image
not
available

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

1837.

Monat Juli,
enthaltend
31 Blätter: Nr. 182—212, 1 Beilage: Nr. 4, und 6 literarische Anzeiger: Nr. XXII—XXVII.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thaler werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung beigelegt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1837.

Inhalt.

Nr. 182. Zur Nachricht. — Die christliche Mystik von J. Görres. Erster Band. — Mémoires de Lucien Bonaparte, prince de Canino, écrits par lui-même. — Notizen. — Literarische Anzeige.

183. Die christliche Mystik von J. Görres. Erster Band. (Fortsetzung.) — Romanenliteratur. (1. Georginen. Gesammelte Erzählungen für Frauen von Johann Gabriel Seidl. 2. Hernandez. Eine Erzählung nach dem Französischen der Herzogin von Abrantes. 3. Berliner und Spanier. Novelle von Heinrich Smidt. 4. Drillinge, gefunden im Nachlasse eines Trappisten, herausgegeben von Adolf Lewald. 5. Der Tabu auf Tahiti. Von L. Wolff. 6. Die Beduine. Roman von Poujoulat. Nach dem Französischen frei bearbeitet von Friedrich Pitt. 7. Die Belagerung von Antwerpen und die Vergeltung. Von Maria Norden. 8. Die Kinder des Grabes. Nach einer altdeutschen Sage von Friedrich von Breitenstein. 9. Nachlaß von Daniel Leßmann. Erster Theil.) — Reiseabenteuer in Rußland und Schweden 1832 und 1835. Von Hermann Achenbach. — Notizen.

184. Die christliche Mystik von J. Görres. Erster Band. (Fortsetzung.) — Lamartine über die Abschaffung der Todesstrafe. — Periodische Literatur im Königreich beider Sicilien.

185. Die christliche Mystik von J. Görres. Erster Band. (Beschluß.) — Lamartine über die Abschaffung der Todesstrafe. (Beschluß.) — Notizen. — Bibliographie.

186. Des Venners der Stadt Bern Niklaus Manuel Fastnachtspiele. — Friedrich der Große als Schriftsteller. Vorarbeit zu einer echten und vollständigen Ausgabe seiner Werke; bei Annäherung des großen preußischen Thronjubelfestes ehrerbietigst der königlichen Akademie der Wissenschaften empfohlen von J. D. E. Preuß. — Literarische Notizen. — Literarische Anzeige.

187. Des Venners der Stadt Bern Niklaus Manuel Fastnachtspiele. (Beschluß.) — Friedrich der Große als Schriftsteller &c. Von J. D. E. Preuß. (Beschluß.) — Reisebilder aus Süddeutschland, aufgenommen im Sommer 1836 von *r. — Notizen.

188. Unsterblichkeit und ewiges Leben. Versuch einer Entwickelung des Unsterblichkeitsbegriffs der menschlichen Seele von Kasimir Conradi. — Correspondenznachrichten aus Paris. — Irische Rache. Ein Nachtstück.

189. Unsterblichkeit und ewiges Leben. Versuch einer Entwickelung des Unsterblichkeitsbegriffs der menschlichen Seele von Kasimir Conradi. (Beschluß.) — Russische Literatur. — Notizen.

190. Guizot und der Doctrinarismus. Von K. W. E. Mager. — Die königlich preußische Reiterei unter Friedrich dem Großen, oder der General der Cavalerie Freiherr von Seydlitz, von dem Generallieutenant Grafen von Bismark. — Beccaria's Reise durch den Mikrokosmus oder humoristischer Ausflug in das Gebiet der Anatomie, Physiologie und Medicin. Herausgegeben von Menoplus. — Französisches Urtheil über Georges Sand.

191. Guizot und der Doctrinarismus. Von K. W. E. Mager. (Fortsetzung.) — Die königlich preußische Reiterei unter Friedrich dem Großen, oder der General der Cavalerie Freiherr von Seydlitz, von dem Generallieutenant Grafen von Bismark. (Beschluß.) — Anekdote.

192. Guizot und der Doctrinarismus. Von K. W. E. Mager. (Fortsetzung.) — Akademische Unterhaltungen vor 200 Jahren. — Literarische Notizen. — Literarische Anzeige.

193. Guizot und der Doctrinarismus. Von K. W. E. Mager. (Beschluß.) — Russisches Hundert und Eins, enthaltend Erzählungen, Novellen, Märchen, Schilderungen russischer und morgenländischer Sitten u. s. w. Nach russischen Originalen von N—k—n. Zweites Bändchen. — Notizen. — Bibliographie.

Nr. 194. Romanenschau. (1. Lebensbilder aus beiden Hemisphären. Vom Verfasser des „Legitimen" &c. Vierter und fünfter Theil. 2. Evremont. Ein Roman. Herausgegeben von Ludwig Tieck. Drei Theile. 3. Indiana von Georg Sand. Übersetzt von Fanny Tarnow. Zwei Theile. 4. Kleine Romane von Leopold Schefer. Erster und zweiter Theil. 5. Skizzen nach dem Leben von C. Terpen. Zwei Bände. 6. Malcolm. Seegemälde aus der neuern Zeit von F. A. Christen. 7. Der Geächtete. Historischer Roman von der Verfasserin des „Bukkanier" u. s. w. Nach dem Englischen von H. Roberts. Drei Theile. 8. Der Geächtete. Geschichtlicher Roman aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Von H. E. R. Belani. Drei Theile.) — Mémoires de Grégoire, ancien évêque de Blois, précédés d'une notice par H. Carnot. Zwei Bände. — Mancherlei.

195. Romanenschau. (Fortsetzung.) — Correspondenznachrichten aus Paris. — Notizen. — Literarische Anzeige.

196. Romanenschau. (Fortsetzung.) — Correspondenznachrichten aus Paris. (Beschluß.)

197. Romanenschau. (Beschluß.) — Römische Briefe aus den letzten Zeiten der Republik. Von Otto v. Wirbach. Zwei Bände. — Amedée Pommier's Schrift: „Les assassins". — Bibliographie.

198. Untersuchungen über Bevölkerung, Arbeitslohn und Pauperism in ihrem gegenseitigen Zusammenhange von Friedrich Schmidt. — Jakob Böhme's Leben und Lehre, dargestellt von Wilhelm Ludwig Wullen. — Notizen.

199. Untersuchungen über Bevölkerung, Arbeitslohn und Pauperism in ihrem gegenseitigen Zusammenhange von Friedrich Schmidt. (Fortsetzung.) — Merkwürdige Rechtsfälle und Gerichtsscenen. — Literarische Anzeige.

200. Untersuchungen über Bevölkerung, Arbeitslohn und Pauperism in ihrem gegenseitigen Zusammenhange von Friedrich Schmidt. (Fortsetzung.) — Les prisonniers français en Russie, mémoires et souvenirs de M. le Marquis de Sérang. Zwei Bände. — Notizen.

201. Untersuchungen über Bevölkerung, Arbeitslohn und Pauperism in ihrem gegenseitigen Zusammenhange von Friedrich Schmidt. (Beschluß.) — Schwedische Literatur. — Notizen.

202. Histoire de la Gaule méridionale sous la domination des conquérans germains; par M. Fauriel. Vier Bände. — Mistreß Hemans. — Literarische Anzeige.

203. Über die Unsicherheit der Erkenntniß des erloschenen Lebens. Nebst Vorschlägen zur Abhülfe eines dringenden Bedürfnisses für Staat und Familie. Von Michael Benedikt Lessing. Von Karl Hohnbaum. — Neugriechische Literatur. — Notizen über Cuba.

204. Über die Unsicherheit der Erkenntniß des erloschenen Lebens. Von Michael Benedict Lessing. Von Karl Hohnbaum. (Beschluß.) — Brief an eine Dame über die Hegel'sche Philosophie. Von Karl W. E. Mager. — Altenglische Dichtungen. — Bibliographie.

Beilage Nr. 4. Skizzen. Von Victor Lenz. — Description physique des Iles Canaries, suivie d'une indication des principaux volcans du globe, par Leopold de Buch; traduit de l'Allemand par C. Boulanger. — Karl Bodmer's Rhein- und Lahnansichten.

205. Streitschriften zur Vertheidigung meiner Schrift über das Leben Jesu und zur Charakteristik der gegenwärtigen Theologie. Von David Friedrich Strauß. Zweites Heft. — Die Thugs oder heimlichen Mordbanden in Indien. — Literarische Notizen.

206. Streitschriften zur Vertheidigung meiner Schrift über das Leben Jesu und zur Charakteristik der gegenwärtigen Theologie. Von David Friedrich Strauß. Zweites Heft. (Fortsetzung.) — Die Thugs oder heimlichen Mordbanden in Indien. (Beschluß.) — Literarische Anzeige.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 182. —— 1. Juli 1837.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Die christliche Mystik von J. Görres. Erster Band. Regensburg, Manz. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Wäre Mystik dem Menschen nicht natürlich, so wäre sie kaum entstanden oder längst untergegangen; wäre sie nicht der Übertreibung und Ausartung fähig, so wäre sie weder angefochten noch verdammt. Da sie auf dem Boden der Religion wurzelt, gibt es so gut eine heidnische als christliche, und die letztere ist uns Christen zunächstliegend. Wie weit man sich in sie vertiefe, oder wie nah der Eifer für mystisches Wissen und Leben sich die Grenze setze, ist im Allgemeinen unbestimmbar, doch lassen sich im Besondern einige Grenzen finden, welche sowol von vernünftiger Betrachtung als auch von der Kirche stets gesucht und zum Theil bezeichnet worden. Deshalb sind Theosophie und Quietismus nie als Gemeinbesitz und Gemeingut der Wissenden und der Gläubigen anerkannt.

Schon bei Gelegenheit von St.-Martin's nachgelassenen Werken hat Ref. das Mystische zu würdigen versucht (vgl. Nr. 194—197 d. Bl. f. 1835). Der Verf. vorliegender Schrift geht weit, sehr weit, nämlich in Rechtfertigung Dessen, was Mystik je unternommen; er setzt den Werth der letztern mit der Religion ganz gleichbedeutend, ja als deren Gipfel und Ziel. Wenn die neuern Anhänger einer Emancipation des Fleisches vom Geist die äußerste Linke einnehmen, so stellt er sich auf die äußerste Rechte für völlige Emancipation des Geistes vom Fleisch. Beiden Theilen ist das Reden von der Mitte zuwider; sie urtheilen: was ihnen nicht durchweg angehöre, sei verwerflich; sie rügen an ihrer Gegenpartei das Unstatthafte und folgern: weil man nur einer von diesen Parteien angehören könne und dürfe, müsse man sich zu der ihrigen halten. In ähnlicher Art verfahren Aristokraten und Demokraten, Servile und Liberale, Supernaturalisten und Rationalisten, Allopathen und Homöopathen; es ist die Art unserer Zeit. Und doch wird im gemischten Menschenthum Alles einer gewissen mittlern Ausgleichung entgegenbewegt, die trotz mancher Unbequemlichkeit und Gefahr vor Abirrung nach den beiden Enden dennoch viel Gutes bringt und die Gemüther, wo nicht einigt, doch besänftigt und zum Waffenstillstande einladet.

Warum nun unser Verf. seine Mystik — wie er meint, ungelegen, da der Artikel längst auf der Bibliothek zu Dresden unter der Aufschrift falscher und phantastischer Philosophie beseitigt sei — erscheinen lasse, bemerkt die Vorrede. Es lasse sich nämlich ein fataler Höllenstank auf Erden verspüren, der allen honetten Christenmenschen den Athem versetze, dagegen wolle er räuchern mit Kirchengeruch; gegen die ritterliche Jugend, welche für das Fleisch in der Gefangenschaft kämpfe, wolle er den ganzen Jammer des Fleisches recht ans Tageslicht bringen; er wolle den Theologen helfen wider den Einbruch der Mythenbegriffe, die Männer der Mitte in ihrer Weisheit bestärken, den Philosophen zu ihren Erfindungen über Trinität, Schöpfung aus dem Nichts und Unsterblichkeit Gelegenheit geben; Letzteres nämlich ist ironisch gesagt, nicht ironisch aber: er wolle der katholischen Welt mit der Mystik mystische Handlungen, Heilige, Thatsachen sammt dem Glauben daran sichern und zu beantworten versuchen: „was ist Sache der Natur, was Sache der Gnade?" eine Frage, die nur Gott entscheiden, der Mensch nur approximativ beantworten könne.

Im geharnischten Vorwort, welches das Ganze einleitet, wird den Widersachern ein Gesicht erzählt, worin sie sich erkennen mögen. Ein hohler Baum im Schlamme mit äußerlich ansehnlichen, innerlich Asche enthaltenden Früchten, an dessen Fuß wühlen Säue, an Stamm, Blättern und Früchten nagen Ameisen, auf seinem Gipfel hausen Affen. „Keine Mystik!" ruft es aus dem Schlamm, aus dem Moder des Baumes, oben in der Höhe; aber die Verneinung soll sich in Bejahung wandeln.

Zu dem Ende erhebt sich vor unsern Augen ein mystisches Lehrgebäude. Es ist nicht leicht, alle einzelnen Theile des kunstvollen Ganzen zu übersehen, noch weniger dürfen wir unsern Lesern die Erforschung der Einzelheiten anmuthen; jedoch eine skizzenhafte Andeutung der Hauptumrisse ist möglich und hier an ihrer Stelle.

Mystik, heißt es, ist „ein Schauen und Erkennen unter Vermittelung eines höhern Lichts, ein Wirken und Thun unter Vermittelung einer höhern Freiheit", mithin von theoretischer und praktischer Bedeutung. Es gibt nur zwei grundwesentlich verschiedene Substanzen, eine ewig schaffend ungeschaffene, die Gottheit, und eine zeitliche, unschaffend selbst, aber von jener sich zum Bilde ausgeschaffen in der Welt; jedes Geschöpf lebt in zwiefachem Bezuge ein zwiefaches Leben, ein äußerliches, nachbildliches, natürliches, und ein innerliches, vorbildliches, mystisches. Der Mensch kann in einen zwiefachen Bezug eintreten, indem er entweder durch seine Leiblichkeit die körperliche Natur zum Stützpunkt nimmt, oder durch seine Geistigkeit sich der geistigen aufsetzend, von da bis zur Körperlichkeit niedersteigt. Das gewöhnliche Leben schwebt zwischen beiden. Sowie die physische Natur in den ihr einwohnenden Kräften ein verborgenes Geisterartiges in sich hat, so die geistige Natur, dem ihr eigenthümlich Thätigen entgegen, in ihren Umhüllen ein Stoffartiges; das Leben so im Geiste wie in der leiblichen Natur kann in Einem sich erhöhen, im Andern vertiefen, und sowie die Mystik in eine psychische und physische sich theilt, so muß auch das Leben in der bloßen Erscheinung zwiespaltig nach beiden Reichen sich gliedern.

Zur physischen Naturmystik — der antiken — gehört Wasser und Metallfühlen, Orakelwesen, Hellschlaf, Augurien, Zeichendeutung u. s. w.; zur psychischen das Hellsehen und die verschiedenen Formen des sogenannten Lebensmagnetismus. Beiderlei Mystik ist profan, ihr steht, specifisch geschieden, die religiöse, heilige gegenüber, der weltlichen eine kirchliche. Die letztere hat wiederum eine zwiefache Seite, sie ist entweder aufstrebend vom Tiefern zum Höhern, oder herabsteigend von diesem zu jenem, die mit Gott einigende, der die unerforschliche Gottheit mit Freigebigkeit sich mittheilt, alle ihre Gebiete durchleuchtend, durchwirkend und durchgründend.

Die Naturmystik ist creatürliche Unterlage der religiösen; aber seit die Sünde eingedrungen, lauert in ihr eine Gefahr, ein Zerstörendes gegen das kräftig Nährende, welcher Zerrüttung sogar das höhere Geisterreich nicht fremd geblieben. Daher schwarze und weiße Magie, Goëtie und Theurgie. Der gleiche Gegensatz erscheint in der religiösen Mystik, sie kann dämonischen Mächten und himmlischen sich zuwenden. Über allen diesen Zwiespalt erhebt sich die einigende Mystik, Anfang und Endziel der ganz mystischen Bewegung, welche von Gott und seiner Begnadigung ihren Ausgang genommen und zu dieser Quelle zurückkehrt.

Auf diesen Fundamenten ruht der fernere Bau. Es sind zu erwägen: 1) Natürliche Unterlage der Mystik; 2) der religiöse und kirchliche Grund der Mystik; 3) die reinigende Mystik.

Für Nr. 1 ist das umfassendste Grundverhältniß das Verhältniß von Innen zu Außen, Naturgrund ihrer Symbolik, das ist Einheit, urkräftiger Grund; Vielheit, leidender Grund; Ursächlichkeit, Vermittelung. All ihr Grund ist in das Zeichen des Kreuzes gelegt, die Mystik macht in ihm am liebsten ihre Signaturen. So sieht sie Pflanzen mit Ästen, Zweigen, Blättern, Blüten in ihm sich entfalten, der Vogel fliegt in dieser Form, der Fisch durchschneidet in ihm die Welle, sie wird entdeckt im Grundbau jeglicher Substanz. Das Kreuz ist nur die Umsetzung wissenschaftlicher Anschauung in die religiöse. Es lehrt die Kirche, die Stirne unter dem Namen des Vaters zu berühren, die Herzgrube unter dem des Sohnes, dann von der Rechten gegen die Linke hin zuerst die linke, dann im Rückgang von der Linken zur Rechten die rechte Schulter unter dem Namen des heiligen Geistes zu bezeichnen, und den Act dann in der Mitte der Brust zu enden und abzuschließen. Alles Geistige in der geschaffenen Welt deutet auf den Vater, alles Physische auf den Logos; das Band, welches beide einigt, stellt sich unter die Obhut des göttlichen Geistes, als des Seelischen im engern Sinn. Für den Organismus ist die Geistigkeit befaßt im Gehirn, die Leiblichkeit im Herzen gegeben, das Überleitende im Unterleibsgehirn, in der Summe der cöliakischen Ganglien. Die höchste geistige Thätigkeit des Menschen ist an die Intelligenz geknüpft, ihr gegenüber tritt die Sinnlichkeit, ihr Band ist das Seelische. Signaturen der Intelligenz sind die sogenannte höhere Vernunft, von den Mystikern Gipfel des Geistes, Lichtbrunn, von Gottes Licht überschattet, genannt, dann der andere Grund, der Verstand, und der dritte Grund als überleitende Facultät, das höhere Begehren, Wille. Sie stellen sich unter das Zeichen des Vaters, Sohnes und Geistes, und dies ist das erste und innerste Kreuz, das tiefste dreieinige Fundament unsers ganzen geistigen Daseins.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mémoires de *Lucien Bonaparte*, prince de Canino, écrits par lui-même. Paris 1836.

Lucian Bonaparte scheint mit der Herausgabe seiner Memoiren eine Art Selbstvertheidigung zu bezwecken, wennschon er in der Einleitung versichert, sich gegen die über ihn seit einer Reihe von Jahren verbreiteten Verleumdungen mit stoischem Gleichmuthe gewappnet zu haben. Wir gewahren nämlich, daß wenigstens der erste bisjetzt herausgekommene Band derselben gleichsam ein politisches Glaubensbekenntniß des Verf. ist und nur wenig neue Auskünfte über Thatsachen ertheilt, weshalb sich denn auch der Geschichtsforscher, der in dieser Erwartung das Buch zur Hand nehmen möchte, sehr getäuscht sehen würde. Indessen bleibt es immer von großem Interesse, die Meinungen und Ansichten eines so merkwürdigen Mannes, wie Lucian Bonaparte aus seinem eignen Munde zu vernehmen und durch ihn selber die Motive kennen zu lernen, von denen er sich bei seinen Handlungen leiten ließ, vorausgesetzt nämlich, daß er dabei mit Aufrichtigkeit zu Werke geht. Mag er bei dem Allen die Ereignisse, woran er besonders thätigen Theil nahm, zu hoch anschlagen — wie z. B. den Staatsstreich vom 30. Prairial, den er

mit einer gewissen Selbstgefälligkeit der Julirevolution von 1830 an die Seite stellt —; wir finden diese kleinen Eitelkeiten verzeihlich, sofern sie den Memoirenschreiber nur nicht zur Entstellung thatsächlicher Wahrheiten verführen.

Enthält nun vorliegender Band, der uns in die Zeit bis ganz in die Nähe des welthistorischen 18. Brumaire führt, nur wenig Facta, so werden auch wir uns hier vornehmlich mit L. B.'s Persönlichkeit zu beschäftigen haben. Demnach werden wir uns darauf beschränken, eine flüchtige Skizze der Hauptzüge seines politischen Charakters zu entwerfen, die Principien, die ihn seit seinem Eintritte in das Staatsleben diese oder jene Bahn einzuschlagen bestimmten, in Kürze zu erwähnen und endlich diejenigen Gesichtspunkte anzugeben, von denen aus er in Folge eines durch Erfahrungen gereiften Urtheils einige der wichtigsten Einrichtungen betrachtet.

Lucian Bonaparte betrat als corsicanischer Flüchtling Frankreichs Boden, als hier die Republik erst vor wenigen Monaten ausgerufen worden, deren Arme aber, die das Ausland überwältigten, bereits immer tiefer in ihren eignen Eingeweiden wühlten. Seine Antrittsrolle auf dieser großen Bühne des Schreckens war die Präsidentur des Revolutionsausschusses zu St.-Maximin, einer kleinen Stadt in der Nähe von Marseille, wo er die Stelle eines Magazinaufsehers bekleidete. Wiewol aufrichtiger, ja selbst begeisterter Republikaner, machten ihm doch die vielen und leichten Erfolge, die er bald durch sein Rednertalent im patriotischen Club des Städtchens erlangte, keineswegs schwindeln, vielweniger daß sie ihn hingerissen hätten, seine amtliche Stellung zum Verderben der Andersgesinnten zu misbrauchen; vielmehr hatte er den Muth und das Glück, der Retter aller Derjenigen von ihnen zu sein, auf deren Schicksalsbestimmungen ihm eben diese Stellung Einfluß zu äußern Gelegenheit gab. Allein weit entfernt, sich aus seinem damaligen Verhalten ein allzu großes Verdienst zu machen, gibt er selber zu, daß seine persönlichen Verhältnisse als „patriotischer Flüchtling, als Märtyrer der Sache der Revolution" ihm in die glückliche Lage versetzt, den bessern Eingebungen seines Herzens zu folgen und dem herrschenden Vorurtheile Trotz zu bieten. „Wäre ich aber", fügt er hinzu, „wie so viele Andere, zwischen meine persönliche Sicherheit und mein Gewissen gestellt und auf das verhängnißvolle Dilemma: tödten oder sterben, zurückgebracht gewesen — weiß ich denn wol, was mir hätte begegnen können? .... Glitten nicht viele Franzosen, die ebenso gut oder besser als ich waren, auf dem Abhange dieses Abgrundes aus?... Unter dem Despotismus eines Einzigen oder Mehrer läuft man Gefahr, ein Opfer zu werden. Unter dem demokratischen Despotismus läuft man nicht blos die nämliche Gefahr hundertfältig, sondern die noch weit größere, ein Henker zu werden." Minder einschneidend und beifallswürdig als dieses wahrhaft beredte Wort erscheint es uns, wenn gleich darauf Lucian sagt: „Will man die Greuel des Jahres 1793 gerecht beurtheilen, so werden zwei Empfindungen gleichzeitig bei dieser ernsten Prüfung in uns rege: Nachsicht und Mitleid mit den Einzelnen, die durch so grausame Umstände hingerissen wurden; aber auch lebhafter, dauernder und tiefer Haß gegen die Regierung und gegen die Menge!" Wir begreifen nicht wohl, wie L. B., der sich sonst so billig beweist, Haß gegen die Menge äußern mag, die ein willenloses Werkzeug in den Händen der Führer war, die sie zu jenen Ausschweifungen verleiteten, die wir unsererseits keineswegs als ein unumgängliches Mittel betrachten, um zu den von den ersten Koryphäen der Revolution beabsichtigten Humanitätszwecken zu gelangen. Dieser Ansicht ist zwar ebenfalls der Verf., denn er drückt an mehr als einem Orte seinen aufrichtigen Abscheu vor der Schreckensregierung aus; bei dem Allen aber sind wir unangenehm betroffen worden, daß sein Unwille vielmehr das Volk als die Demagogen trifft, welche die Urheber seiner Verirrungen waren, und die dessen Leidenschaften aus Ehrgeiz, Habsucht und Fanatismus unaufhörlich aufzustacheln sich bestrebten.

Bald nach überstandener Schreckenszeit verließ L. B. St.-Maximin und trat allererst wieder 1798, wo er zum Mitglied des Raths der Fünfhundert erwählt ward, ein politisches Amt an. Er theilte, wie namentlich aus seinen Ansichten über die Directorialverfassung hervorgeht, in vielfacher Beziehung die Täuschungen Derjenigen, die in einer bessern Vertheilung der gesellschaftlichen Gewalten, in einer gelehrten Combination constitutioneller Artikel das Heilmittel für jene Anarchie gewahrten, die sie unaufhörlich und wider ihren Willen zu der Nothwendigkeit von Staats- und Gewaltstreichen zurückführte. Von diesen Täuschungen aber scheint er auch noch heute nicht ganz zurückgekommen zu sein; denn „noch jetzt", sagt er ausdrücklich, „denke ich wie damals, daß ein echter Franzose, daß ein vernünftiger Mann aufrichtiger Anhänger einer Republik sein könnte, die sich auf so gute gesetzliche Grundlagen (wie die Directorialverfassung) stützte. Wenn aber ungeachtet dieser Grundlagen jene Verfassung den innern Zuckungen und den Unfällen des Krieges nicht widerstehen konnte, so kann man dies nur der Schwäche der allzu beweglichen vollziehenden Gewalt zuschreiben; und dennoch hatte vielleicht im J. 98 die Directorialregierung mit etwas mehr Glück oder weniger Parteisucht die Revolution beendigen und sich allmälig durch friedliche Verbesserungen vervollkommnen können." Bei Gelegenheit einer hiernächst zwischen der Directorialverfassung und der Constitution von 91 angestellten Vergleichung, die im Wesentlichen ganz zum Vortheil der erstern ausfällt, sagt er von der letztern: „Dieselbe war eine verworrene Mischung von despotischen und anarchischen Grundsätzen. Sie hatte dem Despotismus oder der gesetzgebenden Einheit nur eine andere Stelle gegeben; sie hatte nur einen erblichen Herrscher mit einem andern vertauscht, dessen Herrschaft zwei Jahre dauerte. Der neue Herr war unumschränkter als der alte, denn er hatte weder Parlament, noch Adel, noch Klerus, noch Provinzialstände, die ihm gegenüberstanden. Von der andern Seite stellte die zweijährige Erneuerung dieses unumschränkten Machthabers Alles stets von Neuem in Frage.... Die sogenannte constituirende Versammlung hatte also nichts constituirt. Sie hatte würdig die Grundsätze der Freiheit, der bürgerlichen Gleichheit und der allgemeinen Duldsamkeit verkündet, eine große, heilige Erbschaft, die wir ihr verdanken; aber sie hatte sich völlig in der Anwendung geirrt. Es war eher eine Versammlung von Philosophen als von Gesetzgebern.... Sie stellte einen Thron ohne Grundlage und ohne Stütze auf, einem allmächtigen, unaufhörlich wechselnden Souverain gegenüber.... Mit der Verfassung von 1791 war kein Königthum mehr möglich. Der Präsident der Vereinigten Staaten hat mehr Gewalt, als man dem Könige der Franzosen gelassen hatte." Hierauf zur Directorialverfassung von 1795 übergehend, bemerkt L. B., es habe das Directorium mehr Gewalt als Ludwig XVI. gehabt. „Zunächst gab es keinen ungetheilten Souverain mehr. Die gesetzgebende Gewalt aber, zwischen den beiden Räthen getheilt, ließ dem Directorium eine verhältnißmäßig größere Macht, als die des Königs im J. 1791. Einer dieser Räthe, in dem nur Männer von 40 Jahren saßen, bot der Ordnung und Dauer eine weitere Garantie. Die drei Vorlesungen jedes Vorschlags, in Zwischenräumen von drei Tagen, sicherten den Rath der Fünfhundert vor unüberlegten Beschlüssen. Da endlich die beiden Räthe zu einem Fünftheile jährlich erneuert wurden, so wurde die Bewegung allmälig und gefahrlos. Alle Vortheile waren also auf Seiten des Directoriums." „Gegen dieses nun freilich ließe sich", fährt L. B. fort, „einwenden, es habe als fünffach gegliederte Executivgewalt einer großen Nation nicht dieselben Garantien dargeboten wie die Einheit der nämlichen Gewalt von 1791." Gleichwol erblickt er in dem Modus der Erneuerung des Directoriums fast ebenso viel Stabilität als in der Erblichkeit der constitutionnellen Monarchie.

Man ersieht aus den vorangeführten Stellen, daß L. B. der absoluten Demokratie durchaus abgeneigt ist. Gleichwol ist sein Glaube an die unbeschränkte Souverainetät der allgemeinen Abstimmung noch jetzt innig und entschieden. Er nennt

diese Abstimmung eine Volksweihe, die auch für den Julithron, zu seiner Befestigung wenn nicht unentbehrlich, so doch für die jetzige Dynastie wie für Frankreich selbst gleich nützlich sein würde. „Dieser Thron", sagt er bei der Gelegenheit, „ist noch jetzt nur zwischen die Quasilegitimität des göttlichen Rechts und die Quasilegitimität des Volksrechts gestellt. Seine Macht ist weder geheiligt durch eine Schilderhebung, noch durch das Erbrecht, oder die Legitimität der vergangenen Zeit, noch durch die Abstimmung der Nation, oder die Legitimität der neuern Zeit." Zwar billigt er, daß man unmittelbar nach dem 30. Juli es zu keiner allgemeinen Abstimmung habe kommen lassen. „Allein wie kann man noch jetzt", fragt er, „wo die überwundenen Factionen machtlos sind, fürchten sich zu legitimiren?" In Folge davon würden sich Alle um den Erwählten des Volks reihen. Weigert man sich dagegen, dem Souverain (dem Volke nämlich) zu huldigen, so kann der Abgrund der Revolution noch einmal sich öffnen. Die Räthe der Krone aber, die es ihr nicht zur Pflicht machen, sich vor der Volkssouverainetät zu beugen, haben die Erschütterungen zu verantworten, die daraus entstehen können. Endlich, „sollte man darauf beharren, Frankreich nicht zu Rathe zu ziehen, so würde man damit zeigen, daß man den 30. Juli nicht als Revolution, sondern als eine persönliche Katastrophe betrachtet. Nun sind aber die drei Tage in Wahrheit ruhmvoll gewesen, weil sie die Regierung des göttlichen Rechts gestürzt haben, um sie durch eine Regierung des Volksrechts zu ersetzen; weil man an die Stelle einer vom Könige octroyirten Charte eine von den gesetzgebenden Kammern vorgeschlagene gesetzt hat. Die Ordonnanzen waren nur die Veranlassung für diese Revolution der Principien, und zu ihrer Vervollständigung muß man sie durch das souveraine Volk bekräftigen lassen, dessen Macht sie anerkannten, indem sie die Banner von 89, von 91, der Republik, des Consulats und des Kaiserreichs wiedererhoben hat."

So fest indessen L. B. bei dem Glauben an die Souverainetät der allgemeinen Abstimmung hält, so hindert ihn dies doch nicht, über die Abschaffung der Erblichkeit der Pairswürde in Frankreich Tadel zu verhängen, das aristokratische Element in der britischen Verfassung dagegen — wir meinen das Oberhaus mit allen seinen Attributionen — als das „Palladium der britischen Freiheiten" zu preisen. Mit Betrachtungen über beiderlei Gegenstände schließt der Band. Der Verf. aber verwahrt sich gewissermaßen gegen den etwaigen Vorwurf der Inconsequenz, indem er noch auf den letzten Seiten desselben offen eingesteht, daß seine Trauer um die senatorische Republik sehr lange gedauert habe, ja daß selbst bis zu seinem Aufenthalte in England noch viel von dem alten Republikaner in ihm gelegen, indem er sich erst hier überzeugt, daß eine wahrhaft constitutionnelle Monarchie für ein großes Volk ebenso gut und vielleicht besser passe als irgend eine andere Regierungsform. 17.

Notizen.

Frankreich hatte:

1754	nach Mirabeau Vater	18,000,107	Einwohner.
1777	nach Buffon	21,672,777	—
1785	nach Necker	24,676,000	—
1787	nach officieller Zählung	24,800,000	—
1798	nach de Prony . . .	26,048,254	—
1799	nach Depère	28,810,694	—

Da unter der Republik und unter dem Kaiserreiche die Zahl der Departements immer wechselte, so gewährt erst die Eintheilung Frankreichs in 86 Departements einen sichern Halt für die Zählung der Bevölkerung, die nach officiellen Angaben von 5 zu 5 Jahren folgendes Ergebniß liefert:

1816 . . .	29,236,000	Einwohner.
1821 . . .	30,465,291	—
1826 . . .	31,845,428	—
1831 . . .	32,560,934	—
1836 . . .	33,540,908	—

Frankreichs Bevölkerung hat demnach in den letzten 20 Jahren sich um 4,304,908, jährlich etwa 215,245 Einwohner vermehrt. Das Departement der Seine ergibt eine Zunahme von 171,783, das der Rhone von 47,595 Individuen und so die andern im Verhältniß; blos zwei Departements, Lot und Garonne, Tarn und Garonne, zeigen eine Verminderung, ersteres von 485, letzteres von 325 Menschen.

Paris hatte unter Julius Cäsar (36 J. v. Chr.) einen Flächeninhalt von 15, unter Julian (375 n. Chr.) von 38, unter Philipp August (1211) von 252, unter Karl VI. (1383) von 439, unter Heinrich III. (1581) von 483, unter Ludwig XIII. (1634) von 567, unter Ludwig XIV. (1686) von 1103, unter Ludwig XV. (1717) von 1337, unter Ludwig XVI. (1788) von 3370, unter Ludwig Philipp (1837) von 3450 Hektaren. Paris ist also jetzt dreimal größer als unter Ludwig XIV.

Von Emile Souvestre ist ein neuer Roman in zwei Bänden: „La maison rouge", desgleichen von Aug. Ricord: „Pierre Giroux le parisien" erschienen. — „Le roi des rossignols", Roman von Molé-Gentilhomme und Emanuel Gonzalès, soll durch den Titel bestechen; die Intrigue ist verworren und die Darstellung ermüdend. — Jules Lecomte hat soeben einen Seeroman in zwei Bänden: „L'île de la tortue", geliefert.

Fabre d'Olivet's kürzlich in zwei Bänden erschienener Roman: „Les montagnards des Alpes", hat die schon oft behandelte schauderhafte Ausrottung der Waldenser zum Gegenstande. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 183. —— 2. Juli 1837.

Die christliche Mystik von J. Görres. Erster Band.
(Fortsetzung aus Nr. 182.)

Mit mancherlei anatomischer Bedeutsamkeit der Körpertheile verfolgt der Verf. die Dreiheit ins Einzelne. Aus dem Verkehr der verschiedenen Gründe ergeben sich Strömungen, deren erster und tiefster Grund in Gott gegeben ist und von dort in die geschaffene Creatur hin- und herübergeht und sie mit der flutenden leuchtenden Gotteswesenheit verknüpft. Sie gehen abbildlich vom Himmel zur Erde, der Mensch ist in sie versetzt, findet sich von allen angesprochen und angeregt. Diese Strömungen herrschen in Begriffen und Empfindungen, im freien Willen, im untern Begehrungsvermögen, den Affecten, im mittlern Begehrungsvermögen, dem äußerlich sich ausbreitenden. Sie zeigen sich im Leiblichen für das Nerven- und Gehirnsystem, das Herz und das Rückenmark.

Der religiöse und kirchliche Grund der Mystik (Nr. 2) ist in den Evangelien gegeben, im Mysterium der Trinität, der Incarnation und der Himmelfahrt. Die Mystik, deren überhistorischer Ursprung in die Incarnation gefallen, erhält in der Zeitlichkeit ihre historische Bewurzelung durch die Geistesgaben. Sie bilden den Grund der äußerlichen exoterischen Mystik, in denen die andere, die innerlich esoterische Mystik mit ihren Gaben anderer Art, den heiligenden nämlich, zum Wohl der ganzen Kirchengemeinschaft zur Offenbarung kommt. Diese esoterische hat in dem Act der Ausgießung des göttlichen Geistes sich begründet, in der mystischen Ehe, die damals zwischen diesem Geiste und den Patriarchen des neuen Geschlechtes sich abgeschlossen. Sie bedarf zu ihrer Ausbildung und Entwickelung großer Zurückgezogenheit und Stille, diese werden gefunden in den Einöden des Orients.

Wenn Altägypten um seine Mumien den Schein des Lebens versammelt, um den Tod dadurch gleichsam zu verlebendigen, dann hat das Christenthum in Neuägypten in der Weltverachtung das irdische Leben getödtet, damit in der wandelnden Mumie, die noch allein zurückgeblieben, die gefesselte Beseelung sich also löse, daß sie fortan nicht eine fressende Flamme am Körper zehre, sondern ein mildes Leuchten es umspiele.

Durch die Menge von Anachoreten entstanden Mönchswohnungen von 2000 Frauen und 10,000 Männern. Die Klöster machten sich Regeln; es fehlten ihnen nicht die höhern Geistesgaben; es geschahen Wunder, welche legendenartig ausgeschmückt sein mögen; aber das Wunder, seinem Ursprunge nach in Gott heimisch, kommt in den Wunderthätern nur zum Durchbruch. Der heilige Antonius prophezeite sowol Anderes als auch die Arianische Irrlehre; er konnte gute und böse Geister, Engel und Teufel unterscheiden und beschrieb ihr Aussehen, heilte Krankheiten, insbesondere die Besessenen; Viele wurden verzückt, sahen Gottes Herrlichkeit. Große Kraft entwickelte sich in den Leiden der Märtyrer, deren der Verf. mehre beschreibt, und wie durch Visionen sie darauf vorbereitet und dadurch gestärkt worden. Gegenüber den Speculationen des Heidenthums, der Neuplatoniker, bildete sich eine speculativ-christliche Mystik, welche durch Dionys den Areopagiten Wort und bleibende Gestalt gewann, die Lehre von den Strömungen entwickelte und an Taufe, Eucharistie und Weihe des Salböls die Reinigung, Erleuchtung und Vollendung des Menschen knüpfte.

Völker durchschreiten in den Weltaltern denselben Stufengang wie Individuen in den Geschlechterfolgen. Wie in jenen heidnischen Naturmysterien es Reinigung, Erleuchtung und Vollendung gewesen, durch welche Stufen zur höchsten Weihe geleitet wurde, so wird die Secularbewegung in jenen Momenten ihrem Ziel entgegenschreiten und der Vorgang mit der Reinigung beginnen. Zur ersten Stufe gehörte der heilige Ausgar (Sec. 9), der in einer Vision von der Mutter Gottes zum Apostel geweiht wird, strenge Askese übt, dessen Seele nach Ablegung der irdischen Hülle mit einem ätherischen Körper sich bekleidet fühlt und durch unbeschreibliche Klarheit von zwei Männern zum Orte der Reinigung geführt wird, dann durch Scharen von Heiligen im Aufgang aus der Höhe Den thronen sieht, der ewig ist, war und sein wird, welcher ihm befiehlt, auf die Erde zurückzukehren und die Martyrerkrone zu erwerben. Ihm ist Gabe der Heilungen und Prophezeiungen zu Theil geworden. Ferner Andreas von Sali (Sec. 9), der als Sklave sich thöricht stellte, um seine Freiheit zu gewinnen, was gelang, nun aber in Byzanz Mishandlung und Hohn aller Art trägt, im Koth geschleift wird, sich selber noch andere Übungen im Stillen auflegt und in den ekstatischen Zustand eintritt. Darauf schwebt er im Gebet hoch über der Erde und hat viele Gesichte. Neben diesem Praktischen gewinnt auch das Theoretische durch Scotus Erigena, dessen „Verwirrung indessen aus seinem Grundsatz hervorblickt, die

rechte Religion sei identisch mit der rechten Philosophie", und er ist nicht bedeutend über den Standpunkt des Areopagiten vorgedrungen.

Auf der zweiten Stufe sehen wir Bernhard von Clairvaux (Sec. 12). Er hatte Gesichte, trat in den strengen Cistercienserorden, seine Sinne fanden sich so gebunden, daß er sehend nicht sah, hörend nicht hörte, schmeckend keinen Geschmack empfand. Unter Wachen und Fasten, Kälte und Arbeit war die Macht seines Leibes bald gebrochen, aber der Geist um so lichter aufgeflammt, die Wundergabe, die der Heilungen und der Weissagungen ward ihm zugetheilt. Die Lieblichkeit in seinem Thun und Reden war wie ein Zauber, dem Niemand zu widerstehen vermochte. In seinen Schriften ist das Schauen Gottes und das Sein in Gott als eine übernatürliche, aber von aller pantheistischen verschiedene Identification dargestellt, wodurch er die Fehler des Scotus Erigena vermeidet.

Die Zeiten der Vollendung auf der dritten Stufe sind hauptsächlich dadurch bezeichnet, daß das mystische Element, während es esoterisch bis zu seiner innersten Tiefe in höchster Steigerung sich ausgetieft, zugleich auch exoterisch die größte Ausbreitung gewonnen und der ganzen Periode seinen Charakter aufgeprägt. Papstthum und Kaiserthum sind in sich und in ihrem gegenseitigen Verhältniß durchaus mystischer Natur, ein Verhältniß des Fleisches zum Geist. Dasselbe Element zeigt sich in der städtischen Bürgerschaft, dem Ritterthum, den Ordensklöstern, der Hierarchie und im Conflict mit dem Islam in den Kreuzzügen. Es ist zu erkennen in der Dichtung des „Titurel", des Dante, in der Baukunst, in den wissenschaftlichen Werken des Anselm von Canterbury, des Thomas von Aquino. Die gesunkene Ordensstrenge wird geschärft durch Camaldulenser (Sec. 11), Karthäuser (Sec. 11), Prämonstratenser (Sec. 12), Dominikaner, Franziskaner (Sec. 13) und eine Masse von andern Orden. Da mußte wol die Mystik einen gedeihlichen Fortgang nehmen, und wir sehen die heilige Hildegardis (Sec. 12) schon im 3. Lebensjahre zum Durchbruch kommen, vom 8. bis zum 15. vielfache Gesichte haben und im 42. Jahre plötzlich durch ein feuriges Licht vom offenen Himmel Verständniß und Auslegung der heiligen Schriften erhalten. Die Gesichte dauern fort; ihre Seele, von Gott getragen, wird wie eine leichte Feder zur Höhe des Firmaments erhoben, steigt in verschiedene Regionen der Atmosphäre, breitet sich im Raume über ihr in ferne Gegenden und Völker aus, sie sieht Alles nach seinen Unterschieden bei Tage und bei Nacht, bei wachen Sinnen, ohne Verzückung, bei ganzem Bewußtsein. Sie schrieb nieder, was sie sah und hörte; der heilige Bernhard hatte ihren Geist und Wandel genau geprüft; Päpste, Erzbischöfe, Bischöfe, Kaiser und Fürsten horchten ihren Worten. Die mystischen Zustände werden in den Klöstern häufig, Erstase, Visionen, Schweben über der Erde, selbst auf die Laien verbreitete sich der gleiche Eifer. Für die speculative Mystik glänzten Hugo und Richard von St.-Victor (Sec. 12). Beichtväter übernahmen die Führung und sammelten mit Sorgfalt die gemachten Erfahrungen. Durch Heiligsprechungen nach genau vorher geführtem Processe juristischer Procedur schied die Kirche Legenden von historischen Thatsachen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Georginen. Gesammelte Erzählungen für Frauen von Johann Gabriel Seidl. Grätz, Kienreich. 1836. Gr. 12. 1 Thlr.

Georginen erfreuen, wenn sie auch nicht zu den auserlesensten der Gattung, wenn sie nur nicht zu den verkrüppelten Gewächsen gehören, und solchen begegnet man hier nicht. Gefüllt und von hoher Färbung sind sie nicht, aber artige Erscheinungen; sie schießen nicht sehr in die Blätter, sie sind vielmehr gedrängt, was immer eine Empfehlung ist. Landschaftliche Gegenstände malen sie mit Zierlichkeit, die ausgesprochene Sentimentalität wird wohlwollenden Frauen zusagen, unter denen es gewiß einige gibt, die von der Wundermacht der Liebe so fest überzeugt sind, daß sie sich nicht verwundern, wie die blinde Allithia mit uns sehend wird, als sie unvermuthet in der Gefangenschaft eines rohen Räubervolks die Stimme des Geliebten hört.

2. Hernandez. Eine Erzählung nach dem Französischen der Herzogin von Abrantes. Breslau, Richter. 1836. 8. 6 Gr.

Die Liebesglut eines dreizehnjährigen Knaben kommt uns kühlern Deutschen allerdings spanisch vor; allein sie ist so gut motivirt, das Fremdländische ohne alle Überladung so bestimmt ausgeprägt, daß nicht der lächerliche Begriff des Spanischen eintreten kann. Der Knabe verfolgt mit seiner Leidenschaft ein reizendes Mädchen, die Braut eines geliebten Mannes; da er sie nicht besitzen kann, will er sie tödten, er irrt sich in der Person, und trifft statt ihrer die Freundin, welche, so scheint es, die bösliche Absicht ahnte und sich für jene opferte. Die Missethat bringt Hernandez sieben Jahre ins Gefängniß, kaum ist er befreit, so verfolgt er von Neuem die Schöne, die er mit gleicher Heftigkeit liebt und haßt, und die er, der Hauptmann einer Räuberbande, schon einmal in seine Gewalt bekommt, aus der sie ihm noch entrissen wird. Ihr kleiner Sohn wird in ihrer Vertheidigung verwundet, eine treue Dienerin und ein Arzt fallen um sie durch des Wüthenden Hand, bis es dem Manne der bedrohten Dame gelingt, sie durch den Tod des gefürchteten Kindes auf immer von seinen Verfolgungen zu befreien.

3. Berliner und Spanier. Novelle von Heinrich Smidt. Berlin, Natorff und Comp. 1837. 8. 1 Thlr.

Hier haben wir es mit Surrogatspaniern zu thun, denen es nur zu sehr anzumerken ist, daß sie kein echtes Gewächs sind. Noch dazu wird die treue, schmachtende, sich aufopfernd entsagende Liebe den Spaniern, die eifersüchtige sowie eine combinirte, jahrelang geduldig ausharrende Rachsucht den Berlinern zugeschrieben. Daß diese bei ihrer erzwungenen Südländerei auf wunderliche Einfälle gerathen, ist ganz in Ordnung, aber nicht so die Gedächtnißschwäche der Landsleute, unter denen es sicherlich welche gab, die 18 Jahre früher die Spanierin kannten als die Gattin des nach Amerika Ausgewanderten, die bei der Rückkehr als seine Schwester eingeführt wird. Der Rachsüchtige endet in Wahnsinn, der Eifersüchtige hat auch eine geringe Dosis davon abbekommen, sonst würde er den Sohn, über dessen Legitimität er keine Bedenklichkeiten hegt, nicht verleugnen, da es ja leichter wurde, wenn er blos die Tochter für ein Adoptivkind ausgab, jenem die ganze Erbschaft zu versichern.

4. Drillinge, gefunden im Nachlasse eines Trappisten, herausgegeben von Adolf Lewald. Freiburg, Waizenegger. Gr. 12. 12 Gr.

„Futter für Pulver", entschuldigt Falstaff seine Rekruten; als Futter für solche Leser, deren nach des Verf. eignem Ausspruch 17 aufs Dutzend gehen, sind diese Erzählungen anzusehen. Die erste

Erzählung ist trivial, die zweite gemein, die dritte leidlich, alle drei empfehlen sich durch — Kürze.

5\. Der Tabu auf Tahiti. Von L. Wolff. Hamburg, Herold. 1837. 8. 1 Thlr.

Ein hübsches englisches Mädchen, mit frischem, fast keckem Jugendmuth, ist nahe daran von den noch heidnischen Tahitiern, im buchstäblichen Sinne geopfert zu werden. Ihr eigner Muth, ihre Geistesgegenwart und die ähnlichen Eigenschaften eines jungen Mannes haben sie schon aus bedenklichen Zuständen errettet; sie würde aber dennoch der letzten Gefahr erliegen, wenn nicht die christlichen Tahitier als Rettungsengel dazwischenträten. Als Folie ihrer und des Jünglings Standhaftigkeit, dessen stille Neigung zuletzt Gegenliebe findet, dient die Feigheit eines englischen Dandy und die Verzagtheit eines Frömmlers, die für den heitern Bestandtheil des Romans sorgen, dessen Scenerie lebhafte, bestechende Farben hat.

6\. Die Beduine. Roman von Poujoulat. Nach dem Französischen frei bearbeitet von Friedrich Pitt. Dresden und Leipzig, Arnold. 1836. 8. 1 Thlr.

Die Liebesgeschichte eines jungen, gegen abendländische Sittigung polemisirenden Franzosen mit einem holden arabischen Naturkind hat doppelte Zwecke. Einmal soll sie uns auf eine annehmliche Weise mit dem Orient, namentlich mit den von den Beduinen durchzogenen Landstrichen und ihren Sitten bekannt machen, und zweitens soll ein Übel der heutigen Gesellschaft aufgedeckt werden, das in vielen Jünglingen besteht, die Gott anklagen, daß er sie geschaffen, und die Gesellschaft, daß sie ihnen zuviel Licht gegeben. Der erste Zweck ist vollständiger erfüllt als der zweite, das Beschreibende veranschaulicht, die Betrachtungen sind reine Gefühlsergießungen, ohne weitschweifige Schönrednerei. Aber das Hadern mit der Vorsehung, die Unzufriedenheit mit den bestehenden Einrichtungen nicht hinlänglich motivirt; Augustin verläßt mehr verdrießlich als übersättigt, von einem tiefen innern Schmerz krampfhaft aufgereizt, Europa, Abwechslung, vielleicht Beruhigung bei Menschen von minder verfeinerten Zuständen als den gekannten suchend. Von seinem innern und äußern Leben erfährt man so viel wie nichts; es läßt sich nur vermuthen, daß er nicht allein ein lauer Christ, sondern überhaupt gegen jede Religion gleichgültig gewesen; die Liebe gibt ihm auch den Glauben, für dessen Form ihn das Verweilen in Jerusalem begeistert. Früher nahm er wol die Gebräuche des Islams an, wie seine Verbindung mit der Beduine, von deren Verwandten gebilligt, folgern läßt. Ihr Tod versenkt ihn in Schwermuth und führt den seinigen herbei, was wieder nicht mit der Verzweiflungssucht des jungen Frankreichs zusammenhängt, als dessen Repräsentant Augustin auf keine Weise anzuerkennen und als solcher für eine verzeichnete Gestalt anzusehen ist.

7\. Die Belagerung von Antwerpen und Die Vergeltung. Von Maria Norden. Hamburg, Herold. 1837. 8. 1 Thlr.

Ein wenig Liebe, eine durchgreifende Darstellung des religiösen Fanatismus der beiden Parteien, schlingt sich in das Geschichtliche und Hauptsächlichste der Belagerung. Vortrefflich ist die Charakteristik Wilhelm's von Oranien, denn sie gehört mit wenig Abänderung Schiller in seinem „Abfall der Niederlande". Die Vergeltung läßt zweifelhaft, ob sie nur durch etwas Unerhörtes verblüffen, oder eine unbekannt gebliebene Thatsache enthüllen will. Keine feindliche Kugel, sondern die des Pflegesohns Nelson's tödtet diesen. Eine leidenschaftliche Sicilierin, deren Vater Nelson widerrechtlich hinrichten ließ, befeuert den Jüngling zu der Unthat, die, kaum geschehen und unbemerkt geblieben, bereut wird, ihn zu einem ruhe- und zwecklosen Leben verdammt und die rachsüchtige Schöne ins Kloster drängt.

8\. Die Kinder des Grabes. Nach einer altdeutschen Sage von Friedrich von Breitenstein. Leipzig, Rein. 1837. 8. 1 Thlr.

Eine Rittergeschichte der bessern Gattung, in welcher sogar das Auflösen des Spuks in natürliche Ursachen nichts Misfälliges hat.

9\. Nachlaß von Daniel Leßmann. Erster Theil. Georg von Podiebrad. Die Schmalkalder I. Unpartheiische Literaturzeitung. Ein Gelegenheitsscherz. Der Taugenichts. Gesammelte Blättchen. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1837. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Kennte man auch kein anderes Werk von Leßmann als diesen „Nachlaß", man würde es beklagen, daß so schöne Kräfte, ein so geschmückter, scharfsinniger Geist eine so unglückliche Richtung nahmen, daß er nur durch das Aufgeben des Lebens damit fertig werden konnte. Wie viel Schönes und Klares enthält nicht dieser Nachlaß! Nichts krankhaft Träumerisches, wie man doch voraussetzen konnte. „Georg von Podiebrad" entwickelt ein bedeutendes Talent für Geschichtschreibung, Unparteilichkeit, richtiges Ergreifen des Mittelpunkts, von welchem aus Charaktere, Begebenheiten, Handlungen, die Umtriebe des Zeitgeistes in ihren bedingenden und bedingten Wirkungen zu betrachten und zu würdigen sind, dem eine männliche Schreibart, die weder geziert gedrängt noch weitschweifig ist, den Stempel des Vollendeten ausdrückt. „Die Schmalkalder", in dialogischer Form, ergehen sich mehr ins Weite und Breite, aber nicht ins Leere, noch ins poetisch und prosaisch Unwahre. Die übrigen Zugaben sind witzige Ironien; der Spott, der Muthwille darin steht im Gegensatze zu der Stimmung des Unglücklichen, er ist nicht herb und bitter, sondern heiter und harmlos. 29.

Reiseabenteuer in Rußland und Schweden 1832 u. 1835. Mit zwölf lithographirten Ansichten. Von Hermann Achenbach. — A. u. d. T.: Skizzen aus dem Norden, oder Erinnerungen eines Ausruhenden. Düsseldorf, gedruckt auf Kosten der Verfassers bei Jos. Wolf. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Meiner Ansicht nach hat Hr. Wolf in Düsseldorf sehr wohl daran gethan, den Verf. die Kosten des Druckes tragen zu lassen. Wer eine Sünde thut, mag dafür büßen, und offenbar hat Hr. Achenbach mehr als Eine Sünde gegen den guten Geschmack begangen, daß er seine „Reiseabenteuer" so wie sie vorliegen dem Drucke übergab. Eine Probe seines Styls liefert gleich die erste Seite der Vorrede, oder, wie sie Hr. Achenbach auch nennt, des „Antrittscomplimentes". Man höre: „Dieser heroisch-komische (?) Gänsepfeffer ist gleichsam wie ein Stück Hausmeuble zu betrachten, das schon vor einigen Jahren aus dem grünen Stamme zugehauen wurde", und weiterhin: „Weit entfernt, auf Gelehrsamkeit Anspruch zu machen, hat dieses Product nur den Zweck der Unterhaltung, des grillenverscheuchenden Scherzes. Mögen Kind, Krug (?) und Consorten die Welt mit erdichteten Liebesgeschichten, mit Bildern vornehmer Bösewichter bereichern, wir schildern nur Thatsachen und wollen uns ein- für allemal feierlichst vor dem Verdacht eines Romanschreibers (?) verwahren." Den Schluß dieses „Antrittscomplimentes" macht folgende Apostrophe: „Nichts für ungut, wen es betrifft. Wer meiner Meinung nicht ist, mag ferner romanisiren, so lange er will."

Ich gehe zum Buche selbst über. Dasselbe zerfällt in zwei Theile, die unter fortlaufender Pagina 174 Seiten umfassen und in deren erstem eine Reise geschildert wird, welche Hr. Achenbach 1832 in Begleitung seines erwachsenen Sohnes durch Holland über Hamburg und Lübeck nach Petersburg und von da zurück durch Esthland und Preußen in die Heimat machte. Die zweite Abtheilung schildert in derselben Manier einen drei Jahre später nach Dänemark und Schweden unternommenen Ausflug. Wem es um eigentliche Belehrung über Sitten, Volksthum, staatliche Einrichtungen, Naturkenntniß u. s. w. der von Hrn. Achenbach nebst Sohn durchpilgerten Landstrecken zu thun ist, dem möchte ich nicht rathen, das vorliegende Werk zur Hand zu nehmen; er wird daraus schlechterdings nichts erfahren,

was man nicht längst weiß und allenfalls in jeder gewöhnlichen
Geographie auffinden kann; wen aber das erwähnte „Antritts-
compliment", vulgo die Vorrede, verleiten sollte, den „die Gril-
len verscheuchenden Scherz" hier zu suchen, wird sich ebenfalls
getäuscht finden, falls ihm nicht die Schilderungen „rothäugi-
ger und harthöriger" alter Gastwirthinnen, aschenbrödelartiger
Stubenmägde und mit „fuchsfarbenen" Schnurrbärten ausge-
statteter Stationshalter, die man, wie Hr. Achenbach bemerkt,
„füglich für preußische Landwehroffiziere halten könnte", als
scherzhaft erscheinen. Die zwölf beigegebenen Lithographien stel-
len die Alexandersäule auf dem Isaaksplatz in Petersburg, die
Börse in Petersburg, das Standbild des Marschalls Suworow
ebendaselbst, den Obelisk des Marschalls Rumjänzew, die Reiter-
statue Peter's des Großen und eine Winterscene in Petersburg
dar. Diese sechs gehören zu der Reise nach Rußland oder der
ersten Abtheilung des Werkes. Die nachfolgenden sechs sind
der Reise durch Dänemark und Schweden beigefügt und geben
Abbildungen von Travemünde, von Kopenhagen, von Götaborg,
der Wasserfälle der Göta zu Trollhättan, von Wenersborg und
von Malmoe. 15.

Notizen.

Urtheil einer englischen Dame über die Königin Elisabeth.

Für Diejenigen, welche die jungfräuliche Königin und ihren Charakter nur im Glanz und Duft des Weihrauchs zu schauen gewohnt sind, diene das geistreiche, pikante, allein auch durchaus entgegengesetzte Urtheil der Mistreß Gore über die außerordentliche Frau; ein Urtheil, das jedenfalls merkwürdig genug ist, um hier unverkürzt seine Stelle zu finden. „Wenn", so sagt Mrs. Gore, „Shakspeare und Spenser geschmeichelt haben, wenn Raleigh und Sidney ihr höchstes Lob nicht sparten, wenn Buckhurst, Burleigh und Baco in Huldigungen miteinander wetteiferten, so gibt dies vielleicht einige Ansprüche auf den übertriebenen Ruhm, womit man das Gedächtniß der Königin Elisabeth, jenes verwöhnten Schooskindes der englischen Geschichte, überschüttet; allein die Nachwelt ist eine strengere und parteilosere Richterin. Sie läßt sich nicht blenden durch den Glanz, der über die Regierung dieser Fürstin, oder, um uns einer gewöhnlichen und hochtrabenden Phrase zu bedienen, über „die goldenen Tage der Königin Beß" ausgegossen ist. Wir vermögen es wol, selbst bei den alle Schranken der Weisheit übersteigenden Lobsprüchen der gleichzeitigen Schriftsteller, die Listigkeit, die Grausamkeit, den grenzenlosen Eigendünkel jenes eingebildeten Phönix herauszufinden und deutlich abzusondern. Die herben Kränkungen, welche sie ihren Hofdamen widerfahren ließ, der hoffärtige Stolz, womit sie von Jedem, der ihr nahte, eine Adoration auf den Knien erheischte, ihre grausamen Verfolgungen des Hauses Gray, welches gewiß keine andere Schuld auf sich hatte, außer daß etwa seine Sprößlinge einst rechtmäßige Ansprüche auf den Thron hätten machen können; die Roheit, oder vielmehr Unart, womit sie häufig ihre ältesten und erprobtesten Diener behandelte, der unziemliche vertrauliche Umgang mit ihrem Günstling Leicester: dies Alles zusammengenommen möchte schon hinreichen, um die Weihrauchwolke, worein man die schöne Vestalin auf dem Throne im Westen einzuhüllen liebte, zu zerstreuen und auf den Charakter eben dieser Vestalin mindestens ein zweifelhaftes Licht zu werfen. Erinnert man sich jedoch ferner an das bejammernswerthe Geschick der reizendern Schwesterkönigin, an die Blutgerüste von Essex, Norfolk und vielen andern; wirft man einen Blick auf den schändlichen Misbrauch der Folter, der, die Gesetze des Reichs verletzend, nur zur Verunglimpfung desselben diente; betrachtet man die Unverschämtheit und die Intriguen, welche diese Königin gegen das Parlament übte, die abscheuliche Gefühllosigkeit, die sie bei Gelegenheit der gräßlichen Bartholomäusnacht und der Hugenottenverfolgung äußerte, indem sie bald darauf ohne alles Bedenken bei dem Kinde des Königs von Frankreich Pathenstelle vertrat; betrachtet man ferner die Rachsucht, welche sie vermochte, einen Edelmann und Gelehrten dem Tode zu opfern, blos deshalb, weil derselbe auf das auffallende Misverhältniß ihrer in Rede schwebenden Vermählung mit dem Herzog von Alençon anzuspielen wagte, die Verschmitztheit, mit welcher sie die Gastfreundschaft des Besitzers von Euston Hall dazu misbrauchte, um sich von seiner geheimen Hinneigung zum Papstthum zu vergewissern und ihn dann zu bestrafen; erwägt man endlich den Geiz dieser gefeierten Königin, jenen verächtlichen Geiz, der sich besonders bei solchen Gelegenheiten äußerte, wo es galt, eine Handlung öffentlicher Milde und Großmuth zu üben, und wieder die unziemliche Gier, womit sie von der Galanterie ihrer Höflinge alles Mögliche zu erpressen suchte; erwägt man mit einem Worte das Schändliche aller dieser unbestreitbaren Thatsachen, so hält es schwer, sie durch den oft zweideutigen Eifer für das Interesse der reformirten Kirche, durch den Scharfsinn, der sie bei der Wahl der Diener ihrer Willkür leitete, durch ihren eigenthümlichen glänzenden Takt in der Kunst zu regieren und endlich durch die Unerschrockenheit ihres Geistes und ihre besonders würdevolle Repräsentation aufwiegen zu lassen."

Wie oft geistige Getränke die Ursache der Verrücktheit sind, beweisen folgende Thatsachen. Im Richmond-Irrenhause zu Dublin befanden sich unter 120 männlichen und 166 weiblichen Individuen 125 Wahnsinnige, welche ihr Irrsein lediglich dem übermäßigen Genuß geistiger Getränke zu verdanken haben. In Schottland, wo die berauschenden Getränke frühzeitig überhandgenommen, befanden sich nach amtlichen Berichten im J. 1818 4650 Wahnsinnige, sodaß ungefähr 2½ auf je tausend Einwohner kamen, während in England, wo damals vergleichungsweise die geistigen Getränke noch weniger um sich gegriffen hatten, das Verhältniß sich wie 1 zu 1200 stellte. Dr. Bayle behauptet nach zuverlässigen Berichten, daß man in Frankreich unter 15 männlichen und 140 weiblichen Geisteskranken je Einen findet, der sich sein Übel durch übermäßiges Trinken zugezogen, während in Irland, wie aus einem Bericht des Dr. Halloran vom Hospital zu Cork hervorgeht, das Verhältniß wie 1 zu 3 bei männlichen und 1 zu 6 bei weiblichen Personen sich stellt, wobei noch diejenigen Fälle unberücksichtigt bleiben, deren Ursprung nicht so ganz genau zu ermitteln war.

An einer Felsenwand in der Nähe der Stadt Granada ungefähr zwei Fuß unter der Oberfläche des Wassers entdeckte man eine Thierblume (Zoophyt), die aus einem, in einer cylinderförmigen, an dem Ende des Felsens festsitzenden Röhre eingesperrten Wurm besteht, welcher zu dem andern Ende der Röhre seine Fühlfasern hinausstreckt. Wenn diese gehörig ausgedehnt sind, so haben sie etwas Trichterartiges und die Blume sieht dann vollkommen der Passiflora oder Grannadilla (Passionsblume) ähnlich. Sobald die Blume gehörig entfaltet ist, zeigt sie sich äußerst empfindlich gegen Alles, was ihr nahe kommt, und es ist fast unmöglich, sie in dem Zustande mit Gewalt zu erhalten, da sie sich, einer Schnecke gleich, deren Fühlhörner man betastet, bei dem leisesten Wellenschlage in ihr Rohrhaus zurückzieht. Ob das Thierchen sein Haus nach Gefallen von dem Felsen abzulösen im Stande sei, dieser Umstand möchte noch einer ausführlichen Untersuchung und Erörterung bedürfen.

Die kaiserliche Bibliothek in Petersburg ist gegenwärtig dem Rang und der Bedeutung nach die dritte in Europa, sie enthält gegen 400,000 gedruckte Bände und 17,000 Manuscripte. Außerordentlich reichhaltig ist sie in der Literatur von Centralasien; auch befinden sich hier 43 mongolische und tibetanische Werke, die in Peking gesammelt worden sind. Die russische Regierung hat außerdem noch in 18 andern Städten, z. B. in Archangel, Wologda, Wladimir u. s. w., öffentliche Bibliotheken gestiftet. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 184. — 3. Juli 1837.

Die christliche Mystik von J. Görres. Erster Band.
(Fortsetzung aus Nr. 183.)

Reinigende Mystik (Nr. 3) hat zum Endziel, die Seele, welche durch das Böse aus ihrem Ursprunge herausgetreten, in weite Gottesferne sich verirrt, in engster Gottesnähe wieder zu einigen mit diesem ihrem Ursprung. Hier bewirkt Gotteswahl, ein Zug nach oben, die Wende, eine Liebeswärme, ein Lichtblick. Die Gotteskraft ist ganz ungebunden, die Relation des Geschlechts verschwindet, doch wird das weibliche als das vorzugsweise empfangende, das männliche in stärkerer Gegenwirkung sich kund geben. Im Beruf der Männer glänzt der heilige Joseph von Copertino (Sec. 17), sieht als Knabe Gesichte, die ihn in seinen schrecklichen Krankheiten trösten; geheilt durch einen Eremiten, geht er zu den Capuzinern, wird von ihnen als untauglich entlassen, von Ältern und Verwandten gescholten, bis er im Franziskanerkloster zu großer Höhe des innerlichen Lebens erwächst. Egidio (Sec. 13), in wüstes Leben versunken, wird bekehrt durch einen Reiter, der ihm Besserung besiehlt, in die Seite sticht und dann verschwindet; er hatte im Kloster noch viel zu kämpfen mit furchtbaren Erscheinungen böser Geister, bis er siegte. Oft führt leiblich krankhafte Anlage zum höhern Leben. Sansedonio, Zeitgenosse des Vorigen, kam als Misgeburt zur Welt, die Amme brachte das Kind oft in die Dominikanerkirche, vor einem Reliquienkasten ward der Kleine immer ruhig und heiter, weinte, wenn man ihn wegtrug, ward plötzlich wohlgestaltet, von Bildern wählte er immer die Heiligenbilder und küßte sie, gab Alles, was er fand, den Armen, trat im 17. Jahre in den Predigerorden und erwuchs unter Albertus Magnus zu einem Wunder der Einsicht und Wissenschaft. Wenn er Messe las, war seine Casel mit leuchtenden Sternen besäumt, er that Wunder, und Viele sahen im Augenblick seines Todes einen hellglänzenden Stern über ihm zum Himmel fahren.

Bei dem Beruf der Frauen wird der Eintritt in mystische Zustände, welche in ihrem Verlauf zu einer mystischen Ehe zu führen die Bestimmung haben, beinahe immer als eine Verlobung bezeichnet. Katharina von Siena (Sec. 14) konnte in ihrem fünften Jahre nicht satt werden, den englischen Gruß zu sprechen, den sie gelernt, und wiederholte ihn auf jeder Treppenstufe, welche sie bestieg. Über der Dominikanerkirche sah sie den Herrn in Kleidung des Oberpriesters, entwich nun an verborgene Örter, betete viel, suchte die Einöde, fand eine Höhle und ward in derselben bis zur Decke emporgehoben, doch erst später trat sie in den Dominikanerorden. Rosa von S. Maria in Lima (Sec. 16) wurde ihre Nacheiferin, betete täglich 12 Stunden und brachte doch mehr Arbeit zu Stande als Andere in vier Tagen. Sie wollte in den Orden der heil. Katharina, Andere wünschten sie zur Genossin, als sie sich aber zu diesen aufmachen wollte, war sie wie ein Fels dem Boden angewachsen, ihr Bruder konnte sie nicht losreißen, bis sie heimzugehen beschlossen; ein schöner, blos schwarz- und weißgestreifter Schmetterling gab ihr den Wink von oben für die weiße Kleidung des Dominikanerordens. Der Osanna Andreasi (Sec. 15) erscheint der Herr in Gestalt eines Knaben und sagt, er nehme reine Jungfräulein gern zu Bräuten; sie geräth in Ekstasen. Johanna Rodriguez (Sec. 16) setzte sich als Kind unter eine Bank, nannte dies ihr Kloster; da erschienen ihr der heil. Franciscus, andere Heilige, zuletzt der Herr, welcher ihr seine Mutter als Hüterin gibt. Diese erscheint ihr dann mit dem Kinde, umgeben von vielen Heiligen, und sie wird gefragt, ob sie verspreche, des Sohnes Braut zu werden; sie verlobt sich und die Mutter steckt ihr einen köstlichen Ring an den Herzfinger. Seitdem erscheint das Kind öfter. Der Oringa (Sec. 13) kehrte sich der Magen um bei unsittlicher Rede, sie wird von Ältern und Brüdern geschlagen, weil sie nicht heirathen will, entweicht, wird eine Heilige und Vorsteherin eines Klosters, das ihr Geburtsort erbaut. Dominga vom Paradiese (Sec. 15) sieht schon in ihrem vierten Jahre die Jungfrau mit dem Kinde, ihre eigne Seele erscheint ihr unter dem Bilde eines kleinen Kindes und sie wäscht es mit ihrem von Freudenthränen gefeuchteten Tuch; da zeigt ihr Gott in der Luft schwebend ihre Seele in der Gestalt eines anmuthigen Mägdleins, welches spricht: fliehe aus dieser Welt, kehre zu deinem Schöpfer zurück. Sie suchte ihre Seele zu reinigen und diese wurde ihr endlich schön und schneeweiß gezeigt. Noch nicht 10 Jahre alt, erfolgte die Verlobung, später die Vermählung. Manche müssen dabei den Kampf mit finstern Gewalten kämpfen; so Christina Stumbelen (Sec. 13), die im 11. Jahre in der Nacht Jesum

Christum sah und sich ihm verlobte, zu den Beguinen ging, fastete, auf Holz und Steinen schlief, dabei häufig von sich kam und als eine Thörin behandelt ward. Eine Stimme sagt ihr, es sei Gottes Wille, daß sie sich umbringe; das war aber Anfechtung, die mit mancherlei Plagen sich vermehrte, Essen und Trinken ihr verleidete; alle Sünden der Welt wurden ihr in die Ohren geraunt, sie selbst mit Anklage bedroht; drei Wochen lang kam kein Schlaf in ihre Augen.

Hierfür gilt folgendes Grundverhältniß: in der jetzigen menschlichen Natur kann die Gottheit nicht widerscheinen, es hat in die reine, harmonisch ausgeschaffene Form eine verzerrende Deformation eingegriffen. Soll es daher zu einer Einigung in rechter Ehe kommen, so muß die falsche erst geschieden sein; und die Deformation muß in einer Reformation ihre Heilung gefunden haben, ehe es zu einer Transformation gedeihen kann. Solche Scheidung des Übelverbundenen wird theils durch die Führung von oben, theils durch Bereitung im eignen Entschluß bewirkt.

Zuvörderst geschieht eine Reinigung und Erhöhung des untern Lebens durch Askese. Der Mensch findet sich innerlich wie äußerlich von einer bindenden Naturmasse überladen, der Verkehr der Leiblichkeit mit der äußern Natur besteht in Ernährung und Athmen; die Mystik, welche befreien und wiederherstellen will, muß ihn durch ihre Disciplin regeln. Der mystischen Diätetik entspricht Pflanzennahrung; nur an einem Punkt hat, vorzüglich die Askese des Alterthums, einen Übergriff in die Thierwelt gestattet, indem sie Milch und Honig zur reinen mystischen Speise erklärt. Denen fügen sich im Weizen und Wein zwei andere bei, die recht der Mitte des Pflanzenreichs angehören. Über Athmen hat die Askese nichts festgestellt, nur ein dahin Deutendes tritt in der Neigung der contemplativen Orden und Einsiedler hervor, sich auf mittelhohen Bergen anzusiedeln. Der Zufluß der Nahrung muß auf ein Kleines, ja Kleinstes zurückgebracht werden — zur Entstoffung des Leibes. Rosa von Lima genoß von der Kreuzerhöhung bis zur Auferstehung sieben Monate hindurch nur einmal des Tages Brot und Wasser, vom Beginn der Fasten an aber nur Pomeranzenkerne; zuletzt konnte sie drei Tage lang ohne zu essen, zu trinken oder zu schlafen in einem Winkel beten. Joseph Copertino begnügte sich mit Kräutern, gedörrten Früchten und Bohnen, die er zuvor mit dem bittersten Pulver bestreute, seine Fasten waren beinah immerwährend. Ein überstoffliches Nahrungsmittel bietet sich in der Eucharistie dar, in der Form von Weizen und Wein in die Erscheinung tretend; wie bei gemeiner Speise das Essende stärker ist als das Gegessene, so ist hier die Speise stärker als der Esser. Eine Nonne in Leicester (Sec. 13) lebte davon sieben Jahre, wie Nikolaus von der Flue beständig. Der Naturschlaf muß gebrochen werden zur Zersetzung der Leiblichkeit von oben herab. Dann gehen die Strömungen aufwärts, die untere Seele verklärt sich in die obere, wie diese sich in Gott clarificirt. Krankheit und Leiden müssen dabei hervortreten, bis eine höhere Ausstimmung gelungen ist. Maria Bagnessa (Sec. 16) wird durch Heirathsantrag für ihr ganzes Leben krank. Lidwina von Schiedam (Sec. 15) trug 33 Jahre lang Siechthum und 19 Jahre die Wassersucht. Coleta von Gent hatte stets die größten Schmerzen, besonders an Kirchenfesten; Beichtväter mühten sich umsonst, die Art ihrer Krankheit zu erkennen.

Hat das untere Leben erst die Wirkungen der ascetischen Zucht erfahren, dann kommt die Reihe an den mittlern Menschen. Die Begierde muß sterben, um in einem Höhern aufzuleben; dies heißt Mortification. Voll solcher Abtödtungen, wechselnd bei der unerschöpflichen Erfindungskraft der Menschen, sind die Lebensberichte der Heiligen. Suso (Sec. 14) trug ein härenes Hemd und eine eiserne Kette, bis das Blut von ihm rann, schlief in einem Kleide mit einwärtsgekehrten spitzen Messingnägeln, spannte ein Kreuz mit Nägeln auf seinen Rücken und trug es Tag und Nacht acht Jahre; sein Lager war eine alte hingeworfene Thür. Rosa von Lima schlug sich mit einer Geißel aus Ketten, umgürtete sich mit einer Kette, was ihr fast das Leben kostete, trug das Cilicium bis an die Knie und eine inwendig mit Spitzen versehene zinnerne Krone auf ihrem Haupt. In den Flagellanten wurde die Sache zur Landplage und mußte Widerspruch erwecken.

(Der Beschluß folgt.)

Lamartine über die Abschaffung der Todesstrafe.

In einer Zeitperiode wie die gegenwärtige, wo alle socialen Fragen mit weit größerm Feuer und Interesse rege gemacht werden als jemals früher, wo namentlich ein mehr zum Philanthropismus sich hinneigendes Gesellschaftsprincip mit einem Eifer, der beinahe an Hartnäckigkeit grenzt, jene wichtigste strafrechtliche Frage über die Todesstrafe von Grund aus zu erörtern und zu erledigen strebt — in einer solchen Zeitperiode muß es interessant sein, dem Gange so allgemein menschlicher Untersuchungen zu folgen und zu sehen, wie in den verschiedenen Staaten und von den verschieden begabten Geistern, welche sich hierin zu Stimmführern aufwerfen, der Gesichtspunkt aufgefaßt und die Beweisführung weitergeleitet wird. Aus diesen Gründen wollen wir unsern Lesern die meisten Argumentationen Lamartine's zu Gunsten der Abschaffung der Todesstrafe nicht vorenthalten, die derselbe unlängst als Mitglied der Société de la morale chrétienne in der Jahressitzung dieses Vereins (am 17. April) gegen eine im entgegengesetzten Sinne verfaßte Abhandlung des Generalprocurators Hello geltend machte. Es hatte nämlich bereits in der Sitzung des vorigen Jahres bei Gelegenheit der allgemeinen Concurrenz, welche die Societät, zu möglichst allseitiger Discussion eines so wichtigen Punktes damals eröffnet hatte, Lamartine mit seiner gewohnten Sprachfülle und rhetorischen Begeisterung das Wort für die Abschaffung der Todesstrafe ergriffen. Er erklärte schon damals diese Jahrtausende alte Strafe für einen absoluten Eingriff in die Rechte der Societät und in die Gesetze der Moral, und sein Vortrag verfehlte um so weniger, da er in begeisterter Form gehalten wurde, einen tiefen und allgemeinen Eindruck. Es fand sich jedoch dessenungeachtet ein nicht minder lebhafter Verfechter der entgegengesetzten Meinung; dies war der genannte Hello, ein junger und ausgezeichneter Jurist und Generalprocurator beim königlichen Gerichtshofe zu Rennes, der seinerseits und aus abweichenden Gesichtspunkten das Votum von Lamartine zu widerlegen suchte. Auf diese Controverse nun bezieht sich zunächst der in Rede stehende neueste Vortrag Lamartine's, der gleichfalls in der „Gesellschaft der christlichen Moral" vor einer

anwesendsten Versammlung gehalten wurde. Wir heben die wesentlichsten Punkte daraus hervor.

Vom Standpunkte des Philanthropen, wie schon bemerkt, ausgehend, läßt sich Lamartine hauptsächlich auf die Widerlegung der von seinem einsichtsvollen Gegner vorgebrachten Haupteinwände ein, indem er sich gegen die anwesende Versammlung der Wendung bedient: es möge ihm diese den Kampf mit einem Gegner verstatten, den er vielleicht glücklich genug sein dürfte von der Lauterkeit seiner Motive noch zu überzeugen, und dessen Herz und Gefühl unleugbar bereits seiner eigenen, mildern Ansicht und Partei angehöre. In dieser Ausdrucksweise erkennen wir sogleich den ganzen Lamartine und den echt französischen Anstrich, welchen dieser geschickte Redner der schwierigen Discussion zu geben sucht. Er will durchaus nur von „Herz und Gefühl“ ausgehen, d. i. von den allgemeinen socialen Mächten, welche sich nur gar zu leicht gewinnen und mit allen Dingen, die einen allgemein menschlichen Klang haben, gleich von Haus aus verstehen lassen. Das uralte „homo sum, et humani nihil a me alienum puto“ ist noch immer die Basis dieser milden socialen Partei, und es ist noch immer der in Frankreich nun seit einem halben Jahrhunderte eingebürgerte Begriff der „Menschenrechte“, welcher ihren Ansichten zu Grunde liegt. Doch kehren wir fürs erste zu Lamartine zurück. „Dasjenige, welches uns unsere Gegner, die Verfechter der Todesstrafe zuerst beschuldigen“, so äußert sich der oratorische Dichter, „ist, daß wir durch unsere milde Ansicht die Gerechtigkeit aufheben wollen. Allein wie in aller Welt vermögen wir dies? Haben wir denn etwa die Gerechtigkeit gebildet, gemacht, verfertigt? Haben etwa die Gesetze die Gerechtigkeit erschaffen? Oder ist irgend ein Sterblicher, der da sagen kann, er habe sie erfunden. Ist nicht die Gerechtigkeit etwas Ewiges, dessen Anfang in keinem noch so alten Jahrbuche der Menschheit zu entdecken ist? Seien wir deshalb nicht besorgt, wir werden die Gerechtigkeit nicht vertilgen! Wenn dies durch irgend etwas geschehen könnte, so wäre es durch unsere Verbrechen. Aber heben wir nur getrost alle Strafen auf; löschen wir aus alle Paragraphen in allen Gesetzbüchern: die Gerechtigkeitspflege wird sich dennoch von selbst wiedererzeugen, gleich einem Phönix. Sie braucht keine Codices; sie selbst ist ein lebendiges und unsterbliches Gesetz; sie bedarf auch keiner Henker, denn sie selbst ist der höchste und allgegenwärtige Rächer. Die Gerechtigkeit stammt aus Gott; kein Sterblicher vermag etwas wider sie.“

In der That eine schön klingende Tirade und des Verfassers geistlicher Hymnen würdig. Allein zu welchem Ende dient man sie? Es ist ein rein subjectiver, ein wahrer Gefühlsstandpunkt, von dem aus man sich so äußert. Es ist eine oratorische Behandlung des Allerheiligsten, was ohnehin Niemand, kein wissenschaftlicher Mann, kein wahrhafter Strafgesetzgeber jemals angetastet wird. Wenn der Gegner Lamartine's den mit ihm Gleichgesinnten schuld gab, sie wollten auf gewisse Weise die Gerechtigkeit zum Unrecht machen, so hat dies in der That einen weit andern und tieferbegründeten Sinn, als den hier Lamartine zur oratorischen Rechtfertigung seiner Partei hervorhebt. „Was ist aber“, so fährt er fort, „nach der Ansicht unserer Gegner der wahre Kern der peinlichen Gerechtigkeitspflege? Es ist die Sühne. In dieser Sühne liegt nach ihnen die Legitimität der Todesstrafe. Ist dies wirklich das Verständniß, das unsere Gegner von der peinlichen Gesetzespflege hegen, dann so dürfen wir uns freilich über die ungeheuere Kluft nicht verwundern, die uns voneinander scheidet, es ist ein abîme d'erreur ou de mal-entendu entre nous.“ Diesen Begriff der Sühne weiter angreifend, behauptet nun Lamartine, daß man denselben einzig und allein dann festhalten könne und dürfe, wenn man von der Gerechtigkeit in Bezug auf die Gottheit spreche. Gott allein sei der oberste, der einzige, der unfehlbare Richter; vor Gott allein sei die Gerechtigkeit Sühne, allein nur deshalb, weil eben Gott dem Sünder Frist zur Reue verstatte. Dies sei auch der wahre und einzige Begriff der Versöhnung, welchen die Kirche festhalte; hierin lägen die Theorien der Waschungen und Kasteiungen, jene Selbstpeinigungen des Mönches begründet, der sich im Jammer der Sünde verstrickt fühle, und diese seien der instinctartige Ausdruck dessen, was die Kirche mit dem Namen der justificatio bezeichne. Dagegen heiße Das, was droben Gerechtigkeit heiße, hienieden nur Strafe. Eben darum nun, weil diese Sühne überhaupt nur das unendliche, das himmlische Verhältniß des sündigen Geschöpfs zum heiligen Schöpfer betreffe, so sei jede Reinigung, jede Justification des Menschen auf Erden nur etwas Approximatives, weil nämlich kein entsprechender, kein wahrhafter Schadenersatz, keine wahrhafte Ausgleichung und Wiedergutmachung mehr stattfinden könne. Mithin sei überhaupt dieser Begriff der Sühne durchaus illusorischer Natur, und es dürfe deshalb nun und nimmermehr das Hauptprincip einer peinlichen Gesetzgebung sein.

Hiernächst nun setzt Lamartine die drei Hauptobjecte einer solchen Strafgesetzgebung auseinander: das erste dieser Objecte sei die Indemnisation des Opfers, das zweite die Besserung des Schuldigen, und das dritte die Sicherstellung der bürgerlichen Gesellschaft vor den Rückfällen des Verbrechers. Diese drei seien die wahrhaft constitutiven Bedingungen, und welche der Gottheit, der Menschheit und unserer Bildung würdig wären. Diese drei Objecte nun in Anwendung auf die Todesstrafe gebracht, so sei 1) die Schadenausgleichung in capitalen Verbrechen etwas absolut Unmögliches; denn die Ströme des Bluts, die dem Verbrecher entfließen, können auch nicht einen einzigen Tropfen von dem Blute, das er zuerst vergossen, wiedererstatten. 2) Wie wäre eine Besserung des Verbrechers möglich, wenn man ihm mit dem Dasein selbst jedwede Frist zur Besserung abschneidet. 3) Endlich wäre zwar allerdings durch den Tod des Verbrechers die menschliche Gesellschaft auf jede Weise gegen die Wiederholung seines Verbrechens sichergestellt; allein hierbei müßte zuerst die Frage aufgeworfen werden: ob dieses Extrem zur Erreichung dieses nothwendigen Zieles durchaus unerläßlich sei. Diese Frage nun sei von der Société bereits im vorigen Jahre vollkommen genügend erörtert und erledigt worden, wo man bis zur Evidenz dargethan habe: 1) daß die Substituirung der Freiheits- und anderer Strafen anstatt der Todesstrafe ebenso wirksam und weniger unmoralisch sei als Henkerbeil und Schaffot; 2) daß das sociale Dogma von der Unverletzlichkeit des Menschenlebens überhaupt, welches in der Gesetzgebung fast erst noch gegen die Gesetzgebung selbst streitet, daß diese Idee an und für sich den mächtigsten Schutz enthalte, den die bürgerliche Verfassung nur immer dem einzelnen Menschenleben verleihen könne; denn auf diese Weise werde durch die religiöse Ehrfurcht vor dem Lebensblute des Menschen und durch die Scheu, es zu vergießen, der Abscheu vor dem Verbrechen selbst gesteigert; 3) daß die bürgerliche Gesellschaft auf einer so hohen Stufe der Civilisation, wie sie sich heutzutage befindet, eine Überzahl von sittlichen sowol als materiellen Mitteln in sich besitze, um sich (durch Religion, durch Unterricht, durch Besserung, durch Polizei- und Gerichtsgewalt, durch Gefängnisse, durch Verbannungsdecret, durch die öffentliche Meinung selbst) vor denjenigen verbrecherischen Einflüssen zu schützen, die man bisher durch Ausübung der Todesstrafe unwirksam zu machen beabsichtigte.

Von diesen drei Punkten, auf welche sich das warme Gefühl der Société de la morale chrétienne füglicherweise etwas zu gute thut, enthält der Punkt Nr. 2 die schlimmste Täuschung. Dieser nämlich appellirt geradezu — obwol in der Form etwas spitzfindig und sophistisch — an die eingeborene Ambition (wir bedienen uns dieses Fremdworts mit Absicht) der menschlichen Natur ganz auf dieselbe Weise, wie schlaue Leute, die von Jemandem, dessen Einsicht sie für überzeugungsfähig halten, etwas durchsetzen wollen, sich zugleich noch an seine Ehrsucht, an seine Eitelkeit, an seinen Dünkel sowie an jenes leicht zu täuschende Princip in dem Menschen wenden, welches ihm von der eigenen Vortrefflichkeit seines Wesens, von seiner gottähnlichen Befugniß, von dem sogenannten

ren Akt selbst tiefeingehende Auskunft gibt. Leider, leider ist es so, daß es auch eine Aristokratie des Menschseins überhaupt gibt, ein Dichten und Trachten unter den Menschen, sich in ihrer Naturvortrefflichkeit anerkannt zu sehen. Es ist dieses Bestreben in der That ein nothwendiges Moment des Menschseins, allein ebenso wol auch ist es für den Misbrauch durch Eitelkeit und Anmaßung überaus empfänglich. Hier nun wird gerade diese Seite, wiewol gewiß aus reinster Absicht, angeschlagen. Es wird dem menschlichen Individuum schlechthin unter die Augen gesagt: Weshalb hältst du dich durch die Fortexistenz Dessen, der einen Mord beging, deinerseits für gefährdet und beeinträchtigt? — Du antwortest mir: Weil ich für meine eigne Existenz dadurch der Gewähr beraubt werde. — Gut, aber ich verweise dich auf die ideelle Energie deiner Menschenwürde. Du bist geistigerweise auf die feinste und nobelste Weise geschützt, dadurch, daß ich keine, die menschliche Natur und ihre Würde auch noch im Verbrecher ehre und seine That nur für einen Irrthum, sein Leben aber trotz diesem blutigen Irrthum für sacrosanct erkläre. Durch diese Ehrfurcht, die ich deiner Gattung und ihrer Existenz beweise, bist du als Individuum geschützt. Es wird und muß dahin kommen, daß man ein Verbrechen so tief verabscheuen wird, daß man es gar nicht mehr wird begehen wollen, welches so ungeheuer ist, daß man dafür nicht einmal eine entsprechende Strafe findet; ein Verbrechen, so außerordentlich, daß, um es wirklich zu bestrafen, man ein neues Verbrechen an dem Adel der menschlichen Natur würde begehen müssen. — In der That, wenn dem Menschen auf Kosten seiner hohen Natur dergestalt zu Leibe gegangen wird, und man ihm mit seiner eigenen unverletzbaren Würde so tapfer einheizt, dann staunt er und verwundert sich, wie er doch so brutal und geistig verdumpft sein konnte, um in dem nutzlosen Leben eines Elenden, der eben aller Menschenwürde (um uns eines starken Ausdrucks zu bedienen) ins Angesicht spie, nicht dessenungeachtet noch einen hohen Werth des Lebens, ein unverletzbares Residuum von Menschenadel entdeckt zu haben. Wie gesagt, es ist die leicht entzündbare Menge, die sich durch diese Sophistereien blenden läßt. Für den wahren Denker, der solchen Objecten noch etwas mehr als die bloße Philanthropie abzugewinnen vermag, ist hier keine Täuschung möglich; denn ein solcher wird einmal finden, daß dem Individuum, als solchem, keine Sicherstellung daraus erwachsen kann, daß man seiner Gattung Weihrauch streut, und er wird zweitens erkennen, daß überhaupt im Strafrecht, im philosophischen Strafrecht, die Bewahr des persönlichen Individuums als solches eine große Nebensache ist, ganz nach demselben logischen Schluß, der im politischen Leben der Völker gilt, und wonach man eine Constitution, eine repräsentative Verfassung nicht darum begehrt, um seine Privatrechte gewährt zu sehen, sondern allein deshalb, weil diese Staatsform die dem wahren Begriff des Staates einzig entsprechende ist.

(Der Beschluß folgt.)

Periodische Literatur im Königreich beider Sicilien.

Bei weitem die Mehrzahl der in beiden Königreichen erscheinenden periodischen Schriften kommt auf die Hauptstadt Neapel. Das täglich daselbst erscheinende „Giornale del regno delle due Sicilie" bringt außer politischen Neuigkeiten die Verordnungen der Regierung, gerichtliche Bekanntmachungen, meteorologische Beobachtungen und vermischte Nachrichten.

Der Religion gewidmet sind: „Il cultivatore del spirito", der wöchentlich, „L'ortodosso", der alle halbe Monate, und „Il tesoro della religione", der monatlich herauskommt; der Erziehung: „Il padre di famiglia", wöchentlich, und „La ricreazione de' fanciulli", mit Abbildungen, monatlich erscheinend.

Zeitschriften für Rechtswissenschaft sind: „Il giurista", „L'Aristide", und „Dubbi e controversie di commercio"; von den beiden ersten kommt wöchentlich ein Stück, von der letztern monatlich ein Heft heraus.

Von medicinischen Zeitschriften erscheint der „Esculapio napoletano", „Filiatre Sebezio" und „Il Severino" monatlich, der „Osservatore medico" alle 15 Tage.

Die militairische Zeitschrift: „Antologia militare", kommt halbjährlich, der der Alterthumskunde gewidmete „Gazzetta Sebezia" wöchentlich heraus.

Für Landwirthschaft, Handel, Schiffahrt, Gewerbkünsten, Erfindungen u. s. w. sind: „Annali civili del regno delle due Sicilie", alle zwei Monat ein Heft, „L'industriale", „L'eco dell' industria", von beiden alle Monat ein Heft, „Le utili conoscenze", alle zwei Monate, und die beiden wöchentlich erscheinenden, mit unterhaltenden Artikeln vermischten: „Poliorama pittoresco", mit Lithographien, und „L'interprete commerciale".

Ganz oder größtentheils auf Unterhaltung berechnete Zeitschriften sind: „La cesta de' fiori per le dame", mit Lithographien, alle zwei Monate, „I curiosi", alle 15 Tage, „Il globo aerostatico", „L'omnibus", beide wöchentlich, „L'utile passatempo" monatlich, „Le ore solitarie" und „Osservatore partenopeo", alle 15, „Telescopio", alle 10 Tage, „Il pirata", „La specula", „Il sacerdote, i poeti e il novellere", „L'indicatore", „L'istitutore", alle fünf wöchentlich, und „Progresso", alle zwei Monate.

In den Provinzen erscheint: „Filologia abruzzese" in Chieti monatlich, das „Giornale agrario della Capitanata" in Foggia täglich, das „Giornale economico rustico di Molise" in Campobasso alle zwei Monate, „Gran sasso d'Italia" (Medicin und Naturwissenschaften) in Aquila wöchentlich.

In dem eigentlichen Sicilien kommen folgende Zeitschriften heraus: „Cerere" in Palermo, ein politisches Blatt, welches blos die darin abgedruckten Verordnungen der Regierung und gerichtliche Bekanntmachungen Abonnenten verschaffen. Die „Effemeridi scientifiche e letterarie per la Sicilia" halten sich, seit fünf Jahren bestehend, nur mühsam. Noch schlimmer steht es mit dem „Giornale del reale istituto d'incoraggiamento di agricoltura, arti e manifatture per la Sicilia", das um Jahr und Tag mit seinen Nummern zurückgeblieben ist. Der „Faro di Messina, giornale di scienze, lettere ed arti", an die Stelle des „Spettatore Zancleo" getreten, liefert bisjetzt ziemlich gute Artikel. Das „Giornale di commercio e d'industria", von der Handelskammer in Palermo herausgegeben, hat keinen sonderlichen Werth. Das „Giornale di scienze, lettere ed arti per la Sicilia" hat es, obgleich seit 15 Jahren bestehend, noch nicht zum regelmäßigen Erscheinen seiner Monatshefte gebracht. Das „Giornale di scienze mediche per la Sicilia" ist ein sehr gut redigirtes Journal und an gehaltvollen Aufsätzen nicht arm. Das „Giornale di statistica" ist vor Kurzem begonnen und berechtigt zu einigen Erwartungen. „L'imparziale" ist in politischer Hinsicht unbedeutend, besser in literarischer und künstlerischer, vornehmlich in Bezug auf das Theater. „L'innominato, giornale di scienze, lettere ed arti", in Messina alle 10 Tage erscheinend, ist eins der bessern Blätter Siciliens. Der ebenfalls in Messina herauskommende „Postiglione di Sicilia, giornale commerciale e marittimo" löst seine Aufgabe gut, wie auch der „Osservatore Peloritano", als politisches Blatt unbedeutend, für Messina Localinteresse hat. „Passatempo per le dame" ist ein schlagfertiges Blatt, dem alle halbe Monate ein Modekupfer und von Zeit zu Zeit die Biographie eines ausgezeichneten Italieners mit lithographirtem Bildnisse beigegeben ist. Ein ganz ähnliches, für das schöne Geschlecht bestimmtes Blatt, äußerlich noch besser ausgestattet, ist „Il vapore, giornale istruttivo e dilettevole", das auch bisweilen werthvolle literarische Artikel liefert. „Il telegrafo", ein politisches Blatt, ist werthlos. „Lo Stesicoro di Catania" enthält ziemlich gute wissenschaftliche und literarische Artikel, kommt aber auch immer zu spät heraus, sodaß sein Fortbestehen sehr ungewiß ist. Von „Trinacria" kam seit mehren Monaten keine Nummer heraus, und dies Blatt ist vielleicht bereits eingegangen.

4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 185. —— 4. Juli 1837.

Die christliche Mystik von J. Görres. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 184.)

Außer innern Anfechtungen, die sich mit der Mortification oft verbinden, sind auch Kämpfe mit äußern Umgebungen zu übernehmen. Agatha a Cruce (Sec. 16) ward von einer Gespielin einen Felsen hinabgestoßen und nur durch ein Wunder erhalten; ihre Verwandten wollten sie tödten, warfen sie aus dem Hause, sie fiel unter Räuber, ward immer durch höhern Schutz gerettet, sie erblindete, ward wieder geheilt, im Kloster ward sie von den Schwestern verspottet, als Betrügerin angeklagt und der Inquisition übergeben, von dieser aber freigesprochen. Johanna Rodriguez hatte von ihrem Ehemann das Äußerste zu dulden, der stets zankte, grollte, sie mit dicken Schnüren schlug, geschmolzenes Wachs in die Wunden träufelte, im Brunnen zur Winterszeit sie 24 Stunden im Wasser hängen ließ u. s. w.; sie trug Alles und wollte nicht in eine vorgeschlagene Ehescheidung willigen. Außerdem hatte sie noch allerlei Bußinstrumente an ihrem Leibe. Solche, die nicht auf gemeiner Heerstraße durchs Leben wandeln, werden durch Gaffen, Zerren, Betasten, experimentirenden Vorwitz gequält, der sich das Unbegreifliche nach seiner Weise durch Wahnwitz, Betrug, Selbsttäuschung u. s. w. deutet, nur durch das Rechte nicht. Columba von Rieti (Sec. 15) feierte im 12. Jahre ihre geistige Verlobung, nachdem sie jede weltliche abgewiesen, unter dem heftigsten Widerstande ihrer Ältern und Verwandten; sie hat ein Gesicht, worin der heilige Dominicus und die heilige Katharina ihr befehlen, fortzugehen zu einer fernen Kirche; eines Morgens ist sie verschwunden aus ihrem Schlafzimmer, die Kleider sind in Kreuzesform auf den Boden gestreut gleich einer Schlangenhaut. Man wundert sich, daß sie nackend davongegangen. Sie selber erzählte hernach, dies sei ihr geschehen, ohne daß sie wisse wie, und auf der Straße unter vielen Fährlichkeiten fortwandelnd, sei sie ins Kloster der Clarissinnen zu Foligno gekommen. Hier enthielt sie sich der Speise, wachte, betete, kasteite sich, und die Matrone, welche sie in ihre Zelle aufgenommen, betheuerte, sie mehre Male anderthalb Ellen hoch in der Luft schwebend gesehen zu haben. Man erbaute ihr ein Kloster, sie verrichtete wunderbare Heilungen, sah viel Kommendes im Geiste und schaute im innern Lichte in die räumliche Ferne. In Liebeswerken brachte sie es weit und diese gelten daher als fördernde Mittel der christlichen Askese.

Endlich kommt es zur Reinigung und Disciplinirung des höhern Menschen. Die höhern geistigen Kräfte müssen von den Sinnen abgelöst werden. Schon in die Übung der Abstinenz ist aufgenommen, daß der Geruch sich das Übelriechende gefallen lasse, der Geschmack das Übelschmeckende, ja überhaupt der Unterscheidungsreiz verschwinde; aber auch mit den andern Sinnen ist es so gehalten worden: der heilige Bernhard sah nichts vom Genfersee, neben dem er wandelte; Peter von Alcantara gestattete nicht den Augen ihre Verrichtung zu üben, hielt sie geschlossen, sah drei Jahre lang nichts in seinem Kloster und tappte umher gleich den Blinden; in seiner Zelle konnte er nicht aufrecht stehen und sich ausstrecken. Eine gänzliche Abkehr der Seele von der Welt muß erwirkt, Selbstverleugnung durch Demuth und Selbstverachtung muß bewiesen werden. Die gelösten Kräfte werden dann in Gott eingetragen, das Verwerden des ganzen innern Menschen ist die nothwendige Vorbedingung seines neuen Erwerbens in Gott. Stundenlang, tagelang stehen diese Gereinigten unbeweglich im Gebet; Rosa von Lima muthete allen Geschöpfen gleichen Eifer zu, und während der Fasten gab ein kleines Vögelchen mit wunderlieblicher Stimme ihr das Zeichen zur Anhebung des Gesanges. Ein zweites Reinigungsmittel in diesen Gebieten ist die Liebe, die von oben in einem Flammenregen zum Herzen niederregnet und dann, ein unauslöschbar Feuer, in ihm brennt. Die große Meisterin der Gottesminne, Katharina von Genua, wußte dies gar nicht auszudrücken, aber sagte: wenn nur ein Funke der Flammen ihres Herzens in die Hölle fallen könnte, würde sie sogleich in den Himmel umgewandelt, die Dämonen würden Engel, die Strafen Tröstungen. Als das dritte Reinigungsmittel wird dann endlich das in dieser Liebe sich entwickelnde eingegossene höhere Licht sich geltend machen. Der Mensch erschrickt ob seiner eignen Verfinsterung dem Lichte gegenüber, das Gedächtniß des Guten ist weggenommen, das der Verschuldung geblieben, jede Tröstung ist von ihm gewichen, dadurch wird der letzte Rest des Bösen ausgereutet; ausgeleert von allem Störenden bleibt der Geist in jener Erkenntniß stehen, die über ihm, höher ist denn er, wird fähig die göttliche Mittheilung aufzunehmen.

Wir sehen bei Maria von Agreda (Sec. 17) die Führung von Stufe zu Stufe fortschreiten, daß Gott durch immer neue Versuchungen und Widerwärtigkeiten sie hindurchgeleitete, so zwar, daß meist der Streit, den sie streiten mußte, und die Gnade, welche sie dann erhielt, einer Gattung angehörten. Gott verlangte endlich von ihr, daß sie ihm in ihrem Innern einen mystischen Tempel erbaue; sie war in den Stand der Braut des Herrn eingetreten und schrieb ein Buch unter dem Titel: „Gesetz der Braut, Gipfel ihrer Menschenliebe, und Unterweisung der göttlichen Wissenschaft".

In solchen Umrissen nun steht das mystische Lehrgebäude des Verf. vor unsern Augen, reichlich ausgestattet mit Erzählungen aus den Lebensbeschreibungen der Heiligen. Er verhehlt sich nicht, was unsere Zeit ihm entgegenrufen werde: Wie? zu einer solchen finstern unsinnigen Lehre sollen wir uns bekennen, das lachende Leben der Gegenwart für eine unsichere Zukunft verdunkeln, der Erde, die uns Gott gegeben, entsagen und uns mit Anweisung auf Güter, die wir nicht kennen, abfinden lassen? Sollen wir dürsten und hungern, den Schlaf von uns weisen, die Noth und Sorge des Lebens vermehren, den Leib mit Quälereien zu Tode plagen, Gesundheit muthwillig vergeuden, uns Siechheit bereiten und einen langsamen Selbstmord üben? Das kann nicht die heitere, milde, in Allem menschliche, bescheidene und geordnete Christenlehre sein. Wäre der Gott, welcher am Blute sich erfreut, die Geißelhiebe seiner Verehrer zählt und dazu ermuntert, dessen Auge an den Zuckungen der Creatur sich weidet, der liebreiche barmherzige Christengott? wäre dieses die leichte Bürde und das sanfte Joch, ein so grausames Thun der rechte Cultus einer Religion der Liebe?

Antwort: Mit nichten ist solches zu thun euch aufgegeben; an die Erde lautet euere Sendung; ihr mögt das Freudige mit Maß genießen, es wird die Regel aller Zeit sein, sonst würde der irdische Haushalt nicht bestehen. Anders ist es um Die bestellt, welche die Privilegirten der Gnade sind; was sie gewirkt, kann nicht für sich selbst die Regel des Lebens werden. In ihnen hat ein stärkerer als der Naturschrei im Menschen gesiegt, es ist der Geist von oben, der sie berufen zu lebendigen Zeugen des großen Opfers im Aufgange des neuen Lichts. Das Opfer am Altare ist die Fortsetzung jenes Opfers durch alle Jahrhunderte, die sich selbst Opfernden sind die Ministranten in diesem Opferdienst. Gott gefällt die Ergebenheit eines Herzens, das sich selbst ganz und völlig ausgeleert, um des Gegenstandes seiner Liebe ganz voll zu werden. Geht ihr auf den Wegen, die euch bereitet sind, aber laßt die Andern auf den ihrigen gewähren.

Eingeräumt wird daneben vom Verf., bei dem Durchbrechen des Kreises natürlicher Lebenszustände und dem sich öffnenden schrankenlosen Gebiet sei das Maß und die Unterscheidung zwischen dem Treiben des höhern Geistes und dem eignen übertreibenden Eifer schwer zu finden, manche Heilige hätten sich selber gestraft, eine allgemeine Regel sei nicht festzusetzen.

Hierdurch sind zugleich andere Fragen beantwortet, welche den Lesern gegenwärtiger Mittheilung beifallen könnten, z. B., warum der Verf. selber, als vollständiger Kenner und Verehrer der Mystik, nicht einen Lebensweg nach dem Muster der Heiligen einschlage? — Es fehlt am Beruf.

Sagt ein Vernunftkind solcher Mystik entgegen: sie sei verrückt, so stimmt sie dem Worte bei; sie ist nämlich verrückt von dem Standpunkte, auf welchem Vernunftkinder und Weltmenschen stehen.

Sagt man ihr: sie gehe zu weit und halte keine verständige Mitte, so antwortet sie: weit ist der Weg zur Heiligkeit, die höchste Höhe ist keine Mitte, in der Nähe der sinnlichen Erde blühen keine himmlischen Kränze.

Zugleich wird bemerklich, daß jede höhere Stufe der Mystik in derjenigen Gestalt, welche der Verf. vor Augen stellt, nur der katholischen Kirche eigen sein kann; sie hat dafür Klosterinstitute, die Mutter Gottes sammt allen Heiligen, die himmlische Speise der Eucharistie, den Rosenkranz bei dem Gebet, die Beichtväter zur Lenkung und Aufsicht. Der protestantischen Kirche fehlt alles dieses, und die Kirchenreformation des 16. Jahrhunderts muß deshalb als ein großer religiöser Abfall — dem ursprünglichen Sündenfall ähnlich — vom Verf. betrachtet werden. Ist bei den Protestanten gleichfalls von Mystikern die Rede, so sind sie weder ganze, halbe, noch Viertelsmystiker, sondern gar keine, oder es ist ganz ein Anderes gemeint; denn etwas pietistische Verwerfung der Vergnügungen des Schauspiels, des Tanzes u. s. w. ist winzige Kleinigkeit auf dem Gebiet mystischer Mortification.

Wir schließen mit folgender Betrachtung: Alle Lehre und Wissenschaft erfodert Gaben, sie zu verstehen und zu gebrauchen; sie sind, wie das gesammte Leben, ein Geschenk der Gnade des Schöpfers. Hier, in Bezug auf mystische Lehre und Wissenschaft, werden ganz eigenthümliche, seltene Gaben vorausgesetzt. Wer sie hat, bedarf keines weitern Verständnisses und keiner Ermahnung; wer sie nicht hat, wird vergebens das Verständniß suchen und Ermahnungen werden bei ihm nicht fruchten. Das Haben und Besitzen dieser besondern Gaben beruht laut dem Verf. auf einem Privilegium der Gnade. Deshalb sei das Menschengeschlecht also für Besitz oder Versagung in alle Wege der göttlichen Güte, Weisheit, Gnade und Vorsehung empfohlen. 28.

Lamartine über die Abschaffung der Todesstrafe.

(Beschluß aus Nr. 181.)

Doch wir wollen den beredtsamen Lamartine weiter argumentiren hören. „Ihr Gegner macht uns ferner", so drückt er sich aus, „den Vorwurf, daß uns, indem wir ein peinliches Gericht ohne Blutvergießen wünschen, die ganze Gesetzgebung der Vorzeit entgehe, welche den alten Spruch: Auge um Auge, Zahn um Zahn, stets festzuhalten für nothwendig erachtet. Allein hierauf erwidern wir unsererseits, daß wir das uralte Recht und Gesetz der Blutrache wol sehr genau kennen und keineswegs übersehen, aber auch zugleich es für eine rohe, nicht mehr unter uns zu duldende Barbarei, für einen Verrath halten an den Rechten der Menschheit und des Individuums. Denn Blutrache ist eben weiter nichts als die Rache, die Rache und der Haß; der Haß aber muß in keine Gesetzgebung aufgenommen werden, vielmehr die Liebe. Indem man den Tod

auf den Tod setzt, das Blut auf das Blut pflanzt, verewigt man die Rache, man streitet also in diesem Handeln gegen das Grundprincip alles Christenthums." In Wahrheit, Lamartine drückt sich gut und am Schluß dieses Arguments sogar schön aus; aber sein Argumentiren, so schön es sich ausnimmt, paßt nicht auf den Gegenstand. Wer in aller Welt sagt ihm denn, daß in unserer Todesstrafe die Rache enthalten sei? Sagen ihm das die alten polnischen Gesetzgebungen, sagt ihm dies das gesetzlose System der Blutrache, so hat er beides nicht gründlich durchforscht. Die Blutrache ist keineswegs das Werk oder das Resultat irgend einer Gesetzgebung, vielmehr ist sie die lautrufende Stimme der Natur (und noch mehr als Natur, nach des Geistes), welche ihr Recht verfolgt und in diesem Verfolgen eben anstatt der fehlenden oder unvollkommenen Gesetzgebung eintritt. Ohne uns hier ausführlich über ein noch tieferes Moment der Blutrache zu verbreiten, was zu weit abführen würde, wollen wir nur dies bemerken, daß sie, die Lamartine für eine bloße Brutalität und Barbarei der Zeiten erklärt, im Innersten ihres Wesens die **Vertretung des Familiengeistes** enthält, der eben die Vertilgung seiner durch den Frevel eines bösen Einzelwesens absolut nicht duldet. Mithin enthält eben die Blutrache ein Moment, das in jede, auch in die reinste und civilisirte Strafgesetzgebung jederzeit aufgenommen werden muß; sie enthält den Sieg der höhern geistigen Macht (der Familie) über die rohe Willkür des Einzelnen (der ein Glied der Familie tödtet und dadurch die Familie selbst verletzt); sie enthält aber freilich diesen Sieg, dessen Inhalt ein wahrer und gerechter ist, noch selbst in der Form der Willkür, und eben deshalb mußte sie diese Form der Willkür im Laufe der Zeiten aufheben, oder, mit andern Worten, sich ihrer Bestimmung als Rache des Bluts entäußern. Auf ganz gerechte, versöhnende und vernünftige Weise geht mithin diese ehemalige Rache, welche die beeinträchtigte Familie vormals ausübte, nunmehr, in der civilisirten Zeit, auf den Staat, als den allgemeinen Willen, über. Dadurch daß der Staat, als dieser allgemeine, nicht mehr im Interesse der Einzelnheit und des bloßen Familienlebens befangene geistige Verein es ist, der nunmehr dem Verbrecher nach seinem Thun vergilt, dadurch ist die Rache als solche ganz aufgehoben und hat sich in die reine Vernünftigkeit der Strafe verwandelt. Es kann keinen vollkommenern Läuterungsproceß geben als diesen. Wo ist hier noch der Haß vorhanden? Im Gegentheil, die **Liebe** ist es, die waltet; eben dieselbe Liebe, welche sich schon in der großen Haushaltung der Natur ausspricht, nach deren ewigen, bewegenden und erhaltenden Gesetzen das faule Glied abgehauen wird, damit nicht der ganze gesunde Leib verderbe, und das unbrauchbare, nutzlose, ausgeartete Individuum zu Grunde gehen muß, damit die Gattung in ihrer geistigen Schönheit und Unvergänglichkeit fortbestehe.

Überhaupt richtet sich die Argumentation Lamartine's, der nun einmal von seinem philanthropischen Standpunkte nicht abgeht, hauptsächlich nur gegen die äußerlichen Accidenzien der Todesstrafe; keineswegs aber vermag er sich des dieser höchsten Strafe einwohnenden sittlichen Geistes und Tiefsinns zu bemächtigen. Er faßt die Todesstrafe als eine bloße Wiedervergeltung, als einen Eingriff in den Lauf der Natur, als eine grausame Handlung, die durchaus gewissen sein muß, weil Blut dabei vergossen wird, als etwas Unschönes, Unfeines und Uncivilisirtes, — weil eine Hinrichtung allerdings nicht ohne Aufsehen, nicht ohne Zwang und Härte und rauhe Zwischenspiele abgeht —, mit kurzem Wort: er faßt sie als eine zweite **Tödtung**, nicht als philosophisch begründeten **Strafact**. Deshalb wirft er solche Fragen auf wie etwa: Welcher Nutzen, welchen Vortheil kann der menschlichen Gesellschaft aus einer solchen zweiten Tödtung erwachsen? Etwa der Nutzen der Abschreckerregung? der Beispielnahme? der Exemplarität? der Furchterweckung in solchen Naturen, die etwa noch genug im Innern beschaffen sein dürften, um gleichfalls einen Mord zu wagen? „Aber", fährt er alsdann fort, „es ist doch bewiesen, daß die Furcht vor der Strafe im Allgemeinen Niemanden von der Verübung des Verbrechens abschreckt. Denn welches sind denn die gewöhnlichen Ursachen des Mordes und Todschlags? Dies sind: der Jähzorn, die Rachsucht, die Eifersucht, der Haß, der religiöse und politische Fanatismus, die Habsucht, die Furcht vor Entdeckung eines vorausgegangenen Verbrechens. Allein alle diese Affecte und Leidenschaften beherrschen das von ihnen ergriffene Gemüth so unbedingt und allmählig, daß ein Vorherbedenken des entsetzlichen Ausgangs, ein Vorgefühl der Strafe, ein In-Furcht-Gerathen vor dieser gar nicht möglich ist. Menschen von solchen Leidenschaften werden den Mord begehen, ohne daß ihnen nur das schwächste Bild der entsetzlichen Strafe und Execution, die ihrem Verbrechen auf dem Fuße folgt, im Augenblicke des Begehens vorgeschwebt haben sollte. Diejenige Leidenschaft, die eine solche Vorbetrachtung noch am ersten zuließe, wäre die Habsucht, weil der Mord aus Habsucht, oder der Raubmord, überhaupt der wahrhaft vorbedachte Mord ist, und so würde denn in diesem einzigen Falle vielleicht die Einschüchterung (intimidation) durch den Proceß der Hinrichtung sich als wirksam erweisen. Und also um einer so geringen und bedingten Wirksamkeit willen will man eine Strafweise festhalten, nach welcher Blut wie Wasser vergossen wird, die dem Auge des Beschauers ein Greuel ist, und die das Volk eben an Das gewöhnt, wovor ihm die Natur selbst von Kindheit auf einen Abscheu eingeflößt hat, nämlich an Tödtung und Blutvergießen?"

Lamartine wird mit seiner Ansicht bei allen Denen durchdringen, die, gleich ihm, nur an der menschlichen Weichlichkeit, an der Sentimentalität der Gefühle festhalten. Vor dem höhern Richterstuhl des Gedankens hat er mit seiner Ansicht Unrecht. Denn mit allen seinen menschheitlich-empfundenen Tiraden berührt er den bedeutungsvollen Kern, das Wesen und die wahre **Würde** der Todesstrafe keineswegs. Wer sagt ihm z. B., daß die Einschreckung der andern noch unbescholtenen Individuen ein Hauptzweck der Todesstrafe sein soll? Zugegeben, es sei dies **früher** der Sinn dieser Strafe gewesen; heutiges Tages ist er es nicht mehr. Wir der Öffentlichkeit der Hinrichtungen meinen wie etwas ganz Anderes; wir meinen genau Dasselbe, was die repräsentative Staatsverfassung mit der Öffentlichkeit ihrer Verhandlungen meint; es soll ein compte rendu sein, den man dem Volke als Staatskörper schuldig ist; es soll ein Beweis sein, daß hier ein gut Gericht gehandhabt wird, daß die Person, die sich an den tiefen Mächten des Staats, der unser Aller ist, vergangen hat, daß diese auch **öffentlich** leide; es soll eine solche öffentliche Hinrichtung ein Gegentheil sein für jenes grauenhafte heimliche Hinmorden der Opfer, womit früher despotische Regierungen ihre schauerliche Gerechtsame bezeichnet haben. Es soll, um es den Verfechtern der philanthropischen Ansicht glatt herauszusagen, das Bewußtsein der Erhaltung einer solchen höchsten Strafe nicht in das verurtheilte Individuum selbst, sondern in das zuschauende Volk, in die vernünftige Einsicht dieser Allgemeinheit zurückfallen; nicht damit sich dies Volk ausdrücklich ein Exempel daran nehme, sondern damit dem vollzogenen Urtheilsspruch der nachhaltige Gedanke, die Einsicht und allgemein menschliche Verständniß nicht fehle. Dergestalt bildet das Volk den Chorus des ganzen tragischen Schauspiels, der mit seiner allgemeinen Betrachtung, die der Einzelne in sich hervorrufen lassen kann, je nachdem er vermag, auch das Ganze beschließt. Eben darum wird sich auch jede vernünftige Staatsgewalt vollkommen genügen lassen eben mit dieser reinen Öffentlichkeit der Urtheilsvollziehung und dagegen alles Außenwerk bei einer solchen zu vermeiden suchen, was nur dazu dienen kann, Furcht, Schreck, Angst, Abscheu und andere Affecte als solche zu erregen, die ja als einseitige Leidenschaften sich gleichfalls unberechtigt zeigen.

Um endlich unsere widerstrebenden Bemerkungen über die in Frankreich gewiß sehr erregend wirkende Abhandlung Lamartine's mit einem allgemeinen Gedanken zu beschließen, so muß es ja doch — um Alles in Allem zu sagen — für ein höchstes Vergehen auch eine höchste Strafe geben, und dasjenige Verbrechen,

welches als solches die Grenze der Existenz des Einzelwesens überschreitet, wird auch einer solchen Zurechnung bedürfen, die das Maß, wornach es gemessen wird, als etwas Absolut-Ungewöhnliches bezeichnet. 80.

Notizen.

Im Dorfe Margeaix, im District von Puy, hat man mittels Nachgrabungen einen römischen Tempel zu Tage gebracht, der mit Meisterwerken der Sculptur und mit dem schönsten Marmor ausgeschmückt ist. Es fanden sich hier eine ziemliche Menge architektonische Fragmente, Kapitäler, Säulenschafte, Piedestale, Geschirre aus Thon und Bronze, der Kopf einer Najade mit Wasserblumen bekränzt, drei Bildsäulen Cupido's, die eine noch völlig unbeschädigt und das Haupt mit einem Kranze geschmückt. Dieser letztere Cupido sitzt mit der Angel in der Hand als Fischer auf einem Altare. Ein zweiter Cupido trägt einen Kranz von Ähren und Kirschen, ein dritter, mit Früchten und Weintrauben gekränzt, läßt einen Raubvogel fliegen. Diese drei Statuen sind jede 3½ Fuß hoch und hinsichtlich der Eleganz ihres Styls bewundernswerth, sicherlich aus den besten Zeiten römischer Bildhauerkunst stammend. Außerdem fand man noch zwei Delphine und die Trümmer einer großen Badewanne.

Folgendes waren die Namen der Monate bei den Angelsachsen: Januar, Wolfmonat, so genannt, weil in diesem Monate die Wölfe am meisten gefürchtet wurden. Februar, Sprout-Kele, wegen des Sprossens der Kelewurzel, des gewöhnlichen Gemüses der Angelsachsen. März, Lenet-Monat, weil die Tage nun länger werden. April, Oster-Monat. Mai, Trimilki, weil die Kühe um diese Zeit drei Mal täglich gemolken werden. Junius, Weyd-Monat, weil nunmehr die Heerden auf die Weiden getrieben werden. Julius, Hey-Monat, von der Heuernte. August, Barn-Monat, von dem angelsächsischen Barn (Scheuer), weil jetzt die Ernten eingebracht werden. September, Berst-Monat, d. i. Bier- oder Gerstenmonat. October, Wyn-Monat (Weinmonat). November, Wint- oder Winden-Monat, von den um diese Zeit herrschenden Stürmen. December, Wintermonat. 11.

Bibliographie.

Armmann, C. F., Der heitere Erzähler oder das Buch der Zweiundfunfzig. Eine Sammlung und Zusammenstellung von Altem und Neuem, Fremdem und Eigenem. 8. Saalfeld, Niese. 12 Gr.

Buchholtz, F., Christophron. Lyrisch-didaktische Fragmente über das Unwandelbare in den wechselnden Formen des Christenthums mit besonderen Bezügen auf die jetzigen Gegensätze innerhalb der evangelischen Kirche. 8. Berlin, Plahn'sche Buchhandlung. 8 Gr.

Bulwer, E. L., Die Eroberung von Granada. Gr. 8. Berlin, Asher. 1 Thlr.

Canstein, Ph. von, Blicke auf die östlichen Alpen und das Land um die Nordküste des adriatischen Meeres. Mit 1 Uebersichts-Charte. Gr. 8. Berlin, Oehmigke. 2 Thlr. 8 Gr.

Chlorinde. Nach dem Französischen von Fanny Tarnow. 2 Bände. 8. Leipzig, Focke. 2 Thlr. 6 Gr.

Delbrück, F., Der verewigte Schleiermacher. Ein Beitrag zu gerechter Würdigung desselben seinen Verehrern geziemend dargeboten. Gr. 8. Bonn, Marcus. 16 Gr.

Eaton, J. H., Leben und Feldzüge des Generals Andreas Jackson, Geschichte seines Krieges gegen die Creeks, seines Feldzuges im Süden und seiner Demüthigung der Seminolen. Gr. 12. Philadelphia. Leipzig, Brockhaus u. Avenarius. 2 Thlr.

Erdmann, J. E., Vorlesungen über Glauben und Wissen als Einleitung in die Dogmatik und Religionsphilosophie gehalten und auf den Wunsch seiner Zuhörer herausgegeben. Gr. 8. Berlin, Duncker und Humblot. 1 Thlr. 12 Gr.

Feuchtersleben, E. v., Beiträge zur Literatur, Kunst- und Lebens-Theorie. Gr. 12. Wien, v. Mösle's Witwe und Braumüller. 1 Thlr. 12 Gr.

Füsslein, W., Über die Umgestaltung der Gymnasien ein offenes Sendschreiben an Herrn L. V. Jüngst, Lehrer am Gymnasium zu Bielefeld. Gr. 8. Weimar, Voigt. 8 Gr.

Gebhard, Fr. Alb., Arina und Wasili. Russische Novelle. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr. 4 Gr.

Hermann, P., Die Altenburger. Darstellung der Sitten und Gebräuche dieses originellen Völkerstammes in Erzählungsform. Nebst einer vollständigen Geschichte des Herzogthums Altenburg. 4 Hefte. 8. Zeitz, Schieferdecker. 1 Thlr.

Janinski, E., Novellen. I. Napoleon Bugalow. II. Jeannette. III. Der originelle Unbekannte. 8. Leipzig, Focke. 1 Thlr. 12 Gr.

Kapp, A., Aristoteles' Staatspädagogik als Erziehungslehre für den Staat und die Einzelnen. Gr. 8. Hamm, Schulz. 1 Thlr. 18 Gr.

(Lafayette.) Memoiren, Correspondenz und Manuscripte des Generals Lafayette, herausgegeben von seiner Familie. Aus dem Französischen von E. Brinckmeier. 1ster Theil. Gr. 12. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 2 Thlr.

Lieber, F., Erinnerungen aus meinem Zusammenleben mit Georg Barthold Niebuhr, dem Geschichtschreiber Roms. Aus dem Englischen übersetzt von K. Thibaut. 8. Heidelberg, C. F. Winter. 1 Thlr. 4 Gr.

Löwenstein, E., Der Königsmörder. Historisch-romantische Rittergeschichte aus den Zeiten Johanns ohne Land. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Lutze, A., Winterblüten. Eine Weihnachtsgabe. 8. Erfurt, Müller. 6 Gr.

Neuhof, W., Historisch-romantische Erzählungen aus Preußens Vorzeit. 2 Bände. Gr. 12. Erfurt, Müller. 1 Thlr. 16 Gr.

Oer, M. v., Balladen und Romanzen. Gr. 12. Erfurt, Müller. 12 Gr.

(Ragusa.) Des Herzogs von Ragusa (Marschall Marmont) Reise durch Ungarn und Siebenbürgen. Aus dem Französischen übersetzt von L. v. Alvensleben. Gr. 12. Leipzig, G. Wigand. 1 Thlr.

Schellhorn, K., Gedichte. 2te vermehrte Auflage, nebst einem Lebensabrisse des Dichters, herausgegeben von Hildebert Schellhorn. 8. Halle, Kümmel. 1 Thlr.

Sieboth, C., Das Waldhuhn und das Orakel in den Ardennen. Eine Familiengeschichte. 2 Theile. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr. 16 Gr.

Simrock, K., Rheinsagen aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter. Für Schule, Haus und Wanderschaft. 2te vermehrte Auflage. Gr. 12. Bonn, Weber. 1 Thlr. 12 Gr.

Stengel, F. v., Otto von Oldeeloe. Historischer Roman. 8. Leipzig, Focke. 1 Thlr. 6 Gr.

Székhely, L. H., Georg Schobri, der Räuberhauptmann in Ungarn. Ein Charaktergemälde der neuesten Zeit. Nach dem Ungarischen. 1ster Theil. 8. Leipzig, Klein. 21 Gr.

Wachsmann, C. v., Erzählungen und Novellen. 8ter Band. I. Der Wäringer. II. Der Infant. III. Die Auserwählten. Neue Folge. 2ter Band. 8. Leipzig, Focke. 2 Thlr.

Weichselbaumer, C., Tutti Frutti eines Süddeutschen. 1ster Band. 8. München, Franz. 1 Thlr. 16 Gr.

Zznafer, L., Cola und die Helden seiner Bande. Eine italienische Räubergeschichte. 2 Bände. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr. 3 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 186. —— 5. Juli 1837.

Des Venners der Stadt Bern Niklaus Manuel Fastnachtspiele. Nach Handschriften und der Ausgabe von 1540 neu abgedruckt. Bern, Jenni. 1836. 8. 10 Gr.

Die ersten Erzeugnisse der deutschen dramatischen Poesie sind bekanntlich theils geistliche Stücke oder, wie der alte allgemeine Name war, Spiele, die sogenannten Mysterien, namentlich die Osterspiele, theils weltliche, die Fastnachtsspiele. Vielleicht schon vor Hans Rosenblüt, der um die Mitte des 15. Jahrhunderts zu Nürnberg lebte, und dessen Fastnachtspiele die ältesten sind, die wir besitzen, hat es dergleichen gegeben; unzweifelhaft aber möchte wenigstens sein, daß schon früh bei den zu Fastnachten üblichen Mummereien und Aufzügen die lebendige Rede eintrat, um entweder Sinn und Bedeutung der Aufzüge zu erklären, oder scherzhafte und andere Einfälle, die die Gelegenheit hervorrief, auszusprechen. Eben dies führte wol allmälig zu dem Gedanken, eigens für die Darstellung zu Fastnachten bestimmte Spiele zu dichten. Den Ton, der in diesen Spielen herrschte, gab der Charakter des Festes, für das sie bestimmt waren, selbst an: sie waren lustig, oft ausgelassen und possenhaft, denn sie sollten bei einem fröhlichen Feste zur Steigerung der Lust beitragen; aber auch Spott und Satire, die gewiß auch bei jenen Aufzügen nicht fehlten, fanden alsbald in die Fastnachtspiele Eingang. Man gab diese Spiele auch dann nicht auf, als man, besonders durch die seit dem Ende des 15. Jahrhunderts verbreiteten Verdeutschungen des Terenz angeregt, anfing, deutsche Dramen, Komödien und Tragödien, zu denen man nun auch den Stoff aus der weltlichen Geschichte, aus Novellen und Romanen entlehnte, mit etwas kunstmäßigerer Einrichtung zu dichten, einer Einrichtung, die freilich auf nicht viel mehr als Äußerlichkeiten sich erstreckte und selbst hierin ungeschickt genug war. Das Zeitalter der Reformation, da eine gewaltige allgemeine Aufregung sich der Gemüther bemächtigt hatte und der größte Theil der Literatur entweder gradezu dem Kampfe für und wider die Reformation diente, oder doch durch ihn eine mehr oder minder starke polemische Färbung erhielt, war geeignet dazu, die Anlage und Neigung zur Satire, die das Fastnachtspiel ohnedies hatte, zu entwickeln und zu steigern. Die Auffoderung, Bezug auf die Begebenheiten der Zeit und Antheil an dem Kampfe, der fast Keinen unberührt ließ, zu nehmen, lag für Die, welche irgend dichterisches Vermögen besaßen, nahe genug, und da in den Städten des südwestlichen Deutschlands, wo die Fastnachtspiele recht eigentlich zu den Volkslustbarkeiten gehörten, die Sache der Reformation bald Anhänger fand, so ward das Fastnachtspiel vielfach dazu angewendet, für diese Sache zu kämpfen und durch Angriffe auf das Papstthum und Verspottung desselben, in einer Weise, die wol oft alles Maß überstieg, auf die Stimme des Volks zu wirken oder dieselbe laut und öffentlich auszusprechen. Eben in diese Classe gehören die beiden Fastnachtspiele, die das vorliegende Büchlein in neuem Abdruck enthält, den sie schon darum, weil sie für die Geschichte der schweizerischen Reformation, deren Einführung in Bern sie in der That vorbereiten halfen, von nicht unbedeutendem Interesse sind, wohl verdienten, für den aber auch der Freund der deutschen Literatur dem Herausgeber dankbar sein wird. Die Fastnachtspiele sind überhaupt der beiweitem erfreulichste Theil unserer alten dramatischen Poesie. Frei von den Mängeln, an denen diese überhaupt in Bezug auf alles Das leidet, was wir unter dramatischer Kunst verstehen, sind auch sie allerdings nicht; aber es sind bei ihnen diese Mängel theils wirklich geringer, theils kommen sie weit weniger in Betracht, und die guten Eigenschaften des Dichters treten in ihnen mehr und offener hervor als bei den größern, zumal den ernsthaften dramatischen Versuchen; eine Sache, von der man sich leicht überzeugen kann, wenn man die Fastnachtspiele des Hans Sachs mit seinen Komödien und Tragödien vergleicht. Die Einfachheit des Stoffes, auch der geringe Umfang, den die Fastnachtspiele meistens hatten, war dem Dichter günstig, ebenso ihre Bestimmung. Es genügte bei ihnen in einer Scene einen lustigen Schwank darzustellen, ein Bild aus dem Zeitlaufe zu geben und dabei, wie man denn die lehrhafte Tendenz immer festhielt, eine gute Lehre, eine Wahrheit lustig und derb versinnlicht dem Zuschauer vorzuführen. Der Dichter fühlte sich dabei frei und in einem Elemente, das ihm angemessen war; es ward ihm leicht, Das, was ihm die Natur verliehen, an einem bequemen Stoffe mit gutem Behagen zu entwickeln, und er konnte darauf rechnen, seine Absicht zu erreichen, die nur dahin ging, den Zuschauern Kurzweil zu machen und ihnen da-

bei eine Wahrheit einzuprägen. Bei den größern Stücken dagegen widerstand entweder der oft gar ungeschickt gewählte Stoff aller dramatischen Behandlung, oder wenn er dazu tauglich war, reichte die Kraft des Dichters nicht hin, ihm diese angedeihen zu lassen, und schon das Streben nach einer gewissen Kunstmäßigkeit, mag uns diese auch noch so dürftig erscheinen, legte, wie es scheint, ihm einen Zwang auf, der ihn an aller freien, lebendigen Bewegung verhinderte und unter dem auch das Gute, was er sonst hätte bieten können, größtentheils verkümmerte. Dramatische Anlage haben freilich selbst die Fastnachtspiele, die einen Schwank, eine Anekdote darstellen, nicht mehr als eben in diesen selbst lag; die vorliegenden und überhaupt diejenigen, bei welchen nicht eine Geschichte den Stoff abgab, sondern die nur schlechthin ein Bild der Zeit oder Sitte geben sollten, entbehren dieselbe fast ganz. Die Figuren, die der Dichter vorführt, stehen wie auf alten Holzschnitten fast nur nebeneinander und sagen ihren Spruch; die Verbindung, in welche sie treten, ist höchst gering; an einen dramatischen Plan, an eigentliche Handlung, an Verwickelung und dergleichen ist nicht zu denken, und der Dichter dachte selbst gewiß am wenigsten daran. Aber eben diese Figuren sind, wenn auch etwas unbeholfen, doch kräftig und mit einer gewissen sinnlichen Wahrheit gezeichnet; in ihnen und ihren Reden drücken sich die Charaktere, die sie darstellen, mit einer derben Leibhaftigkeit aus; die Gesinnung, die uns aus der Tendenz des Ganzen anspricht, ist ehrenwerth und kernhaft; die Geißel der Satire wird scharf und schonungslos, oft auch etwas plump, aber immer eindringlich und mit einem guten, lustigen Humor gehandhabt, der freilich vor Spott- und Scherzreden, die unsere zarten Ohren recht unsanft berühren, gar keine Scheu hat; die Sprache ist kräftig und nicht ohne Gewandtheit. Man kann bei diesen und den ihnen ähnlichen Stücken nicht verkennen, daß in der Art des Fastnachtspiels, die sie bilden, ein Keim lag, aus dem sich eine deutsche eigentliche satirische Komödie hätte entwickeln können, und auch dies kann dazu anreizen, diesen Spielen einige Beachtung zu schenken, die sie außerdem schon als treuer Abdruck der Sinnes- und Denkweise ihrer Zeit verdienen, wenn auch jener Keim, bevor er zu rechter Entwickelung gelangte, durch Schuld von Umständen, deren Ermittelung uns hier fern liegt, sehr bald vertrocknete und einging.

Der Dichter der beiden Fastnachtspiele, von denen wir reden, Niklaus Manuel, aus patrizischem Geschlechte, einer der vier Venner (Bannerherren), welche in dem kleinen Rathe der Stadt Bern die Nächsten nach dem Schultheißen waren, gehörte zu den ersten Anhängern, die sich Zwingli's Reformation in Bern erwarb. Um der Sache, für die er begeistert war, förderlich zu sein, und namentlich durch den Unfug, welchen der mailänder Franziskaner Bernardin Samson mit Ablaßkram in Bern trieb, veranlaßt, öffentlich gegen das Papstthum aufzutreten, dichtete er zwei Fastnachtspiele, in denen „die Warheit in Schimpffswyß vom Papst und siner Priesterschaft gemeldet und angezeigt" ward. Aufgeführt („offentlich gemacht") wurden sie von Bürgersöhnen — eigne Schauspieler gab es bekanntlich noch nicht — beide im J. 1522, das erste „uf der Herrenfaßnacht", d. i. am Sonntage Estomihi, das andere am darauf folgenden Sonntage Invocavit „der alten Faßnacht". Die Absicht, die Manuel hatte, durch diese Spiele auf die Gesinnung der Bürgerschaft entscheidend einzuwirken, scheint er, wenn auch der öffentlichen Einführung der Reformation in Bern noch sechs Jahre lang das gemeinsame Interesse im Wege stand, welches Viele aus dem Adel mit der Geistlichkeit verknüpfte, dennoch vollkommen erreicht zu haben; eine Stelle aus der Anshelm'schen Chronik, die der Herausgeber in der Vorrede anführt, bezeugt dies. Da heißt es: es sei „durch die wohlgelahrten Freiheitsspiele ein groß Volk bewegt worden, christliche Freiheit und päpstliche Knechtschaft zu bedenken und zu unterscheiden". Man wird aber auch eine solche Wirkung dieser Spiele nur natürlich finden. Die Misbräuche, die durch das Papstthum in der Kirche aufgekommen waren, die Habsucht und Üppigkeit der Geistlichkeit, ihre und namentlich des Papstes Einmischung in die weltlichen Händel, kurz das ganze Unwesen der hohen und niedern Klerisei und ihres nicht eben erbaulichen Anhangs waren schon seit längerer Zeit Gegenstand des Ärgernisses für die ehrbaren und frommen Laien, die den Kern und wol auch den größern Theil des Volks bildeten, gewesen. Hier wurde ihnen Alles dies lebendig, mit grellen und starken Farben geschildert, vor Augen geführt; es ward zugleich nachdrücklich gezeigt, in wie schroffem Widerspruche diese Verderbniß mit der Lehre des Evangeliums und mit dem Beispiele Christi und seiner Jünger stehe, wie aber auch eben die Lehre des Evangeliums, nachdem sie so lange schmählich entstellt und unterdrückt worden, jetzt wieder in ihrer Reinheit sich erhebe und allenthalben in der Nachbarschaft Anhänger gewinne, und es konnte so der Aufruf, sich loszusagen von des Papstes Tyrannei und in dem Evangelio frei zu werden, seine Wirkung nicht verfehlen.

(Der Beschluß folgt.)

Friedrich der Große als Schriftsteller. Vorarbeit zu einer echten und vollständigen Ausgabe seiner Werke; bei Annäherung des großen preußischen Thronjubelfestes ehrerbietigst der königlichen Akademie der Wissenschaften empfohlen von J. D. E. Preuß. Berlin, Veit u. Comp. 1837. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Man hat es uns Deutschen öfters — und nicht ganz mit Unrecht — vorgeworfen, daß wir für würdige Ausgaben unserer großen Schriftsteller weit weniger thäten, als andere Nationen, d. h. die Engländer und Franzosen, gethan haben. Freilich können wir solche Ausgaben nicht mit dem typographischen Luxus ausstatten, wie in Frankreich manche Ausgabe Voltaire's, in England manche Ausgabe Shakspeare's geschmückt ist, und wir begnügen uns schon mit Ausgaben, wie die Göschen'sche von Klopstock's „Messias", oder die neueste Cotta'sche von Schiller's Werken ist; aber eine andere Anfoderung sollten wir dafür an uns in ihrem ganzen Umfange geltend machen, nämlich für die innere Ausstattung, für Anordnung, Vollständigkeit und Richtigkeit die möglichste Sorgfalt zu tragen. Aber auch das ist nicht überall geschehen, indem sich die Verleger oft mit dem

bloßen Abdrucke früherer Ausgaben begnügt haben. Wie tadelnswerth ein solches Verfahren gewesen ist, wollen wir jetzt nicht erörtern; aber tadelnswerther und verwerflicher hat es sich nicht leicht gezeigt als bei der berliner Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen v. J. 1789. Denn wir nehmen nicht Anstand, Friedrich II. zu den ersten Schriftstellern Deutschlands zu rechnen, da sein Sinn so echt deutsch war, wenn er auch nicht in der Sprache dieses Landes geschrieben hat, woran jetzt wol nach Justus Möser's, Göthe's und Varnhagen von Ense's Erörterungen Niemand mehr zweifeln, oder den einseitigen Parteischriften eines Adam Müller und Steffens beistimmen wird, die Heinrich Heine („Reisebilder", III, 14) durch seine große Abgeschmacktheit noch übertroffen hat. Daß aber eine solche Ausgabe wie die eben bezeichnete in Preußens Hauptstadt erscheinen und die Redaction derselben von einem preußischen Minister, Wöllner, so liederlich besorgt werden konnte, macht, wie Gibbon ganz richtig gesagt hat, dem preußischen Volke Schande.

Es war daher in der That ein glücklicher Gedanke des Hrn. Preuß, seiner Biographie des großen Königs, die in dem von ihm selbst besorgten Auszuge ein rechtes Volksbuch zu werden beginnt, eine Schrift über die literarischen Arbeiten und Verdienste Friedrich II. folgen zu lassen. Sie ist mit derselben Genauigkeit, ausgebreiteten Belesenheit und unermüdlichen Sorgfalt, mit welcher Hr. Preuß seit einer Reihe von Jahren Alles gesammelt hat, was auf die Regierungsgeschichte des Königs Bezug hatte, abgefaßt und zugleich ein neuer, vollgültiger Beweis seiner Liebe und Verehrung gegen den ruhmwürdigen Monarchen. Diese Eigenschaften geben der vorliegenden Schrift einen besondern Charakter und zeichnen sie vor manchen literarhistorischen Büchern auf das vortheilhafteste aus, deren Verfasser nur Sammler waren, ohne sich selbst für den Gegenstand ihrer Forschungen hinlänglich erwärmt zu haben.

Wie natürlich mußte Hr. Preuß zuerst über die bereits vorhandenen Ausgaben der Werke des Königs sprechen, zuerst über die berliner Ausgabe. Die Geschichte derselben ist in der That merkwürdig. Friedrich Wilhelm II. erkaufte unmittelbar nach dem Tode seines Oheims für 12,000 Thaler diejenigen Handschriften desselben, welche Friedrich II. an seinen literarischen Secretaire, Villaume, verschenkt hatte. Vom Könige erbat sich diese Handschriften der Geheimerath v. Wöllner, der 1788 Chef des geistlichen Departements wurde und sich früher von Friedrich II. die bittersten Kränkungen zugezogen hatte, und erhielt sie sogar zum Geschenk, worauf er sie an die Buchhändler Voß und Decker in Berlin verkaufte und den französischen Prediger und Oberconsistorialrath de Moulines zum Revisor und Herausgeber der hinterlassenen Werke des Königs bestellte. Der Letztere war durch seine literarischen Verbindungen mit Friedrich bekannt, und so lag hierin wenigstens einige Bürgschaft für die Herausgabe der Werke des Königs, da Wöllner selbst dieselben nicht sonderlich werth hielt. Fand derselbe preußische Minister es doch zu theuer, als der einzelne Band derselben für die Bibliothek des joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin für 11 Gr. in Leder gebunden werden sollte, und schrieb daher an den Rector Meierotto, daß es sehr füglich angehe, daß zwei Bände immer könnten zusammengebunden und dadurch also einige Groschen erspart würden (S. 12). Es kann dies nur als Beweis der Verachtung gegen das Buch selbst angesehen werden, indem jenes Gymnasium keineswegs arm ist und eine solche Sparsamkeit also übel angewendet war. Hr. Preuß beschreibt nun diese Ausgabe näher und zeigt, wie unvollständig, mangelhaft und voll sinnentstellender Druckfehler und Verdrehungen der Orts- und Personennamen dieselbe sei, bemerkt aber zugleich, daß sich keine wesentliche Änderung oder Auslassung in derselben vorfände (S. 15—39). Darauf werden die übrigen Gesammtausgaben und Übersetzungen der Werke des Königs aufgeführt, wo Ref. nur die zu Leipzig 1830 in vier Bänden erschienene Ausgabe der „Oeuvres historiques de Frédéric le Grand" und die von J. M. Jost in Berlin redigirte Übersetzung der sämmtlichen Werke des Königs, von der seit 1835 bis jetzt zwanzig Lieferungen fertig geworden sind, vermißt hat. Diese Übersetzung haben wir noch nicht gesehen, die leipziger Ausgabe aber empfiehlt sich durch correcten Text, gleichförmige Rechtschreibung, Berichtigung verstümmelter Eigennamen und Verbesserungen einzelner Irrthümer des königlichen Schriftstellers, sowie durch kurze historische Nachweisungen und Anmerkungen. „Jene Gesammtausgaben", sagt Hr. Preuß am Schlusse seiner Übersicht, „genügen nicht und mahnen die Gegenwart kräftig daran, daß es bei Annäherung des großen hundertjährigen Thronjubiläums ihre Pflicht sei, eine alte Ehrenschuld abzutragen. Und eher möge uns nicht die langersehnte stolze Freude werden, in Erz und Marmor ihn, den Einzigen, den Enkeln darzustellen, bis seine Geisteswerke ehrenhaft der Menschheit übergeben sind."

Der übrige, bedeutend stärkere Theil der vorliegenden Schrift enthält sehr schätzbare Vorarbeiten aus einer Fülle von Literaturkenntniß für die echte, vollständige Ausgabe der Werke Friedrich II. Nach Hrn. Preuß würden in einer solchen die sämmtlichen Schriften unter fünf Rubriken zu ordnen sein: Geschichtswerke nebst den Elogien, Gedichte sammt den sogenannten fliegenden Blättern („Facéties") in gebundener und ungebundener Rede, philosophische und staatswissenschaftliche Schriften und Briefe.

In dem ersten Abschnitte werden nicht blos sämmtliche historische Werke des Königs, die größern sowol als die kleinern, aufgezählt, sondern zugleich mit ausführlichen und durch die glaubwürdigsten Zeugnisse belegten Erörterungen über die historischen Studien Friedrich II., die historische Kunst in seinen Werken, seine Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe und die edle Absicht des dankbaren Monarchen, seiner tapfern Armee ein Denkmal bei der Nachwelt zu stiften, belegt (S. 45—89). Daneben sind manche Einzelnheiten besprochen, wie Froben's Tod in der Schlacht bei Fehrbellin (S. 59 fg.), Gaudi's noch ungedrucktes militairisches Journal über den siebenjährigen Krieg (S. 81 fg.), auch eine Anzahl von Irrthümern in den historischen Hauptwerken des Königs auf S. 88 nahmhaft gemacht. Ebenso werden die Lobschriften des Königs, zehn an der Zahl, durchgegangen, der „Abrégé de l'histoire ecclésiastique de Fleury", wobei aber nur die Vorrede vom Könige herrührt, und einige andere kleine Schriften.

Die vielen Gedichte des Königs (von denen der zweite Abschnitt S. 101—168 handelt) bezeugen funfzig Jahre hindurch die ergreifendsten Momente seines Lebens: er singt in den Krämpfen, welche seine blühende Jugend der Bahre nahe brachten, an dem Sterbebette seines Vaters, in den gefährlichsten Lagen des siebenjährigen Krieges, unter den fünfwöchentlichen Gichtqualen in seinem 60. Lebensjahre und im Angesichte des Todes. „C'est mon délassement de faire des vers", schreibt er an Voltaire 1749; oder an den Marquis d'Argens 1762: „Je m'attache plus fortement que jamais aux agrémens de la poésie et à toutes les parties des études qui peuvent orner et éclairer l'esprit: ce seront les hochets de ma vieillesse avec lesquels je m'amuserai jusqu'à ce que ma lampe s'éteigne." Mit großer Sorgfalt sind hierauf in chronologischer Folge die einzelnen Gedichte des Königs vor, während und nach der Zeit Voltaire's, dessen dreijähriger Aufenthalt in Potsdam auf das poetische Leben des Königs von großem Einflusse gewesen ist, aufgezählt und mit sachgemäßen Erläuterungen begleitet, unter denen wir besonders die über des Königs Bescheidenheit und Zurückhaltung bei Veröffentlichung seiner Poesien, deren Mittheilung er sogar manchen von ihm sehr geachteten Männern verweigerte, herausheben wollen, sowie beispielsweise die Geschichte des satirischen Gedichtes: „Le palladion" (S. 135—141). Auch der dramatischen Versuche des Königs und der von ihm verfaßten Operntexte geschieht vollständige Erwähnung. Zum Schluß stehen genaue Nachweisungen über die fliegenden Blätter („Facéties") des Königs in ungebundener Rede, in denen, obgleich sie zum Theil von sehr untergeordnetem Werthe sind, sich doch stets die Geistesthätigkeit und Gemüthsrichtung eines

Fürsten ausspricht, welcher bei aller Last der Regierung und in den verwickeltsten Lebensmomenten noch einige Augenblicke zu solchen Scherzen fand. In dieser Übersicht wird Vieles, namentlich für jüngere Leser, neu sein, so z. B., daß die Haude und Spener'sche Zeitung in Berlin bis zum Jahre 1743 nicht selten Aufsätze und Artikel von des Monarchen eigner Hand in das Publicum gebracht hat, und daß der Artikel „Für den Roggenkaffee gegen den Colonialkaffee" in den „Berliner Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" (1768, Nr. 52) ebenfalls von Friedrich II. herrührte (S. 166).

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Von Ramon de la Sagra erschien in spanischer Sprache ein Reisetagebuch über Nordamerika unter dem Titel: „Fünf Monate in den Vereinigten Staaten, vom 29. April bis zum 23. September 1835", ein Werk, das soeben von René Baissas ins Französische übertragen wurde und das man nicht ohne mannichfaltiges Interesse lesen kann, insofern es eine Menge von Details enthält über die Civilisation der Vereinigten Staaten, über die Sitten, die Industrie, den Charakter der Bewohner, über die dort existirenden Institute jedweder Gattung.*) Da des Verfassers Beobachtung eine ziemlich unbefangene und vorurtheilsfreie ist, so läßt es sich bei der Lecture seiner Schrift wol vergessen, daß sie doch immer nur ein neuer Beitrag zu einer so unendlich voluminösen Hauptmasse ist, daß man wol die Behauptung verantworten könnte, es sei nun für die ersten fünf Jahre über die nordamerikanischen Verhältnisse genug gesagt und geschrieben worden. Allein freilich ist Nordamerika eine jener stehenden Zeitfragen, woran sich der einsichtsvollste wie der beschränkteste Kopf abzuarbeiten gedrungen fühlen. Was uns bei der Behandlung dieses in Wahrheit abgedroschenen Gegenstandes am meisten anwidert, ist immer das grelle Vorurtheil, welches sich mit recht äußerlichem, ebenso unwissenschaftlichem als unpoetischem Sinn in das bloße Industriewesen, in die zwar soliden, jedoch auch eben darum hausbackenen praktischen Aufklärungsprincipien vernarrt hat, von denen jedes neue Staatensystem unzertrennlich ist. Dies leidige Vorurtheil, dieser langweilige Enthusiasmus für die englisirten Republiken versündigt sich weit mehr, als Manche glauben, an der weit tiefern und inhaltvollern europäischen Gesittung und macht sich in eben dem Grade, als für den jungen Welttheil geschwärmt wird, für den ältern, heimatlichen und in Wahrheit auch schönern unnütz. Darum wäre es wirklich ein ziemlich ersetzbarer Verlust, wenn wir alle die müssigen Lobredner der nordamerikanischen Gesellschaft auf einmal in diese hinüberschifften und somit loswürden. Manchen gutgesinnten europäischen Bürger mag es vielleicht verdrießen, Jahr für Jahr so viele Deutsche, Franzosen, Engländer u. s. w. in die gelobte neue Welt auswandern zu sehen, Menschen, die seiner Meinung nach dem Vaterlande ihre Kraft und ihren Dienst widmen sollen. Allein wahrlich, es ist kein Grund vorhanden, sich diesen Abschied sehr zu Herzen zu nehmen. Denn mit Zuversicht läßt es sich behaupten, daß Der, dessen Gedanken sich einmal im Schwindelgeist vom Vaterlande losgerissen, auch dem Vaterlande völlig entbehrlich ist. Lassen wir sie ziehen in Gottes Namen, und wem ihr Abschied etwa noch zu Herzen geht, der lese nur des herrlichen Anastasius Grün herrliches Gedicht im neuesten „Frühlingsalmanach" von Lenau. Dort sind die Saiten angeschlagen, bei deren Klange allenfalls jene Auswanderer die Reue, der Gram und das Heimweh anwandeln müßte, aber nimmermehr uns Gram und Reue, uns, die Zurückbleibenden. Wer nicht bleiben will und kann, der ziehe; mehr läßt sich über diesen Gegenstand kaum sagen; daß er nicht bleiben kann und will, eben dies bürgt uns am sichersten für seine Entbehrlichkeit.

Um wieder auf die Schrift von Ramon de la Sagra zurückzukommen, so gehört dieser Verfasser, wie gesagt, zu den besonnenern und vorurtheilsfreiern Panegyristen Nordamerikas, und wir wollen es ihm auch vorzüglich Dank wissen, daß er dem nordamerikanischen Gefängnißwesen und Strafsystem eine vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet hat. In diesem System und in dieser Einrichtung liegt etwas Wesentliches und Allgemeines, was freilich in dem Tochterland eher und eindringlicher Wurzel fassen konnte als in dem mütterlichen Welttheil, weil es dort als etwas wahrhaft Neues und Unbehindertes erschien, während es hier noch mit mancher widerstrebenden Form des Alterthümlichen, noch mit manchem eingerosteten Begriff, noch mit mancher eingewurzelten Ansicht wird kämpfen müssen, und ihm auch, was wir andererseits bekennen müssen, in unserm Welttheil das vernünftige Gesetz selbst in seinen vielgestaltigen nationalen Formen und Unterschieden zuvörderst die nöthige Rechenschaft abfodert. Die Übersetzung von René Baissas des genannten Werks könnte äußerlich etwas sorgfältiger sein.

*) Wir berichten nächstens ausführlicher über das Original.

D. Red.

Der Einfluß, dessen sich die Männer von Geist in Großbritanien zu erfreuen haben — sagt Allan Cunningham — läßt sich mit Wenigem ausdrücken: er ist gleich — Null. Die Herausgeber von zwei oder drei politischen Zeitschriften stehen bei dem Volke wie bei der Regierung in größerm Ansehen als alle Dichter, die seit einem halben Jahrhunderte gelebt und geschrieben, zusammengenommen. Den Einfluß der Männer von Genie kann man leicht nach ihrer Lebensgeschichte beurtheilen. Chatterton nahm Gift aus Mangel an Brot; Samuel Johnson verweigerte man eine Unterstützung, um durch eine Reise seine zerrüttete Gesundheit wiederherzustellen. Burns hatte an seinem Sterbetage weder ein Stück Brot noch ein Stück Geld im Hause. Crabbe stirbt als armer Pfarrer, keine geistliche Würde zeichnete ihn vor der Menge aus. Walter Scott rieb seine Gesundheit auf, um seine Vermögensumstände in Ordnung zu bringen, und sein Vaterland weigerte sich, seine Bibliothek aus der Masse an sich zu kaufen. Byron geht ins Exil und stirbt beinahe unter Verwünschungen des englischen Namens, den sein Genius berühmt gemacht. Coleridge ward vor wenigen Jahren seine geringe Pension entzogen. Wordsworth verkaufte Stempelpapier, um sich davon zu ernähren. Southey erhält als gekrönter Poet täglich den Betrag einer Pinte leichten Weins von Amtswegen. Moore bemerkte, daß die Poesie gleich der Tugend ihren Lohn in sich selbst suchen müsse. Hogg nagte an einem Hammelknochen, während er die Heerde hütete, und Wilson hält Vorlesungen über die Philosophie. 11.

Verantwortlicher Herausgeber Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 187. —— 6. Juli 1837.

Des Venners der Stadt Bern Niklaus Manuel Fastnachtspiele.

(Beschluß aus Nr. 186.)

Wir wollen nicht durch Aushebung größerer Stellen allzu vielen Raum in diesen Blättern in Anspruch nehmen, können uns aber nicht enthalten, kurz den Verlauf des Inhalts beider Spiele anzugeben. In dem ersten

trug man des Ersten ein todten in einem Beum (Sarg) in Gestalt ihn zu begraben, und saß der Papst da in großem Gepracht mit allem Hofgesind, Pfaffen und Kriegslüten, hoch und nieder Standes; und stund aber Petrus und Paulus wyt hinten, sahend zu mit viel Verwunderns, ouch waren da Edel, Laien, Bettler und Ander. Und aber es gingend 2 Leidmann nach der Bahr, die klagten den Todten, und da die Bahr für die pfäffisch Rott ward niedergestellt, da fingend die Leidlüt an ihr Klag.

Hiermit beginnt nun das Stück; der Sigrist und der Kilchherr freuen sich über die Opfer, die sie durch den Todten zu erwarten haben, der Tischdiener und die Pfaffenmetz, Anastasia Fuchsöhrli, der der Todte einen neuen Rock einbringt, stimmen ein. Aber auch der Papst Entchristello, der auf den Glauben der dummen Laien pocht, die ihm, wenngleich er in Büberei lebe, doch Macht über Seligkeit und Verdammniß zuschreiben, und der Cardinal Anselm von Hochmuth preisen den Tod als Den, der ihnen am meisten zu Hab und Gut, Macht und Ehr verhelfe, und sie wie der Bischof Chrysostomus Wolfsmagen und Andere, deren Namen nicht minder bezeichnend sind, als z. B. der Propst Friedrich Gyzsack, der Dechant Sebastian Schinddenburen, verhöhnen die Einfalt der Laien und rühmen sich des Spieles, das sie mit dem Heiligen treiben, ihres Wuchers damit, ihrer schamlosen Üppigkeit auf die hoffärtigste, zugleich aber naivste und offenherzigste Weise. Dazwischen aber ertönen auch die Klagen des Vikari Johann Fabler und des Pfarrherrn über die Bauern und groben und frevlen Laien, die, seit sie durch die „verfluchten Druckerg'selln" das Evangelium in die Hände bekommen, den Pfaffen weder Ehr noch Geld mehr zollen wollten und aus dem Evangelium bewiesen, daß ihnen, sowie sie jetzt wären, keins von beiden gebühre; gegen diese Beweise helfen aber weder des Papstes Rechte, noch Aristotelis Wesen, noch Thomas und Scotus. Mit solchen und ähnlichen Klagen, namentlich auch, daß Niemand mehr Ablaß kaufen wolle, und mit Jammer über die schlechte Zeit, die bevorstehe, erscheinen auch der Abt und der Prior vor dem heiligen Vater, der sich aber nicht weiter darum kümmert. Der Schaffner weiß nicht, wie er mehr haushalten soll, „zwölf Priester im Convent und von aller Gült und Rent nicht mehr als 7000 Kronen nebst allen Naturalien, das könne nicht ausreichen". Der Quästionirer (Bettelbruder), der Rollbruder (Beghardе) und der Landfahrer beschweren sich bitterlich über die Bauern, die sie, wie sie bettelten, verhöhnten und zur Arbeit verwiesen; der „jung Münch" hat Abscheu vor dem Kloster, und gleichwol dürfe er's nicht wagen auszutreten; die Begyne tröstet sich über die Noth, da sie ja nur wieder zu ihrem alten Gewerbe, der Kuppelei, zu greifen brauche. Endlich erscheinen „der fromm arm Krankhusmann Bläsi Samstag", der lebhaft schildert, wie man bisher nur die Pfaffen bedacht, der wahrhaft Armen aber vergessen habe, und ein Edelmann, der die Thorheit seiner Vorfahren, die Alles der Kirche geschenkt, und die Habsucht der Pfaffen verwünscht und schließt: „Also beschyßend ihr Land und Lüt! Wir Edeln mögens nit mehr erliden, wir müssen üch den Kabis (Kohlkopf) beschneiden". Nun treten des Papstes „Guardiknechte" mit dem Guardihauptmann, der Hur und dem Schreiber auf, die den Papst, der „ein Kriegsmann, ein Pfaff, ein Gott" sei, und bei dem sie herrlich und in Freuden leben, preisen; darum wollen sie auch seinen Willen thun, was gehe sie Christus an und „Petrus mit dem Glatzengrind, die beed arm Bettler gewesen sind"? „In diesen Worten kam ein Post schnell daher geritten, und demselben nach ein Ritter von Rhodis mit großer Il, rennende mit verhängten Zoum dem Papst zu"; er schildert beweglich die Noth, die Rhodus von den belagernden Türken auszustehen habe, und bittet um Unterstützung. Der Papst hat dafür keine Ohren, ihm liegt daran, wie er mit Kaiser Carolus, der jetzt sein Geselle, dem König von Frankreich und den Venedigern Abbruch thue und seine Macht in Italien vergrößere, und da er hofft „es sye noch ferr und lang Bis daß der Türk mit seinem Heer komme gen Rom und über Meer", wird der Ritter mit dem Bescheid: „Fahr hin mein lieber Commenthür! Ich geb dir nit ein Haller ze Stür", entlassen, der nun in Jammer- und Zornreden über die Schändlichkeit des Papstes ausbricht, während „der Türk Schupi Magan" über die

Verblendung der Christen staunt. Daran schließt sich ein Gespräch zwischen Doctor Lupold Prädicant und mehren Bauern über das frevelhafte Treiben des Papstes, am meisten über den Unsinn der Ablasses, an dessen Kraft sie selbst nur zu lange geglaubt hätten, das mit den Worten endigt:

Man solt die Ablaßkrämer all ertränken!
Sie stundend wie Kouflütknecht by den Bänken;
Grad als ob Gott ein Krämpler wär
Und verkauft' eim für ein Kreuzer Schmär,
Dem andern Kümmich und blowen Faden,
Schwefelhölzli, fulen Käs voll Maden,
Bryßriemen (Nestel), Haselnuß und Branntewyn,
Rührmilch, suren Senf ouch im Häfelin;
Glych als Gott ein Krämpler sy.
Es ist im Grund ein Bübery!

„Demnach kamend allerlei Kriegslüt von fremden Landen zu Roß und Fuß, begehrtend Dienst von dem heilligen Vater; der ward ihnen mit ehrlicher Besoldung zugeseit." Stradioten, die zehn Jahre nie anders gelegen als zu Felde, Italiener, „gar gute, redliche, fromme Eidgenossen", „gute Landsknecht, die zu dem Hader sind gut und recht" (von ihnen heißt es: „Es sind die guten, alten Kriegskatzen, Sie könnend schlahen, stechen, byßen und kratzen, mit Knebelbärten, wild zerschnitten und han in Kriegen viel erlitten"), und Reisige, alle werden angenommen, Sold und Beute sollen sie haben und sich indeß gütlich thun, der Bauer müsse zahlen. Endlich „kam St.-Peter und Paulus hinden herfür, und fundend einen Cortisanen; by dem stund Petrus lang und sach den Papst an mit Ougspieglen (Brillen), und sunst, und kunnt ihn nit verwundern, wer der wär, der mit so großem Volk, Rochthum und Pracht uf der Menschen Achslen getragen ward; fragen zuletzt den Cortisanen:

Lieber Priester sag mir an,
Was mag doch das syn fur ein Mann?
Ist er ein Türk oder ein Heid,
Daß man ihn so hoch uf den Achslen treit,
Oder hat er sunst gar kein Fuß,
Daß man ihn also tragen muß!"

Der kann sich wieder seinerseits nicht genug verwundern, daß sie den Statthalter Gottes nicht kennen, und setzt ihnen seine Macht auseinander, worauf Petrus und Paulus ausführlich zeigen, wie weit des Papstes Wesen von dem Evangelium entfernt sei. Nun bricht der Papst auf zum Kriegsrath, nachdem er seinen Hauptleuten, die voller wilder Kriegslust ihm Vermehrung seiner Macht verheißen, den Segen ertheilt; nur der Doctor Lupold bleibt als Epilogus zurück, indem er mit eindringlichen Worten zusammenfaßt, wie des Papstes Gewalt entstanden und wie ruchlos sein Treiben sei. Mit dem Gebet um Gottes Erbarmen und Segen:

Herr laß uns all zu Gnaden kommen,
Und verleih uns deinen göttlichen Segen!
Amen! Versieglet mit dem Schwyzerdegen.

schließt das Fastnachtspiel.

Den Inhalt des zweiten, das als bloßer Fastnachtschimpf bezeichnet wird und weit kürzer ist, geben wir gleich mit den Worten der Aufschrift an; es ward dargestellt:

Wie uf einer Syten der Gassen der einig Heiland der Welt, Jesus Christus, unser lieber Herr, ist uf einer armen Eselin geritten, uf sinem Houpt die dörnin Kron; by ihm sine Jünger, die Armen, Blinden, Lahmen und mancherlei Presthaftig. Uf der andern Syten reit der Papst im Harnisch und mit großem Kriegszug; als hernach verstanden wird, durch die Spruch, so die zween Buren geredt hand, Rudi Vogelnest und Cleywe Pflug.

Hier beschränkt sich die Rede auf das Gespräch der beiden Bauern, welche die zwei Aufzüge, die einen so scharfen Contrast zueinander bilden, mit Nutzanwendungen commentiren; wobei Cleywe Pflug zu dem Schlusse kommt, die Pfaffen des Teufels sein zu lassen und Christo dem Herrn anzuhangen, „der wahrhaftig ist, nit lügen kann", sich nicht mehr weder um den Ablaß noch den Fluch des Papstes zu kümmern, sondern auf Christus zu bauen, denn

Welcher geloubt und g'lebt siner Lehr,
Den fehlt der Herr Jesus nimmermehr!

Was Rudi Vogelnest mit den Worten, die wir hersetzen, um doch auch anzudeuten, wie derb man damals zu reden pflegte, bekräftigt:

Ja wenn ich sin Gnad und Huld mag han,
So gilt es mir glych, was lyt mir dran;
Gott geb, sie thügend mich in Bann oder Ach (Acht),
So frag ich denn ganz und gar nit meh nach,
So ich den Ablaß in Jesu Christo wohl mag han.
Ich sch— in den Ablaß und wisch den A— am Bann,
Der allein um Geld wird erdacht,
Von Rom uf einer Hundshaut bracht.
Wenn sie mich nun mehr beschyßen
So sönd sie mirs auch verwyßen.
Deß hab ich mich ganz eigentlich verwegen
Und sollt es mich kosten min Schwyzerdegen.

Beide Spiele erschienen auch bald nachher im Druck, 1525 bei Froschauer in Zürich, wobei mehre Zusätze in Bezug auf Das, was sich seit ihrer ersten Aufführung zugetragen, eingefügt wurden, und wiederholt 1540 bei Apiarius in Bern. Es gelang aber, wie wenigstens der Herausgeber meint, den Feinden der Reformation, sie fast ganz zu unterdrücken, sodaß kaum noch einige Exemplare der Ausgabe von 1540 und einige Manuscripte vorhanden sind. Nach der letztern Ausgabe ist die gegenwärtige veranstaltet; zwei Manuscripte, die dabei benutzt wurden, scheinen selbst erst aus jener geflossen zu sein und ergaben meist nur in der Orthographie Abweichungen. Die Orthographie selbst fand der Herausgeber nirgend constant und hat deshalb die neuere Rechtschreibung beobachtet, ohne jedoch die gebührende Rücksicht auf Bewahrung des alterthümlichen und landschaftlichen Lautes aus den Augen zu setzen. Die kurzen Anmerkungen, welche veraltete oder provinzielle Worte und Ausdrücke erklären, genügen ziemlich; doch findet sich noch Manches, was, wenn einmal Erklärungen beigefügt werden sollten, nicht übergangen werden dürfte, wie etwa S. 23: „Siebend, dreißigst und Jahrzit" als kirchliche Trauerzeiten, wogegen Anderes wie „mögend", „us" u. dergl. füglich unerklärt bleiben konnte. Seite 28 sollte statt „Singend gut: Hänßly uf der Schiterbygen" stehen: „Singend: gut Hänßly" u. s. w.; es ist das alte Liedchen: „Gut Hähnchen auf der Schleiter saß". 13.

Friedrich der Große als Schriftsteller ꝛc. Von J. D. E. Preuß.

(Beschluß aus Nr. 188.)

Der dritte Abschnitt, über die philosophischen und staatswissenschaftlichen Schriften des Königs (S. 168—220), zeigt dieselbe Genauigkeit und Sorgfalt, die wir bereits früher zu rühmen Gelegenheit hatten. Einzelnes läßt sich nicht herausheben. Die Absicht des Königs, durch das Niederschreiben seiner Gedanken sich mit sich selbst zu verständigen und seine Muße froh und weise zu verwenden, tritt überall, vom J. 1738 an bis in die spätern Jahre seines Lebens hervor. Am ausführlichsten hat Hr. Preuß den „Anti-Macchiavell" behandelt, mit Berücksichtigung der von Friedländer nach der Originalhandschrift kürzlich veranstalteten Ausgabe. Interessant, wenn auch nicht neu, ist die auf S. 210 mitgetheilte Erklärung des Königs über sein „Examen critique du Système de la nature" aus dem Jahre 1770, die doch sehr gegen die Meinung Stuhr's und Anderer spricht, als habe Friedrich seine Irreligiosität zur Schau getragen. „Les bagatelles, que j'écris", sagt er, „sont un amusement pour moi. Je m'instruis moi-même en pensant à des matières de philosophie, sur lesquelles je griffonne quelquefois trop hardiment mes pensées. Cet ouvrage sur le Système de la nature est trop hardi pour les lecteurs actuels auxquels il pourrait tomber entre les mains. Je ne veux scandaliser personne; je n'ai parlé qu'à moi-même en l'écrivant. Mais dès qu'il s'agit de s'énoncer en public, ma maxime constante est de ménager la délicatesse des oreilles superstitieuses, de ne choquer personne et d'attendre que le siècle soit assez éclairé pour qu'on puisse impunément penser tout-haut."

Von S. 220—252 hat Hr. Preuß diejenigen Schriften des Königs verzeichnet, in welchen er sich als Lehrer seiner Offiziere zeigt. Während seines Lebens wurden diese, die in deutscher Sprache abgefaßt sind, durchaus geheim gehalten und sind erst in neuerer Zeit in verschiedenen militairischen Zeitschriften und Werken gedruckt worden. Manche ungedruckte Instructionen, die sich in den Archiven einzelner Truppentheile des preußischen Heeres oder im geheimen Staatsarchive befinden (der vielbelesene Mann weiß überall Bescheid), weist er nach und macht Auszüge aus denselben bekannt. Dieser Abschnitt ist zwar namentlich für Militairs interessant, aber auch andere Leser werden sich nicht ungern hier die theoretischen Verdienste des Königs, der auf dem Schlachtfelde so groß war, vergegenwärtigen.

Der letzte Abschnitt (S. 253—289) enthält nach vorangeschickten Bemerkungen über die bei einer Herausgabe des königlichen Briefwechsels zu befolgende Methode ein nach der Zeit geordnetes Verzeichniß aller bisher gedruckten Briefe des Königs, sowol in besondern Schriften als in Zeitschriften, Journalen, Biographien u. s. w., wo dann der jahrelange, unermüdliche Fleiß des Verf. sich wieder in einem sehr glänzenden Lichte zeigt. An einzelnen Berichtigungen fehlt es auch hier nicht. Zum Schluß macht Hr. Preuß noch auf die vielen ungedruckten Briefe aufmerksam, die sich im Besitze einzelner Personen befunden haben oder in Archiven aufbewahrt werden, wie auf die Correspondenz des Königs mit seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich (an der Zahl 537 Briefe), mit seinem Lieblingsfreunde, dem Grafen Keyserlingk, mit dem Grafen zur Lippe, mit dem Mathematiker Euler, mit dem Fürsten von Ligne und Andern. „Was Friedrich als Mensch war", heißt es am Ende des Abschnitts, „bezeugt der große Schatz seiner Briefe; sein Königswerth liegt in seinen Cabinetsbescheiden ausgesprochen. Beide Sammlungen werden einst als das schönste Lob der Monarchie gepriesen werden."

Hieran schließen sich nun vier Anhänge. 1) Unterredungen des Königs mit Personen allerlei Standes (S. 290—299), wo jetzt noch die Unterredung desselben mit Lafayette nachzutragen wäre, deren Zinkeisen in seiner Biographie des Generals („Zeitgenossen", dritte Reihe, Nr. 41 u. 42, S. 95) erwähnt hat. 2) Reden und Anreden des Königs (S. 300 fg.). 3) Musikalische Compositionen des Königs (S. 302—306). 4) Untergeschobene Schriften des Königs (S. 307—312), ein ebenso nützlicher Abschnitt als früher Nicolai's Kritik der falschen Anekdoten aus Friedrich's Leben.

Unter den 16 Beilagen, die sich durchaus auf solche Gegenstände beziehen, welche im Texte vorkommen, wollen wir nur die sechste herausheben, die Voltaire's Correcturen in einer Ode des Königs enthält, und die zwölfte, in welcher Hr. Preuß ein Verzeichniß aller derjenigen Schriften niedergelegt hat, die durch des Königs Abhandlung: „De la littérature allemande", veranlaßt worden sind.

Ref. kann am Schlusse seiner Anzeige nur in den Wunsch des Hrn. Preuß einstimmen, daß die Akademie der Wissenschaften in Berlin sich die Herausgabe der Werke des großen Königs möge wirklich angelegen sein lassen und das Jahr 1840, wo hundert Jahre früher Friedrich II. den preußischen Königsthron bestieg, wenigstens durch die officielle Ankündigung einer solchen Ausgabe von ihrer Seite auszeichnen. Denn beendigt kann ein Werk von diesem Umfange zu jenem Termine noch nicht sein. Was aber die treffliche Schrift des Hrn. Preuß anbetrifft, so können wir uns von derselben nicht ohne einen andern Wunsch trennen. Wie sehr würde nicht unsere vaterländische Literatur durch ähnliche Monographien über die Schriften unserer bedeutendsten Männer, eines Wieland, Herder, Schiller, Göthe gewinnen. Solche Bücher würden willkommene, nützliche Supplementbände zu den Gesammtausgaben Schiller's und Göthe's werden. Denn die neueste Ausgabe von Schiller's Werken in zwölf Bänden ist zwar typographisch schön ausgestattet (mit Ausnahme der zehn schlechten Kupfer), aber in literarischer Hinsicht sehr kümmerlich bedacht worden. Denn die Biographie Schiller's z. B. ist noch ganz dieselbe geblieben, wie sie 1812 war, gleichsam als ob seitdem gar nichts Neues über Schiller bekannt geworden und die schätzbaren Denkwürdigkeiten der Frau v. Wolzogen nicht in demselben Cotta'schen Verlage erschienen wären. Und was würden erst Göthe's Werke durch eine mit der Umsicht und dem Fleiße des Hrn. Preuß verfaßte literarische Einleitung gewinnen. 7.

Reisebilder aus Süddeutschland, aufgenommen im Sommer 1836 von *r. Leipzig, Fest. 1837. Gr. 12. 1 Thlr.

Wenn Einer eine Reise macht,
So kann er was erzählen.

Und das thut denn auch Hr. *r, nachdem er von Leipzig aus zur Erholung über Nürnberg, Regensburg, Passau, das östreichische Salzkammergut, Salzburg, München, Augsburg, Bamberg, Koburg, Gera im Juni 1835 mit einer Schwiegertochter gereist ist, noch im Herbst und Winter desselben Jahres, und wir wünschen, daß sein Büchlein ihm und dem Verleger die Reisekosten wiedererseht haben mögen. „Es lag ihm", sagt er in der Vorrede, „weniger daran, das Geschehene zu beschreiben, als den Eindruck wiederzugeben, den es auf uns und wol noch Manche machte. (Aber uns dünkt, die realistische Welt fragt mehr nach den Sachen als nach den Eindrücken, welche sie auf einen gewöhnlichen Leipziger und seine Schwiegertochter machen!) In jedem Falle werden die wenigen Bogen einen Beitrag zur Unterhaltungslecture spenden." Durch diese Bescheidenheit versöhnt allerdings der Verf. mit einem für seinen Zweck nicht wohl gewählten Titel (denn Bilder wollen ja beschrieben sein!); es müßte denn sein, daß er diesen durch andere Werke in Ansehen gekommenen Ausdruck aus mercantilischen Zwecken gewählt hätte.

Übrigens will Ref., der in den meisten der beschriebenen Gegenden und Städte ge- und bewandert ist, dem Verf. das Zeugniß nicht versagen, daß er Reisepraxis, Anschauungsgabe und ein leidliches Darstellungsvermögen — aber auch mehr nicht — besitze, also wirklich besonders für Leute gewöhnlichen Schlags, die eine ähnlich angelegte Reise beabsichtigen, unterhaltend, sogar belehrend geschrieben habe.

Digitized by Google

Zur Abwechselung hat der Verf. auch Historisches, Literarisches, Poetisches eingemischt, nur in Noten zu Hause nachgetragen, da er schwerlich den citirten Keysler und Nicolai bei sich gehabt haben wird. Daß der Verf. in St.-Salvator bei Regensburg beinahe ein wächsernes Votivbeinchen pour la rareté du fait entwendet hätte, oder einen Haufen Betteljungen in der Nähe von Bamberg durch ein priesterliches Kreuz, welches er zum Wagen herausmacht, zum Niederknien bringt, hätte dem Verf., und verdienterweise, schlecht bekommen können. Sehr richtig ist die Bemerkung, wie wenig der griechische Tempel bei Regensburg zum altdeutschen Namen Walhalla und zu seiner nationalen Bestimmung passe. Da der Verf. in der Regel ein gutmüthiger Lobredner ist, so rühmt er auch die protestantische Kirche in München, die doch auf mehr als eine Weise verunglückt zu nennen und dort oft mit einem grade nicht geistlichen Hausgeräthe, welches man indeß in dieser Form in Leipzig nicht kennt, verglichen worden ist. In Augsburg hätte der Verf. als guter Protestant auch den Dahinab besuchen sollen, wo Luther aus der Stadt entfloh, und den benachbarten Lueg'-ins-Land. Für die nächste Reise empfiehlt Ref. dem Verf. Tirol bis Meran; und dann erst ein ander Mal die Schweiz, damit er dem Enkelchen, wie diesmal sonnenberger, dann auch grödener Holzwaare und ins Haus einen Senflöffel vom Rigi mitbringen könne. Der angelus von S. 28 in der Note wird wol ein angulus werden müssen! 39.

Notizen.

Wenn zu irgend einer Zeit das britische Reich den Namen des „heitern Englands" verdiente, so war es unstreitig unter der ruhigen Herrschaft Elisabeth's und Jakob I., denn zu keiner Zeit wurden in England die Volksfeste fröhlicher und herzlicher gefeiert als damals. Engherzige Kopfhängerei, frommthuende Heuchelei, finstere, menschenfeindliche Entsagung und Selbstkasteiung waren damals dem lebenskräftigen englischen Volke durchaus fremdartige Elemente. Der Gottesdienst fand darum mit nicht weniger Ernst und Innigkeit statt; allein es regte sich im Herzen die unabweisliche Stimme der Natur, welche zum Genuß der Freuden dieser Welt auffoderte. Zu jener Zeit verging kein Festtag, der nicht nach vorausgegangner würdiger Gottesfeier mit Spiel und Gesang, mit Tanz und andern unschuldigen Vergnügungen, zur Sommerszeit im Freien, im rauhen Winter auf dem weiten, geselligen Hausflur und am Kamin, auf das fröhlichste beschlossen ward. Auf diese Weise wurden das herrliche Fest des lichten Maien, so das Pfingstfest, das Erntefest, das Christfest, die Schafschur und andere Feste begangen, mit einer ganz unverwüstlichen Heiterkeit, die jedoch in ihren Wünschen nichts weniger als ausschweifend und unersättlich war. Denn die Bedürfnisse und Ansprüche des Volks waren nichtsdestoweniger beschränkt, es verlangte keinen ungewöhnlichen Aufwand, nichts Köstliches aus fernen Landen; es verlangte nur Das, was das eigne Vaterland, wenngleich nicht an jedem Tage, darbot. Zwei Dinge namentlich waren es, die für die unerläßlichsten Bestandtheile und gleichsam für die wahren Fundamente eines jeden Volksfestes galten: diese waren Kuchen und Bier; besonders das letztere wurde für so nothwendig geachtet, daß man (wie dies auch noch jetzt in einigen Gegenden Deutschlands der Fall ist) viele Festtage gar nicht anders als nach dem Bier benannte, z. B. Whitsun-ale, Lamb-ale, Leet-ale, Clerk-ale u. s. w., wobei der gemeine Mann die Ausdrücke Bier und Fest nur für verschiedene Bezeichnungen eines und desselben Gegenstandes zu nehmen pflegte. Eins der berühmtesten Festbiere war das sogenannte Kirchbier (Church-ale) wovon uns der ehrliche Nathanael Drake nachstehende Beschreibung gibt: „Das Kirchbier ward manchmal zur Ehre des Kirchheiligen gehalten, häufiger jedoch um Geld zu sammeln für die Ausbesserung oder die Ausschmückung der Kirche. Dann ließen die Kirchenvorsteher eine große Menge Stadtbier brauen, das dem Volke auf dem Kirchhof, den Vornehmen in der Kirche selbst verkauft wurde, wobei gut Geld einlief; denn die Reichen hielten es für verdienstlich, recht viel in die heilige Kasse zu legen. Vier, sechs, acht Kirchbiere wurden jährlich gehalten, und oft verbanden sich mehre Kirchspiele miteinander zur Feier eines solchen Festes. Der Nachmittag eines solchen Tages ward von Alt und Jung zu beliebigen Lustbarkeiten verwendet." Bei Gelegenheit dieser Lustbarkeiten läßt sich allerdings gegen die Geistlichen der Vorwurf erheben, daß sie den Jubel des Volks nicht genugsam im Zaume hielten, sodaß gar mancherlei Unordnungen vorfielen, die von einem ungebändigten Ausbruche der Freude stets unzertrennlich sind. Allein vielleicht suchten grade die Geistlichen der episkopalen Kirche damals etwas darin, sich nicht in die allgemeine Volkslust störend einzumischen, um dadurch den immer lauter werdenden, widerwärtigen Stimmen der Puritaner, welche damals eben sich erhoben und in frömmelndem Eigendünkel mit geistlichem Hochmuth auf die Weltkinder herabsahen, desto entschiedenere Gegenpart zu halten. Diesen puritanischen Hochmuth, diese düstere menschenfeindliche Gemüthsheuchelei mit scharfer Geißel zu züchtigen, ließ besonders Shakspeare so leicht keine Gelegenheit vorübergehen; ein poetischer Spott, an welchem unter Anderm seine puritanischgesinnten und sehr philisterhaften Ausleger Warburton und Johnson starken Anstoß nehmen. Am trefflichsten, individuellsten und gestaltvollsten hat Shakspeare unstreitig diesen düstern Puritanismus der Lebensansicht, der sich dennoch endlich, wenn man ihn bei der schwachen Seite zu fassen versteht, als vollkommne Heuchelei und Lächerlichkeit erweist, in der Person des Malvolio gegeißelt, des alten Haushofmeisters mit den „gelben Kniebändern" in dem unvergleichlichen Lustspiel: „Was Ihr wollt". Zu diesem düstern und lächerlichen Gecken sagt denn deshalb auch mit Beziehung auf die obenerwähnten heitern Volksfeste der etwas zu lustige Onkel Tobias: „Meint Ihr denn, Ihr alter Narr, daß, weil Ihr selbst ein Duckmäuser seid, es in der Welt kein Bier und keinen Kuchen mehr geben solle?"

Folgendes ist unstreitig eins der neuesten Mittel, sich Geld zu verschaffen. Zwei dem Anscheine nach anständige und elegant gekleidete junge Männer hatten in einer pariser Restauration unweit des Flusses ein gutes Frühstück eingenommen. Man hatte es an feinen Weinen nicht fehlen lassen und war sehr aufgeräumt, so lange die Traube von Bordeaux und das Gewächs der Champagne in dem Glase perlte. Allein die Rechnung zu bezahlen war ein anderer Punkt, dessen Ausführung unmöglich schien, weil die Herren nicht einen einzigen Sou bei sich führten. Allein ein pariser Elegant ist erfinderisch, und der eine von Beiden hatte schnell ein Mittel ausfindig gemacht, um sich aus der Verlegenheit zu helfen. „Was meinst du, Freund", sprach er zu dem Andern, „willst du deinerseits die Hand bieten, so muß unser Plan gelingen." „Ich bin zu Allem bereit", antwortete der Tischgenoß, „dafern nur nicht die Ehre unserer Familien dadurch compromittirt wird." „Nun wohl", sagte Jener, „du kannst schwimmen, laß uns diese Eigenschaft benutzen." „Was willst du damit sagen?" „Höre mich an. Man zahlt Jedem 15 Francs, der einen Leichnam aus dem Wasser zieht, und 25 Francs, wenn der dem Reiche der Wellen entrissene Körper noch am Leben ist. Also frisch daran. Du machst den Sprung in das Wasser, der dir, da du schwimmst, nichts schaden kann, und ich meinerseits, der ich meisterlich schwimme, beeile mich, dich herauszuziehen." Gesagt, gethan. Schon in der nächsten Minute haben beide Herren ihre Rollen auf bewunderungswürdige Weise durchgeführt. Der edle Retter begibt sich sogleich zum Policeicommissair, um die ausgesetzte Belohnung in Empfang zu nehmen. In dem Augenblicke jedoch, wo die Prämie gezahlt werden soll, tritt der böse Dämon der beiden ausgezeichneten Wasserkünstler in Gestalt des Wirthes herein, welcher unglücklicherweise Alles mit angehört und angesehen hatte, ohne an das Gelingen des Unternehmens zu glauben, und nunmehr Protest einlegte. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 188. — 7. Juli 1837.

Unsterblichkeit und ewiges Leben. Versuch einer Entwickelung des Unsterblichkeitsbegriffs der menschlichen Seele von Kasimir Conradi. Mainz, Kupferberg. 1837. 8. 16 Gr.

Auch diese Schrift tritt in jene Reihe philosophischer Verhandlungen über die Unsterblichkeitsfrage ein, welche in d. Bl. schon mehrfach besprochen worden ist. Sie schließt sich eng an die Hegel'sche Schule, und zwar in dem Sinne, daß sie das Vorhandensein einer pantheistischen, die persönliche Fortdauer leugnenden Richtung innerhalb dieser Schule zwar nicht verkennt, aber dieselbe als durch die Principien des Systems bereits widerlegt voraussetzt. Hegel's Philosophie, meint der Verf. in der Vorrede, habe die bisher gangbaren Beweise für die Unsterblichkeit ebenso vernichtet, wie die Kant'sche die Beweise für das Dasein Gottes; aber während die Kant'sche Philosophie über das negative Resultat nicht hinausgekommen sei, so seien dagegen in der Hegel'schen die Beweise für die Unsterblichkeit in der Einheit des Systems aufgehoben und erhalten so erst ihre wahrhafte, positive Geltung. Das frühere Beweisverfahren habe die Begriffe der Seele und der Unsterblichkeit äußerlich aneinandergebracht; durch Hegel's Philosophie sei ein Verfahren ermöglicht worden, welches beide Begriffe als einen und denselben setze und in der Entwickelung dieses einigen und untheilbaren Begriffs das nothwendige Zusammengehören seiner Momente, also die Unsterblichkeit und das ewige Leben der menschlichen Seele, zur Offenbarung bringe.

Des Verf. Zweck in vorliegender Schrift ist also nicht eine Beweisführung für die Unsterblichkeit der Seele, sondern eine Ausführung des Begriffs der menschlichen Seele nach denjenigen seiner Momente, in Folge deren der Seele Unsterblichkeit und ewiges Leben zukommt. Seine Abhandlung hebt eben da an, wo eine solche Abhandlung, welche die Unsterblichkeit zu beweisen unternähme, aufzuhören hätte, mit der Ineinssetzung der Begriffe der Seele und der Unsterblichkeit. Wir müssen annehmen, obgleich der Verf. sich nicht deutlich darüber erklärt hat, daß seiner Absicht zufolge die wissenschaftliche Motivirung und Rechtfertigung solchen Ineinssetzens in diejenigen Theile des Systems fallen soll, welche seiner Abhandlung vorangehen; denn in der Abhandlung selbst finden wir die Ineinssetzung nur ausgesprochen, nicht gerechtfertigt. Winke allerdings über die Art und Weise, wie diese Rechtfertigung würde erfolgen müssen, oder vielmehr wie sie in Hegel's Philosophie wirklich erfolgt sein soll, gibt der Verf.; aber für mehr als nur für Winke können wir, was er in dieser Beziehung gibt, nicht nehmen.

Der Mensch hat (S. 9) nicht blos das negative Verhältniß zur Gattung und zur natürlichen Substanz, von ihr bestimmt zu sein wie das Thier, sondern auch die positive Macht, diese Bestimmtheit als die seinige zu bejahen, in dem concreten Inhalt der Substanz als in dem seinigen sich zu bethätigen und aus ihm die Persönlichkeit des eignen Selbstes zu gewinnen. Diese Macht des Individuums über die unmittelbare Wirklichkeit des substantiellen Lebens in ihm ist das Selbstbewußtsein. Der Mensch ist nur Mensch in dem Bewußtsein seiner selbst, oder dadurch, daß er sich in sich affirmirt und in dieser Beziehung auf sich selbst von allem Andern unterscheidet und somit sich nur als dieser setzt. In dieser Affirmation seiner selbst liegt seine Erhaltung und Fortdauer, weil in ihr ebenso die Repulsion gegen Anderes liegt, die Aufhebung des Gegentheils und die Negation der Negation. Er ist unsterblich, weil er in dem Sichseinselbstbewußtwerden als einer fortwährenden Beziehung seiner selbst ebenso perennirend sein Gegentheil von sich ausschließt, die Negation fortwährend aufhebt. Die Unsterblichkeit ist insofern eine gegebene, eine unmittelbare Position; sie ist mit dem Dasein des Menschen zumal gesetzt.

In diesen Worten unsers Verf. ist Alles enthalten, was von ihm zur Begründung des Begriffs, von dem er ausgeht, des Begriffs der dem Seelenwesen als solchem inwohnenden Unsterblichkeit, beigebracht wird. Ref. wiederholt, daß er nicht annehmen kann, der Verf. habe hiermit solche Begründung selbst geben, sondern nur, er habe an die, bereits in dem Hegel'schen System gegebene Begründung erinnern wollen. Aus diesem Grunde enthalten wir uns hier auch, über diesen Ausgangspunkt weiter mit dem Verf. zu rechten. Die Frage, inwiefern wirklich jene Begründung in Hegel's Philosophie gefunden werden könne, ist zur Genüge debattirt, und wenigstens Diejenigen, welche mit Ref. sie verneinend beantworten, haben guten Grund, sie als eine längst erledigte anzusehen. Das Interesse des vorliegenden Büchleins wird daher einzig in Demjenigen zu suchen sein, was es an diese, nach unserer Ansicht irrige Voraussetzung knüpft, und in der Art und Weise, wie er es daran knüpft.

Hier nun kann Ref. seiner Denkweise zufolge nicht umhin, sogleich dieses selbst als einen Umstand, welcher der Schrift Interesse und Bedeutung gibt, zu be-

zeichnen, daß sie den Versuch macht, ihren Gegenstand in einer andern und realern Weise zu behandeln, als überall da der Fall ist, wo als letztes Ziel der Betrachtung der Beweis des Factums der Unsterblichkeit hingestellt wird. Es ist neuerdings von einer ganz andern, gegen die philosophische Richtung des Verf. im Allgemeinen gegnerischen Seite her ausgesprochen worden, daß in Bezug auf die Unsterblichkeitsfrage die Aufgabe der Philosophie nicht sowol diese sei, die Unsterblichkeit durch bloße Begriffsanalyse zu beweisen, als vielmehr „den großen realen Weltzusammenhang, in welchem die Unsterblichkeit der persönlichen Creatur ihren bestimmten Ort hat, immer vollständiger und klarer zu erkennen, womit dann die Überzeugung von dieser Unsterblichkeit auch eine immer höher sich steigernde philosophische Evidenz gewinnen werde".*) Ist nun gleich diese Bemerkung sowol im Sinne Dessen, der sie aussprach, als auch im Sinne des Ref., der sie hier zu der seinigen macht, wesentlich so gemeint, daß ein streng logischer Beweis der Unsterblichkeit in der Weise, wie die Hegel'sche Schule solchen intendirt, unmöglich ist, und an die Stelle solchen Beweises die Einreihung des aus der Glaubenserfahrung zu entnehmenden Begriffs der unsterblichen Seele in die philosophische Erkenntniß des Weltzusammenhanges treten soll: so sieht man jedoch, wie zwischen dieser Foderung und dem Verfahren unsers Verf. allerdings eine wesentliche Analogie stattfindet. Indem der Verf. in seiner Schrift das Moment des Beweises zum bloßen Ausgangspunkte macht und auf ein minimum reducirt, oder richtiger noch, indem er es ganz aus dem eigentlichen Bereiche seiner Abhandlung hinausverweist, erkennt auch Er deutlich genug an, wie die philosophische Abhandlung des Unsterblichkeitsbegriffs das Daß dieses Begriffes, das Factum der Unsterblichkeit, vielmehr vorauszusetzen als neu aufzufinden hat. Daß er sich über den Ort dieser Voraussetzung täuscht, daß er diesen Ort in der reinen speculativen Philosophie sucht, während er mit größerer Wahrheit in der Religion und im Glauben zu suchen sein möchte, dieser Umstand kann dem Interesse, welches uns die Wendung einflößt, die er seiner Abhandlung gibt, keinen Eintrag thun. Es spricht vielmehr grade dies um so lauter für die Richtigkeit, für die Nothwendigkeit dieser Wendung, daß sie sich unwillkürlich selbst da einstellt, wo der Gedanke, einen Beweis auf dem gewöhnlichen Wege durch Begriffsanalyse zu finden, noch keineswegs aufgegeben ist. Es ist hier offenbar das Gefühl, das Bewußtsein der Dürftigkeit, der Unzureichenheit des Beweises, was über den Beweis hinausdrängt und die eigentliche, höhere Beglaubigung des angeblich Erwiesenen in einem höhern, realern und inhaltreichern Zusammenhange suchen lehrt.

*) Worte des Theologen Jul. Müller in seiner Gesammtanzeige der neuern Aufsätze und Schriften über die philosophische Unsterblichkeitsfrage in Ullmann und Umbreit's „Theol. Studien und Kritiken" (1835, Heft 3). Wir ergreifen die Gelegenheit, diejenigen Leser d. Bl., denen es um eine vollständige Übersicht der neuen Verhandlungen über den vorliegenden Gegenstand zu thun ist, auf diesen geist- und inhaltvollen Aufsatz aufmerksam zu machen.

Dieser Zusammenhang nun wäre von unserm Verf. folgendergestalt gefaßt. Er unterscheidet zwischen den Begriffen der Unsterblichkeit und des ewigen Lebens; erstere soll nach ihm dem Menschen an sich, vermöge seines Selbstbewußtseins und seiner Persönlichkeit, dem natürlichen Menschen, letzteres dem durch das Christenthum geistig wiedergeborenen Menschen zukommen. Den Begriff der Unsterblichkeit handelt er im ersten Theile der Schrift dergestalt ab, daß er ihn an die Momente des natürlichen Lebensprocesses der menschlichen Seele knüpft. Er führt der Reihe nach die verschiedenen Lebensalter des Menschen, das Kindesalter, das Jünglingsalter, das Mannesalter und das Greisenalter vor, und sucht zu zeigen, wie jedem dieser Alter eine eigenthümliche Weise der Fortdauer nach dem Tode entspreche. Die weitere Verhandlung dieser Weisen hält sich indeß sehr im Abstracten und Allgemeinen. Der Verf. trägt unmittelbar durch blos logische Folgerung die Unterschiede des Diesseits in die Vorstellung vom Jenseits hinüber, ohne diese Vorstellung in sich selbst nach den ihr eigenthümlichen und vom Diesseits sie unterscheidenden Momenten näher zu bestimmen. Das einzige concretere Element, was dieser Darstellung beigemischt ist, sind eingeflochtene Bemerkungen über die verschiedenen Stufen des Völkerglaubens an Unsterblichkeit. Hier sucht der Verf. in den Vorstellungen der alten Völker über die Zustände nach dem Tode bis auf das Christenthum hin eine Reihenfolge nachzuweisen, welche der Reihenfolge der Lebensalter im einzelnen menschlichen Individuum entspreche. Auch dies jedoch thut er, ohne näher sich darüber zu erklären, ob er diesen Vorstellungen eine unmittelbare Gültigkeit zuschreibt, oder unter welchen Modificationen er sie auf die Wahrheit der jenseitigen Zustände anzuwenden gedenkt.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, 9. Juni 1837.

Es ist doch merkwürdig, daß sich die Menschen einbilden, mit der Architektur des Staatsbauwesens verhalte es sich wie mit der Architektur überhaupt, und der griechische, gothische, byzantinische, maurische und chinesische Styl müsse unvermischt erhalten werden wie der Perückenadel, die Politik der Bratspieße und die Religion der Fächer und Reifröcke. In diesem Betracht kann man sich darauf verlassen, daß die Franzosen immer noch einen Schritt weiter gehen als andere Menschenkinder, denn ihnen ist das Ceremoniren, Witzemachen, Verstellen, Frisiren und Nichtsthun die Hauptsache. Es hilft nichts, daß man sich von Vernunftwegen widersetzt, der Royalismus ist einmal aus den Köpfen in die Hosen und Klapphüte gefahren, und seit diesem unglückseligen Tage etablirten sich zehn Degensfabrikanten und Fächermagazine. Degen, schön wie Haarnadeln, Fächer, groß und golden, wie sie Madame Dubarry trug, als sie damit zum Ritter schlug. Jetzt dürfen blos noch die Toupees von Roßschweifen und die Roben mit Faßbinderkunstwerken aufkommen, so ist es geschehen um alle unsere Weisheit und Literatur, die Frack, Prosa, Schlafrock und Pudelmütze vorschreiben. Ich habe heute verschiedene Hofkrautjunker in ihrer neuen Scheide begegnet, und ich fragte sie ironisch, ob denn in den Tuilerien so großer Mangel an Wesen zweiter Classe Buffon's sei, daß man die Menschen so possirlich ausstaffire.

„Comment, Monsieur?"

Ein „comment, Monsieur" ist eine prächtige Antwort, ich habe sie gelernt von einem Papagei in Baden, der rouge et noir spielte und sich auf dem Balle verheirathen wollte. „Comment, Monsieur", war Alles, was mir das galante Mitglied des neuen Hofs Ludwig Philipp's entgegnete, denn gleich darauf bestieg er sein Cabriolet und rief seinen Jockei. O die glücklichen Hofleute, o die glücklichen Schneider!

Habe ich Ihnen gesagt, daß der „Constitutionnel" vernünftig geworden, daß er außer den Jesuiten und dem preußischen Zollsystem noch die habits habillés haßt? Genug davon, der „Constitutionnel" hat die Revocation des Ministers Molé durchgesetzt. Molé ist, wie das Gerücht geht, die Ursache von all den Neuerungen, denn er gilt für die lebendige Mumie der einbalsamirten Etikette und soll im Stande sein, die gouvernementale Doctrin, wie weiland Mazarin vor Schwedens Christina es mit dem jungen König Ludwig versuchte, als Figurantin im Ballet anzustellen. Der König ist zu schlicht und weise für den Hokuspokus, dem übrigens Napoleon sogar seinen Tribut brachte, indem er die Hofkleider und Complimente vor sich von privilegirten Hofnarren probiren ließ; der König trägt nach wie vor schwarzen Frack und Nationalgardenuniform.

Wir sind Alle der Meinung, nach der Epoche der loups cerviers und Stockjobbers könne ein Rückfall ins Gebiet des Ritterwesens mit Galanterie, Poesie und Liebe nicht schaden; aber wir sehen wohl ein, daß man den schwachen Gehirnen blos eine Reitgerte zu geben braucht, um sie bis zum Turnierspeer zu bringen. Seit acht Tagen träumen sogar die Adeligen der Cité und die Juden von Minnehöfen und Madrigalen, und Ehrn Rothschild, mit einem großen Commandeurkreuz versehen, hat sich für Don Carlos erklärt. Ich werde diesen chevaleresken König verlassen müssen. Was aber die Romantik betrifft, die schon früher gut Pfeile schoß, so kann ich ihr wol den Kranz reichen; denn seit wir die blauen Augen der Prinzessin Helena sahen, wird der Tuileriengarten nicht mehr leer, und die abenteuerlichen Paare belagern dort auf Rohrstühlen den Pavillon und Balcon, in Einem fort die Parisienne singend und Hurrah rufend. Dieses slawische Wort ist in das Lexikon der Troubadours aufgenommen worden.

Die Grenadiere und Musketiere präsentiren, wenn sie auf die Wache ziehen, dem Hofe ihren Blumenstraus, die Nationalgardisten, die in den Apartements Schildwacht stehen, halten blumige Reden an die erlauchten Vorübergehenden, in dem sie sich der Worte Messire und Demoiselle bedienen. Und was die Policei betrifft, mein Gott, diese erkenne ich gar nicht mehr, denn sie reicht freundschaftlich die Hand Denen, die da schreien und Enthusiasmus zeigen, und sie raisonnirt grade wie andere Leute, nämlich daß sie kein System der Intimidation wolle und große Stücke auf Toleranz und Humanität halte.

Fast alle Zeitungen sind ministeriell geworden und so zahm, daß man sie streicheln kann. Die „Gazette de France" lobt Ludwig Philipp, lobt seine Minister, lobt seine Politik, lobt beinahe die protestantische Heirath, dergestalt daß andere ultralegitimistische Zeitungen ihr das Privilegium entziehen, monarchisch und karlistisch zu sein. Das beißendste, satirischste Witzblatt, „Charivari", dasjenige, welches verlängst alle Pfeile seines Köchers auf die Familie von Mecklenburg verschoß, das „Charivari" publicirte ein hübsches Portrait der Herzogin Helena mit der Devise Homer's: „O du Tyrann der Götter und der Menschen, Amor!"

Amor hat alle Factionen besiegt, Amor war der Gott, der uns fehlte; nicht Mars, nicht Minerva, nicht Mercur. Diese Götter sind zu serieus, zu philisterhaft, zu grausam.

Und nun gehen wir nach Versailles, in das Walhalla der alten Monarchie, darin Könige mit der Göttin Venus Treibjagd hielten, und lassen in 40 Sälen die Geschichte in Statuen und Bildern Revue passiren, Molière im großen Originalcostum des Hoftheaters erscheinen. Hernach, wenn wir zurückkehren an die Seine, nach Bagdad oder Cordova, hat sich dort eine Feenwelt gebildet, die Feuerräder und Regenbogen schlägt, ganz Europa zum Schauspiel bittet.

Wir werden ein Turnier im Style des 13. Jahrhunderts, ein Wasserboxen, einen Bazar in den elysäischen Feldern, eine Schlacht und Belagerung auf dem Marsfelde, Bälle, Concerte und die ganze Schwerenoth des Vergnügens haben. Mehre Pferderennen gibt Versailles in den Kauf, ebenso die großen Wasserkünste, zu denen die Maschine von Marly den Strom nach den Bergen pumpt.

Sie begreifen, daß bei diesem Chaos der Vergnügen die Politik complett Null geworden. Die Deputirten schlafen auf ihren Bänken ein, die Pairs nährten sich lange Zeit von einer Discussion über Rübenzucker und bewunderten den Anzug ihres neuen Kanzlers, des königlichen Notars Pasquier, der auch eine poetische Rede an die Prinzessin Helena hielt und mit „Amatissima principessa" anfing. Es ist ein Glück, daß der Telegraph uns zuweilen noch eine Depesche von Don Carlos bringt und die Börse aufwiegelt, denn ohne diese elektrisirenden Nachrichten wüßte ich kein Mittel für die Apoplexie gewisser Zeitungen, die aus jeder Nummer Diderot's Lexikon machen wollen. Sie nennen das Fortschritte, ohne zu bedenken, daß nicht Menschen mit zwei Augen, sondern ordentliche Neunaugen zu der Lecture gehören, die sie uns bereiten.

Unselige Speculation, die nicht mit der Qualität zufrieden ist, sondern dem Volke ein Quantum aufbietet, worin es ehrlich ersäuft wird. Soll das Geist, Politik, Literatur, schöne Kunst sein? Es ist Dummheit. Die menschliche Intelligenz vereinfacht die Industrie durch Maschinen, um Hände und Arbeit zu ersparen, und ihr bildet euch ein, der menschliche Verstand selbst brauche keine Quintessenz und müsse sich wie ein Meer ausdehnen, bodenlos, ohne Horizont? Im Gegentheil, ihr Herren. Die Literatur hat die größte Reduction, die höchste Concentrirung und Vereinfachung nöthig. Was belehren soll, muß kurz und eindringlich, was unterhalten, kann beliebig groß und lang sein, sobald es angenehm ist. Wer versteht aber angenehm und immer angenehm zu sein in unserer unangenehmen Zeit? 18.

Irische Rache.

Ein Nachtstück.

Grausame Handlungen, Handlungen eingewurzelter Feindseligkeit und glühender Rachsucht pflegt man in der Regel eher dem heißblütigen Südländer als dem Bewohner des kältern Nordens zuzutrauen und beizulegen. Der Italiener, der Spanier, der Sarde und Corse, dies sind die Nationen, unter denen man vorzugsweise den Durst nach blutiger Wiedervergeltung sucht. Zwar täuscht sich der Psycholog hierin im Allgemeinen nicht; aber daß auch im höhern Norden heißes Blut fließt und das grausame Naturgesetz der Rache und Blutrache besteht, dies lehren uns gleichfalls tragische Beispiele, dies zeigt uns das Studium des nordischen Volkscharakters. So kann es auf Erden kaum ein rachedürstenderes Individuum geben als den Irländer; glühender und eifriger rächt keine Nation das in der Familie vergossene Blut als der Irländer; Jahre lang trägt er dem Erbfeind diese seine Rache nach, und weit entfernt, daß das Gefühl derselben im Laufe der Zeit sich in seinem Gemüth abstumpfen sollte, gewinnt es vielmehr an Stärke und Innigkeit Tag für Tag. Leider trägt auf irischem Boden, auf dem Boden des unglücklichen Irlands noch der traurige, schroffe Gegensatz des Protestantismus und Katholicismus und die Uncultur, die Verwahrlostheit der im Elend der Armuth schmachtenden Bewohner selbst dazu bei, jene schreckliche Nationaleigenthümlichkeit der Rachelust anzuschüren und zu steigern. Hierzu dient als lautzeugender Beweis folgende, in neuester Zeit geschehene, überaus tragische, aber zugleich völlig verbürgte Geschichte, die wir um ihres schmerzlichen Interesse willen unsern Lesern nicht vorenthalten dürfen.

James Gready, ein reicher Grundbesitzer in der Provinz Ulster und protestantischen Glaubens, hatte einen seiner Pächter, mit welchem er wiederholt Ursache gehabt, unzufrieden

zu sein, nach Ablauf der Pachtzeit von seinem Gut entlassen. Dieser Pächter, ein Katholik, schwur ihm dafür beim Hinweggehen glühende Rache. Der Gutsherr lachte dieser Drohung, aber zu seinem Unglück; denn schon nach einigen Tagen ward sein grausam verstümmelter Leichnam in seinem eignen Gehöft gefunden. Da bereits dringender Verdacht dieser Unthat auf jenem ehemaligen Pächter Gready's ruhte und überdies des Letztern eigne Dienerschaft Zeuge gewesen war, so wurde der Mörder nebst fünf seiner Genossen und Verwandten, welche an dem Mord Theil genommen, sogleich gefänglich eingezogen. Allein dessenungeachtet fehlte es bald an Beweisen, weil nämlich unter den katholischen Bauern Irlands eine Art Verbrüderung besteht, wonach keiner gegen den andern vor Gericht zeugen will, besonders wenn es sich um einen an Protestanten verübten Frevel handelt. Demnach weigerten sich auch des gemordeten Gready Diener, das Zeugniß seines Mordes abzulegen, und die Richter hätten, trotzdem daß die Indicien ganz augenscheinlich waren, wahrscheinlich zuletzt die Angeschuldigten entlassen müssen, wenn nicht endlich ein gewisser Murphy nebst seiner Gattin freiwillig aufgetreten wäre, welche Beide bewiesen und beschworen, daß sie am Abend der Mordthat in Gready's Wohnung gewesen und dieser Greuelscene als Augenzeugen beigewohnt hätten. Auf dies Zeugniß wurden drei der Mörder gehängt, die übrigen drei aber, mit Namen O'Flanagan, Birn und O'Neil, deren Beistand nicht deutlich erwiesen war, freigesprochen.

Nicht volle drei Monate waren verstrichen, als die letztgenannten Drei abermals vor dem Assisenhof zu Dublin als Angeschuldigte eines Blutfrevels standen, und zwar auf folgende Weise. Wenige Tage nach der Hinrichtung der Mörder Gready's ließen sich die drei Genannten rächerische Worte gegen Murphy verlauten, die dieser gleich dem unglücklichen Gready leider nur zu wenig beachtete, endlich aber, da die Drohungen wiederkehrten, dennoch dem Lord Secretair des Landes berichtete. Dieser gab zwar dem Bedrohten den aufrichtigen Rath, Irland so zeitig als möglich zu verlassen, da er sonst vor den Nachstellungen seiner Todfeinde auf keine Weise sicher sein würde; allein Murphy ließ diesen Rath unbenutzt, und so kam es denn, daß an einem frühen Morgen, noch in der Dämmerung, jene Drei, O'Flanagan, Birn und O'Neil, in Murphy's ziemlich einsam belegene Wohnung drangen, wo außer ihm selbst, seiner Gattin und ihrer 16jährigen Tochter Judy eben Niemand zugegen war, und mit geschwungenen Beilen, mit gräßlichen blutdürstigen Mienen den furchtbarsten Schwur thaten, daß Murphy und seine Gattin, deren Zeugniß ihre Freunde dem Tode preisgegeben habe, gleichfalls des Todes von ihrer Hand sterben müßten. Schon hatten sie über dem verfallenen Haupt Murphy's ihre blinkenden Mordäxte geschwungen, als O'Flanagan ausrief: „Nein, nicht hier im Hause, im Freien soll die Rache geschehen!" Es besteht nämlich unter den gemeinen Irländern ein Aberglaube, nach welchem eine blutige That, unter freiem Himmel verübt, in den Augen des allsehenden Gottes weniger strafbar ist. Während also die drei Unmenschen den unglücklichen Murphy in den Garten hinabschleppen und zu der bejammernswerthen Frau das Todesröcheln des Mannes und die gräßlichen Drohungen, daß an sie auch die Reihe kommen werde, heraustönen, rafft diese, den Tod als unvermeidlich voraussehend, in ihren letzten Augenblicken ihren ganzen Heldenmuth zusammen, und als echte Irländerin beschließt sie, da sie einmal als Opfer der Rache fallen muß, auch ihrerseits an den Übelthätern sich zu rächen. Schnell ruft die beherzte Mutter ihre Tochter Judy. „Kind", spricht sie, „dein Vater hat unter den Händen dieser Schlächter schon vollendet, deine Mutter wird ihm bald folgen; du aber, mein Kind, sollst als eine echte Tochter Irlands leben, um uns Beide zu rächen." — „Nein, Mutter, nein", jammert das Kind, „ich will mit Euch sterben." — „Nein, Judy", spricht die Frau mit entschlossenem Tone; „du hörst mich und lebst, bei dem Fluch deiner Mutter! Sie werden heraufkommen, mich vor deinen Augen umbringen; dies sollst und mußt du mit ansehen, um es vor Gericht zu bezeugen. Verbirg dich hinter diesen Vorhang; sei standhaft; nicht ein Wort entschlüpfe deinen Lippen bei meinem Fluch; bitte für unsere Seelen und athme nur Rache!" Und so läßt Judy's Mutter in schnellster Eile das verzweifelnde Mädchen auf die Bibel schwören, daß sie den Willen der Mutter erfüllen will. Kaum ist dies geschehen, kaum hat sich Judy hinter dem Vorhange verborgen, als die Mörder heraufstürmen, die unglückliche Frau ergreifen, um auch sie, sowie den Gatten, ins Freie hinabzuschleppen und dort zu tödten. Aber die muthige Frau klammert sich so fest an einen eisernen Wandring, daß es den Barbaren unmöglich fällt, sie fortzuschleppen, und endlich, um die Mordscene nicht ohne Noth zu verlängern, O'Flanagan ihr mit seiner Axt den Todesstreich versetzt. Hierauf entfernen sich die Gräßlichen, ohne weitere Nachsuchungen zu halten, mit einem unmenschlichen Triumphgeheul.

Aber Judy, die verwaiste Tochter, hatte Alles bemerkt; obgleich zitternd vor Grauen, Angst und Mitleid, obgleich ihr Todesnebel vor dem matten Blick standen, war sie doch eingedenk des der Mutter geleisteten Schwurs, und als Irländerin regte sich auch in ihrer Brust das brennende Gefühl der Rache. Dieses unauslöschliche Gefühl verlieh ihr die Kraft, sich von den Leichnamen, von den Gräbern ihrer Ältern loszureißen und dem Assisenhof in Dublin in Begleitung mehrer Diener die Anzeige dieses neuen doppelten Mordfrevels zu hinterbringen. Bei der Untersuchung nun nimmt zuerst der Lord Secretair von Irland das Wort und berichtet die Anzeige, die ihm früher Murphy gemacht, von den Drohungen, welche die Mörder gegen ihn ausgestoßen, sowie den Umstand, daß er selbst dem unglücklichen Opfer gerathen, ehemöglichst Irland zu verlassen. Hierauf wird das Zeugniß der unglücklichen Tochter in dieser Weise abgehört, welche die sämmtlichen Mörder wiedererkennt und die Greuelthat im Einzelnen, sowie sie dieselbe sah, berichtet. Hierauf fährt der Lord Oberrichter in dieser Weise fort.

Lord Oberrichter: Rufst du Gott zum Zeugen, Jungfrau, daß du die Wahrheit sagtest?

Judy: Das schwöre ich zu Gott, dem Allwissenden.

Der Vertheidiger der Angeklagten: Hat auch der Zeuge Alles, was er berichtet, wirklich und wahrhaft mit Augen gesehen?

Judy: Das schwöre ich zu Gott, dem Allsehenden.

Der Vertheidiger: Und wie, Mädchen, behieltest du die Kraft, diesen entsetzlichen Anblick zu ertragen?

Judy: Ich hatte es meiner Mutter auf die Bibel geschworen, daß ich Zeuge sein wollte?

Der Vertheidiger: So bliebst du unempfindlich bei dem Schicksal deiner Ältern, nur um es mit eignen Augen zu betrachten?

Judy: Ich wollte wol gern mit ihnen sterben; aber meine Mutter wollte, daß ich zeugen und rächen sollte. Und so gab mir Gott die Kraft, zu gehorchen.

Lord Oberrichter: So schwörest du noch einmal, daß Alles, was du sagst, volle Wahrheit ist?

Judy: Das schwör' ich; im andern Falle möge Gott meine Seele verderben.

Während dieses Zeugnisses hatten die Zuschauer Gelegenheit, zu bemerken, wie dasselbe von dem Mädchen mit voller Kaltblütigkeit, Besonnenheit und Geistesgegenwart abgelegt ward. In ihrem innersten Gemüthe freilich mochte ein ungeheuerer Kampf wogen zwischen Gram und Leid über den Verlust ihrer Ältern und der Erfüllung Dessen, was für sie als unverletzliche Pflicht galt; denn kaum war die Zeugenabhörung beendigt, so sank sie ohnmächtig nieder. Die Jury erklärte alsobald die Angeklagten für schuldig, und sie erlitten sämmtlich die Todesstrafe. 80.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 189. —— 8. Juli 1837.

Unsterblichkeit und ewiges Leben. Versuch einer Entwickelung des Unsterblichkeitsbegriffs der menschlichen Seele von Kasimir Conradi.

(Beschluß aus Nr. 188.)

Mit einer Unklarheit ähnlicher Art ist auch der Übergang behaftet, den der Verf. hierauf zu dem Begriffe des „ewigen Lebens" und hiermit zum zweiten, ausführlichern Theile seiner Abhandlung macht. Die Seele soll, nachdem sie die Entwickelungsstufen ihres natürlichen Daseins durchlaufen, im Tode zur Unabhängigkeit von der äußern Leiblichkeit gelangen und den Inhalt, der ihr zuvor als ein äußerlicher durch die Natur gegeben war, nunmehr selbstthätig in sich selber setzen. Hierein, in diese Überwindung des Todes, die nach ihm unmittelbar mit dem Tode selbst zusammenfällt, setzt der Verf. den Begriff des ewigen Lebens und bringt damit den geschichtlichen Umstand in Verbindung, daß das Bewußtsein dieses ewigen Lebens, die christliche Lehre von der Wiedergeburt und der Auferstehung unter dem Menschengeschlechte zu derselben Zeit eintrat, als die vorchristliche Menschheit sich ausgelebt hatte und in ihr Greisenalter eingetreten war.

Die Kraft des sinnlichen Lebens war gebrochen, die Bande, die die Menschen an die Gegenwart knüpften, waren lose und locker geworden, das irdische Dasein hatte seine Realität und Sicherheit eingebüßt; die Seele wand sich los von der Erde und breitete voll Sehnsucht ihre Flügel himmelwärts.

So schön diese Wendung ist, die der Verf. hier jener Parallele gibt, welche er zwischen den Lebensaltern des Individuums und denen des Geschlechts gezogen hatte, so bleibt doch unklar, in welchem Sinne er meinen kann, daß durch den Tod des Individuums das ewige Leben desselben sich vermittele, da er ja im Vorhergehenden dem Individuum, wiefern es nicht schon in diesem Leben geistig wiedergeboren, nur Unsterblichkeit, aber nicht ewiges Leben zugeschrieben hatte. Vielleicht ist die Meinung des Verf. diese: der Begriff der Unsterblichkeit für sich allein und abgesondert vom Begriffe des ewigen Lebens bleibe ein Abstractum, dem nur in der Vorstellung der nicht wiedergeborenen Völker und Individuen, nicht aber an sich Realität zukomme; der That nach aber seien alle Individuen, wenn nicht in diesem Leben, so nach dem Tode zur Wiedergeburt und mithin zum ewigen Leben bestimmt. Dies scheint bestimmter noch aus der Art und Weise zu erhellen, wie in eben diesen Übergang der Verf. auch den Begriff des Bösen und der Unseligkeit verlegt. Die Seele stirbt nach ihm, wenn sie alle Momente ihres natürlichen Daseins durchlaufen hat, ohne wiedergeboren zu sein, mit dem leiblichen zugleich auch den geistigen Tod; aus diesem Tode aber wird sie durch die Erlösung befreit, welche der Verf. jenseits nicht minder als diesseits für möglich erklärt, ja, welche er als die nothwendige, bei keinem Individuum ausbleibende Umkehr zur Seligkeit und zum ewigen Leben setzen zu wollen scheint.

Der Begriff des ewigen Lebens selbst wird hierauf in dem übrigen Theile der Schrift auf eine Weise abgehandelt, die wir eine phänomenologische nennen möchten, da sie offenbar der Hegel'schen „Phänomenologie des Geistes" nachgebildet ist. Auch hier handelt der Verf. von dem ewigen Leben nicht in seiner Unterschiedenheit, sondern in seiner Identität mit dem endlichen Leben in seiner irdischen Erscheinung. Was er beschreibt und darstellt, sind überall zunächst nur diesseitige Zustände und Geistesgestaltungen, wie solche im irdischen Leben durch die geistige Wiedergeburt herbeigeführt werden; die Anwendung auf das Jenseits erfolgt nur auf abstracte Weise, durch Verallgemeinerung des Begriffs jener Zustände und Abziehen derjenigen Elemente, die den besondern Bedingungen des irdischen, natürlichen Daseins angehören. In dieser Weise führt der Verf. den Begriff des ewigen Lebens durch folgende Abtheilungen und Gliederungen hindurch: A. Das ewige Leben in seiner Unmittelbarkeit — Geburt aus dem Geiste, die Wiedergeburt der Seele. a) Die fühlende Seele. b) Die gläubige Seele. c) Die hoffende Seele. B. Das ewige Leben in seiner Vermittelung durch die Objectivität — das Handeln. a) Die sittliche Seele. b) Die freie Seele. c) Die fromme Seele. C. Das ewige Leben in seiner Vollendung, oder in seiner vermittelten Unmittelbarkeit. a) Die erkennende Seele. b) Die anschauende Seele. c) Die selige Seele. Es sind die Haupt- und Grundzüge einer speculativ-religiösen Ethik, was der Verf. in diesen Abschnitten gibt; aber keineswegs ist es Das, was der Titel zu versprechen scheint.

Fragen wir nun nach dem Grunde dieses Misverhältnisses, in welchem, wie nach diesem Allen unsern Lesern kein Zweifel darüber bleiben wird, zur Intention des Büchleins, die wir oben als eine richtige und beachtenswerthe bezeichneten, die Ausführung desselben steht, so werden

wir solchen Grund schwerlich anderswo als in eben jener Philosophie zu suchen haben, auf welche der Verf. die Möglichkeit jener Intention zurückführt. Wie diese Philosophie die Frage nach dem Ob der Unsterblichkeit durch bloße logische Begriffsanalyse, durch Zergliederung des allgemeinen Begriffs der Persönlichkeit lösen zu können meint, so hat sie auf die Frage nach dem Wie derselben keine andere Antwort als nur eine solche, die auf die diesseitige, irdische Existenz jenes Begriffs zurückverweist. Es liegen zwar innerhalb des Gesichtskreises dieser Philosophie manche von andern philosophischen Lehren übersehene Momente, die auch für eine realere Beantwortung jener Frage von Wichtigkeit sind; und hierin möchte das Verdienst zu suchen sein, welches Hegel's Philosophie sich um die Unsterblichkeitslehre zuzuschreiben allerdings ein gewisses Recht hat, obgleich, richtig verstanden, der Begriff der persönlichen Unsterblichkeit gar nicht in ihr enthalten ist. Wir rechnen dahin vor allem Andern die Aufstellung und Entwickelung jenes Gegensatzes, welcher unserm Verf. zu der keineswegs zu verwerfenden, sondern höchlich zu billigenden Unterscheidung von Unsterblichkeit und ewigem Leben unstreitig die Veranlassung gegeben hat: des Gegensatzes von endlichem und absolutem Geiste. Dieser Gegensatz, welcher in der Hauptsache dem alten neu-testamentlichen und patristischen Gegensatze von Seele und Geist (ψυχή und πνεῦμα) entspricht, ist der Überzeugung des Ref. zufolge jeder wahrhaften, concreten Ausführung der Unsterblichkeitslehre allerdings zum Grunde zu legen. Auf ihn begründet sich ein sehr wesentlicher und realer Unterschied, den sowol die christliche als auch die echtphilosophische Lehre in den nachirdischen Zuständen kennt, und auf den unser Verf. in seiner Unterscheidung von Unsterblichkeit und ewigem Leben wenigstens hingedeutet hat, wenn er auch in Folge jenes Grundmangels nicht blos seiner Darstellung, sondern der gesammten philosophischen Richtung, der er angehört, nicht dazu gekommen ist, ihn in seiner Eigenthümlichkeit zu entwickeln. Nicht minder liegen in Hegel's Philosophie die Keime zu einem tiefern Verständniß der geschichtlichen Thatsachen des vorchristlichen Völker- und des christlichen Offenbarungsglaubens, wie in andern Beziehungen, so namentlich auch in Beziehung auf die Fortdauer und die Zustände nach dem Tode. Auch in dieser Hinsicht, zur Benutzung dieser Thatsachen enthält die vorliegende Schrift im Einzelnen schätzbare Winke, wiewol sie noch weit davon entfernt ist, die ganze Bedeutung der Thatsachen ergründet, oder dieselben in ihrem ganzen Umfange der philosophischen Theorie einverleibt zu haben. Nach unserer Überzeugung nämlich würde die wahre philosophische Unsterblichkeitslehre sich zu diesen Thatsachen nicht im mindesten anders als jede andere philosophische Theorie zu dem thatsächlich ihr gegebenen Erfahrungsstoffe, den sie zu verarbeiten hat, zu verhalten haben. So wenig wie die echte Naturphilosophie den Begriff der Naturerscheinungen und der Naturprocesse, oder wie die echte Psychologie den Begriff des menschlichen Geistes- und Seelenlebens a priori zu construiren sich einfallen lassen wird, ebenso wenig darf die philosophische Unsterblichkeitslehre den Begriff der persönlichen Unsterblichkeit a priori construiren wollen; sondern was jener die physische und psychische Erfahrung, dasselbe soll dieser die religiöse Erfahrung sein. Aus dieser Erfahrung allein hat sie die Kunde sowol von dem Dasein, von der objectiven Wahrheit ihres Gegenstandes überhaupt, als auch von der nähern Beschaffenheit desselben zu entnehmen; ihr Geschäft ist nur dieses, die Thatsachen dieser Erfahrung in denjenigen Zusammenhang zu bringen, wo sie vor der Vernunft gerechtfertigt erscheinen und zu einer wissenschaftlichen Erkenntniß sich zusammenschließen. Hegel's Philosophie hat über dieses Verhältniß der Philosophie zur Erfahrung von vorn herein zwar ein richtiges Aperçu gefaßt; aber sie fällt bei der Ausführung allenthalben in den leeren Apriorismus zurück. Von der Beschaffenheit der religiösen Erfahrung insbesondere aber hat sie einen äußerst mangelhaften Begriff, indem sie den unendlichen Reichthum derselben, als nicht der Wahrheit der Sache, sondern der bloßen „Vorstellung" angehörig, auf einige magere Begriffsbestimmungen des „reinen Gedankens" zurückführen zu können meint.

Möge der wackere Verfasser der vorliegenden Schrift, der sich schon in einer frühern umfassendern („Selbstbewußtsein und Offenbarung", Mainz 1831) als einen Selbstdenker von echt speculativem Talent bewährt hat, bald zu einem deutlichern Bewußtsein über die Hemmungen gelangen, welche die Schule, der er seine Bildung verdankt, seinem kräftig aufstrebenden Geiste zur Zeit noch so vielfach entgegenstellt. Seine gegenwärtige Abhandlung, von der wir überzeugt sind, daß sie ihn selbst auf die Länge nicht befriedigen wird, ist vermöge jener ihrer von uns aufgezeigten Beschaffenheit ganz geeignet, das Misverhältniß, welches zwischen der Anlage seines Geistes und seiner Befangenheit in den Fesseln der Schule obwaltet, zu Tage und ihm selbst zum Bewußtsein zu bringen. Auch glauben wir an mehren Stellen der Schrift, namentlich gegen das Ende hin, bemerkt zu haben, wie sich solches Bewußtsein bereits in ihm zu regen beginnt. Gelangt er wirklich dazu, jene Fesseln abzuschütteln und nur das Echte und Gediegene, was dieselbe Schule in so reichem Maße gewährt, aus ihr beizubehalten, so zweifeln wir nicht, daß die Wissenschaft sich früher oder später noch bedeutende Leistungen von ihm versprechen darf. 55.

Russische Literatur.

Ein fruchtbarer und höchst origineller Dichter ist A. Weltman, dessen erste Hervorbringung: „Kostschel bessmertny", d. i. Knochenmann der Unsterbliche, ihn plötzlich zu den literarischen Notabilitäten zählen ließ. Seine spätern dem Druck übergebenen Schriften minderten zwar die ersten Erwartungen, sind aber doch noch immer zu den ausgezeichnetern zu rechnen. Ein neuster Roman von ihm ist: „Swetoslawitsch", d. i. Der Swetoslawide, ein Zögling der feindlichen Urmacht (2 Theile, Moskau). Die Erzählung geht in die fabelhaften Zeiten zurück, und eine wirkende Hauptfigur in derselben ist Kikimora, ein gespenstisches Wesen alter Volkssagen. Um dasselbe gruppirt der Verf. den „Gottseibeiuns" und den „unreinen Geist", die Fürsten Jaropolk und Wladimir und noch eine landesbekannte Figur aus den alten Märchen, den „König-Jungfrau"

mit dem strahlenden Stern an der Stirn. Die eigenthümliche Schreibart des Verf. wird gleich der Anfang des Buchs hinlänglich charakterisiren. Es hebt also an:

„Über Kiew schwarze Wolken. Der Donnergott Perun-Klitterer stürmt von Weltecke zur Weltecke, er schnalzt den Rossen zu mit Windesprasseln, treibt sie an mit Blitzesgeißeln. Die Rosse rauschen empor, schlagen mit den Hufen den Himmel, brausen Feuer und stürmen von Mitternacht zum Mittagsmeer. Der Himmel bricht, die Erde dröhnt, es weint die Abendröthe; sie gerieth dem Donnergott in den Weg, er bebte vor ihm und ließ ihr Gefäß mit dem Abendthau fallen; es zerbrach und die Perlen des Himmels fielen zur Erde. Der Dnieper braust, er bricht sein Ufer, er will zum Meere werden. Die Windhose wirbelt empor an der Fürstenburg, überragt die Hügel; es erwachen die Männer von Kiew; außen ist weder Nacht noch Tag; die Zungen starren, Gebete schweigen. „Es geht nichts Gutes vor auf hiesiger Erde!" spricht die Seele, aber das Herz stockt, das Blut gerinnt. — Über der Fürstenburg, über der Feueresse sitzt eine Eule und krächzt wahrsagerisch; neben der Feueresse ertönen zwei rauhe Stimmen, ihre Worte rauschen und knattern wie schwerer Hagel über hohlem Breterdach. — Es hört sie der taubstumme Thurmwächter und schweigt wie das Grab. — „Horch, horch!" rauscht es über der Fürstenburg. — „Ich höre nichts!" entgegnet die andere Stimme. — „Horch hierherwärts, leg' das Ohr an die Dachzinne; die Sache geht gut, unser Reich erhält einen Zuwachs." — „Ich höre nichts; wohin ich mich auch beuge, treffe ich auf geweihte Stellen. Das ist mir ein Bau! Hätten doch irgendwo eine Bahn lassen sollen, ein Ritzchen oder Spältchen in der Feueresse, so viel als der Rauch braucht, um dünnen Streifs hervorzuquillen; aber nein, überall ist geweihte Stelle, durch das Kreuz geschirmt!" — „Sei nur ruhig, schwerfälliger Geist, werden schon ein vernachlässigtes Örtchen finden. Wer vermag sich ringsum vor uns zu schirmen! Aber horch, horch!" — „Ich höre nichts." — „Horch nur, horch! Bereite Windeln, Wiege und Weckchen." — „Aber sag' mir doch erst, was geht vor im Fürstengemach?" — „Bald wird für uns eine festliche Zeit beginnen, wir brechen die Kreuze von den Hügeln hier! Fürst und Fürstin hadern miteinander darüber, wie der Sohn heißen soll, der eben aus der Mutter Schoos gehoben werden wird. Die Fürstin will ihn Skiold nennen, mit einem normännischen Namen, einem christlichen; aber es wird ihr solches nicht gelingen, denn der Fürst nennt ihn Tur, zum Gedächtniß des heidnischen Ahns. Horch, die Mutter weint und keift; auch der Fürst beginnt zu toben, er verwünscht sein Kind. „„Verdammt sei dein Schoos!"" schreit er. Auf, auf, Höllenbruder, erhebe dich und hole herbei unsere Hebamme Höllenflamme!" — Wiederum stieß die Eule ihren heisern Schrei aus, blinzelte durch die Nacht mit ihren rothen Feueraugen, schlug mit den Fittigen zusammen. Unten am Thore begann der Wachthund zu heulen, der taubstumme Thurmwächter schüttelte sich krampfhaft, ein Blitz durchschnitt den Himmel, der Donnergott Perun wandte jach seinen Wagen, rollte von End zu End, die Männer von Kiew sanken nieder, beteten. „Es geht heuer nichts Gutes vor auf unserer Erde!" sprach die Seele, und das Herz erstarrte. Darauf zischte es abermals über der Fürstenburg, die dunkeln Reden rauschten, wie Hagel gegen ein Breterdach prasselt. — „Grüß euch", scholl es, „ist's rechte Weile?" — „Mache dich auf und hebe aus! Alles im Mutterleib ist unser!" — „Wohlan zu guter Stund? Aber wie hinein in die Fürstenburg?" — „Hier ist ein Spalt neben der Esse, von da geht's in jene Ritze, dann weiter fort durch das faule Mark im Legebalken, risch hinab die Wand entlang, in den Winkel hinein!" — „Wer kann da hindurch! Als wenn es in der Fürstenburg keine Thüren und Fenster gebe." — „Es gibt deren viel, aber alle mit Weihwasser besprengt, durch ein Kreuz beschirmt! Nun rutsch' nur zu, Hebamme Höllenflamme, ehe der Hahn kräht. Daß dich, wie du fett geworden! Bald wird dich das stumpfe Menschenauge erkennen können!" — „Gut, gut, ich geh' schon. O weh! da steck' ich, eingeklemmt!" — „Mach' dich behend und spinn dich aus zu einem Zwirnsfaden; ich dreh dich oben spitz zu wie einen Faden, den man einfädelt, und steck' dich dann wie durch ein Nadelöhr in die Fürstenburg." — „Oh, oh, Vermaledeiter, hast mir den Hals schier umgedreht!""

Dies Pröbchen mag Weltman's lebhafte, originelle, obgleich dem alten Märchenton einigermaßen nachgebildete Erzählungsweise bezeugen. Die Hebamme „Höllenflamme" wird von dem „Gottseibeiuns" und dem „unreinen Geist" beauftragt, den Sohn des Fürsten Swetoslaw im Augenblicke der Geburt zu entführen. Solches gelingt der Hölle, weil der Vater in seinem Zorne den Sohn verwünscht und in die Macht des Teufels gegeben hatte. Die Hölle erzieht ihn nun in ihrer Weise, kann es jedoch nicht verhindern, daß der Swetoslawitsch nicht ein sentimentaler Jüngling wird, der trotz allem Vorschub, den die Hölle ihrem Zöglinge leistet, sich wenig um die Absichten des Satans kümmert, sondern sich lieber in eine schöne tugendreiche Maria verliebt, gegen die er sich viel ehrenhafter benimmt als Faust gegen Gretchen. Der Roman bleibt ohne Schluß, oder findet ihn in einer solchen unbestimmten Verworrenheit, daß er beliebig fortgesetzt werden kann. Es ist dies überhaupt die Manier des Verf., das Ende seiner Erzählungen in Nebel zu hüllen. Außer Romanen und Novellen hat sich Weltman auch in der poetischen Erzählung versucht und in der letztern Gattung Lord Byron und Puschkin sich zum Muster gewählt. Eine seiner Hervorbringungen dieser Art ist: „Begletz", d. i. Der Läufling. Ein russischer Deserteur verliebt sich in der Türkei, findet Gegenliebe und fällt dann auf schreckliche Weise ein Opfer orientalischer Eifersucht. Unter Weltman's Novellen gibt es einige mit viel Laune erfundene und ausgeführte, z. B. „Die Schauspieler der Provinz". Auch ist er darin frei von der manierirten Weise, von der oben aus dem „Swetoslawitsch" ein Aushängeblättchen geliefert worden ist.

Ein anderer neuerer Roman, der wegen seiner Tendenz einige Aufmerksamkeit verdient, ist: „Awtorskoi Wetscher", d. i. ein literarischer Abend, Erzählung eines seltsamen Zufalls, der meinem Oheim begegnet ist (Petersburg). Es ist derselbe eigentlich eine in die Form einer Erzählung gehüllte Satire gegen die neue Bewegung in der Literatur. Ein großer Theil der jüngern Schriftsteller, und darunter Männer von unleugbaren Gaben, hat als Grundsatz aufgestellt, daß man genau so schreiben müsse, wie im gemeinen Leben gesprochen wird. Es herrschte nämlich bisjetzt die Ansicht vor, daß viele Worte, obgleich im gemeinen Leben und in der besten und gebildetsten Gesellschaft gebräuchlich, deshalb doch noch nicht in Büchern zu gestatten seien. Es war diese, zum Gesetz gewordene Übung hauptsächlich dadurch entstanden, daß die russische Schriftsprache sich jenen slawischen Dialekt zum Muster nahm, in welchem die heilige Schrift und die liturgischen Bücher der griechischen Kirche vor vielen Jahrhunderten in den untern Donaugegenden übersetzt worden waren. Die erste Emancipation von der Herrschaft des Kirchendialekts in der Schriftsprache bildeten die Verordnungen der Zaren, die in der Volksmundart abgefaßt wurden. Alle poetischen und rhetorischen Schriften, hauptsächlich die Homilien, standen aber unter sichtbarem Einfluß der kirchlichen Sprache, obgleich die Landesmundart immer größern Raum darin gewann. Es gestalteten sich nach und nach gleichsam zwei Schreibarten, eine sogenannte höhere und eine niedere, dem täglichen Verkehr nähere. Karamsin hatte das Verdienst, sich zuerst ganz der Ausbildung der letztern zu widmen. Seine Bemühungen fanden anfangs heftige Gegner; indessen trat er, wenn man die Menge der ihm zugefallenen Anhänger betrachtet, siegreich aus dem Kampf. Die jetzige Bewegung unter den Stylisten bezweckt nun noch eine größere Epuration der landesüblichen Mundart von nicht sowol veralteter, als fremdartiger Zuthat. Daß es dabei nicht ohne Übertreibungen abgeht, wobei besonders die romantische Schule durch kühne Worteinbürgerungen aus der Sprache der Mägde und Wäscherinnen sich wirklich versündigen mag, wird nicht zu leugnen sein, und

gegen diese tritt der Verf. des „Literarischen Abends" kämpfend in die Schranken. Er nennt sich, wol pseudonym, Platon Krutenew, welcher Name durch „Schroff" übersetzt werden könnte, und wirklich schroff benimmt er oder Der, welchen er im Namen der Anhänger der bis jetzt Bestandenen sprechen läßt, sich gegen die neuen Sprach- oder eigentlich Schriftreformatoren. Der seltsame Zufall endlich, der dem Oheim begegnet, besteht darin, daß dieser conservative Beisitzer des literarischen Abends und Gastmahls, durch die Discussion ermüdet und gelangweilt, plötzlich, unaufhaltsam, wie vom Schlage gerührt, einschläft.

Zu erwähnen ist auch: „Michail" ꝛc., d. i. Michael Lomonossow, eine Dichtung von Xenophon Polewoi (2 Thle., Moskau 1836). Es ist der Bruder des bekannten Historikers Nikolaus Polewoi, der der Verf. eines ganz eigenthümlichen Buchs hat sein wollen. Es ist weder ein Roman noch eine Biographie, sondern bunt durcheinander Beides. Einige Seiten sind Geschichte, andere Dichtung, wie ein mit beschriebenen Blättern durchschossenes Buch, halb Manuscript, halb Druckwerk. Es beginnt mit der bekannten Flucht des jungen, lernbegierigen Lomonossow aus dem väterlichen Hause, führt ihn in die Schulen nach Moskau und Kiew, ins akademische Gymnasium nach Petersburg, dann auf die Universität nach Marburg, in die Studentenkneipen daselbst, wie sie sich Polewoi gedacht hat, unter die preußischen Werber und in die Wachtstube in Wesel. Alles dies ist Geschichte, aber in Polewoi's Buche mit frisch ersonnenen Gesprächen in der Nachahmung Walter Scott's geschmückt. In Petersburg werden diese Gespräche fortgesetzt, bis ihnen der Tod ein Ende macht. Auf den alten, fleißigen Müller, Lomonossow's Collegen als Akademiker, ist P. nicht zum Besten zu sprechen, Schlözer wird fast zur lustigen Person der Dichtung. Übrigens legt man das Buch nicht ohne Belehrung und Genugthuung aus der Hand. Manches aus vergangenen Zuständen, wie sie sich ein Mann von Geist nach vorhergegangenem Studium des historisch Bekannten lebhaft gedacht hat, wird dem Leser dramatisch, im poetischen Kosmorama vorübergeführt. — Nikolaus Polewoi, der Historiker, hat seine zerstreuten Erzählungen gesammelt und in mehren Bänden herausgegeben: „Metschty i shisn" ꝛc., d. i. Traum und Leben, Erzählungen (Moskau). Einige Novellen sind im Gewande eigner Dichtung Hoffmann nacherzählt, wobei sie nicht gewonnen haben. Ein witziger Recensent in der russischen Zeitschrift: „Die Lesebibliothek", sagt in dieser Beziehung: Polewoi habe sehr wohl daran gethan, den deutschen Phantasten in seine Dienste zu nehmen und ihn im schwierigen Fache der Erfindung anzustellen. 3.

Notizen.

Die Stadt Chester in England erlebte vor nicht viel über 20 Jahren eine der merkwürdigsten Revolutionen, welche in der gesellschaftlichen Verfassung nur immer sich ereignen können. Es war dies nämlich kein Menschen- sondern ein Katzenaufstand. Um die Zeit nämlich, als Napoleon, der Weltbezwinger, eben das Ziel seiner glorreichen Laufbahn auf St.-Helena gefunden hatte, las man an allen Ecken der genannten Stadt Anschläge, worin gesagt wurde, daß eine große Anzahl bemittelter und guter Familien aus Enthusiasmus für den großen Kaiser sich auf St.-Helena gleichfalls anzusiedeln gedenke; da jedoch dieses Eiland von einer ungeheuern Menge von Ratten und Mäusen heimgesucht werde, sei es von der englischen Regierung beschlossen worden, diese schädlichen und lästigen Thiere auf die schnellstmögliche Weise daselbst auszurotten. Aus diesem Grunde sei der Unterzeichnete und Ausfertiger dieser Bekanntmachung ermächtigt, einen großen Vorrath von Katzen in kürzester Frist aufzutreiben, und erbiete sich mithin derselbe für einen starken und gesunden Kater den anständigen Preis von 16 Schilling, desgleichen für eine ausgewachsene Kitze 10 Shilling und für ein junges Kätzlein eine halbe Krone zu zahlen. Einen so vortheilhaften Vorschlag ließen sich die Ein- und Umwohner der guten Stadt Chester nicht zweimal thun, und man sah an dem festgesetzten Tage eine große Menge alter Frauen, begleitet von Kindern und Enkeln, herbeiströmen, alle mit Säcken belastet, welche eingepferchte Katzen enthielten. Dieser seltsame Zug bewegte sich nach der Gasse, welche zum Austausch der unfreiwilligen Insassen bestimmt war und in welcher sich dergestalt in Kurzem die ungeheure Zahl von 3000 Katzen versammelt fand, dergleichen nie zuvor ein Ort beisammen gesehen hatte. Zum Unglück war die bezeichnete Gasse aber sehr eng und die immer mehr zusammengedrängten Katzen erhoben bald ein fürchterliches Geheul, in welches sich das Geschrei der Weiber und Kinder mischte, nicht weniger das erwachende Gebell der benachbarten großen und kleinen Hunde. Bei diesem Zusammengedrang so vieler gemeiner Frauenspersonen konnte es nicht fehlen, daß in Kurzem sich Streitigkeiten erhoben. Mehre von den Katzenhändlerinnen fingen, sich gegenseitig beengt fühlend, an, sich zu raufen und zu schlagen, und die Straßenjungen der guten Stadt Chester benutzten diese einzige Gelegenheit zu einem ausgesuchten Spaß und rissen die Säcke auf, aus denen nun die Tausende wüthender Katzen hervorstürzten, die sich zuerst untereinander herumbissen, alsdann über die zankenden Frauen selbst herfielen, an den Häusern und Balcons hinaufkletterten, durch die geöffneten Fenster, aus denen sich die Bewohner der Straße ein vorzügliches Schauspiel versprochen hatten, in die Zimmer drangen und hier Alles, was ihnen Zerbrechliches begegnete, umstürzten und zertrümmerten. Das Unheil wurde zuletzt, da sich die herbeieilenden Hunde darein mischten, so groß, daß die halbe Bevölkerung der Stadt mit Waffen anrücken und den wüthenden Bestien den Vertilgungskrieg erklären mußte, und so kam es denn, daß man gegen 1000 Leichname erschlagener Katzen den Fluß hinabgleiten sah, bevor die übrigen vierfüßigen Revolutionnairs die Stadt räumten.

Der verstorbene englische Schauspieler Robert Palmer war in seinen frühern Jahren Zettelankleber, ein Umstand, der seinen spätern Collegen in der edeln Schauspielkunst nicht unbekannt war. Eines Abends, wo er die Rolle eines londoner Elegants zu geben hatte, trat er auf das zierlichste und fashionabelste gekleidet aus der Garderobe, mit blitzenden Schnallen an Schuhen und Beinkleidern und einem Brillantring am Finger. Einer seiner Collegen näherte sich ihm und fragte, ob die Steine echt seien. „Ich trage nichts als Diamanten", erwiderte Palmer etwas hochmüthig. „Nun, so gratulire ich Euch dazu", versetzte Jener, „denn ich kann mich noch sehr wohl erinnern, daß Ihr einst nichts als Kleister trugt." Das aus diesem Witzwort erfolgende unauslöschliche Gelächter setzte den hoffärtigen Künstler in nicht geringe Verlegenheit.

In dem Hause des Herrn Mennink Huyser zu Amsterdam befand sich ein grauer Papagei, der bereits 32 Jahre hindurch im Besitz dieses angesehenen Handelsherrn war, nachdem ihn schon ein Oheim desselben 41 Jahre lang besessen hatte. Der Vogel war mithin über 70 Jahre alt. In diesem Alter befand er sich in einem Zustande völliger Entkräftung. Er hatte Gesicht und Gedächtniß verloren und war fortwährend in einem lethargischen Schlafe begriffen. Von Zeit zu Zeit wurde er mit Marzipan gefüttert, den man in alten Madeira tauchte. In seinen jungen Jahren war dieser Vogel ein Wunder von Gelehrigkeit und Zungenfertigkeit gewesen; er sprach eine Menge Worte und Sätze, rief die Diener herbei und holte seinem Herren die Pantoffeln. Mit dem 60. Jahre fing sein Gedächtniß an schwach zu werden; er lernte nicht nur nichts Neues mehr, sondern vergaß auch das Alte und warf die früher eingelernten Phrasen beim Sprechen auf die lustigste Weise durcheinander. Bis zu seinem 65. Jahre legte er jährlich einmal seine Federn ab. In der letzten Mauser bekam er anstatt der rothen Schwanzfedern gelbe. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 190. — 9. Juli 1837.

Guizot und der Doctrinarismus.

Wenn ein deutscher Gelehrter in der Zeit, welche zwischen dem Sturze des Ministeriums Villèle und der Julirevolution liegt, nach Paris kam, so setzte ihn wol nicht leicht etwas in größere Verwunderung als die Analysen und Berichte, welche er in allen politischen und literarischen Journalen regelmäßig über die Vorträge der Herren Guizot, Cousin und Villemain las. Wie schnell auch jeder einzelne Vortrag, da ein Buchhändler Stenographen in das Auditorium schickte, gedruckt zu haben war, das Publicum begehrte noch schnellere Berichte, und so mußten sich die Journale entschließen, neben den stehenden Rubriken: Deputirtenkammer, Pairskammer, Institut u. s. w., eine neue mit der Überschrift: Vorlesungen der pariser Facultät, zu eröffnen.

Ließ man sich aber den Weg nach der alten Sorbonne zeigen und trat man in einen der geräumigen Hörsäle, z. B. in den des Herrn Guizot, so fand man 2000 meist jüngere Zuhörer versammelt, auf deren Gesichtern die Ungeduld zu lesen war, womit der Professor erwartet wurde. Etwas Störendes hatte für den Ausländer, wenn er sich nicht zufällig an die Zeiten der Predigten des heil. Chrysostomus erinnerte, das Beifallklatschen, welches den Professor empfing und seinen Vortrag von Zeit zu Zeit unterbrach; aber man achtete wol kaum auf diese Unterbrechungen, wenn man erst angefangen hatte dem Docenten in seinem Ideengange zu folgen. War der frisch hinzugekommene Zuhörer nun ein junger Mensch, der bei vieler Empfänglichkeit für eine ernstere Betrachtung der Welt und ihrer Geschichte bis dahin nur eine größere oder geringere Masse historischer Daten, nicht aber einen leitenden Gedanken, einen Ariadnefaden für das Labyrinth des Weltwirrwarrs empfangen hatte, so bemerkte ein solcher wol kaum die rednerischen Vorzüge und das Glänzende des improvisirten Vortrags, er beachtete wol kaum, mit welcher logischen und oratorischen Kunst der Professor eine Reihe von Thatsachen und Gedanken nacheinander aufzurollen, alsdann ihr gemeinschaftliches Princip hervorzuheben und endlich mit einem daraus hergeleiteten Theorem oder Axiom die Untersuchung zu beschließen wußte; diese und ähnliche Beobachtungen ließen sich später machen, vor der Hand war die Freude über die Entdeckung überwiegend, daß hier endlich der Weltlauf begriffen, daß die sinnlose That in den verständlichen Gedanken übersetzt werden, daß die Vergangenheit weder verlacht noch beweint, sondern erkannt, daß endlich die gewonnene Einsicht zur eignen moralischen Vervollkommnung verwendet, die Wissenschaft realisirt und das Leben von ihr durchdrungen werden sollte.

Civilisation ist Fortschritt, Fortschritt des Menschen und des Bürgers..... Die individuelle Entwickelung und die socialen Fortschritte müssen Hand in Hand gehen..... Die Ideen müssen in das Leben dringen und es gestalten..... Der Mensch ist nicht blos Zuschauer auf der Weltbühne, er ist auch Mitspieler und zum Handeln bestimmt; wenn man gelernt hat, so greift man mit ein..... Es handelt sich bei unsern Studien noch um etwas Anderes als das bloße Wissen; die intellectuelle Entwickelung darf nicht isolirt dastehen, wir haben aus ihr für unser Land neue Hülfsmittel der Civilisation zu schöpfen, für uns selbst eine moralische Wiedergeburt. Die Wissenschaft ist schön, ohne Zweifel, aber sie ist tausendmal schöner, wenn sie eine Macht wird und die Tugend gebiert.*)

Herr Guizot macht großen Eindruck als Redner in der Kammer; wenn er will, so zwingt er selbst die Opposition zur staunenden Bewunderung und feiert rednerische Triumphe, die an die glänzendsten Tage von Mirabeau, Foy und B. Constant erinnern.**) In der Regel ist aber seine Rede so wenig blühend, als er selber es ist mit dem blassen, eingefallenen Angesichte, das nur zuweilen sich röthet, wenn der Zorn der Vernunft es überfliegt. Dann brennen und stechen Guizot's Worte; er greift zwar keinen seiner politischen Gegner persönlich an, aber er schleudert der Opposition Collectivsarkasmen zu, welche einen nur um so tiefern Eindruck machen und von jedem Einzelnen wie vergiftete Pfeile empfunden werden. Wenn er sich gegen die bösen Leidenschaften erhebt, welche die Ruhe rechtschaffener Leute stören, wenn er die Anarchie der Geister und Gemüther, die antisocialen Wirkungen der Theorien der Opposition schildert, wenn er von dem schaudererregenden moralischen und religiösen Zustande der tiefern Stände spricht, die, jeder Verleumdung und Verführung zugänglich, die ganze materielle und geistige Cultur bedrohen***), dann bebt die Majorität der Kammer vor Angst und Schrecken und die Opposition

*) Hist. de la civilisation en France. Thl. 1, Vorlesung 1.

**) So in den Sitzungen am 3. u. 5. Mai d. J.

***) Guizot's Reden vom 3. u. 5. Mai d. J.

vor Wuth. Die Opposition nennt Guizot grausam, und wie sie selbst ihn grimmig haßt, so glaubt sie auch, Guizot hasse sie. Das ist ein Irrthum. Guizot verachtet die Opposition, aber haßt sie nicht, und wenn man ihn dazu zwingt, so gesteht er ohne Bedenken, daß die Gegner seiner Politik der wahren Wissenschaft ermangeln, daß es ihnen wie dem Lande überhaupt noch an der rechten Einsicht fehlt.*) Er hat nicht unrecht, aber man begreift leicht, daß ein solcher Mann nicht beliebt ist. In der That, beliebt war Guizot nie, weder im Schlosse noch bei der Majorität der Kammer; er war blos nothwendig, und die Kammer dürfte ihn noch schwerer entbehren**) als der König, dem er fast unentbehrlich ist. Die deliberirenden Versammlungen und vorzüglich die regierenden Majoritäten bedürfen eines entschlossenen Mannes, der, indem er sie leitet, ihnen die Mühe erspart, sich selber einen Weg zu suchen. Der Gedanke einer Majorität will sich in einem Manne verkörpert und repräsentirt sehen. Niemand ist zu einer solchen Stellung geeigneter als Guizot, seine Taktik der Opposition gegenüber ist meisterhaft. Er bringt sie in die schlimmste Lage von der Welt; eine Opposition in der Defensive ist übel daran. Guizot sagt als Minister den Führern seiner Gegner ganz einfach:

Entweder — oder! Ihr stimmt für oder gegen uns. Geschieht das Letztere, so müßt Ihr Minister werden und die Verantwortlichkeit für den Gang der Geschäfte übernehmen. Mir ist's gleich. Wenn Ihr aber nicht selbst den Muth habt, an die Spitze zu treten, so macht uns wenigstens keine unnützen Schwierigkeiten.

Bei der Zersplitterung der Kammer ist diese Unbefangenheit wol das Angemessenste; freilich sichert sie nicht gegen außerparlamentarische Intriguen, wie die Auflösung des Ministeriums vom 6. September bewiesen hat.

Wenn aber Guizot, seitdem er Minister gewesen, den grimmigsten Haß aller ganz- und halbrevolutionnairen Elemente in Frankreich auf sich geladen hat, so fand er dagegen als Professor der Geschichte bei seinen zahllosen Zuhörern nicht nur die unbedingteste Verehrung, sondern wirkliche Liebe. Zwar sahen sich Villemain und Cousin von einer nicht viel kleinern Anzahl aufmerksamer Zuhörer umgeben, und auch sie fanden eine dankbare Jüngerschaft; aber selbst uns jungen Leuten blieb es nicht verborgen, daß Guizot der Vorrang vor seinen beiden berühmten Collegen gebühre. Villemain's literarhistorische und Cousin's philosophische Vorträge boten allerdings viel Interessantes und Lehrreiches; doch macht Villemain auf dem Katheder oft den Redner und Declamator, wo er nur Professor sein sollte, und Cousin hat etwas von Steffens an sich, indem er wie dieser aus der Wissenschaft oft in die Poesie übergreift und so seinen Zuhörern unklar wird; Guizot allein ist Docent. Zwar auch er improvisirt, aber er redet nicht, er spricht; er declamirt weder, noch zieht er poetische Bilder und Figuren herbei, er exponirt und explicirt; er verschmäht Das, was die Franzosen verve nennen und was nur Kraft in den Worten ist; aber es ist eine latente Wärme in diesem Vortrage, welche den Zuhörer allmälig ergreift und ihm die Gesinnung des Lehrers mittheilt. Auch sind alle wahrhaften Schüler Guizot's seine Freunde geblieben.

Unter den Ministerien Martignac und Polignac waren es aber nicht blos die Schüler Guizot's, welche seine Freunde waren, sondern der größte und beste Theil der Gebildeten entschied sich auf die unzweideutigste Weise für die von Guizot und seinen Freunden aufgestellten Regierungs- und Verwaltungsgrundsätze; die Majorität der gebildeten Franzosen war doctrinair, halb Frankreich war linkes Centrum. Diese Popularität hatte mehre Ursachen: einmal befand sich die Doctrine*), weil der eine ihrer Gegensätze, der legitimistische, noch in kräftiger Blüte stand, in einer vortrefflichen Stellung den extremen Parteien wie der Regierung und dem Lande gegenüber; dann hatten die von Royer-Collard, Broglie, Camille Jordan, Barante, Guizot geäußerten Ansichten, verglichen mit den Declamationen der Ultras beider Seiten, eine große überzeugende Kraft, der persönliche Charakter der Doctrinaires gebot Achtung und flößte Vertrauen ein**), und endlich, sie hatten unter Villèle Verfolgungen erlitten***) und zum Sturze dieses Ministers der Corruption wirksam beigetragen.

So lange der besonnene Theil der französischen Nation

*) Guizot's Rede vom 24. März 1836.

**) Welche Stellung Guizot der folgenden Kammer gegenüber haben wird, läßt sich nicht a priori bestimmen.

*) Man weiß, daß es der witzige Etienne gewesen ist, welcher diesen Namen aufgebracht hat. Royer-Collard's und Guizot's Vorträge in der Kammer hatten in den Augen der geistreichen Oberflächlichkeit etwas Kathedermäßiges; so erhielten die gelehrten Deputirten den Namen der „Herren von der Doctrine". Die Doctrinaires konnten sich die Benennung gefallen lassen: es ist keine Schande, eine Doctrin an die Stelle der Leidenschaften zu setzen.

**) Auch noch jetzt lassen Guizot's heftigste Gegner der Integrität seines Charakters Gerechtigkeit widerfahren, und wenn er in der Deputirtenkammer äußert: der politische Glückswechsel sei ihm für seine Person ganz gleichgültig, nur die Idee, nicht aber seine Person sei ihm wichtig, es habe Gott gefallen ihm Freuden und Leiden zu senden, vor denen jedes andere Gefühl verschwinde, so zweifelt wol nicht leicht Einer an der Aufrichtigkeit solcher Worte. Wie viele Staatsmänner aber dürften ein ähnliches Geständniß thun, ohne das lauteste Gelächter zu erregen?

***) Nichts beweist wol mehr die tiefe Verdorbenheit der französischen Junker und Pfaffen, die auf die Restauration und ihr Schicksal einen so unseligen Einfluß ausgeübt haben, oder, soll man lieber sagen, nichts beweist mehr die radicale Unverträglichkeit der römischen Kirche und der Principien des mittelalterlichen Lehn- und Patrimonialstaats mit den Institutionen modernen Staats- und Culturlebens als das systematische Streben dieser Faction, den niedern Unterricht nicht aufkommen zu lassen und den höhern zu vernichten. So hob man die Normalschule (ein Professorenseminar) auf und untersagte Guizot, Cousin und Villemain ihre Vorträge. Cousin beging das Verbrechen, die Philosophie wieder zu Ehren zu bringen; Guizot „verfälschte die Geschichte"; Villemain machte man den spaßhaften Vorwurf, er wirke zur Zerstörung des katholischen Princips mit, weil er in seinen literarhistorischen Vorträgen von dem auf die Autorität der Muster sich stützenden System abweiche und den Geist der Prüfung erwecke. Consequent waren wenigstens die Ultras.

den Gang der Geschäfte beständig durch die entgegengesetzten Bestrebungen sowol des revolutionnairen Liberalismus als des contrerevolutionnairen Royalismus gefährdet, durch die Einen die Ordnung und den Frieden, durch die Andern die theure Errungenschaft der ganzen Revolution bedroht sah, so lange konnte es nicht fehlen, daß Männer im höchsten Ansehen stehen mußten, welche mit der Prätension auftraten, die Vergangenheit und die Gegenwart, die Geschichte und die Vernunft, das Recht und die Nationalwohlfahrt, die Freiheit und die Ordnung, die Legitimität und die Revolution zu vereinigen und zu versöhnen. Cousin war der philosophische Doctrinair, er pflanzte die Fahne des Eklekticismus auf und suchte einen Compromiß zwischen dem deutschen Idealismus und dem französischen Materialismus; Villemain trug einen ästhetischen und kritischen Eklekticismus vor, von dem er eine Vermittelung der Extreme des Classicismus und Romanticismus erwartete; Guizot endlich begründete die nach Unparteilichkeit und Allseitigkeit strebende doctrinaire Geschichtsbetrachtung, bildete die Staatslehre weiter aus, wozu Royer-Collard den Grund gelegt, und stellte sich allmälig an die Spitze dieser ganzen Richtung. Bevor wir aber diese politische Theorie darlegen, scheint es angemessen, Guizot's historische und publicistische Schriften zu beleuchten, indem in ihnen das ganze doctrinaire Staatsrecht enthalten ist. Es bleibt dann später zu sehen, inwiefern diese Theorie dem Gedanken Stich hält, und ob der Minister dem Historiker und Publicisten treu geblieben ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die königlich preußische Reiterei unter Friedrich dem Großen, oder der General der Cavalerie Freiherr von Seydlitz, von dem Generallieutenant Grafen von Bismark. Mit einem Portrait und drei Plänen. Karlsruhe, Creuzbauer. 1837. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Gr.

Graf Bismark hat dasselbe Thema in seiner „Reiterbibliothek" schon einmal bearbeitet. Über einige Ausstellungen, welche sich damals eine übelwollende Kritik von Hanover aus hinsichtlich der Quellen erlaubte, erklärt er sich in der Vorrede. Er war so glücklich, über das Privatleben, das höhere Denken, den tiefen Geist Seydlitzens von einem Manne Aufschluß zu erhalten, der gegenwärtig eine ausgezeichnete Stellung in der preußischen Armee einnimmt und dessen Vater viele Jahre die Leibschwadron des Generals befehligte, ihm mithin nahe stand und, durch keine zu große Jugend von Seydlitz getrennt, zugleich dessen Freund und Vertrauter war. Diesen Umstand hebt er als Bürgschaft für die Richtigkeit der erzählten Thatsachen heraus. Bei der neuen Bearbeitung legte er sich selbst das Gesetz auf, Alles wegzulassen, was dem Gegenstande fremd ist und zur Belehrung junger Militairs nicht beitragen kann. Er wollte dieses Buch, wie er sich ausdrückt, zu einem Lehrsatze der Reitertaktik erheben.

Der Verfasser hat sich dieser Biographie mit voller, feuriger Liebe unterzogen. Seydlitz erscheint ihm als das bisjetzt unerreicht gebliebene Ideal eines Reitergenerals. Ein an Thaten so reiches Leben mit Vorliebe von einem gleichfalls höchst ausgezeichneten Standes- und Waffengefährten aufgefaßt und beschrieben, kann nicht verfehlen, das größte Interesse zu erregen, das dem Leser auch in der That von Anfang bis zu Ende unausgesetzt begleitet.

Ein kurzgefaßtes Nationale von Seydlitz geht der Biographie voraus; dann folgt der Prolog, der in seinen gedrängten geistvollen Reflexionen eigentlich weder eines Auszugs noch einer Kritik fähig ist. Den eignen Standpunkt des Verfassers, aus dem eine leicht angedeutete Bitterkeit spricht, bezeichnen folgende Stellen:

„Der Mensch befriedigt sich selbst am wenigsten. Was der Mensch durch seine Thaten ist, so viel ist er werth, und keiner mehr. Wer sich also rühmen will, der rühme sich durch Thaten. Welterfahrung wird der Probestein künftiger Thätigkeit. Thätig sein wollen! Auch die unruhige Talentlosigkeit ist thätig, Dünkel ist ihr Genius; Träume sind dessen Thaten."

„Man hat Zeiten, Sitten, Bestrebungen und Gesinnungen, die Macht der Verhältnisse, die Stufen der Bildung und ihre Widersprüche, den Einfluß des Einzelnen, das Maß und den Geist des Jahrhunderts kennen lernen; es ist ein Wahn, ein nutzloser Kampf, wenn man für die richtige Ansicht in die Schranken tritt, ein Kampf, der zerrüttet, ohne das Schicksal des Gegenstandes, den man vertheidigt, zu verbessern. Wirken wollen! eitles Vergnügen unter Menschen, die zu schwach für Wahrheit sind: dem Hohne alles Bessern leihet es nur Scheinwaffen, denn der Hohn hat nur Einfälle, keine Gründe; Gründe aber, womit man ihm entgegentritt und gegen ihn ausfällt, erbittern, aber sie entwaffnen ihn nicht. Doch mit stolzer Entschlossenheit erfüllt der Mann seine Pflicht."

Auf seinen Helden übergehend, sagt er, sein Name stehe längst in der Matrikel der seltenen Menschen, die sich, wie alles Große, erst unter dem Beschauen entwölken und die dem kurzen Gesichte der Zeitgenossen weniger als dem langen Sehrohr der Nachwelt klar seien. Seydlitz erscheint ihm als eine reine, strahlende Emanation des Genius, ein leuchtendes Licht, der größte und erste Weltumsegler der Reitertaktik: Andern gab er Fesseln, aber er selber trug keine. Der Zeitgenossen Lob und Tadel reden, die Linien der Mäßigung überschreitend, übertreibend durcheinander. Daher erst der Nachruf ein ägyptisches Todtengericht zu halten vermag, wo nur Eine Stimme, die des Rechts und der Wahrheit, den Anwalt macht. Diese Stimme für Seydlitz zu sein, fühlte sich der Verf. berufen. Gleiche Liebe, gleiche Neigung, gleiche Begeisterung für die Reiterei verbindet ihn mit ihr.

In dem zweiten, dritten und vierten Capitel schildert uns der Verf. seinen Helden als Pagen, Cornet und in den höhern Chargen bis zum Obersten. In der Umgebung des Markgrafen Friedrich von Schwedt entwickelte sich der Muth, die Entschlossenheit und Kaltblütigkeit seines Charakters, sowie besonders seine Kühnheit im Reiten. Als er im 18. Jahre bei des Markgrafen Kürassierregiment als Cornet eingetheilt wurde, empfing der Commandeur desselben, Oberst v. Rochow, der mit dem Markgrafen nicht in gutem Vernehmen stand, den Günstling desselben kalt und ließ ihn die ganze Strenge des Dienstes empfinden; dies ward für Seydlitz eine gute Schule, hier lernte er den schweigenden Gehorsam. Im ersten schlesischen Kriege ward Seydlitz, nachdem sein Pferd erschossen worden war, gefangen. Im folgenden Jahre (1743) begleitete er den Markgrafen zu den berliner Manoeuvres. Im Zurückreiten nach der Stadt befand er sich im Gefolge des Königs. Unter den Offizieren kam das Gespräch auf seine Gefangenschaft, welche Seydlitz erzählte und dann mit der Äußerung schloß: nur der Verlust des Pferdes könne einen Reiteroffizier entschuldigen, gefangen zu werden. Friedrich hatte dem Gespräche zugehört und insbesondere die Schlußäußerung vernommen. Als der König auf der Brücke des Zeughauses ankam, hielt er an, rief den Cornet Seydlitz, ließ die Zugbrücke aufziehen und sagte: „Nun wäre Er ja doch mein Gefangener! Was wird Er nun machen?" Seydlitz, ohne ein Wort zu sprechen, gibt seinem Pferde die Sporen und nöthigt es, in einem gewaltigen Sprunge über das Brückengeländer zu setzen, worauf er durch die Spree auf eine der Anfahrten des Zeughauses zuschwamm. Der König begrüßte den unversehrt im Galop vor ihm Erscheinen-

ten mit den Worten: „Da hat Er sich gut herausgezogen, Herr Rittmeister; ein ander Mal aber vorsichtiger sein — habe ihn noch nöthig!“

In der Charge als Stabsoffizier ging Seydlitz von dem Satze aus, daß der Offizier Alles müsse machen können, was vom Husaren verlangt werde; er ging hierin mit dem vollkommensten Beispiele voran. Alle Reitübungen, Setzen über Barrièren, Gräben, Hecken, die Waffenübungen, Schießen nach dem Ziele zu Fuß und zu Pferde in allen Gangarten, kurz jedes Exercitium des Husaren machte er selbst bis zur Vollkommenheit und verlangte ein Gleiches von den Offizieren und Unteroffizieren seiner Schwadron. Wollte man Ähnliches heutzutage verlangen, wie mancher Subalternoffizier käme in Verlegenheit!

Im 35. Jahre ward er Oberst. Im ersten Jahre des siebenjährigen Krieges in der Schlacht bei Lowositz fand er keine Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Auch bei Prag war ihm der Zufall nicht günstig. Bei Kolin stand er unter Ziethen, der sich nach seinem ersten kräftigen Choc auf Nadasdy die ganze Schlacht hindurch defensiv hielt. Was damals, so weit sich dies jetzt noch beurtheilen läßt, und wie es hätte geschehen sollen, weist der Verf. auf geistreiche Weise nach. Dennoch fand Seydlitz an diesem verhängnißvollen Tage Gelegenheit, das Auge des Königs auf sich zu ziehen, der ihn zwei Tage darauf zum General ernannte.

(Der Beschluß folgt.)

Cercaria's Reise durch den Mikrokosmus oder humoristischer Ausflug in das Gebiet der Anatomie, Physiologie und Medicin. Herausgegeben von Menapius. Krefeld, Schüller. 1836. Gr. 8. 18 Gr.

Mehr um die Leser dieser Blätter, die vielleicht, durch den Titel dieses Buches getäuscht, irgend ein aus satirischem oder humoristischem Stoff gewebtes Product zur Unterhaltung suchen möchten, vor diesem Irrthum zu bewahren, als dem Buche selbst Eingang zu verschaffen, glauben wir hier darüber einige Worte verlieren zu müssen. Sein Inhalt nämlich ist rein medicinisch und die Lecture desselben würde für das nichtärztliche Publicum eine ebenso schwierige Arbeit sein als die Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen. Das Humoristische an der Sache ist, daß der Verf., als Cercaria aus dem Geschlecht der Monaden, vom Darmschleim aus eine Reise durch das ganze Lymph- und Blutgefäßsystem hindurch bis in die Samengefäße macht und uns erzählt, wie er es in diesen dunkeln Gebieten des menschlichen Organismus gefunden. Für den Anatomen und Physiologen mag die Reisebeschreibung nicht ohne Interesse sein; indessen meinen wir, in einer so ernsten wissenschaftlichen Angelegenheit sei der Spaß ganz am unrechten Orte und müsse den Mann vom Fache eher abstoßen als anziehen. 32.

Französisches Urtheil über Georges Sand.

In Nr. 4 des „Bulletin littéraire et scientifique“ von Cherbuliez findet sich eine sehr verständige und vieles Wahre enthaltende Anzeige von Georges Sand's neuestem Werke: „Lettres d'un voyageur“, das vor Kurzem zu Paris in zwei Bänden erschien. Wir sehen aus diesem, wie aus so manchem andern Artikel, den französische Blätter neuerdings über diesen Schriftsteller („cet homme-femme, ou, si vous aimez mieux cette femme-homme“) mitgetheilt haben, daß die ästhetische Kritik in Frankreich doch augenscheinlich von Tage zu Tage besonnener wird und sich immer mehr ihren uralten Fehler, sich durch das Schein- und Flitterwerk, durch die Dehors der Objecte blenden zu lassen, abzugewöhnen strebt. Die „Lettres d'un voyageur“ — so lauten ungefähr die Gedanken in jener Kritik — sind nur die Fortsetzung jenes umfassenden Werkes, dem G. Sand ein für allemal seine geschickte Feder gewidmet hat; dies Werk selbst aber möchte am füglichsten als eine Revolutionnirung der Sitten, als eine Caricatur der Frauenemancipation, als eine bald heftiger, bald gelinder vor sich gehende Aushöhlung der Familie bezeichnet werden. Auf gewisse Weise lassen sich diese Bestrebungen mit dem Thun und nunmehr veralteten Treiben der Alchymisten vergleichen, die ihr Vermögen und ihr ganzes Dasein der Aufsuchung des Steins der Weisen widmeten. Nachdem sie ein Menschenalter hindurch den Blasebalg geschwungen und die düstere Höhle ihrer Einsamkeit geröthet hatten, so blieben ihnen zuletzt von all ihren Experimenten nichts übrig als die glänzenden Schlacken in ihren abenteuerlichen, aber ganz nutzlosen Bildungen. Aber diese glänzenden Schlacken waren theuer genug erkauft. Welche gefährliche Explosionen ereigneten sich um ihretwillen! Welchen perfiden und tödtlichen Dunst athmeten sie aus! und welche giftigen Mixturen mußte der Adept unermüdlich zusammenbrauen, bevor er die späte, geistzerrüttende Gewißheit erlangte, daß aller Gewinnst eben nur Schlacke war! „Diese Voyages“, fährt der Kritiker fort, „sind für den Verf. nur ein Vehikel für Alles und Jedes, dienend dazu, um, wie das Sprüchwort sagt, faire de l'art à propos de bottes. Was hat G. Sand mit Länderbeschreibung, mit Sittenschilderung zu thun. Das Einzige, womit er sich abgibt, ist seine eigne Person. Diese und immer wieder diese dem pariser Publicum vorzustellen und aufzutischen, dies ist sein Bestreben; jenem Publicum, von welchem einen Augenblick vergessen zu werden sein größtes und einziges Unglück wäre. Suche man also in diesen Reisebriefen keine Schweiz und kein Italien; in dem dürftigsten Lehrbuche der Geographie wird man die letztern schöner dargestellt finden. Mitten unter himmelhohen Alpengletschern, am Fuße des Montblanc, wo sich die ungeheuern, seit Jahrtausenden erstarrten Eisfelder in die blühenden Thalgefilde von Chamouny herabsenken, Angesichts, mit einem Wort, der Herrlichkeit Gottes hat Madame Dudevant, die allzu geistreiche Frau, nichts gesehen, als die „chevelure de Litz et sa blouse crottée“. Und dies ist die außerordentliche Schriftstellerin, welche man als den Vorfrühling einer neuen socialen Morgenröthe betrachtet und kühn über den Weisen von Ermenonville gestellt hat!“ Nachdem sich nun der Kritiker ferner in aller Kürze dahin ausgesprochen, daß es in den Werken der Poesie nicht mit dem bloßen Styl und der bloßen Imagination abgethan sei, und daß auch der erstere noch ganz etwas Anderes sei und bedeute als die bloße Harmonie des Wortbaus und die „souplesse des phrases“; nachdem er die Frage aufgeworfen, welchen Werth man wol einem schön geschriebenen Buche beilegen solle, wenn es schlecht gedacht sei, und ob, genau genommen, diese bloße Originalität der äußern Darstellung etwas Anderes sei als eine Charlatanerie des Schriftstellers, so fügt er diesen Argumenten noch folgendes, für die Individualisirung des berühmten Romantikers und seines neuesten Werkes nicht unerhebliche hinzu: „Es herrscht in allen diesen Briefen ein starker Anflug von Misanthropie und Sarkasmus, der auf sehr bizarre Weise gegen die Nichtigkeiten absticht, womit wir nur allzuhäufig das Talent der Verf. beschäftigt finden. Hier begegnen wir auch öfter, als zu wünschen, jenem Scheine von Lebensfrische, von dem wir uns nicht verhehlen können, daß er etwas nach dem Estaminet schmeckt. So kann es auch gewiß nicht befremden, wenn wir, uns hinwegsetzend über das glänzende Äußere, über die kühnen Phrasen und sarkastischen Wendungen, dennoch im Innersten der Dichtung, in ihrem Kern, der doch eigentlich auch ihr Lebensmark sein müßte, eine vielfach gequälte und gemarterte Seele finden, eine Seele, welche in Folge einer eigenthümlichen Anlage, um so zu sagen, den Bann der Societät erfahren mußte und in der spöttischen Trauer über diese Ausgeschiedenheit nun nichts Besseres zu thun weiß, als gegen die sociale Ordnung den Rebellen zu spielen. Aber diese Ordnung ist ein eherner Panzer, an dem die Feder des geistreichen Schriftstellers zerbrechen und zu Schanden werden muß.“ 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 191. — 10. Juli 1837.

Guizot und der Doctrinarismus.

(Fortsetzung aus Nr. 190.)

Guizot's historische Werke sind: die (unvollendete) „Geschichte der englischen Revolution", die „Versuche über die französische Geschichte", die „Vorlesungen über die Geschichte der Repräsentativregierung", die „Vorlesungen über die Geschichte der europäischen Civilisation" und die (unbeendeten) „Vorlesungen über die Geschichte der französischen Civilisation".

Man darf sich wol kaum darüber wundern, daß die heutigen Franzosen in gewissen Beziehungen für ganz Europa in der Geschichtschreibung Muster sind. Die Revolution hat einen solchen Reichthum von politischen Theorien und Formen entwickelt, man hat so viel experimentirt, daß daraus ein unendlich feiner Takt für alle Verhältnisse des Staats, eine sehr genaue Kenntniß der Anatomie und Physiologie dieses Organismus (obgleich der letztern in geringerm Maße) hervorgegangen ist; die gebildeten Franzosen finden auf den ersten Griff irgend einen Nerv oder Muskel, wo andere Völker erst sich bedenken und die Paragraphen eines staatsrechtlichen Compendiums recapituliren müssen. Man darf nur Thiers und Mignet lesen, beide sehr junge Männer, als sie ihre Geschichtswerke geschrieben; wie wissen sie Bescheid, wenn ihre liberalen Sympathien sie nicht verblenden! Ganz besonders aber hat diesen politischen Takt Guizot, der theilweise auch darum als politischer Historiker größer ist als die eben Genannten, weil er auch für die nichtpolitischen Elemente der Geschichte ein Auge und ein Herz hat, weil er weiß, daß der ausschließlich politische Standpunkt sich selber zu erklären unfähig ist. Guizot's sämmtliche Geschichtsbücher vereinigen alle Vortheile gründlichster Gelehrsamkeit, quellenmäßiger Belesenheit und echt historischen Geistes und Sinnes. Wenige verstehen wie dieser Historiker eine Epoche zu definiren und ihren Geist zu ergreifen, alle Einzelnheiten zu erforschen und demnächst die Wirklichkeit zu erklären; kein lebender Geschichtschreiber übertrifft Guizot in der Kunst, ein Factum zu verstehen, seine Ursachen in der Vergangenheit aufzusuchen, seine Bedeutung und Wirkungen für Mit- und Nachwelt hervorzuheben. Beschreiben, malen, schildern gelingt dagegen Guizot weniger, und sich vom Standpunkte des pragmatischen Geschichtschreibers zum philosophischen zu erheben, das ist ebenfalls seine Sache nicht, ja er hat zuweilen mit einer etwas spöttischen Bescheidenheit erklärt, daß er auf die Ehre verzichte, die Plane der göttlichen Vorsehung zu enthüllen, den Gang Gottes in der Weltgeschichte nachzuweisen.

Wie aber eine Verachtung der Philosophie sich immer rächt, so hat auch Guizot die Folgen zu tragen, welche solche Verachtung mit sich zu führen pflegt. Der Metaphysik entzieht sich Niemand, sobald er zu denken beginnt, und wer sich nicht die beste verschafft, der verurtheilt sich selbst dazu, von einer schlechten geäfft zu werden. So hat Guizot geglaubt, die englische und französische Revolution mit den dürftigen Kategorien der Gleichheit und Unterschiedenheit begreifen zu können, wo doch im Grunde weder die eine noch die andere begriffen ist, wenn man sie ähnlich oder unterschieden findet. Guizot entscheidet sich für die Gleichheit und polemisirt gegen Diejenigen, welche, wenn sie auch eine äußere Ähnlichkeit beider Revolutionen gelten lassen (alle Revolutionen als Revolutionen sind sich ähnlich), dennoch eine große innere Verschiedenheit zwischen ihnen behaupten. Es hat wol kaum Interesse, diesen Punkt weiter zu untersuchen, indem es sich ganz von selbst versteht, daß die Gleichheit nur eine abstracte, oberflächliche, der Unterschied aber eben das Bedeutende, Charakteristische, Qualitative ist. Die englische Revolution ist nur eine particulare Begebenheit, sie ist das Resultat von Zuständen und hat auf das übrige Europa geringen Einfluß gehabt. Die französische Revolution hingegen ist wie die Luther'sche Reform eine die ganze Welt treffende Thatsache, kein Werk localer Verhältnisse und Bedürfnisse, sondern eine Krisis der Menschheit. Die französische Revolution hat sich wie ein System der Logik nach immanenten Gedankenbestimmungen bewegt, sie hat ein Theorie realisiren, mit der fanatischen Consequenz eines abstracten Philosophen einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen wollen. Guizot hingegen will in der französischen Revolution nicht viel mehr sehen als einen Kampf der Mittelclasse gegen die privilegirten Stände, der Jahrhunderte lang Besiegten gegen die ehemaligen Sieger. Er sieht nichts Falsches, aber er sieht nicht Alles.

Obgleich die Vermuthung, Guizot werde noch andere Dinge ebenso abstract betrachten und sich so ihr Wesen entschlüpfen lassen*), nicht ganz ungegründet ist,

*) So haben die Doctrinaire 1830 mit 1688 und Louis Phi-

so ist doch andererseits von diesem Historiker kein radicaler, tief eingreifender Irrthum zu erwarten. Wenn er auch in vielen Fällen nicht dazu kommen kann, das rechte, schlagende Wort zu finden, so führt ihn doch sein bewundernswürdig richtiger Instinct fast immer so nahe an die Wahrheit heran, daß die Differenz für das praktische Leben fast unmerklich ist. Guizot erklärt überdies selbst, nicht Philosoph, sondern Historiker sein zu wollen. Auf die Wahrheit seiner Darstellung aber hat Das, was man in seiner Geschichtsbetrachtung vermissen könnte, fast gar keinen Einfluß, indem der Geschichtschreiber sich so in das Objective der Verhältnisse versenkt, die Dinge so in ihrer nackten Wahrheit hinzustellen weiß, daß man mitten in der Zeit zu leben glaubt, von der gehandelt wird.

Übrigens hat jeder Mensch Voraussetzungen, die man nicht ändern kann, und wenn es Punkte gibt, worüber die deutsche Bildung mit Guizot's französischer Denk- und Vorstellungsweise sich nimmermehr wird einigen können, so kann daraus kein Tadel für den trefflichen Mann erwachsen. So bedient sich Guizot in seinen „Vorlesungen über die Geschichte der Civilisation" des Wortes Civilisation in einem Sinne, der scheinbar die beiden Begriffe, welche wir durch Cultur und Civilisation auszudrücken pflegen, zusammenfaßt, im Grunde aber Vieles von Dem, was wir Cultur nennen, übersieht, wenigstens nicht klar erkennt. Guizot hat in seinen „Vorlesungen" die Cultur, die individuelle Bildung in intellectueller und gemüthlicher Hinsicht fast gar nicht berücksichtigt; er beschränkt sich auf die Civilisation, auf die in den allgemein gesellschaftlichen Verhältnissen, welche die realisirten Volksgedanken sind, niedergelegte Bildung, und hierin liegt der bedeutendste Mangel dieser „Vorlesungen". Dann aber möchte noch ein wichtiger Unterschied zwischen organischer und mechanischer Bildung*) zu machen sein, und dieser Unterschied ist ebenfalls von Guizot als Romanen nicht hinlänglich empfunden worden. Die Höchstgebildeten Deutschlands werden einen in den religiösen und nationalen Anschauungen seines Volkes und seiner Zeit lebenden deutschen, norwegischen oder spanischen Landmann unbedenklich der Mehrzahl mechanisch gebildeter vornehmen Russen vorziehen; eine Nation aber, welche sagen, und folglich denken kann: donner des vertus, donner des talents à quelqu'un, welche das uns so geläufige Wort: Entwickelung, indem développement und évolution es nur ungenügend wiedergeben, durch „développement organique par accroissement" **) umschreiben muß, eine solche Nation wird manche Zustände gar nicht zu verstehen im Stande sein, und dies ist denn auch Guizot, in welchem überdies das romanische Element das vorherrschende ist, besonders dann begegnet, wenn er Germanisches seiner Betrachtung unterworfen hat.*)

Das aber sind, verglichen mit Demjenigen, was dieser Historiker wirklich geleistet, nur kleine Mängel, von denen wir nicht zu viel Aufhebens machen wollen. Denn kein französischer Historiker hat vor Guizot so die Geschichte begriffen, besonders die der neuern Zeit. Wahrhaft großartig ist die durch ihn für seine Landsleute eroberte Einsicht, daß die moderne Bildung das Princip des Fortschritts in dem gleichzeitigen Bestehen und Kämpfen verschiedener Principien und Parteien, in der Zersplitterung in mannichfaltige Richtungen, in der Versöhnung derjenigen Gegensätze hat, welche ganz besonders in Frankreich, dem Lande der Abstraction, seit Jahrhunderten immer in abstracter Weise nacheinander und jedesmal als absolute aufgetreten sind. Wird dieser Satz verstanden, so ist (für lange Zeit wenigstens, denn auch die vernünftigsten Institutionen der Gegenwart werden einmal versteinern) die Revolution geschlossen und die Entwickelung, die évolution kann für Frankreich beginnen. Freilich hat Guizot diesen Satz weniger direct ausgesprochen, als geistreich angedeutet; kommt es darauf an, eine Formel festzustellen, so steht ihm meist das schlagende Wort nicht zu Gebote und Umschreibungen müssen aushelfen. Er nennt z. B. die moderne Civilisation „une diversité agitée mais féconde".

Die politische Ansicht eines jeden heutigen Menschen spricht sich unwillkürlich aus, wenn man seine Vorstellung von der französischen Revolution ausspricht. Wir haben schon oben angedeutet, daß Guizot in dieser vorherrschend einen Kampf feindlicher Interessen, ein Duell der ehemaligen Überwinder und Überwundenen, des fränkisch-germanischen und gallisch-romanischen Elements sieht. Es liegt in der Natur seiner romanischen Betrachtungsweise, daß Guizot mehr die Civilisation als die Cultur beachtet, und so ist ihm der tiefere Urgrund dieser Weltkrisis, der Kampf zwischen der Autonomie und Autorität, zwischen dem germanischen Princip subjectiver Freiheit und der romanischen Objectivität fast entgangen. Ja, Guizot täuscht sich über die Function jedes der Elemente. Weit entfernt, daß die französische Noblesse**) das germanische Princip repräsentirt hätte, war sie vielmehr ganz in der romanischen Weltanschauung aufgegangen, und die germanische subjective Freiheit hatte, obgleich zur Caricatur entstellt, ihre Vertreter in dem revolutionnairen dritten

---

lipp mit Wilhelm von Oranien verglichen. Barchou de Penhoën hat das Fehlerhafte dieser Parallele in einem eignen Buche mit Geist und Kenntniß aufgedeckt.

*) Leo hat die organische Bildung Cultur, die mechanische Civilisation nennen wollen. Mich dünkt, wir thun besser, wenn wir unter Cultur die Bildung des Einzelnen durch Wissenschaft, Kunst, Religion, Philosophie u. s. w., und unter Civilisation die Bildung der öffentlichen Zustände verstehen. Wahre Bildung herrschte in einem Volke, wo Cultur und Civilisation congruirten.

**) So J. Willm in seinem „Essai sur la philosophie de Hegel", Einleitung, S. 41.

*) So vergleicht er auf eine wahrhaft unerquickliche Weise die Germanen des Tacitus mit den heutigen Irokesen und andern amerikanischen Stämmen. Man sehe die „Vorlesungen über die französische Civilisation".

**) Eine directe Abstammung des französischen Adels von den Franken, während der tiers-état von den überwundenen Galliern herkomme, war 1789 und lange vorher eine Fiction, sobald man die Sache physiologisch betrachtet. Politisch aber ist dieser Gesichtspunkt nicht zu vernachlässigen.

Stande. Dieser Misgriff des Historikers Guizot ist aber zu sehr theoretischer Natur, um dem Staatsmanne Guizot zu schaden. Wenn auch die doctrinaire Schule die beiden großen Antinomien nicht vollständig erkannt und ihre Versöhnung nur in eklektischer, etwas mechanischer Weise begriffen hat, so hat sie doch die Aufgabe richtig gestellt, sie hat eingesehen, daß, wie Antonio und Tasso nur darum Feinde sind, weil die Natur aus Beiden nicht Einen Mann gebildet, so auch der Liberalismus und die Legitimität in einem Dritten zusammengehen müssen. Mit dieser Einsicht, die man in gegenwärtiger Zeit leider noch nicht trivial nennen kann und besonders in Frankreich als Eigenthum der Höchstgebildeten bezeichnen muß, steht die doctrinaire Schule dem absolutistischen wie theo-aristokratischen Legitimismus einerseits und dem Liberalismus aller Grade und Farben andererseits schroff gegenüber, und man kann sie somit wol als die Fortsetzerin der englisch-constitutionnellen Schule von 1789 *) oder auch als die verbesserte Auflage von Montesquieu ansehen. Obgleich es nun in der That unbillig wäre, wollte man von einer Schule verlangen, daß sie in einem von Parteien zerrissenen Lande, unter alten und neuen Trümmern, accurat und mit mathematischer Genauigkeit ihre politische Theorie realisire, so wäre doch vielleicht, ungeachtet der äußerst ungünstigen Umgebungen, etwas mehr Consequenz in dem Gange der Doctrine, wenn einerseits die von ihr angestrebte Vereinigung der Extreme eine weniger äußerliche, und andererseits Guizot selbst ein gründlicherer Philosoph wäre, oder an Cousin einen tüchtigern Mitarbeiter gefunden hätte. Wenn man aber Guizot's Auseinandersetzungen über die Legitimität und ähnliche Gegenstände liest, so hat man das unangenehme Gefühl, einen Schützen zu sehen, der nie die Scheibe fehlt, aber auch nie ganz den schwarzen Punkt trifft, sondern stets einige Linien vom Centrum entfernt bleibt. **) Wenn wir indeß in Guizot's politischer Laufbahn mehre Schwankungen bemerken, so haben wir die schwankenden Verhältnisse in Anschlag zu bringen. Man hat Guizot ehrgeizig und regierungssüchtig genannt, das scheint uns unrichtig; daß er aber das lebhafteste Bedürfniß hat, Mitglied der Regierung zu sein, und dieses Bedürfniß nicht verhehlt, ist richtig. Der Wahrheit kommt man wol am nächsten, wenn man sich Guizot von der Leidenschaft beseelt denkt, seine Theorien, Kenntnisse, Erfahrungen und Gedanken geltend zu machen, den Geschäften und dem Lande diejenige Richtung zu geben, welche er für die vernünftige und heilsame erkannt hat. Um dieses Bedürfniß zu befriedigen, hat aber Guizot bisjetzt immer den Fehler begehen müssen, sich Ministerien anzuschließen, in denen sein Einfluß vielfache Gegengewichte fand. Wäre Guizot, dem die schönste Stelle in jeder Opposition offen steht und der deshalb kein Ministergehalt braucht, weil er mit einer mäßigen, leicht zu habenden Einnahme auszukommen weiß, ein Egoist, so hätte er es verschmäht, mit Männern, deren politische Principien mit den seinigen gar oft disharmoniren, eine Solidarität irgend einer Art zu übernehmen; er hätte entweder Alles oder nichts verlangt und als Oppositionschef sich ohne besondere Mühe zum Conseilspräsidenten hinauf opponiren können. Erst bei der letzten ministeriellen Krisis scheint Guizot seinen Fehler eingesehen zu haben, er hat der Krone ein homogenes, ein unter seinem Einflusse stehendes Ministerium vorgeschlagen, und auch diesen Schritt hat er erst dann gethan, als eine Erneuerung des Ministeriums vom 11. October — ein Ministerium Guizot-Thiers — unmöglich war.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Necker, Mounier, Malouet u. s. w.

**) „Du gouvernement de la France depuis la restauration, et du ministère actuel" (Paris 1821): „Il ne suffit pas à la société, que le droit se rencontre dans les citoyens, elle a besoin qu'il réside encore dans le gouvernement. C'est peu que chaque homme possède et revendique ses libertés comme un droit légitime, si le pouvoir.... n'exerce aussi un droit légitime..... Si au pouvoir seul appartient le droit, la société a disparu; si le droit manque au pouvoir et ne se retrouve plus que dans les individus épars et isolés, la société est dissoute. L'idée du droit entraînant nécessairement celle d'une relation, il faut que les droits soient réciproques..... Où existe la réciprocité, les droits subsistent ensemble, et se rattachent bientôt au principe supérieur dont ils dérivent, à l'idée et au sentiment du devoir. Que le droit et la légitimité soient donc partout; alors seulement la société est stable et le pouvoir régulier." Das ist schön und verständig, aber es erklärt den Begriff der Legitimität nicht.

Die königlich preußische Reiterei unter Friedrich dem Großen, oder der General der Cavalerie Freiherr von Seydlitz, von dem Generallieutenant Grafen von Bismark.

(Beschluß aus Nr. 190.)

Die Schlacht bei Roßbach, diesen ersten Glanzpunkt in Seydlitzens selbständigem Reiterleben, hat der Verf. ausführlich dargestellt. Sein hier ausgeführtes, improvisirtes entscheidendes Manoeuvre war der nachher so berühmte und gewissermaßen zum Grundsatze gewordene Alignementstrab. Höchst lehrreich sind die Reflexionen, welche der Verf. an diese Schlacht knüpft. „Nie", sagt er, „wurde die Reiterei geschickter und glücklicher zum Choc geführt. Nie aber auch war sie zweckmäßiger in eine einzige Masse vereinigt, nie dem Führer derselben ein freierer Spielraum gelassen. Es gibt Generale, welche gute Räder sind, aber wenige, welche die Springkraft der Feder haben. Wie der Blitz, der aus der Höhe niederschießt, traf hier Seydlitz seinen Gegner. Sein Manoeuvre in der Schlacht erhob der König zu einem Normalmanoeuvre. Seydlitz vereinigte in der Schlacht bei Roßbach den Vortheil der Überraschung mit dem der schnellen Ausführung in einem so hohen Grade, daß dieses Reitermanoeuvre und der ihm folgende Choc ihn allein schon unsterblich machen würde."

Die Ernennung zum Generallieutenant und die Verleihung des schwarzen Adlerordens erfolgte unmittelbar nach der Schlacht. So war Seydlitz in weniger als fünf Monaten vom Obersten zum Generallieutenant vorgerückt und dadurch seiner Wirksamkeit eine weite Bahn geöffnet. Die Schlacht bei Zorndorf bildet den zweiten Glanzpunkt in des Helden Leben. Auch ihr hat der Verf. mit Zugrundelegung eines Planes eine ausführliche Darstellung gewidmet. Die Reflexionen, welche der Verf. an die meisterhafte Schilderung der Schlacht knüpft, sind vom höchsten militairischen Interesse. Seiner Ansicht nach liefert die Schlacht bei Zorndorf den schlagenden Beweis, daß ein Reiter-

general hinsichtlich der Momente zum Handeln nur von seinem eignen Genius abhängen darf. Diese Schlacht endet einen Streit, der darüber allzu lange geführt worden ist, ob ein Obergeneral der Reiterei an einem Gefechtstage ohne Befehl, oder ohne specielle Erlaubniß nichts thun darf; ob er, wie die Pagoden, sich nur maschinenmäßig bewegen soll, oder ob er nach den Eingebungen seines Geistes handeln darf. Hat ein Feldherr an der Spitze seiner Reiterei nur eine Pagode, dann, freilich schlimm für ihn, dann muß er selbst die Feder sein, die bewegt; ein anderes Mittel gibt es nicht. Dann aber darf er die Reiterei nicht verlassen; denn es ist nothwendig, daß er das Commando: Zum Angriff! Marsch, Marsch! selbst gibt. Er muß also so nahe bleiben, daß die Reiterei dieses begeisternde, einfache, aber schlagende: Zum Angriff! aus seinem Munde hört und die Pagode, welche vor der Reiterei hält, das Marsch! Marsch! nur abnimmt, nur nachcommandirt. Hätte Seydlitz von dem Könige Befehl abwarten müssen, so wären die einzigen, schnell verfliegenden Momente ungenützt verloren gegangen und die Schlacht hatte ein anderes Resultat. Der Moment, wenn er erscheint, wartet nicht, bis das Armeecommando hinzutritt, ihn zu leiten; er schreitet vorwärts, und wenn der General, der die Reiterei befehligt, nicht Freiheit hat, ihn zu ergreifen, nicht Kraft und Genie, ihn zu beherrschen, so eilt der Moment vorüber, ohne daß er dem Feldherrn, ohne daß er der Armee, ohne daß er dem Staate nützt.

Als dritten Glanzpunkt in seines Helden Leben hebt der Verf. die Schlacht bei Hochkirch heraus, in welcher Seydlitz an der Spitze von 108 Schwadronen den Rückzug eines geschlagenen Heeres einem siegreichen Feinde gegenüber mit meisterhafter Ordnung deckte. Der Verf. schließt seine Reflexionen über diese Schlacht mit den gewichtigen Worten: „Wer die Taktik der Reiterei studiren will, der studire Seydlitzens Thaten! Gibt es nach all diesem noch Widersprecher des Satzes, daß in dem Talente des Führers das Geheimniß der Reiterthaten liegt? Das grade verurtheilt die Menschen, daß, nachdem das Licht einer Erkenntniß aufgegangen, sie dennoch die Finsterniß und den mechanischen Schlendrian mehr lieben als das Licht."

Den weitern Antheil Seydlitzens an den letzten Feldzügen des siebenjährigen Krieges behandelt der Verf. nur kurz und gedrängt, weil Ersterer nicht mehr Gelegenheit fand, auf so großartige Weise, wie bei Roßbach, Zorndorf und Hochkirchen in das Rad der Schlachten einzugreifen und überhaupt die glänzendste Epoche der Reiterei mit jener Zeit vorüber war.

Zwei besondere Capitel widmet Graf Bismark der Taktik des Generals Seydlitz und seinem Wirken im Frieden, wobei er höchst lehrreiche Reflexionen einzuschalten Gelegenheit findet. Drei weitere Capitel schildern Seydlitz in der Liebe, in der Ehe und als Witwer. Sie sind ganz von der poetischen Seite aufgefaßt und zeugen von der dichterischen Kraft des Verf. Dann schildert er seinen Helden noch in der Zurückgezogenheit auf seinem Landsitze Minkowsky und eilt sofort zum Schlusse. In Ohlau machte der König 1773 ihm den letzten Besuch. Friedrich war tief erschüttert; als er beim Weggehen durch das Vorzimmer schritt, sagte er, zu seinem Gefolge gewendet: „Seydlitz ist das edelste Loos geworden, das ein Soldat erreichen kann: er lebte unübertroffen, er stirbt, ohne ersetzt werden zu können!" Nach diesem Besuche kehrte Seydlitz nach Minkowsky zurück, wo er wenige Monate darauf im 54. Jahre starb.

Als Zugabe hat der Verf. folgenden Aufsatz mitgetheilt: „Reflexion über den Geist der Heere in einigen Theilen Europas im J. 1820." Dieser Aufsatz, anfangs nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, erhielt als ein blos vertraulicher Bericht, durch die Ereignisse jener Zeit hervorgerufen, sein Dasein. Der Aufsatz beweist, wie richtig der Verf. die damaligen Verhältnisse und ihre Folgen beurtheilt habe. Die kurze Dienstzeit, welche einige europäische Staaten einführten, hält der Verf. für das wirksamste Mittel, den kriegerischen Geist, wie ihn die altrömische Disciplin zu erziehen wußte, aus einem Heere auszutreiben. Nur bei Soldaten mit langer Dienstzeit ist strenge Disciplin und die Erzeugung und Erhaltung des echt kriegerischen Geistes möglich. Eine Armee mit langer Dienstzeit, wenn sie in angemessener Thätigkeit und Disciplin erhalten, richtig behandelt, mit Talent befehligt und Aussicht auf Krieg ihr nicht ganz entzogen wird, wird keine Revolution, die vom Volke ausgeht, je unterstützen, vielmehr sie immer bekämpfen. Im Gegentheil sieht das Bürgerthum bei Heeren mit kurzer Dienstzeit überall durch. Zum organischen kriegerischen Leben kann ein Heer, auf diese Art sich alle Jahre erneuernd, es nie bringen; es ist stets nur ein Werden, nie ein Sein. Diese Sätze beweist der Verf. auf unwiderlegbare Art in dem ersten Paragraphen; im zweiten entwickelt er die Folgen des oben angedeuteten Geistes. Durch die Verirrungen der Presse scheint ihm das Zerstörungsprincip die Oberhand gewonnen zu haben. Wenn der Stand, der die Waffen zum Schutze des Rechts, der bestehenden Gesetze und der legitimen Staatsgewalt trägt, sich zum Werkzeuge der Revolution hergibt, oder wenn die Chefs selbst das Geschäft der Radicalreformatoren übernehmen, so ist gar nicht abzusehen, in welche Tiefe dieses Bergab revolutionnairer Ideen führen wird. Beruft man Diejenigen, welche bisher von roher Händearbeit sich ernähren mußten, zu Gesetzgebern, so wundere man sich nicht, wenn sie alle Ordnung umkehren und die Macht und das Eigenthum zu ihrem Vortheile ausbeuten.

Im dritten und letzten Paragraphen seines Aufsatzes gibt der Verf. die Mittel an, das böse Princip, so weit es die bewaffnete Macht beschleicht, zu neutralisiren. Verlängerte Dienstzeit, strenge Disciplin, entschiedenes Talent und Genie der Chefs, daher höchste Vorsicht bei Beförderungen, Erziehung der Truppen durch die Chefs zu unerschütterlicher Anhänglichkeit an den Monarchen scheinen ihm die sichern Mittel zur Erreichung jenes Zweckes zu sein, und hierin wird jeder denkende Militair dem Verf. beipflichten. Daß übrigens der Zustand, von welchem der Verf. spricht, mit dem schlimmen Theile seiner Folgen bereits vorübergegangen und jener unheimliche Geist aus den Heeren seit Jahren ausgeflossen worden ist, liegt ebenso sehr am Tage. 55.

Anekdote.

Als Crébillon seinen „Catilina" herausgab, benahmen sich seine Gläubiger so unbarmherzig gegen ihn, daß sie auf den Ertrag des Stücks sowol beim Buchhändler, bei welchem es erschien, als auch bei dem Theater, wo es aufgeführt wurde, Beschlag legten. Der Dichter, über dies Verfahren sehr empört, wandte sich in einer eignen Bittschrift an den König Ludwig XV., worin er auseinandersetzte, daß es zeither etwas ganz Unerhörtes gewesen sei, die Producte des menschlichen Geistes zu den mit Arrest belegbaren Dingen zu zählen, und daß, sobald ein solches Verfahren gestattet werde, die Männer, welche bisher ihren Fleiß literarischen Arbeiten zugewendet, sich nicht ferner mit der Herausgabe und Verfassung von Werken beschäftigen würden, welche zur Bildung und Ehre des Vaterlandes gereichten. Hierzu fügte er noch die Bemerkung, daß der größte Theil der Männer, die sich der Literatur widmen, zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse dergleichen Vergünstigungen nöthig hätten, zu denen sie ihre Anstrengungen und Mühen berechtigten; auch habe man es in Frankreich nie zugegeben, daß man auf das Honorar der Advocaten oder anderer Gelehrten und Künstler Beschlag lege. Das als Erwiderung dieser Petition unmittelbar vom König in dem Ministerrath ausgegangene Decret vom 21. Mai 1749, das die Aufhebung des in Rede stehenden Beschlags verordnete, hatte folgende Aufschrift: „Decret des königlichen Conseils zu Gunsten des Hrn. Crébillon, des Verf. der Tragödie „Catilina", mit der Verordnung, daß die Erzeugnisse des Geistes nicht zu den mit Arrest belegbaren Dingen gezählt werden sollen." 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 192. —— 11. Juli 1837.

Guizot und der Doctrinarismus.

(Fortsetzung aus Nr. 191.)

Um aber einen solchen Vorschlag machen, der Krone Bedingungen auflegen zu können, bedarf es einer politischen Bedeutsamkeit, welche Guizot 1814 als junger Mann nicht haben konnte. Denn dieser, 1787 in Nîmes von protestantischen Ältern geboren, hatte, nachdem er auf der genfer Akademie seine historisch-philosophischen Studien vollendet und alsdann in Paris eine Zeit lang als Hauslehrer gelebt und einige literarhistorische, grammatische und pädagogische Schriften herausgegeben, erst 1812 eine Professur der neuern Geschichte an der pariser Facultät erlangt und war damals nur der Frau v. Stael und ihren Freunden sowie einigen constitutionnellen Royalisten bekannt. Als Ludwig XVIII. sein erstes Ministerium bildete, umgab sich der Minister des Innern, Abbé de Montesquiou, mit mehren literarischen Notabilitäten, Quatremère de Quincy, Michaud, Raynouard, Royer-Collard u. A., und auch Guizot erhielt eine Generalsecretairstelle in seinem Ministerium.

Bedenkt man, daß Ludwig XVIII. selbst trotz seiner milden und gemäßigten Denkart bis an sein Ende nicht Herr in seinem Hause und noch viel weniger in seinem Cabinete war, sondern seine besten Kräfte dazu verwenden mußte, um einerseits den Wahnsinn des Pavillon Marsan, der Congregation, Contreopposition u. s. w. zurückzuhalten, und sich andererseits vor dem ihm und seinem Stamm und aller monarchischen Regierung unbedingt feindlichen revolutionnairen Liberalismus zu schützen, so ist der Antheil gering, den man einem einzelnen Staatsmanne an dem Gange eines solchen von entgegengesetzten Winden unablässig beunruhigten Staatsschiffes zuschreiben kann. Die ersten Jahre der Restauration waren eine Revolution im royalistischen Sinne, und kein Einzelner lebte auf Erden, der die Fehler, welche gemacht worden sind, hätte hindern können. Aber es fehlte überdies viel daran, daß Alles, was die liberale Opposition der Restauration und ihren Staatsmännern vorwirft, ein Fehler gewesen wäre. Die Preßfreiheit ist allerdings eine schöne Sache, aber es können Zeiten eintreten, wo sie suspendirt werden muß. Will man die Erbitterung der Parteien im Lande selbst nicht in Anschlag bringen, will man übersehen, daß Tausende in Journalen auftreten und lebende Menschen die Mörder ihrer Ältern, Brüder, Söhne, Gatten nennen konnten, so machte schon allein die Stellung der französischen Regierung dem bewaffneten Auslande gegenüber es vor der Hand für sie zu einer Lebensfrage und gebieterischen Nothwendigkeit, Herrin der periodischen Presse zu sein; es waren so viele Knoten zu lösen, so viele Knäuel zu entwickeln, daß es ein Verrath an den Interessen des Landes gewesen wäre, wenn man den Journalen hätte gestatten wollen, die eben angeknüpften Verbindungen mit dem siegreichen Auslande jeden Morgen zu erschweren oder gar zu gefährden. Wenn demnach Royer-Collard und Guizot die Verfasser des von Montesquiou eingebrachten Censurgesetzes waren, so kann nur eine sehr beschränkte Einsicht ihnen hieraus ein Verbrechen machen.

Guizot folgte dem Könige nach Gent und leistete bedeutende Dienste, auch schrieb er wie Chateaubriand für den sogenannten „Moniteur de Gand". Er soll mächtig dazu beigetragen haben den Günstling Blacas von der Person des Königs zu entfernen.

Natürlich stellte sich die royalistische Reaction nach der Schlacht von Waterloo noch weit unbändiger an als 1814. Auch geschahen vom Pavillon Marsan aus häufige Schritte, um Guizot, der unter Barbé-Marbois Generalsecretair im Justizministerium war, als Protestanten und Philosophen zu verdrängen. Zwar wirkte er, so gut wie Hr. v. Barante, der Generalsecretair im Ministerium des Innern, zu den Epurationen mit, er mochte einsehen, daß mit den Jakobinern und Bonapartisten kein dauernder Bund zu stiften; aber sein Royalismus schien noch zu schwach, und selbst das von Barbé-Marbois vorgelegte und wahrscheinlich von Guizot ausgearbeitete Gesetz gegen aufrührische Rufe erschien der unauffindbaren Kammer und dem Pavillon Marsan viel zu zahm und liberal.

Erst gegen Ende des J. 1816 hatten sich die Leidenschaften einigermaßen gelegt, das Ministerium Richelieu-Lainé-Decazes durfte schon laut erklären, daß es in einer mittlern Bahn wandeln wolle, der Doctrinaire Deserre wurde Kammerpräsident, von Royer-Collard ging das bessere Wahlgesetz aus, und im Cabinet waren es neben den hommes politiques: Lainé, Pasquier, Siméon, Roy u. s. w. hauptsächlich die Doctrinaires, welchen die wichtigsten Zweige der Verwaltung anvertraut waren. In der

Kammer hatte die Doctrine 60 Stimmen, während der Linken nur 40 zu Gebote standen.

Unter Richelieu waren es eben die Doctrinaires, welche das Ministerium von einer Vereinigung mit der Rechten zurück- und den Zusammenhang mit der Linken unterhielten. Das Ministerium Dessolles-Deserre-Decazes beging die Unvorsichtigkeit, sich auf die Linke stützen zu wollen, erreichte aber dadurch nur, daß das rechte Centrum stracks mit der Rechten zusammenging. Guizot, der nebst Villemain und Mirbel im Ministerium des Innern wichtige Functionen versah und damals Staatsrath wurde, arbeitete den berühmten Communal- und Departemental-Gesetzentwurf aus, von dem Benjamin Constant unter vier Augen gestand, er sei trefflich. Öffentlich aber sprach er anders, um seine liberale Position nicht zu gefährden. Überhaupt zeigte sich damals die ganze Perfidie der liberalen Opposition. Kaum hatte das Ministerium sich der Linken genähert und darüber das Misfallen der Rechten erregt, als auch schon die Foderungen der Opposition so ungemessen wurden, daß kein Ministerium sie erfüllen durfte. Mit Recht hat man von einer „Komödie der funfzehn Jahre" gesprochen. Was man heimlich billigte, das griff man in Journalen und auf der Tribune an, der Liberalismus vereinigte sich sogar mit den Ultras, einzig in der Hoffnung, diese würden ans Ruder kommen und in drei Monaten so viel Dummheiten begehen, daß die Revolution und demnächst möglicherweise die Republik unvermeidlich sein würde.

Die Unvernunft der Liberalen brachte die Ultras allerdings ans Ruder, aber nicht auf drei Monate, sondern auf sieben Jahre. Diesmal aber entstand (1819) das Ministerium Decazes, in welchem die Doctrinaires wieder eine bedeutende Rolle spielten und dem Lande wichtige Dienste leisteten. Man kann wol sagen, daß fast alles Gute und Heilsame, was seit 1814 von der Regierung ausgegangen war, ein Werk der Doctrinaires und der royalistischen Constitutionnellen des rechten Centrums gewesen ist; vom linken Centrum unterstützt, haben die Doctrinaires gegen die begünstigtern Ultras durchgesetzt, was der mit Recht gehaßten Linken durchzusetzen nimmermehr gelungen sein würde.

Man weiß, wie die Ultras den Mord der Herzogs von Berri auszubeuten gewußt haben. Decazes fiel, das zweite Ministerium Richelieu folgte als Übergang zur Rechten, und bald darauf erhielt Frankreich das unglückselige Ministerium Villèle-Corbière-Peyronnet, diese drei bürgerlichen Grafen, die Repräsentanten des spitzbübischen Royalismus. Bis zum Jahre 1821 hatte die Regierung wenigstens aufrichtig gestrebt, sich außerhalb der extremen Parteien zu halten; jetzt traten die Doctrinaires aus den Geschäften und blieben sieben Jahre in der Opposition. Schon ein Jahr vorher hatte die ganze Doctrine sich den Censur- und Ausnahmegesetzen, als von den Verhältnissen nicht mehr geboten, kräftigst widersetzt und Guizot in einer neuen Auflage seiner Broschüre: „Du gouvernement de la France", die rechte Seite gründlich angegriffen und dabei die doctrinaire Theorie von der Legitimität exponirt*); jetzt ließ Guizot, der auch nebst Royer-Collard und Kératry für den „Courrier français" schrieb und seine historischen Vorträge wiederbegann, seine Broschüre: „Des moyens de gouvernement et d'opposition dans l'état actuel de la France", erscheinen, worin er seinen politischen Grundgedanken, Vermittelung der fürstlichen und der Volkssouverainetät, Verschmelzung des monarchischen, aristokratischen und demokratischen Princips, bündig entwickelte. In der Sorbonne las er damals über die Geschichte des Repräsentativsystems. Ich habe schon oben gesagt, daß das Ministerium Villèle die Professuren der neuern Geschichte, Philosophie und Literatur eingehen ließ.

(Der Beschluß folgt.)

Akademische Unterhaltungen vor 200 Jahren.**)

Eine Hauptlust akademischer Jugend jener Zeit war das Vermummen während des Carnevals. Es wurde von den Kanzeln dagegen geeifert, die Professoren verboten es alle Jahre durch Anschläge unter dem schwarzen Brete, und dennoch blieb es immer bei dem Alten. Die Studirenden sahen darin ein „ludum jucundissimum", sagt unsere Quelle, obgleich es mehr ein „exercitium diabolicum quam academicum" genannt werden solle. Da wir unsern Verf. über alle damaligen Jugendfreuden sehr nachsichtig sprechen hören, so muß es grade hierin recht arg zugegangen sein, denn er gibt auch hier endlich zu, daß, wenn die Leutchen ehrbarere Kleider anlegten und künstliche Aufzüge veranstalteten (artificiosos actus), fremde Costume annähmen (inducendo exterorum habitus) u. s. w., die Sache gar wohl erlaubt sei. Karten-, Bret-, Würfel- und Schachspiel waren damals so gewöhnlich wie jetzt, und zwar wurden durchs Kartenspiel so gut die Beutel gefegt wie unter uns. Es wird aus einem Dichter, Bartholemäus Ringwaldt, eine Stelle angeführt, welche alle traurigen Folgen des Spiels mit lebhaften Farben schildert:

Denn aus demselben ist gar oft
Groß leid entstanden unverhofft,
Daß mancher hat sein junges leben
Darüber müssen übergeben.
Dazu so kleydet's selten wohl,
Macht herz und alle sinne toll,
Bringt armut, schuld und große noth
Und einen bösen schnellen todt.

Es gab auch schon damals betrügerische Spieler, welche die Karte bezeichneten und versteckten. Die meisten der damaligen Kartenspiele dürften aber wol nirgend mehr gekannt sein. Zum mindesten haben wir von „Rimpfen, Grimpen, Pickiren, Träpeliren" nie etwas gehört. In Spanien war damals das Kartenspiel, wie es scheint, mehr als irgendwo gewöhnlich. In den kleinsten Orten, wo der Reisende keinen Bissen Brot im Wirthshause fand, gab es doch Karten. Zugleich wurde hier das erste Kartenmonopol gegeben. Ein Kaufmann erlangte von Karl V., daß Niemand außer ihm zehn Jahre lang Spielkarten verkaufen dürfe, und ward dadurch ein reicher Mann. Das Schachspiel stand damals im höchsten Ansehen. Wir finden es in unserer Quelle als ein „wichtiges, hohes held- und ritterliches Spiel" bezeichnet, „so auch nichts gemeines in sich hat"; es wird ausdrücklich bemerkt, daß es „eigentlich nit für gemeine Leute, besondern (sondern) für diejenigen gehöre, so in Regi-

*) S. oben die Note.

**) Nach Georg Gumpelzheimer's „Gymnasma seu de exercitiis academicorum" (Strasburg 1621). Vergl. Nr. 333 d. Bl. f. 1835.

mente sitzen, für kriegserfahrene, für gelehrte" ꝛc. Den Flecken Ströpke im Braunschweigischen, wo noch jetzt alle Bauern Schach spielen, kennt unser Verf. ebenfalls und führt als eine Ausnahme an, daß hier Bauern es spielen; aber sonderbar, er nennt den Ort Schachstedt. Ebenso fällt die Ableitung des Wortes Schach auf. Allgemein nimmt man an, daß es das persische Schach, den König bedeutend, sei. Hier aber lesen wir, daß es von „Scheichen, Schacken oder vertreiben, verjagen" herkomme. Unser Verscheuchen wäre also wol mit jenem Scheichen eins, und das persische Schach würde damit gleichen Ursprung haben. Der Schach von Persien hieß eigentlich wol nur Einer, der (die Feinde des Landes) verscheucht.

Das Bretspiel mit Würfeln war damals zum Theil schon in den noch jetzt gewöhnlichen Formen bekannt. Wir finden wenigstens „Buff pro et contra" genannt. Dagegen wird auch der „Regalbuff, das Dickebäckt" erwähnt, die wol Niemand erklären dürfte. Das Ballspiel wurde leidenschaftlich in den mannichfachsten Arten getrieben. Man hatte große und kleine Bälle mit Luft gefüllt. Manchen schlug man mit einem Stocke hinaus, und der Gegner mußte ihn auffangen. Der beste war, welcher „von strimpfgarn auf ein bleyern Kügelein fein stark gewunden wird, und mit Leder oberzogen". Am beliebtesten war das Ballschlagen „mit den Raczueten in den Ballhäusern". In Frankreich ging die Liebe zu diesem Vergnügen bis zum Übermaße. Allein in Paris gab es gegen 200 solcher Ballhäuser. Jedoch auch in Deutschland gab es fast keine ansehnliche Stadt ohne ein solches. Eine Art Ball zu spielen war damals aus Italien gekommen und hieß palli malli; das verdorbene pila und malleus. Vermuthlich schreiben sich davon noch die Pal Maille in Altona, die Maille in Halle ꝛc. her. Sie waren Orte, wo man dies Spiel trieb.

Statt des Billards hatte man zu jener Zeit eine „Bilkentafel", aus der „mit messingnen Steinen" geschossen wurde; ohne Zweifel das noch auf einigen Dörfern in Leipzigs Nähe bekannte Pellickespiel. Es äußerte Jemand die Vermuthung, daß dies Spiel von Hans Pellicke, der 1595 Bürgermeister in Leipzig war, den Namen habe. Allein die Schreibart: Bilken, und der Umstand, daß das Spiel dasein mußte, wenn es der leipziger Bürgermeister anempfahl, scheinen nicht für diese Vermuthung zu sprechen.

Manche Dinge gehörten damals zur feinen Lebensart, von welchen jetzt ein Musensohn gar keine Ahnung hat. Es würde wenigstens fast ein Jeder in Verlegenheit kommen, wenn er „de morata ciborum distributione" Rede und Antwort geben sollte, d. h. wenn er den „Trincianten" machen müßte. Als Hauptquelle wird dazu das „Trinzier" oder „Vorlegebuch des Giacomo Procacchi" empfohlen. Einen Theil dieser Kunst machte „das kunstreich vnd schöne piegsiera oder falten der Tisch- und Tellertücher, Tafeldecken, auch anordnen derer Teller". Auch das Vorkosten der Speisen und Getränke war damals wenigstens an den Höfen noch gewöhnlich, denn unsere Quelle sagt ausdrücklich, daß es dem „officiario in aulis principum et illustrium, non studioso" zukomme. Die Sitte hatte ihren Grund in der Furcht vor Vergiftung, „ne quid veneni mistum".

Das Tanzen war ein Vergnügen, so lange die Welt steht, und nur den griesgramigen, menschenfeindlichen Missionarien in Otaheite hat es einfallen können, den Kindern der Natur dort diese Freude als sündlich zu untersagen, denn was käme solchen Murrköpfen nicht sündlich vor! Vor 200 Jahren gab es aber freilich andere Tänze, als wir jetzt haben. Es werden von unserm Verf. die Passamezos, Saltarellos, Galliardas, Chiranzanas, Sarabandas, Imperiales, Dallo de Capellos, Florentinas, Bergamascas, Bananas und Sicilianas als vorzüglich sittlich und angenehm bezeichnet. Die meisten davon scheinen reine Solotänze gewesen zu sein. Von der Sarabande wenigstens wissen wir es gewiß. Auch nahm an ihnen nach den Aeußerungen des Verf. das Frauenzimmer keinen Antheil, als insofern es zusah, denn er kommt weiterhin auf die schwierige (ardua) Frage, ob auch Tänze erlaubt seien, in welchen „Männer und Frauen zusammentanzen?" Es beweist eben nicht viel für die damalige gute Sitte, daß in vielen Städten die Obrigkeit besondere Verordnungen deshalb ergehen lassen mußte. In Nürnberg und Regensburg hatte der Rath „wegen des Drähens ein Reichsthaler, ohne Mantel dantzens zehn Gülden" Strafe gesetzt, und der Rath schickte seine dienstbaren Geister zu jedem Hochzeitfeste, damit die Contravenienten angezeigt würden.

Ob ein Akademiker zum Vergnügen ein Handwerk treiben dürfe, mußte natürlich in jener Zeit, wo der Kastengeist so eingewurzelt war, allerdings als eine nicht ganz überflüssige Frage erscheinen. Sie wird vom Dr. Gumpelzheimer dahin beantwortet, daß „in Gibs, Leymen (Lehm) oder Wachsbossiren, Drechseln, Bildhauerarbeit, Goldschmiedearbeit, Uhrmachen, Fertigung von Spiegeln ꝛc., zur Ergötzlichkeit und als Nebensache (παρεργως) wohl gestattet sei."

Zuletzt kommt dieser Verfasser noch auf den Lieblingsgenuß jener Zeit, auf die Trinkgelage. Sein Capitel: „De Baccho", läßt manche Blicke ins damalige Leben thun. In Leipzig ging es damals bei den Akademikern in der Art sehr bunt zu. Ein Leonard Felseck, erzählt unser Verf., kam hierher und erkundigte sich nach dem Betragen eines studirenden Verwandten. „O, der treibt's herrlich!" antwortete der von ihm Befragte. „Wir sind jetzt unserer 1500, die hier studiren, und er trinkt uns Alle zu Boden!" Es herrschte in Sachsen, erfahren wir, damals die Sitte, Alle bei Tische nach Maßgabe des Vieltrinkens zu ordnen. Wer am besten den Becher leerte, wurde auf den Ehrenplatz verwiesen. Der schon genannte Bartholomäus Ringwaldt hat diese Gewohnheit lebhaft geschildert:

Wann jetzt die Leuth' zusammenkommen,
So wird das Sauffen fürgenommen,
Das muß bei allen in gemein,
Die allergröst Verehrung sein.

Die Deutschen standen in ganz Europa wegen ihres Trinkens in übelm Rufe. „Die Deutschen und besonders die Sachsen", schrieb Bohemus „De mundi partibus" (III, 13), „nöthigen einander gegenseitig zum Trinken; kein S—, kein O— kann so viel hintergießen; Tag und Nacht sitzen sie beim Humpen."

Eine Menge Parallelstellen aus andern Schriftstellern zeigen, daß er grob, aber wahr sprach. Alle Ausländer machten sich deshalb über die Deutschen lustig. Die Franzosen leiteten davon ihre derbe Pronunciation des Lateinischen her; „per theum visum nos pibimus ponum finum", spotteten sie am pariser Hofe ihnen nach. Wenn der deutsche Soldat eine Stadt erstürmt hatte, trachtete er nicht nach Geld und Silber, sondern ließ sich von den ausländischen Kameraden, den Wälschen, Spaniern, Franzosen, in die Weinkeller schicken:

Da, da Lantz, gut Karill
Trink, trink!

Owen sagte in einem seiner Epigramme (I, 18): „Wenn die Wahrheit im Becher steckt, wie's Sprüchwort sagt, so findet sie der Deutsche gewiß noch." Ein Anderer, Michael Maier, schrieb: „Nicht sein wäre der Tod? Ei ja doch! Todt sein heißt beim Deutschen: nicht trinken!" Wir könnten noch Manches dergleichen anführen, indessen die Zeit hat dieser Sitte längst ein Ende gemacht, und sie nöthigt uns auch, von alten längst vergangenen Dingen zu schweigen, um nicht den Raum für neuere Gegenstände zu verlieren. 47.

Literarische Notizen.

Unter dem Titel: „Mémoires d'un condamné politique sous la restauration, souvenirs de cinq années de captivité et de cinq années de proscription", hat Hr. Charles Monnier, ehemaliger Adjutant beim Geniecorps und gegenwärtig Inspec-

ter beim Schiffbauwesen, seine vielfach bewegte Leidens- und Verfolgungsgeschichte herausgegeben; ein neuer Beitrag zu jener bänderreichen Memoirenzahl, in denen sämmtlich das Individuum als ein Opfer der Tagespolitik und der eben herrschenden Zeitconjuncturen erscheinen muß — Verhältnisse und Schicksale, wobei der kleine Fehler, den der Staatsbürger begangen hatte, nicht in Rede kommt gegen die Größe des Unheils, gegen die Hartnäckigkeit der Verfolgung, die er dafür erfahren mußte.

Hr. Monnier gehörte als treuer Anhänger Napoleon's zu der Zahl Derer, die den Kaiser bei seiner ersten Verbannung nach Elba begleiteten. Natürlich riefen ihn also die hundert Tage wieder in den Mittelpunkt Frankreichs zurück, deren baldige Endschaft freilich für ihn eine Quelle desto anhaltenderer Widerwärtigkeit wurde. Nach der Rückkehr Ludwig XVIII. fand sich der Verf. auf der Liste der Verdächtigen, die von allen Seiten auf das schärfste beobachtet wurden und für die man in Paris so zahllose Fallen gelegt hatte, daß sie unmöglich ihrem Verderben entrinnen konnten. Es währte nicht lange, so fand er sich als Theilhaber einer Verschwörung, wobei sein Complicenthun sich darauf beschränkte, daß er einem der Chefs einen Angriffsplan auf die Citadelle von Vincennes mitgetheilt hatte, verhaftet und zum Tode verurtheilt. Es war ein bloßer Zufall, daß er in Folge der Selbstdenunciation eines weit schwerer gravirten Mitgliedes der Vollziehung dieses Urtheils entging und aus der Conciergerie wieder zurück nach dem Bicêtre gebracht wurde, wo er ein volles Jahr gefangen saß in einem dunkeln, verpesteten Kerker, in täglicher stündlicher Erwartung, das nur aufgeschobene Urtheil an sich vollstreckt zu sehen. Auf diese Weise wartete ein nahezu ganz unschuldiger und verdienstvoller Offizier 365 Tage lang auf die Guillotine. Allein das Glück war ihm diesmal günstig; er ward nach Ablauf des Jahres begnadigt, und nunmehr aus purer Gnade, oder vielmehr weil man sich seines Zeugnisses gegen die übrigen Complicen bedienen wollte, zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt. Er blieb aber standhaft, und so sah sich denn, nachdem er fünf neue lange Jahre in greulicher Haft geschmachtet, Ludwig von Bourbon veranlaßt, sein ferneres Gefängniß in Landesverweisung umzuwandeln. Der Gefangene war glücklich, überglücklich, daß ihm wenigstens Luft, Licht, Freiheit wiedergegeben wurden. Er meinte, seine Leiden und Prüfungen seien nun geendigt und er habe die jugendliche Unbesonnenheit früherer Tage mehr als hinreichend abgebüßt. Allein er täuschte sich auch in dieser sehr natürlichen Annahme. Die damalige pariser Bourbonenpolicei beschränkte sich nicht darauf, den Angeschuldigten über die Grenzen des Vaterlandes zu verbannen, sie wußte es vielmehr so zu leiten, daß man den beklagenswerthen Mann auch im Auslande nicht duldete. Dergestalt sah sich dieser gezwungen, nach und nach die Schweiz, die Niederlande, Deutschland zu räumen; er mußte unstet und flüchtig von Ort zu Ort irren und fand nirgend den gehofften Frieden. Endlich ließ er sich durch den Aufruf der spanischen Cortes an alle politischen Flüchtlinge gleichfalls bethören und schiffte sich ein, um in dem Vaterlande dieser Großmüthigen eine letzte bleibende Stätte zu finden. Aber vergebens, denn der traurige Ausgang der spanischen Revolution versetzte ihn bald in eine noch mislichere Lage. Um seinen Landsleuten zu entgehen, die ihn wie einen Verräther behandelt haben würden, floh er nach der Küste von Afrika, wo er mit Mühe und Noth den Händen der Mauren entrann und sich wiederum auf einem holländischen Schiffe nach Bremen schmuggeln mußte. Hier endlich fand der Arme einige Ruhe. In den letzten Jahren der Restauration erhielt er die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren; allein er hatte hier noch immer mit den Unannehmlichkeiten und Beschwerden einer strengen Policeiaufsicht zu kämpfen; drückende Fesseln, von denen ihn erst die Julirevolution erlöste.

Diese vielfachen Abenteuer und Irrfahrten nun beschreibt der Verf. in seinem Buche mit Einfachheit, Kürze und Glaubwürdigkeit. Aus dieser seiner Darstellung ergibt es sich, daß er die Wahrheit erzählt; wäre er ein gewandterer Schriftsteller, so hätte er vielleicht aus dem einen Bande fünf Bände gemacht und dem Publicum, welches die unbefangene Schrift nicht ohne mannichfaltiges Interesse durchgehen wird, anstatt der gedrungenen Wahrheit eine weitausgesponnene und ausgeschmückte Lüge vorgelegt. Aber der Verf. ist kein Schriftsteller von Profession, und dieser Umstand hat günstig auf sein Buch eingewirkt. Wie schwer ihn selbst das eigenthümliche Leid seiner Verbannung drückte, beweisen seine eignen Worte: „Ein einziger Fehler des Jugendübermuths", sagt er, „wurde mir mit 15 Jahren des ausgesuchtesten Elends aufgewogen. Ich war in meinen Irrsalen ganz dem Aussätzigen im Evangelium zu vergleichen, den man von allen Thüren stößt. Gleich einem Solchen, blieb mir nicht einmal die Ehre des Verfolgtseins, denn man verfolgte mich nicht wie ein Opfer der Politik, sondern wie einen gemeinen und unwürdigen Übelthäter."

Von einem unbekannten Verfasser erschien vor Kurzem in London ein zwar ernstes und düsteres, im Ganzen aber treffliches Gedicht unter dem Titel: „Mortality, a poëm sung in solitude". Ein englischer Kritiker äußert sich zwar darüber, es wäre besser gewesen, wenn dies Gedicht dort verblieben wäre, wo es laut dem Titel zuerst gesungen worden; allein diese widerwärtige und nichtssagende Phrase wird durch den Inhalt des Gedichts selbst gänzlich Lügen gestraft. Es weht durch dasselbe ein Hauch des Ernstes und der Schwermuth, den die moderne Bildung freilich, welche durch Aftergeberden des Schmerzes und durch die Verzerrungen zerrissenthuender Leidenschaft verwöhnt ist, nicht mehr in seiner Reinheit und Bedeutsamkeit zu ehren weiß. „Wie der Geist eines Traumes", so sagt der Dichter, „geht mein Gedanke über die Erde hin; Freudevolles und Leidvolles verkünde ich, was noch keinem irdischen Ohr vertraut ward. Möge der Sünder diesem aufhorchen und erschrecken." Am Schluß seines Gedichts scheint der Dichter über die Düsterheit seiner eignen Gesänge erschrocken, wie die Verse zeigen:

Close, oh close this dreamy book;
Place it in some sacred nook,
Where no laughing eye may look.

Und doch ist Wahrheit und Lauterkeit in seinen Gesängen, und dennoch gibt sich diese Wahrheit einer falschen Scham hin.

11.

Verantwortlicher Herausgeber Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 193. — 12. Juli 1837.

Guizot und der Doctrinarismus.

(Beschluß aus Nr. 192.)

Die Art der Guizot'schen Opposition hätte die Liberalen, welche den berühmten Historiker lange für ihren Geistesgenossen hielten, weil er zu gleicher Zeit opponirte, lehren können, welch ein Abgrund zwischen der doctrinairen Schule und der liberalen Partei ist. Guizot ist bewunderungswürdig als Oppositionsmann. Er scheint Furcht zu haben, der Regierung zu tiefe und unheilbare Wunden beizubringen; mit liebenswürdiger Sorgfalt gibt er den Punkt an, den er treffen will; er macht nicht Opposition quand même; er will die Regierung nicht vernichten, er will sie blos aus einer schlimmen Bahn herausdrängen; er will sie heilen, nicht tödten. Wenn er einmal ärgerlich wird, so ist es blos deswegen, daß die Inhaber der Macht ihm den Kampf zu leicht machen, daß die Regierung, die er geehrt sehen möchte, in so gar ungeschickten und unwissenden Händen ist. Guizot's Oppositionsbroschüren gemahnen an einen General, der fürchtet, eine Festung, die er belagert, mit Sturm nehmen zu müssen, weil er alsdann für das Benehmen seiner Soldaten nicht stehen kann. Es ist Methode in dieser Opposition; Guizot würde die Revolution organisiren, wenn er dazu gehörte.*)

Das Ministerium Villèle ging endlich zu Grunde; Guizot hatte redlich das Seine dazu gethan. Ihm verdankte der geistreichere Theil der liberalen Jugend die politische Erziehung; von ihm lernte sie die kunstgerechte Opposition, vorher verstand man sich blos auf Conspirationen. Guizot war es hauptsächlich, der den bessern Theil der wissenschaftlich gebildeten Jugend den jakobinischen Elementen des Liberalismus abwendig machte und die nach dem Muster der italienischen Carbonari gestifteten geheimen Gesellschaften in friedliche und offene Comités verwandelte, deren Thätigkeit eine constitutionnelle und legale war. Es ist richtig, daß die Gesellschaft Aide-toi, le ciel t'aidera viele revolutionnaire Elemente enthielt, denn die Mitglieder der hohen Venta, des Geheimenraths der Verschwörungen und Insurrectionen, traten der Gesellschaft bei; aber so lange Guizot auf dem Präsidentenstuhl saß, war nur von legalem Widerstande, nur von legaler Wirksamkeit auf die öffentliche Meinung und auf die Wähler die Rede. Wol mochten Carrel, Cavaignac, Bastide, Thomas, Marchais, A. Marrast weitergreifende Revolutionsplane im Schilde führen; der Kern der Gesellschaft, in denen die Doctrinaires und die Freunde des „Globe", Rémusat, Duchâtel, Duvergier de Hauranne, Dejean, Dubois, Montalivet u. A. das Übergewicht hatten, war constitutionnell, nicht revolutionnair. Ja, diese Letztern zogen sich mehre Monate vor den Ordonnanzen von der Gesellschaft zurück, weil sie mit eingefleischten Feinden der Bourbons nicht zusammensitzen wollten; nur Guizot blieb, aber auch ihm geben revolutionnair gesinnte Mitglieder der Gesellschaft noch jetzt das Zeugniß*), daß unter seinem Vorsitz nur durch stille Wünsche, nicht aber durch laute Worte gegen die bestehende Monarchie conspirirt worden ist. Guizot wünschte eine Änderung im Regierungssysteme Karl X., aber keine Revolution, und die Julitage kamen ihm äußerst ungelegen. Mit echt politischem Sinne acceptirte er die Ereignisse, die sich nicht ungeschehen machen ließen, und suchte nur die siegreiche Revolution geschickt in ein vernünftiges Gleis zu bringen.

Man hat von Guizot gesagt, er sei nach den Julitagen bereit gewesen, ein Ministerium zu übernehmen, hätte es nun von der Republik oder von einer neuen Monarchie kommen mögen. Das ist möglich; aber sicherlich würde er als Minister der Republik gethan haben, was er nun seit sieben Jahren gethan hat, er würde sich dem

---

*) Als Beleg eine Stelle: „Pour que l'opposition soit efficace, il faut qu'elle ait quelque chose à faire...... Que le pouvoir soit menacé, que l'opposition paraisse voguer sur lui à pleines voiles, et près de le couler bas; il est partout atteint de paralysie;......l'opposition n'a fait que parler, elle peut tout. Que la chance tourne; que le pouvoir, n'importe comment, ait repris le dessus, tout est dans ses mains; il peut tout à son tour. La liberté n'a plus ni forces ni garanties, l'opposition parle encore....mais sans effet..... Cette situation ne vaut rien, ni pour rien, ni pour personne. Il n'est jamais bon que le pouvoir puisse tout, jamais bon que, pour lui résister, on soit poussé à le détruire...... Vous voulez chasser de partout l'opposition; c'est la réduire à tout risquer pour vous chasser vous-même....."

*) Z. B. Loeve-Veimars in einem Artikel über Guizot in der „Revue des deux mondes".

revolutionnairen Strome widersetzt haben. Es ist richtig, daß auch Guizot, obgleich er schon in den ersten Tagen des August die Plane der Republikaner und demokratischen sogenannten Monarchisten geschickt durchkreuzen half, sich eine Zeit lang vom übermächtigen revolutionnairen Strome hat tragen lassen, und die Mitglieder der Aide-toi, welche 1830 durch Guizot Präfecturen erhielten und sich von ihm in ihren Revolutionsplanen für Spanien unterstützt sahen *), später aber wiederabberufen wurden, haben Ursache, Guizot falsch zu nennen, wie denn der Liberalismus in seiner Weise Recht hat, Guizot zu hassen, weil dieser es großentheils gewesen ist, durch den er aus den Geschäften herausgedrängt worden ist. Hier aber stehen wir an einem Punkte, wo man Guizot's Wirksamkeit nur im Verhältniß zu der allmälig ruhiger werdenden öffentlichen Meinung und zum persönlichen Einflusse des Königs beurtheilen und etwas fein distinguiren muß. Wir irren wol nicht, wenn wir eine allmälige, durch Gesetzgebung, Presse und Organisation des niedern und höhern Unterrichts zu bewirkende Umgestaltung des revolutionnairen Frankreichs in ein constitutionell-monarchisches, beruhend auf einem Übergewicht des gebildeten und wohlhabenden Mittelstandes, für Guizot's Plan und Lebensaufgabe halten; ob alle seit vier Jahren angewendete Mittel dem Gelingen dieses Planes gleichmäßig förderlich sein dürften, möchten wir selbst bezweifeln, obgleich gegen die Aufgabe kein Vernünftiger etwas einwenden wird. Nicht zu übersehen ist aber, daß Louis Philipp sich seinem ganzen Charakter nach zu den Staatsmännern neigt, welche den Dingen gern ihren natürlichen Gang lassen und eine große Scheu davor haben, in eine Entwickelung einzugreifen, die ihnen nicht offenbar feindlich entgegentritt. Wer indeß den weitesten Blick hat, ob das Juste-Milieu oder die Doctrine, ob es besser ist, die geistigen Ursachen der Revolution zu entfernen oder gegen diese tolerant zu sein und materielle Ausbrüche materiell zu unterdrücken — nun das wird die Zukunft lehren. Siege wie in Lyon sind auch keine Medicin, die man in infinitum aufs Neue versuchen darf.

Guizot's Antheil an der Geschichte der letzten sieben Jahre ist bekannt. Im ersten Ministerium Ludwig Philipp's erhielt er das Innere; er und Broglie, damals Unterrichtsminister, dienten dazu, die Minister von der Bewegungspartei zu hemmen. Als diese siegte und Laffitte Präsident wurde, zog sich Guizot zurück, behielt aber auf König und Kammer so vielen Einfluß, daß er sarkastisch trocken prophezeien konnte: das neue Ministerium wird in die Fußstapfen des alten treten. Damals brach die Wuth von Odilon-Barrot, Mauguin, Voyer d'Argenson besonders gegen Guizot aus, weil man ihn für den tüchtigsten und durch seinen Anhang in der Kammer zugleich mächtigsten Gegner des Krieges und der erträumten republikanischen Institutionen hielt. Unter Cas. Périer (März 1831) zeigte Guizot am schlagendsten, daß es seine Principien sind, nicht seine Person, was er geltend machen will. Ohne Mitglied des Cabinets zu sein, unterstützte er dasselbe in aller Weise, machte sich in der Kammer zu seinem Redner und zeigte sich ebenfalls im Cabinete dienstfertig. Am 11. October 1832 trat Guizot nebst Broglie aufs Neue ins Ministerium, und blieb bis im Februar 1836 darin. Dann wurde der Versuch angestellt, mit Männern des Tiersparti ein Juste-Milieu-Ministerium zu machen, und Thiers wurde auf sechs Monate Präsident. Das Ministerium vom 22. Februar mußte am 6. October einer Combination der Doctrine und des parti politique, dem Ministerium Guizot-Molé weichen, und diese Verwaltung hat sich am 15. April 1837 wieder in der Weise umgestaltet, daß die Doctrinaires herausgedrängt worden sind.

Nach der Verwerfung des Disjunctionsgesetzes und dem Skandal der Cormenin'schen Pamphlete schienen die Dinge auf eine solche Spitze getrieben, daß entweder ein reines Doctrinairministerium unter Guizot, oder, als Annäherung zur linken Seite, ein auf den Tiersparti gestütztes Ministerium Thiers erwartet würde. Der König hat bei dieser Gelegenheit wieder seine ausgezeichnete Geschicklichkeit in der Kunst, Schwierigkeiten zu umgehen, bewiesen, indem er ein Ministerium angenommen hat, das vollkommen bedeutungslos und inoffensiv ist. Auf die Loyalität der Doctrinaires und besonders Guizot's, der beiweitem den größten Anhang in der gegenwärtigen Kammer hat, ist dabei stark gerechnet, auch Hr. Thiers benimmt sich anständig. Es thut dem neuen Ministerium Noth, denn es lebt nur von Thiers' Gnade und Guizot's Barmherzigkeit. Ob es etwas mehr als ein organisirtes Provisorium ist, ob es noch existirt, wenn diese Blätter gedruckt werden? Es ist möglich; die letzten Jahre haben den französischen Volksvertretern mehr Einsicht und Takt gegeben, als unter der Restauration vorhanden war; die Majorität quält und ängstigt ein Ministerium nicht ohne Noth.

Wann Guizot wieder ins Ministerium treten wird, ist ungewiß; gewiß aber ist, daß man sein System, sollte es auch leichte Modificationen erleiden, nicht aufgeben wird, man müßte sich denn muthwillig in die Republik stürzen wollen, wozu ein Ministerium Barrot der erste Schritt wäre. Wahrscheinlich wird sich die Regierung so lange als möglich innerhalb der Grenzen halten, welche zwischen Guizot's Doctrinen und den Maximen des Hrn. Thiers liegen. Es ist unendlich zu bedauern, daß die Charaktereigenschaften des Letztern einem streng moralischen und religiösen Manne, wie Guizot ist, es unmöglich machen, ihn zu achten; könnten Beide sich einigen, so geschähe dem Lande ein großer Dienst. Ganz abgesehen von Guizot's sonstiger allgemein politischen Wirksamkeit bedarf Frankreich seiner wenigstens im Ministerium des Unterrichts, in welchem Guizot in wenigen Jahren mehr gethan hat, als sonst in Jahrhunderten geschehen ist. Soll einmal ein Mann wie Guizot der Wissenschaft und der studirenden Jugend entzogen werden, so ist es ein billiger Wunsch, daß er ihr und dem Lande in einer

*) Da Viardot's einseitigem Berichte auch nicht ganz zu trauen ist, so liegt noch ein Dunkel auf dieser Sache.

Stellung erhalten werde, welche zu bekleiden keiner seiner Landsleute würdiger und geeigneter ist.

K. W. E. Mager.

Russisches Hundert und Eins, enthaltend Erzählungen, Novellen, Märchen, Schilderungen russischer und morgenländischer Sitten u. s. w. Nach russischen Originalen von N — k — n. Zweites Bändchen. Berlin, Stuhr. 1836. Gr. 12. 1 Thlr.

Der erste Band dieser Sammlung, welcher das pariser „Cent et un" zum Vorbilde gedient hat, jedoch so, daß es mehr poetische Erfindungen als sittenschildernde Aufsätze an sich zieht, hat mit den beiden Erzählungen: „Das Gut Dätlowo" und „Der letzte Consul von Kaffa", einen angenehmen Eindruck bei uns zurückgelassen*), und der zweite Band dieser gewiß willkommenen Unternehmung, welche uns die kleine Literatur Rußlands zuerst näher kennen lehrt, tritt mit diesem Eindruck in Einklang. Die Auswahl ist gut und richtet sich entschieden auf das Charakteristische und Bezeichnende in der Belletristik der jungen russischen Muse. Vorzugsweise willkommen aber werden uns Stücke wie das zweite, „Erzählungen" betitelt, sein, welche einen Blick in die so reiche und noch wenig bekannte Märchenwelt des Orients thun lassen.

Die erste Erzählung: „Der hängende Gast", vom Baron Brambeus, ist eine sonderbare Gabe. Die hier erzählte seltsame Begebenheit — denn die ganze Novelle ist eigentlich nur eine Scene — wird uns für wahr gegeben, so unwahrscheinlich sie auch erscheint. Wir müssen dahingestellt sein lassen, und die Liebhaber von Sonderbarkeiten mögen allenfalls ein physisches Experiment darüber machen, ob die Sache möglich ist. Hier ist sie: Ein einsames russisches Mädchen wird von einem Räuber in dem Landhause, wo sie ganz allein zurückgeblieben ist, überfallen. Der galante Unmensch überläßt ihr, da sie schön ist, die Wahl ihrer Todesart, und sie entschließt sich zum Hängen. Während sie bewußtlos im Gebete da liegt, ihres Todes gewärtig, knüpft der galante Räuber den Strick an den Balken des Zimmers fest, schürzt den verhängnißvollen Knoten, stößt den Tisch weg, auf welchen er bei seinem Henkergeschäft gestiegen ist, und prüft nun, den Arm in den Knoten gesteckt und sich daran herablassend, die Haltbarkeit seiner Maschinerie. Awdotja wird aus ihrer Betäubung endlich durch ein angstvolles Gestöhn geweckt, sieht auf und erblickt ihren Peiniger mit gräßlich verzerrtem Gesichte, an dem rechten Handgelenke vor ihr an dem zu ihrem Tode bestimmten Stricke aufgehängt. Der Knoten hat den Herabsinkenden an der Hand erfaßt und hält ihn fest, während der schwebende Körper die lächerlichsten vergeblichen Anstrengungen macht, sich seines grausamen Bandes zu erledigen. Mit aller seiner Kraft vermag der Räuber jedoch weder den Mund noch die linke Hand zu der gefesselten Rechten heranzubringen. Wüthend vor Schmerz, fleht er Awdotja um Befreiung an, und schon steht das arme Kind im Begriff, ihm einen Stuhl näher zu rücken, auf den der Gequälte den Fuß setzen könnte, als sie plötzlich noch erkennt, daß sie gerettet und ihr Peiniger verloren ist. Sie entflieht und der Räuber wird in seiner eignen Schlinge gefangen. Wie gesagt, wir müssen den Liebhabern überlassen, das Experiment über Wahrheit oder Unwahrheit dieses Falles zu machen, können jedoch nicht umhin, ihnen die zwar gräßliche, aber effectvoll beschriebene Scene zuvor zur Durchlesung zu empfehlen.

Die Erzählung: „Die Höhle am Gottesacker", gibt uns eine tatarische Sage, die, ans Märchenhafte streifend, dennoch in den Grenzen des Natürlichen verläuft und ganz gut und anziehend erzählt ist. Etwas Halbwildes und Rohes läuft zwar wol zwischenhin, indem es sich von abgehauenen Armen, Füßen und Köpfen handelt, welche ein armes verfolgtes Mädchen in seiner Noth als Wurfgeschosse braucht; doch herrscht das zärtliche Element am Ende vor. Echt russisch und russisch-charaktervoll ist auch dieser Stoff. Wollust, wilde Verfolgung eines Mädchens, roher Muth spielen hier wie in vielen russischen Geschichten eine Rolle. Die Heimat der Sage ist Dagestan.

Die dritte Erzählung: „Erzählungen", erzählt in einer morgenländischen Geschichte von dem traurigen Loose eines arabischen Novellisten. Die Skizze von F. Schachowski: „Drei unüberlegte Heirathen", wird durch Schilderungen aus dem Leben Boyeldieu's anziehend, und ist leicht und gut geschrieben. Die Erzählung: „Die Fürstin Nanni", endlich, vom Fürsten Obojefski, schildert die höhere russische Gesellschaft nicht eben zu ihrem Vortheil. Ein schuldloses Wesen fällt hier als ein Opfer der Verleumdung, und der Verf. scheint diesem Schauspiele mit furchtbarer Kälte, wenn nicht gar mit Wohlgefallen zuzusehen, was uns sowol gegen ihn wie gegen die von ihm geschilderte Gesellschaft mit vollem Rechte einnimmt. Ist auch unter diesen Erzählungen keine von dem Werthe des „Letzten Consuls von Kaffa", so sind sie doch geeignet als interessante Proben der russischen Novellistik von uns mit Theilnahme angesehen und ihrer Eigenthümlichkeit halber weiter empfohlen zu werden. 21.

*) Vgl. hierüber Nr. 53 d. Bl. f. 1836. D. Red.

Notizen.

Bei gelegentlicher Besprechung der Schadenersatzklage, welche im vorigen Jahr die Mutter des im Duell gefallenen Zöglings der polytechnischen Schule, Hans, gegen dessen Gegner, Herrn Prestat, nunmehrigen Unterlieutenant in einem afrikanischen Regiment, erhob und wonach der Letztere verurtheilt wurde, der kinderlosen Witwe, die in dem Gebliebenen ihre ganze Stütze verlor, ein Jahrgeld von 800 Francs zu zahlen, äußert sich ein englisches Journal dahin: daß man dergleichen Urthel zu einem stehenden Gesetz für Duellanten erheben solle, indem durch solche unumgängliche Geldbußen den Zweikämpfen vielleicht am wirksamsten gesteuert werden möchte. Das Geld und der eigne Beutel blieben immer bei der Mehrzahl die hauptsächlichsten und lebendigsten Rücksichten. Man wage demnach weit eher sein Leben — zumal in aufgeregten Zuständen — als sein Geld, und es werde deshalb die Betrachtung, daß letzteres unbedingt zugleich mit auf dem Spiel stehe, sehr viel zur wiederkehrenden Besonnenheit und zur Abkühlung des Blutes beitragen. Im Allgemeinen wollen wir dieser Ansicht nicht widersprechen; allein wie steht es mit solchen Raufbolden, die kein Geld zu riskiren haben?

Der „Spectator" gibt eine Vergleichung der Malibran und Schröder-Devrient in der Rolle des Fidelio, welche völlig zu Gunsten der deutschen Sängerin ausfällt. Es heißt darin: „Madame Malibran war der erste englische Fidelio, allein auch sie hätte der Schröder den Kranz reichen müssen. Die Erstere hatte in ihrem Gesange wahrhaft entzückende Momente, allein der Gesang der Letztern ist dafür gleichmäßiger und stetiger; sie erscheint ganz versenkt in ihre Rolle, ohne egoistische Selbstbespiegelung. Ihre Anschauung, ihr Studium des Charakters ist correcter, classischer als bei der Malibran. Die Musik Beethoven's hat sie in vollkommen totaler Gestalt in ihr eignes Gemüth aufgenommen, und so wird auch ihr Spiel und Gesang zum reinsten Wiederausdruck des reinen und erhabenen Objects. Diese Künstlerin hat uns zum ersten Mal die ganze und volle Seele Beethoven's offen dargelegt, und etwas Höheres läßt sich schwerlich zu ihrem Preise sagen."

Ludwig XVI. las während seiner fünfmonatlichen Einkerkerung im Tempel nicht weniger als 157 Bände verschiedenartiger Schriften durch, eine Thatsache, wobei man die Gelassenheit dieses Monarchen in einer solchen an Qualen aller Art überreichen Lage wol am unbegreiflichsten finden möchte. Von anderer Art war die Fertigkeit im Verschlingen von Büchern, welche Frau von Staël schon als funfzehnjähriges Mädchen an den Tag legte. Diese las in einem Alter, wo sonst ein einzi-

ges Buch die Jungfrau wochenlang zu beschäftigen pflegt, binnen drei Monaten 600 Romane, bei welcher Berechnung nicht weniger als sechs Romane auf den Tag kommen. Eine furchtbare Leserei, die gewiß nicht von schwachen Nerven zeugt.

Die ausgezeichnetsten Naturforscher stimmen darin überein, daß das Krokodil zwei Monate ohne Nahrung zubringen kann, der Skorpion drei, der Bär sechs, das Chamäleon acht Monate. Am längsten jedoch unter allen Thieren kann die Viper Hunger leiden, diese nämlich zehn Monate, wenn nicht vielleicht noch die Kröte in dieser Hinsicht ihr den Rang ablaufen möchte. 11.

Bibliographie.

Andersen, H. C., O. T. Roman. Aus dem Dänischen von W. C. Christiani. 2 Theile. 8. Leipzig, Kummer. 2 Thlr. 4 Gr.

Aristophanes Werke. Übersetzt von J. G. Droysen. 2ter Theil. 1. Die Wespen. 2. Die Acharner. 3. Die Ritter. Gr. 8. Berlin, Veit u. Comp. 1 Thlr. 12 Gr.

Arnold, A., Wanderungen im Schwarzwalde, insbesondere nach den Kurorten Teinach, Wildbad, Baden und durch das Murgthal nach Rippoldsau. 8. Reutlingen, J. C. Mäcken jun. 18 Gr.

Beneke, F. E., Grundlinien des natürlichen Systemes der praktischen Philosophie. 1ster Band. Allgemeine Sittenlehre. Gr. 8. Berlin, Mittler. 3 Thlr.

Westliche Blätter für Unterhaltung, Kunst, Literatur und Leben. 1ster Jahrgang. Redakteur: Louis Lax. 203 Nrn. Gr. 4. Aachen, Mayer. 8 Thlr.

Bouché, P. Fr., Blumen für meine Freunde. Gr. 12. Berlin, Herbig. 12 Gr.

Dielitz, K., Karl Pilger. Kein Roman. 8. Berlin, Martius und Comp. 1 Thlr.

(Eon.) Memoiren des Chevalier von Eon. Aus dessen Familienpapieren und nach authentischen Quellen, zum ersten Male bearbeitet und herausgegeben von Frédéric Gaillardet. Frei nach dem Französischen von E. Brinckmeier. 2 Bände. Gr. 12. Braunschweig, G. C. Meyer sen. 3 Thlr.

Euripides' Werke nachgedichtet von J. Minckwitz. 3tes Bändchen. Kyklops. Gr. 12. Leipzig, Kummer. 10 Gr.

Fouqué, L. M., Die Welt-Reiche zu Anfange des Jahres 1837. Eine Bilder-Reihe. 8. Halle, Anton. 6 Gr.

Fulda, F. C. v., Über die Wirkung der verschiedenen Arten der Steuern auf die Moralität, den Fleiß und die Industrie des Volks. Eine von der Königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen gekrönte Preisschrift. Gr. 8. Stuttgart, Metzler. 16 Gr.

Gnad, J. J., Die Macht der weiblichen Tugend. Ein Schauspiel in 4 Akten. Gr. 8. Pilsen, Reiner und Schmid. 12 Gr.

Goedsche, H., Die steinernen Tänzer. Romantische Sage aus Schlesiens Vorzeit. 2 Bände. 8. Meissen, Goedsche. 1 Thlr. 22 Gr.

Görwitz, B., Richardts natürlich magnetischer Schlaf. In Protocoll-gemäßer Darstellung. 8. Leipzig, Schumann. 15 Gr.

Grützmann, A., Nachtviolen. Gedichte. 1ster Strauß. 8. Sondershausen, Eupel. 16 Gr.

Hildebrandt, C., Das Karthäuserkloster, oder Theodora, die Geprüfte. Roman. 2 Bände. 8. Quedlinburg, Basse. 2 Thlr. 8 Gr.

— — Die Wunderlampe, oder die schrecklichen Zauberbilder. 2 Bände. 8. Quedlinburg, Basse. 2 Thlr. 8 Gr.

Der Hundsfattler, oder: Scenen aus dem Leben eines Bösewichts. Ein Beitrag zur Gallerie menschlicher Teufel. Herausgegeben von dem Verfasser des Romans: Coronato, der Schreckliche. 4te Auflage. 8. Eisenberg, Schöne. 1 Thlr. 8 Gr.

Jahn, J. G., Geschichte des Schmalkaldischen Krieges, eine reformationsgeschichtliche Denkschrift zur Erinnerung an das, für die ganze damalige protestantische Kirche verhängnißvolle Jahrzehend von 1537 bis 1547. Gr. 8. Leipzig, Reclam. 20 Gr.

Janin, J., Der Kreuzweg, oder das vornehme Paris. Aus dem Französischen von L. G. Förster. 2 Bände. Gr. 12. Quedlinburg, Basse. 2 Thlr. 16 Gr.

Irving, W., Abenteuer des Capitain Bonnville, oder Scenen im Felsengebirge Nordamerikas. Ins Deutsche übertragen von Ed. Freisleben. 3 Bände. 8. Leipzig, B. Tauchnitz jun. 3 Thlr. 8 Gr.

d'Israeli. Henriette Temple. Eine Liebesgeschichte. Dem Englischen nacherzählt von G. N. Bärmann. 3 Theile. Gr. 12. Berlin, A. Duncker. 3 Thlr. 12 Gr.

Kock, Ch. P. de, Andreas der Savoyarde. Aus dem Französischen übertragen von A. Th. Peucker. 3 Theile. 8. Breslau, Verlags-Comptoir. 3 Thlr. 18 Gr.

— — Frau, Mann und Liebhaber. Nach dem Französischen. 3 Theile. 8. Breslau, Verlags-Comptoir. 3 Thlr. 18 Gr.

— — Der Heirathscandidat oder Herr Frontin. Deutsch von L. v. Alvensleben. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 18 Gr.

Lucanus, F. G. H., Der Dom zu Halberstadt, seine Geschichte, Architectur, Alterthümer und Kunstschätze durch Text, einen Stahlstich und 6 radirte Blätter versinnlicht. Roy.Fol. Halberstadt. Berlin, Gropius. 4 Thlr.

Madame Malibran. Biographische Skizze. Nach dem Englischen von A. v. Treskow. Gr. 12. Quedlinburg, Basse. 16 Gr.

Biographische Notizen über Nathan Meyer Rothschild. Nebst seinem Testament. Nach englischen Quellen von A. v. Treskow. Gr. 8. Quedlinburg, Basse. 8 Gr.

Herr Eduard Maria Öttinger, auch ein Zeitgenosse. Von Einem seiner Freunde. Heft I. 2te Auflage. Gr. 8. Hamburg. Leipzig, Kayser. 6 Gr.

(Ragusa.) Reise des Marschalls Herzogs von Ragusa durch Ungarn, Siebenbürgen, Südrußland, die Krimm, an den Küsten des asowschen Meeres, nach Constantinopel, Kleinasien, Syrien, Palästina und Ägypten, in den Jahren 1834 und 1835. Authentische, unter Aufsicht und aus Auftrag des Verfassers besorgte deutsche Ausgabe. 1ster, 4ter Band. Gr. 12. Stuttgart, Hallberger. 2 Thlr. 18 Gr.

Schefer, L., Laienbrevier. 1stes, 2tes Halbjahr. 2te Auflage. 8. Berlin, Veit u. Comp. 2 Thlr. 12 Gr.

Seidler, C., Brasiliens Kriegs- und Revolutionsgeschichte seit dem Jahre 1825 bis auf unsere Zeit. 8. Leipzig, Kummer. 22 Gr.

Spindler's, C., sämmtliche Werke. 49ster bis 61ster Band. Der König von Zion. Romantisches Gemälde aus dem sechzehnten Jahrhundert. 3 Bände. 8. Stuttgart, Hallberger. 5 Thlr. 6 Gr.

Stambke, M. v., Blüthen einsamer Stunden. Erzählungen. 8. Breslau, Verlags-Comptoir. 1 Thlr.

Strauß. Streitschriften zur Vertheidigung meiner Schrift über das Leben Jesu. 2tes Heft. Die Herren Eschenmayer und Menzel. Gr. 8. Tübingen, Osiander 1 Thlr. 6 Gr.

Széchenyi, St., Über die Donauschifffahrt. Aus dem Ungrischen von Michael v. Paziazi. Gr. 8. Ofen. 1836. Pesth, Kilian sen. 1 Thlr. 8 Gr.

Treskow, A. v., Reisebilder aus Dänemark und Schweden. Mit lithographirten Abbildungen. Gr. 8. Quedlinburg, Basse. 1 Thlr. 16 Gr.

Uhland, L., Gedichte. 11te Auflage. Mit dem Bildnisse des Verfassers. 8. Stuttgart, Cotta. 2 Thlr. 12 Gr.

Waldbrühl, W. v., Die Mosellieder. Gr. 8. Zwickau, Gebr. Schumann. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 194. —— 13. Juli 1837.

Romanenschau.

1. Lebensbilder aus beiden Hemisphären. Vom Verfasser des „Legitimen" ꝛc. Vierter und fünfter Theil. Auch unter dem Titel: Pflanzerleben. Zürich, Schultheß. 1836. 8. 3 Thlr. 12 Gr. *)

Dieser Anonymus — wer ist er? wie heißt er? ist's ein aus Nordamerika in Deutschland, oder ein aus Deutschland in Nordamerika Eingewanderter? Ist's ein Brite, welcher gelernt hat, das trefflichste Deutsch zu schreiben, oder ein Deutscher, welcher sich britische Auffassung angeeignet und mit heimischen Elementen verschmolzen hat? Mit dieser Glut der Sprache, diesem Farbenreichthum, dieser Begeisterung schildert ein Brite nicht leicht die Natur; ein Deutscher nicht leicht Situationen, Individuen, Volksscenen und Volkseigenthümlichkeiten mit dieser Praxis, Sicherheit und Lebenswahrheit. Man nannte den expatriirten Follenius, an dessen Autorschaft wir nicht glauben; man nannte einen in der Schweiz eingebürgerten Briten; ja man wußte seinen Namen Seatsfield, aber man fragte mit Recht, ob ein Ausländer bis zu dieser unbeschränkten Herrschaft über die deutsche Sprache gelangen könne. Indeß hat man allgemein die letztere Angabe als ziemlich constatirt angenommen.

Die beiden vorliegenden Theile, welche die Darstellung des nordamerikanischen Pflanzerlebens zur Hauptaufgabe haben, schliessen sich genau an den dritten Theil der „Lebensbilder" an. Wir befinden uns in denselben Örtlichkeiten und verkehren mit denselben Personen, nur daß einige neue hinzutreten, besonders einige Repräsentanten der französischen Landescultur, welche mit ihren Standes- und Landessitten, Maximen und Vorurtheilen gegen die echten eingeborenen Pflanzer wunderbar abstechen. Diese Franzosen, worunter auch einige bereits eingewohnte, geben für die vorliegenden und gewiß auch für mehre zukünftige Bände den Kern ab, um welchen sich die romantischen Verwickelungen als Schale anlegen. Der Erzählende ist mit seiner Luise, Doughby mit seiner Julie verheirathet, von dieser Seite haben wir also keine Romantik mehr zu erwarten, aber wol Scenen der Gattenliebe, der Häuslichkeit und, was eben Hauptgegenstand dieser beiden Bände ist, Scenen des Pflanzerlebens. Dies eröffnet uns der Verf. mit dem Schlüssel seiner farbenreichen Darstellung und zwar mit einer Geschicklichkeit, wie kaum ein Reisebeschreiber vor ihm. Die Eigenthümlichkeiten der Negersklaven, ihre Naivetät und Gutmüthigkeit, ihre Festlichkeiten, ihre sinnlich-elastische Natur und bei aller Trägheit zur Arbeit ihre unverwüstliche Munterkeit und Duldsamkeit, in den Entarteten unter ihnen der Hang zur Rache, die dumpfe Bösherzigkeit, die brütende Schadenfreude — Alles das ist mit einem ebenso warmen und lebendigen als gewiß auch naturgetreuen Pinsel gemalt worden. Der Verf. ist ein enragirter Verehrer der nordamerikanischen Zustände, ein Gegner der Franzosen, welche er Schauspieler nennt und von deren auf unhaltbaren Theorien beruhendem Freiheitssinn er nicht die beste Meinung hegt; ein Gegner aller absolutistischen Regierungsformen und Derer, welche unter ihnen leben; ein Gegner endlich der Sklavenemancipation, die er für unmöglich und mindestens gefährlich hält. Über diesen Gegenstand läßt der Verf. seine Pflanzer weitläufig debattiren mit einem französischen Ankömmling von Adel, dessen Freiheits- und Gleichheitsgrundsätze, welche im Blauen und unbestimmt Allgemeinen hängen, unter dieser Umgebung sich seltsam genug, ja lächerlich ausnehmen. „Dieser Mensch hat horrible Grundsätze", sagen sogar die Frauen von dem anmaßenden, im höchsten Pathos declamirenden Fremdling. Der Verf. weist nach, daß der nordamerikanische Congreß früher als England und irgend ein anderer Staat die Aufhebung der Sklaverei zum Gesetz erhoben habe, daß die Freilassung der Sklaven auch allmälig in den nördlichen Staaten erfolgt sei, zuerst in Neuengland, dann in Pennsylvanien, Delaware, Neuyork, Neujersey, in Allem in zehn Staaten. Von diesen zehn Staaten wurden bekanntlich die westlichen Gebiete von Ohio, Indiana und Illinois bevölkert, in denen gleichfalls gar keine Sklaverei existirt; auch Michigan hat keine, und hoffentlich werden Maryland, Virginien und Kentucky diesem Beispiele folgen. Aber wie nun in den südlichen Staaten? In mehren überwiegt sogar die Menge der Sklaven die der Freien; in andern ist das Verhältniß ganz oder doch fast gleich. Hier gibt es nahe an zwei und eine halbe Million Sklaven auf eine Bevölkerung von vier; bei solchem Verhältniß hieße die Sklaven emancipiren nicht

*) Vgl. über die frühern Bände Nr. 285 d. Bl. f. 1835 u. 225 f. 1836. D. Red.

sie frei machen, sondern entzügeln; und sich entzügelt fühlen und demgemäß verfahren würde eine Race, die gar keine Kenntnisse besitzt, keine Fertigkeiten, keinen Bürgersinn, nicht einmal die rechte Neigung, zu arbeiten und sich ihren Tagelohn zu verdienen.

Ich glaube — sagt der Verf. — Europa hat kein Recht, den Amerikanern über ihre Langsamkeit in dieser Hinsicht Vorwürfe zu machen; Europa, das die Emancipation seiner weißen Leibeignen kaum noch zur Hälfte durchgeführt hat ꝛc.

Mag sich der Verf. unter unsern weißen Leibeignen denken, wen er will, die Tagelöhner, die noch hier und da leibeignen Bauern, die Bedienten u. s. w., so muß doch zugegeben werden, daß die Negersklaven in Nordamerika verhältnißmäßig sich glücklicher fühlen als eine Unzahl ihren Leib verdingender oder mit Leibes- und Lebensnöthen bis auf den Tod kämpfender europäischer Weißen. So gewiß die Sklaverei ein Übel ist, so gewiß wäre es auch vom Übel, sich bei ihrer Abschaffung zu übereilen. Wenigstens dürfen wir europäischen Philanthropen die Gründe, welche ein mit den nordamerikanischen Zuständen innigst vertrauter, humaner und im Ganzen vorurtheilsfreier, zumal geistreicher Mann gegen die Emancipation der Negersklaven in den südlichen Staaten erhebt, nicht so ganz in unserer philanthropischen Überlegenheit von uns weisen.

Erwecken diese Partien von allgemeinerer Bedeutung ein besonderes Interesse, so machen die Schilderungen gewaltiger Naturscenen, weiter landschaftlicher Perspectiven, dichtverwachsener, von den mannichfaltigsten Thiergattungen belebter Urwälder auf ein kaum geringeres Interesse Anspruch. Der Verf. weiß die Natur, sowol die in Bewegung gesetzte als die im Zustande der Ruhe sich befindende, vortrefflich zu schildern; er malt mit einem muntern, lebendigen, anschaulichen, oft machtvollen Pinsel. Auch die verschiedenen Völkerschaften, Racen, Individuen, sowol die civilisirten als uncivilisirten, weiß er trefflich zu portraitiren; so ihren Verkehr miteinander, ihre Zusammenkünfte, das Treiben der politischen Parteien, die Glut der Volksredner, die stillen Beschäftigungen des Pflanzers. Auch einige lüsterne Scenen sind, ohne daß ein wirklich unsittliches Ergebniß stattfände, mit so sinnlich quellenden Farben ausgemalt, daß ich mich kaum erinnere, etwas Ähnliches der Art gelesen zu haben. Hier ist Poesie der Sinnlichkeit bis zum Übermaß; elastische Materie, daraus geistige Funken sprühen. Die Breite, besonders in den Gesprächen, ist zu tadeln, das allzu luxuriöse Ausmalen und Ausweiten, die häufig störende Nachlässigkeit in sprachlicher Hinsicht und die auffallende Vorliebe für fremdländische Ausdrücke, für welche ganz wohl deutsche Bezeichnungen angewandt werden konnten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mémoires de *Grégoire*, ancien évêque de Blois, précédés d'une notice par *H. Carnot*. Zwei Bände. Paris 1837.

Erst jetzt, sechs Jahre nach dem Tode des berühmten Mannes erscheinen diese Denkwürdigkeiten. Ihr Inhalt wie der Name des Herausgebers, der nicht zu den mit Recht verrufenen Memoirenfabrikanten gehört, sondern es allenthalben mit der Wahrheit sehr genau nimmt, verbürgen deren Echtheit. Carnot's gutgefaßte und interessante Einleitung ist keine bloße Biographie des Erzbischofs von Blois, sondern eine gediegene Darstellung der Revolution, welche dieses gewaltige Ereigniß auf Einen Mann zurückführt und von diesem aus, als Mittelpunkt, nach allen Verzweigungen verfolgt.

Grégoire ist vielleicht der consequenteste Charakter, den seine bedeutende Zeit entwickelte. Mit dem entschlossenen, energischen Geistlichen verglichen, erscheint sein Freund Lafayette als ein unentschlossener Schwächling. Leute wie Grégoire werden bei gewaltsamen Staatserschütterungen von allen Parteien gesucht, und so durchläuft er, der sich als beredter und lauter Sprecher in der berüchtigten versailler Ballhaussitzung sehr bemerklich machte, nach und nach alle Stadien der Revolution als Mitglied der constituirenden, der Nationalversammlung, des Convents, des Raths der Fünfhundert, des Erhaltungssenats und gelangt nach dem Sturz der Kaiserherrschaft sogar bis an die Pforten der Deputirtenkammer. Wie auch die Ansichten und Verhältnisse in rascher Folge wechselten, der starkgesinnte und unbeugsame Grégoire räumte ihnen nichts ein, ob auch alle seine frühern Mitstrebenden öfter aus Klugheit oder Charakterlosigkeit als aus Überzeugung andern Bahnen folgten. Sein Ideal, die Republik, für welche er aus allen Kräften gekämpft hatte, gab er nicht auf, an ihrer einstigen Verwirklichung zweifelte selbst der mehr als 80jährige Greis auf seinem Sterbebette in der Zurückgezogenheit von Auteuil nicht. Er, der im kräftigen Mannesalter einst den vermessenen Ausspruch that: „Die Geschichte der Könige ist das Märtyrerbuch der Völker", äußert noch in gleichem Sinne als unversöhnlicher Antimonarchist am Schlusse seiner Denkwürdigkeiten: „Ich würde vor Freude sterben, wenn ich auf dem ganzen weiten Erdenrund die Völker ihre Ketten brechen, in ihre unverjährbaren Rechte wiedereintreten und ihre veralteten (gothiques) Charten mit der großen Charte der Natur vertauschen sähe." Die strenge Schule der Carnot und Lanjuinais hatte den charakterfesten und muthigen Mann zu einem politischen Fanatiker ausgebildet, als welchen allein man ihn zu betrachten gewohnt ist, nicht aber zu einem Weltklugen, und ein Solcher mußte er nothwendig sein, um wirksam einzugreifen in die neue Gestaltung der Dinge. Über Grégoire's Grundirrthum kam die Zeit, die Alles übersteht, hinweg: die Idee, für deren Verwirklichung er eigentlich gelebt und alle Kräfte aufgeboten hatte, ward von der Zeit endlich streng abgewiesen. So rächte das Schicksal die Ungerechtigkeit und den freveln Hohn, womit er die Monarchie verfolgte, vielleicht das einzige Vergehn, dessen er sich schuldig machte: der Zweck seines Lebens war verfehlt und für einen Mann ist die härteste Strafe ein verfehlter Lebenszweck. Ist auch Grégoire's politischer Irrthum an sich der denkbar größte und verderblichste, aber aus seiner aus den Fugen gegangenen Zeit und der Richtung, die er erhalten, hinreichend erklärlich, so muß doch die Festigkeit, Entschlossenheit, Consequenz und der Muth, womit er auf der Bahn des von ihm für wahr, gut und recht Erkannten vordrang, geachtet werden.

Man hat immer den Großen und Mächtigen dieser Erde vorgeworfen, daß sie geleistete Dienste vergessen; Grégoire ist ein trauriges Beispiel des Undanks eines Volks, ja der Menschen. Wenige hervorragende Männer sind wie er gehaßt, verleumdet, keiner von seinen politischen Glaubensgenossen auf schlaffere Weise verlassen und aufgegeben worden. Für Das, was er gefehlt, haben Alle, für Das, was er Menschliches, Edles und Gutes gethan, hat Niemand Gedächtniß gehabt. Daß er dem Convent (15. Nov. 1792) das Recht einräumte, den König, den er mit allerdings schauderhaftem Witze bald eine „superfétation gouvernementale", bald den „premier commis du peuple" nennt, zu richten (nicht aber zu tödten), wird ihm natürlich von der Restauration und ihren gefälligen Dienern nicht gedankt; daß er dem Volke aus Überzeugung den

Eid leistet und sein Benehmen in der Schrift: „Légitimité du serment civique exigé des fonctionnaires ecclésiastiques" (1790), vertheidigt, kann ihm Rom nicht vergessen, obgleich der glühende und glaubenseifrige Katholik mit unerschütterlicher Standhaftigkeit dem Ansinnen widersteht, den Glauben abzuschwören, wie viele hernach wieder zu Gnaden angenommene katholische und auch protestantische Geistliche gethan, und so der Fels wird, an welchem sich die Wogen der Gottlosigkeit und Verruchtheit brechen; daß der enthusiastische Freund der Freiheit und Verfechter der Menschenrechte durch Wort und Schrift sich der bedrückten Juden annimmt und mit der ihm eignen Energie auf Abschaffung des Sklavenhandels bringt, — das dankt ihm der Samen Abraham's nicht und bleibt den Negern unbekannt, die Pflanzer und Sklavenhändler häufen dafür Drohungen und Verleumdungen auf ihn und Playfort läßt sich lügnerischerweise in seiner „Histoire du jacobinisme" also vernehmen: „Grégoire, dieser philosophische Kannibale, rief, als er hörte, daß die Schwarzen ein gespießtes Kind als Fahne voraustrügen und die Weißen mordeten, das sei der glücklichste Tag seines Lebens"; daß er dem Vandalismus wehrte, die Werke der Kunst zu zerstören, daß er die Bibliotheken und Kunstsammlungen schützte, die Unterrichtsanstalten und Institute aller Art wiederherstellte und vermehrte, daß er vielen Gelehrten und Künstlern in den stürmischen Zeiten der Revolution das Leben rettete u. s. w. — das Alles scheint die Bildung und die Humanität vergessen zu haben. Die Kaiserregierung glaubte ihm auch keine Verbindlichkeiten schuldig zu sein, da er sich gegen Bonaparte's Erhebung zum Kaiser erklärt hatte, und so fand ihn die Restauration, der seine Schrift: „De la constitution française de l'an 1814", ihn auch nicht empfahl, allein stehend. Die Schlaffheit der Freunde war ihm nachtheiliger als die Verfolgung der Feinde.

Leute von Gedächtniß werden sich erinnern, wie 1819 ein Schrei des Misfallens sich erhob, als die Wähler des Isèredepartements Grégoire zum Deputirten ernannt hatten. Selbst die entschiedensten Liberalen der damaligen Zeit nannten diese Wahl eine unschickliche und unzeitige. Niemand hatte den Muth, sich des ungerecht verfolgten Greises auf der Tribune direct anzunehmen, gegen dessen Zulassung sich die Majorität „pour cause d'indignité" erklärte. Die Wenigen, die einige Worte zu seinen Gunsten vorbrachten, unter ihnen Benj. Constant, nahmen die Milde, nicht die Gerechtigkeit der Kammer in Anspruch. Dupont de l'Eure nahm sich allein offen des Verfolgten an. Grégoire ward von der Kammer ausgeschlossen, „n'importe pour quelle raison", wie sich Ravez naiv ausdrückte, und der Vorgang hatte, wie ein damaliger Journalist sagt, in demselben Saale statt, wo 18 Jahre früher Grégoire den Vorsitz im gesetzgebenden Körper führte, welcher ihn innerhalb zwei Jahren dreimal zum Senator vorschlug. Einige Liberale nannten noch überdies die Wahl dieses ehemaligen Conventsmitglieds einen Skandal und eine Beleidigung des Souverains, der doch dem Königsmörder Fouché ein Portefeuille gegeben hatte. Und was hatte Grégoire verbrochen? — er hatte für den Tod Ludwig XVI. gestimmt. Dem war aber, wie schon damals Alle wissen konnten, nicht so. Hören wir ihn selbst über diesen Punkt in seinen Memoiren. Mit bitterm Unwillen sagt er: „Ich habe für Niemandes Tod gestimmt; als ich dem Convent das schauderhafte Gemälde des durch den Despotismus und die Unredlichkeit des ehemaligen Königs bewirkten Unheils entwarf, trug ich schließlich auf Abschaffung der Todesstrafe an, und daß man Ludwig XVI., als den Ersten, dem das neue Gesetz zugute komme, verurtheilen solle, zu leben, und ihn so seinen Gewissensbissen zu überlassen." Von Chambery aus sandten Hérault, Joiget, Simon und Grégoire ihre Zustimmung zu der mittlerweile erfolgten Verurtheilung des Königs ein, unter der Bedingung: daß die Worte „peine de mort" wegfielen. Dies Document ist noch vorhanden. Übrigens sind die Namen der Vier nicht unter den für die Todesstrafe Stimmenden mitaufgeführt, ja sie wurden selbst den Jakobinern als Solche denuncirt, die ihr „devoir de citoyens" schlecht erfüllt hätten.

Grégoire's Memoiren, die von der Lauterkeit seiner Absichten, dem Edelmuth seines Charakters und der Loyalität seines ganzen Wesens zeugen, zerfallen in vier Abtheilungen, in der ersten berichtet der Verf. über sein wissenschaftliches, in der zweiten über sein politisches, in der dritten über sein religiöses Leben; die letzte gibt eine Geschichte der Auswanderung der Geistlichen und ist für die Geschichte der kirchlichen Angelegenheiten in jener Zeit von bedeutendem Werthe. Ein großes Gewicht legt der Bischof von Blois allenthalben darauf, Jedermann über sein Benehmen in den schlimmsten Zeiten der Revolution aufzuklären. Interessant ist es zu vernehmen, wie er in den „Hundstagen der Revolution", nach seinem Ausdrucke, die Religion vertheidigte und in der berüchtigten stürmischen Sitzung des 17. Brumaire der einzige Geistliche war, der mit unerschütterlichem Muthe die Würde seines Standes und Berufs behauptete. Er sagt darüber: „Man betrachtete mich als den Koryphäen des Klerus und hielt es also für hochwichtig, mir eine Abschwörung zu entreißen, was der Gottlosigkeit ein Triumph gewesen wäre. „Du mußt die Tribune besteigen!" „Warum?" „Um deinem Bisthum, deiner religiösen Gaukelei zu entsagen." „Elende Lästerer, ich war nie ein Gaukler: meinem Glauben von Herzen zugethan, habe ich die Wahrheit verkündigt; ihr will ich treu bleiben." Inzwischen wurde dem Präsidenten zugerufen, mir das Wort zu bewilligen, und dieser kündigte mir an, das Wort sei an mir, obwol ich dasselbe nicht verlangt hatte; ich besteige den Rednerstuhl und auf den bisherigen entsetzlichen Lärm folgt allgemeine Stille. — „Ich habe nur unbestimmte Kenntniß Dessen, was in meiner Abwesenheit hier verhandelt worden ist. Man spricht von Opfern für das Vaterland: ich bin daran gewöhnt. Ist von der Anhänglichkeit an die Sache der Freiheit die Rede? ich habe Proben davon gegeben; von dem mit meiner Eigenschaft als Bischof verbundenen Einkommen? ich überlasse es euch ohne Schmerz; von der Religion? dieser Gegenstand liegt außer euerm Bereich, und ihr habt kein Recht zu einem Angriff auf denselben. Ich höre von Fanatismus und Aberglauben sprechen — ich habe sie immer bekämpft; man mache sich den Sinn beider Worte klar, und man wird erkennen, daß Aberglaube und Fanatismus der Religion gradezu entgegengesetzt sind. — Was mich anlangt, der ich von Herzen und aus Überzeugung Katholik, Priester aus Wahl bin, das Volk hat mich zum Bischof gemacht; aber weder dem Volke noch euch danke ich meine Berufung. Ich habe die Last der bischöflichen Würde in einer Zeit übernommen, wo sie mit großen Beschwerden verbunden war; man hat mich gequält, sie anzunehmen, heut quält man mich zu einer Entsagung, die man mir nicht entreißen wird. Ich habe Gutes in meiner Diöces zu thun gestrebt, den heiligen Grundsätzen gemäß, die mir theuer sind und die ihr mir nicht rauben sollt; ich bleibe Bischof, um immerfort Gutes zu wirken, und berufe mich auf die Freiheit der Culte." Meine Worte wurden oft unterbrochen; denn als die Lästerer wahrnahmen, daß ich in einem ihren Ansichten ganz entgegengesetzten Sinn mich vernehmen ließ, so erhoben sie lautes Geräusch, um meine Stimme zu übertäuben, deren Ton ich in dem Maße verstärkte, als ihr Lärm, der bis zu dem Ende meines Vortrags fortdauerte, zunahm. Als ich auf meinen Platz zurückkehrte, entfernte sich Alles von mir wie von einem Pestkranken; wohin ich das Auge wendete, überall sah ich wüthende Blicke nach mir gerichtet. Betrübt über diese Beschimpfungen des Heiligen und mehr noch wegen der Folgen für die Religion, welche diese Vorgänge verkündigten, empfand ich eine wohlthuende Genugthuung in dem Gedanken, diesem Sturme getrotzt zu haben, und dankte Gott, daß er mich, den Schwachen, unterstützt und mir die Kraft verliehen, Christum zu bekennen. Nach geendigter Sitzung begab ich mich still nach Hause und vertraute, in der Überzeugung, daß mein aus dem Stegreif gehaltner Vortrag der Geschichte angehöre, denselben dem Papiere an." Grégoire

wurde unausgesetzt mit Anträgen auf Widerruf bestürmt; drei Conventsdeputirte kamen zu ihm, und einer derselben rief, als der Beharrliche nicht nachgab: „Du hast schon zwei Stufen des Schaffots, du wirst auch die letzte betreten." Umsonst, der unerschrockene Bischof trug nach wie vor seinen Ornat fort und präsidirte in demselben selbst dem Convent. Während ihn die Jakobiner beschuldigten, er wolle „die Revolution christianisiren", schalten ihn die davonlaufenden Priester einen Atheisten, sie, die so feig ihre Heerden verließen.

Auch gegen den republikanischen Kalender erklärte sich Grégoire auf das heftigste und sprach sich mit größter Wärme für die Nothwendigkeit und Heilighaltung des Sonntags aus. Er erzählt bei dieser Gelegenheit folgende Anekdote: „Romme, der Verfertiger dieses Kalenders, hatte nach seinen und der zu Rathe gezogenen Astronomen Berechnungen herausgebracht, daß nach 3600 Jahren kein Schaltjahr mehr sein dürfe. Er erstattete deshalb dem Comité, dessen Mitglied er nicht mehr war, einen Bericht und reichte einen Gesetzvorschlag ein. „Du willst also", sagte Einer, „wir sollen die Ewigkeit decretiren?" Ich beantragte die Vertagung auf 3600 Jahre; diese ging durch. Romme verlangte wenigstens zur Ehre der Astronomie den Druck des Berichts; es ward ihm zugestanden." Die Thorheit war damals übrigens nicht blos auf Seiten der Republikaner; ihre Gegner thaten alles Mögliche, es ihnen gleichzuthun. Während gewisse Conventsmitglieder ein Gesetz verlangten, daß die Kinder nicht mehr unterwiesen würden, zu Gott zu beten, und vorschlugen an die Stelle der Namen: Vater, Sohn und Heiliger Geist, die von Revolutionsmännern zu setzen, verfaßte Delisle de Sales ein Memorial zu Gunsten des „Père-éternel", den er seinen „respectable client" zu nennen beliebte.

Die würdige Ansicht, die Grégoire von dem Einfluß der Künste und Wissenschaften auf die Civilisation hatte, ließ ihn auch die Nothwendigkeit erkennen, in die Förderung ihrer Angelegenheiten Ordnung zu bringen und die Unterstützung ihrer Bekenner nicht wie bisher von Laune, Bestechung und andern unedeln Motiven abhängen zu lassen. Der Convent hatte ihm 800,000 Francs überwiesen zur Aufmuntrung für Alle, die sich durch geistige Productionen auszeichneten. Die Vorschrift, die er rücksichtlich der Vertheilung und Anwendung der Gelder macht, zeugt von der Tiefe seines socialen Instincts. Er sagt: „Der Mensch ist weniger groß durch sein Genie als durch die Art, wie er dasselbe anwendet. Gebt Denen Unterhalt, die an Ruhm und an Unglück reich sind; aber weist Die zurück, die an einem Hofe in den Vorzimmern krochen, und deren Ehrgeiz unter der republikanischen Regierung nur einer neuen Taktik folgt; weist noch Die zurück, die durch ihr Benehmen die Hoheit und Würde der Sitten beschimpfen." Noch nach seinem Tode erhalten wir jetzt ein ehrendes Zeugniß der humanen Gesinnung, die Grégoire im Leben beseelte. In der Sitzung der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften am 6. Mai eröffnete deren Präsident Béranger, daß der ehemalige Bischof von Blois einen Preis auf die Beantwortung der Frage gesetzt: Welches die Gründe seien, daß die Völker rascher in Kenntnissen und Einsichten fortschritten als in der praktischen Moral, und welche Mittel zur Hebung dieser Ungleichheit in den Fortschritten der Menschheit anzuwenden? und der Akademie durch letztwillige Verfügung das Richteramt über die zur Lösung dieser Aufgabe verfaßten Schriften übertragen habe. Cousin, Ch. Lucas und Rossi wurden zu Berichterstattern ernannt. 4.

Mancherlei.

Im Leben ist es umgekehrt wie in der Malerei, wo das Verkleinerte die Ferne andeutet und das größer Dargestellte die Nähe anzeigt. Alle Dinge des Lebens scheinen in der Entfernung groß, in der Nähe werden sie klein, und eine gewisse Überraschung darüber muß sich bei zunehmendem Alter einfinden, trotz aller theologischen Vorträge, welche man stets über die Nichtigkeit des irdischen Daseins vernommen. Unwillkürlich entwirft der Jüngling ein Bild der Zukunft, wählt die Farben glänzender oder matter, aber immer mit Jugendfeuer, immer mit den Umrissen einer vergrößernden Erwartung. Das Glück der Liebe, des häuslichen Lebens, des guten Auskommens, der Ehre unter Mitbürgern oder Zeitgenossen dämmert herüber in den Kreis der Jugend, welche mehr hat als dies Alles, ohne es zu wissen, nämlich die volle Empfänglichkeit für jeden Lebensgenuß und den Zauber der Phantasie. Späterhin wird die Ehe ein Anderes sein als Schwärmerei der Liebe, das häusliche Leben nicht ohne kahle Stellen, das gute Auskommen mehr durch Gewohnheit behaglich als erfrischend, die Ehre manchmal lästig und in sich selber unbefriedigend. Nur wenn eine Armuth des Daseins auf jegliches Beiwesen außerordentliches Gewicht legt, vergrößert die Phantasie der Eitelkeit, was für sich selbst geringere Bedeutung hätte, und hieraus entspringt die Selbstgefälligkeit mancher Menschen in ihrem nicht sonderlich ausgezeichneten Kreise des Wirkens. Unter den Dingen, welche mit dem eignen persönlichen Werth am nächsten zusammenhängen, darf wol der Schriftstellerruf hervorgehoben werden, und ein verstorbener berühmter Gelehrte nannte ihn „etwas sehr Süßes". Dennoch gewährt er dem Besitzer, welcher ihn freilich nicht missen möchte, nur geringe Befriedigung, ist gewöhnlich in den nächsten Umgebungen am wenigsten anerkannt und verliert durch wiederholten Genuß seinen vorzüglichsten Reiz. Nie wird einem Autor, wie viel Werke er auch herausgeben mochte, die große Freude wiederkehren, womit er zuerst seinen Namen gedruckt sah. Lebt er lange genug, so kann er bei dem heranwachsenden Geschlecht eine Abnahme der Werthschätzung gewahren — der selbst Göthe nicht ganz entflohen —, welche ihm von seinem eignen Geschlecht zugestanden worden. Ein Mann wie Gerstenberg, der im 88. Jahre starb, darf zweifeln, ob ihn im Andrange späterer Schriftsteller die Welt noch kennt, und sogar Kant, der seinen Ruf erst im Alter genoß, sieht dessen frischeste Blüte noch vor seinem Tode verbleichen. Tröste sich Jemand, wie Hamann, mit der Nachwelt, wenn seine Mitwelt ihn zu wenig anerkennt; von jener kommt seinem irdischen Leben nichts zu gute, und auf ähnliche Weise kann der Bettler für künftige Zeiten sich Reichthum und Überfluß träumen. Sei der Nachruhm sonst ein edles Ziel des Strebens und auch genau verbunden mit Eifer für Recht und Wahrheit — ein Glücksgut ist er nicht und hält schwerlich schadlos für irgend einen Mangel der Gegenwart, ausgenommen der Mensch erhebe sich über Zeit und Welt, wozu ihm die Macht im Busen wohnt. Solche Erhebung wird dann selbst die Süßigkeit des Schriftstellerruhms auf einen gemäßigten Werth zurückführen, gleichwie der Erwachsene Zuckerwerk mit geringerm Behagen verkostet als das Kind.

Wir liegen eigentlich Alle in einem Sumpf, ob der Sünde, wie Theologen sagen, oder überhaupt des ärmlichen irdischen Daseins, gilt gleich. Was Jemand ergreifen kann, um über dem Gewässer sich zu halten, das Bret der Vernunft, die Reiser der Phantasie, das Treibholz der Geschichte, — man gönne ihm den Fund. Selbst wenn es möglich wäre, mit einigen Thorheiten sich oben zu halten, wer dürfte unbedingt verdammen? Liegt nicht auch Weisheit in einer Toleranz für Thorheit? Tugend für sich ist eine schwache Hülfe und dem Versinken stets ausgesetzt; ob Vernunft allemal helfe, wird von Vielen bezweifelt. Die meisten Menschen tauchen hervor durch eine Sammlung der Phantasie, verbunden mit Gaben einer historischen Religion. Sonach ist diese Hülfe im Allgemeinen zu empfehlen, wenigstens nie zu verwerfen, noch weniger Denen, welche dadurch wirklich gehoben sind, zu verleiden. W.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 195. —— 14. Juli 1837.

Romanenschau.

(Fortsetzung aus Nr. 194.)

2. Evremont. Ein Roman. Herausgegeben von Ludwig Tieck. Drei Theile. Breslau, Max u. Comp. 1836. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Aus der Vorrede geht hervor, daß Tieck's verstorbene Schwester Sophia, verehlichte Frau von Knorring, Verfasserin dieses Buches ist. Der romantische Stoff ist sehr einfach, sodaß es sich um ihn keiner drei Bände verlohnt. Wenn ich aber sage: „sehr einfach", so beziehe ich mich auf die Hauptintrigue des Romans und abstrahire vollkommen von den kleinen Personen, die noch nebenbei mitspielen und mitgeschildert werden, sowie von einer Masse kleiner Thatsachen, welche eigentlich aus dem Romane herausfallen; endlich auch von den an sich großen und gewaltigen Kriegs- und Friedensscenen der Jahre 1806—15, welche aus der Ferne und Nähe herüberspuken, hier aber sehr verdünnt erscheinen, und deren Darstellung um so weniger von Bedeutung ist, je mehr diese Ereignisse nur nebenbei gehen, oder wie ein Faden sich durch das Ganze ziehen, an welchen die romantischen Rosinen, Zuckernüsse und Knackmandeln gereiht sind. Die agirenden Personen sind nicht um der Geschichte willen da, sondern die Geschichte um der Personen willen, sodaß man mit Fug und Recht sagen kann, es sei hier mit der Weltgeschichte Misbrauch getrieben worden. Das hat die Verf. indeß mit einer großen Zahl unserer Romanschreiber gemein. Was ist das für ein Herumträtscheln auf dem ehrwürdigen Boden der Weltgeschichte, ein Raisonniren, Reflectiren, Discutiren, Verkennen, Verleumden, Lobreden, ein gewaltig sich Anstrengen, um eine weltgeschichtliche Miene zu gewinnen, ich will nicht sagen, weltgeschichtliche Grimasse zu machen! Und nun gar dieser historische Kolben in den zarten Händen einer feingebildeten Hausfrau! Nein, wie gut die Verf. auch das Damenpersonal in ihrem Roman zu schildern weiß, mit der Geschichte der Napoleon'schen Feldzüge hätte sie sich nicht befassen sollen. Aber freilich, der Roman wäre außerdem doch gar zu dünnschichtig und allzu häuslich genreartig geworden und nichts gewesen als die einfachste Familiengeschichte.

Man erlasse uns, den Inhalt im Auszuge mitzutheilen, im Interesse der Verf. selbst; denn, wie gesagt, die Hauptintrigue ist zu einfach, als daß sie nicht im Auszuge doppelt dürftig erscheinen müßte, und die von den kleinen Leuten des Romans herbeigeführten Episoden namhaft machen, hieße den Roman abschreiben und den Leser d. Bl. ermüden, besonders da sie ihren geringen Reiz nur durch die Darstellung der Verf. erhalten. Aber es möge mir erlaubt sein, über diese Darstellung selbst meine Ansichten mitzutheilen.

Die Verf. gehört offenbar zur Tieck'schen Schule, und man weiß in der That nicht, ob und wie viel oder wie wenig ihr berühmter Bruder an dem Romane nachgebessert. Bei alledem haben wir hier nur einen verdünnten Tieck, seine weibliche Rückseite. Sprache und Darstellung sind durchaus delicat, besonnen, ebenmäßig, zierlich und glatt. Was aber bei Tieck zart erscheint, erscheint bei Frau von Knorring zärtlich; was dort dünn erscheint, erscheint hier dünnlich; was dort gemüthvoll erscheint, erscheint hier gemüthlich: überall hat die Dame an dem vollen Resonanzboden der Tieck'schen Sprache ihre Dämpfer angebracht. Der Tieck'schen Ironie ist die Dame nicht habhaft geworden; ein Mangel, den wir an ihr, als an einer Dame, nur zu rühmen haben. Wir geben dem Vorredner zu, daß das Buch mit Liebe und Fleiß geschrieben sei; aber wir können nicht mit Tieck übereinstimmen, wenn er sagt, daß sich diese Darstellung aus einem reichen und vollen Gemüth ergieße und außer dem poetischen auch einen geschichtlichen Werth habe. Der Vorredner sagt das zwar nicht unbedingt, sondern, wie es von einem so besonnenen Manne wie Tieck, der selbst das beste Einsehen hat, zu erwarten stand, nur bedingt mit einem zweifelhaften „wenn", nämlich: „wenn sich eine solche Darstellung aus einem reichen und vollen Gemüth ergießt, so" u. s. w. Auch rühmt Tieck der Verf. eine freie deutsche Gesinnung nach. Nun, diese läßt sich jetzt in Bezug auf eine Zeit, welche bereits abgethan ist und an Interesse mehr, als man je hätte erwarten sollen, für uns verloren hat, wol an den Tag legen. Mit all dieser freien deutschen Gesinnung weiß die Verf. auch nicht das geringste Neue über jene vielbedeutsame Zeit beizubringen; lauter Gemeinplätze, Urtheile und Ansichten, die schon vor diesem Romane, man weiß nicht wie oft, auf öffentlichem Markte feilgeboten wurden! Was am meisten von Tieck'scher Schule und Auffassung zeugt, ist die Schilderung der Personen, die eigenthümliche Charakteri-

stik, welche um den Reiz der Neuheit, die sie vordem gehabt, längst schon gekommen ist. Es ist ein liebevolles Ausmalen von Charakteren bis ins letzte Glied, ins genaueste Detail; aber von Charakteren, denen mehr künstliches als natürliches Blut in den durchscheinenden Adern fließt. Tieck hat einmal den Tic, so viel verschiedene, meist wunderliche Menschen auf einem kleinen Raume, etwa in einem Schlosse zusammenzubringen, als er vermag. Diese Personen und Persönchen pflegen sich nicht zu stoßen, sondern, so klein der Raum auch ist, anständig umeinander herumzugehen und sich Platz zu machen; lauter sonderbare und närrische Käuze, welche wunderlichen Lieblingsneigungen nachhängen. Am meisten frei von diesen Wunderlichkeiten sind noch die Herren vom Adel, zumal die Frauen; der Bürger-, Priester- und Gelehrtenstand muß dagegen die Repräsentanten jener Wunderlichkeiten in Masse liefern. So tritt bei Frau von Knorring ein Arzt auf, welcher sich nur mit gefährlichen Kranken beschäftigt, dagegen eine Art Verachtung gegen Personen hat, welche häufig leiden, ohne sich für eine bestimmte Krankheit zu entscheiden; ein Pfarrer voller Sonderbarkeiten, welcher bei den Bauern den Rathgeber, den Proceßführer und Arzt spielt; ein grauhaariger gemeiner Bösewicht, Lorenz, welcher im hohen Alter sein Geld auf alle mögliche Weise verschwendet, sich von betrügerischen Edelleuten überreden läßt, den vornehmen Gutsbesitzer zu spielen, ins Bad zu reisen und sich im Spiele rupfen zu lassen; eine bornirte Professorin; ein Baron, der aus seinen Bedienten eine Schar Fußvolk und Reiterei bildet und auf ihre Manoeuvrirfähigkeit stolz ist u. s. w. Auch die besten unter diesen Menschen sind nicht recht gut, wie die schlechtesten auch nicht grade schlecht sind, mit seltenen Ausnahmen. Überhaupt wird man in diesem Romane, dessen erster Theil einiges Interesse erweckt, nie besonders afficirt, aufgeregt und erschüttert, so vielfach dazu Gelegenheit sich darbietet. Die Dame erzählt uns die schrecklichsten Dinge mit einer Ruhe, die uns gar nicht zum Warmwerden und zu dem Bewußtsein, daß hier ein schreckliches Ereigniß stattgefunden, kommen läßt. Sie zwingt uns zu einer Gelassenheit, die den fühlenden Leser in Empörung bringen kann. Das soll Objectivität sein! In der That, ich begreife nicht, wie man so geduldig und gemessen schreiben kann, ohne alle Wärme, ohne alle Affection, ohne irgend einen Tropfen Herzblut. Und diese Behaglichkeit, Redseligkeit und Weitschweifigkeit! Wenn ein neues Haus gebaut wird, so ist in dem einen Capitel zu lesen, wie man den Gedanken dazu faßt; in einem andern, wie der Plan dazu entworfen wird; in einem dritten, wie zwischen Arzt und Pfarrer über einen anzubringenden Balcon Streitigkeiten entstehen; in einem vierten, wie der Bau vorwärtsschreitet und der Herr Graf beifällig lächelnd ihn in Augenschein nimmt u. s. f. Und wenn man denkt, der Hausbau werde nun aufhören, den Leser zu incommodiren, so hilft Alles nichts, er kommt in einem fünften Capitel abermals zur Sprache. Der junge Evremont schreibt aus Spanien während des Krieges einen Bericht an den Grafen Hohenthal, woraus dieser den Damen eine Episode vorliest, welche sich von S. 139—168 erstreckt; ebenso lange Briefe schreibt er aus dem russischen Feldzuge, sodaß man nicht begreift, wo der junge Kriegsmann seine Zeit und sein Papier hernahm. An die allergewöhnlichsten Gemeinplätze wird man sich bei Zeiten gewöhnen müssen. Die Vorzüge des Romans beruhen in einer gewissen Ordentlichkeit der Anlage, in der Durchsichtigkeit der Situationen, in der reinlichen, freilich auch charakterlosen Sprache, in der geschickten Ausführung und in der guten Charakteristik einiger Personen, wie der Damen und des Grafen Hohenthal.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, 26. Juni 1837.

Sie erwarten für dieses Mal von mir eine ausführliche Beschreibung der Festlichkeiten, die uns diesen Monat hindurch erst erfreut, dann aber beinahe gelangweilt haben, und die nun endlich, leider kann man nicht sagen glücklich, ihr Ziel erreicht haben. Nein, ihr Ziel haben sie nicht einmal erreicht. Sie haben müssen eingestellt werden, noch ehe dieses Ziel erreicht war; denn das große Concert, womit der König den Notabilitäten von Paris und aus den Departements am Sonnabende im Louvre die Honneurs machen wollte, welches folglich den ganzen Vermählungsfesten im eigentlichen Sinne des Wortes die Krone aufsetzen sollte, und wozu die Billets, von dem Könige selbst vertheilt, schon in der dritten und vierten Hand mit schwerem Geld aufgewogen wurden: dieses königliche Concert ist durch den Tod des Königs von England zu einem unterbrochenen Aufopferungsfeste königlicher Herablassung geworden. Man hat gestern die großen Treppen, auf welchen die Auserlesenen von dem Carrouselplatze und dem Quai der Tuilerien auf aus zwei Seiten zugleich in die Galerien des Louvre einsteigen sollten, wiederabgebrochen, und so kehrt denn allmälig die Ruhe wieder zurück, in der man so allerhand Betrachtungen anstellen könnte über Das, was seit vier Wochen hier vergegangen ist. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich dazu ebenso wenig aufgelegt bin, als ich es unternehmen werde, alle die Bankets, Bälle, Ceremonien, Volks-, Stadt- und Hoffeste herzuzählen, welche die Ankunft der Prinzessin Helene verherrlicht haben. Man kommt ja bei allen diesen Dingen, man mag es einrichten wie man will, doch immer wieder auf das Alte zurück und ist gleichsam in einen Kreis hinein gebannt, welcher auf ein paar Tage wol wie ein Zauberkreis erscheinen kann, der aber auch zu gleicher Zeit, wie alle Kreise, die Einförmigkeit und die Langweile mit einschließt. Überdies brauchen Sie ja nur einige französische Journale zur Hand zu nehmen, um Alles bis ins kleinste Detail beschrieben, besprochen, gelobt oder verdammt zu lesen.

Wollen Sie wissen, was man in Fontainebleau gehört, gesehen, bewundert, gegessen und getrunken hat, so lesen Sie den schwülstigen und präconisirenden Aufsatz von J. Janin über die dortigen Vermählungsfeste in der „Revue de Paris" vom Anfange dieses Monats. Es brauchte sich dessen ein Byzantiner aus der besten Zeit der Proskynesis nicht zu schämen, auch vorzüglich deshalb nicht, weil ihm der Hof dafür 4000 Francs und die Redaction noch 1000 Francs Honorar gezahlt haben soll, welche Sie nur auf byzantinische Hyperpera (vid. Du Cange s. h. v.) zu reduciren haben, um sich bei der Lecture ganz an den Hof der Komnenen oder Paläologen, ganz in den Geist jener Zeit zu versetzen. Hiermit verbinden Sie dann einen etwas gemäßigtern Aufsatz von Philarète Chasles über die Eröffnungsfeier des Museums zu Versailles in derselben Revue, dessen Preis ich Ihnen nicht angeben kann. Sie knüpfen hieran ferner die gut geschriebenen Weihrauchsflocken des „Journal des débats", welches sich bei dieser Gelegenheit selbst überboten hat und am Ende, über die Worte verlegen, immer wieder

Dasselbe sagen mußte*), die mürrisch-republikanischen Explosionen des „National“, welche nicht immer ohne Fonds sind, die karlistischen Sarkasmen der „Gazette de France“ und der „Quotidienne“, und etwa noch die Anekdotensammlung des „Temps“: so wird Ihnen schwerlich etwas entgehen, was Ihre Aufmerksamkeit verdiente, oder Sie amusiren könnte. Ob Sie daraus grade die Wahrheit erfahren werden über die Art, wie die Dinge vorgegangen sind, ist freilich eine andere Frage. Machen Sie sich unter Anderm nur nicht etwa eine zu hohe Vorstellung von dem Enthusiasmus, welcher nach dem „Journal des débats“ überall ausgebrochen sein soll, wo sich der König mit der Prinzessin und dem Herzoge von Orleans gezeigt hat, und nehmen Sie die malitiösen Bemerkungen des „National“ nicht immer für baare Münze.

In Fontainebleau war ich nicht, und folglich schweige ich lieber ganz darüber. Dem Einzuge des Königs und des neuvermählten Fürstenpaares, aus dem man bis zum Morgen des 4. Juni eine Art Geheimniß gemacht hatte, habe ich durch guten Zufall beigewohnt, welcher mich um Mittag in die Gegend der Tuilerien führte. Die Vorbereitungen waren großartig, die Vorsicht ausnehmend, das Wetter vortrefflich, der Anblick der ganz mit Truppen und Nationalgarden überfüllten Tuilerien und elyseischen Felder, wie immer, imposant, der Zulauf des Volkes für Paris ziemlich unbedeutend und der Enthusiasmus mäßig. Die „Vive le roi!“ vertheilten sich auf den ganzen langen Linien von dem Arc de triomphe de l'Etoile bis zu den Tuilerien in ziemlich großen Zwischenräumen, nur selten sah man einen Hut, noch seltener ein Tuch in der Luft. Mich wunderte das grade nicht sehr, ich fand es im Gegentheil ganz natürlich, und in jedem Falle würde man sich irren, wenn man die Gleichgültigkeit, welche das Volk während der ganzen Festlichkeiten gezeigt hat, als Maßstab für seine Gesinnungen gegen Ludwig Philipp und seine Familie betrachten wollte. Ludwig Philipp hatte ja erst acht Tage vorher in aller Stille Paris verlassen und kehrte nun mit großem Triumphe wieder zurück, weil er die Vermählung des Herzogs von Orleans mit einer Prinzessin vollzogen, von der das Volk noch gar wenig gehört und gesprochen hatte, deren Vaterland für die Massen bei dieser Gelegenheit erst eine neue Entdeckung geworden ist: wo hätte da im Grunde Enthusiasmus herkommen sollen? Wer überhaupt weiß und vielleicht einmal gesehen hat, was Enthusiasmus des französischen Volkes heißt; wer sich erinnern konnte, wie man Napoleon empfing, wenn er aus Italien oder Deutschland mit Trophäen beladen zurückkehrte; wer Zeuge gewesen war von Ludwig Philipp's Triumphzuge nach dem Stadthaus 1830, der mußte den Einzug vom 4. Juni freilich ziemlich bleich und farblos finden. Am Abend erschien die königliche Familie, die Prinzessin Helene an der Hand des Königs, mehre Male auf dem Balcon der Gartenseite der Tuilerien. Unmittelbar darunter hatte sich eine ungeheure Schar gamins zusammengedrängt, welche aus vollem Halse ihr „Vive le roi! vive la princesse!“ hinaufschrien, wofür sie dann von dem Könige als „Mes chers amis“ begrüßt wurden, während man zwanzig Schritte davon behauptete, die Polizei habe diese improvisirten Enthusiasten schon lange vorher hingeschickt, einmal um wirklich zu schreien, und zweitens um den Platz zunächst unter dem Balcon auszufüllen, damit sich nichts Verdächtiges in den Bereich der Schußlinie einschleichen könne. Diese Vorsicht würde bei dem Stande der Dinge, wie er einmal ist, nur Lob verdienen; allein auf den ruhigen Beobachter machen dergleichen Scenen einen übeln, unangenehmen Eindruck; und auffallend war es allerdings, daß der Jubel immer nur von Knabenstimmen ausging. Sie erlassen mir die weitern Betrachtungen darüber.

Acht Tage nachher, am 11. Juni, habe ich der Eröffnung des Museums von Versailles beigewohnt. Als ich dort ankam, begann eben die Revue der Nationalgarde und der Garnison, welche der Eröffnung vorherging. Der König bewegte sich hier, wie es scheint, schon freier. Er hielt, von einem kleinen Gefolge umgeben, auf der Mitte der Place d'armes, unmittelbar vor dem schön restaurirten Gitterthore des Schlosses, zu Pferd, und neben ihm befanden sich die Prinzen und der König von Belgien, gleichfalls zu Pferde, und die Königin mit ihren Töchtern und der Herzogin von Orleans in einer offenen Kalesche. Der König präsentirt sich noch sehr vortheilhaft zu Pferd. Sein starker Körperbau, seine würdevolle Haltung, sein volles, noch von Gesundheit blühendes Gesicht haben selbst etwas Imposantes. Ich habe, während ich ihm eine Zeit lang in geringer Entfernung so gegenüberstand, die Eleganz und Ausdauer bewundert, womit er den Hut abzunehmen und wieder aufzusetzen versteht. Mir erschien dies, ohne Spaß, bei dieser Gelegenheit als eine ganz eigenthümliche, wahrhaftig keine leichte Last des Julikönigthums. Denn bei einer Revue von 20—30,000 Mann vor jeder einzelnen Section den Hut, und zwar, wie der König zu thun pflegt, tief abzunehmen und gleich wieder aufzusetzen, und dann wieder abzunehmen, und so drei Stunden lang fort ist gewiß keine Kleinigkeit, ich meine, es müßte eine Pönitenz sein. Ich habe darüber sogleich an Ort und Stelle statistische Notizen gesammelt, die ich als authentisch verbürgen kann. Bei jeder Revue der Nationalgarde, wenn sie in gewöhnlichen Paradegeschwindschritt vorbeidefilirt, hat der König der Franzosen in jeder halben Stunde 60 solche Hutschwingungen zu leisten, und ich möchte sie beinahe mit dem Blutumlaufe in Verbindung setzen, welchen die bei einer solchen Revue in dem königlichen Gemüthe vorherrschenden Stimmungen bedingen. Denn sie erfolgen mit einer solchen Genauigkeit und Präcision, daß man ohne Gefahr des Irrthums seine Uhr darnach stellen könnte. Nur vor den Linientruppen tritt ein anderes Verhältniß ein. Hier zeigt der königliche Hut nur das Erscheinen der Obersten und der Fahnen an.

Eine Revue der Nationalgarde in einer kleinen französischen Stadt, wo die Mehrzahl der Nationalgardisten aus den in der Umgegend liegenden Gemeinden zusammengezogen ist und folglich aus Bauern besteht, ist an sich schon ein höchst interessantes, mitunter äußerst komisches Schauspiel. Man sieht dabei die merkwürdigsten Gesichter und Gestalten, die es in der Welt geben mag. Die Bewaffnung ist ziemlich fragmentarisch und erinnert an die verschiedenen Epochen der neuern französischen Kriegsgeschichte. Nicht viel besser steht es um die Uniformirung. Ein guter Theil defilirt in derselben Blouse an Sr. Majestät vorüber, in welcher er am Tage zuvor hinter seinem Pfluge herzog; und Se. Majestät nimmt vor ihm den Hut ebenso tief ab wie vor dem Obersten, der einen Reiherbusch auf dem Czako trägt und zu Pferde sitzt. Und das ist sehr ehrenwerth und verständig; das weiß Ludwig Philipp wohl; es liegt darin eins der großen Geheimnisse, die ein König der Franzosen kennen muß, wenn er Ruhe haben will. Auch zwingt man diesen Leuten nicht etwa viel militairische Haltung auf. Rührt der Tambour im Dorfe die Trommel, so erscheint ein Jeder mit seiner Flinte, wie er eben ist, stellt sich neben seinen Nachbar, hört auf das Commando des Maire, welcher dabei als Lieutenant oder Hauptmann figurirt, und folgt ihm willig, wohin er ihn führt. So waren damals in Versailles die Bauern aus dem ganzen Arrondissement zusammengelaufen, ein derber, kräftiger, braungebrannter Menschenschlag, mitunter in dem sonderbarsten Aufzuge. Das Ganze ging ruhig, aber etwas tumultuarisch vorüber.

Sogleich nach der Revue wurde dem Publicum das Museum an mehren Orten zugleich eröffnet. Klugerweise hatte man um dieselbe Zeit ein Pferderennen auf einer bei Versailles gelegenen Wiese veranstaltet. Der Zudrang nach dem Schlosse sollte dadurch wenigstens einigermaßen vermindert werden. Allein selbst diese Vorsicht brachte, wie es scheint, die gewünschte Wirkung nicht hervor. In wenigen Minuten waren die ungeheuern

*) Ich habe eine Wette gewonnen, daß dieses Journal sechs Tage hintereinander in seinen Artikeln über die Prinzessin Helene wenigstens drei Mal den Ausdruck: „grace infinie“ oder „accomplie“ gebrauchen würde.

Säle und Galerien des Schlosses so überfüllt, daß an Beschauung und Genuß für dieses Mal gar nicht zu denken war. Ich brach mit Mühe in den südlichen Seitenflügel des Schlosses ein, wurde wider Willen durch einige Säle des Erdgeschosses hindurchgedrängt, wo die Feldzüge Napoleon's ausgehängt sind, kam dann, ich weiß fast selbst nicht wie, eine Marmortreppe hinauf, sah hier, auch nur wieder unter tausend Ängsten, einen kleinen Theil der Galerien, brauchte darauf eine halbe Stunde, um zu einer andern Treppe wieder herunterzukommen, gerieth hier in einen Strom hinein, welcher nach dem Mittelgebäude zuwogte, und hoffte endlich nun wieder einen Ausgang zu finden, als plötzlich an einer kleinen Übergangsthüre ein furchtbarer Lärm entstand. Man drängte hin, man drängte her, man fiel in Ohnmacht, man schrie nach Luft, man suchte zu entkommen, und die Woge, in die mich mein böses Schicksal geführt hatte, machte einen Rückfall nach dem nächsten Fenster, durch welches ich ohne Weiteres mit einigen Dutzend Andern auf die Hauptterrasse des Parkes ausgeworfen wurde. Ich erzähle Ihnen das blos als eine der hundert ähnlichen Scenen, durch welche die langersehnte Eröffnung des Museums von Versailles verherrlicht wurde; denn nach diesem ersten sonderbaren Besuche werden Sie von mir wol schwerlich eine Beschreibung des Museums selbst verlangen. Es gehört dazu ein wiederholter Besuch, ein längeres Verweilen, eine ruhigere Stimmung. Ich sage Ihnen daher nur vorläufig, daß der ganze Gedanke dieses Nationalmuseums großartig aufgefaßt, großartig durchgeführt worden ist. Abgesehen von dem respectiven Werthe der hier gesammelten Kunstwerke, der dabei nicht einmal als Hauptkriterium aufgestellt werden darf, ist die ganze Einrichtung, soweit ich sie übersehen konnte, im hohen Grade glänzend, geschmackvoll und königlich. Das Nationalmuseum zu Versailles wird einzig in seiner Art bleiben und als eines der schönsten Denkmale der Regierung Ludwig Philipp I. auf alle kommenden Zeiten übergehen.

Kaum hatte ich im Garten wieder etwas Luft geschöpft, als die Prinzessin Helene in einer einfachen Kalesche, blos in Begleitung der Erbgroßherzogin, ihrer Stiefmutter, und einiger Hofdamen eine Spazierfahrt durch den Park machte, wahrscheinlich um sich dem Publicum zu zeigen und nebenbei die großen Wasserkünste in Augenschein zu nehmen, welche eben in Bewegung gesetzt wurden. Aber das Publicum war auch dieses Mal nicht sehr höflich. Man lief zwar scharenweise dem Wagen nach, allein nirgend ließ sich ein Beifallsruf vernehmen, nirgend hielt man es der Mühe werth, den Hut zu schwingen. Und doch schien es, als habe die Prinzessin dies erwartet; sie verneigte sich nach allen Seiten recht graziös. Mir that dabei fast mein armes deutsches Herz weh; es war zufällig derselbe Fleck, wo Marie Antoinette so oft ihre Huldigungen empfing, die Hauptterrasse des Schlosses von Versailles. Ich hatte diese Terrasse noch nie schöner gesehen als an demselben Abend. Man hatte die glückliche Idee gehabt, diese Wiedergeburt des Palastes von Versailles auch durch ein Feuerwerk, und zwar durch ein Feuerwerk besonderer Art zu verherrlichen, welchem die Örtlichkeiten auf wunderbare Weise zu Hülfe kamen. In einem der Hauptbassins des Parkes hatte man nämlich mehre Becken mit bengalischem Feuer von verschiedenen Farben angebracht, welche ihren Reflex an der ungeheuern Fronte des Palastes hatten, und sowol diesem, als auch einem großen Theile des Parkes eine wahrhaft magische Beleuchtung gaben. Der Eindruck, welchen dieses Schauspiel, in Verbindung mit der von innen ganz erleuchteten Hauptetage des Schlosses machte, läßt sich nicht beschreiben. Man glaubte sich auf einige Minuten in eine Feenwelt versetzt und war wie aus einem Traume erwacht, als man durch das Drängen des Volkes nach den Gitterthoren und das Geschrei um die Wagen nicht grade angenehm daran erinnert wurde, daß man noch in derselben Nacht den Weg zwischen Versailles und Paris zurückzulegen habe, denn ein guter Pariser bringt nie eine Nacht in Versailles zu. Für dieses Mal hatte man wenigstens das Vergnügen, in Gesellschaft zu fahren, da wol nahe an 1000 Wagen die Straße bedecken mochten.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Nach dem „American bookseller advertiser" erschienen im J. 1835 in Amerika nachstehende literarische Neuigkeiten, mit Ausnahme der Flugschriften, periodischen Blätter und neuen Ausgaben:

	Amerikanische Werke.	Ausländische Werke in Abdrücken.	Summa.
Biographien	19	11	30
Geschichte	4	8	12
Reisen zu See und Land	12	11	23
Handel und Statistik	9	2	11
Theologie	20	22	42
Religions- und Pflichtenlehre	15	13	28
Vermischte Schriften	24	10	34
Taschenbücher	10	—	10
Ethik und Politik	5	3	8
Jurisprudenz	9	3	12
Medicin und Chirurgie	6	5	11
Künste u. schöne Wissenschaften	15	8	23
Novellen	31	33	64
Poesie	7	12	19
Pädagogik	60	15	75
Kinderschriften	22	17	39
	268	173	441.

Unlängst wurde das erste zu Valenciennes gedruckte Buch, zugleich das älteste in ganz Nordfrankreich, aus England nach Frankreich gesandt. Es befand sich in der Heber'schen Bibliothek und wurde bei der Versteigerung für 18 Pf. St. verkauft. Es führt den Titel: „S'en suivent les Chanchons Georgines faittes par *George Chastelain* (imprimées a Valenchiennes de par Jehan de Liége demorant devant le couvent de St.-Pol)". Dies Buch, welches nicht blos von antiquarischem sondern auch von hohem literarischen Interesse ist, da es den Standpunkt der nordfranzösischen Lyrik zu Ende des 15. Jahrhunderts sehr genau bezeichnet, rührt aus dem J. 1499 her. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 196. —— 16. Juli 1837.

Romanenschau.

(Fortsetzung aus Nr. 195.)

3. Indiana von Georg Sand. Übersetzt von Fanny Tarnow. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1836. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Ich glaube, daß ein Roman, welcher den Namen Georg Sand als des Verfassers an der Stirn trägt, hinlänglich bekannt ist, als daß sich ein Berichterstatter auf die Darlegung seines Inhalts einlassen könnte. Noch weniger wird man mir zumuthen, daß ich die Übersetzung kritisire, welche nicht besser, schwerlich aber auch schlechter gerathen ist als alle andern von Fanny Tarnow bisher gelieferten Übersetzungen. Wir sind fast immer unglücklich, wo wir aus dem Französischen übertragen. Der zierliche, aber leichte und schmächtige Gliederbau der französischen Sprache verliert seinen Reiz unter dem Prachtmantel und starkdrähtigen Waffenrock der deutschen; es gestaltet sich in dieser Manches unaussprechlich phrasenhaft und oberflächlich, was im Urtert ganz natürlich einfach und von genügender Tiefe erscheint. Übrigens sieht man dieser Übersetzung wol Virtuosität und Routine an, aber keineswegs den gehörigen Fleiß und die Liebe, welche sich für das Werk ihrer Wahl aufzuopfern versteht. „Indiana" trägt vollkommen den Typus der Sand'schen Romantik. Madame Dudevant operirt gegen die Ehe, oder vielmehr gegen ihre Auswüchse und giftigen Ableger, weniger durch Raisonnement als durch Thatsachen; es fragt sich nur, ob diese Thatsachen, als aus einer romantischen Phantasie hervorgegangen, hinlänglichen Glauben verdienen und ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale legen. Wer wird es leugnen, daß es in großer Zahl Ehemänner gibt, welche mürrisch, zänkisch, roh und gewaltthätig sind, und daß es für ein weibliches Wesen als das größte Misgeschick erscheinen muß, durch die Weihe des Priesters an ein solches Gefäß voll quälender Dämpfe, welches sich Mann und Ehemann nennt, gefesselt zu sein? Wie aber werden jemals ähnliche Verhältnisse selbst unter Männern zu vermeiden sein, wo Roheit mit der Schwäche, der Einfalt und der Gutmüthigkeit ihr grausames Spiel treibt? Warum an der Ehe nur diese Seite, und diese Seite nur an der Ehe hervorkehren? Es gibt noch eine große Partie leidender Menschheit, welche ebenso gut zu emancipiren wäre als die kleinere Partie leidender Ehefrauen. Wird darum das Verhältniß zwischen Mann und Weib ein besseres und zufriedenstellenderes, je lockerer es ist von Hause aus? Daß der Scheidungsact weniger mit Vorurtheilen und Erschwernissen verknüpft sein müßte, kann allenfalls zugegeben werden. Über einem Verhältniß, welches zwei disharmonirende und sich aneinander aufreibende Wesen für immer zusammenbindet, schwebt mehr Fluch als Weihe und Segen. Freilich befinden sich jetzt unsere Ehen in einem Zustande der Dissolution. Die wahre Religiosität, die Anschmiegsamkeit, der gegenseitige Gehorsam haben abgenommen. Und doch ist es so wahr, daß uns nur ein festbegründetes, auf Moral gestütztes Familienleben retten kann, wenn die Erziehung der Kinder nicht früher oder später dem Staate anheimfallen soll. Die Familienmitglieder wissen nichts mehr von gegenseitiger Erziehung, und so tritt man in die Ehe, ohne einen würdigen Begriff vom Familienleben zu haben und von dem Verhältnisse, in welchem das Weib zum Manne und beide zu ihren Kindern stehen sollen. Darum suche sich Jeder zu emancipiren moralisch, der Mann von seiner Roheit und anmaßlichen Herrschsucht, das Weib von seinem Leichtsinn und Eigensinn; man suche die Schranken hinwegzuräumen, die einer allgemein verbreiteten humanen Bildung entgegenstehen. Kann man nicht mehr religiös sein, so lerne man wenigstens human sein und durch das größtmögliche Maß Humanität die mangelnde Religiosität ersetzen. Das ist die Aufgabe. Madame Dudevant hat keinen Begriff von der Heiligkeit des Familienlebens, sie hat ihren Kern nie erfaßt; sie suchte ihren Genuß außerhalb desselben, peripherisch. Sie mag von ihrem individuellen Standpunkte aus Recht haben; sie hat in ihrer Ehe bittere Erfahrungen gemacht, vielleicht nicht ohne eigne Schuld; aber warum begibt man sich in die Ehe, wenn man für ein eheliches Verhältniß keinen Beruf, kein Talent besitzt? warum will man nur heirathen und nichts als heirathen, nichts als einen Mann haben, ohne hinlängliche Prüfung desselben und seiner selbst und der beiderseitigen Eigenschaften, ohne Rast, Wahl und Besonnenheit? Nicht die Ehe an sich ist ein Unglück, sondern daß man sie entweder als eine Speculation, als ein nothwendiges Geschäft betreibt, oder daß man in ihr blos sinnliche Genüsse sucht, in Sturm und Drang der Leidenschaft, wenn das Herz auflodert und

eine Flamme erzeugt, deren Rauchsäule Kopf und Verstand umnebelt? Die Flamme brennt aus, und Schlacke bleibt als Rückstand übrig. Blos sinnliche Triebe mag die Ehe nicht auf die Dauer befriedigen; blos speculirender Verstand bildet für sie keine gediegene Basis; bloßes Heirathenwollen ist der Tod der Ehe. Besonders mag Madame Dudevant miswillig gewesen sein, als sie ihre Ehe antrat. Frage sie sich selbst, was konnte sie sich von ihrem Manne, was dieser sich von ihr versprechen? Sie stak schon damals geistig in Beinkleidern, worin sie jetzt offen einhergeht, ihre Soireen hält und Romane verfertigt. Nein! Georg Sand ist ein Ausnahmsweib, und eine Ausnahme soll uns nie als Regel gelten. Einseitig, wie sie ist, liegt bei ihr die Wahrheit nur auf der einen Seite, Unwahrheit auf der andern, weil jede Einseitigkeit Übertreibung voraussetzt und jede Übertreibung unwahr ist in sich selbst. Und wo liegt die ungeheuere sociale Bedeutung, welche die Romane der kleinen Madame, die in Beinkleidern und im Schlafrock lebt, denkt und schreibt, für unsere Zeit haben sollen? Daß ein Ehemann seine Gattin quält! Gut! das findet sich auch wol umgekehrt; ja, es gibt verderbte Ehen, wo man sich gegenseitig verdorben hat. Aber zugegeben, daß Madame Dudevant ein negatives Verdienst habe; wo ist ihr positives? welchen Halt, welche Aussicht, welche Grundlage für die Gegenwart oder die Zukunft gewährt sie? Wenn sie aber nichts von dem gewährt, so kann auch ihre sociale Bedeutung so überaus groß nicht sein. Desto größer ist ihr Verdienst als Darstellerin, als unerschöpfliche Erfinderin der mannichfaltigsten Situationen zwischen Mann und Weib in und außer der Ehe, als feine Beobachterin, die sich in den delicatesten Lagen mit Keckheit und Grazie zugleich zu bewegen weiß. Die Melodie als Thema ist einfach; aber sie variirt es mannichfach. Auch in „Indiana" wird ein Weib von ihrem Manne, einem rohen Menschen, bis aufs Blut gequält; ein Wüstling liebt sie, sucht sie zu verführen, verführt aber unterdeß ihr Kammermädchen, das sich aus Verzweiflung ins Wasser stürzt; ein Anderer liebt sie rein, aber in der Stille und, wie es mir scheint, sehr einfältig. Zuletzt, nach den bittersten Erfahrungen, nach dem Tode ihres Gatten und der Verheirathung des Wüstlings erkennt sie, wie unendlich liebenswerth ihr stiller Liebhaber sei, und setzt sich mit ihm auf der Insel Bourbon im unehelichen Beisammensein zur Ruhe. Nicht genug, daß Madame Dudevant die Männer entweder als rohe, oder als wüste und sinnliche, oder gar einfältige und schwächliche, dummredliche Menschen schilbert: sie geht noch weiter, sie stellt diese Leute so dar, als hätten sie wirklich ein gutes Herz; es sind nur böse Angewohnheiten, diese Laster, mit denen sie ganze Familien zu Grunde richten; sie sind Producte der Nothwendigkeit, unfehlbar hervorgerufen aus den Zuständen der menschlichen Gesellschaft, wie sie jetzt besteht. Ganz wohl! aber werden die Romane der Madame Dudevant zu irgend einer Besserung im statu quo unserer Gesellschaft Anlaß geben? Leiden sie nicht selbst an den Mängeln, an denen unsere Gesellschaft leidet? Und leidet unsere Gesellschaft nicht eben hauptsächlich an den Folgen der Auflösung, welche unsere Familien und Corporationen ergriffen hat? Soll man nicht vielmehr, da wir doch einmal ohne Ehe nicht bestehen können, zum Besten reden und den Sinn für die Familie erkräftigen, statt sie auf alle Weise zu verdächtigen und die Misverständnisse und Irrthümer, an denen die Ehe krankt, möglichst zu vermehren? Darin aber liegt eine schreckende Unmoral, wenn man lasterhafte Menschen nur als nothwendige Producte einer verdorbenen Gesellschaft darstellt, ihnen Entschuldigung angedeihen und ihre Laster nur als böse, häufig auch liebenswürdige Angewöhnungen erscheinen läßt. Man glaube aber nicht, daß die weiblichen Personen in diesen Romanen edler und sittlicher erscheinen; sie sind ebenso verführerisch als leicht verführbar, sinnlich, nachgiebig, einfältigen Glaubens, ohne alles sittliche Princip, wenn auch nicht ohne edle Aufwallungen des Gefühls und nicht ohne weiblichen Stolz, der indeß auf gar keiner moralischen Basis ruht. Man weiß immer nicht, wer verführt hier mehr, wer wird hier mehr verführt, der Mann oder das Weib? Denn das Verführerische im Weibe ist eben ihr Entgegenkommen, ihre Nachgiebigkeit, ihre Neigung, sich verführen zu lassen. Frauen wie Indiana, die von einem Wüstling, einem offenbaren Mädchenverführer, einem scheinheiligen Phrasendreher nicht lassen mögen, ihn zur Nachtzeit auf seiner Stube besuchen, ihrem Ehemanne entlaufen und sich in ihrer Liebe ebenso toll geberden wie in ihrem Haß — Frauen dieser Art verdienen nicht, daß sie für einen so still gemüthlichen Menschen, wie Indiana für Ralph in diesem Romane, ein Gegenstand inbrünstiger Verehrung sind. Guter Ralph! was für ein Schwachkopf bist du doch, daß du dieser Indiana nachläufst wie König Wiswamitra seiner Kuh, und dummehrlich genug bist, die Zusammenkünfte der Verliebten auf jede Weise zu unterstützen! Ich für meinen Theil finde nur in einzelnen Situationen, aber keineswegs in den Personen selbst Lebenswahrheit; vor Allem jedoch will mir das Heil nicht einleuchten, das unserer Gesellschaft von Madame Dudevant kommen soll. Als interessante Romane, worin hier und da eine empfehlenswerthe Lehre steckt, lasse ich ihre Productionen gelten; aber eine messianische Heilslehre im Ganzen und Großen kann ich ihnen durchaus nicht zugestehen.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 185.)

Die pariser Festlichkeiten begannen den 14. Juni. Tanz, Lärm und Spectakel in den elysäischen Feldern, Concert in den Tuilerien, Feuerwerk auf dem Quai d'Orsay, Bombardement auf dem Marsfelde und andere Volkslustbarkeiten waren diesem Tage ausschließlich beschieden. Man verliert sich bei solchen Gelegenheiten immer wieder einmal gern auf ein Stündchen in die elysäischen Felder, den eigentlichen Tummelplatz des pariser Volkes. Man kehrt nie zurück, ohne neue Erfahrungen gemacht und etwas gelernt zu haben. Das beste Terrain dazu ist das große Viereck in der Mitte derselben, wo die Policei in der Regel vier große Orchester zum Tanzen und zwei ungeheuere Theater aufführen läßt, auf welchen militairi-

sche Pantomimen dargestellt werden, wie sie der Geschmack des Volkes verlangt. Diese Art des Volkstheaters ist in der That höchst charakteristisch für das hiesige Volksleben und verdient wol noch einige Bemerkungen. Die beiden Bühnen, welche hierzu bestimmt sind, stehen einander gegenüber und wechseln mit ihren Vorstellungen von Nachmittags zwei Uhr an bis Nachts zwölf Uhr unaufhörlich so ab, daß das Fallen des einen Vorhangs allemal das Zeichen zum Steigen des andern ist. Das schaulustige Publicum braucht sich nur umzudrehen, um allen Vorstellungen ohne Unterbrechung beizuwohnen. Eine schlechte Musik, in welcher Trompete und Trommel vorherrschen, begleitet die Darstellungen, die früher, vorzüglich bei den ersten Julifesten, immer aus den Feldzügen Napoleon's gewählt waren. Gewöhnlich lief der Spaß darauf hinaus, daß man ein paar Dutzend Kerle, die man in weiße und grüne Jacken gesteckt hatte, als improvisirte Östreicher und Russen unter ungeheuerm Lärmen und Schießen zum Tempel hinaustrieb, während das Publicum durch eine kolossale Inschrift belehrt wurde, daß es sich hier um nichts Geringeres handle, als um die Schlacht bei Austerlitz oder Eylau.

Für dieses Mal hatte der Policeipräfect, wahrscheinlich aus besonderm Zartgefühle gegen die deutsche Prinzessin, deren Ankunft hier gefeiert werden sollte, die Östreicher und Russen in Frieden gelassen und Gegenstände gewählt, welche mit den Umständen mehr in Einklang zu sein schienen. Als ich auf dem Schauplatze ankam, lag soeben Karl VII. zu den Füßen von Agnes Sorel und machte, ungeachtet seines langen grauen Bartes, eine ziemlich verständliche Liebeserklärung. Es drehte sich die ganze Darstellung folglich um die Geschichte der Jungfrau von Orleans, die auch gleich darauf selbst mit einer großen blauen und weißen Fahne erschien und dem Könige ihre Huldigung darbrachte und ihren Beistand zusagte. Nichtsdestoweniger kam hierauf noch eine Verzweiflungsscene zwischen Karl VII. und Agnes Sorel vor, wobei Ersterer in der That ganz greuliche Geberden machte, die aber, wie es scheint, auf dieses Publicum berechnet, ihre Wirkung nicht verfehlten, denn plötzlich schrie eine starke Stimme aus dem Publicum heraus: „Le roi est enfoncé!" „Et la reine aussi!" antwortete eine andere. Ein großes Gelächter zollte dieser unschuldigen Idee den schuldigen Beifall; die Engländer wurden indessen weidlich ausgeklopft, Karl VII. zog in Rheims ein und erschien mit der Jungfrau auf den Wällen dieser Stadt, worauf dann unter Schreien, Lärmen, Beifallklatschen und gewaltigem Pulverdampfe der Vorhang fiel.

Auf dem andern Theater, welches sogleich seinen Vorhang aufzog, wurde im eigentlichsten Sinne des Wortes mit Keulen darein geschlagen, und zwar von einer durchgängig schwarz gefärbten Bevölkerung. Ich muß gestehen, daß ich den historischen Faden des Stücks nicht gleich fassen konnte, aber auch nicht eben sehr aufgelegt war, ihm weiter nachzuforschen. Ich vermuthe jedoch, daß es hier vorzüglich auf Abd-el-Kader gemünzt war. Die Acteurs dieser officiellen Volkstheater bestehen zum größten Theile aus gewandten Soldaten, welche von einigen weiblichen Talenten der Boulevards unterstützt werden. Das Ensemble ist in der Regel gut und die Costume, mit Ausnahme einiger Anachronismen getreu, aber etwas derb aufgetragen. Vorzüglich sucht man durch Massen auf die Phantasie des Volkes zu wirken und läßt daher nicht selten ganze Scharen bepanzerter Ritter über die Breter gehen und das Schlachtgetümmel beginnen. Der Enthusiasmus des Volkes erreicht seinen Gipfel, wenn es dann nur recht wild hergeht, zumal da, wie sich von selbst versteht, die Franzosen immer den Sieg davontragen. Welche Lust überhaupt dieses französische Volk an dergleichen militairischen Farcen hat, beweist am besten der Zudrang nach dem Marsfeld an demselben Abende, der einen so unglückseligen Ausgang gehabt hat.

Da ich kein besonderer Liebhaber von militairischen Kindereien dieser Art bin, und auch das Marsfeld ziemlich weit entfernt ist, so zog ich es vor, das friedlichere Feuerwerk in dem Tuileriengarten abzuwarten, konnte mir aber anfangs durchaus nicht die ungewöhnliche Leere in diesem Mittelpunkte der Festlichkeiten erklären. Der Grund war jedoch ziemlich leicht zu finden. Die Massen hatten sich nach dem Marsfelde gewälzt, um gegen ein paar bemalte Breter einige Hundert blinde Kanonenschüsse abfeuern zu sehen. Man hat den hier zusammengedrängten Volkshaufen auf 300,000 Köpfe geschätzt. Daß dabei also wol einige Unordnungen vorfallen konnten, war ziemlich natürlich; daß man aber die Menschen geradezu dutzendweise todt getreten hat, ist allerdings etwas stark und würde der Regierung, namentlich der Policei harten und wohlverdienten Tadel zuziehen, wenn sie nicht in der That Alles gethan hätte, was man nur billigerweise von ihr verlangen kann. Man macht sich aber von der Unbändigkeit, dem Wahnsinne dieses pariser Volkes bei dergleichen Gelegenheiten gar keine Vorstellung, wenn man nicht ähnliche Dinge mit angesehen und erlebt hat. In meinem ganzen Leben vergesse ich das Julifest von 1834 nicht, wo gleich nach dem Feuerwerke ein starkes Gewitter ausbrach und sich der Regen unter heftigem Donner und Blitz in Strömen auf die 100,000 Menschen ergoß, welche in dem Garten der Tuilerien zusammengedrängt waren. Da strömte auch Alles nach den Gitterthoren hin, man wurde unwillkürlich mit fortgerissen, man schrie links und rechts nach Luft und um Hülfe, und ich begreife heute noch nicht, wie es damals zugegangen ist, daß nicht Hunderte von Menschen erdrückt wurden und daß ich selbst lebendig den Pont royal erreichte. So ist es wahrscheinlich auch dieses Mal auf dem Marsfelde gewesen. Ein einziges unkluges Angstgeschrei kann eine solche zusammengepreßte Menge zur Verzweiflung bringen, und wenn sie einmal elektrisirt ist, da mag dann die Policei nur wegbleiben; ein vernünftiges Einschreiten ist gar nicht mehr möglich. Daß es übrigens bei diesem Unglücke auch nicht an Spitzbübereien und Niederträchtigkeiten gefehlt hat, ist natürlich. Taschen- und andere Diebe haben bei der allgemeinen Verwirrung ihre Rechnung gefunden, und es war eben nur ihr Interesse, sie möglichst zu vermehren.

Traurig, im höchsten Grade traurig ist es aber, daß so ein Unfall grade bei dieser Gelegenheit sich ereignen mußte. Die Vergleichung mit dem unglücklichen Ereignisse bei der Vermählung Ludwig XVI. lag zu nahe, als daß sie nicht von übelwollenden Blättern aller Farben hätte benutzt werden sollen, Unheil zu predigen und Wehe zu schreien. Vielleicht hielt man es von Seiten der Regierung schon deshalb für nöthig, den noch übrigen Festen nach einem kurzen Aufschub ihren Lauf zu lassen. Das Banket und der Ball des Stadthauses am vergangenen Montage ist wahrhaft glänzend gewesen. Von dem Zudrange dabei können Sie sich ungefähr einen Begriff machen, wenn ich Ihnen sage, daß das „Journal des débats", d. h. Hr. Bertin und seine Familie, blos deshalb erst nach zwei Uhr, wo also schon die Hauptsache vorbei gewesen ist, in dem Stadthause eingetroffen sein soll, weil er in dem Wagen vor Langweile eingeschlafen, ehe die Reihe des Aussteigens an ihn gekommen ist. Der Kutscher, so erzählt man, habe auch geschlafen, der Wagen sei nichtsdestoweniger in der Reihe mit fortgegangen, da aber an der Thüre Niemand ausgestiegen, so habe man ihn sogleich weiter geschoben; erst eine halbe Stunde nachher sei Hr. Bertin erwacht, habe sein Unglück eingesehen und umkehren wollen, allein umsonst! Um die Ordnung nicht zu stören, mußte er sich abermals an die Wagenreihe anschließen, deren Ende um diese Zeit bei der Barrière von Bercy war; erst nach zwei Uhr stieg also Herr Bertin vor dem Stadthause aus, so erzählen die bösen Zungen. Gleich am andern Morgen hatte nichtsdestoweniger das „Journal des débats" den ersten lobpreisenden Bericht über dieses große Bürgerfest, den Herr Bertin natürlich nicht gemacht hat. Der „National" hat dem Municipalrathe nachgerechnet, daß allein die Bankets am verflossenen Montage der Stadt Paris 71,960 Francs gekostet haben, und daß der Generalstab der Nationalgarde bei dem Balle in der Oper am Donnerstage 24,000

Francs hat zusetzen müssen. Bei diesem Balle durfte man nur in Uniform erscheinen; ein Grund mehr, warum ich nicht dort war. Zu Dem, was Ihnen die Journale davon sagen werden, kann ich nur noch hinzufügen, daß Hr. Scribe für die byzantinische Cantate, welche dabei zu Ehren der Prinzessin abgesungen wurde, 6000 Francs als Ehrensold erhalten hat.

Das wäre also der Schluß dieser großen Feste gewesen, bei denen noch so viel Kleinlichkeiten vorgekommen sind, daß ich Sie noch zehn Seiten lang davon unterhalten könnte. Im Allgemeinen scheint mir der Geist der Kleinigkeitskrämerei, welcher bei dieser Gelegenheit wieder in allen Journalen recht durchgestochen hat, wichtig genug, um darauf aufmerksam zu machen. Über den Rock, welchen Hr. Dupin in Versailles angehabt hat, sind in allen Journalen lange Artikel zu lesen; die Notizen über die Auserwählten, mit denen die Herzogin von Orleans ihre Contretänze getanzt hat, sind von dem „Journal des débats" bereits dreimal berichtigt worden, und in ähnlicher Weise haben alle Blätter ihre Columnen mit einer Menge Lappalien gefüllt, die wirklich einen traurigen Begriff von der jetzigen Journalistik geben. Es scheint fast, als ob, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, hinter allen diesen Festen noch eine feine Politik ganz anderer Art gesteckt hätte; denn diese Kleinigkeitskrämerei ist fast unzertrennlich von großen Festen, und nichts kann die Journale mehr demoralisiren als grade sie. Indessen werden doch diese ganzen Festlichkeiten sowie die Ankunft der Herzogin von Orleans, welche sie veranlaßt hat, überhaupt zunächst nur wenig Eindrücke, weder günstige noch gradezu ungünstige, zurücklassen. Man lebt jetzt hier in einer Periode ziemlicher Gleichgültigkeit, in welcher man gern genießt, was der Augenblick bietet, sich aber weder durch die Vergangenheit noch für die Zukunft binden läßt. Auch darf man nicht verkennen, daß die eben jetzt erfolgte Thronbesteigung der jungen achtzehnjährigen Königin von England den Herrlichkeiten, welche wir hier erlebt haben, wenigstens in den Augen des übrigen Europa einigen Abbruch thun dürfte; denn dort gibt es doch noch ganz andere politische Bedeutung, ganz andern Enthusiasmus und vielleicht auch ganz andere Feste.

Mitten unter dem Glanze und dem Geräusche dieser Hof-, Stadt- und Nationalfeste ist, freilich in aller Stille, in den Bereiche der Literatur ein Auferstehungsfest gefeiert werden. Die im J. 1830 zu Grabe getragene „Revue française" ist am 15. Juni zum ersten Male wieder erschienen, und zwar, was ihr einige Wichtigkeit geben dürfte, unter der unmittelbaren Ägide der Doctrinaires. Der Plan, sie wieder ins Leben zurückzurufen und zu einem Organe der Doctrine zu machen, ist schon seit einem Jahre noch zur Zeit als Guizot Minister war, zur Reife gediehen. Guizot selbst hat daran den lebhaftesten Antheil. Allein die Vorbereitungen zogen sich sehr in die Länge. Es mußten Actionnaires gewonnen, es mußte eine Redaction gebildet werden. Dies fand aber seine besondern Schwierigkeiten und konnte nicht ohne Mühe erreicht werden. Um für die Sache gleich anfangs einen bestimmten Kreis von Abonnenten zu gewinnen, hat man mit der „Revue française" das „Journal général de l'instruction publique" verbunden, welches einen halbofficiellen Charakter hatte, nun aber zu erscheinen aufhört. Unter den Actionnaires der „Revue française" befinden sich viele Deputirte, welche zu Guizot's Fahne geschworen haben, wie namentlich die sehr ausgezeichneten Gebrüder Delessert. An der Spitze der Redaction steht, wenn auch incognito, der bekannte Publicist und Nationalökonom Rossi, ein besonderer Günstling Guizot's aus der genfer Schule. Als Gérant hat sich ein Hr. Martin Doisy unterzeichnet, welcher vor einem Jahre eine ziemlich mittelmäßige Broschüre zum Lobe Guizot's unter dem Titel: „Coup d'oeil sur la vie politique de Mr. Guizot" herausgegeben hat. Die „Revue française" wird monatlich zweimal, am 1. und 15., in Heften erscheinen, welche am Ende des Jahres sechs Bände bilden sellen. Das Abonnement beträgt für Paris 40 Francs, für die Departements 44 Francs. Das erste vor uns liegende Heft enthält außer der Einleitung von Rossi nichts, was besondere Aufmerksamkeit verdiente; und selbst diese Einleitung gibt nur wenig neue Gedanken. Eine ziemliche starke Tendenz, die Schattenseiten der Julirevolution herauszuheben, welche darin vorherrscht, ist ganz im Geiste der Doctrine. In Bezug auf die geistigen Richtungen unserer Zeit und Das, was die Zukunft auf dem Gebiete der Wissenschaft bringen wird, sagt Rossi unter Anderm:

„Vielleicht ist es nicht zuviel gewagt, wenn wir zufolge der Beobachtung gewisser Thatsachen unserer gesellschaftlichen Zustände und des Studiums ihrer Richtungen vorhersagen, daß unser Zeitalter in den exacten und den Naturwissenschaften vorzüglich durch Werke der praktischen Anwendung glänzen wird, und daß auf dem Gebiete der moralischen und politischen Wissenschaften sowie in der höhern Literatur der menschliche Geist in unsern Tagen alle seine Kraft entwickeln und merkwürdige Eroberungen versuchen wird. Wir wünschen von ganzem Herzen die schnelle Verwirklichung dieses rühmlichen Versuchs. Wir wollen mit unserer schwachen Stimme alle Die unterstützen, welche sich mit den dem Zwecke entsprechenden Mitteln diesem großen Nationalwerke widmen wollen. Jeder uneigennützige Versuch, jedes ernste Streben darf auf die Ermunterung und die Erkenntlichkeit des Publicums Anspruch machen. Verdient die Verwegenheit nur Verachtung, so darf dagegen dem Muthe sein Lob nicht versagt werden, selbst wenn seine Bemühungen nicht mit Erfolg gekrönt worden sein sellten. Das ist der Hauptzweck der „Revue française". Alle ernsten und gründlichen Studien zu unterstützen, jedes nützliche und ehrenwerthe Streben unserer Zeit zu ermuthigen und Schritt für Schritt den Weg zu zeigen, welchen der französische Geist auf seiner Bahn nach seinen neuen Bestimmungen verfolgen wird, das ist der Beruf, den sich die „Revue française" auferlegt, dies das Ziel, welches sie zu erreichen sich schmeichelt. In diesem Sinne ist die neue „Revue française" nur die Fortsetzung der alten. Der allgemeine Zweck ist derselbe; nur die Mittel müssen sich der Zeit und den Umständen anpassen."

Wir finden, daß diese Redensarten, wie übrigens ihr Verf. gleich darauf selbst eingesteht, etwas zu allgemein und alltäglich sind. Dies benimmt aber ihrem innern Gehalte nichts und soll am allerwenigsten uns im Voraus gegen die Art einnehmen, wie die gegebenen Versprechungen erfüllt werden dürften. Wir hoffen davon das Beste und werden, wenn es an der Zeit sein sollte, weiter davon sprechen.

Das philologische Publicum mache ich auf eine andere literarische Erscheinung aufmerksam, welche vor Kurzem unter folgendem Titel erschienen ist: „Longini quae supersunt graece. Post editionem Lips. a. MDCCCIX aucta et emendata. Ruhnkenii dissertationem de vita et scriptis Longini, notulas, indices, alia additamenta disposuit et concinnavit *A. E. Egger*, in colleg. S. Ludov. prof. vicar. Adjecta est appendix excerpta e Longini Rhetoricis hactenus inedita continens" (Paris 1837). Diese nette Ausgabe des Longinus in Duodez, welche den Anfang einer Sammlung von Classikern in der Art der Tauchnitz'schen bildet, ist vorzüglich deshalb wichtig, weil sie außer einem vollständigen Apparat zur Entscheidung der Frage über die Echtheit der Schrift des Longinus auch zum ersten Male die noch unedirten florentiner Fragmente desselben enthält, welche dem Herausgeber, einem jungen talentvollen und kenntnißreichen Philologen aus der Schule von Hase und Letronne, durch den berühmten Micali zu Florenz mitgetheilt wurden. Die nächste Lieferung dieser neuen Sammlung wird den Varro „De lingua latina" enthalten.

Der rühmlichst bekannte Hellenist, K. B. Hase, Conservator an der königlichen Bibliothek, hat vor Kurzem einen längern Urlaub zu einer Reise nach Italien erhalten, wo er sich einige Zeit aufzuhalten gedenkt. Wahrscheinlich wird er seine Reise auch über Griechenland, ja vielleicht selbst bis nach Syrien und Kleinasien ausdehnen. In jedem Falle wird er mehre Monate von Paris abwesend sein. 178.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 197. — 16. Juli 1837.

Romanenschau.
(Beschluß aus Nr. 196.)

4. Kleine Romane von Leopold Schefer. Erster und zweiter Theil. Bunzlau, Appun. 1836. 16. Preis für drei Theile 3 Thlr.

Wenn ich mich in Schefer's Romanen ergehe, so komme ich mir vor wie ein Spaziergänger in einem Urwalde; bald hier, bald dort hindert mich vielverflochtenes Schlingkraut, eine mächtige Baumwurzel, wucherndes Farrnkraut, Gebüsch und Gestrüpp. Überall aber allgegenwärtiges Leben der Natur! Frische der Vegetation! Blumenfülle und Duft der Blüten, welche in vollen Trauben niederhängen! Und um die Blüten kosen die Schmetterlinge, schwirren die Brillenkäfer; der Thau glitzert, wo ein Sonnenstrahl den Zugang findet; schlanke Eidechsen schlüpfen durch hohen Graswuchs; hier fliegt ein Geier kreischend auf, dort ertönt der Nachtigall süßschmerzliches und wehmüthiges Lied; oder ein Spottvogel macht sich lustig über den einsamen Wanderer. Schefer's Situationen haben mehr die innere Wahrheit der Poesie als äußere Lebenswahrheit. Sein Leser muß zugleich Mitdichter sein, so gut wie der Leser Jean Paul's; dessen Wahl- und Herzensverwandter Schefer ist. Es ist allerdings zu viel Vegetation in Schefer, sodaß es der durchsichtigen und geebneten Wege eine zu geringe Zahl gibt; man muß sich hindurcharbeiten; aber die Aussicht, die man zuletzt gewinnt, belohnt für die Mühsal, und die anmuthigen Erscheinungen, die sich rechts und links während des Wanderns in mannichfaltigem Wechsel darbieten, das lebendige Treiben bunter Insekten am Boden und der nach oben geöffnete Wald, welcher den Anblick eines immer klaren Streifens von Himmelsbläue gewährt, erleichtern den Gang und lassen die kleinen Beschwerden und Hemmnisse vergessen.

Diese Charakteristik wird hinreichen, um zu dem Genusse der vorliegenden Novellen einzuladen. Die erste derselben: „Die Geschiedene", ist reich an originellen Situationen, obgleich die erste Hälfte ein wenig verworren erscheint und mehre der darin agirenden Personen keine feste plastische Gestaltung gewinnen wollen. Aber die Poesie braust cascadenähnlich über das wilde Gestein in voller Strömung hinweg und blendet durch das Sonnenbild, welches sie empfängt und widerstrahlt im prismatischen Farbenspiele. Köstliche Partien bietet das Novellenbouquet: „Unglückliche Liebe", worin sich mehre Novellen verflechten, welche sich durch größere Klarheit und Einfachheit vor den übrigen vortheilhaft auszeichnen, während sie derselben Vorzüge und zwar im reichlichsten Maße sich zu erfreuen haben. Minder hervorstechend ist die letzte Novelle: „Das vergiftete Testament, oder der erlogene Sohn", obgleich auch sie einzelne, von schöner Eigenthümlichkeit erfüllte Partien bietet.

5. Skizzen nach dem Leben von E. Terpen. Zwei Bände. Leipzig, Focke. 1836. 8. 3 Thlr.

Wir begegnen hier einem frischen, lebenswarmen Erzählungstalent, welches die naheliegenden Haus- und Familienereignisse anschaulich darzustellen weiß, aber nicht selten auch keck in die weite Peripherie der gesellschaftlichen und politischen Zustände hinübergreift. E. Terpen weiß freundliche Begebnisse so behaglich anmuthig zu schildern, daß man dem Autor auf den ersten Blick die kühne Opposition nicht zutraut, die er im Interesse der leidenden Menschheit, häufig auch im Namen des Republikanismus und des jungen gährenden Geistes der Zeit gegen das privilegirte und autorisirte Element im Staate zu erheben weiß. Der Verf. hat ein besonderes Talent, Wesen und Weben frischer Jugendliebe und natürliche ungekünstelte Zustände lebendig aufzufassen und zu verarbeiten; in die Darstellung der Auswüchse einer verschrobenen, gleisnerischen und lügnerischen Übercultur spielt häufig eine beißende Ironie hinüber, besonders wo der Autor weibliche Personen portraitirt. So freundlich und unverfänglich diese Erzählungen beginnen, so unfreundlich, verfänglich, häufig schneidend enden sie. Alles bekundet den Drang nach ungebundener Freiheit. Der Eine geht nach Oporto zu Don Pedro, weil sein Blut des Aderlasses bedarf; ein Zweiter fällt in Paris bei einer Emeute mit dem Ausruf: „Vive la république"; ein Dritter strebt hinaus nach dem freien Nordamerika; ein Vierter sucht seine Freiheit in einem Pistolenschuß, durch den er sich selbst entleibt. Die Stände, aus denen E. Terpen seine Repräsentanten entnahm und nach denen er die vier Novellen benannt hat, sind der Offizier- und der Studentenstand, der Stand der Sängerinnen und der Maler. Es wäre zu wünschen, daß ein so schönes Talent lernen möge, sich künstlerisch zu vollenden und zu concentriren. Es

wuchert Alles in die Weite hinaus, sodaß nur einzelne Partien plastisch hervortreten; der Leser gewinnt durchaus keinen Gesammtanblick. Merkwürdig, wenn, wie irgendwo gesagt wurde, der Verfasser eine junge Dame wäre! Die gemüthliche, rein weibliche Auffassung im Einzelnen und das Geschick in weiblichen Portraits widersprechen der Angabe nicht, aber wol die demokratische Gesinnung, die durch das Ganze sich hindurchzieht. Wir würden in diesem Falle das Talent der Verf. um so mehr achten, aber zugleich fürchten, daß sie, wenn sie sich auf dem eingeschlagenen Wege vollenden will, die Grenzen ihrer weiblichen Natur früher oder später überschreiten müßte. Eine Art Dudevant, wenigstens in politischer Hinsicht, wäre in unserm, an gemüthseligen und hausbackenen Schriftstellerinnen so reichen Vaterlande gewiß eine einzige Erscheinung!

6. Malcolm. Seegemälde aus der neuen Zeit von F. E. Christen. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Ein Deutscher schreibt ein Seegemälde — gewiß, ein Wunder! Wir, die wir im Sande und auf dem Sande sitzen, oder höchstens auf einer grünen blumigen Wiese mit dem Publicum Blindekuh zu spielen wissen, begeben uns jetzt mit unserer Romantik auf die offene See! Welch gefahrvolles Unternehmen! Ich fürchte, der Leser wird vor Übelkeit seekrank! Ist etwa der Verf. ein Hamburger oder ein Ritzebüttler, sodaß er ein wenig am Meere umherschnüffelte und seinen Duft einsog! Nun wohl! er hat sein kleines Boot von dem großen Linienschiff der englischen Seeromantik losgemacht und treibt sich nun auf den Wellen, zwischen Sturm und Klippen und gefährlichen Kaperern umher. Der Ocean ist indeß hier die Hauptsache nicht, auch nicht das See- und Matrosenleben, sondern einige romantische Verwickelungen, die fast ebenso gut und unter wenigen Modificationen auf das feste Land verlegt werden könnten. Auf keinen Fall suche man hier die Lebenswirklichkeit, wodurch die Seeromane der Briten sich so anziehend gestalten. Der Verf. hat von den Briten grade so viel gelernt, um nicht ein bloßer A-B-C-Schüler in seiner Kunst, aber noch lange nicht genug, um ein Meister zu sein. Das Lernen allein macht es freilich nicht, und es ist dem Verf. aus vollem Herzen die Mahnung zuzurufen: Bleibe im Lande und nähre dich redlich.

7. Der Geächtete. Historischer Roman von der Verfasserin des „Bukkanier" u. s. w. Nach dem Englischen von H. Roberts. Drei Theile. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Der britische Romantypus ist in diesem Buche aufs entschiedenste festgehalten. Walter Scott ist überall das Muster, nach welchem die Briten bald mehr, bald weniger genau arbeiten. Aber dies Genre ist ein Nationalgenre; in den verschiedensten Individuen bricht sich der Urstrahl prismatisch und gewährt auch in dieser Brechung einen stets anziehenden Anblick; der geschichtliche Kern bleibt übrig, die Lebenswirklichkeit, welche einen unerschöpflichen Fonds bildet, eine feste und gründliche Basis. Weitschweifigkeit in der Exposition, besonders im Dialog, ist der Hauptmangel in dieser Romanengattung: ein Vorwurf, von dem auch der vorliegende Roman nicht freigesprochen werden kann. Aber die Anlage ist gut, die Ausführung künstlich, ja künstlerisch fein, die Charakteristik der auftretenden Personen lebendig, natürlich, anschaulich. Der Schauplatz ist England gegen das Ende des 17. Jahrhunderts. Der Sturz Jakob II., die Thronbesteigung Wilhelm's von Oranien bilden die Hauptmomente. Trefflich ausgeführt ist besonders der Charakter des geächteten Harold, eines ausschließlichen Republikaners und begeisterten Protestanten, welcher wesentlich Wilhelm zur Thronbesteigung verhilft, aber in den Erwartungen, welche er von diesem Dynastiewechsel für die Freiheiten des Landes gehegt, sich bitter getäuscht sieht. Personen, wie dieser Geächtete, die im Helldunkel sich hinziehen, bald verschwinden, bald wieder hervortreten und unsichtbar die Fäden der Geschichte in Händen haben und leiten, dürfen in einem echt britischen Romane nicht fehlen.

8. Der Geächtete. Geschichtlicher Roman aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Von H. E. R. Belani. Drei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1836. 8. 4 Thlr.

Abermals ein Geächteter, aber ein Deutscher, und zwar aus den Zeiten des eben untergehenden und außer Recht kommenden urrechtlichen Faustrechts, als es in Götz von Berlichingen, Sickingen, Selbitz und Andern zum letzten Male sich austobte, um einem geordneten, gesetzlichern Zustande Platz zu machen. Man wird also auf eine so feine englische Stahlarbeit, wie sie in dem kurz vorher besprochenen Romane sich darbietet, von vorn herein verzichten müssen. Für den Ref. sind Romane in diesem Genre, wie der Belani'sche, gänzlich ungenießbar, weil sie ihm allzu schwer auf die Zunge fallen. Seine Kritik erschrickt vor diesen gewaltigen Landsknechtschritten; sie erliegt diesem eisernen Kolben, womit ein Roman solchen Genres auf die geduldige und gemisbrauchte Geschichte einhaut. Ref. kann dieser ungraziösen Sprache, dieser derben Darstellung, dieser grobgliedrigen Auffassung einmal keinen Geschmack abgewinnen und ist so kühn, zu behaupten, daß ein Roman wie der vorliegende zu weit von aller Kunst absteht, als daß er einer wirklichen Kritik unterworfen werden könnte. Wo nichts zu kritisiren ist, da hat die Kritik ihr Recht verloren. Dieser Strauchritter, Junker Stephan von Hohenkrähen, von welchem bennoch ein unschuldiges Mädchen, das er einmal in seine Arme zwang, aussagt, es liege eine ungeheure Macht des Gefühls in der Brust dieses Mannes, und sie habe Gott gedankt, daß er dem edeln Manne Kraft gegeben, seine Leidenschaft zu beherrschen — ist er nicht ganz und gar ein solches Compositum von Ruchlosigkeit und Adel, Derbheit und Zartheit, Tugend und Laster, wie uns in hundert und aber hundert Ritter- und Räuberromanen geboten wird? Jeder Geschmack ist indeß ein subjectiver; selbst Belani hat seine Lobpreiser in mehr oder weniger anständigen Journalen; diese werden gehört, diesen wird geglaubt: und wenn nun ein ehrlicher Mann kommt und

sagt: dein Werk taugt nichts! so erhebt sich der erzürnte Romanschreiber, wirft sich wie ein Faustritter in Harnisch, zieht den Flammberg, schlägt das Visir herunter, macht auf den Ref. einen wüthenden Anlauf und hält als Schild dasjenige Journal vor die männliche Brust, worin ein Geistes- oder Blutsverwandter ihn als einen Koryphäen der vaterländischen Romantik ausrief. 45.

Römische Briefe aus den letzten Zeiten der Republik. Von Otto v. Mirbach. Zwei Bände. Mitau, Reyher. 1835. 8. 3 Thlr. 6 Gr.

In einer Reihe von Briefen theilen sich zwei römische Freunde, der Legat P. Servilius und der Kriegstribun C. Cassius Longinus, ihre gegenseitigen Schicksale und Erlebnisse mit und umfassen in denselben die wichtigsten Begebenheiten, welche von Cicero's Consulat an bis zum Triumph des Pompejus nach seinen asiatischen Feldzügen sich in der Weltstadt Rom und in den Provinzen des Reichs zutrugen. Der Verf. hat nach seinem eignen Geständnisse in der Vorrede die Briefform gewählt, weil diese eine größere Lebendigkeit des Vortrags zuläßt und mehr Bewegung in die Darstellung bringt, wozu ihn wol ähnliche Werke, wie etwa die von Jacobs bearbeiteten „Atheniensischen Briefe" und namentlich die in Briefform verfaßten Wieland'schen Werke veranlaßt haben mochten. Ref. kann sich indeß mit dieser Ansicht nicht befreunden. Eine so großartige welthistorische Zeit, als diejenige ist, welche des Verf. Schilderungen umfassen, vermag in Briefen nicht zur klaren Anschauung gebracht zu werden, wogegen die weniger bedeutenden Schicksale einzelner Personen, wie Wieland's „Krates und Hipparchia" oder „Menander und Glykerion", die Briefform schon eher zulassen, obgleich wir auch hier gestehen müssen, daß wir einen Roman in erzählender Form stets dem in Briefen vorziehen, und wenn es auch ein „William Lovel" von Tieck, oder ein „Agathokles" von der Karoline Pichler wäre. Ferner wird schon eine große Gewandtheit des Verfassers bei antiken, erdichteten Briefen, wie wir sie hier vor uns haben, vorausgesetzt, um nichts Modernes durchschimmern zu lassen, oder um uns nicht durch gesuchte Übergänge, lose Verknüpfungen und fingirte Zustände merken zu lassen, daß wir nur erdichtete Briefe lesen. Wieland besaß hierin allerdings eine nicht gewöhnliche Geschicklichkeit, und wir wollen auch gar nicht verkennen, daß Hr. v. Mirbach an vielen Stellen das Möglichste gethan hat, um seinen Lesern vergessen zu machen, daß sie das Werk eines kurländischen Edelmannes vor sich haben. Aber immer ist es ihm doch nicht gelungen. Die Expositionen über die bosporanischen Dynasten und über die phönicische Geschichte, die Betrachtungen über den römischen Luxus, über das römische Geldwesen, über die Legionen, über Ehescheidungen, sowie die historischen Erinnerungen aus der alten römischen Verfassung verrathen nur zu sehr das Absichtliche und widersprechen gar zu sehr der Art und Weise, wie ein paar jüngere Männer untereinander Briefe zu wechseln pflegen. Denn diese wollen sich in der Regel unterhalten, aber nicht in etwas predigermäßiger Weise belehren. Dasselbe Urtheil möchten wir auch von der Beschreibung einer römischen Villa (II, 201 fg.) fällen, die der Verf. aus den Briefen des jüngern Plinius, eines weit spätern Schriftstellers, entlehnt hat. Ja, selbst die Geschichte der Catilinarischen Verschwörung nimmt sich in dieser Briefform sonderbar aus, und es ist doch ganz gegen die Gesetze der Subordination und Disciplin, daß der Kriegstribun Cassius, als er sich zum Heere des Consuls Antonius begibt, Zeit hat, eine Lustreise in Italien zu machen und sie im zwölften und dreizehnten Briefe des zweiten Bandes ausführlich und mit allerhand historischen und antiquarischen Notizen zu beschreiben. Zu solchen Übelständen mußte die Briefform nothwendig führen.

Abgesehen hiervon, so wollen wir gern anerkennen, daß Hr. v. Mirbach die Stellen aus den gangbarsten Schriftstellern und besten Hülfsschriften fleißig benutzt und zusammengetragen hat. Wie Manches noch fehlt, wird er am besten aus einem Werke, wie Drumann's „Römische Geschichte" ist, ersehen, auch schon aus Middleton ließe sich noch manche interessante Notiz nachtragen, und für Alterthümer und häusliches Leben würde die reiche Literatur in der Wüstemann'schen Bearbeitung von Mazois' „Palast des Scaurus" von Hrn. v. Mirbach mit Nutzen nachgesehen worden sein. Die besten Partien des Werkes sind die eingeflochtenen Reisebeschreibungen, für die sich die Briefform recht gut eignet, und wo historische, mythologische oder archäologische Notizen weit passender ihren Platz finden. Dahin rechnen wir z. B. die Schilderung der Ufer des Pontus Euxinus, der Städte Byzanz, Tyrus, Jerusalem und Antiochien, obgleich grade bei der letztern die Benutzung von Ottfried Müller's schätzbarer Abhandlung (m. s. die „Götting. gel. Anzeig.", 1834, Nr. 109 u. 110) sehr fühlbar vermißt wird. Auch die Beschreibung des Libanon, Taurus, Athos und der Goldbergwerke des Pangäus sowie des Weges nach Amisus (II, 100 fg.) sind gelungen und empfehlen sich durch eine klare und ansprechende Schreibart.

Hat nun auch gleich die römische Geschichte keine eigentliche Bereicherung durch die vorliegende Schrift gewonnen, so kann dieselbe doch für jüngere Leser eine nützliche Lecture werden; denn auffallende Unrichtigkeiten haben wir nicht bemerkt, und für die Lernenden ist es ein Vortheil, daß sie nicht gleich mit Allem bekannt werden und daß ihr Urtheil nicht verwirrt wird. Denn auch in dieser Beziehung verdienen des Verf. Schilderungen Lob. Er erzählt nach den Quellen und will nirgend eine vorgefaßte Meinung auch zur Ansicht seiner Leser erheben. 7.

Amedée Pommier's Schrift: „Les Assassins".

Von Amedée Pommier ist unter dem Titel: „Les Assassins", soeben ein Gedicht erschienen, welches in der Form leidlicher Verse eine kolossal seinwollende Satire auf jene Auswürflinge des Republikanismus und politischen Fanatismus befaßt, die sich durch den Wahnsinn ihrer Denkweise bis zu dem Verbrechen des Königsmordes führen lassen. Eine französische Kritik dieses Gedichtes sagt, daß in demselben ein des Juvenal würdiger Grimm anzutreffen sei. Wir bedauern, nicht derselben Meinung sein zu können. Es begegneten uns vielmehr nach unserm Ermessen nur alte Gedanken über einen uralten Gegenstand, über welchen zu versificiren nicht mehr weder nothwendig noch zeitgemäß ist. Daher ist es denn auch nicht zu befürchten, daß sich die folgende hypothetische Prophezeiung des Verf. jemals erfüllen werde:

> Dussé-je partager le sort de Kotzebue,
> Je serai trop content, si ma voix contribue
> A couvrir de mépris ces obscurs garnemens
> Qui menacent de mort tous les gouvernemens.

Gewiß die Zeiten sind vorbei, wo deutsche Jünglinge umherzogen wie die brüllenden Löwen, und nach den Kotzebues des Jahrhunderts schnüffelten und für sie ihre Dolche wetzten. Auch wird keine europäische Regierung an den Resultaten einer Fieschi'schen Greuelthat jemals zu Grunde gehen. Wenn der Verf. aber die Großmannsucht jener verabscheuenswürdigen Helden verspotten und geißeln, wenn er die öffentliche Meinung geißeln wollte, welche (wol nirgend als in Frankreich) ein paar Augenblicke geneigt war, sich durch die unverschämte Brutalität eines rohen Mörders verblüffen zu lassen, den nichts in der Welt auszeichnet als der Gegenstand seines Attentats; wenn der Verf. dieser Stimmung den Stab brechen wollte, so müssen wir ihm bemerken, daß sein Gedicht schon etwas post festum kommt, wie ihm die neuesten Vorfälle und Stimmungen in Frankreich hinlänglich beweisen werden. Wozu soll es überhaupt fruchten, solche Thatsachen der Gegenwart auch noch poetisch zur Sprache zu bringen? Als ob es nichts

Tieferes, Verhüllteres, Bedeutenderes, Nothwendigeres zu besingen gäbe! Über solcherlei Erscheinungen, wie sie der Verf. dieser Invective zum Gegenstande gewählt hat, richten schon die Prosa, die Criminaljustiz, die Politik und eben die öffentliche Meinung selbst, welche nach und nach selbst die Augen öffnet. Deshalb braucht sich kein Poet zu incommodiren. Welche Einseitigkeit, man könnte wol sagen, Beschränktheit des Urtheils, wenn Hr. Amedée Pommier meint, es müsse um solcher thörichten Bösewichter willen der Staat stets in Angst vor dem eignen Verderben schweben, und eben darum müsse es auch jeden Biedermann empören, von einem solchen einzigen und noch obenein schlechten Individuum, wie Lacenaire, Meunier, Fieschi u. s. w., das ganze Staatswohl abhängig zu sehen! Solch ein Bösewicht dünke sich ein Brutus zu sein, und sei doch nur — ein gemeiner Kerl, den die Großmannsucht befallen hat! Ganz richtig; aber das weiß ja eben die ganze Welt, und es gibt heutzutage keinen einzigen Menschen mehr in ganz Frankreich, der Meunier für einen Brutus hielte. Warum also sich über eine Angelegenheit, die schon durch die Maßregel der Regierung völlig beigelegt und abgeschätzt ist, noch in Versen ereifern?

Mit einem Worte: Hr. Pommier scheint einer von Denen zu sein, die noch an eine staatsgefährliche jeune France glauben. Ein Menzel seiner Nation! Nun ja, dergleichen kann in einer bewegten und auch getrübten Gegenwart nicht zu den Seltenheiten und Befremdlichkeiten gehören. Auf keine Weise aber darf es doch an Stigmatiseurs fehlen, sollte das Gespenst, das sie wittern, auch nur ein Zappelmann von Steifleinen sein. Die Jugend, die Jugend soll und muß einmal Alles ausbaden. Ach, die arme Jugend, — und doch wollen alle Menschen jung sein:

La jeunesse surtout, donnant contre l'écueil,
S'est livrée avec rage au démon de l'orgueil.
Elle croit tout savoir; avant d'être pubère,
Sur les plus hauts sujets hardiment délibère,
Pour sa présomption ne soit rien de sacré,
Et prétend repétrir l'univers à son gré.
Des écoliers d'hier, réformateurs imberbes
Nous embrassant en bloc dans leurs mépris superbes,
Et prenant en pitié l'âge et les cheveux blancs,
Veulent de l'éternel rectifier les plans u. s. w.

Dies ist es und nichts weiter, was Hr. Pommier, der dem Namen nach wol kein Russe sein kann, von der Jugend Frankreichs zu sagen weiß. Was wir unsererseits ihm auf dieses ebenso unnütze als geistlose Geschwätz zu entgegnen wissen, ist nur Das, daß die Narrheit Derer, die an einen Umsturz der Monarchien und Constitutionen durch wahnsinnige und pöbelhafte Assassinen glauben können, beiweitem größer ist, als die Excentricität Derer war, die, um Nina Lassave zu sehen, einen Baiser verzehrten und ein Glas Bischof tranken. Wir sind immer geneigt, zu glauben, unsere Zeit berge in sich weniger Philisterei als irgend eine andere vorausgegangene. Dem ist nicht so, solche Schriften wie diese überzeugen uns vom Gegentheil. 11.

Bibliographie.

Bird, F., Das Seelenleben in seinen Beziehungen zum Körperleben vom Standpunkte der Naturforschung und der ärztlichen Erfahrung. 8. Berlin, Reimer. 1 Thlr. 8 Gr.

Bollmann, L. v., Die Schweiz. Ein Handbuch zunächst für Reisende. Mit einem Anhang, enthaltend die Beschreibung der interessantesten Punkte der Nachbarlande der Schweiz. Mit 3 Stahlstichen und 1 Karte. Gr. 8. Stuttgart, Hoffmann. 2 Thlr. 16 Gr.

Briefe eines Deutschen aus Nord-Amerika an seine Freunde und Verwandte in Deutschland. Eine Lecture zur belehrenden Unterhaltung. Herausgegeben von C. E. Kutschera. 12. Prag, Haase Söhne. 16 Gr.

Brunnow, E. v., Die neue Psyche. Novelle. 8. Bunzlau, Appun. 1 Thlr.

Gedichte von Fr. Beifert, A. Bruck und R. Lichter. 8. Oppeln, Baron. 16 Gr.

Gehe, E., Die Gründung von Charlottenburg. Historische Novelle. Das Gastmahl zu Rudolstadt. Drama. Gedichte verschiedenen Inhalts. Vermischte Schriften. 3ter Theil. 8. Bunzlau, Appun. 18 Gr.

Großmann, J. v., Hasardspiele, in Erzählungen. 8. Bunzlau, Appun. 1 Thlr.

Hammer-Purgstall. Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret. Mit 1 Titelvignette. Gr. 8. Darmstadt, Leske. 1 Thlr. 16 Gr.

(Hariri.) Die Verwandlungen des Abu Seid von Serug, oder die Makamen des Hariri, in freier Nachbildung von Fr. Rückert. 2te vervollständigte Auflage. 2 Bände. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 2 Thlr. 12 Gr.

Hase, K., Das junge Deutschland. Ein theologisches Votum in einer academischen Rede. 8. Parchim, Hinstorff. 6 Gr.

Lebensbilder aus beiden Hemisphären. Vom Verfasser des Legitimen. 6ter Theil. Nathan, der Squatter-Regulator, oder: Der erste Amerikaner in Texas. 8. Zürich, Schultheß. 2 Thlr. 12 Gr.

Löffler, F. A., Über die Gesetzgebung der Presse. Ein Versuch zur Lösung ihrer Aufgabe auf wissenschaftlichem Wege. 1ster Theil. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 3 Thlr.

Marggraff, H., Bücher und Menschen. 8. Bunzlau, Appun. 1 Thlr. 18 Gr.

Müller, H., Die Marken des Vaterlandes. 1ster Theil. Des Westens nördliche Hälfte. Gr. 8. Bonn, Weber. 2 Thlr.

Müller, N., Lieder. Eingeleitet von G. Schwab. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 4 Gr.

Naurath, P. Freiin v., Die romantischen Sagen der Burg zu Militsch, aus dem dreizehnten, vierzehnten und sechszehnten Jahrhundert. 4 Theile. 8. Breslau, Aderholz. 1 Thlr. 20 Gr.

Paley's natürliche Theologie mit Bemerkungen und Zusätzen von Lord Brougham und Sir Ch. Bell. In deutscher Bearbeitung herausgegeben von H. Hauff. Mit 25 Holzschnitten. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 2 Thlr.

Die Resultate der Wassercur zu Gräfenberg. Mit 1 Abbildung. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thl.

Robespierre. Mit Beziehung auf die neueste Zeit dargestellt von einem Wahrheitsfreunde. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr.

Schefer, L., Kleine Romane. 3ter Theil. Ein Weihnachtsfest in Rom. Die Pflegetochter. 16. Bunzlau, Appun. 1 Thlr. 6 Gr.

— — 4ter Theil. Das Verbrechen zu irren. 16. Ebendaselbst. 1 Thlr.

— — 6ter Theil. Die Probefahrt nach Amerika. 16. Ebendaselbst. 1 Thlr. 6 Gr.

Shakespeare. König Heinrich VIII. Schauspiel. In das Deutsche übertragen von S. H. Spiker. 8. Berlin, Crantz. 16 Gr.

Starklof, L., Vierzehn Tage im Gebirge. Ein Fragment aus meinem Wanderbuche. 8. Bremen, Kaiser. 1 Thlr. 16 Gr.

Steffens, H., Die Revolution. Eine Novelle. 3 Bde. 8. Breslau, Max u. Comp. 4 Thlr.

Sternberg, A. v., Schiffer-Sagen. 2 Bändchen. 8. Stuttgart, Cotta. 2 Thlr.

Wenke, K. W., Die Natur, der Mensch und sein Wissen. An die Naturforscher und Denker des neunzehnten Jahrhunderts. Die Vorrede seiner Schriften. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 8 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 198. — 17. Juli 1837.

Untersuchungen über Bevölkerung, Arbeitslohn und Pauperism in ihrem gegenseitigen Zusammenhange von Friedrich Schmidt. Leipzig, Göschen. 1836. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Pauperism, ein neu geschaffnes technisches Wort französischer Erfindung, welches im Allgemeinen die Lehre von der Verarmung, in der engern Bedeutung aber die Lehre von der Zunahme der Verarmung in den Ländern, deren Ursache und Abhülfe bedeutet. Überall in Europa, Rußland und die Türkei ausgenommen, und selbst in Nordamerika macht sich ein mit den Jahren fortschreitendes Wachsthum der Zahl der Armen und Hülfsbedürftigen bemerkbar und bestätigt sich durch die angestellten genauern Untersuchungen dergestalt, daß die daraus sich durchgehends ergebende Progression für die Zukunft die furchtbarsten Besorgnisse erregt und das Eindringen in ihren Zusammenhang mit der Geschichte, Statistik und Gesetzgebung der Staaten und den durch Erfahrung und Wissenschaft zu ergründenden Mitteln der Abhülfe und Vorbeugung zu einem der wichtigsten Capitel der Staatspoliceilehre erhebt. Schon gehört in Deutschland durchschnittlich der zwanzigste Theil der Einwohner zu den Hülfsbedürftigen, d. h. zu Denen, die sich und die Ihrigen nicht allein durchs Leben zu bringen vermögen, sondern nur mit Hülfe ihnen zu verabreichender Unterstützung. In dem nördlichen Frankreich, Belgien, Holland und besonders in England steht die Sache noch viel schlimmer; es sind da Gegenden, wo der sechste, und Städte, wo der vierte Mensch ein Armer ist, und wo es keine Sicherheit mehr vor den Zudringlichkeiten der Bettler gibt.

Solchergestalt ergibt sich die Gewißheit, daß, wie jede Münze ihre Kehrseite hat, auch zunehmende Verarmung eines Theiles der Bevölkerung eine unzertrennliche Begleiterin der fortschreitenden Civilisation der Länder ist, nicht blos weil mit ihr die Ansprüche an das Leben zunehmen, ohne die Mittel dazu allgemein zu gewähren, sondern auch weil sie die Industrie hervorruft und durch dieselbe wieder befördert wird, deren Gang unvermeidlich unter ihren todten und lebenden Werkzeugen Abnutzungen und Abfälle mit sich bringt und einen Theil der Arbeiter in Armuth versinken läßt, während sie den größern Theil bereichert und den Nationalreichthum vermehrt. Daraus erklärt sich denn auch die Wahrnehmung, daß das Anschwellen des Nationalcapitals die Verarmung nicht nur nicht aufhält, sondern daß im Gegentheile diese fast in demselben Maße sich ausgedehnt hat, wie der Reichthum gestiegen ist.

Die Wichtigkeit dieses Gegenstandes hat den Verf. bewogen, die über denselben gesammelten Erfahrungen und angestellten Untersuchungen zu sammeln, zusammenzustellen und in einem übersichtlichen Auszuge allen Denen vor Augen zu legen, die daran Interesse nehmen, damit sie in wenigen Tagen auf ihrer Stube kennen lernen mögen, was die mühsamsten Forschungen darüber bisher an den Tag gebracht haben. Es ist nicht seine Absicht gewesen, theoretische Erörterungen anzustellen, oder eine Theorie des Pauperism aufzustellen, sondern zur praktischen Beherzigung und Nutzanwendung liefert er die Ausbeute der statistischen Nachforschungen und der Aufklärungen der Staatswirthschaftslehre, um dadurch seine Leser in den Stand zu setzen, in dem noch immer fortdauernden Kampfe der Gelehrten und Staatsmänner selbst das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden.

Diese Kämpfe sind gegenwärtig um so häufiger, je entschiedener einerseits die Richtung ist, welche viele Regierungen und selbst der Zeitgeist nach den materiellen Interessen hin genommen hat, und je eifriger allseitig auf Verbesserung des Zustandes der Dinge in dieser Beziehung vorzugsweise hingearbeitet wird, wogegen Vielen auf der andern Seite eben diese Richtung des Strebens nach dem Nützlichen tadelswerth erscheint, als zu weit getrieben, als nachtheilig der geistigen Ausbildung, als unvereinbar mit der sittlichen Natur des Menschen. Aber der Mensch ist eben seiner Natur nach nicht ein blos geistiges, sondern auch ein materielles Wesen. Beides ist in ihm so eng verbunden, daß Niemand nachweisen kann, wo das eine aufhört und das andere beginnt. Materielle Hindernisse lähmen und stören oft die geistige Thätigkeit, und ebenso oft sind es nur materielle Mittel, wodurch eine Störung beseitigt werden kann. Kein Theil wird ungestraft zu Gunsten des andern vernachlässigt; beide Theile wollen gleich gepflegt sein. Denn nur in dem gesunden Körper wohnt der gesunde Geist. Auf gleiche Weise sind in dem Volksleben die materiellen Interessen mit den geistigen auf das engste verbunden, und jene stehen höher und diesen näher, als Viele glauben. Der Mensch in Masse will erst leben; er muß es erst können, ehe seine höhere wissenschaftliche und sittliche Entwickelung möglich ist. Beide sind gefährdet, wenn die materiellen Interessen vernachlässigt werden. (S. 5.)

Wahr! Ebenso wahr ist es aber auch, daß diese gefährdet werden, wo man jene vernachlässigt; daß sie zu lernen und zu üben das Schwierigere und Höhere bleibt;

und daß der Leib dem Geiste, nie das Geistige dem Leiblichen hintangesetzt und geopfert werden muß. Führt doch selbst die Darstellung des Verf. darauf, daß die geistigen Triebfedern und Zustände auf die Zu- und Abnahme der Verarmung von ungleich größerm Einflusse sind als die materiellen. Es ist Beides nirgend in der und für die Wirklichkeit zu trennen; wer es thut, wird einseitig und verirrt sich.

In diesen Fehler sind die Systematiker der entgegengesetzten Theorien gerathen, welche die Frage über die Möglichkeit und Wirklichkeit einer Übervölkerung der Länder behandelt und daraus Folgerungen auf die Verarmung in denselben und Anweisungen für deren Behandlung abgezogen haben, welche in grellen Widersprüchen miteinander stehen.

Es scheint wol an der Zeit, ihnen entgegenzutreten. Es gilt, den Bauplatz von dem darauf herumgeworfenen Schutte wieder zu reinigen, damit das darauf zu errichtende Gebäude nicht auf Sand, sondern auf festem Grunde gebaut werden könne; es gilt darzuthun, wie in Bezug des Gegenstandes Alles auf vorhandenen Verhältnissen beruhe, an denen der menschliche Wille nichts ändern kann, und daraus den Beweis zu führen, daß eine directe Einmischung in Bezug auf einige Punkte gar nicht, in Bezug auf andere nur mit großer Vorsicht anwendbar sei, und daß man insbesondere den Glauben, Alles nach Gefallen leiten und beglücken zu können, wie menschenfreundlich er auch erscheinen möge, aufgeben müsse, um nicht durch einseitige Befolgung seiner Gebote mehr Schaden als Nutzen zu stiften; es gilt zu zeigen, daß man gegen die Einen streng sein müsse, um nicht gegen die Andern ungerecht zu werden, daß die Dinge in der materiellen Welt meistens ihren Gang unabhängig gehen, daß sie stärkern Mächten gehorchen als dem menschlichen Willen, und daß man sich deshalb mit den Grenzen der menschlichen Macht bekannt machen sollte, damit wir nicht über dem Streben nach dem Unerreichbaren das Gute verlieren, welches in unserer Gewalt ist.

Indem der Verf. in diesen Worten (S. 8) den Geist seiner Arbeit verkündet, setzt er den Plan derselben dahin auseinander, daß, um die Grundursachen der Verarmung eines sich vergrößernden Theiles der Bevölkerung kennen zu lernen, er die Gesetze der Bewegung derselben, soweit sie hier einschlagen, auseinandersetzen werde, damit daraus die Beantwortung der wichtigen Frage sich herausstelle, ob eine Übervölkerung an sich eintreten und ob sie eine Quelle der Verarmung werden könne.

Hiernächst muß die Lage der arbeitenden Classen näher ins Auge gefaßt, es müssen ihre Verhältnisse und die Ursachen untersucht werden, welche sie zurücksetzen, was nothwendig zu der Betrachtung der Natur und der Verhältnisse des Arbeitslohnes führt. Diese Erörterung darf sich nicht blos auf die allgemeinen Gesetze seiner Regulirung beschränken, sondern muß vornehmlich die einzelnen, wenn auch vorübergehenden Ursachen der Stockungen in den Gewerben beleuchten, aus denen die Stockungen in den Unterhaltsmitteln der arbeitenden Classen hervorgehen. Alsdann erst lassen sich die Erscheinungen der Verarmung selbst nach ihrem Wesen auffassen, nach ihren Ursachen erklären und nach ihrem Einflusse und ihren Heilmitteln würdigen.

Hiernach zerfällt also die ganze Abhandlung in drei ziemlich gleiche Abschnitte von der Übervölkerung, dem Verdienstmangel und dem Pauperism. Der Verf. zeigt sich darin überall als einen in der Staatswirthschaftslehre bewanderten, richtig denkenden, vorurtheilsfreien und menschenfreundlich gesinnten Mann, welcher die ihm zu Gebote stehenden Materialien für seinen besondern Gegenstand sehr fleißig zusammengetragen, verständig benutzt und erfolgreich angewendet hat. Einige Wiederholungen (vergl. z. B. S. 389 u. 391 mit S. 409) und einige wenige zu schnelle Urtheile erwecken zwar den Verdacht, daß er sich die Zeit zu einer letzten Überarbeitung seiner Arbeit nicht genommen habe; doch leuchtet überall hervor, daß er derselben vollkommen gewachsen gewesen und mit Eifer und Lust daran gegangen ist. Wem es darum zu thun ist, eine klare und richtige Auffassung dieser überaus einflußreichen Sache und gesunde Regeln zu einer gedeihlichen Behandlung derselben zu erhalten, dem empfehlen wir dies Werk.

Die statistischen Nachrichten aus allen einzelnen Staaten Deutschlands sind noch zu mangelhaft und knapp, als daß der Verf. sie seinen Betrachtungen zulänglich hätte zum Grunde legen können. Dasselbe gilt von den meisten andern Ländern in Europa, ausgenommen von England, Frankreich und den Niederlanden, woher um so reichlichere Materialien zufließen, je mehr dort die Noth die Beleuchtung derselben angeregt hat. Diese Quellen, mit Berücksichtigung Dessen, was vom Vaterlande bekannt ist, sind hinreichend gewesen, um in die Natur der Sache einzudringen, die Entstehungsursachen aufzudecken und den Erfolg der angewandten Mittel zu erproben, solchergestalt aber daraus Lehrsätze abzuziehen, welche bei gleichen Verhältnissen überall von gleicher Anwendbarkeit sein müssen.

Unter allen Ländern ist es England, welches in seinen Gesetzen die ältesten Spuren von Maßregeln gegen die Überlast der Bettler, aber auch von Vorsorge für die Armen aufzuweisen hat. Dort ist denn auch vor beinahe 200 Jahren zuerst Hall gegen die allgemein herrschende Ansicht aufgetreten, nach welcher die Macht und das Glück der Länder durch die und mit der Zunahme der Bevölkerung sich nothwendig steigere, indem er vielmehr behauptete, dieselbe müsse ein gewisses Maß halten, über welches hinaus sie nachtheilig werde (S. 12). Wie aber oft ein Gedanke zu der Zeit, wo er zuerst laut wird, verhallt und erst in späterer Zeit sein Echo findet, so ist auch Hall unbeachtet geblieben, ungeachtet in der Mitte des vorigen Jahrhunderts James Stewart daran erinnerte und Ricci und Ortes in Italien gegen das Ende desselben denselben Grundsatz mit großem Scharfsinne und Gelehrsamkeit entwickelt haben. Desto mehr Aufsehen erregte Gray und nach ihm vorzüglich Malthus, als er mit seiner Lehre von der Übervölkerung und deren Gefahren und Nachtheilen hervortrat. Eine Menge andere Schriftsteller verfolgten hierauf dessen Bahn, wogegen die Populationisten, und an deren Spitze Sadler, ihn mit gleich großer Lebhaftigkeit bestritten. In Frankreich faßte Sismondi den Malthus'schen Grundsatz auf, machte aber davon eine ganz verschiedene und fruchtbarere Anwendung. Ihm folgten Foderé, Duchâtel und Degérando. Als aber in der neuesten Zeit der Druck der Armuth in denjenigen Departements überhand nahm, in welchen die größte Industrie herrschte, glaubten Morogues, Pommeuse und Villeneuve in dieser die furchtbare Quelle der Verarmung zu entdecken und sie angreifen zu müssen. In Deutschland ist weniger Veran-

lassung dazu gewesen, sich mit der Sache zu befassen, noch weniger sie leidenschaftlich zu behandeln. Nur Weinhold hat, das Übel in der Ferne erkennend, es zum Gegenstande verschiedener Schriften gemacht, aber mitunter ausgeschweift. Sonst ist sie von den Schriftstellern in der Staatswissenschaft nur als ein in dieselbe einschlagendes Capitel behandelt worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jakob Böhme's Leben und Lehre, dargestellt von Wilhelm Ludwig Wullen. Stuttgart, Liesching. 1836. 8. 14 Gr.

Im vergangenen Jahrhundert ward Jakob Böhme als ein Schwärmer betrachtet, der in dunkler wunderlicher Sprache geredet, durch den Anblick gewisser Gegenstände, namentlich eines zinnernen Gefäßes, Gesichte gehabt und diese mit Vernachlässigung seines Handwerksberufs für die Liebhaber mystischer Wissenschaft niedergeschrieben. Im gegenwärtigen Jahrhundert wird er als tiefer Denker hochgeschätzt, der, wie das Vorwort gegenwärtiger Schrift sich äußert, in seinen Werken ein rundes Ganze darstellt, dessen Ende in den Anfang zurückgeht, der mit Ordnung fortschreitet, wenn nicht in Worten, doch im Geiste, dessen Sprache da und dort von streng wissenschaftlichem Brauche abweicht, aber nicht zu tadeln ist, weil die Lehre nicht blos Schluß für Schluß, sondern auch dichterisch bildend fortgeht; überhaupt sei die Zeit vorüber, in der man meinte durch Anwendung einiger allgemeiner und deshalb nichts besagender Wörter mit Geistern fertig zu werden, und wo man glaubte, ein Mann werde schon dadurch gestürzt, daß man ihm einige größere und kleinere Irrthümer nachweise, die in der Haltung seiner Zeit ihre Erklärung fänden. Ref. meint freilich, eine solche Zeit sei nicht vorüber, sondern man mache es in unsern Tagen ebenso wie jene, nur in anderer Art; doch das hat für den vorliegenden Fall keine Bedeutung.

Es gilt ja vollkommen gleich, was eine oder die andere Zeit über Personen und Sachen urtheilt, nämlich nichts; denn unter Menschen erfährt jede Narrheit und Vernunft sowol Ehre als Unehre. Die Philosophie, als Weisheitsforschung, müßte dafür das Scheidungsmaß hinstellen; allein sie hat dergleichen Schicksal am eignen Leibe zum häufigsten erfahren. Wenn nun Jakob Böhme mit Gegenständen der neuern Speculation, als da sind: der Ungrund, die Verneinung der Verneinung, der dreieinige Urwille in seiner Verneinung und Bejahung u. s. w. zusammentrifft, so ist das ihm gespendete Lob leicht zu begreifen, gleichwie im Gegentheil, sobald die Speculation mit andern Begriffen haushält, eine Ablehnung oder Verwerfung jener Gegenstände und Ausdrücke natürlich wäre. Lob und Tadel folgen der innern Familienfreundschaft oder Feindschaft menschlicher Gedanken.

Eigenthümliche Gaben sind dem görlitzer Meister nicht abzusprechen. Im Bauernstande (geb. 1575) aufgewachsen, kaum nothdürftig lesen und schreiben lernend, das Vieh hütend, dem Schusterhandwerk zugetheilt, geräth er in Nachsinnen über kirchlichen Zwiespalt, arbeitet mit großer Anstrengung, in den Wirren die Wahrheit zu finden, liest Vieles und verfällt in Zustände, die man vielleicht als magnetische heutigen Tags bezeichnen könnte, glaubt, auf einmal den Schleier der Wahrheit gehoben zu sehen, von göttlichem Licht umleuchtet zu sein und in die Tiefen des Alls hinunterzuschauen, welche Versenkung ins Innere sieben Tage dauert. Er hat dies mit Cardanus und Andern gemein und erfährt es öfter. Erst spät, 1612, schreibt er nieder, was er über Gott, Natur, Geist, Geschichte, Christus aus sich herausgearbeitet, zur eignen Selbstverständigung. Die Handschrift: „Morgenröthe im Aufgang", vorzüglich auf biblische Anschauungen sich stützend, geräth in die Hände wohlwollender Freunde und findet in Abschriften viele Leser. Der Obergeistliche von Görlitz, Gregorius Richter, glaubte darin gefährliche Irrlehren zu entdecken, der Rath von Görlitz fodert den Verf. vor, beraubt ihn der Handschrift und verweist ihn ans Handwerk. Erst 1618 ergreift er wieder die Feder auf den Zuspruch von Freunden, schreibt über die drei Principien des göttlichen Wesens, wird selbstbewußter und entschiedener. Es mehren sich die Freunde, machen ihm möglich, sein Handwerk aufzugeben, es erscheinen im Druck zahlreiche Schriften und er geräth in literarische Streitigkeiten. Durch sie mußte er auf eine Zeit lang die Stadt verlassen, fand aber bei auswärtigen Gelehrten Beifall und Hochachtung und erwarb sich den Namen des philosophus teutonicus. 1624 ist er gestorben.

Hr. Wullen erwirbt sich unstreitiges Verdienst, aus den nicht leicht zu lesenden und zu fassenden Werken dieses Mannes die Hauptsätze zusammenzustellen. Er behauptet, in ihnen die richtige Angabe des Gegensatzes zwischen bedingter und unbedingter Erkenntniß, höherer und niederer Einsicht und eine folgerichtige, gründliche Darstellung seines Inhalts zu finden und beruft sich auf Hegel, welcher dem Reden gegen Böhme Stillschweigen geboten. Sein reines Auge sei stets zum Himmel gerichtet gewesen, sein Hauptziel Gottesdienst und Gottesverherrlichung, sein ganzes Forscherleben ein Streben im Reiche des Denkens und Seins, der Freiheit und Nothwendigkeit, des Geistes und der Natur, des Guten und Bösen, das Wandeln Gottes zu erkennen.

Ob nun für diese hohen Aufgaben — die fortwährenden speculativer Bemühung — Böhme's Leistungen genügen, wird gewiß von Verschiedenen verschieden beantwortet; ob der Verf. ein volles Verständniß des Geleisteten durch seine Zusammenstellung — die übrigens der naturphilosophischen Bedeutsamkeit des Salpeter und Mercurius u. s. w. nicht erwähnt — herbeigeführt, läßt sich bezweifeln. Wenigstens entstehen dem aufmerksamen Leser gleich anfangs große Schwierigkeiten. Es heißt: „Das Innerste und Tiefste des Alls ist der Ungrund. Sein Wesen ist das Wesenlose. Er ist weder das Sein noch das Denken, noch die lebendige Einheit des Seins und des Denkens; er ist weder die Natur noch der Geist, noch das lichte Band der Natur und des Geistes. Er ist nichts als die unendliche Regsamkeit des ewigen Urwillens." Hier fragt natürlich ein Leser: wie kann ich im Ungrunde das Tiefste des Alls, also seinen Grund, im Wesenlosen, dem Weder-Noch des Seins und Denkens, der Natur und des Geistes, eine Regsamkeit des Urwillens denken, die doch ist, die doch will, nämlich einen dunkler oder klarer gedachten Zweck? Daß letzterer Sein haben und wollen muß, ergibt sich sogleich aus dem Folgenden: „Dieser Urwille sucht und findet sich, und indem er sich sucht und findet, bewegt er sich dreifach. Er geht von sich aus und umschließt sich durch die Rückkehr zu sich. Diese drei Bewegungen bedingen sich wechselweise, die eine wird durch die andere gesetzt, und wenn die eine gehemmt würde, so würde auch die andere aufhören. Somit ist der Ungrund in seiner Bewegung die heilige Dreiheit." Hier ist also Bewegung gesetzt, kein Weder-Noch, nicht denkbar ohne Zeit und Raum, in sich selbst kreisend seinem Wesen nach, und doch als Ungrund das Wesenlose. Ferner: „Der Ungrund, der von sich ausgeht, um sich zu suchen, ist der ewige Vater; der Ungrund, der in seliger Lust sich findet, der Sohn; der Ungrund, der zurücklenkt und vermittelt und eint, ist der Geist. Die Dreiheit wird daher durch die Einheit gesetzt und die Einheit durch die Dreiheit. Kein hemmender Gegensatz stört dieses anfanglose kreisende Leben, es ist also das ewige Gut." Es ist mithin, dies Leben, ist Vater, Sohn und Geist, sollte nach der Voraussetzung nicht sein, nämlich wesenlos, aber findet doch selige Lust in seiner Wesenlosigkeit, ist in deren Nichtsein und Nichtdenken das ewige Gut. Noch weiter: „Indem der Urwille in seiner unendlichen Tiefe dreifach sich bewegt, spricht er sich aus, oder er ist das ewige Wort. In dem Worte laufen alle Schwingungen der Ewigkeit zusammen, in ihm liegt die ganze Kraft des Alls.

Nichts mag gedacht werden, das nicht von ihm getragen würde. Allein indem der Urwille sich ausspricht als das Wort, erkennt er das ganze Räthsel seiner Tiefe, er ist der die Unendlichkeit durchschauende Verstand, die ewige Weisheit. Das Wort ist das Sprechende, die Weisheit das Ausgesprochene; das erstere die Thätigkeit, das andere die Folge der Thätigkeit, das Leidende. Die Weisheit gebiert nichts; sie ist die ewige Jungfrau. In der Weisheit schaut der Ungrund sich selbst an; jedoch schaut er nicht nur sich selbst an, sondern auch den ganzen Kreis der Möglichkeiten. Denn nichts kann gedacht werden, das nicht ein Abbild des Ungrunds wäre, eine Regung des Willens als Dreiheit. Somit bedarf der Urwille keines andern Wesens, um seiner bewußt zu werden, oder sein Selbstbewußtsein zu ergänzen. Er ist der ewig vollendete Geist des Alls. Auf diese Weise entfaltet sich der Begriff Gottes, welcher aus einem Sein, das vielmehr nichts ist, sich hervorbildet und immer reicher und reicher sich bestimmt." Wir finden in diesen Aussagen biblische Vorstellungen von der Weisheit, dem Wort (λογος), mit pantheistischen von Beziehung der Differenz auf die Indifferenz, Entwickelung jener aus dieser und Selbstbestimmung des Nichts (Position aus Negation) gemischt; das Undenkbare bleibt ihnen eigen; denn nach der Denkbarkeit ist das Wort nicht das Sprechende, sondern das Ausgesprochene, und zwar von der Weisheit eines weisen Wesens Ausgesprochene; die Weisheit ist keine Jungfrau, sondern Mutter von Gedanken und That; ein Ungrund kann sich in ihr nicht anschauen, sondern ein lebendiges Bewußtsein wirkender Wesen; von einem Ungrunde — dem Wesenlosen — ist kein Abbild vorstellbar, sondern nur vom Wesenhaften; der Begriff Gottes kann sich nicht aus einem Nichts hervorbilden und reicher werden. Die Einsicht solches Nichteinzusehenden gewinnt auch nicht dadurch, daß — analog der mosaischen Schöpfungsgeschichte — die „ewige Natur, welche das Offenbarungsmittel des Ungrundes befaßt, sich in der Siebenzahl entfaltet und folgende Formen des Daseins bildet: 1) Finsterniß, 2) Herbe, Härte, 3) Schärfe, 4) Grimm, 5) großer Tod, 6) Selbstheit, Stillestehen, 7) Ohnmacht". Was im Anfange dem Leser unfaßlich und mit Widerspruch behaftet geblieben, bleibt es auch im Fortgange.

Abgesehen jedoch von diesem speculativen Inhalt und dessen Begriffsungefügigkeit — welche ähnlichen Leistungen eigen ist — halte man J. Böhme nicht für einen durchaus wunderlichen Schriftsteller, mit welchem kein Verständniß zu finden, sondern man findet dieses oft in trefflichen, religiösen, gemüthvollen, schön und wahr gedachten Äußerungen, deren für unsere Leser — aber nicht aus Hrn. Wullen's Darstellung gezogen — einige hier stehen mögen, um den Mann gerecht zu würdigen und einen Beifall seiner Freunde erklärlich zu machen.

„Die äußere Geburt nimmt ihren Verstand von der innern; die innere Geburt ist der Creatur unbegreiflich, aber die äußere ist ihr begreiflich, jedoch begreift ein jede Eigenschaft seine Mutter, daraus sie ist erboren worden. Als die Seele begreift die innere ewige Natur und der Seelen Geist, ein jedes Auge siehet seine Mutter. Der freie Wille ist eine stille Liebe. Ein jeder spricht: Zeige mir den Weg zur Offenbarung des Guten. Höre, liebe Vernunft, du mußt selber der Weg werden, der Verstand muß in dir geboren werden, anders kann ich ihn dir nicht zeigen." („De signatura rerum.")

„O Holdseligkeit und große Liebe, wie freundlich bist du, wer kann deine Schöne ermessen? Was schreibe ich doch, der ich nur stammle wie ein Kind, das da lernt reden? Wem soll ich's doch vergleichen? Soll ich's der Liebe dieser Welt vergleichen, so ist es nur ein finster Thal, ach und groß! Ich kann dich mit Nichts vergleichen als nur mit der Auferstehung der Todten, da wird das Liebesfeuer wieder aufgehen in uns. Du darfst nicht denken, daß ich sei im Himmel gestiegen, und habe solches mit meinen fleischlichen Augen gesehen. O nein, höre du halb verstorbener Engel, ich bin wie du und habe kein Licht in meinem äußerlichen Wesen als du. Du darfst nicht fragen: wo ist der Himmel? Er ist in deinem Herzen, schleuß ihn nur auf." („Morgenröthe im Aufgang.")

„So wir nun von Gott wollen reden, was er sei und wie er sei? So müssen wir ja sagen, daß er selber das Wesen aller Wesen sei. Denn von ihm ist Alles erboren, geschaffen und herkommen, und nehmen alle Ding ihren ersten Anfang aus Gott. So wir vom Himmel reden, so reden wir von unserm Vaterlande, welches die erleuchte Seele wohl schauen kann, ob's gleich dem Leibe verborgen stehet. Ach, daß ich Menschengriffel hätte und könnte den Geist der Erkenntniß schreiben! Muß ich doch an dem großen Geheimnisse stammeln, gleich einem Kinde, das gehen lernet. So gar kann's die irdische Zunge nicht erheben, was der Geist begreift und erstehet." („Drei Principien göttlichen Wesens.") 28.

Notizen.

Flormer Peck, ein ziemlich guter Wirth, aber etwas excentrischer Charakter, unterhält auf dem halben Wege zwischen Simonstown und der Capstadt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung ein Gasthaus, welches benamset ist: „Der artige Schäfer von der Salisburyebene" (The gentle shepherd of Salisbury plain). Obwol es 20—30 Jahre her sein mag, daß dieser gute Wirth aus dem united kingdom nach dem heißen Afrika sich übersiedelte, so hat er doch den heitern Humor von Altengland deshalb keineswegs vergessen. Allerlei kluge und lustige Reimchen schmücken das Innere seines Gasthauses, prangen an den Wänden und über den Eingängen, oder nehmen sich mindestens in dem Munde des Gastgebers recht vergnüglich aus. So z. B.: „Leben ist nur eine Reise, drum laßt uns unterwegs gut leben." Eine andere, aus den vier Sprachen, deren unser Ehrenmann mächtig ist, nach Maccaroniweise zusammengesetzte Inschrift, womit der ehrliche Wirth sich Gäste zu gewinnen sucht, lautet so:

Multum in parvo, pro bono publico,
Entertainment for man and beast;
Lecker Kost, as much, as you please;
Excellent beds without any fleas.
Nos patriam fugimus, now we are here;
Vivamus, let us live by selling beer;
On donne à boire et à manger ici;
Come in and try, whoever you be.

Die Frauen von Neusüdwales bedienen sich als Schmuckes der Schwänze der Bisamkatze, welche sie auf eine sehr zierliche Weise an ihre fettigen Haarlocken befestigen. Außerdem ziert ihren Nacken eine Schnur, worauf kleine Stücke von irdenen Pfeifenröhren, die mit bunten Knöpfen abwechseln, aufgereiht sind. Ein alter schmuziger Mantel vom Felle der Bisamkatze hängt um ihre Schultern, und ein Bündel von Lumpen, deren Stoff nicht leicht zu erkennen ist, um ihre Hüften. Vollständig aber wird die Toilette dieser liebreizenden Wesen durch ein netbul oder culy, das auf ihren Rücken hängt und mit einer Gesellschaft kleiner Thiere und anderer Eßwaren gefüllt ist, deren Mannichfaltigkeit nicht leicht zu schildern ist. Auch die Männer schmücken ihren Kopf mit dem Schwanz der Bisamkatze und wenden außerdem noch reichlich Fett und rothe Farbe an, um ihre Schönheit zu erhöhen. Ein Büschel Barthaare ziert das Kinn, und die Farbe ihrer Haut kann man unter der dichten Lage von Schmuz und Holzkohle, die es bedeckt, kaum erkennen. Durch ihre Nase tragen die Männer ein metallenes Stäbchen, und auch sie sind mit einem Gürtel von Pelzwerk versehen. Ihr beständiger Begleiter ist die Pfeife, und die Neigung zum Taback ist unter Denen, die mit den Europäern in Verbindung stehen, so groß, daß ein Röllchen Taback das angenehmste Geschenk ist, was man ihnen darbieten kann. Gold ist ihnen minder kostbar als dies für viele rohe Völker so lockende Kraut. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 199. — 18. Juli 1837.

Untersuchungen über Bevölkerung, Arbeitslohn und Pauperism in ihrem gegenseitigen Zusammenhange von Friedrich Schmidt.

(Fortsetzung aus Nr. 198.)

Auf die Beobachtung, daß in Nordamerika die Bevölkerung in 25 Jahren sich verdoppelt hat, baute Malthus den Grundsatz, daß diese Vervielfältigung an und für sich ins Unendliche fortgehen würde, wenn sie nicht durch äußere Behinderungsursachen, insonderheit durch Entbehrung auf- und abgehalten würde, indem die Productionskraft der Natur damit nicht gleichen Schritt zu halten vermöge, da diese nur in arithmetischer Progression fortschreite, während die menschliche Zeugungskraft in geometrischer Progression fortzuwirken vermöge. Da nun dem Menschen Nahrung und Unterhalt unentbehrlich ist, so folgerte er daraus, daß die Bevölkerung bedingt sei durch den Vorrath an Unterhaltsmitteln und nach dem Maße der Vermehrung dieser letztern allezeit wachse, dafern dies nicht gewaltsam gehindert würde, namentlich durch äußere Gewalt, Elend, Sittenverderbtheit, in welche drei Classen sich alle Hemmungen und Verkümmerungen bringen ließen.

Wenn nun auch Sadler darin leichte Mühe hatte, die Wirklichkeit und Wahrheit der arithmetischen und geometrischen Progression zu bestreiten, so hat er doch den Hauptgedanken nicht widerlegen können, daß die Zunahme der Erzeugungskraft der Erde die Mächtigkeit und Schnelligkeit der Zeugungskraft der Menschen an sich nicht einholen könne.

Denn das lehrt die Erfahrung, daß im Gegentheile bei bereits cultivirten Ländern die Masse der hervorzubringenden Erzeugnisse immer mehr abnimmt. Daß sich jedenfalls dieselben nicht in dem Verhältnisse der Vermehrung ihrer Bewohner vermehren lassen, erhellt schon daraus, daß sonst auf jedwedem Landgute alle Nachkömmlinge der ersten Besitzer derselben für alle Zeiten ihren Unterhalt müßten finden können, was noch nie der Fall gewesen ist noch sein wird. (S. 67.)

Dagegen ist der Satz des Malthus allerdings nur relativ, nicht absolut wahr, wie Sismondi durchschaut hat (S. 73). Er würde nur wahr sein, wenn er auf die ganze Erdkugel oder auf ein ganz geschlossenes Land angewendet werden könnte; außerdem macht ihn der auswärtige Handel zu Schanden, der das Bedürfniß herbeischafft. Es ist aber derselbe auch nur in der Abstraction wahr, nirgend in der Wirklichkeit, weil noch in keinem Lande erbaut worden ist, was es zu tragen vermöchte, noch jemals erbaut werden wird, vermöge der Gesetze des Eigenthumes, welche die Benutzung eines jeden Landtheiles in die Willkür seines Herrn stellen. Überall aber haben sich die Eigenthümer der Erzielung des größten Bruttoertrags entgegengesetzt, vielmehr ihr Augenmerk auf das höchste Nettoeinkommen gerichtet. Übrigens wird Der, welcher vor vollen Schüsseln sitzt, sie jedoch nicht anrühren darf, davon nicht satt, weshalb nach Sismondi nicht sowol das Dasein der Unterhaltungsmittel, sondern die Fähigkeit ihrer Aneignung und ihres Verbrauches in Betrachtung kommt. Wenn nun das Einkommen einer Nation die Quelle ihres Verbrauches ist, so muß sich nach ihm die Bevölkerung nach diesem Einkommen richten und mit ihm zu- oder abnehmen (S. 85). Grade darin nun liegt das Übel, daß durch die Industrieunternehmungen im Landbau und in den Gewerben die sichere und voraussichtliche Bemessung dieses Einkommens und eine darauf gegründete Einrichtung des Hausstandes eine Sache der Unmöglichkeit für die arbeitende Classe geworden ist, weil sie ganz außer Stande ist, abzusehen, welche Nachfrage nach Arbeit stattfinden werde, mithin ihr Arbeitscapital ihnen gar keine Bestimmtheit und Sicherheit eines Einkommens gewährt, wodurch sie daran gewöhnt werden, die ungewisse Zukunft dem Schicksale anheimzugeben und nur der Gegenwart zu leben, in derselben verzehrend, was sie verdienen.

Ein Schuhmacher wird kein Paar Schuhe ohne Bestellung machen, und wenn er sieht, daß sein Geschäft nur einen einzigen Arbeiter ernähren kann, wird er nicht drei oder vier Söhne für sein Handwerk erziehen. Wenn aber in einer Schuhfabrik 200 Arbeiter allwöchentlich 1200 Paar Schuhe fertigen, werden diese im Vertrauen, daß sie ihr daraus bezogenes Einkommen behalten, darauf heirathen, und gerathen mit ihren Familien ins Verderben, wenn die Fabrik in Stocken geräth, als Opfer eines Irrthums, der ihnen nicht zuzurechnen ist. Der Eigenthümer oder Pächter einer Landbesitzung, wie beschränkt seine Kenntnisse sein mögen, kennt doch die Quantität von Getreide, Hülsenfrüchten, Milch u. s. w. sehr gut, welche er auf dem Markte absetzen kann; und wenn der Absatz sich nicht mehrt, wird er kein neues Land in Cultur nehmen, weil er mit seiner Waare nichts anzufangen wüßte. Reicht sein Gut nicht hin, allen oder vielen Kindern Arbeit zu geben, wird er weder mehr Kinder zeugen, noch sie alle verheirathen. Wenn aber ein großer Gutsbesitzer ausgedehnte Culturen unternimmt, welche viele Arbeit erfodern, wenn er eine Menge von

Arbeitern jahrelang in seinen Anlagen und in seiner Wirthschaft beschäftigt, so werden sich seine Leute dem Glauben überlassen, daß sie in ihrer Arbeit ein bestimmtes Einkommen besitzen. Wenn später der Gutsherr findet, daß er sich besser dabei stehe, alle seine Auslagen zu sparen und seine Ländereien als Weideänger zu benutzen, so gehen leicht alle jene Familien zu Grunde, dafern sie kein anderes Unterkommen finden. (S. 88.)

Es ist nichtsdestoweniger unrichtig, wenn Sismondi die fehlgeschlagenen Speculationen der Unternehmer allein oder hauptsächlich als die Ursachen solchen Übelstandes betrachtet, da es deren noch viele andere gibt (S. 98). Es genügt ebenso wenig, mit ihm Mangel an Arbeit als die Quelle der Verarmung anzugeben, weil man weiter die Ursachen des eintretenden Arbeitsmangels kennen muß, um auf zweckmäßige Maßregeln zu dessen Abhülfe denken zu können und nicht auf gefährliche und das Übel vermehrende Misgriffe zu verfallen, wie gemeinhin geschehen ist. Diese Ursachen sind nie allgemeine, das ganze Geschlecht betreffende, selten ein ganzes Land drückende; sie sind in der Regel nur örtliche und zeitliche. Diese Erwägung ist darum wichtig, weil dadurch das Maß des Raumes und der Zeit der möglichen Hülfe bemessen wird und diese Möglichkeit sich nach dem eignen Vermögen der Hülfsbedürftigen richtet, der Noth zu widerstehen. Diese ist gemeinhin so gering, daß die Abhülfe zu spät kommt.

Wenn sonach es auch seine Richtigkeit hat, daß zwischen der Bevölkerung und deren Unterhalte ein Misverhältniß im Raume und in der Zeit eintreten kann, so darf man doch nicht mit dem Verf. (S. 100) zugeben, daß dies Misverhältniß in der Bevölkerung beruhe, welche nicht vorhanden sein könnte, wenn sie nicht auf naturgesetzmäßige Weise entstanden wäre. Das Misverhältniß erwächst vielmehr aus der Unstetigkeit des Arbeitsbedürfnisses, der Unzulänglichkeit des Arbeitlohnes, dem Mangel an Einkommen der Arbeiter, der Vertheilung des Nationaleinkommens, dessen gleichmäßiger Umlauf stockt und in einigen Gliedern des Staatskörpers sich anhäuft, in andern fehlt, ohne daß dieser Übelstand durch schlechte Staatseinrichtungen eben erzeugt sein müßte, wie Sadler behauptet, da er im Gegentheile aus der Natur des Verkehres und dem Einflusse der menschlichen Willkür und des Geschmacks, sowie aus Natur- und politischen Ereignissen von selbst hervorgeht. Allerdings aber steht es in der Macht der Regierungen, diesen Einwirkungen Ableitungen zu verschaffen und deren nachtheiligen Wirkungen zu begegnen, jedoch immer nur bis zu einem gewissen Maße, über welches hinaus selbst ihre Macht zur Ohnmacht wird. Verantwortlich machen sie sich allerdings, insofern sie unterlassen, was sie zu verhüten vermögen, oder wol gar aus Unkenntniß der wahren Beschaffenheit der Sache das Gegentheil befördern, wie leider nicht in Abrede gestellt werden kann.

Von großer Erheblichkeit ist hierbei die Erwägung der Verschiedenheit von Europa und Amerika, von Deutschland und Rußland, von angebauten oder noch im Anbau begriffenen Ländern (S. 99). Es lassen sich für die ganz verschiedenen Verhältnisse in denselben keine gleichmäßigen Gesetze und keine für beide gleich passende Regel der Bewegung der Bevölkerung erdenken, weil es ungleichnamige Größen sind.

Wenn Adam Smith, und die ihm anhängen, den Grundsatz aufstellen, daß die Bevölkerung sich nach der Größe des Nationalcapitals richte und mit ihm stehe und falle, muß man schon darum von allem Nominal dieses Capitals abstrahiren, weil die Lebensart der Erdbewohner in verschiedenen Gegenden und zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden ist. Man müßte also die in jeder Gegend und zu jeder Zeit bestehende Summe des Bedürfnisses einer Arbeitsfamilie zum Maßstabe eines jeden Nationaleinkommens machen. Allein von demselben leben nicht blos die Armen, sondern auch die Reichen und entnehmen daraus die Befriedigung ihrer Bedürfnisse und ihres Geschmacks, welchen sie den Armen aufzuopfern weder gemeint sind, noch rechtlich genöthigt werden können. Es gibt wol eine moralische Verpflichtung zur Unterstützung der Leidenden, aber kein Zwangsrecht der Letztern darauf. Wol liegt es in dem Berufe des Staats, welcher nicht blos eine Rechtssicherheitanstalt, sondern eine Gemeinschaft der Mitbürger zur allgemeinen und wechselseitigen Beförderung der Vervollkommnung und des Lebensglückes Aller ist, Noth und Elend überall möglichst abzuwenden und zu dem Ende auch jene moralische Verpflichtung zu einer bürgerlichen der Beisteuer und Mitwirkung umzuschaffen. Immer aber hat diese Obliegenheit ihre natürlichen Grenzen sowol in Bezug auf Den, dem Milde angesonnen wird, als auf Diejenigen, welche darauf Anspruch haben, weil außerdem der Müßigang befördert und die Gerechtigkeit verletzt werden würde, welche nicht zuläßt, daß Jemand auf Kosten seiner Mitbürger lebe und seinen Genuß befriedige. Auf die Untersuchung dieser Aufgabe ist der Verf. gar nicht eingegangen, weil sie eine rein wissenschaftliche ist; allein sie ist durchaus nicht zu entbehren, wenn man zu festen Regeln darüber kommen will, was in Betreff der Armenpflege Rechtens sei. Immer muß diese Frage noch der vorausgehen, was dabei klug und räthlich sei.

Hingegen hat der Verf. die Allgemeinheit der Smith'schen Regel, welche sie unrichtig macht, von einem andern Gesichtspunkte aus beschränkt (S. 146), indem er darauf aufmerksam macht, daß in dem Nationaleinkommen nicht blos der Lohn der Arbeiter, sondern auch die Bodenrente, die Capitalrente und der Unternehmergewinn zusammengeworfen sind. Es muß von dem gesammten Vermögen der Nation nicht blos alles todte, sondern auch das ganze stehende Betriebscapital abgerechnet werden (S. 191), und von dem umlaufenden noch der ganze Antheil, welcher den Werth der zu verarbeitenden Stoffe ausmacht, sodaß eben deswegen von dem ganzen zu jeder Zeit umlaufenden Betriebscapitale nur derjenige Theil auf die Bevölkerung wirkt, welcher die Summe des zu bezahlenden Arbeitslohnes beträgt. Doch ist auch hierbei zu bedenken, daß in Ländern, welche an dem Welthandel Theil nehmen, nicht blos das Nationaleinkommen in Betracht kommt, wenn davon die Rede ist, wieviel davon zur Arbeitsvergeltung bestimmt ist, sondern auch alles Dasjenige, was die Abnehmer der

ausgeführten Waaren dafür aus dem Einkommen anderer Nationen entrichten.

Aus dem Allen zieht denn der Verf. (S. 155) folgende Grundsätze ab:

1) Ein Misverhältniß der Menschenzahl zu den Lebensmitteln, vorübergehende Fälle abgerechnet, gibt es nicht, und hiernach kann von keiner Übervölkerung die Rede sein.

2) Dagegen kann ein Misverhältniß zwischen dem zur Bezahlung menschlicher Arbeit dienenden Capitale und der Bevölkerung eintreten, welches alle Nachtheile einer Übervölkerung herbeiführt. Dies kann für ein ganzes Land oder auch nur in einzelnen Districten desselben stattfinden.

3) Es entsteht dasselbe nicht immer aus einer zu starken Vermehrung der Bevölkerung, sondern weit häufiger dadurch, daß eine Menge Menschen aus mancherlei Veranlassungen sich nach einem Orte oder einer Gegend hinwenden und dort sich anhäufen.

4) Da nun die Erhaltung einer solchen Menschenmasse auf die Dauer jede Macht übersteigt, muß von Staatswegen ein solches Zusammendrängen, wenn auch nicht verboten und gradezu verhindert, doch möglichst vermieden, wenigstens auf keine Weise befördert werden; vielmehr

5) ist eine möglichst gleichmäßige Vertheilung der Bevölkerung und eine verhältnißmäßige Eintheilung des Nationaleinkommens das Ziel, welches zwar sich nicht erzwingen läßt, welches aber doch nie aus den Augen verloren werden darf, weil möglichst darnach zu trachten ist. Mit dieser Maßgabe

6) bleibt die Bewegung der Bevölkerung sich am besten selbst überlassen, indem sie von selbst den natürlichen Standpunkt einnehmen wird, während alle künstliche Einwirkungen lediglich eine größere Verwickelung der Angelegenheiten zur Folge haben.

Dies Letztere gilt jedoch natürlich nur von cultivirten Ländern. Wo noch große Landstrecken unbebaut liegen, die rohen Producte noch außer Landes geführt und von auswärtigen Kaufleuten aufgekauft werden, da macht sich die Regierung wol verdient durch Colonien und Beförderung von Manufacturen und Entrepots, zumal wenn die Einwandernden auch neue Capitalien mitbringen, nicht blos körperliche, sondern auch geistige. Was würde Preußen ohne die Aufnahme der Holländer, der Hugenotten, der Salzburger sein?

(Die Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige Rechtsfälle und Gerichtsscenen.

John Adams, einer der renommirtesten Boxer in London, wird bei dem Policeibureau in Bowstreet angeklagt, die Wahl Sir Francis Burdett's zum Parlamentsmitgliede gegen klingende Bestechung begünstigt zu haben. Man hat sich seiner bemächtigt in dem Augenblicke, wo er einigen Anhängern des Whigcandidaten, Hrn. Leader, nach Boxermanier das Feld streitig machte. John Adams ist ein Mensch von athletischem Körperbau, und daher kam es, daß er einen so kräftigen Widerstand leistete, daß man nicht weniger als 18 Policeidiener nöthig hatte, um ihn zu binden und vor die Behörde zu führen. Hier erklärt John Adams offen und etwas beleidigt: „Ich bin Tory und Burdettist; ich befand mich auf meinem Platze, nicht um irgend Jemand zu schaden, sondern um unsere Freunde gegen die Rotten der Radicalen zu beschützen." Frage: Wie viel hat man Euch für den verursachten Aufstand bezahlt? Antwort: Nichts, ich bin ein Freund der Ordnung und pflege zu ihrem Besten stets unentgeltlich zu arbeiten. „Ich muß Euch also", sagte der Richter, „wegen Widersetzlichkeit gegen die Constables zu 10 Pfund Geldbuße verurtheilen." „Wie in aller Welt soll ich diese ungeheuere Summe aufbringen, da ich blos Boxer bin und kein Gewerbe habe." Der Richter: „Gut, Freund, daß Ihr mich daran erinnert; dieser Umstand verdreifacht Eure Strafe, und ich muß mir nun 30 Pf. von Euch erbitten, oder Euch auf ein halbes Jahr ins Correctionshaus schicken." Armer John Adams, uneigennütziger Vaterlandsfreund!

In einem kleinen Städtchen des südlichen Frankreichs ereignete sich vor Kurzem ein Duell zwischen zwei polnischen Flüchtlingen. Sie waren Stuben-, Bett-, Freudens- und Leidensgenossen gewesen, seitdem sie ihr Vaterland verlassen hatten, und dennoch verwandelte der böse Dämon der Eigensucht diese Liebe und Treue in Haß. Der Eine, milder gesinnte, war schwer zum Zweikampf zu bewegen; allein der Andere, desto unversöhnlicher, stachelte und reizte ihn dazu, bis er nachgab. In einem kleinen Gehölz fand der Zweikampf statt, und glücklicherweise entlud sich die Strafe diesmal auf den Schuldigen. Dieser Unversöhnliche sank, von der Kugel des Freundes mitten durchs Herz getroffen, auf den ersten Schuß. Man fürchtet für den Verstand seines Gegners.

Sind es Wölfe, Füchse, oder Kaninchen?

Abermals ein Fall, welcher beweist, wie das Komische vor den Behörden seine unabweisliche Rolle spielen muß. Ein Förster in dem Walde von Palanges unweit Rhodez findet eines Tages im Gebüsche fünf junge Thiere, ziemlich ungestalt und anscheinend vor Kurzem erst geworfen. Es ist schwierig zu bestimmen, zu welcher Race sie gehören; allein dem Förster fällt bei, daß das Gesetz Demjenigen, der sich eines Wolfes bemächtigt, eine Prämie zuerkennt; er nimmt also um so lieber die jungen Bestien für Wölfe, steckt sie in seine Jagdtasche und begibt sich im Triumph nach Rhodez, schon im Geiste die unerwartete Belohnung einstreichend. Als vorsichtiger Mann läßt er sich jedoch vorher von den Maires von A. und L. zwei Zeugnisse ausstellen, daß diese fünf Creaturen wirklich zum Wolfsgeschlecht gehören; auch an den Maire von M. wendet er sich, in der Meinung, daß aller guten Dinge drei sein müssen; allein dieser weiß sich der bedenklichen Verantwortlichkeit zu entziehen, indem er anführt, daß er, da die Thiere nicht auf seinem District angetroffen seien, zu keinem Zeugnisse berechtigt sei. In Rhodez angekommen, trägt der Finder seine Brut zum Forstinspector, der sogleich eine genaue Bescheinigung mit ihr vornimmt und sie für eine wahrhafte Wolfsbrut erklärt, sodaß also der erfreute Förster nunmehr seiner Sache dreifach versichert war. Und dennoch hatte er die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Listigen Blicks tritt er vor den Präfecten: „Ich bringe fünf Wölfe." „Zeigt sie vor." Der Förster hat nichts Eiligeres zu thun, und die vermeintlichen Wölfe marschiren in dem Präfecturzimmer umher. „Aber sind dies auch wirkliche Wölfe?" „Mein Herr, das ist kein Zweifel; ich habe in meinem Leben wenigstens 30 Wölfe gefangen und Tausende gesehen, und überdies sind hier die drei Legitimationen." „Desto schlimmer, Freund, für Euern Jägerruhm, dies sind ja Füchse." „Was, Füchse? Betrachten Sie doch den Wolfsschnauze." „Ei ja, die Fuchsschnauze verlängert sich, wenn er junge Hühner wittert." „Aber dieser beizende Geruch." „Glaubt Ihr denn, lieber Freund, daß sich die Füchse mit Rosenwasser parfumiren? Und dann seht doch die langen Fuchsschwänze!" „Mein Herr, ich wüßte nicht, daß die Wölfe einen Hasenschwanz hätten; und dann können diese Exemplare ja für ihr Alter sehr weit sein." Die Discussion wird lebhafter; man packt die vermeintlichen Isegrimms bei den Ohren, bei den Pfoten, untersucht Klauen,

Zähne, Haare u. s. w. „Wohlan", sagt endlich der Präfect, „fragen wir Buffon um Rath." „Buffon, wer ist Buffon? Dies kann leicht so ein Stubenhocker sein, der in seinem Leben keinen Wolf hat laufen sehen." Jetzt meldet sich, zum Glück oder Unglück für beide Partien, ein Hr. T., welcher gleichfalls Forstinspector und auf Reisen gewesen ist: „Ich kann, so leid es mir thut, weder der einen noch der andern Meinung sein. Was mich betrifft, ich halte die kleinen Bestien für Kaninchen." Diese Dreifaltigkeit der Ansicht macht die Sache immer verwickelter; es bleibt nichts übrig, als die Entscheidung einen Monat zu vertagen, bis die Charaktere der Bestien sich deutlicher entwickelt haben. Vorläufig spaltet man den apokalyptischen Thierlein die Ohren, um jedem möglichen Betruge vorzubeugen, und gibt sie dem Förster in Kost, der zu seiner Zeit wenigstens das Kostgeld liquidiren kann. Am besten freilich wäre des ehrlichen Sancho Pansa Auskunftmittel gewesen; dieser hätte ein Lamm, ein Huhn und einen Kohlkopf bringen lassen, je nachdem die Thiere nach dem einen oder dem andern schnappten, mußten sie Wölfe, Füchse oder Kaninchen sein.

Einen spaßhaftern Rechtsfall als den nachstehenden, kann es unmöglich geben. Moulinôt, Fabrikant von Eselsmilch, wie er sich nennt, steht schon seit fünf Minuten vor Gericht, ohne daß die Behörde mehr aus ihm herausbringt als seinen Namen und das ebengenannte Handwerk. Dessenungeachtet erscheint er als Kläger in einer Injuriensache:

Präsident: Ihr behauptet Euch also von dem 2c. Godefroid schwer beleidigt?

Kläger (stößt einen unermeßlichen Seufzer aus): Ja wol, ja, ja, ja, ja.

Präsident: Worin besteht diese Beleidigung?

Der Kläger gibt keine Antwort.

Präsident: Wollt Ihr die Beleidigung nicht angeben?

Kläger: Oh, nein, nein, nein, nein!

Präsident: Dies wird aber nöthig sein, wenn das Gericht sie ahnden soll.

Kläger (mit einem zweiten Seufzer): Oh, nein, nein, nein!

Präsident: Die Beleidigungen sind also wol von der Art, daß man sie nicht aussprechen kann?

Kläger: Mit einem schrecklichen Seufzer: Oh!

Präsident: So nennt doch wenigstens die Anfangsbuchstaben; das Gericht wird alsdann schon die Worte finden.

Der Kläger schweigt.

Präsident: Aber, Mann, wie in aller Welt soll Euch bei einem solchen Benehmen die Behörde gerecht sein?

Kläger (mit immer zunehmender Heftigkeit): O ja doch, verurtheilt ihn, verurtheilt den Schurken; oh!

Präsident: Nun so seid kein Narr und drückt Euch aus.

Kläger schweigt.

Präsident: Habt Ihr Zeugen, Freund, in Eurer Sache?

Kläger (mit Lebhaftigkeit): O nein, glücklicherweise nicht.

Bei diesem Thatbestande sieht sich das Tribunal genöthigt, den Beklagten als unbescholten zu entlassen und den Kläger zu Erstattung der Kosten zu verurtheilen. Dies läßt sich der Fabrikant der Eselsmilch gefallen und ruft nur mit Emphase beim Herausgehen: „Gut, gut, die Sache wird mit mir sterben."

Der Procurator des Königs klagt gegen Jérôme Peigneux wegen heimlicher Führung von Waffen. „Tretet vor, Jérôme Peigneux!"

Eine rauhe Stimme aus dem Hintergrunde: Hier, hier, Jérôme Peigneux hier, stets auf dem Posten, obgleich etwas angerissen, stets beim Appell. Salutire, meine Herren, meine Damen und die ganze liebenswürdige Gesellschaft.

Präsident: Euer Name und Vornamen?

Jérôme: Bekannt, hinlänglich erwiesen! Jérôme Isidore Bonaventura Peigneux, Wagenführer, Handarbeiter, Ackersmann, Tagelöhner u. s. w., alter Mucker, alter Teufelskerl, alter Grenadier vom Mondscheinfelde unter Anderm.

Präsident: Wo wohnt Ihr?

Jérôme: Auf der Glacière, in der Commun Gentilly, bei der Fontaine von Moulard, wo ich das Vergnügen habe, seit vielen Jahren als ehrlicher Kerl gekannt zu sein, als wahrer Franzose, als alter Troubadour des Blachfelds.

Präsident: Ihr seid beschuldigt, bei Euch eine Muskete zu führen.

Jérôme: Eine Muskete! Ach ja, diese Art Spielwerk kenne ich schon. (Er singt:)

Vieux compagnon de ma vaillance,
O mon fusil! si clair, si beau,
Que pour le service de France
Tu partirais même dans l'eau! . . .

Präsident: Das Gesetz verbietet Euch aber, eine Kriegswaffe zu führen.

Jérôme: Ah, ah, ein närrisches Gesetz! Verzeihung, meine Herren, meine Damen und ganze liebenswürdige Gesellschaft; erzeigen Sie mir die außerordentliche Verbindlichkeit und erklären mir, Sie als berühmte und kenntnißreiche Leute, warum es einem alten Krieger, der aus dem Schlachtgewühl nun zum heimatlichen Herde zurückgekehrt ist und dem es Vergnügen macht, dann und wann auf seinem kleinen jou-jou, der Clarinette von fünf Fuß, zu spielen — warum diesem ein so unschuldiges Spiel verwehrt sein soll?

Präsident: Gehört Ihr zur Nationalgarde?

Jérôme: Über die Jahre! mein Präsident! über die Jahre! Der arme Jérôme Isidor Bonaventura Peigneux! Ganz invalid gemacht, völlig ausrangirt, zu nichts mehr tauglich, selbst nicht einmal um Soldat zu spielen.

Präsident: Das Gericht wird auf Euern Patriotismus Rücksicht nehmen.

Jérôme: Und mir mein Gewehr behalten, mein Präsident. Nun wohl, es mag immerhin den Beduinen dienen (welches von jetzt an die Russen sind). Besser dies, als wenn es in meiner Hand entwürdigt wird, falls ich damit nach den Hanswürsten von Moulin-des-Prés schieße. In jedem Falle kann sich die Regierung schmeicheln, im Besitze eines so guten Gewehrs gekommen zu sein.

Während das Gericht sich berathet murmelt Jérôme den Schluß von seinem Couplet:

Au tripoli, fils de la gloire!
Tu dois l'éclat de ton acier,
Comme je te dus la victoire . . . .
Vieux compagnon du grenadier.

Dessenungeachtet muß der alte Grenadier eine Geldbuße von zwei Francs erlegen. 80.

Verantwortlicher Herausgeber Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 200. —— 19. Juli 1837.

Untersuchungen über Bevölkerung, Arbeitslohn und Pauperism in ihrem gegenseitigen Zusammenhange von Friedrich Schmidt.

(Fortsetzung aus Nr. 199.)

Als Kennzeichen einer vorhandenen bedenklichen Übervölkerung aber gibt der Verf. an (S. 163):

a) Überfüllung der Märkte mit Waaren, gedrückte Preise derselben, Stockung des Absatzes aus nicht blos vorübergehenden Ursachen.

b) Mangel an Arbeit für arbeitslustige und fähige Personen.

c) Merkbare Vermehrung der Armen.

Allerdings bewirkt das allgemein wirksame Gesetz der allmäligen Ausgleichung der Nachfrage und des Ausgebotes, des Bedürfnisses und des Vorraths, daß auch die Bevölkerung sich überall auf den Fuß stellen muß, welchen der ihr zuzuwendende Arbeitsverdienst vorschreibt. Indessen kommt hierbei in Betracht, daß einerseits dies Gesetz viel langsamer wirkt, als der Vorrath der Masse der lebenden Arbeiter reicht, und daß andererseits sowol die Entfernung des Raumes als das Ungeschick der Arbeiter es ihnen nicht gestatten, binnen dieser Zeit aus einem Arbeitszweige in den andern überzugehen, selbst wenn dazu die Gelegenheit vorhanden wäre; daß aber in der Zwischenzeit viele Menschenleben verkümmern müssen und unsägliches Elend entsteht. Diese Verschiedenheit der natürlichen Zeit der Ausgleichung und der Hülfsbedürftigkeit der brotlos gewordenen Arbeiter ist der Grund solchen Elends und das Augenmerk, welches hauptsächlich in Betrachtung zu ziehen ist.

Überdies besteht gar keine Nothwendigkeit, daß das stehende und umlaufende Betriebscapital sich stets in einem gleichen Verhältnisse erhalte, da beide voneinander geschieden sind und nach verschiedenen Gründen sich bestimmen. Im Gegentheil hat nothwendigerweise jede Vermehrung des stehenden Capitals, dafern nicht todte Fonds dazu angelegt werden, eine wenigstens zeitweise Verminderung des umlaufenden zur nothwendigen Folge, da dieses wol in jenes übergehen kann, aber nicht umgekehrt. Nach einer in Paris über eine Menge von Gewerben angestellten Untersuchung von Chabrol (S. 195) verhält sich das darin angelegte stehende und umlaufende Capital im Durchschnitte wie 5:3; und von dem letztern kommt nur etwa ⅕ auf das damit zu bestreitende Arbeitslohn. Dieser Antheil des Arbeitslohnes wird nun durch jede Verwendung eines Theils des umlaufenden Capitals zur Vermehrung des stehenden, z. B. durch Maschinen oder chemische und physikalische Vorrichtungen, weiter vermindert, wozu jenes, vermöge der Vortheile und der größern Unabhängigkeit, welche das letztere gewährt, eine natürliche Neigung hat. Daraus ist denn abzunehmen, daß, je mehr die Wissenschaften vorschreiten und die Industrie und Speculation zunimmt, der Antheil des Einkommens der Arbeiter an dem Nationaleinkommen verhältnißmäßig immer geringer und die Lage aller Derer, welche sich nicht durch Arbeitsfähigkeit und Eifer vor den übrigen auszeichnen, immer precairer und trauriger werden muß, ohne deshalb den Unternehmern Eigennutz und Bedrückung der Arbeiter zum Vorwurfe machen zu können.

Eine Steigerung des Arbeitslohnes über den Satz, daß aus dem Marktpreise die Erzeugungskosten und ein Unternehmergewinn gedeckt werden, ist selbst für eine nicht ganz kurze Zeit eine Sache reiner Unmöglichkeit. Eine jede erzwungene Erhöhung des Arbeitslohnes über dies Maß kann nur zum eignen Verderben der Arbeiter gereichen, weil sie den zu ihrer Erhaltung vorhandenen Theil des Betriebscapitals angreift und verzehrt, folglich entweder Alle von Tage zu Tage nur immer weniger davon erhalten können, oder die Zahl derselben vermindert werden muß und die Übrigen verhungern mögen (S. 237). Es kommt dabei jedoch nicht sowol auf den nominellen Preis der Arbeit, sondern auf den reellen an, auf die Menge und Güte der Lebensbedürfnisse, welche für das Arbeitslohn einzutauschen sind. Jener kann derselbe bleiben und dennoch dieser sich gar sehr verändern. Daher verkümmert auch ohne Herabsetzung des Arbeitslohnes Alles das Leben des Arbeiters, was ihm sein Vermögen schmälert, für jenes sein volles Bedürfniß anzuschaffen, wie dies bei jeder Steigerung des Preises der Befriedigungsmittel der Fall ist, geschehe dies künstlich durch Sperren oder Auflagen auf dieselben, oder durch natürlichen Miswachs. Doch ist zwischen beiden noch der Unterschied, daß im letztern Falle der Preis sich nicht blos nach dem wirklichen Ausfalle des Verbrauchsbedürfnisses richtet, sondern durch den Affect der Furcht und durch das von ihr ausgehende Überbieten in einer furchtbaren Progression gesteigert wird. Kings hat berechnet, daß,

wenn $^1/_{10}$ am Bedarfe fehlt, der Preis sich um $^3/_{10}$ erhöht.
= $^2/_{10}$ = = = = = = = $^8/_{10}$ =
= $^3/_{10}$ = = = = = = = $^{16}/_{10}$ =
= $^4/_{10}$ = = = = = = = $^{28}/_{10}$ =
= $^5/_{10}$ = = = = = = = $^{45}/_{10}$ =

Werden also in stark bevölkerten Gegenden nicht Magazine eine unentbehrliche Sache, welche jedoch, um der Speculation nicht in den Weg zu treten, nicht eher geöffnet werden dürften, als bis der Preis um die Hälfte den Durchschnittspreis überstiegen hat?

Die Einführung der Maschinen oder physikalischer oder chemischer Hülfen wird im praktischen Leben nach dem verschiedenen Interesse der dabei Betheiligten mit ganz richtigem Auge angesehen. Die Arbeiter, welche den nächsten Erfolg davon auf eine unerträgliche Weise empfinden, hassen sie; je mehr sie aber diesen Haß in That ausbrechen lassen, desto größern Werth erlangen sie für die Unternehmer, und der Staatswirth kann sie nur mit günstigem Auge ansehen (S. 273). Denn darauf beruht die Vervollkommnung der Production und die Verminderung des Preises der Waaren, mithin die Verbreitung und bessere Bedienung der Consumtion, wovon wieder die Ausbreitung des menschlichen Geschlechtes und die Erhöhung seines Genusses, mittelbarerweise auch der Arbeiter in demselben abhängt. Wäre aber auch dies nicht, so würde hier, wie bei manchem Andern, ein Land das andere zur Nachfolge zwingen, weil außerdem nicht Concurrenz zu halten sein würde. Unmittelbar und zunächst muß aber Alles, was eine Ersparung menschlicher Arbeit zu Wege bringt, nachtheilig auf den Zustand der vorhandenen Arbeiter wirken, welche doch darum, weil sie vorhanden sind, einen nicht zurückzuweisenden Anspruch auf den Genuß ihres Lebens haben (S. 289). Diese Wirkung muß um so drückender sein, so lange die neue Veranstaltung als ein Monopol besteht, sei es wegen eines Geheimnisses, oder des Mangels an concurrirenden Capitalien oder Unternehmungsgeiste. Um deswillen werden die Regierungen zwar der Einführung neuer Maschinen oder anderer Kunstmittel nirgend in den Weg treten dürfen, müssen vielmehr die Kenntniß derselben befördern, sollten sich aber außerdem in Acht nehmen, sie durch Begünstigungen hervorzurufen, und können nicht umhin, eine allzurasche Vermehrung derselben aufzuhalten, durch welche auf einmal eine Überzahl von Arbeitern brotlos werden würde.

Alle Umstände, welche eine unerträgliche Lage der arbeitenden Classe im Volke herbeiführen, kommen zuletzt darin überein, daß sie Stockungen in der gleichförmigen Bewegung der Betriebscapitalien, Veränderungen in ihrer Anwendung oder eine Verminderung des zur Ablohnung der Arbeit angewendeten Theiles derselben veranlassen, sei es durch Entfernung oder Verringerung von Capitalien, oder durch zu schnellen und in zu großen Massen erfolgten Übergang eines Theiles des umlaufenden Capitals in stehendes, sodaß das noch vorhandene Umlaufscapital nicht mehr zureicht, den vorhandenen Arbeitern in ihrem Verdienste ihre Lebensbedürfnisse zu gewähren. (S. 291.) Natürlich sind die im Gewerbe angelegten Capitale wegen der größern Beweglichkeit derselben häufigern Schwankungen ausgesetzt als die im Landbaue arbeitenden, welcher mehr stetig ist und dessen Hervorbringungsarbeit sich mehr gleichbleibt. Darum unterliegen die industriellen Classen größern Nachtheilen und die Mehrzahl der Armen ist aus ihrer Mitte. Doch kommt auf der andern Seite in die Wagschale, daß die Industrie größere Gewinne abwirft und eben darin auch Mittel zur Erleichterung jenes Übels. Landbau und Industrie sind beide zu dem Wohlstande eines Volkes gleich nothwendig; ein Land ohne Industrie gelangt nie auf einen hohen Grad desselben. Beide unterstützen und ergänzen einander.

Noch ein wichtiger Umstand kommt hinzu, welcher verursacht, daß Stockungen und Noth unter den Landbauern und deren Arbeitsleuten nicht so leicht eintreten können als im Gewerbe: weil nämlich die Bodenrente vom Verlage und Arbeitsverdienste ganz verschlungen werden kann, ohne darum den Landbau einzustellen, wogegen die Capitalrente und der Unternehmergewinn nicht entzogen werden dürfen, wenn die Unternehmer sich nicht aus dem Gewerbe zurückziehen sollen. Wäre daher davon die Rede, durch die Einwirkung des Staats entweder dem Landbaue oder dem Gewerbe emporzuhelfen, und wäre es gewiß, daß der Erfolg der Absicht entsprechen werde, was nicht immer der Fall ist, so würde allemal bei übrigens gleichen Verhältnissen dem erstern der Vorzug gegeben werden müssen wegen der größern Sicherheit und Unveränderlichkeit, zugleich auch wegen der größern Frugalität und Moralität, an welche die Beschäftigungen des Landbaues vor denen des Gewerbes die Arbeiter gewöhnen. Sie sind in der Mehrzahl an Leib und Seele ungleich gesunder, weil sie mäßiger und arbeitsamer sind, ohne in der Einförmigkeit ihrer Arbeiten gedankenlos zu werden.

In Berücksichtigung dessen ist auch der Verf. der Ansicht, daß im Armenwesen sehr unterschieden werden müsse, ob es sich um Stadt oder Land, oder eigentlicher um Verarmte im Gewerbe oder im Landbaue handle (S. 410), wofür sehr abweichende Rücksichten zu nehmen und zu beobachten sind. Ebenso erheblich ist die Unterscheidung der verschiedenen Classen der Armen nach den Ursachen der Verarmung (S. 409). In Frankreich hat sich ergeben, daß von 1,686,340 Armen,

1)	wegen	Alters . . .	60,000
2)	=	Schwäche . . .	180,000
3)	=	zu starker Familie	790,000
4)	=	ermangelnder Arbeit	350,000
5)	=	schlechter Aufführung	306,340

hülfsbedürftig sind. Ein ziemlich ähnliches Verhältniß liefern andere Zählungen. Daraus erhellt, daß die unbedingt zu Unterstützenden der beiden ersten Classen noch nicht den sechsten Theil der ganzen Summe ausmachen. In Betreff der letzten Classe aber ist Straf- und Besserungsanstalt das rechtlichste und sicherste Mittel zu ihrer Aufhülfe, wobei, wenn auch dies nicht fruchtet, nichts abhalten kann, sie als untaugliche Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft ganz aus derselben zu entfernen, sie in unbewohnte Länder zu verpflanzen und ihnen dies Ende vorher anzudrohen. Bei der dritten Classe ist nicht angegeben, welche Zahl von Kindern als übergroß angesehen worden ist, oder ob hier nur überhaupt Familien mit Kindern angesetzt sind. Wo Verdienst ist, helfen in der Regel die Kinder noch mit verdienen; nur bei eintretender Nahrungslosigkeit werden sie eine Bürde. Keinem Bedenken kann es unterliegen, daß in dem letztern Falle solche Familien gleich wie die zu behandeln sind, welche sich ihren Unterhalt gern

verdienen möchten, wenn sie nur könnten. Dagegen drängt sich überhaupt die Frage auf, ob der Staat überhaupt das Heirathen ganz der Willkür eines Jeden anheimzugeben, oder den Proletariern, d. h. Denen, bei welchen die Aussicht vorhanden ist, daß sie Kinder in die Welt setzen, die sie nicht ernähren und erziehen können, Einschränkungen zu machen befugt und verpflichtet sei? Dem Staate selbst kann an einem solchen Nachwuchse nichts gelegen sein. Jener ertheilt aber auch erst der Ehe bürgerliche Rechte und Vorzüge und sollte diese nur unter der Bedingung ertheilen, daß auch Diejenigen, welche die Ehe eingehen, den bürgerlichen Hauptzweck derselben zu erfüllen im Stande sich befinden. Wie Niemand sich auf Kosten Anderer bereichern soll, so soll auch Niemand den Genuß der Ehe begehren, als wo die Aussicht vorhanden ist, auch die Beschwerden derselben tragen zu können. Eine derartige Beschränkung der Ehe würde viele junge Leute antreiben, zu diesem Zwecke zu ersparen, und würde den Mitbürgern eine große Zahl der elendesten Armen ersparen. Was endlich die Classe Derer anlangt, welche wol arbeiten möchten, wenn sie nur Arbeit fänden, und welche nach dem Obigen nicht klein ist, so ist sie es, welche die meisten Schwierigkeiten verursacht, weil sie milde Schonung erheischt, es aber schwer hält, Beschäftigungen für sie ausfindig zu machen, welche nicht Zuschüsse erfodern, deren Höhe eine drückende Last für die beitragsfähigen Mitbürger wird.

In England hat man in der allerneuesten Zeit beschlossen, alle Hausunterstützungen abzuschaffen, hingegen Arbeitshäuser für Diejenigen einzurichten, die sonst keine Arbeit finden können. In Frankreich hingegen hat man die allgemein eingerichteten Departemental-Armen- und Arbeitshäuser wieder eingehen lassen, weil der Andrang zu denselben zu groß und die Zubuße zu gewaltig war (S. 408). Allein diese Erfahrung beweist noch nichts gegen deren Möglichkeit und Zweckmäßigkeit, sondern nur, daß die gewöhnlichen Fehler solcher Anstalten dabei nicht vermieden worden sind, welche darin bestehen, daß einestheils die Armen darin so gut gehalten werden, wie sie es daheim nicht haben können, und daß anderntheils die Verwaltung viel zu kostbar ist. Einzelne Beispiele, welche der Rec. anführen könnte, zeigen, wie man es sehr wohl dahin bringen kann, daß die Arbeiter in solchen Häusern sich selbst und das Haus erhalten und nur die allgemeinen Verwaltungskosten und Unglücksfälle dem Staate zur Last fallen. Es möchte daher Villeneuve wol nicht so ganz Unrecht haben, wenn er (S. 415) zur Hebung der Ungebührnisse aus dem Pauperism im Norddepartement folgende Vorschläge macht:

a) Wiedererrichtung der Armen- und Arbeitshäuser, verbunden mit Colonisationen;
b) besserer Unterricht der Jugend und fortgesetzte Beaufsichtigung derselben in den Fabriken;
c) strengere Gesundheitspolicei in ebendenselben.

Wir möchten noch einen Vorschlag hinzufügen, nämlich die allgemeine Verpflichtung aller Fabrikenunternehmer und Brotherren, auf Sparkassenbücher bei allen ihren Arbeitern und Dienstboten zu halten, in welche jene nicht unter 1/15 ihres Wochenlohnes und diese nicht unter 1/5 ihres Jahreslohnes einlegen müssen, und welche nicht ohne Erlaubniß eines Comité angegriffen werden dürfen, so lange der Dienst nicht verlassen wird. Wie leicht sich dies macht und wie sehr dadurch der Sinn der Sparsamkeit und die Lust am Erwerbe angefacht wird, glaubt man kaum.

(Der Beschluß folgt.)

Les prisonniers français en Russie, mémoires et souvenirs de M. le Marquis de *Sérang*. Zwei Bände. Paris 1836.

Die Kunstfertigkeit, gut zu erzählen, gehört vornehmlich der alten französischen Gesellschaft an; in ihr besteht das Hauptverdienst der Memoiren, die man mit so vielem Vergnügen liest und die gleichsam die Scheidemünze der großen Geschichte sind, woran es Frankreich mangelt. Ist es aber kein geringes Verdienst gut zu erzählen, so kann man nur bedauern, daß jene Fertigkeit von den Memoirenschreibern der Neuzeit allzu sehr vernachlässigt wird, weshalb denn auch deren Producte beiweitem hinter denen eines Herzogs von Saint-Simon und mehrer Andern der ältern Schule zurückstehen. Es erfodert dieselbe nämlich eine Klarheit des Styls, einen gewissen Takt, um den Leser nicht zu langweilen noch zu ermüden, der viel Ähnlichkeit mit dem Conversationstalent hat, das ebenfalls im Hinschwinden begriffen ist. Nun aber ist seit dem Eintritte der Revolution von 1789 und in Folge der politischen Bewegung, die dadurch hervorgerufen ward und noch stattfindet, Erörterung an die Stelle der sonst häufig so angenehmen Schwatzhaftigkeit getreten; die Franzosen sind in vielen Stücken Nachäffer der Engländer geworden; im Wesentlichen aber haben sie deren Fehler angenommen, ohne sich ihre guten Eigenschaften anzueignen. Die Gewohnheit der parlamentarischen Debatten ist bis in die Salons gedrungen, wo man viel mehr perorirt als erzählt, häufiger dissertirt als plaudert. Ob die Unterhaltung dabei mehr gewonnen als verloren hat, mag dahingestellt bleiben; allein die Thatsache selber ist ausgemacht und unbestreitbar. Daher kommt es denn, daß die großen Kriege des Kaiserreichs nicht einer so großen Anzahl von persönlichen Erzählungen ihr Entstehen gab, als dies zur Zeit der alten Monarchie der Fall gewesen wäre, wo die Geschwätzigkeit und der Salonsgeist herrschten. Ein Jeder, der Zeuge der gigantischen Ereignisse jener Epoche war, wollte sich zu ihren epischen Größenverhältnissen erheben. Sogar die Anekdote, sonst die Nährmutter der alten französischen Gesellschaft, neigte das Haupt und verurtheilte sich zu einer untergeordneten Rolle. Alles hat sich nach dem Vorbilde des Helden bemessen. Erwägen wir nun noch, daß eben dieser kolossale Held, der sein Frankreich wohl kannte, sehr gern seine Proportionen noch mittels eines epischen Charlatanismus und theatralischer Erkünstelung vergrößerte, so darf man sich eben nicht wundern, daß die meisten Derjenigen, die von ihm und seinen Thaten gesprochen, ihm vornehmlich in diesem Stücke nachgeahmt haben. Ihr historischer Ernst schreitet auf Stelzen einher; sie vermengen den Styl des Ossianischen Bulletins mit dem Style der Geschichte.

Unter den vorerwähnten Umständen nun hat uns die Lecture der vor uns liegenden zwei Bände eine ganz besondere Befriedigung gewährt: sie sind vollkommen anspruchslos geschrieben, indem ihr Styl noch das Gepräge jener alten, so viel Unterhaltung darbietenden Memoiren an sich trägt, wo man als eines der schönsten und besten Früchte der französischen Geselligkeit das Talent betrachtete, sich selber ohne Stolz und Anmaßung auf die Bühne zu bringen, dem Leser durch eine glückliche Verkettung von Begebenheiten zu vergnügen, ohne Übertreibung zu erzählen und in einen pikanten Vortrag soviel angenehme und neue Anekdoten, als nur irgend möglich, ohne Pedanterie einzuschalten. So großartig auch immer die Bege-

benheiten sind, wovon in dem Buche die Rede, so verfällt Hr. von Sérang doch niemals in die Manier des Dithyrambendichters, wie so manche Andere, die sie beschrieben haben. Dagegen aber ist die Darstellung der Feldzüge, denen er beiwohnte, der Drangsale der französischen Gefangenen, die er theilte, und der Wechselfälle des verhängnißvollen Krieges, in dessen Folge ihnen ihr Loos schieden ward, mit so vielen wahrhaft anziehenden Sittenschilderungen der Völker, unter denen er selbst eine Zeitlang lebte, verflochten, daß diese Memoiren besonders als Unterhaltungslectüre empfohlen zu werden verdienen. Vornehmlich beschäftigt sich Hr. v. S. viel mit Polen, das er die unglückliche ältere Schwester aller freien Nationen nennt. Auch ist Polen der eigentliche Grund des Gemäldes, das mit vielen dieses Land betreffenden Einzelzügen, die nur Dem, der daselbst längere Zeit verweilte, bekannt sein können, gleichsam wie mit Arabesken ausgeschmückt ist. Dabei sind alle diese Einzelzüge aus dem natürlichsten Gesichtspunkte aufgefaßt. Ein Franzose, der in jene fernen Gegenden durch den Krieg geschleudert ward, theilt uns seine Beobachtungen mit und erzählt uns seine Leiden. Nicht nur sieht er die Schlachtfelder sich vor ihm entfalten, sondern er wird auch mit den russischen und polnischen Sitten vertraut; man sieht ihn abwechselnd in einer Bauernhütte verlassen und in die glänzenden Schlösser der polnischen Magnaten eingeführt; er wird von Juden betrogen, die das unglückliche Land schinden, von einer unbarmherzigen Policei gezwackt und von weiblicher Empfindsamkeit mitleidsvoll aufgenommen. Was aber beweist, daß unser Memoirenschreiber seine Zeit sehr wohl begriffen hat, ist, daß von den Grenzen Deutschlands bis zu denen Rußlands ein großer Schatten, der jedoch besiegt werden soll, unaufhörlich selbst über denjenigen Nationen schwebt, die ihn besiegen werden, und sie in Schrecken setzt. Von Landau bis Nowogrod und von Nowogrod bis Odessa sieht man nur Bonaparte und denkt nur an Bonaparte. Merkwürdige Anekdoten über den großen Feldherrn liefern den Stoff zur Unterhaltung fast in allen polnischen Abendgesellschaften. So wird sehr geistreich erzählt, wie Bonaparte, die Gelegenheit erwartend, Könige zu machen, in Bernadotte einen König wider seinen Willen schuf. Hr. v. S. hat nicht die heutzutage nur allzu gewöhnliche Gutmüthigkeit, Bonaparte als den ewigen Vater nicht nur der Politik und des Krieges, sondern auch der schönen Künste, der Literatur, der Moral und der Humanität zu betrachten; er sieht in ihm einen großen Mann, und dies ist etwas Anderes. Er erkennt in ihm jenes mächtige Genie, das in die Mitte ungeheurer Weltereignisse geworfen, bald sie beherrscht, bald sich ihnen unterwirft, stets aber ihnen gewachsen ist, selbst wenn es dem Verhängnisse nachgeben mußte und gezwungen war, wo nicht ohne Gewissensbisse, wenigstens mit der Kälte und dem Verzicht der Nothwendigkeit und des Schicksals Handlungen zu begehen, welche die Politik gebietet und die Philosophie verwirft. Politik ist nicht immer Ehrlichkeit, sagt ein neuerer Schriftsteller. Sie ist ebenso wenig Menschlichkeit oder Tugend; sie besteht ganz einfach im Erfolge. Von dieser Maxime ließ sich auch Napoleon leiten; von den Charakterzügen aber, die solches außer Zweifel setzen und die uns der Verf. erzählt, mag nur folgender hier eine Stelle finden. „Man stellte dem Kaiser vor, daß die französischen Kriegsgefangenen von dem Feinde mit einer empörenden Barbarei behandelt würden, während die russischen und preußischen Gefangenen, ja selbst die englischen alle Tröstungen der französischen Gastfreundschaft erhielten. Das müsse so sein, antwortete Napoleon; denn bei einem solchen Systeme würden die Feinde in Bataillonen ihren Fahnen entlaufen und sich gefangen geben, während die Franzosen lieber sterben als sich ergeben und ihren Muth aus Furcht vor den Schrecknissen der Gefangenschaft verdoppeln würden." Solche Züge gehören nur Männern an wie Cäsar, Friedrich der Große, Karl der Große und Napoleon. Die Massen bewundern nur diese großen Männer, weil sie die Massen hingeopfert haben, vielleicht um ihnen nützlich zu sein und, darf man denselben glauben, um zukünftiger Zwecke willen; allein ohne Mitleid, ohne Gewissensbedenklichkeiten und mit einer systematischen Größe.

Hr. von Sérang ist kein leidenschaftlicher Erzähler, kein enthusiastischer Bewunderer, was stets gefährlich und oft unnütz ist; allein er ist ein Mann von Geist, für den alle Zwischenfälle Interesse haben und dem kein einziger Sittenzug entgeht. Bei dem Allen verfällt er zuweilen in eine romanhafte Form, wodurch die Wahrhaftigkeit seiner Erzählungen in Zweifel gestellt wird. So, beispielsweise, theilt er uns die halb komischen halb tragischen Abenteuer einer Dlle. Arsene mit, die von ihm selber grausam mystificirt wird, deren Schilderung aber ihm der Leser gern gegen ein oder zwei jener furchtbaren Anekdoten erlassen würde, welche die Trümmer der großen Armee zwischen der Eiseskälte, die sie ergreift, und den Flammen der Fackeln darstellen, welche die russischen Bauern gegen die letzten Schlupfwinkel der Unglücklichen schleudern. Man würde gern alle Feste und Bälle Polens für einige jener grausenhaften Episoden des letzten Traueracts hingeben, mit denen der jetzt aus Europa verbannte Krieg die Welt in Staunen setzte. In Kurzem: wir bekennen, daß, wenn schon der romanhafte Theil des Buchs nicht ohne Interesse ist, der geschichtliche Theil desselben uns ungleich mehr angesprochen hat. 17.

Notizen.

Die Typographie ist in Schweden noch in ihrer Kindheit und kaum eine einzige der dortigen Druckereien befindet sich in einem guten Zustande. Die Schweden haben meist alte Typen, welche selten erneuert werden, auch bedient man sich noch immer jenes veralteten Schnitts, von dem wir in Deutschland kaum noch etwas wissen. Die meisten andern Typen kommen aus Frankreich. Da in Schweden von sehr wenig Werken eine große Anzahl Exemplare aufgelegt werden, so hat sich das Bedürfniß von Schnellpressen noch wenig fühlbar gemacht; jedoch sind deren in neuester Zeit einige angelegt worden. Es gibt in ganz Schweden nur 28—30 Druckereien, von denen sich 10 in Stockholm, 3 zu Gothenburg, 2 zu Upsala und 2 zu Norköping befinden. In den andern Städten, welche Pressen besitzen, ist immer nur eine Druckerei anzutreffen, sodaß in Schweden auf 90,000 Seelen nur eine Druckerei kommt, während man in Deutschland und Frankreich schon auf 40—45,000 Menschen eine Druckerei wird rechnen müssen.

Keine Sprache hat so vielfache, die Art und Weise des Ausdrucks so genau bestimmende Verbalformen als die türkische. Es finden sich in derselben nicht nur Verba für das Activum und Passivum, für das Intransitivum und Reciprocum, sondern es gibt auch eigne cooperative, meditative, frequentative und negative Verben, ja auch solche, die das Unmögliche bezeichnen. Hierzu kommen noch die Verba des Meinens und die des Wissens. Die letztern gebraucht der Sprechende, wenn er die vollkommene Überzeugung und Selbstgewißheit, die erstern, wenn er nur sein Für-wahrscheinlich-halten und den Glauben an das Zeugniß Anderer ausdrücken will.

Die in Brasilien einheimische Pflanze Euphorbia phosphorescens wächst dort häufig in großen, verschlungenen und undurchdringlichen Massen beisammen, welche zuweilen mehre Tausend Quadratfuß bedecken und eine Höhe von 20 Fuß erreichen. Zuweilen geschieht es, daß diese dichten Pflanzenmassen sich von selbst entzünden, eine Zeit lang eine ungeheuere Säule dicken dunkeln Rauchs ausdampfen und zuletzt in helle Flammen gerathen. Der selbstentzündete Pflanzenwald brennt nun eine Weile fort, bis auf ebenso plötzliche Weise das Feuer wieder erlischt. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 201. —— 20. Juli 1837.

Untersuchungen über Bevölkerung, Arbeitslohn und Pauperism in ihrem gegenseitigen Zusammenhange von Friedrich Schmidt.

(Beschluß aus Nr. 200.)

Ausgehend von dem Gedanken, daß man mehre Zwecke verbinden könne, wenn man die Armenanstalten mit landwirthschaftlichen Beschäftigungen und mit der Urbarmachung wüster Ländereien verknüpfe, hat man in Holland und in Belgien dergleichen Colonien auf Haideland angelegt, einige für freie Arbeiter, andere für Bettler, noch andere für Kinder und zur Ausbildung der anzustellenden Aufseher (S. 464 u. 481). Die belgischen sind indessen nach zehnjährigem Bestande, weil sie den Fonds aufzehrten, wiedereingegangen und die holländischen sind nahe daran, bankrott zu werden. Doch auch dies liefert gar keinen Beweis. Augenscheinlich ist auch hierbei des Guten zu viel geschehen. Zwangsarbeitsanstalten sind mit der Natur der Landwirthschaft unverträglich, weshalb die Bettlercolonien nicht gedeihen konnten. An ihrer Stelle hätte man andere öffentliche Arbeiten, wie Kanal- und Straßenbau wählen sollen. Bei den Colonien der freien Arbeiter aber hat man anfangs den Leuten zu viel Vorschub gethan und sie zu sehr in ihrer eignen Wirthschaft genirt, was ebenfalls zum Landbaue nicht paßt. Ein Gutsbesitzer hat auf zwei Haiden, welche ihm als Schafweide höchstens 4 Groschen der Morgen eintrugen, mehre Häuser erbaut und zu jeder Wohnung 4 Morgen Land gelegt, wovon er einen Morgen bedüngen und mit Winterung bestellen lassen; die drei andern Morgen blieben roh. Diese Häuser sind mit Leuten besetzt worden, welche Betten und Hausrath, Handwerkzeuge und eine Kuh von etwa 12 Thaler Werth mitbringen mußten. Sie entrichten in den drei ersten Jahren 6 Thaler Miethe, und späterhin noch 6 Thaler Ackerpacht, müssen auch jährlich wenigstens 4 Thaler in die Sparkasse einlegen, bis sie 100 Thaler gesammelt haben, für welche sie das Eigenthum der Colonie mit einem Erbzinse von 8 Thalern erhalten. Die Sache geht sehr gut; nur ist dabei noch zu erwähnen, daß die Colonisten täglich und besonders im Winter auf Tagelohn zu gehen Gelegenheit haben, was unerläßlich ist.

Der Einwand, welchen der Verf. erhebt, daß die Zinsen für das Anlagecapital neuer Armen- und Arbeitsanstalten dem Nationaleinkommen entgingen, folglich zum Theile auch wieder derjenigen Summe entzogen werden müßten, womit Arbeit bezahlt werden kann, die ganze Operation also darauf hinauslaufe, diesen Betrag Armen zuzuwenden und dadurch ebenso viel andere Arme zu machen (S. 417), hält darum nicht Stich, weil

1) in der That bei solchen neuen Anlagen viel todtes Capital ins Betriebscapital überzugehen pflegt, besonders aber
2) weil unter der ganzen Zinsensumme nur ⅓ nach der vorausgehobenen Nachweisung auf Arbeitslohn verwendet werden würde, wogegen die übrigen ⅔ den Armen durch die zu errichtenden Anstalten zugewendet werden, endlich
3) weil die Summe dieses ⅓ auf alle Arbeiter im Lande zu vertheilen ist, wobei auf jeden Einzelnen so wenig kommt, daß er es entweder gar nicht gewahr wird, oder mittels einer leichten Entbehrung ganz gut verschmerzen kann.

Eine andere Erfahrung, welche man in Belgien mit den Findelhäusern gemacht hat, zeigt die Gefährlichkeit dieser Anstalten augenscheinlich (S. 477). Mehre Provinzen besitzen dort gar kein Findelhaus, andere eins, einige zwei. Durchgängig hat sich nun ergeben, daß in den erstern bis auf die neuesten Zeiten es nur sehr wenig Findelkinder gegeben hat, während deren Zahl nach Verhältniß der dafür in den andern vorhandenen Anstalten ungeheuer zugenommen hat und mit ihr zugleich die Zahl der im spätern Alter erst verlassenen Kinder, ein Zeichen des Erlöschens der Älternliebe. Im J. 1833 waren in Brabant mit 556,146 Einwohnern 2244 Findlinge und 286 verlassene Kinder; im Hennegau mit 604,957 Einw. 1870 Findlinge und 333 verlassene Kinder; in Limburg mit 337,703 Einw. 11 Findlinge und 123 verlassene Kinder; in Luxemburg mit 292,151 Einw. 13 Findlinge und 12 verlassene Kinder.

Da nun im Durchschnitte in den Findelhäusern von 100 Kindern 45 im ersten Jahre sterben, außer denselben gewöhnlich nur 20, so ist es andem, daß die Begründer von Findelhäusern die größten Kindermörder und die Mörder der Sittlichkeit im Volke zugleich sind, weshalb die belgische Regierung deren Eingehung auch angeordnet hat, aber sehr weise mit Vorsicht und allmälig.

Noch eine Erfahrung, welche die Zählungen in England zu Tage gefördert haben, darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Auch dort hat sich im Ganzen

die Regel bewährt, daß die Zahl der Armen im Verhältnisse mit dem Anwachse der Bevölkerung und der Industrie gestiegen ist; betrachtet man aber die einzelnen Grafschaften, so sind es nicht, wie anderwärts und besonders in Frankreich, diejenigen, in denen die ausgedehntesten Gewerbeanstalten sich befinden, welche die meisten Armen aufweisen, sondern grade umgekehrt (S. 427). Diese auffallende Erscheinung will erklärt sein, wenn nicht die obige Regel dadurch selbst umgestoßen werden soll. Sie erklärt sich aber leicht daraus, daß

1) in England der Grundbesitz sich nur in wenigen Händen befindet und der Landbau meistentheils durch kleine Pächter betreiben wird, welche ganz der Willkür der Grundherren ausgesetzt sind;
2) daß ferner der Umzug aus einem Kirchspiele ins andere fast ins Unmögliche fällt;
3) daß die Korngesetze den Preis der ersten Nahrungsmittel übertrieben steigern und doch Denen nicht zu gute kommen, welche nichts zum Verkaufe erzielen; endlich
4) daß die in stetem Wachsthume begriffene Armentare durch Entziehung eines beträchtlichen Theils des Verdienstes, ebenso sehr aber durch Abstumpfung des Ehrgefühles, da zwischen dem Gebenden und Nehmenden keine bürgerliche Unterscheidung stattfindet, alljährlich immer mehr Arme erzeugt.

Außerdem aber haben noch andere Ursachen mitgewirkt, in England die Verarmung reißend überhandnehmen zu lassen, wohin vorzüglich zu rechnen sind:

a) das zur Sitte und Liebhaberei des Volks gewordene Branntweintrinken;
b) daß England bei den anhaltenden Kriegen seit 1789 niemals der Schauplatz derselben, aber der fortwährende Lieferant der meisten dadurch in Begehr gekommenen Artikel gewesen ist, wodurch seine Production und sein Reichthum reißend zugenommen, aber auch mit dem Frieden plötzlichen und drückenden Stillstand erfahren haben; endlich daß
c) aus eben dieser Veranlassung die Maschinerie dort in zu großer und schneller Ausdehnung sich ausgebreitet hat und nirgend so mächtige und häufige Handelsschwankungen vorkommen können als dort.

Wenn aber aus vorübergehenden Ursachen eine Menge Leute einmal so verarmen, daß sie nur durch fremde Hülfe erhalten werden können und die moralische Kraft der Selbständigkeit in ihnen erlöscht, ist es eben das Traurige, daß, wenn auch die Umstände sich wieder günstiger gestalten, doch ein großer Theil dadurch nicht wieder gehoben wird, sondern arm bleibt, und daß dies in dem Maße zunimmt, als Wahrscheinlichkeit der Armenunterstützung vorhanden ist. So gewiß ist es und wird durch alle Erfahrungen bestätigt, daß Almosen weniger Armuth lindert, als Armuth schafft, sobald es nicht auf die äußerste Nothwendigkeit beschränkt wird.

Der furchtbare Zustand Englands in Betracht des Pauperism und des unerträglich gewordenen Drucks der Armentare mußte unausbleiblich die Gesetzgebung in Anspruch nehmen.

Das gegenwärtige System — sagte Lord Althorp im Parlamente — ist zerstörend; es greift die Sittlichkeit an der Wurzel an; es richtet das Land zu Grunde. Eine Fortsetzung desselben würde das Vermögen der Nation wegschwemmen. Man hat gesagt, es würde zu einem agrarischen Gesetze führen; nach meiner Ansicht wird es zu etwas noch weit Schlimmerm führen. Ein agrarisches Gesetz ist eine erzwungene Theilung des Eigenthumes; dieses System aber führt zu einer Vernichtung desselben.

In Erwägung dessen beschloß das Parlament am 13. August 1834:

1) Die Errichtung eines Centralbureau für die Leitung der Verwaltung der ganzen Armenpflege;
2) die Errichtung von Arbeitshäusern für Arme;
3) die Verweigerung aller Unterstützung außer denselben;
4) die Anknüpfung des Niederlassungs- und Unterstützungsrechts an die Geburt und die Verehelichung;
5) eine Veränderung der Gesetze in Betreff der unehelichen Kinder, vermöge deren die Mutter allein zu deren Unterhalte verpflichtet sein soll.

Es scheint wol, daß man bei Nr. 3 und 5 zu weit gegangen ist, dort, indem man die zur Arbeit Unfähigen nicht ausgenommen hat, hier, indem man die Foderungen des Rechts und der Sittlichkeit zu wenig beachtet hat.

Weiser ist der Canton Bern gewesen, dessen Armengesetzgebung in der neuesten Zeit überhaupt in den meisten Punkten zum Muster dienen kann (S. 443). Die Städte und Kirchspiele haben die Obliegenheit der Armenversorgung. Es werden die Ursachen und Verhältnisse der Armuth genau untersucht und unterschieden, der schuldlos Hülfebedürftige wird unterstützt, jede Verschuldung aber auch bestraft, auch die Frauenzimmer, welche mehr als einmal unehelich geschwängert werden. Jede Unterstützung ist nur ein Vorschuß, der zur Rückzahlung verbindet und bis dahin die bürgerlichen Ehrenrechte entzieht, sowie auch kein Verarmter zur Verheirathung zugelassen wird, noch eine Schenke besuchen darf. Diese Anordnungen haben sich seit 1807 so gut bewährt, daß dort die zunehmende Verarmung zum Stillstande gebracht worden und nicht weiter gestiegen ist.

Denselben Erfolg haben die neuern Armengesetzgebungen in Schweden und Dänemark gehabt. Im erstern Lande (S. 447) geht sie von dem Gesichtspunkte aus, daß ein Jeder, welcher keinen Verdienst zu haben oder Unterstützung zu bedürfen in der Lage ist, unter die besondere Aufsicht der Policei gestellt wird, welche nach den Umständen für seine Ernährung und Beschäftigung, womöglich bei den öffentlichen Arbeiten zu sorgen hat, und daß jede Hinterziehung oder Ungehorsam auf längere oder kürzere Zeit ins Correctionshaus führt.

Noch tiefer ist man in Dänemark in die Sache eingegangen (S. 449). Zuförderst werden die Armen in verschiedene Classen nach den Ursachen ihrer Verarmung und dem Maße ihrer Hülfsbedürftigkeit getheilt und für eine jede im Allgemeinen die Art ihrer Unterstützung bestimmt. Diese liegt den Kirchspielen ob, jedoch mit Hinzutretung der Provinz oder des Staats, wenn es Noth thut. Das Heimatsrecht ist aber gesetzlich bestimmt. Gegen Bettler

und Andere, welche sich gegen die Armenpoliceigesetze vergehen, wird mit Strenge verfahren. In Betreff der Wiedererstattungsverpflichtung und des Ruhens der bürgerlichen Ehrenrechte sind die berner Grundsätze ebenfalls angenommen, und es werden alle Effecten eines Armen durch einen Stempel außer Verkehr gesetzt.

Diese Beispiele sind ungemein lehrreich und verdienen die größte Aufmerksamkeit der Volksvertreter und Gesetzgeber in unserm Vaterlande.

Mögen wir — schließt der Verf. — abstehen von dem Glauben, daß eine ungemessene Vermehrung der Bevölkerung etwas Wünschenswerthes sei, und abstehen von allen directen Maßregeln ihrer Beförderung! Mögen wir einsehen, daß die Arbeitslöhne dauerhaft nur nach freier Übereinkunft zwischen den Unternehmern und den Arbeitern im allseitigen Interesse regulirt werden können! Mögen die Arbeiter über ihr wahres Verhältniß zu den Unternehmern aufgeklärt werden, damit sie einsehen, wie eine Lohnerhöhung meistens gar nicht in deren Vermögen steht, daß eine allmälige Vermehrung und Verbesserung der Maschinen der vaterländischen Industrie unerläßlich ist und selbst zum Besten der arbeitenden Classen gereicht, daß hingegen jede Unordnung und Gewalt ihnen den größten Schaden bringt! Mögen wir fortfahren, auf dem Wege des Rechts die Fesseln des Landbaus und der Industrie zu lösen! Möge durch Theilbarkeit des Bodens den Arbeitern die Möglichkeit der Ansiedelung und damit der Sinn für Eigenthum und Ersparniß und ein Vorrath in der Noth verschafft werden! Mögen Sparkassen die Aufsammlung des geringen Überschusses ihres Verdienstes ihnen erleichtern! Mögen wir mit Milde unsere Armen unterstützen, aber auch begreifen, daß dieselbe mit der Strenge Hand in Hand gehen müsse, hingegen eine ungemessene Unterstützung ungemein schädlich ist! Möge die wahre Menschenliebe ihre Aufgabe darin finden, nicht möglichst viel zu spenden, sondern durch ihre Gaben zu bewirken, daß möglichst Wenigen Unterstützung nöthig werde!

Den gegenwärtigen Zustand von Europa sieht jedoch der Verf. nur als einen vorübergehenden an, indem durch die Entdeckung des Laufs des Niger in Mittelafrika und durch die Staaten in Mittel- und Südamerika, sobald sie zur Ruhe gekommen sein werden, sich unermeßliche Märkte zum Absatze unserer Erzeugnisse und zur Verdiensterholung eröffnen müssen. 2.

Schwedische Literatur.

Architekten und Freunden der mittelalterlichen Baukunst überhaupt willkommen wird folgende 1836 zu Lund erschienene Schrift sein: „Nordens äldsta Metropolitankyrka, eller historisk och architechtonisk Beskrifning öfver Lunds Domkyrka, af *C. B. Brunius.*" (Die älteste Metropolitankirche des Nordens, oder historische und architektonische Beschreibung von Lunds Domkirche ꝛc.) Endlich hat dieses älteste und hier in seiner Art fast einzige Kirchengebäude eine Geschichte und Beschreibung erhalten, welche des Gegenstandes würdig genannt werden kann; denn wenn auch gleich das hier genannte Buch nicht Alles enthält, was in einer ausführlichen und erschöpfenden Geschichte von Lunds Domkirche Platz finden könnte, so kann sie doch nach ihrem Plan und den Grenzen, die sie sich gesetzt hat, vollständig genannt werden. Was dieselbe enthält, ist auf fleißige und gründliche antiquarisch-historische Forschungen, vereinigt mit einer äußerst genauen, durch ein vieljähriges Studium erworbenen architektonischen Bekanntschaft mit der Kirche bis in ihre kleinsten Theile und in ihrer ganzen Structur, vom Gewölbe an bis zur Grundlage, gebaut und erstreckt sich auf die vielen Verwandlungen und Veränderungen, welche die Kirche im Laufe der Zeit hat erfahren müssen. Um sich hiervon zu überzeugen, muß man das Buch lesen; um, ohne es gelesen zu haben, sich dies bei einem Verf. zu erklären, dessen akademisches Lehrfach ihn weder zunächst zu dem architektonischen Studium noch zu dem der alten Sagen und Überlieferungen des Nordens führen konnte, muß man wissen, daß Hr. Prof. Brunius immer ein Freund und Verehrer dieser Gegenstände, und daß die Aufsicht über die jetzt beendigte, drei Jahre (von Juli 1833 bis Juli 1836) dauernde Instandsetzung und Erneuung des Innern der Kirche ihm übertragen gewesen; ein Auftrag, den er mit einem Eifer, einer Gewissenhaftigkeit und Aufopferung von Zeit und Mühe, welche bei dem für seine Kunst und sein Geschäft begeisterten Architekten nicht größer sein könnten, verrichtet hat. Wir müssen übrigens im Voraus erinnern, daß der ganze Plan, dessen bedeutende und gewaltsame Veränderungen des Innern der Kirche, aber insonderheit des Chors derselben allgemeinen Beifall weder gefunden, noch hat finden können, ursprünglich nicht vom Verf., sondern von dem königl. schwedischen Hofarchitekten A. Nyström ausgegangen ist. Dasselbe Interesse und dieselbe Liebe, welche dem Verf. während der oben erwähnten praktischen Verrichtung beseelten, sind auch seine Führer durch das hier gedachte Werk gewesen. Auch hat Hr. Brunius die Kunst verstanden, die Beschreibung und Geschichte einer alten und merkwürdigen Domkirche lebendig und interessant zu machen, ohne die Grenzen des einfachen, correcten und, wenn man will, strengen, aber weder trockenen noch ermüdenden Vortrags, der für eine historisch-architektonische Kirchenbeschreibung passen kann, zu überschreiten. Der Verf. hat den eigentlich architektonisch-beschreibenden Theil des Buches mit dem kirchengeschichtlichen so zu verbinden gewußt, daß die Abwechselung des Stoffes zugleich dazu beiträgt, die Lesung desselben angenehmer zu machen, selbst für Solche, deren historisches Interesse nicht bis zum Quellenstudium reicht. Der Grund zu Lunds Domkirche wurde nach der Mitte des 11. Jahrhunderts gelegt und sie wurde am 1. Sept. 1145 eingeweiht. Die Ordnung und Genauigkeit, womit der Verf. die Beschreibung von einem jeden Bestandtheil der Kirche, als Gebäude betrachtet, bis auf die kleinsten Ornamente ausgeführt hat, insoweit diese dem ursprünglichen Plan und Styl, worin sie aufgeführt wurde, gehören, wird ohne Zweifel den kunstverständigen Baumeister ebenso wol wie Denjenigen, welcher zunächst den Gegenstand historisch, oder als Beitrag zur Geschichte der Baukunst im Mittelalter betrachtet, befriedigen. Lunds Domkirche ist ein Werk der frühern Architektur dieses Zeitalters, worin der sogenannte, wahrscheinlich von England eingeführte, sächsische Styl herrscht. Dies Buch verdiente wol ins Deutsche übersetzt zu werden.

Zu den ausgezeichnetsten Leistungen auf dem Gebiete der dramatischen Poesie in Schweden gehört ohne Widerrede folgendes Stück: „Torkel Knutson, Sorgespel in 5 Akter, af *Bernhard von Beskow.*" (Torkel Knutson, Trauerspiel ꝛc.) Schon die Wahl des Stoffes ist sehr glücklich. Diese Zeit (der Anfang des 14. Jahrhunderts) war in Schweden die Zeit gewaltiger Conflicte. Auf der Gesellschaft Höhen stand ein kraftloser König (Birger Magnusson), aber gestützt auf einen der vortrefflichsten Männer, die Schweden in irgend einem Zeitalter hervorgebracht hat. Nächst dem König standen seine beiden Brüder, ihm an Macht wenig untergeordnet, aber ihm gleich an persönlicher Schwäche, Glanz- und Herrschsucht; demnächst eine junge, aber schon mächtige Hierarchie; an deren Seite eine weltliche, auch eben privilegirte Aristokratie, im Glanze eines kurz vorher in Schweden gegründeten Ritterthums. Torkel Knutson regierte — und nun folgten die Eroberung und Bekehrung des östlichen Finnlands und Zeiten eines größern Glücks und Aufblühens, als Schweden je zuvor genossen. Torkel Knutson fiel — und gleich darauf folgten brüderliche Grausamkeiten innerhalb der königlichen Familie, bürgerliche Zwietracht und Erniedrigung des Vaterlandes. Kaum möchte es also eine Zeit geben, die reicher an poetischen Elementen wäre. Auch

ging der Verf. nicht unvorbereitet zu der Zeichnung dieser denkwürdigen Gemälde. Schon vor mehr als 18 Jahren schrieb er ein Ehrendenkmal über Torkel Knutson. Darum ist es dem Dichter gelungen, uns in seinem Gedicht eine treue Abspiegelung von dem Charakter, der Denkweise und den Sitten des Jahrhunderts bis ins Kleinste zu geben. Hier sind alle Hauptpersonen reinweg historisch und die Charaktere in ihren Grundzügen so dargestellt, wie die geschichtlichen Urkunden sie gezeichnet: wo die Chronik nur Umrisse gezogen, hat der Dichter mittels der Divination der Poesie ausgeführt und colorirt. Man erkennt also in Torkel Knutson den Helden, den Staatsmann, den Gesetzgeber, den Reformator, den Mann von hellem Blick, der ein paar Jahrhunderte weiter als seine Zeitgenossen in die Zukunft schaut; aber er ist nicht als ein abstractes Tugendideal gezeichnet, der Maler hat seinem Bild einige leichte Schattenseiten hinzugefügt, welche die Geschichte uns theils offenbart, theils ahnen läßt: Stolz, eine gewisse Herbigkeit, Herrschbegierde, doch innerhalb seiner Unterthanenpflicht streng gebunden. Torkel's größter Fehler war doch der, daß er zu hoch über seiner Zeit stand; er sah den Misbrauch der geistlichen Gewalt, ihren Eingriff in die königliche, er wollte verbessern und hemmen, hatte aber selbst nichts Positives an die Stelle zu setzen. Der Verf. läßt seinen Helden bisweilen wie einen Schüler Luther's reden, aber seine Zeit war noch nicht Luther's; noch stand die Kirche auf der Höhe ihrer Macht, noch war diese Macht trotz einzelner Willkürlichkeiten und des Misbrauchs, den sie sich erlaubte, eine Wohlthat für die Nationen, eine Wehr gegen die rohe Gewalt; noch war sie nicht so entartet, hatte sich nicht so befleckt als ein paar Jahrhunderte später, da sie in Kampf mit der Volksmeinung gerieth. Mit einem solchen Riesen wie die damalige Hierarchie vermochte selbst ein Torkel Knutson nicht zu ringen; er mußte in diesem ungleichen Kampfe unterliegen und sein Untergang war nicht blos physisch, sondern auch moralisch nothwendig, damit die geistliche Gewalt, der Gesellschaft stärkstes Band während des bessern Mittelalters, in Schweden sich befestigen könnte. Aus diesem höhern Gesichtspunkte versöhnen wir uns mit seinem Untergang, während wir zugleich in seinem Tod den Verlust eines großen und edeln Mannes, das Opfer königlicher Feigheit, der Undankbarkeit seiner frühern fürstlichen Mündel, des Hasses der geistlichen und weltlichen Aristokratie beklagen. Es gereicht dem Verf. zur Ehre, daß er diesen doppelten Gesichtspunkt aufgefaßt und dargelegt hat. In Übereinstimmung mit der höhern Intention hat der Dichter das Haupt der schwedischen Kirche, den Erzbischof Nils Kettilson, an die Spitze der Verfolgung des Reichsvorstehers gestellt und schildert ihn weislich nicht als einen gewöhnlichen, persönlich herrschsüchtigen Prälaten, der nur für seine und der Kirche irdische Vortheile, sondern als einen solchen, der auch für eine höhere Idee kämpft, der für Das, was er für recht ansieht, für den Glauben, die Einheit und die Rechte der Kirche ebenso redlich arbeitet, wie Torkel Knutson für Selbstprüfung, Forschung und die Befestigung des Throns eifert. Außer dem Erzbischof und den Herzögen hat Torkel Knutson in diesem Trauerspiel noch einen andern Todfeind, nämlich den rachsüchtigen Ambjörn Ulfson. Des Königs Birger ebenso niedrige als unverständige Handlungsweise hat der Verf. mit Recht nicht zu entschuldigen, sondern nur zu erklären gesucht. Die beiden Herzöge sind von der Geschichte ziemlich bestimmt gezeichnet und der Dichter hat nicht unterlassen, ihre Anweisungen zu benutzen. Beide waren in äußerer Hinsicht ausgezeichnete Ritter, üppig, prachtliebend und voll der Unruhe, welche dem Geschlechte der Folkunger eigen war. Der Plan dieses Stücks ist gut angelegt, genau überdacht und berechnet; die Diction ist edel, der Vers geschmeidig und wohlklingend, die Sprache rein, die Bilder schicklich und treffend. Das Ganze ist so gleich gehalten, daß keine Partie sich auf Kosten der übrigen geltend macht. Es ist mit vielem Geschick für die Aufführung bearbeitet. 119.

Notizen.

Niemand hat jenen Cynismus des Denkens und der Gesinnung, der bei den Alten sich zu einer eignen philosophischen Schule gestaltete, in unserm modernen Leben jedoch nur in einzelnen zerstreuten Zügen vorkommt, unter den Alten selbst mit kraftvollerer Gedrängtheit und mehr Wahrheit dargestellt als Lucian. Dieser läßt in seinem „Verkauf der philosophischen Sekten" den Diogenes zum Käufer also sprechen: „Zuerst, o Freund, werd' ich dich der Wollust entkleiden, in Mangel einsperren und in ein Mäntelchen hüllen; dann sollst du mir mühselig arbeiten, auf dem Boden schlafen, Wasser trinken und mit dem Ersten dem Besten dich sättigen. Dein Geld, im Fall du welches hast, wirfst du ins Meer, an Vermählung denkst du nicht, noch an Kinder, noch an Vaterland, sondern dies Alles wirst du vielmehr für eiteln Tand- und Possenspiel ansehen. Dein Vaterhaus verläßt du und bewohnst ein Grab, einen öden Thurm, oder ein altes Faß, deine Tasche magst du dir mit Bohnen füllen; so ausgerüstet wirst du dich glücklicher preisen als der Perserkönig, und wenn dich Jemand geißelt oder dich foltert, so wirst du dich hierbei ganz gleichgültig verhalten. Was du dir aber am meisten zu eigen machen mußt, ist dieses, daß du dich frech und trotzig beweisest gegen Jedweden und Jedermann ausschmähst, der dir zu nahe kommt, er sei nun Bauer oder König. Barbarisch muß deine Sprache sein und mistönend deine Stimme und ganz einem Hunde ähnlich, dein Gesicht aber langgezogen und der Gang so, wie er zu einem solchen Gesichte paßt. Mit einem Wort, es muß Alles an dir thierisch und wild sein, alle Scham, Anständigkeit und Bescheidenheit halte fern von dir, und vom Erröthen vertilge sogar die Spur auf deinem Gesicht. Suche dir zwar die von Menschen bewohntesten Gegenden zum Wohnplatze auf, bleibe jedoch stets allein und ohne Gemeinschaft mit Andern deines Geschlechts, keinen Freund laß zu dir, noch irgend einen Gast, denn dies würde deine Unabhängigkeit und die Unerschütterlichkeit deines Bewußtseins (ἀταραξία) vernichten. Vor aller Welt thue immerhin Das, was kein Anderer im Verborgenen zu thun wagen würde, und zuletzt, wenn du meinst, so schlinge einen rothen Polypen oder giftigen Fisch hinab und stirb so." Diese geistreiche und das innerste Wesen des Cynismus berührende Schilderung soll nach der Angabe Warburton's Shakspeare bei der Zeichnung des Charakters des Apemantus im „Timon von Athen" vor Augen gehabt haben; eine Behauptung, der wir nicht geradezu widersprechen wollen.

Im J. 1720 ging eine Posse unter dem Titel: „Der Offizier auf halbem Solde", auf dem Drurylanetheater zu London über die Scene. Eine gewisse Miß Fryer, von Geburt Irländerin —, welche seit der Regierung Karl II. nicht aufgetreten war, bekam in diesem Stücke die Rolle einer alten Großmutter zugetheilt. Der Schauspielzettel äußerte sich darüber folgendermaßen: „Die Rolle der Lady Richlove wird Mad. Peg Fryer geben, welche seit 50 Jahren die Bühne nicht betreten hat." Die alte Dame führte auch wirklich diese ihre Rolle mit so großer Virtuosität durch, daß sie zu allgemeiner Bewunderung hinriß. Nicht lange darauf betrat sie noch einmal die Bühne, um in ihrem fünfundachtzigsten Jahre einen irländischen Nationaltanz aufzuführen. Beim Auftreten erschien die hochbejahrte Tänzerin etwas abgemattet, sodaß man an der Durchführung ihrer Partie zweifelte; allein kaum waren die ersten Töne der Musik erklungen, als man sie so leicht und lebhaft tanzen sah wie ein zwanzigjähriges Mädchen. Später übernahm diese rüstige Dame noch eine Gastwirthschaft in London und starb endlich 1747 in einem Alter von 117 Jahren. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 202. —— 21. Juli 1837.

Histoire de la Gaule méridionale sous la domination des conquérans germains; par M. *Fauriel*. Vier Bände. Paris 1836.

Gegenwärtige vier Bände, bilden sie auch an sich schon ein vollständiges Ganzes, sind doch nur etwa der dritte Theil eines großen Werks, dessen Herausgabe der Verf. beabsichtigt und das die Geschichte der hier genannten Länder und Völker, von den frühesten Zeiten an bis zu Ende des 13. Jahrhunderts umfassen soll. Um eine so schwierige Aufgabe zu lösen, bedurfte es zuvörderst eines Mannes, der vor den angestrengtesten, viel Zeit raubenden Forschungen nicht zurückschreckte und der die Mühe nicht scheute, die Wahrheit aus einem Chaos unvollständiger Erzählungen, oft einander widersprechender Urkunden und fast erloschener Überlieferungen hervorzusuchen. Es bedurfte dazu ferner eines Gelehrten, der über den Ursprung der slawischen, germanischen, gothischen u. a. Völker, mittels einer Vergleichung der vornehmsten Sprachen Europas, Licht zu verbreiten im Stande war, und der genug wissenschaftliche Kenntnisse besaß, um nicht nöthig zu haben, deshalb nur zu sogenannten Systemen oder Symbolen seine Zuflucht zu nehmen. Endlich bedurfte es dazu auch noch einer ungekünstelten und klaren Feder und eines Schriftstellers, der nicht etwa für sich selber oder einige auserwählte Leser das Geheimniß seiner Entdeckungen zu bewahren suchte, sondern der solche Allen mitzutheilen und seine Gelehrsamkeit gleichsam populair zu machen verstand. Es bedünkt uns nun, daß Hr. Fauriel so schwierige Bedingungen, woran sich seine Aufgabe knüpfte, nicht unerfüllt gelassen, daß er vielmehr ein Werk geliefert hat, das ihm und der französischen Nation zur wirklichen Ehre gereicht. Ein flüchtiger Blick auf die eigentlichen Geschichtsquellen, aus denen derselbe zu schöpfen vermochte, wird genügen, um deren Unzulänglichkeit zu würdigen. Als die Römer, oder vielmehr die unterschiedlichen Völker, die zu Anfang des 5. Jahrhunderts diesen Namen führten, jene unzählbaren Horden bewaffneter Reisenden bei sich ankommen sahen, waren sie schon nicht mehr im Stande, mit Erfolg die Geschichte Derjenigen zu entwirren, die im Begriffe waren, ihre Stelle einzunehmen. Der römische Stolz hatte sich niemals viel um die Herkunft und die Schicksale fremder Nationen bekümmert, und nur Plinius und Tacitus hatten einen raubgierigen Blick auf die Wälder Germaniens geworfen. Kam der verhängnißvolle Tag, so begnügte man sich, den Nacken zu beugen, als Sklave zu gehorchen, und Niemand fragte die Sieger, woher sie kämen, noch wer ihre Voraltern waren. Viel eher als unter den Römern wäre es möglich gewesen bei den sogenannten Barbaren selber große Gedanken und edle Erinnerungen an das Vaterland anzutreffen. Allein außer Jornandes, der einen viel zu kurzen Auszug von Cassiodor's großem historischen Werke hinterließ, gewahren wir keinen ihrer Schriftsteller, hatten sie anders deren, der etwas für ihren Ruhm gethan hätte. Radagast's und Alarich's Soldaten kümmerten sich wenig darum, und hätte vielleicht irgend einer von ihren Bischöfen daran gedacht, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß seine Bücher nebst denen der Besiegten den Flammen wären überliefert worden.

Indessen hat doch Hr. F. einen großen Vortheil über Diejenigen voraus, die es seither unternahmen, jenes große Geschichtsgebäude mit den Trümmern alter Schrifttexte und Denkmäler neu aufzurichten. Die meisten seiner Vorgänger nämlich, wie beispielsweise Gibbon, wollten alle Einbrüche der Barbaren zugleich umfassen. Indem sich aber der Verf. dieses neuen Werks über jene entscheidende Epoche in den Jahrbüchern der Weltgeschichte auf die germanischen Völkerschaften im Süden Galliens beschränkt, wird er es ihnen durch eine genauere Kenntniß des Schauplatzes der Begebenheiten und durch vollständigere und zuverlässigere Einzelumstände zuvorthun, wozu noch das nationale Interesse kommt, das französische Leser besonders an seinen Erzählungen nehmen.

Indem wir soeben Gibbon's erwähnten, erlauben wir uns, eine flüchtige Parallele zwischen diesem berühmten Geschichtschreiber und Hrn. F. zu ziehen, wobei, wie wir glauben, Letzterer eben nicht in nachtheiligem Lichte erscheint. Abgekürzte und nach der jeweilen von der englischen Schule befolgten Methode philosophisch analysirte Geschichte ist niemals dramatisch. Gibbon, ein vorzüglicher Erzähler, wenn er es sein will, der aber weit öfter den Erzähler in den Hintergrund stellt, um den Philosophen reden zu lassen, berichtet uns die Leichenbestattung des westgothischen Königs Theoderich, der bekanntlich in der gegen Attila gewonnenen Schlacht auf der catalaunischen Ebene blieb, mit folgenden Worten:

Er ward unter einem Haufen Leichen gefunden. Seine Unterthanen beweinten ihn als ihren König und Vater; sie begraben ihn im Angesicht des besiegten Feindes; hierauf ihre Waffen gegeneinander schlagend, erheben sie auf einen Schild seinen ältesten Sohn Torismund, und die Pflicht der Rache ward für den neuen König ein geheiligter Theil des väterlichen Erbes.

Bei F. finden wir folgende, eben dieselbe Thatsache betreffende Stelle:

Die Westgothen begannen auf dem Schlachtfelde den Leichnam ihres Königs Theoderich zu suchen; sie mußten ihn lange suchen, denn man fand ihn unter einem Haufen anderer Leichen. Seine Bestattung war eines Enkels Alarich's würdig; im Angesicht der Hunnen ward er von zahlreichen Schaaren seiner Tapfern fortgetragen, wovon die Einen weinten und bebten und Andere die Heldenthaten der Balthen mit einer Stimme besangen, worin sich noch der kriegerische Grimm des vorhergehenden Tages kundgab. Torismund, der älteste von Theoderich's Söhnen, ward auf dem Grabe seines Vaters selbst zum Könige ausgerufen.

Sowie an dieser Stelle Hr. F. fast wörtlich den Urtext des Jornandes wiedergibt und seine Erzählung dadurch an Einfachheit, zugleich aber auch an Wahrheit gewinnt und somit auf Sinne und Gemüth desto stärkern Eindruck macht, so auch an vielen andern Stellen, wo er sich ebenfalls der eignen Worte seines Autors bedient. Wir führen in dem Betreff noch ein Beispiel an. In einer allgemeinen Geschichte hätte vielleicht die Angabe genügt, daß Arvernien den Westgothen vom römischen Senat abgetreten wurde, weil er diese Provinz nicht mehr zu beschützen vermochte. Wie sehr indessen die Gallier in Folge einer etwa siebenhundertjährigen politischen Verbindung die Freunde und Brüder Roms geworden, davon erlangt man einen weit anschaulichern und lebendigern Begriff, wenn man die Klagen des Galliers Sidonius Apollinaris über jenen verhaßten Abtretungsvertrag vernimmt:

So wird man denn — heißt es nach ihm in Hrn. F.'s Werke — die Freiheit Anderer mit unserer Sklaverei erkaufen müssen, mit der Sklaverei der Arverner, o Jammer! Derer selbst, die so oft die Gothen weit von ihren Mauern zurücktrieben! Verdienten einen solchen Frieden unsere Leiden, unsere durch Schwert, Brand und Pest verheerten Gefilde, unsere durch Hungersnoth aufgeriebenen Krieger? Haben wir uns in der Hoffnung mit den Kräutern aus den Rissen unserer Wälle ernährt, mit diesen oft giftigen Kräutern, die eine ebenso welke Hand als sie selber pflückte?... Hört auf unser Flehen und überliefert uns nicht den Barbaren!

Man gewahrt wol aus den vorstehenden Anführungen, daß Hr. F. nur wenig von jenen alterthümlichen Überlieferungen abweicht, die, im Verlaufe der Jahrhunderte immer mehr geläutert und von alten märchenhaften Sagen entkleidet, die Geschichte aller modernen Nationen geworden sind. Er schildert mit Genauigkeit und Klarheit den raschen Durchzug der Alanen und Vandalen, die Niederlassung und Gesetzgebung der Burgunder und die glänzende Herrschaft der Westgothen, die er mit ebenso hellen als lebendigen Farben ausmalt. Verweilt er gleichwol am längsten und mit unverhehlter Vorliebe bei den Franken, so können wir ihm dies um so weniger verargen, da eben jener kleine Völkerstamm, der sich zuerst bei Tongern unter Chlodion und bei Tournay unter Merwig niederließ, der Keim der fränkischen oder französischen Macht in Gallien ward. Bei dem Allen läßt er sich doch von nationaler Eitelkeit keineswegs verleiten, den fabelhaften Angaben der alten Chronikenschreiber in ihrem Betreff unbedingten Glauben zu schenken. Vielmehr sucht unser Geschichtschreiber auf das Wahrscheinliche die Abenteuer Childerich's zurückzuführen, die viel zu wunderbar sind, als daß man ihn für den wirklichen Begründer jener Macht halten könnte; sowie auch die Thaten Clodwig's, worüber noch viele Dunkelheit waltet, bei dem man jedoch bereits jenes Genie gewahrt, das Galliens Zukunft den Händen der Westgothen entwinden und ihm den Namen Frankreich ertheilen wird. Hr. F. schildert nach Gregor von Tours mit möglichst klaren Zügen dieselbe wilde Regierung der ersten Nachfolger Clodwig's. Dabei sind die Kritik der Zeugenschaften, die Erforschung der Örter, Urtexte und Denkmäler, religiöse sowol als profane, die einzigen Orakel, die er zu Rathe zieht, während er Andern die ganze griechische und trojanische Mythologie der großen Chroniken überläßt, wie auch jene andere Art modernerer Mythologie, die stets bereit ist, die alten Zeiten nach den Begriffen der unserigen zu beurtheilen, oder Systeme zu fabriciren, die ebenfalls nicht besser als Fabeln sind.

Eine höchst interessante Episode dieses Geschichtswerkes, die zugleich Hrn. F.'s umfassende Sprachkenntnisse und namentlich seine Bekanntschaft mit den arabischen Schriftstellern, die er im Originale las, außer Zweifel setzt, bildet die Schilderung der saracenischen Einfälle in das südliche Gallien. Der Eifer, mit welchem er dem Studium dieser Autoren oblag, scheint, nach seinen Klagen zu urtheilen, nicht immer belohnt worden zu sein, und das Ergebniß so vieler mühsamen Forschungen stand, wie er selber gesteht, nicht immer im Verhältniß mit seiner Geduld, viel weniger noch mit seiner Wißbegier. Es ist dies jedoch nicht das erste Mal, daß sich die orientalischen Geschichtschreiber diesen Vorwurf von Seiten der Gelehrten zuzogen, die sie über die Einzelumstände der Thatsachen, die Lage der Orte, die Reihenfolge der Zeiten befragten und denen sie gemeinhin mit jenem türkischen Kadi antworten: „Ich weiß nicht, was wahr, nur Gott ist dies bekannt." Allein bei aller Trockenheit der muselmännischen Chroniken und bei aller Verwirrung, Incohärenz und Leichtgläubigkeit der viel weitschweifigern mönchischen Legenden, die nur einem geübten Kritiker von Nutzen sein können, wird man nicht ohne Rührung einige große historische Züge lesen, die Hr. F. aus jenen verschiedenen Urtexten zu Tage förderte und die öfters ein ganzes Jahrhundert charakterisiren. So beispielsweise die Schicksalswechsel, die Narbonne erfuhr. Diese Stadt ward, nachdem sie 719 erobert worden, der Mittelpunkt und die Schutzwehr der arabischen Herrschaft diesseit der Pyrenäen, und von nun an war deren Loos, von Arabern, Westgothen und Franken verheert zu werden, die sich um sie als eine Beute stritten, wonach es ihnen Allen gelüstete. In einem solchen Kampfe sah sie bald den Glanz, womit die römische Macht sie umgeben, dahinschwinden

und erlöschen. Ihre ephemeren und stets wechselnden Gebieter beeilten sich, sie mit den reichen Trümmern ihrer Paläste und Tempel zu befestigen. Die Meisterwerke der Kunst, welche die gallische Opulenz und die Plünderungen Alarich's daselbst angehäuft hatten, wurden zu Befestigungswerken der saracenischen Stadt verwandt, und der **Thurm des Mauren**, den man unter der Regierung Ludwig XIV. niederriß, war, wie es sich fand, bis zu einer bedeutenden Höhe, beinahe ganz aus Bruchstücken von Statuen, Friesen, Capitälern, Tafeln mit Inschriften und andern ehrwürdigen Überresten eines entferntern Zeitalters erbaut, die von barbarischen Händen zerbrochen und aufeinandergeschichtet worden waren.

Noch belehrendere Trümmer jener Epoche, die Hr. F. sammelte, sind einige große Gedanken, einige fromme Überlieferungen, Bruchstücke, die einer nicht minder verderblichen Zerstörung, in deren Folge so viele Seiten aus den Jahrbüchern des menschlichen Geistes verschwunden sind, entgingen. Wir theilen einige derselben mit. Vor der Schlacht von Toulouse 721, einer großen Waffenthat, deren Andenken aber, wie Hr. F. bemerkt, die neuern Geschichtschreiber kaum bewahrt haben und die sie bisweilen sogar mit dem Ruhme der Schlacht von Poitou vermengten, sagte El Samah, Heerführer der Muselmänner, zu den Seinigen, indem er ihnen die enggeschlossenen Reihen der Christen Aquitaniens und Ausoniens zeigte, mit den Worten des Koran: „Fürchtet Euch nicht vor jener Menge; ist Gott mit uns, wer kann wider uns sein?" Anastasius, der christliche Geschichtschreiber, stellt dieser Begeisterung ein Wunder entgegen, das den Glauben der christlichen Völker der Zeit sehr treffend bezeichnet. Der Herzog von Aquitanien verkündet, er habe vom Papst Gregor drei Schwämme zum Geschenk erhalten, die zur Reinigung des Abendmahlstisches gedient, und im Beginne des Kampfes läßt er kleine Stücke davon an alle Diejenigen austheilen, die darum bitten. Der Sieg war vollständig; es blieben in dem Treffen nur 1500 Christen, unter denen sich kein Einziger befand, der seinen Theil von den heiligen Schwämmen erhalten, während man, wie erzählt wird, mehr als 400,000 Saracenen unter den Todten zählte. Es ist dies freilich ein wenig zu viel, und man gewahrt wol, daß religiöse Andacht die Wunderkraft des Talismans übertrieben hat; allein die arabischen Autoren selber geben zu, daß noch fünf Jahrhunderte später eine Todtenfeier wegen jenes großen Unglücks gehalten wurde; auch ward die Römerstraße, die von Toulouse nach Carcassonne führt und welche die Muselmänner an dem nämlichen Schlachttage besetzt hatten, von ihnen die **Straße der Märtyrer** benannt. In Betreff nun des in der Geschichte ungleich berühmtern Sieges, den bei Poitou Karl Martel über Abd el Raman 732 erfocht, verdanken wir den desfallsigen Forschungen des Hrn. F. zwar nicht die Entdeckung neuer Thatumstände von Belang; allein die von ihm gewählte ganz neue Art der Darstellung dieser Begebenheit gibt zu allgemeinen Betrachtungen von einiger Wichtigkeit Anlaß. Es geht nämlich daraus hervor, daß man sich seither über die gesellschaftlichen und politischen Resultate der befragten Schlacht häufig getäuscht, und daß man namentlich Unrecht gehabt, zu behaupten, Frankreich würde erobert und mohammedanisch geworden sein, wofern Karl unterlegen hätte. Nichts beweist bei dem Zuge und dem Benehmen der arabischen Heerführer, daß sie den Plan gehabt, in Gallien eine für die Dauer berechnete Herrschaft, wie solches in Spanien geschehen, zu begründen. Nach ihren Arten zu schließen, führten sie hier keinen wirklichen Niederlassungskrieg, noch beabsichtigten sie eine eigentliche Eroberung. Mit ihren aufeinanderfolgenden Einbrüchen bezweckten sie vielmehr blos, das Land zu verheeren, zu plündern und einen Versuch zu machen, den Schrecken ihrer Waffen auf beiden Seiten der Pyrenäen zu verbreiten. Demnach haben sie auch selbst in denjenigen Städten, wo sie am längsten verweilten, keine jener großen öffentlichen und religiösen Denkmäler hinterlassen, die noch heute bezeugen, daß Sevilla, Cordova, Granada, Sicilien und einige Küstengegenden Italiens zu ihrem Reiche gehörten. Als sie nach Frankreich kamen, erbauten sie hier weder Paläste noch Moscheen; sie dachten nur auf Zerstörung und Beute, ohne Zweifel weil sie überzeugt waren, ihr dortiger Aufenthalt werde nur vorübergehend sein. Bei dem Allen mag wol etwas nationale Eitelkeit mit im Spiel sein, wenn Hr. F. die Ursache dieses Mistrauens zu sich selber — nach den Andeutungen des Chronikenschreibers Isidor de Beja — in dem Umstande findet, daß die Araber bei dem Anblicke der Armee der Franken, „so furchtbar durch den hohen Wuchs und die Stärke ihrer Krieger, so dicht geschlossen in ihren Reihen, und die, in gerader Linie aufgestellt, einer eisernen Mauer glich", von Erstaunen ergriffen, gar bald verzweifelten, diesseit der Pyrenäen eine dauerhafte Niederlassung gründen zu können.

Diejenigen — fügt unser Geschichtschreiber hinzu —, welche Griechen, Berbern, Gothen überwunden hatten und die länger als acht Jahrhunderte hindurch Spanien als ein halb-afrikanisches Land behaupteten, wichen vor einem zugleich kriegerischen und disciplinirten Volke zurück.

Daß bei dem Allen die Schlacht von Poitou nicht entscheidender als die von Toulouse gewesen, beweist Hr. F. endlich noch durch die Thatsache, daß man zwei Jahrhunderte später auf Saracenen in Frankreich stößt. Auch rechneten die Barone in der Provence und in Septimanien so sehr auf die Stärke der arabischen Überziehungsheere, daß sie gleich nach der Niederlage Abd el Raman's mit diesen einen Bund schlossen, um gegen die Befreiungsarmee einen hartnäckigen Widerstand im Süden zu organisiren, was Karl Martel, um die Urheber dieses gotteslästerlichen Bündnisses zu entmuthigen, bewog, der ganzen Sittenroheit seiner Nation gegen sie den Zügel schießen zu lassen, überall schreckliche Verheerungen zu üben, die phocäischen Städte Agatha und Maguelore zu vernichten, die Mauern von Nimes niederzureißen und auf dem unzerstörbaren Gestein des dortigen Amphitheaters, das seit lange als Festung gedient hatte, jene Spuren des Feuers zurückzulassen, die man noch daselbst gewahrt.

Wir erwähnten bereits im Eingange unsers Berichts die Quellen, die zum Behufe der Abfassung seines Wer-

kes auszubeuten Hr. F. keinerlei Mühe scheute. Dabei besitzt er aber in hohem Grade die Geschicklichkeit, selbst den kleinsten Bruchstücken einen gewissen Werth zu geben, und ein ganz ausgezeichnetes Übersetzertalent, mittels dessen er die alten Urtexte gleichsam neu zu beleben weiß. So beispielsweise bei fast wörtlicher Übertragung jenes berühmten Briefes in das Französische, worin Sidonius, Bischof von Clermont, eine Schilderung Theoderich's, Königs der Westgothen, entwirft, den er oft zu Toulouse gesehen und mit dem er oft seine Würfelpartie gemacht hatte. Gleicherweise sind auch die wenigen Betrachtungen, welche die historische Gattung, der dieses Werk angehört, zuläßt, insofern sie nicht Gesetze, Verwaltung, Sitten, den Zustand der Wissenschaften und ähnliche Gegenstände betreffen, der natürliche Ausdruck der gleichzeitigen Gedanken, der treue Widerhall eines ganzen Jahrhunderts. Zum Beleg mag eine Anführung genügen. Nachdem Hr. F., einem Geschichtschreiber jener Epoche folgend, die nähern Umstände der Vermählung Placidia's, Schwester des Kaisers Honorius, mit dem Könige der Westgothen, Athaulf, erzählt, fügt er nachstehende Worte hinzu:

Die Verbindung der Tochter des Theodosius, der Schwester des Honorius, mit dem herumirrenden Häuptling eben derselben Barbaren, die Rom erobert und geplündert hatten, diese Verbindung ward vom ganzen Reiche bewundert, und viele Christen gewahrten darin die Erfüllung einer Prophezeiung des Daniel, welche die Heirath des Königs vom Norden mit der Tochter des Südens verkündigt.

Endlich, so ernst und ruhig auch das Werk durchgehends gehalten ist, so scheint sich doch der Verf. zuweilen einen Hinblick auf unsere Zeit zu erlauben, auf deren ihm misfällige Bestrebungen er bei Schilderung von Zuständen der Vergangenheit anzuspielen die Absicht verräth. Diese Absicht läßt sich, um zum Schlusse nur noch eine Stelle anzuführen, unter Anderm in dem Abrisse gewahren, den Hr. F. von der gallo-römischen Literatur im 5. Jahrhunderte entwirft und worin er uns eine unruhige, bewegte und von falschen Bedürfnissen gequälte Gesellschaft zeigt, „für die das Natürliche und Wahre nichts weiter als leere Namen sind, die Jeder dem Phantasiegebild, dem Wahnbegriffe und der Wortbedeutung beilegt, welche die Kraft bewahrt hat, das Gemüth aufzuregen“. 17.

Mistreß Hemans.

Mistreß Hemans, als Frau wie als Schriftstellerin gleich achtungswerth, hat in den nach ihrem Tode gesammelten Auszügen aus Briefen, Tagebüchern und Gesprächen ein solches Erkennen der von ihr geliebten deutschen Literatur dargethan, daß ihre Aussprüche es verdienen, auch uns zugänglich zu werden.

Da sie lange in Wales lebte, sich mit der Sprache wie mit den Melodien des Landes vertraut machte, war ihr, der musikverständigen und trefflichen Virtuosin, der rechte Sinn für das Volkslied aufgegangen, sie erkannte, wie tief Herder in den dichterischen Geist der Völker eingedrungen war, sie empfand die Wahlverwandtschaft mit ihm, sie übersetzte Manches von ihm, und er war der Vermittler für ihr Eindringen in deutsche Sprache und Art. Tieck hielt sie sehr hoch. So sehr sie auch Schiller anerkannte, konnte sie sich doch nicht ganz mit seinem „Don Carlos“ befreunden, d. h. nicht mit dem Verhältniß Posa's zum König. „Die Unterredung Philipp's mit Posa ist ergreifend, aber meine Theilnahme war durch die Idee des Unmöglichen gestört, die mich den ganzen Auftritt hindurch wie ein Gespenst verfolgt. Selbst Schiller's gewaltiger Genius kann uns nicht zu dem Glauben führen, daß solch eine Stimme der Wahrheit und Freiheit in der Gegenwart des kalten, finstern Philipp's sich zu erheben wagte, und daß dieser, wenn auch nur einen Augenblick, solche furchtlose Äußerungen eines edeln Herzens ohne harte Rüge angehört hätte.“

Als die tiroler Sänger auch in Wales ihre Volkslieder hören ließen, urtheilte Mrs. Hemans, die damals noch wenig Deutsch verstand, daß diese Lieder auf Bergeshalden, neben Gießbächen gehört werden müßten. Es ist, als wolle man eine Bergfichte auf ein Blumenbeet pflanzen, wenn man den Geist der Alpen mitten unter die modische feine Welt versetzen will.

Die Schicksalstragödien von Werner, Müllner u. A. kamen ihr vor, als wenn eine Postbotin gezwungen würde, an einem bestimmten Monatstage die Briefe zu öffnen, zu lesen und die beigelegten Bücher zu stehlen. Obgleich sie nicht nur dichtete, sondern auch in Versen und Prosa Manches drucken ließ, war sie doch der Schriftstellerei ins Blaue hinein sehr abgeneigt. „Es ist der Untergang der jetzt aufblühenden jungen Talente, daß Lesen und Schreiben gleichbedeutend sind. Manche erwachen nie zu der Überzeugung, daß sie bessere Dinge deshalb vernachlässigten, und wenn Jemand gleich mir durch ein heftiges Verlangen nach Kenntnissen und nach Wahrheit auf den richtigen Weg geführt wird, so gelangt er sicherlich auf Irrpfaden dahin; es ist über ihn abgeurtheilt, ehe er die ihm mögliche Reife erlangte, er wird sich kaum von der ihm anhängenden Meinung des Geringfügigen befreien können. Wir zerstören den Palmbaum, um für den Augenblick einen Trunk zu gewinnen. Wir erschlagen das Kameel, das uns durch die Wüste trägt, weil wir nicht eine kurze Weile dürsten wollen.“

Später lebte sie der Erziehung ihrer fünf Söhne wegen in Liverpool, wo es ihr, obgleich es ihre Vaterstadt war, nicht so gut gefiel wie in den walliser Bergen. Der Kaufmannsgeist und der dadurch bedingte Ton war ihr fremd, weshalb sie von den großen Kreisen sich in ziemlicher Entfernung hielt. Das schützte sie jedoch nicht ganz vor lästigen Besuchen, die sich mitunter verwunderten, in der gefühlvollen Dichterin, die heilige und fromme und ernste Weisen anschlug, eine schlichte heitere Frau zu finden, die sich an Kleinigkeiten vergnügen konnte, die ein artiges Märchen, einen flüchtigen Scherz lieber hörte als philosophische Prunkreden, literarische Frau-Basereien, und die nichts weniger leiden mochte als die Moralfresser und die Nützlichkeitsdocenten. Bei alledem plagte man sie arg mit Albums. Sie klagte einmal, daß man sie nöthigen wollen, sich nicht allein in das Stammbuch der Überbringerin zu schreiben, sondern auch in das der Schwester und in die der drei Kinder derselben. 29.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 203. — 22. Juli 1837.

Über die Unsicherheit der Erkenntniß des erloschenen Lebens. Nebst Vorschlägen zur Abhülfe eines dringenden Bedürfnisses für Staat und Familie. Von Michael Benedict Lessing. Berlin, Hirschwald. 1836. Gr. 8. 14 Gr.

Manchem guten Gedanken geht es wie dem Samen mancher Pflanzen, er will nicht allein Zeit zum Aufgehen überhaupt haben, sondern ein besonderer Zeitabschnitt, ein Jahr vor dem andern erweist sich vorzüglich günstig zu seinem Gedeihen. Schon vor beinahe einem halben Jahrhundert hat der treffliche Hufeland auf die dringende Nothwendigkeit zur Errichtung von Leichenhäusern wiederholt aufmerksam gemacht und durch die erste Anlage eines solchen Hauses die Bahn gebrochen, und noch bis auf die neueste Zeit sind nur wenige Orte seinem Beispiele gefolgt, ja seine Stimme wäre vielleicht verklungen, wenn nicht mehre neuere Beispiele von Menschen, die lange Zeit in einer Art von Erstarrung gelegen und wieder ins Leben zurückgerufen wurden, oder doch erst später dem Tode verfielen, vielleicht aber auch die, lebhaft an ein mögliches Erwachen im Grabe erinnernden Beispiele von zuckenden Choleraleichen die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen von Neuem auf diesen Punkt hingeleitet hätten. Jetzt endlich scheint die günstige Zeit gekommen zu sein, wo der lange verhaltene Funke zündet. Man überlegt sich die Sache weiter, man bespricht sie, man schreibt darüber, und, wie verlautet, fängt man schon in einigen Städten an, Subscriptionen zur Errichtung von Leichenhäusern zu eröffnen. Aus eben diesem Grunde hätte Hr. Lessing keinen günstigern Zeitpunkt als den jetzigen zur abermaligen Besprechung dieses Themas wählen können. Eingedenk des alten Sprüchworts, das Eisen zu schmieden, so lange es noch warm ist, läßt er aber auch kein Mittel unbenutzt, um als Verfechter der guten Sache ans Ziel zu gelangen, ja er heizt Denen, welche sie vielleicht bis daher noch nicht für so wichtig gehalten, oder über die Ausführbarkeit derselben noch im Zweifel standen, dergestalt mit allen ihm zu Gebote stehenden Schrecknissen und Qualen des Erwachens im Grabe ein, daß mancher Furchtsame gern den letzten Pfennig hingeben dürfte, um nur vor dem Gedanken daran Ruhe zu haben.

Abgesehen nun aber von diesem etwas outrirten Tone, in dem das Ganze gehalten ist, läßt sich dem Buche der Nutzen und die Zweckmäßigkeit um so weniger absprechen, als es immer noch Leute gibt, welche meinen, das Erwachen im Grabe sei doch eine gar zu seltene Erscheinung, als daß man so viel Aufhebens davon mache, die Welt habe lange bestanden ohne Leichenhäuser, es gebe noch viele andere Dinge, deren Abhülfe weit dringender sei als die Verhütung des Wiedererwachens im Grabe, mit einer guten Leichenschau komme man wol ebenso weit u. dgl. m. Dergleichen Leuten glauben wir das Buch dringend empfehlen zu müssen; sie mögen sich dabei die Sache noch einmal ernstlich überlegen und bedenken, daß, wenn auch nur unter 20,000 Menschen Einer lebendig begraben wird, schon dieses Einen wegen die Fürsorge den Übrigen und den Staatsbehörden zur Verhütung ähnlicher Unglücksfälle dringendes Bedürfniß wird. Wenn es je einem Tyrannen einfallen könnte, auch den scheußlichsten Verbrecher mit der Strafe des Lebendigbegrabens zu belegen, gewiß, die ganze Christenheit würde sich dagegen erheben, und doch kann man noch zweifeln, ob es nothwendig sei, einen Unschuldigen, ein theueres geliebtes Glied der Familie vor einem solchen Unglücke durch Mittel zu bewahren, die in unserer Hand liegen? und doch kann man sich durch Hindernisse abschrecken lassen, die, wenn sie auch hier und da sich entgegenstellen, doch wegzuräumen sind?

Sehr richtig zeigt der Verf., wie in der Natur die Grenzlinie zwischen Leben und Tod beiweitem nicht so bestimmt bezeichnet ist, als man gewöhnlich zu glauben pflegt. Die verschiedenen Modificationen der Lebenskraft hören mit dem letzten Athemzuge nicht gänzlich auf, und es existirt ein Zustand, der nicht Leben und nicht Tod genannt werden kann. Hufeland vergleicht diesen Zustand sehr passend mit dem in einem Brennstoffe schlummernden Funken.

Ähnlich dem Feuer kann die Lebensflamme fehlen und doch der Lebensstoff noch in reichem Maße vorräthig sein, immer bereit, wieder flammend und wirksam zu werden, wenn das Bindungsmittel gelöst oder die schlafende Kraft auf solche Weise geweckt wird, daß sie selbst jenen Widerstand überwältigt und sich frei macht. Jedes Ei, jedes Samenkorn ist Beweis hiervon. Es enthält schon Lebenskraft eines künftigen Wesens; aber noch schläft sie, noch ist sie gebunden; man gebe ihr Wärme und Feuchtigkeit, und sie wird erwachen und uns auch sinnlich von ihrem Dasein überzeugen.

Bisher ist man aber bei der Beurtheilung des Todes

stets gewissen, in die Augen fallenden Zeichen, die meistens nur von den Verrichtungen des sichtbaren, nicht von den Erscheinungen des unsichtbaren, gebundenen Lebens hergenommen sind, als ganz untrüglichen Merkmalen gefolgt, die zwar in ihrer Gesammtheit eine hinlängliche Beweiskraft haben mögen, in solcher jedoch nur höchst selten zugleich auftreten und daher vereinzelt höchst zweifelhaft bleiben. Dergleichen Merkmale sind: Marmorkälte, Erstarrung, Pulslosigkeit, Athemlosigkeit, Bewegungslosigkeit, Empfindungslosigkeit, Erschlaffung der Muskeln und Sehnen, Nichtausfluß des Blutes nach geöffneter Ader, gebrochene, eingefallene Augen, rothe Todtenflecke, Leichengeruch und Verwesung. Wenn alle diese Erscheinungen gleichzeitig einträten, so würde an der Wirklichkeit des Todes unter keinen Umständen ein Zweifel obwalten. Auch wenn nur jene Kennzeichen gleichmäßig vorhanden wären und also wenigstens nacheinander in ihrer Gesammtheit zu Tage kämen, müßte der Tod als gewiß und untrüglich anerkannt werden. Wie aber der gewöhnliche Fall ist, wo nur vereinzelt und fast nie in ihrer Vollständigkeit jene Todeszeichen der Beobachtung sich darbieten, verliert auch die Sicherheit derselben viel von ihrer Bedeutung und wird oft dem Irrthum und der Übereilung unterliegen. Auch bei dem Scheintode, der nur den höchsten Grad der Ohnmacht darstellt, sind im Allgemeinen die äußern Erscheinungen ganz die des wahren Todes. Aber auch der Verein mehrer dieser Zeichen kann keine vollkommene Gewißheit von dem wirklichen Absterben geben, wenn man bedenkt, daß es, wie die Erfahrung lehrt, Menschen gab, die willkürlich alle Lebensäußerung aufheben und eine Zeit lang ganz steif, kalt, ohne Puls und Athemholen liegen konnten, bis sie von selbst wieder zu sich kamen. Monti erzählt in einem Briefe an den berühmten Haller eine Menge Fälle dieser Art, und unter andern von einem Bauer, der sich als todt anstellte und lange dafür gehalten wurde. Er hielt den Athem an und es setzten sich schon eine ungeheure Menge Fliegen auf seinen Körper. Ein erfahrener Arzt fand weder Pulsschläge noch ein Klopfen des Herzens; eine angezündete Kerze, vor den Mund gehalten, bewegte sich nicht; die grausamsten Versuche waren umsonst. Als man hierauf den für einen Spion gehaltenen Bauer unter Aufsicht eines Geistlichen ließ, ging er mit diesem auf und davon. Ebenso konnte sich der Geistliche Cälius Rhodiginus todt stellen, wenn er wollte; man konnte ihn stechen, kneifen und selbst brennen, ohne daß sich etwas an ihm bewegte. Am allermerkwürdigsten aber ist der Fall von dem englischen Oberst Townsend, der sich nach Willkür in den Scheintod versetzen konnte. Sein Herz hörte auf zu schlagen, das Athemholen hatte ein Ende, der ganze Körper nahm die eisige Kälte und Steifheit des Todes an, das Gesicht wurde farblos und fiel zusammen; das Auge erschien stier, starr und gläsern; der Geist selbst äußerte keine Thätigkeit mehr, denn ihm fehlte während dieses Zustandes ebenso das Bewußtsein wie dem Körper das Leben. Stundenlang pflegte er in dieser Lage zuzubringen, bis seine gewöhnliche Körperbeschaffenheit wiederkehrte. Ausführlich ist dieses außerordentliche Beispiel im „Journal des savans“ (Juli 1746) von den Beobachtern Dr. Cheyne, Dr. Baynard und Apotheker Shrine beschrieben. Sie waren Ärzte des genannten Obersten, der lange krank gewesen war und sie durch Boten ersuchen ließ, Zeugen der von ihm gemachten Erfahrung zu sein, die er in ihrer Gegenwart wiederholen wollte. Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr die Anwesenden über einen solchen Vorschlag, zumal von einem Manne, den man seinen übrigen Reden zufolge für vernünftig halten mußte, erstaunten. Sie wagten es nicht, den Vorschlag anzunehmen, aus Furcht, der Ausfall möchte für ein an sich schon so schwaches Subject tödtlich sein. Endlich gaben sie doch ihre Zustimmung, vielleicht ebenso sehr aus Neugierde als durch das Zureden des Kranken bewogen. Jetzt legte er sich auf den Rücken; Dr. Cheyne fühlte ihm den Puls, Dr. Baynard legte ihm die Hand in die Herzgrube und Hr. Shrine hielt ihm einen Spiegel vor den Mund. Binnen wenigen Augenblicken fühlte man weder den Pulsschlag noch die Bewegung des Herzens, auch lief der Spiegel vom Athem nicht an. Jeder vergewisserte sich jetzt über den Zustand dieser drei Lebensbewegungen, und Jeder ward von ihrem gänzlichen Aufhören auf das vollkommenste überzeugt; man unterhielt sich über dieses sonderbare Phänomen, und nach einer halben Stunde schickte man sich an, davonzugehen, da man steif und fest glaubte, der Kranke habe seine Erfahrung zu weit getrieben; allein indem sie zum Abschiede den Körper noch einmal untersuchten, verspürten sie eine Bewegung. Nun fühlten sie den Puls wieder; die Bewegung des Herzens nahm nach und nach zu und das Athemholen ward wieder deutlich; endlich fing der Kranke zu reden an und machte die Zuschauer ebenso erstaunt über seinen Tod als über seine Erweckung. Nach ihrem Weggange ließ er seinen Notar rufen, brachte sein Testament in Richtigkeit und gab nach 5—6 Stunden seinen Geist ruhig und ohne Schmerzen auf.

Nur die Fäulniß ist unter allen obengenannten das sicherste und untrüglichste Todeszeichen, vorausgesetzt, daß sie vollkommen, allgemein und im Fortschreiten begriffen ist. Daher ist aber auch nur die Zeit der alleinige Richter über Leben und Tod.

(Der Beschluß folgt.)

Neugriechische Literatur.

Die ersten Monate des Jahres 1847 sind nicht so reich an literarischen Erscheinungen gewesen, als nach dem kleinen Aufschwunge, den die Literatur im vorigen Jahre genommen hatte, zu erwarten stand. Die Politik spielte diesen Winter bis zur Rückkehr des Königs Otto eine zu große Rolle und verschlang jedes andere Interesse. Jene schädliche Aufregung ist jetzt vorüber, und die Früchte der gegenwärtigen gleichmäßigen Ruhe werden schriftstellerischen Productionen nicht ausbleiben.

Werfen wir zuerst einen ganz kurzen Blick auf die Journalistik. Die „Athena“, der „Sotir“ (Sauveur) und die „Elpis“ (Hoffnung) haben bisjetzt als Oppositionszeitungen fortbestanden, die beiden letztern dürften aber fortan sich zum Ministerialismus hinneigen, oder ganz aufhören. Die „*Krayer*–

νηθεῖσα Ἑλλάς" (Grèce régénérée), das Blatt des Staatskanzlers, hat mit der Abreise des Letztern aufgehört; der „*Ἑλληνικὸς ταχυδρόμος*" (Courrier grec) besteht als halb officielles Blatt fort. Außerdem ist noch die „*Φήμη*" (Fama) als eine Art Intelligenzblatt angekündigt. Die Fortdauer des eigentlichen Regierungs- oder Gesetzblattes versteht sich von selbst.

Von den periodischen Zeitschriften hat die Kirchenzeitung: „*Εὐαγγελικὴ σάλπιγξ*", mit Verbannung ihres Redacteurs, des Mönches Germanos, auf die Insel Skyros, im verflossenen Herbste aufgehört. Auch „Der Fortschritt" (*πρόοδος*), der in seinen spätern Nummern in der Bekämpfung des Grafen Armansperg eine wahrhaft diabolische Originalität entwickelte, scheint fortan nicht weiter herauskommen zu wollen. Dagegen bestehen noch fort:

Die „Eos", die in der letzten Zeit etwas bessere Aufsätze geliefert hat, redigirt von den Herren Nikolaïdes und Antoniades.

Der „Asklepios", das Journal der medicinischen Gesellschaft, und folglich nur medicinische und chirurgische Aufsätze enthaltend.

Die „Iris" und „Der Dieb" (*Κλέπτης*), zwei Unterhaltungsblätter und, wie gewöhnlich die Zeitschriften dieser Art, mit ziemlich leichter Waare nur locker befrachtet.

Die „Anthologie", eine von der Regierung herausgegebene und in der königlichen Druckerei verlegte Zeitschrift, eine Art Pfennigmagazin zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse.

Angekündigt ist noch eine juristische Zeitschrift unter dem Titel: „*Ἑλληνικὴ νομολογία*", herausgegeben von den Advocaten Petzalis und Nikolaïdes in Athen.

Unter den im verflossenen Winter erschienenen Büchern ist wol das bedeutendste: „*Ὁ γέρων Λιμπέρις*" (Der alte Liberios), oder Gespräche auf dem Spaziergange über griechische Zustände. Der ungenannte, aber bald errathene Verf. (S. Valettas) hat die heutigen geselligen und sittlich-politischen Verhältnisse in Griechenland und zunächst in Athen mit großer Schärfe und Klarheit aufgefaßt, und mit ebenso großer Kunst und in einer fast classischen Sprache, in einer angenehm anregenden und sittlich belehrenden Darstellung wiederzugeben gewußt. Sein Standpunkt ist der politische; seine eignen Ansichten sind entschieden liberal und constitutionnell und er predigt die Repräsentativverfassung als das einzige Heil für Griechenland.

Die übrigen Erscheinungen sind, wie schon oben angegeben worden ist, im Ganzen ziemlich unbedeutend. Wir bemerken darunter: „*Περίληψις τῆς γυμναστικῆς κ. τ. λ.*" (Lehrbuch der Turnkunst), von Georg Pagon, Turnlehrer am königlichen Schullehrerseminar. (Athen im Schulbücherverlag. 1837. 8. Mit einer Steindrucktafel.) Der Verf., der in Leipzig Philologie und Philosophie und nebenher auch die Turnkunst studirt hat, lehrt die letztere bereits seit mehren Jahren mit dem besten Erfolge, erst am Waisenhause auf Ägina und Nauplia, jetzt am Schullehrerseminar (*Διδασκαλεῖον*) in Athen. Zur allgemeinern Einführung aber der Turnübungen bei allen Volksschulen, wie durch das Schulgesetz vorgeschrieben ist, erschien es zweckmäßig, den Schullehrern einen Leitfaden in die Hände zu geben, und Hr. Pagon entschloß sich daher, gegenwärtigen Auszug aus den größern Werken von Guts Muths und L. Jahn auszuarbeiten und in seine Muttersprache zu übersetzen. Doch hat er auch Eignes oder aus andern Werken Entlehntes hinzugegeben: einen Abschnitt über die Kinderspiele der Alten nach dem Julius Pollux und einen Aufsatz über die olympischen und andern Agonen aus der (neugriechischen) Archäologie des A. Stagnirites.

„*Πίναξ ἱστορικο-κριτικὸς τῆς Λατινικῆς φιλολογίας*" (Historisch-kritisches Gemälde der lateinischen Literatur), von J. de Ligalla (Athen 1836, gr. 8.). Der Verf. (Arzt auf Thera, aus einer der dort seit Jahrhunderten ansässigen römisch-katholischen Familien) wurde theils durch die Kirche, zu der er sich bekennt, theils durch längern Aufenthalt in Italien frühzeitig auf das Studium der lateinischen Sprache und Literatur hingewiesen. Gegenwärtige Übersicht dieser Literatur ist für die lernende Jugend bestimmt als ein Hülfsmittel beim lateinischen Unterricht. Sie würde auch diesem Zwecke sehr gut entsprechen, wenn der Verf. das Büchlein nur um ein Geringes hätte erweitern wollen. In seiner jetzigen Gestalt ist es aber allzu oberflächlich. Die Namen der lateinischen Schriftsteller sind nur griechisch geschrieben und zum Theil sehr incorrect (z. B. *Γνέος Νέβιος* für Gnaeus Naevius); nirgend ist eine Ausgabe angegeben und die Nachweisungen sind sehr dürftig und unvollständig. In einer dem Büchlein angehängten Ankündigung verspricht der Verf. eine ähnliche, aber ausführlichere Arbeit über die griechische Literatur und eine philosophische Grammatik der italienischen Sprache.

„*Ἐφετηρὶς* (soll heißen *ἐπετηρίς*) *τοῦ βασιλείου τῆς Ἑλλάδος*", eine Art von Staatshandbuch, von dem Arzte J. Klados (Athen 1837), enthält außer den Genealogien aller fürstlichen Häuser die Darstellung sämmtlicher griechischen Staatsbehörden und am Schlusse eine tabellarische Übersicht sämmtlicher Gemeinden des Königreiches. Nur die Landarmee ist ausgeschlossen. Das Buch ist trotz seiner zahlreichen Mängel als erster Versuch dieser Art sehr brauchbar.

„*Ἀνατολία*", von dem Prof. D. Mavrokordatos (Athen 1837, 8.), ein starker Band, der, wie wir hören, auch in den deutschen Buchhandel kommen wird.

„Le monument d'Eubulidès etc. Lettre à Mr. le colonel Leake par Mr. Ross (Athen 1837, 8.). Der Verf. bemüht sich darzuthun, daß ein im innern Ceramicus neuerdings aufgefundenes Denkmal das von Pausanias in seiner Beschreibung Athens erwähnte Monument des Eubulides sei, und stützt hierauf vorzüglich die Folgerung, daß Pausanias durch ein anderes Thor als das vom Obersten Leake in seiner Topographie angenommene in die Stadt eingetreten sei. Die Topographie Athens gewinnt dadurch zum großen Theile eine andere Gestalt als die ihr von Leake gegebene.

So viel von dem Erschienenen; angekündigt, oder unter der Presse befindlich sind noch mehre Bücher und Schriften; hierunter auch eine deutsche Übersetzung der Memoiren des Obersten Perrhäbos, von dem Dr. Anselm, Director der königlichen Druckerei, auf welche in der Nitz'schen Buchhandlung Subscription angenommen wird. Da die Universität jetzt ins Leben getreten ist, so dürften zunächst, durch das Bedürfniß hervorgerufen, eine Menge von Handbüchern und Leitfäden für die verschiedenen Lehrfächer erscheinen. 10[7].

Notizen über Cuba.

Cuba ist die größte der Antillen; Gestalt, Ausdehnung, geographische Lage, die Menge von Häfen, die Fruchtbarkeit des Bodens, das Klima, Alles dies wirkt zusammen, um die Insel interessant zu machen. Ihre Länge vom Cap S.-Antonio bis zur Mayzispitze, in der Richtung von WSW. nach ONO. und dann von WNW. nach OSO. beträgt 257 spanische Meilen, und ihre größte Breite von Norden nach Süden ist 36 Meilen. Der gelehrte Geograph Don Felipe Bausa berechnete im Juni 1825 den Flächeninhalt von Cuba auf 8615 Seequadratmeilen. Cuba liegt zwischen dem 73. u. 85. Grad westlicher Länge und zwischen dem 19. und 23. nördlicher Breite. Es liegt 14 Meilen westlich vom Cap Nicolas auf der Insel San-Domingo, 34 Meilen nördlich von der Morantspitze auf Jamaica und 37 Meilen südlich von dem Cap Florida.

Der Meerbusen von Mexico, der beinahe kreisförmig ist, von mehr als 2500 englische Meilen im Umfange, wird geschlossen durch die Insel Cuba mit Ausnahme zweier engen Straßen, die eine südlich zwischen dem Cap Catoche und dem Cap S.-Antonio und die andere nördlich zwischen Bahia Honda und der Meerenge von Florida. Die Küste von Cuba entlang sind mehre kleine Inseln, welche zum gleichen Gouvernement mit der gro-

ßen Insel gehören. Die Fahrt an der Küste ist sehr unsicher wegen der vielen Klippen und Landzungen, die sie beinahe ohne Unterbrechung umgeben und oft zwei bis drei Meilen in die See hinauslaufen. Die unterbrochene Linie der langgezogenen Küste bietet jedoch mehr als 50 Häfen und Ankerplätze, welche alle gleich sicher und leicht zugänglich sind. Die merkwürdigsten vom commerciellen Gesichtspunkt aus sind die von Havana, Matanzas, Nuevitas, Jibara und Baracoa nördlich, San-Jago, Manzanillo, Trinidad, Jagua und Batabano auf der Südseite der Insel. Ein anderer Hafen, Santa-Cruz, zwischen Manzanillo und Trinidad, wurde im Februar 1829 zum Freihafen erklärt und stark besucht, da er sehr bequem für den Handel mit Puerto Principe, der Bevölkerung nach der zweiten Hauptstadt Cubas, liegt, der einzige gute Hafen in der Nähe von der Südseite der Insel und nur 20 Meilen von jener Stadt entfernt ist.

Durch das ganze Land von Osten nach Westen zieht sich ein Gebirgsrücken, der dasselbe in zwei Hälften theilt. Am Fuße des Gebirges dehnen sich unabsehbare Triften. Eine beträchtliche Anzahl von kleinen, diesen Höhen entfließenden Strömen bewässert das Land auf beiden Seiten. Sie wimmeln von Fischen mancherlei Art und sollen eine bedeutende Goldmasse mit sich führen. Salzige Teiche, deren es eine Menge gibt, liefern ebenfalls eine Fülle von Fischen und wildem Geflügel; auch finden sich verschiedene Mineralquellen, welche ihre Heilkraft in verschiedenen Krankheiten bewährt haben.

Die Insel ist sehr reich an Mineralien, namentlich an Kupfer, Eisen und Magnet. Im Jahr 1813 unternahmen reiche Personen die Anlegung eines Bergwerks bei der Stadt Trinidad, aus dem gutes Gold und Silber gewonnen wurde; sie waren jedoch aus Mangel an Mitteln gezwungen, ihr Vorhaben aufzugeben, obgleich es sehr wahrscheinlich war, daß es bei einem hinreichenden Capital sehr vortheilhaft ausgefallen wäre. Aus dem gleichen Grunde, und weil die Regierung nichts dafür thun wollte, wurde eine sehr reiche Kohlengrube, die 1816 bei Bacuranao eröffnet worden war, wieder liegen gelassen. Im J. 1827 wurde eine Silbergrube entdeckt, welche den reichsten Ertrag lieferte. Magnet findet sich in den Gebirgen von Paragua und auf der nördlichen Küste. Marmor von verschiedener Art, Serpentin, Chalcedon von ausgezeichneter Qualität, Quarz, Erdharz findet sich ebenfalls auf der Insel. Unsere Kenntniß von der geologischen und mineralogischen Beschaffenheit von Cuba ist übrigens vergleichungsweise nur gering wegen der Dicke der Wälder und der Rauheit der Gebirge, namentlich auf der östlichen Seite.

Der Boden von Cuba ist so fruchtbar, daß er in einem Jahr zwei und selbst drei Kornernten hervorbringt. Die Fluren sind während des ganzen Jahres mit wohlriechenden Kräutern und blühenden Bäumen bedeckt. Das Klima ist trocken und warm.

Die Küsten der Insel sind anerkannt ungesund, dies ist jedoch nicht der Fall mit dem Gebirge. Unter den auf der Insel und der sie umgebenden See einheimischen Thieren sind aufzuzählen: der Kaiman oder Alligator, der Manati oder die Seekuh, der Iguana, eine Art Eidechse, die Schildkröte u. s. w., auch sind viele von den europäischen Hausthieren eingeführt. Es wird eine große Anzahl von Schweinen und Bienen gezogen. Geflügel gibt es sehr vieles. Die Flüsse, obgleich sie nur einen kurzen Lauf und nicht viel Wasser haben, wimmeln in gewissen Jahreszeiten von Fischen; Reptilien gibt es in außerordentlicher Menge.

Das Pflanzenreich in Cuba ist außerordentlich reich besetzt: hier werden der Mahagonibaum, die Ceder, Lignum vitae, verschiedene Arten von Ebenholz und außerdem eine Menge von Bäumen gefunden, welche Bauholz für Häuser und Schiffe liefern; ferner Palmbäume, unter welchen die Palma real durch ihre Nützlichkeit für Menschen und Thiere sich auszeichnet, Sassaparill und viele andere Medicinalpflanzen, Kastanien, Ananas verschiedener Art, Mispel, Pisang, Orangen und verschiedene Arten von Melonen. Unter den Agriculturgewächsen ist der Mais das wichtigste; ebenfalls werden Reis, Bohnen und Erbsen gepflanzt. Der Weizenbau ist aufgegeben; der eigentliche Reichthum des Landes besteht in seinen großen Ausfuhrartikeln, Zucker, Kaffee, Wachs, Cacao, Syrup, Rum, Mais u. s. w.

Der Handel von Cuba geht hauptsächlich durch Havana, seine Hauptstadt. Die Insel gehört der Krone Spanien. Sie ist in zwei kirchliche Jurisdictionen abgetheilt, deren eine unter dem Erzbischof, welcher in S.-Jago residirt, die andere unter einem Bischof steht, der in Havana seinen Sitz hat.

Die Erziehung ist in einem sehr verwahrlosten Zustande; die Sitten des Volks sind sehr verdorben; die Policei ist schwach oder unthätig; Mordthaten geschehen häufig; Gesetze gibt es sehr viele, sie widersprechen sich aber untereinander; überhaupt herrscht in der Justizverwaltung viele Bestechung und Verderbniß vor. Im J. 1821 wurde die Sklaveneinfuhr durchs Gesetz verboten, und obgleich sie den Gesetzen zum Trotz von den Behörden in Cuba geduldet wird, hat sie sich doch durch die Thätigkeit und Wachsamkeit der englischen Kreuzer sehr vermindert. Die Emancipation von Colombia, Mexico und dem spanischen Theil von S.-Domingo hat beinahe alle Spanier, welche in jenen Ländern ansässig waren und mit ihnen viele Kreolen nach Cuba gebracht. Die Bevölkerung von Cuba bestand nach der Zählung von 1827 aus 311,051 Weißen und 393,436 Farbigen.

Havana, die Hauptstadt von Cuba, enthält 112,000 Einwohner, sie ist die Residenz eines Generalcapitains und der Sitz eines Bischofs. Es ist der wichtigste Handelshafen im spanischen Amerika und wird als der Schlüssel von Westindien betrachtet. Dieser Hafen ist nicht allein der beste auf der Insel, sondern wird von Vielen für den besten in der Welt gehalten, wegen seiner Stärke, und weil er bequem tausend Schiffe aufnehmen kann, ohne Kabel oder Anker, da gewöhnlich das Wasser in der Bai sechs Faden tief ist. Die Einfahrt in den Hafen ist durch einen schmalen Kanal, der ungefähr tausend Fuß breit ist, so schwierig gemacht, daß blos Ein Fahrzeug auf einmal hindurchkann; er ist stark befestigt; die Stadt liegt auf einer Ebene auf der Westseite des Hafens. Die Straßen sind im Allgemeinen eng, krumm, ungepflastert und kothig. Der Mangel an Wasserleitungen und Reinlichkeit und die Nachbarschaft von Sümpfen tragen dazu bei, die Stadt ungesund zu machen; sie ist auch beständig der Wuth des gelben Fiebers preisgegeben. Havana enthält elf Kirchen, welche, namentlich die Kathedrale, herrlich mit goldenen und silbernen Lampen, Heiligenbildern ꝛc. ausgeschmückt sind. Es finden sich sieben Manns- und vier Nonnenklöster, ein Theater, ein Platz zu Stiergefechten und zwei angenehme Spaziergänge. Die Häuser sind beinahe alle einstockig und von altväterischer Bauart, die ansehnlichsten sind von Stein gebaut, mit Balconen versehen und haben geräumige, jedoch wenig verzierte Gemächer. Die Hauptstraße ist eine von den Hauptzierden der Stadt. Die Sitten des Orts sind sehr frei, Spiele, Hahnenkämpfe u. s. w. werden gar häufig betrieben. Die Gebräuche sind spanisch. Fremde, welche hierher kommen, verheirathen sich selten mit den Eingeborenen, da sie nur in wenigen Fällen die Absicht haben, Havana zu ihrem beständigen Wohnsitz zu machen.

Die niedere Geistlichkeit ist unwissend und die Ceremonien der Religion werden mit kindischem Flitter geübt. Havana hat die Ehre, die Gebeine des Colombo aufzubewahren. In Folge einer in Colombo's letztem Willen enthaltenen Verfügung wurde bekanntlich sein Leichnam aus dem Karthäuserkloster in Sevilla genommen und nebst den Ketten, mit welchen er auf Cuba beladen wurde, rechts von dem Hochaltar der Kathedrale von S.-Domingo beigesetzt; den 19. Januar 1796 wurde er in einem messingenen Sarge nach Havana gebracht und seine Gebeine werden nun in einer silbernen Urne, links von dem Altar der Kathedrale, aufbewahrt. 80.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 204. —— 23. Juli 1837.

Über die Unsicherheit der Erkenntniß des erloschenen Lebens. Von Michael Benedict Lessing.

(Beschluß aus Nr. 203.)

Der Verf. führt mehre Beispiele an, wo Menschen, die für todt gehalten, oder schon der Erde übergeben, wiedererwachten. Die ältere und neuere Geschichte ist bekanntlich reich an solchen Beispielen, und manche davon sind durch so glaubwürdige Personen verbürgt, daß sich wol an ihrer Wahrheit nicht zweifeln läßt; indessen hier und da läuft wol auch eine Erdichtung oder Übertreibung mit unter, wie dies z. B. mit der grausigen Geschichte aus der geraischen „Volkszeitung" vom 9. März 1797 der Fall ist.

Am Sonntage Invocavit d. J. — heißt es dort — hatte Frau Bürgermeister Geiger zu Rodach in der Kirche das Unglück, in eine der Todtengrüfte zu versinken. Der Stein, der dieses Gewölbe bedeckte, hatte sich schon lange ein wenig gesenkt, ohne daß man darauf besonders achtete. Jetzt brach er, indem sie über ihn weggehen wollte, und sie stürzte in die Tiefe hinab. Zwar hob man sie sogleich wieder heraus; aber welch eine Schreckensscene eröffnete sich nun dem Blicke der Anwesenden! Vor 20 Jahren war die Frau des damaligen Diakonus Kiesewetter im Wochenbette nebst dem Kinde, wie man glaubte, gestorben, und erst am vierten Tage nachher in diese neugebaute Gruft gebracht und das Kind besonders auf ihren Sarg gesetzt worden. Jetzt fand man den Sarg des Kindes weit entfernt von dem ihrigen liegen, dessen Deckel abgeworfen war. Die Knochen ihres rechten Armes lagen unter der Hirnschale und das ganze Gerippe auf der rechten Seite. Herr Superintendent Hohnbaum hat diese empörende Scene in der Gruft abgezeichnet.

So weit ist zwar die ganze schauderhafte Geschichte der Wahrheit getreu; allein dem Drama fehlt die Entwickelung. Ref., der in seiner Jugend selbst Zeuge des ganzen Vorganges war und sich dessen sowie des unberufenen Berichterstatters noch recht gut erinnert, beeilt sich daher, dem beängstigten Leser den Stein des Anstoßes von dem Herzen zu heben.

Es fand sich nämlich bei näherer Besichtigung, daß zur Wiederherstellung der verfallenen Gruft mehre Gräber geöffnet werden mußten. Wie groß aber war das Erstaunen der Arbeiter, als sie bei Eröffnung der folgenden Gräber die Leichen in eben dem verkehrten Zustande fanden als die jener Kiesewetter! Waren es lauter Lebendigbegrabene? Keineswegs, denn es fand sich auch die eines Beamten darunter, bei der noch ein Fäßchen lag, zum Beweis, daß man die Leichenöffnung vorgenommen hatte. Aber es fand sich auch Schlamm in den Gräbern und dieser gab Veranlassung zur Lösung des Räthsels. Es war nämlich Wasser in sämmtliche Gräber eingedrungen, hatte sie gefüllt, die Deckel von den Särgen gehoben, die Überreste der Leichen hier und dorthin zerstreut u. s. w.

Gesetzt aber auch, daß unter den vielen Fällen, welche das Wiedererwachen im Grabe bezeugen, manche nicht hinreichend constatirt sein sollten, so macht dies deshalb die Errichtung von Leichenhäusern noch nicht überflüssig, und alle gegen die Nothwendigkeit derselben bisjetzt vorgebrachten Einwürfe sind nicht vermögend, uns vom Gegentheil zu überzeugen, wie sich auch hier wieder bei einer vorurtheilsfreien Prüfung der Gründe ergibt, die der Verf. dafür und dagegen aufgestellt hat.

Ob die Behauptung richtig sei, daß Fälle von Scheintod häufiger bei Reichen als bei Armen vorkommen, weil gewisse dazu prädisponirende Krankheiten, als Krampf, Starrsucht, Schlafsucht, Ohnmacht, Unterleibsleiden, schwere Geburten u. s. w., unter den Erstern häufiger sind, müssen wir aus Mangel an Gelegenheit, die verschiedenen bei den Schriftstellern vorkommenden Beispiele in dieser Hinsicht miteinander zu vergleichen, dahingestellt sein lassen. Daß indessen selbst die nur bei den höchsten Personen übliche Gewohnheit des Einbalsamirens nicht immer gegen das Wiederaufleben schützt, beweist das Beispiel des Cardinals Espinosa, ersten Ministers unter Philipp II. von Spanien. Er war nach kurzer Krankheit scheinbar gestorben, wurde für todt gehalten und der Einbalsamirung wegen geöffnet. Kaum waren die Lungen blosgelegt, als man das Herz schlagen sah, und der wieder zu sich gekommene Unglückliche hatte noch Kräfte genug, um nach dem Messer des Wundarztes zu greifen. Allein es war schon zu spät und der tödtliche Schnitt bereits geschehen.

Mit Recht vindicirt unser Verf. den Regierungen das Recht, ja die Verpflichtung, die Leichenhäuser einzuführen. Sie sind der Lebendigen Vormund; sie sollen auch der Todten Vormund sein. Gegen die Leichenhäuser hat sich bisjetzt noch keine Staatsverwaltung ausgesprochen; empfohlen haben sie viele, mit Stillschweigen übergangen die meisten; und doch wäre es Pflicht, sich der Sache an-

zunehmen, die ohne Mitwirkung der Regierungen wol kaum zu einem gedeihlichen Resultate gelangen dürfte. Der Verf. fodert daher dringend auf zu einem neuen Leichenreglement, basirt auf die Nothwendigkeit der Leichenhäuser und deren Anwendung. Wir stimmen ihm hierin vollkommen bei, ohne jedoch vielen Werth auf eine Berechnung zu legen, welche das Verhältniß der muthmaßlich Lebendigbegrabenen zu den Verstorbenen darlegen soll, eine Berechnung, welche sich auf eine uns sehr verdächtig scheinende Mittheilung in Froriep's „Notizen" (1829, Nr. 522) gründet. Nach derselben sollen zufolge einer neuen Maßregel in Neuyork die Särge acht Tage lang vor der völligen Beerdigung so über der Erde stehen bleiben, daß in der Gegend des Kopfes eine Öffnung und an Händen und Füßen Schnüre sich befinden, die zu einer Glocke gehen. Von 1200 auf solche Weise Begrabenen waren sechs scheintodt; also auf je zweihundert Todte ward Einer lebendig begraben! Der Verf. calculirt, gestützt auf diese Notiz, folgerichtig heraus, daß in Berlin in dem letzten Jahrzehnd zusammen 380—420, in jedem Jahre also durchschnittlich circa vierzig Menschen muthmaßlicherweise lebendig begraben worden sind; ein Calcul, bei dem Einem die Haare zu Berge stehen. Indessen hoffen wir zu Gott, daß hier irgend ein error in calculo, vielleicht ein Übersetzungsfehler zu Grunde liegen werde.

Recht zweckmäßig sind im Allgemeinen die Vorschläge des Verf. über die Anlage der Leichenhäuser selbst. Die Regierungen sollen, um die Nothwendigkeit der in Frage stehenden Institute zu untersuchen, eine aus ihrer Mitte hervorgehende und aus mehren, für den betreffenden Gegenstand geeigneten Personen zusammengesetzte Centralcommission ernennen, deren Geschäft aus der Natur der Sache sich selbst ergibt. Sobald diese erste Aufgabe erledigt ist und die Antwort bejahend ausfällt, hat die Commission für die Ausarbeitung des nöthig gewordenen Gesetzentwurfs, betreffend die künftige Behandlung der Leichen und ihre Aufnahme in die Leichenhäuser, und gleichzeitig für die möglichst zweckmäßige Ausführung der letztern Sorge zu tragen. Es steht in dem Ermessen derselben, die unerläßlichsten Bedingungen und Erfodernisse solcher Anstalten festzustellen, deren übrige Bewerkstelligung aber den einzelnen Provinzial- und Ortsbehörden zu überlassen.

Beiweitem das größte Hinderniß bei Errichtung von Leichenhäusern sind die Kosten. Auch über diesen Punkt finden sich bei unserm Verf. beherzigungswerthe Vorschläge. Die Kosten sind von zweifacher Art, solche, die nur einmal nöthig werden, nämlich die Kosten der Erbauung und innern Einrichtung derselben, und solche, die bleiben, nämlich die Kosten zu ihrer Erhaltung und Heizung und zur Besoldung des erfoderlichen Dienstpersonals. Im Durchschnitt kann mit 2—300 Thalern schon ein ganz gut eingerichtetes Leichenhaus für eine mäßige Landstadt hergestellt werden. Das vortreffliche Leichenhaus in Weimar kostete nur 800 Thlr. Der vorläufige Kostenanschlag zu einem vom Landbaumeister Eck für einen Ort von 20—22,000 Einwohnern projectirten Leichenhause ist auf 6000 Gulden berechnet. Auf alle Fälle läßt sich für eine jährliche Sterbezahl von 6—700 Leichen ein solches Gebäude für 12—1500 Thlr. ganz bequem und angemessen herstellen. Die nöthigen Kosten zur Erbauung sollen, wo möglich, durch freiwillige Beiträge zusammengebracht werden. Erst wenn diese durch das Widerstreben der Bürger, besonders der begüterten, nicht ergiebig genug ausfallen sollten, ist man zu Ansprüchen an das Vermögen der Gemeinde oder der Kirche berechtigt und hat die Befugniß, was der freie Wille nicht bewerkstelligen mochte, durch eine momentane (Erhöhung der Grund- oder Vermögens-) Steuer zu erzwingen. Gegen die Erbauung auf Actien hat der Verf. gegründete Einwendungen und erklärt sich mehr für den Weg der Subscription. Auch allgemeine Kirchen- und Hauscollecten sollen zu Hülfe genommen werden.

Zur Herbeischaffung der Erhaltungskosten schlägt der Verf. außer der Besteuerung auch eine Abgabe auf den bei den Begräbnissen stattfindenden Luxus, namentlich auf alle nur der Eitelkeit, dem Vorurtheile oder der Gewohnheit der Angehörigen dienende Artikel, als Särge, Grabsteine, Monumente, Erb- und Familienbegräbnisse, Trauerkutschen (nicht auch auf kostbare Todtengewänder?) u. s. w., vor, ein Gedanke, der allerdings einer weitern Berücksichtigung werth ist.

Daß die Ärzte sich zur unentgeltlichen Dienstleistung und Beaufsichtigung der Leichenhäuser verstehen sollen, scheint uns eine unbillige Foderung, um so mehr, da der Verf. (S. 139) von dem beaufsichtigenden Arzt fodert, er solle täglich zweimal wenigstens zu abwechselnder Zeit die Wächter controliren, da die meisten Beerdigungsplätze in ziemlich weiter Entfernung von den Städten liegen u. dgl. m.

Gern hätten wir von dem Verf. noch Vorschläge über die Errichtung von Leichenhäusern in den Dörfern vernommen, die doch deren ebenso gut bedürfen als die Städte. Hier sind der Schwierigkeiten ungleich mehre. Wer z. B. soll hier die Controle übernehmen, da keine Ärzte vorhanden sind? auf welche Weise sollen die Mittel zur Erhaltung herbeigeschafft werden, da es hier keine Trauerkutschen, keine Erb- und Familienbegräbnisse gibt u. s. w.? Indessen glauben wir, daß weise Regierungen auch hier Rath zu schaffen wissen werden, um so mehr, da die ganze Anlage einfacher und daher auch mit beiweitem geringerm Kostenaufwand zu bewerkstelligen ist.

Karl Hohnbaum.

Brief an eine Dame über die Hegel'sche Philosophie. Von Karl W. E. Mager. Berlin, Morin. 1837. Gr. 8. 10 Gr.

Hr. Dr. Mager ist ein Hegelianer und will mit dem vorliegenden Briefe ursprünglich „einer Dame von hochgebildetem Geiste und entschiedenster Theilnahme an den geistigen und sittlichen Bewegungen unserer Zeit", nun aber auch dem ganzen gebildeten Publicum „eine Vorstellung von den Resultaten der Hegel'schen Philosophie" geben. Der Weg, den er zu Erreichung seines Zweckes einschlägt, ist kein anderer als der, daß er einen Auszug aus der „Encyklopädie" von Hegel gibt, ein Schema der Hegel'schen Philosophie, wie sie sich in dem genann-

ten Werke darstellt. Einige erläuternde Bemerkungen sind zugefügt und einige belegende Stellen aus den größern Werken Hegel's aufgenommen. „Bei der Beurtheilung dieses Briefes", heißt es im Vorworte, „handelt es sich blos darum, ob ich wirklich die Resultate der Hegel'schen Speculation und nichts Anderes, und ob ich dieselben so vorgetragen habe, daß der Vortrag populair zu nennen ist." Diese Worte selbst sind schon durchaus gegen den Sinn der Hegel'schen Philosophie, weil sie eine durchaus falsche Voraussetzung enthalten, als ob nämlich die Philosophie einen gewissen Weg nach etwas, den Resultaten, hindurchmache, sodaß ihre Resultate sich beliebig abtrennen und auch Solchen mittheilen ließen, die nicht selbst philosophiren möchten oder könnten. Es ließe sich in dieser Weise von vornherein behaupten, daß Hr. M. die Resultate der Hegel'schen Philosophie nicht mitgetheilt habe, weil nämlich dieses unmöglich sei. Dasselbe läßt sich aber auch am Einzelnen nachweisen. Hr. M. hat selbst wiederholt die Bemerkung zu seinen Erklärungen einschalten müssen: „dieses sei eine etwas schiefe Vorstellung", welches nichts Anderes bedeuten kann als eine solche, welche den Gedanken nur einseitig begreift. Durch jede derartige schiefe Vorstellung wird daher der Gedanke, welcher als Resultat der Philosophie mitgetheilt wird, verfälscht, es wird dem Leser statt seiner ein Schattenbild untergeschoben, eine einseitige Auffassung wird bewirkt. Nichts ist dem Leser gefährlicher als dieses; denn der Philosophie bleibt es gleichgültig, ob irgend welcher Einzelne sie versteht oder nicht. Dem Leser aber wird die Meinung beigebracht, daß er die Philosophie begriffen habe, und da er die einseitige Vorstellung in ihrer Mangelhaftigkeit durchschaut, so wird in ihm die Eitelkeit erzeugt, über Das, was sich für das höchste Bewußtsein des Geistes über sich selbst ausgibt, hinwegzusein. Keiner Philosophie thut man so großes Unrecht, wenn man das Inhaltsregister eines Buches, in welchem sie dargelegt ist, für ihre Resultate ausgibt, als grade der Hegel'schen; Hegel selbst hat gegen solches Verfahren ausdrücklich geeifert, und ein Schüler, der es thut, — weiß nicht, was er thut. Bisher nämlich ist noch jede Philosophie so (nicht erzeugt, sondern nur) dargestellt worden, daß der Schriftsteller in der Eintheilung sich äußerlich gegen den darzustellenden Inhalt verhielt, nach Willkür (bestem Dafürhalten u. dergl.) eine Form gab. Die Hegel'sche Philosophie hat zuerst die Behauptung aufgestellt: daß es nur Einen Gang des Werdens der Erkenntniß gebe und daß dieser kein anderer sei als die Selbstbestimmung des Inhalts zur Erscheinung; und die Hegel'sche Philosophie ist mit der Prätention aufgetreten, diesen Einen Weg zuerst in der Darstellung der Erkenntniß genommen zu haben, d. h. zuerst methodisch verfahren zu sein. Hr. M. glaubt doch wol an die Hegel'sche Philosophie; wie konnte er dennoch Form und Inhalt mit Aufgeben aller Methode so äußerlich gegeneinander auffassen?

Durch das bisher Gesagte soll keineswegs gegen ein Popularisiren der Hegel'schen Philosophie im Allgemeinen gesprochen werden, sondern nur gegen die Art und Weise, wie dieses durch Hrn. M. versucht worden. Hegel selbst ist mit der aus der Erkenntniß fließenden Bescheidenheit (deren man selten gedenkt) aufgetreten, daß seine Philosophie noch etwas Embryonisches sei, welches sich weiter zu gestalten habe. Derselbe hat es überdies selbst ausgesprochen, daß seine wie jede Lehre, die sich für Philosophie ausgibt, vor dem Geiste, wie er ein ausgebreitetes Dasein in Volk und Staat hat, sich zu rechtfertigen habe; daß sie nur dann wahrhaft sei, wofür sie sich ausgebe, wenn sie sich im Bewußtsein Anerkennung zu verschaffen wisse. Indem die Philosophie vor dem größern Bewußtsein diese Rechtfertigung sich gibt, muß sie aber aufhören System zu sein. Sie muß eingehen in alle Lebensverhältnisse, in alle Gebiete des Geistes, und ihre Kraft beweisen durch die zeitgemäße Umgestaltung derselben. Da die Philosophie nichts Improvisirtes, kein bloßer Einfall des Subjects ist, sondern das ausgesprochene Bewußtsein des Geistes, welcher auch in Sitte, Religion, Staat da ist, so muß es sich sogar ereignen, daß Alle, auch die scheinbar der Philosophie selbst am fernsten Stehenden, unwillkürlich im Sinne und zur höchsten Befriedigung der Philosophen zusammenwirken, denn Alle fördern wissentlich oder nicht das Werk des Einen Geistes, welcher die Welt regiert. Wollte Hr. M. der gebildeten Dame, an welche sein Brief gerichtet ist, eine Vorstellung von der Hegel'schen Philosophie geben, so mußte er auf Lebensinteressen eingehen und über diese derselben ein Bewußtsein geben, von dem er dann versichern mochte, daß es dem gemäß sei, welches in der Philosophie ausgesprochen werde; oder, und dieses möchte wol das Zeitgemäßeste sein, er mußte die verschiedenen Richtungen, nach welchen scheinbar im entgegengesetzten Sinne die gegenwärtige Welt sich bewegt, als nach Einem Ziele hinstrebend darstellen; seine Dame würde ihm geglaubt haben, daß ein in dieser Weise sich als universell bethätigendes Bewußtsein in der That ein philosophisches sein müsse, und ob sie es dann Hegelisch oder Schellingisch oder auch wol Krugisch genannt hätte, das wäre völlig gleichgültig. Man hat der Hegel'schen Philosophie viel Arges nachgesagt, das Ärgste von Seiten unfertiger Schüler; ein wahrer Dienst zu Ehren der Philosophie ist es, wenn man dem entgegentritt, z. B. das Bewußtsein über die Persönlichkeit und Unsterblichkeit des Geistes lebendig macht. Von alldem hat Hr. M. nichts gethan, er hat nur ein Büchlein geschrieben, welches zu neuen Misverständnissen der Hegel'schen Philosophie und neuen Überhebungen der Eitelkeit Veranlassung geben wird. Was der Einleitung in die „Encyklopädie" entnommen ist (der Anfang) und daran sich knüpft, ist allein gut zu heißen. Es würde zu weit führen, wollte man nachweisen, wie Hr. M. das von ihm explicirte Inhaltsregister im Einzelnen nicht verstanden hat, und es muß daher Ein Beispiel genügen. Er sagt über den Staat: „Die Geschichte gibt Beispiele von allen Staaten, alle einseitigen Principien sind an der Reihe gewesen." Dies könnte sogar ein Satz von Hegel selbst sein (es sind deren viele eingeflochten), aber wie er dasteht, ist er falsch. Nach Hegel hat sich derselbe Eine Inhalt durch alle Zeit getragen und ist nur im Verlauf der Geschichte zu immer vollkommenerer Erscheinung gelangt; dieser Inhalt ist der Geist, der sich selbst das in der Entwickelung Treibende und Bestimmende ist, das Princip. Es ist also in Wahrheit niemals ein einseitiges Princip an der Reihe gewesen. Die schlechte Wirklichkeit hat wol Staaten mit einseitigen Principien aufzuweisen, aber solche haben ihre eigne Nichtigkeit stets erfahren, sie sind immer nur im Kopfe der sie fingirenden Subjecte geblieben, ohne wirkliches Dasein erlangen zu können, z. B. die Tugendrepublik Robespierre's. 53.

Altenglische Dichtungen.

Thomas Wright hat den Freunden der ältern und gediegenern Literatur ein sehr angenehmes Geschenk gemacht durch die Herausgabe von mehren auserlesenen Stücken aus frühesten Zeiten englischer Dichtung, welche von ihm zugleich mit passenden Anmerkungen und Erläuterungen begleitet sind. Diese Stücke, in vier Abtheilungen, sind: 1) „The Turnament of Tottenham and the Feest", 2) „The Nutbrowne Maid", 3) „The Tale of the Basyn, and that of the Frere and the Boy", 4) „Songs and Carols". Die alte Schreibart dieser Gedichte, von denen uns wenigstens das „Nußbraune Mädchen" durch Herder, Kosegarten und Andere hinlänglich bekannt ist, ist durchgängig beibehalten, und namentlich enthalten die „Songs and Carols" mehre Stücke, die sich in diesem altmodischen Gewande gar naiv und anmuthig ausnehmen. So diene als Probe davon das nachstehende kleine Gedichtchen, welches vom hochwichtigen Capitel des Heirathens handelt und das Leidwesen eines geplagten Ehemanns auf die naivste Weise schildert:

Yong men, I warne every one,
Olde wyvys tak ye none,
For I myself have one at home:
I dare not speke when she seys „peace".

When I kome fro the plow at none,
In a riven dish my mete is done,
I dare not asken our dame a spone,
I dare not speke when she seys „peace“.

If I aske our dame bred
She takith a staf, and brekith myn hed,
And makith me run under the led:
I dare not speke when she seys „peace“.

If I aske our dame fleysh
She brekith myne hed with a dysh,
Boy, thou art not worth a ryshe;
I dare not speke when she seys „peace“.

If I aske our dame chese,
Boy, she sayth, al at ese,
Thou art not worth haf a pese:
I dare not speke when she seys „peace“.

Dieser Jeremiasklage aus dem Munde eines gequälten Ehemanns, der daheim von seiner Xanthippe nicht einmal Brot und Käse, aber viele Prügel bekommt, wollen wir ein lustiges bacchanalisches Stückchen aus derselben Sammlung und einer noch frühern Zeitperiode folgen lassen. Es hebt, nach echt altenglischer Weise, lateinisch an:

Omnes gentes plaudite:
I saw many byrdes setyn on a tre:
They tokyn theyr fleyght and flew away,
With, ego dixi, have good day.
Many whyte feders hath the pye:
I may no more syngen, my lyppes are so drye.
Many whyte feders hath the swan:
The more that I drynke the less good I kan.
Lay stykkes on the fyre, wel may it bren;
Gyve us ones do drynk, er we go henne.

In der That ein wahres Meisterstück ebriosen Gesanges! Kann man einfacher und wahrer und zugleich komischer den gesanglustigen Trinker zeichnen, dem schon die Lippe lallt und der doch immer wieder den heisern Ton anschlägt, vom „grünen Wald“ und „weißgefiederten Böglein“ anhebt, und immer wieder aufs Trinken und Einschenken kommt und wie trocken ihm die Kehle ist! Man lese dies Weinliedlein nur ganz aufmerksam durch. Es ist vortrefflich, es enthält die ganze nasse Geschichte des Trunkenbolds. Vom allgemeinen Jubel fängt es an und vom Böglein, das lustig von den Zweigen fliegt, und es endet mit dem wahren und letzten Rhythmus der Säufer — dem Unter-den-Tisch-Fallen.

Was übrigens der in Rede gewesenen Sammlung alter Dichtungen noch einen ganz besondern Werth verleiht, das sind die beigegebenen Holzschnitte und Facsimiles alter Schreibweisen, welche in ihren barocken Formen mit Schärfe und Treue wiedergegeben sind. 11.

Bibliographie.

Bulwer, E. L., Athen, seine Erhebung und sein Fall, nebst Überblicken über die Literatur, die Philosophie und das bürgerliche und gesellige Leben des athenischen Volkes. Übersetzt von G. Pfizer. 1ster Theil. Gr. 8. Stuttgart, Metzler. 1 Thlr.

Deinhardt, J. H., Der Gymnasialunterricht nach den wissenschaftlichen Anforderungen der jetzigen Zeit. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 1 Thaler 12 Gr.

Ettinger, J. K., Malerische Reisebilder aus Tyrol und Oberitalien. Gr. 12. München, Jaquet. 18 Gr.

Friedner, A., Gedichte. 8. Magdeburg, Wagner und Richter. 12 Gr.

Göschel, K. F., Der Eid nach seinem Principe, Begriffe und Gebrauche. Theologisch-juristische Studien. Gr. 8. Berlin, Duncker und Humblot. 2 Thlr.

Gretsch, N., Die schwarze Frau. Ein Roman. Aus dem Russischen übersetzt von C. J. Schultz. 4 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr. 18 Gr.

Hegel's, G. W. F., Werke. Vollständige Ausgabe durch einen Verein von Freunden des Verewigten. 9ter Band. Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte. Herausgegeben von E. Gans. Gr. 8. Berlin, Duncker und Humblot. 2 Thlr. 16 Gr.

— — 10ter Band. 2te Abth. Vorlesungen über die Ästhetik. Herausgegeben von H. G. Hotho. 2ter Band. Gr. 8. Ebendas. Beide Bände 6 Thlr.

Hoffmann, K. J., Das reine Christenthum für jedes Volk, jeden Stand und jedes Alter. Gr. 8. Leipzig, Kollmann. 15 Gr.

— — J. D., Reise in Savoyen und Piemont. 1. Reisetagebuch. Im Juli 1836. 2. Poesie des Wandrers. 3. Bemerkungen auf der Reise. 12. Blankenhain, Anholt. 12 Gr.

Höyen, N., über Thorvaldsen und sein Museum mit Bezug auf die erlassene Einladung. Aus dem Dänischen übersetzt von G. F. v. Jenssen. Gr. 8. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 4 Gr.

Masson, M., Eine Dornenkrone. Aus dem Französischen übertragen von L. Kruse. 3 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr. 12 Gr.

Michelet, C. L., Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland von Kant bis Hegel. 1ster Theil. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 3 Thlr.

Moliere's dramatische Meisterwerke. In Einem Bande. Übersetzt von L. v. Alvensleben. Tartüff. Der Geizige. Der Menschenfeind. Schule der Männer. Schule der Frauen. Die gelehrten Weiber. 16. Leipzig, G. Wigand. 1 Thlr.

Montanus. Die Vorzeit der Länder Cleve, Jülich, Berg und Mark. 8. Solingen, Amberger. 8 Gr.

Novellen. Nach dem Französischen von M. W. G. Müller. 12. Blankenhain, Anholt. 10 Gr.

Ranke, L., Zur Geschichte der italienischen Poesie. Gelesen in der Königlichen Akademie der Wissenschaften. Gr. 4. Berlin, Duncker u. Humblot. 1 Thlr.

Rosenkranz, K., Erinnerungen an Karl Daub. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 8 Gr.

(Solomo.) Der deutsche Salomo metrisch, oder Geist der Salomonischen Poesie in möglichst wortgetreuen größtentheils gereimten Nachbildungen. Von J. Hoch. Gr. 8. Carlsruhe, Müller. 12 Gr.

Schlesinger, S., Vindobona. National-epische Dichtung. Gr. 8. Wien, Kupffer u. Singer. 1 Thlr. 8 Gr.

Seidler, C., Memoiren eines Ausgewanderten. 8. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 1 Thlr.

Thiele, J. M., Der dänische Bildhauer Bertel Thorvaldsen. Nebst einem Verzeichnisse seiner bis jetzt ausgeführten Kunstarbeiten. Aus dem Dänischen übersetzt von G. F. von Jenssen. Gr. 8. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 4 Gr.

Thielen, M. Fr., Die Kriege der Östreicher und ihrer Verbündeten vom Jahre 1756 bis zur gegenwärtigen Zeit. 1ster Theil. Der siebenjährige Krieg. Gr. 8. Wien, Wallishausser. 1 Thlr. 4 Gr.

Varnhagen von Ense, K. A., Leben der Königin von Preußen Sophie Charlotte. 8. Berlin, Duncker und Humblot. 1 Thlr. 8 Gr.

Vogl, J. N., Balladen und Romanzen. (Neue Folge.) Gr. 8. Wien, Wallishausser. 18 Gr.

Zschokke, H., Die Branntweinpest. Eine Trauergeschichte zur Warnung und Lehre für Reich und Arm, Alt und Jung. Gr. 8. Aarau, Sauerländer. 8 Gr.

Hierzu Beilage Nr. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 4. 23. Juli 1837.

Skizzen.

Von Victor Lenz.

1. Napoleonomanie.

„Felix respublica ubi aut philosophi imperant aut imperantes philosophantur."
Plato.

Napoleon Bonaparte hat alle Classen von Bewunderern, Anbetern, Panegyrikern, Historikern, Poeten kennen gelernt, er war abwechselnd der Gegenstand der größten Achtung und des größten Abscheus, ein Phänomen, eine Zuchtruthe, ein Gott, ein Dämon, Alles, ausgenommen ein Mensch. Es scheint, daß er, obgleich todt, noch fortlebt, obgleich vergessen, noch enthusiastische Anhänger hat.

Béranger schwört bei dem Schatten des großen Feldherrn, Thiers fühlt sich zu einer Geschichte durch ihn begeistert, Herr Heine glaubt an seine Übernatürlichkeit.

Es gibt viel alte Degen und Kafferwirthe, welche die fixe Idee haben, der Kaiser sei blos diplomatisch todt, und ich sah ein altes Weib und einen grauen Republikaner, die ihn für ein Gespenst, auf französisch: für einen revenant, halten, der von Zeit zu Zeit wiederkehre, bis der letzte Sproß des Hauses wie in Grillparzer's „Ahnfrau" untergegangen. Die Begebenheiten im Elsaß sind nicht geeignet, diese Armeesibyllen zu widerlegen.

Wer war denn aber, bei Lichte betrachtet, der Unendliche, Mächtige, Eine, von dem alle Köpfe so voll sind, wer war dieser beräucherte, besungene, gekrönte, gesalbte und jämmerlich auf einer wüsten Insel umgebrachte Napoleon? Verdiente er die Apotheose, gebührt ihm der Titel eines großen Mannes und Weltgeistes, der die Gewalt hat, aus dem Grabe zu erstehen und an den Pforten seines Jahrhunderts zu rütteln? Kann er wie ehemals mit seiner Philosophie der Bayonnete und Kanonen Gesetze den Völkern dictiren, das Recht des Stärkern zum jure divino machen und eine europäische Politik, eine französische Geschichte, eine Weltgeographie und Intelligenz phantasiren?

Es ist ein altes Gesetz, das haben die Natur und die Vernunft gegeben. Dieses Gesetz anerkennt weder die Herrschaft des Egoismus, noch die des Zufalls, noch die des Talents, dafern dieselbe im Widerspruche ist mit dem gemeinen Besten und einer gesunden Socialtheorie. Der große kleine Mann trat dieses Gesetz mit Füßen, regierte blos für sich und seine Familie und nannte die Welt mit Allem, was darin ist, das Eigenthum der unnatürlichsten Soldatesca, ungefähr wie es vormals Alexander, Attila, Timurlenk, Mohammed und Cromwell thaten; denn auch sie Alle stürzten blos politische und religiöse Autoritäten, um ihre eigne Autorität an die Stelle zu setzen, weshalb sie verwegene, systematische, mehr oder weniger barbarische und civilisirte Tyrannen waren.

Wenn die Geschichte dem Eroberer von Talent und Seelenstärke huldigt, so ist dies ein Beweis, daß die Historiker betrogen und schwach gewesen; wenn die Menschen bis dahin Helden, Halbgötter, Unsterbliche aus den Soldaten, d. i. aus theoretisch und praktisch zu Mord, Raub und Zerstörung gebildeten Individuen machten, anstatt sie nach Verdienst zu bedauern, zu vergessen und historisch zu verurtheilen, so erkenne ich darin einen Mangel an politischer und philosophischer Erziehung, und behaupte, daß es erst jetzt, erst unserer Generation vergönnt worden, vermöge einer wahrhaften intellectuellen Bildung klar zu sehen in den Mechanismus der Erde.

Mit Napoleon hat der Soldatismus, das Princip, durch Gewalt der Waffen und militairische Strategie zu regieren und zu erobern, den höchsten Grad der Vollendung erreicht; es mußte mit ihm fallen, weil Europa durch die Auflösung seiner Monarchie ganz neue Wege in Industrie und Wissenschaft betrat. Wir haben Eisenbahnen, Dampfschiffe und Staatscredite, wir haben Luft- und Dampfbatterien erfunden, die das Kriegführen zur größten Thorheit machen.

Was aber mehr ist als alles dieses: unsere Zeit hat sich durch die Presse und die Diplomatie in den Besitz der Fürsten und der Völker gesetzt, und diese Völker haben in ihren Bürgern die Waffen ergriffen, und diese Fürsten haben Vertrauen gefunden zu diesen Bürgern, weil ihre Prätorianer und Janitscharen die alten historischen Rollen zu spielen begannen, abtrünnig und despotisch wurden.

Wie, oder waren es nicht die stehenden Heere, die in Madrid und la Granja, die in Lissabon, in Strasburg und in Vendôme Soldatenrepubliken proclamirten; alles dies während die Bürger Gesetz und Ordnung schirmten, ruhige Zuschauer der Dramen blieben, die sie nicht begreifen konnten?

Es ist eine Thatsache, daß die französische Armee, müßig, überflüssig und sich selbst zur Last, wie jede Armee ohne Aussicht auf reelle Thätigkeit, mit Ernst an die Usurpation der Gewalt denkt, sich eine neue Ära des Ruhms und Wohlstandes wünscht. In ihr sind die Republikaner, und zwar Republikaner einer neuen hermaphroditischen, amphibischen Gattung erwacht, nachdem die Demokraten der Akademien, Ateliers und Zeitungen bereits ihr de profundis beteten. Da sie sich keinen bessern und praktischern Heiland denken kann als ihren im Grabe pyramidal gewordenen General im grauen Rocke, Dreikanter und Courrierstiefeln, so däucht es mir ganz in der Ordnung, daß sie auf neue Auflagen in Bern, Rom, London und Neuyork speculirt.

Wenn die Napoleone nur genug Napoleons in der Tasche haben, so können wir bei dem Fortbestande des bisherigen Soldatenspiels noch öfter den Kreuzzug eines Prätendenten erleben. Dem Ersten fehlte blos Klugheit, ein Contingent helvetischer Schützen — und — die Hauptstadt; denn eine révolution de province findet in Frankreich ebenso wenig Anklang wie die Mode, Poesie und Kunst derselben. Es ist eine échauffourée, ein unbesonnenes, kindisches Unternehmen, das kein Gewicht hat für die Welt.

Gewicht für die Welt kann aber jetzt weder ein Napoleon noch ein Napoleonomane haben, da die denkende Menschheit die jüngste Vergangenheit gerichtet und andere neue Formen für den Guß ihrer Heroen erfunden hat. Wir fragen nicht mehr: wie viel Wunden hat der Mann, wie viel Achselschnüre, Ordenskreuze? sondern human und vernünftig: besitzt er Bildung, Wissenschaft, Talent, Vermögen, weiß er eine nützliche Kunst, ein Geschäft, ein Handwerk? Der dümmste Staatsmann und selbst der großprahlerische Pandur sieht es ein, daß nur mit diesen wahrhaft socialen Eigenschaften der Mensch etwas werth, und daß er im Gegentheil ein überflüssiger Spazierstock ist, sobald er ihrer ermangelt, auf ein abenteuerliches Kriegsglück und Manoeuvreleben angewiesen ist.

Napoleon mit seinen heterogenen Planen, Theorien und Maximen war für die Geschichte ein Koloß, für die Menschheit ein Experiment, aber eine großartige geniale Idee der Natur; ein wohlthätiger fortlebender Geist kann er nie genannt werden, weil sowol er wie Alles, was er schuf, als nicht dagewesen aus der Geschichte und aus der physischen Welt gestrichen wurde. Es war derselbe Fall mit seinen Vorgängern, denn selbst ihre Schatten wandeln einsam wie die der Henker im Elysium einher.

Wenn es eine militairische Größe gibt — und es gibt eine — so kann sie nur auf Rechnung Derer kommen, die sich im Interesse ihres unterdrückten Volkes, aus Patriotismus dem Unterdrücker gegenüber tapfer und muthvoll zeigten; solche Größe erlangten die Griechen, als sie gegen die Perser, die Karthager, als sie gegen Rom, und die Deutschen, als sie gegen die Franzosen schlugen.

Börne beging ein Sacrilegium, als er Blücher den Stein nannte, darüber ein großer Mann gefallen, denn er war der große schlichte deutsche Mann, der den Stein, worüber wir Alle fielen, aus dem Wege schaffte. Ich will selbst über einen guten Witz nicht lachen, wenn er schlecht angewendet wird.

Napoleon befindet sich in der Geschichte, um zu belehren, nicht um nachgeahmt zu werden. Er besaß alle Talente, die Menschen zu beglücken, übte aber nur eins aus: die Taktik. Die Franzosen dürften erwägen, daß, da das Original Europa kein Heil und Frankreich viel Übel für eingebildete Ehre brachte, der Nachdruck in der Familie noch viel weniger zu empfehlen sei.

Die heutige sociale Welt ist bürgerlich und in dieser Beziehung vielleicht mehr orleanisch, als man weiß. Napoleon war Zeitlebens nie Bürger, immer Soldat, und darum wurde er geschlagen, und darum verlor er sein Reich, ohne von seinen Unterthanen bedauert worden zu sein. Divina justitia!

---

2. Über das Kopfweh des Zeitgeistes, oder die Sektirerei in Religion und Literatur.

Die Schwärmerei ist eine lustige Krankheit. Wo die Menschen am ernstesten sein wollen, da bricht sie am heftigsten aus. In Norddeutschland, darin die Leute weder Wein trinken, noch Fastnacht haben, noch Politik treiben, da haben wir die Mucker; in der Schweiz, am Genfersee, wo man stinkenden Käse, falschen Champagner und romanische Lieder macht, da vegetiren die Momiers und in den entlegensten Orten Großbritanniens, da, wo man nichts als dünnes Ale trinkt und Kabeljau ißt, in dem eigentlichen Eldorado der faulen Flecken, denen O'Connell den Krieg erklärte zum großen Verdruß der Zöpfe und Pergamente des Torysmus, da sieht man die Gumpers oder Springer ihren Hokuspokus treiben.

Mucker, Momiers und Gumpers, sie sind ein recht sprechendes Zeichen unserer Zeit. Der Simonismus ist nichts dagegen, er ist nicht verrückt genug.

Sollten Sie vor der Hand von den Gumpers noch nichts gehört haben, so lassen Sie sich gesagt sein, daß diese Sektirer beiweitem die possirlichsten Hanswürste des Regiments sind. So oft sie zusammenkommen, fangen sie an zu tanzen und zu springen, bacchantisch zu rasen wie wahnsinnige Derwische, wie vom Teufel Besessene. Sie nennen diesen Veitswalzer den Introitus der Inspiration. Um etwas Genaues davon zu sagen, müßte man es gesehen und mitgemacht haben, welches Profanen nicht gestattet wird.

So viel kann ich Ihnen sagen, die Gumpers sind keine Erfindung der Engländer. Wir müßten rechte Gimpel sein in Deutschland, wenn wir eine Religion, die sich aufs Tanzen reducirt und ganzweg unpolitisch und unpolizeiwidrig ist, nicht schon lange vor der Königin Elisabeth bekannt hätten.

Was ich von der Sache weiß, ist dieses. Sechs Stunden vor Luxemburg seitab von der Straße nach Trier liegt ein Städtchen, das Echternach heißt und augenblicklich nicht weiß, ob es deutsch oder belgisch, holländisch oder preußisch ist. In diesem Städtchen haust ein großer Heiliger und ein reicher Porzellanfabrikant im republikanischen Kloster; — Dondlinger, glaub' ich, heißt er. Damit ich's kurz mache, wenn Pfingstmontag kommt — und er kommt alle Jahre — so versammelt sich das Volk der Gegend um Echternach, Belgier und Preußen, Franzosen und Baiern obendrein, in den Hallen des besagten reformirten Klosters, und auf seinen Markt und in seinen Schenk- und Wirthshäusern, um den Kalvariberg hinaufzutanzen und mit Musik zwei Schritt vorwärts und einen rückwärts bis in die Kirche zu springen. In der Kirche aber wird ein Hochamt gehalten und Generalabsolution für alle Sünden gegeben, worauf unmittelbar die Nacht einbricht, die niemals ausbleibt, und Männlich und Weiblich den Tanz in den Gasthöfen fortsetzt.

Hätte ich den ganzen mysteriösen Spuk nicht weiland gesehen, so würde ich den Bericht davon für ein Märchen halten. Es war mir, als ob ich mich in China befände, und als ob die Menschen alle sichelförmige Beine, lange lange Schwänze und Glocken in den Ohren hätten. Nur war ich damals noch ein kleines Bübchen und kannte nichts Chinesisches als das Porzellan von Echternach. Unsere Köchin hatte gesagt, wenn man am blauen Montag nicht springe wie David vor der Arche, so sterbe man in Krämpfen und Zuckungen wie ein armer Besessener.

Ach, es ist eine himmlische Sache um den Aberglauben und die pudelnackte Dummheit, die man am Ammenbusen eintrinkt. Man erinnert sich mit Wohlgefallen daran, man ißt sie alle Jahre einmal wieder wie seine Jugendliebe.

O, wie war ich glücklich, als ich zu Echternach war, um in der großen Marktstraße die Springerprocession zu sehen. Ich weiß mich aller Abtheilungen zu erinnern, aller Musikchöre, aller Geistlichen und Magistratsherren. Und ich habe nicht gelacht dabei, ganz und gar nicht. Der Tanz war mir ein eigner, tragischer, diabolischer Tanz, ein Tanz der Verdammten, den ein armes Volk von Sklaven vor seinem Geßler aufführte. Der heilige Veit war der Landvogt. Ganz besonders dauerten mich die alten Mütterchen, die recht mühselig hin und her sprangen, und einige Lahme, die ungeachtet ihrer Krücken dem lieben Gott zu Ehren galopiren wollten. Ihnen Allen sah man den Glauben und die Andacht auf der Stirn, auf dem blassen Angesichte an, denn sie rannen in Angstschweißtropfen der Anstrengung über ihre Stirn.

Das ist nun die Religion, die die Engländer uns unter der Benennung the Gumpers neu auflegten. Ihr Stifter ist ein Plagiarius.

Was die Momiers betrifft, so muß ihr Cultus sehr rückgängig geworden sein. Ich hatte vor einem Jahre in Lausanne und Genf große Mühe, ein paar Exemplare der Sekte aufzutreiben, um von ihnen selbst zu hören, daß es Auserwählte des Herrn gebe, welche die ganze Passionsgeschichte durchgespielt, vierzig Tage gefastet, drei Tage im Grabe gelegen und am Ostertage auferstanden seien. Hierbei habe ich natürlich sehr mich gewundert, daß die Himmelfahrt nicht im letzten Acte versucht worden, und zur Antwort erhalten, dies sei wider die Verträge, die man gegen seine Hausgenossen eingegangen habe. Die Mucker scheinen mir eine Abart von Simonisten zu sein, die auf einen aparten Heiland speculirten, ungefähr wie die Lady Stanhope, welche in Syrien alle Morgen die Arme gegen die Sonne ausbreitet, sprechend: Umhalse deine Braut, Jehova Zebaoth, gib der unglückseligen Welt einen Erlöser.

Mit dem jungen Deutschland und der jungen Schweiz, die, wie Sie wissen werden, ihr Großfoliojournal seit einiger Zeit hat und inbrünstige politisch-literarische Stoßgebete von sich gibt, hatte es nicht minder eine adamitische, israelitische, protestantische, simonistische, muckersche und gumpersche Bewandniß. Der handfeste Herr Gutzkow nannte den wankelmüthigen Ritter von der traurigen Gestalt, Heine, seinen Allah und wollte den Leuten weismachen, ihm habe ein Mädchen die Ferse gestohlen und eine Taube Goldkörner aus den Ohren gepickt. Thut nichts zur Sache, die Albernheit war ein Mittel wie ein anderes, um Reputation zu bekommen; es wird Niemand in Abrede stellen, daß es unschuldiger und duldsamer war als das Fieschi'sche. Was mich belangt, ich finde Herrn Gutzkow weder gefährlich für die Moral, noch für die Poesie.

Der spaßhafteste Religionsschwärmer ist aber ohne Zweifel mein Freund Heine, dem zu Liebe ich schon oft die Schwachheit hatte, eine Dummheit ins Publicum zu bringen — man wird begreifen, daß ich nicht ihr Autor, sondern nur ihr Verleger war —; denn wie ich jetzt erst positiv weiß, geht derselbe mit dem Gedanken schwanger, er sei der Luther des 19. Jahrhunderts, der die Reform der Literatur erfunden und darum vom deutschen Reichstage geächtet worden.

Wenn ich wüßte, daß Heine der Reformator der deutschen Literatur wäre, all seiner Originalität ungeachtet, so entsagte ich morgen meinem Christenthume, blos um ungesäuertes Brot zu essen. Wir sind aber, den Göttern Germaniens Dank, noch

himmelweit entfernt von einer Religion der Literatur, von einem Cultus des Styls und der Denkart.

Heine soll bleiben, was er ist, so haben wir ihn lieb. Will er aber aus Herzens Ernst ein Calviner werden, so rathe ich ihm weder zu Luther's Poesie, noch zu seinem Eigensinn, sondern gradehin zu seinem deutschen Charakter, zu seiner Liebe und Aufrichtigkeit, kurz zum rein christlichen Menschen. Dieser fehlt dem Herrn Heinrich Heine in einem so hohen Grade, daß er nicht blos in allen Männern gleichen Sinnes und Strebens den Himmel stürmende Zwerge, sondern in allem Guten und Schönen seiner Zeit das eigne Bild erblickt, in welches er, sans comparaison, wie der eitle Narciß verliebt ist.

Meine Reflexion schließt mit der Bemerkung, daß alle Sektirerei in Politik, Religion und Literatur lächerlich ist, und daß Jeder ein ganz naturgerechter Kritiker derselben ist, der sie als Gärtner, wo er kann, beschneidet. Diese Operation ist im Interesse des Wachsthums und Fortkommens des großen Baums, unter dessen Zweigen sich die Gesellschaft schattet. Zu vielerlei Politik, zu vielerlei Glauben, zu vielerlei Denk- und Schreibart, das ist Anarchie, das ist der Wald ohne Bäume, die Wildniß voll Schlingpflanzen und Unkraut, in welcher kein Weg gebahnt kann werden. Wir wollen nichts hören davon in Deutschland.

Singt Alle, betet und schreibt, was ihr wollt, aber gebt dem Kaiser, was des Kaisers, Gott, was Gottes, und den Musen, was der Musen ist. Die Erde hat für Millionen Glückliche Raum, sie empört sich wider euern unvernünftigen Hader um Doctrinen und Maximen, die nur allein dahin zielen, eine Spanne Bodens zu gewinnen.

Mein Wahlspruch in literis ist: „Liebt euch untereinander."

Description physique des îles Canaries, suivie d'une indication des principaux volcans du globe, par *Leopold de Buch*; traduit de l'Allemand par *C. Boulanger*. Revue et augmentée par l'auteur. Mit einem Atlas. Paris und Strasburg, Levrault. 1836.

Leopold v. Buch benutzt seine Zeit und sein Vermögen im Interesse der Wissenschaft; er kennt die Erde vom Nordcap bis zu den canarischen Inseln aus eigner Untersuchung, und namentlich für die Geologie hat er sehr viel geleistet; er ist einer von Denen, welche am meisten zu der schnellen und glänzenden Entwicklung dieser herrlichen Wissenschaft beigetragen haben, und wenn auch manche seiner Lehren sich nicht als haltbar zeigten, sondern von andern Forschern umgestoßen worden sind, so bleibt ihm doch ein großer Ruhm, und er wird stets als ein Stern erster Größe unter den ausgezeichneten Männern glänzen, welche unsere Kenntnisse von den Veränderungen der Erdoberfläche, im Geiste richtiger Naturforschung, so sehr vermehrt haben.

Im Jahre 1815 besuchte er von England aus in Begleitung des seitdem verewigten norwegischen Botanikers Smith die canarischen Inseln. Nach seiner Rückkunft legte er einen Theil von den Resultaten seiner Beobachtungen der berliner Akademie vor, in deren Abhandlungen von den Jahren 1816, 1818 und 1820 sie abgedruckt wurden. Im Jahre 1825 stellte Herr v. Buch die sämmtlichen Resultate seiner Forschungen über die canarischen Inseln und über die Vulkane im Allgemeinen zu einem Prachtwerke zusammen, welches er unter dem Titel: „Physikalische Beschreibung der canarischen Inseln", auf seine Kosten drucken ließ, das aber nicht in den Buchhandel kam, sondern von dem Verfasser an seine Freunde und Bekannten verschenkt wurde. Hr. Bergwerksingenieur Boulanger übersetzte das Werk ins Französische, der Verfasser sah das Manuscript durch und machte dabei so viel Zusätze, daß man diese französische Ausgabe unbedingt als eine neue Auflage des Werks ansehen darf.

Wir heben, da eine wissenschaftliche Würdigung hier nicht an ihrer Stelle sein würde, aus dem interessanten Abschnitt über die Natur der vulkanischen Erscheinungen auf den canarischen Inseln und ihre Verbindung mit andern Vulkanen Einiges aus.

„Es theilen sich", sagt Hr. v. Buch, „alle Vulkane der Erdoberfläche in zwei wesentlich voneinander verschiedene Classen: in Central- und in Reihen-Vulkane. Jene bilden allemal den Mittelpunkt einer großen Menge um sie her fast gleichmäßig nach allen Seiten hin wirkender Ausbrüche. Diese, die Reihenvulkane, liegen in einer Reihe hintereinander, oft nur wenig voneinander entfernt, wie Essen auf einer großen Spalte, was sie denn auch wol sein mögen. Man zählt auf solche Art zuweilen wol zwanzig, dreißig oder auch noch mehr Vulkane, und so ziehen sie sich über bedeutende Theile der Erdoberfläche hin. In Hinsicht ihrer Lage sind sie dann wiederum von zweierlei Art. Entweder erheben sie sich als einzelne Kegelinseln aus dem Grunde der See; — dann läuft gewöhnlich ihnen zur Seite ein primitives Gebirge völlig in derselben Richtung, dessen Fuß sie zu bezeichnen scheinen; oder diese Vulkane stehen auf dem höchsten Rücken dieser Gebirgsreihe und bilden die Gipfel selbst."

„In ihrer Zusammensetzung und in ihren Producten sind diese beiden Arten von Vulkanen nicht voneinander verschieden. Es sind fast jederzeit, nur mit wenigen Ausnahmen, Berge von Trachyt, und diese festen Producte daraus lassen sich auf solchen Trachyt zurückführen."

„Wenn man diese Gebirgsreihen selbst als Massen ansieht, welche aus großen Spalten hervorgestiegen sind, so läßt sich diese Lage der Vulkane wol einigermaßen begreifen. Entweder Dasjenige, was in den Vulkanen wirkt, findet auf dieser Hauptspalte selbst schon mehr Leichtigkeit, zur Oberfläche hinaufzudringen; dann werden die Vulkane auf der Gebirgsfläche selbst hervorsteigen. Oder die primitiven Gebirgsmassen über der Spalte sind ihnen noch ein zu großes Hinderniß; dann werden sie, wie es schon der schwarze Porphyr selbst gewöhnlich thut, am Rande der Spalte ausbrechen, da, wo die Gebirge anfangen, sich über der Oberfläche zu erheben, das ist am Fuße der Gebirge hin."

„Wenn aber Das, was unter der Oberfläche hervorbrechen will, keine solche Spalte vorfindet, welche der wirkenden Macht den Weg bestimmt, den sie nehmen soll, oder auch wenn das Hinderniß auf der Spalte überaus groß ist, so wird die Kraft unter der Oberfläche anwachsen, bis sie das Hinderniß zu überwältigen und die darüber liegenden Gebirgsmassen selbst zu zersprengen vermag. Sie wird sich selbst eine neue Spalte bilden und auf dieser sich eine stete Verbindung offen erhalten, wenn sie stark genug ist. Dann entstehen Centralvulkane. Doch werden diese nur selten emporsteigen, ehe sie sich nicht vorher durch Erhebungsinseln mit Erhebungskratern den Weg gebahnt haben."

„Diese letzten Bildungen scheinen keinen außerordentlichen Zusammenfluß von besonders günstigen Bedingungen zu erfodern, oder vielleicht einen ganz andern Zustand der Erdoberfläche, wie etwa die Bildung einer Gebirgsreihe. Sie können daher immer noch fortgehen, und dies scheint auch in der That so. Inseln sind vor unsern Augen aus der See hervorgestiegen, und wenn man die fortgehenden neuen Entdeckungen der Seefahrer in der Südsee verfolgt, oder das sehr geistvolle und lehrreiche Gemälde der Südseeinseln von Hrn. v. Chamisso näher studirt, so wird man sich nicht enthalten können, zu glauben, daß nicht eine bedeutende Zahl von neuen Inseln fortwährend entstehe, entweder bis nahe an die Oberfläche des Meeres oder auch über diese Oberfläche hinaus. Schon die Geschichte der Vegetation würde dies beweisen."

„Nach diesen verschiedenen Arten von Vulkanen lassen sich auf der Erdfläche verschiedene Systeme auffinden, deren nähere Bezeichnung und Entwickelung der physischen Geographie um so wichtiger sein muß, da die ganze Gestalt, vielleicht die Bildung der Continente auf diese Systeme nicht ohne Einfluß zu sein scheint."

„Ich werde es versuchen, die vorzüglichsten davon zusammenzustellen."

„Zu den Centralvulkanen gehören: der Ätna, die liparischen Inseln, der Vesuv und die phlegräischen Felder, Island, die Azoren, die canarischen Inseln, die Inseln des grünen Vorgebirges, die Gallapagos-Inseln, die Sandwichs-, die Marquesas-, die Freundschafts-Inseln, die Insel Bourbon. Zu den Centralvulkanen gehören auch noch die im Innern des Festlandes liegenden: Demavend, Ararat, Seiban-Dagh, die tatarischen Berge."

„Alle diese Centralvulkane erheben sich aus der Mitte basaltischer Umgebungen, ungeachtet ihre Kegel selbst fast überall aus trachytischen Massen bestehen. Von Gebirgsarten anderer Formationen, vorzüglich der primitiven, erscheint entweder keine Spur, wie auf den Inseln der Südsee, oder sie sind doch sehr entfernt und nicht mit den Vulkanen in unmittelbarem Zusammenhange. Dagegen steigen die Reihenvulkane entweder sogleich aus dem Innern primitiver Gebirgsarten selbst und über dem Rücken der Gebirgskette empor, oder Granit und ähnliche Gesteine sind doch in der Nähe, vielleicht noch am Abhange des Vulkans anstehend, wenn die Reihe der Vulkane nur den Fuß der Gebirgsketten oder den Saum der Continente begleitet."

„Zu diesen Reihenvulkanen gehören nun: die griechischen Inseln, die westaustralische Reihe, die Reihe der Sundainseln, die Reihe der Molukken und Philippinen, die Reihe der japanischen und kurilischen Inseln, Reihe der Vulkane von Kamtschatka, Reihe der aleutischen Inseln, Reihe der Marianen, Reihe von Chile, Reihe von Bolivia, Reihe von Quito, Reihe der Antillen, Reihe von Guatemala, Reihe von Mexico, arabische Reihe." 73.

Karl Bodmer's Rhein- und Lahnansichten.

Wenn wir uns der Leistungen in der Landschaftsmalerei von Philipp Hackert an bis in die neueste Zeit erinnern, so können wir nicht leugnen, daß viel Schönes und Erfreuliches geschaffen worden ist. Allein wenn anfangs des genannten Meisters Werke wol überschätzt wurden, so gefiel man sich späterhin allzu sehr im spitzfindigsten Tadel jener nur der Natur abgelauschten Bilder, deren Schöpfer man vorwarf, er verstehe sich nicht auf Composition, wol aber auf ein getreues Wiedergeben der Natur. Wahre landschaftliche Schönheit aber glaubte man allein in den sogenannten poetischen, der Phantasie der Künstler entsprungenen Bildern zu finden, welche von der Natur blos das Allgemeine entlehnten. Daß eine solche Ansicht zu mancherlei Verirrungen führen mußte, hat die neuere Zeit gelehrt. Man denke nur an jene Landschaften, die nichts sind als der Hintergrund, in welchem angeblich bedeutungsvolle Begebenheiten sich entwickeln, oder tiefsinnig gewordene, sentimentale Räuber sich vergebens abmühen, die Theilnahme der Beschauer rege zu machen; oder endlich an jene Darstellungen nach der Natur, deren Unterschriften uns zum Glück aus aller Verlegenheit reißen und uns ganz naiv versichern, Das und Das habe der werthe Beschauer vor sich. Der Geist der Unnatur herrscht in diesen Landschaften nicht minder als in den Erzeugnissen unserer heutigen Modeschriftsteller. Gewiß hat jeder redlich strebende Künstler das Bedürfniß gefühlt, zu der großen Lehrerin Natur zurückzukehren, jeder Kunstfreund aber das Verlangen, statt jener heillosen Compositionen einmal wieder ein treues, mit künstlerischem Auge aufgefaßtes Abbild einer schönen Wirklichkeit sehen und genießen zu können! Ein solches Bedürfniß haben freilich Gewinnsucht und Gewerbfleiß längst ins Auge gefaßt, aber des Gewinnes wegen die Hauptsache, die Trefflichkeit der Werke, etwas aus dem Auge verloren. So sind wir denn auch in Betreff der herrlichen Rheingegenden, die dem Landschafter so unendlich vielen Stoff darbieten, mit einer Flut elender Bilder überschwemmt worden, von denen sehr viele von Leuten verfertigt worden sind, die den Rhein nie gesehen haben und sich kein Gewissen daraus machten, den Charakter der verschiedenen Gegenden dem sogenannten Effect völlig aufzuopfern, wie dies fast in allen englischen Blättern geschehen ist, einer Fabrikarbeit, der eine große Wohlfeilheit freilich nicht abgesprochen werden kann. Diesem Übelstande abzuhelfen, hat der Landschaftsmaler, Hr. Karl Bodmer, in Verbindung mit der Kunsthandlung des Hrn. Hölscher in Koblenz eine Reihe von Rheinlandschaften herauszugeben begonnen, deren Kunstwerth sich dem Kenner nicht verbirgt. Schon das Format dieser theils in der Schweiz, theils in Paris in aqua tinta gearbeiteten Blätter weicht von denen, welche man bisher sah, ab und hat eine sehr gefällige Größe, nämlich 11½ Zoll Höhe und 16½ Zoll Breite. Erschienen aber sind bereits: das höchst anmuthig gelegene Nassau, die Burg Lahneck mit Lahnstein, Köln, Bonn, Drachenfels und Nonnenwörth, Ruine Godesberg bei Bonn mit dem Siebengebirge, die Burg Stolzenfels (bei Koblenz, Eigenthum des Kronprinzen von Preußen), Bingen, die Rochuskapelle mit der Aussicht in das Rheingau, und Mainz. Der Werth dieser Blätter aber, besonders der mit einem besondern Fleiße colorirten, besteht in der höchst glücklichen Wahl neuer Standpunkte, großer Treue und Wahrheit und in einer saubern vortrefflichen Ausführung, sodaß dieselben Alles weit hinter sich zurücklassen, was von Rheinlandschaften bisher erschienen ist. Wie geistreich hat Hr. Bodmer die Rheinstädte wiedergegeben. Es ist nicht die Masse von oft sehr nichtssagenden Häusern, um die sich der Künstler angelegentlich bemüht hat; es ist die Eigenthümlichkeit, der Charakter des Ganzen, das er in ruhiger, schöner Haltung wiedergibt, sodaß schon ein flüchtiger Blick auf sein Bild hinreicht, um den Beschauer allen Zweifeln zu entreißen. So muß vor Allem die Ansicht von Mainz lobend erwähnt werden. Wie einfach und wie wahr ist dies Blatt! Der schöne Vorgrund mit seinen malerischen Bäumen, Büschen und Wiesenpflanzen vergönnt eine so freundliche Aussicht über den schönen grünwogigen Strom nach dem heitern Mainz, dessen kolossaler Dom aus den umgebenden Gebäuden bedeutungsvoll hervorschaut; Nachen mit geblähtem Segel schwanken über den Rhein und ein nur mit leichtem Streifgewölk geschmückter Himmel wölbt sich über diesem reizenden Theile der Gegend. Überhaupt sind auf allen Blättern die Lüfte vorzüglich behandelt, die meisten zeichnet namentlich eine kecke Leichtigkeit des Gewölkes aus. Welch ein Zauber romantischer Schönheit aber ist über den Ansichten vom Siebengebirge, Stolzenfels und Lahneck verbreitet, die in allem Reichthum einer üppigen Vegetation und frischer deutscher Kräftigkeit prangen! Wie herrlich ist der eigenthümliche Charakter des Siebengebirges ausgesprochen, wie treten die einzelnen Berge anmuthig hervor oder zurück hinter den durchsichtigen Schlagschatten, je nachdem der Künstler die Wirkung berechnete! Wie gewaltig endlich recken sich diese kühnen Felsen mit ihren Schlingpflanzen und Gebüschen empor und bespiegeln sich in dem Stolze der Gegend, dem Rheine! Nicht minder wie diese wilden romantischen Schönheiten der Gegend sind dem Künstler die einfachern mehr idyllischen Reize derselben gelungen, und ein bedeutender Beleg ist für diese Behauptung die Ansicht von Bingen, welche kein Kennerauge unbefriedigt betrachten wird.

Binnen wenigen Wochen, so hören wir, werden die Ansichten von Koblenz, Boppard und den Burgen Sternfels und Liebenstein (die Brüder genannt) erscheinen, welches letztere Bild der Schreiber dieses in der Anlage gesehen hat und davon nicht Rühmliches genug zu sagen weiß. Möchte doch die Flut schlechter Steindrücke und affectirter Stahlstiche, mit denen man seit einigen Jahren Deutschland zu überfluten für gut findet, wenigstens in Betreff der Rheingegenden durch die Bodmer'schen Landschaften unterbrochen werden, die so ganz geeignet sind, die Zimmer wie die Mappen der Kunstfreunde zu zieren. 146.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 205. — 24. Juli 1837.

Streitschriften zur Vertheidigung meiner Schrift über das Leben Jesu und zur Charakteristik der gegenwärtigen Theologie. Von David Friedrich Strauß. Zweites Heft: Die Herren Eschenmayer und Menzel. Tübingen, Osiander. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Dem ersten, gegen Steudel in Tübingen gerichteten Hefte seiner „Streitschriften" läßt der fleißige und gelehrte Verfasser des „Lebens Jesu" sehr rasch dies zweite folgen, das jedoch dem auf dem Titel angekündigten Zweck dieser Reihe polemischer Schriften insofern wenigstens nicht völlig entspricht, als einestheils weder Eschenmayer noch Menzel Theologen sind, eine Polemik gegen diese Männer mithin zur „Charakteristik der gegenwärtigen Theologie" nichts beitragen kann, anderntheils aber in dem gegen Menzel gerichteten, beiweitem größern Theile dieses Hefts der Verf. eine Vertheidigung seines Werks ganz und gar nicht beabsichtigt, sondern den Krieg völlig in das Land seines Gegners trägt, der ihn nicht mit Heeresmacht angegriffen, sondern nur mit einzelnen feindseligen Demonstrationen gereizt hatte. Dies spricht Strauß selbst im Vorwort aus, wo er als Grund der Zusammenstellung dieser beiden Gegner angibt: daß sie, „statt mit Gründen, mit Beschuldigungen, statt durch Beweise, durch Scheiterhaufen und Denunciationen fechten; — daß sie sich mit allgemeinen Anklagen und Verdächtigungen begnügt haben, — und daß Einer so wenig als der Andere von der Sache versteht." „Doch der Eine (Menzel) noch weniger als der Andere (Eschenmayer)".

Wundern könnte man man sich, daß der so vielfach angegriffene Verf. des „Lebens Jesu", der ein ganzes Bücherbret voll Schriften zur Widerlegung vor sich haben muß, und zwar Schriften von berühmten und gelehrten Theologen, wie Ullmann, J. Müller, Tholuck u. A., zu solchen verhältnißmäßig geringfügigen Gegnern sich wendet, daß er die leichten Steine aus dem Wege schafft, ehe er sich an die großen macht und, ein anderer Scipio, eine Invasion auf fremdes Gebiet wagt, statt sein eignes zu vertheidigen; Strauß erklärt sich jedoch darüber so:

Theologische Leser mögen mir diese Abschweifung zugute halten. Gewiß sind sie auch schon auf anderm als theologischem Gebiete von Herrn Menzel geärgert worden und gönnen ihm auch hierfür eine Zurechtweisung. Vielmehr aber hat die Sache einen noch ungleich genauern Zusammenhang. Es ist derselbe, im theologischen Gebiete so verderbliche Feind, den wir in Hrn. Menzel auf außertheologischem bekämpfen werden. Was in Verhandlungen über das Christenthum die religiöse Verketzerung, ist in andern Fächern der Literatur die moralische Verdächtigung. Wer also diesen Feind an noch so entlegenen Orten schlägt, darf nicht dafür angesehen werden, indeß für die Theologie unthätig gewesen zu sein.

Für die Theologie thätig zu sein, ist nun aber eben keine absolute Pflicht, somit das Unthätigsein in keiner Weise ein Vorwurf, und wenn man also auch jenen etwas künstlichen Zusammenhang bezweifelt, wird man, wie Jedem, der die Kraft und den Beruf in sich fühlt, so auch Strauß das Recht nicht bestreiten, über Was und gegen Wen er will, zu schreiben, dagegen aber für sich die Freiheit in Anspruch nehmen, eine solche Streitschrift wie die gegen Menzel als eine Digression oder etwa auch als eine Recreation des Verf. anzusehen. Wenn aber ergötzlich und eine Genugthuung für ihn selbst, wird dagegen diese Schrift um so bitterer und unheilvoller für seine Gegner, namentlich Menzel werden, wenn die am Schlusse des Heftes ausgesprochene Vermuthung in Erfüllung geht:

Gegen solche Beschuldigungen, die ich von Andern abgewehrt habe, mich selbst zu vertheidigen, finde ich um so mehr überflüssig, je weniger ich zweifeln kann, daß mit den bisher schon lautgewordenen sich bald die Stimmen aller Einsichtigen vereinigen werden, um einen Mann, wie Hr. Menzel nach allem Bisherigen ist, vollends literarisch mundtodt zu machen.

Die Polemik gegen Menzel zerfällt in drei Abschnitte: 1) Menzel als Kritiker. 2) Menzel und die Philosophie. 3) Menzel und die Theologie. Im ersten Abschnitte wird gerügt: die Persönlichkeit der Menzel'schen Kritik, Ungerechtigkeit gegen den Charakter der Schriftsteller (der von Menzel heftig geschmähte Johannes Müller wird gegen den auf ihn gehäuften Tadel in Schutz genommen), die unmittelbare Anwendung des moralisch-patriotischen Maßstabes auf wissenschaftliche und künstlerische Erzeugnisse (wobei die Art seiner Polemik gegen das junge Deutschland vom moralischen Standpunkte aus, statt vom ästhetischen getadelt wird) und namentlich sein kritisches Verfahren gegen Göthe, dessen Werke einzeln durchgegangen und gegen die Angriffe und Misdeutungen Menzel's vertheidigt werden, seine Angabe der Göthe'schen Tendenz, seine Hintansetzung Göthe's gegen Schiller; die innere Nichtigkeit der Menzel'schen Maßstäbe, sofern er das Poetische und Ästhetische z. B. nach patriotischem, das Philosophische und Religiöse nach ästhetischem Maßstabe beurtheile. Im zweiten

Abschnitte werden Menzel's Darstellungen von und Urtheile über Philosophien und Philosophen, vornehmlich von Böhme an bis zu Hegel herunter, geprüft und Menzel theils Unkenntniß, theils Entstellungen, theils zufällige und willkürliche Vor- und Abneigungen vorgeworfen. Vorzüglich wird seine Mishandlung der Hegel'schen Philosophie und seine Verunglimpfung des Urhebers derselben hervorgehoben und der „Geist der Geschichte" beleuchtet, von welchem besonders der Schluß, die Weissagung von dem Schlusse der Weltgeschichte und dem Ende der Menschheit durch ein allgemeines Morden und Würgen, verspottet wird. Im dritten Abschnitt endlich wirft Strauß Menzel noch größere Unwissenheit als in der Philosophie, noch größere Oberflächlichkeit, noch größere Verwechselungen, Irrthümer und Ungerechtigkeiten vor und beruft sich auf das im Auszug angeführte Urtheil eines „Unparteiischen" in Rheinwald's „Repertorium" über den betreffenden Abschnitt von Menzel's deutscher Literatur.

Bevor, oder vielmehr statt daß wir auf die Erörterung der gegen Menzel erhobenen Anklagen näher eingehen, sei uns gestattet, eine Skizze von diesem Manne, sowie er nach seinen verschiedenen literarischen Leistungen sich uns darstellt, zu entwerfen.

Menzel's Schriften sind, so viel uns bekannt, folgende: die „Streckverse", die schon vor etwa 12 Jahren zum ersten Mal erschienene, neuerlich umgearbeitete „Geschichte der Deutschen", „Die deutsche Literatur", „Geist der Geschichte", das „Historische Taschenbuch", das „Literaturblatt" zum „Morgenblatt", die „Reise nach Östreich" und die „Reise nach Italien", drei dramatisirte Märchen: „Rübezahl", „Narcissus", „Der Popanz", und außerdem noch manche zerstreute Aufsätze, besonders in den „Europäischen Blättern", Gedichte u. s. w. Bedenkt man, wie umfassend einzelne dieser Werke sind, die „Literatur", welche alle Wissenschaften, die deutsche „Geschichte", welche die gesammte Entwickelung unserer Nation in sich begreift, so muß man über die Thätigkeit eines Mannes staunen, der kaum sein vierzigstes Jahr erreicht haben mag; man wird sich versucht fühlen, zu glauben, daß Menzel eine wahre Manie zum Studiren, zur Gelehrsamkeit, zum Schreiben habe, sich aber auch des Verdachts kaum erwehren können, daß eine solche Masse von Arbeiten doch kaum mit genügender Sorgfalt und Gründlichkeit durchgeführt sein werde. Schon das einzige Unternehmen, eine „deutsche Literatur" zu schreiben, welche alle Disciplinen umfassen und mit einiger Schärfe von den Haupttendenzen und Koryphäen auf jedem Gebiete der geistigen Thätigkeit und Forschung Rechenschaft geben, ja, noch mehr, darüber urtheilen will, könnte die ganze Lebenszeit eines fleißigen Mannes ausfüllen. Lassen wir aber auch die apriorischen Beweise von der Nothwendigkeit einer gewissen Oberflächlichkeit und Lückenhaftigkeit fallen, so werden uns die aposteriorischen doch gewiß nicht fehlen und wir werden darauf zurückkommen. In der andern Vermuthung aber: daß Menzel ein eingefleischter Gelehrter und Büchermensch sein müsse, würde man sich gewaltig täuschen — er ist seinem innersten Wesen nach nichts weniger als dies. Niemand klagt sowie er, der so viel geschrieben und drucken lassen, darüber, daß in Deutschland so viel geschrieben und gedruckt werde; Niemand ist ein solcher Feind der Bücher wie er, der Vater von so vielen; Niemand würde einem Omar, der nicht nur eine, sondern tausend Bibliotheken verbrannte (wenn nur einige Lieblingsschriften gerettet würden!), so von ganzem Herzen Beifall klatschen als Menzel, oder so dazu lachen, wenn man aus den Vorräthen in allen Büchermagazinen Kinderdrachen machte und sie fliegen ließe. Und damit ist es ihm gewiß voller Ernst. Er fühlt sich von der Literatur überhaupt ebenso einerseits angezogen als andererseits abgestoßen, er schwankt zwischen Neigung und Haß, Freude und Verdruß daran. Was löst uns diesen Widerspruch? Menzel ist von der Natur nicht dazu gemacht, an den Schreibtisch geschmiedet in dem Staub und Moder der Bücherwelt zu leben; aber die äußern Umstände, die Gewalt und der Reiz der Verhältnisse haben ihm diesen Lebensberuf aufgedrungen, in welchem er sich nun auch als ein reich begabter und energischer Geist mit einer gewissen Virtuosität bewegt, ohne doch das Gefühl in sich niederkämpfen und ihm den Ausbruch verwehren zu können, daß er hier doch nicht vollkommen an seinem Platze sei. Der Schriftsteller, der er geworden, verleugnet nicht die Züge Dessen, was er hätte werden können und sollen, und die Vorzüge, die ihm als Autor eigen, sind vielleicht nur die Reflexe von Eigenschaften, die unter andern Verhältnissen dem realen Leben gewuchert und Früchte der That getragen hätten. So lebt er in der literarischen Welt als in einem seiner Natur fast fremden Elemente, an das er sich nur durch Übung und Willen gewöhnt hat; er athmet in ihrer Atmosphäre keine Lebensluft ein. Was er eigentlich hätte werden sollen, fragt man. Wir wüßten das so genau nicht anzugeben, aber wir glauben behaupten zu dürfen, daß er eher zu einem Manne des freien, lebendigen Worts, des Entschlusses und der That als zu einem fleißigen, seinen Geist durch das Organ der Feder mittheilenden Schriftsteller angelegt war. Daß seine Jugend in eine stürmisch bewegte Zeit fiel, daß er mit seinem Schicksale zu kämpfen hatte, daß er von dem schäumenden Becher einer hoffenden und schwärmenden, von Großthaten träumenden und theils an äußern Hemmungen, theils an eigner innerer Täuschung scheiternden Begeisterung gekostet hatte, das trug noch mehr dazu bei, ihn mit dem gelehrten, stillsitzenden Bücherleben zu entzweien und ihn in der Beschäftigung mit Literatur und Wissenschaft eine an sich des Mannes kaum würdige, nur durch höhere Zwecke zu rechtfertigende und zu adelnde Bestrebung erblicken zu lassen. Diese anderweitigen Zwecke sind ihm Beförderung der intellectuellen, moralischen und religiösen Cultur des Volkes, Stärkung des patriotischen Sinnes, Erweckung und Nährung des Interesses an vaterländischer Geschichte und Geschichte überhaupt — kurz, Zwecke der Humanität. Menzel ist ein Freund, ein warmer begeisterter Jünger der Humanität, der Bildung, aber ein erklärter, geschworener Feind der Scholastik oder einer mehr esoterischen Gelehrsamkeit. Die subtilen Distinctionen und Abstractionen des Philosophen, die unbarmherzi-

gen anatomischen Versuche des auflösenden Kritikers und seine kaltverständigen Conjecturen, die grammatischen Sylbenstechereien des pedantischen Philologen sind ihm ein Greuel, und er weiß die kraftlose Unfruchtbarkeit solcher Forschungen und Studien mit scharfem Spott durchzuziehen. Kein Deutscher aber müßte er sein, wenn er gradezu der Oberflächlichkeit das Wort reden, die Seichtigkeit preisen und vor Ernst und Gründlichkeit im Studium warnen wollte. Und beschwert sich Menzel je über allzu große Gründlichkeit in Schriften, deren Gegenstand für ihn ein besonderes Interesse hat? Klagt er je, daß eine Specialgeschichte zu sehr ins Detail eingehe, vorausgesetzt daß nur Alles mit Geschick und Geschmack behandelt ist? Und wenn er in andern Fächern und Disciplinen solche Klagen führt — wie rechtfertigt er dies? oder wie haben wir es uns zu erklären?

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Thugs oder heimlichen Mordbanden in Indien.

Die Existenz der Thugs oder Mord- und Raubbrüderschaften in Indien ist ein so außerordentliches Phänomen, wie noch kein ähnliches in der Geschichte der Völker dagewesen. Die ausführlichen Nachrichten über diese von allen ähnlichen durchaus abweichenden Banden, deren Vorhandensein man früher wol wußte, aber beiweitem nicht in dieser fast unglaublichen Ausdehnung und Verzweigung annehmen konnte, verdanken wir einer im vorigen Jahr zu Kalkutta erschienenen Sammlung von Documenten, Notizen, Verhören und andern die Thugs betreffenden Facten, deren Kenntniß wir vielleicht noch lange hätten entbehren müssen, wäre nicht das policeiliche Verfahren der englischen Criminalpolicei in Indien so durchgreifend und energisch gewesen. Besonders ist es Lord William Bentinck, dessen umsichtigen Forschungen wir die neuesten, erstaunenerregenden Aufschlüsse über eine Menschenclasse verdanken, die in ihrer äußersten religiösen und moralischen Verwilderung dennoch in heutigen Tagen fast ein integrirendes Moment des so tief beklagenswerthen Hindulebens bildet. Der Titel jener in Kalkutta erschienenen Schrift lautet: „Ramaseeana; or a vocabulary of the peculiar language used by the Thugs. With an introduction and appendix descriptive of the system pursued by that fraternity, and of the measures which have been adopted by the supreme government of India for its suppression" (Kalkutta 1836).

Da diese Erscheinung in ihrer Art einzig und von hohem, historischem sowol als psychologischem, Interesse ist, so halten wir einen etwas ausführlichen Bericht über die Lebensweise und das Mordsystem der Thugs für um so angemessener, da bisher wol nicht viel mehr als abgerissene, zum Theil unwahre und völlig unzulängliche Details über dieselben zur europäischen Kenntniß gelangt sind. Es ist in der That etwas Tiefmelancholisches in den Zügen, die wir mitzutheilen im Begriff sind; eine Wehmuth über die ungemeine Entsittlichung einer ursprünglich schönen Menschenrace, über die Entweihung eines Landes, das von Natur und Geist seit uranfänglicher Zeit zur innerlichsten Forschung und gedankenvollsten Poesie gestempelt ward.

Es gibt nämlich, wie wir nun aus ganz authentischen Quellen wissen, in Hindostan eine Raub- und Mordkaste, die aus vielen Tausend Individuen besteht, die, Jahrhunderte alt, bereits viele politische Revolutionen mit durchlebt hat, die ihre fast unabsehbar weiten Verzweigungen durch das ganze riesenhafte Land erstreckt, vom Cap Comorin bis zum Himalaya, die nicht minder unter den Mohammedanern und der britischen Regierung wie unter den Hindus selbst sich fortgepflanzt hat, die in allen Districten des Reichs jährlich eine Menge von Opfern geschlachtet und welche dessenungeachtet bis auf die allerneuesten Zeiten der wachsamen englischen Verwaltungsbehörde sowie den Hinduregierungen selbst, welche letztere sich, beiläufig gesagt, nicht zu sehr beeifert haben, fast völlig entgangen ist. Man wußte allerdings, daß es Raubbanden gebe, welche Reisende erdrosselten, und daß die Mitglieder dieser Banden auf die Kunst des Strangulirens besonders eingeübt seien; aber den ungeheuern Organismus dieser Verbindungen, wie er sich jetzt ergeben, ahnte man nicht (ein Organismus, der so durchgreifend ist, daß die Mitglieder von den entlegensten Landstrichen aus einander sogleich erkennen), ebenso wenig, daß die Basis aller von diesen Banden verübten Greuelthaten nicht das Verbrechen, als solches und einzelnes, sondern vielmehr das allgemeine Religions- und Lebensprincip einer weitausgedehnten Kaste sei. Lord Bentinck ist, wie bemerkt, der Erste, der diesen kolossalen und in seiner Art vollkommen durchgebildeten Raub- und Mordorganismus erforscht und aufgedeckt hat.

Die Thugs, welche sich selbst wieder in Burkas, oder ganz Eingeweihte, und in Kubulas, oder Novizen, theilen, durchziehen die Richtungen der Landstraßen unter den verschiedenartigsten Masken und Charakteren, in Banden von zehn bis zu mehren Hundert Personen. Sie erscheinen als Kaufleute, als Pilgrimme, als dienstsuchende oder vom Dienst zurückkehrende Soldaten, ja einer von ihnen spielt sogar zuweilen die Rolle eines Raja, mit allem nöthigen Equipement von Zelten, Fuhrwerk, Prachtgewändern u. s. w., während die übrige Bande sein Gefolge bildet. Sie theilen sich, wenn es nöthig ist, auf dem Marsche in Cohorten, welche, verschiedene Wege einschlagend, endlich doch auf einem gemeinsamen Punkt zusammentreffen. Sie stellen Vedetten aus, die Nachricht geben müssen, welchen Weg die vorbeiziehenden Reisenden einschlagen. Daher kommt es, daß der Reisende, dessen sie sich einmal bemächtigen wollen, ihnen fast nie entgeht. Sobald derselbe ergriffen ist, sucht sich die Bande einen passenden Platz zur Erdrosselung aus; der Unglückliche muß sich niedersetzen; ein Räuber hält ihn fest, während ein anderer ihm die Schlinge über den Hals wirft und zusammenzieht. Hat der Reisende einen Hund bei sich, so wird auch dieser auf dieselbe Weise getödtet. Nicht aber blos Einzelne, oder Reisende in geringer Zahl werden von den Thugs angegriffen, sondern ganze große Gesellschaften, und die Räuber bezeichnen immer die Denkwürdigkeit einer solchen Affaire nach der Zahl der dabei getödteten Personen. So geht bei ihnen die Rede von einer Sutru oder Affaire der Sechzig, von einer Dschalisra oder Affaire der Vierzig u. s. w. Das Erdrosseln aber ist die regelmäßige Abthuungsmethode, von der die Thugs nur im äußersten Nothfall abweichen.

In den von vielen Strömen durchschnittenen Bengalen richten sich die Raub- und Mordplane der Thugs nach der Örtlichkeit der Gegend. Die Praktik geht alsdann dahin, die Reisenden auf die Fahrzeuge zu locken, die am Ufer zur Weiterreise bereit stehen und sämmtlich mit Thugs bemannt sind, sie sodann während der Fahrt zu erdrosseln und ihre Leichname ins Wasser zu werfen. Mehre dieser Boote folgen einander in kurzen Zwischenräumen, sodaß, wenn der Reisende auch einer Schlinge entgeht, er sicher in die zweite geräth. Dem Unglücklichen, der das grausame Schicksal erleiden muß, werden nach der Erdrosselung die Hauptgelenke gebrochen, bevor man ihn ins Wasser wirft, welches letztere immer durch zwei an der Seitenwand des Fahrzeugs befindliche Fensteröffnungen geschieht.

Die nächtlichen Statuten, welche die Thugs ihre Religionsvorschriften nennen, verbieten ihnen ursprünglich, sich an irgend einer Person vom weiblichen Geschlechte zu vergreifen. Auch gibt es unter den Männern gewisse Classen, welche auf dieselbe Weise von den Thugs als Eximirte angesehen werden; dies sind die Fakirs, die reisenden Sänger, die Musiker von Profession, die Tänzer, die Schornsteinfeger, Ölverkäufer, Grobschmiede und Zimmerleute. Auch alle irgendwie verstümmelte oder aussätzige Personen müssen verschont werden, desgleichen Männer mit Kühen (die Kuh ist bekanntlich den Hindus ein

urheiliges Thier, in dessen Nähe nichts Unlauteres geschehen darf) und die Ganges-Wasserträger, die Letztern jedoch nur so lange, als sie das heilige Wasser wirklich in ihren Kufen haben. Sind die Gefäße leer, so schützt sie ihr Amt nicht ferner. Auch gibt es mehre Stämme der Thugs, die selbst die Weiber nicht verschonen. Ghubdu-Khan, einer der grausamsten Thugs, erdrosselte die Mutter, als noch das Kind in ihren Armen ruhte, und warf dann das lebendige Kind in eine Grube mit der todten Mutter.

Anstrengungen zur Ausrottung dieser fürchterlichen Mordbanden wurden zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Gegenden Indiens gemacht, nur daß man, wie bemerkt, früherhin von ihrer so ungeheuern Verbreitung und Systematisirung keine Ahnung hatte. Mr. Wright, oberster Magistrat zu Dschittur, bot zu diesem Zweck Alles im südlichen Indien auf, sowie die Herren Halhed und Stockwell im Norden. Dr. Sherwood vom Madrasetablissement gab im 13. Bande der „Asiatic researches" einen interessanten Aufsatz über diesen Gegenstand. Allein man kannte damals die wahre Größe des Übels nicht, und während jene thätigen Beamten dasselbe mit der Wurzel ausgerissen zu haben meinten, fand es sich, daß es nur in ihrer unmittelbaren Nähe für den Augenblick nachgelassen hatte. Endlich bemächtigte sich 1831 Major Borthwick einer zahlreichen Bande von Thugs in Malwa, und die bei dieser Gelegenheit gemachten Entdeckungen erregten die Aufmerksamkeit des Lords Bentinck, der nun ein durchaus umfassendes und systematisches Verfahren zur Vertilgung dieser ungeheuern Landplage einleitete. Dschubbulpur, die Hauptstadt der Provinz Gundwana, ward als der Mittelpunkt dieser policeilichen Operationen angenommen. Capitain Sleeman wurde zum Chef derselben ernannt und demselben eine große Anzahl Europäer als Gehülfen beigegeben, auch versicherte man sich, so viel als möglich, der Mitwirkung der Hindustaaten. Der Erforschungsplan gründete sich auf die von den ergriffenen Mitgliedern der Bande selbst einzuziehenden Nachrichten über die letztere. Es werden nämlich zwei oder drei der Gefangenen in ein ganz scharfes Verhör genommen; diese müssen einen ausführlichen Bericht geben über alle Expeditionen, denen sie beigewohnt, müssen die Individuen, die sich sonst noch dabei befanden, namentlich anführen, die hauptsächlichsten Örtlichkeiten bezeichnen u. s. w. Auf diese Nachrichten ließ sich ein gewisses geheimes Ausspürungssystem gründen, sodaß eine Liste von Übelthätern schon vorhanden war, die sich noch keineswegs gekannt wähnen konnten. Überdies ist dieser aus zahlreichen Mitgliedern bestehende Gerichtshof, an dessen Spitze Capitain Sheerman steht, in Abtheilungen getheilt, deren jede einen besondern Landstrich zu bestreiten hat, innerhalb dessen der Abtheilung alle policeilichen Mittel zu Gebote stehen. Durch diese energischen Maßregeln allein ward es möglich, daß bis zum October 1835 bereits 1562 Thugs eingezogen waren, von denen 382 gehängt und 986 zu Transportation oder lebenslänglicher Einkerkerung verurtheilt wurden. Durch die Feststellung dieses Sicherheitssystems, das sich seitdem immer erfolgreicher zeigt, ist Lord Bentinck der Wohlthäter des ganzen Landes geworden.

Das Princip der Thugs anlangend, so ist es kein rein religiöses wie bei den Assassinen, auch nicht die bloße Habsucht wie bei andern Räuberbanden; vielmehr ist es dies Beides vereinigt, Gewinnsucht, die der religiöse Aberglaube sanctionirt, Räuberei, die in der unvertilgbaren Überzeugung verübt wird, daß der Gottheit dadurch ein Dienst geschieht. Der religiöse Wahn ist Eins mit der Gewaltthat der Thugs; er ist ihnen eingewurzelt, weil sie Jahrhunderte, vielleicht ein Jahrtausend und weiter hinauf ihren Ursprung herleiten. Die Gottheit der Thugs heißt Devi, auch Durga, Kali und Bhuwani, und ist die blutdürstigste unter allen Hindugöttern. Es ist ihr unmittelbarer Wille, ihre Freude, daß Blutfrevel geschehen, weshalb der Thug seinen Raubmord nur als ein dargebrachtes Opfer ansieht. Er fühlt kein Mitleid mit seinen Opfern, noch weniger empfindet er Gewissensbisse und Reue. Weit entfernt, sich von irgend Jemand überzeugen zu lassen, daß seine That Sünde ist, spricht er vielmehr das Gegentheil aus, daß er ihre Unterlassung für Sünde hält. Bevor eine solche Mörderbande sich zu einer Expedition aufmacht, vollbringt sie eine Menge unerläßlicher Ceremonien, die sich alle auf den Cultus jener Blutgottheit beziehen. Zahllose Vorbedeutungen spielen ihre Rolle bei diesem Mordsystem; sie haben ihre guten und bösen Vögel, ihr vollständiges Augurium. Wölfe und Hasen sind bedeutungsvolle Thiere; das bedeutungsvollste aber ist der Esel. Sie haben ein Sprüchwort: „Su puckheru eck dunteru", d. h. Ein Esel wiegt hundert Vögel auf.

Ein merkwürdiger Zug in der Denkweise der Thugs ist die Verachtung, womit sie auf andere Mörder herabsehen, die nicht zu ihrer Verbindung gehören. Diese gelten bei ihnen sowol wie bei der ganzen Welt für gemeine Übelthäter, während sie selbst sich dagegen als vornehme Vollstrecker des Willens ihrer Gottheit erscheinen, denen für ihre Thaten um so weniger ein Vorwurf gemacht werden kann, da sie ja die Seelen ihrer Erdrosselten in die ewige Herrlichkeit des Paradieses befördern.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Bekanntlich hat Demoiselle Bertin die Ungeschicktheit begangen, aus Victor Hugo's „Notre Dame", diesem schönen und tiefsinnigen Roman, eine Oper zu machen. Darin singt unter Anderm Quasimodo, der wunderbare Glöckner, folgendes Couplet, dessen Anfang wir hier mittheilen:

Mon Dieu, j'aime
Hors moi même
Tout ici!
L'air qui passe
Et qui chasse
Mon souci!

L'hirondelle
Si fidèle
Au vieux toits!
Les chapelles
Sous les ailes
De la croix!

Toute rose
Qui fleurit!
Toute chose
Qui sourit!
Triste ébauche,
Je suis gauche,
Je suis laid. u. s. w.

Wie wahr und schmerzlich ist es, daß der Franzose Alles, auch das Tiefe, was er nicht einmal ganz versteht, verleichtsinnigen muß! Und dieser fade Gesang hat auf der pariser Bühne großes Glück gemacht.

Von Albany Fonblanque ist in London in drei Bänden erschienen: „England under seven administrations", eigentlich eine Auswahl aus den Originalartikeln des „Examiner" innerhalb der letzten 10 Jahre. Sie beginnen mit der Auflösung des Ministeriums Liverpool und der Wahl Canning's zum Premierminister 1827 und enden mit dem Schluß der letzten Parlamentssitzung. Zu tadeln dabei ist unter Anderm, daß der Vertreibung Huskisson's und seiner Freunde durch das Wellington'sche Cabinet mit keiner Sylbe gedacht und ebenso die Emancipation der Katholiken im J. 1829 nur ganz beiläufig erwähnt wird. So geschieht auch des Interregnums im Mai 1832 und anderer wichtigen Epochen der neuesten politischen Geschichte Englands keine Erwähnung. Eine Sammlung aber, welche einen so kurzen und naheliegenden Zeitraum befaßt, muß im engsten Sinne des Worts vollständig sein. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 206. —— 25. Juli 1837.

Streitschriften zur Vertheidigung meiner Schrift über das Leben Jesu und zur Charakteristik der gegenwärtigen Theologie. Von David Friedrich Strauß. Zweites Heft.

(Fortsetzung aus Nr. 205.)

In den positiven Disciplinen und in den Naturwissenschaften, dies sieht Menzel wohl ein, kann Gründlichkeit und tiefstes Eingehen in das Detail nie schaden; was wollte aus der Chemie werden, wenn der Chemiker bei gewissen Scheidungen und Analysen stehen bleiben und den Machtspruch thun wollte: hier sei man an einem Punkte angelangt, wo man sich zufrieden geben könne, ohne die Experimente, die auf noch einfachere Stoffe führen könnten, weiter fortzusetzen? Ein Solcher könnte, wenn er viel wüßte, immerhin ein vortrefflicher Apotheker sein, nimmermehr aber wäre er ein wissenschaftlicher Chemiker, d. h. ein Mann, dem seine Wissenschaft in ihrer Lebendigkeit und Unendlichkeit lieb und Gegenstand seines nie rastenden Forschens ist. Ähnlich verhält es sich mit andern Disciplinen. Dem echten Historiker ist kein Zug, welcher ihm ein Volk, ein Zeitalter schärfer malt, gleichgültig; er verschmäht den kleinsten Stein nicht, wenn er wirklich wesentlich in seinen Bau gehört; ja, er weiß den Steinen unter der Erde, den dürftigsten Reliquien noch Zeugnisse und Urkunden abzugewinnen; der Arzt muß die geringsten und verborgensten Krankheitssymptome studiren wie die augenfälligsten; der Jurist die verschiedensten Abstufungen und Modificationen der Schuld erwägen u. s. w. Das Alles wird auch Menzel anerkennen, und er lobt gewiß gelegentlich ebenso an Einem Schriftsteller die gründliche Genauigkeit als am Andern die großartige Übersicht; aber ganz anders urtheilt er bei der Philosophie, sowol in ihrer Reinheit, als Metaphysik, wie in ihrer Anwendung, als Religionsphilosophie, Rechtsphilosophie und Ästhetik; in dieser Sphäre scheint er, ohne sich vielleicht dessen klar bewußt zu sein, eine Linie gezogen zu haben, welche die lobenswerthen Bestrebungen von denen scheidet, welche ihm unfruchtbar, nichtig und armselig, sophistisch und scholastisch vorkommen, über die er sich aufs bitterste ausspricht und mit Ausdrücken wie „Denkthier" u. dgl. um sich wirft. Hat aber Menzel diese Linie je wirklich scharf bezeichnet? Würde er genaue Rechenschaft davon ablegen können? Wird sich ihm nicht leicht nachweisen lassen, daß seine Linie jedenfalls eine Schlangenlinie mit großen Vorsprüngen und Einbiegungen wäre, indem er bald etwas noch in das Gebiet des Zulässigen und Beifallswürdigen zieht, was ihm nach sonstigen Äußerungen misfallen sollte, bald umgekehrt etwas diesseit seiner Linie Liegendes aus irgend einer Antipathie ausschließt. So tritt Menzel z. B. auf die Seite des speculativen Schelling gegenüber von Jacobi, „dem Philosophen der sentimentalen Leute, der die Wissenschaft in Gefühlsphrasen auflöste und seinen Gott in einen blauen Dunst hüllte"; aber feindselig ist er gegen Hegel, der die wissenschaftliche Schärfe zu steigern strebte, und nicht nur seine Resultate, sondern auch schon seine Methode ficht er an, jedoch ohne den Versuch einer gründlichen Widerlegung. Als Kriterien der Verwerflichkeit wird Menzel etwa aufstellen: scholastische Subtilität und transscendente Abstraction, oder wie man es ausdrücken mag; er wird als nichtig bezeichnen, was für die Erkenntniß keine positive Ausbeute, für Gemüth und Phantasie nichts Ansprechendes, nichts Anwendbares auf das Leben enthält und gewährt, die allgemeine Bildung nicht fördert; aber es ist ungerecht und unwissenschaftlich, dem Gedanken seine Resultate vorschreiben, es ist etwas materialistisch, die Speculation sofort dem Leben dienstbar und nützlich machen zu wollen, und es ist unmöglich, eine Grenze zu ziehen zwischen Dem, was die geistige Bildung, die ihre Nahrung durch tausend feine, oft unsichtbare Adern einsaugt, fördern, und Dem, was ohne Nahrungsstoff, unfruchtbar und unerquicklich sein soll. Griffe Menzel nur die Resultate der Philosophen an, vorausgesetzt, daß er sie richtig und in einer gewissen Vollständigkeit angäbe, und bediente er sich gegen sie der vom unmittelbaren sittlichen oder ästhetischen Gefühl, oder vom gesunden Menschenverstand entlehnten Waffen, so wäre dagegen nichts einzuwenden; denn es gibt philosophische Resultate, oder kann solche geben, denen Irrthümlichkeit nachgewiesen werden kann, auch ohne daß man die Processe verfolgt, deren Ergebniß sie sind; aber Unrecht hat Menzel, die Methode einer Philosophie anzugreifen und ihr Trockenheit, Dürre, Leblosigkeit u. dgl. vorzuwerfen, wenn er nicht wirkliche Fehler ihr nachzuweisen vermag. Hierdurch ist Menzel in eine ganz falsche, schwankende Stellung zu einem der Hauptzweige deutscher Literatur gekommen, hinsichtlich dessen im Unklaren zu sein, nicht ungestraft bleiben konnte, denn

die Philosophie zieht sich in unser geistiges Leben überall tief hinein und bildet gewissermaßen einen Brennpunkt desselben, was auch von Menzel mit Stolz anerkannt wird. Was ihm aber als ein Ganzes preiswürdig und verdienstlich, erscheint ihm dagegen im Einzelnen oft als mühselig, kleinlich, verdrießlich und trostlos, und das Streben Verschiedener nach demselben Ziel, die Erreichung ähnlicher Resultate, wird von ihm auf entgegengesetzte Weise beurtheilt, je nachdem sich darin verschiedene Färbungen entweder durch ein poetisches Gemüth, oder einen energischen Willen, oder einen scharfen, rücksichtslosen Verstand bemerklich machen. Gewiß hat er nicht Unrecht, wenn er in dem Systeme jedes Philosophen auch die Individualität des Mannes mit in Rechnung nimmt, da ein ganz verklärtes, von allem menschlichen Zusatz befreites Denken, das doch einen bestimmten Gehalt haben soll, nicht möglich ist; aber er geht zu weit, wenn er ein System fast nur als Spiegel einer Persönlichkeit, als Ausdruck subjectiver Eigenthümlichkeit gelten lassen will und bald die Beschaffenheit eines Systems durch den Charakter des Mannes erklärt, bald umgekehrt aus jenem Schlüsse macht auf diesen, und zwar sowol um auf dies Verfahren Anklagen als um darauf Entschuldigungen zu bauen. Wir haben uns hier länger verweilt, weil grade bei der Philosophie, sofern sie am wenigsten stoffartig ist und durch die reinste Thätigkeit des denkenden Geistes erzeugt wird, das Urtheil also auch am wenigsten durch Neigungen oder Abneigungen für oder gegen bestimmte Objecte scheint bestochen werden zu können, Menzel's Eigenthümlichkeit am klarsten hervortritt in seinen günstigen und ungünstigen Beurtheilungen. Wo man auf einem positivern, realern Grunde steht, da hat man weit eher das Recht, den Maßstab der Nützlichkeit, Zweckmäßigkeit, der Gemeinfaßlichkeit, Moralität u. s. w. anzulegen, und einer Geschichte könnte es wol zum Vorwurf gemacht werden, wenn sie durch abstruse Darstellung Solche vom Verständniß ausschlösse, welchen dies durch die Natur des Gegenstandes selbst wol zugänglich wäre; aber einer Philosophie die Dunkelheit und Schwerfälligkeit ihrer Terminologie, die Schwierigkeit ihres Verständnisses, ihre Unpopularität zum Vorwurf machen, heißt ebenso viel als die neuere Kriegskunst verachten, weil ein Achill mit seiner von Homer verewigten Tapferkeit und Schnellfüßigkeit noch nicht zum Offiziere tüchtig wäre. Die Philosophie hat ihre Wurzeln in der ewigen Beweglichkeit und Lebendigkeit des Geistes, nicht auf einem äußerlichen Boden, und lebendige Beweglichkeit des Geistes ist die erste Foderung an Jeden, der ihre Entwickelung verfolgen, der sie verstehen, der über sie urtheilen will; aber Menzel, obgleich sonst in vielen Stücken ein ehrenwerther Kämpfer und Jünger des Fortschritts, huldigt hier einem Princip der Stabilität, das zum mindesten unphilosophisch ist. Den ins Weite, seiner Ansicht nach ins Blaue gehenden speculativen Bestrebungen wirft er sich mit der Energie seiner einmal feststehenden Überzeugungen (ob nicht manche mehr nur Lieblingsvorstellungen sind, ob nicht seine ganze Ansicht von Welt, Leben und Literatur mehr ein bunter Kranz, als eine geschlossene Kette ist?), mit dem Unmuthe eines aufs Praktische gerichteten, über jene Seifenblasen verdrießlichen Mannes und mit dem Rufe entgegen: Bis hierher und nicht weiter! Aber Menzel ist mit seiner Stabilität inconsequent, welches Schicksal er mit allen Stabilitätsmännern theilen dürfte; denn wenn er Fichte's und Hegel's Philosophiren verwirft, warum finden Böhme, Leibnitz, Schelling vor ihm Gnade? Car tel est notre plaisir! wird man antworten müssen in seinem Namen. Ob er sich angesprochen fühlt, ob er Berührungspunkte findet, ob seine Phantasie angeregt wird, ob eine Fülle fruchtbarer Gedanken, auch ohne engern Zusammenhang mit dem Systeme ihm entgegenströmt — das ist bestimmend für Menzel's Urtheil in der philosophischen Literatur, ja, wir dürfen weiter gehen und sagen: in der Literatur überhaupt und selbst in der Geschichte. Es leuchtet jedoch von selbst ein, daß in keiner andern Sphäre das Geltendmachen der subjectiven, individuellen Ansichten, Sympathien und Abneigungen in dem Grade unzulässig ist wie bei der Philosophie.

In seiner Eigenschaft als Kritiker ist es, daß Menzel am meisten Aufsehen erregt hat und am bekanntesten geworden ist durch seine „Deutsche Literatur" und durch sein „Literaturblatt", obgleich wir als seine verdienstlichste Arbeit vielmehr seine „Geschichte der Deutschen" ansehen möchten. Wir haben im Obigen zu zeigen gesucht, daß in einem Hauptzweige der deutschen Literatur ihm ein Haupterfoderniß: das gründliche, unbefangene Eingehen auf die Sache ohne vorgefaßte Meinung und willkürliche Postulate abging; wir fragen weiter: wie verhält er sich zu andern Gebieten der Literatur? ist er hier unbefangener, minder stabil, willkürlich und despotisch? und wodurch gelangte er zu seinem Rufe, seiner Bedeutung?

Am meisten Aufsehen machten Menzel's Kritiken und Ansichten im Gebiete der schöngeistigen Literatur; denn bei Beurtheilung eigentlich gelehrter, auf Geschichte, Politik, Länder- und Völkerkunde, Statistik bezüglicher, juristischer, theologischer und medicinischer Schriften kam es doch hauptsächlich auf Prüfung der Richtigkeit der Thatsachen, der Gründlichkeit der Forschung, der Reichhaltigkeit der Ergebnisse an. Freilich kommt dann auch die Form, die Anordnung, der Geist, die Tendenz und der Geschmack in Betracht, und in Menzel's Eigenthümlichkeit ist es begründet, daß er grade die untergeordnetern Gesichtspunkte, die beim Verfasser zurücktraten, allzu sehr hervorhob und oft ausschließlich besprach; eine Gewohnheit, der man zwar manche geistreiche Expectoration und Fulguration verdankt, die aber oft zur Folge hat, daß man von dem eigentlichen Inhalte eines beurtheilten Buches gar keine oder nur sehr dürftige Nachricht erhält. Bei poetischen Productionen aber, im weitesten Sinne, ist eine solche Trennung von Form und Inhalt, von Behandlung und Stoff nicht ebenso leicht möglich wie bei gelehrten Schriften, und hier hatte denn auch Menzel die reichste Gelegenheit, seine ästhetischen Ansichten auszusprechen, welche dadurch eine große Mannichfaltigkeit gewannen, daß er in den Bereich der ästhetischen Beurtheilung gar viele andere Momente hineinzog und neben dem poetischen Werth häufig die Ten-

denz, moralische oder politische, die Bedeutung eines Autors oder Dichters als Haupt einer Schule oder als Leuchte der Nation, sowie gelegentlich manche ästhetische Streitfragen erörterte und Fehden anfing oder ausfocht.

Aber das grade war es, wodurch Menzel anzog, unterhielt, interessirte, glänzte. Die deutsche poetische Literatur war, nach einer Periode der reichsten Productivität, des höchsten Glanzes und der lebendigsten Aufregung theils durch Göthe und Schiller, theils durch die romantische Schule zu Ende des vorigen und im ersten Jahrzehnd dieses Jahrhunderts, vergleichungsweise in eine Erschlaffung zurückgesunken; die Befreiungskriege hatten den Geistern einen andern, gewaltigern Impuls gegeben, und noch einige Jahre nach dem Kriege dauerte die politische Bewegung besonders unter der Jugend fort, bis die Begeisterung allmälig erkaltete und die Illusionen schwanden. Aber diese schwindenden Illusionen und Hoffnungen schienen zugleich die beste Geistesfreudigkeit, Frische und Productivität mit sich zu entführen, und während in dem besiegten Frankreich unter der Restauration die poetische Lust und Kraft überall sich rührte und keimte und Knospen und Blüten trieb, deren Früchte allerdings großentheils hinter den gehegten Erwartungen zurückblieben, lastete in derselben Periode auf dem vom Sieg gekrönten Deutschland eine schwüle, drückende Atmosphäre, welche das poetische Vermögen der Geister zu lähmen und alle Wärme, allen Enthusiasmus für das Ideale zur schläfrigen Lauheit herunterzustimmen schien. So viel man von Aufregung nöthig hatte, zog man etwa noch von dem Kampfe des Kreuzes gegen den Halbmond im Osten und von dem Kreuzzuge der Franzosen über die Pyrenäen. Am sichtbarsten und kläglichsten trat jene Mattherzigkeit und Lauheit in den Literaturzeitungen in jener Periode hervor, deren Farben immer mehr in ein trübes Grau verbleichten, wenn nicht etwa ein Müllner einmal einen Skandal anfing. Mittlerweile wurden jedoch die von der äußern Temperatur weniger abhängigen, weniger empfindlichen, streng wissenschaftlichen Bestrebungen in Deutschland eifrig und glücklich verfolgt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Thugs oder heimlichen Mordbanden in Indien.

(Beschluß aus Nr. 205.)

Überhaupt wirft auf diese Verbrüderung ein ganz eignes Licht der Umstand, daß alle zu ihr gehörigen Mitglieder bis auf dies einzige Erwürgungs- und Raubsystem, wodurch sie bestehen, sich im Übrigen als die loyalsten Männer, als die ruhigsten Einwohner, als durchaus mäßige und enthaltsame Menschen zeigen, die sich sonst keine Ausschweifungen in irgend einer Art zu Schulden kommen lassen. Was das bürgerliche Leben in seiner Beschränktheit angeht, so kann man alle Thugs als exemplarische Leute betrachten; und so ist es denn auch kein seltener Fall, daß selbst die verhärtetsten Mitglieder der Bande sich durch ihr gelassenes und maßvolles Benehmen die Neigung der europäischen Beamten selbst erwerben, die mit ihrer Aufspürung und Vernichtung beauftragt sind. Hr. Macleod zog eine ganze Thugsfamilie ein, die man für die liebenswürdigste in der Welt nach ihrem äußern Betragen hätte halten müssen. Das Haupt dieser Familie zeichnete sich sogar durch Geist und poetisches Gefühl aus. Er recitirte bald nach seiner Verhaftung unter Anderm die Stelle eines indischen Dichters als auf seine Lage passend: „Ich war eine Perle, die einst in holdseligem Frieden im Ocean ruhte. Ich ergab mich dem Fischer in der Hoffnung, einst in dem schönen Busen eines Mädchens zu wohnen; aber, ach, man hat mich durchbohrt, man hat eine Schnur durch meinen Leib gezogen, und so muß ich schweben in immerwährender Pein als eine Zierde ihrer Nase." Gibt man nun auch zu, daß schon in der Lebens- und Handlungsweise der Thugs für sie eine gewisse Auffoderung zur Ruhe und Milde des Betragens liegt, da dies ja die Wege sind, auf denen sie sich listig ihrer Opfer bemächtigen, so reicht dies doch beiweitem nicht hin, um die Consequenz, Sammlung, Mäßigung ihres Charakters, um das Decorum, das sie im bürgerlichen Leben nie verletzen, zu erklären. In Europa gibt es keinen einzigen verhärteten Verbrecher, der milder und wohlwollender Gesinnungen fähig wäre; in dem häuslichen Leben jedes Verbrechers tritt die natürliche Wüstheit und Rohheit seines Charakters entschieden hervor; er kann kein guter Vater, kein guter Gatte, kein friedlicher Nachbar sein; enthält er sich auch aus Klugheit einige Zeit der Gewaltthat, so wird doch bei der ersten günstigen Gelegenheit die Bosheit seines Gemüths hervorbrechen, und beim Begehen der Gewaltthat selbst wird der europäische Verbrecher nicht im Stande sein, sich zu mäßigen, während der Thug nicht um ein Haarbreit mehr thut, als durchaus unerläßlich ist, um seinen finstern Vorsatz durchzusetzen. Capitain Sleeman, der in seinem Berufe so viele Hunderte von Thugs kennen lernte, versichert, daß es unerhört sei, daß ein solcher je einem Weibe Gewalt anthue. Man erwäge ferner das überaus Edle und Zarte des Zugs, daß die Thugs sich nie an einer Frauensperson vergreifen, die jemals mit Irgendeinem ihrer Bande vertrauten Umgang hatte. Solch ein Widerspruch der Gesinnung, der Denkweise, der ganzen Existenz ist erstaunenswürdig, obgleich nicht unbegreiflich. Er beweist nur, daß ursprünglicher Geistesadel, ursprüngliche Poesie und Vornehmheit eines Volks auch noch in der tiefsten Entartung ihr Recht behaupten; er beweist ferner das ganz Unmittelbare, das Reflexionslose dieses Mordsystems; die gänzliche Vertiefung in das Object des Glaubens, welche Vertiefung von Anbeginn das Eigenthum des indischen Volks gewesen.

Das System der Thugs gründet sich auf das Geheimniß. Ausgehend von dem Grundsatze, daß todte Menschen nicht mehr sprechen, begehen sie nie einen Raub ohne vorhergegangenen Mord. Allein nie vergießen sie Blut. Ihre Sprache, ihre Zeichen, womit sie sich untereinander verständlich machen, sind ungemein verwickelt und für den Uneingeweihten zu erlernen schwierig. Niemals greifen sie ihre Opfer früher an, als bis sie sich derselben mit vollkommener Sicherheit bemächtigen können, und sollten sie ihnen hundert Meilen weit folgen. Auch sind viele dem Lande Indien ausschließlich eigenthümliche Umstände vorhanden, welche das System und die Praktiken der Thugs begünstigen und deren Vorhandensein das grauenhaft-geheimnißvolle Walten dieser Mordverbindung allein möglich macht. Capitain Sleeman zählt diese verschiedenen Umstände auf. „Der in ganz Indien herrschende Gebrauch", sagt dieser, „Kostbarkeiten aller Art zum vortheilbringenden Umsatz durch einzelne verkleidete Boten zu Fuß, die noch dazu meist ohne Waffen sind, an entlegene Örter zu senden; die Nothwendigkeit, das englische Heer in Indien aus entlegenen Provinzen zu rekrutiren, welche es wiederum nöthig macht, den Soldaten in der heißen Jahreszeit einen Urlaub zu bewilligen, wo diese dann in geringen Trupps die Nacht hindurch reisen; die indische Gewohnheit, zu Fuß oder auf kleinen Kleppern zu reisen, die besonders von Denen sehr geübt wird, die weite Ausflüge vorhaben, ohne Unterschied des Ranges und Standes; die fernere Methode dieser Reisenden, ihren Mundvorrath mitzunehmen, um diesen alsdann im Schatten unweit des Weges zu verzehren, kraft welcher sie mit den Bewohnern der Städte und Dorfschaften in gar keine Berührung kommen und mithin auch keine Nachricht von ihrem etwaigen Verschwinden an ihre Familien gelangen kann; die langen Strecken von Hai-

deland, Waldgestrüpp und 6 — 8 Fuß hohem indischen Binsengras (juncus), durch welche die Wege führen; der gänzliche Mangel einer betretenen Bahn an vielen Stellen, wo es sehr leicht ist, den unkundigen Wanderer auf abführende Beipfade zu locken; das häufige plötzliche Abbrechen der Binsen- oder Waldwege, wenn ein Fluß, oder eine Wasserlache oder ein sonstiges Hinderniß kommt; die wenig zurückhaltende Weise, womit Reisende von derselben Kaste sich miteinander gemein machen, und die Leichtigkeit, sich das Ansehen eines fremden Kaste zu geben; die Dienstobliegenheiten der Zollbeamten, welche den Reisenden nöthigen, hier und dort offene Rechenschaft abzulegen von dem Gepäck, das er bei sich führt; die dürftige Handelsverbindung zwischen den größern Städten in einem Lande, wo jedes Dorf die Bedürfnisse seiner Bewohner selbst hervorbringt und zugleich, was es hervorbringt, fast allein consumirt; die langsame Weise des Transports, da alle Waaren auf Ochsen fortgeschafft werden, und die geringe Befürchtung, die mithin die Räuber vor einem Überfall hegen dürfen: diese und viele andere dem Lande Indien eigenthümliche Umstände haben das Übergreifen des Systems der Thugs ungemein begünstigt und seine Verbreitung von einem Ende Indiens zum andern erleichtert."

Diese Anführungen sind unstreitig richtig und in der Sache begründet; allein es gibt noch Einen Umstand, der noch mehr als jene eine in der Geschichte der Völker beispiellose Verbrüderung so tief hat wurzeln und so ungeheuer sich ausbreiten lassen, dieser Umstand liegt in der geistigen Beschaffenheit, in der Gesittigung jener Nationen und ist ganz einfach dieser: weil die Thugs in ihrem Heimatslande keine öffentliche Meinung zu fürchten haben. Das heutige Indien, weit entfernt, ein sittlich hochgestelltes oder gar vollendetes Land zu sein, ist vielmehr das gerade Gegentheil davon: ein Land, ein Volk, worin sich das sittliche Bewußtsein zu leeren, gleichgültig auseinanderfallenden Atomen entäußert hat. Hier gibt es keine Eintracht der guten Sache, kein allgemeines Aufgebot zur Ausrottung der Übelthäter. Ein ungeheueres Übel verlangt, daß sich die sittliche Kraft des Volks zusammenraffe und ins Feld stelle. Indien hat keine solche sittliche Kraft und Allgemeinheit; hier läßt man die Übelthäter gewähren, ja die Hinduregierungen selbst, anstatt sie auszurotten, erkennen sie und ihre Beschäftigung als etwas Legitimes an, nehmen sie im Nothfall in Schutz und erheben von ihnen eine festgesetzte Taxe.

Sehr richtig bemerkt Capitain Sleeman, daß in Indien die Selbstsucht das herrschende Princip sei, und daß, so lange als die Thugs dies Princip der Selbstsucht für ihre Existenz zu benutzen wissen, so lange sie sich aller Mordthaten in der Umgebung ihrer Aufenthaltsörter enthalten, sie die Maßregeln der örtlichen Policei nicht nur entkräften, sondern sogar den negativen Schutz des Volkes selbst genießen werden, ein Schutz, der sich schon in der ungeheuern vis inertiae, in der stumpfen Gleichgültigkeit kund gibt, womit man in Indien Mordwerke betrachtet. Es kümmert sich Niemand um solche, wenn sie nicht in der Familie selbst oder in der Ortsgemeinde verfallen. So z. in Aude, wo die Felder von Flüssen und Bächen durchzogen sind, werden die Leichname gewöhnlich in jene Gewässer geworfen; sie werden später von den Landleuten aufgefunden, die sich nicht die geringste Mühe nehmen, Nachforschungen darüber anzustellen, so sehr sind sie schon an diesen Fund gewöhnt.

Vergleicht und erwägt man alle diese äußerlichen und innern Thatsachen, so ergibt sich als unbestreitbar gewiß, daß die Gewalt immer nur ein temporaires und theilweises Mittel zur Dämpfung dieses schrecklichen Thugwesens sowie manches andern in Indien herrschenden Unwesens ist. Der Arm des Gesetzes reicht weit; aber er kann die Gesittigung nicht mit einem Zauberschlag verwandeln. Was wir vielmehr von diesem in vieler Hinsicht noch so unglücklichen Lande für die Zukunft Günstigeres erwarten, muß durch europäische, durch geistige Bildung bewirkt werden. Wir hören von einem jungen Hindu, der eine freisinnige englische Erziehung empfangen hatte und nun von seinen Hindugenossen verfolgt wurde, weil er sich mit ihrem Götzenwesen nicht mehr befassen wollte. Man zwang ihn, vor den Schrein jener blutdürstigen Gottheit Kali zu treten, der er seine Reverenz machen sollte. Da nahm er höflich seinen Hut ab, machte vor dem Götzenbilde eine tiefe Verbeugung und sagte: „O beste Madame Kali, ich hoffe, Ew. Gnaden befinden sich wohl." In diesen ironischen Worten liegt gar ein ungemeiner Aufschluß. Es ist damit gesagt, daß die Zeit kommt, wo vor der Sonne der europäischen Bildung der Nebel des Hinduaberglaubens weichen und zerfließen muß. Seit 1824, wo der Bischof Heber die Professoren des Sanskritcollegiums in Benares, von denen man Lehre erwartete, in so stumpfen und absurden Ideen befangen fand, seitdem hat sich doch schon Wesentliches geändert. Die höhern und mittlern Classen in Indien verlangen nach europäischer Bildung. Die Regierung hat viele neue Seminarien geöffnet und mehre Tausend Jünglinge werden gegenwärtig im Studium des Englischen gebildet. Zum belegenden Beispiel mag dienen, daß, als vor Kurzem in Hugli ein neues Collegium eröffnet ward, worin zwei gleiche Sectionen, die eine für morgenländische, die andere für abendländische Gelehrsamkeit eingerichtet waren, sich zu der erstern nur 300, für die letztere aber 1100 Studirende meldeten. Bei solchen Verhältnissen mag man hoffen, daß allmälig die westliche Bildung in das schöne Hindostan übergreifen und eine neue Ära für dessen reichbegabtes, aber jetzt sehr zurückgekommenes Volk beginnen wird. 80.

Verantwortlicher Herausgeber Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 207. —— 26. Juli 1837.

Streitschriften zur Vertheidigung meiner Schrift über das Leben Jesu und zur Charakteristik der gegenwärtigen Theologie. Von David Friedrich Strauß. Zweites Heft.

(Fortsetzung aus Nr. 206.)

In dieser Zeit der Erschlaffung, der Lauheit und Gleichgültigkeit begründete Menzel seinen Ruf. Sein Gedanke scheint gewesen zu sein: die Kräfte, welche vom realen, praktischen Leben nicht in der wünschenswerthen Weise in Anspruch genommen, ja verschmäht wurden, zur Thätigkeit und Wirksamkeit auf dem Gebiete der Literatur zu verwenden, und die ihn hiebei leitende, gewiß nicht verwerfliche Idee war: daß Leben und Literatur nicht in der Art, wie so häufig geschah, dürfen auseinandergehalten und geschieden werden; daß jenes durch diese sollte gekräftigt, gereinigt, geadelt, befruchtet, nicht verweichlicht, verzerrt und corrumpirt werden; daß die Literatur dem Leben einen Spiegel des Rinaldo vorhalten müsse, durch dessen Bilder es zur Ermannung und Tapferkeit sich angespornt fühle; er wollte die Literatur, die Poesie nicht als den durch einen esoterischen Cultus gefeierten ausschließlichen Besitz einer gebildeten (oft verbildeten), vornehmen Kaste, sondern als ein Gemeingut der Nation betrachtet wissen; das Verhältniß zum geistigen Leben des Volks und zu seiner Entwickelung stellte er als einen Hauptmaßstab zur Beurtheilung poetischer Erzeugnisse auf, wodurch er einerseits die Kritik zu vereinfachen und allerlei ästhetische Subtilitäten zu beseitigen, andererseits ihr einen festen Haltpunkt zu geben und auf dem literarischen Felde eine Bürgerkrone zu verdienen hoffte. Eine neue Ära der Kritik wollte er eröffnen; nicht auf der zerbrechlichen Goldwage der Ästhetik wollte er die Producte des deutschen poetischen Genius abwägen und um Metrum, Reim und kunstreiche Ornamente rechten; er wollte Tendenzen, Persönlichkeiten, ganze Gattungen der Poesie in die Wage legen, in deren andere Schale er die Gewichte des Patriotismus, der Nationalehre, Sittlichkeit und Humanität, häufig auch, wie Brennus sein Schwert, die Machtsprüche seines individuellen Geschmacks, den zuversichtlichen Trotz seiner Persönlichkeit warf. Der Kritiker nach seiner Idee sollte nicht blos mit den Waffen eines Aristarchus kämpfen, sondern die Sprache eines Cato des Censors und eines Minos führen; eines Minos auch insofern, als er selbst die Todten nicht verschonte, sondern noch ihre Schatten vor sein Gericht citirte.

Wir bedenken uns keinen Augenblick, eine solche Betrachtungsweise der Literatur, eine solche Idee von der Kritik in ihrer relativen Wahrheit und Wohlthätigkeit als berechtigt anzuerkennen; lebendiger Verkehr, Berührung und Vergleichung frommt gewiß auch der Literatur und bewahrt den Geist vor der Stagnation und verschlossenen Einseitigkeit, die mit einem oft krankhaften Interesse sich in einigen dürftigen Begriffen und Formeln verbeißt und in pedantischen Subtilitäten das Räthsel der Welt zu lösen wähnt. Alle geistigen Strebungen und Leistungen dürfen und sollen untereinander in Communication gesetzt, unter sich und mit dem Leben verglichen werden, aus dem sie hervorkeimen und dessen integrirende Theile sie sind. Eine solche Kritik würde zwar an Genauigkeit, Gründlichkeit und Schärfe unter der streng wissenschaftlichen Kritik stehen, welche jedes Erzeugniß der Literatur vorzugsweise darnach bemißt, ob und inwiefern es in dem Gebiete, dem es angehört, einen Fortschritt entweder in der Fülle, oder in der Klarheit der Erkenntnisse eine höhere Steigerung und Vervollkommnung der Gattung bezeichnet, oder gar neue Ansichten eröffnet und eine neue Bahn bricht; aber sie würde ihrer Idee nach insofern die höchste sein, als sie Gesammtresultate zu ziehen und ihre, mit umfassendem, combinirendem Blick, mit einer über den einzelnen Disciplinen und Tendenzen schwebenden Unparteilichkeit und Allseitigkeit gefaßten Urtheile in die Annalen der Culturgeschichte eines Volkes einzutragen hätte und eine Historie nicht der Könige, der Eroberungen und Schlachten, sondern der geistigen Thaten und Triumphe, des intellectuellen Fortschrittes schriebe oder vorbereitete.

Die Berechtigung einer solchen Kritik ihrer Idee nach anerkannt, drängt sich uns nun aber die weitere Frage nach der Befähigung Menzel's auf, diese Idee zu realisiren. Die Conception der Idee an sich ist zwar schon etwas, aber beiweitem nicht genug. Uns scheint, Menzel habe wirklich einen Theil der erfoderlichen Eigenschaften in ausgezeichnetem Grade besessen, während ihm dagegen andere, unerläßliche für ein nachhaltiges Wirken fehlten.

Ein ausgebreitetes Wissen, eine reiche Belesenheit, eine vielseitige Empfänglichkeit, ein glücklicher Blick für das Charakteristische, die Gabe einer raschen Classification, ein

tüchtiger und scharfer Verstand, ein oft schlagender Witz, dies sind intellectuelle Vorzüge, welche Menzel ohne Widerrede in nicht geringem Maß eignen und ihn schon in gewissem Grade zu der Function, die er gewählt, legitimiren. Dazu kommen aber noch andere, mehr mit der Individualität zusammenhängende Charakter- und Temperamentseigenthümlichkeiten: er hat einen kecken, unabhängigen, selbst trotzigen Geist, ein für das Romantische in der Poesie, für das Mystische in der Religion empfängliches Gemüth, Begeisterung für Recht, Freiheit, Ehre, Ruhm und Vaterland; er hat endlich, bedingt durch das Zusammenwirken all dieser Eigenschaften, einen Styl, dessen reiner und lebendiger Fluß, dessen ungesuchter Reichthum und blühende Mannichfaltigkeit, dessen körnige Energie und kecke Schärfe eine glückliche Mitte halten zwischen einer geschraubten und hochtrabenden Schulsprache und trivialer Popularität. Eine solche Begabung darf wirklich außerordentlich genannt werden und macht das Aufsehen und Glück, welches Menzel gleich von Anfang machte, erklärlich; und wir dürfen auch die Schatten neben den Lichtern nicht unerwähnt lassen. Es wird sich ergeben, daß die Vorzüge Menzel's großentheils mit seinen Fehlern aufs engste verflochten sind und ineinanderfließen; daß man aus dem korinthischen Erz seiner Persönlichkeit die unedeln Metalle nicht herausschmelzen könnte, ohne die ganze Gestalt aufzulösen.

Die intellectuellen Vorzüge Menzel's werden, wenn auch nicht aufgewogen, so doch in ihrem Werth etwas herabgedrückt durch mancherlei Mängel. Um die gesammten literarischen Leistungen und Strebungen eines Volks auch nur in ihrer allgemeinern Bedeutung für den Bildungsgang und die Entwickelung des Nationalgeistes richtig zu würdigen, um, auch ohne auf das Detail einzugehen, auf der Höhe aller Wissenschaften zu bleiben, dazu gehört ein Universalgenie, verbunden mit einem unverdrossenen, beharrlichen, geduldigen Fleiß, wie sie in der Welt selten sich finden. Nicht nur für das Maß seiner Kenntnisse, die zwar unaufhörlich wachsen mögen, aber mehr durch rasche Lecture als durch ein gründliches, sich mit Muße und Liebe den Gegenständen hingebendes Studium, sondern für die Kraft Eines Mannes überhaupt hat er den Kreis zu weit gezogen, die Aufgabe zu umfassend gemacht und durch die offenbare Unmöglichkeit, Alles recht zu leisten, sich selbst eine Entschuldigung offen gehalten, die auch bei Manchem, was nicht damit sich entschuldigen ließ, anzurufen, allzu verführerisch war. Sein ausgebreitetes Wissen war in vielen Fällen kein tiefes, seine reiche Belesenheit trug in ihrer Zufälligkeit nicht überall den Stempel consequent fortschreitender Gelehrsamkeit; war er für Vieles empfänglich, so folgte er doch für einen Alles umfassenden Kritiker zu sehr gewissen Vorneigungen und Lieblingstendenzen; sein zwar scharfer Blick stirrte sich oft nicht genug, um das Charakteristische zu erschöpfen; eine Classification mußte oft statt eines charakterisirenden Urtheils gelten; sein tüchtiger Verstand mußte häufig schwierige Paradoxen vertheidigen und feste Stellungen angreifen, und der Witz nicht selten die Stelle von Gründen vertreten, oder als Lückenbüßer der Kenntnisse eintreten. Der ganzen Aufgabe konnte sich nur ein Mann unterziehen, der sich einer großen Kraft bewußt war, und dies Kraftbewußtsein steigerte sich bei Menzel nicht selten bis zum Übermuth; er war sich bewußt, im Ganzen die lautersten und edelsten Zwecke zu verfolgen, aber grade im zuversichtlichen Vertrauen auf die Güte seiner Sache, scheint es, verbunden mit seinem übersprudelnden Selbstgefühl, führte er eine Sprache, die bald mehr an den demagogischen Tribun, bald mehr an den stolzen Dictator erinnerte und deren Entschiedenheit jede Appellation abzuschneiden schien. Die Vorliebe für Romantik und Mystik hing zusammen mit einem halb burschikosen, halb ritterlichen Zug und machte, mit Kraft gepaart, einen günstigen Eindruck, indem sie die oft verletzende Schärfe des Verstandes milderte und den herben Kritiker im sanften Lichte eines, vielleicht ein wenig bewußten Schwärmers zeigte. Aber mit dieser Freude an dem Dämmerlichte der Romantik und Mystik, mit der Nachsicht gegen ihre phantastischen Überschwenglichkeiten und Träumereien wollte die Strenge gegen den kühnern Aufflug des die kalte Klarheit suchenden Gedankens und gegen die luxurirende Triebkraft des Verstandes nicht recht zusammenstimmen, sowie die öftern, bittern und muthwilligen, die Persönlichkeit hereinziehenden Angriffe auf literarische Charaktere nicht eben ganz das Gepräge der loyalen Ritterlichkeit trugen und bei manchem Urtheil beleidigte Eitelkeit und Eifersucht ihre Stimme einzumischen schienen. Man würde Menzel unrecht thun, wenn man an seiner Aufrichtigkeit und Redlichkeit in Anstrebung eines würdigen Ziels irgend zweifelte; es ist ihm Ernst mit seiner Sache, mit der nationalen Sache der Literatur, aber seine Persönlichkeit ist zu mächtig, zu gewaltthätig, möchten wir sagen, als daß sie sich resignirend dem Gegenstande unterordnen ließe; sie drängt sich mit ihren Ansprüchen, mit ihrer Liebe und ihrem Haß, mit ihren Grillen, Launen, Liebhabereien und Idiosynkrasien in den Vordergrund, sie verwechselt sich mit dem Interesse der Literatur, des Nationalgeistes, sie macht die Stimme einer Kritik, welche sich anheischig machte, das Organ der Humanität, der allgemeinen Bildung zu sein, zu einem Orakel, dessen Aussprüche häufig von der Leidenschaftlichkeit einer Pythia gefärbt waren.

Menzel, in der Literatur zugleich den Reflex und den Leitstern des Lebens erblickend, drang in seiner Stellung als Kritiker vorzüglich auf Wahrheit, Ernst der Gesinnung, Reinheit, Sittlichkeit, auf Klarheit und Verständlichkeit, auf Anmuth mit Würde, auf Schönheit mit Adel gepaart, und als Deutscher — auf Deutschheit! Gewiß sehr lobenswerthe Foderungen und Normen, wenn überall am rechten Platz, mit Unbefangenheit und Unparteilichkeit angewendet; wenn die Kritik nicht zu willkürlichen Krittelei wurde, Trauben an den Bäumen und Pfirsiche an den Reben suchte, Astern im Frühjahr und Rosen im Herbst; wenn sie nicht klagte, daß das Gold nicht zum Schwerte tauge und der Fruchtbaum nicht zum Schiffsmast, daß die Myrte keine Eiche sei und Lerche und Goldfasan kein Adler; wenn sie überall die wirkliche, ausgesprochene Tendenz der Autoren und Dichter zu erkennen

sich ernstliche Mühe gab und beurtheilte, ob diese Tendenz an sich verdienstlich oder verwerflich, und dann, ob das Angestrebte und Verheißene wirklich geleistet sei; wenn sie sich nicht erlaubte, einer Schrift Tendenzen, welche sie nicht hatte, unterzulegen, oder ihre Tendenz schief und einseitig, mit Verrückung des richtigen Standpunktes der Würdigung nach einem flüchtigen Aperçu aufzufassen und so unwesentliche Seiten zu erörtern wie jener Kanzelredner, der am Palmsonntage von Holzfreveln predigte. Solcher kritischer Sünden hat sich, unsers Erachtens, Menzel nicht selten schuldig gemacht, nur muß man gestehen, daß seine Predigt — denn diese trat manchmal an die Stelle der Kritik — meist kräftiger und erbaulicher war, als die des Holzfrevelpredigers, wenn sie auch den Text auf der Seite liegen ließ. Ohne daß wir ins Detail eingehen, befürchten wir hier keinen Widerspruch; das „Literaturblatt“ würde die Proben in Menge liefern: oft waren die Aufsätze, die am wenigsten eigentlich kritisch waren, an sich die unterhaltendsten und geistreichsten; aber weder erfuhr das Publicum etwas Bestimmtes über Inhalt und Werth des beurtheilten Buches, noch konnte der Verfasser aus dem Urtheil Belehrung oder Aufmunterung schöpfen. Allzu häufig geschah es, daß Menzel nicht auf den Kern eines Buches einging, sondern nur von der Ferne über seine Farbe einige bald treffende, bald auch minder angemessene Bemerkungen machte, oder auch daß er, etwas näher tretend, nach den Eindrücken, welche sein Geruchsorgan davon empfing, mit einer oft bewundernswerthen, bisweilen aber auch irrenden Divinationsgabe sein Gutachten abgab; selbst aber auch wenn er wirklich den Kern kostete, wurde oft deshalb sein Urtheil nicht gründlicher und belehrender, indem er nicht, um im Bilde zu bleiben, die chemischen Bestandtheile desselben angab, ja oft nicht einmal die Prädicate: süß, bitter, sauer, scharf u. s. w., anwandte, welche alle, je nachdem der Zweck des Autors war, ebenso gut ein Lob als ein Tadel sein konnten, sondern nur: schmeckt angenehm, oder: unangenehm — nämlich mir! woraus das lesende Publicum, wenn es nicht mit Menzel in magnetischen Rapport gesetzt war, wie in Jean Paul's magnetischem Gastmahl, eben nicht viel klüger wurde. Dagegen aber benutzte Menzel die Anlässe der Kritik sehr häufig, um seine Ansichten über die verschiedenen Interessen des Lebens und Wissens, über die Tendenzen und Aufgaben der Literatur geistreich auszusprechen und durch die Polemik sowol, mit welcher er diese und jene Richtungen verfolgte, als durch die Vorliebe und Protection, die er andern angedeihen ließ, seine Antipathien und Neigungen deutlich genug an den Tag zu legen.

(Der Beschluß folgt.)

Der Feldzug der Preußen im Jahre 1794. Beitrag zur Geschichte des polnischen Revolutionskrieges. Mit Benutzung authentischer Quellen bearbeitet von A. von Treskow. Berlin, Schlesinger. 1837. Gr. 8. 3 Thlr.

Eine kurze Einleitung macht den Leser mit den Ereignissen bekannt, welche dem Feldzuge der Preußen im J. 1794 und der hierauf erfolgten dritten Theilung Polens vorhergingen. Preußens Politik bei dieser dritten Theilung erscheint dem Verf. aus Gründen der eignen Sicherheit gerechtfertigt, auch behauptet er, die Polen hätten durch die Vereinigung mit den Deutschen nur gewonnen. So viel sich auch gegen die erste Behauptung einwenden ließe, so richtig ist die zweite.

Ohne die politische Lage der Hauptstaaten Europas näher ins Auge zu fassen, geht der Verf. in dem ersten Abschnitte seines Werks sogleich zu dem Aufstande Medalinski's und zu den Kriegsereignissen, welche dadurch herbeigeführt wurden, über. Eine nähere Angabe der auf dem Titel erwähnten „authentischen Quellen“ fehlt. Bei der großen Ausführlichkeit, mit welcher der Verf. erzählt, wäre eine Übersichtskarte des Kriegsschauplatzes höchst wünschenswerth und den vielen Beilagen, Standesausweisen, Schlachtordnungen und Dislocationslisten, die nur wenig Interesse darbieten und das Werk vertheuern, weit vorzuziehen gewesen.

Es gibt im kriegsgeschichtlichen Vortrage eine rechte Mitte, die weder zu viel noch zu wenig mittheilt. Diese hat der Verf. nicht beobachtet. In dem allzu ausführlichen Vortrage verliert man den Faden um so leichter, als die strategischen Gründe der Operationen im Laufe dieses Feldzuges ohnedies nicht klar hervortreten. Wollten wir dem Verf. Schritt für Schritt folgen, so müßten wir befürchten, unsere Leser zu ermüden. Wir müssen uns daher auf einige allgemeine Bemerkungen beschränken.

Von der Schlacht bei Rawka gibt der Verf. einen brauchbaren Plan, auf dem die Truppeneintragung genau, die Bergzeichnung aber veraltet und verfehlt ist. Hier ereignete es sich, daß die mit Sensen bewaffneten polnischen Bauern unter Kosciuszko's Führung einen Angriff der vereinten russisch-preußischen Reiterei nicht nur aushielten, sondern selbst zurückwiesen. Die Verfolgung von Seiten der Verbündeten nach dieser Schlacht geschah viel zu lässig, daher gewährte der Sieg auch eigentlich kein Resultat. Weder in Kosciuszko's Anordnungen noch in denen seiner Gegner spricht sich besonderes Talent aus.

Die Gefechte bei Raygrod und Kolno sind unbedeutend und gewähren weder Belehrung noch Interesse. Gleiches gilt von dem Treffen bei Demniki, welchem ein Plan beigefügt ist. Wollte man alle ähnlichen kleinen Kriegsvorfälle durch Pläne verdeutlichen, so möchte z. B. nur für die Revolutionskriege nicht Papier genug aufzutreiben sein.

In der Mitte Septembers übergab König Friedrich Wilhelm den Oberbefehl der preußischen Truppen, den er bis jetzt in Person geleitet hatte, dem Generallieutenant Grafen Schwerin nebst einer sehr ausführlichen Instruction, welche ihm vorschrieb: 1) Warschau von Weitem eingeschlossen zu halten und dadurch Südpreußen gegen das weitere Vordringen der Polen zu schützen; 2) das Sendomirsche und Krakausche besetzt zu halten; 3) das feindliche Corps unter Dombrowski aufzureiben; endlich 4) die Insurrection in Südpreußen zu dämpfen.

Schwerin war theils zu schwach, theils zu wenig energisch, um diesen vierfachen Anfoderungen zu genügen. Der Hauptschlag geschah von Seiten Suworoff's, der Kosciuszko bei Maciejowice schlug und gefangen nahm und sich sofort gegen Praga wendete. Aus den Operationen, welche Schwerin und die ihm untergebenen Generale ausführten, geht nur hervor, daß diese höchst fehlerhaft eingeleitet und ohne den gehörigen Zusammenhang und Nachdruck durchgeführt wurden. Das ausführliche Detail ist ermüdend, die Kritik des Verf. aber wohlgemeint, nur hätte sie kürzer gefaßt werden dürfen. Pragas Erstürmung durch Suworoff und Warschaus Capitulation änderten die Lage der Dinge. Der vielfachen Auffoderungen seines Königs und Suworoff's ungeachtet, wirkte Schwerin zu dieser Unternehmung nicht mit. Dieses unverantwortliche Benehmen hatte eine kriegsrechtliche Untersuchung zur Folge. Unentschlossenheit, Ungeübtheit in Benutzung vortheilhafter Ereignisse, Verlegenheit bei Ergreifung zweckmäßiger Maßregeln und eine gewisse Gleichgültigkeit hinsichtlich des Erfolgs des ganzen Feldzuges waren die mildesten Vorwürfe, welche er verdiente. Das

Urtheil sprach den Verlust seines Regiments und des ihm anvertrauten Gouvernements von Thorn, einjährigen Festungsarrest und Erstattung sämmtlicher Untersuchungskosten gegen ihn aus. An seiner Stelle übernahm Generallieutenant Favrat den Befehl über das preußische Heer. Die Auflösung der polnischen Armee gestattete ihm nicht mehr, thätig in die Kriegsereignisse einzugreifen. Das Werk schließt mit der dritten Theilung Polens am 24. Oct. 1795. Als Beitrag für die Kriegsgeschichte Preußens ist dasselbe nicht ohne Werth, und der Verf. verdient für seine mühevollen Untersuchungen Dank. Als selbständiges Werk fehlt ihm jedoch alles Interesse. 55.

Aus Italien.

Für die wissenschaftliche Kenntniß der schönen Halbinsel durch astronomische Bestimmung der einzelnen Punkte und geodätische Ermittelung der Zwischenräume gab die Regierung der Lombardei zuerst die Anregung. Die von Pinchetti gezeichneten Karten der Lombardei, gestochen von den Brüdern Bordiga unter der Leitung der mailänder Astronomen; Zach's Karten der venetianischen Provinzen, die über das Herzogthum Parma; die Karten des lombardisch-venetianischen Reichs, besorgt vom geographischen Institute in Mailand; die vortrefflichen Karten über Toscana unter Leitung des Paters Inghirami, gestochen von Stucchi, haben die Neigung zu gleich werthvollen Hülfsmitteln bei fast allen Regierungen angeregt und die vorbereitenden Arbeiten wenigstens ins Leben gerufen, die, wie in den Staaten des Königs von Sardinien, auf gleich zuverlässige Bearbeitungen hoffen lassen. So wirkt die ehrwürdigste der exacten Wissenschaften fortwährend auf die Verhältnisse des täglichen Lebens ein, indem sie den Schiffern zum Trost Klippen und Untiefen warnend verzeichnet und Irrthümer früherer blos abschätzender Angaben berichtigt. Neigung zur wissenschaftlichen Würdigung dieser Hülfsmittel zu verbreiten, beabsichtigen die gelehrten mailänder Astronomen durch das „Annuale astronomico di Milano per l'anno 1837 compilato nell I. R. osservatorio" (Mailand), dem Doctor J. Ferrario eine statistische Beigabe beigefügt hat, die sehr geeignet ist, Untersuchungen dieser Art in Italien, wo sie noch weniger beliebt scheinen, mehr in Aufnahme zu bringen. Namentlich wird die Übersicht der Verwüstungen durch die Cholera in den J. 1835 u. 1836 zu sehr beachtenswerthen Ergebnissen führen, und Medicinalbehörden, denen das nach dem Muster der Annuaires, die in Paris und Brüssel herauskommen, ausgestattete Büchelchen nicht zu Händen kommen sollte, kann man daher auf das Januarheft der „Biblioteca italiana" f. 1837 aufmerksam machen, wo die daraus zusammengestellten Tabellen, sogar etwas erweitert, aufgenommen sind. Eben dort findet sich auch eine tabellarische Zusammenstellung der öffentlichen Anstalten für allgemeine Fürsorge, die aus Actenstücken ihrer Verwaltungsbehörden genommen ist und deutlich beweist, daß viel für diese milden Zwecke dort verwandt wird. Dr. Jos. Ferrario ist übrigens, um dieses hier zu bemerken, nicht eine und dieselbe Person mit Hrn. Joseph Ferrari, dem gelehrten Herausgeber der „Opere di *Giambattista Vico*, ordinate ed illustr. coll' analisi stor. della mente di Vico in relazione alla scienza della civiltà" (Mailand 1835—37), dessen scharfsinnige Einleitungen jetzt so viel beitragen, den Schriften des geistreichen und im Leben so sehr verkannten Vico bei seinen Landsleuten gerechtere Anerkennung zu sichern.

Volta's und Galvani's Forschungsgeist lebt noch in den Physikern des heutigen Italiens. Untersuchungen über die elektrisch-magnetischen Kräfte reizen noch jetzt und werden mit glücklichem Erfolge zu bedeutenden Resultaten fortgeführt. Ein auffallendes war die vom Prof. Botto erlangte chemische Zersetzung, die durch elektrische Wärmestrahlen herbeigeführt wurde; ein noch auffallenderes die Funken, die Pater Santi Linari, Professor der Physik an der Universität zu Siena, aus Zitteraalen zu ziehen wußte (man sehe das „Supplemento dell' Indicatore Sanese", Nr. 50 vom 13. Dec. 1836) und die jenen schon früher aufgestellten Satz bestätigen, daß in dem Maße, als unsere Werkzeuge sich vervollkommnen, gleichartige Wirkungen sich aus den scheinbar verschiedenartigsten elektrisch-magnetischen Strömungen ergeben.

Eine für Naturforscher sehr werthvolle Untersuchung über die Land- und Flußmollusken Italiens, Italien nach seiner natürlichen Begrenzung angenommen, von Carlo Porro, die namentlich das Verdienst der Übersichtlichkeit mit dem der möglichsten Genauigkeit vereinigt, findet man im Januarheft der „Biblioteca italiana" f. 1837.

Lanzi rühmt in seiner „Geschichte der Malerei" die Dienste, welche ihm Carlo Ridolfi's „Maraviglie dell' arte" ec. für die venetianische Schule geleistet hätten; denn Ridolfi (geb. zu Lonigo 1602) vereinigte wie Vasari mit dem künstlerischen sapere das fari. Aber das 1684 in zwei Quartbänden zu Venedig erschienene obengenannte Werk gehört jetzt zu den bibliographischen Seltenheiten und bedarf beim Gebrauche kritischer Nachhülfe. Verdienstlich ist es daher, daß Hr. Gius. Vedova, der fleißige Sammlungen über diesen Text angelegt hat, eine neue Ausgabe beginnt („Le maraviglie dell' arte ovvero le vite degli illustri pittori veneti e dello stato. Ediz. sec. corretta ed accresciutta d'annotazioni", Padua 1835), die den Ansprüchen unserer Zeit durch Richtigkeit des Textes, Genauigkeit der Verweisungen und kurze Nachhülfen, wo der Inhalt sie wünschenswerth macht, zu genügen sucht. Ridolfi's Buch reichte nur bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, und deshalb hat der kenntnißreiche Herausgeber darauf Bedacht genommen, es bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts fortzuführen, und die lieferungsweise Erscheinung erleichtert dieses Vorhaben.

Den Italienern ist es angethan, daß sie überall Kunstschulen erblicken, deren einziges Kriterium blos der Umstand ist, daß die sie ausmachenden Künstler innerhalb derselben Ringmauern jemals geboren wurden, lebten oder vorübergehend sich aufhielten. Auch nachdem Lanzi vielen und begründeten Widerspruch über diese Weise erfahren hat, können sie nicht davon lassen, und statt die Bannmeile, wenn man diese rein materielle Sonderung nicht aufgeben mag, wenigstens weiter zu fassen, ziehen Einige gar ihren Umkreis noch viel enger. Lanzi hatte unter seiner genuesischen Schule Turin, Savona und die übrigen Städte Liguriens umfaßt, deren Künstler jedoch durch dieses örtliche Zusammentreffen künstlerisch keine Anregung erhalten hatten. Jetzt möchte ein Advocat Cristof. Martelli aus den wenigen Künstlern, die in Alessandria gelebt und gearbeitet haben, eine Schule herausrechnen und zählt daher gewissenhaft selbst die Dilettanten auf. Wem daran liegt zu erfahren, wer seit ein paar Jahrhunderten nachweislich in Alessandria gepinselt hat, der kann sich daher aus den „Notizie sui celebri pittori e sui altri artisti alessandrini dell' avv. *G. A. de' Georgi*, c. note dell' editore" (Alessandria 1836, 4.) die ausführliche Kenntniß verschaffen. Niemand wird jedoch fodern, daß er die Namen, die er dort findet, sich für die Ewigkeit merke.

Monti's letzte Lebensjahre gingen im lebhaften Kampfe gegen die Anmaßungen der Crusca hin, und die Mängel ihres Wörterbuchs nachzuweisen, seine Fehler zu verbessern, war seine nie bei Seite gelegte Aufgabe, die „Proposta", das schönste Ergebniß dieser Fehde. Die Meinung über den Unwerth des Wörterbuchs wurde von dem wissenschaftlichen Theile der Italiener getheilt, und doch liest man jetzt, daß in Verona eine neue Ausgabe des „Vocabolario degli accademici della Crusca ecc. per cura dell abate *Paolo Zanotti*" (1836, 4.) erscheint, dem die Ausgabe von 1729 zum Grunde liegt und Grundsätze wie damals sie galten. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 208. —— 27. Juli 1837.

Streitschriften zur Vertheidigung meiner Schrift über das Leben Jesu und zur Charakteristik der gegenwärtigen Theologie. Von David Friedrich Strauß. Zweites Heft.

(Beschluß aus Nr. 207.)

Zu den wichtigsten Antipathien Menzel's gehörten: Sentimentalität, Prüderie, Liederlichkeit, Geschmacksmischerei, Frauenschriftstellerei, nüchterner Rationalismus, Verstandesphilosophie (im Gegensatze zu mystischer, phantastischer Gefühlsspeculation) und Ausländerei; und die Anzahl der Autoren, an welchen diese Qualitäten zu rügen waren, vermehrte er zuweilen noch durch solche, an welchen andere Beurtheiler nichts dergleichen finden wollten. Manche dieser Qualificationen waren sehr elastisch und verschiedener Modificationen, vieler Schärfungen oder Milderungen fähig; es konnte geschehen, daß zwei solcher Minus ein Plus gaben, z. B. sentimentale Gedichte einer Frau wurden nachsichtig und günstig beurtheilt in Betracht des Geschlechts der Dichterin, während ein anderes Mal aus eben diesem Grunde das Verdammungsurtheil um so härter lautete. Ja, die verschiedenen Antipathien konnten sogar, weil einander an Intensität nicht gleich, theilweise ihre Natur ändern und gewissermaßen in ihr Gegentheil sich umsetzen, je nachdem sie in Conflict oder in Contrast zueinander traten: hatte Menzel gedonnert und Blitze geschleudert gegen freche Schamlosigkeit und Liederlichkeit, so konnte er wol in solcher Stimmung der sanften, platonisch schwärmenden Sentimentalität nachsichtig und wohlwollend zuwinken; und dagegen, wenn er über steife, langweilige, schwachherzige Prüderie sich hinlänglich geärgert hatte, leichter athmen in der freiern Luft derber Unanständigkeiten und die Frivolität liebenswürdig finden. Aber es wäre unmöglich, die Nuancen und Modificationen alle aufzuzählen, deren seine Neigung und Abneigung durch die verschiedensten Impulse, aus deren Zahl wir auch die aus einem reizbaren Temperamente und einer bis zur Gewaltthätigkeit energischen Persönlichkeit entspringenden nicht ausschließen dürfen, empfänglich war. Je mehr Menzel auf den Boden der subjectiven Willkür, bewußt oder unbewußt, herübertrat, desto unberechenbarer wurde sein Urtheil und desto leichter mußte es Gegnern werden, ihm Widersprüche mit sich selbst nachzuweisen.

Als eigentlich polemischer Kritiker debutirte Menzel mit seinen Angriffen auf Göthe, welche wirklich Aufsehen und ihm zum Theil seinen Namen als Kritiker machten. Die Art dieser Polemik ist so bekannt und vielbesprochen, daß einige Andeutungen genügen. Menzel griff Göthe an als unmännlich, unmoralisch, undeutsch und sprach ihm, bei Anerkennung seines unübertrefflichen Talents in der Form und seiner künstlerischen Superiorität, das auf der Energie und Zusammenstimmung der höchsten, edelsten Geistes- und Gemüthskräfte beruhende, die Kunst mit dem Leben vermählende Genie ab, welches er dagegen Schiller zuerkannte.

Es war erlaubt, ja nothwendig, einen solchen Dichter wie Göthe, dessen Wirkung auf die deutsche Literatur so unberechenbar, und welcher im Auslande mit Schiller, und vielleicht noch mehr als dieser, der Repräsentant fast der gesammten deutschen Poesie ist, auch nach anderm Maßstabe als dem rein ästhetischen zu bemessen, ja manche seiner Werke foderten sogar eine Erörterung seiner eigenthümlichen Geistesrichtung, seiner Lebensansichten, seiner Auffassung der Geschichte und des Völkerlebens u. s. w., was Alles in neuerer Zeit zur Genüge, ja bis zum Überdruß geleistet worden ist, wozu vielleicht Menzel's Polemik nicht wenig mitwirkte. Aber wenn Menzel mit Göthe's Natur und Tendenz nicht zufrieden, und wenn er vielleicht mit Recht gegen Solche aufgebracht war, die, statt Göthe als Dichter zu genießen, ihn als außerordentlichen Geist zu bewundern und tausend Anregungen und reiche Geistesnahrung von ihm zu empfangen, ihn als eine untrügliche Autorität für das Leben proclamirten und die Ästhetik, auf Göthe gegründet, zur Quelle aller Moral und Lebensweisheit machten, so warf er, von seiner Leidenschaft hingerissen, den Maßstab der Poesie und Ästhetik ganz weg, sah in allen Göthe'schen Productionen (oder vielmehr in denjenigen, die er namhaft zu machen und zu beurtheilen beliebte) nur verkleidete unsittliche, unmännliche, unpatriotische Tendenzen, poetische Apologien, ja Apotheosen des Egoismus und des Lasters; die auftretenden unsittlichen Gestalten wurden als Geschöpfe aus Göthe's Fleisch und Blut, als seine poetischen Doppelgänger angesprochen, die edeln und reinen langweilig gefunden oder ignorirt und überhaupt Göthe's Persönlichkeit und Privatcharakter auf eine Weise in die Charakterisirung und Beurtheilung seiner Werke hineingezogen, wie nicht der ruhige und besonnene Kritiker thun kann,

der, um einzelne Eigenthümlichkeiten von poetischen Productionen sich zu erklären, wol etwa auch auf das Individuelle des Dichters recurrirt, dabei jedoch möglichste Schonung beobachtet und sich von keiner Hitze überwältigen läßt, sondern wie nur der leidenschaftliche, persönliche Feind handeln wird, der nur auf die Vernichtung seines Gegners ausgeht. Vielleicht kann zu Menzel's Entschuldigung gesagt werden, daß er, insgeheim selbst überzeugt, es werde ihm nicht gelingen, den mächtigen Baum zu entwurzeln, um doch wenigstens einige Wirkung hervorzubringen, und auf den großen Widerstand rechnend, in seinem Angriffe gewaltsamer und heftiger gewesen sei, als er sein würde, wenn man ihm auftrüge, ein für alle Zeiten gültiges Urtheil über Göthe zu fällen. Sein Angriff hat Göthe nicht gestürzt, und wenn er einerseits Göthe's unbedingten Bewunderern und Panegyrikern manche Schranken gesteckt hat, so war andererseits seine heftige und ungerechte Polemik dem Angegriffenen vielleicht sogar förderlich, indem sie das Interesse für Göthe unterhielt, aus begeisterten, fast berauschten Schwärmern für Göthe nüchterne Vertheidiger desselben machte und so die Schönheit seiner Poesie in ein neues Licht setzen half. Sehr richtig scheint dies der verstorbene Cotta beurtheilt zu haben, der Verleger von Göthe's Werken, welcher sich dadurch nicht abhalten ließ, den geschwornen Gegner Göthe's für das „Literaturblatt" zu gewinnen, und dadurch zu erkennen gab, daß er von dem Angriffe ebenso wenig etwas für Göthe fürchtete, als er die Person und das Talent des Angreifers geringachtete.

Ein zweiter ausgezeichneter Name, gegen den Menzel's heftige Polemik sich richtete, ist Hegel. Da schon oben von seinem Verhältnisse zur Philosophie die Rede war, gehen wir hierauf nicht weiter ein. Menzel scheint sich hier nach dem Spruche zu halten: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen"; und weil ihm theils die Resultate (die er jedoch mitunter nicht richtig in die populaire Sprache überträgt), theils die Person des Gründers, theils die Schüler dieser Philosophie misfallen, greift er diese selbst, doch nur mit den Waffen des Vorwurfs und Spottes an und verdammt die „neue Scholastik" beinahe ungehört. Mit dieser Polemik richtete Menzel nie auch nur so viel aus als mit der gegen Göthe.

Eine dritte von Menzel angegriffene Notabilität ist Johannes Müller; aber wenn er dessen Charakter und Handlungsweise schilt, so hat er, falls seine Beschuldigungen gegründet sind, hierzu insofern ein Recht, als Müller nicht blos Historiker, sondern auch (zu seinem Unglück!) eine historische Person war und als solche sein Charakter dem öffentlichen Urtheil anheimfällt.

Gegen eine Menge untergeordneter Autoren, gegen einige Sterne der seichten Mittelmäßigkeit und Helden des Spießbürgerthums u. s. w. ist Menzel feindlich aufgetreten, bald mit Recht, bald aber auch Harmlose und Unschädliche kränkend und verspottend, die er, wenn er Gelegenheit gehabt hätte, sie persönlich kennen zu lernen, auch in ihren Büchern ganz mild und wohlwollend würde beurtheilt haben. Mit ungewöhnlicher Schärfe aber, nachdem er lange als Kritiker fast geschlummert zu haben schien und das Publicum nicht selten durch Oberflächlichkeit und matte Wiederholungen, willkürliche Auszüge u. s. w. ermüdet hatte, trat er in den neuesten Zeiten gegen das damals sich so nennende junge Deutschland, das jetzt unter allerlei Namen und Decken herumschlüpft, gegen seine unsittliche, unzüchtige Tendenz mit großer Energie und Rücksichtslosigkeit auf und machte nunmehr auch den beiden in Frankreich lebenden Autoren, Börne und Heine, den Krieg. Mit so großer Zustimmung anfänglich dies verdienstliche Werk ziemlich allgemein begrüßt wurde, so übelwollende Stimmen thaten sich doch bald, besonders nachdem die Polemik gegen die junge Schule anderweitige Schritte nach sich gezogen hatten, da und dort hervor, indem die Angegriffenen mit ihrer Partei nach Kräften das Feuer wieder anzublasen suchten, indem viele Feinde Menzel's, die bisher geschwiegen hatten, jetzt auch Chorus machten und die Erbitterung des Kampfes manche literarische Schwächen Menzel's an Licht gezogen hatte. Von allen Seiten konnte man hören, daß sein Reich zu Ende sei.

Menzel war wirklich eine Macht geworden; durch die Energie seines Talents, seines Styls und seiner Persönlichkeit hatte er es erreicht, daß man die Beurtheilungen im „Literaturblatt" mit Interesse las und ein Gewicht darauf legte, so oft man sich auch in einzelnen Fällen über Nachlässigkeit, Oberflächlichkeit und Leidenschaftlichkeit beklagen mochte. Wenn auch die von ihm Getadelten hochmüthig die Achseln zuckten und erklärten, daß sie einen solchen Kritiker perhorrescirten, waren in der Regel die von ihm Gelobten nicht so gleichgültig gegen sein Lob; und wenigstens wurde das „Literaturblatt", wurde die „Deutsche Literatur" vielfach gelesen (was sich manchen tiefsinnigen Kritiken und Büchern nicht nachrühmen läßt) und behaupteten dadurch schon einen gewissen Einfluß. Diesen Einfluß hätte Menzel nicht behaupten können, wenn er Der wäre, wozu ihn seine Gegner und Feinde machen wollten — ein bloßer declamirender Schwätzer, ein Mann ohne Tiefe und Fonds.

Menzel ist, was man auch hinsichtlich strenger Wissenschaftlichkeit und Gründlichkeit an ihm vermissen mag, ein organischer Geist, d. h. ein solcher, der nach Einheit und Abrundung strebt, wenn schon auf seine eigne Weise. Lassen wir seine leichtern gelegentlichen schriftstellerischen Arbeiten und poetischen Versuche bei Seite, so bleibt seine kritische Thätigkeit in einzelnen Recensionen, seine, die Strebungen und Leistungen des deutschen Geistes zusammenfassende „Deutsche Literatur" und seine „Geschichte der Deutschen" übrig, in welcher letztern er die politische und geistige Entwickelung des deutschen Volkes höchst anziehend und geistreich schildert. Wer sieht nicht, daß diesem Allem eine innere Einheit, die Idee des deutschen Volkes zu Grunde liegt, und daß die einzelnen Producte auf einem und demselben Boden wurzeln? Dies, daß Menzel's verschiedenartige literarische Thätigkeit doch einen festen Mittelpunkt hat, daß er nicht haltungs- und gesinnungslos hin- und herschwankt, dies sichert ihm seine bleibende Bedeutung, und was er im Einzelnen irren und sündigen mag, wiegt

doch nicht das Verdienst seines Strebens auf, das nicht ohne edle Früchte bleibt. Die Früchte finden wir am reichlichsten in der „Geschichte der Deutschen", manche schöne Blüten in Menzel's Poesien, zu welchen wir auch den vielfach angegriffenen „Geist der Geschichte" rechnen, über den man wol viel milder urtheilen würde, wenn er als ein Anhang zu den „Streckversen" oder unter dem Titel: Phantasien über Welt und Geschichte, erschienen wäre. Die von Menzel oft etwas schlimm behandelte Speculation hat sich an ihm gerächt, als er selbst es einmal mit ihr versuchen wollte, und ist mit ihm, wiewol im Schritt, d. h. in Prosa, durchgegangen. Menzel's ernsthaftes Glaubensbekenntniß ist gewiß nicht in dem „Geist der Geschichte" niedergelegt, aber das sorglose Hinausgeben dieser Schrift in die Welt beweist neben manchen andern Zeugnissen in seinen Schriften, daß dieser ernste Minos hin und wieder einem naiven Leichtsinn sich hingibt, der sich nur aus der Eigenthümlichkeit seiner Individualität erklären läßt.

Hiermit haben wir die Skizze eines Schriftstellers vollendet, dessen Vertheidigung gegen die einzelnen ihm gemachten Vorwürfe und namentlich gegen viele von Strauß gegen ihn erhobene Anklagen allerdings schwer sein dürfte. Aber wenn Strauß seine Hoffnung, Menzel bald mundtodt zu sehen, ausspricht, so erinnert man sich an einen andern Gegner, der sich besann, ob er Menzel zerreiben oder zermalmen wolle, und man vermuthet, daß er, wie er weder zerrieben noch zermalmt wurde, so auch vor der Hand noch nicht werde mundtodt werden. Im Obigen ist versucht worden, einen Maßstab für die Beurtheilung Menzel's im Ganzen zu geben; Denjenigen, welche sich von ihm mishandelt glauben, ist nicht zuzumuthen, daß sie neben seinen Fehlern auch seine Verdienste anzeigen sollen; zur Orientirung des Publicums aber ist es gut, wenn man ihm den literarischen Gesammtcharakter vergegenwärtigt. Hat Menzel sich so vieler Irrthümer und Sünden schuldig gemacht, als Strauß ihm vorwirft, so drängt sich doch ganz natürlich die Frage auf: ist denn Menzel blos aus diesen Irrthümern und Sünden zusammengesetzt? Und weil es kein Negatives ohne Positives gibt, weil der Irrthum immer nur an und mit dem Wahren existirt, was ist das Positive, das Wahre und Anerkennungswerthe an Menzel? Wenn Strauß in der oben angeführten Stelle, nachdem er durchaus im geringschätzigsten, verächtlichsten und höhnischsten Tone von Menzel gesprochen, sagt: „ein Mann, wie Herr Menzel nach allem Bisherigen ist", so könnte scheinen, er wolle damit den Leser glauben machen, er habe ein treues und vollständiges Bild von Menzel's literarischem Charakter gegeben. Dies ist nicht der Fall; wir haben im Obigen die mangelnden Züge hinzugesetzt und sprechen zum Schluß unsere Ansicht dahin aus: daß, wie viele Blößen auch Menzel gegeben hat und noch geben mag, wie viele Wunden ihm seine Gegner mit Schwert und Pfeil schlagen, wenn man auch von ihm sagen kann, wie es bei Tasso von Sveno heißt:

Fatto è il corpo suo solo una piaga,

daß dennoch eine gewaltige, unerschöpfte Lebenskraft ihn aufrecht erhält; zugleich aber wünschen und rathen wir ihm, seine Kraft und Thätigkeit mehr zu concentriren und Provinzen aufzugeben, in welchen er keine Lorbern pflücken kann, um da, wo er bewährten Beruf zum Schaffen und Kämpfen hat, Tüchtiges und Bleibendes zu leisten. Gewiß kann er dann getrost lächeln zu den Weissagungen seiner Gegner von seiner bevorstehenden Vernichtung!

126.

Der Student. Von J. B. Kerning. Stuttgart, Brodhag. 1837. 8. 12 Gr.

Daß der in diesem Büchlein die Hauptfigur spielende Student das entschiedenste Gegentheil von Dem ist, was man im akademischen Leben als einen flotten Burschen zu bezeichnen pflegt, dies müssen wir dem etwanigen Leser, der in dieser Darstellung allerlei lustige Streiche und Burschenfahrten vermuthen könnte, gleich im Voraus versichern. Gustav Born, der Held dieses Romänchens, ist ohne alle Frage ein ganz einziger und eigenthümlicher Studiosus, d. i. mit andern Worten ein solcher, dergleichen es nun und nimmermehr gegeben hat, so lange ein akademisches Leben in der Welt vorhanden ist. Er stellt sich als so ungeheuerer Tugendspiegel, als ein so außerordentliches Charakterbild gleich von Haus aus uns dar, daß man billigerweise die Frage aufwerfen möchte: warum denn dieses a priori gereinigte Wesen überhaupt von dem superklugen Vater, welcher eigentlich ein Kameralist ist, auf die Universität geschickt wird. Wie in aller Welt braucht denn ein junger Mensch von 19—20 Jahren das Leben und zwar das jugendliche Leben, das doch in der Wirklichkeit stets ein ahnungsvolles, höchst verwickeltes und versuchungsvolles ist, erst kennen und erfahren zu lernen, wenn seine altkluge Theorie schon von Anfang damit aufs Reine und Reinste ist, ehe er noch seines Vaters Hufe verlassen hat?

Um mit dem Verf. dieses Büchleins, das von einem solchen ureinzigen Studenten handelt, redlich zu verfahren, wollen wir ihn nur darauf aufmerksam machen, daß in dergleichen Schriften wie die seinige zwar die Absicht für eine recht gute und löbliche gelten kann, der Erfolg aber sicherlich dem Plan nimmermehr entsprechen kann und wird, eben weil der letztere selbst ein reines Zerrbild ist. Es hält, wie der Verf., wenn er das wirkliche Leben und seinen Bildungsgang vor Augen gehabt hätte, sicherlich eingesehen haben würde, schon sehr schwer, an jene Unschuld des Bewußtseins, an jene jugendliche Naivetät des Gewissens und der Gesinnung zu glauben, die sich aus unmittelbarer Empfindung vom Strome der übeln und verderbenden Einflüsse in der Zeit der Versuchung frei erhält, an jene Unfehlbarkeit der Empfindung, welche ohne alle Rechenschaft gegen sich selbst nur Dem gehorcht, was man psychologisch den Instinct des Geistes nennen könnte. Und dennoch haben uns wackere Dichter solche ursprünglich-unmittelbare, im ewigen An-sich-Sein des sittlichen Gefühls beharrende Naturen geschildert, und tiefe Denker haben uns ihrerseits gelehrt, daß eine solche Unmittelbarkeit des Gesinntseins wenigstens eine Übergangsstufe und einen naturgemäßen Ausgangspunkt in der geistigen Phänomenologie des Individuums bilde. Allein, daß eine solche Zwitterfigur, ein solcher Hermaphrodit des Seins und Denkens existiren könne wie dieser Studiosus Gustav, der sich schon von Allem, was im Leben enthalten ist, von allen seinen Erfodernissen, Bedingungen, Rechten, Gesetzen und Ansprüchen auf reflectirende Weise Rechenschaft ablegt, bevor er noch die geringste Ansicht und Kenntniß vom Leben hat, dies haben uns niemals weder Dichter noch Philosophen geschildert. Wir müssen deshalb den Verf. dieses mislungenen Werkchens ungeachtet seiner guten Absicht zuvörderst darauf hinweisen, daß alle Erkenntniß nur durch die Bildung geschieht, weil eben die Bildung und Erziehung die angeborene Methode der Erkenntniß ist. In aller Bildung und Selbsterziehung aber liegt der Irrthum, oder vielmehr das

Irren und Fehlen des Subjects, und zwar nicht blos als eine Möglichkeit, vielmehr als ein wirkliches Ereigniß. Es ist mithin Unnatur und Thorheit ein Wesen darzustellen, das zur wahrhaften Erkenntniß des Guten und Bösen gelangt, ohne vom Baum der Erkenntniß und seinen Früchten (die, wie sich der Verf. erinnern wird, schon im Paradiese wuchsen) genossen zu haben, ein Individuum zu schildern, welches den ungeheuern Act der Selbsterziehung und Vollendung vollbringt, ohne ein einziges Mal gefehlt und gesündigt zu haben. An diesem Merkmale eben läßt es sich erkennen, daß des Verf. Bildung selbst nur eine halbe und einseitige ist, weil er die guten Lehren eines würdigen Papa nebst jener geistigen Zwitter- und Unnatur in der geistigen Anlage des Hrn. Sohnes für ausreichend hält zur Lösung aller sittlichen Fragen, aller Zweifel, aller Pflichten, Bedürfnisse und Lebensmomente, die das menschliche Individuum berühren.

Wenn mithin der Verf., der, wie er uns auf dem Titelblatt berichtet, auch einen „Schlüssel zur Geisterwelt" und „Wege zur Unsterblichkeit" herausgegeben, in einem Vorworte zu dieser neuen Studentengeschichte, welche uns, wie bemerkt, nichts gibt als den idealischen Heldenmuth, die prästabilirte Harmonie, die moralische Tugendtrefflichkeit einer bei alledem doch unreifen Natur, die sich in einigen etwas abgeschmackten und fast unwahrscheinlichen Versuchungen bewähren muß — wenn er in diesem seinen Vorworte sich dahin äußert: es möchten sich die Kritiker dieser Geschichte mehr an die Aufgabe derselben als an deren Lösung halten, mehr an die Gesinnung als an das Gelingen der Arbeit, so ist dies zwar eine gewöhnliche und oft gehörte Capitulation mit den kritischen Mächten der Literatur, die aber in diesem Falle dem Autor weniger als in irgend einem andern von Nutzen sein kann; denn das Gelingen der Arbeit war hier von Anfang an ein unmögliches Postulat, insofern der Zweck selbst sich als Chimäre, der sein sollende Inhalt sich als ein Mangel und als eine Einseitigkeit der Lebensansicht, das zu Erfüllende mithin sich als ein Solches erwies, an dessen Verwirklichung man niemals hätte glauben sollen. 71.

Notizen.

Höchst interessant grade in der jetzigen Zeit, wo man über die Abschaffung der Todesstrafe so viel zu verhandeln pflegt, sind die nachstehenden Worte aus dem schätzbaren Werke des Erzbischofs von Dublin: „Über die Bestrafung der Verbrecher", das vor einigen Jahren erschien, und worin der Verf. mit Recht gegen jenes oft falsch verstandene und übel angewandte Mitleid argumentirt, wodurch sich Viele verleiten lassen, bei Bestrafung der Verbrecher die Größe des Verbrechens immer geringer anzuschlagen. Diese Stelle lautet so: „Ein rein übertriebenes und übel angebrachtes Mitleid ist in der That ein Irrthum, der wie jeder andere Irrthum zu verzeihen ist; wenn jedoch das Mitleid von Dem, der es verdient, sich abwendet und zu Demjenigen sich hinneigt, der es nicht verdient, alsdann ist der Irrthum ebenso gehässig als im bürgerlichen Leben gefährlich. Es scheint mir ein Kennzeichen des rohesten und barbarischsten Charakters eines großen Theils unserer Nation zu sein, daß wenigstens das gemeine Volk verhältnißmäßig sehr wenig Gefühl für Mitleid hat, wenn wir eben das gegen die Verbrecher abrechnen. Die von der strafenden Gerechtigkeit zugefügten Leiden dürfen in der That nicht das Maß überschreiten, d. h. sie dürfen nicht die Grenzen verletzen, die ihnen das Object bestimmt, denn in allen Fällen sind die Strafen bejammernswerth, da überhaupt jedes Leiden ein Übel ist. Daß aber diese Übel allein, oder wenigstens vorzugsweise bei solchen Leuten Mitleid erregen, die sonst gegen die Leiden, welche durch gesetzwidrige Gewaltthätigkeiten oder durch Besorgnisse vor Gewaltthätigkeiten hervorgerufen werden, gefühllos sind, dies zeugt von einer höchst gefährlichen und schädlichen Beschaffenheit der öffentlichen Meinung. Es ist gewiß, daß es in Corsica und in mehren italienischen Staaten ungemein schwer hält, einen Eingeborenen gegen Besoldung zur Übernahme des Nachrichteramts zu bewegen, daß dagegen wieder nichts leichter ist, als für eine mäßige Summe Leute zu dingen, die nach irgend Jemandes Belieben Jeden ermorden, den man ihnen bezeichnet. Es läßt sich kaum angeben, inwieweit man in unserm so gebildeten Staate darüber hinaus ist. Es ist wohlbekannt, welch ein lebhaftes Mitleid mit den Mordbrennern und Aufrührern in verschiedenen Gegenden des Reichs und besonders zu Bristol an den Tag gelegt, oder mindestens fingirt wurde, welche Versuche gemacht wurden, sie von ihren Strafen zu befreien, welche Theilnahme man Einem bewies, der eine solche erleiden mußte, mit welcher Erbitterung und Verachtung die Diener und Vollstrecker der Gerechtigkeit und Alle, die dazu berufen waren, den gewaltsamen Verletzungen der Gesetze Einhalt zu thun, behandelt wurden. Wie sehr contrastirt dies aber mit der Gleichgültigkeit, womit man die Leiden Derjenigen betrachtete, die, bedroht, gemartert, geplündert, abgebrannt, der Subsistenz und sogar des Lebens beraubt wurden, und die sicherlich alle möglichen Ansprüche auf das Mitleid ihrer Landesleute hatten, nur daß ihnen das, wie es scheint, am meisten wirksame Recht darauf fehlte, nämlich der Umstand, selbst Verbrecher zu sein."

Das Leben des englischen Geschichtschreibers William Roscoe liefert ein seltenes Beispiel von Einfachheit. Dieser ausgezeichnete Mann war fast ganz sein eigner Lehrer und hatte seine Emporhebung aus einem niedrigen Stande lediglich seinen eignen Anstrengungen zu verdanken; sein Vater war Besitzer eines Wirthshauses nebst Garten und Kegelbahn zu Liverpool gewesen. In einer von ihm selbst entworfenen Schilderung seiner Jugendjahre erzählt Roscoe Folgendes: „In einem Alter von 12 Jahren, nachdem ich die Schule verlassen hatte, fing ich an, meinem Vater in seinen Ackerbauarbeiten zur Hand zu gehen, und zwar vorzüglich bei dem Anbau von Kartoffeln, die zum Verkauf bestimmt waren. Er hatte nämlich jedes Jahr denselben einige Morgen Landes gewidmet und verkaufte sie, wenn sie zeitig reiften, zu sehr hohen Preisen. Er bediente sich beim Anbau derselben blos des Spatens. Kamen sie zeitig zur Reife, so wurden sie in der Gegend von Lancashire als ein wahrer Leckerbissen angesehen. Sobald sie die gehörige Größe erreicht hatten, pflegten wir sie gewöhnlich in großen Körben auf unsern Köpfen zu Markte zu tragen, wobei mir immer das Geschäft des Verkaufs überlassen wurde. Mit diesen und ähnlichen mühsamen Beschäftigungen, insonderheit mit dem Ackerbau, an welchem ich viel Vergnügen fand, brachte ich mehre Jahre meines Lebens zu, indem ich meine Erholungsstunden der Lecture widmete. Durch diese Lebensweise wurde mein Körper stark und gesund und mein Geist aufgeheitert und gebildet. Noch bis auf den heutigen Tag denke ich sehr wohl an jenen köstlichen Schlaf, der auf meine Arbeiten folgte und von dem ich in früher Morgenstunde wieder abgerufen wurde. Sollte man mich fragen, welchen Stand ich für den glücklichsten halte, so würde ich antworten: derjenige ist es, der den Erdboden mit eignen Händen anbaut."

Nach amtlichen Nachrichten betrug die Bevölkerung Spaniens im J. 1723 7,625,000 Seelen. Gegenwärtig beläuft sich dieselbe auf 15,000,000. Vom J. 1803—23 vermehrte sie sich um 3,861,000 Menschen. Von 1723—70 betrug der Zuwachs nur eine Person auf 237. In den folgenden 33 Jahren nahm er noch mehr ab, sodaß nur ein Individuum auf 311 zu rechnen war. Während der 18 Jahre aber von 1804—21 stieg dieselbe, was eine merkwürdige Erscheinung ist, ungeachtet der blutigen innern und äußern Kriege, und es kam nun eine Person auf 216. In neuester Zeit stellte sich das Verhältniß wie 1 zu 120. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 209. —— 28. Juli 1837.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1836.

Dritter und letzter Artikel.*)

32. Paulus. Eine Tragödie von Wilh. Angelstern. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1836. 8. 1 Thlr.

Es wäre zu wenig gesagt, wenn wir dieser schönen und sinnvollen Arbeit blos eine große Fertigkeit in Darstellung der Kunstform und eine an Meisterschaft streifende Beherrschung des Styls zuschreiben wollten. Es ist mehr, es ist Geist darin, und sollte dieser auch nicht der höchste, der tragische sein, so ist er doch ein echt dramatischer. Der Verf. sucht die dramatische Wirkung da, wo sie zu suchen ist, d. h. in den Charakteren, und auf diesem Wege findet er, was er braucht: lebhafte Theilnahme, dramatische Spannkraft, die rechte Sprache, die poetische Wirkung. Die neue und originelle Charakteristik ist es, wodurch seine Arbeit auf hohe Würdigung Anspruch macht, und dann, wie dies zu geschehen pflegt, die dramatische Situation folgt den Charakteren von selbst nach. Die beiden Pole seiner Charakterbildung, Paulus, der Apostel, und Nero, und zwischen ihnen der Weise Seneca; Ostorius, eine antike Abschattung des Polonius; Simeon, die Personification des Hasses und einer Lehre, welche die Rache als ihr Grundelement aufnimmt; ferner Poppäa, die grellste Verirrung einer liebenden weiblichen Seele; und die beiden Bilder der Unschuld und Seelenreinheit, Timotheus und Servilia — diese scharf und originell erfaßten Gestalten bilden zusammen ein so schönes Spiel von Leidenschaften und Charakteren gegeneinander, daß wie von selbst und nothwendig eine bedeutende Wirkung von ihnen ausgehen muß. Vor Allen aber ist Nero's Gestalt eine so neue und glückliche, daß wir dem Verf. dazu Glück wünschen dürfen. Der Nero dieser Tragödie ist nicht der rohe Tyrann, wie er uns oft dargestellt worden ist: er ist der Schüler Seneca's, durch Grübelei verwirrt und durch Sinnengenuß um alle Spannkraft der Seele betrogen. Er ist ein blasirter Sophist, im alten Sinn des Worts, der, weil er trotz allen Mühens das Licht nicht finden kann, das er auf falschem Wege sucht, zutappt und tödtet, wohin er mit dem Finger zeigt. Er ist der mörderische Selbsthasser, weil er nicht finden kann, warum er sich oder die Menschen lieben sollte; er ist ein philosophischer Würgengel, der nach Tugend ringt, aber zu seelenmatt ist, um die zu erfassen, die sich ihm bietet. So malt er selbst (S. 144) in trefflichen Zügen:

Sieh,
Ich ward von Seneca erzogen; Wahrheit
War meine Speise schon von Jugend auf,
Und mit der Tugend bin ich groß gefüttert.
Vom Menschen malte mir der Thor ein Bild,
Daß ich vor Ehrfurcht in die Knie sank.
Nun setzte meine Mutter mich hieher
Auf diesen Thron. Da fragt' ich jeden Tag,
Wie Andre nach der Zeit, so nach der Pflicht,
Und war ein Muster meiner Art. Es scholl
Mein Ruf von allen Lippen: Männer nannten
Mich einen Gott, und Seneca stolzierte
In Rom gleich einem Pfau einher. Doch ach,
Was half mir meine Weisheit, meine Tugend?
Ich dürstete am vollen Quell; die Qualen
Des Tantalus empfand ich dreifach. Lieber
Wär' mir des Bettlers Kürbismahl gewesen
Und sein zerlumptes Kleid als dieser Schmuck,
In dem ich schmachtete. Denn, merke dir,
Ich hatte wol die Pflicht gelernt und konnte
Sie an den Fingern zählen; aber hier,
In diesem Leibe waren die Begierden.
Da ward ich endlich dieses Elends satt,
Ich warf die Maske weg, in angeborner
Gestalt erschien ich nun . . .
Wie's hier geboren, ward es nun zur That,
Und die Begier war des Genusses Quelle.
Das war ein Leben gleich den sel'gen Göttern u. s. w.

Doch das Leben ist zu arm für mein Bedürfniß — ich brauche neue, stärkere Reize, und diese sucht Nero — bei Paulus.

Schön öffnet ihm der Apostel den blöden Sinn. Daß er den Menschen vergöttert, ist der Quell aller seiner Irrsal. Er zeigt ihm den Hafen in der Selbstdemüthigung; Nero erkennt, ahnt ihn, aber die Kraft fehlt ihm, sich vor sich selbst zu retten; er, der Paulus aufzusuchen kam, sah die schöne Servilia, entbrennt und wüthet gegen den Widerstand. Servilia fällt als Poppäa's Opfer, Paulus aber von Simeon, seines Feindes Hand. Hier nun hat den Verf. der Geist seines eignen achtbaren Gedichts und der tragische Geist zugleich, wie uns scheint, verlassen. Der Tod Paulus' von eines Privatfeindes Hand ist die seltsamste Inconsequenz, die ihm begegnen konnte, und so tiefgreifender Art, daß sie die ganze Tragödie zerstört. Ihre Einheit ist mit diesem Tode zerrissen; denn um Anfang und Ende zusammenzufügen und Alles in einem Gedicht zusammenzuhalten, mußte Paulus offenbar das Opfer seiner Lehre, nicht einer That werden, die ganz außerhalb des Gedichts liegt. Es ist unerklärlich, warum der Dichter von seinem durch ihn selbst genugsam angedeuteten, von der Sage vorgezeichneten, ganz naturwahren und obenein einzig möglichen Plan in diesem wesentlichen Punkte abwich. Fürchtete er sich vor dem Martyrertod, der allerdings nie tragisch gestaltbar ist, so durfte dieser ja wegbleiben, Paulus' Ende brauchte ja nicht sichtbar zu werden. Aber daß er das Opfer seines Bekenntnisses werden mußte, wer kann das nur einen Augenblick bezweifeln? Simeon's Dolch aber bringt den Verf. gradezu um den wohlverdienten Preis seiner Arbeit. Nächst Nero und Paulus ist Seneca ein tief ergriffener, bedeutungsvoller Charakter, den der Verf. mit Weisheit ausgestattet hat; bis zu welchem Grad von Tugendsicherheit die alte Philosophie führen konnte, den hat

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 64 — 67 und 145 — 148 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

Seneca erlangt; aber wie schön fühlt er, der Einfalt des Apostels gegenüber, was ihm mangelt.

> O, welch ein Glaube! Ist es Kindeswahn?
> Doch ist er schön und hebt die Seel' empor!
> Ich gehe, denn der Thränen Flut hat lange
> Die tiefgefurchte Wange schon befeuchtet.

Nur Simeon ist der Verstockte, und an ihm allein ist Paulus' Wort, das selbst Nero's Geist einen Augenblick erschüttern durfte, gänzlich verloren. Dieser Starrsinn lebt noch heute in seinen Stammesgenossen fort und ist der leidige Quell vieler politischen Übel und vieler Krebsschäden in unserer Literatur. Der Reinheit Servilia's gegenüber ist die echte Hyänennatur Poppäa's, auch einer Philosophin der Seneca'schen Schule, aufregend und erschütternd. Servilia's Vater, Osterius, aber will mit seiner Poloniusgestalt doch nicht recht in die alte Welt hineinpassen.

Dies bedeutende und fesselnde Gedicht hat außer dem großen Irrthum, den wir gerügt haben, kaum einen andern Fehler, den es nicht durch seine Gedankentiefe und seinen sprachlichen Reichthum vollkommen vergütete. Die Situationen sind wahr und natürlich, die Charaktere neu, fest, ausgetragen; die Sprache voll Reiz und Würde, der Vers vorzüglich. Ein Schatz feinster Beobachtung ist auf die kleinsten Regungen in Nero's Seele verwendet, und ungemein schön ist beispielsweise der Zug, wo Nero, erschüttert von des Apostels Worten, mit dem Entschluß, an seiner Besserung zu arbeiten, fragt:

> Wie fang' ich an? Ich hab' ein böses Weib,
> Die ist vor Allem wol der Staub und Schmuz,
> Der meiner Inschrift Züge deckt.

worauf Paulus ihm zeigt, wie der Anfang nicht äußerlich, sondern innerlich in Zerknirschung gefunden werden müsse, und wie die Scene dann damit schließt, daß Nero nur noch Servilien begehrt, um von ihren Lippen dieselbe Lehre süßer zu vernehmen. Solche Züge künden einen Denker in dem Dichter an, einen Geist, den wir nicht herzlich genug zu fernerm Streben aufrufen, den wir nicht freudig genug willkommen heißen können.

33. Zumala-Carregui, oder der Tod des Helden. Trauerspiel in fünf Acten von S. F. L. G. Stuttgart, Rieger u. Comp. 1836. 8. 1 Thlr.

Gutgemeinte Arbeit von der Art, die einen wohlwollenden Kritiker stets in Verlegenheit setzt, weil sich Gutes und Verfehltes dergestalt durchdringen, daß kaum ein reines Urtheil zu finden bleibt. Von den ästhetischen Foderungen der Tragödie, ihrem Wesen und ihren Bedingungen findet sich in diesem Stücke nur eine schwache Andeutung; das Läuternde, Schreckende kann nicht in einem kriegerischen Tode gefunden werden; dies hat selbst der Verf. gefühlt, und er läßt seinen Helden daher von der Hand einer persönlichen Feindin, Donna Isabella, und als ein Opfer der Rache fallen. Es ist dies jedoch nur eine Umgehung, keine Lösung der Schwierigkeit; denn das ganze Verhältniß zwischen dem Helden und seiner Verfolgerin ist ein esoterisches, fließt auf die Handlung der Tragödie gar nicht ein und geht aus dieser nicht hervor. Donna Isabella, mit einem Wort, ist nur dazu da, den Helden zu erschießen. Trotz dieses Grundgebrechens ist viel Leben und Bewegung in dem Stück; es nimmt schon durch den Gegenstand und die auf ihn verwendeten Studien sein Maß von Theilnahme in Anspruch, und wenn auch die Verse, in denen es geschrieben ist, unter aller Kritik schlecht sind, so zeugt doch die Diction von einer kräftigen Empfindung, und die Situationen sprechen ein gewisses Geschick aus, was sich denn auch darin zu erkennen gibt, daß der Verräther Don Juan fallen muß. Don Carlos aber schließt das Trauerspiel mit den Worten:

> In diesem Mann stirbt mir ein ganzes Heer.

Daß Jemand Mühe habe, ein ganzes Stück in durchaus tadelfreien Jamben zu schreiben, vermögen wir allenfalls zu begreifen, da wir wissen, ein wie trügerischer Zeuge für eigne Arbeiten oft das Ohr ist; daß aber Jemand für den Klang solcher Verse, wie:

> Schweigen, die Tage unseres Glückes sind vorüber,

oder:

> Doch sein Leben einer Rache weihen,

taub sei, ist wol nur dadurch zu erklären, daß er kaum weiß, was ein iambischer Vers sei, und dergleichen niemals mit Verstand gelesen habe.

34. Dramatische Studien. Von Rudolf Hirsch. Erstes Bändchen. Wien, Wallishausser. 1836. Gr. 12. 9 Gr.

Das Drama in vier Abtheilungen: „Rafaele", welches uns hier geboten wird, verlangt zu seiner Beurtheilung den classischen Maßstab, wie denn unter allen deutschen Ländern Östreich von alten Zeiten her am reichsten an Tragödien nach sogenannten classischen Vorbildern ist. Seltsamerweise lebt hier noch die Collin'sche Schule in einzelnen Anhängern fort, und selbst Grillparzer, der Koryphäe der östreichischen Dramaturgie, hat in seiner „Medea" und „Sappho" eine solche Hinneigung für diese Vorbilder kundgegeben, daß man fast vermuthen möchte, die „Ahnfrau" und andere Gestaltungen ähnlichen Styles seien nur Proben einer gewaltsamen Losreißung von Dem, was auch er eigentlich für die Regel erkenne. Die enge Verbindung der deutschen Poesie in Östreich mit der italienischen und das alte Muster Metastasio's und der ihm nachfolgenden Hofpoeten mag diese Erscheinung einigermaßen zu erklären dienen.

Das vorliegende Drama trägt denn nun den classischen Zuschnitt, zu dem es freilich nicht recht passen will, da der Grund und Boden des Stücks ein ganz phantastischer ist. Ein Fürst von Thorn — ominöser Name — und ein Fürst vom Sunde liegen im Krieg gegeneinander; des Ersten Tochter, Rafaele, ist mit ihrem Verwandten Guido — sonderbare Namen für jene Prinzen — verlobt; der Fürst vom Sunde, Guido's wilder Nebenbuhler, will die Liebe Rafaele's mit Gewalt erobern, tödtet den Vater, siegt, bringt die Geliebte in seine Gewalt und wird von ihr und mit ihr durch eine Fallbrücke in den Untergang hinabgezogen. In diesem überaus mangelhaften tragischen Vorwurf, bei dem Alles auf die Monotonie der Treue hinauskommt, zeigt sich kein besonderer Geist. Die Handlung ist ganz äußerlich; das Innere der Seelen hat wenig damit zu thun, und nachdem Jeder seine Treue und der Sundfürst seine Wildheit bewährt hat, endet das Stück, nicht mit einer innern Umkehr, sondern mit einem äußern Untergang. Hieraus ist für den sinnigen Leser nicht viel gewonnen, und für die Kunstinteressen, für die Psychologie fällt keine Ausbeute ab.

Unter solchen Umständen ist auch der Fleiß und die Mühe verloren, welche der Verf. offenbar auf Sprache, Scenenfolge und Vers verwandt hat. Die erste Bedingung sind und bleiben Charaktere, und hier finden wir wol die Abstractionen von Redlichkeit (der alte Fürst), von wahrer Liebe (Guido), von Treue und Reinheit (Rafaele) und von wildem Sinnentaumel in einem wilden Gemüth (der Sundfürst), aber Individuen und Charaktere, wie sie die Tragödie fodert, nicht. Der treue Guido ist vielmehr ein ganz desperater Schwätzer, der statt zu handeln, sich selber vorerzählt, wie echt und wahr doch seine Liebe sei und wie verwerflich die seines Gegners, und der, wie er die Geliebte in den Abgrund sinken sieht, den er selbst ihr gezeigt hat, nichts Besseres zu thun weiß, als seine kälberherzige Empfindung in den todten Versen auszuschreien:

> Die Fallthür sinkt, und sie ist todt, o todt,
> Das reine Wesen todt — für mich verloren.
> Sie todt, die Unvergleichliche, sie todt —
> Soll ich das Leben achten ohne sie?

und so fort durch vier Seiten voll Verse.

Dieser klägliche Schluß belehrt uns, daß wir im Irrthum waren, wenn wir von den guten Reden zu Anfang uns zu der geringsten Theilnahme für diese todte Geburt des Geistes verleiten ließen, und daß es ein gemachtes, falsches und triviales Scheinleben ist, was unser Urtheil hier zu verirren trachtet.

85. Kichora Komara. Trauerspiel. Meißen, Gödsche. 1836. 8. 8 Gr.

Der uns dem Namen nach unbekannte Verfasser der „Gedichte eines Materialisten", ist auch der Verf. von „Hermannsfried" und „Kichora Komara", zweier jedes Lobes würdigen Dramen. In der Hand eines zur Beobachtung aufgelegten und poetischer Eindrücke fähigen Geistes wird leicht der einfachste Stoff für das Drama ausreichend; denn es ist in der That wunderbar, wie viel Motive auch in der kleinsten Begebenheit poetisch oder psychologisch anziehend liegen, wenn wir sie unter dem zwiefachen Gesichtspunkt der Willensbewegung und der Verwandtschaft mit dem Idealen, welche überall das Poetische darstellt, zergliedernd betrachten, oder den Maßstab von Freiheit und Nothwendigkeit daran legen. In dieser Bemessung liegt auch gradezu die Anziehungskraft guterzählter Criminalgeschichten und die der dramatischen Form.

Der ungewöhnlich einfache und plane Gang des vorliegenden Dramas hat uns dies aufs Neue gegenwärtig gemacht. Eines indischen Königs Tochter, die der Strenge des Gesetzes nach den Witwentod sterben sollte, wird von drei Fürsten geliebt, sie aber hat dem vierten ihr Herz zugewendet. Der Sieg schwankt lange hin und her zwischen den Würdigen, denn Alle zeigen achtbare, wohlgebildete Charaktere; die reine Liebe erscheint jedoch nicht als freie Wahl, sondern als eine Naturnothwendigkeit. So die Liebe Kichora's, auf deren Zeichnung der Verf. den größten Fleiß und hohe Kunst verwendet hat. Der Reiz des Dramas besteht in dieser Zeichnung, die uns einen beobachtenden Geist, wahres Gefühl und viel Geschick kundgibt. Das Bild höchster Unschuld und Seelenreinheit, einer der ewigen Stoffe für die Poesie aller Zeiten und aller Völker, gelingt dem Verf. auf ausgezeichnete Art; in der Führung der Fabel, in der Kunst, mit der die übrigen Charaktere auseinandergehalten und auf einer sittlichen Werthscala aufgestellt sind, sich gegenseitig erläuternd, bedingend und beleuchtend, gewinnt er unsern ganzen Beifall, und im Ausdruck des Wohlangeschauten und Richtigempfundenen zeigt er sich als ein achtbarer Jünger der Thalia. Daß das Stück zu einem tragischen Ausgange führe, lag jedoch nicht in den nothwendigen Bedingungen des Stoffes, und Kichora konnte mit voller poetischer Befriedigung Sagman-Singh's Gattin werden. Der Verf. hat es jedoch vorgezogen, an seinem Stoff die Unerbittlichkeit des Lebens und Dessen, was wir Schicksal nennen, zu zeigen, obgleich für die Nemesis hier nichts zu thun blieb. Wenn wir hiergegen nun auch Einspruch thun und behaupten möchten, daß der tragische Tod ein absolut nothwendiger und unabwendbarer sein müsse, so ist doch nicht zu leugnen, daß Kichora ebenso schön stirbt, als sie liebt. Der Verf. kann für ihren Tod auch das anführen, daß sie nach dem Gesetze nicht wieder lieben durfte, wenngleich sie ihren Gatten kaum gekannt hatte. Ihr Tod aber ist ein schöner Kampf der unschuldsvollen, lebensreichen und liebersüllten Jugend gegen das rauhe Naturgesetz, so schön gezeichnet, daß wir dem Verf. diese Züge in allem Ernst beneiden. Der Becher des Todes wird ihr endlich gereicht.

Nun wohlan! Wo ist
Der Becher! Geh, verkünde meinen Tod;
Denn den Gestorbenen gehör' ich an —

ruft sie den Verwandten zu.

O Gott, der du die Erde hast so schön
Gemacht, das Leben lieblich und den Tod
So grausig — stärke mich —
(schaudernd zu dem Becher.)
Du duftest
Nicht lieblich, wie die Blume, die ich liebe.

Abschit.

Sei muthig!

Kichora.

. . . Das ist nun die Ehe,
Die ihr für mich bereitet habt (sinkt und stirbt).

Es ist ein eignes Ding um die Natur in der Poesie. Wo sie erscheint, und leider erscheint sie so selten, reißt ihr Bild uns über Alles hinweg. Jede andere Rücksicht weicht und verschwindet vor ihrem Anblick; sie triumphirt über jeden Widerstand. Wunderbar! In der Kunst suchen wir die Natur, in der Natur die Kunst, das Poetische, das Malerische, wie zum rechten Beweis, daß beide desselben Erzeugers Kinder, daß beide Schwestern sind. Wenn Shakspeare nichts geschrieben hätte als die einzige Scene des „Macbeth", in der dem Macduff der Tod der Seinigen, die Zerstörung seiner Familie erzählt wird, und worauf er nichts antwortet, der Erzähler aber sagt:

Mann, drück deinen Hut nicht also auf die Stirn —
Gib Wort dem Schmerz!

er würde uns für einen Dichter gelten! Die Natur belauscht zu haben, ist und bleibt in unsern Augen der größte Triumph des Dichters, und keine Anstrengung kann ihm einen größern verschaffen. Diesen Triumph hat der Verf. in der Sterbescene Kichora's wie in der Scene, wo ihre erste Liebe erwacht, gewonnen. Das ganze Stück ist brav geschrieben: die Diction und der Vers haben die Kürze und die Prägnanz, welche dem dramatischen Verse so gut steht; nirgend weiche Lyrik, Zerflossenheit, Breite; überall vielmehr Fülle von Gedanken oder Bild. Eine Probe hiervon aus der ersten Scene des zweiten Acts mag genügen.

Der Kanzler Abschit.

Wer seine Sinne zügelt, Ehr' und Ruhm
Nicht in der Kön'ge Freundschaft setzt, der ist
Der Weisheit nahe. Wer dem Ehrgeiz fröhnt,
Rollt Schneelawinen berghinauf. Denn schwerer
Und immer schwerer wird die Last, je näher
Dem Steilanwälzenden der lezte Kamm
Des Berges winkt. Da ist kein Halt, noch Rast;
Den Rückwärtsweichenden verfolgt die Woge
Des ungeheuern Balls und reißt vernichtend
Ihn in des Abgrunds Tiefe mit sich fort.
Ein Sklav', und trüg' er goldne Ketten, bleibt
Ein Sklav' — ich bin's! . . .

Hier ist die Prägnanz, Gedanke, Bild, wie wir nur wünschen können. Warum nennt sich doch der Verf. nicht? Er thut Unrecht; er hat ein Recht, genannt zu werden, denn er ist ein Dichter!

(Die Fortsetzung folgt.)

Reminiscenzen für Semilasso, von Homogalakto. Stuttgart, Hallberger. 1837. Gr. 12. 21 Gr.

Wenn wir dem Titel trauen dürfen — und Jeder mag sich durch eigne Ansicht vergewissern, ob er dies darf —, so ist dies mit dem bescheidenen Titel: „Reminiscenzen", begabte Broschürchen nicht von, sondern nur für Semilasso. Der Verf. nennt sich Homogalakto; und weil er sich so nennt, so mag es uns dieser vergriechischte Milchbruder nicht übel nehmen, wenn wir das mystisch-unbedeutende Von und Für des Titels ganz und gar identificiren. Der Leser, dem wir von dieser sehr unwichtigen Erscheinung nur einen kurzen Bericht abstatten, mag es mit seiner Annahme halten, wie er will. Wir unsererseits wollen seinem Urtheil nicht vorgreifen. Homogalakto ist ein erschrecklich klingender Name, wenn man ihm auch anmerkt, daß das Individuum, dem er gebührt, in Athen gewesen. Wie dem sei, Homogalakto gibt sich für einen Arzt aus, der sich durch seine Curen mit Heringsmilch die Ehre erworben hat, von der Herzogin von Kent eine Zuschrift zu erhalten. Ja noch mehr: er versichert, daß er unter dem Artikel „Schwindsucht" im Brockhaus'schen Conversations-Lexikon, neueste Ausgabe, stehe. Dort mag ihn suchen, wer Lust hat. Wollte Gott, es stünde auch mancher Andere, der zu entbehren ist, unter dieser Rubrik. Es muß durchaus einmal eine Schwindsucht unter

die Literaten kommen, sonst wird noch die ganze Literatur schwindsüchtig, und Hr. Homogalakto mit seinem Mercurial-Bilsenkraut-Schierlingspflaster, dessen Recipe er auf S. 105 mittheilt, wird sie schwerlich curiren.

Wollen wir uns nicht verhehlen, daß es mit der literarischen Carrière unsers verkappten Weltmannes, den Einige schon als den Schöpfer einer ganz neuen, eximirten, vornehm-prüsteligen Literatur gelobhudelt haben, sehr lamentabel aussieht. Man erblickt darin eine auffallende Gradation nach dem Miserablen hin, einen umgekehrten Klimax, einen Regreß anstatt des Progresses, einen Krebsgang, wie es nur einen geben kann. Um dies einzusehen, braucht man sich blos an die successiven Symptome zu halten. Zuerst kamen die „Briefe des Verstorbenen", das ließen wir uns gefallen; hierauf erschienen die „Tutti Frutti", da schüttelten sogar einige vornehme Enthusiasten die Köpfe, und wer klüger war, wußte schon damals sein Prognostikon zu stellen. Auf das Eingemachte folgte etwas ausgemacht — Triviales: „Der Weltgang", und nun endlich, als vierte Station, kommen diese „Reminiscenzen", wobei man sich nicht genug verwundern kann, wie sich nur ein Mann, den man einst für geistreich hielt, an solch schales Zeug zu erinnern vermag. Die Reminiscenzen des Friedensrichters Schaal sind gegen diese noch geistvoll. Es ist Schade ums weiße Papier, beim Himmel! Sollen wir in einer Metapher aufrichtig sein, so vergleichen wir das ganze Gericht einer Schüssel mit lauwarmem Wasser, das vielleicht einmal kochend war, nun aber jämmerlich erlaut ist und nicht die geringste Pulsirkraft mehr zeigt.

Durch dieses schale Weltmeerchen von Geistreichigkeit laufen Salbadereien über Magnetismus, die nichts weniger als anziehende Geschichte einer Clairvoyante, allerlei blasirtes Theegeklatsch und eine Menge höchst vornehmer Namen, nur durch Punkte angedeutet u. s. w. Und diese Misère soll wirklich eines besondern Vorworts werth sein? Und diese fade, langweilige, degoutante Misère wagt der Verf. mit den Worten einzuleiten: „Der reinste Genuß, der einem Schriftsteller zu Theil werden kann, ist, wenn seine geistreichen Schilderungen ihm die Herzen zuführen." Nun, wenn das keine Blasphemie, keine grobe Lästerung des deutschen Gedankens ist, so gibt es überhaupt keine. Es ist höchst wunderbar, wie einem Manne, der, wenn er auch nicht geistvoll ist, wenn er auch nie im entferntesten zu den Stellvertretern des Wahren, Schönen und Guten gehört hat, doch mindestens die Welt und Bücher kennt, wie einem solchen Vielbelesenen und Vielbewanderten nicht die Eingeweide vor Scham erbeben, wenn er solche Worte schreibt. Wahrlich die Verblendung ist groß und ungeheuer, allein dies ist sie immer, wenn ein Gottesgericht bevorsteht. 1.

Mancherlei.

Die menschliche Seele lebt hienieden im dunkeln Bewußtsein einer zweiten Welt. Alle geistige Thätigkeit greift hinaus über die Erde, sei sie auf Erkenntniß gerichtet, oder auf Aneignung eines Guten, oder auf Darstellung eines Schönen. Wie weit sie in diesem Übergreifen gediehen und Fertigkeit erlangt, bestimmt den Grad geistiger Cultur, welche sonach immer ein dunkles Bewußtsein aufhellt. Wir können daher von Wiedererinnerung mit Plato oder von Vorahnung mit Jacobi sprechen, die Sache bleibt unverändert; denn Vergangenheit wie Zukunft sind selber schon aus dem Bewußtsein zweiter Welt hervorgegangen, wie das ganze Bild der Zeit, wenn es mehr bedeutet als Abfließen der nächsten Minuten; ein blos irdischer Sinn kennt nur die Gegenwart, und allein dem Geiste sind Vergangenheit und Zukunft aufgethan. Pescherähs wie alle ganz rohen Menschen haben darum vollkommene Gleichgültigkeit gegen Vergangenes und Künftiges, ihr Geist schläft in den Banden des physischen Daseins. Je mehr helles Bewußtsein der zweiten Welt, desto mehr Offenbarung des Geistes, als Grundlage aller Wissenschaft, Poesie und Tugend, desto mehr Geistesgewalt. Das Leben der Einzelnen sammt der Geschichte unsers Geschlechts scheint keinen andern Zweck zu haben, als die Geisteskraft zu erhöhen, und aller Unterricht ist eine Überlieferung Desjenigen, was für diesen Zweck geschehen, dem gleichfalls der Zögling nachstreben soll, um etwa mehr noch zu thun als die Vorgänger. Diese Überlieferung ist eine äußere Offenbarung, durch welche jeder Geist Kraft gewinnen muß zur Festhaltung und Fortbildung der innern; sie ist von Gott so gut eingesetzt als die innere mit dem Bewußtsein selbst. Beide haben angefangen mit dem Menschengeschlecht, und wir wissen nichts über den Anfang; streitet man über die Priorität der einen und der andern, so ist dies der Frage ähnlich, ob die Henne früher gewesen oder das Ei. Beide können im irdischen Dasein nicht die zweite Welt mit ihrem Licht herabziehen, sondern nur davon weissagen. Wer dieser Weissagung nicht vertraut, verliert das Leben, statt es zu gewinnen. Glaube wird Grundlage aller Geisteskraft, also Glaube an das Fortschreiten des Wissens, Glaube an die Gestaltungen der Poesie, Glaube an die Offenbarung Gottes als Religion, Glaube an die Tugend als Grundlage der Sittlichkeit. Den Glauben an Gott und Tugend stellt das Christenthum in einer Stärke und Reinheit hin wie keine Lehre und Überlieferung sonst, weswegen christliche Überzeugung und christlicher Wille die Gesichte der zweiten Welt in höchster Fülle offenbart und darum die höchste Geistescultur genannt werden muß. Sagt der Kirchenvater Augustin: die menschliche Seele sei von Geburt eine Christin, so ist gemeint, daß ihr dunkles Bewußtsein von jeher nach nichts Anderm als dem Christlichen getrachtet; sagen die Theologen: Gott habe sich durch Christum dem Menschengeschlecht offenbart, so ist gemeint, daß nie etwas entschiedener Erhabenes und Prophetisches auf Erden erschienen. Mit dieser doppelten, der angeborenen und der durch äußere Tradition und Übung verstärkten Kraft soll die Seele nach Platonischem Bilde ihre Flügel gewinnen, nach christlichem Bilde die Welt überwinden.

In Jean Paul's „Titan" wird der Schwärmer Albano geschildert, welcher mit einer seltsamen auf bestimmte ihm persönlich unbekannte Personen gerichteten Empfindung einen Freund und eine Geliebte sucht. Aber wir sind so in den frühern poetischen Jahren, wir greifen hinaus über das Leben und wunderlich hinein, wollen es haben, wie es der Phantasie vorschwebt, und noch mehr. Jünglinge suchen unter Jünglingen und Mädchen und fragen bei jedem, ob er oder sie es sei. Schwerlich wird gefunden, dem innern Bilde gemäß, höchst selten nur mit einiger entfernter Ähnlichkeit. Gewöhnlich dient dann irgend eine Person zum Träger des innern Bildes und wird eine Zeit lang mit allen Farben desselben ausgeschmückt. Hinterher entdeckt sich der Irrthum, dann beginnt elegische Zeit. Ist sie überstanden, dann kömmt Entsagung, wir gewähren den innern Lebensbildern einen Platz an der Wand, um uns durch ihren Anblick von Zeit zu Zeit aufzufrischen, nicht um ihre Wirklichkeit draußen zu hoffen, die wirklichen Gestalten gehen an uns vorüber, indem wir sprechen: „sie sind es nicht!" Solche Entsagung ist einestheils unglücklicher, anderntheils glücklicher als Jugendansprüche.

Der Kirchenvater Lactanz sagt über das Christenthum: „Die einzelnen Strahlen der Wahrheit fanden sich auch in der Heidenwelt; aber das Auffassen in einem Lichtpunkt, die Reinigung derselben von verfinsternden Dünsten und die Verbreitung derselben über die ganze Oberfläche der Erde, dies ist das hohe Verdienst des Christenthums."

Rationalistischer kann in unsern Tagen sich kaum Jemand ausdrücken, und man darf zweifeln, daß unsere neugläubigen Theologen in die Worte des Kirchenvaters einstimmen. 28.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 210. — 29. Juli 1837.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1836.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 209.)

36. Das Geheimniß der Tiber. Dramatisirte Novelle nach dem Französischen des Lafont von Th. Hell. Dresden, Arnold. 1836. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Ist das vorliegende Stück auch leicht damit abgethan, daß wir es als ein französisches Melodrama voll Blut und Schauer bezeichnen, so ist doch nicht zu leugnen, daß es sich durch eine ungemein kräftige und wirkungsvoll erfundene Fabel auszeichnet, solcher Art, daß diese, mit etwas mehr Schonung des Zartgefühls und etwas besserer Naturbeobachtung gehandhabt, mächtig, ergreifend und selbst poetisch zu nennen wäre. Ein ganz verlorener Mensch, Beppo, den jedoch ein Weib, Olivia, liebt, die sich zu ihm verhält wie Lady Macbeth zu Macbeth, wird zu seiner Rettung aus Schmach und Elend von dieser Olivia vermocht, sich durch einen Mord in Besitz der Mittel zu setzen, die es ihm möglich machen, als der Sohn einer reichen Familie, im Schoos dieser Familie und vor seiner angeblichen Mutter selbst aufzutreten. Ein solches Verbrechen ist so großartig, daß die Kunst selbst wol ein Auge zudrückt und der Leser, um der großen Wirkungen willen sich die Täuschung eine Stunde hindurch gefallen läßt. Hiermit ist der Franzose jedoch nicht zufrieden. In unersättlicher Gier nach Eindrücken und immer wildern Empfindungen — denn Wildheit ist der Charakter der heutigen französischen Literatur, in der sich das Wort Schiller's vom „Sklaven, welcher die Ketten bricht", zwiefach bewährt — läßt er nun den Verbrecher wirklich den Sohn der Mutter sein, die er tödtet, und den Bruder des Jünglings, den er in Rom ermordet und in die Tiber begraben hat. Das ist zu viel für unsere heutigen deutschen Nerven; vielleicht hätten wir es zur Zeit der „Räuber" und zur Zeit Robespierre's ertragen oder wol gar schön gefunden, heute ist es zu stark für uns, und es nützt nichts, daß die Verbrecher Beppo und Olivia untergehen. Der Styl ist der gewöhnliche des Melodramas; aber dies Melodrama ist lehrreich unter mehr als einem Gesichtspunkte, besonders aber in Betreff des Studiums der Effecte, ihrer Mäßigung und ihrer Begrenzung.

37. Shakspeare's dramatische Werke, übersetzt von Philipp Kaufmann. Vierter Theil. Berlin, Nicolai. 1836. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Am Ende hat Schlegel doch nicht so Unrecht gethan, besonders für eine erste Bekanntschaft mit Shakspeare, gewisse Arbeiten dieses Riesengeistes zunächst bei Seite zu schieben und unübersetzt zu lassen. Ganz so natürlich, wie wir dies bei ihm finden, ist es auch, daß die spätere Zeit sich aller Hervorbringungen des größten aller Genien der neuern Zeit zu bemächtigen strebte. Indeß ist nicht zu leugnen, daß man bei dieser Bemühung auf Schwierigkeiten stößt. Wie groß, edel, poesievoll, tief und bedeutend auch alle jene Arbeiten sind; in einigen ist Sitte und Ansicht, Form des Lebens und Form der Gedanken selbst der heutigen Gesinnung und der Wirklichkeit von heute so fremd geworden, daß ein voll durchgebildeter, ein beinahe kritischer und gewiß ein in Kunststudien einheimischer Sinn dazu gehört, um sie nur zu verstehen, geschweige denn, sie zu genießen.

Zu diesen Stücken rechnen wir die beiden hier übersetzten: „Verlorene Liebesmühe" und „Die Irrungen". Es erfodert wahrlich keinen großen Aufwand kritischer Wissenschaft, um die großen, poesievollen und herrlichen Gedanken herauszufinden, in deren Kreis sich beide Schauspiele bewegen; bei den jetzigen Vorstudien ist dergleichen Jedermanns Eigenthum. Anders aber wäre es vor dreißig und vierzig Jahren gewesen, und eine damalige Übersetzung dieser Stücke wäre geeignet gewesen, den Ruhm Shakspeare's eher zu beschatten als ins Licht zu rücken. Um so viel sind wir nun weiter! Dennoch aber müssen wir gestehen, daß uns in beiden Dramen eine falsche Künstlichkeit zu überwinden bleibt, die tief im Geiste der Shakspeare'schen Zeit liegt, die sich in ihr wunderbarerweise mit der höchsten Naturwahrheit vertrug, in unserer Zeit aber fast wie ihr Gegentheil erscheint. Hier nun ist mehr Stoff zum Nachdenken, als wir für jetzt verbrauchen können, und wir mögen uns nur geduldsam darauf beziehen, daß eben in Shakspeare die Welt eine poetische ist, die nicht in ihren Formen, sondern nur in Gedanken und Gefühlen mit wirklichen zusammenhängt. Der Gedanke in „Verlorene Liebesmühe" scheint uns der zu sein, zu zeigen, wie sehr die unnatürliche Abnegation der Jugend und ihrer Gefühle uns in die Irre führen. Zu diesem Ende zieht Shakspeare Elemente herbei, die halb dem ersten Mittelalter, halb einer phantastischen Welt angehören und seiner Zeit so fremd sind wie der unsern. Er fehlt sogar wider die Natur, wenn man will, und doch lebt Alles ein poetisches Leben voll innerlichster Wahrheit. Nur die Künstlichkeit des Witzes geht uns nicht ein und erkältet oft unsere wärmste Mitempfindung.

Doch wir vergessen, daß wir es hier nur mit der Übersetzung zu thun haben sollen. Wir bedauern aufrichtig, diesen Band derselben nicht in dem Maße loben zu können, wie dies bei den vorangehenden geschehen ist. Die Übertragung hält sich zu sehr an die Worte und verliert den wichtigen Zielpunkt: Verdeutlichung des Sinnes, allzu sehr aus den Augen. Grade in diesen Stücken, weniger bekannt und weniger verständlich als „Macbeth" und „Der Kaufmann von Venedig", kam es darauf an, Proben zu geben, wie sich mit Treue doch auch Exegese, mit der Übersetzung des Wortsinnes auch die Verklärung des Gedankens verbinden lasse; doch der Übersetzer, vielleicht allzu vertraut mit seinem Original, stellte sich nicht auf den Gesichtspunkt Dessen, dem dies nicht zugänglich ist; er überspringt den Gedanken und gibt die Worte wieder. Vielleicht ist, was wir fodern, zu viel; aber wir können nicht helfen, an einen Übersetzer dieser Stücke Shakspeare's stellen wir hohe Foderungen, und der Verf. versprach in seinen ersten Bänden, diese zu lösen. Es thut uns leid, sagen zu müssen, daß dies hier nicht geschehen ist, und daß das Werk, das wir uns denken, hiernach denn doch noch zu thun bleibt. Will

man ein Beispiel? Warum sagte der Übersetzer (S. 1) in der fünften Verszeile:

Das Unternehmen dieses Athemzugs —

was unverständlich, anstatt:

Das Unternehmen dieses Augenblicks —

was verständlich ist, wenn er nicht die Worte höher anschlägt als den Sinn der Worte?

38. Die Jungfern Köchinnen. Localposse in einem Act vom Verfasser des Bürgercapitains. Frankfurt a. M., Varrentrapp. 1836. 8. 10 Gr.

Dieser Schwank im frankfurter Dialekt gehört der Literatur nur durch eine Fiction an und hätte einer langen Vorrede, welche Lichtenberg „Fliegenwedel" nennt, nicht bedurft, wenn diese Vorrede auch gar nicht ohne Geist geschrieben erscheint. Wir möchten dem Verf. vielmehr rathen, sich einmal in der humoristischen Prosa, für die er uns Talent zu haben scheint, zu versuchen.

39. Hans Waldmann. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen, nebst einem Vorspiel in einem Aufzuge von C. Spindler. Stuttgart, Hallberger. 1837. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wenn Jemand, der kaum 40 Jahre alt ist, sich selbst eine Bibliothek zusammengeschrieben hat, wie Hr. Spindler, der bereits über 50 Bände hinter sich hat, so ist es leicht zu vermuthen, was an dieser Bibliothek sein werde. Hr. Spindler hat den Fehler, uns durch und durch vertraut zu sein, und wie andere Poeten leider zu wenig, so ist er leider zu sehr bekannt. Er mag das selbst fühlen und es darum versucht haben, uns einmal außerhalb des novellistischen Waldes auf einem neuen Wege zu begegnen; daher sein Schauspiel: „Hans Waldmann", welches denn doch aber wieder eine Novelle in Dialogen ist, deren Stoff vom Eingang bis zum Ende überdies fast Jedermann bekannt ist. Es ist jedoch nicht zu leugnen, daß der Gegenstand würdig, die Geschichte des kräftigen, gerechten und sogar edeln Waldmann, Bürgermeisters von Zürich, tragisch, sein Untergang im Kampfe gegen die Schlechtigkeit, die Mittelmäßigkeit und die Intrigue wirkungsvoll, lehrreich in Bezug auf Wesen und Bedeutung der Volksgunst, erschütternd in Betracht seines bessern Strebens und in diesen Scenen gut vorgetragen sei. Der Verf. versteht sich auf Steigerung, auf Andeutung, auf Sammlung der Effecte; die Fabel ist mit Besonnenheit und gut angelegt, die Handlung wird und wächst vor unsern Augen, was, wie wir wissen, die erste Bedingung, ja das Wesen des Dramas ist; sie rundet sich und schließt sich in dem entfalteten Gemälde rein ab; Sitte und Zeit sind gut beobachtet, die Sprache ist löblich im Ganzen und im Einzelnen, und der Gedanke des Stücks verfehlt seine Wirkung nicht. Das Drama gehört, wenn nicht zu den poetischen, doch zu den interessanten, und wenn es die ästhetischen Bedingungen der Tragödie auch mehr andeutet als erfüllt, so ist die Begebenheit doch von solcher Bedeutung und tragischen Inhalts so voll, daß wir nicht umhinkönnen, das Stück mit Theilnahme zu durchlesen. Man lernt an ihm, wie leicht dem Dramaturgen seine Arbeit werde, wenn er ein gutes Thema erwählt hat, und wie die Wahl des Stoffs und der Charaktere im Drama Alles sei, während die Novelle zahllose Mittel besitzt, aus einem unbedeutenden Stoff durch Schmuck und Nebenwerk eine anziehende Kunstbildung hervorzubringen. In dieser Beziehung verhalten sich Drama und Novelle, wie Sculptur und Malerei zueinander. In der erstern ist die Wahl der Stoffe viel beschränkter, und sie muß auf das Bedeutungsvolle fallen, wenn nicht Alles verlorene Mühe sein soll; in der Malerei und in der Novelle kann auch das an sich Unbedeutende durch die Art der Darstellung zur Bedeutung gelangen und befriedigen. Eben hierin bedingt sich aber auch, daß Sculptur und Drama die höhern Kunstmanifestationen sind, und daß sie, weil sie höhere Gaben des Geistes ansprechen, mit Recht einen Vorrang geltend machen.

Das Stück ist in Prosa geschrieben und erschwert daher den Auszug einiger Proben. Die kunstlose Sprache ließ um so viel mehr Muße für sorgfältige Ausbildung der Charaktere übrig, und in diesen ist denn auch das Verdienst des Verf. zu suchen, wiewol auch hier die Geschichte ihm sehr hülfreiche Hand bot. Waldmann und Göldli und die Rathsherren Escher, Meiß, Frauenfeld, Meyer von Knonau und der Luzerner Theiling bieten als historische Personen eine so reiche Fundgrube von Charakteren dar, wie ein Dramatiker nur wünschen kann. Sein Verdienst ist daher fast nur die Wahl unter ihnen. Was der Verf. ihnen von Frauen und dem geschichtlichen Gange seiner Fabel von Romantik beigemischt hat, ist nicht eben glücklich, und Regina und Klara sind Gestalten, weniger aus der Natur als aus Spindler'schen Romanen entlehnt. Loben müssen wir dagegen das Vorspiel, welches uns in wenigen glücklichen Scenen für Sitte, Denkart der Zeit, geschichtliche Umgebung und Charakteristik des Helden sogleich auf den richtigen Gesichtspunkt stellt und den Mann sehen läßt, der furchtlos, weil er kräftig fühlt, aus der Hefe zum Herrscher emporstrebt, blos um dem Recht, freilich seinem Recht zum Siege zu helfen, und der, weil er die Menschen fähig glaubt, wie er zu fühlen, wahrscheinlich im Kampfe erliegen wird. Nicht minder treffend ist der Schleicher Göldli, sein Widerpart, ebenso feig als Waldmann kühn und so fein als jener grad, gezeichnet; die Andern sind Betrogene.

Die gute Wirkung, die dies Stück, im Ganzen genommen, macht und auch auf der Bühne machen müßte, sollte den Verf. vermögen, sich einmal einen Sommer hindurch zu sammeln, alle seine Kraft zusammenzufassen, sich in die schöne Form zu vertiefen und nun zu versuchen, ob er im Gebiete des Dramas nicht etwas hervorbringen könnte, was seinem Namen eine längere Dauer verspräche, als seine hundertundeine Novellen es vermögen werden.

40. Elisabeth Cromwell. Tragödie in fünf Acten von Gustav Bacherer. Karlsruhe, Müller. 1836. 8. 18 Gr.

Der Verf. dieses Dramas ist mit Raupach in eine schwer durchzuführende Rivalität getreten. Beide haben ihre Cromwell gleichzeitig derselben Bühne abgetreten; es ist daher kein Wunder, wenn der vorliegende Cromwell, der nicht mehr und nicht weniger als ein charakterloser Schwächling ist, seinem willenskräftigen und nur etwas zu philosophischen Nebenbuhler hat unterliegen müssen. Fabel und Sprache leiden hier an einer unendlichen Breite, die immer die Unklarheit und die Verwirrung in ihrem Gefolge hat, und man sieht dem Ganzen an, daß es aus unkräftiger Empfindung mit Mühe und stückweise zusammengebracht ist. Es sind Zweige und Äste, aber kein Baum, keine Pflanze gesunden Wuchses und aus Einem Triebe hervorgegangen. Manche Scene ist gut, mancher Gedanke löblich; aber das Gute und Löbliche steht untereinander in keiner einheitlichen Verbindung.

Nach dem Plane des Verf. ist Elisabeth, Cromwell's Tochter, der Schutzgeist, Thurloe, sein Kanzler, der böse Engel des Protectors. Ein Mann, der zwei solchen Einflüssen gehorcht, behält natürlich kaum Selbständigkeit genug für einen Opernhelden übrig, wie viel weniger taugt er zum tragischen Heros. Völlig umsonst beruft sich der Verf. dabei auf die Geschichte. Wäre Cromwell, der Protector von England, ein solches Spielwerk in der Hand seines Kanzlers und seiner Tochter gewesen — woran wir mit des Verf. Erlaubniß doch aus guten Gründen noch sehr zweifeln —, so durfte er wenigstens nimmermehr auf den Rang eines tragischen Helden Anspruch machen und fand, wie gesagt, seinen Platz kaum in einer Rossini'schen Oper. Nein, Cromwell war ein anderer Mann, und ob schon wir nicht behaupten wollen, daß er Derselbe war, den Raupach uns darstellt, so hatte er doch mit jenem wenigstens zehnmal mehr Ähnlichkeit als mit diesem Cromwell. Als löblich bleibt daher in diesem Drama nur das Nebensächliche übrig, die Charaktere Slingsby's und Dr. Hewat's, welche, einen Augenblick vereint, den Werth eines kräftigen Staatshauptes, wie Cromwell ist, schnell erkennen, mit den Verschwörern ergriffen, aber für schuldig gelten und als Opfer dieses kurzen Irrthums fallen. Slingsby aber ist der Geliebte Elisabeth's, und dies macht die Tragödie, welche sonach auf ziemlich willkürlichen Elementen beruht.

Löblich ist weiter das Gemälde der republikanischen Verirrungen der Verschworenen, die, so frei sie sich wähnen, doch wieder nur Werkzeuge des verschmitzten Thurloe sind, und von diesem zu seinen Planen, Slingsby's Untergang, gelenkt werden; ein warnendes Bild in zwiefacher Beziehung, einmal abschreckend an sich selbst und durch die Verirrungen, die es darstellt, dann aber auch warnend insofern, als es zeigt, wie sich Verrath und Egoismus fast immer zum Herrn eines an sich edeln Enthusiasmus machen, der das Unglück hat, nicht auf seiner Hut zu sein. Der große Haufe der Menschen wird immer gelenkt, mag er sich frei wähnen oder Sklav; er ist und bleibt ein unverbesserlicher Sklav und nur zum Gehorchen gut. Diese Lehre gibt das Stück, und die Lehre ist gut; denn sie ist eine Wahrheit, die man der Welt nicht oft genug wiederholen kann.

Was die Sprache betrifft, so fehlt dem Verf. viel zu der Meisterschaft seines Mitbewerbers darin, über dessen größeres Glück er, nach einer ziemlich trivialen Vorrede zu schließen, nicht wenig erzürnt ist. Er beruhige sich doch ja, und vergleiche selbst in unbefangenen Stunden Verse, wie S. 9:

Der gute Borghil! — Ja, ein solcher Mensch
Der folget nur dem Ausspruch des Gemüthes
Und läßt den Geist in tiefer, träger Ruh.
Wenn solch ein Mann des Staates Ruder lenkte,
Dann sänk' er wol im Staube bald zusammen,
Und wüßt' ihm wenig Dank für sein Gemüth u. s. w.

mit Raupach's prachtvoller Sprache und seinem reichen Vers. Die Wahrheit federt jedoch, daß wir anführen, daß nicht alle Stellen so matt und kraftlos sind wie diese und andere, und daß besonders gegen das Ende hin die Fähigkeiten des Verf. zu wachsen scheinen. Der beste Theil der Arbeit ist die Verschwörungsscene im zweiten Auftritte des vierten Acts, und hier zeigt sich für Gestaltungen dieser Art ein gewisses Talent und unleugbar eine tüchtige Gesinnung, eine gute und richtige Ansicht, ein löbliches Bemühen um Wahrheit und Natur. Der Verf. sei daher von uns zu weitern Bestrebungen dieser Art immerhin ermuthigt. Eundo crescat!

41. Der Malteser. Trauerspiel in fünf Aufzügen und einem Vorspiel. Von C. Sternberg. Braunschweig, Meyer. 1836. Gr. 12. 16 Gr.

Auch dies Thema entbehrt der Neuheit, wenngleich der Verf. ihm ein bis dahin nicht gebrauchtes Element beigemischt hat. Die Fabel umschreibt den glücklichen Widerstand Lavalette's gegen den ersten türkischen Angriff unter Mustapha, und das tragische Agens besteht daher nicht, wie in andern Dramen dieses Namens, in dem Untergange Maltas nach heroischem Kampfe, sondern in der edeln Selbstaufopferung eines Maltesers, der die Insel rettet. Im Vorspiel sehen wir den Großmeister einen Ritter, Namens Oskar, wegen Ungehorsams verklagen, und dieser verschwindet, entehrt und ausgestoßen aus dem Orden. Das Stück selbst beginnt nun mit dem Angriffe der Türken. Der tapfere Widerstand findet einen vorzüglichen Halt in den Nachrichten, welche ein Schiffer, Allan, der dem Großmeister als Kundschafter dient, gibt, und in dem räthselhaften Benehmen des türkischen Anführers Abdalla. Der Schluß des Dramas zeigt uns Beide als eine und dieselbe Person, und zwar erkennen wir in dieser Niemand anders als — den ausgestoßenen Ritter Oskar, nun den Retter seiner getäuschten Brüder, der von ihrer eignen Hand fällt.

Dieser Ausgang ist mehr traurig als tragisch, aber er ist wirkungsvoll und den Foderungen der gewöhnlichen Bühne genügend und entsprechend; zum Tragischen fehlt ihm der Anblick des Pathos: wir sehen nicht, daß Allan leidet, indem er seinem Vaterlande dient; sein erstes Leiden ist der Tod, und dieser endet es. Die Begebenheit ist indeß mit geschickter Hand geführt, durch gutes Widerspiel wohlerfundener Charaktere mannichfaltig und durch das Geheimniß, welches die beiden Gestalten Allan und Abdalla umgibt, anziehend, wie denn im Drama stets eine unergründete Gestalt eines großen Eindrucks auf die Neugierde nicht zu verfehlen pflegt. Gleiches Geschick gibt sich in der Gruppirung und in der Scenenfolge zu erkennen, und die Gestalt Haskem's, des Königs von Algier, ist selbst nicht ohne achtbare Gaben für ausgezeichnete Charakteristik. Die Diction entbehrt der Mannichfaltigkeit und derjenigen Kraft, die das Drama fodert; der Vers wird durch Flickwörter matt und dem Ausdruck fehlt Fülle und Prägnanz. Ein Dichter würde in zwei Versen sagen, wozu Haskem deren acht gebraucht:

Haß könnt' ich nimmer gegen ihn empfinden,
Nein, noch im Tode muß ich warm ihn lieben;
Doch ihm vergeben — jezo kann ichs nicht.
Denn wie im Fieber wirren meine Sinne,
Gedanken und Gefühle wogen auf
Und treiben doch (!) und zitternd durcheinander.
Das aber fühl' ich tief mit Ehrfurcht wol,
Es muß was (!) Großes sein um Euern Orden!

Eine solche Diction ist weit ab von Dem, was sie sein soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Histoire du pape Pie VII, par M. le chevalier *Artaud*. Paris 1836.

Hr. Artaud hat vor vielen andern Geschichtschreibern den Vortheil, daß er Augenzeuge der meisten Begebenheiten war, die er in gegenwärtiger Monographie erzählt, indem er länger als 20 Jahre hindurch, unter dem Consulate, der kaiserlichen Regierung und der Restauration, die Stelle eines französischen Botschaftssecretairs oder Geschäftsträgers zu Rom bekleidete. Demnach nahm er mit Hrn. Cacault, Minister des ersten Consuls zu Rom, an der durch diesen unterhandelten Versöhnung zwischen der französischen Regierung und der katholischen Religion und ihrem Oberhaupte Theil, die durch das Concordat von 1801 feierlich besiegelt ward; er sah ferner von Rom den Nachfolger des heiligen Petrus abreisen, um zu Paris den anmaßlichen Nachfolger Karl's des Großen zu salben; er vernahm aus dem Munde Pius VII. selber die ersten Äußerungen jener schönen, späterhin nur zu schmerzlich getäuschten Hoffnungen, denen sich der gute Papst zur Zeit hingab, seiner ungekünstelten Bewunderung und des unverhehlt zu Tage gelegten Gefallens, das er an dem Kaiser fand. Nicht lange darauf war er Zeuge des ruhigen, festen, aber stets leidenschaftslosen Widerstandes, den eben dieser Papst den strengen und nicht selten abgeschmackten Befehlen entgegensetzte, die im grellsten Abstiche zu frühern Jahrhunderten die Tuilerien gleich Donnerkeilen gegen den Vatican schleuderten, sowie des einfachen und rührenden Heldenmuths eines armen gefangenen Mönches, der, von Kerker zu Kerker geschleppt, von Leiden erschöpft, gleichwol seiner Würde als Oberhaupt der katholischen Kirche und Christi Statthalter auf Erden nichts vergab. Allein auch selbst nach der Katastrophe von 1814, die Pius VII. im Triumphe nach Rom zurückführte, war sein Leben nicht viel ruhiger. Die Waffenerhebung Murat's nöthigte ihn, abermals aus Rom zu fliehen, und 1820 erfüllten die Revolutionen von Spanien und Neapel seine letzten Lebenstage mit Trübsal. Während dieses langen, an wunderbaren Ereignissen so reichen Zeitraums war Hr. A. nicht nur in Rom gegenwärtig, sondern er brauchte auch seine Stellung, um eine Menge merkwürdiger Urkunden und authentischer Actenstücke zu sammeln, die seinem Werke zu Grunde liegen. Aus diesem aber wollen wir nun einige der interessantesten, vornehmlich die Hauptperson betreffenden Züge den Lesern d. Bl. mittheilen.

Als zum ersten Male die republikanischen Heere Frankreichs in Italien mit dem Papste in Berührung kamen, war der alte Pius VI., der damals noch auf Sanct-Peter's Stuhl saß, nur der Gegenstand ihres Gespötts. Der Tractat von Tolentino entriß ihm seine schönsten Provinzen und Bonaparte, der damals nichts weiter als ein siegreicher Feldherr unter den Befehlen des Directoriums war, schrieb an dasselbe: „Diese alte Maschine wird vollends ganz allein auseinanderfallen.“ Kaum

war jedoch Frankreich in die mächtige Hand eben dieses Feldherrn gerathen, als dieser, zum ersten Consul erhoben, einsah, daß es ihm ebenso wenig gelingen würde, Frankreich zum Protestantismus zu bekehren, wie es seinen Vorgängern in der Gewalt geglückt war, den Theophilanthropismus volksthümlich zu machen. Er entschloß sich also, den Katholicismus daselbst wiederherzustellen. Zu dem Ende aber mußte der siegbekrönte Heerführer, das allmächtige Haupt einer Nation, die sich nicht ganz ohne Grund für die erste der Welt hielt, sich vor jenem Mönche beugen, der zu Rom vor Furcht bebte und dessen ganze Macht in seiner päpstlichen Würde bestand. Als nun Hr. Cacault, dem diese wichtige Unterhandlung übertragen wurde, auf dem Punkte stand abzureisen, fragte er den ersten Consul, wie er den Papst behandeln solle. „Behandeln Sie ihn", antwortete dieser, „als stünden demselben 200,000 Mann zu Gebote." Es war dieser Papst Pius VII., früherhin Cardinal Chiaramonti, der als Bischof von Imola eine republikanische Homilie gehalten hatte, deren Hr. A. erwähnt und aus welcher er einige Bruchstücke anführt. Allein dieser Homilie ungeachtet hatten die im Conclave zu Venedig versammelten Cardinäle — Rom war zu dieser Epoche Republik — ihn mit der dreifachen Krone geschmückt und diese Wahl gereichte ihrer Inspiration zur Ehre. Denn bei den bedenklichen Umständen, worin sich die Kirche befand, war es Weisheit, in dem Papste nur einen guten und heiligen Priester zu zeigen, der, ohne Ehrgeiz, Trotz und Fanatismus dem Übermaße der Gewalt, so zu sagen, nur Schwäche und Sanftmuth entgegenzusetzen verstand. Während nun Hr. Cacault das Concordat mit dem römischen Hofe unterhandelte, erhielt er eines Tages den gemessenen Befehl, die Unterhandlung abzubrechen, wofern solche nicht innerhalb drei Tagen beendigt sei. Der römische Hof erschrak über diese kurze Frist, zumal da es sich um nichts weniger handelte, als das ganze französische Episkopat zu erneuern, zu dem Behufe aber die Entsagung der ausgewanderten Bischöfe zu erlangen und deren neue zu schaffen. Indessen nahm Hr. Cacault jenen Befehl nicht buchstäblich, und somit wurde der Cardinal Consalvi nach Paris geschickt und das Concordat abgeschlossen.

So angenehm nun auch der Papst und die Cardinäle von der Freude überrascht wurden, welche in Frankreich die Wiederherstellung der Religion hervorrief, so war deren Erstaunen noch größer bei den Ehrfurchtsbezeigungen, deren Gegenstand der heilige Vater auf seiner Reise nach Paris zur Kaiserkrönung war, besonders da er diese Reise nur mit traurigen Gedanken angetreten hatte. Hr. A. theilt uns in dem Betreff eine Anekdote mit, die ihm Pius VII. selbst erzählte und die zugleich die Gesinnungen der Bevölkerung Frankreichs und den wohlwollenden und natürlichen Charakter des Papstes schildert. „Zu Chalons sur Saone", sagte ihm dieser, „waren wir im Begriff, aus einem Hause zu treten, das wir mehre Tage hindurch bewohnt hatten; wir wollten uns nach Lyon begeben, es war uns aber unmöglich durch das Gedränge zu kommen: mehr als 2000 Weiber, Kinder, Greise, Knaben trennten uns von dem Wagen, den näher anfahren zu lassen unmöglich gewesen war. Zwei Dragoner (so nannte der Papst die berittenen Gensdarmen), die zu unserer Bedeckung dienten, geleiteten uns zu Fuß bis an unsern Wagen, indem sie uns zwischen ihren dicht aneinandergeschlossenen Pferden in die Mitte nahmen. Die Dragoner schienen sich über ihr Auskunftsmittel ordentlich zu freuen und stolz darauf zu sein, mehr Erfindungskraft als das Volk zu besitzen. Bei dem Wagen angelangt, waren wir im Begriff, uns mit möglichster Gewandtheit und Behendigkeit hineinzuschwingen, denn es war eine Schlacht, wo man Verschlagenheit anwenden mußte, als ein junges Mädchen, die für sich allein mehr Verstand besaß als wir und die beiden Dragoner, unter den Beinen der Pferde durchschlüpfte, unsern Fuß ergriff, um ihn zu küssen, und ihn nicht fahren lassen wollte, weil sie ihn noch ihrer Mutter, die auf dem nämlichen Wege eintraf, zukommen zu lassen hatte. Im Begriff, das Gleichgewicht zu verlieren, stützten wir uns mit beiden Händen auf einen der Dragoner, denjenigen, der eben nicht das heiligste Aussehen hatte, und baten ihn, uns aufrecht zu halten. Wir sagten ihm: Signor dragone, erbarmt euch unser! und der gute Soldat ergriff seinerseits unsere Hände, um sie wiederholt zu küssen. So befanden wir uns denn zwischen dem jungen Mädchen und Ihrem Soldaten länger als eine halbe Viertelstunde gleichsam in der Schwebe und bis zu Thränen gerührt. Ha! wie sehr zufrieden sind wir mit Ihrem Volke gewesen!"

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Welche ungeheure Quantität von Baumwolle alljährlich in England verarbeitet wird, beweist die statistische Berechnung über diesen Artikel vom J. 1835. In diesem J. wurden ausgeführt aus England an gewebten Zeuchen: 480,959,211 Yards, worunter überdies die Blonden und Taschentücher noch nicht mit einbegriffen sind. Von diesen Zeuchen empfing:

Amerika	225,118,318	Yards
Europa	156,859,477	„
Asien	86,108,108	„
Afrika	11,007,731	„
Australien	1,872,597	„

Jene 156,859,477 Yards nun, welche Europa erhielt, vertheilen sich in diesem Welttheil wie folgt:

Deutschland (als Hauptconsument) empfing	44,771,452	Yards
Portugal und die Azoren	31,591,500	„
Italien, Sardinien und Sicilien	24,826,975	„
Holland	20,991,351	„
Gibraltar	12,289,041	„
Triest, Venedig und die östreichischen Staaten	9,254,563	„
Malta und die ionischen Inseln	3,982,155	„
Belgien	3,075,360	„
Rußland	2,127,312	„
Frankreich	2,120,958	„
Spanien	899,135	„
Schweden und Norwegen	426,336	„
Preußen für die Ostseeprovinzen	372,438	„
Dänemark	150,901	„
Summa:	156,859,477	Yards.

Nach Villeneuve-Bargemont's Berechnung zählt Europa bei einer Bevölkerung von 226,445,200 Seelen, 10,897,333 Arme; davon zählt England allein 3,900,000, ein Sechstheil seiner ganzen Bevölkerung. In Deutschland gibt es nur 630,000 Arme, in Italien 750,000, in Portugal 141,000; in Frankreich finden sich unter einer Bevölkerung von 32 Millionen 1,600,000 Arme.

Zwei Bienenarten pflegen ihre Nester in leere Schneckenhäuser zu bauen, und zwar in die Häuser der Garten- und Waldschnecken. Die erstere Gattung verklebt die Öffnung der Schnecke durch eine Art von Deckel, den das Insekt durch einen klebrigen Saft sehr geschickt zu verkitten weiß. Hinter diesen Deckel befindet sich die mit Honig gefüllte Höhlung, in deren Mitte sich die Larve der Biene zeigt. Ist das Schneckenhaus von größerm Umfange, so finden sich darin auch noch zehn bis zwölf und mehre papierartige Zellen. Die zweite Bienenart, welche den Namen Bicolor führt, baut vorzugsweise in das Gehäuse der Waldschnecke (Helix nemoralis) und bildet sich zuerst mehre aufeinanderfolgende Schichten aus kleinen Kalk- und Kieselbröckeln, in deren Hintergrund sich die Honigzellen mit der Larve befinden. Aus diesen Larven werden Nymphen, indem sie sich mit einer Art von Cocon umspinnen. Einige Larven metamorphosiren sich auch ohne den Proceß der Einspinnung und werden zu Gallfliegen, die man mit dem Namen eulophus asmiarum bezeichnet hat. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 211. —— 30. Juli 1837.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1836.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 210.)

42. Griseldis. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. Von Friedrich Halm. Wien, Gerold. 1837. Gr. 8. 1 Thlr.

Bekanntlich ist Boccaccio der Erfinder oder doch der erste Erzähler des Märchens von der demüthigen und frommen Griseldis. Er läßt sie die Gattin eines Marquis von Saluzzo sein und die Geschichte in den Zeiten der Lehnsherrschaft vorgehen, welche mehrfach als wesentliches Motiv des Vorganges hervortritt. Warum nun der Verf. dieses an sich trefflichen dramatischen Gedichts sich freiwillig dieser Motive beraubt, warum er die Geschichte in eine völlig märchenhafte Zeit zurückverlegt, warum er mit einem Wort aus dem Marquis von Saluzzo den nordbritischen Heros Percival und aus der Lehnsmannenumgebung den Hof König Arthur's macht, haben wir nicht einzusehen vermocht. Wol aber scheint uns, daß die ganze Fabel des Stücks dadurch etwas Falsches und Schielendes annehme, aus der Wirklichkeit in das Gebiet des Fabelhaften ohne Noth verschoben werde und in ihrer Motivlosigkeit viel von ihrer natürlichen Wirkung einbüße. Mußte die Fabel den Zwecken des Dichters gemäß reicher ausgestattet werden, als es in Boccaccio's höchst einfacher Erzählung der Fall ist, brauchte der Verf. einen Hof, eine Königin Ginevra u. dgl. mehr, so war, dünkt uns, dies Alles auch auf dem Gebiet zu finden, das Boccaccio dafür andeutet, und nebenher gaben die Lehnsmannen einen viel kräftigern Hintergrund für Zeit und Sitte her, als wir ihn jetzt irgendwo erblicken. Ja, die Königin mit ihren Geistesspielen, der Hof Arthur's, die Tafelrunde scheinen uns als Träger solcher Sitten, wie der Verf. sie malt, gar übel gewählt, und zuweilen möchten wir uns weit eher an den geisthaschenden und witzigen Hof Ludwig XIV. oder der Königin Christine versetzt glauben, als in den Heldenkreis der Tafelrunde. Wie schlecht aber alsdann wieder die Wildheit der Sitte, die Wüste, der Köhler und all dergleichen weiter zu dieser geistigen Politur passen, das braucht nicht erst gesagt zu werden.

So hat der Verf. unserer Überzeugung nach durch Veränderung der ursprünglichen Scene sich und seinem Stücke nur geschadet, und was er dadurch gewinnt, war auf andere Weise zu gewinnen. Wir haben dies Stück, das unstreitig zu den bedeutendsten Erscheinungen des Jahres gehört, mehrmals gut darstellen sehen, und es ist nicht zu leugnen, daß es an Gedanken wie an dramatischen Effecten reich ist. Das veränderte Terrain einmal zugegeben, fehlt es auch nicht an Motiven, und die poetische Gerechtigkeit wird durch die Schicksale Percival's und der Ginevra vollkommen befriedigt. Nichtsdestoweniger weht uns in dem ganzen Drama etwas Appretirtes, etwas Gemachtes und Willkürliches an, das uns im Genuß seiner unleugbaren Schönheiten stört. Die Charaktere, um mit einem Worte es auszusprechen, sind für die Begebenheit vorbereitet; die Begebenheit ist nicht Frucht der Charaktere, sondern diese sind um jener willen da. Mehr oder minder wird dies immer bei allegorisirenden Gegenständen der Fall sein; aber es ist hier mehr der Fall, als es sein sollte, ja als es nöthig wäre.

Von Talent hat der Verf. siegreiche Proben gegeben; aber ein wahrhaft genialer Dichter hätte die Sache doch noch ganz anders gefaßt. Dagegen soll nicht verkannt werden, daß ein weniger talentvoller Dichter in diesem Stoffe schwer verirrt sein würde. Etwas z. B., das einem geringern Talente als dem des Verf. gewiß begegnet wäre und wofür er sich weislich hütet, ist, daß er sein Drama nicht in Sentimentalität, sondern mit einem kräftigen und beinahe unerwarteten Schluß enden läßt. Zehn andere Poeten hätten Griseldis weich werden und verzeihen lassen; der Verf. aber sah ein, daß ein solcher Charakter auch bis zum Schluß hin kräftig sein müsse. Sie erkannt, daß Percival sie nie geliebt:

> Denn nur um Liebe gibt sich Liebe hin,

und von dem Augenblick, wo sie durchblickt, daß Alles nur Täuschung, ein Fastnachtspiel war, ihren Werth zu prüfen, entsagt sie ihrer Liebe und stößt den Versucher zurück. Liebe duldet, aber sie läßt nicht den Fuß höhnisch auf ihren Nacken setzen.

Dieser einzige Zug würde uns genügen, den Werth des Stücks, das seltene Talent des Verf. zu beweisen, spräche auch nicht schon die feine Anlage des Ganzen, die schöne, gedanken- und bilderreiche Diction, die besonnene und treffliche Führung der Fabel, der Reichthum an wohlgezeichneten Charakteren — Alles dies freilich unter den oben gegebenen Beschränkungen — ein entschiedenes Talent aus.

Der Gedanke des Ganzen, oder vielmehr die beiden Gedanken, daß Macht und Glanz das Knie beugen müssen vor der Größe der Tugend, und daß Liebe Alles trage, jedes Opfer über sich nehme und doch die Siegerin bleibe, diese beiden Ideen sind in Ginevra und Griseldis schön zur Darstellung gekommen. Das ganze Drama aber ist in so reinen und schönen Versen geschrieben, daß selbst Raupach wol mehr Kunst, aber nicht mehr Wahrheit und Natur zu bewundern gibt. Der Leser mag dies an einer Probe aus der Schlußscene selbst erkennen. Griseldis hat die Täuschung durchschaut. O, ruft sie dem reuigen Percival zu:

O Percival! Mein Blick sucht dich mit Thränen,
Die Lippe bebt, die dich begrüßen soll.
Doch sprechen muß ich, denn es muß entschieden,
Klar muß es sein: in Klarheit wohnt der Frieden!
Mein Herz war dein, du hast es nie verstanden;
Es brach in deiner Hand! — Du konntest spielen
Mit seiner reinen Glut — du konntest prahlen
Mit seiner Treue, seinem Opfermuth!
Du hast mich nie geliebt! — Dahin geschwunden
Ist meines Lebens frohbeglückter Wahn,
In Trümmer ist mein Paradies gesunken
Und eine Wüste starrt mich freudlos an.

Ich kann nicht mit dir gehen, Hand in Hand,
Wenn Herz vom Herzen nüchtern sich gewandt,
Ich kann nicht, Percival. Es hängt mein Leben,
Die Achtung meiner selbst, mein letztes Streben
An meiner Träume göttergleichem Bild,
An deinem Bild! — O laß es mich bewahren,
Wie's hell und funkelnd meine Seele füllt.

Auch das ist weise und besonnen, daß der Verf. Griseldis nicht ohne alle Schuld erscheinen läßt, und daß sie sich vorwerfen muß, über ihrer Liebe, die zum „harten, thränenreichen Spiel" wurde, ihres Vaters und der Demuth vergessen zu haben. Solche Motive — wenn wir auch nicht mit Göthe glauben mögen, daß Motive die ganze Poesie seien — beweisen doch für die Einsicht des Dichters in die wahre Aufgabe der tragischen Kunst und geben zu der Erwartung Anlaß, daß ihm das Vollendetere noch gelingen werde. „Griseldis" ist jedenfalls ein Anfang von seltenem Glanz, und es müßte uns Alles täuschen, oder hinter dieser ersten Knospe sproßt ein ganzer blühender Strauß von Dramen, wie der heutige Standpunkt der dramatischen Kunst sie nur hervorbringen kann. Der Dichter ist, so viel man weiß, ein Östreicher, und was wir vorhin von den Traditionen der classischen Tragödie äußerten, die sich im Osten Deutschlands lebendig erhalten hätten, findet eine neue Bestätigung in diesem fein ersonnenen und nach classischen Vorbildern ausgeführten dramatischen Gedicht.

43. Die Eroberung der Burgen am Neujahrstage 1308. Ein vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Von einem eidgenössischen Freund der Freiheit und des Vaterlandes. Aarau, Sauerländer. 1837. Gr. 12. 16 Gr.

Der Verf. scheint sich nach seinem Titel selbst zu bescheiden, daß sein Drama kein deutsches, sondern ein schweizerisches ist; da dieser Titel nur allenfalls in der Schweiz sogleich zu verstehen, im übrigen Deutschland aber unverständlich ist. Er scheut es ferner nicht, sich dreist genug neben Schiller zu stellen und auf das Urtheil von Kennern zu provociren, ob der „Wilhelm Tell" oder seine „Eroberung" mehr werth seien; bei welchem Anlaß er denn gegen Schiller eine Menge unerheblicher Rügen erhebt. Der gute „eidgenössische Freund" vergaß eben, daß Schiller eine Tragödie für Deutsche, nicht eine schweizerische Chronik in dramatischer Form geschrieben hat, daß Schiller die Poesie, er aber seine Chronikenweisheit im Auge hatte.

Wir wollen seinem Stücke, in dem er nicht weniger als 89 Personen consumirt, seinen chronikalischen Werth gern lassen, er hat darin an Schiller gewiß keinen Nebenbuhler. Als Drama jedoch und unter dem Gesichtspunkt der ästhetischen Foderungen des dramatischen Kunstwerks hat seine Arbeit nicht den mindesten Werth. In diesen losen Scenen voll historischer Treue und voll schweizerischem Patriotismus zeigt sich auch nicht eine Spur von einem dramatischen Gedanken, wol aber ein seltsames Ungeschick in Behandlung der Sprache. Helvetismen ohne Zahl und eine Flut von Trivialitäten aller Art. Dennoch ist unsere Kritik zu schonend und gerecht, als daß wir dieser Arbeit allen Werth absprechen dürften. Der Verf. ist kein dramatischer Dichter, aber er ist ein guter Kenner der historischen Zustände seines Landes, ein guter Erforscher der Urgeschichte der schweizer Landschaften, z. B. in der Scene S. 40, mit welcher sich Andacher in das Schloß einführt, und ein guter Sittenmaler seiner Heimat. Darauf stützt er denn auch seine kühne Rivalität mit dem „Tell" und seine Rügen gegen ihn. Was ihm dagegen ganz abgeht, ist dramatische Durchbildung und die Sprache, welche das Drama fodert, und wahrhaft ergötzlich sind daher z. B. die sieben Toaste, womit er sein Drama schließt:

Rufdermaur.
Und alle Jene sollen ewig blühen,
Die, wie mein Vreneli, in Unschuld glühen.

Winkelried.
Und wie mein Anneli so liebvoll ziehen (?!).

Fürst.
So sollen leben alle jene Knaben,
Die solchen Muth wie unser Wätli haben....

Herlobig.
Es leb' vor Allem, meine theuern Brüder,
Mit unserm Bund die liebe Freiheit wieder!

Hier sprechen wir Amen! und eilen von dannen.

44. Roderich, der letzte König der Westgothen. Historisches Drama in fünf Aufzügen. Von Wenzeslaw Bielawsky. Breslau, Friedländer. 1837. Gr. 8. 12 Gr.

Gutgemeint und schwach wie der vorhergehende ist auch dieser dramatische Versuch. Das Stück, dessen Inhalt wir ohne Weiteres als bekannt voraussetzen, ist in breiter, undramatischer und reizloser Prosa geschrieben und enthält mehr als eine Lächerlichkeit. Inzwischen ist in dem Ganzen doch mehr Halt und Verknüpfung anzutreffen als in den lose flatternden Scenen des vorhergehenden Stücks, und dies rechtfertigt uns, wenn wir es mit dem vorigen im relativen Verdienst etwa gleichstellen. Es gibt jedoch keine Gattung der Poesie, in der das Reinsprachliche von so entschiedenem Gewicht ist wie im Drama, das sich unmittelbar an den Eindruck wendet, den wir empfangen sollen. Die dramatische Diction verlangt daher auch eine ganz besondere Cultur. Junge Poeten, die sich in andern Gebieten mit Glück versucht haben, sind nur allzu geneigt, dies theils zu versäumen, theils zu vergessen; man kann daher nicht oft genug daran erinnern, daß die dramatische Diction an Natur und Kunst gleiche Ansprüche macht, und daß die Kunst des Dialogs eine ganz eigenthümliche ist, in der wir von Franzosen und Italienern noch unendlich viel zu lernen haben.

45. Hassan. Ein dramatisches Märchen von Otto v. d. Weiden. Dortmund, Krüger. 1836. 8. 16 Gr.

Jugendlicher Übermuth, dem es an einer poetischen Unterlage nicht fehlt, hat dies ergötzliche und wohlgelungene Drama dictirt. An das Märchen vom liederlichen Hassan, der den Khalifen bewirthet, und von ihm schlafend in seine Stelle gesetzt, nach einem eintägigen Regiment aber wieder in seine Armuth zurückgestoßen, darüber wahnsinnig und endlich wieder geheilt und glücklich wird, knüpft der Verfasser seine Satire gegen allerhand heutige Verhältnisse, gegen die Wuth der Orden, die pietistische Heuchelei, die frankfurter Untersuchungen, Semilasso, die Presse, die reisenden Engländer u. dgl. mehr. Die Satire ist stellenweis scharf, aber nicht hämisch, vielmehr gutmüthig und aufgeklärt; sie gehört der seltenen Gattung der Satire an, die gefällt und zu gefallen ein Recht hat. In seiner Sphäre bewegt sich der Verf. mit großer Leichtigkeit, läßt Vers und Prosa geschickt wechseln und zeigt in Erfindung, Zeichnung der Charaktere und im Episodischen poetische Anlage, Gewandtheit und Sprachvermögen. Sein Geschmack nur könnte und sollte geläuterter auftreten. Des Pseudokhalifen angestrengte Arbeit (S. 67) überschreitet weit die Schranken des Erlaubten und zeigt, wo Talent und Keckheit sich selbst Grenzen zu stecken haben. Ein Scherz, von dem wir uns miswillig abwenden, wird zu einem ernsthaften Fehler. Doch wir stellen dies auf Rechnung des Jugendübermuthes und erwarten einstweilen, ob der junge Märchendichter nicht auch ohne Geschmacklosigkeit ein Poet sein könne. Inzwischen rechnen wir auch das zu den bedenklichen Sprüngen seiner Laune, daß er seinem Märchen Citate aus Luther oder modernen Dichtern einwebt, und hätten in dem Ganzen doch lieber das Colorit Gozzi's, der dergleichen Zerfallenheiten nie begeht, gefunden. Im dramatischen Märchen ist dieser Dichter überhaupt, wie schon Tieck bezeugt, ein unerreichtes Muster.

In den lyrischen Episoden der sieben Mädchen (S. 71 fg.) spricht sich eine andere Gattung von Talent aus, und wir glauben nicht zu fehlen, wenn wir es als ein achtbares und echtes bezeichnen. Auf jeden Fall ist dieser Versuch ergötzlich, originell und wiegt uns einen ganzen Cyklus von mittelmäßigen historischen Dramen auf. Wir laden den Verf. daher auch zur

Fortsetzung seiner Bestrebungen ein, nicht ohne eine wohlgemeinte Warnung jedoch gegen sich selbst und den schrankenlosen Muthwillen, der seine unverkennbare poetische Anlage zu charakterisiren scheint. Es wäre wahrlich schade, wenn dieser Kitzel, der durch die Richtung auf das Hohe und Edle bezwungen werden muß, des Verfassers Herr würde.

46. Friedrich Barbarossa. Drama von Ludwig Kossak. Berlin, Martins u. Comp. 1836. 8. 18 Gr.

Wir meinen von diesem Drama nichts Besseres sagen zu können, als daß es den Vergleich mit Raupach's Hohenstaufentragödien gut verträgt. Das blutige Schicksal Mailands, der Kampf und die Versöhnung des großen Kaisers mit seinem Todfeind, Heinrich dem Löwen, welchen Großmuth besiegt, ist hier so reich, so schön, so in die Seele dringend geschildert, daß wir dem Verf. zu andern Zeiten ohne Bedenken einen Dichterkranz decretirt haben würden. Heute hält dies schwerer, und wir müssen uns beinahe auf ein trockenes Lob von Anlage, Zeichnung und Sprache beschränken, da die Dichterkränze vergriffen sind. Was an dem Stück und seinem Verf. ist, lehrt dem urtheilsfähigen Leser eine einzige Probe, und wo wir können, geben wir daher lieber eine solche als eine lange Analyse. Die Scene eröffnet ein Gespräch zwischen dem alten Guintellini, dem Feldherrn der Mailänder, nach der Niederlage, und seinem Sohn. Mailand, ruft dieser dem hoffnungslosen Vater zu:

Mailand soll
Aus seinem Grabe leuchtend auferstehn.

Diese Deutschen, was lockt sie her zu uns, zu uns, die Gott
Von ihnen durch ein Hochgebirge trennte?
Durch tiefe Wegscheid mächt'ger Alpenwasser.
Durch andre Bräuche, Sitten und Gesetze,
Ja, durch der Zunge und des Herzens Trachten!
Sie dürfen sich hier keine Heimat bauen:
Eh' stürzen sich des Meers und der Vulkane
Seit Ewigkeit befehdete Gewalten
Versöhnt und fromm in ein gemeinsam Bett,
Eh' sich der Feuerstrom in unsern Adern
Mit ihres Blutes starrer Kälte mischt.

Der Vater.
Den Tag der Freiheit werd' ich nicht mehr sehn!

Der Sohn.
So kränz' ich mit dem Lorber Euern Sarg u. s. w.

Das ist die Sprache des Dramas, nach der wir so oft Begehren tragen. Will man mehr? Im zweiten Act legen die Abgeordneten der lombardischen Städte ihre Klagen gegen das deutsche Regiment vor uns hin:

Brescia.
Besäßen wir des Weibes schnelle Zunge,
Des Alters Unermüdlichkeit im Schwatzen,
Den feigen Sinn von beiden — o dann thürmten
Wir klagend all die Noth vor Euer Ohr.

Cremona.
Erpreßte man nur Geld — zu tragen wär's;
Allein, was allen Menschen ist gemein,
Die wimmelnden Bewohner tiefer Wasser,
Der zarten Luft leicht-träumendes Geschlecht,
Hellblickend Wild in grüner Waldesnacht
Entreißen sie den Dürftigsten der Menschen.
Den dritten Theil der Beute muß der Fischer
Zu seinem Zwingherrn tragen, und den Jägern,
Den armen Vogelstellern, die mit Noth,
Im Kampf der Elemente wenig schlafend,
Ein einsam Leben fristen, nimmt man hart
Die karge Beute . . .

Hier sind die schöngewählten, charaktervollen Beiworte Proben dichterischen Talents.

Schön und bilderreich ist auch Heinrich's des Löwen Monolog im fünften Act, als er in Stade belagert, besiegt, hülflos, mit gebrochener Kraft, nur in Friedrich's Großmuth sein Heil findet. Er überliefert sich in Friedrich's Hand:

Fragt nicht — vernichtet mich in Eurem Grimm:

ruft er. Aber der edle Sieger beugt sich zu ihm:

Da ich dich stehen seh — so ganz allein,
Verlassen von der Welt — scheint dein Geschick
Mit einem bittern Vorwurf mich zu treffen.
Beinahe däucht es mir, ich hätte Unrecht
An dir gethan! Steh auf, Heinrich von Sachsen!
Dich fällt' ein Höherer! Hier hebe ich
Die Hand empor! Dies hab' ich nicht vollbracht!
Du hast mich überwunden! — . . .
Laß dich umarmen, Alles sei vergessen!

Und die Pilgerfahrt nach Compostella, welche Heinrich, der Zug nach Jerusalem, den Friedrich unternimmt, schließt das Drama. Wir besitzen an ihm ein treffliches Bühnenstück mehr zur Verherrlichung der herrlichsten Epochen der deutschen Geschichte, eine Arbeit von so trefflicher Form, an Vorzügen aller Art so reich, daß wir die Ungunst der Zeiten nur bedauern können, die sie zu einer schnell vorübergehenden, einfluß- und eindrucklosen Erscheinung herabzwingen. Fürwahr, es gehört ein bewunderungswürdiger Muth dazu, mit dem Gefühl innern Vermögens noch Kraft und Zeit an solche beinahe hoffnungslose Studien zu verwenden. Möge der achtbare Verfasser diesen Muth behaupten! Das ist Alles, was wir zu seiner Ermunterung zu sagen wissen.

(Der Beschluß folgt.)

Histoire du pape Pie VII, par M. le chevalier *Artaud*.

(Beschluß aus Nr. 210.)

Unter ganz verschiedenen Auspicien fand, wie man weiß, Pius VII. zweite Reise nach Frankreich statt. Ihr aber ging dessen Gefangennehmung zu Rom voran. Über diesen Gewaltstreich erzählt uns Hr. Artaud mehre Nebenumstände, die als besonders charakteristisch von Interesse sind. So hatte General Miollis, der bekanntlich mit der Ausführung der deshalb erlassenen kaiserlichen Befehle beauftragt war, sich zu dem Behufe auch noch der Mitwirkung einer gewissen Anzahl Sbirren, entlassener Sträflinge und andern Gesindels zu versichern für gut befunden, die nöthigenfalls als „römisches Volk" bei jenem Acte zu figuriren hatten. Diese Leute aber hatten den General dabei so gut unterstützt, daß mehre Diebstähle von ihnen in dem päpstlichen Palast begangen wurden. Nachdem nun der gedachte Act zur großen Zufriedenheit Derjenigen, die ihn anbefohlen und ausgeführt hatten, beendigt worden war, sagte der General zu seinen Offizieren ganz kaltblütig: „Jetzt, meine Herren, entlassen Sie diese Canaille." Späterhin noch mußte Mancher davon todtgeschossen, gehenkt oder auf die Galeeren geschickt werden, weil sich unter ihnen vorwitzige Schwätzer befanden, die das gegen sie beobachtete Verhalten für höchst unzart hielten. Auch auf dieser Zwangsreise war Pius VII. Gegenstand einer an Anbetung grenzenden Verehrung. So namentlich zu Nizza, das damals zu Frankreich gehörte. „Hier", sagt H. A., „war Alles zu seinem feierlichen Empfange vorbereitet.... Die Geistlichen waren in priesterliches Gewand gekleidet, die Adeligen trugen ihre Decorationen, 10,000 Personen lagen auf den Knien in tiefster Stille. Der Papst, dem eine so glänzende Huldigung eine gewisse Stärke gab, trat, seine Wachen zurückweisend, allein, mit einem Ausdruck in seiner Haltung vor, der vielleicht nicht frei von einigem Stolze war. Die Straßen der Stadt Nizza waren mit Blumen bestreut und alle Häuser, so lange der Papst daselbst verweilte, festlich beleuchtet. Nachts sang man heilige Hymnen in der Nähe des Hauses, das Se. Heiligkeit bewohnte. Der Befehlshaber der Bedeckung traf Anstalten, eine minder besuchte Straße durch das Gebirge einzuschlagen. Eine Dame verfiel auf den sinnreichen Gedanken, diese Straße am Abende beleuchten und zu dem Ende

Digitized by Google

kleine Lampen an den Bäumen aufhängen zu lassen. Dieses Beispiel wurde längs der Abdachung des Ponent auf Veranstaltung frommer Personen und selbst der Municipalbehörden befolgt."

Man kennt die Motive der harten Behandlung, die der Papst erfuhr, von dem man, zu Savona gefangen gehalten, nicht nur seine ergebensten Diener entfernte, sondern dessen Papiere und Gebetbücher man sogar mit Beschlag belegte. Zu der nämlichen Epoche berief Napoleon ein geistliches Comité zusammen, wo die Cardinäle Fesch und Maury und Hr. de Pradt, Erzbischof zu Mecheln, Hauptrollen spielten. So gefügig indessen sich diese Kirchenfürsten gegen den Willen des Kaisers bewiesen, wagte es gleichwol ein bloßer Priester, Abbé Emery, den Stolz des gewaltigen Herrschers durch seine bewunderungswürdige Einfachheit zu beschämen. Von diesem mit einem Blicke befragt, der Unterwürfigkeit zu gebieten schien, was er von der Autorität des Papstes halte, antwortete ihm derselbe mit Ruhe und Sanftmuth: „Sire, ich kann über diesen Punkt keine andere Meinung haben als die, welche in dem Katechismus enthalten ist, der auf Ihren Befehl in allen Kirchen gelehrt wird. In diesem aber steht auf die Frage: Was ist der Papst? die Antwort: Er ist das Haupt der Kirche, der Stellvertreter Jesu Christi, dem alle Christen Gehorsam schuldig sind." Napoleon, von dieser Antwort betroffen, ging zu einer andern Frage über. „Ich bestreite nicht die geistliche Macht des Papstes, weil er sie von Jesu Christo erhalten", sagte er, aber Jesus Christus hat ihm keine weltliche Macht ertheilt; diese verlieh ihm Karl der Große, und ich, Nachfolger Karl's des Großen, will sie ihm entziehen, weil er solche nicht zu gebrauchen versteht und sie ihn hindert, seine geistlichen Berufsgeschäfte zu verrichten." Hr. Emery wandte dagegen die Stelle aus Bossuet's „Vertheidigung der Erklärung von der Geistlichkeit" ein, wo es heißt: „Man hat dem apostolischen Stuhle die Souverainetät über die Stadt Rom und andere Besitzungen eingeräumt, damit derselbe freier und fester seine Gewalt auf dem Erdkreise ausüben könne. Nicht nur dem apostolischen Stuhle, sondern auch noch der allgemeinen Kirche wünschen wir deshalb Glück, und wir beten zu Gott von ganzem Herzen, daß dieser geheiligte Principat auf jede Weise unversehrt und unangetastet bleibe." Napoleon faßte sich und antwortete ziemlich sanft: „Das war Alles ganz richtig zur Zeit Bossuet's, wo Europa mehre Gebieter anerkannte; damals wäre es unpassend gewesen, daß der Papst irgend einem besondern Souverain hätte unterthänig sein sollen. Aber welche Unzuständigkeit ist es denn, daß derselbe heute mir unterthänig ist, wo Europa keinen andern Gebieter als mich allein kennt." „Sire", erwiderte der Abbé Emery, „Sie kennen so wohl als ich die Geschichte der Revolutionen: was heute besteht, kann aufhören zu bestehen. Die von Bossuet vorhergesehenen Unzuständigkeiten können ihrerseits wieder zum Vorschein kommen. Man darf demnach eine so weise eingeführte Ordnung nicht ändern." Dieser edle Freimuth gebot für einen Augenblick Napoleon Achtung, so daß er am Tage nach dieser Sitzung dem Cardinal Fesch, der über geistliche Angelegenheiten sprechen wollte, Stillschweigen gebot, ihn einen Unwissenden nannte, bemerkend, er wolle sich nur mit Hr. Emery, der Theologie verstehe, unterhalten. Indessen war diese Stimmung des Kaisers nur von kurzer Dauer. Selbst das von Savona aus erlassene päpstliche Breve, wodurch im Wesentlichen die Beschlüsse des von Napoleon zusammenberufenen französisch-italienischen Concils genehmigt wurden, vermochte ihn nicht zu befriedigen, weil es die Clausel enthielt, es sei die römische Kirche Mutter und Herrin aller andern Kirchen, und der Metropolitan habe bei Bestätigung eines Bischofs zu erklären, es sei die Einsetzung im Namen des Papstes ertheilt worden. Es ward demnach dieses Breve verworfen und der Papst von Savona nach Fontainebleau versetzt, wo er endlich, durch Krankheit geschwächt und von dem Kaiser ergebenen Cardinälen und Bischöfen umlagert, jene Acte unterzeichnete, die unter dem Namen des Concordats von Fontainebleau bekannt ist, und wodurch, wie Hr. A. bemerkt, das Erbtheil und die Rechte der Kirche dem Inhaber des Thrones von Frankreich preisgegeben wurden. Jedoch war der Triumph dieses Letztern nur von ephemerer Dauer, da bald darauf Pius VII., dem man mehre der seither verbannten Cardinäle zurückgegeben hatte, von diesen aufs Neue zum Widerstande ermuthigt, jenen berühmten Brief an den Kaiser schrieb, worin er, sich selber demüthigend, unter Anderm sagte: „Da wir unsere Schrift als übel gethan anerkennen, so bekennen wir solche als übel gethan und wünschen mit der Hülfe des Herrn, daß dieselbe für null und nichtig erklärt werde, damit daraus keinerlei Nachtheil für die Kirche und keinerlei Schade für unser Seelenheil entstehe." In einer Allocution vom 24. März 1815 bestätigte der Papst diesen Schritt, was den Kaiser in der nächstfolgenden Sitzung des Staatsraths zu der Äußerung veranlaßte: „Lasse ich nicht den Kopf von den Schultern einiger jener Priester von Fontainebleau springen, so wird man niemals mit den Sachen aufs Reine kommen."

Um nicht zu weitläufig zu werden, brechen wir hier unsere Auszüge ab, denen wir schließlich nur noch einige flüchtige Bemerkungen über den in diesem Geschichtswerke waltenden Geist beifügen wollen. Hr. A. ist kein ganz unparteiischer Geschichtschreiber; er äußert vielmehr bei allen Vorkommnissen eine ganz besondere Vorliebe für Rom und Alles, was diese alte Weltstadt betrifft. Mit sichtlichem Wohlbehagen beschreibt er die dortigen Feste und religiösen Feierlichkeiten, und die Erbauung, mit welcher die französischen Offiziere vom Papste geweihete Rosenkränze hinnahmen, entzückt ihn aufs höchste. Ebenso ist er ein unbedingter Verehrer des heiligen Vaters selber, von dem er nur ungern etwas minder Günstiges sagt. Auch Hr. Cacault, sein Gesandter, den er einen gebesserten Republikaner nennt, wird von ihm vielleicht über Verdienst erhoben. Endlich aber verfällt der Geschichtschreiber häufig in den Ton und die Manier des Memoirenschreibers, indem er zu viel von sich selber und den Eindrücken spricht, die die Ereignisse, denen er beiwohnte, auf ihn machten. Bei dem Allen gewährt dieses Buch ein vielfaches Interesse und wird vornehmlich in Betreff der Politik des römischen Hofes und der kirchlichen Angelegenheiten selbst von Staatsmännern und Gelehrten nicht, ohne ihnen Befriedigung zu gewähren, zur Hand genommen werden. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 212. —— 31. Juli 1837.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1836.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 211.)

47. Theater von Bauernfeld. Zweiter Band. Manheim, Hoff. 1837. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Bauernfeld hat von uns so oft eine laute, aus Überzeugung und Werthschätzung hervorgegangene Anerkennung zu vernehmen gehabt, daß wir, ohne von ihm oder seinen Freunden misdeutet zu werden, einmal ein Wort des Tadels gegen ihn laut werden lassen dürfen. „Auch Homer schlummert zuweilen", sagt Horaz; warum sollte nicht auch unser braver Bauernfeld Sachen schreiben, die eine strenge Selbstkritik lieber unterdrückte, um dem Guten und Trefflichen nichts von seinem Reiz zu rauben? Zu diesen Sachen rechnen wir das erste Stück dieses Bandes seines Theaters. „Helene", Charaktergemälde in vier Acten, ist ohne des Verf. gewöhnlichen Geist erfunden und ohne seine Kunst des Dialogs geschrieben. Es ist eine von den Arbeiten, die einen gewissen Aristokratismus der Kunst zu erkennen geben, den schlimmen Wahn bei einem Autor, als sei Alles, was er hervorbringe, gut genug für das Publicum. Der Himmel und der Musengott mögen Hrn. Bauernfeld vor diesem Wahne behüten; wir aber haben die Pflicht, bei Zeiten davor zu warnen. Das Stück ist ohne die mindeste Luft, ohne alle Bemühung aus den allergewöhnlichsten Elementen, aus den trivialsten Bühnengestalten zusammengetragen, und kein, auch nicht der geringste Versuch zu Neuheit, Eigenthümlichkeit, Reiz u. dgl. mehr begegnet uns in ihm. Die Erfindung ist null, eine Intrigue existirt gar nicht, und der Gedanke, daß ein Mädchen von ihren Freiern verlassen werde, wenn der reichgeglaubte Vater plötzlich bankrott macht, ist wol einer der allgemeinsten in der Welt. Dieselbe Trivialität klebt den Charakteren an; Helene selbst ist das allergewöhnlichste Wesen, und die übrigen Gestalten sind ad nauseam usque in Romanen und Dramen dagewesen.

Wie kommt Bauernfeld zu dieser Arbeit? Ein Jugendwerk ist sie nicht. Sie ist dazu beiweitem zu matt und zu flach, und es ist undenkbar, daß aus solchen Knospen eine später so erfreuliche Blüte hervorgehe. Die Jugend eines Dichters führt irre, aber sie kann nicht trivial sein. Ist es ein Werk der Ermattung? Das verhüte Apollo! Kurz, wir sind irre geworden an diesem Werke kritischen Ärgernisses. Zum Glück und zu unserer eignen Beruhigung gibt der Verf. in dem zweiten Stück dieses Bandes: „Der Zauberdrache", Lustspiel in fünf Acten, jedoch den Beweis, daß er noch der Alte ist; der Lustspieldichter nämlich voll erfreulichster Laune, der Weltbeobachter voll echten Humors, der Mann voll Geschmack und in den Kunstformen wohl bewandert. Dies ergötzliche Lustspiel söhnt uns mit ihm aus, und wir halten unsern Preis um so weniger zurück, je besorgter uns das vorhergehende Stück um seine Vertheilung machte. Zwar gehört „Der Zauberdrache" nicht eben in das Gebiet des feinen Lustspiels oder des Conversationsstücks, in dem der Verf. bisjetzt seinen Ruhm gewonnen hat, und geht mehr — stellenweis sogar sehr in das Gebiet der Caricatur — in das der Posse über; inzwischen ist auch hier Geist und Geschmack unverkennbar, und der Dichter muß bisweilen das Kleid, den Stoff und die Form wechseln, um sich vor Monotonie zu bewahren. Wir tadeln daher nicht, daß er zur Abwechselung einmal niedriger greife, als es seine Natur ist, schon um des Vergnügens willen, das wir an seiner Wiedererhebung finden werden. Auch Shakspeare schrieb neben „Hamlet" und „Lear" seine „Lustigen Weiber" und blieb auch in dieser Posse Shakspeare.

Die launigen Einfälle, die Fülle von Wortwitz und Witzworten in dem „Zauberdrachen" können der Wirkung nicht verfehlen, wenigstens haben wir uns ihrer herzlich erfreut. Die ernste Seite des Stücks aber fällt wieder mit dem Gedanken zusammen, daß das Geld den Bräutigam mache. Dieser Gedanke scheint uns etwas verbraucht und sollte in keinem guten Lustspiele mehr sich breit machen; er ist nur als Episode, als Nebenmotiv noch zu verwenden.

Wir bitten schließlich den Verfasser, an seinem Styl festzuhalten und den Dialog nicht allzu sehr in kleine Stücke zu zerbrechen. Nichts ist undramatischer als lange Reden; aber nichts ist unkünstlerischer als ein in einzelne Worte zerrissener Dialog.

48. Die Hohenstaufen, ein Cyklus historischer Dramen von E. Raupach. Dritter und vierter Band. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1837. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Mit Raupach begannen wir unsere Übersicht, und mit Raupach schließen wir sie. Wollte Jemand daraus folgern, daß Raupach am Ende doch Alpha und Omega unserer heutigen deutschen Dramaturgie sei, so haben wir eben nichts dagegen. Denn in der That, welche andere Bestrebung in diesem Gebiete zeigt uns die Mannichfaltigkeit, die Gewandtheit, das Geschick dieses erfindungsreichen Geistes, dem die dramatische Formgebung mitgeboren zu sein scheint, und der beim heutigen Stande der Sachen etwas Neues und Hervorstechendes zeigt, er mag sich im Drama wenden, wohin er will. Märchen, Tragödie, sentimentales Schauspiel, Lustspiel und Posse, alle diese Gattungen weisen ausgezeichnete Arbeiten von ihm nach; und wäre er kein Feind der Musik, er würde auch in der Oper das Musterhafte darstellen, in der Oper, die Göthe für die höchste Gattung galt, der sich den „Faust" als Oper zu denken liebte. Wir haben es schon ausgesprochen: Raupach ist in unserer Zeit der Dramatiker κατ' ἐξοχην, und wenn auch mancherlei ihn besonders begünstigende Umstände zusammenkommen mochten, sein Talent in das rechte Licht zu stellen und es auch äußerlich zu fördern, so ist das Talent doch unbestreitbar und seine Macht von der Art, daß es auch aus ungünstigen Umständen sich die Bahn zum Licht gebrochen haben würde.

Nachhaltiger hat kein Stoff den Dichter beschäftigt als der in der Geschichte der Hohenstaufen. Der Stoff war es werth, und der Dichter hat sich damit ein bleibendes Denkmal gestiftet, ja selbst Diejenigen, welche in seiner Behandlung den ehe-

maligen Professor der Geschichte allzu sehr wiedererkennen wollen, werden nicht leugnen können, daß Raupach's „Hohenstaufen" neben Raumer's, von ihrem poetischen Inhalt abgesehen, auch noch ihren geschichtlichen Werth geltend machen. Die Geschichte, mit einem Wort, erzeugte das Drama; aber das Drama verklärte die Geschichte.

Es ist wahr, Raupach ist nicht Shakspeare; aber wenn er dem Unerreichbaren allerdings nachsteht, wer steht ihm gleich in dieser von ihm geschaffenen Gattung des historischen Schauspiels? Und warum sollte ein Dichter ein anderer Dichter sein? Die echte Poesie zwar ist die höchste Weisheit; aber wenn diese Weisheit im Wesentlichen bei Shakspeare auch nie fehlt, so wird sie doch in manchem Unwesentlichen vermißt, und hierin, wir scheuen uns nicht, es zu sagen, ist Raupach ihm selbst überlegen. Ist seine Poesie geringer, so ist sein ordnender Verstand der mächtigere. In diesem „König Heinrich VI. und die Welfen" z. B., welche glückliche Benutzung der Historie zu anziehendster Fabel und Gestaltung? Welche weise, wahre und wirkliche Charakteristik in Heinrich, in König Richard, in Philipp, in Constanze, in Irmengard, und doch so entsprechend dem dramatischen Bedürfniß, als wären alle diese Charaktere nur zu dramatischem Zwecke von einem talentvollen Kopf erfunden! Das ist der Triumph und zugleich der Prüfstein des historischen Dramas, das ist seine große und schwere Aufgabe, und darum nimmt es unter allen Gattungen der Poesie den höchsten Rang ein: in den historischen Charakteren und in den Thaten Das herauszuerkennen und darzustellen, was der ästhetischen Bedingung, was der Foderung und dem Gesetz der Kunst entspricht.

Die Begebenheit, Richard's Gefangenschaft, sein Proceß vor den versammelten Fürsten des Reichs, seine Befreiung; Heinrich's von Braunschweig geheime Liebe zu Agnes von der Pfalz, welche der große Rechner, Kaiser Heinrich VI., dem Könige von Frankreich als Braut zusagt und die von Irmengard, ihrer Mutter, kühn mit Heinrich, den sie liebt, vermählt wird; der Zorn des Kaisers hierüber und wie ihn Constanze, die Kaiserin, durch die Nachricht von Tancred's von Sicilien Tod beschwichtigt; endlich der Abschied des befreiten Richard — dies der Inhalt des Dramas. An Scenen von hoher dramatischer Wirkung steht es keinem der andern Dramen des Cyklus nach. Der Proceß König Richard's und nach ihm des Kaisers Erscheinen in Richard's Kerker Trifels, wo der Preis seiner Freiheit zwischen dem Kaiser und ihm ausgemacht wird, sind Scenen von hoher dramatischer Spannkraft. Nicht minder sind es die Auftritte zwischen Agnes, Heinrich und Irmengard im vierten Act, des Kaisers Zorn über die Vermählung, welche alle seine Plane kreuzt, und die Sühne, welche die kluge Kaiserin Constanze herbeiführt, die Verzeihung, welche sie, nur nach Apulien verlangend, für Heinrich von Braunschweig erwirkt, trotz des heftigen Kaisers Wort:

> Nur Untergang
> Löst würdig diesen Haß. Versöhnt der Jäger
> Sich mit dem Wolf? Mein Vater hat's gewollt —
> Er hat gelebt, ich lebe und will's nicht.

Die glücklichste Erfindung hätte dabei nicht zwei Charaktere von mehr drastischer Wirkung ins Spiel verflechten können als den rechnenden und immer rechnenden krämerhaften Kaiser Heinrich und den stets unbesonnenen, aber auch stets für Ehre begeisterten Richard,

> Der Reiterbube auf dem Thron,

wie ihn der Kaiser nennt, während Herzog Konrad mit ebenso vielem Grund von ihm sagt: „Er lacht und weinet nie, er liebt und hasset nicht — er rechnet nur", worauf Richard:

> Wißt ihr warum? Er trinkt den Wein mit Wasser,
> Und hat ein' alte Frau und ist ihr treu,
> Dabei verdorrt der Mensch bis auf den Kopf,
> Und der ist freilich nur ein Rechenmeister.

Als Merkwürdigkeiten wollen wir an diesem Drama bemerken, einmal daß keine humoristische Person darin vorkommt, und zweitens, daß wir einen fehlerhaften Vers darin entdeckt haben (S. 52):

> Er ist Vasall von Frankreich, also kann ihn rc.

Die Nachschlagsylbe „ihn" ist durchaus falsch und „kann ihn" kein weiblicher Ausgang, wofür es hier gelten muß.

„Kaiser Heinrich VI.", zweiter Theil, oder: „Heinrich's Tod", in fünf Aufzügen, setzt die Handlung des vorigen Dramas fast ohne Unterbrechung fort. Mit der Rüstung zum sicilischen Zuge fiel der Vorhang, und die neue Scene öffnet sich mit dem Eintritt in Messina und mit der Besitznahme Siciliens als Erbes Constanze's. Der Kaiser, den unerbittlichen Herrscher zeigend, unterwirft erst jeden Widerstand, nöthigt die Königin Sibylla und ihren Sohn Wilhelm aus ihrer letzten Zuflucht, dem Bergschloß Calata-Bellotta, herabzusteigen und krönt Constanzen als Herrin ihres Erbes. Dann beginnt die Umkehr: der Verrath der tieferniedrigten Sibylla zieht die Strafe auf ihres Sohnes Haupt herab, der geblendet wird. Diesem Frevel folgt der Bannspruch Roms, der Abfall aller Freunde und selbst Constanze's, der Kaiserin, die zu dem Tode ihres Gatten stimmt. Beim Abschied von ihr, die sein unbeugsamer Herrscherwille nach Deutschland sendet, trinkt Heinrich das Gift aus dem Abschiedsbecher und stirbt, die Fahne der Hohenstaufen schwingend und mit ihr sein Reich vertheilend. Er hat für die Majestät gelebt, diesen Lebenszielpunkt aller Hohenstaufen! Dieser reiche Stoff, fast allzu reich für den beschränkten Rahmen, in dem sich auf Shakspeare's Weise Ereigniß an Ereigniß drängt, ist mit großem Glück dramatisch ausgebeutet, und die kräftige Natur Kaiser Heinrich's, in dem der ganze Geist der Hohenstaufen noch einmal aufflammt, gibt dem Stücke Charakter, Spannkraft und hohe Bedeutung. Vorzüglich wirkungsvoll sind die Scenen, wo der Kaiser in der Gruft der Hauteville der Königin Sibylla begegnet, wo seine Strenge selbst Constanze's besserm Rath widersteht, wo der Frevel, an dem unmündigen Sohne Sibylla's verübt, seine Frucht trägt, und endlich wo er mitten unter den kühnsten Planen, die die prachtvolle Rede (S. 317):

> Gewißheit gab der Himmel mir,
> Daß ich der Größe Bau zum Gipfel führe,
> Denn stets gelungen ist, was ich gewollt —

andeutet, den Tod trinkt, den ihm Cellano und der Beichtvater Constanze's bereiten. Wie ein gewaltiger Stamm stürzt Heinrich hin und sein erschütternder Tod ist eine der größten Gestaltungen in dem ganzen Dramencyklus der Hohenstaufen.

Im „König Philipp", historisches Drama in fünf Aufzügen, und im „König Friedrich", gleichfalls in fünf Acten und einem Vorspiel, welche zusammen den vierten Band des Hohenstaufencyklus bilden, begegnet uns einige Ermattung. Es ist kein Wunder, das Größte ist erschöpft; die nach Heinrich's Tod beginnende Verwirrung sowol des Reichs wie des Rechts, die Erschöpfung der Kämpfer selbst, der mildere Charakter Philipp's, die von ihren hohen Ansprüchen selbst herabsteigende Kirche, welche sogar zur Inconsequenz in der Wahl Friedrich's führt, Alles dies läßt nach dem Anblicke der großen, gewaltigen, erschütternden und wahrhaft heroischen Charaktere und Scenen in den sechs vorangehenden Dramen kein recht lebhaftes Interesse mehr aufkommen. Der Ausgang aller Dinge, und auch der dieses weltgeschichtlichen Streites, ist Ermattung thätiger und gestaltender Kräfte. Im „König Philipp" ist daher die mit großer Schärfe gezeichnete Gestalt Otto's des Wittelsbachers beinahe die Hauptfigur. Der Dichter, der in dieser mächtigen Gestalt uns noch einmal sein volles Vermögen der Charakterbildung zeigt, folgt der historischen Überlieferung, welche Otto den Königsmord an Philipp wie im Wahnsinn vollziehen läßt. Die Verleumdung hat ihr Werk gethan, und Philipp, zum letzten Zuge gegen Otto von Braunschweig gerüstet, weilt scheidend im Kreise der Seinigen, als Otto von Wittelsbach eindringt, um sich zum Ritt nach Breslau zu verabschieden. Der König tadelt ihn leis, daß er zu unrechter Stunde gehen wolle, und Otto erwidert:

Ich bin gewiß zu rechter Stunde da,
Um diesen Streit mit einem Schlag zu enden.
Ich hab' ein neues Schwert dazu gekauft —
Er haut damit durch die Luft, und wie der König entgegnet:
Was soll das? In die Scheide mit dem Schwert,
Denn hier ist nicht der Ort . . . .
haut er ihn in den Hals mit den Worten:
Hier ist der Ort, Verräther zu bestrafen.

Die Vorbereitung zu dieser Scene ist ungemein zart und schön, und die Wirkung der blutigen That wird dadurch weit dramatischer, als wenn, wie in andern Bearbeitungen dieses Stoffes, Streit und eine Scene des Hasses und der Rachgier vorhergegangen wäre. Auch hierin zeigt sich wiederum, was Verständniß dramatischer Wirkungen bedeute. Gegenkönig Otto erbt nun das verwaiste Reich, und indem er sich mit Beatrix, König Philipp's Tochter, verlobt, scheint der Kampf der Guelfen und der Ghibellinen in ähnlicher Art wie der der rothen und der weißen Rose sich schlichten zu wollen.

Nichtsdestoweniger entflammt er sich noch einmal im „König Friedrich". Otto IV., der Kirche Werk, die mit ihm die Hohenstaufen bekämpfte, zerfällt mit seiner Mutter, und Heinrich VI. Sohn, Friedrich von Sicilien, erlangt den Segen der Kirche. Das Bewußtsein seiner Sünden raubt Otto alle Kraft des Widerstandes, und der „apulische Knabe" wird sein Überwinder. Die Schlacht von Bovines hat seinen Sieg entschieden, Otto stirbt im Wahnsinn, und Friedrich wird zu Aachen gekrönt, nachdem er der Kirche Treue und die Befreiung Jerusalems gelobt hat.

So schließt der große Kreislauf der Begebenheiten von Friedrich I. bis zu dem sicilischen Friedrich, mit dem ein zweiter Stamm der Hohenstaufen zum Segen für die Cultur und die Kunst Deutschlands nach langem blutigen Kampfe emporsteigt. Die große Idee von des Kaisers Pflicht und Beruf, welche in diesen Hohenstaufen wie verkörpert hervortritt, war es ohne Zweifel, der der Dichter die ausdauernde Begeisterung verdankte, ohne welche ein so reiches, selbständiges, an vielen Orten treffliches Kunstwerk, wie dieser Cyklus von acht großen Dramen ist, nicht zu beginnen war. Bewunderungswerth ist der reiche Quell von Poesie, der hier fließt, die Fülle von Gedanken, Bildern, schönen Situationen, gelungenen Charakterbildungen, historischen Verklärungen und zarten Schöpfungen der Phantasie in dieser in allem Betracht kühnen Arbeit; bewunderungswürdig aber auch, daß der Verf. diese große Arbeit vollendete, ohne daß wir in seiner übrigen Thätigkeit eigentlich eine Unterbrechung wahrnehmen. Wie leicht, wie reich, wie wahrhaft naturgemäß muß ihm die dramatische Rede zuströmen, wie eingeboren muß ihm diese Form sein!

Unsere Zeit aber ist undankbar, wenn sie diesem Cyklus von Dramen, als Ein Werk betrachtet, nicht zugesteht, daß die deutsche Literatur hohe Ehre davon habe, daß in ihr etwas Ähnliches noch nicht versucht sei, und daß wir an ihm eine der wenigen Hervorbringungen besitzen, die wir mit Recht den fremden Völkern gegenüber vaterländische nennen und als ein Nationalwerk bezeichnen können. 72.

Eine erste Schiene!*)

Berlin, 22. Juli 1837.

„Die erste Schiene ist gelegt!" so rief mein Freund mir athemlos über die Linden zu. „Nicht möglich, wir sind schon so oft getäuscht." „Diesmal ist es gewiß. X sagte es mir, der es von Y gehört. Wir können uns ja gleich hier bei Z erkundigen, der es doch wissen muß." Z ist ein Mann, der das allerdings wissen muß, ein ehrenwerther Mann, das sind sie Alle, auch X und Y, ehrenwerthe Leute. Z wunderte sich, daß wir noch deshalb fragen konnten. Ganz Berlin wisse es ja, die erste Schiene zur großen Eisenbahn nach Potsdam sei gestern wirklich und in der That gelegt. Nun, über zu große Eile und Verschnelligkeit konnte Niemand sich wundern. Vor ein, zwei, oder sind's drei Jahre, wurden die billigsten Schienenlieferanten vom Comité schon in den Zeitungen aufgefodert, sich zu melden, und die potsdamer Actien sind so vielfältig indossirt, daß kaum mehr Platz auf der Rückseite ist, und es ward doch von Anbeginn auf viel Giro gerechnet. „Das war ja die Sache", brummte Z und ging fort. Also die erste Schiene ist wirklich gelegt! Wir erholten uns bei Krenzler (unserm Tortoni) bei einer Schale seines vortrefflichen Eises von der Anstrengung, es zu glauben, und kühlten unsere Freude, daß wir es glaubten.

Auch unter Krenzler's Gästen war nur von der ersten Schiene die Rede. Die erste Schiene, es war etwas so Schönes und Entzückendes, wie etwa vor jenen langen Jahren, als man von der Sontag redete. Partien nach Potsdam wurden besprochen, hin und zurück, mehre an einem Tage. Was läßt sich nicht aus einer gelegten Schiene folgern! „Und noch dazu eine Schiene in der Luft!" murmelte ein bekannter Spötter. Sein Argument war, daß man ja noch nichts von Fertigung der Substructionen und des Damms wisse, auf dem die Schienen liegen müssen. Wer weiß denn Alles in einer großen Stadt! Dafür ward eine rührende Geschichte erzählt. Die neue Bahn berührt einen Kirchhof. Mit großer Mühe hat man die pietätvollen Rücksichten für die letzte Ruhe der Todten beseitigt und überwunden. Nur ein Grab konnte nicht umgangen werden, und die fromme Tochter wollte doch nicht darein willigen, daß die Gebeine ihrer Mutter gestört würden im geweihten Schoos der Erde. Endlich sind auf gütliche Weise, ich glaube unter Beistand eines Geistlichen, ihre Bedenken überwunden. In der Nacht, um allen Anstoß zu beseitigen, macht man sich daran, die Leiche auszugraben und sie auf Kosten des Dampfcomité in ein neues Grab zu legen. Die Scene ist schauerlich für alle Anwesende, besonders als man beim Fackelscheine sieht, daß der Sarg gar nicht in der Erde ruht, sondern in purem hellen Wasser schwimmt. Der Kirchhof stößt an eine feuchte Wiese. Nicht wahr, Sie hatten sich etwas Romanhaftes gedacht, daß der Sarg leer gewesen, oder eine andere als die Todte darin, ein Dolch, eine Katze, oder dergleichen? Aber eben um deshalb, weil die Nachtbegebenheit gar keine epigrammatische Spitze hat, bewährt sie sich als wahr. Was in Berlin erfunden wird, muß eine Pointe haben.

Am Nachmittage widerstand ich nicht mehr der Lust, die erste Schiene mit meinen eignen Augen zu sehen. Ich habe schon viele Schienen gesehen, bin auch schon auf Eisenbahnen gefahren; aber mit einer berliner Schiene ist es doch eine besondere Sache, schon um deshalb, weil Viele glauben, daß gar nichts daraus wird. Unterwegs traf ich meinen Freund; das gleiche Verlangen trieb ihn vors Thor.

Zwischen dem potsdamer und dem halleschen Thore läuft eine ungepflasterte Gasse längs der Stadtmauer; ehedem waren's nur Gärten. Sie heißt die Hirschelgasse; warum, weiß ich nicht, ebenso wenig weshalb eine Tabagie daselbst der blaue Himmel heißt. Der blaue Himmel ist vom Comité angekauft, hier fängt die künftige Dampfstraße an.

Nun ergab sich leider, daß wir Beide nicht wußten, wo der blaue Himmel war. Nirgend ein Schild. Wir fragten eine Frau: „Wo ist der blaue Himmel?" „„Ach, meine Herren, den gibt's nicht mehr."" „Wo ist er denn aber gewesen?" „„Dicht am Thore, meine Herren, wo jetzt die Kalksteine liegen.""

Der Ort war gefunden. Nesseln und Hederich, Quecken und Tollbeeren wucherten ungebührlich an den morschen Planken des verfallenden Zaunes. Wir wandelten wol hundert Schritte und mehr, und links und rechts, da wo ehedem der blaue Himmel war und jetzt nichts ist. Keine Mauer, keine Lage, kein Damm, nicht einmal ein Schaufelstich Erde. Da

*) Obwol dieser kleine Artikel der eigentlichen literarischen Unterhaltung fremd ist, so glauben wir ihn doch als von vorzüglichem Interesse unsern Lesern mittheilen zu dürfen. D. Red.

stürzte ein schwarzer Kater an uns vorüber, in seinem Maule ein geraubtes Huhn. Während er einen Augenblick stutzte und uns verwundert anblickte, sauste etwas durch die Luft. Das Thier, getroffen, ließ das Huhn fallen, und heulend retirirte es in das hohe Unkraut, wo es unsern und den Augen seines Verfolgers entschwand.

Dies war ein Mensch, der erste, den wir im blauen Himmel sahen. Hinter einem Hollunderbusch trat er, eine Armbrust in der Hand, hervor und schien über unsern Anblick verwundert.

„Um Vergebung, mein Herr, Sie werden uns sagen können, wo ist denn hier die erste Schiene gelegt? Wir meinen auf dem Wege nach Potsdam, der im blauen Himmel anfängt?“ setzten wir bei Wahrnehmung seiner befremdlichen Miene hinzu.

Sein Gesicht erheiterte sich. „Sie kommen etwas zu spät.“

„Was, schon zu spät!“

„Ja, der Aufseher ist fortgegangen. Dort in dem Hause ist eine Schiene letzt vom Schmied abgeliefert worden. Sie wird den Herren Actionnairs, und wer sich davon überzeugen will, gern gezeigt.“

„Aber der Anfang der Eisenbahn kann doch nicht in dem Hause sein?“

Er lachte. „Ja, meine Herren, das ist eine andere Sache, die damit nichts zu thun hat.“

„Wozu aber ist die Eisenschiene im verschlossenen Hause?“

„Wenn ich meine Meinung sagen darf“, entgegnete er lächelnd, „um den Hrn. Actionnairs, die so viel danach fragen, für ihr schweres Geld doch auch etwas zum Besten zu geben.“

„Wann wird denn nun wirklich angefangen?“

„Das weiß der liebe Himmel.“

„Aber die Herren vom Comité?“

Er lächelte. „Die nun wol am wenigsten.“

„Was, deren nächstes Interesse es ist —“

Er lachte hell auf. Sein Lachen war impertinent und unsere Situation unbehaglich, doch fanden wir in dem Armbrustschützen einen unterrichteten Mann, der uns in Kürze von der Lage der Dinge vollständigere Auskunft gab, als wir wünschten. Woran es hängt? war ungefähr der Sinn unserer vielen Fragen. Der Sinn seiner Antworten war: was es denn treiben solle! — „Das Interesse, das Interesse, mein Herr!“ — Über das verdammte Lächeln des Menschen, als er fragte: wer hat denn ein Interesse daran? — „Wenigstens das Publicum.“ — Er schnitt ein Gesicht, wie die Berliner sagen. — Wenn die Actionnairs sich mit blauem Dunst begnügen müssen, was kann das Publicum prätendiren!

„Aber die Zeitungen versichern, daß Alles vorbereitet ist. Die Concession ist ertheilt, das Expropriationsgesetz sanctionirt, mit der Post ein Abkommen getroffen, der Grund und Boden gekauft und die zukünftige Dividende in voraus berechnet.“

„Was ertheilt ist, mag wieder zurückgenommen werden“, antwortete er. „Die Sanction ist nur bedingt. Man soll sich in Güte mit den Grundbesitzern abfinden; gelingt es nicht, so will man sehen, was dann weiter zu thun ist. Der Post ist, was sie will, bewilligt, sie will aber nun noch mehr, und gekauft sind hier einige theuere Häuser, die an der Seite stehen bleiben. Auch hat man in Schöneberg einen Morgen Land für 1:0 Thlr. gekauft, möchte ihn aber gern wieder verkaufen, wenn man nur so viel dafür kriegte, als der Nachbar dahinter für den Morgen Sandfeld fodert, durch den man auch absolut muß, nämlich 2500 Thlr. Sollte die Sache vorwärts gehen, so werden die fernern Nachbarn immer mehr fodern, und der Sand zwischen Berlin und Potsdam kriegt einen Werth, daß der preussische Patriot sich freuen muß, wie viel werth danach sein ganzes Vaterland sein muß!“

Wir mußten sehr betrübt aussehen, denn er hielt es für Pflicht, uns zu trösten. Erstlich, sagte er, sollten wir nur morgen wiederkommen, und er selbst versprach, uns die 6—7 Ellen Eisenschienen zu zeigen. Zweitens zeigte er uns 10 bis 20 Eichenkloben, die zu Unterlagen der Schienen gebraucht werden sollen, nämlich wenn sie dann noch brauchbar sind. Sie liegen jetzt einige Jahre im Freien. Aber wenn sie verfault sind, wird man gewiß neue anschaffen.

Endlich wies er mit Vergnügen am Thorweg, wohin er uns begleitete, die paar aufgeklafterten Schachtruthen rüdersdorfer Kalksteine: die bleiben hier fürs große Publicum liegen, da müßte es doch schlimm sein, wenn man es nicht glauben wollte, daß es mit der Sache Ernst ist. 54.

Bibliographie.

Chevalier's, M., Briefe über Nord-Amerika oder Schilderung der jetzigen politischen, statistischen, geselligen und religiösen Zustände der Vereinigten Staaten mit besonderer Berücksichtigung der Ackerbau-, Handels- und Eisenbahn-Verhältnisse. Ein brauchbares Handbuch für Auswanderer jeden Standes. Aus dem Französischen. 1ster, 2ter Band. 8. Leipzig, Ph. Reclam jun. 2 Thlr.

Chmel, J., Materialien zur österreichischen Geschichte. Aus Archiven und Bibliotheken. 1ster Band. (1ste, 2te Abth.) Gr. 4. Wien, Rohrmann u. Schweigerd. 2 Thlr. 8 Gr.

Ernau, K., Kriegsbilder. In Rahmen gefaßt und in fünf Tableaux aufgestellt. 1stes Bändchen. 8. Gotha, Wenige. 20 Gr.

Gilardone, C. H., Poetisches Allerlei aus dem Gebiete des Scherzes und Ernstes. Gr. 12. Speyer, Neidhard. 18 Gr.

Glümer, Ch., Muttersorge und Mutterglück. Erfahrungen und Winke einer Mutter aus dem, und über das Jugendleben ihrer Kinder. 16. Winterthur, Steiner. 15 Gr.

Kurz, G., Die Fahrten und Abentheuer des kleinen Fingerlang. Ein Mährchen. 12. Nürnberg, Bäumler. 1 Thlr.

Kurtz, H., Genzianen. Ein Novellenstrauß. 8. Stuttgart, Erhard. 2 Thlr.

Die Lieder der Edda von den Nibelungen. Stabreimende Verdeutschung nebst Erläuterungen von L. Ettmüller. Gr. 8. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1 Thlr.

Monumenta Afrana. Collegit et suis aucta adnotationibus edidit *E. A. Diller*. 8maj. Misenae, Klinkicht. 18 Gr.

Parisius, A. W., Polterabendspiele und andere Gelegenheits-Gedichte. 8. Glogau, Prausnitz. 12 Gr.

Pölnitz, C. L. v., Das galante Sachsen. Geheime Chronik des sächsischen Hofes unter den Churfürsten Johann Georg IV. und Friedrich August II, König von Polen. Neue Übersetzung. Gr. 12. Stuttgart, Erhard. 21 Gr.

Seidel, H., Eginhard und Emma. Drama in fünf Akten. 8. Bunzlau, Appun. 1 Thlr.

Sengler, über das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie in der gegenwärtigen Zeit, mit besonderer Rücksicht auf die Religionsphilosophie. Gr. 8. Heidelberg, Mohr. 2 Thlr. 12 Gr.

Stahmann, F., Die Grabes-Rose von Jericho. Historische Novelle. 8. Neuhaldensleben, Eyraud. 1 Thlr.

Storch, L., Die Heideschenke. Irisches Volksgemälde, 3 Theile. 8. Bunzlau, Appun. 4 Thlr. 12 Gr.

Tenelli, M., Jährliche Beiträge für die deutsche Bühne. Die Marschallin von Ancre. Die Damen unter sich. Rückwirkungen, oder: Wer regiert? Gr. 12. Gotha, Wenige. 1 Thlr.

Theobald im Osten. Schickungen. Novelle. 8. Bunzlau, Appun. 1 Thlr. 3 Gr.

Touchard-Lafosse, G., Galanterien und Liebes-Abenteuer hübscher Mädchen. Ein moralisches Buch. 2 Bände. Gr. 12. Leipzig, Lit. Museum. 2 Thlr.

Weil, G., Die poetische Literatur der Araber vor und unmittelbar nach Mohammed. Eine historisch-kritische Skizze. 8. Stuttgart, Cotta. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XXII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1837. Juni. Nr. 218—221.

Nr. 218. * Galerie der deutschen Bundesfürsten. XV. Ernst, Herzog zu Sachsen-Koburg-Gotha. Veränderungen in der Lebensweise in Großbritannien. * Palermo. Die Kunst der Höflichkeit und des geselligen Wohlverhaltens. Ungewöhnliche Körperdicke. — **Nr. 219.** * Galerie der deutschen Bundesfürsten. XVI. Wilhelm, Herzog von Braunschweig. Schiffbruch des französischen Fahrzeugs „die Fliege". * Die Glyptothek und Pinakothek in München. Eine griechische Hochzeit. Ältere Benutzung des Kautschuk. Ein Zwerg. — **Nr. 220.** * Kor-fu-tse. Die Heringsfischerei. * Basel. Physiologie des Dampfwagens. Die Messe zu Nischnei-Nowgorod. — **Nr. 221.** * Galerie der deutschen Bundesfürsten. XVII. Paul Friedrich, Großherzog von Mecklenburg-Schwerin. Kanäle in China. Die Heringsfischerei. (Beschluß.) * Eine Nacht in den Niederalpen. Der Landbau in Sicilien. Großes Tau. Das Seifenkraut. Zur Geschichte des Ursprungs der Dampfboote. * Der gehörnte Fasan.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 89 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr., der vierte von 53 Nrn. 2 Thlr.

Leipzig, im Juni 1837.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bibliothek

für

Militairs überhaupt

und für

Unteroffiziere insbesondere.

Sechste Lieferung, enthaltend:

Militairisches Lesebuch.

Erste Abtheilung.

Bogen 9—12.

Siebente Liferung, enthaltend:

Die Lehre vom Militairstyl.

Bogen 1—4.

Preis jeder Lieferung 12 Kr., oder 3 Gr.

Die Hauptgesichtspunkte, von welchen bei dieser schon hinreichend bekannten Unternehmung ausgegangen wurde, sind folgende:

1) Die Unteroffiziers-Bibliothek ist für Individuen aller deutschen Staaten berechnet, wobei sie alles speciell Dienstliche, was aus den bestehenden Dienstvorschriften der einzelnen Staaten erlernt werden kann, ausschließt.

2) Die Unteroffiziers-Bibliothek ist unbeschadet der Vollständigkeit auf ein möglichst kleines Ganzes und niedrigen Preis berechnet, denn der Unteroffizier hat nur einen beschränkten Raum zur Aufbewahrung derselben und wenig disponible Mittel.

3) Neben der Verbreitung nützlicher Kenntnisse, welche den einzelnen Individuen selbst nach ihrem Austritt aus dem Militairstande von wesentlichem Nutzen sein dürften, wird der Geist des echten Soldaten, die Anhänglichkeit an den Fürsten und das Vaterland, und die Beförderung der Liebe für den Stand, das ganze Unternehmen durchwehen.

Wir glauben unsere Herren Abnehmer auf das die siebente Lieferung begleitende Vorwort aufmerksam machen zu müssen, weil dieses sie belehrt, von welchem Gesichtspunkte bei Bearbeitung der Lehre des Militairstyls ausgegangen worden und wie sehr dem Verfasser daran gelegen gewesen, Denjenigen, welche die Kenntniß ihrer Muttersprache noch mehr oder weniger lückenhaft fühlen, die Mittel zu bieten, das Mangelnde durch eignes Studium auf bequemen Wege nachzuholen.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Deutsches Schul- und Familienbuch für alle Stände.

C. Oltrogge's deutsches Lesebuch

in drei Cursus jetzt vollständig;

97½ Bogen deutlichsten Drucks auf weißem Druckpapier.

Enthaltend 196 Aufsätze in Prosa und 463 größere und kleinere **Dichtungen** aus den besten deutschen Schriftstellern und Dichtern. Gr. 8. 1836 u. 1837. Preis des Ganzen (à circa 7 Pf. pro Bogen) nur 2 Thlr. 8 Gr. 1ster Theil 16 Gr. 2ter Theil 16 Gr. 3ter Theil 1 Thlr.

Hanover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Deutsches Lesebuch für Schulen.

Dritter Cursus.

Für das reifere Jugendalter.

Von

CARL OLTROGGE,

Vorsteher einer Privatlehranstalt zu Lüneburg.

42½ Bogen. Gr. 8. 1837. Preis 1 Thlr.

Der ungewöhnliche Beifall und die rasche allgemeinste Verbreitung, welche diesem zeitgemäßen, trefflich geordneten, äußerst reichhaltigen, angemessen ausgestatteten und dabei ungemein wohlfeilen deutschen Lesebuche in zahlreichen Lehr- und Bildungsanstalten für Söhne und Töchter, selbst im entferntern Auslande und in vielen gebildeten Familien zu Theil geworden sind, sowie nicht minder die einstimmigen günstigen öffentlichen Beurtheilungen und Empfehlungen competenter Sachkenner haben nicht nur binnen kurzer Zeit wiederholte neue und verbes-

serte Auflagen der beiden ersten Cursus herbeigeführt, sondern der verdiente Herr Verfasser hat dadurch, sowie durch vielseitige Auffoderungen sich zur Herausgabe dieses noch umfassendern **dritten Cursus für die reifere Jugend und Erwachsene** aufgemuntert gesehen, welcher durch die mit Kenntniß, Sorgfalt und Geschmack getroffene Auswahl und Anordnung des **überaus reichen Inhalts von 56 prosaischen Aufsätzen und 242 größern und kleinern Dichtungen** den gehegten Erwartungen gewiß entsprechen und den obern Classen, sowie neben dem eigentlichen **Schulgebrauche** zugleich allen **Gebildeten** und **Familienkreisen** um so willkommener sein wird.

Das ganze, in seinen drei Cursus nunmehr sehr umfangreiche Werk bildet jetzt einen **bleibenden Schatz** der belehrendsten und anziehendsten Auswahl des **Besten** aus der ganzen classischen deutschen Literatur, wie solcher **so billig** bisher nicht erworben werden konnte; denn der **erste Cursus**, dritte Auflage (27½ Bogen), gr. 8., 1837, sowie der **zweite Cursus**, 2te Auflage (27½ Bogen), gr. 8., 1836, kosten **jeder nur 16 Gr.**; also alle drei Cursus (97½ Bogen) nicht mehr als wie 2 Thlr. 8 Gr. — demungeachtet Druck und Papier vorzüglich gut sind.

In allen Buchhandlungen Deutschlands und des gesammten Auslandes ist zu haben das in **J. Scheible's Verlags-Expedition in Leipzig und Stuttgart** erschienene, mit Stahlstichen, Lithographien und Karten ausgestattete Prachtwerk:

Atlas.

Zur Kunde fremder Welttheile.

In Verbindung mit Mehren herausgegeben

von

August Lewald.

1836. Vier Bände. Mit Stahlstichen, Lithographien und Karten. Preis jeden Bandes 2 Fl. 42 Kr. Rhein., oder 1 Thlr. 16 Gr. Sächs.

Unter dem vorstehenden Titel haben wir ein Werk publicirt, welches sich der Zeitschrift „**Europa**" als ein Seitenstück anschließt; sowie diese die Schilderung **unsers Welttheils** in seinen scharf ausgebildeten socialen Beziehungen nach allen Richtungen hin darbietet, so versucht der „**Atlas**" eine eben solche der **fremden Welttheile** zu liefern. Er ist aus diesem Gesichtspunkte, unbeschadet seiner Selbständigkeit, als ein Supplement jenes Werkes zu betrachten, indem er mit diesem in Verbindung ein anschauliches Bild von dem Leben und den Sitten der Menschen auf **unserm ganzen Erdballe**, von ihren Geschäften und Handthierungen, von ihren religiösen und geselligen Gebräuchen und Zuständen gibt. Während unsere Blicke nur stets nach dem Boulevard von Paris, der Oper in Neapel und Mailand, dem West-End Londons und den Herrlichkeiten von St.-Petersburg und Wien gewendet sind, und tausend Blätter und Schriften uns von dorther die minutiösesten Details zukommen lassen, sollten wir darüber wol vergessen, was jenseit der unermeßlichen Meere vorgeht, in Ländern, wo europäische Civilisation sich mit der heimischen, wunderbaren Naturpracht längst vermählt hat? Sollten wir nichts wissen wollen von dem Boulevard in Rio Janeiro, dessen reges Leben erst mit unsern Morgenträumen beginnt; von dem Theater in Neuorleans, wo eben eine französische Künstlertruppe landet mit den neuesten Stücken aus Paris; von den Festen eines hindostanischen Nawab; von den Gastmählern eines reichen Pflanzers auf Java; von dem geselligen Zustande einer Colonie auf Vandiemensland, die unsere europäische Gesellschaft als schädlich und unnütz ausgestoßen hat? Wer vermöchte hier wol alle Beziehungen aus jenen Gegenden anzuführen, die im Stande wären, uns zu erheben, zu erschüttern, zu rühren, zu erheitern und dabei immer zu belehren? Und es wird Niemand in Abrede stellen wollen, daß ein Werk, welches dieser Kunde gewidmet wird, das alle jene Erfahrungen und kenntnißreichen Schätze, welche die Reisenden mit großem Aufwande und oft mit Gefahr ihres Lebens gesammelt, ausbeutet, daß ein solches Werk ein rühmliches, zeitgemäßes und der allgemeinsten Verbreitung werthes Unternehmen sei.

Wir führen von diesem Werke den Inhalt nach seinen **Hauptüberschriften** an:

Bilder und Zustände in Hindostan, Mexico, Brasilien. — Bilder aus Nordamerika von Tyrone Power. — Amalet-Beg. Eine kaukasische Geschichte. — Ägypten von 1829—36, nach Caldavene und Breavery. — Reise nach Buenos Ayres und Porto Allegre von 1830—34, von Arsene Isabelle. — Reise nach Kurdistan und dem alten Ninive, nebst dem Bericht einer Reise den Tigris entlang nach Bagdad, und eines Besuchs von Schiras und Persepolis, von C. J. Rich. — Kleinere Genrebilder. — Miscellen.

Die bildlichen Beigaben bestehen in drei prachtvollen, in London gefertigten **Stahlstichen**: ein herrliches Titelblatt, eine Hindu und ein reicher Mohammedaner (Originale aus dem Oriental Annual). Die **Lithographien** in gleich schöner Ausführung stellen dar: Neue Ankömmlinge (Neger); Vor der Kirche San-Bendo in Rio Janeiro; Einwohner von San-Paulo; Pflanzerfamilie. — Mohammed Ali, Vicekönig von Ägypten. — Niagarafall. — Ein Suttee, Vorbereitung zum Opfer einer Hinduwitwe. — Montmorency-Wasserfall und sein Kegel, bei Quebec. — Portennas (eingeborene Damen von Buenos Ayres) auf dem Gange zur Kirche und auf dem Spaziergange. — Costume einiger Einwohner aus Mittel- und Südamerika. — Reise des Capitains Smith auf dem Amazonenflusse. — Soliman Pascha. — Kurdische Frauen, tanzend bei einer Hochzeit. — Kurdische Costume. — Karte von Ägypten. — Reisekarte von Bagdad nach Sulimania, Sinna, Ninive und Mossul und von dort den Tigris abwärts nach Bagdad,

---

Schirlitz' Vorschule zum Cicero vollständig!

Bei **Karl Wigand in Wetzlar** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schirlitz, Dr. S. Chr., Vorschule zum Cicero. Enthaltend die zur Bekanntschaft mit diesem Schriftsteller nöthigen biographischen, literarischen, antiquarischen und isagogischen Nachweisungen. Ein Handbuch für angehende Leser des Cicero. 6te — 8te Lieferung (Bogen 21—33 und Register). Gr. 8. Geh. 18 Gr. Preis für ein completes Exemplar 2 Thlr.

Dieses von vielen Schulmännern als **nützlich** anerkannte und in mehren Schulen eingeführte **zeitgemäße** Buch ist nun vollendet und verdient gewiß die Beachtung aller Herren Philologen, sowie aller Leser des Cicero.

Wetzlarsche Beiträge für Geschichte und Rechtsalterthümer, herausgegeben von Dr. P. **Wigand**. 2tes Heft. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Bei **Georg Franz in München** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Tutti Frutti
eines Süddeutschen

von

Karl Weichselbaumer.

1ster Band. 8. Mit 2 Kupfern und Vignetten. Brosch. 1 Thlr. 16 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Inhalt: Die Fremde. — Literarische Kreuzfahrt. — Die Dame im dunkelblauen Schleier. — Die Stadt. — Verordnung. — Der Schmuck. — Randglossen zum Zeitgeist. — Publicandum. — Ankündigung. — Die Stadt.

Bei August Hirschwald in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Fritze, E., Dr., Miniatur-Armamentarium, oder Abbildungen und Beschreibung der wichtigsten akiurgischen Instrumente. Mit Vorrede vom Prof. Dr. *Dieffenbach*. 1836. Geh. 1 Thlr.

Gebike, E. E., Dr., Anleitung zur Krankenwartung. Zum Gebrauch für die Krankenwartschule der berliner Charité. 1837. Geh. 18 Gr.

Kleinert, L. A., Dr., Übersicht der Durchmesser und Verhältnisse des weiblichen Beckens, des Kindes, sowie der regelmässigen und regelwidrigen Kindeslagen. 1837. 8 Gr.

Lessing, M. B., Dr., Diagnost.-therapeut. Übersicht der ganzen Helkologie, hauptsächlich nach *Rust*, tabell. zusammengestellt. 1835. 12 Gr.

Mans, G. Th., Pathol.-therap. Repertorium zur zweiten Auflage des Handbuches der Arzneiverordnungslehre von Dr. *P. Phöbus*, zur leichtern Übersicht alphabet. geordnet. 1836. Geh. 8 Gr.

Schriever, C. W. A., Dr., Diagnost. Tabelle der Hautkrankheiten nach *Biett's* System, mit beständiger Rücksicht auf *Willan's* Classification. 1836. 8 Gr.

Schnitzer, Ad., Dr., Vollständige Zusammenstellung aller geltenden Medicinalgesetze, Verordnungen, Rescripte etc. aus den Jahren 1832—36. (Als erster Nachtrag zu seinem Handbuch preuss. Medicinalverfassung.) 1836. Geh. 18 Gr.

(Das Handbuch selbst kostet 1 Thlr. 12 Gr.)

Sobernheim, J. F., Dr., Praktische **Diagnostik** der innern Krankheiten, mit vorzüglicher Rücksicht auf pathologische Anatomie. Gr. 8. 1837. Geh. 1 Thlr. 18 Gr.

Zedlitz, v., **Der preußische Staat** in allen seinen Beziehungen. Eine umfassende Darstellung seiner Geschichte und Statistik, Geographie, Militairstaates und Topographie, mit besonderer Berücksichtigung der Administration. 3 Bände. 1836 und 1837. Subscriptionspreis 4 Thlr. 8 Gr.

Über den Werth dieses Werkes, sowol in Hinsicht des umfassenden Planes als der Vollständigkeit in der Ausführung, haben bereits mehre kritische Zeitschriften sehr vortheilhaft geurtheilt und dasselbe angelegentlichst empfohlen. Der Gemeinnützigkeit halber bleibt der Subscriptionspreis noch einige Zeit fortbestehen. Der spätere Ladenpreis wird 6 Thlr. 12 Gr. sein.

Fortsetzung von Menzel's Taschenbuch.

In der Unterzeichneten ist erschienen und soeben versandt worden:

Taschenbuch der neuesten Geschichte.

Mit fünf Portraits. Neue Folge. Geschichte des Jahres 1834. Erste Abtheilung.

12. Brosch. 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

In vorliegendem Werke übergeben wir dem Publicum eine Beschreibung der interessantesten Weltbegebenheiten, welche sich im Jahre 1834 im westlichen Europa zugetragen haben, nämlich die Geschichte von Frankreich, England, Spanien und Portugal, mit den Portraits **Talleyrand's, A. Carrel's, Daniel O'Connell's, Zumalacarreguy's** und der Königin **Donna Maria**. Frankreichs steter Ministerwechsel, sowie die damit verbundenen Umtriebe, Englands Bestrebungen für die Reformbill und die noch andauernden Kämpfe auf der pyrenäischen Halbinsel sind mit ebenso lebhaften als naturgetreuen Farben geschildert und gewähren dem Leser ein vollendetes Bild dieser Nationen. Wir hoffen daher mit Zuversicht, daß diese Serie sich gleich ihren Vorgängerinnen, die unter der Ägide des als Geschichtschreiber und Publicist so verdienten Herrn Dr. Menzel erschienen sind, einer günstigen Aufnahme zu erfreuen haben werde.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Buchhandlung Josef Max und Comp. in Breslau ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Gaupp, Professor Dr. **E. Th., Recht und Verfassung der alten Sachsen.** In Verbindung mit einer kritischen Ausgabe der Lex Saxonum. Gr. 8. 1837. Preis 1 Thlr. 7½ Sgr.

Obige Schrift zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste handelt von der Verfassung und dem Gesetzbuche der alten Sachsen im Allgemeinen. Die zweite besteht aus einer kritischen Ausgabe der Lex Saxonum und einem sehr ausführlichen Commentar derselben, worin die sämmtlichen altgermanischen Volksrechte und die spätern Rechtsbücher, hauptsächlich der Sachsenspiegel, so weit sie von Gegenständen handeln, die in dem Gesetze der Sachsen berührt werden, in den Kreis der Darstellung gezogen worden sind.

Hanover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist soeben erschienen:

Die vergleichende Osteologie des Schläfenbeins.

Zur Vereinfachung der herrschenden Ansichten bearbeitet von

Eduard Hallmann.

Mit 27 Abbildungen auf 4 Kupfertafeln.

Gr. 4. Brosch. 1837. Preis 2 Thlr. 16 Gr.

Soeben ist erschienen:

L. Reichenbach (Hofr. u. Prof.), Praktisch-gemeinnützige Naturgeschichte der Vögel des In- und Auslandes. Kupfersammlung, erster Theil, mit 416 Abbildungen der Schwimmvögel. Mit Erläuterung. Colorirt 6 Thlr. 16 Gr., schwarz 5 Thlr. 8 Gr. Ausführlicher Text dazu (folgt unverzüglich).

Leipzig, im Juni 1837.

Wagner'sche Buchhandlung.

Bei R. Zesch in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. *Civiale's* chirurgische Therapeutik der Steinkrankheit. Aus dem Französischen frei übersetzt und mit einem Anhange versehen vom Medicinalrathe Dr. *E. A. Gräfe*. Mit 4 Tafeln Abbildungen. Gr. 8. 34 Bogen. 2 Thlr. 21 Gr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1837. Monat Juni, oder Nr. 152—181, 1 Beilage: Nr. 3, und 4 literarische Anzeiger: Nr. XVIII—XXI. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf*. 1837. Zwölften Bandes viertes und fünftes Heft. (Nr. X, XI.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Leipzig, im Juni 1837. **F. A. Brockhaus.**

Elegante und höchst wohlfeile

Taschenausgaben.

(Das Bändchen zu 18 Pfennige!)

Der Unterzeichnete hat sämmtliche Vorräthe der bei den Gebr. Schumann erschienenen Taschenausgaben an sich gekauft, und offerirt dieselben dem gebildeten Publicum zu nachstehend bemerkten

beispiellos niedrigen Preisen:

1) In deutscher Sprache.

(Das Bändchen zu 18 Pfennige!)

Alfieri's Trauerspiele. 8 Theile. 12 Gr.
Lord Byron's Werke. 26 Theile. 1 Thlr. 15 Gr.
Calderon's Schauspiele. 12 Theile. 18 Gr.
Cervantes' Werke. 16 Theile. 1 Thlr.
Walter Scott's sämmtliche Romane. 112 Theile. 7 Thlr.
— — poetische Werke. 20 Theile. 1 Thlr. 6 Gr.
— — Leben Napoleon's. 21 Theile. 1 Thlr. 8 Gr.
— — Geschichte von Schottland. 7 Theile. 10½ Gr.
— — Romandichter. 3 Theile. 4½ Gr.
Voltaire's Werke. 7 Theile. 10½ Gr.
Chaucer. 2 Theile. 3 Gr. — **Delille.** 2 Theile. 3 Gr. — **Guarini.** 2 Theile. 3 Gr. — **Irving.** 4 Theile. 6 Gr. — **Molière.** 2 Theile. 3 Gr. — **Moore.** 2 Theile. 3 Gr. — **Yorik's** Reise. 1 Theil. 1½ Gr. — **Shakspeare.** 3 Theile. 4½ Gr. — **Tasso.** 3 Theile. 4½ Gr. — **Thomson.** 2 Theile. 3 Gr. — **Virgil.** 4 Theile. 6 Gr.

2) In fremden Sprachen.

(Das Bändchen zu 3 Groschen!)

Lord Byron's Works. 32 Vol. 4 Thlr.
Cooper's Works. 33 Vol. 4 Thlr. 3 Gr.
Irving's Works. 3 Vol. 9 Gr.
Moore's Works. 6 Vol. 18 Gr.
Walter Scott's Works. 152 Vol. 19 Thlr.
Southey's Works. 2 Vol. 6 Gr.

Petrarca. 2 Vol. 6 Gr. — **Guarini.** 2 Vol. 6 Gr. — **Alfieri.** 2 Vol. 6 Gr. — **Tasso.** 1 Vol. 3 Gr. — **Parini.** 1 Vol. 3 Gr. — **Delille.** 1 Vol. 3 Gr. — **Voltaire.** 3 Vol. 9 Gr. — **Marot.** 2 Vol. 6 Gr. — **Molière.** 2 Vol. 6 Gr. — **Calderon.** 4 Vol. 12 Gr.

Diese sämmtlichen Taschenausgaben sind ganz gleichförmig auf das schönste Velinpapier höchst sauber und correct gedruckt, und jedes Bändchen ist im Durchschnitt wenigstens 200 Seiten stark.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen darauf an, und haben **ausführliche** Anzeigen vorräthig.

Zwickau, den 1sten Juni 1837.

J. G. Lindemann.

An alle Buchhandlungen wurde versandt:

Lange, Dr. G., Geschichte und Beschreibung der Stadt Worms, nebst den alten Sagen, die sich an dieselbe knüpfen. 8. Geh. 15 Gr.

Dies für den Alterthums- und Geschichtsfreund gleich interessante Buch enthält auch die Beschreibung des Doms, der Liebfrauenkirche, sowie localhistorische Bemerkungen über die an Worms sich knüpfenden Sagen von Siegfried und dem großen Rosengarten.

C. G. Kunze in Mainz.

In der von Jenisch und Stage'schen Buchhandlung in Augsburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Praktisches Handbuch über die

Anlage von Eisenbahnen,

ihre Kosten, Unterhaltung und ihren Ertrag, über **die Anfertigung und Prüfung guß- und stabeiserner Schienen** und die Einrichtung der

Dampf- und andern Eisenbahnwagen.

Nebst anhangsweisen Betrachtungen über die Anwendung der Dampfwagen auf gewöhnlichen Kunststraßen. Nach den besten deutschen, englischen und französischen Hülfsmitteln bearbeitet von

Dr. Karl Hartmann.

Mit 15 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Theoretisch-praktische Anleitung zum

Straßen-, Brücken-, Wasser- und Hochbauwesen.

Ein Handbuch für Baumeister und Bauwerkleute von

J. M. VOIT,

königl. Bezirksingenieur und Vorstand der Bauinspection.

Erster Theil, den Straßen- und Pflasterbau, dann den Brückenbau enthaltend.

Mit 4 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Der durch seine frühern ausgezeichneten technischen Werke bezeichnete Herr Verfasser hat in diesem seinem neuesten Werke hauptsächlich auf den Bau von Eisenbahnen und Anlegung von Kanälen Rücksicht genommen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1837. Juni. Nr. 22—25.

Nr. 22. *Die Baumwollenpflanze. Laßt euch das eine Warnung sein! *Der schöne Brunnen zu Nürnberg. Der Monat Juni. *Der große Buntspecht. Auflösung der Räthsel im vorigen Monat. — **Nr. 23.** *Der bunte Hornfisch. Deutschland bei dem Tode Maximilian I. *Der Hund des Schiffsjungen. Ein altdeutsches Lied von den Bienen. Die Belohnung. Wie man Affen fängt. *Ein betender Türke. Räthsel. — **Nr. 24.** *Die Kreuzspinne. Die Eroberung von Mexico. *Der Johannistag. Die eingesperrte Schwalbe. *Von der Begrüßung bei den Türken. Räthsel. — **Nr. 25.** *Äskulap. Siebenschläfer. *Die Ringelgans. Die Eroberung von Mexico. (Beschluß.) *Die Todtenuhr oder der Trotzkopf.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste bis dritte Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.

Leipzig, im Juni 1837.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XXIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Goethe in Zwei Bänden.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Goethe's Werke.

Ausgabe in Zwei Bänden.

Mit Stahlstichen und einem Facsimile der Handschrift Goethe's.

Format wie Schiller in Einem Bande.

Zweiten Bandes erste Abtheilung:

Subscriptionspreis für beide Bände 24 Fl., oder 14 Thlr.

Diese mit einer Anzahl nie gedruckter, ja zum Theil erst jetzt (durch die Ordner seines Nachlasses) aufgefundener Gedichte und dramatischer Fragmente des großen Dichters bereicherte Ausgabe reiht sich im Formate ganz der von Schiller in Einem Bande an. In Schönheit des Papiers und Druckes übertrifft sie noch unsere neuern Ausgaben von Schiller, welche so allgemeinen Beifall gefunden haben, und wird überdies **durch eine Reihe von Stahlstichen nach den ausgezeichnetsten Künstlern** geschmückt werden. Gleichwol ist der Preis im Verhältnisse nicht höher als die Ausgabe Schiller's in Einem Bande und ansehnlich wohlfeiler als der pariser Nachdruck, der im Pränumerationspreis schon 24 Fl. kostet, dem nur das Bildniß Goethe's und dessen Facsimile beigegeben ist, und der auch in Correctheit und Eleganz der Ausstattung weit hinter dieser Ausgabe zurücksteht.

Wesentlich unterscheidet sich diese Ausgabe von allen frühern:

1) Durch übersichtliche Zusammenstellung und Aufeinanderfolge des Gleichartigen und Verwandten.
2) Durch vieles bisher Niegedruckte, das, wie eben gesagt, neu hinzugekommen, und zwar aus allen Gattungen der Poesie, namentlich Lieder, Distichen, Epigramme, Invectiven, Gedichte zum Divan; Fragmente vom Ewigen Juden, von Hanswursts Hochzeit, von Tragödien, Singspielen und Romanen, Schema einer Fortsetzung der Natürlichen Tochter und der Pandora; ein Lustspiel: Die Wette; endlich eine große Anzahl neuer Maximen und Reflexionen, sowie interessante biographische Einzelnheiten, die theils in die Annalen eingeschaltet, theils einzeln abgedruckt worden.
3) Durch Angabe der Zeit, in welcher jede Production entweder entstanden, oder doch zuerst durch den Druck bekannt gemacht worden. Dieser Anzeige ist ein sehr genaues Inhaltsverzeichniß hinzugefügt, und das Neuhinzugekommene immer mit einem Sternchen bezeichnet.

Eine summarische Jahresfolge soll am Schluß des zweiten Bandes angehängt werden.

☞ **Die zweite Abtheilung, womit das Werk beendigt ist, wird nach der Herbstmesse fertig. Mit Vollendung des ganzen Werkes hört der Subscriptionspreis auf und tritt ein verhältnißmäßig erhöhter Ladenpreis ein.**

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1837. — J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage von August Campe in Hamburg erschien und ist durch die unterzeichnete Buchhandlung zu beziehen:

LE PORTFOLIO,

ou Collection de documens politiques relatifs à l'histoire contemporaine.

Traduit de l'anglais.

Tomes I—IV. (Nos. 1—38.)

Gr. 8. 8 Thlr. 12 Gr.

Die durch äussere Umstände unterbrochene Fortsetzung dieser höchst interessanten Sammlung wird von jetzt ab wieder in kurzen Zwischenräumen geliefert werden.

Leipzig, im Juli 1837.

F. A. Brockhaus.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch der Statik

von

August Ferdinand Möbius,

Prof. der Astronomie zu Leipzig etc. etc. etc.

Zwei Theile. Gr. 8. Mit 3 gestochenen Kupfertafeln.

Preis 4 Thlr. — 6 Fl. Conv.-Mze. — 7 Fl. 12 Kr. Rhein.

Der erste Theil behandelt das Gleichgewicht an einem einzigen festen Körper; der zweite an mehren miteinander verbundenen Körpern. Jedem der beiden Theile ist eine Anzeige des Inhalts vorangesetzt, woraus die Aufeinanderfolge der behandelten Gegenstände zur Genüge erkannt werden kann.

Georg Joachim Göschen in Leipzig.

Die im Juni erschienenen Lieferungen von

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgeber: **August Lewald.**

1837. 2ter Band. 10te — 13te Lieferung.

enthalten unter Anderm: Das Fest in der Villa de Negro, von Baronesse Sidonie von Seefried. — Ausflug in die Pyrenäen. — Der Palast von Versailles. — Seescenen, von Capitain Marryat. — Die leipziger Ostermesse 1837, von Ferd. Stolle. — Chambre garnie. Eine pariser Geschichte. — Der Lordmajor von London. — Chronologische Übersicht der Monate März, April und Mai, von E. A. M. — Kleinere pikante Aufsätze theilt wie gewöhnlich das reichhaltige Feuilleton mit.

Artistische Beilagen: Scenen der Häuslichkeit. (Doppelblatt.) Albernheiten nach der Mode. (Zweites Blatt.) — Caricatur: „Die Ouverture geht an, meine Damen!" — Ein großes Blatt in Folio: Les Robert-Macaires, von Philippon, in verkleinerten Nachbildungen. — Illustrationen zu Hebel's Gedichten, 25stes — 27stes (letztes) Blatt. — Modebilder aus dem Petit Courrier des Dames, und Musikbeilagen.

Preis des Bandes von 13 Wochenlieferungen (einzeln werden keine gegeben) 5 Fl. 12 Kr. Rhein. = 3 Thlr. 6 Gr. Sächs. = 4 Fl. 54 Kr. C.-M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes.

Stuttgart, Ende Juni 1837.

J. Scheible's Verlags-Expedition.

Die 1ste Lieferung des 3ten Bandes wird am 4ten Juli ausgegeben und enthalten: das wohlgetroffene Portrait J. k. H. der Herzogin Helene von Orleans, geb. Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Jahrbücher der Literatur. Siebenundsiebzigster Band. 1837. Januar. Februar. März.

Inhalt.

Art. I. 1) Histoire des Mongoles depuis Tchinguiz-Khan jusqu'à Timour Bey ou Tamerlan, par Mr. *le Baron C. d'Ohsson*. La Haye et Amsterdam, 1834. Vier Bände.

2) Die Volksstämme der Mongolen, als Beitrag zur Geschichte dieses Volkes und seines Fürstenhauses, von Schmidt. Erste Abhandlung.

II. 1) *Rapport* à M. le Ministre de l'Instruction publique, sur les anciens monumens de l'histoire et de la littérature de la France qui se trouvent dans les bibliothèques de l'Angleterre, par *Michel*. Paris et Londres, 1835.

2) *Chroniques anglo-normandes.* Recueil d'extraits et d'écrits relatifs à l'histoire de Normandie et d'Angleterre pendant les XIe et XIIe siècles; publié par *Michel*. Tome premier. Rouen, 1836.

III. *Considerações politicas e commerciaes sobre os descobrimentos e possessões dos Portuguezes na Africa e na Asia, por José Accursio das Neves. Lisbôa*, 1830.

IV. Lettres sur l'Amérique du Nord, par *Chevalier*. Paris, 1836. Zwei Theile.

V. 1) On the Ancient Roman Coins in the Cabinet of the Asiatic Society, by *James Prinsep*.

2) On the Greek Coins in the Cabinet of the Asiatic Society, by *James Prinsep*.

3) Note on Lieutenant Burnes' Collection of Ancient Coins, by *James Prinsep*.

4) Bactrian and Indo-Scythic Coins, by *James Prinsep*.

5) Memoir on the Ancient Coins found at Beghram, in the Kohistan of Kabul, by *Chas. Masson*.

6) Note on the Coins found by Captain Gantley, at Behat and by Lieut. Conolly at Kanouj, by *James Prinsep*.

7) On the Coins and Relics discovered by Mr. le Chevalier Ventura, by *James Prinsep*.

8) Note on two Coins of the same species as those found at Behat, having greek inscription, by *D. L. Stacy*.

9) Continuation of Observation on the Coins and Relics discovered by the General Ventura in the Tope of Manikyala, by *James Prinsep*.

10) Note on the Coins discovered by M. Court, by *James Prinsep*.

11) Further Notes and Drawings of Bactrian and Indo-Scythic Coins, by *James Prinsep*.

12) Notice sur quelques médailles grecques inédites, appartenant à des Rois inconnus de la Bactriane et de l'Inde, par *Raoul-Rochette*. Paris, 1834.

13) Premier Supplément à la Notice sur quelques Médailles grecques inédites des Rois nouveaux de la Bactriane et de l'Inde. par *Raoul-Rochette*. Paris, 1835.

14) Deuxième Supplément etc. Journal des Savans.

15) Wilson's Description of select Coins, from Originals or Drawings in the possession of the Asiatic Society, in den Asiatic Researches. Calcutta, 1832.

16) Bactrian and Indo-Scythic Coins. London. February 1836.

17) E. Jacquet. Notice de la collection de médailles bactriennes et indo-scythiques rapportées par M. le Général *Allard*. Paris. Février 1836.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. LXXVII.

Über Persiens alte Geographie.

Hammer-Purgstall's morgenländische Handschriften (Forts.)

In unserm Verlag ist erschienen:

Der König von Zion.

Romantisches Gemälde aus dem 16ten Jahrhundert von

C. Spindler.

3 Bände. 8. Brosch. 5 Thlr. 6 Gr., oder 9 Fl.

Erster Band: Der Schneider von Leyden.
Zweiter Band: Der Prophet Johann von Münster.
Dritter Band: Der König in seinem neuen Tempel.

Es braucht nur das Erscheinen dieses neuen romantischen Zeitbildes, in welchem Spindler einen Stoff so reich an den interessantesten Begebenheiten mit gewohnter Meisterschaft behandelt, anzukündigen, um die Aufmerksamkeit aller Freunde einer ebenso geistvollen als unterhaltenden Lectüre darauf zu richten.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Bei Friedrich Schulthes in Zürich ist soeben erschienen:

Lebensbilder aus beiden Hemisphären.

Vom Verfasser des Legitimen, der Transatlantischen Reiseskizzen, des Virey etc.

4ter und 5ter Theil. Pflanzerleben. 8. Broschirt. 3 Thlr. 12 Gr.

6ter Theil. Nathan, der Squatter Regulator, oder der erste Amerikaner in Texas. 8. Broschirt. 2 Thlr. 12 Gr.

Repertorium
für normale und pathologische Anatomie. Kritische Darstellung der neuesten Leistungen nebst Ergebnissen eigner Erfahrung.

Von

Prof. Dr. **G. Valentin,**

Verf. d. Handbuchs d. Entwickelungsgesch. d. Menschen u. a.

Jahrgang 1837.

Indem wir den Verlag dieses Werkes übernehmen, erlauben wir uns zugleich einige Verbesserungen desselben hervorzuheben, durch welche das Ganze jedem wissenschaftlichen Arzte fast unentbehrlich wird.

In kritischen Darstellungen werden die Resultate der neuesten Erfahrungen der normalen und pathologischen Anatomie und Physiologie des Menschen und der Thiere vollständig und ausführlich gegeben. Bei der Stellung des Herrn Verfassers wird es ihm auch möglich, sehr Vieles selbst zu prüfen und so mit genügender Kritik zu beurtheilen. In eignen Arbeiten sollen außerdem besonders pathologische Gegenstände der neuesten Richtung der Zeit gemäß behandelt werden. Dadurch, daß der Herr Verfasser selbst sich hier am Druckorte befindet, ist ein correcter Druck möglich. Um Raum zu gewinnen, haben wir auch ein etwas größeres Format und engern Druck gewählt, und hoffen so mehr noch, als in dem ersten Bande enthalten war, liefern zu können. Dadurch wurde es auch möglich, den Subscriptionspreis à 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr., für den Jahrgang feststellen zu können. — Die erste Abtheilung des Jahres 1837, welche sich nur mit dem Jahresbericht von 1836 beschäftigt, wird Anfangs August, die zweite den Jahrgang beschließende Abtheilung Mitte September ausgegeben. Wir bitten um zeitige Bestellung, welche bei jeder guten Buchhandlung angenommen wird.

Bern, im Juni 1837.

Huber u. Comp.

Herling's Stylistik.

Hanover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist soeben erschienen:

Theoretisch-praktisches

Lehrbuch der Stylistik
für obere Classen höherer Schulanstalten und zum Selbstunterricht

von

Dr. **S. H. A. Herling,**

Professor am Gymnasium zu Frankfurt a. M. und Mitglied des frankfurter Gelehrten-Vereins für deutsche Sprache.

Erster Theil. Theorie des Styls.

Gr. 8. 1837. Velin-Druckpapier. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Name des hochverdienten Herrn Professors Dr. Herling ist bei allen Kennern und Freunden des wissenschaftlichen Unterrichts in der deutschen Sprache zu sehr bekannt, und der Einfluß seiner Leistungen auf diesen Unterricht in den meisten neuern Bearbeitungen der deutschen, selbst mancher fremden Sprachlehre so oft von deren Verfassern anerkannt, besonders wenn man auf den geschichtlichen Ursprung der neuern syntaktischen Ansichten hinblickt, als daß diese sich an jene Leistungen reihende „Stylistik" einer besondern Empfehlung bedürfte.

Der Herr Verfasser hat bei diesem Werke ein umfassendes Studium der classischen Rhetoriker zu Grunde gelegt und, indem er deren Erfahrungen und zuweilen zersplitterte Regeln in wissenschaftlicher Begründung zu einem überschaulichen Systeme verband, doch unbeschadet einer gründlichen Erkenntniß, die schwindelnden Höhen und luftdünnen Regionen philosophischer Schulsysteme vermieden. Wiegeistig bedeutsam und in welchem engen Zusammenhange mit den gesammten Zwecken menschlicher Bildung Herr Professor Herling seine Aufgabe erkannte, zeigen die inhaltschweren Worte der Vorrede.

Wir glauben noch besonders auf die Methode der zergliedernden Beurtheilung der Musterstücke, wie sie in dem bereits unter der Presse befindlichen zweiten Theile angewandt wird, und auf die Art und Weise, wie beide Theile für praktische Stylübungen benutzt werden sollen, aufmerksam machen zu müssen.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1837.
Fünftes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Die Operationen des von dem Banus von Kroatien, Feldmarschall-Lieutenant Grafen Gyulai, befehligten östreichischen neunten Armeecorps im Feldzuge 1809. II. Über Granatkartätschen und die neuesten Versuche mit denselben. III. Der Feldzug 1797 in Italien, Inneröstreich und Tirol. (Fortsetzung.) IV. Berichtigungen: 1) Der Darstellungen einiger Gefechte des Feldzugs 1805; 2) der vom französischen General Richepanse verfaßten Relation über die Schlacht von Hohenlinden am 3ten December 1800; 3) zu dem Aufsatze: Die französische Pontonsausrüstung, im 1sten Hefte der militairischen Zeitschrift 1837. V. Kunstanzeige für die k. k. Armee. VI. Neueste Militairveränderungen.

Der Preis des Jahrgangs 1837 von 12 Heften ist, wie auch der aller frühern Jahrgänge von 1818—36, jeder 8 Thlr. Sächs.

Die Jahrgänge 1811—13 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen ebenfalls Acht Thaler Sächs. Wer die ganze Sammlung von 1811—36 auf Einmal abnimmt, erhält dieselbe um ¼ wohlfeiler.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 18ten Juni 1837.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen:

Lehrbuch der Geburtshülfe zum Unterrichte für Hebammen. Mit einer lithographirten Tafel. Von Dr. Johann Christian Stark, Ritter mehrer Orden, Geheimen Hofrath, ordentlichem Professor der Chirurgie und Entbindungskunst zu Jena, erstem Leibarzt, erstem Director der Landesheilanstalten, Physicus der Universität u. s. w. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Der hochzeehrte Herr Verfasser hat in diesem Buche die Resultate sechsundzwanzigjähriger reicher Erfahrung niedergelegt; der rühmlichst bekannte Name desselben überhebt uns jeder weitern Empfehlung.

Jena, im Juni 1837.

Bran'sche Buchhandlung.

In der Karl Gerold'schen Buchhandlung in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Griseldis.
Dramatisches Gedicht
in
fünf Acten
von
Friedrich Halm.

8. Wien 1837. In Umschlag geh. 1 Thlr.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung ist soeben erschienen:

Die Revolution.

Eine Novelle

von

Henrich Steffens.

3 Bände. 8. 1837. Geheftet. 61 Bogen. Preis 4 Thlr.

Nachdem unser Verlag im vorigen Jahre der gebildeten Lesewelt zwei Werke: Godwie-Castle und Evremont, dargeboten, welche mit einer Theilnahme aufgenommen worden sind, wie sie in Deutschland selten und in neuester Zeit nur bei den Dichterwerken der Engländer stattgefunden hat, bietet unser diesjähriger Verlag das obige, lange vorbereitete und längst erwartete Werk: Die Revolution, dar, welchem, wir sind es überzeugt, eine noch lebhaftere, ja die höchste und allgemeinste Theilnahme sich zuwenden wird.

Die große Revolution unserer Tage, wie sie im Leben, Streben und Wissen zur Erscheinung kommt, mit ihren verwirrten und verwirrenden Ansichten über Staat und Familie, ja die ganze Richtung der gegenwärtigen Zeit, mit der Gesinnungslosigkeit ihrer Stimmführer, als Spiegelbild den Zeitgenossen aufgestellt, ist der Vorwurf des obigen Werkes.

Buchhandlung Josef Max und Comp. in Breslau.

Technologisches Lexikon,

oder:

Genaue Beschreibung aller mechanischen Künste, Handwerke, Manufacturen und Fabriken, der dazu erfoderlichen Handgriffe, Mittel, Werkzeuge und Maschinen, mit steter Rücksicht auf die Bedürfnisse der neuesten Zeit, auf die wichtigsten Erfindungen und Entdeckungen, der dabei anzuwendenden geprüftesten chemischen und mechanischen Grundsätze und einer vollständigen Literatur aller Zweige der Technologie, sammt Erklärung aller dort einschlagenden Kunstwörter, in alphabetischer Ordnung.

Von

Dr. Joh. Heinrich Moritz Poppe,

Hofrath und ordentl. Professor der Technologie in Tübingen und Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften.

5 Bände. Gr. 8. Mit 47 Kupfertafeln.

Preis **28** Fl. **21** Kr., oder **16** Thlr.

Unter die ersten literarischen Bedürfnisse unserer Zeit gehört zuverlässig ein technologisches Lexikon, welches alle Zweige der Technologie, mit Hinweglassung alles Fremdartigen, in möglichster Vollständigkeit umfaßt und nicht etwa blos ein Verzeichniß von technischen Wörtern mit kurzen und magern Erklärungen ausmacht. Ein solches Werk muß die Beschreibung der mannichfaltigen Arbeiten in den verschiedenen technischen Gewerben, nebst den dazu gehörigen Handgriffen, Mitteln, Instrumenten, Maschinen ꝛc. mit den nöthigen Abbildungen dieser Vorkehrungen und Geräthschaften enthalten, um so für jeden Technologen, Fabrikanten, Künstler, Handwerker und Liebhaber der technischen Künste ein ähnliches Handbuch, aber noch in größerer Ausführlichkeit abzugeben, was Gehler's und Fischer's Wörterbücher für den Physiker und Liebhaber der Physik sind.

Der Hr. Verfasser hat sich überall bei einer bündigen Kürze der größtmöglichen Deutlichkeit beflissen. Überflüssige Artikel, die nicht in das Gebiet der Technologie gehören, sind hinweggelassen und überhaupt die Grenzen der Technologie so genau zu treffen gesucht worden, daß kein Raum unnütz durch fremdartige Gegenstände verloren gegangen ist.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Emile Souvestre's Romane.

Bei J. F. Hammerich in Altona ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Frauenloos.

In vier Erzählungen. Frei nach dem Französischen des

Emile Souvestre

von

J. Schoppe.

2 Bände. 8. Elegant geheftet. 2 Thlr. 8 Gr.

E. Souvestre gehört unstreitig zu den beliebtesten Schriftstellern Frankreichs, seine Romane werden überall mit dem größten Interesse gelesen. Eine freie Übertragung seiner Werke hat Hr. J. Schoppe mit Talent begonnen und wir machen das gebildete Publicum auf diesen schön ausgeführten Roman aufmerksam.

Im Verlage der Hinstorffschen Hofbuchhandlung in Parchim und Ludwigslust ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das junge Deutschland. Ein theologisches Votum in einer akademischen Rede, von Prof. Dr. Karl Hase in Jena. 6 Gr.

Wir empfingen in Commission und versandten unter heutigem Tage:

Eaton, J. H., Leben und Feldzüge des Generals Andreas Jackson, Geschichte seines Kriegs gegen die Creeks, seines Feldzuges im Süden und seiner Demüthigung der Semiolen. Gr. 12. Philadelphia. Geh. 2 Thlr.

Groserio, On homoeopathic medecine, illustrating its superiority over the other medical doctrines, with an account of the regimen to be followed during the treatment of diseases. Translated from the french, by *C. Neidhard.* 8. Philadelphia. Geh. 1 Thlr.

Leipzig, den 26sten Juni 1837.

Brockhaus & Avenarius.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XXIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bücherschau.*)

Die Revolution. Eine Novelle von Henrich Steffens. 3 Bände. 8. Breslau, im Verlage bei Josef Max und Comp. 1837.

Gefährlicher, verderblicher als die physischen Epidemien sind die moralischen, die nicht physisches Leiden, aber meist den moralischen Tod der Verpesteten zur Folge haben. Eine solche Epidemie ist die eigenthümliche Krankheitsform unserer Tage, die nicht in einzelnen Gegenden und Ländern, sondern fast überall in dem gebildeten Europa seit einigen Jahren, bald von mehr bald von minder furchtbaren Symptomen begleitet, hervorgetreten ist und Geist und Gemüth Unzähliger auf das traurigste verheert und verwüstet hat, das revolutionnaire Streben einer frühreifen, frühwelken, dünkelweisen, pietätslosen, einem öden Materialismus ihre besten Kräfte, ihre Gegenwart und ihre Zukunft zum Opfer bringenden Jugend. Mit dieser Krankheit der Zeit beschäftigt sich Steffens in dem oben angeführten Werke: „Die Revolution", auf welches ich die Aufmerksamkeit der Leser dieser Blätter, insofern dies bei dem berühmten Namen des Verfassers überhaupt noch nöthig ist, durch einige Worte zur Charakteristik desselben hinlenken möchte. Kaum gibt es eine wichtigere Aufgabe, die ein Schriftsteller unserer Tage sich stellen könnte, und kaum gibt es einen Mann in Deutschland, der zur Lösung dieser Aufgabe mehr Beruf hätte, als eben Steffens. Schon die Person des Verfassers ist die vollständige Wiederlegung jener aberwitzigen Theorien. Jünglinge treten hier auf, die glücklich bereits alles Positive aus ihrem Denken und Leben hinweggeräumt haben, die Religion, Aberglaube, Liebe, Treue und Begeisterung leere Träume beschränkter Gemüther, Staat und Geschichte Erzeugnisse der Willkür nennen ohne Ziel und Bedeutung, denen Poesie kahle Politik ist oder das Hohngelächter der Verzweiflung, wie ihre Wissenschaft ein seichtes, vornehmes Absprechen, ihre Philosophie ein haltloses, unzusammenhängendes Gerede. Dies ist ihre Jugend; und welches wird ihr Alter sein, das Alter dieser Unglücklichen, schon jetzt Erkalteten und Erstorbenen? Schwerlich ein Alter, das Früchte trägt, das die reifen, süßen, von der Lebenswärme des edelsten Gemüthes, des tiefsten Geistes durchdrungenen und durchsaftigten Gaben spendet, die das Alter eines Steffens, ein Alter, das nur an Weisheit, Erfahrung und Milde der Gesinnung alt, an Phantasie, lebendigem Antheil an allem Menschlichen, an Glaube und Hoffnung jung ist wie die frischeste Jugend, in reichster Fülle uns fortwährend spendet, von denen es die schönste, köstlichste uns soeben gespendet hat. Die Revolution von Steffens enthält die kräftigste und wirksamste, und zugleich die mildeste und wohlthuendste Arznei des bezeichneten Übels der Zeit. Der Irrthum selbst, auf den die revolutionnairen Bestrebungen unserer Tage sich gründen, wird mit schonungsloser Strenge behandelt, bis zu seinen verborgensten Wurzeln verfolgt, in allen seinen Consequenzen zur Anschauung gebracht und der Charakter, der in dem dichterischen Bilde der Zeit, das der Verfasser entworfen hat, den furchtbaren Mittelpunkt des verbrecherischen Treibens bildet, Adrian, dem die That an sich Zweck des Lebens ist, die That oder vielmehr das Thun, denn gründen und vollenden will sein Thun nichts, er, der nur an den schwächsten Fäden, durch momentane Rührung über das Schicksal seiner getäuschten, duldenden Gattin, noch mit dem Guten, dem Positiven zusammenhängt, wird preisgegeben, als eine fast dämonische, durch menschliche Kräfte wenigstens nicht mehr zu rettende Gestalt; aber den Zusammenhang des Irrthums mit der Wahrheit, der hier ganz ins Dunkle sich verliert, wie meisterhaft weist ihn bei den geringern Graden der Verirrung, wie sie in Theodor, in Ferdinand, in Roller sich darstellen, der Verfasser nach, wie trefflich weiß er die allmälige Trübung und Verfinsterung ursprünglich reiner Gemüther, die Reinigung Anfangs verdüsterter in ihnen zur Anschauung zu bringen, welche echt-christliche Milde offenbart sich in diesen schönen Schilderungen sittlich-religiöser Entwickelungen, unter denen vor allen die Ferdinand's als ein psychologisches Meisterstück auszuzeichnen ist. Aber nirgend ist der Sieg, der Triumph des Verfassers über seine Gegner glorreicher, als da, wo die ebenso thörichte als verderbliche Ansicht, daß eine Emancipation der Frauen zur Aufgabe der Zeit gehöre, von ihm bekämpft wird. Diese Emancipation, die überhaupt die Frauen zu Männer machen möchte, damit die Männer alsdann ich weiß nicht was werden, sucht hauptsächlich in der Befreiung der Frauen von dem sie entwürdigenden Joche der Ehe ihren Ruhm, alle Frauen sollen Libertinen werden, die dem Geliebten so lange treu bleiben, bis der Stachel des Verlangens nach ihm abgestumpft ist, nur um Gotteswillen nicht länger, das freiste aller Verhältnisse soll die Liebe zwischen Mann und Weib sein, von gegenseitigen Pflichten soll hier überall nicht die Rede sein dürfen. Diese Ansicht weiß nichts von einer sittlichen Lebensaufgabe, sie ahnt nichts von der Bedeutung der völligen Hingebung in ein fremdes Dasein, nichts also von dem wahren Wesen der Weiblichkeit, sie will nichts wissen von der erhabenen Bestimmung des Menschen zu einer erlösenden, reinigenden Einwirkung auf seine Mitmenschen, die nirgend vollständiger wird geübt werden können, als in der engsten aller menschlichen Verbindungen, in dem Bunde zwischen Mann und Weib, völlig fremd ist ihr der Glaube an einen ewigen, unverwüstlichen Kern in dem Dasein eines jeden Menschen, der, wie auch umhüllt, verdunkelt und zernagt, durch eine reinigende Einwirkung doch immer wiederhergestellt werden kann; daß aber grade diese Überzeugung es ist, die den Mittelpunkt der Steffens'schen Lehre bildet, daß die Lehre von der ewigen Persönlichkeit, von der hohen Bedeutung der Treue, der vollkommenen Hingebung, die in ihrer höchsten Potenz die echte Religiosität ist, in Niemandem einen nachdrücklichern, feurigern, beredtern Vertheidiger gefunden hat als eben in Steffens, davon wird ein Jeder, der seine Schriften gelesen, noch entschiedener, wer ihn, der einst ein Segen unserer Provinz war, zu hören das Glück hatte, Zeugniß ablegen können. Wessen Sinn nun noch nicht ganz abgestumpft ist für edlere Gefühle, der verfolge in Steffens' Revolution mit Aufmerksamkeit die Schilderungen der beiden herrlichsten weiblichen Gestalten, der stillduldenden Frau des kühnen und großartigen Verbrechers Adrian, und der ihren Mann von leiblichen und geistigen Banden durch die Macht der Liebe befreienden Gattin des verirrten Roller, und das stolzeste und freiste Wirken der weiblichen Natur wird sich ihm da offenbaren, wo jene nichts als Knechtschaft und Entwürdigung erblicken wollen.

Aber dies vortreffliche Buch, dessen milder, versöhnender Geist auch in der ruhigen Klarheit und dem sanften Flusse der echt-poetischen Darstellung sich deutlich ausspricht, enthält des

*) Artikel der Breslauer Zeitung. Redacteur C. von Baerst.

Herrlichen und Schönen mehr in sich, als hier auch nur angedeutet werden kann; wie herrlich ist gleich im Anfange der Contrast zwischen den idyllischen Naturempfindungen Edward's, als ein schmelzender Frühlingstag ihn ganz mit allem Denken und Sinnen in die Tiefe des ihn umgebenden Naturlebens hineintaucht, und zwischen dem wilden Gewirre der empörten Menschenwelt, das ihn aufnimmt, sobald er der Stadt sich naht und ihn schon zu verschlingen droht, als der Mann als Retter ihm erscheint, als dessen Abkömmling er sich später erkennt; wie schön und kunstreich vermittelt zugleich durch die trübere Naturansicht, die bald das ursprünglich so heitere Naturgefühl Edward's verdrängt, sind hier die Gegensätze, in denen sich die Darstellung bewegt. Und welchen trefflichen Contrast bildet weiterhin die Schilderung des düstern, zerstörenden Treibens Adrian's und seiner Verbündeten und die des schaffenden, ordnenden, stillbildenden Wirkens jenes trefflichen Pfarrers in seiner anfangs so verwilderten Gemeinde, eines Wirkens, das durch den Gegensatz zu jener maßlosen, unruhig ins leere Allgemeine hinausstrebenden Thätigkeit, in dem es sich darstellt, nur in einem um so heiterern, fröhlichern Lichte uns erscheint, sodaß wol Niemand darüber zweifelhaft bleiben kann, welche Art der Thätigkeit des Menschen als die von Gott geordnete und gesegnete zu betrachten ist. — Doch ich vergesse, daß ich alle schöne Einzelheiten des trefflichen Werkes hier unmöglich hervorheben und, wie sie es verdienen, würdigen kann; genug, wenn die Begierde, so vieles Herrliche selbst zu genießen und innigst in sich aufzunehmen, sich innerlichst anzueignen in recht Vielen von mir erweckt worden ist; die Furcht aber, daß ein geschmackloses Äußere dem Leser den Genuß verkümmern könnte, wird bei einem Werke des Max'schen Verlages wol nicht leicht Jemand hegen; und in der That entspricht die äußere Erscheinung des trefflichen Buches durch Correctheit und Eleganz vollkommen dem innern Gehalte desselben. E. M.

Im meinem Verlage ist erschienen:

Richard Wood.

Roman von

Johanna Schopenhauer.

Zwei Theile. 8. Auf feinem Druckpapier. 4 Thlr.

Dieser neueste Roman der berühmten Verfasserin wird den zahlreichen Freunden ihrer Schriften eine äußerst willkommene Erscheinung sein.

Auch veranstaltete ich eine neue wohlfeile Ausgabe von dem bekannten Roman:

Die Tante.

Zwei Bändchen in Taschenformat. Cart. 1 Thlr. 16 Gr. da die größere Ausgabe desselben sich vergriffen hat.

Bei dieser Veranlassung mache ich auf die sehr hübsche und äußerst wohlfeile Taschenausgabe der

Sämmtlichen Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

24 Bände. Mit dem Bildnisse der Verfasserin.

Auf feinem Druckpapier 8 Thlr., Velinpapier 12 Thlr.

I u. II. Karl Ludwig Fernow's Leben. 2 Thle. — III. Ausflucht an den Rhein. IV u. V. Johann von Eyck. 2 Thle. — VI. Die Jahreszeiten. — VII — IX. Gabriele. 3 Thle. — X — XII. Sidonia. 3 Thle. — XIII u. XIV. Die Tante. 2 Thle. — XV u. XVI. Reise durch England und Schottland. 2 Thle. — XVII u. XVIII. Reise durch das südliche Frankreich. 2 Thle. — XIX — XXIV. Kleine Erzählungen und Novellen.

mit dem Bemerken aufmerksam, daß einzelne Bände von dieser Ausgabe nicht abgegeben werden, wol aber sind die meisten derselben in größern Ausgaben zu haben.

Leipzig, im Juli 1837.

F. A. Brockhaus.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen, und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen zu haben:

Ästhetisches Lexikon.

Alphabetisches Handbuch

zur

Theorie der Philosophie des Schönen und der schönen Künste.

Nebst

Erklärung der Kunstausdrücke aller ästhetischen Zweige,

als:

Poesie, Poetik, Rhetorik, Plastik, Graphik, Architektur, Musik, Theater ꝛc.

Von

Ig. Jeitteles.

Zweiter Band.

L bis Z.

Gr. 8. Wien, 1837. In Umschlag broschirt.

Preis: 2 Thlr. 8 Gr. Sächs.

(Preis beider Bände: 4 Thlr. 8 Gr. Sächs.)

Mit diesem zweiten Bande ist ein Werk geschlossen, welches als ein lange tief gefühltes Bedürfniß, als das seit Sulzer erste vollständige ästhetische Realwörterbuch, schon bei seinem Erscheinen, sowol bei Kunstrichtern als auch der gesammten gebildeten Leserwelt, sich der glänzendsten Aufnahme zu erfreuen hatte.

Das große, weit umfassende Gebiet der Lehre vom Schönen und der schönen Künste ist hier nicht blos im Titel bezeichnet, sondern wirklich in concentrirten, ebenso gründlichen als geistreichen, mit Reiz und Frische ausgestatteten, freimüthigen, von kritischem Scharfblicke durchwebten Abhandlungen zur schnellen und bequemen Belehrung in lexikographischer Form bearbeitet; es sind hier nicht nur alle ästhetischen Gesetze, sondern auch alle Begriffe und Ausdrücke in der Sphäre jeder einzelnen schönen Kunst, fern vom Nebel der Schule, faßlich erklärt, wobei nebst fortlaufenden Originalansichten auch die tüchtigsten Quellen alter und neuester Zeit benutzt wurden, daher dies Werk) eine Welt von Ideen umfassend, als leichtes Nachschlagebuch für den Gelehrten vom Fache, als Hülfs- und Auskunftsbuch für Literaten, Künstler (besonders Schauspieler, Musiker, Maler, angehende Dichter ꝛc.), wie für Kunstfreunde und Dilettanten überhaupt, höchst nützlich, ja unentbehrlich ist.

Die bedeutendsten kritischen Institute und Zeitschriften Deutschlands, worunter die Jenaische allg. Literaturzeitung, die berliner Literarische Zeitung, das Gersdorf'sche Repertorium, das Menzel'sche Literaturblatt, die stuttgarter Europa, die Wiener Zeitschrift, der Komet, die Allg. Theaterzeitung, der frankfurter Phönix, die leipziger Musikalische Zeitung, der Östr. Zuschauer, das Hauptblatt der Wiener Zeitung, Morgenblatt ꝛc., haben dies Wörterbuch einstimmig als höchst brauchbar und zweckmäßig ehrenvoll gepriesen. Die hochcompetente Jenaische Literaturzeitung sagt hierüber (Septemberheft 1835, Nr. 168): „Wir müssen dieses Werk in sprachlicher Hinsicht als gelungen erklären. Möge die Arbeit des Verfassers, wie sie es verdient, gleiche Anerkennung bei den Zeitgenossen wie die Sulzer'sche finden, und von gleichem Erfolge gekrönt werden."

Es ist nicht die jetzt nur allzu häufige hohle Marktschreierei, die jedes oft nur sehr mittelmäßige Büchlein nur zur Täuschung der Leser ausposaunet, es ist gerechte Anerkennung des wahrhaft Nützlichen, Würdigen und Tüchtigen, wenn wir diesem für Wissenschaft, Kunst und Leben so wichtigen Werke die stärkste Verbreitung wünschen und darnach streben, die allgemeine Aufmerksamkeit darauf hinzulenken, so weit die deutsche Zunge reicht!

Digitized by Google

Uhland's Gedichte.

Elfte Auflage.

Soeben hat bei uns die Presse verlassen und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Ludwig Uhland.

Elfte Auflage.

Mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahl gestochen.

8. Velinpapier. In Umschlag broschirt. Preis 3 Fl. 36 Kr., oder 2 Thlr. 12 Gr.

„Der Deutsche verlangt einen gewissen Ernst, eine gewisse Größe der Gesinnung, eine gewisse Fülle des Innern, weshalb denn auch Schiller von Allen so hoch gehalten wird. Überhaupt, der persönliche Charakter des Schriftstellers bringt dessen Bedeutung beim Publicum hervor.“

Mit diesen Worten Goethe's übergeben wir, nachdem die zehnte Auflage von Uhland's Gedichten vergriffen worden ist, den Freunden deutscher Poesie die elfte.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1837.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei **C. Scheld & Comp.** in Leipzig und Baltimore ist nachstehendes empfehlungswerthe botanische Werkchen erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schlüssel zur Botanik

nach

Linné's System

in Classen und Ordnungen.

Für

Gymnasien und zum Selbstunterricht

entworfen

von

M. B. TERMO.

Nebst einer bildlichen Uebersicht aller Classen und Ordnungen auf einem Tableau.

Carton. Schwarz 16 Gr. Illum. 1 Thlr.

Den jüngern Freunden der Botanik wird hier ein kleiner Wegweiser übergeben, der für den Anfang hinreichend sein wird, sie in jene Wissenschaften einzuführen und sie zugleich in den Stand setzt, mit Leichtigkeit Pflanzen nach den verschiedenen Classen und Ordnungen einzutheilen. Das Werkchen ist besonders als Begleiter auf botanischen Excursionen zu empfehlen und wird zugleich Vielen ein zwar kurzgefasstes, aber demungeachtet hinreichendes Repetitorium sein. Möge dieser Schlüssel der Botanik den Beifall finden, welcher der englischen Bearbeitung zu Theil wurde, und die Liebe zum Studium der Pflanzenkunde durch denselben auch bei der deutschen Jugend befördert werden.

Kunstanzeige.

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen ist zu beziehen:

Rudolf Weigel's Kunstkatalog. Vierte und fünfte Abtheilung. Gr. 8. 12 Gr.

Leipzig, am 1sten Juli 1837.

Anstalt für Kunst und Literatur.

Bei E. Kummer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Euripides' Werke, nachgedichtet von J. Minckwitz. 3tes Bändchen, enthaltend Kyklops. Gr. 12. 10 Gr.

O. T., Roman von H. C. Andersen. Aus dem Dänischen von W. C. Christiani. 2 Theile. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Seidler, C., Brasiliens Kriegs- und Revolutionsgeschichte seit dem Jahre 1825 bis auf die neueste Zeit. 8. Geh. 22 Gr.

Trahn, G. W., Erfahrungen und Beobachtungen über die Wirkung der Sabbathsfeier auf Israeliten und Christen. Dargestellt mit Hinweisung auf den Zweck dieser Feier für alle Weltvölker. 8. Geh. 10 Gr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1837. Drittes Heft. Mit einem Kupfer. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Allgemeine medicinische Zeitung. Herausgegeben von Dr. *Karl Pabst.* Jahrgang 1837. Monat Mai, oder Nr. 35—43. Gr. 4. Preis des Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1837. Zwölften Bandes sechstes Heft. (Nr. XII.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. (Herausgeber: *E. Avenarius.*) Jahrgang 1837. Monat Juni, oder Nr. 22—26, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 22—26. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im Juli 1837. F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XXV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Lambini D. Emendationes Tullianae sive in M. Tullii Ciceronis operum Lambiniana excerptas accuravit *F. N. Klein*. 8maj. Früher 3 Thlr. 8 Gr., jetzt 1 Thlr. 20 Gr.

Ovidii P. Nasonis tristium libri quinque; contextum verborum recognovit, et annotationem tum criticam thesauris Heinsiorum et Petri Burmanni deprompta tum exegeticam apposuit *Fr. Nic. Klein* Dr. 8maj. Früher 20 Gr., jetzt 10 Gr.

Taciti Agricola, cum lect. varietate atque annotatione ed. *E. Dronke*. 8. maj. Früher 16 Gr., jetzt 12 Gr.

Taciti dialogus de oratoribus cum lect. var. atque annotatione ed. *E. Dronke*. 8maj. Früher 1 Thlr. 20 Gr., jetzt 22 Gr.

Dasselbe, bloßer Textabdruck, früher 6 Gr., jetzt 4 Gr.

Diese herabgesetzten Preise gelten aber nur bis zur Ostermesse 1838, wo die frühern Preise wieder eintreten.

Koblenz, den 1sten Juli 1837.

J. Hölscher.

Ein
nothwendiges Handbuch
für alle Stände,
für beide Geschlechter und jedes Alter.

Der Herr Kirchenrath Petri hat durch sein „Gedrängtes Handbuch der Fremdwörter in deutscher Schrift- und Umgangsprache" einem allgemein gefühlten Bedürfnisse so abgeholfen, daß binnen 25 Jahren sieben Auflagen davon erscheinen konnten. Dieses Werk ist nun von dem Verfasser selbst und in Verbindung mit andern anerkannten Sprachforschern: Lindau, Müller, Fromm ꝛc., immerwährend so ergänzt und verbessert worden, daß es, trotz aller Nachahmungen und Plünderungen, nach dem Urtheil aller Sachkundigen durchaus den ersten Platz in den vorgesteckten Grenzen einnimmt und aus obigen Gründen auch ferner einnehmen wird.

Jetzt erscheint nun die achte, rechtmäßige, vielfältig, besonders auch für Ärzte und Arzneibereiter bereicherte und sorgsam verbesserte Auflage, unter dem Titel:

Gedrängtes
Handbuch der Fremdwörter
in
deutscher Schrift- und Umgangsprache,
zum
Verstehen und Vermeiden jener, mehr oder weniger, entbehrlichen Einmischungen;
herausgegeben
von
Dr. Friedrich Erdmann Petri,
kurhess. Kirchenrathe, Metropolitan und Schuleninspector zu Fulda, mehrer auswärtiger Gelehrtenvereine Mitgliede.

Die Durchsicht des ersten in allen Buchhandlungen vorliegenden Heftes wird Jeden zu der Überzeugung führen, daß er bei dem gewöhnlichen Gebrauch der Fremdwörter in Gesellschaften, bei juristischen und medicinischen Ausdrücken und Redearten, in der Musik, in den bildenden Künsten, in kaufmännischen und gewerblichen Geschäften, sowie bei dem Zeitunglesen, die beste Auskunft darin findet. Auch in Ansehung der richtigen Aussprache und Sylbenbetonung der Fremdwörter, besonders englischen, italienischen und spanischen Ursprungs, wird es ihm volle Genüge leisten, da bei dieser neuen Auflage darauf nach ganz besonders Rücksicht genommen worden ist.

Um nun die allgemeinste Verbreitung dieses Werkes nach Kräften zu fördern, haben wir uns entschlossen, das Ganze in 8 Heften, jeden zu 9 Bogen in engem Druck und auf feinem Papiere, für 8 Gr. herauszugeben, damit solches auch für Unbemittelte leicht käuflich werde, indem das Ganze nicht höher als auf 2 Thlr. 16 Gr. zu stehen kommt.

Jeden Monat erscheint ein Heft, sodaß mit Ende dieses Jahres der Druck beendigt sein wird.

Alle namhafte Buchhandlungen nehmen Unterzeichnung darauf an und können bei 10 Exemplaren das 11te und bei 20 Exemplaren 3 Exemplare frei geben.

Der künftige Ladenpreis wird nicht weniger als 4 Thlr. betragen.

Dresden und Leipzig, den 31sten Mai 1837.

Arnold'sche Buchhandlung.

In der von Jenisch und Stage'schen Buchhandlung in Augsburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Encyklopädisches Wörterbuch
der
Technologie, der technischen Chemie, der Physik und des Maschinenwesens,
für
Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art, Kameralisten, Ökonomen, Berg- und Hüttenleute, Forstleute und Künstler,
nach den besten deutschen, englischen und französischen Hülfsmitteln bearbeitet von
Dr. Karl Hartmann.

Erster Band, 1ste bis 4te Lieferung mit 16 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. à 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Die angewandte Chemie
für Leser aus allen Ständen,
insbesondere für
Pharmaceuten, Fabrikanten, Manufacturisten und Gewerbsmänner aller Art.
Herausgegeben von
JULIUS KARL JUCH,
Rector der Landwirthschafts- und Gewerbsschule zu Schweinfurt.

Erste bis vierte Lieferung mit in den Text gedruckten Holzschnitten.

Gr. 8. Geh. à 12 Gr., oder 48 Kr.

Bei Georg Joachim Göschen in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der deutsche Stylist,
oder praktische Anleitung
zur Abfassung schriftlicher Aufsätze
nach einer neuen, faßlichen, das Selbstdenken erleichternden Methode, zum Gebrauche in Schulen, beim Privat-, wie auch zum Selbstunterrichte
von
Johann Sporschil.
Gr. 8. 8 Bogen.
Preis 12 Gr. — 45 Kr. Conv.-Mze. — 54 Kr. Rhein.

Was der Titel des vorliegenden Werkchens besagt, wird sich auch vollständig bei dessen Anwendung bewähren. Wem die eine oder andere der darin enthaltenen Lectionen beim ersten Anblick zu schwer scheinen möchte, wird gebeten, bevor man sie verwirft, eher die Probe des Versuchs und der Erfahrung anzustellen.

Fortsetzung von Kunth, Enumeratio plantarum.

Karl Sigism. Kunth,
Enumeratio

plantarum omnium hucusque cognitarum secundum familias naturales disposita, adjectis characteribus, differentiis et synonymis.

Tom. II.

Auch unter dem besondern Titel:

Cyperographia synoptica

sive

Enumeratio cyperacearum

omnium hucusque cognitarum, adjectis characteribus, differentiis et synonymis.

Preis 5 Fl., oder 3 Thlr.

Unter obigem Titel ist im Verlag der Unterzeichneten der zweite Band einer vollständigen Zusammenstellung aller bisjetzt bekannten Gewächse erschienen. Die Einleitung ist getroffen, daß wo möglich zu jeder kommenden Messe ein Band herausgegeben, somit das Ganze binnen wenigen Jahren geliefert werden wird; das Manuscript — eine Frucht langjähriger Studien — liegt, vollständig geordnet, für den Druck bereit.

Das Zeitgemäße, ja Nothwendige eines solchen Unternehmens ist in der gebildeten Welt längst und vielseitig gefühlt. Die Botanik hat in neuerer Zeit Bereicherungen erhalten, wie kaum irgend ein Zweig des menschlichen Wissens; täglich sich häufende Entdeckungen in allen Welttheilen haben die Reihen der bekannten Vegetabilien ins Unabsehbare vermehrt und verwirrt, die vorhandenen systematischen Werke durchaus lückenhaft und ungenügend gemacht und eine neue Aufzählung und Ordnung der gesammelten Schätze, einen vollständigen Überblick über das ganze Reich als dringend nothwendig dargestellt.

Indem der Verf. diese mühevolle Arbeit übernahm und ebenso umfassend als gediegen ausführte, erwirbt er sich neue Ansprüche auf den Dank aller Freunde der Pflanzenkunde und den anerkannten europäischen Ruf, dessen er längst genießt.

Über den Inhalt des früher erschienenen ersten Theiles nebst einem Supplementbande erlauben wir uns Folgendes zu bemerken: Es gibt derselbe unter dem besondern zweiten Titel: Agrostographia synoptica etc. die vollständige Zusammenstellung aller bisjetzt bekannten Gräser und bildet somit auch ein abgeschlossenes Werk für sich.

Für Correctheit des Druckes und äußere Ausstattung ist von der Unterzeichneten bestens gesorgt.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Duncker, Dr. L., Die Lehre von den Reallasten, in ihren Grundzügen dargestellt. 16 Bogen. Gr. 8. 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr.

Albrecht, Prof. Dr. J. A. M., Die Ausbildung des Eventualprincips im gemeinen Civilproceß. 5 Bogen. Gr. 8. Brosch. 8 Gr., oder 36 Kr.

Koch, Prof. Dr. Chr., Grundsätze der Erziehung, des Unterrichts und ihrer Geschichte nach Niemeyer und Ruhkopf. Mit einem Vorworte von Prof. Dr. K. F. Chr. Wagner. Zweite Ausgabe. $17\frac{1}{4}$ Bogen. Gr. 8. Brosch. 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Isokrates Panegyricus. Aus dem Griechischen übersetzt und mit den nöthigen Anmerkungen versehen von *Dr.* J. Hoffa. $3\frac{5}{6}$ Bogen. Gr. 12. Brosch. 6 Gr., oder 24 Kr.

Müller, Prof. Dr. Jul., Unsere Pflicht gegen Gott und gegen die Ordnungen der bürgerlichen Gemeinschaft. Eine Predigt. Velinpapier. 1 Bogen. Gr. 8. Brosch. 2 Gr., oder 9 Kr.

Suabedissen, Hofrath Dr. D. Th. A., Die Grundzüge der Metaphysik. $10\frac{1}{2}$ Bogen. Gr. 8. Brosch. 18 Gr., oder 1 Fl. 20 Kr.

Landgrebe, *Dr.* G., Über die chemischen und physiologischen Wirkungen des Lichts. $37\frac{3}{4}$ Bogen. Geb. 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Marburg, im Juli 1837.

N. G. Elwert.

Für

Ärzte, Chemiker und Naturforscher überhaupt

ist soeben folgendes Werk von der höchsten Wichtigkeit erschienen, und wir beeilen uns, das gebildete Publicum auf dasselbe aufmerksam zu machen. Der seit vielen Jahren von der gelehrten Welt als Schriftsteller ersten Ranges gefeierte Herr Professor Dr. Pfaff in Kiel hat unter dem Titel:

Revision
der Lehre
vom
Galvano-Voltaismus,

mit besonderer Rücksicht auf Faraday's, de la Rive's, Becquerel's, Karsten's u. A. neueste Arbeiten über diesen Gegenstand

von

Dr. C. H. Pfaff,

königl. dän. Etatsrath, Professor der Medicin und Chemie zu Kiel rc.

Gr. 8. Altona, J. F. Hammerich. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

eine Schrift herausgegeben, die eine überaus interessante Zusammenstellung, sowie gründliche Würdigung des bisher über den Galvano-Voltaismus Erschienenen enthält und zugleich die neuesten Forschungen des Herrn Verfassers darlegt.

In sämmtlichen soliden Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz, Östreichs und Dänemarks ist dieses Werk vorräthig.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Natur,

der

Mensch und sein Wissen.

An die Naturforscher und Denker des neunzehnten Jahrhunderts.

Von

Karl Wilhelm Wenke.

Die Vorrede seiner Schriften.

Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Leipzig, im Juli 1837.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XXVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

№ II.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

1837. April, Mai und Juni.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, findet sich in Nr. XIII des Literarischen Anzeigers.)

29. Analekten für Frauenkrankheiten, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. 1sten Bandes 1stes Heft. Gr. 8. 16 Gr.

Erscheint in zwanglosen Heften.

30. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. Erster Band: A—E. Mit 320 Abbildungen und 17 Landkarten. Gr. 4. Cart. 3 Thlr. 8 Gr.

31. — — 2ter Band: F—L. 1ste bis 3te Lieferung. Gr. 4. Geh. Jede Lieferung 6 Gr.

Die Vollendung dieses Werkes schreitet jetzt rasch vor, da gleichzeitig schon am 3ten Bande gedruckt wird.

32. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. In 12 Bänden oder 24 Lieferungen. 24ste (letzte) Lieferung. Gr. 8. Druckpapier 16 Gr., Schreibpapier 1 Thlr., Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Mit dieser 24sten Lieferung ist die 8te Auflage beendigt und das ganze Werk einmal wieder vollständig zu haben. Den Subscriptionspreis von 16 Thlr. auf Druckpapier, 24 Thlr. auf Schreibpapier, 36 Thlr. auf Velinpapier, lasse ich fortbestehen, gebe dasselbe aber auch in einem neuen Abonnement in monatlich vom 1sten Juli an erscheinenden Bänden, zu dem Preise von 1 Thlr. 8 Gr., 2 Thlr. und 3 Thlr.

33. Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis, mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie. Im Verein mit mehreren praktischen Ärzten und Wundärzten herausgegeben von Georg Friedrich Most. Zweite Auflage. In zwei Bänden. 11tes und 12tes Heft. Gr. 8. Geh. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

Das Werk ist mit dem 12ten Hefte vollständig. Der Subscriptionspreis bleibt für beide Bände 10 Thlr. Ein Supplementband zur ersten Ausgabe erscheint in kurzer Zeit.

34. Ergänzungen des Allgemeinen Landrechts für die preußischen Staaten, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, das Allgemeine Landrecht abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und Register, herausgegeben von F. H. v. Strombeck. Vierter Band. Enthaltend die Nachträge zur dritten Ausgabe derselben, bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Ferdinand Leopold Lindau. Gr. 8. Druckpapier 1 Thlr. 4 Gr. Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Der 1ste bis 3te Band, 3te Auflage, [illegible], kosteten 8 Thlr., auf Schreibpapier 9 Thlr. Alle 4 Bände zusammen jetzt nur 5 Thlr., auf Schreibpapier 6 Thlr. 16 Gr.

35. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücher-Lexikon. Achter Band. Herausgegeben von Otto August Schulz. 9te Lieferung. Enthaltend zweite Abth., Bogen 16—25. Gr. 4. Geh. 20 Gr. Schreibpapier 1 Thlr.

36. Hille (Karl Christian), Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. Ein Taschenbuch für Brunnen- und Badereisende. 2 Theile. Mit Kärtchen und Plänen. 1stes Heft: Brunnen- und Badediätetik für Curgäste. 12 Gr. 2tes Heft: Die Bäder und Heilquellen des Königreichs Böhmen und der Markgrafschaft Mähren. Mit zwei Kärtchen und dem Plane von Karlsbad. 8. Geh. 20 Gr.

Das Ganze wird in 8—10 Heften erscheinen.

37. Hübner (Johann), Zwei Mal zweiundfunfzig auserlesene biblische Historien aus dem Alten und Neuen Testamente, zum Besten der Jugend abgefaßt. Aufs Neue durchgesehen und für unsere Zeit angemessen verbessert von David Jonathan Lindner. Die 103te der alten, oder die 4te der neuen vermehrten und ganz umgearbeiteten und verbesserten Auflage. 8. 8 Gr.

38. Körte (Wilhelm), Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen. Nebst den Redensarten der Deutschen Zechbrüder und Aller Praktik Großmutter, d. i. der Sprichwörter ewigem Wetter-Kalender. Gesammelt und mit vielen schönen Versen, Sprüchen und Historien in ein Buch verfaßt. In vier Lieferungen. 2te—4te (letzte) Lieferung. Gr. 8. Geh. Jede Lieferung 16 Gr. Vollständig 2 Thlr. 16 Gr.

39. Löffler (Franz Adam), Über die Gesetzgebung der Presse. Ein Versuch zur Lösung ihrer Aufgabe auf wissenschaftlichem Wege. 1ster Theil. Gr. 8. 3 Thlr.

40. Raumer (Karl von), Der Zug der Israeliten aus Ägypten nach Kanaan. Beilage zu des Verfassers „Palästina". Mit 1 Karte. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Die sauber gestochene Karte kostet einzeln 6 Gr.

41. Die Resultate der Wassercur zu Gräfenberg. (Ex apibus mel & cera.) Mit 1 Abbildung. 8. Geh. 1 Thlr.

42. Repertorium der gesammten deutschen Literatur. (4ter Jahrgang, für das Jahr 1837.) Herausgegeben im Verein mit mehren Gelehrten von E. G. Gersdorf. 12ter Band. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Gr. 8. Jeder Band von etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.

43. Robespierre. Mit Beziehung auf die neueste Zeit dargestellt von einem Wahrheitsfreunde. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

44. Schopenhauer (Johanna), Richard Wood. Ein Roman. Zwei Theile. 8. 4 Thlr.

45. Wenke (Karl Wilhelm), Die Natur, der Mensch und sein Wissen. An die Naturforscher und Denker des 19. Jahrhunderts. Die Vorrede seiner Schriften. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Über die

Blitzableiter,

ihre

Vereinfachung und die Verminderung ihrer Kosten.

Nebst einem Anhang
über das Verhalten der Menschen bei Gewittern.
Eine gemeinfaßliche
Belehrung für die Verfertiger der Blitzableiter, sowie für die Hausbesitzer.

Im Auftrage der
k. Centralstelle des landw. Vereins in Würtemberg,
verfaßt von deren Mitgliede und wissenschaftlichem Secretair
Prof. Dr. Plieninger.

Mit 35 Abbildungen auf 3 Steindrucktafeln.

Der Gedanke, durch Aufstellung wohlfeilerer Vorrichtungen zu Abhaltung des Blitzes von den Gebäuden dieser wohlthätigen Einrichtung mehr Eingang auch unter den minder begüterten Einwohnern des Landes zu verschaffen, wurde zunächst durch mehrfache, bei der **Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins in Würtemberg** eingekommene Berichte von Blitzschlägen veranlaßt, welche sowol auf nicht mit Blitzableitungen versehene Wohngebäude und Scheunen der Landbewohner, als auch auf die, zwar mit metallenen Verzierungen auf den Gipfeln, jedoch nicht mit Ableitungen versehenen Kirchthürme und Kirchen wiederholt, und mit mehr oder weniger Verwüstungen in den letztern Jahren sich ereignet hatten. Die Abfassung dieser Schrift aber soll, wie es der Titel angibt, ebenso wol den Techniker, welcher mit Verfertigung und Aufrichtung der Blitzableiter zu thun hat, in den Stand setzen, mit Hülfe der versinnlichenden Zeichnungen die Einrichtung der wohlfeilern Apparate und die Art ihrer Aufrichtung kennen zu lernen und nachzuahmen, als auch dem Hausbesitzer es möglich machen, durch die, nach dem laufenden Schuh berechneten Preise der eisernen Leitungsstangen, sowie durch die angefügten Kostenüberschläge überhaupt, und durch die in passender und bündiger Übersicht mitgetheilten Grundsätze und Erfodernisse bei einer Blitzableitung, die Anbringung und Errichtung ebenso wol, als auch die Kosten derselben für sein Haus nach Maßgabe von dessen Höhe, Standort, Umgebung, Bauart ꝛc. zu beurtheilen und zu berechnen. Was die vorgeschlagene, von der bisher üblichen abweichende Einrichtung der wohlfeilern Blitzableitung betrifft, so ist dieselbe auf die seit Jahrzehnden gemachten Erfahrungen gegründet und daher keineswegs als auf blosen theoretischen Ansichten beruhend, für unerprobt und zweifelhaft anzusehen. Die Ersparniß an Kosten, welche letztere sich selbst für ein Privatwohnhaus von der geringsten Höhe und Ausdehnung bei der bisherigen kostspieligen Einrichtung zum Mindesten auf 80—100 Fl. belaufen, und deren bedeutender Belang als die Hauptursache anzusehen ist, warum die Errichtung von Blitzableitern sich bisjetzt nur auf die größern Städte beschränkt hatte, betrifft zunächst die Auffangstange, welche statt massiv von Eisen und von einer Höhe von 15—20 Fuß zu sein, nach der neuen Einrichtung eine hölzerne, in das Sparrwerk befestigte Tragestange, nach Art der bei Pulverhäusern vorgeschriebenen Einrichtung erhält, auf welcher eine sogenannte Helmspitze von hinreichender Länge und Masse, aus starkem Schmiedeisen verfertigt, verzinnt und mit einer Spitze von Patentsilber armirt, befestigt und mit einer starken Ableitung bis zu der Zuleitung auf dem Dachgrath versehen wird. Die zweite Ersparniß betrifft die Wahl der schon von Reimarus empfohlenen und in Norddeutschland allgemein üblichen, jedoch nicht bleiernen, sondern eisernen oder kupfernen, und nicht auf dem Gebäude unmittelbar angenagelten, sondern auf Tragstiften befestigten Schienen oder Flacheisen statt der Eisenstäbe, welche erstern außer dem Vortheil, bei gleichem Gewichte eine doppelte bis dreifache Oberfläche, also größere Leitungskraft darzubieten, noch durch die Art ihrer Anfertigung und Anbringung vor der Oxydation durch den Regen mehr gesichert sind, als das Stabeisen oder die Drahtzöpfe, und bei gleichem Gewicht beinahe den dritten Theil des Preises vom Stabeisen kosten. Die dritte Ersparniß betrifft die Versenkung, bei welcher die Umwickelung des Stabeisens mit Tafelblei, durch Einlegung des Stabeisens in ein mit Kohlenpulver gefülltes, hölzernes oder thönernes Versenkungslager, wie dies in Frankreich in Anwendung ist, erspart wird, eine Einrichtung, welche zugleich auf den Schutz des Versenkungsstabes gegen Oxydation mehr berechnet ist, als die Anwendung des Tafelbleis, da die Berührung des Eisens und des Bleis unter dem Einfluß der Erdfeuchtigkeit nothwendig auf baldige Zerstörung des einen oder des andern oder beider Metalle durch Oxydation hinwirken muß. Durch diese, wie leicht ersichtlich, die Sicherheit der Vorrichtung keineswegs vermindernden Modificationen wird ein Ersparniß von mehr als der Hälfte der bisherigen Kosten einer Blitzableitung erzielt, welche sich bei niedrigen, ländlichen Gebäuden durch Vereinfachung in der Art der Anbringung und durch Selbstverfertigung der hölzernen Requisite noch weiter treiben läßt. Vorausgeschickt ist eine kurze nud populaire Mittheilung der Hauptsätze aus der Lehre von der Gewitterelektricität, auf welche bei der Darstellung und Beschreibung der Blitzableitungs-Vorrichtung und der Grundsätze bei ihrer Aufrichtung Bezug genommen wurde und welche zugleich als Grundlage zu Bekämpfung mancher noch vorhandener, zum Theil abergläubischer Vorurtheile gegen die Blitzableitungen benutzt wurden. Den Beschluß macht ein Anhang über das Verhalten der Menschen bei Gewittern, sowol in dem mit Blitzableitung versehenen oder nicht armirten Hause, als auch im freien Felde und im Walde. Dieser Anhang, in Verbindung mit der eben erwähnten Einleitung über die Natur der Gewitterelektricität, sichert der Schrift zugleich eine Brauchbarkeit für Belehrungen in Sonn- und Werktagsschulen, in welcher Beziehung dieselbe von der königl. würtembergischen höchsten Staatsbehörde nicht nur zu Anschaffung von Seite der Verwaltungsbeamten für Belehrung der in ihren Bezirken mit Aufrichtung von Blitzableitungen beauftragten Gewerbe, sondern auch zu Anschaffung für die Schulen empfohlen worden ist. — Für Bestellungen in größern Partien ist der Partienpreis zu 36 Kr. netto per Exemplar festgesetzt worden. Der Ladenpreis beträgt 1 Fl.

Die zu der wohlfeilern Einrichtung der Blitzableiter, wie sie in vorliegender Schrift angegeben ist, gehörigen sogenannten Helmspitzen und die Schienenstäbe, sofern diese von den gewöhnlichen Schlossern wegen Mangel an einer hinreichend großen Esse nicht gefertigt werden können, hat die Fabrikschlosserei **G. Lachenmaier** in Königsbronn um die in der Schrift angegebenen Preise, verzinnt und mit den patentsilbernen Spitzen versehen, in Vorrath zu fertigen übernommen, woher dieselben, oder auch von dem **Lachenmaier**'schen Eisenwaarenlager zu Stuttgart, künftig bezogen werden können.

Von demselben Verfasser:

Gemeinfaßliche Belehrung
über den

Maikäfer,

als Larve und als Käfer,

seine Verwüstungen und die Mittel gegen dieselben;
ein Beitrag
zu der landwirthschaftlichen Fauna.
Für den Bürger und den Landmann nach fremden und eignen Erfahrungen zusammengestellt.
Gr. 8. Brosch. Preis 30 Kr.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1837.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben ist erschienen:

Das

Kaiserreich.

Galante, intriguante
Liebes- und Hofgeschichten
aus den Jahren 1805—1815.
4 Bände. 4 Thlr.

Galanterien
und
Liebschaften
der
Gräfin von Parabère,
Favorite des Herzogs von Orleans,
Regenten von Frankreich.

Eine Sittenschilderung aus dem 18. Jahrhundert.
2 Bände. 2 Thlr.

Galanterien und Liebesabenteuer
hübscher Mädchen.

Ein moralisches Buch
von
G. Touchard-Lafosse.
2 Bände. 2 Thlr.

Michael Chevalier's Briefe
über
Nordamerika,
oder
Schilderung der jetzigen politischen, statistischen, geselligen und religiösen Zustände
der Vereinigten Staaten,
mit Berücksichtigung des Ackerbaus, Handels und der Eisenbahnverhältnisse.

Ein brauchbares Handbuch für Auswanderer jeden Standes.
1ster und 2ter Band. 2 Thlr.

Funfzig Jahre
der
geheimen Geschichte
Frankreichs,
und des Hofes von Versailles.
5ter und 6ter Band. 2 Thlr.

Liebschaften
des
Cardinals von Bernis
und der
Frau von Pompadour.

Eine Schilderung der Sitten zur Zeit und am Hofe Ludwig XV.
1 Thlr.

Leipzig, den 15ten Juni 1837.

Literarisches Museum.

In der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Bogatzky, C. H. von, Tägliches Hausbuch der Kinder Gottes, bestehend in erbaulichen Betrachtungen und Gebeten auf alle Tage des ganzen Jahres. Fünfte unveränderte Auflage. Gr. 4. 1ster Theil. 1stes Heft. Preis $7\frac{1}{2}$ Sgr.

(Erscheint vollständig in 2 Bänden oder 20 — 21 Heften à 12 Bogen, à $7\frac{1}{2}$ Sgr., oder 6 Gr.)

Bogatzky, C. H. von, Des güldenen Schatzkästleins erster und zweiter Theil in eins gebracht und zu einem biblischen Gebetbuche über alle darin befindliche Sprüche der heil. Schrift eingerichtet, daß es auf alle Morgen und Abende des ganzen Jahrs zu gebrauchen. Zweite unveränderte Auflage. Gr. 8. 1ste Lieferung. Preis 5 Sgr.

(Das Ganze wird aus 7 — 8 Lieferungen à 6 Bogen, à 5 Sgr., oder 4 Gr., bestehen.)

Die Freunde häuslicher Andacht werden in dieser Zeit mit einer Flut von Andachtsbüchern überschwemmt, aber eben ihre unaufhörliche Vermehrung bezeugt, daß sie auch, wie die Fluten des Wassers, schnell vorübergehen und nicht geeignet sind, dem Bedürfniß gläubiger Seelen auf die Dauer zu genügen; wir erlauben uns also den Freunden echt-christlicher Erbauung von Neuem zwei Andachtsbücher der Aufmerksamkeit zu empfehlen, die der fromme Bogatzky aus der reichen Fülle des göttlichen Wortes seinen Zeitgenossen darbot und welche seit mehr als hundert Jahren sich bewährt haben.

Bogatzky hatte den Herrn zum Führer sich erkoren, und zu eben diesem Herrn will er Alle führen, die ihm folgen wollen. Der Geist der Bibel, Christi Geist, der heil. Geist hauchet uns an in Bogatzky's frommen Schriften. So greifet denn, ihr Gläubigen, nach dem güldenen Schatzkästlein und dem Hausbuch der Kinder Gottes! Hier findet Ihr Nahrung für Eure Seelen am Morgen und Abend, hier Erweckung nach der Last und Hitze des Tages, hier Labung in Trübsal und Angst; der Lebensodem eines echt-christlichen Glaubens strömt Euch aus jeder Zeile, aus jedem Worte entgegen. Es ruht ein großer Segen auf diesen durchgebeteten Schriften, und es wird Niemand gereuen, mit diesem frommen Manne zu beten und das göttliche Wort zu betrachten.

Soeben ist erschienen und versandt:

Memoiren
der
Frau Herzogin von Berri
von ihrer Geburt bis auf die jetzige Zeit.

Herausgegeben
von
Alfred Nettement.

Aus dem Französischen übertragen von **Fr. v. R.**

(3 Bände.) 1ster u. 2ter Band. 8. Brosch. 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr.

Diese Denkwürdigkeiten eines an Begebenheiten ebenso reichen als interessanten Lebens bringen unter manchen andern höchst wichtigen Aufschlüssen auch sehr bedeutende Erklärungen über den Aufstand des Jahres 1832 und über alle diese kritische Zeit bezeichnende Ereignisse, und sind für die Geschichte unserer Tage unstreitig eine der bedeutendsten Erscheinungen.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Neues Abonnement zum Prachtwerk:

Pfennig-Encyklopädie

oder

neues elegantestes

Conversations-Lexikon

für

Gebildete aus allen Ständen.

Herausgegeben

im Verein mit einer Gesellschaft von Gelehrten

von

Dr. O. L. B. Wolff,

Professor an der Universität zu Jena.

Leipzig, Verlag von Ch. E. Kollmann.

Klein Folio. 4 Bände mit 80 Stahlstichen.

Dies Prachtwerk ist soeben mit der 41sten Lieferung geschlossen und kostet vollständig 13 Thlr. 16 Gr., oder 24 Fl. 36 Kr., für welchen Preis es durch jede gute Buchhandlung zu bekommen ist.

Da indeß manchem Bücherliebhaber eine so bedeutende Ausgabe auf einmal zu machen nicht vergönnt ist, so habe ich sowol eine

Ausgabe ohne Stahlstiche à 8 Thlr., oder 14 Fl. 24 Kr.

veranstaltet, als auch die Einrichtung getroffen, daß, wo es gewünscht wird, vom 1sten Juli an

monatlich 3 Lief. mit Stahlstichen (Subscript.-Preis 1 Thlr.)

monatlich 5 Lief. ohne Stahlstiche (Subscript.-Preis 1 Thlr.)

ausgegeben werden, sodaß also letztere Ausgabe in 8 Monaten, erstere in 14 Monaten zu bezahlen ist.

Für Liebhaber von Stahlstichen werde ich dagegen als:

Bildergalerie zum Conversations-Lexikon

80 Stahlstiche 8 Thlr.

auch diese vom Texte getrennt verkaufen (einzelne Blätter à 3 Gr.).

Das Werk zeichnet sich vor allen bestehenden Conversations-Lexicis durch prachtvollen Druck sowol als durch Reichhaltigkeit der Artikel, deren es circa 120,000 enthält und worin es einzig von dem großen Pierer'schen Universal-Lexikon übertroffen wird, aufs vortheilhafteste aus.

Ausführliche Anzeigen sind in allen Buchhandlungen niedergelegt.

Schriften über Amerika.

Bei **C. Scheld & Comp.** in **Leipzig** und **Baltimore** sind nachstehende Schriften über Amerika erschienen und werden als treue Schilderungen der dortigen Verhältnisse sowol jedem Gebildeten, wie insbesondere den Auswanderungslustigen, willkommen sein:

Reisen durch die Vereinigten Staaten und Ober-Canada

von **Tr. Bromme.**

3 Bände. 8. Brosch. 4 Thlr. 16 Gr.

In diesen Bänden schildert der Verfasser, welcher eine Reihe von Jahren in Amerika gelebt und die verschiedenen Staaten bereist hat, Amerika nicht nur wie er es fand, sondern wie jenes westliche Reich in **Wahrheit** ist, ein nüchternes praktisches Land, wo es nur der Fähigkeiten eines schlichten Landmannes bedarf, um von der Natur mit mäßiger Anstrengung zu erringen, was von äußern Gütern zum Lebensglück gerechnet zu werden pflegt. Der Plan des Verfassers war nicht, diese Reisen zur Unterhaltung zu schreiben, sondern ein vollständiges, wenn auch Manchem zu trockenes Gemälde der Union und Ober-Canadas zu liefern, und geht er am Schluß zu einer Generalübersicht alles Dessen über, was die Union von Europa und namentlich von Deutschland unterscheidet. Der Leser wird Amerika durch diese treuen Schilderungen liebgewinnen und manches schiefe Urtheil und viele ausgebreitete Unwahrheiten über dieses Land dadurch widerlegt werden.

Von demselben Verfasser ist auch zu haben:

Taschenbuch für Reisende in den Vereinigten Staaten von Nordamerika,

enthaltend ein vollständiges Verzeichniß aller Post-, Dampfboot-, Kanal- und Eisenbahnrouten, nebst Angabe der Reiseexpensen; der seit der Errichtung der Union unternommenen Volkszählungen; Angabe aller Universitäten und Lehranstalten, statistischen Tafeln rc.

Mit einer ausführlichen Karte der Vereinigten Staaten.

Carton. 1 Thlr. 12 Gr.

Post- und Reisekarte der Vereinigten Staaten von Nordamerika,

nebst Angabe aller Kanäle und Eisenbahnen, nach Tanner, Mitchell und den Berichten des General-Postamts bearbeitet und bis auf die neueste Zeit nachgetragen.

Preis 18 Gr., auf Leinwand in Futteral 1 Thlr. 4 Gr.

Karte von Michigan, auf 2 Blatt. 16 Gr.

Karte von Missuri und Illinois. 16 Gr.

Die Beschreibungen nachstehender Provinzen der Vereinigten Staaten sind auch einzeln zu haben:

Alabama und Missisippi. Eine geographisch-statistisch-topographische Skizze für Einwanderer und Freunde der Länder- und Völkerkunde. Carton. 6 Gr.

Florida. Dasselbe. Carton. 12 Gr.

Lusiana. Dasselbe. Carton. 8 Gr.

Michigan. Dasselbe (mit Karte). Carton. 18 Gr.

Illinois und Missuri. Dasselbe (mit Karte). Carton. 18 Gr.

Den Freunden der amerikanischen Romantik macht die Verlagshandlung zugleich bekannt, daß sie den Preis des Originalromans von Cooper:

The Water-Witch

or the Skimmer of the Seas.

3 Bände. Brosch.

auf 1 Thlr. 12 Gr. herabgesetzt hat und daß er zu diesem billigen Preise durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Schiffer-Sagen.

Gesammelt

von

A. v. Sternberg.

2 Theile. 8. In Umschlag broschirt. Preis 3 Fl. 12 Kr., oder 2 Thlr.

Inhalt.

Einleitung. — Der arme Thoms oder die versunkene Stadt. — Die rothe Perle. — Meerlilie. — Der Wetterbeschwörer. — Klabauterman. — Die Seelen der Ertrunkenen. — Scylla; ein antikes Schiffermärchen. — Das Märchen von der verliebten Auster. — Das Abenteuer mit den drei Fischen.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XXVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Dr. Karl Christian Hille:

Die Heilquellen
in allgemein wissenschaftlicher Beziehung und deren zweckmäßige Benutzung.
Für Brunnen- und Badegäste bearbeitet.
8. Geh. 12 Gr.

Die Heilquellen
des Königreichs Böhmen und der Markgrafschaft Mähren.
Mit zwei Kärtchen und dem Plane von Karlsbad.
8. Geh. 20 Gr.

Diese beiden Schriftchen bilden das 1ste und 2te Heft des größern Werkes, welches der Verf. jetzt über sämmtliche Heilquellen Deutschlands und der Schweiz bearbeitet.

Die erstere Schrift enthält eine belehrende Darstellung der Mineralquellen und ihrer Benutzung als Heilmittel im Allgemeinen, und wird als Brunnen- und Badediätetik von jedem Curgaste mit Nutzen befolgt werden, während die zweite die Reihe der Monographien mit einer speciellen Beschreibung der böhmischen und mährischen Bäder eröffnet. Die beigefügten Kärtchen und Pläne werden sich als besonders nützlich bewähren.

Leipzig, im Juli 1837.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Polytechnisches Journal,

herausgegeben
von den
DD. Dingler und Schultes.

Erstes Juniheft.

Inhalt. Über ein System versetzbarer oder beweglicher, bei verschiedenen Erdarbeiten anwendbarer Eisenbahnen. Von Hrn. Emil Dollfus. Chanters, an Locomotiven, Dampfbooten und andern Maschinen anwendbarer Ofen zur Verzehrung von Rauch und zur Ersparniß an Brennmaterial. Mit Abbild. Bericht des Hrn. Payen über ein von Hrn. Chaix in Paris vorgeschlagenes Mittel zur Verhütung der Incrustationen in den Dampfkesseln. Chanters Verbesserungen an Öfen. Mit Abbild. Über eine verbesserte Rettungs-Boy, von Hrn. H. Seper. Mit Abbild. Beschreibung eines neuen Combinationsschlosses von der Erfindung des Hrn. Grangoir. Mit Abbild. Über einen beim Bergbau anwendbaren Spiegel von der Erfindung des Hrn. Joseph Gretton. Über eine Verbesserung der Davy'schen Sicherheitslampe. Von Hrn. J. Newman. Mit Abbild. Pritchard's Oxyhydrogengas-Mikroskop. Mit Abbild. Beschreibung eines Apparats zur Fabrikation von gashaltigen Wassern, schäumenden Weinen und allen andern mit kohlensaurem Gase zu sättigenden Flüssigkeiten. Von Hrn. Chaussenot. Mit Abbild. Über die Fabrikation des Strohpapiers, von Hrn. Piette. Über die Scheidung des Iridiums zum technischen Gebrauch im Großen, aus den Rückständen von der Ausscheidung des Platins in Petersburg; vom geheimen Bergrath Frick. Über eine beim Probiren des Silbers auf nassem Wege nöthige Vorsichtsmaßregel; von Hrn. Gay-Lussac. Martin's Methode Kautschuk aufzulösen und zuzubereiten, um ihn zu verschiedenen Zwecken anwendbar zu machen. Über den Dienst der Apparate, mit welchen im Hôpital Saint-Louis in Paris und in dem Hospice général in Lille Knochengallerte und Knochensuppe bereitet wird; von Hrn. d'Arcet. Miscellen. Verzeichniß der vom 20sten Sept. bis 17ten Dec. 1836 in Schottland ertheilten Patente. Bourdon's kleine Dampfmaschinen. Einiges über den Einfluß der Eisenbahnen auf die Zunahme des Verkehrs. Matthieu's Reductionsdrehbank. Kohlenerzeugung mittels der Gichtflamme der Hohöfen. Über Hrn. Deleschamps' Beize für den Stahlstich. Gérard's Specificum zum Härten des Stahls. Über die Erzeugung verschieden gefärbter Cameen aus Porzellanmasse. Desmoulin's Bereitungsart des Zinnobers auf nassem Wege. Chemische Silberprobe. Über die Gewinnung von krystallisirtem Zucker aus dem Toddy oder aus dem Safte der Cocospalme auf der Insel Ceylon. Cellier-Blumenthal's Apparat zum Abkühlen des Biers. Kitt für Glaswaaren. Gewinnung des Fettes aus den zum Waschen der Wolle verwendeten Seifenwassern. Über die Schuh- und Handschuhfabrikation in Frankreich. Schlumberger's Maschine zum matten Appretiren für Baumwollzeuche. Verbesserungen an dem Strumpfwirkerstuhle. Mittel gegen die Raupen in Obstgärten. Über die Feuersbrünste in London im Jahre 1836.

Zweites Juniheft.

Inhalt. Smith's Fortschaffungsapparat für Dampfboote und andere Fahrzeuge. Mit Abbild. Hall's Dampfmaschine für die Schiffahrt. Mit Abbild. Perkin's Verbesserungen an den Öfen der Kessel für Dampfmaschinen. Mit Abbild. Über die Heizung und Ventilirung von Gebäuden. Von Dr. Andrew Ure. Mit Abbild. Über einen neuen, für Kupferstecher bestimmten Apparat zum Ziehen paralleler Linien. Von Hrn. Percy Heath. Mit Abbild. Gilroy's Verbesserungen an den Maschinen zum Weben glatter und gemusterter Zeuche. Mit Abbild. Brown's Verbesserungen in der Leuchtgasbereitung. Mit Abbild. William's Maschine und Methode zur Erzeugung künstlicher Häute, welche sich wie gewöhnliche Häute, Leder, Pergament, benutzen lassen. Mit Abbild. Bemerkungen über eine Abhandlung des Hrn. Dana, betreffend das Bleichen der Baumwollenzeuche; von Hrn. August Scheurer in Mülhausen. Über Schützenbach's neues Verfahren krystallisirten Zucker aus Runkelrüben darzustellen. Über die Darstellung der weißen Politur für Tischler. Miscellen. Neuere Preisaufgaben verschiedener Gesellschaften. Verbessertes eisernes Dampfboot für seichte Flüsse. John Collier's Apparat zur mechanischen Heizung der Dampfkessel. Über die Anwendung der Reibungsrollen an den Wagenrädern und an den Wellzapfen. Zur Geschichte des Strumpfwirkerstuhls. Über die Kartoffel- und Runkelrüben-Reiben des Hrn. Quentin Durand. Chomel's Methode die Melasse von dem in Krystallisationsgefäßen enthaltenen Zucker zu scheiden. Über Marsh's Methode kleine Quantitäten von Arsenik auszumitteln. Bemerkungen über den Knochenleim.

* *
*

Von diesem sehr gemeinnützigen und wohlfeilsten Journal erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 24—36 Kupferplatten bestehend, und welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird,

macht für sich ein Ganzes aus und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Thlr. 8 Gr., oder 16 Fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Ein dieses Journal begleitender Anzeiger nimmt einschlägige Dienstgesuche, Waaren- und Maschinen-Anbietungen, Bücheranzeigen u. s. w. gegen sehr billige Insertionsgebühren auf, und die Verlags-Expedition besorgt die einschlägige Correspondenz.

Stuttgart und Augsburg, im Juni 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Rose von Dekama,

ein historischer Roman

von

J. van Lennep,

Verfasser des Pflegesohns.

Aus dem Holländischen.

8. Geh. Preis 3 Thlr.

Der Verfasser, der zu den ersten Schriftstellern seines Vaterlandes gehört, hat sich auch bei uns schon durch seinen Pflegesohn ein anerkennendes Publicum gemacht. Sein neuester Roman wird ihm nur noch mehr Freunde und noch größere Achtung und Theilnahme verschaffen. Die Wirren, von denen die Provinzen des jetzigen Hollands im 14. Jahrhundert zerrissen waren, werden dort mit einer Meisterhand geschildert, die berühmtesten Charaktere jener Zeit auf das kräftigste dargestellt, und die alterthümlichen Personen durch eine solche Masse frischer Figuren, spannender Handlung, kunstreicher Verwickelung belebt, daß der Leser bis zum Schlusse sich auf das anmuthigste gefesselt und befriedigt sieht.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Der Pflegesohn. Ein historischer Roman aus der Zeit des Prinzen Moritz von Oranien. Aus dem Holländischen von Karl Eduard. 8. Drei Bände. 3 Thlr.

Anzeige für Gymnasien und Realschulen.

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Auswahl deutscher Gedichte für die untern und mittlern Classen gelehrter Schulen, von Dr. Th. Echtermeyer. 8. Sauber cartonnirt. 1 Thlr. 7½ Sgr. (1 Thlr. 6 Gr.)

Je mehr die Nothwendigkeit einer zweckmäßig durchgeführten Erziehung des poetischen Sinnes durch echte und besonders vaterländische Dichtungen und die dadurch bedingte Wichtigkeit des deutschen Unterrichts in den Gymnasien anerkannt wird, da dieser vornehmlich zu einer tiefern Bildung des Geistes und Gemüthes der Jugend benutzt werden kann, um so lebhafter drängt sich das Bedürfniß guter Sammlungen der besten poetischen Erzeugnisse auf. In den letzten Jahren sind viele Versuche der Art gemacht, aber die Mehrzahl derselben begnügt sich entweder mit Hergebrachtem und Veraltetem, oder hat andere, meist formale Zwecke verfolgt. Daher hat der Herausgeber dieser Auswahl eine neue Sammlung unternommen und mit glücklichem Gefühle und sicherm Takt, den er durch mehrjährige Leitung des deutschen Unterrichts gewonnen, für die Bedürfnisse der Schule zunächst gesorgt. Das Buch bietet reichen Lehrstoff und dürfte nicht blos bei Declamationsübungen, deren wohlthätigen Einfluß verkehrte Wahl der Stücke meist vernichtet, sondern auch bei den schriftlichen Ausarbeitungen mit großem Nutzen angewendet werden. Prosaische Bearbeitungen, Vergleichungen der ähnliche Gegenstände behandelnden Gedichte, Erklärungen derselben, werden das Verständniß erleichtern und zur Übung der schriftlichen Darstellung förderlich sein. Durch die sorgfältige Nachweisung der in verschiedenen Schriften zerstreuten Bearbeitungen der einzelnen Gedichte ist Lehrern und Schülern eine mit lebhaftem Danke anzuerkennende Erleichterung dargeboten worden. Auf einigen Gymnasien wird schon jetzt das Buch mit merklichem Vortheile angewendet, daher dürfte es sich zur Einführung in andern wohl eignen und, um diesen Zweck zu erleichtern, ist die Verlagshandlung mit Vergnügen geneigt, wenn mindestens 20—25 Exemplare auf einmal genommen werden, das Buch für à 1 Thlr. abzulassen.

In der Jos. Lindauer'schen Buchhandlung in München ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das

Lied der Nibelungen

aus

dem altdeutschen Original übersetzt

von

Joseph von Hinsberg.

Dritte verbesserte Auflage mit 6 Kupfern.

1ste Lieferung. Das Ganze in **drei** Lieferungen, jede zu 6 Bogen mit 2 Kupfern. Geheftet 9 Gr., oder 40 Kr.

Mit Recht wird das Nibelungenlied als eines der großartigsten Erzeugnisse der Poesie, als ein deutsches Nationalepos genannt und keine neuere Nation hat irgend ein ähnliches aufzuweisen. Es gereicht uns daher zu einem besondern Vergnügen, allen Freunden und Verehrern dieses classischen Nationalwerkes hiermit das Erscheinen einer **dritten** verbesserten Auflage der Hinsberg'schen metrischen Übertragung, die sich eines so ausgezeichneten Beifalls erfreut, anzeigen zu können. Dieselbe erscheint auf eine dem innern Gehalte würdige Weise ausgestattet, und zur leichtern Anschaffung in drei rasch aufeinander folgenden Lieferungen in allegorischem Umschlage geheftet. Die Abnahme der ersten Lieferung macht auf das Ganze verbindlich, die zweite und dritte werden in kurzen Zwischenräumen folgen.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Verwandlungen

des

Abu Seid von Serug,

oder die

Makamen des Hariri.

In freier Nachbildung

von

Friedrich Rückert.

2 Theile. Gr. 8. In Umschlag brosch. Preis 4 Fl., oder 2 Thlr. 12 Gr.

Dieses Werk des als Orientalist nicht minder denn als Dichter sich auszeichnenden Verfassers, das bei seiner ersten Erscheinung vor zehn Jahren von den Sprachkennern des In- und Auslandes als ein in seiner Art einziges Meisterwerk von selbstschöpferischer Nachbildung mit dem entschiedensten Beifall begrüßt wurde, erscheint hier in erneuter, vervollständigter und von allem gelehrten Beiwerk befreiter Gestalt, in welcher es nun auch bei der größern Lesewelt als ein angenehmes Unterhaltungsbuch den verdienten allgemeinern Eingang finden möge.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Die in unserm Verlage erscheinende und zum Theil schon versandte

Reise

des Marschalls, Herzogs von Ragusa

durch

Ungarn, Siebenbürgen, Südrußland, die Krimm, an den Küsten des asowschen Meeres, nach Konstantinopel, Kleinasien, Syrien, Palästina und Ägypten.

In den Jahren 1834 und 1835.

Authentische, unter Aufsicht und aus Auftrag des Verfassers besorgte

deutsche Ausgabe.

4 Bände. 8. Jeder von circa 20 Bogen, Velinpapier. Broschirt. Circa 6 Thlr., oder 10 Fl.

verdient im höchsten Grad die Aufmerksamkeit aller gebildeten Leser als eine der beachtenswerthesten und merkwürdigsten Erscheinungen in der neuern Literatur.

Der erste Band, welcher soeben die Presse verlassen hat, enthält: a) die Reise durch Ungarn von Wien bis Czernowitz in einem Anhange: gedrängte Notizen über Ungarn, seine Hauptgesetze und Verwaltung. b) Rußland; über dortige Militairkolonien.

Im zweiten Bande ist eine lebendige, geistvolle Beschreibung von Konstantinopel, dem Staats- und bürgerlichen Leben der Türkei, wie auch der Reise durch Kleinasien und Syrien enthalten.

Der dritte Band behandelt im ersten Abschnitt Palästina, im zweiten Ägypten, Alexandrien und Kairo.

Der vierte Band, welchen wir zugleich mit dem ersten ausgeben, enthält: Ägypten; die Pyramiden. Route von Oberägypten. Theben. Reise durch die Wüste und an den Küsten des rothen Meeres. Zweiter Aufenthalt in Kairo. Rückkehr nach Europa.

Der zweite und dritte Band werden binnen wenig Wochen und auf alle Fälle noch im Laufe des Monats Juni d. J. erscheinen und versandt.

Dieses reichhaltige Tagebuch einer in der vielfachsten Beziehung interessanten Reise beurkundet den Scharfblick eines umsichtigen, hochgebildeten Beobachters, dem nichts Bemerkenswerthes entging, das durch seine hohe Stellung im Leben ihm um so leichter zugänglich werden mußte; daher seine Urtheile und Winke, seine geistreichen Schilderungen von Sitten und Gebräuchen, seine topographischen, statistischen, militairischen und antiquarisch-gelehrten Notizen, sowie die Charakterzeichnungen berühmter Menschen, zu denen er durch seine reiche, vielgeprüfte Welterfahrung vor Tausenden berechtigt ist, ebenso wichtig sind, als sie durch belehrende Unterhaltung den höchsten geistigen Genuß gewähren müssen.

Stuttgart, im Juni 1837.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Soeben empfingen wir und ist von uns zu beziehen:

Arlincourt (Vicomte d'), L'herbagère. In-18. Bruxelles. 1 Thlr.
(Die pariser und die andern brüsseler Ausgaben erschienen in zwei Bänden.)

Brot (Alphonse), La chute des feuilles. 2 vols. In-18. Bruxelles. 2 Thlr.

Dumas (Alex.), Nouvelles impressions. In-18. Bruxelles. 1 Thlr.

Foucher (Paul), Une réputation de jeune fille. In-18. Bruxelles. 1 Thlr.

Méry, Scènes de la vie italienne. 2 vols. In-18. Bruxelles. 2 Thlr.

Leipzig, den 20sten Juli 1837.

Brockhaus & Avenarius.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Correspondenzblatt

des königl. würtemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band XI. Jahrgang 1837.

Erster Band. Erstes Heft.

Mit zwei Steintafeln.

Gr. 8. Preis des Jahrgangs in 6 Heften 3 Fl., oder 2 Thlr.

Inhalt.

I. Aufsätze und Abhandlungen. Des Flachses vortheilhafteste Cultur und Bearbeitung mit besonderer Rücksicht auf Würtemberg. II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise. 1. Auszüge aus den Protokollen der Centralstelle. a) Patentertheilung. b) Ertheilung einer Prämie. c) Beiträge zu den Sammlungen. d) Ein ungewöhnlicher Feind der Getreidesaat. e) Anbau von Rauhkarden. 2. Bekanntmachung erloschener Patente. a) Apotheker Traub zu Herrenberg, Patent vom J. 1822 auf die Fabrikation des krystallisirten Grünspans. b) Rund und Comp. in Heilbronn, Patent vom Jahr 1822. 1. Für Bereitung der englischen Schwefelsäure aus Schwefelkies. 2. Sodabereitung aus Kochsalz durch Schwefelkies. 3. Reinigung des Holzessigs mittels Vitriol. 4. Alaunfabrikation durch Schwefelkies. Verzeichniß der Vorlesungen bei dem land- und forstwissenschaftlichen Institut zu Hohenheim für das Sommerhalbjahr 1837. III. Beiträge zur Vaterlandskunde. 1. Geognostische Umrisse des Oberamtsbezirks Ulm. 2. Kurze Beschreibung der dechlinger Süßwasserkreide. 3. Geognostische Notiz von Architekt Dr. Bruckmann in Ulm. 4. Über die geognostischen Verhältnisse der würtembergischen Riesgegend. 5. Geognostische Notiz über das Schussenthal. IV. Auszüge und Notizen. 1. Runkelzucker, Bereitung desselben in inländischen Wirthschaften. 2. Alkohol zur Extraction des Runkelzuckers. 3. Gyps als Klärungsmittel des Runkelrübensaftes. 4. Notizen in Sachen des Runkelzuckers. 5. Über den Bau der Öfen und Kessel. 6. Über Bereitung der Platinaschwämme für Zündlampen. 7. Surrogat für Papierbereitung. 8. Vermeidung des üblen Geruches in großen Gebäuden. 9. Gegen das Aufblähen des Rindviehs. 10. Gewicht der Früchte zu Blaufelden im J. 1835 nach totalem Wetterschlag in einigen minder beschädigten Geländen. V. Literatur. Die Waldanlagen von Mezöhegyes. 2. Kurze Anleitung zum Flachsbau etc., nebst Zeichnung und Beschreibung einer neu erfundenen und zweckmäßigen Flachsbrechmaschine. 3. Gesammelte Abhandlungen zur Verfertigung der Strohhüte nach italienischer, englischer und deutscher Art etc. Der neueste englische und französische Zeugdrucker etc. Aus dem Französischen von L. S. Le Normand. VI. Meteorologische Chronik, Juli bis December 1835.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Literarische Neuigkeiten.

Vorläufige Anzeige,
eine Fortsetzung zu

Münch's allgemeiner Geschichte der neuesten Zeit

betreffend.

Den zahlreichen Subscribenten dieses ausgezeichneten Geschichtswerkes, dessen Werth durch die allgemeine Theilnahme des Publicums und den Ausspruch der wichtigsten kritischen Journale die befriedigendste Anerkennung gefunden hat, wird die Anzeige willkommen sein, daß wir, um vielfach geäußerten Wünschen zu entsprechen, binnen Kurzem einen **Supplementband** erscheinen lassen werden, welcher die Geschichte des Zeitraums **von der Erstürmung Warschaus** (mit welcher der 7te Band [oder 6ten Bandes 2te Abtheilung] des Hauptwerks endigt) **bis zum Ende des Jahres 1836**, ferner **Berichtigungen** und **Zusätze** zu den erschienenen Bänden, und ein **vollständiges Sach- und Personenregister** über das ganze Werk enthalten wird. Der Preis dieses Bandes soll 2 Fl. Rhein., oder 1 Thlr. 6 Gr., nicht übersteigen.

Die erschienenen 7 Bände sind für 14 Fl. Rhein., oder 9 Thlr. Ladenpreis, **oder bei Baarzahlung bei der Bestellung für 10 Fl. 30 Kr., oder 7 Thlr. 7 Gr.**, durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

J. Scheible's Verlags-Expedition in Leipzig und Stuttgart.

Bei Th. Pergay in Aschaffenburg ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Denkwürdigkeiten aus der spanischen Revolution. Gesammelt und herausgegeben von J. B. v. Pfeilschifter. Gr. 8. Geh. Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr. Rhein.

Unter den heutigen Umständen dürfte ein Werk, wodurch man über Spanien sich aus den Quellen unterrichten und so eine Belehrung schöpfen kann, welche die mehr oder minder bestochenen Darstellungen und Urtheile von Reisenden und Berichterstattern nie gewähren, nur willkommen sein. Der mit den spanischen Verhältnissen bekanntlich sehr vertraute Hr. Legationsrath von Pfeilschifter hat hier eine Reihe von Denkschriften und Materialien für die Geschichte der spanischen Revolution gesammelt und übersetzt, die ebenso interessant als belehrend sind. Auch haben Menzel's Literaturblatt und das leipziger Repertorium der gesammten deutschen Literatur, nebst andern kritischen Blättern, sich aufs günstigste über das Werk ausgesprochen.

In der Helwing'schen Hofbuchhandlung in Hanover ist erschienen:

Günther, J. H. Fr. (Vicedirector der königl. hanov. Veterinairschule), Untersuchungen und Erfahrungen im Gebiete der Anatomie, Physiologie und Thierarzneikunde. 1ste Lieferung: Die Erection des Penis nach Beobachtungen und Versuchen an Thieren, besonders an Pferden. Gr. 8. (8½ Bogen.) Geh. 1837. 16 Gr.

Der Hr. Verf. beabsichtigt bei Herausgabe dieses in zwanglosen Heften erscheinenden Werks seine vielfachen und umfassenden Erfahrungen, welche er seit fast 20 Jahren in seinem Kreise mit vieler Sorgfalt gesammelt, dem Publicum mitzutheilen, und dürften diese „Untersuchungen rc." der Beachtung des ärztlichen, thierärztlichen und züchtenden Publicums sich um so mehr empfehlen, als in den vorgelegten Thatsachen zahlreiche, fast durchgehends neue und wichtige Beobachtungen, Versuche und Erfahrungen dargeboten und daraus mit vieler Umsicht Folgerungen gezogen werden, welche ebenso belehrend als für Praxis und wissenschaftliche Erkenntniß vom hohem Interesse sind.

Rath für Pferdekäufer; eine kurze, genaue Abhandlung über den Bau des Pferdes, dessen Gesundheit und Krankheit, nebst vielen Anweisungen, die Krankheit vor dem Kaufe zu entdecken, von J. Stewart, Thierarzte und Professor der Thierarzneikunst an der Universität zu Glasgow. Aus dem Englischen nach der vierten Auflage übersetzt und für Deutschland bearbeitet von Dr. K. Hoyer. Mit 3 Kupfern. Gr. 12. Geh. 1837. 1 Thlr.

Glünder, F. (Ingenieur-Capitain), Beitrag zur nähern Beurtheilung einer Eisenbahnanlage in der Richtung von Hanover, Celle, Harburg, nach bisher ausgeführten Vermessungen und Veranschlagungen. Gr. 8. Geh. 1837. Mit 1 Kärtchen. (4¼ Bogen.) 6 Gr.

Diese Schrift gibt ungleich mehr als der bescheidene Titel andeutet, und enthält auch für den Topographen, Geognosten und Naturfreund belehrende Aufschlüsse über die berührten Gegenden.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist von uns **gratis** zu beziehen:

Catalogue
des livres et manuscrits provenant de la
bibliothèque de Rosny
et autres grands ouvrages, qui se trouvent chez Bossange père à Paris. In-8. 32 und 38 Seiten auf Schreibpapier.

Wir dürfen diesen Katalog um so mehr besonderer Aufmerksamkeit empfehlen, da derselbe nicht allein eine Menge der seltensten und kostbarsten Werke, größtentheils prachtvoll gebunden und ganz vorzüglich erhalten, umfaßt, sondern dieselben auch meist zu sehr herabgesetzten Preisen angeboten werden, durch die sie sowol durch uns als durch jede andere Buchhandlung bezogen werden können.

Leipzig, den 20sten Juli 1837.

Brockhaus & Avenarius.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bei **Eduard Eisenach** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Deutsches Lesebuch

für

die mittlern Classen von Gymnasien und Realschulen

bestehend

in einer auf Anregung der Phantasie und des Gemüthes, so wie auf Bildung der Darstellung

berechneten

Sammlung auserlesener Prosastücke.

Von

Robert Heinrich Hiecke,

Subrector am Domgymnasium in Merseburg.

8. XXIV u. 456 S. Preis 21 Gr.

Den Inhalt dieser Sammlung bilden außer einigen didaktischen Stücken erzählende und schildernde Darstellungen, Mährchen von sittlichem Gehalt, Sagen aus der deutschen Vorzeit, merkwürdige Lebensschicksale und bedeutende Lebensmomente, ferner interessante Scenen (besonders kriegerische) aus der Geschichte des Mittelalters und der neuern Zeit, endlich Schilderungen aus der Länder- und Völkerkunde, so wie aus der Naturbeschreibung. Die Stücke sind alle ausgehoben aus den Werken anerkannt guter, und großentheils aus den Schriften der berühmtesten und vorzüglichsten deutschen Prosaisten, wie **Lessing, Herder, Göthe, Schiller, Jung-Stilling, Claudius, Pestalozzi, Engel, Tieck, Novalis, Hebel, Schubert, Georg Forster, Alex. v. Humboldt, Fürst Pückler, Steffens, Jacobs, Jacob Grimm, Uhland, Johann v. Müller, Friedrich v. Raumer, Varnhagen v. Ense, Ranke, Gustav Pfizer,** u. v. A. Auf diese Weise bietet diese Sammlung eine große Anzahl der mannichfaltigsten, Gemüth, Phantasie und Denken vielfach beschäftigenden, dabei dem höhern Knabenalter verständlichen Darstellungen in einer durchaus gebildeten, lebenswarmen, und zugleich individuell verschiedenartigen Sprache. Lehrern, welche mit dem Herausgeber die Erfahrung und Ueberzeugung theilen, daß mit allgemeinen Vorschriften für Stylbildung wenig zu gewinnen ist, so lange sie nicht durch die Anschauung von musterhaften, in den Händen der Schüler selbst befindlichen Darstellungen belebt und aus ihnen heraus entwickelt werden, wünschte der Herausgeber ein brauchbares Hülfsmittel für den Unterricht im Deutschen zu liefern. Er hofft, daß an der zergliedernden Erläuterung der in demselben enthaltenen Stücke die Schüler zu einer verständigen, aufmerksamen und geistbildenden Lectüre gehalt- und geschmackvoller Prosa werden angeleitet, und hieran zur Fertigkeit in eigner Prosadarstellung herangebildet, endlich auch in den Reichthum der vaterländischen Literatur eingeführt werden können. Die früher von ihm herausgegebne Sammlung unter dem Titel:

Handbuch deutscher Prosa

für obere Gymnasialklassen.

gr. 8. XXX u. 402 S. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

hat sich einer so günstigen Beurtheilung und der Einführung in so manche gelehrte Schulanstalt zu erfreuen gehabt, daß er sich auch für dieses neue Schulbuch die Gunst des pädagogischen Publicums um so mehr zu erbitten und zu hoffen wagt, da auch der Verleger durch correcten, deutlichen und gefälligen, und dabei sparsamen Druck, gutes Papier, und durch große Wohlfeilheit alles aufgeboten hat, was er seinerseits für die Empfehlung des Buchs zur Einführung in den Schulen zu thun im Stande war.

Digitized by

Im Verlage von **Eduard Eisenach** in **Leipzig** sind ferner folgende Werke erschienen und zu beigesetzten Preisen und Bedingungen durch alle Buchhandlungen zu haben:

Dr. R. J. Berger,

das Confirmanden-Büchlein

nach Anleitung des kleinen Katechismus Dr. Luthers. Zum Gebrauche als Leitfaden in dem Confirmanden-Unterrichte und zur Vorbereitung für Lehrer, welche in den Oberklassen der Elementarschulen im Christenthume unterrichten. Mit beständigen Hinweisungen auf die meisten im Königreiche Sachsen, in einigen sächsischen Herzogthümern und von Halle bis Breslau, auch in Berlin und Wittenberg eingeführten Gesangbücher; so wie mit einer vollständigen evangelischen Glaubens- und Sittenlehre in Denkversen versehen. 8. 16 Gr.

(Bei 10 1, bei 25 3, bei 50 7 und bei 100 15 Frei-Exempl.)

Dr. R. J. Berger,

der Christenweg.

Ein Auszug aus dem Confirmanden-Büchlein über Dr. Luthers kleinen Katechismus. Zum Gebrauche in Stadt- und Landschulen für Kinder von 10—14 Jahren. Mit einer vollständigen evangel. Glaubens- und Sittenlehre in Denkversen versehen. 8. 6 Gr.

(Bei 10 1, bei 25 3, bei 50 7 und bei 100 15 Frei-Exempl.)

C. Geißler, Cantor,

Choralmelodien

zu den Kirchengesängen mit Rücksicht auf alle im Königreiche Sachsen eingeführten Liedersammlungen. Zum Gebrauche für Bürger- und Landschulen nach Hiller geordnet und in die leichtesten Tonarten gebracht, nebst kurzer Einleitung. 3te Auflage. 3 Gr.

(Bei 10 1, bei 25 3, bei 50 7 und bei 100 15 Frei-Exempl.)

M. G. E. Lippmann,

übersichtliche Darstellung

der sämmtlichen gesetzlichen Vorschriften, nach welchen die Pfarrer im K. Sachsen bei dem Aufgebote und der Trauung verlobter Personen, so wie beziehentlich diese selbst, sich zu achten haben. Nach den in Sachsen geltenden Staats- und Kirchengesetzen, unter genauer Berücksichtigung der neuerlich eingetretenen Veränderungen, entworfen, tabellarisch geordnet und als Hülfsmittel zur gesetzmäßigen Behandlung der Aufgebots- und Trauungs-Angelegenheiten, namentlich zum Gebrauche für angehende Geistliche. gr. 4. cart. 10 Gr.

Die Naturgeschichte

in getreuen Abbildungen und mit ausführlicher Beschreibung derselben. Herausgegeben von Dr. C. A. Buhle, Prof. Dr. Th. Thon, Dr. A. B. Reichenbach u. A. Hoch-Quart.

Hiervon sind bis jetzt erschienen:

Säugethiere, 1. bis 20. Heft, complet, 30 Bogen Text und 147 Tafeln Abbild. à Heft colorirt 12 Gr., schwarz 5 Gr.

Vögel, 1. bis 27. Heft und Schluß, complet, 45 Bogen Text und 184 Tafeln Abbild. 1. bis 26. Heft col. à 12 Gr., schwarz 5 Gr. 27. Heft und Schluß col. 20 Gr., schwarz 7 Gr.

Amphibien, 1. bis 10. Heft, complet, 13 Bogen Text und 75 Tafeln Abbildungen. à Heft col. 12 Gr., schwarz 5 Gr.

Insekten, 1. bis 18. Heft col. à 12 Gr., schw. 5 Gr.

Durch Vollständigkeit, systematische Bearbeitung und sorgfältige Behandlung der naturgetreuen Abbildungen eignet sich dieses Werk vorzüglich für Schulbibliotheken und ist es solchen wie bereits in der allgem. Schulzeitung (1835. Nr. 92) von Dr. Zimmermann, so wie in der Jenaer allgem. Liter.-Zeitung (1836. Ergänz.-Bl. Nr. 62) geschehen, sehr zu empfehlen.

Die Fortsetzung erscheint regelmäßig in monatlichen Heften.

Nemesiani,

M. Aurelii Olympii, Eclogae quatuor, metrisch übersetzt von R. Müller, mit gegenüberstehendem Text. Neue wohlfeile Ausgabe. 8. 8 Gr.

Prof. **Dr. K. G. W. Theile,**

zur Biographie Jesu.

Wissenschaftliche Bearbeitung des Lebens Jesu, behufs akademischer Vorlesungen, nebst Kritik des Werks von Strauß und der Gegenschriften. gr. 8. 20 Gr.

Prof. **Dr. Th. Thon,**

Naturgeschichte

der in- und ausländischen Schmetterlinge; mit einer Anweisung zum Schmetterlingsfang und deren Aufbewahrung. Hoch-Quart. Mit 64 Tafeln Abbild. Cart. Subscr.-Pr. col. 6 Thlr. 16 Gr., schw. 2 Thlr. 16 Gr.

K. A. Wagner,

biblische Erzählungen

zum Gebrauche für Bürger- und Landschulen. 2 Thle. 3te Auflage. 8. 8 Gr.

(Bei 10 1, bei 25 3, bei 50 7 und bei 100 15 Frei-Exempl.)

F. A. Webster,

vollständiges englisch-deutsches und deutsch-englisches

Taschenwörterbuch

nach dem Plane des franz. Dictionnaire de Poche par Thibaut. In 12 monatlichen Lieferungen von 5—6 Bogen. Subscr.-Preis à Lief. 4 Gr. auf Druckpapier, 5 Gr. auf Velinpapier. Bei 10 Exempl. 1 gratis.

Nr. 207. Streitschriften zur Vertheidigung meiner Schrift über das Leben Jesu und zur Charakteristik der gegenwärtigen Theologie. Von David Friedrich Strauß. Zweites Heft. (Fortsetzung.) — Der Feldzug der Preußen im Jahre 1794. Beitrag zur Geschichte des polnischen Revolutionskrieges. Mit Benutzung authentischer Quellen bearbeitet von A. von Treskow. — Aus Italien.

208. Streitschriften zur Vertheidigung meiner Schrift über das Leben Jesu und zur Charakteristik der gegenwärtigen Theologie. Von David Friedrich Strauß. Zweites Heft. (Beschluß.) — Der Student. Von J. B. Kerning. — Notizen.

209. Dramatische Bücherschau für das Jahr 1836. Dritter und letzter Artikel. (32. Paulus. Eine Tragödie von Wilh. Angelstern. 33. Zumala-Carregui, oder der Tod des Helden. Trauerspiel in fünf Acten von C. F. L. W. 34. Dramatische Studien. Von Rudolf Hirsch. Erstes Bändchen. 35. Richard Romero. Trauerspiel. 36. Das Geheimniß der Liebe. Dramatisirte Novelle nach dem Französischen des Lafont von Th. Hell. 37. Shakspeare's dramatische Werke, übersetzt von Philipp Kaufmann. Vierter Theil. 38. Die Jungfern Köchinnen. Localposse in einem Act vom Verfasser des Bürgercapitains. 39. Hans Waldmann. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen, nebst einem Vorspiel in einem Aufzuge von C. Spindler. 40. Elisabeth Cromwell. Tragödie in fünf Acten von Gustav Bacherer. 41. Der Maltese. Trauerspiel in fünf Aufzügen und einem Vorspiel. Von E. Sternberg. 42. Griseldis. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. Von Friedrich Halm. 43. Die Eroberung der Burgen am Neujahrstage 1308. Ein vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Von einem eidgenössischen Freund der Freiheit und des Vaterlandes. 44. Roderich, der letzte König der Westgothen. Historisches Drama in fünf Aufzügen. Von Wenzeslaw Bielowsky. 45. Hassan. Ein dramatisches Märchen von Otto v. d. Welden. 46. Friedrich Barbarossa. Drama von Ludwig Kossak. 47. Theater von Bauernfeld. Zweiter Band. 48. Die Hohenstaufen, ein Cyklus historischer Dramen von E. Raupach. Dritter und vierter Band.) — Reminiscenzen für [illegible], von Homogalakto. — Mancherlei.

Nr. 210. Dramatische Bücherschau für das Jahr 1836. Dritter und letzter Artikel. (Fortsetzung.) — Histoire du pape Pie VII, par M. le chevalier Artaud. — Notizen.

211. Dramatische Bücherschau für das Jahr 1836. Dritter und letzter Artikel. (Fortsetzung.) — Histoire du pape Pie VII, par M. le chevalier Artaud. (Beschluß.) — Literarische Anzeige.

212. Dramatische Bücherschau für das Jahr 1836. Dritter und letzter Artikel. (Beschluß.) — Eine erste Schirme! — Bibliographie.

In meinem Verlage sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Resultate der Wassercur zu Gräfenberg.

Ex apibus mel & cera.

Mit einer Abbildung.

8. Geh. 1 Thlr.

Diese Schrift enthält in zehn Briefen nicht allein eine genaue Beschreibung der neuen Heilmethode in Gräfenberg, sie theilt zugleich die Ergebnisse der vom Verfasser selbst bestandenen Cur mit. Dem Arzte wird sie eine genaue Charakteristik der physiologischen Wirkungen dieser Methode, dem Laien, welcher sich der Cur unterwirft, ein erheiternder und berathender Führer sein.

Robespierre.

Mit Beziehung auf die neueste Zeit dargestellt von einem Wahrheitsfreunde.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Diese Schrift knüpft an die treue Schilderung des Lebens Robespierre's Betrachtungen, die zur Erläuterung und Würdigung dieses Charakters beitragen werden und die Beachtung aller Zeitgenossen verdienen.

Leipzig, im Juli 1837.

F. A. Brockhaus.

In meinem Verlage ist nun vollständig erschienen:

Die Sprichwörter

und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen.

Nebst den

Redensarten der Deutschen Zech-Brüder und Aller Praktik Großmutter,

d. i. der Sprichwörter ewigem Wetter-Kalender.

Gesammelt und mit vielen schönen Versen, Sprüchen und Historien in ein Buch verfaßt von

Dr. Wilhelm Körte.

Gr. 8. In vier Lieferungen. Geh. Preis des Ganzen 2 Thlr. 16 Gr.

Kauf, Leser, kauf! —
Meinst, für Sprichwörter seyst zu klug? —
Lauf, Gesell, lauf,
Bist noch lange nicht klug genug! —
Willst Du dies Buch nur etwa leihen,
Wird es schwerlich Dir gedeihen:
Soll's Dich lehren, soll es Dich laben,
Mußt Du es zu eigen haben!

Sehr treffend sagt der Herausgeber dieser ebenso interessanten als lehrreichen Sammlung in der Einleitung:

„Sowie die Bibel das Buch ist aller Seelen und göttlicher Offenbarung, so ist dieses ein Buch aller Stände, wie aller weltlichen Klugheit. Lehret die Bibel uns Gott schauen, fürchten und lieben, so lernen wir in diesem Buche die Welt erkennen, fürchten, lieben und uns in ihr vor Schaden zu hüten. Hat es doch Unser Herr selbst gesagt „Die Kinder dieser Welt sind klüger in ihrem Geschlecht, denn die Kinder des Lichts." Die Sprichwörter sind aber ganz eigentlich die wahren „Kinder dieser Welt"; harmlos schließen sie sich gern den „Kindern des Lichts" an, die ein Gefühl für ihre hellen, klugen Augen haben. Endlich kann man sich dieses Buchs auch als eines Gedanken-Lexikons bedienen; etwa sowie man eines Reim-Lexikons gebraucht. Die Gedanken, welche das Sprichwort meist so reichlich darbietet, kann man sich zum Theil noch erfolgreicher zu Nutzen machen, als die einzelnen Sprichwörter selbst!"

„Die Sprichwörter sind hier alphabetisch geordnet, theils nach dem Haupt-**Worte** oder **Begriffe**, theils nach dem **Anfangs**-Worte. Um sie in einen geselligen, gewissermaßen dramatischen Verkehr miteinander zu bringen — sodaß sie sich selbst einander erläutern, berichtigen, beschranken, widerlegen oder bestärken —, so sind sie numerirt; hinter den einzelnen Sprichwörtern aber sind die mit ihnen in Bezug stehenden durch die Nummern derselben angezeigt worden."

Erläuternde Anmerkungen zu richtigerm Verständniß sind, wo es nöthig erschien, vom Herausgeber hinzugefügt. Auch wurden, um fruchtbare Parallelen, Vergleichungen und auffallende Contraste herbeizuführen, auch um dem Ganzen mehr Mannichfaltigkeit zu verleihen, vielen Sprichwörtern die entsprechenden anderer Völker beigegeben, so viel dazu nur irgend der Stoff zu Gebote stand.

Leipzig, im Juli 1837.

F. A. Brockhaus.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

830.6
B
1837
Aug.

1837.

Monat August;

enthaltend:

31 Blätter: Nr. 213—243, und 6 literarische Anzeiger: Nr. XXVIII—XXXIII.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 2 Thaler werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung beigelegt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1837.

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Inhalt.

Nr. 213. Zur Nachricht. — Blumen- und Ährenlese aus meinem jüngsten Arbeitslustrum. Gesammelte Schriften von Ludwig Rellstab. Zwei Theile. — Memoiren aus Algier, oder Tagebuch eines deutschen Studenten in französischen Diensten. Von Herman H. — Notizen.

214. Blumen- und Ährenlese aus meinem jüngsten Arbeitslustrum. Gesammelte Schriften von Ludwig Rellstab. Zwei Theile. (Beschluß.) — Correspondenznachrichten aus Paris. — Notizen. — Literarische Anzeige.

215. Deutungen aus Deutschlands poetischer Gegenwart. — Correspondenznachrichten aus Paris. (Fortsetzung.) — Novellen, musikalisch-dramaturgische Aufsätze und Gedichte. Von R. O. Spazier. Zwei Bändchen.

216. Deutungen aus Deutschlands poetischer Gegenwart. (Beschluß.) — Correspondenznachrichten aus Paris. (Beschluß.) — Bibliographie.

217. Mémoires, correspondance et manuscrits du général Lafayette, publiés par sa famille. Erste Hälfte. Erster bis dritter Band. — Die Resultate der Wassercur zu Gräfenberg. — Bulwer's „Athen". — Literarische Anzeige.

218. Mémoires, correspondance et manuscrits du général Lafayette, publiés par sa famille. Erste Hälfte. Erster bis dritter Band. (Fortsetzung.) — Parallèle des langues de l'Europe et de l'Inde, ou étude des principales langues romanes, germaniques, slavonnes et celtiques comparées entre elles et à la langue sanscrite, avec un essai de transcription générale; par F. G. Eichhoff. — Notizen.

219. Mémoires, correspondance et manuscrits du général Lafayette, publiés par sa famille. Erste Hälfte. Erster bis dritter Band. (Fortsetzung.) — Karl Lappe's sämmtliche poetische Werke. Ausgabe letzter Hand. Fünf Theile. — Notizen.

220. Mémoires, correspondance et manuscrits du général Lafayette, publiés par sa famille. Erste Hälfte. Erster bis dritter Band. (Beschluß.) — Karl Lappe's sämmtliche poetische Werke. Fünf Theile. (Beschluß.) — Notizen.

221. Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense. Zwei Bände. — Reise in die Pyrenäen. I. II. Von Victor Lenz. — Notizen.

222. Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense. Zwei Bände (Beschluß.) — Wissenschaftliche Nachrichten aus Dänemark. — Der alte Sergeant. Leben des Schlesiers Johann Friedrich Löffler. Ein Beitrag zur Geschichte der Zeitgenossen. — Literarische Anzeige.

223. Unsere gelehrte kritische Journalistik. Von Arnold Ruge. — Dr. Milligen's „Curiosities of medical experience". — Notizen aus Rußland.

224. Unsere gelehrte kritische Journalistik. Von Arnold Ruge. (Beschluß.) — Kurze Erzählung des Ursprungs der im Jahre 1810 zu Oerebro erfolgten Wahl des Prinzen von Ponte-Corvo zum Kronprinzen von Schweden. Verfaßt von Karl Otto von Mörner. — Paganini's vierte Saite. — Bibliographie.

225. Die Revolution. Novelle von Henrich Steffens. Drei Bände. Von Ernst Willkomm. — Dr. Walsh's Schilderungen aus der Türkei. — Literarische Notiz.

226. Die Revolution. Novelle von Henrich Steffens. Drei Bände. Von Ernst Willkomm. (Fortsetzung.) — Dr. Walsh's Schilderungen aus der Türkei. (Beschluß.) — Mancherlei.

227. Die Revolution. Novelle von Henrich Steffens. Drei Bände. Von Ernst Willkomm. (Beschluß.) — Lehrbuch der russischen Literatur. Von Friedrich Otto. — Notizen. — Literarische Anzeige.

228. Die Feldzüge von 1799 in Italien und in der Schweiz. Erster und zweiter Theil. Hinterlassenes Werk des Generals Karl von Clausewitz. — Die höhere technische Lehranstalt, oder die technische Abtheilung des herzoglichen Collegii Carolini zu Braunschweig nach Zweck, Plan und Einrichtung, unter Mitwirkung ihrer Lehrer dargestellt von dem Vorsteher derselben A. Uhde. — Anekdote.

Nr. 229. Die Feldzüge von 1799 in Italien und in der Schweiz. Erster und zweiter Theil. Hinterlassenes Werk des Generals Karl von Clausewitz. (Fortsetzung.) — Hello's neueste Replik gegen Lamartine in Betreff der Todesstrafe. — Literarische Anzeige.

230. Die Feldzüge von 1799 in Italien und in der Schweiz. Erster und zweiter Theil. Hinterlassenes Werk des Generals Karl von Clausewitz. (Fortsetzung.) — Der Abenteurer wider Willen. Eine Erzählung aus unserer ereignißreichen Zeit von Gustav Nieritz. Zwei Theile. — Notizen.

231. Die Feldzüge von 1799 in Italien und in der Schweiz. Erster und zweiter Theil. Hinterlassenes Werk des Generals Karl von Clausewitz. (Beschluß.) — Beiträge zur Reformationsgeschichte. Sammlung ungedruckter Briefe des Reuchlin, Beza und Bullinger, nebst einem Anhange zur Geschichte der Jesuiten. Aus den handschriftlichen Schätzen der königlichen Bibliothek zu Berlin mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Gottlieb Friedländer. — Notizen. — Bibliographie.

232. Das Familienwesen, oder Forschungen über seine Natur, Geschichte und Rechtsverhältnisse. Von R. Bosse. — Nordische Blätter. Eine Sammlung von Aufsätzen, Erzählungen und Novellen, von einigen der besten neuern Romanciers Rußlands. Aus dem Russischen übersetzt und herausgegeben von K. v. O. Erster Theil. — Literarische Notiz. — Literarische Anzeige.

233. Das Familienwesen, oder Forschungen über seine Natur, Geschichte und Rechtsverhältnisse. Von R. Bosse. (Fortsetzung.) — Reise in die Pyrenäen. III. IV. Von Victor Lenz. — Literarische Notiz.

234. Das Familienwesen, oder Forschungen über seine Natur, Geschichte und Rechtsverhältnisse. Von R. Bosse. (Fortsetzung.) — Leben der Königin von Preußen Sophie Charlotte. Von K. A. Varnhagen von Ense. — Reden bei Eröffnung der Universität in Athen. — Anekdote.

235. Das Familienwesen, oder Forschungen über seine Natur, Geschichte und Rechtsverhältnisse. Von R. Bosse. (Beschluß.) — Correspondenznachrichten aus Halle. — Notiz.

236. Adam Mickiewicz sämmtliche Werke. Erster Theil. Gedichte. Aus dem Polnischen übertragen von Karl von Blankensee. — Correspondenznachrichten aus Paris. — Der Ritter Prokesch über den Präsidenten J. Kapodistrias.

237. Adam Mickiewicz sämmtliche Werke. Erster Theil. Gedichte. Aus dem Polnischen übertragen von Karl von Blankensee. (Beschluß.) — Correspondenznachrichten aus Paris. (Beschluß.) — Notizen. — Literarische Anzeige.

238. Neugriechische Literatur. — Leibnitz's Dissertation: De principio individui, herausgegeben und kritisch eingeleitet von G. E. Guhrauer. — Neuestes literarisches Curiosum. Von Krug.

239. Neugriechische Literatur. (Beschluß.) — Ludwig Feuerbach und die neue Scholastik. — Wissenschaftliche Nachrichten aus Norwegen. — Bibliographie.

240. Poeten und Poetaster aus dem Laufe des Jahres 1836. Dritter Artikel. (42. Gedichte von Friedrich Kirmann. 43. Friedrich der Einzige verherrlicht durch die Accorde des deutschen Barditons. Immortellen zur funfzigsten Todtenfeier des Königs. 44. Agrionien. Eine Sammlung von Charaden und Räthseln von Richard Roos. 45. Satirische Anklänge. Von August Schilling. 46. Elysium. Gedichte von Karl Heinzelmann. 47. Gedichte von Ludwig Bechstein. 48. Bifolien. Von Johann Gabriel Seidl.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 213. — 1. August 1837.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Blumen- und Ährenlese aus meinem jüngsten Arbeitslustrum. Gesammelte Schriften von Ludwig Rellstab. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1836. Gr. 12. 4 Thlr. 12 Gr.

Immerhin nimmt L. Rellstab unter den denkenden und mit ästhetischen Zielpunkten und mit einem gewissen, der Sache gewidmeten Ernst in der Novelle arbeitenden Schriftstellern einen solchen Rang ein, daß es sich rechtfertigt, wenn wir die hier vorgelegten gesammelten Schriften einer zweiten kritischen Beleuchtung unterwerfen, wenn sie auch bei ihrem ersten Erscheinen schon in d. Bl. möchten besprochen worden sein. Erscheinen die lebensphilosophischen Tendenzen bei ihm auch untergeordneter als beispielsweise bei Tieck, Schefer, Sternberg und dem Verf. des „Cicala", und interessirt ihn selbst, und bei ihm uns auch mehr die Geschichte, die er uns vorträgt, als die Idee, die sie etwa versinnlicht, so hat er doch außer dem Schreiben der Novelle und außer dem dafür zu beziehenden Honorar noch etwas Anderes im Auge; ja, wäre dies auch nur der sogenannte Ruhm, so würde ihn schon dies von der Masse der gedankenlosen Novellisten unterscheiden, welche nur die Bogen zählen, mit denen sie unsere Almanache füllen.

L. Rellstab ist, so oft er will, ein höchst anmuthiger, feiner und gewandter Erzähler, welcher seine Fabeln mehr abrundet und harmonischer ausbildet als irgend einer seiner Mitbewerber. Dies ist das Hervorstechende in seinem Verdienst. Eine einzige seiner größern Erzählungen: „Algier und Paris", macht hiervon eine Ausnahme; alle seine übrigen Arbeiten zeichnen sich durch eine seltene formale Vollendung aus. Er ist in dieser selbst W. Alexis überlegen, dem jedoch dafür die Gedanken reichlicher und voller zuzuströmen scheinen. Seine Diction ist durchweg musterhaft; man sieht dieser die Ruhe und die besonnene Prüfung an, mit welcher Rellstab arbeitet. Bei ihm kommt keine Vergessenheit, kein Fehler gegen Prämissen, kein Verstoß gegen Geschmacksfoderungen, keine Nachlässigkeit gegen sprachliche Bedingungen, mit einem Worte nichts vor, das Urtheil, Ohr oder Geschmack verletzen könnte. Ein harmonischer Reiz, eine stille Anmuth, eine gewisse, fast antik zu nennende Abrundung und äußere Vollendung ist das Wesen seiner Darstellungen. Dagegen vermissen wir Größe und Kühnheit der Anlage, Bedeutenheit der Ideen, Neuheit und Originalität der Situationen, ergreifende Charaktere und tiefe Lebensblicke in seinen Schöpfungen, die überall mehr der äußern Schönheit und Harmonie als der innern Fülle und Größe nachstreben und ihr huldigen.

Wenn wir daher Rellstab auch nicht mit den Heroen der deutschen Novelle, wenn wir ihn weder mit Göthe, noch mit Jean Paul und Tieck, und selbst nicht mit Schefer, Posgaru und dem Verf. des „Cicala" in gleichen Rang setzen können, wenn er selbst, Alles zusammengenommen, seinem Rival Alexis nachstehen muß, so wird doch ein großer Unterschied sichtbar, vergleichen wir ihn mit Spindler, Storch, Blumenhagen und andern Geistern dieser Kategorie. Vor diesen hat er Ordnung, Gesetzmäßigkeit, Gedankenreichthum, Ernst, würdige Zielpunkte und schöne Sprache voraus.

Die höchsten Aufgaben der Novellistik, Abschattung und Skizzirung des innern Menschenthums zu epischen Zwecken, hat er nicht gelöst; aber er dringt bis in das Heiligthum des verschleierten Bildes, dessen Verhüllung er nicht hebt. Er sieht und gibt uns seine äußere Form richtig wieder; er erfreut unser Auge durch die Schönheit der von jenem Urbilde abgenommenen Zeichnung; er erquickt, belohnt und belehrt uns für die Treue, mit der wir ihm gefolgt sind, und haben wir das Heiligthum auch nicht ganz und unverschleiert durch ihn zu sehen bekommen, so entläßt er uns doch befriedigt durch Das, was wir gesehen haben, gestärkt und angeregt durch die anmuthige Weise, wie es uns gezeigt wurde.

Dies Urtheil, das uns mit geziemender Unbefangenheit und Bestimmtheit Anspruch und Werth der Schöpfungen Rellstab's anzudeuten scheint und von dem wir nur insofern eine Ausnahme zugeben, als „Algier und Paris" uns etwas unter dieser Scala und „1812" etwas über derselben zu stehen scheint, wird für die übrigen Leistungen des Verf. und besonders für die hier gegebenen maßstellend sein und den Leser auf den Gesichtspunkt zu führen vermögen, von dem aus er namentlich diese gesammelten Schriften wird ansehen müssen.

Wir gehen nun zu den einzelnen Bestandtheilen derselben über. Unter den zwei größern Erzählungen, welche den ersten Theil einnehmen, sind „Die Steinkohlengruben", welche zuerst im „Berliner Kalender" erschienen, am bekanntesten geworden und am meisten gewürdigt. In der That ist diese Erzählung auch der höchsten Anerkennung werth. Sie ist es besonders, die uns für die schönen Formen des Verf., für seine kunstgerechte und musterhafte Behandlung des Stoffes, für seine harmonische Gestaltung und für seine seltene Ausbildung des sprachlichen und des darstellenden Vermögens hohe Achtung eingeflößt hat; gleichzeitig aber auch diejenige, welche uns seine entschiedene Hinneigung und Hingebung an das erzählende Element, und seine Ungeneigtheit, dies mit dem reflectiven Gehalt der Novelle zu verschmelzen, klar gemacht hat. Als bloße und reine Erzählung betrachtet, ist die Novelle musterhaft, vielleicht unübertrefflich; es fragt sich nur, ob die Novelle nicht noch etwas mehr sein soll, als bloße und reine Erzählung. Bejahen wir diese Frage und stellen wir als Bedingung der Novelle heraus, daß sie den Gehalt der Erfahrung und der Lebensweisheit an einer individuellen Begebenheit zurückspiegele, so tritt diese Arbeit sofort in den Kreis des Gewöhnlichen zurück, oder es bleibt ihr wenigstens, um einen außergewöhnlichen Werth geltend zu machen, nur ihre schöne Kunstform übrig. Diese aber vermag ihr kein Neid der Kritik zu rauben. Die hohe Ruhe, die fast Göthisch zu nennende Anmuth des Einganges, die dramatische Steigerung, die gewaltigen Wirkungen der Scenen unter den Verschütteten, in Situationen, die freilich an poetischen Effecten fast überreich sind; die sichere und feste Übung der poetischen Gerechtigkeit in den Ausgängen; die ungemein geschickte Behandlung der Schrecknisse wie der Hoffnungen, des materiellen Kampfes wie des Seelenstreites gegen ein wahrhaft tragisches Geschick; dazu der Bilderreichthum und der Werth der Sprache, die feine Darstellung und die gewaltige Zeichnung der ungewöhnlichsten Begebenheit: Alles dies — wiewol durchaus mehr dem Äußerlichen als der innern Bedeutung angehörend — stellt diese Erzählung in unsern Augen sehr hoch. Charaktere und Situation reißen uns zu fast nothwendiger Theilnahme hin; es ist so zu sagen unmöglich, uns an dem Loose der Verschütteten nicht zu betheiligen, und mit dem Stoffe war der Verf. gewiß, unsere Sympathie zu erobern. Wer will sich auch z. B. eines innern Schauers erwehren, hört er den Kessel mit den Halbgeretteten in die dunkle bodenlose Tiefe herabrasseln und sieht er dem furchtbaren Sturze der Zerschmetterten zu!

Doch das nicht macht den größten Werth der schönen Erzählung, sondern die treffliche Weise, in der sich unter dem Drucke der größten Todesnoth die Charaktere entfalten und die Herzen sich kund geben. Wollte man etwas daran tadeln, so wäre es nur, daß hier zu viele gute Menschen zusammentreffen. Doch die Noth bessert, und ein tragisches Geschick veredelt die Menschennatur. Eine Bemerkung tritt uns hier entgegen, die wir nicht unterdrücken können. In ähnlichen Situationen, was zeigen uns da die französischen Romantiker, was zeigt uns z. B. Victor Hugo und vor Allen Eugen Sue? Die thierische Verworfenheit der Menschennatur, nackt, unverschleiert, mit Vorliebe enthüllt! Bei dem Hungertode jener Sue'schen Schiffsbemannung, welche gräßliche Verzerrung, welch Vergessen aller Naturbande, welche schauderhafte Verhöhnung aller Nächstenliebe! Der Vater bereit, den Sohn zu verschlingen, der Sohn kämpfend mit dem Vater um den letzten Bissen... Wie? Zeigt sich hier etwa eine Andeutung von großen nationalen Verschiedenheiten? Ist die sanfte, fromme Duldung des Schwersten hier und die Verzerrung des Gräßlichen dort etwa blos und lediglich Sache des Autors, oder entspricht ihnen etwas in ihren Nationalitäten? Ist der Deutsche fromm im Schmerz und der Franzose empörter gegen die Hand, welche ihn schwer trifft? Wir glauben, ja, und wir fühlen es mit gerechtem Stolz. Derselbe Mangel an Duldungsfähigkeit und Religion, an sanfter Ergebung und an Liebe, der die politischen Zustände Frankreichs verwirrt und sein Glück zerstört, verdirbt auch seine Kunst wie seine Philosophie. So knüpft sich Eins an das Andere und der Grund von Allem ist — das Herz!

Die milde Lösung der erschütternden Geschichte, die für eine Novelle fast zu aufregend ist, zeugt für die Einsicht des Verf. Er trifft nur die Schuld, oder läßt die allerfleckenloseste Unschuld sanft untergehen; die auf rechte Art gegen das Schicksal Ankämpfenden rettet er. Das ist richtig, wahr und befriedigend; und mit dieser Befriedigung legen wir diese vorzügliche Erzählung zur Seite, bewegt, aber geläutert, und mit gesänftigter Empfindung.

(Der Beschluß folgt.)

Memoiren aus Algier, oder Tagebuch eines deutschen Studenten in französischen Diensten. Von Herman H. Bern, Fischer u. Comp. 1837. Gr. 8. 1 Thlr.

Ein tübinger Student der Theologie fährt am 8. Hornung (zu Deutsch Februar) 1831 Morgens um 9 Uhr zum lustnauer Thor in Tübingen hinaus. Nach Art des berühmten Herrn Semilasso beschreibt dieses Kirchenlicht in spe nebenbei ein bischen sich und sein Ajustement. Er hat nämlich einen schwarzen kurzen Rock und weite graue Beinkleider an, sowie eine grüne, etwas seitwärts sitzende Kappe auf dem mit Idealphilosophie gefüllten Haupte. Übrigens führt er außer etwas Wäsche weder Kleider noch Baarschaft bei sich, wol aber ein opus philosophicum, welches ihm Namen, Glück und Geld verschaffen soll. Der Mangel an Geld machte jedoch, daß, ehe noch die badische Grenze erreicht ward, der begleitende Bruder Fidelis mit Roß und Wagen bei einem Wirthe in Versatz blieb,

bis der Idealphilosoph von einer Heimsuchung der werthen Verwandten, mit Geldmitteln versehen, zurückkehren würde, welches jedoch nicht geschah, sintemal denselben in dem Städtchen E. das Schicksal widerfuhr, auf einem Fastnachtsballe mit einer hübschen Tänzerin und einem apfelgrünen Herrn in einige Berührungen zu kommen, hierauf eine Stunde nach Mitternacht von drei Gensdarmen und einem Vierten in Verwahrung und auf einen stinkenden Strohsack zur Ruhe gebracht und endlich den folgenden Tag ins Verhör genommen zu werden, weil man ihn in Folge der den Tag vor seiner Abreise aus Tübingen „losgebrochenen" und durch die Zeitungen „kundgewordenen Landjägerjagd" für einen Demagogen und Jakobiner hielt. Entlassen aus der ihm mit 2 Fl. 42 Kr. angerechneten Haft, begab sich der grauhosige und grünmützige Bruder Studio hierauf statt zu Hause nach Kehl und, nachdem er hier auf der Rheinbrücke wie Cäsar am Rubicon ein Weilchen zögernd gestanden hatte, bis die französische Schildwache ihm ein Passez! zurief, nach Frankreich. In Strasburg besah er sich den Münster, lernte den Hauptmann v. Speck kennen, der ihn mit Champagner tractirte, und mit dem er bei dieser Gelegenheit confidentielle Mittheilungen austauschte, in Folge deren der Hauptmann v. Speck seinem verzagenden Gemüth außer dem Weine auch noch mit freier Zeche und allerlei Trostworten zu Hülfe kam, die durch ein gutes Frühstück von Seeaustern, Meerspinnen und Burgunder den nächsten Morgen noch verstärkt wurden, welches Alles dann die Folge hatte, daß der tübinger Exstudent französischer Legionssoldat und als solcher in der Citadelle von Strasburg logirt ward, wo es ihm jedoch nicht sonderlich gefiel, da es daselbst statt der Seeaustern und des Burgunders nur Ratatoul (eine Art Brei) zu verschlucken gab und nach einiger Zeit der Marsch zu dem Depot der Legion nach Langres angetreten ward. Auch dieser Marsch behagte indessen dem deutschen Idealphilosophen nicht sonderlich, denn erstens verstand der Verf. nicht die Landessprache, zweitens waren die Quartiere keineswegs restaurirend, und drittens wurde mit jeder Etappe die stolze Hoffnung kleiner, demnächst und sofort als Offizier und Befehlshaber einrangirt zu werden, eine Sache, auf welche der Tübinger als Student und als sogenannter Gelehrter fest gebaut hatte, ohne in seiner dreieckigen Weisheit zu bedenken, wie lächerlich die Idee sei, in einem Lande als Offizier sofort anerkannt zu werden, dessen Sprache ihm fremd ist, das an kriegserfahrenen Veteranen Überfluß in Menge hat und dem die Wichtigkeit Hegel'scher und Schelling'scher Studien an seinem beschränkten Horizonte noch nicht klar geworden ist.

So kam der Verf. endlich nach Langres und von da auf weiterm Marsch in das Spital einer kleinen Stadt, woselbst die barmherzigen Schwestern die Christenpflicht der Krankenpflege übten und den verletzten Fuß des Wandrers wiederherstellten. In Bar-le-Duc angelangt, ging der Zug der Werblinge, bestehend aus einem Conglomerat liederlicher Studenten und Handwerksburschen, bankrott gewordener Kaufleute, Bankiers, die falsche Wechsel, Beamte und Kassenverwalter, die Defraudationen gemacht hatten, Sträflinge aus sogenannten Correctionshäusern u. dgl. m., welcher schönen Mixtur sich auch angenehme Blüten des weiblichen Geschlechtes, in der Hoffnung, concessionirte Regiments-Marketenderinnen zu werden, anschlossen, dem Süden Frankreichs zu, wo in Toulon endlich die Einschiffung nach Algier stattfand, woselbst der Verf. nun Bekanntschaft mit den dortigen Türken, Mauren, Juden, Arabern und Beduinen machte, sich die Stadt, den Palast des Deys und die berühmte Kasauba besah, bei welcher Gelegenheit er nachstehende Berechnung über den daselbst gefundenen Schatz anstellte. Sichern Nachrichten nach bedurfte es 76 Mauleselfahrten zu dem Transport des Goldes und 1400 zu dem des Silbers, um die Haznah, d. h. den Staatsschatz des Beis, 1817 aus dem untern Theile der Stadt in die Kasauba zu schaffen. „Die Essellast", meint der fahrende Student, „nur zu 3 Centnern geschätzt, geben 76 Lasten, 228 Centner, was etwa 34½ Mill. Fr. macht. 1400 Silberlasten, gleichfalls zu 3 Centnern, geben 4200 Centner, oder in Gelde 30½ Mill. Fr. Die vorhandenen Edelsteine, Kleinodien u. s. w. wurden bei der Eroberung auf 3½ Million geschätzt, und so mußten denn nach Abrechnung des vom Oberschatzmeister des Dey eingestandenen Deficits seit 1818 von 1 Million jährlich, im Augenblick der Eroberung etwa 56 Millionen vorhanden sein."

Über die vielen in Algier sich befindenden Kaffeehäuser, sowie über die Schulen daselbst und den Zustand der Musik liest man unter Anderm Folgendes: „In diesen Cafés sowie in den Barbierstuben bringen die Algierer einen nicht unbedeutenden Theil ihres Lebens zu. Auf Strohmatten mit nackten gekreuzten Beinen nebeneinander hockend, ihre kleine unbedeckte Pfeife von rothem Thon mit weiter Mündung, an langen Röhren vor sich ausgestreckt, ihre Pantoffeln vor sich auf dem Boden, trinken sie da von halber Stunde zu halber Stunde eine kleine obere Tasse voll schwarzen Kaffee, den sie nicht erst sich setzen lassen, sondern zusammt dem Satze verschlucken. Die Cafés in der Stadt sind, wie die übrigen Boutiquen, niedere, kleine, vorn offenstehende Löcher, in denen kaum fünf Mann gehörig Platz haben; außerhalb der Stadt aber gibt es auch geräumigere, zum Theil in Form von Pavillons, von Säulen getragen, immer in der Nähe eines Brunnens. Der Kaffeewirth ist oft ein Maure, oft ein Negersklave; schon hatten jedoch auch einige Spanier, Italiener und Franzosen sich damit befaßt, und ich zog es vor, meine Tasse um einen Sou bei einem der Letztern zu trinken, da das Getränk, wenn auch wässeriger und nicht so stark, doch ohne Satz war. Noch lieber aber ließ ich mir von einem der schon zahlreichen Limonadiers ein erfrischendes Glas Limonade reichen."

„Zufällig führte mich gleich mein erster Spaziergang in Algier an einer arabischen Schule vorbei, die mir fast interessanter war als alles bisher Gesehene. Sie war in einer etwas abgelegenen Gasse in demjenigen Theile der Stadt, der zwischen der Straße Babazon und der Kasauba liegt; ich wollte sie später, wenn ich in die Stadt kam, öfters wieder aufsuchen, fand sie aber nie wieder, weil der Herr Schulmeister, um sie den Augen der muthwilligen Franzosen zu entziehen, sie vermuthlich in das Innere des Hauses verlegt hatte. Ich zweifle nicht, daß dieses nicht die einzige Schule in Algier war, habe aber nie eine andere daselbst gesehen. Man denke sich einen in einer offenen Boutique, etwas größer aber niedriger als die der Cafés, auf dem Boden sitzenden Mann mit kreuzweise übereinander geschlagenen Beinen, der fürchterlich schreit, oder in einem kläglichen Tone singend spricht, 15 — 20 junge Leute sitzen im Kreise um ihn her, die ihre geschriebenen Täfelchen in der Hand haben und fast zugleich mit ihrem Lehrer ebenso stark schreien, oder in unausstehlichen Mistönen singen; man denke sich, sage ich, diese groteske Scene, um sich einen richtigen Begriff von der Art, wie diese Schule beschaffen war, zu machen. Was der Lehrer den Schülern vorlas oder vorsang, konnte ich ohne Kenntniß des Arabischen nicht wissen; ich urtheilte, daß es Stellen aus dem Koran wären, denn dieses war vermuthlich das Buch, das er vor sich hatte. Übrigens bemerkte ich, daß er nicht sowol las, als, was er zu lesen schien, auswendig hersagte. Der gute Mann konnte vielleicht gar nicht lesen und hatte, was er Andern durch Vorsagen lehrte, selbst vielleicht auf solche Weise gelernt. Wenigstens hat man mir später gesagt, daß sehr Wenige fertig lesen können und ebendeshalb, anstatt zu lesen, singen, weil zu diesem weniger Geläufigkeit in der Aussprache erfodert wird."

„Hatte mir die Schule einen schlechten Begriff von der Wissenschaft Algiers gegeben, so gab mir die Musik, die ich auf dem großen Platze zu hören das Glück hatte, einen noch schlechtern von der Kunst in dieser Stadt. Man denke sich drei schmuzige Kerle, von denen zwei elende Sackpfeifen handhaben und im Unisono auf zwei nicht zusammenstimmenden Instrumenten spielen wollen, der dritte aber zwei blecherne Scherben aneinander schlägt. Diese drei Instrumente werden von einer großen Trommel begleitet, deren rauher Ton sich zuwei-

Digitized by Google

len alle vier bis fünf Minuten hören läßt, die aber noch häufiger alle Minuten geschlagen wird. Gewöhnlich reißt einer von den Musikanten den andern nach Willkür mit sich fort, und dieser muß dem Ersten, der im Takt eilt, so gut er kann, nachgeben. Da lautet denn eine solche Musik ebenso, als wenn man eine schlechte Orgel stimmt, und wenn Josua solche Musikanten in seiner Armee hatte, so ist nicht zu verwundern, daß die Mauern von Jericho eingefallen sind. Allein trotz dem gräßlichen Höllenlärm, der diese Arabermusik cultivirten Ohren unerträglich macht, ist doch die Macht der Gewohnheit und des Geschmacks so groß, daß die Algierer sie der schönsten europäischen Militairmusik vorziehen und fest glauben, sie verstehen sich weit besser darauf als die Franzosen. Diese Musikanten lassen sich Jahr aus Jahr ein, besonders aber an gewissen Festen, bei Hochzeiten, Beschneidungen u. s. w., in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen hören. In den Moscheen aber verstattet man ihnen niemals Zutritt, und ihre Kunst wird bei keiner einzigen gottesdienstlichen Handlung in Anspruch genommen. Vielleicht befürchtet man, wie sich ein Reisender ausdrückt, man möchte Mohammed damit aus dem Schlafe aufschrecken."

Über die Bauart und Einrichtung der Häuser erfährt man Folgendes: Die Zimmer sind lang und schmal, die Fußböden von Backsteinen, bei Reichen dagegen mit Platten von Fayence oder Marmor bedeckt; die Treppen schmal und mit hohen Stufen, die Dächer platt und ohne Geländer. Glasfenster, Öfen und Kamine kennt man in Algier nicht, obschon es mitunter im Winter ziemlich kalt sein soll. Die Hauptgerichte der Algierer sind der Sorba, der Pilau und der Kuskussu. Ersterer ist eine Art Suppe von gesottenem und getrocknetem Korn; das zweite, ein mit Butter und Fleisch gekochter Brei von Reis; das dritte ein in cylindrische, fingergroße Stücke geschnittener und dann zu Körnern geriebener Mehlteig, der theils in Wasser, theils in Fleischbrühe gekocht wird. Hammelfüße und Hammelköpfe, desgleichen Kaldaunen, vervollständigen das Mahl, das durch sie ein üppiges wird, und ohne Messer, Gabeln und Löffel, blos mit den Fingern genossen wird, weil — o rührende Anhänglichkeit am Hergebrachten! — der Prophet auch so aß. Die Bereitung der Speisen geschieht meist durch schwarze Sklavinnen.

Nach einem Aufenthalte von einigen Tagen in Algier brachen die angekommenen Werblinge von da auf, um in dem etwa ¾ Stunden entfernten Palast des ersten Ministers des letzten Dey einquartirt zu werden. Der Name, Palast des ersten Ministers, erweckte bei der heldenmüthigen Schar große Hoffnungen; man träumte von schön decorirten Zimmern, bequemen Divans und was weiter dazu gehört, fand sich jedoch sehr widerwärtig überrascht, als man nicht ohne ironische Bezeichnung in die alten Eselställe des ci-devant-Ministers einquartirt wurde, wo Millionen verhungerter Flöhe und ähnlicher angenehmer Thiere über die Gäste herstürzten und ihnen ärger mitspielten als die Flöhe Italiens dem reisenden Hrn. Nicolai. Die Beköstigung entsprach diesem Logis. Mageres und zähes Kuhfleisch, Ratatoul von Kartoffeln, Erbsen und Bohnen und ein Schoppen Wein waren Alles, was man empfing. Den Nachtisch, aus vortrefflichen Orangen und Feigen bestehend, holte man sich gratis aus den umliegenden Gärten. Dieser zum Theil im Übermaß genossene Nachtisch zog jedoch Dysenterien und andere Krankheiten herbei, in Folge deren der Verf. in ein Spital kam, woselbst nach seiner Beschreibung die Kranken größtentheils durch die Hungercur wiederhergestellt wurden, was ihm und vielen Leidensgefährten natürlich nicht gefiel und sie zu einem bedeutenden Paschhandel mit Lebensmitteln verführte. Auch hier war es Ungeziefer, womit man viel zu kämpfen hatte. Endlich, wiederhergestellt, kam der Genesene zur Besatzung in eine maison carrée oder Blockhaus, wo die Zeit damit hingebracht wurde, zu exerciren, das Haus zu befestigen, Wasser, Holz und Anderes herbeizuholen und Patrouillen zu machen. So rückte der Winter heran, dessen Stürme und Regengüsse sich höchst unangenehm zeigten und mancherlei neue Noth und Entbehrungen herbeiführten. Bekannt geworden in einem Douar der Beduinen, ließ sich der Exstudent verführen, mit einem Kameraden auf gut Glück zu desertiren; da sich jedoch nach einigen Wochen Aufenthalt auf dem Pachthofe eines Engländers, wo die Ausreißer gastliche Aufnahme fanden, kein Ausweg zum definitiven Entkommen zeigte, so beschloß man zurückzukehren und sich wegen des langen Ausbleibens mit der Nothlüge einer gewaltsamen Entführung durch die Araber zu entschuldigen. Die Sache glückte; man kam ohne Strafe durch, that Dienste nach wie vor, litt ungemein viel von der brennenden Sonnenhitze des Sommers und machte nebenbei einige Bemerkungen über den Landbau und das Pflanzenreich jener Gegenden und über das System, welches Marschall Clausel als Gouverneur von Algier befolgte, und ähnliche Dinge, womit sich dann der 264 Seiten starke Band schließt, indem noch auf dem letzten Blatte die Zusicherung gegeben wird, daß im Fall einer günstigen Aufnahme dieser Memoiren ein zweites Bändchen den Schluß von des Verf. algierschem Kriegsleben und seine Rückkehr nach Europa berichten soll. Die eingewebte Episode von den Schicksalen eines französischen Sergeanten und einer jungen Französin unter den Beduinen gehört zu den interessantesten Partien des Buches, das übrigens, viele Breiten und Weitschweifigkeiten abgerechnet, kein übles Bild von dem Leben und den Verhältnissen in Algier gibt und wohl geeignet ist ein Stündchen Zeit zu vertreiben. 15.

Notizen.

Brazier, einer der Veteranen des Vaudeville und des modernen Caveau, hat soeben eine vollständige Geschichte der kleinen pariser Theater unter dem Titel: „Chroniques des petits théâtres de Paris, depuis leur création jusqu'à ce jour", in zwei Bänden erscheinen lassen; Annalen, welche alle diejenigen öffentlichen Schauspielhäuser der mächtigen Hauptstadt betreffen, von denen die große Oper und das eigentliche nationale Schauspiel ausgeschlossen ist. Diese beiden Bände bilden eine sehr unterhaltende Galerie aller Stücke und aller Schauspieler, die seit einer langen Reihe von Jahren sich der Gunst des pariser Publicums zu erfreuen hatten, und von denen freilich die frühesten und meisten theils im Lethe der Vergessenheit, theils auf dem Kirchhofe schlummern, welcher an dem Vergänglichen, wie an dem Unvergänglichen seinen Antheil fodert. Hier findet man alle jene komischen Züge und Albernheiten wieder, welche vor 60 und 80 Jahren den Vätern und Großvätern des heutigen Frankreichs zum Ergötzen gereichten. Die verschiedenen Veränderungen und wechselnden Ereignisse der einzelnen Theater sind mit Lebendigkeit erzählt, und zugleich werden mit einer Unparteilichkeit, die dem Verf. zum großen Lobe gereicht, dem Verdienste der einzelnen Vaudevillisten die gebührenden Ehren erwiesen. So erscheint also das Ganze als einfache und ansprechende Chronik, welche, ohne Kritik, nur als getreuer Barometer, den höhern oder tiefern Standpunkt dieses oder jenes Stücks, dieses oder jenes Darstellers anzeigt. Vielleicht könnte man wünschen, daß, da das Buch des Hrn. Brazier einmal in diesem einfachen und harmlosen Tone gehalten ist, etwas mehr Anekdoten und Züge aus dem Leben der einzelnen Bühnenhelden und Dichter eingestreut sein möchten. Sind diese gleich für die Literargeschichte nur von untergeordneter Bedeutung, so hätten sie doch unstreitig den Reiz des Buchs erhöht, wenngleich auch dessen Umfang erweitert.

Mr. Brown, der Kassirer des vor Kurzem in London gestifteten Buchhändlerversorgungsinstituts (Booksellers' provident institution) hat bereits als reinen Fonds des Vereins die Summe von 5000 Pf. St. in der Bank von England niedergelegt. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 214. —— 2. August 1837.

Blumen- und Ährenlese aus meinem jüngsten Arbeitslustrum. Gesammelte Schriften von Ludwig Rellstab. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 213.)

Von ähnlichem Charakter, wenngleich mehr kunstreich als großartig erfunden ist die zweite Erzählung: „Die Räuber im Schwarzwalde". Die erste Hälfte derselben gibt zwar beinahe nur das Bild einer verrathenen Unschuld mit ihren zwar erschütternden, aber doch gewöhnlichen Seelenleiden. Die zweite Hälfte aber führt eine sehr glückliche Peripetie durch, in der das schwere Leid der Mutter sich unter ähnlichen und doch ganz andern Verhältnissen an der Tochter sanfter wiederholt, bis Alles im schönsten Ersatz endet. Diese zweite Hälfte ist von kunstgerechter und ungemein reicher Erfindung. Die Lösung der Verwickelungen und die Entdeckung der an der armen Lisbeth verübten Frevel ist in seltener Art gelungen und bekundet das erfindungsreiche, treffende und sichere Talent des Verf. für Behandlung seiner Stoffe und ihre glückliche Darstellung.

An der sogenannten Moral oder an höhern Lehren der Lebensweisheit möchte es dieser Erzählung jedoch ganz fehlen, und wenn schon in der ersten Novelle kaum eine unklare Abschattung davon anzutreffen war, hier aber alle Reminiscenz daran fehlt, so zeigt sich durch beide Novellen unser Urtheil: daß der Verf. nämlich, mit der schönen Gestaltung seiner Stoffe ausschließlich beschäftigt, dem reflectiven Element der Novelle äußerst wenig Raum übrig läßt, schon ganz gerechtfertigt. Es ist daher auch aus den beiden umfangreichen Erzählungen des ersten Theils auf 488 Seiten kaum eine Gedankenperle, eine schöne, eine sogenannte tiefe oder wahre Bemerkung auszuziehen. Der Verf. ist blos Erzähler und macht auf keinen andern Ruhm Anspruch. Hierin steht er nun Vorbildern wie Tieck, Jean Paul oder Schefer außerordentlich nach, indem diese, wie er selbst, mit reicher und schöner Gestaltung des Stoffes beschäftigt, dennoch diese Gestaltung wie etwas Geringeres anzusehen scheinen, und der Eine — Tieck — mit socialer Dialektik, der Andere — Jean Paul — mit Erforschung der innersten Menschenseele, der Dritte — Schefer — mit Ergründung der geheimnißvollsten Bewegungen des Herzens, ihre Novellen über die bloße Erzählung weit hinwegheben.

Doch fodern wir nicht Alles von Jedem, und von einem guten Talent nicht mehr, als es vermag. Dem Verf. bleibt genug übrig, um auf unsern Beifall und unsere Achtung Anspruch zu haben. Auch in dieser zweiten Erzählung ist wieder ein schönes Maß poetischer Gerechtigkeit ausgetheilt; der echten Freundschaft, der Unschuld unter dem Schein der Schuld, der Treue ist ein glänzendes Denkmal gestiftet. Ja, selbst ein richtiger Gedanke ist gut versinnlicht, nämlich der, wie leicht es sei, aus höchster Unschuld schuldig zu werden, und wie es Verschuldung gibt, die besser ist als Unschuld. Die socialen Gesetze aber, welche der Verf. darstellt, sind stets besonnen und fein, der Ton verschiedener Stände, die Charaktere der Welt mit Einsicht und Geschmack geschildert, und das Ganze überschwebt ein täuschender Schein von Wahrheit. Auch sind hier nicht so viel gute Charaktere verbraucht wie in der ersten Erzählung, und das Schlechte findet seine Buße. Nur die Geschichte mit den beiden Veilchen sentimentalisirt zu sehr und erinnert uns an Tromlitz und viele weibliche Federn. Dergleichen begegnet auch dem Besten leicht, wenn er sich nicht zeitig und mit Bewußtsein an dem humoristischen Lebenselemente festhält. Im Schreiben werden wir nur allzu leicht die Beute der von uns selbst aufgerufenen Gefühle, und die Kunst geräth wenigstens in Gefahr, wenn wir uns diesem Strome hingeben.

Gleichsam als hätte der Verf. zeigen wollen, daß der humoristische Lebensanker ihm völlig zu Gebote stehe, hat er in der ersten Erzählung des zweiten Theils: „Die Badereise", eine ganz humoristische Geschichte erzählt. Doch dieser Versuch beweist zu viel und darum nicht Das, was er beweisen soll. Humoristisch zu sein, darauf kommt es nicht an, sondern darauf, zu rechter Zeit und mitten im Strom der Gefühle den Geist mit Erfolg des Humors zu Hülfe zu rufen und ihn als moderirendes und maßgebendes Element zu verwenden. Dieser letzte Act des Selbstbewußtseins, ja der Selbstüberwindung ist überhaupt der schwierigere und glückt ohne Frage viel seltener als eine ganz launige Erzählung. Kein Novellist der Welt hat in dieser schwierigen Aufgabe jemals Fielding erreicht oder übertroffen. „Tom Jones" ist ein ewiges Muster da-

für, wie wohlthuend, ja wie nothwendig, nicht blos dem Drama, sondern auch der Novelle der rechte Gebrauch des Humors sei.

Für Erzählungen aus ganz humoristischem Guß haben wir individuell keine besondere Sympathie, ja, wir kennen außer „Katzenberger's Badereise" eigentlich keine humoristische Erzählung, die uns ganz befriedigt hätte. Auch die vorliegende gibt uns diese Befriedigung so wenig, wie es eigne Arbeiten in diesem Gebiet je thaten. Der Humor im Munde von Stall- und Reitknechten aber ist uns, gradehin gesagt, literarisch verarbeitet zuwider, in demselben Maß, wie er uns in der Wirklichkeit willkommen ist. Borosch's, des Ungers, Flüche sind auch gewiß weder witzig noch geschmackvoll, und die verwirrten Erzählungen Christian's, der Kampf gegen die Schmuggler mit seinen Schlachtausdrücken scheinen uns so wenig angenehm wie die etwas trivialen Späße mit dem Sonntagsreiter, Hrn. von Sperl u. dgl. m. Alles dies ist eher niedrig als etwas Anderes. Die Geschichte Hubert's und Maria's, welche das zweite Element dieser Erzählung neben der Brautfahrt des Majors Barnefeldt bildet, ist gut mit dieser in Verbindung gebracht und gibt der Erzählung etwas mehr Interesse, als die bloße Besiegung eines Fanten, wie von Sperl ist, durch einen Ehrenmann, wie der Major Barnefeldt in den Augen der Comtesse, seiner Cousine, haben würde.

Des Verf. Seele ist voll der Bewunderung für einen Feldherrn, den er, wiewol er dies um das Heil der Welt nicht verdient hat, gern bei jedem Anlaß feiert. Wir wollen, obgleich ganz andern Sinnes, darüber hier keinen Streit anheben; wir fodern nur, daß der Anlaß selbst vernünftig, passend und zulässig sei. Wenn wir aber Napoleon's Preis hören sollen, weil er bei der Schlacht von Kulm, vom Geiersberge her die Wetterwolken in den Schluchten ansehend, ausgerufen hat: „Il fait mauvais tems dans ce trou là", so scheint dies doch etwas zu viel von uns verlangt! Es soll dies ein Beweis seiner heldenmäßigen Selbstbeherrschung sein, als wenn wir andern ordinairen Menschenkinder auch bei jeder Gelegenheit ausplauderten, wie es uns ums Herz ist, und obenein von unsern Untergeordneten umgeben! Ein Instruent, der dem Unsinn und den Ausfällen der Parteien ruhig entgegnet und sanft sein Geschäft fortsetzt, ist dann ein größerer Held als der Heros des Verfassers. Doch verzeihen wir ihm: wessen das Herz voll ist, deß schwillt der Mund über. Wir bitten den Verf. nur, nach zehn Jahren noch einmal unbefangen an das Studium des von ihm so gern gefeierten Charakters zu gehen und zu sehen, ob seine Vorliebe dann noch dieselbe wie heute sein wird.

Die Aufsätze von verschiedenen Händen, welche unter dem Collectivtitel: „Die Cholera im Fürstenthume Scheerau", zu ihrer Zeit nicht blos verdienten Beifall fanden, sondern auch höchst wahrscheinlich und in doppelter Beziehung unendlich viel Gutes stifteten, indem sie die Furcht vor dem Übel durch Humor zersetzten und selbst die Regierungen aufzuklären und von falschen Wegen abzubringen strebten, gibt der Verf. nicht aus seinem Autorsrecht, sondern als Erbe der verschiedenen Autoren. Diese Aufsätze sind wahrhaft witzig und köstlich und sie werden, selbst nachdem die Zeit vorüber ist, für die sie geschrieben wurden und deren Verkehrtheit sie so ungemein glücklich und erfolgreich bekämpften, noch immer mit Theilnahme und mit Vergnügen gelesen werden. So groß ist in unsern Augen ihr Werth, daß wir es ihnen zum großen Theil zuschreiben, wenn wir uns sicher glauben vor der Wiederkehr derselben Verkehrtheiten und somit also auch aller Schrecknisse der Cholera selbst. Ihr Verdienst ist daher ein gradezu unbegrenztes und weit mehr, meinen wir, haben und hatten die Verf. dieser Aufsätze auf die Orden und die Belohnungen Anspruch als die Mitglieder der Choleracommissionen, welchen diese zu Theil wurden. Diese Verf. halten wir für die wahren Besieger der Cholera. Die Wiederbelebung Jean Paul'scher Gestalten und Verhältnisse in diesen Aufsätzen kann für eine Schwachheit, für ein Zeichen mangelnder Erfindungskraft gelten; sie ist jedoch eine glückliche und spielte die Sache besser als irgend eine neue Idee in das Gebiet der Ironie und harmlosen Satire über, indem sie zugleich die Verantwortlichkeit der Verf., die groß war, wesentlich verminderte. Wir müssen sie daher als einen geschickten und zweckmäßigen Kunstgriff gelten lassen.

Den Beschluß des zweiten Theils machen zwei treffliche Aufsätze biographisch-artistischen Inhalts über Ludw. Devrient und Madame Schröder-Devrient. Hier ist der Verf. vollkommen auf seinem Gebiet und verlangt unsere Anerkennung mit vollem Recht. Die Skizze: „Ludwig Devrient", ist durch Inhalt und Form trefflich. Unter den schönen Wahrheiten, die der Verf. uns hier bietet, heben wir nur die Gedanken über das Selbstgefühl des Künstlers S. 320 u. 321 aus.

Der wahre Künstler — heißt es hier — sieht die Kunst nicht mit den Augen der Welt an; ihm genügt nicht, was diese befriedigt; kein äußerer Triumph hält ihn für die innere Niederlage schadlos, die er gegen sich selbst ausspricht. Zwar schätzt er sich nicht geringer als die Mittelmäßigkeit, die ihn umgibt und die er durchschaut; aber er mißt sich selbst nach andern Maßstabe. Dieser Maßstab sind die gewaltigsten Nebenbuhler, und wenn er auch diese übertrifft, die ewige Aufgabe der Kunst selbst. Diese erscheint ihm um so höher, je näher er ihrer Lösung steht. Erst in spätern Jahren, wenn das Unbegrenzte seines Strebens sich mit den begrenzten Kräften des Individuums ausgeglichen hat — und wir wollen hinzusetzen, wenn er erkannt hat, daß die Lösung der Kunstaufgabe nicht ihm, sondern der ganzen Menschheit zukommt und gebührt —, erst dann pflegt der wahre Künstler eine gewisse Befriedigung durch sich selbst zu erreichen. Von nun an erstrebt er nur mögliche Siege, nicht geträumte; aber — fügen wir hinzu — von nun an steht er auch an seiner eignen Grenze.

Dies ist das Loos der wahren Kunstbegeisterung, und diese Grenze hält sie stets und in jedem Fall!

Die Analysen einzelner Rollen Devrient's, besonders des Franz Moor, können wir, gleichfalls wie der Verf. Zeugen seiner ersten Wirkung in Berlin, und in dieser Erinnerung noch heute erschüttert und ergriffen, aus voller Seele unterschreiben. Auch wir sind überzeugt, daß etwas Ähnliches nie über dem Horizont der deutschen

Bühne erschienen ist, als diese Debutrolle Devrient's war. Er selbst hat sich nie und nirgend wiedererreicht, selbst im „Lear“ nicht.

Der nicht minder lobenswürdige Aufsatz über die Schröder-Devrient schließt mit der Ermahnung für die Künstlerin, sich den Gluck'schen Partien und namentlich der Armide ganz hinzugeben. Aus des Verf. übrigen Urtheilen aber scheint hervorzugehen, daß er die Malibran nicht gehört hat, – was freilich zur Rectification mancher Übertreibung wesentlich beigetragen haben würde. Der Schiller'sche Satz aber: daß das Genie der Fleiß sei, bedarf doch sehr der Begrenzung und möchte wol nur darin unbestreitbar sein, daß ohne Fleiß das Genie ein verlorenes und vergrabenes Pfund bleibe. Denn Fleiß möchten wir auch dem Verf. nicht, Genie aber, insofern es ursprünglich ist und dem Talent entgegengesetzt wird, wol absprechen. Dies Urtheil darf nicht niederschlagend erscheinen; denn Rellstab ist und bleibt einer unserer achtbarsten, geschmackvollsten und glücklichsten Novellisten; besonnen, selbstbewußt, erfolgreich in großen wie in kleinern Arbeiten dieses Gebiets, und mit beiden stets willkommen, weil er Maß und schöne Form für beide in sich ausgebildet hat. 21.

Correspondenznachrichten.

Paris, 29. Juli 1837.

Wenn der Monat Juni die Zeit der Festlichkeiten und der allgemeinen Beweglichkeit gewesen ist, so ist es ziemlich natürlich, daß sich der Juli durch seine Alltäglichkeit, Langeweile und Ruhe hervorthun muß. Das ist in Paris grade so wie anderwärts. Nur hat in Paris auch dieser Zustand wieder seinen eigenthümlichen Charakter und Anstrich. Die Merkmale der Ruhe in Paris sind, daß die Kammern geschlossen werden, daß die Salons leer bleiben oder ganz aufhören, daß in den meisten Theatern vor leeren Bänken gespielt wird, daß die Oper und das Théâtre français versuchsweise neue Stücke und junge Debutanten über die Breter laufen lassen, von denen man sich schon im Voraus nicht viel versprechen mag, daß man entweder gar keine oder nur schlechte neue Romane zu lesen bekommt, und daß die öffentliche Meinung dem einmal bestehenden Ministerium noch eine Frist bis wenigstens zum nächsten Winter gibt. Von allen diesen Dingen merkt man freilich auf öffentlichen Plätzen und in Straßen nicht viel. Da geht der Lärm und das Getreibe seinen alten Gang fort, und zuweilen gibt es selbst noch einen kleinen Zusammenlauf, wenn sich die junge Herzogin von Orleans etwa hier und da sehen läßt, oder mit ihrem königlichen Gemahl diese oder jene Merkwürdigkeit der Stadt in Augenschein nimmt. Dergleichen Besuche machen dann auch wie billig einen großen Theil des Tagesgespräches aus und können selbst die Köpfe erhitzen. So behaupten z. B. die Einen, es sei eine „mauvaise plaisanterie“ und der Nationalrepräsentation unwürdig gewesen, daß Herr Delaborde die Herzogin bei ihrem neulichen Besuche der Deputirtenkammer sogleich von der Tribune herab mit Schmeicheleien überschüttet habe, weil Herr Dupin als Präsident ihm halb im Spaße, halb im Ernste zugerufen: „Mr. Delaborde, vous avez la parole.“ Andere dagegen rühmen die Sache als ein „à propos très-heureux“ und machen Herrn Delaborde Complimente über die geistreiche Art, wie er sich dieser „mission“ entledigt. Die Ruhigen bleiben, wie immer, in der Mitte stehen, nehmen die ganze Sache für einen vorher mit Herrn Dupin abgekarteten Spaß, der besser unterblieben wäre, und meinen, in England wäre dergleichen wahrscheinlich nicht vorgefallen.

Vorzüglich häufig, d. h. fast alle Sonntage, sieht man die junge Herzogin in der kleinen, unansehnlichen Kirche der lutherischen Gemeinde, welche in einer entlegenen engen Straße hinter dem Stadthause liegt und ehemals den Karmelitern gehörte. Da es in dieser Kirche aber noch keine besondern Kirchenstühle für fürstliche oder andere hohe Personen gibt, so hat man die erste Bank im Schiffe ganz einfach mit rothem Sammet überziehen lassen, und hier nimmt die Herzogin dann, ohne weitern Unterschied von der übrigen Gemeinde, mit ihrer Stiefmutter und ihrem kleinen deutschen Gefolge Platz. Gewöhnlich unterhält sie sich nach vollendetem Gottesdienste noch einige Minuten mit dem ersten Prediger, Herrn Cuvier, welcher in Fontainebleau die Trauung nach lutherischem Ritus vollzogen hat und wahrscheinlich ihr Beichtvater ist. Wie lange übrigens diese der jungen Fürstin wohlanstehende protestantische Einfachheit dauern wird, steht dahin. Es sind schon Wetten darauf abgeschlossen worden, daß die Herzogin von Orleans in drei Jahren nicht mehr Protestantin sein werde. Der katholische Klerus wird wenigstens nicht müßig bleiben und hat bekanntermaßen schon ganz andere Dinge möglich gemacht. Unterdessen bleibt die sonst ziemlich verödete Kirche der Lutheraner doch wol noch einige Zeit der Sammelplatz Gläubiger und Ungläubiger aller Confessionen, und wahrscheinlich wird der Policeipräfect in künftiger Sitzung eine Erhöhung seines Budgets verlangen müssen, um die Policeiwache zu unterhalten, welche jeden Sonntag vor der Kirchthüre der Lutheraner das Volk beschwichtigen muß. Doch wird auch in dieser Beziehung bald eine ruhigere Epoche eintreten, wenn, wie es heißt, der junge Hof seine Reisen durch die Provinzen antreten wird. Denn Anstands halber will man, wie es scheint, nur noch die Juliseste abwarten, welche dieses Jahr wirklich noch stattfinden sollen. Die Kammern haben dazu ihre 200,000 Francs bewilligt, und um der ewig wiederkehrenden Langeweile dieser Volksfeste wenigstens einige Abwechselung zu geben, will man für dieses Mal, wie es heißt, das Feuerwerk auf der Plattform des Triumphbogens de l'Etoile abbrennen.

Ist dies einmal vorüber, dann verläßt vollends Alles Paris, was nicht aus hundert Ursachen darin zurückgehalten wird. Schon jetzt sieht man zu allen Thoren schwer bepackte Reisewagen hinausfahren. Während sich aber auf diese Weise die Stadt auf der einen Seite leert, füllt sie sich auf der andern wieder mit neuen Ankömmlingen und Fremden. In den letzten Wochen hat man sich vorzüglich über die Menge Engländer lustig gemacht, welche mit ihren wohlgenährten, lachenden Gesichtern, unter weißen in schwarzen Flor eingehüllten Hüten Abends scharenweise in den Tuilerien umherziehen, gleichsam um die Pariser lehren zu wollen, wie man um einen constitutionnellen König trauern müsse. Bald rückt auch die Zeit heran, wo Deutschland sein gewöhnliches Fremdencontingent nach Paris schickt.

Mancher deutsche Professor beeilt sich, seine Vorlesungen vier Wochen früher zu schließen, um einen unter dem Vorwande, daß er diese oder jene wichtige Variante in dem Codex A, B, C, D u. s. w. mit eignen Augen sehen und prüfen müsse, erlangten Urlaub zu einer Reise nach Paris zu benutzen. Ende August ist dazu schon die höchste Zeit, denn man trifft dann noch grade vor Thorschluß der königlichen Bibliothek ein, welche im Laufe des Septembers ihre anderthalbmonatlichen Ferien beginnt. Während derselben ist das Arbeiten in den verödeten Sälen der Bibliothek zwar nicht gradezu unmöglich, allein, als eine besondere Gunst, ist es, namentlich für Fremde, immer mit einigen Schwierigkeiten und Plackereien verknüpft, die es schon mehr als einen deutschen Gelehrten gradezu verleidet haben. Glücklicherweise kann man sich für kleine gelehrte Fatalitäten dieser Art in Paris so auf vier, sechs Wochen hin in anderer Weise recht angenehm schadlos halten, zumal wenn man es versteht, sich gleich von vorn herein etwas in das französische Wesen und das pariser Leben zu schicken. Leicht ist dies grade nicht, und es gehören dazu gewisse Eigenschaften, welche, wenn

man sie nicht schon mitbringt, auch nicht grade in vierzehn Tagen erlangt werden. Vielleicht die Sprache? Nun ja! Wer gut französisch spricht und versteht, kommt natürlich weiter und findet die Franzosen um Vieles angenehmer als Der, der es nicht kann und sich so mit einigen schlecht ausgesprochenen Phrasen aus dem „Guide des voyageurs" durchhelfen muß. Allein die Hauptsache ist dies doch nicht, denn unter den Trümmern der ehemaligen vielgepriesenen französischen Höflichkeit findet sich auch eine sehr lobenswerthe und für den Fremden äußerst bequeme Nachsicht in dieser Beziehung. Weit mehr als die Sprache ist es überhaupt das glückliche Talent, sich schnell in ein anderes Thun und Treiben, in fremde Sitten und Gebräuche, in ein verschiedenes Sein und Wesen der Menschen zu finden, und dieses Talent besitzt der Deutsche, zumal wenn er schon bei reifern Jahren ist, eben nicht grade im Überflusse. Kommt er vielleicht nun gar noch mit den nicht seltenen Vorurtheilen gegen Frankreich und das französische Volk hier an, will er hier eine Hypochondrie vertreiben, welche er vor Allem hätte daheimlassen sollen, so findet er am allerwenigsten in Paris seine Rechnung.

Der Eine, ein tüchtiger Arbeiter, der um fünf, vielleicht gar um vier Uhr aufzustehen pflegt, will um diese Zeit sein erstes Frühstück genießen; an dieses denkt aber in Paris Niemand vor sieben, acht und neun Uhr. Ein Anderer will um Mittag diniren, aber billigerweise kann man in Paris vor vier Uhr des Nachmittags nichts auftreiben, was den Bedürfnissen eines guten deutschen Magens um Mittagszeit entspräche. Ein Dritter will, wenn er des Abends bis um Mitternacht im Theater gesessen hat, nicht mit hungrigen Magen schlafen gehen; allein unglücklicherweise haben soeben alle Kaffeehäuser und andere nützliche Anstalten dieser Art die Thüren geschlossen. Dieser findet sein Zimmer nicht bequem, Jener zu theuer, und die Meisten fürchten bei jedem Schritt und Tritt Betrügereien. Leider sind solche Kleinigkeiten aber grade recht dazu gemacht, Einem den Aufenthalt in Paris zu verleiden. Man geht des Morgens verdrießlich aus, kehrt Abends verdrießlich wieder heim, sieht Alles mit trüben Augen an, findet überhaupt nicht, was man erwartet hatte, und kehrt zuletzt voll Unmuth und unrichtiger Ansichten über Frankreich und Paris wieder über den Rhein zurück. Zum Glück ist der Schaden, welchen diese immer noch ziemlich zahlreiche Classe deutscher Reisenden in Paris theils selbst erleidet, theils Andern bringt, nicht eben groß und leicht wieder gut zu machen. Hat man einmal die Grenze passirt, dann vergißt sich schnell alles Ungemach unter den Freuden der Heimkehr; man findet es, wenn man wieder sicher in den Hafen seiner Studirstube oder seines Bureaux eingelaufen ist, doch recht angenehm, in Paris gewesen zu sein, und ermangelt nicht, Jedermann davon zu erzählen, der die Geduld hat, Dinge anzuhören, die man schon hundert Mal gehört oder gelesen hat.

Jedenfalls viel mislicher steht es um eine andere Classe Deutscher in Paris — welche mit jedem Tage, ich weiß eigentlich nicht recht, warum — zahlreicher wird, und über die ich Ihnen längst schon einmal ein paar Worte sagen wollte, die vielleicht nicht ganz verloren sein dürften. Ich meine nämlich die Unzahl junger Deutschen, welche Jahr aus Jahr ein, vorzüglich aber um diese Zeit in Paris eintrifft. Ist man jung und hat man folglich von der Welt noch eben nicht viel gesehen, so geht man nach Paris, entweder um sich zu amusiren, oder um zu lernen, oder — erlauben Sie mir in dieser deutschen Angelegenheit einmal einen französischen Ausdruck, der die Sache am besten sagt — pour faire fortune.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Die Katakomben des Kapuzinerklosters zu Palermo gewähren einen ganz außerordentlichen, schauerlich erhabenen Anblick. Man gelangt zuerst durch einen großen Kreuzgang, dann auf einer langen Stiegenreihe in drei Grüfte, von denen jede nur durch ein einziges, am Ende des Gewölbes befindliches Fenster erhellt wird. Hier erwartet den Beschauer ein grausenhaftes Schauspiel. In den Mauern befinden sich lauter enge Vertiefungen, welche die mumienartig vertrockneten Leichname vieler Mönche enthalten, alle in ihre Ordensgewänder gekleidet. Auf ihren verbräunten Gesichtszügen herrscht beinahe noch der Ausdruck des Lebens; ihre Hände sind entweder über der Brust gefaltet, oder hängen schlaff am Leibe herunter; die Schädel sind kahl, bis auf einige emporgesträubte Haarbüschel; der Mund ist widerlich geöffnet und zeigt öfters noch einzelne, ganz geschwärzte Zähne; Wangen und Nasen sind eingefallen, die letztern häufig durchlöchert. An jedem Leichnam ist ein Zettel geheftet, enthaltend seinen Namen, das Datum seiner Geburt, Einkleidung und seines Todes. Auch mehre Reihen grotesk verzierter Särge befinden sich vor den Nischen, worin der Staub ruht von edeln Sicilern. Ferner gewahrt man, sitzend auf kleinen Sesseln, die Leichname von hundert und mehren Kindern in dem Alter von einem bis fünf Jahren. Diese Kleinen sind geputzt wie bei Lebzeiten, tragen zierliche Mützchen auf den Köpfen und Puppen in den Armen; einige haben sogar auf ihrem Schoose einen ausgestopften Hund oder Papagei. Welch eine Kunstausstellung! welch ein gewaltig anregender Gegensatz der entsetzlichen und der heitern Todesgestalten! Im Ganzen befinden sich in diesen ungeheuern Grüften über 5000 Leichname, einige darunter sind gegen 200 Jahre alt. Auch neuerdings bestattet man Leichname hierher, besonders vornehmer Frauen, für welche eine neue Gruft erbaut wurde. Anfangs ist der Geruch der frischen Leichname fast unerträglich, sobald sie jedoch vertrocknet sind, was gemeiniglich schon nach Ablauf einiger Wochen geschehen ist, verspürt man keinen Verwesungsduft mehr.

Neues Säugethier.

Dies Thier führt den Namen Solenodon paradoxus und ist vor Kurzem erst durch den Director des kaiserlichen Museums in Petersburg, Hrn. Brand, der Naturgeschichte vindicirt und beschrieben worden. Es hat die Größe einer Wanderratte, gleicht aber dem Wuchse nach mehr der Spitzmaus, in Rücksicht des Gebisses aber der Bisamratte und lebt auf S. Domingo. Seine Schnauze nähert sich schon der Rüsselgestalt, die Augen sind klein, die Ohren lang und fast nackt, der Leib ist mit kurzen, seidenartigen Haaren besetzt. Das Thier geht auf der ganzen Fußsohle und hat fünf Zehen mit sichelförmigen Nägeln, welche an den Vorderfüßen länger sind. Über die Lebensweise dieses neuen Vierfüßlers ist noch nichts Näheres bekannt geworden. 11.

Literarische Anzeige.

Im Verlage von August Campe in Hamburg ist erschienen und durch die unterzeichnete Buchhandlung zu beziehen:

LE PORTFOLIO,

ou Collection de documens politiques relatifs à l'histoire contemporaine.

Traduit de l'anglais.

Tomes I—IV, et V. Nos. 1, 2. (Nos. 1—35.)

Gr. 8. 9 Thlr.

Diese höchst interessanten Beiträge zur Zeitgeschichte werden von nun an wieder in rascher Folge erscheinen.

Leipzig, im Juli 1837.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 215. —— 3. August 1837.

Deutungen aus Deutschlands poetischer Gegenwart.

Es sei uns vergönnt, im Nachstehenden ein Thema zur Sprache zu bringen, das man, bei Festhaltung eines wahrhaft zeitgemäßen Standpunktes, füglich als das wichtigste und verhüllteste Moment unserer modernen Literatur bezeichnen könnte; ein Thema, welches zugleich für einen wahren Prüfstein der Kritik gelten kann, insofern diese sich dadurch aufgefodert sieht, nicht allein alles Bei- und Nebenwerks völlig zu entsagen und nur auf Tiefes und Wesentliches einzugehen, sondern zugleich ihre innerste und heiligste Begabung, die Gabe der Weissagung, des prophetischen Blicks in die Zukunft, zu offenbaren. Bei der Wichtigkeit des hier, freilich in aller Kürze abzuhandelnden Gegenstandes freut es uns, in der früherhin gleichfalls in d. Bl. mitgetheilten Ansicht eines ebenso geistreichen als wissenschaftlich gebildeten Kritikers, eine Basis und, um so zu sagen, ein Vorwort für unsere Betrachtung zu finden, welche letztere deshalb für diejenigen Leser, denen bei bedeutsamen Fragen eine Gleichartigkeit des Urtheils nicht unerheblich dünkt, immerhin als eine Paraphrasirung jener frühern Mittheilungen *) gelten möge. Ist es ja doch ein vorzügliches Leid dieser Zeit, zu sehen, wie sich in derselben die Gedanken oftmals so bitter befehden und verklagen; warum soll dann nicht der seltenere Anblick ihrer Befreundung und friedlichen Beziehung um so wohlthuender sein.

Man darf nicht eben bei Bodmer und Klopstock beginnen, um eine große Bahn in der Geschichte der deutschen Literatur zu vollenden. Schon die deutsche zweite Romantik erscheint uns sehr in die Ferne gerückt, denn das Eigenthümliche wohnt in dem Geiste unserer modernen Literatur, daß er bis auf heute mit jedem Jahrzehnd unaufhaltsamer fortgerückt ist. Noch heute lebt und wirkt der vorzüglichste Vertreter jener in träumender Liebe seligen Dichtungszeit; noch bis heute ist keine erleuchtete Stimme laut geworden, die ihm sein wahres und großes Verdienst um das Damals geschmälert hätte; aber mit wie weit fremderm Auge, als der sie erschuf, blicken uns nun die Geschöpfe an: „Octavianus" und „Genovefa", und selbst der nicht minder gerechte als lustige Schwank vom „Gestiefelten Kater"! Wollte man ein ganz unbefangenes Gemüth, das aber die Dinge zu betrachten versteht, befragen: wie es kommen möge, daß damals Alles so hingerissen war und jetzt so erkaltet, es würde antworten: damals waren die Gemüther romantisch. Ein richtiges Wort; allein was soll es heißen?

Es heißt nichts Anderes, als daß es damals eine Zeit gab, wo sich das Poetische und die Prosa des Lebens mehr als je und schreiender als je geschieden hatten, wo das Leben und die Begriffe vom Leben so ganz ihre blühend-lebendigen Formen abgestreift hatten und so ganz in der Nachtmütze des neudeutschen Philisterthums schlafen gegangen waren, daß man gewaltsam und gewaltig an den entschlummerten Seelen rütteln mußte, um sie zu erwecken; daß man einen ungeheuern Aufwand von träumender Dichtung, von unterirdischen Fermenten und wunderbaren Lebenspulsschlägen jener unsaglichen Knechtschaft der prosaischen Schlafmütze entgegenstellen mußte, um die Gemüther, die noch nicht ganz Eingesunkenen zu gewinnen; ferner, daß in jener Zeit der Mensch und sein Fühlen unter einer fortwährenden fieberhaften Nervenan- und -Abspannung fast unterlag, weil, wenn er behaglich in der Prosa und in seiner schlafröcklichen Häuslichkeit verschwimmen wollte, ihn mit mächtigen Wunderfängen der Geist der Poesie ergriff und, ohne zu fragen, ob es ihm dort wohl sein werde, ihn in das Land des Zerbino, in die Wolkengefilde des Phantasus, in das Waldesdickicht der heiligen Genovefa fortriß, weil aber, dieser Wundermacht der Dichtung ungeachtet, in dem Schlafrock eine nachhaltige Rache hauste, die sich langsam und leise dem entführten Philister in das Land der Träume nachschob und sich ihm, bevor er sich's versah, mitten unter Gesichten, Gesängen und Assonanzen von Neuem um die prosaischen Glieder wickelte. Und siehe, da endete der Zauber, und der ehrliche Deutsche war wieder bei seiner Frau, und bei seinen vier Kindern, und bei seinem Vetter Michel, und bei dem guten Onkel Kotzebue, der ihm aufrichtige Zähren menschlicher Rührung nach Vorschrift abzwackte.

Das waren die romantischen Gemüther jener Tage. Sie waren bedauernswerth; aber noch weit bedauernswerther waren die Dichter. Denn um dieses kläglichen Gegensatzes willen von Poesie und Prosa, oder, um es näher zu bezeichnen, von Poetischem und Prosaischem, war auch

*) Von Karl Rosenkranz bei Gelegenheit der Anzeige des „Parcival" von San-Marte in Nr. 166 d. Bl. f. 1836.

die Poesie selbst in die Enge getrieben und auf gewisse Weise preisgegeben. Überreich an Form, war sie an ihrem Inhalt verarmt. Weil der Mensch sich so thöricht zeigte, weil das Leben so fremd und lau und flau that, weil die Seelen alle so zusammengetrocknet waren in natürlicher Einfalt und einfältiger Natürlichkeit, so trauerte der Geist des Poetischen und verbarg sich in sich, und ging zur Blume und prägte ihr den Ausdruck des Geistes ein, und rang auf nach dem Licht, und wendete sich in ewig unbefriedigter Sehnsucht nach der Sonne und spielte mit dem Göttlichen wie mit einer Blume, und tändelte mystisch mit Christi Blut und den fünf „blumenden" Wunden. Aber bei diesem heilig-kindischen Spiel war das Gemüth des Dichters doch nicht selig; ach, er war ja um das Leben betrogen, und er sang und dichtete nur als das Opfer eines greulichen Verraths, den die im Geistigen herabgekommene Menschheit an ihm begangen. Es war eine große Kraft des Gemüths, welche die romantischen Dichter offenbarten, indem sie diese Geschiedenheit von der wirklichen Welt ertrugen. Einige freilich ertrugen sie nicht; aber Die, so jene Zeit hindurchgekämpft, erwiesen sich als unvergängliche Geister. Ludwig Tieck durchlebte, ja er überwand sie; dies ist das Schönste, was man ihm zu Ehren sagen kann; eine höchst kräftige, im Ausdauern unzerstörbare Dichternatur!

So müssen wir gestehen, daß in diesen Tagen deutscher Nachromantik wol ein großes und tiefes poetisches Bewußtsein vorhanden, daß es aber dennoch verarmt und vereinsamt und von der Welt dergestalt abgetrennt war, daß weder die Poesie etwas von dem Leben, noch das Leben etwas von der Poesie wissen wollte. Es wird also mit Recht behauptet, daß damals Poesie und Prosa nebeneinandergestellt waren; in diesem Nebeneinanderbestehen liegt aber der leibhafte Gegensatz und Widerspruch. Es mußte mithin, da das Seufzen der Creatur nach einer Versöhnung der getrennten Elemente ging, nunmehr zur Aufhebung des Widerspruchs kommen, und dies geschah zuerst durch den Schluß von „Wilhelm Meister".

Wilhelm Meister nämlich fängt auf gewisse Weise ganz romantisch an. Sein Leben ist anfangs ein erträumtes, seine Mächte sind willkürlich herbei- und hereingezogen; seine Poesie steht wie jene der Romantiker in grellem Widerspruche mit dem Leben und der Prosa des Lebens. Diese letztere erscheint freilich auf ihrer extremen Stufe und in ihrer abschreckendsten Gestalt, als Comptoirstube und Handelsbuch, weshalb Wilhelm ein Kaufmannssohn ist, der fürs Erste in seiner Flucht aus dem prosaischen Gebiete ganz natürlich ebenfalls das Extrem des Poetischen ergreift und in der Schauspielkunst eher den Schein der Poesie als ihr Wesen umfaßt. Diesen Schein muß aber Wilhelm ergreifen, weil ihm vom Leben selbst erst und durch dasselbe das Wesen dargeboten werden soll. Was also das Leben hierbei zu thun und an dem unreifen, schwächlichen Meister zu erziehen hat, ist, daß es ihm den Schein benehme, ihm die Unpoesie der poetischen Gegensätzlichkeit darthue und diese dadurch widerlege, daß es den Schüler in die Schicksale von Menschen verflicht, die nicht ihren Ansichten, Meinungen und phantastischen Träumereien nach, sondern in ihrem Dasein und geistiger Individualität poetisch sind. Solche Gestalten sind Mignon und der Harfenspieler, welche aber die Lehre, so aus ihrem Leben und Schicksal für den Schüler erwächst, nicht als theoretische Belehrung im Munde führen, eine Belehrung, die vielmehr der „unsichtbaren Gesellschaft", dem „Saal der Vergangenheit" u. s. w. überlassen bleibt. Daß aber jene Menschen, die in ihrer innern Verschlossenheit, unentwickelt und nur in einzelnen Momenten, Lauten und Gesängen sich verrathend, die Poesie bergen, nach und nach dem Wilhelm absterben und aus seinem Leben verloren gehen, ist das als bedeutungsvoll hervorzuhebende Ende der Geschichte. Denn nicht mit jenen, vom Schicksal selbst künstlerisch gebildeten Gestalten, sondern mit den Charakteren, die alle am Schluß entschieden sich zusammenschließen und in ihrer ausgeprägten Bestimmtheit zugleich auch mit der besonnenen Verständigkeit, ja Nüchternheit des Lebens ausgesöhnt sind, nur mit diesen soll Wilhelm als ein noch immer Lernender fortleben. Denn die „himmlischen Gestalten" freilich, wie die Kleine singt, „fragen nicht nach Mann und Weib"; aber das Leben verlangt diesen Unterschied und noch überdies der Unterschiede gar manche, zwischen welchen aber der Mensch nicht blos als ein Betrachtender, geschieden und unentschieden schweben, sondern die er, als ein Handelnder, untereinander und mit sich selbst ausgleichen soll.

Wenn also der Schluß der „Lehrjahre" eben ganz einfach in der Lehre und insbesondere in dieser Lehre enthalten ist: daß, was der Schüler suche, in der Welt vorhanden ist, so ist in diesem einfachen Schluß schon die ganze Folge der „Wanderjahre" bedingt. Denn jene Lehre ist für Wilhelm selbst noch eine ganz abstracte. Die wahre Nothwendigkeit ist, daß das Leben nun prüfe, ob er von der Lehre gelernt habe. Hiernach gewinnt freilich die Kritik aus beiden Romanen eine weit andere Anschauung, als vordem die fast vergessenen Resultate Pustkuchen's enthielten. Denn der gute Mann dachte sich die Folge der Meister-Romane ganz analog dem Lebenslauf eines Handwerksburschen, von dem sich's von selbst versteht, daß er wandern muß, sobald er ausgelernt, und daß er nach vollbrachter Wanderschaft Meister und, wenn das Glück gut ist, vielleicht sogar Obermeister seiner Innung wird, als welcher er so viel Einfluß gewinnt, daß man ihm den Kassenbestand und die heilige Bundeslade des Handwerks anvertraut. Bei solchem Resultat hätte dann freilich Meister die poetischen Zustände vergebens durchlebt und wäre zuguterletzt nach manchem überstandenen Leidwesen und respectiven dummen Streichen wieder in den Hafen der alten deutschen Philisterei eingelaufen.

Weit anders als diese gutmüthige Bornirtheit sind die Ansprüche, die der Geist der Poesie macht. Nach diesen soll der wandernde Meister auf seiner Wanderung in die Erfahrung der Welt eingeweiht, in ihre Verwirrung unmittelbar begriffen und durch ihre zähe Prüfung gewitzigt werden. Er kommt also nun unmittelbar

in die *Details* des Lebens, in die socialen Weltverhältnisse, in die bewegten Zustände der Gesellschaft, *welche sich nicht mehr freundlich erziehend um seine Persönlichkeit herumlegen, sondern auseinanderfallen und sich gegen ihn gleichgültig verhalten.* Eben deshalb ist in den „Lehrjahren" die Widerwärtigkeit nur scheinbar, in den „Wanderjahren" aber wird das Individuum nicht geschont und die Widerwärtigkeit macht sich als solche mit selbständiger Energie geltend. Weil die „Wanderjahre" die socialen Verhältnisse in ihrer Einzelheit und Detaillirtheit zur Sprache bringen, so ist es natürlich, daß der rothe Faden nicht mehr wie dort sichtbar ist, und daß das *einige Bild* nun in die *Vielheit* der kleinen, beschränkten, aber bedeutungsvollen *Weltbilder* zerfällt. Aus dieser Aufgabe und ihr gemäßen Einrichtung ergibt sich das *Novellistische* der „Wanderjahre".

Es ist also nicht blos, wie Pustkuchen dachte, die Variation des Lebenslaufs und das Zumthorhinauswandern des Handwerksgesellen hier vorhanden, sondern etwas viel Höheres, als ein Handwerksbursch ist: *der deutsche Roman selbst ist auf der Wanderschaft zur Novelle* begriffen, oder um es geistiger auszudrücken: die „Wanderjahre" sind selbst der Formationsproceß des Romans zur Novelle.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Fortsetzung aus Nr. 214.)

Bei den zwei ersten Zwecken der jüngern deutschen Welt in Paris brauche ich mich nicht weiter aufzuhalten; hat man neben seinem gut versehenen Beutel schon entweder selbst Verstand genug, um das rechte Maß und Ziel zu treffen, oder kann man sich an Ort und Stelle auf den Rath und Beistand eines Freundes verlassen, der die rechten Wege kennt, nun so kann man sich in Paris, abgerechnet vielleicht manche trübselige Erfahrung, die doch nicht ausbleiben wird, auf sechs Monate, meinetwegen ein ganzes Jahr allerdings recht angenehm befinden, ja sogar nebenbei noch Mancherlei lernen. Wer das Lernen zur Hauptsache und das Vergnügen zur Nebensache macht, findet hier ebenfalls leicht seine Rechnung, ohne weiter großer Nachweisung zu bedürfen, zumal wenn er, wie man doch in den meisten Fällen voraussetzen kann, weiß, was er eigentlich will. Ihr seid Mediciner, ihr wollt die Bibliotheken zu dieser oder jener literarischen Arbeit benutzen, ihr wollt die Hörsäle der Sorbonne besuchen, ihr wollt euch mit dem Zustande des öffentlichen Unterrichts bekannt machen, die Kunst studiren u. s. w.: vortrefflich! Kommt her und besucht Hospitäler und Vorlesungen, setzt euch täglich fünf Stunden auf die Bibliotheken, hört täglich drei oder vier Professoren, copirt, modellirt, zeichnet, so viel ihr wollt, in den Museen, in den Ateliers großer Meister, der Akademie der schönen Künste; ihr habt Theil an allen Gütern, die das Eigenthum von Tausenden sind; kein Mensch wird euch an deren Genusse hindern, kein Mensch sich weiter um euch bekümmern; geht und kommt, bleibt weg oder seid da, Niemand fragt darnach oder verlangt Rechenschaft darüber, vorzüglich wenn ihr mit euern Finanzen im Reinen seid.

Schwieriger wird die Sache schon, wenn man neben dem sich Belehren und dem Vergnügen auch noch Verdienst, ein Fortkommen, eine Carrière, vielleicht gar sein Glück hier suchen will. Den Grund des gewaltigen Drängens junger, mitunter sehr junger Deutschen nach Paris, um da eine Existenz zu finden, vorzüglich seit einigen Jahren, habe ich noch nicht recht auffinden können. Ist es Noth? Nun, diese könnte Einen freilich auf die Weltkugel treiben. Ist es Eigensinn, Langeweile, Unzufriedenheit mit dem Vaterlande und Dem, was dieses bieten könnte? Ich weiß es nicht; ich weiß nur so viel, daß diese Classe beiweitem der Mehrzahl nach, wenn sie hier ankommt, zwei hervorstechende Merkmale hat: viel verkehrte Begriffe und wenig Geld, leider zwei Dinge, mit denen man in Paris gar übel haushält. Ein guter Theil dieser Überzügler so auf das Gerathewohl hin scheint immer noch der Meinung zu sein, es genüge, sich nur in Paris zu zeigen, um zu finden und zu erlangen, was das Herz wünschen, oder was die Phantasie sich vorgeträumt haben mag; und geht es nicht gleich von selbst, nun, so hat man ja die Taschen voll Empfehlungsbriefe; Empfehlungsbriefe von höchster Wichtigkeit an Minister, oder Leute, die Minister gewesen sind oder noch werden könnten — und wie viel gibt's deren nicht in Frankreich! —, an einflußreiche Deputirte, vielleicht gar an Pairs de l'ancien régime, und vorzüglich an große Gelehrte.

Ich bewundere noch oft die, ich will nicht sagen Leichtfertigkeit, aber Taktlosigkeit, womit man in Deutschland Empfehlungsbriefe nach Paris ertheilt. Man ist Geheimer- oder nicht Geheimer-Hofrath und nebenbei Professor an dieser oder jener Universität, man ist vor 8, 10, 12 und 20 Jahren in Paris gewesen und hat bei dieser Gelegenheit Hrn. Guizot, Thiers, Cousin, Villemain und dergleichen Leute kennen gelernt, welche damals auch Professoren und Schriftsteller waren, unterdessen aber nebenbei Minister, Pairs, politische Größen der ersten Ordnung geworden sind; man erinnert sich, daß man vor Zeiten mit diesen Herren correspondirt, ihnen vielleicht gar einmal ein Buch gewidmet hat, und auf das hin gibt man jedem deutschen Studenten, dem es einfällt, nach Paris gehen zu wollen, Empfehlungsbriefe unter ihrer Adresse. Das Schicksal solcher Empfehlungsbriefe ist in der Regel sehr traurig, traurig vorzüglich für Den, den sie empfehlen sollen. Sie kommen entweder gar nicht an den Mann, oder bleiben im besten Falle ohne alles Resultat, wie ganz natürlich ist. Sollen etwa Männer, denen die Geschicke von Frankreich, von Europa mitunter, im Kopfe, vielleicht bisweilen selbst am Herzen liegen, sich noch damit abgeben neuen Ankömmlingen von jenseit des Rheins deutsche Stunden oder gute Hauslehrerstellen zu verschaffen? Denn dergleichen Zumuthungen sind, wie wir aus der besten Quelle wissen, z. B. Hrn. Guizot nicht nur Ein Mal gemacht worden. Nein! Paris ist überhaupt nicht das Paradies der Empfehlungsbriefe. Wollt ihr aber deren denn doch gern mitbringen, so laßt sie lieber an die reichen und nahrhaften Kaufleute in gut altbürgerlichem Style in der Rue St.-Denis und St.-Martin adressiren. Hr. Guynot empfängt euch zwar an seiner Ladenthüre in Hemdärmeln und den Schurz um den Leib, den das Geschäft mit sich bringt, das ist freilich wahr; aber er freut sich doch, daß ihr glücklich angekommen seid, veranstaltet zwei Tage nachher euch zu Ehren ein schmackhaftes Diner und stellt euch bei dieser Gelegenheit seiner Frau und respectiven Tochter vor, bei denen ihr doch wenigstens eure schlechte Aussprache verbessern könnt. Da gibt es also zum wenigsten ein Resultat, wenn dies auch nicht über die Hauptschwierigkeit, die Existenz auf längere Zeit, hinweghilft.

In Paris vergeht aber auch die Zeit gar zu schnell; der erste Monat eilt seinem Ende zu und die blos auf diese Frist berechneten Lebensmittel fangen an knapp zu werden, ohne daß für einen Rückhalt gesorgt, ohne daß ein Credit eröffnet ist. Beides werden vielleicht die deutschen Landsleute verschaffen können, welche seit langer Zeit in Paris ansässig sind und zum Theil Ehren, Würden, Ämter und mitunter selbst Reichthümer erlangt haben! Man wendet sich also an diese, wo möglich auch mit Empfehlungsbriefen. Aber leider will grade diese Classe der Landsleute — und ich sage dies nicht etwa zur Ehre der Nation — auch nichts von euch wissen; wäre es überhaupt möglich, so würde sie nicht nur euch, sie würde ganz Deutschland gar zu gern bei jedem Hahnschrei verleugnen, der ihr zu

Gemüthe führt, daß sie seit so und so viel Jahren nur gallische Luft eingesogen hat. Ihr erlangt von ihr selten mehr als nichtssagende Worte und leere Versprechungen, womit man euch am leichtesten und anständigsten fern halten kann. Genug, ihr bleibt zuletzt doch auf euch allein und den guten Zufall verwiesen, welcher euch in seinen Schutz nehmen mag.

So weit ich die Sachen seit mehren Jahren beobachtet habe, wirft sich die Classe Deutscher, welche wir hier vor Augen haben, gewöhnlich zuletzt auf drei Dinge: Schriftstellerei, Unterricht in der deutschen Sprache und Hauslehrerstellen. Bekanntlich ist der homme de lettres als solcher in Deutschland nichts; in Frankreich aber ist er nicht nur an sich schon etwas, sondern er kann auch recht viel werden. Er hat eine ansehnliche Stellung in der Gesellschaft, er wird in die besten Häuser gezogen, man macht sich eine Ehre daraus, ihn in seinem Salon zu sehen, man zeichnet ihn auf jede Weise aus; er wird zum Ritter der Ehrenlegion ernannt, er wird zu den Festen in Versailles und Fontainebleau eingeladen und sogar der Prinzessin Helene vorgestellt. Diese und ähnliche Annehmlichkeiten haben wol auch zu Zeiten manchen deutschen Schriftsteller verlockt, sich in französischer Schriftstellerei zu versuchen. Aber abgesehen von den dazu nöthigen Talenten, die sich von selbst verstehen und nicht grade Jedermanns Eigenthum sind, hat doch die französische Schriftstellerei der Deutschen in Paris nie recht Glück machen wollen und wird sich in keinem Falle bis zu einer gewissen Popularität herausarbeiten, die dazu doch eben nöthig wäre. Man weiß, wie weit es Heine und Börne damit gebracht haben. Auch ist die Zahl Derer, welche etwa noch hier und da in einem Journale mitreden, wol ziemlich gering; in keinem Falle lohnt diese Schriftstellerei, und auf einen grünen Zweig dürfte damit schwerlich je Einer gekommen sein, noch in Zukunft kommen. Die Gründe, warum, liegen so auf der Hand, daß es überflüssig wäre, darüber nur noch ein Wort zu sagen.

Der allgemeine Nothanker, an dem sich die meisten Deutschen unter den berührten Umständen hängen, ist der Unterricht in der deutschen Sprache. Der Name Derer, welche an dieser Quelle schöpfen wollen, ist allerdings schon Legion, und es sollte mich sehr wundern, wenn sich diese Legion nicht bald verdoppeln sollte; denn jedenfalls wird die Gegenwart einer deutschen Prinzessin und der dadurch bewirkte lebhaftere Handelsverkehr zwischen Frankreich und Mecklenburg-Schwerin auch die Folge haben, daß jährlich mehre Schiffsladungen Candidaten aus echt obotritischem Geblüte von dorther hier eingebracht werden. Nun kann ich aber die Versicherung geben, daß weder die Gegenwart der Prinzessin, noch jener Verkehr das Geringste im Stande der Dinge, wie sie seit langen Zeiten gewesen sind, geändert haben, noch je ändern werden; oder mit andern Worten: die Zahl Derer, welche Deutsch lehren wollen (einer meiner Freunde, der aus diesen Dingen ein besonderes Studium gemacht hat, schlägt sie auf 3000 an), ist beiweitem größer als die Derer, welche sich die Mühe geben möchten, es zu lernen. Darüber hat man eben noch ganz falsche Begriffe in Deutschland. Das Deutsche gehört hier unter die Modeartikel, und jetzt zwar fast schon unter die verlegenen Modeartikel, welche man um die halben Preise losschlägt. So hat die ungeheure Concurrenz der Debitanten die Waare herabgedrückt. Noch vor drei, vier Jahren wurde eine anständige deutsche Stunde mit wenigstens 5 Francs, eine gute mit 6—8 Francs bezahlt, angesehene Häuser gingen sogar bis 10 Francs hinauf; gegenwärtig aber gilt 3 Francs für sehr anständig, und der gewöhnliche Preis ist 40 Sous; ja, man macht sogar Partiepreise, durch welche die Stunde bis auf 30 und 25 Sous herabgedrückt wird. Die besten Geschäfte macht man noch mit den in Paris sich aufhaltenden englischen Familien, welche des Anstands halber immer etwas mehr zahlen als die Franzosen, welche das Deutsche etwa mit demselben Eifer treiben, wie man in Deutschland gegenwärtig das Polnische treiben mag. Die Folge davon ist, daß nur sehr Wenige, denen das Glück wohlwill, von ihrem Stundengeben anständig leben können; daß Einige noch grade so nothdürftig durchkommen, und daß die Mehrzahl am Hungertuche nagt und im besten Falle Schulden machen muß.

Aber mit den Schulden ist es in Paris auch eine eigne Sache. Man kann sie nur machen, wenn man Credit oder einen den Creditoren bekannten Hinterhalt hat. Da aber in den meisten Fällen Beides fehlt, so kommen dergleichen Leute, welche sich sogleich in den ersten Monaten ihres Hierseins mit ihrer deutschen Sprache durchhelfen zu können hofften, gewöhnlich in die unsaglichsten Verlegenheiten, wo ihnen weder zu rathen noch zu helfen ist. Man fängt an die Beutel einiger gutmüthigen Seelen in Anspruch zu nehmen, aber das hat bald ein Ende; dann gelingt es doch hier und da einen kleinen Credit zu erlangen, welcher nach und nach große Schulden erzeugt; man wird von den Creditoren verfolgt, man verfällt in einen Zustand der Entmuthigung und Demoralisation, der in Paris bis zur äußersten Verzweiflung führen kann. Es ließe sich wahrhaftig über das Schuldenwesen der Deutschen in Paris ein höchst interessantes und lehrreiches Buch schreiben, etwa in der Art von Lucian's Abhandlung: „Περὶ τὸ μὴ δανείζεσθαι." Leider ist es damit schon so weit gekommen, daß die Deutschen, obgleich im Allgemeinen sehr geehrt und geachtet, in dieser Beziehung nicht eben im besten Rufe stehen. Das Unglück ist, daß die meisten jungen Leute, welche diesen Ruf begründen helfen, außer ihrer deutschen Sprache nicht einmal irgend andere Mittel haben, sich durchzuhelfen, und wenn sie sie haben, findet sich auch nicht immer gleich die Gelegenheit, sie nutzbar und ergiebig zu machen. Einigen gelingt es noch zuweilen, eine Hauslehrerstelle zu erlangen; allein die Fälle fangen auch an selten zu werden, und es hat damit überhaupt seine eigne Bewandniß. Warum und inwiefern, will ich noch schnell mit einigen Worten sagen.

(Der Beschluß folgt.)

Novellen, musikalisch-dramaturgische Aufsätze und Gedichte. Von R. O. Spazier. Zwei Bändchen. Schleusingen, Glaser. 1836. 8. 1 Thlr.

Das Meiste des hier Mitgetheilten ist bereits vor mehren Jahren dem Publicum in Zeitschriften und Flugblättern vorgelegt worden. Neues erhalten wir demnach nicht, wenn nicht die angehängten Gedichte dafür gelten sollen. Nimmt man für die novellistischen Mittheilungen als höchsten Maßstab die Unterhaltung, so kann man sie mit ziemlicher Befriedigung lesen, namentlich die erste Novelle: „Die Tuchherren in England", die in der prunklosen Einfachheit der Erzählung den Mangel an wahrhafter Poesie zum Theil ersetzt und anmuthig unterhält. Weniger glücklich scheint der Verf. im Genre des Humoristischen zu sein, wenigstens möchte die als humoristisch mitgetheilte Novelle: „Die Taschentücher", kaum in strengerm Sinne dafür gelten dürfen. Manches Gute und Treffende enthalten die Aufsätze über Oper und Drama, ohne doch etwas Neues oder Erschöpfendes zu sagen. Am unbedeutendsten sind die rhythmischen Versuche, leichte, gaukelnde Spielereien, die bei dem im Lyrischen Geleisteten kaum beachtet werden können. Für die Proben aus Mickiewicz dagegen sind wir dem Übersetzer dankbar, obwol in neuester Zeit auch von diesem Dichter dem Deutschen größere Bruchstücke und ganze Gedichte in sehr gelungenen Übertragungen bereits vorgelegt worden sind.

108.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 216. — 4. August 1837.

Deutungen aus Deutschlands poetischer Gegenwart.

(Beschluß aus Nr. 215.)

Uns über das Wesen der Novelle ausführlich zu verbreiten, ist hier nicht der Ort; denn das Hauptsächliche, was uns hier in Anspruch nimmt, sind die Fortgänge und Übergänge, sowie das neueste Gegenwärtige, und insofern dieses auf jene Fortgänge basirt ist. Was uns aber demnächst und zuletzt bevorsteht, ist eben, die Weissagung der Gegenwart zu erkennen und was dieselbe in ihren noch sehr atomistischen Bestrebungen verkündet. Vorher aber wird zu berühren sein, wie so es gekommen, daß auch schon unsere Novellenpoesie, die „Dialektik der socialen Verhältnisse", in ihrer Auflösung und in dem Werden zu einer höhern Kunstgestalt begriffen ist.

Und von diesem Punkte aus gewahren wir eben in grauer mittelalterlicher Ferne einen grünen Baum glorreichen frischen Lebens, und unter diesem Baume, in dessen breiten Zweigen die romantische Dichtung säuselt, die Gestalt eines schönen Helden, zu welcher unser Geist zurückschreiten muß. Und dieser Held ist Parcival. In Parcival nämlich erschauen wir leibhaftig die große, gediegene Einheit des geistigen Werdens, ein Erschaffen seiner selbst in dem Drange widerstrebender Elemente, eine Genesis des Individuums durch Ausdauer in dem heißen Kampfe der Gegensätze und durch ihre Überwindung. Solch eine Selbsterziehung und phänomenologische Dialektik des im Geiste kräftigen Individuums gemahnt uns mit Recht als etwas Modernes; allein Parcival drückt es aus, daß es auch Inhalt der frühen Romantik gewesen. Er ist also diejenige Gestalt und seine Geschichte ist dasjenige Gedicht der mittelalterlichen Poesie, welche auf ganz nahe und ausgeprägte Weise die alte Romantik mit dem poetischen Bewußtsein der modernen Welt verbinden. Seiner muß man sich also in dem Drange der Gegenwart erinnern, weil die Atome Dessen, was in dem Heute der deutschen Poesie werden will, eine Gestalt, ähnlich der seinigen, weissagen.

Denn die „Dialektik der socialen Verhältnisse", in welchem Ausdruck wir das Wesen der Novelle sich zusammenfassen sahen, hat sich nun in dem Heute vollendet. Der Einsichten in die Details des Weltlebens sind genug gewonnen; jedem Zuge der bürgerlichen Gesellschaft, jeder Ausschweifung, jeder Thorheit, jeder Verkehrtheit, die sich in dem Conflict der Geselligkeit offenbart, ist ihr Spiegelbild gezeigt worden. Dem Einseitigen ist ein großer Raum gegönnt, dem Abnormen sogar und nur einmal Wiederkehrenden, dem Allereinzelsten und Wunderlich-Kleinlichsten ist das Recht eingeräumt worden, sich vor den Leuten zu präsentiren. Was nun noch in dieser Gattung kommen will, das ist die Lüge, und wenn diese sich meldet, dann ruft der Wächter auf Zions heiligem Berge, daß es nun genug sei. Die Novelle hat ausgelebt unter uns, wir können sie nun zu Grabe tragen. Was aber die Novelle subjectiv getödtet hat, das ist der nagende Wurm der Ironie in ihrem eignen Innern. Dieser Stachel der Ironie, welcher seinem Wesen nach nur der Nichtigkeit und Verkehrtheit des Weltlaufs gelten soll, hat sich gegen die Dichtung selbst gekehrt und seine Stiche machen die Poeten schwindsüchtig. Jene Ironie war nothwendig, als die Poesie, die in sich selbst in der Höhe und Ferne verkrochen war, dem Leben, der Wirklichkeit aufgedrängt werden mußte. Sie war noch nothwendiger, als durch die frischgeschlossene Vermählung der Poesie mit der Prosa dem Menschen seine Bahn bezeichnet war und er die zahllosen engen und weitern Kreise des Lebens wie eine unermeßliche Marschroute vor sich liegen sah. Sie war am nothwendigsten, als er alle diese Kreise selbst betrat und, seiner Aufgabe gewiß, sich als Betrachtender in derselben verhalten konnte; als er, lächelnd über den Zweifel, daß das Leben poetisch sein könne, nur spottlustig und mit raffinirter Betriebsamkeit die Sandbänke, Schädelstätten, Todtenäcker des Geistes und jene verwahrlosten Plätze aufsuchte, aus denen dieser Geist freiwillig gewichen war. Denn das Leben ist nicht die bloße Societät des Lebens. Diese hat wüste und wurmstichige Stellen, welche, weil sie nur der Abfall des Lebens, nicht das Leben selbst sind, vom Geiste nicht mehr bewohnt und nur insofern betrachtet werden, als er mit grausamer Schärfe ihre Nichtigkeit aufzeigt.

Wenn nun aber Alles, was im Leben Verhältniß, Richtung, Zustand, objective Einzelheit, Bestandtheil, Zeitinteresse und Zeiteigenthümlichkeit ist, von dem Geiste der Poesie genugsam ergriffen und durch seine Dialektik durchgearbeitet ist, dann erreicht die Ironie als solche ihr Ende, und die neue Aufgabe, welche sich ihm stellt, dringt ihm wieder die Form des reinen Ernstes auf. Diese neue

Foderung aber wendet sich wieder zurück auf die Einheit des Individuums und befaßt sich darin, daß, nachdem nun die fertigen Weltverhältnisse ihre erziehende Bedeutung für das Subject verloren haben, dieses aus den unentwickelten Elementen der Gegenwart, aus den hereinleuchtenden Erinnerungen der Vergangenheit, aus den aufblitzenden Ahnungen der Zukunft sich die Macht gewinne, eine neue Gewißheit seiner und der Welt, ein neues Selbstbewußtsein zu erkämpfen. Von einer Erziehung durch das Leben und seine Verwickelungen ist nun nicht mehr die Rede, denn diese ist bereits geschehen; das Leben selbst aber, als das unmittelbare Element des Subjects hat sich als eine Leerheit der Weltverhältnisse gezeigt; die Mächte des Lebens sind zu bedeutungslosen Interessen geworden, an denen sich nun auch die Ironie ersättigt hat. Nun sind es wieder die absolut-ursprünglichen, geistigen Mächte, welche das Subject weiter führen, das nun, im schmerzlichen Erringen des Unbekannten begriffen, die Welt und ihren jetzigen Inhalt nicht mehr verspottet, sondern eher kalt, feindselig, grausam von sich abstößt und mit wahrhafter Wuth der Dialektik zu vertilgen strebt. Diese leeren Weltverhältnisse wollen noch als wirkliche Mächte gelten; ihre Nichtigkeit durchschauend, findet sich das dialektische Subject um so empörter, als es die wirkliche Wesenheit noch nicht ergriffen, und zerfleischt in seinem schmerzlichen Ingrimm alles Bestehende. Wer diesen Grimm der Befehdung für jene alte Novellenironie halten wollte, der würde die Lebendigen bei den Todten suchen, und in der Gegenwart und ihrem Kampf sich selbst als ein Erstorbener ausnehmen.

Es ist die neueste Gegenwart deutscher Poesie, deren Standpunkt, oder, besser, deren unaufhaltsames, fieberhaftes Weiterstreben wir hier bezeichnen. Als die Aufgabe und das Ziel dieses Strebens wird mit Recht nicht mehr die Zersplitterung der Welt, sondern der Einklang der Welt bezeichnet; Dasjenige, was eine alte Richtung der Naturphilosophie, von der wir noch immer zu lernen haben, ganz einfach durch das Wiederfinden des Makrokosmus im Mikrokosmus ausdrückte. Wir denken uns nämlich das poetische Subject auch jetzt wieder in einem Zustande geistiger Verarmung, auch jetzt wieder, wie vorher in so mancher Zeitepoche, überschwenglich reich an Form, aber dem Inhalte nach, der sich in die Kleinlichkeit der Weltverhältnisse zersplittert hatte und darin erstarrt und verkommen war, geschmälert und beeinträchtigt. Das poetische Subject hat mithin jetzt Dasselbe, nur in andern Formen zu thun und zu erleiden, was es auch in frühern kritischen Momenten seiner Bildung thun und leiden mußte. Es muß die Totalität des Inhalts der Welt wiederherstellen, um in dieser und an dieser die eigne Totalität des Selbstbewußtseins zu gewinnen. In dieser unendlich schwierigen Aufgabe finden wir zugleich den großen Fortschritt der Zeit und der Poesie in der Zeit, denn es ist darin die Wahrnehmung enthalten, daß das poetische Individuum sich als durchaus harmonisch, als identisch mit der Welt weiß, mithin jedwede phantastische oder philiströse Scheidung der Dichtung von der Wirklichkeit, der Poesie von der Prosa an sich bereits überwunden und in der festen Gewißheit seiner selbst vermittelt ist. Solche Fragen also: was ist Poesie? worin haben wir das Poetische zu suchen? wie verhält sich das Leben zur Dichtung? oder wie stellt sich die Prosa zur Poesie? sind heutzutage gar nicht mehr möglich, weil das dichterische Bewußtsein die Einseitigkeit, Abstrusität und geistige Bornirtheit, sowie jene zaghafte Ungewißheit über seine Bestimmung, welche in jenen Fragen enthalten ist, gegenwärtig längst überwunden hat. Es ist ihm nun vollkommen klar geworden, daß in dieser Welt wirklich seine bleibende Statt ist, daß es berechtigt ist, in dieser zu schalten und zu walten, und was ihm an geistigen Kräften verliehen ist, in dieser und für diese zu verwenden. Darum sehen wir in allerneuesten Zeiten den Dichter dreister und verwegener zu Werke gehen, sehen ihn selbst auf seine Irrthümer trotzen, sehen ihn Alles unternehmen und allem Bestehenden zu Leibe gehen, aber nicht mehr wie vordem mit seinem bloßen Ich und mit seinen eingebildeten oder wirklichen Schmerzen kokettiren; denn auch diese egoistische Epoche deutscher Dichtung hat sich bereits abgeschlossen. Was sich in der gewaltsamen Behandlung aller Lebensaufgaben und Lebensmächte von Seiten der neuesten Dichter zeigt, ist kein selbstgefälliger Egoismus; es ist nur der erste Kampf und Krampf des Ichs, welches sich spannen und aufraffen muß, um nicht gleich beim Beginn der großen Laufbahn zu verzagen; es ist nur die Angst um die Centralität des Selbstbewußtseins, welche aus allen Freuden und Leiden, aus dem Genuß wie aus der Entsagung, aus der Harmonie wie aus dem Widerstreit, aus dem Glauben wie aus dem Zweifel, aus der Religion wie aus der Weltlust, aus der Wissenschaft wie aus der Kunst, aus der Sage wie aus der Geschichte hervorgehen soll. Auf diese reinen, ursprünglichen und absoluten Mächte des Lebens, der Welt, der Menschheit — wie man es nennen will — ist jetzt, wie sich ergab, das schaffende Individuum lediglich zurückgewiesen. Um von diesen sich erziehen, sich erneuen zu lassen, muß auch mit ihnen gestritten werden. In dem Beginn dieses Kampfes aber, oder indem zugleich mit Dem, was erziehen soll, gestritten wird, ist eine große Verkennung, ein gewaltiger Irrthum möglich, und in diesem Irrthum kann sich die Anstrengung des Dichters wol auch bis zum Wahnsinn der Lästerung, bis zum Zerfleischen Desjenigen vergessen, was doch ursprünglich und auch ihm selbst heilig ist. Hierin aber einen bloßen Schmuz des Lasters, ein bloßes Sich-Geltendmachen der Unsitte zu erkennen, ist selbst Einseitigkeit und Mangel an Einsicht in die Zeitfoderungen. Bei solcherlei Rügen und Anschuldigungen ist Das zu wiederholen, was in heutigen Tagen nicht oft genug geäußert werden kann: daß wir uns von jenem Grimm, der sich für moralisch ausgibt, nicht fortreißen und verblenden lassen mögen, weil wir sonst Dasjenige, was wir in den Augen der Welt an moralischem Werthe gewinnen wollen, mit dem Verlust der Einsicht und der wahren Erkenntniß erkaufen. Niemals mußte die Kritik besonnener sein als in den Tagen des Heute.

Welches ist nun aber — wenn wir die Bestrebungen unserer heutigen Poesie mit diesem Auge betrachten — das von denselben als wahres, zeitgemäßes Ergebniß zu Leistende und zu Erwartende? Oder: wenn jene poetischen Bestrebungen so prophetisch sind, welche Erfüllung steht diesen Weissagungen bevor? Diese Frage, in welcher wir gleich unsern Dichtern selbst nach einem Centrum verlangen, bedarf noch der Deutung. Nehmen wir zu dem Ende ein gewichtiges Wort auf, das der Verf. des von uns zuvor erwähnten Aufsatzes ausgesprochen hat:

Wenn das Mittelalter — sagt Rosenkranz — sein Fühlen und Denken, alle seine Gegensätze zu einem so reichen Bilde concentriren konnte (wie es uns nämlich „Parcival" darbietet), so wird auch unserer Zeit das Genie geschenkt werden, ihre Freuden und Schmerzen, ihr Glauben und Zweifeln, ihr Entsagen und Genießen, ihr Sehnen und Hoffen in eine große erschütternde Dichtung zusammenzufassen.

Und wirklich liegt in diesem der Keim unserer ganzen Hoffnung. Eine Dichtung erwarten wir, welche wie „Parcival" alle Gegensätze der Welt in die Einheit eines großen, treuen, geistig-begründeten, keuschen und unablässig strebenden Selbstbewußtseins zusammenschließt; eine Dichtung, welche uns anstatt der fertigen Weltzustände das Werden des Individuums zu einem neuen Zustande der Geistigkeit schildert; eine Dichtung, in welcher die ursprüngliche Genialität des Menschen, alles Geistige, was die Welt lebendig macht, in sein Bewußtsein zusammenzuschließen und es als ein sich Vermitteltes darzustellen, als gelöstes Problem und künstlerisch gerechtfertigte Kraft des Individuums erscheint. Eine Dichtung, welche in dem Pathos des Helden die Wiedergeburt des ganzen Geschlechts und in seinen allseitigen Seelenzuständen die Verwandlung des alten Glaubens in einen neuen Glauben, und des alten Denkens in ein neues Denken ausdrückt. Daß es das Alte ist, welches neu wird, darauf ist ein besonderes Gewicht zu legen, und in dieser Foderung sind zugleich alle die Aftergebilde Derjenigen verurtheilt, welche die deutsche Poesie zu revolutionniren gedenken.

Hieraus aber ergeben sich zum Schluß zwei andere wichtige Dinge: das Erste, daß wir, um zu erfüllen, was wir verheißen, nicht mehr nur des vagen und anstelligen Talents, sondern des tiefer entsprungenen, mächtiger wirkenden, großartiger zeugenden Genius bedürfen. Das Zweite: daß wir in den Anfängen zur Erfüllung der großen Verheißung, die wir unleugbar bereits in dieser Zeit wahrnehmen, uns weder durch Haß noch durch Neigung, weder durch freundlichen noch feindlichen Antheil täuschen lassen. Was erschienen ist, um dahin zu wirken, wohin die Zeit drängt, in diesem wohnt noch ein gewaltiger Irrthum; was aber wiederum diesen Irrthum rügt und verdammt, ohne ihn in seine Wahrheit zu leiten, daß ist eine weit tiefere Verschuldung und eine weit getrübtere Einsicht. Schon längst begannen unsere beweglichen Talente unserer bedächtigern Kritik über den Kopf zu wachsen; möge die Kritik sich wahren, daß, wenn einst der Genius erscheint, er sie nicht unvorbereitet finde wie der Bräutigam die thörichten Jungfrauen. 1.

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 215.)

Seltener werden jetzt die deutschen Hauslehrerstellen in pariser Häusern deshalb, weil man hier überhaupt gegenwärtig in einer Art Reactionsperiode gegen das deutsche Wesen lebt, welches in Paris eigentlich in den letzten Zeiten der Restauration seinen Culminationspunkt hatte. Man nahm damals deutsche Hauslehrer in die besten Familien auf, um die Kinder in deutscher Weise, d. h. nach französischen Begriffen etwas solider erziehen zu lassen und nebenbei wo möglich dem ganzen Hause auf bequeme und wohlfeile Weise die deutsche Sprache beizubringen. Das hat sich so als Gewohnheit und Mode mit forterhalten, fängt aber an gewaltig abzunehmen, und zwar aus Gründen, die nicht ganz untriftig sind. Man findet, daß diese deutsche Erziehung doch im Ganzen genommen wenig mit dem französischen Wesen übereinstimmt, daß sie den Knaben nicht recht auf den Weg bringt, den er doch nun einmal in Zukunft betreten soll; man will bemerkt haben, daß selbst das zu frühzeitige Erlernen der deutschen Sprache nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf die Ausbildung der jungen Leute in ihrer Muttersprache bleibt, auf welche in Frankreich, und dies ist ein großer Vorzug der französischen Erziehung, bekanntlich weit mehr gehalten wird als in irgend einem andern Lande.

Ein guter deutscher Candidat, welcher seine Schul- und Universitätsstudien regelrecht durchgemacht hat, versteht wol in den meisten Fällen weit mehr Griechisch und Lateinisch, als der größte Theil der Herren Professoren und Directoren der pariser Gelehrtenschulen; allein er hat seinen Zumpt oder Ramshorn, Buttmann oder Matthiä im Kopfe und treibt die Sache, wie es ihm Böckh oder Hermann gelehrt haben, und davon will man eben bei der noch durchgängig jesuitischen Lehrmethode auf den französischen Colléges nichts wissen. Man will die Knaben nach ein und denselben Style, mit denselben Lehrbüchern, nach derselben Methode, die oft die absurdeste von der Welt ist, zugeschult haben. Ist ein Knabe auf andere Weise zur Schule vorbereitet, hat ihn vorzüglich ein deutscher Candidat nach seinem Sinne gebildet, so findet er, selbst wenn er an Kenntnissen beiweitem überlegen sein sollte, bei seinem Eintritt in das Collége doch noch so viel Hindernisse und Schwierigkeiten, daß er allen andern Schülern, welche einmal die hergebrachte Leier mitmachen können, in der Regel nachstehen muß. Auf der andern Seite will oder kann sich auch wieder der deutsche Lehrer bei seinen Vorbereitungen nicht leicht dem alten Herkommen anbequemen; und vorzüglich mit hieraus erklärt es sich eben, daß jetzt wieder die meisten Familien französische Hauslehrer oder Gouverneurs vorziehen. Diese Leute sind eine eigne Classe, welche sich zu diesem Zwecke besonders bilden und dann in der Regel das Geschäft der Privaterziehung — man nennt dies faire une éducation — so lange treiben, bis sie sich damit ein kleines Capital erworben haben, was ihnen für den Rest ihres Lebens eine sorgenfreie Existenz sichere. Diese Erzieher sind in der Regel sehr mittelmäßige Leute, wissen sich aber sowol in die Ältern wie in die Kinder zu finden, verstehen diese gut zuzuschulen und drehen sich in ihrem ziemlich beschränkten Kreise mit jener Leichtigkeit um, welche dem deutschen Erzieher fast immer abgeht. Hier und da hegt man wieder gewisse religiöse Scrupel trotz aller Irreligiosität; noch vor Kurzem wurden mehre sonst in jeder Beziehung wohlgefällige junge Deutsche nicht zu Hauslehrern angenommen, weil sie Protestanten waren.

Auch ist jetzt die pecuniaire Stellung eines deutschen Hofmeisters in Paris nicht eben sehr glänzend mehr. Man gibt, neben freier Station 1000, 1500, 2000, allerhöchstens 3000 Francs; doch sind die beiden ersten Summen das fast allgemein Angenommene. Herr von Rothschild gibt dem Erzieher seiner Kinder nebst freier Station 6000 Francs, mit der Zusicherung einer lebenslänglichen Pension von gleichfalls 6000 Francs jährlich, oder eines verhältnißmäßigen Abfindungsquantums, wenn

er die Erziehung zehn Jahre ohne Unterbrechung durchführt. Das ist aber, wie sich von selbst versteht, nur eine Ausnahme von der Regel; denn die sonst wol noch allgemeiner angenommene sehr löbliche Gewohnheit, dem Erzieher seiner Kinder nach einer gewissen Reihe Jahre treuen Dienstes eine kleine Pension auszusetzen, ist ganz aus der Mode gekommen. Die oben angegebenen Summen sind aber sehr gering im Vergleich zu Dem, was dafür verlangt wird und davon bestritten werden muß. Schon die Kleidung, auf welche in den meisten pariser Häusern sehr gesehen wird, ist ein bedeutender Artikel, und mit 5—600 Francs ist da noch gar nicht sonderlich viel gemacht. Übrigens hat eine Hauslehrerstelle in Paris neben manchem Annehmlichen auch in vielen Fällen große Unannehmlichkeiten für einen Deutschen. Wen der Franzose einmal bezahlt, von dem verlangt er auch viel, sehr viel. Der Franzose ist nicht generös und versteht überdies die Behandlung nicht, welche in Deutschland ähnliche Verhältnisse mitunter recht angenehm zu machen vermag. Grade der letztere Punkt macht die so schon schwere Stellung noch um Vieles mislicher, zumal wenn, wie in fast allen Häusern, die Frauen das Regiment führen und die Erziehung der Kinder selbst leiten wollen. An Häkeleien und fatalen Händeln jeder Art fehlt es dann nie, und das kann so einen armen gutmüthigen Deutschen einer gewandten, maliziösen und herrschsüchtigen französischen Dame gegenüber so herabbringen, daß er allen Muth und alle Haltung verliert.

Genug, Paris ist auch in Beziehung auf Hauslehrerstellen, wenn man nicht schon im Voraus deshalb Sicherheit hat, kein sehr günstiger Ort mehr. Und so möchten wir überhaupt Jeden, welcher nicht durch Noth hierher getrieben wird, rathen, zunächst in Deutschland auf sicherm Boden sein Heil zu versuchen, ehe er hier auf trügerische Hoffnungen und falsche Vorstellungen seine Zukunft bauen will. Paris ist ein Weltmeer, in welches man sich nicht so leichtfertig hineinstürzen muß. Für Jeden, der überhaupt hierher kommt, um längere Zeit zu verweilen, sind zwei Dinge unumgänglich nöthig, die erste Bedingung: Bestimmtheit und Klarheit des Zwecks, und hinlängliche Mittel zur Existenz, wenigstens für die erste Zeit, sei es an baarem Gelde oder durch einen Erwerbszweig, welcher im Voraus sichern Gewinn verspricht. Wer hier nur einige Monate ohne bestimmte Beschäftigung, ohne ein festgesetztes Ziel umherschweift, ist der Gefahr ausgesetzt, nach und nach ganz in jenes vage, allgemeine, jede Kraft in Nichtigkeiten auflösende Dahinleben zu versinken, welches den Reizen großer Städte wie der unvermeidliche Fluch nachfolgt, sobald man jene nicht mit Verstand zu genießen weiß; und kommt hierzu noch etwa äußere Noth, weiß man das Leben so kaum von Tag zu Tage hinzuschleppen, wie es bei vielen Deutschen hier in Paris der Fall ist, so kann das Resultat eines solchen verfehlten Aufenthaltes in dieser Hauptstadt gar kein anderes sein als völlige Demoralisation und Überdruß des Lebens, der nirgend schrecklicher sein mag als in großen Städten, welche mit aller Lebendigkeit und allen Herrlichkeiten so leicht für Den zur Einöde werden, der sich hülflos und verlassen sieht.

Ich will meine heutigen Mittheilungen der Abwechselung wegen einmal mit einem historischen Curiosum schließen. Jedermann kennt die Manie des Vaters Friedrich II., seine Garde mit den längsten Leuten in dem ganzen römischen Reiche deutscher Nation zu recrutiren; man weiß auch, daß er zu diesem Zwecke selbst die Nachbarstaaten, namentlich Frankreich, in Contribution setzte. Das, was man aber nicht, wenigstens nicht allgemein weiß, ist, daß dieser König seine Sehnsucht nach langen Leuten auch über das türkische Reich, namentlich Albanien und Griechenland, erstreckte. Den Beleg dazu habe ich dieser Tage in folgender Stelle einer Depesche des französischen Consuls zu Arta, Dubreca, an den Grafen Maurepas, vom 14. Juli 1729, aliud quaerendo, auf den hiesigen Archiven des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten gefunden: „M. le comte de Schulenburg, maréchal de la république de Venise m'a recherché pour lui procurer des hommes pour la garde du roi de Prusse; mais comme la commission n'est pas facile à exécuter, et qu'il est rare de pouvoir trouver des hommes d'une stature si extraordinaire, je lui ai répondu, que je donnerai toute mon attention pour exécuter une si honorable commission, que je croiais cependant très-difficile, et quoiqu'il m'assure, que le roi en aye fait present de quelques-uns à ce prince, je ne saurais cependant me déterminer de le satisfaire, sans avoir auparavant reçu l'agrément de votre Excellence." So machte man also damals aus dieser Sache eine Staatsaffaire von hoher Wichtigkeit! 129.

Bibliographie.

Biedenfeld, Frhr. v., Erzählungen. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1 Thlr. 12 Gr.

Boz, Die Pickwickier oder Herrn Pickwick's und der correspondirenden Mitglieder des Pickwick-Clubs Kreuz- und Querzüge, Abentheuer und Thaten. Aus dem Englischen von H. Roberts. Mit Federzeichnungen nach Cruikshank. 3 Bändchen. Gr. 12. Leipzig, Weber. 4 Thlr. 12 Gr.

Chronik des Palais-Royal. 1ster, 2ter Band. Galanterien und Liebschaften der Gräfin von Parabère, Favorite des Herzogs von Orleans, Regenten von Frankreich. Eine Sittenschilderung aus dem 18. Jahrhundert. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, Lit. Museum. 2 Thlr.

Das malerische und romantische Deutschland. 2te Sektion: Wanderungen durch Schwaben. Von *G. Schwab.* Mit 30 Stahlstichen. 1te Lieferung. Lex.-8. Leipzig, G. Wigand. 8 Gr.

Er und Sie oder das Alphabet der Liebe in 50 Liedern, vom Verfasser des klugen Göckelhahns und der Fabelwoche. 8. Gotha, Wenige. 10 Gr.

Johannes Freberus. Eine kirchenhistorische Monographie. I. Freberus Jugend, sein Aufenthalt in Wittenberg, Hamburg und Stralsund. 4. Stralsund, Löffler. 16 Gr.

Grävell, M. C. F. W., Die Geschichte meines Austritts aus dem Staatsdienste nach den Originalactenstücken. Für Geschichte und Rechtswissenschaft, theils zur Charakteristik der Geschäftsführung preußischer Staatsbehörden, theils zur Läuterung der Vorstellungen und Begriffe von öffentlichen Beleidigungen. 2 Theile. Gr. 8. Leipzig, Wienbrack. 5 Thlr.

Heinroth, J. C. A., über Erziehung und Selbstbildung. In Vorträgen. Gr. 8. Leipzig, Enobloch. 1 Thlr. 16 Gr.

Kern der Osmannischen Reichsgeschichte durch Hammer-Purgstall. Musterstücke historischer Darstellung gewählt und geordnet von C. P. Berly. Gr. 8. Leipzig, Hartleben's Verlagsexped. 2 Thlr.

Tausend und eine Nacht. Arabische Erzählungen zum Erstenmale aus dem arabischen Urtext treu übersetzt von G. Weil. Herausgegeben und mit einer Einleitung von A. Lewald. Mit 2000 Bildern und Vignetten von F. Groß. 1ste bis 6te Lief. Schmal gr. 4. Stuttgart, Verlag der Classiker. 6 Gr.

Ost und West, Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben. 1837. Redacteur: Rudolph Glaser. (Jährlich 52 Bogen in 24 Lieferungen mit Musikbeilagen.) Roy.-4. Prag. Leipzig, Leo. Juli bis December 2 Thlr. 8 Gr.

Nekowski, F. v., Der letzte Stern Marienburgs, oder der edle Bürgermeister. Historisch-dramatisches Gemälde in fünf Akten. 8. Danzig, Gerhard. 1 Thlr.

Sheets, W., Leben und Thaten des berüchtigten Ungarischen Räubers Joseph Schoberl. Nach seinen eigenen Erzählungen bei seiner Anwesenheit in London bearbeitet. Aus dem Englischen übersetzt. 2 Theile. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr.

Trentowski, B. F., Grundlage der universellen Philosophie. Gr. 8. Freiburg, Herder. 1 Thlr. 16 Gr.

Zyro, F. F., Wissenschaftlich-praktische Beurtheilung des Selbstmords nach allen seinen Beziehungen als Lebensspiegel für unsere Zeit. Gr. 8. Bern, Dalp. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 217. —— 5. August 1837.

Mémoires, correspondance et manuscrits du général *Lafayette*, publiés par sa famille. Erste Hälfte. Erster bis dritter Band. Paris 1837.

Memoiren gehören gegenwärtig nicht grade mehr zu den begünstigtsten Zweigen der französischen Literatur. Es ist dieses Fach, wie vieles Andere, durch Misbrauch ins Gemeine herabgezogen worden und hat nach und nach den Credit verloren. Eine Menge werthloser Producte dieser Art, welche unter dem Schutze großer Namen und merkwürdiger Ereignisse in die Welt geschickt wurden, haben endlich auch die gutmüthigste Leichtgläubigkeit enttäuscht. In der Regel nimmt man daher jetzt neue Memoiren nur mit Mistrauen und Vorurtheilen auf; man fürchtet, abermals eines jener nichtswürdigen Machwerke zu erhalten, welche, in den pariser Lesecabinets vom Geiste der Mittelmäßigkeit und der Lüge erzeugt, der erbärmlichsten Speculation zu karger Nahrung dienen sollen.

In der That ist auch in der Memoirenliteratur seit langer Zeit nichts erschienen, was besondere Aufmerksamkeit verdient, den gehegten Erwartungen entsprochen und die Kenntniß der neuern und neuesten Geschichte auf namhafte Weise erweitert hätte. Weder die Memoiren des Generals Lamarque noch die des Prinzen von Canino (Lucian Bonaparte) können, unter diesen Gesichtspunkten betrachtet, als wirklich bedeutende Beiträge zur Quellenliteratur der Geschichte der Revolution, der Kaiserzeit und der Restauration gelten. In vieler Hinsicht schon bedeutender sind die Memoiren des Friedensfürsten, Don Manuel Godoy, weil sie Verhältnisse berühren, welchen nur wenige ausgezeichnetere Individualitäten nahe standen. Ségur und Montlosier haben ihre Memoiren, die in Gehalt und Form zu den vortrefflichsten gehören, nicht vollendet, und was etwa sonst seit 1830 in diesem Fache erschienen ist, kann, selbst mit Einschluß der gewandten und romanhaften Schriftstellerei der Herzogin v. Abrantes, solche Lücken kaum ausfüllen.

Das Erscheinen der Memoiren des Generals Lafayette, worauf man schon längst gespannt war, kann daher wol als ein Ereigniß von Wichtigkeit auf diesem Felde der Tagsliteratur betrachtet werden; einmal wegen der bedeutenden Stellung, welche Lafayette während eines halben Jahrhunderts eingenommen hat, an sich, und zweitens, weil uns im Voraus die genügendste Garantie für die Authenticität Dessen gegeben ist, was seine Memoiren enthalten; denn glücklicherweise hat weder die Speculation noch schriftstellerische Eitelkeit, noch endlich politische Parteisucht an der Bekanntmachung dieser Memoiren den geringsten Antheil. Wir verdanken sie dem edeln Pflichtgefühle einer der achtungswürdigsten Familien, welche das Andenken ihres berühmten Hauptes auf keine Weise besser ehren zu können meint als dadurch, daß sie dieses ihr anvertraute Kleinod unberührt und ohne Schmuck dem Wohlwollen seiner Freunde, der Freunde der Freiheit übergibt.

Den handschriftlichen Nachlaß, welcher durch einen unersetzlichen Verlust ihrer Sorgfalt anvertraut worden ist, mit Ehrfurcht zu sammeln und mit Gewissenhaftigkeit zu ordnen, ist für die Familie des Generals Lafayette die Erfüllung einer ersten Pflicht gewesen. Ihn ohne Commentar bekannt zu machen und unberührt den Händen der Freunde der Freiheit anzuvertrauen, ist ein feierliches Denkmal frommer Dankbarkeit, welches jetzt seine Kinder mit Zuversicht seinem Andenken widmen.

Dies sind die einfachen kurzen Worte, womit der Sohn des Generals Lafayette, Georg Washington Lafayette, diese Sammlung dem Publicum übergibt. Sie reichen hin, zugleich den äußern Charakter, die Form derselben zu bezeichnen. Zusammenhängende Memoiren, und zwar in der Absicht, sie später durch den Druck bekannt zu machen, hat Lafayette selbst nie geschrieben. Er hat nur von Zeit zu Zeit über einzelne Epochen seines öffentlichen Lebens theils Erinnerungen, theils Ansichten aufgesetzt, welche ihm selbst, seiner Familie und seinen Freunden zum Andenken dienen sollten. Eine Anzahl solcher voneinander völlig unabhängiger Aufsätze, welche immer am gehörigen Orte eingeschaltet sind, bilden den einen Hauptbestandtheil dieser Memoiren, während die ausgebreitete Correspondenz des Generals den andern und in jedem Falle den beiweitem wichtigern ausmacht; ein dritter endlich sind eine Anzahl Briefe von Personen, mit welchen Lafayette in näherer Berührung stand, und eine Auswahl von Actenstücken, welche sich auf das öffentliche Leben Lafayette's beziehen. Unter jenen Briefen sind die des Generals Washington ohne Zweifel die bedeutendsten und interessantesten. Sie sind zum größten Theile der erst vor Kurzem in Nordamerika erschienenen und von Jared Sparks besorgten Sammlung: „The writings of Georg Washington", entnommen und werden hier zum ersten Male in einer getreuen französischen Übersetzung

Digitized by Google

wiedergegeben. Dies Alles ist ohne weitere Verbindungen und Zusätze in guter chronologischer Ordnung unter mehre Hauptabschnitte gebracht, welche sich in dem Leben des Generals Lafayette leicht von selbst ergeben; nur hier und da verbreiten einige kurze Anmerkungen über beiläufig berührte Persönlichkeiten und Verhältnisse, welche in weitern Kreisen weniger bekannt sind, das nöthige Licht.

Die drei vorliegenden ersten Bände, welchen in kurzer Zeit noch drei andere nachfolgen sollen, umfassen drei große Abschnitte aus dem öffentlichen Leben Lafayette's: die Revolution von Amerika, seine Theilnahme an den Versammlungen der Notabeln und seine übrige Thätigkeit in der Zeit zwischen der letzten Rückkehr aus Amerika und der Eröffnung der Generalstände, und endlich die französische Revolution bis zu seiner Flucht im August 1792. Namentlich dieser letztere Theil zerfällt natürlich wieder in mehre Unterabtheilungen, welche wir sogleich näher angeben werden. So viel über den äußern Charakter dieser Memoiren, damit man wisse, wie man sie zu nehmen und was man in ihnen zu suchen hat.

In Bezug auf ihren innern Gehalt dagegen bieten sich zwei Fragen dar. Wir fragen erstens: welcher Gewinn läßt sich daraus für die Kenntniß der neuesten Geschichte ziehen, inwiefern geben sie neue Aufschlüsse über jene weltgeschichtlichen Ereignisse, an denen Lafayette so bedeutenden Antheil hatte? Wir fragen zweitens? verbreiten sie neues Licht über Lafayette's Charakter, Plane und Ansichten, sowie über seine Stellung und Beziehungen zu den bedeutendern Individualitäten, mit denen er in Berührung kam?

Diese Fragen beantworten sich gewissermaßen von selbst, noch ehe wir die vorliegenden Bände deshalb zu Rathe gezogen haben; sie beantworten sich aus dem Leben und dem Charakter Lafayette's, sowie wir sie bereits kannten, wie sie uns die Geschichte gegeben hat. Öffentlichkeit war ja der Stempel beider; und sowie Lafayette nur im Angesichte der ganzen Welt gehandelt hat, so lag es auch nie in seinen Interessen, aus seinen Gesinnungen und Planen ein Geheimniß zu machen. Im Allgemeinen war daher Lafayette längst eine gegebene Erscheinung, welche, an sich unveränderlich, aber je nach Verschiedenheit des Standpunktes, den man bei ihrer Betrachtung einnehmen mag, auch verschiedene Bilder gibt. Man suche folglich in seinen Papieren nicht etwa wichtige, unbekannte Documente, unerwartete Aufklärungen über die Zeitgeschichte; wir finden darin eben nur wieder Lafayette, wie er wirklich war, mit dem Enthusiasmus seiner Jugend, mit jener wunderbaren Ruhe des Temperaments, welche diesen Enthusiasmus nie zum Fanatismus werden ließ, mit der in einem so vielbewegten Leben fast räthselhaften Gleichheit der Gesinnung und des Strebens, mit der Reinheit seines ganzen Wesens, dem Edelmuthe seines Geistes und den Schwächen seines Charakters. Das Bild, welches wir uns bisher von Lafayette's Leben in großen Umrissen entworfen hatten, erhält durch die vorliegende Sammlung nur eine genauere Ausführung in seinen Theilen, welche natürlich den Werth des Ganzen um Vieles erhöhen kann; die Zeichnung wird richtiger und das Colorit lebendiger werden. Wir möchten um deswillen selbst wünschen, daß diese Memoiren über einige Punkte etwas mehr gegeben hätten, als sie wirklich geben. So bedauern wir es gleich von vorn herein, daß über Lafayette's Jugendjahre, seine frühere Erziehung, seine Bildung bis zum Eintritte in die Welt am Hofe von Versailles, hier nicht mehr zu finden ist als einige allgemeine, abgerissene Notizen, welche Lafayette selbst in einer kurz nach dem Frieden von Versailles für seine Freunde abgefaßten Denkschrift über seine Theilnahme an der Revolution der Vereinigten Staaten zusammengestellt hat.

Wenig bekannt war es unter Andern, daß Lafayette das Licht der Welt erst nach dem Tode seines Vaters erblickt hat, welcher im fünfundzwanzigsten Jahre in der Schlacht bei Minden blieb, und daß er die weiten Thäler der Auvergne bereits im eilften Jahre zum ersten Male verließ, um in den engen Mauern des collège du Plessis zu Paris die Bildung zu erhalten, welche ihn für den Hof von Versailles erziehen sollte. Selbst über seine Stellung an diesem Hofe, worüber uns Ségur einige so interessante Winke gegeben hat, geht Lafayette in jener Denkschrift leicht und schnell hinweg. Die wenigen Worte, die ihm darüber gleichsam entfallen sind, beweisen nur, daß er sich dort unheimlich fühlte und eines andern Elements bedurfte, um sich freier zu bewegen. Begeistert, wie er selbst sagt, durch die Großthaten der Republiken des classischen Alterthumes, voll Empfänglichkeit für Alles, was seinem jugendlichen Streben nach Ruhm Genüge thun konnte, und ohne Furcht vor den Gefahren, welche diesem Streben Hindernisse in den Weg legen mochten, empfing er die erste Nachricht von dem Aufstande der Amerikaner, der sein Leben entschieden hat. „Auf die erste Nachricht von ihrem Streite war mein Herz für sie eingeschrieben, und ich dachte ferner nur daran, mich bei meinen Fahnen einzustellen."

In dieser ernsten Begeisterung des jungen neunzehnjährigen Lafayette liegt etwas Edles und selbst Erhabenes, etwas Poetisches, wenn man will. Sie macht diese erste Epoche seines öffentlichen Lebens überhaupt zu der interessantesten, zu der, wir möchten sagen, liebenswürdigsten seiner ganzen langen Laufbahn. Man verweilt dabei fast am liebsten und kehrt bei der Betrachtung des Charakters Lafayette's immer gern wieder zu ihr zurück, weil sie uns über so Manches aussöhnt, was wir ihm in seinem spätern Leben an sich genommen kaum verzeihen möchten; weil sie uns über ihn manche Aufklärung gibt, die wir anderwärts vergeblich suchen würden. Und eben deshalb scheint die so oft falsche und ungerechte Beurtheilung Lafayette's vorzüglich mit darin ihren Grund zu haben, daß man grade diesen Abschnitt seines Lebens bisher weniger ins Auge gefaßt und studirt hat als die Folgezeit. Sie lag uns freilich viel näher diese Folgezeit; durch Zeit und Raum von jener ersten Periode geschieden, war sie für uns weit wichtiger, weit reicher an Ereignissen, welche die Schicksale der europäischen Welt bedingten und in unser eignes Leben eingriffen. Namentlich hat man in Frankreich über Schrecken und Ruhm

der Revolution, an denen Lafayette seinen Theil hatte, Amerika zu Zeiten ganz vergessen und spricht noch jetzt zuweilen von Lafayette's Aufenthalte daselbst wie von einem Ereignisse aus grauer Vorzeit, mit dem sein späteres Leben nichts gemein habe. Die vorliegende Sammlung dürfte nicht wenig dazu beitragen, die allgemeine Aufmerksamkeit wieder mehr auf die früheste und vielleicht rühmlichste Epoche in Lafayette's Leben zu richten, manche Irrthümer zu vernichten, und manches falsche Urtheil zu berichtigen; denn der ganze erste Theil dieser Memoiren und beinahe ein Drittel des zweiten sind mit Papieren über Lafayette's Verhältnisse zu Amerika bis zum Jahre 1785 angefüllt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Resultate der Wassercur zu Gräfenberg. Leipzig, Brockhaus. 1837. 8 1 Thlr.

In alter Zeit glaubten Ärzte und Nichtärzte, der menschliche Organismus sei eine so vornehme Person, daß man, wenn er indisponirt wäre, ihn mit dem Kostbarsten und Seltensten aus allen Zonen bewirthen müsse, und mit Vielem zugleich, damit er nach seinem Belieben zulange, was ihm am nützlichsten sei. Die Geschenke, welche die heiligen drei Könige am Christabend darbrachten, wurden officinell; Weihrauch, Myrrhen und Gold standen und stehen noch in den Dispensatorien aufgeführt, und das letztere haben nicht nur wirkliche ehrenwerthe Praktiker in mancherlei schlimmen Zuständen mit Nutzen für den kranken Leib verwendet, sondern auch die herumziehenden Wohlthäter der Menschheit, ferner die vom Hermes Trismegistus mit ganz besondern Offenbarungen gesegneten Adepten haben höchst uneigennützig das Gold, was sie gemünzt oder ungemünzt an sich gebracht, oder gar selbst gekocht, aufgelöst in Tincturen und so den nervus rerum entnervten Körpern eingegossen, damit sie neue Kraft gewönnen; nicht zu gedenken der Goldblättchen, womit sonst die für Respectspersonen bestimmten Pillen überzogen wurden. Solchergestalt brauchten sonst Ärzte, Apotheker und Kranke viel Gold; heutzutage bedient man die Letztern billiger und einfacher. Wasser, kaltes und reines, inwendig und auswendig, das ist Alles, womit die Unruhen beschwichtigt werden sollen, die den wohlgeordneten und nach altherkömmlichen Gesetzen regierten Organismus mit einem Einriß bedrohen; wiewol auch das nicht ohne Präcedenz ist, da bekanntlich in einem ebenso wohl regierten Gemeinwesen heiße Köpfe, die Neuerungsversuche in Masse anstiften wollen, mit dergleichen kaltem und reinem Wasser aus Feuerspritzen abgekühlt werden. Der Unterschied liegt blos in der Applicationsmethode und der Sicherheit des Erfolgs, die bei der letztern Art, das Wasser zu verbrauchen, überraschend sein soll. Nun fand sich Jemand — ob durch diese Beispiele, oder durch die allerdings vorhandenen Bemerkungen und Empfehlungen in ärztlichen Schriften, oder endlich durch eigne, vielleicht unfreiwillige Erfahrung veranlaßt, mag ununtersucht bleiben —, genug, es fand sich Jemand, der sich in den Kopf gesetzt hatte, Wasser vermöge Alles, nämlich zu heilen, nicht nur was auch schon bisher auf andere Art geheilt worden, sondern auch was noch nie geheilt worden. Nachdem er die große Klippe, woran alle Propheten gewöhnlich zuerst anstoßen, „sich lächerlich zu machen", nicht etwa umschifft, sondern sie vielmehr als einen erhabenen Standpunkt bestiegen hatte, um von da aller Welt sein bestes Geheimniß unverlangt zuzuschreien; nachdem sich Congregationen, „hydropathische (wasserkranke) Vereine" an vielen Orten, selbst wo nicht allemal gutes Wasser zu haben war, gebildet, und die gute Sache bei dem lese- und schwatzlustigen Publicum en vogue gekommen: bedurfte es einer besondern Fügung, damit, was wirklich Gutes und Nutzbares an innerer und äußerer Anwendung des Wassers ist und bleibt, nicht zugleich mit dem Schwall von Narrentheidungen, die sich seit einigen Jahren hervorgethan, der ihnen gebührenden und nicht vorenthaltenen Verachtung und Vergessenheit anheimfiele. — Da geschah es, daß in einer Gegend, wo gutes Wasser reichlich quillt und fließt, auch ein Mann daneben aufwuchs, der rechte für die rechte Sache. Denn er war, obschon ungelehrt, doch gelehrig, weil er zu beobachten verstand; er lebte hinlänglich entfernt von der Welt, um von ihrem Verkehr sehr lange nichts zu ahnen, und er hatte über den Gegenstand, dem er durch seine Behandlung Wichtigkeit verleihen sollte, längst reiche Erfahrungen eingesammelt, ehe er damit Andern und allenfalls sich selbst nutzen konnte und wollte. Vincenz Priesnitz heißt der Mann, Gräfenberg im östreichischen Schlesien der Ort, wo er lebt und wo das Wasser fließt, und über beide ist schon viel geschrieben worden, für und gegen, und beides nicht in der besten Absicht und nicht in der rechten Weise. Denn außer den Wasserschriften des Herrn Örtel in Ansbach, die schon zu einer Flut geworden, welche aber ihrem Urheber zur Lethe geworden ist, haben auch über Gräfenberg, die dortige Wassercur und ihre Regierer Viele das Wort genommen, die nicht den Beruf dazu hatten; er selbst hat geschwiegen und wird wol ferner schweigen, weil er besser zu handeln, als sein Handeln und die Grundsätze, wonach er es regelt, zu beschreiben versteht. Nun hätte man von Ärzten, deren genug die gräfenberger Anstalten besucht haben, ein unbefangenes Auffassen und Beurtheilen derselben erwarten sollen; aber sie haben ein solches Besprechen den Nichtärzten überlassen, und so hat man denn aus der Letztern verlautem Gerede und Geschreibe bis jetzt die einzige Kunde von der Sache erhalten können, die denn auch darnach war. Wenn nun kein Sachverständiger das Wort nimmt, wenn aber doch zugleich der gar nicht allmächtigen ärztlichen Kunst zugemuthet werden kann, Notiz von der neuen, vielseitigern und wirksamern Benutzung einer Flüssigkeit zu nehmen, die sie selbst keineswegs immer als eine indifferente anwendet; wenn es endlich der Wissenschaft würdig ist, Erweiterung ihrer Kreise zu suchen, wo immer sie sich darbiete, so sind wir dem nichtärztlichen Verf. des oben angeführten Büchleins sehr verbunden für den kühnen Versuch, sich zwischen das verwirrte Gerede und das hartnäckige Schweigen zu stellen und dieses zum Reden oder zum Hören, jenes aber zum Schweigen zu bringen. Dazu bedurfte es freilich mehr als der in hundert Wendungen oder auch in sanfter Eintönigkeit wiederholten Versicherung: „es hat geholfen"; vielmehr schaute der Verf. „Wasser, Luft und Örtlichkeiten" miteinander an und bemerkte sich des erstern beobachteten Einfluß auf den verschiedenlich erkrankten Menschen genau, brachte auch eine gute Kenntniß von Organismen überhaupt, ihrem Selbsterhaltungstriebe und Vermögen, ihrem Wirken in sich selbst und nach Außen, dem Wechselverkehr äußerer Einflüsse mit dem selbständigen, Gesundheit und Krankheit selbst fördernden, unterhaltenden und unterdrückenden Lebensvermögen mit dazu. Wer nun mit solcher Vorbereitung kommt und sieht, und sich und Andern von Dem, was er beobachtete, solchergestalt Rechenschaft zu geben versteht, der predigt zwar keinen neuen Glauben, vielmehr darf er nur so viel Zustimmung erwarten, als er die neue Erscheinung auf alte und bewährte Gesetze zurückführt. Hat er aber das geleistet, so verdient sein Bericht nicht nur da, wo er die „negativen Seiten der Cur", ihre „Unanschläglichkeit" gegen eine Menge von Krankheiten aufführt, sondern auch wo er den modus procedendi der Heilung durch kaltes Wasser, auswendig und inwendig, erklärt (vorbehältlich besserer und der Physiologie und Pathologie angemessenerer Interpretationen, als sie hin und wieder exponirt werden), und endlich bei Aufzählung der Fälle, wo es „wirklich half", Aufmerksamkeit der Praktiker wie der Contemplativen unter den Ärzten. Den Nichtärzten möchten wir nicht einmal diesen Theil des Buchs empfehlen, außer wo der Verf. sich über das Diätetische verbreitet; jener ist zu sehr nach der oben erwähnten schweigenden Seite der Leser hingerichtet. Desto mehr aber empfehlen wir den kranken und gesunden Expectanten auf die Wassercur die hübschen Excurse, die der Verf., von dem „me-

Digitized by Google

dicinischen Hippogryphen" abgestiegen, bald in elegischer Stimmung über die ihn umgebende Natur, bald in einem männlich rüstigen Pragmatismus über politische Fragen und Zustände und über die Schiboleths der Zeit, bald endlich in theilnahmvoller und psychologisch feiner Verfolgung der Labyrinthe des innern Gemüthslebens liefert. In dieser Hinsicht haben wir an unserm Verf. einen Schriftsteller kennen gelernt, dem wir mehr dergleichen aus dem Pulte ziehen möchten. Ist es doch in unsern Tagen ziemlich selten, einen kenntnißreichen und geistvollen Mann sich in klarer, anschmiegender und kerniger Rede und mit immer gleicher guter Laune (nicht dem ängstlichen Humor unserer neuesten Schriftsteller, der aussieht wie das Lächeln eines halb bewußtlosen Kranken, dem man bei Darmentzündung tief in den Unterleib eingreift) sich über die verschiedenartigsten Gegenstände hin und her bewegen zu sehen. Prieznitz aber weihe dem Verf. eine seiner Quellen; denn er hat an ihm seinen Homer gefunden. 10.

Bulwer's „Athen".

Schon in „The last days of Pompeji", einem Werke, was von deutscher Kritik mannichfaltige Anfechtung erfahren mußte, finden wir Hrn. Bulwer — wie der deutsche Dichter sich ausdrückt — „auf classischen Boden begeistert" und in liebevoller Umarmung antiker Lebensverhältnisse begriffen. Sein neuestes Werk über Athen („Athens, its rise and fall, with views of the literature, philosophy and social life of the Athenian people") geht noch einige Schritte tiefer in das Gebiet des Classischen hinein, indem es der berühmte Verf. hier verschmäht hat, einen poetischen Hintergrund aufzustellen und die Beleuchtung für sein Gemälde aus dem Felde der Romantik zu entlehnen, vielmehr es vorgezogen, als reiner Historiker, als philosophirender Kritiker zu glänzen und zu imponiren. Oder mit andern Worten: Hr. Bulwer wollte hier nicht mit dem süßen Schein und Zauber der Poesie blenden, er wollte vielmehr in der Form und Methode des kühlen, besonnenen, über den Zuständen und Verhältnissen sich verhaltenden Forschers des Beifalls der Menge gewiß sein. Ungeachtet der Reinheit dieses Willens und der Vornehmigkeit dieser Absicht, möchten wir Hrn. Bulwer, dem socialen und feingebildeten Romantiker, doch den Rath ertheilen, sich in dem Gebiete historischer und nun gar philosophischer Forschung nicht allzu weit zu verlieren. Das sind Felder, wo man mehr bedeuten muß als ein Dilettant; Felder, hinter denen noch die moderne Literatur Englands selbst auf gewisse Weise zurücksteht. Ne quid nimis! so lautet der classische Zuruf der antiken Nemesis, und es läßt sich auf keine Weise leugnen, daß derartige Bestrebungen und Wagnisse schon für manche gemachte Männer, wie Hr. Bulwer unstreitig ist, ein russischer Feldzug ihres Ruhms geworden sind.

Es liegt von dem in Rede stehenden Buche uns erst die erste Hälfte vor, denn die ganze Darstellung soll vier Bände umfassen.*) Den Anfang derselben machen jene ewigen Pelasger, die, gleich den Aboriginern des alten Roms, für immer und unbestritten in der sagenhaften Geschichte als Griechenlands Urbewohner erscheinen. Von diesen verläuft sich der Gang der Darstellung auf gewöhnliche Weise bis zum Tode des Perikles, oder, von literarischer Seite genommen, bis auf die alte griechische Komödie und Sophokles. Das Urzeitalter des hellenischen Heroenthums ist in dem Sinne geschildert, wie Dichter zu schildern lieben, mit mehr Begeisterung als tiefer Sachkenntniß; über Theseus, Solon, über die sagenhaften Dichtungen Hesiod's und Homer's, über die Fragmente der ersten Lyriker wird nur Gewöhnliches geäußert. Und dieser Umstand kann dem Verf. nicht zum besondern Dementi gereichen, denn an jenen Urzeiten, in denen der schöne Leib des Griechenthums noch als unaufgeschlossener, nächtlicher Embryo schlummert, an der dunkeln Größe jener frühen Jahrhunderte sind noch weit größere Geister als Bulwer gescheitert, und freilich gibt es in jener ursocialen Lebensverfassung keine Societät in dem Sinne von „Pelham" und „Aram" und der reizenden Lady Blessington, dieses liebenswürdigen kleinen Balzac des jungen Englands. Das zweite Buch in dem Werke Bulwer's beginnt mit der Geschichte, dem Charakter und der Gesetzgebung Solon's. Es folgt die Darstellung der usurpirten Herrschaft des Pisistratus, der Tyrannei seiner Söhne, des Todes des Hipparchus, der Verjagung des Hippias, der Perserkriege, des Themistokles, Cimon u. s. w., allbekannte Nachtstücke und Lichtblicke der alten griechischen Welt, welche Bulwer wenigstens nicht aus einem neuen Gesichtspunkt aufgefaßt hat. Ebenso ist in literarischer Beziehung über die herrliche Dreifaltigkeit der griechischen Tragödie, über Herodot und Anaxagoras, den Schöpfer des Gedankens als logischen Begriffs, über das Zeitalter des Sokrates und der Sophisten, über die innere Bedeutung des Aristophaneischen Lustspiels unter uns Deutschen des Schönern und Gediegenern viel gesagt und geschrieben worden. Alle diese tiefen und durch den Gedanken selbst so mächtigen Objecte behandelt Bulwer mit der leichten Cavalerie seiner Rhetorik, welche gar häufig sich in dem bedeutungslosen Schimmer des blos Theatralischen verliert. Unwillkürlich muß man dabei an den trefflichen Goldsmith denken. Goldsmith, obgleich so viele Decennien früher, hat nicht blos das griechische Leben auf reinere und naivere, sondern in der That auch auf gedankenvollere Weise aufgefaßt als Bulwer; seine Darstellung ist nicht blos einfacher, sie ist auch methodischer und maßvoller. Vielleicht sind die politischen Aperçus das Einzige, worin Bulwer sich seinem Vorgänger überlegen zeigt; allein diese sind einmal ein reines Product der modernen Zeit selbst, für's zweite gehören sie, genau genommen, nicht in eine Geschichte von Griechenland. Mit Recht äußert sich darum auch ein englischer Kritiker über Bulwer, als Geschichtschreiber von Hellas, so: „He wants the patient investigation, the piercing acumen, the calm, judicial, logical intellect and perhaps the comprehensive mind necessary to success". Überlegt man den Sinn dieser Worte genau, so ist in denselben freilich dem Werke Bulwer's alles wahre historische Verdienst abgesprochen, und es bliebe nur ein Schein des Verdienstes übrig, der wenigstens vor der deutschen Kritik nicht Stand halten wird. 11.

*) Die letzten beiden Bände sind jetzt auch erschienen, sowie uns bereits eine deutsche Übersetzung des Ganzen vorliegt. Wir kommen noch auf das Werk zurück. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 218. —— 6. August 1837.

Mémoires, correspondance et manuscrits du général *Lafayette*, publiés par sa famille. Erste Hälfte. Erster bis dritter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 217.)

Der bereits erwähnten und von Lafayette selbst verfaßten Denkschrift, welche, ohne viel Neues zu geben, die Geschichte des ersten Aufenthaltes Lafayette's in Amerika bis 1780 erzählt, folgen einige fragmentarische Erläuterungen über einzelne Punkte aus dieser Periode, als die Abreise 1777, die erste Zusammenkunft mit Washington, das Commando Lafayette's im Winter 1778, den Rückzug von Barren-Hill, die Ankunft der ersten französischen Hülfsflotte unter Graf d'Estaing in Amerika und endlich deren gespannte Verhältnisse mit der Armee der Vereinigten Staaten. Bekanntlich war es vorzüglich der Vermittelung und dem Einflusse des jungen Lafayette auf die Amerikaner zu verdanken, daß diese Spannung nicht in einen förmlichen Zwiespalt ausartete. Hieran knüpft sich dann sogleich die sehr ausgedehnte Correspondenz Lafayette's in den zwei ersten Jahren dieser merkwürdigen Epoche seines Lebens, nämlich den Jahren 1777 u. 1778. Sie beginnt mit einem Briefe an seinen Schwiegervater, den Herzog v. Ayen, nachher Herzog v. Noailles, worin er ihm am 9. März 1777 von London aus seinen festen Entschluß, sich nach Amerika einzuschiffen, anzeigt, und schließt mit einem Billet an den General Washington, dem er am 11. Januar 1779 vom Bord der Alliance ein letztes Lebewohl zuruft, als er eben nach Frankreich zurück unter Segel ging. Diese Correspondenz führt uns vorzüglich in die vertrautern Verhältnisse Lafayette's ein: einmal zu seiner jungen, sehr gebildeten und liebenswürdigen Gemahlin, und zweitens zum General Washington, welchen Beiden beiweitem die Mehrzahl der hier gegebenen Briefe bestimmt war. Zeigt sich Lafayette darin auf der einen Seite mit einer fast noch zu jugendlichen Naivetät als zärtlicher Gatte und besorgter Familienvater, so lernen wir auf der andern auch am besten daraus kennen, wie sich das respectvolle Verhältniß, welches der junge Lafayette anfangs gegen Washington beobachtete, nach und nach und fast unwillkürlich in eine kindliche Zuneigung verwandelte, welcher Washington selbst auf eine so liebevolle Weise entgegenkam, daß daraus am Ende nur eine jener innigen Freundschaften entstehen konnte, welche ihrer Seltenheit und ihrer Eigenthümlichkeit wegen in der Geschichte menschlicher Zuneigungen Epoche gemacht haben.

Glaube nicht etwa — schrieb Lafayette am 30. Mai 1777 vom Bord seines Schiffes aus unter Anderm an Frau v. Lafayette — daß ich bei der Laufbahn, der ich entgegengehe, ernstliche Gefahren zu besorgen habe. Die Stelle eines Generals (Lafayette hatte schon vorläufig das Patent eines Generalmajors in den Diensten der Vereinigten Staaten erhalten) hat immer als ein Diplom zur Unsterblichkeit gegolten. Der Dienst, den ich zu thun haben werde, ist ja so verschieden von dem, den ich in Frankreich z. B. als Oberst gethan haben würde. Bei diesem Grade hat man ja nur Rathschläge zu geben. Frag nur einmal alle französischen Generaloffiziere, deren Zahl um so größer ist, je weniger sie, einmal bis dahin gelangt, Gefahr laufen und folglich Andern Platz machen, wie in den übrigen Chargen. Der Beweis, daß ich dich nicht betrügen will, ist, daß ich dir offen eingestehe, daß wir in diesem Augenblicke allerdings einige Gefahr laufen, weil wir von englischen Schiffen angegriffen werden können und das meinige nicht stark genug ist, sich zu vertheidigen. Bin ich aber nur einmal angekommen, dann bin ich in vollkommener Sicherheit. Du siehst, mein theueres Herz, daß ich dir Alles sage; vertraue also darauf und mache dir keine Sorgen ohne Noth.

Ungeachtet dieser nicht unscheinbaren Demonstration ward Lafayette's Sicherheitstheorie der Generaloffiziere gleich bei der ersten Affaire, welcher er beiwohnte, an ihm selbst ziemlich empfindlich Lügen gestraft. Wir finden ihn kurz darauf zu Philadelphia auf dem Krankenlager, um seine am Brandywine erhaltene Wunde abzuwarten. Frau v. Lafayette über seinen Zustand zu beruhigen war hier seine Hauptbeschäftigung. Seine Dialektik ist da bisweilen selbst spaßhaft:

Es macht mir Vergnügen, dich zu beruhigen — heißt es z. B. in einem Briefe vom 1. October 1777 —, und indem ich dir sage, daß du nichts für mich fürchten sollst, sage ich mir selbst, daß du mich liebst, und diese kleine Unterredung mit meinem Herzen gefällt ihm sehr; denn es liebt dich jetzt inniger als je zuvor. Meine Wunde geht nur ins Fleisch, berührt aber weder Knochen noch Nerv. Die Chirurgen sind über die Schnelligkeit erstaunt, womit sie heilt. Jedes Mal, wenn sie mich verbinden, gerathen sie in Entzücken und behaupten, es sei das schönste Ding von der Welt. Ich finde aber doch, daß es eine sehr schmuzige, sehr langweilige und ziemlich schmerzliche Geschichte ist; das ist Geschmackssache; wollte sich aber wirklich etwa Jemand zu seinem Vergnügen verwunden lassen, so sollte er zu mir kommen, um zu sehen, wie ich es bin, und sich dann ebenso verwunden zu lassen. Das ist, mein Herzchen, die Geschichte Dessen, was ich pomphaft meine Wunde nenne, um mir ein Ansehen zu geben und mich interessant zu machen.

Digitized by Google

In demselben Briefe gibt er zugleich auch die ersten Andeutungen über sein vertrautes Verhältniß zu Washington:

Beruhige dich über die Pflege meiner Wunde. Alle Doctoren Amerikas sind für mich auf den Beinen. Ich habe einen Freund, der ihnen so davon gesprochen hat, daß ich gewiß gut besorgt werde, nämlich den General Washington. Dieser ehrwürdige Mann, dessen Talente, dessen Tugenden ich bewunderte, den ich immer mehr ehre, je mehr ich ihn kennen lerne, hat mein inniger Freund sein wollen. Sein wohlwollendes Interesse an mir hatte mein Herz bald gewonnen. Ich wohne bei ihm, wir leben wie zwei engverbundene Brüder in Freundschaft und gegenseitigem Vertrauen. Diese Freundschaft macht mich zum glücklichsten Menschen, den es in diesem Lande geben kann.

Der Briefwechsel zwischen Beiden beginnt erst zu Ende November 1777 und beschränkte sich anfangs nur auf Geschäftssachen und officielle Berichte Lafayette's an den Oberfeldherrn. Erst zu Ende des Jahres ward er vertraulicher. Wie Washington Lafayette um diese Zeit beurtheilte, sehen wir am besten aus einem Briefe des Erstern vom 31. December 1777:

Ihr Brief von gestern — heißt es da — gibt mir einen neuen Beweis von der Freundschaft, die mich seit dem ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft beglückt hat und die ich durch die reinste Zuneigung erwidere. Die Gewißheit, in Ihrer Achtung einen hohen Platz zu besitzen, wird meinem Glücke immer Bedürfniß sein. Ich weiß ja wohl, daß Sie solcher Plane unfähig sind, deren Gelingen sich auf Lüge stützen sollte, und daß Ihre Gesinnungen zu edel sind, um sich bis dahin zu erniedrigen, daß Sie Ihren Ruf durch unwürdige Mittel und Intriguen zu begründen suchen sollten. Glücklich, drei Mal glücklich würde die Armee und ihre Sache sein, wenn Alle, welche ihr dienen, von diesem edeln Geiste beseelt wären u. s. w.

Es versteht sich von selbst, daß diese Correspondenz, namentlich zwischen den beiden Generalen, auch für das Detail der Kriegsgeschichte viel interessante Notizen enthält, welche die bereits bekannten Thatsachen vervollständigen, mitunter selbst berichtigen können. Dasselbe gilt von einigen sehr langen Briefen Lafayette's an seinen Schwiegervater, welche hier an gehörigem Orte eingeschaltet sind. Schon früher bekannt waren die Papiere, welche sich auf seine erste Rückkehr beziehen. Wie übrigens Lafayette, nachdem er kaum den Fuß auf den amerikanischen Continent gesetzt hatte, schon wieder mit neuen Planen gegen die Engländer umging, beweist ein Brief von ihm an den damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn v. Vergennes, vom 24. October 1777, welcher früher nicht bekannt war. Er machte darin geradezu den Vorschlag, den Engländern ihre Besitzungen in Ostindien wegzunehmen, und scheint sich die Sache in der That so leicht vorgestellt zu haben, daß er sich selbst erbot, das Gelingen des Unternehmens zu verbürgen, sobald man sich von Seiten der Regierung geneigt zeigen würde, auf seine Ideen darüber einzugehen und ihn bei deren Ausführung mit den geringen Mitteln zu unterstützen, welche er dazu für nöthig hielt. Dieser Brief ist wichtig für die Beurtheilung von Lafayette's politischer Bildung um damalige Zeit. Er zeigt vortrefflich, in welches Labyrinth von politischen Utopien Lafayette schon damals mit seinem wohlgemeinten Enthusiasmus hineingerathen konnte, während ihm die tiefere Einsicht in die Lage der Dinge und der praktische Takt noch ganz entging. Vergennes scheint es nicht einmal der Mühe werth gehalten zu haben, darauf zu antworten.

Wir theilen aus dieser Epoche noch einen kurzen Brief mit, worin sich Lafayette gegen den Baron v. Steuben am bestimmtesten über den Charakter des Generals Washington ausspricht, den man damals (im März 1778) von verschiedenen Seiten anzuschwärzen suchte:

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen das Vergnügen ausdrücke, welches mir Ihr Besuch beim General Washington macht. Dieser große Mann kann keine andern Feinde haben als die seines Vaterlandes. Ein edler Geist muß sich von dem Reize so vieler ausgezeichneten Eigenschaften hinreißen lassen. Ich glaube ihn so gut zu kennen wie irgend Jemand. Sein Edelmuth, seine Freimüthigkeit, sein hoher Verstand, seine Tugend in der weitesten Ausdehnung des Wortes sind über alles Lob erhaben. Es kommt mir nicht zu, seine militairischen Talente zu beurtheilen; allein, nach meinen unvollkommenen Einsichten in den Stand der Dinge, hat mir seine Ansicht im Rathe immer die beste geschienen, obgleich seine Bescheidenheit ihn bisweilen abhielt, sie gehörig zu unterstützen, und seine Prophezeiungen sind in der Regel eingetroffen. Ich beeile mich um so mehr, Ihnen meine Ansicht mitzutheilen, je mehr Andere Sie in dieser Hinsicht zu hintergehen suchen.

Der nächste Abschnitt umfaßt den zweiten Aufenthalt Lafayette's in Amerika bis 1781, wo der endliche Sieg der Vereinigten Staaten durch die Einnahme von Yorktown entschieden ward. Der Correspondenz, welche für diese Epoche weniger vertrauliche Briefe enthält und mehr einen politisch-diplomatischen Charakter annimmt, geht ebenfalls eine kurze Denkschrift voraus, welche sich unter Lafayette's Papieren gefunden hat. Sie enthält nur allgemeine Andeutungen über hinlänglich bekannte Dinge, seinen Aufenthalt in Frankreich, seine mit Paul Jones verabredete und dann vereitelte, etwas abenteuerliche Expedition gegen die englischen Seestädte, seine Vermittelung bei dem Ministerium wegen Absendung einer neuen Hülfsmacht nach Amerika, die Rückkehr dahin, den Verrath des Generals Arnold, den Feldzug in Virginien, die Einnahme von Yorktown und die darauf erfolgte abermalige Abreise nach Frankreich. Es ist zu bedauern, daß hier Lafayette nicht mehr über seine damalige Stellung in Frankreich gesagt hat. Wir kennen anderwärts her bereits den Enthusiasmus, mit welchem er von dem Volke empfangen wurde; wir wissen, daß ihn selbst der Hof, namentlich die Königin, ungeachtet des alten Grolls wegen seiner frühern sogenannten Entweichung, mit Auszeichnung empfing, und daß er auf die Schritte des Ministeriums in Bezug auf die Vereinigten Staaten so entscheidenden Einfluß hatte.

Wichtig ist für den letzten Punkt deshalb seine Correspondenz mit Hrn. v. Vergennes aus dem J. 1779, welche hier zum ersten Male vollständig gegeben wird. Wir ersehen daraus, daß Lafayette während seines ganzen damaligen Verweilens in Frankreich von einem abenteuerlichen Project in das andere verfiel, welche er alle von dem Ministerium verwirklicht wissen wollte, weil sie nach seiner Meinung der Sache Amerikas und folglich auch Frankreichs dienen würden. Noch während er mit Paul Jones unterhandelte, machte er z. B. Hrn. v. Vergennes

den Vorschlag, man solle den König von Schweden veranlassen, den Amerikanern vier Linienschiffe von seinem Beobachtungsgeschwader zu überlassen, für welche Frankreich einen festgesetzten Miethzins bezahlen sollte. Lafayette hatte auch wirklich schon den schwedischen Gesandten zu Paris für diesen Plan gewonnen; aber weder das Ministerium noch der König von Schweden scheint darauf eingegangen zu sein. Auf der andern Seite mußte sich freilich aber auch wieder das Ministerium bei allen seinen Planen mit auf Lafayette stützen, weil er der einzige Mensch war, welcher die neuesten Zustände in Amerika genau und aus eigner Anschauung kannte. Sowol Vergennes als Maurepas verlangten zu wiederholten Malen von ihm Rath und Aufklärung. Von dem Erstern dazu aufgefodert, entwarf Lafayette während seines Aufenthaltes im Havre im Juli 1779 einen ausführlichen Plan zu einer Expedition nach Amerika, welcher mit vieler Umsicht abgefaßt ist. (Gegeben im Anhange S. 481—490.) Indessen setzte Lafayette auch seine Correspondenz mit Washington sowol von Frankreich aus als auch nach seiner Rückkehr ununterbrochen fort. Sie bezieht sich zum größten Theile auf die in diese Zeit fallenden Kriegsoperationen, und was mit ihnen in Verbindung steht. Dasselbe gilt von den wenigen Briefen, welche sich in dieser Abtheilung unter andern Adressen finden, wie namentlich von denen an den Admiral Ternay, die Generale Rochambeau und Philipps u. s. w. An Frau v. Lafayette scheinen sich aus dieser Periode nur wenige Briefe erhalten zu haben. Sie sind in demselben Geiste geschrieben wie die frühern, enthalten aber auch viele Einzelnheiten über die Feldzüge, welchen Lafayette beiwohnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Parallèle des langues de l'Europe et de l'Inde, ou étude des principales langues romanes, germaniques, slavonnes et celtiques comparées entre elles et à la langue sanscrite, avec un essai de transcription générale; par *F. G. Eichhoff*. Paris 1836.

Es war in der That ein glücklicher Gedanke, daß ein mit den nöthigen Kenntnissen ausgestatteter Gelehrter wie Hr. Dr. Eichhoff es unternahm, die auf dem Titel genannten Sprachen unter sich und mit dem Sanskrit zu vergleichen, und zwar gründlich, nach ihrem grammatischen Bau, um so ein Urtheil möglich zu machen über ihre Verwandtschaft untereinander und über ihre Ableitung von einem gemeinschaftlichen Stamme. Die Gründlichkeit und Ausführlichkeit, mit welcher die Untersuchung geführt ist, läßt kaum etwas zu wünschen übrig, sodaß dieses Werk als Muster dienen kann für ähnliche umfassende Versuche, zu denen man sich in neuern Zeiten auch in Deutschland hinzuneigen scheint; dabei ist nicht zu verkennen, daß Hr. Dr. Eichhoff die Arbeiten von Bopp und Humboldt studirt und, was ihm nur zur Ehre gereichen kann, geschickt benutzt hat.

In der dem Werke vorgesetzten Einleitung handelt der Verf.: 1) von den Sprachen überhaupt und ihrer Eintheilung, nach Balbi und Klaproth; 2) von den indo-europäischen Sprachen, ihrem Charakter und ihrer Identität. Er theilt sie in sechs Familien, an deren Spitze das geheiligte Idiom der Brahminen, das Sanskrit, steht, eine Sprache welche 15 Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung schon ihre gegenwärtige Form hatte, durch den Reichthum ihres Wortschatzes, durch ihre Klarheit, durch ihre ausgebildete Grammatik in Erstaunen setzt. Die Declination, mit dreifachem Geschlechte, dreifacher Zahl und acht Beugfällen, gestattet alle Verhältnisse des Objects darzustellen; die Conjugation, in dreifacher Form, mit sechs Sprachweisen und sechs Zeiten, bezeichnet genau die verschiedenen Abstufungen der Thätigkeit und kann noch bestimmter gemacht werden durch eine große Anzahl Partikeln; die Syntax ist einfach und logisch; die Darstellung der Sprache endlich wird erleichtert durch ein Alphabet von 50 Buchstaben, durch welche die verschiedenen Laute genau bezeichnet werden können. Die Sprache des Volks war indeß, selbst zur Zeit der größten Verbreitung des Sanskrit, das sogenannte Prakrit, ein unausgebildetes Sanskrit; im südlichen Theile von Indien ist das Pali herrschend, an den Ufern des Ganges das Bengali, unter den mohammedanischen Indiern das Hindustani, ein mit arabischen Wörtern vermischter Sanskrit, anderer Dialekte nicht zu gedenken. Zur zweiten Familie rechnet der Verf. die persischen Sprachen. An ihrer Spitze stehen das Zend, das geheiligte Idiom der Magier, die Sprache des Zoroaster, nur in den Fragmenten der Zend-Avesta erhalten, und das Pehlvi unter den Medern und Parthern herrschend. Beide, von gleichem Stamme mit dem Sanskrit, wichen dem Parsi, herrschend bis nach der Eroberung des Sassanidenreichs durch die Araber, von welcher Zeit an sich die heutige persische Sprache bildete, wohlklingend, reich durch Verschmelzung arabischer Wurzeln mit indischen, einfach und klar in der Wortfügung, ausdrucksvoll in ihren Zusammensetzungen, die eleganteste Sprache des heutigen Asiens. Die dritte Familie begreift die romanischen Sprachen in sich, in vier Verzweigungen: Phrygisch, Griechisch, Etruskisch, Lateinisch. Die phrygische Sprache, sonst das Idiom der Phrygier, Trojaner, Lydier in Kleinasien, der Thracier und Macedonier in Europa, ist nur noch in Eigennamen und in einigen Resten in der Sprache der Arnauten übrig. Die griechische Sprache ist nicht allein erhalten in den unsterblichen Werken der alten griechischen Schriftsteller, sondern kann als noch lebend betrachtet werden in der Sprache der Neugriechen, welche sich besonders nur dadurch vom Altgriechischen unterscheidet, daß die ursprünglichen Flexionsendungen zum Theil durch Präpositionen und Hülfszeitwörter ersetzt werden. Die etruskische Sprache ist zwar erloschen, aber es sind doch so viel Inschriften erhalten, daß man im Stande ist, derselben ihre Stellung anzuweisen. Die lateinische Sprache, mehr indisch in ihren Grundlagen als das Griechische, ist doch weniger verschieden in seinen Endungen, weniger durch Biegsamkeit geeignet zur Bildung von Zusammensetzungen. Zur Weltsprache geworden durch die Eroberungen der Römer und durch das Christenthum, hat es sich seit dem 9. Jahrhundert in mehre Volkssprachen zerspalten, zu welchen die Sprache der Troubadours, das Romanische, gewissermaßen den Übergang bildet; es genügt sie zu nennen, sie sind: das Italienische, Französische, Spanische, Portugiesische und Walachische. Die germanischen Sprachen bilden die vierte Familie, im Norden von Europa herrschend, und zwar in fünf Verzweigungen: die deutsche Sprache, die Sprache der Sachsen, der Angeln, das Normannische und Gothische. Das Deutsche hat zwar die Verschiedenheit der Endungen verloren, welche es früher dem Griechischen und Indischen näher brachten, seine Abwandlung der Zeitwörter ist zu eingeschränkt, der Periodenbau zu wenig einfach; allein vor allen andern lebenden Sprachen zeichnet sich unsere reiche, kräftige Sprache aus durch die regelmäßige Ableitung ihrer Worte, durch ihre fast unbeschränkte Fähigkeit, neue Zusammensetzungen zu bilden, durch ihre einsichtige Betonung der Wurzelsylben, anderer Vorzüge nicht zu gedenken. Das Sächsische war die Sprache des alten Niederdeutschlands und hat sich im Holländischen zu einer nationellen und Büchersprache ausgebildet. Die englische Sprache entstand aus der Sprache der Angeln und Sachsen seit dem 8. Jahrhunderte, wozu drei Jahrhunderte später durch die normanischen Eroberer das Altfranzösische kam; wie diese Sprache sich trotz

ihres verschiedenartigen Ursprungs ausgebildet hat, ist bekannt. Die Sprache der Normannen, die heilige Sprache der Edda, ist die Mutter der dänischen und schwedischen geworden, beide zur Büchersprache ausgebildet und durch Regelmäßigkeit und Kraft ausgezeichnet. Die Sprache der Gothen in Mösien hat sich nur noch in der Bibelübersetzung des Ulphilas erhalten, besonders wichtig als ältestes Denkmal des germanischen Sprachstammes, in welchem man noch die reichen grammatikalischen Urformen wiederfindet. Der slawonische Sprachstamm, die fünfte Familie der indo-europäischen Sprachen, zerfällt in drei Zweige: Servisch, Lettisch und die Sprache der Czechen (Tschechen). Das Servische oder Altslawonische, zu welchem Cyrillus ein eignes Alphabet erfand, ist nur noch in Rußland Kirchensprache geblieben. Das heutige Russisch weicht weder dem Deutschen noch Griechischen an Reichthum der Wurzeln, Regelmäßigkeit in den Ableitungen; in der Fähigkeit, neue Worte durch Zusammensetzungen zu bilden, übertrifft es die erstere Sprache selbst an Wohllaut und Sanftheit; hierher gehören ferner das Neuservische, Kroatische und Wendische. Die Sprache der Czechen, Böhmen, ist ziemlich ausgebildet, mehr noch das Polnische von gleichem Stamme; die Sprache der Wenden und Sorben in Sachsen blieb ganz unausgebildet und verliert sich immer mehr. Das Altlettische ist erloschen, die aus ihm entstandenen Dialekte der Lithauer und Kurländer nur wenig bekannt. Die sechste Familie endlich enthält den celtischen Sprachstamm, in zwei Zweigen: Gälisch und Cymerisch. Vom erstern sind nur zwei wenig bekannte Dialekte übrig, im Ersischen in Irland und im Caledonischen in Hochschottland üblich; von letzterm ebenfalls zwei, im Welschen in Wales in England und im Breyzad (Bas-Breton) in Frankreich, noch gebräuchlich.

Um nun die Identität dieser indo-europäischen Sprachen zu erweisen, vergleicht Hr. Dr. Eichhoff, sehr zweckmäßig, zuerst die verschiedenen Alphabete mit einem Grundalphabet, welchem das indische am besten entspricht, weil es ein eigenthümliches, den Sprachlauten angepaßtes ist, während die übrigen Sprachen sich mit dem ungebildeten phönicischen Alphabet behelfen. Hierauf folgt ein vergleichendes Wörterverzeichniß; zuerst Partikeln (Pronomina, Adverbien, Conjunctionen), dann Nomina (Substantive, Adjective, Participien), endlich Zeitwörter. Eine Vergleichung der Declinations- und Conjugationsformen schließt das Werk, denn mit Recht hat der Verf. eine Vergleichung der Syntax nicht versucht; die Gesetze der Wortfügung hängen zu sehr ab von der geistigen Ausbildung der Nationen, als daß sie begriffen werden könnten ohne eine ausführliche Culturgeschichte jedes Volks, was allerdings ein eignes, sehr umfassendes Werk werden dürfte. Auszüge aus diesen Untersuchungen und Vergleichungen lassen sich nicht geben, sondern sie müssen im Buche selbst nachgesehen werden, was Niemand bereuen wird, selbst dann, wenn manches Einzelne nicht befriedigen sollte.

Als Anhang ist ein Versuch beigegeben, die asiatischen Alphabete mit lateinischen Buchstaben zu schreiben. Die Sache ist wichtiger, als man beim ersten Anblick glauben sollte, aber schwer durchzuführen. Alle bisjetzt gemachten Versuche haben dem Zwecke nicht vollkommen entsprochen und wenig Anklang gefunden. Hrn. Dr. Eichhoff's Vorschlag übertrifft die frühern allerdings an Einfachheit; die Zweckmäßigkeit in manchen Einzelnheiten dürfte indeß mehrfach in Zweifel gezogen werden, sowie Ref. überhaupt an einem völlig genügenden und durchaus anwendbaren Erfolg solcher Versuche zweifelt, nachdem er selbst, nach mehr als zwanzigjähriger Beschäftigung mit der orientalischen Literatur, jeden eignen Versuch als unausführbar hat verwerfen müssen. 149.

Notizen.

Der Sandschak-Scherif oder die heilige Fahne der Türken, das Palladium der Wohlfahrt des osmanischen Reichs, ist eine Stange von ungefähr 14 Fuß Höhe, die in einer großen rothen Quaste endigt, über deren Knopfe ein nach oben gekehrter vergoldeter Halbmond befestigt ist. Ungefähr ein Drittheil der Länge dieser Stange verhüllt ein grünes, um den Schaft gewickeltes Tuch, das die Fahne einem zugemachten kolossalen Regenschirm nicht unähnlich macht. Die Türken bilden sich ein, daß ein Theil der Kleidung des Propheten in dieser Hülle verborgen sei, und zollen ihr deshalb eine unbegrenzte Ehrfurcht. So oft diese Oriflamme des mohammedanischen Glaubens in ihren Schlachtreihen erscheint, versprechen sie sich einen glänzenden Sieg. Nur die Emire, das sind Diejenigen, welche in gerader Linie von dem Propheten abstammen sollen, haben das Privilegium, den Sandschak-Scherif zu tragen. Der Eine hält den Schaft und sechs Andere fassen an ebenso viele Seile, welche von der Spitze herabhängen. Die heilige Fahne wird nur bei sehr wichtigen Veranlassungen, und wenn eine große Gefahr das Reich bedroht, öffentlich gezeigt. Ist diese Gefahr glücklich abgewendet, so legt man den Sandschak-Scherif im Beisein des Scheich-ul-Islam, der Emire und ersten Minister in eine prächtige Lade, die in einem der prächtigsten und verborgensten Gemächer des Serails aufbewahrt wird. Viele Lampen erhellen dies Gemach und einige Emire bewachen unter Gebeten das Heiligthum. Den Ungläubigen ist es nicht verstattet, die Fahne des Propheten, wenn sie öffentlich ausgetragen wird, selbst von fern anzublicken. Die Türken glauben, schon beim ersten Blick nach derselben verliere jeder Nicht-Mohammedaner den Sinn des Gesichts, obgleich die Letztern wol anderer Meinung sein dürften. Das Wort Sandschak bedeutet übrigens in der türkischen Sprache eine große, sowie Bairak eine kleinere Fahne. Scherif dagegen ist ursprünglich ein arabisches Wort, welches so viel als: erhaben, heilig geachtet, ausdrückt.

Folgende Sprüchwörter und sprüchwörtliche Redensarten sind im Munde des türkischen Volks besonders üblich: Ein kleiner Stein macht oft groß Geräusch. Auf einem mit Ochsen bespannten Wagen ist es schwer, einen Hasen zu fangen. Ein närrischer Freund macht mehr Verdruß als ein weiser Feind. Nicht durch Aussprechen des Wortes Honig wird es Einem süß um den Mund. Wer einen Freund ohne Fehler will, wird nie einen finden. Er verhandelt eine Krähe für eine Nachtigall. Iß und trink mit deinem Freund, schließe aber keine Geschäfte mit ihm. Niemanden betrügst du mehr als einmal. Es ist nicht leicht, einen Wolf bei den Ohren zu packen. Man kann nicht zwei Melonen unter einem Arme tragen. Um ganz ruhig zu leben, muß man blind, taub und stumm sein. Alles, was du gibst, willst du doppelt nach Haus tragen. Durch einen Tropfen Honig werden mehr Fliegen gefangen als durch einen Oxhoft Essig. Wer dem Armen gibt, gibt Gott. Der Narr hat sein Herz auf der Zunge, der Weise verbirgt die Zunge im Herzen. Guter Wein und schöne Frauen sind zwei süße Gifte. Ein Ei heute ist besser als eine Henne morgen. Thue das Gute, wirf es ins Meer; weiß es der Fisch nicht, so weiß es der Herr. Wer Gott fürchtet, hat keinen Menschen zu fürchten. Wenn dein Feind so klein ist wie eine Ameise, so denke ihn dir so groß als einen Elefanten. Die Frau bringt Glück oder Unglück ins Haus. Wer Alles weiß, wird am meisten betrogen. Wer um Jedermann weint, kommt bald um sein Auge. Man lernt mehr im Gespräch als in Büchern. Ein Freund ist besser als ein Verwandter. Es gibt mehr Unsichtbares als Sichtbares in der Welt (ein wahrhaft schönes und tiefsinniges Sprüchwort). Wer ein geborgtes Pferd reitet, reitet nicht oft. Traue nicht der Weiße seines Turbans, er hat die Seife dazu auf Borg gekauft. Der Tod ist ein schwarzes Kameel, das vor jeder Thüre niederkniet. Wenn du zu einem Blinden gehst, so schließe dir die Augen. Blut wird nicht mit Blut ausgewaschen, sondern mit Wasser. Das Herz ist ein Kind, weil seine Wünsche auch seine Hoffnungen sind. 11.

Verantwortlicher Herausgeber Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 219. —— 7. August 1837.

Mémoires, correspondance et manuscrits du général *Lafayette*, publiés par sa famille. Erste Hälfte. Erster bis dritter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 218.)

Der zweite Band beginnt mit einem Abschnitte über die letzten unmittelbaren Beziehungen Lafayette's zu Amerika bis 1785. Seine Wirksamkeit, deren Schauplatz in dieser Zeit vorzüglich in die Nähe der Cabinete von Versailles und Madrid versetzt ist, nimmt einen fast ausschließlich diplomatischen Charakter an. Die Hauptsache, wobei man sich theils seines Namens, theils seiner persönlichen Mitwirkung bediente, waren die damaligen Händel mit dem Cabinet von Madrid, welches sich, obgleich es längst offenen Antheil an dem Kriege gegen England genommen hatte, doch noch weigerte, den ihm zugeschickten Geschäftsträger der Vereinigten Staaten, Carmichael, als den Repräsentanten einer selbständigen Macht anzuerkennen und ihm die, als solchem ihm zukommenden Ehren zu erzeigen. Die steife spanische Etiquette hatte daran am Ende nicht weniger Antheil als der böse Wille des damaligen Ministers Florida-Blanca. Die ganze diplomatische Correspondenz, welche Lafayette in dieser Angelegenheit theils mit dem genannten Geschäftsträger und dem Cabinet von Madrid, theils mit dem Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten der Vereinigten Staaten, Robert Livingston, geführt hat, ist früher schon von Sparks in dem zehnten Theile der „Diplomatic correspondence of the american revolution" (Boston 1830) bekannt gemacht worden. Sie wird hier in genauer französischer Übersetzung wiederholt. Die meisten Briefe sind von Cadiz aus datirt, wohin sich Lafayette zu Anfange des J. 1783 begeben hatte, um bei den Vorbereitungen zu einer neuen Expedition gegenwärtig zu sein, welche die damals noch zweifelhaften Friedensverhandlungen mit England unvermeidlich zu machen schienen. Durch Carmichael gedrängt, begab sich Lafayette endlich selbst nach Madrid und nahm hier gegen das Ministerium eine ziemlich entschiedene Sprache an, welche ihre Wirkung nicht verfehlte. Carmichael wurde durch Lafayette's Vermittelung förmlich anerkannt und dem Könige feierlich vorgestellt, und auch wegen der in dem Frieden zu bestimmenden Grenzen zwischen den Vereinigten Staaten und den Besitzungen Spaniens in Amerika, wegen welcher der Hof von Madrid noch allerhand Schwierigkeiten erhob, erlangte Lafayette eine definitive Erklärung, welche den Abschluß des allgemeinen Friedens um Vieles beschleunigte.

Schon im März 1783 finden wir ihn wieder in Paris und kurz darauf auf seinen Gütern in der Auvergne, immer mit den Interessen der Vereinigten Staaten beschäftigt, welche er keinen Augenblick aus dem Gesichte verlor. Nach Abschluß des Friedens war es ihm vorzüglich darum zu thun, den Handel der Vereinigten Staaten durch günstige Handelsverträge mit Frankreich zu heben. Einiges erlangte er in dieser Beziehung vorzüglich, seit Calonne Minister geworden war; allein auf der andern Seite kamen doch die eignen Interessen des französischen Handels dabei zu sehr ins Spiel, als daß man seinen Wünschen zum eignen Nachtheile vollkommen hätte entsprechen können. Zugleich widmete Lafayette aber auch der innern Gestaltung der Vereinigten Staaten fortwährend seine Aufmerksamkeit. Befestigung der Bundesgemeinschaft erschien ihm das sicherste Mittel, dem noch etwas schwankenden Glauben Europas an das politische Gedeihen des jungen Freistaats mehr Halt und Sicherheit zu geben. Er spricht sich darüber schon in einem Briefe an Washington vom 5. Februar 1783 folgendermaßen aus:

> Sie können, mein theurer General, Ihren Einfluß in keinem Falle nützlicher anwenden als dazu, daß Sie das amerikanische Volk antreiben, die Bundesgemeinschaft zu befestigen. Es kommt vor Allen Ihnen zu, diesen Beruf sich zu Herzen zu nehmen, und ich betrachte dies als ein nothwendiges Resultat. Seien Sie versichert, daß die europäische Politik sehr dazu geneigt sein wird, Zwiespalt unter den Staaten zu stiften. Das ist der Augenblick, wo der Wirkungskreis des Congresses bestimmt, wo die Grenzen der Gewalten festgesetzt und die Artikel der Conföderation revidirt werden müssen. Dieses Werk, welches alle Freunde Amerikas auf das lebhafteste interessirt, ist die letzte Probe, welche zu bestehen ist; nur sie fehlt der Vollendung des Tempels der Freiheit.

Mit gleicher Besorgniß nahm er sich auch des Schicksals der Armee an, unter welcher sich um diese Zeit bereits großes Misvergnügen geäußert hatte. Er glaubte, daß seine abermalige Gegenwart in Amerika auch in dieser Hinsicht wohlthätig wirken könnte, und so trieb ihn der Drang seines Herzens schon im Sommer 1784, als er in Europa weniger für sein zweites Vaterland wirken zu können glaubte, wieder hinüber über das Weltmeer.

Dieser dritte Aufenthalt Lafayette's in Amerika war

nur von kurzer Dauer und glich einem Triumphzuge durch die meisten Staaten der Union, welche ihm ihre Huldigung darbrachten. Die merkwürdigste Episode dieser Reise war seine Verhandlung mit den wilden Indianerstämmen wegen eines mit dem Congresse abzuschließenden Vertrages. Die bereits früher anderwärts darüber bekannt gemachten Notizen sind auch hier wiederholt worden. Am 4. August hatte Lafayette Neuyork betreten, und am 25. December schiffte er sich wieder nach Frankreich ein. Sein letzter Zuruf an Washington vom Bord des Schiffes aus lautete also:

Ich habe Ihren lieben Brief vom 8. erhalten, und nach den Gefühlen meines Herzens, welche Sie kennen, können Sie sich leicht einen Begriff von denen machen, welche sich meiner bemächtigt haben, als ich die zarten Äußerungen Ihrer Freundschaft las. Nein, mein theuerer General, unsere neuliche Trennung wird nicht ein letztes Lebewohl sein. Mein Gemüth empört sich bei dieser Idee; und wenn ich einen Augenblick diesen Gedanken hegen könnte, so würde er mich wahrhaftig unglücklich machen. Ich sehe wol, daß Sie nie nach Frankreich kommen werden. Ich darf das unaussprechliche Vergnügen, Sie in meinem Hause zu umarmen, Sie in eine Familie aufzunehmen, in welcher ihr Name angebetet ist, nicht hoffen; aber ich werde zurückkommen und noch oft zurückkommen unter das Dach von Mount-Vernon*): wir werden noch von den alten Zeiten sprechen. Mein fester Entschluß ist es, von Zeit zu Zeit meine Freunde auf dieser Seite des Oceans und vorzüglich den geliebtesten aller meiner Freunde zu besuchen, den ich je gehabt habe und den ich je haben werde. Leben Sie wohl, leben Sie wohl, mein theuerer General! Mein Schmerz darüber, daß ich durch das Weltmeer von Ihnen getrennt werden soll, ist unbeschreiblich. Alles, was Bewunderung, Verehrung, Dankbarkeit, Freundschaft und kindliche Liebe einhauchen können, vereint sich in meinem Herzen, um es ganz Ihnen zu widmen. Ich finde in Ihrer Freundschaft eine Glückseligkeit, welche Worte nicht wiedergeben können. Leben Sie wohl, mein theurer General! Ich kann dieses Wort nicht ohne die heftigste Rührung schreiben, obgleich ich weiß, daß ich bald wiederkommen werde.

Für dieses Mal hat Lafayette nicht Wort gehalten. Es vergehen 40 inhaltschwere Jahre, ehe wir ihn an dem Grabe Washington's zu Mount-Vernon wiederfinden.

Mit seiner Rückkehr aus Amerika 1785 tritt Lafayette in eine neue große Epoche seines Lebens ein. Er war damals erst 28 Jahre alt, und ganz Europa war von seinem Namen, von seinem Ruhme voll, während sein ganzes Herz noch an seinem zweiten Vaterlande jenseit des Weltmeeres hing. Er verdankte ja diesem Vaterlande seine ganze Bildung, die jetzt erst anfing einige Festigkeit zu erhalten und männlicher zu werden. Die Ideen und Grundsätze, welche er aus Amerika mit nach Europa zurückgebracht hatte, wurden die Richtschnur, die Leitsterne für sein übriges Leben; ihnen treu zu bleiben war für ihn eine Pflicht der Dankbarkeit, eine Nothwendigkeit, welche über ihm wie ein Verhängniß waltete. Und doch trat er jetzt in eine so ganz andere Welt ein, die er noch wenig kannte, die ihm fremd geworden war. Frankreich, für welches er wirken sollte und so gern wollte, ging unbewußt einer großen Katastrophe entgegen, über welche Lafayette schwerlich klare Begriffe hatte, und wenn er sie ahnte, so war es eben nur mit den Ideen und den Ansichten, welche in ihm lebten, daß er sie beurtheilte, sie abzuwenden gedachte. Wir wissen, daß Lafayette in den ersten Jahren nach seiner Rückkehr, von dem Volke bis zum Enthusiasmus verehrt, von dem Hofe nicht ungern gesehen und geachtet, seinen Grundsätzen nur erst in kleinern Kreisen eine praktische Anwendung geben wollte, welche außerhalb des Bereiches der Politik zu liegen schienen. Er nahm sich der noch in sehr drückenden Verhältnissen lebenden Protestanten in Frankreich an und arbeitete mit Aufopferung eines großen Theiles seines Vermögens an der Verb.sserung des Zustandes der Negersklaven in den französischen Colonien.

Die vorliegende Sammlung enthält über die zwei ersten Jahre dieser Periode nichts als die sehr vollständige Correspondenz mit Washington und einige Briefe an andere Freunde in Amerika und Europa. Bekanntlich gehört in diese Zeit auch Lafayette's Reise nach Deutschland, wo er einige Wochen an den Höfen Friedrich II. und Joseph II. weilte. Die Briefe, welche er darüber an Washington schrieb, gehören zu den interessantesten der ganzen Sammlung. Der eine, gleich nach der Rückkehr nach Frankreich geschrieben, enthält einen fast vollständigen Reisebericht, aus dem wir einige Stellen ausheben. Über Friedrich II. heißt es hier unter Anderm:

Ich bin in Potsdam gewesen, um dem Könige den Hof zu machen; aber trotz Allem, was mir von ihm zu Ohren gekommen war, konnte ich nicht umhin, mich über das Costum und das Gesicht eines alten, hinfälligen und schmuzigen Korporals zu wundern, der ganz mit spanischem Schnupftaback bedeckt ist, der den Kopf fast ganz auf der einen Schulter liegen hat und dessen Finger durch die Gicht beinahe ganz verrenkt sind. Aber was mich noch viel mehr in Erstaunen gesetzt hat, ist das Feuer und bisweilen die Milde der schönsten Augen, welche ich je gesehen habe; ein Feuer, welches seiner Physiognomie einen ebenso reizenden Ausdruck gibt, als er im Stande ist, einen derben und drohenden an der Spitze seiner Armee anzunehmen. Ich bin in Schlesien gewesen, wo er über ein Heer von 31 Bataillons und 75 Escadrons, im Ganzen 30,000 Mann, wovon 7500 Reiterei, Musterung hielt. Acht Tage lang habe ich an seiner Tafel jedes Mal drei Stunden gespeist. Die Unterhaltung theilte sich zwischen dem Könige, dem Herzoge von York und mir, wozu etwa noch Zwei bis Drei ihr Wort gaben. Ich habe so Gelegenheit gehabt, ihn ganz nach meiner Bequemlichkeit anzuhören und die Lebhaftigkeit seines Geistes, seine bezaubernde Anmuth und sein unendliches Wohlwollen so zu bewundern, daß ich eingesehen habe, daß man, wenn man ihn sieht, wol seinen despotischen, egoistischen und harten Charakter vergessen kann. Wäre ich länger in Preußen geblieben, so hätte ich den alten König oft gesehen, welcher mir besonderes Wohlwollen bezeigt hatte. Allein grade am Tage meiner Ankunft in Potsdam (d. h. der zweiten, nach der Zwischenreise durch Schlesien nach Wien) wurde er krank und kam dem Tode nahe; nichtsdestoweniger hatten die Manoeuvres ihren Fortgang, und ich bekam dadurch neue Gelegenheit den Thronerben von Preußen kennen zu lernen. Es ist ein guter Offizier, ein ehrenwerther Mensch, ein Mann von gesundem Menschenverstande, aber er wird nie die Talente seiner beiden Oheime haben. Von dem zweiten Oheim, dem Prinzen Heinrich, spreche ich zuletzt, weil er die beste Bekanntschaft ist, welche ich gemacht habe. Ich will nicht untersuchen, welcher von Beiden der größte General ist, sein Bruder oder er. Die Meinungen der militairischen Welt sind über diese Frage getheilt. Aber mit den Talenten des ersten Ranges als Kriegsmann und Politiker, mit einer vollen-

*) Das Landhaus Washington's in Virginien.

deten literarischen Bildung und allen Gaben des Geistes verbindet er ein edles Herz, menschenfreundliche Gesinnungen und vernünftige Ideen über die Rechte der Menschheit. Ich habe mit ihm vierzehn Tage auf seinem Landhause zugebracht und wir sind miteinander in Briefwechsel geblieben.*) Da der König noch das Zimmer hüten mußte und es nicht ertragen konnte, daß man ihm in diesem Zustande aufwartete, so entschloß ich mich, gar nicht um die Erlaubniß einer Audienz anzuhalten und seine Genesung nicht weiter abzuwarten. Ich habe mich ihm schriftlich empfohlen.

Hierauf entwirft Lafayette noch folgendes Bild von dem damaligen Zustande des preußischen und östreichischen Heeres:

Ich habe meinen Rückweg über Magdeburg genommen, wo der Herzog von Braunschweig ähnliche Manoeuvres commandirte wie die von Potsdam. Ich habe die preußische Armee mit dem größten Vergnügen gesehen. Die Schönheit der Truppen, die Disciplin, welche in allen Gliedern herrscht, die Einfachheit ihrer Bewegungen, die Einheit aller ihrer Regimenter ist unvergleichlich. Es ist eine vollkommen regelmäßige Maschine, welche vor 40 Jahren gebaut worden ist und die keine andern Umänderungen erlitten hat als die, welche sie einfacher und leichter machen konnten. Alle Situationen, welche im Kriege vorkommen können, alle Bewegungen, welche durch sie herbeigeführt werden müssen, sind durch beständige Gewohnheit so in ihre Köpfe eingeprägt worden, daß sich alle diese Operationen fast maschinenmäßig machen. Wenn die Mittel Frankreichs, die Lebhaftigkeit seiner Soldaten, die Einsichten seiner Offiziere, der nationale Ehrgeiz und das moralische Zartgefühl, welches man an ihnen kennt, auf ein so gut durchgeführtes System angewendet würden, so könnten wir ebenso weit über den Preußen stehen, als jetzt unsere Armee unter der ihrigen steht, und das will viel sagen. Ich habe auch die Östreicher gesehen, aber nicht vereinigt. Ihr allgemeines Sparsamkeitssystem ist mehr zu bewundern, als es die Manoeuvres ihrer Truppen sind. Ihre Maschine ist nicht einfach; unsere Regimenter sind besser als die ihrigen, und wenn sie auch in der Linie einigen Vortheil über uns haben sollten, so müssen wir sie doch mit einiger Übung übertreffen. Ich glaube in der That, daß einige unserer bessern Regimenter in Bezug auf Unterweisung im Detail vor den preußischen den Vorrang haben; aber ihre Manoeuvres sind unendlich vorzüglicher als die unserigen. Die östreichische Armee ist beiweitem zahlreicher als die der beiden andern Länder und kostet beiweitem weniger als die französische.

Derselbe Brief enthält auch einige interessante Bemerkungen über die damalige Stimmung in Deutschland gegen die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Im Allgemeinen ging man dabei noch von gewaltigen Vorurtheilen aus, welche die Engländer natürlich zu nähren nicht unterließen, während Lafayette selbst häufig Gelegenheit nahm, sie möglichst zu berichtigen. Es würde uns zu weit führen, wenn wir hier auf das Einzelne darüber eingehen wollten.

Kurz nach seiner Rückkehr aus Deutschland gab Lafayette seinem wohlgemeinten Philanthropismus schon eine mehr politische Richtung, welche sein unmittelbares Eingreifen in den Gang der Ereignisse vorbereitete. Der Proceß wegen der Halsbandgeschichte brachte die Geister in Gährung, und Lafayette ergriff diesen Augenblick, dem Siegelbewahrer, in Verein mit Condorcet, einen Plan zur Reform der Criminaljustiz vorzulegen, mehr, wie er selbst sagt (S. 156), um sein Gewissen zu beruhigen als in der Hoffnung irgend eines Erfolgs. Auch ging er damals schon mit dem Plane der Einrichtung von Provinzialständen in der Auvergne um, womit er vorzüglich Calonne, aber ohne Erfolg, plagte. Erst die Versammlung der Notabeln 1787 führte in dieser Beziehung zu einem erwünschten Resultate.

*) Leider findet sich nichts von dieser Correspondenz in der vorliegenden Sammlung.

(Der Beschluß folgt.)

Karl Lappe's sämmtliche poetische Werke. Ausgabe letzter Hand. Mit dem Bildniß des Verfassers. Fünf Theile. Rostock, Öberg. 1836. 16. 2 Thlr. 16 Gr.

Diese Sammlung ist die erste, welche Alles umfaßt, was der Dichter von seinen bisherigen Productionen, die seit 40 Jahren in Musenalmanachen, Taschenbüchern und einer Menge von Tagesblättern sehr zerstreut erschienen sind, aufbewahrt wünscht. Den meisten Lesern sammelt sich wol auf diese Weise zum ersten Male das Charakterbild des Dichters in einem Spiegel. Die einzelnen Lieder Hrn. Lappe's zeigten wol immer von einem Talente, das in bescheidener Begrenzung durch seine Anspruchslosigkeit gefällt; sie gewinnen aber offenbar durch ihre Zusammenstellung, weil sie das angenehme und getreue Bild eines ganzen Lebens widerstrahlen: zwar nur eines Stilllebens auf flachem Lande ohne Berge und Reben, mit sparsamen Blütenbäumen, von keinem großartigen Natureindrucke gehoben als dem zeitweiligen Ausblick auf die Ostsee, vom lieblichen Rügen oder einem ärmern Strande aus genossen; aber doch ist es das Leben eines Dichters, dem sich Alles in Gefühl und Bild verwandelt, und der in seiner Hütte des Familienglücks als ein solcher genießt und häuslichen Schmerz durch die Dichtung lindert, „integer vitae scelerisque purus". Keine Biographie, die uns das ausdrücklich sagte, begleitet diese Gesammtausgabe; eine solche läßt sich jedoch aus dem ersten Theile der Gedichte und den sparsamen Noten ohne Mühe zusammensetzen.

Karl Lappe ist am 24. April 1773 zu Wusterhausen in Pommern, wo sein Vater Prediger war, in der Nähe von Wolgast, geboren. Er verlor seinen Vater frühe:

Verweint, verwaiset, ging der zarte Knabe
Mit Muttersegen von des Vaters Grabe,
Auf Gott vertröstet, in die Welt hinaus.

Seine Knabenjahre verlebte er in der Stadt Wolgast unter dem Dichter Kosegarten, der damals Rector der dortigen Schule war, und schloß schon hier eine zärtliche Freundschaft mit Johann Christian Henning, der im J. 1820 als Syndikus seiner Vaterstadt Wolgast starb.

Schlaf wohl, schlaf wohl! du warst mir lieb
Und bist vorausgegangen,
Bis einst des Todes Sensenhieb
Auch an den Freund wird langen.
Schon Leben trennt, was Liebe band,
Zuletzt vereint die kalte Hand.
Schlaf wohl, auf Wiedersehen!

Auch auf der Universität zu Greifswald war Henning, den uns Lappe als einen kränklichen, aber talentvollen und für die Wissenschaft glühenden jungen Mann schildert, sein Contubernal. Im spätern Leben schrieb derselbe dem Dichter von Zeit zu Zeit poetische Episteln, die jedoch mit der Hypochondrie des Kranken immer düsterer wurden und auf deren letzte die Antwort in dem angeführten Nachrufe (S. 109 fg.) bestand.

Nach vollendeter Universitätszeit stand der Dichter fünf Jahre als Hauslehrer in Mecklenburg. Von dort aus sang er der Heimat zu (S. 162 fg.):

Dort, wo die baltischen Wellen
Den buntgedämmten Strand
Mit wildem Brausen umschwellen,
Ist meiner Heimat Land.
Von dir, o trautes, geschieden,
Verwaiset fühl' ich mich,
Und all mein Sehnen hienieden
Knüpft sich an dich, an dich!

— — — — — — —

Auf deinen blühenden Feldern,
Vom Meere nicht zu fern,
In deinen rauschenden Wäldern
Wie fiedelt' ich so gern!
Man zieht in Vaterlandsdüften
Den Athem doppelt süß,
Und nur auf heimischen Triften
Blüht noch das Paradies.

O, daß zum Bunde der Treue
Am ländlichen Altar
Sich einst die Holde mir weihe
Aus deiner Mädchen Schar:
Mit Glut im flammenden Blicke,
Mit Treu' in stiller Brust!
Ich nähr' am lächelnden Glücke
Der Vorempfindung Lust.

Wirklich kehrte er nach jener fünfjährigen Dienstzeit in die besungene und ersehnte Heimath zurück, sofern er dem Antrage seines alten Lehrers und Freundes Kosegarten zu Altenkirchen auf Wittow, dem nördlichen Theile der pommerischen Insel Rügen, Folge leistete und hier als Lehrer seiner Kinder drei angenehme Jahre verlebte (S. 141 fg.):

O du stille weiße Aue,
Du geheimes Uferland!
Wellentziehend schlingt die blaue
See um dich ihr magisch Band.
Keine Flur ist mir erschienen,
Kein Gefilde ward mir kund,
Wie, umthürmt von wilden Dünen,
Deiner grünen Tafel Rund.

Eignen Styls, ein Bild der Laune,
Strahlst du, kühnes Inselstück,
Tiefen Sinns, daß tiefer staune
Des beglückten Schauers Blick.
Auch die Schönheit hat Gemeines.
Du verschmähst ihr Alltagskleid.
Alles ward dir, weil dir Eines
Ward in Überschwänglichkeit.

Ragend stehn zwei kecke Hünen
Deiner goldnen Schwelle nah,
Sie zu hüten, dir zu dienen,
Hiddensee und Jasmund da.
Doch du selber trägst als Krone,
Unbelastet, ungedrückt,
Nur die herrliche Arkone,
Die dich prunklos edel schmückt.

— — — — — — —

O du Wunderreich der Klänge,
Wann der Meerflut Harfe wallt!
Wann mit Takt und Maß und Länge
Selbst die öde Welle schallt:
Linde jetzt, in Murmeltönen,
Grollend jetzt, wie Donner gehn,
Daß der Kreide Pfeiler dröhnen,
Und die Dünen Schonung flehn.

In diesem Liede erhebt sich der Geist des Sängers und verherrlicht das Erhabenste, was ihm seine nordische Natur zu bieten vermag, indem er mit Stolz ausruft:

Nein, so heil'ge Laute dringen
In kein mittelländisch Ohr!

Ähnliche Schilderungen aus Rügen finden sich im „Winterstrand" (S. 148 fg.), in dem Liede: „Die Liethe" (S. 152 fg.), „Inselheimweh" (S. 159), „Rückkehr des Insulaners" (S. 160 fg.), „Das Bad" (S. 167): lauter Lieder, die zu den anschauungsreichsten und empfundensten der Sammlung gehören. Der Verfasser verließ diese glückselige Insel im J. 1801, wo er als Gymnasiallehrer in Stralsund angestellt wurde. Aber die Erinnerung an Rügen erlosch nicht in seiner Seele. Noch spät, nach Kosegarten's Tode, singt er:

Der alte Schwan der Lieder,
Erstummt ist sein Gesang.
Doch in sein Grab hernieder
Steigt jeder neue Klang,
Die Asche froh zu regen.
Wer Rügens Lob erhebt,
Soll Dem ein Blümchen legen,
Der uns mit Ruhm umwebt.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Aberglauben in der Bretagne.

Kann die Leiche eines Ertrunkenen nicht gefunden werden, so gehen die Bewohner des Landstrichs Fréquin an das Ufer, die Verwandten des Gesuchten in Trauerkleidern. Diese werfen ein schwarzes Brot, worauf eine brennende Kerze steckt, ins Wasser, in der Meinung, daß das Brot dahin schwimmen werde, wo der Todte liege.

Kennt einer seinen Dieb nicht, so wirft er an einem Montag Morgen, noch nüchtern, Stücke Brot ins Wasser und nennt bei jedem den Namen einer Person. Der, bei welchem ein Stück untersinkt, ist der Name des Thäters.

Es gibt im Lande mehre wunderthätige Marienbilder, jedes mit einem Beinamen, zu denen man mit Vor- und Chorsängern wallfahrtet. Madame Marie de bon secours ist eine beliebte heil. Jungfrau, doch steht Notre Dame de la haine in noch größerm Ansehen; sie ist es, die den Dämon des Hasses vertritt, den ehedem die Celten verehrten. Der Dame des Hasses werden Gebete und Gelübde gebracht, damit sie dazu helfe, sich an den Feinden zu rächen und unbequeme Leute aus dem Wege zu schaffen.

An den heiligen Tagen geht es nach abgehaltenem Gottesdienste lustig zu; die Bretagner, ohne poetisch zu sein, lieben doch Tanz, Gesänge und dramatische Vorstellungen. In einigen Districten haben sie Volkstheater mit eigens dazu verfertigten Stücken, die zuweilen nicht in einem Tage endigen. Das Leben der vier Haymonskinder wurde in drei Nachmittagen hintereinander aufgeführt.

Man meint hier und in der Normandie, daß die Esel deshalb ein schwarzes Kreuz auf dem Rücken hätten, weil einer ihrer Brüder Christus den Herrn getragen habe.

Im Mittelalter waren Steinen und Metallen besondere Kräfte eingebildet: Smaragd verlieh Keuschheit, Achat Beredtsamkeit, Amethyst Mäßigkeit, Jaspis Macht, Onyx Schönheit, Sapphir Frieden; Korallen schützten gegen den Blitz; der Türkis, am Finger getragen, erblich, wenn der Geliebte untreu wurde, oder wenn dem Träger Falschheit und Hinterlist drohte; Chalcedon schützte gegen Einbildungen, Karfunkel gegen Gespenster, Katzenauge gegen Verfinsterung, Chrysolith gegen Leidenschaften, Sardonyx gegen Traurigkeit, Topas gegen Narrheit; echter Krystall zersprang, wenn Gift im Glase war. Der Glaube an diese Eigenschaften erhielt sich lange, so sehr auch die Erfahrung ihn widerlegte. 29.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 220. — 8. August 1837.

Mémoires, correspondance et manuscrits du général *Lafayette*, publiés par sa famille. Erste Hälfte. Erster bis dritter Band.

(Beschluß aus Nr. 219.)

Die Papiere, welche im nächsten Abschnitte über Lafayette's Antheil an den Versammlungen der Notabeln und der Provinzialstände in der Auvergne gegeben werden, enthalten nichts Neues. Dagegen gibt abermals die Correspondenz mit Washington in dieser Zeit über einzelne Punkte erwünschte Aufklärung. Wir erfahren daraus, daß Calonne wirklich dem Könige den Vorschlag machte, Lafayette in die Bastille werfen zu lassen, als dieser eine Untersuchung wegen der durch Verkauf oder Austausch zu Gunsten einiger begünstigten Familien stattgehabten Verschleuderung der Domainengüter verlangte. Diesen Schritt konnte man damals schon nicht mehr wagen; aber jedenfalls war seitdem der Bruch Lafayette's mit dem Hofe und, was beinahe wichtiger war, mit der diesem anhängenden Aristokratie entschieden, während Lafayette auf der andern Seite immer mehr der Held und die Hoffnung des Volks wurde.

Ich bin von der Provinzialversammlung in der Auvergne zurückgekommen — schrieb er am 1. Januar 1788 —, wo ich das Glück gehabt habe, dem Volke zu gefallen, und das Unglück, der Regierung in sehr hohem Grade zu misfallen. Das Ministerium verlangte eine Vermehrung der Einkünfte; unsere Provinz gehört zu der kleinen Zahl derer, welche nichts gegeben haben; sie hat sich darüber auf eine Weise ausgesprochen, welche man sehr übel aufgenommen hat. Die gegenwärtige Lage Frankreichs ist äußerst merkwürdig. Das Volk, dessen Stimmung ich Ihnen geschildert habe, rührt sich; die Gährung ist groß; aber zugleich ist auch Alles wieder mit Leichtfertigkeit und Liebe zur Ruhe gemischt. Die Parlamente überschreiten jeden Augenblick die Grenzen ihrer ursprünglichen Verfassung, sind aber des Beifalls der Nation versichert, wenn sie unter andern unvernünftigen Dingen so viel gesunde Politik haben, eine allgemeine Ständeversammlung zu verlangen. Die Regierung sieht die Macht der Krone sinken und möchte sie gern wieder dadurch heben, daß sie dieselbe mit einer gefährlichen Strenge übt; denn für dieses Jahr ist Geld genug da, wenigstens glaubt sie das. Was mich betrifft, so wünsche ich von ganzem Herzen eine Bill der Rechte und eine Constitution zu erhalten, und ich möchte, daß die Sache womöglich auf ruhige und für Alle gnügende Weise vollbracht werden könnte.

Diese letztere Äußerung beweist am besten, wie, und wir können sagen, wie unrichtig Lafayette damals noch den Sturm beurtheilte, welcher jeden Augenblick über Frankreich hereinzubrechen drohte. Sein Geist widerstrebte jeder gewaltsamen Lösung der gegebenen Probleme, deren ruhigen Ausgang man doch nicht vorhersehen konnte, und ähnliche Wünsche, ähnliche Stimmungen schob er in seiner Gutmüthigkeit auch dem Volke unter.

Die Dinge in Frankreich — schrieb er einige Monate später, am 25. Mai 1788 — nähern sich einer Krisis, deren günstige Resultate um so ungewisser sind, je weniger das Volk im Allgemeinen geneigt ist, zum Äußersten zu schreiten. „Freiheit oder Tod" ist nicht das Losungswort auf dieser Seite des Oceans. Da alle Classen mehr oder weniger abhängig sind, da die Reichen ihre Ruhe lieben, während die Armen durch Elend und Unwissenheit entnervt sind, so bleibt uns nur eine Hülfe, nämlich zu raisonniren und der Nation eine Art passives Misvergnügen oder Ungehorsam einzuflößen, welche die Leichtfertigkeit ermüden und die Plane der Regierung vereiteln können.

Mit solchen Begriffen, mit so unklaren Ideen über Das, was Noth that, ging Lafayette der Revolution entgegen, in welcher er, allen seinen Planen zu einer ruhigen Verwirklichung seiner Wünsche zum Hohne, so eine stürmische Rolle übernehmen mußte.

Mit dieser Revolution treten wir in die Periode seines Lebens ein, welche in jeder Hinsicht die wichtigste, aber auch eben deshalb die am meisten bekannte ist. Was uns von seinen Memoiren für jetzt noch vorliegt, umfaßt sie in achtzehn Abschnitten und einigen erläuternden Beilagen. Vorzüglich für diesen Theil können wir geltend machen, was wir oben im Allgemeinen bemerkten, d. h. er enthält wenig oder nichts Neues, zumal da eine der schätzbarsten neueröffneten Quellen, die Correspondenz mit Washington, für das erste Jahr ganz fehlt und in der Folge immer spärlicher fließt. Die vier ersten Abschnitte beziehen sich auf die Ereignisse bis zu den Octobertagen 1789, die Verhältnisse zwischen Bailli und Lafayette und die Verhandlungen über die Menschenrechte. Wir haben hier nichts über Ereignisse zu sagen, welche längst gekannt und theils durch sich selbst, theils und noch mehr durch die Zeit gerichtet sind. Unter Anderm wird hier die Thatsache bestätiget, daß Lafayette durch den Minister Montmorin schon vor dem 6. October der Antrag gemacht wurde, nicht nur die Stelle eines Connetable anzunehmen, sondern auch die Generalstatthalterschaft des ganzen Königreichs anzutreten. Bisher hatte nur Bouillé in seinen Memoiren davon gesprochen, da Lafayette selbst darüber stets das tiefste und discreteste Stillschweigen beobachtet

hat (Th. II, S. 297). Die Correspondenz aus dieser Zeit, welche die Herausgeber, wahrscheinlich aus triftigen Rücksichten, ohne Nennung der Namen der Personen gegeben haben, an welche sie gerichtet ist, hat nur wenig Werth und gibt keine neuen Resultate.

Die fünf nächsten Abschnitte betreffen die Octobertage und Lafayette's Verhältnisse zu dem Herzoge von Orleans, Mirabeau und den beiden Lameth. Die zwei hier mitgetheilten Erzählungen über den 5. und 6. October stimmen im Wesentlichen miteinander überein; Abweichungen betreffen mehr das Anekdotische derselben. Der 6. October und die darauf erfolgte Verweisung des Herzogs von Orleans nach England gab im Grunde auch die erste Veranlassung zu einer offenen Scheidung zwischen Lafayette, Mirabeau, den Lameth und ihren Freunden, die später jenen traurigen Charakter von Haß und Feindschaft annahm, welcher eine Aussöhnung zum allgemeinen Besten nicht mehr zuließ. Der zehnte, elfte und zwölfte Abschnitt führen uns bis zur Föderation von 1790, dem Höhepunkte der Macht und des Einflusses Lafayette's, und zugleich auch zum Schlusse des zweiten Bandes. Unter den in diese Zeit fallenden Briefen sind die an Mounier und Bouillé sowie die Denkschriften an Ludwig XVI. die wichtigsten, sämmtlich schon aus frühern Sammlungen bekannt. Auch findet sich hier wieder von Zeit zu Zeit ein flüchtiger Brief an Washington, dem Lafayette gern die innigsten Gedanken seiner Seele mittheilte. In einem Schreiben vom 17. März 1790, womit er ihm eine Zeichnung der Bastille und den Hauptschlüssel derselben als Geschenk überschickte, äußerte er unter Andern über die Revolution:

Alles zusammengenommen, wird diese Revolution, bei welcher man nur, wie einen Augenblick in Amerika, etwas mehr Energie auf Seiten der Regierung zu wünschen hat, die Freiheit in der ganzen Welt verbreiten, befestigen und blühen machen, und wir können uns jetzt mehre Jahre ruhig halten, bis eine Convention die Mängel verbessert, welche Menschen, die kaum dem Joche der Aristokratie und des Despotismus entgangen sind, noch nicht gleich jetzt bemerken können.

So stark war Lafayette's Vertrauen schon damals auf Das, was erreicht sei, und so wenig ahnte er Das, was die nächste Zukunft bringen sollte.

Der dritte Band beginnt mit zwei Abschnitten über die Föderation und die Verhältnisse Lafayette's zu den belgischen Patrioten, die zum Theil vor die Zeit der Föderation gehören. Es werden hier über die belgischen Angelegenheiten einige neue Documente gegeben, welche aber, da die Sache überhaupt zu keinem Resultate führte, von untergeordneter Wichtigkeit sind. Der funfzehnte Abschnitt umfaßt den Zeitraum von der Föderation bis zur Flucht des Königs am 21. Juni 1791, der sechzehnte sämmtliche auf diese Flucht Bezug habende Documente, und der siebzehnte die Zeit bis zum Schlusse der Nationalversammlung. Es wäre freilich schwer, über Ereignisse etwas Neues beizubringen, welche schon so oft und von so verschiedenen Seiten betrachtet worden sind. Das Verdienst würde hier eben nur in der Darstellung, in der schärfern Auffassung der Verhältnisse und gegenseitigen Beziehungen bestehen; ein Verdienst, auf welches diese Memoiren, welche nur Materialien geben wollen, gleich von selbst verzichtet haben. Es ist deshalb auch nur natürlich, wenn sie uns immer blos die eine Seite des Gemäldes zeigen, welches man hier vor sich hat. Wir vermissen namentlich eine schärfere Charakteristik der Stellung Lafayette's zum Hofe und zu seinen gefährlichsten Feinden, den Jakobinern, in dieser Zeit. Man braucht nur Marat's „Ami du peuple" gelesen zu haben, um einzusehen, was diese Stellung damals zu bedeuten hatte. Unter den in diese Zeit gehörigen Briefen sind abermals die für den Marquis von Bouillé die wichtigsten. Sie befinden sich aber sämmtlich schon in dessen Memoiren.

Gleichsam als Ergänzung zu den frühern Abschnitten folgen zwei von Lafayette selbst verfaßte Denkschriften. Die Eine, unter dem Titel: „Sur la démocratie royale de 1789 et le républicanisme des vrais constitutionnels" ist eine Art Rechtfertigung seiner Freunde und seiner selbst, welche Lafayette kurz nach seiner Gefangenschaft, noch während seines Aufenthaltes im nördlichen Deutschland, zu Ende 1798 aufsetzte. Ungefähr in dieselbe Zeit gehört auch die zweite, der bereits früher (in den „Memoires de tous", Th. 1) bekannt gemachte Brief Lafayette's an den Amtmann von Plön in Holstein, Hrn. v. Hennings, welcher einen Abriß seines ganzen Lebens bis zum Niederlegen des Commandos der Nationalgarde im October 1791 enthält. Eine dritte, recht interessante Abhandlung: „Des armées françaises sous l'ancienne monarchie et pendant les premières années de la révolution", welche Lafayette kurz nach dem Sturze Napoleon's schrieb, bildet den Übergang zu dem letzten Abschnitte dieser ersten Lieferung seiner Memoiren, welcher sein Commando der Armee des Centrums, seine Händel mit der legislativen Versammlung und den Jakobinern, die Flucht und die erste Zeit der Gefangenschaft enthält. Auch hier haben wir es wieder mehr mit Documenten als einer vielseitigen Auseinandersetzung zu thun. Über Einzelnes findet sich in diesem Abschnitte, einem der schwierigsten für die Beurtheilung Lafayette's, mehr Neues als in den frühern. In den Hauptsachen ist dagegen das Meiste nur Wiederholung.

Lafayette war nicht dazu gemacht, Stürme zu bestehen, die er, in dem unerschütterlichen Glauben an die Gesundheit des Volksgeistes, für unmöglich hielt und noch bis zum letzten Augenblicke abzuwenden gedachte.

Nach 15 Jahren voll Revolution — schrieb er am 22. Januar 1792 von Metz aus an Washington — war ich vortrefflich dazu gestimmt, die Annehmlichkeiten des Privatlebens zu genießen. Ich habe Ihnen von meiner stillen und angenehmen Zurückgezogenheit in den Bergen gesprochen, wo ich geboren bin. Hier, auf einer guten Besitzung, welche, vormals eine Herrschaft, jetzt in ein großes Landgut verwandelt ist und von einem englischen Landwirth, welchen ich mir zu meiner Belehrung kommen ließ, geleitet wird, befand ich mich glücklich in der Mitte meiner Nachbarn, die keines Menschen Vasallen mehr sind, und widmete meiner Familie die einzigen ruhigen Wochen, welche sie seit langer Zeit genossen hat, als die unsinnigen Rüstungen der Emigrirten und vorzüglich die Unterstützung, welche sie bei den benachbarten Mächten finden, die gesetzgebende Versammlung und den König veranlaßt haben, ein entschiedneres System anzunehmen.

Und einige Monate nachher, als die Gefahren schon drohender wurden, schrieb er während seiner Conferenz mit dem Ministerium zu Paris gleichfalls an Washington:

Die Gefahr ist für uns in dem anarchischen Zustande, welcher in der Unwissenheit des Volkes, in der ungeheuern Zahl der Besitzlosen, in dem zur Gewohnheit gewordenen Mistrauen gegen jede Maßregel der Regierung ihren Grund hat. Diese mislichen Verhältnisse werden durch übelwollende oder verkappte Aristokraten ausgebeutet; denn Beide stimmen darin überein, nur unsern Ansichten über öffentliche Ordnung entgegenzuarbeiten. Glauben Sie indessen, mein theuerer General, die übertriebenen Erzählungen nicht, die Ihnen zukommen werden, vorzüglich von England aus. Die Freiheit und Gleichheit werden in Frankreich erhalten werden, das ist gewiß; sollten sie aber doch unterliegen, so wissen Sie wohl, daß ich sie nicht überleben werde. Seien Sie jedoch versichert, daß wir aus dieser mislichen Lage durch eine ehrenvolle Vertheidigung und die Verbesserung unserer innern Verhältnisse herauskommen werden. Man hat noch nicht die Zeit gehabt, durch Erfahrungen zu prüfen, bis zu welchem Punkte uns unsere Verfassung eine gute Regierung geben kann. Wir wissen blos, daß sie das Volk wieder in seine Rechte einsetzt, fast alle Misbräuche abschafft, das französische Vasallenthum in Nationalität voll Würde verwandelt und den Menschen den Genuß der Rechte wiedergibt, welche die Natur ihnen gegeben hat und die Gesellschaft ihnen verbürgen soll.

Dies war Lafayette's Überzeugung, dies sein politisches Glaubensbekenntniß, seine Hoffnung wenige Wochen vorher, ehe ihn die Ereignisse so furchtbar enttäuschten. Mit dieser Enttäuschung, dem Anfange seiner Gefangenschaft, schließt einer großer Abschnitt seines Lebens. Vielleicht mochte er in der Folgezeit Augenblicke haben, wo er an Andern, an dem Gelingen seiner Sache Zweifel hegte. Unerschütterlich blieb auf alle Zeiten und unter allen Verhältnissen seine Treue gegen seine eignen Grundsätze, unantastbar die Reinheit seines Charakters, mit welcher er vom Schauplatze abgetreten war, und unvergleichlich der Edelmuth seiner Gesinnungen, die auf harte Proben gestellt worden waren. Eben dies gab ihm Muth im Unglücke, läßt seine Schwächen vergessen, bedingt sein ganzes übriges Leben, hat ihm die Achtung Aller, selbst seiner Feinde, gesichert und ihn überhaupt zu einer der eigenthümlichsten und merkwürdigsten Erscheinungen in der neuesten Weltgeschichte gemacht. Dies werden uns weiter die folgenden Bände lehren, von denen wir zur Zeit sprechen werden. 5.

Karl Lappe's sämmtliche poetische Werke. Fünf Theile.

(Beschluß aus Nr. 219.)

Während seines Aufenthaltes in Stralsund scheint er sich ganz nach seinem Herzenswunsche vermählt zu haben:

Der Zauber, der mein Herz umflicht,
Hat leise mich gebunden.
Ich suchte nicht, ich warb' dich nicht,
Ich habe dich gefunden.
— — — — — — — — —
Nun gehn wir froh der Liebe Pfad,
Stillfreudig, fromm, bescheiden.
Ein Band, das so umschlungen hat,
Kann nichts und nie zerschneiden.

Es wurden ihm hier mehre Mädchen und ein Sohn Edmund geboren. Indessen zerfiel nach zwölfjährigem Leben in Stralsund seine Gesundheit. Er hielt ein tödtliches Krankenlager aus, von dem ihm eine Nervenschwäche zurückblieb, die ihn in der Folge nöthigte, eine veränderte Lebensweise und die Landluft zu suchen. Im J. 1815 verlor er seinen erstgeborenen Sohn, der der einzige unter lauter Schwestern war. Ein rührendes Lied besingt (S. 89) den Tod des blondgelockten Knaben:

Geht, laßt ihm ungeschlossen
Der Augen heitres Blau!
Wie sanft hast du vollendet!
Auch nicht den Blick gewendet!
Kommt, Spielgenossen
Der Himmelsau!

Seine Stelle wurde durch zwei später geborene Söhne doppelt ausgefüllt. Im J. 1818 kaufte sich endlich der des Dienstes, wie es scheint, entledigte Sänger eine Meile westlich von Stralsund in dem Kirchdorf Pütte ein kleines ländliches Eigenthum. Zur Feier dieses Lebensereignisses ist „Das Lied von der Hütte" mit dem Refrain: „in Pütte", gedichtet, in der Art und Weise Béranger's, ehe dieser und seine Dichtermelodie irgendwo in Deutschland, gewiß auch nicht in Pütte, bekannt war. Da heißt es recht idyllisch:

Den Gärtner und den Bauer
Erquickt der reiche Gott.
Lieb Weibchen, keine Trauer!
Im Grünen geht es flott.
Gefällt dir nicht die Hütte
In Pütte?

Will's Gott, wir spinnen Beide,
Ein Ahnen sagt es mir,
Von heller Lebensseide
Noch manches Fädchen hier,
In unserer lieben Hütte
In Pütte.

Du Kranz, der mir geblieben, —
Der Schlafenden sind zwei —,
Ihr Muntern und ihr Lieben,
Du blühend Dreimaldrei,
Erfüllt mir meine Hütte
In Pütte.

Er warnt seine Kinder, die Hütte in Pütte nicht zu verkaufen, und fleht zu der furchtbaren, vom Orkan getragenen Wolkenlohe, sie zu verschonen. Sechs Jahre hielt dieses Gebet vor; aber am 10. März 1824 brannte das Haus ab, und der Dichter war mit seiner Familie obdachlos und zu einem völlig neuen Baue gezwungen. Aber auch dieses Bittre mäßigte ein sanftmüthiges Lächeln unter Thränen von der Sängerlippe, in dem „Heimruf an meine Kinder, als das neue Haus fertig war (Sept. 1824)" (S. 193 fg.).

Kommt nun wieder, kommt zurück
Aus dem Leide der Zerstreuung!
Ganz zu Asche brennt kein Glück,
Aus Zerstörung blüht Erneuung.
Unter Schutt und Trümmern lebt
Noch ein Keim, der aufwärtsstrebt.

Aus diesem tiefgefühlten Gedichte lernen wir sein Kinderhäufchen mit Namen kennen. Er zählt die Häupter seiner Lieben und ruft ihnen endlich voll Gottvertrauen zu:

Schlaft mir sorglos sicher ein,
Lernt Vertraun auf Mauern kennen.
Alles fest, wie Stahl und Stein,
Nein, ihr sollt mir nicht verbrennen.
Und ein Gott der Liebe wacht
Über uns in finstrer Nacht.

Von nun an wohnt er in hellen, hohen Stuben, wie kein Bauer in der Runde; die Buben wachsen, die Mädchen blühen, aus der Hütte ist ein Haus geworden. Allmälig nur, und nur am Leibe, schleicht dem Dichter das Alter herbei. In dem vielgesungenen, hier definitiv verbesserten Liede: „So oder so", ei-

nem der berühmtesten und besten Gedichte des Verfassers, heißt es (S. 12):

Jung oder alt! Was kümmern uns die Jahre!
Der Geist ist frisch, doch Schelme sind die Haare,
Auch mir ergraut das Haupt zu bald.
Doch eilt nur, Locken, glänzend euch zu färben,
Es ist nicht Schade, Silber zu erwerben.
Jung oder Alt!
Doch erst im Grabe kalt!

Endlich wird von der Poesie vorläufig ein resoluter Abschied genommen (S. 300):

Des Alters Frost gibt schlechtes Musenwetter:
Ich mag nicht mehr Poete sein.
In meine Handvoll kleiner Lorberblätter,
Ihr jüngern Freunde, theilt euch ein!
Ihr mögt im Leben schon und lachend mich beerben;
Nehmt, was ihr könnt, ich lob' euch drum.
Mein ehrlich Lied soll nicht an Schwindsucht sterben,
Klingt's nicht mehr lungenhell, so sei's freiwillig stumm!

Mit dieser Biographie glauben wir den Umfang und Werth der Idyllenpoesie des Verf. hinlänglich charakterisirt zu haben. Dieselbe erinnerte an Voß und Kosegarten, ohne daß sie jedoch die Härten des Erstern und den Wortpomp des Letztern theilte. Auffallende Ähnlichkeit hat auch Lappe's Bild, das den ersten Theil begleitet, mit Gestalt und Physiognomie des seligen Voß. In diesem ersten Theile sind die rein lyrischen Leistungen des Dichters zusammengedrängt, die auch seine besten sind. Nur selten verfällt er in die eigentliche Manier seiner Vorbilder, wie z. B. in dem sonst sehr hübschen Liede auf die Liethe (S. 153):

Der Kampfhahn hüpft auf triefendem Sand,
Die Schwalbe tändelt am Uferrand,
Und gaukelnd flattert am Regensturz
Der Distelfalter um Schwalbenwurz.

Unter die besten seiner Lieder gehören: „Der Blütenbaum" (S. 13), „Wohlverwahrt" (S. 20), „Die Wasserblume" (S. 40), „Bienenschwärmen" (S. 46), „Mondesrollen" (S. 70), „Badeseufzer des Kranken", der an Zuber's Statt sich das freie, wilde Bad des wellenschlagenden Meeres wünscht (S. 87), „Das Schiff" (S. 130, ein Gedicht, in welchem die ihren gewohnten Kreis überfliegende Phantasie des Dichters beweist, daß sie eine begrenzte, aber keine beschränkte ist), „Der Winterstrand" (S. 148), „Der Meth" (S. 174), „Decemberabend" (S. 209), „An Karsten" (auf den Tod einer hundertundzehnjährigen Frau in Pütte). Das einleitende Gedicht: „An meine Lieder", spricht den Gehalt der Poesie des Verf. besser aus, als eine Analyse es thun könnte, in den Worten:

Nicht hoch seid ihr geschrieben,
Doch tief seid ihr gelebt.
Und seid ihr wahr geblieben,
So muß euch Mancher lieben,
Der ähnlich kämpft und strebt.

Daß dies Letztere geschehen ist, beweisen zwei warme Grüße an den Dichter, die der Sammlung (S. 294 und 298 fg.) einverleibt sind.

Über die übrigen Theile müssen und können wir uns kurz fassen. Der zweite enthält zum Theil Ausländern nachgesungene Romanzen und poetische Erzählungen in einem jetzt und sogar schon zur Zeit, da der Verf. sie sang, verklungenen Tone. Wir erhalten unter Anderm Nachbildungen von Mickle, Rahbeck, Smart, Penrose, Storm, Baggesen, dessen lange Ballade (S. 92 fg.): „Die Tochter von Hiddensee", doch wirklich im echten Balladentone gedichtet ist und sich in diesem Theile sehr auszeichnet. Diesen Theil beschließt eine poetische Erzählung: „Miranda", in zwei Gesängen.

Der dritte Theil ist Gedichten in antiker Form und andern reimlosen Maßen gewidmet. Die „Edda" wird hier — in einer Alcäischen Ode besungen (S. 14 fg.), und bald darauf desgleichen die Tabackspfeife (S. 25 fg.) und die medicinische Gesellschaft in Stralsund (S. 32 fg.). „Der norwegische Vogelsänger" wird (S. 70 fg.) in Distichen, „Chinesische Liebende" werden (S. 73 fg.) in Hexametern aufgeführt. Auch die schöne „Wiwikasage", eins der frühesten Gedichte des Verf. (vom J. 1790), ist in dieser Form, doch glücklich und einfach behandelt (S. 93—99). Einen großen Theil des Buchs füllt Hieronymus Vida's bekanntes Schachspiel (S. 100—163) in sehr fließender Übersetzung, anmuthig zu lesen, hier und da durch jetzt verpönte metrische Licenzen (Daktylen wie: Zwischenraum, u. dergl.) störend.

Der vierte und fünfte Theil bildet eine Sammlung kleiner prosaischer Aufsätze, auch zum Theile Fremdem nachgebildet, und Märchen, Phantasien, Reflexionen, Alles in schlichtem und durchsichtigem Style, enthaltend. Die Behandlung hochnordischer Poesie erscheint hier freilich nach den neuesten Forschungen höchst unzulänglich. Dagegen gehören diejenigen unter diesen kleinen Aufsätzen, die sich auf die Heimat des Dichters beziehen, wie „Das Land Steinhagen" (Th. 4, S. 8 fg.), „Die Jungfrau von Stubbenkammer" (Th. 4, S. 13 fg.), „Kleine Örtlichkeiten der Provinz" (Th. 5, S. 55—65), „Entstehung des Dubberworths" (Th. 5, S. 88 fg.), „Baggus Speckin" (Th. 5, S. 90 fg.), „Warm und kalt aus Einem Munde" (Th. 5, S. 95 fg.), unter die anziehendsten der kleinen Sammlung; sie bewähren ihre Seelenverwandtschaft mit der Liederpoesie des Dichters. 33.

Notizen.

Im J. 1750 wurden 600,000 Centner Kaffee in Europa eingeführt, 1788 war bereits diese Einfuhr auf 1,500,000 Ctr. gestiegen. Im Norden überwog der Verbrauch des Thees den des Kaffees. Im J. 1730 wurden 3 Millionen Pfund Thee in den sämmtlichen Häfen Europas eingeführt, und im J. 1780 hatte sich die Einfuhr dieses Luxusartikels in dem Verhältniß von 12 zu 1 gesteigert, und von jener Zeit bis 1809 wuchs die Consumtion in dem Verhältniß von 11 zu 5. Im J. 1730 betrug die Einfuhr des Zuckers in Europa 1,450,000 Ctr. oder 240,000 Tons; 1815 aber 5,941,000 Ctr. und im folgenden J. 586,000 Ctr. mehr. Der Verbrauch des Tabacks ist gleichfalls sehr bedeutend in Europa und wechselt in den verschiedenen Ländern ungefähr folgendermaßen: in Frankreich kommt jährlich auf eine Million Einwohner etwa ein Quantum von 273,000 Pf., in England 845,000 Pf. In England werden von einer Million Einwohner 63,000 Hektoliter Branntwein und 135,000 Hektoliter Bier verzehrt. Der Werth des in England consumirten Biers belief sich 1831 auf 2,500,000 Pf. Sterl. Im J. 1827 wurden in Preußen 125,000,000 Quart Branntwein gebrannt. In Schweden war die Bereitung jeder Art von geistigen Getränken zu einer solchen Ausdehnung gelangt, daß für das ganze Jahr 1832 die Branntweindestillation verboten wurde. In Dänemark gibt es 3000 Branntweinbrenner, sodaß allemal einer auf 600 Einwohner kommt. Außerdem werden jährlich noch 80,000 Faß Branntwein eingebracht.

Aus ganz speciellen Berichten der „Philadelphia-Zeitung" vom 12. October 1836 ersieht man, daß von Nordamerika aus bereits vor dem dortigen Freiheitskriege ganz Europa mit Taback versorgt wurde, und daß, obgleich seit dieser Zeit in unserm Welttheil selbst, namentlich in Frankreich, der Tabacksbau sich beträchtlich gehoben hat, dennoch die Ausfuhr von Rauch- und Schnupftaback aus Nordamerika seit 1817 über das Dreifache gestiegen ist. Im J. 1835 wurde an Rauch- und Schnupftaback für 8,600,000 Dollars aus Amerika nach Europa geführt. Nach England allein (mit Ausnahme von Schottland und Irland) gelangte für 3,397,415 Dollars. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 221. —— 9. August 1837.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense. Zwei Bände. Mannheim, Hoff. 1837. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Der Titel dieser beiden Bände läßt auf eine etwas bunte Mannichfaltigkeit in der Zusammenstellung ihres Inhalts schließen. Die Erwartung, solche Mannichfaltigkeit dargeboten zu sehen, findet man beim Einblick in das Werk selbst sogar noch in höherm Grade bestätigt. Unter dem Ausdruck: „Denkwürdigkeiten", nämlich versteht der Hr. Verf. nicht blos Denkwürdigkeiten aus seinem eignen Leben, von denen er reichhaltige und interessante Bruchstücke im zweiten Bande gibt, sondern auch aus dem Leben fremder Personen, und zwar hier nicht blos durch von ihm abgefaßte biographische Berichte, sondern auch von jenen selbst herrührende Urkunden. Eine Reihe von Briefen J. E. Bollmann's, die eigenhändigen Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes J. B. Erhard und außerdem noch manches Urkundliche von verschiedenen Händen ist dem Abschnitte des ersten Bandes einverwebt, welcher die Überschrift: „Biographisches", trägt, und dessen eigentlichen Hauptinhalt allerdings biographische Skizzen und Andeutungen über Leben und Charakter verschiedener interessanter Persönlichkeiten von des Verf. Hand bilden.

Der übrige Raum der beiden Bände wird durch eine Reihe kleinerer und größerer kritischer Aufsätze über literarische Erscheinungen verschiedener Art, zuletzt noch durch eine Anzahl von Gedichten des Verf. ausgefüllt. Der größere Theil dieser sämmtlichen Mittheilungen erscheint hier nicht zum ersten Male gedruckt; aus verschiedenen Zeitschriften, Zeitblättern und Almanachen, literarischen und belletristischen, zum Theil auch aus selbständigen Werken sind die einzelnen Aufsätze aufs Neue zusammengestellt. So sind die Denkwürdigkeiten Erhard's früher von unserm Verf. selbständig herausgegeben, und der Abschnitt über Rahel in den Bruchstücken „Aus eignen Denkwürdigkeiten" bildete die Einleitung zu dem berühmten Buche, welches der Verf. als Denkmal seiner abgeschiedenen Gattin herausgegeben hat. Doch enthalten namentlich die eben genannten eignen Denkwürdigkeiten einige längere, so viel wenigstens uns bekannt, noch nicht im Druck schon früher veröffentlichte Abschnitte, die wir als eine neue willkommene Gabe begrüßen können.

Es steht nicht zu leugnen, daß sich gegen die Sitte solchen Zusammenstellens von Büchern aus einer Masse kleiner, in Inhalt und Form verschiedenartiger und bei den verschiedenartigsten Anlässen entstandener Aufsätze und kleiner Schriften mancherlei einwenden läßt. Dem Hange zu einer zerstreuten, unzusammenhängenden Lecture, der in unserer Zeit schon mehr, als es für eine gediegene Bildung ersprießlich sein möchte, verbreitet ist, und der durch Zeitschriften, Almanache und Bücher leichten Gehalts ohnehin nur allzu sehr genährt wird, geschieht durch dergleichen Sammlungen, dafern sich in denselben nicht ein ernster, in irgend einem Sinne auf ein Ganzes gehender Zweck bethätigt, unverkennbarer Vorschub. Es ist eine im Allgemeinen gewiß nicht unbillige Foderung, wenn man solchen Zweck, solche Richtung auf ein Ganzes und Eines von jedem schriftstellerischen Erzeugniß verlangt, und das Recht zur Existenz im höhern und vollern Sinne nur solchen Büchern zugesteht, welche sich von einer Richtung dieser Art durchdrungen zeigen. Wenn indessen von dieser Regel eine unbestreitbare Ausnahme zunächst zu Gunsten abgeschiedener Schriftsteller zugelassen wird, welche in der Gesammtheit ihrer, wenn auch noch so mannichfachen und heterogenen Leistungen vor dem Publicum erscheinen zu lassen, in vielen Fällen das entschiedenste literarische Bedürfniß ist, so halten wir allerdings auch dafür, daß es lebende Schriftsteller geben kann, durch deren geistige Eigenthümlichkeit die Berechtigung zu einer ähnlichen Ausnahme begründet wird. Solchen Schriftstellern unsern Verfasser beizuzählen und aus diesem Grunde von obigem Bedenken auf die vorliegende Sammlung keine Anwendung zu machen, vielmehr dieselbe in wesentlichen Bezügen als einen wahrhaften Gewinn für unsere Literatur zu betrachten, fühlt sich Ref. aus Gründen gedrungen, die er hier in der Kürze darzulegen nicht unterlassen will.

Der Verfasser dieser Bände ist bekanntlich schon von Göthe als einer jener vermittelnden Geister bezeichnet worden *), deren jede in eine Mehrheit verschiedenartiger Richtungen auseinandergehende Literatur so sehr bedarf, und die unsrige vielleicht mehr als irgend eine frühere oder gleichzeitige. Wir können jenem Ausspruche des großen, auch in der Beurtheilung individueller Anlagen so

*) „Ich zähle ihn zu Denjenigen, die zunächst unsere Nation literarisch in sich selbst zu einigen das Talent und den Willen haben." Göthe's Werke, Bd. 45, S. 282.

tiefblickenden und gründlichen Mannes jetzt, da Varnhagen's literarische Laufbahn reicher noch und entwickelter, als damals der Fall war, vor uns liegt, nur beipflichten, ja, indem wir ihn zu motiviren versuchen, ihn noch ausdrücklich steigern. Es dürfte nicht zu viel gesagt sein, wenn man, ohne die Bedeutung der einzelnen Leistungen des genannten Schriftstellers irgend überschätzen zu wollen, behauptet, daß derselbe in dieser wohlthätigen, ja unentbehrlichen Rolle grade jetzt so gut wie einzig dasteht und mehr als irgend ein Anderer der jüngern Generation als ein Vorbild, wenn nicht der eigentlichen Productivität in ihren einzelnen Zweigen und Richtungen, so doch jener allgemein literarischen Bildung und Gesinnung dienen kann, in der wir hinter mancher frühern Literaturperiode und auch hinter der gleichzeitigen Literatur der Franzosen und Engländer leider so sehr zurückstehen. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten, wenn man will zu den Sonderbarkeiten unsers nationalen Genius, daß eine Eigenschaft, die anderwärts eine Art von Gemeingut, fast ein nothwendiges Vorbedingniß jeder geistigen Auszeichnung bildet, unter uns eines nicht geringen Grades individueller Begabung und persönlicher Charakterkraft bedurfte, um sich in einem einzelnen Mann so darzustellen, wie dies in Varnhagen der Fall ist, der eben dadurch für unsere Literatur eine Bedeutung solcher Art gewinnt, dergleichen sich in andern Literaturen nicht wohl denken lassen würde, eben darum nicht, weil jenen ein solcher literarischer Charakter nicht in gleichem Sinne wie uns Bedürfniß ist. Ohne hervorstechende Productivität in einem der größern, sei es wissenschaftlichen oder künstlerischen Gebiete, hat sich unser Verf. durch die vielseitige Empfänglichkeit seines geistigen Sinnes, durch den Umfang seiner historischen und literarischen Kenntnisse, durch die Feinheit, Sicherheit und Kaltblütigkeit seines Urtheils, durch die harmonische Gediegenheit seiner ästhetischen, philosophischen und Weltbildung, durch die geschmackvolle Eleganz seiner Darstellung, endlich, wodurch dies Alles erst seinen rechten Halt gewinnt, durch den echten Freisinn und den bei aller Beweglichkeit und Vielseitigkeit charaktervollen Ernst seiner persönlichen Denkweise eine Stellung gewonnen, die leidenschaftlich aufgeregter Parteisinn zwar hin und wieder verkennen mag, die aber von den unbefangenen Zeitgenossen ihm auf die Länge gewiß nicht wird bestritten werden.

Wenn wir die Eigenthümlichkeit, die Varnhagen vor so vielen andern deutschen Schriftstellern auf gleichem Literaturgebiete so rühmlich auszeichnet, kurz und bündig mit einem Namen bezeichnen sollten, so wüßten wir keinen passendern dafür zu finden als Liberalität. Varnhagen ist der liberalste Schriftsteller, den wir unter den jetzt lebenden deutschen kennen, sowie unter den abgeschiedenen Großen unserer Literatur ohne alle Frage Göthe der liberalste, vielleicht, neben Lessing, der einzig wahrhaft liberale ist. Schon aus dieser Bemerkung wird man ersehen, wie wir dieses so vielfach gemisbrauchte Wort — nicht ohne Berechtigung meinen wir — in einem höhern und edlern Sinne nehmen, als den dasselbe heutzutage in dem Munde zum Theil der illiberalsten Menschen von der Welt gewonnen hat. Liberal im echten, edeln Sinne ist diejenige Gesinnung, welche in jedes Verhältniß nach außen, in jede Berührung mit Andern das volle Bewußtsein des fremden Werthes, der eigenthümlichen Berechtigung fremder Denk- und Handlungsweise mitbringt und, ohne darum den eignen Charakter oder die durch diesen Charakter gesetzte Tendenz aufzugeben, die Äußerung dieses Charakters, die Verfolgung dieser Tendenz durch jenes Bewußtsein allenthalben bedingen und modificiren läßt. Im Literarischen ist Liberalität ohne Geist und zugleich ohne umfassende Bildung undenkbar; der geistlose Verstand und ebenso die ungebildete Einseitigkeit der Fachgelehrten sowie, diesen gegenüber, nicht minder der, wahrhafter Gelehrsamkeit fremdgebliebenen Belletristen ist jederzeit mehr oder weniger illiberal, mögen Letztere noch so laut ihren Liberalismus im Munde führen. Freilich kann auch der Geist, wenn er in begrenzten Gebieten der Production auftritt, illiberal und ausschließend sich erweisen, doch wird dann fast jederzeit wenigstens einen Theil der Schuld die mangelhafte Bildung tragen, die dann übrigens in den meisten Fällen mehr den Culturverhältnissen im Allgemeinen als dem einzelnen Individuum zur Last fallen mag. Bei einer solchen Durchkreuzung der verschiedenartigsten, noch zu keiner reinen Harmonie geeinigten Strebungen und Bildungselemente, wie unsere gegenwärtige Literatur sie zeigt, wird auch bei günstiger Begabung für den Einzelnen immer eine eigenthümliche Geistesanlage, ein glückliches Zusammentreffen vielfacher und verschiedenartiger Bildungsmittel und eine ernste und kräftige Beharrlichkeit in Benutzung derselben erfoderlich sein, um zu wahrhafter Liberalität der Gesinnung und der schriftstellerischen Äußerungsweise gelangen zu können. Wo aber dies Alles wirklich eintritt, da wird der Werth einer solchen Erscheinung eben durch die Schwierigkeiten, die, um sie hervorzurufen, überwunden werden mußten, nothwendig gesteigert, und wir haben dann in ihr grade Das, dessen so in sich zersplitterte und mit sich selbst kämpfende Zustände eben bedürfen, ein Element der Einigung und der Vermittelung nicht nur der verschiedenen literarischen Tendenzen unter sich selbst, sondern ganz besonders auch, was fast noch von höherm Werthe ist, mit dem Leben, mit den Interessen und der Bildung der äußern Welt, der sie sich sonst in ihrer Einseitigkeit und starren Abschließung immer mehr entfremden und sogar entgegenstellen.

(Der Beschluß folgt.)

Reise in die Pyrenäen.

I.

Bordeaux, 17. Juli 1837.

Ich habe es in Paris sehr bedauert, daß ich mich drei Tage lang in einen Wagen von Laffitte einsperren lassen mußte, um nach Bordeaux zu reisen; dies hätte ich wol unterlassen können, denn die ganze Reise ging durch eine hundert Meilen lange fruchtbare aber uninteressante Ebene, daraus die Gegenden von Tours und Angoulême wie Oasen hervorragten und ein chevalereskes Lied von Feudalismus und italischen Jungfrauen widertönten. Das Land, welches man le jardin de la France nennt und davon es einen Rundgesang gibt, der

mit den Worten anfängt: „Au beau pays de la Touraine“, ist in Gemäßheit und in Folge des edeln Centralisationssystems, davor Deutschland die Götter der Politik bewahren wollen, das stillste und philisterhafteste Land von der Welt geworden. Keine Poesie außer Scribe's Vaudevilles, die aber in Tours selbst mit Gas beleuchtet werden; keine Industrie außer dem Kleinhandel mit Kähnen auf der Loire, die Wein und Cognac, Getreide und Vieh ausführen; keine Journalistik und keine Politik außer der pariser patentirten der Kammern und der Judenbörse, welche Deutschland aus der Geographie und Geschichte streichen und Albion, den Gargantua der Erde, für die Mutter der Civilisation und der Freiheit ausgeben.

Die Chouanerie, die sich weiland von Nantes und Bourbon-Vendée aus bis herüber nach Blois verbreitete, ist der Bewegung überdrüssig und raisonnabel philippistisch geworden; sogar die Ultraroyalisten alter und neuer Zeit haben aufgehört zu plündern, morden und bigot zu sein; denn es gibt allerwärts Freimaurerlogen, protestantische Tempel, deutsche Metaphysik und Weinessigfabriken. Der Essig von Orleans und Blois ist berühmter als ihr Wein, und der Kanal, genannt Orleans, wetteifert mit der Loire, ganz Europa mit diesem Sauerstoff zu versehen.

Die Franzosen sagen, es sei eine Schande, daß man das Innere ihres schönen Landes nicht mehr bereise. Ich bin damit gar nicht einverstanden, und ich gebe Jedermann, und so lange nicht hier für anständiges und pünktliches Fortkommen gesorgt wird, den guten Rath, keinen Schritt in Frankreich zu thun, wenn er ihm nicht schwer bezahlt wird. Die Pyrenäentour mit ihren Bädern ist Alles, was sich besuchen und genießen läßt, vorausgesetzt, daß man seine eigne Equipage hat, um bis nach Tarbes oder Bayonne und Perpignan zu fahren. Die Postmeister besitzen in der Regel keine Wagen, die Lohnkutscher existiren nicht, oder sie bedienen sich abgedankter pariser Kuckucke, und die Diligencen, welche je weiter von Paris desto schlechter und seltener werden, laden häufig mehr Kisten und Ballen als Reisende und werfen wenigstens alle Montage ein Mal ihre Ladung in den Chausseegraben. Ich habe innerhalb weniger Monate an die zwanzig solcher Umstürze mit erschwerenden Umständen in den Zeitungen gelesen, und es fehlte vorgestern nur ein Geringes, so hätte ich selbst eine sogenannte Nouvelle française bestiegen, die zweien Damen die Beine zerbrach und den Conducteur zerquetschte. Warum denn gibt es keine Wagenpolicei, die vor allen Dingen die Wagen selbst inspicirt und das unvernünftige thurmhohe Beladen derselben verhindert, wodurch das Gleichgewicht bei dem geringsten Anlaß gestört wird?

Aus Furcht, der Leichtsinn der Postillone könne uns Schaden bringen, erstand ich um erhöhten Preis von Orleans aus einen Platz im Coupé.*) Da ich auf diese Weise die Mitaufsicht übernahm und den Schirrmeister zuweilen corrigirte, weil er im Galop vom Pflaster fuhr und eine Handbreit am Graben vorbeirollte, so hatte ich Gelegenheit, meine Geduld übermenschlich zu üben. „Beruhigen Sie sich“, sagte der dirigirende Mann, als eben meine Nachbarin bei einem gewaltigen Ruck „ah Jesus“ ausrief; „beruhigen Sie sich, ich habe bereits achtmal umgeworfen und nie ein Unglück verursacht.“

In Italien und jetzt besonders in Spanien wird man auf ähnliche Weise assecurirt und von den Straßenräubern getröstet: „Non paura, Signor, siamo uomini di buon compagnia.“

Blois, das edle Blois, darin Ludwig XII. auf die Welt kam und der Herzog von Guise mit seinem Bruder Cardinal Angesichts Heinrich III. niedergemetzelt wurden; Blois, das im J. 1814 einen Augenblick die Regentschaft Maria Luise's beherbergte und früher durch die sogenannten états de Blois berühmt wurde: Blois ist in der neuen ledernen Departementalordnung, die alle historischen Namen allmälig der Vergessenheit übergibt und die Gegenden nach Bergen und Flüssen nennt, der pittoreske Sitz eines Telegraphen und eines Präfecten geworden. Beide nehmen den gothischen Palast des mittelalterlichen Bischofs ein und befehlen, wenn ich nicht irre, auch momentan dem Schloßkaplan von Chambord oder Millin, wo Franz I. Wappen prangt, Ludwig XIV. Böcke schoß und Napoleon zu seinem Liebling Berthier sagte: „Ce palais des tourelles qui n'existe plus a Paris, je vous en fais cadeau.“

Ich habe mich wirklich von Herzen gefreut in der Touraine, und ich will's nicht versäumen zu bemerken, ich fand darin einige Originalität im Aspect, der auf die Sitten und den Charakter einwirken muß. Blois ist nur die Ouverture des chevaleresken Gebiets; in Amboise findet man den Faden des Stücks mit den Schlössern und Burgen von Chanteloup, Chenonceaux und der Abtei Marmontiers, und in Tours die Entwickelung oder Katastrophe. Ein freundlicher Ort folgt dem andern, der Fluß mit seinen Ufern wird paradiesisch, die bekrönten Hügel, die Ruinen, die Thürme endigen nicht mehr.

Apropos, diese Thürme, haben sie vielleicht in Betracht ihrer häufigen Erscheinung in Schlössern, Kirchen und selbst Privatgebäuden der Gegend den Namen gegeben? Kommt das Wort Touraine her von der Redensart: la tour regne, die sich selbst dem Durchreisenden aufdrängt? Ich gestehe meine Unwissenheit in der Etymologie und die beiden traurigen Werkchen, die ich im Koffer habe, sagen zu derlei Dingen kein Jota und sprechen in Einem fort von pruneaux renommés, musée de peinture, fruits tapés, théâtre, haricots, société d'agriculture, palais d'evêque, fabrique de poudre und andern Dingen. Man sollte von Obrigkeitswegen den Schneidern und Professoren, die par ordre eines speculirenden Buchhändlers Handbücher für Reisende machen, das Metier verbieten oder sie zwingen, zuerst Stiefeln und Beinkleider zu nähen.

Das Departement von Tours heißt: Indre und Loire; wir verließen dasselbe, um querfeldein Poitiers aufzusuchen. Ich warf auf der Höhe jenseit des Flusses einen betrübten Blick nach dem Thale voll pittoresker Wohnungen und Troglodytenfelsen, daraus das berühmte Schloß Plessis la Tour — wieder ein Thurm — malerisch auftaucht und ernsthafte Worte von Ludwig XI. spricht, der sein Erbauer war und darin starb. Der Chronikenschreiber Gregor von Tours muß wol mit zu dessen Bewohnern gezählt werden, da er die größte und fast die einzige Celebrität der Gegend ist.

Tours ist mit Gas beleuchtet und jetzt eine ganz moderne Stadt, die mit ihrem Strombild kokettirt, weil sie keine Liebhaber hat. Ich bewunderte die grauweißen Gebirgsfelsen des Loireufer, die stundenweit zu Wohnungen gestaltet und nicht wie gewöhnliche Höhlen gewölbt, sondern elegant herausgebaut und mit mancherlei Gemächern versehen sind. Die Schornsteine dieser heterogenen Gebäude ragen wie Monumente aus den Gartenterrassen, die die Stelle der Dächer einnehmen, und ganze Reihen zierlich geschnitzter Fenster bilden die Fronte im Felsen selbst, indem dessen Vorderseite vertical abgeschnitten worden.

Zur Zeit des Bürgerkriegs bediente sich das Volk dieser Felsengemächer und schoß von den Anhöhen und aus den Fensteröffnungen der Gebirge auf die Truppen, die auf Strom und Landstraße operirten. Ich hätte dem landbauenden Völkchen ohne die Geschichte diesen kriegslustigen Geist nicht zugetraut, sah aber nun wol daraus, daß ich mich dem benachbarten Spanien näherte, wo die Sonne die Gemüther heizt und die extremen Temperamente sich berühren.

II. 19. Juli 1837.

Poitiers ist eine ekelhafte Bergstadt, die Gegend von Tours bis dahin eine gebildete Wüste, von einer einzigen breiten, vortrefflichen Landstraße durchschnitten. Ich fuhr Tag und Nacht, und so gelangte ich wohlbehalten endlich nach Angoulême, um plötzlich eine italienische, ja orientalische Hügelstadt mit zauberisch metamorphosirtem Klima und ganz anders gebildeten

*) Solchen Platz zu bekommen, ist jetzt ein Glück, da er oft acht Tage vorher belegt wird.

Digitized by Google

Menschen anzutreffen. Ich möchte die Einwohner von Poitou, die in der That zuerst die Reformation annahmen und lange englisch waren, Protestanten und Philister, die von Angoulême Katholiken und Faulenzer nennen. Ihre Häuser sind flach und mittäglich, außen schön, inwendig schmuzig; man bekommt ein italienisches Essen oder einen spanischen Pfeffer mit glühendem Weine, die Leute sehen wie Carbonari aus, treiben aber gar keine Politik, sondern blos Weinbau und Cognachandel. Merkenswerth ist es, daß die Weiber hier anfangen Männerarbeiten zu verrichten, etwas, das die Provinz wieder ganz vom Süden charakteristisch unterscheidet, denn sie spannen die Postpferde aus, gehen am Pflug und ziehen die Schiffskähne (der Dordogne und Charente), indem sie, wacker im flüssigen Elemente trabend, säulenförmige marmorne Schenkel freisinnig preisgeben.

Es gibt nicht leicht eine lieblichere pittoreskere Lage als eben die von Angoulême, die vielleicht nur durch die Nähe des Meeres und antike Ruinen zu verschönern wäre. Die Stadt liegt auf einem abgestumpften Hügel, der ein Vorgebirge einer niedrigen Kette und mehre Schluchten bildet, in denen die Stadtviertel auf eine höchst originelle und angenehme Weise versteckt werden. Terrassen winden sich majestätisch fort von Abend gen Morgen, und von diesen aus steigen und fallen die Straßen in die Vorstadt und die Altstadt, welche eine Art Kastell enthält. Man kann übrigens mit allen Fuhrwerken die mäandrischen Wege verfolgen, und man muß es fast, wenn man die Straße nach Bordeaux oder Paris fortsetzen will, die wie gewisse gekrümmte Flüsse siebenfach sichtbar ist.

In Angoulême sah ich wieder Pinien die Zinnen der Hügel krönen und die niedriggedachten Häuser schirmen, in Angoulême begegnete ich zuerst wieder feueräugigen rabenschwarzhaarigen Mädchen, die eine Art Mandoline kannten, aber keine Strümpfe, und Spitzen am Busen trugen. In Angoulême kostete ich einen Götterschnapps, vom besten Wein destillirt und 20 Jahre alt, und ich mußte Reisklöße essen und vor einem geputzten Bilde Halt machen, das Janhagel auf breiten Schultern trug. Iberien, wie weit noch habe ich zu dir?

Die Frauenzimmer hier kleiden sich wie alle Französinnen, aber sie tragen durchgängig ein buntes Tuch als Kaftan um die Schläfe, das sie sehr wohl zu drapiren und zu knoten wissen. Einige Lieues weiter, und die Landes beginnen mit ihren Steppen und Kapuzen, ein ganzes Volk, das auf Stelzen geht, ein Volk der Hirten, das nichts ißt als Schöpsenkeulen und nichts thut als Strümpfe und Jacken stricken. Die Engländer haben in der Gegend, ich glaube am Ausfluß der Gironde, bei dem Städtchen Royan, einmal eine Stadt besessen, die das miraculöse Unglück hatte, im Sande zu ertrinken, dergestalt, daß die Archäologen den Neugierigen noch jetzt die Kirchthurmspitze zeigen, die wie ein Spargel hervorguckt aus der Erde. Mein Cicerone nennt das Pompeji der Landes le vieux Soulac (ohne Zweifel sous lac oder Untersee); er hat aber den Kirchthurm nicht selbst gesehen. Es gibt eine andere archäologische Merkwürdigkeit in dem Kreise von Perigeux, die ihren Ursprung unter den Römern sucht und bereits vielerlei Büsten, Statuen und Mosaiken lieferte. Die Franzosen beuten aber ihre Alterthümer nicht aus, und die Bordelesen wissen ohne Zweifel einen Ballen Indigo und Kandis besser zu schätzen als die Rudera des Tempels eines Götzen, genannt Jupiter oder Hercules. Die Firma hat nur in Italien Curs.

Da ich jetzt in Bordeaux, also in dem Vaterlande des wärmsten und besten Getränkes bin, so versteht sich von selbst, daß mein Leichnam diesmal der Gefahr, gerädert zu werden, entgangen ist. Ich schlief von Angoulême aus an der Seite eines Rittmeisters außer Diensten, der auch eine Frau bei sich hatte, in Rußland und in Berlin war und gewaltig viel Cognac schnupfte, um den Staub zu bekämpfen, und ich gelangte mit Tagesanbruch an den Strand der Dordogne, die Bordeaux hier mit der Gironde nur ein paar Lieues hinter sich hat und groß wie ein Meerbusen ist. Eine fliegende Brücke, welche durch 10 Pferde, die wie in einer Roßmühle gehen, um das Tau aufzuwinden, getrieben wird, brachte uns in die Rebengefilde „entre deux mers", und somit nach Medoc, von dem uns blos die stattliche Girondebrücke trennte, die 18 Bogen hat. Bordeaux Mastenwald war kein londoner, aber er erstreckte sich doch ebenso wie dieser den Strom entlang, indem er die dahinter ausgebreitete lange Stadt mit ihren Thürmen bevorwortete. Ein herrlicher imposanter Anblick, der einstweilen eine dreimal so große Stadt als diese verspricht und Jedermann täuscht, der die Bevölkerung nicht kennt; sie beträgt nur 120,000 Seelen.

Bordeaux ist lang, aber schmal, es bildet einen Halbmond die Garonne entlang (der Name Gironde fängt erst unterhalb und nach Vereinigung mit der Dordogne an); es hat auf der rechten Stromseite ein freies Ufer, und in dem nahen schönen Gebirge ein vollständiges Frascati, ein Auteuil, dagegen das pariſische nur groß, aber unpittoresk und ärmlich erscheint. Alles verspricht Reichthum und Luxus, das Leben ist großstädtisch, durchaus frei, ja freier als in Paris, weil das Seewesen darin mitspielt.

Es war meine Absicht, mit dem Dampfschiffe den Strom hinab nach Schloß Blaye, der Herzogin von Berri Gefängniß, und von dort, Chateau-Margaux, Laffitte rc. vorbei, nach Royan und dem berühmten Leuchtthurme von Cordouan zu fahren, der auf einer Felseninsel in der Mitte des Meeres erbaut ist. Das Project ist aufgegeben, da ich derlei Dinge schon in interessantern Himmelsstrichen besah und beschrieb, und es mich gewaltig drängt, in den Pyrenäen umherzupilgern, Spanisch, Gascognisch und Baskisch zu hören. Übermorgen fährt ein Boot mit Dampf die Garonne hinauf nach Agen, um eine schöne spanische Fürstin mit ihrem Gefolge nach Bareges zu bringen; dieser Fahrt will ich mich anschließen. In Heinrich IV. Schloß Pau sehen wir uns wieder. Victor Lenz.

Notizen.

In Kasan gibt es acht Bibliotheken. Die Universität, dieser einzige und merkwürdige Lichtpunkt europäischer Wissenschaftlichkeit im nördlichen Asien, besitzt eine Bibliothek von 12,800 Werken, welche 25,900 Bände bilden und deren Geldwerth auf 214,714 Papierrubel angeschlagen wird. Sie besitzt außerdem noch 258 Handschriften in slawischer, hebräischer, arabischer und andern Sprachen. Sie wurde im Jahr 1807 gegründet, bestand damals aus 4022 Bänden und wuchs seitdem durch Schenkungen und Ankäufe zu ihrer gegenwärtigen Größe. Der Kaiser hat zu ihrer Vervollständigung außer der frühern Bibliothekdotation von jährlich 1000 Rubel noch 2500 Rubel jährlich angewiesen und ein Capital von 25,000 Rubel zum Geschenk gemacht. Die Universität besitzt außerdem noch eine besondere Bibliothek für die Studirenden, die aus 750 Werken, größtentheils Hand- und Hülfsbüchern, besteht. Die dritte Bibliothek gehört dem Gymnasium, die vierte dem geistlichen Seminarium. Die vier andern Bibliotheken sind Privateigenthum, und unter diesen zeichnet sich die des Prof. Erdmann durch ihre orientalischen Handschriften vorzüglich aus.

Die neueste Nummer der „Revue du Nord" enthält einen Aufsatz von Jules Paul über die Romantik und Kritik im heutigen Frankreich, der sich im Ganzen ziemlich verständig, im Einzelnen aber mit französischer Schwächlichkeit und Oberflächlichkeit äußert. Mehre der modernsten Literaturnotabilitäten werden darin auf gar arge Weise gelobhudelt. So heißt es: „Lamartine habe eine Poesie entdeckt, von welcher man im Alterthum auch nicht die leiseste Ahnung gehabt; eine Phrase, die sich im Original ganz absonderlich ausnimmt (Lamartine découvrait une poésie qui ne fut pas même soupçonnée par les anciens). Von Alfred de Vigny sagt der Verf., dieser habe sich der ganzen Form Walter Scott's bemächtigt und dahinein ein Werk gegossen, welches der schottische Dichter durch keines der seinigen erreicht habe. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 222. —— 10. August 1837.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 221.)

Diejenige Sphäre literarischer Leistungen, in welcher Varnhagen's Talent sich bisher der meisten Anerkennung zu erfreuen hatte, ist die der biographischen Darstellung und Charakteristik. Hier tritt jener ihm in so hohem Grade eigne, unter den Deutschen im Ganzen so seltene Sinn für das Individuelle, für persönliche Eigenthümlichkeit besonders günstig hervor; und da der Verf. mit diesem Sinne eine gleichmäßig auf die Interessen des öffentlichen und des Privatlebens, des Staates und der Literatur gerichtete Bildung und eine durch classische Studien aller Art gründlich durchgebildete, so anmuthige als gewandte, echt weltmännische Gabe der Darstellung verbindet, so hat es ihm nicht fehlen können, in dieser Kunst historischer Portraitirung der verschiedenartigsten den verschiedensten Lebensgebieten angehörigen Individualitäten eine Meisterschaft zu erreichen, die er jetzt wol mit keinem andern einheimischen Schriftsteller theilen möchte. Doch ist vielleicht sein Verdienst als Journalist, als Kritiker auf dem Gebiete der historischen und ästhetischen Literatur nicht geringer als jenes anzuschlagen. Er gibt hier das unter uns leider nicht eben häufige Muster einer wahrhaft liberalen Kritik, d. h. einer solchen, die nicht von abstracten, selbstgebildeten Principien und Foderungen ausgeht und diese als den einzig möglichen Maßstab an fremde Leistungen legt, sondern die von der Eigenthümlichkeit der Leistung selbst den Maßstab zu entnehmen weiß, nach welchem dieselbe zu beurtheilen ist. Auch hier ist es jener Sinn für das Individuelle, welcher das unsern Autor recht eigentlich zum Kritiker berufende Element ausmacht; das Bewußtsein des unablässigen Hinausgehens der lebendigen Individualität über alle abstracte, in Gestalt von Allgemeinbegriffen auftretende Principien und der höhern Berechtigung jenes Lebendigen gegenüber diesem Todten, welches letztere freilich, gleichviel in welcher besondern Gestalt, der Götze ist, dem bei uns die Meisten huldigen. Möglich, daß Varnhagen sich durch jenes Princip der Anerkennung des Individuellen etwas zu weit führen läßt, daß größere Strenge und mindere Duldsamkeit gegen Mittelmäßiges hin und wieder von seiner Kritik zu wünschen wäre. Niemals jedoch artet diese Nachsicht und Duldung bei ihm in Gesinnungslosigkeit aus; ein Loben und Geltenlassen der Art, wie in unsern kritischen Instituten nur zu oft vorkommt, welches aus Liebedienerei und Gleichgültigkeit gegen die Sache und aus Unvermögen zu eignem Urtheil entspringt, wird man ihm gewiß nicht vorwerfen können. Eine feste und entschiedene Überzeugung, die ein Allgemeines der Idee zu ihrem Inhalte hat, liegt allen seinen individuellen Urtheilen, mögen diese noch so Verschiedenartiges anerkennen und in seinem Werthe bestehen lassen, zum Grunde; in diesem Allgemeinen selbst ist für ihn die Nothwendigkeit des Auseinandergehens der individuellen Standpunkte und Leistungen enthalten. Daher bei ihm die vorherrschende Neigung zur Anerkenntniß von Allem, was nur in irgend einem Sinne einen positiven Gehalt zeigt; wiewol er auch in einzelnen Fällen sehr entschieden ablehnend und kämpfend aufzutreten weiß. Eben jene allgemeine Grundsubstanz seiner Denkweise, seiner ästhetischen und philosophischen, seiner socialen und politischen Überzeugungen selbst aber ist, wenn Varnhagen sonst in der Wahl der Gegenstände, die ihn vorzugsweise beschäftigen, und auch in der Eigenthümlichkeit seines darstellenden Talents eher sich dem Auslande zuzuneigen scheinen könnte, eine durchaus vaterländische und deutsche. Er gehört, wenn irgend einer unserer bedeutendern Schriftsteller nach dieser Seite hin durchaus jenem echt nationalen und doch zugleich im edelsten Sinne weltbürgerlichen Bildungskreise an, der sich seit dem Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts um die Heroen unserer Literatur, um das innerste Heiligthum deutscher Poesie und Philosophie herumgelagert hat.

Wie nun dieser eigenthümliche literarische Charakter unsers Verf. einer Sammlung der Art, wie die vorliegende ist, allerdings ein Interesse und eine Bedeutung zu geben vermag, dergleichen nicht jede ähnliche Sammlung auch von im Einzelnen vielleicht nicht minder schätzbaren Aufsätzen für sich würde in Anspruch nehmen können, bedarf keiner weitläufigen Auseinandersetzung. Es liegt in der Natur der Sache, daß ein Talent dieser Art nur in einer freien Mannichfaltigkeit von Leistungen verschiedenen Inhalts und verschiedenen Umfangs sich entfalten und nur in dieser Entfaltung die günstigen Wirkungen auf die allgemeine Bildung, die man mit Recht sich von ihm versprechen darf, erreichen kann. In diesem Bezuge durf-

ten wir schon die frühere Sammlung von ausführlichern, fast durchgehends dem historischen Gebiet angehörenden kritischen Arbeiten des Verf. mit aufrichtiger Freude willkommen heißen; die gegenwärtige, die eine noch größere Mannichfaltigkeit von Aufsätzen und kleinen Schriften aus dem Gebiete der ästhetischen und der Memoirenliteratur enthält und wahrscheinlich einen noch ausgebreitetern Eingang in das lesende Publicum sich verschaffen wird, dürfen wir gewiß in nicht geringerm Grade als Gewinn betrachten. Auch die dem ersten Bande einverwebten Bruchstücke von fremder Hand meinen wir nicht am unrechten Orte hier wiederzufinden; sie sind sämmtlich der Art, daß sie, obwol an sich nicht ohne eigenthümlichen Gehalt und Interesse, doch erst durch die beigefügten leitenden Bemerkungen des Verf. sich zu einem Ganzen abrunden, durch dessen anschauendes Verständniß wir uns belehrt und bereichert fühlen. So gleich am Anfange die brieflichen Denkwürdigkeiten aus dem Nachlasse Bollmann's, das umfangreichste Stück dieses Bandes. Der Verf. begleitet dieselben mit einer absatzweise dazwischengeschobenen kurzen Lebensbeschreibung und Charakteristik des merkwürdigen Mannes, der in die öffentliche Geschichte der Zeit nur zweimal, rasch vorübergehend und den Blicken der Meisten kaum bemerkt, und doch auf eine Weise eintritt, die jeden schärfer Aufmerksamen auf eine solche Notiz über das Ganze seines Lebens, wie wir hier erhalten, begierig machen muß. Die leitenden Bemerkungen des Verf. greifen hier so durchaus zweckmäßig in den Gang der urkundlichen Mittheilungen ein, wechselseitig sie erläuternd und belebend, oder von ihnen ihre Erläuterung und belebende Ausfüllung entnehmend, daß durch sie in gewissem Sinne jene Urkunden selbst zum geistigen Eigenthume unsers Verf. werden. Dem nicht minder vorzüglichen Aufsatze über Schlabrendorf sind mehr nur anhangsweise eine Reihe von Blättern, Sinnsprüche in Prosa und Versen von diesem gemüth- und charaktervollen Sonderling beigefügt, welche nur erst durch die vorangehende Charakteristik Verständniß und Interesse erhalten. Das Umgekehrte findet bei dem Artikel über Erhard statt; hier ist die mitgetheilte eigne Lebensbeschreibung des Philosophen unstreitig die Hauptsache; aber auch hier finden wir uns durch die theils einleitenden und bevorwortenden, theils abschließenden und ergänzenden Worte des Verf. wesentlich nicht nur in dem Verständnisse dieser einzelnen Persönlichkeit, sondern in der Art und Weise einer fruchtbringenden Anschauung und Betrachtung solcher Individualitäten und Dessen, was sich auf sie bezieht, überhaupt gefördert. Die Briefe, welche dem früher von dem Hrn. Verf. herausgegebenen Bande der Denkwürdigkeiten Erhard's beigegeben waren, sind hier weggelassen. Der Leser aber wird durch die Bemerkungen des Verf., wol nicht ohne Absicht, auch hier auf sie zurückgewiesen. Die übrigen Beifugen von fremder Hand sind an Umfang und Inhalt nicht von Erheblichkeit. Dagegen gibt der Verf. in diesem Hauptabschnitte des ersten Bandes noch mehr andere, zwar kurze, aber treffende und lehrreiche Charakteristiken: von Friedrich August Wolf, vom Kaiser Alexander von Rußland, von Fr. W. Meyern, Achim von Arnim, W. Nolte, Ludwig Robert, Wilhelm Neumann, Chr. Günther von Bernstorff, Angelus Silesius und Saint-Martin. Dann folgt ein zweiter kleinerer Abschnitt, welcher die Überschrift: „Göthe", trägt. Des Verf. hohe, aber durchaus besonnene und verständige Bewunderung des großen Dichters ist bekannt; sie verleugnet sich auch in den gegenwärtigen Aufsätzen nicht, die übrigens, außer einer Menge geistvoller und tiefgeschöpfter Bemerkungen, auch einige interessante historische Notizen über den Dichter selbst und über nahe ihn berührende Verhältnisse enthalten. Wahrhaft schöne Denkmale der warmen Liebe und Begeisterung unsers Verf. für den großen Mann sind unter Andern der briefliche Bericht über einen Besuch bei Göthe und die Worte, die er zur Begrüßung von „Werther's" funfzigjährigem Jubiläum sagt. Als ein kleines Meisterstück von Charakterschilderung ist uns das bei Gelegenheit des Briefwechsels zwischen Göthe und Schultz über Letztern Gesagte erschienen. Eckermann's „Gespräche mit Göthe" begleitet Varnhagen mit einer Reihe von Randglossen, die, weiter fortgesetzt, wie der Verf. gewiß mit leichter Mühe sie würde fortsetzen können, einen interessanten und belehrenden Commentar über das reichhaltige, zur nähern persönlichen Kenntniß des gefeierten Mannes so wichtige Buch geben würden.

Im zweiten Bande nehmen vor Allem die Bruchstücke „Aus eignen Denkwürdigkeiten" unsere Aufmerksamkeit und lebhafteste Theilnahme in Anspruch. Hier wird uns zuerst in einigen anmuthig idyllischen Scenen die Kindheit des Verf. vorgeführt. Dann folgen zwei ausführlichere Abschnitte, „Jugendfreunde" und „Die Universität" überschrieben. Wir finden hier den Verf. durchaus noch in einem Kreise, wo ideale und literarische Interessen vorwalten; frühzeitig entwickelt sich in ihm inmitten eines Kreises gleichgesinnter, zum Theil gleichfalls zu literarischer Notabilität gelangter Jugendfreunde der Trieb eigner Production, der in einem etwas wunderlichen gemeinschaftlichen Unternehmen sich seine Befriedigung sucht. Die Geschichte dieses Unternehmens (des von Varnhagen und Chamisso herausgegebenen „Musenalmanachs", später des Romans: „Die Versuche und Hindernisse") bildet eine Art von Mittelpunkt für jene beiden Abschnitte; weiterhin bilden einen solchen die Schilderung des reichen und geistig erregten Universitätslebens in Halle zunächst vor der Katastrophe, welche diese Universität durch die französische Eroberung erlitt, also in jener Periode, wo Fr. Aug. Wolf, Schleiermacher, Steffens dort als Sterne erster Größe glänzten und die geistige Tendenz des Zeitalters mit einer Energie und einem Erfolge, die in den Annalen des Universitätslebens zu den seltenen gehören, vertraten. Wir werden durch unsern Verf. in die Mitte jenes jugendlich begeisterten Strebens, in der er selbst sich befand, eingeführt; die genannten bedeutenden Persönlichkeiten und neben ihnen eine beträchtliche Anzahl anderer, die gleichfalls unser Interesse schon besitzen, oder für die es der Verf. zu gewinnen weiß, gehen nicht blos flüchtig an uns vorüber, und unser Blick weilt mit Freude und vielfacher

Belehrung bei diesem reichen und anziehenden Gemälde. Der hierauf folgende Abschnitt, „Rahel" überschrieben, ist bereits aus dem Buche, welches diesen Namen trägt, bekannt.

In einen ganz andern Lebenskreis versetzen uns die drei letzten Abschnitte dieser „Denkwürdigkeiten". Von diesen enthält jeder ein selbständiges, in sich abgeschlossenes Gemälde: die beiden ersten von einer auch sonst geschichtlich bekannten Begebenheit, der Schlacht von Deutsch-Wagram und des so unglücklich ausgefallenen Festes des Fürsten von Schwarzenberg zu Paris; der letzte eine Scene am Hofe Napoleon's, wo der Verf. uns als Augenzeuge Benehmen und Haltung des Kaisers bei einer Audienz schildert. Augenzeuge war der Verf. auch von den beiden vorher genannten Ereignissen; seine Schilderung derselben ist durchaus von dem Standpunkte aus gefaßt, den er selbst dabei einnahm, und wird eben dadurch zu einem belebten, individuell-charakteristischen Gemälde, vergleichbar den bessern dieser Art aus der französischen Memoirenliteratur, aber mit ungleich größerm Wahrheits- und Gründlichkeitssinne, als meist in letzterer zu herrschen pflegt, entworfen. Der Napoleon persönlich betreffende Artikel, der, gleichfalls für sich betrachtet, ein sprechendes, geistreich markirtes Bild gibt, kann, verbunden mit anderweiten Bemerkungen unsers Verf. über den Helden des Jahrhunderts, besonders mit den trefflichen Recensionen der Werke von W. Scott, Bignon u. A. in der frühern Sammlung, wesentlich zur Berichtigung des Urtheils über den ewig denkwürdigen Mann, welches im Allgemeinen, namentlich in Deutschland, noch immer zwischen unbegrenzter Bewunderung und leidenschaftlicher Verwerfung unsicher einherschwankt, dienen. Des Verf. Urtheil, wie über so manche andere geschichtliche und literarische Charaktere, so auch über Napoleon ist ein ebenso kaltblütiges und ruhig besonnenes als geistvoll und gründlich durchdachtes; wir dürfen es Allen, denen es um ein eignes, wohlbegründetes Urtheil über jene gewaltige Erscheinung zu thun ist, zur aufmerksamsten Beachtung empfehlen.

Diese „Denkwürdigkeiten" nehmen die erste, größere Hälfte des zweiten Bandes ein, die kleinere zweite wird von Kritiken und Gedichten ausgefüllt. Unter den Kritiken eröffnet auch hier wieder Göthe den Reihen; das treffliche Wort, welches der Verf. hier zum zweiten Mal (zuerst in den berliner „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik") über den vierten Band von „Dichtung und Wahrheit" spricht, ist unsers Wissens bis auf den heutigen Tag fast das einzige geblieben, in welchem sich eine liebevolle und dankbare Aufmerksamkeit auf das herrliche opus posthumum des unsterblichen Dichters ausgesprochen hat. Die übrigen kritischen Aufsätze beschäftigen sich mit einer großen Mannichfaltigkeit von Schriften aus den verschiedensten Literaturgebieten; sie sind meist kurz, aber, wir brauchen es nicht nochmals zu wiederholen, durchgehends gehaltvoll, belehrend und in jenem edeln, großartig liberalen Sinne abgefaßt, von welchem zu wünschen wäre, daß alle unsere Recensenten ihn dem Verf. ablernen könnten. Dieselbe edle Bildung sowie ein erregter poetischer Sinn und eine nicht unbedeutende Virtuosität der sprachlichen Behandlung gibt sich auch in den Gedichten kund, unter denen eine frühzeitig von dem Verf. verfertigte, sehr gelungene Übersetzung der Epigramme des Platon den Anfang macht.

Wir können nicht umhin, den Wunsch auszusprechen, daß der Verf. von Zeit zu Zeit noch ähnliche Bände den gegenwärtigen folgen lassen möge, wozu ganz besonders auch eine Fortsetzung der eignen Denkwürdigkeiten den reichhaltigsten und willkommensten Stoff bieten würde. 59.

Wissenschaftliche Nachrichten aus Dänemark.

Auf Veranlassung der von der Gesellschaft der Wissenschaften 1834 für das Classen'sche Legat aufgestellten Preisfrage: „Welche Hindernisse für das Vorschreiten des Landbaus liegen in den Naturalleistungen, Fuhren und andern ähnlichen Lasten, welche durch Anordnungen dem Landmann aufgelegt sind theils zum Besten einzelner Communen, theils zum allgemeinen Dienste des Staats, und kann es, wenn Vortheile und Nachtheile gegeneinander abgewogen werden, als mit dem Bedürfniß des Landes übereinstimmend angenommen werden, daß dergleichen persönliche Lasten, oder jedenfalls gewisse Arten derselben in Geldabgaben verwandelt würden? und endlich: wie könnte denn die Sache nach der verschiedenen Natur der Verpflichtungen auf die für den Landmann am wenigsten drückende Weise geordnet werden, ohne daß der Dienst des Staats oder das Bedürfniß der Commun dadurch einen Abbruch litte?" sind zwei Abhandlungen eingekommen, die eine mit dem Motto: „Et trofast Folk" (Ein treues Volk), die andere mit dem Motto: „Uden Orden kann Intet bestaae" (Ohne Ordnung kann nichts bestehen). Die erste dieser beiden Abhandlungen enthält größtentheils Bemerkungen über Gegenstände, welche nur in einer entfernten Verbindung mit der aufgestellten Frage stehen, wogegen man mit Hinsicht auf diese nichts als eine lose Darlegung der bekannten Gründe für das Wünschenswerthe der Aufhebung der Naturalleistungen findet. Sie kann also für den ausgesetzten Preis nicht in Betrachtung kommen. Die zweite Abhandlung ist zwar mehr in die Sache eingegangen, ist aber doch gar zu weit davon entfernt, eine so genügende Untersuchung aller hierhergehörenden Verhältnisse oder einen so von allen Seiten geprüften Plan zu enthalten, wie die Aufgabe darauf ausging hervorzurufen, um derselben den Preis zuerkennen zu können. Sie unterscheidet nicht vollständig und genügend die verschiedenen Arten von Naturalleistungen, welche nach den geltenden Gesetzen auf dem Landmann ruhen. Die Vorschläge, welche der Verf. gemacht hat, um den Landmann von den Ungelegenheiten, welche die Naturalleistungen mit sich bringen, zu befreien, kann man auch nicht zweckmäßig finden. Es scheint, als habe er sich durch einen misverstandenen Begriff von bürgerlicher Freiheit irre führen lassen, aus welchem Grunde er meint, es würde ein ungebührlicher Eingriff in Privatangelegenheiten sein, wenn die Naturalleistungen, welche einzelnen Staatsbürgern obliegen, durch ein Gesetz in Geldbeiträge zur Anschaffung von Bedürfnissen und zur Besorgung von Reisen und Arbeiten, welche jetzt durch jene Leistungen zum Bedarf des Staats oder der Commun zuwegegebracht werden, verwandelt würden. Dies ist jedoch gewiß das einzige Mittel, jenen Ungelegenheiten gründlich abzuhelfen. Man muß es für ausgemacht ansehen, daß die Durchführung dieses Princips (bei welchem es übrigens erkannt wird, daß einzelne Naturalleistungen eine Ausnahme nöthig machen) nicht blos die Last im Ganzen vermindern und deren gleiche Vertheilung möglich machen würde, sondern auch mit bürgerlicher Freiheit übereinstimmender ist als das Gebieten über die persönlichen Kräfte und die davon unzertrennliche Willkürlichkeit, welche die meisten Naturalleistungen mit sich bringen.

Digitized by Google

Die zweite für das Classen'sche Legat in demselben Jahre von der Gesellschaft der Wissenschaften aufgestellte Preisfrage: „Welche Mängel finden sich bei unsern ländlichen Communaleinrichtungen, und auf welche Weise könnte das Communalwesen sowol in den kleinern Gemeinden, den Kirchsprengeln auf dem Lande, als in den größern, den Ämtern, so geordnet werden, daß der Zweck sicherer und vollständiger erreicht und dem Misbrauch vorgebeugt, sowie ein größeres Interesse für diese Angelegenheiten und eine größere Bereitwilligkeit, die Lasten zu tragen, geweckt würde?" hat eine Abhandlung mit dem Motto: „Regi et populo", hervorgerufen. Wie der Verf. auf die Elemente einer Communalverwaltung, welche schon in der gegenwärtigen Ordnung der Dinge, nämlich in der Organisation des Schul- und Armenwesens, enthalten sind, keine Rücksicht genommen hat, so vermißt man auch einen klaren und sichern Begriff von Dem, was Communalsache ist, wogegen er durch und durch von Dem handelt, ja sogar sich vornehmlich mit Dem befaßt, was zu den allgemeinen Staatsangelegenheiten gehört, bisweilen auch mit Dem, was seiner Natur nach rein Privatsache ist. Ebenso vergeblich sucht man darin eine Entwickelung der Art und Weise, auf welche die Bewohner der ländlichen Communen, sowol der einfachen (Kirchsprengel oder Pfarreien) als der zusammengesetzten (Ämter), selbst die Männer zur Verwaltung ihrer Angelegenheiten wählen könnten, oder der Grenzen für die Mitwirkung und Oberaufsicht, welche dem Staate zufolge der genauen Verbindung, worin die Communen als Glieder des Ganzen mit ihm stehen, zukommt. Der ausgesetzte Preis konnte also dem Verf. nicht zuerkannt werden.

Von dem Justizrath und Bürgermeister Nettelmann ist eine gedruckte Schrift über das Communalwesen eingesandt worden. Es kann nicht geleugnet werden, daß sie eine Menge gesunde und brauchbare, auf historische Kenntniß und scharfsinniges Nachdenken gegründete Bemerkungen, das Communalwesen betreffend, enthält. Allein es ist insbesondere das Communalwesen der Städte, welches der Verf. ausführlich und mit Sachkenntniß behandelt hat, wogegen das, was er in Betreff der ländlichen Communen vorgebracht hat, wiewol keineswegs ohne Werth, doch weit davon entfernt ist, eine umfassende und ganz befriedigende Antwort auf die aufgestellte Frage zu enthalten. Dies müssen indeß die Censoren für eine nothwendige Bedingung ansehen, wenn sie bestimmen sollen, ob der Preis auch dem Verf. einer schon durch den Druck bekannt gemachten Schrift vergönnt werden könne. 119.

Der alte Sergeant. Leben des Schlesiers Johann Friedrich Löffler. Ein Beitrag zur Geschichte der Zeitgenossen. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wenn die vorliegende Biographie ein „Beitrag zur Geschichte der Zeitgenossen" genannt wird, so darf dies nur in einem sehr beschränkten Sinne genommen werden; denn der Sergeant Löffler kann ebenso wenig sich aus seinem Kriegsleben in Europa, Afrika und Amerika irgend einer That, die für die Geschichte der Zeit ausgezeichnet gewesen wäre, rühmen als der französische Sergeant Robert Guillemard, der doch wenigstens noch Das für sich hat, daß er den Admiral Nelson bei Trafalgar erschossen zu haben behauptet. Sonst hat unser Löffler viele Ähnlichkeit mit dem „jungen Feldjäger", den Göthe vor zehn Jahren durch eine zierliche Vorrede in die deutsche Lesewelt einführte und der auch einige Nachfolger hatte, die aber ebenso wenig als ihr Vorgänger trotz vieler Campagnen es zu einiger Auszeichnung oder Avancement hatten bringen können. Löffler war 1766 zu Schweidnitz in Schlesien geboren, wanderte dort als Tuchmachergeselle aus, weil er in der Heimat nicht bleiben wollte, und ward östreichischer Musketier. Als solcher diente er in Ungarn gegen die Türken von 1788—90, dann von 1792 an am Rheine und in Flandern gegen die Franzosen. Was er erlebte, haben Viele erlebt; für jüngere Leser dürfte die Beschreibung des Spießruthenlaufens ein ihnen Gott Lob ganz neues Bild sein. In Landrecy ward er kriegsgefangen, lebte nun einige Zeit in Frankreich und gerieth dann in Rotterdam, wo er als Tuchmacher Arbeit zu finden glaubte, in die Hände von Seelenverkäufern. Als holländischer Seesoldat verließ Löffler mit dem Ende des J. 1795 Europa, ward als solcher in der Saldanha-Bai von den Engländern gefangen und entschloß sich, wiewol ungern, bei ihnen Dienste zu nehmen. Nun ward Jamaica sein Aufenthalt für neun Jahre, wo er es sich bequem machte, eine Schwarze heirathete und eine Gastwirthschaft anlegte, bis sein Bataillon die Insel verließ und er sich von Haus, Gattin und Kindern trennen mußte. Dies geschah 1808. Bis 1814 diente er auf dem Cap und bestand manche Gefahren in den afrikanischen Wildnissen. Nach England zurückgekehrt, erhielt er 1817 seine Entlassung als englischer Sergeant und zugleich zur Abfindung die Summe von 208 Thalern für eine siebzehnjährige Dienstzeit. Die Sehnsucht zog ihn wieder nach der Heimat, wo er krank und arm 1819 ankam und von den Seinigen mit herzlicher Liebe bewillkommnet wurde. Aber die wieder aufgebrochenen Wunden, heftige Steinschmerzen und Augenleiden nöthigten ihn die ärztliche Hülfe in Breslau in Anspruch zu nehmen, wo er auch glücklich operirt und hergestellt wurde. Die Steinschmerzen rührten von der Eifersucht seiner schwarzen Nancy her, die, um vor seiner Untreue sicher zu sein, ihn in der letzten Nacht durch Einbringung einer elfenbeinernen Schnürnadel infibulirt hatte. Die Mildthätigkeit seiner Mitbürger fristete von jetzt an sein Leben, bis einige Freunde des Alten auf den Gedanken kamen, sich seine Lebensgeschichte erzählen zu lassen, um ihm von dem Ertrage eine lebenslängliche Pension zu sichern. Diese Lebensgeschichte, aus Löffler's scharfem Gedächtnisse und mit seinen eignen Worten treu niedergeschrieben, enthält das vorliegende Buch, das in Schlesien viele Theilnahme gefunden hat und sie auch wol in andern Gegenden hier und da finden wird, sei es auch nur um des menschenfreundlichen Zweckes willen. 7.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dr. Karl Christian Hille:

Die Heilquellen

in allgemein wissenschaftlicher Beziehung und deren zweckmäßige Benutzung.

Für Brunnen- und Badegäste bearbeitet.

8. Geh. 12 Gr.

Die Heilquellen

des Königreichs Böhmen und der Markgrafschaft Mähren.

Mit zwei Kärtchen und dem Plane von Karlsbad.

8. Geh. 20 Gr.

Diese beiden Schriftchen bilden das 1ste und 2te Heft des größern Werkes, welches der Verf. jetzt über sämmtliche Heilquellen Deutschlands und der Schweiz bearbeitet.

Die erstere Schrift enthält eine belehrende Darstellung der Mineralquellen und ihrer Benutzung als Heilmittel im Allgemeinen, und wird als Brunnen- und Badediätetik von jedem Curgaste mit Nutzen befolgt werden, während die zweite die Reihe der Monographien mit einer speciellen Beschreibung der böhmischen und mährischen Bäder eröffnet. Die beigefügten Kärtchen und Pläne werden sich als besonders nützlich bewähren.

Leipzig, im August 1837.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 223. — 11. August 1837.

Unsere gelehrte kritische Journalistik.

Seit dem März 1831, wo wir zuletzt in d. Bl. eine Musterung der kritischen Hauptinstitute anstellten, hat sich auf diesem Zifferblatte unsers Geisteslebens viel Bedeutsames ereignet, und wenngleich Ref. das Bewußtsein hat, daß er selbst seitdem anders sehen und hören gelernt, so sind doch die Thatsachen zu schlagend, als daß er sich fürchten sollte, an ihnen nur seine eignen Visionen zu betrachten. Zuerst, ihr meine „kritischen" Freunde, für deren Tugend und That ich mich damals begeisterte, gedenken wir des „Hermes", der wie Achilles sein kurzes ruhmvolles Jünglingsleben grade damals ausgehaucht. Das Blatt war vortrefflich, es wurde mit Sorgfalt und Gelehrsamkeit, ja mit Kunst geschrieben; warum mußte es zu Grunde gehen? Seine Aufgabe, in Collectivrecensionen den Fortschritt der Wissenschaften darzustellen, entrückte es zu sehr dem unmittelbaren Tagesinteresse, dies mußte den Kreis seiner Leser reinigen, aber auch nicht wenig ins Enge ziehen; sodann aber hatte es bei dem Fortschritt der Wissenschaften sein strenges Princip an der kritischen Philosophie, über welche selbst der Geist notorisch schon hinausgeschritten war. So mußten seine „letztesten Hauchesseufzer" ganz consequent Bestrebungen sein, das Hegel'sche System niederzuwerfen. Die Zeit des Kantianismus war erfüllt, das Hegel'sche Princip der Entwickelung aber war die Erfüllung Dessen selbst, was der „Hermes" foderte, der Fortschritt. So verzehrte dies treffliche Journal sich an seinem eignen Widerspruche, weil es einerseits den Fortschritt zum Princip hatte, andererseits grade in der Wissenschaft den Fortschritt von sich ausschloß, indem es sich in der kritischen Philosophie bornirte. Einige Jahre später begab sich denn auch noch ein anderes Blatt alten Styls zur Ruhe: die „Leipziger Literaturzeitung". Über ein Vierteljahrhundert hat der sanfte Geist leipziger Humanität und Allerweltsweisheit aus ihr geweht; aber wie ihre Idee nicht ihre eigne war, sondern vielmehr in der „Allgemeinen Literaturzeitung" wurzelte, so verlor sie zuletzt sich selbst und starb eines faseligen Todes. Die Kant'sche Philosophie verlor eben darum wenig oder gar nichts an ihr, und hätte nun all ihre Kraft, sollte man meinen, in die jenaische und hallische feste Burg concentriren müssen, um dem immer unverschämter hereinbrechenden Verderben eines neuen Zeitgeistes Einhalt zu thun. Beide Blätter nämlich sind eines Geistes Kind, des Kantianismus, und haben in dem gesunden Menschenverstande des großen Publicums ihren klingenden Boden, wiewol die „Jenaische Literaturzeitung" darum weniger, weil es sich nicht sehr lohnt, für sie zu schreiben, und daher auch bald die Mühe, sie zu lesen, eine nicht sehr dankbare geworden ist. Man wird auch nicht behaupten wollen, daß die „Jenaische Literaturzeitung" gegenwärtig noch das Interesse einer bestimmten Philosophie habe; sie würde ein solches haben, wenn sich irgend ein Philosoph für sie interessirte. Viel Landwirthschaft, einige längst veraltete Bücher, wie es trifft, dann einmal schöne Wissenschaften und ein wenig antiquirte Philologie, Alles wie Kraut und Rüben durcheinander, ohne Rücksicht auf das Bedeutendste, was die Zeit bewegt, ein wüstes, selbst- und geistloses Getreibe, dazu die schmuzigste Löschpapierphysiognomie, auf welcher seit 1831 auch keine einzige interessante Miene hervorgetreten — es gehört zu den Wundern unserer ungläubigen Zeit, daß dieses traurige Institut noch immer existirt. Aber weil eben der Zufall sein Princip ist, so denkt Jeder, es könnte doch mal was vorkommen; ja, Ref. selbst muß gestehen, daß er sich's fortdauernd ins Haus bringen läßt, nur um fortdauernd alle seine gelben Blätter herumzuwenden und es fortdauernd mit derselben Indignation in die Ecke zu schleudern; so viel thut die Möglichkeit. Außerdem wirkt in Deutschland bei vielen Leuten der Ruf einer gelehrten Firma immer noch nach, wenn sie auch längst schon ihre Zahlungen eingestellt; selbst das Prädicat: „Jenaisch", hat einen guten Klang, obgleich die Universität gar keinen Antheil nimmt an diesem wüsten Geist, der aus ihrem Kessel aufbrodelt.

Die einzige Getreue des alten knorrig soliden Kriticismus, dessen begeistertes Wiegenlied ihr mit so vieler Ehre und Gold gelohnt worden, ist die hallische „Allgemeine Literaturzeitung". Mit wahrhaft rührender Standhaftigkeit hängt sie an dem Alten, auf den Alles unbarmherzig losschlägt, und weil sich die Zahl ihrer Abnehmer durchaus noch nicht vermindert hat, so verdichtet und befestigt sich ihre Treue nur. Die modern scheinenden Recensionen des jüngern Fichte sind gegen den Erbfeind, die Hegelei, gerichtet; so haben sie sich eingeschmuggelt, obgleich sie, mit ungeheuerer Rücksichtslosigkeit von der soliden Verständigkeit dieses Blattes loslassend, in phan-

Digitized by Google

tastische Speculationen verfallen, ja sogar solche verbotene Bücher zum Gegenstande nehmen. Aber dies ist nicht der einzige Punkt, in dem die alte Dame sich jung zu malen strebt; das Bedürfniß nach einer gewissen Vollständigkeit bei immer anwachsendem Material brachte ungeheuere Übersichten hervor, die an einer Korallenschnur von Büchertiteln durch ganze Wissenschaften liefen, sodaß man hier nun erfahren konnte, was in jedem Fach zu einer vollständigen, und zugleich was zu einer gewählten Bibliothek gehört. Nach einem Princip der Entwickelung jeder Wissenschaft gingen diese Übersichten nicht, was denn auch unbequem für die Herren Mitarbeiter und zugleich gegen den rein gelehrten Zweck des Blattes gewesen sein würde, für welchen die Wissenschaft nur eine wachsende Lawine, kein Organismus ist. In diesem Conglomerativsystem altfränkischer Collectaneengelahrtheit hat eben das Blatt seine Solidität; die Hauptwissenschaft besteht daher in der Philologie, nicht als der Liebe zum λόγος, den Jeder von Natur habe, sondern in der Liebe zu dem hier und dort Gelesenen, was man sodann im Gedächtniß oder auf dem Excerpt als extrahirten λόγος anderer Gelehrten aufbewahrt. Die Recensionen in diesem Sinne haben einen lexikalischen, einen Noten und Ergänzungen beibringenden Charakter, eine jede sucht die Lawine der Gelahrtheit durch einige Schneeflöckchen zu fördern, kann aber „aus Mangel an Raum" doch immer nur „Proben" aus dem Schatzkästlein geben, welches der Recensent zu Hause hat und nächstens als eignes Buch drucken lassen wird, hier aber nur als ein guter Probenreiter kosten läßt. Diesem ihrem soliden Charakter ist die „Literaturzeitung" in den Übersichten, die darum furchtbar nützlich, wenngleich mehr zum Nachschlagen als zum Lesen sind, nicht ungetreu worden; so vereinte sie ihr Princip mit der einreißenden Foderung nach Vollständigkeit, grade wie sie in der Philosophie ihrem anti-Hegel'schen Princip treu und dennoch nicht ganz altfränkisch blieb. Es ist auch nicht zu leugnen, daß selbst diese philosophische Jugendlichkeit eine Rückkehr zu der alten Kant'schen Unbegreiflichkeit der Wahrheit ist, sodaß alle Überspanntheit und scheinbarer Geist dennoch in Wahrheit nüchterner Verstand, also richtige kritische Philosophie ist. Diese lederne Wahrheit, die auch der Schuster, der kein Jakob Böhme ist, sondern nur für die Redaction der „Allgemeinen Literaturzeitung" arbeitet, ohne Weiteres in Besitz hat, und welche zum allgemeinen Bewußtsein gewordener Kriticismus ist, würde dem Blatte sein Interesse rauben, wenn man ihr zu viel Raum gestattete; in ihm herrscht daher die Philosophie keineswegs vor, die hat es hinter sich, und seine große Aufgabe ist vielmehr die, unmittelbar an den Genuß der im deutschen Vaterlande zerstreuten Collectaneen gewiegter Gelehrten von altem Schrot und Korn zu gehen. Die Redaction ist ebenfalls nicht jung und hat kein einiges Bewußtsein, sondern eine collegialische Form; aber in dem soeben ausgesprochenen soliden Princip dürften die Herren so ziemlich übereinstimmen. Das historische Wissen und der zum Stockfisch des gemeinen Vorurtheils ausgedörrte Kantianismus sind daher ohne bestimmt ausgesprochenes Bewußtsein das Panier dieses bisjetzt wohlbegründeten Blattes, welches in seiner Gründlichkeit des endlichen Wissens einen wohlbegründeten Ruf und in seiner Nüchternheit des Philosophems eine Bürgschaft des Bestehens hat, zumal da es, wie gesagt, nicht sowol zum Lesen als zum Nachschlagen dienen soll und daher von vielen Pastoren, Landstädtlern und sonstigen auf der Universität gewesenen Leuten theils der Ehre wegen, theils für ein mögliches Bedürfniß gehalten werden muß, ohne daß damit gesagt sein soll, man interessire sich für seinen langweiligen Inhalt. Die Theologie ist der Rationalismus, wie er auf dem blauen Umschlage gedruckt steht, nebst der Philologie, wie sie diesen Musensitz berühmt gemacht hat und noch macht, und als neuerlich Strauß unbequem wurde, goß ihm Einer den zähen Syrup seines streng-historischen Standpunktes über das frevelnde Haupt und die mythisch forschenden Wimpern.

Eine große Revolution steht dem Blatte bevor, wenn der Rationalismus, was doch mit der Zeit geschehen muß, ausstirbt, und dann etwa Tholuck noch lebt oder ein anderer Frommer, die ohnehin sehr populair sind, ans Ruder käme. Eines bestimmten Charakters ermangelt die Jurisprudenz, wenn man ihre Bestimmtheit nicht eben in die Unbestimmtheit setzen und dahin etwa die Negation des Speculativen rechnen will, wobei dann freilich die ganze Breite des Historischen von der Geistigkeit der Schule dieses Namens bis zur Dürrheit nur privatrechtlicher Abstractionen offen bleibt. Ganz übel steht es ums Ästhetische. Die gute alte Zeit, wo die Poesie dominirte und Männer von „Geschmack" und Geist mit ihren Recensionen das Blatt berühmt machten, ist vorüber; wer ist jetzt wie Schiller und Göthe, und wer kümmert sich um die Legion der heutigen Ephemeriden? Ganz freilich darf die Columne nicht ausfallen; kleine Viertelsspalten schleppen daher wie den Hund am Strick von Zeit zu Zeit einen armen Sünder von Poeten herein, „schlecht" oder „leidlich" wird ihm abwechselnd vor die Stirn geschlagen und „Schattens Träume" sind Poeten. Das Publicum liest derweilen die jetzt grassirende Humor- und Selbstnegirungspoesie, mit welchem Recht — das bleibt ihm überlassen; die Opposition der übergeschnappten Tieckianer in der Genialität der Ironie und in der Ironie der Sittlichkeit, welche heutzutage einen Anstoß daran hat, daß der Roman in die Ehe auslaufen sollte, kurz die Jagd nach einem neuen Geist, welche nicht ohne Form und Beifall geführt wird, existirt zwar, ist auch sehr bedeutend, aber — „das Suchen und Beurtheilen des Princips dieser Bewegung mögen doch Die übernehmen, welche sich gern die Finger verbrennen, oder die es juckt mit der Nase in den Bienenschwarm zu fahren. Und außerdem ist es noch die Frage, ob der ganze Kram überhaupt ein Princip hat." Ref. kann sich die Unbequemlichkeit, welche das neue Wesen verursacht, lebhaft vorstellen, und er hat eine Vision, worin er die hallische „Literaturzeitung" statt aller weitern Kritik folgende verzweifelte Distichen recitiren hört:

Platen und Voß, sie schufen, des Wohllauts fertige Meister,
Verse, man hatte für Lob, hatte für Tadel sein Maß;
Schiller und Göthe sodann, selbst waren sie Regel der Dichtung,
Jedes Werk Poesie: war es, so war's recensirt;
Aber in jetziger Zeit, wer soll das Gesindel beherrschen?
Versificirt nach Gelüst, dichtet wer weiß ob mit Recht!

Merkwürdig ist uns nur gewesen, wie sich die wirklich interessante Recension über Bettina in die „Allgemeine Literaturzeitung" verlaufen hatte, weswegen denn nun auch Alles begierig über das sonst plastisch-ruhig daliegende Blatt herfiel. Wir dachten an den Tag der Auferstehung, aber es war vorbei wie der Altweibersommer.

(Der Beschluß folgt.)

Dr. Milligen's „Curiosities of medical experience".

Unter obigem Titel hat Dr. Milligen ein medicinisch-anthropologisches Werk von der Art herausgegeben, welche die englische Kritik als „desultory works" bezeichnet. Die in demselben abgehandelten Objecte sind die verschiedenen Phänomene der pikantesten körperlichen und seelischen Leiden, Übelstände, Idiosynkrasien u. s. w., mit Rücksicht auf ihren Ursprung und auf die in Betreff ihrer stattfindenden Theorien. Da es hier besonders auf Beispiele und einzelne Belege ankam, so bilden die Anekdoten eigentlich das Hauptmoment dieses desultorischen Büchleins, die ihm denn auch ein ziemliches Maß von Lebendigkeit und Anziehungskraft verleihen. Dergleichen sind über alle Arten menschlicher Gebrechen, Absonderlichkeiten, Abnormitäten u. s. w. eine Menge beigebracht, sodaß man das Werkchen, eben nicht anders als der Verfasser es gethan, als eine Curiositätensammlung der menschlichen Natur überhaupt bezeichnen kann. Von wissenschaftlicher Bedeutsamkeit kann bei einem so populairen Zwecke natürlich weit weniger die Rede sein; es war dem Verf. ja nicht um eine Geschichte der Medicin (obgleich unter Anderm auch über die Homöopathie mancherlei geäußert wird) oder um eine rationelle Anthropologie zu thun, vielmehr nur um eine ansprechende Blumenlese aus dem weiten Bereiche der menschlichen Leibes- und Seelenzustände, insofern sie unter einen allgemein-medicinischen Gesichtspunkt befaßt werden können. Daher kommt es denn, daß wir hier von menschlichem Raritätenwesen aller Art zu lesen bekommen, von melancholischen, hypochondrischen, verrückten und anderweitig destruirten Leuten, von Trunkenbolden und Vielfressern, von Zwergen und Riesen, von dicken und magern Personen, von Abergläubischen, Enthusiasten und Sonderlingen, von der Körperlänge der Patriarchen und von der Körperschwäche der heutigen Generation, von physisch-ungeheuern Kindern, die als Kinder schon Kinder zu zeugen fähig waren, und von armen Teufeln, die, wie Karl Moor sagt, zu ihrer Leibesstärkung stets eine gutgefüllte Dose mit Schnupftaback nöthig haben u. s. w.

Heben wir nur einige Kleinigkeiten aus, um zu zeigen, wes Geistes Kind dies Büchlein sei.

Höhe der Erzväter und respectiven Erzmütter des Alten Testaments: Ein ganz unfehlbarer Philosoph belehrt uns, daß Adam's Leibeslänge 123 Fuß und 9 Zoll betrug, Eva's 118 Fuß, 9 Zoll und 3 Strich; Noah, der vor- und nachsündflutliche Mann, 20 Fuß kürzer als Adam; Abraham im Ganzen nur 28 Fuß, Moses nur 13, und Hercules gar nur 10 Fuß. Demnach war Hercules, unter dem wir uns das größte physische Kraftgenie vorzustellen gewohnt sind, das die Erde trug, in der That nur ein halbes neugeborenes Kind gegen Adam, und ein einziges Haar von Adam's Bart war länger als der Halbgott, der den Stall des Augias säuberte und vor welchem Cerberus selbst Respect hatte.

„Juvenile monsters", das sind mit andern Worten solche menschliche Wesen, bei denen die Männlichkeit schon im Säuglingsalter erscheint. Einen solchen Fall höchst wunderbarer Mannbarwerdung erzählt ein altes Flugblatt, das den Titel führt: „Prodigium Willinghamense." Dies handelt nämlich von einem merkwürdigen Knaben, der zu Willingham unweit Cambridge geboren, und auf welchen, als er gestorben war, folgendes Epitaph errichtet ward: „Steh', Wanderer, und erstaune, denn wisse, hier liegen die Überreste von Thomas, dem Sohne von Thoms und Margaret Hall, welcher in einem Alter von noch nicht einem Jahre schon alle Zeichen der Mannheit an sich trug, der in seinem dritten Jahre beinahe vier Fuß hoch war, ausgezeichnet durch außerordentliche Körperkraft, ein großes Ebenmaß der Glieder und eine erstaunenswürdige Stentorstimme. In seinem sechsten Jahre starb er mit allen Kennzeichen greisenhafter Abgelebtheit." Die gedruckte Nachricht von diesem merkwürdigen Knaben rührt von Mr. Dawker, einem Wundarzte aus St.-Ives in der Grafschaft Huntingdon, her, der denselben nach seinem Ableben beaugenscheinigte und alle Zeichen des Greisenalters an ihm wahrgenommen zu haben behauptet. Dieser Fall erinnert an den Knaben von Salamis, dessen Plinius gedenkt, der vier Fuß hoch war und im dritten Jahre die volle Pubertät erlangt hatte. Auch Kraterus, der Bruder des Antigonus, spricht von einem solchen Knaben, der innerhalb seiner sieben Lebensjahre Kind, Jüngling, Mann, Vater, Greis und endlich Leichnam war.

Ad vocem Vielfresser finden wir mancherlei. Der Ovid'sche Erisichthon, der Thasier Theagenes und Milo von Kroton sind bereits etwas fabelhafte und verbrauchte Persönlichkeiten; allein nachverzeichnete Heroen in dem Genre der Gefräßigkeit dürften vielen Lesern neue Bekanntschaften sein. Vopiscus berichtet, daß ein Mann vor den Kaiser Maximilian gebracht worden sei, der nach Verzehrung eines ganzen Kalbes starken Appetit zeigte, auch noch ein Schaf zu verschlingen, woran man ihn jedoch verhinderte. In Indien gibt es heutzutage noch gefräßige Tagediebe, die das Verzehren eines Schafs als Kunstschaustellung produciren. Dr. Böhmen aus Wittenberg wohnte der Vorstellung eines solchen Polyphagen bei, der seine Mahlzeit mit einem rohen Schaf begann, worauf er ein paar Truthühner setzte und mit 60 Pfund Pflaumen, zusammt den Kernen, beschloß. Bei einer andern Gelegenheit verzehrte er zwei Bushel (oder 48 berliner Quart) Kirschen, nebst den Töpfen, in denen sie befindlich waren, zum Magenschluß aber noch diverse Ofenkacheln. Als jedoch der Magen auf diese Weise geschlossen war, bekam dieser Urtypus aller Mäßigkeitsvereine noch einmal den Heißhunger, der ihm denn zum hinlänglichen Grunde diente, noch einige Maß Kieselsteine und Glasscherben, eines Schäfers Sackpfeife, mehre Ratten, verschiedene Buschvögel sammt den Federn und einige Metzen Sand zu verschlingen. Hiermit jedoch noch immer nicht zufrieden, ließ er als wirkliches allerletztes Gericht noch ein Schreibzeug nebst Tinte- und Sandfaß, Federn und Federmesser folgen, worauf er seinen Nachttrunk begehrte, der in drei Gallonen Branntwein bestand. Seinem Körperbau nach war dieser gräßliche Vielfresser ein wahrer Athlet, der mit vier schweren Männern auf den Schultern eine Stunde Wegs zu marschiren vermochte. Er lebte 79 Jahre, war aber bei seinem Ende entsetzlich mager, auch waren ihm alle Zähne ausgefallen. Ein anderer solcher Kerl verzehrte, wenn er sehr hungrig war, einen Sack mit Holzkohlen. Grauenhaft und abscheulich ist die Gefräßigkeit eines Franzosen, der den sehr euphemistischen Namen Bijou führte und bei der Menagerie des botanischen Gartens zu Paris angestellt war. Dieses Ungeheuer fraß den Abhub von dem Theater der vergleichenden Anatomie und soll einst einen todten Löwen in einem Tage verzehrt haben. Eines der naheliegendsten Beispiele dieser Art ist der berüchtigte Franzose Tarrare, der zur Zeit der ersten französischen Revolution lebte. Die Geschichte dieses von der Natur so grausam verwahrlosten Menschen ist ein fortgesetzter Ekel. Seine Laufbahn begann mit dem Posten eines Hanswursts in der Bude eines herumziehenden Wunderdoctors, wo er sich zuvörderst als Kork- und Kie-

felsteinfresser der Menge zeigte. Diese Experimente waren anfangs mit großen Beschwerden für ihn verbunden, die ihn hin und wieder nöthigten, Hülfe im Hôtel-Dieu zu suchen. Doch hielten ihn diese Unterleibsleiben keineswegs ab, seine unnatürlichen übungen fortzusetzen, die sich denn endlich so sehr erweiterten, daß er eines Tages des Oberwundarztes Taschenuhr nebst Kette und Petschaften verschluckte. Bei dieser Gelegenheit hätte man ihm beinahe den Leib geöffnet, um ein Kleinod wiederzuerlangen, das unstreitig mehr werth war als sein nutzloses Dasein. Während des Revolutionskriges war Tarrare bei der Armee; allein die spärliche Diät, die die Truppen zu beobachten hatten, erschöpfte ihn sehr. Als er in einem deutschen Hospital war, mußte man ihn zu mehren Stunden des Tags ins Freie lassen, um sich da und dort Nahrung zu suchen, obgleich man ihn auf vier volle Rationen gesetzt hatte. In Gegenwart des Dr. Lorenz verschlang er eine lebendige Katze, deren Fell er, ganz nach Art der gefräßigsten Raubthiere, nach der Mahlzeit wieder von sich gab. Ja, um dieser entsetzlichen Gewohnheit die Krone aufzusetzen, ward sogar in einem Hospital, worin er herbergte, einmal ein Kind von 14 Monaten vermißt, und es waren sehr nachdrückliche Anzeichen vorhanden, daß auch dies in dem bodenlosen Magen dieses Unholds sein frühes Grab gefunden. Er starb im Hospital von Versailles an einer heftigen Ruhr im 26. Jahre. Bei Lebzeiten war er von mittler Größe, blaß, mager und schwächlich; von Wildheit war nichts an ihm zu spüren, im Gegentheil zeigte er sich furchtsam. Er hatte schönes langes Haar von bewunderungswürdiger Feinheit und Weichheit. Sein Mund war ungeheuer groß und die Lippen fehlten fast ganz. Die Zähne waren gesund, allein das Email daran war stets fleckig und beschädigt. In seiner Haut zeigte sich eine fortwährende Hitze und Transspiration, auch bemerkte man in seiner Nähe stets einen übeln Geruch. Im nüchternen Zustande war die Haut seines Unterleibes so schlaff, daß er sie beinahe um sich herumschlagen konnte. Nach der Mahlzeit vermehrte sich die Ausdünstung ihrer Oberfläche bedeutend, seine Augen und Wangen wurden dick und unterliefen mit Blut, ein schläfriger Zustand bemeisterte sich seiner, sodaß er sich irgend einen dunkeln Winkel aufsuchte, um sich niederzulegen und zu verdauen. Nach seinem Tode fand man bei der Section die Eingeweide des Unterleibs in einem Zustande der Eiterung.

Diesen Beispielen der Gefräßigkeit lassen sich andere des unmäßigen Trinkens an die Seite stellen. In Strasburg zeigte man den Magen eines Husaren, der 60 Quart Wein in einer Stunde trinken konnte. Plinius erwähnt einen Mailänder, Namens Norvellus Torquatus, der in Gegenwart des Tiberius drei Schläuche Wein leerte. Seneca und Tacitus kannten einen gewissen Piso, der zwei Tage und zwei Nächte hintereinander trinken konnte, und Rhodigius erwähnt ein ähnliches Ungeheuer an Capacität, das man scherzhafterweise den Trichter nannte, durch dessen fassungskräftigen Schlund eine ganze Amphora in einem Zuge hinablief. 80.

Notizen aus Rußland.

Am 14. Mai d. J. hat die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu Petersburg die diesjährigen Demidoff'schen Preise ertheilt. Bei der von Jahr zu Jahr wachsenden Anzahl der concurrirenden Werke ist die Akademie bei dieser sechsten Preisertheilung ungleich strenger gewesen als früher; so sind einige Werke von der Bewerbung ganz ausgeschlossen worden, weil sie von unbedeutendem Umfange oder erst zum Theil vollendet waren. Es lagen 27 concurrirende Werke, sämmtlich bereits gedruckt, vor; von diesen waren 24 in russischer Sprache verfaßt. Dem Inhalte nach gehörten 6 Werke der Geschichte an, 5 der Medicin, 3 der Statistik und Länderkunde, 2 der Philologie, 2 der Kriegswissenschaft, 2 der Naturhistorie, 2 der Literarhistorie, 1 der Astronomie, 1 der Geographie, 1 der Rechtswissenschaft, 1 der Pädagogik, 1 enthält Abhandlungen vermischten Inhalts. Den vollen Preis von 5000 Rubel erhielten: 1) der Viceadmiral von Krusenstern für das Werk: „Atlas der Südsee nebst zwei Bänden hydrographischer Memoiren"; 2) Prof. Argelander in Bonn, früher in Helsingfors, für das Werk: „DLX stellarum fixarum positiones mediae ineunte anno 1830 ex observationibus Aboae habitis deductae"; 3) der Oberst Uschakoff für die „Geschichte der Feldzüge in der asiatischen Türkei während der Jahre 1828 und 1829". — Den halben Preis von 2500 Rubel erhielten: 1) der Generallieutenant Michailowski-Danilewski für die „Darstellung des Feldzuges in Frankreich im J. 1814"; 2) der Generalmajor Baron von Medem für die „Übersicht der bekanntesten Regeln und Systeme der Strategie"; 3) der Oberst Bobinski für die „Kurze Anweisung zur Behandlung der Pferde und Cursus der Reitkunst"; 4) der Prof. Schewyreff in Moskau für die „Geschichte der Poesie"; 5) der Hofrath Semenoff für die von demselben redigirte „Bibliothek der ausländischen Schriftsteller über Rußland"; 6) der Dr. Faldermann für die „Fauna entomologica Transcaucasiae"; 7) der Geistliche Critoff für das „Historische Wörterbuch der Heiligen in der russischen Kirche"; 8) Fräulein Jarzoff für die Schrift: „Nützliche Lecture für Kinder". Außerdem haben für eingesandte Beurtheilungen der concurrirenden Werke der Graf Toll und der Admiral Greigh die große goldene Medaille, die Proff. Erdmann und Pirogoff in Dorpat, Seidlitz in Petersburg, der Contreadmiral Baron Wrangell, Prof. Obodowski und Dr. Lichtenstädt die kleine Medaille erhalten. Der Viceadmiral von Krusenstern hat den ihm zuerkannten Preis wieder zur Verfügung der Akademie gestellt, mit dem Wunsche, denselben nach den Gesetzen der Demidoff'schen Preisertheilungen einem würdigen Schriftsteller zuzusprechen.

Der Kammerherr Anatoli von Demidoff, Ehrenmitglied der Akademie der Künste in Petersburg, hat für russische Maler einen Preis auf ein Gemälde ausgesetzt, das Peter I. in Lebensgröße darstellt „in einem der Momente, als dieser große Kaiser eine der tiefen Ideen faßte, durch welche er Rußland auf eine so hohe Stufe von Macht erhob". Nach Eingang der Preisarbeiten bezeichnet eine Commission von 25 Mitgliedern der Akademie unter dem Vorsitze des Präsidenten die beiden besten eingesandten Kunstwerke; für jedes zahlt Herr von Demidoff einen Preis von 8000 Rubel Bco.-Ass. Vier Monate lang werden dann die gekrönten Gemälde erst in Petersburg, später in Moskau öffentlich ausgestellt; die bei dieser Gelegenheit eingegangenen Summen sind zur Ausbildung russischer Maler bestimmt. Nach den Ausstellungen wird nur das eine Gemälde Eigenthum des Herrn von Demidoff, das andere erhält die Akademie der Künste. Auch unter die Einsender der nicht preiswürdig befundenen Gemälde wird zur Aufmunterung eine später von Herrn von Demidoff zu bestimmende Summe vertheilt werden.

Der Kaiser von Rußland hat auf den Vorschlag der petersburger Akademie ein kleines Kriegsfahrzeug zu einer Expedition nach den Küsten von Lappland und Nowaja-Semlja ausrüsten lassen. Der Hauptzweck dieser Expedition ist, die Fauna und Flora dieser Länder so vollständig als möglich zu erforschen, denn bisher ist dies noch von keinem Naturkundigen geschehen. Das Fahrzeug geht im Juni d. J. unter der Leitung des Marineoffiziers Ziwolka von Archangel ab, welcher bereits früher die Ostküste von Nowaja-Semlja von der, Matowkin's Kugel benannten Meerenge an bis zum 75. Grade nördlicher Breite, sowie die beiden Ufer dieser Meerenge aufgenommen hat. Der Expedition hat sich auch der Professor von Baer behufs naturwissenschaftlicher Forschungen angeschlossen. Ihre Dauer ist auf vier Monate berechnet. 60.

Verantwortlicher Herausgeber Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 224. —— 12. August 1837.

Unsere gelehrte kritische Journalistik.

(Beschluß aus Nr. 223.)

Die Bewegung der Zeit, welcher, wie wir zeigten, die hallische „Allgemeine Literaturzeitung" sich angeschlossen, schien Streben nach Vollständigkeit und Erschöpfung des Literaturmaterials zu sein; denn welche Bücher sollen kritisirt werden, wenn es nicht alle können? etwa nur „die der Verlagshandlung von den Autoren eingesendeten"? oder ist der Zufall und muß er das Princip sein? Eben dem Zufall und überhaupt dem Vorwurf, eine Zurückgekommene zu sein, also im Ganzen dem Ruf der „Jenaischen Literaturzeitung", wollte die hallische entgehen und kann dies bei dem Kern ihres Publicums wol erreicht haben. Denselben Gedanken der Vollständigkeit, um eine wirkliche Zeitung der Literatur zu gewinnen, ergriffen zwei neuaufgetauchte Blätter: Gersdorf's „Repertorium der gesammten Literatur" und Büchner's „Literarische Zeitung": diese als Ergänzung nach der äußern Seite für die berliner „Jahrbücher", wie es scheinen könnte, zugleich aber eben in ihrer Universalität selbständig; das „Repertorium" dagegen mehr im Sinne der Gelehrsamkeit überhaupt nicht von Einer philosophischen Farbe aus. Die Recensionen in beiden Blättern sind ihrer Natur nach keine motivirten Urtheile, sondern, wie das Publicum es allerdings haben will, Vorurtheile, „so eine Idee von den Büchern", wobei denn Büchner nur Einzelnes, was ihm grade bedeutend scheint, bespricht, Gersdorf dagegen auch darin seinem Principe folgt, daß er nach Fächern möglichst Alles auch signalisirt. Der Begriff der Literaturzeitung ist in beiden Blättern allerdings realisirt, aber mit dem bestimmten Bewußtsein, nur die äußerliche Seite, die Masse des Hervortretenden als Index und höchstens signalisirenden Index darstellen zu können. Die lexikalische und encyklopädische Tendenz der Zeit, die ihre literarischen Massen drückend auf sich lasten fühlt und die Massen als solche bewältigen will, findet hierin ihre Rechnung, und was die hallische Literaturzeitung blos erstreben konnte, wird hier geleistet. Dennoch ist diese Realität einer Literaturzeitung nur eine äußerliche, die ganze Bewegung der literarischen Gegenwart ist darin zu finden (Repertorium), aber eben darum auch erst herauszusuchen, und das wahre Bedürfniß wie die wahre Realität einer Zeitung der laufenden Literatur ist vielmehr das wirkliche Herausstellen ihrer innersten Seele und des eigentlichen Lebenspulses, der sich dann nach Gefallen in die äußersten Enden und die äußerlichsten Unbedeutendheiten hinaustreiben mag; immer ist das Herz der Bewegung, der Geist, welcher Demiurg ist, dargestellt, wenn auch nur in seinem innersten Kern als punctum saliens. Ein solcher Fortschritt von der Äußerlichkeit der hallischen Literaturzeitung und der Vollständigkeit der Repertorien zu der wahrhaft geistigen Fassung der Sache und zu der Allgemeinheit, welche der Geist ist, wird nun in der That gemacht, oder ist vielmehr schon vorlängst gemacht worden durch die berliner „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik". Die hallische „Allgemeine Literaturzeitung" wird dazu sagen: „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus", und ich werde antworten: Werth ist mir Schwetschke, werther noch die Wahrheit. Der Gedanke der wissenschaftlichen Kritik, d. h. aus dem Standpunkte des selbstbewußten Wissens, womit sich jede Disciplin in ihren wirklichen Vertretern begleitet, schließt sogleich auch alle Zufälligkeit aus. Zuerst nun, um diesen Plan zu verwirklichen, war eine Societät anerkannter Gelehrter beabsichtigt und gestiftet worden, sodann die Haltung der Kritiken nach dem wesentlichen Interesse der ganzen Disciplin zum Gesetz gemacht und endlich zur Bürgschaft für beide Punkte die Namensnennung der Richter festgesetzt. Wenn nun das Wissenschaftliche allerdings darin liegt, daß die Disciplin das Einzelne auf ihren Entwickelungsgang bezieht, so fällt zuerst das Conglomerativsystem und der Notizenkram weg; es tritt aber dafür allerdings mehr die Weise der Abhandlung an die Stelle des Eingehens auf das Buch, und man liest ganze lange Recensionen, ohne von dem Buche, auf das sie sich beziehen, das Geringste zu erfahren. Eine Klippe ist das Herausfallen aus dem Moment, welches durch das Buch gesetzt wird, in die selbständige Abhandlung, und das hat den Fehler sehr häufig des Unrechts gegen das Buch, über welches denn doch, je bedeutender es ist, die Weisheit des Richters um so weniger hinaus ist, allemal aber den, daß man ja um des Titels willen hier wirklich auf eine Kritik ausgeht und dafür ganz etwas Anderes bekommt. Wiederholt sich dies, so bleibt die Langeweile nicht aus und geht das Leben, welches die individuellen Bücher hervorrufen, in das ewiggleiche Sein und Denken des subli-

men Brahmanismus wissenschaftlich vollendeter Richter verloren. Wie die hallische „Allgemeine Literaturzeitung" ihre Recensenten mit ihrem ledernen Geiste ansteckt, so bläst sich hier Jeder zur Hoffahrt des officiell-superioren Wissens auf, und sollte er auch riskiren, wie der Frosch, der ein Ochse werden wollte, dabei zu zerplatzen. Dies kommt daher, weil gar bald die Ochsen faul und rar wurden und man nun zu den Fröschen seine Zuflucht nehmen mußte. Ref. will seinen Brüdern, den Hegelitern, damit nichts absolut Unangenehmes sagen, besonders da die Berliner, wie das alte Fatum, aus einem furchtbar dunkeln Hinterhalt uns harmlose Götter des niedern Olympus regieren; aber es ist wirklich so, wie ich es geschrieben: jeder Schlafrock wird zum officiellen Doctormantel, sobald man nur daran denkt, für die berliner „Jahrbücher" eine Recension zu verfassen, wobei es hernach ganz gut ist, wenn, umgekehrt wie in dem Sprüchwort: Ämtchen gibt Käppchen, hier trotz des Narrenkäppchens der wirkliche Beruf zum Vorschein kommt. Wenn aber das Blatt nicht populair ist, so liegt dies nicht blos an der wirklichen oder scheinbaren Aristokratie des Wissens, sondern daran, weil die wirkliche Wissenschaft und am meisten die Philosophie ihrem Begriff nach unpopulair ist; populaire Philosophie ist gar keine Philosophie, und jede Wissenschaft nur Wissenschaft in der Form der Philosophie, also bringt es die Sache in ihrer Wahrheit mit sich, daß sie nur Wenigen entspricht. Es hat sich aber auch eine Versteinerung in die anderswo gelernten Gedankenläufe hervorgethan, die bis zum Überdruß die Hegel'sche Schulruthe blicken läßt; so sieht man ganz blutjunge Kläffer Hegel's körnige Censorworte: „Zucht des Gedankens", „Enthaltsamkeit von subjectiver Willkür", „Waltenlassen der Sache in uns" ꝛc., immer frischweg und in ihrem eignen Namen wiederbellen, als wenn der Ausrufer der Censor wäre. Daneben erscheinen allerdings auch wirkliche Naturen, wie Göschel und Feuerbach, von denen besonders der Letztere sich gar nicht an die Steifleinenuniformen um ihn herum kehrt und nach Gelegenheit urkräftig dreinschlägt; von derselben Art war auch Hinrichs' vortrefflicher Feldzug gegen Schelling; auch Weiße, Rosenkranz und Pott wissen zu gestalten; aber immer ist es eine Ausnahme, wenn Einer die monotone Todtenmaske der „Jahrbücher" in den Charakter des Lebens umsetzt. Neuerlich hat auch der Verlag des Blattes, den früher Cotta hatte, sich nach Berlin gezogen, und es ist damit eine Modification eingetreten, daß man den Standpunkt der alt-Hegel'schen Societät weniger streng festhält, kleinere Recensionen häufiger einstreut und so überhaupt auf eine Universalität lossteuert, welche im Stande sein dürfte, mit der Zeit das Princip der wahren Allgemeinheit wieder in die Äußerlichkeit der Literatur hinauszujagen.

Die Hegel'sche Philosophie wird ohnehin jetzt überall mit großer Industrie populair gemacht und aller Welt eingegeben, zum Fladen der breitgetretenen Vorstellung umgebacken, oder es tauchen junge Leute mit „neuen Systemen" hervor, sodaß es mislich wird, ob man mit jenem alt-Hegel'schen Principe noch auf der Höhe der Bewegung steht. Dies läßt sich nicht übersehen. Nur so viel ist gewiß, daß eine weitere Vollendung der gelehrten Journalistik die wäre, auf das Geistesleben der Gegenwart in der Art einzugehen, daß seine Geschichte geistig wiedergeboren zum Vorschein käme, wobei der wesentliche Standpunkt, den die berliner „Jahrbücher" durch das Princip des Geistes errungen haben, also die wahre Wissenschaftlichkeit, nicht verloren gehen dürfte, aber in die rechte Bewegung zu setzen wäre, und das nicht durch alte abgestandene Autoritäten und officielle Vornehmthuerei, sondern wie Fichte namenlos war, als er Kant kritisirte u. s. w., so hat die Kritik den Autor wesentlich erst namhaft zu machen. Wir können noch nichts dergleichen aufweisen, und was außer den aufgeführten jetzt von kritischen Instituten noch besteht, hat entweder nicht den rein gelehrt-kritischen Charakter, wie diese Blätter, die dabei unterhaltend sein sollen, der bornirten Menzelei des „Morgenblatts" zu geschweigen, oder fällt gänzlich aus dem Entwickelungsprocesse des Geistes heraus, wie die „Heidelberger Jahrbücher", die von einer Universität ausgehen, wo man den Lehrstuhl der Philosophie eingehen läßt und sich damit selbst aus dem Buche des Lebens ausstreicht, und wie die „Göttinger gelehrten-Anzeigen", welche, allerdings von allem Geiste geleert sehr gut als Zeiger auf der Uhr der göttinger Tendenz dienen. Diese will der gefährlichen Speculation eine gewiegte Opposition entgegenstellen, und zwar durch den Charakter der Belesenheit und Positivität, welcher sich aber in diesem Blatte soweit heruntergebracht hat, daß er am liebsten mit Allotrien kommt. Die beiläufige Massenhaftigkeit der wiener „Jahrbücher der Literatur" läuft ausdrücklich in die Weise der Abhandlungen aus, und Jahn's „Jahrbücher" haben die Beschränktheit und den Mangel der Schulgelehrsamkeit mit der oft hervortretenden Tüchtigkeit dieser particularen Wissenschaftlichkeit gemein, sind darum allerdings für den Schulstand ehrenvoll und bedeutend, verzichten aber auch von vorn herein auf den universalen Standpunkt der Wissenschaft.

So bleibt es denn dabei: das Entwickelungsprincip der gelehrt-kritischen Journalistik fällt jenen ausführlicher betrachteten Blättern anheim; die Realität aber, welche sich dasselbe in den letzten Jahren gegeben oder zu geben versucht hat und die an den Erscheinungen nachzuweisen hier versucht wurde, ist ein Zeichen der Frische und Strebsamkeit des deutschen Geistes, welcher uns ehrt und erhebt.

Arnold Ruge.

Kurze Erzählung des Ursprungs der im Jahre 1810 zu Örebro erfolgten Wahl des Prinzen von Ponte-Corvo zum Kronprinzen von Schweden. Verfaßt von Karl Otto von Mörner. Gedruckt zu Stockholm 1834. Ins Deutsche übersetzt. Berlin, Mittler. 1837. 8. 6 Gr.

Der Inhalt dieser Broschüre ist folgender. Nach dem Tode des schwedischen Kronprinzen Karl August, gebornen Prinzen von Holstein-Augustenburg, bestanden für die Wahl eines neuen Thronfolgers zwei Parteien: die der Regierung und die fran-

zösische Partei. Die erste wünschte den Prinzen Christian von Augustenburg, den Bruder des verstorbenen Prinzen, die andere einen französischen Prinzen, um dadurch die Verbindung mit Frankreich und die Besiegung Rußlands andererseits herbeizuführen. Um die Gesinnungen des Kaisers Napoleon hinsichtlich des Erstern zu erforschen, ward am 6. Juni 1810 der Oberstlieutenant Ankarsvärd als Courrier nach Paris gesendet, und der Baron von Mörner, der Verf. des vorliegenden Schriftchens, damals Lieutenant im uplandischen Infanterieregiment, erhielt die Erlaubniß, ihn zu begleiten. Mörner gehörte zur französischen Partei. In Paris angelangt, theilte er seinem Freunde Lapie (über den man aus dieser Schrift weiter nichts erfährt, als daß er ein in Paris geachteter Mann von fast republikanischen Grundsätzen gewesen sei) die Wünsche seiner schwedischen Landsleute mit, und Beide kamen nach einer Stunde dahin überein, daß der Prinz von Ponte-Corvo (Bernadotte) derjenige unter allen französischen Generalen sei, der am würdigsten sei, den schwedischen Thron zu besteigen. Darauf ward auch Signeul, ein geborener Schwede und bei der schwedischen Gesandtschaft in Paris angestellt, in das Geheimniß gezogen, und nachdem er sich die Sache einen Tag lang überlegt hatte, verschaffte er dem Verf. durch seine Verbindungen am 23. Juni eine geheime Zusammenkunft mit dem Prinzen von Ponte-Corvo. Derselbe bezeigte erst große Gleichgültigkeit — er mochte fürchten, daß die ganze Angelegenheit nur eine Schlinge wäre, besonders da Napoleon ihm nicht recht günstig war —; indeß äußerte er sich doch geneigt, die Religion zu verändern, falls er den Thron bestiegen, was Mörner für ein gutes Zeichen ansah.

Darauf begab sich Mörner zu dem damals in Paris anwesenden, mit einer Sendung vom König von Schweden beauftragten General Wrede, einem entschiedenen Anhänger der Regierung, und setzte ihn in Kenntniß von den gethanen Schritten. Er ward erst sehr unfreundlich angelassen, aber milder behandelt, als Wrede wahrnahm, daß Mörner um die Meinung Napoleon's wisse, mit der er ihn selbst (den General Wrede) entlassen hatte, daß er sich nicht direct wolle in die schwedische Angelegenheit mischen. Allmälig zeigte er Wohlgefallen an dem von Mörner gethanen Schritte. Bernadotte hatte sich unterdeß mit Napoleon besprochen, dieser erklärt, gegen die Wahl des Prinzen nichts einwenden zu wollen, und so glaubte Wrede nach Mörner's Erzählung schon mehr auf die Sache eingehen zu können. Als derselbe daher nach Schweden zurückkehren wollte, versah er ihn mit einem Briefe an den Minister Engeström, der einen Bericht über die ganze Angelegenheit enthielt. Bernadotte entließ den neuen Königsmacher sehr gnädig und gestattete ihm, dem Könige Karl XIII. zu sagen, wie sich der Kaiser über seine etwaige Wahl zum Kronprinzen geäußert habe, und wie er selbst darüber denke.

Bei seiner Rückkehr nach Stockholm sprachen sich die Minister Engeström und Wetterstedt über sein Beginnen sehr ungnädig aus, drohten ihm mit Gefängniß und Tod und ließen sich nur erst durch seinen Trotz und die Versicherung, daß die französische Partei im Lande sehr stark sei, obschon dies nach seiner eignen Versicherung (S. 32) damals noch gar nicht der Fall war, so weit beruhigen, daß sie die Sache mit dem Prinzen von Ponte-Corvo in nähere Überlegung zu ziehen versprachen. Mörner aber, der wohl sah, daß die Regierung ihm durchaus zuwider sei, begann nun weiter zu intriguiren, wiegelte die Offiziere des Regiments Upland auf, bearbeitete auf verschiedene Weise mehre Mitglieder des Bauern- und Bürgerstandes auf dem bevorstehenden Reichstage — sie leerten unter andern zusammen mehre „Bohlen" (sic) Punsch nach S. 34 — und begab sich endlich nach Upsala, um von dort auf den Reichstag zu Orebro zu reisen. Dies ward ihm jedoch durch einen Regierungsbefehl untersagt, und obgleich ein solcher nach der schwedischen Verfassung nicht erlassen werden durfte, so gab er doch dem Rathe guter Freunde, namentlich des Obersten Lagerbring, nach, blieb in Upsala, verweigerte aber standhaft die Zumuthung, sich nicht in politische Angelegenheiten zu mischen.

Von Upsala aus unterhielt Mörner eine lebhafte Verbindung mit den ihm gleichgesinnten Reichstagsmännern, suchte auch durch Flugblätter auf die öffentliche Meinung zu wirken und versichert, dadurch die Meinung in Stockholm und in den Provinzen sehr zu Gunsten des Prinzen von Ponte-Corvo geändert zu haben. Indeß hatte er doch noch sehr bedeutende Gegner, namentlich in dem geheimen Ausschusse, und die Aussichten wurden immer trüber, bis die Ankunft eines Courriers aus Paris der ganzen Sache eine neue Gestalt gab. Was derselbe eigentlich gebracht habe, sagt Hr. von Mörner zwar nicht (S. 49), aber er versichert, daß der obengenannte General Wrede, Graf Essen, Erzbischof Lindblom und viele Andere jetzt keinen Anstand mehr genommen hätten, ihre Meinung öffentlich zu Gunsten des französischen Prinzen auszusprechen. So erfolgte denn am 21. August 1810 die Wahl Bernadotte's zum Kronprinzen von Schweden durch die Reichsstände zu Orebro.

Wie weit die Erzählung des Hrn. von Mörner in allen ihren Einzelheiten wahr sei, vermögen wir nicht zu bestimmen. Im Allgemeinen läßt sich wol an ihrer Glaubwürdigkeit nicht zweifeln, auch bietet die schwedische Geschichte mehre Beispiele von ähnlichen Intriguen, die nicht immer zum Heile des Vaterlandes gewesen sind. Man denke nur an die Bewegungen unter der Regierung Gustav III. Im gegenwärtigen Falle aber gebührt Hrn. von Mörner — falls Alles so geschehen ist, wie er schreibt — wirklich das Verdienst, die Wahl eines geistvollen, energischen Mannes zum Könige seines Landes befördert und das wahre Glück desselben auf eine lange Reihe von Jahren hin begründet zu haben.

Mehre Actenstücke, auf welche sich der Verf. bezieht, durften nach den in Schweden bestehenden Preßgesetzen jetzt noch nicht durch den Druck veröffentlicht werden. Der Übersetzer verspricht sie späterhin nachzuliefern. Im Vorworte bemerkt derselbe auch, daß Mörner vor zwei Jahren als Oberst gestorben sein soll. Es hätte sich aber wol für den Übersetzer geziemt, hierüber eine bestimmte Nachricht beizubringen. 7.

Paganini's vierte Saite.

Unter dieser Aufschrift theilt das mailänder „Eco" (Nr. 77) zu Widerlegung der vielen Gerüchte und Märchen über die Veranlassung, welche den berühmten Virtuosen bewog, sich durch sein Spiel auf der vierten Saite eine so allbewunderte Meisterschaft zu erwerben, angeblich nach Paganini's eigner Erzählung folgende Daten mit, deren Richtigkeit wir um so mehr auf sich beruhen lassen müssen, als es der achtbaren Redaction des genannten Blattes nicht beliebte, anzugeben, woher sie die Äußerungen des Maestro genommen. Dieser läßt sich so vernehmen: „Zu Lucca leitete ich jedesmal das Orchester, wenn die regierende Familie der Oper beiwohnte. Man schickte mich auch oft in den Hofcirkel, und ich gab von 15 zu 15 Tagen großes Concert. Die Prinzessin Elisa (Bacciochi, Schwester Napoleon's) zog sich immer vor dem Schlusse zurück, denn die harmonischen Töne meines Instruments reizten ihre Nerven zu stark. Eine sehr liebenswürdige, von mir seit langer Zeit heimlich angebetete Dame zeigte sich hingegen häufig in diesen Versammlungen, und es wurde mir bald klar, daß auch sie ein angenehmes Geheimniß zu mir zog. Unvermerkt steigerte sich unsere gegenseitige Leidenschaft. Eines Tages versprach ich ihr, sie im nächsten Concerte mit einer musikalischen Galanterie zu überraschen, welche eine Anspielung auf unser Freundschafts- und Liebesverhältniß sein sollte. Zugleich ließ ich bei Hofe bekannt machen, daß ich eine Neuigkeit unter dem Titel: „Liebesscene", aufführen würde. Die allgemeine Neugierde war stark gereizt; aber welche Überraschung für die Gesellschaft, als man mich mit einer Violine eintreten sah, die nur mit zwei Saiten bespannt war! Ich hatte nur die G- und die E-Saite gelassen. Diese sollte die Empfindungen eines jungen Mädchens ausdrücken, die andere ihre Stimme einem verzweifelten Liebhaber leihen. Ich trug so eine Art leidenschaftlichen Dialogs

Digitized by Google

vor, wo die zartesten Töne auf die Ausdrücke der Eifersucht folgten. Es waren bald einschmeichelnde, bald weinerliche Accorde, Schreie des Zornes und der Wonne, des Schmerzes und des Glückes. Eine Versöhnung bildete den Schluß: die Geliebten, mehr als je füreinander entbrannt, führten einen pas de deux aus, welchen eine brillante Coda schloß. Diese „Scene" machte Glück; ich spreche gar nicht von den freudetrunkenen Blicken, welche die Dame meiner Gedanken auf mich fallen ließ. Die Prinzessin Elisa, nachdem sie mich mit Lobsprüchen überhäuft, sagte sehr verbindlich zu mir: „Ihr habt auf den zwei Saiten Unmögliches geleistet; sollte denn für Euer Talent nicht auch eine allein genug sein?" Ich versprach sogleich, den Versuch zu wagen. Diese Idee schmeichelte meiner Einbildungskraft, und einige Wochen darauf verfaßte ich für die vierte Saite eine Sonate, betitelt: „Napoleon", welche ich am 25. Aug. vor einem zahlreichen und glänzenden Hofe vortrug. Der Erfolg übertraf meine Erwartung — von jener Zeit datirt sich meine Vorliebe für die G-Saite. Man wurde nicht müde, meine für diese Saite verfaßten Compositionen zu hören. Wie man von einem Tage zum andern mehr lernt, so gelangte auch ich zu dieser Fertigkeit, welche nun nichts mehr Erstaunliches an sich haben sollte." 4.

Bibliographie.

Die Actien oder der Wettlauf nach Heckernheim. Vorspiel zur Eisenbahn, in einem Act. Mit 1 Abbildung. 8. Frankfurt a. M., Küchler. 4 Gr.

Blätter aus Prevorst. Originalien und Lesefrüchte für Freunde des innern Lebens. 9te Sammlung. Gr. 12. Stuttgart, Brodhag. 18 Gr.

Bornstedt, A. v., Basreliefs. 2 Theile. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 2 Thlr. 12 Gr.

Briefe eines Verstorbenen. Ein fragmentarisches Tagebuch aus Deutschland, Holland und England, geschrieben in den Jahren 1826, 1827 und 1828. 2te Auflage. 3ter, 4ter Theil. 8. Stuttgart, Hallberger. 5 Thl. 6 Gr.

Eichwald, E. Reise auf dem Caspischen Meere und in den Kaukasus. Unternommen in den Jahren 1825—1826 von etc. 1ster Band. Mit Kupfern. (2te Abth.) Reise in den Kaukasus. 2te Abth., den historischen Bericht der Reise in den Kaukasus enthaltend. Mit Kupfern. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 3 Thlr.

Ernst, F., Dichtungen. Gr. 8. Heidelberg, C. F. Winter. 1 Thlr. 8 Gr.

Fries, J. F., Die Geschichte der Philosophie dargestellt nach den Fortschritten ihrer wissenschaftlichen Entwickelung. 1ster Band. Gr. 8. Halle, Buchh. d. Waisenh. 3 Thlr.

Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur. Herausgegeben von Dr. *Heinrich Hoffmann.* II. Theil. Iter Austriacum. Altdeutsche Geschichte grösstentheils aus österr. Bibliotheken. Gr. 8. Breslau, Aderholz. 1 Thlr. 16 Gr.

Grundtvig's Übersicht der Welt-Chronik vornehmlich des Lutherischen Zeitraums. Aus dem Dänischen, nach der Ausgabe von 1817, übertragen von Volkmann. Durchgesehen und mit einigen Anmerkungen begleitet von A. G. Rudelbach. Gr. 8. Nürnberg, Raw. 2 Thlr.

Heine, H., Der Salon. 3ter Band. 8. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1 Thlr. 16 Gr.

— —, über den Denunzianten. Eine Vorrede zum 3ten Theile des Salons. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 6 Gr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 17ter Jahrg., für 1838. 8. Berlin, Vereins-Buchh. 1 Thlr. 16 Gr.

Isidor, Gesammelte Schriften. 3ter Band: Verfehlte Bestimmung. Die verfängliche Wette. Der Vampyr. — 4ter Bd.: Räthsel des Lebens. Novelle nach Begebenheiten unserer Zeit. Über Kunstroman und Künstlernovelle. 8. Leipzig, Wunder. 3 Thlr.

Klemm, G., Zur Geschichte der Sammlungen für Wissenschaft und Kunst in Deutschland. Gr. 8. Zerbst, Kummer. 1 Thlr. 16 Gr.

Lichnowsky, E. M., Geschichte des Hauses Habsburg. 2ter Theil, von dem Tode König Rudolf des Ersten bis zur Ermordung König Albrechts. Mit 3 Kupfertafeln. Lex.-8. Wien, Schaumburg u. Comp. 3 Thlr. 8 Gr.

Mailáth, J., Magyarische Sagen, Mährchen und Erzählungen. 2 Bände. 2te Auflage. 8. Stuttgart, Cotta. 2 Thlr. 8 Gr.

Meerfels, C. G., Novellen. 2 Theile. 8. Braunschweig, Leibrock. 2 Thlr. 6 Gr.

— —, Paris und St. Petersburg. Ein Roman. 2 Theile. 8. Braunschweig, Leibrock. 2 Thlr. 6 Gr.

Meyer, G. v., Reise durch die Schweiz, das südliche Frankreich, Italien, Tyrol und Baiern. Tageblätter vom Sommer und Herbst 1835. 1ster Band. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1 Thlr. 12 Gr.

Mohl, R., Die Verantwortlichkeit der Minister in Einherrschaften mit Volksvertretung, rechtlich, politisch und geschichtlich entwickelt. Gr. 8. Tübingen, Laupp. 4 Thlr. 4 Gr.

Müller, O., Frühlings-Park. 2 Theile. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 2 Thlr. 12 Gr.

Östreichischer Musenalmanach. Herausgegeben von Ritter Braun von Braunthal. 16. Leipzig, Arnold. 2 Thlr. 4 Gr.

Napoleon und der Herzog von Vicenza. Nach den vertraulichen Mittheilungen Caulaincourts, Großstallmeisters, von Ch. v. Sor. Herausgegeben von K. O. Spazier. 1ster Band. Gr. 12. Stuttgart, Hallberger. 1 Thlr. 6 Gr.

Orr, M. v., Erzählungen. Der Templer. Treue. Der heimliche Staat. Das Duell. Die Fahrt nach Köln. Gr. 12. Erfurt, Müller. 1 Thlr.

Ortlepp, E., Bilder der Nacht in lyrischen Rahmen. 8. Leipzig, Wunder. 1 Thlr. 12 Gr.

Pape, D., Die Sterne. Ein Schöpfungslied in fünf Gesängen. Gr. 12. Hanover, Helwing. 1 Thlr.

Perty, M., Allgemeine Naturgeschichte, als philosophische und Humanitätswissenschaft für Naturforscher, Philosophen und das höher gebildete Publicum bearbeitet. 1ste Lief. Gr. 8. Bern, Fischer u. Comp. 1 Thlr.

Pfizer, G., Uhland und Rückert. Ein kritischer Versuch. 8. Stuttgart, Cotta. 12 Gr.

Pierre, H., Die Eisenbahn. Original-Lustspiel aus unserer Zeit, in zwei Akten. Mit 1 Abbildung. 8. Frankfurt a. M., Küchler. 10 Gr.

Reisen und Länderbeschreibungen. Herausgegeben von E. Widenmann und H. Hauff. 12te Lief.: Die Amerikaner in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Von Fr. P. Grund. In's Deutsche übersetzt vom Verfasser. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 2 Thlr.

Romershausen, E., Lichtblicke des Naturforschers in die Wunder und Geheimnisse der Schöpfung, zur Begründung fester religiöser Überzeugungen. 8. Zerbst, Kummer. 6 Gr.

Schlegel, H., Bemerkungen auf einem Ausflug nach Paris im Jahre 1835. 8. Altenburg, Exp. des Eremiten. 15 Gr.

Streckfuß, O. F., Der Auswanderer nach Amerika. 2ter Theil: Sittengemälde und Lebensansichten aus den Vereinigten Staaten nach der Natur und Originalen. 8. Zeitz, Webel. 12 Gr.

Walden, S. J. F., Natalie, oder Thränen sind edle Saat. Eine Novelle in Briefen. Deutschlands Töchtern gewidmet. 8. Dresden, Arnold. 12 Gr.

Willkomm, E., Civilisationsnovellen. 1ster Band. 8. Leipzig, Wunder. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 225. — 13. August 1837.

Die Revolution. Novelle von Henrich Steffens. Drei Bände. Breslau, Max u. Comp. 1837. 8. 4 Thlr.

Es möchte wol wenig Individuen geben, die in einem so unablässigen Kampfe theils mit sich selbst, theils mit den Erscheinungen der Außenwelt begriffen sind wie Steffens. Diese nie rastende Natur reißt selbst da noch hin, wo der Andersdenkende sich von ihr abwenden muß. Sie bezaubert durch ihr Suchen und Irren, berauscht durch die unergründliche Phantastik ihres Gemüthes und entlockt sehnsüchtige Seufzer, sich ihr hinzugeben, wenn sie polemisirend auftritt gegen den heiligen Gott der Zeit.

Um ein Buch von Steffens zu beurtheilen, genügt nicht die bloße Kenntniß des in Frage stehenden Werkes, man muß sein ganzes Leben an sich vorüberziehen lassen; denn Steffens schreibt nicht, wie hundert Andere, denen es ein Leichtes ist, die Feder in die Hand zu nehmen und ihre klaren und unklaren Gedanken in leidlichem Style zu Papiere zu bringen. Wenn Steffens schreibt, so geschieht es, um sich selbst und der Welt Rechenschaft abzulegen von einer durchgelebten Epoche. Er schreibt eine Biographie seines Denkens, ein Glaubensbekenntniß, zu dem ihm eine Reihe von Jahren verhalfen. Ein Abgrund wüster Zweifel gähnt neben dem glänzenden Himmel traumhafter Seligkeiten. Hier glücklich und versöhnt, ein Gott für sich, ein wunderbarer Selbstbeherrscher seines Herzens, ringt er dort wieder mit dämonisch finstern Gestalten und schlägt sich mit Schatten herum, in der Meinung, er bekriege ein Geschlecht von Riesen. Steffens ist ein Stück moderner Faust, aber angethan mit der Stola der Rechtgläubigkeit, umduftet von dem Weihrauch eines tiefsinnigen Pietismus. Ein Faust im Priesterrocke, unter dem die Schellenkappe des Harlekins dann und wann läutet, geht der wunderbare Mann umher und versucht auf seine Weise die Gegenwart zu begreifen und die Probleme des zukünftigen Weltlebens zu lösen. Um einen Anhaltepunkt zu haben, setzt er sich hin und schreibt eine „Revolution" mit dem erklärenden Beisatz: eine Novelle.

Es muß uns lieb sein, von Steffens selbst zu erfahren, was er von Revolutionen hält, und wie er sich anstellt, um selbst eine in Wort und Schrift zu Stande zu bringen. Die letztvergangenen Jahre, so reich an Revolutionsversuchen aller Art, gaben Steffens mannichfache Gelegenheit, schon seiner Stellung zufolge, sich darüber auszusprechen. Es ist bekannt, wie er — eigentlich nur halblaut und mehr als Beamter des Staats denn als Mensch — gegen die Ideen der Jugend zu Felde zog, in denen er Unglauben und Immoralität witterte. Trotz dieses Hanges aber, das revolutionnaire Princip der Zeitbewegung zu unterdrücken, fühlte er sich auf der andern Seite doch auch wieder von ihm angezogen. Die Doppelnatur in ihm, der er nie völlig mächtig werden konnte, lockte und reizte ihn, wenn auch nur in Momenten, den Geist der neuen Zeit in dieser oder jener Persönlichkeit ans Herz zu drücken. Seine Lippe zitterte nach dem Kusse der Versöhnung, den er wol auch zu geben sich bewogen fühlte, aber das ewige Ebben und Fluten seines ringenden Geistes ließ ihn bald wieder vergessen, wo und wann er so geneigt war zur Versöhnung.

Mich dünkt, dies charakterisirt Steffens' ganzes Wesen, und nur indem man diesen Zwiespalt in ihm selbst festhält, kann man zu einem unparteiischen und möglichst gerechten Urtheil über ihn kommen. Er zeigt sich immer als ein Mensch, der, halb Prophet halb Schwärmer, ebenso geneigt ist zum Fanatismus als zum Sühnen der Sünden, die aus dem gemisbrauchten Schoose der Zeit emporwachsen. Ihm steht es wohl an, wenn er mit sanft bewegtem Auge über den Friedhof schleicht und auf die Grabhügel gestorbener Märtyrer Rosenknospen streut; aber er verkennt sich selbst, sobald er den Richterstuhl besteigt und zum Thing seine Vasallen versammelt. Nicht Jedem ist es vergönnt, auch bei großen Anlagen, den Sturm und Drang einer gährenden Zeit zu begreifen, und wer sich von diesem Orkane der Gedanken gedrückt fühlt, der sollte darin schon erkennen, daß er unter Allen am wenigsten berufen ist, als Richter aufzutreten. Die Zeit und ihr geheimes Schaffen erzeugt in sich selbst ihren Richter und Rächer, und kommt es dereinst zur Rechenschaftsablegung, so wird es ebenso wenig an Klägern als an Anwälten fehlen, selbst der Engel versöhnender Milde wird nicht fern sein; denn jede Zeit ist die Nothwendigkeit ihrer selbst. Darum bleibt es thöricht, dagegen zu fechten. Es ist ein Don-Quixotescher Narrenkrieg gegen Windmühlenflügel.

Als Steffens seine „Vier Norweger", „Die Familien Walseth und Leith" und den „Malkolm" schrieb, gab er

in diesen zauberischen Novellen großentheils nur die verschiedenen Metamorphosen seines eignen unendlich reichen Lebens. „Die vier Norweger" waren Henrich Steffens in vier verschiedenen Lebensrichtungen. In „Walseth und Leith" schildert er, gehüllt in den märchenhaften Schleier einer geheimnißvollen Poesie, die krankhaften Momente seines Jugendlebens, doch so seltsam getragen von den Flügeln einer noch schlummernden Gesundheit, daß es schwer ist, zu bestimmen, ob das Gesunde oder das Krankhafte überwiege. Selbst im „Malkolm" tritt die Persönlichkeit des Dichters nicht ganz in den Hintergrund. Dieser Hang, sich so entschieden in den mannichfachsten Personen einer Dichtung selbst zu portraitiren, zeugt von ebenso großem Talent als einem reichen und tiefen Leben. Dazu kam noch in jenen Gemälden die Scenerie der nordischen Natur, die Steffens mit einem Aufwande von poetischem Farbenschmelz zu schildern verstand wie Keiner vor ihm. Man gewann den Norden lieb mit seinen unheimlichen Schauern, die Einem doch wieder anheimelten, weil mitten drin einfache Menschen wohnten voll hoher Kraft, voll edeln Sinnes. Und selbst das stete Hinweisen auf ein endliches Ausruhen des tiefern Menschen in beschaulicher Stille, hingegeben an das Bewußtsein eines versöhnenden Glaubens, war mit so viel Kindlichkeit gemischt, daß man dem Verf. darob nicht zürnen konnte, ungeachtet eine unverkennbare Mystik daraus hervorleuchtete.

Wollte Steffens mit seiner reichen Kraft auch jetzt wieder bedeutsam eingreifen in das Leben und Streben der Gegenwart, so hätte er jenes ihm eigenthümliche Terrain nicht verlassen dürfen. Seine Poesie lebt und webt im Norden, die großartige nordische Natur hat sie geboren; sie verwelkt, sobald sie aus den Nebeln, die über den Fjällen hinstreifen und auf den Firnen des Sulitelma zu den Riesengebilden beigetragen haben, denen die nordische Mythologie die Sage von der Götterdämmerung verdankt, sich herauswagt in die prosaische Verständigkeit der nivellirenden Civilisation. Und doch hat Steffens diesen Sprung gewagt! Seine „Revolution" hat nichts gemein mit dem hohen Norden, sie bewegt sich auf französisch-deutschem Grund und Boden.

Der Leser irrt sich jedoch, wenn er meint, es werde hier vor seinen Augen ein großartiges Bild revolutionnairen Lebens entfaltet werden. Davon ist nur sehr wenig zu spüren. Denn die eigentliche Revolution besteht in einem sehr gewöhnlichen Pöbelauflaufe, der durch ein paar Escadrons Reiterei gestillt wird, wobei ein Brückengeländer bricht, eine Menge Menschen in den Fluß stürzen und gelegentlich wol auch ein paar ums Leben kommen. Steffens' „Revolution" hat das gesammte Leben der jüngsten Vergangenheit, zum Theil auch der Gegenwart zu ihrem Gegenstande. Ich würde mich vollkommen einverstanden erklären mit einem solchen Plane, hätte Steffens den Ursprung dieser sich selbst fortzeugenden Revolution aus der Nothwendigkeit der geschichtlichen Stellung Europas abgeleitet und von diesem Standpunkte aus misbilligend oder beifällig darüber gesprochen. Allein Steffens sieht diese Nothwendigkeit im Leben der Geschichte nicht ein; ihm ist die Revolution nur eine Krankheit, die epidemisch um sich greift und Länder und Völker auffrißt, weil — die Nationen nicht mehr altgläubig genug sind.

Es ist hart, wenn ein Mann, dessen Stirn das Alter bald mit silbernen Locken berühren wird, ich möchte fast sagen, lieblos der Jugend den Fuß auf die heißklopfende Brust setzt. Die Jugend ist stürmisch und geht oft irre im Drange, möglichst früh alle Geheimnisse des unerforschten Himmels zu enträthseln. Hat das besonnenere Alter ein Recht, dies zu tadeln, so vollziehe es dies sein Amt mit jener Milde und Liebe, die ihm allein die Ehrfurcht der jüngern Welt sichern kann. Verdammungsurtheile aber sind wenig geeignet den Groll zu beschwichtigen und den Trotz des Muthes zu übersetzen in einen sanften Kuß der Versöhnung. Das Alter beschwert sich über die Anmaßungen der jungen Welt; diese aber werden zum Glaubensartikel erhoben, wenn man nicht mehr zugeben will, daß ein jugendlicher Geist das Recht besitzt, in Begeisterung zu irren, um aus dem Irrthume sich zur Höhe der Erkenntniß emporzuschwingen. Und dieses Recht spricht Steffens der gesammten Jugend ab in seiner „Revolution", indem er, zwar verblümt, aber deutlich genug, um verstanden zu werden, ihr ganzes Streben als wahnsinnig, irreligiös, unmoralisch hinstellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dr. Walsh's Schilderungen aus der Türkei.

Mehres Einzelne aus dem im vorigen Jahr in London in zwei Bänden erschienenen Reisewerk des Dr. Walsh („A residence at Constantinopel during a period including the commencement, progress and termination of the Greek and Turkish revolutions") haben wir bereits früher in dieser und jener Zeitschrift gefunden, so z. B. die anschauliche Schilderung des schrecklichen Erdbebens auf Zante, des großen Feuers zu Pera und andere Einzelheiten; auch gab bekanntlich der Verf. schon vor zehn Jahren einen Band Reiseskizzen aus der Türkei heraus, worin gleichfalls Manches von dem hier Mitgetheilten schon enthalten ist. In Deutschland erschien jenes frühere Werk unter dem Titel: „Walsh's Reise von Konstantinopel durch Rumelien, das Balkangebirge, Bulgarien, die Walachei, Siebenbürgen und Ungarn. Ein Beitrag zur neuesten Kunde des türkischen Reichs. Aus dem Englischen von W. A. Lindau." (2 Bände, Dresden 1828.) Als eine Ergänzung dieses frühern kann man nun das neue Werk betrachten; der Stoff ist mannichfach bereichert, auch Manches mehr an seinem Ort und in die richtigere Perspective gestellt. An neuen Thatsachen fehlt es nicht. Die Scenerie ist durchgängig interessant, wenngleich Einiges vielleicht gedrängter hätte geschildert werden können. Dies ist jedoch, genau genommen, ein Vorwurf, der unter hundert Reisewerken mindestens auf neunzigen haftet. Der Reisende hat immer eher das Recht sich auszubreiten als der Stubenschriftsteller.

Des Verfassers Werk behandelt vornehmlich jene traurige, wüste, schaudervolle Epoche des Ausbruchs und Fortgangs der griechischen Revolution und versetzt uns somit auf das lebendigste in eine Zeit des Kampfes zurück, die auch spätere, uns näher berührende Zeitereignisse aus unserm Gedächtniß nicht verwischen konnten. Unendlich viel hat sich freilich seitdem im türkischen Reiche geändert, und die Physiognomie dieses Reichs hat innerhalb der letzten zwölf Jahre so ganz andere Züge erhalten, als sie damals hatte, daß man in Rücksicht seiner das Bevorstehende für bedeutender zu halten geneigt sein könnte als das Vergangene. Allein man muß bedenken, daß das Jahr

1821 von allen diesen Veränderungen die Basis und gleichsam die Eingangspforte bildet. Auch hat der Verf. in seinem Buche in Betreff des Sonst und Jetzt der türkischen Monarchie keineswegs unfruchtbare Auseinandersetzungen gegeben. Dr. Walsh befand sich im Gefolge des Lords Strangford, als dieser im November 1820 zu seinem Gesandtschaftsposten abging. Er reiste über Gibraltar, Malta, Korfu und Zante, wo er, wie bemerkt, Zeuge des furchtbaren Erdbebens war, das sich im December dieses Jahres ereignete. Von den ionischen Inseln ging der Weg nach Milo, Athen, Naxia. Die berühmte Höhle von Antiparos ward in Augenschein genommen. Nachdem man zuerst an der Ebene von Troja und dann zum zweiten Male bei Gallipoli gelandet war, verließ unser Reisende die Gesandtschaft und reiste durch Rodosto zu Lande nach Konstantinopel. Diese Reisebegebenheiten nehmen den größern Theil des frühern Bandes ein, womit der Leser schon mehr oder minder vertraut ist. Hier haben wir es mit den Zuständen der Hauptstadt selbst während jener unheilschwangern Zeit zu thun, Ereignisse, die freilich noch eine allgemeinere Theilnahme in Anspruch nehmen. Wir wissen, daß der Aufstand der Griechen ebenso unerwartet losbrach, als er sich langsam und heimlich vorbereitet hatte. Man kann sagen, daß bis zu Ypsilantis' Proclamation kein Mensch eine Ahnung davon hatte. Wie diese Proclamation von Seiten der russischen Regierung, an deren Beistand man direct appellirt hatte, aufgenommen ward, ist gleichfalls bekannt genug. Der Sultan seinerseits antwortete darauf mit 100,000 Bewaffneten, welche bald die Hauptstadt zu einem Schauplatz der abscheulichsten Gewaltthaten und Mordscenen machten; nur mit Gefahr des Lebens durfte sich ein griechischer Unterthan auf die Straße wagen, und sogar die unschuldigen Armenier, die friedlichsten Leute von der Welt, erduldeten die schändlichsten Bedrückungen. Es war nichts Ungewöhnliches, daß ein türkischer Soldat zu dem Laden irgend eines armenischen Kaufmanns trat, um ein Stück Zeuch feilschte und, wenn er mit dem Kaufmanne nicht Handels einig werden konnte, ihm ohne Weiteres mit seinem Messer einen Strich versetzte und hierauf mit dem Gegenstande seiner Wünsche davonlief. Der Verf. erzählt einen Auftritt, wie bei einer solchen Gelegenheit ein wüthender Türke mit seinem Säbel den Kopf des Armeniers, der ihm seine Waare nicht lassen wollte, auf der Stelle vom Rumpfe hieb. Bekanntlich läßt die Nationaltracht des Armeniers den Hals blos.

Bald nach diesen und ähnlichen Scenen nahmen die Enthauptungen auf öffentlicher Straße ihren Anfang. So endeten viele der angesehensten Griechen, unter andern auch Konstantin Morusi, der erste Dragoman der Pforte; ein Ereigniß, was zuerst die auswärtigen Residenten etwas stutzig machte. Kurz darauf am ersten Ostertag erfolgte die grausenhafte Ermordung des griechischen Patriarchen während der großen Messe, gewiß eines der scheuslichsten Beispiele, das die Geschichte der feigen Despotismen aufzuweisen hat. Keiner von den fungirenden Bischöfen entging seinem Schicksal. Ein Janitschar, der aus Ehrfurcht vor der Person des hohen Prälaten ihn vertheidigen wollte, wurde von seinen Kameraden niedergehauen. Man hing den greisen Patriarchen im vollen Ornate am Thorwege seines eignen Palastes auf, zugleich mit seinen beiden Kapellanen und den Bischöfen von Nikomedien, Ephesus und Anchialos. „Der Körper des ehrwürdigen Kirchenhauptes", berichtet Dr. Walsh, „durch enthaltsame Lebensweise und durch Alter abgezehrt, hatte nicht so viel Gewicht, um den augenblicklichen Tod des unglücklichen Opfers zu veranlassen. Er zappelte lange im Todeskampfe, da keine befreundete Hand ihn abzuschneiden wagte, obwol manches Auge sich bei seinem Anblicke mit Thränen benetzte, und die Nacht war fast hereingebrochen, ehe der Tod seinen schrecklichen Leiden ein Ende machte." Am andern Morgen wurde der Leichnam des Patriarchen durch die Juden in den Straßen herumgeschleift und endlich in den Hafen geworfen. Später warf die See einen entseelten Körper ans Land, in welchem man den gemishandelten Patriarchen wiedererkennen wollte. Dieser ward nach Korfu geschafft und dort mit allem kirchlichen Pomp zur Erde bestattet.

Nachdem eine so frevelhaft-blutige Greuelthat geschehen, war wochenlang in der Hauptstadt des Mordens kein Ende. „Jeder Tag brachte neue Grausamkeiten; die Leichname der Schlachtopfer fand man entweder an Mauern und Thoren hängend, oder hauptlos, mit Koth beschmuzt, von Mann und Roß zertreten, auf der Straße liegen. Um diese Zeit pflegen die Geier, Habichte und andere Raubvögel von ihren Winterstreifzügen zurückzukehren; diese schwebten nun in gedrängten Schaaren, gleich einem finstern Baldachin, fortwährend über der unseligen Stadt, begierig, sich der darin aufgehäuften Beute zu bemächtigen. Auch die Hunde durchzogen des Nachts die Stadt, heulten und bissen sich um irgend einen Menschenleib oder halbabgenagten Knochen. In der That fand sich Alles verwirklicht, was Byron je Entsetzliches von Korinth, oder Bruce jemals von Abyssinien erzählt, oder was man sonst über die Greuel der orientalischen Völker Empörendes gelesen hat; und zwar eher im erhöhten als verminderten Grade."

Bisher hatten sich die auswärtigen Botschafter in der gräßlich bewegten Stadt für leiblich gesichert gehalten. „Allein am 4. Mai", erzählt der Verf., „wurden wir durch den Anblick eines Menschen erschreckt, der, mit einem Hut und Pantalons bekleidet, an einer Thorpfoste hing. Obgleich nun die Türken fest behaupteten, es sei dies nur ein Grieche, der sich mit einem Frankenanzug bekleidet habe, so schien doch von diesem Zeitpunkte an ein allgemeines „sauve qui peut" von den verschiedenen diplomatischen Corps Besitz zu nehmen. Der russische Gesandte berief eine Generalversammlung der auswärtigen Minister, um an die europäischen Mächte einen Aufruf zur Unterstützung aller christlichen Einwohner ergehen zu lassen. Dieser Plan wurde zwar durch die Majorität verworfen (wir wissen auch recht gut, daß es die Engländer waren, die ihn vornehmlich zu hintertreiben suchten), allein die russische Regierung hatte damit doch immer einen, wenn auch nicht thätigen Schritt zu Gunsten der Griechen gethan, die von diesem Augenblicke geneigt waren, sie als ihre Freunde zu betrachten."

Die Engländer, wie bemerkt, neutralisirten auf die schlaueste Weise; und obschon man bei einem erschöpfenden Überblick der ganzen Verhältnisse und Folgen einräumen muß, daß es für die Wiedergeburt des griechischen Volks nothwendiger und heilsamer war, wenn sie den ganzen Kampf durchkämpften, so sind doch durch diese historische Nothwendigkeit keineswegs die Engländer entschuldigt, an denen es am meisten lag, daß nicht fünf Jahre früher eine Intervention der europäischen Mächte stattfand. Freilich befriedigt sich der auf den Entwickelungsgang aller Weltgeschichte aufmerksame Leser mit der Überzeugung, daß eine zu früh eingetretene Intervention wahrscheinlich die Griechen unter den Despotismus der Pforte zurückgeführt und ihre Befreiung somit noch auf Menschenalter hinausgeschoben haben würde. Indeß hatten die ernstlichen Vorstellungen der Gesandten doch einige Wirkung. Es erschien auf Veranlassung derselben der Ferman, daß die Waffen türkischer Seits in der Hauptstadt niedergelegt werden sollten, sodaß wenigstens ein äußerlicher Anschein von Ordnung hergestellt wurde, der jedoch die einzelnen Griechen keineswegs vor täglichen Mishandlungen in ihren Wohnungen, vor Kerker, Folter und Tod schützte. Beklagenswerth im höchsten Maße war während dieser Zeit der Zustand der griechischen Frauen. Man kann behaupten, daß unter dem griechischen Volke, wie es in heutigen Tagen erscheint, die Frauen im Allgemeinen mehr Adel und Reinheit der Gesinnung zeigen als die Männer; ihre Tugenden sind erhabener, und sie theilen nicht in dem Maße die Laster ihrer Nation als die Männer. Eben darum muß auch ihre damalige geängstigte Lage dem unbefangenen Betrachter um so tiefer zu Herzen gehen. Es gab damals, namentlich unter den fanariotischen Frauen, nicht blos wahrhaft Hochgesinnte, sondern auch im hohen Grade Gebildete, die den vollen Enthusiasmus ihrer Nation hegten, ohne die selbstsüchtigen Motive, ohne den

Digitized by Google

Blutdurst und die Wankelmüthigkeit zu theilen, die damals aus dem Charakter der Männer nicht hinweggeleugnet werden konnten. Ihre Leiden waren schrecklich. Es gibt kein Verbrechen, das nur irgend die Barbarei unter ähnlichen Verhältnissen zu üben vermag, das nicht an ihnen begangen wurde. Dr. Walsh's Berichte sind voll von einzelnen Anekdoten und Charakterzügen, welche die Seelengröße und die Mishandlungen der edeln griechischen Frauen schildern, voll peinlichen Interesses, bei denen der Leser mit Thränen im Auge über den Verfall der Menschheit, über die unsaglichen Prüfungen edelster Menschennaturen trauert. Zu dieser Gattung gehört die Geschichte der unglücklichen Helena, Tochter der Fürstin Smaragda Morusi, der Witwe Alexander Maurokordatos', welche der Verf. in wenigen, aber ergreifenden Zügen erzählt. Dieses unglückliche Mädchen wurde ein Opfer der zahllosen Verfolgungen und Mishandlungen, die man sie erfahren ließ. Sie war 15 Jahr alt und ausnehmend schön; die groben Nachstellungen der wollüstigen Türken, ihre eignen Gemüthsleiden über das Blutbad, dessen tägliche Zeugin sie war, zerstörten ihre Gesundheit und tödteten sie endlich. Dr. Walsh leistete ihr auf dem Todtenbette geistlichen Beistand; er kann die hohe Tugend dieser zarten Jungfrau, ihren reinen religiösen Sinn, ihr tiefes, trauerndes Mitleid nicht ergreifend genug schildern.

Unterdessen dauerte die Insurrection auf den Inseln wie auf dem Festlande unter verschiedenen Erfolgen fort. Die Griechen, zur schrecklichsten Wuth gereizt, blieben ihren Unterdrückern keine Grausamkeit mehr schuldig. Jetzt erfolgte die Einnahme von Patras durch die Türken, nach welcher unter andern Trophäen auch 2500 Paar Ohren von den Siegern an die hohe Pforte gesandt wurden. Dr. Walsh, der um diese Zeit eine Audienz im Serail hatte, fand alle Eingänge und Thürpfeiler mit diesen scheuslichen Trophäen benagelt. Am 20. November war er zu Tophana Augenzeuge der Rückkehr des Kapudan Pascha Kara-Ali, der seine Expedition auf Galaxidi beendigt hatte, nachdem der Versuch auf Samos vereitelt worden war, und nun mit einer griechischen Flotille in den Hafen einlief. Viele Menschen standen am Ufer, um die rückkehrenden Fahrzeuge des Siegers zu empfangen. „Aller Augen", schreibt der Verf., „waren nach dem Punkt des Serails gerichtet, den die Schiffe der Flotte zuerst umsegeln mußten. Jetzt zeigte sich zuerst das Admiralschiff, auf dessen Verdeck sich die Mannschaft der genommenen Fahrzeuge, wie zur Ausstellung, befand. Die Gefangenen hatten Seile um den Hals geschlungen und wurden in dem Augenblicke des Einlaufens an verschiedenen Theilen des Takelwerks aufgehängt, sodaß jedes herankommende Schiff in allen Richtungen von den dicht aneinandergereihten Leichnamen der im letzten Todeskampfe zappelnden Unglücklichen begrüßt wurde, die von den Bugspriets und Raanocken herabbaumelten. Am folgenden Tage liefen die Schiffe den Hafen hinauf nach dem Arsenal unter dem allgemeinen Donner des Geschützes, das von den drei Städten: Konstantinopel, Pera und Skutari her losgefeuert wurde, wobei zwei Dreidecker mit der kaiserlichen Flagge dicht unter meinem Fenster anlegten. Hier sah ich nun ganz nahe die ringsherum hängenden Leichname, welche bei der schaukelnden Bewegung der Fahrzeuge hin- und herschwankten, während Scharen von Möven über ihren Häuptern flatterten. Diese schreckliche Ausstellung dauerte mehre Tage. Endlich fielen die Leichname herab, und sogleich ließen die Möven sich darauf nieder. Sie flößten nun wol einen Monat lang zwischen den Booten und Schiffen herum, bis die träge Flut sie nach und nach aus dem Hafen hinaus in das offene Meer spülte."

Über die Katastrophe auf Scio bemerkt der Verfasser sehr Ausführliches. In der That hat auch kein anderes Ereigniß während der griechischen Insurrection die Theilnahme und das Mitleid von ganz Europa in so hohem Grade in Anspruch genommen als dieses. Man kann behaupten, daß das Blutbad auf Scio den Gipfelpunkt der türkischen Greuel bildete; wenigstens begann von da an der Schrecken und Abscheu sich sogar der menschlicher gesinnten Türken selbst zu bemächtigen, von denen sehr viele sich ganz laut und entschieden gegen die hinterlistige Grausamkeit dieser furchtbaren Gewaltthat und Menschenschlächterei aussprachen. Über den vormals blühenden Zustand jener schönen Insel, über die hohe Cultur ihrer Einwohner vor jener entsetzlichen Katastrophe sind alle Reisende, die je die Levante besuchten, einig. Die Insel zählte im J. 1821 ungefähr 100,000 Bewohner. Der dort angestellte türkische Gouverneur war unterstützt und in gewisser Hinsicht auch beschränkt durch vier Geronten, die aus dem Volke gewählt wurden und von denen der eine der abendländischen Kirche angehörte. Der Handel war wichtig und ausgedehnt; in allen großen Handels- und Seestädten von Europa hatten die Scioten ihre Residenten; außerdem befand sich auf der Insel eine Universität, neu gestiftet, mit 600 Studirenden, eine Bibliothek und eine Druckerei. Die Scioten waren in der ganzen Levante geachtet, die höhern Classen besonders als Kaufleute, die geringern in verschiedenen Zweigen der Industrie, besonders als Gärtner, deren Kunst auf den reizenden Küsten des Bosporus sehr gesucht war. Beim Ausbruch der Revolution waren die Scioten vermöge ihres Wohlstandes, der immer zu friedlichen Gesinnungen führt, sehr unzufrieden mit dieser. Sie ergriffen alle möglichen Maßregeln, um sie von sich abzuweisen. Sie kamen um eine Verstärkung der türkischen Garnison ein; die Geronten und der Erzbischof begaben sich freiwillig in die Festung als Geiseln, und überdies bemächtigten sich die Türken unter verschiedenen Vorwänden noch einiger 70 der angesehensten Bewohner. Allein dies half nichts. Die Nachbarinsulaner von Samos waren thätig und unabhängig; sie rüsteten im März 1822 eine kleine Expedition aus unter dem Samioten Logotheti und einem Scioten Boorna, denen sich manche Unzufriedene aus den niedern Ständen anschlossen, und eroberten das Land mehr mit einem Streich, als daß sie es revolutionnirten. Jene Abenteurer fanden auf Scio keinen Widerstand als die Feigherzigkeit der Friedensliebe. Einige angesehenere Bewohner flüchteten sich zu der türkischen Garnison, andere verließen die Insel. Der Haupttheil der Scioten verhielt sich ganz unthätig. Daß die Scioten vermöge ihrer ganzen Stellung sich vor der Insurrection weit mehr als vor der türkischen Bedrückung, von welcher letztern grade sie seit Menschenaltern ausgenommen waren, zu fürchten hatten, war gewiß. Allein dessenungeachtet ist ebendeshalb das furchtbare und unverdiente Schicksal, das sie betraf, als eine vollkommen gerechte That der weltgeschichtlichen Bewegung zu betrachten. Denn bei einer großen, allgemeinen, Alles in sich begreifenden Frage soll die einzelne kleine Gemeinheit nicht sich absondern und ausschließen wollen. Wenn von allen Seiten her der Ruf der Freiheit ertönt, so dürfen die selbstischen Rücksichten des Einzelnen, der sich wohlbefindet, sich nicht geltend machen. Eine solche Selbstsucht wird mit dem Untergange der thörichten Minderzahl geahnet, darum weil sie ein Verrath am allgemeinen Interesse des ganzen Volks ist. Freilich haben die armen Scioten diese wahrhafte Lehre theuer genug bezahlen und ihren passiven Frevel schwer genug büßen müssen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Eine Geschichte der Feldzüge der Russen von 1812—14 enthalten die kürzlich in Petersburg erschienenen „Memoiren des Fräuleins Duroff" (2 Bde.). Die Verf. trat unter dem Namen Alexandroff 1806 in russische Kriegsdienste und zeichnete sich in den Feldzügen durch Muth und Tapferkeit aus. Als ihr Geschlecht entdeckt wurde, ertheilte ihr der Kaiser Alexander eine Audienz und schmückte sie mit dem Georgskreuze. Ihre Memoiren machen ziemliches Aufsehen. Auch sind vor Kurzem mehre russische Romanschriftstellerinnen aufgetreten, u. A. eine Jarzoff, Teploff, Tschimoff, deren Werke mit Interesse gelesen werden. 60.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 226. —— 14. August 1837.

Die Revolution. Novelle von Henrich Steffens. Drei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 225.)

Diese Art und Weise, mit der Weltgeschichte umzuspringen, hat es aber freilich nöthig gemacht, einen eignen Kniff zu erfinden, über den in der That Jedermann erstaunen muß, und dessen haltlose Fadheit Steffens selbst unmöglich nicht eingesehen haben kann. Anstatt nämlich in die Tiefe der Geschichte hinabzusteigen und dort nach dem Warum der Revolution zu fragen, erfindet er einen Charakter unter dem Namen Adrian, der als Träger und Prototyp der Revolution hingestellt wird. Dieser Adrian, in dem ich — wie ich glaube nach Steffens' Sinne — die personificirte Revolution erblicke, zettelt Aufstände über Aufstände an und sät überall Zwietracht, um sich zu rächen an einem ehemaligen Feinde! Demnach würde also alle Revolution nach Steffens'scher Erklärungsweise auf den Trieb sich zu rächen reduciren, und es wäre eine langweilige Schufterei der Geschichte, wenn Zeiten der Revolution sich verlängerten. Adrian, dessen Bild eigentlich nie recht in den Vordergrund tritt, ist weiter nichts als ein höchst geistvoller, schlauer, kenntnißreicher Schuft, von Kindesbeinen zur Rache erzogen, die er denn auch redlich übt. Sein Feind Louvet und dessen Enkel Edward sind die Personen, die er zu vernichten strebt. Aus Rache heirathet er die Tochter des Erstern und verfolgt den Sohn dieser Tochter, den sie aus einer frühern Ehe besitzt. Dieser Sohn heißt Edward und tritt als ein besonders begabter Mensch zuletzt als Retter des Fürsten auf, den Adrian ermorden will, man erfährt eigentlich nicht, weshalb. Da ihm dies mislingt, macht er seinem Leben selbst ein Ende, und Edward sowie die andern Figuren der Novelle kommen zu ihrem Rechte und einer stillen, gläubigen Ruhe.

Es möchte schwer sein, eine detaillirte Skizze der Novelle selbst hier wiederzugeben. Steffens liebt es bekanntermaßen, seine Erzählungen labyrinthisch zu verwirren. So auch hier. Die eigentliche Geschichte ist zu Ende, ehe man noch weiß, wer und was dieser dämonische Adrian wol sein mag. Darüber gibt ein besonderer Anhang „Adrian und Louvet" überschrieben, einigen Aufschluß, denn den wahren Namen Adrian's, der einem alten französischen Geschlechte angehört, erfährt man auch hier nicht. Im Grunde kommt auch wenig darauf an, da es weit bedeutsamer ist, die Gesinnung des Verf. zu erkennen. Ich will nun keineswegs behaupten, Steffens sei in völligem Irrthume der Jugend gegenüber. Ich weiß recht wohl, daß durch ein bloßes Absprechen und Verketzern nicht geholfen wird; aber wundern muß ich mich, wie Steffens, der in den mannichfaltigsten Bewegungen gereifte Mann, der jungen Welt so entschieden vorwerfen kann, sie sei hohl und nichtig in sich selbst. Dazu hatte, will es mir scheinen, Steffens kein Recht, der oft genug bewiesen hat, wie schwer es ist, sich selbst zu finden in den zusammenstoßenden Verhältnissen. Wer wie Steffens ein Buch geschrieben hat: „Wie ich wieder Lutheraner wurde, und was mir das Lutherthum ist", und darin ein schönes Bekenntniß seines ringenden Geistes ablegte, der darf kein Streben als schlechthin verderblich verwerfen. Selbst in diesem Augenblicke, fürchte ich, ist Steffens noch nicht so unwandelbar fest in sich selbst gewurzelt, daß er nicht noch mancher Schwankung und Wandelung unterliegen sollte. Wird die Jugend grob und anmaßend, so hat sie in überbrausender Kraft ein nicht zu beneidendes Recht für solches Verfahren; dem Alter aber ziemt es weit mehr, im Fall es zu polemisiren gedenkt, diese überschäumende Kraft durch milde Besonnenheit zu beschämen. Der Verf. dieser „Revolution", die weder eine ist, noch eine hervorrufen möchte, scheint mir, hat sich von Leidenschaftlichkeit hinreißen lassen, und vielleicht sein ganzes Buch mehr an Persönlichkeiten gelehnt als an das Ganze der zur Erscheinung kommenden Gegenwart. Schon der nebelhafte ungewisse Grund und Boden, worauf die Geschichte sich bewegt, ist nicht einladend. Es paßt gar keine Örtlichkeit auf die Stadt, die der Hauptschauplatz der Handlung oder vielmehr des Gespräches ist. Nur ein Ort läßt sich leicht errathen — das Dorf Steinthal bei Strasburg, wo der Pastor Oberlin Wunder der Bekehrung that. Es war vorauszusehen, daß Steffens diesen seltenen Mann nicht unbenutzt lassen würde. Wir sehen ihn namenlos zwar, aber doch hinlänglich deutlich als Erzieher Edward's auftreten, der dann in seiner ganzen Erscheinung, seinem Leben, Neigungen, Denken und Handeln Niemand anders als Steffens selbst ist.

Gewiß verkenne ich nicht im geringsten das Bedeutsame des Buches, wenn ich auch als entschiedener Gegner des Doctrinarismus auftreten muß, der darin gepredigt

wird. Mir ist das Werk von hohem Interesse als ein Product des Steffens'schen Geistes, der, nimmer ruhend, emporstrebt zur Sonne, aber, anstatt sich des Lichtes zu erfreuen, sich nur an dessen Flamme verwundet. Es liegt so viel Vortreffliches in dem Buche aufgestapelt, daß sich viele gute Bücher daraus machen ließen. Manche werden sich aufrichtig daran erfreuen und belehren; ein Verständniß der Zeit und ihrer Bestrebungen vermag Keiner daraus zu schöpfen. Und wollte nun gar Dieser oder Jener sich belehren über die Lebenswege, die in der jüngsten Vergangenheit die Stimmführer der deutschen Jugend eingeschlagen haben, so würde ein Jeder, welcher der Steffens'schen Darstellung Glauben schenkte, nur einen gründlichen Irrthum gewinnen.

Dies öffentlich auszusprechen hielt ich für nöthig. Steffens werde nicht getadelt seines Strebens halber. Es muß Jeder thun, wozu er sich berufen fühlt; es ist aber auch die Pflicht jedes Einzelnen, in der Verwirrung, in der wir nun einmal nach dem Willen der sich gestaltenden Geschichte leben sollen, der Partei gegenüber ruhig seine Überzeugung auszusprechen. Ich ehre Steffens, weil ich überzeugt bin, daß er im Dienste der Wahrheit steht, wie sie in seinem Auge sich spiegelt. Nimmt diese Wahrheit eine andere Gestalt an in unserm Auge, so wird uns Steffens gewiß auch das Recht zugestehen, die Waffen alsdann gegen ein Gebilde zu kehren, das wir als ein hohles zu bekämpfen genöthigt sind. Wer Recht hat, vermag weder Steffens noch seine Gegner zu entscheiden. Darüber sitzt einst die Geschichte zu Gericht, die Keinen verdammen wird, weil Alle, auch im Irrthume, für die Wahrheit stritten; und unter den Irrenden ist Steffens wahrlich einer der Größten und darum auch der Achtenswertheste.

Ein paar Auszüge mögen hier Freunden und Feinden beweisen, wie Steffens über die Fragen der Zeit und deren Vorstreiter denkt und spricht. Es ist interessant, einen Mann, der in Folge einer ewigen Revolution in sich ein Feind der Revolution in der Geschichte geworden ist, beim Schreibpulte zu belauschen.

Eine seiner Figuren, Ferdinand, der von der Partei Adrian's gedungen wird, um Edward zu ermorden, späterhin aber sich bekehrt, spricht in seiner Beichte in folgender Weise:

Als Arznei (die stille Rührung des Herzens zu unterdrücken) erschienen mir jene sich hoch dünkenden Gesinnungen, die sich von aller Liebe und Theilnahme gegen die Nächsten, gegen die Menschen wegwendet, um sich einer sogenannten Menschheit zu ergeben. — — Ich weiß es, denn ich habe es erlebt, wie verwüstend, wie zerstörend die Versuche der Jugend, die eignen Empfindungen, die natürlichsten Gefühle zu bekämpfen, auf die innerste Wahrheit unsers Daseins wirken; diese gefährliche Richtung des menschlichen Geistes zerreißt die natürlichsten Bande, wir finden uns an Maximen verkauft, die Menschenopfer fodern; blödsinnig verkennen wir es, daß die nächsten Verhältnisse, die uns umgeben, Familie, Freunde, ernste und strenge Beschäftigung mit dem Nächstliegenden die wahren Heiligthümer der Liebe, die wahre Bedeutung unsers Daseins in sich schließen.

(Der Beschluß folgt.)

Dr. Walsh's Schilderungen aus der Türkei.

(Beschluß aus Nr. 225.)

Bei solchen Gesinnungen vernahmen natürlich die Scioten mit der lebhaftesten Freude die Nachricht, daß eine türkische Flotte, von dem Kapudan Pascha in Person befehligt, sich in Bewegung setze, die Insel wiederzuerobern. Die Unschuld, womit die Scioten diese bevorstehende Entscheidung begrüßten, hatte etwas wahrhaft Tragisches. Sie ließen sich von der wahren Absicht dieser Einschiffung nicht das Mindeste träumen, obgleich man sich in Konstantinopel sehr unzweideutig darüber ausgesprochen, ja sogar allen Abenteurern, die man an die Expedition sich anzuschließen auffoderte, gewissermaßen eine Anwartschaft auf die unglückliche Insel gegeben hatte. Daher kam es denn auch, daß der Kapudan Pascha mit einer, für die damaligen türkischen Zustände unerhörten Schnelligkeit seine Schiffe bemannen und equipiren konnte. Die Kaiquegis oder Bootsleute vom Bosporus, die sich bei einer ähnlichen Unternehmung, welche der Kapudan Pascha einleiten wollte, wobei jedoch wenig mehr als tüchtige Schläge zu erwarten war, auf das hartnäckigste widersetzt hatten, strömten jetzt in Scharen zusammen, um an der Expedition gegen Scio Theil zu nehmen; ihnen schloß sich überhaupt alles Gesindel an, das nur über einen Dolch oder ein Pistol zu gebieten hatte. Selbst noch an der Küste von Scio warb der Kapudan Pascha solcherlei Menschen an; wer nur eine Waffe hatte, war am Bord willkommen. Hierdurch ward dieses Räubergesindel noch um etwa 10,000 asiatische Spitzbuben vermehrt, von denen die Quais von Smyrna eine beträchtliche Zahl geliefert hatten. Dieses zusammengeraffte Gesindel brach nun mit einem Male auf die arglosen Scioten los, die so ahnungslos alles dessen waren, daß sie, im vollen Vertrauen auf den Schutz ihrer Oberherren, bereits wieder in ihren gewohnten, friedlichen Beschäftigungen sich bewegten. Die Samioten leisteten fast gar keinen Widerstand. Die meisten entflohen nach Ipsara.

Weit entfernt, alle Einzelheiten dieses der ganzen Welt bekannten, gräßlichen Verheerungsacts, der in der Kriegsgeschichte aller Zeiten ganz einzig dasteht, hier ausführlich zu wiederholen, wollen wir nur einzelne Momente daraus, nach den Berichten des Verf. mittheilen. Diese ganze, üppig blühende Insel war innerhalb weniger Wochen ein vollkommener Schutthaufen. Von den Eingeborenen waren wenigstens 90,000 niedergemetzelt oder zu Sklaven gemacht worden. Das herrliche Scio war eine vollständige Wüste. In den Straßen und auf dem freien Felde lagen die Leichname in ganzen Schichten. Die Brunnen in den Gärten waren mit Leichen von Kindern angefüllt, welche die Mütter selbst, in ihren letzten Schlupfwinkeln aufgespürt, verzweiflungsvoll hinabgeschleudert hatten, um sie den Mishandlungen der Türken nicht auszusetzen.

Wie man in Konstantinopel selbst gegen die dortigen sciotischen Bankiers und Kaufleute verfuhr, davon war Dr. Walsh selbst Augenzeuge. Sie wurden sämmtlich mit ihren Schreibern, Kassirern u. s. w. zur Tortur geschleppt und hier, in den schrecklichen Kerkern des Bostandschi Baschi, zu Tode gemartert. Dr. Walsh theilt im zweiten Bande seines Werks (S. 25—250) ganz Ausführliches mit, Greuel, die auch einem Herzen von Stein Empfindungen des Schauders einjagen müßten. Doch wollen wir zur Ehre der Menschheit annehmen, daß kaum die Hälfte davon wahr sein mag. Unleugbar hat der Verf. mehre seiner Darstellungen nur aus dem Hörensagen zusammengestellt, vielleicht auch im Stillen dabei auf solche Leser Rücksicht genommen, denen die Dinge nicht gräßlich genug aussehen können, und so hoffen wir, daß auch auf diese Schrecknisse die Virgil'sche Beschreibung der Fama ihre volle Anwendung finden möge.

Nicht volle drei Monate nach der Katastrophe auf Scio besuchte der Verf. von Konstantinopel aus die Insel und die benachbarten Küsten, die noch von dem dort geschehenen Blutvergießen rauchten. Sein Weg führte durch Smyrna, dessen

Nachbarküste noch die Gebeine der bei den Metzeleien des vorigen Jahres gefallenen Griechen bleichten. Hiernächst besuchte der Verf. die schmale Halbinsel, wo einst Teos, Anakreon's Geburtsort, stand. Hierher sind, wegen seiner versteckten Lage, selten europäische Reisende gekommen. Die Gegend ist wild und waldig, durchzogen von Zweigen des Gebirges Corycus, im Alterthum als der Aufenthaltsort gefürchteter Räuber berüchtigt. Die beiden kleinen türkischen Städte Sevrihissar und Sedijak enthalten den größten Theil der Bevölkerung der Halbinsel. Teos selbst liegt fast am äußersten Ende derselben, eine Masse schöner Ruinen aus dem besten Zeitalter der griechischen Architektur, halbbegraben in Weingärten und Granatpflanzungen, auf einer blumenreichen Küste, wo die herrliche Seelilie im Überflusse wächst, die nach den Vermuthungen einiger Gelehrten die wahre Lilie des Anakreon sein soll. Die griechische Bevölkerung dieses einsamen Districts war entweder entflohen, oder ein Raub des Schwertes geworden. Nur zwei griechische Frauen fanden sich noch auf der Halbinsel.

Auf einer türkischen Kronfregatte begab sich der Reisende nach Scio. Von der See aus bemerkte man an der Stadt nichts, was auf Verwüstung schließen ließ; allein der nähere Anblick hob diese optische Täuschung bald. „Über grüne Fluren", erzählt Dr. Walsh, „gelangten wir zur Stadt. Die Hauptstraße hieß *Ανακορεγια*, sie war ziemlich lang, breit, regelmäßig, und bildete eine schöne Perspective. Die Gebäude waren fast lauter Privatwohnungen mit ornamentirten Vorderseiten, die ihnen das Ansehen von öffentlichen Gebäuden verliehen. Sie waren aus Bruchsteinen gebaut, wie die Häuser von Valetta, mit Erkervorsprüngen und Balconen; über den Thüren befanden sich meist ausgehauene Wappenschilder. Das Innere dieser Wohnungen war mit Balustraden geschmückt aus reichgeädertem und herrlich polirtem Marmor; auch das Tafelwerk war schön verziert und vergoldet, die Hallen in Fresco gemalt und mit Gemälden behangen, kurz die ganze innere und äußere Ausstattung dieser Wohnungen zeugte von der Wohlhabenheit und Bildung dieser Insulaner. Dies war jedoch nun Alles entstellt und zerstört; die Dächer eingeschlagen, die Treppen umgestürzt, die Fenster- und Thürpfosten von Rauch geschwärzt. Unter dem Schutte lagen menschliche Gebeine, halbverweste Leichname, Waffen, Bücher, Stücken Gesimse, zerbrochenes Hausgeräth, Alles wüst durcheinander; ungeheure Haufen Lumpen lagen auf den Straßen, durch welche oft der ganze Zugang versperrt war. Sobald man darauf trat, wichen sie, sodaß der Fuß die darunter befindlichen Leichname berührte. Ein Schauder überfiel uns, wenn uns dies begegnete. Wir besuchten die Wohnungen von Strati, Rhodochannachi, Dimenti Rhalle und anderer angesehenen Scioten, deren Namen in den berühmtesten europäischen Handelsstädten wohl gekannt und geachtet waren; die Leichname ihrer unglücklichen Eigenthümer hatte ich bereits in den schmuzigen Straßen von Konstantinopel liegen sehen. Nachdem wir diese verwüsteten Privatwohnungen beaugenscheinigt, begaben wir uns in die öffentlichen Gebäude, vornehmlich die Kathedrale und den Palast des Bischofs. Dieser hatte sich selbst als Geißel gestellt und in Folge dessen das Schicksal der übrigen getheilt, d. h. man hatte Alle an dem Außenwerk der Festung aufgehängt. In einem halbeingestürzten Gemach seines Palastes fanden wir den Leichnam Eines aus seiner Familie. Der brutale Türke, der hier unsern Führer abgab, stellte sich quer auf den Körper des Entseelten, kitzelte ihn mit dem Ende seines Knüttels im Gesicht und meinte: er habe lange genug geschlafen und müsse nun aufstehen; dann wandte er sich mit rohem Gelächter an mich und sagte: „Es ist ein fauler Bursche, er will nicht folgen." Von dem bischöflichen Palast begaben wir uns nach dem Collegium, das weiter hinauf an der entgegengesetzten Seite der Straße stand. Es bestand ehemals aus schönen, regelmäßigen Gebäuden, mit ornamentirten Fronten, welche ein regelmäßiges geräumiges Viereck bildeten. Diese ausgedehnten Gebäude enthielten die Kapelle, das Theater, die Halle und die sämmtlichen Wohnungen der Professoren und Studirenden. Hier waren nicht weniger als 25 Professoren für die verschiedenen Wissenschaften und Sprachen angestellt, und junge Leute studirten hier aus allen Theilen der Levante. Was wir beim Eintritt zuerst bemerkten, waren die Leichname zweier Professoren, die am Eingange des einen Vierecks lagen. Sie waren mit Fetzen ihrer ehemaligen Kleidung bedeckt und merklich verstümmelt. Wir traten in eins der Auditorien; der ganze Fußboden war hier mit zerrissenen Büchern bedeckt. Ich nahm eins davon mit mir, es war ein Theil des Homer, mit Text und neugriechischem Commentar und Paraphrase, von einem der Professoren geschrieben und in der Druckerei des Collegiums gedruckt. Von diesem Collegium war nichts mehr vorhanden als die rußigen Wände. Die Professoren waren von den eindringenden Türken sämmtlich niedergemetzelt und die Studirenden, die aufblühende Hoffnung des Landes, als Sklaven weggeführt. Sie sind nun über Asien und Europa verstreut, auf der untersten Stufe der Herabwürdigung, und man hat Viele mit Gewalt gezwungen, ihren Glauben abzuschwören und den Mohammedanismus anzunehmen."

Auch die Umgebungen der Stadt boten ein Grauen der Verwüstung dar. Die Gartenmauern niedergerissen, die Landhäuser der Erde gleich gemacht oder abgebrannt, die Leichname der Eigenthümer unbegraben (*ἄθαπτοι ἄκλαυστοι*) auf ihrem Grund und Boden liegend, die schönsten Fruchtbäume, Weinstöcke entwurzelt, umgeknickt, deren Früchte noch an den Ästen hingen oder im Überfluß auf dem Boden hingestreut waren, von Niemanden benutzt. In der ganzen Umgegend nichts Lebendes, sogar die Vögel schien das Blutbad verjagt zu haben, man sah und hörte keinen; nur einige zerstreute Hunde irrten heulend umher und schienen die Überreste ihrer Herren zu suchen. Der britische Consul Giudici hatte seine Wohnung zu einer Freistätte für alle die Unglücklichen gemacht, die so viel Zeit gewannen, sie zu erreichen. Es waren ihrer etwas über 200, Weiber und Kinder, und diese, nebst den Wenigen, die von den andern Consuln gerettet worden waren, bildeten den ganzen Überrest von fast 100,000 Bewohnern, mit denen eine der glücklichsten und schönsten Gegenden der Erde gesegnet gewesen war. Beim Anblick des Dr. Walsh und seiner Gefährten näherten sich anfangs die Kinder zutraulich, kaum aber hatten sie die türkischen Soldaten, welche mit unter der Gesellschaft waren, bemerkt, als sie mit herzbrechendem Geschrei entflohen. Ein großer Theil der Bewohner von Scio wurde auf den Sklavenmärkten von Konstantinopel, Smyrna und Alexandria verkauft, und so begegnete ihnen das Schrecklichste, was einem gebildeten Volke begegnen kann, daß sie in die Hände der rohesten Barbaren geriethen, die mit ihnen schalteten wie mit Hunden, und kaum so.

„Die Art und Weise", sagt der Verf., „wie diese armen Opfer zu Sklaven gemacht wurden, war sehr kurz. Eine Bande solcher türkischer Banditen drang in das erste beste Haus, plünderte es, steckte es in Brand, tödtete die männlichen Insassen und schleppte Weiber und Kinder fort. Hierauf begaben sie sich in ein Zollhaus, zahlten dort 20 Piaster und lösten sich dafür ein Teskerai oder Zollzettel, worauf die Personen der Gefangenen angegeben waren, welche nunmehr zur unbedingten Verfügung ihrer Henker gestellt waren. Auf diese Weise wurden nicht weniger als 41,000 solche Teskerais für sciotische Sklaven gelöst, von denen beiweitem der größte Theil in die Hände von Leuten aus der verworfensten Menschenclasse gerieth."

Nach einigen Monaten fing man an, da es der Eigennutz der Sultanin, welche Eigenthümerin der Insel war, gebot, dieselbe wieder zu bevölkern, es wurden Griechen aus andern Districten herbeigeholt, man setzte einen neuen Gouverneur auf die Insel. Nach einigen Jahren erschien das bekannte Edict des Sultans Mahmud zur allgemeinen Emancipation der Griechensklaven; dadurch gelangte ein Theil der frühern Bewohner wieder auf die Insel, welche sich so gut wiedereinzurichten anfingen, als es gehen wollte. Der ionische Stamm besitzt ein gutes

Theil Leichtsinn, und so zeigte sich auch in dieser Wiederkehr die Spur der auffallenden Gesunkenheit einer ehedem so hochherzigen Nation. Bald nach des Verf. Rückkehr nach Konstantinopel trat ein Ministerwechsel ein. Delhi Abdallah, ehemals Bootsmann auf dem Bosporus, ward Großvezier; er war, wie sich erwiesen hat, durchaus unfähig zu dieser Würde, besaß aber viel Gutmüthigkeit und that viel zur Erleichterung des Schicksals der unglücklichen Griechen. Aus seinen eignen Mitteln kaufte er viele Familien los und entließ sie mit Beweisen des Wohlwollens.

Gedenken wir in der Kürze noch einiger anderer Partien von Dr. Walsh's Reisewerke. Im Sommer 1823 hielt er sich auf den Prinzeninseln auf, von denen er eine sehr anmuthige Beschreibung liefert. Diese kleinen Eilande liegen neun Meilen von Konstantinopel im Marmormeere. Sie sind von den begüterten Griechen vielfach als Sommeraufenthalt benutzt worden, besonders seit Gründung der Stadt. Während der Revolution bildeten sie einen Zufluchtsort für die Geflüchteten, in Wahrheit aber waren sie nur die überseeischen Kerker der Hauptstadt; denn täglich trafen aus dieser Befehle ein, welche einige von den Bewohnern zur Hinrichtung dorthin abholten. Von hier aus machte Dr. Walsh eine Excursion durch Bithynien, eine durch classische Vergangenheit wie durch Reize der Natur gleich ausgezeichnete Provinz. Er besuchte die Stadt Ismid, das alte Nikomedia, wo Diocletian seine Edicte zur Vertilgung der Christen ausgab, und Isnik, das alte Nicäa, dessen Umgebungen zu den reizendsten der Welt gehören. Die Naturschönheiten Bithyniens nahmen den Reisenden ganz in Anspruch. Hier findet sich jener ausgedehnte Waldgürtel, den die Türken den Ocean der Bäume nennen, der die schroffen Abhänge des Olympus bedeckt und dessen Nebenzweige nach Osten hin mit den unerforschten Gebirgszügen Anatoliens in Verbindung stehen. Einen herrlichern Baumwuchs als hier findet man wol nirgend. Die Königseiche, die herrliche orientalische Platane, Pappeln, Linden, Fruchtbäume von einer Größe und Schönheit, die in den westlichen Klimaten unbekannt ist, Wallnüsse, Birnen, Pflaumen, Äpfel gedeihen in üppiger Wildniß; ihre Früchte werden von den dürftigen Bewohnern nicht benutzt. Wundervolle Kastanienbäume bilden eine Blütenschneedecke zwischen dunkelm Laube. Der Kirschbaum, den Lucullus von den Küsten des schwarzen Meeres nach dem Westen brachte, erreicht hier die Höhe der größten Waldbäume. Der bithynische Wald ist das westliche Ende der waldigen Zone der asiatischen Türkei; ein Waldgürtel, der sich mit einigen Unterbrechungen längs der ganzen Südküste des schwarzen Meeres hinerstreckt und die Umgegend reichlich mit dem schönsten Schiffs- und andern Bauholze versorgt. Auf dieser Reise bestieg auch Dr. Walsh den Gipfel des asiatischen Olympus. Die Beschreibung, welche er von dieser Besteigung liefert, ist malerisch genug, nur macht sie ein gewisser Mangel an wissenschaftlichen Kenntnissen für den classisch gebildeten Leser etwas unfruchtbar.

Im Sommer 1824, wo man in dem vom Kapudan Pascha genommenen Ipsara abermals ein frisches Gericht von Ohren, Lippen und Nasen für die Hauptstadt anrichtete, verließ der Verfasser diese Gegend, um sechs Jahre hindurch in andern Theilen der Erde zu reisen, und kehrte erst 1830 wieder zu den Küsten des Bosporus zurück. Man kann behaupten, daß in keinem andern Reiche der modernen Welt sechs Jahre eine so bedeutende Veränderung anrichteten als hier. Während dieser Zeit war Griechenland in die Reihe der unabhängigen Staaten getreten, Diebitsch hatte den Balkan überschritten, und die Türkei, von dem übrigen Europa verlassen, hatte sich jenem ungeheuern Nachbarreiche in die Arme werfen müssen, von dem sie vielleicht im Laufe der Zeit das Meiste zu fürchten hat. Im Innern des Reichs selbst schien die furchtbare Prätorianergewalt durch die Auflösung der Janitscharen gänzlich gebrochen. Man bemerkte auf jedem Schritte die Spuren dieser Verwandlung; die Türkei befand sich in dem vollständigen Gährungsproceß einer praktischen Reform. Nachdem die Janitscharen aufgehoben waren, machte sich der Sultan an die Vertilgung der zweiten Hauptplage der türkischen Hauptstadt, an die — Hunde. Er griff diese nicht sowol mit Feuer und Schwert an als vielmehr mit dem mehr orientalischen Vertilgungsmittel, dem Gift. Allein die Türken waren nicht sehr zufrieden mit der Ausrottung dieser ihrer Günstlinge, sie murrten darüber, und die Stadt fing an durch den Mangel ihrer bisherigen Straßenmeister zu leiden. Deshalb wurden mehre Familien von den noch lebenden Hunden nach Skutari gebracht und dort auf Staatskosten verpflegt, damit sie sich wieder mehren und fruchtbar sein möchten. Seit dieser Zeit scheint es, haben sie ihre frühere Zahl vollkommen wiederergänzt. Eine andere Neuerung bestand in der Einführung von Schweinen, die ehedem jedem Gläubigen ein wahrer Greuel waren. Man verkaufte das Fleisch dieser Thiere nunmehr öffentlich auf den Straßen, und die Anhänger des Propheten, nachdem sie ihr Auge an den Anblick dieser Waare gewöhnt hatten, fingen nach und nach an, sie zu kaufen und zu verspeisen, indem sie so thaten, als könnten sie das Fleisch nicht von Hammelfleisch unterscheiden. Auch der Verkauf und Genuß des Weins ward jetzt weit öffentlicher und unverhohlener betrieben; man hörte kriegerische Musik in den Straßen und sah Soldaten in Parade aufmarschiren, was ehedem in Konstantinopel nie stattgefunden hatte; auch führte man Montirungen ein, die sich den Uniformen der übrigen europäischen Linientruppen annäherten. Auch waren jetzt Zeitungen errichtet, und man fand die Türken auf Straßen und in Kaffeehäusern emsig mit Lesen beschäftigt.

Diese radicale Umwandlung der türkischen Zustände war um so weniger zu verwundern, da der Sultan Mahmud selbst inzwischen ein ganz Anderer geworden war. Dieser Sultan, den auch Dr. Walsh gewissermaßen als ein Räthsel der menschlichen Natur zu betrachten geneigt ist, hatte sich innerhalb dieser für die Türkei so bewegten Epoche wo nicht völlig, doch in weit höherm Grade als früher zum Herrn der Ereignisse gemacht, welche während der griechischen Unruhen so gewaltsam auf ihn eindrängten, daß er in Betreff ihrer denselben Despotismus zu erdulden hatte, den er gegen seine Unterthanen ausübte.

80.

Mancherlei.

Bei den gegenwärtigen schon und noch mehr bei den künftigen Gelehrten wird Gedächtniß ihre Haupteigenschaft sein müssen. Beurtheilt ist schon Alles, und die Extreme Dessen, was als Wahrheit, als System, als Hypothese gelten kann, sind längst vorgetragen. Zu merken, was schon dagewesen, ist keine Kleinigkeit, sonst bringt Jemand als ein Neues, was der rechte Gedächtnißgelehrte längst gekannt. In den fortgehenden Wissenschaften, denen der Natur und Geschichte, ist der bisherige Ertrag des Wissens nicht leicht zu übersehen und in der Zukunft wird dies noch schwerer sein. Ohne eine solche Übersicht ist aber kein rechter Fortgang mit Demjenigen, was die Gegenwart selber bringt, möglich. In den umgehenden Wissenschaften, wie man die philosophischen nennen könnte, gewinnt sich die Übersicht leichter; doch empfehle man dem Philosophen dringend ein gutes Gedächtniß, damit er nicht fortzuschreiten meine, wenn er sich blos in die Runde bewegt.

Hinsichtlich des Nutzens der Geschichte wird irgendwo auf die Philosophie verwiesen, ohne welche letztere man das Wahre und Wirkliche nicht finde. Ganz vortrefflich; aber daran eben gebricht es, und darum lernt ein Zeitalter oft nichts von der Vergangenheit und nichts von seiner eignen Gegenwart. Unsere neuere Philosophie, die in Compendien auftritt, ist schon deswegen für diesen Zweck unbrauchbar, weil sie ihre eigne Geschichte, nämlich den fortwährenden Wandel der Systeme, nicht begreift.

23.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 227. — 15. August 1837.

Die Revolution. Novelle von Henrich Steffens. Drei Bände.

(Beschluß aus Nr. 226.)

So lange geordnete Zustände uns tragen, ein stiller Friede in den Gemüthern Aller seinen Himmel baut, wird Niemand gegen die stillen Freuden, die heilsame Beschränkung auch des kräftigern, thatenlustigen Menschen zu Felde ziehen. Sind aber im Laufe der Zeit die Zustände durchgefeilt worden, hat Zeit und Menschheit durch das Gesetz der Bewegung, in dem die alleinige Bedingung der Weltexistenz liegt, den Halt verloren und stürzt, von wüstem Schwindel ergriffen, übereinander, weil eine zu lange Ruhe das Toben des Orkans naturgemäß hervorrief, so wird ein Beschränken der Kraft zur Unmoralität. Dann wenigstens ist es die Pflicht des kräftigern Menschen, die Familie, die Freunde, die nächsten Verhältnisse zu vergessen über der Menschheit. Das Individuum ist dazu berufen, sich für das Wohl der Zukunft aufzuopfern. Wer dann schweigt oder müßig bleibt unter dem Vorgeben, er lebe seiner nähern Pflicht, der zeigt sich kleinlich und philisterhaft. Die Revolution aber ist das Bestreben Aller, einen im Weltleben verloren gegangenen Frieden um jeden Preis wiederzugewinnen. Darum ist Schonung dann eine Unthat. An einer andern Stelle sagt Steffens durch den Mund eines seiner Repräsentanten:

Es liegt in der Verirrung, welche die Jugend in die Parteikämpfe hineinzieht, etwas wirklich Furchtbares, welches uns tief in das Verderben der jetzigen Zeit hineinblicken läßt, und es ist merkwürdig, wie diese epidemische Krankheit ärger als die Cholera in ganz Europa hat um sich greifen können. Wenn sie sich zuerst in der Turnzeit puritanisch zeigte, so tritt sie gegenwärtig vielmehr als eine völlige Auflösung aller bürgerlichen Sittlichkeit hervor. Gäbe es etwas, was uns befürchten ließe, daß die Civilisation sich zuletzt in Barbarei umkehren könne, so wäre es diese tolle Erscheinung, die mitten aus dem europäischen Verstande als das Symptom eines verborgenen Wahnsinns hervorbricht. Die polytechnischen und medicinischen Schulen in Paris, die Versammlungen der Studenten in Glasgow, unsere Studentenverbindungen beweisen, daß diese Krankheit eine allgemeine europäische ist, und es gibt nichts Alberneres und Beschränkteres, als ihren Ursprung in diesem und jenem Institute zu suchen.

Das Letztere mag wahr sein; wenn aber Steffens aus dem zuerst Angegebenen den Schluß ziehen zu müssen glaubt, es deute das Streben, Theil zu nehmen an den Verirrungen der Zeit, wie er es nennt, auf eine Art Wahnsinn des europäischen Verstandes hin, so weiß ich nicht, ob ich ihm zürnen oder ihn bedauern soll. Es gehört ein unbegreifliches Verkennen der Zeit dazu, um einen solchen Schluß zu ziehen. Grade die Lust der Jugend, sich zu verbinden, mitten in den Zwiespalt und Meinungskampf sich hineinzustürzen, ist nicht ein Beweis des ausbrechenden Wahnsinns, sondern das Bestreben, die gesammte Zeit dem stillen Wahnsinne zu entreißen, dem sie langsam anheimzufallen droht. Eine heftige Bewegung, wo Alles durcheinander wogt, mag den Anschein der Barbarei haben; gewiß aber liegt in jener Pruderie unserer widernatürlichen Civilisation weit mehr verächtliches Barbarenthum, als man gemeinhin glaubt. Und wenn sich die Unverdorbenheit des jugendlichen Muthes etwas grob dagegen auflehnt, so sollte man solche Bestrebungen als üppige Schößlinge einer gesunden Urkraft eher zu befördern suchen, als unpsychologisch und mit andächtelndem Händefalten ein Überhandnehmen des Sodomsdienstes, ein Auflösen bürgerlicher Sittlichkeit darin erblicken. Mir wenigstens will es scheinen, als sei eine kecke Frechheit mehr werth als eine parfumirte Salonniederträchtigkeit; und an dieser wahrlich ist Europa reicher als an jener!

Steffens fährt fort:

Diese Krankheit mag wol mit einer andern Eigenthümlichkeit der Zeit, die wir zu den Vorzügen rechnen müssen, und die uns gute Früchte verspricht, mit der Öffentlichkeit und Popularität aller Staatsverhandlungen innig zusammenhängen, und es scheint mir, als bedürfe es keiner andern Erklärung, um den Ursprung derselben zu verstehen. Hören wir doch die unreifste Jugend ebenso thöricht und entschieden über Wissenschaft sich äußern, ja, sehen wir sie doch auch fanatisch gegen die Religion auftreten.

Und ferner:

Entsetzlich ist es doch, wenn die Verirrung der Jugend bis zum Verbrechen sich steigert, wenn Unthaten, die uns früher unmöglich schienen, Verlockungen, die noch in der nächsten Vergangenheit gar nicht da waren, nun plötzlich in der Geschichte hervortreten. Wir glaubten die Barbarei längst vergangener Jahrhunderte überwunden, gebändigt zu haben, und nun beschleicht sie uns doch, dringt ansteckend in die Familien ein, zerstört das ruhige Gemüth wohlgesinnter Jünglinge und wird nicht erkannt, nur weil sie in einer andern Form erscheint. Und dennoch zeigt sich hier eine Eigenthümlichkeit Deutschlands. Das junge Frankreich, das junge Italien ist nicht blos bei Mordplänen stehen geblieben, Ermordungen haben stattgefunden, Versuche wenigstens der furchtbarsten Art. Unter uns ist zwar viel von ähnlichen Verbrechen die Rede gewesen, so rasende Ent-

schlüsse wurden auch wirklich gefaßt, aber unsere innerlich zerstörten Jünglinge wälzen den gefaßten Entschluß hin und her, häufen alle Greuel im Innern aufeinander, schlitzen, den Chinesen ähnlich, sich den Bauch auf und wühlen in den eignen Eingeweiden, wenn sie, Rache suchend, den vermeintlichen Feind treffen wollen u. s. w.

Später kommt Steffens auf die Emancipationsfragen, wo er sich ganz besonders an den Ausdruck: Emancipation des Fleisches, stößt, den man etwas unbedachtsam vor einiger Zeit gebrauchte. Allein Steffens weiß so gut wie jeder andere vernünftige Mensch, daß mit einem Ausdrucke nicht immer gar genau eine Sache bezeichnet wird, und ich sollte fast meinen, es sei nun endlich einmal an der Zeit, zu begreifen, was mit jener Bezeichnung gemeint worden sei und noch gemeint werde. Ein junger Mann spricht von der heitern Poesie der entfesselten Geister und den Dionysosfesten, die man dabei feiern werde. Darauf wird geantwortet:

Die Vorbereitungen dazu scheinen bis jetzt ein wenig trübselig ausgefallen zu sein. Wir haben nichts übrig als die Reste der Hekatomben, die unlängst von den frühern Opfern übrig blieben, und die etwas stinkend geworden sind, das ist das Fleisch, das man emancipiren will. Ein recht schlächtermäßiger Ausdruck. Und welche unsinnige Zusammenstellung bei den lächerlichen Emancipationsversuchen! Die Juden, die Frauen, das Fleisch sollen frei werden. Von den Erstern rede ich nicht, sie sind Jahrhunderte lang die gedrückten Irländer des ganzen civilisirten Europas gewesen, wir dürfen uns nicht wundern, wenn sie sich an uns reiben. Aber was von der Emancipation der Frauen gesprochen wird, ist wahrhaft empörend und beweist mehr als Alles, daß der Dionysos, den wir jetzt verehren, nicht der heitere Gott der Trauben, sondern nur ein Bierbruder ist. Welche Masse von Gemeinheit, von stumpfsinniger Philisterei liegt in einer Ansicht verborgen, die nicht mehr die Gewalt der Frauen und ihre ursprüngliche Freiheit erkennen will!

Sollte man nicht meinen, die gesammte Jugend Deutschlands habe auf offenem Markte darauf angetragen, jede Frau, jedes Mädchen ohne weitere Umstände für eine Freudendirne zu erklären? Fast muß man sich versucht fühlen, bei solchem Misverständniß oder vorsätzlichem Ableugnen des Verstehens ebenfalls über grobe Philisterei laut zu schreien; denn Gott sei Dank, was der Gerechtigkeitssinn einer freiheitsdürstigen Jugend mit der Emancipation der Frauen bezweckte, das ist aller Welt bekannt, und achten wird es ein Jeder, dem nicht das Gelispel höfischer Rede allzu sehr Urtheil und Wollen bestochen hat. Steffens wird aber ganz ingrimmig, das bloße Wort schon bringt ihn in Harnisch, darum ruft er aus:

Es gibt keine philisterhaftere Gemeinheit, nichts so platt und plump Prosaisches, nichts so Dummes wie das Gerede über die Emancipation der Frauen. Es ist der Kettenhund, der den Frauen auf den Schoos springen und Schooshund spielen will. In einer frühern Zeit suchte die Dichtkunst die Gemeinheit von sich fern zu halten, den bürgerlichen Verhältnissen gereinigt eine tiefere Bedeutung zu geben; die neueste Genialität haßt die Dichtkunst, und meint ihre höchste Bedeutung erreicht zu haben, wenn es ihr gelingt, die Gemeinheit in ihrer vollkommensten Reinheit darzustellen. Ja, so verkehrt ist die Zeit, daß sie die Poesie selbst ein Philisterthum nennt.

Es wäre leicht, noch eine Menge ähnlicher Stellen herauszuheben; die mitgetheilten werden aber genügen, um die Gesinnung des Verf. darzulegen. Andere bekehren wollen, ist immer ein fruchtloses Unterfangen. Gesinnungen und Überzeugungen lassen sich nicht einimpfen, sie wachsen mit dem innern Menschen auf. Nicht weniger mislich ist ein Verfehmen derselben, und Keiner, sei er auch der Weiseste, Erfahrenste, hat ein Recht dazu. Wenn Jemand mit Begeisterung und edelm Schmerz für Das kämpft, was ihm als wahr erschienen ist im Leben und Denken, so sei ihm dies unverwehrt. Ich fodere nichts weiter als Humanität dem Andersdenkenden gegenüber. Zum Richter aber über seine Nebenmenschen und Mitstrebenden ist Keiner berufen. Streitet mit den schärfsten Waffen, sucht Euch zu verwunden bis auf den Tod! — ich will's ruhig mit ansehen — aber verdammt nicht! Sobald ein Einzelner sich aufwirft zum Weltrichter, sinkt er als Mensch, denn er überschreitet die Grenzen, die ihn bannen in den Kreis irdischen Wirkens und Schaffens. Und so heilig und geistesrein ist Keiner, daß er sich für befugt halten dürfte, etwa weil er zwanzig oder dreißig Jahre länger als Andere der Unbill der Zeit standhaft, oder auch wandelnd und wechselnd die Zähne gewiesen hat, die Mysterien der Zukunft als Monopol zu betrachten, das ihm direct vom Schöpfer verliehen worden sei, um auf seine Weise es zu verschenken an hysterische Weiber und pietistisch näselnde Mannspersonen.

Wie Dieser oder Jener die Geschichte aufzufassen für gut befindet, kann mir und Jedem gleich sein, so lange Niemand als sein Studirzimmer und etwa seine Frau etwas davon erfährt. Es wird aber Sache der öffentlichen parlamentarischen Discussion, tritt er damit auf das Forum der Nation. Auch hier sind Paradoxen erlaubt, Witze nicht verboten und geistreiche Bemerkungen gern gesehen. Nur der dictatorische Spruch bleibe fern von der Rednerbühne! Die Völker lassen sich nur eine kleine Weile täuschen, und selbst, wenn sie geneigt wären, länger als Recht ist, geduldig zu bleiben, so lehnt sich der Geist der Geschichte zornglühend gegen eine falsche Interpretation seiner heiligen Thaten auf. Mir will es scheinen, als habe Steffens mit dem Worte: Revolution, das ihm seltsam fürchterlich an die Ohren schlägt, einen unverantwortlichen Misbrauch getrieben. Ihm ist Revolution nur ein Geschäft der Rache, und zwar der jämmerlichsten, gemeinsten. Er spricht sich nicht deutlich darüber aus, allein sein Repräsentant Adrian, ein Typus aller Revolutionnaire, lebt nur der Rache. Und an dieses Rachegeschäft knüpft er seine langen Gespräche über Revolutionen! Selbst wenn man zugeben wollte, daß alle Revolution eine Rache des Geistes der Geschichte mittels der Völker an Denen sei, die ihrer Stimme nicht gehorchen wollten, so läßt eine derartige Rache sich nicht messen mit dem kleinen, egoistischen Maßstabe, den man etwa anlegt bei der Blutrache eines Corsen. Eine solche Rache der Völker an den Schandthaten der Vergangenheit ist ein Gottesgericht. Gott selbst wägt im Volke, seinem Abgesandten, Lohn und Strafe den Missethätern zu, die in solchen Fällen in Gestalt ganzer Epochen erscheinen. Davon mag Steffens nichts wissen. Ihm ist Revolution Wahnsinn, grassirend, gleich dem gelben Fieber, unter den Nationen. Er hält sie für

eine Gedankenpest, für einen Krebsschaden, der die Herzen der Völker zernagt. Ich glaube schwerlich, daß ihm aus Überzeugung Viele beistimmen werden. Weil er so glaubt, sei er nicht getadelt! Der Glaube ist Privatsache, die Öffentlichkeit hat nichts mit ihm zu schaffen. Daß er sich aber herausnimmt als Einzelmensch den Willen der Gesammtheit für unrein zu erklären, weil er nicht harmoniren kann mit dem seinigen, dies erweckt ihm eine Opposition, an der seine Kräfte wol zersplittern möchten. Drängte es Steffens, sich auszusprechen, so konnte er es thun wie früher. Allein den Fuß eines Feindes auf der Brust fühlend, zuckt die Zeit krampfhaft zusammen. Der eingebildete Riese wankt — stürzt, und solch ein Fall endigt meist mit zerbrochenem Schädelknochen.

Über den Kunstwerth dieser Novelle ist wenig zu sagen. Sie leidet an den Fehlern aller frühern Arbeiten Steffens' in fast noch höherm Grade. Alles zerfasert sich ins Unendliche, die Geschichte hat nirgend einen Halt. Der gedankliche Werth dagegen ist bedeutend. Steffens thut tiefe Blicke in das Menschenherz und belauscht die Seele selbst im Traume noch. Viele psychologische Bemerkungen sind neu, überraschend und wahr; doch gehören auch diese weniger dem Stoffe an als den Liebhabereien des Verf. Die Charakteristik der einzelnen Personen läßt sich ebenso wenig loben. Hier ist Steffens beiweitem matter geworden. Louvet, Edward, Ferdinand, Theodor, Adrian — sie Alle schwanken, Keiner tritt mit der glänzenden Rüstung eines Charakters angethan in den Vordergrund. Man erfährt es meistentheils nur, daß sie bedeutende Charaktere sind, womit leider wenig geholfen ist. Noch unbedeutender sind die weiblichen Figuren. Überall sieht man es dem Buche an, daß es mit doctrinairen Nebenabsichten geschrieben wurde, und ich glaube mich kaum zu irren, wenn ich in das Netz der Geschichte sogar halbofficielle Fäden mit eingewoben finde. Ernst Willkomm.

Lehrbuch der russischen Literatur. Von Friedrich Otto. Riga, Frantzen. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Gr.

Viele Liebhaber der osteuropäischen Literatur werden gleich dem Ref. begierig nach diesem Werke gegriffen haben, doch nicht Wenige derselben werden wie er in ihren Erwartungen getäuscht worden sein. Da das Werk eigentlich nur eine Übersetzung der schon 1822 erschienenen „Kurzen Geschichte der russischen Literatur" von Gretsch ist, so enthält es im Grunde Dasselbe, was schon in Schaffarik's „Geschichte der slawischen Sprache und Literatur" und in einigen andern Aufsätzen, z. B. selbst in dem nach Gretsch bearbeiteten übersichtlichen Artikel des „Conversations-Lexikons" zu finden ist. Hiermit fällt nun des Verf. Angabe, der das Verdienstliche seines Werkes zugleich darin sucht, daß seit 40 Jahren, seit Bacmeister's „Russischer Bibliothek" (1775—89) nichts Ähnliches in deutscher Sprache erschienen sei. Es ist aber wohl festzuhalten, daß das Werk nur ein Lehrbuch, also für Schüler in der russischen Literaturgeschichte bestimmt sei, und zu solchem Zwecke durch eine Übersicht in das Studium dieser Literatur einzuführen, ist das Werk aufs vollkommenste eingerichtet.

Es besteht aus zwei Theilen. In dem ersten Theile wird nach einer ganz kurzen Darstellung des Slawenthums überhaupt von Seite 10—90 die Geschichte der russischen Literatur nach der gewöhnlichen Eintheilung in die Perioden vor Peter dem Großen und nach Peter dem Großen abgehandelt. Jede dieser Perioden zerfällt wieder in die gewöhnlichen Unterabtheilungen, und in jeder derselben wird unter besondern Rubriken der politische Zustand des russischen Reiches, der Fortschritt der Aufklärung und der Sprache im Allgemeinen und der Literatur im Besondern dargestellt. Man könnte manchmal mit dem Verf. rechten, daß diese überhaupt kurzen Nachweisungen nur bei den Äußerlichkeiten der Erscheinungen stehen bleiben, nicht in den innern Gehalt derselben eindringen, wenn das Werk nicht überhaupt verschmähte, in die Tiefe zu führen, und wenn es nicht zu einem Umsehen in der Literatur bestimmt wäre. Auf Eines nur möchten wir den Kenner bei dieser Gelegenheit aufmerksam machen.

Es ist eine eigne Unbestimmtheit und Unklarheit in die russische Literaturgeschichte gekommen, daß immer noch die Erzeugnisse der altslawischen Kirchensprache als die ältesten russischen Schriftdenkmäler aufgeführt werden. Mit demselben Rechte kann jede andere slawische Sprache, besonders aber die serbische, jene für sich dastehenden Denkmäler sich aneignen. Vielmehr muß doch zugestanden werden, daß die heutige russische Schriftsprache, wenn sie auch aus der altslawischen Bibelübersetzung und den Kirchenbüchern Manches aufgenommen hat, keineswegs als eine alleinige Entwickelung aus dem Altslawischen anzusehen sei, sondern daß die Kirchensprache mit ihrer Literatur neben der russischen wie neben jeder andern slawischen Sprache dastehe. Von der russischen Landessprache, die Peter der Große zur Schriftsprache erhoben hat, sind freilich bisjetzt nur wenig schriftliche Überreste entdeckt; diese sind es doch aber eigentlich nur, die in der Periode der russischen Literatur vor Peter dem Großen aufgeführt werden dürften.

Ferner gibt es ein verschobenes Bild von dem ganzen Gebäude der slawischen Sprachen, wenn auch der Verf. S. 55 sagt, daß im 16. und 17. Jahrhunderte drei Sprachen bei den Russen existirten: „die Kirchensprache in den Schriften der Geistlichkeit, die russische zum Gebrauche des Volks, und die weißrussische, welche noch jetzt das Volk in Litthauen und Volhynien spricht, in den Werken, die in den von Polen beherrschten Provinzen gedruckt wurden, sowie auch in den Schriften der geistlichen Personen, die sich in Kiew, Wilna, Prag u. s. w. gebildet hatten. Diese verschiedenen Sprachen aber, oder richtiger gesagt, diese Dialekte hatten keine bestimmten Grenzen unter sich und oft wurde eine mit der andern vermischt." Die Wahrheit ist, daß die letztgenannte weißrussische, oder eigentlich russinisch zu nennende Sprache, in der namentlich der „Zug Igor's" gedichtet ist, gar nicht als ein Dialekt der heutigen russischen Landessprache angesehen werden kann, sondern daß die russinische Sprache, wie auch das Volk, scharf von der russischen geschieden ist und ihre besondere Literatur besitzt. Da diese russinische Sprache der polnischen noch näher steht als der russischen, so ist neuerlich der „Zug Igor's" von dem polnischen Übersetzer die königinhofer Handschrift, Siminski, der polnischen Literatur vindicirt werden, mit eben dem Rechte, wie er früher der russischen zugezählt worden ist. So sind nach des Ref. Ansicht die Erzeugnisse der altslawischen Kirchensprache und die der russinischen Slawen aus der russischen Literaturgeschichte gänzlich zu streichen und können nur eine Verwirrung in der Darstellung erzeugen.

Der zweite Theil des vorliegenden Werkes (S. 91—311) enthält ein „Lexikon russischer Schriftsteller", d. i. kurze Lebensbeschreibungen von mehr denn 300 Schriftstellern, die entweder in russischer Sprache oder über Rußland und russische Literatur geschrieben haben. Hier wird auch der Bewanderte manche neue Notiz finden; doch ist zu bedauern, daß auf das letzte Jahrzehnd fast gar keine Rücksicht genommen ist, und daß dem Verf. petersburger und moskauer Zeitschriften nicht zur Hand gewesen sind, aus denen er solche Berichte über die neuere Zeit hätte schöpfen können. 60.

Notizen.

Frankreich ist vorzugsweise das Land der Selbstmorde zu nennen. Ganz neuerdings ereignete sich einer der seltsamsten zu Chateauroux. Hier tritt ein junger Mann, der eben mit dem Postwagen von Toulouse angekommen war, in ein Hôtel an der Promenade und bestellt sich eine Suppe. Während man ihm diese holt, begibt er sich an einen andern Tisch und schreibt auf ein Blatt Papier aus seiner Schreibtafel die nachstehenden Worte: „Ich sterbe unschuldig . . . davon setzt die Behörde in Kenntniß . . . ein ewiges Lebewohl. Bèze." Auf die Kehrseite des Blattes schrieb er noch: „Nur um meiner Familie eine Kränkung zu ersparen, erleide ich den Tod. Ich selbst habe nicht die geringste Schuld. G. S . . . ist der Schuldige. Er ist mein Verführer und der böse Dämon meines Lebens. In meinem Koffer wird sich die Lösung dieses Geheimnisses finden." Kaum hatte der junge Fremde diese Worte geschrieben, so sank er an dem Tische, vor dem er gestanden, nieder. Er hatte sich unvermekt ein Messer, das er bei sich führte, in die Brust gestoßen. Man schaffte ihn sogleich in ein anderes Zimmer und leistete ihm den nöthigen ärztlichen Beistand, auch fanden sich sogleich der Policeipräfect und der Maire des Orts ein, welche die Eröffnung des Koffers vornahmen. Allein es ergab sich bei der Untersuchung desselben durchaus nichts, was ein Indicium irgend einer Art begründet hätte. Wiewol der Stoß tief in die Brust gedrungen war, so erklärte doch der Arzt die Wunde des jungen Mannes nicht für absolut tödtlich.

Sollen die verhängnißvollen Chiffren „G. S . . ." vielleicht Georges Sand bedeuten? Dann wäre wenigstens einigermaßen dieser seltsame Vorfall erklärt. Vielleicht ist schon mancher Franzose und manche Französin an diesem verhängnißvollen Namen gestorben, sowie auch 70 Jahre früher unser „Werther" seine Opfer erheischte.

Dupuytren's Jugendschicksale.

Der berühmte und nun vollendete Dupuytren wurde in seinen frühern Jahren zweimal seinen Ältern geraubt: das erste Mal von einer reichen reisenden Dame aus Toulouse, die sich in das hübsche volle Gesichtchen und Lockenköpfchen des muntern Knaben verliebt hatte; das zweite Mal entführte den ausgezeichneten Mann, als funfzehnjährigen Jüngling, der Commandant eines Reiterregiments, der ihn aus dem Städtchen Pierre-Bussière, wo der Knabe seine Ferien zubrachte, mit sich nach Paris nahm, eine Veränderung, mit welcher freilich die Ältern sehr einverstanden waren. Hier that der Offizier den jungen Dupuytren auf das Collegium, das in Kurzem Gelegenheit hatte, seine ausgezeichneten Talente zu bewundern.

Der französische Oberst Paulin hat eine neue Schutzkleidung gegen das Feuer erfunden, wodurch der damit Bekleidete selbst im dicksten Rauch gegen Erstickung verwahrt sein soll. In Folge der angestellten Versuche hat es sich erwiesen, daß man, vorzüglich bei Kellerbränden und bei Menschenrettungen aus brennenden Häusern, mit dieser Kleidung getrost zwischen Rauch und Dampf und selbst durch die Flamme h ndurchschreiten kann. Um diese Kleidung anzulegen, braucht man nur zwei Minuten Zeit; sie wiegt 44 Pfund, ist also nicht auffallend schwer und kann in dem Kutschersitze einer Feuerspritze sehr bequem an die Stelle geschafft werden, wo man ihrer bedarf. Sie besteht aus einer Art von Tunica aus weichem, aber festem Leder, mit luftdichten Räumen, weiter Kapuze und dergleichen Ärmeln. Vor der Gesichtsseite der Kapuze befinden sich zwei große Gläser, auch ist in die Mundöffnung eine Pfeife eingefügt, um damit die nöthigen Signale zu geben. An der Bruststelle befindet sich eine kleine Laterne mit stark reflectirenden Gläsern. In diese geht eine kurze Röhre, welche wieder mit der Kleidung verbunden ist und dazu dient, dem Lichte frische Luft zuzuführen. Ein derber Gurt mit Schnalle befestigt das Gewand über den Hüften. Am Hintertheil der Tunica befindet sich ein lederner Schlauch, der durch ein Mundstück von Metall gleichfalls Luft zuführt. Das Ende dieses Schlauchs steht in Verbindung mit einer wasserleeren Feuerspritze, durch welche man Luft in den Schlauch pumpt. Kraft dieses Processes schwillt die ganze Kleidung auf gleich einer Blase, und dies gibt der damit angethanen Person ein sehr seltsames Aussehen. Durch die am untern Ende der Kleidung befindlichen Öffnungen strömt die ausgeathmete Luft aus, während die eingepumpte Luft die Hitze und den Rauch zurückhält. Bei einem mit dieser Erfindung angestellten Versuche vermochte das dergestalt bekleidete Individuum über eine halbe Stunde im stärksten Rauch und in heißer Luft auszudauern, ohne Nachtheil davon zu empfinden. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 228. — 16. August 1837.

Die Feldzüge von 1799 in Italien und in der Schweiz. Erster und zweiter Theil. Hinterlassenes Werk des Generals Karl von Clausewitz. Auch unter dem Titel: Hinterlassene Werke des Generals Karl von Clausewitz über Krieg und Kriegführung. Fünfter und sechster Band. Berlin, Dümmler. 1833—34. Gr. 8. 5 Thlr. 20 Gr. *)

Bei Gelegenheit des vierten Bandes der Werke des Generals von Clausewitz, welcher den Feldzug von 1796 in Italien enthält, haben wir schon der Schwierigkeit gedacht, über ein kriegsgeschichtliches Werk der gebildeten Lesewelt Bericht zu erstatten. Diese Schwierigkeit fühlen wir bei den vorliegenden Bänden in noch höherm Grade, wenn wir auf das Dargestellte und die Darstellung, auf Stoff und Behandlung desselben zugleich sehen. Denn die Feldzüge von 1799 sind von einem seltenen Interesse für das militairische und nichtmilitairische Publicum, während der Verf. der Darstellung wieder einen so ausgezeichneten Werth zu geben gewußt hat, daß wir uns wirklich in Verlegenheit befinden, ob wir uns zu dieser oder zu jenen wenden, ob wir den reichen Stoff oder dessen meisterhafte Behandlung hervorheben sollen. Diese Ungewißheit läßt uns zwar nicht das Schicksal von Buridan's Esel, wol aber eine sehr verfehlte und daher wenig befriedigende Arbeit befürchten.

Was die Behandlung des Stoffes betrifft, so berufen wir uns auf das über den vorigen Band Gesagte, müssen aber bemerken, daß sie noch vor der des Feldzugs von 1796 den Vorzug verdient. Hätten dem Verf. so viele Quellen zu Gebote gestanden, als wir sie über andere Theile der Geschichte besitzen, und hätte er so auch an dem Stoffe die Kritik üben können, die er mit wirklich seltener Gründlichkeit und Umsicht und großem Scharfsinne bei der Beurtheilung der Begebenheiten und ihrer Ursachen bewiesen hat, so würden wir der vorliegenden Geschichte auch in Hinsicht der Composition einen hohen Rang anweisen und sie in die Reihe unserer berühmtesten historischen Kunstwerke stellen. Wie viel damit gesagt ist, können nur Diejenigen beurtheilen, welche sich mit der Kriegsgeschichte beschäftigt haben und die Wichtigkeit der Einzelnheiten ebenso als die große Schwierigkeit kennen, aus ihrer oft ermüdenden Fülle und dem Widerspruche, in dem sie sich nicht selten untereinander befinden, eine klare und zugleich wohlbegründete Ansicht zu retten, welche z. B. versucht haben, das bewegliche Gemälde auch nur einer Schlacht, mit allen ihren oft wunderlichen Schattirungen und Gruppirungen in Gedanken zu entwerfen; welche endlich wissen, wie schwer, aber auch wie nothwendig es ist, bei der historischen Composition die vielgeschäftige Einbildungskraft von dem Stoffe abhängig zu machen, ohne sie demselben ganz erliegen zu lassen. Freilich gibt es eine Klarheit, welche nicht erst der Fülle des Stoffes abgerungen, sondern nur aus der Subjectivität des Geschichtschreibers hervorgegangen ist; und wem es blos auf diese ankommt, der wird in Voltaire, Schiller und Ségur auf leichterm und angenehmerm Wege Befriedigung seines kriegsgeschichtlichen Bedürfnisses finden.

Sehen wir aber von der historischen Composition ganz ab und betrachten wir die vorliegende Geschichte nur aus dem militairischen Gesichtspunkte, so verdient sie vollends den Preis vor allen uns bekannten Erzeugnissen dieser Gattung. Wenigstens kennen wir, mit vielleicht einziger Ausnahme der Geschichte der Feldzüge von 1796 u. 1799 von dem Erzherzoge Karl, in deutscher Sprache kein Werk, welches dem gegenwärtigen auch nur entfernt verglichen zu werden verdiente; womit indeß nicht viel gesagt ist, wenn man die von deutschen Militairs geschriebenen Kriegsgeschichten betrachtet. Und so tragen wir kein Bedenken, das Urtheil auszusprechen, daß, wenn der General Clausewitz mit scheinbarer Selbstgefälligkeit uns die Hauptgedanken hinterlassen zu haben meint, von denen eine Revolution in der Theorie des Krieges ausgehen könnte, er mit noch gegründeterm Rechte von sich sagen darf, der bessern Behandlung der Kriegsgeschichte die Bahn gebrochen zu haben. Dieses Urtheil glauben wir in unserer Anzeige des vierten Bandes wenigstens im Allgemeinen gerechtfertigt zu haben und bemerken nur noch, daß unser Verf. bei seinen Schlußbetrachtungen immer in die Lage beider Theile sich zu versetzen und so für seine Kritik feste Standpunkte zu gewinnen sucht, daß er sich eine seltene und oft wenig belohnte Mühe gibt, zu Anfang nicht blos der Feldzüge, sondern auch einer jeden nur einigermaßen wichtigen Begebenheit die Machtverhält-

*) Zuletzt berichteten wir hierüber in Nr. 336 u. 337 d. Bl. f. 1835 und werden nächstens über die neuerdings erschienenen Bände sprechen. D. Red.

nisse und ihre Vertheilung zu ermitteln, Truppen, die die Geschichtschreiber beider Theile verschwinden lassen, wieder aufzusuchen, und nachzuweisen, daß er, obgleich seine Sprache sehr blühend ist und nicht selten sich so aufschwingt, als der Ernst der Geschichte es irgend gestattet, alle jene unbestimmten Ausdrücke und hohlen Terminologien, mit denen die meisten Kriegsgeschichtschreiber (die französischen ganz besonders mit eingeschlossen) die eigne Unklarheit und Gedankenleere bedecken, sorgfältig vermeidet, und daß er endlich, wo er dieselben anzuführen sich nicht enthalten kann, sie in ihr Nichts auflöst.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen gehen wir zu den Einzelnheiten über, wobei wir den Faden ergreifen, den die Erzählung selbst uns gibt, jedoch, um unserer Anzeige nicht eine ungemessene Ausdehnung zu geben, uns vorbehalten, denselben zuweilen fallen zu lassen, um Einiges besonders hervorzuheben, der geschichtlichen Bildung unserer Leser die Füllung der Lücken überlassend.

Die Einleitung ist vortrefflich. Der Verf. gibt in derselben die Wichtigkeit der beiden Feldzüge in politischer und militairischer Beziehung an, und wie dieselben, „aus der frischen Kraft eines neuen Bündnisses und einer lebhaften Indignation hervorgegangen", durch kleinliche Nebeninteressen der Politik erst Spannung, dann Unglücksfälle und dadurch die schnelle Auflösung des Bundes herbeiführten. Wir vermögen nicht, von dieser Einleitung einen Auszug zu geben, sondern verweisen den Leser auf unsern Bericht über den fünften Band der „Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792" *), welcher die vorliegenden Feldzüge ebenfalls begreift.

Erster Abschnitt. Allgemeine Verhältnisse. Eröffnung des Feldzuges in Deutschland. Die Franzosen erobern Graubünden. Der Erzherzog Karl schlägt Jourdan bei Stockach.

Die Östreicher waren zu Anfange des Kampfes den Franzosen an Streitkräften bedeutend überlegen. Dieses Misverhältniß wurde aber durch die Truppen, welche das an persönlichen und materiellen Streitmitteln fast unerschöpfliche Frankreich nach und nach auf den Kriegsschauplatz zu bringen wußte, später etwas ausgeglichen. Indeß war die numerische Überlegenheit in dem ganzen Kriege, und besonders nachdem auch die Russen den Kampfplatz betreten hatten, stets auf der Seite der Verbündeten, wenn sie auch in einzelnen Gefechten zuweilen die schwächern waren. Die moralische Überlegenheit der Franzosen fand anfangs nicht sowie in den frühern Feldzügen statt. Bonaparte und der größte Theil seines italienischen Heeres waren nach Ägypten gezogen, Moreau hatte kein Commando, Scherer war ohne großen Ruf und Jourdan hatte den seinigen durch die von dem Erzherzoge 1796 erlittene Niederlage verloren, und wenn gegen diese beiden Heerführer der Erzherzog und Suworoff gehalten wurden, so neigte sich die moralische Überlegenheit auf die Seite der Verbündeten, nicht blos was die Intelligenz und Kraft des Befehls an und für sich, sondern auch was ihren Einfluß auf die Truppen betrifft. Werden nur diese, ohne die Wirkung, die sie von jenen erhalten, betrachtet, so zeigte sich das Verhältniß ebenfalls nicht sehr verschieden. Denn die zwar keineswegs erstorbene Kraft der Revolution, von der man wenigstens noch Zuckungen in ihren Heeren voraussetzen konnte, wurde durch den Einfluß des Parteigeistes, einer wenig befestigten Regierung, zerrütteter Finanzen und einer Heerverwaltung voll Betrug und Verwirrung auf der einen, und durch eine festere und sichere Armeeverfassung auf der andern Seite ausgeglichen. So zeigten sich die Verhältnisse wenigstens zu Anfang des Krieges. Das größte Übergewicht hatten aber die Franzosen in der natürlichen und künstlichen Stärke ihrer Grenzen und vor Allem in der Einheit des Entschlusses, „während die Streitkräfte der Verbündeten einem Willen angehörten, der in dem großen Dreieck von Wien, Petersburg und London wohnte", wozu noch gerechnet werden muß, daß „der Degen des Connetable durch den Federkiel des Hofkriegsraths vertreten wurde, auf dessen Panier der Schlendrian geschrieben stand" (Th. 1, S. 14 u. 19). Die französische Regierung bestand aus fünf ephemeren Directoren, die nur die augenblickliche Gewalt nach Möglichkeit zu benutzen hatten. Sie konnte sich nur erhalten und „ihr Wirken zur historischen Erscheinung bringen", indem sie der schon vorhandenen Bewegung noch einen kleinen Zusatz gab, anstatt, wie später Bonaparte that, deren zermalmender Gewalt sich keck entgegenzustellen und sie nach Wien, Berlin, Madrid und Moskau zu führen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Nr. 335 d. Bl. f. 1835.

Die höhere technische Lehranstalt, oder die technische Abtheilung des herzoglichen Collegii Carolini zu Braunschweig nach Zweck, Plan und Einrichtung, unter Mitwirkung ihrer Lehrer dargestellt von dem Vorsteher derselben A. Uhde. Braunschweig, Vieweg. 1836. Gr. 8. 12 Gr.

Die Macht kleiner Staaten beruht in der Intelligenz und moralischen Kraft, die noch zu allen Zeiten, wenn auch hin und wieder der menschlichen Ungeduld zu langsam, den Sieg über die rohe und materielle Masse und Gewalt davongetragen hat. Das Festhalten an diesem Grundsatze, an dieser Überzeugung hat namentlich Deutschlands kleinen Staaten eine solche Bedeutung gegeben, daß sie nur in den Republiken des alten Hellas ihres Gleichen findet. Fürsten- und Herzogthümer, welche die Quadratmeilen ihres Flächenraumes noch beiweitem nicht nach Hunderten zählen, deren Einwohnerzahl schon in Städten wie Dresden, Hamburg, Berlin oder Wien, geschweige denn Paris und London Platz haben könnte, — Ländchen, deren Lage und Namen ein pariser Zeitungsschreiber nicht kennt noch schreiben kann, ohne daß er es für nöthig hält, deshalb verlegen zu sein: kurz, Deutschlands kleinere Staaten geben laut und vor aller Welt ein glänzendes Zeugniß, daß Größe im Reiche des geistigen Lebens unabhängig sei von der politischen Bedeutung, von der Weite der Grenzen und von der Menschenmenge. Ist doch selbst Preußen, das man vorzugsweise das Königreich der Intelligenz nennen könnte, weil es durch diese eine europäische Macht geworden ist, grade damals erst erstarkt zu seiner vollen Kraft, als es am kleinsten war in den Augen seiner Feinde und am tiefsten gedemüthigt vor dem Herrn. Denn damals begründete es alles Das, was jetzt selbst

das eitle Frankreich, das stolze England, was Europa an ihm achten und anerkennen muß. Gleiches, ja verhältnißmäßig größeres Streben nach intellectueller Bildung und moralischer Kraft zeigen und zeigten seit Jahrhunderten viele der kleinern und kleinsten deutschen Staaten, unter denen Braunschweig zu nennen uns die vorstehend angeführte, höchst interessante Schulschrift die Veranlassung gibt; denn durch dieselbe werden wir mit der Geschichte, dem Plane und der Einrichtung einer umfangreichen, großartigen Anstalt bekannt gemacht, welche dem größten Staate zur Zierde gereichen würde und gar manchem derselben noch mangelt. Aus ihr ersehen wir aber auch zugleich, daß die Idee eines alle Unterrichtsbedürfnisse des Bürgerstandes umfassenden höhern Schulwesens schon vor fast einem Jahrhunderte nicht nur klar aufgefaßt und aufgestellt, sondern auch schon damals nach den Kräften und Bedürfnissen jener Zeit durch den Willen eines erleuchteten Fürsten ins Leben gerufen wurde; denn „die im J. 1745 vom Herzoge Karl I. unter der Benennung Collegium Carolinum in Braunschweig errichtete Lehranstalt hatte den doppelten Zweck, theils die damals zwischen den Gymnasien und Universitäten stattfindende Lücke zu ergänzen, theils aber auch die Mittel zu höherer Ausbildung für jeden andern Lebensberuf der gebildeten Classen, welcher nicht eines der sogenannten Facultätsstudien als Vorbereitung erfoderte, in möglichst großer Ausdehnung zu gewähren". Der Plan zu dieser Anstalt ging von dem hochverdienten Abte Jerusalem aus, unter dessen mehrjähriger Leitung die Anstalt gleich anfangs kräftig emporblühte. In dem ersten Entwurfe dieses Planes spricht sich derselbe über das Bedürfniß eines solchen Instituts und die von demselben zu erwartenden Vortheile aus. An der Einrichtung der öffentlichen Schulen jener Zeit findet er nämlich zweierlei auszusetzen: einestheils den Mangel eines genauen Zusammenhanges derselben mit den Universitäten, und dann auch die Einschränkung des Unterrichts auf die Zwecke Derer, welche dereinst von der Gelehrsamkeit ihr besonderes Geschäft machen wollen. „Diejenigen", sagt er unter Anderm in letzterer Beziehung, „welche in den größten Welthändeln der Welt nützen, die mit Einrichtung gemeinnütziger Anstalten, der Handlung, der Verbesserung der Naturalien, Vermehrung des Gewerbes und der Haushaltung umgehen, die sich auf mechanische Künste legen, die zu Wasser und zu Lande, über und unter der Erde das gemeine Beste suchen, machen einen ebenso wichtigen Theil des gemeinen Wesens als die Gelehrten aus. Und dennoch hat man bei allen Unkosten, die man auf Einrichtung der Schulen und Akademien verwandt hat, für diese bisher so wenig und oft gar nicht gesorgt. Für einen großen Theil dieser Beschäftigungen findet man auf den Schulen gar keine Anweisung; denn woher kommt es sonst, daß so viele wichtige Theile des gemeinen Besten, alle unsere Künste, die Landwirthschaft und selbst der edle Handel, in Vergleichung mit Dem, was sie andern Ländern sind, noch so mangelhaft und unvollkommen aussehen, als daher, daß wir in Deutschland beinahe gar keine Anstalten haben, die Denen, welche sich den wichtigsten Geschäften außer den vier Facultäten widmen, zu einer vernünftigen Anweisung dienen können. — Weder unsere Schulen, noch unsere Akademien sind hierzu eingerichtet; diese haben nur diejenigen Wissenschaften zum Vorwurfe, die eigentlich zur Gelehrsamkeit gehören. Wenn Denen, die keine eigentlich so genannte Gelehrte werden wollen, gleich ein Theil davon nützlich werden könnte, so müssen sie dennoch Vieles vergeblich lernen und dabei alle Zeit verlieren, die ihnen zu Anschickung zu ihrem besondern Berufe unentbehrlich ist." So klar erkannte dieser treffliche und umsichtige Mann das Bedürfniß seiner Zeit, und wie Vieles sich auch seitdem im Unterrichtswesen zum Bessern geändert haben mag, auch noch in unsern Tagen bleibt Manches der vollen Beherzigung werth, was derselbe zunächst nur in Beziehung auf seine Zeit sagte. Unverkennbar hat sich seit jener Zeit vornehmlich der Gymnasialunterricht gehoben, sodaß Lehranstalten, welche den Übergang von der Schule zur Universität vermitteln sollen, wie es zum Theil die ursprüngliche Bestimmung des Collegii Carolini war, nicht mehr in dem Grade wie früher unentbehrlich sind. Aber mehr als ein halbes Jahrhundert hat verfließen müssen, bis man allgemeiner angefangen hat, einem Bedürfnisse abzuhelfen, dessen Befriedigung Jerusalem als die zweite Aufgabe des Collegii Carolini stellt. Wie in vielen Stücken ist auch hierin unserm Jahrhunderte die Verwirklichung Dessen vorbehalten geblieben, was als Idee und frommer Wunsch ihrer lange geharret hat. So entstanden und entstehen noch jetzt aller Orten höhere Bürgerschulen, Realschulen, Realgymnasien, oder wie man sonst die Anstalten genannt hat, welche dem gebildeten Bürgerstande Das sein sollen, was die Gymnasien dem gelehrten Stande sind; und so hat man polytechnische Institute, höhere Gewerbschulen, landwirthschaftliche und Forstakademien, Berg- und Hüttenschulen, Handelsschulen u. dgl. mehr errichtet, welche, wie die Universitäten dem vorzugsweise so genannten gelehrten Stande, so dem höhern Gewerbtreibenden, dem angehenden Landwirthe, Forst-, Berg- und Hüttenmanne, dem Handlungsbeflissenen die nächste wissenschaftliche Vorbildung für seinen Beruf geben sollen (S. 4). Nach diesen Ansichten wirkend erzog und bildete das Collegium Carolinum eine große Menge tüchtiger und dankbarer Schüler, bis die französische Zwingherrschaft, welche die Macht auf ganz andern Grundpfeilern erbauen zu können meinte, mit so manchem Andern auch diese Anstalt aufhob und in eine Militairschule verwandelte (Nov. 1808). Das rückkehrende rechtmäßige Fürstenhaus bethätigte aber seinen angestammten Sinn für die höhern Interessen und Güter seines treuen Volkes sofort durch die Wiederherstellung des Collegiums in seinen alten Verhältnissen, und in diesen ist es wirksam geblieben, bis die Bedürfnisse der neuesten Zeit die Modificationen nöthig machten, welche bereits im ersten Plane vorgesehen und nicht als das unbedeutendste Zeichen der innern Vortrefflichkeit desselben anzusehen sind; denn nirgend ist das Element der Fortbildung dringender nöthig als in Schulplanen, wo nur bedauernswerthe Beschränktheit oder lächerliche Eitelkeit dem Stabilitätsprincipe huldigen und das Wort reden kann. „Die Veranstaltungen zum Unterrichte solcher jungen Leute, welche sich einem höhern Gewerbsfache, der Landwirthschaft, dem technischen Staatsdienste oder dem höhern Handelsstande widmen wollten, waren hinter den Anfoderungen der Zeit zurückgeblieben. Die raschen Fortschritte der Industrie, die Vervollkommnung und Ausbreitung, ja das Entstehen solcher Wissenschaften, welche die Erzielung von Natur- und Kunstproducten betreffen, meistens in Folge des kräftigen Aufschwunges der Naturwissenschaften in neuern Zeiten, die ausgedehntern Beziehungen und die großartigern Verhältnisse und Institute des Handels, — das Alles hat eine Steigerung der Foderungen bewirkt, welche gegenwärtig an einen jungen Mann gemacht werden, der sich einem der genannten Fächer widmen will, sodaß die bisherigen Mittel seiner Ausbildung keineswegs mehr für zureichend gehalten werden konnten. Und es ist jetzt kaum ein weniger gründliches und umfassendes Studium nöthig, sich für die zeitgemäße Ausübung einer dieser Berufsarten vorzubereiten, als man ehedem von dem „studirten Manne" verlangte."

Die Anerkennung dieses Bedürfnisses bewog die erleuchtete und liberale Regierung des Herzogthums Braunschweig, mit einem Kostenaufwande, den mancher größere und reichere Staat scheuen dürfte, das Collegium Carolinum im vorigen Jahre zu einer gewerblichen Lehranstalt im umfassendsten Sinne des Wortes, zu einer Akademie für Gewerbtreibende umzugestalten; und der Plan, der dieser Reform zu Grunde gelegt wurde, ist es eben, welchen der Verf. dieser kleinen Schrift auch dem größern Publicum mittheilt.

Müssen wir auch nach der Tendenz dieser Blätter von einem detaillirten Berichte absehen, so können wir es uns doch nicht versagen, die Grundzüge des ganzen Planes kürzlich mitzutheilen. Die Gesammtanstalt zerfällt nämlich hinfort in drei Abtheilungen: 1) die humanistische, 2) die technische und 3) die mercantilische.

Digitized by Google

Die **humanistische** Abtheilung hat im Allgemeinen die Bestimmung behalten, welcher sich bisher die Anstalt vorzugsweise zuwandte. Sie soll Denen, welche durch den Gymnasialunterricht hinreichend vorbereitet sind und demnächst zum Studium einer Facultätswissenschaft auf die Universität übergehen oder ihre wissenschaftlichen Studien auf dieser Anstalt beschließen wollen, die Mittel zu einer höhern, allgemeinen Bildung darbieten. Zurückgreifend in den Lehrplan der obersten Gymnasialclassen erweiterte demnach die humanistische Abtheilung denselben, was den Stoff betrifft, und in Hinsicht der Behandlungsweise legt sie größeres Gewicht auf die Sache, deren Kenntniß sie befördern will, auf Erweckung, Läuterung und Mehrung der Ideen in Wissenschaft und Kunst und auf Bildung des Geschmacks (du bon sens), als es der Schulunterricht thun kann, dessen wesentlichste Aufgabe Übung und Bildung der geistigen Kraft, Geistesgymnastik ist.

Die **mercantilische** Abtheilung hat den Zweck, für die wissenschaftliche Ausbildung Derer zu sorgen, welche sich dem höhern Handelsstande widmen wollen. Der Unterricht erstreckt sich deshalb auf alle kaufmännischen Wissenschaften, und setzt voraus, daß die Zöglinge mit den allgemeinen Schulkenntnissen, wie sie Real- und höhere Bürgerschulen geben, hinreichend ausgerüstet, namentlich auch in den neuern Sprachen, wenigstens dem Französischen und Englischen, schon über die ersten Anfänge hinaus sind, und stellt sich die Aufgabe, dieselben zum Eintritt in ein größeres Handelsgeschäft für die Comptoirpraxis unmittelbar vorzubereiten, oder solchen jungen Kaufleuten, welche bereits die Lehrjahre zurückgelegt haben, die für den Handelsbetrieb im Großen erfoderliche wissenschaftliche Ausbildung zu geben.

Die dritte, **technische** Abtheilung des Collegiums ist für den höhern wissenschaftlichen Unterricht der Techniker bestimmt, unter welchem Namen der Verf. alle Diejenigen begreift, deren Beruf die Gewinnung oder Erzeugung nutzbarer Producte ist. Nachdem der Verf. den Begriff des Technikers mit Klarheit bestimmt hat, verwahrt er sich und die Anstalt gegen den Vorwurf, als wolle die letztere sich unmittelbar an die Bedürfnisse der niederen Gewerbe anschließen und entweder dem gewöhnlichen Handwerker eine Bildung aufdringen, die ihm in seiner Sphäre unnütz und gefährlich wäre, oder als habe man dabei die Absicht, die Schule in eine Werkstätte zu verwandeln, da doch die Erfahrung das Unzureichende und Unzweckmäßige derartiger Einrichtungen längst bewiesen hat. Eine **praktische** Schule in diesem Sinne bleibt — wie der Verf. sehr richtig bemerkt — nur das Berufsleben selbst. „Der Fabrikant also, der ein Gewerbe, welcher Art es sei, im Großen und mit Hülfe von Maschinen betreibt, der nicht grade selbst mit Hand anlegt, sondern das Geschäft unternimmt und leitet, der ist unser Gewerbsmann, für welchen wir einen höhern wissenschaftlichen Unterricht fodern und bestimmen. Er bedarf des Unterrichts, ihm trägt er Früchte. Hier liegt der Angriffspunkt, wo der Staat durch die Schule einwirken kann auf Belebung des Gewerbfleißes. Auf den Handwerksmann wird die Wirkung nicht ausbleiben; er wird lernen von dem Fabrikanten, wie der Bauer von dem höher gebildeten Landwirthe" (S. 13). Daß man bei Herstellung einer derartigen Lehranstalt die Kräfte und Bedürfnisse des Landes, für dessen Bewohner sie errichtet wurde, genau berücksichtigen und alles Unnöthige vermeiden würde, war von der Umsicht der Behörden und dem einsichtsvollen Beirathe der dabei betheiligten Männer vom Fach schon im Voraus zu erwarten. Und so umfaßt denn nach dem bisher zur Ausführung gekommenen Plane die gegenwärtig als besondere Abtheilung des Collegii Carolini zu Braunschweig errichtete technische Lehranstalt erstens den Unterricht in allen denjenigen Wissenschaften und Künsten, welche den verschiedenen Classen der Techniker zur Vorbereitung auf ihr eigentliches Fachstudium mehr oder weniger nöthig sind; ferner, was die Fachwissenschaften selbst betrifft, den vollständigen Unterricht des angehenden Gewerbtreibenden (Technikers im engen Sinne), des Pharmaceuten, Landwirths und des Architekten. Auch der angehende Forstmann, sowie der Berg- und Hüttenmann wird die Anstalt als Vorschule, die ihn unmittelbar in sein Fachstudium einführt, benutzen können. Dieselbe bietet ferner dem angehenden praktischen Geometer, dem Civilingenieur, der Wasser-, Straßen- oder Maschinenbauten auszuführen hat, und endlich auch solchen jungen Leuten, die sich selbst wieder zu Lehrern der einen oder andern hier vorgetragenen Wissenschaft an technischen und sonstigen Unterrichtsanstalten, namentlich Bürgerschulen, befähigen wollen, die Gelegenheit zu einer zweckmäßigen Ausbildung dar. Dabei wird sich die Anstalt „Befähigung, nicht Abrichtung für einen bestimmten Beruf, durch Übung aller der geistigen Kräfte, welche derselbe in Anspruch nehmen wird, durch gründlichen und möglichst vielseitigen Unterricht, welcher dem Lernenden mit den Principien die Herrschaft über den Gegenstand gibt", zur Aufgabe stellen und zur Lösung derselben zunächst und zumeist darauf bedacht sein, daß 1) der Lernende nicht zu vielerlei auf einmal treibe und 2) durch den Unterricht möglichst zur Selbständigkeit angeregt werde.

In diesen wenigen Punkten glauben wir den Geist der großartigen Anstalt, welche in der genannten Schrift ihres jetzigen Directors näher nach Lehrgegenständen, Lectionsplan und Lehrerpersonal sowie nach ihren anderweitigen äußern und innern Verhältnissen und Einrichtungen, Sammlungen und Apparaten geschildert wird, hinreichend bezeichnet zu haben, indem wir das Nähere und das die Ausführung des Plans selbst Betreffende den Zeitschriften zum Berichte und zur Beurtheilung überlassen müssen, welche das Unterrichtswesen und seine Förderung zum besondern Zwecke sich gesetzt haben; können jedoch schließlich zweierlei Bemerkungen nicht unterdrücken. Erstens glauben wir, daß die Errichtung derartiger, auf eine gründliche und allgemein wissenschaftliche Vorbildung der Gewerbtreibenden berechneter Anstalten am besten durch die That dem Geschrei der Idealisten und Humanisten entgegenwirken wird, als sei bei der Richtung unserer Zeit auf das Materielle das freie geistige Leben der Menschheit und seine Entwickelung gefährdet; und zweitens können wir das Gefühl der Hochachtung nicht unterdrücken, zu welchem uns das Streben eines Landes und seiner Regierung nöthigt, welche mit klarem Bewußtsein, mit kluger Umsicht und weiser Überlegung zur Realisirung großer Ideen, zur Ausführung gemeinnütziger Plane auch große Opfer zu bringen kein Bedenken trägt. 150.

Anekdote.

In den „Naval sketches" heißt es: „Es gibt nichts Possirlicheres als die Munterkeit und Naivetät, womit ein Irländer sich aus der Verlegenheit zieht, wenn er, was man sagt, einen Bock geschossen hat. Der Capitain eines Kriegsschiffs, der nicht gar lange bei der irländischen Station angestellt war, gebrauchte die Vorsicht, beim Auslaufen aus dem Hafen dem Lootsen zu sagen, daß er völlig unbekannt mit der Küste sei und sich deshalb in Hinsicht auf die Sicherheit des Fahrzeugs durchaus auf seine Ortskenntniß verlassen müsse. „Ihr seid doch ganz gewiß, Lootse", sagte der Capitain, „daß Ihr die Küste genau kennt?" „So sicher, wie ich meinen eignen Namen kenne", war die Antwort. „Nun gut, ich möchte Euch aber dennoch erinnern, Euch der Küste nicht zu stark zu nähern." „Sein Sie unbesorgt, Capitain, und gehen Sie in Gottes Namen zu Bett, wenn es Ihnen beliebt." „Es soll also weiter gehen?" „Nun ja, und weshalb nicht?" „Nun, es könnten doch verborgene Riffe da sein, von denen Ihr nichts wißt." „Verborgene Klippen? Nun, die Klippen möcht' ich wol sehen, die sich vor mir verbergen sollten? Hab' ich's Euch denn nicht vorhin gesagt, ich kenne jeden Felsen an der Küste? (Hier scheiterte das Schiff) — Und dies ist eben einer davon." 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 229. —— 17. August 1837.

Die Feldzüge von 1799 in Italien und in der Schweiz. Erster und zweiter Theil. Hinterlassenes Werk des Generals Karl von Clausewitz.

(Fortsetzung aus Nr. 228.)

Der Verf. widerlegt Jomini's Ansicht, daß die Besitznahme der Schweiz durch die Franzosen diesen und den Verbündeten gleich nachtheilig gewesen sei, und gibt uns bei dieser Gelegenheit nützliche Belehrungen über das Verhältniß eines neutralen Landes zu den kriegführenden Parteien und den Einfluß eines Gebirgslandes auf die Operationen. Er modificirt die von dem Erzherzoge aufgestellte ungewöhnliche Behauptung, daß das Gebirge dem Vertheidiger nachtheilig sei, durch den Zusatz: insofern eine große Entscheidung gesucht oder befürchtet werde. Durch das ganze Werk zieht sich überdies die Widerlegung der Ansicht von der strategischen Wichtigkeit der Hochgebirge und der Nothwendigkeit, sie zu behaupten, welche damals so allgemein war und den Franzosen und Verbündeten den Besitz des St.-Gotthards gleich wichtig erscheinen ließ. Wir können der Kritik des Verf. unsere Zustimmung nicht versagen, vermögen aber bei dem uns zugemessenen Raume nicht, in sie weiter einzugehen.

Die Östreicher hatten vier Heere für den Feldzug bestimmt: unter dem Erzherzoge zwischen dem Lech und der Isar, unter Hotze in Vorarlberg und Graubünden, Bellegarde in Tirol und Kray an der Etsch. Von diesen war nur Hotze an die Befehle des Erzherzogs gewiesen, Bellegarde und Kray aber befanden sich ganz unabhängig. Die Selbständigkeit des Letztern lag in dem entfernten Kriegsschauplatze; die Bellegarde's, vielleicht nur durch persönliche Rücksichten geboten, ist aber ebenso sehr zu tadeln als seine Bestimmung, mit mehr als 40,000 Mann Tirol zu halten.

Der Verf. gibt nun die beiderseitigen Operationsplane an, von denen der französische nur in dem Erstreben gewisser geographischer Punkte besteht, der feindlichen Heere blos vorübergehend erwähnt und überdies voll Widersprüche ist, auch durch zwei spätere Schreiben des Kriegsministeriums an Jourdan aufgehoben wird. Diese, in welchen nur von Rache und Eroberungen die Rede ist, sind noch unklarer und verworrener als der Operationsplan, sodaß wir die Bemerkung des Verf. unterschreiben:

Wenn dieser namenlose Unsinn, außer daß er seinen Zweck verfehlte, nicht große Unglücksfälle herbeigeführt hat, so liegt es erstens darin, daß er nur dem kleinsten Theile nach zur Ausführung gekommen ist, und zweitens, daß die Östreicher, wie ein von Starrsucht Befallener, ihre einzelnen Glieder fast gar nicht bewegten, theils ohne Nerven- und ohne Muskelkraft nur mit Mühe fortschleppten (Th. 1, S. 69).

Wir möchten noch den außerordentlichen Muth, oder, wie der Verf. sich bei einer andern Gelegenheit ausdrückt, „den Fanatismus der Entschlossenheit", welcher die französischen Unterbefehlshaber beseelte, als einen dritten Grund angeben, der jenen abenteuerlichen Instructionen das Schädliche nahm. So sehen wir die französischen Generale den Feldzug eröffnen, indem ihr rechter Flügel erst den General Auffenberg in Graubünden vernichtet, dann die Östreicher aus dem Engadin vertreibt und endlich den General Laudon bei Taufers schlägt. Alles dieses geschieht mit 20,000 Mann gegen einen mehr als dreifach überlegenen Feind. Nur als dieser in den Thälern des Inns und der Etsch sich zusammengezogen hat, werden die Franzosen in ihre ursprüngliche Stellung zurückgewiesen.

Mit unbegreiflichem Leichtsinn befiehlt das Directorium dem General Jourdan, die doppelt so starken Östreicher anzugreifen. Er verliert die Schlacht bei Stockach (25. März), über die wir auf das, über den fünften Band der „Geschichte der Kriege" Gesagte uns berufen müssen. Der Verf., der schon bei Gelegenheit des frühern, für Jourdan gleichfalls unglücklichen Treffens bei Osterach an die Fabel des kreißenden Berges erinnert und den Erzherzog sogar der Zaghaftigkeit beschuldigt (Th. 1, S. 121 u. 122), nennt die gewonnene Schlacht einen abstracten Sieg ohne Körper, und sagt von dem östreichischen Heerführer, daß es ihm immer nur um den Begriff, nie aber um die Größe des Sieges zu thun gewesen sei (Th. 1, S. 136), und daß er bei einem sonst treffenden Urtheile doch in der Hauptsache eine grundfalsche Ansicht von der Strategie habe, indem er das Mittel (die Gewinnung gewisser Linien und Gegenden) für den Zweck (die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte) und diesen für jenes halte, und daher unaufhörlich mit Combinationen von Zeit und Raum und mit der Richtung von Straßen, Flüssen und Höhenzügen sich beschäftige (Th. 1, S. 153). So schmerzlich dieses Urtheil über den Erzherzog, den wir für den größten deutschen Feldherrn unserer Zeit halten, auch unserm patriotischen Gefühle ist, sehen wir uns doch genöthigt, es im Ganzen für wohlbegründet zu halten. Nur hät-

ten wir dem Verf. eine etwas billigere Berücksichtigung der Stellung des Erzherzogs zu seinem Hofe und dem unkriegerischen Hofkriegsrathe und des Geistes der damaligen Kriegführung im Allgemeinen gewünscht. Dem Directorium, welches sich auch herausnahm, die Combinationen seiner Heerführer von Paris aus zu leiten, wohnten gewiß nicht mehr Einsichten bei als dem Hofkriegsrathe. Es wirkte aber insofern weniger nachtheilig auf die Operationen, als es, wenn auch mit eigensinniger und oft unverständiger Consequenz, stets das **Vorwärtsgehen** gebot, während der Hofkriegsrath dagegen den Strom glänzender Siege durch kleinliche politische Rücksichten und pedantische geographische Bestimmungen in Kanäle und Bäche ableitete und so elend versiechen ließ. Der Unmuth über den Erzherzog reißt den Verf. zu Ausdrücken wie den „Feldherrnschriftsteller" (Th. 1, S. 297) hin. Dem Zusammenhange nach ist dadurch eine Art von Tadel ausgesprochen, den wir für um so unedler halten, als, ganz abgesehen von dem kriegswissenschaftlichen Werthe der Werke des Erzherzogs, sie mit einer Prinzen und Heerführern gleich seltenen Selbstverleugnung und einer Wahrheitsliebe geschrieben sind, die selbst bei unserm Kritiker Anerkennung findet (Th. 2, S. 172). An einigen Stellen streift die Kritik über den östreichischen Heerführer sogar an Härte und Ungerechtigkeit. So gesteht dieser selbst, in der Voraussetzung, daß Jourdan den Rückzug gegen die Schweiz nehmen würde, seinen linken Flügel unverhältnißmäßig verstärkt und so einen Fehler begangen zu haben. Der General Clausewitz findet diesen Fehler ganz unerhört und bedient sich des wenigstens unpassenden Bildes: das hieße, selbst mit Gefahr die Treppe hinunterzufallen, mit dem linken Fuße aus dem Hause gehen zu wollen, weil man links um eine Ecke zu gehen habe (Th. 1, S. 154 fg.).

Zweiter Abschnitt. Eröffnung des Feldzugs in Italien. Eroberung der Lombardei. Vertreibung der Franzosen bis in die Apenninen.

Das italienische Heer, zu welchem später 24,000 Russen stießen, wurde unter die Befehle des Feldmarschalls Suworoff gestellt, unter dem Melas commandiren sollte. Dieser, alt und kränklich, wollte das Commando ablehnen. Der Hofkriegsrath erklärte ihm aber, er könne seine Reise zur Armee mit hinlänglicher Muße und Gemächlichkeit machen; daher er denn in etappenmäßigen Märschen an die Etsch reiste (!!). Unterdessen schlug der brave Kray die Franzosen in der Schlacht bei Magnano (5. April).

Die Erscheinung Suworoff's als Oberbefehlshaber der östreichischen Armee wird nach dem soeben Erzählten noch merkwürdiger und anziehender. Das erste Auftreten des gewaltigen und barocken Mannes war gleich von Sonderbarkeiten begleitet, die auf das in Formen erstarrte östreichische Heer eigen gewirkt haben mögen. Er läßt der östreichischen Infanterie durch russische Offiziere mehre Tage hindurch den Bayonnettangriff anweisen, und als sein Chef des Generalstabes, der treffliche und sehr gebildete General Chasteler, ihm eine Recognoscirung des Feindes vorschlägt, ruft er aus:

Ich will keine Recognoscirungen. Sie passen nur für Furchtsame und um den Feind zu benachrichtigen, daß man da ist. Man findet den Feind immer, sobald man will. Colonnen, das Bayonnett, die blanke Waffe, angreifen, eindringen, das sind meine Recognoscirungen!

Es ist ihm daran gelegen, schnell den Oglio zu gewinnen. Melas gelangt nur bis an die Mella nach einem sehr ermüdenden Marsche, auf dem seine Truppen besonders durch die Nässe gelitten hatten. Da mag wol manche Klage über den alten Suworoff laut geworden sein; denn er schreibt an Melas einen energisch-groben Brief, aus dem wir nur Folgendes ausheben:

Ich höre, daß man sich beklage, daß die Infanterie nasse Füße bekommen. So war das Wetter des Tages. Der Marsch ist gewesen zum Dienst des großmächtigsten Kaisers. Einem Frauenzimmer, einem petit-maître, einem Faulenzer gehören trockene Tage.... Die sogenannten Raisonneurs können bei keiner Armee gelitten werden (Th. 1, S. 227).

Überhaupt berührten sich in dem verbündeten Heere die Gegensätze auf eine so schneidende Art, daß man eine baldige Trennung derselben erwarten konnte. Die Intelligenz und Erfahrung waren unbedingt auf der Seite der Östreicher, sowie sie sich auch bei den meisten Gelegenheiten sehr gut schlugen; allein sie wurden durch den Geist ihrer Kriegsführung und ein Heer hemmender Umstände und Verhältnisse theils ungeschickt geführt, theils auf der Bahn des Sieges selbst aufgehalten. Dagegen fand bei den Russen noch eine Kriegsgewohnheit statt, wie sie mehr an die Donau als an den Po gehörte, und ihrem Feldherrn fehlten, nächst dem Geschicke, den Willen der höhern Offiziere eines fremden Heeres ohne Maßregeln wie die erwähnten sich zu unterwerfen und durch verwickelte Kriegs- und diplomatische Verhältnisse den Weg anders als durch Gewalt und grobe Energie sich zu bahnen, wol die Bildung und der schöpferische Geist des Heerführers. Diese Mängel wurden aber durch seltene Willenskraft, durch einen unter der Hülle des Sonderbaren durchblickenden sehr gesunden und treffenden Verstand und durch die durch nichts zu ersetzende Gabe, seine Krieger zur größten Tapferkeit und zu einer fast unerhörten Ausdauer zu befeuern, reichlich aufgewogen. Der Vergleich Suworoff's mit Blücher liegt daher sehr nahe, und es ist merkwürdig, daß dieselbe Naturkraft die Verbündeten nach Paris führte, welche 15 Jahre früher die Siege von Cassano (27. April), an der Trebbia (17., 18. u. 19. Juni) und bei Novi (15. Aug.) entschieden und die „ungläubigen Franzosen" (wie der orthodoxe russische Feldherr sie nannte) in fast gänzlicher Auflösung zweimal in die unwirthlichen Thäler und Schluchten der Apenninen vertrieben hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hello's neueste Replik gegen Lamartine in Betreff der Todesstrafe.

Wir theilten in Nr. 184 und 185 d. Bl. die Argumentationen Lamartine's gegen die Ansicht des Generalprocurators Hello in Hinsicht auf die Todesstrafe mit. Der Letztere hatte bekanntlich mit großer Schärfe und selbst mit philosophischem Tiefsinn die Nothwendigkeit der Beibehaltung der Todesstrafe dargethan, wogegen nun Lamartine aus weit andern und jedenfalls untergeordneten Gesichtspunkten heftig in die Schranken trat. Lamartine kehrte in seiner Beweisführung das Humani-

tätsprincip, den Philanthropismus, die Aufklärung, das Vorrecht des Menschseins, die Heiligkeit des Menschenlebens als solches und dergleichen Momente hervor, welche allerdings in ihren eigenthümlichen Gebieten von Erheblichkeit sind, allein in dieser Beziehung schwerlich die höchsten bestimmenden Mächte sein können. Er ging hauptsächlich nur von der Basis des allgemein Menschlichen aus, da ihm die speculativen und rechtsphilosophischen Gesichtspunkte unstreitig zu fern liegen. Diese hat jedoch der ungleich tiefer forschende Hello auch in seiner neuesten Argumentation sehr lebhaft ergriffen, welche sich in einer der neuern Nummern der „Gazette des tribunaux" vorfindet, und aus der wir, des Interesses unserer Leser gewiß, die wesentlichen Momente herausheben wollen. Wie schön ist nicht gleich der Anfang.

„Lamartine", sagt Hello, „hat behauptet, es müsse die Abschaffung der Todesstrafe bewirkt werden durch eine Versammlung der Legislatoren „im Zustande einer allgemeinen mächtigen Aufregung und großmüthiger Begeisterung". Darin fehlt Lamartine sehr; ich meinerseits bin der Ansicht, daß zu solch einem Beginnen wenigstens die volle Ruhe und Insichgekehrtheit der Geister erfoderlich wäre."

„Wenn wir die Sühne", so drückt er sich ferner aus, „als die Basis der Strafgesetzgebung betrachtet haben, so ist damit keineswegs eine neue Entdeckung proclamirt, vielmehr nur ganz einfach eine ewige Wahrheit ausgesprochen. Deshalb muß man sich über das Erstaunen Lamartine's beim Vernehmen dieses Gedankens selbst verwundern; denn dies Erstaunen könnte nicht stattfinden, wenn nicht sein Begriff von der peinlichen Gerechtigkeit überhaupt ein unlauterer wäre. Diese Gerechtigkeit ist keine gewaltthätige Wiedervergeltung, kein Gegendruck des Bösen auf das Böse, keine brutale Reaction gegen einen nicht mehr ungeschehen zu machenden Vorfall. Sie kommt in der That vom Himmel, von der Gottheit, nur in etwas anderm Sinne, als Lamartine es meint. Ihre Basis, ihre Grundidee ist die sittliche Weltordnung selbst, die ewige Thatsache, daß Gott die Welt nach seinem Bilde geschaffen. Man muß vor allen Dingen in dem Verbrechen die sittliche Unordnung erblicken und demzufolge in der strafenden Gerechtigkeit das Mittel zu einer entsprechenden, d. h. sittlichen Genugthuung. Die durch das Verbrechen geschehene Störung erscheint als die Schuld und die Strafe als die Bezahlung dieser Schuld. Zur Bezeichnung dieser Idee hatten die alten Römer in ihrer Sprache den entsprechenden Ausdruck: dare, solvere poenam. Die Tilgung der Schuld ist eigentlich die Sühne. Eine solche ist mithin überall vorhanden, wo es ein Verbrechen und eine Strafe gibt, und sie ist das Band, das den materiellen Strafact an die sittliche Weltordnung knüpft."

„Das Beispiel ist in der peinlichen Gesetzgebung nur eine Nebensache. Allerdings kann das öffentliche Beispiel von hohem Nutzen sein, und die bürgerliche Gesellschaft muß sogar in gewisser Hinsicht darauf rechnen. Es ergänzt auf gewisse Weise die Gerechtigkeit, indem es für den noch Unbescholtenen zur innern Warnungsstimme wird; allein dessenungeachtet ist das Beispiel nur eine Nebenwirkung der Sühne und kommt nach ihr. Auf keinen Fall kann es also in der Strafgesetzgebung als bestimmender Grund erscheinen."

„Hr. v. Lamartine führt in seiner Abhandlung als die drei Hauptzwecke und Hauptwirkungen der peinlichen Gesetzgebung an: zuerst die Entschädigung des Opfers, sodann die Besserung des Schuldigen, und endlich die Vertheidigung und Beschützung der bürgerlichen Gesellschaft. Hierauf läßt sich entgegnen, daß erstens von einer Entschädigung des Opfers als einer Hauptbasis des Criminalrechts keine Rede sein kann. Denn einmal würde eine solche Entschädigung gar nicht in das Bereich des Strafrechts gehören, sondern eine andere Ordnung der Dinge würde dieselbe im möglichen Falle in Anspruch nehmen; andererseits kann doch das Opfer, sobald es den Tod erlitten hat, auf keine Weise mehr entschädigt werden. Auch läßt sich behaupten und mit hinlänglicher Schärfe durchführen, daß, wenn jenes Princip der Schadloshaltung als eine conditio sine qua non hingestellt wird, man damit nicht allein die Todesstrafe, sondern überhaupt jede Strafe aufhebt. Denn an und für sich enthält keine Strafe die Vollmacht der Schadloshaltung."

„Mit dem zweiten Princip des Hrn. v. Lamartine, nämlich der Besserung des Schuldigen, verhält es sich ebenso. Auch diese kann weder als Basis noch als Zweck der Criminaljustiz gelten; sobald es sich um eine sittliche Wiedergeburt und Erziehung des Verbrechers handelt, ist die Rolle der strafenden Gerechtigkeit geendigt und eine andere fängt an. Es gibt Gedanken, die unter der einen Beziehung richtig, unter einer andern aber grundfalsch sind. So ist es hier. Jedes Verbrechen befaßt in sich zwei Dinge. Zuerst den Act, der vor allen Dingen um der sittlichen Weltordnung willen geahndet werden muß; sodann die Person des Verbrechers, dessen Seele gerettet, oder dessen böse Gewohnheiten wenigstens gebessert werden sollen. Das erste, die That zu bestrafen, ist die erste Verpflichtung des Staats und die unmittelbare Sache der Gerechtigkeit; das zweite, den Verbrecher zu bessern, ist die Angelegenheit und Pflicht der Verwaltung und ist als ein Fortschritt in der socialen Einrichtung zu betrachten. Wenn das Pönitentiarsystem, als dessen Zweck die Besserung des Verurtheilten erscheint, sich dem peinlichen Gesetze unterordnet, so ist es als ein durchaus preiswürdiges System anzuerkennen. Soll es aber für das Strafgesetz als Richtschnur, soll es als höchster Zweck gelten, so ist es ein verderbliches, ein unsinniges System. In dieser Einseitigkeit und Vernunftlosigkeit hingestellt, entkleidet jenes System zuletzt das Gefängniß von allen seinen Schrecknissen, sodaß das letztere zu etwas Wünschenswerthem wird, welches wol verdient, durch ein Verbrechen erkauft zu werden."

„Mit dem dritten Princip des Hrn. von Lamartine, nämlich der Vertheidigung der bürgerlichen Gesellschaft, steht es wenig besser. Man kann von einer solchen als einer Basis des Strafrechts allenfalls reden, wenn es sich um rednerische Figuren handelt, nicht aber, wenn man die Sprache der Wissenschaft redet und das Verbrechen in dem Individuum selbst betrachtet, das sich dessen schuldig machte. Es ist in der Wissenschaft nichts Fremdes, daß das Vertheidigungsrecht und das Strafrecht sich dadurch voneinander unterscheiden, daß das erstere seine Quelle in der persönlichen Sicherheit, das letztere in der socialen Autorität selbst hat. Das erstere beschränkt sich auf die augenblickliche Gefahr, das letztere geht auf die vergangenen Thaten zurück. Wenn beide identisch wären, so würde man gesetzlicherweise nur das delictum flagrans bestrafen, und überdies müßte dann noch die Strafe in demselbigen Augenblicke eintreten, ohne alle weitere Form und Aufschub. Wenn ein Verbrechen ungestraft bleibt, so glaubt sich Niemand von uns direct bedroht, und dennoch fodert das allgemeine Bewußtsein die Bestrafung. Hier zeigte sich also deutlich, daß die Gerechtigkeit nicht dem unmittelbaren Stand der Gefahr, vielmehr der allgemeinen Foderung der Vernunft Genüge zu leisten hat."

„Was sich überhaupt von der Argumentation des Hrn. v. Lamartine sagen läßt, ist, daß sie beiweitem zu viel argumentirt, zu Vieles beibringt, und das eben deshalb, weil das Unlogische darin vorherrscht. Ein Mensch begeht einen Todtschlag, die Gerechtigkeit opfert ihn selbst dafür; er hat ein Leben geraubt, sie beraubt ihn des seinigen. Hr. v. Lamartine erkennt darin nur einen Leichnam über den andern geworfen, nur Blut mit Blut gewaschen. Ihn berührt nur die materielle Ähnlichkeit der Resultate. In seinen Augen ist der eine Act nur die zweite Auflage des andern, also die Strafe nur die Copie des Verbrechens, welche dessen Natur selbst theilt und dieselbe Ahndung verdient, also Mord gegen Mord, Rache gegen Rache, mithin die pure, blanke Wiedervergeltung, die Blutrache in ihrer ganzen Brutalität. So empört sich also Hr. von Lamartine über das Gesetz, das nach seiner Ansicht ebenso wol wie der Mörder selbst, die Unverletzlichkeit des Menschenlebens verkennt. Was nun vor allen Dingen gegen diese verwirrte und in gewisser Hinsicht rohe Ansicht gesagt werden muß, ist, daß man die Vernunft nicht gefangen nehmen soll, um sich mit blenden-

ben, aber doch immer seichten Bildern zu befriedigen. Aber das peinliche Gesetz mit jenem barbarischen Recht der Blutrache und Wiedervergeltung um einer äußerlichen Ähnlichkeit der Erfolge willen zu vergleichen, ist eine wirkliche Roheit und Seichtigkeit. Das alte barbarische Recht der Wiedervergeltung sagt: Auge um Auge, Zahn um Zahn, und hält sich an den Buchstaben. Unser peinliches Gesetz dagegen sagt nichts dergleichen, aber es hält sich an den Geist, an den individuellen Gedanken der That und des Verbrechers. Es schlägt nicht Denjenigen, der geschlagen hat; es verwundet nicht Den, der verwundet hat; ja, es tödtet selbst nicht immer Den, der getödtet hat. Wenn dies geschieht, so geschieht es deshalb, weil das Gesetz in seiner Vernunftmäßigkeit sich bis zu dieser Höhe steigern muß, weil es für ein höchstes Verbrechen auch eine entsprechende Sühne aussindig machen muß. Natürlicherweise ergibt sich auf dieser emporsteigenden Stufenleiter der Vernunft als die höchste Strafe für den begangenen Mord das Schaffot. Diesem nach gehört mindestens eine große Unbeholfenheit des Denkens dazu, um den blutigen Dolch, den der Mörder schwingt, mit dem gerechten Urtheil, das der Richter fällt, deshalb zu verwechseln, weil dies gleichfalls auf Blutvergießen gestellt ist; ein rohes und nichtswürdiges Attentat zu verwechseln mit dem ruhigen Erkenntniß des Richters, der von der Philosophie des Strafrechts ausgeht."

„Wenn nun aber Hr. v. Lamartine uns mit der Unverletzlichkeit des Menschenlebens entgegen argumentirt, so behaupten wir, auch diesen Gesichtspunkt durch unsere Ansicht weit durchgreifender zu vertreten als er durch die seinige. Alle Rechte des Menschen und des Bürgers sind unverletzlich. Dies ist die Grundwahrheit aller bürgerlichen Verfassung und Gesetzgebung überhaupt. Um diese Rechte zu schützen, besitzt Frankreich seine Charte und seine Gesetzbücher. Allein eine ebenso wichtige Grundwahrheit ist die, daß es durchaus kein unumschränktes Recht gibt, und daß das Gesetz dieselben beschränken oder dafür sein Opfer verlangen darf. Die Folge davon ist, daß die Unverletzlichkeit der Rechte des Menschen und des Bürgers nur in dem gegenseitigen Einzelverhältniß des Menschen zum Menschen und des Bürgers zum Bürger eine absolute Bedeutung haben kann: ein Charakter, welcher jedoch aufhört, sobald das Individuum der bürgerlichen Gesellschaft als einer Allgemeinheit gegenübertritt. Auch die Freiheit ist etwas Unverletzliches. Soll man deshalb Denjenigen nicht der Freiheit berauben, der sie misbraucht? Das Gesetz will auch, daß das Eigenthum unverletzlich sei. Soll es deshalb dem rechtmäßigen Gläubiger verwehrt sein, sich an die Güter des Schuldners zu halten, der seinen Verpflichtungen nicht nachkommt? Die Sicherheit der Personen, worunter auch das Leben zu befassen ist, ist unter gleichen Bedingungen gleich unverletzlich, unter höhern Bedingungen aber ist sie es nicht mehr. Wie seltsam lautet das Raisonnement des Hrn. von Lamartine! Da, wo die Unverletzlichkeit des Lebens wirklich eine absolute Geltung haben muß (in dem Verhältniß nämlich des Mörders zu seinem Opfer), da eben sieht er sich zu der Anerkennung genöthigt, daß sie in der That nicht existire; dagegen unterstützt er dieselbe mit voller Gewalt grade da, wo dieselbe eine relative und veränderliche Gestalt annimmt, in dem Verhältniß nämlich zwischen dem Mörder und der bürgerlichen Gesellschaft. Nach dieser Beweisführung würde freilich der Mörder sehr billigen Kaufes wegkommen. Dieser hat verkannt und verachtet, was er nach göttlicher und menschlicher Ordnung hätte anerkennen und heilig achten sollen; dafür verheißt man ihm, daß man ihm selbst Dasjenige anerkennen will, was man anzuerkennen keineswegs verbunden ist."

„Dies ist also", fährt der Verf. fort, „der Unterschied, der unsere Ansicht von der Lamartine's trennt. Er behauptet, daß wir die Unverletzlichkeit des Menschenlebens verkennen, während wir uns als deren entschiedenste Vertheidiger betrachten müssen. Er gründet seinen Vorwurf auf die Todesstrafe, welche wir grade als unsern vorzüglichsten Beweis ansehen; er verwirft sie, weil das Leben unverletzlich sei, und wir vertheidigen sie ganz aus demselben Grunde. Wenn es überhaupt darauf ankommen könnte, eine solche Differenz auf historischem Wege, auf dem Wege der Autorität auszugleichen, so würden wir für uns das Zeugniß Pascal's anführen, der mindestens als ein herrlicher Ausleger der reinen Doctrin des göttlichen Rechts gelten muß. Man lese in seinen „Provinciales" jenen berühmten 14. Brief über das Homicidium, wo Pascal, müde des Zwanges einer langen Ironie, sich endlich der ganzen Gewalt seines Unwillens hingibt. Die Heilighaltung des Menschenlebens, welche hier verkündigt wird, erscheint zwar nicht in der Form und Methode der Wissenschaft, die denkende Vernunft erscheint hier nur als Auslegerin der Genesis, des Decalogus und des heiligen Augustinus; aber was als Glanzpunkt und als Centrum des Ganzen hervortritt, ist der Gedanke, daß Gott den Menschen nach seinem Bilde erschaffen hat. Aus diesem Gedanken, in welchem die unmittelbare Energie des rein religiösen Ausdrucks den Sieg über die philosophische Darstellung davonträgt, was schließt Pascal aus diesem? Daß der Mörder, der gleicher Natur mit uns ist, sich dessen zu seiner Erhaltung gegen das Gesetz bedienen dürfe? Im Gegentheil, er schließt vielmehr ganz mit Recht, daß, wer dieses ursprüngliche heilige Vorrecht in einem seines Gleichen verletzt hat, sich selbst dessen verlustig macht. „Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll wieder vergossen werden, denn Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde!" Dies ist der einfache Ausspruch der Schrift, sie ist es, die den innersten Kern dieses göttlichen Gedankens trifft, nicht aber die leidige Philanthropie."

Wir haben hier das Wesentliche aus der Abhandlung des Generalprocurators Hello hervorgehoben, welche eine weit größere Verbreitung auch in deutschen Landen verdient, als die ihr in jener Zeitschrift zu Theil wird. 80.

Verantwortlicher Herausgeber Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 230. — 18. August 1837.

Die Feldzüge von 1799 in Italien und in der Schweiz. Erster und zweiter Theil. Hinterlassenes Werk des Generals Karl von Clausewitz.

(Fortsetzung aus Nr. 229.)

Sehr bedauern wir, dem nach Belehrung begierigen Leser keinen Auszug aus den folgenden drei Abschnitten, von denen der dritte die Vertreibung der Franzosen aus Graubündten, den Übergang der Östreicher über den Rhein und die erste Schlacht von Zürich, und der vierte und fünfte die Fortsetzung des Feldzugs in Italien und Suworoff's Siege über Macdonald an der Trebbia und über Joubert bei Novi enthalten, geben zu können und auch die trefflichen kritischen Bemerkungen, die der Verf. theils in die Erzählung verflochten, theils am Schlusse eines jeden Abschnitts gegeben hat, übergehen zu müssen.

Der Aufstand der Schweizer in Schwyz, Uri, Graubündten und in Wallis hätte den Franzosen, da er in ihrem Rücken und in ihrer rechten Flanke erfolgte und ihre Verbindungen mit Frankreich und Italien bedrohte, verderblich werden können, wenn die Östreicher ihn durch eine kräftige Offensive unterstützt hätten. Das geschah aber nicht, und so wurden diese armen Leute der Rache des Feindes überlassen. Nach der dreitägigen Schlacht an der Trebbia, die Suworoff über Macdonald gewann, folgte der russische Feldherr seinem richtigen natürlichen Gefühle und suchte diesen Sieg durch ein kräftiges Verfolgen des Feindes zu vervollständigen, anstatt, wie es mancher gelehrte General an seiner Stelle gethan haben würde, sich mit der Behauptung des Schlachtfeldes zu begnügen und gegen den den General Bellegarde bedrängenden Moreau zu wenden. In Folge dieser Schlacht, und da man Moreau auch nicht für unternehmend genug hielt, wurden dieser und Macdonald abgerufen und durch Joubert und Championnet für die italienische und Alpenarmee ersetzt. Moreau erhielt nur der Form nach das Commando der damals noch nicht wiederhergestellten Rheinarmee. Mit Joubert befreundet, bittet ihn dieser, das Heer nicht eher zu verlassen, als bis dasselbe die ihm noch bevorstehende Krise überstanden haben würde. Moreau ist edel genug, um der Freundschaft und der Sache, welcher er dient, sein verletztes Selbstgefühl zu opfern, und bleibt bei dem Heere, anstatt zu seiner neuen Bestimmung abzureisen. Die mörderische Schlacht bei Novi, in welcher, wie unser Verf. sehr schön sagt, Suworoff's Kraft durch die breiten Fugen eines verbündeten Heeres verflüchtigte, wird geschlagen; Joubert fällt gleich zu Anfange derselben, die Franzosen erleiden eine völlige Niederlage, und Moreau rettet die Trümmer des Heeres seines ihm vorgezogenen Waffenbruders. Wohlthuend ist dieser Zug in der Kriegsgeschichte, so reich an Beispielen, da Land, Leute und Waffenehre kleinlicher Eifersucht der Anführer geopfert worden sind.

Sechster Abschnitt. Die Hauptarmeen in der Schweiz unter dem Erzherzog und Masséna stehen drei Monate unthätig einander gegenüber. Le Courbe schlägt den linken Flügel der Östreicher im Gebirge.

Dieser Abschnitt ist reich an belehrenden Bemerkungen über Cordonstellungen. Nach der ersten Schlacht von Zürich (4. Juni), welche der Verf. einen zaghaften Stoß mit halber Kraft und halbem Willen nennt (Th. 1, S. 363), hatte Masséna, an Jourdan's Stelle zum Oberfeldherrn ernannt, unbegreiflicherweise sich über die Limmat zurückgezogen. Der Erzherzog wollte, ehe er zu seiner neuen Bestimmung nach Schwaben abging, seine lange Unthätigkeit und die von den Generalen seines linken Flügels erlittenen Unglücksfälle durch eine entscheidende Unternehmung auf Masséna's linke Flanke wieder gut machen. Die Maßregeln dazu waren trefflich eingeleitet und ließen, verbunden mit der Überlegenheit der durch 20,000 Russen unter Korsakoff verstärkten Östreicher und den örtlichen Umständen, einen glücklichen, ja glänzenden Ausgang hoffen. Der Übergang über die Aar war dazu unumgänglich nothwendig. Er sollte unterhalb des Einflusses der Limmat zwischen Groß- und Kleindettingen erfolgen. Man begann den Brückenbau, ehe man sich durch übergesetzte Infanterie des nur von zwei Compagnien Schweizer vertheidigten jenseitigen Ufers versichert hatte. Diese ließen sich durch bloßes Geschützfeuer nicht vertreiben, und so scheiterte das ganze Unternehmen an der Standhaftigkeit derselben, noch mehr aber an jener Vernachlässigung.

Siebenter Abschnitt. Suworoff zieht nach der Schweiz. Korsakoff wird von Masséna bei Zürich geschlagen. Die Verbündeten gehen hinter den Rhein zurück.

Käme es uns weniger darauf an, dem Leser ein möglichst treues Bild der vorliegenden Schrift und seines Gegenstandes zu liefern als ihn zu unterhalten, so wür-

den wie, die frühern Abschnitte nur übersichtlich anführend, dem siebenten die größtmögliche Ausdehnung geben; denn er behandelt die Periode des Feldzuges, welche durch außerordentliche Erscheinungen die allgemeinste Theilnahme in Anspruch nimmt, sodaß es uns wundert, wie sie noch nicht zum Gegenstande eines epischen Gedichts gemacht worden ist, oder wenigstens einer Geschichte in beliebter romantischer Manier, in welcher der gewaltige Suworoff und seine „fleischernen Katapulten" (wie Julius v. Voß die Russen nennt) in dem urner Loche, auf der Teufelsbrücke, neben schwindelnden Abgründen und tosenden Wasserfällen, unter Donner der Karthaunen und in blutigen Bayonnettangriffen einen wahren Knalleffect machen würden. Keine Kriegsbegebenheit der neuen Zeit eignet sich auch so gut dazu als diese, und man fände in dem Berichte des alten Feldherrn selbst den beliebten historischen Grund. Da heißt es unter Anderm:

Wir durchdringen die finstere Berghöhle urner Loch; wir nehmen die Brücke, welche durch ein sonderbares Spiel der Natur gebildet ist und den Namen Teufelsbrücke verdient; obgleich vom Feinde zerstört, hält sie den Sieger nicht auf; mit den Schärpen der Offiziere bindet man Breter zusammen, und über solch' eine Brücke hinweg stürzen sich unsere Krieger von unermeßlicher Höhe in bodenlose Schlünde, erreichen den Feind und schlagen ihn überall, wo sie ihn treffen. *)

Doch wir verzichten auf das dankbarere und lohnendere Geschäft, die Leser blos zu unterhalten, und wollen bei der Beschränktheit des Raumes ihnen nur Einzelnes — die Klaue des Löwen! — geben, in der Hoffnung, dadurch wenigstens Einige unter ihnen zu dem Ganzen hinzuleiten.

Wir haben uns schon bei Gelegenheit der „Geschichte der Kriege" über das Verfehlte und Unglückbringende, die russischen Truppen unter Suworoff aus Italien in die Schweiz ziehen zu lassen, ausgesprochen, und bemerken nur noch, daß dieser Plan großentheils aus dem ganz verschiedenen Gesichtspunkte der Verbündeten entsprang, indem der Kaiser Paul den Krieg in einem ritterlichen Sinne und in der uneigennützigen Absicht unternommen hatte, Das, was man dem „großen europäischen Räuber" (wie er die thronumstürzende französische Regierung ansah) abgenommen haben würde, dem rechtmäßigen Besitzer ohne Weiteres zurückzugeben. Diese Ansicht nun und deren befürchtete Folgen waren dem östreichischen Cabinet unbequem, da es, an Reservationen gewöhnt, in seinen Eroberungen ein Äquivalent bei spätern Friedensunterhandlungen, also mehr Mittel als Zweck, erkannte.

(Der Beschluß folgt.)

*) S. Nekrolog Suworoff's im „Militairischen Taschenbuch" f. 1801 (Berlin, Himburg). Der Verf., der sonst ein wahrheitsliebender Mann zu sein scheint, zeigt nicht an, woher er diesen Bericht an den Kaiser Paul genommen habe. Clausewitz schweigt ganz über denselben. Wenn auch vielleicht apokryphisch, oder wenigstens in dichterischer Begeisterung des russischen Feldherrn geschrieben, so trägt er doch ganz das Gepräge subjectiver Wahrheit.

Der Abenteurer wider Willen. Eine Erzählung aus unserer ereignißreichen Zeit von Gustav Nieritz. Zwei Theile. Königsberg i. d. N., Windolff und Striese. 1837. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

An Handlung und Ereignissen fehlt es in diesem Romane keineswegs, und da das Vorkommende mehrentheils auf eine recht fließende Art erzählt wird, so darf man dem Buche wol viele Leser in der großen deutschen Lesewelt versprechen, die ja eben nur unterhalten sein will, ohne viel danach zu fragen wie und womit? Wir wollen zur Abwechselung anstatt eines kurzen Urtheils über die Arbeit einmal einen Abriß der Geschichte geben, und es dem Leser überlassen, ob er dann noch zu dem Buche selber zu greifen Lust hat. Der Held der Geschichte, oder der Abenteurer wider Willen, ist der Sohn eines steifen dresdner Registrators, welcher nebenbei Blumenliebhaberei treibt und sich und seine Familie ehrlich und redlich nährt, bis zur Zeit der Schlacht bei Dresden ein ruchloser Soldat der großen Armee den armen Familienvater aus Rache darüber, daß dieser ihn einst wegen Frevel, die er in dessen Blumengarten angerichtet hatte, zur Thüre hinauswarf, im Moment des Rückzuges tödtlich verletzte, worauf denn der verwaiste Bodo, der unterdessen ziemlich herangewachsen war, als Seminarist in das friedrichstädter Seminarium zu Dresden kam, um sich hier zum zukünftigen Landschulmeister auszubilden. Noch als Knabe im älterlichen Hause hatte der kleine Bodo in den sturmvollen Kriegstagen, welche seine Vaterstadt erlebte, das Glück gehabt, einen kleinen Knaben Namens Georg — wie sich später ergab, den Sohn eines russischen Großen, welcher von einem mitleidigen Franzosen aus den Flammen von Smolensk gerettet worden und diesem seinen Retter bis Dresden gefolgt war — aufzufinden und ihm, nachdem der schwer verwundete Franzose von einem sächsischen Bauer nichtswürdigerweise in einen Graben gestürzt und so seines Lebens beraubt worden, im älterlichen Hause Obdach zu verschaffen. Als aber später durch den Tod des Vaters dies Asyl verloren ging, hatte er den kleinen Georg auch ferner beschützt und sein bischen Brot mit ihm getheilt. Die Kunst, Blumen nach der Natur sehr getreu und lebendig frisch zu malen, welche Bodo schon im älterlichen Hause mit Glück und Geschick trieb, verschaffte dem Jüngling in der neuen Lage nicht nur manchen helfenden Zuschuß, sondern erlaubte ihm auch, dem kleinen Georg ferner Wohlthäter und Helfer zu sein, und verschaffte ihm nebenbei Zutritt in dem Hause eines reichen Blumenfreundes, des Hrn. Severin, der ihm den Unterricht seiner Tochter Auguste im Zeichnen anvertraute, wodurch sich denn dem hülflosen Jüngling eine neue Quelle des Erwerbs eröffnete und sein ganzes Schicksal ein andere Wendung nahm. Die Sache mit den Zeichnenstunden ging ein Weilchen ganz gut, bis endlich, wie dies öfters im Leben zu geschehen pflegt, zwischen dem jungen Lehrer und der jungen Schülerin ein Verhältniß sich begründete, dessen weitern Folgen vorzubeugen der alte Herr Severin sich befliß, dem jungen Manne eine andere Stelle zu verschaffen, und ihn deswegen in ein adeliges Haus nach Schlesien als Hofmeister empfahl, wohin denn Bodo auch, wiewol sehr ungern, ging, während der Knabe Georg in Dresden unter der Obhut wohlwollender Menschenfreunde blieb. Das neue Verhältniß in Schlesien war jedoch kein erfreuliches für den jungen Mann, dessen blühendes Äußere eine ganz vorzügliche Anziehungskraft für die Damen zu haben schien. Kaum war Bodo in das adelige Haus eingetreten, so warf die Dame desselben, eine zweite Potiphar, ihre begehrlichen Blicke auf ihn, während zu gleicher Zeit eine junge Verwandte der Familie sein Bild in ihr Herz schloß. Bodo war jedoch ein vollkommener Joseph. An seiner Unschuld prallten alle Pfeile der Verlockung ab, und vergebens führte die gnädige Frau eine verführerische Situation nach der andern herbei, vergebens declarirte die junge Verwandte ziemlich unmädchenhaft dem Jünglinge fast unumwunden ihre Gefühle. Bodo, in dessen Innern allein das Bild

seiner frühern Schülerin Auguste lebte, widerstand ritterlich so lange, bis er sich gezwungen sah, das unheilvolle Haus plötzlich zu verlassen, theils um den Ränken und Kränkungen der Dame vom Hause zu entgehen, deren Zuneigung nach so manchem abgeschlagenen Sturme sich in Haß und Widerwillen verwandelt hatte, theils auch, um nicht als Opfer der gereizten Eifersucht eines im Hause dienenden Jägers zu fallen, der früher der beglückte Liebhaber der gnädigen Frau gewesen war und nun von derselben wegen Bodo zurückgesetzt wurde, deshalb nun aber gegen den Jüngling mehre Mordanschläge anspann.

Ein Jahr später erblickt der Leser den Erzhofmeister von Neuem auf der Wanderung, seinen Schützling Georg auf dem Rücken hockend, in der Nähe eines sächsischen Dorfes, wo den andern Tag Schulmeisterprobe gehalten werden soll, und woselbst das gute und fertige Orgelspiel Bodo's die ehrlichen Landleute, ingleichen deren Pfarrer und dessen Tochter, eine etwas bejahrte Schönheit, im Voraus für ihn einnimmt und ihm auch ziemlich schnell die ersehnte Schulmeisterstelle verschafft. Froh und beglückt, das Ziel seiner Wünsche erreicht zu haben, tritt Bodo sein neues Amt zu allgemeiner Zufriedenheit an, und nicht lange dauerte es, so sah sich auch die nicht mehr jugendliche Pfarrerstochter am Ziele ihrer Wünsche. Dem alten Pfarrer und seiner Gemeinde sagte der neue Schulmeister sehr zu, durch Zuvorkommenheiten und den Reiz stiller weiblicher Häuslichkeit hatte sich die Pfarrerstochter dem Pädagogen empfohlen, der es endlich gewissermaßen für seine Schuldigkeit hielt, sich um ihre Hand zu bewerben, obschon ihn keine besondere Neigung zu der Jungfrau hinzog. Der Vater willigte ein, und der Hochzeitstag ward angesetzt. Mit gespannter Erwartung saß die liebe Gemeinde nebst der geputzten Braut in der Kirche und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Da erhob sich plötzlich, als der Vater Pastor die bevorstehende Verbindung seiner Tochter mit dem Herrn Schulmeister verkündete, ein fremdes in die Kirche gekommenes Frauenzimmer mit ihrem Kinde auf dem Arme von ihrem Sitze und that zum Schrecken und Erstaunen Aller Einspruch, indem sie behauptete, sie habe ein Vorrecht auf die Hand dieses Mannes, des Vaters ihres Kindes. Man kann sich denken, welch ein Skandal dieser Vorfall machte; mehr als Alle war jedoch der sich völlig unschuldig fühlende Bodo entsetzt. Natürlich konnte nun aus der Hochzeit nichts werden, natürlich konnte er, der so schwer Beschuldigte, fortan nicht mehr der Lehrer der christlichen Dorfjugend bleiben; denn wiederholt erbot sich die Fremde, ihre Aussage eidlich zu bekräftigen, auch sprach die auffallende Ähnlichkeit des Kindes mit Bodo zu sehr gegen den armen Schulmeister, als daß irgend Jemand seinen Versicherungen hätte Glauben schenken können. Das Wahre an der Sache war aber, wie sich später entwickelt, Folgendes. Das fremde Frauenzimmer war Niemand anders als die adelige Verwandte aus jenem adeligen Hause in Schlesien, wo die weibliche Begehrlichkeit dem guten Bodo so arge Fallstricke legte. In heißer, wilder Liebesglut gegen den Jüngling entbrannt, hatte das Fräulein in der Nacht, wo Bodo das Schloß verließ, hoffend, daß derselbe ihr noch ein Lebewohl sagen würde, ihr Gemach aufgelassen. Dieser Umstand war von jenem Jäger, der Bodo nach dem Leben trachtete, bemerkt und benutzt worden. Der Bösewicht schlich sich in des Fräuleins Kammer, und sie, die in ihrer aufgeregten Leidenschaft nur den Geliebten sah, hielt im Dunkeln den Jäger für Bodo und gab sich dessen Liebkosungen hin. Es fand somit eine Scene statt, wie man sie in den „Wahlverwandtschaften" geschildert findet, und hier wie da war außerordentliche Aehnlichkeit des aus dieser Umarmung entstandenen Kindes mit dem gewähnten Gegenstand die Folge. Später, als sich die Schande der Jungfrau offenbarte, wurde sie aus dem Schlosse verjagt, und nun zog die Unglückliche mit ihrem Kinde dem noch immer Geliebten nach Sachsen nach, wo es denn der böse Zufall fügte, daß sie grade zu der Zeit in das Dorf kam, in welchem dieser als Schulmeister fungirte und eben seine Hochzeit mit der Pfarrerstochter feiern wollte. Aus diesem einzigen Zuge wird der geehrte Leser übrigens sehen, daß das Schicksal es einmal so wollte, daß der harmlose Jüngling zu einem rechten ordentlichen Abenteurer wider Willen wurde. Man glaube jedoch nicht, hiermit habe die Sache ein Ende gehabt; das auf Abenteuer versessene Geschick stürzte den Jüngling in noch gar viele Verwickelungen, wie man des Weitern ersehen wird.

Sehr natürlich mußte Bodo nun seine Stelle aufgeben; wir finden ihn von da an wieder in Dresden, sich und seinen Georg nur kümmerlich nährend, in Gesellschaft eines Malers Trüllo, der eine Art von Original ist und natürlich auch an Noth und Kummer keinen Mangel hat. Beide Freunde, Bodo und der Maler, ernähren mit ihrem spärlichen Verdienst nebenbei auch noch die gefallene Franziska mit ihrem Kinde, welche trotz dem argen Streich, den sie ihm spielte, Bodo zu verlassen sich nicht entschließen kann. Daß das Verhältniß zwischen ihm und diesem von einer gleichsam wahnsinnigen Liebeswuth gegen ihn erfaßten Mädchen bei alledem immer nur ein durchaus geschwisterliches bleibt, versteht sich von selbst. Wenn unsere Romanschreiber es einmal auf Entsagung, Edelmuth und dergleichen Tugenden abgesehen haben, dann kann man sicher sein, sie faustdick vorzufinden.

Nachdem diese durch Schicksalsgewalt vereinten Personen solchergestalt einen Winter in Dresden kümmerlich und spärlich gelebt, nebenbei auch nicht unbedeutend gefroren haben, indem der Maler Trüllo nicht immer im Stande gewesen ist, das benöthigte Brennholz aus der benachbarten Waldung auf dem Rücken herbeizuschleppen, ändert sich plötzlich die Scene wieder, und nun erst gehen die rechten Ängste und Verwirrungen an. Seit lange schon hat Bodo nämlich durch die Zeitungen Bekanntmachungen wegen des einst aufgefundenen kleinen Russen publicirt; Trüllo wiederholt dies jetzt, und siehe da, plötzlich tritt ein reicher russischer Herr hinter den Coulissen hervor und reclamirt den Knaben Georg als längst vermißten Verwandten. Es werden nun mehre Verabredungen getroffen, deren Resultat endlich dahin geht, daß die ganze Genossenschaft, d. h. Bodo, Franziska und deren Kind, mit Georg nach Rußland gehen und dort sammt und sonders vortrefflich situirt werden sollen. Trüllo soll auch mit, zieht es aber vernünftigerweise vor, sich einstweilen nach Italien zu begeben und dort den weitern Verlauf der Dinge abzuwarten. So könnte die Geschichte am Ende sein, der kleine Georg könnte seine verlorenen Ältern, Bodo einen hübschen Schulmeisterposten in irgend einem russischen Eldorado und Franziska einen gutmüthigen Mann für sich und einen Vater für ihr Kind finden; aber so leicht geht nicht Alles ab. Der ins Mittel getretene russische Große ist leider ein arger Bösewicht, ein zweiter Franz Moor gleichsam, und dazu noch ein höchst nichtsnutziger Onkel von Georg, welchem als einstigem Erben seines Vaters, eines erstaunlich reichen Mannes, dessen Güter zufallen sollen, und den heimlich auf die Seite zu schaffen jetzt des bösen Onkels Streben ist, damit er Alles allein schlucken kann. Warum der Bösewicht bei diesem Streben den längst in Rußland verschollenen Knaben erst dahin zurückführt und sich dabei noch mit dessen wärmstem Freund und Vertheidiger behängt, läßt sich nur durch den Willen des Verf. erklären, noch eine Menge Abenteuer zu häufen; in Bezug auf Franziska waltete ein anderer Grund vor, weshalb dieses noch immer hübsche Frauenzimmer mitgenommen wurde. Von dem Augenblicke an, wo die genannten Personen den russischen Boden betreten, entfaltet sich nun eine Kette von Greueln und Niederträchtigkeiten, die sich in der That mit nichts als der boshaften Dummheit des Onkels vergleichen lassen, so viele Hebel in Bewegung zu setzen, um das Leben einiger Schutzlosen und Verlassenen zu enden, wozu doch ein paar Loth Pulver oder ein Gran Gift vollkommen hinreichend gewesen wären. Der russische Onkel und Bösewicht will nämlich Georg und seinen Beschützer auf die Seite schaffen, doch aber auch nicht unmittelbaren Mord an ihnen üben. Ein Schurke von Kammerdiener muß ihm hierbei als Werkzeug dienen; nicht etwa daß die-

ser den Auftrag erhält, die Gefürchteten in der Stille zu beseitigen, sondern dieser Schuft muß erst wieder andere Schufte, z. B. unter Andern den Wirth einer entlegenen Judenkneipe dingen, sein Haus anzuzünden, bei welcher Gelegenheit dann Georg und Bodo in den Flammen umkommen sollen. Natürlich wird hieraus nichts; so furchtbar sich auch die Gefahren um die durch Steppen und Wüsteneien geschleppten Reisenden drängen, so vielfach auch die dumme Bosheit der Verfolger Fallstricke legt, immer entzieht das Glück sie den Ränken ihres Feindes, der, von steigender Noth und Angst getrieben, sich zuletzt in den eignen Schlingen fängt, wo dann, nachdem das Laster lange genug getobt hat, es sich endlich erbrechen muß und die Tugend sich vergnügt und beseligt zu Tische setzt. Georg findet seine Mutter und seinen Vater wieder; das Scheusal von Onkel, welches, nebenbei bemerkt, Georg's Mutter jahrelang aufs schändlichste mishandelt hatte und auch die arme Franziska, wiewol vergeblich, zu verderben trachtete, bricht auf eine jammervolle Art den Hals, Bodo findet in den russischen Einöden ganz unverhofft die Geliebte seiner Jugend, die reizende Auguste, wieder, wird dann plötzlich nach der Türkei entführt, um dort als Sklave verkauft zu werden, entgeht jedoch auch diesem Schicksal, kommt nach Italien, wo ihm die alte wollüstige schlesische Dame mit ihrem Cicisbeo, dem rachsüchtigen Jäger, begegnet, von diesem nach ihm schießen läßt, dafür aber von einer im nahen Busch lauernden Räuberrotte überfallen, abgeprügelt und der Jäger tödtlich verletzt wird, was denn Alles dem edelmüthigen Bodo neuerdings mehrfache Gelegenheit gibt, wieder Edelmuth zu üben, worauf denn endlich der Abenteurer wider Willen mit dem unterdessen aufgefundenen Maler Trüllo nach Deutschland zurückkehrt, sich von Neuem um die früher innegehabte und wieder vacant gewordene Schulmeisterstelle bewirbt, selbige auch erhält, die geliebte Auguste zum zweiten Male wiederfindet und eben im Begriff steht, sie als Frau Schulmeisterin heimzuführen, als — o Wunder! — die Thüre des Hochzeitshauses sich plötzlich öffnet und im bunten Gedränge ein ganzes Rudel vornehmer und reicher Personen hereintritt, in denen der überglückliche Schulmeister dann seinen Georg nebst dessen vornehmen Ältern, den Vater seiner Auguste, die lange vermißte Franziska mit ihrem Kinde als neuvermählte Madame Trüllo und noch eine Menge anderer fröhlicher und angenehmer Personen erblickt, die Alle nur kommen, dem edelmüthigen Abenteurer wider Willen ihre Freude und ihren Dank auf die möglichst thätige Weise abzustatten und ihm zu eröffnen, daß er nicht Schulmeister, sondern Gutsherr an diesem Orte sein soll, indem Georg's Vater das schöne Gut und Schloß für ihn aus Dankbarkeit gekauft habe und es ihm hiermit einbinde.

Damit endet denn endlich dieser, wie man sieht, an Ereignissen überreiche Roman, und der Leser hat am Schlusse desselben wenigstens die Befriedigung — denn von einem ästhetischen Genuß kann gar nicht die Rede sein —, das in nicht geringem Maße vorkommende Laster sammt und sonders tüchtig und energisch bestraft, die Tugend aber auch ebenso drastisch und reichlich belohnt zu sehen. 15.

Notizen.

Über zwei vor Kurzem erschienene französische Memoirenwerke: 1) „Mémoires historiques de S. A. R. Madame la duchesse de Berri, depuis sa naissance jusqu'à ce jour, publiés par *Alfred Nettement*" (3 Bde., 1837); 2) „Mémoires sur la reine Hortense et la famille impériale par Mlle. *Cochelet* (Mme. *Parquin*) lectrice de la reine" (2 Bde., 1837) läßt sich wenig Erhebliches sagen. Nr. 1 ist ein überaus gedehnter, fast langweiliger Panegyrikus, verwebt mit unbedeutenden Anekdoten und in dem fade-vornehmigen Ton geschrieben, der den Hofleuten eigen ist, wenn sie eben nichts mehr als Hofleute sind. Der Verf. erkennt in der Geschichte einer großen Nation wenig mehr als das Interesse einer einzigen Familie. Da es über die Expedition der Herzogin in der Vendée mehre andere, beiweitem bedeutendere und unter bedeutendern Gesichtspunkten abgefaßte Werke gibt, so hätte man billigerweise wenigstens in Betreff der spätern Lebensperiode der interessanten Fürstin etwas durch Neuheit Interessantes aus der Feder des Verfassers erwarten sollen; allein auch in dieser Erwartung dürfte sich der Leser getäuscht finden, dem hier fast nichts dargeboten wird, als was er sich in voraus denken konnte. Nr. 2, aus der Feder einer unmittelbaren Gesellschafterin der Königin Hortensia, wird gleichfalls den erwartungsvollen Leser nicht befriedigen. Es handelt sich hier um die allerliebsten Nichtigkeiten, welche das häusliche, zurückgezogene Leben einer liebenswürdigen Dame bezeichnen, die in ihrer frühen Jugend das Glück oder Unglück hatte, auf kurze Zeit eine Königin zu sein. Liebenswürdig war sie, diese Königin, dies fand selbst Napoleon; aber auch die Liebenswürdigkeit der Damen ist kein unerschöpfliches Feld, und ein Toilettenbuch von zwei Bänden ist immer für seinen Zweck und Gehalt zu voluminös. Hier finden wir aber die kleinlichsten Details der Toilette buchstäblich und ausführlichst aufgezeichnet; hier ist von jeder leichtesten Unpäßlichkeit der schönen Hortensia Rechenschaft abgelegt und kein Zahn vergessen, den man ihr auszog. Bei diesen Operationen zeigte die Prinzessin — wie uns ihre Vorleserin, die vielleicht mehr Nervenschwäche besaß, versichert — einen außerordentlichen Heldenmuth. Nun wohl, wir wollen dies zugeben; aber freilich haben zu verschiedenen Zeiten Frauen aus niedriger Sphäre in größern Dingen einen größern Heldenmuth gezeigt und haben weder Gesellschafterinnen noch Vorleserinnen bei der Hand gehabt, um das Echo ihrer Thaten oder ihrer Leiden zu sein. Überhaupt mag es uns recht leidig und fast traurig erscheinen, wenn man aus solchen Erscheinungen, die in ihrem stillen Kreise gewiß wohlthätig, erfreulich und befriedigend walteten, aber keinen Keim der historischen Größe in sich bargen, durchaus etwas Außerordentliches machen und sie auch in Hinsicht auf ihre intensive Geistigkeit zu dem höhern und höchsten Standpunkt der Geschichte emporheben will. Aber dies Bemühen ist um so eitler, da eine solche Erhebung von jenen einfachern Naturen selbst verschmäht ward, die es ohnehin schon in schmerzlicher Stille beklagten, daß ein widerwärtiges Geschick sie auf unwillkommene Weise der äußerlichen Zeitgröße beigesellt hatte.

Sir Walter Raleigh's Weltgeschichte schließt mit folgender kräftigen Stelle über den Tod, welche von einigen ältern englischen Kritikern als einer der erhabensten Momente der englischen Prosa überhaupt gepriesen wurde: „Es ist also der Tod allein, der den Menschen mit einem einzigen Schlag zur Selbsterkenntniß führt; er ist es, der den Stolzen und Hoffärtigen sagt, daß sie bis in den Staub erniedrigt und verworfen sind. Er ist es, der in einem einzigen Augenblicke zur Demuth, zur Klage, zum Weheruf und zur Reue führt, ja, was noch mehr ist, zum Haß alles Dessen, was man vorher in seiner Verblendung für das Höchste gehalten. Er rechnet mit dem Reichen ab und beweist ihm, daß er ein Bettler ist, ein nackter Bettler, den nichts mehr angeht, nicht einmal die Schaufel Erde, die sein Angesicht bedeckt. Er ist es, der dem Schönsten unter uns im traurigen Spiegel seine abschreckende Häßlichkeit zeigt. O beredtsamer, gerechter, mächtiger Tod! Wen nichts überzeugen kann, den belehrst du; was Keiner wagt, das vollbringst du; wen Alle schmeicheln und erheben, den zeigst du in niedrigster Blöße. Alle die ungeheuern und vielgestaltigen Leidenschaften der Menschen ballst du zusammen in einen einzigen Haufen Erde und setzest darüber nur die zwei Worte: Hic jacet!" 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 231. —— 19. August 1837.

Die Feldzüge von 1799 in Italien und in der Schweiz. Erster und zweiter Theil. Hinterlassenes Werk des Generals Karl von Clausewitz.

(Beschluß aus Nr. 230.)

Von den drei Alpenübergängen des großen St.-Bernhards, des St.-Gotthards und des Splügen war nach vielen Discussionen von dem östreichischen Generalstabe für das russische Heer der zweite gewählt und bestimmt worden, daß das Geschütz über den letzten, wo damals die einzige fahrbare Straße in die Schweiz führte, und das Gepäck durch Tirol ziehen sollte. Der Verf. stimmt aus sehr haltbaren Gründen für den Splügen und verwirft wegen der in Wallis stehenden französischen Truppen mit Recht die von einigen Offizieren vorgeschlagene große strategische Diversion über den St.-Bernhard. Wir müssen die an diese Gelegenheit geknüpften trefflichen Bemerkungen übergehen und finden das bis auf 20,000 Mann zusammengeschmolzene russische Heer auf seinem Marsche in die Schweiz am 15. September in Tavern zwischen dem Comer- und Langensee (Lago Maggiore), wo es mehre Tage (bei den Umständen eine sehr kostbare Zeit!) auf die für die Fortbringung des Geschützes (nur zweipfündige Kanonen), der Munition und der Lebensmittel erforderlichen Maulesel warten mußte. Da sie nicht in hinlänglicher Anzahl ankamen, so ließ Suworoff den größten Theil seiner Kosacken absitzen, ihre Pferde als Transportmittel, sie selbst aber als leichte Infanterie gebrauchen. Den 24. rückt er zum Angriff des St.-Gotthards, nämlich der bei Airolo von Gudin genommenen Stellung an, und zwar der General Schweikowsky in dessen linke Seite, der Oberst Strauch in seine rechte und der Oberfeldherr selbst mit der Hauptmacht auf der Straße in seine Fronte. Die Russen unter Schweikowsky, mit Steigeisen versehen, erklimmen die steilen Bergabhänge zum Erstaunen der von dieser Seite sie nicht erwartenden Franzosen, kommen jedoch dieser unerhörten Anstrengungen und Hindernisse wegen dem ungeduldigen Suworoff nicht früh genug an den Feind, sodaß sie die Dauer des Widerstandes wol verkürzen, nicht aber denselben ganz aufheben können. Da treibt Suworoff seine Krieger den Berg hinauf gegen die wohlbewahrte feindliche Fronte, findet aber bei der geringen Breite des Weges und der Stellung des Feindes einen so heftigen Widerstand, daß seine Soldaten, ungewohnt eines solchen Kampfes mit Menschen und Natur zugleich, und in dichten Haufen den in Schluchten und hinter Felsenblöcken versteckten feindlichen Schützen zur leichten Zielscheibe dienend, gegen den alten Feldherrn zu murren anfangen und, durch die ihnen folgenden Massen gedrängt und am Umkehren gehindert, nicht mehr vorwärts wollen. Dem Erstürmer von Oczakow, Ismail und Praga ist der Ungehorsam seiner Soldaten ebenso unerwartet, als diese der Anblick der himmelanstrebenden Alpenhörner und schroffen Felsen mit bangen Ahnungen in die nächste Zukunft erfüllt. Durch seine gigantische Persönlichkeit besiegt er aber jeden Widerstand der Seinen, das Gefecht zieht sich langsam und blutig den St.-Gotthard hinauf, Suworoff kommt auf dessen Hospiz an und steigt von da nach Hospital hinab.

An demselben Tage ist der General Rosenberg aus dem Rheinthale nach Oberalpsee und nach einem blutigen Gefechte mit dem Feinde nach Urseren gerückt, wohin Le Courbe auf die Nachricht von Suworoff's Annäherung geeilt ist. Rosenberg wirft in der Dunkelheit des Abends die Franzosen durch das urner Loch zurück über die Teufelsbrücke, deren letzter Bogen von ihnen gesprengt wird. Ein Theil derselben, Le Courbe an der Spitze, befindet sich so zwischen Suworoff und Rosenberg und ist genöthigt sein Geschütz in den Abgrund der Reuß zu stürzen*) und sich in das Thal von Geschenen zu werfen, aus dem er später wieder in das Reußthal gelangt. Am folgenden Tage dringt Suworoff mit der Spitze seiner Colonne an das urner Loch vor. Das erste Bataillon stürzt in den finstern Felsenschlund, die rasch nachfolgenden drängen es hinab auf die nahe Teufelsbrücke, wo es von einem mörderischen Flintenfeuer von dem jenseitigen Ufer der Reuß empfangen wird. Das Zurückweichen verhindern die nachdrängenden dichten Massen, das Vorwärtsgehen macht der gesprengte Brückenbogen unmöglich. Da steigen die tapfern Russen unter steter Gefahr des Hinabstürzens und unter dem nahen Feuer der Franzosen das felsige Ufer der Reuß hinunter, durchwaten deren rauschende Fluten, die ihnen bis unter die Arme reichen,

*) Ref. bereiste 1815 die Gotthardsstraße, die damals nur von Saumthieren passirt wurde. Jetzt ist sie sehr erweitert und auch Wagen zugänglich. Neben der alten Teufelsbrücke führt jetzt eine neue, weit schönere über die Reuß.

Digitized by Google

klimmen das entgegengesetzte Ufer hinauf und verjagen die Feinde. Nach dieser glänzenden Waffenthat wird die Brücke hergestellt und der Zug fortgesetzt.

Suworoff kommt endlich, siegend über Feinde, Natur und den Willen seiner Krieger, am 26. in Altorf am Vierwaldstädtersee an. Hier hört die Gotthardsstraße auf, und der Weg nach Schwyz kann nur auf dem See fortgesetzt werden. Unglaublicherweise hat der östreichische Generalstab diesen Weg dem des Landes unkundigen russischen Feldherrn vorgezeichnet, ohne daran zu denken, daß sich alle Seefahrzeuge in den Händen des Feindes befinden. In Folge dieses ungeheuern Fehltritts müssen die abgematteten Russen sich rechts in das Schächenthal ziehen und auf einem Pfade, den bisher nur Jäger und Hirten betreten haben, über den steilen Kinzigkulm in das Muttathal hinabsteigen. Diesen Weg, den der einzelne Wanderer vielleicht in acht Stunden zurücklegt, zieht das russische Heer während dreier Tage raupenartig hinauf und hinab, während seine Nachhut von Le Courbe schwach gedrängt wird. Endlich in Mutta angekommen, will Suworoff nach dem verabredeten Plane durchaus seinen Zug nach Schwyz fortsetzen, und als er schon die Nachricht von den Niederlagen Korsakoff's bei Zürich (25. u. 26. Sept.) und Hotze's an der Linth (25. Sept.) und der dadurch entstandenen Zerrüttung des ganzen mit seinem Marsche in die Schweiz verbundenen Entwurfes erhalten hat, gelingt es nur mit Mühe seinen Offizieren, ihn von dem höchst verwegenen Versuche abzubringen, mit seinem abgematteten und ausgehungerten Heere ohne Geschütz und fast ohne Munition zwischen dem Vierwaldstädter- und Zürichersee den Feind zu schlagen und so jene Niederlagen zu rächen. Er zieht nun rechts nach dem Klönthalsee und bahnt sich mitten durch die Feinde den Weg in das Linththal, während seine Nachhut unter Rosenberg in dem Muttathale stehen bleibt und, von Masséna angegriffen, durch heldenmüthige Tapferkeit den Rückzug sichert. In Glarus findet endlich das Heer die langentbehrten Lebensmittel und einige Erholung. Aber es ist auch dort noch nicht an dem Ziele seiner beispiellosen Leiden; denn, von allen Seiten umringt, muß es mit Hinterlassung seiner sämmtlichen Kranken und Verwundeten durch die obern Linththäler und über das Dorf Panix das Rheinthal zu gewinnen suchen, zwei Tage ohne Lebensmittel einherziehen und ebenso viele Nächte auf dem mit Eis und Schnee bedeckten Boden zubringen, ohne Feuer, ohne Obdach, ja großentheils auch ohne Fußbekleidung. Am 8. October kommt endlich Suworoff in dem Städtchen Ilanz an, und am 10. ist von seinem Heere dort Alles vereinigt, was nicht ein Opfer der furchtbaren Natur und blutiger Gefechte geworden.

Wir haben hier nur eine gedrängte und matte Darstellung dieses außerordentlichen Kriegsereignisses gegeben, welches der Verf. sehr ausführlich und lebendig beschreibt. Das russische Heer hatte während der drei Wochen, als dieser Zug dauerte, durch Gefechte, Anstrengungen und Entbehrungen ein Drittheil seiner Mannschaft, fast alle Pferde und sein ganzes für diesen Marsch mitgenommenes Geschütz verloren, also einen Verlust erlitten, wie ihn nur eine verlorene Schlacht bewirkt. Da wäre denn wol ein gleich großer moralischer Verlust zu erwarten gewesen. Allein anstatt durch die erlittenen Drangsale und Unglücksfälle wenigstens in seinen Grundfesten erschüttert, wenn nicht ganz entmuthigt oder gar aufgelöst zu sein, sieht sich das russische Heer unter seinem gewaltigen Feldherrn wie einen reißenden Strom an, dem nichts zu widerstehen vermocht hatte, glaubt es in einer jeden Überwältigung des ihm den Ausgang sperrenden Feindes einen Sieg erfochten zu haben. So muß der geschlagene Korsakoff eine zwecklose Offensive ergreifen, und so will Suworoff sogar über die in der Schweiz zerstreuten Franzosen herfallen. Auch durch diese Wirkung steht der Zug der Russen einzig in der Kriegsgeschichte da. Nur das bald darauf eintretende, schon längst vorbereitete gänzliche Zerwürfniß des russischen Feldherrn mit den östreichischen Heerführern und namentlich dem Erzherzoge Karl hindert die Ausführung dieses kühnen, aber keineswegs unmotivirten Plans. Mürrisch und eigensinnig, läßt der graue Krieger dem Erzherzoge auf dessen Einladung zu einer gemeinschaftlichen Berathung sagen, er habe nur von Gott und seinem Degen Rathschläge anzunehmen, und zieht hierauf Ende Octobers ganz von dem Kriegsschauplatze ab, mehr einem misvergnügten Tatarkhane als einem Befehlshaber über ein europäisches Heer gleichend.

Wir haben, von dem Gegenstande fortgerissen, die Grenzen unsers Berichts schon so sehr überschritten, daß wir über die folgenden Abschnitte nichts bemerken können. Sie enthalten die Entsetzung von Philippsburg, die Eroberung von Manheim durch die Östreicher und den durch Melas über Championnet bei Genola erfochtenen Sieg (4. Nov.) und schließen sich, wenn sie auch weniger interessant als die vorhergehenden sind, durch die Darstellung und Kritik des Verf. würdig an das Ganze an.

106.

Beiträge zur Reformationsgeschichte. Sammlung ungedruckter Briefe des Reuchlin, Beza und Bullinger, nebst einem Anhange zur Geschichte der Jesuiten. Aus den handschriftlichen Schätzen der königlichen Bibliothek zu Berlin mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Gottlieb Friedländer. Berlin, Enslin'sche Buchh. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Schon bei einer andern Gelegenheit ist in Nr. 140 d. Bl. darauf aufmerksam gemacht, mit welchem Eifer, ja mit welcher Pietät in dem protestantischen Deutschland die Geschichte der Reformation von jeher betrieben worden ist, wie man sich bemüht hat, alle einzelnen, auch die weniger wichtigen Partien derselben in ein helles Licht zu stellen und die Denkmäler jener Zeit aufzubewahren, hätten sie auch nur als theuere Reliquien von verehrten Männern einen Werth. Dessenungeachtet ist noch immer eine große Nachlese zu halten übrig, wie denn z. B. die Bretschneider'sche Ausgabe der Briefe Melanchthon's zeigt und zeigen wird, wie unerwartet große Schätze noch zu finden waren. Man hat in neuerer Zeit öfter die Herausgabe aller Briefe ohne Unterschied, welche je von den literarisch bedeutendsten Männern geschrieben sind, gemisbilligt, zuweilen mit zu strenger Unterscheidung Dessen, was wirklich wichtig und was überflüssig ist und nur für den Besitzer als Autographon Bedeutung

hat. Über die Briefe aus der Reformationszeit läßt sich nicht ebenso urtheilen; sie beziehen sich nicht blos auf literarische und persönliche Verhältnisse und Zustände an sich, sondern das welthistorische Interesse ihrer Zeit gibt ihnen und Allem, was ihre Verfasser angeht, noch eine besondere Bedeutung, und selbst da, wo ihr Inhalt sogar in einer Biographie kaum berücksichtigt werden kann, werden sie doch dazu beitragen, den Historiker mit jener Zeit so innig und gleichsam persönlich bekannt und vertraut zu machen, daß ihm auch die allgemeinern Verhältnisse dadurch viel klarer werden. So wird nach einigen Jahrhunderten auch von den modernen Briefsammlungen Vieles mehr oder weniger wichtig sein, was für uns jetzt ganz gleichgültig ist. Darum ist es sehr dankenswerth, daß Hr. Friedländer aus den Schätzen der königlichen Bibliothek zu Berlin die vorliegende Sammlung ungedruckter Briefe herausgegeben hat mit Hinzufügung von ein paar damit in Verbindung stehenden, die sich in Privatbesitz befinden. Jeder gebe, was er hat; daß daraus immer etwas Ganzes werde, wäre eine unbillige Foderung, und darum hat auch Hr. Fr. ganz recht gethan, hier Alles zu vereinigen, was der eine Band, den er benutzte, darbietet, obgleich es sich auf ganz verschiedene Personen bezieht. An seiner Treue und Genauigkeit ist nicht zu zweifeln, obgleich kleine Versehen bei Arbeiten dieser Art unvermeidlich sind; nur bei einigen wenigen im Text angebrachten Lücken wäre die Angabe wünschenswerth gewesen, ob sie nur durch Unleserlichkeit der Handschrift entstanden sind, oder ob sie sich auch im Originale vorfinden. In sehr schätzbaren und an erwünschten Nachweisungen reichen Einleitungen und Anmerkungen hat Hr. Fr. über die Angelegenheiten, auf welche sich die Briefe beziehen, und über die Personen, an welche sie gerichtet sind, oder welche darin erwähnt werden, sehr genügende Auskunft gegeben, die gewiß Denen manches Willkommene darbietet, welche dieses Feld der Geschichte zu ihrem eigentlichen Studium gemacht haben, sodaß die am Schlusse der Vorrede geäußerte bescheidene Besorgniß, „daß ihn nicht mit Unrecht der Vorwurf treffen wird, unberufen und ohne die genügenden Kenntnisse dem Geschäfte sich unterzogen zu haben", gewiß ganz ohne Grund ist.

Die Briefe Reuchlin's beziehen sich fast alle auf seine bekannten Streitigkeiten mit den Dominikanern zu Köln, und geben einen erfreulichen Beweis, wie der große Mann trotz aller Bedrängniß und Verfolgung dennoch immer mit frischem Muthe der Sache des Lichts getreu blieb, die er verfocht; wie er mit reger Wachsamkeit und Umsicht sich selbst zu vertheidigen, Andere auf die geschickteste Weise für sich zu gewinnen und zugleich die Gemüthsruhe sich zu bewahren wußte, mit der er sich seinen Studien hingab. Auch unter den Männern, an die er schreibt, oder die an ihn schreiben, sind manche sehr bedeutende, wie der Papst Leo X., der Cardinal Hadrian, Jakob Aurel Questenberg u. A., sodaß diese Briefe, die obenein mit classischer Gelehrsamkeit reichlich geschmückt sind, eine sehr angenehme Lecture gewähren; sie sind lateinisch, in stylistischer Beziehung jedoch nur da ausgezeichnet, wo es dem Reuchlin grade hierauf ankam, ein paar sind griechisch und einer hebräisch. Ihren Inhalt anzugeben, wäre überflüssig, da er sich großentheils auf schon bekannte Facta bezieht, theils einen Auszug nicht verträgt.

Eine ganz andere Persönlichkeit bieten uns die Briefe von Theodor Beza dar. Die Reformation, der Reuchlin vorarbeitete, ist vollendet; sie ist zwar immer noch mit dem Kampfe gegen ihre ursprünglichen Feinde, aber ebenso sehr oder noch mehr mit innern Uneinigkeiten und mit weiterer Begründung ihrer Lehre beschäftigt. Hier ist der lebhafte, scharfsinnige Beza eine der merkwürdigsten Gestalten, dessen Leben von den „Poemata juvenilia" an bis zu den theologischen Streitigkeiten, welche seine letzten Lebensjahre ausfüllen, ein merkwürdig wechselvolles Bild darbietet. Die hier mitgetheilten 27 Briefe gehören in den Abend seines Lebens; zwei ausgenommen sind sie sämmtlich an Ludwig Grafen v. Sayn in Homburg gerichtet, dem über das Benehmen seiner zu Genf studirenden Angehörigen, über Beza's schriftstellerische Arbeiten, über mancherlei wissenschaftliche, kirchliche und politische Fragen und Begebenheiten Nachricht gegeben wird. Die Briefe sind meistens eigenhändig, auch noch mit Siegeln versehen, deren Beza zwei führte, eine Gemme und eins mit seinem Wappen, über welches auf die Abbildung und das Gedicht Beza's verwiesen werden konnte, das unter seinen „Emblemata" den letzten Platz einnimmt („Poemata varia", S. 268, 1597).

In derselben Handschrift ist noch eine große Anzahl von Briefen enthalten, welche von andern Verfassern an denselben Grafen Ludwig gerichtet sind. Es ist zu bedauern, daß Hr. Fr. nicht auch diese, wenigstens soweit ihr Inhalt es irgend wünschenswerth erscheinen lassen könnte, bei dieser Gelegenheit mit veröffentlicht hat. Er hat nur 10 Briefe von Heinrich Bullinger ausgehoben, welcher Mann freilich vor den übrigen diese Auszeichnung besonders verdiente, da er, wenn auch nicht grade an Geist und Gelehrsamkeit, doch an reinem, aufopferndem Eifer und ehrwürdigem Charakter den größten Reformatoren an die Seite zu stellen ist. Der Inhalt seiner Briefe besteht aus denselben Bestandtheilen wie die von Beza, nur daß hier häufiger theologische Streitfragen erörtert werden.

Den Schluß machen „Jesuitica", deren Herausgabe, so wenig sie auch mit den übrigen Mittheilungen in Verwandtschaft stehen, doch keiner Entschuldigung bedarf, da diese Briefe ein großes Interesse haben durch die Personen, von denen sie herrühren. Die beiden ersten Briefe sind von Ignatius Loyola. Im ersten spricht er von der Errichtung eines Jesuitenseminars in Rom, wohin fähige junge Deutsche geschickt werden sollen, um zu Rüstzeugen des Ordens gebildet zu werden; im zweiten trägt er dem Kaiser Ferdinand I. den Plan zu Compendien der Glaubenslehre vor, welche, auf Verlangen des Kaisers geschrieben, nachher von ihm eingeführt worden sind. Der dritte Brief ist von dem zweiten Jesuitengeneral Jakob Lainez an Stanislaus Hosius, Bischof von Ermeland, einen ebenfalls sehr ausgezeichneten und für die Jesuiten unermüdlich thätigen Mann. In Östreich und den Nachbarländern wollten die Unternehmungen der Jesuiten nicht recht gelingen, weshalb Lainez diese Länder bedauert und nur wünscht, daß man ihnen nicht blos mit Worten, sondern, wenn es erfoderlich wäre, auch mit Blutvergießen möchte zu Hülfe kommen können. Auf eine schlaue Hintergehung scheint Das hinauszulaufen, was er von dem Laienkelche sagt. Der vierte Brief ist an denselben Hosius gerichtet von Joh. Maldonadus, einem Jesuiten zu Paris; er enthält Äußerungen der Höflichkeit und einige Nachrichten über erfolgreiches Predigen in Frankreich und über den Plan, nach Schottland eine Colonie von Jesuiten zu senden. Der fünfte Brief endlich ist von Ignazio Dazevedo in spanischer Sprache verfaßt; er berichtet über seine Reise nach Brasilien, wo er nach vierjähriger Thätigkeit 1570 mit 39 andern Jesuiten auf der Insel Palma den Märtyrertod fand.

In manchen historischen und andern Einzelnheiten verlangten diese Briefe eine so mannichfache Aufmerksamkeit, daß es kein Wunder ist, wenn dem Herausgeber Einiges entging. Doch hierüber können wir uns in diesen Blättern nicht aussprechen und schließen so mit herzlichem Dank an den Herausgeber für seine interessante Sammlung. 121.

Notizen.

Nach Nr. 71 des mailänder „Echo" hat der Stamm des großen Kastanienbaums auf dem Ätna einen Umfang von 152 Fuß. Seit 1784, wo Houel in seiner „Voyage pittoresque" eine Abbildung davon gab, ist die Spalte des hohlen Baums nach zwei Seiten hin so breit geworden, daß sie Thore bildet, wo zwei Wagen nebeneinander hindurchfahren können. Dieser Baum trägt jährlich Blätter und Früchte. Der gewöhnlichen Meinung zufolge soll dieser Koloß eigentlich aus fünf Bäumen bestehen, die miteinander zu einem verwachsen sind. Einer dieser Stämme, den man noch will unterscheiden können, soll allein 35 Fuß

im Umfange haben. Aber Brydone, der 1770 den Ätna bestieg, versichert aus dem Munde des Volks als verbürgte Sage gehört zu haben, daß sonst eine einzige sehr gesunde Rinde ohne sichtbaren Abschnitt den ganzen Stamm umgeben habe, von dem man gegenwärtig nur die ehrwürdigen Reste anstaunt, und der italienische Naturforscher, Canon. Recupero, versicherte in Gegenwart des englischen Reisenden und mehrer Anwesenden auf seine Ehre, behaupten zu können, die Wurzel sei eine einzige und folglich könne auch der Baum nur einer, kein Aggregat mehrer sein. Houel ist derselben Meinung und fügt hinzu, daß die Verwüstungen der Zeit und des Alters dem Leben des Baumes ungleich minder gefährlich sein dürften als die Äxte der Bauern, welche daraus ihr Winterholz schlagen. Im Innern befindet sich eine geräumige Hütte für die Landleute, welche zur Kastanienernte vom Hundert-Pferde-Baum (castagno di cento cavalli), wie er beim Volke heißt, kommen. Dieser Name gründet sich auf eine Begebenheit, welche die Sage in die Zeiten der Königin Johanna von Aragonien hinaussetzt. Diese Fürstin erstieg, als sie sich nach Neapel begab, den Ätna mit einem Gefolge von 100 Reitern. Ein plötzlich einbrechendes Ungewitter nöthigte die Gesellschaft sich in den innern Raum des hohlen Baumes zu flüchten, der Allen Obdach gegen den Regen bot.

Paganini scheint gegen seine Landsleute honetter zu sein, als er sich im Auslande gezeigt hat. Er gab am 8. und 16. Juni in Turin zum Besten der Armen zwei Concerte, die 2500 Thaler (9385 italienische Lire) eintrugen. Diese Summe ward auf Befehl des Königs den Pfarrern der Stadt und des Weichbildes von Turin zur Vertheilung an die Armen übergeben. 4.

In dem Gleichniß der Schrift, das wir Alle kennen, heißt es bekanntlich: „Das Senfkorn ist das kleinste Korn, aber wenn es gewachsen ist, so ist es das größte unter den Gewächsen und wird ein Baum, daß die Vögel des Himmels kommen und unter seinen Zweigen nisten.“ Dieser Beschreibung entspricht nun freilich der in Europa einheimische Senf nicht; allein im Morgenlande gibt es noch immer eine Gattung sinapis, welche wahrscheinlich in dieser Bibelstelle gemeint ist und von Linné den Namen Sinapis crucoïdes erhalten hat. Die Äste dieser Pflanze sind wirkliches Holz, wie aus einem Exemplar hervorgeht, das sich in der reichhaltigen Sammlung des bekannten Sir Joseph Banks befindet. Lightfoot, Burtorf und andere ältere Gelehrte und Orientalisten fanden auch durch die jüdischen Rabbiner dieselbe Thatsache bestätigt. Der Rabbi Simeon sagt, er besitze in seinem Garten ein Senfgewächs, an dessen Stamm man, wie auf einen Feigenbaum, hinaufklettern könne. 11.

Bibliographie.

Arendt, W. A., Belgische Zustände. I. Gr. 8. Mainz, Kupferberg. 14 Gr.

Buchholz, Fr., Historisches Taschenbuch. 18ter Jahrg.: Begebenheiten des Jahres 1832. 16. Berlin, Th. Enslin. 2 Thlr.

Bürck, A., Alt und Neu. Roman. 1ster Theil. Die drei Schwestern. — 2ter Theil. Der Ansiedler. 8. Leipzig, Kummer. 2 Thlr. 4 Gr.

Dumas, A., Angelika. Drama in fünf Acten. 16. Leipzig, Engelmann. 9 Gr.

Erinnerungen aus der russischen Gefangenschaft 1812 und 1813. Von einem Königl. Sächs. Offizier. 8. Leipzig, Schreck. 16 Gr.

Fahne, A., Die Düsseldorfer Maler-Schule in den Jahren 1834, 1835 und 1836. Eine Schrift voll flüchtiger Gedanken. 8. Düsseldorf, Schreiner. 16 Gr.

Frohberg, R., Eigene und Fremde Schuld. Roman. 2 Theile. 8. Leipzig, Weber. 3 Thlr.

Hanhart, R., Erzählungen aus der Schweizergeschichte nach den Chroniken. 4ter Theil. 8. Basel, Schweighauser. 1 Thlr. 12 Gr.

Henne, A., Die Faraone Aegüptens, nach dem ägüptischen, assürischen, sikünischen, argischen, attischen, kretischen, ilischen, thebischen und küprischen Kanon neu hergestellt. Ein historischer Versuch. Gr. 8. St.-Gallen, Huber u. Comp. 12 Gr.

Janinski, C., Die Gräfin von Rindelsberg. Historischer Roman. 2 Bände. Gr. 12. Leipzig, A. Taubert jun. 3 Thlr.

Knie, J. G., Pädagogische Reise durch Deutschland im Sommer 1835, auf der ich Eilf Blinden-, verschiedene Taubstummen-, Armen-, Straf- und Waisenanstalten als Blinder besucht und in den nachfolgenden Blättern beschrieben habe. Mit einem Vorwort von W. Menzel. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 12 Gr.

Kummer, J. J., Der kluge Dökelhahn. Eine schöne Geschichte in Versen, in sechs Büchern, mit 24 illuminirten Bildern. 3te Auflage. Gr. 12. Erfurt, Hennings u. Hopf. 16 Gr.

Lenz, R., Beantwortung der Bischöflichen Preisfrage über das Lernen und Lehren der Wissenschaften und Künste; durch die Biographie des Grafen von Thalburg. 8. Trier, Gall. 1 Thlr.

Lessmann, D., Nachlaß. 2ter Theil. Hieronimus Savonarola. Die Schmalkalder II. Die Quartierfreiheit I. 8. Berlin, Vereins-Buchh. 1 Thlr. 16 Gr.

Mayer, Fr., Wanderleben in Baiern, Ober- und Unteröstreich, Ungarn, Mähren und Böhmen. 1ster Band. Gr. 12. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1 Thlr. 12 Gr.

Merkel, G., Kritische Antiken. Ein Beitrag zur Literatur-Geschichte Deutschlands. 8. Riga, Götschel. 9 Gr.

Rebel, W. M., Der Seher von Venedig. Ein psychologisches Nachtgemälde menschlicher Verirrungen in den Labyrinthen des Aberglaubens und der Mystik. Zur Warnung und Belehrung der Menschheit. Nach den Skizzen einer italienischen Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts, von dem Verf. der „Braut von Jerusalem“. 8. Mannheim, Löffler. 1 Thlr. 12 Gr.

Neuer Nekrolog der Deutschen. 13ter Jahrgang, 1835. 2 Theile. 8. Weimar, Voigt. 4 Thlr.

Olberg, E. v., Geschichte des Krieges zwischen Mehemed Ali und der ottomanischen Pforte in Syrien und Klein-Asien in den Jahren 1831 bis 1833. Gr. 8. Berlin, Dümmler. 1 Thlr. 18 Gr.

Orlich, L. v., Briefe aus England über die Zeit von 1674 bis 1678; in Gesandtschafts-Berichten des Ministers O. v. Schwerin des Jüngern an den Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Mit einem Vorworte von Fr. v. Raumer. Gr. 8. Berlin, Reimer. 2 Thlr. 6 Gr.

Schoppe, A., Octavia. Roman. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, A. Taubert jun. 2 Thlr. 16 Gr.

Tegnér's, E., poetische Werke. Aus dem Schwedischen von E. Th. Mayerhoff. 2ter Band: Kleinere Dichtungen. 8. Berlin, Schultze. 1 Thlr. 8 Gr.

Vogl, J. N., Volksmährchen. 8. Wien, Tendler. 18 Gr.

Wachsmann, C. v., Lilien. Taschenbuch historisch-romantischer Erzählungen für 1838. Mit 6 Stahlstichen. 16. Leipzig, Focke. 2 Thlr. 8 Gr.

Wagenseil, C. J., Unterhaltungsbuch für Freunde der Geschichte und Literatur. 1ster Band. 8. Nürnberg, Campe. 1 Thlr.

Waldau, Ed., Genre-Bilder aus Nürnberg. 8. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1 Thlr. 8 Gr.

Walden, Franziska, Die errichteten Wünsche. 8. Mainz, Kupferberg. 1 Thlr. 8 Gr.

Wendal, S. J. F., Bermudez oder die Schule der Leiden. Aus der Geschichte Fortunio's, Königs von Navarra. 8. Breslau, Max u. Komp. 18 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 232. — 20. August 1837.

Das Familienwesen, oder Forschungen über seine Natur, Geschichte und Rechtsverhältnisse. Von R. Bosse. Stuttgart, Cotta. 1835. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Wie bekannt das Familienwesen Jedermann zu sein scheint, weil er aus der Familie hervorgeht, und weil er für sich allein nicht bestehen kann, so ist das Familienwesen doch noch das Geheimniß der Natur, und die Ordnung, worauf es nothwendig beruht, ist noch nicht vollständig erforscht. Ja, selbst das bereits Erforschte ist noch nicht zusammengestellt, und das Familienbild wenigstens in seinen bestimmten und unveränderlichen Zügen zu entwerfen und in den ungewissen oder veränderlichen anzudeuten, nicht versucht. Die Idee, wonach der Mensch gebildet ist, wird auch in ihrem einfachsten Grundriß nicht an dem Einzelnen, sondern erst in seiner Familiengliederung erkannt. Nur in dieser Vergliederung zeigt sich ein vollständiges Menschenbild, und darin dürfen also weder Glieder fehlen, noch sich gegenseitig beschädigen, sondern sie müssen in richtigem Verhältniß zueinander stehen und bleiben. Das richtige Verhältniß dieser Vergliederung muß sich finden und berechnen lassen, weil das Mittel ebenso klar als der Zweck ist. Ist dieses richtige Verhältniß gefunden und berechnet, so läßt sich auch Das finden und berechnen, was jedes Glied um der andern willen thun oder lassen, nachgeben oder dulden muß, und das ist das Recht, dessen Grund ein anerkanntes Naturgesetz und kein bloßes Gefühl ist. Der gelehrte Verfasser obgedachter Schrift hat darin den Versuch gemacht, die bisherigen Forschungen, welche sich auf die Familienordnung beziehen, zusammenzustellen und dem Publicum vorzulegen. Es wird, sagt der Verf., eine mühsame, wenn nicht ermüdende Betrachtung sein; es gilt die Welt und ihre Bevölkerung zu überblicken, das menschliche Leben in seinen Umlaufszeiten zu verfolgen, die Geschichte wegen der Familienzustände und des längsten und besten Lebens in Untersuchung zu nehmen, und nach dem Befunde der Forschungen und ihrer Ergebnisse die Rechnung von der Familienordnung anzulegen, ehe die gewonnene Gewißheit und die gebliebene Ungewißheit sich übersehen, das Nothwendige und das Willkürliche in dem Familienwesen sich nachweisen und der praktische Gewinn sich beurtheilen läßt.

Die Naturgesetze geben der Zeugungsfähigkeit und Zeugungsreife, der Empfangszeit der Frauen und der Lebensdauer Grenzen, welche wir nicht verändern, aber besser oder schlechter halten, erreichen und ausfüllen können. So ist die Untersuchung über die uns gegebenen Naturgesetze zugleich die Untersuchung über den naturgemäßen Familienbau, über die natürliche Volksvergliederung und über das darin waltende Grundverhältniß der Nothwendigkeit und der Freiheit. Nach dieser Ordnung fragen, heißt nach den Grundlagen und den echten und rechten Zuthaten des Staatsbaues, nach der Grundform und den Richtsätzen für die Dimensionsberechnungen des Staatsgebäudes, nach den unerläßlichen Grundbedingungen seiner Haltbarkeit und Tüchtigkeit, nach dem wahren und unveränderlichen Grundgesetze fragen. Sind die Menschen nur eines Geschlechts, so ist ihr Geschlecht doch mehr als ein Naturreich. Zwischen dem scheußlichen Thier in Menschengestalt auf Borneo und den edelsten und geistigsten Gestalten auf der Menschheit Höhen ist der Abstand und die Mannichfaltigkeit ungeheuer groß. Wo kein Baum mehr gedeiht, da gedeiht auch der Mensch nicht mehr, dessen Farbe nach seinem Stand zu der Sonne von der weißen zu der gelben und der braunen, und auf den glühenden Ebenen in Afrika zu der schwarzen übergeht. Völker, überall Völker sehen wir, und so weit wir in ihrer Geschichte hinabsehen, wie hoch wir sie emporsteigen oder zurücksinken sehen, sie verharren in ihrem verschiedenartigen Wesen. Die älteste Schilderung von dem Araber und Mongolen, von dem slawischen und germanischen Stamme kommt in ihren Grundzügen mit der neuesten überein und läßt ihre Eigenthümlichkeit nicht verkennen. Selbst im hohen Norden lauten die Sagen auf Ureinwohner, aber keines von den Völkern allen erinnert sich seines Ursprungs; nur ein Andenken haben sie bewahrt, und Chinesen, Hindu, Araber und Mongolen stimmen darin überein, daß von den Höhen herab nach einer großen Überschwemmung die Länder bevölkert worden seien. Nach jener Überschwemmung kommen nur zu bald Sturmfluten von Blut; aber die Völker werden doch in Gestalt und Bildung, Verhältniß und Stellung, innerer Ordnung und äußerer Verzweigung allgemach sichtbar. Sie befolgen bei ihren Einrichtungen verschiedene Weisen und entgegengesetzte Wege und kommen doch fast zu demselben Ziel; ja, das eine Volk, welches seine Familienordnung in gutem Stand erhält und den Volksverband sich selbst über-

läßt, kommt wol weiter als das andere, welches zur Staatsordnung gelangt, aber den Familienverband verdirbt. Eine noch so richtige geschichtliche Zusammenstellung von dem Allen kann indeß nicht zur Vergleichung und zur Beantwortung der Fragen nach dem vollständigen Maß und der vollkommenen Form führen, wenn man der Natur nicht zuvor den Maßstab abgefodert hat, mit welchem sie die Familien bildet. Soll sie so das mathematisch Gewisse angeben und erklären, so muß sie auch hierin auf ihre Urgrenze gestellt werden, wo die Erde zuerst in ihrer jetzigen Ordnung und mit ihren Volksstämmen erscheint.

Der Verf. ist der Meinung, die Erde habe einst eine andere Stellung und Richtung zu der Sonne gehabt; die Trümmer einer untergegangenen Schöpfung scheinen es zu beweisen. Wenn auch nur so, wie in diesen Trümmern versteinerte oder in Eis begrabene tropische Thiere gefunden, desgleichen Kinder und Erwachsene, ganze Familien entdeckt worden wären, so würden wir wol noch die Urformen der Völker herauszeichnen und die Vergliederungs- und Altersverhältnisse der Familien herausrechnen können. Die Spur unserer Urväter ist aber in der Natur zu dunkel, wenn auch vorweltliche Knochen von Menschen und Hausthieren bei Köstritz u. s. w. beisammen lagern mögen; und wir können nur durch künstliche Schlüsse zu Vermuthungen gelangen. Die plumpen, ungestalten Thiere, das Mammuth u. a., welche wir aus Versteinerungen kennen, sind größer, als die wir aus der Geschichte kennen; aber diese sind vor Alters grade so gewesen, wie sie noch jetzt sind, und wir sehen weder in den Beschreibungen noch in den Zeichnungen der Alten riesenhafte Pferde und Stiere, oder größere Thiere der Wüste als die heutigen. Da die Thiere sich gleichgeblieben und, soweit wir es wissen, ebenso alt geworden sind, als sie jetzt werden, so darf man schon daraus folgern, daß es mit den Menschen selbst gleiche Bewandniß haben werde. In den Sagen wimmelt es zwar von Riesen, an den Denkmälern und in den Geschichtsbüchern zeigen sie sich aber nicht, und was ihre Gestalt anbelangt, erklärt sie sich wie die kolossalen Bilder auf den griechischen Trophäen in Indien.

Von gottverwandten Urvätern, von einem langen und glücklichen Leben, oder einem steten schönen Frühling fangen auf ähnliche Weise die Geschichten der Völker an, derer sowol, die in ihrer Grundform noch sind, wie sie gewesen sind, die mehr verharrenden an den beiden Seiten des Himalayagebirges, als der mehr wandernden an den beiden Seiten des Kaukasus, und ähnliche Geschichtsspuren will Alexander v. Humboldt auch in Amerika entdeckt haben. Sie stimmen nicht mit den modernen Vorstellungen von dem wilden Urzustande oder gar mit der Schilderung von dem Aftermenschen auf Borneo überein; aber sie treffen mit den tiefsten Erkenntnissen zusammen und deuten doch durch Zeit, Gestalt, Farbe und Ton auf einen andern Ursprung hin. Sie scheinen eine dunkle Erinnerung von dem ersten Frühlingstage und den ersten glücklichen Menschen zu sein und sich mit jenen Urideen zu verknüpfen, die sich bei Chinesen und Indiern, Arabern und Germanen nicht verkennen lassen und sie nach und bei ihrer Eigenthümlichkeit schützen und erhalten.

Seit jener Zeit sind die Grundbedingungen für Alles, was auf Erden lebt, die Entfernung der Erde von der Sonne und ihre Umlaufszeit, unverändert geblieben, das Gesetz und die Zahlen sind davon bekannt. Das Licht kommt mit der Sonne, es ist auf Erden das Fremde, und das Dunkel hier das Einheimische, welches vor dem Lichte nicht völlig zurückweicht, sondern den Schatten zurückläßt. Wir selbst schweben über der Erde, die wir nur mit dem Siebentel unserer Größe berühren, und wir kommen von dem Sonnenlichte, gleichen Fremdlingen, die 20 Millionen Meilen weit gereist, und wandern nach uraltem Volksglauben auch nur über die Erde hin. Aber wir sind auch Söhne der Erde, unser Leib gehört ihr, und wie hoch er durch das Licht in ihm zur Sonne hin emporgerichtet wird, das Mittelmaß der Mannesgröße ist kaum sechs Fuß; und wie schön er sich gestaltet und das Lichtleben nicht blos, sondern auch allein auf Erden den Geist abspiegelt, er wird wieder entstaltet und ins Dunkelleben zurückgezogen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nordische Blüten. Eine Sammlung von Aufsätzen, Erzählungen und Novellen, von einigen der besten neuern Romantiker Rußlands. Aus dem Russischen übersetzt und herausgegeben von E. v. O. Erster Theil. Leipzig, Barth. 1837. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Wir erhalten hier etwas an sich ganz Eigenthümliches und Originelles, von der gewöhnlichen neuern deutschen Novellistik völlig Verschiedenes, und es ist wol der Mühe werth, dieser auf unserm Boden so fremdartigen Erscheinung eine etwas längere Betrachtung zu widmen. Der Herausgeber, offenbar ein Mann, der mit Geist und Geschmack zu wählen versteht, wünscht der deutschen Lesewelt einen Begriff von der, nur etwa zwanzig Jahr alten, russischen Literatur zu verschaffen, und hat demzufolge eine Sammlung von Aufsätzen, Erzählungen oder Novellen aus der Feder der bessern russischen Schriftsteller nicht frei, sondern möglichst treu, ja sogar mit Beibehaltung der russischen Interpunction übersetzt, deren Fortsetzung er verspricht, sofern Deutschland der Entwicklung seiner slawischen Mitbrüder einige Aufmerksamkeit und milde Beurtheilung gönnen möge. Wir können diesem Unternehmen unsern Beifall nicht versagen; es ist keine müßige Speculation, und der Wunsch, treu zu sein, hat den Geschmack des Übersetzers nicht irre geführt; was uns geboten wird, ist genießbares, gutes Deutsch. Das Büchlein beginnen einige ganz unbedeutende, kleine Aufsätze, die uns höchstens einen Begriff vom russischen Styl geben können; aber mit jedem neuen Stücke steigt der Gehalt des Gebotenen, bis die letzte, wirklich schöne Erzählung dem Ganzen die Krone aufsetzt.

Wollen wir nun einige Gedanken über dieses Ganze und seinen Geist vorausschicken, so dringt sich uns zuerst die Bemerkung auf, daß sich in dem Vorliegenden, mit sehr geringen Ausnahmen, die Individualität der einzelnen Autoren kaum kund gibt, daß sie in der Nationalfarbe, die stark und auffallend hervortritt, absorbirt scheint, und es wäre wol des Forschens werth, ob dieser Umstand bei rasch steigenden Culturanfängen der Völker öfter stattfindet; er lieferte dem Glauben an die Homeriden, zu dem wir uns übrigens nicht bekennen, ein Argument. Später, wenn das Nationelle sich verwischt und einer abgegriffenen Münze gleich wird, tritt vielleicht das Individuelle

stärker hervor. Versuchen wir uns über diesen Nationalcharakter Rechenschaft zu geben, so finden wir zuerst den Geist der Voltaire'schen Ironie, den treffenden Witz jener Epoche, die Grazie in den Wendungen, die Grazie des Verschweigens und Errathenlassens, das Nie-zu-viel-sagen, die Leichtigkeit, den Mangel — fast zu großen Mangel — aller Schwere und sehen den Grund dazu in der französischen Erziehung des gebildetern Theiles der Nation, von dem hier allein die Rede sein kann. Indessen ist diese Eigenthümlichkeit keine platte Wiederholung eines schon Dagewesenen; man sieht, daß sie in den Geist, in das Blut der Nation überging; sie ist Voltaire'sche Grazie, auf die Ideen des 19. Jahrhunderts angewendet. Von dem neuern Entwicklungsgang der Franzosen bemerken wir dagegen noch nichts, wiewol die Erscheinungen der französischen Literatur in Rußland fast eher gelesen werden als in Frankreich; das eigentlich sentimentale und romantische Element scheint dem Geiste des Volkes, trotz der Vorliebe für jene neuern Producte, noch völlig fremd, mit diesem alle Melancholie und Schwermuth. Hier ist keine Spur von Wertherthum. Zwar spielt die Liebe, es spielen galante Verhältnisse die größte Rolle und füllen meist den Vordergrund; aber eine Liebe ist wie die andere, es ist die Leidenschaft in ihrer Allgemeinheit, nicht modificirt durch die Seele des Individuums, welches sie empfindet; es ist der Naturtrieb, den Gott in die Welt hauchte, die Wasser des Lebens zu bewegen, und er gestaltet hier Alles positiv; Alles ist Handlung, Ereigniß, meist loses äußeres, nichts Sinnen, Hinbrüten, Erzeugniß tieferer Seelenkräfte. Und dennoch wäre damit der Geist dieser Aufsätze — denn wenige davon kann man Erfindungen nennen — nur halb charakterisirt, wenn wir nicht noch ein ganz orientalisches Element darin bezeichneten, welches dieser Literatur einen Stempel der Originalität aufdrückt und der Voltaire'schen Farbe ein ganz fremdes Ingrediens beimischt: es ist dies eine sehr lebendige, reiche, fruchtbare, bewegliche und glühende Phantasie, die ihren bunten schillernden Glanz über den Styl wirft, denn bis zur Erfindung scheint sie noch nicht durchgedrungen; sie wagt diesen Flug noch nicht, weil hier, soll er gelingen, Geist und Herz mit müssen, und das letztere schläft noch unerweckt und hat den ersteren noch nicht mit großen Ideen befruchtet. Demzufolge dürfen wir von eigentlicher Erfindung in dem vorliegenden Werkchen nur wenig suchen. Wir gehen zum Einzelnen über:

„Der Nucker. Eine wahre Geschichte aus unserer Zeit von J. Oserezkoffsky."

„Eine neue Art von Bärenpelz. Aus dem Tagebuche eines russischen Schiffscapitains." Unbedeutend und ohne poetische Kunst erzählt; das erste sogar widerwärtig durch Detail von Grausamkeiten.

„Der Kosackenposten jenseit des Kaukasus, v. A. Marlinsky." Keine Geschichte, aber eine kurze Reisescene, voll Geist und Witz, mit Reflexion vermischt. Aus den Himmeln einer schwärmenden Naturbetrachtung wird der Verf. dadurch gerissen, daß sein Pferd, in dunkler Nacht vom Wege abgekommen, am Abhang eines Berges mit dem Fuß in das morsche Dach der Kosackenhütte einbricht, die er sucht. Flüche und Lärmen von unten, Beschreibung der Bewohner, worunter ergötzliche Figuren, sowie der Hütte selbst, Schilderung der weichen Lager von Kehricht in den Ecken, der Gardinen von Spinnengeweben, der Reihen Schnüre, quer durchgezogen, die von ihrer gewöhnlichen Würde in Rußland, als Kleiderschränke unter den Mobilien fungirend, hier noch um einen Grad, nämlich zu Bureaur erhoben sind; denn an ihnen aufgereiht, gleich trockenen Äpfeln, hängen in chronologischer Ordnung die verschiedenen Ordres der Oberbefehlshaber. Der Verf. will zu der Beschreibung der Wände und ihrer reichen Schmutztinten übergehen, bricht aber plötzlich ab; „was sage ich euch", ruft er den Lesern zu, „was kann ich euch sagen? Genug, sie wären für Balzac eine Geldgrube geworden!"

„Russische Conversation, vom Baron Brambeus"; ein Name, der, wie man uns bemerklich macht, einen hochgestellten russischen Staatsmann verbirgt. Er scheint am wenigsten von jener oben erwähnten orientalischen Phantasie zu besitzen; vielleicht hat sie der Staatsmann zugleich mit dem feinen, witzigen Weltmann absorbirt, in dem die Gabe des Verstandes häufig auf eine Spitze getrieben wird, zu der man die Fundamentalkräfte der menschlichen Natur verbraucht. Die Absicht des Aufsatzes ist, den Hebel oder Mittelpunkt der Sitten des Zeitalters zu finden. Der Baron entwickelt geistreich, wie die bezeichneten Sitten am prägnantesten in der Theestunde hervorträten, und zaubert daher nicht, die Theemaschine für jenen Hebel zu erklären, ja, er behauptet, die Menschen, die sich um diese bewegten, seien nur Ideen, welche sich das Hervortreten streitig machten. So führt er uns in eine Gesellschaft, wo die Idee des Einen ist, daß er Geheimerath sei; eines Andern Idee ist Groß-Schlemm, eines Dritten eine Fabrik; einer Dame Idee ist der Hof, einer andern das Glück; eine Engländerin (sehr hübsch!) hat die Idee, daß sie eine Engländerin sei, jene aber Russin; Sophie die, daß ihr Stumpfnäschen das reizendste in der Welt ist; ein Herr war die Idee eines englischen Reitpferdes; eines Andern Idee ist die Auction, und zuletzt hatte Einer in der Gesellschaft die Idee, daß er ein Poet sei, und dies war die allersonderbarste von allen den Ideen. Die Conversation um den Theetisch, die nun erfolgt, ist nichts als ein Ringen der verschiedenen Ideen, sich aufs Tapet und die andern herunterzubringen; der Verf. aber kommt vor dem Eifer der übrigen gar nicht an die Reihe und ärgert sich so sehr darüber, daß er sich zu entschädigen sucht, indem er dem Leser seine Idee vorträgt. Mit dieser graziösen Wendung schließt die „Russische Conversation".

„Memoiren eines Koboldes", größerer Aufsatz vom Baron Brambeus, scheint uns weniger gelungen als der vorige, ja das feinere sittliche und poetische Gefühl verletzend. Ein Verstorbener, ein Kobold und ein Teufel halten eine nächtliche Conversation in dem Hause des Verstorbenen, welches von dessen schöner, seinem Andenken noch zärtlich ergebener Witwe bewohnt wird. Der Verstorbene schwärmt für sie, dem Tode zum Trotz, worauf der Teufel sich bemüht, ihm zu beweisen, daß Liebe nichts Anderes sei als das feinste materielle Element, eine elektrische Flamme, welche ihre magnetischen Pole habe, oder solche in männlichen oder weiblichen Körpern entwickele. Der Verstorbene ist ungläubig, und zur Strafe wird das Experiment, ihm unbewußt, zuerst mit ihm selbst und einer alten Grabgenossin gemacht, deren Sarg von dem seinen zusammengedrückt worden, worauf die beiden Skelette thätlich aneinander gerathen. Er hat bei der Prügelei der Alten ein Bein geraubt, und diese verfolgt ihn nun hinkend bis hierher in seinen Versteck; der Teufel gleicht aber Alles aus, indem er ihr einen Bostontisch präparirt, dem sie nie widerstehen konnte. Während des Spiels bläst der Schalk Beiden die bewußte Flamme ein, und nach vielem Liebäugeln aus leeren Augenhöhlen, in denen nur die verschiedenen Flammen der positiven und negativen Elektricität blitzen, führt der Verstorbene beim Hahnenschrei das Skelett zärtlichst in ihr beiderseitiges, jetzt ungetheiltes Grab zurück. Darauf probirt der Teufel das Stückchen noch mit der schönen Witwe und einem in demselben Hause wohnenden Eheherrn, bei welchem Versuche aber ein größerer Teufel, mit maßlosen, vergoldeten Hörnern, Fisi-Koko, der Teufel der Eheleute, über ihn kommt, der nur ein Journalistenteufel ist, welcher seine eigentlichen Geschäfte in London und Paris hat, und ihn weidlich durchwalkt, daß er ihm ins Handwerk pfuscht. So endet das Fragment der „Memoiren eines Kobolds", in dem der Kobold nur die Rolle des gefälligen Wirths spielt, da das Haus des Verstorbenen von ihm besessen ist. Unter einer witzigen Sprache verdeckt das Ganze ein widerwärtig Rohes und hinterläßt sogar den Eindruck der Langweiligkeit; denn einer so fremden Welt verschafft auch die geschickteste Hand nicht den Rahmen und die Begrenzung, ohne welche jedes Kunstwerk in nichts verfliegt.

„Die türkische Zigeunerin, von A. Bjelkin." Eigentlich keine Geschichte, wiewol die Erfindung, daß das Zigeunermädchen sich als Sklavin verkauft, um den Vater aus dem Schuldgefängnisse zu retten, schön und poetisch ist. Wir begegnen hier sehr hübscher Scenerie und der ergötzlichen Figur eines ungeschickten Mentors, dem der entwachsene Zögling viel zu schaffen macht.

„Welch Unglück, wenn der Bär nicht war! Eine wahre Geschichte aus den Jahren 1830—32 von M. Markoff." Leicht hingeworfen, heiter, lustig, aber gemacht, aus Anekdoten zusammengeleimt und darum am ersten mit manchem neuern deutschen Product zu vergleichen.

„Kusma Roschtin. Eine wahre Begebenheit aus dem vorigen Jahrhundert von M. Sagoskin." Das beste und tiefste der Erzeugnisse, mit sittlich großen Motiven, leicht und prägnant im Styl, wie fast Alles in diesem Buche, aber noch etwas ungeschickt und unsicher in der Haltung der verschiedenen Partien der Composition zueinander. Eine geübtere Hand hätte wol mehr aus dem großen Stoffe gemacht.

Es zeigt uns diese Literatur — wenigstens Das, was wir hier davon sehen — die seltsame Erscheinung eines sehr sichern, wiewol in auffallend kurzen Perioden, fast sprungweise gehenden Styls und einer noch ganz unausgebildeten poetischen Erfindungsgabe. Vielleicht liegt der Schlüssel dazu in dem strengen, doch, wie alles Strenge, einseitigen Worte, was über die Russen ausgesprochen ist: „pourris avant d'être mûrs". Die Erfindung ist meist dürftig, ungenügend; die Wahrheit des Lebens und die Anekdote muß das Beste dazu thun; den Mangel an innerer Entwickelung verhüllt geistreiche Reflexion, lebhafte Erzählung, phantasievolle Behandlung der Scenerie, große Natürlichkeit des Dialogs und Wahrheit im Einzelnen. Es hat die Erfindung die Stufe des Nothwendigen in der Kunst noch nicht einmal erklommen, während der Styl ihr weit vorausgeeilt ist; die Stufe des Schönen liegt in nebelnder Ferne vor ihr; aber Gott Lob ist auch die Stufe des Überflüssigen und Abgeschmackten noch hinter ihrem Horizonte, auf welcher sich das junge westeuropäische Geschlecht grimassirend umtreibt, und insofern können wir doch von diesen Anfängen der Cultur noch etwas lernen. 10.

Literarische Notiz.

Hr. Adrian Picot machte in den Monaten Mai und Juni des Jahres 1836 eine Reise in das mittägliche Frankreich, auf welcher er mit besonderm Eifer die Gefängnisse zu Toulon, Marseille, Nimes, Montpellier, Avignon, Levigan, Valence, Saint-Etienne und Lyon besuchte. Die Resultate dieses Besuchs werden dargestellt in seiner soeben erschienenen Schrift: „Visite dans quelques prisons de France, en mai et juin 1836, et réflexions sur quelques points tendant à la réforme et à l'amélioration des prisons en général, par *Adrien Picot*" (Paris 183). Der Verfasser wurde erschüttert von der ungeheuern Verworfenheit, welche in diesen sämmtlichen Anstalten herrschte, und fand sich durch diesen unseligen Augenschein um so dringender dazu veranlaßt, seinerseits zu der, gegenwärtig von allen Aufgeklärten lebhaft gewünschten Reform der Gefängnisse mitzuwirken. An der Spitze steht die Schilderung der Galeerenkerker zu Toulon. Hier zeigte sich überall die Gemeinheit, sittliche Gesunkenheit, mit einem Wort das äußere und moralische Elend in seiner furchtbarsten Gestalt. In diesen Mördergruben, wohin Frankreich, das „schöne Frankreich", alljährlich seine niedrigsten Auswürflinge sendet, sind Prügel und Geißel die einzigen Zucht- und Besserungsinstrumente; Prügel und Peitsche müssen die Leidenschaften zügeln, dem Exceß Einhalt thun. Und die Handhabung dieser Zuchtmittel ist auch in der That den würdigsten Händen anvertraut; denn die Kerkermeister sind fast sämmtlich ehemalige Zwangsarbeiter. Hier ist von Unterricht, von innerer Läuterung, von sittlicher Wiedergeburt keine Rede; ja, diese heiligen Interessen werden hier zum leibhaften Unsinn, zum Spott und Hohngelächter. So ist das Bagno eine wahre Schule des tiefsten Verbrechens; unmöglich jede Heiligung für Den, der hier Jahre, nur Monden verlebt hat. Wer hier um einer ersten Vergehung willen eine Zeit abgebüßt, der findet sich für immerdar in einen Zauberkreis des Verbrechens gebannt, den er nur erst verläßt, um das Schaffot zu besteigen. Leider läßt sich Dasselbe von allen andern französischen Gefängnissen sagen. In den meisten ist von keiner Arbeit, von keiner Beschäftigung die Rede; in den meisten sind die Verbrecher auf die roheste, unverantwortlichste, grausamste Weise durcheinander gemischt; in den meisten findet ein Misbrauch des Branntweins statt, der schon allein jede mögliche sittliche Erhebung ausschließt. In den Galeerenkerkern besteht die Arbeit der Gefangenen nur in mühseliger Belastung, die gar keinen, für die künftige Subsistenz des bestraften und wiederentlassenen Individuums zu verwendenden Fonds abwirft. In dem Stadtgefängniß von Toulon weiß man von keiner Arbeit; hier herrscht unter den Sträflingen der vollkommenste Müßiggang, und man hat es nicht einmal der Mühe für werth gehalten, einen Geistlichen anzustellen. Ebenso steht es mit den Gefängnissen in Marseille, Avignon, Valence, Levigan. Einige wenige Anfänge der Verbesserung zeigen sich in den Centralhäusern von Nimes, Montpellier und Lyon; diese Anfänge rühren von den zufälligen Einflüssen tüchtiger Inspectoren und anderer Menschenfreunde her; aber von Seiten des Staats ist so viel als nichts gethan, und doch muß die wahre durchgreifende Reform immer zunächst und hauptsächlich, wenn auch nicht ausschließlich, vom Staate ausgehen. Unstreitig nur theilweise zu billigen ist das am Schluß der Schrift von dem Verf. geltend gemachte Pönitentiarsystem. Ein solches kann man, bei wahrhaft vernunftgemäßem Maßstab durchaus nicht zur allgemeinen Basis, zum absoluten Motiv des Gefängnißwesens erheben. Die Vereinsamung der Inhaftirten in enge Zellen, die Festhaltung des Princips des Schweigens unter ihnen sind Besserungsmotive, welche, in solcher Schroffheit und Fortdauer geltend gemacht, ihrerseits gleichfalls die empfindliche Menschennatur eher niederdrücken als zur Sittlichkeit emporbilden werden.

Wann wird man in Deutschland mit Ernst und nicht blos zum Vergnügen an eine Verbesserung der Gefängnisse denken, wo sie sicherlich — wenigstens in einigen Staaten — nicht minder nothwendig ist als in Frankreich? 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 233. — 21. August 1837.

Das Familienwesen, oder Forschungen über seine Natur, Geschichte und Rechtsverhältnisse. Von R. Bosse.

(Fortsetzung aus Nr. 232.)

Was der Verf. S. 15—36 von dem allgemeinen Leben, dem Fruchtleben, dem Säuglingsleben und dem selbständigen Leben sagt, ist sehr anziehend und auf sehr scharfsinnige Berechnungen gebaut, deren Richtigkeit wir aber hier nicht prüfen können. Überhaupt enthält der ganze „Lebensberechnung" überschriebene Abschnitt viel Stoff zum Nachdenken und zu neuen Forschungen.

Aus der Geschichte des Familienwesens der merkwürdigsten Völker werden sodann sehr interessante Thatsachen hervorgehoben. Wie riesenhaft jener mosaische Urstammbaum sein möge, der den Ahnherrn noch in seinem 10. Jahrhundert und bei der Geburt des achten Enkels als lebend aufführt, so lasse, nach des Verf. Meinung, die Möglichkeit seiner Echtheit sich nicht leugnen, und man könne ihn auf guten Glauben annehmen, wenn man erwäge, daß die Wirklichkeit eines noch jetzt erreichten Alters von 200 Jahren erwiesen ist, daß die jüdischen Stammväter als Hirten die gesundeste Lebensart in der gesundesten Luft führten. Es komme hinzu, daß überhaupt die Natur zu schützen wisse, was sie erhalten will, daß anfangs das Familienwesen vor innerer und äußerer Zerstörung des Schutzes am meisten bedurfte und dafür nicht besser als durch langlebende Familienhäupter gesorgt werden konnte. Es sind aber nicht blos die Juden, welche ihren Stammältern ein so hohes Alter beimessen, sondern es sind in China ähnliche Überlieferungen sowol davon als von einer dazwischenfallenden Erdrevolution vorhanden.

Doch wenn es vor der jüngsten Erdrevolution, der sogenannten Sündflut, ein tausendjähriges Lebensalter gegeben hat, so hat es nach derselben ein solches nicht mehr gegeben, und in den ältesten bekannten Zeiten wird das gewöhnliche Lebensalter schon grade so wie unter uns berechnet. Jenen Urstammbaum können wir also auf keinen Fall zum Maßstab gebrauchen. Indeß ist doch daraus eine Bemerkung zu entnehmen, welche über die Grundordnung des Familienwesens, wie es nach Moses hervortritt, Licht verbreitet, und dicht daneben steht der Inhalt einer Weltgeschichte.*) Der Stammbaum weist nur die Familienhäupter nach, die aufeinander gefolgt sind; und darauf beruht grade das spätere Familienwesen, daß es immer nur Ein Haupt hat, daß Einer regiert und alle Übrigen dienen, daß er die Ehre behält, wenn er auch die Verwaltung in des Sohnes Hand gibt, und daß jede Familie für sich und in ihrem Erbe bleibt. Dieses Familienwesen wird in und aus der völkerschaftlichen Ordnung, welche sich unter Moses einrichtete, völlig hell und verdunkelt sich unter den Königen. Es hat noch ein Lebensalter von 120 Jahren zum Grundmaße, oder es überlebt der Erbsohn den Hausvater nur um 30 Jahre, und nur hochbejahrte Greise sind regierende Familienhäupter. Früher war die Wollust der Männer der Anfang des Verderbens gewesen. Die gemischten und ungleichartigen Kinder von fremden und vielen Frauen waren in Herren und Knechte zerfallen. Die fortgehende Verschlechterung offenbarte sich in den gleichzeitig lebenden Häuptern und Familiengliedern binnen 120 Jahren, und als Rettungsmittel vor gänzlichem Verderben offenbarte sich nur die Flucht. Sie geschah zu Schiffe; die daheim bleibenden Peiniger und Gepeinigten aber gingen unter. So lautet die dem Urstammbaum beigefügte Weltgeschichte, und sie gilt von mehr als einer Welt, wenn es gleich gilt, ob die Auswanderung zu Lande oder Wasser geschah, und ob der Untergang daheim durch Wasserschlünde oder Feuerschlünde, durch rasche Naturarbeit oder langsame Blutarbeit und Ertödtung erfolgte.

*) Moses I, 6.

Endlich ist in jener Urgeschichte und in ihrer Auslegung von Joseph auf die jetzt naturgemäße Zeit zur vollständigen Familienvergliederung innerhalb 120 Jahren bestimmt hingewiesen, obgleich sie von Einzelnen überschritten wird. Je näher die jüdische Geschichte den Zeiten David's kommt, desto früher altern die Leute. David und sein Sohn Salomo waren schon vor ihrem siebzigsten Jahre entkräftete Greise.

Die alten Ägyptier gehörten nach Heeren's und Champollion's Forschungen zu einer Menschenrace, den jetzigen Berbern ähnlich. Sie kamen aus Süden als Nomaden und bauten sich allmälig Früchte und Städte. So schritten sie von Oberägypten herab und machten zuletzt Unterägypten bewohnbar. Sie wurden zuerst durch Priester regiert, und der Oberpriester jedes Cantons gab seine Befehle im Namen Gottes. Aber die Krieger entschlugen

sich der priesterlichen Gewalt, und ein Militairchef Menes machte sich zum Oberhaupt. Nun folgten Könige nach- und auch wol nebeneinander. Unter der dritten Dynastie wurden die Pyramiden von Sakkara gebaut, unter der fünften die von Ghize. Etwa 2200 Jahre v. Chr. drangen barbarische Völker nach Ägypten, bemächtigten sich der Herrschaft und nannten ihre Könige gleichfalls Pharaonen. Unter dem vierten derselben kam Joseph nach Ägypten. Aber die Ägyptier befreiten sich wieder von den Fremden und hatten unter Sesostris ihre glänzendste Zeit und einen bis nach Indien verbreiteten Verkehr, gegen Arabien aber wohlverwahrte Grenzen.

Arabien ist von der Natur den Eroberern verschlossen, welche sich in den vor ihm liegenden Wüsten sagen müssen: vorwärts können wir dort nicht, und zurück auch nicht, und welche auf seinen drei Meerseiten zwar landen können, aber es noch nie ungestraft gethan haben. Wer sich dort halten will, muß sich an die Natur halten, gegen deren Gewalt die menschliche Kunst dort wenig vermag. Es kühlen die feuchten Winde von den Meeren wol die Feuerglut, die mit Sturmesgewalt aus der Wüste hervorbricht, aber schwache Lungen ertragen doch ihre entzündete Luft und schwache Nerven ihren brennenden, tief eindringenden Staub nicht; und dawider schützt keine Kunst, sondern blos die angeborene Kraft. Wie die Früchte seines Landes ist der Araber selbst. Da seine drei Meere Fächern gleich die fast senkrechten Strahlen der Sonne mildern, und die Wärme des Tages mit der Kühle der Nacht in ziemlich ebenso vielen Stunden das Jahr hindurch wechselt, so ist die menschliche Natur hier in ihrem Ebenmaße, ihrer vollen Gediegenheit und Stahlkraft. Der Araber wächst nicht ins Volle und ins Große; aber Alles ist ebenmäßig und metallartig, gelenkig und dauerhaft bei ihm. Schöner mögen Andere sein, aber gediegener von Mark und Bein sind sie nicht, schärfere Sinne, feurigere Augen, ein zäheres Leben haben sie nicht. Je stärker die Lebenskraft ist, desto stärker ist auch der Trieb in ihr, sich zu erhalten, sowol nach innen, oder zum Verharren, als nach außen, oder sich in seinen Kindern zu verlängern, und desto schneller mußten die Araber in das Misverhältniß zu der beschränkten natürlichen und auch künstlichen Fruchtbarkeit ihres Landes und auf Ausgleichungsmittel gekommen sein. Der Eine kann sich dort auf Kosten des Andern nicht ausbreiten, weil sie einander zu gleich sind, zu festen Sinn haben, und weil die Kunst hier nicht eine solche Ungleichheit wie in kältern Ländern bewirkt. Die Sklaverei ist in Arabien so wenig einheimisch gewesen als irgend eine Art stumpfsinniger Zwangsarbeiter.

Die Urgeschichte der Araber fängt mit Königen an, die zwölf Brüder haben, grade wie bei Homer zwölf Phääken unter dem Könige richten, und wie es die gleichmäßige Gemeinschaft der Familien eines Stammes an der Regierung und Verwaltung erfodert. Es deutet darauf, daß man Recht und Pflicht nach den zwölf Monaten vertheilt und gewechselt habe. Die Araber kommen dann aus ihren Fehden und Wirren nicht zu einer Reichsordnung; aber die Stämme, die einmal erschienen sind, halten sich, und das läßt auf das Beharren der Familien und auf die Sorgfalt dafür schließen. So fest die Familien aneinander hielten, so fest hielten sie auch gegeneinander; und wie die Familien, so die Stämme: sie drängten sich immer und konnten sich nimmer verdrängen, die städtischen Araber nicht Herren der Beduinen, und die Beduinen nicht die Herren der Städte werden. Es kam weder zum Landfrieden noch zu einer herrschenden Hauptstadt, und es scheint in Arabien zu Moses' Zeit so gewesen zu sein wie bei uns im Mittelalter, doch noch mehr Naturwerk.

Die Verfassung der Juden, welche Moses zugeschrieben wird, ist ein Kunstwerk. Sie wird auf einem fruchtbaren Gebiete gegründet, das eine mittlere Wärme von 17 Grad Réaumur hat, worin die Frucht der Palme schon reift und doch der Weizen und der Wein auch gedeiht, das zwischen dem Meer und Gebirge einen Flächenraum von 500 Quadratmeilen etwa begreift und sich ungefähr unter 500,000 Familien vertheilt. Eine jede Familie erhält also etwa 30 Morgen Land, welche ihr reichlichen Unterhalt gewähren, und es wird zugleich dafür gesorgt, daß er nachhaltig bleibe. Die Felder bekommen alle sieben Jahre ihre natürliche Düngung, weil sie dann brach bleiben, und die Früchte werden aufgespeichert, eben auch weil im siebenten Jahre nicht geerntet wird. So lange die Familie besteht, verbleibt ihr das Gut, und erlischt sie, so verbleibt es doch dem Stamme. Nur das Nutzungsrecht der Güter darf veräußert werden, aber jedes Familienglied kann sie wiedereinlösen, und alle funfzig Jahre fallen sie an die rechten Erben ohne weiteres zurück. Das Oberhaupt der Familie hat die Gewalt und Ehre, aber auch die Versorgungspflicht. Das Verheirathen in der Familie ist beschränkt, die Vielmännerei und alle Unnatürlichkeit schwer verboten. Das Hausfrauenrecht ist gesichert. Die Hausväter stehen einander gleich und zunächst unter ihrem Geschlechtsältesten, dann unter dem Stammältesten und zugleich unter einem Haupte; aber sie haben nur Jehova zum Herrn. Die Blutrache bleibt, aber nicht der betheiligten Familie. Ein Bluträcher verfolgt den Mörder; von Fehden halten die Gerichte mit mehr als 6000 bewaffneten Dienern (Leviten) ab. Alle Waffenfähigen sind von 20 — 60 Jahren waffenpflichtig und haben für jeden Stamm ihren Hauptmann und je zu 1000, 100, 50 und 10 ihren Obern. Jedermann ist steuerpflichtig und jede Landesfrucht zehntpflichtig. Gerecht soll man gegeneinander und das Recht auch für den Fremdling auf dem Markte gleich sein. Aber der Volksstamm soll rein erhalten werden, keinen andern in Palästina neben sich dulden; er ist dem Nationalgott Jehova geweiht, erkennt sich an dem Gesetz, das ihm gegeben, und an dem Zeichen der Beschneidung, und er hofft, sich an Leib und Seele über alle andere Völker zu erheben. Darauf waren die häusliche Andacht, der prachtvolle Gottesdienst, die ängstliche Auswahl der Lebensmittel, das Gewinde der Gebräuche, die Blutschrift der Strafen und die Glutworte der Verheißung berechnet.

Die Gründung dieser Verfassung war eine furchtbare Blutarbeit, ein Wort kostete das Leben, die Hinrichtungen folgten sich zu vielen Tausenden, das ganze Volk ward erst abgetrieben, und nur, als es durch und durch verjüngt war, das Werk vollbracht. Es hat sich theilweise gehalten und ist theilweise verschwunden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise in die Pyrenäen.

III. *)

Tarbes, 22. Juli 1837.

Um eine Dampfschiffreise auf der Garonne zu machen und dem Landstraßenstaube und der Langweile in den Gefilden von Mans auszuweichen, welches das Brandenburg und die Sandmark dieser Gegend ist, veränderte ich in Bordeaux meinen Reiseplan und ließ mich mit einem hamburger Badgefährten für Agen einschreiben. Abermal optische oder poetische Täuschung, denn der holde Fluß, der später die Girondistenpartei der Revolution tauft und groß wie ein Meer wird, besitzt auf dieser Strecke kaum einen pittoresken Hügel, der des Sehens, kaum eine Burg oder ein Dorf, oder ein Wölkchen, das des Beobachtens werth ist. Wir fuhren, wie auf der Saone einst, durch eine Menge Eisendrahtbrücken, ruderten zuerst schnell, weil der Strom noch breit und sanft ging, dann langsam und schwerfällig, weil das Gegentheil eintrat. Sobald es Abend wurde, steckten die Schiffer Laternen an und riefen ein Segel zu Hülfe. Wir legten uns auf dem Verdeck in unsern Mänteln schlafen.

Ich könnte eine artige Novelle erzählen von der Bootsgesellschaft des Vorder- und Hinterraums, von der Gascognermusik und Sprache, von unserer vierundzwanzigstündigen Lebensweise und den policeiwidrigen Umtrieben in der Dunkelheit der Kajüten; zu dieser Arbeit bleibt mir aber dermalen keine Zeit, da ich so schnell durch Frankreich schreiben als fahren und nur in den Gebirgs- und Grenzgegenden etwas stromern und meditiren will. Nebenbei die Bemerkung, daß ich mich auf den Steuerruderbänken höchst unverhoffterweise an der Seite der in Paris berühmt gewordenen Fürstin B. und ihrer beiden jüngern und liebenswürdigen Schwestern befand; daß wir zusammen auf unsern Nachtsäcken schliefen, Pyrenäenexcursionen projectirten und Papageno's Glöckchen erklingen ließen. Die schöne Donna Spaniens hatte von der Seine aus außer ihrem Feldlagerbett von Eisenstäben die allerbeste Zauberflötharmonica mitgebracht, und sie war so gütig, uns eine ganze Reihe von Arietten und Klimperliebchen vorzuspielen. „Klinget, Glöckchen, klinget, bringt mein Liebchen her" — ich habe die ganze Nacht über den Refrain in den Ohren gehabt, und wenn ich einmal gegen Mitternacht, als der Mond türkisch gesichelt einherging und schlummernde schöne Augen küßte, das harte Polster verließ, um wie der mythologische Schäfer in Dianens Nähe zu schleichen, so war das offenbar blos die Folge der Harmonica und unsers Epikuräers Mozart.

Es befand sich auch eine Nichte Lafayette's mit ihrem blödsichtigen Gatten in unserer Gesellschaft, eine allerliebste Frau, die deutsche Bücher las und ihren Kindern eine Bonne von Strasburg hielt, damit sie Deutsch lernen möchten. Andere Personnagen übergehe ich, weil sie blos ihren Platz ausfüllten, mit uns St.-Estephe tranken und Hammelcotelets aßen. Das Zofen- und Bedientenvolk bildete vom Abend bis zum Morgen ein anständiges Katzennest, dabei die Alte, eine bebrillte Mutter des Blocksbergs, Schildwache stand.

Wir landeten gegen sieben Uhr in Aiguillon, einem Flecken, darnach ein Herzog genannt wurde, und kamen Nachmittags um vier Uhr in Agen an, wo die Berge hübsch und fast idyllisch, die Menschen und ihre Wohnungen aber unausstehlich sind. Das Gascognervolk hat angefangen und redet sein diabolisches Kauderwelsch von Spanisch, Französisch und Iberisch-Baskisch. Mir sind mehre deutsche Worte aufgefallen, z. B. Roß und Stein, welche die Fuhrleute aussprechen und mehren Orten angehängt haben.

„Sacri Roß", fluchten unsere Postillone; Rabastein heißt ein Städtchen, fünf Lieues von hier, dessen Name unstreitig von dem deutschen Ausdrucke: Rabenstein, herkommt.

Unsere erlauchten Reisenden stiegen mit uns im Hotel de France ab, wo sie bereits von ihren Wagen erwartet wurden, um gegen Tarbes und Cauterets aufzubrechen. Nach aufgehobener Tafel sagten wir ihnen Addio, und erkundigten uns nach Privatfuhrwerk und Spaziergängen.

Der Spaziergänge gibt es in Agen mancherlei, das will ich nicht leugnen, das Fuhrwerk aber ist so ohne allen Vergleich schlecht bestellt, daß die Leute, die keine eignen Wagen haben, nicht einmal eine Extrapostchaise bekommen können, welche das Reglement und Postgesetz jedem Postmeister vorschreibt. Sechzig Francs verlangte ein Gascogner für einen invaliden Kuckuck von Paris ohne Fensterglas und Polster, und für diese 60 Francs versprach er uns in 16 Stunden nach der Hauptstadt des Schlaraffenlandes, Auch (18 Lieues Wegs) zu fahren.

Ich bitte Sie, Osch auszusprechen, und nicht Auch, etiam, welches keine Stadt bedeutet, die ebenso schlecht ist wie Agen und eine gothische Domkirche mit buntgeschnitzten spanischen Bildern hat.

So oft wir uns mit Hülfe eines Lohnbedienten in eine andere Spelunke und eine andere Straße begaben, um Pferde und Kutsche zu suchen, trafen wir daselbst, wie durch Zauberei behext, den erstgesprochenen Inhaber des Kuckucks ohne Fenster und Polster, und damit war die Unterhandlung zufolge stillschweigender Übereinkunft des Janhagels abgebrochen.

Der Postcourrier erbarmte sich unser nach zweitägiger Gefangenhaltung des Gastwirths, die 48 Francs kostete, und dieser edle Beförderer der Briefe und Reisenden ermangelte nicht, uns nach verschiedenartiger Contravention auf dem Berge von Auch abzusetzen. Ein schwarzäugiges blitzendes Dirnchen servirte uns gleich nach Abladung der Effecten ein stattliches Diner, und der Wirth that vernünftig und verschaffte uns behufs der Weiterfahrt zwei Plätze auf dem Postwagen, der von Toulouse kam.

Eine letzte schwarze Nacht mit französischer Langweile und Straßenannehmlichkeit, eine letzte Nacht im Innern von Gallien, und alles Übel war verschwunden, Tarbes und Bagnères, die Pyrenäen lagen vor uns. Sobald ich weiße gezackte Berge sehe, flieht die Melancholie und alle Nebel und Wolken der Seele fallen.

Die Sonne war noch nicht am Horizonte, da bestieg ich die Zinne der Diligence, vor der die Dächer der Stadt ausgebreitet lagen, und lorgnirte hinüber ins Hochland von Barèges und St.-Sauveur, wo der Vignemalle und der Mont Perdu liegen. Der Pic du Midi war der einzige Koloß, der auf die kurze Distanz sichtbar wurde, er liegt isolirt von der Kette. Im Allgemeinen glich die Ansicht der der Alpen, aus den Vorcantonen gesehen; weniger Schnee und Eis, mehr Rundung und Wellenform, aber deswegen auch weniger Grandiosität, weniger Majestät im Anblick.

Die Pyrenäen sind die jüngern Geschwister der Alpen, ich möchte sie den Prolog derselben für die reisende Welt nennen und Jedermann den Rath geben, zuerst hierher und dann in die Schweiz zu gehen. Die Schweiz ist das pittoreskeste Land der Erde.

IV.

Cauterets, 24. Juli 1837.

Wer die deutschen Bäder bereist und die Alpengegenden besucht hat, der wird hier nicht selig werden; die Curorte sind still und melancholisch, die Gebirge arm an Originalschönheiten, Sitten und Trachten. Dagegen bewährten die Bewohner fast durchgängig ihre Herzlichkeit und Ehrlichkeit, und der Reisende hat kaum einmal das schweizerische Misvergnügen, von einem Wirth geprellt oder von einem Kutscher grob für sein Geld

*) Vgl. Nr. 221 d. Bl. D. Red.

Digitized by Google

angelassen zu werden. Der Engländer sind wenige, der Franzosen viele, der Deutschen nur einige anzutreffen, die die Neugier an die spanische Grenze trieb.

Als ich von Tarbes reiste, diesem Badeorte zu, der jetzt der fashionableste und en vogue ist, war der Himmel heiter, und blos ein lichter Wolkenstreif schwamm durch die Gebirge. Wir sahen vom Kulm des Wagens aus den Tourmalet, den Canigou, den Vignemalle und den vorliegenden Pic du Midi, welcher für die Aussichtsuchenden als der Rigi des Landes betrachtet werden kann. Kein einziger dieser Berge zeigte schroffe und zackige Gipfel, kein einziger spielte die bunten Farben der hohen Alpenkette, darin der Schnee dominirt und das Eis zu Felsennadeln aufsteigt. Es war, als ob die Sonne die ganze Schönheit geschmolzen und nur hier und da eine Schlucht verschont, ein Gletscherchen erhalten habe. Die Staubbäche, gaves genannt, flossen reichlich, alle Marmorfelsen schwitzten Quellen süßen und schwefeligen Wassers; aber nirgend war ein Reservoir, ein See, ein Wasserspiegel zu schauen. Der Naturproceß hatte größere Fortschritte gemacht als in den Alpen, er hatte die Thäler getrocknet.

Von Tarbes bis Lourdes durchfuhren wir eine kleine fruchtbare Ebene, worin uns häufig bearnische Landleute mit weißen Kitteln und hübsche Frauen mit nackten Füßen und fliegenden Haaren begegneten. Viele trugen rothe, weiße und schwarze Kapuzen, die sie als Sonnenschirme nach Art der Schönheiten aus Roms Gegend auf dem Kopfe zusammenfalteten. Ihre Taille war schlank, ihre Züge däuchten mir originell iberisch, wenn auch nicht grade reizend.

Sobald wir Lourdes erreicht hatten, waren die Hochlande mit ihren Felsenburgen und Schneekoppen verschwunden in einer Wolkenatmosphäre; wir befanden uns in einem pittoresken Thale, dessen Wände mit jeder Minute Wegs höher wurden. Zuletzt ging die Straße blos durch Kalkstein- und Flözgefilde, und es war mir, als ob ich verewigte Lavaströme des Ätna sähe, die Dächer von Erde angenommen.

Das Thal von Lourdes ist pittoresk. Wenn man dem Städtchen bis auf einige Büchsenschüsse genaht ist, erblickt man plötzlich mit wahrhaftem Entzücken die altmoderne Grenzveste auf einem Marmorhügel und ihr zur Rechten Kirchthurm und Ruinen des noch ältern Schlosses aus Cäsar's Zeit *), von dem die Pyrenäenführer sich Märchen nacherzählen, ohne überzeugt zu sein, daß der Imperator dort war.

Ich hatte zwei Stunden Fütterungszeit, also benutzte ich die Hälfte davon und machte mit Erlaubniß des Commandanten die Runde auf dem Fort, das mehre schöne Punkte hat. Eine Compagnie Garnison, zwei Haubitzen, ein Mörser und ein Zwölfpfünder sind beauftragt, die Spanier abzuwehren, dafern ihnen das Gelüste kommen sollte, Frankreich anzugreifen.

Die Gegend von Lourdes trägt die unverkennbarsten Spuren vulkanischen Ursprungs, was immer auch die Geologen sagen, die die Pyrenäen für unvulkanisch ausgeben. Ich spreche ein anderes Mal davon und vom Ursprunge der Gebirge überhaupt, die ich für Lavaauswürfe ansehe. Diesmal noch die Bemerkung, daß die Tradition das Städtchen für die Vorzeit an einen Ort unweit der Veste verlegt, welcher jetzt ein See ist, und daß in keiner Gegend der Erde Schwefelquellen sprudeln und Erdbeben drohen, wenn sie ohne unterirdisches Feuer ist.

Der Commandant des Forts zeigte uns von fern eine Brücke über den Gave, die er die Cäsarbrücke nannte. Dieselbe war aber so modern geformt, so gut erhalten, und hatte so wenig Historisches für sich, daß ich ungläubig die Excursion dahin nicht der Mühe werth achtete. Warum sollten die Römer noch eine Brücke in einer Gegend besitzen, in der sich keine Spur einer römischen Landstraße findet.

Ich empfehle den Curiositätenspähern den alten Thurm der zerfallenen Burg von Lourdes. Er ist als Bauwerk sehr unwichtig, aber sehr interessant als Epheustrauch. Die Pflanze umschlang denselben von allen Seiten dergestalt und so ganz und gar, daß der Steinklumpen wie eine unförmliche kolossale grüne Laube aussah.

Von Lourdes an wird das Thal freundlicher und nach einigen Meilen auch wieder weiter. Die von Poeten gerühmte Landschaft von Argèles und Pierrefitte beginnt, man ist im Thal von St.-Savin, jener alten Abtei mit einem modernen Zuckerhutthurme und der reizendsten Lage. Hier ist alles Land angebaut bis auf die Bergzinnen, und das Volk ist fersengut und tanzt und singt, welches immer ein gutes Zeichen ist. Ich will nichts wissen von den Gegenden, in denen man blos wägt und prägt, im Comptoir sitzt oder Toilette macht. Dies sind das neue Frankreich und das um sein Leben besorgte England.

In Pierrefitte theilen sich die Gebirgsstraßen, die zu den Bädern von Barèges, St.-Sauveur und Cauterets führen. Ich verließ das blühende Thal, um hoch hinauf in wilde Schluchten zu klettern, ein einsames Dorf mit Marmorhäusern und Prinzessinnen aufzusuchen.

Da meine erlauchte Reisegefährtin des Dampfschiffes von Agen mir gesagt hatte, daß sie sich nach Cauterets begebe, um auf den Pyrenäen zu reiten, Forellen zu essen und neronisches Wasser zu trinken (alle diese Schwefel- und Eisenquellen ähneln den neapolitanischen, und in Barèges mangeln sogar die stufe di Nerone oder Schwefeldunsthöhlen nicht), so brauchte ich mich nicht zu wundern, auf der ersten Promenade von la Raillère vier bekannte Reiterinnen anzutreffen. Die Familie hatte sich im Marmorhause eines reichen Gewürzkrämers eingemiethet. Was uns Beide betrifft, so glaube ich, wir hatten Ursache, uns des Unterkommens im isolirten Pavillon Frascatis zu freuen und daselbst täglich 6 Francs für ein Bett zu bezahlen. Das ganze Dorf lebt in der saison brillante und wimmelt von Gästen, die — Geld haben. Schlimm für deutsche Schriftsteller.

Ich habe geeilt, die sämmtlichen Pyrenäenbäder besonders zu besprechen und meine romantischen Excursionen einzuschalten. Aus dieser Ursache breche ich mit diesem vierten Briefe die Vorrede sub titulo: „Reise in die Pyrenäen", ab und hole ein Weilchen Athem im Kreise kahler Berge und liebreizender Frauen. Recht ernstlich fürchte ich, das Badeleben in diesen Gegenden ermangelt aller Reize für fremde und fernherkommende Gäste, und die Franzosen, die darin dominiren, beweisen mir, wie gewöhnlich durch ihre Prätention, allein das savoir vivre zu verstehen, nur wiederum, daß sie allein nicht zu leben wissen.

Die Politik an der spanischen Grenze wird interessant, wir können jeden Tag übers Gebirge auf den Weg von Saragossa gehen und uns nach Neuigkeiten vom Prätendenten erkundigen.

Victor Lenz.

Literarische Notiz.

Von dem Grafen Przeździecki erschien 1836 in Petersburg ein Drama: „Don Sebastian de Portugal", in französischer Sprache. Das Drama wird gelobt. Das russische Journal: „Lesebibliothek", aber sagt darüber: „Wir vermeinen, man sollte es nur französischen Schriftstellern überlassen, in französischer Sprache zu schreiben. Wenn Jemand französische Billetchen schreibt, französische Verse macht, um sie in den Salons vorzulesen, oder in einem Vaudeville von Scribe auf dem Familientheater mitspielt, so mag das noch hingehen, denn le ridicule reste dans la famille. Wenn aber Jemand hier in seinem Vaterlande ein Drama, eine Gedichtsammlung oder dergleichen in französischer Sprache drucken läßt, so setzt er sich der Schande und dem Gelächter aus. Das heißt, Angesichts von ganz Europa seine Muttersprache erniedrigen, vor aller Welt seine schwache Seite und die falsche Richtung unserer Erziehung hinstellen. Noch ärger ist es, wenn man sich solcher Lächerlichkeit vor Europa, insbesondere vor den Franzosen rühmt. Wir Russen wollen nur in unserer russischen Sprache schreiben."

60.

*) Es ist navarrisch und vielleicht aus dem 14. Jahrhundert.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 234. —— 22. August 1837.

Das Familienwesen, oder Forschungen über seine Natur, Geschichte und Rechtsverhältnisse. Von R. Bosse.

(Fortsetzung aus Nr. 233.)

Nachdem der Verf. die Geschichte des ältesten arabischen und jüdischen Familienwesens erzählt hat, geht er auf gleiche Weise das Familienwesen der Griechen und Römer, der Scythen, der Germanen, der Tataren, der Chinesen und der Hindu geschichtlich durch. Am vollständigsten ist das Familienwesen der Germanen geschildert worden. Auf diese geschichtliche Übersicht folgt die Berechnung der Familienordnung, die viele interessante und lehrreiche Details enthält.

Die Familien, bemerkt der Verf., finden wir in der Geschichte nicht anders als in völkerschaftlicher Vergliederung, aber in doppelter Form, je nachdem sie sich nur durch die Kinder einer oder mehrer gleichzeitigen Frauen verjüngen. Haben sie Knechte und Sklaven unter sich, so ist schon Kunst oder Zwang da, und Beides kommt hier nicht in Betracht, wo der Natur nachgerechnet werden soll. Sie hat für beide Geschlechter fast die gleiche Zeit der Reife und verlangt reife Männer zur nachhaltigen Familienvergliederung; die Männer aber bleiben in ihrer vollen Zeugungskraft, so lange ihre Lebenskraft nicht abnimmt, und bleiben immer zeugungsfähig; die Frau dagegen ist nur etwa 20 Jahre zeugungsfähig, empfängt auch nicht leicht, während sie zeugt, und gebiert daher überhaupt etwa 10 Kinder. Läßt man nun den dreißigjährigen Mann Hausvater werden und ihn 120 Jahre leben, sich seine Söhne und Enkel auch nur um gleiche Zeit verheirathen, so stehen an seinem Grabe 5 Söhne, 25 Enkel und einige 70 Urenkel, und geht es in der Bevölkerung so weiter fort, so gibt es im fünften Jahrhundert schon 1000 Millionen Nachkommen, also mehr, als jetzt vorhanden sind, wo man mit aller Mühe 737 Millionen Menschen zusammenzählt. Aber jener Stammvater wird schon bei dem Anwachs seiner Enkel in Sorgen gerathen sein. Wovon sollen sie sich ernähren? von der Jagd in die Wette mit den Raubthieren, die es besser verstehen? Das geht nicht. Von der Fischerei, ohne sich auf das Räuchern und Einsalzen zu verstehen? Auch das ist schwierig. Von der Viehzucht? Dazu gehört schon eine Heerde, die jährlich etwa vierzig große Stücke zum Schlachten abgeben kann. Von dem Landbau? Der wird sich auch schon gemacht haben, aber doch wol nicht mit den Erfodernissen, um die Vorräthe von 200 Morgen abzuernten und einzuscheuren. Alles dieses erwogen, führt die Berechnung auf das allgemeine Zeugniß der Geschichte, daß der Familienbestand beschränkt gewesen ist und sowol in sich als nachbarlich sein Maß in der einfachen Vergliederung und in dem Flächenraume gefunden hat, welcher nach örtlicher Fruchtbarkeit seinen Unterhalt sicherte.

Vergliedert sich eine Familie nur einfach alle 30 Jahre, so hat der Altvater nur 15 Erben in seinem Hause, und die können ihn und sich schon ernähren und für Alles sorgen. Sie vermindern sich auf acht, wenn nur der Stammerbe in seinem Hause bleibt, wenn zur Familienverzweigung Raum genug vorhanden ist, und wenn die nachgeborenen Söhne sich eigne Häuser errichten können und ihre Lebensmittel selbst hervorbringen. Diese Verzweigung der Familie ist die natürliche und die sichere. Die künstliche und unsichere Verzweigung ist aber, wenn die Familienglieder sich nach der Arbeit abtheilen, und das Stammhaus sich ernähren muß und dazu die Lebensmittel auch, so viel es nur kann, vermehrt, die jüngern Glieder aber durch Gewerbsarbeit ihren Bedarf davon erwerben müssen, und sobald sie erwerbfähig sind, auch Familien haben wollen. Das Verhältniß zwischen Lebensmitteln und Bevölkerung ist dann nicht klar; die Familienaufsicht, wodurch es aufrecht erhalten wird, fehlt, und nur die Landfamilien sind ihres Bestandes und Unterhaltes versichert, nicht die Gewerbfamilien, deren immer mehr leben wollen, als leben können. Dieser Zustand ist eine unvermeidliche Folge der Kunstentwickelung, zu der es ohne solche Arbeitstheilung nicht kommen kann, und die desto besser gelingt, je freier und voller die Gewerbsbevölkerung ist. Die väterliche Aufsicht muß und kann ersetzt werden, und die Natur der Gewerbe hilft dazu, die zu genossenschaftlicher Verbindung, Ordnung, Richtung und Gewalt treibt.

Wenn es so mit der Familiengliederung geht und steht, wenn ihr nur Eine Mutter vorsteht, so läßt sich vermuthen, daß es damit sofort zum Ungethümen kommen muß, wenn die Vielweiberei allgemein ist. Alsdann kann der Ältervater nicht 100, sondern 10,000 Enkel um sich haben, wenn auch nur, nach Mohammed's Vorschrift, die Rechnung auf vier Frauen beschränkt wird, und auch die

Männer ihr Harem nur vom 30. — 70. Jahre besuchen. Diese Rechnung beweist, daß die Vielweiberei nicht die Regel, sondern die Ausnahme in der Volksordnung sein kann; daß sie nur unter besondern Umständen für ein Menschenalter allgemein und sonst nur für die Reichen und nicht für die Armen passen kann. Die Rechnung erklärt aber auch, daß die Bevölkerung, wenn sie bis auf die jungen Mädchen in einem Lande abgemäht worden, wie in Asien nur zu oft geschehen, doch gleich wieder da sein kann, und daß die Vielweiberei zu den wirksamsten Hülfsmitteln gehört, um eine Eroberung zu befestigen, die Sieger mit den Besiegten zu verbürgern und zu verschmelzen und in sich selbst mit fortgehender Geschwindigkeit und Vervielfachung zu ergänzen. Dagegen bestätigt die Erfahrung, daß die Vielweiberei die gewöhnlichen Bevölkerungsverhältnisse nicht ändert, daß die gesetzmäßige in Asien sich mit der gesetzwidrigen in Europa ausgleicht, und daß dort wie hier die Wirthschaftsordnung für den Familienbau entscheidend ist. Die Großen wollen dort wie hier groß bleiben und sind dort bei den Heirathen ihrer Kinder ebenso bedenklich als hier. Hat ein vornehmer Herr dort seine vier Frauen, so haben die Kinder ebenso viele reiche Mütter und erben von ihm zwar wenig, von den Müttern aber viel Vermögen. So häuft sich der Reichthum nicht in den großen Häusern unermeßlich, sondern vertheilt sich mehr und bleibt dennoch darin. Die Gewerbfamilien berechnen auf ihre Weise die Sache gleichfalls geschäftsmäßig und können sich dadurch manche Verbindung, Sicherheit oder Aushülfe verschaffen. Die Vielweiberei ändert daher die Familiengliederung nicht wesentlich, sie ist nur eine Noth- oder Zwangsform, und nicht auf viele, sondern nur auf eine Familienmutter ist, da die männlichen und weiblichen Geburten ziemlich gleich zählen, die Rechnung von der Natur angelegt.

Die öffentliche Familienvergliederung hat überdem ihr unübersteigliches Maß in dem Maße der örtlichen Lebensmittel. Ist sonach der natürliche Bestand einer Familie für sich die Nachkommenschaft, welche ein Älternpaar bis an seinen naturgemäßen Tod aus rechter Ehe erleben kann, so beschränkt er sich, Familie gegen Familie, auf die einfache fortgehende, oder die nothwendige Vergliederung; denn will jede Familie ihren natürlichen Bestand erreichen, und kann sie vor der andern nicht dazu gelangen, weil die Ernährung gegenseitig beschränkt wird, so muß es nothwendig auf dem Punkte zuletzt zur Ausgleichung kommen, über welchen man nicht hinauskann, ohne sich zu vernichten.

Die englische Familienverfassung hält der Verf. für die relativ beste, die es je gegeben hat. Die Engländer können seit Jahrhunderten ihre Gesetze öffentlich besprechen, berathen und so gut machen, als sie nur wollen und mögen, und ihre Gesetze sind besonders über die Familienordnung musterhaft; denn das Wohl und Wehe der Familien ist doch die Hauptsache bei aller Gesetzgebung, und darauf beziehen sich zuletzt alle Gesetze. Der Verf. beschreibt die Familienverfassung der Engländer ausführlich und schließt mit der Bemerkung:

Ein Volksbild kann keinem Rafael'schen Bilde gleichen und keinen Himmel von Engelsköpfen zeigen, aber dem Ungethüm in der Offenbarung braucht es doch auch nicht zu gleichen. Macht man sich aus den englischen Gesetzen das Volksbild, so erscheint sein Haupt in der Hoheit und Freiheit der unwandelbaren Majestät; aber die Glieder sind verwachsen oder zerrissen. Die Majestät hat, kraft der Erblichkeit, ihre Vergliederung in der königlichen Familie, welche das Mittelglied zwischen König und Volk bildet. Aber neben dem König erscheint auf der einen Seite ein Gesammthaupt von 500 Lordsköpfen, abgetrennt von den übrigen Volksgliedern, und auf der andern Seite ein Haupt von mehr als 600 Köpfen, die sich nur mit einem Drittel des Volks vergliedern, während die übrigen zwei Drittel, wie lebenskräftige, aber zerrissene Gliedmaßen, in krampfhaften Zuckungen nach dem Verbande streben, und in Irland sogar nach völliger Abtrennung.

(Der Beschluß folgt.)

Leben der Königin von Preußen Sophie Charlotte. Von K. A. Varnhagen v. Ense. Berlin, Duncker u. Humblot. 1837. 8 1 Thlr. 8 Gr.

Die Einflüsse des weiblichen Geschlechts auf die Menschheit sind von der Geschichte immer noch weniger verzeichnet, als sie es verdienen; denn fast nur diejenigen Frauen, welche selbst das Scepter der Herrschaft geführt haben, von Semiramis an bis auf die jüngste Königin der neuesten Zeit, treten in Völker- und Ländergemälden auf; die gesegnete Thätigkeit der Gemahlinnen, der Mütter, der Schwestern bleibt mehr oder minder in Schatten gestellt, oder einer einzelnen allgemeinen Betrachtung aufgespart. Soll indeß der Geschichte des Familienlebens, der Sitte, der Bildung, der Culturgeschichte überhaupt ihr volles Recht werden, so wird dem bescheidenen Leben, der stillen Wirksamkeit des schönen Geschlechts eine immer größere Aufmerksamkeit zugewendet werden müssen.

Das preußische Königshaus hat stets neben den Monarchen auch ausgezeichnete Gemahlinnen zu nennen gehabt, und eine Galerie derselben, wenn auch nur in biographischen Skizzen, könnte eine wichtige Bereicherung der vaterländischen Geschichte werden. Bisher ist wenigen derselben ihr Recht nach Verdienst geworden. Von der hochseligen Königin Luise gab eine nahestehende Frau bald nach dem vielbeweinten Tode derselben ein historisches Gemälde, welches sich in späterer Zeit vielleicht in noch reicherm Rahmen ausführen ließe, als Seitenstück zu der ersten Königin, deren Leben vor Jahren in französischer Sprache fragmentarisch zu akademischen Vorlesungen behandelt worden, in vorliegender Schrift aber mit Benutzung aller Quellen dem preußischen Volke und allen Freunden historischer Tugend zu Genuß und Freude dargeboten wird.

Wir finden hier dieselbe Kunst der zarten und gewandten Feder wieder, welche dem berühmten Verf. längst den ihm gebührenden Rang unter den Geschichtschreibern angewiesen hat; aber wir finden auch von dem Geschichtsforscher sorgsam alle Zeugen abgehört und benutzt, welche über dieser seltenen Frau und Fürstin Tugenden sprechen; ja, es ist selbst die unbedeutend scheinende einzelne Nachricht nicht verschmäht; denn es wollte der Biograph diesmal nicht in großen und allgemeinen Zügen blos ein Kunstwerk geben, sondern in sein feines Mosaikbild auch die kleinen Steinchen mit gewandter Hand einsetzen, um durch ein gründlich ausgeführtes kunstwissenschaftliches Werk (dessen Quellen am Schlusse zahlreich nachgewiesen sind) lehrreich zu ergötzen.

Sophie Charlotte, als Prinzessin von Hanover 1668 den 20. October geboren, erfreute sich der sorgfältigsten Erziehung, selbst in den ernstern Wissenschaften; ja, im Latein ward sie ernsthaft unterrichtet, und Leibnitz war es, der der seltenen Erziehung die Weihe gab. Den praktischen Verstand, die Welt- und Menschenkenntniß übten Reisen in Italien und Frankreich, und die junge deutsche Fürstin wußte in Versailles dem mächti-

gen Könige die Bewunderung ihrer Schönheit und ihres gediegenen, kenntnißreichen Geistes abzugewinnen. So war sie in jeder Art würdig, den 28. September 1684 mit dem Kurprinzen Friedrich von Brandenburg in Herrnhausen ehelich verbunden zu werden und den Lebensabend des großen Kurfürsten zu erfreuen. Einfluß auf die Staatsgeschäfte suchte Sophie Charlotte nie; ihrer Neigung sagte das stille Glück der Kunst und Wissenschaft sowie der Freundschaft zu, auch als ihr Gemahl den Thron bestiegen; nur daß der ihr bald darauf geborene Sohn, Friedrich Wilhelm I., der jungen Mutter neue Freuden und neue Sorgen brachte und als Landeshoffnung sie mit ihrem landesmütterlichen Herzen den Unterthanen immer segensreicher zeigte.

Und in dieser blühenden Zeit des frischen Lebens setzte sie den 26. Juni 1692 ihren letzten Willen auf, ohne deshalb auch nur einen Augenblick des wahren, auf innerer Harmonie ruhenden Frohsinns zu entbehren. Vielmehr wächst die wahre Freude mit den Jahren, zumal seitdem das schön gelegene Lützenburg (nach ihrem Tode Charlottenburg genannt) mit neuem Schloß und Garten den 11. Juli 1696 eingeweiht worden war. Es werden Opern aufgeführt zum Genusse einer Fürstin, die, wie ihr großer Enkel, selbst componirte, und Leibnitz, der einige zwanzig Jahre in Hanover dem Hofe sich gewidmet, wendet sich nun ausschließlicher dem belehrenden Umgange der hehren Kurfürstin zu. Die Akademie der Wissenschaften in Berlin, das Kalenderwesen kommt zu Stande; die erst in unserer Zeit möglich gewordene Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen zu Einer evangelischen wird 1698 angeregt, und als die Kurfürstin mit ihrer Mutter in wichtigen Geschäften ihrer Höfe nach Brüssel und nach Loo reiste, wurden Bayle und Basnage in Rotterdam zur Unterhaltung eingeladen; John Toland aber, der erste kirchliche Rationalist, hält im October 1701 in der Königin Gegenwart zum Zeugnisse der Glaubens- und Gewissensfreiheit dieser Lande mit dem Prediger Beausobre in Lützenburg eine merkwürdige biblische Disputation.

Indem wir so mit Wohlgefallen in anmuthiger Erzählung lesen, wie Sophie Charlotte die Cymbel spielt, und singt, und componirt, wie sie die angenehmste Unterhaltung führt, in der Wissenschaft und in der Freundschaft Trost und Freude findet, wie Leibnitz, im Bemühen, ihren geistigen Anfoderungen zu genügen, selbst zu neuem Streben, namentlich zur „Theodicee" sich angeregt findet, so sehen wir uns freudig inmitten einer Zeit, welche in der Geschichte des erhabenen hohenzollerischen Fürstenhauses zu Rheinsberg, Charlottenburg und Sanssouci sich bald aufs glänzendste wiederholen sollte; ja, wir gewahren leicht den Faden, an welchem wir vom großen Kurfürsten an bis auf Friedrich Wilhelm I. Administrationstalent herab die wesentlichen Muster verfolgen können, die dem großen Könige vor der Seele stehen blieben. Und indem wir Friedrich Wilhelm I. eben nennen, so werden wir durch Herrn Varnhagen v. Ense ausführlich auf die sorgenvolle Mühe hingewiesen, mit welcher Sophie Charlotte diesen einzigen Sohn weise zu erziehen sich beflissen: der Erfolg entsprach ihren Wünschen ebenso wenig, als Friedrich Wilhelm seinen eignen Sohn und Erben wieder nach der eignen Gesinnung hätte auferziehen können; aber die der persönlichen Eigenthümlichkeit Beider zugewandte ernste Liebe trug doch Frucht, wenngleich nicht die bezweckte.

Was in der Familie, im Hause und im Leben die hehre Frau erquickte oder quälte, vertraute sie von Mund zu Munde oder schriftlich dem Fräulein v. Pöllnitz, welches, schön und klug wie sie, der Ehre ihrer Busenfreundin durchaus würdig und durch Mitgenuß die Freude zu erhöhen, durch Mitgefühl den Schmerz zu lindern und in heiterer Stunde den lustigen Humor zu nähren immer wohl gerüstet war. Auch die eigne Mutter, die Kurfürstin Sophie, war ihrer Tochter Freundin; Beide sahen sich oft, und eben auf einer Reise nach Hanover verfiel die Königin in frühen Jahren, 1705, in die Krankheit, welche sie den 1. Februar 1705 der Familie und dem Lande entriß. Ihr Biograph läßt sie philosophisch und religiös sterben, wie sie gelebt, ohne uns das schöne Bild, welches wir in uns aufgenommen, zu trüben; der Schmerz der Hinterbliebenen erhebt, und mit dem Namen ihres Musensitzes Charlottenburg tritt die historische Verklärung ein.

„Es wäre der heutigen Kunst würdig", schließt die Schrift, „der großen Königin ein Denkmal zu setzen, das in demselben Charlottenburg sich erhöbe, wo sie selber sinnig und froh gelebt, und wo der andern Königin von Preußen, welche ein Jahrhundert später ebenfalls durch Schönheit und Seelenhoheit ein Vorbild weiblicher Vollkommenheit geworden, ein herrliches Grabmal gestiftet ist. Den Preußen gereicht es zum gerechten Stolz, in den Reihen ihrer Fürstinnen zwei solche Frauen zu zählen, deren Auszeichnung und Bedeutung weit über die Grenzen des Vaterlandes leuchtet und wirkt. Daß solche Tugenden und Gaben uns fortwirkend vor Augen stehen und sich vielfach erneuern, dürfen wir getrost erkennen und mit Zuversicht verheißen."

Der Hr. Verf. konnte, als er dieses schrieb, noch nicht wissen, daß seine Biographie Winterfeldt's zur Erneuerung des Grabdenkmals dieses Helden Anlaß geben würde; möge dieses Ungeahnte von guter Vorbedeutung für seine Wünsche eines zweiten charlottenburger Denkmals werden.

Auf jeden Fall ist das vorliegende Buch, auch der äußern Ausstattung nach, ein würdiges Monument der am Hofe zu Berlin und in der Nation immer in gesegnetem Andenken fortlebenden Königin Charlotte. 152.

Reden bei Eröffnung der Universität in Athen.

Am $^{3}/_{15}$. Mai dieses Jahres wurde zu Athen die neuerrichtete Otto-Universität in Gegenwart des Königs und seines Hofstaates, der Minister, des Staatsraths, der heiligen Synode u. s. w. eingesetzt und nach Vereidigung der Professoren der Eintritt der jungen Anstalt in den ihr vorgezeichneten bedeutungsvollen Wirkungskreis durch eine Reihe von Reden bezeichnet, welche, bei N. Papadopulos in Athen gedruckt, als ein kleines Heft in Octav uns vorliegen.

Zuerst sprach der für das erste Jahr von Sr. Maj. unmittelbar ernannte Rector (*πρύτανις*), Herr K. D. Schinas; allein Kränklichkeit und Körperschwäche nöthigten ihn, seine Rede sehr abzukürzen. Er führte in wenigen gedrängten Worten und in einer edeln, nur etwas ans Gesuchte streifenden Sprache den Satz aus, wie Hellas seit dem Urbeginn der Geschichte jetzt zum ersten Male als eine geschlossene und selbständige Einheit dastehe, und wie dieser neuen politischen Einheit durch die Errichtung einer obersten Schule der Wissenschaft die Krone aufgesetzt und das wahre Lebensprincip eingehaucht werde.

Nach Hrn. Schinas nahm der hochwürdige Archimandrit Neophytos Vambas als Decan (*σχολάρχης*) der philosophischen Facultät und Substitut des Rectors in Verhinderungsfällen das Wort und entwickelte in einem beredten Vortrage die Segnungen weiter, welche nicht blos der junge Staat, sondern das gesammte Hellenenthum auch außerhalb der engen Grenzen des Königreichs von der neuen Anstalt sich verheißen dürfen, indem er den König glücklich pries, dem es vergönnt war, seinem Volke ein solches Geschenk zu machen. „Die, welche ein altes Königthum ererben, in welchem ihre Vorfahren bereits unsterbliche Denkmäler ihres Ruhmes hinterlassen haben, sind in Verlegenheit, was auch sie den Nachkommen eines Königs Würdiges hinterlassen sollen. Du aber, o König, bist der erste in der Reihe der Könige Griechenlands; du bist dazu ausersehen, der erste Schöpfer seiner neuen politischen Existenz zu werden, ein Gesetzgeber wie Solon, ein Lehrer der Wissenschaft wie der große Karl, der Bildner seiner Streitkräfte wie Agesilaos, vor Allem aber ein Vater, wie Marcus Aurelius, eines frommen Hauswesens, eines den Gesetzen gehorsamen, für alles Schöne empfänglichen Volkes u. s. w."

Auf Herrn Vambas folgte der Decan der theologischen

Schule, Archimandrit M. Apostolides. Seine nicht ohne Talent geschriebene Rede machte von allen das meiste Aufsehen, weil er mit beispielloser, fast die Grenzen der Klugheit überschreitender Kühnheit, vielleicht sogar mit ungerechter Bitterkeit im Beisein der heiligen Synode die Mängel und Gebrechen seines eignen Standes angriff und die Unwissenheit der Geistlichkeit und ihren fast nur auf weltliche Vortheile gerichteten Sinn in den grellsten Farben schilderte. Doch milderte er dies nicht schmeichelhafte Bild dadurch, daß er aus den geschichtlichen Verhältnissen zur Zeit der Türkenherrschaft nachwies, daß der Zustand der Geistlichkeit kaum ein anderer sein konnte. „Da der gewöhnliche Priester keine festen Einkünfte zur Bestreitung seines Unterhaltes und der Bedürfnisse seines Hauses hatte, sondern nur dürftig und kümmerlich von der freiwilligen Unterstützung der Christen lebte, so bildete er die ärmste Classe der Bevölkerung; er hatte nicht die Mittel, die wenigen bestehenden Schulen zu besuchen, um zu lernen, noch vermochte er, zur Priesterwürde erhoben, sich selbst mit seiner eignen Ausbildung zu beschäftigen und sich die für seinen Stand unerläßlichen Kenntnisse zu erwerben, um nach seinem Berufe in Wahrheit ein Hirt und Lehrer des Volks zu werden u. s. w." Gewiß verdiente Herr Apostolides nicht die gehässigen Angriffe, welche einige Journale wegen dieser Rede später auf ihn gerichtet haben.*)

Der vierte Redner war Hr. Georg Rhallis, Staatsprocurator am Appellationshofe und Decan der juristischen Facultät. Er sprach bündig, klar und treffend über die Nothwendigkeit wissenschaftlicher Ausbildung für den richterlichen und administrativen Dienst, mit bestimmter Beziehung auf den heutigen Zustand Griechenlands. „Setzt für einen Augenblick die besten Gesetzgebungen der Völker voraus und wählt aus ihnen gleich der Biene alle die gerechtesten Gesetze der civilisirten Welt! Setzt, wenn ihr wollt, noch etwas mehr voraus; wählt nicht blos aus denen, die in den verschiedenen organisirten Staaten in Ausübung stehen, sondern auch aus denen, welche bis heute unausgeführte Theorien geblieben sind, sei es in der Republik des Platon oder in der Utopie des Thomas. Mischt diese vollkommensten Gesetzgebungen untereinander und schleudert sie dann unter ein ungebildetes, barbarisches Volk. Es wird ihnen nichts mehr fehlen als Eines; aber dieses Eine wird die Seele sein. Die Gesetze werden folglich nicht nützen, wenn Diejenigen sie nicht verstehen, auf die sie angewendet werden sollen. Die Organisationen werden nicht nützen, wenn man vergebens geschickte Hände sucht, um sie in Ausführung zu bringen."

„Und die Wahrheit dieses meines Satzes, finden wir sie nicht leider häufig genug in unsern eignen Angelegenheiten bestätigt? Oder wo haben wir wol sonst die Erklärung des Übelbefindens zu suchen, welches sich häufig in unserm gesellschaftlichen Körper wahrnehmen läßt? Unsere Gesetze sind theils die Gesetze des freien Galliens, theils die Gesetze des weisen Germaniens. Die meisten unserer politischen Organisationen stützen sich auf die freisinnigsten Grundsätze der neuern Staatsvereine. Und dennoch, wie weit finden wir uns noch von der Stufe des Wohlergehns entfernt, welche jene glücklichen Völker schon so lange erreicht haben!"

„Woher denn, meine Herren, dieser Widerspruch? Woher sonst, als daher, daß uns noch die Seele gebricht, welche dieses Alles beleben kann und soll? Diese Seele aber, was ist sie anders als die Wissenschaft, als die öffentliche Erziehung, die Entwickelung und Ausbildung der intellectuellen Kräfte des Volkes? u. s. w."

Wenn der Redner den Vergleich auch vielleicht zu sehr zu Gunsten Deutschlands und namentlich Frankreichs zieht, so berührt er doch wahr und freimüthig eine der wunden Stellen in dem heutigen Staatskörper Griechenlands.

Den letzten Vortrag hielt der Dr. A. Georgiades Levkias, Decan der medicinischen Facultät. Seine Rede ist die einzige, welche — was sich bei einer akademischen Feierlichkeit wol auch für die übrigen Vorträge geschickt hätte — in altgriechischer Sprache geschrieben ist. Der Redner erinnert vor Allem seine Collegen daran, daß es mit der bloßen Errichtung der Universität nicht gethan sei, sondern daß es auch ihres eifrigen und begeisterten Zusammenwirkens bedürfe, damit die Anstalt die von ihrem erhabenen Stifter beabsichtigten Früchte trage, und erklärt mit heiterm Humor der Unwissenheit den Krieg. „Laßt uns denn Speer an Speer und Schild an Schild aneinander drängen und unerschrocken gegen die Unwissenheit ins Feld ziehen, und wie vor Alters unsere Vorfahren die Perser und gestern und vorgestern die mitlebenden Hellenen Mohammed's Söhne bekämpft haben, so laßt auch uns die schon viele Jahrhunderte in Hellas hausende und eingewurzelte Unwissenheit zu Boden werfen und aus der Heimat verjagen:

Fernhin, wo am tiefsten der Schlund ist unter der Erde."

Überhaupt weht in allen diesen Reden ein wohlthuender Hauch der Geistesfreiheit, der unbefangenen Aufklärungsliebe und des Strebens nach intellectuellem Fortschritte, der für die neue Universität als eine günstige Vorbedeutung gelten möge.

107.

Anekdote.

Der bekannte Sir David Baird war von Hyder Ali zum Gefangenen gemacht worden und befand sich nebst mehren andern britischen Offizieren, die dasselbe Schicksal betroffen hatte, zu Seringapatam im Gefängniß, wo sie eine schmachvolle Behandlung und Leiden aller Art zu erdulden hatten. Die Wunden, welche Sir David empfangen hatte, befanden sich noch im ungeheilten Zustande, und dies brachte von Tage zu Tage den Leidenden dem Tode näher. Eines Tages erschien der Wärter des Kerkers mit mehren eisernen Fesseln, jede zu neun Pfund Schwere; er sagte, es sei der unmittelbare Befehl seiner Obern, jedem Gefangenen eine solche Fessel anzulegen. Da Widerstand ganz vergeblich war, so unterwarfen sich die Engländer ihrem grausamen Schicksal. Als jedoch der Wärter zu dem Capitain Baird kam und auch diesem die schweren Bande anlegen wollte, sprang einer der Offiziere, Lieutenant Lucas, dazwischen und machte dem Schließer Vorwürfe über seine Grausamkeit, daß er einen auf den Tod Verwundeten, für dessen Heilung nichts gethan werde, auch noch in Ketten schlagen wolle. Auf diese Vorstellungen erwiderte der Schließer, er sei nicht ermächtigt, mit dem Capitain eine Ausnahme zu machen, denn es seien ihm einmal so viel Ketten übergeben worden, als sich Gefangene im Verschluß befänden. Nun dann, rief der edelmüthige Lieutenant, so legt mir doppelte Fesseln an und erlaßt dafür dem verwundeten Capitain diese schreckliche Bürde. Der Wärter blieb nicht ganz ungerührt bei diesem edelmüthigen und kameradschaftlichen Charakterzug, er erbot sich, die Sache dem Kedaber mitzutheilen, damit dieser das Buch des Schicksals öffne. Glücklicherweise für Capitain Baird zeigte das Buch des Schicksals sich günstig. Er entging der eisernen Bande, und so geschah es, daß der unglückliche verwundete Gefangene im Kerker zu Seringapatam am Leben erhalten wurde, um dereinst noch der Eroberer und Gebieter dieses Platzes zu werden.

11.

*) Seit dies geschrieben wurde, hat sich Hr. Apostolides freilich selbst eine arge und geradezu unverzeihliche Blöße gegeben, indem der Diakonus Ignatios Egeirotas in einem Anhange zur „Hoffnung" („Ἐλπίς") schlagend dargethan hat, daß eine von Hrn. Apostolides als Leitfaden bei seinen Vorlesungen herausgegebene und als ein Originalwerk an den königlichen Schulbücherverlag verkaufte biblische Geschichte vom Anfang bis zu Ende, selbst die Vorrede nicht ausgeschlossen, wörtlich aus Fleury's gleichem Werke übersetzt ist. Wer solche Plagiate begeht, hätte freilich am wenigsten das Recht und den Beruf, die Unwissenheit seiner Standesgenossen zu brandmarken!

Verantwortlicher Herausgeber Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 235. —— 23. August 1837.

Das Familienwesen, oder Forschungen über seine Natur, Geschichte und Rechtsverhältnisse. Von K. Bosse.

(Beschluß aus Nr. 234.)

Im fünften und letzten Abschnitte werden die Ergebnisse der Untersuchungen des Verf. über das Familienwesen zusammengestellt. Sie verdienen der Beachtung und Prüfung.

Wir können nur in der Familie leben und bestehen, und die Familie ist nicht unser Werk, sondern wird durch die Kräfte, welche den Organismus hervorrufen, erbaut nach dem Bilde und Gesetze, das dazu gegeben ist. Die Natur drängt und zwingt uns dabei zu dienen; wir vermögen aber das Werk zu begreifen und unsere Dienstleistung darnach zu ermessen. Es hat die Familiengliederung ihr festbestimmtes Zeitmaß, worin sich das Einzelne gestaltet und entfaltet mit stufenmäßigen Übergängen und innern, zwischen einem höchsten und niedrigsten Punkte laufenden Abgrenzungen. Länger als neun Monate ruhen die Kinder von jeglicher Farbe unter allen Himmelsstrichen in ihrer Mutter Schooße nicht; neun Jahre sind beide Geschlechter durchaus zeugungsunfähig; um das zwanzigste Jahr ist der Jüngling wehrhaft; um das dreißigste treten beide Geschlechter in ihre Reife; um das sechzigste stehen sie auf ihrer Höhe, von wo sie dann gleichmäßig zurückgehen. Aus den Verhältnissen dieses Zeitmaßes lassen sich die Dimensionen der vollkommenen Familienvergliederung ebenso sicher finden, als das Ebenmaß für die vollkommene Menschengestalt gefunden ist. Aber ist derzeit die vollkommene Menschengestalt unter uns selten, so ist eine solche Familienvergliederung gar nicht vorhanden, und in ihr allein ist doch eigentlich das wahre Menschenbild und eine Abspiegelung des ewig Gleichen und Beharrenden enthalten. Es zu erreichen dürfen wir hoffen, es zu verbessern vermögen wir nicht.

Die Bestimmungen der Staatsgesetze über die Familienordnung können nur von der fühlbaren Bewegung des Kindes anfangen; aber mit rückwirkender Kraft bis zu seiner Empfängniß, welche die Mutter früher selbst nicht bestimmt weiß. Dagegen kann nach der allgemeinen Erfahrung, daß kein lebendiges Kind länger als neun Monate getragen wird, die gesetzliche Bestimmung darüber nicht abweichend sein. Die Kindheit hat schon einen weniger bestimmten Übergangspunkt zur ersten Schulfähigkeit und Dienstleistung. Das Staatsgesetz kann zum Schutze ihrer Arbeitsfreiheit dadurch beitragen, daß der Schulbesuch etwa vom fünften Jahre geboten und der Misbrauch der Dienstleistung der Kinder hart bestraft wird. Aber der Richter kann nur den gröbsten Misbrauch strafen, und verwaltungsmäßig oder policeimäßig weiter helfen wollen, heißt nur das Übel, aber nicht das Heilmittel nachweisen. Entsteht das Übel in diesem Falle aus der Unterdrückung des älterlichen Gefühls, das nur bei einzelnen und nie bei der Mehrzahl der Familienväter vorkommen kann, so ist das Übel gehoben, wenn die älterliche Gewalt, wo sie im Einzelnen umschlägt, wiederhergestellt wird. Dies kann aber nur geschehen, wenn sie in örtlicher Gemeinschaft ihre volle, unwandelbare Kraft hat, wenn die örtlich verbundenen Familienväter einen ständigen Rath bilden. Läßt sich ohne ihn die Verlegenheit der Richter und Verwalter vermeiden, über Familiensachen zu entscheiden, ohne davon die zuverlässige Nachweisung und Kenntniß zu haben?

Die Jugend wird nach dem zehnten Jahre allmälig zeugungsfähig und geht von der Arbeitsfähigkeit zu der Geschäftsfähigkeit über. Die Mannbarkeit für den allgemeinen Staatsdienst, für Fähigkeit zum Kriegsdienst fällt im Süden und im Norden auf die gleiche Zeit, um das zwanzigste Jahr; die Zeit dieser Dienstleistung kann und muß durch das Staatsgesetz bestimmt werden; geschieht es unrichtig, so werden die Leute entweder durch vorzeitige Waffenübung gebrechlich, oder durch verspätete in mangelhafter Anzahl kriegsrüstig und tüchtig, sodaß der Staat gegen die Nachbarn, die richtiger rechnen, in Nachtheil und Gefahr kommt. Die Zeit ist aber richtig bestimmt, wenn sie mit dem Jahre zusammentrifft, worin die Mehrzahl der jungen Leute dienstfähig wird und sich mit dem Staate vergliedert. Sind sie ihm ihrer Natur nach vergliedert, so sind sie auch zurechnungsfähig; bis dahin stehen sie genau genommen in der Erziehungszucht und nicht unter den Staatsstrafen; aber von da an stehen sie unter dem Kriegsrecht, versteht sich, nur so lange sie ihre Militairpflicht erfüllen. Es kommt indeß noch hinzu, daß der Staat sein Strafrecht gegen sie nicht später hinaussetzen darf, wenn er Die von Vergehen abhalten will, welche dazu am geneigtesten sind.

Die Hauptfrage bei der Gesetzgebung ist, wie es um

Digitized by Google

die väterliche Gewalt stehe. Jede Familie ist die natürliche Feindin der andern, weil sie die Bevölkerungskraft in sich hat, binnen 500 Jahren die Erde einzunehmen, und die Familien können nicht in Eintracht nebeneinander bestehen, ohne ihrer Bevölkerungskraft Schranken zu setzen. Hier ist der Zwiespalt zwischen der Freiheit und der Ordnung, und hier ist zugleich der Ausgleichungspunkt oder das Recht, das den Erhaltungszweck des Familienstandes zum Entscheidungsgrunde hat. Der Richter darüber, und der mildeste, ist von der Natur selbst eingesetzt; der Vater hat den lebenslänglichen Beruf und damit aus das Recht, für die Seinigen zu sorgen und den Familienbestand zu bewahren. Soll diese Gewalt des Familienhauptes gleichmäßig, wie sie ist, bleiben und ihrem Zwecke entsprechen, wenn mehre Familien an einem Orte stetig nebeneinander sind, so muß sie für die örtlich Vereinten eine gemeinschaftliche werden und die Familienhäupter ebenso rechtsgleich verbinden, als die Familienglieder ihnen unterordnen. So bildet sich mit örtlicher Nothwendigkeit ein Gesammthaupt, und es ist mit gleicher und voller Gewalt für alle Ortsfamilien da, sie mögen in lebendiger oder verwaister Vergliederung zu ihm stehen. Ist seine Gewalt mit stetigem Rechte da, so gibt es keine Vertretung derselben; sie überträgt ein ausfallendes Mitglied, vertritt es aber nicht. Diese naturnothwendige örtliche Vergliederung der Familien zu Gesammthaupt und Gliedern geht unter Leitung des Naturnothwendigen in die Breite zu größern Gestaltungen, aber nicht in die Höhe zu weitern Stufen, weil Niemand von Natur mehr als Greis und Familienhaupt werden kann.

Weiter — sagt der Verf. zuletzt — kann aber diese Vergliederung nicht reichen, als die Familien und Sachen allen Gemeinehäuptern bekannt sind, weil die Ausübung der väterlichen Gewalt eine solche Kenntniß erfodert; und doch bildet die Natur nicht blos Sippschaften, sondern Völker; thäte sie das aber auch nicht, so würden wir doch eine höhere Vergliederung als die sippschaftliche bedürfen. Die höhere Vergliederung geht aus dem Himmel der Gedanken hervor; sie ist die Majestät mit ihrem Dienstgefolge, dem sich die Gemeinebeamten einfügen. Sie führt weiter als die Familienordnung, kann aber dazu der Mitwirkung der väterlichen Gewalt nicht entbehren, die ihre volle Kraft in örtlich vergliederten und zugleich beschränkten Kreisen haben muß, um das Grundübel, die Übervölkerung, zu heben und die echte, rechte Volksvergliederung örtlich zu bewachen. Hat die Natur in dem Familienbau darauf gerechnet, daß die Kälte des greisen Vaters die Glut der vollkräftigen Söhne mäßige, und daß er die Ordnung erhalte, so verweist sie, wie die Regierungsform sein möge, nur auf greise Richter, um das höchste Gericht zu bilden und über den Zwiespalt der Freiheit und der Ordnung in dem Ganzen zu richten.

Ref. hat sich darauf beschränkt, die Hauptideen des Verf. über das Familienwesen kurz anzugeben, und erlaubt sich nur noch einige wenige Bemerkungen hinzuzufügen.

Untersuchungen über die Keime der bürgerlichen Ordnung behalten immer ihren Reiz, ungeachtet sie schon oft angestellt worden, nicht selten auch auf Abwege geführt haben. Mehr oder weniger deutlich erkennen Alle, die hierüber forschen, daß die ursprünglichen Bande, womit das ganze verschlungene Werk der Gesellschaft zuerst angeknüpft worden, keine andern gewesen sind als diejenigen, welche die Natur selbst angelegt hat, die verwandtschaftlichen und häuslichen. Hieraus aber folgern zu wollen, daß auf dieser Grundlage auch das Verhältniß der bürgerlichen Herrschaft und Unterwürfigkeit beruhe, daß aus der hausväterlichen Gewalt und der Fürstenwürde, die aus dieser hervorgegangen sei, sich alle Zweige der öffentlichen Gewalt in ihren verschiedenen Richtungen und Eigenthümlichkeiten entfaltet, dies wäre übereilt und ein Sprung in der Beweisführung. Die Gewalt des Hausherrn, des Schwiegervaters, des Geschlechtsoberhauptes ist keine bürgerliche; sie ist naturgemäß, beruht also nicht auf Gesetzen; und wenn die älteste Staatsordnung der damaligen Geschlechts- und Familienordnung in der Form nachgebildet worden, so ist damit nicht gesagt, daß sie auch von demselben Stoffe gewesen. Die Anfänge des bürgerlichen Gemeinwesens haben auf Verträgen beruht, sind also keineswegs ein Ausfluß der Naturverhältnisse, sondern bürgerlichrechtlicher Art gewesen. Zwar ist es demnach ein Irrthum, den bürgerlichen Staat aus dem geschlechtsgenossenschaftlichen entstehen zu lassen, ein Irrthum, der zu nachtheiligen Folgerungen verleiten kann; ihm aber zu entgehen, ist nicht allzu leicht. Es ist allerdings verführerisch, diese Meinung zu fassen, wenn man überall im hohen Alterthume wahrnimmt, wie von gewissen Altvätern, denen die Natur selbst Ansehen und Macht verliehen, Alles abhängt. Aber so unstreitig diese Erscheinung ist, ebenso unzweideutig ist die Wahrnehmung von Verträgen, die sich bei der Betrachtung der gesellschaftlichen Urverhältnisse herausstellen. Diese von der Natur in ihre Würde eingesetzten Häupter haben sich zur Schließung bürgerlicher Vereine in freien Verträgen die Hände gereicht, dergestalt daß ihnen bei der innern Einrichtung des Gemeinwesens ihre häusliche und Familienverfassung blos als Muster vorgeschwebt.

Insofern also diese häusliche und verwandtschaftliche Ordnung die Richtschnur für die öffentliche gewesen, muß allerdings von ihr die Untersuchung ausgehen.

Unter den Bestandtheilen eines, durch natürliche Bande geschlossenen Vereins war es ein einzelnes Geschlecht, ein Inbegriff von Blutsverwandten, der kleinste. Gegen das Recht des Familienhauptes, das Ganze zu leiten, die öffentlichen Angelegenheiten zu besorgen, die Streitigkeiten der Untergebenen zu schlichten, konnte kein Zweifel entstehen: die Stimme des Gefühls, Gewöhnung an Abhängigkeit von Jugend auf, ein enger Gesichtskreis, Mangel an Austausch von Gedanken, an geistigen Reibungen, an Berührungen mit Fremden, das waren die Stützen der Herrschaft des Haus- und Familienvaters. Daß jedes Geschlecht anfänglich und lange Zeit geschlossen und Verheirathungen nur innerhalb desselben erlaubt waren, folgte begreiflich aus der zerstreuten Lage der Niederlassungen, aus der abgeschiedenen Lebensweise; und wenn auch allmälig durch Krieg und Gewerbe Bekanntschaften mit Auswärtigen sich anknüpften, so blieben doch die Ungeselligkeit, das Mistrauen, die Zurückgezogenheit, das Vorurtheil gegen Fremde, welche Eigenschaften allen Völkern in der Kindheit des bürgerlichen Lebens gemein

sind, Hindernisse ehelicher Verbindungen unter Mitgliedern verschiedener Geschlechter.

Aber was in die menschliche Natur gelegt ist, gedeiht zur Entwickelung, sobald irgend die Gegenwirkung äußerer Umstände nachläßt. Je näher bei vermehrtem Anbau und zunehmender Bevölkerung die vereinzelten Geschlechter sich rückten, je mehr Bewegung und Wechsel in die äußern Verhältnisse kam, je häufiger und mehrfacher die gegenseitigen Mittheilungen wurden, wodurch die Leere des Lebens nach und nach aufhörte, desto mehr wagten es junge Männer, sich wegzusetzen über das Vorurtheil und um die Hand von Jungfrauen zu werben, die zu einem andern Geschlechte gehörten. Die Gewalt der Meinung war gebrochen; die Geschlossenheit der Geschlechter hörte mehr und mehr auf. Nur in Ansehung der Erbtöchter behauptete sich der alte Rechtsgebrauch: sie waren fortdauernd beschränkt auf geschlechtsgenossenschaftliche Bewerber. Mancherlei Spannungen, Ausbrüche der Eifersucht, Grenzstreitigkeiten unter den benachbarten, durch Wechselheirathen befreundeten Geschlechtern führten auf das Bedürfniß von Zusammenkünften der Häupter. Hier wurden die Streitenden verglichen, und auf solche Veranlassung entstanden die ersten rechtlichen Satzungen und gerichtlichen Formen. Die verwandtschaftlichen Bande gewannen zugleich die Natur der bürgerlichen. Ein Inbegriff von Geschlechtern, die auf diese zweifache Weise verbunden waren, hieß Brüderschaft oder Schwägerschaft. 137.

Correspondenznachrichten.

Halle, 9. August 1837.

Als ich neulich die magdeburger Chaussee bei Halle vorbeifuhr, streckte mir diese alte Stadt so viel neue Fühlhörner entgegen, daß es mir vorkam, als sei sie im Begriffe, einmal zur Veränderung aus dem Thale zu Berg und aus dem Thore ins Freie hervorzukriechen. Die alte gute Schnecke entwickelte sich aus Braunkohlenstaub und Kothendampf allmälig ans Licht heraus. Dies ist äußerlich. Aber es äußert sich darin ihre Seele selbst. Sie erinnern sich, daß vor einigen Jahren die Universität, grade in die schmuzigste und ärmste Gegend der Stadt hinausblickend, ihre stolzen Augen über die Lehm- und Torfhütten des Petersberges aufhob und die, welche sie nicht niederwarf, wenigstens mit neuen Lebensfarben anfrischte. Dieser Gedanke des hallischen Universitätsgebäudes ist tiefeingreifend. Wir haben im Norden der Alpen kaum ein einziges Gebäude, welches so entschieden den idealen Styl verwirklichte als dies. Es ist die Durchsichtigkeit und Freundlichkeit des Himmels selbst, die in ihrer heitern Selbstgenügsamkeit mit des Hauses grossartiger Kuppellaterne diese Werkstatt des Lichtes und der Wahrheit durchstrahlt und unaufhörlich an ihre Abkunft und ihr Ziel mahnt. So ist das Auge der Welt sich selbst aufgeschlossen, der Himmel gebaut und die Erde unter ihm eingerichtet. Wer nach Halle kommt, sehe sich's an; und Halle selbst hat sich's angesehen: es ist einiger Geschmack in die vormals leeren Gemüther gefahren, und fast sollte man meinen, es sei möglich, daß aus Halle, der verräucherten und unsaubern Alten, eine junge Dame von Stand und Manier würde. Vorläufig ist das Geist, und es ist der Geist, den ich auf der magdeburger Straße in Augenschein zu vernehmen das Vergnügen hatte. Er baut sich hier hinaus, die Höhen verzieren sich, die Aussicht gewinnt Kuppeln und Balcone, wo sie bei Thee und Musik, nicht nur beim Klange des Posthorns genossen wird, und sie vergeistigt sich selbst, diese Aussicht, indem sie so sichtbar geschätzt wird und sich spiegelt in den Seelen ihrer Freunde, die hier wohnen und weilen. Indem der ästhetische Geist dergestalt durch die Gnade des Königs und das Genie des Baumeisters von der Universität aus über Halle gekommen ist und damit eine große genußreiche That gethan hat, ist ihm leider auch ein kleiner Rückfall in den alten antediluvianischen Jammer begegnet durch das Dach unsers neuen Theaters. Bis ans Dach geht die Honettität, wie bei manchem Menschen bis an den Hals; von dort an aber ist es angethan wie die Juden, die bei allem Putz regelmäßig wenigstens ein Stück vom Trödel haben, meistens aber den Hut. Es war zuerst ein Plan voll Phantasie und Keckheit vorgelegt; aber das ancien régime unstreitig mehr als die bestimmte Summe setzte im althallischen Geiste dem Theater diese Krone oder vielmehr diesen chapeau claque auf. Dies könnte man als eine Höflichkeit der Herren Actionnairs gegen das Publicum ansehen, wenn solche in der parure und nicht vielmehr in dem chapeau bas bestünde. Wie gut übrigens die Meinung bei diesem Misgriffe ist, darüber hat sich der „Hallische Courrier" schon deutlichst ausgesprochen. Im Innern ist das Haus freundlich und zweckmäßig eingerichtet; was man von Unzweckmäßigkeit wahrgenommen haben will, lag darin, daß es ein wenig zu früh zur Benutzung kam, im April, als Wind und Schnee noch den mancherlei Dach- und andern Fugen zu unverschämt nachspürten. Dennoch erkaltete der Eifer des hiesigen Publicums nicht bei dem langentbehrten Schauspiel, welches durch die Truppe des Herrn Bethmann aus Dessau in den mannichfaltigsten Aufführungen einige Monate zur heitersten Unterhaltung diente. Will man hier was ausstellen, so ist vor allen Dingen der Widerschein zu tadeln, der von diesen Bestrebungen in den hiesigen Blättern zum Vorschein kam und sowol den Schauspielern als dem Kunstverstande der Hallenser Unrecht thut. Wie früher bei den Kunstausstellungen, so ergriffen auch hier rohe Scribenten die Feder, judicirten ohne Sinn und Verstand mit ganz unbegründeten Versicherungen, und grade die Universitätsstadt, wo wirklich Leute genug sind, die einzugehen und eine Darstellung sowie ihr Object bis aufs Innerste zu expliciren wüßten, mußte sich's gefallen lassen, als Fackel der Kritik diesen dünnglimmenden Pechdraht zu produciren. Indessen ist stark die Rede davon gewesen, wenigstens bei den Ausstellungen der Gemälde ein eignes Kunstblatt zu etabliren und dabei die wirklich Urtheilsfähigen heranzuziehen. Das Leben der deutschen Kunst nach vielen Richtungen hat auch diese Stadt ergriffen, es treibt sich auch hier immer mehr zur wahren Erfüllung heraus. So hat das Schauspiel vorläufig die abstracte Musik, die hier sonst Alles zu leisten hatte, zu seiner höhern Lebendigkeit verklärt; so wird ohne Zweifel der Kunstverein zu dem Ehrgefühle erwachen, wirklich bedeutende, wenn auch nur einzelne Gemälde statt einer Masse wohlfeiler zur Verlosung zu bringen und dadurch ein reelles Band mit den Hauptwerkstätten der Kunst zu knüpfen; ja, so wäre es nicht unmöglich, daß diese Bühne, wie sie ein solideres Publicum hat als die Hypercultur der Residenzen, so auch zu einem mehr geistig als äußerlich anregenden Genre zurückginge.

Wenn aber von Halle und hallischem Geistesleben die Rede ist, so gebührt sich's vor Allem auf die Universität zu sehen. Halle gährt in diesem Leben, es kennt seinen alten Ruhm und macht starke Anstrengungen, ihn sich zu sichern. Die Theologie hat im letzten Jahre nichts verloren als die Popularität des sanften Ullmann, den sein Vaterland zurückbeschieden; dagegen entbrennt nun der Eifer der Frömmigkeit sowol als der Gelehrsamkeit, theils um es überflüssig zu machen, daß jene Stelle wieder besetzt wird, theils um sie entweder mit Frömmigkeit oder mit Gelehrsamkeit wirklich fruchtbar zu besetzen. Dies ist ein tiefer Gegensatz, von dem allerdings das Heil der Universität zum nicht geringen Theil abhängt. Siegt der Gedanke, man brauche vor allen Dingen Religion, so verliert die Theologie überhaupt ihren Sinn, und man studirt fortan füglich nicht Gottesgelahrtheit, sondern Frömmigkeit. Freilich aber ist es ein elend Ding um

die studirte Frömmigkeit, und da wäre es immer besser, man studirte gar nicht, sondern wäre unmittelbar fromm. Auf diesem Wege geht die Theologie zu Grunde. Auf dem andern Wege vertieft sich das Wissen vielleicht so sehr in sich, daß es, abgerissen von der Gegenwart des Lebens, keinen Eingriff in die Religion erwarten läßt; so ist es dieselbe Lebensfrage der Theologie, nur von der andern Seite. Halle ist nun vorzugsweise die theologische Universität; in welchem Namen soll sie's wirklich werden? Zudem sind zwei der ersten Professoren vor Beendigung der Collegien krankheitshalber ins Bad gereist. Die theologische Facultät ist daher einer ganz besondern Affection der Unruhe und einer problematischen Zukunft unterworfen, für die es erlaubt ist gute Wünsche eher als Weissagungen zu thun. Die fromme Richtung hat bekanntlich schon seit längerer Zeit durch einen Missionsverein praktisch zu werden gesucht, war aber eine gute Weile darin entschieden als Separatismus angesehen, bis bei der letzten Missionsfeier zwei Geistliche aus Halle selbst, die notorisch von aller Conventikelwirthschaft entfernt sind, dazutraten. Ein berliner Geistlicher, Namens Arndt, hielt die Predigt. Er zeigte: das Christenthum ist durch die Mission, es ist in der Mission, und es ist nie ohne die Mission. Dabei blieb nicht unerörtert, welche Stellung Halle schon vorlängst als Mittelpunkt des evangelisch-religiösen Lebens eingenommen. Die ganze Feier hatte den Charakter einer echtkirchlichen, gemeinsam ergriffenen Angelegenheit, obgleich die Predigt durch einen Ton märchenhafter Popularität hier und da in eine Art Mönchseifer ausartete. Noch zwei oder drei solche Feiern, und der Missionsverein verliert seine Particularität, ohne daß er gewiß wäre, sich ins allgemeine Interesse umzusetzen. Dies ist vielmehr Sache der Küsten- und Handelsvölker, welche den Greueln des Heidenthums überall nahe gebracht und so zur Mission herausgefodert werden. Die äußern Erfolge dieser praktischen Bestrebungen sind aber für die fromme Theologie von der äußersten Wichtigkeit. In dem Zeitalter der Verkündigung, der Mission und der Bekehrung braucht man weder historische noch philosophische Gelehrsamkeit; man braucht nur den Glauben, das Bekenntniß und die Macht der Rede, die aber nur die Macht des Glaubens selbst ist. So würde beim vollständigen Siege der Frömmigkeit und bei der Anerkennung ihres ursprünglichen Bedürfnisses aller Luxus der Gelehrsamkeit in die Noth der Bekehrung untergehen. Dieser praktische und theoretische Gegensatz geht auch noch in die Philosophie und sogar in die Medicin hinein. In der Philosophie ist gegenwärtig nicht blos in Halle der Gedanke aufgekommen, man müsse vor allen Dingen nur an den Genuß der Schätze gehen, die Hegel ans Licht gearbeitet; da nun aber hier Studiosus der Genießende sein soll, so tritt das Bedürfniß und die Noth der Bekehrung ein. In der strengen Form hat die Sache lange ungenossen vorgelegen, sie muß also dem großen Haufen mundrecht gemacht werden. Die Popularität der Philosophie ist Dasselbe, was die Frömmigkeit der Theologie ist, das katechetische Verhältniß der Wissenschaft im Gegensatz gegen das akroamatische, und da die Philosophie Gott zum Inhalte hat, aber in akroamatischer, strengwissenschaftlicher Weise, so sinkt der Inhalt der Philosophie als Popularphilosophie zu dem dogmatischen Vorstellungskram wieder herunter. „Die Philosophie der Vorstellung nahe bringen" ist ganz Dasselbe als den Wein zu Essig machen. Für die Vorstellung sitzt Gott im blauen Himmel auf einem goldenen Stuhle, und die Glorie der Sonne ist seine Herrlichkeit, in der Christus zu seiner Rechten sitzt, wir stehen mit Haut und Haaren wieder auf und fahren in den blauen Himmel hinauf, oder in die brennende Hölle hinunter. Diese ganze orthodoxe Marterkammern-, Lazareth- und Theaterwirthschaft der abgestandenen Vorstellung wärmt die neue Scholastik wieder auf; und so hat sich denn auch in der That die hallische Popularphilosophie gestaltet: die orthodoxe Dogmatik ist auf den Thron gesetzt und diese Scheinphilosophie die Magd der Theologie. Weil sie praktisch, gemeinverständlich und bekehrend ist, so sind die Vorlesungen nunmehr Predigten. Ref. hat selbst eine solche mit angehört und wunderte sich nicht wenig über diese drollige Metamorphose des Hegel'schen Inhalts, der in der That so gar nicht mehr derselbe, sondern eben nur die populaire Vorstellung selbst und das ewig hinkende Beispiel war. Die Studiosen aber freuen sich, daß die Speculation so eine niederträchtige und herablassende Person geworden ist, halten sich alle für Speculanten und lassen die abstrusen Hegelianer mit ihren schwer zu knackenden Nüssen zum Henker gehen. Diese Herren mögen es nun wol auch auf der andern Seite wieder versehen haben, was ich als Fremder zu beobachten noch keine Gelegenheit nehmen konnte; genug, vorläufig erscheint ihr sublimer Ton gegen jenen „pöbelhaften" unbequem, und sie haben selbst die Unbequemlichkeit, eben unpopulair zu sein. Daneben lebt nun auch noch die alte Philosophie der Kantianer, und so ist nicht leicht eine Universität reicher an Docenten der Philosophie als Halle. Auch in der Medicin herrscht die populaire und praktische Richtung, hier nun völlig losgelassen zum ergötzlichsten Extrem, z. B.: „Meine Herren, einem Arzt muß die Krätze viel interessanter sein als die mediceische Venus", oder die Demonstration, wie die Liebe am besten durch eine Laxanz zu curiren sei. Aber diese Klinik ist doch wol praktisch! sie ist unverhältnißmäßig besucht, ihr Ruf ist entschieden, und es leidet keinen Zweifel, daß sie zur Frequenz der Universität beiträgt. Durch das Ganze ginge also jetzt ein Kampf der strengen und nur sich selbst dienenden Wissenschaft mit der Praxis, der Nutzanwendung, dem Heile des Herzens, der Bequemlichkeit der Beispielsweisheit und dem Interesse des Geldbeutels. Dieser Kampf wird immer entschiedener auflodern, und es ist nicht vorherzusagen, ob die praktische und populaire Richtung selbst unpopulair werden, der populus also von seinem eignen Begriff abfallen und sich zur freien Wissenschaft bekehren könne. Sagen Sie aber selbst, ob ich nicht Recht hatte, aus diesem Gesichtspunkte heraus Halle und sein geistiges Leben mit der höchsten Theilnahme zu begleiten; es ist unsere Sache, die hier ausgefochten wird, die Sache der Wahrheit. Bei meiner Abreise kam ich in die Gesellschaft eines Mannes, den ich hier mit erwähnt und der sonst meine Sorte nicht ist, nun aber im Postwagen ein guter Fund für mich war, weil er aus Osten und Westen viele bekannte Geschichten, die man aber immer einmal wieder hört, zu erzählen wußte. Studiosen, die mit in die Ferien gingen, horchten auf die Weisheit, die von uns ausging. 154.

Notiz.

Die Pförtner und Thürsteher im Dienste der Vornehmen und Reichen hatten schon vor uralter Zeit vor dem übrigen Hausgesinde das Recht der Grämlichkeit und polternder Rauhheit voraus. Ganz vorzüglich war dies in England der Fall, wie uns eine Menge von Stellen aus ältern und neuern Dichtern beweist. Bei Shakspeare, Massinger, Jonson und andern Dramatikern finden sich unzählige Anspielungen auf jenes den Pförtnern eigenthümliche Privilegium der unhöflichen Manieren, und in der weit spätern Zeit des englischen Familienromans schien dies Privilegium noch in seiner ganzen Rauhigkeit zu bestehen, wenigstens ist in dieser Hinsicht eine Stelle aus „Tom Jones" sehr charakteristisch, wo ebenfalls ein „einsylbiger Murrkopf von Thürsteher, mit sehr unangenehmer Stimme" geschildert wird. „Ich habe oft gedacht", heißt es hier, „Virgil könnte wol bei seiner genauen Beschreibung des Cerberus, des Thorwärters vor der Hölle, die Absicht gehabt haben, eine Satire auf die Thürwärter der vornehmen Herren seiner Zeit zu schreiben. Zum wenigsten gleicht das Gemälde Denjenigen ganz, welche die Ehre haben, an den Thüren unserer großen Herren aufzupassen. Der Thürsteher in seiner Breterspelunke gleicht ganz genau dem Cerberus in seiner Höhle, und gleich diesem muß jener erst mit einem Brocken zum Schweigen gebracht werden, ehe man zu seinem Herrn gelangen kann." 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 236. —— 24. August 1837.

Adam Mickiewicz sämmtliche Werke. Erster Theil. Gedichte. Aus dem Polnischen übertragen von Karl von Blankensee. Berlin, Nauck. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Nation, die noch vor wenigen Jahren ihr Misgeschick und ihre Liebenswürdigkeit in der Flucht ihrer tapfersten Söhne der ganzen Welt zur Schau trug, ist in den Hintergrund zurückgetreten, und so schnöde vergänglich sind die Regungen der edelsten menschlichen Affecte — selbst das Mitleid, mit welchem ihre Flüchtlinge allenthalben umringt wurden, scheint von Denen vergessen, die es empfunden haben, und nur Denjenigen ins Gedächtniß geprägt zu sein, denen diese Äußerung der öffentlichen Theilnahme unwillkommen war. Doch werden in manchem Leser dieser Gedichte, obgleich dieselben, so weit der gegenwärtige Band sie umfaßt, einer frühern Zeit angehören und auf das öffentliche Leben keinen Bezug haben, jene Gefühle der Begeisterung wiederaufwachen, die ein Volk für sich in Anspruch nahm, das, mit hohen Gaben von der Natur ausgerüstet, wol einen Heldenkampf zu kämpfen, nicht aber so tragisch zu erliegen würdig war. In der Person des Dichters, dessen Werke hier gesammelt dem deutschen Publicum vorgelegt werden, vereinigen sich nämlich alle jene Eigenschaften, durch welche die jetzigen Polen das Herz der Mitwelt gewonnen haben: lebendigstes Nationalgefühl, glühender Patriotismus, phantastische Beweglichkeit des Geistes, ritterliche Galanterie und männlicher Heldensinn; dazu gesellen sich dann noch die eigenthümlichen Gaben des Dichters, namentlich eine sprudelnde Einbildungskraft, die Alles in Bilder zu verwandeln versteht und so mächtig auf den Leser wirkt, daß er die seltsame Beimischung von Prosa, die bei jedem andern lyrischen Dichter empfindlicher wäre, darüber vergißt: denn wenn er sich eben über eine flachere, breitere Stelle, eine Versumpfung in den Liedern des Polen, namentlich in den Romanzen, ärgern will, so wird er plötzlich wieder in einen neuen Strudel von Poesie hineingerissen, der ihm die kritische Besinnung gewissermaßen raubt und ihm die factische Überzeugung an die Hand gibt, daß er es mit einem echten und großen Dichter zu thun habe.

Die erste Vorrede des Dichters, zur wilnaer Ausgabe seiner Balladen und Romanzen von 1822, eine Abhandlung über Classicität und Romantik, enthält Studien, die uns Deutschen sehr verspätet und unvollständig erscheinen müssen, und die wir übergehen können. In einer zweiten Vorrede zu einer neuen Ausgabe seiner Gedichte (1829) rechtfertigt er sich gegen seine Recensenten und vertheidigt sich, insbesondere in Beziehung auf seine Romanzenpoesie, wegen des Gebrauchs von Provinzialismen und fremden Ausdrücken. Auch dieser Aufsatz gewährt dem deutschen Leser wenig Ausbeute. Der große Raum von LX Seiten, den beide zusammen einnehmen, wäre in der deutschen Ausgabe besser auf eine authentische und ausführliche Biographie des Dichters verwendet worden, wenn eine solche zu erhalten war; denn nur ungern vermissen wir in der Gesammtausgabe eines fremden Dichters alle Nachweisung über seine Lebensumstände. Bis jetzt muß sich der Freund des Sängers mit dem kurzen Artikel begnügen, den das „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur" über Mickiewicz enthält.

Ref. kann, wie die meisten deutschen Leser, den polnischen Dichter nur in einer Übersetzung lesen und also auch nur nach einer solchen beurtheilen. In dieser Beziehung war ihm das Nachwort des Herrn Übersetzers willkommen, das, lediglich der Form, dem Metrischen gewidmet, doch eine Garantie dafür gibt, daß die Übertragung mit aller Gewissenhaftigkeit und Umsicht bewerkstelligt worden ist. Hr. v. Blankensee versichert uns, daß er auf dem Titelblatte seine Übersetzung als in den Versmaßen des Originals gearbeitet hätte bezeichnen können, wenn er sich nicht zweier Abweichungen von denselben anzuschuldigen hätte, nämlich des Gebrauchs des männlichen Reims und der Änderung zweier Metra. Daß diese Abänderung durch die Verschiedenheit des polnischen und deutschen Versbaues nothwendig bedingt war, entwickelt das Nachwort. Der Wortaccent der polnischen Sprache ist nämlich nicht wie der der deutschen ein auf der Stammsylbe ruhender, mithin beweglicher Sinnaccent, sondern er fällt bei mehrsylbigen Wörtern stets auf die vorletzte Sylbe, was Hr. v. Blankensee aus dem Organismus dieser Sprache ableitet; daraus folgt gänzliche Ausschließung des männlichen Reims und freie Scansion, die den Wort- und Versaccent vereinigt. Ist nun die polnische Sprache im Nachtheile gegen die deutsche rücksichtlich des Reims, so hat sie dagegen einen großen Vorzug durch die freie Scansion, welche alle Eintönigkeit vermeidet; denn nur in den drei letzten

Sylben eines polnischen Metrums ohne Cäsur muß Wort- und Versaccent übereinstimmen; in den frühern ist der freiesten Bewegung des Dichters Raum gegeben. Dagegen tritt die gesetzliche Beschränkung ein, daß bei allen zehn- oder mehrsylbigen Versmaßen ein Mitteleinschnitt (średniówka) im Verse verlangt wird, wodurch auch die drei der Cäsur vorangehenden Sylben der freien Scansion entzogen werden. So constituirt sich z. B. das Metrum der Ballade: „Das Switezmädchen", und anderer in seiner strengen Form so:

— ⏑ ⏑ — ⏑ | — ⏑ ⏑ — ⏑
— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑
— ⏑ ⏑ — ⏑ | — ⏑ ⏑ — ⏑
— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑

Statt des Daktylus kann auch ein Amphibrachys gebraucht werden, natürlich, weil die beiden ersten Sylben frei sind. Dabei erinnert die polnische Scansion vielmehr als unsere einförmige deutsche an den Wellenschlag antiker Versmaße und ist fern von aller französischen Sylbenzählerei. Der Übersetzer glaubte nun (mit Recht) namentlich bei iambischen und trochäischen Sylbenmaßen als Gegengewicht gegen die (aufzugebende) polnische Mannichfaltigkeit den männlichen Reim in die Übertragung einführen zu dürfen. Ferner hat Hr. v. Blankensee zwei Versmaße geändert, und im einen dem deutschen Ohr zu Liebe aus

⏑ — ⏑ — ⏑ ‖ — ⏑ — ⏑ — ⏑
— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ (bis)

gemacht:

— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑
— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ (— ⏑ ⏑) — ⏑ (bis)

(ohne die Verlängerung hat er so eine, mit der Verlängerung zwei Balladen übersetzt). Die zweite Änderung betrifft den polnischen hyperkatalektischen Senar:

⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ ‖ — ⏑ — ⏑ — ⏑

den er nur einmal beibehalten hat, und das mit gutem Bedacht. Die freie Scansion macht ihn der verschiedenartigsten Behandlung fähig, welche die deutsche strenge Scansion verwehrt. Sehr viele der vermischten Gedichte und sämmtliche Sonette sind in diesem Versmaße geschrieben. Als demselben möglichst entsprechend, hat der Herr Übersetzer das Nibelungenversmaß gewählt; nur für einige Gedichte hat er theils, dem gebilligten Beispiele Schwab's (in der Nachbildung einiger „Sonette aus der Krim") folgend, den trochäischen Tetrameter, theils (einmal) den fünffüßigen reimlosen Jambus gewählt (S. 335—343).

Wir haben die Grundsätze des Übersetzers etwas ausführlicher mitgetheilt, weil sie einen Blick in die, gewiß nur Wenigen bekannte Ökonomie des polnischen Versbaues thun lassen, und beschäftigen uns jetzt erst mit der Sammlung selbst. Die Übersetzung ist fließend, poetisch und fast immer wie ein Original lautend, was gewiß kein kleines Lob ist. Ob nicht die oben schon gerügten Rückfälle des Dichters in die Prosa in der Übertragung noch prosaischer geworden sind, mögen Diejenigen beurtheilen, welche das Original vergleichen können.

Der wahre Schatz dieses Bandes besteht in den Balladen und Romanzen, wie denn Mickiewicz durch sie und seinen „Konrad Wallenrod" sich als epischer Lyriker vorzugsweise bekundet hat. Ihnen zunächst stehen die „Sonette aus der Krim". Unter den Balladen selbst ragen die volksmäßigen Dichtungen vom Switez-See wieder vor den übrigen hervor. Die erste Ballade („Der Switez") schildert diesen See auf folgende, echtpoetische Weise (S. 9 fg.):

Führet dein Weg dich durch Nowogrods Auen
 Je nach Płużyny zum dunkelen Wald,
Dann, dir den mächtigen See zu beschauen,
 Mach' mit den Pferden — vergiß es nicht — Halt.

Dort mit krystallenen Wellen erfunkelt
 Switez, weithin sich verbreitend im Kreis.
Rings an den Seiten von Wildniß umdunkelt,
 Und seine Fläche so eben wie Eis.

Wirst du bei nächtlicher Weil' ihn begrüßen,
 Kehre hinab in die Fluten den Blick:
Siehst dann die Sterne zu Haupt dir und Füßen,
 Doppelten Mond dir gespiegelt zurück.

Fragst, ob empor bis zum Himmel steige
 Unter dem Fuß dir das lichte Gemach,
Oder der Himmel hernieder neige
 Dir bis zu Füßen sein lichtes Dach?

Da deine Augen die Ufer nicht langen,
 Nicht unterscheiden die Gipfel vom Grund,
Scheinst du im Luftkreis mitten zu hangen,
 Gleichsam in Äthers unendlichem Schlund.

Diesem See nun bei Nacht zu nahen, muß man der kühnste der Sterblichen sein; denn aller Gespensterspuk — so erzählt der Dichter — ist hier losgelassen. Stadtgewimmel, Feuer, Rauchschwall, Weiberstöhnen, Kampfgeräusch, Sturmglockenhall steigt da aus dem Wasser empor. Plötzlich wird's stille, oben säuselt nur noch die Tanne, im Wasser hört man nur ein leises Vaterunser von Jungfrauenlippen.

Was das bedeute? 's ist Manches im Schwange,
 Aber — kein Mensch ja am Boden noch war.
Sagen zwar sind bei dem Haufen im Gange,
 Doch, wer erriethe wol, was daran wahr?

(Diesen höchst prosaischen Vers zur Probe des oben Gesagten!) Ein Herr v. Płużyny, dessen Ahnen den See besessen, läßt ein 200 Fuß tiefes Netz stricken, schifft damit auf dem See und senkt es unter Messelesen und Weihwasserbesprengung mit Gebraus in denselben. Er fängt nicht etwa ein Schreckbild, sondern ein lebendiges Weib mit strahlendem Antlitz, Korallenlippen und leuchtendem Haar. Diese erzählt, nach vier entbehrlichen Versen, daß da, wo sich jetzt der Zar (Huflattig) und das Rohr verbreitet und Ruderschlag ertönt, einst eine mächtige Stadt sich emporgehoben. Kein Wald war rings, in der Ferne konnte man des damaligen Lithauens Hauptstadt, Nowogrod, erblicken. Dort berannte einst der russische Zar den Mendog, dessen Heer an den Grenzen entfernt steht. „Tuhan", so schreibt der Mendog an den Vater des Mädchens, „wenn du dem Feinde nicht wehrst, so muß sich die Hauptstadt (Nowogrod) ergeben." So verläßt Tuhan mit 5000 Streitern seine Stadt Switez, die mauerlose, welche er unter Gottes Schutze seiner Tochter übergibt. Aber in der dunkeln Nacht kommt der Feind:

Sturmblöcke donnern, die Thore zersplittern,
 Überall hagelt herab das Geschoß;
Frauen und Jungfraun eilen mit Zittern,
 Kinder und Greise hinauf nach dem Schloß.

Wahnsinn ergreift die Einwohner. Sie schichten ihre Reichthümer zu Hauf, bringen Zündstoff in die Halle und die Jungfrau betet:

„Wenn wir den Feinden nicht können entgehen,
Bitten um Tod wir mit flehendem Mund:
Schleudre den Donner von flammenden Höhen,
Oder die Erde laß öffnen den Schlund.“

Da bin ich plötzlich umstrahlet von Lichte,
Tag, scheint's, jaget die Nacht vor sich her;
Nieder zu Boden die Augen ich richte,
Aber kein Boden war unter mir mehr.

So ward ihnen Mord erspart, und Świtez Töchter und Frauen wurden in Seepflanzen verwandelt:

Weiß aus den Wassern die Blumen sie richten,
Schweben wie Schmetterling' über dem See;
Grün ist ihr Blatt, wie die Nadeln der Fichten,
Wenn sie leichthin überflogen der Schnee.

Wer sie pflücken wollte, wie die Zar die Russen, der welkte in plötzlicher Krankheit dahin, die Blumen aber heißen noch davon Zaren.

Sprach es die Jungfrau länger nicht säumend:
Reusen und Netze der Abgrund verschlang,
Sturmwind erbraust, und wild aufschäumend
Über das Ufer die Welle drang.

Weit auf klaffte der See wie ein Graben,
Aber vergebens der Blicke Spähn;
Nieder sie sank, von den Fluten begraben,
Und ward nimmer wieder gesehn.

Diese Ballade füllt 48 Strophen; es ist wahr, der Verf. selbst, in seiner eignen Manier bleibend, hätte sie um 12 müßige und schleppende Strophen verkürzen können, und unser Göthe hätte das ganze Phantasma in 12 Strophen oder weniger dargestellt. Dennoch, wer wollte derselben auch in dieser Gestalt den Namen einer herrlichen Dichtung absprechen?

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, 10. Aug. 1837.

Die Julifeste, dieses Jahr gleichsam eine nothgedrungene Nachfeier der Festlichkeiten im vorigen Monate, haben nicht sowol durch Das, was dabei wirklich vorgegangen ist, als vielmehr durch Das einige Celebrität erlangt und etwas Geschrei verursacht, was anfangs verheißen wurde und dann unterblieben ist. Ludwig Philipp hatte sein großes Concert, welches er der Stadt Paris in den Galerien des Louvre im vorigen Monate geben wollte, auf den 29. Juli verlegt, und diese Vertagung ist Alles, was man bis zur Stunde davon gehört oder gesehen hat. Ungefähr vor 14 Tagen wurde von ministeriellen Journalen mit großen Lobeserhebungen angezeigt, an demselben 29. Juli würden sich dem Publicum die so lange verschlossenen Thüren des Louvre wieder öffnen, um ihm den Genuß der in dem neubegründeten Museum der spanischen Schule aufbewahrten Schätze zu gewähren. Das Publicum, welches sich dergleichen Dinge nicht zweimal sagen läßt, hat sich in Masse zu bestimmter Stunde vor dem Louvre eingefunden, ist aber ganz höflich mit der Weisung wieder heimgeschickt worden, daß kein Mensch an diese Eröffnung gedacht habe. Die Eisenbahn von Paris nach St.-Germain sollte gleichfalls an diesem Tage eingeweiht werden, und 24 Stunden vorher erfuhr man erst, daß diese Einweihung nicht stattfinden werde. Endlich war nichts gewisser, als daß das große Basrelief in dem Giebelfelde des Pantheons, ein Werk des Bildhauers David, zur Verherrlichung des Julifestes enthüllt werden sollte, und gleichwol fand es der Minister für gerathener, die zu diesem Zwecke bereits angeordneten Feierlichkeiten wieder abzubestellen und das ersehnte Giebelfeld den Augen der Menge noch ferner durch eine züchtige Leinwand zu entziehen.

Diese letztere Täuschung hat am meisten Aufsehen, Unwillen und Geschrei erregt. Man hat aus einer ganz einfachen Kunstsache von Seiten der Regierung linkischerweise eine Sache der Politik gemacht. Man hätte heutzutage dem Volke getrost Alles zeigen können, was immer nur die Kunst im Gewande der Republik hätte erfinden und ausführen mögen; kein Hahn, am allerwenigsten der gallische Hahn hätte darüber gekräht. Aber die Einweihung der öffentlichen Monumente will hier, sobald das Volk dabei ins Spiel kommt, einmal nicht mehr gelingen. Vorm Jahre war es der Triumphbogen, der um seine feierliche Einweihung gekommen ist, heuer ist es das Pantheon; und wenn man etwa daran denken sollte, künftiges Jahr die Julisäule einzuweihen, für welche schon Hunderttausende ausgegeben sind, ohne daß man sie jedes Jahr nur einen Fuß hoch wachsen sähe, so dürfte man leicht in Gefahr kommen, eine politische Blasphemie zu begehen. Für dieses Mal ist es nur zu wahr, daß die Politik das Giebelfeld des Pantheons verdeckt wissen möchte. Warum? darüber ist seit 14 Tagen in allen Journalen, von allen Parteien hin und her raisonnirt, hin und her gestritten worden. Man gibt David Schuld, er sei ein Republikaner, und da hat man Recht, wie man Recht hat, wenn man z. B. Arago einen Republikaner nennt; Unrecht hat man aber, wenn man ihn als Republikaner auf die Linie von Marat und Robespierre stellt. Man gibt David ferner Schuld, er habe in seiner Arbeit zu sehr seinen Republikanismus vorherrschen lassen und dadurch ein sonderbares Gemisch von Charakteren hervorgebracht, welche im Leben und in der Wirklichkeit gar wenig miteinander gemein und zu schaffen gehabt haben dürften und zum Theil nichts weniger als große Männer seien, welche den Dank des erkenntlichen Vaterlands verdient hätten. Man findet z. B. Fénélon neben Voltaire, Mirabeau und Lafayette; Manuel, welcher deshalb, daß er sich aus der Kammer mit Gewalt hinaustreiben ließ, doch wahrhaftig von einem mittelmäßigen, aber muthvollen Redner noch nicht gleich ein großer Mann geworden ist, nimmt als Repräsentant der großen Männer der Restauration einen Hauptplatz ein, und im Hintergrunde soll man zu sehr die Grenadiere von 1792 bemerken. Hr. David hat aber nur nach seinen Ideen und Überzeugungen gearbeitet, und diese fand man bei der aufgeregten Stimmung von 1830 sehr natürlich, sehr lobenswerth und vortrefflich; sie erhielten damals sogar die Billigung des Ministers. Aber dieser Minister war damals Niemand anders als Hr. Thiers, welcher sich gegenwärtig in Florenz schwerlich viel darum kümmert, was er 1831 gebilligt und für gut befunden hat. Gleichwol flüchtet sich David natürlich hinter ihn und weist alle Anträge, welche ihm wegen Änderung seines Basreliefs von dem jetzigen Minister des Innern, Grafen Montalivet, gemacht worden sein sollen, mit Bestimmtheit zurück. Genug, man weiß wol eigentlich selbst nicht recht, was man nun thun, und was man sowol aus dem Basrelief als dem Pantheon überhaupt machen soll. Man kommt nach und nach, wie es scheint, zur Überzeugung, daß dieses ganze Pantheon mit seiner pomphaften Inschrift: „Aux grands hommes la patrie reconnaissante“ eine verfehlte Idee sei, und das „Journal des débats“ nennt es gar nicht übel ein „ouvrage de parti“, das man nicht einmal mehr seiner ursprünglichen Bestimmung, dem Gottesdienste, zurückgeben könne, weil es längst zu sehr profanirt sei, als daß sich die Gläubigen dort wieder heimisch finden könnten.

Der „Charivari“ hat die Sache gar artig von ihrer spaßhaften Seite aufgegriffen und, während man noch über die nöthigen Änderungen in dem Basrelief vor dem Ministerrathe discutirt, eine eigne Composition nach seinem Sinne entworfen,

Digitized by Google

welche allenfalls das Giebelfeld des Pantheons zieren könnte. Er hat sie an dem Tage selbst bekannt gemacht, wo die Eröffnung stattfinden sollte, nämlich am 29. Juli, und zwar unter der Aufschrift: „Fac simile du fronton du Panthéon, revu, corrigé et considérablement défiguré par ordre supérieur, pour être substitué à l'anarchie, composition de M. David, qui devait être inaugurée aujourd'hui 29 juillet." Darauf befinden sich, mit den beigesetzten Erklärungen, welche wir im Originale mittheilen, folgende Gegenstände: 1) In der Spitze des Giebelfeldes eine seringue plongeante mit der Erklärung: Les armes du juste-milieu. 2) Ein auf den Fingern pfeifender Affe: Le peuple français, sifflant. 3) Eine Gans: Le coq gaulois sous la forme d'un oison. 4) Ein Frosch mit dem Triangel: M. Lobau sous la métaphore d'une grenouille. 5) 6) 7) Drei tanzende Grazien der großen Oper und ein Zwerg: M. Thiers en petit saltimbanque politique, se livrant à des tours de corde et couronné par la Police, la Boursicoterie et la Folie de Grands-Veaux. Dann folgen fünf Caricaturenköpfe von Deputirten des Centrums mit folgender Erklärung: 8) M. Ganneron, l'une des chandelles de la Chambre. 9) M. Viennet, cachant sa croix d'honneur. 10) Le père Martineau. Bon! 11) M. Madier-Lonjeau. 12) Le désintéressement administratif goûtant un pot-de-vin blanc. Folgen vier carikirte Phantasiebilder: 13) Le démon de la visite domiciliaire, armé de sa fausse clé. 14) Un quidam faisant la nique à la révolution de juillet (Caricatur des Königs). 15) M. Fulchiron en jocrisse parlementaire. 16) La mère Godichon, représentant la grâce et l'élégance de la cour citoyenne. Endlich vier Brustbilder als Caricaturen: 17) M. Guizot de la guizotine, méditant un second voyage à Gand. 18) Le Constitutionnel prêchant sur la crise actuelle en général et sur le désabonnement en particulier. 19) M. Molé, président du conseil, dormant de s'être entendu lui-même. 20) Tout ce qu'on voudra. Dies Letztere ist weiter nichts, als ein wiederhervorgesuchtes Zerrbild der Physiognomie Ludwig Philipp's, welches kein Mensch verkennen kann. Soweit kann man doch also den Septembergesetzen zum Trotze gehen. Das Ganze trägt in Uncialen die Überschrift: „Aux grands blageurs l'épicerie reconnaissante". Ich wünschte, ich könnte Ihnen ein Facsimile der Figuren mitschicken; Sie würden dann die in den Erklärungen enthaltenen Anspielungen, welche Ihnen der Hauptsache nach nicht unbekannt sein werden, noch besser verstehen.

Als Hauptgrund, warum die Eisenbahn nicht eröffnet worden sei, wird angegeben, daß die Besitzer der ihr zunächst liegenden Felder eine Petition eingereicht hätten, daß die Eröffnung bis nach der Getreideernte vertagt werden möge, weil zu fürchten wäre, daß der zu große Zudrang des Volkes bei den ersten Fahrten ihren Früchten zu großen Nachtheil bringen würde. Wie es scheint, hat man ihrem Verlangen Gehör gegeben und die förmliche Einweihung dieser ersten Eisenbahn in der Nähe von Paris bis nach der Mitte dieses Monats verschoben. Indessen sind jedoch bereits einige Probefahrten veranstaltet worden, wozu der Director des ganzen Unternehmens, Hr. Emile Pereire, seine Freunde und die vornehmsten Behörden der Stadt, sowie einige Minister eingeladen hatte. Man kann also schon jetzt ungefähr berechnen, welche Wirkung durch diese Eisenbahn hervorgebracht werden kann und wird. Bei einer der ersten Fahrten hatte man den Weg zwischen Paris und St.-Germain, welcher etwa 5 Lieues beträgt, hinwärts in 35 Minuten und zurück in 29 Minuten zurückgelegt, und somit eine Schnelligkeit von etwa 10 Lieues in der Stunde erreicht. Doch wird sich eine noch größere Schnelligkeit leicht erreichen lassen, wenn man die ganze Kraft der Dampfmaschinen in Anwendung bringen will. Die zum Transport für Reisende bestimmten Wagen sind leicht, elegant und bequem gebaut, fassen im Innern 24 und von außen noch 6 Personen. Sie sind sämmtlich mit einer besondern Vorrichtung versehen, wodurch sie im Laufe schnell angehalten werden können, welche zugleich auch dazu dient die Stöße bei der Abfahrt und der Ankunft möglichst zu mildern. Mit einer Kraft von 30 Pferden hat man bis jetzt 60—100 Personen in der angegebenen Zeit zur Stelle befördert.

(Der Beschluß folgt.)

Der Ritter Prokesch über den Präsidenten J. Kapodistrias.

Im März 1828 — also bald nach der Ankunft des Präsidenten in Griechenland — lernte Prokesch, wie wir aus seinen „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient" (1837), Bd. 3, S. 559 fg., ersehen, denselben kennen. Auch in der Folge, im Laufe des Jahres 1828, kam er öfter in seine Nähe und hatte vielfach Gelegenheit, ihn in seinem Wirken als Präsidenten von Griechenland zu beobachten. Was er nach solchen Beobachtungen über denselben sagt, ist, da Prokesch als ganz unparteiisch gelten muß, um so interessanter, weil man in Demjenigen, was er über ihn bemerkt, den nachmaligen Ausgang Kapodistrias' in Griechenland nicht undeutlich wenigstens im Keime zu erkennen vermag. Wir heben hier einige jener Bemerkungen hervor, um dadurch zur richtigern Beurtheilung des nach beiden Seiten hin vielfach falsch beurtheilten Präsidenten J. Kapodistrias beizutragen.

Nach der ersten mehrstündigen Unterredung mit ihm schreibt Prokesch: „Seine Formen, seine Gestalt, der Ton seiner Stimme, die Folge seiner Äußerungen nahmen mich ein. Es liegt viel Milde in seinen Worten und Entschiedenheit in seinem Willen. Sein feiner Blick glänzt auf seinen Äußerungen, möchte ich sagen. Aber ich verkannte auch nicht den Redekünstler in ihm, den Mann, der hier nichts lernen wird, sondern seine Wissenschaft mitbringt." (S. 559.)

Weiter S. 560: „Von dem blinden Philhellenismus ist keine Spur in ihm; er neigte sich in seinen Äußerungen eher auf die entgegengesetzte Seite. Aber er traut sich die Kraft zu, jeden Teufel zu beschwören. Ist diese Kraft groß, so ist es auch das Vertrauen des Pallikaren, der hierin das Land vertritt. Wehe, wenn es getäuscht würde!"

S. 566: „Er gab sich den Anschein völliger Planlosigkeit in seinem Wirken. „Ich denke", sagte er mir, „nicht über 24 Stunden hinaus. Darin thue ich so viel Gutes, als ich verstehe und kann. Alles Planmachen ist Träumerei. Was mit Griechenland geschehen soll, wird geschehen, ob nun die Cabinete wollen oder nicht. Es wird werden, was soll. Ich aber arbeite darauf los, Tag und Nacht."

S. 598: „Zwischen dem heutigen Tone des Grafen Kapodistrias und demjenigen, den er vor einigen Wochen beobachtete, ist eine auffallende Verschiedenheit, die ihren Grund nur in der vorgeschrittenen Entwickelung der Plane Rußlands haben kann." (Rußland hatte damals bereits den Türken den Krieg erklärt.)

S. 663: „Nationalversammlung ist jetzt das allgemeine Begehren in diesem unglücklichen Lande, welches das doppelte Joch, das des londoner Vertrags (vom 6. Juli 1827) und das des Kapodistrias, mehr und mehr zu fühlen beginnt. Wenn Griechenland nicht unabhängig wird, so wird es dem Tage fluchen, wo es die Fahne des Aufruhrs erhob; wird es unabhängig, wo ist der Grieche, der die Griechen zu beherrschen Macht und Verstand hätte, und wo der Fremde, der die Elemente der Organisation, die so reichlich im Lande liegen, aufzulesen verstände und aus den Griechen Das, was sie sein sollen, Griechen, nicht aber lieber Affen seiner Landsleute machen wollte!"

Gewiß geben diese Beobachtungen und Mittheilungen, wenn man sie mit Bezug auf die spätern Jahre 1829—31 liest, reichen Stoff zum Nachdenken! 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 237. —— 25. August 1837.

Adam Mickiewicz sämmtliche Werke. Erster Theil. Gedichte. Aus dem Polnischen übertragen von Karl von Blankensee.

(Beschluß aus Nr. 236.)

Die zweite Ballade heißt „Das Switezmädchen". An den blauen Switezwassern wandelt beim Glanz der Gestirne ein lieblicher Jüngling mit seinem Mädchen. Jede Nacht treffen sie sich am Lerchenbaum, aber er weiß nicht, woher seine Geliebte kommt. Wie eine Lilie taucht sie aus dem See und geht wie Irrlichter schwinden. Der Knabe will sie in sein Hüttchen laden, aber sie fürchtet seine Bethörung.

„Möchte vielleicht dein Flehen erhören;
Doch — kann ich auf dich bauen?"

Er schwört bei den Sternen und der Hölle. Das Mädchen läßt ihn hoffen und schwebt wie im Tanze enteilend davon. Bald ist der Knabe allein. Da fängt der Forst und der See zu brausen an:

Tosender schwell'n sie, öffnen die Schlünde,
Wunder, o nimmer erlebet,
Über des Switez silberne Gründe
Hold eine Maid sich erhebet.

Feucht, wie von Morgens Thränen die Rosen,
Strahlet ihr Antlitz hernieder,
Leicht wie ein Nebel, also umkosen
Wehnde Gewande die Glieder.

Die Seejungfrau macht dem Jüngling Vorwürfe, daß er sich von einem Wildfange, der ihn flieht, in die Haiden verlocken lasse:

„Höre mein Flehen, treu ist's gemeinet;
Lasse die Seufzer verhallen!
Hieher zu mir her! daß wir vereinet
Gaukeln auf feuchten Krystallen;"

„Bald, wie die flücht'gen Schwalben das frische
Antlitz der Welle nur streifen,
Bald, so gesund und froh wie die Fische,
Plätschernd die Tiefen durchschweifen;"

„Nachts dann in Abgrunds silbernem Schoose,
Unter den Zelten, den lichten,
Sanft auf der Wasserlilien Moose
Träumen von Himmelsgesichten."

Da aus den Hüllen schimmern die Brüste,
— Schamhaft zu Boden hin schaut er —
Siehe, sie naht sich schwebend der Küste,
„Zu mir!" so ruft sie, „mein Trauter!"

Und, wie der Regenbogen erglühend,
Schwingt sie den Fuß durch die Lüfte:
Tröpfchen dann wieder, silberne, sprühend,
Theilt sie die wallenden Klüfte.

Jetzt ist's um den Knaben geschehen; er hat sein Liebchen vergessen und eilt der Seenixe entgegen. Wie er an ihre rosigen Lippen sich hängen will, weht ein Lüftchen die Täuschung hinweg. Er sieht und glaubt zu erblinden: die Seenixe ist seine Geliebte, die von ihm vergessene Maid vom Haine. Sie wirft ihm seine beabsichtigte Untreue vor und reißt den Jüngling mit sich in den Abgrund der Fluten.

Tosend die Wogen heut noch sich heben,
Heut noch beim Glanz der Gestirne,
Sieht man zwei nichtige Schatten dort schweben:
'S ist mit dem Jüngling die Dirne.

Auch diese Ballade hat 37 Strophen, ist aber im Tone einfacher und volksthümlicher gehalten als die erste und hat weniger müßige Ruhestellen. Die dritte endlich: „Fischchen", ist ganz einem Volksliede nachgebildet. Ein traurig Kind mit fliegendem Haar und schönen feuchten Wangen kommt an den Switezsee und ruft seinen Schwestern, die drunten im Wasser wohnen. Sie klagt ihnen, die arme Christel, daß ihr treubrüchiger Geliebter ein Fürstenweib freie, und stürzt sich ins brausende Wasser, nachdem sie ihr Kind in einem Busche niedergelegt. Bald darauf kommt der fröhlichen Gäste Troß mit Musik nach dem See gewallt. Ein Knappe hört das Kind weinen und nimmt es auf den Arm. Ach, wäre Christel in der Nähe, das arme Kind zu tränken, ruft er.

„Hier bin ich, in Flusses Haus,"
Tönet leis die Antwort wieder;
„Kies frißt mir die Augen aus,
Kälte macht mir starr die Glieder."

„Fort durch Kies und scharf Gestein
Muß ich mit den Wogen wallen,
Kalte Reise saug' ich ein,
Meine Nahrung sind Korallen."

Wie der Knappe seinen Ruf wiederholt, hüpft ein Fischlein über den Seespiegel empor, wie ein glatter Stein von Knabenhand geschleudert.

Goldne Fleckchen stehn ihm gut,
Flossen hat es schön gemalet,
Köpfchen klein, wie Fingerhut,
Mit Korallenäuglein strahlet.

Sieh, die Fischhaut legt es ab,
Schaut mit Mädchenaugen wieder,
Leuchtend fließt das Haar herab
Und umwallt die schwell'nden Glieder.

Rosig strahlt der Wangen Frisch,
Milch'ne Äpfel sind die Brüste;
Doch vom Gürtel ist sie Fisch,
Nahet schwimmend sich der Küste.

Und ihr Kind mit Freudelaut
Drückt sie an des Busens Fülle.....

säugt es und zwingt ihre vollen Glieder wieder in Fischbildung. Und dies geschieht, so oft der Knappe mit dem Kinde kommt. Einstmals aber findet der Knappe die Christel nicht mehr; das Flüßchen ist vertrocknet, er sieht die Kleidungsstücke seines Herrn, des treulosen Geliebten, und seiner Frau am Ufer zerstreut umherliegen, und ein wunderbarer Felsblock zeigt die Leiber zweier Menschen.

Auch diese Romanze enthält, wenngleich auch ihr Bau manche Abnormitäten hat, doch reiche Elemente von Poesie, und Mickiewicz hat gezeigt, daß die Nixenwelt selbst durch so vollendete Gedichte wie Göthe's „Fischer" für die Phantasie des echten Dichters noch immer nicht erschöpft ist.

Diese drei Romanzen sind die Krone der Sammlung. Außerdem zeichnen sich noch „Das mag ich" (S. 48 fg.), „Die Lilien" (S. 76 fg.) und „Frau Twardowska" (S. 56 fg.) unter den erzählenden Gedichten aus. Die letztgenannte Ballade ist theilweise der Volkssage vom Twardowski, dem polnischen Faust, entnommen, und vom Dichter mit feiner Laune behandelt. Twardowski sticht aus dem Kopfe eines Schusters in der Kneipe ein Faß Danziger. Wie er aber das Getränk aus dem Glase schlürft, sitzt im Bodensatz ein Teufelchen und will ihn holen. Der Geselle hat nämlich dem Teufel versprochen, sich nach zweien Jahren ihm in Rom zu stellen und die Höllenfahrt mit ihm zu machen. Sieben Jahre sind um, und — der Krug führt den Namen Rom. Da erinnert Twardowski den Teufel, daß er, bevor die Fahrt beginnt, ihm noch als seinem Herrn drei Arbeiten verrichten muß, die Twardowski zu bestimmen hat:

Schau, dort hängt der Schenke Zeichen,
Schmuckes Pferd, gemalt auf Linnen,
Ich begehr' es zu besteigen,
Und das Pferd trag' mich von hinnen.

Dreh' mir eine Peitsch' aus Sande,
Daß ich's auch womit kann treiben,
Und ein Wirthshaus bring' zu Stande,
Wo zur Fütt'rung ich kann bleiben.

Aus Nußkern das Haus mir mache,
Höher nicht als die Karpaten,
Judenbärte nimm zum Dache,
Und Mohnkörnchen brauch' als Latten.

Alles geschieht, wie er verlangt hat. Dies ist die erste Arbeit. Darauf zwingt Twardowski den Teufel, sich in einem Napf — voll Weihwasser zu baden. Er muß; aber nie hat er ein heißer Bad durchschwommen. Die letzte Arbeit folgt. Twardowski will ein Jahr bei Beelzebub logiren, dafür soll der Teufel so lange mit Frau Twardowska, seinem Weibchen, hausen. Wie der Teufel das hört, packt ihn ein Entsetzen, er zwängt sich durchs Schlüsselloch, nimmt Reißaus und entflieht.

„Die Lauer" (S. 102 fg.) ist ein modernes Effectstück von einer Romanze. Dagegen sind „Die drei Budrisse" (S. 108 fg.) voll harmloser Naivetät. Held Budris ruft seine drei Söhne; er hat in Wilno erfahren, daß es Krieg nach drei Seiten gibt, nun sollen sie auch Jeder einen der drei Wege schreiten: der erste nach Nowogrod, wo es die schönen Zobelpelze gibt; der zweite gegen die Kreuzritter, wo der Bernstein wächst wie Sand; der dritte zu den Lachen, wo die schönsten Frauen mit milchweißen Wangen, schwarzen Wimpern und leuchtenden Augensternen zu holen sind. Sie gehen; Herbst und Winter kommt, aber die Söhne nicht. Schon glaubt sie Budris im Kampfe erlegen, da

Auf der Schneebahn zum Schlosse
Eilt ein Mann hoch zu Rosse,
Unterm Mantel was bergen wol mocht' er?
„— Ei, ein Rubel! ein Rubel
Nowogrodische Rubel?"
— „„Nein, mein Vater, die lachische Tochter!""
Auf der Schneebahn zum Schlosse
Eilt ein Mann hoch zu Rosse,
Unterm Mantel was bergen wol mocht' er?
„Bringt wol Bernstein, mein Zweiter?
Warst in Deutschland ja Streiter!"
— „„Nein, mein Vater, die lachische Tochter.""

Den Dritten wartet der Vater nicht mehr ab; wie er ihn mit Beute gefülltem Mantel daher reiten sieht, weiß er schon, was auch der bringt, und Held Budris eilt zur dritten Hochzeit zu bitten. „Die Flucht" (S. 112 fg.) ist merkwürdig, weil dem Stoffe ein lithauisches Lenorenlied zu Grunde liegt, was Wackernagel für seine wackere Monographie über Bürger's Lenore einregistriren mag. Unter den vermischten Gedichten ist beiweitem das herrlichste der schon allbekannte „Faris" (S. 203 fg.). Auch das Gedicht „An Joachim Lelewel" (S. 160 fg.) wird von den Deutschen mit Rührung gelesen werden; es ist ihm beim Beginn eines neuen Cursus der allgemeinen Geschichte zu Wilno am 9. Jan. 1822 gesungen. Pikant ist „Die Fütterung in Upita" (S. 216 fg.), der eine wahre Begebenheit zu Grunde liegt. Siciński, Landbote von Upita, misbrauchte auf dem Reichstage (1652) zuerst das Veto und gab dadurch das Land den Stürmen einer Adelsdemokratie preis. Nach Hause zurückgekehrt, wurde er, nach der Sage, auf der Schwelle vom Blitze erschlagen. Vor einigen Jahren zeigte man in Upita einen alten, aber wohlerhaltenen Leichnam, welcher unter dem Namen des Siciński, von den Kirchendienern als eine Merkwürdigkeit umhergeschleppt, das Spiel des Städtchens war. Daran knüpft sich das Gedicht, das am Schluß in die Worte ausbricht:

Und ich überlegt' im Geiste: Was sind Volkssagen doch?
Asch', in welcher von der Wahrheit glimmer kaum ein Funke noch;
Hieroglyphen, die zur Zierath dienen dicht bemoostem Stein;
Inschrift, deren wahre Deutung unverkennbar längst schlief ein.....

Zwei Sonettenkränze beschließen den ersten Theil; als

zweiter die „Sonette aus der Krim", die der deutsche Leser dem größten Theile nach aus dem leipziger „Musenalmanache" kennt, und die mit „Konrad Wallenrod" und den Romanzen unstreitig das Schönste sind, was der größte polnische Dichter gesungen hat. 83.

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 236.)

Die Anlage dieser Eisenbahn war mit ganz besondern Schwierigkeiten verbunden, welche in weniger als zwei Jahren überwunden werden sind. Der zu große Verkehr in der Stadt selbst ließ es nicht zu, den Anfangspunkt weiter herein zu verlegen; man muß sich bis auf die nördlichen Anhöhen in der Nähe der Barrière von Clichy begeben, um einzusteigen. Von hier aus durchläuft die Bahn zwei Tunnels, einen noch innerhalb der Barrière von 550 Fuß, den andern in dem ersten Dorfe außerhalb, les Batignolles, von 960 Fuß Länge auf eine Breite von 40 Fuß. Mehr als zwei Drittel der Straße haben um 15 — 20 Fuß erhöht werden müssen, auf drei ganz neu angelegten Brücken passirt man an zwei Orten die Seine, und 15 Straßen werden mittels kleiner Brücken oder Durchgänge durchschnitten. Die Eisenschienen sind die stärksten, welche man bisher auf Eisenbahnen angewendet hat; sie wiegen 30 Kilogramme auf den Meter, während die von Liverpool und sonst bereits in Frankreich gebrauchten nur ungefähr 13 Kilogramme wiegen; sie sind sämmtlich von französischem Eisen, aus den Eisenwerken des Departements Aveyron bezogen. Die Ausdehnung der Eisenbahn von Paris nach St.-Germain ist um zwei Drittel kürzer als der Lauf der Seine zwischen diesen beiden Punkten. Eine vortheilhafte Dampfschiffahrt war deshalb auf der Seine gar nicht möglich, und man hatte sich schon bisher genöthigt gesehen, die Reisenden, welche mit dem Dampfschiffe nach Rouen und Havre fahren wollten, zu Wagen bis Poissy zu bringen. Dieser Übelstand wird nun auch wegfallen, da die Dampfschiffe nach der Normandie mit der Eisenbahn in unmittelbare Verbindung gesetzt werden sollen, wodurch die Reise um drei Stunden abgekürzt werden wird. Für den nach dieser Gegend hin so wichtigen Handel wird dies von unberechenbaren Folgen sein. Vielleicht wird man erst, wenn diese Bahn einmal im Gange ist, richtiger über das Wesen und die Vortheile der Eisenbahnen urtheilen, und sich dann die Kammer in Bezug auf die größern Unternehmungen dieser Art fügsamer zeigen als in der letzten Sitzung. Denn daß eine abermalige Vorlage des darüber entworfenen Gesetzes gleich zu Anfange der nächsten Sitzung einer vielleicht neuen Kammer verfolgen wird, scheint ziemlich gewiß zu sein. Unterdessen werden die Arbeiten an den Eisenbahnen nach Versailles mit großem Eifer betrieben, und in höchstens zwei Jahren wird man das dortige Museum mit der größten Bequemlichkeit in den Erholungsstunden des Nachmittags besuchen können.

Der Monat August ist in Paris die Zeit der literarischen Feierlichkeiten. Erst hält das Institut in mehren Classen seine öffentlichen Sitzungen, um das Resultat der alljährigen Preisbewerbung zu öffentlicher Kenntniß zu bringen, dann kommen die große allgemeine und die besondern Preisvertheilungen der königlichen Colléges, und endlich gibt es auch Preise in allen Privatlehranstalten, deren Namen hier Legion ist. Von den letztern nächstens einige Worte; für heute will ich bei den öffentlichen Sitzungen des Instituts stehen bleiben, welche in diesen Tagen gehalten wurden.

Am vergangenen Freitage war die Reihe an der Académie des inscriptions et belles-lettres, und gestern hatte die Académie française die Rotunde des Palais Mazarin eingenommen. Mit den Preisaufgaben will es, wie es scheint, nicht recht von der Stelle gehen. Von den zwei Fragen, welche am Freitage gekrönt werden sollten, war die eine: „Welches sind seit der Regierung des Kaisers Konstantin bis zu Ende des 16. Jahrhunderts die Charaktere und Schicksale des Rechtes des Grundbesitzes in allen Gegenden gewesen, die zum römischen Reiche gehörten?" gar nicht zur Genüge gelöst werden. Die beiden eingegangenen Arbeiten darüber wurden abgewiesen und der Termin noch auf ein Jahr verlängert. Der Preis für die zweite Frage: „Welches waren die öffentlichen Abgaben in Gallien vom Anfange der Monarchie der Franken bis zum Tode Ludwig's des Frommen, wie wurden sie erhoben, und welche Personen waren ihnen unterworfen?" wurde in zwei Theile getheilt zwischen Herrn Guadet und dem Chevalier Baudi di Vesme zu Turin. Um den Preis nur wenigstens einigermaßen erträglich zu machen, hat der Minister des öffentlichen Unterrichts zu der gewöhnlichen Summe von 1500 Francs noch 500 Francs zugelegt, sodaß jeder Gekrönte eine goldene Medaille von 1000 Francs Werth erhalten kann; offenbar eine zu kleine Summe für Arbeiten dieser Art, zumal da das Eigenthumsrecht der Akademie zufällt.

Eine recht glücklich gewählte und nicht zu umfassende Aufgabe ist für 1839 gegeben werden, nämlich: „Examen critique des historiens anciens de la vie et du règne d'Auguste." Was die Akademie damit will, spricht sie in ihrem Programme selbst in folgenden Worten aus: „Elle désire, que les concurrens se renferment dans les limites d'un mémoire ayant pour objet d'apprécier les caractères des historiens et l'exactitude de leurs récits, tant par la comparaison de leurs différens ouvrages, que par celle des monumens de tout genre." Außerdem stehen für 1838 noch zwei Fragen zur Concurrenz offen:

1) „Déterminer quels sont le srapports des poids, des mesures, tant de longueur que de capacité, et des monnaies qui étaient en usage en France sous les rois des deux premières races, avec les poids, les mesures et les monnaies du système décimal?"

2) „Tracer l'histoire des différentes incursions faites par les Arabes d'Asie et d'Afrique, tant sur le continent de l'Italie que dans les îles qui en dépendent, et celle des établissemens qu'ils y ont formés, et rechercher quelle a été l'influence de ces évènemens sur l'état de ces contrées et de leurs habitans?"

Den übrigen Theil dieser Sitzung nahmen drei Vorträge ein. Sylvestre de Sacy las als Secretair eine biographisch-literarische Notiz über Pougens; Leclercq eine „Notice sur les actes ou procès-verbaux du sénat romain"; und Langlois eine Abhandlung über indische Mythologie. Das meiste Interesse schien der Vortrag Leclercq's zu gewähren, weil ein noch wenig beachteter Punkt des classischen Alterthums hier mit jener umsichtigen, geistreichen und selbst pikanten Gelehrsamkeit erörtert wurde, welche Leclercq eigenthümlich ist, aber im Allgemeinen unter den Philologen doch zu den Seltenheiten gehört. Leider können wir uns hier nicht einmal auf eine Analyse der Hauptpunkte in Leclercq's Vortrage einlassen. Jedenfalls wird er später durch den Druck zu allgemeinerer Kenntniß gelangen.

Etwas zahlreicher und überhaupt belebter war die gestrige Preisvertheilung der Académie française. Man begreift leicht, warum die Concurrenz der Bewerber hier größer ist als in den übrigen Classen des Instituts. Selbst dieser kleine Ruhm hat ja einen so großen Reiz, und der jungen, aufkeimenden poetischen Talente, die ihn theilen möchten, sind so viele! Als Hauptaufgabe war voriges Jahr ein Gedicht über den Triumphbogen de l'Etoile gegeben worden. Unter den zahlreichen Preisbewerbern wurden jedoch in dem Berichte des immerwährenden Secretairs, Herrn Villemain's, nur vier beurtheilt, von denen Einer, Herr Boulay-Paty, den Preis, und ein Anderer, Herr Bignan, das Accessit erhielt. Jener las am Schlusse der Sitzung selbst einen Theil seines Gedichts unter dem rauschenden Beifalle des glänzenden Auditoriums vor.

Ein besonderes Interesse bekommen die öffentlichen Sitzungen dieser Akademie noch dadurch, daß in ihnen auch die Vertheilung der bekannten Montyon'schen Tugendpreise vorgenom-

men wird, sei es für tugendhafte Handlungen oder die besten Werke, welche die Sittlichkeit fördern mögen. Unter den letztern wurden dieses Mal gekrönt: mit 6000 Fr. Dufau's „Essai sur l'état physique, moral et intellectuel des aveugles-nés"; mit 5000 Fr. Azaïs' „Physiologie du bien et du mal"; mit 3000 Fr. drei Werke, bei denen zugleich auch der literarische Werth mit in Anschlag gebracht wurde, nämlich: Saintine's „Picciola", ein Roman; Delaville de Miremont's „Le libéré, tableau dramatique en cinq parties et en vers", und Fouinet's „Allan, le jeune déporté à Botany-Bay". Noch zahlreicher waren die eigentlichen Tugendpreise für ausgezeichneten Lebenswandel oder einzelne notorische Handlungen von hohem moralischen Werthe. In dieser Kategorie wurden fünf Preise zu 2000 Fr. und sieben zu 1000 Fr. ertheilt. Allein das Hauptinteresse der ganzen Sitzung knüpfte sich an die Ertheilung des großen Preises von 8000 Fr. Man erinnert sich noch zu sehr des Unglücks, welches bei den Vermählungsfesten des vorigen Monats auf dem Marsfelde vorfiel, als daß man nicht wissen sollte, wie damals der Muth eines Adjutanten des in der Nähe liegenden Kürassierregiments, Mathieu Martinel, welcher allein mit größter Lebensgefahr 11 Menschen rettete, allgemeine Bewunderung erregte. Sein Name wurde in den Tagsbefehl gesetzt, der König ließ ihm besonders seinen Dank ausdrücken, und das Institut ernannte eine Commission, um über Martinel in der Caserne selbst nähere Erkundigung einzuziehen. Man fand bei dieser Gelegenheit, daß Martinel schon in fünf bis sechs ähnlichen Fällen gleiche Entschlossenheit, gleiche Aufopferung bewiesen hatte, und faßte daher den Beschluß, ihm den erwähnten Preis zu ertheilen. Der Act dieser Preisertheilung selbst war eigentlich der dramatische Moment der gestrigen Sitzung. Martinel, von seinem Obersten begleitet, war selbst gegenwärtig; Aller Augen richteten sich auf ihn, als Lebrun, der Präsident, seinen Namen aussprach. Das Interesse des Publicums stieg mit jedem Augenblicke bei der einfachen Erzählung der Thatsachen, welche Martinel dieser Auszeichnung würdig gemacht; unter dem rauschendsten Beifalle nahm er selbst den Preis in Empfang, und noch lange dauerten die Glückwünsche fort, welche ihm die allgemeine Theilnahme von allen Seiten darbrachte. Man konnte sich einer ähnlichen Sitzung der Academie française nicht erinnern. 129.

Notizen.

Aus der Feder einer Dame erschienen vor Kurzem in London: „Souvenirs of a summer in Germany", in zwei Bänden, ein Reisewerkchen von nicht eben tiefem Gehalte, wiewol ziemlich lebendiger Darstellung. Freilich darf man darin keine erschöpfende Charakteristik deutschen Lebens und Wesens erwarten. Die reisende Dame hält sich mehr an das Äußerliche, und sie selbst äußert sich über dies Äußerliche zuweilen mit etwas mehr Naivetät, als man mit ergiebiger Beobachtung vereinbar findet. So z. B. kann sie sich, an einer deutschen Gastwirthstafel sitzend, der aufrichtigen Verwunderung nicht erwehren, daß die Deutschen keine größern Fresser sind, als Figura zeigt: „Ich erwartete nichts Anderes, als unter meinen deutschen Tischgenossen einen ungeheuern Appetit zu finden; allein dem war wirklich nicht so. Sie aßen zwar von den meisten der herumgehenden Schüsseln, allein in so kleinen Quantitäten, daß man dies Zulangen nur ein Kosten nennen konnte." Sehr entzückt zeigt sich die englische Dame, die wir geneigter sind für jugendlich als für ältlich zu halten, über das Betragen und die Aufführung der deutschen Kellner, wie diese hin- und herlaufen, und nichts vergessen, und hübsch aussehen, und sechs bis acht Gerichte auf einmal herbeitragen, und mit den weißen Servietten und Chemisetten ihrem irdischen Berufe vollkommene Genüge leisten. Um den deutschen Ausdruck: Kellner, welcher für die Verf. etwas Unübersetzliches hat, dennoch einigermaßen im Englischen wiederzugeben, sagt sie dafür: „a biped for carrying plates"; eine Übersetzung, wogegen wir uns eine kleine Einsprache erlauben würden, wenn die Verf. nicht vom schönen Geschlecht und anscheinend mit dem deutschen Kellnerthum so befreundet wäre. Auch in der sächsischen Schweiz war die Verf. und freute sich an der dortigen Natur und an dem bekannten Götzinger'schen Monument, den sie den „Columbus of the Saxon Switzerland" nennt, eine Bezeichnung, die viel Wahrheit und Gemüthlichkeit enthält. Bedeutendere Betrachtungen finden sich in dem Werkchen eben keine.

Die englische Regierung hat neuerdings für die Nationalgalerie zu London drei ausgezeichnete Gemälde älterer Meister an sich gekauft, zusammengenommen für den Preis von 9030 Pf. St. Das erste dieser Gemälde, ein Salvator Rosa, stellt eine Landschaft vor mit mythologischer Staffage und ward mit 1600 Guineen bezahlt. Das zweite Gemälde ist von Rubens und stellt Moses dar, wie er die eherne Schlange aufrichtet. Für dieses, das beiweitem keins der vorzüglichsten des Meisters ist, bezahlte man 1000 Guineen. Den höchsten Preis jedoch erhielt eine heilige Familie von Murillo, eins der vortrefflichsten Bilder desselben, für welches 6000 Guineen gezahlt wurden. 11.

Literarische Anzeige.

Neues Abonnement
auf die
achte Originalauflage
des
Conversations-Lexikons
in zwölf Bänden.

Monatlich ein Band,
im Subscriptionspreise auf Druckpapier 1 Thlr. 8 Gr., auf Schreibpapier 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

Der erste und zweite Band sind bereits ausgegeben und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Ungeachtet der allgemein als äußerst billig anerkannten Preise des Conversations-Lexikons möchte doch Manchem eine monatliche Empfangnahme der einzelnen Bände, zu dem Preise von 1 Thlr. 8 Gr., 2 Thlr. und 3 Thlr. für die Ausgabe auf Druck-, Schreib- und Velinpapier, willkommen sein, wodurch der Betrag auf ein ganzes Jahr vertheilt wird. Sollte Jemand noch längere oder kürzere Termine der Ausgabe wünschen, so ist jede Buchhandlung in den Stand gesetzt, auch diese zu gewähren. Jedenfalls kann ich mit Bestimmtheit die regelmäßige Ablieferung der Bände versprechen, da das ganze Werk fertig ist und fortwährend **vollständige** Exemplare zu dem Subscriptionspreise von 16 Thlr. auf Druckpapier, 24 Thlr. auf Schreibpapier und 36 Thlr. auf Velinpapier zu erhalten sind.

Die allgemeine Anerkennung, welche auch dieser achten verbesserten, vermehrten und bis auf die neueste Zeit fortgeführten Originalauflage des Conversations-Lexikons zu Theil geworden ist, überhebt mich aller Anpreisungen, aller Hervorhebung vor ähnlichen Erscheinungen und zahllosen Nachahmungen.

Leipzig, den 1sten August 1837.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 238. — 26. August 1837.

Neugriechische Literatur.

Von den Memoiren („Ἀπομνημονεύματα πολεμικά“) des Obersten Chr. Perrhäbos, von deren erstem Bande früher in d. Bl. Bericht erstattet worden ist *), ist jetzt auch der zweite Band erschienen (Athen 1836). Hier eine gedrängte Übersicht des Inhalts.

Perrhäbos, nach seiner Entfernung von den ionischen Inseln, ging über Mesolongi nach Astros, wo damals die zweite Nationalversammlung gehalten wurde, und von dort nach Tripolis, dem damaligen Sitze der Regierung. Hier wurde er zum Kriegsminister ernannt und half in dieser Eigenschaft dem A. Mavrokordatos, der als erster Staatssecretair die Seele der Regierung war, eine Expedition zur Befreiung des thessalischen Olympos vorbereiten, von welcher man sich wol nicht mit Unrecht erfreuliche Erfolge versprach (Juni und Juli 1823). Aber die Eifersucht der Peloponnesier, namentlich der Familien Kolokotronis und Delijannis, verhinderte die Aushebung von Soldaten im Peloponnes, und nur mit 200 Mann brach Perrhäbos selbst im Juli nach Trikkara auf. Hier stand eine Macht von nahe an 3000 Mann unter dem ältern Karatasses und andern Führern einem türkischen Heere von 7000 Mann unter dem bekannten Kiutagis (eigentlich Mechmet-Reschid-Pascha) gegenüber; aber jetzt, wo die Expedition nach dem Olympos vor sich gehen sollte, ließ sich Karatasses von dem feindlichen Befehlshaber verleiten, gegen die Herausgabe seiner gefangenen Familie einen einseitigen Frieden zu schließen und sich auf die Insel Skiathos zurückzuziehen, wohin auch Perrhäbos ihm folgte. Auf Skiathos wurden sie von dem türkischen Großadmiral Mohammed-Chusred-Pascha, genannt Topal-Pascha (d. i. der Lahme) angegriffen, der mit mehren Schiffen in den Hafen der Insel einlief und zu landen versuchte. Allein Karatasses, Perrhäbos, Gatzos, Binos und Syropulos hatten die Kirchen, Mühlen und andere Positionen am Hafen besetzt und empfingen die türkischen Boote mit einem so wohlgerichteten Feuer, daß der Feind, obgleich er die Batterien seiner Schiffe auf die Griechen spielen ließ, die Landung nicht zu erzwingen vermochte und wieder unter Segel ging. Dies geschah am 9. October 1823. Während die Türken noch in diesen Gewässern kreuzten, erschien der tapfere Andreas Miaulis mit 14 Schiffen und zwei Brandern und griff sie an; die Türken entflohen in den Hafen von Volo, und während Miaulis im Hafen von Skiathos noch einige Brander herrichtete, um die feindliche Flotte vor Anker zu verbrennen, entwischte Topal-Pascha mit seinen Schiffen nach Tenedos. Miaulis ging hierauf in den malischen Meerbusen und nahm hier vier türkische, mit gefangenen griechischen Weibern und Kindern von Euböa befrachtete Schiffe, welche er nach Hydra führte. Perrhäbos begleitete ihn und verfügte sich von Hydra nach Mesolongi. Unzufrieden mit Mavrokordatos, der damals als Generaldirector Westgriechenland verwaltete, schloß er sich anfangs an den Chef Andreas Iskos an, und später, im Mai 1824, an Georg Karaïskakis, dessen glänzende Siegerlaufbahn damals anfing. Wir geben die kurze Biographie dieses berühmten Häuptlings mit den Worten des Verfassers.

Seine Mutter, Namens Zoë, war in dem Dorfe Skolikaria in der Eparchie von Arta geboren und erzogen; ihr Mann war Jannakis Mavromatiotes, aus dem Dorfe Mavromati bei Phanari in der Provinz Agrapha. Nach dem Tode ihres Mannes wurde sie Nonne; nach Verlauf eines Jahres aber wurde sie durch heimlichen Umgang mit einem Manne *) schwanger und gebar unsern Helden in dem genannten Dorfe Mavromati. Aus Furcht vor der unvermeidlichen Strafe ihres Vergehens durch die türkische Regierung (?) entfloh sie mit dem Kinde in eine Höhle unweit des Dorfes Musaki, welches an der Grenze der Eparchie Agrapha liegt. Sie hielt sich hier über 40 Tage auf und ging dann nach ihrem Geburtsorte Skolikaria, wo sie fortfuhr, ihr Kind sorgfältig, aber so geheim als möglich aufzuziehen. Nach Verlauf einiger Jahre kam sie nach Joannina, wo der junge Karaïskakis, als er kaum 15 Jahre alt war, das Kriegerleben ergriff und in den Sold des Ali-Pascha trat. Seine natürliche Lebendigkeit und sein Haß gegen die Türken verleiteten ihn zu vielen Unordnungen, sodaß der Pascha gegen ihn zürnte und ihn auf ein Jahr nach Tepelen ins Gefängniß schickte. Es gelang ihm, von dort zur Nachtzeit zu entfliehen, worauf er nach Agrapha ging und sich an den berühmten Räuberhäuptling Katzantonis, den unversöhnlichen Feind des Paschas, anschloß. Fünf Jahre später wurde Katzan-

*) Vgl. Nr. 72 d. Bl. D. Red.

*) Viele behaupten, daß der Capitain Karaïskos aus Valtos ein Liebesverständniß mit der Nonne hatte und den Karaïskakis mit ihr zeugte, und daß er sie deshalb vor jeder weltlichen Strafe geschützt habe. (Καραϊσκάκης ist das Diminutiv von Karaïskos; Iskos ist ein in Akarnanien nicht seltener Familienname, und das türkische Wort: kara, bedeutet schwarz. Die Karaïski hießen so von ihrer dunkeln Hautfarbe.)

tonis durch Verrath, und weil er eben krank war, lebendig gefangen und vor den Pascha gebracht, der ihm auf die grausamste Weise von unten auf rädern ließ. Karaïskakis blieb jetzt bei Lepeniotes, dem dritten Bruder des Katzantonis, den der Pascha, weil er ihn nicht mit gewaffneter Hand zu unterwerfen vermochte, zum Capitan von Agrapha ernannt; allein nach einem Jahre tödtete er auch ihn durch Hinterlist, deren Ausführung sein treuer Knecht Nikos Theu, aus dem Dorfe Chrysu in Agrapha, seinem Versprechen gemäß besorgte.

Nach dem Tode der drei Brüder blieben Georg Tzongas, Georg Karaïskakis, Basileios Pankalos und Johann Frangistas an der Spitze der 400 Genossen und behaupteten sich mit gewaffneter Hand in Agrapha. Ali-Pascha, der dies für eine unerträgliche Schande hielt, schickte hinlängliche albanesische Truppen gegen sie aus, unter der Anführung des Muchurdar Putzi, eines seiner tapfersten und ergebensten Männer, um sie von dort zu vertreiben. Da der Türke aber nicht mehr in demselben Sommer seinen Zweck ausführen konnte, beschloß er dort zu überwintern. In dem folgenden Jahre sahen die Klephten sich theils durch die Strenge des Winters, theils durch die unablässigen Gefechte und den Mangel an allem Nothwendigen genöthigt, nach der Insel Leukas zu fliehen, die unter dem Schutze der Engländer stand. Allein der Pascha, der mit den Engländern gute Freundschaft unterhielt, erlangte es, daß sie auch dieser Zufluchtsstätte beraubt wurden, die doch unter den Venetianern, Franzosen und Russen Allen offen stand, welche von den Türken verfolgt wurden. Nothgedrungen ergaben sie sich daher dem Pascha auf Gnade und Ungnade, der, da er ihre Tapferkeit kannte, nicht allein ihnen nichts zu Leide that, sondern sie auch zu seinen Leibwächtern oder, auf türkisch, Tzochadaren, machte. Nur den Tzongas ernannte er zum Kapitan der Eparchie Vonitza; den Karaïskakis aber verheirathete er mit der Enkolpos Psarianopula, aus einem Dorfe der Eparchie Valtos. Als später der Freiheitskrieg ausbrach, eilte auch er mit einer kleinen Macht nach Agrapha und bekämpfte den Feind.

Karaïskakis war von mittler Größe, schlank und hager, von schwärzlicher Hautfarbe und schwacher Gesundheit; er hatte ein langes und schmales Gesicht, eine breite Stirn, dichte und schwarze Augenbraunen, kleine und schwarze Augen, eine feine und gerade Nase, einen großen Mund, kleine Zähne, einen mittelmäßigen und schwarzen Schnurrbart; sein Haupthaar war ebenfalls schwarz, doch mit einigen weißen Haaren gemischt. Er hatte einen, für seinen gänzlichen Mangel an Bildung hinlänglich entwickelten, productiven und thätigen Geist; er war tapfer und tollkühn in den Schlachten; voll Feldherrntalent; unermüdlich in den Anstrengungen; von großherziger Ausdauer in den Strapazen, trotz seiner Körperschwäche; freigebig und gegen Jedermann mittheilend; den Rath und die militairischen Plane seiner Waffenbrüder hörte er mit Aufmerksamkeit an und führte sie mit Vergnügen aus. Dies waren seine charakteristischen natürlichen Vorzüge, seine Fehler aber die folgenden: er war bisweilen wankelmüthig; ein Zotenreißer ohne Gleichen; bitter im Spott über die Feigen, bisweilen auch über seine Freunde; jähzornig, sodaß er sich bisweilen fortreißen ließ, ehe er die Sache untersucht hatte. Dagegen aber war er auch wieder geneigt, seine Versehen gut zu machen, wenn er sah, daß sie Misvergnügen und übel bewirkten; dann zeigte er Gewandtheit und feinen Witz; ja, er trug kein Bedenken, mitunter sogar um Verzeihung zu bitten.

Solches waren die Abstammung, das Betragen, die Vorzüge und Fehler des Karaïskakis; dennoch wurde er von dem Generaldirector von Westgriechenland, A. Mavrokordatos, als Türkenfreund verleumdet. Er sammelte daher Truppen auf eigne Kosten und ging mit 600 Mann nach Thessalien. Nikolaos Sturnaris und Jannakis Rhangos, die, wie oben gesagt wurde, sich mit den Türken verständigt hatten, setzten sich gegen ihn in Bewegung, worauf er in das freie Griechenland zurückkehrte und sich mit uns vereinigte. Die meisten Häuptlinge, höchst aufgebracht über die Verleumdung gegen ihn, schickten ihn sogleich mit einer Bittschrift an die Regierung, welche, als sie das wahre Verhältniß erfuhr, ihn zu Gnaden aufnahm und ihn zugleich wegen seiner tapfern Thaten belobte.

So weit unser Verf. über Karaïskakis; die letzten Zeilen zeigen ziemlich deutlich, daß er sich selbst nicht scheut, die Wahrheit ein wenig zu verdrehen, um nur den Charakter des Helden ganz rein darzustellen. Besser wäre es, ganz offen zu gestehen, daß auch Karaïskakis eine Weile mit den Seinigen zürnte wie Achilleus einst im Lager vor Ilion. Die Geschichte des griechischen Aufstandes bietet mehre ähnliche Analogien.

Die bedeutendste Waffenthat dieses Sommers und eine der wichtigsten des ganzen Krieges war die Vertheidigung von Amblena, an welcher jedoch Karaïskakis, wie es scheint, keinen Theil nahm. Jssuf-Pascha Berkofzalis und Ambas-Pascha Dimbras lagerten mit 14,000 Mann Fußvolk und 2000 Reitern bei Gravia im obern Theile des Kephisosthals am nördlichen Fuße des Parnassos, um nach Amphissa vorzudringen. Die Griechen, nur 900 Mann stark, unter Führung des Nakos Panurias, Kitzos Tzavellas, Perrhäbos u. A., verschanzten sich in dem von Natur schon sehr festen Engpasse von Amblena, zwischen Gravia und Amphissa. Am 14. Juli 1824, zwei Stunden nach Sonnenaufgang, griff die gesammte türkische Macht sie in ihren Verschanzungen an, das Gefecht dauerte acht Stunden und endigte mit der wildesten Flucht der Türken, die von den Hellenen bis an den Ausgang der unwegsamen Schlucht bei Gravia verfolgt wurden. Der Feind verlor (was Jedem, der die Örtlichkeit gesehen hat, leicht begreiflich ist) über 3000 Mann; die Griechen hatten neun Todte und zwölf Verwundete; die Beute war sehr beträchtlich. Allein in der Ebene konnte ein solches Häuflein den Feind nicht angreifen. Die Griechen blieben daher bei Amblena gelagert; die Türken nur zwei Stunden weiter nördlich bei Gravia, wo sie später eine Verstärkung von 4000 Albanesern erhielten. Diese neuen Ankömmlinge machten am 13. September noch einen Angriff auf die Griechen bei Panassari, wurden aber wieder mit Verlust zurückgeschlagen, worauf sich das ganze feindliche Heer nach den Thermopylen und bald nach Thessalien zurückzog. Hierauf legten die Griechen eine Besatzung in die Thermopylen und gingen nach Amphissa und der Umgegend in die Winterquartiere.

Allein schon nach zwei Monaten erhielten sie von der Regierung, deren Präsident damals Georg Konturiotis war, den Befehl, nach dem Peloponnes zu kommen und P. Mavromichalis, A. Zaïmis, A. Delijannis, A. Lontos, Th. Kolokotronis und Nikitas als Rebellen und Verräther gefangen zu nehmen. Ungern gehorchend, begaben sich die Truppen über den korinthischen Busen nach Kalabryta, wo Johann Kolettis als Bevollmächtigter der Regierung bei ihnen eintraf. Perrhäbos rühmt sich, zur Versöhnung angerathen und auch Kolettis von versöhnlichem Geiste gefunden zu haben; gewiß ist, daß der größere Theil des unerfreulichen Auftrags durch Johann Guras ausgerichtet wurde. Guras ging darauf als Oberfeldherr

von Ostgriechenland in diese seine Provinz, wo er sich ungeschickterweise bei Pente Ornea unweit Amphissa von den Türken schlagen ließ, was die Plünderung und Entvölkerung dieser Stadt zur Folge hatte.

Auch die andern Truppen, bei denen der Verf. sich befand, kehrten jetzt aus dem Peloponnes auf das Festland zurück, verscheuchten die Türken, die bis Distomo (Ambryssos) vorgedrungen waren, bis Amphissa und vertheilten sich dann. Karaïskakis und Tzavellas zogen gen Mesolongi, und der Letztere warf sich in die Festung, die er heldenmüthig vertheidigen half; Kriezotis und Vassos gingen nach Megara und Eleusis, um die Einfälle der Türken aus Euböa abzuwehren; die Übrigen besetzten das Kloster des Propheten Elias am Parnassos zwischen Delphi und Amphissa und schlugen hier in der Nacht des 27. Juli 1825 einen Angriff der Türken glücklich ab. Ihr schlimmster Feind war aber der Hunger; sie hatten nur wilde Kräuter des Gebirges und unreife Trauben zur Nahrung. Daher hatten sie zu Ende Septembers bereits beschlossen, nach Chostia und Kakosi (Thisbe) auf der Südseite des Helikon ins Winterlager zu gehen, als in Folge eines an sich unbedeutenden Gefechtes bei Skala nördlich von Amphissa die Türken, welche ihre Verbindung mit Thessalien abgeschnitten zu sehen fürchteten, zum Erstaunen der Griechen bis auf den letzten Mann nach Thessalien abzogen und ihnen in Amphissa Platz machten.

Nach einigen Monaten der Ruhe bekam der größere Theil dieses kleinen Heerhaufens Befehl, nach Mesolongi zu gehen, um zum letzten Entsatz der hartbedrängten Festung mitzuwirken; nur Perrhäbos und Drakos blieben zum Schutze von Ostgriechenland zurück. Vor Mesolongi stand der Oberbefehlshaber Kiutagis mit mehr als 15,000 Mann, und auch Ibrahim Pascha, der inzwischen im Peloponnes gelandet war, hatte 5000 Mann regulaire Truppen dahin gesandt. Gegen eine solche Übermacht konnten die 3000 Griechen, welche den Entsatz bildeten, in der Ebene nichts ausrichten, sondern waren genöthigt, sich auf den umgebenden Höhen zu halten. In der Nacht vor dem 12. April 1826 fand der berühmte Auszug der Besatzung und Bewohner von Mesolongi statt; aber nur die erste Colonne von etwa 2000 Seelen erreichte ziemlich glücklich die Berge; die Übrigen wurden von den Türken auseinandergesprengt, Viele getödtet, Viele gefangen, Viele zur Rückkehr in die Stadt genöthigt, wo sie ihr Leben so theuer als möglich verkauften und zuletzt sich und einen Theil der andrängenden Feinde in die Luft sprengten. Leider ging in dieser Nacht auch der wackere Schweizer Maler, der Herausgeber der „*Ἑλληνικὰ χρονικά*", mit seinem umständlich geführten Tagebuche dieser denkwürdigen Belagerung zu Grunde.

(Der Beschluß folgt.)

Leibnitz's Dissertation: De principio individui, herausgegeben und kritisch eingeleitet von G. E. Guhrauer. Berlin, Veit und Comp. 1837. Gr. 8. 12 Gr.

Die Dissertation: „De principio individui", als die erste Druckschrift des damals erst siebzehnjährigen Leibnitz, fehlte bisher nicht blos den Ausgaben seiner philosophischen Werke, sondern war schon von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an als eine ganz verschollene Schrift zu betrachten. Der für die Herausgabe der Werke Leibnitz's rastlos eifrige und begeisterte Dutens konnte diese erste Abhandlung nirgend auftreiben, und von allen spätern Biographen und Commentatoren des großen Denkers scheint sie nur der einzige, verdienstvolle Ludovici in Händen gehabt und gelesen zu haben. Es lag schon in dem Titel dieser jugendlichen Dissertation unverkennbar etwas Philosophisch-Ahnungsvolles, was die Aufmerksamkeit der Gelehrten darauf immer gespannt erhielt, in Rücksicht nämlich auf die Macht, welche das Individuelle und das Princip der Individuation überhaupt in dem Leibnitz'schen Systeme behauptet. Deshalb mochten mit Recht viele philosophisch Strebende das gänzliche Abhandengekommensein dieser Dissertation aufrichtig beklagen. Diesem Bedauern ist nunmehr aber ein Ende gemacht, da sich in der königlichen Bibliothek zu Hanover das Unicum derselben aufgefunden hat und von der Verwaltung dieser Bibliothek, behufs einer öffentlichen Herausgabe, dem Verfasser der hier anzuzeigenden Schrift über Leibnitz zur Verfügung gestellt worden ist. Wir haben hier also den Abdruck jenes längst vermißten Unicums nebst passender historischer und philosophischer Einleitung vorliegen.

Jenes Original auf der Bibliothek zu Hanover anlangend, so bemerken wir, nach Angabe des Herrn Dr. Guhrauer, daß dasselbe auf einen Bogen in Quart gedruckt und mit acht andern akademischen Dissertationen, die sämmtlich zur Familie Leibnitz Bezug haben, in einen Band zusammengebunden ist. Die erste davon hat nämlich Leibnitz's Vater zum Verfasser; zwei andere sind von einem gewissen Wolwerth unter dem Vorsitz von jenem 1650 vertheidigt; drei fernere sind verfaßt von Leibnitz's älterm Halbbruder, Johann Friedrich Leibnitz, und die letzten beiden sind wieder von dem großen Leibnitz; nämlich: 1) die am 3. December 1664 gehaltene Disputation: „Specimen quaestionum philosophicarum ex jure collectarum", und 2) der zweite, für sich bestehende Theil seiner juristischen Abhandlung: „De conditionibus", von 1665.

Hr. Dr. Guhrauer hat dieser seiner Ausgabe der werthvollen Dissertation: „De principio individui", die Vorrede dazu von Jakob Thomasius, Leibnitz's Lehrer, vorangeschickt, die, dem wissenschaftlichen Inhalte nach freilich ziemlich unbedeutend, allein wegen der darin enthaltenen persönlichen Beziehungen dennoch von Belang ist. Dagegen können wir dem modernen Herausgeber für die vorstehende kritische Einleitung sowol in historischer als in wissenschaftlicher Beziehung nicht anders als dankbar sein. In ersterer, weil dadurch die Zeit, zu welcher Leibnitz diese seine erste philosophische Abhandlung verfaßte, sowie die Zeit, zu welcher er seinen Aufenthalt auf der Universität Leipzig mit dem zu Jena vertauschte, hinlänglich constatirt ist; in letzterer, weil der philosophische Standpunkt, von dem aus die Behandlung beurtheilt werden muß, richtig getroffen ist. Leibnitz selbst legte auf dieselbe, wie dies von einem Manne, der später sich so großartig ausbildete, auch nicht anders zu erwarten ist, niemals ein bedeutendes Gewicht, wie dies z. B. schon aus einer Stelle eines Briefs von ihm an Sebastian Kortholt hervorgeht, in welchem er erzählt, daß er einst bei einem Actus auf dem Gymnasium vor zahlreicher Versammlung ein Gedicht von 300 Hexametern vorgetragen habe, das von ihm in einem Tage verfertigt worden. Dann fügt er hinzu: „Hierauf von solchen anmuthigen Beschäftigungen mich abwendend, scheute ich mich nicht, mit den Dornen der Philosophie frühzeitig mich zu befassen; sodaß ich noch als Knabe eine Abhandlung über das Princip der Individualität herausgab und vertheidigte (ut puer adhuc de principio individui dissertationem ederem defenderemque)".

Indem sich nun der gegenwärtige Herausgeber die Frage stellt: Welche Bedeutung können wir dieser Schrift in Ansehung des Gegenstandes, Princips und der Methode in einer genetischen Betrachtung der gesammten Leibnitz'schen Philosophie

geben? beantwortet er diese wol richtig dahin, daß man sich hüten müsse, darin die eigentlichen Keime der Dogmen seines spätern Systems zu erblicken, da in derselben durchaus noch der scholastische Standpunkt vorherrsche; ein Standpunkt, den zwar dieser höchst speculative Denker, man kann sagen, nie aus dem Auge verlor, weil ihm die bedeutungsvolle Beziehung der tiefern Scholastik zu seinem eignen Systeme nicht entgehen konnte, den er aber doch bei weiterer Durchbildung mit weit höherer Durchsichtigkeit in sein eignes Denken aufnahm, als dies in jenen ersten Anfängen seiner Speculation möglich war. Manche, die in das Studium der Leibnitz'schen Philosophie nicht allzu tief eingedrungen, mögen es allerdings befremdlich finden, wie Leibnitz dem Nominalismus ein solches Gewicht und so bedeutende Einflüsse auf seine eigne Bildung verstatten konnte; allein diese mögen sich davon überzeugen, daß in den letzten extinctiven Lebensmomenten des Scholasticismus das Widerspiel des Realismus und Nominalismus sich so sehr verflüchtigt und metamorphosirt hatte, daß vielmehr der spätere Nominalismus, dem realistischen Principe gegenüber, das speculative Wesen der Dinge festhielt; daß ferner das Leibnitz'sche Denken, der ununterschiedenen Substanz des Spinoza gegenüber, die hauptsächliche Aufgabe hatte, diese abstract allgemeine Substanz zum concreten Sich-selbst-Unterscheiden, d. i. zur Individualisirung zu bringen, und dieses weiterleitende Denken mithin sich eifrigst bemühen mußte, diejenigen Momente der Scholastik festzuhalten, welche von dem Dogma der individuellen Substanzen durchdrungen sind. Diese Momente aber befaßt grade der spätere Nominalismus.

Es birgt aber die Abhandlung: „De principio individui", ungeachtet der darin hin- und wiederklingenden scholastischen Ansichten und Formeln (wie: entia completa und incompleta, materia prima gegenüber der materia secunda u. s. w.) höchst großartige und eigenthümliche Gedanken, die man im wesentlichen Sinne doch als Elemente des Leibnitz'schen Systems ansehen muß, und das vornehmlich in der Beantwortung der Frage nach einem „realen oder physischen Principe, welches den individuellen und numerischen Unterschied der endlichen Substanzen für das Denken rechtfertige". Diese Frage beantwortet Leibnitz einfach mit dem Satz: „Pono igitur, omne individuum sua tota entitate individuatur— (jedes Individuum individuirt sich durch die Totalität seines geistigen Wesens)". In diesem Satze geht Leibnitz über den scholastischen Begriff von der entitas völlig hinaus, er streift ihm alles Accidentielle ab und erhebt ihn zu der Bestimmung der reinen, concreten Geistigkeit, welche als selbstbestimmend und sich selbst unterscheidend gedacht werden muß. In dieser Wendung eben versetzt er der ausgeklärten Scholastik den Todesstreich, weil der darin liegende Gedanke ebenso wol den Wendepunkt der modernen Wissenschaft bildet, als auch die erste Ergänzung der Spinozistischen, nur im Ansich des Seins verweilenden Substanz ist, welche nicht anders als durch den freien Act der Selbstindividualisirung sich erschließen und zur wahren geistigen Existenz gelangen kann.

Schließlich wollen wir über den Text der eben besprochenen Broschüre noch die Bemerkung machen, daß derselbe einer ungemein schlechten Revision unterworfen worden ist und von kleinen Druckfehlern wimmelt. 1.

Neuestes literarisches Curiosum.

In Sondershausen ist so eben ein seltsames Büchlein in Form eines Sendschreibens an den Unterzeichneten erschienen. Wäre darin blos von mir die Rede, so würd' ich kein Wort davon sagen. Aber der Verf. wagt es in seinem blinden Religionseifer, S. 55 sogar den würdigen Ammon der „Wegschaffung des Christenthums und Ausbildung der Teufelsreligion" zu beschuldigen, und ruft, nach Anführung einer Stelle aus Dessen „Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion", mit einer beinahe fanatischen Wuth aus: „Dahin sind wir also gekommen, daß solche schamlose Sprache von dem höchsten protestantischen Geistlichen in Sachsen, der Wiege der Reformation, öffentlich und ungestraft geführt werden darf! In Würtemberg hat man doch wenigstens den Dr. Strauß seines Amtes entsetzt."

Man bedenke dieses prägnante „wenigstens"! denn es deutet offenbar darauf hin, daß man eigentlich einen solchen Ketzer hätte verbrennen sollen. Wenn aber der Verf. so unprotestantisch gesinnt ist, warum geht er nicht lieber nach Rom und läßt sich dort beim Inquisitionstribunale anstellen? Zwar verbrennt auch dieses nicht mehr die Ketzer; aber es weihet sie doch durch einen Bannfluch dem ewigen Feuer und sperrt sie auch in harte Kerker ein, wenn es ihrer Person habhaft werden kann.

Indessen darf man sich über diese unprotestantische Intoleranz nicht wundern. Denn der Verf. sagt schon im Vorworte: „War ich sonst ein stolzer Philosoph, so schäme ich mich jetzt nicht, meine damalige grenzenlose Ignoranz in Glaubenssachen, die allen Neologen und unbekehrten Weltweisen eigen ist, nun auch laut zu proclamiren." Dieser lauten Proclamation hätt' es indessen nicht bedurft. Denn die mit der Intoleranz so innig verschwisterte Ignoranz bricht aus allen Seiten des Sendschreibens so offenbar hervor, daß man sie nicht blos eine damalige nennen kann. Auch hat der Verf. zwar den Philosophen abgelegt, wenn er es je gewesen, aber nicht den Stolz. Denn auch andere angesehene Schriftsteller werden von ihm mit einer Miene behandelt, als wenn er hoch über ihnen stände.

Und wer ist denn nun dieses neue gewaltige Rüstzeug des Herrn, sich berufen glaubend, das alte echte Christenthum gegen die neue Teufelsreligion zu vertheidigen? Auf dem Titel nennt sich der Verf. des Sendschreibens: „Baron Otto von Ueckermann, Mitglied der Committee der sächsischen Haupt-Bibelgesellschaft zu Dresden", und dann wird noch hinzugesetzt, das Büchlein sei gedruckt: „Zum Besten der Kasse des Dresdner Hülfs-Bibel-Vereins, unter der Direction Sr. Hochehrwürden des Herrn Pastor (s) Stephan zu St. Johannis." Nun, wer Lust hat, dieser Kasse etwas zuzuwenden, der kaufe und lese dann auch, wenn er's vermag, bis zu Ende! Er wird dann erfahren, daß auch ich zu den leidigen „Feinden Gottes" gehöre. Er wird aber auch daraus ersehen, daß es noch immer viel solche Leute in der Welt gibt, wie sie der Apostel Paulus vor Augen hatte, als er seinen Brief an die Römer schrieb. S. Cap. 10, V. 2.

Damit verbind' ich noch eine Bitte an den Verf. zum Besten des Publicums. Friedrich der Große sagte einmal zu einem seiner Offiziere, der, ich weiß nicht, was gesagt oder gethan hatte: „Sein Vater war ein kluger Mann." Dasselbe könnte man auch in Bezug auf den Verf. sagen. Denn er hatte einen Vater, der noch mehr als klug war und in seinem Testamente auch die Universität Leipzig mit einem sehr werthvollen Legate bedachte. Dieser würdige Mann vertraute mir einst ein handschriftliches Werk an, das viel Gutes enthielt, das er aber aus zu großer Bescheidenheit nicht durch den Druck dem Publicum mittheilen wollte. Gewiß findet es sich noch in seinem Nachlasse. Möchte der Sohn dieses Werk des Vaters herausgeben! Dadurch würde er sich ein größeres Verdienst um das Publicum als durch das Sendschreiben erwerben. Denn aus jenem Werke wäre wirklich etwas zu lernen. Wenn aber der Verf. am Ende dieses Sendschreibens von Kant erzählt, er sei im Wahne gestorben, daß er eine Gans geworden und daß man ihm zur Beruhigung Gerste vorstreuen mußte, so erzählt der Verf. ein Märchen, das er vielleicht selbst erfunden, das ihm aber keine Ehre macht. Ein Mensch, der lange lebt, kann am Ende wol den Verstand verlieren, sei er Philosoph oder nicht. Durch Frömmelei und Schwärmerei aber kann man den Verstand auch in der Jugend verlieren. Und diese Gefahr ist viel größer, wie tausend Beispiele zeigen. Also denke der Verf. auch an den Spruch: „Wer da stehet, sehe zu, daß er nicht falle!" Krug.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 239. — 27. August 1837.

Neugriechische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 238.)

Nach dem Falle von Mesolongi kehrten die griechischen Entsatztruppen und die von der Besatzung Geretteten nach Amphissa und Ibrahim-Pascha in den Peloponnes zurück; Kiutagis aber zog, nachdem er eine Besatzung in die Festung gelegt, mit 20,000 Mann Fußvolk und 3000 Reitern vor Athen. Statt ihm in den Bergpässen aufzulauern, brachen die entmuthigten Griechen auch nach dem Peloponnes auf; nur Vassos Mavrovuniotes und N. Kriezotis behaupteten sich mit 500 Mann muthig in Eleusis. In diesem bedrängten Augenblick, wo fast ganz Nordgriechenland dem Kiutagis unterworfen und der Peloponnes in den Händen Ibrahim's war, ernannte die Regierung den Georg Karaïskakis zum Oberfeldherrn des Festlandes. Er brach alsbald wieder von Nauplia auf und sammelte seine Macht bei Eleusis. Von hier ging er nach Chaïdari, eine Stunde westlich von Athen, wo am 5. August ein Scharmützel und am 8. August das bekannte Gefecht erfolgte. Perrhäbos, der hier mit 250 Mann die am weitesten vorgeschobene Verschanzung zu vertheidigen hatte, schlug den ersten Angriff der Türken glücklich zurück; allein der Starrsinn Fabvier's, der sich den Anordnungen Karaïkakis' nicht fügen wollte, vereitelte die Erfolge des Tages. Eine kleine Abtheilung der Philhellenen, größtentheils Deutsche und Franzosen, zeichnete sich durch tollkühne Tapferkeit aus; im Ganzen verloren die Türken gegen 500, die Griechen 16 Mann und 12 Verwundete; die Philhellenen hatten 18 Todte, 22 Verwundete, und 16 wurden gefangen und von den Türken geköpft; überdies verlor Fabvier vier Kanonen, deren Räder zerbrachen. Mit Einbruch der Nacht zogen sich die Griechen über das Gebirge zurück.

Unterdeß verlangte Guras, der auf der Akropolis von Athen commandirte, eine Verstärkung, welche Kriezotis auch am 11. Oct. hinaufführte und selbst das Commando übernahm, nachdem Guras bereits am 30. Sept. bei einem Ausfall geblieben war. Karaïskakis aber, nachdem er eine Verstärkung von 1000 Mann erhalten, brach am 25. Oct. nach Thisbe (Kakosi) an der Südseite des Helikon auf, wo er 300 Türken in einigen festen Thürmen einschloß. Zweitausend Türken kamen unter Führung des Mustam-Bey von Theben und Athen zum Entsatz ihrer Landsleute. Nach mehrtägigen Scharmützeln (da der Feind den Griechen an Reiterei überlegen war, welche hier in der Ebene wirken konnte) erfuhr Mustam-Bey die Landung von 1000 Griechen aus Thessalien, unter der Führung des Gatzis und Kolettis bei Talanti, brach heimlich mit einem Theile seiner Macht gegen sie auf und zwang sie durch ein glückliches Gefecht, sich wiedereinzuschiffen. Karaïskakis aber verließ, da er ohne Geschütz und hinlängliche Reiterei die Thürme bei Thisbe nicht einnehmen konnte, diese unwichtige Stellung am 15. November, marschirte auf rauhen Wegen über Dubo und Stiris nach Ambryssos (Distomo) und entsendete Grivas Gardikiotis, G. Vajas und G. Dyovuniotis mit mit einigen Hundert Mann nach Arachova. Am 17. Nov. kamen Mustam-Bey und der Kechaja-Bey mit 2000 Mann und 200 Reitern von Talanti und zogen durch die Triodos (Zamenón) nach Arachova hinauf; Karaïskakis aber folgte ihnen auf dem Fuße, trieb sie aus dem Dorfe auf eine über demselben gelegene Erhöhung und schloß sie hier ein. Die Griechen hatten den Vortheil, sich wenigstens abwechselnd in den Häusern des Dorfes ausruhen und erwärmen zu können; die Türken aber, so hoch im Gebirge unter freiem Himmel campirend, wurden durch die eintretende rauhe Witterung, Schnee, Regen und Nordwind in die äußerste Noth versetzt. Nach fünf Tagen erschienen 1500 Türken vom Heere des Kiutagis zum Ersatz, wurden aber von den Griechen bei Zamenón zurückgeschlagen. Die Eingeschlossenen fingen jetzt an zu unterhandeln und baten um freien Abzug nach Zeituni; allein die Griechen verlangten außer der Übergabe von Amphissa und Labadeia, daß sie die Waffen strecken, alles Gepäck hergeben und nur das Leben geschenkt erhalten sollten. Nach zweistündiger Bedenkzeit entschieden sich die Türken für neuen Kampf. In der Nacht des 23. Nov. fiel ihr Oberbefehlshaber Mustam-Bey durch eine Kugel, und nun machten sie neue Vorschläge, die aber wieder verworfen wurden. Am 24. Nov. während eines furchtbaren Sturmes und Schneegestöbers versuchten die Türken zu entrinnen; aber die Griechen setzten ihnen nach und tödteten, da der Nässe wegen kein Feuergewehr gebraucht werden konnte, die Meisten mit dem Yatagan; Andere erstarrten, als sie die Höhen des Parnassos erreichten, vor Frost und wurden im Frühling nach dem Auf-

thauen des Schnees mit ihren Waffen und Kleidern in den Schluchten gefunden; nur gegen zweihundert der Feinde entkamen mit erfrorenen Händen und Nasen nach dem Kloster Jerusalem über Daulis. Aus den Köpfen der Getödteten, unter denen auch der Kechaja-Bey war, ließ Karaïskakis bei Arachova eine Pyramide aufrichten!

Nach diesem glänzenden Erfolge bezeichnete Karaïskakis die kurze ihm noch gegönnte Lebenszeit mit ununterbrochenen Vortheilen über den Feind. Am 7. Dec. fing er bei Fontana und Turkochori (unweit Elateia) einen bedeutenden Transport auf; er ließ einen Theil seiner Macht in Distomo sich verschanzen, schickte eine andere Abtheilung zur Belagerung von Amphissa und schlug selbst bei Naupaktos die zum Entsatz von Amphissa kommenden Türken. Dann eilte er im Januar zurück nach Distomo, welches von Imer-Pascha von Karystos eingeschlossen war, schlug sich zur Nachtzeit durch das feindliche Lager und vereinigte sich mit den Seinigen. Am 31. Jan. gab es wieder ein Scharmützel zwischen den beiden Lagern am Wege nach Stiris; allein während des Treffens trafen zwei Bataillone regulaire türkische Truppen, jedes von 400 Mann, zur Verstärkung des Feindes ein, und der Verf. gesteht offen, daß fast der bloße Anblick dieser ungewohnten Truppengattung hinreichte, die Hellenen zum Rückzuge zu bewegen. Nach drei Tagen machten diese türkischen Bataillone allein einen Angriff auf die Verschanzungen der Griechen; allein Karaïskakis, durch einen Überläufer hiervon unterrichtet, legte ihnen einen Hinterhalt und schlug sie mit einem Verlust von 75 Todten, ohne die Verwundeten, zurück. Die Folge war, daß die Türken nicht allein am 6. Febr. 1827 ihr Lager von Ambryssos (Distomo) abbrachen und sich nach Lebadeia zurückzogen, sondern auch das Schloß von Amphissa und die Verschanzungen bei Daulis und Jerusalem freiwillig räumten.

Auch Karaïskakis marschirte jetzt mit seinem Heerhaufen nach Attika und lieferte in den ersten Tagen des März dem Kiutagis selbst das glänzende Gefecht bei Karatzina, westlich vom Piräeus. Es folgten mehre kleinere, aber glückliche Scharmützel. Am 11. April lief auch der Admiral Miaulis mit Lord Cochrane und dem General Sir Richard Church in den Piräeus ein, wo Johann Notaras schon früher den festen Hügel von Munychia besetzt hatte. Die Griechen besetzten jetzt den ganzen Piräeus und nöthigten die in dem Kloster des heil. Spyridon eingeschlossenen Türken zur Übergabe, die darauf bei ihrem Abzuge auf die bekannte unglückliche Weise niedergemetzelt wurden. Allein seit dem Auftreten der beiden Briten kam Uneinigkeit, Mistrauen und Unzufriedenheit unter die Griechen; Karaïskakis, im Gefühl seiner innern Überlegenheit und seiner bisherigen Verdienste, fand sich bitter gekränkt durch seine Zurücksetzung hinter Church und Cochrane, deren unzweckmäßige Plane er laut misbilligte, aber leider nicht hintertreiben konnte. Am 22. April fiel er in einem Scharmützel unweit der phalerischen Küste, und schon am 24. desselben Monats erfolgte die bekannte unglückliche Landung und entsetzliche Niederlage der Griechen bei Cap Kolias, wo sie 825 ihrer besten Anführer und Krieger verloren. Kurz darauf räumte der Obergeneral Church den Piräeus, und die Akropolis capitulirte am 24. Mai 1827.

Die Lage Griechenlands war damals kläglich: der talentvollste Anführer, Karaïskakis, todt; das ganze Festland dem Mechmet-Reschid Pascha (genannt Kiutagis) unterworfen, der Peloponnes größtentheils in den Händen Ibrahim's; nur die Insulaner behaupteten sich noch im Seekriege. Die Trümmer des griechischen Heeres zogen sich von Salamis nach Korinth und harrten hier der Wendung der Dinge. Da brachten die Flotten der drei Mächte eine unverhoffte Rettung durch die Seeschlacht bei Navarin am $^{8}/_{20}$. Oct. 1827, und am 6. Jan. 1828 traf auch der Graf Johann Kapodistrias, von der dritten Nationalversammlung in Trözen zum Präsidenten ernannt, in Griechenland ein. Von jetzt an wurde das ganze Verhältniß der Sache ein anderes; die Existenz Griechenlands blieb nicht mehr in Zweifel gestellt; es galt vielmehr, das schon Errungene zu befestigen und zu sichern.

Eine der ersten Sorgen des Präsidenten war, unterm 7. Febr. das Kriegswesen zu ordnen. Die Truppen wurden in Bataillone (Chiliarchien) eingetheilt und Demetrios Ypsilantis zum Oberfeldherrn (στρατάρχης) ernannt. Allein kaum waren neun Chiliarchien organisirt, mit welchen der Oberfeldherr sich nach Megara begab, als die Politik des Grafen Kapodistrias schon anfing einer thätigen Fortsetzung des Krieges Hindernisse in den Weg zu legen. Er schickte Kitzos Tzavellas ganz allein mit der ersten Chiliarchie, als wäre es auf seinen Untergang abgesehen, gegen die zahlreichen Türken in Westgriechenland; allein wider Erwarten gelang es diesem talentvollen Obersten, durch seine beispiellose Tapferkeit und Thätigkeit die westlichen Provinzen, zumal als sich nach einem Monate die dritte Chiliarchie unter Johann Stratos mit ihm vereinigen durfte, gänzlich vom Feinde zu säubern. Der Oberfeldherr aber mußte indessen durch den Willen des Präsidenten den ganzen Sommer unthätig in Megara bleiben und durfte erst am 25. Oct., und nur mit drei Chiliarchien und 500 andern Soldaten gegen Ostgriechenland aufbrechen. Ypsilantis nahm seinen Weg nach dem Helikon, vertrieb die Türken aus Dubo und Stavenikо an diesem Gebirge, wo sie Stellungen inne hatten, und entsendete Dyovuniotis mit einer Chiliarchie gegen Amphissa, der die feindlichen Besatzungen in Distomo, Daulis und Amphissa zur Capitulation und zum Abzuge nach Lamia bewog. Hierauf ergab sich auch Lebadeia den Griechen. Der Oberfeldherr nahm sein Haupquartier in Arachova und vertheilte seine Truppen in der Gegend zwischen dem Parnassos, dem Helikon und dem kopaïschen See.

Unterdeß fiel plötzlich, mitten im Winter, Machmud-Pascha am 24. Dec. mit 5—6000 Mann durch die Thermopylen ins Land ein, überrumpelte Lebadeia und vereinigte sich nach einigen Tagen in Theben mit Omer-Pascha von Karystos. Sie beschlossen, zuerst die Chiliarchie des Vassos Mavrovuniotis in Martini an der Ostseite des kopaïschen Sees anzugreifen. Der Oberfeldherr, der von diesem Vorhaben Nachricht erhielt, befahl dem

Obersten Vassos, sich wohl zu verschanzen; allein eine ihm zugedachte Verstärkung traf nicht mehr ein. Dennoch schlug Vassos den Angriff des Feindes unter Machmud-Pascha's eigner Führung mit beträchtlichem Verluste zurück, und die Folge war, daß das Lager in Theben sich auflöste, und Omer-Pascha nach Euböa, der andere Pascha aber nach Lamia zurückkehrte.

Während Ypsilantis diese Erfolge in Ostgriechenland einerntete, Church aber, der unterdeß den Oberbefehl in Westgriechenland erhalten hatte, auch diese Gegenden von Feinden frei erhielt, ernannte der Präsident seinen Bruder Augustin Kapodistrias, der vom Kriegswesen gar keinen Begriff hatte, zum Generalkriegscommissair für das Festland. Augustin begab sich mit der Fregatte Hellas in den Hafen von Amphissa, von wo aus er den militairischen Befehlshabern wie den Civilbehörden die ungereimtesten Befehle zusandte und alles Fortschreiten durch seine Unwissenheit und Eitelkeit hinderte. Er nahm die besten Truppen für sich, um die ganz überflüssige Belagerung von Naupaktos vorzunehmen. Vergebens richteten die meisten der Chiliarchen unterm 15. Mai 1829 eine umständliche Beschwerdeschrift an den Präsidenten, sie blieb ohne Erfolg. Allein der wackere Ypsilantis verlor den Muth nicht; er ging von Arachova nach Theben, wo 2500 Türken standen, und verschanzte sich mit nur 700 Mann in der Nacht ihnen gegenüber, während er 400 andere unter Kriezotis den Bergpaß Anyphoritis vor Chalkis auf Euböa besetzen ließ. Dies letztere Corps wurde von Omer-Pascha selbst mit 2000 Türken angegriffen, behauptete aber seine Stellung und trieb den Feind mit starkem Verluste in die Festung zurück.

Bei Theben lieferte am 11. Juni der Reiteroberst Hadschi-Christos ein siegreiches Gefecht. Er kam mit 130 Reitern von Naupaktos; die Türken, welche das Corps für ein befreundetes hielten, ritten 300 Mann stark ihm entgegen und wurden ihres Irrthums erst unter den Säbelhieben der Griechen inne. Sie verloren 150 Mann, die griechische Reiterei nur drei. Um diese Niederlage auszuwetzen, griffen die Türken am 21. Juni das Corps Ypsilantis' in seinen Verschanzungen in und bei Theben an. Allein sie wurden mit empfindlichem Verluste zurückgeschlagen und wiederholten den Versuch am folgenden Tage mit ebenso schlechtem Glücke. Inzwischen aber drohte das Lager der Griechen sich aufzulösen, weil der Präsident, während er seinen unkriegerischen Bruder mit Hülfsmitteln aller Art versah, den tapfern Ypsilantis an Allem Mangel leiden ließ, trotz der dringendsten Gegenvorstellungen. Es kam wirklich so weit, daß die Soldaten das Lager verließen, sodaß der Oberfeldherr ihnen nacheilen mußte und mit Mühe wieder eine kleine Macht am Helikon zusammenbrachte. Dies geschah zu Anfang des August. Während Ypsilantis noch in dieser Gegend stand, und mehr Truppen an sich zu ziehen suchte, kam Aslan-Bei mit einem Heerhaufen von 1500 Mann aus Thessalien nach Athen, um das dort stehende türkische reguläre Corps abzuholen und nach Larissa zu geleiten. Der Oberfeldherr beschloß ihm den Rückzug abzuschneiden und besetzte den Engpaß von Petra zwischen Theben und Lebadeia. Am 12. Sept. erschienen die Türken, 5—6000 Mann stark mit fünf Kanonen, und griffen die Verschanzungen der Griechen auf dem Bergrücken von Petra an; die Macht der Letztern belief sich auf 2300 Streiter. Allein sie wurden nach einem mehrstündigen Gefechte zurückgeschlagen, und da sie die Unmöglichkeit erkannten, diesen so beschwerlichen Paß zu erzwingen, wünschten sie am 13. Sept. 1829 zu unterhandeln. Gegen die Abtretung aller von ihnen diesseit der Thermopylen besetzten festen Plätze und Stellungen, als Lebadeia, Chani tu Kabiku, Turkochori und Fontana, erhielten sie freien Abzug, sodaß ganz Ostgriechenland südlich vom Öta, bis auf Athen und Attika, in den Händen Ypsilantis' blieb. Dies war die letzte bedeutende Begebenheit des griechischen Freiheitskrieges; von jetzt an hörten die Feindseligkeiten völlig auf.

Mit der Erzählung dieses Vorganges schließt auch der zweite Band der Memoiren unsers Verfassers, welche, obgleich sie auf die Begebenheiten im Peloponnes und auf die Vorfälle zur See fast gar keine Rücksicht nehmen, doch ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des griechischen Aufstandes sind. Zunächst dürften jetzt die Memoiren des Oberstlieutenants Spiros Milios zu erwarten sein, die vorzüglich die Feldzüge Karaïskakis' und Ypsilantis' umfassen, und die er 1834 im Gefängniß auf Akronauplia geschrieben hat. 107.

Ludwig Feuerbach und die neue Scholastik.

Es ist der niederträchtige Zug sich selbst wegwerfender Philosophie geworden, der orthodoxen Theologie den Hof zu machen und sich selbst um den Titel der Rechtgläubigkeit mit aller möglichen Lügenhaftigkeit zu bemühen. Diesem Unwesen tritt Ludwig Feuerbach in seinem „Leibnitz" entschieden und derb entgegen, indem er ohne Weiteres das ganze Gehätschel der rohen dogmatischen Vorstellung zum Tempel hinausjagt. Er findet einen beleidigenden Flecken für Leibnitz darin, daß er in seiner „Theodicee" „die eitelsten, leersten theologischen Vorstellungen und Kniffe acceptirt, z. B. die Vorstellung, daß Gott die Sünde, das Böse zugelassen habe, und selbst die barbarische Vorstellung einer ewigen Hölle, die doch nichts weiter ist als eine dogmatische Bartholomäusnacht, als das hypostasirte Gallenfieber der Orthodoxie, das ihr die Wuth gegen Andersdenkende zugezogen".

Ferner in einer Anmerkung heißt es: „Das Beinlein: Lus oder auch tárvad rákaf befindet sich nach den Rabbinen im Rückgrat und ist so hart, daß es wie ein Hammer einen Felsen zerschlägt, unverbrennlich und unverweslich, daher der Stoff, aus dem der neue Leib bei der Auferstehung gebildet wird. Schade daß dieser Knochen, der den Rabbinen doch auch für eine unbezweifelte Thatsache galt, nicht auch unter uns Consistenz gewonnen hat! Welche tiefsinnige Speculationen hätten wir dann nicht von so manchen unserer heutigen Philosophen über dieses Beinlein." Feuerbach erinnert hiermit an „die Frau Rath", die nach Göschel durch die Wiederbringung aller Dinge auch die gestohlenen Diamanten bei der Auferstehung wieder anhat. Noch deutlicher spricht er sich S. 155 gegen das versöhnende Zusammenmengen der Philosophie und dogmatischen Vorstellung aus, welche sich das Ansehen gibt, als nähme sie diese starre Substanz der Dogmen leibhaftig in den Fluß der Philosophie herüber, sodaß das Gedankenlose gedacht würde und doch der alte Widersinn bliebe, er sagt: „Eine solche Versöhnung oder vielmehr Confusion gibt wol ei-

nen Schein von Tiefe, aber auch nichts weiter als einen Schein. Sie ist das wahre Geisterverderben und daher auch nur das Product jener amphibolischen Zwitter- und Dämmerköpfe, die keine Gattung, kein εἶδος in sich selbst vertiefen, in seiner Selbstheit, Integrität und Einheit mit sich zu erfassen und festzuhalten vermögen, sondern die heterogensten Substanzen ineinander schmieren und diese Schmiere der leichtgläubigen Menge dann als erquickliche, herzstärkende Lebensessenz feilbieten, jener unseligen Halb- und Dreiviertelphilosophen, denen das erhabene „omnia mea mecum porto" der Philosophie zu hart und abstract in die Ohren klingt, und die daher mit vollen Säcken, mit allen Commoditäten und Victualien des praktischen Standpunktes bepackt, den metaphysischen Standpunkt beziehen, um sich's hier wie zu Hause sein zu lassen, sich so gemüthlich und gütlich zu thun wie im Verkehr mit Vettern und Frau Basen." Es ist kein geringes Verdienst Feuerbach's, daß er die Schleusen des Unwillens gegen dieses Wespennest aufgezogen, es wird ihm nicht an Hülfe fehlen: die Nothwendigkeit des Krieges sieht man erst ein, wenn er erklärt ist. 154.

Wissenschaftliche Nachrichten aus Norwegen.

Zufolge der Statuten der königlich norwegischen Gesellschaft der Wissenschaften ist es eines der Augenmerke der Gesellschaft, zur Beantwortung aufgestellter Fragen in theoretischen und praktischen Materien durch ausgesetzte Preise aufzumuntern. Zur Anwendung für solche Preise ist die Gesellschaft durch die Freigebigkeit ihres Protectors, des Kronprinzen Oskar, in den Stand gesetzt worden, zwei Arten goldene Medaillen, die größere 18, die kleinere 8 Speciesdukaten schwer, prägen zu lassen. Die Gesellschaft stellt jetzt außer einigen praktischen Aufgaben folgende theoretische auf:

1) Kann die Freiheit des Menschen aus dessen Selbstbewußtsein hergeleitet werden?
(Num liberum hominum arbitrium e sui ipsius conscientia demonstrari potest?)
2) Wie stellt die Geschichte die Sitten und die Lebensweise des norwegischen Landvolks in den drei nächst vorhergehenden Jahrhunderten dar?

Derjenige, der eine dieser Aufgaben auf eine befriedigende Weise beantwortet, erhält die größere goldene Medaille und wird überdies zum Mitglied der Gesellschaft aufgenommen, wenn er nicht vorher Mitglied derselben ist. Die Abhandlung wird Eigenthum der Gesellschaft und unter ihren Schriften gedruckt; besondere Abdrücke davon werden dem Verf. auf Verlangen zugestellt. Derjenige, der die eine oder die andere dieser Aufgaben weniger befriedigend beantwortet, sodaß die Gesellschaft die Beantwortung nicht für würdig ansieht, unter ihre Schriften aufgenommen zu werden, aber auch einer Belohnung nicht für unwürdig hält, bekommt die kleinere goldene Medaille, und die Abhandlung wird im Archiv aufbewahrt. Die Beantwortungen, welche in der lateinischen, deutschen, schwedischen oder norwegischen Sprache abgefaßt werden können, müssen vor Ausgang des Juni 1838 unter Adresse der Direction der Gesellschaft eingesandt werden, ohne Namen des Verf., aber mit einer Devise versehen und von einem versiegelten Zettel begleitet sein, der auswendig dieselbe Devise hat, aber inwendig den vollen Namen, Stand und Aufenthaltsort des Verf. zeigt. Die eingekommenen Abhandlungen werden von der Direction und den in Drontheim lebenden Mitgliedern von der ersten Classe der Gesellschaft beurtheilt, weswegen die daselbst wohnenden Mitglieder an der Preisbewerbung nicht Theil nehmen. Sobald einer Abhandlung der größere oder der kleinere Preis zuerkannt ist, wird der Namenszettel in der Versammlung der Gesellschaft am Geburtstage des Königs 1839 geöffnet; des Verf. Name wird der Versammlung verkündet und in denselben Blättern, worin die Preisfragen angeführt sind, bekannt gemacht, wonach die Direction dem Verf. die größere Medaille und das Diplom als Mitglied der Gesellschaft (wenn er es vorher nicht ist), oder die kleinere Medaille zukommen läßt. Wenn eine Abhandlung nicht würdig befunden wird, belohnt zu werden, so bleibt der Namenszettel ungeöffnet, und diesen sowol als die Abhandlung kann der Verf. zurückerhalten, wenn er sie binnen einem Jahre nach der Einsendung zurückfodert, nach welcher Zeit die Gesellschaft für dieselbe nicht verantwortlich ist. 119.

Bibliographie.

Asträa. Taschenbuch für Freimaurer auf das Jahr 1837. 7ter Jahrg. Herausgegeben von Fr. v. Sydow. 8. Sondershausen, Eupel. 1 Thlr.

Berlinisches Bilderbuch. Herausgegeben von Fr. Frhrn. Gaudy. 1stes Heft. Gr. 4. Berlin, Gropius. 16 Gr.

Castelli, J. F., Ausführliche Beschreibung der Erbhuldigung, welche dem Allerdurchlauchtigsten Großmächtigsten Herrn Herrn Ferdinand dem Ersten, Kaiser von Österreich, König von Ungarn, Böhmen, Galizien und Lodomerien, von den Staenden des Erzherzogthumes Österreich unter der Enns am 14. Juni 1835 geleistet ward. Mit historisch-diplomatischen Anmerkungen, und Beiträgen aus dem österreichischen Staatsrechte. Gr. 4. Wien, Gerold. 1 Thlr. 8 Gr.

Chamier, Fr., Die Arethusa. Dem Englischen nacherzählt von G. N. Bärmann. In 3 Theilen. Gr. 12. Braunschweig, Vieweg. 3 Thlr. 12 Gr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1838. Herausgegeben von A. Schreiber. 23ster Jahrgang. Neue Folge. 15ter Jahrgang. Mit Stahlstichen. 16. Heidelberg, Engelmann. 2 Thlr. 8 Gr.

Dreves, L., Lyrische Anklänge. 8. Altenburg, Pierer. 1 Thlr. 12 Gr.

Heinse, Fr., Reise- und Lebens-Skizzen nebst dramaturgischen Blättern. 1ster Theil. Böhmen. 8. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1 Thlr. 12 Gr.

Kersting, J. P. L., Merk auf, Deutschland! Aufschlüsse über die politischen Tendenzen der Zeit, nach Thatsachen und zur Warnung vor drohendem Verderben. Gr. 8. Bremen, Heyse. 15 Gr.

Nicolaus Manuel. Leben und Werke eines Malers und Dichters, Kriegers, Staatsmannes und Reformators im sechszehnten Jahrhundert. Mitgetheilt von C. Grüneisen. Mit 1 Steinzeichnung. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 2 Thlr.

Marryat, Captain. Der fliegende Holländer. Roman. Aus dem Englischen von C. Richard. 3 Bände. 8. Aachen, Mayer. 3 Thlr.

Morier's sämmtliche Werke. 7ter bis 9ter Band. Die Abenteuer Hadschi Baba's aus Ispahan. Aus dem Englischen von G. N. Bärmann. 3 Theile. 8. Braunschweig, Vieweg. 1 Thlr.

— — 10ter bis 12ter Band. Hadschi Baba's aus Ispahan Abenteuer in England. Aus dem Englischen von G. N. Bärmann. 3 Theile. 8. Ebendas. 1 Thlr.

Müller, K. A., Vaterländische Bilder, in einer Geschichte und Beschreibung der alten Burgfesten und Ritterschlösser Preussens. 1ster Theil. Die Burgfesten und Ritterschlösser Schlesiens. Gr. 8. Glogau, Flemming. 2 Thlr. 8 Gr.

Sagen der Nordamerikanischen Indianer. 1stes Heft. 8. Altenburg, Helbig. 6 Gr.

Über das Verhältniß der freien Hansestadt Bremen zum deutschen Zollvereine. Von einem Bremer Kaufmanne. Gr. 8. Bremen, Heyse. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 240. —— 28. August 1837.

Poeten und Poetaster aus dem Laufe des Jahres 1836.

Dritter Artikel.*)

42. Gedichte von Friedrich Riemann. Magdeburg, Heinrichshofen. 1836. 8. 1 Thlr.

Die Lecture dieser Gedichte vergleicht Ref. einem von ihm unternommenen Morgenwandel durch einen Garten und einer damit verbundenen Blumenschau und Blumenmusterung. Bei aller Willigkeit, die darin gezogenen Blumen ergötzlich für Aug' und Nase zu finden und sein Auge für jegliches gelbe und verkümmerte Pflänzchen zu verschließen, auch die blühenden, duftreichen und frischen um so lieber zu nennen und hervorzuheben, fand er doch nur wenige der letztern. Er sah die Rosen der Liebe grade so behandelt und gezogen wie in den vielen andern Dichtergärten unserer Zeit; viele schimmernde, aber duftlose Tulpen; Cactus speciosus dagegen, d. h. zarte Phantasieblüten, anspruchslose Feld- und Wiesenblumen, die bei aller scheinbaren Sorglosigkeit in der Behandlung doch dem kundigen Sinne die pflegende Hand eines Gärtners verrathen, Passionsblumen, d. h. Ergüsse eines frommen Sinns, und Epheu, der sich um Ruinen schlingt, d. h. wahrhaft elegische Laute — nirgend. Zum Verdienste werde es jedoch dem Verf. angerechnet, daß er, ein Verehrer Heine's, wie aus S. 95 hervorgeht, doch nirgend heinisirt, daß er ein Ohr für Euphonie und antike Rhythmen in der Seele hat, auch die Reinheit des Reims in Ehren hält. „Dichterleben" (S. 139) hat einen guten Gedanken. Die Distichen sind hausbacken. „Gebrechlichkeit, dein Nam' ist Weib" (S. 113) ist gradehin eine traurige Verirrung des Gefühls für Wahrheit zu nennen. Das „Neuromantische Liebeslied eines jungen Commis" (S. 35) ist durchaus nicht neuromantisch; denn der Verf. führt hier nur neuromantische Worte, aber der Geist fehlt. Ergötzlich dagegen erscheinen uns ein Paar Strophen auf Nicolai, den jüngsten Reisebeschreiber Italiens:

Es zog ein Jäger wol flink und keck
Aus seiner sandseligen Heimat weg,
Aus seinem neumärkischen Vaterhaus
Ins gepriesene Land Italiens aus.
    Dahin, dahin,
    Mit rüstigem Sinn,
Aha, ahi, aha, ahi,
Herr Niclai, Herr Niclai.

— — — —

Was weiter, was weiter, was traf ihn denn noch?
Es hielt sein Kutscher in jeglichem Loch,
Da prellten Herr Wirth und Frau Wirthin ihn,
Da packten die Flöhe, da mußt' er fliehn.
    Ja drum, ja drum,
    Doch's Fliehn war nicht dumm,
Aha, ahi, aha, ahi,
Herr Niclai, Herr Niclai.

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 114—117 und 178—181 d. Bl. D. Red.

43. Friedrich der Einzige verherrlicht durch die Accorde des deutschen Barbitons. Immortellen zur funfzigsten Todtenfeier des Königs. Nürnberg, Recknagel. 1836. Gr. 4. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Sammler und Herausgeber dieser fast durchgängig gediegenen, zum Preise Friedrich's des Einzigen gesungenen Gedichte aus der Feder gefeierter Dichter, hat sich nicht genannt, sondern blos am Schlusse des Prologs, der in Prosa geschrieben, Nürnberg als seinen Wohnort bezeichnet. Sei er indessen, wer er will; er ist ein Patriot, und die Idee, die Urne des Unsterblichen am Tage seiner funfzigsten Todtenfeier mit den Siegeskränzen vaterländischer Dichter zu schmücken, ist ansprechend und glücklich zu nennen. Er will seine Schrift mit den Lyraklängen deutscher Barden als eine Vorhalle zu einer Alles umfassenden Geschichte des Königs angesehen wissen und hält eine vollkommen gediegene Ausgabe seiner Schriften, in welcher Beziehung er unterm 24. Januar 1836 eine Auffoderung an das gelehrte Deutschland ergehen ließ, für des Unsterblichen würdigste Apotheose. Wir meinen, es sei nicht nöthig, die Gedichte, welche hier als Immortellen am Tage der großen Todtenfeier dem Einzigen auf das Grab gestreut werden, da sie größtentheils von bekannten Verfassern früherer Zeit geschrieben wurden, hier durch einige Federstriche zu charakterisiren; auffallend ist es uns jedoch, daß man von Gleim verhältnißmäßig so wenig aufgenommen hat. Der Gesänge sind folgende: „Preußens Genius an die deutschen Fürsten", von Schubart; „An unsere Dichter", von Gleim; „Der Barde an seinen König", von Klopstock; „Mein Heiliger", von Haindorf; „Friedrich, der Schutz der Freiheit", von Rübiger; „Friedrich der Sieger", von Willamov; „Friedrich der Große", von Schubart; „Friedrich der Große", von Ortlepp; „Der Triumph", von Ramler; „Auf die Wiederkunft des Königs", von Ramler; „Friedrich im Liede", von Kästner (ein Epigramm); „Friedrich, der Künste Freund", von Hagedorn; „Der Eintritt des Jahres 1751", „Der Eintritt des Jahres 1752", „Der Eintritt des Jahres 1753", und „Der 24. Januar des Jahres 1754", von Lessing alle vier Nummern; „Friedrich, ein Gedicht in vier Gesängen", von Cronegk; „Am sechzigsten Geburtstage des Königs", von Ramler; „Elegie am Begräbnißtage Friedrich's", von Hagemeister; „Schwerin beim Tode Friedrich's", von Hagemeister; „Zum Andenken des 17. Augusts 1786", von Stägemann; „Ode auf Friedrich's Tod", von Schnitter; „Eines alten Helden Abschied vom Leben", von Stägemann; „Friedrich der Einzige", von Schubart; „Lapidarschrift auf Friedrich den Großen", von Birkenstock. Der Epilog, „An die Muse" überschrieben, scheint vom Herausgeber verfaßt zu sein und lautet also:

Reiche die Laute mir nicht, die leise erzittert im Nachthauch
    Und wie ein einsamer Laut tönt aus vergangener Zeit.

Wohl nie ist mir vergönnt, durch ihre Saiten zu stürmen,
Daß sie erringe den Preis sich unvergänglichen Lieds.
Da wird schweigen Gesang, wo selbst des letzten der Barden *)
Lyra verstummte und still feierte deinen Triumph,
Größter der Könige, den auf flammenden Wogen des Hymnus
Einst des Gefangenen **) Geist grüßte in schweigender Nacht,
Daß auf des Barbitons Ruf die Fesseln sich lösten dem Sänger,
Als er vermählte das Lied mit der Unsterblichkeit Loos.
Tauche, geschäftige Muse, Gefährtin der köstlichsten Stunden,
Mir des prophetischen Schwans silbergefiederten Kiel
Sonder Rast in der Rede lebendigen Strom, zu erwecken
Wahnverblendeter Welt fast schon erloschenen Sinn
Für des unsterblichen Königs gleich unvergängliches Denkmal,
Das in des Wissens Gebiet auf sich gethürmet sein Geist.
Möge sich adeln die Zeit, erfassen mit edler Begeistrung —
In typographischen Schmuck hüllend — den köstlichen Schatz,
Daß Jahrhunderte still ob seiner Dauer entschlummern;
Deutschlands eigenen Ruhm ewig verkündet das Werk.

44. Agrionien. Eine Sammlung von Charaden und Räthseln von Richard Roos. Güstrow, Opitz und Frege. 1836. 8. 12 Gr.

In dem Nachlasse des von uns schon in diesen Bl. genannten R. R. fand sich dieses Manuscript, welches von den Nachgebliebnen den Verlegern zur Herausgabe anvertraut ward. Wir finden auch hier die Elemente, die den Heimgegangnen zum Liebling der Journallesewelt machten, unerschöpflich heitere Laune und Gemüthlichkeit, und empfehlen das Büchlein hiermit bestens.

45. Satirische Anklänge. Von August Schilling. Wien, Hirschfeld. 1836. 16. 8 Gr.

Der Verfasser, welcher schon 1835 „Sinngedichte und poetische Kleinigkeiten" und als Fortsetzung derselben „Faunenkränze" herausgegeben, hat wohlgethan, gegenwärtiges Duodezwerklein „Satirische Anklänge" zu nennen; denn die in ihm enthaltenen Sinngedichte, Witzfunken und Gedankenspähne streifen oder klingen oft nur an das Satirische an, und nicht wenige derselben sind matt und haben stumpfe Spitzen. Die Kunst, ridendo dicere verum, erfodert ein angeborenes Talent, was im Grunde Wenigen verliehen ist, indem es im gemeinen Leben oft mit Spaßmacherei verwechselt wird. Herrn S. dieses Talent ganz absprechen zu wollen, wäre ungerecht, und da er Martial, Juvenal und Horaz kennt und zu lieben scheint, auch manchen artigen Gedanken mit angeborener Naivetät dargestellt hat, so wird er, wenn er im Laufe der Jahre (er ist noch jung, wie er selbst sagt) Menschen und Dinge besser kennt und begreift, in dem von ihm gewählten Felde der Thätigkeit Gutes leisten und auch noch manches Pfefferkorn seines jetzigen Witzes in attisches Salz verwandeln können. Recht schlimm kommen die Recensenten weg. Er mag vielleicht Grund haben, gegen sie am bittersten zu Felde zu ziehen. Z. B. S. 50 „Auf einen bekannten Kritiker":

Auch Er hat seine guten Stunden (lucida intervalla);
Dann gleicht er den dressirten Hunden
Und ihrer edleren Natur;
Sie beißen nicht — sie bellen nur.

Oder S. 90, mit der Überschrift: „Von der Begeisterung der Dichter", mit dem Motto: „Est Deus in nobis, agitante calescimus illo":

Es wohnt in uns ein göttlich Feuer
Und spricht sich aus durch unsre Leier;
Doch, geht es gleich vom Himmel aus,
Ein dummer Recensent,
Den's gar nicht brennt,
Löscht's gleich mit seinem — Wasser aus.

46. Elysium. Gedichte von Karl Heinzelmann. Berlin, Wehr. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Lieder, Balladen und Romanzen, Liebesknospen, Sinngedichte, Fabeln und Glossen, Gelegenheits- und vaterländische Gedichte, und sogar ein wenig Dramatisches, das sind die Gerichte, mit denen Hr. H. die poetische Tafel servirt. Wir haben aus den Liedern kein neues Bild, keine neue Idee entnehmen können. Die Rose und das Veilchen, die Nachtigall und die Freude, die Liebe und der Wein, die Sonne und die Hoffnung werden hier in bekannter verbrauchter Manier besungen; der poetische Gastgeber reimt frischweg Sonne und Wonne, Kuß und Genuß, Herz und Schmerz, und wie sehr er sich bemüht, dies berliner Spreewasser mit Zucker zu versetzen, es schmeckt doch durch. Die Balladen und Romanzen sind nun gar verunglückt; der Verf. hat keine Ahnung von ihrem wahren Geist und Ton, und ihre Sprache verflacht sich hin und wieder bis zu den Reimereien der „Lieder, gedruckt in diesem Jahr". Vollkommen ein „Lied, gedruckt in diesem Jahr", steht S. 233, „Liebchens Reiz"; man höre ein Paar Strophen:

Mädchen, ach du bist so prächtig,
Und so lieblich, wonnig, mild;
Deine Zauber sind allmächtig,
Du trägst einer Göttin Bild.

Ach, ich seh' dich gar zu gerne,
Holder Engel, süßes Kind;
Heller noch denn alle Sterne
Deine Augen leuchtend sind. u. s. w.

Zeigt sich hin und wieder ein Strahl von Hoffnung, jetzt werde er aufschweben, dann hinkt plötzlich die Prosa mit gesenkten Ohren in die Strophe hinein. Er erlaubt sich, jenseit mit dem dritten Fall zu construiren; S. 119 wächst der Stolz in den Brüsten (!) Bianco's und Corfu's, und S. 42 wird behauptet, die Frösche verständen besser dem Vater im Himmel durch ihr Lied zu danken, als wir der himmlischen Gefühle uns kundige Menschen. Mit einem Worte, das ganze Dichten und Trachten des Mannes schwimmt im Strome hausbackener Alltäglichkeit; und dennoch — dennoch hat das Buch und dessen Lecture durch einige besondere Umstände etwas Anziehendes. Sowol aus dem poetischen „Vorwort an die Leser" wie aus einem der Gelegenheitsgedichte in Form der Schiller'schen Glocke: „Begründung des Elysiums", S. 299, ergibt sich, daß Herr Karl Heinzelmann derselbe Herr Karl Heinzelmann ist, der zur Lust der Berliner im Thiergarten das sogenannte Elysium, ein höchst ästhetisches Sans-Souci, etablirt hat, auf dessen Beschreibung wir den Leser, sollte er nicht selbst in B. es besuchen können, hiermit verweisen. Auf welcher Stufe steht nun des deutschen Volkes encyklopädische Bildung, wenn seine Schenkwirthe und Gasthalter nicht blos für durstige Gäste aus ihren Wein- und Bierfässern, sondern auch aus dem kastalischen Quell schöpfen? Wie es einem Landesfürsten oder Premierminister nur angenehm sein kann, wenn im Staate jeder Bauer Sonntags sein Huhn im Topfe und jedes Stubenmädchen ihr weißes Kleid und Tändelschürzchen hat, so kann es in der Gelehrtenrepublik nur Freude machen, wenn Leute nach dem Lorber ringen, die sonst nur panem et circenses verlangen. Von dieser Seite betrachtet, erscheint Hr. H. mit einem Male als ein ganz anderer Mann. Er bekundet zunächst eine bildsame, bewegliche Phantasie. Davon zeugt seine ganze Gartenanlage mit ihren Schaukeln, Springbrunnen, Bosquets und Blumenpflanzungen. Er erscheint demnach als ein bescheidener Mann, ganz gegen die Art sogenannter Naturdichter und Autodidakten aus dem Nährstande. Man lese das Vorwort und S. 68 „Das Blümchen Wunderhold", wo sich diese Tugend entfaltet. Er erscheint endlich als ein gemüthlicher, guter Mann; denn nachdem eines Bösewichts Hand sein Elysium in Brand gesteckt und ihm somit der Subsistenzmittel beraubt hat, nennt er zwar in gerechtem Unwillen den Brandstifter (S. 319) einen „Höllenhund voll Teufelstücken", der sein Paradies, sein

*) Schiller.
**) Schubart.

Elysium vernichtet habe; aber S. 825 vergibt er ihm von Herzen in einem elegischen Gedicht am Grabe seines Bruders, aus welchem überhaupt inniges, edles, christliches Gefühl haucht. Bei Erwägung solcher Umstände kann sich das scharfe Messer der Recensenten des „Heinzelmann'schen" Elysiums wol in eine weiche Bürste verwandeln, und der billige Kritiker kann höchstens wünschen, der Verf. hätte mit Hülfe und unter dem Beistande eines kundigen und redlichen Freundes die Anlagen seines poetischen Elysiums auf einen kleinern Raum beschränken und weniger geben mögen; seinen Zweck, durch Herausgabe der Gedichte für sich und seine Familie etwas zu gewinnen, hätte er ja doch erreicht. Zuletzt wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß im „Todtengräber" S. 94 ein poetischer Gedanke ist, daß das „Commandowort" nicht ohne Talent gearbeitet wurde und sich in der dramatischen Kleinigkeit am Schlusse des Buchs eine Liebe zu König und Vaterland offenbart, die am Rheine und am Niemen alle Herzen durchglüht!

47. Gedichte von Ludwig Bechstein. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1836. Gr. 8. 2 Thlr.

In dem ebenso sinnigen als innigen Prologe (S. 4) heißt es:

Was bisher ich euch gespendet, laßt es auch als Fragen dienen,
Die ich, nicht des Wegs zu fehlen, rings auf meiner Bahn versandt;
Die an euer Herz gerichtet,
Das entgegen mir gekommen,
Ob, was früher ich gedichtet,
Freundlich von euch aufgenommen?
Heil mir, wenn mein Ziel ich fand!

Auf diese Frage kann dem Dichter, den wir schon früher in diesen Blättern freundlich begrüßt haben, nur die Antwort, nicht etwa von einem Recensenten, sondern vom Publicum werden: Wir haben auf dich, lieber Sänger, schon als du deine poetische Laufbahn begannst, mit Theilnahme geblickt. Wir sahen dich auf deiner Wanderung am Jakobsstabe erstarken; und wo du uns ja einmal abführtest vom geraden oder vielbetretenen Wege, vergaßen wir dein Irreleiten ganz und gar; denn du zeigtest uns gar artige Ruheplätzchen und Berg- und Waldpartien. Mehr als ein Herz bringt dir dafür den Zoll des Dankes, und auch was du heute, was du hier bietest, sei es Gold, Weihrauch und Myrrhen, oder die Klänge deines uns schon bekannten goldenen Sagenwunderhorns, oder die Hesperidenfrüchte der Freundschaft und Liebe, oder der Kelch voll Thränen — Alles, Alles nehmen wir mit dem alten, dir gewogenen Herzen an! Das thut denn auch Ref. Er nimmt diesen reichen, vollen Kranz, mit Ausnahme einiger Romanzen, deren Stoff gar zu oft bearbeitet ward, und einiger Wanderlieder, denen Gedankenreichthum gebricht, und die an ein Vorbild mahnen, freudig hin als dankwerthe Gabe und mustert mit Vergnügen die einzelnen Blumen. Der frische Gedanke wählt überall die ihm zusagenden Rhythmen, wie wir denn ungewiß sind, ob in „Ermuthigung" (S. 11), in „Evoe" (S. 15), oder im „Schiffer" (S. 95) wir auf den Flügeln der Gedanken oder der Rhythmen emporgehoben werden. Der Dichter, der successive das Lyrische immer klarer und vollendeter aus sich herausgebildet hat, versteht nicht blos die Kunst, aus objectiver Anschauung sentimentale Reflexe zu weben, wie das seine Naturschilderungen zur Genüge beweisen, sondern versenkt sich auch mit psychologischem Scharfsinne in fremde Individualitäten (man sehe z. B. die „Amme", S. 53), und fördert das Gold der Menschengefühle, es mit gewandter Hand aus den Schlacken der Alltagsnaturen sondernd, ans Tageslicht, sodaß der mit seinem eignen Zustande Unbekannte erkennen und fühlen muß: so ist es, so fühle ich. Seine Reflexionen überwallen oft wie ein Balsamstrom das unruhige Menschenherz und kühlen die Gluten dieses trotzigen und verzagten Dinges; z. B. in „Ruhe" (S. 61) und „Allen Trauernden" (S. 66). Wo er, wie im „Festkalender eines Unglücklichen", den wir überhaupt höchst gelungen nennen müssen, in Elegien
sich ergießt, folgt er nicht der verderbten Manie des Zeitalters,
weiche Empfindungen durch grelle Phrasen und groteske Wen-
dungen ins Komische zu ziehen, wie es Shakspeare's Rüpel und
H. Heine thun, sondern er weiß (das echte Kennzeichen des
Lyrikers) seinen individuell schmerzlichen Zustand durch einen
allgemeinen werthen Gedanken auch dem Leser werth zu machen
und ihn zu wahrer Theilnahme zu reizen. Verschmäht er so-
mit auch den vielbeliebten Hebel „lachender Thränen", so er-
scheint er dennoch als ein Zögling moderner Poetik. In „Meine
Kirche" (S. 28) und „Morgengebet auf dem Inselberge" (S. 410)
haucht uns auch religiöses Gefühl an; aber wir meinen, es
fehle demselben noch die Weihe von oben. In den „Mythen",
von S. 111 an, führt er, jedoch ohne nach dem Beispiele so
Vieler ein bloßes Spiel mit den Namen nordischer Gott-
heiten zu treiben, uns

Die Gestalten der Asen wieder vor!
Ha! Odin thront im Lichtglanz, in Wolken donnert Thor!
Bunt wölbt die Bifrostbrücke den Göttern sich zur Bahn,
Darüber führt Hermode gen Asgard uns hinan.

und ein Noah Indiens leitet er uns in die Mythenwelt der Gangesbewohner. Unter den Romanzen zeichnen wir den „Todesengel" (S. 164) und „Lätitia" (S. 176) aus; sonst stehen sie hinter andern Gaben zurück. Unter der Aufschrift: „Aus Thüringen", kommen wir auf ein Gebiet, auf welchem wir den Dichter schon früher in bekannter und gerühmter Thätigkeit gesehen, und wo wir, wie gesagt, auf manches Bekannte stießer. Als originell ließe sich bezeichnen: „Der Verdrießliche" (S. 85) und „Vom alten leipziger Studenten" (S. 187). Man höre zum Schlusse, wie viel Wahres und Schönes in: „Dichter und Richter" (S. 106) sich findet:

Aus dem Liederschacht im Busen
Gab ich der Gefühle Gold,
Ringend nach der Gunst der Musen,
Nicht nach eiteln Ruhmes Sold.
Und ich fühle freudig heute,
Daß mir damals Dank gebührt,
Der manch Freundlichen erfreute,
Manche Fühlende gerührt.

Aus der Schar der Dilettanten
Trat ich endlich ernst heraus,
Unbekannt zu den Bekannten
Wagt' ich mich im kühnen Strauß.
Ohne Wappenschild und Namen
Ritt' ich kecklich zum Turnei,
Meiner Lieder leichten Samen
Auszustreuen frisch und frei.

Als ich nun aus traulich engen
Heitern Kreisen jener Zeit
Hingetreten vor die Strengen,
Sahen die mich unerfreut.
Und die Strengen, strenge Pflichten
Übend, haben mich verdammt.
Nicht zu schonen, zu vernichten
Üben sie das Richteramt.

Sollt' ich nun die Leier hängen
An die Wand, daß sie verstaubt?
Hat doch manches Herz den Klängen
Froh gelauscht und fromm geglaubt.
Soll die Pflanze nicht mehr grünen,
Weil ein Sturm sie niederbog?
Ist kein Sonnenstrahl erschienen,
Der sie wieder lichtwärts zog?

Nein, ich lasse Strenge schelten,
Und ich dichte fröhlich fort!
Ihren Tadel wird vergelten
Manch ermunternd Beifallswort.

Ob sie Sturm erregen konnten,
Wieder glättet sich das Meer,
Und ich fahr' im hellbesonnten
Liederkahn darauf umher.

Und ich bin und bleibe Dichter,
Freudig übend meine Pflicht;
Jene sind und bleiben — Richter,
Ihre Pflicht erfreut sie nicht.
Richtend unsrer Schwachheit Fehle,
Sitzen kalt sie am Kocyt,
Während dichtend meine Seele
Durch die Himmel fliegt und glüht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Frauen in Ägypten.

In neuern Zeiten sind die Harems beiweitem nicht mehr so unzugänglich, als dies früher der Fall war; sie sind von mehren neuern Reisenden, besonders von Kaufleuten, Ärzten, sogar von Damen besucht worden, aus deren Schilderungen uns wenigstens die innern Einrichtungen dieser orientalischen Frauenpaläste bekannt geworden sind. Wir erfahren hieraus, daß in den Harems eine strenge Disciplin herrschend ist, welche von der gesetzmäßigen Gattin über alle andern Frauen ausgeübt wird. Diese Herrscherin des Harem führt die Aufsicht über alle darin befindlichen Individuen, sorgt für deren Bedürfnisse, schlichtet die vorkommenden Streitigkeiten, theilt Strafen und Belohnungen aus. Zunächst dieser Königin des Harems kommen diejenigen Sklavinnen, welche Kinder geboren und dadurch die Freiheit erlangt haben. Auf diese folgen wieder die gewöhnlichen Sklavinnen, denen ihr vornehmer Besitzer die Ehre des Schnupftuchs zukommen läßt, die aber noch keine Mütter geworden sind. Den untersten Rang nehmen die Hausklavinnen ein, welche größtentheils aus Schwarzen oder Abyssinierinnen bestehen. Auch diese Sklavinnen können, wenn sie sich durch besondere Reize oder Talente auszeichnen, sich die Liebe ihres Herrn in vorzüglichem Grade erwerben und sich dadurch zum Range der weißen Sklavinnen und zu dem Genuß der Freiheit erheben. In frühern Zeiten übten die als Wächter des Harems angestellten schwarzen Verschnittenen eine grausame Gewalt über die Frauen aus. Allein die ägyptischen Frauen haben diese furchtbaren und unempfindlichen Halbmänner durch Bestechung für sich zu gewinnen gewußt, sodaß sie jetzt eher als die Diener der Frauen denn als ihre Hüter zu betrachten sind. Überhaupt haben jetzt die vielen kläglichen Geschichten, die ehedem von den in Ägypten reisenden Europäern erzählt worden, das Meiste an ihrer Bedeutung verloren, und die Ehemänner bedienen sich nicht mehr des Rechts über Leben und Tod ihrer Frauen. Man kann behaupten, daß solche grausame Fälle, wo ägyptische Mohammedaner ihre ungetreuen Frauen in einen Sack banden und in dem Nil ersäuften, sich heutiges Tages nicht mehr ereignen.

Die Frauen der Harems bezeigen sich, wenn sie von Europäerinnen besucht werden, überaus freundlich und zuvorkommend und legen zugleich eine beträchtliche Neugier durch Fragen über die Lebensart, über die Familienverhältnisse, über die Moden u. s. w. der Europäer an den Tag. Den höchsten Werth legen sie darauf, Mütter zu sein, weil, wenn dies einmal der Fall ist, sie der Verachtung ihrer Ehemänner, selbst wenn sie deren Liebe verlieren sollten, nicht mehr ausgesetzt sind und für die ganze Folgezeit eine rücksichtsvolle Behandlung genießen. Freilich finden sich der Haremsfrauen sehr viele, die zeitlebens kinderlos bleiben; diese werden häufig von den Vornehmen des Landes an ihre Diener und Günstlinge verheirathet, welche Letztere sich wohl in Acht nehmen müssen, eine solche Begünstigung auszuschlagen, da sie sich im entgegengesetzten Falle einer gewissen Ungnade aussetzen würden. Im Allgemeinen gelten die obigen Bemerkungen nur von den großen Harems, welche 5—600 Personen umfassen. Dagegen ist die Einrichtung der kleinern Harems, in denen sich häufig nur 10, 8 und selbst 4 Personen befinden, weit einfacher. In diesen bürgerlichen Harems, für welche es keine besondern Wohnungen gibt und über welche der Gemahl selbst die Aufsicht führt, werden beiweitem mehr Intriguen und Liebeshändel angesponnen als in den großen Harems der Paschas und Vornehmen. Sobald sich der Ehemann auf diese Weise hintergangen vermuthet, bleibt ihm nichts übrig, als irgend einen Diener seines Hauses durch Geld zu gewinnen, um die versteckten Plane der Frauen zu ermitteln. Da es in diesen Harems Gesetz ist, daß der Ehemann nicht in das Zimmer seiner Gattin eindringen darf, sobald er die Pantoffeln einer fremden Frau vor der Thürschwelle erblickt, so wird dies von listigen Europäern, die mit der orientalischen Sitte und Sprache hinlänglich vertraut sind, öfters benutzt, um als verkleidete Frauen in die Harems einzudringen.

Wir fügen diesen allgemeinen Bemerkungen über die ägyptischen Haremsfrauen noch die nachstehende Statistik der Frauen von Kairo hinzu. Es finden sich in dieser Stadt und deren Umgegend 1450 Harems vornehmer Muselmänner, welche zusammen etwa gegen 13,000 Frauen enthalten. Einige dieser Harems befassen über 500 Frauen, während andere deren nicht über 8 oder 10 enthalten. Unter diesen zählt man:

freie türkische Frauen	3200
Circassierinnen und Georgierinnen . . .	5600
Schwarze	1800
Abyssinierinnen	1500
griechische Sklavinnen	4—500.

Unter den letztern finden sich auch noch unglückliche Griechinnen, die Überreste jener bedauerungswürdigen Kriegsgefangenen aus Morea, deren Kaufpreis in jener Zeit auf den ägyptischen Märkten so wohlfeil war, daß man dort häufig die schönste Griechin für einige Bündel Zwiebeln kaufen konnte. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 241. — 29. August 1837.

Poeten und Poetaster aus dem Laufe des Jahres 1836.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 240.)

48. Bifolien. Von Johann Gabriel Seidl. Wien, Gollinger. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Gleich seinem Landsmanne Nikolaus Lenau taucht hier der geniale Verf. seine lyrischen Gedichte, die in immer vollendet charakteristischen Umrissen hervortreten, in die Farbe süßer Schwermuth. Der Ernst wohnt in diesem vollen Herzen, die leise Klage fließt nur von diesen reinen Dichterlippen. Aber es ist nicht die Traurigkeit der Welt, was ihn verstimmt oder gar verdrießlich macht; es ist nicht der Schmerzenslaut der Alltagsnatur, die das Leben hienieden verklagt, weil es den lüsternen Lippen den Becher der Weltlust entzieht: es ist der Ernst des Menschen, den die Schranken der Endlichkeit beengen; es ist die Klage eines entthronten Königs, der eine Welt verlor. Es ist in dieser Gemüthswelt wie auf dem Ätna, der aus seiner kochenden Brust luftverderbende Stoffe auswirft, aber auf seinem Rücken tausend balsamische Kräuter erzeugt, die sein eignes Miasma wieder schwächen und verzehren. Für Alles, was ihn quält, hat die Dichtung einen Zauberstab. Als Dichter schaut er das von ihm selbst verklagte Leben an; als solcher versteht er manchen Wink und Laut desselben, den kein Anderer versteht; in jeder Blume blüht ihm eine reichere Blüte, und die Sterne sind ihm nicht etwa bunte zur Kurzweil aufgehängte Lampen, und, sagt er:

Selbst die Thräne ist für mich, als Thräne,
Mehr, als bloße Wunde mir der Schmerz;
Was ich schaue, glaub' und wähne,
Bleibt ein Korn für mein empfänglich Herz.

Bleibt ein Korn, das um sich greift im Herzen,
Wächst und blüht, und Stamm und Wipfel zeugt,
Und sich schattend über meine Schmerzen
Und vielleicht auch über fremde neigt.

So waltet in seinem weichen, stillen Schmerze zugleich die weiche, stille Freude, und wenn er sich mit ernster Stirn aus der Freunde lautem Kreise stiehlt, so darf man nicht glauben, er zürne oder sei unmuthig:

O, dann ist so fern vom Grolle,
Dann ist jedem sanften Triebe
So befreundet meine Brust,
Daß mein Herz, das übervolle,
Sich ergießen möcht' in Liebe
Und vergehn in süßer Lust.

O, dann malt sich Fried' und Sehnen,
Wie ein klarer Himmelsspiegel,
In der Seele stillem Meer,
Und Gefühle ziehn gleich Schwänen,
Lüftend ihre weißen Flügel,
Ernst und langsam drüber her.

Liebe, freundliche Gestalten
Seh' ich wandeln allerwegen,
Und ich weiß nicht, wie mir ist;
Denn mit zauberischem Walten
Treten Bilder mir entgegen,
Längst gekannt und längst vermißt.

Abhold jedem Wortgeklingel und Phrasenkram, spricht innere Wahrheit aus jedem Hauche. Wenn ihm die blinden Leute und Alltagsmenschen etwas Schönes über sein Talent, zu fingiren, sagen, wenn sie ihm zurufen:

Traun, wer Sie nicht kennt, der meinte,
Daß Sie wirklich Flammen sprühen,
Daß Ihr Auge wirklich weinte,
Ihre Pulse wirklich glühen; — —

Ei, wie doch die Dichter lügen,
Glauben machen, was nicht ist,
Und uns mit der Wahrheit Zügen
Lockend schmücken ihre List.

so ruft er bewegt aus:

Was ich so, so warm gesungen,
Wenn so warm nicht, doch so wahr,
Schilt man Redehuldigungen,
Die die Eitelkeit gebar?! — —

Diesen Liedern, armer Sänger,
Hält die Welt ein solch Gericht?! —
Haltet ein, ihr Herrn, nicht länger!
Nennt sie schlecht, — nur Lüge nicht!

Im Motto zur vierten Lese der „Bifolien" verwahrt er sich gegen jegliche Verdrehung und Anschwärzung seiner innern Regung:

Nicht gegängelt will ich werden,
Nicht gekoßt und nicht geherzt;
Aber Fehde biet' ich Jeden,
Der mir mein Gefühl verschwärzt.

Ferner ist es seine Art und sein Brauch, sich still zu verbergen, taub zu sein für jede Frage, und er scheint oft Gift aus dem Becher der Natur zu saugen; aber dann muß man ihn gewähren lassen, ihn nicht stören in seinem Thun; denn ehe die innere Fehde solcher Stunden nicht abgethan ist, ehe dieses Meeres Wellen nicht aufhören zu schäumen und zu grollen, zieht ihn kein Schmeicheln und keine Bitte in das Geräusch des Alltagslebens zurück; aber dann haben grade seine Gedanken und Gefühle ihren höchsten Feier- und Festtag, und er bittet:

Darum wollt mich dann nicht stören!
Sei der Himmel noch so grau:
Ewig kann der Sturm nicht währen,
Einmal wird es wieder blau!

Am thätigsten für seine Kunst ist er, wo er müßig zu sein scheint, und einem Freunde, der ihn anklagt, daß er auf die Stapelplätze der Muse zu selten ein Lied bringe, sagt er:

— ich bleibe drum nicht müßig, Lieber!
Oft wird die Brust mir ganz besonders voll;
Dann dehnt sie sich und geht in Liedern über
Und schmelzt mir wider Willen Gram und Groll. —
Des Lieds Gewohnheit läßt sich nicht entwöhnen;
Man will's auch nicht, weil sie so selig macht;
Sie kann verzeihn, verschönern und versöhnen
Und kostet nichts als höchstens eine Nacht! —
So träum' ich oft, und hab' der Träume viele
Mir aufbewahrt für eine bess're Zeit;
Es kommt zu nichts mit dem Gedankenspiele,
Mit dieser selbstgefäll'gen Eitelkeit!

Auf diese Weise und in dieser Sitte gibt er uns, was
— aus dem tiefsten Herzen
In einer Stunde seltnen Glückes quoll,
Gibt uns nur echte Freuden, echte Schmerzen,
Der wärmsten Liebe reinsten Jubelzoll.

Diese wenigen Federzüge mögen unsern Sänger als Lyriker zeichnen; er tritt aber hier auch als Epiker auf, obwol das Wort in beschränktem Sinne genommen werden muß. Er nennt das Buch „Bifolien":

Zwei Blätter an einem Stiele,
Das ist der Bifolien Art;
So ist mit dem epischen Blättchen
Hier immer ein lyrisch gepaart.

Die epischen Blätter sind nämlich Balladen und Romanzen, deren erste: „Das Glöcklein des Glücks", sich gleich als eine Blüte zarter Empfindung darthut. Ein sterbender König warnt seinen Sohn, sich frühe bewußt zu werden, daß das Unglück nach Eimern, das Glück nach Tropfen zählt. Der Sohn mag es nicht glauben; ihm ist das Leben so schön, und er will es klar beweisen, daß sein Vater sich täuschte,

Und auf das Dach des Hauses, grad' über seinem Saal,
Worin er schläft und sinnet und sitzt am frohen Mahl,
Läßt er ein Glöcklein hängen, von hellem Silberklang,
Das läutet, wie er unten nur leise rührt den Strang —

und den will er rühren, um dem Lande zu verkünden, wie oft er sich recht glücklich fühlt. Aber Tage und Tage vergehen, ohne daß ihm Veranlassung wird, das Glöcklein zu ziehen. Der Freund verräth ihn; die Geliebte wird ihm untreu; Räuber stören seiner Unterthanen Glück; ja, die Haare werden ihm schon bleich, und noch hat er nicht läuten können. Doch als es mit ihm zu Ende geht, hört der Sterbende vor seinem Fenster das Trauern und Weinen seiner Unterthanen. Er läßt sie ein; sie füllen den Saal; ihre Thränen erst bewirken, daß er, dankbar aufsehend zu Gott, nach dem Seile langt, läutet und lächelnd umsinkt. Nicht alle hier gegebenen Romanzen sind so anschauungsreich, so durchdacht, so tief empfunden wie diese; manche sind zu bekannt und können blos durch die Eigenthümlichkeit der Darstellung reizen; manche sind auch wol nur Anekdoten zu nennen, wie „Die beiden Spieler", was jedoch höchst überraschend ist. Reich an wahrer Poesie ist das „Todtenlichtlein" (S. 30); sinnig ist: „Die Spielkarten" (S. 49); grausig ist: „Der finstere Tänzer" (S. 56), und „Bestellung" (S. 109) mahnt in rührender Einfalt an die große und oft plötzliche Veränderung, die mit uns Allen einst vorgeht. In der „Nacht vor dem letzten Abschiede" wurden wir unwillkürlich an das alte „quandoque bonus dormitat Homerus" wegen einiger Trivialitäten gemahnt, aber dafür wieder entschädigt durch „Das erste und das letzte Bild", wo ein Maler seine Geliebte im Sarge trifft und ihr Bild, dem Orcus es misgönnend, im Lebensglanze malt. Wie schön Romanzengeist und Romanzenform einander hier durchdringen, davon zeuge (S. 139) „Der Falschmünzer".

Der Scherge tritt zum Richter: „Herr, draußen steht ein Mann,
Von schwerer Schuld belastet, klagt er sich selber an;
Sein Haar ist wirr, sein Antlitz verstört, sein Auge starr,
Und wär' er kein Verbrecher, ich meint': er wär' ein Narr!"

Der Richter heißt ihn kommen, der Scherge führt ihn vor.
„Ihr Herrn", beginnt der Fremde, „leiht mir ein gnädig Ohr!
Zu richten und zu strafen ist euer heilig Amt:
So hört denn mein Verbrechen, und richtet und verdammt!"

„Die schwerste Schuld, wie heißt sie?" Die Richter meinen:
„„Mord!""
Der Fremde lacht: „Die garst'ge, nächst kleinere sofort?"
„„Verrath!"" so meint der Richter. Der Fremde lacht: „Und dann?"
„„Falschmünzerei!"" so heißt es. „Halt, Herr! nun sind wir dran!"

„Falschmünzerei! Da habt ihr's! Ei, seht, ihr klugen Herrn,
Die setzt ihr an ein Drittes? Ihr hälfet mir wohl gern?
Ich sage, sie ist ärger als Mord, als Hochverrath!
Falschmünzer, ja, das war ich, — beschönigt nicht die That!"

„„Falschmünzer?"" fragt der Richter, „„wo münztet ihr und wie?
Betriebt ihr's mit Genossen? Bekennt und nennet sie.""
Der Fremde spricht wie höhnend: „Ihr Herrn, verstellt euch nicht,
Blickt auf aus euern Büchern, blickt mir ins Angesicht!"

„Erkennt ihr drauf die Spuren von Frohsinn, Lieb' und Muth?
Den Zug verwelkter Malen, die Kohl' erloschner Glut?
Das fing mit seinen Reizen ein unerfahrnes Kind,
Ein Kind, das gar nicht ahnte, was böse Menschen sind!"

„Das Mädchen gab mir Liebe, gab Alles, Alles mir.
Und was — merkt auf, ihr Herren — was gab ich ihr dafür?
Ich münzte falsche Schwüre, — sie nahm sie an für baar;
Ich münzte falsche Thränen, — sie nahm sie an für wahr!"

„Ich münzte Treu' und Tugend, — sie nahm sie an für Gold,
Und unrecht, falsch, erlogen, war, was ich ihr gezollt!
Sie schien sich reich, sie prahlte mit Dem, was ich ihr gab,
Doch als sie sich enttäuschte, da sank sie in das Grab!"

„Ein Mord, ihr Herrn, was ist er? Das Eisen tödtet schnell!
Was ist Verrath? — Er schlachtet sein Opfer auf der Stell'!
Falschmünzerei ist ärger, sie hält den Glauben hin,
Vergiftet das Vertrauen, verhöhnt den graden Sinn!"

„Drum sprecht, ihr Herrn, mein Urtheil! Ich bin darauf gefaßt!
Ich kann sie nimmer tragen die bange Sündenlast!
Allnächtlich hör' ich's donnern: Falschmünzer, kauf dich los!
Ersetz'! Ersetz'! — Unmöglich! Die Summ' ist allzu groß!"

Die Richter stehn erschüttert und rufen insgesammt:
„„Berathet's mit dem Himmel! Das ist nicht unser Amt.
Wir richten nicht die Herzen, wir richten nur die That:
Für falsche Seelenmünze gibt's keinen Menschenrath!""

Da lacht der Fremde grinsend, dann weint er wieder drein:
„O Unglück!" ruft er, „unwerth des Henkerbeils zu sein!"
Er geht, und was kein Richter ihm gab in seiner Noth,
Gibt ihm nach langer Buße zuletzt der Gram, — der Tod.

49. Nachgelassene Gedichte von Alois Zettler. Wien, Schmidl's Witwe und Klang. 1836. Gr. 8. 1 Thlr.

Es ist billig, daß ein halber Landsmann Seidl's diesem zunächst in diesen Blättern folge. Schade nur, daß wir als Dichter nicht so viel Rühmliches von ihm zu sagen wissen als von dem Vorbesprochenen; doch hüten wir uns, seinen anspruchlosen Denkstein mit der Lauge einer scharfen Kritik zu bespritzen. Seine Gattin hat ihm durch Herrn Chr. Kuffner, den Vorredner und Sammler seiner Gedichte, dieses kleine Monument in treuer Liebe gesetzt. Aus der Vorrede erfahren wir, daß A. Z. nach Vollendung seiner akademischen Studien zu Prag in den Orden der Kreuzherren treten wollte, es aber aus uns unbekannten Gründen nicht that und später in Wien eine Anstellung als Hofsecretair erhielt, wo er 1828 starb. Die Sprache hat er nicht ganz in seiner Gewalt. Wir stoßen auf wunderliche Ausdrücke und Sprachwendungen, die entweder Gauwörter seines, d. h. des böhmischen Dialekts, oder orthographische Schnitzer, oder (wie denn das Buch wegen correcten Drucks überhaupt nicht gerühmt werden kann) Druckfehler sind. In

einigen Gedichten, z. B. „Das Feuer" (S. 41), sind Spuren und Silberblicke innerer poetischer Regsamkeit, welche, wohl durchgebildet, zu etwas geführt haben würde, wenn Apoll sonst seinen Segen gegeben hätte. Auch im Sonett (S. 75) klingt es recht anmuthig und lieb. „Dichternoth" dagegen, auch ein Sonett, ist in seiner Trivialität und seiner Form gänzlich verfehlt. Die Gelegenheitsgedichte sind — Gelegenheitsgedichte und in gar großer Menge. Wo der Verf. reflectirt, spricht immer sein gutes Herz ein Wörtchen mit ein, und wenn er von seinen eignen poetischen Leistungen urtheilt: „Gern bescheide ich mich, daß diese Blätter welk und diese Blüten geruchlos seien. Immerhin! Aus diesen Blättern und Blüten habe ich mir im Gärtchen meines Lebens einen Kranz gewunden, an den sich die angenehmsten Erinnerungen knüpfen. Ein Lust- und Ziergarten war mein Leben nicht, sondern ein bloßes Hausgärtchen auf magerm Grunde, in einem rauhen Klima und ohne besondere Pflege. Nun ist das Gärtchen öde und verlassen. Wandern mußt' ich daraus, und mir blieb nichts als dieser Kranz von Blättern und Blüten, die ich als Knabe, Jüngling und Mann darin gepflegt und gesammelt habe", so kann man dem Erblaßten nur ein: Have pia anima! zurufen.

50. Gedichte von Hiazinth von Schulheim. Grätz, Damian und Sorge. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Dem Östreicher und Böhmen folgt ein Steiermärker, welchem wir seine Stelle am deutschen Parnaß tief unter dem Ersten und weit über dem Letztern anzuweisen uns gedrungen fühlen. Es gibt unter den weiblichen Gestaltungen Gesichtsformen, die nach allen Regeln plastischer Schönheit geschnitten sind und deren Analyse der einzelnen Theile ein vollkommen befriedigendes Resultat gibt, die aber dennoch keinen so vortheilhaften Eindruck machen und nicht so gefallen als manche mittelmäßige Gesichtsbildungen, die bei der Analyse ihrer einzelnen Partien zwar sehr verlieren, über die aber Mutter Natur eine Grazie, ein pikantes Wesen, einen unbegreiflichen Reiz ausgegossen, die ihre Wirkung auf Aug' und Herz selten fehlen. So ist es uns fast unbegreiflich gewesen, warum uns vorliegende Gedichte, auf welche wir die ebengemachte Reflexion anwenden wollen, bei all ihrer Regelrichtigkeit, bei ihrem Wohlklange, bei ihrer Reimesreinheit, bei der Eigenthümlichkeit ihrer Darstellung nicht so ganz angezogen, erwärmt und hingerissen haben! An Talent für die Romanze, die man ja in unsern heutigen Dichterateliers vorzugsweise gern bearbeitet, fehlt es hier keineswegs. „Donna Laura" (S. 42), in drei Bildern, gibt eine Probe dieser Dichart comme il faut; an dieselbe reiht sich „Die Mutter" (S. 72), wo Form und Geist einander befriedigend durchdringen, und noch würdiger „Der Freimann" (S. 119), der sein stumpfes Schwert schärft, um eine seiner blutigen Tagesarbeiten zu beginnen, zu welchem aber plötzlich Geist an Geist, stumm, mit dem Kopfe unter dem Arme, eintritt:

Und Geist auf Geist, daß Gott erbarm!
Tritt stumm herein, den Kopf im Arm.
Sie treten vor den Henker hin,
Er kennt sie wohl, sie kennen ihn.
„Komm mit, komm mit! zu uns herab!
Versuch den Schlaf im kühlen Grab;"
„Denn, kommst du nicht zu uns dazu,
So wird uns nimmer Schlaf und Ruh."
So murmeln sie im wilden Chor,
Dem Henker steigt das Haar empor.
Vom Berge blinkt das Morgenroth,
Im Zimmer liegt der Freimann todt.

Wo er den Ernst des Lebens malt und in elegischer Stimmung schreibt, wie z. B. in den „Nachtbildern", in drei Nummern, und in der „Elegie" (S. 57):

Ich hab' geliebt! Was beben meine Pulse?
Was reget sich im kummervollen Herz —

(wo es, beiläufig gesagt, Herzen heißen muß), da trifft er fast immer die Saite des Herzens, die er eben berühren will. Er bekundet dabei Natursinn und Lust an der Natur, sodaß wir ihm im „Bekenntniß" (S. 98) Recht geben müssen, wenn er Blumen, Westhauche und Quellen, und alle Kinder der Natur sagen läßt, er habe ihnen Manches für seine Lieder geraubt, und wenn er mit dem Verse schließt:

Ja, ja, ich will's bekennen,
Ich bin ein arger Dieb;
Natur, aus deinen Werken
Ich meine Verse schrieb.

„Des Hofnarren Schmerz" (S. 102), der aus Liebe zur schönen Fürstin die Schellenkappe mit gebrochenem Herzen nimmt, ist originell, und die letzte Strophe:

Ei, Narr, was soll das sagen?
Wie? Thränen im Gesicht!
Pfui, Alles darfst du wagen,
Nur weinen darfst du nicht —

stellt uns in wenigen Worten das Bild des Unglücklichen plastisch vor die Seele. Lesen wir nun noch das hübsche, tiefempfundene Lied (S. 104): „Thau und Lied":

Thau ist Thräne, voll vom Harme,
Die des Himmels Auge trübte,
Als die Nacht, die vielgeliebte,
Sich getrennt aus seinem Arme.

Aber tausend Blumenkronen
Senden dankend ihre Düfte
In die blauen Morgenlüfte,
Seine Thränen ihm zu lohnen.

Lied ist Thräne, still geweinet,
Wenn die Seele uns betrogen,
Die das Herz in sich gesogen,
Die wir liebend treu gemeinet.

Aber unsre tiefen Schmerzen,
Von der Brust, der gleichverwandten,
Mitgefühlet und verstanden,
Süßen all das Weh im Herzen.

so ist es uns unbegreiflich, warum es uns so schwer fällt, ein unbedingtes Lob über diesen Sänger auszusprechen, und woher uns die Ahnung komme, daß auch diese Lieder vom Strome der Vergessenheit bald verschlungen sein werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Rose von Mantua. Novelle von J. B. Rousseau. Aachen, Kaatzer. 1837. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

In zierlichster äußerer Form wird uns hier eine alte Malergeschichte geboten, die 1490 spielt und sich in verschiedenen Gruppen um die Sagen bewegt, welche man über das Entstehen von Leonardo da Vinci's Abendmahl hat. Die Erfindung erhebt sich aber nicht über das Mittelmäßige und steht mit dem hochtrabenden Style im Contrast. Oft glauben wir in ihr die Anklänge zu tief poetischen Ideen zu finden, doch sie verschwimmen wieder ungeboren auf dem Chaos trüber Wasser, ohne weitere Spuren zu hinterlassen, und das Bewußtsein, welches in den meisten unserer neuern Dichter zu ausgeprägt daliegt und der Poesie störend und feindlich entgegenwirkt, erwacht hier nur zu einem pflanzenartigen Leben. Die Stelle dieses poetischen Bewußtseins nehmen die flachen Wurzeln von Entsagungstheorien und Moralen ein, welche keine mittelalterliche, sondern eine modern sentimentale Farbe tragen, die wahren Antipoden der Poesie, die Quecken ihres Blumengartens. Gewiß standen im Mittelalter, diesem Hercules der Zeiten, der kräftigste, thatenreichste Lebensgenuß und Aufopferung für Religion und Glauben sich wie zwei Pole des Daseins gegenüber; aber wenn man sich opferte, so opferte man sich eben dem Glauben und der Religion, nicht der Moral des neuern Protestantismus. Dieses Märtyrerthum geht aber als Lebensfaden durch die No-

volle und raubt ihr schon dadurch alle Zeitfarbe, der Poesie alle Lebensthätigkeit; der Poesie, die potenzirtes Leben ist! Diese Zeitfarbe wird wie im Großen so auch in allen kleinen Details verletzt; so z. B. spricht man uns von Damen, die in Reisewagen reisen, die die Schweiz nicht bereisen wollen, weil sie sie schon früher gesehen; vom Park zu Versailles; von Regimentern, welche Eintheilung unsers Wissens damals noch gar nicht bestand u. s. w. Zwar gibt es poetische Werke, welche Anachronismen dieser Art absichtlich gebrauchen, um das Phantastische des Bodens ihrer Dichtung darzuthun; eine Classe, in welche wir das vorliegende jedoch nicht stellen dürfen. Ebenso müssen wir es rügen, daß der Magnetismus mit seinen somnambulen Zuständen hier auf ganz moderne Weise angebracht und benutzt wird, indem die fromme Krankenpflegerin dem Kranken, ohne über seine Offenbarungen in Erstaunen oder Entsetzen zu gerathen, Fragen über seine und ihre Zukunft vorlegt. Lobenswerth ist es, daß der Styl des Werkchens sich von jener Gemeinheit fern hält, welche unter der Masse der Tagesschriftsteller immer mehr einreißt; aber dagegen ist er in seinem Streben nach Poesie und Blumigkeit des Ausdrucks häufig geschraubt und fällt dann und wann aus dieser Höhe mit einem jähen Sturz ins Platte, wie das meistens geschieht, wenn man sie immer und für Alles behaupten will, oder, wie ein Freund Schiller's von dessen schwäbischer Declamation sagte, mit ebenso viel Affect spricht: „Er macht die Thür zu", als „Die Sonne seines Lebens ging unter". So weint eine Schöne beim Verf. einst dicke Thränen; so Folgendes: „Er blickt mit Verzweiflung in die klaren Sterne, die ungeachtet des innerlichen Lebenswirrwarrs ihre ewige Ruhe nicht ablegen wollen." Überhaupt leidet der Styl an jener Ungelenkigkeit, welche in der Meinung vieler Schriftsteller ihren Werken den Stempel der Alterthümlichkeit aufdrücken soll; ein schlechtes Surrogat für den sonstigen Mangel aller Zeitfarbe und ein Deckmantel für die Bodenlosigkeit, welche eine Erfindung, sei sie übrigens auch schön, immer schon an sich vernichtet. Man vergönne uns hier auch einmal eine kluge Frau zu citiren, die eigentlich kein Schriftsteller ist; Rahel sagt: „Der Mensch braucht Gefährten, sich das Paradies zu bestätigen. Geselligkeit ist das Menschlichste unter Menschen, der Inbegriff, Ausgangspunkt alles Moralischen. Ohne Gesellen, ohne Mitgenossen des irdischen Daseins wären wir selbst keine Personen und ein ethisches Handeln, Gesetz oder Denken unmöglich; unmöglich ohne die Voraussetzung, daß einem Andern so sei wie uns, daß er ist, was wir sind."

Daher die Gesetzgebung der Gesellschaft, das geschriebene, ausgesprochene und verschwiegene Gesetz ihres Zustandes, die Sitte, der Geist der Zeit; daher Aristoteles' großes Wort: Der Staat war eher da als der Mensch; daher auch die Nothwendigkeit, schaffen wir ein poetisches Werk, ihm einen in seinem Sinne realen, socialen Boden zu schaffen, einen Boden der ihm angemessen; denn ohne diesen haben seine Gestalten keine Wesenheit und keinen innern Zusammenhang. Wo dieser Boden — es sei nun ein reell oder ein ideell geschaffener — fehlt, fällt selbst eine großartige Erfindung — von der doch hier nicht die Rede sein kann — der Nichtigkeit mehr oder minder anheim. Wäre der Hr. Verf. ein sehr junger Mensch, so dürften wir noch für ihn hoffen, denn einige poetische Anlagen zeigt er allerdings, und Vieles hätte das Leben vielleicht noch corrigirt; aber man gibt ihn uns als Hofrath, und Hofrath wird man in Deutschland nicht mit dem zwanzigsten Jahre. 10.

Gedanken von Victor Hugo.

Voltaire ist das 18. Jahrhundert als System, Mirabeau ist es als Handlung.

Die französische Sprache des 18. Jahrhunderts ist vollkommen klar, dürr, trocken, neutral, farblos und fade; vortrefflich für Das, was ihr zu thun oblag: sie war die Sprache des Vernünftelns (raisonnement), nicht die der Empfindung, ganz unfähig, die Schreibart zu färben, zuweilen allerliebst in der Prosa, aber hassenswerth für den Vers; kurz, die Sprache des Philosophen, nicht die des Dichters.

Da die Philosophie des 18. Jahrhunderts der aufs vollkommenste ausgebildete Geist der Analyse ist, so war sie der Poesie wie der Religion feindselig, denn Poesie wie Religion ist nur eine große Synthese. Voltaire sträubt sich nicht weniger gegen Homer als gegen Christus.

Tödtet die Form und ihr tödtet fast immer die Idee.

Die Kunst ist groß. Welchen Gegenstand sie auch behandelt, ob sie sich an das Vergangene, oder an das Gegenwärtige wende, selbst wenn sie in die harte Gruppe der Laster, der Tugenden, Verbrechen und Leidenschaften das Lachen und die Ironie mischt, immer muß die Kunst ernst, aufrichtig, sittlich und religiös sein. Für die Bühne besonders kann nur in zwei Gegenstände die Kunst würdig sich vertiefen: Gott und das Volk. Gott, von dem Alles ausgeht, das Volk, zu dem Alles sich richtet. Der eine ist der Grund, das zweite das Ende von Allem. Gott, der dem Volke sich bestätigt, die Vorsehung dem Menschen erklärt, ist die einfache Grundlage jeder Tragödie vom „Ödipus in Kolonos" bis auf „Macbeth". Die Vorsehung ist der Mittelpunkt der Dramen wie der Dinge.

Nur wenige Menschen in jedem Geschlecht lesen mit Intelligenz Homer, Dante, Shakspeare; Alle neigen sich vor diesen Kolossen. Die großen Menschen gleichen den großen Bergen, deren Gipfel unbewohnt sind, aber die dennoch den Horizont beherrschen. Nur zwölf Männer haben in einem Zeitraum von funfzig Jahren den Montblanc bestiegen. Nicht viel mehr haben sich zu dem Gipfel des Dante und Shakspeare hinangeschwungen, die ungeheuere Welt, die sich von ihren Höhen erspähen läßt, zu betrachten. Es liegt nichts daran, die Augen sind nichtsdestoweniger auf diese Culminationspunkte der intellectuellen Welt beständig gerichtet, Gebirge, deren Gipfel so erhaben ist, daß der letzte Strahl vergangener Jahrhunderte noch dort widerstrahlt.

Jeder Historiker, der es durch die Geschichte wird, der nicht das Ganze beherrscht, wird unfehlbar von den Einzelnheiten erstickt.

Die Geschichtschreiber, welche blos schreiben, um zu glänzen, sehen überall Verbrechen und große Geister; sie wollen Riesen, aber ihre Riesen sind gleich den Giraffen, von vorn groß, von hinten klein.

Es gibt Dichter, die dramatische Hebel und Springfedern erfinden, die aber nicht verstehen, sie in Bewegung zu setzen, gleich dem griechischen Schmied, der den Bogen nicht spannen konnte, den er verfertigt hatte.

Wie Mancher, der etwas Tüchtiges leisten können, setzte sich in den Kopf, zu schreiben, weil er, nachdem er ein gutes Buch gelesen, zu sich selbst sagte: so was könnte ich auch verfertigen; und diese Bemerkung beweist blos, daß das Werk unnachahmlich sei. In der Literatur wie in der Moral ist eine Sache desto schöner, je leichter sie scheint. Es ist etwas in dem Herzen des Menschen, das ihn öfter den Wunsch für die Fähigkeit ansehen läßt.

Rousseau ist der Don Quixote des Paradoxen.

Ihr Dichter, habt stets ein strenges moralisches Ziel vor Augen. Vergeßt nie, daß die Kinder euch durch irgend einen Zufall lesen können. Habt Mitleid mit den Blondköpfen.

Die Tugend ist der Genius.

Alle diese Ideen gehörten dem jungen Victor Hugo an, der seiner royalistischen Gesinnung wegen sich einen Jakobiten nannte. In der Folge änderte er seine politische Farbe und wol auch seine Grundsätze. Mindestens könnte man sagen, daß seine Worte und seine Werke zweierlei seien. 29.

Verantwortlicher Herausgeber Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 242. —— 30. August 1837.

Poeten und Poetaster aus dem Laufe des Jahres 1836.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 241.)

51. Auswahl von Gedichten der neuern französischen Poesie. Von Wilhelm Wagner. Frankfurt a. M., Schmerber. 1836. Gr. 12. 1 Thlr.

Das äußerlich gut ausgestattete Buch hat einen doppelten Titel. Auf dem zweiten lesen wir: Zweite Sammlung. Schon vor anderthalb Jahren nämlich hat der Übersetzer eine erste Sammlung drucken lassen, die zu unserm Bedauern uns nicht zu Gesichte gekommen ist. Die Vorrede, deren Ton uns, beiläufig gesagt, nicht gefällt, erzählt uns, man habe die erste Sammlung mit freundlicher Theilnahme aufgenommen, und Leute, die dem Übersetzer persönlich befreundet seien, hätten sie als Eigenthum in ihr Bibliotheksinventarium eingetragen; auch habe ihm die Aufmunterung nicht gefehlt, indem das „Literaturblatt" des „Phönix", die „Blätter für literarische Unterhaltung", die dresdener „Abendzeitung", die „Erheiterungen" und der „Komet" von Herloßsohn sich günstig über seine Leistungen in diesem Felde ausgesprochen hätten. Bei einer Durchsicht des hier Gegebenen fanden wir denn auch, daß genannte Blätter nicht ohne Grund ein günstiges Urtheil ausgesprochen haben. Wir freuten uns der glücklichen Wahl der übersetzten Stücke und fühlten uns angezogen durch die sprachliche Behandlung derselben, bei welcher wir vergaßen, daß wir eine Übersetzung vor uns hatten, ja, wobei wir den Zweck unserer Durchsicht fast aus den Augen verloren. Wie plastisch ist die Darstellung in Victor Hugo's Gedicht: „Das Mädchen auf Otaheiti" (S. 12); wie malerisch schön und rührend „Ludwig XVII." (S. 17); wie sanft elegisch „An ein Kind" (S. 15), und wie treffend die Züge im „Dichter" (S. 29); wie voll pittoresker Schauerlichkeit „Die Häupter im Serail" (S. 35)! Mit vieler Gewandtheit wird der leichtfertige, aber pikante und graziöse Béranger in das deutsche Gewand gekleidet; wir sehen es vor uns das allerliebste Röschen, die zierliche Grisette, das graue Männchen und manches pariser Genrebild; wir hören mit Vergnügen die Reflexionen des Parisers, der bei Epikur und Horaz in die Schule gegangen, und seine politischen Zeitbilder und Zeitansichten, obwol ihnen nicht selten der Werth der Wahrheit gebricht, können uns wol durch den Zauber der Sprache und die Reize der Dichtung auf ein Stündchen bestechen. Von Casimir Delavigne sind nur drei Nummern übertragen, unter denen wir der „Schlacht bei Waterloo", einem Gedichte, das auch unter D.'s Landsleuten berühmt geworden, den Vorzug geben. Was hier vom tiefsten französischen Romantiker unserer Zeit, von Alphonse de Lamartine gegeben ist, steht Alles auf gleicher Stufe lyrischer Vollendung in Geist und Form. Die letzten fünf Nummern, nach Verschiedenen, sind endlich ebenfalls mit glücklicher Hand aus der Stoffmasse moderner französischer Romantik gezogen. Weggelassen hätten wir indessen: „Die pariser Armenkinder an Laffitte", indem es weder allgemeines Interesse noch poetischen Werth an sich hat. Auch fanden wir bei der Lecture nicht wenige Stellen, wo der Übersetzer durch den Gebrauch einer nur leichten Feile Manches mehr hätte glätten und abrunden können, ja, wo durch Versetzung eines Wortes oder zweier den Anfoderungen des Ohres in Bezug auf Euphonie und Rhythmik genügt wäre, worüber sich mehre Stellen anziehen ließen.

Dies war und sollte unser Urtheil über das Buch sein; aber der Einfall, ein paar Stücke mit dem französischen Original zu vergleichen, hat es geändert und muß es ändern. Aus Béranger's „Chansons" fielen uns die hier übersetzten „Marionnettes" in die Hände, wo es schon ein böses Omen war, daß Hr. Wagner aus fünf französischen Couplets sechs deutsche Strophen gebildet hat; und wenn der kundige Leser nachstehende Übersetzung mit dem Original zu vergleichen sich die Mühe geben will, so wird er finden, daß Hr. Wagner treu wenigstens nicht übersetzt, und nicht blos manche Reime, sondern auch manches Bild und manchen Gedanken der Schönheit und Leichtigkeit geopfert hat. Man vergleiche!

Béranger:

Les marionnettes, croyez moi,
 Sont les jeux de tout âge.
Depuis l'artisan jusqu'au roi,
 De la ville au village:
Valets, journalistes, flatteurs,
 Dévotes et coquettes,
Ah! sans compter nos grands acteurs....
 Combien de marionnettes!

L'homme, fier de marcher debout,
 Vante son équilibre:
Parcequ'il court et va partout,
 Le pantin se croit libre;
Mais dans combien de mauvais pas
 Sa fortune le jette!
Ah! du destin l'homme ici-bas
 N'est que la marionnette!

Ce tendron des plus innocens,
 Que le désir dévore,
Au trouble secret de ses sens
 Ne conçoit rien encore.
Veiller la nuit, rêver le jour,
 L'étonne et l'inquiète;
Elle a quinze ans: ah! pour l'amour
 La bonne marionnette!

Voyez ce mari parisien,
 Que maint galant visite:
Il vous accueille mal ou bien,
 Vous cherche ou vous évite.
Est-il confiant ou jaloux,
 A l'air dont il vous traite?
Non; de sa femme un tel époux
 N'est que la marionnette.

Près des femmes, que sommes nous?
Des pantins, qu'on ballotte.
Messieurs, sautez; faites les fous
Au gré de leur marotte!
Le plus lourd et le plus subtil
Font la danse complète;
Et dieu pourtant n'a mis qu'un fil
A chaque marionnette.

Wagner übersetzt:

Die Marionnetten sind beliebt
Bei jedem Rang und Stande,
Beim reichen Manne in der Stadt,
Beim armen auf dem Lande.
Der ernste Weise und der Narr,
Die Dame und Grisette,
Sie sehen alle lächelnd zu
Dem Spiel der Marionette.

Was Wunder? — Sind wir Alle doch,
Der mehr, der Andre minder,
Vom Schicksal, das uns tanzen läßt,
Die Marionettenkinder!
Der Diplomat, der Journalist,
Der Frömmler, die Kokette,
Der Höfling und die Excellenz —
Ach! Alles Marionette.

Dort schreitet Einer stolz einher,
Als sei er Herr der Erde;
Ein Andrer fährt den Diener an
Mit drohender Geberde.
Doch brüstet euch nicht allzu sehr!
Ihr liegt im weichen Bette
Des Glückes; doch bedenkt, — Ihr seid
Des Wechsels Marionette!

Ein junges, sechzehnjähr'ges Blut,
Das vor Begierde brennet,
Das schuldlos mit dem Amor spielt,
Nicht dessen Arglist kennet,
Dem leicht noch und ergötzlich scheint
Die schwere Liebeskette,
Sagt, ist das holde Kindlein nicht
Die schönste Marionette?

„„Ihr Weibchen, Herr, ist ganz charmant!""
„Ich kann Ihr Lob entbehren."
„„Die Hofrathsstelle —"" „Wollen Sie
Mich zum Souper beehren?"
„„Der Herr Minister ist mein Freund.""
„Ei, sieh'! — Da kommt Rosette."
Zum Hofrath wird der Herr Gemahl. —
Du arme Marionette.

Die Weiber spielen mit uns wie
Mit leichten Federballen;
Wir fliegen himmelhoch empor,
Um erdentief zu fallen.
Ach! wer es mit den Weibern wagt,
Verlieret stets die Wette.
Und doch — es ist ein Faden nur
An jeder Marionette.

Etwas treuer sind die „Stanzen" von Lamartine, die wir auch verglichen haben; doch in der ersten:

Et je l'ai dit à mon coeur: Que faire de la vie?
Irai-je encore, suivant ceux, qui m'ont dévancé,
Comme l'agneau, qui passe où sa mère a passé,
Imiter des mortels l'immortelle folie?

welche wiedergegeben ist:

Und ich sprach zu mir selbst: Was soll ich mit dem Leben?
Soll ich nachahmend thun, was Tausende gethan?
Soll ich der Sterblichen so mühvoll-traurig Streben
Erneuen auch in mir auf engbeschränkter Bahn?

fehlt das liebliche Bild vom Lamme, das der Mutter folgt, gänzlich — und so Vieles, Vieles! Treu und schön übersetzen ist freilich nicht leicht; deshalb sagen auch die Italiener in einem dem Klange nach unübersetzbaren Sprichworte: Traduttori — traditori! Indessen sind wir fern, Hrn. W. einen Traditor zu nennen. Wir müssen es ihm sowol wie den Herren Werner und Braunfels, welche die beiden letzten Gedichte der Sammlung recht wacker übertragen haben, vielmehr Dank wissen, daß sie es dem der französischen Sprache Unkundigen möglich gemacht haben, sich an den trefflichsten Erzeugnissen der neuern französischen Dichtkunst zu erfreuen, und wollen ihm keineswegs durch den Abdruck des obigen Originals und seiner Übertragung die Übersetzungslust mit boshafter Freude verkümmern; nur das sei uns noch zu erwähnen erlaubt, daß er, bei Bearbeitung einer dritten Sammlung, sich hüte, folgende Licenz in der Form zu gebrauchen, die wir S. 44 lesen:

Hör', wie er singt, und da-
Zwischen auch weint!

52. Blüten und Früchte: Die Erzeugnisse heiterer Muse- und Feierstunden in einen Kranz gewunden von J. G. Stündel. Gera, Hofbuchdruckerei. 1835.

Es gibt Menschen, denen die gute Mutter das Vermögen, Sylbe und Sylbe symmetrisch zu gestalten und zu reimen, so reich in die Wiege gelegt hat, daß sie, in welchem Stande und in welchen Verhältnissen sie leben mögen, mit mechanischer Leichtigkeit und fast unwillkürlich reimen und verseln. Oft treiben sie solch leichtes Sylben- und Klangspiel in bescheidener Selbstbeschränkung zu ihrem selbsteignen Divertissement; aber siehe, da entdecken Hans oder Kunz ihr Talent und Steckenpferd, und schreien Mirakel; es sei ein Dichter geboren; man solle nur kommen, schauen, genießen, staunen! Da kommen die Vettern und Muhmen, die Gevattern und Nachbarn, loben und lächeln, applaudiren und nicken, werben für das Ingenium um Gunst bei Honoratioren und rathen zum Druck — zum Druck, der Ehre und Gold bringe. Flugs wird der angeräucherte Reimbildner zum Sammler und Herausgeber seiner Siebensachen, die ja bereits ihr Publicum in nächster Umgebung gefunden; warum nicht auch in der Ferne? So ist es auch dem wackern Zimmermann J. G. Stündel in der freundlichen Stadt Gera an der Elster, geboren 1768 im Dörfchen Kuba, gegangen. Sein bewunderndes Publicum hat ihn selbst vermocht, sich lithographiren zu lassen, und wir schauen des fleißigen Meisters Bild im ersten Bändchen vor dem Titelblatte und unter demselben die Doppelembleme seiner Kunstbestrebungen, nämlich des Zimmerhandwerks und der Poeterei: Beil, Winkelmaß und Zirkel, umschlungen von einem Lorberzweige. Des Bildes Zeichner mag wol seine Pflicht gethan haben und hat uns des Künstlers breites, ehrliches Gesicht mit sinnendem Auge wiedergegeben; aber der Lithograph hat den armen Mann, wenn auch nur im Bilde, gewaltig gemishandelt und verunstaltet. Aber die Sachen, das Buch, die Verse, das corpus delicti? fragt der Leser. Ei nun! Die kennt man ja ohne kritisches Detail! Im ersten Bändchen religiöse Gedichte, d. h. fromme Reminiscenzen aus der jugendlichen Gesangbuchslecture; im zweiten vermischte, d. h. Gelegenheitsgedichte auf alle Lagen, Umstände und Lebensverhältnisse; im dritten scherzhafte Gedichte, d. i. Anekdoten und Schnurren. Das dritte Bändchen eröffnet ein Gedicht: „Die Steckenpferde", welches beginnt:

Was ist denn das für neue Mode,
Du hast dich doch ganz umgewandt?
Machst dir's, wie ich wol seh', commode,
Hast eine Feder in der Hand
Und läßt die Axt wol gar verrosten;
Ich dacht', du bliebst auf deinem Posten.

Somit hatte doch wol ein Nachbar oder Gevatter anders gesprochen, als Ref. oben vermuthete, und wollte der Himmel, der gute St. hätte sich mit dem Lohne des Versemachens selbst

begnügt, oder höchstens seine nähern Umgebungen mit seiner Kunst erfreut, ohne seine Opera durch den Druck zu veröffentlichen. Doch söhnt uns wieder des Meisters bescheidener Sinn aus; denn wenn jener Nachbar wohlmeinend fortfährt:

Darum so bleib bei deinem Leisten.
Ein Haus zu zimmern, sei dein Ziel;
Dir steht die Axt in deinen Fäusten
Viel besser als der Gänsekiel;
Das Dichten ist für große Geister. —

so erwidert der gute Greis:

„Ich pfusch ja nur und bin kein Meister!"

53. Der Herbst. Fortsetzung des „Sommers", von K. J. Schuler. Stuttgart, Brodhag. 1836. 16. 12 Gr.

Des Ref. Ohr ward durch die Form dieses Gedichtes, aus der er anfänglich nichts zu machen, ja, die er nicht zu benennen wußte, confus gemacht und in Verlegenheit gesetzt, bis er entdeckte, es habe dem Versbildner beliebt, dem Hexameter noch jene Vorschlagssylbe zu geben, die Kleist in seinem „Frühling" zuerst gebrauchte und wodurch er zu seiner Zeit manches Pro und Contra aus kritischen Federn zog. Wir bedauern das hier; denn es mahnt uns die wunderliche Vorschlagssylbe unwillkürlich an eine Nachahmung des militairischen Frühlingssängers und gibt dem Gange der Verse eine Bewegung, die sich dem Stolpern eines jungen, artigen Tänzers, der eben ein künstliches Pas machen will, vergleichen läßt; eines jungen, artigen Tänzers, sagen wir, denn übrigens hat hier der Sechsfüßler Klang und Bewegung. So viel über die Form des Büchleins, das, wie der Titel zeigt, schon einen ältern Bruder hat. Was den Stoff anbelangt, so würfelt der Verf., seine Phantasie regellos walten lassend, Menschengestalten, Herbstbeschäftigungen und Bilder bunt durcheinander, sodaß des Beschauers innerer Sinn, der ein Totalbild der Herbstnatur erwartet und sucht, wenig befriedigt und erquickt wird. Das Grummetmachen und Hanfbrechen, der Tanz und die Liebelei des Dörfners, das Kirchweihfest, die Wiese voll Herbstblumen, der Fortzug der Vögel (was uns übrigens am meisten angesprochen), der Jäger, der Fischer, der Hirt, der Winzer, der Herbstorkan, Alles erscheint hier vereinzelt, nicht gefaßt in einen Rahmen, oder zu einer Landschaft, die zum Lustwandel einladet, vereint und umgeschaffen, sondern wie eine Collection von acht oder zehn Genrebildern, die der Leser selbst ordnen, oder sich in das rechte Licht stellen muß. Der fromme, herzliche Erguß, der des Büchleins Schluß bildet, erscheint ebenfalls nur als ein Anhang, der mit den vorigen Federzeichnungen in losem Zusammenhange steht. Die einzelnen Genrebilder mögen wir indessen nicht tadeln.

54. Gedichte von Wilhelm Schnitter. Greifswald, Koch. 1836. Gr. 8. 1 Thlr.

Auf gut Glück schlugen wir das Buch auf, um vorläufig zu erspähen, in welche Kategorie es wol zu setzen sein möchte. Da stießen wir denn auf S. 57 und lasen: „Die Spende":

Der Bettler an der Pforte stand,
Gelehnt auf seinen Stab.
„Ach, Herre, brecht mit milder Hand
Mir einen Bissen ab."

„Geh, frecher Bettler, schnell von hier!"
So spricht der strenge Mann.
„Und klopf' an eine andre Thür
Um einen Bissen an."

Der Bettler schüttelt seinen Stab —
Wie ist sein Leid so groß!
Da fällt ihm hoch vom Baum herab
Der Apfel in den Schooß.

„Ach Baum, wie hast du mild erhört
Des armen Bettlers Flehn;
Nun ess' ich froh, was ich begehrt,
Nun will ich weiter gehn."

Ein kleines, kurzes Stück, dachten wir, aber groß und lang genug, um uns für den Verf. einzunehmen und uns eine Welt von Gedanken und Empfindungen zu erschließen; finden wir bei der fortlaufenden Lecture nicht Blätter, die tief unter dem hier mitgetheilten kleinen Meisterstück stehen, so haben wir es hier mit einem Dichter zu thun, welcher die Kunst versteht, anschaulich darzustellen, dessen Sprache und Versbau sich durch Gewandtheit, Reinheit und Wohlklang auszeichnen, und dessen Lieder vom Balsamhauche der zartesten Empfindung durchweht sind. Diese Prognose hat sich bei einer sorgfältigern Prüfung der ganzen Sammlung auch größtentheils zu unserer Freude bewahrheitet. Aus der Vorrede erfahren wir, daß diese Gedichte in der Zeit einer unwillkommenen Muße entstanden sind, indem ihr Verf. nach einer verunglückten Cur in Karlsbad sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit eine Zeit lang der Erfüllung seiner Berufspflichten entziehen mußte. Im Laufe des Herbstes und Winters (1834 — 35) wurden auf diese Weise gegen vierhundert Stoffe zu Balladen und Romanzen und lyrischen Gedichten erfunden und diejenigen davon ausgeführt, die den Inhalt der folgenden Sammlung bilden. So wenig es nun auch zu verkennen ist, daß diese Scenen und Bilder auf dunkeln Grund gemalt sind, indem wir auch nicht eines gefunden haben, aus welchem das prismatische Farbenspiel der Lebensheiterkeit oder gar des Humors schillerte, so läßt sich doch keineswegs behaupten, daß sie das Gepräge einer krankhaften Gemüthsstimmung oder einer überreizten Phantasie trügen, und man sieht es allen an, daß sie ohne Geburtswehen an das Licht getreten sind; deshalb hätte es in dieser Hinsicht kaum der „Rechtfertigung" (S. 11) bedurft, woraus wir die Strophe mittheilen:

Nur scheltet nicht die bittern Klagen
Und tadelt nicht mein banges Herz;
Muß ich der Schwermuth Ketten tragen,
Wie kann ich denken noch an Scherz?

Indessen wissen wir nicht recht, zu welcher Dichtart wir diese Blüten zarter Empfindung zählen sollen. Der Dichter selbst nennt sie Romanzen und Balladen in der Vorrede; gleichwol vermissen wir in ihnen die Erzählung der Handlung oder Begebenheit, das epische Moment, welches Romanze und Ballade vindiciren. Wir finden hier mehr Bilder, Scenen, anschaulich-lebendige Darstellung eines Moments der Handlung, der in andern Romanzen Pointe, Krone, Schlußstein ist; oft nur ein Miniaturbild, mit ein paar leichten, aber kräftig-skizzirenden Pinselstrichen hingeworfen. Ebenso wenig läßt es ihre Natur zu, sie zu den rein lyrischen Ergüssen zu rechnen, weil sie mehr Bild und Scene der Außenwelt als des Dichters inneres Leben und Regen schildern. Dieser Umstand nun macht sie um so origineller und eigenthümlicher und stellt jegliche Vermuthung von Nachbildung fern. Wir nehmen in Liebe den Dichter auf, wie er sich uns in seiner Persönlichkeit gibt. Gar schöne Empfindung haucht nun, um auf Einzelnes hinzudeuten, aus „Der Räuber" (S. 20) und „Die fromme Königin" (S. 126); psychologische Wahrheit spricht uns an aus „Endliches Gelingen" (S. 51); in „Schäfer und Rosenstrauch" (S. 91) dagegen ist die Empfindung so überschwenglich, daß man den Sinn nicht zu ergründen vermag; in „Die Retterin" (S. 146) hätten wir, nach des Dichters habitueller Art zu denken und zu empfinden, eine andere Schlußpointe erwartet. Wie des wahren Dichters Phantasie aus Allem, auch aus dem Unbedeutenden Nahrung zu ziehen weiß und sich leicht angeregt fühlt zur Entfaltung ihrer Schmetterlingsflügel, ist uns recht klar geworden aus „Glosse" (S. 149). Der Verf. fand nämlich die Zeilen:

Demuth hat mich lieb gemacht;
Lieb' hat mich zu Ehr' gebracht;
Ehre thät mir Reichthum geben;
Reichthum thät nach Hoffahrt streben;
Hoffahrt stürzt mich ins Elend nieder;
Elend gab mir Demuth wieder.

Digitized by Google

in der Zelle eines Klosters in der Schweiz geschrieben und hat hieraus ein artiges Romanzenbild in seiner Manier geschaffen. Noch heben wir aus: „Die Einsame" (S. 60); „Der König und der Bettler" (S. 78); „Der späte Reiter" (S. 81); „Die beiden Gesellen" (S. 146). Fernerer Beachtung empfehlen wir: „Drei Reiter" (S. 124), von denen Zwei von des Wirths Wein sich einen Becher zur Labung erbitten, während der Dritte sich nur durch den rosigen Mund von des Wirths Töchterlein erquicken läßt — und „Das Ständchen" (S. 157):

Es saßen drei lustige Zecher
  Im Keller und zechten mit Lust,
Sie füllten die blinkenden Becher
  Und sangen aus voller Brust.
Sie hielten die Becher gehoben,
  Sie schlürften den perlenden Schaum,
Sie füllten mit Jubel und Toben
  Den weiten Kellerraum:
    „Noch lächelt uns hold die Sonne,
    Und schäumende Becher stehn.
    O Leben in Liebe und Wonne,
    O Leben, wie bist du so schön!"

In ihrem bacchantischen Taumel wollen sie dem Sänger, der den hier gegebenen Refrain gedichtet, selbst sehen und lohnen, schwanken zum Keller hinaus und singen im jubelnden Chor vor des Dichters Thür: „Noch lächelt uns hold die Sonne" u. s. w. Aber

Der Sänger mit bleichen Wangen,
  Er liegt auf kargem Stroh,
Er ächzt in Todesbangen;
  Sein Herz ist nimmer froh,
Er fleht um des Himmels Gnaden,
  Und wie sein Leben flieht, —
Da laut vor dem Fensterladen,
  Erklinget der Zecher Lied:
    „Noch lächelt uns hold die Sonne,
    Und schäumende Becher stehn.
    O Leben in Liebe und Wonne,
    O Leben, wie bist du so schön!"

Solche Versuche und Leistungen deutscher Poesie können wir nicht anders als gelungen, ensprechend und schön nennen, und wir würden es wahrhaft bedauern, wenn der Dichter seine in der Vorrede ausgesprochene Drohung, „hier sein letztes Lied gesungen zu haben, weil ihm der Drang des Geschäftslebens den fernern Umgang mit den Musen untersage", wahr machte; und wenn eine Gedichtsammlung ein Schulerercitium und Ref. der corrigirende Conrector wäre, so würde er nicht unterlassen, hier mit rother Tinte ein zierliches Perge unter die Lieder von W. Schnitter zu setzen!

55. Gedichte von Adolf Schultze. Berlin, Martius und Comp. 1836. Gr. 8. 12 Gr.

Der Verf. hat seine Musengaben in sechs Kränze gebunden, und nach der Äußerung des Vorworts, daß seine Lieder „ein Zeugniß heil'ger, schmerzgeweihter Stunden" seien, denen der „Ernst des Lebens nur hin und wieder ein frohes Lied anschließe", vermutheten wir hier Passionsblumen und Cypressen mit einigen Rosen gemischt zu finden; wir sahen aber nur Maßlieb, Krokus, Veilchen und Gänseblümchen, d. h. die Lieder sind gesungen „in bekannter Melodie", nicht unter aller Kritik, aber zu alltäglich, um eine detaillirte Charakteristik zu verdienen. „Des Nordens Sänger" (S. 15) machen keinen übeln Effect, was wir bewundern, indem das Ganze nur als ein loses Gewebe aus Ossian'schen Stoffen, durch das Band des Reims und Metrums zusammengehalten, erscheint. „Der Ketzer" ist ein lebendiges Bildchen, das Talent für die Romanze bekundet. Unter den Epigrammen sind „Kinderschriftsteller" und „Börne" allenfalls nennenswerth, und aus „Trost" (S. 57) spricht die mit dem Leben ein für alle Mal sich absindende, verständige Reflexion beruhigend also:

Was klagst du um entflohne Zeiten,
  Um schnell verblühter Liebe Glück?
Willst du dir dauernd Glück bereiten,
  So hadre nicht mit dem Geschick.

Schau vorwärts in den Lauf der Dinge,
  Mit festem, fröhlichem Gemüth,
Ob es Ersatz und Trost nicht bringe
  Für jede Blume, die verblüht.

Im Schicksalsrath ist abgewogen,
  Nach ew'ger Weisheit, Schmerz und Lust;
Nur Der ist um sein Glück betrogen,
  Der sich zerfleischt die eigne Brust.

Drum kehre in den Kreis der Brüder,
  Erfreue dich an Andrer Glück
Und handle fromm und still und bieder,
  Dann kehrt dein eignes dir zurück!

(Der Beschluß folgt.)

Notizen aus Rußland.

In dem Königsgrabhügel, dem größten in dem alten Königreiche des Bosporus, hat der Director des Museums zu Kertsch große, eine Saschene starke Mauern entdeckt, die von behauenen Steinen aufgeführt sind und wahrscheinlich den Eingang in die Mitte des Hügels bilden. Große Massen von Erde und Kalk verzögerten bisher die weitern Nachgrabungen. In einem Hügel bei Bulganak fand man ein kleines viereckiges Grab, darin eine Urne mit rothen Figuren auf schwarzem Grunde. Eine Bacchantin berührt mit dem Finger den Kopf eines vor ihr knienden Fauns, vor ihm sitzt Bacchus, hinten steht ein Faun, über der Gruppe ist ein Genius. In der Urne waren verbrannte Knochen und eine goldene Kette, an den Enden mit Löwenköpfen verziert. In einem benachbarten Grabe wurden goldene Ohrringe von sehr plumper Arbeit, gläserne, aus sinnbildlichen Figuren bestehende Armbänder und eine Lampe in Form eines Hundes, mit der Inschrift: „Καρπος", die für den Namen des Künstlers gilt, gefunden.

Nach der „Nordischen Biene" haben in dem Theaterjahre vom 5. April 1836 bis zum Beginn der Fasten den 28. Februar 1837 auf dem russischen Theater zu Petersburg 360 Vorstellungen stattgefunden, darunter 24 Benefizvorstellungen. Es wurden von 27 Dichtern 56 neue Stücke dargestellt (8 mehr als im vorigen Jahre), darunter 24 Originale: 1 Trauerspiel, 5 Schauspiele, 4 Lustspiele, 1 Oper, 2 Ballets und 11 Vaudevilles. 32 dieser Stücke sind Übersetzungen, darunter 24 aus dem Französischen, 6 aus dem Deutschen, 1 aus dem Englischen und 1 aus dem Italienischen. Der fruchtbarste Dichter war Herr Koni, er lieferte allein 7 neue Stücke.

Am Schlusse des Jahres 1836 gab es auf der Universität Dorpat 536 Studirende und 31 Lehrer, darunter 5 emeritirte, 22 ordentliche, 3 außerordentliche Professoren, 9 Privatdocenten. 75 Studirende hatten vor Vollendung ihres Cursus die Universität verlassen, 16 mußten in einem Halbjahre ausgeschlossen werden. Es fanden 151 Graduirungen statt, darunter 32 von Doctoren der Philosophie.

Eine Anzahl werthvoller morgenländischer Handschriften sind von dem Kaiser von Rußland aus der Bibliothek des Grafen v. Suchtelen angekauft und dem orientalischen Institute des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten geschenkt worden. 60.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 243. —— 31. August 1837.

Poeten und Poetaster aus dem Laufe des Jahres 1836.

Dritter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 242)

56. Eichenblätter. Gedichte von Eduard Marquardt. Breslau, Friedländer. 1836. 8. 12 Gr.

Diese Klänge auf wenigen Bogen erinnern uns an eine schöne, große Zeit, an die Zeit, wo der junge Morgen der Freiheit auf Deutschlands Höhen trat, und wo unter Waffenblitz und Geschützdonner tausend aufregende Lieder durch Hermann's Eichen säuselten und das Joch der corsischen Zwingherrschaft brechen halfen. Ihr Verf. besingt vorzugsweise eine Braut, und —

Wer ist die hochbegabte Braut,
Auf die viel Edle freudig blicken,
Die Brust durchglüht von Hochentzücken?
O, sagt es, sagt, wer ist die Braut,
Für die Millionen heiß entbrennen,
Begeistert ihren Namen nennen?

auf welche Frage die Schlußstrophe die Antwort gibt:

Borussia — heißt diese Braut!
O ruft aus vollem Herzensdrange,
Mit meines Liedes lautem Klange:
„Borussia sei Gott vertraut!
Ihr Kranz, für den wir hoch erglühen,
Soll stets im Glanz des Ruhmes blühen!“

Von ihrem Blick beseelt, an ihrer Schöne mit den Augen der Liebe hangend, strömt er aus sein Gefühl in einem „Erguß an das Vaterland“, in einem „Fahnenliede der Preußen“, in einem „Heeresgruß an den König“, in einer „Phantasie an Körner's Grabe“, und in einem „Abschiede des Ritters von der Geliebten“. Wo er es versucht, in die epische Tuba zu stoßen, wie in der „Belagerung von Wien“ durch die Türken, oder in der „Schlacht bei Roßbach“ und der „Schlacht an der Katzbach“, vergißt er, daß solche Stoffe aus dem Gebiete der Lyrik zu verweisen sind, weil sie in ihrer Kürze den Gegenstand nicht zu erschöpfen vermögen. Indessen scheint es, als ob er sich (wie dies 1813 — 14 nicht selten geschah) zu seiner Begeisterung nicht künstlich hinaufgeschraubt hätte, indem die Sachen von Hyperbeln und lobhudelndem Bombast sich ziemlich frei erhalten, sondern als ob sie wirklich dem reinen Quell der Vaterlandsliebe entströmt wären. Der Verf. ist kein Wetzel, Arndt und Körner; wo aber jener Geist und energische Sturmdrang fehlt, füllt das Herz und die Gesinnung die Lücken aus. Die Liebe des Preußenvolks zu seinem Könige bedarf zwar solcher poetischen Aufregungen nicht; aber superflua non nocent, wollen wir hier sagen; also nur mehr solcher Lieder!

57. Dichtungen von Joh. Otto Prechtler. Wien, Wenedict. 1836. Gr. 8. 20 Gr.

Die Lecture dieser Dichtungen, die aus Balladen, Romanzen, lyrischen Gedichten und einem fünfactigen Drama bestehen, hat auf unser Urtheil und Gefühl in ungewöhnlicher Weise gewirkt. Sogleich die erste Ballade: „Des Skalden Fluch“, gab uns in ihrer dritten Strophe:

Horsa — koste mit den weißen Händchen
Lag sie an der Eisenbrust —

(wo wahrscheinlich gesagt werden soll, er legte sie an die Eisenbrust) kein günstiges Vorurtheil für des Sängers Geschicklichkeit, die Sprache zu behandeln, das erste Postulat in der Poetik. Wir fanden ferner eine gewisse Geziertheit in Ausdruck und Bild (so „wimmert“ z. B. ein Mal die Thurmuhr Eins durch die Nacht!), und hinsichtlich der Orthographie und Interpunction hätten wir sicher eine Lanze mit dem Verf. gebrochen, da er nicken, tretten, steken, faßen, Todengewand, strömmt, statt nicken, treten, fassen, Todtengewand u. s. w. schreibt, wenn wir nicht, wie schon oben erwähnt, die Ansicht hätten, daß eine Sammlung deutscher Gedichte in unsern Tagen nicht wie ein zu corrigirendes Secundanerexercitium zu behandeln ist. Auch hätte der Verf. oder Verleger für einen bessern Corrector sorgen sollen, was wir leicht beweisen könnten, wenn wir nicht abermals den Grundsatz hätten, jede pedantische Mikrologie in der Beurtheilung poetischer Kunstwerke zu meiden. Endlich konnten wir uns nicht verbergen, daß der stetige, hartmäulige und oft schwer zu behandelnde Hippogryph zuweilen mit dem Dichter durchgehe, indem des Letztern Phantasie oft regellos ausschweift und die leidenschaftliche Glut des Gefühls die Klarheit des Gedankens beeinträchtigt. Aber alle diese, Auge und innern Sinn beleidigenden Flecke und Pfadesunebenheiten, die uns den Fortgang mühsam machten und uns allen Genuß bei dem Lesen tückisch zu verkümmern drohten, wurden, je weiter wir lasen, immer weniger bemerkbar und störend, ja, sie verschwanden ganz, je mehr wir das Gegebene in freiem Ton- und Farbenspiel auf unser Gemüth und unsern Geist einwirken ließen. So läßt sich aus vorliegenden Proben nicht verkennen, daß dem Verf. ein bedeutendes Talent für die Ballade und Romanze inwohne; die von ihm gewählten Stoffe passen vollkommen für diese jetzt so beliebte Dichtart und sind dabei gut ausgeführt, indem er fast immer die Saite des Herzens trifft, die er eben berühren will. Im Schildern, Malen und Beschreiben ist er, wenn nicht Meister, doch der Meisterschaft sehr nahe, indem er hin und wieder Hautreliefs bildet, die zum Betasten reizen. Namentlich beobachtet er die Natur mit einem sehr scharfen Auge; sie hat durch Farben, Töne und Gestaltungen ein Wort zu seinem Herzen geredet; sie ist ihm eine Memnonssäule, welcher die Strahlen seiner Gefühlssonne, indem er sie magisch auf das todte Steinbild einwirken läßt, wunderbare, heilige Laute entlocken. In den rein lyrischen Ergüssen kündet sich uns freilich mehr Objectivität als Subjectivität an, und er liebt es überall mehr, aus sich herauszutreten, als sich in der eignen Empfindungswelt zu bewegen und deren Gestaltungen darzustellen; aber es strömt melodische Kraft aus allen Hauchen, und seine warme Imagination entreißt uns den Kreisen des Alltagslebens oft wider unsern Willen. Welch eine anzie-

zende Malerei ist in der „Alpe" (S. 31). Welches hinreißende Nachtstück ist „Des Malers Nacht" (S. 33). Die „Bogen" bilden eine poetische Gemäldegalerie, die einem Michel Angelo und einem Rafael Ehre machen könnte, und wir möchten fast behaupten, auf den Stadt-, See-, Wald-, Ruinen- und Winterbildern, die wir in diesen „Bogen" fanden und mit Genuß beschauten, keine Verzeichnung und kein falsches Colorit wahrgenommen zu haben. Schauen wir nur das „Stadtbild" (S. 49), welches übrigens zu den gewöhnlichsten hier gehört:

In der langen öden Gasse
Steht des Commandanten Haus;
Nacht ist's, und der Wächter rufet
Rüstig seine Stunde aus.

Oben in den düstern Zimmern
Liegt der alte Degen krank,
Und drei ehrliche Soldaten
Halten Nachtwach' auf der Bank.

Durch die lange Gasse schreitet
Schallend ein gar hagrer Mann,
Und der Posten, pflichtbefohlen,
Hält ihn vor dem Thore an.

„Wer da?" schallt es durch die Nacht hin.
Finster sagt der Mann: „„Gut Freund!""
„Wohl! Passirt!" — Schon ist er oben —
Und das Zügenglöcklein weint.

Will der Leser Kühnheit der Phantasie, Tonfülle und warmes Gefühl bewundern, so lese er „Die seligen Augenblicke" (S. 65), welches beginnt:

Steig zum Himmel, trunkne Seele!
Im Frohlocken stirb, mein Herz!

Will er sich in eine „Frühlingsmitternacht" versenken, so lese er den „Erguß" (S. 71), welcher beginnt:

Still ruht das Thal!

Will er sich an Contrasten ergötzen, so lese er in „Waidmann und Schiffer" den Sieg der Liebe und ihre Niederlage. Will er sich an den Pinselzügen einer meisterhaften Naturmalerei letzen, so schlage er S. 81 auf und betrachte „Sänger und Frühlingsnächte". Will er das Grausige in geschickter Steigerung auf sich einwirken lassen, so lese er S. 84 „Malchen's Tänzer":

Es schwirren die Geigen, Trompeten schallen,
Entzückte Paare vorüberwallen;
Im seligen Taumel entwirrt sich der Reigen,
Um noch verschlungner sich bald zu zeigen.

„Mein Fräulein! — unendlich reizendes Kind!
Ich lad' Euch zum Tanz, — der Reigen beginnt!"
Schön Malchen schwebt in des Tänzers Arm,
Sie fliegen dahin, ihr Blut wird warm.

Der Tänzer aber ist ein wilder Gesell, bleich, glutlosen Auges; die Stimme der Warnung ergeht an die Tänzerin; aber sie kann dem Bitten und Dringen des Tänzers nicht widerstehen:

„Mein Fräulein, — ich bitte, — heut seid Ihr mein!
Ich kann ohne Euch, Erwählte, nicht sein!"

So schwindet die süße, verderbliche Nacht. Gegen Morgen sagt er zur Bleichen:

„Mein Fräulein, — Ihr seht etwas blässer aus —
Bereit steht mein Wagen, — ich führ' Euch nach Haus."

So nimmt er die Ermüdete in den Arm, und nachdem er dem alten Kutscher zugerufen: „He, Alter, ehe der Morgen graut, muß heim sein bei mir die blasse Braut!" rollt

Der Wagen fort bis zum Friedhofsthor,
Da hebt schön Malchen ihr Haupt empor.

Der Schwarze grinst, — das Mondenlicht
Schaut wunderlich auf sein Todtengesicht.

„„Ach! Jesus Maria! Wer seid Ihr?! Gott!!""
Dumpf klappert's: „Dein Tänzer war heut — der Tod."

Mehr als ein Gedicht, so kommt es uns vor, müßte Tonsetzer zum Componiren reizen, und wir wundern uns fast über die kleine Anzahl, die, wie hier angezeigt ist, von Stadler in Musik gesetzt sind.

Das dramatische Gedicht, welches den lyrischen Gedichten angehängt ist, hat den Titel: „Die Braut aus Süden", und spielt im schottischen Hochlande unfern der Meeresküste. Die Erfindung ist nicht übel. Donald, der Held des Stücks, geboren von einer griechischen Mutter, und in ewiger Sehnsucht nach dem Süden glühend, ist doch wol etwas zu weich gezeichnet und so schmachtend, daß der Charakter der Männlichkeit verwischt wird. In ganz angenehmem Contraste mit ihm steht Inistena's, der nordischen Jungfrau, Charakter, die, durch unerwiderte Liebe zu Donald gequält, freiwillig in den Fluten des Meeres endet. Die Sprache ist der Tragödie angemessen. Der Dialog ist leicht, die nordische Hochlandsscenerie anziehend, und es finden sich echt dichterische Ergüsse und Stellen, wie S. 103:

Der höchste Reiz des Lebens ist die Sehnsucht;
Wer sie entbehrt, hat aufgehört zu leben
Und geht dem Schatten gleich durch diese Welt.
Die Sehnsucht leiht der liebeskranken Blume
Den Reiz, wenn sie nach ihrer Schwester glüht.
Von Sehnsucht glüht die Wolke nach der Sonne,
Und dieses Glühen gibt der Wolke Pracht.
Der Sehnsucht Schmerz, er gibt dem Vogel Lieder,
Die Sehnsucht nur dem Liede Glut und Reiz.

58. Des Kaisers Schatten von A. J. Büssel. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1836. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Eine nicht kleine Aufgabe ist es, aus seinem einsamen, von den Wellen des Oceans umspülten Felsengrabe den Schatten des Mannes heraufzubeschwören, welcher im Leben wie nach seinem Hintritte der Redegegenstand von tiefern Denkern und kannegießernden Philistern, von lernbegierigen Strategikern und flachen Stutzern, von Historikern und Dramatikern, Lyrikern und Epopöendichtern gewesen und noch heute ist. Nicht aus dem Grunde, als ob die Lyrik mit einem ähnlichen Gegenstande sich nicht befassen dürfe, reden wir von der Schwierigkeit eines solchen Unternehmens; wir sind im Gegentheil der Meinung, daß eine großartig-historische Gestalt wie die Napoleon's sich besser lyrisch als episch oder dramatisch behandeln lasse; denn das Innen- und Außenleben jenes Heros ist zu vielseitig und vielgestaltig, als daß es sich in eine fünfactige Handlung oder in eine Epopöe, zählte sie auch neunzig Bücher, zusammenpressen lasse. Das hat Zedlitz gefühlt; darum hat er uns in Liedern jene „Todtenkränze" auf St.-Helena's einsamem Grabe, den vom Blitz getroffenen Lorberbaum daneben, nebst dem verblichenen Purpurmantel, mit kräftigen Pinselstrichen gemalt. Darum hat Gaudy die Zustände und Erscheinungen aus des Helden Leben in seinen „Kaiser-Liedern" uns vorgeführt. Die Schwierigkeit, eine solche Aufgabe genügend zu lösen, liegt mehr in dem Umstande, daß derselbe Gegenstand schon so oft von Franzosen und Deutschen besungen ward und erschöpft zu sein scheint. Wer jetzt noch mit einem solchen Beginnen hervortritt, kommt mithin in Gefahr, Gemeinplätze, die bereits tausend Male gesagt sind, zum Besten zu geben, oder er erweckt die Vermuthung, er sei (wenn sonst nicht eine kühne Originalität aus dem Gegebenen spricht, was in Herrn B.'s Buch nicht der Fall ist) ein verspäteter Nachwandler Solcher, die bereits dieselbe Bahn nicht ohne Erfolg betreten haben. So poetisch nun auch die Idee in den uns vorliegenden Blättern sein mag, daß der Dichter sich vom Schatten des Heros in der Geisterstunde wecken läßt; so artig die zweite Canzone sich über den Inhalt des Buches also ausspricht:

Und vorwärts schreitet nun mit schwerem Tritte
Das Marmorbild und steigt zu mir hernieder.
Zu wandeln hebt es an, als wenn ihm Leben
Durchströmte die erstarrten Riesenglieder,
Und laut ertönt der Saal von seinem Schritte.

„Du bist für heut' in meine Macht gegeben!
Du darfst vor mir nicht beben.
Der Feldherr eilet zu der Geisterrunde.
Weit geht der Ritt! — Du magst ihn jetzt begleiten.
Vergangnes wird er dir und Künft'ges deuten,
Des Ruhmes Glück und seines Falles Stunde;
Und was er dir vertraut, magst du verkünden,
Und ihm ums Haupt des Friedens Palme winden."

so viele ansprechende Lebensbilder und Klänge wir hin und wieder während des Ritts zu der Geisterrunde finden, wozu wir z. B. die Beschreibung der Pyramiden, Cäsar's Geist (S. 66), Lätitia (S. 115), den Untergang bei der Beresina (S. 169) u. s. w. rechnen dürfen; so gut es sich ausnimmt, wenn der Dichter oder der Schatten orakelt und Seherworte spricht: so können wir uns doch nicht verbergen, daß Vieles daraus wie Nachhall klingt. Auch hat sich der Verf. hinsichtlich der Form eines Fehlers schuldig gemacht, den er sich vielleicht nicht eingestehen wird. Er hat nämlich in lyrischer Form etwas Episches gegeben; er hat den lyrischen Charakter in seiner Arbeit verloren gehen lassen, was wir, wie oben gesagt, bei einem Gegenstande wie Napoleon's Leben und Ende nicht billigen können. Er gibt uns eine Riesencanzone von 189 Stanzen und beredet sich und uns, diese 189 Stanzen seien ebenso viele Canzonen. Überdies ermüdet den Leser dieses ewige Einerlei der Form, und zwar um so mehr, da der Schwung seiner Begeisterung nicht mächtig genug ist, uns über das Dagewesene und oft Gehörte hinwegzureißen. Der Leser wäre besser daran, wenn der Autor mehre Canzonen mit metrischen Nuancen in den Stanzen gegeben hätten; ja, wir wären zufrieden gewesen, hätte er nur Eine Canzone gedichtet und sie als Cypressenzweig auf das berühmte Felsengrab gelegt; nur dürfte sie auch nicht an Manzoni's bekannte und oft übersetzte Ode erinnern. Die Verse sind nicht übel; wegen einiger Reimhärten, die wir sonst bei Süddeutschen nicht finden, wollen wir nicht rechten, und wünschen zum Schlusse dem Buche solche Leser, die weder Zedlitz's „Nächtliche Heerschau", noch Gaudy's „Kaiser-Lieder", noch Manzoni's „Ode" gelesen haben; die werden hier zweifelsohne einigen Genuß finden.

59. Gedichte von Heinrich Beitzke. Berlin, Nauck. 1836. Gr. 12. 20 Gr.

Die Gedichte, die der Verf., laut des Vorworts, „wie kleine Buben in die Welt jagt", wo sie sich Gunst und Protection erwerben sollen, zerfallen in „Sonette und Lieder an Cora", in „Romantische Gedichte", „Vermischte Gedichte" und „Reisebilder". Wir geben über jede Classe ein paar Winke und Andeutungen, bemerken jedoch im Voraus, daß wir hohen Schwung, Phantasiezauber und echte Originalität — nirgend zu finden vermochten. Die „Sonette und Lieder an Cora", mit denen unser Aspirant um das Lorberreis den Wettlauf beginnt, sind in einer Sprache geschrieben, die heutzutage unter unsern Poeten überall gänge und gebe ist, und die Gedanken darin spinnen sich mechanisch auf einer Spindel ab, die in Aller Händen ist; glücklicherweise aber durchweht wahre Empfindung alle und macht alle genießbar; ja, hin und wieder erinnern sie an Petrarca, den der Liebessänger wol kennen und lieben mag; sie erhalten sich jedoch von des Laurasängers Hyperbeln und Überschwänglichkeit frei. Unter den Romanzen ist viel Schönes. „Der betrogene Geist" (S. 45) ist jedoch eine Ausgeburt eines crassen Volksaberglaubens, die der Verf. durch die Poesie hätte adeln und idealisiren müssen. Poetischer erscheint „Die üble Nachtfahrt" (S. 49), wo der Fürst der Hölle einen ruchlosen Ritter holt. „Leupold und Jutta" (S. 52), nach einer alten Volkssage bearbeitet, gestaltet sich in Form und Geist als echte Ballade, in welcher die warnenden Frommen und Heiligen als anziehende Gestalten figuriren. Wir theilten die Nummer gern mit, wenn es der Raum gestattete. Auch minder wohlgelungene Sachen stechen nicht grell ab gegen das Gute und Gediegene, und namentlich ist in den maurischen Romanzen, unter denen wir „König Hakem's Traum" auszeichnen möchten, die Scenerie des europäischen Südens mit lebendiger Darstellung der Handlung in Einklang gesetzt. Gelungen nennen wir hier noch: „Der letzte Ritter Granadas" (S. 101) und „Der letzte Seufzer des Mohren" (S. 105). Unter den „Vermischten Gedichten" hat uns neben manchem Matten und Alltäglichen doch Einiges angesprochen, wohin der „Gruß der Pommern an Friedrich Wilhelm bei seiner Ankunft in Stargard 1834" zu zählen ist, indem der Verf. die sesquipedalia verba, die in derlei bestellten Producten einherstelzen, in jene biderbe, mannliche Einfalt verwandelt hat, die dem Sinne und Geiste des ehrlichen Pomeraners so ganz entsprechend ist. Eine wunderliche Pointe dagegen kommt in dem Sonette an Calderon (S. 114) vor. Der geniale Spanier wird vom Verf. hoch gepriesen; aber am Schlusse sagt er: Mich hat die Muse zwar nicht so hoch geehrt, doch sei dir dies Lied mit heißem Danke gesungen. Will hier Hr. Heinrich Beitzke, der sich bonnement neben Calderon stellt, etwa wegen seiner Neidlosigkeit und Bescheidenheit gerühmt sein? „Angehender Frühling" (S. 121), wo, beiläufig gesagt, die Reime: Störch' und Kirch', vorkommen, ist ein Lied, das dem werneuchner Schmidt Ehre machen würde, und zwei Seiten weiter macht der Verf. aus demselben Gegenstande ein artiges Bildchen. Vor den „Reisebildern", fürchteten wir uns fast, denn wir besorgten in denselben wie in den andern Zeitliedern der Art den ekelhaften crambe decies cocta von „Nun frisch in die Welt! Da ist's gut sein! Komm her, mein Stab! Da gibt's bunte Wiesen, schlanke Mädel, flinke Kellner u. s. w." wiederzufinden; aber es ward uns glücklicherweise eine Art von poetisch-geographischer Lection gegeben, indem der Verf. verschiedene Orte und Gegenden in Östreich, Baiern, Tirol, der Schweiz und Italien beschreibt, wo es unter andern der Lombardei (S. 133) so übel ergeht, daß wir fast glauben möchten, unser Reisender sei ein Geistesverwandter des famosen Touristen Nicolai, der, miserabile dictu, die Flöhe den Garten Europas verleidet haben.

60. Der Sang des fremden Sängers. Eine Phantasie. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1836. Gr. 12. 6 Gr.

Diese Elegie behandelt auf wenigen Bogen das Thema, welches wir mit den Worten auf S. 7 bezeichnen:

Die Nacht ist da, die Erd' ist still,
Von einer großen, heil'gen Zeit
Ertön' mein Sang; noch einmal will
Ich singen in des Fremdlings Land,
Dich singen, mein rühmliches Vaterland.

und fährt dann S. 9 fort:

Unser Leben ist nun zerstört und vernichtet;
Unser Wollen, spricht man, hat Gott gerichtet;
Wir sollen, verwischt aus der Völker Zahl,
Ertragen ein Dasein der Schmach und Qual;
Wir sollen athmen, leben, vergessen,
Daß wir ein Vaterland besessen.

Wo solche Klagen aus voller Seele, zu rechter Zeit und am rechten Orte sich erheben, da finden sie auch, zumal wenn sie wie hier in lebendige Bilder und klangreiche Rhythmen gekleidet werden, empfängliche Herzen, wo sie eingehen und wirken. Hier aber bleibt uns dunkel, wo der Verf. singt, von welchem Lande er redet, welchen Freiheitsverlust er beweint. Somit erscheinen diese Verse als vage Ergüsse ins Blaue hinein, ohne Ziel und Object, und verlieren daher Halt, Bedeutung und Effect. Für gewisse Gedichte muß Zunder in der Menschen Gemüthern liegen; fehlt dieser, so mag der Funke des Liedes noch so lebendig springen, er wird nicht zünden und Flammen erzeugen.*)

79.

Eine Proselytenhistorie.**)

Der Prinz Wilhelm von Birkenfeld las Voltaire und andere Freigeister, überlegte seine lutherische Religion und glaubte zu finden, daß selbe eben auch durch Ihre Grundsätze zu einer

*) Der vierte und letzte Artikel folgt im October. D. Red.

**) Aus einer bairischen Klosterchronik.

unumschränkten Glaubensfreiheit und Gleichgültigkeit führte, bekam darauf grosse Gewissens Ängstigkeiten, welche Er dem Churfürsten von der Pfalz, Carl Theodor, eröfnete. Dieser riethe Ihm, sein Zweifel einen Gelehrten vorzutragen, in welches Prinz Wilhelm willigte, jedoch mit dieser Bedingniß, das es nur kein Jesuit wäre, als welche Er für Teufel zuhalten von seiner eyfrigst lutherisch gesinnten Frau Mutter wäre überredet worden. Er gab doch zu, das P. Franck dieserhalb mit Ihm reden könnte. Dieser unterhielte sich mit dem Prinzen täglich zwei Stunde durch sieben Wochen. Gab ihm den Catechismus von Fleury, Jamin, und andere Werke. Der Prinz überlegte, studirte alles eyfrigst, endlich sagte er zu P. Franck: mon Pere, je ne puis plus, je me rends. — P. Franck hinterbrachte dieses dem Churfürsten, der an künftigen Tag die Anstallten wollte gemacht haben, das die Glaubens Bekanntniß insgeheim könnte abgelegt werden. Es war eben der 10. August an Fest S. Lorenz, als an Namenstag des Papstes Ganganelli, des General Ricci und Geburtstag des P. Franck. — Der Churfürst ließ die Reiscapelle in den Fürstl. Bischöfl. Zimmern, wo der Churfürst von Maynz, Trier, Cöln, zu wohnen und die hl. Meß zu lesen pflegten, aufrichten. P. Franck begehrte des Tags vorher Wein und Wasser, als wenn er einnehmen wollte, der Churfürst brachte Liecht. Der Prinz legte die des Nachts aufgesetzte und französisch geschriebene Glaubens Bekanntniß ab, unterschrieb selbe oben und unten, hernach der Churfürst und endlich P. Franck so bezeugte, daß diese Bekanntniß wahrhaftig also wäre abgelesen worden. P. Franck las hierauf die hl. Messe, bei welcher Ihm der Churfürst ministrirte, so er als Prinz gelehrnet hatte. Gleich wurde die Glaubensbekanntniß mit einem Schreiben des Prinzens, und einem des Churfürsten nach Rom gesendet, worauf Ganganelli mit einem Breve antworthete, so anfieng Laetare et exulta filia Syon etc. anmerkte, das weil diese Bekehrung in das erste Jahr seiner Regierung einträffe, so glaubte er, daß seine Regierung eben so glücklich sein würde, als jene des Pabsts Benedict XIV. dessen erstes Regierungsjahr eben durch die Bekehrung des Prinzen von Zweibrücken bezeichnet worden. Niemand an ganzen Hof, auch nicht einmal die Eltern des Prinzen, so eben zu Schwezingen waren, wuste von dieser Religions Änderung etwas. Am Fest Maria Himmelfahrt, wo man glaubte, es werde der gesegnete Zustand der Churfürstian von Sachsen verkündet werden, und der Churfürst befohlen hatte, die Cavalier sollten fleyssig bei der Predig erscheinen, sonst aber nicht zu seiner Tafel gelassen werden, war der Hof außerordentlich zahlreich; der Gr. Galliana Obristhofmeister sagte zu den Prinzen Wilhelm: mon Prince, venez avec nous, ecoutez le Sermon; cela n'est pas contraire à votre Religion, puisque. moiméme j'ai Souvent assisté aux Sermons de vos Pasteurs. Der Prinz antwortete Ihm: eh bien je viens avec vous, und anstatt das er sich, wie die lutherische Prinzen bei Eingang der Kirche sich wegzubegeben pflegten, entfernte, gieng mit dem Churfürsten an die Kapell. Herr Hofcaplan Krüger präsentirte dem Churfürsten das Weihwasser, welcher Ihm befahl, solches auch dem Prinzen zu präsentiren, der Hofcaplan weigerte sich und sagte: „c'est un heretique, qui se moque de l'eau benite; je ne puis pas", auf Befehl des Churfürsten gab er ihm solches doch; der Prinz nahm es und machte das hl. Kreutz. Prinz Max von Zweibrücken, der beständig zu spät kam, erstaunte ebenfalls. — Nach der Predig kniete der Prinz nider, zog seinen Rosenkranz aus der Tasche, und wohnete auferbaulichst der hl. Messe bei, worüber ein unbeschreibliche Freud bei den Catholiken, und Erstaunen und Bestürzung bei den Lutheranern erfolgte, welche eben in der Lutherischen Kirche wollte neben den Statuen des Vatters, auch jene des Prinzen aufrichten, wofür die Catholiken Ihnen riethen, die Statue der Cätherle hinzusetzen. Dem Vatter, welcher sich Gesundheitshalber zu Manheim befand, wurde um 4 Uhr Nachricht gegeben. Der Prinz erfuhr, das auf allen Strassen in Wäldern Soldaten bestellt waren, so Ihn aus Befehl seiner Frau Mutter auffangen und entführen sollten, kame um 12 Uhr Nachts zu dem Churfürsten und hinterbrachte ihm solches, welcher Ihm sagte, bei seinen Hof zu verbleiben, von welcher Zeit an Er auch Ihm allda verblieb.

ita ex ore P. Frank, 22. Martii 1781 auf dem hl. Berg zu Andechs in der Bibliothek, in Gegenwart des P. Unger, P. Placidus Scharl. P. Euseb. Obermüller.

P. Unger erzehlte hierauf, das der Anfang der Bekehrung des Prinz Zweibrücken dieser gewessen. Man sagte Ihm, er möchte doch auch einmal in ein Predig gehen. Er ließ sich überreben, kam darauf zurück ohne einen einzigen Knopf mehr in dem Kleide zu haben. S. Frau Mutter fragte Ihn, was die Ursach war; Er antworthe, der Pastor hätte ein so albernes Geschwätz gehabt, das um solches nicht mehr anzuhören, Er Ihm die Zeit mit Knopfausreißen vertrieben. Man überredete Ihm darnach, er möchte auch einmal in die Catholische Kirche gehen; er willigte darein, jedoch so, das er dahin gehen wolle, wenn eine gewisse Sängerin sänge, und ein gewisser Hofcaplan, so eine schöne Stimme hatte, das Amt hielte und kein Predig wäre. Er hielt sein Wort, gab auf die Rubriken acht, bekam Zweifel, wünschte sich selbe erörtern zu lassen, aber nur von keinem Jesuiten. Als man Ihm jedoch den P. Seedorf antruge mit dem Beisatz, daß dieser Jesuit ehemals Officier gewesen, nahm er ihn an, und wurde zur Annehmung Catholischer Religion geleitet. 125.

Notizen.

In einem englischen Blatt liest man in Hinsicht der in der Hauptstadt vorfallenden Verbrechen Folgendes. „Um die Zahl der gewaltsamen Verbrechen zu vermindern, haben die Policei und die Gasbeleuchtung sehr wohlthätig gewirkt, sodaß wir von Greuel dieser Art wenig mehr zu fürchten haben; allein die kleinern Diebstähle werden bei uns in so ungeheurer Menge und mit so außerordentlicher Frechheit verübt, daß man glauben sollte, es herrsche in Betreff ihrer eine wahre Amnestie des Gesetzes. Zu Beleg dessen diene folgendes Beispiel. Ein Buchhändler in der Wardourstraße bemerkte, daß ein Dieb, den er bereits zu verschiedenen Malen bei einem Bücherdiebstahl ertappt hatte, eben in Begriff stand, ihm abermals ein werthvolles Buch zu entwenden; er befahl ihm also in aller Ruhe, das Buch liegen zu lassen. Hierauf entgegnete ihm der Kerl mit der größten Unverschämtheit: „Ich werde dieses Mal Ihren Willen thun; allein Sie werden mich nicht verhindern, Sie an einem andern Tage zu besuchen. Überhaupt warne ich Sie, sich wohl in Acht zu nehmen; denn würden Sie mich auf irgend eine Weise aufbringen, so würde ich Sie nöthigen, binnen vier Wochen Ihren Laden zu schließen." Dieses sagte der Dieb in Gegenwart einer zahlreichen Menschenmenge, die sich vor dem Buchladen versammelt hatte und sich bei diesem Handel nicht nur förmlich neutral verhielt, sondern dem Diebe sogar den freien Ausgang öffnete."

England besitzt zusammengenommen 54 Seehäfen, von denen 15 dem Staate weniger als 1000 Pf. einbringen; von 26 andern belaufen sich die jährlichen Staatseinkünfte auf 1000—5000 Pf.; aber von allen englischen Seehäfen tragen nur sechs über 100,000 Pf. jährliche Revenuen, nähmlich Glocester 102,875 Pf., Newcastle 274,386 Pf., Hull 592,101 Pf., Bristol 1,016,500 Pf., Liverpool 3,015,600 Pf. und London 8,693,000 Pf.

Man berechnet die Anzahl der Krammetsvögel, welche die Bewohner des Walddistricts der Gemeindebezirke Rocroi und Mezières allwöchentlich im Herbste nach Paris versenden, auf 20,000 Dutzend. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XXVIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

PANTHÉON LITTÉRAIRE.

Collection universelle

DES CHEFS-D'OEUVRE DE L'ESPRIT HUMAIN.

Deux cents volumes in-8., Jésus-velin, imprimés en gros caractères.

Paris, 1836 — 37.

Subscriptionspreis für den Band von circa 800 Seiten 3 Thlr. 12 Gr.

Der heutigen Lieferung der „Blätter für literarische Unterhaltung" ist ein ausführlicher Prospectus dieses Unternehmens beigelegt, welches an Großartigkeit von keinem andern älterer und neuerer Zeit übertroffen wird. In Frankreich wurde es von Anbeginn mit so ungetheiltem Beifall aufgenommen, daß von den bisjetzt erschienenen, die Anzahl von **hundert** bereits übersteigenden Bänden, mehre bereits in **zweiter Auflage** erschienen, und die Fortsetzung und Vollendung dieser wahrhaft kolossalen Unternehmung im Laufe der nächsten Jahre mit Überzeugung versichert werden kann. Außer dem auf dem Prospectus verzeichneten Werke sind neuerlich noch hinzugekommen und bereits **vollständig** erschienen:

Voltaire, Oeuvres complètes, avec des notes et une notice historique sur la vie de Voltaire. 12 vols.

Las Cases, Le Mémorial de Sainte-Hélène, suivi de Napoléon dans l'exil par **O'Meara.** 2 vols.

Eine vollständige und ausführliche Einleitung zu dem Ganzen und die Analyse des Plans, welcher bei der Sammlung zum Grunde gelegt wurde, bietet die

Introduction au Panthéon littéraire.

Plan d'une bibliothèque universelle. Études des livres, qui peuvent servir à l'histoire philosophique et littéraire du genre humain; suivi du catalogue des chefs-d'oeuvres de toutes les langues et des ouvrages de tous les peuples; par **L. Aimé-Martin.** 1 vol. in-8. Paris, 1837. 2 Thlr. 21 Gr.

eine, auch als selbständiges Werk betrachtet, höchst beachtenswerthe Erscheinung.

Jedes der Werke, aus denen das Panthéon littéraire besteht, ist, mit Ausnahme der nachverzeichneten, zu dem höchst billigen Subscriptionspreise von nur

3 Thaler 12 Groschen (nicht zu 4 Thlr., wie im Prospectus irrthümlich angezeigt ist)

auch **einzeln** zu erhalten, ohne Verbindlichkeit zur Abnahme der übrigen; wird aber eine Anzahl von wenigstens

Fünfundzwanzig Bänden

auf einmal genommen, so ist derselbe nur 3 Thlr. 8 Gr. Ausnahmen von diesen Preisen bilden die nachstehenden Abtheilungen:

Casimir Delavigne, Oeuvres complètes, seule édition avouée par l'auteur et publiée sous sa direction. 1 vol. Subscriptionspreis 4 Thlr. 12 Gr.

Chateaubriand, Seule édition des oeuvres complètes, augmentée de la traduction du Paradis perdu avec texte anglais, d'un Essai sur la littérature anglaise etc. (Seule édition terminée.) 5 vols. Subscriptionspreis 22 Thlr. 12 Gr.

Mme. de Staël-Holstein, Oeuvres complètes, augmentées des oeuvres posthumes, Delphine, Corinne ou l'Italie, De l'Allemagne etc. 3 vols. Subscriptionspreis 10 Thlr. 6 Gr.

Las Cases, Le Mémorial de Sainte-Hélène, suivi de Napoléon dans l'exil par **O'Meara.** 2 vols. Subscriptionspreis 9 Thlr.

(Die im Prospectus bei obigen Werken angeführten Preise sind als unrichtig zu betrachten.)

Wir haben den Hauptdebit des Panthéon littéraire für Deutschland übernommen und auch hier fand es bereits, wo es bekannt wurde, die glänzendste Aufnahme, die es in allen Beziehungen verdient, da der Werth der Ausgaben mit der Vorzüglichkeit der typographischen Ausstattung und der Wohlfeilheit des Preises wetteifert. Mehre der darin aufgenommenen Werke, namentlich aus der Abtheilung Histoire nationale, Chroniques et Mémoires, fehlen in andern Ausgaben entweder gänzlich, oder sind nur zu sehr hohen Preisen und selten aufzutreiben; die meisten aber wurden wenigstens früher noch nie bei **solcher** Ausstattung unter **gleichen** Bedingungen geboten.

In seiner Vollständigkeit **namentlich für Bibliotheken** berechnet, deren es wol keine von irgend einiger Bedeutung unbeachtet lassen darf, gewährt es durch die getroffene Einrichtung, daß jedes Werk auch **einzeln** und **ohne Erhöhung des Preises** abgelassen wird, den Freunden der französischen Literatur die Annehmlichkeit, sich die ihnen wünschenswerthen Werke nach und nach und zu so billigem Preise anschaffen zu können, daß auch in dieser Hinsicht es dem Unternehmen nicht an reger Theilnahme fehlen kann.

Durch ein bedeutendes Lager sind wir im Stande, jeden uns werdenden Auftrag auf die bereits erschienenen Werke **sofort** auszuführen; auch sind wir gern bereit, wo es gewünscht wird, einzelne Bände zur vorherigen Ansicht mitzu-

theilen. Auf Verlangen liefern wir auch Exemplare in schönem und dauerhaftem pariser Einband zu nachstehenden Preisen:

demi-reliure en basane à 12 Gr.
do. en veau à 18 Gr.

indeß können Aufträge auf gebundene Exemplare wenigstens nicht immer sofort effectuirt werden.

Bestellungen sowol als Subscriptionen auf die noch nicht erschienenen Werke werden von uns selbst, wie von jeder andern Buchhandlung, angenommen.

Leipzig und Paris, im Juli 1837.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Allgemeine
Theater-Revue,
herausgegeben
von
August Lewald.
Zweiter Jahrgang 1837.
Mit dem Portrait der Mad. Julie Rettich.
Gr. 8. Cart. Preis 3 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr.

Nachdem sich jetzt gewichtige Stimmen über dieses Unternehmen auf das günstigste ausgesprochen haben und eine erhöhte Theilnahme für dasselbe sich augenscheinlich entfaltet hat, glauben wir es nicht verabsäumen zu dürfen, das große Publicum, dem das Theater doch sehr am Herzen liegt, wiederholt auf diese interessante Erscheinung aufmerksam zu machen und damit die bestimmte Anzeige zu verbinden, daß die Allgemeine Theater-Revue fortgesetzt werden wird. Das Umfassende des ursprünglichen Planes erheischt dies um so mehr, da bei dem Reichthum an Stoff und der erfreulichsten Mittheilungen von schätzbaren Händen, erst in einer Reihe von Jahrgängen nach und nach der Werth des Ganzen sich herausstellen und als wahres Bedürfniß sowol für den Künstler als Kunstfreund sich bewähren wird.

Im gehaltvollen zweiten Jahrgang liefert Herr Dr. Peucer einen sehr schätzbaren Beitrag über die ersten Erscheinungen im Gebiete der deutschen Oper, und legt damit der heutigen Lesewelt in übersichtlicher, geschmackvoller Auswahl vor Augen, was sonst nur dem Forscher in vielen staubigen Pergamentbänden zugänglich war. — Herr Varnhagen von Ense spendete aus dem fast unversiegbaren Schatze von Kunstansichten, die in Rahel's Nachlasse sich vorfanden, eine pikante Zusammenstellung nebst einleitenden, verbindenden und schließenden Bemerkungen, die hohe Beachtung verdienen. — Herr Dr. Woldemar Seyffarth in London setzt die im ersten Jahrgang begonnene Abhandlung über das englische Theaterwesen fort. Der Stoff wird interessanter, je mehr wir uns der neuern Zeit nähern; besonders anziehend sind die Quellennachrichten von berühmten Schauspielern. — Herr Jules Janin in Paris schreibt an den Herausgeber über den jüngsten Zustand der pariser Bühnen und verbreitet sich in seiner geistreichen Weise über die neuesten epochemachenden Werke. Es ist zum ersten Male, daß wir über diese Sache etwas vernehmen, was mit besonderer Beziehung auf Deutschland geschrieben worden wäre. — Die Herren Gerle und Uffo Horn bereicherten das Buch mit einem immerhin gelungenen Lustspiele, welches auch bald von den Bühnen herab den ihm zuerkannten Preis rechtfertigen wird. — Von dem Herausgeber endlich sind zwei Artikel geliefert worden, die für Bühnenfreunde wie Bühnenkünstler ihren Werth haben dürften und von des Verfassers genauer Bekanntschaft mit diesen Zuständen ein Zeugniß ablegen. — Zum Schluß ist, wie im vorigen Jahre, ein erheiterndes Gemisch von mannichfaltigen Zügen aus der Theaterwelt unter dem Titel „Curiositäten" dem Buche angehängt, und in dem kurzen Vorworte wird über die nach verschiedenen Seiten hin interessirende Preisaufgabe und deren Lösung Rechenschaft gegeben. — In dem dritten Jahrgang darf sich der Leser eine noch reichere Ausbeute versprechen; eine Reihe humoristischer Briefe von Heinrich Heine an den Herausgeber „über die letzten Gründe der Verschiedenheit des französischen und deutschen Theaters" dürfte hier wol vor Allem herausgehoben werden. — Ein Preis wird in diesem Jahre nicht ausgesetzt, wol aber vielleicht im nächsten stattfinden, worüber später das Nähere bekannt gemacht werden wird.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Resultate
der
Wassercur
zu
Gräfenberg.

Ex aplbus mel & cera.

Mit einer Abbildung.
8. Geh. 1 Thlr.

Diese Schrift enthält in zehn Briefen nicht allein eine genaue Beschreibung der neuen Heilmethode in Gräfenberg, sie theilt zugleich die Ergebnisse der vom Verfasser selbst bestandenen Cur mit. Dem Arzte wird sie eine genaue Charakteristik der physiologischen Wirkungen dieser Methode, dem Laien, welcher sich der Cur unterwirft, ein erheiternder und berathender Führer sein.

Leipzig, im Juli 1837.

F. A. Brockhaus.

Neuester Expropriationscodex,
oder
vergleichende Darstellung der wichtigsten ältern und neuern Gesetze und Verordnungen über Enteignung, Kanal- und Straßenbau, Eisenbahnen u. dergl., mit dem Entwurf der Hauptpunkte jeder deßfalsigen neuen Gesetzberathung.

Zum Handgebrauch für alle deutschen Stände.

Von diesem schätzbaren Werke, das einen Gegenstand betrifft, der gegenwärtig in allen Ländern hohes Interesse erregt, ist nun die 3te Abtheilung erschienen. Sie enthält in den Abschnitten XVIII — XXIV: Hauptgrundsätze der Enteignung. Entschädigung und Maßstab derselben. Verfahren. Kosten. Gesetzumfang. Besondere Bestimmungen über Kanalbau. Eisenbahnen.

Die 1ste Abtheilung I — X enthält: Historische Darstellung schon gegebener Gesetze und Verordnungen in solchen fremden und deutschen Staaten, welche vor Errichtung des deutschen Bundes specielle Enteignungsbestimmungen besaßen.

Die 2te Abtheilung XI — XVI umfaßt: Historische Darstellung schon gegebener Gesetze und Verordnungen in deutschen und andern Ländern seit Errichtung des deutschen Bundes. Dabei als Zugabe XVII: Der neueste königl. bair. Entwurf mit den von der Kammer der Reichsräthe beschlossenen Modificationen.

Schon diese kurze Anführungen genügen, die Reichhaltigkeit des Ganzen zu bezeugen, das für Justiz- und Administrativ-Regierungsbeamte, Landstände, Advocaten, Mitglieder von Comités für Eisenbahnen, Grundbesitzer rc. unentbehrlich ist.

Die drei Abtheilungen sind um den mäßigen Preis von 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. (für 20½ sehr enggedruckte Medianbogen), in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

Nürnberg, den 8ten Juli 1837.

Riegel und Wießner.

Digitized by Google

Die unterzeichnete Verlagshandlung erlaubt sich darauf aufmerksam zu machen, daß mit dem 1sten Juli auf das

Pfennig-Magazin

ein **neues Abonnement** begonnen hat und bei allen Buchhandlungen und Postämtern mit **1 Thlr.** für das Semester Bestellung gemacht werden kann.

Die seit dem Beginn dieser Zeitschrift ihr geschenkte allgemeine Theilnahme, welche sie als das Bedürfniß eines großen Kreises von Lesern erscheinen ließ, sich stets zu erhalten, scheuen Redaction und Verleger weder Mühe noch Kosten. Wie bisher wird auch im nächsten Semester die größte Aufmerksamkeit auf eine zweckmäßige Auswahl der Abbildungen und eine belehrende und unterhaltende Anordnung des Textes gerichtet sein.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von einem Bogen, und die Nummern werden wöchentlich, oder auf Verlangen monatlich, ausgegeben. Der Preis der frühern Jahrgänge, die fortwährend in guten Abdrücken zu haben sind, beträgt: I., 52 Nrn., 2 Thlr.; II., 39 Nrn., 1 Thlr. 12 Gr.; III., 52 Nrn., 2 Thlr.; IV., 53 Nrn., 2 Thlr.

Als zweckmäßiges Unterhaltungsblatt für die Jugend und ihre Freunde empfehle ich das

Pfennig-Magazin
für Kinder.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von einem Bogen mit vielen Abbildungen, und die Ausgabe findet monatlich statt. Der Preis für den ganzen Jahrgang beträgt nur Einen Thaler. Der 1ste bis 3te Jahrgang sind noch zu gleichen Preisen zu erhalten.

Leipzig, im Juli 1837.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage der **Buchhandlung des Waisenhauses in Halle** sind erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Büchner, Dr. Ed., Sammlung algebraisch-physikalischer Aufgaben für Gymnasien und Realschulen. Mit 1 Kupfertafel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Sgr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Caesaris, C. Julii, Commentarii de bello gallico. Grammatisch erläutert durch Hinweisung auf die Grammatiken von Zumpt und Schulz, von Dr. Moritz Seyffert. 8. 22½ Sgr. (18 Gr.)

Credner, Dr. C. A., Einleitung in das Neue Testament. Erster Theil, in zwei Abtheilungen. Gr. 8. 3 Thlr. 7½ Sgr. (3 Thlr. 6 Gr.)

Daniel, Dr. H. A., Tatianus der Apologet. Ein Beitrag zur Dogmengeschichte. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Echtermeyer, Dr. Th., Auswahl deutscher Gedichte für die untern und mittlern Classen gelehrter Schulen. 8. Sauber cartonnirt. 1 Thlr. 7½ Sgr. (1 Thlr. 6 Gr.)

Fritzsche, Dr. O. F., Commentatio de Theodori Mopsvesteni vita et scriptis. Gr. 8. 15 Sgr. (12 Gr.)

Geschichte, Neuere, der evangelischen Missionsanstalten zu Bekehrung der Heiden in Ostindien. Herausgegeben von Dr. H. A. Niemeyer. 82stes oder 7ten Bandes 10tes Stück. 4. 20 Sgr. (16 Gr.)

Knapp, G. C., Vorlesungen über die christliche Glaubenslehre nach dem Lehrbegriff der evangelischen Kirche. 2 Bände. Zweite unveränderte, mit einem Sach-, Wort- und Stellenregister vermehrte Auflage. Gr. 8. 4 Thlr.

Register, Sach-, Wort- und Stellen-, zu Knapp's Vorlesungen über die christliche Glaubenslehre. (Für die Besitzer der ersten Auflage aus der zweiten besonders abgedruckt.) Gr. 8. 15 Sgr. (12 Gr.)

Nachricht, Außerordentliche, über das durch Rhenius neubegonnene Missionswerk in Ostindien; erstattet von Dr. H. A. Niemeyer. Als Fortsetzung und Beilage zur Geschichte der evangelischen Missionsanstalt in Ostindien. 82stes oder 7ten Bandes 10tes Stück. 4. 2½ Sgr. (2 Gr.)

Peter, Dr. C., Commentatio critica de Xenophontis Hellenicis. Gr. 8. 15 Sgr. (12 Gr.)

Programm der Lateinischen Hauptschule zu Halle für das Schuljahr 1836—37. Inhalt: 1) Grundlinien zur Geschichte des Verfalls der römischen Staatsreligion bis auf die Zeit des August. Eine literarhistorische Abhandlung von Dr. L. Krahner. 2) Nachrichten über das Schuljahr 1836—37 von Dr. M. Schmidt. 4. Geh. 10 Sgr. (8 Gr.)

Ruge, Dr. A., Neue Vorschule der Ästhetik. Das Komische mit einem komischen Anhang. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Schirlitz, Dr. K. A., Lateinisches Lesebuch. Erster Cursus. Dritte verbesserte Auflage. 8. 12½ Sgr. (10 Gr.)

Schmidt, Dr. Herm., Doctrinae temporum verbi Graeci et Latini, expositio historica. Part. IIa. 4maj. Geh. 10 Sgr. (8 Gr.)

Schmidt, Dr. Max, Commentatio de tempore, quo ab Aristotele libri de arte rhetorica conscripti et editi sint. 4maj. Geh. 10 Sgr. (8 Gr.)

Splittegarb, C. F., Anleitung zum Rechnen. 1ster Theil. Zehnte verbesserte Auflage. 8. 6¼ Sgr. (5 Gr.)

Weber, Dr. W. E., Schule und Leben. Vorträge und Abhandlungen pädagogischen Inhalts. 8. 1 Thlr. 15 Sgr. (1 Thlr. 12 Gr.)

— —, Göthe's Faust. Übersichtliche Beleuchtung beider Theile zu Erleichterung des Verständnisses. 8. Sauber brosch. 1 Thlr. 5 Sgr. (1 Thlr. 4 Gr.)

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Über
Lenau's Faust.

Von
Dr. Johannes Martensen.

Preis 30 Kr., oder 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Werk über Amerika.

Von dem Verfasser des mit so [illegible] Beifalle aufgenommenen „Amerika und die Amerikaner“ erscheint wo möglich noch im Laufe dieses Jahres im Verlage der Unterzeichneten:

„Die Aristokratie in Amerika.“

Mit Biographien und Bildnissen von
Jackson, van Buren, Daniel Webster, Clay, Calhoun etc.

Von

Francis Grund.

Dieses von dem Verfasser in deutscher Sprache geschriebene Werk wird gleichzeitig in englischer Übersetzung in Nordamerika und England ausgegeben, und mit Bildnissen der obengedachten ausgezeichneten Staatsmänner geschmückt werden.

Stuttgart, im Juni 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Wichtiges Sanskrit-Werk.

Von Paris empfingen wir und ist durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

Kathaka-Oupanichat. Extrait du Yadjour-Véda, traduit du sanscrit en français, par *L. Poley.* Liv. 1—6. In-4. Jede Lieferung im Subscriptionspreis 2 Thlr.

Das Ganze wird aus zwanzig Lieferungen bestehen und in rascher Folge erscheinen.

Leipzig und Paris, im Juli 1837.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Jahrbücher der Literatur. Achtundsiebzigster Band. 1837. April. Mai. Juni.

Inhalt.

Art. I. Archäologia or miscellaneous tracts relating to antiquity published by the society of antiquaries of London.

II. *Considerações politicas e commerciaes sobre os descobrimentos e possessões dos Portuguezes na Africa e na Asia, par José Acursio das Neves. Lisbóa* 1830. (Schluß.)

III. Biographical and critical History of the British literature of the last fifty years. By *Allan Cunningham.* Paris 1834.

IV. 1) Nipon O Dai Itsi Ran, ou Annales des Empereurs du Japon, traduites par M. Isac Titsingh; accompagnées de notes, et précédées d'un aperçu de l'histoire mythologique du Japon, par M. *J. Klaproth.* London 1834.

2) Nippon. Archiv zur Beschreibung von Japan und dessen Neben- und Schutzländern, jetzt mit den südlichen Kurilen, Krafto, Kooral und den Liukiu-Inseln, bearbeitet von *Ph. Fr. von Siebold.* Leyden 1832—35.

3) Bydrage tot de Kennis van het Japansche Rijk, door *J. F. van Overmeer Fischer*, ambtenaar van neêrlandsch Indië, laatst te Japan. Te Amsterdam 1833.

V. Richelieu, Mazarin, la Fronde et le Règne de Louis XIV, par M. *Capefigue.* Paris 1835—36. 3ter bis 8ter Theil. (Schluß.)

VI. Lettres sur l'Amérique du Nord, par *Michel Chevalier.* Paris 1836. Zwei Theile. (Schluß.)

Art. VII. Floresta de Rimas Modernas Castellanas; ó Poesias selectas Castellanas desde el tiempo de Ignacio de Luzan hasta nuestros dias, con una introduccion histórica, y con noticias biográficas y criticas, recogidas y ordenadas por *Fernando José Wolf.* Dos Tomos. Paris 1837.

VIII. Geschichtlicher Überblick der gesammten schönen Kunst nach ihren einzelnen Sphären. Von Franz Ficker. Wien 1837.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. LXXVIII.

Hammer-Purgstall's morgenländische Handschriften. (Forts.) Lateinische Grammatik, moralische und diätetische Verse, sammt einer Vermahnung in Prosa, zum Unterrichte des Erzherzogs, nachherigen Kaisers Maximilian I., geschrieben. Mitgetheilt vom Custos Bergmann.

Der 2te Theil des so günstig aufgenommenen

Georg Schobri,

der Räuberhauptmann in Ungarn. Ein Charaktergemälde der neuesten Zeit. Aus dem Ungarischen des Ladislav Hölics Széchely bearbeitet und herausgegeben von ** ***. (2 Bände 1 Thlr. 16 Gr.)

ist soeben erschienen und versandt.

Durch den schnellen Absatz der Verbindung ist nöthig geworden eine **2te Ausgabe in Taschenformat** à 1 Thlr. 12 Gr.

Ernst Klein's Comptoir in Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1837. Monat Juli, oder Nr. 182—212, 1 Beilage: Nr. 4, und 6 literarische Anzeiger: Nr. XXII—XXVII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1837. Zwölften Bandes siebentes Heft. (Nr. XIII.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1837. Monat Juli, oder Nr. 27—30, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 27—30. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im Juli 1837.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XXIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bücherschau.*)

Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten. Von **Eduard Müller**, Dr. ph. Erster Band. Breslau, bei J. Max und Comp. 1834. Zweiter Band. Ebend. 1837.

Nachdem die antike Kunst und die Kunstwerke des Alterthums neuerdings eifriger als je studirt, erforscht und in ihrer geschichtlichen Entwickelung und Bedeutung aufgefaßt, dargestellt und erläutert worden, blieb noch zu wünschen übrig, daß irgend ein geistreicher Kenner des Alterthums die in den alten Dichtern, Rednern und Philosophen zerstreuten Ansichten über Kunst und Kunsttheorie sammeln, geschichtlich ordnen und zu einem in sich zusammenhängenden übersichtlichen Ganzen, zu einer antiken Kunstlehre oder Ästhetik verarbeiten möchte. Die vorliegende Arbeit eines vaterländischen Gelehrten hat sich dies nun zur Aufgabe gestellt. Im ersten Bande werden, von den frühesten Zeiten Griechenlands an, die ersten spärlichen und vereinzelten Andeutungen und Keime einer Kunsttheorie, wie sie sich in Homer, den griechischen Lyrikern, Tragikern und in dem geistreich-witzigen Aristophanes vorfinden, sodann die Ansichten der Philosophen der Sokratischen Schule, vor Allem die des göttlichen Plato, sorgfältig zusammengestellt und, so viel als möglich, in anschaulichen Zusammenhang gebracht. Wichtiger und an neuen Ideen reicher ist indeß der zweite Band, der mit großer Ausführlichkeit die Kunstlehre des Aristoteles entwickelt, in welchem der Verf. mit Recht den Höhepunkt der gesammten hellenischen Ästhetik anerkennt. Die Aristotelische Definition des Schönen, seine Ansichten über die verschiedenen Gattungen der Poesie überhaupt, sowie seine berühmte Definition der Tragödie, worüber so viel (unter Andern von Lessing, Herder, Göthe) gesprochen und gestritten worden, und worauf gleichwol die neuere Ästhetik immer wieder zurückgeht, werden hier aufs Neue einer scharfsinnigen, auf tiefere Kenntniß des Aristotelischen Sprachgebrauchs gestützten Untersuchung unterworfen und, insoweit es der lückenhafte und verstümmelte Zustand der auf uns gekommenen Poetik des Aristoteles gestattet, ins Klare zu bringen versucht. Die Differenz, die zwischen seiner und der Platonischen Kunstbetrachtung obwaltet, wird geistreich nachgewiesen und auf ihre Ursachen und Quellen zurückgeführt. Etwas kürzer werden die Lehren der spätern Philosophen, ziemlich ausführlich dagegen die des Eklektikers Cicero und des durch vielseitige Gelehrsamkeit ausgezeichneten Plutarch behandelt. Hierauf kommen die Alexandrinischen Kunstkritiker an die Reihe, sodann die römischen Dichter und die Poetik des Horaz, die so lange Zeit ein fast kanonisches Ansehen bei Dichtern und Kunstfreunden behauptet hat. Den Beschluß machen Plotinos, Philostratos und Longinos. Plotin ist der eigentliche Urheber der Lehre von der Idealität der Kunst, zu welcher Höhe sich weder Plato noch Aristoteles aufgeschwungen, und seine Ideen sind das Tiefste und Lebenskräftigste, was das Alterthum über die Kunst und das Schöne gedacht und ausgesprochen hat. Er und die beiden andern genannten Denker stehen als Begründer einer neuen Kunstlehre an der Scheidegrenze des Alterthums, kurz vor dem gänzlichen Untergange der alten Kunst und dem Hereinbrechen der Barbarei, und sind zugleich als die prophetischen Ankündiger, ja als die erste Morgenröthe eines neu sich gestaltenden und entwickelnden Geisteslebens zu betrachten, das freilich erst in viel spätern Jahrhunderten zur Erscheinung gekommen ist.

Daß dies eben besprochene, auf das gründlichste und umfassendste Studium der alten Quellen gebaute Werk als eine der bedeutendsten und ausgezeichnetsten Erscheinungen in dem Gebiete der Alterthumswissenschaft, der Geschichte der Philosophie und Ästhetik insbesondere zu betrachten sei, wird aus dem Gesagten bereits einleuchten; aber — was ein nicht geringer Vorzug — das Ganze ist zugleich auch in einer so durchaus klaren und durchgebildeten Darstellungsform gehalten, daß es nicht blos dem Philologen und Alterthumsforscher, sondern auch jedem gebildeten Freunde der alten Kunst und Literatur einen angenehmen Genuß, eine reiche Ausbeute an neuen und tiefen Ansichten und vielseitige Belehrung darbieten wird. 120.

*) Artikel der Breslauer Zeitung. Redacteur C. von Baerst.

In der Karl Gerold'schen Buchhandlung in Wien

ist zu haben und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bericht

über die

erste allgemeine östreichische

Gewerbsproducten-Ausstellung

im Jahre 1835.

Gr. 8. Brosch. 12 Gr. Sächs.

Dieser Bericht enthält Seite I—XXXII zuvörderst eine das Geschichtliche der Sache darlegende Einleitung, welche zwei Anhänge begleiten, wovon der erste „die Gegenstände aus dem technischen Cabinete Sr. Majestät des Kaisers", welche bei der Ausstellung zu sehen waren, namhaft macht; der zweite ein „alphabetisch geordnetes Namensverzeichniß aller mit goldenen, silbernen und bronzenen Medaillen oder mit ehrenvollen Erwähnungen ausgezeichneten Fabrikanten und Gewerbsleute" liefert. Hierauf folgt S. 1—354 der eigentliche Bericht über alle zur Ausstellung eingesandten Gegenstände in 14 Rubriken mit namentlicher Anführung derer, aus deren Werkstätten und Fabriken sie hervorgingen. Ein vollständiges Namensregister der Aussteller (S. 355—370) und ein Register der ausgestellten Gegenstände (S. 371—400) beschließen diesen Bericht, welcher ganz dazu geeignet ist, den ausgezeichneten Standpunkt erkennen zu lassen, auf welchem sich gegenwärtig die Industrie des östreichischen Kaiserstaates befindet.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Lehrbuch

des

Justinianisch-römischen Rechts.

Zum Gebrauche bei

Institutionen-Vorlesungen.

Von

Dr. Joh. Jakob Lang,

Prof. des Rechts in Tübingen.

Zweite Ausgabe.

Gr. 8. Preis 4 Fl., oder 2 Thlr. 9 Gr.

Inhalt:

Allgemeine Einleitung. Vom römischen Recht und seiner wissenschaftlichen Behandlung. — I. **Uebersicht der Quellen des römischen Rechts.** Rechtserkenntnißquellen bis auf Justinian. Leges. Senatusconsulte. Jus honorarium. Kaiserliche Constitutionen. Auctoritas prudentum. Jus non scriptum. Das römische Recht in germanischen Redactionen. Justinianische Redaction. Schicksale des Justinianischen Rechts. Corpus juris civilis. — II. **Allgemeine Lehren.** Allgemeine Rechtsansichten der Römer. Von den Personen. Von den Sachen. Von den Handlungen. Raum und Zeitverhältnisse. Von einigen processualischen Handlungen. — III. **Sachenrecht.** Eigenthum. Dingliche Rechte an einer fremden Sache. Servituten. Emphyteusis und Superficies. Pfandrecht. — IV. **Obligationenrecht.** Allgemeine Grundsätze. Natur. Subject. Entstehung. Ende der Obligation. Einzelne Obligationen. Obligationen aus Verträgen. Obligationen aus widerrechtlichen Handlungen. Oblig. ex variis causarum figuris. — V. **Familienrecht.** Geschlechtliche Verbindung zwischen Mann und Frau. Väterliche Gewalt. Herrengewalt. Vormundschaft. — VI. **Erbrecht.** Allgemeine Grundsätze. Berufung zur Nachfolge in das Vermögen eines Verstorbenen. Durch letzten Willen. Ohne letzten Willen. Gegen einen letzten Willen. Erwerb deferirter Verlassenschaften. Verlust deferirter Verlassenschaften.

Der Verfasser hat die Gelegenheit, welche ihm die Bearbeitung dieser zweiten Ausgabe darbot, möglichst benutzt, sein Werk in jeder Richtung zu vervollkommnen und die unverkennbaren Fortschritte, welche die römische Rechtswissenschaft seit dem ersten Erscheinen des Buchs gemacht hat, boten ihm zur Berichtigung und Verbesserung Veranlassung genug. Insofern können wir das Werk, obgleich sein nächste Bestimmung, dem Lehrer als Leitfaden bei Institutionen-Vorlesungen zu dienen, dieselbe geblieben ist, auch allen Jenen empfehlen, welchen es darum zu thun ist, eine präcise Darstellung des römischen Rechtssystems auf seiner jetzigen wissenschaftlichen Stufe zu besitzen.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen kann von uns bezogen werden:

BULLETIN

littéraire et scientifique.

Revue critique des livres nouveaux;

rédigée par *Joël Cherbuliez.*

Cinquième année 1837.

Janvier—Juin. Preis für das Jahr 2 Thlr. 12 Gr.

Diese Zeitschrift bestrebt sich in kurzen Umrissen und möglichst schnell Kunde von den bedeutendsten Erscheinungen der französischen Literatur zu geben und erfreut sich in Frankreich und Deutschland einer bedeutenden Theilnahme. Auf Verlangen kann dieselbe durch jede Buchhandlung zur Ansicht mitgetheilt werden.

Jahrgang I—IV sind bis auf einige Exemplare vergriffen, welche zu dem Preise von 8 Thlr. zu haben sind.

Leipzig und Paris, im Juli 1837.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Laienbrevier

von

Leopold Schefer.

Zweite Auflage.

Zwei Bände. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Zur ersten Ausgabe des Laienbrevier: Sprüche, welche in der neuen Ausgabe einige der ältern ersetzt haben. Für die Besitzer der letztern besonders abgedruckt. 2 Bogen. 4 Gr.

Berlin, im Juli 1837.

Veit und Comp.

Neues Abonnement
auf die
achte Originalauflage
des
Conversations-Lexikons
in zwölf Bänden.

Monatlich ein Band,
im Subscriptionspreise auf Druckpapier 1 Thlr. 8 Gr., auf Schreibpapier 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

Der erste und zweite Band sind bereits ausgegeben und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Ungeachtet der allgemein als äußerst billig anerkannten Preise des Conversations-Lexikons möchte doch Manchem eine monatliche Empfangnahme der einzelnen Bände, zu dem Preise von 1 Thlr. 8 Gr., 2 Thlr. und 3 Thlr. für die Ausgabe auf Druck-, Schreib- und Velinpapier, willkommen sein, wodurch der Betrag auf ein ganzes Jahr vertheilt wird. Sollte Jemand noch längere oder kürzere Termine der Ausgabe wünschen, so ist jede Buchhandlung in den Stand gesetzt, auch diese zu gewähren. Jedenfalls kann ich mit Bestimmtheit die regelmäßige Ablieferung der Bände versprechen, da das ganze Werk fertig ist und fortwährend **vollständige** Exemplare zu dem Subscriptionspreise von **16** Thlr. auf Druckpapier, **24** Thlr. auf Schreibpapier und **36** Thlr. auf Velinpapier zu erhalten sind.

Die allgemeine Anerkennung, welche auch dieser achten verbesserten, vermehrten und bis auf die neueste Zeit fortgeführten Originalauflage des Conversations-Lexikons zu Theil geworden ist, überhebt mich aller Anpreisungen, aller Hervorhebung vor ähnlichen Erscheinungen und zahllosen Nachahmungen.

Leipzig, den 1sten August 1837. **F. A. Brockhaus.**

In der Unterzeichneten hat soeben die Presse verlassen und ist durch alle Sortimentshandlungen zu beziehen:

Ueber gelehrte Schulen,
mit besonderer Rücksicht auf Baiern
von
Friedrich Thiersch.
Erster Band in vier Abtheilungen.
Gr. 8. Preis 3 Fl. 33 Kr., oder 2 Thlr. 8 Gr.

Da die vier ersten Hefte dieses Werkes seit einiger Zeit fehlten, während von denen des zweiten und dritten Bandes Exemplare noch vorhanden, so war es nöthig, von dem ersten Theile die jenem Vorrath entsprechende Anzahl Exemplare neu zu drucken, um das Werk, so weit es erschienen, zu ergänzen. Beim Wiederdruck wurden, da es sich nur davon handelte, die erste Ausgabe zu ergänzen, nur Druckfehler und einzelne Ungenauigkeiten des Ausdrucks verbessert, sodaß in Bezug auf den Inhalt die Exemplare des Werkes, welche durch den Wiederdruck des ersten ergänzt werden, von den frühern in keinem Punkte verschieden sind.

Vollständige Exemplare des ersten bis dritten Bandes können für den Preis von 12 Fl. 18 Kr., oder 7 Thlr. 14 Gr., jetzt wieder durch alle Sortimentshandlungen bezogen werden.

Das dem dritten Theile noch abgehende vierte Heft wird demnächst gedruckt, und mit ihm sammt der Inhaltsanzeige und dem Personen- und Sachregister das Ganze abgeschlossen.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1837.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Vorlagen für technische Schulen.

In unserm Verlage sind eben folgende Werke erschienen und reihen sich an die frühern schon in vielen Anstalten mit Erfolg eingeführten Vorlagen:

Heideloff, Karl, Der kleine Byzantiner. Taschenbuch des byz. Baustyls. Zum Gebrauch für Architekten und technische Lehranstalten. Mit 36 Kupfern. 12. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

— —, *Manfred,* Vorlegeblätter für technische Schulen. 1stes Heft. Enthaltend griechische und römische Kapitäle. Gr. Fol. 16 Gr., oder 1 Fl.

Möbius, J. G., Der Holz-, Horn- und Beindrechsler. Ein Beitrag zur bessern Fortbildung in der Drechslerei und zu Vorlagen in Handwerksschulen bearbeitet. 1stes Heft. Gr. Fol. 16 Gr., oder 1 Fl.

Riegel und *Wiessner* in Nürnberg.

Bei Fleischmann in München ist erschienen und versandt worden:

Faunus.
Zeitschrift für Zoologie und vergleichende Anatomie, herausgegeben von **Dr. J. Gistl.** Der neuen Folge 1ster Band, 1stes und 2tes Heft. Gr. 8. 1837. 1 Thlr., oder 1 Fl. 36 Kr.

Bei der so geringen Anzahl bibliographischer Hülfsmittel, welche die französische Literatur außer der Bibliographie de la France und den Werken von Brunet ihren Freunden im Vergleich mit der deutschen bietet, glauben wir um so mehr auf ein Werk aufmerksam machen zu müssen, als dasselbe in Frankreich selbst noch beiweitem nicht so verbreitet, als es zu sein verdient, in noch viel geringerm Maße aber in Deutschland bekannt ist.

Es ist dies:

LA FRANCE LITTÉRAIRE

OU

DICTIONNAIRE BIBLIOGRAPHIQUE

DES SAVANS, HISTORIENS ET GENS DE LETTRES DE LA FRANCE,
AINSI QUE DES LITTÉRATEURS ÉTRANGERS
QUI ONT ÉCRIT EN FRANÇAIS,
PLUS PARTICULIÈREMENT PENDANT LES XVIII[e] ET XIX[e] SIÈCLES.

Ouvrage dans lequel on a inséré, afin d'en former une Bibliothèque nationale complète, l'indication: 1° des réimpressions des ouvrages français de tous les âges; 2° des diverses traductions en notre langue de tous les auteurs étrangers, anciens et modernes; 3° celle des réimpressions faites en France des ouvrages originaux de ces mêmes auteurs étrangers, pendant cette époque.

PAR M. **J.-M. QUERARD.**

ein Werk, dessen Genauigkeit und Zuverlässigkeit nicht genug zu rühmen ist, wie Jeder finden muß, der es auch nur einer oberflächlichen Prüfung würdigt.

Das Ganze ist auf 10 Bände oder 20 Lieferungen berechnet, von denen **funfzehn** bereits erschienen sind und denen die bald folgen werden. Der Subscriptionspreis für jede Lieferung ist 2 Thlr. 21 Gr.

Ausführliche Prospecte, enthaltend die Beurtheilungen des Werkes aus den vorzüglichsten französischen Zeitschriften, die sich einstimmig in seinem Lobe erschöpfen, sind durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen; auch theilen wir auf Verlangen gern einzelne Abtheilungen des Werkes zur Einsicht und Prüfung mit.

Leipzig und Paris, den 1sten August 1837.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Über

Maulbeerbaumzucht

und

Erziehung der Seideraupen.

Aus dem Chinesischen ins Französische übersetzt

von

Stanislaus Julien,

Mitglied des Instituts, Professor der chinesischen Sprache und Literatur am Collegium von Frankreich.

Auf Befehl

Sr. Majestät des Königs von Würtemberg

aus dem Französischen übersetzt und bearbeitet

von

Fr. Ludwig Lindner.

8. Brosch. Preis 48 Kr., oder 12 Gr.

Der Titel dieser interessanten Schrift zeigt an, unter welchem allerhöchsten Schutze die deutsche Bearbeitung derselben den Freunden vaterländischer Industrie vorgelegt wird. Bei dem neuesten Aufschwung aller Gewerbe in Deutschland kann die öffentliche Aufmerksamkeit einer Anweisung zur Maulbeerbaumzucht und Erziehung der Seideraupen nicht fehlen, welche die Erfahrung und Beobachtung der Chinesen, d. i. der ältesten und geschicktesten Seidebauer, mittheilt. Der deutsche Bearbeiter durfte mit Recht in der Vorrede die Vorzüge seiner Übersetzung vor der französischen geltend machen, indem sie sich durch größere Präcision und lichtvollere Ordnung auszeichnet.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Schwab's Bodensee.

Die Unterzeichnete erlaubt sich den Reisenden nachstehendes in ihrem Verlage erschienene Werk in Erinnerung zu bringen:

Der Bodensee

nebst dem

Rheinthal von St.-Luziensteig bis Rheinegg.

Ein Handbuch

für

Reisende und Freunde der Natur, Geschichte und Poesie

von Gustav Schwab.

Mit 2 Karten.

Preis 3 Fl. 36 Kr., oder 2 Thlr. 4 Gr.

Dieses Handbuch zerfällt in vier Hauptabschnitte: I. Landschaftliches. II. Geschichtliches. III. Topographisches. IV. Gedichte. Anhang. Die Fahrten beider Dampfschiffe. Durch ein vollständiges Register wird die Brauchbarkeit dieses Buches noch erhöht.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben ist bei J. H. C. Schreiner in Düsseldorf erschienen:

Die düsseldorfer

Malerschule

in den Jahren 1834, 1835 und 1836.

Eine Schrift voll flüchtiger Gedanken

von A. Fahne.

8. Geh. In Umschlag. Preis 16 Gr. — 20 Sgr. — 1 Fl. 12 Kr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XXX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Durch alle Buchhandlungen nehmen wir Subscription an auf nachstehendes höchst interessante Werk:

VOYAGE EN ORIENT,

par

le comte Alex. de Laborde, MM. Becker et Hall,

rédigé et publié

par

LÉON DE LABORDE,

auteur du Voyage en Arabie.

Deux volumes in-folio, ornés de 180 planches, même format et même exécution que le „Voyage de l'Arabie pétrée".

Trente-six livraisons, de cinq grandes planches imprimées par le procédé Harding, et une feuille de texte, paraissant tous les mois. Jede Lieferung im Subscriptionspreis 4 Thlr. 20 Gr.

Auf Verlangen theilen wir einen ausführlichen Prospect darüber mit.

Leipzig und Paris, im August 1837.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Geschichte
des
Trojanischen Krieges.
Mit
Beilagen über die älteste Geschichte Griechenlands und Trojas
von
Johann Uschold,
Prof. am königl. bair. Gymnasium zu Straubing.

Gr. 8. Brosch. Preis 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Der Verfasser, welcher diese Schrift seinem Lehrer Welcker und dem Begründer und hochherzigen Kenner der hellenischen Geschichte K. O. Müller gewidmet hat, übergibt (wie er in seiner Bescheidenheit sagt) diesen Versuch dem Publicum nicht ohne Besorgniß. So schwierig der Gegenstand auch sein mag, in wie undurchdringliches Dunkel die einzelnen über denselben erhaltenen Nachrichten gehüllt, wie groß die Foderungen der Gelehrten und wie verschieden ihre Ansichten über Behandlung der griechischen Mythengeschichte sein mögen, immerhin glauben wir, daß des Verfassers Besorgniß nicht gerechtfertigt, daß im Gegentheil seine Bescheidenheit in um so hellerm Licht glänzen werde, je gediegener und scharfsinniger seine Forschungen, je geistreicher die Zusammenstellung und je fleißiger die Ausführung erfunden werden wird.

Um auf die große Bedeutung dieses Werkes aufmerksam zu machen, dürfen wir nur auf das Urtheil verweisen, welches ein in der literarischen Welt hochgestellter Mann in den Heidelberger Jahrbüchern (1837, Nr. 28, S. 433) über dasselbe fällt: „Eine überall bemerkbare Gründlichkeit der Forschung, eine genaue Kenntniß der Quellen, eine ausgebreitete Belesenheit, der nicht etwas leicht entgangen sein dürfte, endlich eine klare Darstellung, die, zu bestimmten wenn auch manchmal höchst auffallenden und überraschenden Resultaten gelangend, weder in dem Dunkel einer abstrusen Mystik sich verliert, noch in hohlklingenden, philosophischen, aber nichtssagenden Phrasen sich verflüchtigt, alle diese Eigenschaften, welche diese Schrift vor so vielen ähnlichen Producten unserer Tage auszeichnen, werden derselben auch allgemeine Beachtung und gerechte Anerkennung zuwenden."

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1837.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Kürzlich ist erschienen:

Kurze Geschichte
der alten Völker
für die Anfangsclassen
der Stadt- und Landschulen und zur häuslichen Belehrung.
Faßlich dargestellt in Fragen und Antworten
von
M. Desaga.

Auch unter dem Titel:

Die nöthigsten Kenntnisse
der Weltgeschichte.
Ein Lehrbuch
für Bürger- und Volksschulen, sowie zur häuslichen Belehrung.
In Fragen und Antworten
von
M. Desaga.
Erstes Bändchen.

8. 15 Kr. Rhein. 4 Gr. Sächs.

Die Weltgeschichte ist der Spiegel des Lebens in allen seinen Auf- und Abstufungen, die einzig wahre Lehre der Weisheit und der Sitte, und Niemand ist ohne ihre Kenntniß fähig, die Würde des Menschen zu erlangen, den Kreis der Pflichten und der Genüsse, welche dem edlern Menschen bestimmt sind, zu erkennen. Die erste und wichtigste der Kenntnisse für alle Alter und Fähigkeiten, für das vorgerücktere zur Selbstprüfung, zu befriedigenden oder berichtigenden Betrachtungen, für die aufkeimende Jugend zum Leitfaden für Gedanke und Empfindung, ist und bleibt also die Geschichte. Es gibt daher gewiß kein größeres Verdienst als das, die Geschichte, wie sie in zahlreichen, umfangs- und bändevollen Werken von großen Gelehrten und Forschern gesammelt und aufgestellt ist, im Kurzen so darzulegen, daß sie den Fassungs- und Gedächtnißkräften der ersten Lehrjugend sowol, als des durch das Leben und seine fort und fort gesteigerten Ansprüche abgezogenen reifern Alters grade

so viel bietet, als beide aufnehmen und bewahren können; und wir dürfen es daher als eine der erfreulichsten Erscheinungen ankündigen, wenn Herr Desaga, dessen unermüdliche Leistungen für Unterricht und Lebenswissenschaften, ohne Schutz und Gunst, überall, wo man die deutsche Sprache kennt und ehrt, der ausgebreitetsten Anerkennung sich erfreuen, in seiner klaren und angenehm faßlichen Weise diese Aufgabe löst, und daß es uns möglich geworden ist, diese Erscheinung auf eine Weise auszuführen, welche durch ihren kaum zu nennenden Aufwand die Anwendung in allen Lehranstalten, die Anschaffung in allen Familien, wo man die höhere Bestimmung des Menschen ehrt, so leicht möglich macht und also außer allem Zweifel steht.

Ein zweites Bändchen folgt unmittelbar unter dem Titel:

Kurze Geschichte der mittlern und neuern Zeit,

und für muthmaßlich denselben Preis. Das Ganze bildet alsdann das sechste Bändchen des

Elementarbuchs der unentbehrlichsten Kenntnisse

für die Anfangsclassen der Stadt- und Landschulen

von

M. Desaga.

Heidelberg, im Juni 1837.

August Oßwald's
Universitäts-Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Uhland und Rückert.

Ein kritischer Versuch

von

Gustav Pfizer.

8. In Umschlag brosch. Preis 45 Kr., oder 12 Gr.

Diese kleine Schrift sucht mit vorurtheilsloser Unparteilichkeit die Eigenthümlichkeiten und Vorzüge unserer zwei großen Lyriker durch eine Parallele ihrer Poesien nach verschiedenen Beziehungen in ein helleres Licht zu setzen, als durch so manche, theils unverständige, theils gehässige Stimmen in neuern Zeiten geschehen ist, und wir bieten dieselbe den Verehrern beider Dichter mit der Zuversicht dar, daß sie dem Streben derselben nach klarer und scharfer Auffassung und gleichmäßiger Anerkennung des Schönen und Trefflichen, ihren Beifall schenken werden.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

☞ **Für Freunde der Conchyliologie!!**

Soeben hat die Presse verlassen und wurde von der Verlagshandlung Bauer und Raspe in Nürnberg versendet:

Systematisches

CONCHYLIEN-CABINET

von

***Martini* und *Chemnitz*.**

Neu herausgegeben und vervollständigt

von

H. C. Küster.

Erstes Heft.

Preis des Heftes in gross Quartformat 2 Thlr.

Die Verlagshandlung dieses berühmten Conchylienwerkes glaubt es der Wissenschaft im Allgemeinen und dem Andenken jener Männer, welche mit unermüdeter Thätigkeit ein so umfassendes classisches Werk in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts zu Tage förderten, insbesondere schuldig zu sein, dass sie ihre Arbeit auch dem gegenwärtigen Jahrhundert durch Erweiterung — wobei zunächst die Landconchylien mehr beachtet werden sollen — und zeitgemässe Umarbeitung erhalte. Sie hat diese einem tüchtigen Manne anvertraut und hofft um so mehr, dass das Werk eine gute Aufnahme findet, als es zweckmässigerweise in schnell aufeinander folgenden Heften zu dem oben angeführten, gewiss sehr billigen Preis in der Stärke von je zwei Druckbogen und mit sechs fein gemalten Tafeln erscheint.

In meinem Verlage ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Zug der Israeliten

aus

Aegypten nach Kanaan.

Ein Versuch

von

Karl von Raumer.

Beilage zu des Verfassers „Palästina".

Mit einer Karte.

Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Den zahlreichen Verehrern von Raumer's „Palästina" (1835, 1 Thlr. 12 Gr.) wird diese Beilage eine um so willkommenere Gabe sein, als sie der Lösung eines Resultats sich zu nähern sucht, welches seit Hieronymus bis auf Goethe und Rosenmüller auf die verschiedenartigste Weise erstrebt wurde. Die sauber gestochene Karte wird auf besonderes Verlangen auch einzeln (zu 6 Gr.) abgegeben.

Leipzig, im August 1837.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Pädagogische Reise durch Deutschland im Sommer 1835,

auf der ich elf Blinden-, verschiedene Taubstummen-, Armen-, Straf- und Waisenanstalten

als Blinder besucht

und in den nachfolgenden Blättern beschrieben habe.

J. G. Knie,

Oberlehrer der schlesischen Blinden-Unterrichtsanstalt.

Mit einem Vorwort

von

Wolfgang Menzel.

Gr. 8. Preis 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Das Werk füllt eine fühlbare Lücke unserer Litteratur aus, indem es eine Statistik der deutschen Blindenanstalten gibt. Abgesehen von dem Werthe, den es in dieser Beziehung für Administrativbehörden, Wohlthätigkeitsvereine und Pädagogen hat, erhält es ein ganz besonderes Interesse durch den Reisebericht des Herrn Verfassers. Von früher Kindheit an blind, besitzt Herr Knie gleichwol eine seltene wissenschaftliche Bildung, Gewandtheit in allen Lebensverhältnissen und eine Lebhaftigkeit, wie sie bei Blinden ganz ungewöhnlich erscheint. Von diesen Eigenschaften unterstützt, durfte er es wagen, ganz allein, ohne irgend eine schützende Begleitung, außer der zufälligen im Eilwagen, Deutschland zu durchreisen, und es glückte ihm, sich überall schnell zu orientiren und sogar Manches mit geschlossenen Augen zu bemerken, was dem Sehenden entging.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben ist erschienen:

Napoleon
und der
Herzog von Vicenza.

Nach den vertraulichen Mittheilungen
Coulaincourt's,
Großstallmeister, Gesandten in St.-Petersburg und Minister des Äußern des Kaiserreichs.
von
Charlotte von Sor.
Herausgegeben
von
R. O. Spazier.
Ersten Bandes erste Hälfte. 8. Brosch. 15 Gr., oder 1 Fl.

Noch sind die Quellen nicht alle erschöpft, die einst der unparteiischen Geschichte Napoleon's, jener wichtigen Epoche und ihrer fast unbegreiflichen Ereignisse, dienen werden. Es muß daher jeder Beitrag zur Berichtigung des Urtheils über einen so merkwürdigen Mann, jeder Blick in sein Inneres, jeder neue Zug aus seinem öffentlichen und Privatleben, zumal wenn dies Alles, wie hier, von einem seiner vertrautesten Freunde geboten wird, eine höchst willkommene Aufnahme finden. Obgleich mit Vorliebe und hoher Verehrung für den Kaiser erzählt, trägt dennoch das Ganze den unverkennbarsten Stempel der Wahrheit und nicht leicht dürfte bisjetzt ein Werk erschienen sein, das über diese denkwürdigen Begebenheiten so neue und reichhaltige Aufschlüsse, so pikante und überraschende Notizen und Charakterzüge enthielte.

Des ersten Bandes zweite Hälfte liegt zum Versenden bereit und der zweite und letzte Band wird binnen 14 Tagen beendigt.

Stuttgart 1837.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Lieder eines Buchdruckers,
von demselben gedichtet, gesetzt und gedruckt.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lieder
von
Niclas Müller.

Eingeleitet von
Professor Gustav Schwab.
8. Brosch. Velinp. 1 Fl. 48 Kr., oder 1 Thlr. 4 Gr.

Das Publicum erhält hier die Lieder eines jungen Dichters, der, von der Natur ausgestattet und erzogen, ihr auch die Kunst verdankt, die sich in seinen seelenvollen und eigenthümlichen Poesien überraschend offenbart. Er hat erst mit dem zehnten Jahre eine Dorfschule besucht und mit dem vierzehnten sie verlassen, um ein Gewerbe zu erlernen und zu treiben. Nie hat er Latein, noch durch Unterricht sonst etwas über das Gewöhnlichste hinaus gelernt. Der Frömmigkeit strenger Ältern, dem eignen Gemüthe, sparsamer Bekanntschaft mit guten Büchern und dem deutschen Wanderleben verdankt er seine ganze Bildung, deren Früchte er in dieser Liedersammlung veröffentlich. Sie ist sein dreifaches Eigenthum, das Product seiner Kunst und seines Gewerbes: er hat diese Lieder gedichtet, gesetzt und gedruckt.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes vorräthig:

Über die
Gesetzgebung der Presse.
Ein Versuch
zur Lösung ihrer Aufgabe auf wissenschaftlichem Wege.
Von
Franz Adam Löffler.
Erster Theil. Gr. 8. 3 Thlr.

Dieser erste Versuch einer Wissenschaft der Presse enthält eine umfassende Darstellung aller, diesen wichtigen Gegenstand betreffenden Verhältnisse und verdient die grösste Beachtung.

Leipzig, im August 1837.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Cetaceen
zoologisch-anatomisch dargestellt
von
Wilhelm Rapp,
Professor der Anatomie in Tübingen.
Mit Abbildungen.
Gr. 8. Preis 3 Fl., oder 2 Thlr.

Inhalt:
Vorrede. Geschichtliches. I. Zoologischer Theil. Pflanzenfressende Cetaceen: Manatus. Halicore (Dugong). Stellerus. Ächte Cetaceen: Delphinus. Monodon (Narwall). Physeder. Balaenoptera. Balaena. II. Anatomischer Theil. Von den Knochen. Von den Muskeln. Auge. Gehörorgan. Nasenhöhle. Allgemeine Bedeckungen. Nervensystem. Verdauungswerkzeuge. Athmungswerkzeug. Harnwerkzeuge. Gefäßsystem: Herz, Schlagadern, Blutadern, lymphatische Gefäße. Werkzeuge der Fortpflanzung: männliche Fortpflanzungswerkzeuge, weibliche Fortpflanzungswerkzeuge, Milchdrüse. Erklärungen der Abbildungen.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben erschien bei uns und ist in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Bemerkungen auf einem Ausfluge nach Paris im Jahre 1835,
gemacht von
Dr. **Hermann Schlegel.**
Brosch. 8. Preis 15 Gr.

Über die Natur, Erkenntniß, Mittel, Vorbauung und Heilart der
Skropheln und des Kropfes,
mit besonderer Hinsicht über die Krankheiten des Drüsensystems im Allgemeinen,
bearbeitet von
Dr. med. **E. V. Dietrich.**
Brosch. 8. Preis 6 Gr.

Altenburg, den 24sten Juli 1837.

Expedition des Eremiten.
(Fr. Gleich.)

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Paley's natürliche Theologie,

mit Bemerkungen und Zusätzen

von

Lord Brougham und Sir Charles Bell.

In deutscher Bearbeitung herausgegeben

von

Dr. H. Hauff.

Mit 25 Holzschnitten.

Gr. 8. In Umschlag broschirt. Preis 3 Fl. 24 Kr., oder 2 Thlr.

William Paley's Natürliche Theologie ist ein in England sehr berühmtes und hochgeschätztes Werk, das seit dreißig Jahren in den verschiedensten Kreisen vielfachen Nutzen gestiftet hat; es ist das unerreichte Muster zahlreicher ähnlicher Abhandlungen. Im vorigen Jahr erschien eine neue Auflage des Buchs mit reichhaltigen Bemerkungen und Zusätzen vom Lordkanzler Brougham und dem in anderer Sphäre nicht minder berühmten Physiologen und Chirurgen Karl Bell; dies veranlaßte die deutsche Bearbeitung. Es wird nicht leicht ein Buch geben, das geeigneter wäre, einerseits eine religiöse Überzeugung zu begründen, andererseits die Lust zum Studium der Naturgeschichte zu wecken und zu beleben. Namentlich der reifern Jugend, welche sich bereits mit den allgemeinsten Verhältnissen des Thierreichs bekannt gemacht hat, ist das Buch als Anregung und Einleitung zu tieferm Eindringen zu empfehlen. Die Hoffnung, dem allgemein erwachten Triebe zu Naturstudien durch dieses Buch gesunde Nahrung zu geben, hat auch vorzüglich zur deutschen Bearbeitung veranlaßt, bei welcher die eigenthümliche Form des Originals möglichst erhalten worden ist. Durch Bell's höchst geistreiche, einen Anhang bildende Skizzen von mehren Einzelnheiten der organischen Bildung hat das Werk sehr an Werth gewonnen und ist nicht blos dem Lernenden interessant geworden.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Mayer und Comp. in Wien ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Altschuhl,

Dr. der Heilkunde,

Vollständiges

Receptaschenbuch

für praktische Augenärzte,

nach den vielfältigsten klinischen Erfahrungen der berühmtesten Augenärzte und den besten Schriftstellern älterer und neuerer Zeit bearbeitet. 2 Theile. Neue mit einem Anhange vermehrte Auflage. 1837. Brosch. 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr. Rhein.

Hayne (Prof. Anton), Analyt.-theoret.-prakt. Darstellung der in der Thierheilkunde bewährten diätetischen, pharmaceut. und chirurgischen Heilmittel nach ihrer Natur, ihren Wirkungen und ihrem Gebrauche. 2 Theile. Gr. 8. 1833. 3 Thlr. 8 Gr.

— —, Untersuchungen über die Erkenntniß, Ursachen und Behandlung der Entzündungen und ihrer Übergänge bei den nutzbaren Haussäugethieren. 1830. 1 Thlr. 20 Gr.

— —, Erkenntniß, Ursachen, Bedeutung und Behandlung der Fieber bei den nutzbaren Haussäugethieren. 1830. 1 Thlr.

— —, Die Seuchen der nutzbarsten Haussäugethiere in Bezug ihrer Erkenntniß, Behandlung, Verbauung durch therapeut. und veterinär-policeiliche Mittel. Vergleichung mit den Krankheiten der Menschen. 1836. 3 Thlr.

Henkel, Joh., Die Geburtshülfe bei den Kühen. 1829. Geh. 10 Gr.

Schwab, K. L., Von der Milzseuche; eine veterinäre Abhandlung. 8 Gr.

Waldinger, Wahrnehmungen an Pferden, um ihren Zustand beurtheilen zu können. 2 Thle. 4te Aufl. 1833. 16 Gr.

—, Abhandlung über die gewöhnlichen Krankheiten des Rindviehs. 4te Aufl. 1833. 16 Gr.

—, Wahrnehmungen an Schafen, um ihr Befinden beurtheilen zu können. 2te Aufl. 1834. 12 Gr.

—, Die Krankheiten der Hunde. 1820. 12 Gr.

In unserm Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Portrait von Paul Friedrich August, Großherzog von Oldenburg. Nach dem Ölgemälde von L. Strack auf Stein gezeichnet von O. Luerssen und lithographirt in der Kunstanstalt von Löhle und Piloty in München. 30 Zoll hoch, 24 Zoll breit. Preis auf weißem Papier 2 Thlr., auf chinesischem Papier 2 Thlr. 16 Gr.

Portrait von Cäcilie, Großherzogin von Oldenburg, geb. Prinzessin von Schweden. Lithographirt von Hanfstängl in Dresden. 18 Zoll hoch, 12 Zoll breit. Preis auf weißem Papier 2 Thlr., auf chinesischem Papier 2 Thlr. 16 Gr.

Oldenburg, im Juli 1837.

Schulze'sche Buchhandlung.

An alle Buchhandlungen wurde versandt und sind entweder sofort oder auf Bestellung, sowie auch von uns selbst

gratis

zu erhalten die ersten beiden Nummern des

Bulletin bibliographique

de la

littérature étrangère,

welches von jetzt an monatlich zweimal in einem Viertelbogen compressen Drucks erscheint und **gratis** ausgegeben wird.

Wir verweisen wegen des Nähern auf die den ersten Nummern vorgesetzte Bemerkung, und werden bemüht sein, Bestellungen aus diesen Verzeichnissen, die sowol an uns selbst wie an jede andere Buchhandlung gerichtet werden können, möglichst schnell und billig auszuführen.

Leipzig und Paris, im August 1837.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XXXI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Ankündigung.

Vom 1. October dieses Jahres an erscheint in der unterzeichneten Verlagshandlung die neue

Leipziger Allgemeine Zeitung.

Motto: Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz!

Wenn ein neues Unternehmen dieser Art beginnt, mag sich wol die Frage aufdringen: **Wodurch sind Zeitungen einer der großen Hebel der europäischen Gesittung geworden?** Bestimmt die Tagesbegebenheiten treu zu berichten und dem künftigen Geschichtschreiber Stoff zu sammeln, sollen sie zugleich den Zeitgenossen über die Bedeutung und die Interessen der Gegenwart aufklären und sein Urtheil über die Zeiterscheinungen bilden helfen, das nur aus einer umfassenden Kenntniß derselben hervorgehen kann. Seit sie durch die nähere Berührung der Staaten Bedürfniß geworden und durch die Vermehrung der Erleichterungsmittel des Verkehrs ins Leben gerufen sind, haben sie, je freier sie von äußern Hemmnissen waren, mehr oder minder jenem Zwecke nachgestrebt, und eben dadurch auf die Meinung der Gesammtheit gewirkt, wie sie von dieser, überall wo sie frei hervortreten konnte, auch wieder eine bestimmte Richtung erhielten. Diese Wechselwirkung ist in der neuesten Zeit lebendiger als je geworden, weil unter den gebildeten Völkern eine regere Theilnahme am Staatsleben erwachte und Kenntniß der öffentlichen Angelegenheiten mehr und mehr verbreitet wurde; die Zeitungen sind dadurch, mit der steigenden Bildung der Völker fortschreitend, auf einen höhern Standpunkt gekommen.

Aus der angedeuteten Bestimmung der Zeitungen gehen die Pflichten hervor, welche Derjenige zu erfüllen hat, der eine solche Unternehmung leitet. Das erste Gesetz für ihn ist, was der große römische Redner für den Geschichtschreiber überhaupt aufstellt: **daß er Falsches nicht zu sagen, Wahres nicht zu verschweigen wage.** Wahres zu verschweigen, werden die Verhältnisse, wo irgend Freiheit im öffentlichen Leben waltet, ihm nicht gebieten, so lange er dem andern Gesetze des Geschichtschreibers: **unparteiliche Darlegung der Thatsachen**, unverbrüchlich treu bleibt. Falsches mitzutheilen, kann der Darsteller einer Geschichte, die sich erst bildet, nicht immer vermeiden, wie sorgfältig er auch verschiedene Berichte vergleiche, und oft sind ja auch Gerüchte gleichsam „die Schatten kommender Ereignisse", Ausdrücke der Stimmung und der Hoffnungen oder Befürchtungen des Augenblicks und gehören insofern in ein Bild der Zeitgeschichte; doch liegt ihm ob, früher mitgetheilte, später als irrig sich erweisende Angaben zu berichtigen. Keine geschichtlich wichtige Thatsache aus Ländern, die der Kunde der gesitteten Welt offen liegen, darf eine Zeitung, die sich den Namen einer allgemeinen beilegt, übergehen, spurlos vorübergehende wird sie nicht berühren; aber es gibt allerdings Thatsachen, die bei ihrem ersten Hervortreten minder bedeutend erscheinen, doch später große Ereignisse herbeiführen und es wird von der Anschauungsgabe des Beobachters der Zeitgeschichte abhangen, solche Erscheinungen aufzufassen und die Keime zu erahnen, die in ihnen liegen.

Indem die Redaction der **Leipziger Allgemeinen Zeitung** diese, freilich sich von selbst verstehenden Verpflichtungen gegen das Publicum übernimmt, und die Aufgabe sich vorlegt, eine fortlaufende treue Darstellung der Zeitgeschichte zu geben, die nicht blos das Bedürfniß des neugierigen Augenblicks befriedige, sondern auch nach der Vollständigkeit einer geschichtlichen Quelle für die Nachwelt trachte, bedarf es kaum der ausdrücklichen Versicherung, daß sie, wie nahe auch die Versuchung in einer Zeit widerstreitender politischen Grundsätze und Strebungen liegen möge, nie den Ansichten und den Interessen **einer** Partei dienen wird; nur dem Grundsatze, daß ruhiger gleichmäßiger Fortschritt aller menschlichen Einrichtungen im Wesen der Menschheit liegt und so alt ist als die Menschheit, wird sie immer huldigen. Kein unbesonnen stürmendes Vorwärts, aber auch kein treuloses Rückwärts!

So viel im Allgemeinen über den Charakter, den unsere Zeitung zu behaupten suchen wird. Eine Darstellung der Zeitgeschichte, die der Entwickelung des gesellschaftlichen Zustandes in all ihren Richtungen folgen muß, darf nicht ausschließend die Erscheinungen im Staatsleben beachten, und muß nicht minder sorgfältig die culturgeschichtlichen Momente, die das Bild der Zeit gestalten helfen, in sich aufnehmen. Alle Elemente des öffentlichen Lebens bedingen und tragen sich gegenseitig in einer Zeit des Fortschrittes, wo die moralische Kraft immer mehr nach dem Uebergewichte strebt. Es werden daher auch **bedeutende literarische Erscheinungen**, sowol solche, die dem Gebiete der Politik, der Staatengeschichte und der Statistik angehören, als auch allgemein interessante Schriften, die wichtige Fortschritte in der Wissenschaft ankündigen, mit einer kurzen Bezeichnung ihres Inhaltes und Werthes genannt werden, so viel es in einer Zeitschrift geschehen kann, die eine kritische Würdigung andern Blättern überlassen muß. Aus denselben Gründen sollen auch **bedeutsame Leistungen im Gebiete der Kunst** nicht übersehen werden, und das **gewerbliche Leben**, in seinen verschiedenen Richtungen auf Handel und Industrie, wird um so mehr stets Beachtung finden, je mehr hier in unserer Zeit der Geist die Masse zu bewegen beginnt und Ergebnisse herbeiführt, die in den Gang der Weltereignisse eingreifen. Bei der Sammlung solcher historischen Elemente, welcher der nächste und eigentliche Zweck einer auf treue Berichterstattung angewiesenen Zeitschrift sein soll, wird sich aber auch vielfältig Anlaß darbieten, die Gegenwart von dem Standpunkte wissenschaftlicher Betrachtung zu überblicken. Es werden daher **wichtige Zeitfragen**, welche die Interessen des öffentlichen Lebens berühren, besonnen besprochen und erwogen werden, um, ohne dem Leser eine einseitige Ansicht aufdringen zu wollen, den Grundsätzen Anerkennung zu verschaffen, die allein ein sicheres Urtheil leiten können. Erörterungen, die dem Gebiete der Schule angehören, bleiben hier ausgeschlossen. Jedem Jahrgange wird, gleich nach dem Schlusse desselben, ein **genaues und vollständiges Register** beigegeben werden, um die Zeitung als eine **Quelle der Zeitgeschichte** desto brauchbarer zu machen.

Die geographische Lage Leipzigs, seine Bedeutung als Universität, als Handels- und Meßplatz, als Centralpunkt des deutschen Buchhandels werden unser Unternehmen noch besonders begünstigen.

Alle, die in den oben dargelegten Ansichten mit uns übereinstimmen, werden freundlich eingeladen, durch Mittheilungen, seien es ausführliche Berichte, interessante kurze Nachrichten und Züge zur Zeitgeschichte oder beurtheilende Ueberblicke, uns zu unterstützen.

Wir fügen noch Einiges über die Einrichtung unserer Zeitung hinzu. Sie wird **täglich**, auch an Sonn- und Feiertagen, Abends in einem ganzen Bogen Hochquart mit gespaltenen Columnen, und wenn nöthig, mit Beilagen ausgegeben und die Veranstaltungen sind so getroffen, daß sie die am Nachmittag hier eingehenden Nachrichten und Curse schon Abends dem Publicum, wenn auch nur kurz mittheilen kann, um am nächsten Tage je nach der Wichtigkeit der Nachrichten solche dann ausführlicher zu besprechen. Hierdurch wird es auch möglich, die Zeitung noch mit den Abends von hier nach allen Richtungen hin abgehenden Posten zu versenden.

Im Besitz eines sehr reichen Materials an Zeitungen aller Länder, werden wir aus den Quellen selbst schöpfen und nur in äußersten Fällen von den in andern deutschen Zeitungen gegebenen Uebersetzungen Gebrauch machen, dann aber auch nicht unterlassen, sowie überhaupt stets, die Quelle zu nennen. Unsere ausgebreiteten Verbindungen im In- und Auslande, Correspondenten, die wir für unsere Zeitung bereits in den meisten deutschen Hauptstädten, sowie in fremden Staaten zu gewinnen wußten, und die von den achtbarsten hiesigen Handlungshäusern uns zugesicherte Mittheilung der ihnen häufig auf schnellen Wegen zukommenden Nachrichten werden unser Unternehmen vielfach begünstigen, und so glauben wir unserer Zeitung einen Anspruch auf den Namen einer Originalzeitung geben zu können.

Beiträge für die **Leipziger Allgemeine Zeitung** bitten wir durch **die Post** an die Redaction zu senden. **Inserate** aller Art werden in dem Zeitungsblatte selbst oder in deren Beilagen aufgenommen und der Raum einer Zeile mit 1½ Gr. berechnet; wir machen hinsichtlich solcher Bekanntmachungen auf die Vortheile aufmerksam, welche die örtlichen Verhältnisse Leipzigs für die schnelle und allgemeine Verbreitung derselben in Deutschland gewähren.

Der Preis für das Vierteljahr ist auf 2 Thlr. 12 Gr. preuß. Cour. Vorauszahlung festgesetzt und den ausschließlichen Debit für das In- und Ausland hat die **königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig** übernommen, an die alle Bestellungen zu richten sind.

Leipzig, 15. August 1837.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

P. A. Piorry's

Diagnostik und Semiotik,

mit vorzüglicher Berücksichtigung

der neuesten mechanisch-nosognostischen Hülfsmittel.

Aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet

von Dr. ***Gustav Krupp.***

Erster Band.
Subscriptionspreis 2 Thlr.

Der berühmte Verfasser hat in diesem Werke die Fortschritte, welche die Medicin durch die neuen Hülfsmittel zur Erforschung der Krankheiten gemacht hat, angegeben und die durch sie gewonnenen praktischen Resultate zu einer Diagnostik und Semiotik zusammengestellt. Er hat darin nicht allein seine vielen, an den grössten Hospitälern in Paris gesammelten Erfahrungen bekannt gemacht, sondern auch die Arbeiten seiner Vorgänger mit kritischem Geiste beleuchtet und sie theils bestätigt, theils als mit der Erfahrung nicht übereinstimmende Theorien widerlegt.

Der zweite Band ist bereits unter der Presse.

Leipzig, im Juli 1837.

Theodor Fischer.

In gleichem Verlage ist erschienen:

Sir Astley Cooper's

theoretisch-praktische

Vorlesungen über Chirurgie,

oder

Ergebnisse einer 50jährigen Erfahrung am Krankenbette.
Herausg. von A. Lee. Aus d. Engl. von Dr. Schütte.
Erster Band.
Mit 64 erläuternden Abbildungen.
Subscriptionspreis 3 Thlr. 12 Gr.
Der zweite Band erscheint in einigen Wochen.

CONSEILS
A MA FILLE

par

Bouilly.
Bearbeitet
und
mit einem Wörterbuch
versehen
von
Professor **G. Kißling.**
2tes Bändchen.

ist jetzt erschienen und an alle Buchhandlungen versandt. Es wird den Besitzern nun in seiner vollständigen Ausstattung, besonders auch durch das reichhaltige Wörterbuch, welches die Beihülfe jedes andern entbehrlich macht, bewähren, was wir von diesem vielbeliebten und nützlichen Werkchen bei Ausgabe des ersten Bändchens angekündigt haben und was bereits in den geachtetsten Blättern, z. B. in der Abendzeitung, dem Phönix u. m. a., mit auszeichnender Empfehlung bestätigt ist. Die Einführung des Werkchens bei weiblichen Lehr- und Bildungsanstalten, denen es vorzugsweise gewidmet ist, werden wir trotz des geringen Preises von 1 Thlr. Sächs., oder 1 Fl. 45 Kr. Rhein., für 2 Bändchen von 35 Bogen in elegantem Umschlag geheftet, und 22 Gr. Sächs., oder 1 Fl. 36 Kr. Rhein., roh, wenn die Bestellungen in Partien von wenigstens zwölf Exemplaren gemacht werden, noch so weit begünstigen, daß wir auf 12 Exemplare zugleich genommen den Betrag eines halben Freiexemplars vergüten, und auf 24 in gleicher Weise ein ganzes Freiexemplar beifügen.

Heidelberg, im Juni 1837.

August Oswald's Universitätsbuchhandlung.

Hebel's biblische Erzählungen
für Katholiken.

Der bleibende Beifall, welchen Hebel's bibl. Geschichten für die Jugend finden, und der neben dem gediegensten Inhalt äusserst niedrige Preis, welcher sie zur Einführung in Schulen besonders eignet, veranlaßt uns, wiederholt auf dieselben aufmerksam zu machen:

Dr. J. P. Hebel's

Biblische Geschichten.

Für die katholische Jugend eingerichtet
von einem
katholischen Geistlichen.

2 Theile. 8. Preis 36 Kr., oder 8 Gr.

Diese Ausgabe ist mit folgender bischöflicher Erlaubniß versehen:

„Da die biblischen Geschichten des Dr. J. P. Hebel, von einem katholischen Geistlichen für die katholische Jugend eingerichtet, nichts Anstößiges wider die katholische Glaubens- und Sittenlehre enthalten, vielmehr in einer angenehmen und gemeinfaßlichen Schreibart zur Belehrung und Erbauung trefflich geeignet sind, so wird kein Anstand genommen, diese Schrift zu approbiren und zum Gebrauch zu empfehlen.

Gegeben im bischöflichen Generalvicariat in Rottenburg, den 1sten Juli 1835."

Des äußerst wohlfeilen Preises ungeachtet, erhalten Schulanstalten, welche sich an die ihnen zunächst gelegene Buchhandlung wenden wollen, auf 12 noch 1 Exemplar und auf 24 noch 3 Exemplare unentgeltlich.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin
für Kinder.

1837. Juli. Nr. 26—30.

Nr. 26. *Die Mutter und die Kinder. *Die gefährliche Zuflucht. Der Monat Juli. *Die gemeine Makrele. Auflösung der Räthsel im vorigen Monat. Räthsel. — **Nr. 27.** *Der Stechapfel. Ein altdeutsches Lied vom Sommer. *Die Straße über den Sanct-Gotthard. Rothmännchen, ein irisches Märchen. *Die Bachstelze. — **Nr. 28.** *Christian Fürchtegott Gellert. Der Schiffscapitain und die Eidechse. *Die Beduinen. Die Juden in Palästina bis zu Christi Geburt. *Die Motten. — **Nr. 29.** *Bellona. Der graue oder grimmige Bär. *Der Vielfraß. Der Äpfeldieb. *Die große Maräne. — **Nr. 30.** *Ein Musketier. Die Sage von Ludwig dem Springer. Vom Gesange der Vögel. *Der reisende Hund. Der Mensch denkt und Gott lenkt. *Die Arabesken. Räthsel.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste bis dritte Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.

Leipzig, im August 1837. **F. A. Brockhaus.**

Digitized by Google

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung

der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von

Dr. E. Widenmann und **Dr. H. Hauff.**

Zwölfte Lieferung.

Auch unter dem besondern Titel:

Die Amerikaner

in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen.

Von

Francis P. Grund.

Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser.

Preis 3 Fl. 12 Kr., oder 2 Thlr.

Über die innern Verhältnisse der Vereinigten Staaten und besonders über den socialen Zustand von Amerika sind bereits genug Schriften erschienen, aber nur wenige von Männern, welche mit ihrem Gegenstande aus Erfahrung vertraut und einer unparteiischen Meinung fähig waren. Zwischen Engländern und Amerikanern kann vielleicht nur ein Deutscher Richter sein, und als solcher wagte sich der Verfasser an eine so schwierige Aufgabe.

Manches nur den Engländern Verständliche oder Interessante ist in der deutschen Übersetzung weggeblieben, dagegen aber Vieles hinzugekommen, was für Deutschland wichtig, besonders aber Auswanderern nützlich sein dürfte.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1837. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neue Bücher,

welche im Verlage von Duncker u. Humblot erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind:

Dirksen, H. Ed., Manuale latinitatis fontium juris civilis Romanorum, thesauri latinitatis epitome. In usum tironum. Fasc. II. 4. maj. Subscriptionspreis 1 Thlr.

Erdmann, J. Ed., Vorlesungen über Glauben und Wissen als Einleitung in die Dogmatik und Religionsphilosophie. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 12 Gr.

Göschel, K. F., Der Eid nach seinem Principe, Begriffe und Gebrauche. Theologisch-juristische Studien. Gr. 8. 2 Thlr.

Hegel's, G. W. Fr., Werke. Vollständige Ausgabe durch einen Verein von Freunden des Verewigten: Dr. Ph. Marheinicke, J. Schulze, Ed. Gans, Lp. v. Henning, H. Hotho, K. Michelet, F. Förster. Neunter Band. Gr. 8. Subscriptionspreis 1 Thlr. 20 Gr.

Auch unter folgendem Titel einzeln zu haben:

— —, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte. Herausgegeben von Dr. Ed. Gans. Gr. 8. Ladenpreis 2 Thlr. 12 Gr.

— —, Werke. Vollständige Ausgabe rc. Zehnter Band. Zweite Abtheilung. Gr. 8. Subscriptionspreis 1 Thlr. 20 Gr.

Auch unter folgendem Titel einzeln zu haben:

— —, Vorlesungen über die Ästhetik. Herausgegeben von Dr. H. Hotho. Zweiter Band. Gr. 8. Ladenpreis 2 Thlr. 12 Gr.

(Der erste im Jahre 1836 erschienene Band kostet 3 Thlr. 12 Gr.)

Herrmann, Fr., Lehrbuch der französischen Sprache für den Schul- und Privatunterricht. Enthaltend: 1) Eine französisch-deutsche Grammatik der französischen Sprache, mit Übungen zum Übersetzen ins Deutsche und ins Französische. 2) Ein französisches Lesebuch mit Hinweisungen auf die Grammatik u. Wörterverzeichnissen. Vierte verb. Aufl. Gr. 8. 16 Gr.

Magnus, L. Imm., Sammlung von Aufgaben und Lehrsätzen aus der analytischen Geometrie des Raumes. Erste Abtheilung. Lexikon 8. 2 Thlr. 20 Gr.

Auch unter dem Titel:

Meier Hirsch's Sammlung geometrischer Aufgaben. Vierter Theil, von L. Imm. Magnus.

Michelet, C. L., Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland von Kant bis Hegel. Erster Band. Gr. 8. 3 Thlr.

Ranke, Lp., Fürsten und Völker von Südeuropa im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Erster Band. 2te Aufl. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Gr.

— —, Zur Geschichte der italienischen Poesie. Gr. 4. Steif brosch. 1 Thlr.

Rosenkranz, K., Erinnerungen an Karl Daub. Gr. 8. Brosch. 8 Gr.

Theremin, Dr. Frz., Das Kreuz Christi. Predigten. Dritter Theil. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Auch unter dem Titel:

— —, Predigten. Achter Band.

Varnhagen von Ense, K. A., Leben der Königin von Preußen Sophie Charlotte. 8. Brosch. 1 Thlr. 8 Gr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1837. Viertes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1837. Dreizehnten Bandes erstes Heft. (Nr. XIV.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Leipzig, im August 1837. F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XXXII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage ist nun vollständig erschienen:

Die Sprichwörter

und sprichwörtlichen Redensarten

der

Deutschen.

Nebst den

Redensarten der Deutschen Zech-Brüder

und

Aller Praktik Großmutter,

d. i. der Sprichwörter ewigem Wetter-Kalender.

Gesammelt und mit vielen schönen Versen, Sprüchen und Historien in ein Buch verfaßt

von

Dr. Wilhelm Körte.

Gr. 8. In vier Lieferungen. Geh. Preis des Ganzen 2 Thlr. 16 Gr.

Kauf, Leser, kauf! —
Meinst, für Sprichwörter seist zu klug? —
Kauf, Gesell, kauf,
Bist noch lange nicht klug genug! —
Willst Du dies Buch nur etwa leihen,
Wird es schwerlich Dir gedeihen:
Soll's Dich lehren, soll es Dich laben,
Mußt Du es **zu eigen** haben!

Sehr treffend sagt der Herausgeber dieser ebenso interessanten als lehrreichen Sammlung in der Einleitung:

„Sowie die Bibel das Buch ist aller Seelen und göttlicher Offenbarung, so ist dieses ein Buch aller Stände, wie aller weltlichen Klugheit. Lehret die Bibel uns Gott schauen, fürchten und lieben, so lernen wir in diesem Buche die Welt erkennen, fürchten, lieben und uns in ihr vor Schaden zu hüten. Hat es doch Unser Herr selbst gesagt: „Die Kinder dieser Welt sind klüger in ihrem Geschlecht, denn die Kinder des Lichts." Die Sprichwörter sind aber ganz eigentlich die wahren „Kinder dieser Welt"; harmlos schließen sie sich gern den „Kindern des Lichts" an, die ein Gefühl für ihre hellen, klugen Augen haben. Endlich kann man sich dieses Buchs auch als eines Gedanken-Lexikons bedienen; etwa sowie man eines Reim-Lexikons gebraucht. Die Gedanken, welche das Sprichwort meist so reichlich darbietet, kann man sich zum Theil noch erfolgreicher zu Nutzen machen, als die einzelnen Sprichwörter selbst!"

„Die Sprichwörter sind hier alphabetisch geordnet, theils nach dem **Haupt-Worte** oder **Begriffe**, theils nach dem **Anfangs-Wort**. Um sie in einen geselligen, gewissermaßen dramatischen Verkehr miteinander zu bringen — sodaß sie sich selbst einander erläutern, berichtigen, beschränken, widerlegen oder bestärken —, so sind sie numerirt; hinter den einzelnen Sprichwörtern aber sind die mit ihnen in Bezug stehenden durch die Nummern derselben angezeigt worden."

Erläuternde Anmerkungen zu richtigerm Verständniß sind, wo es nöthig erschien, vom Herausgeber hinzugefügt. Auch wurden, um fruchtbare Parallelen, Vergleichungen und auffallende Contraste herbeizuführen, auch um dem Ganzen mehr Mannichfaltigkeit zu verleihen, vielen Sprichwörtern die entsprechenden anderer Völker beigegeben, so viel dazu nur irgend der Stoff zu Gebote stand.

Leipzig, im August 1837.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und kann durch alle Sortimentshandlungen bezogen werden:

Bairisches Wörterbuch.

Sammlung

von

Wörtern und Ausdrücken, die in den lebenden Mundarten sowol, als in der ältern und ältesten Provinziallitteratur des Königreichs Baiern, besonders seiner ältern Lande, vorkommen, und in der heutigen allgemein-deutschen Schriftsprache entweder gar nicht, oder nicht in denselben Bedeutungen üblich sind, mit **urkundlichen Belegen** nach den Stammsylben etymologisch-alphabetisch geordnet

von

J. Andreas Schmeller.

Vierter Theil,

enthaltend die Buchstaben **W** und **Z**,

nebst einem Register über die Wortstämme aller vier Theile, nach der gewöhnlichen alphabetischen Ordnung.

Gr. 8. Preis 3 Fl., oder 2 Thlr.

Hiermit ist denn endlich ein Sprachwerk geschlossen, über dessen Werth das Urtheil competenter Männer nicht mehr zweifelhaft ist. Nur so viel müssen wir zur Berichtigung einer Meinung, die der Titel veranlassen kann, hier beifügen, daß sich die Brauchbarkeit und Bedeutsamkeit dieses in mancher Beziehung eigenthümlichen deutschen Wörterbuches nicht eben auf Baiern beschränkt.

Wir zeigen bei dieser Gelegenheit zugleich an, daß desselben Verfassers **Glossar zum Heliand** oder der altsächsischen Evangelienharmonie unter der Presse ist.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei L. C. Kehr in Kreuznach ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dr. J. E. P. Prieger: Kreuznach und seine Brom- und Jodehaltigen Heilquellen in ihren wichtigsten Beziehungen. Nach vieljährigen Erfahrungen für Ärzte und Curgäste mitgetheilt. Gr. 8. Elegant gebunden. 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Digitized by Google

Subscriptions = Anzeige.

I. KANT'S
SÄMMTLICHE WERKE.

Mehr als wir es wissen, ruhet unsere jetzige, wissenschaftliche, moralische und religiöse Bildung auf der Kant'schen Philosophie. Abgesehen von ihrer ewigen Bedeutung für die Entwickelung der Speculation ist daher ihr Studium, ihre Kenntniss wenigstens nach irgend einer Seite hin jedem Gebildeten wichtig, ja nothwendig. Die bisherige Zerstreutheit der Kant'schen Schriften erschwerte aber eine einigermassen bequeme und zusammenhängende Einsicht ausserordentlich. Bei Antiquaren, auf Auctionen, musste man sich grösstentheils die einzelnen Werke zusammenraffen. Mehr als dreissig Jahr sind seit Kant's Tod verflossen. Mit jedem steigert sich die Schwierigkeit, sich in den Besitz seiner Schriften zu setzen, sodass selbst namhafte Bibliotheken, in Ansehung ihrer, empfindliche Lücken haben. In England, in Frankreich würde man schon aus Interesse für den Ruhm der Nation eine Concentration der Schriften eines welthistorisch so denkwürdigen Mannes in einer Gesammtausgabe viel früher veranstalten. Bei uns dauert es länger, ehe wir dazu kommen. Wir behelfen uns kümmerlich, so lang es irgend geht. Allein endlich müssen auch wir dem unsterblichen Geist den seiner würdigen Tribut zollen. Selbst die immer wachsende Aufmerksamkeit des Auslandes nöthigt uns dazu, denn man erkennt jetzt in Holland, Frankreich, England sehr wohl, dass man Hegel, Schelling, Fichte, Jacobi und so viel andere Notabilitäten unserer Literatur ohne Kenntniss der Kant'schen Philosophie, als ihres wahrhaften Mittelpunktes, nicht gründlich verstehen könne. Die Periode einer heftigen Reaction gegen dieselbe ist in Deutschland vorüber. Man hat zu begreifen angefangen, dass Kant nicht so schnell auszulernen sei. Die empfängliche Stimmung überwiegt schon die eine Zeit lang modisch gewordene polemische Gereiztheit, an einigen seiner tiefsinnigen Irrthümer zum Ritter zu werden. Wo Kant auch nicht das Letzte erreichte, da hat er es doch angestrebt, erahnt und in grossartigen Inconsequenzen angedeutet.

Die Unterzeichneten sind in ihrer Tendenz, für die der deutschen Nation anvertraute Erbschaft der Kant'schen Werke alle ihnen mögliche Sorge zu tragen, mit dem Herrn Verleger zusammengetroffen, der seit Jahren denselben Lieblingswunsch genährt hat, dem grossen Philosophen das ihm zuständige literarische Monument zu erbauen. Der eine der Herausgeber wird als Historiker durch den grossartigen Einfluss Kant's auf die gesammte intellectuelle Cultur seines Vaterlandes Preussen; der andere durch sein unmittelbares Verhältniss zur Philosophie und durch den zufälligen Umstand, an der königsberger Universität denselben Lehrstuhl, wie einst Kant, inne zu haben, zur reinsten Begeisterung für das Unternehmen gestimmt. Sie werden mit dem Herrn Verleger wetteifern, die Gesammtausgabe der Kant'schen Werke so wohlgeordnet, so correct und geschmakvoll zu veranstalten, als der Ernst der Erkenntniss der Wahrheit, als der Ruhm des Weisen und die Ehre Deutschlands es erheischen. Obwol unsere Zeit die Zeit der literarischen Ernten ist — Hegel's, Krause's, Schleiermacher's, Daub's und Anderer nachgelassene Schriften beschäftigen das Publicum —, so hoffen sie doch zuversichtlich den unverholensten Beifall und die lebhafteste Theilnahme.

Einige Theile werden etwas stärker ausfallen als andere. Man konnte sich nicht entschliessen, nur des äussern Gleichmasses wegen die Kritik der reinen Vernunft nicht als ein Ganzes zu geben. Kant hat nie ein Buch in zwei Bänden edirt. Ebenso wenig war es aber möglich, jede Schrift zu vereinzeln, denn dadurch würde wiederum eine zu grosse Ungleichmässigkeit entstanden sein. Wo der Umfang eines Bandes, den man um der Gleichartigkeit des Inhalts willen nicht trennen mochte, zu sehr anschwoll, ist er, ihn für die Handhabe des Lesers bequemer zu machen, in zwei Abtheilungen zerlegt. Doch lässt sich vor dem Druck hierüber kaum etwas mit Sicherheit bestimmen.

In der Ordnung ist gesucht worden, den chronologischen Entwickelungsgang so viel möglich mit dem Sachunterschiede zu vereinigen. Von den Vorlesungen Kant's sind nur die durch ihn selbst anerkannten aufgenommen.

Eine Biographie Kant's, vollständiger und präciser als die bisherigen, durfte dem Unternehmen nicht fehlen. Ein treues Bildniss Kant's in Stahlstich und ein lithographirtes Facsimile von Schriftproben aus verschiedenen Lebensperioden werden hinzugefügt. Aus einem bedeutenden, im Besitz der hiesigen königlichen Bibliothek befindlichen handschriftlichen Nachlass, insbesondere praktischen Inhalts, wird das Interessanteste mitgetheilt.

Endlich aber mussten auch die tiefen Erschütterungen, welche Kant's Philosophie bewirkte, die Bedingungen, die sie vorfand, die Consequenzen, die sie hervorrief, nach ihrem weithingreifenden Umfang in gedrängter Kürze geschildert werden. Eine Geschichte der Kant'schen Philosophie musste für die leichtere Auffassung der einzelnen Werke Sorge tragen, da unsere Zeit diese Philosophie nicht vor sich, sondern hinter sich hat.

Besondere Rechtfertigungen über die gewählte Folge der einzelnen Schriften, über das jedesmalige Verfahren bei der Textrevision, über die benutzten Hülfsmittel, über Orthographie und Interpunction, werden an Ort und Stelle in den Vorreden zu den einzelnen Bänden gegeben werden. Die ganze Ausgabe umfasst zwölf Bände.

Die Herausgeber haben das gesammte Material folgendermassen unter sich getheilt, wobei sie natürlich von allen herkömmlichen Theilungen absehen und sich lediglich an die innere Zweckmässigkeit der Sache selbst halten mussten:

I. Kleine logisch-metaphysische Schriften. *Rosenkranz.*
II. Kritik der reinen Vernunft. *Rosenkranz.*
III. Prolegomena zu jeder künftigen Metaphysik; Logik. *Rosenkranz.*
IV. Kritik der Urtheilskraft; vom Schönen und Erhabenen. *Rosenkranz.*
V. Zur Philosophie der Natur; von der wahren Schätzung lebendiger Kräfte; metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft. *Schubert* und *Rosenkranz.*
VI. Physikalische Schriften; Naturgeschichte des Himmels; physische Geographie. *Schubert.*
VII. Anthropologisch praktische Schriften:
Erste Abtheilung: Anthropologie. *Schubert.*
Zweite Abtheilung: Pädagogik; die Krankheiten des Kopfes; zum ewigen Frieden u. s. w. *Schubert.*
VIII. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten; Kritik der praktischen Vernunft. *Rosenkranz.*
IX. Rechtslehre; Tugendlehre. *Schubert.*
X. Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft; Streit der Facultäten. *Rosenkranz.*

XI. Biographie Kant's, Briefe und Nachlass. *Schubert.*
XII. Geschichte der Kant'schen Philosophie. *Rosenkranz.*

Königsberg, am 9ten Juli 1837.

K. Rosenkranz. *F. W. Schubert.*

Professoren an der Universität zu Königsberg.

Der Verleger wird den Werken Kant's die grösste Sorgfalt widmen. Jährlich sollen vier bis sechs Bände erscheinen.

Der Subscriptionspreis ist auf 1½ Gr. für den Druckbogen festgestellt, welchen nach Erscheinen jeder Lieferung zu erhöhen ihm vorbehalten bleibt.

Das Bildniss Kant's und das Facsimile seiner Handschrift sollen die Subscribenten als Zugabe erhalten.

Leipzig, im Juli 1837.

Leopold Voss.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Niklaus Manuel.

Leben und Werke

eines

Malers und Dichters, Kriegers, Staatsmannes und Reformators im sechzehnten Jahrhundert.

Mitgetheilt

von

Dr. C. Grüneisen.

Nebst einer Steinzeichnung.

Gr. 8. Preis 3 Fl., oder 2 Thlr.

Ein älterer, an Geist und Talent aber gleich trefflicher Zeitgenosse des Hans Holbein und Hans Sachs, Mitkämpfer in Gemälden, Dichtungen und Holzschnitten für die Freiheit des evangelischen Glaubens, in ansehnlichen Staatsämtern und Kriegsdiensten um seine Vaterstadt Bern und um die Reformation hoch verdient, wird der Held dieser biographischen Darstellung das Interesse Derjenigen, welchen die Geschichte der Religion, der Kunst und des öffentlichen Lebens anziehend ist, um desto mehr in Anspruch nehmen, als derselbe hier aus einer Vergessenheit hervorgezogen wird, welche ihn, außer der Specialgeschichte seiner Heimat, einem weitern Kreise der gebildeten Nachwelt entzogen hätte.

Für Freunde der Kunstgeschichte wird insbesondere bemerkt, daß hier außer neuen Mittheilungen über die schwäbischen und elsaßischen Malerschulen, eine möglichst genaue Aufzählung und Bezeichnung der noch vorhandenen Werke eines Meisters, welcher die oberdeutsche Kunst im Unterricht der venetianischen Schule vervollkommnet hatte, gegeben wird; für Freunde der ältern deutschen Dichtung, daß sämmtliche Schriften Manuel's, wie weit sie nach mühsamer Forschung vorliegen, aus den muthmaßlich ältesten Ausgaben pünktlich abgedruckt sind. Der mitgetheilte Steindruck gibt die mit dem Bildnisse des Malers selbst versehene Scene seines Todtentanzes.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Braunschweig bei Ed. Leibrock ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätig:

Sammlung interessanter Aufsätze aus dem Gebiete des gemeinen Rechts. 1stes Heft. 8. (12 Bogen.) Brosch. 16 Gr.

Der Zweck dieser Sammlung, von welcher jährlich 2 — 3 Hefte erscheinen werden, ist ein Résumé Dessen zu geben, was die neuere und vorzugsweise die neueste juristische Literatur an wichtigern Abhandlungen, Rechtsfällen und deren Entscheidung, Präjudicien etc. liefert.

Das vorliegende erste Heft enthält 63 solcher Aufsätze.

Galeries historiques de Versailles.

Von dem großen Prachtwerke:

GALERIES HISTORIQUES
DE
VERSAILLES

GRAVÉES SUR ACIER
PAR LES MEILLEURS ARTISTES FRANÇAIS ET ÉTRANGERS,
AVEC UN TEXTE EXPLICATIF,
RÉDIGÉ PAR LES MEILLEURS HISTORIENS.
Ouvrage publié par ordre du Roi
ET DÉDIÉ A SA MAJESTÉ LA REINE DES FRANÇAIS,
et suivi
D'UNE HISTOIRE DÉTAILLÉE DU PALAIS DE VERSAILLES,
par ***M. JULES JANIN;***
par Ch. Gavard,

sind bisjetzt bereits **zehn Lieferungen** in den drei verschiedenen Ausgaben erschienen und zu nachstehenden Preisen durch jede Buchhandlung von uns zu beziehen:

1) Prachtausgabe in Grossfolio auf chines. Papier, mit Abbildungen der Zierathen, Meubles u. s. w. in Holzschnitt neben dem Texte, jede Lieferung 2 Thlr.
2) Ausgabe in Kleinfolio, ohne die Abbildungen der Zierathen u. s. w., jede Lieferung 1 Thlr.
3) Ausgabe in Großoctav, jede Lieferung 3 Gr.

Jede Lieferung besteht aus 1 oder 2 Bogen Text und 4 Tafeln mit einem oder mehren Gegenständen und das Ganze wird 200 Lieferungen umfassen.

Ausführliche Prospecte sind durch jede Buchhandlung unentgeltlich von uns zu erhalten.

Leipzig und Paris, im August 1837.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Bei uns ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

L. Reichenbach (Hofr. u. Prof.), Deutschlands Fauna, oder praktisch-gemeinnützige Naturgeschichte der Thiere des Inlandes. Erster Theil: Die Säugethiere. Mit 100 Abbildungen, den anatomischen Kennzeichen aller Gattungen auf zwei Kupfertafeln und einer Tafel mit den Fährten der Jagdthiere. Lexikonformat. Elegant cartonnirt. 2 Thlr. illuminirt. 1 Thlr. schwarz.

L. Reichenbach (Hofr. u. Prof.), Praktisch-gemeinnützige Naturgeschichte der Säugethiere des In- und Auslandes. Kupfersammlung. Erster Theil. Mit 633 Abbildungen der Raubsäugethiere. Mit Erläuterung. Lexikonformat. Eleg. cartonnirt. 11 Thlr. illuminirt. 5 Thlr. 12 Gr. schwarz.

(Ausführlicher Text dazu folgt unverzüglich.)

L. Reichenbach (Reg. Cons. aul. Prof. etc.), Regnum animale iconibus aeneis specierum et characteribus generum illustratum. Compendium cum commentario succincto editum. Vol. I. Mammalia. Pars I. Ferae iconibus 633 repraesentatae. (Lexikonformat. Elegant cartonnirt.) Color. 11 Thlr. Ic. nigr. 5 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im August 1837.

Wagner'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bibliothek
für
Militairs überhaupt
und für
Unteroffiziere insbesondere.
Achte und neunte Lieferung,
enthaltend:
Die Lehre vom Militairstyl,
begleitet
mit Bemerkungen über die wesentlichsten Sprachschwierigkeiten und mit einer Reihe belehrender
Beispiele zum Selbstunterricht.

Bogen 5 — 12.

Preis jeder Lieferung 12 Kr., oder 3 Gr.

Bei Bearbeitung der Lehre des Militairstyls hat sich es der Verfasser angelegen sein lassen, Denjenigen, welche die Kenntniß ihrer Muttersprache noch mehr oder weniger lückenhaft fühlen, die Mittel zu bieten, das Mangelnde durch eignes Studium auf bequemem Wege nachzuholen.

Die Hauptgesichtspunkte, von welchen bei dieser schon hinreichend bekannten Unternehmung ausgegangen wurde, sind folgende:

1) Die Unteroffiziers-Bibliothek ist für Individuen aller deutschen Staaten berechnet, wobei sie alles speciell Dienstliche, was aus den bestehenden Dienstvorschriften der einzelnen Staaten erlernt werden kann, ausschließt.
2) Die Unteroffiziers-Bibliothek ist unbeschadet der Vollständigkeit auf ein möglichst kleines Ganzes und niedrigen Preis berechnet, denn der Unteroffizier hat nur einen beschränkten Raum zur Aufbewahrung derselben und wenig disponible Mittel.
3) Neben der Verbreitung nützlicher Kenntnisse, welche den einzelnen Individuen selbst nach ihrem Austritt aus dem Militairstande von wesentlichem Nutzen sein dürften, wird der Geist des echten Soldaten, die Anhänglichkeit an den Fürsten und das Vaterland, und die Beförderung der Liebe für den Stand, das ganze Unternehmen durchwehen.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei L. Schreck in Leipzig sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leukfeld, Dr. J. G., Darstellung höchst wichtiger Krankheitsfälle. Für Ärzte und Anatomen. Nach dem Engl. des Dr. Baillie. Gr. 8. Brosch. 18 Gr

Mehliss, Dr., Über Virilescenz und Rejuvenescenz thierischer Körper. Ein Beitrag zur Lehre von den regelwidrigen Metamorphosen organischer Körper. Gr. 8. 18 Gr.

Der Arzt in der Kinderstube, oder treuer Rathgeber, wie sich sorgsame Mütter bei den krankhaften Zufällen der Kinder, namentlich bei den Schwämmchen, dem Schluchzen und Gähnen, dem Durchfalle, dem schweren Zahnen, und den Krämpfen zu verhalten haben, und welche Mittel gegen diese Leiden anzuwenden sind. Nebst Worten der Belehrung über Selbststillen, Wahl der Ammen und Entwöhnung der Kinder. Von **Dr. Th. W.** 8. Brosch. 9 Gr.

Anweisung
zur
Zahlen- und Buchstabenrechnung
sowie zur
Algebra (im engern Sinne).
Zum Selbstunterricht für Jedermann bearbeitet
von
Ernst von Borcke,
königl. preuß. Premierlieutenant a. D. und Landrichter rc.

3 Theile. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Jeder Theil wird besonders zu nachstehenden Preisen geliefert: 1ster Theil 12 Gr. 2ter Theil 1 Thlr. 3ter Theil 1 Thlr.

Es ist wenig Lehrbüchern dieser Art gelungen, über die genannten Rechnungsarten sich so klar und anschaulich auszusprechen, daß sie den mündlichen Unterricht ersetzen, und bei mangelhaften Vorkenntnissen die Fortbildung erleichtern und sichern; um so mehr verdient die „Anweisung" des Herrn von Borcke empfohlen und beachtet zu werden. Sie vereint Klarheit mit Gründlichkeit, Reichthum des Stoffes mit Übersichtlichkeit und wird Allen, die auf dem Wege der Selbstbildung nach gründlicher Kenntniß der Zahlen- und Buchstabenrechnung, der Lehre von den Potenzen, Wurzeln, Proportionen, Logarithmen und Gleichungen streben, die trefflichsten Dienste leisten.

Leipzig, im Juli 1837.

Karl Cnobloch.

Im Verlage des Unterzeichneten ist nun vollständig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Encyklopädie
der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis, mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie.
Im
Verein mit mehreren praktischen Ärzten und Wundärzten bearbeitet und herausgegeben von
GEORG FRIEDRICH MOST.
Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage.
Zwei Bände (in 12 Heften erschienen).
In alphabetischer Folge mit vollständigen Sach- und Namen-Registern.
Gr. 8. **140 Bogen auf gutem weissem Druckpapier.**
Subscriptionspreis 10 Thlr.

Den Inhalt dieses Werkes, welches in der zweiten Auflage eben beendigt worden ist, darf ich aus der ersten, welche von dem medicinischen und chirurgischen Publicum des In- und Auslandes mit ungetheiltem Beifall aufgenommen worden, als bekannt voraussetzen. Obgleich die Tendenz im Wesentlichen dieselbe geblieben, so erscheint doch diese zweite Auflage als eine durchaus vermehrte und verbesserte, namentlich im Gebiete der Chirurgie mit Hinzuziehung der Operativchirurgie, der Beschreibung aller grossen und kleinen Operationen. Viele Artikel wurden ausführlicher und gründlicher behandelt, mehre hundert neue hinzugefügt und geändert.

Die praktische Brauchbarkeit ist in dieser neuen Gestalt noch erhöht worden und schwerlich dürfte ein junger Arzt in den schwierigsten Fällen sich vergeblich darin Raths erholen, noch ein älterer Praktiker ohne interessante Nachweisungen manchen Artikel nachschlagen.

Leipzig, im August 1837. **F. A. Brockhaus.**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XXXIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

№ I.

Commissionsartikel

von

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur in **Leipzig** und **Paris.**

1837. Januar bis Juni.

1. Bibliothèque militaire dédiée à l'armée et à la garde nationale de France, publiée par MM. *Liskenne et Sauvan.* Tome 1. Avec atlas. Gr. in-8. Paris. 4 Thlr. 12 Gr.
   Dieser erste Theil enthält eine Abhandlung über die Kriegskunst und Kriegsgeschichte der Griechen.
2. Bibliothèque universelle de Genève. Nouvelle série. 2me année. 1837. Gr. in-8. Genève. Der Jahrgang von 12 Monatsheften 17 Thlr.
   Wir sind in Stand gesetzt die Hefte dieser interessanten Zeitschrift monatlich regelmässig zu liefern.
3. Biographies polonaises extraites de la biographie des hommes du jour, par *G. Sarrut* et *B. Saint-Edme.* 1er cahier. In-4. Paris. 1 Thlr. 14 Gr.
   Das erste Heft enthält 7 Portraits nebst Text.
4. *Bormans (J. H.)*, Notae in Reinardum Vulpem ex editione F. J. Mone. Fasc. I, II, continens animadversiones ad lib. I, fab. I, II, III. 8maj. Gandavi. 1 Thlr.
5. — —, Prodromus animadversionum ad. Sex. Aurelii Propertii elegiarum libros IV, et novae simul editionis specimen. 8maj. Lovanii. 16 Gr.
6. Bulletin littéraire et scientifique. Revue critique des livres nouveaux, rédigée par *J. Cherbuliez* 5me année. 1837. Gr. in-8. Paris et Genève. Der Jahrgang von 12 Monatsheften 2 Thlr. 12 Gr.
   Diese Zeitschrift ist sehr geeignet, die Freunde der französischen Literatur von den wichtigern Erscheinungen regelmässig zu unterrichten.
7. Complément du dictionnaire de l'académie française etc.; publié, sous la direction d'un membre de l'académie française, par *Narcisse Landois* et *Louis Barré* etc. Livr. 1—10. In-4. Paris. 2 Thlr. 6 Gr.
   Hiervon erscheinen die einzelnen Hefte rasch nacheinander, und darf so mit Sicherheit erwartet werden, einem längst gefühlten Bedürfnisse bald abgeholfen zu sehen.
8. (*Cooper.*) Sketches of Switzerland. By an American. 2 vols. 8. Philadelphia. 2 Thlr.
9. *Czajkowski (Michal)*, Powieści Kozackie. (Kosacken-Sagen.) Gr. 8. Paris. 2 Thlr.
   Ausser diesem und den nachfolgend angezeigten polnischen Werken haben wir auch noch ein bedeutendes Lager anderer Schriften in dieser Sprache.
10. *Dehaut (L. J.)*, Essai historique sur la vie et la doctrine d'Ammonius Saccas, chef d'une des plus célèbres écoles philosophiques d'Alexandrie. Ouvrage couronné par l'académie royale des belles-lettres. Gr. in-4. Bruxelles. 1 Thlr. 12 Gr.
11. Eaton (Johann Heinrich), Leben und Feldzüge des Generals Andreas Jackson, Geschichte seines Kriegs gegen die Creeks, seines Feldzuges im Süden und seiner Demüthigung der Engländer. Gr. 12. Philadelphia. 2 Thlr.
12. Gistl (Johannes), Beschreibung des Skelets des dreistreifigen Nachtäffers (Nyctipithecus trivirgatus), einer zur Ordnung der Affen gehörigen Gattung. Mit 1 Abbildung. Gr. 8. Leipzig. 6 Gr.
13. *Gistl (Johannes)*, Über eine neue Familie, Sippe und Gattung aus der Ordnung der Käfer. Mit 1 Abbildung. Gr. 8. München. 6 Gr.
14. *Groserio*, On homoeopathic medicine, illustrating its superiority over the other medical doctrines, with an account of the regimen to be followed during the treatment of diseases. Translated from the French, with notes, containing the opinions of Brera, Broussais etc. on homoeopathia. By *C. Neidhard.* 8. Philadelphia. 1 Thlr.
15. *Hanens (Charles Eugène d')*, Mémoire sur l'influence des chemins de fer, présenté au premier congrès scientifique belge, ouvert le 1er août 1836. In-8. Bruxelles. 8 Gr.
16. The history of Switzerland, from B. C. 110, to A. D. 1830. A new edition. 8. Philadelphia. 1 Thlr. 8 Gr.
    Enthält eine Uebersetzung von Zschokke's Schweizerlandgeschichte.
17. *Jelowicki (Alexander)*, Rocznik emigracji polskiéj, pismo polityce i literaturze narodowéj poświęcone. (Jahrbuch der polnischen Auswanderung, der Politik und Nationalliteratur gewidmet.) 8. Paryż. 1 Thlr. 14 Gr.
18. The American Journal of the medical sciences. (1836.) Vol. XVII, XVIII. (Nr. 33—36.) Gr. 8. Philadelphia. 6 Thlr.
    Diese bisjetzt wenig nach Deutschland gekommene Zeitschrift ist für alle Aerzte von grossem Interesse.
19. Irydion, Poema drammatyczne. (Dramatisches Gedicht.) Gr. 8. Paryż. 1 Thlr. 8 Gr.
20. *Krasnowski (Adolph, comte)*, Almanach historique, ou Souvenir de l'émigration polonaise. In-18. Paris. 1 Thlr. 8 Gr.
21. (*Lafayette.*) Mémoires, correspondance et manuscrits du général *Lafayette*, publiés par sa famille. T. I, II, III. In-8. Paris. 7 Thlr. 12 Gr.
    Der 4te, 5te und 6te Band dieser Originalausgabe soll am 15ten September ausgegeben werden.
22. *Lestrelin (Achille)*, Les Moscovites. Olessia, roman de moeurs sur l'esclavage des serfs russes. In-8. Paris. 1 Thlr. 8 Gr.
28. *Mickiewicz (Adam)*, Poezye. Tome VIII. In-18. Paryż. 1 Thlr. 12 Gr.
    Von Mickiewicz erschienen früher und sind ebenfalls durch uns zu beziehen: Poezye. Tome 1—III. In-18. Paryż. 6 Thlr. 4 Gr. — Dziadów część trzecia. (Poezye, Tom. IV.) Z portretem autora. In-18. Paryż. 1 Thlr. 12 Gr. — Pan Tadeusz, czyli ostatni zajazd na Litwie, historia szlachecka, z r. 1811 i 1812 we 12 księgach z portretem autora. 2 vols. (Poezye, Tom. V, VI.) In-18. Paryż. 4 Thlr. — Giaur, poema Byrona tłumaczenie *Ad. Mickiewicza* i Korsarz, tłum: A. E. Odyńca. (Tom. VII.) Paryż. In-18. 1 Thlr. 12 Gr.
24. *Mierosławski (L.)*, Żelazna Maryna. Wiersz. (Die eiserne Marie. Dramatisches Gedicht.) 8. Paryż. 22 Gr.
25. Nie-boska komedyia. (Nicht-göttliche Komödie. Dramatisches Gedicht.) Gr. 8. Paryż. 1 Thlr. 18 Gr.
26. Panthéon littéraire, collection universelle des chefs-d'oeuvre de l'esprit humain. 200 vols. In-8. Paris. Jeder Band 3 Thlr. 12 Gr.
    Ueber dieses grossartige Unternehmen, das eine Sammlung der Werke der vorzüglichsten Schriftsteller aller Völker bilden wird und wovon bereits 65 Bände erschienen sind, werden ausführliche Prospecte besonders ausgegeben.

Digitized by Google

27. **Raczynski** (*Athanase*, comte), Histoire de l'art moderne en Allemagne. Tom. I. Dusseldorf et les pays du Rhin. Excursion à Paris. Avec un atlas in folio. In-4. 26 Thlr. 16 Gr.

28. — —, Geschichte der neuern deutschen Kunst. Aus dem Französischen übersetzt von *Friedr. Heinr. von der Hagen*. 1ster Band. Düsseldorf und das Rheinland. Mit einem Anhange: Ausflug nach Paris. Royal 4. (Hierzu: Kupferstiche zum 1sten Bande des Werkes über die neuere Kunst in Deutschland. Imperialfolio. In Umschlag.) Berlin. 26 Thlr. 16 Gr.

29. **Raumer** (*Frederick von*), England in 1835: being a series of letters written to friends in Germany, during a residence in London and excursions into the provinces. Translated from the German, by *Sarah Austin* and *H. E. Lloyd*. Royal 8. Philadelphia. 4 Thlr. 8 Gr.

30. *Somerhausen* (*H.*), Panorama etnographique, ou Tableau général de toutes les langues du globe avec leur classification, d'après *Adrien Balbi*. 2 grosse Tabellen in Folio. Bruxelles. 1 Thlr. 16 Gr. Fein Papier 2 Thlr. 12 Gr.

31. Veillées de famille, contes instructifs, proverbes et pièces morales en quatre langues. Publication nouvelle pour l'enfance et la jeunesse de tous les pays, sous la direction de MM. *Michaud*, *Ch. Nodier* et *Alissan de Chazet*. Deuxième année. 1837. Gr. in-4. Paris. Jährlich in 12 Monatsheften. 3 Thlr. 20 Gr.

32. *Vitruvii* de architectura libri decem apparatu praemuniti emendationibus et illustrationibus refecti thesauro variorum lectionum ex codicibus undique quaesitis et editionibus universis locupletati tabulis centum quadraginta declarati ab *Aloisio Marinio*. Accedunt vetus compendium architecturae emendatum et indices tres. Vol. I continens apparatum et priores quinque libros. — Vol. II continens posteriores quinque libros. — Vol. III continens thesaurum compendium et indices. — Vol. IV continens tabulas et earum nomenclaturam. Fol. maj. Romae. 132 Thlr. Ausgabe auf feinem Schreibpapier 264 Thlr.

Die beiden ersten Theile dieser neuen Ausgabe des classischen Schriftstellers enthalten den kritisch berichtigten und erläuterten Text, und eine fünffache Einleitung des Ganzen über das Leben Vitruv's, über die Handschriften, Ausgaben, Uebertragungen und Commentare seiner Werke. Der dritte Theil enthält eine Zusammenstellung aller in den Handschriften und Ausgaben vorkommenden verschiedenen Lesarten und drei Indices. Den vierten und letzten Theil endlich bilden 140 Kupfertafeln, theils zur Erläuterung, theils zur Zierde dieser Ausgabe neu entworfen, mit Nomenclatur.

33. **Witwicki** (*Stefan*), Poezye biblyne, pioskie sielskie i wiersze róine. (Biblische Poesien etc.) 18. Paryż. 2 Thlr. 6 Gr.

34. — —, Wieczory pielgrzyma rosmaitości moralne, literackie i polityczne. (Abende des Auswanderers. Vermischtes moralischen, literarischen und politischen Inhalts.) Tom. I. 8. Paryż. 2 Thlr. 6 Gr.

35. **Wrotnowski** (*Felix*), Powstanie na Wołyniu, Podolu i Ukrainie w roku 1831. Podług podań dowódzców i współuczestników tegoż powstania. (Die Aufstände in Wolhynien etc. im Jahre 1831 etc.) Tom. I. 8. Paryż. 2 Thlr. 6 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Bilder-Conversations-Lexikon

für

das deutsche Volk.

Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung.

Vollständig in vier Bänden.

Erster Band. A — E.

Mit 320 Abbildungen und 17 Landkarten.

Gr. 4. **92** Bogen auf weißem Druckpapier. Elegant cartonnirt. **3** Thlr. **8** Gr.

Die Vollendung des ersten Bandes gewährt eine genügende Einsicht in die Ausführung des beim Beginn dieses Unternehmens vorgezeichneten Planes: **allen Classen des gesammten deutschen Volkes ein Werk darzubieten, das, in Form und Ausdruck das Strengwissenschaftliche vermeidend, sich über alle dem gewöhnlichen Leben angehörenden Gegenstände gemeinfaßlich und mit vorzüglicher Berücksichtigung deutscher und praktischer Interessen aussprechen und gemeinnützige Kenntnisse verbreiten sollte.**

Die vielen dem Texte eingedruckten Abbildungen, deren dieser Band allein 320 enthält, gehören zu dem Gelungensten, was die Holzschneidekunst in neuerer Zeit hervorgebracht hat; sie vergegenwärtigen die interessantesten und lehrreichsten Gegenstände der Geschichte, Biographie, der Erd- und Naturkunde, der Mechanik u. s. w., und beleben den Eindruck des Wortes durch bildliche Anschauung.

Ungeachtet das Bilder-Conversations-Lexikon seit seinem ersten Erscheinen mit allgemeiner Theilnahme empfangen wurde, möchte doch für Manche die Ausgabe in Heften unbequem gewesen sein, **und diese erlaube ich mir auf den vollständig vorliegenden, geschmackvoll gebundenen ersten Band besonders aufmerksam zu machen.**

Die Beendigung des Ganzen kann ich, nach Überwindung der größten Schwierigkeiten, jetzt um so mehr als nicht gar ferne versprechen, als gleichzeitig mit dem zweiten Bande: **F — L** (von dem die 1ste bis 4te Lieferung, jede zu dem Preise von 6 Gr., erschienen sind), der dritte Band: **M — R**, sich im Druck befindet.

Leipzig, im August 1837.

F. A. Brockhaus.

Verlag der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg.

Taschenbuch der Geographie. Mit 21 dem Texte angefügten fein gestochenen und colorirten Landkärtchen. 1 Thlr. 12 Gr.

☞ Nicht nur wegen seiner gedrängten Übersichtlichkeit der ganzen neuern Erdbeschreibung, sondern auch wegen der eleganten äußern Ausstattung eignet sich dieses Büchlein ganz besonders zu Geschenken an junge Leute.

Das

Lied der Nibelungen

aus dem altdeutschen Original übersetzt von **Jos. von Hinsberg.** Dritte verbesserte Auflage. In 3 Lieferungen, jede mit 2 Kupfern. Elegant brosch. 9 Gr., oder 40 Kr.

Hiervon ist soeben die 2te Lieferung erschienen und an alle Buchhandlungen versandt, die dritte und letzte folgt in einigen Wochen. Einzelne Lieferungen können nicht abgegeben werden. Wir halten uns übrigens fest überzeugt, daß Jeder, der dieses äußerst interessante deutsche Nationalepos nur einiger Durchsicht würdigt, sich dasselbe auch für seine Bibliothek anzueignen geneigt sein wird.

München, im August 1837.

Jos. Lindauer'sche Buchhandlung.

Bei C. Kummer in Leipzig ist soeben erschienen:

Alt und Neu. Roman von **A. Bürck.** 2 Theile. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Interessante Neuigkeit.

Binnen Kurzem erscheint in Paris und kann durch alle Buchhandlungen vorläufig bei uns bestellt werden:

Touchard-Lafosse, Histoire de Charles XIV **(Jean Bernadotte)**, Roi de Suède et de Norvège. Histoire entièrement authentique. Avec cartes et plans. 2 vols. In-8. 5 Thlr. 18 Gr.

Leipzig und Paris, im August 1837.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

49. Nachgelassene Gedichte von Alois Zettler. 50. Gedichte von Hiazinth von Schulheim. 51. Auswahl von Gedichten der neuern französischen Poesie. Von Wilhelm Wagner. 52. Blüten und Früchte: Die Erzeugnisse heiterer Muße und Feierstunden in einen Kranz gewunden von J. G. Ständel. 53. Der Herbst. Fortsetzung des „Sommers" von K. J. Schuler. 54. Gedichte von Wilhelm Schnitter. 55. Gedichte von Adolf Schulze. 56. Eichenblätter. Gedichte von Eduard Marquardt. 57. Dichtungen von Joh. Otto Prechtler. 58. Des Kaisers Schatten von A. J. Büssel. 59. Gedichte von Heinrich Beitzke. 60. Der Sang des fremden Sängers. Eine Phantasie.) — Die Frauen in Ägypten. — Literarische Anzeige.

Nr. 241. Poeten und Poetaster aus dem Laufe des Jahres 1836. Dritter Artikel. (Fortsetzung.) — Die Rose von Mantua. Novelle von J. B. Rousseau. — Gedanken von Victor Hugo.

242. Poeten und Poetaster aus dem Laufe des Jahres 1836. Dritter Artikel. (Fortsetzung.) — Notizen aus Rußland.

243. Poeten und Poetaster aus dem Laufe des Jahres 1836. Dritter Artikel. (Beschluß.) — Eine Proselytenhistorie. — Notizen.

Neues Abonnement

auf die

achte Originalauflage

des

Conversations-Lexikons

in zwölf Bänden.

Monatlich ein Band,

im Subscriptionspreise auf Druckpapier 1 Thlr. 8 Gr., auf Schreibpapier 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

Der erste und zweite Band sind bereits ausgegeben und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Ungeachtet der allgemein als äußerst billig anerkannten Preise des Conversations-Lexikons möchte doch Manchem eine monatliche Empfangnahme der einzelnen Bände, zu dem Preise von 1 Thlr. 8 Gr., 2 Thlr. und 3 Thlr. für die Ausgabe auf Druck-, Schreib- und Velinpapier, willkommen sein, wodurch der Betrag auf ein ganzes Jahr vertheilt wird. Sollte Jemand noch längere oder kürzere Termine der Ausgabe wünschen, so ist jede Buchhandlung in den Stand gesetzt, auch diese zu gewähren. Jedenfalls kann ich mit Bestimmtheit die regelmäßige Ablieferung der Bände versprechen, da das ganze Werk fertig ist und fortwährend **vollständige** Exemplare zu dem Subscriptionspreise von **16** Thlr. auf Druckpapier, **24** Thlr. auf Schreibpapier und **36** Thlr. auf Velinpapier zu erhalten sind.

Die allgemeine Anerkennung, welche auch dieser achten verbesserten, vermehrten und bis auf die neueste Zeit fortgeführten Originalauflage des Conversations-Lexikons zu Theil geworden ist, überhebt mich aller Anpreisungen, aller Hervorhebung vor ähnlichen Erscheinungen und zahllosen Nachahmungen.

Leipzig, im August 1837.

F. A. Brockhaus.

In meinem Verlage iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Dr. Karl Chriſtian Hille:

Die Heilquellen

in allgemein wiſſenſchaftlicher Beziehung und deren zweckmäßige Benutzung.

Für Brunnen- und Badegäſte bearbeitet.

8. Geh. 12 Gr.

Die Heilquellen

des Königreichs Böhmen und der Markgrafſchaft Mähren.

Mit zwei Kärtchen und dem Plane von Karlsbad.

8. Geh. 20 Gr.

Dieſe beiden Schriftchen bilden das erſte und zweite Heft des größern Werkes, welches [illegible] Verf. jetzt über ſämmtliche Heilquellen Deutſchlands und der Schweiz bearbeitet.

Die erſtere Schrift enthält eine belehrende Darſtellung der Mineralquellen und ihrer [illegible] als Heilmittel im Allgemeinen, und wird als Brunnen- und Badediätetik von jedem [illegible] mit Nutzen befolgt werden, während die zweite die Reihe der Monographien mit einer [illegible] Beſchreibung der böhmiſchen und mähriſchen Bäder eröffnet. Die beigefügten Kärtchen und [illegible] werden ſich als beſonders nützlich bewähren.

Leipzig, im Auguſt 1837.

F. A. Brockhaus.

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur

von

BROCKHAUS & AVENARIUS

in Leipzig und Paris.

Die Unterzeichneten empfehlen ihr Etablissement in Leipzig und Paris zur [illegible] Aufträgen bei Bedarf deutscher Werke sowol, als auch der Erscheinungen der [illegible] englischen, italienischen und anderer Literaturen des Auslandes, welche sie, [illegible] ein bedeutendes Lager älterer und neuerer Werke, möglichst schnell und mit [illegible] ausführen werden. Ebenfalls erbieten sie sich, antiquarische und Auctionskataloge, [illegible] und dergl. ihren Geschäftsfreunden zukommen zu lassen, Aufträge für Auctionen in [illegible] übernehmen, sowie der Beförderung von Paketen an dortige Gelehrte und [illegible] stitute gegen billige Entschädigung sich zu unterziehen. Zugleich empfehlen sie sich zur [illegible] nahme des Haupt-Commissions-Debits neuer Werke für den deutschen und [illegible] Buchhandel.

Eine regelmässige Übersicht der neuen Erscheinungen der ausländischen [illegible] das „*Bulletin bibliographique de la littérature étrangère*“, welches monatlich [illegible] scheint und **gratis** ausgegeben wird.

Leipzig und Paris, im August 1837.

Brockhaus & Avenarius.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

830.6
B
1837
Sept.

1837.

Monat September;

enthaltend:

30 Blätter: Nr. 244—273, und 5 literarische Anzeiger: Nr. XXXIV—XXXVIII.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thaler werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung beigelegt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1837.

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Inhalt.

Nr. 244. Zur Nachricht. — Reminiscences of a literary life by Ths. Frognall Dibdin. Zwei Bände. — Napoleon und der Krieg. — Notizen.

245. Reminiscences of a literary life by Ths. Frognall Dibdin. Zwei Bände. (Fortsetzung.) — Calila und Dimna oder die Fabeln Bidpai's. Aus dem Arabischen von Philipp Wolff. Zwei Bändchen. — Literarische Anzeige.

246. Reminiscences of a literary life by Ths. Frognall Dibdin. Zwei Bände. (Fortsetzung.) — Romanenliteratur. (1. Banana und sein Neffe, oder: Der unglücklichste Mann der Welt. Vom Flotten-Capitain Frederick Chamier. Dem Englischen nacherzählt von G. N. Bärmann. Drei Theile. 2. Der Spießgesell. Aus dem Englischen. Drei Bände. 3. Reiseabenteuer und Reisenovellen von G. P. R. James. Aus dem Englischen von W. A. Lindau. Drei Theile.) — Notiz.

247. Reminiscences of a literary life by Ths Frognall Dibdin. Zwei Bände. (Fortsetzung.) — Allgemeine Theaterrevue. Herausgegeben von August Lewald. Zweiter Jahrgang. — Notizen.

248. Reminiscences of a literary life by Ths. Frognall Dibdin. Zwei Bände. (Beschluß.) — 1. Hieronymus Savonarola und seine Zeit. Aus den Quellen dargestellt von A. G. Rudelbach. 2. Girolamo Savonarola, aus großen Theils handschriftlichen Quellen dargestellt von Fr. Karl Meier. — Bibliographie

249. Friedrich Rückert. (1. Die Weisheit des Brahmanen, ein Lehrgedicht in Bruchstücken. Von Friedrich Rückert. Erstes Bändchen. 2. Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande. Von Friedrich Rückert.) — Erinnerungen aus meinem Zusammenleben mit Georg Berthold Niebuhr, dem Geschichtschreiber Roms. Von Franz Lieber. Aus dem Englischen übersetzt von Karl Thibaut. — Victor Hugo's neuestes Werk. — Notiz. — Literarische Anzeige.

250. Friedrich Rückert. (Fortsetzung.) — Erinnerungen aus meinem Zusammenleben mit Georg Berthold Niebuhr, dem Geschichtschreiber Roms. Von Franz Lieber. Aus dem Englischen übersetzt von Karl Thibaut. (Beschluß.)

251. Friedrich Rückert. (Beschluß.) — Correspondenznachrichten aus Regensburg. — Notiz. — Bibliographie.

252. Walter Scott's Memoiren. Erster Artikel. — Merkwürdige Rechtsfälle und Gerichtsscenen. — Literarische Anzeige.

253. Walter Scott's Memoiren. Erster Artikel. (Beschluß.) — Correspondenznachrichten aus Paris. — Neugriechische Literatur. — Notiz.

254. Über kirchliches Christenthum, römisch-katholische Kirche und Reformen in derselben, Protestantismus und allgemeine Kirche von F. W. Carové. — Correspondenznachrichten aus Paris. (Fortsetzung.) — Notizen.

255. Über kirchliches Christenthum, römisch-katholische Kirche und Reformen in derselben, Protestantismus und allgemeine Kirche von F. W. Carové. (Beschluß.) — Correspondenznachrichten aus Paris. (Beschluß.) — Eine Geschichte aus dem Capitel der Fügungen.

256. Über den Einfluß der Vertheilung des Grundeigenthums auf das Volks- und Staatsleben. Von Karl Wolfgang Christoph Schüz. — Englisches Urtheil über „Semilasso's Reisen in Afrika“. — Notizen.

257. Über den Einfluß der Vertheilung des Grundeigenthums auf das Volks- und Staatsleben. Von Karl Wolfgang Christoph Schüz. (Beschluß.) — Romanenliteratur. (1. Die Wahnsinnige. Roman aus den Mittheilungen eines Klosterbruders von G. Herloßsohn. Zwei Theile. 2. Novellen und Erzählungen von Theodor Mügge. Drei Bände. 3. Erinnerungen aus dem Leben einer Creolin. Von der Gräfin Merlin. Aus dem Französischen übersetzt von L. Kruse. Vier Theile.) — Literarische Anzeige.

258. Der Psycholog. Ein Lebensereigniß. Dargestellt von J. Ehrenbaum. — Schriften über Göthe. (1. Kritik und Erläuterung des Göthe'schen Faust. Nebst einem Anhange zur sittlichen Beurtheilung Göthe's. Von Ch. H. Weiße. 2. Göthe und seine Widersacher, oder der neue deutsche kritische Parnaß, mit Einleitung und einigen Seitenfugen, von K. Keck. Erstes Bändchen.) — Notiz.

Nr. 259. Der Psycholog. Ein Lebensereigniß. Dargestellt von J. Ehrenbaum. (Beschluß.) — Schriften über Göthe. (Beschluß.) — Aus Italien. — Bibliographie.

260. L'Egypte et la Turquie de 1829 à 1836; par Edouard de Cadalvène et J. de Breuvery. Erster Band. — Der Pietismus. Ein psychologischer Roman von E. Hubert Bachoven von Echt. — Zorpan Chodakowski. — Literarische Anzeige.

261. L'Egypte et la Turquie de 1829 à 1836; par Edouard de Cadalvène et J. de Breuvery. Erster Band. (Beschluß.) — Grundzüge der Historik von G. G. Gervinus. — Notizen.

262. Heinrich Laube und seine Novelle: „Das Glück“. — Gedichte von Joseph Freiherrn von Eichendorff. — Nachrichten über den gegenwärtigen Zustand der öffentlichen Bibliotheken in Frankreich. — Notizen.

263. Untersuchungen über die Mechanik des Gehens. (Mechanik der menschlichen Gehwerkzeuge. Eine anatomisch-physiologische Untersuchung von den Brüdern Wilhelm Weber, Professor in Göttingen, und Eduard Weber, Prosector in Leipzig.) — Ausländische Reiseliteratur, den Orient betreffend. — Notizen. — Literarische Anzeige.

264. Untersuchungen über die Mechanik des Gehens. (Beschluß.) — Ausländische Reiseliteratur, den Orient betreffend. (Beschluß.)

265. Die Popularphilosophie und der Geist. (Leib und Seele nach ihrem Begriff und ihrem Verhältniß zu einander. Ein Beitrag zur Begründung der philosophischen Anthropologie von Joh. Eduard Erdmann.) Von Arnold Ruge. — Deutsche Dichter. Novellen von Eduard Boas. Erster Band. — Schiller's „Braut von Messina“, italienisch und englisch. — Notiz.

266. Die Popularphilosophie und der Geist. Von Arnold Ruge. (Beschluß.) — Correspondenznachrichten aus London. — Bibliographie.

267. Modeworte und Moderedensarten der neuern Zeit, in Verbindung gebracht mit neuern Erscheinungen der Zeit. — Merkwürdige Rechtsfälle und Gerichtsscenen. — Literarische Notiz.

268. Modeworte und Moderedensarten der neuern Zeit, in Verbindung gebracht mit neuern Erscheinungen der Zeit. (Fortsetzung.) — Bibliografia critica delle antiche reciproche corrispondenze politiche, ecclesiastiche, scientifiche, letterarie, artistiche dell' Italia colla Russia, colla Polonia, ed altri paesi settentrionali; il tutto raccolto ed illustrato con brevi cenni biografici degli autori meno conosciuti da Sebastiano Ciampi. — Correspondenznachrichten aus Kopenhagen. — Notiz.

269. Modeworte und Moderedensarten der neuern Zeit, in Verbindung gebracht mit neuern Erscheinungen der Zeit. (Fortsetzung.) — Bücher und Menschen. Von Hermann Marggraff. — Notiz.

270. Modeworte und Moderedensarten der neuern Zeit, in Verbindung gebracht mit neuern Erscheinungen der Zeit. (Beschluß.) — Der verewigte Schleiermacher. Ein Beitrag zu gerechter Würdigung desselben. Seinen Verehrern geziemend dargeboten von Ferdinand Delbrück. — Notizen.

271. Schiller's Dichtungen nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem innern Zusammenhange von H. F. W. Hinrichs. Erster, lyrischer Theil. Von G. O. Marbach. — Souvenirs et mémoires de M. la comtesse Merlin, publiés par elle-même. Vier Bände. — Janin's Ansicht von dem Beruf und der Würde des Dichters. — Notiz.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 244. — 1. September 1837.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Reminiscences of a literary life by *Th. Frognall Dibdin*. Zwei Bände. London 1836.

Die Bibliomanie, die Sucht, Bücher zu sammeln, nicht blos wegen ihres wissenschaftlichen Werths, sondern mit hauptsächlicher Vorliebe für das Außerordentliche, Seltene und Kostbare, wenn es auch nur dem Material derselben ankleben sollte, hat bei den englischen Großen und Reichen im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts einen beispiellosen, Epoche machenden Umfang und Höhe gewonnen, ist aber, wie Alles, was seinen Culminationspunkt erreicht hat, schon im dritten Decennium wieder auf den Stand sporadischer Liebhabereien, von denen diese jedoch in England häufiger als anderswo angetroffen wird, herabgesunken. Dem Verf. dieses Buchs war es gelungen, sich zu ihrem Herold und Wappenkönig aufzuschwingen; er war es, der in die book madness Methode gebracht, ihr durch prächtige, auf Fortpflanzung des Raritätenschimmers berechnete Werke Nahrung gegeben und neue Richtungen eröffnet, der endlich sogar durch den Roxburgh-club eine Art von Ritterorden für dieselbe zu Stande zu bringen gewußt hatte, welcher auch in andern Ländern Nachahmung fand. Aber, o grausamer Wechsel der Dinge! Dahin sind die alten Heroen dieser Tafelrunde fast alle, die Hallen der londoner Auctionatoren sind nicht mehr das Schlachtfeld jener Riesenkämpfe um eine papierne Helena wie der Valdarfer'sche Boccaz; der englische Markt ist mit Bücherantiquitäten aus allen Theilen des Continents übersättigt, und die Unbeständigkeit der Mode hat andere Neigungen siegend emporgebracht. Vergeblich stieß der Verf. mehr als einmal ins Horn, um seine Getreuen wieder zu ermuntern und den Lauf des Schicksals aufzuhalten. Unerbittlich bannt es ihn in die Grenzen des ihm angewiesenen Pfarrsprengels und ließ ihm nichts mehr als die Erinnerung an jene Glanzperiode und die Herausgabe seiner Memoiren übrig. Diese sind nun zwar kein „Manuscrit de Ste.-Hélène", sondern ein paar dicke Bände, in denen wir alle die Eitelkeit, Mikrologie und Weitschweifigkeit wiederfinden, die wir früher an ihm gewohnt sind; denselben Rüstwagen von Noten und Afternoten, den er nöthig hat, weil er, bei allem Streben nach gefälliger Einkleidung, des trockenen und unfügsamen Stoffs und der vielen aufzutischenden Nebendinge nicht Herr werden kann; dieselben Eigenthümlichkeiten seines Styls, der, um pikant zu sein, eine Mosaik ist, der bei jedem Schritt auf in Gänsefüßen eingerahmte Worte und Redensarten stoßen läßt; endlich denselben Luxus des Drucks und splendider Kupferstiche und Facsimiles, der ein boshaftes Wochenblatt veranlaßt hat, ihn den Beau Brummel*) unter den jetzt lebenden englischen Schriftstellern zu nennen. Es gehört daher einige Geduld dazu, sich durch alle Capitel hindurchzuarbeiten und das Interessante und Erhebliche herauszusuchen, dessen natürlich für den deutschen Leser noch weniger als für den englischen ist. Indessen ist das Buch doch nicht arm daran; es enthält neben manchen Wiederholungen eine Menge neuer Beiträge für die Geschichte und, wir möchten sagen, für die Statistik des englischen Bücherverkehrs und der Bibliomanie seit ungefähr 25 Jahren; und wenn letztere in ihrer dortigen Erscheinung Manchem nur wie eine Seifenblase vorkommen mag, die aus der Masse menschlicher Thorheiten zwar höher aufgestiegen ist und länger im Sonnenschein geschillert hat als andere, aber gleich diesen wieder zerronnen ist, so hat sie doch für Literatur und Bibliographie einen bleibenden Nutzen hinterlassen, und Dibdin's Antheil daran ist von der Art, daß ihm unter den Bibliographen aller Zeiten und Länder immer eine ehrenvolle Stelle gebühren wird. Wir Deutschen scheinen zwar insofern am schlimmsten dabei weggekommen zu sein, als der Stoff für jene Leidenschaft, so weit sie sich nicht auf die einheimische Literatur beschränkte, größtentheils eine uns abgewonnene Beute ist, indem ein

*) Über diesen vor mehren Jahren noch lebenden Koryphäen der englischen Stutzer vgl. d. Bl. f. 1830, S. 555.

Dom Maugerard, ein Chevalier Horn und nach ihnen Dibdin u. A. unser Land durchzogen und die aufgesuchten typographischen Seltenheiten über den Kanal führten, ohne sonderlich ängstlich darüber zu sein, wo und wie sie dazu gelangt sind. Wir sind aber nicht ohne eigne Schuld, und der Speculationsgeist unserer Landsleute ist ihnen nur zu sehr entgegengekommen. Wir müssen uns also darüber trösten, daß uns diese Schätze nicht mehr angehören, so sehr es auch zu bedauern ist, daß sie sich in den englischen Palästen und Landsitzen zerstreut haben, wo sie mehr ein Gegenstand des Luxus und weniger zu gebrauchen sind, als wenn sie bei uns nach und nach in öffentliche Bibliotheken übergegangen wären. Und dies ist um so übler, als sie in Deutschland noch nicht so benutzt waren, wie sie es hätten sein können, indem die Richtung unserer Bibliographen bei allem ihren Fleiß und ihrer Gelehrsamkeit bis auf die neuere Zeit herab eine einseitige gewesen ist. Sie hatten hauptsächlich die classische Literatur, die Bibel, die politische, Religions- und Gelehrtengeschichte, später etwa noch die vaterländische Dichtkunst im Auge. Alles Übrige war ihnen unnützer veralteter Wust, den sie nur, weil er einmal da war, in ihre Listen eintrugen und höchstens der Seltenheit oder Curiosität einiges Recht widerfahren ließen. Auch das Äußere der Bücher konnte ihnen nur von der typographischen Seite Aufmerksamkeit abgewinnen; für die ästhetische hatten sie keinen Sinn und kaum eine Ahnung davon, daß die damals ohnehin verachtete ältere Kunst, besonders des Holzschnitts, sich mit der Typographie in deren ersten Jahrhunderten aufs innigste verschwistert hatte, und grade in der Bücherausstattung am fruchtbarsten und bewundernswürdigsten erschien. Möchte nun auch, wenn ein des jetzigen historischen, literarischen und artistischen Standpunkts mächtiger Deutscher an der Spitze einer solchen Bücherliebhaberei wie die englische, und wenn ihm solche Mittel wie Dibdin zu Gebote gestanden hätten, bei gleichem schriftstellerischen Unternehmungsgeiste das Resultat im Wesentlichen erheblicher als bei diesem gewesen sein, so dürfen wir doch deshalb gegen ihn nicht ungerecht sein und müssen anerkennen, daß seine Werke auch für uns ein Gewinn sind, der uns für die Entbehrung so vieler Druckdenkmale selbst einigermaßen entschädigen kann. Denn unstreitig hat er viel beigetragen zu einer umfassendern Behandlung der Bibliographie, die auch für andere Fächer als die bisher fast ausschließlich berücksichtigten ersprießlich wird, die über den literarhistorischen Gesichtspunkt auch den technisch-artistischen nicht übersieht, besonders in dem ersten Zeitalter der Typographie, wo die Bücher durch den Bilddruck zu einer unerschöpflichen Fundgrube für Kunst-, Gewerbs-, Cultur- und Sittengeschichte geworden sind; er hat die Rückkehr zu der typographischen Eleganz unserer Vorfahren, zur Wiedererkennung und Aneignung der Vortheile des illustrative printing befördern helfen; und wenn er auch noch unsicher in den Finsternissen der ältesten Buchdruckergeschichte herumtappt, und die Auswahl der Abbildungen und Facsimiles, welche seine Werke vertheuern, mehr auf Unwichtiges und Seltsames, als auf das wesentlich Bezeichnende und Unterscheidende gerichtet ist und sie dadurch mehr Bilderbücher für vornehme Liebhaber als für den Gelehrten und Forscher befriedigend sind, so hat er wenigstens mittelbar eine richtigere Ansicht über die Erfindung der Buchdruckerkunst und ihren Zusammenhang mit der Xylographie und Chalkographie, eine vollständigere und deutlichere Einsicht in den Geist des 15. und 16. Jahrhunderts und die großen Erscheinungen dieser Zeit möglich gemacht und erleichtert. Wir glauben daher unsern Lesern keinen undankbaren Dienst zu leisten, wenn wir von dem Wichtigsten, was er in diesem Buche erzählt, soweit es nicht schon anderweitig bekannt ist, im Folgenden einige Auszüge mittheilen.

Dibdin ist der 1777 in Kalkutta geborene Sohn eines englischen Schiffseigenthümers und Seefahrers in den indischen Gewässern, der seine sich nach England zurückziehenden Ältern auf dem Rückwege dahin früh verlor, und zwar zuerst den Vater, der durch die Wortbrüchigkeit des Gouverneurs Stratton von Fort St.-George und des Nabobs von Arcot das Seinige eingebüßt hatte, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, die Mutter bald nachher in Middelburg. Sein Onkel väterlicher Seite war der unerschöpfliche Volks- und Theaterdichter Charles Dibdin, dessen Lieder und Balladen aus dem Seemannsleben besonders beliebt geworden sind, und der nicht weniger als 1200 lyrische und dramatische Stücke verfertigt haben soll, die ihm, da er zugleich Theaterunternehmer war, viel einbrachten. Er starb 1814 im hohen Alter, scheint sich aber um seinen Neffen wenig bekümmert zu haben. Ein Glück für diesen war es, daß er, als leiblich und geistig verwahrlostes Kind, unter die väterliche Obhut eines Oheims mütterlicher Seite kam, der ihm in Privatanstalten in der Umgegend von London eine gedeihliche Erziehung geben ließ, die ihm zuletzt auch gute Kenntniß in den alten und der französischen Sprache zuwege brachte, wobei sich schon früh eine große Neigung zum Zeichnen und Dichten entwickelte. In Oxford machte er seine höhern Studien in der Geschichte, classischen und vaterländischen Literatur. Wie wenig diese alma mater damals noch geneigt war, sich aus dem althergebrachten, schwerfälligen Geleise bringen zu lassen und Vereinigungen zu einer lebendigern und fruchtbarern Übung des Geistes zu befördern, zeigt die Weigerung ihres Vorstands, eine Gesellschaft für wissenschaftliche und literarische Zwecke, die sich aus den Mitgliedern mehrer Collegien, worunter auch der Verf. war, gebildet hatte, anzuerkennen und zu erlauben. Freilich war es grade der Zeitpunkt, wo die französische Revolution in ihrer ersten verführerischen Blüte stand, und so sorgfältig auch in den entworfenen Statuten Alles ausgeschlossen war, was religiöse und politische Controverse betraf, so stellt der Verf. doch nicht in Abrede, daß manche der Zusammengetretenen gleich so vielen andern lebhaften Geistern der damaligen Zeit den Schriften und Grundsätzen nicht abgeneigt waren, die damals auch in England dem Samen der Revolution in den Gemüthern Eingang zu verschaffen suchten. Anfangs widmete er sich der juristischen Laufbahn, fand aber, durch Kunstliebe und Umgang mit Künstlern

angezogen, nachdem er sich verheirathet und in Worcester als Provinzialanwalt niedergelassen hatte, seine Rechnung dabei nicht und entschloß sich daher kurz und gut, seinen Lebensplan zu verändern und sich ganz der Kirche und der Literatur, wozu ihn größere Neigung trieb, zuzuwenden. Nun erst gewann er nachträglich den Baccalaureusgrad in Oxford, worauf er bald nachher die geistlichen Weihen erhielt. Er hatte seinen Wohnort nach Kensington bei London verlegt und bezog hier 19 Jahre lang nur ein jährliches Einkommen von 30 Pf. St. für sonntägliche Frühpredigten und abendliche Vorlesungen zu Brompton, welchem die Gemeinde in der Regel noch ebenso viel zulegte. Im J. 1823 wurde ihm erst eine kleine Pfründe zu Exning in Suffolk durch seinen Gönner, Lord Spencer, zu Theil. Durch denselben Einfluß wurde er endlich im folgenden Jahre Pfarrer bei St.-Mary, Bryanstone Square, in London, einer neuerrichteten Filialkirche in dem weitläufigen Kirchsprengel von Marylebone, dessen Patronat die Regierung erworben hatte.

Seine Autorschaft begann er mit der Herausgabe seiner Jugendgedichte 1796. Von seinen literarhistorischen und bibliographischen Werken, die uns die wichtigsten sind, war die „Introduction to the knowledge of rare and valuable editions of the Greek and Roman classics" (1802) das erste, ein neueres und besseres Handbuch als das vorangegangene von Harwood, daher es denn auch so guten Absatz fand, daß erweiterte und vermehrte Wiederauflagen 1804, 1808 u. 1827 veranstaltet wurden. Von der zweiten Auflage erhielten 50 auf großes Papier abgezogene Exemplare, außer einem Facsimile des griechischen und lateinischen Textes aus der complutensischen Bibel, noch eine besondere Zugabe von Buchdruckerzeichen und andern Abbildungen als ersten Versuch einer solchen Ausstattung. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit aus einem abgedruckten Briefe L. Sterne's an seinen Buchhändler, daß es dieser zu gewagt hielt, ihm 50 Pf. St. für den ersten Band seines „Tristram Shandy" zu geben, daher er sich entschloß, die ersten Theile auf eigne Kosten drucken zu lassen; eine Werthschätzung schriftstellerischer Arbeiten, für die sich späterhin freilich der Maßstab sehr geändert hat, indem z. B. für Fox's Geschichtswerk nicht weniger als 4000 Pf. St. gezahlt wurden. Die Vaterfreude, das erste Exemplar seines Buchs von Herring in Maroquin mit Goldschnitt gebunden zu erhalten, machte den Verf. so glücklich wie den Cardinal Ximenes das erste Exemplar seiner Polyglottenbibel, welches ihm der Buchdrucker kurz vor seinem Tode überreichte. Seine Einführung in die Royal institution, um Vorlesungen über die englische Literatur zu halten, entsprach ganz seiner schon früher der letztern zugewandten Vorliebe und Beschäftigung. Die 28 Vorlesungen über dieselbe von den ältesten Zeiten bis zum Ende der Regierung Elisabeth's, die er hier in den Jahren 1806—8 hielt und theilweise 1823 in der London institution wiederholte, sind noch ungedruckt. Die black letter-Literatur oder diejenige der mit der sogenannten gothischen Type gedruckten Bücher, welche letztere in England länger als in Italien und Frankreich vorgeherrscht hat, ehe sie von der lateinischen Type verdrängt würde, hatte damals noch in England viele Verächter, gegen die er nicht blos ihren Einfluß auf die nächstfolgenden Dichter und Schriftsteller, wie Shakspeare, Spenser, Milton, Dryden und Sterne, geltend zu machen, sondern auch zu zeigen suchte, wie der Held des Tages, W. Scott, nur ihr den alterthümlichen und romantischen Zauber seiner Werke verdanke. Die Neigung zur Romantik und zur mittelalterlichen Poesie und Kunst machte die black letter-Literatur, besonders die einheimische, auch bald zu einer Hauptnahrung für die englische Bibliomanie, wobei ihr noch zu statten kam, daß sie dort bis tief in die Reformationszeit hineingeht, die ältesten englischen Drucke reich an poetischen und Werken in der Landessprache gewesen sind, und der anfängliche puritanische Eifer gegen alle Überreste aus der papistischen Zeit noch größere Seltenheit als anderswo in diesem Felde hervorgebracht hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon und der Krieg.

Zu der Zeit, wo Napoleon zum Consul auf Lebenszeit ernannt wurde (1802), klagte Josephine, deren Gemüthsart Thibaudeau als höchst liebenswürdig schildert, diesem vertrauten Freunde ihres Gemahls bei einem einsamen Gange durch den Park von St.-Cloud ihre Besorgnisse, daß Napoleon sich von den Schmeichlern, die ihn umgäben, möchte auf unglückliche Bahnen verlocken lassen. „Ich sage ihm oft", sprach sie, „daß Schwäche gegen uns selbst und Ehrsucht zwei Hauptursachen des Untergangs sind. Er antwortet mir dann, ich solle mich um meine eignen Sachen bekümmern. Aber ich spreche hier ja nicht für mich selbst. Ich mache für mich keinen Anspruch auf irgend etwas. Aber ist es nicht ein großer Jammer, daß ein junger Mann, der so hohe Ansprüche auf die Huldigung seiner Zeitgenossen und auf die Bewunderung der Nachwelt hat, durch Schmeichler soll auf Abwege verlockt werden? Es wäre gut, wenn diese Gegenstände in irgend einer Zeitschrift zur Sprache gebracht würden; denn dieses ist das Einzige, was einigen Eindruck auf ihn macht, weshalb er auch so höchst empfindlich gegen die Sarkasmen der englischen Tageblätter ist. Auch gegen die Schriftsteller und die Advocaten ereifert er sich öfters gar sehr, obgleich, wie ich glaube, sein Vater selbst ein Advocat gewesen ist."

Sehr merkwürdig sind Napoleon's damalige politische Ansichten, die er im vertrauten Gespräch mit Thibaudeau zuweilen hervortreten ließ. Wenn man damit seine nachmaligen Bekenntnisse auf St.-Helena vergleicht, so sieht man, daß diese seine politischen Ansichten stets dieselben geblieben sind. Seine Consequenz war, wie die Gregor VII., eisern. Zur Zeit des kurzen Friedens von Amiens (im März 1802) fand zwischen ihm und Thibaudeau folgende Unterredung statt: „Was denken Sie von meinem Frieden mit England?" — „Daß derselbe Ihrer Regierung zu großer Ehre gereicht und den Franzosen sehr angenehm ist." — „Glauben Sie aber an eine lange Dauer dieses Friedens?" — „Wenigstens wünsche ich demselben eine Dauer von vier oder fünf Jahren, damit wir Zeit gewinnen, unsere Seemacht herzustellen; ich zweifle aber an dieser Dauer." — „Auch ich. England fürchtet uns, und die Continentalmächte lieben uns nicht. Wie könnten wir da einen dauerhaften Frieden erwarten? Doch, dieses einmal bei Seite gesetzt, glauben Sie, daß ein Friede von fünf oder mehren Jahren sich für die Form unserer Regierung und die Lage unserer Umstände passen würde?" — „Ich glaube, daß nach diesen zehn Kriegsjahren eine Ruhezeit für Frankreich sehr heilsam sein würde." — „Sie verstehen mich nicht. Ich frage nicht, ob ein aufrichtiger und dauerhafter Friede ein Vortheil

für einen Staat sei, dessen Regierung gründlich befestigt ist, sondern ich frage, ob unsere Regierung so befestigt sei, daß sie nicht neuer Kriege bedürfe?" — „Ich habe über eine so wichtige Frage nicht hinlänglich nachgedacht, um sie bestimmt beantworten zu können. Alles, was ich sagen kann, oder richtiger, was ich fühle, ist dieses, daß ein Staat, der sich nicht anders als durch Krieg festgründen kann, sich in einer wahrhaft unglücklichen Lage befinde." — „Das größte Unglück aber würde das sein, wenn man über eine stattfindende Lage unrichtig urtheilte; denn wenn man sie kennt, so kann man für sie sorgen. Antworten Sie mir also, ob Sie an das Gefühl fortdauernder Freundschaft bei den Regierungen, welche eben jetzt die Friedensschlüsse unterschrieben haben, glauben?" — „Es wäre sehr hart für mich, nicht daran glauben zu dürfen!" — „Gut! Nun ziehen Sie Ihre Folgerungen. Wenn diese Regierungen stets den Gedanken an Krieg in petto behalten, stets darauf sinnen, den Krieg bei gelegener Zeit zu erneuern, lieber eher als später — denn jeder Tag schwächt bei ihnen den Eindruck der erlittenen Niederlagen und bei uns den Enthusiasmus unserer neuesten Siege —, so wird aller Vortheil beim Zeitgewinnen auf ihrer Seite sein." — „Aber rechnen Sie denn den Gebrauch, den Sie vom Frieden für die Organisation unserer innern Angelegenheiten machen könnten, für nichts?" — „Grade auf diesen Punkt wollte ich kommen! Allerdings ist mir diese höchst wichtige Betrachtung keineswegs entgangen, und selbst mitten im Kriege habe ich gezeigt, daß ich das unsere innern Einrichtungen und die gute Ordnung Betreffende nicht vernachlässige, und denke auch nicht bei dem schon Geleisteten stehen zu bleiben, denn es ist noch viel zu thun übrig; aber sind nicht kriegerische Erfolge auch noch ebenso nothwendig wie immer, um das Volk im Lande zu blenden und dessen mächtig zu bleiben? Sie müssen wohl erwägen, daß ein erster Consul nicht jenen Königen von Gottes Gnaden gleicht, welche ihre Staaten als eine Erbschaft betrachten und deren Macht auf überlieferte Gewohnheiten gestützt ist. Die heutige französische Regierung gleicht den Regierungen, von denen sie umringt ist, in Nichts. Von ihren Nachbarn wird sie gehaßt, und in ihrem Innern muß sie einander widerstreitende Parteien im Zügel halten. Um also so mancherlei Feinde in Respect zu halten, bedarf sie glänzender Thaten, bedarf sie, mit einem Wort, des Krieges!" — „Ich erkenne es an, daß Sie weit mehr zu thun haben, um Ihre Regierung aufrecht zu erhalten als die Könige, unsere Nachbarn; aber man kann doch sagen, eines Theils, daß Europa bereits durch Erfahrung gelernt habe, daß Sie erobern können, und somit es denn auch nicht alljährlich neuer Beweise bedürfen werde, um daran zu erinnern; und andern Theils, daß auch die Werke des Friedens nicht so gar glanzlos seien, und daß Sie auch durch große Nationalwerke Bewunderung erwecken werden." — „Alte Siege, aus der Ferne angesehen, ergreifen den Geist nicht länger, und große Werke der Kunst machen einen starken Eindruck nur auf Diejenigen, welche dieselben anschauen; und die Anzahl dieser Beschauer ist nur klein. Es ist meine Absicht, diese Werke zu vermehren. Bei der Nachwelt werden dieselben vielleicht vortheilhafter für mich wirken als meine Siege; aber für die gegenwärtige Zeit gibt es nichts, was die Aufmerksamkeit beherrschen könnte, als — kriegerische Erfolge. Das ist meine Überzeugung. Es ist dieses ein Unglück in meiner Stellung. Eine neugeborene Regierung, wie die unserige — ich muß es wiederholen — befindet sich, um sich zu befestigen, in der Nothwendigkeit, zu blenden und Staunen zu erwecken." — „Aber ich meine, man könne Ihre Regierung doch nicht eben eine neugeborene nennen, denn sie empfing die toga virilis zu Marengo, und nun, geleitet, wie sie es ist, durch einen mächtigen Geist, und unterstützt von 30 Millionen dieses Volkes, hat sie wahrlich bereits einen hinlänglich angesehenen Rang unter den Regierungen Europas eingenommen." — „Halten Sie dieses für genug? Mein theurer Freund, unsere Regierung muß die erste unter allen werden, oder sie wird fallen! Und um jenes Resultat zu erlangen, sehen Sie ein anderes Mittel als — Krieg?" — „Ja!" — „Nun, ich will Frieden dulden, wenn unsere Gegner einsehen, wie der Friede zu erhalten sei. Aber wenn sie mich zwingen, die Waffen wiederzuergreifen, bevor unsere Schwerter durch Verweichlichung oder lange Unthätigkeit gerostet sind, so werde ich das für einen Vortheil halten." — „Aber welch eine Periode wollen Sie denn für diesen Zustand von Besorgniß, der selbst am Busen des Friedens uns Krieg wünschen läßt, feststellen?" — „Mein theurer Freund, ich sehe nicht hell genug in die Zukunft, um im Stande zu sein, Ihnen diese Frage zu beantworten; aber ich fühle, daß, um Festigkeit und Treue bei den Friedenstractaten erwarten zu dürfen, entweder die Regierungen, welche uns umgeben, in ihrer Form der unserigen ähnlicher werden, oder daß unsere Staatseinrichtungen etwas mehr in Einklang mit denen unserer Nachbarn gebracht werden müssen. Es waltet immerdar ein Geist der Feindseligkeit zwischen alten Monarchien und ganz neuen Republiken. Dieses ist seit langer Zeit die Wurzel der europäischen Zerwürfnisse gewesen." — „Aber könnte denn dieser feindselige Geist nicht durch die frischen Erinnerungen und durch die Stellung, welche Sie einnehmen können, gezähmt werden?" — „Palliative sind keine Heilmittel. In unserer Lage betrachte ich alle Friedensschlüsse nur als Waffenstillstände und meine Consulatszeit als eine Periode fast ununterbrochenen Feldzuges. Meine Nachfolger werden verfahren, wie sie können. Übrigens dürfen Sie nicht voraussetzen, daß ich der Erste sein werde, der den Frieden bricht, o nein! Ich werde nicht die Rolle des Angreifers spielen. Ich fühle den Vortheil, wenn ich den Fremden diese Rolle überlasse, zu wohl. Sie werden sicherlich die Ersten sein, welche die Feindseligkeiten wiederbeginnen, oder doch mir gerechte Bewegungsgründe darreichen, daß ich selbst losschlage. Ich werde mich für alle Ereignisse bereit halten." — „Wenn die Sachen so stehen, so ist Das, wovon ich sagte, daß ich es vor einigen Monaten befürchtete, grade Das, was Sie wünschen." — „Ich lauere. Mein Grundsatz steht fest: Krieg ist besser als ein kurzer Friede. Wir werden sehen, welchen Gang die Sachen nehmen werden. Grade jetzt ist Friede ein Ereigniß von großem Werth; denn durch diesen Friedensschluß wird die Bestätigung meiner Regierung grade von derjenigen Macht, welche sich gegen eine Anerkennung derselben am längsten gesperrt hat, nun versiegelt. Dieses ist der wesentlichste Punkt. Das übrige, nämlich die Zukunft, wird sich nach den Umständen richten." 66.

Notizen.

Nach den Berechnungen eines englischen Arztes und Oberarztes bei dem Montrose-Irrenhause, Namens Browne, der in einer kürzlich in London erschienenen Schrift sich ausführlich über Irrenanstalten verbreitet, ist das Verhältniß der Wahnsinnigen zu der gesunden Bevölkerung in Europa überhaupt wie 1 zu 1000, in Wales wie 1 zu 800, in Schottland wie 1 zu 574, und in den Vereinigten Staaten wie 1 zu 262. Hieraus ergäbe sich, daß Nordamerika unter allen hochcivilisirten Staaten die meisten Wahnsinnigen besitzt, ein Umstand, der bei der durchaus praktischen und populairen Richtung dieses Landes wirklich in Verwunderung setzen kann.

Wenn wir dem Nachweis eines noch lebenden Arztes in Philadelphia Glauben beimessen dürfen, so ist diese Stadt für alle an Brustbeschwerden Leidenden ein sehr verderblicher Aufenthalt. Derselbe hat nämlich berechnet, daß vom J. 1807—36 in Philadelphia nicht weniger als 15,732 Menschen an der Lungenschwindsucht gestorben sind. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 245. —— 2. September 1837.

Reminiscences of a literary life by *Ths. Frognall Dibdin.* Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 244.)

Im J. 1809 erschien seine Ausgabe von Th. Morus' „Utopia" mit einer bibliographischen und literarischen Einleitung und Anmerkungen. Den in größerm Format abgedruckten Exemplaren ist ein Umriß von Holbein's berühmtem Gemälde der Familie des Th. Morus beigegeben, welches sich, einem Gerücht nach, bei der Society of Lincoln's Inn befinden soll und, wie der Verf. nicht mit Unrecht bemerkt, in der British institution besser an seinem Platz sein würde.

Im J. 1809 machte ihm Ferriar's poetische Epistel, unter dem Titel: „Bibliomania", Lust, den Gegenstand, der grade so sehr an der Tagesordnung war, ausführlicher in Prosa zu behandeln, wozu er in den übernommenen bibliographischen und artistischen Beiträgen zu einer Wochenschrift: „The director", die aber nicht über das Jahr ihrer Entstehung, 1807, hinauslebte, schon einige Vorarbeiten gemacht hatte. Obgleich dies Büchlein, dessen Preis 4 Shilling war, eine sehr beifällige Aufnahme fand und die Leidenschaft, von der es handelt, nicht wenig beförderte, so belief sich doch die Hälfte des reinen Gewinns, welche er sich ausgemacht hatte, nur auf 8 Pf. St. Aber freilich hatte der Buchhändler blos für Ankündigungskosten 35 Pf. St. in Anrechnung gebracht. In der zweiten Auflage, 1811, wurde es in einen Roman in dialogisirter Form und sechs Abschnitten umgearbeitet und kostete 1 Pf. 7 Sh. Viele damalige Bibliomanen sind darin, wie später im „Bibliographical Decameron" und in der „Bibliophobia", mit erborgten Namen bezeichnet; so ist Rosicrusius der Verf., Attikus: R. Heber, Bernardo: Haslewood, Lorenzo: M. M. Sykes, Prospero: F. Douce, Honorio: G. Hibbert, Sempronius: R. Wilbraham, Licius: Fr. Freeling, Philelphus: G. H. Freeling u. s. w. Die ungefähr 20 auf großes Papier gedruckten Exemplare kosteten 10 Pf. 5 Sh., stiegen aber bis auf 35 Guineen und schwanken jetzt um 25. Ein paar Dutzend gewöhnliche Exemplare mit dem rothgedruckten Titelwort: „Bibliomania", sollen den libris rarissimis gleichgeachtet werden. So wenig beim Erscheinen der zweiten Auflage der Heißhunger darnach durch die geringe Stärke derselben zu stillen war, und obgleich sich ein Liebhaber noch 1832 bei dem Verf. darüber beklagte, daß auch ein gewöhnliches Exemplar unter 5 Pf. St. nicht mehr zu haben sei, so hat er doch allen Lockungen zur Veranstaltung einer dritten Auflage widerstanden. Er gibt seinen reinen Gewinn von der zweiten auf 200 Pf. St. an; wichtiger aber war es für ihn, daß dieses Buch seinen bibliographischen Ruf, zu dem das angeführte Handbuch einer Bibliographie der alten Classiker schon den Grund gelegt hatte, feststellte und ihm viele Gönner zuwege brachte, unter denen Lord Spencer voransteht, bei dem der erste, im „Decameron" beschriebene Besuch in Althorpe kurz nach Herausgabe der „Bibliomania" statthatte. Der Leser wird sowol auf Veranlassung dieses als der andern Werke des Verf. mit einer Menge unbedeutender Briefe und Billets überschüttet, in denen ihm bekannte Gönner und Freunde beim Empfange seines Buchs allerlei Schönes darüber sagen; viele sind sogar mit dem Facsimile der Namensunterschrift abgedruckt. Selbst Caxton, der Altvater der englischen Presse, ließ es von Elysium aus an einer artigen Danksagung in der Sprache seiner Zeit und in gereimten Stanzen („Gentleman's magaz.", 1811, Dec.) nicht fehlen, die von dem gelehrten Secretair bei der Stockbörse R. W. Wade, dem trefflichen Übersetzer der holländischen Romanze vom heiligen Kreuz in der „Biblioth. Spenc." III, 348 fg., herrührte. Auch mit den Beurtheilungen seines Buchs in den kritischen Journalen Englands hatte er mehr als bei den folgenden Ursache zufrieden zu sein.

Im J. 1810 gab er den ersten Band von Ames' „Typographical antiquities: or the history of printing in England etc." heraus, welches Werk er nicht blos erneuert, sondern gänzlich umgearbeitet und beträchtlich erweitert hat, und welches die englische Buchdrucker- und Literargeschichte bis auf Shakspeare's Tod umfassen sollte; unstreitig das verdienstvollste und erschöpfendste von allen übrigen. Der erste Band ist ganz dem ältesten englischen Buchdrucker W. Caxton gewidmet und unter Anderm auch eine Abhandlung über den frühesten Zustand der Kupferstecher- und Holzschneidekunst und der bildlichen Bücherausstattung in England vorausgeschickt. Von den vielen diesem Bande beigegebenen Portraits und Facsimiles kommen insbesondere die letztern an Auswahl und Schönheit den in dem spätern „Decameron" zwar nicht gleich, doch war das Buch durch den Reichthum, die Eigenthümlichkeit und Treue solcher Zugaben sowie durch Luxus des Papiers und Drucks das erste in seiner Art. In der „Bibliomania", zweite Ausgabe, hatte er sich zuerst der in

der Holzschneidekunst ausgezeichneten Familie Byfield bedient. Der verstorbene Ebenezar war der ältere Bruder, von dem jüngern, John, und der Schwester rühren fast alle Holzschnitte in der „Biblioth. Spenc." und dem „Bibliographical tour" sowie die meisten in den „Decameron" und die in den „Reminiscences" her. Damals war diese, seitdem so sehr auf die Bahn gebrachte Kunst erst in ihrem Wiederaufblühen. Eine der ersten Bibliotheken der englischen Großen, die dem Verf. auf das bereitwilligste geöffnet wurde, war die des Marquis von Bute zu Luton, welchem er daher dankbar den ersten Band seines Ames zueignete. Es wurden davon 500 Exemplare und 66 auf großes Papier, letztere zu dem Preise von 7 Pf. 7 Sh. gedruckt, und eine zahlreiche Subscribentenliste und ein reiner Gewinn von ungefähr 600 Pf. St. waren die glücklichen Erfolge dieser auf eigne Kosten gemachten Unternehmung. Den zweiten und dritten Band verkaufte er den Verlegern jeden für 200 Pf. St.; jener, fast nur die Drucker W. de Worde und R. Pynson enthaltend, erschien 1812; dieser, obgleich reicher an Ausbeute in fast allen Zweigen der englischen Literatur, fand 1816 die Liebhaber schon auf dem Wege, kälter zu werden. Der vierte und letzte Band (nach dem ersten Plan würden kaum 9 Quartbände das Ganze umfaßt haben), obwol seiner Vorgänger nicht unwürdig, deckte 1819 nur soeben die Kosten. Im J. 1814 hatte der Verf. in Towneley's Auction die beiden ersten Bände auf großem Papier noch für 30 Guineen zuschlagen sehen, und wehmüthig ruft er aus: „Das waren noch wackere Zeiten!"

Ein „Specimen Bibliothecae britannicae", 1808, und ein „Specimen of an english De Bure", 1810, späterhin durch den „Library companion" entbehrlich gemacht, wurden jedes nur in 50 Exemplaren gedruckt und meist verschenkt, in Auctionen jedoch, obgleich nur wenige Bogen stark, mit 2 Pf. St. und mehr bezahlt.

Den Übergang zu des Verf. andern bibliographischen Werken macht die Geschichte des Roxburgheclubbs, welche hier, wie sich erwarten läßt, ausführlich abgehandelt wird, uns aber nur dazu dienen soll, den bereits im „Conversations-Lexikon" enthaltenen Nachrichten Folgendes hinzuzufügen. Darin figurirt zuerst G. Nicol, der Buchhändler Georg III. und des Herzogs von Roxburghe, Beiden gleich ergeben und nützlich. Jenem half er die reiche und prächtige Bibliothek von ungefähr 60,000 Bänden zusammenzubringen, an der ein halbes Jahrhundert gesammelt worden, von der ein verschwenderischer Katalog in 9 Foliobänden, von der Shakspearepresse gedruckt, vorhanden, und die durch Schenkung des königlichen Sohns jetzt aus dem Buckinghampalast nach dem britischen Museum versetzt ist. Als einen Beweis von dem Sammlereifer des Herzogs von Roxburghe wird die schon in der „Bibliomania" erzählte Anekdote wiederholt, daß er, als einst die zu ihrer Zeit um 1 Pf. St. verkaufte erste Folioausgabe des Shakspeare auf einer Auction zu einer bedenklichen Höhe getrieben wurde, seinem Bieter ein Zettelchen mit den Versen aus „Macbeth" zusteckte:

— — Macduff, heraus das Schwert!
Wer Halt! zuerst ruft, ist der Hölle werth!

Zu dem unerhörten Erlös der im „Decameron" beschriebenen Auction seiner nur 9353 Werke starken, aber an Seltenheiten reichen Büchersammlung, der sich auf 23,000 Pf. St. belief, während sie ihm selbst nur den vierten Theil und etwa so viel gekostet hatte, als der einzige Termin einbrachte, in welchem der Boccaz von 1471 verkauft wurde, trugen mehre Umstände bei. Sieben oder acht Tage lang vorher war die Begier der Liebhaber schon durch Nicol's Katalog gereizt und keine Aussicht da, daß ähnliche Schätze sobald vom Auslande her würden zu erlangen sein. Ferner endete der langjährige Proceß über diese Bibliothek grade in dem günstigen Momente, wo, die vielen vornehmen schon vorhandenen Sammler ungerechnet, der reiche Herzog von Devonshire mündig wurde und seiner bibliographischen Neigung freien Lauf lassen konnte; wie er denn auch einer der Hauptkäufer war, sodaß man anfangs glaubte, sein Beauftragter kaufe für Napoleon und die kaiserliche Bibliothek in Paris. Dazu kam, daß Dibdin durch seine „Bibliomania" diese Wuth nicht wenig gesteigert hatte, daher er sich einen Einfluß von 5000 Pf. St. auf den Erlös zuschreiben will. Nicht zufrieden mit dem Erwerb aus dieser Auction, wo er Caxton's „Historyes of Troye", woran noch dazu das letzte Blatt fehlte, mit 1000 Guineen bezahlt hatte, brachte der Herzog von Devonshire bald darauf die Bibliothek des Bischofs von Ely, Dampier, für beinahe 10,000 Pf. St. an sich, einige Tage später fiel ihm die Bibliothek seines Onkels Cavendish zu, und so war es kein Wunder, daß Chatsworth, ungerechnet die in London verbliebene dramatische Sammlung, in Rivalität mit Althorpe zu einer der ersten Privatbibliotheken wurde. In der Roxburgheauction waren Lord Spencer und der Marquis von Blandford (nachher Herzog von Marlborough) die Bewerber um den Valdarfer'schen Boccaz von 1471, der Letzterm für 2260 Pf. St. zu Theil wurde, aus seiner eignen Auction 1819 aber für 918 Pf. St. doch in den Besitz des Erstern kam. Eine solche Concurrenz um den Besitz eines Buchs, wie diese erste Ausgabe des „Decamerone", das bei aller Seltenheit doch nicht zu den seltensten gehört, da es in Mailand, Rom (?), Paris (vielleicht mehrmals) und ein defectes Exemplar in der Blenheimbibliothek vorhanden ist, und an Seltenheit sogar von der Ausgabe des A. de Michaelibus von 1472 übertroffen wird; das an nationalem und romantischem Interesse einer Sammlung mehrer tausend alter Balladen in drei Foliobänden nicht gleichkommt, die in derselben Auction für 477 Pf. St. 15 Sh. wegging und außer einer ähnlichen von zwei Bänden in Heber's Bibliothek nicht ihres Gleichen hatte; ein selbst über den Maßstab englischer Raritätensucht und Börsen so weit hinausgehender Preis für einen alten Druck war selbst damals eine so außerordentliche Begebenheit, daß aus einer Verabredung mehrer dabei interessirten und auf den Ausgang des Tages (17. Juni 1812) gespannten Bibliomanen, auf Dibdin's Anstiften, nach dem Schluß des Termins miteinander zu essen, der Roxburgh-club entstand, der sich jährlich an diesem Tage versammelte und sich bei der dritten Zusammenkunft in der Zahl von 31 Mitgliedern schloß. Präsident war Lord Spencer, Vicepräsident ist noch jetzt

der Verf., und die ersten Zusammenkünfte geschahen in der St.-Albanstaverne aus Ehrfurcht gegen die alte St.-Albanspresse. Bei der dritten Zusammenkunft brachte ein Mitglied zuerst die Sitte auf, eine alte merkwürdige Schrift durch Abdruck aus der Handschrift oder Wiederholung eines selten gewordenen Drucks, in nicht viel mehr Exemplaren als Mitglieder, hauptsächlich unter diese zu vertheilen, in deren voranstehender Liste der Name des Gebers dann jedes Mal roth gedruckt wurde. Schade daß dabei wegen der oft unbedeutenden und unzweckmäßigen Wahl kein größerer literarischer Gewinn herausgekommen ist, und Vieles davon nur den Werth hat, wieder eine neue Druckseltenheit zu sein und als solche wenigstens zu einiger Entschädigung für die Kosten des jährlichen Festmahls gereicht zu haben, die nicht gering sein müssen, da der Verf. bemerkt, daß ihm dasjenige, welches er an demselben Tage 1818 in Paris acht dortigen ausgezeichneten Bibliophilen gab, zusammengenommen nicht so viel als sein einzelnes Couvert in London gekostet habe. Das Verzeichniß der sämmtlichen Drucke, welches der Verf. den „Roxburghe Garland" nennt, aus 44 Bänden bestehend, findet sich S. 462 fg. Einer der wichtigsten darunter ist das auf gemeinschaftliche Kosten des Clubs 1828, 4., gedruckte Gedicht: „Havelok the Dane", und der Verf. selbst muß gestehen, daß es besser sein würde, künftig die vereinzelten Kräfte der Gesellschaft ähnlichen gemeinschaftlichen Unternehmungen wie diese zu widmen. Auch ließ der Club dem ersten englischen Drucker, Caxton, in der Margarethenkirche zu Westminster ein von dem jüngern Westmacott verfertigtes Monument setzen, von welchem sich in Martin's „Catalogue of privately printed books" ein Holzschnitt befindet. Die Aufstellung in der Abteikirche selbst war durch die Höhe der gefoderten Gebühren unmöglich gemacht worden, daher der uneigennützigern Kirche, in der Caxton und seine Familie begraben liegt, der Vorzug gegeben wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Calila und Dimna oder die Fabeln Bidpai's. Aus dem Arabischen von Philipp Wolff. Zwei Bändchen. A. u. d. T.: Morgenländische Erzählungen. Verdeutscht von Philipp Wolff. Erstes und zweites Bändchen. Stuttgart, Scheible. 1837. 12. 1 Thlr. 21 Gr.

Als der indische König Porus gegen Alexander den Großen gefallen war und ein macedonischer Statthalter das Reich kaum eine Zeit lang verwaltet hatte, vertrieb Dabschelim, ein Sproß des königlichen Stammes, den neuen Machthaber wieder und bestieg den alten Thron seiner Väter. Aber der Fürst der Restauration war ein arger Tyrann, als sollte nun das arme Volk das Unglück seiner Ahnen entgelten, bis endlich der weiseste Mann jener Zeit und jenes Reichs, der Brahman Bidpai, Muth faßte und ihm in freimüthiger Rede sein ungerechtes Thun und seine Grausamkeiten zu Gemüth führte. Er mußte die Wahrheit gesprochen haben, denn der König befahl, daß er

— am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben.

Doch Dabschelim hatte kein Pharaosherz; er bereuete bald, was er im ersten Zorn geboten, und wandelte den Kreuzestod gnädiglich in lebenslängliches Gefängniß um. Dorthin ward der Brahman abgeführt und seine zahlreichen Jünger flohen klüglich in entfernte Gegenden. Ihr alter Lehrer schmachtete lange im Gefängnisse. Da hatte der König einmal eine schlaflose Nacht; und wie er aufschaute in der weiten Stille zum blauen Himmel mit seinem zahllosen Sternenheer, überwältigte ihn das Gefühl der menschlichen Schwäche und der Gedanke an die räthselhafte, geheimnißvolle Macht, die das All geschaffen und erhält. Auch an den weisen Bidpai dachte er zurück, von dem er hätte reiche Belehrung über die Fragen bekommen können, welche die Einsamkeit und die ihn umgebende ruhige Majestät der Natur in ihm hervorrief. Er bereute, was er gethan, ließ den Weisen vor sich kommen, ließ ihn sogar Alles, was er ihm damals gesagt hatte, wiederholen, und für dieselben Reden, für welche er ihm einst Fesseln hatte anlegen lassen, nahm er sie ihm heute ab und machte ihn zum ersten Minister seines Reichs. Der Segen des Himmels ruhte auf dem weisen Manne. Das Land blühte in kurzem und prangte wie eine Lotosblume; alle Könige Indiens unterwarfen sich dem mächtigen Dabschelim und huldigten seiner Größe. Er aber wollte, daß die Quelle dieses Segens nie versiege und gebot Bidpai, die Weisheit, die er lehrte und übte, in einem Buche für die Nachwelt aufzuzeichnen. Bidpai's Schüler hatten sich nach der glorreichen Erhebung ihres Meisters natürlich alle wiedereingefunden, und dieser wollte anfangs die ihm auferlegte Arbeit mit ihnen theilen. Aber schon damals mußte man die Erfahrung gemacht haben, daß Einer allein in der Wissenschaft meistentheils mehr leistet als ganze gelehrte Gesellschaften, denn Bidpai entschloß sich nach reiflicher Überlegung, allein an das Werk zu gehen. Mit einem seiner Schüler, der sein Schreiber sein sollte, zog er sich in die Einsamkeit zurück und legte nach der ihm gegebenen Frist von Einem Jahre dem Könige und allen Großen und Weisen seines Landes, die eigens deshalb waren zusammenberufen worden, das verheißene Werk vor, das nämliche, wie es heißt, von dem wir hier die deutsche Übersetzung vor uns liegen haben. Die Lehren der Weltweisheit und Lebensklugheit hatte Bidpai nämlich in das Gewand der Fabel gekleidet, die im ganzen Alterthum, besonders aber bei den alten Indern sehr beliebt war. Der König war auch so entzückt über das Buch, daß er dem Verfasser, wie dem Erfinder des Schachspiels, erlaubte, sich zur Belohnung auszubitten, was sein Herz begehrte.

Wenn es doch heutzutage den Schriftstellern auch noch so gut würde!

Der Glückliche! — Aber um was bat denn der weise Mann? — Der Leser hat gewiß schon längst einen Wunsch für ihn in Bereitschaft, aber ebenso gewiß einen andern als den, welchen Bidpai that. Er bat um nichts weniger, als — daß sein Buch sorgfältig aufbewahrt werden möchte, auf daß es nicht über Indien hinaus und in die Hände der Perser komme. — Wer hätte das gedacht? — Wundern wir uns indessen nicht zu sehr darüber. Die Weisen unserer Zeit reden und thun ja wol oft genug noch viel unweisere Dinge; und wenn Bidpai wirklich jenen Wunsch gethan hätte, so wäre er ja vor der Nachwelt, die ihn hat vereiteln sehen, längst bestraft. Damit mir aber keiner den alten Herrn schelte, habe ich noch eine andere Entschuldigung in Bereitschaft und eine recht triftige. Die ganze Geschichte, die ich oben nacherzählt habe, ist höchstwahrscheinlich nichts Anderes als eine Volkssage späterer Zeit oder die Erfindung des Vorredners zu der persischen Bearbeitung der Fabeln Bidpai's, der den Ursprung derselben zuerst so, wie wir oben, erzählt hat.

Wann und unter welchen Umständen Bidpai gelebt hat, wissen wir mit Sicherheit nicht, so wenig als Äsop und Lokman uns als historische Personen gelten können; und wenn es jemals einen König Dabschelim gab, der einen Philosophen Bidpai veranlaßte, einen Fürstenspiegel zu schreiben, so wissen wir doch darum nicht, wie viel uns in den vorliegenden Bearbeitungen noch von dem Original erhalten ist. Nur so viel ist gewiß und für den Literarhistoriker von dem höchsten Interesse,

daß sich im Sanskrit ein Fabelwerk, „Panchatantra“ (die fünf Sammlungen) überschrieben, vorfindet, dessen Ursprung nach innern Gründen in ein hohes Alterthum hinausreichen muß, und welches zuerst im Sanskrit, dann im Persischen, sodann im Arabischen neubearbeitet erscheint und endlich in mehr oder weniger treuen Übertragungen über die halbe Welt verbreitet worden ist, sodaß auch die obige, gar nicht geistlos ausgedachte Erzählung Interesse gewinnt, weil wir daraus ersehen, daß und was der Orient schon in alter Zeit über den Ursprung jenes merkwürdigen Buches gefabelt hat.

Von den Deutschen ist Herr Wolff der Erste, der uns die Fabeln Bidpai's von den Arabern, die es mit „Calila und Dimna“, den Namen zweier Schakale und Hauptpersonen im ersten Buche, betitelt haben, herübergeholt hat, ohne sich einem Dragoman anvertraun zu müssen. Denn Herrn Holmboe's Übersetzung ist aus dem Norwegischen in unsere Sprache übertragen, was übrigens ihrem Verdienst natürlich keinen Abbruch thut, besonders da Herr Wolff ganz unabhängig von ihm gearbeitet hat. Sonst aber hatten sich längst Andere an die Araber in derselben Absicht gewendet. In das Hebräische, Syrische, Griechische und Lateinische wurden Bidpai's Fabeln aus dem Arabischen in oder bald nach der Blütezeit der Herrschaft dieses Volks übertragen, und namentlich gingen sie aus der lateinischen Übersetzung des Johann von Capua, der dem 13. Jahrhundert angehört, in alle lebenden Sprachen Europas über.

Aus dem Lateinischen unter Anderm ließ das Werk der Stifter der Universität Tübingen, der Herzog von Würtemberg Eberhard im Bart, ins Deutsche — man weiß nicht, durch wen — übertragen, und es ward im Jahre 1480 in Urach an dem Hoflager Eberhard's durch Konrad Fyner auf des Herzogs Kosten gedruckt, mit 125 Holzschnitten geziert und führte den Titel: „Buch der Byspel der alten Weisen.“ Von dieser Ausgabe soll nur noch Ein Exemplar auf der königl. Bibliothek in Stuttgart vorhanden sein. Es wurde beispiellos schnell vergriffen, und das darf nicht Wunder nehmen; enthielt es doch, wie es in der Ausgabe von 1545 heißt: „Der alten Weiseren Exempel sprüch mit vielen schönen Beyspielen und Figuren erleuchtet. Darinnen fast aller Menschen Wesen, Händel, Untreue, List, Geschwindigkeit, Neyd und Haßz figurieret und angezeigt worden. In welchem auch nicht weniger der heimlich Neyd und Haßz, so sich bey weilen an königlichen und fürstlichen Höfen zwischen Räthen und andern des Regiments Verwandten mit falscher Schmeicheley und Verrätherey der Boshaftigen wider die Getrewen und Frummen zutragen, gleichwie in einem Spiegel ersehen und erkannt werden. Allen Menschen nit allein fruchtbarlich und kurzweilig, sondern auch schimpflich und ernstlich zu lesen und hören.“

So wurde 1545 das beliebte Fabelbuch in die Lesewelt eingeführt. Für die Leser unserer Tage, die etwa von Bidpai's Fabeln noch nichts gehört haben, und die Märchen wie die der „Tausend und einen Nacht“ nun schon nicht mehr darin erwarten dürfen, fügen wir nur hinzu, daß sie, mutatis mutandis, darin ein Werk finden werden, verfaßt in dem Geiste unsers „Reineke Fuchs“ und der „Animali parlanti“ des geistreichen Casti; und wer bis in das 14. Jahrhundert zurückzugehen Lust hat, der mag sie noch mit dem „Conde Lucanor“ des castilischen Prinzen Don Juan Manuel vergleichen.

Den größten Theil des zweiten Bändchens der vorliegenden Sammlung nehmen kleine, von den Fabeln Bidpai's ganz unabhängige Erzählungen ein. Die besten darunter sind unstreitig zwei Makamen des Hariri, die Herr Wolff in Rückert's Manier nachgebildet hat, ohne, wie er sehr bescheiden in der Vorrede bemerkt, mit seinem Meister wetteifern zu wollen. Unter den übrigen sind manche, vermuthlich auch nach des Herrn Herausgebers Urtheil, den vorigen nicht ebenbürtig. Indessen sie haben auch demüthig die letzten Plätze eingenommen und lassen sich auf dem Titel gar nicht einmal anmelden, darum wäre es unrecht, sie unfreundlich aufzunehmen.

Mit diesen zwei Bändchen beginnt Herr Wolff die Herausgabe einer größern Sammlung morgenländischer, d. h. dieses Mal arabischer, persischer und indischer Dichtungen in neuen Übersetzungen. Er vereinigt mit dem Bestreben, die Kenntniß des Orients von dieser Seite her einem größern Publicum zugänglich zu machen, den Zweck, Studirenden ein Hülfsbuch bei der ersten Lecture in die Hände zu geben. Literarische Notizen wie die, welche den Inhalt der Einleitung zu „Calila und Dimna“ ausmachen, wiewol für andere Leser trocken und wenig fruchtbar, werden diesen recht willkommen sein. Wir schließen mit dem Wunsche, daß Sadi's „Rosengarten“, eine der geistreichsten Dichtungen, welche die persische und die Literatur des Orients überhaupt aufzuweisen hat, sich als neue Probe von dem Talent und der gründlichen Sprachkenntniß des Herrn Herausgebers den Fabeln Bidpai's recht bald anschließen möge. 151.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 246. —— 3. September 1837.

Reminiscences of a literary life by *Ths. Frognall Dibdin.* Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 245.)

Auch W. Scott war ein Mitglied dieses Clubs. Im J. 1823, nach dem Abgang des verstorbenen M. M. Sykes, schrieb Dibdin an ihn und fragte, ob der Verf. des „Waverley", damals der große Unbekannte, dessen Identität mit W. Scott von diesem noch nicht anerkannt war, wol eine Mitgliedsstelle annehmen würde. Seine Antwort war folgende:

Ihr Brief hat mich nicht wenig erfreut, da er einen Punkt in Beziehung auf den unbekannten Verf. des „Waverley" aufklärt, nämlich den, daß er ein Schotte sein muß, indem keine andere Nation auf die Gabe der Second sight Anspruch macht. Mag er sein, wer oder wo er will, so kann er sich doch nur sehr geehrt fühlen, daß ihm (nominis umbra) eine so beneidenswerthe Stelle zugedacht worden ist.

Da seine persönliche Erscheinung in der Gesellschaft nicht sobald zu erwarten sein wird, so läßt sich annehmen, daß er gern einen Beweis seiner Dankbarkeit in der Gestalt eines Neudrucks oder eines ähnlichen Schaugerichts wird darbieten wollen, zu welchem Ende Sie wohl thun werden, ihm die Statuten Ihrer gelehrten Gesellschaft zu schicken, die ich sicher in seine Hände bringen will.

Es ist ein besonderer Umstand, daß die Roxburghe-Tafelrunde einen leeren Stuhl hat wie der des Banko bei Macbeth's Mahl. Aber wenn der Autor, der „das Recept von Farrnsamen hat und unsichtbar umhergeht" *), nicht erscheinen sollte, um ihn mit Erlaubniß des Clubs einzunehmen, ehe ich nach London komme (wenn dies überhaupt geschieht), so möchte ich, da ich etwas abenteuerlichen Drang verspüre, obgleich „ein Ritter wie Junker Andreas von Fieberwang, dazu geschlagen mit unversehrtem Schwert auf gewirktem Boden" **), mich doch, um ein Essen mit dem Roxburgheclub nicht in die Schanze zu schlagen, lieber der Aventure des siege perilous unterziehen und einigen Ersatz für Schaden und Gefahr suchen, in die mich der unsichtbare Held dadurch verwickelt hat, daß ich bei einer so ausgezeichneten Gelegenheit sein locum tenens bin.

Es wird Ihnen nicht unlieb sein, zu erfahren, daß hier eine Gesellschaft, ungefähr nach dem Plan des Roxburgheclub, errichtet werden wird, hauptsächlich jedoch für schottische Alterthümer. Sie wird sich Bannatyneclub nennen zum Andenken an den berühmten Alterthumsfreund George Bannatyne ***), der beiweitem das Meiste von unserer altschottischen Poesie handschriftlich aufgezeichnet hat. Ihre erste Zusammenkunft wird am Donnerstag sein, und sie wird nicht ermangeln, die Gesundheit des Roxburgheclubs zu trinken. Edinburg, 25. Febr. 1823.

Auch aus seinem Danksagungsschreiben für die geschehene Wahl mag folgende Stelle hier Platz finden:

Ich bin sehr erfreut über Ihre geschätzte und schmeichelhafte Mittheilung. Unsere Hochländer haben ein Sprüchwort, das sich von dem traditionnellen Ruhm von Fingal's Hund herschreiben soll. Sie sagen: „wenn es nicht Bran ist, so ist's Bran's Bruder", und dies wird immer für eins der größten Complimente gehalten, mag es auf einen wirklichen Hund oder gleichnißweise auf einen Zweifüßler angewendet werden. Es ist daher auch kein geringer Ruhm und Ehre, daß der Roxburgheclub den Beschluß gefaßt hat, mich als Stellvertreter des unbekannten Autors anzunehmen, den er an Kindesstatt adoptiren will. Als solcher werde ich meine Rolle spielen, so gut ich kann, und wenn auch der wahre Anton von Padua erscheinen und mich vom Stuhl stoßen sollte, so wird mir immer die Genugthuung bleiben, ihn einmal besessen zu haben. „Ihr Alle wißt es wohl, einst war die Krone mein!" Zudem hoffe ich, der Teufel wird mir solchen Schimpf nicht anthun. Der närrische Tom lehrt uns, daß der Fürst der Finsterniß ein Gentleman ist, und jene geheimnißvolle Person wird es ihm hoffentlich an Lebensart wie an Unsichtbarkeit gleich thun und durch ihr ferneres Incognito mich statt ihrer im Genuß einer Ehre lassen, die ich höher schätze als das Zutrauen, einige ihrer Romane geschrieben zu haben.

Es konnte nicht fehlen, daß eine so seltsame Erscheinung wie diese Gesellschaft die öffentliche Aufmerksamkeit erregte und ihrer Harmlosigkeit ungeachtet bei der Ungebundenheit der periodischen Presse in England selbst boshaften Angriffen nicht entging. Zu den scherzhaften gehört das Schreiben eines Bücherwurms („Gentleman's mag.", 1813, Dec.), worin er, nachdem er von seiner Familie gesprochen, die sich durch ihre Anhänglichkeit an die Bücher einen Namen erworben, durch ihre stille Thätigkeit mehr als alle reviews zusammengenommen unbrauchbare Bücher unterdrückt und von guten neue Ausgaben veranlaßt, und mit ihrem kritischen Zahn so manchen Schriftsteller aus dem Felde gebissen und in den Bibliotheken um Haus und Hof gebracht habe, sich über die grausame Bibliomanie beschwert, die, nachdem Dibdin's Buch unter diesem Titel erschienen und die reponirte Literatur wieder ans Licht gezogen sei, ihm das Brot genommen habe, sodaß er und

*) „Heinrich IV.", Act 2, Auftritt 1.

**) „Was ihr wollt", Act 3, Auftritt 4.

***) Er war um die Mitte des 16. Jahrhunderts für die schottische Poesie Das, was früher Manesse für die Minnesänger. Seine Manuscripte in zwei starken Foliobänden sind in der Bibliothek der Advocatenfacultät zu Edinburg und seitdem beinahe vollständig von Laing, dem Secretair des Clubs, herausgegeben.

die Seinigen, wenn sie auch tausend Gebisse und in jedem zehnmal so viel Zähne hätten, doch die spolia opima nicht wieder würden gewinnen können, die ihnen dadurch für immer entrissen worden. Von hämischerer Art waren, als ein eifriges Mitglied, J. Haslewood, starb, die anonymen Artikel über ihn und den Club im „Athenaeum" (1834, Jan.). In seiner für ungefähr 2500 Pf. St. versteigerten Bibliothek hatte sich nämlich eine Handschrift unter dem Titel: „Roxburghe revels", vorgefunden, ein Notizbuch, welches er über die Tischgespräche seiner Freunde und der Clubmitglieder geführt, und welchem er viele vertrauliche Privatmittheilungen, z. B. die obigen Schreiben W. Scott's, einverleibt hatte. Durch die Indiscretion eines Testamentsexecutors wurde es nicht nur vorher in viele unberufene Hände gegeben und Manches daraus entnommen, sondern mit zur Auction gestellt und zu einem Mindestpreise von 20 Guineen ausgesetzt, der nur noch begieriger darauf machte. Es ging für das Doppelte weg. Der Club hielt es unter seiner Würde, nunmehr noch auf den ihm angebotenen Ankauf einzugehen, und so kam es in eine Hand, die es benutzte, um es der öffentlichen Neugier durch das „Athenaeum" preiszugeben, den Verstorbenen als einen Faselhans und Tölpel zu schildern und dem Club dadurch einen vermeintlichen Gnadenstoß zu versetzen.

Der größte Verlust, den dieser während der Dauer seines Bestehens durch den Tod erlitt, war der seines Präsidenten, des Lords Spencer, 1834, dessen Nachfolger in dieser Eigenschaft Lord Clive wurde. Wahrhaft ungeheuer war der Bücherreichthum bei den Mitgliedern des Clubs; die Bibliotheken von fünf derselben, Heber, Hibbert, M. M. Sykes, Dant und Herzog von Marlborough, wurden (einschließlich ungefähr 10,000 Pf. St. für den noch unverkauften Theil der Heber'schen Bücher) für 114,248 Pf. St. versteigert, und die Bibliotheken des Lords Spencer und des Herzogs von Devonshire sind gewiß das Doppelte werth. Wo möchten sonst noch in Europa sieben Privatmänner beisammenzufinden sein, die gleichzeitig an Büchern ein Vermögen von beinahe $2^1/_2$ Million Thalern besessen haben!

Die Vereine, die sich nach dem Beispiel des Roxburgheclubs gebildet haben, sind, außer dem vorgedachten Bannatyneclub in Edinburg, der für schottische Geschichte, Litteratur und Alterthümer ebenso thätige Maitlandclubb in Glasgow und im Auslande die Société des bibliophiles in Paris, von der Ebert in d. Bl. Nachricht gegeben, und der Dibdin in Bezug auf die Eleganz der von ihr, meist aus den unerschöpflichen handschriftlichen Schätzen der dortigen Sammlungen veranstalteten Drucke (deren Verzeichniß in Brunet's „Nouv. recherches") den ersten Platz einräumt, wobei nur die auch hier nicht immer beste Wahl und das gemeinsame Bestreben der Mitglieder nach ihrem Alleinbesitz zu bedauern ist.

Schon in der „Bibliomania" hatte der Verf. dem Lord G. J. Spencer und seiner unvergleichlichen Bibliothek die gebührende Huldigung dargebracht. Dies und sein Wunsch, sich behufs einer Beschreibung gewisser seltener alten Drucke im Besitze des Lords mit denselben genauer bekannt zu machen, brachte ihn mit diesem Mäcen zuerst in Verbindung. Im J. 1811 erschien nur in 36 Abdrücken ein 34 Seiten starkes Schriftchen unter dem Titel „Book rarities", hauptsächlich die ältesten Ausgaben des Dante und Boccaz in jener Bibliothek betreffend, und die Aufnahme desselben von Seiten des Lords sowie sein Interesse an Dibdin's Thätigkeit bei ihm veranlaßte diesen, den ersten Plan fahren zu lassen und im Einverständniß mit dem Lord der auserlesenen Sammlung desselben von alten und schätzbaren Drucken aus dem 15. und 16. Jahrhundert überhaupt ein größeres Werk zu widmen. So entstand die „Bibliotheca Spenceriana" nach beinahe vierjähriger Arbeit. Die Bibliothek befand sich damals noch größtentheils in Spencer-House, auf dem St.-Jamesplatz, und der Lord ließ es sich so angelegen sein die Lücken in den Hauptseltenheiten, besonders englischen, zu ergänzen, daß er z. B. Caxton's „Morte d'Arthur", obgleich defect, 1816 mit 320 Pf. St. bezahlte und noch 50 Pf. St. an die Ergänzung durch Harris' unübertreffliche Kunst verwandte. Wie großen Antheil der Lord selbst an Dibdin's Arbeit nahm, geht daraus hervor, daß er sich, wo er sich auch außerhalb Londons befinden mochte, das Manuscript, so weit es fortgeschritten war, nachschicken ließ und es nach kurzer Zeit mit seinen Zusätzen, Berichtigungen und Bemerkungen zurückschickte. Die Muße einer ländlichen Erholung nach der Anstrengung, welche ihm der erste Theil gekostet hatte, benutzte Dibdin, um ein Lehrgedicht: „Bibliography", in reimlosen Versen zu schreiben, die, wie er selbst sagt, nur die Pflöcke waren, um Anmerkungen daran aufzuhängen. Es wurde 1812 in 50 Exemplaren gedruckt und kam nicht in den Handel. In demselben Jahre sah er den ersten Band der „Bibliotheca Spenceriana", aus Bulmer's Shakspearepresse hervorgegangen, mit strahlendem Zwischendruck in Roth und dem Reichthum von Facsimiles, alle, namentlich die sehr mühsamen aus den xylographischen Büchern, nach seinen eignen Zeichnungen, fertig vor sich liegen, und wenn schon Gay sagt:

> Wer wird von einer Mutter je erleben,
> Daß sie ihr Kind will für ein andres geben!

so ist es verzeihlich, daß er ganz verliebt in das seinige unter dieser Gestalt war. Die im zweiten Theile nicht minder zahlreichen Facsimiles aus dem Grüninger'schen Horaz und Terenz von 1496 und 1498, sowie im dritten Theile aus der Schedel'schen Chronik trugen nicht wenig dazu bei, diese Bücher in die Höhe zu bringen. Der Verf. versichert, er habe für ein Exemplar der erstern damals ein Dutzend Guineen ausschlagen sehen, welches jetzt um den vierten Theil zu haben ist, und die Schedel'sche Chronik, die seitdem in Scharen wie die Heringe an die englische Küste kam und von der sich der Verf. zu wetten getraut, daß sie in London jetzt häufiger ist als ein Jahr nach ihrer Herausgabe in Nürnberg, war zu jener Zeit mit 60 Guineen von Grenville bezahlt worden. Im J. 1814 waren die drei ersten Bände der „Bibliotheca Spenceriana" heraus, und obwol der anfängliche Subscriptionspreis von 7 Pf. 17 Sh. 6 P. bis auf 8 Pf. 8 Sh. hatte erhöht werden müssen, so wurde doch für die letzten 150 Exemplare mit 9 Pf. 9 Sh. unterzeichnet, ohne daß

ein einziges vor der Herausgabe unbestellt geblieben wäre. Die auf großem Papier kosteten 18 Pf. 18 Sh. und stiegen bald bis auf 40 Guineen. Die Kosten aller drei Bände beliefen sich auf 1200 Pf. St.; der Gewinn mag also auch nicht unbedeutend gewesen sein, obwol der Verf. versichert, sein größester sei der Stolz gewesen, ein solches Denkmal einer solchen Bibliothek gesetzt zu haben. Indessen hatte die Menge des Materials noch einen vierten Band nöthig gemacht, der 1815 erschien. Als unerwartet viele Subscribenten der frühern Bände diesen anzunehmen verweigerten und er an 100 Exemplare zurückerhielt, kündigte er, um sich nicht in kostbare Streitigkeiten einzulassen, an, daß er sie verbrennen würde, welches die Wirkung hatte, daß sie ihm ein Buchhändler mit der Bedingung, sie nicht unter dem zuerst bestimmten Preise zu verkaufen, für eine angemessene Summe abnahm. Ein mehren roxburgher Freunden gegebenes Mahl krönte eine so wichtige anstrengende Arbeit. Die Einladungen waren in altenglischer Sprache erlassen, Haslewood's Antwortschreiben war ebenso abgefaßt, und in black letter gedruckt, mit einem Holzschnitte voran, der ein paar Ochsen vorstellte, die sich nach dem Bauer umsehen, der sie nach beendigtem Tagewerk vom Pfluge losspannt. Das briefliche Lob seiner gewichtigen Freunde konnte Dibdin dafür entschädigen, daß außer einer ausführlichern Anzeige in „Gentleman's magazine", 1814, Sept., die englischen kritischen Blätter so wenig von diesem Nationalwerk Notiz nahmen. Freilich war eine gründliche raisonnirende Beurtheilung keine gewöhnliche Aufgabe, und den Mann dafür zu finden, nicht leicht. Um so mehr hätte Dibdin dem verdienstvollen Ebert, der nicht blos von diesem, sondern auch von seinen übrigen Hauptwerken in der „Allgem. Literaturzeitung", im „Hermes" und in d. Bl. die gediegensten Beurtheilungen geliefert und jene Werke in Deutschland bekannt gemacht hat, Gerechtigkeit widerfahren lassen sollen. Aber er kann es nicht verschmerzen, daß der Gesichtspunkt eines Bibliographen von diesem Schrot und Korn für den Zustand der Bibliographie in England und die Dibdin'schen Verdienste um diese Wissenschaft im Allgemeinen ein anderer und von der vornehmen und reichen Außenseite nicht so bestochen sein konnte als der der Franzosen und Engländer oder gar des Verf. selbst, und er setzt ihm dafür folgenden Denkstein: „Ebert war von allen, nicht sowol Bibliographen als Bücherwürmern der unermüdlich fleißigste und thätigste, aber ein Murrkopf und zu der Classe von hündischen, sich mechanisch fortschiebenden Zweifüßlern unter seinen Landsleuten gehörig, die immer Nägel unter den Schuhen haben und nichts als Sauerkraut fressen." Dem John Bull kann sein Matrosenübermuth gegen Leute, die keine Rostbeefesser sind, wol verziehen werden; wenn aber ein Schriftsteller, der ein Gentleman sein will, und ein christlicher Pfarrer dazu, aus gekränktem Autorstolz sich nicht schämt, in dieselbe Pfütze zu greifen, um einem überlegenen deutschen Gelehrten, dem er anders nicht beikommen kann und er obenein verstorben ist, Eins anzuklecksen, so halten wir dafür, daß er auch in den Augen seiner besserdenkenden Landsleute mehr sich selbst als diesen dadurch verunglimpft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Banana und sein Neffe, oder: Der unglücklichste Mann der Welt. Vom Flotten-Capitain Frederick Chamier. Dem Englischen nacherzählt von G. N. Bärmann. Drei Theile. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1837. Gr. 12. 3 Thlr. 12 Gr.

Ein Buch, welches, eine Nachahmung der Marryat'schen Romane, die Lebensabenteuer eines Engländers enthält, der sich einbildet, der unglücklichste Mensch von der Welt zu sein, weil seine abgeschmackte Originalität gegen alle Einrichtungen der Welt anstößt und die geringfügigste Kleinigkeit in dieser Art schon hinreicht, seine Gemüthsruhe gänzlich über den Haufen zu stürzen, und die seines Neffen, den das Unglück vom Anfange seines Lebens bis zum Ende auf sonderbare, größtentheils unverdiente Weise verfolgt und vernichtet; nur zuweilen bietet er ihm durch einem Leichtsinn die Hand, der zuletzt aus der festen Überzeugung von der Unabwendbarkeit dieses Unglücks entstehen muß, der aber doch wieder nicht heiter und heroisch genug ist, ihn über sein Geschick zu erheben. Mag eine solche Hartnäckigkeit des verfolgenden Unglücks ohne gehörige Motive in dem Charakter des Verfolgten auch schon im Leben vorgekommen sein, so können wir ihr doch durchaus keine erfreuliche, keine poetische Seite abgewinnen, vorzüglich wenn dieses Unglück, statt den Charakter des armen Opfers zu heben, ihn völlig zertritt; ein Resultat welches uns durch den Titel der Fortsetzung des Romans: „Geständnisse eines ruinirten Spielers", insofern es hier noch nicht ganz erreicht war, versprochen wird. Mit einer so unerfreulichen, finstern und harten Lebensansicht steht der leichte, ja leichtsinnig humoristische Ton, in dem das Werk geschrieben ist, in widerwärtigem Contrast. Während sich in den Bahnen des Romans Alles in dem positivsten, bürgerlichst umschränkten, ja gemeinsten Begriff von Sittlichkeit bewegt, scheint uns die Idee des Verf., welcher der Roman entflossen — insofern bei solchen unbestimmten Daten zu einer Idee, wie wir sie lieber nennen möchten, von Idee die Rede sein kann — eine ganz unsittliche und unpoetische, oder ein Unding, aller innern Wahrheit ermangelnd, ein Etwas, welches auf keinem Punkte, weder mit dem bürgerlichen Leben, wie es die Welt gestaltet, noch mit dem höhern geistigen Leben, das Gemüth und Phantasie begreifen, aufgeht oder zusammentrifft. Das, was einem Werke den Stempel der Poesie aufdrücken soll, die innere poetische Subjectivität des Verf., der Gesichtspunkt, aus dem er die Welt auffaßt, zerfällt hier in ein widerliches Nichts, und damit zerfällt auch seine objective Anschauung der Gestalten; wenigstens wird es dem Leser unmöglich, sich irgend ein Bild von den Hauptcharakteren des Buchs, weder von dem farblosen Neffen, noch von dem abgeschmackten, bald sentimentalen, bald hartherzigen, bald edeldenkenden, bald egoistischen Onkel zu entwerfen, deren Verhältnisse ohnehin in viel zu geringer Wechselbeziehung stehen, um den fortwährenden Sprung von den Erlebnissen des Einen zu denen des Andern zu rechtfertigen. Dem Verf. ist Geist und Auffassungskraft in der Zeichnung einiger der Nebenfiguren nicht abzusprechen; seinen poetischen Beruf aber halten wir für einen der unfruchtbarsten, die es je gegeben, und wir glauben, er würde weit besser thun, uns in schlichten Memoiren seine Erfahrungen zur See und zu Lande darzulegen als in einer Gestalt, die ihre Ansprüche auf Erfindung durchaus nicht zu rechtfertigen weiß, die den widerwärtigen Eindruck einer ganz unerfreulichen, gemüth- und phantasielosen Halbheit hinterläßt. Der Übersetzer ist — wenn Nacherzählen, wie wir doch vermuthen, übersetzen heißt — trotz einiger in die Augen springenden Misgriffe (so z. B. daß das englische Rosenfarb, pink, immer mit nelkenfarb, nelkenbraun, wiedergegeben ist) einer der bessern, und wir wünschen,

daß er bei seinen künftigen Arbeiten eine glücklichere Wahl treffen möge.

2. Der Spießgesell. Aus dem Englischen. Drei Bände. Leipzig, Fischer. 1837. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Gleich so manchen andern englischen Erzeugnissen der Art treibt sich dieser Roman ohne eine Spur von Poesie in den Verhältnissen des gewöhnlichsten bürgerlichen Lebens umher; dennoch befruchtet ihn seine sittliche Tendenz. Der Held, ein Sohn verworfener Ältern und von früh an durch seine Umgebung zum Spitzbubenhandwerk hingezogen, wird auch dadurch nicht gerettet, daß er in die Hände einer frommen, alten Jungfrau fällt, welche ihm calvinistische Grundsätze beibringt, in denen Gnade und Prädestination eine große Rolle spielen. Er bestiehlt seine Wohlthäterin vor ihrem Tode, sieht sich von ihr enterbt, gewinnt durch Räubereien ein kleines Capital, legt es im Schmugglerhandwerk an und wird ein reicher Mann. Nachdem er nun sein Geld in der englischen Bank in Sicherheit gebracht, beschließt er, sich's als rechtlicher Mann in der Welt bequem zu machen und seine Geliebte zu heirathen, ein Zigeunermädchen, welches mit unbeschreiblicher Liebe und Treue an ihm hängt, und die, ihren verworfenen Ältern sowie aller Erziehung zum Trotze, das edelste Geschöpf ist. Aber sobald er von der Bahn des Lasters weicht, dringt Unglück über Unglück auf ihn ein. Falsche Anklagen, bei denen die französische Justiz eine übertrieben abgeschmackte Rolle spielt und der reiche Mann sich seinem Schicksale so zahm unterwirft, als ob es keine Advocaten und keine höchsten Instanzen in der Welt gäbe, bringen ihn auf die Galeeren, denen er in dem Augenblicke, wo seine Unschuld durch den Tod seines Feindes an den Tag kommen sollte, entflieht, um auf einem Sklavenschiffe unter einem schändlichen Capitain allen möglichen Leiden zu begegnen. Ein Sturm zerschellt das Schiff an einer wüsten Insel, und nach Jahren, in Einsamkeit, Noth und Reue verlebt, kommt er endlich wieder nach England zurück, wo er die unerschütterlich treue Geliebte heirathet, die sich als die Tochter eines Gentleman erweist, welche die Zigeuner als Kind geraubt hatten.

Die Idee, daß es dem Verbrecher nicht vergönnt sein soll, die Früchte seiner Thaten ohne Buße ruhig zu genießen, ist eine höchst sittliche, nur wird sie hier dadurch entkräftet, daß der Verf. sie mit englisch-religiösen Beschränktheiten vermischt und die innere und äußere Glückseligkeit seines Helden immer nur auf seinen endlichen Abfall von den calvinistischen Grundsätzen zurückführt; denn Villon ist lange vorher ein edler Mensch geworden, welcher all sein Unrecht tief bereute und schwer gebüßt hatte, bevor er den Frieden der Seele erlangen konnte, den seine „mangelhaften religiösen Grundsätze ihm nicht vergönnten"; so ungefähr drückt sich der Verf. aus. Welches aber die rechten religiösen Grundsätze seien, findet er nicht für gut, oder hält es gar für überflüssig, auszusprechen; es scheinen ihm also wol unbestreitbar die der anglicanischen Kirche. Wir wünschen ihm Glück zu dieser vollkommenen Übereinstimmung seines innern und äußern Glaubensbekenntnisses, können uns aber auf diese kleinlichen theologischen Skrupel nicht einlassen, denen zufolge am Ende Niemand als ein Bekenner der englischen Kirche zum wahren Seelenfrieden gelangen möchte. Das Verdienst des Glaubens ist auf Erden bald zu hoch bald zu niedrig angeschlagen worden; allerdings liegt auch im Glauben ein Verdienst, aber nur insofern, als Der, welcher den Gott im Herzen fühlt, ihn auch in der Welt um sich finden muß — weil der eine nicht ohne den andern da sein könnte —, ihn auch äußerlich anerkennen wird. Dieses Verdienst aber — wenn das Wort auf einen Vorzug angewendet werden mag, der den Adel und höhern Ursprung der menschlichen Natur am deutlichsten erweist — kann jeder Christ, ja jeder gute, wahr denkende und fühlende Mensch besitzen, nicht nur der Bekenner dieser oder jener Confession.

Das Buch ist sehr nachlässig gedruckt, und wir bleiben ungewiß, ob so mancher Fehler diesem Umstand allein, oder dem, für Englisches noch wenig geübten Übersetzer zuzuschreiben ist.

3. Reiseabenteuer und Reisenovellen von G. P. R. James. Aus dem Englischen von W. A. Lindau. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1837. 8. 4 Thlr.

In unsern Tagen, wo, wie ein bedeutendes Wort sagt, Bildung so gemein geworden ist wie Pflastersteine, stoßen wir oft auf Erscheinungen, die wir im gewöhnlichen Sinne geistreich nennen möchten und im höhern doch nicht mehr so nennen können. Es ist dies die nothwendige Folge eines vorgerückten Culturzustandes, der tausend neue Nuancen als Mittelglieder und Übergänge schafft und in seiner Mannichfaltigkeit die Stufen vom Niedrigsten bis zum Höchsten von Jahr zu Jahr vervielfacht. Mehr als je drängte sich uns diese Bemerkung bei dem vorliegenden Buche auf. Der Verf. fingirt eine Liebesgeschichte, welche, da sie unglücklich ausgeht, ihn zwingt, die Heimat zu verlassen. Durch Frankreich reisend, beschreibt er nun Land und Leute und fügt auf jedem Schritte Erzählungen ein, die er aus jener Munde gehört haben will, Erzählungen, die oft nicht mehr als Anekdoten sind. Die Übersetzung ist tadellos, der Styl leicht, fließend, verständig; aber matt, schwach, gewöhnlich. Dieselbe Klage müssen wir über Anschauung und Erfindung führen, wenn hier überall Erfindung ist, denn was uns so scheint, oder vielmehr nicht scheint, ist wol meist nur ein Nacherzähltes; das beweist wenigstens die geringe Kraft, mit der es aufgefaßt ward. Der Verf., ein gebildeter Mann, nöthigt uns oft, seiner Reflexion unsere Zustimmung zu geben, aber er besitzt weder Tiefe, noch Originalität, noch Productionskraft; all diese höhern Gaben menschlicher Natur, die sich leichter empfinden als bezeichnen lassen, fehlen ihm. Am neuesten schienen uns noch seine Betrachtungen über die Wahrscheinlichkeit des Vorhandenseins einer Geisterwelt, als Übergangsglied in der Kette der Wesen; am rührendsten die einfache Geschichte der armen Fleurette, der bekannten ersten Liebe Heinrich IV. 10.

Notiz.

Gerichtshöfe erster Instanz in Frankreich.

Es gibt in Frankreich 361 Tribunale erster Instanz, wo geringere Criminal-, sogenannte correctionnelle Vergehen und Civilsachen in erster Instanz, aber ohne Jury verhandelt werden. Preßvergehen gehörten früher auch vor diese Gerichte. Die Zahl der Richter bei diesen Tribunalen richtet sich nach der Bevölkerung der Stadt, in der sie sich befinden. In Paris sind bei dem Tribunal erster Instanz 34 Richter außer dem Präsidenten und den sechs Vicepräsidenten. In manchen Städten sind jedoch nur vier Richter und ein Präsident. Diese Tribunale sind in verschiedene Sectionen getheilt, und jeder Section ist ein königlicher Procurator beigegeben. Die Geschäfte dieser Gerichtshöfe sind zwischen Civil- und correctionnellen Sachen getheilt. Diese, wie die königlichen Gerichtshöfe (cours royales), sitzen an jedem Tage im Jahre, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage, von 10 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags. Im Sommer sind jedoch sechswöchentliche Ferien. Die Zahl der Richter dieser Tribunale erster Instanz beläuft sich im Ganzen auf 1626. Die Mehrzahl der Präsidenten hat einen Gehalt von 1875 Francs; mit der größern Einwohnerzahl steigt indeß auch der Gehalt, und einige haben 6000 Francs jährlich. Der Präsident dieses Tribunals in Paris hat 16,000 Francs und jeder Richter 6000 Francs jährlichen Gehalt. Von diesen Gerichtshöfen können die Parteien in allen correctionnellen Sachen appelliren. Wenn die Sache in einem Arondissement verhandelt worden ist, so wird an das Tribunal erster Instanz in der Hauptstadt des Departements appellirt; ist sie aber bei einem solchen anhängig gewesen, so appellirt man an den königlichen Gerichtshof; in allen Civilsachen aber an den letztern. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 247. —— 4. September 1837.

Reminiscences of a literary life by *Ths. Frognall Dibdin*. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 246.)

An die „Bibliotheca Spenceriana" reihen sich zunächst die „Aedes Althorpianae" an, eine Beschreibung dieses Landsitzes des Lord Spencer in Nordhamptonshire und der in demselben befindlichen Bilder- und Bücherschätze. Damals befand sich das Ganze der Spencer'schen Bibliothek nämlich noch theils hier, theils in London, jetzt ist Alles in Althorpe vereinigt. Das Werk wurde 1818 nach Herausgabe des „Decameron" unternommen und im Herbst 1819 an Ort und Stelle abgefaßt. Wegen der vielen dazu bestimmten Kupferstiche von den vorzüglichsten damaligen Stechern — theils Portraits und Gemälde aus der Bildersammlung, wozu Uwins und Satchwell die Zeichnungen machten, theils architektonische und andere Ansichten — waren bedeutende Auslagen nöthig, die sich für die Kupferstecher auf beinahe 2000 Pf. St., außer 350 Pf. St. für Papier und Druck, beliefen; eine Summe, welche nicht leicht an die Beschreibung des Sitzes einer einzigen Familie gewendet worden ist. Der Preis der beiden Bände war auf 6 Pf. 6 Sh., und auf großes Papier doppelt so hoch gestellt, und dennoch waren letztere schon bei dem Erscheinen des Prospectus alle bestellt. Die Herausgabe erfolgte 1822, und der Verf. unterläßt nicht, bei dieser Gelegenheit Mrß. Jamieson's Schilderung von Althorpe in ihren „Visits at home and abroad" und des vormaligen Bibliothekars Ocheda daselbst zu gedenken. Der Ankauf der ganzen Bibliothek des Herzogs von Cassano — aus welcher der Lord anfänglich nur ein paar seltene Ausgaben des Juvenal und Horaz gewünscht und vergeblich dafür 3000 Dukaten (etwa 500 Pf. St.) geboten hatte —, der auf einer Reise des Lords nach Italien und Frankreich zu Stande kam, veranlaßte endlich noch 1823 die Herausgabe der „Cassano library" als des siebenten und letzten Bandes der „Bibliotheca Spenceriana" mit dem Register über das Ganze, ohne alle Abbildungen, zu dem Preise von 1 Pf. 1 Sh.

Wir kommen nun zu dem „Decameron", diesem dem Herzoge von Devonshire zugeeigneten, auch bei uns hinlänglich bekannten Buche über alte Handschriftenmalerei, Buchdruckerkunst und Bibliographie in zehn Gesprächen, an dem die der „Bibliomania" ähnliche Einkleidung in eine Art von Roman, welcher den Faden dazu hergibt, das Langweiligste und Überflüssigste ist. Der Verf. scheint dies selbst gefühlt zu haben, will es aber damit entschuldigen, daß die bibliomanische Haupt- und Staatsaction bei Versteigerung des Boccaz von Valdarfer in der Roxburghe'schen Auction auf Alles um sich her einen decameronisirenden Einfluß geübt habe. Dazu boten sich die dramatis personae aus der damals schon selten gewordenen „Bibliomania" dar, und reichliche Collectaneen über typographische Curiositäten, Buchdruckerzeichen, Holzschnitte und id genus omne, sowie über die Miniaturen im britischen Museum und andern Sammlungen, die er gern in einem ebenso eigenthümlichen als prächtigen Bilderbuche an den Mann bringen wollte. Die erste Ankündigung desselben geschah 1815; damals war es nur auf zwei Bände berechnet, doch wurde schon ausgesprochen, daß es nie wiederaufgelegt werden solle. Die Erweiterung auf drei Bände hatte keine Erhöhung des auf 7 Pf. 17 Sh. 6 P. und 15 Pf. 15 Sh. auf großem Papier gestellten Preises zur Folge, nur für die am Tage der Herausgabe noch unbestellten Exemplare wurde er auf 9 Pf. 9 Sh. gesetzt. Die Ausgaben für Kupferstiche und Holzschnitte beliefen sich allein auf 2000 Pf. St., wozu noch 1033 Pf. St. für Papier und 1248 Pf. St. für den Druck kamen. Die Ausführung war wegen des untermischten Rothdrucks und der vielen Holzschnitte zwischen dem Text mit außerordentlichen Schwierigkeiten und Kosten verbunden. Ja, unter dem Holzschnitte vom Höllenrachen (I, 218) brach einmal die Presse entzwei. Nur ein Bulmer, der Jenson seiner Zeit, konnte dergleichen zu Stande bringen, und dennoch erschienen alle drei Bände auf einmal 1817. Die Aufnahme und der Absatz bei dem Publicum und den Buchhändlern überstieg alle Erwartungen. Es war die goldene Zeit der Bibliomanie. Obgleich die reviews abermals schweigsam blieben, so fand der Verf. Entschädigung dafür in den Lobeserhebungen, womit er aus dem In- und Auslande überschüttet wurde. Von letztern führt er die von Brunet in Paris und Bartsch in Wien an, „selbst der cynische Ebert ließ ein Knurren, welches wie Bewunderung klang, vernehmen". Bei einem Essen, wozu der Verf. einige Freunde und Gönner eingeladen, um zugleich ihre von Ch. Lewis trefflich gebundenen Exemplare in Empfang zu nehmen, wurde jedem eine Wanne mit den besten Holzstöcken, die zum „Decameron" gedient

hatten, zur Auswahl dargeboten. Einige ließen sich daraus Tabacksdosen machen, Andere brachten sie unter Rahmen und Glas, oder machten sie zum Untersatz für Trinkgefäße. Noch größer aber war das Erstaunen der Gäste, als eine andere Wanne mit den übrigen Holzformen gebracht und Jeder gebeten wurde, das Kaminfeuer damit unterhalten zu helfen, wobei der Wirth mit der Platte zum Lucifer (1, 219) voranging. So wurde eine zweite und dritte Ladung verbrannt, und ein aufgehäufter Tisch voll, der nach dem Essen noch übrig war, erlitt aller Verwendungen ungeachtet dasselbe Schicksal. Dies Autodafé, worauf sich der Verf. viel zu gute thut und welches er den elften Tag des „Decameron" nennt, verbürgte allerdings das Versprechen, das Buch nicht wiederaufzulegen, und machte es um so preiswürdiger, indem es jede bessere oder wohlfeilere andere Benutzung der Platten vereitelte, war aber im Grunde nichts Anderes als ein klägliches Opfer, welches dem neidischen Götzen der Raritätensucht und der Eitelkeit des Autors gebracht wurde. Obgleich er für Illustration schon hinlänglich selbst gesorgt hatte, so ging die Leidenschaft der illustrated copies doch noch weiter. Eine solche befindet sich zu Althorpe, auf die Lord Spencer an 150 Guineen gewendet hat; und noch reicher ist die des G. H. Freeling, in der jeder Tag einen Band, zusammen mit 1530 zusätzlichen Abbildungen füllt, zwei Supplementbände mit Originalbriefen, Handzeichnungen von Bücherverzierungen u. s. w., und einen noch nicht geschlossenen Folioband mit größern Portraits, Titelkupfern u. s. w. ungerechnet.

Der „Bibliographical, antiquarian and picturesque tour" war die Frucht seiner 1819 angestellten neunmonatlichen Reise nach Frankreich und Deutschland, deren Ausbeute in Bezug auf Bücherseltenheiten noch ergiebiger gewesen sein würde, hätte er sie einige Jahre früher antreten können. In diesem Werke war der Luxus der typographischen Ausstattung aufs Höchste getrieben; die Kosten für Zeichner und Stecher beliefen sich auf 4740 Pf. St., die übrigen auf 3000 Pf. St. Der geschickte Zeichner G. Lewis begleitete den Verf. auf Kosten desselben; es war ein Bruder des berühmten Buchbinders Ch. Lewis in London, von dem, wie jener sich rühmt, an 750 Exemplare des „Decameron" und des Reisewerks gebunden sind. Ein anderer Bruder, F. C. Lewis, ist ein ebenso vorzüglich Kupferstecher, und sein Sohn, J. F. Lewis, soeben durch die „Sketches from Spain" als vortrefflicher Zeichner und Maler bekannt geworden. Vielleicht war Dibdin der Erste, der 100 Guineen für eine Großoctavplatte, wie der Stich der Kathedrale zu Rouen von H. le Keux, gab. Der Preis aller drei Bände war für die Subscribenten 9 Pf. 9 Sh. und 16 Pf. 16 Sh. auf großem Papier, für die Buchhändler von 6 Pf. 16 Sh. 6 P. bis 7 Pf. 17 Sh. 6 P. Das Werk wurde dem Roxburgheclub dedicirt; die Auflage war 1000 Exemplare stark, einschließlich 100 auf großes Papier. Trotz der Begier, mit der es aufgenommen wurde, will der Verf. 120 Pf. St. dabei zugesetzt haben, die Reisekosten von etwa 300 Pf. St. ungerechnet. Ein um eine halbe Guinee höherer Preis, für den es nicht zu theuer gewesen wäre, würde ihm einen bedeutenden Gewinn abgeworfen haben. An 900 Pf. St. hatte er in Paris, Augsburg, München und Wien für Bücherankäufe, hauptsächlich in Lord Spencer's Auftrag, ausgegeben, und in Stuttgart gelang es ihm, diesem zwei der ersten und seltensten Ausgaben des Virgil von 1471, nach denen er lange getrachtet hatte, aus der dortigen öffentlichen Bibliothek zu verschaffen. Von den auf der Reise in Deutschland erworbenen Bekanntschaften wird nur Bartsch's in Wien gedacht, bei dem Dibdin damals eine ziemliche Aversion gegen englische Reisende zu besiegen hatte, und ein Brief von ihm abgedruckt, in welchem er ein ihm zugedachtes Präsentexemplar des „Bibliogr. tour" ablehnt, weil eine 20 Dukaten werthe Zeichnung für Dibdin unterwegs, aber ohne seine Schuld, verloren gegangen war, weshalb er nur einige Abdrücke seines Portraits annimmt, welches dieser zu seinem Werke hatte stechen lassen. Eine prächtig gedruckte französische Übersetzung des Theils der Reise, welcher Frankreich betrifft, von Licquet und Crapelet, erschien in Paris in vier Bänden mit Wiederholung der Holzschnitte und mit beißenden und berichtigenden Anmerkungen, in denen sich die Übersetzer über die Mikrologie lustig machen, mit der der Verf. seinen Lesern selten verschweigt, was für Wetter gewesen und wie er geschlafen habe. In dieser Beziehung bemerkt er, er habe wirklich auf der ganzen Reise, besonders jedes Mal nach Besichtigung einer Bibliothek, schlaflose Nächte gehabt und sei von einem Bücherfieber gequält worden, dessen Hauptphantasie die war, in irgend einem Kloster ein Exemplar von Dugdale's „Monasticum anglicanum", den dritten Theil nicht ausgenommen, auf großem Papier zu finden. Risum teneatis amici! Vorher schon hatte Licquet den neunten Brief des ersten, Crapelet den dreißigsten Brief des zweiten Bandes mit Ausfällen gegen Dibdin einzeln übersetzt und in wenigen Exemplaren drucken lassen. Dem Letztern setzte er eine Broschüre unter dem Titel: „Roland", entgegen, von der nur 36 Exemplare abgezogen wurden und die sich so selten gemacht hat, daß sie auf einer Auction mit 2 Pf. 12 Sh. 6 P. bezahlt worden ist. Auch hat er ihre Anmerkungen in einer zweiten wohlfeilern Ausgabe seines „Bibliogr. tour", die er 1829 in Kleinoctav mit den ihr eigenthümlichen Bildnissen des Abbé de la Rue und des Grafen de Brienne, einigen Ansichten und Holzschnitten herausgab, beantwortet. Mit der englischen Kritik, die er fahrlässig und jesuitisch nennt, ist er auch wegen des „Bibliogr. tour" bis auf einen Artikel über die zweite Ausgabe in „Blackwood's magazine" unzufrieden und sogar darüber empfindlich, daß sie D. Turner's gleichzeitig erschienenen „Tour in Normandy" günstiger behandelt hat. Wer möchte indeß nicht mit Ebert darin übereinstimmen, daß sich sein weitläufiges Werk ohne wesentlichen Verlust in einen einzigen mäßigen Band hätte zusammendrängen lassen, und daß er darin weder im Allgemeinen einen Beruf als Reisebeschreiber, noch in Bezug auf die im Titel bezeichneten Gesichtspunkte eine besondere Gabe der Auffassung, Beobachtung oder treffenden Auswahl zu erkennen gegeben hat. Ein illustrirtes Exemplar der ersten Ausgabe, nach und nach durch andere

Besitzer vermehrt, ist zuletzt mit 178 Pf. St. bezahlt worden. Um 1825 erhielt Dibdin manche Veranlassung, eine ähnliche Reise durch England zu unternehmen und herauszugeben, und einige londoner Buchhändler waren sogar bereit 250 Pf. St. für Reisekosten auszusetzen; aber Wolken am politischen wie am Privathorizonte hinderten darauf einzugehen.

An der Wochenschrift „The museum", welche P. Bailey und nach ihm Andere von 1822—25 herausgaben, war er Mitarbeiter. Im J. 1824 gab er in einem Octavband von gewöhnlichem Druck ohne Kupfer „The library companion" heraus, ein Buch, wegen dessen wir auf Ebert's Anzeige in d. Bl. (1824, S. 264) verweisen. Die erste Ausgabe von 2000 Exemplaren war in sechs Monaten vergriffen, die zweite von 1825 wurde nur in halb so viel Exemplaren gedruckt. Er selbst hält es, seinen frühern, prächtigen bibliographischen Werken gegenüber, die er mit dem Caviar als Leckerbissen vergleicht, für nützlicher, den Fähigkeiten und dem Geschmack der Mehrzahl von Lesern entsprechender, und zugleich für das, welches am sorgfältigsten ausgearbeitet ist. Dies war für die reviewers eine leichtere Speise, daher sie auch Alle darüber herfielen, am umbarmherzigsten das „Westminster review" und des „Quarterly review", lobender das „British review". Eine 1829 angekündigte Geschichte der Universität Oxford, die auf drei Foliobände mit vielen Kupfern, zu einem Subscriptionspreise von mehr als 7 Pf. St. für jeden berechnet war, kam aus Mangel an Unterstützung, besonders von daher, wo sie am meisten erwartet werden mußte, nicht zu Stande. Vielleicht war man Dibdin's Breite und Vielschreiberei bei geringerer Tiefe etwas müde geworden; aber die Zeiten hatten sich inzwischen auch sehr geändert. Das Hochwasser der Bücherliebhaberei war in Ebbe und Trockenheit übergegangen, und Reformbill und Cholera brachten endlich darin einen gänzlichen Stillstand hervor. Auf den Trümmern untergegangener Größe sang er nun wie Jeremias ein Klagelied, indem er 1832 in der „Bibliophobia" unter dem Namen Mercurius rusticus eine Schilderung des gesunkenen Zustandes des Sammlereifers und Bücherverkehrs in Vergleichung mit dem frühern schrieb, wobei er von dem unerwarteten Resultate der Versteigerung der Walter Scott'schen Autographa von 13 seiner Romane ausging, wofür die Erben ein Gebot von 1000 Pf. St. ausgeschlagen und das Doppelte begehrt hatten, die aber unter dem Hammer von Evans in London nur 317 Pf. 18 Sh. brachten; und dennoch gab es einen standhaften Liebhaber, der auch dieses Schriftchen mit 430 Abbildungen in Probe- und andern Drucken oder Zeichnungen, meist Bildnissen, illustrirte! Hiermit schließt sich, bis auf die vorliegenden „Reminiscences" die schriftstellerische Thätigkeit der Verf. in diesem Felde.

(Der Beschluß folgt.)

Allgemeine Theaterrevue. Herausgegeben von August Lewald. Zweiter Jahrgang. Stuttgart, Cotta. 1837. Gr. 8. 2 Thlr.

Dieser zweite Jahrgang eines Unternehmens, dessen Anfang zu manchen begründeten Ausstellungen Anlaß gab, ist durch Umsicht, Inhalt und Gehalt ungleich besser als der erste und läßt wünschen, daß Lewald's „Theaterrevue" einen dauernden Fortgang habe. Die zu vielen Auswüchse und extravaganten Doctrinen, die der Herausgeber, um dem Augenblicke zu huldigen, im ersten Theile aufgenommen, sind diesmal ganz fortgeblieben, ebenso eine überflüssige oder widerwärtige Polemik. Die Mehrzahl der Aufsätze ist historischen Inhalts. So scheint sich denn durch die That ausgesprochen zu haben, daß, auf dem deutschen Theater wenigstens, die Jugend nicht in der Gegenwart zu suchen sei, sondern daß wir zurückgehen müssen, auf eine Zeit, die nicht mehr ist. Es bleibt dem Redacteur unbenommen, wenn der Phönix sich zeigt, auf ihn aufmerksam zu machen, und wir wünschen ihm, daß seine „Theaterrevue" bis dahin dauere. Bis er dahin kommt, wird er inzwischen reichen Stoff in der Vergangenheit finden und auf seine bekannte geistreiche Weise auch aus der Gegenwart Tableaux aufstellen, die aus der grauen Monotonie der Mittelmäßigkeit heraustreten.

Einleitet den vorliegenden Jahrgang ein Aufsatz über die hamburger Oper von 1678—1728. Der Verfasser Dr. Alfons Peucer hat in der weimarischen Bibliothek reiche Quellen über den Gegenstand gefunden, und beweist uns, daß der Satz, Deutschland besitze keine Nationaloper, ungegründet ist. Der fleißigen und gelehrten Arbeit fehlt es nicht an curiosen Notizen. Zum Exempel: die hamburger Prediger eiferten schon im 17. Jahrhundert gegen die Unsittlichkeit des Opernwesens. Da es aber auch Vertheidiger desselben gab, so ward ein interessanter literarischer Krieg darüber geführt. Ein Cantor Fuhrmann schrieb einen famösen Tractat: „Die an der Kirchen Gottes gebaute Satanskapelle." Ein Pastor Reiser bezeichnete in seiner „Theatromania, oder die Werke der Finsterniß" die Opernspiele als heidnische Greuel und suchte dies durch eine Menge Citate aus den Werken der ältesten Kirchenväter ernstlich zu beweisen. Dagegen publicirte zur Vertheidigung derselben Christoph Rauch seine „Theatrophania". Er bewies, daß die Opern mit ihren meist heidnischen Fabeln auf der Bühne zum Schimpf der Götter, mithin zur Ehre Gottes gereichten! Der Streit endete auf die allersonderbarste Weise. Es wurden nämlich zur Schlichtung desselben die theologischen und juristischen Facultäten zu Wittenberg und Rostock um responsa pro legitimatione der hamburger Opern angegangen. Die gelehrten Facultäten verwiesen hierauf drei derselben, wegen Verletzung der guten Sitten und des Anstandes von der Bühne, sprachen sich aber übrigens billigend über das Opernwesen im Allgemeinen aus. Auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar befinden sich in 7 Quartbänden die Textbücher von nicht weniger als 224 neuen deutschen Opern, welche in dem angegebenen Zeitraume in Hamburg zur Aufführung gekommen sind.

Diesem Aufsatz folgen: „Rahel's Theaterurtheile", mitgetheilt von K. A. Varnhagen v. Ense. Daß Rahel's Urtheilskraft auch über die Theaterwelt sich erstreckte, ist bekannt; weniger aber, was sie einst gegen einen Bekannten des Referenten äußerte: daß ihr die schlechteste Bühnendarstellung angenehmer und lehrreicher sei als die geistreichste Gesellschaft! Solche Besucherinnen fehlen heute dem Theater. Daher werden seine Dienstbeflissenen mit Vergnügen diese rhapsodischen Ergüsse eines sehr ernsthaften Theaterenthusiasmus durchlesen; Mancher freilich nicht vergnügt über das Urtheil, das noch aus einem Grabe ihm zuschallt. Aber auch Verzückungen kommen vor, die Viele nicht begreifen werden, wie z. B. der Vergleich zwischen der Tänzerin Elsler und der Taglioni; doch leicht erklärlich, da der europäische Ruf der Erstern auf Assignation von Gentz durch Rahel's Freunde zuerst in Berlin gemacht wurde. Man redet sich, auch wenn man eine Rahel ist, leicht in eine Stimmung hinein, welche man selbst gemacht hat.

Der dritte Aufsatz: „Theaterwesen in England", die zweite Abtheilung des in dem vorigen Jahrgang der „Theaterrevue" von Woldemar Seyffarth gelieferten, führt die Geschichte des englischen Theaters bis 1737 fort, wo unter Robert Walpole's Re-

gierung die playhouse bill durchgesetzt wurde, der zufolge die für einen constitutionnellen Staat so überaus strenge und einseitige Vetocensur des Lordkammerherrn des Königs eingeführt wurde; eine Censur, die noch heute besteht und nicht dazu gedient hat, das englische Theater zu heben. Der Aufsatz, mit vieler Sachkenntniß und in lebendigem Styl geschrieben, kommt jetzt sehr zur Zeit, wo durch Graf Baudissin's Übersetzung mehrer unbekannten Stücke aus dem altenglischen Theater aufs Neue die Aufmerksamkeit auf die altenglische Bühne gerichtet ist. An interessanten Anekdoten fehlt es nicht, und Jeder wird mit Vergnügen die köstliche Scene lesen, wie durch ein Bataillon mit aufgepflanzten Bayonnetten die französischen Schauspieler beim erzürnten englischen Publicum, das sie nicht mochte, eingeführt werden sollten.

Der wichtigste Aufsatz ist überschrieben: „Das Theater in Frankreich in den letzten sechs Monaten des Theaterjahres." Ein Sendschreiben an den Herausgeber von Jules Janin. Ein französischer Lieblingsschriftsteller, der es sich als Ehre rechnet, für ein deutsches Journal zu schreiben, ist an und für sich schon ein bedeutendes Moment der Zeit. Janin wird nicht deutsch gelernt haben, um diesen Aufsatz für Lewald's „Theaterrevue" zu schreiben; aber von Janin's Feder ist er und nicht das Schlechteste, was Janin schrieb. Wie schnell der Progreß der Ideen in Frankreich ist! Noch kauen unsere jungen Talente an der Bewunderung für die neuromantische Dramatik den Franzosen. Wie sauer es ihnen auch wird, sie haben A gesagt, sie glauben auch B sagen zu müssen. Wenn —, und obgleich —, heißt es, so ist es doch ein Funken oder ein ungezügelter Feuerstrom, der zur echten lebendigen Poesie der Zukunft führt. Da lest, wie ein Franzos, der zur Schule gehört, urtheilt. In Paris ist man schon zum C, D und F gekommen. Wir fühlten wol die tiefe Unwahrheit, die uns die Victor Hugo und Alexander Dumas als Quintessenz ihrer menschlich wahren Auffassung der Geschichte im Drama gaben; Keiner aber hat es so mit Ambosschlägen des vernichtenden Witzes ausgesprochen als hier Jules Janin. Hätte Lewald's „Theaterrevue" keinen andern Werth, als diesen Aufsatz veranlaßt zu haben, ihr gebührte schon ein Ehrenplatz in der periodischen Literatur. Lest, ihr gutmüthigen, ehrerbietig den fremden Götzen anstaunenden Deutschen, wie Einer von Denen, die ihn mit machten, mit ein paar Keulenschlägen ihn in sein Nichts niederdonnert. Flammen des ewigen Feuers glaubt Ihr zu fühlen, und er beweist Euch, daß es nichts als angezündetes Stroh war. Welche tiefe Blicke in das Unwesen bei sprühendem Witze: „Victor Hugo liebt das Paradoxe; er gefällt sich in der Rehabilitation aller Häßlichkeiten, der physischen wie der moralischen, Triboulet und Marion Delorme, Quasimodo und die Thisbe" u. s. w. Mit demselben Vergnügen, wie ich Jules Janin die gemishandelten historischen Charaktere gegen die Dichter vertheidigen sehe, lese ich seine Vindication des Rufes lebendiger Dichter, die mir schon todtgeschlagen schienen, wenn ich den Blättern der gewöhnlichen Stimmführer Glauben schenken durfte. So sagt er von Casimir Delavigne: „Er war lange der Held der Kritik in Frankreich; allein seit zehn Jahren vernachlässigt und verachtet ihn diese Kritik, ohne daß es mir scheint, als habe er etwas an seiner Popularität verloren. Er war früher als alle Genies erschienen, die jetzt seine Sonne verdunkelt haben; er aber ließ sie Einen nach dem Andern vorübergehen, und nachdem sie all ihren Lärm gemacht, all ihren Staub erhoben hatten, da setzte er seinen Weg fort, mit demselben leichten, gemüthlichen, ehrbaren und schlichten Schritt, und bei dem Geräusch der Fanfaren, die seine auf halbem Weg gebliebenen Nebenbuhler ertönen ließen, gelangte er weit vor ihnen zu seinem Ziel." Zu streng scheint Janin gegen Scribe's gefälliges Talent seine Geißel zu führen. Der Aufsatz ist, Idee und Ausführung zusammengenommen, ein Meisterstück. Und doch ein Etwas, was noch stört. Derselbe Janin, der so scharf die Verkehrtheiten der Zeit richtig geißelt, sollte er nicht auch gegen sich selbst einmal die Geißel leise schwingen? Ich meine gegen diesen desultorischen Styl, der Paris und die junge Welt einmal in demselben Maße entzückte wie die Dramen ihrer Romantiker, der nun aber auch schon gleich diesen abgeblüht ist. Ein Blütenspiel im Winde ist lustig anzuschauen; aber wenn die Wurzeln verfault sind, welken auch die Blüten.

Die „Künstlerportraits" von Lewald, die „Bigarruren" und andere Beigaben empfehlen wir den Lesern. Manches treffende Urtheil, manches auch, was nur pikant sein will. Auch im Deutschen kommt die Zeit, wo man des Blitzstyls, den Heine zuerst einführte, satt werden wird. Man wird aber um deshalb noch nicht zum Kanzleistyl zurückkehren.

Noch enthält die „Theaterrevue" das gekrönte Preisstück. Bekanntlich hatte die Cotta'sche Handlung einen Preis für das beste eingehende Lustspiel ausgesetzt. Traurig klingt, was uns Hr. Lewald über die Einsendungen berichtet. Über 60 Stücke liefen ein, aber im Ganzen war „keinerlei Fortschritt des deutschen Lustspiels" wahrzunehmen. Es ward sogar bald klar, daß hier von großen Kunstansprüchen überall nicht die Rede sein konnte, sondern nur von einem darstellbaren Drama, das bei der Aufführung gefiele. Einige Einsender hatten so wenig die Aufgabe verstanden, daß sie Trauerspiele, Dramas mit Chören, Übersetzungen aus dem Italienischen, Umarbeitungen alter deutscher Lustspiele u. s. w. sandten. Alexandriner gab es, und mit Recht sagt der Herausgeber: „Verse sind ein Luxus, und wer sich dessen bedient, muß ein reicher Mann sein. Der Armuth stehen solche Bestrebungen unleidlich." Andere hatten großen Fleiß auf die Form verwendet und dabei das Drama außer Acht gelassen; Andere glaubten mit kleinen Ungeheuern den Sieg zu erringen; noch Andere hatten industrielle Fragen der Gegenwart, Eisenbahnen und Runkelrüben, zum Gegenstande. Da mußte denn unter acht erträglichen Stücken das beste gewählt werden: „Die Vormundschaft" von W. A. Gerle und Uffo Horn. Daß diesem der Preis zufiel, wundert uns nicht, wenn wir den Zustand des deutschen Lustspiels und die Sphären, die ihm noch frei stehen, betrachten. Traurig, daß es ist, aber es ist so. 34.

Notizen.

Der Hanf der Neuseeländer.

Das in Neuseeland an Waldbächen und in Thalschluchten wachsende Phormium tenax, das in seinem Wuchs einige Aehnlichkeit mit unserer Schwertlilie hat, dient den dortigen Eingeborenen anstatt des Hanfes. Sie fertigen daraus treffliche Gewebe, welche schon in früherer Zeit die Aufmerksamkeit der landenden Europäer erregten. Im J. 1827 stellte man auch in England mit dieser Pflanze Versuche an; allein diese Versuche zeigten nicht den gewünschten Erfolg, da man das aus diesem Gewächs auströpfelnde Gummiharz nicht ablösen und sie dergestalt für den Webstuhl vorbereiten konnte. Ganz kürzlich nun hat ein französischer Fabrikant, Liénard, diese Versuche wiederaufgenommen und vervollständigt und eine eigne Spinnerei zu diesem Behufe in Pont-Rémy errichtet. Bereits sind nun mehre hier gewebte Zeuche aus diesem Material ausgestellt worden, die an Schönheit des Gewebes dem Leinen nichts nachgeben, es aber an Solidität und Leichtigkeit noch übertreffen. Eine vorzügliche Eigenschaft dieser Gewebe ist, daß sie gegen die Feuchtigkeit durchaus nicht empfindlich sind und monatelang im Wasser liegen bleiben können, ohne Schaden zu leiden. In der Fabrik zu Pont-Rémy sind jetzt bereits 1500 Arbeiter beschäftigt, deren Zahl sich ohne Zweifel in Kurzem noch vermehren wird.

In Holland ist aus einer Tiefe von 10 Fuß eine fossile Eiche ausgegraben worden, deren Holz steinhart und von glänzend schwarzer Farbe ist. Der Stamm dieses fossilen Baumes hat eine Dicke von 12 Fuß. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 248. — 5. September 1837.

Reminiscences of a literary life by *Ths. Frognall Dibdin.* Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 247.)

Von seinen Pastoralschriften und Predigten hatte die „Sunday library" (1832, 6 Bde.), eine Auswahl von geistlichen Betrachtungen über Gegenstände der Religionslehre und des Lebens von den vorzüglichsten englischen Kanzelrednern, den meisten Erfolg, wovon, troß der Concurrenz mit der gleichzeitigen „Theological library", 4250 Exemplare verkauft wurden, jedoch gleichfalls nicht ohne große Unkosten, die sich für Ankündigungen in 18 Monaten allein auf 400 Pf. St. beliefen, 200 Freiexemplare ungerechnet, die an die Herausgeber von Zeitungen und kritischen Journalen vertheilt werden mußten. Das andere theologische Werk Dibdin's besteht hauptsächlich in drei Sammlungen eigner Kanzelvorträge, und deshalb rühmt er sich, auch nicht unthätig gewesen zu sein, um durch Arbeiten im Weinberge des Herrn den Manna, der nicht mehr vom Himmel fällt, zu ersetzen.

Von den Nachrichten über namhafte Männer, mit denen er Umgang gepflogen, heben wir nur Folgendes über einige derselben, die uns am nächsten liegen, heraus. Seine Bekanntschaft mit Dr. Jenner bald nach 1800 und der Streit über die Kuhpockenimpfung brachte ihn in die Versuchung, ein Gedicht: „Vaccinia", zu schreiben, worin wieder die Noten die Hauptsache waren, was aber verloren gegangen ist. Der Diamantring der Kaiserin Katharina reichte in Bezug auf Werth (etwa 1500 Pf. St.) nicht an die Belohung von 10,000 Pf. St., die Jenner aus dem englischen Schatze erhielt, wurde ihm aber als erstes Anerkenntniß seiner Verdienste um die Menschheit schätzbarer. Niemand war von kindlicherm Gemüthe und wärmerm Herzen als er. Wenn er sich durch seine unermeßliche Correspondenz und seine ärztlichen Geschäfte hindurchgearbeitet hatte, brachte er auf dem Lande den Rest des Tages damit zu, im Garten auf seiner Flöte sich einfache Lieblingsmelodien zu blasen, oder im Umherschlendern seinen Gedanken nachzuhängen und den Flug der Eulen und Fledermäuse zu verfolgen. Seine Leidenschaft für Ornithologie schrieb sich von Adlern her, die sein großer Lehrer J. Hunter sich hielt, um Beobachtungen daran anzustellen. Eine Abhandlung über die Naturgeschichte des Kuckucks in den „Philosophical transactions", 1788, war das Erste, wodurch er sich bekannt machte. Die Pustel der echten Kuhpocke pflegte er mit der Hälfte einer Perle, die auf einem Rosenblatte sitzt, zu vergleichen. Auch liebte er Verse zu machen, und es sind von ihm hübsche kleine Gedichte, Oden und Balladen da.

Fr. Douce, ein vorzüglicher Kunstkenner und Alterthumsforscher, bekannt durch seine gediegenen Abhandlungen in der „Archaeologia Brit.", seine „Illustrations of Shakspeare" und seine Untersuchungen über die Todtentänze, wurde bald nach 1824 Dibdin's Nachbar. Er war eine Zeit lang Vorsteher über die Handschriften beim britischen Museum, gab aber diese Stelle auf, weil er sich Niemanden unterordnen konnte. Überhaupt war er schneidend und wenig zugänglich und ging zu sehr darauf aus, immer eine eigne Meinung zu haben und keiner andern nachzugeben. Eine Erbschaft von 50,000 Pf. St. von dem bekannten Bildhauer Nolleken hatte ihn in den letzten 12 Jahren zum reichen Manne, aber darum nicht eben glücklicher gemacht. Seine kostbare Bibliothek vermachte er der Bodlejana, sein ausgesuchtes Kunst- und Alterthumscabinet dem S. R. Meyrick zu Goodrich-Court in Monmouthshire. Sein Testament war der letzte Beweis seiner Sonderbarkeit („Gentleman's magazine", 1834, August, mit einem Memoire von W. W. Singer). Er hatte darin, mit Zurücksetzung seiner Verwandten, einige Freunde bedacht, darunter auch Dibdin mit einem Legate von 500 Pf. St., und es enthielt die Bestimmung, daß seine hinterlassenen Papiere nicht vor dem J. 1900 geöffnet und sein Kopf von dem Leibe getrennt, oder das Herz herausgenommen werden sollte, um das Wiederlebendigwerden zu verhüten. Ein nach Mr. Turner's Zeichnung gestochenes Bildniß von ihm ist S. 312 beigefügt.

W. Young Ottley, der Verfasser eines schätzbaren Werkes über die Entstehung der Kupferstecher- und Holzschneidekunst und Herausgeber trefflicher Facsimiles von altitalienischen Handzeichnungen und merkwürdigen alten Niellos und Kupferstichen, war mit Dibdin gleichfalls befreundet und durch Nähe des Wohnsitzes und verwandte Untersuchungen in vielfacher Berührung. Nur sein Kosterfieber, wie es dieser nennt, nämlich seine nicht ohne Grund, doch nicht mit hinlänglicher Klarheit aus einer sorgfältigen Beschäftigung mit den xylographischen Büchern entstandene Vorliebe für die harlemer Ansprüche auf die Erfindung der

Buchdruckerkunst, theilte unser Verf. nicht. Ottley beabsichtigte, wie hier gesagt wird, die Richtigkeit dieser Ansprüche, wenigstens in Bezug auf Schulbücher, durch ein eignes Werk in Quart mit einer Menge von Abbildungen ins Licht zu setzen, worüber ihn leider 1836 nach Erscheinung des Dibdin'schen Buchs der Tod ereilt hat, und wie wir hören, ist wenig Hoffnung da, dasselbe als opus posthumum erscheinen zu sehen, obgleich der Druck vor seinem Tode beinahe vollendet war. Er besaß eine kostbare Sammlung von Kupferstichen, Zeichnungen und Malereien, besonders altitalienischen a tempera gemalten, welche letztere, nach den neuesten Nachrichten, durch Versteigerung zerstreut worden sind, so eindringlich auch Dibdin hier den Wunsch ihrer dereinstigen Erwerbung für das Nationalmuseum in London ausgesprochen hat. Er war Vorsteher beim britischen Museum für die Gemälde und Kupferstiche und hatte früher selbst in der Kunst nicht unglückliche Versuche gemacht. Leider ist der Verf. von dem ursprünglichen Plane abgegangen, ein eignes Capitel seiner „Reminiscences" den schönen Künsten ausschließlich zu widmen; doch fehlt es nicht an manchen interessanten Einzelnheiten über englische Künstler, als T. Lawrence, Wilkie, den durch die Shakspearegalerie bekannten Northcote, den phantastischen und ausschweifenden Blake und Andere.

Das letzte Capitel des Buchs ist einzelnen Privatbibliotheken in England gewidmet. Fr. Freeling in London besitzt auserlesene Gemälde englischer Maler und eine besonders an altenglischen Drucken reiche Bibliothek. Von der Abtheilung der altenglischen Dichtkunst ist ein kostbarer handschriftlicher Katalog mit Facsimiles von Holzschnitten da, ebenso von der Zauberei und Dämonologie. Von den Privatbibliotheken in London überhaupt sind die ausgezeichnetsten die von Th. Grenville, 20,000 Bände stark, die des Lords Vernon aus alten und neuen Classikern bestehend, worunter der Dante von 1481 mit 21 Kupferstichen, und die des Herzogs von Sussex. Letztere besteht aus mehr als 40,000 Bänden von der Größe eines 1' Zoll hohen „Agnus dei" bis zu der von ein paar ungeheuren, 1422 zu Löwen verfertigten Choralbüchern, darunter viele Handschriften und Missalien mit Miniaturen. Das Fach der Theologie, der Bibeln und Kirchenväter hat seines Gleichen nicht; in Pettigrew's prächtigem Katalog von 1827 füllt es den zweiten Band, den ersten die Manuscripte. Die Bibliothekräume sind der Versammlungsort der Abendgesellschaften, welche der Herzog als Präsident der Royal society am Sonnabend zu empfangen pflegt. Miß Currer in Eshton-Hall bei Skipton in Yorkshire ist die erste aller weiblichen Büchersammler in Europa, eine zweite Christine von Schweden. Ein Katalog ihrer Bibliothek von 15,000 Bänden ist in London 1833 in 8. gedruckt und, obgleich der Druck über 600 Pf. St. gekostet hat, nicht in den Handel gebracht, sondern an die vorzüglichsten Bücherliebhaber und Sammler im Königreich gratis vertheilt, auch unserm Verf. es vergönnt worden, Abdrücke von den dazu gestochenen Ansichten der beiden Säle, in denen die Bücher aufgestellt sind, seinem Buche beizufügen. Von den Seltenheiten in der, an Aldinen alle andern übertreffenden Bibliothek des Dr. Sam. Butler, Archidiakonus von Derby und Vorsteher der öffentlichen Schule zu Shrewsbury, von der eine Ansicht dem Text eingedruckt ist, erkannte Recensent die wichtigen Donatfragmente mit Gutenberg'scher, Koster'scher und Pfister'scher Type, das Fragment eines xylographischen Donat von Konrad Dinkmut in Ulm, sowie das xylographische Confessionale sofort als dieselben Stücke wieder, welche er 1833 durch die Güte ihres frühern Besitzers, des Dr. Kloß in Frankfurt a. M., in dessen Bibliothek hatte kennen lernen. Daß sie von daher sind, hätte Dibdin wissen und nicht unerwähnt lassen sollen, so gut er es von einem andern Buche sagt, welches er dort gefunden. Das Confessionale, von dem kein zweites Exemplar bekannt ist, besaß früher Baron Stengel in Bamberg, und das ebenso einzige Dinkmut'sche Donatfragment will Dibdin wegen seines spätern Alters, um 1480, nicht als xylographisch anerkennen, wovon doch das von ihm selbst gegebene Facsimile jeden Kenner überzeugen wird; also ein neuer Beweis, daß Ebert nicht Unrecht hatte, wenn er ihm in Bezug auf die Geschichte der ältern Buchdruckerkunst Mangel an typographischem Scharfblick oder Verirrung aus vorgefaßten Meinungen Schuld gab. Die Kloß'sche Bibliothek war von den immer seltener werdenden großen Privatbibliotheken in Deutschland eine der reichsten und köstlichsten, insbesondere auch an xylographischen und typographischen Druckseltenheiten des 15. und 16. Jahrhunderts, und ein großer Theil der Bücher einst in Melanchthon's Besitz gewesen und von ihm mit Anmerkungen versehen, wie Koberger's lateinische Bibel von 1477, die für 39 Pf. St. verkauft wurde. Die Gleichgültigkeit, mit der unsere Regierungen und öffentlichen Bibliotheken, die außer wenigen nicht eben reich an Schätzen solcher Art sind, auch diese Sammlung nach England haben wandern sehen, ist nicht genug zu beklagen, zumal da sie unter billigen Bedingungen Deutschland erhalten werden konnte. Ihrer Versteigerung in London ging 1835 ein ausführlicher Katalog mit Facsimiles von Sotheby d. J. voran. Für den dieser nach Dibdin's Meinung, außer seiner baaren Bezahlung, noch die schönste goldene frankfurter Dose als besondere Dankbarkeitsbezeigung von Seiten des Dr. Kloß verdient hätte. Dibdin vergißt aber, daß jener sich meist nur mit fremden Federn geschmückt und die von diesem gelehrten Bibliographen gelieferten Materialien verarbeitet hat, daher Letzterer seinerseits wol eher auf ein solches Don gratuit Anspruch machen könnte, zumal er, so viel wir wissen, an der Speculation der Verauctionirung seiner Bibliothek in England keinen Antheil hat. Der Ertrag derselben war 2261 Pf. St.; zwanzig Jahr früher würde er dreimal so hoch gewesen sein. Eine auserlesene Sammlung von Miniaturhandschriften, in die auch das Bedford'sche Missale und das von Ferdinand und Isabella (beide im „Decameron" beschrieben) hinübergewandert sind, besitzt endlich J. Tobin zu Oak-Hill am Merseyflusse, und die Bibliothek von Dawson Turner in Yarmouth zeichnet sich durch einen Schatz von englischen Autographis aus.

Außer den schon angeführten Kupferstichen zieren das Buch noch das Bildniß des Verf., das von Th. Wil-

braham in ganzer Figur, eine Salzbüchse des Erzbischofs Parker und andere Abbildungen aus Manuscripten und in Holz geschnittene Facsimiles. 118.

---

1. Hieronymus Savonarola und seine Zeit. Aus den Quellen dargestellt von A. G. Rudelbach. Hamburg, F. Perthes. 1835. Gr. 8. 2 Thlr. 9 Gr.
2. Girolamo Savonarola, aus großen Theils handschriftlichen Quellen dargestellt von Fr. Karl Meier. Mit dem Bildnisse und Facsimile der Handschrift Savonarola's. Berlin, Reimer. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr. *)

Zu den anziehendsten Theilen der Geschichte gehören ohne Zweifel diejenigen Zeiträume, in welchen das Bedürfniß einer neuen Gestaltung der Verhältnisse und Ansichten hervortritt. Die Nothwendigkeit dieser Umwandlung wird anfangs nur auf unbestimmte Weise gefühlt, sie ist zunächst den von diesem Gefühle Ergriffenen ein Räthsel, dessen Wort erst von Männern ausgesprochen wird, welche, mit schärferm Blicke begabt, auf bestimmte Weise erkennen, was noth ist, und zugleich den Muth besitzen, dies laut zu verkündigen und sich in offene Opposition mit der Macht des Bestehenden zu setzen. In solchen einsichtigen und muthvollen Männern offenbaren sich die Übergänge der Weltgeschichte und die Biographien derselben haben weltgeschichtliche Bedeutung. Zu diesen Männern, und zwar zu denjenigen, welche, auf die Grenze des Mittelalters und der neuern Zeit gestellt, die Nothwendigkeit des Unterganges veralteter und verderbter Verhältnisse und Ansichten, und die Umbildung derselben zu einfacher Reinheit und neuem Leben, und insbesondere das Bedürfniß einer neuen Gestaltung in der Kirche und in der Theologie aussprachen, gehört der Dominicanermönch Hieronymus Savonarola, der letzte Prophet der Reformation, welchen auch Luther einen großen Mann nannte. Schon die Zeitgenossen haben das Bild dieses Mannes auf zweifache Weise entstellt: Freunde, durch den großartigen Muth desselben und das Aussprechen ihres innersten Bedürfnisses begeistert, haben ihn fast ebenso über die allem Menschlichen gesetzten Schranken und anhaftenden Gebrechen erhoben, als Feinde, aus Gewöhnung und Eigennutz oder auch aus Überzeugung an dem Bestehenden festhaltend, ihn herabgesetzt haben; auch spätere Geschichtschreiber haben ihn bald wie einen Heiligen verherrlicht, bald als einen arglistigen und selbstsüchtigen Volksaufrührer dargestellt, oder ihn doch mindestens der Selbsttäuschung und schwärmerischer Frömmigkeit beschuldigt, und so bleibt es eine Aufgabe für die unbefangnere Nachwelt, die Wahrheit zwischen den Extremen zu ermitteln. Bei der Bedeutung einer solchen Aufgabe kann man es nur für Gewinn halten, daß zugleich mehrfach die Lösung derselben unternommen wird, zumal wenn, wie es bei den vorliegenden Arbeiten der Fall ist, Sorgfalt und lebendigste Theilnahme für den Gegenstand die Forschung begleiten.

Beide Arbeiten stehen selbständig nebeneinander; wenn auch Meier's Arbeit erst nach der Herausgabe der andern erschienen ist, so konnte sie doch, wie der Verf. sagt, bei ungleich reichern und sicherern Quellen auf dieselbe fast nur berichtigende Rücksicht nehmen, was indeß wegen entschiedener Abneigung gegen alle Notenkriege nur selten geschehen ist. Während Rudelbach durch Benutzung der Bibliotheken zu Kopenhagen, München, Hamburg, Dresden, Leipzig und Zwickau ein reicheres Material und namentlich eine größere Zahl von Schriften Savonarola's als die frühern Biographen desselben zusammenbrachte, so ist Meier noch mehr begünstigt gewesen, indem ihm bei einem längern Aufenthalte in Florenz die freie Benutzung nicht allein der öffentlichen und einiger Privat- und Klosterbibliotheken, sondern auch der großherzoglichen Archive gestattet war, wo sich in den Briefen, Instructionen und Deliberationen der florentinischen Signoria die zuverlässigsten Urkunden für den bedeutendsten und geschichtlich dunkelsten Zeitraum des Lebens Savonarola's vorfanden. Was die Anordnung des Stoffes betrifft, so haben beide Biographen — abgesehen von den einleitenden Abschnitten, welche den sittlichen Zustand der Kirche und den Charakter der Wissenschaft überhaupt und der Theologie insbesondere während des 15. Jahrhunderts und das politische, sittliche und religiöse Leben in Florenz während dieser Zeit bezeichnen — denselben in zwei Haupttheile, in die Geschichte des Lebens Savonarola's und in die Darstellung seiner Theologie gesondert. Von Beiden ist die erstere mit sorgfältiger Genauigkeit behandelt, nur hat Meier Einiges, was Rudelbach zu weitläufig erörtert, wie die politischen Begebenheiten in Italien von 1492—96, in angemessener Kürze gefaßt, dagegen andere auf Savonarola's Leben unmittelbar bezügliche Punkte aus ihm allein zugänglichen Quellen genauer betrachtet. Innerhalb des zweiten Haupttheils ist die Anordnung in beiden Werken verschieden. Rudelbach spricht zuerst ausführlich, indem er eine Entwickelung des neutestamentlichen Begriffes der Prophetie voranschickt, über die prophetische Gabe und die Prophezeiungen Savonarola's, stellt sodann seine Gedanken über das Wesen, die Auslegung und das Lesen der heiligen Schrift zusammen, bezeichnet seinen dogmatischen Standpunkt, gibt eine Analyse seiner apologetischen Schriften und spricht zuletzt über seine Moral und Ascetik, seine homiletische Art und Kunst. Meier, eine systematischere Entwickelung der Theologie Savonarola's gebend, spricht zunächst von seinem theologischen Standpunkte im Allgemeinen, indem er hier auch seinen prophetischen Charakter berücksichtigt, und stellt seine Erörterungen über die allgemeinen Begriffe von Religion und Christenthum, Vernunft und Offenbarung zusammen; sodann folgen seine Ansichten von der heiligen Schrift und deren Auslegung, von Gott und Gottes Verhältniß zur Welt, vom Menschen und dessen Verhältniß zu Gott, von der Kirche und den Sacramenten und von den letzten Dingen, und zuletzt wird Savonarola's Moral und Ascetik dargestellt. Sogleich im Anfange des zweiten Haupttheils tritt die hauptsächlichste Differenz zwischen den beiden Biographen hervor, welche besonders darin besteht, daß Rudelbach dem mystischen Elemente in der Theologie Savonarola's eine weit größere Bedeutung gibt, daß er es weit mehr hervorhebt als Meier. Während Jener in Savonarola's Vorhersagungen, namentlich in den 1489 ausgesprochenen, daß die Kirche sich erneuern, eine Züchtigung von ganz Italien dieser Erneuerung vorhergehen und Beides schnell erfolgen werde, eine höhere Erleuchtung, eine Fülle prophetischer Ansichten sieht, so ist Meier dagegen der Ansicht, daß Savonarola's Vorhersagungen aus der Reflexion, welche sich auf eine genaue und tief eindringende Kenntniß der Zeit stützte, hervorgegangen sind, daß sie nichts Prophetisches enthalten, und daß es zu denselben auch keiner prophetischen Gabe bedurfte; daß sich allerdings Savonarola die dem Glauben verwandte höhere prophetische Gewißheit des durch die innige Verbindung der natürlichen Einsicht mit der heiligen Schrift gewonnenen Inhalts und den Beruf, das Erkannte öffentlich zu verkündigen, beimaß, daß er aber darauf nur die subjective Wahrheit des von ihm Verkündigten gegründet habe. Obwol wir gestehen müssen, daß Meier's Beweisführung für uns wenigstens überzeugender ist als Rudelbach's, daß wir weit eher in der gesammten reformatorischen Thätigkeit Savonarola's als in jenen Verkündigungen eine höhere Erleuchtung zu erkennen vermögen, so wollen wir doch auch bemerken, daß nur durch die Vergleichung beider Ansichten ein sicheres Ergebniß gewonnen werden kann.

Ohne in die Entwickelung der Theologie Savonarola's näher einzugehen, wollen wir nur die Eigenthümlichkeit derselben, sein Verhältniß zur Reformation und den Charakter seiner politischen Wirksamkeit kurz andeuten nach Anleitung der vorliegenden Schriften, um dadurch das Interesse unserer Leser sowol für diese

---

*) Der Bericht über diese beiden interessanten Schriften ist ohne Schuld der Redaction so sehr verspätet worden.

Digitized by Google

als auch für den Mann selbst in Anspruch zu nehmen. Er gehörte zu denjenigen Männern des 15. Jahrhunderts, welche, von den Bedürfnissen ihrer Zeit angeregt, sich dem biblisch Einfachen, dem Apostolischen in der Theologie wieder zuwandten. Eine Umgestaltung der Theologie auf gelehrte Weise durch richtigere, dem Urtexte sich anschließende Auslegung der Schrift war nicht Das, wonach er strebte, sondern er faßte nur mit gesundem, sittlich praktischem Sinne die Grundgedanken des Evangeliums auf und verkündigte diese in lebendiger Anwendung als Maß und Regel aller Lebensfoderungen in Haus, Staat und Kirche. Die Bedeutung seines Wirkens besteht vornehmlich darin, daß er als Reformator des Lebens und der Sitte auftrat, daß er diesen eine religiöse Grundlage geben, und sie zur urchristlichen Einfalt und Reinheit zurückführen wollte. Eine solche Tendenz stellte ihn nothwendig in eine heftige Opposition gegen das Verderben der Kirche und des Papstthums. Der ihn unablässig beschäftigende Kampf gegen das verderbte äußere Leben der Kirche ist aber wahrscheinlich die Ursache davon gewesen, daß er nicht in ein gleiches Verhältniß zu der kirchlichen Lehre trat; denn die Selbständigkeit des Denkens, welche er fast durchgängig in der Darstellung und Begründung derselben beweist, und sein bestimmtes Erfassen des eigentlichen Kerns der Reformation, nämlich der Lehre von der Rechtfertigung durch die Gnade und im Glauben, ohne Verdienst der Werke, machen es sehr wahrscheinlich, daß er auch Reformator der Lehre würde geworden sein, wenn er nicht zu sehr durch die Polemik gegen das Leben wäre in Anspruch genommen gewesen. Seine politische Thätigkeit begann nach der Ankunft des Königs Karl VIII. von Frankreich in Italien und der Vertreibung der Mediceer aus Florenz. Er gab dringenden Auffoderungen, in Beziehung auf die neue Einrichtung des Staats Rath zu ertheilen, nach; er wirkte für die Einführung einer Volksregierung, weil er glaubte, daß diese dem Sinne der Bürger von Alters her zur andern Natur geworden sei. Allein zugleich war auch diese Wirksamkeit sittlich-religiöser Art; der eigentliche Zweck derselben war, Florenz zu einem wahrhaft christlichen Staate zu machen, und in allen damals gehaltenen Predigten empfahl er zur Begründung der Volksregierung Gottesfurcht und christlichen Wandel, Vaterlandsliebe und allgemeinen Frieden der Bürger untereinander. Diese wenigen Andeutungen über Savonarola's Wirksamkeit erklären es hinlänglich, warum dieser Mann früher oder später auf so verschiedenartige Weise beurtheilt werden konnte, und diese sich sehr widersprechenden Urtheile hat Meier am Ende seiner Darstellung zusammengestellt. Beide Biographen haben ihren Werken noch Beilagen hinzugefügt, welche Meier theils aus Handschriften entlehnt, theils nach Handschriften richtiger hat abdrucken lassen; auch hat er einige bisher noch ungedruckte italienische Gedichte Savonarola's zuerst mitgetheilt und zuletzt ein kritisches Verzeichniß der Schriften desselben in chronologischer Folge geliefert, welches die früher von Quetif, Echard und Wharton abgefaßten Verzeichnisse berichtigt und erweitert. 14.

Bibliographie.

Das Armenwesen nach allen seinen Richtungen als Staatsanstalt und als Privatwerk und seine dermalige Gestaltung in den civilisirten Staaten in und außer Europa. Frei nach den französischen Preisschriften des M. T. Duchatel und F. M. L. Naville. Gr. 8. Weimar, Voigt. 1 Thlr. 12 Gr.

Beer's, M., Briefwechsel. Herausgegeben von E. v. Schenk. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 8 Gr.

Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes. 1ster bis 4ter Band. Der sinnreiche Junker Don Quixote von la Mancha von Miguel de Cervantes Saavedra. Aus dem Spanischen übersetzt durch D. W. Soltau. 2te Auflage. 4 Theile. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr. 12 Gr.

Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes. 23ster, 24ster Band. Die Leiden des Persiles und der Sigismunda von Miguel de Cervantes Saavedra. Aus dem Spanischen übersetzt. Mit einer Einleitung von L. Tieck. 2 Theile. Gr. 12. Ebendas. 1 Thlr. 8 Gr.

—— 25ster, 26ster Band. Die Verlobten. Eine mailänder Geschichte aus dem siebzehnten Jahrhunderte. Aufgefunden und erneut von Alessandro Manzoni. Aus dem Italienischen übersetzt von E. v. Bülow. 2te, völlig umgearbeitete Auflage. 2 Theile. Gr. 12. Ebendas. 2 Thlr.

Ehrenbaum, J., Der Psycholog. Ein Lebensereigniß. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 8 Gr.

(Ewald.) Reise des evangelischen Missionar Christian Ferdinand Ewald, von Tunis über Soliman, Nabal, Hammamet, Susa, Sfax, Gabis, Gerba nach Tripolis, und von da wieder zurück nach Tunis, im Jahre 1835. Herausgegeben von P. Ewald. Mit vielen Kupfern. 1ste Lieferung. Gr. 8. Nürnberg, v. Ebner. 12 Gr.

Frankreich — Algier vom Eremiten von Gauting. Zum Besten der Kolonie Hallberg im Freisinger Moos. 8. München, Franz. 1 Thlr.

Groos, Fr., Der unverwesliche Leib, als Organ des Geistes und Sitz der Seelenstörungen. Eine anthropologische Rhapsodie. 12. Heidelberg, Groos. 8 Gr.

Henningson, C. F., Die merkwürdigsten Ereignisse eines zwölfmonatlichen Feldzuges unter Zumalacarregui in Navarra und den baskischen Provinzen. Aus dem Englischen von A. v. Treskow. 2 Theile. Gr. 8. Quedlinburg, Basse. 2 Thlr. 16 Gr.

Hüllmann, K. D., Würdigung des Delphischen Orakels. Gr. 8. Bonn, König u. v. Borcharen. 22 Gr.

Kaiser Otto in Florenz, Schauspiel nach Lope de Vega. Das Wetter hol' die Liebe, Lustspiel nach Calderon. Frei bearbeitet von P. v. C. 8. Leipzig, Th. Fischer. 1 Thlr. 12 Gr.

Die katholische Kirche Preußens. Eine Antwort auf die „Beiträge zur Kirchengeschichte des 19ten Jahrhunderts". Von einem Katholiken. Gr. 8. Rudolstadt, Hofbuchdruckerei. 1 Thlr.

Klenze, Syndikus. Historisch-politischer Versuch, die Lehre von dem Organismus des Staatsbaues und den Staatsformen und Reformen zu begründen. 1ster Theil. Gr. 8. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 2 Thlr. 8 Gr.

Koeppen, C. F., Literarische Einleitung in die nordische Mythologie. Gr. 8. Berlin, Bechtold und Hartje. 1 Thlr. 12 Gr.

Krafft, A., Orient und Occident. Erzählungen und Mährchen. Gr. 12. Leipzig, Fr. Fleischer. 1 Thlr. 12 Gr.

Legende von dem heiligen Christoph und Meister Hans Hemlings Bild. Mit einer Vorrede von J. Merkel. Mit 3 Kupfertafeln. 16. Aschaffenburg, Pergay. 8 Gr.

Raumer, R. v., Die Aspiration und die Lautverschiebung. Eine sprachgeschichtliche Untersuchung. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 12 Gr.

Rückert, F., Sieben Bücher morgenländischer Sagen und Geschichten. Erstes bis viertes Buch. 1ster Theil. 8. Stuttgart, Liesching. 1 Thlr. 9 Gr.

Scotti, J. J., Die Düsseldorfer Maler-Schule, oder auch Kunst-Akademie, in den Jahren 1834, 1835 und 1836; und auch vorher und nachher. Eine Schrift zur Äußerung einiger Gedanken. 8. Düsseldorf, Schreiner. 16 Gr.

Stelzhamer, Fr., Lieder in obderenns'scher Volksmundart. Gr. 12. Wien, Rohrmann. 20 Gr.

Stückrad, G., Programm für das Gutenbergs-Jubiläum des neunzehnten Jahrhunderts. 8. Offenbach, Wächtershäuser. 14 Gr.

Vogt, K. W., Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne. Historisch dramatische Dichtung in vier Abtheilungen. 8. München, Franz. 10 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 249. —— 6. September 1837.

Friedrich Rückert.

Es schien nur ein Versuch, als die Verlagshandlung von Karl Heyder in Erlangen vor einigen Jahren einen Band Rückert'scher Gedichte in die Welt schickte. Das Improvisirte des Unternehmens fiel Jedem auf, der das Buch betrachtete. Der Redaction wird man nicht leicht überlegte Planmäßigkeit beimessen, wenn man das Inhaltsverzeichniß ansieht, welches folgende Rubriken zeigt: I. „Bausteine zu einem Pantheon", sehr verschiedenartige Dinge enthaltend, doch herrscht das Mythologische vor, das aber von Römern, Griechen, Persern, Arabern, Tibetanern, Indiern hergeholt ist, was wol die Rubrik veranlaßt hat, die bei Andern Vermischte Gedichte lauten würde. II. „Edelstein und Perle", ein Gedicht für sich, zwischen Epos und Lehrgedicht in der Mitte, eine originelle, schwer zu classificirende Composition. III. „Liebesfrühling", in fünf Sträußen mit zwei Nachträgen. IV. „Fünf Märlein für Kinder." V. „Volkssagen", vier an der Zahl. Wer schon früher mit Rückert's Muse bekannt war, was doch von einem beträchtlichen Theil des Publicums angenommen werden kann, den mußte ein Buch befremden, das ohne alle Andeutung, daß ein zweiter Band folgen solle, den Titel: „Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert", trug und doch von dem staunenswerthen Reichthum seiner Poesie nur dürftige Proben und aus dem ungeheuern Vorrath keineswegs eine Auswahl des Besten, vielleicht nur grade das Unbedeutendste gab. Die zahlreichen Freunde und Verehrer Rückert's schmerzte die Sorglosigkeit, mit welcher diese Ausgabe veranstaltet schien, um so mehr, als sie hier eine Gelegenheit versäumt sahen, die vielleicht sobald nicht wiederkehrte. Bisher hatte es nämlich Rückert nicht gelingen wollen, in das große Publicum zu dringen und diejenige Beliebtheit zu erwerben, die seinem Talente gebührte. Der Erfolg lehrte indeß, daß ihre Besorgnisse ungegründet waren, das Buch ging über alles Erwarten reißend ab, schon im nächsten Jahre erschien ein zweiter, weit stärkerer Band zugleich mit einer vermehrten Auflage des ersten, dem bereits die dritte Auflage gefolgt ist; eben ist ein dritter erschienen und die zweite Auflage des zweiten steht bevor. Außerdem sind folgende, ebenfalls Gedichte enthaltende Sammlungen herausgekommen:

Die Weisheit des Brahmanen, ein Lehrgedicht in Bruchstücken. Von Friedrich Rückert. Erstes Bändchen. Leipzig, Weidmann. 1836. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande. Von Friedrich Rückert. Berlin, Bethge. 1837. 32. 16 Gr.

Vermuthlich hat die Zusammensetzung des ersten Bandes dem Dichter, anstatt zu schaden, genutzt, indem sie ihm den Vortheil gewährte, nach dem überraschend schnellen Absatz des ersten Bandes den zweiten und die etwa noch folgenden desto besser auszustatten. Bei dem ersten Bande kam ihm die Kritik zu Hülfe, die, längst günstig für ihn gestimmt, ihm so eifriger das Wort redete, je mehr die Gedichtsammlung eines Fürsprechers zu bedürfen schien; bei dem zweiten Bande, der einen großen Theil der ausgezeichnetesten und berühmtesten Gedichte Rückert's enthielt, konnte er den Inhalt selber für sich sprechen lassen. Auch einem dritten und vierten Bande, für welche es an Vorrath nicht gebricht, wird dieser Umstand zugute kommen.

Was also anfangs ein Misgriff des Dichters scheinen mochte, könnte man jetzt für kluge Berechnung halten. Wer ihm aber deshalb zürnen wollte, dem müßte man bemerken, daß bei Anordnung der Gedichte wol im Ganzen eine chronologische Rücksicht vorgewaltet habe. Die ältesten Gedichte unsers Meisters bis 1822 stehen in den beiden ersten Bänden nach zwei Gesichtspunkten vertheilt, so nämlich, daß der erste Gedichte in den verschiedensten Maßen enthält, ohne daß es dabei auf die Kunstform ankäme, in der sie gedichtet sind; im zweiten Bande stehen dagegen vorherrschend Gedichte in künstlichen, zum Theil längst ausgeprägten Maßen, nach der Kunstform, der sie angehören, geordnet, sodaß die Sonette, Ottaven, Distichen, Sicilianen, Ritornelle, Vierzeilen und Ghaselen beisammenstehen. Man kann dies kürzer so ausdrücken, daß bei der Anordnung des ersten Bandes auf den Inhalt, bei der des zweiten auf die Form gesehen sei. Inwiefern dies Verfahren zweckmäßig war, werden wir nicht eher beurtheilen können, als bis die ganze Sammlung vorliegt; so weit uns der noch nicht gesammelte Vorrath bekannt ist, glauben wir es aber im Voraus bejahen zu müssen, hauptsächlich darum, weil der Dichter nach 1822 nicht mehr so viel als vorher in strengen Maßen gedichtet hat, und das Wenige, was vorhan-

den sein möchte, wol größtentheils den Sonetten u. s. w. schon beigegeben ist. Ein Übelstand war freilich bei der getroffenen Einrichtung unvermeidlich, daß nämlich das dem Inhalte nach Zusammengehörige nun weit voneinander in verschiedenen Bänden zu stehen kommt. So sähe man gern das dem Orient Entliehene, oder im orientalischen Geist Gedichtete beisammen, was ebenso wenig der Fall ist, als nun die im deutsch patriotischen Sinne gedachten Lieder und Sonette, die wir doch im „Kranz der Zeit" beisammenhatten, jetzt in Einem Bande vereinigt stehen. Wie schwierig es aber ist, eine allen Wünschen genügende Vertheilung bei einer so reichhaltigen, nach Form und Inhalt, Behandlung und Stoff, Sinn und Gegenstand in alle Farben spielenden Sammlung zu treffen, das weiß Der am besten, der Ähnliches versucht hat. Man erinnere sich, daß Göthe sich durch solche Schwierigkeiten verführen ließ, manche seiner Gedichte in derselben Sammlung zweimal abdrucken zu lassen. Wollen wir also billig sein, so kann den Dichter kein Tadel treffen; die Verlagshandlung wird aber der Rüge nicht entgehen, durch Weglassung der Worte: Erster Band, auf dem Theile, der wirklich nur ein erster war, manchen Unkundigen zu dem Irrthum verleitet zu haben, als kaufe er eine vollständige Sammlung, ein ganzes Werk. Die Täuschung war um so empfindlicher, als gleichzeitig mit dem zweiten Bande eine sehr vermehrte zweite Auflage des ersten erschien, wodurch der Besitz der ersten Auflage desselben ganz unnütz wurde, denn die Besitzer konnten nun auch durch den Ankauf des zweiten, dritten u. s. w. Bandes nicht die ganze Sammlung erwerben.

Das Lehrgedicht: „Die Weisheit des Brahmanen", mit seinem zweiten Theile, und „Das Erbauliche und Beschauliche aus dem Morgenlande" mit seinen Fortsetzungen, deren eine beträchtliche Reihe bereits in der Zeitschrift „Phönix" mitgetheilt worden ist, sind wol bestimmt, bei der künftigen Einverleibung in die Gedichtsammlung deren fünften Band zu bilden, welcher bei der fortdauernden Ergiebigkeit des Rückert'schen Talents wol noch keineswegs der letzte bleiben wird. Der dritte und vierte wird mit den „Östlichen Rosen", denjenigen Gedichten aus dem „Kranz der Zeit", die noch nicht in den zweiten Band unter die „Kriegerischen Spott- und Ehrenlieder" aufgenommen sind, mit den häuslichen Gedichten, die in großer Zahl in dem leipziger „Musenalmanach" mitgetheilt waren, und vielen andern, die seitdem in Frühlings- und Badealmanachen, in Zeitschriften u. s. w. zerstreut gestanden haben, und wovon nur ein Theil zu unserer Kunde gelangt sein kann, leicht auszufüllen sein. Nun können wir die ganze Reihe der Gedichte Rückert's in ihrer chronologischen Folge ziemlich übersehen, und der Gang seiner Entwickelung, seine Fortschritte in der Kunst werden sich uns deutlich herausstellen, wenn auch nur in Umrissen. Mit größerer Sicherheit würden wir dabei verfahren und mehr ins Einzelne gehen dürfen, wenn es dem Dichter beliebt hätte, allen Abtheilungen, wie er bei einigen gethan hat, die Jahrzahlen beizuschreiben. Was uns zuerst auffällt, ist, daß der Dichter in seiner ersten Periode, die wir bis 1822 reichen lassen würden, sodaß die zwei ersten Bände der Sammlung fast ganz in dieselbe gehören, den künstlichen Maßen, die sich bei verschiedenen Völkern ausgebildet hatten, weit mehr als späterhin ergeben war. Einige derselben sind bei den Deutschen schon vor Rückert's Auftreten ziemlich gäng und gäbe gewesen, andere hat er erst eingeführt, oder ist im Begriff, sie einzuführen. Zu jenen gehören das Sonett, die Ottave, die Terzine und das Distichon; zu diesen die Siciliane, das Ritornell, die persischen Vierzeilen und die nahverwandte Ghasele. Übergangen ist hierbei noch die spanische Assonanz, welche in jene, und die nordische Alliteration, welche in diese Classe gehört, aber unsers Wissens auch nur ein einziges Mal vorkommt, nämlich in jenem vortrefflichen, der Sammlung noch nicht einverleibten „Roland zu Bremen":

Roland, der Ries', am
Rathhaus zu Bremen,
Steht er im Standbild
Standhaft und wacht u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus meinem Zusammenleben mit Georg Berthold Niebuhr, dem Geschichtschreiber Roms. Von Franz Lieber. Aus dem Englischen übersetzt von Karl Thibaut. Heidelberg, Winter. 1837. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Es sind jetzt sieben Jahre, seit Niebuhr zu Bonn in einem Alter, das noch viel Großes und Schönes erwarten ließ, aber mit einem durch den Ausbruch der Juliusrevolution auf das tiefste bekümmerten, ja fast gebrochenen Herzen gestorben ist. In dieser Zeit ist sehr wenig zu seines Namens Ehrung geschehen. Die Universität Bonn, der er freiverbunden angehörte, wie früher der Universität Berlin, hat auf keine Weise sich beeifert, sein Andenken durch eine lateinische Memoria oder deutsche Gedächtnißschrift zu feiern, und im Rheinlande, das er so innig liebte, und wo die Liebe zum classischen Alterthum durch seine uneigennützigen Bestrebungen, seine Vorlesungen und Ermunterungen fähiger junger Leute einen so bedeutenden Aufschwung gewonnen hatte, ist keiner unter seinen Schülern und Freunden aufgestanden, um des verehrten Meisters Gedächtniß auf geziemende Weise zu preisen. Um so erfreulicher mußte also nahen und fernen Verehrern des großen Gelehrten die Kunde sein, daß bereits vor zwei Jahren ein dankbarer Freund des Verewigten, Herr Franz Lieber, der nach manchen Schicksalen endlich Professor der Geschichte und politischen Ökonomie in Columbia (Südcarolina) geworden ist, seine Erinnerungen an Niebuhr in einer besondern Schrift veröffentlicht habe.*) Also aus Amerika sollte das Lob eines deutschen Gelehrten unter uns verbreitet werden. Gewiß sehr erfreulich für Niebuhr's Berühmtheit, wenig ehrenvoll aber für die Männer, von denen Deutschland eine Biographie des verdienten Schriftstellers hätte erwarten können. Die englische Schrift hat nun einen Übersetzer in der Person des Hrn. Thibaut gefunden, dessen Buch vor uns liegt und mit Dank aufgenommen zu werden verdient.

Was nun zuvörderst den Verfasser, Hrn. Lieber, selbst betrifft, so ist dies ein unter uns nicht unbekannter Philhellene, der, nachdem er in Berlin und Halle studirt hatte, 1821, von jugendlicher Begeisterung getrieben, nach Griechenland ging. Nachdem er manches Ungemach und bittere Täuschungen erfahren hatte und weder zum Gefecht noch zu irgend einer Art von Unterhalt gelangt war, entschloß er sich

*) Reminiscences of a intercourse with G. B. Niebuhr, the historian of Rome, by *Francis Lieber*. London 1835.

1822 zur Rückkehr und langte in einem sehr traurigen Zustande, fast ohne alles Geld, in Ancona an. Wie er sich von dort nach Rom forthalf, hat er in der Einleitung zur vorliegenden Schrift selbst erzählt. In Rom angelangt, entschloß er sich, da seine Pässe sehr in Unordnung waren, dem damaligen preußischen Gesandten, Niebuhr, freimüthig seine Lage zu eröffnen. Der Secretair, Hr. Bunsen, nahm ihn freundlich auf, unterstützte ihn mit einer Summe Geldes, die der in Rom lebende Prinz Heinrich von Preußen für arme Philhellenen ausgesetzt hatte, und wies ihn, als er um ein Exemplar von Niebuhr's „Römischer Geschichte" bat, um dasselbe in Rom lesen zu können, deshalb an den Minister selbst. Lieber fand sich ein, freilich aber nicht so gekleidet, wie man einem vornehmen Manne aufzuwarten pflegt, denn sein Anzug bestand in einem paar ungeschwärzten Schuhen, einem paar Socken von grober, griechischer Wolle, die außerordentlich kurz waren und kaum die Knöchel bedeckten, schlechten bräunlichen Beinkleidern, die gleichfalls sehr kurz waren, und einem kurzen, blauen Überrocke, durch den zwei Kugeln gegangen waren (S. 48). Aber Niebuhr nahm ihn sehr gut auf, unterhielt sich lange mit ihm und lud ihn endlich zum Mittagsessen. Lieber, so sehr ihn die Einladung freute, erklärte, nicht in dem Zustande zu sein, daß er mit einer Excellenz zu Mittag speisen könnte, worauf Niebuhr mit dem Fuße stampfte und mit einiger Lebhaftigkeit sagte: „Glaubt man denn immer, daß die Diplomaten so kaltherzig sind! Ich bin derselbe, der ich zu Berlin war, als ich meine Vorlesungen hielt. Das war kleinlich." Nun blieb Lieber, aß nach sehr langer Zeit wieder einmal gut in der besten Gesellschaft und stieg nach einigen Tagen so in Niebuhr's Gunst, daß dieser ihm anbot, bei ihm zu wohnen und, falls es ihm recht sei, ihn in der Erziehung seines Sohnes Marcus zu unterstützen. In dieser Stellung blieb er bis zum Mai 1823, wo er nach Deutschland zurückkehrte, da Niebuhr um diese Zeit von seinem Gesandtschaftsposten abberufen ward.

Nach Lieber's Rückkehr nach Berlin ward er wegen Theilnahme an burschenschaftlichen Verbindungen in Köpenick gefangen gesetzt, wo ihn Niebuhr besuchte, dann thätig dahin wirkte, daß er seiner Haft bald entlassen wurde. In London, wohin sich Lieber nun begab, unterstützte er ihn fortwährend mit der größten Freundschaft durch Empfehlungen und guten Rath und billigte es sehr, als Lieber, dessen Hoffnung, an der neuen Universität zu London angestellt zu werden, gescheitert war, sich 1827 nach Amerika begab. „Ihren Entschluß", schrieb Niebuhr unter dem 13. September 1827, „nach Amerika zu gehen, billige ich so durchaus, daß ich, wenn Sie zuvor meinen Rath hätten verlangen können, Sie unbedingt dazu angetrieben haben würde. Denn es ist in England nur ein sehr geringes Glück für Denjenigen, welcher nicht mitten in der regsten Thätigkeit steht, und Der, wie es mit dem Ausländer der Fall ist, nur das Zusehen hat. Die neuenglischen Staaten, in welchen Sie leben, sind in der That ihres Namens würdig, welcher südlich von dem Potowmack nicht mehr passend sein würde. Sie sind England ohne Aristokratie und Tradition, nur allein arbeitsam und thätig in der materiellen Welt; deshalb ohne schöne Illusionen, aber auch ohne englische politische Heuchelei. Bewahren Sie sich nur davor, daß Sie nicht in eine Vergötterung des Landes und dieses Zustandes der Dinge verfallen, welcher so blendend ist, weil er die materielle Welt in günstigem Lichte zeigt. Sie werden dies können, wenn Sie aufmerksam auf sich selbst sind. Sie haben Urtheil und philosophischen Takt genug, um sich davor zu hüten. Bleiben Sie ein Deutscher und sagen Sie zu sich selbst, ohne Tag und Stunde zu zählen, daß der Tag und die Stunde kommen wird, da Sie in Stande sein werden, zurückzukehren." (S. 56.) Hieran schließen sich noch passende Bemerkungen über die Art, wie Lieber die Correspondenzartikel einrichten soll, die er in die Cotta'schen Zeitschriften zu senden übernommen hatte.

So weit geht Hrn. Lieber's Erzählung. Es folgen nun auf den nächsten 14 Seiten interessante Notizen über des merkwürdigen Mannes Gewohnheiten und persönliche Eigenthümlichkeiten, über sein unerschöpfliches Gedächtniß, seine ungemeine Belesenheit in den Classikern, sein echt wissenschaftliches Leben, seine bedeutende Combinationskraft bei historischen Compositionen, seine Einfachheit und Mäßigkeit, seine Liebe zu den Seinigen, seine Ängstlichkeit, wo es galt, physischen Muth zu zeigen. Für alles Dies werden sowol Die, welche Niebuhr persönlich gekannt, als auch Die, welche ihm ferner gestanden haben, dem Berichterstatter sich sehr verbunden fühlen. Die auf den ersten 16 Seiten vorangeschickte biographische Skizze wird dadurch allerdings ergänzt; denn sonst ist diese ein sehr dürftiges Machwerk. Mochte Hr. Lieber in Amerika auch nicht im Stande sein, sich manche Hülfsmittel zu verschaffen, so mußte der deutsche Übersetzer hier ergänzend und nachbessernd zu Hülfe kommen. Zuvörderst durfte er nicht, wie auch Hr. Lieber thut, „Berthold" schreiben, denn Niebuhr's Vorname war Bartold". Alsdann mußten dabei die Aufsätze über Niebuhr in der „Preuß. Staatszeitung", 1831, Nr. 32, von Böttiger in der Beilage zur „Allgem. Zeitung", 1831, Nr. 31—35, und von Nitzsch in Niemann's „Chronik der Universität Kiel" vom Jahre 1830, S. 38—41, benutzt werden. Die politische Wirksamkeit Niebuhr's nach dem Jahre 1815, seine Theilnahme an den Schmalz'schen Händeln und früher bei der Theilung Sachsens, sowie die damals von ihm verfaßten Flugschriften durften nicht vergessen werden. Von der „Römischen Geschichte" ist verhältnißmäßig nur sehr wenig gesagt, die Urtheile Goethe's im Zelter'schen Briefwechsel, VI, 116 fg., 120, sind ganz übergangen worden, ebenso wenig ist eine Misbilligung über A. W. v. Schlegel's schlechte Gedichte und hämische Mishandlung des todten Löwen im Wendt'schen „Musenalmanach" für 1832 an den Tag gelegt worden. Endlich durfte auch des Geh. Staatsrath Schulz Ausfall gegen Niebuhr in seiner „Grundlage zu einer geschichtlichen Staatswissenschaft der Römer" nicht mit Stillschweigen übergangen werden; nicht etwa als ob wir diese durchaus verfehlte Schrift billigten, sondern weil es doch ein gar trauriges Zeichen der Zeit ist, daß wenige Jahre nach Niebuhr's Tode ein Mann ohne alle gelehrte Kenntniß des Alterthums mit tölpischer Derbheit es wagen konnte, Niebuhr's großartige Forschungen „unchristlich" zu nennen und zu behaupten, daß „so gewiß Gott, der die Welt erschaffen hat, derselbe ist, der sie natürlich erhält und leitet, so gewiß sei die Geschichte der Römer, wie Niebuhr sie geschrieben hat, unwahr". Man weiß in der That nicht, ob man dazu lachen oder weinen soll. Aber Hr. Thibaut durfte sich nicht die Gelegenheit entgehen lassen, eine Lücke in unserer biographischen Literatur auszufüllen, wozu er an einem Orte wie Heidelberg besonders gute Unterstützung finden konnte.

(Der Beschluß folgt.)

Victor Hugo's neuestes Werk.

Dasselbe führt den Titel: „Les voix intérieures", und ist rein lyrischen Inhalts. Da Victor Hugo die Vorreden liebt, so hat er auch diesmal nicht ermangelt dem Publicum mit seinem eignen Urtheil in einer solchen zuvorzukommen. Unter Anderm heißt es darin: „Si le livre qu'on va lire, est quelque chose, il est l'écho, bien confus et bien affaibli sans doute, mais fidèle, l'auteur le croit, de ce chant qui répond en nous au chant, que nous entendons hors de nous." Aus dieser Definition vom Dichter selbst sehen wir also, daß er unter der voix intérieure im Grunde die Poesie selbst in ihrer innersten Wesenheit versteht. Wir müssen gestehen, daß wir solche Selbstbetrachtungen und kritisch-poetische Anschauungen nicht ungern aus Victor Hugo's Munde vernehmen, wenngleich es in Frankreich eine kritische Clique gibt, die ihm gern auch diese Befugniß noch rauben möchte. Victor Hugo ist nicht der anmaßende Partigänger, der radicale Poet, der bodenlose Schwätzer in schönen Phrasen, wozu ihn unter Anderm das „Bulletin littéraire et scientifique" machen möchte. Er übt

seine Kunst nicht ohne kritische Weihe; er hat es bewiesen, und eben in den Vorreden zu seinen Dichtungen, daß er den Gedanken nicht blos in der unmittelbaren Darstellung, sondern auch in der Kritik festzuhalten weiß. Damit wollen wir jedoch insofern dem fremden Urtheil über ihn nicht entgegen sein, als es ausgemacht ist, daß Victor Hugo sich in seinen neuesten lyrischen Ergüssen häufig allzu sehr hat gehen lassen. Es geht ihm hierin, wie es vielen begabten Lyrikern vor ihm erging: weil er der Sprache und des Verses ganz mächtig ist, so läßt er in Momenten der Bequemlichkeit Sprache und Vers allein für sich dichten. Selbst Béranger kann man solche phlegmatische Momente öfters nachweisen.

Die in Rede stehende neueste Sammlung lyrischer Gedichte Victor Hugo's enthält unter Anderm zwei größere historische Stücke, davon das eine den „Triumphbogen der Etoile", das andere den „Tod Karl X." zum Gegenstande hat. Über den letztern Gegenstand äußert sich ein französischer, abgünstiger Kritiker sehr mit Unrecht dahin, daß derselbe an und für sich wenig Poetisches enthalte: Karl X. habe während seines ganzen Lebens und Regierens nichts Glänzendes und Außerordentliches vollführt, nichts, was von der Dichtung gefeiert zu werden verdiene; er sei ein schwacher Geist, eine bornirte Intelligenz gewesen, dazu ein abergläubiges Bewußtsein; er sei eine so völlig unbedeutende Persönlichkeit gewesen, daß man eigentlich nicht ihn selbst verjagt und entthront habe, sondern seine Umgebung, das „cortège dangereux d'émigrés et de prêtres". Das ist Alles recht gut, und oft ausgesprochen; deshalb bleibt aber die Verbannung des alten Bourbonenfürsten immer ein poetisches und tragisches Moment in der französischen Geschichte, insofern es sich nämlich hier nicht sowol um die Person als um das Ereigniß und um alle die Zustände und Erinnerungen handelt, die in das Interesse und Leidwesen dieser schwächlichen Persönlichkeit hereinspielen. Ganz auf dieselbe Weise würde der letzte Sprößling der alten Bourbons, den die alte legitime Sprache Heinrich V. nennt, immer für eine poetische Persönlichkeit gelten müssen, selbst wenn er für seine ganze Lebenszeit ein Säugling bliebe. In dem Leiden selbst, in dem Schicksal, in dem Tragen der Schuld und Sünde für die ganze Generation liegt ja hier wie auch sonst die Poesie; sie besteht eben darin, daß der Duldende sein Schicksal ruhig über sich ergehen läßt, nicht sich dagegen stemmt und sich mit seinen trotzigen Ansprüchen aufs Neue in den Weltlauf mischt. In diesem Sinne ist grade die Mutter viel unpoetischer als der Sohn, und es dürfte so leicht keinen Dichter geben, der diese Mutter, die Herzogin von Berri, als eine dichterische Persönlichkeit auffassen sollte.

Das zweite größere Gedicht, auf den Triumphbogen der Etoile, hat neben ergreifenden Stellen auch manches minder Ansprechende und Matte. Mehre Wendungen können das Erzwungene, das Gesuchte nicht wohl verleugnen. So z. B. diese Partie:

> Monceau de pierre assis sur un monceau de gloire!
> Edifice inoui! (?)
> Toi que l'homme par qui notre siècle commence,
> De loin, dans les rayons de l'avenir immense,
> Voyait tout ébloui!
> A ta beauté royale il manque quelque chose.
> Les siècles vont venir pour ton apothéose
> Qui te l'apporteront.
> Il manque sur ta tête un sombre amas d'années,
> Qui pendent pêle-mêle et toutes ruinées (?)
> Aux brèches de ton front.

An einer andern Stelle heißt es schon poetischer:

> Ce n'est pas, ce n'est pas entre des pierres neuves
> Que la bise et la nuit pleurent comme des veuves.
> Hélas, d'un beau palais le débris est plus beau!
> Pour que la lune émousse à travers la nuit sombre
> L'ombre par le rayon et le rayon par l'ombre,
> Il lui faut la ruine à défaut du tombeau.

Weiterhin im Verlauf des Gedichts zeigt die Phantasie dem Dichter im Voraus eine ferne Zeit, wo von dem ganzen ungeheuern Paris, von der rastlos bewegten Stadt der hunderttausend Freuden und der hunderttausend Schmerzen nichts, gar nichts mehr übrig sein wird als nur dieser Triumphbogen, die Thürme von Notre-Dame und die Vendômesäule. In der That ein fruchtbarer und poetischer Gedanke, in welchem wir den an großartige Anschauungen und Bilder mit Liebe sich fesselnden Geist des Schöpfers von Quasimodo und Frollo wiedererkennen.

Außer den angeführten Stücken enthält diese Sammlung noch lyrische Poesien anderer Gattung, welche von dem Dichter unter die Kategorien der „Voix de la nature" und „Voix du coeur" befaßt worden sind. 80.

Notiz.

„Beim Anfang unserer Fahrt auf dem Ganges", erzählt ein in Indien reisender Engländer, „entzückte uns vornehmlich die Schönheit und Anmuth der jungen Indierinnen, welche täglich ihre Waschungen in dem heiligen Strome vornahmen, oder sich von den geweihten Fluten desselben in andächtiger Stille etwas nach ihren Wohnungen zurücktrugen. Sie tragen dieses Wasser in drei runden Gefäßen, entweder aus Thon oder Metall geformt, auf dem Kopfe. Von den Gefäßen, welche übereinander gestellt sind, ist immer eins kleiner als das andere, sodaß sie zusammengenommen einen Kegel mit Einschnitten und abgestumpfter Spitze bilden. Die Frauen bewegen sich unter dieser Bürde mit ungemeiner Leichtigkeit und Anmuth. Zuweilen nimmt jedoch eine dieser anmuthigen Gangesjungfrauen auch ein sehr beklagenswerthes Ende, wie z. B. Charles Wilkins von einer solchen berichtet. Als dieser einst auf dem Huglystrome fuhr, bemerkte er, wie ein Alligator von ungeheurer Größe über eine Gesellschaft badender Frauen herfiel, ein schönes Mädchen fortschleppte und sich mit dieser Beute in die Mitte des Stromes stürzte. Man suchte nun das mit der Schnelligkeit eines Pfeiles fortschießende Thier mit einem der kleinern Boote, die den Strom bedeckten, zu verfolgen; allein letzteres konnte sich nicht gegen die Gewalt der Fluten behaupten. Während dessen sah man die arme Geraubte, deren Beine von der einen, und deren Haupt und Schultern von der andern Seite des Rachens über die Kinnbacken des Ungeheuers herabhingen, wie sie die Hände nach Hülfe ausstreckte, die ihr Niemand zu leisten im Stande war. Der Alligator stürzte sich mit seiner Beute in den reißendsten Theil des Stromes, gleich als wenn er alle Rettungsversuche vereiteln wollte, und verschwand endlich mit seiner Beute in der Flut. Derselbe Reisende berichtet, daß man in dortiger Gegend schon öfters Alligatoren gefangen und geöffnet hat, in deren Bauche man Armbänder und andern Frauenschmuck in großen Massen gefunden habe." 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 250. —— 7. September 1837.

Friedrich Rückert.

(Fortsetzung aus Nr. 249.)

Auch in provenzalischen Formen und altdeutschen Minneweisen hat sich der Dichter versucht, jedoch nur im Vorübergehen, und selbst der Tenzone, von der er mit Uhland das erste Beispiel gegeben hat, ist ihr volles Recht nicht geschehen, indem jeder der beiden Streitenden nur einmal das Wort ergriff, und zwar in der spanischen Decime, wodurch sich das obige Verzeichniß der künstlichen Formen und Maße, welchen er in jener Periode huldigte, abermals um eins bereichert. Allerdings hat Rückert in derselben Zeit auch in frei erfundenen, eigens für den Gegenstand erschaffenen oder gewählten Maßen gedichtet, wie die „Kriegerischen Spott- und Ehrenlieder" davon ein Beispiel sind. Aber wenn ihn hier der deutsch-patriotische Sinn zu deutschen Liedern begeisterte und der Freiheitssinn ihm freie Weisen empfahl, so beweisen doch eben die vom gleichen Gefühl durchdrungenen „Geharnischten Sonette" seine damalige Anhänglichkeit an die wälschen Formen, denen er noch lange nachher ergeben blieb, bis sich seine Neigung den orientalischen zuwandte. Allein daß dies Ringen und Spielen mit Maßen und Kunstformen, die ihn eine nach der andern anzogen und so lange festhielten, bis eine andere Liebschaft den Knoten löste, um ihn aufs Neue zu verstricken, zuletzt dahin führen würde, daß er im Bewußtsein seiner Überlegenheit über alle diese Äußerlichkeiten der Poesie sich ganz von ihnen zurückziehen und sich künftig freier bewegen werde, das konnte man schon damals ahnen, als in seinen „Geharnischten Sonetten" der deutsche Geist die wälsche Form durchbrechen, die Fülle des Inhalts das schwache Gefäß sprengen zu wollen schien. Und so sehen wir ihn jetzt, nachdem er so viele Schulen durchgemacht und sich eine unbedingte Herrschaft über alle Formen erworben hat, auch über die schwierigsten, sich alles Formenzwanges völlig entäußern und in der einfachsten Form dichten, dem Alexandriner (der längst dem Deutschen geläufig war, ehe die Blüte seiner neuern Poesie eintrat), oder, was wir noch mehr loben müssen, jedem seiner Gedichte seine eigenthümliche Form gleich miterfinden, wie jedem Kinde bei der Geburt sein eigner Leib mitgegeben wird. Wie anders ist aber hier der Alexandriner behandelt als weiland in der Uz'schen Periode! Kaum daß man ihn wiedererkennen wird. Mit Recht hat Freiligrath, dem es geglückt ist, sich in der Behandlung dieses Verses alle von Rückert errungenen Vortheile anzueignen, jenen frühern Alexandriner einer lahmen Schindmähre, den neuern aber einem feurigen, in die Zügel knirschenden Araberhengste verglichen. Hieraus mag man zugleich schließen, daß Rückert's titanisches Ringen mit der Sprache und allen Dichtungsformen nicht ihm allein höhere Fülle, Kraft und Gewandtheit gewonnen hat, die mit ihm wieder verloren gehen könnten, daß vielmehr diese der deutschen Poesie als ein bleibendes Vermächtniß zugute kommen werden. Die jüngere Generation wird durch das Studium Rückert's sich Das aneignen, was er viel mühsamer bei Wälschen und Orientalen erwerben mußte. Möge sie sich dabei der weisen Worte erinnern, welche Rückert seinem Brahmanen in den Mund legt:

Daß etwas gründlich du verstehst, ist nicht genug;
Geläufig muß dir's sein, dann übest du's mit Fug.
Und ist es dir nur nicht geläufig, brauchst du's gar
Nicht zu verstehn; das nimmst du leicht beim Rechnen wahr.
Der edeln Rechenkunst Vollkommenheit gedeiht
Am allerbesten bei Gedankenlosigkeit.

Zu dieser Geläufigkeit alles Äußerlichen soll es der vollendete Dichter gebracht haben, daß nicht nur er selbst an die Formen, deren er sich bedient, nicht mehr denkt, sondern auch der Leser nicht. Beide können alsdann dem Inhalt allein die Gedanken zuwenden. Ob es aber Rückert selbst jemals zu diesem Grade der Geläufigkeit gebracht habe, müssen wir bezweifeln. Wenigstens werden wir, so oft wir ihn lesen, beständig durch die Form vom Inhalt abgezogen. Wir bewundern seine Gewandtheit in Vers und Sprache, die Schönheit seines Ausdrucks, die Pracht und Kühnheit seiner Bilder, die treffenden Pointen u. s. w., und denken dabei mehr an ihn als an den Gegenstand, wir verlieren den Gedanken über dem Denker und Redner. Weil aber der Leser bei Rückert gezwungen wird, an die Form zu denken, darum eignet grade er sich am meisten, die Form zu lehren und die Geläufigkeit, die er darin erworben hat, Andern mitzutheilen. Der Jünger, der auf diese leichtere Art in Besitz aller Rückert'schen Fertigkeiten kommt, wird jene gedankenlose Geläufigkeit, die auch den Leser nicht von dem Gedanken auf die Form ablenkt und die dem Meister selber versagt blieb, allerdings erwerben können, denn

der Grund, warum sie jener nicht erreichen konnte, liegt eben in den Kämpfen und Mühen, denen er sich unterziehen mußte, bis er diese Meisterschaft errang, die dem Jünger gleichsam im Traum verliehen wird. Dem Meister ist zwar das Schwierigste jetzt so geläufig geworden, daß er alle Schwierigkeiten der Form gedankenlos überwindet; aber in dieser Gedankenlosigkeit geberdet er sich aus Gewohnheit immer noch, als müsse er alle Kräfte aufbieten, und diese Geberden sind es, die den Leser zu jener Gedankenlosigkeit an die überwundenen Schwierigkeiten nicht gelangen lassen. Der Jünger kann diese Gewohnheit nicht annehmen, weil es ihm schon von vorn herein leichter ward und ein Aufbieten aller seiner Kräfte zur Bewältigung der Form niemals Noth that. Der Jünger wird sich auch bald selbst überzeugen, daß er dem Meister nicht in Allem folgen darf; daß er selbst im Technischen seine Eigenheiten hat, die nicht nachahmungswürdig sind; daß ihm gewisse Freiheiten verstattet sind, die wir nicht jedem Andern zugestehen. Es ist überhaupt eine zwar sehr verbreitete, aber darum nicht minder irrige Vorstellung, als ob Rückert ein correcter Dichter wäre. Allerdings hat er zu einer Zeit, wo eine große Nachlässigkeit in Bezug auf die Reinheit des Reims und des Verses an der Tagesordnung war, durch sein Vorbild dazu beigetragen, daß man anfing, es mit diesen Dingen genauer zu nehmen; er selbst aber hat sich niemals ganz streng gebunden und thut es noch jetzt nicht. In der neuesten Zeit hat man durch Platen, Wackernagel u. A. die Foderungen an Reinheit des Reims und strenge Versmessung so hoch hinaufzuschrauben gelernt, daß Rückert in diesem Bezuge durchaus nicht mehr als Muster gelten kann. Wir verlangen zwar nicht, daß beim Reime auch das Auge befriedigt werden solle, wie es Platen sich zur Norm machte, und zwar mit Unrecht; aber die Ansprüche, welche das Ohr zu stellen hat, auf vollkommenen Gleichklang, dieser glauben wir uns auch dann nicht entäußern zu dürfen, wenn dem Auge durch völlig übereinstimmende Schreibart geschmeichelt wird. Wir lassen daher Reime wie Küste: Wüste, ruft: Gruft, köstlichen: tröstlichen, hoch: noch, Lust: thust, nächst: wächst, sucht: Frucht, Garten: zarten, Künste: grünste u. s. w. nicht gelten, und wenn dieselben nach der Aussprache einiger Deutschen vollkommene Gleichklänge sein sollten, so verwerfen wir doch diese Aussprache aus wohlerwogenen Gründen und verlangen von dem Dichter, daß er sich einer richtigen Aussprache befleißige, was sich besonders bairische und östreichische Poeten merken mögen. Auch ist wenig gebessert, wenn zur Beschönigung eines falschen Reims die Schreibart geändert wird, wie Rückert zuweilen Dulter statt Dulder schreibt, um auf Schulter zu reimen; oder Schwerde um auf Erde, Strassen um auf verlassen zu reimen u. s. w. Aber selbst offenbar unreine Reime, die durch die Schreibart nicht bemäntelt werden können, erlaubt sich der Dichter, wenn er grüßen: sprießen, Schoos: Helios u. s. w. reimt. Daß sich Rückert bei Behandlung antiker Maße Freiheiten herausnahm, die weder Voß noch Schlegel, geschweige Platen sich gestattete, werden folgende Beispiele zu erweisen genügen:

1. Wer Philolog und Poet ist in Einer Person, wie ich Armer,
   Kann nichts Besseres thun, als übersetzen wie ich.

Was hier philologisch gefehlt ist, sollen wir poetischer Freiheit vergeben, mahnen die Schlußzeilen; allein die sogenannte licentia poetica kann nur in der Erlaubniß des Dichters bestehen, Das zu thun, was dem Prosaisten verboten ist; hier ist aber dem Prosaisten nichts verboten, mithin kann von poetischer Freiheit nicht die Rede sein.

2. Jeder noch einmal so kurz, alle noch einmal so viel.
3. Zweifaches Spielwerk ihr Habes, der strenge, geraubt.

Und schon das zweite Distichon bringt den Pentameter:

Wirklichkeit hast du ja selbst; nimm denn die Wünsche von uns!

welchen sich Platen, so wenig als den Hexameter:

Ach und hättest du, scheidend von deiner Heimat, ein Thränchen

erlaubt haben würde, wie sie denn wirklich nicht zu rechtfertigen sind.

Auch noch in der neuesten Zeit gestattet sich Rückert Manches, was sich seine Schüler nicht erlauben sollen. Alexandriner wie folgende möge sich Niemand zum Muster nehmen:

1. Sprach er: Bist du da! und ich sagte: Meister, ja.
2. Zu sehn Unsichtbares, und solcher Gnaden mehr.
3. Durch je mehr Sieb es geht, je feiner ist's und reiner.
4. Sich unter mislicher Wolken zerstreutem Völkchen.

Doch dies hängt mit einer Eigenthümlichkeit Rückert's zusammen, die sein Verfahren vollkommen rechtfertigt. Er liebt nämlich zuweilen eine kleine Dissonanz einzumischen, um sie hinterher aufzulösen und so volle Consonanz herzustellen. Aus diesem Grunde finden sich die obigen Anstöße immer im Anfang oder in der Mitte des Verses, der wenn er zum Schlusse gelesen wird, das Ohr zuletzt entschädigt. Auch was wir oben auszusetzen fanden, ist nicht gegen Rückert gesagt und soll seinen Ruhm nicht schmälern; nur wünschten wir nicht, daß jüngere Dichter sich kleine Unregelmäßigkeiten des Dichters zum Vorwand größerer nähmen. Er selber räth ihnen:

Ein alter Vogel lernt nicht mehr; kommt her, ihr jungen,
Und singen lernt von uns, doch nicht wie wir gesungen;
Nein, immer besser zu! Denn Alles muß auf Erden
Doch immer besser, auch der Sang der Vögel werden.
Und macht ihr's besser nicht, so denkt doch, daß ihr's macht,
Wir haben eben das zu unsrer Zeit gedacht.

Eine Übersicht der poetischen Laufbahn Rückert's zeigt uns ferner, daß er immer mehr gelernt hat, was seiner Anlage gemäß war und sich dann mit vollkommenem Bewußtsein solchen Leistungen zuwandte, die seiner Natur entsprachen. Darum finden wir ihn jetzt immer mehr auf dem Gebiete des Lehrhaften, des Beschaulichen, welches ihm offenbar mehr als das rein Lyrische, oder gar das Epische zusagt. Man hat dem im ersten Bande der Gedichte mitgetheilten, 1821 gedichteten „Liebesfrühling" große Lobsprüche ertheilt und hierin hin und wieder die Höhe seiner Poesie erkennen wollen. Wir sind anderer Meinung. Auch wir schreiben diesen Liedern

einen verhältnißmäßig großen Werth zu, aber wir finden ihn nicht in der Innigkeit der Empfindung, in der herzlichen Wahrheit des Gefühls, und obgleich der Dichter einmal selber von sich sagt:

Liebste! das sind keine Mühen,
Ist kein Werk, das kämpft und ringt,
Das ist wie die Blumen blühen,
Das ist wie der Vogel singt.

so finden wir doch weit mehr Phantasie, dialektische Schärfe und poetische Kunst in diesen Gedichten aufgewandt, als wir unmittelbare Ergießungen des Herzens darin entdecken. Überhaupt gehört Rückert, wie es schon öfter ausgesprochen ist, nicht zu den unbewußten Dichtern, denen ein Gedicht wie ein Naturerzeugniß entsteht; er ist immer der Meister seines Baus, der von jeder Linie, jedem Winkel Rechenschaft zu geben weiß. Die Absichtlichkeit, Künstlichkeit seiner Poesie berührt daher immer da unangenehm, wo der Gegenstand, den er sich zu behandeln vorgesetzt hat, Gefühl und übereinstimmende Fülle des Innern verlangt, und er Das, was er davon besaß, schon ausgegeben hat. Denn alle Kunst, die er alsdann aufbietet, alle phantastische Pracht, alle orientalische Bildersprache, aller Witz, alle spitzfindige Dialektik reichen dann nicht aus, die Leere seines Herzens zu verhüllen. Wer sich davon überzeugen will, der lese z. B. „Agnes' Todtenfeier". Wie einfach und rührend ist noch das zuerst und von selbst entstandene Muttersonett aller übrigen:

Tritt sanfter auf mit deinem Flügelschlage,
O Zephyr, denn du rührest heil'ge Räume;
Es flehen dich die Blätter dieser Bäume,
Nicht zu verwehen ihre leise Klage.

Senkt duftiger zu diesem Blumenhage,
Ihr Wolken, eures Vorhangs dunkle Säume,
Daß ungestöret hier die Holde träume,
Die hier sich bettete, so früh am Tage!

Sie will nicht wachen! schlafen will sie. Wache
Für sie denn unser Schmerz und unsre Thränen,
Und unser Segen schaukle ihre Wiege.

Glückselig, wen zu diesem Brautgemache
Mit leisem Arme niederzieht das Sehnen,
Daß er bei Ihr, zwar Staub bei Staub nur, liege!

Und doch ist hier schon mehr Kunst als Wärme der Empfindung. Nun vergleiche man aber die übrigen, nicht von selbst entstandenen, sondern aus der Absicht und Willkür des Dichters hervorgegangenen Sonette, der einmal sehen wollte,

— — ob man mit Armen
Der Poesie kann in die Wolken reichen
Und niederholen aus des Lichtes Reichen
Trostschätze für ein Herz, das will verarmen &c.

so wird man mit dem Dichter die Erfahrung machen, daß dies die Poesie des Gefühls, des Gemüths vielleicht vermöchte, aber die des Verstandes, des Witzes nimmermehr. Letztern redet der Dichter, nachdem er lange genug seine Künste aufgeboten hatte, so an:

O Witz, wie kannst du dessen dich vermessen,
Noch jetzt zu treiben deine nicht'gen Spiele?
Die Liebe ging, das Leben geht zum Ziele,
Du aber spielst noch ziellos wie vordessen &c.

Und doch schließt er den Kranz mit folgenden Worten, die ihm nicht ernst sein können:

Ihr Lieder, deren Tönen ein ich hauchte
Empfindungen, die wahrhaft ich empfunden &c.

Dieser Versicherung hätte es nicht bedurft, wenn sie Wahrheit enthielte.

(Der Beschluß folgt.)

Erinnerungen aus meinem Zusammenleben mit Georg Berthold Niebuhr, dem Geschichtschreiber Roms. Von Franz Lieber. Aus dem Englischen übersetzt von Karl Thibaut.

(Beschluß aus Nr. 219.)

Den größern Theil der vorliegenden Schrift füllen nun aphoristische Aussprüche und Gedanken Niebuhr's, die der Verfasser mitunter ganz einfach, dann aber wieder im Zusammenhange mit seinen eignen, darüber mit Niebuhr gehabten Unterredungen wiedergegeben hat. Wir haben also hier eine Art Eckermann'scher Tischgespräche, freilich nur aus dem Zeitraum eines Jahres, da des Verfassers engeres Zusammenleben mit Niebuhr nicht länger gedauert hat, aber doch voll recht anziehender Urtheile über Menschen, Bücher und Sachen. Unter den Personen, über welche er sich im Gespräche verbreitet hat, werden die Franzosen Carnot und Graf Deserre besonders gelobt; Joseph Bonaparte's Verwaltung in Neapel erhält manches Lob (S. 147); vor Lucian hegt er große Achtung, klagt nur, daß derselbe eine solche Monomanie für seine Verse habe (S. 225). Einige Urtheile über Napoleon wollen wir ihrer Länge nach anführen, weil in ihnen viel Wahres liegt und es für die jüngere Generation, die durch unwissende Schriftsteller und flache Raisonneurs leicht vermocht werden kann, den Kaiser Napoleon à la Heine mit gefalteten Händen anzubeten oder mit Méry, Barthélemy und dem Freiherrn v. Gaudy für eine durchaus poetische Gestalt zu halten, von Wichtigkeit sein muß, die Stimmen erfahrener Zeitgenossen zu vernehmen. „Napoleon", heißt es S. 154, „war nicht grausam. Er pflegte freilich nicht zu zaudern, Menschenleben aufzuopfern, wenn es galt, seine politischen Plane durchzusetzen; aber er hatte keine Freude daran, zu zerstören, noch weniger Schmerzen zu verursachen, ebenso wenig tödtete er aus bloßer Rache. Freilich glaube ich, es kostete ihm wenig, ein Opfer zu verlangen, wenn er es für nöthig hielt. In seinem Charakter herrschte zu sehr ein eiserner Wille vor, als daß er in einem solchen Falle hätte zaudern können." Und auf S. 155: „Napoleon wußte Menschen wie Hunde abzurichten. Er pflegte auf ihnen herumzutreten; dann zeigte er ihnen wieder ein Stück Brot und streichelte sie: da hüpften sie Alle herbei. Kein Monarch hatte je so viele absolute Werkzeuge seines absoluten Willens als Napoleon. Ich spreche nicht allein von seinen unmittelbaren Dienern; nein, Prinzen und Fürsten zeigten sich ebenso abgerichtet." Ein sehr wahres Urtheil über das Benehmen der Franzosen in fremden Ländern lesen wir auf S. 115 in folgenden Worten: „Die Franzosen haben während der Zeit ihrer Eroberungen einen sehr entschiedenen Charakterzug an den Tag gelegt, nämlich — Geiz. Ich sage dies von Allen, von den Höchsten bis zu den Niedrigsten; ihre Geldgier war ekelhaft. Sie waren damals noch zu jung, um manche Einzelheiten wissen zu können; ich aber weiß sie. Andere Nationen haben nicht diesen niedrigen Zug bei ihren Eroberungen verrathen. Sie haben zwar immer Contributionen erhoben, und die Engländer in Indien waren gewiß nicht allzu delicat; aber die Sache geschah nicht auf so niedrige Art, und von Jedem nur in seiner Sphäre. Die Franzosen waren in ihrem innern Wesen niedrig und, wie sich von selbst versteht, ohne die geringste Scham. Davon gab es Ausnahmen, wie Sie wissen. Wie ganz anders haben unsere Generale in Frankreich gehandelt!"

Von den politischen Aussprüchen wollen wir nur zwei hervorheben und die über Gesetzgebung, Kronzewalt, Preßfreiheit u. dgl. jetzt übergehen: den einen über Holland und Belgien, den andern über Griechenland, wobei man bedenken muß, daß beide 1822 gethan sind. Der erste (S. 89) lautet also:

„Ich war mit dem Könige der Niederlande gut bekannt, als er in großer Zurückgezogenheit zu Berlin lebte, nachdem er von den Franzosen aus Holland vertrieben worden war. Er hatte für meine Geschichte großes Interesse; er las und studirte sehr viel. Er ist ein Charakter von echtem Werth; so auch die Königin; sie ist eine Frau von der mildesten Seele, rein und wohlthätig. Es ist dieses ein Paar, welches so heiß als irgend ein anderes, das jemals auf einem Throne saß, das Glück seines Volkes wünscht. Ich glaube, wenig Frauen, in welchem Rang sie auch im Leben stehen mögen, sind an Vortrefflichkeit der Königin der Niederlande zu vergleichen. Der König verlangte meine Meinung rücksichtlich der Vereinigung von Holland und Belgien und der Constitution. Sie wissen, er war abgeneigt, Belgien zu nehmen. Ich erklärte ihm sehr positiv, daß dies nimmer gehen würde; wenn Belgien und Holland unter demselben Scepter zu stehen gezwungen wären, so müßten sie wenigstens getrennt bleiben wie Norwegen von Schweden. In der That ist viel mehr Grund da für eine Trennung der Holländer und Belgier. Sie haben nichts miteinander gemein; Sprache, Religion, Interessen, Alles ist sich direct entgegengesetzt. Die Belgier sind armselige Copien der Franzosen. Ich kann nicht glauben, daß die gegenwärtige Einrichtung gut enden wird; ich habe in der Sache eine sehr ernstliche Furcht und Besorgniß. Gott möge geben, daß meine Befürchtungen ungegründet seien und meine Ahnungen auf nichts zurückgeführt werden."

Von Griechenland sagte Niebuhr um dieselbe Zeit:

„Ich weiß, daß die ganze Revolution zu früh und gegen die Wünsche der besten Lenker der ganzen Sache ausgebrochen ist. Nichts ist so schwer in Dingen dieser Art, als daß man die seltene moralische Kraft des Abwartens besitzt und zudem den Scharfblick und den Charakter, um zu sagen: jetzt ist es an der Zeit. Überdies ist es kaum jemals möglich, auch von den bestangelegten Minen politische Pinsel abzuhalten, welche die Lunte hineinstecken, oder sie auf andere Art sprengen, ehe der rechte Augenblick gekommen ist. Dann ist die Zeit da, daß der Mann sich zeige, und Wenige von Denen, welche noch so urtheilsvoll Entwürfe machen, besitzen diejenige Vereinigung von Eigenschaften, welche auf der Stelle neue Mittel für jedes neue unerwartete Ereigniß erfindet. Das erheischt aber nicht allein politische Weisheit, sondern auch politisches Genie". (S. 139.)

Über Geschichte, alte sowol als mittlere und neuere, finden sich manche treffliche Reflexionen, z. B. über die Khalifen, über Attila, über Athen und Sparta, über einzelne Charaktere des dreißigjährigen Krieges, über Venedig, über die Parteien in Frankreich. Über römische Geschichte verbreitet sich Niebuhr am meisten. „Ein römischer Geschichtschreiber", sagt er, „sollte ein verständiger, wohlbelesener Philolog sein und ein praktischer Staatsmann" (S. 86). Zu seiner eignen Geschichte Roms erklärt er bei seinem frühern Aufenthalte in England den Schlüssel erhalten zu haben, die nächste Ursache derselben aber sei die unglückliche Zeit der Demüthigung Preußens gewesen, wo er seinen und seiner Zuhörer Geist habe an einer großen, längst dahingeschwundenen Nation stärken wollen (S. 108). Weiter sagt er: „Es ist nothwendig, das bürgerliche Leben aus eigner Beobachtung zu kennen, um solche Staaten wie die des Alterthums zu verstehen. Eine Reihe von Dingen in der römischen Geschichte hätte ich nicht verstanden, ohne England beobachtet zu haben. Nicht daß dazumal die Idee, eine römische Geschichte zu schreiben, klar in mir war; sondern als in einer spätern Zeit der Gedanke in meinem Geiste immer und immer bestimmter ward, kam mir alle Beobachtung und Erfahrung, die ich in England gewonnen, zu Hülfe, und mein Entschluß war gefaßt" (S. 84). Römischer Landbau mit Vergleichung der Bodencultur im heutigen Italien, römische Religion, Bemerkungen über die echt römische Aussprache des Lateinischen, Urtheile über einzelne Männer, wie Cäsar, Cato, Marius und Andere, machten ebenfalls oft den Gegenstand von Niebuhr's Unterredungen mit Lieber aus, z. B. auf S. 126, 135, 179, 210.

Das alte Rom führte oft das Gespräch auf das neue Rom, wobei Niebuhr Veranlassung fand, manche Gebräuche und Institutionen der katholischen Kirche, als die Ablasse, Indulgenzen, die Märtyrer und Heiligen (wie den heiligen Franziskus auf S. 184), das Klosterwesen und Ähnliches zu besprechen.

Nicht minder war die Literatur alter und neuer, europäischer und nichteuropäischer Sprachen ein Gegenstand, über den Niebuhr gern redete. Er selbst besaß außerordentliche Sprachkenntnisse, nicht blos im Englischen, Französischen, welche Sprache er correct zu schreiben glaubte (S. 187), im Italienischen, wo er eine besonders tiefe Kenntniß zeigte, im Lateinischen (S. 90), Holländischen, sondern auch in den slawischen Sprachen. „Ich halte", sagt er unter Anderm, „die alte slawische Sprache, wie sie in Serbien gesprochen wird, für die vollendetste der lebenden Sprachen Europas; sie hat ganz das Treuherzige und Kräftige der deutschen Sprache und eine philosophische Grammatik" (S. 151). Über die alten Schriftsteller sind seine Urtheile sehr treffend: so über Homer und den großen Einfluß, den die Voß'sche Übersetzung auf Deutschland gehabt hat (S. 92 fg.); über Horaz, den er einen „großen Mann" nennt, aber nicht will, daß auf Schulen mehr als seine Oden gelesen werden sollten, da man eine ausgebreitete Erfahrung im wirklichen Leben brauche, um ihn zu verstehen (S. 193); über Herodot, von dem er meint, es sei unmöglich, einen wahrheitsliebendern Mann zu finden, und doch habe er Vieles berichtet, das nicht wahr sei (S. 202). Den vielen Verehrern Dante's wird die Nachricht nicht unwillkommen sein, daß am Schlusse des vorliegenden Buches sich eine Abhandlung über die Allegorie im ersten Gesange der „Divina commedia" von Niebuhr's Hand befindet.

In allen Äußerungen, die ihn selbst und sein Verhältniß zu Mitlebenden betreffen, erscheint Niebuhr liebenswürdig und einfach: so in seiner Weigerung, den Adelstitel anzunehmen (S. 151); so in seinem väterlichen Wunsche, daß sein Sohn einst Das werden möge, was er nicht werden konnte; er werde keine Mühe sparen, um ihm alle die Vorzüge zu verschaffen, die er selbst nicht habe (S. 108); so in seinem Urtheile über Spalding, „dessen Bekanntschaft er zu den glücklichsten Ereignissen seines Lebens rechnet" (ebds.); über Friedr. Heinr. Jacobi, der „ihm wie ein Wesen aus einer bessern Welt erschienen ist, das nur auf kurze Zeit bei uns verweilt" (S. 128); über Canova, den er über Thorwaldsen stellte, wo wol die wenigsten Leser mit den Urtheilen auf S. 153 und 165 übereinstimmen werden, und über Georg Heinrich Pertz. Diese Worte wollen wir noch anführen: „Ich schreibe lesbar und nicht langsam, und ich arbeite nicht langsam; aber ich weiß von Keinem, der irgend an Schnelligkeit des Arbeitens mit Herrn Pertz verglichen werden könnte. Er liest Manuscripte mit treffendem Urtheil, und er macht seine Auszüge schneller, als Andere nur copiren könnten. Diese Art der Raschheit ist für Diejenigen sehr wichtig, welche sich ganz solchen Studien, wie die unserigen sind, ergeben haben; und dennoch ist es eine Sache, die mit den anderen erfoderlichen Eigenschaften eines großen Gelehrten in gar keinem Zusammenhange steht." (S. 187.)

So viel über diese Reminiscenzen aus dem Umgange mit Niebuhr. Wir könnten wol wünschen, daß ein anderer Gelehrter, der mit Niebuhr noch länger zusammengelebt hat als Hr. Lieber — vielleicht Professor Classen in Lübeck, Niebuhr's mehrjähriger Hausgenosse —, eine ähnliche Sammlung veranstaltete, welche mehr die letzten Jahre seines Lebens umfaßte. 102.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 251. — 8. September 1837.

Friedrich Rückert.

(Beschluß aus Nr. 250.)

Für den Dichter des Gemüths und des Herzens halten wir also Rückert nicht und stimmen hierin mit dem Ref. in Nr. 60 — 63 d. Bl. f. 1835; aber auch wir sprechen ihm darum weder Empfindung noch Gefühl ab, beide besitzt er und weiß sie oft lieblich zum Herzen dringen zu lassen, wenn sie vor den andern vorwiegenden Gaben seiner Natur zu Worte kommen. Geist und Phantasie sind aber diese vorwiegenden Elemente nicht allein, besonders ist es der Sinn, der das Charakteristische in Rückert ausmacht. Er ist ein sinnreicher Dichter und darum vor Allem zum Didaktischen berufen, dem er sich auch gegenwärtig immer mehr zuwendet. Daß das Epische, obwol ihm keineswegs ganz versagt, doch Rückert's eigenste Sphäre nicht ist, davon wird man sich überzeugen wenn man seine Behandlung von „Flor und Blancheflor" betrachtet, wo ihm Geist, phantastischer Witz und sinnreicher Scherz ebenso hindernd in den Weg treten und die epische Darstellung unterbrechen oder ablenken, als sie im Lyrischen dem Gefühl das Wort vor dem Munde wegnehmen. Unsere Bewunderung dieses allerliebsten Gedichts ist darum nicht minder groß, wir halten es für eine der edelsten Perlen in der Krone der deutschen Poesie; aber ein Epos ist es nicht, es hat keine Objectivität, keine Darstellung der Außenwelt oder eines fremden Seelenlebens; es ist Alles nur Rückert mit seinem Geiste, seinem phantasiereichen Witze, seiner sinnreichen Phantasie. So ist in „Edelstein und Perle" nicht einmal ein Versuch gemacht, jeden der beiden Unterredenden mit einem eigenthümlichen, seiner Natur entsprechenden Charakter zu begaben und demgemäß reden zu lassen; sie sprechen Einer wie der Andere und Beide ganz wie Friedrich Rückert im eignen Namen spricht. Deshalb ist es wol auch kein Zufall, sondern Selbsterkenntniß des Dichters, daß er niemals etwas Dramatisches zu schreiben versucht hat, denn dergleichen müßte ihm ganz mislingen. Wo sich noch am meisten Individualisirung, Schilderung und Darstellung findet, das ist in dem kleinen Sonettenepos „Amaryllis", das der Dichter mit großem Recht zu seinem Liebling erkoren hat; es ist auch der unsere. Und doch ist die Umgebung nur flüchtig skizzirt, der spröde Trotz der Bäuerin nur angedeutet, und selbst von ihren Beschäftigungen erfahren wir so wenig, daß uns die hinterher gegebene Aufklärung, jene Amaryllis sei eine Viehmagd, Namens Marielise, gewesen, höchlich befremdet. Das Wenige aber, das uns von der wirklichen Welt hier zu hören vergönnt wird, macht einen bewunderungswürdigen Effect, weil es den phantastischen Träumen des Dichters ein Substrat, seinem schwärmenden Geist einen festen Boden, seinem sinnreichen Witz einen Gegenstand, seiner Selbstverspottung einen Anlaß gewährt.

Wenn wir es aber lobenswürdig fanden, daß sich Rückert dem Didaktischen immer entschiedener zuwandte, so können wir es darum nicht unbedingt billigen, daß er gleichzeitig seinem Hang zur Zersplitterung, zum Ausprägen seiner geistigen Schätze in lauter Scheidemünze ebenfalls je länger je mehr nachgab. Er selbst hatte sich früher dies zum Vorwurf gemacht, indem er sich einen zersplitterten Dichter nannte; späterhin scheint er sich aber darüber beruhigt zu haben; ja, er versucht es mehrmals, sich deshalb zu rechtfertigen:

Ein Bruchstück ist mein Lied, ein Bruchstück das der Erde,
Das auf ein Jenseits hofft, daß es vollständig werde.
So flicht der Himmel seinen ew'gen Kranz
Aus vieler unscheinbaren Sterne Glanz.
So sieht aus Demantsplittern wol zuletzt
Ein Strahlenring zusammen sich gesetzt.
So webt aus einzeln kleinen Blumen nur
Auch ihren Frühlingsteppich die Natur.

Ein anderes Mal heißt es mit offenbarem Bezuge auf sich selbst:

Zu lesen lieb' ich nicht, was aneinander hängt,
So daß ein jeder Schritt zum andern vorwärts drängt;
Wo, wenn ich aus der Bahn hab' einen Schritt gethan,
Ich sie verlor und muß von vorne fangen an.
Zu lesen lieb' ich Das, wo ich auf jedem Schritte
Zugleich am Anfang bin, am End' und in der Mitte;
Wo stillzustehen, fortzufahren, abzubrechen
In meiner Willkür steht, und mit darein zu sprechen.
Den Dichter lieb' ich, der für mich versteht zu pflanzen
Ein Ganzes, das besteht aus tausend kleinen Ganzen.

Aus tausend kleinen Ganzen wird nun vielleicht dereinst das „Lehrgedicht" bestehen, wenn es einmal fertig vor uns liegt; aber ob es ein Ganzes sein wird, dem nichts mehr hinzugesetzt, von dem nichts hinweggenommen werden könnte, ohne daß der Einheit des Gedichts geschadet würde, ob es ein solches organisches Ganze sein wird, wie ein Kunstwerk sein soll, das steht zu bezweifeln, ja,

wir wagen es im Voraus zu verneinen. Es ist nicht Ein Lehrgedicht, es sind viele, es sind tausend kleine Lehrgedichte. Bei seiner Sinnesart wird sich der Dichter leicht darüber trösten und sagen: „Es ist besser, daß ich tausend für eins gebe als eins für tausend"; wir gönnen ihm auch seine resignirende Gemüthsruhe, und wünschen, daß sie uns noch viele so herrliche Früchte tragen möchte, als die tausend kleinen Ganzen sind; aber in unserer Ungenügsamkeit verhehlen wir auch einen zweiten Wunsch nicht, den nämlich, daß der Dichter noch Muße genug übrig behalte, ein anderes, längst begonnenes Lehrgedicht, das wirklich ein Ganzes, und ein Kunstwerk, ein organisches Gebilde zu werden versprach, zu Ende zu dichten. Wir meinen das im „Kranz der Zeit" begonnene kühne, anschauungsreiche Gedicht: „Vom Bau der Welt", das nur bis ins Mittelalter fortgeführt ist, hier aber mit den Worten abbricht:

Da sah ich, wie der Wolkenflor
Sich über mir entrollte
Und vor mir weiter Thor um Thor
Den Weltbau führen wollte;
Ich aber, in mir selbst erregt,
War jetzt dazu nicht aufgelegt
Und mußte, fortzufahren,
Auf andere Zeit versparen.

Um nun auch noch, da der dieser Anzeige bestimmte Raum bereits ausgefüllt ist, von dem andern der beiden obengenannten besondern Werkchen Rückert's einige Worte zu sagen, so können wir ihm für diese Gaben nicht Dank genug zollen. Wenn es im „Lehrgedicht" nur eine Form ist, daß für Brahmanenweisheit ausgegeben wird, was Rückert's eigne Herzens- und Geisteserfahrungen sind, so ist hier echte Perser- und Araberweisheit, meist in alte Märchen, Sagen und Geschichten eingekleidet, welche uns Rückert in wechselnden, nach den jedesmaligen Bedürfniß erfundenen Maßen erzählt, und zugleich den Sinn deutet, zu dessen Veranschaulichung jene Überlieferungen schon in ihrer Heimat dienen mußten. Oftmals wird es auch geschehen sein, daß Rückert einer Anekdote, einer gleichgültigen Begebenheit, die ihm seine Quellen überlieferten, erst jene Wendung, jene Deutung gab, durch welche sie uns jetzt poetisch ergötzt und erbaut; in diesem Falle ist sein Verdienst noch größer. Die Romanzenbruchstücke von Forhad und Medschnun haben wieder einen andern Charakter; hier tritt das Lehrhafte zurück, und eine ganz orientalische, phantastisch glühende und doch höchst zarte Liebe spricht sich in rührenden lyrischen Klängen aus. Die angereihten Sprüche und kürzern epigrammatischen Kleinigkeiten sind voll kerniger Weisheit, die wol nicht immer überliefert ist; so halten wir die folgende für heimischen Ursprungs, vielleicht durch bekannte Vorgänge in der Nähe des Dichters veranlaßt:

Er steckte nur seine Schleißen an
Und ließ dir die glühn Kohlen;
Wie kannst du also sagen: Der Mann
Hat mirs Feuer gestohlen!
Pfui! wird es kalt in deiner Brust,
Weil es bei ihm wird wärmer?
Weiß er nun auch, was du gewußt,
Das macht dich nicht wissensärmer.

Das Büchlein wird ohne Zweifel bald eine zweite Auflage erleben und alsdann durch die nachgeborenen Kinder dieser Laune bedeutend verstärkt werden. 98.

Correspondenznachrichten.

Regensburg, 18. Aug. 1837.

Nachdem wir in Nürnberg die Überreste mittelalterlicher Kunst friedlich neben dem Marksteine neuer Industrie, nachdem wir St.-Sebaldus, die Lorenz- und Frauen-Kirche, die pfeilschnell dahinrollenden Wagenzüge auf der Eisenbahn mit ihren hohen Zinnen gleichsam befrachtend, gesehen und bewundert hatten, fuhren wir der altbairischen Hauptstadt Regensburg zu und bemerkten oft zu unserer Linken, oft zur Rechten die tiefen Ausgrabungen oder wallartigen Dämme des großen Kanals, durch welchen der König Ludwig Das bewerkstelligen wird, was Karl der Große versucht haben soll — den Rhein mit der Donau, die Ost- und Nordsee mit dem schwarzen Meere zu verbinden.

Schon nahe der letzten Post erblickten wir in weiter Ferne auf einer Anhöhe an der Donau ein großes Bauwerk, welches uns der deshalb befragte Postillon als des Königs Walhalla bezeichnete. Wir behielten diese Anlage nun fast immer im Gesichte, bis sie uns durch die ersten Häuser der Stadt, welche wir erreichten, nachdem wir die große Donaubrücke — ein im Mittelalter ebenso berühmtes als unsern Zeitbegriffen gemäß fehlerhaftes und rohes Bauwerk — mittels eingelegten Hemmschuhes glücklich zurückgelegt hatten. Am folgenden Morgen nahmen wir zuerst die alterthümliche Stadt und vor Allem die Domkirche in Augenschein, welche der kunstsinnige König von Baiern von allem unpassenden Nebenwerke, von modernen Einbauten, Denkmalen im altfranzösischen Perücken- oder im neufranzösischen Nüchternheitsstyle hat reinigen lassen. Auch die unvollendeten oder im Laufe der Zeiten zerstörten Glasmalereien dieser Kirche werden auf königliche Kosten wiederhergestellt, und mehre ganz neue Fenster der Art lassen nichts mehr zu wünschen übrig. Indem sie an Glanz und Tiefe der Farben die alten Werke erreichen, übertreffen sie dieselben weit in Schönheit und Reinheit der Zeichnung.

Die Seele angefüllt von dem reizenden Eindrucke dieses phantastischen Gebäudes, fuhren wir nun zu dem Platze, wo die Walhalla errichtet wird. Der Weg führt zwischen der Donau und den mit Weinreben bewachsenen Felsenhöhen hin, welche sich hier als die letzten Absätze des mitteldeutschen Hochplateaus gegen die Donau hin abstufen.

Der Anblick des Gebäudes wird bald von den vorspringenden Felsen und, wenn man näher kommt, von einem kegelförmigen Hügel verdeckt, auf dessen Spitze sich die ehrwürdigen Trümmer des alten, im dreißigjährigen Kriege zerstörten Rittersitzes Donaustauff erheben. Doch bald erscheint die Felsenhöhe der Walhalla selbst und bildet mit dieser Ruine, dem Städtchen Stauff und einer sehr malerischen Kapelle, sowie mit den umgebenden Gebirgen, der Donau und der reichen niederbairischen Ebene eine äußerst malerische Ansicht.

Auf einer sehr bequemen Straße, die durch den Eichenhain führt, der die nördlichen, östlichen und westlichen Abhänge des Walhallaberges bedeckt, und die in ihren Windungen die mannichfachsten und reizendsten Aussichten darbietet, gelangten wir auf den Bauplatz der Walhalla selbst, der mit seinen ungeheuern, theils schon bearbeiteten, theils noch rohen Marmormassen einen imposanten Anblick darbietet. Über ungeheuern Substructionen, welche sich tief die Felsenhöhe hinab gegen die Donau erstrecken, erhebt sich, den Hauptbau ganz umhüllend, ein riesenhaftes Gerüstwerk, das den Anblick völlig versteckt. Doch mit welcher Überraschung betritt man das Innere! Welche Größe, welche Würde, welche Pracht des Materials, welche künstlerische Vollendung in Form und Ausführung tritt uns da entgegen, und wie ergreifend wirkt der Contrast dieser hehren

Gestaltung grade auf unsere, noch von den mittelalterlichen Eindrücken des Morgens erfüllte Seele!

Die mit vieler Gefälligkeit vorgezeigten Pläne, Einzelheiten des Baues und die zur Ausschmückung des Innern bereit liegenden Arbeiten gaben uns einen deutlichen Begriff des Ganzen nach seiner Vollendung, die in etwa fünf Jahren erfolgen soll. Das Ganze besteht aus reichen Terrassen und Treppenanlagen, die etwa zwei Drittheile der ganzen Felsenhöhe einnehmen und auf ihrem höchsten Punkte einen Tempel echtgriechischer Gestaltung tragen, an welchem die Marmorbilder der Männer aller Zeiten und Classen aufgestellt werden, deren Namen die Nationen deutschen Ursprungs und deutscher Zunge mit Stolz nennen.

Man steigt zuerst eine 60 Fuß breite gerade Treppenrampe hinan, die sich an eine Terrassenmauer in Polyzonstructur lehnt, in welcher wieder zur Rechten und Linken große, der Breite nach aufsteigende Treppen liegen. Auf diesen gelangt man zu einer zweiten Plateform, von welcher zwei große Haupttreppen gegen die Mitte des Baues führen, der nun zu drei großen Terrassenabsätzen sich gestaltet, auf deren letztem die Tempelstufen in der Art stehen, daß sie auf der Rückseite des Gebäudes mit dem Boden der großen Fahrstraße gleich liegen. Von dem zweiten Terrassenabsatze führt wieder eine gerade Treppenrampe gegen die Mitte und zur Tempelthüre. Man kann sich schon jetzt eine Reihe abwechselnder und reizender Bilder und Ansichten denken, die das Gebäude beim Besteigen dieser Terrassen und Treppen von etwa 800 Stufen darbieten wird.

Abgesehen von jedem Kriterium absoluter Schönheit und Vorzüglichkeit der griechischen Architektur, war es gewiß ganz an seinem Platze, daß der hochherzige König, welcher deutschem Verdienste und Ruhme dieses prachtvolle Denkmal stiftet, diesen Styl dafür wählte; denn der Gedanke selbst ist durchaus antik und dem hehren Zeitalter hellenischer Geschichte würdig.

Die 54 Säulen welche die Cella des Tempels umgeben, haben etwa 6 Fuß Dicke und sind sowie die Stufen, Mauern, Gebälke und Giebel durchaus von einem sehr schönen weißlichen Marmor, den die Umgebung von Salzburg auf dem nassen Rücken des Inns und der Donau in großen Schiffen hierherliefert. Wir sahen einige aus weiter Ferne heranschwimmende Schiffe, welche dem ungeheuern Vorrathe solcher Marmorblöcke, die den Bauplatz schon bedecken, noch neue hinzuführten. Den Giebel der Vorderseite wird eine, wie man uns sagte, in München schon vollendete Gruppe von Statuen schmücken, welche sich auf die politische Palingenesie Deutschlands nach den Kriegen von 1813 und 1814 bezieht. Im entgegengesetzten Giebelfelde aber wird auf ähnliche Art die Schlacht des Arminius im teutoburger Walde dargestellt. Einige 30 kolossale Statuen aus weißem Marmor, welche diese beiden Gruppen bilden, sind schon allein ein plastisches Werk, das an Größe vielleicht Alles übertrifft, was in der Art jetzt ausgeführt wird.

Von der Pracht, Größe und ebenso rein im Geiste des Hellenismus als originell gedachten Gestaltung des Innern gaben uns die Zeichnungen, welche man uns vorzeigte, einen um so deutlichern Begriff, als die Marmorarbeiten, die dafür bestimmt, schon größtentheils vollendet sind und uns ebenfalls vorgezeigt wurden.

Durch eine 23—24 Fuß hohe Pforte von Erz tritt man in dieses Innere und übersieht den Hauptsaal, welcher 50 Fuß breit, etwa 150 Fuß lang und etwa 55 Fuß hoch ist. Die Wand dem Eingange gegenüber ist durch eine Säulenreihe geöffnet, und man sieht in ein hinteres, ebenfalls von Säulen umgebenes Gemach, dem Opisthodomos der griechischen Tempel ähnlich, was den reichen und würdigen Anblick dieses Innern noch sehr erhöht. Der Hauptsaal selbst ist durch Pilastervorsprünge in drei Abtheilungen getheilt und in einer Höhe von einigen 20 Schuhen mit prachtvollen rothbraunen Marmorplatten bedeckt, welche die Brüche bei Adnat im salzburger Gebiete geliefert haben. An den Wänden sind die Büsten in sechs Hauptgruppen und in zwei Reihen aufgestellt, und zwar die erste auf einem Stylobate von hellgrauem und gelbem, die zweite auf Consolen von weißem Marmor.

In der Mitte einer jeden Gruppe ist eine Statue von weißem Marmor angebracht, welche einen Genius des Ruhms darstellt, deren wir mehre in der Werkstatt des trefflichen Rauch in Berlin entstehen und vollenden sahen. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir diese Statuen zu dem Trefflichsten zählen, was neuere Sculptur hervorgebracht hat. Einige diesem Innern nöthige Meubles, nämlich Candelaber und Sitze, haben die abwechselndsten und schönsten Formen der classischen Zeit erhalten, und werden, aus Marmor gearbeitet, zu wahren Kunstwerken werden. War die Aufstellung so vieler ganz gleichgestellter Hermenköpfe der Monotonie wegen gewiß eine schwierige Aufgabe, so muß man gestehen, daß sie hier mit viel Geschmack gelöst erscheint. Die oben erwähnten Pilastervorsprünge, welche durch die constuctive Gestaltung der Decke streng motivirt sind, verhindern den monotonen Überblick der großen Büstenzahl, und diese sind mit den Statuen, Stylobaten, Consolen, Candelabern und Marmorsitzen auf eine Art gruppirt, welche an die Aufstellung zahlreicher Weihgeschenke und Anathemata in den Tempeln Griechenlands erinnert.

Über der ersten Abtheilung jener rothen Marmorwand zieht sich das Zwischengebälk herum, welches aus einem Architrav, einem Zoophoros von etwa $3\frac{1}{2}$ Fuß Höhe und einem Krönungsgesimse besteht. Dieses Alles ist aus weißem Marmor gearbeitet, reich mit Ornamentensculptur und mit einigen lithochromischen Malereien und Vergoldungen geziert. Der Zoophoros oder Fries aber enthält in acht Abtheilungen ein Relief, etwa 300 Fuß lang, welches die Geschichte Deutschlands von der ersten Bevölkerung desselben aus Asien, bis zur Annahme des Christenthums darstellt. Man sagte uns, daß dieses ungeheuere Werk, in carrarischem Marmor schon vollendet und von dem genialen M. Wagner in Rom verfertigt, ebenso originell und charakteristisch als trefflich ausgeführt sei. Der Grund dieses Reliefs wird mit himmelblauer enkaustischer Farbe bedeckt.

Über diesem Gebälke folgt wieder eine Schicht grauen und dann wieder eine große Abtheilung rothbraunen Marmors, in welche einige 60 Tafeln eingefügt sind, die in großen vergoldeten Buchstaben die Namen jener Männer tragen, von welchen man sich keine sichern Bildnisse verschaffen konnte. Über den Pilastervorsprüngen und der Säulenreihe des Opisthodomos stehen 14 Giganten in Gestalt alter deutscher Helden, mit Helmen von Thierköpfen und einem Schurz von Thierfellen bekleidet. Diese werden in Farbe, Vergoldung und Malerei den chrysoelephantinischen Werken des Alterthums nachgebildet und tragen theils auf dem Kopfe, theils auf den Vorderarmen das Hauptgebälke, welches wieder in Farbe und Verzierung, wie das Zwischengebälke behandelt ist. Die Decke ist über den Pilastervorsprüngen und Giganten horizontal, über den drei Zwischenabtheilungen aber zeltartig dem Dachwinkel folgend, und hier liegen die drei großen Fenster, die das Innere beleuchten. Diese ganze Decke sowie das mit Kupfer gedeckte Dach, ist nach Innen mit vergoldeten Erztafeln bekleidet, die wieder gemalte Sterne und Ornamente haben.

So ist in diesem Innern das Schema eines griechischen Hypäthros mit doppeltem Stockwerke befolgt, und doch wegen der durch das Klima bedingten Bedeckung des ganzen Raumes eine ganz neue und originelle Combination der Formen erzielt, welche nun auch wieder innerlich und äußerlich dem Geiste griechischer Architektur entspricht. Der Fußboden besteht aus reicher Marmorbeplattung (Lithostroton), und in den drei Hauptabtheilungen wird man die Jahrzahl, wann dieser Bau beschlossen, begonnen und beendigt wurde — ich glaube 1806, 1825 und 1842 — lesen.

So wird die Walhalla ein in den edelsten Formen und Stoffen verkörperter eigner, uneigennütziger und hoher Gedanke eines deutschen Königs. Die Mitwelt und Nachwelt wird den Werth dieses Gedankens zu erkennen wissen, wenn sie hier

z. B. eher die Büste Friedrich's des Großen aufgestellt sieht als ein Denkmal desselben in dem Lande, das er gleichsam erschuf und mit seinem Geiste fortwährend zu schützen scheint.

In Gedanken versunken, übersahen wir noch von der Vorderseite des Tempels die prachtvolle Aussicht über die Donaugefilde, ihre Ufer von Abensberg gegen Passau, und über die fruchtbaren Ebenen Niederbaierns, an deren Rande man bei heiterm Wetter die ungeheuere Kette der salzburger und tiroler Alpen erblickt, und traten dann unsern Rückweg nach Regensburg an. 155.

Notiz.

Napoleon's Herz.

In dem Werke von Alexander über die Colonien des westlichen Afrika findet sich bei Gelegenheit der Besprechung von St.-Helena nachstehende interessante Mittheilung über das Herz des großen Kaisers, die wir unsern Lesern, als etwas ihnen sicherlich Neues, nicht vorenthalten möchten. „Ein Freund vom Militair", erzählt der Verf., „der sich grade auf St.-Helena befand, als Napoleon starb, erzählte mir vor einigen Jahren, daß er und Andere der Meinung wären, daß das Herz des Kaisers bei der Bestattung seiner Leiche durch die sein Gefolge bildenden Personen aus dem Sarge entwendet und bei Seite geschafft worden sei, und zwar sei dies auf folgende Weise geschehen. Der junge englische Offizier, welcher im Paradezimmer, wo die Leiche und das Herz derselben in einer besondern Kapsel zu baldigster gemeinsamer Bestattung sich befanden, die Wache hatte, wurde durch die anwesenden Franzosen in ein Nebenzimmer gelockt, um daselbst eine für ihn aufgetragene Collation einzunehmen. Der junge Mann, der wahrscheinlich Hunger verspürte, ließ sich auch dazu verleiten und fand bei seiner Rückkehr in das Paradezimmer den Sargdeckel schon zugeschraubt. Er machte gegen dies Verfahren Vorstellungen und bemerkte, daß er nothwendig dabei hätte müssen zugegen sein; allein die Freunde des Kaisers entschuldigten sich damit, daß sie ihn nicht hätten in der Mahlzeit stören wollen und doch Alles in Kürze habe geschehen müssen. Damit ließ sich der englische Offizier auch begnügen und forschte nicht weiter nach der Vollständigkeit des im Sarge befindlichen Inhalts, der sicherlich mittlerweile um ein großes Herz ärmer geworden war." Sollte diese Erzählung wirklich gegründet sein, so fragt es sich: in wessen Besitz ist nun eigentlich das Herz Napoleon's? Wäre es möglich, den Ort, wo es sich befindet, noch auszumitteln, so läge gewiß die Maßregel am nächsten, dies große gewaltige Herz, das einst Millionen kleinerer Herzen schlagen und schlagen aufhören machte, an sich zu bringen und unter der Vendômesäule, dem kolossalen Denkstein seines unsterblichen Ruhms, zu bestatten. Alsdann mögen die Gebeine selbst immerhin ruhig unter den Thränenweiden von Longwood ihrer Auferstehung entgegenschlummern. 11.

Bibliographie.

Bacherer, G., Die letzten Salier. Historischer Roman. 1ster Theil. Gr. 8. Kandern, Oberrh. Comptoir. 1 Thlr. 9 Gr.

Berthold, Fr., Novellen. 2ter Band. Der Prinz von Massa, dramatische Novelle in fünf Abtheilungen. Breit 8. Bunzlau, Appun. 1 Thlr.

Bohemus (G. Opitz), Regina Sidonia. Historischer Roman aus dem österreichischen Successions-Kriege. 2 Theile. 16. Bunzlau, Appun. 1 Thlr. 10 Gr.

Clemens, A., Vorträge vermischten Inhalts, gehalten im Museum zu Frankfurt a. M. Gr. 12. Frankfurt a. M., Varrentrapp. 18 Gr.

Cramer's, A. W., Kleine Schriften nebst *G. C. Nitsch* Memoria Crameri. Mit Einleitung, Mittheilungen aus Cramers literarischem Nachlasse und Register herausgegeben von *H. Ratjen*. Gr. 8. Leipzig, Hinrichs. 1 Thlr. 16 Gr.

Emmerling, E. D., Gedichte. 8. Schleusingen, Glaser. 8 Gr.

Gay, S., Leonie von Montbreuse. Aus dem Französischen von E. Wille. 8. Berlin, Natorff u. Comp. 1 Thlr.

Gay-Girardin, E., Der Marquis v. Pontanges. Übersetzt von F. Tarnow. 1ster Theil. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 6 Gr.

Hase, H., Palaeologus. Kleine Schriften meist antiquarischen Inhalts. Mit 1 lithographirten Tafel. 8. Leipzig, Hinrichs. 22 Gr.

Helena. Taschenbuch für 1838. 2ter Jahrg. 12. Bunzlau, Appun. Geb. in Etui 2 Thlr. 8 Gr.

Jacoby, J., Religiöse Rhapsodien. Blätter für die höchsten Interessen. 8. Berlin, Heymann. 1 Thlr.

Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater. Herausgegeben von *E. Willkomm* und *A. Fischer*. I. Band. 8 Lief. Lex.-8. Leipzig, Wunder. 4 Thlr.

Krause's, K. Chr. F., Abriss der Ästhetik oder der Philosophie des Schönen und der schönen Künste. Aus dessen Nachlasse herausgegeben von *J. Leutbecher*. Gr. 8. Göttingen, Dietrich. 16 Gr.

Lewald, A., Aquarelle aus dem Leben. 3ter, 4ter Theil. Gr. 12. Mannheim, Hoff. 3 Thlr.

Lothario, Das Leben Napoleons, Kaisers der Franzosen. Nach den vorzüglichsten Quellen neu bearbeitet. 1ste Lief. Gr. 8. Stuttgart, Metzler. 12 Gr.

Mellin, P. H., Die Blume auf Kinnekulle. Anna Reibnitz. Gustav Brahe. Historische Novelle in 3 Theilen. Aus dem Schwedischen übersetzt von A. Arndt. 8. Berlin, Vereins-Buchh. 1 Thlr. 16 Gr.

Das Pankratius-Brünnche. E Meenzer Local-Stickelche in ähm Ufzug. 8. Mainz, Kirchheim, Schott u. Thielmann. 4 Gr.

Raybaud, Ch., Mutter und Tochter. Übersetzt von Fanny Tarnow. 1ster Band. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 12 Gr.

(Saintine.) Picciola. Aus dem Französischen des X. Boniface-Saintine von E. Wille. 8. Berlin, Natorff u. Comp. 1 Thlr.

Sand, G., Jacques. Aus dem Französischen übersetzt von J. L. K. 1ster Theil. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 8 Gr.

Satori, J., Der Riese von Livorno oder die Geheimnisse des Schlosses Varmontell. Eine historische Erzählung. 8. Berlin, Schröder. 1 Thlr. 6 Gr.

Scävola, E., Der Veteran und sein Sohn. Novelle. 2 Theile. 8. Bunzlau, Appun. 2 Thlr. 12 Gr.

Silesius, E., Tag- und Nachtfalter. 8. Bunzlau, Appun. 1 Thlr. 8 Gr.

Söltl, J. M., Maximilian Joseph, König von Bayern. Sein Leben und Wirken. Gr. 8. Stuttgart, Scheible. 1 Thlr. 12 Gr.

(Souillé.) Der Ehrenmann. Nach Frederic Souillé's „Le conseiller d'Etat" aus dem Französischen übersetzt von L. Kruse. 1ster Theil. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 6 Gr.

Tobler, T., Appenzellischer Sprachschatz. Eine Sammlung appenzellischer Wörter, Redensarten, Sprichwörter, Räthsel, Anekdoten, Sagen, Haus- und Witterungsregeln, abergläubischer Dinge, Gebräuche und Spiele, würzender Lieder und Reime; nebst analogischer, historischer und etymologischer Bearbeitung einer Menge von Landeswörtern, zum Theile nach altteutschen Handschriften der katholischen Kantonsbibliothek in St.-Gallen. Lex.-8. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 4 Thlr.

Venturini, K., Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. Neue Folge. 10ter Band. Pragmatische Geschichte unserer Zeit. Das Jahr 1835. Gr. 8. Leipzig, Hinrichs. 2 Thlr. 16 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 252. —— 9. September 1837.

Walter Scott's Memoiren.

Erster Artikel.

Die in vielfacher Hinsicht belehrenden und interessanten Memoiren über Scott's Leben, welche sein Schwiegersohn Lockhart in diesem Jahre herauszugeben angefangen hat *), sind bereits in Nr. 166 d. Bl. der Gegenstand eines Artikels geworden. Da sich derselbe aber nur über einen sehr kleinen Theil des genannten Buches verbreitet, so werden bei der noch immer fortdauernden Beliebtheit Scott's, die weder durch Bulwer's Gesellschafts= noch durch Marryat's Seeromane hat unterdrückt werden können, weitere Mittheilungen über dasselbe hier ganz an ihrer Stelle sein. Wir bemerken daher aus dem kurzen Vorberichte des Herausgebers, daß außer der Autobiographie Scott's, die bis 1792 reicht und in dem angeführten Artikel bereits auszugsweise mitgetheilt ist, Hr. Lockhart durch die schätzbarsten Mittheilungen einer sehr großen Anzahl von Scott's nähern Freunden und Freundinnen bei der Ausarbeitung seines Werkes außerordentlich unterstützt und durch seine eignen Erinnerungen und Notizen, sowie durch Benutzung alles Dessen, was über die berühmtesten Schriftsteller Englands im 19. Jahrhundert gedruckt worden ist, in Stand gesetzt wurde, ein sehr ausführliches Werk zu liefern. Es ist dasselbe zugleich ein nicht unwichtiger Beitrag zur Gelehrtengeschichte Englands, wenngleich sich vorzugsweise Alles auf Walter Scott bezieht, und wir daher in diesen Memoiren nicht jene Universalität antreffen, die uns aus Göthe's „Wahrheit und Dichtung" so angenehm anspricht und dies Werk durch das so außerordentlich geschickt verwebte Detail zu einem der vortrefflichsten Bücher erhoben hat, dessen sich nur immer irgend eine Literatur Europas rühmen kann. Das Lockhart'sche Werk ist besonders reich an vielen Briefen, die Scott entweder selbst geschrieben hat, oder die an ihn gerichtet sind, die aber dem Berichterstatter die Arbeit erschweren, da sie für ein deutsches Publicum nicht alle von gleichem Interesse sein können, sowie eine vollständige Übersetzung des Göthe=Schiller'schen oder des Göthe=Zelter'schen Briefwechsels in England auch unmöglich die Theilnahme finden würde, welche sie in Deutschland gefunden hat.

Indem wir nun den Inhalt des obenerwähnten Aufsatzes, die Jugendgeschichte Scott's nebst den Erläuterungen und Zusätzen des Herausgebers, als unsern Lesern gegenwärtig voraussetzen, wenden wir uns gleich zu der Zeit, wo Scott seit 1792 in das praktische Leben übergetreten war. Er hatte aus seinem frühern Leben und von der Schule her eine Menge verschiedenartiger Kenntnisse in dasselbe mit hinübergenommen; aber alle waren nach seinem eignen Geständniß wenig geordnet und wol mit denen des Helden im „Waverley" zu vergleichen, der, „mitten in einer See von Büchern, in derselben umhertrieb wie ein Schiff ohne Steuermann und Ruder". Die geordnete Bahn eines Sachwalters, auf die er sich unter der Führung seines geschickten und ehrenwerthen Vaters begab, that ihm also jedenfalls wohl, ohne daß sie die vorherrschenden Neigungen und die Lieblingsspiele seiner Phantasie unterdrückte. Für diese fand er besondere Nahrung in den literarischen Vereinen der jungen Advocaten zu Edinburg (Literary society und Speculative society), wo sich die geistige Kraft des Einzelnen ungestört entwickeln konnte. Scott zeigte hier schon eine vorherrschende Liebe zu den Sagen und Geschichten seines Landes (weshalb ihn seine Freunde auch Duns Scotus nannten), die er durch öftere Reisen in das schottische Hochland sich angeeignet hatte. Die erste Veranlassung dazu war wol durch die Reise gegeben, die er im Herbste 1787 oder 1788 zu einem alten Clienten seines Vaters, Alexander Stuart von Invernahyle, einem enthusiastischen Jakobiten, gemacht hatte, dessen Persönlichkeit man nach den hier gegebenen Nachrichten unmöglich in dem würdigen Baron von Bradwardine im „Waverley" verkennen kann. Überhaupt gewährt es in diesen Memoiren einen ganz besondern Reiz, so viele Originale zu den Personen wiederzufinden, an denen sich englische und deutsche Leser in den Romanen Scott's ergötzt haben. So ist Lancelot Whale, der Rector der Schule zu Kelso, das Vorbild des Dominie Sampson im „Astrologen"; William Clerk, Scott's liebster Studiengenosse, dem diese Denkwürdigkeiten manchen schätzbaren Beitrag verdanken, wird durch Darsie Latimer in „Redgauntlet" repräsentirt und Alan Fairford durch Scott selbst; Willie Elliot zu Millburnholm ist Dandie

*) Memoirs of the life of Sir Walter Scott. By *J. G. Lockhart*, Esq., his son in law and literary executor. In three volumes. Vol. I.

Dinnart, und die Krankenscene im Zimmer Croftangry's in den „Chronicles of Canongate" versinnlicht die Sterbescene von Scott's eignem Vater. Andere Reisen in die Grafschaften Perth und Roxburgh, besonders nach Liddesdale unter Führung Robert Shortreed's, dessen Sohn Hrn. Lockhart interessante Details verschafft hat, und in andere Gegenden Schottlands und Englands vergrößerten seine Bekanntschaft mit der Geschichte und Topographie seines Landes, die ihn späterhin so trefflich unterstützte, wie er denn selbst auch sich keine Mühe verdrießen ließ und noch viel später, 1809, die Strecke von dem Ufer am Loch Vennachar nach dem Schlosse Stirling selbst bereiste, um sich zu überzeugen, ob König Jakob von Schottland habe diesen Weg in derselben Zeit zurücklegen können, den er in der „Lady of the lake" angenommen hatte. Diese Liebe zu alten Sagen und Geschichten wurde auch durch die deutschen Studien gesteigert, denen sich Scott seit dem Winter 1792 auf 1793 mit mehren Freunden, unter denen besonders Mr. Skene die Genossen förderte, mit großem Eifer hingab. Auf diese für Deutsche sehr wichtige Punkte würden wir unstreitig noch mehr eingehen, wenn nicht die Hauptsachen mit ziemlicher Ausführlichkeit bereits in G. Allan's „Life of W. Scott" (s. Nr. 221—225 d. Bl. f. 1834), in Scott's „General introduction to new edition of Waverley novels", und hiernach in K. G. Jacob's Aufsatz über Scott in den „Zeitgenossen" (dritte Reihe, Nr. 32) dargestellt wären, und uns der übrige, so reiche Inhalt des vorliegenden Buches nicht zu manchen Beschränkungen nöthigte.

Scott's persönliche Erscheinung wird uns vom Herausgeber nach den Erinnerungen einer vornehmen Dame, die ihn damals in den edinburger Cirkeln gesehen hatte, als sehr empfehlend geschildert. Sein Aussehen war frisch und blühend, sein Auge klar, offen, wohlgebildet, seine Züge regelmäßig, sein Lächeln höchst anmuthig. Sein Körperbau war mit Ausnahme des lahmen Fußes kräftig, die Verhältnisse gut, den Kopf trug er mit vieler Anmuth, seine Hände waren fein und zierlich, kurz das Ganze hatte die Schönheit einer Antike. Daher war er auch bei den Frauen und Jungfrauen wohlgelitten; sein Freund Clerk sagte von ihm: „He began to set up for a squire of dames."

Aber zugleich war er auch thätig am Gerichtshofe. Diese praktischen Beschäftigungen von Männern, die nachher in literarischer Hinsicht die größte Berühmtheit erlangten, pflegen immer ein besonderes Interesse für Die zu haben, welche sie nur als Dichter oder Künstler zu bewundern gewohnt sind. So verweilen wir Deutschen gern bei den Erinnerungen aus Schiller's medicinischem Leben in Stuttgart und sehen mit besonderm Interesse, wie sich Göthe in verschiedenen Verhältnissen des praktischen Lebens thätig, helfend oder fördernd bewiesen hat. Um so lieber verweilen wir auch im Interesse unserer Leser bei den Notizen, die Lockhart über den jungen Advocaten Scott beigebracht hat. Im März 1795 stand vor der General assembly zu Galloway ein Prediger M'Naught, wegen schlechten Lebenswandels angeklagt. Scott gab zu seinem Schutze erst eine schriftliche Vertheidigung ein; dann vertheidigte er ihn mündlich in einer Rede von beträchtlicher Länge vor den Schranken. Da es ein wichtiger Fall war, so fand sich die ganze Schar seiner Freunde auf den Galerien versammelt. Er begann mit leiser Stimme, gewann aber bald an Sicherheit, und da er als Beweisstücke einige Ausdrücke und Gesprächsweisen seines Clienten anzuführen für nöthig erachtete, ward sein Ton so frei und kühn, daß einer der Vorsitzer ihn mit großer Strenge zur Ordnung verwies. Dies schien ihn einigermaßen zu verwirren, und als er gleich darauf eine Strophe aus Naught's Tischgesängen recitiren mußte, brachte er dies in einem leisen und stockenden Tone vor; aber seine Freunde auf der Galerie machten ihm Muth, indem sie laut riefen: „Hear, hear! Encore, encore!" Er beendigte also seine Rede, jedoch nicht zu sonderlicher Zufriedenheit, auch ohne Glück, da sein Client abgesetzt wurde, und glaubte nun gar nicht wieder vor den Schranken auftreten zu dürfen, bis ihn seine Freunde in einem Wirthshause unter Lachen und Scherzen wieder heiter stimmten. Glücklicher war er im folgenden Juli in der Vertheidigung eines jungen Seemannes, der wegen eines unfreiwilligen Mordes angeklagt war. In der von ihm eingereichten Vertheidigungsschrift sind, wie Lockhart meint, schon einige Spuren der Gedanken und der Sprache, die ihn späterhin so berühmt bei seinen Zeitgenossen machten (which he afterwards made familiar to the world).

Wir übergehen, was sich noch etwa von Scott's Verhältnissen am Gerichtshofe sagen ließe, und wenden uns zu einigen Partien der Memoiren, die mehr Scott's innere und häusliche Angelegenheiten schildern. Wir meinen zuvörderst seine Verheirathung mit Miß Carpenter am 24. Dec. 1797. Auf einer Reise, die Scott mit seinem Freunde Fergusson zu Pferde machte, begegneten sie unweit Gilsland in der Nähe von Carlisle einer jungen Dame zu Pferde, deren Ansehen sie so fesselte, daß sie nicht eher ruhten, als bis sie erfahren, daß sie gleichfalls zu der Gesellschaft gehöre, in der sich Scott und sein Freund zu Gilsland bereits am Tage zuvor befunden hatten. Auf einem Balle an demselben Abende bemühte sich Scott sowol als sein Bruder John sehr eifrig um das nach Hrn. Lockhart's Beschreibung sehr schöne und graziöse Mädchen. Walter aber trug den Sieg davon, indem er sie zur Tafel führen durfte, wo sie dann einen solchen Eindruck auf ihn machte, daß er ihr seine Hand anzubieten beschloß. Den Brief, den er deshalb an seine Mutter schrieb, hat Hr. Lockhart ganz mitgetheilt, und wir geben wenigstens einige Stellen daraus, um die herzliche Liebe und Verehrung zu zeigen, mit welcher Scott seiner Mutter zugethan war. Der Vater lag schon damals ohne Hoffnung darnieder.

Theuerste Mutter! Ich würde die Liebe und Zärtlichkeit, die Sie mir immer erwiesen haben, sehr schlecht erwidern, wenn ich meine Pflicht so weit vernachlässigen und unterlassen könnte, Sie und meinen Vater bei dem wichtigsten Schritte zu befragen, den ich im Leben thun kann und von dessen Erfolge mein künftiges Glück abhängt. Es thut mir in der That sehr wohl, daß ich mich Ihrem Rathe und Ihrer Leitung bei dem hoch-

wichtigen Unternehmen, welches mich jetzt beschäftigt, so gänzlich hingeben kann. Sie werden nach diesem Eingange wol errathen, daß ich mit Heirathsgedanken umgehe; und das ist auch wirklich der Fall. Obgleich meine Bekanntschaft mit der jungen Dame noch nicht von langer Dauer ist, so wird dieser Mangel doch vollkommen durch die engere Gemeinschaft aufgewogen, in welcher wir gelebt haben, und durch die Bequemlichkeit, mit welcher ich bei diesem engern Zusammenleben Veranlassung hatte, ihr Betragen und ihre Denkart in den verschiedensten Gelegenheiten wahrzunehmen, sodaß ich in Wahrheit diese wenigen Wochen, wo wir zusammengewesen sind, sie habe besser beobachten können, als es nach einer längern Bekanntschaft, die sich in den Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens bewegt, hätte der Fall sein können. Sie werden von mir keine Beschreibung ihrer Person verlangen; ich beziehe mich deshalb ganz auf meinen Bruder, von dem Sie auch die ausführliche Schilderung aller der Umstände erhalten können, die unserer Bekanntschaft vorangingen und die für den Brief zu weitläufig sind. Ohne mich nun in Übertreibungen einzulassen, kann ich Ihnen versichern, daß ich mich hinlänglich geprüft habe, und ebenso kann ich Ihnen versichern, daß ihre Gemüthsart sanft und liebevoll ist, ihr Verstand gut, und, worüber Sie besonders Freude haben werden, daß ihre religiösen Grundsätze ernst und fest sind. Ich habe mich gegen sie hinlänglich über meine Hoffnungen und Wünsche ausgesprochen, und sie meint, daß sie sich würde in die Lage schicken können, welche sie in der Gesellschaft als meine Frau einnehmen soll, und Sie werden mir glauben, daß ich darunter weder eine zu hohe noch eine zu niedere Lage verstehe. Ihr Vermögen, welches jedoch meistens in den Händen eines Bruders ist, der in Madras einen hohen Posten bekleidet, ist sehr ansehnlich; es beläuft sich jetzt auf 500 Pfund jährlicher Einkünfte. Ist nun gleich der ganze Betrag ihres sämmtlichen Vermögens nicht ganz festzustellen, so werden Sie sich doch nicht verwundern, daß ich grade diesen Umstand hervorhebe, da er alle jene Klugheitsrücksichten aufhebt, ohne welche unsere Vereinigung jetzt unmöglich stattfinden könnte. Mit diesem Einkommen und den Einnahmen meines Amtes zweifle ich kaum, daß es uns möglich sein wird, den Rang in der Gesellschaft einzunehmen, wozu meine Familie und meine Lage mich berechtigen u. s. f.

Die Antwort der Mutter ist nicht mitgetheilt, wol aber eine Reihe zärtlicher Briefe Scott's und seiner Braut, in denen die Letztere Geist und Verstand zeigt und ihr Englisch mit allerhand französischen Redensarten (denn sie stammte aus Lyon) recht zierlich auszustaffiren weiß. Die Ehe war durchaus glücklich. Mistreß Scott war eine verständige, wirthschaftliche Hausfrau und gute Mutter ihrer Kinder.

(Der Beschluß folgt.)

Merkwürdige Rechtsfälle und Gerichtsscenen.

Tragisches Diebstahlsvergehen.

Unlängst erst erschien vor dem Assisenhof des Seinedepartements ein junger Mann von 26 Jahren, mit der Anklage behaftet, in einem Laden auf dem Boulevard der Kapuziner einen Regenschirm entwendet zu haben. Man hatte den Diebstahl bemerkt, verfolgte und ergriff den Dieb und stellte ihn vor die Assisen.

Der Präsident: Angeklagter, man beschuldigt Sie des Diebstahls; Sie sind im Verhör dessen geständig gewesen; beharren Sie auf diesem Geständniß?

Der Angeklagte: Ja, mein Herr, die Thatsache ist gegründet; ich bin der Schuldige.

Der Präsident (mit mildem Ton): Es handelt sich darum, zu wissen, um welche Stunde Sie dies Vergehen begingen. Es war vielleicht nicht Nacht, obschon der Abend sich sehr geneigt hatte? (Es ist hierbei zu bemerken, daß nach dem französischen Criminalcoder ein zur Nachtzeit, d. i. von neun Uhr an, begangener Raub immer strenger bestraft wird.)

Der Angeklagte: Es war Nacht, neun Uhr war bereits vorüber.

Diese freimüthige und wahrheitsvolle Aussage des Angeklagten sowie der weiche Ton, in welchem er redet, bringen eine allgemeine Bewegung in der Versammlung hervor.

Der Präsident: Ihre Erziehung, mein Freund, Ihre Aufrichtigkeit, Ihre ganze Vergangenheit widersprechen der That, die Sie begingen; erklären Sie sich deshalb über ihre wahren Motive.

Der Angeklagte (in bescheidenem Tone): Meine sorgfältigere Erziehung ist es grade, die mich schuldiger als einen Andern macht. Dessenungeachtet, meine Herren, muß ich erklären, das Verbrechen wohnte nie in meiner Seele, und auch das Frevelhafte der Absicht muß ich leugnen. Lange, lange habe ich gekämpft, bevor ich mich zu der begangenen That zu entschließen vermochte; — allein — 48 Stunden waren verflossen, seit ich keinen Bissen Nahrung zu mir genommen. (Hier unterbricht der Angeklagte seine Rede durch lautes Schluchzen.)

Der Präsident läßt die Zeugen vortreten, deren Aussagen mit der Anklageacte übereinstimmen.

Herr Plougoulm: Der Angeschuldigte nennt sich seinem Stande nach einen Gelehrten. Besitzt der Vertheidiger desselben hierüber nähere Beweise?

Auf diese Frage bringt der Defensor, Hr. Charles Ledru, einige Broschüren zum Vorschein, von denen der Angeklagte der Verfasser ist. Hr. Plougoulm liest mehre Stellen daraus vor, die von einem tiefen sittlichen Gefühl zeugen und den lebhaftesten Eindruck auf die Versammlung hervorbringen. Nach dieser Lecture drückt der Vorleser den Wunsch aus, es möge der rührende Inhalt dieser Schriften einen günstigen Einfluß auf die Abfassung des Verdicts selbst nicht verfehlen, und der Generaladvocat fügt hinzu, daß, da ein so gewaltiges Motiv, ein so unbezwingliches Naturbedürfniß vor der That in dem Thäter obgewaltet, man denselben von der eigentlichen Absichtlichkeit des Verbrechens werde freisprechen müssen. Bei dieser allseitigen Theilnahme, die dem unglücklichen jungen Manne von den Richtern selbst zu Theil wird, bestimmt sich die Jury leicht dahin, ihn völlig freizusprechen. Der Präsident entläßt also den Inculpaten mit einer rührenden Ermahnung, nachdem vorher in aller Schnelle eine Collecte von 100 Francs für denselben zusammengebracht worden, die man dem in Thränen Zerfließenden als Viaticum mit auf den Weg gibt.

Wir haben dieser kleinen Geschichte, die in einer der neuern Nummern des „Temps" berichtet wird, die Aufschrift gegeben: Tragisches Diebstahlsvergehen; das Tragische liegt aber natürlich mehr in der Folge von Betrachtungen, welche die That zuläßt, als in der That selbst.

Komische Ausgleichungsscene.

Kläger und Beklagter treten vor.

Präsident (zum Kläger): Euer Stand?

Kläger: Weinhändler.

Beklagter: Was, Weinhändler? Heiliger Medardus, sagt lieber Wasserhändler.

Kläger: Mein Freund, was Ihr da eben bemerkt, ist zu einfältig, um auf die anwesenden Herren den geringsten Eindruck zu machen. Werden Sie glauben, meine Herren, daß er unter dem geringfügigsten der Vorwände mir mein ganzes Local demolirt hat?

Präsident: Unter welchem Vorwande?

Kläger: Ei, eine Kleinigkeit; weil ich das Gegentheil von Dem gethan habe, was Christus auf der Hochzeit von Canard einst that.

Beklagter (verbessernd): Auf der Hochzeit von Ganache, Ihr Narr!

Kläger: Canard und Ganache, gleichviel; es ist mir lie-

Digitized by Google

der, weniger gelehrt zu sein als Ihr, und dafür meinem Nebenmenschen keinen Schaden zuzufügen.

Beklagter: Und glaubt Ihr denn, Ihr Schelm, daß Ihr Euerm Nächsten keinen Schaden zufügt, wenn Ihr ihm gefärbtes und verfälschtes Wasser in den Leib gießt?

Kläger: Verfälscht? Schändlicher Leumund! Und war die Flasche, die ich Euch gab, denn etwa nicht versiegelt?

Beklagter: Und war denn etwa, Ihr Schelm, Euere Flasche versiegelt auf die Welt gekommen?

Kläger: Mein Freund, Ihr hattet zu viel getrunken, um Euch auf die Sorten zu verstehen; man hätte Euch damals heißes Wasser für Limonade geben können, und Ihr hättet schönen Dank gesagt.

Beklagter: Was Ihr da sagt, Freund, kümmert mich wenig. Ich versichere Euch, daß ich mich auf Flüssigkeiten vollkommen verstehe. Ohne Eitelkeit zu sprechen: Ich habe getrunken, ich trinke, und ich werde trinken.

Kläger: In dieser Hinsicht verdient Ihr meine Achtung; ich weiß, daß Ihr, was die Consumtion betrifft, eine annehmliche Partie seid.

Beklagter: Nun denn, worüber klagt Ihr denn? Bezahlt eine Flasche, ich bezahle die andere, und damit basta.

Kläger: Wahrhaftig, ich glaube, das wäre das Beste.

Beklagter: Doppelt und dreifach das Beste. Spülen wir uns die Kehlen aus, und: es lebe die Freude und der Wein zu 15 Sous!

Präsident (zum Kläger): Aber mich dünkt ja, Ihr brachtet eine Klage vor?

Kläger: Gut, gut, ich begebe mich derselben.

Präsident: Nun, so habt wenigstens die Güte, die Kosten zu bezahlen.

Kläger: Sie werden bezahlt.

Beklagter: Nun, das lobe ich mir, Baptist, und ich gebe die Hälfte.

Kläger: Ein wackerer Bursch!

Beklagter: Ein ditto, mein Freund!

Wir träumen und faseln viel von Amerika, dem Kanaan so vieler gläubigen Seelen, dem Eldorado so vieler unwissenden Leute, dem „heiligen Boden der Freiheit, wo alle Menschenrechte wahrgenommen werden". Ob sich mit diesen Träumereien und excentrischen Lobpreisungen die nachstehende Annonce verträgt, welche der „Spectator", eine in Nordcarolina erscheinende Zeitschrift, unterm 2. Dec. v. J. bekannt macht, bleibe dem Leser überlassen: „Zweihundert Dollars Belohnung! Aus dem Hause des Unterzeichneten ist vor ungefähr drei Jahren ein Neger entflohen, Namens Benjamin, gemeiniglich Ben der Fuchs genannt, von fünf bis sechs Fuß Leibeshöhe, starkem Körperbau, aber einäugig. Gleicherweise ist vor Kurzem aus derselben Pflanzung ein anderer Neger entflohen, von hohem, schlankem Wuchs, ungemein schwarzer Haut und sehr aufgeworfenen Lippen. Für jeden dieser beiden Neger, wenn er mir zurückgebracht wird, setze ich eine Belohnung aus von 100 Dollars, eine gleiche auch, wenn derselbe in die Gefängnisse von Lenoir oder Jones-County geliefert, oder mit dem Gewehre erlegt wird. Im letztern Falle jedoch müßte ich der Tödtung beiwohnen. Die Herren Schiffscapitaine und jedwede andere Personen sind hierdurch gewarnt, besagten Negern, bei Gesetzesstrafe, weder Zuflucht noch Arbeit zu gewähren." Unterz. W. D. Cobb. Dergleichen Ankündigungen kommen häufig vor, und der Liberalismus (!) der Amerikaner, weit entfernt, sich von solchen Greueln abzuwenden, verfolgt vielmehr mit seinen Drohungen und Feindschaftsbeweisen Diejenigen, welche in solchen Fällen die Rechte der gemishandelten Menschheit in Anspruch nehmen.

Folgendes ist ein merkwürdiges Beispiel weiblicher Verrücktheit, auch wol Verworfenheit und ehelichen Widerwillens. In Paris lebten zwei ältliche Eheleute, die sich nach und nach ein Vermögen von 14—15,000 Francs erübrigt hatten. Die Frau war von widerwärtigem Charakter und ziemlich filzig. Als nun der Mann mehrmals seinen Wunsch gegen sie geäußert hatte, Paris zu verlassen und sich in die Provinz zu begeben, eine Veränderung, wogegen sie die entschiedenste Abneigung zeigte, so faßt sie zu Vereitelung dessen einen wahnwitzigen Entschluß. Sie schließt sich eines Tages in ihr Zimmer ein, bemächtigt sich der Obligationen, Bankscheine und anderer Papiere, worin hauptsächlich ihr und ihres Mannes Vermögen bestand, zündet ein tüchtiges Kaminfeuer an und wirft diese ganze Habe mit einem Male hinein, sodaß die mühsamen Ersparnisse langer Jahre in wenigen Secunden zu Asche werden. Hierauf verbrennt sie auf dieselbe Weise noch die meisten ihrer eignen Effecten, Kleidungsstücke u. s. w., und springt, nachdem sie dies gethan, halbnackt aus dem Fenster. Als man sie aufhebt und zu Bette bringt, bezeigt sie nicht die mindeste Reue, sondern freut sich des Geschehenen. Sieben Stunden darauf verschiedet sie, nachdem sie vorher den Trost der Religion zurückgewiesen und den Verband, den ihr der Wundarzt angelegt, zu wiederholten Malen von sich gerissen. Früherhin hatte diese Frau nie ein Zeichen der Verrücktheit gegeben.

Ein merkwürdiger Rechtsfall machte unlängst den Civilgerichtshof von Paris zu einer Art von Blumistenversammlung; eine Horticulturfrage, welche sehr viele Blumisten und Gartenkünstler als Zuhörer herbeizog. Ein gewisser Hr. Jamin nämlich hatte von einem ihm gehörigen Stück Land an einen Hrn. Tavernier, der Blumengärtner ist, ungefähr 200 Toisen vermiethet. Der Pacht lautete bis zum Jahre 1860. So lange der Abmiether selbst am Leben war, fand der Vermiether niemals Ursache zu Beschwerden. Nachdem aber Madame Tavernier die Direction des abgepachteten Landstrichs übernommen hatte, so fand diese würdige Dame für gut, anstatt ihre Blumen, wie alle Gärtner pflegen, in die Erde zu setzen und so auf den Markt zu führen, vielmehr die vortreffliche Erde dieses Bodens selbst in große und kleine Äsche zu thun und diese an solche Blumisten, welche guten Landes bedurften, um hohe Preise zu verkaufen. Auf diese Weise waren nach und nach über 4000 Töpfe mit Erde von dem Terrain des Hrn. Jamin nach Paris gewandert, woraus eine Lücke entstanden war, die bis in den Kern der Erde zu reichen drohte. Es erscheint demnach der Letztere als Kläger vor Gericht, behauptend, dies heiße Jemanden seinen Grund und Boden stehlen, und auf diese Art sei kein Mensch mehr seines sichersten Besitzes sicher. Die Behörde verordnete eine Untersuchung des Thatbestandes an Ort und Stelle, welche wahrscheinlich zu Ungunsten der erfinderischen Madame Tavernier ausfallen und derselben verschiedene Entschädigungskosten verursachen wird. 80.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 253. — 10. September 1837.

Walter Scott's Memoiren.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 252.)

Von einer nicht minder liebenswürdigen Seite zeigt sich Scott bei dem Tode seines Vaters. Er war grade im März 1789 mit Lewis in genauere Bekanntschaft getreten und hatte die Übersetzung des „Götz von Berlichingen" beendigt, als er zu London die Trauernachricht erhielt. Darauf richtete er folgenden Brief an seine Mutter:

Meine theure Mutter. Ich kann Ihnen nicht das Gefühl ausdrücken, mit welchem ich mich heute meiner traurigen Pflicht entledige, noch wie sehr ich den Zufall beklage, der mich grade zu einer Zeit von Edinburg entfernen mußte, wo ich vor allem Andern gewünscht hätte, Ihnen in Ihrer Trauer den Trost zu bringen, den nur immer Liebe und Mitgefühl Ihnen hätten bringen können. Aber eine so tugendhafte und religiöse Frau, als Sie sind, wird am ersten und besten diesen größten unter allen menschlichen Unglücksfällen zu ertragen verstehen. Das Abscheiden meines theuern Vaters von diesem irdischen Schauplatze ist für ihn ohne allen Zweifel ein höchst glücklicher Wechsel, wenn die größte Rechtlichkeit und ein in jeder Hinsicht wohl hingebrachtes Leben uns zu einem Urtheile über die Lage unserer abgeschiedenen Freunde berechtigen können. Wenn wir daran denken, so müssen wir ganz besonders die eignen Trauergefühle über sein Abscheiden unterdrücken, besonders da es ja nicht der Wille des Höchsten war, ihn der größten unter allen irdischen Segnungen theilhaftig werden zu lassen, ich meine einer solchen Gesundheit, die ihn hätte fähig machen können, sich des Glücks im Schoose seiner Familie zu erfreuen. Für meinen geliebten Vater war es also ein Glück, diese sterbliche Hülle von sich zu thun, für uns aber, die wir zurückbleiben, eine Lehre, so zu leben, daß wir auch so unsere letzte Stunde erwarten können. Und Ihnen, geliebte Mutter, bleibt ja noch manches Glück und manche Pflicht, die unstreitig Ihre tiefe Betrübniß mildern werden. Besonders wird die Liebe und Aufmerksamkeit, die Sie mit Recht von Ihren Kindern erwarten können, und die ich als den schönsten Tribut betrachte, den wir dem Andenken unsers entschlafenen Vaters darbringen können, recht viel dazu beitragen, Sie in Ihrem großen Schmerze zu trösten u. s. f.

Dazu fügte Scott's Gattin folgende Zeilen:

Erlauben Sie mir, theuerste Mutter (my dear Madam), daß ich zu Scott's Briefe Weniges hinzufügen darf, um Ihnen zu sagen, wie aufrichtig auch ich Ihren Verlust fühle, und wie sehr ich es beklage, nicht nahe bei Ihnen zu sein, um Ihnen durch die zarteste Sorge das Misgeschick tragen zu helfen, welches Sie betroffen hat und alle Diejenigen, welche das Glück genießen, mit Ihnen verwandt zu sein. Ich hoffe recht bald das Vergnügen zu haben, zu Ihnen zurückzukehren und Sie von der aufrichtigsten Liebe Ihrer Tochter zu überzeugen.

Ein nicht minder erfreuliches Bild bietet uns das Familienleben in Scott's Hause, sowol in Edinburg als auf seinem Landsitze Asheshiel. Die Erziehung seiner Kinder leitete er als ein durchaus verständiger, tüchtiger Hausvater. Sobald sie nur über die erste Kindheit hinaus waren, sah er sie gern um sich, sie durften zu jeder Zeit zu ihm kommen, er antwortete bereitwillig auf ihre Fragen, und wenn sie, unbekümmert ob er beschäftigt sei oder nicht, ihn baten, ihnen etwas zu erzählen, legte er die Feder weg, nahm sie auf seine Knie, erzählte ihnen eine Ballade oder Legende, küßte sie und setzte sie dann zu ihrem Spielzeuge nieder, worauf er selbst wieder an seine Arbeit ging, gleichsam neu gestärkt durch die Unterbrechung; kurz, er betrachtete es als die höchste Pflicht und als das süßeste Vergnügen eines Vaters, der Begleiter seiner Kinder zu sein; er theilte alle ihre kleinen Leiden und Freuden und wußte sich so in ihre Weise zu schicken, daß die Kinder zu keinem Spaziergange oder irgend einer Lustbarkeit gehen wollten, bis auch ihr Väterchen mit dabei sein könnte.

Scott's eigne Erziehung war, wie wir oben bemerkt haben, unregelmäßig und ohne System gewesen. Trotzdem ging er nicht darauf aus, die Erziehung seiner Kinder regelrecht einzurichten. Die ganze Legion der neuern Kinderschriften verachtete er; auch ließ er seine Töchter nicht öffentliche Schulen besuchen, sondern wählte für sie eine durch treffliche Gesinnung und echte Religiosität ausgezeichnete Erzieherin. In der ersten Jugend, und ehe die Knaben eine Schule besuchten, versuchte er vor Allem die Einbildungskraft zu beleben und das Gedächtniß zu üben, indem er seinen Kindern Stellen aus Volksliedern einlernte und sie allmälig durch Erzählungen und Schilderungen mit der Geschichte ihres eignen Landes bekannt machte. Auch wurde nichts verabsäumt, um auf dieselbe Weise die Begebenheiten der heiligen Geschichte den Kindern einzuprägen. „Am Sonntage", erzählt Lockhart, „ritt er niemals aus, denn es war sein Grundsatz, daß alle Hausthiere sich am Sonntage ihrer Ruhe freuen sollten. Sobald er den Hausgottesdienst mit den Seinigen gehalten hatte, machte er sich mit seiner ganzen Familie, die Hunde mit eingeschlossen, auf und zog an irgend einen Lieblingsplatz, wo Alle sich auf dem Rasen lagerten und das Mittagsmahl im Freien verzehrten. Hier, oder in seinem Hause, wenn das Wetter nicht günstig war, wa-

ren seine Sonntagserzählungen grade solch eine Reihe biblischer Lehrstunden, als wir für unsere aufwachsende Jugend in den „Erzählungen eines Großvaters" und in der „Geschichte von Schottland" besitzen. Ich wünschte wohl, daß er dazu gekommen wäre, auch die übrigen Erzählungen aufzuschreiben; wie verschieden würden diese von den traurigen Compilationen und langweiligen Excerptenbüchern gewesen sein, mit denen man die Jugend so oft martert. Scott wußte die Bibel, besonders das Alte Testament, fast auswendig und konnte an solchen Tagen die einfache Würde oder den erhabenen Schwung der heiligen Schrift mit derselben reichen und malerischen Einkleidung vortragen als an den Wochentagen die alten Sagen und Balladen seines Vaterlandes."

Für äußere Kunstfertigkeiten, sowol bei seinen Söhnen als bei seinen Töchtern zeigte er nur geringe Aufmerksamkeit. Es erfreute ihn, wenn eine seiner Töchter ein altes Lied oder eins seiner Gedichte vortrug; aber er übersah leicht alle Fehler der musikalischen Ausführung, wenn er nur sah, daß die Sängerin von ihrem Gegenstande wahrhaft erfüllt war. Als einen Hauptpunkt in der Erziehung betrachtete er neben der Liebe zur Wahrheit die Liebe zur Reitkunst. Sobald seine älteste Tochter sich im Sattel halten konnte, war sie seine regelmäßige Begleiterin auf seinen Bergpartien, und die übrigen Kinder, sobald sie das gehörige Alter hatten, folgten diesem Beispiele. Er selbst lehrte sie, vor keiner Gefahr zurückzubeben, über reißende Ströme und tiefe Abgründe hinwegzusetzen, und trug seine Liebe zur edeln Reitkunst ganz auf sie über. Muth und Herzhaftigkeit schätzte er über Alles und behauptete wol, es sei keine Tugend möglich ohne diese Eigenschaften. Aus diesem Grunde kränkte ihn die Feigheit seines Bruders Daniel, der freilich überhaupt der Familie wenig Ehre brachte, ganz außerordentlich, als er in Jamaica sich hatte in einem Gefechte mit den Negern besiegen lassen, und veranlaßte ihn sogar zu einem unbrüderlichen Betragen. Denn als Daniel nach Schottland zurückgekehrt war, verweigerte Walter Scott standhaft ihn zu sehen und erschien, als Daniel in Folge seiner Ausschweifungen bald darauf starb, nicht einmal bei seinem Leichenbegängnisse. Wenn man weiß, wie hoch Scott Verwandtschaft und Blutsfreundschaft hielt, so wird man ein solches Betragen um so weniger begreifen können. „Ich freue mich daher hinzusetzen zu können", sagt Lockhart, „daß W. Scott sich zwanzig Jahre später in reuevollen Ausdrücken über diese Härte gegen einen Bruder äußerte." Auch darf nicht unbemerkt bleiben, daß er für ein natürliches Kind, welches Daniel der Sorge der Mutter übergeben hatte, viele Theilnahme bezeigte und sich nach dem Tode der alten Frau mit väterlicher Sorge des Knaben angenommen hat.

Diese einzelnen Züge, welche wir aus Lockhart's Erzählung zusammengestellt haben, werden durch viele briefliche Äußerungen bestätigt und vervollständigen nur das Bild, welches aufmerksame Leser der Scott'schen Schriften sich von der hohen Liebenswürdigkeit des großen Dichters entworfen haben müssen. In einem zweiten Artikel sprechen wir über die literarischen Verhältnisse Scott's, von seinem Berühmtwerden bis 1812, nach Anleitung des Lockhart'schen Werkes.*) 7.

Correspondenznachrichten.

Paris, 21. Aug. 1837.

Vor wenigen Tagen haben wir hier einen der ausgezeichnetsten Historiker unseres Jahrhunderts, den Italiener Carlo Botta, zu seiner Ruhestätte begleitet. Längst schon hatte ich den Wunsch gehegt, seine persönliche Bekanntschaft zu machen, und auch bereits mehre Schritte gethan, diesen Wunsch zu verwirklichen; allein sein seit Jahren anhaltender krankhafter Zustand hat meine Hoffnung in dieser Beziehung vereitelt. Denn schon seit langer Zeit hatte Niemand mehr Zutritt zu ihm, nicht einmal seine ihm befreundeten Landsleute; man vertröstete mich immer auf seine Wiedergenesung, und als ich mich neulich abermals nach seinem Befinden erkundigte, reichte man mir, statt aller Antwort, eine Einladung zu seinem Begräbniß.

Botta, welcher schon seit einer Reihe Jahre hier in völliger Zurückgezogenheit lebte, hatte in früherer Zeit ein ziemlich bewegtes Leben gehabt. Im J. 1768 in einem kleinen piemontesischen Dorfe, S.-Giorgio di Canavese, geboren, studirte er zu Turin Medicin und beschäftigte sich vorzugsweise mit Anatomie und Botanik. Er hatte bereits das medicinische Doctorat erlangt, als der Ausbruch der französischen Revolution seinem Geiste eine andere Richtung gab, und vorzüglich das Studium der Politik und Geschichte seine Thätigkeit in Anspruch nahm. Er war einer der ersten und eifrigsten Vertreter der neuen Freiheitsideen, welche gleich in der ersten Periode ihrer Entwickelung den Weg über die Alpen gefunden hatten. Schon 1792 mußte er diesen Eifer mit einer für ihn doppelt peinlichen Gefangenschaft in den Staatsgefängnissen zu Turin büßen. Gleichwol war sein erster Act nach Wiedererlangung seiner Freiheit eine neue Huldigung der Ideen, denen er einmal Treue geschworen, für die er einmal gelitten hatte. Er begab sich 1794 nach Frankreich, nahm als Arzt Dienste in den französischen Heeren und kehrte mit diesen bald darauf wieder in sein Vaterland zurück, welches von nun an auch der Schauplatz seiner erweiterten politischen Wirksamkeit wurde. Er beschäftigte sich damals zuerst lebhaft mit einem Entwurf der Regierung der Lombardei, welchen er, aber ohne weitere Folgen, auch dem General Bonaparte verlegte, wurde im Jahre VI der Division beigegeben, welche nach den ionischen Inseln geschickt wurde, und ward nach seiner Rückkehr durch General Joubert zugleich mit Carlo Bossi und Carlo Julio zum Mitgliede jener provisorischen Regierung ernannt, welcher man deshalb im Lande selbst den historisch gewordenen Namen: Il triumvirato de' tre Carli gegeben hat. Als 1799 die Russen in Italien eindrangen, flüchtete sich Botta abermals nach Frankreich, kehrte aber nach Bonaparte's Siege bei Marengo wieder zurück und ward zum Mitgliede der Consulta von Piemont ernannt. Schon 1803 wurde jedoch Piemont mit Frankreich vereint und Botta nochmals als von dem Departement der Dora erwähltes Mitglied des gesetzgebenden Körpers nach Paris geschickt.

Seitdem hat Botta Frankreich selten und zwar immer nur auf kurze Zeit wieder verlassen. Obgleich er bis zum Jahre 1814 Mitglied des gesetzgebenden Körpers blieb, so waren doch seine hinlänglich bekannten Gesinnungen wenig dazu gemacht, ihm die Gunst Napoleon's zu verschaffen. Er sprach sich mehre Male auf das entschiedenste gegen die Gewaltmaßregeln des Kaiserreichs aus und ward dafür mit der Ehre belohnt, daß ihn Napoleon, als er zur Quästur vorgeschlagen wurde, selbst von den Listen strich. Im J. 1814 wurde er gänzlich aus dem gesetzgebenden Körper entfernt, weil er für die Absetzung des Kaisers gestimmt hatte. Er war der Einzige seiner Landsleute, welcher von der nach dem Falle Napoleon's in Piemont erlassenen

*) Wir werden diesen zweiten Artikel im nächsten Monate mittheilen. D. Red.

Amnestie ausgenommen ward, und so mußte er nothgedrungen in Frankreich bleiben. Während der hundert Tage erhielt er die Stelle des Rectors der Akademie zu Nancy und begleitete auch noch in den ersten Jahren der Restauration dieselbe Stelle zu Rouen, ward aber endlich pensionirt und lebte seitdem fortwährend in Paris. Erst seit 1830 hatte er die Erlaubniß erhalten, sein Vaterland wiederzusehen. Auch bezog er einen Jahrgehalt von der sardinischen Regierung als Anerkennung seiner literarischen Verdienste.

Worin diese bestehen, ist der Hauptsache nach hinlänglich bekannt. Botta widmete schon frühzeitig einen Theil seiner Thätigkeit literarischen Beschäftigungen, bei denen er vorzüglich auf die eigenthümliche Ausbildung des Styls hinarbeitete, welche ihn in seinen spätern Hauptwerken so vortheilhaft auszeichnet. Unter Anderm gehören der frühern Periode an eine, auch ins Französische übersetzte „Beschreibung der Insel Korfu", welche in zwei Bänden 1799 erschien; ferner „Erinnerungen aus einer Reise nach Dalmatien" (1802); einige Abhandlungen über die Lehre Brown's und die Natur der Töne (1803); eine „Übersicht der Geschichte des Hauses von Savoyen" (1803) u. s. w. Doch begründete er seinen Ruf als Historiker und Stylist eigentlich erst 1809 durch die Herausgabe seiner „Geschichte des nordamerikanischen Freiheitskrieges". Obgleich jedenfalls das schwächste von Botta's historischen Werken, zeichnet sich diese Geschichte doch schon durch dieselben vortrefflichen Eigenschaften der Darstellung und des Styls aus, welche in den zwei spätern Geschichtswerken, der „Geschichte Italiens von 1789—1814", welche 1826 erschien, und der Fortsetzung Guicciardini's bis zum Jahre 1789, die erst vor einigen Jahren vollendet wurde, in einer seltenen Vollkommenheit erscheinen. Die Classicität des Styls, durch welche Botta dem immer mehr einreißenden Französisiren seiner Muttersprache entgegenzuarbeiten suchte, reicht allein hin, seinen Geschichtswerken einen bleibenden Werth zu sichern, wenn sie auch auf der andern Seite nicht frei von Mängeln sind, welche in dem vielbewegten Leben der frühern Zeit und der eigenthümlichen Stellung Botta's leicht ihre Erklärung und Entschuldigung finden. Botta hat sich ein Mal auch als Dichter versucht in einem Heldengedichte von zwölf Gesängen unter dem Titel: „Il Camillo o Vejo conquistata", welches 1816 erschien. Man rühmt daran die Reinheit der Versification und die Kraft des Ausdrucks.

Das Begräbniß Botta's war einfach und prunklos. Alles was sich von ausgezeichneten Italienern in Paris befindet, namentlich eine große Anzahl jüngerer Flüchtlinge, und mehre der angesehensten französischen Gelehrten folgten dem Zuge, dem sich auch der Wagen des sardinischen Gesandten angeschlossen hatte. Man fand es auffallend, daß außer diesem kein einziger italienischer Gesandte sich dazu hatte verstehen wollen, dem Geschichtschreiber Italiens diese letzte Ehre zu erzeigen. Reden wurden am Grabe gar nicht gehalten, weil Botta selbst in seinem Testamente den Wunsch ausgesprochen hatte, daß dies unterbleiben möge. Übrigens soll dieses Testament merkwürdige Dinge, unter Anderm eine Lobrede auf Karl Albert, enthalten, welche keineswegs im Sinne von Botta's Landsleuten sein mag, welche hier im Exile leben. Sein literarischer Nachlaß dürfte schwerlich von Bedeutung sein. Er hatte, so viel ich erfahren habe, in den letzten Jahren Materialien zu einer Biographie von Paolo Sarpi gesammelt, ist aber vor körperlichen Leiden nie dazu gekommen, an die Ausarbeitung dieses Werkes zu gehen. Einer seiner jüngern Freunde ist gegenwärtig beschäftigt, aus seinen Papieren Notizen zu seinem Leben zu sammeln. Wir erhalten auf diesem Wege vielleicht auch Einiges von seinen letzten noch unbekannten Arbeiten. Botta hat drei Söhne hinterlassen, von denen der eine, Capitain in der Fremdenlegion, bei des Vaters Tode und Begräbnisse zufällig gegenwärtig war. Der zweite, ein ausgezeichneter Naturforscher, befindet sich gegenwärtig auf Kosten des hiesigen Pflanzengartens auf einer wissenschaftlichen Reise in Arabien, und der dritte lebt als geschickter Kupferstecher in Turin. Botta hat wenig oder gar kein Vermögen hinterlassen. Er hat sein Talent nie zum Mittel gemacht, sich Reichthümer und Ehrenstellen zu erwerben, und noch weniger konnte er sich dazu verstehen, mit seinen Meinungen Handel zu treiben. Kurz nach dem Erscheinen seiner „Geschichte Italiens von 1789—1814" wurden ihm von einem Emissair der turiner Jesuiten 100,000 Francs geboten, wenn er sich dazu verstehen würde, einige gegen die Jünger Loyola's gerichtete Äußerungen in diesem Werke bei einer neuen Bearbeitung entweder ganz wegzulassen, oder auch nur so weit zu ändern, als es das Interesse der Jesuiten verlangen würde. Botta wies dergleichen Anträge natürlich mit Unwillen zurück. Ich gebe dies als noch wenig bekannte Thatsache aus den sichersten Quellen.

In diesen Tagen bin ich recht lebhaft an eine Zeit unsers Jugendlebens erinnert worden, in die wir uns Alle wol bisweilen gern zurückversetzen, und diese Erinnerung hat mir Gelegenheit zu allerhand Betrachtungen, zu mancher Vergleichung zwischen hier und dort gegeben. Ich sehe immer noch die große grünbehangene Tafel vor mir, welche am Ende jedes Schuljahres den größern Hörsaal unsers Gymnasiums zierte; auf ihr befand sich ein kleiner mit einem weißen Tuche sauber bedeckter Korb, auf den sich Aller Augen richteten; denn er enthielt die zehn oder zwölf Prämien, gehaltvolle und schön gebundene Werke, welche den besten Schülern zum Lohne ihres unter dem Schweiße und den Mühen eines ganzen Jahres erprobten Fleißes zuerkannt wurden. Wir selbst sangen in gut eingeübtem Chorus einige tüchtige Lieder, die zur Verherrlichung dieses Festes besonders gedichtet waren; unser Rector, ein vortrefflicher Mann aus Heyne's Schule, bestieg den Katheder und sprach nicht ohne gewisse Rührung einige eindringliche Worte über unsere Vergangenheit, unsere Zukunft; dann wurden die Namen der Preisgekrönten verkündigt, welche sich nicht selten mit schamröthlichem Zagen dem kleinen Korbe näherten, um hier ihren Preis in Empfang zu nehmen; zum Schlusse sang man ein wohlgesetztes Abschiedslied, das ich noch nicht vergessen habe, und zog dann, wo möglich mit guten Vorsätzen für das nächste Jahr, von dannen. Das Ganze war in jedem Falle höchst einfach und anspruchlos, und doch hatte es auch wieder etwas Erhebendes, etwas Wohlthuendes, etwas, das ich jetzt kaum mehr mit Worten zu sagen vermöchte. Wer es mit angesehen, mit durchgemacht, ich möchte sagen, mit durchgefühlt hätte, und nun plötzlich vorige Woche in die Sorbonne versetzt worden wäre, um der Preisvertheilung der pariser Colléges beizuwohnen, dem würde wahrscheinlich ganz sonderbar zu Muthe geworden sein.

Denn dieses Jugendfest, welches hier schon in der Regel mit großem Prunke begangen wird, sollte dieses Jahr noch einen ganz besondern Glanz, eine ungewöhnliche Weihe erhalten. Man wußte schon lange vorher, daß unter den glücklichen Preisbewerbern die zwei jüngsten Söhne des Königs, die Herzöge von Aumale und Montpensier, genannt werden würden; man wußte, daß die Gegenwart des ganzen Hofes, den König selbst an der Spitze, diese ersten Triumphe der jungen Prinzen verherrlichen werde; und das längst vergessene Costum des Großmeisters der Universität, welches Hr. Salvandy als präsidirender Minister des öffentlichen Unterrichts bei dieser Gelegenheit wieder hervorgesucht hatte, war wenigstens schon seit 14 Tagen der Gegenstand ernster Discussion und pikanter Opposition der Presse gewesen. Auch mußte man sich dieses Mal bei Zeiten umthun und ganz besonders gute Bekanntschaften in der Universitätswelt haben, um ein Billet zu erlangen, welches an diesem Tage den Weg in die weiten Hallen der Sorbonne bahnen sollte. Ich weiß eigentlich nicht, woher es kommt, aber Thatsache ist es, daß mich schon der Name der Sorbonne fast unwillkürlich jedes Mal in eine andere Zeit, in eine andere Welt versetzt. Es scheint mir so natürlich, daß man dabei eigentlich nur an Duns Scotus und Raimundus Lullus denken kann, daß ich öfter schon meinen Ohren nicht habe trauen wollen, wenn ich so von Zeit zu Zeit einmal ein halbes Stündchen mit angehört habe, wie diese ehrwürdigen Räume durch das tönende

Erz und die klingenden Schellen der neufranzösischen Redekünstelei profanirt und gemishandelt werden. Aber die Zeiten haben sich ja so geändert! Man weiß ja kaum mehr, was ehemals die Sorbonne für ganz Frankreich, für ganz Europa gewesen ist, und denkt noch viel weniger daran, sie wieder zu Dem zu machen, was sie sein sollte, was Frankreich so noth thut, der Mittelpunkt eines regen wissenschaftlichen Treibens für die im Chaos der Ideen und im Nichts ihrer Kenntnisse atomenmäßig herumschwimmende Jugend.

Freilich hat die Zeit auch materiell die Sorbonne, welche ehemals den Mittelpunkt eines der Haupttheile von ganz Paris, der Universität, bildete, gleichsam etwas auf die Seite geschoben. Sie liegt gegenwärtig ganz außer dem Bereiche des bunten und vielgeschäftigen Treibens, was man in Paris Leben nennt. Nicht ohne Mühe und bisweilen selbst Widerwillen windet man sich durch eine Menge kleiner, schmuziger und möglichst abscheulicher Straßen nach den südlichen Anhöhen von Paris empor, auf denen die Sorbonne thront; thront, wenigstens insofern, als sie gewissermaßen die Krone des Quartier latin ist, welches in neuern Zeiten als Sitz nicht sowol der Wissenschaften als der Cholera und der Grisetten wieder merkwürdig geworden ist. An vergangener Mittwoche hatte dieses Quartier einen ziemlich militairischen Anstrich angenommen. Alle Straßen um die Sorbonne herum, der Hof und alle Zugänge waren mit Truppen besetzt; die Einlaßkarten wurden mit philosophischer Spitzfindigkeit geprüft und die Identität der auf ihnen namhaft gemachten Personen mit mathematischer Genauigkeit erwogen. Selbst im Innern des ungeheuern und an diesem Tage prachtvoll ausgeschmückten Amphitheaters fehlte es nicht an bewaffneter Macht und verkappten Aufpassern. Die Sorbonne wurde zum ersten Male vom Könige beehrt und war auch wahrscheinlich zum ersten Male, und zwar mitten im Frieden, in Belagerungszustand erklärt. Indessen ging es im Innern, ungeachtet aller Reibungen unter einer so zusammengedrängten Menschenmenge, ziemlich friedlich zu. Nur die Ungeduld schien die jugendlichen Köpfe etwas zu elektrisiren. Denn ehe der König und seine Familie erschienen, schrie auf einmal die ganze Schar dieser unbändigen Scholastiker: „La Marseillaise! La Marseillaise!" Armer Scotus, dachte ich, bleibe ruhig liegen; wende dich nicht in deinem Grabe um; denn selbst wenn du mit deiner ganzen Weisheit wiederauferstehen könntest, würdest du dergleichen Anomalien nicht anders machen! Man hat, wie es scheint, neuerdings die Erfahrung gemacht, daß die Marseillaise als unschuldiges Ableitungsmittel von dergleichen elektrischen Strömungen immer noch mit Erfolg angewendet werden kann, und mithin trug man kein Bedenken, unter kannibalischem Getöse auch hier den bösen Geist des Aufruhrs durch dieses homöopathische Mittel der Marseillaise austreiben zu lassen. Endlich erschien der König, und in seinem Gefolge zog unter Anderm auch die Ruhe wieder ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neugriechische Literatur.

1. *Ὁ Μένιππος, ἢ ποιήσεις ὑπὸ Θεοδώρου Γ. Ὀρφανίδου Σμυρναίου.* (Satiren von Th. G. Orphanides.) Zweiter Theil. Athen 1837.

Der erste Theil dieser Satirensammlung erschien im Jahre 1836 und machte damals wegen des Talents, welches der Verf. für diese Dichtungsart verrieth, mehr aber noch wegen der kecken und bittern Persönlichkeit seiner Satiren in Athen ein bedeutendes Aufsehen. Mehre der angegriffenen Personen belangten den jungen Dichter vor Gericht; und obgleich er hier freigesprochen wurde, auch seine anfangs ihm entzogene Anstellung im Ministerium des Innern später wiedererhielt, so hat er sich doch durch diese Vorgänge einigermaßen witzigen lassen und tritt in diesem zweiten Theile seiner Poesien gemäßigter auf. Überhaupt dürfte die anfangs in Griechenland so freudig emporwuchernde satirische Poesie oder vielmehr politische Satire sich bald selbst durch das Übermaß ihrer Handhabung die Spitze abgebrochen haben; um so mehr, als die immer mehr sich befestigende Freiheit der Presse Jedem Gelegenheit darbietet, seine wirklichen oder eingebildeten Beschwerden gegen die Regierung und ihre Beamten, oder gegen einzelne Individuen in einer ernstern Form und einer gründlichern Discussion durch die Zeitungen vor das Forum der öffentlichen Meinung zu bringen. Zudem ist der in einem so kleinen Lande verhältnißmäßig gleichfalls enge Kreis von Persönlichkeiten bald nach allen Richtungen durchmessen; die reichhaltigsten Stoffe, wie Armansperg und Kolettis, Rhizos und General Heideck, das bairische Militair und die Deutschen überhaupt sind bis auf die Hefen erschöpft; man wird es müde, das hundertmal Gehörte immer von Neuem zu hören, und die dii minorum gentium, zu welchen unsere verzweifelnden Satiriker sich herabzulassen anfangen, bieten keinen hinlänglich nachhaltigen Stoff dar. Was wollen die Nadelstiche der Satire da, wo die öffentlichen Blätter, wie „*Ἐλπίς*" und „*Πρόοδος*", mit Keulen dareinschlagen?

Theils diese Betrachtungen, theils der, wie schon bemerkt, gemilderte Inhalt des zweiten Theils des „Menippos", erklären es zur Genüge, warum derselbe diesmal eine fast unbeachtete Erscheinung geblieben ist. Die poetische Literatur des jungen Griechenlands kann nur dadurch gewinnen, wenn die bessern Köpfe durch dies Erkalten des Interesses an den momentanen Erzeugnissen der politischen Satire darauf hingewiesen werden, sich mehr den allgemein gültigen und bleibenden Dichtungsarten zuzuwenden. Auch in Herrn Orphanides schlägt, wie einzelne Stellen seiner Satiren zeigen, eine nicht verächtliche lyrische Ader, und wenn er sorgfältige Studien macht, wird er auch als Lyriker etwas leisten können.

2. Lampros und Theokritos, ein Dialog von Aristeus.

Dieser Dialog, als dessen Verfasser ein Gerücht die Herren J. Benthylos und Dr. Epites bezeichnet, ist eine Herzensergießung derselben, weil sie sich bei der Errichtung der Universität ungerecht übergangen glauben. Das Ganze ist von Anfang bis zu Ende eine Klage über die vielen Fremden in Griechenland, namentlich in den Civil- und Lehrfächern (wo übrigens, beiläufig gesagt, sehr wenige sind). Schließlich werden einige Deutsche, zunächst Professoren und Ärzte, persönlich angegriffen. Als eine Probe des edeln Styls und der geistreichen Darstellung mag folgender Satz genügen: „Lieber, pumpen denn etwa blos die bairischen Militairs unsern verschuldeten Schatz aus? Und wo nisten sich nicht die Deutschen ein? In die obern und unteren Gerichtshöfe, in den Staatsrath (?), in die Gymnasien, in die königliche Druckerei, die Lithographie, die Ministerien, das Arsenal, in die Kriegsschule, die Universität: überall, selbst in unsere Wälder, überall drängen sie sich ohne Mühe ein!"

Wir müssen der Wahrheit die Ehre geben durch das Zeugniß, daß diese Broschüre noch weniger als die vorhergehende Aufmerksamkeit erregt hat. 107.

Notiz.

„Die mögliche Bestimmung der Vereinigten Staaten von Amerika", sagt Coleridge in den „Tischgesprächen", „eine Nation von 100 Millionen freier Männer zu werden, die sich vom atlantischen bis zum stillen Ocean erstreckt und, unter den Gesetzen des großen Alfred's lebend, die gemeinsame Sprache Shakspeare's und Milton's redet, ist ein erhabener und erhebender Gedanke. Warum sollte man nicht wünschen, daß er in Erfüllung gehe? Amerika würde dann England sein, England durch ein Sonnenmikroskop betrachtet; Großbritannien im Zustande der glorreichsten Verklärung! Wie tief zu beklagen ist deshalb der Geist der Feindseligkeit und Verkleinerung, den wir in einigen populairen Reisebüchern der Amerikaner leider wahrnehmen; und dennoch hassen uns Engländer die Amerikaner nur, wie sich Brüder hassen. Die Liebe aber ist der innerste Grund des Bruderhasses." 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 254. —— 11. September 1837.

Über kirchliches Christenthum, römisch-katholische Kirche und Reformen in derselben, Protestantismus und allgemeine Kirche von F. W. Carové. Leipzig, Hinrichs. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Die juristische Lebensansicht ist jedenfalls eine jener höher potenzirten, die in der Entscheidung über Das, was sein und was nicht sein soll, mit Recht eine vorzügliche Stimme in Anspruch nimmt und in der großen Rathsversammlung, die die Gewichte alles Lebens und Nichtlebens zur rechten gegenseitigen Ausgleichung zu bringen sucht, ihre Stelle ohne Widerspruch behaupten muß. Indeß soll und darf sie nicht mehr als eine unter den mehren Mächtigen zu sein ansprechen, findet eben darum erst ihr rechtes Maß, indem sie durch die Stimmen der übrigen ihre nothwendige Correction erfahren und die ihr unentbehrliche Ergänzung gewonnen hat, und wird ohne allen Zweifel da transscendent, wo sie in unnatürlichem Despotismus ihre Individualität ausschließend geltend machen und, jede chemische Wandelung in der Berührung mit ihren ebenbürtigen Schwestern ablehnend, in ihrer abgeschlossenen Starrheit allein herrschen will. Selbst dann wird ihre unnatürliche, das Leben in seinem Mittelpunkte hemmende Tendenz offenbar, wann sie zwar nicht, was ihr in der Wirklichkeit ohnehin nicht gelingen kann, ihre absolute Isolirung durchsetzt, doch über ihre Schwestern ein solches Übergewicht erlangt, daß diese zu ihr in das Verhältniß der Dienenden treten, und somit einem Zeitalter und dessen Bestrebungen wenigstens die Hauptfärbung mittheilt. Wir sind der vollen Überzeugung, daß der Rechtsbegriff eine solche unnatürliche Stellung grade in unserer Zeit gewonnen hat, und halten es für mehr als blos möglich, aus diesem Misverhältnisse alle die trübseligen, den sprossenden Keim jeder Hoffnung von Tag zu Tag mehr schwächenden Erscheinungen unserer Tage ableiten zu können. Ja, wir müssen noch hinzusetzen, daß, welche auch der übrigen Lebensansichten in dem Gange der Zeiten zur Ungebühr vorherrschend und überwiegend geworden ist, doch von keiner das Leben so in seinem innersten Grunde bedroht wird als von der übermächtig gewordenen juristischen, sodaß wir ihren Eintritt in den Zenith einer Zeit als dasjenige Zeichen betrachten müssen, mit welchem die Jahreszeit des Winters in einem der menschheitlichen Entwickelungskreise ihren Anfang nimmt.

Es fällt uns nicht ein, an dieser Stelle und bei der gegenwärtigen Veranlassung den vollen Beweis für diese Behauptungen zu führen. Wir begnügen uns, mit wenig Zügen die angegriffene Ansicht selbst zu zeichnen, und wollen es abwarten, ob man Lust haben werde, entweder die Richtigkeit unserer Umrisse zu bestreiten, oder, wenn man davon absehen sollte, wenigstens die in Voraus von uns gezogenen Folgerungen verdächtig zu machen. Dürfen wir ja doch ohnehin nicht zu weit im Allgemeinen uns verlieren, um den Rückweg zu dem uns vorliegenden Besondern nicht zu spät zu gewinnen.

Die juristische Lebensansicht, nach unserer vieljährigen Beobachtung die Heberin und Legerin in allen noch so verschiedenartigen Verhältnissen unserer Zeit, die herrschende in Staat und Kirche, auf dem Markte und im Hause, in der Liebe und in der Ehe — ihr Grundton ist das Streben, die Ansprüche des Lebens, Himmel und Erde, Leib und Geist scharf zu scheiden und jedes Element in seine bestimmte, festabgeschlossene Grenze einzuhegen, jede Vermittelung und Ausgleichung aber zwischen den Gegensätzen schlechthin zu perhorresciren. Der Rechtsbegriff sucht überall nur die Grenze, die allerdings da ist, aber in ihrer Einfachheit nur in unendlicher Approximation gefunden, mithin in der Zeitlichkeit nur durch Marksteine bezeichnet werden kann, die für ihn nichts weiter als Ruhesteine sind, bei welchen er frische Kräfte sammelt, um die Scheidung und Sonderung weiter fortzusetzen. Theilung, Auflösung, mithin Entzweiung und Zwietracht, die zuletzt die feindlichen Brüder zum wechselseitigen Mord in den Kampf ruft, das ist sein Ziel, dem er mit sicherer Consequenz zueilen müßte, wenn nicht von andern Seiten her seine ätzenden Stoffe gebunden und auf das rechte Maß ihres Mitwirkens zurückgeführt würden, bei welchem Maße er dann allerdings allein geschickt ist, dem Gebäude des Lebens die feste Haltung und die innere Consistenz zu geben. Wo nun in einem Zeitalter dies Maß auch nicht grade aufgehoben, doch nicht in der rechten Abgrenzung festgehalten wird, wo namentlich die Übermacht des Rechtsbegriffs so überwiegend ist, daß sie die Form aller Lebenserscheinungen an sich gerissen hat, da mag alles Andere gedeihen, nur der

Friede des Lebens kann keine Stätte finden, an der er sichere Wohnung machen dürfte; und indem Einseitigkeit mit ihren Nebelhüllen die freisten Geister umstrickt, entbrennt allwärts nichts als Streit und Misverständniß, Vermittelung aber und Ausgleichung bleibt nur jener Nothwendigkeit überlassen, mit welcher zuletzt das Leben sich immer freie Bahn zu erzwingen weiß. Den mangelnden Frieden in der Lebensform unserer Zeit gibt wol Jeder zu; es dürfte aber die Mühe lohnen, genauer hinzusehen, ob nicht doch der Grund dieses Mangels hauptsächlich in dem Überschuß gesucht werden müsse, den das juristische Princip so unverkennbar über alle sonstige Agentien der Gegenwart gewonnen hat. In der Signatur der Zeit treten einzelne Symptome hervor, die fast mit dem humoristischen Spotte der Caricatur unsere Vermuthung bestätigen. Doch für diesmal genug des Allgemeinen! Wir wenden uns unverweilt zum Besondern.

Mit Interesse haben wir das frische, kräftige Streiten des wackern Carové schon seit längerer Zeit beobachtet, uns aber ebenso lange auch im Stillen gewundert, wie es nur möglich ist, daß der offene, redliche und dabei umsichtige Mann durch mehre Alphabete seiner geistreichen Schriften hindurch mit einem Phantom, das er eigentlich nur selbst geschaffen hat, sich abmühen und abringen kann, ohne die Selbstillusion, in welcher er dabei befangen ist, wahrzunehmen. Zuletzt glaubten wir, das Räthsel uns am besten lösen zu können, wenn wir dem Bildungsgange, den er genommen hat, zunächst genauer nachforschten, und wirklich sind uns die Augen mit einem Male auch geöffnet worden, als wir sahen, daß Carové sehr lange in der juristischen Schule verweilt und jedenfalls aus dieser Sphäre den Grundtypus für alle seine nachfolgenden geistigen Formationen, wie verschieden auch die Gebiete waren, denen sie angehörten, entlehnt hat. Es ist also juristische Befangenheit, in welcher wir den geistvollen Carové verstrickt finden, das war die erste natürlichste Folgerung, die wir aus unserer Beobachtung zogen, und wie viel uns damit aufgehellt und aufgeklärt sich darstellen mußte, mögen unsere Leser nach der Wichtigkeit beurtheilen, die wir eben vorhin dem juristischen Princip angeeignet haben.

Was ist doch, Alles zusammengenommen, der Proteus, mit welchem Carové nun schon seit länger als einem Decennium ringt? Wir haben vorhin von einem Phantom geredet, das unsern wackern Streiter äffen und fort und fort illudiren soll? Welches ist nun dieses Phantom? Wir thun gewiß nicht Unrecht, wenn wir behaupten: seitdem Carové der juristischen Laufbahn entsagt, seitdem er sodann das eigentliche Lager der Philosophie wieder verlassen hat, um ganz ausschließend der Verfolgung und Bekämpfung des Gegners, mit dem er sich einmal engagirt hatte, zu leben, ist es das wunderliche Schreckbild einer alleinseligmachenden Kirche gewesen, mit dem er sich abgemüht hat, gegen das er, immer aufs Neue von ihm geneckt und gereizt, von Zeit zu Zeit mit neuen Streitkräften in das Feld gerückt ist, und wir können seiner eignen Zustimmung versichert sein, indem wir sagen: sobald es ihm nur gelungen sein sollte, diesen misgestalteten Riesen völlig zu Boden zu schlagen, so würde auch für ihn aller Kampf geendigt und der vollständigste Sieg errungen sein. Alle andern Gegner, die er sonst noch namentlich aufführt, sind nur Pertinenzstücke und Theile dieses einen Widersachers und werden ohne Widerrede in und mit diesem zugleich erschlagen. Fassen wir nun aber den wunderlichen Gegner, wie er dem rüstigen und unermüdeten Kämpfer in immer wechselnden Gestalten gegenübersteht, näher ins Auge, so mag es uns wahrhaftig nicht allzu viel Mühe kosten, in ihm nichts weiter als ein selbstgeschaffenes Schreck- und Trugbild zu erblicken, das seine Genesis eben der juristischen Befangenheit, von der wir oben des Breitern gesprochen haben, ganz ausschließend verdankt. Wir müssen unsere Behauptung beweisen.

Daß eine alleinseligmachende Kirche immer und überall angestrebt worden sei und schon in den frühsten Weltaltern angefangen habe sich zu entwickeln, indeß sie mit und nach der Erscheinung des Christenthums erst in ihrer vollen Geschiedenheit aufgetreten und durch alle Phasen des Romanismus, Orientalismus und Protestantismus hindurch mehr und mehr ausgebildet worden sei, beweist Carové mit großem Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit aus Altem und Neuem Testamente, aus Vedas und Koran und Talmud, vor Allem aber aus christlichen Conciliensammlungen, päpstlichen Bullen und Hirtenbriefen, protestantischen Symbolen und kirchlichen Commentarien, und jedes damnamus einer kirchlichen Synode ist ihm ein Baustein für das Riesenhaus, das nun einmal wirklich existiren soll, damit Etwas da sei, das von ihm niedergerissen werden könne. Es fragt sich aber wol vor allen Dingen: nach welcher Hermeneutik hat er alle diese Beweise sich zu verschaffen gewußt? und ist die Hermeneutik, mit deren Fackel er Vergangenheit und Gegenwart durchsucht, die einzige, oder auch nur die einzig richtige? Da jedoch erwidern wir getrost, daß seine Hermeneutik durch und durch nur die juristische ist und geben gern zu, daß, wenn ihm diese einmal zugestanden und als genügend eingeräumt wird, seine Beweisführung unwiderleglich sei, excipiren aber freilich ebenso nachdrücklich gegen die Competenz dieser Auslegungsweise für diesen wie für hundert andere Fälle. Das erste Gesetz der juristischen Hermeneutik geht noch viel weiter als das der verwandten grammatisch-historischen Interpretation der Philologen; es fodert schlechthin den buchstäblichen Sinn des Worts und auch gar nichts weiter, sodaß sein Grundsatz sich so fassen läßt: jedes Wort hat an einer bestimmten Stelle nur eine einzige Bedeutung, die völlig rein isolirt werden muß und nicht einmal auch nur einen Schatten von etwas Anderm behalten darf, mit welchem sie etwa in eine andere Sphäre überschlagen, oder die Brüche bezeichnen möchte, durch die der Begriff des Worts in dem Continuum des Lebens mit anderen Begriffen zusammenhängt. Es liegt am Tage, wenn diese Buchstabentyrannei ganz consequent durchgeführt werden könnte, dann wäre in dieser Zeitlichkeit wenigstens

der vollständigste Sprachbabylonismus zur Wirklichkeit gebracht, zugleich aber auch jedes Wort zur schneidenden Masse umgeschmiedet, mit welcher der Sprechende sich selbst noch im Augenblicke des Sprechens rettungslos richten müßte, während, so lange als jener Despotismus in seiner absoluten Ausdehnung noch nicht geltend gemacht ist, unsere Sprechenden gar wohl wissen, durch die Hüllen der Nebenbegriffe und einschränkenden Bedeutungen, die sie bewußt oder unbewußt aus den angrenzenden Begriffsgebieten herüber um das ausgesprochene Wort gelegt haben, die Schärfe desselben unschädlich zu machen. Jenes völlige Durchführen des Princips wird nun freilich nicht wirklich werden können, indeß ist schon die Frucht, die ein auf diese Durchführung gerichtetes Streben bringen muß, bitter genug, und — woher anders, als eben daher, tausend schwere, leidenschaftliche Kämpfe, unter welchen alle Grundlagen des Lebens wanken und die Kämpfenden, nachdem sie alle Möglichkeit, sich gegenseitig zu verstehen und zu verständigen, weggeworfen haben, zu einem Ringen auf Tod und Leben verschlungen sind? Jedenfalls hat man auf diesem Standpunkte aller Gerechtigkeit, die der Angegriffene fodern kann, entsagt, und so lange das Wort so gedeutet wird, da darf der befehdete Sprechende auch immer mit gutem Grunde darauf provociren, daß er nicht verstanden worden sei und, so lange jener Standpunkt festgehalten wird, schlechthin nicht verstanden werden könne. In dieser Befangenheit aber ist ohne Widerrede Carové mit seinem Phantom einer alleinseligmachenden Kirche begriffen, und so lange sie nicht gelöst und ihre Fesseln von dem wackern Manne gebrochen werden, so lange kann es auch zu keinem Frieden zwischen ihm und seiner Zeit kommen. Er wird fortfahren sich bitter darüber zu beklagen, daß er nicht verstanden und begriffen werde, trotz aller seiner Bemühungen, seine Worte feiner und immer feiner zu spalten, und ihm selbst wird stets und überall nicht mit Unrecht die Exception entgegengehalten werden, daß er erst lernen möge in den Urkunden, die er mit so großer Kraftanstrengung zusammengebracht und durchforscht hat, zwischen den Zeilen zu lesen, und diese wunderbare geistige Schrift, die überall als das Complement des Buchstabens vorauszusetzen ist, zu verstehen.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Fortsetzung aus Nr. 251.)

Zum weitern Verständniß Dessen, was hierauf vorging, bemerke ich Folgendes. Die Preisvertheilung für die gelehrten Schulen in Paris und Versailles, welche gemeinschaftlich einen Sprengel bilden, ist eine zweifache, eine allgemeine und eine besondere. Bei jener concurriren sämmtliche acht Colléges zu gleicher Zeit, bei dieser bleibt der Concurs auf die Schüler jedes Collége für sich beschränkt. Nur der allgemeine Concurs findet unter den unmittelbaren Auspicien der Universität und zwar folgendermaßen statt. Jedes der acht Colléges wählt aus sämmtlichen Classen je zehn, oder wenn die Classen stark besetzt und folglich in zwei Abtheilungen getheilt sind, zwölf Concurrenten zur allgemeinen Preisbewerbung, sodaß für jede Classe immer 80—96 Concurrenten zugelassen werden, welche eine und dieselbe Aufgabe zu lösen haben. Diese Aufgaben erstrecken sich über alle Fächer des Schulunterrichts und gehen von einer zu diesem Zwecke ernannten Commission aus, welche zugleich auch die in einem der großen Hörsäle der Sorbonne stattfindende Ausarbeitung leitet und beaufsichtigt. Für jedes Fach sind in der Regel zwei Preise und eine gewisse Anzahl Accessite ausgesetzt, um welche also immer 80 oder mehr Concurrenten zu ringen haben. Die Preise bestehen in Büchern, die Accessite zum größten Theile blos in einer öffentlichen ehrenvollen Erwähnung des Namens. Der Concurs dauert immer mehre Tage und wird mit großer Strenge, namentlich ohne alle Verbindung von außen sowol der Lehrer als der Schüler während der ganzen Dauer desselben durchgeführt. Die Verkündigung der Resultate desselben ist dann der Zweck der großen Schulfeierlichkeit, welche dieses Jahr der König mit seiner Gegenwart beehrte.

Es ist hergebracht, daß dabei der Minister des öffentlichen Unterrichts den Vorsitz führt, und daß einer der Collegialprofessoren die Feierlichkeit durch eine lateinische Rede eröffnet. Für dieses Mal hatte dies Hr. Alfred de Wailly, Professor der Rhetorik am Collége Henri IV. übernommen. Meines Wissens ist das die einzige Gelegenheit, wo man französisches Latein zu hören bekommen kann. Ist es nicht grade immer classisch, so will und muß es doch wenigstens geistreich und wo möglich pikant sein, wenn es noch einigermaßen in Credit bleiben soll. Herr de Wailly scheint dies recht gut gewußt zu haben und hatte daher ein Thema gewählt, bei welchem das ridendo dicere verum einen ziemlich weiten Spielraum hatte. Er vertheidigte die Bildung der französischen Jugend nach dem noch in Kraft stehenden Systeme der durch Napoleon ins Leben gerufenen Universität, welche neuerdings wieder, und in vieler Beziehung mit Recht, der Gegenstand heftiger Angriffe geworden ist. Unter Anderm — und nichts war bei dieser Gelegenheit billiger und natürlicher — suchte der Redner den Gebrauch der lateinischen Sprache gegen ihre Feinde zu rechtfertigen. Unter diesen Feinden gab er der Jugend selbst, welche übermüthig Alles von sich stoßen wolle, was ihr die Vorzeit überliefert habe, einen der ersten Plätze:

„Alterum est eorum genus aetatis primo flore superbientium, qui vix egressi e pueris, quidquid eos aetatis privilegio antecellit, stolido ignorantium contemptu adversantur et fastidiunt. Stantes adhuc in juventutis limine adolescentuli, juventutem ipsam veluti senectuti propiorem vix tolerare queunt. Nos autem virilitate jam maturos, senes stupidos appellant, praeteriti temporis insulsos laudatores, quos novitas omnis laedit et vulnerat, qui alios moveri aegre feramus, cum ipsi jam sanguinis frigore torpescentes haereamus immoti. Nobis demum omnia jam senectutis incommoda, tremulum ac laeve caput, trepidantes artus, vocem anhelam, et madidi pene infantiam nasi exsultantes exprobrant. Qui cum viros sic male habeant, quid dicant de senioribus? Cadavera sunt fossilia, medios inter vivos ambulantia, sine ullo respectu reposcentis tumuli, oblita sepulturae, quae melius deceret Aegyptiacis pyramidarum cavernis sepeliri rursus et penitus recondi. Talia cavillantes et rerum novarum avidissimi, rem esse vetant, ob id unum quod antea fuerit."

Es versteht sich von selbst, daß Die, welche auf diese Weise gezüchtigt werden sollten, den glücklichen Angriffen grade den meisten Beifall zollten. Das ganze Auditorium brach ungeachtet der Gegenwart des Königs in rauschenden Jubel aus, der nicht eher nachließ, als bis der Redner mit stark erhobener Stimme das Wort wiedernahm und zu ernstern Dingen überging. Ich theile Ihnen als ein zweites Pröbchen der pariser Latinität noch den wohlgesetzten Lobspruch der bei dieser Festlichkeit gegenwärtigen Königin mit.

„Mecum igitur, o juvenes, gratulemini reginae nostrae, quam caeteras inter matres assidentem in hoc concilio cernitis, non regiis distinctam insignibus, sed pulcherrimo ma-

trum diademate, liberorum suorum corona circumcinctam. Hanc saepius conjurati sceleris enormitate trepidam doluimus et pavitantem, adprobemus illi juvenes, quantum nos universi paucorum amentiam execremur atque abominemur. Haec est regina, quam civiles inter discordias licentia calumniandi, saepius eheu debacchata, ne verbo quidem ullo unquam lacessere ausa est, quam factiones etiam infensissimae venerantur, et amant agnoscere matrem optimam, optimam uxorem, foeminei sexus perfectissimum exemplar." Man muß eingestehen, daß an dieser Lobrede die Schmeichelei keinen Antheil hatte.

Nicht ganz so glücklich, scheint es uns, wußte der Minister des öffentlichen Unterrichts das Maß zu halten, als er gleich darauf das Wort nahm. Seine Rede gehörte zu der prätentiösen Beredtsamkeit, welche die Franzosen am weitesten getrieben haben, und hatte überdies an diesem Orte noch den Übelstand, daß sie ganz dazu gemacht war, die Jugend, an die sie doch eigentlich gerichtet war, über ihre Sphäre zu erheben, ihr überhaupt jene falsche Stellung zu geben, welche sie zu Unklarheit der Ideen, zu Täuschungen über sich selbst und ihre Zeit führen muß. Einige Stellen schienen mir in dieser, wie in anderer Beziehung merkwürdig.

„Jünglinge", redete unter Anderm Herr Salvandy diese Knaben an, „segnet Gott dafür, daß er euch in einem Zeitalter, in einem Vaterlande leben ließ, wo die Gesellschaft, welche euch erwartet, das Abbild dieser Feierlichkeit ist, wo alle Palmen des bürgerlichen Lebens der Preis freier Bewerbung sind. Jeder von euch darf, wenn er sich emporschwingen will, der Gewißheit leben, daß er über seinem Haupte nichts finden wird, was ihm Hindernisse in den Weg legen könnte: Ruhm, Macht, Vermögen können der Preis des Sieges sein, und zwar eines moralischen Sieges; denn die Arbeit, durch welche er erlangt werden muß, ist ein harter Lehrmeister. Sie lehrt Geduld, Mäßigung, Achtung vor der Zeit und ihren Werken, Liebe zu den Gesetzen, Verehrung der durch Familienbande geheiligten Empfindungen, und sie erhebt die Herzen zu Gott durch die Anstrengungen des Kampfes und den Lohn des Sieges. Wir sehen um uns, Jünglinge, ihre Wunder. Das Geschlecht, aus dem ihr hervorgegangen seid, hat unter großen Anstrengungen gelebt. Es hat den Ruhm durch Schlachten und die Freiheit durch Revolutionen errungen, und jetzt seht ihr es auf dem noch zitternden Boden unzählige Monumente der Kunst und der Industrie vollenden; Triumphbogen werden errichtet, Obelisken versetzt, unermeßliche Museen eröffnet. Die Geschichte wird ihre Zeiten der Ruhe die nennen, wo sie auf einmal die Werke Napoleon's, Ludwig XIV. und Sesostris' wieder in Bewegung setzte. Kinder, weicht nicht von der fruchtbringenden Thätigkeit eurer Väter ab. Durch die Arbeiten des Geistes hat sich euer Vaterland an der Spitze der Nationen eine Herrschaft gegründet, welche die Wechselfälle des Krieges weder geben noch nehmen konnten. — Die Vorsehung hat euch eure Arbeiten leicht gemacht. Euere Kindheit, glücklicher als die unserige, sieht die Tage des Friedens und der Sicherheit aufsteigen, welche gesunde und gründliche Studien so sehr begünstigen. Wir dagegen sind unter dem geräuschvollen und traurigen Schauspiele untergehender Reiche herangewachsen. Rund um euch ist Alles im Werden: eine neue Monarchie, ein neues Zeitalter, frische und unzerstörbare Institutionen. Noch hört ihr das Geräusch der Feste, welche in der freudigen Ankunft der Adoptivtochter Frankreichs, welche schon längst, ehe sie es durch ihren Rang und ihre Pflichten wurde, von Geist und Herzen Französin war, die durch ihr zartes und edles Bild personificirten Gedanken der Zukunft begrüßten. Diese Zukunft, Jünglinge, wird euer Eigenthum sein; ihr seid es, die darüber verfügen sollen. Möge sie glücklich und ruhmvoll sein! Erben eines großen Volks und einer großen Regierung, werdet auch ihr zu eurer Zeit ein großes Geschlecht! — In welchen glücklichen Zeiten leben wir! Indem wir unsere Freiheiten feiern, wissen wir, daß unsere Worte von der Dynastie, welche uns hört, als eine Huldigung hingenommen werden. Indem wir von der Jugend unserer Schulen die einfachen Tugenden verlangen, welche den Menschen und den Bürger machen, finden wir Fürsten in ihren Reihen. Indem wir die Arbeit rühmen, begrüßen wir sie gekrönt in dem Könige, welcher in sich alle Muster vereinigt, deren wir bedürfen; welcher Bürger zu sein wußte, um die Interessen und Rechte der Völker in der Nähe kennen zu lernen; Soldat, um das Vaterland gegen seine Feinde zu vertheidigen; Lehrer, um die Tage des Misgeschicks zu ertragen und zu veredeln."

Sogleich nach diesem Vortrage, welcher wenig Eindruck zu machen schien, wurde die Liste der gekrönten Preisbewerber verlesen. Alle, welche Preise erhalten hatten, näherten sich bei Nennung ihres Namens dem Stuhle des Ministers, welcher ihnen unter Trompetenschall und dem Jubelgeschrei der Schüler den Preis überreichte, dann einen Lorberkranz aufsetzte und nach einigen glückwünschenden und ermahnenden Worten den Ehrenkuß gab. Das Ganze dieser Ceremonie war im höchsten Grade theatralisch und wurde durch die zu häufige Wiederholung nicht nur langweilig, sondern fast lächerlich. Mehr als eine statistische Notiz über den Zustand der pariser gelehrten Schulen, theile ich Ihnen folgende Resultate mit. Von den acht Colléges erhielten das Collége:

1) Louis-le-Grand,	bei	1054	Schülern,	21	Preise,	75	Accessite.
2) Charlemagne,	„	810	„	18	„	71	„
3) St.-Louis, .	„	990	„	11	„	45	„
4) Henri IV., .	„	720	„	11	„	40	„
5) Rollin, . . .	„	390	„	11	„	14	„
6) Bourbon, . .	„	864	„	9	„	51	„
7) Versailles, . .	„	409	„	3	„	17	„
8) Stanislas, .	„	330	„	1	„	11	„

Ein merkwürdiger Gebrauch ist, daß jedes Mal mit dem Namen des Zöglings auch die Vorbereitungsschule genannt wird, aus welcher er auf das Collége übergegangen ist; und da die Zahl solcher Vorbereitungsschulen (institutions), welche übrigens alle unter der unmittelbaren Aufsicht und Autorisation der Universität stehen, Legion ist, so ist ihre häufige Erwähnung bei den Preisvertheilungen ein Punkt der Ehre und der Eifersucht unter ihnen geworden, welcher vielleicht der Haupthebel für ihren literarischen und moralischen Werth ist. Wenigstens unterläßt man nie, die Namen der Institutionen, die am häufigsten erwähnt worden sind, lobpreisend in den Journalen aufzuzählen; und hiernach treffen dann in der Regel die Ältern ihre Wahl, wenn sie ihre Kinder in die Schule schicken. Denn der Hauptzweck der ganzen gelehrten Erziehung scheinen hier diese „succès de collége" zu sein, wie man die erhaltenen Preise zu nennen pflegt. Hiernach bestimmt die öffentliche Meinung die Tüchtigkeit der verschiedenen Institutionen und die Zukunft Derer, welchen diese jugendliche Victoria zulächelt. Die Zahl dieser Glücklichen ist freilich ziemlich groß und steht, wie mir scheint, in einem bedeutenden Misverhältnisse zu dem Fortgange der altclassischen Studien unter der französischen Jugend, den man vielleicht versucht werden dürfte, grade hiernach zu berechnen.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Der russische Landschaftsmaler Tscherniezoff hat vor Kurzem eine Reise durch die neurussischen Provinzen, die Krim und die Ostküsten des schwarzen Meeres beendet. Er hat die interessantesten und schönsten Theile dieser Länder gezeichnet und ein reiches Portefeuille mit nach Petersburg gebracht. Jetzt ist er mit der Ausführung seiner Skizzen beschäftigt. Die bereits vollendeten Gemälde von der Krim und von Abchasien werden von Kennern sehr gerühmt.

Bei der Universität zu Kasan ist ein Lehrstuhl für die chinesische Sprache errichtet worden. Der zu demselben berufene Archimandrit Danijel zu Moskau hat die Sprache in Peking selbst erlernt. 60.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 255. —— 12. September 1837.

Über kirchliches Christenthum, römisch-katholische Kirche und Reformen in derselben, Protestantismus und allgemeine Kirche von F. W. Carové.

(Beschluß aus Nr. 254.)

Daß dem Buchstaben nach von dem Augenblicke an, wo die Menschheit zum Bewußtsein der geistigen Seite ihres Wesens gekommen ist, durch alle die Jahrtausende der Weltgeschichte hindurch, sowie unter allen Zonen und Himmelsstrichen, von welchen sie Besitz nahm, eine alleinseligmachende Kirche gemeint und erstrebt wurde, das ist von unserm Verf. streng und sogar strenger, als es nöthig war, bewiesen worden. Wir geben sogar zu, daß dieser Buchstabe tausendmal zum blutigen Henkerschwerte und zur Brandfackel, die den Scheiterhaufen für den verurtheilten Ketzer anzündete, geworden ist. Aber sollte nun wol Carové auch den Muth haben, zu behaupten, daß jene Ketzerrichter und Großinquisitoren, jene ausschließenden und verdammenden Concilienväter, jene den Bannstrahl schleudernden Päpste und Bischöfe, jene überrechtgläubigen und verfolgungssüchtigen Theologen in den zahllosen Zweigen des protestantischen Kirchenbaums, daß sie eben gar nichts weiter im Sinne gehabt und — zugegeben, daß sie es tausendmal bei sich gar nicht zum Bewußtsein brachten — nichts weiter gesucht und erstrebt haben, als die Draußenstehenden zu verdammen, nur um sie zu verdammen? Deutet ihm nicht schon das wunderliche in majorem dei gloriam, das so oft im Brillantfeuer der Scheiterhaufen brannte, darauf hin, daß ihren Verdammungsformeln noch ein anderer geheimer Sinn unterliegt, den die Sprechenden freilich selbst nicht zum äußern Bewußtsein bringen, der aber wenigstens ebenso gut wie die fides implicita so mancher Dogmatiker sich begreifen läßt? Sind nicht wirklich die Menschen tausendmal in ihren Worten und Thaten nach denselben hermeneutischen Grundsätzen zu deuten und zu verstehen, nach welchen die Traumsprache und Handlung interpretirt werden muß, und denen zufolge der wahre Sinn grade das Gegentheil von Dem ist, was der Buchstabe des Worts und der That ausspricht? Oder soll und muß man nicht vielmehr bei jedem Worte und jeder That der Geschichte neben der buchstäblichen Deutung zugleich diese geistige und höhere Interpretation in Anwendung bringen, um eben dadurch für die zu gewinnende Bedeutung die rechte Correction und Ergänzung zu finden?

Jedenfalls hätte Carové ein würdiges Ziel sicherer erreicht, wenn er den Kampf gegen die Verirrungen der Menschengeschichte grade von dem entgegengesetzten Standpunkte aus begonnen und all den Herolden einer alleinseligmachenden Kirche nachgewiesen hätte, daß sie im Grunde, und wenn sie sich nur selbst verstehen wollten, keineswegs Das, was sie im Worte, dem Wortsinne nach aussprechen, suchen; daß sie mit ihrer alleinseligmachenden Kirche eigentlich immer nur auf einem idealen Gebiete sich befinden, sodaß ihre Worte und Thaten, die von ihr zeugen sollen, nur Allegorien und Symbole jener großen Erfüllung sind, die allein in der, die Wirklichkeit umschließenden und in sich tragenden Unendlichkeit gegeben werden kann; daß ihre einzige Verirrung die alte, schon vom Herrn so wahr und treffend gerügte ist: sie wissen nicht, was sie thun; sie haben Das grade, was sie immer suchen und erstreben, nicht zum Bewußtsein bei sich gebracht; sie folgen bewußtlos dem allmächtigen Zuge alles Lebens, obgleich ihre Thaten und Worte dem äußern Sinne nach das Gegentheil anzudeuten scheinen. Von diesem Standpunkte aus, wir fragen getrost, würde es ihm möglich gewesen sein, das Wesen des Protestantismus so zu verkennen, wie es von ihm wirklich geschehen ist? Würde es ihm nicht bald genug eingeleuchtet haben, daß Reformation von Revolution sich wesentlich dadurch unterscheidet, daß *jene* immer nur gegen Einseitigkeit, die unter der Schale des Buchstabens den Geist des Wortes in schwer zu lösender Selbstmystification gefangen zu halten meint, fort und fort mit Worten der Liebe und der Verständigung protestirt; *diese* aber Einseitigkeit mit gleicher Einseitigkeit, Beelzebub mit Beelzebub, zu besiegen strebt? Würde ihm nicht bald der Blick aufgegangen sein, mit welchem er nun in all den Entwickelungen, durch welche in den Jahrhunderten der Geschichte die wunderbare Blütenknospe der Kirche hindurchgeführt worden ist, die verschiedenen Perioden erkennen mußte, in welchen, dem bloßen Buchstaben nach, das himmlische Kleinod allerdings immer in Fesseln gelegt erscheint — wie ja die Zeitlichkeit um alle ihre Kinder drückende Bande zu legen gewohnt ist —, dennoch aber unter der Fessel selbst noch die heilige Flamme seines Ursprungs zu bewahren weiß und

sogar von Periode zu Periode der zukünftigen Befreiung unaufhaltsam und mit fortschreitendem Erfolge entgegenstrebt? Ja, würde es ihm haben entgehen können, daß jenen Zeugnissen, die er mit juristischer Genauigkeit aus den Urkunden vor und nach der Reformation für den Buchstaben aufgefunden hat, in denselben Urkunden ebenso viel andere zur Seite stehen, die in gleicher Schärfe gegen ihn sich erheben, wie denn Freunde und Feinde der Vernunft insofern mit gleichem Rechte z. B. auf Luther sich berufen und Stellen aus seinen Werken citiren, von welchen die eine Hälfte eine Apotheose der Vernunft, die andere eine Heiligsprechung des vornehmsten ihrer Bestreiter, des heiligen Augustinus, enthält? Und würde es nicht doch bei näherer Erwägung dieser auffallenden Erscheinung ihm klar geworden sein, daß ein solcher Widerspruch in einem und demselben Subjecte unmöglich wirklich stattgefunden haben könne, und daß es eine höhere Exegese geben müsse, die wol vermögend sein werde, in einem Dritten, das über den beiden Gliedern dieses scheinbaren Widerspruchs steht, den scheinbaren Gegensatz aufzuheben und auszugleichen? Ja, über alles: würde er nicht bald genug gefühlt haben, daß er mit seiner „allgemeinen Kirche", wenn sie ebenso juristisch interpretirt und nicht durch den Vorbehalt, oder durch die Hinzunahme eines geistigen Complements auf das rechte Maß reducirt wird, in völlig gleicher Weise ein Phantom wie das von ihm bekämpfte einer „alleinseligmachenden Kirche", am Ende nur noch verhängnißvoller, aufstelle, indem in ihrer Einseitigkeit die „allgemeine Kirche" ebenso gut durch völlige Auflösung und Trennung des Verbundenen, wie das gegenüberstehende Schattenbild der „alleinseligmachenden Kirche" in derselben Auffassung durch Erstarrung und Aufhebung aller Individualität im gegebenen Mannichfaltigen, des Lebens Kern und Blüte zerstören und vernichten würde, wenn einem Schattenbilde anders jemals ein solches Werk gelingen könnte?

Es ist uns zur klarsten Gewißheit geworden, daß wir in unsern bisherigen Ausführungen, die wir an diesem Orte freilich nur andeuten konnten, von denen wir aber, wenn es in der rechten Weise verlangt wird, eine vollständige Exposition zu geben bereit sind, die Wurzel der Verirrung, in welcher Carové vom Anfange an sich befunden und die ihn in jenen unseligen Kampf, in welchem wir ihn nun schon seit einer langen Reihe von Jahren begriffen sehen, ohne daß es ihm sogar möglich geworden ist, einen tüchtigen Gegenkämpfer in die Schranken zu rufen, verwickelt hat, wirklich nachgewiesen und aufgezeigt haben. Wie wir aber unsern Lesern es überlassen müssen, zu untersuchen, ob nicht aus derselben Wurzel all jene unseligen Kämpfe und Wirren, die in tausend verschiedenen Formen und Erscheinungsweisen die Gegenwart ängstigen und das Leben unserer Zeit mit sehr drohenden Gespenstern und Larven quälen, hervorgegangen sind; zu untersuchen, ob unsere Hypothese von dem krankhaften Überschusse, den die juristische Lebensansicht in dem großen chemischen Lebensprocesse unsers Geschlechts dermalen gewonnen haben soll, begründet sei oder nicht: so glauben wir, mit Fug und Recht von einem nähern Eingehen in die Einzelnheiten der Carové'schen Schrift, die uns die nächste Veranlassung zu unserer Herzensergießung gegeben hat, uns dispensiren zu können. Dem Scharfsinne, dem ernsten Wollen des redlichen Mannes, insoweit er nicht in den Stricken der von uns gerügten Befangenheit gehalten wird, seiner Gründlichkeit und frischen, blühenden geistigen Regsamkeit Weihrauch zu streuen, ist ein überflüssiges Geschäft, da alle diese rühmlichen Eigenschaften des Verf. längst von Deutschland gebührend anerkannt worden sind. Außerdem aber ist die vorliegende Schrift Das, was sie ist, lediglich durch die Basis, auf welcher sie ruht, und die sie mit ihren vorangegangenen Schwestern: „Über die alleinseligmachende Kirche", „Was heißt römischkatholische Kirche?", „Die letzten Dinge des römischen Katholicismus in Deutschland" u. s. w., gemein hat; und gegen diese Basis sind wir in unserer obigen Darstellung aufgestanden; und ist es uns gelungen, diese zu erschüttern, oder, was wir allerdings beabsichtigten, aus ihren Fugen zu lösen, so können wir vor der Hand wenigstens ein weiteres Interesse an dem Übrigen nicht nehmen, so bereitwillig wir eingestehen, daß auch in dem vorliegenden Werke sehr überraschende und die Aufmerksamkeit fesselnde Actenstücke vereinigt sind. Zur Notiz unserer Leser bemerken wir blos so viel noch, daß in der neuesten Schrift Carové's, wie sie in der Überschrift unsers Aufsatzes genannt wird, zunächst eine Sammlung von einigen und zwanzig, größtentheils schon in der „Allgemeinen Kirchenzeitung", in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" und anderwärts gedruckten Abhandlungen zu suchen ist, durch welche sich sehr erkennbar der eine Faden hindurchzieht, den wir freilich zu durchschneiden bemüht gewesen sind. 97.

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 254.)

Vorzüglich auffallend ist dieses Misverhältniß bei der Preisvertheilung der einzelnen Colléges, welche mit ähnlichen Förmlichkeiten und Ceremonien, wo möglich aber mit noch mehr Lärm und Unbändigkeit von Seiten der Schüler am nächsten Tage in allen Colléges zu gleicher Zeit stattfindet. Den Vorsitz führt hier immer ein zu diesem Zwecke ernanntes Mitglied des Conseil de l'instruction publique. So präsidirte z. B. im Collége Henri IV, wo ich einige Zeit war, Hr. St.-Marc-Girardin, welcher erst vor Kurzem zum Mitgliede jenes Conseils ernannt worden ist. Das Collége Henri IV steht jetzt natürlich in besonderer Gunst, weil es den Vorzug hat, daß der König dort seine Söhne bilden ließ und noch läßt. Sowol der Herzog von Orleans als auch die zwei andern ältern Prinzen haben hier ihren Cursus der gewöhnlichen Schulstunden durchgemacht, und gegenwärtig befinden sich noch die zwei jüngsten, die Herzöge von Aumale und Montpensier, in derselben Anstalt. Auch versäumt es die Königin niemals, als eine gute Hausmutter diesem Schulfeste mit ihren Töchtern beizuwohnen, und daß ihre Gegenwart natürlich auch den weiblichen Theil der haute société des Tages nach sich zieht, versteht sich von selbst. Die kurze Anrede des Hrn. St.-Marc-Girardin gehörte ganz in das Genre der Beredtsamkeit des Hrn. Salvandy vom vorigen Tage. Dieses ewige Erheben der Jugend über ihre Sphäre, die ihr doch die Natur angewiesen hat, dieses unablässige Hinweisen von Knaben, welche noch nicht einmal

zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen sind, auf Pantheon und Tempel des Ruhms ist jedenfalls sehr charakteristisch und dürfte in Bezug auf die herrschenden Geistesstimmungen in Frankreich für Gegenwart und Zukunft Manches erklären. Mir ist dies immer als ein gefährliches Reizmittel für jugendliche Geister erschienen, welche, wie hier der Mehrzahl nach, beiweitem mehr Ruhmsucht und Eitelkeit besitzen als Thatkraft und Selbstbeherrschung, welche sie auf langer, mühevoller Bahn zum Ziele führen sollten. Man setzt hier mit einer unbegreiflichen Taktlosigkeit diesen jungen Leuten Ideen in die Köpfe, welche, weit entfernt, sie über die Zeit und Das, was sie ihr sein sollen, aufzuklären, in den meisten Fällen nur dazu dienen, sie wahrhaft zu peinigen und ihrem Geiste eine falsche Richtung zu geben, weil sie ohnmächtig nach ihrer Verwirklichung streben und dabei am Ende schon in den Jahren des Mannesalters als die Enttäuschten in jene gräßliche Leere verfallen, welche nichts zu bieten vermag als Ekel an der Gegenwart und Verzweiflung an der Zukunft. Ich meine, man sollte dieses gefährliche Spiel nicht so leichtfertig treiben; man sollte doch endlich einsehen, daß es zuletzt nur dazu beitragen kann, die Wahrheit eines gewichtigen Wortes, welches ich neulich aus Guizot's Munde vernahm, zu bestätigen: „Le charactère de notre époque c'est l'ambition et l'impuissance."

Übrigens bleibt die jährliche Preisvertheilung gar nicht etwa auf die angegebenen Kreise beschränkt. Nach den Colléges kommen die Institutionen und andere Privatlehranstalten, für Knaben sowol als für Mädchen, welche auch ihre Preisvertheilung haben wollen, wofür in der Regel gleich bei den Pensionspreis eine gewisse Summe mit in Anschlag gebracht wird; und dies geht herunter bis in die letzten Winkelschulen, wo man blecherne Kreuzchen und Lorberkränze von grünem Papier als Preise austheilt. Dergleichen Laureaten beiderlei Geschlechts sieht man seit einigen Tagen scharenweise durch die Straßen von Paris ziehen. Man sollte glauben, Paris und ganz Frankreich werde nicht Ruhm und Ehren genug haben, die Dienste, welche dieses hoffnungsvolle Geschlecht in Zukunft zu leisten verspricht, auf würdige Weise zu belohnen.

Am vergangenen Montage hielt die Académie des sciences ihre alljährige öffentliche Sitzung. Nicht sowol die gewöhnliche Preisvertheilung, welche sich dieses Mal gleichwol auf mehr als 50,000 Francs beläuft, als vielmehr der geistreiche und kräftige Vortrag des berühmten Arago, jetzt beständigen Secretairs dieser Akademie, über Carnot, gab dieser Sitzung eine besondere Weihe, ein außerordentliches Interesse. Und dieses Interesse erhielt der Gegenstand grade durch Das, was man hier, an diesem Orte, am wenigsten zu hören erwartete: Arago zeigte Carnot nicht sowol in seiner akademischen als auf seiner politischen Laufbahn. Die Sympathien, welche Arago grade zu solchen Charakteren hinziehen, wie Carnot war, sind bekannt. Arago, einer der durchdringendsten, der scharfsinnigsten Geister unserer Zeit, ist Republikaner in dem edelsten Sinne des Wortes, und als solcher sucht er seine politischen Ideale in der Zeit der Republik, welche eminenten Charakteren, wie Carnot war, ihr eigenthümliches, unvergängliches Gepräge gab. Das Wesen und die Thätigkeit Carnot's könnte schwerlich mit größerer Lebendigkeit, mit treffenderm Urtheil geschildert werden, und vielleicht durfte es eben nur Arago unternehmen, grade an dieser Stelle durch ein treues Bild Carnot's gewisse durch die öffentliche Meinung zur Zeit noch geächtete Epochen der Revolution auf eine Weise zu rechtfertigen, für deren Richtigkeit der allgemeine Enthusiasmus das sicherste Zeugniß war.

Arago's Vortrag war lang und enthielt eine Menge bisher ganz unbekannter Züge aus dem Leben Carnot's. Nachdem er Einiges über seine frühern Jugendjahre gesagt hatte, verweilte Arago etwas länger bei dem Momente, wo Carnot zuerst die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich zog. Im J. 1784 nämlich, als er noch einfacher Lieutenant des Geniecorps war, wurde in Gegenwart des Prinzen Heinrich von Preußen und des Prinzen von Condé, welcher einige Jahre später an der Spitze der Emigrirten stand, von der Akademie zu Dijon seine „Eloge de Vauban" mit dem für diese Arbeit ausgesetzten Preise gekrönt. Carnot sprach in dieser Schrift schon damals die Grundsätze aus, welche er später in der Revolution als Richtschnur seines Handelns geltend zu machen suchte; und dennoch gab sich Prinz Heinrich damals große Mühe, ihn für die Dienste seines Bruders zu gewinnen, dennoch konnte ihm selbst Condé sein Wohlwollen nicht versagen. „Man wage nur", ruft Arago bei dieser Gelegenheit aus, „nach solchen Dingen noch unsere Revolution von 1789 eine Wirkung ohne Ursache, ein Meteor zu nennen, dessen Erscheinen nichts hätte vorhersehen lassen. Die moralischen Umgestaltungen der Gesellschaft unterliegen den Gesetzen des Zusammenhangs; sie entstehen und gedeihen zur Kraft, gleich den Producten des Bodens, durch unbemerkbare Nuancen." Arago begleitet dann Carnot durch die Mauern der Bastille, wo er als Capitain des Geniecorps eine kleine Lobschrift auf ein von seinen Vorgesetzten verworfenes System des Geniewesens abbüßen mußte, sogleich zu den ersten Jahren der Revolution. Thätig griff er in dieselbe erst 1791 ein, als er durch das Departement Pas-de-Calais zum Mitgliede des gesetzgebenden Körpers ernannt wurde; seine glänzende Laufbahn in derselben beginnt erst beinahe zwei Jahre später, als er zum Mitgliede des Comité de salut public ernannt und als solches mit der Organisation des Heeres und der Leitung der Kriegsoperationen beauftragt wurde, welche die Nationalität des französischen Volkes vor den Angriffen der von allen Seiten hereinbrechenden Feinde schützen sollten. „Die Nationalität eines Volks", bemerkt hier der Redner, „ist wie die Ehre: die leichteste Wunde wird ihr tödtlich."

Vorzüglich gelungen ist Arago's Schilderung der Stellung Carnot's zu dem genannten, so sehr verrufenen Comité. Er glaubt es wenigstens von einer Seite rechtfertigen zu müssen und thut dies, wie uns scheint, mit Glück in folgenden merkwürdigen Worten: „Dieses furchtbare Comité hat mächtig zur Vertheidigung des Vaterlandes mitgewirkt; Dank sei ihm dafür dargebracht! Tausend entfesselten Leidenschaften konnte man nur durch die Kraft der Entschlüsse widerstehen, man konnte sie nur durch die Energie des Willens bezwingen und mußte überall mit eiserner Hand die Barbaren ergreifen, welche als Helfershelfer unserer Feinde die Eingeweide des Vaterlandes zerfleischen wollten. Das Comité zeigte sich energisch und kräftig, es hatte oft eine eiserne Hand; Ruhm sei ihm auf alle Zeiten!" Übrigens befand sich in der Sitzung selbst, in welcher Arago diesen Vortrag hielt, ein lebender Zeuge der Menschlichkeit, welche Carnot mitten unter der Wuth jener verhaßten Blutmenschen des Comité nie verleugnete. Ein anonymer Brief Carnot's rettete den achtungswerthen Mathematiker Prony, noch jetzt Mitglied der Akademie der Wissenschaften, als bereits die Guillotine fast über seinem Haupte schwebte. Arago gedachte dieses Umstands auf eine Weise, welche seinem Vortrage ein fast dramatisches Interesse gab.

Was Carnot als die eigentliche Seele des Departements des Krieges that, ist bekannter, aber hier mit eigenthümlicher Wahrheit geschildert. Ihm war vor Allen die bewundernswürdige Organisation der Armee zu danken, die in kurzer Zeit das Schrecken von ganz Europa wurde; er stellte z. B. Hoche in wenigen Monaten aus den Reihen der gemeinen Krieger an die Spitze einer Armee; er wußte dem gänzlichen Mangel an Allem, was zur Führung des Krieges nöthig war, wie durch einen Zauberschlag abzuhelfen: „Carnot hatte Muth genug, mehre Monate lang, wie der Atlas der Fabel, allein die Last aller Kriegsbegebenheiten der Welt zu tragen; er schrieb selbst und eigenhändig an die Generale; er gab ihnen die genauesten Verhaltungsbefehle, in denen alle möglichen Fälle bis ins Kleinste vorher berechnet waren; seine Pläne, wie z. B. der, welchen er am 21. Ventose des zweiten Jahres der Republik an Pichegru richtete, schienen die Frucht wahrer Divination zu sein. Die Nationaltribune war in der That an dem Tage nur ge-

Digitized by Google

recht, wo sie von jenen schönen, jetzt historisch gewordenen Worten widerhallte: Carnot hat den Sieg organisirt." Wir finden Carnot aber nicht blos als Minister im Cabinet, er erscheint in den verzweifeltsten Augenblicken auch im Felde als Sieger bei Wattignies. Neben dem Kriege beschäftigten aber auch die Künste des Friedens, um diese Zeit so vernachlässigt, Niemand mehr als Carnot. Die Normal- und die polytechnische Schule, das Museum der Naturgeschichte, das Conservatorium der Künste und Handwerke, das neue System der Maße und Gewichte verdanken ihre Entstehung vorzüglich seiner unmittelbaren Mitwirkung. Er war es, der Napoleon während des Feldzuges in Italien den Schutz ausgezeichneter Künstler und Gelehrten ganz besonders anempfahl, und Arago theilte zum Beweise einen seiner Briefe vom 24. Prairial des vierten Jahres der Republik mit, der sehr merkwürdig ist.

Arago gesteht selbst ein, daß es in Carnot's Leben Abschnitte gibt, die noch in Dunkel gehüllt sind. Ein solcher ist die Zeit bis zum Jahre 1802, wo er als Mitglied des Tribunats zuerst wieder den öffentlichen Schauplatz betrat. Carnot stimmte als solches gegen die Errichtung des Ordens der Ehrenlegion, gegen das Consulat auf Lebenszeit und gegen das Kaiserthum. Das Tribunat ward gleich darauf aufgelöst und Carnot kehrte in das Privatleben zurück, das er nicht eher wieder verließ, als bis Frankreich mit der Invasion bedroht wurde. Erst dann bot er Napoleon seine Dienste an und übernahm die Vertheidigung von Antwerpen. „Das Benehmen Carnot's während der hundert Tage schien mir ganz und auf eine edle Weise in den merkwürdigen Worten zu liegen, welche Napoleon an ihn richtete, als er in den Wagen stieg, der ihn nach Rochefort brachte: „Carnot, je vous ai connu trop tard!" Das Exil, welches Carnot während der Restauration mit den „Königsmördern" theilen mußte, brachte er theils in Polen, theils in Deutschland zu, wo er überall die erfreulichsten Beweise von Achtung und Theilnahme erhielt. Er starb zu Magdeburg am 2. Aug. 1823 im 70. Jahre. Ich wünschte, Ihnen mehr als diese magere Skizze von Arago's Vortrage mittheilen zu können; allein sie soll auch nur dazu dienen, Ihre Aufmerksamkeit auf eine der merkwürdigsten und gelungensten Charakteristiken zu lenken, die in neuerer Zeit versucht worden sind. Wahrscheinlich wird Sie Ihnen doch früher oder später durch den Druck vollständig zu Gesicht kommen.

Seit einigen Tagen ist Herr v. Raumer hier, um in den Archiven des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten weitere Materialien zu seiner Geschichte des 18. Jahrhunderts zu sammeln. Er faßt dabei vorzüglich die Periode von 1763—83 ins Auge. Hase ist bereits von seiner Reise nach Griechenland wieder zurückgekehrt und seufzt seit drei Wochen in dem Lazareth von Marseille nach den pariser Salons. Unter andern Dingen hat er sich in Athen auch den Orden des Erlösers geholt. Raoul-Rochette wird gleichfalls bald eine längere Reise nach Griechenland antreten. 129.

Eine Geschichte aus dem Capitel der Fügungen.

Der Zufall, welcher im menschlichen Leben eine so außerordentliche Rolle spielt, nimmt öfters eine so geheimnißvolle Gestalt an, daß auch die entschiedensten Rationalisten in ihrem Urtheil irre werden und, so abgeneigt sie auch von Haus aus dazu sind, beinahe an ein Hereinragen einer höhern Welt in die unserige (um uns einer etwas in Verruf gekommenen Wendung zu bedienen) mit Denjenigen glauben möchten, deren Theorien sonst von ihnen und andern Vernünftigen für excentrisch und lächerlich befunden werden. Hier ist eine kleine Geschichte, welche, von einem englischen Journal mitgetheilt, als eine Variation des angedeuteten Themas gelten kann. Es begegnete dem nunmehr verstorbenen Sir Evan Nepean (der während des Ministeriums des jüngern Pitt die Würde eines Unterstaatssecretairs des Innern bekleidete und späterhin als Secretair der Admiralität während der bedenklichen Kriegsperiode seinem Vaterlande höchst rühmliche Dienste leistete), daß er eines Nachts — es war in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts — durchaus nicht einschlafen konnte, was ihn um so mehr befremdete, da er sich durchaus nicht körperlich unwohl fühlte, auch den ganzen verflossenen Tag weder in übermäßiger geistiger Anstrengung noch in Verstimmung oder Sorge verbracht hatte. Nachdem er sich bis zwei Uhr, ohne Ruhe zu finden, auf seinem Lager herumgeworfen, erhob sich der wackere Sir Evan in der Absicht, einen kurzen Spaziergang in dem unmittelbar unter seinen Fenstern gelegenen Regentspark zu machen, um sich durch die anwehende Morgenfrische vielleicht noch einige Stunden Morgenschlummer zuwege zu bringen. Der Park war in dieser frühen Zeit noch völlig unbesucht, mit Ausnahme der auf ihrem Posten befindlichen Schildwachen. Nachdem Sir Evan mehre Male an dem Gebäude des Home office oder Ministeriums des Innern vorübergeschritten war, bekam er plötzlich den Einfall, sich durch eine Nebenthür, zu welcher er den Schlüssel stets bei sich führte, ins Innere dieses seines Amtsgebäudes zu begeben. Warum er dies eigentlich wollte, davon gab sich der Staatsmann in diesem Augenblicke keine Rechenschaft und konnte es auch später nicht, da wirklich keine bestimmte Absicht zum Grunde lag. Er fand in einem der Expeditionszimmer das Manual vom vorigen Tage noch auf einem Schreibtische liegen, schlug es ganz unabsichtlich auf, und stieß beim ersten Blick in dasselbe unter der Rubrik der eingegangenen Sachen auf die Bemerkung: „Begnadigung für die zum Tode verurtheilten Falschmünzer nach York abzufertigen." Beim Anblick dieser Worte, die gleichsam die Hand der Vorsehung vor ihm aufgeschlagen hatte, fällt dem bestürzten Unterstaatssecretair ein, daß der Befehl, den Gnadenbrief abzufertigen, zwar am gestrigen Tage ertheilt, allein der wirkliche Abgang noch unbescheinigt geblieben ist. Die Execution der Verbrecher war aber bereits auf die Morgenstunden des nächstfolgenden Tages anberaumt. Voll Unruhe schlägt jetzt der Unterstaatssecretair eiligst in dem Copienbuche nach, um zu sehen, ob die Bescheinigung hier eingetragen ist; er findet sie jedoch nicht. Er läuft nun, so schnell ihn seine Füße tragen, in die Wohnung des Kanzleidirectors seines Departements nach Downing-Street und weckt diesen aus dem Schlafe mit der Frage, ob die Begnadigung der genannten Verbrecher wirklich nach York expedirt worden. Der bestürzte Kanzleidirector, noch halb schlaftrunken, versichert, er habe diese Sache gestern an den Kronkanzellisten abgegeben, bekennt aber zugleich, daß ihm die Bescheinigung des Abgangs noch nicht zugegangen sei. „Nun, so müssen wir auf der Stelle ihn aufsuchen", ruft Sir Evan, und Beide laufen nun, da eben kein Fiaker in der Nähe ist, den weiten Weg bis Chancery-Lane, wo sie endlich ganz athemlos vor der Wohnung des Kronkanzellisten ankommen, der eben im Begriff ist, nach seinem Landgut zu fahren. Schon der frühe Besuch des Unterstaatssecretairs selbst verkündet etwas Außerordentliches. Wie aber erschrickt der Kanzleibeamte, als er vernimmt, wovon die Rede ist. „Großer Gott", ruft er ganz angstvoll aus, „der Begnadigungsbefehl liegt noch in meinem Schreibepult!" Das Papier wird augenblicklich herbeigeholt, man läuft nach der Post und bestellt den schnellsten und sichersten Courrier nach York. Dieser macht sich in aller Eil auf den Weg und trifft an dem Ziel seiner Reise grade noch in dem Augenblicke ein, wo die Verurtheilten den Karren besteigen, der sie nach dem Richtplatze führen soll. Kam der Bote zu spät, so war es keine Frage, daß bei der Strenge der Gesetze und der öffentlichen Meinung Englands in solchen Fällen die Kronbeamten alle drei ihrer Stellen entsetzt wurden, und daß vielleicht für Lebenszeit auch auf den Schuldlosen unter ihnen der Fluch der öffentlichen Meinung ruhte. Was aber soll man von einem Zufalle sagen, der auf so entschiedene und unverkennbare Weise die Rolle der göttlichen Vorsicht spielt und doch weder in die Kategorie der Visionen noch in das Capitel der Ahnungen einzurechnen ist? 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 256. —— 13. September 1837.

Über den Einfluß der Vertheilung des Grundeigenthums auf das Volks- und Staatsleben. Von Karl Wolfgang Christoph Schütz. Stuttgart, Cotta. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Ob große Güter oder kleines Grundbesitzthum vorzuziehen sei, ob sonach, um jene zu erhalten, gesetzliche Bestimmungen über deren Untheilbarkeit nöthig und räthlich seien, oder ob durch Wegräumung aller Einschränkungen der Zertheilung Vorschub zu thun sei: diese Angelegenheit, eine der allereinflußreichsten in der Staatsverwaltungslehre, ist schon oft zur Hand genommen, vielfältig besprochen worden. Daß aber schon die letzte Hand angelegt worden und das Werk vollendet sei, läßt sich um so weniger behaupten, da fast allen Denen, die sich damit beschäftigt haben, eine Hinneigung und Vorliebe für irgend ein System die Feder geführt hat und um deswillen der Gegenstand nicht von ihnen allseitig genug behandelt worden ist. Mit Recht erinnert der Verf. daran, daß die Sache blos aus dem staatswirthschaftlichen Gesichtspunkte zu betrachten lange noch nicht in den Stand setze, darüber vollgültig zu urtheilen, weil dieselbe auch ihre politische Seite hat, und weil die Politik der Staatswirthschaft der höhern Politik des Staatsorganismus und des Staatsregiments überall nachstehen muß. Es bleibt daher ein Verdienst des Verf., die verschiedenen Ansichten zu sammeln, mit Sachkenntniß und Ruhe zu sichten und zu prüfen, die daraus abzunehmenden Lücken der Erwägung auszufüllen und solchergestalt den Leser in den Stand zu setzen, alle Gründe des über den Gegenstand zu fassenden Urtheils geordnet zu übersehen und durch deren Vertheilung in die Wagschalen desselben durch ihr Gewicht selbst den Ausschlag geben zu lassen.

So lange die Sache sich von selbst macht, das heißt, so lange die Völker, ihnen selbst unbewußt, sich durch ihre Neigungen, Sitten und Gebräuche, ihren Charakter, und durch die eintretenden Umstände in ihren Einrichtungen und Gestaltungen bestimmen lassen, läßt sich erwarten, daß diese übereinstimmend sein und werden möchten. So verschieden die Völker und ihre Schicksale gewesen sind, so verschieden hat sich auch die Vertheilung und der Besitz des Grundeigenthums und die dasselbe betreffende Gesetzgebung ausgebildet. Das war natürlich. Wenn aber in der neuern Zeit, nachdem die Wissenschaft die Staatsverwalter zur Besinnung und zur Erkenntniß der Regeln für die Staatseinrichtungen und deren Erfolge gebracht und eben dadurch das Bestreben angeregt hat, diese Regeln ins Staatsleben einzuführen und durch deren Beobachtung den öffentlichen Zustand zu verbessern und zu ordnen, — wenn dessenungeachtet man sieht, daß unter den gebildetsten Staaten England und Östreich auf der einen Seite und Frankreich und Preußen auf der andern in Betreff des Grundbesitzthums ganz entgegengesetzte Grundsätze angenommen haben und befolgen, indem dort Alles auf die Erhaltung des großen Landeigenthums abzielt, hier die Beförderung der Zertheilung beabsichtigt wird, so muß man wol ob dieser Erscheinung staunen, sich darüber besinnen und über die Ursachen und Beweggründe Rechenschaft geben, wie die vorauszusehenden Erfolge davon erwägen; denn nicht zu leugnen ist,

daß der Einfluß der Bodenvertheilung auf das Volks- und Staatsleben ein überaus wichtiger sein muß, weil Derjenige in der Regel Herr im Hause ist, dem es gehört, und von ihm die Hausordnung und die übrigen Hausgenossen abhängen, weshalb denn auch die größten Gesetzgeber ermessen haben, daß die Art der Vertheilung des Grundeigenthums in jedem Lande die Unterlage und den Grund seines ganzen Staatsgebäudes abgibt.

Zum Erfahrungsbeweise dessen schickt der Verf. eine geschichtliche Darstellung der Gestaltungen des Grundbesitzthums in den wichtigsten Staaten der ältern und der neuern Zeit voraus, welche aber zu sporadisch, kurz und ungenau ist, um sonderliche Einsichten in das Wesen und die Wirkungen der vorhanden gewesenen Verschiedenheiten zu gewähren. Am meisten genügen die Darstellungen der jüdischen und römischen Verfassung, am wenigsten grade die der germanischen Reiche, in denen aus gleicher oder doch wenig ungleicher Wurzel die allerverschiedenartigsten Formen emporgewachsen sind, deren Ausbildungsursachen und Rückwirkungen genau unterschieden und beleuchtet werden mußten, wenn darin und darüber zu einer lichten Erkenntniß gelangt werden sollte. Indessen ist diese Einleitung nur gewissermaßen ein Vorbericht zum Hauptwerke.

Der für dies letztere angelegte Plan empfiehlt sich auf den ersten Blick durch seine Einfachheit, Gründlichkeit und Vielseitigkeit. Es wird der Gegenstand betrachtet nach A) seinen Wirkungen und Erfolgen, sowol den günstigen als den nachtheiligen: 1) auf den mate-

riellen Zustand des Landes, a) in Hinsicht der Bodencultur und des Landbaues, b) der Forstwirthschaft, c) der Bevölkerung und deren Ernährung, d) des Einflusses auf Handel und Gewerbe; 2) auf die geistige Seite des Volkslebens, a) nach der Intelligenz, Charakter, Moralität und Religiosität, auf dem Rechtsfrieden der Einwohner, b) nach den Standesunterschieden und deren Verhältniß zueinander; 3) auf die Gesammtheit der bürgerlichen Gesellschaft und den Staat, a) rücksichtlich der Finanzen, b) der Staatsmacht, c) der innern Ruhe, Sicherheit und Unerschütterlichkeit des selbständigen Fortschreitens seiner Entwickelung zu höherer Vollendung. B) Daraus ergeben sich die Gesichtspunkte und Bewegungsgründe für Das, was das Staatsregiment in Betreff des Grundeigenthums 1) thun darf, 2) thun kann, 3) thun soll und muß, um seiner Aufgabe zu entsprechen.

Man ermißt leicht, daß, wenn in dieses Fachwerk Alles, was zur Sache gehört, ordentlich eingebracht ist, ein gründliches und entscheidendes Urtheil dadurch vorbereitet ist. Gegen die Ordnung und Klarheit der Behandlung der Materialien läßt sich gar nichts erinnern, und in Betreff der Vollständigkeit muß man gestehen, daß, wenn auch nicht Alles erschöpft ist, doch nicht Vieles übersehen worden sei. Einen wichtigen Punkt scheint der Verf. absichtlich übergangen zu haben, den Adel und seinen Bezug auf das Grundeigenthum. Gleichwol darf er nicht unerwogen bleiben, theils weil nach der Erfahrung und der Sache selbst ein großer erblicher Grundbesitz immer einen Adelsstand mit sich bringt, theils weil ein Erbadel ohne einen gesicherten Grundbesitz ohne Halt und Dauer ist. Es fragt sich daher, ob ein Erbadel in der Staatsverfassung begründet, und wie weit er nöthig oder nützlich ist, weil durch die Beantwortung dieser Frage von selbst ein Theil der Gesetzgebung über den Grundbesitz bestimmt wird.

Zweckmäßig und die Untersuchung erleichternd ist die Eintheilung (S. 50) der Grundbesitzungen in große, mittlere, kleine und ganz kleine, nicht nach einem äußern Maße, sondern nach der Gesammtheit ihres Ertrags und dem hierdurch bestimmten Einkommen ihres Besitzers. Große nennt der Verf. diejenigen, welche ein solches Einkommen abwerfen, daß dieses ihren Besitzer unabhängig macht von ihrer Selbstbewirthschaftung und von der Verbindung jenes mit dieser; mittlere Güter sind diejenigen, welche bei eigner Bewirthschaftung ein die Nothdurft der Familie des Besitzers übersteigendes und insoweit seiner freien Verfügung anheimfallendes Einkommen gewähren; kleine Güter decken nur eben diese Nothdurft mit Einrechnung der Selbstbezahlung der darauf verwendeten Arbeit; ganz kleines Besitzthum leistet auch dies nicht, bürdet vielmehr die Last auf, weil Spannvieh darauf nicht mehr ernährt werden kann, an dessen Stelle alle Arbeit mit eigner Hand zu versehen, sodaß nach dem Maße der Verkleinerung sogar der Gebrauch von Werkzeugen sich verringert. Man sieht leicht, wie unendlich verschieden der ganze Zustand, die Lebensart, die Gesinnung und die bürgerliche Stellung dieser unterschiedlichen Classen von Grundeigenthümern sein und immer mehr werden muß, und wie einflußreich solches auf den Staat ist.

Es kann nicht unsere Absicht sein, die Betrachtungen des Verf. nach der Reihe auszuschreiben, noch würden wir solches bei der Gedrängtheit der Ausführung vermögen, ohne das Buch größtentheils abzuschreiben. Nur mit einigen Bemerkungen dieselben zu begleiten, können wir uns nicht versagen.

Der entscheidendste von allen Gründen scheint beim ersten Anblicke der (S. 101) aus dem Rechte entnommene zu sein, wie denn das Unrecht nirgend bei vernünftigen Menschen Gnade finden kann.

Wenn auch der Staat nicht verpflichtet werden kann, Jedem Grundeigenthum zu verschaffen, so kann wenigstens gefodert werden, daß Jedem die Möglichkeit gegeben werde, solches zu erwerben, und daß ihm das angeborene Recht darauf nicht verschränkt werde. In der Ausschließung eines großen Theiles der Bevölkerung von dem Grundbesitze liegt der Keim einer spätern Auflösung der Rechtsordnung. Der Staat, der eine dauernde Realisirung der Rechtsidee sein soll, nimmt damit etwas in sich auf, was mit ihm selbst im Widerspruche steht; er führt damit selbst die Auflösung der Rechtsordnung herbei, weil er den verarmenden Theil der Bevölkerung zum Gebrauche der Gewalt gegen die Begüterten mit der Zeit treibt.

Diese Argumentation weiter fortgeführt, würde unausbleiblich auf die Nothwendigkeit einer agrarischen Gesetzgebung, einer gleichmäßigen Vertheilung des Staatsgebiets unter alle Staatsbürger führen, weil am Ende die Unabhängigkeit eines jeden Einzelnen auf der Zuversicht seiner Ernährung, also auf dergleichen Theilnahme an der Urquelle aller Production beruht. Der Fehler aber steckt darin, daß es überhaupt kein angeborenes Recht auf den Besitz oder Erwerb von Grundeigenthum gibt, sondern nur einen natürlichen Anspruch darauf. Die Verwechselung der Begriffe von Anspruch und Recht hat der französischen Revolution ihr Dasein gegeben. Es ist die Gleichheit des Rechts wol selbst eine Rechtsfoderung, aber nicht die Gleichheit der Ansprüche. Viele unvernünftige Menschen murren allerdings gegen den lieben Gott, daß er sie weniger kräftig, gescheit, geschickt oder reich in seine Welt gesetzt hat als Andere; aber haben sie ein Recht darauf, solches zu fodern? Der Staat, als eine verwirklichte Vernunft- und Rechtsidee darf zwar ohne zureichenden Grund keine Rechtsungleichheit einführen noch dulden; aber er darf ebenso wenig um der Gleichheit willen bestehende Rechte verletzen, noch Einrichtungen aufgeben, welche sein Bestand selbst erheischt. Er darf also weder die Eigenthumsrechte, welche ohne ihn oder in ihm sich ausgebildet haben, beeinträchtigen, noch darf er Maßregeln zu seiner Erhaltung und seinem Gedeihen darum aufgeben, weil daraus eine Ungleichheit des Besitzthums erwächst. Der Verf. selbst führt weiterhin das vollkommene Recht des Staats zu allen solchen Anordnungen aus (S. 146) und entkräftet damit selbst sein vorangeführtes Argument.

Im Allgemeinen widerlegt das Betragen der ungarischen Regimenter und die Geschichte Rußlands 1812, daß die Abhängigkeit der kleinern Grundbesitzer von größern Grundherren und selbst die Hörigkeit der Erstern ein

Maß von Sklaverei in sich schließe und damit Vaterlandsliebe, Bravheit und Sittlichkeit im Sklavensinne ersäufe. Weit eher möchte man sagen, daß jenes Verhältniß eine Annäherung an den patriarchalischen Zustand, einen Rest davon an sich trage, in welchem in Sitteneinfalt und in der Einfachheit des ganzen Lebens die Menschen kräftig und natürlich sind. Aber wahr ist es, daß, sowie die Menschen das Paradies verlassen und den Stand der Unschuld aufgeben müssen, um sittlich zu werden und ein tugendhaftes Geschlecht, so mußte auch der Familienzustand in der bürgerlichen Gesellschaft dem allgemeinen Bürgerthume und der Selbständigkeit Aller weichen.

Schwerlich kann ein allgemein vorhandener kleiner Grundbesitz das Gewerbe in einem Lande heben (S 120); das widerspricht schon dem aufgestellten Begriffe. Je weniger Einkommen nach Bestreitung der Nothdurft übrig bleibt, desto weniger kann davon dem Gewerbe zufließen. Der arme Landmann macht sich seine Stricke und Holzpantoffeln selbst und den größten Theil seines Geräths und seiner Kleidungsstücke. Überdies ist nur in einem geschlossenen Staate Handel und Gewerbe abhängig vom Einkommen und den Bedürfnissen der Landbesitzer; außerdem können sie ohne Landbesitz blühen, wie in Tyrus, Korinth, Venedig, Genua und Holland. Der Schneider ernährt den Schuhmacher und den Nadler, und diese wieder jenen, und der Kaufmann vertauscht die Güter und sucht dabei zu gewinnen. Er ist es vorzüglich, welcher Capitale schafft, ohne welche keine Industrie im Gewerbe, noch im Landbau aufkommt.

Daß eine unbeschränkte Theilbarkeit des Bodens in ihrem natürlichen Gange dahin strebt, die beiden entgegengesetzten Extreme zu erreichen, sowol eine Verkleinerung, wodurch eine in Dürftigkeit und Hungersgefahren verschmachtende Übervölkerung erwächst, als auch umgekehrt eine entvölkernde und entmannende Anhäufung des Grundbesitzes in den Händen der Reichen, welche die sich nicht mehr erhalten könnenden Armen auskaufen, unterdrücken und verdrängen, was den Untergang zuerst der Republik und dann des Staats von Rom zu Wege gebracht hat (S. 126), möchte zu den treffendsten Erwägungen bei der Sache zu zählen sein.

Ebenso ausgemacht ist es, daß in den Gemeinden, die den Staat bilden, eine völlig freie Gemeindeverfassung und gleiche Geltung der Mitglieder in denselben ein Ding der Unmöglichkeit und ein lächerlicher Versuch ist, wo eine in die Augen fallende Ungleichheit des Grundbesitzes obwaltet (S. 132), weil das Übergewicht des größern Besitzes einen aristokratischen Einfluß geltend zu machen und immer mehr zu behaupten nicht umhin kann. Ein Rittersitz in einem Bauerndorfe ist von Natur der Oberhof.

(Der Beschluß folgt.)

Englisches Urtheil über „Semilasso's Reisen in Afrika".

Wir glauben uns bei unsern Lesern einigen Dank zu verdienen, wenn wir sie auf ein stark in die Augen springendes Pröbchen von Brutalität und Unwissenheit aufmerksam machen, durch dessen Ablegung sich das „Quarterly review", ein kritisches Journal, das sich zugleich für ein competentes und repräsentatives Zeitorgan hält, neuerdings (im Juliheft 1837) auf ungewöhnliche Weise blamirt hat. Das „Quarterly review" gibt nämlich in dieser seiner neuesten Nummer eine Anzeige der englischen Übersetzung von „Semilasso's Reisen in Afrika", welche sich durch ihre beschränkte Auffassungsweise deutscher Literaturzustände, durch ihren klatschgevatterlichen, schimpfenden, ordinairen Ton, durch den gänzlichen Mangel an Styl und Haltung und durch eine wahrhaft brutale Ironie (wenn man ein solches hausbackenes Witzreißen noch Ironie nennen darf) dergestalt vor ihres Gleichen auszeichnet, daß es dem deutschen Gelehrten, der diesen Unverstand liest, unwillkürlich in die Feder kommt, denjenigen Gebildeten, die das Glück haben, von dergleichen Artikelchen nicht berührt zu werden, wenigstens einen Fingerzeig zu geben auf Das, was uns das raisonnirende Altengland hin und wieder Schönes bringt.

Nachdem der Verf. der in Rede stehenden Recension sich an dem wahren Namen Semilasso's (den er nie „Pückler", sondern stets „Pickler" schreibt, weil man dabei an das Einpökeln der Häringe denken soll) müde gewitzelt und, was die literarische Persönlichkeit Semilasso's anlangt, unter Anderm bemerkt hat: das Vaterland dieses Schriftstellers, Schlesien (?), habe sich an seiner und des alten Blücher's Erzeugung so matt gearbeitet, daß es nunmehr nur noch Kieselsteine und Leinwand hervorbringe; — nach diesen und andern schlechten Witzen, die allein schon hinreichen, zu offenbaren, weß Geistes Kind dieser Kritiker ist, verläuft sich derselbe unter Anderm in folgende Phrase, die wir im Original hierhersetzen wollen, um dem Autor derselben auf keine Weise, nicht einmal dem Anschein nach, zu beeinträchtigen. „His Highness", so schreiben Se. Albernheit von England, „when stripped of this mantle of Romance, was a plain, ordinary middle-aged Prussian personnage of unusual bad taste and pretension in his whole demeanour and dress. *Germany, paradoxical Germany renowned for sausages, sour-crout and tailors, the land of Staubs and Stultzes, the best dressers of the human form divine, is proverbial for the worst dressed men and dinners.*" Es leuchtet ein, daß uns hier nicht daran gelegen sein kann, den angegriffenen Semilasso gegen den Sohn von Altengland in Schutz zu nehmen, oder dem Letztern einen Vorwurf daraus zu machen, daß er einem ihm einmal fatalen Autor keinen Weihrauch streut; diese literarische Advocatur zu übernehmen, fällt uns nicht ein; aber dasjenige Etwas zu rügen, und zwar mit Strenge und ganzer Derbheit zu rügen, was man, wollte man so ungeschliffen sein wie der Sohn Albions, in seiner Anzeige als die literarische Flegelei bezeichnen könnte, dieses hervorzuheben und mit der gebührenden Verachtung zu strafen, ist nicht blos unser Recht, sondern sogar unsere Pflicht. Der Herr Engländer erlaubt sich an einer Stelle, wo schlechthin von literarischen Interessen und Erscheinungen unsers Vaterlandes die Rede ist, die Äußerung: dieses unser Vaterland sei berühmt wegen seiner Bratwürste, wegen seiner Schneider und seines Sauerkrauts. Diese hausbackene Floskel ist mehr als eine Gemeinheit, sie ist eine Nichtswürdigkeit. Wäre der Verf. jenes Unsinns wirklich nur einigermaßen in allgemeinen Literaturinteressen erfahren und gebildet, so würden wir ihn fragen: wem denn das heutige England das wahre Verständniß seiner erhabensten Dichter und gediegensten Denker zu verdanken habe? Wäre jener Autor mehr als ein Elementarschüler in der Wissenschaft und Literatur, so würden wir ihm beweisen, daß der Deutsche es war, der den Sohn Englands erst über den Tiefsinn seines Shakspeare und seines Byron, über den Gedankenstoff seines Hume, über den Grad und die Höhenstufe seiner frühern und spätern Dichter und Philosophen sowie über das wahre Wesen seiner Literatur überhaupt belehrt und aufgeklärt hat. England hat sich, was seine nationale Kunst und seine nationale Wissenschaft anlangt, selten selbst verstanden; das

beweisen ganz allein schon die englischen Monographien über Shakspeare auf das genügendste. England, das stolze England hat sehr oft um den Schlüssel und um den Sinn für seine eignen Hervorbringungen bei derjenigen Nation gebeten, die der fade Wortführer im „Quarterly review" nur als Sauerkraut- und Bratwurstfresser zu bezeichnen weiß. Es ist eine kolossale Dummheit, wenn ein kritischer Mann des 19. Jahrhunderts jenseit des Kanals über Deutschland weiter nichts zu vermelden versteht, als daß man dort weniger comfortable zu Mittag speist als innerhalb des vereinigten Königreichs. Man könnte in der That auch diese Dummheit und ihre Expectorationen ganz mit Stillschweigen übergehen, wenn es nicht in der Natur eben einer solchen zu allen Zeiten gelegen hätte, sich mit einem fast räthselhaften Muthwillen grade an Dem, was ihr am unburchdringlichsten ist, zu vergreifen und zu versündigen.

Den glorreichsten Beweis seiner wahrhaft rührenden Ignoranz gibt aber der Verfasser der mehrerwähnten Anzeige an derjenigen Stelle, wo er, bei Gelegenheit eines Schreibens von Semilasso, von Leopold Schefer, dem Verfasser des „Laienbrevier", redet. Hier läßt sich derselbe in der Kürze so vernehmen: „Zu welcher liebenswürdigen Thiergattung (der Ausdruck im Original ist, wie der Leser gleich sehen wird, noch viel beleidigender) dieser Herr Schefer gehören mag, darüber sind wir nicht im Stande, irgend eine Auskunft zu geben (to what amiable *asinine variety* Herr Schefer belongs, we have no means of ascertaining)". Und was sollen nun wir Deutsche zu diesem „Bullenkalb" von Kritiker sagen? Das Beste wäre wol — nichts, weil es weder Ehre noch andere Resultate bringt, sich mit Gesindel herumzustreiten. Der gute, bornirte Mann kennt also den Verf. des „Laienbrevier" gar nicht. Hätte er nur die geringste Ahnung, wer dieser Mann sein könnte, so würde er in seinem confusen Gemüth doch wol kaum so viel Brutalität zusammengebracht haben, um ihn so zu bezeichnen, wie er gethan. In der That, die Dummheit hat doch viel Empörendes! Und nun sollte einmal (was jedoch eben ein ganz unmöglicher Fall ist) in einer deutschen kritischen Zeitschrift, die so viel Ruf hätte als das „Quarterly review" (das, beiläufig gesagt, wahrlich sich nicht immer dieses Rufes würdig zeigt), so etwas dem Ähnliches vorkommen; es sollte ein deutscher Kritiker verrathen, daß er Shelley nicht kenne, oder von Thomas Moore nichts gelesen habe: welch einen Lärm würden da die englischen reviews aufschlagen; sie würden in zehn und zwanzig Artikeln miteinander wetteifern, ihrem Publicum zu beweisen, daß Deutschland das wahre Böotien der literarischen Bildung sei. Sie würden uns allesammt für Verräther ausschreien an dem nationalen Ruhme Englands. Dann wollten wir erst sehen, welche Gemeinheiten das berühmte „Quarterly review" vorbringen würde!

Wollten wir Deutschen malitiös sein, so übersetzten wir die in Rede stehende Kritik aus der genannten Zeitschrift und streuten sie als ein Exempel zur Nachachtung als selbständiges Büchlein in unser Publicum, damit dieses schon an der rohen Plumpheit des Styls abnehmen möge, von welcher hausbackenen Natur man sein muß, um in dem Lande der Hammelkeulen und Rindslenden ein literarischer Würdenträger zu werden. Aber wir üben in Deutschland keine Malicen, sondern bejammern nur die Unwissenheit, züchtigen nur den Unverstand und erinnern uns dabei an Das, was frühere Jahrhunderte in jenem Lande, das uns jetzt noch desavouiren möchte, Schönes und Großes hervorgebracht. Wenn uns ein solcher Ignorant anredet und lästert, so denken wir hurtig an Goldsmith, Fielding, Sterne und Wordsworth, so etwa wie zornige Leute geschwind ein Vaterunser beten, um sich die Unbedeutenheit Dessen zu vergegenwärtigen, der sie beleidigte. Indessen schaden kann's doch nicht, wenn wir in deutschen Gauen künftighin die uns betreffenden Artikel des „Quarterly review" etwas genauer ansehen. 80.

Notizen.

Unendlichkeit des Himmelsraumes.

So groß uns auch die Entfernung der Erde von der Sonne erscheint, so ist diese Entfernung doch noch als Nähe zu betrachten, wenn man sie mit dem Abstand des Uranus von der Sonne vergleicht, welcher letztere Planet nicht weniger als 1,843,000,000 Meilen von dem die Welt erleuchtenden und erwärmenden Lichte entfernt ist. Indem er die Spitze des Planetensystems bildet, kann er die Sonne nicht größer erblicken als wir die Venus. Die Erde kann diesem so ungeheuer weit entfernten Himmelskörper selbst nicht einmal mittels eines Fernrohrs sichtbar sein. Aber der Mensch, der Bewohner der Erde, durchdringt die unermeßlichen Räume des Systems, zu welchem sein Planet gehört; er nimmt den Durchmesser seines Kreises als die Grundlinie eines Dreiecks, dessen Spitze in die Sterne reicht. Wie erhaben aber auch dieser Gedanke *ist*, so ist er doch durchaus nicht völlig richtig; denn die sichtbaren Stellungen der Fixsterne erscheinen uns, ungeachtet der *jährlichen* Erdrevolutionen, doch nicht merklich verändert, und ungeachtet aller Hülfsmittel, die sowol der Fortschritt der neuen Astronomie als auch die Vervollkommnung der *Instrumente* dargeboten, ist es noch immer zweifelhaft, ob eine merkliche Parallaxe auch auf der nächsten dieser fernen Sonnen entdeckt wurde. Wenn ein Fixstern die Parallaxe von einer Secunde hätte, so würde dessen Abstand von der Sonne 20,500,000,000,000 Meilen betragen. In solcher Entfernung schwindet nicht allein die Erdkugel zu einem Pünktchen zusammen, sondern das ganze Firmament, in dem Brennpunkt des stärksten Rohrs betrachtet, würde mit dem Faden eines Spinnengewebes bedeckt werden können. Der Lichtstrahl, der 200,000 Meilen in einer Secunde durchfliegt, würde 3 Jahre 7 Tage brauchen, um diesen Raum zu durchdringen. Einer der uns nächsten *Fixsterne* könnte drei Jahre entzündet oder verlöscht sein, bevor wir ein so wichtiges Ereigniß nur merkten. Doch ist auch diese Entfernung nur klein, verglichen mit der der entferntesten Körper, die am Firmament sichtbar sind. Die Fixsterne sind unstreitig leuchtende Körper wie die Sonne; es ist daher wahrscheinlich, daß sie einander nicht näher sind, als es die Sonne dem nächsten unter ihnen ist. Viele Sterne, die uns in der Milchstraße und andern Nebelflecken als einander ganz nahe erscheinen, mögen in der endlosen Ausdehnung des Raumes weit auseinander liegen, ja sie mögen um viele Tausend Räume weiter voneinander entfernt sein als der erste dieser Sterne von uns, und das Licht braucht wol Tausende von Jahren, um von jenen Myriaden Sonnen zur Erde zu gelangen, von denen unser Planet nur der dunkle ferne Genosse ist.

Der Wettersee in Schweden.

Dieser See hat 30 Stunden in der Länge und 7—8 Stunden in der Breite. Die Schifffahrt auf demselben ist sehr lebhaft, allein die Fahrzeuge müssen oft gewaltige Stürme aushalten, weil hohe Berge den See von allen Seiten einschließen. Der Wind stürzt sich von den Gipfeln derselben auf die Oberfläche des Wassers, und es entstehen Orkane, die hier noch furchtbarer wüthen als auf dem Meere selbst. Dieser See zeigt noch andere merkwürdige Phänomene. Oft steigen und fallen seine Gewässer bei heiterm Himmel mit überraschender Schnelligkeit. Unterirdische Winde erheben die Wogen urplötzlich und bilden heftige Strömungen, die ihre Richtung jeden Augenblick verändern. Selbst im Winter, wenn der See mit einer Eiskruste überdeckt ist, zerbrechen die unterirdischen Winde das Eis mit Riesenkraft und erschrecken die friedlichen Uferbewohner, denen solcher Lärm eine traurige Katastrophe verkündet. Das Wasser des Wettersees liegt höher als das des baltischen Meeres, dem es durch die Motala zufließt. Seine Klarheit ist übrigens ungemein groß, und man soll in eine Tiefe von 100 Fuß den kleinsten Gegenstand unterscheiden können. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 257. —— 14. September 1837.

Über den Einfluß der Vertheilung des Grundeigenthums auf das Volks- und Staatsleben. Von Karl Wolfgang Christoph Schütz.

(Beschluß aus Nr. 256.)

Ein einseitiger und schiefer Gedanke ist es (S. 136), daß die Entwickelung und das Leben in der Bewegung bestehe, und um deswillen auch ein ungehemmter Verkehr im unbeweglichen Vermögen ersprießlich sein müsse. Weder Bewegung noch Ruhe sind an und für sich ausgemachte Güter; beide werden es durch ihr Bedürfniß und ihre Anwendung; beide sind unentbehrlich für alle endlichen Kräfte, also auch in allen menschlichen Anstalten. Im Staate und dessen Leben ist die Wirksamkeit des Princips der Ruhe und der Beständigkeit so erheblich, als des Princips der Bewegung und Veränderung. Wenn nun beide Principe in der Standschaft der Bürger zu verkörpern und in Wechselwirkung zu setzen als ein Naturgesetz erscheint, und wenn die ganze Classe der Gewerb- und Handeltreibenden von Natur der Beweglichkeit ergeben ist, so möchte das alleinige Gegengewicht wol im Grundbesitze zu suchen und nach Verhältniß des Bedürfnisses dieser Unbeweglichkeit der beliebige Verkehr damit zu beschränken sein, damit der fortwährende Besitz des unbeweglichen Eigenthums in eine Beständigkeit der Sitte und Gesinnung übergehe und an Anhänglichkeit am Bestehenden gewöhne. Je mehr überdies durch Einrichtung des Hypothekenwesens schon der Werth des Grundeigenthums symbolisch mobilisirt und in den Verkehr des beweglichen Vermögens gebracht wird, desto größer möchte wol das Bedürfniß sich ergeben, wenigstens die Substanz des Bodens dieser Beweglichkeit zu entziehen und in den Geschlechtern zu vererben. Diese Erhaltung aber ist allerdings eine Unmöglichkeit bei gleichem Erbrechte und Einschätzung des Grundeigenthums zu den Erbmassen nach seinem vollen Werthe. Ohne hier darüber abzusprechen, ob die Gesetzgebung den Beruf habe, jenes zu bewirken, ist wenigstens ausgemacht, daß, um jenes zu beschaffen, sie sich zu diesem entschließen muß. Sie kann sich auch hiervon durch eine vermeintliche Unbilligkeit oder Ungerechtigkeit nicht abhalten lassen, welche gar nicht vorhanden sein kann. Außer dem Staate besteht wol ein Recht des Besitzes, aber kein Eigenthum, noch weniger ein Erbrecht. Wer seinen Boden nur einen Augenblick verläßt, kann Niemanden an dessen Besitznahme verhindern, und über Das, was Jemand nicht bei Lebzeiten weggegeben hat, kann er nicht mehr verfügen, nachdem er aufgehört hat eine Person zu sein, noch kann der nächste Verwandte, bevor er es in Besitz nahm, einem Andern wehren, dies vor ihm zu thun. Indem der Staat erst Eigenthums- und Erbrecht einführt und die Sicherheit und Gewähr derselben übernimmt, hat er nur die Obliegenheit, dies so zu thun und unter solchen Maßgaben, wie es seinem eignen Zwecke entspricht. Er beleidigt Niemanden, wenn er das Eigenthum wie das Erbrecht nur unter der beschränkenden Bedingung der möglichsten Erhaltung in den Familien und der Ausschließung aller beliebigen Verfügungen, welche dies vereiteln würden, zum Rechte des Landes und im Staate erklärt. Es ist hiermit nur gesagt, was er thun darf, noch nicht, was er thun kann und soll.

Das Ergebniß aller Untersuchungen (S. 143) ist, daß beide Systeme der Theilbarkeit und der Untheilbarkeit des Bodens, in Allgemeinheit und Beharrlichkeit durchgeführt oder sich ganz selbst überlassen, zu einem Äußersten hinführen, wobei der Staatsverband nicht erhalten werden kann, sondern sich auflösen muß, da hingegen beide während ihres Durchganges bis zu diesem Ziele viel Ersprießliches neben manchem Nachtheiligen haben. Sonach wird es die Aufgabe der Staatsweisheit sein, beide Systeme aufzuhalten in ihrem Verlaufe, bevor sie an die Grenze ihres verderblichen Umschwunges gelangen, vielmehr sie beide einander dergestalt entgegenzusetzen und miteinander zu verbinden, daß jedes seine Vorzüge möglichst entwickeln kann, die Nachtheile hingegen durch die Gegenwirkung des Mitbestehenden aufgehoben und neutralisirt werden. Sich selbst überlassen darf aber die Sache nicht bleiben, und der Willkür nicht freier Spielraum belassen werden, sondern die Vorsorge des Staats muß auch hierbei bestimmen, was ihr erlaubt bleiben kann, was nicht.

Keineswegs aber ist diese Bestimmung durch Vorschreibung eines gewissen genauen Maßes zu bewirken, weil sowol die Verschiedenheit der Ertragsfähigkeit als der darauf einwirkenden Umstände dies verhindert, als auch andere Verhältnisse eine sehr verschiedene Berücksichtigung bedingen (S. 145). So z. B. kann die Nähe großer Städte oder die Erzeugung einer beträchtlichen Be-

völkerung in Fabrikgegenden den Erwerb ganz kleiner Grundstücke rathsam machen, welcher außerdem in der Regel immer bedenklich bleibt.

Immer und überall ist es die Aufgabe der Gesetzgebung, sich gegen Dasjenige zu richten und dessen thätige Kraftübung zu hemmen, was entweder dadurch, daß es sich am meisten bethätigen konnte, oder durch Begünstigung von Umständen ein bedenkliches Übergewicht über die entgegenstrebenden Kräfte gewonnen hat und auf deren Unterdrückung auszugehen den Anlauf nimmt. Dies zu rechter Zeit zu erkennen, bevor die unregelmäßige Thätigkeit schon einen Fieberzustand erregt hat, und es durch die am wenigsten Störung und Gewalt gegen irgend eine Lebenskraft ausübenden Mittel abzuwenden, ist die Sorge der Staatsklugheit, des politischen Arztes (S. 146). So wird also auch hierbei die Politik demjenigen Systeme mehr freie Bewegung zu lassen haben, welches noch nicht die Oberhand gewonnen, als demjenigen, was in seinem Übergewichte bereits gefährlich zu werden begonnen hat.

Der Staat darf aber nicht blos, er soll und muß gesetzgebend eingreifen, weil es sein Beruf ist, nicht nur die Rechte Aller dergestalt, wie sie nebeneinander zu bestehen vermögen, zu schirmen, sondern auch den Zustand zu befördern, in welchem das allgemeine Wohl und sein eigner Bestand den gedeihlichsten Boden findet. Die Entwickelung des Volkslebens zur segenbringendsten und gemeinnützlichsten Thätigkeit, die Herbeiführung des Zustandes der Nationalglückseligkeit ist das Ziel der Anstrengungen einer sich selbst Rechenschaft gebenden Regierung. Daher begreift das Bürgerthum die Obliegenheit in sich, von seinem Rechte und seinen Ansprüchen so viel aufzugeben, als mit der Blüte des ganzen Staats, oder der Wohlfahrt der Gesammtheit der Bürger, oder auch nur mit jedem größern und allgemeinern Interesse unverträglich ist. Stets ist das Individuelle dem Allgemeinern untergeordnet. Auch das freie Belieben des Einzelnen muß sich jede Beschränkung gefallen lassen, die im Interesse dieser Staatsaufgabe zweckmäßig wird (S. 152). So ausgemacht dies ist, so falsch ist es, daß, wenn der Staat als eine bloße Rechtsanstalt aufgefaßt wird, es nach diesem Verstandesbegriffe blos darauf ankommen würde, die Rechtssphäre aller Einzelnen festzustellen, mithin auch für den Gebrauch des Rechts der natürlichen Freiheit möglichst viel Gebiet zu erobern, hingegen die beengende Gewalt des Staats in die möglichst engen Grenzen zurückzudrängen (S. 150). Wahr ist es, „daß in dieser Vorstellungsweise zum Theil die Kämpfe der Gegenwart ihren Ursprung gefunden haben, indem die Einzelnen im Volke ihre absonderlichen Rechte vertheidigen, während die Regierungen das allgemein bindende Princip zu retten suchen, mithin jenes nach Freiheit strebt, diese nach der Herrschaft"; unrichtig aber ist es, daß dieser Zustand des Haders in der Rechtsvorstellung vom Staate begründet sei und dieselbe in der Anwendung diesen Widerstreit entwickele. Selbst bei der Collision der Rechte besteht nur das eine zu Recht; das andere muß ihm weichen und wird, dennoch behauptet, zum Unrechte. Es kann kein Recht geben, was nicht die andern Rechte ehrt oder gegen eine Pflicht verstößt, welche die Vernunft gebietet. Lediglich eine Verwechselung der Freiheit mit der Willkür erzeugt hier wie anderwärts jenen Widerspruch. Freiheit ist die durch das Gesetz bestimmte oder begrenzte Willkür, sei es das Gesetz der Vernunft oder des Staats; denn immer ist von der Freiheit desjenigen Zustandes die Rede, um dessen Gesetzgebung es sich handelt, also der natürlichen, bürgerlichen, politischen u. s. w. Ohne Gesetz keine Freiheit! Um frei zu werden, müssen wir, wie schon Cicero einsah, des Gesetzes Sklaven sein. Ein Staatsbürger kann keine Freiheit und kein Recht haben, irgend etwas zu wollen, wodurch der Bestand des Staats selbst, oder die freie Entwickelung der Kräfte und die Rechtssicherheit seiner Mitbürger in der Gegenwart oder in der Zukunft beeinträchtigt oder gefährdet werden würde.

Auch kein wirklich erworbenes und bestehendes Recht mag die Staatsgewalt in der Erfüllung ihres Berufes aufhalten. Kein Rechtszustand kann ein durchaus abgeschlossener sein; vielmehr ist ein jeder nur eine Entwickelungsstufe des Rechts selbst und der Menschheit. Ein jeder, so allgemeine Anerkennung er zu seiner Zeit gefunden haben mag, wird zum Unrechte, sobald die Bedingungen seiner Ausbildung aufhören oder sich umgestalten (S. 154):

> Was den Fortschritt der allgemeinen Cultur *jemalen hemmt*, ist oder wird ein Unrecht, wenn auch Brief und Siegel ihm ertheilt sind. Darin besteht eben das göttliche Recht der gesetzgebenden Gewalt, selbst Brief und Siegel zu zerreißen, wenn die Zeit eine andere geworden ist. *Zwar ein gefährliches Recht*, aber ein nothwendiges, das, *mit reinem Gewissen und mit möglichster Schonung, Umsicht und Schadloshaltung ausgeübt*, die Bedingung alles Völkerglückes ist.

Dies auf unsern Gegenstand angewendet, *hält der* Verf. dafür, daß in Deutschland es nur darauf ankomme: A) gesetzlich die äußersten Grenzen zu bestimmen, über welche hinaus Grundeigenthum weder zerstückelt, noch angehäuft werden darf, jedoch nach Maßgabe *der Ortsverhältnisse*, und B) einen Theil des Grundeigenthums, etwa die Hälfte, in geschlossenen Gütern zusammenzuhalten, den andern Theil als walzend dem freien Verkehre zu überlassen. 2.

Romanenliteratur.

1. Die Wahnsinnige. Roman aus den Mittheilungen eines Klosterbruders von C. Herloßsohn. Zwei Theile. Leipzig, Literarisches Museum. 1837. 8. 3 Thlr.

In gewandter, fließender, wohlklingender Sprache stellt sich uns eine Composition dar, die, wie der Verf. selbst in einer Nachschrift sagt, „auf den Titel eines Romans, streng genommen, nicht Anspruch machen könne". Er fügt hinzu, daß er meist nach Thatsachen geschildert und aus Rücksichten auf noch Lebende hier weglassen und dort ergänzen müssen, daß, wenige Beigaben ausgenommen, nur die Darstellung sein Werk sei. Doch diese Entschuldigung kann uns nicht genügen; wir müssen, da, was uns hier gegeben wird, durchaus nur im Gewande der Dichtung auftritt, da nichts darin an die Töne und Farben, die Einzelwahrheit der Wirklichkeit erinnert, es als

Dichtung nehmen und beurtheilen, wo uns zuerst die höchste Unwahrscheinlichkeit der Fabel auffällt. Jesuiten und Priester, die eine Erbschaft erschleichen wollen, sind ihr verbrauchtes Motiv, welchem nur die genaue Zeichnung des Weges, auf dem sie dieselbe erstreben, eine neue Seite abgewinnen könnte. Dieser Weg aber ist das Einzige in dem Werke, was uns in tiefe Nacht gehüllt bleibt. Ob der englische Lord, den die Mönche vorschieben, die schwärmerische und doch leichtsinnige Emma ihrem Geliebten zu rauben, wirklich ein englischer Pair oder ein Geschöpf ihres Einflusses ist, erweist sich nicht, ebenso räthselhaft bleibt Emma's Untreue und endliche Treue. Ihre Briefe an den frühern Geliebten, die uns den Übergang zu einer andern Leidenschaft schildern sollen, geben uns darüber gar keinen Ausschluß; sie sind nicht schwärmerisch wahnsinnig, sondern gradezu albern. Hier macht der Verf. über die Hauptsache, die Art, wie man ihr Gemüth zu bestricken weiß, deren genaue Erzählung allein unser Interesse für die Unglückliche aufrecht erhalten könnte, einen Sprung, demzufolge sie uns wie eine Närrin erscheint, deren selbgeahnte Bestimmung, im Irrenhause zu enden, keine tragische, von ungeheuern Schicksalen oder großen Anlagen, sondern eine von innerer Verkehrtheit vorbereitete ist. Wenn wir sie nachher im Tollhause wiederfinden, bleibt es völlig räthselhaft, daß es ihr dennoch gelang, jenes Testament, Das, worum es sich für die Jesuiten einzig und allein handelte, ihnen zu entziehen, ebenso, daß ein Proceß geführt werden konnte, bei dem spurlosen Verschwinden der Gegenpartei, noch vor Einleitung desselben. Emma sagt zwar: wenn man ihr das Document entreißen wollen, habe sie fürchterlich gerast; aber gibt es denn für Jesuiten keine Zwangsjacken, ein wüthendes Mädchen zu bändigen, das sie doch Macht genug hatten, ins Irrenhaus bringen zu lassen! Es ist vielleicht nichts in der Welt unmöglich, aber dann muß uns das Wie des scheinbar Unmöglichen gezeigt werden; hört diese Verpflichtung für den Novellisten auf, so hat er gar keine mehr und kann sich Alles erlauben. Und wie gelang es den Jesuiten, hinter das Geheimniß der veränderten Erbschaftsbestimmung zu kommen, welches Niemanden bekannt war als den zwei betheiligten Personen? Und wenn Pater Quirin so viel wußte, wie wußte er denn nicht, daß er, Heinrich Dorn, indem er Isidor zu Gunsten des Ordens oder zu Gunsten einer Fremden verfolgte, gegen seinen eignen Neffen wüthete? Kurz, der Roman besteht aus lauter Unwahrscheinlichkeiten; er gibt uns romantische Effecte in anmuthiger, doch oft etwas dünn fließender Sprache, aber nur der flüchtigste Leser mag sich über die Halbheit des Inhalts hinwegsetzen, die nicht selten in sentimentale Schwächlichkeit ausartet, und der arme Jude ist die einzige Person der Erfindung, die den gesunden Menschenverstand zu besitzen scheint, der das ganze Werk über den Haufen werfen würde, wenn er mehr darin hervorträte.

2. Novellen und Erzählungen von Theodor Mügge. Drei Bände. Braunschweig, Meyer sen. 1836. 8. 4 Thlr.

Ein nicht unbedeutendes Talent zeigt sich in diesen leicht hingeworfenen, lose zusammengeknüpften Erzählungen, welches vielleicht bei größerer Reife mehr leistet. Wir möchten es mit dem Van der Velde's vergleichen. Wie die Erzeugnisse dieses Schriftstellers, sind die vorliegenden ein wenig Theatermalerei; die Wahrheit des Menschlichen, des Psychologischen tritt vor einer glücklichen Zusammenstellung von Effecten und Contrasten in den Hintergrund, das Individuelle verschwindet in der Allgemeinheit der Gegensätze, das malerische Element bemächtigt sich des Raumes und verdrängt die Wirklichkeit. Zuweilen rechtfertigen überraschende Motive und Wendungen den Anspruch der Erzählungen auf den Namen Novelle. Das erste Bändchen enthält deren zwei, die beiden letzten jedes drei, die unter sich in keinem innern Zusammenhange stehen; am besten gefiel uns die erste von allen: „Deutsche Liebe in Nantucky", welche ein interessantes Bild des Zustandes europäischer Ansiedler in jenen Gegenden gewährt, und manche schöne Naturschilderung enthält. „Der Verschmähte", der den größten Theil des dritten Bandes füllt, zeigt des Verf. Talent vielleicht auf die entschiedenste Weise; aber auch er ist sehr flüchtig gearbeitet, und das Wunderbare darin ist nicht blos unmotivirt, sondern auch zwecklos und erscheint als seltsam und unerklärt Zufälliges, welches mit dem eigentlichen Inhalte der Erzählung wenig zu schaffen hat. Das Leben zeigt es zwar häufig auch so; doch dieses ist ein großes Bild mit endlosen Beziehungen, dessen Rahmen wir nicht erkennen, ein Kunstwerk aber wird ein solches nur durch Einheit und Beschränkung.

Die Romane fremder Völker, vorzüglich der Engländer und Franzosen, sündigen häufig darin, daß sie uns die Zeichnung eines wirklichen bürgerlichen Lebens geben, welches alle Elemente der Poesie ausschließt; daß sie dies wirkliche Leben abschreiben, wie sie es begreifen, ohne es durch individuell poetische Kraft zu befruchten; die Deutschen lassen das bürgerliche Leben meistens nebenbei liegen und haschen selbst da, wo sie ihren Schauplatz in dasselbe verlegen, nach Zuständen und einer Art zu sein, die gar nicht vorhanden sind, und glauben so das wirkliche Leben in das Reich der Poesie zu erheben. Die Aufgabe ist aber nicht, das Wirkliche durch etwas sogenannt Poetischeres zu ersetzen, was dann gewöhnlich nur ein Malerisches und nicht ein Poetisches wird, indem Contrast gegen Contrast ohne alle die Mitteltinten dasteht, die nur das wirkliche Leben in seiner Wärme erzeugt; sondern sie besteht darin, die Poesie in der Wirklichkeit zu entdecken, sie aus dem Chaos des Vorhandenen hervorzuziehen und ihr den künstlerischen, den herrschenden Standpunkt anzuweisen. Es führt uns dies auf die vielbesprochene Lehre vom Ideal. In wessen Seele gar nichts davon liegt, der wird auch das Ideelle und Höhere in der Wirklichkeit nicht aufzufinden wissen; wer es aber nicht in ihr, sondern außer ihr sucht, wird jenseit ins Hohle und Leere fallen.

Auf eine Widerlegung der ziemlich unreifen Vorrede, mit welcher der Verfasser sein Werk begleitet, können wir uns hier nicht einlassen, zweifeln aber, daß, wie er es meint, die Philosophie in neuerer Zeit die Poesie wiedergebären und verjüngen werde. Obgleich es in der menschlichen Natur liegt, vom Einzelnen und Individuellen auf das Allgemeine zu schließen und es daraus zu produciren, so scheint doch der Rückschritt vom Allgemeinen zur individuellen Erscheinung in seiner Bewußtheit dem Menschen versagt, wenigstens beweist das alle Vergangenheit und Gegenwart. Vielleicht wird die Poesie noch trotz der Philosophie wiedergeboren, aber gewiß nicht durch sie, sondern durch die nie stillstehende Offenbarung des Lebens; von der Erde nahm Anteus seine Kraft. Wir kennen die Dichter nicht, die, wie der Verf. sagt, Fichte, Schelling und Hegel groß gezogen haben; Kant erzog allerdings einen Dichter, es war aber der Dichter vor Kant's Erziehung schon geboren, und nach Dem, was wir durch Schiller's eigne spätere Bekenntnisse wissen, sind seine poetischen Leistungen durch das vorzugsweise Studium der Philosophie nicht begünstigt worden.

Mit diesen Irrthümern der Reflexion scheint uns das Wesen der Compositionen des Verf. genau verwandt. Uns däucht, daß ein kleines Stück Leben, wenn es nur wahr und treu in kindlichem Geiste aufgefaßt ist, der Poesie sowol als der Philosophie immer noch mehr enthält als solche Dichtungen der Allgemeinheit, wie wir sie nennen möchten, denen es an der Hauptsache, an der Individualität und an der Macht ihrer Erscheinung fehlt; denn diese ist doch eigentlich die ewig lebendige Offenbarung des ohne sie todten Abstractums. Alles Lebendige aber entsteht nur durch die innige Vereinigung zweier scheinbaren Gegensätze, denn alles Schaffen liegt nur in der Hand der Allmacht der Liebe; und so sind Allmacht und Liebe — ein hohes, tröstliches Geheimniß — eins. So entströmt ein poetisches Product dem Momente einer innigen Verbindung der Subjectivität des Verf. mit der Objectivität der Wirklichkeit. In dieser Vereinigung zweier scheinbaren Gegensätze, die den Punkt ihres Ineinanderaufgehens finden, in diesem Mysterium, welches uns Sterblichen, selbst wenn wir es an uns erleben,

Wunder ist und bleibt, wurzelt alles Leben, und nie wird das Bewußtsein der Philosophie dieses Wunder, das nur im heiligen Rausche entsteht, hervorbringen können.

8. Erinnerungen aus dem Leben einer Creolin. Von der Gräfin Merlin. Aus dem Französischen übersetzt von L. Kruse. Vier Theile. Leipzig, Kollmann. 1837. 8. 2 Thlr.

Das kleine Stückchen Leben, von dem wir oben redeten, wird uns hier geboten. Es wäre wol ungerecht, diese geistreichen Erinnerungen, die sich für Wahrheit geben und den Charakter der Wahrheit tragen, in anderer Beziehung zur Romanenliteratur zu rechnen, als indem sie gleich ihr Unterhaltungslecture sind und das Leben in seiner mannichfachen Gestaltung zur Unterlage und zum Gegenstand haben. Eine kleine Ausschmückung mag man sich hin und wieder erlaubt haben, wenigstens scheint dies bei den eingeflochtenen Schicksalen fremder Personen der Fall, und doch würden wir die Geschichte der armen Mutter Sta.-Inez, die den vierten Theil füllt, nur ungern für einen Roman erklären hören.

Die Verf., deren Geist und Gemüth die liebenswürdigste weibliche Individualität darstellt, die Tochter reicher und vornehmer spanischer Ältern, ward auf Cuba geboren und verlebte daselbst die heiterste Kindheit. Ihre Erzählungen geben den angenehmsten Begriff von den Zuständen der Bewohner jener glückseligen Inseln. Das Leben scheint sich hier poetischer und milder zu gestalten als auf dem übrigen Erdboden; alle rauhen Bedürfnisse strengerer Klimate treten zurück, eine paradiesische Natur umgibt den Menschen wie ein ewiger Festtag, ohne Kampf verlebt er seine Tage im friedlichsten Genuß, glücklich, und darum liebend und geliebt, nur von Schönheit und Milde als der Luft seines Lebens umgeben. Zwar tragen die Leidenschaften ihren Schmerz auch hierher; aber er scheint hier poetischer, von der Härte und Bitterkeit befreit, die ihn auf der übrigen Erde begleiten; die Geschichte der armen Sta.-Inez liefert den Beweis dazu. Die Familien bestehen in jenen Ländern der höchsten Schönheit fast nur aus jugendlichen Wesen; der Vater der elfjährigen und schon erwachsenen Creolin konnte ihr nichts abschlagen, weil er selbst, ihr im Alter so nahe, noch alle Weichheit der Jugend besaß, und es war ihr unmöglich, ihn mit kindlicher Scheu zu betrachten; nur die Furcht der Liebe nahm in dem gefühlvollen kleinen Mädchen die Stelle der Ehrfurcht ein. Und doch ist es rührend, zu sehen, wie dieser Jüngling das geliebte Kind, welches bei der Abwesenheit der Mutter ihm allein übergeben war, schützt und schirmt und es mit aller väterlichen Vorsicht umgibt, während er nur ein liebenswürdiger Gespiele scheint. Die Großmutter der Verf. ist eine noch reizende Frau, ihre Urgroßmutter ein heiter schönes Bild des Alters, und die Zahl der Enkel und Urenkel, all die Nachkommenschaft, die sie umspielt, grenzt an das Hundert. Zugleich lernen wir die sanfte, patriarchalische Sitte dieser Familien, ihre unschuldvolle Reinheit schätzen und achten, und selbst die Sklaverei erscheint hier in einem mildern Lichte, wenn wir die rührenden Anekdoten über die einzelnen Verhältnisse der Sklaven und ihrer Herren lesen. Alles dies wird uns nicht etwa mit falscher Sentimentalität erzählt und gepriesen, sondern das Bild, welches wir hier entwerfen, geht schlicht und ohne Phrase aus der Erzählung selbst und ihren tausend Zügen, vielleicht zum Theil aus dem liebenswürdigen Gemüth und der glücklichen Kindheit der Verf. hervor, welche diese Gegenden später nicht wiedersah; denn wenn das Individuum ein poetisches ist, muß jede Lebensgeschichte Wahrheit und Dichtung werden.

Wir folgen der Erzählerin nach Madrid, wo sie ihre Erziehung in dem Hause ihrer vortrefflichen Mutter vollendet, welches ein Sammelplatz der vorzüglichsten Personen der Hauptstadt ist. Die spanische Natur scheint der Westindierin arm, dürftig, verkrüppelt; der erste Schnee schnürt ihr die Brust zusammen, sie weint über ihn wie über ein Leichentuch, sie steht entsetzt vor der Natur in dieser Gestalt, wie ein Kind zum ersten Male vor der Erscheinung des Todes auf geliebten Zügen erstarrt. Nach kurzen, hier ruhig verlebten Jahren brechen die politischen Wirren über Spanien ein, deren Lösung das unglückliche Land noch erwartet. Eine Nichte des Generals O'Farril, Mitglieds der Junta, welcher Ferdinand VII. bei seiner Abreise nach Bayonne die Regentschaft übertragen, und dasselbe Haus mit ihm bewohnend, findet sich die Verf. im Mittelpunkte der Ereignisse und gibt manchen historisch-wichtigen Aufschluß. Von seinem elenden Königshause aufgegeben, blieb Spanien nur eine schreckliche Wahl zwischen Anarchie und Verlust der Nationalehre mit einem edeln, aber aufgedrungenen Manne zum König. O'Farril, der hier wie einer der besten Menschen erscheint, wählte nach schwerem Kampfe das Letztere und schloß sich Joseph an. Seine Nichte heirathete einige Zeit darauf den französischen General Merlin, der sie liebte und den sie bald lieben lernte. Mit Joseph mußte das junge Paar Spanien verlassen. Die Verf., eine große Patriotin, läßt des Napoleoniden edeln Eigenschaften und seinem Benehmen die vollste Gerechtigkeit widerfahren; seine Lage inmitten eines Volkes, welches den Aufgedrungenen haßte, und nur von den Franzosen beschützt, die im Siegerübermuth und im Rachgefühl nicht von ihm zurückgehalten werden konnten, erscheint eine wahrhaft tragische und, dem despotischen Bruder gegenüber, der ihn um so mehr fallen ließ, je inniger er die Interessen des Landes ergriff, welches jener ihm gegeben, noch härter als die Ludwig's in Holland. Joseph zeigt sich hier als ein milder, edler, gewissenhafter und wahrhaft beklagenswerther Mensch, immer vermittelnd, nie anerkannt. Dagegen tritt zwar Napoleon's Genie, aber auch seine Unfähigkeit, fremde Individualitäten, vorzüglich nationale, in den unumschränkten Herrschergeist aufzunehmen, immer auffallender hervor. Murat erscheint in sehr übelm Lichte.

Wir legen das Buch nicht aus der Hand, ohne die Verf. und ihr romantisches Spanien liebgewonnen zu haben. Die Erzählung ihrer Flucht nach Frankreich und eine höchst anziehende Beschreibung des Königreichs Valencia, des Gartens von Spanien, in dem die fleißigen Mauren sich ein ewiges Denkmal errichtet haben, sowie einige Züge aus der Eroberung von Saragossa beschließen das anmuthige Werk. 10.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 258. — 15. September 1837.

Der Psycholog. Ein Lebensereigniß. Dargestellt von J. Ehrenbaum. Leipzig, Brockhaus. 1837. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Ein erstes Verdienst, was wir dem Verf. der vorliegenden Dichtung sogleich werden zugestehen müssen, ist dieses, daß er dieselbe nicht eine Novelle, sondern ein „Lebensereigniß" genannt hat. In dieser Bezeichnung liegt ein gewisses Verständniß und eine gewisse Anerkennung, die wieder von der Kritik erkannt werden müssen. Das Verständniß nämlich bezieht sich darauf, daß die Novelle in unserer literarischen, oder vielmehr in unserer poetischen Gegenwart zu etwas Abgelebtem, zu einem aufgehobenen Moment geworden ist. Ist diese geistige Wahrnehmung erst unlängst in d. Bl. ausführlich erörtert worden, so mögen wir uns hier nur auf die kurze Wiederholung beschränken, daß, weil eben jetzt das sociale Verwickelungsinteresse vor den „tiefern Mächten, die noch jenseit sind" (den „deeper powers still beyond" des Byron), lebhaft zurücktritt, eben darum die Novelle, als in der socialen Verfassung des Weltlebens wurzelnd, ihren Haltpunkt und ihre Bedeutung verliert. Es ist das Individuum als der Mikrokosmus der Welt, was sich in seinem reinen, ursprünglich geistigen, sich auf unterirdischem Wege durch die Nacht zum Licht hinaufbildenden Vollgehalt wieder hervorthut, und das mit Recht, mit vollster Beistimmung des allgemeinen Geistes der Gegenwart. Es sind nun Seelen- und Geisteszustände in ihren totalen, nach der Welt hingerichteten und die Welt in sich verklärenden Tendenzen, welche wiederum und in erhöhter Gestalt zum Vorschein kommen; Lebensereignisse wol, aber Lebensereignisse des Individuums und aus dem Schacht seines Gemüths und Geistes hervortauchend. Jean Paul hat gesagt: das Herz sei größer als die Welt; und wenn er dies auch nicht in solcher Weise aussprach, so bildete wenigstens dies den Sinn und Kern aller seiner Dichtungen. Aber wenn schon in gewissem Sinne das Herz für größer gelten kann als die Welt, so gibt es doch wiederum noch etwas Größeres und Unendlicheres als das Herz, und dies ist der menschliche Geist an und für sich, als die Einheit des Herzens, Gemüthes, Denkens und Empfindens, als die Totalität und wahrhafte Verklärung aller Seelenzustände, mit einem Wort, der menschliche Geist als das allgemeine Individuum der Welt.

Aus diesen geistigen Gründen, durch welche sich alle heutige Kritik leiten und bestimmen lassen muß, erscheint nun nicht blos die Novelle als etwas durch die neuesten poetischen Kämpfe und Anstrebungen Beseitigtes, sondern auch mit dem so zu nennenden Roman des Herzens ist es aus, und an seine Stelle tritt die Romantik des an und für sich geistigen (aber menschlichen) Individuums.

Daß nun der Verf. der vorliegenden Dichtung im Geiste einer solchen höchsten und modernsten Romantik gedichtet habe, läßt sich allerdings nicht behaupten; es muß sogar zugestanden werden, daß derselbe, von ihm selbst noch unklaren Gesichtspunkten ausgehend, sein eigentliches Ziel verfehlt und auf derjenigen Bahn, die er wirklich durchlaufen, Manches vorgenommen und zur Erscheinung gebracht hat, was wir für nichts Höheres als für eine Verzerrung der Wirklichkeit nehmen können. Dessenungeachtet aber sind die Ahnungen und Gedankenkeime zu ehren, welche in der Seele dieses Dichters, der, wie wir aus der Zueignung erfahren, hiermit zum ersten Male auftritt, die vorliegende Dichtung veranlaßten. Es ist Gedanke in seinem Werk, wenn schon diesem noch Vieles fehlt, ein künstlerisches Werk, geschweige ein Kunstwerk zu sein; es ist, um unsere Meinung näher zu verrathen, Anlage, Absicht, Besonnenheit, Weltbetrachtung und Einkehr in das Selbst des menschlichen Gemüths darin vorhanden, und eben darin besteht das Gedachte und das Verdienstliche dieses Romans, der als ein Ganzes und Vollendetes, als ein in sich einiges Resultat allerdings nicht angesehen werden kann.

Da es dem Romane des Hrn. Ehrenbaum, den wir auf poetischem Felde immerhin als einen Begabten begrüßen wollen, weder an intensiv geistigem Interesse noch an äußerlicher Spannkraft mangelt, und er also mit diesem Erstling seiner Muse im Allgemeinen einer günstigen Aufnahme sich versichert halten kann, so wollen wir ihm kritischerweise um so weniger unser unbefangenes Urtheil vorenthalten, da er ja sich in dem poetischen Vorwort selbst als einen Dichter bezeichnet, den die innere Stimme zum Dichten auffodere, und der also, dieser innern Auffoderung der Muse folgend, wiederkehren werde und müsse. Wir haben, auf die wahrhaften Erfodernisse der modernen Literatur zurückgehend, an der vorliegenden Dichtung

Manches auszusetzen, und es ist unsere kritische Pflicht, den Verf. derselben hierin nicht zu schonen. Derselbe hat sich uns bereits deutlich genug als einen Jünger bezeichnet, dem das Verständniß seines urheiligen Objects nicht mehr allzu fern liegt; aus diesem Grunde können wir ihm auch das Wissen zumuthen, daß die Kritik mit Niemanden Nachsicht üben darf, außer etwa mit den abgelebten Geistern, mit den Gespenstern der Literatur, die ihr einziges Bestehen nur noch in dem grausenhaften Nominalismus jenes orthodoxen Bewußtseins haben, welches den Klang noch ehrt, der ausgeklungen, oder auch den klanglosen Klang, in welchem nie eine Seele wohnte. Aber mit den Lebendigen, die nicht darauf ausgehen, ihre Todten zu begraben, mit den Rüstigen und Jünglinghaften, die, in sich das Mark verspürend, uns ihr Selbst zumuthen, mit diesen ist nicht blos säuberlich und geleckt und rücksichtlich zu verfahren, sondern ihnen muß und soll die Kritik wiederum etwas und auch wol ein Vieles zumuthen.

Die erste Rüge in Betreff des vorliegenden Romans ist die: warum hat der Dichter sein Gedicht hinsichtlich der äußerlichen Fassung desselben in solche Kreise verlegt, die eben, weil sie die vornehmsten sind, auch die beschränktesten sind? warum ferner in Kreise, die er, der Verf., selbst nur vom Hörensagen, aus dem Nebel einer Fernung weiß und kennt, welche unmöglich den richtigen Standpunkt einer poetischen Auffassung und Darstellung ausmachen kann? Dieser Umstand bildet die wahre schwache Seite seines Buchs. Warum macht der Verf. die große Leidensgeschichte eines tief in Liebeslust und Liebesheitere erglühenden, inbrünstigen Herzens zu einem Hofevenement? Um dieses Evenement zu staffiren, treten Gestalten auf, die nicht nur gehaltlos, sondern auch unwirklich sind. Minister fahren in glänzenden Equipagen an uns vorüber und bewegen sich in geglätteten Sälen, die kaum würdig sind, ihren eignen Kammerdienern den Schuhriemen zu lösen. Warum erinnerte sich der begabte Dichter nicht beim Einführen einer Persönlichkeit wie die des Ministers v. Kolz, daß wir nicht mehr in den Zeiten der Liebessentimentalität und der Kabale leben, wo die Hofmarschälle noch Kälber waren? Es begegnet uns ferner ein regierender Herzog, gegen den der zusammengeflickte Lumpenkönig in Hamlet's Phantasie noch ein weiser Numa ist. Der Verf. glaube es uns, wir wissen wohl und ehren es auch, was er mit dem Amalgama dieses fürstlichen Vaters und dieser fürstlichen Tochter sagen will; aber die absolute Nichtigkeit kann ja dennoch niemals dargestellt werden. Noch mehr als dies: in dem ersten Abschnitt, der „Die Prinzessin" überschrieben ist, schildert uns der Verf. einen Absolutismus der Regierung (und diesen noch obenein in die unmotivirte Laune eines herzlosen Weibes gelegt), gegen welchen die türkische Regierungsverfassung selbst vor Mahmud's Zeit noch eine liberale war. Und zwischen dieser heillosen Vaterschwäche und der namenlosen Tochtercaricatur bemerken wir brütend und handelnd einen großen Agitator, einen in Ungnade gefallenen Doctor und Conservator des Irrenhauses, der zuletzt nach mannichfacher Intrigue gleich dem Todesengel über der ganzen ausgebrannten Stätte schwebt und in demselben Augenblicke, wo er Alles überwunden hat, selbst dem Schicksal der Wahnsinnigen, die er einst behütet, anheimfällt. Was aber das Beklemmendste in der ganzen Darstellung ausmacht, ist, daß der reinste und edelste (zugleich auch der poetisch vollendetste) Charakter, die reine Mädchenseele dieser Dichtung, die Katastrophe herbeiführen und das Verbrechen verüben muß, durch dessen Größe und Unnatur sie zuletzt auch selbst noch der Alles tilgenden Todtensühne verlustig geht. Warum diese Misgriffe? und wozu sie alle? Das Wozu möchte schwer anzugeben sein, da der Zweck selbst ein verfehlter ist; aber das Warum liegt eben in der übeln Wahl der Umgebung und des Schauplatzes. Hütet euch, ihr Jüngern und Begabtern doch ja vor Dem, was die vornehme Welt genannt wird. In Dem, was vornehm ist, wohnt kein reiner Lebenspuls, keine ursprüngliche Weihe der Poesie; es wohnt darin nur der Schein der socialen Größe. Uns aber, uns den Heutigen handelt es sich nicht mehr um das Sociale, sondern um die Wahrheit und Gewißheit der innerlichen, geistigen Lebensregung und Entfaltung.

Dies sagen wir dem Verf. mit allem Ernst und aller Strenge darum, weil wir in ihm einen Begabten wirklich erkennen, einen Solchen, der abzulegen und zu erstreben fähig sein wird, was Viele, selbst der Gefeierten in diesen Tagen, nicht vermögen.

(Der Beschluß folgt.)

Schriften über Göthe.

1. Kritik und Erläuterung des Göthe'schen Faust. Nebst einem Anhange zur sittlichen Beurtheilung Göthe's. Von Ch. H. Weiße. Leipzig, Reichenbach. 1837. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Zufällig las Rec. den Anhang von dieser dem „Faust" gewidmeten Schrift früher als die Hauptpartie, und er ward durch die Klarheit, die Billigkeit, den bei aller Lebhaftigkeit gehaltenen, ruhigen Ton in den unsern großen Dichter betreffenden Kritiken, die dieser Anhang enthält, so angesprochen, daß er mit den angenehmsten Erwartungen an die Lecture des Haupttheils des hier anzuzeigenden Buches ging. Vorzüglich erfreute ihn das sittliche Element, das sich in jenen Kritiken kund gibt, und er freute sich schon in der Vorstellung, wie dieses bei Beurtheilung eines Gedichts, das von der sittlichen Seite so vielfach angefochten worden, sich bethätigen werde. In dieser Erwartung sah er sich nicht getäuscht; doch gesteht er gleich von vorn herein, daß ihm die Lecture der Kritik des „Faust" eine mühevolle gewesen, daß ihm, wenn er nach Beendigung einer Partie derselben zu dem eigentlichen „Faust" griff, zu Muthe war, wie Einem, der nach langem Verweilen in einem anatomischen Theater, nach langer Aufmerksamkeit auf den Professor und Prosector wie auf die Gegenstände, die sie unter den Händen hatten, wieder unter Gottes freien und blauen Himmel tritt und mit vollen Zügen eine reine Luft einathmet. Dies klingt schlimm; und es würde schlimm sein, wenn ein anatomisches Theater, ein Professor der Anatomie an sich etwas Schlimmes wären. Dies sind sie aber nicht, und wir haben keineswegs durch jenes Gleichniß über das Buch des Prof. Weiße ein durchaus tadelndes Urtheil aussprechen wollen. Vielmehr sind wir demselben dankbar für manche Belehrung, mehr noch für vielfältige Anregung. Die Behandlung muß Ursache der Empfindung sein, die wir aussprachen; und diese ist freilich ermüdend, gedehnt, die Darstellung nicht selten dunkel, so-

daß manchmal Räthsel um Räthsel geboten werden. Dies rührt wol vorzüglich daher, daß Hr. W. sich beiweitem weniger mit dem künstlerischen als mit dem metaphysischen Elemente der Dichtung beschäftigt; daß er in Hinsicht auf das letztere einen großen Theil seines Werks hindurch früher und später Entstandenes zu scheiden sucht; daß er, durch den Dichter selbst veranlaßt, Allegorien in der Dichtung zu finden, unmäßig nach Auffindung solcher strebt und, nicht zufrieden mit einer natürlich sich darbietenden, eine Allegorie auf die andere pfropft. Es ist wahr, allgemeine und umfassende Ansichten eines Kunstwerks, große Schlaglichter, auf dasselbe geworfen, fördern das Verständniß eines solchen mehr als Beleuchtung von Einzelheiten; aber grade im „Faust" gibt es der Einzelheiten so viele, die zum Verständniß des Ganzen nothwendig sind, und bei der Menge von Commentaren, die wir besitzen, sind immer noch so viele unerklärt. Dazu sollten Schlaglichter auch wirkliche Schlaglichter sein und nicht durch Zerstückelung und zu weite Verbreitung zerstreuen und den Blick verwirren.

Hr. Weiße beginnt sein Werk mit der Bemerkung, daß Göthe die Sage oft nur als eine Veranlassung brauche, seine eigenthümliche Dichtung, nicht selten von wesentlich verschiedenem Inhalte und Charakter, daran zu knüpfen. Gewiß richtig, und es hätte nicht so vieler Worte bedurft, dies darzuthun. Die Neigung zur Ausführlichkeit führt den Verf. dazu oft auf Behauptungen, die vom Ziel entfernen und schwerlich die Probe halten. Wie will er die Bemerkung rechtfertigen, daß der Dichter in den Leiden des Orest seine eignen schildere? wie S. 12 geschieht. Einen bessern Beleg hätte das kleine Gedicht: „Der Rattenfänger" gegeben. Das merkwürdigste Beispiel solcher Umbildung findet der Verf. im „Faust", in welchem der Dichter, was wir gern zugeben, von der alten Fabel ganz abgewichen sei. In dieser erscheine das Streben Faust's als ein absolut böses und auf das absolut Böse gerichtet; im Göthe'schen Gedicht dagegen finden wir einen Kampf zweier Principien, des Guten und Bösen. Dieses Abweichen von der alten Sage wird übrigens keineswegs schlechthin verworfen, obgleich Hr. W. sich für die letztere, als die echt christliche, erklärt. Er bemüht sich, zu zeigen, daß Göthe im Verlaufe des Gedichts, wie dieses nach und nach sich ergänzt, erst den rechten Gehalt der Sage, wie er dieselbe faßt, zu finden sich bemühe; daß er in dem zuerst (1790) mitgetheilten Fragmente noch selbst in der der nüchternen Auffassung und Betrachtung der Welt entgegengesetzten schwunghaft-pantheistischen gefangen gewesen sei, von der er sich nach und nach zu läutern gesucht habe. Hier wird jedem Verehrer Göthe's die Polemik willkommen sein, die Hr. W. gegen Die richtet, welche den Wendepunkt, zu dem Göthe's Kunst in Italien gelangte, als eine Wendung zum Schlimmen ansehen. Rec. stimmt in diesem Punkte vollkommen mit ihm überein, sowie auch darin, daß in den Bestandtheilen des „Faust", wie derselbe zuerst erschien, und in denen von 1808 eine Verschiedenheit bemerklich ist; aber die Scheidung der einzelnen Theile des Neuhinzugekommenen — denn auch in diesem sucht der Verf. die verschiedenen Entstehungsperioden nachzuweisen — dünkt uns ein höchst schwieriges Unternehmen. Wohin diese genaue Scheidung führt, zeigt unter Anderm die Annahme, die Vergiftungsscene, welche Hr. W. als nicht stimmend zu dem vorhergehenden Monolog ansieht, sei ganz symbolisch zu nehmen. „Der Abfall zum Bösen", sagt er, „die Empörung gegen Gott ist ein sittlicher Selbstmord, eine geistige Selbstzerstörung; die leibliche Selbstvernichtung bot sich ganz ungesucht zum Symbol für jene moralische dar" (S. 94). Göthe sei nämlich anfangs in der pantheistischen Ansicht gefangen gewesen, später aber zu einer reinern durchgedrungen, und so habe er, meint Hr. W., jene verdammen müssen, und dies thue er, indem er durch die beabsichtigte Vergiftung zeige, wie jene Ansicht zu einem moralischen Selbstmorde führe. „Die geistig sublimirte Natur dieses Bösen ist versinnbildlicht durch die Vorstellung eines Giftes, welches, ein „Auszug aller tödtlich feinen Kräfte", ein „Inbegriff der holden Schlummersäfte", Faust als das höchste Erzeugniß von „Menschenwitz und Kunst" anpreist. Der geistige Tod, nicht der irdische ist „jene dunkle Höhle, in der sich Phantasie zu eigner Qual verdammt", jener „Durchgang, um dessen engen Mund die ganze Hölle flammt". Hier verfährt Hr. W. sehr willkürlich, und es ist die große Frage, ob Göthe wirklich in seinen frühern Jahren sich jenem Pantheismus hingegeben. Nach Dem, was wir aus der frühesten Dichterperiode desselben wissen, müssen wir vielmehr schließen, daß er auch damals schon in seltener Selbständigkeit über dem Übermuthe jener Zeit und seiner jugendlichen Gesellschaft gestanden. Er mochte schon früh die Empfindung und Einsicht von der echten und beseligenden Beschränkung, der praktischen, haben, die so unvergleichlich in den Ostergesängen ausgesprochen ist. Ihre Herrlichkeit wird uns in Hrn. W.'s Schrift nicht klar wiedergegeben, wenn wir in ihnen nur „die göttlich verklärende Kraft des Leidens und Duldens, der Arbeit und Buße" finden dürfen (S. 101), obgleich wir gern zugeben, daß wir in der Form derselben den zu höherer poetischer Einsicht gelangten Dichter erkennen.

Der Verf. ist vorzüglich zu zeigen bemüht, daß der Mephistopheles im erweiterten ersten Theile des „Faust" zu einer metaphysischen Gestalt geworden und den Charakter eines Geistes der Verneinung angenommen habe (S. 88). Auch Rec. ist überzeugt, daß dem Dichter im Verlauf seines Schaffens dieser und jener Punkt seines großen Gegenstandes klarer geworden, was sich denn in dem abgeschlossenen ersten Theile der Tragödie zeigt; aber ein Geist der Verneinung war Mephistopheles ohne Zweifel ursprünglich, er ist es durch das ganze früheste Fragment hindurch; und was das Metaphysische betrifft, so ist sehr zu beherzigen, daß Göthe schon sehr früh den Spinoza studirte.

Das über alles Maß hinausgehende Allegorisiren ist die schwache Seite des in anderer Hinsicht werthvollen Werkes. Nach so manchen gehaltreichen Bemerkungen über die Scenen, in denen Gretchen eine Hauptrolle spielt, sollen wir, im Übergang zum zweiten Theile des „Faust", in der Blendung, die dieser erfährt, an den Dichter denken, der es aufgegeben hat, mit gleicher Unmittelbarkeit wie im ersten Theile auf die Lösung der höchsten Räthsel des menschlichen Daseins hinzuarbeiten (S. 166); dann soll wieder Faust in der Blendung das Schicksal seiner Liebe zu Gretchen erblicken (S. 167) und, dadurch gewarnt, Begierden und Wünschen, die sich unmittelbar auf das menschlich Höchste beziehen, zu entsagen beschließen. Also das war Hrn. W. nicht genug, daß Faust zu der Einsicht gelangt, der Mensch werde nie jene höchsten Räthsel lösen, und es sei ein eitles Streben, Theil zu haben an dem göttlichen Wesen? Ferner wird dem Leser zugemuthet, in den Schätzen, von denen Mephistopheles im kaiserlichen Staatsrath spricht, geistige Schätze zu finden, in dem Boden, der sie verbirgt, nicht den sinnlichen Boden der Erde, sondern das Innere, die verborgenen Tiefen des Menschengeistes (S. 170, vgl. 187). So ist bei Gelegenheit des Meerfestes am Ende des zweiten Acts von der Tiefe des geistigen Weltmeeres (S. 229), beim Hymnus des Thales von geistigem Wasser, das ebenso sehr gemeint sei als das leibliche, die Rede (S. 231). Es wäre unmöglich, alle Allegorien, die der Verf. auffindet, ja auch nur die bedeutendsten unter ihnen, hier aufzuführen. Nur einer noch gedenken wir. Dadurch, daß die classische Walpurgisnacht sich an einen bestimmten Zeitpunkt, an eine seltene, aber regelmäßig wiederkehrende Festfeier anknüpft, soll angedeutet werden, daß der Gährungs- und Entstehungsproceß, der hier das Object der Darstellung ist, an bestimmte Zeiten, an weltgeschichtliche Epochen sich knüpft; daß auch das Individuum, welches einen solchen Proceß in sich erlebt, an die Einflüsse des Zeitalters geknüpft ist u. s. w. (S. 213).

Rec. gesteht, daß durch Einzelheiten, wie er sie hier ausgehoben hat, der Sinn, den Hr. W. im „Faust" findet, nicht dargestellt wird; und so könnte er sich beklagen, daß ihm Unrecht geschehe. Denn die vielen Einzelheiten, von denen wir

nur wenige mitgetheilt, bilden ein Ganzes, ein System. Uns war nur darum zu thun, einige Proben von dem Allegorisiren des Verf. zu geben, das uns zu weit getrieben scheint. Was aber das Ganze, das System betrifft, so ist die Frage, ob sich hier nicht das Wort anwenden lasse:

Was ihr den Geist der Dichtung heißt,
Das ist im Grund des Deuters eigner Geist.

Geist aber wollen wir keineswegs der Deutung absprechen.

Über den Chor ist (S. 245) viel geredet, auch gewiß viel Gutes in Bezug auf die antike Bedeutung desselben. Sollte Hrn. W. nicht dieser Chor an vielen Stellen als ein Symbol des Natürlichen im Gegensatz gegen die Kunst erschienen sein?

Eines Punktes müssen wir noch gedenken: es hat uns gewundert, Hrn. W. mit den Kritikern einstimmig zu finden, welche meinen, Göthe sei glücklicher, mannichfaltiger und größer in seinen weiblichen Charakteren als in den männlichen (S. 189). Hr. W. hat einen zu hohen Begriff von der Dichtung, als daß man bei ihm an ein Pustkuchen'sches Raisonnement, das stoffartigste aller stoffartigen, denken sollte. Um so unerklärlicher aber wird uns jenes Urtheil. In künstlerischer Hinsicht wüßten wir nicht, welcher weibliche Charakter bei Göthe den von Egmont übertreffen könnte; im „Wilhelm Meister" werden sich die männlichen Charaktere und die weiblichen die Wage halten; und wenn Mignon die fühlenden Herzen in höherm Grade bewegt, so rührt das von der ganzen Ökonomie des Romans her; daß Eduard in den „Wahlverwandtschaften" ein Meisterstück von Charakteristik sei, wird Hr. W. bereitwillig eingestehen. Die weiblichen Charaktere dienen in der Welt wie in Göthe's Dichtungen zu Beschwichtigung und Beruhigung; deshalb erscheinen sie, sittlich betrachtet, reiner, ruhiger, höher. Daß aber der Dichter in ihrer Darstellung glücklicher und größer erscheine, leugnen wir; und am allerwenigsten erscheint er hierin mannichfaltiger.

Sollten wir unsere Anzeige eines Werks über den „Faust" schließen, ohne des Homunculus zu gedenken, der unter allen Figuren der Tragödie den Auslegern die meisten Schwierigkeiten gemacht hat, der so vielfältig misverstanden ist? Hr. W., soweit Rec. ihn versteht, scheint nahezu mit der Vorstellung übereinzustimmen, die sich derselbe von ihm gebildet hat, indem er ihn (S. 208) den Embryo nennt, nicht eines äußerlich, real Lebendigen, eines natürlichen Menschen, sondern eines innerlich, im Geiste Lebendigen, einer Idee, deren Wirklichkeit in künstlerischer oder kunstverwandter, kurz in geistiger Gestaltung besteht.

Nach wiederholtem Lesen und Sinnen mußte Rec. für seine Person endlich bei dem Gedanken stehen bleiben, Homunculus sei Faust's fixirte Sehnsucht nach der antiken Schönheit, nach Helena. Die Sehnsucht soll zur Wirklichkeit werden, wie Homunculus sich immer zu entstehen sehnt. Er führt Faust durch eine Menge antiker halb-menschlicher Gestalten, bis er Galatea, die edle menschliche Gestalt, erreicht. Um ihren Thron haben sich die Elemente versammelt, durch verschiedene Figuren der Mythologie symbolisch dargestellt; Homunculus löst sich in dem, welches bei Göthe die Hauptrolle spielt, auf, und eine neue, vielmehr die antike Welt ist da, in welcher Helena auftreten kann. Man thut wohl, den zweiten und dritten Act als auf das engste verbunden und den dritten als eine unmittelbare Folge des zweiten, als noch angehörig der Walpurgisnacht, anzusehen. Dieser zweite beginnt in Faust's Studirzimmer, zum Zeichen, daß, wer des Antiken theilhaftig werden will, ganz von Neuem beginnen müsse; darnach sind auch die Elemente zu deuten. Göthe hat seinen Lesern viel zugemuthet durch diese Verknüpfung des zweiten und dritten Acts; denn wie es Fausten gelingt, Helena von Persephone loszubitten, das erfahren wir nicht, und unsere Phantasie muß stark genug sein, sich durch die Auflösung des Homunculus, d. h. durch sein Werden, eine neue Welt entstanden zu denken.

Zum Schluß müssen wir noch bemerken, daß wir in Hrn. W.'s Werke, das sich so weit über einzelne Ideen im „Faust" verbreitet, doch eine kurze, klare Übersicht über den Zusammenhang des Ganzen vermissen, wie ein solcher doch schon von mehren Auslegern versucht worden ist, unter denen uns Hr. Hartung (in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik") der glücklichste gewesen zu sein scheint.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Toscanisches Porzellan.

Toscana, welches in so verschiedenartigen Industriezweigen den andern Staaten Italiens mit einem löblichen Beispiele vorausging, ist bis jetzt die einzige Provinz jenseit der Alpen, wo eine Porzellanfabrik auf großem Fuße angelegt worden ist und glücklichen Fortgang gehabt hat. Nicht weit von Florenz, in einer der reizendsten Gegenden des mittlern Arnothals liegt am Abhange des Monte Morello die Villa la Doccia, der florentinischen Familie Ginori gehörend, etwa 220 Braccien über dem Niveau des mittelländischen Meeres. Von vortrefflich angebauten Ländereien umgeben, sieht man hier einen Park, welcher in den heißen Monaten die angenehmste Kühlung bietet und welchen der letztverstorbene Besitzer während der Hungerjahre 1816 und 1817 anlegen und durch Mauern einfassen ließ, um dem bedürftigen Landvolke der Umgegend Arbeit und Nahrung zu geben. Hier war es, wo 1735 der Marquis Karl Ginori die ersten Versuche machte, Porzellangefäße zu verfertigen. Zwei Jahre darauf nach Wien gesandt, um dem Kaiser Franz I. zu huldigen, nahm er zwei deutsche Künstler in seinen Dienst, von denen namentlich der erste, Karl Wandelein, eine Porzellanmanufactur im Großen anlegen sollte. Nach manchen kostspieligen Vorbereitungen und Versuchen kamen 1740 die ersten Producte in den Handel. Sie waren von der festen und schweren Gattung und wurden mit Beifall aufgenommen. Nachdem die Familie Ginori von der großherzoglichen Regierung ein Privilegium ausgewirkt (welches indeß die Einfuhr fremden Porzellans und irdener Waaren keineswegs ausschließt), wurden die Anstalten vergrößert. Um das Jahr 1760 wurden Figuren und Vasen von großen Dimensionen verfertigt und der Bedarf für das ganze Großherzogthum sowie überdies noch bedeutende Quantitäten für die damals nicht gehemmte Ausfuhr nach den Nachbarstaaten geliefert. Viele Verbesserungen hinsichtlich der Bereitung des Thons u. s. w. wurden allmälig eingeführt. Bis 1805 bediente man sich rechtwinkliger Öfen, dann cylindrischer, wie in Sèvres und der Wedgwoodfabrik von Töpfergeschirr. Im J. 1819 wurde ein kreisförmiger Ofen mit vier Geschossen eingerichtet, welcher sich als ebenso zweckmäßig wie ökonomisch auswies und von Brogniart im „Nouveau dictionnaire universel de technologie" beschrieben und abgebildet ward. Der schon obengenannte, kürzlich verstorbene Besitzer legte eine Sammlung von Sculpturmodellen bei der Manufactur an, sowie eine Zeichnenschule u. s. w., und war überhaupt für die Vervollkommnung der Anstalt sehr thätig. So ist man denn dahin gekommen, Fabrikate zu liefern, an denen sowol das Material als die geschmackvolle Ausführung, die Glätte, die Lebhaftigkeit der Farben und die Tüchtigkeit der Vergoldung zu loben sind. Größtentheils werden Gegenstände für den häuslichen Bedarf geliefert; in eigentlichen Kunst- und Luxusartikeln würde man den ausländischen bis jetzt wol ebenso wenig in Betreff der Schönheit als des Preises die Wage zu halten im Stande sein. Neben dem Porzellan werden auch Majolica und andere gewöhnlichere Töpferwaaren in Masse verfertigt. Immer noch gewinnt diese Manufactur an Ausdehnung und könnte die ganze Halbinsel versorgen, wenn nicht Douanenlinien dem Verkehr im Innern fast unübersteigliche Hindernisse entgegenstellten. 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 259. —— 16. September 1837.

Der Psycholog. Ein Lebensereigniß. Dargestellt von J. Ehrenbaum.

(Beschluß aus Nr. 258.)

Das Zweite, was wir an dem vorliegenden Roman zu tadeln haben, ist die Wahl des Titels selbst. Wer in des Verf. Dichtung ist der Psycholog? unstreitig soll es der Doctor Lukas sein. Aber der Doctor ist eben kein Psycholog, denn ein solcher muß nie wahnsinnig werden; auch muß er nicht blos ein Herz, sein Familienherz, er muß alle Herzen, und, was mehr ist als dies, er muß die Gemüther kennen und die Geister wenigstens geprüft haben. Hierin eben zeigt sich der Doctor als die Negation Dessen, was er zu sein behauptet. Endlich aber ist auch der Doctor nichts weniger als der Held der Geschichte. Der wahre Held dieser anziehenden Geschichte ist vielmehr die reine, durchsichtige, klare und ihrer selbst gewisse Jungfrau, die den heillosen Mord verüben muß. Agathe ist der Held, und in der Erschaffung dieser Mädchenseele zeigt sich eben die wahre, dichterische Natur des Verfassers. Agathe ist eine durchaus poetische, das Interesse, auch der Kritik, im hohen Grade fesselnde, eine liebenswürdige und vollkommen gelungene Gestalt. Solche Gestalten soll uns der junge Dichter zeichnen; das ist sein Feld, das ist Natur- und Kunstwahrheit; die Minister und die Herzöge wollen wir ihm dann in den Kauf geben.

Auch in Konrad, dem Doppelgeliebten Agathens und der Prinzessin, ist Wahrheit, wenngleich sie, in diese Lebensverhältnisse gezwängt, etwas verzerrt erscheint. Das Untreuwerden in der Liebe ist an sich etwas Poetisches und kann auf tief-poetische Weise dargestellt werden; denn in der Untreue liegt einmal der Abschied vom alten Frühling und die Erinnerung an diesen, andererseits das Ausbrechen der neuen Frühlingsblume und das ahnungsvolle Hinauslangen in die noch unaufgeschlossene Zukunft. Der Verf. hat das Poetische dieses Seelenzustandes wohl empfunden, und er hat es, dies müssen wir ihm zugestehen, wenigstens zum Theil auch dargestellt. Aber Konrad ist doch zugleich eine in der Unklarheit und in der Täuschung verharrende Natur, nur die Skizze des Mannes, in welchem sich das Lieben vom Lieben scheidet. Diese skizzenhafte Persönlichkeit entbehrt der Sammlung und derjenigen sittlichen Kraft, ohne welche die Selbstbetrachtung unmöglich ist. Eine Novellenfigur ist Konrad aber darum keineswegs; er ist vielmehr etwas Höheres, der geistig-unentfaltete Embryo einer Romanengestalt, welche zur völligen und schönen Entwickelung zu führen sicherlich in der Macht des Dichters gestanden, wenn er sein Werk von Anbeginn anders angelegt hätte. Wie dem indessen auch sei, wir erkennen aus allen diesen Zügen, daß uns dieser Dichter später oder früher in einem andern Werke wiederbegegnen wird; und wahrlich, es ist in den heutigen wüsten Tagen der Dichtung schon etwas Ungewöhnliches und Bedeutendes, wenn wir in einem ersten Werke die Voraussetzung und die Basis des zweiten zu gewahren vermögen.

Selbst in den einzelnen skizzenhaften Scenen, an denen dennoch die Kritik hier und dort eine Rüge findet, offenbaren sich echtpoetische Puls- oder Lebensschläge. Eine dieser kurzen Scenen ist sogar grausam zu nennen und befaßt etwas Widriges in sich; dies ist die Scene, wo der alte Doctor und neue Minister den alten erbärmlichen Minister nach dem Irrenhause bringt, als dem einzigen Ort, wo der entthronte Geistesschwache an seinem Platze sei. Allein es liegt doch in dieser Scene viel Urkräftiges, und sie beweist, daß der Verf. auch die dämonische Seite der Poesie als etwas Anderes weiß denn als bloßen Popanz.

Jünglinge, in welche ein Pathos dieser Art wie in Konrad gelegt wird, werden eben dadurch ausschließlich zur lyrischen Empfindung hingewandt; darum kann es nicht befremden, in den Verlauf der Dichtung einige lyrische Ergüsse eingeflochten zu sehen. Ein solches Lied, in welchem Konrad den Sturm und Drang der neuerwachten Leidenschaft schildert, möge zum Schluß noch hier stehen.

Sag', warum dein stetes Grämen —
Hast du Jugend nicht und Kraft,
In der kühnen Brust zu zähmen
Die empörte Leidenschaft? —

Ach, mein Leiden gleicht dem Öle,
Das des Lebens Flamme nährt —
Fliehen würde meine Seele,
Wenn die Kraft das Leid verzehrt.

Ausgetrocknet in dem Herzen
Ist der Thränen süßer Quell;
Drum ist auch das Herz so traurig,
Und es pocht so fieberschnell.

Denn wie in dem Regenbogen
Sich der Sonne Glanz verschönt,
Wird das Herz am Thränenhimmel
Mit der Hoffnung neu versöhnt.

Einsam renn' ich durch die Wälder
Wie ein angeschoss'nes Reh,
In der Brust die schwere Kugel,
Tödtet langsam mich das Weh.

Zuletzt noch ein freundlicher Rath dem Dichter selbst. Seine geistige Anlage strebt augenscheinlich nach der Tiefe hin. Möge er also bei diesem läuternden Wege nach Unten ja verharren. Aus dem Schoose der Erde keimt alles Leben, aus dem Geheimniß alle Offenbarung. Die Welt zerstreut und der Markt des Lebens verlockt bald zur Flachheit. Was aber der innere Gedanke, die verhüllte Seele der Natur und alles Daseins ist, an dem festhalten, bringt Freiheit. 1.

Schriften über Göthe.

(Beschluß aus Nr. 258.)

2. Göthe und seine Widersacher, oder der neue deutsche kritische Parnaß, mit Einleitung und einigen Seitenfugen, von K. Reck. Erstes Bändchen. Weimar, Voigt. 1837. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Nehmen wir an, ein Mensch von sittlichem Gefühl, von Gemüth und Geist habe sich, unbekümmert um Anderes, fremd dem literarischen Treiben unserer Zeit, dem Studium Göthe's hingegeben, er sei von dem hohen Werthe der Werke desselben, von der sittlichen Größe, die sich in ihnen offenbart, durchdrungen: wie würde er staunen, wenn er erführe, daß gleich nach dem Hinscheiden des großen Mannes Parteiführer erstanden, die einerseits die hohe Weisheit desselben als ein Panier für ihre Thorheit erhoben und sein Maß in ein Unmaß verkehrt, andererseits seine Größe angefeindet, seinen Charakter geschmäht, seine Werke dem Vaterlande zu entziehen gesucht haben! Den aber, der mit dem literarischen Treiben bekannt ist, wird eine solche Erscheinung nicht befremden. Abgesehen davon, daß es fromme, gutmüthige Seelen gibt, die das Brausen des Stromes schelten, weil er gelegentlich einen Kohlgarten verheert, ist der Haß des Kleinen gegen das Große groß, und nicht selten erblicken wir die widerwärtige Scene, wo der Kleine, der sich für groß hält, dem Großen zürnt, weil es diesem um ihn sich zu bekümmern nicht einfallen kann.

Göthe hat im reichsten Maße dieses erfahren. Ehrenwerthe Männer sind als Streiter für ihn aufgetreten; aber seine beste Vertheidigung ist die indirecte, die in seinem Benehmen gegen die Gegner liegt, in dieser großartigen Ruhe und Sorglosigkeit, die wenigstens den Dichter nie verließ. Von ihr zeugen seine Werke — er setzte stets dem Tadel die That entgegen —; von ihr namentlich seine Selbstbekenntnisse wie so manche bekannt gewordenen Unterhaltungen, unter denen wir nur die mit Eckermann anführen.*) Daß Kritiker die verkehrten, unverständigen und schwachen Beurtheiler der Werke Göthe's widerlegen, ist in der Ordnung; Gegner des Göthe'schen Charakters und seiner Sinnesweise zu befehden, möchte ein Mann von Gefühl für Schicklichkeit nicht leicht über sich erhalten. Aber eine Seite ist in Hinsicht auf unsern großen Dichter von Bedeutung und bisher noch nicht, wenigstens nicht in ihrem ganzen Gewicht, hervorgehoben worden, die politische. Hier sollten Männer von Kraft ihre Einsicht kund thun, hier ist Nutzen zu stiften und Ruhm zu gewinnen. Der Verf. der vorliegenden Schrift hat dieses empfunden und seiner wahren und edeln Empfindung verdanken wir das Buch.

„Nahe und werth", sagt er gleich im Anfange desselben (S. 5), „sind Göthe und seine Schriften meinem Herzen; ich kann wol sagen, sie sind ein großer Theil meines Herzens und meines Gehirns. Dies bestimmte mich freilich mit zum Kampfe; aber allein hätte es das in meinen Verhältnissen nicht dürfen (Hr. R. stellt sich dem Publicum als Juristen und Politiker dar). Aus dem Interesse des deutschen Landes hatte ich auch ihn und seine Schriften vorzüglich aufgefaßt; den Kampf um seine Leiche konnte ich auch nur aus eben jenem Interesse auffassen." Dann heißt es weiterhin (S. 7): „Es scheint nicht gleichgültig, ob ein Volk an seinen großen Nationalcharakteren und an seiner Nationalliteratur festhält." Gewiß nicht. Ein Volk ist einem Geschlechte, einer Familie gleich; wie die letztere in Kraft bleibt, wenn die einzelnen Glieder derselben edle Vorfahren ehren und im Andenken an sie sich zum Tüchtigen bilden und Tüchtiges schaffen, wie alsdann an ihr nicht zu verzweifeln ist, so ist es auch mit dem Volke. Und eine Tugend wird zugleich genährt, Quell und Grundlage *so vieler andern*, die Pietät, deren Hinschwinden von den Weisen als das betrübendste Zeichen unserer Zeit betrachtet wird. Hat nun ein Volk ein anderes zum Nachbar, ein Volk, das durch seine politische Stellung leicht in feindliche Berührung mit ihm kommen kann, das durch Geist, Gewandtheit, Klugheit sich einzuschmeicheln und jede Blöße des Nachbars zu benutzen versteht; ist dieses von großer Receptivität; ist in ihm ein Stoff vorhanden, leicht in Gährung zu bringen: dann ist es doppelt und dreifach nöthig, daß es seine Eigenthümlichkeit wahre, daß es die Elemente rein in sich erhalte, auf denen seine *Nationalität* beruht: und zu diesen gehört doch ohne Zweifel seine Literatur. Hier ist nicht von der schönen die Rede, wie mächtig sie auch übrigens wirkt. Indem wir von der französischen sprechen, haben wir die Seite derselben im Sinne, derzufolge „sie eine Herrschaft übt über das gewöhnliche Leben und eine gewöhnliche Lecture wird, deren Werke geschrieben sind in der Sprache der Geselligkeit, der Unterhaltung und der Geschäfte" (S. 179). „Sie ist durch und durch populair", setzt Hr. R. hinzu, „und Jedermann zugänglich, der die gewöhnliche Logik hat." Eine solche Sprache und Literatur kann in einer Zeit, wo man wegen politischer und moralischer Grundsätze einen Cordon gegen das Nachbarland ziehen möchte, wo bei den Exaltirten, die das Deutsche als Schirm gegen das Französische verhalten, selbst jenes erstere die Farbe des andern annimmt, gefährlich wirken.

Betrachten wir nun das kleine, aber inhalt- und gedankenreiche Buch näher. Wenig enthält das erste Bändchen über Göthe. Es ist dem Verf. zunächst darum zu thun, dem Thema, das er durchfechten will, eine feste Grundlage zu geben. Er zeigt, wie die neuere geistige Welt aus dem Alten und Neuen Testamente, zugleich aus der Literatur der Griechen und Römer erwachsen ist — woraus sich ihre Vielseitigkeit, aber auch ihr Mangel an Organismus erklären lasse —; wie Göthe beide große Erbschaften und viele andere daneben angetreten. „Die Art, wie er jene beiden antrat, was er von der einen, was von der andern sich aneignete, was er davon in sich und seine Schriften verschmolz, ist für uns Deutsche, vielleicht für die Welt, ein erhebliches Ereigniß" (S. 23). Die Erörterung dieses Ereignisses werden wir erst in einem folgenden Bändchen finden, und vielleicht wird uns der Verf. darin zeigen, daß die heiligen Schriften, namentlich des Alten Testaments, tief einwirkten auf Göthe's Gemüth und den angeborenen deutschen Charakter nährten und pflegten; daß das Hellenische ihm die formale Bildung gab, durch die übrigen Erbschaften aber, in Verbindung mit jenen, ihm der reichste Stoff zufloß, sodaß Stoff, Gehalt und Form die glücklichste Temperatur eines Geistes erzeugten, den die Natur zum Dichter bestimmt hatte.

Diese Darstellung, wie gesagt, müssen wir von einem spätern Bändchen erwarten. Zuvörderst gibt uns Hr. R. eine geistvolle Übersicht über den Gang, den die deutsche Bildung und Literatur genommen; eine Übersicht von größerm geistigen Gehalt als manche bändereiche Literaturgeschichte. Besonders an-

*) S. Eckermann's Gespräche mit Göthe, Th. 1, S. 145—147.

leuchtend ist die unglückselige Weise dargestellt, in der die Deutschen das Christenthum und Alterthum überkamen, und wie dann später, im eigentlichen Mittelalter, unerwartet ein geistiges Leben sich entzündet. Über das Sinken des Geistes nach der Zeit der Hohenstaufen, über das „Nibelungenlied" und „Reineke Fuchs", über Luther's Bibel und Hans Sachs, über das Verderbniß der Reformation, den Einfluß des dreißigjährigen Krieges, über die schlesische Schule, Winckelmann und Lessing finden wir vortreffliche Bemerkungen, oft neue, schlagende Ansichten und Urtheile.

Die Zerstücktheit der neuesten deutschen Literatur ist dann kräftig dargestellt, und wie die französische, die schon zweimal die unserige untergrub, im Mittelalter und nach dem dreißigjährigen Kriege, deshalb um so gefährlicher werde, doppelt gefährlich, weil die Receptivität der Deutschen so groß. Darum haben wir den gewichtigsten Grund, Göthe, den Kern und das Haupt unserer Literatur, wie einen Hort zu hegen, zu pflegen und zu schätzen, und dankenswerth ist die Polemik, die Herr R. gegen Nicolai, Novalis, Pustkuchen, Menzel erhebt. Auch Tieck, wie begeistert für Göthe er ist, wie rührend das Todtenopfer, das er dem Hingeschiedenen brachte, mußte berührt werden wegen der Einleitung in Lenz's Schriften, worin Göthe als ungetreu der Deutschheit dargestellt wird. Hr. R. thut dagegen dar, daß Göthe durch und durch deutsch ist; und gewiß werden wir in der Fortsetzung seines Werks diesen Punkt weiter ausgeführt und dargethan finden, wie wahr das Wort, welches Göthe unter dem 17. März von Neapel aus schreibt: „Ich fasse von allen Seiten zusammen und bringe viel zurück, auch gewiß viel Vaterlandsliebe und Freude am Leben mit wenigen Freunden." Sehr an rechter Stelle macht Hr. R. hier auf den gewiß von Vielen übersehenen Umstand aufmerksam, „daß Göthe in Strasburg, versucht, sich der ausgewachsenen Schönen (Frankreich) in die Arme zu werfen, der jungen aufblühenden Rosenknospe der deutschen Literatur die Huldigungen seines Lebens widmete" (S. 146). Zeigte er sich später Dem, was in Deutschland für Deutschheit gehalten wurde, abhold, so konnte dies seine verständigen Verehrer nicht irre machen. Sie kannten sein deutsches Herz, sie wußten, wie er von den Franzosen nur lernte, weil sie so Manches haben, was uns Deutschen abgeht (S. 148), und wie seine Begeisterung für die hellenische Kunst, seine Bewerbung um dieselbe nur aus dem Streben hervorging, dem Gehalt in seinem Busen die wahre Form zu geben. So mußte er jegliche Manier hassen; denn das Hellenische ist der Tod aller Manier, es ist eine höhere, potenzirte Natur; und die Natur war und blieb Göthe's Göttin. Sehr wahr sagt Hr. R. (S. 158): „Göthe war kein deutscher Renommist, kein deutsches Großmaul; er hatte es nicht nöthig zu sein, denn er war etwas und hatte etwas. Er konnte jedem Dinge seinen Werth geben, und er blieb doch selbst etwas. Ebenso wenig hatte er Furcht, denn er flößte den Andern Respect ein, und er konnte das Franzosenthum hochschätzen, weil er selbst zuerst wieder ein Deutschthum voll Werth gegründet hatte."

Wir würden für eine Anzeige zu weitläufig werden, wenn wir in das Einzelne, das dieses Bändchen enthält, eingehen wollten. Der Verf. verräth eine Bekanntschaft mit den vornehmsten neuern Literaturen, eine Gründlichkeit in diesem Zweige des Wissens, dazu eine Mannichfaltigkeit anderer Kenntnisse, daß er in der That Verwunderung erregt. Man lese nur, was er über die neuern französischen Schriftsteller sagt. Treffliche Winke über Dinge, welche die neueste Zeit berühren, sind gelegentlich eingestreut, so ein sehr zu beherzigender über die Anfoderungen mancher Prüfungscommissionen (S. 94), über die Eitelkeit der Hoffnungen, die man auf eine Restauration des Altdeutschen setzt. Wie fern war Göthe von solchen Hoffnungen!

Sollen wir etwas an dem angezeigten Buche tadeln, so ist es die in dem Vortrage herrschende Manier, das oft gezwungene Herbeiziehen von Vergleichungen, die Witzelei, die sich mit dem Ernste des Vortrags so wenig verträgt. Hier nur ein Beispiel aus unzähligen, die wir anführen könnten: „Die germanischen Sprachen und Literaturen, meistens im Roggenklima erwachsen, werden immer einen etwas roggenähnlichen Geschmack behalten. Es ist gar viel Kleie darin. Zu einem Pumpernickelstyl können sich nur Wenige erheben, oder, wenn man lieber will, herablassen, als Schriftsteller und Leser. Und vielleicht ist dies doch das deutsche Ideal u. s. w." Wie konnte ein Mann, der unter Göthe's vielen Vorzügen auch gewiß die Reinheit und Einfachheit seines Styls ehrte und bewunderte, in eine solche Manier gerathen!

87.

Aus Italien.

Davy's berühmte Untersuchungen über die von den Alten angewendeten Farben (im „Giornale di Padova", Dec. II, Bd. VIII) waren der nähere Anlaß zu einer Reihe von andern über die Malertechnik in den verschiedensten Perioden der Kunstgeschichte. Den Ultramontanen waren die Analysen besonders wichtig, welche man mit den Farben des Campo santo zu Pisa angestellt hat, und ihre allgemeinen Resultate, die durch Rumohr und Förster („Beiträge zur neuern Kunstgeschichte", S. 218) bekannt waren, findet man jetzt im 89. Hefte des „Nuovo giornale de' letterati di Pisa" (September- und Octoberheft 1836) in ihrer vollständigen Begründung. Weil das Verfahren, welches die Maler bei diesem großen Werke in Anwendung brachten, für folgende Zeiten von Einfluß war, bis die größere Übung, der sich mehrende Schatz der Erfahrungen und das leichter zu habende Material Abänderungen herbeiführten, so legt man mit Grunde Werth auf Prof. Jos. Branchi's chemische Prüfungen, die er, von den Behörden unterstützt, vornahm. Er nahm Stücke von den besterhaltenen Gemälden, deren Verfertiger er mit den gewöhnlichen Namen bezeichnet. Bei seiner sorgfältigen Zersetzung fand sich, daß das Roth meist zur Classe der Oker oder der rothen Erden (rubricae der Alten) gehörte, deren Färbung von dem höhern oder geringern Grade der Orydation des darin enthaltenen Eisens abhängt. Das Gelb waren wiederum Oker oder gelbfarbige Erden, die von der Beimischung des Eisenorydhydrats ihre Farbe haben. Bei den grünen Farben fand Branchi Kupferoryd, oder auch Eisenoryd, zuweilen eine Mischung dieser beiden Färbestoffe, zuweilen sogar eine Mischung dieser einzelnen so gewonnenen Farben. Er entdeckte Berggrün und grüne Erde als färbenden Stoff, zuweilen getrennt, zuweilen gemischt, und auch eine Mischung von grüner Erde mit etwas Bergblau kam vor. Blau war Bergblau (d. h. Kupferlasur) oder auch Ultramarin. Weiß war nichts Anderes als Kreide (chaux carbonateé); und die Fleischfarbe ergab eine Mischung dieses Weiß mit etwas gelber, nicht mit rother Erde. Das Schwarz erwies sich dem Staube der schwarzen Kreide (matita nera) ähnlich, der im täglichen Leben in Italien unter dem Namen ampelite nera vorkommt. Prof. Branchi fand darin, daß diese Farben der Wirkung von Luft und Licht weniger unterliegen, einen Grund, warum diese Werke ohne wesentliche Veränderung sich bis heute erhalten haben.

Während die letzte Kunst- und Gewerbeausstellung in Mailand erfreuliche Ergebnisse auch für die nothwendigste Grundlage alles bürgerlichen Wohlseins, für die Fortschritte in der Bodenbenutzung gab, waren doch die Erzeugnisse der Mechanik und des künstlerischen Talentes im Übergewicht, und von den 8 goldenen und 40 silbernen Preismünzen, die wegen der längern Pause am 30. Mai, als am Namenstage des Monarchen, zur Vertheilung kamen, fiel verdientermaßen die Mehrzahl Erzeugnissen des mechanischen Talents und des künstlerischen zu. Wissenschaftlich den Landbau zu betreiben, durch zum Theil kostspielige Versuche die bisherigen Methoden der Bearbeitung zu verbessern, ist ein Ruhm, den Toscana für sich in Anspruch nimmt; nur scheinen diese rationalistischen Bemühungen sich dem Leben des Volkes nicht genug zu befreunden und daher

nicht von dem Erfolge auf das Gemeinwohl zu sein, den man bei der Thätigkeit der Georgofilen voraussetzen möchte. Viele belehrende Versuche erlangen nur akademisches Leben; sie verdumpfen in den Hörsälen der Gesellschaft und sterben ab in den Actenstücken der Mitglieder, wie es auch anderwärts sich ereignet. Indessen lassen einige Mitglieder dieser trefflichen Akademie es nicht bei gelehrten und wissenschaftlichen Prüfungen der neuen Vorschläge bewenden: sie vereinigen mit der Lehre das Beispiel, und Musteranstalten, in so humanem Sinne geleitet wie die des Marchese Cosimo Ridolfi zu Melete im Val d'Elsa, müssen bald, auch wenn noch größere Hindernisse im Wege ständen, als sich hier und da finden, zu erfreulichen Ergebnissen führen. Der Reichthum von Material, den man in den „Atti dell' I. R. accadem. econ.-agraria dei Georgofili in Firenze" und in den „Giornale agrario toscano" findet, zeigt deutlich von größerer Theilnahme mitarbeitender Landwirthe. Die Akademie gibt Quartalhefte, die bis jetzt im Rückstande waren; sie hat 1837 die fehlenden bis zum 14. Bande einschließlich geliefert, den 15. Band begonnen und steht beim „Giornale" am Anfange des 11. Bandes.

Tommaso Grossi hat der Neigung zu dem erzählenden Gedichte nicht entsagt, wenn auch seine frühern heroischen Versuche jetzt schon zu den vergessenen gehören. „Ulrico e Lida", eine Novelle in Versen, singt, oder soll man sagen, erzählt einen Zwist zwischen Mailand und Como aus dem J. 1118 und gleicht darin den heroischen Landschaften einer frühern Kunstschule, wo weder das Naturleben kräftig genug erfaßt, noch das geschichtliche Moment der Staffage bedeutend ergriffen war. Göthe gab in „Hermann und Dorothea" nur so viel aus dem Zeitleben, als unumgänglich noth war, um eine bestimmte Zeit zu bezeichnen; alles Wesentliche verdankte er dem Genius. Schwankender bewegt sich Grossi. „Ulrico e Lida, nov. di *Tomm. Grossi*" (Mailand 1837), ist kein Ereigniß von 1118, es gehört seinem innern Kerne nach dem 19. Jahrhundert; aber es ist von gelungener Form und im Einzelnen von zarter Empfindung. — Von allen guten Geistern verlassen, hat ein anderer italienischer Dichter (?) in seinem „Levita di Efraim. Poemetto descr. di *Fr. de Combi*" (Padua 1837) die Greuel, die im 19. Cap. des Buchs der Richter erzählt werden, zu einem Gedichte verarbeitet. Wahrscheinlich hat er die französische Zeitliteratur überbieten wollen, und sicher vertragen sich Widernatürlichkeiten, wie er darstellt, besser mit dem Costume barbarischer sich hassender Orientalen als mit der Cultur westlicher Europäer. — Bei solchen Verirrungen ist es wahrhaft erfreulich, daß Ritter Maffei in seinen Übersetzungen Schiller'scher Werke fortfährt. Schiller's würdige Gestalt kann dort als sühnende erscheinen, zu reinigen die oft entweihte Scene. Der letzte Band von Maffei's Übersetzungen, dem Grafen Hartig gewidmet und 1837 zu Mailand erschienen, enthält „Semele" und „La sposa di Messina", in gereifter Meisterschaft übertragen. — Etwas früher war von den „Commedie di *Alb. Nota*, seconda raccolta corretta dall' autore" (Turin 1836, 16.) der erste und zweite Band erschienen, die „Petrarca e Laura", „Lodovico Ariosto" und „Torquato Tasso" enthalten. „Commedia" hat bei Nota keine Bedeutung wie in der ältern Dante'schen Zeit, wo, was rauh anfing und glücklich ausging, dazu eine nachlässige und niedere Sprache hatte, Komödie hieß; es hat eine von ihm selbst, wie es scheint, geschaffene Bedeutung, denn sein Tasso ist ein verballhornter Göthe'scher; sein Ariosto ein langweiliger, heimlich verheiratheter armer Poet, der statt mit der Sprache herauszugehen, wie endlich Ginevra, seine Gattin, es thut, vor Alfonso eine klägliche Figur macht, und Petrarca ist zwar der zärtliche Verehrer Laura's, dem eine gelehrte Frau Isuarda von Toulouse mit ihren Heirathsanträgen vergeblich zu Leibe geht, aber er ist dabei stets so pathetisch und unbedeutend, daß man nicht begreifen kann, wie er ein Komödienheld werden soll, und wie die Italiener solches geistlose Geschwätz mit der Geduld und Nachsicht hinnehmen können, die sie Nota noch immer beweisen.

Eine wissenschaftliche Notiz über den Prof. der Chemie Jos. Mojon zu Genua, den Entdecker der wichtigern Eigenthümlichkeiten elektrischer Strömungen, selbst noch vor Oersted, gibt das Maiheft der „Biblioteca italiana", 1837. Mojon starb am 20. März d. J. zu Genua, noch immer für die Wissenschaft thätig, wenn auch schon im einundsechzigsten Jahre, wo er ihr entzogen wurde, durch seine Anstrengungen zum Greise geworden. Völlig verlosch am 14. Juni zu Neapel Graf Giac. Leopardi, schon seit sieben Jahren durch körperliche Leiden den Wissenschaften und der Dichtkunst abgestorben, die beide seinen Namen so hoch halten. 40.

Bibliographie.

Almanach zur hundertjährigen Jubelfeier der Georgia Augusta. Herausgegeben von G. F. Schumacher. Gr. 12. Göttingen, Dieterich. 1 Thlr.

Blumenhagen's, W., gesammelte Werke. *1ster Band.* Mit dem Bildnisse des Verfassers. Enthält: I. Der letzte Kreuzzug. II. Lorbeer und Myrthe. III. Männertreue. IV. Graf Hackelberg. V. Der Hagestolz. 18. Stuttgart, Scheible. 18 Gr.

Brunold, F., Neue Lieder. Gr. 8. Prenzlau, Vincent. 12 Gr.

Fidicin, E., Historisch-diplomatische Beiträge zur Geschichte der Stadt Berlin. 1ster Theil. Berlinisches Stadtbuch. 2ter Theil. Berlinische Urkunden von 1261 bis 1550. 3ter Theil. Berlinische Regesten von 949 bis 1550. Gr. 8. Berlin, Hayn. 6 Thlr.

Horatius' Flaccus' (Quintus') Werke. Deutsche Übersetzung mit dem Urtexte zur Seite. 1ster Theil enthaltend die fünf Bücher der Oden. 16. Leipzig, O. Wigand. 16 Gr.

Huber, V. A., Beiträge zur Kritik der neuesten Literatur. 1stes Heft. Über: Fr. v. Raumer's England im Jahr 1835. Gr. 8. Rostock, Oeberg. Leipzig, Hermann und Langbein. 12 Gr.

Kapp, Ch., Italien. Schilderungen für Freunde der Natur und Kunst. Gr. 8. Berlin, Reimer. 3 Thlr. 12 Gr.

Lange, E., Magdeburgs Fall im Jahre 1631. Historisch-romantisches Gemälde aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, nach der Idee der ersten Abtheilung des Tromlitzschen Romans: „Die Pappenheimer", in einem Vor-, Haupt- und Nachspiele. 8. Berlin, Hayn. 1 Thlr.

Kleine Lustspiele I. 8. Aachen, Kaatzer. 6 Gr.

Luther's sämmtliche Werke, ausgewählt und angeordnet von G. Pfizer. Prachtausgabe in Einem Bande. 1ste Lief. Schmal gr. 4. Frankfurt a. M., Hermann. 18 Gr.

Müller, H., Elisabeth, Königinn von England. Ein Trauerspiel in fünf Acten. 8. Berlin, Behr. 1 Thlr.

Rückert, F., Gesammelte Gedichte. 3ter Band. Mit Königl. Würtembergischem Privilegium gegen den Nachdruck. Gr. 8. Erlangen, Heyder. 2 Thlr.

Schneider, L., Bellona. Novellen, Erzählungen, Berichte und Schilderungen aus dem Kriegerleben. 1stes Bändchen. 8. Berlin, Hayn. 1 Thlr. 12 Gr.

Smidt, H., Mein Seeleben. Wahrheit und keine Dichtung. 3 Bände. 8. Berlin, Hayn. 3 Thlr.

Tromlitz, A. von, Vielliebchen. Historisch-Romantisches Taschenbuch für 1838. 11ter Jahrg. Mit 8 Stahlstichen. 16. Leipzig, Industrie-Comptoir. 2 Thlr. 8 Gr.

Zumbach, F. J., Adelinde von Harvstehude, ein romantisches Gemälde auf historischem Grunde. Handlung in und bei Hamburg und im Gebiete des ehemaligen Erzstifts Bremen; Zeit, das Jahr 1234. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, Engelmann. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 260. —— 17. September 1837.

L'Egypte et la Turquie de 1829 à 1836; par *Edouard de Cadalvène* et *J. de Breuvery*. Erster Band. Paris 1836.

Der von vorliegendem Werke bis jetzt erschienene Band handelt ausschließlich von Ägypten, indem sich unsere Reisenden vorbehalten, sich erst in den folgenden Bänden mit Syrien und der Türkei zu beschäftigen. Es enthält aber dieser Band die vollständigsten, genauesten und in das hellste Licht gestellten Nachrichten, die wir noch je über den Zustand jenes Landes und dessen gegenwärtigen Beherrscher gelesen, für den, wie wir gleich im Voraus bemerken wollen, die Verf. keineswegs allzu vortheilhaft eingenommen sind, ohne jedoch eben Partei gegen ihn zu nehmen. Wir wollen ihnen daher diejenigen Notizen entlehnen, von denen wir glauben, daß sie besonders zur heutigen Epoche, wo das gedeihliche Fortbestehen von Mohammed Ali's Schöpfung so häufig in Zweifel gestellt wird, das allgemeinste Interesse gewähren.

Von allen durch dieses merkwürdige Genie ins Leben gerufenen Anstalten verdienen dessen Flotte und Armee ohne Ausnahme das größte Lob, sowie sie zugleich den richtigsten Maßstab für die Stärke seines eisernen Willens abgeben. Gleich allen Usurpatoren, die sich nur auf Gewalt, nicht auf Recht stützen, gewahrte Mohammed Ali frühzeitig die Nothwendigkeit, seine Militairmacht auf einen achtunggebietenden Fuß zu setzen. Auf den Gedanken, bei seiner Armee europäische Kriegszucht einzuführen, verfiel er jedoch zuerst nach seinem zweiten arabischen Heereszuge. Bei Ausführung dieses Gedankens aber hatte er ungeheuere Schwierigkeiten zu bewältigen: er mußte den ungeregelten Ungestüm der Araber einer strengern Zucht unterwerfen, Turban und Bart abschaffen, das Fußvolk mit einer schweren Ausrüstung belasten und dasselbe militairische Übungen in einem Lande machen lassen, wo die Hitze auf 20 — 25 Grad im Schatten steigt. Die Truppen empörten sich; Mohammed, gezwungen, in die Citadelle zu flüchten, unterhandelte mit den Aufrührern, theilte Geld aus, und durch große Gewandheit und Festigkeit gelang es ihm endlich, die Araber für seine Entwürfe zu gewinnen. Er wurde bei diesem Unternehmen sehr kräftig durch den französischen Obersten Sève, seitdem Soliman Pascha, unterstützt, der die Instruction der Truppen übernommen hatte und dessen Leben bei diesen gefährlichen Functionen mehr als einmal auf dem Spiele stand. So pfiff einstens, in dem Augenblicke, wo ein Peloton Feuer gab, eine Kugel an seinen Ohren vorbei. Ohne im mindesten aus der Fassung zu kommen, noch die Frontlinie zu verlassen, befahl er aufs Neue zu laden. „Ihr seid ungeschickt", sagte er zu den Soldaten, „schlagt an ... Feuer!" Sie schossen und Sève hörte keine Kugel mehr pfeifen. In Folge so großer Beharrlichkeit gelang die Organisation der Armee vollkommen. Jetzt beläuft sich ihr Effectivbestand auf ungefähr 70,000 Mann, Reiterei und Fußvolk, wozu noch 19,000 Mann irregulairer Truppen kommen. Sie sind gut eingeübt, und die Schlacht vom Konieh 1832 hat bewiesen, wie sehr die Armee des Paschas den türkischen Truppen überlegen ist. Allein, sei es nun aus üblem Willen von Seiten des Vicekönigs, oder aus nothgedrungener Schonung der Osmanlis, welche die vornehmsten Stellen im Lande bekleiden, die Araber, die den Kern der Armee sowie der ägyptischen Bevölkerung bilden, können nur bis zum Hauptmannsgrade vorrücken, wodurch die mächtige Triebfeder des Wetteifers für sie unglücklicherweise verloren geht. Übrigens liefert das Zeughaus zu Kairo, das 1820 angelegt wurde, der Armee alles erfoderliche Kriegsmaterial; die unterschiedlichen Werkstätten aber, die dazu gehören, können täglich 50 Flinten, monatlich 8 Stück Geschütz und jährlich 1,100,000 Pfund Pulver fabriciren.

Was nun die ägyptische Marine anbetrifft, so erregt diese Schöpfung Mohammed Ali's noch größeres Erstaunen als das Landheer. Vor dem Kriege in Morea war die Marine des Paschas ganz unbedeutend; 1824 und 1825 ließ er Fregatten in England und Frankreich bauen; endlich 1828 hatte er das seltene Glück, einen Mann von ausgezeichnetem Talente und höchst achtbarem Charakter, Hrn. v. Cerisy, einen französischen Ingenieur, für seinen Dienst zu gewinnen. Von diesem Augenblicke an nahm Alles eine andere Gestalt an. Das Seearsenal zu Alexandrien, ein Werk dieses talentvollen Mannes, kann dermalen mit den schönsten Anstalten der Art in Europa verglichen werden. Eine Marine- und Schiffsbauschule ist mit dem Arsenale verbunden, bei welchem außer den mit minder harten Verrichtungen beschäftigten Arbeitern mehr als 2000 Galeerensklaven verwendet werden. In dem Hafen von Alexandrien zählt man gegen-

wärtig 7 Linienschiffe, wovon zwei über 100 Kanonen, 6 Fregatten, 7 Briggs, 2 Dampfschiffe, ohne von den im Bau begriffenen Fahrzeugen zu reden. Zwölftausend Seeleute werden täglich im Schiffsmanoeuvre geübt, das sie mit einer bemerkenswerthen Geschicklichkeit zu verrichten wissen. Mehre französische Offiziere bekleiden Befehlshaberstellen auf der Flotte, wo man auch einige jener jungen Leute antrifft, die vom Pascha nach Frankreich geschickt wurden und die, zu Brest für ihren Stand gebildet, in ihre Heimat zurückkehrten, nachdem sie mehre Jahre unter französischer Flagge die Meere beschifft hatten.

Das öffentliche Unterrichtswesen gewährt zwar minder befriedigende Resultate; indessen liefert doch dasselbe vielfache Beweise zu Gunsten Mohammed Ali's Fürsorglichkeit für die fortschreitende Civilisation des seinem Scepter unterworfenen Landes. Dabei muß man noch, um billig zu sein, erwägen, daß zu der Epoche, wo er solches ergriff, durchaus keinerlei Unterrichtsanstalt bestand, mit Ausnahme jener kleinen Schulen, wo die Kinder lesen und schreiben lernen. Gegenwärtig aber besitzt Ägypten eine Menge Schulen, wovon einige der Erwartung ihres Stifters vollkommen entsprechen. Dahin gehört — nach der Ansicht unserer Reisenden wenigstens, womit freilich anderweitige Berichte in vielen Stücken keineswegs übereinstimmen — namentlich die medicinische Schule zu Abouzabel, eine Schöpfung des Doctors Clot, eines Franzosen. Hier lehrt man Chirurgie, Chemie, Pharmacie; 200 Zöglinge erhalten daselbst Unterricht und mehr als 800 Kranke werden darin aufgenommen und von den Zöglingen behandelt. Die Thierarzneischule, die der Pascha dem Eifer des Hrn. Gammont, eines ehemaligen Zöglings von Alfort, verdankt, liefert ebenfalls die erfreulichsten Resultate. Mittels eines Gestüts von 800 Pferden wird man bald die Race der inländischen Pferde verbessern und der Reiterei nützliche Remonten liefern können. Die Reitereischule zu Gizel, unter der Leitung des Generals Vasrim, und die Artillerieschule zu Tourale, unter dem Befehle des spanischen Obersten Seguerra, sind gleichfalls im Erblühen begriffen. Viele andere Schulen bestehen bis jetzt freilich nur erst dem Namen nach; wir übergehen sie daher mit Stillschweigen, um nur noch in Kürze zu bemerken, daß mehre der jungen Ägyptier, die vorzüglich zu Paris ihre Erziehung erhielten, gegenwärtig hohe Posten in ihrem Vaterlande bekleiden.

Uns von der Licht- zur Schattenseite der Verwaltung Mohammed Ali's wendend, wollen wir dem Werke unserer Reisenden einige thatsächliche Angaben über den Zustand der Industrie, des Ackerbaues und des Eigenthums, welche die Grundlage und Quelle seiner Macht bilden, entlehnen. Sollten wir aber auch mittels derselben zu dem Resultate gelangen, daß sich unter jenem so glänzenden äußern Schein nur Keime der Schwäche und des Verfalls seiner Macht verbergen, so müssen wir im Voraus bemerken, daß sich nichtsdestoweniger Ägyptens Industrie und Finanzen unter seiner Regierung wesentlich verbessert haben. Einige Ziffern mögen hinreichen, um diese Thatsache außer Zweifel zu stellen. Zur Epoche der französischen Occupation belief sich das Gesammteinkommen Ägyptens auf etwa 35 Millionen Francs; 1822 war solches auf 48 Millionen gestiegen und 1833 auf 63 Millionen, ohne die Gewinnste vom Verkaufe der Waaren zu rechnen, indem der Pascha, wie man weiß, nicht blos Souverain, sondern auch Grundbesitzer von Ägypten ist. Die Cultur der Baumwolle, die ein Herr Jumel in Ägypten einführte, ist als eine der Hauptursachen dieser Vermehrung des Einkommens zu betrachten. Dies aber ergibt sich schon aus dem Betrage der Ausfuhr, die sich beispielsweise 1831 auf etwas mehr als 41 Millionen Francs Werth belief, wovon 15 Millionen auf jenen Artikel kommen. Von dem soeben angegebenen Betrage nun bezog die Türkei für 13, Östreich für 10, England für 5, Toscana und Frankreich für etwas mehr als 4 Millionen Francs. In dem nämlichen Jahre belief sich der Werth der Einfuhren auf etwas mehr als 39 Millionen Francs, die sich, wie folgt, vertheilen: Türkei 18, Östreich 7, Toscana 6, England 3, Frankreich 2 Millionen Francs.

Es ist — heißt es bei unserm Verf. — diese statistische Zahlangabe ziemlich merkwürdig, zuerst weil dieselbe darthut, wie nachtheilig ein Krieg zwischen der Türkei und Ägypten für den Handel beider Länder sein würde; auch ersieht man daraus, daß Östreich, ohnedies durch seine geographische Lage so sehr bei der orientalischen Frage betheiligt, dabei noch ferner ein commercielles Interesse hat, das stärker ist, als man gemeinhin annimmt. Endlich aber gibt der Betrag der Ein- und Ausfuhren Frankreichs viel Stoff zu Betrachtungen. Vornehmlich bemerkenswerth ist, daß bei der Ausdehnung unserer Küsten am Mittelmeere, dem wirksamen Einflusse, den wir auf das Wiedererwachen Ägyptens gehabt, und dem thätigen Theil, den wir daran genommen haben, und den so viele unserer Landsleute noch daran nehmen, Frankreich unter allen Ländern, die Handelsverbindungen mit Ägypten unterhalten, eines der am wenigsten thätigsten und am wenigsten begünstigten ist.

(Der Beschluß folgt.)

Der Pietismus. Ein psychologischer Roman von C. Hubert Bachoven von Echt. Münster, Deiters. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Gr.

„Philosoph'scher Roman, du Gliedermann, welcher geduldig
Still hält, wenn die Natur gegen den Schneider sich wehrt!"

Dies sind Schiller's Worte, und es ist über ein Menschenalter her, seitdem sie geschrieben wurden. Wer sollte meinen, daß sie noch heute ihre Anwendung finden würden? Und doch: hier ist ein solcher philosophischer Roman; aber es scheint, daß hier der Gliedermann nicht einmal geduldig still gehalten.

Wahrlich, der Geist gebietet uns, daß wir in diesen bedenklichen literarischen Zeitläuften streng sind mit denjenigen Romanen, in denen „reflexionsvolle" Tanten, sieche poetische Jünglinge, vornehmthuende schöne Seelen und dergleichen alterthümliche Zerrbilder gleich alten Schloßgespenstern umherspuken, und deren Verfasser Alles gethan zu haben vermeint, wenn er diese anbrüchigen Gestalten aus den alten poetischen Raritätenkästen, mit einem „überdestillirten Frühlingsduft" übertüncht, uns für volle Lebensgestalten zu verkaufen so geistreich gewesen ist. Was sollen wir mit diesem alten Plunder, was mit dem weitschweifigen Wortkram, der unnützen Paraphrase kränklicher, abgeschwächter Gemüthszustände? Die Zeit will jugendliche Kräfte, jugendliche Lebensregungen; sie will Tiefe und Echtheit der Gedanken. Oberflächliche Bleichsucht hat sie eben krank gemacht; wehe Dem, der so thöricht ist, sie homöopathisch heilen zu wollen!

Unmöglich können wir für diesen „psychologischen Roman" seinem Verfasser Dank wissen. Er hat ihm die Firma des „Pie-

tismus'' vorangehängt. Warum? längst wissen wir, was Pietismus ist, und längst wissen wir auch, daß er eine sieche Gemüthsprüderie ist, deren neueste Epoche bereits sich abgelebt hat. Der Pietismus ist es nicht werth, daß man sich ein psychologisches Dementi um seinetwillen gibt; er ist eine der armseligsten Schwächlichkeiten der menschlichen Natur. Warum will man ihn mit Gewalt poetisch machen, da ja die Poesie das Unkräftige ist? übrigens wollen wir den Verfasser aufrichtig fragen, warum er seinem Buch diesen Titel gegeben; der Pietismus ist das Wenigste darin. Die Hauptsache ist, daß es ein Alles-in-der-Welt-Buch ist; denn es wird über Alles in der Welt darin poetisch geschwatzt. Dies Geschwätz nennt der Verfasser eine Darstellung. Aber wir müssen ihm in aller Kürze darauf entgegnen, daß es jetzt nicht Zeit zum Reden, sondern zum Denken ist. Es ist in der deutschen Literatur seit 20 Jahren so unermeßlich Viel geredet worden, daß man versucht werden könnte, zu vergessen, daß auch der Gedanke der Rede bedarf. Herder schrieb vor 60 Jahren eine Abhandlung über den Ursprung der Sprache; heute könnte man eine solche über den Verfall der Sprache schreiben.

In einer Zeitepoche, wo der subjective Gedanke mit Kraft und Schmerz darauf ausgeht, das Wesen zu suchen, in einer solchen ist der Schein am größten und mächtigsten, und das Schlimmste an der Sache ist, daß unsere Scheinheiligen und Scheinseligen am allermeisten glauben, das Wesen ergriffen zu haben. Um so strenger müssen wir mit ihnen sein. Wir müssen sie ihres erborgten und unechten Schmucks entkleiden; wir müssen ihnen sagen, daß ihre Werke, denen sie den Stempel einer so hochfahrenden Persönlichkeit, einer so mächtigen Eitelkeit aufzudrücken lieben, in der That vom Geiste verlassen sind. Wir müssen ihnen sagen, daß die heutige Menschheit eine andere Sprache hören will als das melancholische „Rieseln und Fächeln'' schwindsüchtiger Liebesempfindungen; ihnen sagen, daß man sich in so stürmisch-drangvoller Zeit nicht mehr mit Göthe'schen Reminiscenzen und mit jener traurigen Bequemlichkeit des Worts begnügen kann, die ein außerordentlicher Geist in seinen letzten Lebenstagen zum Schemel seiner Füße machte, weil er vom langen Stehen auf dem Boden der Dichtung ermüdet war, und die nun solche Leute sich zu Nutz machen, von denen man noch Muskelkraft zu erwarten berechtigt ist. Es liest sich Ähren, wenn die Zeit eine unermeßliche Ernte gereift hat. Aber die Ähren sind nur getrocknete Körner, und auf die Ernte folgt nach dem Gesetz der Natur die Aussaat.

Wir können über den Inhalt des vorliegenden Buchs beim besten Willen nichts Weiteres bemerken. Es ist ein „psychologischer'' Roman; aus diesem Titel muß man eigentlich auf tiefeindringende Speculation schließen im Mikrokosmus des menschlichen Gemüths. Wenn aber die Tiefe nur ein Schein, die Speculation nur eine Schwäche ist, und der Darstellung selbst, trotz aller Affectation, die sie als Surrogat bietet, das Dargestellte fehlt — was soll man dann noch für kritische Resultate vorzeigen und vorzuzeigen haben? Was aber die Form dieser Schrift angeht, so ist sie glatt und glau, und spätgöthisch-weitschweifig, und langweilig-breit, und „überdestillirt''-vornehmig. Manche finden solche Formen schön; wer aber lebenskräftig und wahrhaft poetisch ist, der findet sie häßlich. Es ist ein abgeschwächter Stand, der auf solche Formen hält; die Selbstgefälligkeit solcher Wendungen ist eingewurzelt, sie hat mit ihren Epheuranken der Eitelkeit das ganze Individuum durchwachsen, dies durchwachsene Individuum hält sich für berufen und greift nach der Oriflamme der Dichtung, um mit diesem Zeichen zu siegen. Aber an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Die schale flaue Form ist ihre Frucht, diese ist ihr Verräther.

Vielen mag dies Urtheil zu hart erscheinen, uns will es nicht so bedünken. Wir können uns in der Literatur diese Wichtig- und Vornehmthuerei bei ganz trivialen, abgelebten Objecten und Tendenzen nicht mehr ruhig gefallen lassen. Es mag hart scheinen, wenn die Kritik, die dann und wann sogar gegen das ganz Armselige und Schlechte sich zur Milde gestimmt zeigt, Demjenigen rauh begegnet, was sich doch, nach dem heutigen vagen Zeitbegriff, wenigstens in das zweite Glied der Talente zu stellen wagen dürfte. Aber aber noch weit härter, trauriger und beklagenswerther ist es, wenn wir den wahren Genius hin und wieder keinen Raum, kein Obdach, keine Stelle finden sehen, um sein Haupt darauf zu legen, und dies darum, weil breitgespreizte Talente ihm den Weg vertreten, ihm seinen Sitz versperren und ihn hochmüthig in die unwirthliche Freie hinausweisen, während sie selbst es sich im beschützten Gemach wohl sein lassen. Weit beklagenswerther ist es, wenn man die wenigen tiefen Geister der Gegenwart über rauhe Begegnung weinen sieht, während flitternde und flunkernde Cavaliere, die nach ihrer Commodité einmal die Welt mit Zerrblicken durch den Operngucker betrachtet haben, sich auf diese ihre Lebensansichten in durchaus behaglicher Weise etwas zugute thun.

Die Anempfinderei ist eines der traurigsten Merkzeichen, eine der größten Schwächen unsers modernen Literaturzustandes; und diese unersprießliche Eigenschaft begegnet uns bei dem Verfasser des vorliegenden Romans recht merklich. Diese Anempfinderei schmiegt sich an alle Autoritäten, Notabilitäten, sanctionirte Gemeinplätze, alte Reliquien und verjährte Sentenzen der weitschichtigen Literaturmasse so lange und so unermüdlich an, bis sie all diese fremden Füße und Gliedmaßen gleichsam zu ihren eignen gemacht hat. Was wir in einem solchen anempfindenden Buche alsdann antreffen, das ist ein wahres Alles-in-der-Welt-Ragout mit Allerweltsbrocken und Allerweltsgedanken, und wer als Hauptfleischpartikel obenauf schwimmt, das ist gewiß allemal — Göthe. Wahrlich, Göthe hat viel zu verantworten, und es ist gut für ihn, daß er noch mehr geleistet hat, als Andere zu vertreten haben.

Uns ist in dem ganzen Buch nur eine einzige tüchtige Stelle begegnet. Diese möge hier ausgezeichnet werden, damit uns nicht der Vorwurf treffe, ungerecht gewesen zu sein, und auch deshalb, weil sie einen Geist betrifft, über welchen noch jetzt eine Zahl vielschwatzender Zeitgenossen das Absurdeste behauptet. Hier ist die Stelle: „Ich nenne dir unter den Mystikern neuerer Zeit, die in der That zur Erkenntniß des Wahren und zur Förderung der Wissenschaften (sollte wol lieber heißen der Wissenschaft) Großes wirkten, nur den einzigen Jakob Böhme. Seine Schriften sind voll transparenter Visionen des Himmels, der Hölle und der Erde. Mit hinreißender Lebendigkeit führt er in dem blendenden Spiegel seiner Forschungen die dreifache Geisterwelt mit ihren Bewohnern vorüber; überall wird der Leser von dem Blitz der tiefsten lichtgebenden Gedanken und Ansichten in Erstaunen gesetzt und in seinen Zauberkreis festgebannt. Was du irgend sinnen und forschen magst, ihm, dem Erleuchteten (aber nicht theosophischen Illuminaten), ist Alles klar und begreiflich. Natur, Schrift und Geschichte werden ihm in ihrer hohen Einheit, in der hohen Idea durchsichtig und helle. In Allem zeigt er den ungeheuern Contrast des Lichtes und der Finsterniß, des Satans- und des Gottesreichs, und dieser Contrast ist zur Verherrlichung Gottes lesbar in den Signaturen aller Dinge, in der Gemüthsgestalt des Menschen, in den Planeten, Metallen, Pflanzen und Thieren. Er zeigt, wie Ein analoges Gesetz in der Natur und im Gemüthe waltet, wie die ganze Natur eine gleichsam verkörperte Rückspiegelung des innern Gemüthslebens in seinen tausendfachen Modificationen ist, wie überall ein ewiges Wallen, Leben und Werden die Wunder des göttlichen Mysteriums enthüllt. Ja, er führt durch den innern Licht- und Lebenskreis der dreieinigen Gottheit zu dem lebendigen alldurchwohnenden Urbild selbst, von dem Alles, was da ist, sich entwickelt und ausgeht, und welches als Feuer- und Lichtcentrum, als Zorn und Liebe sich überall, verschlungen mit allem Dasein, geheimnißvoll und nur dem Schauenden sichtbar offenbart.''

Aufrichtig gesagt, wundern wir uns, wie diese wahre und richtige Stelle in das durchaus verfehlte Buch kommt. Man sollte glauben, daß, wer Jakob Böhme studirt und wo nicht ganz

durchdrungen, doch liebgewonnen, allem geistreichen Schein und aller hohlen Umständlichkeit für immer Valet gesagt haben müßte. Es gibt allerdings eine gewisse Breite der Gedankenparaphrase, die nicht blos mit tiefsinnigster Speculation verträglich, sondern sogar häufig ihre unmittelbare Folge ist. So ist es bei Jakob Böhme, dem tiefsinnigen Forscher. Auch andere Philosophen, Bruno, Malebranche, Leibnitz u. A., sind nicht ganz frei von dieser Amplification; schon in Plato steckt viel davon; Hamann's symbolische Darstellung ist ganz davon durchdrungen. Allein es gibt leider auch eine Paraphrasirung der Gedankenarmuth, die in ihrer Trostlosigkeit und Unerklecklichkeit dem Beginnen jenes Wahnwitzigen im Irrenhause zu vergleichen ist, der ewig um sich selbst herumzugehen versuchte. 1.

Zoryan Chodakowski.

Wir theilen hier nach einer im verflossenen Jahre in Krakau erschienenen Broschüre Notizen über einen slawischen Geschichtsforscher mit, der durch die originelle Art seiner Forschungen allgemeine Aufmerksamkeit und große Erwartungen unter den Slawen erregt hat, und der es schon deshalb verdient, auch einmal im Auslande genannt zu werden, wenngleich die Ergebnisse dieser Forschungen nicht bedeutend gewesen sind.

Zoryan Dołęga Chodakowski wurde am 24. Dec. 1784 zu Komow, im chełmer Lande des ehemaligen Rothreußens geboren. Sein Vater war ein nur wenig begüterter polnischer Edelmann. Seine wissenschaftliche Ausbildung erlangte Chodakowski besonders auf dem Gymnasium zu Krzemieniec in den Jahren 1806—10. Dann ward er 1812 Lieutenant im polnischen Heere und befand sich im fünften Infanterieregiment unter Macdonald in Kurland. Während des Rückzuges der Franzosen aus Rußland wurde er bei Borysow gefangen genommen und nach dem Gouvernement Tschernichow gebracht. Hier fand er Muße und Gelegenheit zu gelehrten Arbeiten, es erwachte in ihm ein Eifer für die älteste slawische Geschichte. Er wa[r] schon früher Mitglied der warschauer Societät der Freunde [der] Wissenschaften geworden; nun gab ihm die wilnaer Univer[sität] ein offenes Schreiben, in welchem sie ihn als einen slaw[ischen] Alterthumsforscher besonders den Besitzern von Archiv[en und] Bibliotheken empfahl. Alsbald begann Chodakowski sei[ne Wan]derungen. Von der Voraussetzung ausgehend, daß [illegible] in dem einfachen Zustande eines Landbebauers vol[lkommen frei von] Vorurtheilen und Gewohnheiten am längsten treu [illegible] meinte Chodakowski in den Sagen, den Liedern, [illegible] art, den Gebräuchen und der Sprache des slaw[ischen Volkes] noch heute Vieles auffinden zu können, was [illegible] Mythologie und die Sprache der alten Slaw[en] [illegible] bisher verkannten und vernachlässigten [illegible] er nachzugehen. Seine Hauptabsicht war [illegible] [illegible] ner Ansicht von der Kama bis zur Elbe, von [illegible] zum Balkan und dem adriatischen Meere befindlich[e]n Horodyszcza (verwandt mit dem slawischen Grod, [illegible] engung, und dem deutschen „Garten") aufzusuchen. Er verstand darunter von Wällen umgrenzte Stellen, die gewöhnlich in der Nähe von Bergen und Anhöhen, je eine Meile voneinander entfernt, durch das ganze slawische Land anzutreffen wären, und in denen die religiösen Ceremonien der heidnischen Slawen stattgefunden hätten. Wenngleich diese und ähnliche Ansichten von Anfang an manche Gegner fanden, so mußte doch der Eifer und die Aufopferung, mit der Chodakowski seine Forschungen anstellte, allgemeine Anerkennung finden. In einen kurzen Pelz gekleidet, ein Ränzel auf dem Rücken, zog er umher von Dorf zu Dorf. In die schmuzigsten, elendesten Wirthshäuser und Hütten des Landvolks trat er ein, in jedem Dorfe suchte er die Organisten, Volkssänger, alten Weiber an sich zu ziehen, um ihnen Volkssagen und Volkslieder zu entlocken, um in ihren abergläubischen Gebräuchen das zu Grunde liegende Heidnische zu erkennen. Bei keinem Landgeistlichen ging er vorüber. Mancher Priester nahm ihn gastlich auf, weil er ihn für einen Pilger hielt, der die heiligen Wallfahr[tsorte] besuchen im Sinne hätte. Wie erschrak aber [illegible] wenn er erfuhr, daß es hier auf dem [illegible] sei; wenn Chodakowski mit seiner Lieblin[gsidee,] nach der das Christenthum den ersten [illegible] lität der Slawen gethan haben sollte, [illegible] anfing, daß so wenig Heidnisches [illegible] halten worden sei. So durchreis[te er] [illegible] 1819 Podolien, die Gouvernem[ents] [illegible] [illegible] begab sich dann über Witebsk [illegible] verheirathete er sich in Pskow [illegible] stantia Flemming. In Peter[sburg] [illegible] sin's, Schischkoff's und Po[illegible] diese dem Fürsten Galitzin [illegible] anlaßt, einen Plan zu [illegible] der in dem 65. und 6[illegible] [illegible] [illegible] rift: „[illegible] Vaterlandes" (Jahrga[ng] [illegible] [illegible] ackt ist. Das [illegible] Ministerium der öff[entlichen] [illegible] [illegible] ng ging nach [illegible] Prüfung auf diesen [illegible] [illegible] eranlaßte den [illegible] ander, unterm 2[illegible] [illegible] vorderst 3000 [illegible] zu einer einjäh[rigen] [illegible] Chodakowski anzuw[illegible] mußte sich ab[illegible] [illegible] über den Fortgang seiner [For]schungen Ber[icht] [illegible] Die diesmalige Reise [illegible] lich von de[illegible] [illegible] ote sich dann längs der [illegible] nach Now[illegible] [illegible] Chodakowski's Entdeckungen [illegible] ten sich [illegible] sogenannte Horodyszcz[a] [illegible] doga. [illegible] er den Erwartungen, [illegible] höchst [illegible] machte, nicht ganz [illegible] den [illegible] terstützungen schienen [illegible] ge[illegible] Er starb im Nov[illegible] [illegible] einem Bürger, [illegible] [illegible] den [illegible] nes Lebens verw[illegible] [illegible] [illegible] laß übersandte [illegible] [illegible] „Telegraphen" [illegible] [illegible] Folianten; [illegible] [illegible] geographische [illegible] [illegible] jetzt ist n[illegible] [illegible] ten; überhaupt sind [illegible] abgeriss[en] [illegible] [illegible] ger unverständlich, und [illegible] kaum [illegible] aus den reichen Samm[lungen] [illegible] n ein [illegible] [illegible] Wissenschaft erwartet hat[te] [illegible] Um [illegible] Chodakowski's früher Tod. 60.

[illegible] sche Anzeige.

In [illegible] ge ist erschienen und in allen Buchhandlunge[n] [illegible] g:

GEO[RG] FRIEDRICH MOST,

Encyklopädie

der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis, mit Einschluss der Geburtshülfe und der Augenheilkunde. Nach den besten Quellen und nach eigner Erfahrung im Verein mit mehren praktischen Ärzten und Wundärzten bearbeitet und herausgegeben.

Supplementband zur ersten Auflage,

enthaltend die Verbesserungen und Zusätze der zweiten, namentlich durch die Operativchirurgie stark vermehrten und verbesserten Auflage.

Erstes Heft. Bogen 1 — 12.

Abarticulatio — Condylomata.

Gr. 8. Geh. Subscriptionspreis 20 Gr.

Den Besitzern der ersten Auflage dieses anerkannt praktischen Werkes werden diese Ergänzungen willkommen sein.

Leipzig, im September 1837.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 261. —— 18. September 1837.

L'Egypte et la Turquie de 1829 à 1836; par *Edouard de Cadalvène* et *J. de Breuvery*. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 260.)

Beweisen nun auch eine Flotte, ein Landheer, Schulen und zahlreiche Manufacturen ganz unwidersprechlich des jetzigen Beherrschers von Ägypten rastlose Thätigkeit und sein Civilisationsgenie, so herrscht doch in dem Lande nach dem Zeugnisse aller Reisenden wie auch der HH. v. C. und v. B. ein Elend, von dem wir glücklicherweise in Europa gar keine Vorstellung haben. Indessen glauben wir eine Schilderung dieses Zustandes, wovon die Verf. ein sehr lebhaftes Bild entwerfen, als ziemlich bekannt mit Stillschweigen übergehen zu können. Dagegen aber wollen wir noch einige Hauptzüge aus der geschichtlichen Darstellung der Revolutionen anführen, die, dem Werke zufolge, das Grundeigenthum in Ägypten seit der mohammedanischen Eroberung erfahren hat, weil darin ohne allen Zweifel die eigentlichste Ursache jenes Elendes zu suchen ist. Bereits vor der Epoche Saladin's hatten die Wirren, welche auf die Eroberung Omar's folgten, die Regierung zur ausschließlichen Eigenthümerin alles Grundes und Bodens gemacht. Gleich anfangs verpachtete sie die Ländereien auf vier, späterhin auf dreißig Jahre. Saladin kostete es wenig Mühe, in einem also dazu vorbereiteten Lande die bereits in Syrien bestehende Verfassung der Militairlehne einzuführen, die mit dem europäischen Feudalsysteme vielfache Ähnlichkeit hatte. Die Ländereien wurden von den Fellahs angebaut, die zur Scholle gehörig und dem Häuptlinge, dessen Leibzucht sie bestellten, unterthänig waren. Die zwischen dem Sultan, den Emirs und den Kriegsleuten vertheilten Ländereien erfuhren zum Öftern neue Theilungen, welche die Eingriffe, die sich diese gegenseitig erlaubten, unumgänglich machten. Endlich kam unter dem großen Soliman, der eine strenge Untersuchung der Besitzrechte aller Leibzüchter (apanagistes) angeordnet hatte, die Landesherrschaft wieder zum Besitz des größten Theiles des Grundes und Bodens. Um sich aber den Eingang des Ertrags davon zu sichern, machte die Regierung die Provinzialadministrationen dafür verantwortlich. Das nämliche Verantwortlichkeitssystem wurde auf die Agenten ausgedehnt, die in den Ortschaften die Erhebung hatten, und diese übernahmen zuletzt um einen gewissen Preis den ganzen Betrag der Einkünfte, deren Beitreibung ihnen übertragen war, sodaß sie wirkliche Pächter unter dem Namen Multezims wurden. Als sich nun Mohammed Ali der obersten Gewalt bemächtigte, brachte ihn das Bedürfniß, seine Hülfsquellen zu vermehren, auf den Gedanken, eine Revision der Besitzrechte der Multezims, die aus Pächtern Grundeigenthümer geworden waren, verkündigen zu lassen. Kaum aber hatten sie die betreffenden Urkunden hinterlegt, so erklärte er solche für unzureichend und zog alle Güter, sogar die sogenannten Wakoufs, d. i. diejenigen, die unter dem Schutze religiöser Anstalten standen, zum Besten des Fiscus ein. Zwar wurde den Multezims eine lebenslängliche Schadloshaltung bewilligt, allein Mohammed Ali ward durch diese Operation Herr und ausschließlicher Grundeigenthümer von ganz Ägypten. Diese, obschon an sich höchst widerrechtliche Besitzergreifung hätte gleichwol Ägypten zum Vortheil gereichen können. So ist namentlich wol nicht zu bezweifeln, daß die der ganzen Verwaltung durch den Willen des Staatschefs ertheilte Einheit und Kraft wirksamer für die Verbesserung des Ackerbaues, Anlegung von Kanälen und andere derartige Maßregeln gewesen ist, als es je die isolirten Anstrengungen der Fellahs hätten sein können, die, durch eine langjährige Anarchie entsittlicht, in Faulheit und Unwissenheit versunken, unfähig waren, die wahren Bedürfnisse des Landes zu kennen, und noch unfähiger, irgend etwas Bedeutendes zu unternehmen oder sich darüber zu vereinbaren. Indessen haben unglücklicherweise die Kosten eines fast immerwährenden Krieges, die durch Erschaffung von Schulen und Manufacturen verursachten vielfältigen Ausgaben den Pascha dahin getrieben, Alles der unmittelbaren Vermehrung seiner Einkünfte aufzuopfern, ohne ihm auch nur die Untersuchung zu gestatten, ob er nicht dadurch deren Quelle versiechen mache. Besitzer des ganzen Bodens, verpachtet er die Ländereien Jedem, der sich zu ihrem Anbau meldet. Die Pächter sind gehalten, die für die Nilüberschwemmungen am besten gelegenen Äcker dem Bau der Baumwolle, des Indigos und einiger andern Erzeugnisse zu überweisen, die dem Pascha ein belangreicheres Einkommen gewähren. Jene Producte aber kauft er ihnen zu einem von ihm selbst beliebig bestimmten Preise ab, und er allein

hat das Recht, damit Handel zu treiben. Was aber diejenigen Ländereien anbetrifft, die keine Pächter finden, so sind die Gemeindevorsteher (Scheiks-el-beled) gehalten, sie von Amtswegen und stets zu den von der Regierung auferlegten Bedingungen anbauen zu lassen. Da nun aber Baumwolle und Indigo dem Pascha mehr als Brotfrüchte eintragen, so werden nur sehr wenig Äcker dem Baue derselben gewidmet, durch deren Seltenheit mithin abermals der unglückliche Fellah leidet. Man hat berechnet, daß der Pascha dem Landwirthe etwa zwei Drittel der Früchte seiner Arbeit wegnimmt. Wie groß jedoch das Misverhältniß einer solchen Theilung immerhin ist, so bleibt bei dem eingeführten Solidaritätssysteme das letzte Drittel dem Fellah keineswegs gesichert. In Folge dieses Systems nämlich, das ein wahres Meisterstück der Fiscalität genannt werden kann, sind alle Einwohner Ägyptens für Das, was jedes Individuum dem öffentlichen Schatze schulden mag, solidarisch verpflichtet. Denn bleibt ein Fellah, nachdem er Alles hingegeben, gleichwol noch schuldig, so wird seine Schuld auf die übrigen Bewohner des nämlichen Dorfs vertheilt; auf dieselbe Weise werden die Dörfer, selbst die Provinzen solidarisch die einen für die andern verpflichtet, sodaß Niemand, mit welcher alle Kräfte erschöpfenden Anstrengung er auch arbeiten, mit welcher Pünktlichkeit er seine Abgaben bezahlen mag, des ihm übrigbleibenden Theils der Früchte seiner Arbeit in Ruhe und Sicherheit genießen kann, da, so lange nicht Alle bezahlt, der Schatz befugt ist, an ihm seinen Regreß zu nehmen. Man begreift wol, daß ein solches System im höchsten Grade gehässig sein und jedwede Betriebsamkeit lähmen muß. Auch äußert sich bei den Fellahs ein großer Widerwille gegen den Ackerbau, und der Boden Ägyptens, wennschon der fruchtbarste auf der Welt, geht mit immer schnellern Schritten dem Elende und der Entvölkerung entgegen. Zudem hat noch seit zehn Jahren die Pest eben dieses Land auf das schrecklichste verheert, der Cholera nicht zu gedenken, die ihm gleichfalls ihren so furchtbaren Besuch abzustatten nicht ermangelte; und diese fürchterlichen Plagen haben mitgewirkt, jenes Resultat des von Mohammed Ali eingeführten Verwaltungssystems zu beschleunigen. Demnach darf man wol behaupten, daß dieser außerordentliche Mann nur zu häufig die Stelle des Grundeigenthümers, des Fabrikanten, des Kaufmannes mit der des Souverains verwechselte, und daß, erfährt dieses organisirte Beraubungssystem keinerlei Milderung, wird dem Ackerbebauer kein reichlicherer und vornehmlich kein mehr gesicherter Theil von den Früchten seiner Arbeit zugestanden, wird das Gefühl des Eigenthums nicht bei ihm entwickelt und somit der Geschmack an Arbeit bei ihm erhalten, geht mit einem Worte nicht etwas von der europäischen Gesellschaftlichkeit und Civilisation nach Ägypten mit der Wissenschaft über, die der Pascha mit so großen Kosten hat kommen lassen, seine in ihren Grundlagen untergrabene Macht von einem nahe bevorstehenden Untergange bedroht erscheint. Dies ist der Schluß, zu welchem wir mit unsern Reisenden in Folge der von ihnen angestellten sehr gründlichen Untersuchungen des dermaligen Zustandes von Ägypten gelangen.

17.

Grundzüge der Historik von G. G. Gervinus. Leipzig, Engelmann. 1837. 8. 12 Gr.

Die Bestimmung, welche der Verf. dieser kleinen Schrift gegeben hat, ein Leitfaden für Zuhörer zu sein, scheint ihr etwas von dem Charakter mitgetheilt zu haben, den rein mündliche Vorträge im Drange der Ideenentwickelung dieser letztern zuweilen zu geben pflegen; zugleich ist der nachhaltende Eindruck fast derselbe. Lassen wir nach beendigtem Lesen das Gesagte in die Ferne treten, so erinnern wir uns einzelner erhöhten Punkte und trefflicher Gedanken, auch die Hauptansicht tritt mit einiger Bestimmtheit hervor, während wir bei einem gleichmäßig aufmerksamen Begleiten des Verf. ihn zu der letztern mehr unmerklich hinübergleiten als durch bestimmt umgrenzte Entwickelung gelangen, jene aber nicht immer in dem anfangs geglaubten Zusammenhange, ja sich widersprechend oder unwillkürlichem Zweifel unterworfen sehen. Da die Aufgabe des Verf. ist, die höhere Behandlungsweise der Geschichte, d. h. ihre philosophische Auffassung und Durchdringung zu besprechen, zugleich daran die Erfodernisse zu knüpfen, die er von dem echten Historiker erwartet, so haben wir auf diese unsere nächste und vorzüglichste Aufmerksamkeit zu richten. Wie es die Bewegung in einem solchen Stoffe herbeiführt, werden bedeutende, tief eingreifende Fragen berührt, aber ihre erzählende und kritische Begleitung würde sich schwerlich in den Grenzen der Schrift selbst halten können. Nach einer Charakteristik des Annalistischen mit seinem redlichen, unerbittlichen Ausgang vom Chaos, mit seiner frommen, gläubigen Ansicht der Weltfacta, mit seinem ruhigen, gewissenhaften Forterzählen der Ereignisse, wo ohne hervortretende Spur des Individuums der sinkenden Hand eine andere den Griffel abnimmt; nach dem Erwähnen einer Abart dieses Chronismus, der sich schon die Factenreihe geschlossener zu einem Nationalgemälde ordnet, dann des Memoires, welches treffend der blos subjectiven, also einseitigen Ansicht, dem Nebenzweck und der Zersplitterung zugewiesen und dessen vorherrschende Pflege bei den Franzosen aus ihrer theils impiösen, theils bequemen Verachtung der Vorzeit erklärt wird; endlich nach Erwähnung des Pragmatismus, der mit seiner psychologischen, nach menschlichen Triebfedern forschenden Erklärungsweise den feinsten Fasern und Arterien beharrlich nachspürt und einer Einheit zwar nicht absagen will, aber diese meist äußerlich faßt, wird der Beruf des echten Historikers dahin bestimmt, in einer gegebenen Reihe von Thatsachen das Nothwendige zu ergreifen. Der Verf. versteht darunter nicht die in nothwendiger Folge sich offenbarende Idee, sondern die reine Gestalt des Geschehenden, welche von dem Blicke des Schreibenden erkannt, wo von seiner Hand zugleich das wahrhaft Wichtige kühn und sicher herausgehoben werden soll. Wir fragen ungeduldig sogleich, was unter diesem Wichtigern zu verstehen ist, denn das mächtigste Interesse des geschichtlichen Sinns concentrirt sich an dieser Stelle. Die Antwort, welche wir empfangen, ist die würdigste, die vorläufig zu geben war; denn während die Idee es ist, welche über den Fluten der Begebenheit schwebt und sich in der fortschreitenden Entäußerung zur Wirklichkeit nicht nur in Ideen der Volksgeister, sondern auch in diesen gesammten Einzelnen in sich selbst besondert (oder, wie es der Verf. ausdrückt, gewisse historische Gruppen mit bestimmten Anfangs- und Endpunkten zusammenhält), kann nur Das in der That den Geschichtskünstler als ein Wichtiges beschäftigen, was sich einer dieser Ideen anschließt oder selbst Idee ist. Es lag nicht in des Verf. Aufgabe, diese Lichtpunkte oder geistigen Knoten selbst durchgreifend zu bezeichnen, und das Postulat an ihr Dasein scheint genügen zu können. Indem sich aber so die Schrift an das wissenschaftliche Publicum, ja bestimmter vielleicht nur an das ausschließlich geschichtliche wendet, um die etwa Säumenden aufzumahnen, so scheint eine eigentliche Entwickelung, welche gehalten, ordnend

und bahnend bis zu dieser Lebensfrage hinführte, nothwendig gewesen zu sein; ein Weg, der sich ohne entschieden philosophisches Eingehen wol nicht zurücklegen ließ. Der Verf., indem er schon vorher die Rathlosigkeit der Philosophie in dem Auffinden ihres Standpunkts zur Geschichte nicht blos aus der bisher mangelhaften Behandlung der letztern, sondern auch ebenso aus der Unräthlichkeit, die Materien mit allgemeinen Ansichten zu beleuchten, so entschieden herleitet, daß er den bisherigen Versuchen darin alle historische Erfahrung und Weisheit, und z. B. Herder, Kant die ursprünglichsten Kenntnisse derselben glaubt versagen zu müssen, gibt damit die Gründe dieser Unterlassung, sowie seine Stellung zur Philosophie überhaupt. Es mag nicht erlaubt sein, jene Ablehnung allgemeiner Ansichten mit der Foderung von Ideen in einem so directen Widerspruch zu sehen, als die Worte zu geben scheinen, und der Verf. kann sich daher nur gegen die durchgreifende Einheit und innere Nothwendigkeit gewandt haben, welche die Philosophie kraft ihres Amts in der Geschichte zu erforschen versucht; aber schon die bloße Nennung der Idee scheint eine so zwingende Consequenz in sich zu schließen, daß sie gegen eine theils vorausgesetzte Anwendung, theils gegen ein unvermuthetes Hereinkommen oder willkürliches Auftauchen sich nicht recht verhalten will. Indem der Verf. mit Wilhelm von Humboldt, in dessen Geiste er vorzugsweise schreibt, der nach seiner geistreichen Anschauung in dem Oscilliren des Weltganges durch Zeit und Raum und durch Eingreifen der Individuen die geistige Kraft des Menschen nicht an Fortschritte (der Zeit) und eine Sammlung des Gegebenen glaubt knüpfen zu dürfen, sich jener letztern Ansicht zuneigt, den Ursprung der historischen Ideen für nicht erklärbar, das Forschen nach ihrem Herkommen für vergeblich hält, läßt er allerdings die Idee selbst rathlos und einsam sich nach dem eignen Verständniß und Begreifen sehnen; er hebt aber dieses Resultat von einer Seite wieder auf, wenn er eben in ihnen die Weise erkennt, in der sich die Vorsehung offenbart, womit er sie zugleich nicht außerhalb des Gesetzes der Entwickelung (der Verf. nennt es Naturentwickelung) setzt. Verwandelt sich Das, was schon in dem sinnigen, religiösen Volksglauben an die Weltgeschichte als Vorsehung auftritt, in der philosophischen Auffassung in absolute Macht und Wahn des göttlichen Geistes, so scheint es das Geringste zu sein, was demselben zuzuschreiben wäre, daß er in seinen Offenbarungen von sich wisse und ungeachtet der Verdunkelungen und scheinbaren Rückschritte und der Eingriffe der die Geschichte zunächst constituirenden Individuen der Hoheit des Ziels sich bewußt bleibe. Die Frage nach der Herkunft der Ideen ist so nach den eignen Andeutungen des Verf. eine bereits beantwortete; aber der Betrachter hat die tiefere Foderung, dieser Bahn des Weltgeistes nachzugehen oder eben diese anerkannten, aber meist gegeneinander selbständigen Ideen in sich und aus einander zu begreifen. Das Auffinden eines solchen nicht abgerissenen Fadens, das sichere Halten und Fortleiten desselben in dem unaufhörlich gegeneinander wogenden, sich oft paralysirenden, Schrecken, Zweifel oder Abscheu erregenden Gewühl der Dinge gehört allerdings einer so bestimmten Geistesrichtung an, daß ihr Geschäft einem zweiten Kopfe scheint zufallen zu müssen scheint; und was deswegen in dem, auch die jetzige Zeit lebhaft bewegenden Streite zwischen lebensvoller, concreter Hinstellung der einzelnen Epochen, der gesichteten Wahrheit ihrer Facten, der Befriedigung an ihrer geistreichen und scharf umgrenzten Geschlossenheit, der absoluten, die eigne Kraft so mächtig anregenden Geltung der Individuen und jener speculativen, alles dies nur zu Momenten herabsetzenden, dem höhern Zuge dienenden Betrachtung die Gemüther unversöhnt gegeneinanderstellt, scheint nur auf diese Weise seine Lösung finden zu können. Kann es aber auch zunächst dahingestellt bleiben, in wie weit es dem unabweislichen philosophischen Streben bisher gelungen ist, seinen Standpunkt zur Geschichte entschieden zu nehmen, so wird ein mislungenes Unternehmen dieser Art gegen das Räthliche desselben nichts beweisen. Ist es hier erlaubt, zur Analogie an die mehr oder weniger philosophische Aufmerksamkeit zu erinnern, die entweder auf das Ganze der Natur oder noch mehr auf einzelne ihrer organischen Lebensacte gerichtet wird und an ihr die Pflicht hervorzuheben, mit der es jedem Zeitalter aufgegeben ist, die von allen Seiten neu gehäuften Materialien zu einem tiefern Bilde zusammenzufassen, ohne daß es ihm gestattet würde, weder das vergangene der Einfalt zu beschuldigen, noch dem kommenden das gleiche Recht eines neuen Geistaufwandes zu versagen: so vermag weder auf jedem andern Gebiet noch auch in der Geschichte die Philosophie ihr angestammtes Wesen zu verleugnen; seltsam aber wäre es, wenn dem Historiker, vertieft, wie er es ist, in die die Menschheit bewegenden Momente, grade diese Macht und die That der unentferntesten, einflußreichsten Geister als ein Überflüssiges oder Beiläufiges zur Seite liegen bliebe. Auch scheint der Verf. so wenig dieser letztern Tendenz zu sein, daß er bei der Andeutung einzelner jener Ideenkerne das Mittelalter nicht von dem Wanken des weströmischen Reichs und dem Eintritte des christlich-germanischen Princips, sondern von Sokrates, Alexander und Aristoteles aus keinem andern Grunde zu datiren wünscht, als weil es damals dem Menschen beschieden wurde, die Philosophie auf das Innere zu beziehen; eine Richtung, die sich bis zum 15. Jahrhunderte ununterbrochen hinziehe, indem zugleich jener peloponnesische Krieg den Keim eines (etwas zweifelhaften) Gegensatzes entwickelte, der von nun an die Menschheit zwischen dem Suchen von Glückseligkeit und Heil und dem von Enthaltung und Entbehrung getheilt habe. Der Verf. findet diesen Gegensatz dauernd, wie durch Cyrenaiker und Cyniker, Epikuräer und Stoiker, Heiden und Christen repräsentirt. Wenn dann aber sogleich wieder gesagt ist, daß die Ideen sich finden werden, sobald der Historiker sich unbefangen in die Natur seines Gegenstandes verliere, so scheint damit wieder die Hinneigung, ein engverschlungenes Ganze zu suchen, welches so wenig gefunden wird, daß es vielmehr ohne angestrengte Arbeit des Geistes nicht erscheint, abgesprochen werden zu müssen; noch mehr aber, wenn das Schreiben einer eigentlichen Weltgeschichte meist eine Unternehmung der schwächsten Köpfe heißt, ja sogar Völkergeschichten, Zeiten der Entartung, des Übergangs, der Nichtentwickelung dem echten Historiker nicht als würdige Gegenstände zugewiesen werden. Der Verf. wird sich in dieser Beziehung gewaffnet haben, und von dem sich etwa bereitenden Schlachtfelde kann man vor der Hand den Blick wegwenden; aber die Bemerkung drängt sich auf, wie doch bei der eignen vorwaltenden Neigung zu Ideen nicht leicht ein großartigerer Raum könne gefunden werden, sie weit und freudig zu entfalten, als auf der erhabensten Bühne — der Welt, oder welcher Beschaffenheit doch eine Idee sein möge, deren Ursprung weder erfragt, noch erkannt, deren Bedeutung also nicht verstanden noch durchgreifend entwickelt, deren Zukunft und Fortschritt nicht berücksichtigt wird. Die Klarheit und Consequenz will hier nicht einleuchten.

Meisterhaft dagegen und wie von begeisterter Anschauung des Künstlers eingegeben sind die Züge, mit denen ferneres Wesen und Erfoderniß des Historikers gezeichnet wird; mit innerster Genugthuung wird dem sich seines Zweckes bewußten seine enge Verwandtschaft mit dem Dichter daraus hervorleuchten, wobei es dieser vielleicht noch als Gunst voraus hat, daß es ihm vergönnt ist, seine Gestalten zu geben, jenem dagegen aufgegeben wird, einen Verein höchster geistiger Gaben auch an dem widerstrebendsten Stoffe zu versuchen. Diese Charakteristik gehört zu den hervorragendsten Stellen der ganzen Schrift; doch wird es sich mit dem Gegebenen nicht leicht vereinigen lassen, wenn auch ähnliche Zeiten (an einer andern Stelle solche, die dem allgemein menschlichen Charakter nicht untreu werden), wenn sogar ein politisches Leben von dem Historiker gefodert wird. Daß ein Volk ohne Literatur und Thaten nie eine Geschichtschreibung hatte, ist kein Beweis, denn ein solches Volk hat keine Geschichte. Andere Beweise, daß z. B. Englands Historiker nach dem 17. Jahrhundert deswegen weniger geleistet, weil das innere Leben der Nation gesunken — Deutschland aber

im 16. und 17. Jahrhundert höchstens Sleidan aufzuweisen habe, weil es stets passiv gewesen gegen die mächtigsten Erregungen, sowol gegen Völkerwanderungen als Kreuzzüge, gegen die politischen Folgen der Reformation wie der Revolution; daß Schlosser in seiner einzig dastehenden Allseitigkeit nur deutscher Geschichte den Rücken gekehrt — werden sowie die Schlußbemerkung, daß an die deutsche Nationalgeschichte überhaupt nicht zu denken sei vor einem activ politischen Leben des Gesammtvolks, in dieser Begründung wenigstens dem lebhaftesten Widerspruche nicht entgehen. Bestimmter aber scheint es jener gemachten Beschränkung zu widersprechen, wenn dessenungeachtet das Beste als noch nicht vorhanden angesehen wird ohne die Hülfe der Natur, mit der sie die Fülle ihrer Gaben über die Wiege des Historikers ausschüttete, wenn anerkannt ist, daß auch schon das Studium selbst bilde, nach der diesem einwohnenden Macht, allen Stillstand, alles Vorurtheil, alle Befangenheit u. s. w. zu entfernen, mit Würde und Lebensernst zu erfüllen. Seltsam scheinen andere Foderungen, daß der Geschichtschreiber Alles, eigentlich aber nichts zu sein scheinen soll, aus dem Grunde, weil er, bei der Unempfänglichkeit der größern Menge selbst gegen die einfachste historische Wahrheit, weder auf eine Schule, noch auf Anerkennung zu rechnen habe.

Was so die Hauptansicht des Verf. wiedergibt, werden diese Andeutungen hervorgehoben haben; über einzelnes Andere, wie es der Verf. hier und da zerstreut hat, mögen ebenso einzelne Bemerkungen erlaubt sein. Im Anfange wird nach den drei Weisen, wie überhaupt menschlicher Sinn die Dinge betrachten kann, dem Historiker vorzugsweise die Repräsentation des Verstandes zugewiesen; was Phantasie und Philosophie noch ferner hinzuthun mag, vollendet ihn, constituirt aber nicht sein Wesen. Indem nun nach dem Weitern gefragt werden muß, daß der Historiker schlechthin von dem Verf. als Chronist gefaßt wird, legt er das ganze Gewicht seines Widerwillens gegen den Letztern in die Bezeichnung: verächtlich, da aus einem eigenthümlichen Grunde die des Verwerflichen noch zu gering erscheint. Wenn gleichwol an einer andern Stelle die Chronik als Kern- und Knochengerüste aller Geschichte anerkannt wird, sie selbst bescheiden, auf Wahrheit und Unparteilichkeit hingewiesen heißt, auch jeder bedeutendste Historiker entweder der Chronologie oder dem Pragmatismus huldigen muß, daher auch dem Thucydides, obgleich ein „Chronist", weder echt philosophischer Gehalt noch echt künstlerische Form, noch Wirkung im Großen auf das Eine untheilbare Gemüth abgesprochen wird; wenn auch Livius, Zurita, Argensola, Sayas, J. von Müller u. s. w. gleichfalls Chronisten genannt werden: so scheint das erst gefällte Urtheil in der That zu rasch und abschneidend, und es tritt hier wieder der im Anfang erwähnte Fall ein, daß die dem Verf. vorschwebende Meinung aus alle Diesem wol zu vermuthen, das Einzelne aber nicht in vollen Einklang mit ihr zu bringen ist, oder das auf der einen Seite besonnen und echt philosophisch Gewürdigte von der andern streng zurückgestoßen wird. Ja, Thucydides muß uns im höchsten, unerreichbaren Lichte erscheinen, wenn die auch in diesem großen Geschichtschreiber enthaltene reinste geschichtliche Form für uns ganz unverständlich geworden sein soll, weil zur Nachahmung seiner ungeheuern Combinationen die goldenen Zeiten entschwunden seien, wo die Menschheit noch nicht irrte, indem ihr die Abwege noch unbekannt waren. Auch hier mag man geneigt sein, eine nähere Untersuchung fallen zu lassen, es sei denn, daß sich eine durch vereinte Forschung, Phantasie und Philosophie zugleich gestützte Ansicht zu laut gegen den Satz, sei es in Bezug auf jene griechische Epoche oder in seiner Geltung überhaupt erklärte.

S. 47 und 78 hat der Verf. Special- und Völkergeschichten, als nur pragmatisch behandelbar, nicht für passende Aufgabe des berufenen Historikers erklärt; Machiavelli aber ist der Ruhm nicht vorenthalten, an der eintönigen Geschichte einer einzigen Stadt das Gemälde des menschlichen Schicksals, ja die ganze Weltgeschichte dargestellt zu haben. Es scheint kein Ziel zu geben über dies hinaus und kein Geschäft befriedigender in sich selbst.

S. 46 wird es als nothwendige und tadelnswerthe Zugabe des Pragmatikers bezeichnet, daß er unpopulair werde, weil ihm der Sinn für Volksbestrebungen fehle, und dies an dem unglücklich gewählten Gegenstande Paolo Sarpi's verdeutlicht. Es kann damit nicht gesagt sein sollen, das Unternehmen, jene wunderbar ineinandergewirrten Fäden des tridentinischen Concils zu lösen und deutlich abzurollen, sei ein unnützes, beklagenswerthes; sondern nach der Charakteristik des Pragmatismus scheint gar nicht einmal die Frage zu sein, ob er nur Sinn für Volksbestrebungen haben wolle, denn sie werden sich ihm bei der Aufsuchung irdischer Motive unwiderstehlich aufdrängen, wofür Robertson's „Karl V." als Musterbild dieser Geschichtsauffassung schon Beweis gibt. Schwer läßt es sich zugleich denken, wie jene gewünschte Popularität dem vom Verf. bezeichneten, nach philosophischem, also ungleich höherm Standpunkte wenigstens strebenden Historiker zu Theil werden könne. Es ist nicht deutlich, wie auch dieses einzuordnen ist.

So finden sich noch manche Einzelheiten, die des Besprechens bei ihrem tiefen Interesse nicht unwerth wären; sie können um so bereitwilliger übergegangen werden, als der Verf. für sie bei seinem Hauptzwecke eine eindringliche Kritik kaum erwartet. Sie mögen aber im Verein mit den übrigen Bemerkungen den Geist der Schrift als einen solchen bestimmen, dem es bei des Verf. Bemühung, zwischen der anklingenden, aber auch ja sich aufdrängenden philosophischen Strenge und dem der eigentlichen Historik allerdings mehr zusagenden geistreichen Dilettantismus einen Ausweg zu finden, nicht so gelungen ist, als Talent und anerkanntes Studium zu erringen suchten, sodaß die Verhandlung abermals unvermittelt endet, wenn nicht nach des Ref. ernstem Interesse ein tiefer, der Philosophie angehörender Ausspruch auch hier seine vollste Realität erhält: jede Richtung und Weise, also auch die vorliegende, in dem Einen Geschäft jedes besondere als berechtigt und als nothwendig anzuerkennen, so lange keine durch Überschreitung der eigenen Grenze die andere zu schmälern sucht. 153.

Notizen.

In den zu dem Centralcriminalgerichtshof von London gehörigen Gefängnissen befanden sich bei der neuesten (34.) Jahressitzung des Gerichtshofs im Ganzen 249 Inhaftirte, welche wegen nachverzeichneter Verbrechen eingezogen und bestraft waren: Hausdiebstahl 8 Personen; Taschen- und Leibesdiebstahl 35; Bestehlen armer Dienstboten 17; Falschmünzerei 5; Hehlerei und Helfershelferei beim Unterbringen gestohlener Güter 10; Anfall in räuberischer Absicht 2; Leibesverletzung im Jähzorn 3; Straßenraub 7; Einbruch 4; Betrug 1; Veruntreuung 8; gemeine und gelegentliche Entwendung 124; Todtschlag 1; Viehdiebstahl 1; Bigamie 3; Meineid 1; Schriftverfälschung 2; andere unbedeutendere Vergehungen 26; Summa 249 Personen. Man sieht hieraus, daß die drei Fälle von Bigamie abgerechnet, kein einziges unnatürliches Verbrechen im strengen Sinne bei dieser statistischen Übersicht vorkam.

Eine neuyorker Zeitung vom 12. Juni schreibt, es sei in dortiger Gegend die Hitze so groß, daß man einen Salamander braten könne. Hiermit wolle der die Meteorologie liebende Leser eine zweite Nachricht aus Irkutzk vergleichen, worin gemeldet wird, der vorige Winter sei dort so außerordentlich mild gewesen, daß die größern Flüsse nur drei Monate lang zugefroren gewesen seien.

In Neuorleans wird eine neue Börse gebaut, die auf 550,000 Dollars veranschlagt ist. Die innere Ausstattung und Meublirung der Zimmer wird 120,000 Dollars kosten. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 262. — 19. September 1837.

Heinrich Laube und seine Novelle: „Das Glück“.

Es ist mehrseitig anerkannt worden, daß Hr. Laube zu den talentvollsten unter den neuern Schriftstellern gehört; aber eine ungedemüthigte Eitelkeit und der Mangel einer den ganzen Menschen ergreifenden Leidenschaft für das Ewige hatte diesen Schriftsteller wie viele Zeitgenossen von vorn herein zu der Meinung verführt: nicht durch den Besitz aller Geistesschätze der Gegenwart — deren Gewinnung eine sauere, unwillkommene Arbeit erfodert — könne man etwas der öffentlichen Anerkennung Sicheres leisten, sondern man müsse zu diesem Zwecke auf die Zeitinteressen des Publicums speculiren. Wenn es dem Schriftsteller selbst am Positiven fehlt, nämlich an der Erkenntniß, in welche Resultate sich alle Parteiinteressen der Gegenwart vereinigen, dann kann er auch nur Negatives bieten. Staat, Religion, Sitte müssen angegriffen werden, weil sie dem vorwärtsstrebenden Geiste in ihrer dermaligen, ihm als abgestanden erscheinenden Form nicht genehm sind; aber zu einer wirklichen Förderung derselben gelangt er nicht. In seinen neuern Schriften erkennt nun Laube selbst an, wie es mit dem Negiren nicht gethan sei, wie es darauf ankomme, Selbständiges zu schaffen; aber daß er die Eitelkeit noch nicht völlig überwunden habe, spricht sich in der komischen Ansicht aus: die Welt habe sich seit den paar Jahren, während welcher er schreibt, verändert, nicht er selbst. Es gehört wenig Menschenkenntniß dazu, um zu begreifen, wie die harten Schicksalsschläge, welche den jungen Schriftsteller trafen, wol geeignet waren, in kurzer Zeit seine Lebensanschauung zu ändern. Man hat ihn wegen dieser neuen Anschauung getadelt; aber alle Besonnene hätten ihn zu derselben Glück gewünscht, wenn er sie offener, selbstbewußter bekannt hätte, wenn sie in seinen neuen Schriften nicht nur erst als ein fremdartiges, äußerlich aufgedrungenes Aggregat erschienen wäre. Das beste Werk Laube's ist sein „Junges Europa“, obschon es in die erste Epoche seiner kurzen Schriftstellerlaufbahn fällt. In diesem Werke stellt er Lebensverhältnisse mit aller der Lebendigkeit dar, welche das Auge und Gemüth eines Dichters bekunden. Allerdings sind jene Verhältnisse und mehr noch die ausgesprochenen Ansichten nicht Erscheinungen eines dem ganzen Werke zu Grunde liegenden weltbewegenden Gedankens, sondern nur zufällige Erzeugnisse einer Negation der als Sittlichkeit die Welt beherrschenden Bedingungen; aber was für wahres Dichtertalent spricht, ist, daß sich durchaus nirgend eine Lust am Unsittlichen, keine Lüsternheit des Schriftstellers ausspricht. Derartige negirende Werke mag es immerhin geben. Sie sind nicht, selbst wenn moralisirende Kritiker dies scheinbar nachweisen, gegen das Princip der Sittlichkeit gerichtet, sondern treffen nur die zerlumpte Gestalt, das falsche, kokette, ja nichtswürdige Gethue, welches, um einen Deckmantel für heimliche Lasterhaftigkeit zu haben, als Surrogat der echten Sittlichkeit angenommen wird. Es ist nicht zu leugnen, daß namentlich gegenwärtig in vielen Kreisen die Sittlichkeit zu einer blos äußerlichen conventionnellen Form herabgesunken ist; und diesen Schein zu zerstören, ist kein schlechtes, sondern ein gutes Werk, aber kein wahrhaft poetisches. In den Werken seiner neuen Epoche, namentlich in den „Liebesbriefen“, hat Laube unsittliche Verhältnisse in sittlichen Formen ausgehen lassen, aber in einer Art, welche das Schwankende seines eignen dermaligen Zustandes (nämlich den seines Bewußtseins, nicht seines moralischen Wesens, über welches zu urtheilen allezeit eine Unverschämtheit ist) bezeugt. Die Sittlichkeit ist ihm selbst nichts weiter als Convention. Weil es nicht wohl angeht, daß wir wie das liebe Vieh leben und lieben, unselige Conflicte daraus entstehen würden, müssen wir uns bestimmen nach Herkommen und Gesetz zu leben. Die heiligsten Gesetze der Sittlichkeit werden mit Policeiverordnungen in gleiche Kategorie gestellt. Man muß eben ein ehelich Weib nehmen, wie man an feuergefährlichen Orten keine Cigarre rauchen darf. Hat Laube wahrhaft poetischen Sinn, so wird noch die Zeit kommen, wo er anerkennen wird, daß nicht die Welt, sondern seine Einsicht sich ändern müsse, und dann wird er auch begreifen: das Sittliche macht den wahrhaft göttlichen und ewigen Kern des Menschen aus, seine äußern Formen sind weder zufällig, noch gleichgültig, noch conventionnell, und wenn der tüchtige Mensch aus unsittlichen Verhältnissen zu sittlichen endlich getrieben wird, so ist dieser Trieb rein innerlich, das Drängen seines eignen gottentsprossenen Geistes, das Gelangen aus der Knechtschaft in die Freiheit. Edle Menschen können in unsittlichen Verhältnissen, auch wenn diese durchaus die Form der Sittlichkeit haben, zu Grunde gehen, sobald ihnen die Kraft ge-

bricht, sich aus ihnen herauszureißen. Dies muß jeder Dichter wissen, wie es Göthe wußte, als er „Die Wahlverwandtschaften“ schrieb. Laube rühmt sich, den Hegel in neuester Zeit studirt zu haben; dies mag wol förderlich sein; aber man darf sich bei solchem Studium nicht ins grüne Gras legen und die Lerchen nebenbei jubeln hören, sondern muß sich ganz einsam in sein Studirzimmer einschließen. Die graue Philosophie gehört nicht in das grüne Leben; aber wol ist sie die Zeichenkunst, welche der Dichter zu studiren hat, während er Fleisch und Farben aus lebendiger Anschauung des Lebens nehme. Laube's Art, die Philosophie zu studiren, erinnert an die Renommisterei eines berühmten Philologen, welcher sagte, er habe in der Spinnstube die griechische Übersetzung einiger Schiller'schen Gedichte vor sich hingesummt, und diese Übersetzung lege er hiermit dem Publicum vor. Dabei war nur der Unterschied, daß hier wirklich eine vortreffliche griechische Übersetzung vorlag, während ich in der That in Laube's Schriften noch keine Spur von Philosophie entdecken konnte.

Laube's neueste Novelle: „Das Glück“, nahm gewiß mancher Leser wie Beurtheiler mit dem Interesse in die Hand, zu sehen, wie dieser Schmetterling sich noch entpuppen werde. Es ist nicht zu leugnen, Laube hat in dieser Novelle einen formellen Fortschritt gemacht; er ist zum ersten Mal darauf ausgegangen, einen Gedanken in einem poetischen Werke darzustellen. Schiller hat irgendwo gesagt: der Mensch ist seines eignen Schicksals Schmied. Darin liegt, daß sich ein Jeder auch sein Glück schmieden kann, nämlich ein Schicksal, welches ihm gemäß ist, darin er sich wohlhäbig fühlt. Ein solches Schicksal ist Glück. Der Riese, der sich die Rüstung eines Zwerges anlegt, ist so schlecht daran wie der Zwerg, der mühselig die Riesenwaffen nachschleppt; glücklich ist, wer das ihm Gemäße besitzt. Dies allein kann er auch erringen aus eigner Kraft, nach allem Andern strebt er thöricht umsonst, und wirft es ihm der Zufall in die Arme, so vermag er es nicht zu halten. Dieses hat Laube dargestellt in einer Menge von Gestalten. Aber wie sind diese Gestalten! Sollten die Poesie, sollten die Leser Antheil nehmen an seiner Darstellung, so mußten sich in den Vordergrund erhabene Menschen stellen, d. h. Menschen mit ewigen Interessen, glücklich im Frieden des gemäßen Besitzes, oder unglücklich im vergeblichen Ringen nach Überschwenglichem. So hätten beide Arten die schöne Kunst, die wahre Lebensweisheit des Sichbeschränkens, um des Überflusses theilhaft zu werden, gelehrt. Kleine Menschen mit niedern, endlichen Interessen konnten nebenherspielen, theils sich errettend im Begnügen, theils ertrinkend im Begehren. Mit Humor behandelt, konnten auch noch die Letztern zu ergötzlichen Figuren werden. Statt dessen hat Laube ordinaires Volk ohne Humor dargestellt. Sein Held ist ein gewöhnliches plattes, einfältiges Kaufmannssöhnchen, das zwei Lieben an- und auszieht wie ein paar Handschuhe, aber zu Grunde geht, als ihm der letzte Thaler aus dem Beutel schwindet. Solche Leute dienen mit ihrem Schicksal zum Geklätsch für Kaffeeschwestern, aber nicht zu poetischen Darstellungen; für heute und morgen, aber nicht für eine Ewigkeit. Der Dichter soll für die Ewigkeit schreiben. Es kommt im ganzen Buche nicht Eine Gestalt vor, welche einiges Interesse einzuflößen vermöchte. Die sittlich angegangenen Persönlichkeiten, welche Laube in frühern Werken schilderte, hatten, wie angegangenes Wildpret, etwas Pikantes, den Leser Reizendes; seit seiner Bekehrung sind Laube's Figuren platt und matt. Dies neueste Werk bestätigt aufs Neue, daß Laube seinen Grundfehler, den wir schon oben rügten, durch alle seine Metamorphosen — er selbst würde sagen durch alle seine Geschichten — mit hinübergenommen, die Eitelkeit. Dem jungen Schriftsteller wie dem jungen Menschen verzeiht man sie gern; sie gibt seinem Äußern eine Glätte, welche die noch unausgegohrene Innerlichkeit ersetzt. Aber Laube will wie ein Alter behandelt sein. Ich finde aber Laube's Eitelkeit nicht blos darin, daß er gern erzählt, wie er Herzen erobert und einen schwarzen Sammtrock getragen (man hat ihm dieses vorgehalten); die rechte Eitelkeit ist tiefer, objectiver: einen halben Gedanken, ohne das rechte Wort ihn auszudrücken, ersonnen und, ohne ihn verarbeitet zu haben, mit lallender Rede aufs Papier zu schleudern und dabei das Ansehen sich zu geben, als habe man was Rechtes gethan, dem Leser zu verstehen gebend, er sei ein simpler, bornirter Mensch, weil er für solche Sentiments kein Ohr habe; das ist die schlimmste Schriftstellereitelkeit. Dabei ereignet es sich, daß an einer halbwahren Redensart festgehalten wird, daß sich der Schriftsteller gleichsam in sie verbeißt und dadurch fade, wenn nicht lächerlich wird.

Es ist ein nicht übler Einfall — aber auch gar nichts weiter —, zu sagen: diese oder jene auf mein ganzes Innere umgestaltend wirkende Begebenheit sei eine Geschichte, oder richtiger, mache meine ganze Vergangenheit, indem sie mich über dieselbe, als etwas Abgethanes, erhebt, zur Geschichte. Beide Ausdrucksweisen sind geeignet, die Macht und Bedeutsamkeit einer Begebenheit anzudeuten. Ich sage nur anzudeuten, denn im Grunde hat der Ausdruck das Mangelhafte, daß wir unter Geschichte stets etwas, Alles, was Mensch ist, Interessirende verstehen, Begebenheiten wie die, von denen die Rede, aber nur relative, den Einzelnen als solchen angehende Bedeutsamkeit haben. Das Gerede von Geschichten, die er durchgemacht, Geschichten, die er erlebt, hängt Laube durch das ganze Buch wie eine Klette an, die er selbst, man sieht es an der Prätention, mit der sie präsentirt wird, für ein duftiges Blümlein an seinem reizenden Schriftstellerbusen hält. Dadurch wird er trivial und der Leser lacht ihn oder schmäht ihn aus.

Die ganze Geschichte taugt nichts; man muß nicht bös über sie werden, sie ist es nicht werth. Was soll man auch weiter sagen, als daß es forcirte Trivialitäten sind, wenn Laube von einer „keuschen Gasse“ spricht, welche die „Sonnenstrahlen verschleiern“, und wenn er einen Ehestandskatechismus gibt, in welchem die geistreichste Bemerkung die ist: „Trag nie eine weiße Schlafmütze“. Mit dieser Novelle hat sich Laube in der That statt des

Lorbers eine Schlafmütze aufgesetzt, aber keine weiße, sondern eine graue. Es wird ihm heiß unter derselben werden. 53.

Gedichte von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Berlin, Duncker und Humblot. 1837. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Ich weiß nicht genau, was ich darum gäbe, wenn einmal zehn Jahre lang kein Gedicht mehr in Deutschland gedruckt würde; mit Bestimmtheit aber kann ich versprechen, daß mir das größte Opfer nicht leicht zu groß sein würde. Wer in Deutschland eine Kehle hat, der singt auch, mag es nun stimmen oder nicht. Hört man nicht auf ihn, so kümmert das einen deutschen Sänger wenig. Er schlägt dann den stolzen Mantel des Ingrimms um sich und hält sich nur um so mehr berufen und geboren zum Singen. Sich über die verschiedenen Liebhabereien dieser und jener Menschen zu streiten, ist ein höchst undankbares Geschäft. Gegen Neigungen, und wären sie auch nur gemachte, läßt sich nicht ankämpfen. Man muß sie dulden, nach Gelegenheit wol auch ignoriren. Das Letztere ist oft ein sehr erfolgreiches Heilmittel. Um aber den Deutschen die Singewuth aus dem Leibe zu treiben, will auch das Ignoriren nicht helfen, und so wird denn aller Wahrscheinlichkeit nach gesungen und gezwitschert werden bis zum jüngsten Tage. Gottlob, daß ich dies nicht mit erleben darf, ich ginge elendiglich drüber zu Grunde.

Die deutsche Lyrik hat sich neuerdings so gut als ausgelebt in zwei bedeutenden Persönlichkeiten — H. Heine und Fr. Rückert. Der Erstere hat hundert Nachsänger gefunden, den Letztern fand man für die Nachahmung zu unbequem. In der jüngsten Zeit trat A. Grün als Lyriker auf, mit einer Harfe im Arme, deren Saitengetön das Gold an den Thronen schmelzen, die Diamanten an den Monstranzen in Asche zerfallen machte. Wer Geist und Herz hatte, begrüßte ihn mit lautem Jubel; A. Grün ward der Sänger der jungen Zukunft, sein Gott war der Gott der Jugend, sein Genius der Athem der Freiheit. Anastasius Grün ist zur Zeit der einzige wahrhafte Dichter der modernen Gegenwart. Noch steht er ohne Nebenbuhler da; aber ich kenne einen, der ihm bereits die Schleppe abgetreten hat und sich in diesem Augenblicke einen strahlenden Königsmantel daraus stickt. Dieser zukünftige Nebenbuhler Grün's ist aber nicht der Freiherr v. Eichendorff; nein, dieser süße Sänger glücklicher Träumereien hat mit Grün's Worten und Gedanken nichts gemein. Man sollte sogar glauben, er schriebe in einer ganz andern Sprache. In der That, ich bin in Verlegenheit! Diese Gedichte sind so gut als hundert andere, es gibt wol auch einzelne recht erfreuliche darunter; aber Gott mag mir's vergeben, mich hat nicht eins angesprochen, sie kommen mir alle vor wie Klänge aus einer längst vergangenen Zeit. Vielleicht bin ich verwöhnt, ich muß Pfeffer und Schwefel riechen, wenn mein abgestumpftes Gefühl aufgerüttelt werden soll? Möglich! Oder leide ich nur an Geschmacklosigkeit? Kann auch sein; ich will nicht darüber entscheiden. Nur so viel weiß ich, daß mich dieser dicke Band der Eichendorff'schen Gedichte entsetzlich leer gelassen hat. Mir fehlt es an Sympathie für seine Anschauungsweise. Was gibt Hr. v. Eichendorff? „Wanderlieder", „Sängerleben", „Zeitlieder", „Frühling und Liebe", „Todtenopfer", „Geistliche Gedichte", „Romanzen". Unter den letzten findet sich noch das Beste.

In den „Wanderliedern" wird gewandert, ungefähr durchgängig so wie im folgenden:

Der frohe Wandersmann.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Feld und Wald und Strom und Feld.

Die Trägen, die zu Hause liegen,
Erquicket nicht das Morgenroth,
Sie wissen nur vom Kinderwiegen,
Von Sorgen, Last und Noth und Brot.

Die Bächlein von den Bergen springen,
Die Lerchen schwirren hoch vor Lust,
Was sollt' ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Kehl' und frischer Brust?

Den lieben Gott lass' ich nun walten;
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein Sach' aufs best' bestellt!

Nun, dagegen habe ich nichts, aber mit dem „Singen aus frischer Brust" hat's gute Wege. Nein, das ist und wird keine Poesie, das ist bloße Reimerei! Wir gehen weiter ins „Sängerleben". Da finden wir

Dichterglück.

O Welt, bin dein Kind nicht von Hause,
Du hast mir nichts geschenkt,
So hab' ich denn frisch meine Klause
In Morgenroth mir versenkt.

Fortuna, streif' nur die Höhen
Und wende dein Angesicht,
Ich bleibe im Wald bei den Rehen,
Flieg' zu, wir brauchen dich nicht.

Und ob auf Höhn und im Grunde
Kein Streifchen auch meine blieb,
Ich segne dich, schöne Runde,
Ich habe dich dennoch so lieb!

Nicht mehr als billig; dennoch glaube ich, das Glück des Dichters liegt ganz wo anders; auch muß ich nebenbei abermals bemerken, daß ich keine Poesie in diesen Versen entdecken kann, was mir leid thut um Eichendorff's willen, der sein Talent nicht so verschleudern sollte. In den „Zeitliedern" werden Geliebte, Dichter, z. B. Fouqué, und Andere angesungen. Das ist ein unglückseliger Misgriff, da die Zeit des Großartigen wahrhaftig genug darbietet, um die Poesie an diesem zur Riesin aufwachsen zu lassen. Die „Romanzen" enthalten einzelne werthvolle Sachen und sind dem Publicum zu empfehlen, obgleich auch hier keine neuen Bahnen eingeschlagen worden sind. Merkwürdig ist das „Valet" am Ende des Buchs. Es lautet folgendermaßen:

Ade nun, liebe Lieder,
Ade, du schöner Sang!
Nun sing' ich wol nicht wieder
Vielleicht mein Leben lang.

Einst blüht' von Gottes Odem
Die Welt so wunderreich,
Da in den grünen Boden
Senkt' ich als Reiser euch.

Jetzt eure Wipfel schwanken
So kühle über mir,
Ich stehe in Gedanken
Gleichwie im Walde hier.

Da muß ich oft noch lauschen
In meiner Einsamkeit,
Und denk' bei euerm Rauschen
Der schönen Jugendzeit.

Im Fall sich Hr. v. Eichendorff doch wieder zum Singen entschließen sollte, so wäre ihm durch eine Kleinigkeit aufzuhelfen. Er darf nur diese verkleisterte Gemüthlichkeit bei Seite legen, und er kommt zur Poesie. Sie allein hindert ihn daran, mit einem ganzen, vollkräftigen Liebe der Welt ans Herz zu klopfen; sie allein bringt den Dichter der Zeit um Glück und Lorberkranz! 108.

Nachrichten über den gegenwärtigen Zustand der öffentlichen Bibliotheken in Frankreich.

Diese Nachrichten werden von H. Ternaux-Compans mitgetheilt in seiner „Lettre à M. le ministre de l'instruction publique, sur l'état actuel des bibliothèques publiques de Paris", eine Denkschrift, woraus wir ersehen, daß es auch den öffentlichen Büchersammlungen in Paris an Demjenigen fehlt, woran die meisten europäischen Bibliotheken überhaupt Mangel leiden, nämlich an einer wahrhaft entsprechenden Anordnung und systematischen Einrichtung. Wenn man sich überhaupt nur einen doppelten Zweck denken kann, um dessen willen öffentliche Bibliotheken angelegt werden; nämlich einestheils, um die alten historischen und literarischen Denkmäler der Vergessenheit zu entreißen und vor Zerstörung zu bewahren, anderntheils, um dem Publicum ein unvergängliches Mittel der Bildung und eine unversiegbare Quelle der Belehrung darzubieten: so sieht Jedermann ein, daß dieser doppelte Zweck bei sehr vielen öffentlichen Bibliotheken durch das Unangemessene der Einrichtung und Aufbewahrung, wo nicht vereitelt, doch die Erreichung desselben bedeutend erschwert wird. In Paris haben sich gegen die Mängel der dortigen Bibliothekanstalten bereits sehr viele und unter ihnen auch wahrhaft competente Stimmen erhoben. In einigen dieser Bibliotheken werden die nicht unbeträchtlichen Fonds auf ganz unnöthige Dinge und Einrichtungen verwendet, während man die Hauptsache, den Ankauf neuer Bücher zu Nutz und Frommen des gebildeten Publicums gänzlich hintansetzt. In andern herrscht die abscheulichste Unordnung in der Aufbewahrung der literarischen Schätze, die so tief vergraben und verschüttet liegen, daß sie für die Gegenwart wenigstens als ganz verloren zu betrachten sind, um so mehr, da es an dem einzigen Zauberstabe fehlt, um die verschütteten zu heben, nämlich an einem guten Katalog. Vor allen übrigen zeichnet sich nach dem Bericht des Verfassers durch üble Verwaltung die Mazarin'sche Bibliothek aus, während im Gegentheil ihre Nachbarin, die Bibliothek des Instituts, sich unter allen pariser Bibliotheken der angemessensten Verwaltung erfreut. Aus diesem Grunde macht der Verfasser den Vorschlag, diese beiden Büchersammlungen zu vereinigen und die so vereinigte dem Vorstand der letztgenannten Bibliothek zur Verwaltung zu übergeben. Die Bibliothek des Arsenals besitzt zwar vortreffliche Bücherschätze und eine Lage, die sich durch ihre Abgeschiedenheit ganz vorzüglich zum Studiren eignet; allein sie liegt zu weit ab von dem eigentlichen Centrum der Hauptstadt, eben darum wird sie weniger benutzt, als sie es verdient, und es wäre gewiß gut, auch sie mit einer andern mehr besuchten Bibliothek zu vereinigen. Als das vorzüglichste Mittel, die sämmtlichen pariser Bibliotheken ungemein werthvoller und nutzbarer zu machen, schlägt der Verfasser natürlicherweise den Austausch der Bücher vor; eine Maßregel, die natürlich dann erst eintreten kann, wenn eine vollständige Registrande und Katalogisirung in den verschiedenen Bibliotheken stattgefunden hat. Dies Letztere würde aber um so nothwendiger sein, da es zugleich das einzige Mittel darbietet, um die Bibliotheken vor den sie fort und fort betreffenden Verlusten, Verstümmelungen und Beraubungen sicher zu stellen, und um den häufigen Vergehungen dieser Art auf die Spur zu kommen, die von Gelehrten und Bibliomanen häufiger, als man glaubt, verübt werden; von Männern, welche rechtschaffen und anständig genug sind, um ihren Nebenmenschen nicht in der kleinsten Kleinigkeit zu beeinträchtigen, aber dennoch sich kein Gewissen daraus machen, sich ein Buch, ein Pergament oder ein anderes werthvolles Stück, durch dessen Entziehung öfters ganze kostbare Werke verstümmelt werden, aus den öffentlichen Bibliotheken zuzueignen. Diese competenten und öfters sehr verdienstvollen Besucher der Bibliotheken sind dennoch ihre gefährlichsten Feinde, mehr als Wurm und Moder; ein einziger von ihnen reicht oft hin, um die prachtvollsten Sammlungen defect zu machen und den reichhaltigsten Anstalten ihren Werth zu verkümmern.

Die königliche Bibliothek ist die letzte, über die sich der Verfasser, wiewol mit großer Ausführlichkeit, äußert. Diese ist die wichtigste von allen, sowol wegen der ungemeinen Menge der darin befaßten Bücher als auch wegen der Anzahl der Manuscripte und ihrer bedeutenden Kupferstich- und Kartensammlungen. Keine einzige Bibliothek in ganz Europa bietet in jeder Hinsicht so ausgezeichnete Hülfsmittel dar als diese; aber eben deswegen bedarf sie auch mehr als alle übrigen einer schnellen und durchgreifenden Reformirung. Unstreitig müßte unter Anderm die Zahl der Conservatoren vermehrt werden und es wäre sicherlich nicht unpassend, diesem Conservatorium noch überdies einen verantwortlichen Dirigenten vorzusetzen, die Vollendung des Katalogs dieser Bibliothek müßte auf alle mögliche Weise beschleunigt werden, weil die Zahl der Bücher durch die neuangeschafften Werke sich von Tage zu Tage mehrt. Ein gedruckter Katalog der königlichen Bibliothek von Paris wäre, durch einsichtsvolle Männer zur Vollendung geführt, ein schönes Denkmal für den literarischen Ruhm der Franzosen, und man würde, wenn man zu dessen Veröffentlichung die nöthige Summe anwiese, nur dem guten Beispiel folgen, das andere deutsche Bibliotheken gegeben haben, z. B. die Bibliothek zu Wien und mehre andere, das britische Museum, die Bibliothek von Genua und in Frankreich selbst die Büchersammlungen von Lyon, Bordeaux und Rouen.

Ein anderer, ebenfalls sehr erheblicher Verbesserungsvorschlag des Verfassers lautet dahin, die geographischen Karten von den Kupferstichen abzusondern, mit denen sie unbegreiflicherweise noch bis jetzt verbunden sind. Diese Veränderung ist um so nothwendiger, da die geographische Sammlung der königlichen Bibliothek das einzige öffentliche Depot dieser Art in ganz Frankreich bildet. Dieses wäre nicht allein zu einem selbständigen Museum zu erheben, sondern auch auf alle mögliche Weise zu vervollständigen, besonders da hierin mehre derartige Anstalten in Deutschland, z. B. in Göttingen, Weimar, Berlin und Wien, sowie die geographischen Sammlungen in Petersburg und Brüssel einen bedeutenden Vorsprung gewonnen haben.

80.

Notizen.

Der bekannte Fletcher, Lord Byron's treuer, unabwendlicher Diener, in dessen Armen er auch in Missolunghi gestorben ist, lebt gegenwärtig in London in der größten Dürftigkeit. Man sagt, Lord Byron habe in seinen letzten Augenblicken für den alten bewährten Diener und Begleiter sorgen wollen, allein die allzu große Hinfälligkeit habe ihn nicht dazu kommen lassen. Dies lautet etwas seltsam; warum bedachte denn der Lord nicht das Wohl des alten Mannes, als er noch bei Gesundheit war. Auf jeden Fall haben die „Times" Recht, wenn sie die Tochter Byron's, die jetzige Lady King, indirect auffodern, sich durch schleunige Unterstützung des alten Fletcher eine große Schande zu ersparen. Lady King sollte dieser Auffoderung nicht erst bedürfen; sie sollte wissen, wo und wie der wackre Alte lebt, der ihrem berühmten Vater die Augen schloß.

Eine der neuesten Caricaturen des unerschöpflichen H. B., dem freilich die Zeit der Parlamentswahlen immer hinlänglichen Stoff darbietet, stellt Lord John Russell vor als kleinen Jungen, wie er gewissen Vögeln Salz auf den Schwanz streut. Die Gesichtszüge dieser Vögel sind so täuschend ähnlich, daß der heitere John Bull seine Leute unmöglich verkennen kann.

Die wahrscheinlich älteste Kirche der ganzen Christenheit befindet sich in den sogenannten kartalinischen Gebirgen, einem Nebenzweige des Kaukasus. Hier erhebt sich das Kloster Manglis, dessen Kirche laut authentischen Nachrichten von Konstantin dem Großen 324 erbaut wurde.

11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 263. — 20. September 1837.

Untersuchungen über die Mechanik des Gehens.

In dem höchst zweckmäßig gebildeten Körper des Menschen und der Thiere finden sich mechanische Einrichtungen, welche zum großen Nutzen für Künste und Gewerbe nachgeahmt werden können. Die Einrichtung des menschlichen Auges führte z. B. Euler und Dollond zu einer der wichtigsten Entdeckungen in der praktischen Optik, nämlich zu der der achromatischen Fernröhre, welche so vollkommen sind, daß man seitdem wenig Gebrauch mehr von den Spiegelteleskopen gemacht hat, und diese Entdeckung hat wieder die Verbesserung der Mikroskope nach sich gezogen. Es ist vorauszusehen, daß auch die Mechanik der menschlichen und thierischen Bewegungsorgane, wenn man sie nur erst recht genau kennt, zu wichtigen Entdeckungen in dem Baue von Locomotiven führen werde, sodaß sie durch Berg und Thal nicht mehr in ihrer Bewegung gehindert werden; denn grade durch die vortrefflichen Einrichtungen zur Fortbewegung beim Gehen, Fliegen und Schwimmen zeichnen sich die Thiere vor allen Maschinen sehr aus. Bis auf die neuere Zeit gab es gar keine Maschinen, welche sich durch ihre eigne Kraft fortbewegt hätten. Man bediente sich vielmehr, um auf dem festen Lande Wagen und andere Maschinen fortzubewegen, der Menschen und der Thiere, auf dem Wasser aber außerdem noch des Windes. Seit Kurzem besitzt man nun zwar Dampfschiffe und Dampfwagen; aber die Dampfwagen können sich nur auf einer harten, ebenen und nahe horizontalen Unterlage bewegen, während der Mensch und die Thiere ihre Bewegungsorgane den verschiedensten Umständen anpassen und über Bergabhänge, durch Sandwüsten und Moräste fortschreiten können. Man kannte aber den Mechanismus des Gehens bis jetzt so wenig, daß es unter den vielen Versuchen, gehende Automaten zu bilden, nicht einen einzigen gibt, bei welchem man das Gehen künstlich hervorgebracht hätte; denn alle gehenden Automaten bewegen ihre Glieder nur zum Schein und werden also wirklich nicht durch diese, sondern durch andere verborgene Hülfsmittel fortbewegt.

Die Brüder Wilhelm und Eduard Weber sind aber durch eine Reihe anatomischer Untersuchungen über die Einrichtung der zum Gehen dienenden Organe und durch eine Reihe physikalischer Experimente über das Gehen selbst dahin gelangt, nachweisen zu können, daß das Gehen und Laufen eine so mechanische und durch Berechnung vorauszubestimmende Bewegung ist, daß es nicht fortwährend der Nachhülfe eines zweckmäßig wirksamen Willens bedarf, um die zum Gehen dienenden Werkzeuge in der nöthigen Ordnung nacheinander in Bewegung zu setzen, sondern daß schon, wie es auch bei dem Lenken eines Schiffes und Wagens der Fall ist, eine allgemeine Aufsicht dazu ausreicht.*) Hiermit ist die Möglichkeit gegeben, gehende Maschinen mit Wagen in Verbindung zu bringen, welche dieselben auf eine ähnliche Weise, aber mit weit größerer Kraft durch Stemmung gegen den Erdboden fortschieben als Menschen, welche einen Wagen von seiner hintern Seite aus fortstoßen. Während unsere jetzigen Dampfwagen schon auf mäßig ansteigenden Wegen nicht brauchbar sind, könnten sie durch eine Verbindung mit einer, durch Stemmung gegen den Boden sie fortschiebenden Maschine brauchbar gemacht werden, um über ziemlich steile Anhöhen hinwegzufahren, z. B. wenn am hintern Theile des Dampfwagens zwei nach unten und hinten gerichtete knieförmig gestaltete Stangen angebracht wären, die durch Dampfkraft auf eine ähnliche Weise als das Bein in ihrem Kniegelenke gestreckt und daher mit großer Kraft verlängert und gegen den Boden gestemmt werden könnten. Die Brüder Weber halten es sogar nicht für unmöglich, daß in Zukunft auf vier, sechs und mehren Beinen gehende Maschinen aufgestellt werden können, welche sich auch in unwegsamen Gegenden, wo sich der Mensch auf die Dienste der Kameele und anderer Thiere beschränken muß, gehend oder laufend fortbewegen.

Gegen die Annahme der neuern Physiologen, des Barthez und seiner Nachfolger haben die Verfasser bewiesen, daß die Ursache, welche uns beim Gehen und Laufen vorwärts bewegt, darin liegt, daß das nach hinten gerichtete Bein durch Ausstreckung seiner Gelenke sich verlängert, gegen den Erdboden stemmt und, weil das untere Ende des-

*) Die interessante Schrift, worin die Brüder Weber ihre Forschungen niedergelegt haben, deren wissenschaftliche Würdigung wir andern Blättern überlassen müssen, führt den Titel:
Mechanik der menschlichen Gehwerkzeuge. Eine anatomisch-physiologische Untersuchung von den Brüdern Wilhelm Weber, Professor in Göttingen, und Eduard Weber, Prosector in Leipzig. Mit 17 Tafeln. Göttingen, Dieterich. 1836. Gr. 8. 3 Thlr.

selben in den Erdboden einzubringen und zugleich nach hinten auszugleiten gehindert ist, mit dem obern Ende den Körper fortschiebt oder sogar hebt. Das Mittel ist also ein ganz ähnliches wie das, welches der Schiffer gebraucht, um seinen Kahn auf dem Wasser fortzuschieben, wenn er seine Stange schief gegen den Grund stemmt. Der Körper und die Stange bilden zusammen ein knieförmig gebogenes Stemmwerkzeug, das sich verlängert, wenn der Schiffer z. B. die gebogenen Arme ausstreckt. Weil aber die Stange nicht weit in den Grund eindringen kann, äußert das sich verlängernde Stemmwerkzeug an seinem andern Ende eine bewegende Wirkung gegen den Kahn, indem die Beine des Schiffers den Kahn vorwärts schieben. Die unter den Physiologen allgemein verbreitete Meinung war jetzt, der gehende Mensch bewege sich dadurch vorwärts, daß er nach vorn zu fallen beginne, aber zur rechten Zeit eines der Beine vorn untersetze, um das vollkommene Fallen zu verhindern, und daß sich dieser Vorgang immer von Neuem wiederhole. Aber die Verfasser haben gezeigt, daß ein solcher Vorgang keineswegs die Fortbewegung des Körpers zur Folge haben könne. Ein auf die erwähnte Weise fortgeschobener Kahn wird durch die sich verlängernde Stütze nur fortgeschoben, nicht getragen, denn das Wasser trägt ihn ganz allein; der gehende Mensch aber wird von seinen Stützen, den Beinen, nicht nur fortgeschoben, sondern zugleich auch getragen. Der Körper verhält sich hierbei wie ein Stab, den man auf der Hand balancirt und zugleich forttragen will. Man muß ihn um so mehr nach vorn geneigt stellen, je schneller man ihn forttragen will, und ebenso gibt man dem Körper eine um so mehr nach vorn geneigte Stellung, je schneller man fortgehen will. In der That wird auch der Körper auf den obern Enden der Beine auf ihren glatten und kugelförmigen Köpfen balancirt; denn die Verbindung der Beine mit dem Körper ist äußerst beweglich, und wir vermeiden es, um nicht allzu schnell zu ermüden, ihn durch die Kraft unserer Muskeln in einer bestimmten Lage zu erhalten, da wir dasselbe durch das Balanciren erreichen können.

(Der Beschluß folgt.)

Ausländische Reiseliteratur, den Orient betreffend.

Menschen- und Völkergeschichte, wo Religion, Sittigung, Wissenschaft und Kunst als Hauptgegenstände hervortreten, findet, betreffend das Alterthum, Stoff und Licht, reich und mannichfach, besonders in den Landen gegen Morgen. Dafür liefern abermals einige der neuesten Reisen dorthin angenehme und hiermit denn auch willkommene Beweise. Wir nennen hier zuerst: „Correspondance d'Orient. 1830 et 1831, par Mr. *Michaud*, de Académie française, et Mr. *Poujoulat*" (5 Bände, Paris 1833 — 34). Michaud, der berühmte Verf. einer „Geschichte der Kreuzzüge", gibt hier in einer Reihe von Briefen — denen auch Briefe seines Begleiters und Schülers Poujoulat hinzugefügt sind — an Freunde Bericht von seinen morgenländischen Reisen, die er, um den Schauplatz der Kreuzzüge mit eignen Augen zu untersuchen, in den Jahren 1830 und 1831 unternommen hat. Der erste Theil führt uns bis in die Ebene von Troja, der zweite nach Konstantinopel, der dritte nach Jerusalem, der vierte und fünfte nach Palästina, Syrien und Ägypten. Das Mittelalter ist, dem besondern Zwecke Michaud's gemäß, der Hauptgegenstand. Die Helden, die Kriegs- und die heiligen Plätze jener Zeit liefern den Stoff für diese Briefe. Doch fehlt es auch nicht an lebendigen Naturschilderungen und an lehrreichen Beobachtungen und Betrachtungen wichtiger Gegenstände des heutigen Tages. Als M. auf der Fahrt nach Sicilien sich Stromboli näherte, schreibt er: „Die Nacht sank hernieder, als wir den brennenden Gipfel von Stromboli zu Gesicht bekamen, den Vulkan mit der Flammenkrone. Anfangs erschien uns nur ein leuchtender Punkt, dann ward derselbe zu einem Gebirge, das in Flammen loderte, zuletzt schien der ganze Horizont von der Glut ergriffen. Ein Waldbrand auf den Gipfeln der Alpen gäbe nur ein schwaches Bild von Dem, was wir erblickten. Eine Windstille hielt uns in der Nähe des brennenden Gebirges die ganze Nacht hindurch fest, und nie hörte es auf zu murmeln, zu brüllen und Schwefel, Harz und glühende Steine in die Lüfte zu schleudern; dabei lag das Meer bewegungslos da, die Sterne funkelten still über unsern Häuptern, die ganze Natur schlummerte in Ruhe, nur Stromboli tobte." Auf Sicilien angekommen, gibt M. uns einen Auszug aus alten Chroniken, *Richard Löwenherz* betreffend. Tancred, der damalige Usurpator *Siciliens*, mußte die Abfahrt des eingedrungenen königlichen Kreuzfahrers theuer erkaufen. Der Preis war: eine goldene Tafel, 12 Fuß lang, ein seidenes Zelt für 200 Mann, 80 silberne Becher und dergleichen Schüsseln, 200 ausgerüstete Schiffe, mit Vorrath für zwei Jahre u. s. w. Man sieht, Sicilien war damals reicher als heutzutage.

Auf der Weiterreise landet Michaud zu Navarin, an der griechischen Westküste. Der alte Nestor und sein Pylos interessiren ihn wenig, wol aber der Kreuzfahrer Nikolaus von St.-Omer, der die Feste von Navarin erbaute. Griechenland erscheint unserm Reisenden, kurz vor König *Otto's Ankunft*, in einem sehr ungünstigen Lichte. Die Bewohner, anstatt der Ackerbauer, meistens Handelsleute, die den Sold der fremden Krieger in ihre Taschen zu locken suchen; die friedlichen Landleute von Klephten und Seeräubern bedrängt; Nauplia, die damalige Hauptstadt, erfüllt mit anmaßlichen Helden des Freiheitskrieges und stolzirenden, einander beneidenden ehemaligen Häuptlingen, und mit Kindern des *Unglücks*, ohne Ohren, Nasen und Hände, jene auf Belohnungen und Ehrenstellen pochend, diese nach Brot jammernd. In Athen sind es die kreuzfahrenden Catalanen und die ehemaligen Herzöge von Athen, die unsern Reisenden vorzugsweise beschäftigen. Nur die Ebene von Troja versetzt ihn in die Zeiten des Achilleus, Hektor und Homer zurück. „Wandelnd über die Ebene von Troja, den Homer in der Hand, habe ich zu einer *Zeit ein zwiefaches* Vergnügen genossen. Der Anblick der *Gegend hat mir ein* lebhafteres Gefühl der Schönheiten des Dichters erweckt, und die Landschaft, durch die Farben des Gedichts angeblickt, hat mir ein immer neues Schauspiel dargeboten. Ich betrachte nun den Barden des Achilleus als einen herrlichen Wirth, der mich in Ilion aufgenommen und mir alle Wunder der Umgegend gezeigt hat. Die Werke der Gelehrten, welche die wahre Existenz des Dichterfürsten in Zweifel gestellt und aus der Iliade den Schluß gezogen haben, es sei ein Homer nie dagewesen, habe ich nicht gelesen. Sie sind Atheisten zu vergleichen, die aus dem Weltall den Schluß ziehen, Gott sei nicht vorhanden. Jene Gelehrten meinen, der Zorn des Achilleus und der Kampf um Troja habe mehre Dichter begeistert und aus ihren vereinten Gesängen sei dann jenes unsterbliche Meisterwerk zusammengesetzt worden. Aber die Einheit in jenem Epos und die alle Theile desselben verbindende Ordnung ließen mir gleich anfangs jene Behauptung als ein kühnes Paradoxon erscheinen, das überdem in der Autorität der Alten keine Stütze findet. Seitdem ich nun aber, dem Ida gegenüber, an den Ufern des Simois und Xanthus, unter dem lieblichen Himmel von Troja die Iliade von Neuem gelesen habe, ist mir die so neue, als kühne Ansicht der Skeptiker noch unendlich seltsamer vorgekommen

men. Wenn wir in jeder Rhapsodie der Iliade die eigenthümlichen Züge jener Landschaft so getreu dargestellt finden, so fühlen wir uns überzeugt, der Dichter müsse nothwendig diese Plätze gesehen haben, um so hohe Poesie mit so sprechender Wahrheit und Genauigkeit zu vereinigen. Wäre dieses Kunstwerk epischer Poesie das Werk mehrer, verschiedener Verfasser, so müßten wir annehmen, daß sie Alle den Schauplatz der Begebenheiten besucht, und daß sie Alle dieselben Gegenstände aus demselben Augenpunkte, auf dieselbe Weise gesehen hätten: denn in jedem Theile des Gedichtes findet sich dieselbe Localfärbung, derselbe Himmel, dieselbe Natur, derselbe Anblick der Gegend. Eine so vollkommene Zusammenstimmung unter mehren, verschiedenen Dichtern würde einem Wunder gleich sein. Es fehlt mir in diesem Augenblicke an Büchern, um die Frage gründlich abzuhandeln; sobald ich aber nach Frankreich zurückgekommen sein werde, will ich ernstlich mich damit beschäftigen. Wie würde ich mich freuen, wenn ich dem Homer für alles Vergnügen, das er mir geschenkt hat, zum Dank zurückgeben könnte — seinen Namen, seine Existenz; und wenn ich meine Stimme könnte hören lassen zu Gunsten dieses göttlichen Dichters, den sie seines Ruhmes berauben wollen."

In Konstantinopel macht M. die Bemerkung, daß die bisherigen Reisenden uns die vornehmsten Moscheen wol nach deren Bau und dergleichen geschildert, nicht aber über die anderweitigen Einrichtungen derselben uns belehrt haben. „Es sind diese Moscheen nicht blos Bethäuser, sondern sie sind außerdem zu wichtigen Zwecken bestimmt. Mit jeder der vornehmsten Moscheen ist ein Collegium und dessen Bibliothek verbunden; denn der Koran sagt: „Der Krieg gegen die Unwissenheit ist der große, heilige Krieg."" Auch ein Hospital für Kranke und eine Speiseanstalt für Arme befinden sich bei den meisten dieser Moscheen; denn der Tempel der Gottheit soll ein Zufluchtsort für die Bedrängten sein, und das Haus der Armen soll einen Theil des Gotteshauses ausmachen, meinen die Mohammedaner (was die finanziellen Behörden in der Christenheit nicht immer meinen). Auch die Grabstätten der Sultane, welche die Moscheen erbaut und ausgestattet haben, findet man daneben. Daher der große Umfang der vornehmsten Moscheen und der zu denselben gehörigen Gebäude. Besonders lehrreich ist ein Brief des dritten Bandes, worin M. von einer Unterredung mit einem helldenkenden, wohlunterrichteten türkischen Philosophen, der das Französische fließend sprach, Nachricht gibt. Dieser Mann erklärte den Koran, sowie derselbe jetzt von den Türken verstanden und begriffen würde, für das größtmöglichste Hinderniß der Civilisation seiner Landsleute. „Es ist", sagte er, „mit dem Gesetze Gottes wie mit dem Thau des Himmels. Wenn dieser Thau, diese Wohlthat des Schöpfers, sich mit dem Gewässer einer reinen Quelle vereint oder einen Bach verstärkt, so verbreitet er Frische, Leben und Fruchtbarkeit; wenn er aber auf einen Sumpf niederfällt, so wirkt er daselbst Fäulniß, verbreitet Unfruchtbarkeit umher und erweitert dann nur die Grenzen der Wüste. (Ein Gleichniß, das nicht blos auf den Koran paßt.) Daß der Koran so übel erklärt worden ist, rührt vornehmlich daher, daß wir Türken an die Grenze des mohammedanischen Gebiets versetzt und hierdurch mit den Christen in so lange und unversöhnliche Kriege verwickelt worden sind. Dadurch sind diejenigen Maximen des Korans, welche Haß gegen die Ungläubigen einprägen, mit allen übrigen Gefühlen verschmolzen, und dadurch ist Widerwille gegen alles Christliche ein Grundzug im Charakter der Türken geworden. Um das Sinken meiner Landsleute noch zu beschleunigen, kommt hinzu, daß sie dieses Sinkens sich nicht bewußt werden, sondern sich noch immer für dasselbe Volk halten, welches sie unter den Bajazet und Soliman einst gewesen. Die Ulemas sind keineswegs gegen Verbesserungen gestimmt, fürchten sich aber vor dem großen Haufen, der sie, wenn auch der Sultan es nicht wage, sich an ihnen zu vergreifen, bei einem Aufstande ermorden werde. Der große Haufe ist mit Blinden zu vergleichen, die einen Sehenden, wenn er unter ihnen erschiene und von der Sonne und den Sternen am Himmel erzählte, anfangs für einen Wahnsinnigen, dann für einen Gotteslästerer und endlich für einen Zerstörer der bürgerlichen Ordnung und einen frevelhaften Neuerer erklären und zum augenblicklichen Tode verdammen würden." So weit der türkische Philosoph.

In Kleinasien suchte M. die Marschstraßen Friedrich Barbarossa's und Ludwig VII. auf. Palästina mit seinen Gebirgen, Ebenen und Städten erweckt ihm, dem mit den Thaten und Schicksalen der Kreuzfahrer Vertrauten, besonders in dieser Hinsicht ein starkes Interesse. Jerusalem betreffend wird über den Brand der Kirche des heiligen Grabes (1807) Folgendes erzählt: „Die armenischen Christen waren bis 1807 nur Fremde in diesem Tempel gewesen. Sie besaßen nur eine kleine Kapelle in einer der Galerien des Schiffs, deren Nacktheit mit dem Reichthum der armenischen Nation durchaus contrastirte. Die Kapelle war drauf und dran, in Trümmern zu zerfallen, und die Armenier hatten mehre Male vergebens nachgesucht, sie herstellen und verschönern zu dürfen. Da alle diese Bemühungen erfolglos geblieben waren, beschlossen sie, Feuer an die Kapelle zu legen und sie zu vernichten, in Hoffnung, daß man ihnen sodann doch einen Neubau würde verstatten müssen. Des Feuers meinten sie bald genug Meister zu werden, daß es nicht weiter greifen sollte. Aber hierin irrten sie sich. Die Flamme ergriff die Galerien und schlug bis zum Gewölbe aus Cedernholz hinauf. Die korinthischen Säulen des Schiffs und das Gewölbe stürzten nieder und zertrümmerten nicht nur das heilige Grab, sondern auch die Gräber Gottfried's von Bouillon und Balduin's. Augenzeugen haben versichert, die Gräber der beiden Könige seien vom Feuer zwar verschont geblieben, aber von den Griechen selbst während der Verwirrung bei der Feuersbrunst in aller Geschwindigkeit zerstört worden; denn diese beiden Königsgräber waren das Palladium der lateinischen Mönche und die Glorie der lateinischen Klöster des heiligen Landes. Deshalb wünschten die griechischen Mönche, die Feinde der lateinischen, jener Denkmäler der lateinischen Helden bei dieser Gelegenheit los zu werden. Auch sieht man jetzt an dieser Stätte nur zwei Steinbänke, mit einer Matte bedeckt, und die Asche der beiden Helden, vermischt mit der Asche und dem Schutte der Brandstätte, ist ein Spiel der Winde geworden und von dem Boden Palästinas verschwunden. Aus dem Tempel verbannt, leben die beiden hohen Geister nur noch in der Geschichte, wo sie ihre letzte Zuflucht und ihr bleibendes Denkmal gefunden haben. Vom neuen Tempel ist nicht viel zu rühmen. Das moderne Gebäude gleicht einem Schauspielhause."

Nur von den Orientalen (Griechen, Armeniern, Abyssiniern, Syriern, Kopten) wird noch eifrig zur heiligen Woche nach Jerusalem gepilgert. Manche Fromme arbeiten und sparen 10 und 20 Jahre, um diese Wallfahrt machen zu können, ja, wenden Alles, was sie ihr ganzes Leben lang haben erübrigen können, daran. Im J. 1831 belief sich die Zahl der armenischen Pilger auf 5000, der griechischen auf 2500, der Katholiken nur auf 60. Dieses ganze Heer, Männer, Frauen, Kinder (denn ganze Familien ziehen dorthin) bringen die Nacht vom Gründonnerstag zum Charfreitag in dem Tempel zu, der verschlossen und dessen Thor von einer mohammedanischen Wache besetzt wird. Da sieht man dann die Pilger auf Bänken und Kissen und auf den Stufen der Altäre, oder auf Matten und Teppichen auf dem Fußboden im tiefsten Schlummer ruhen, und in der Kapelle der heiligen Magdalena die Frauen, in lange, weiße Schleier gehüllt, die Kinder an dem Busen der Mütter. Nur der schwache Schimmer einiger Lampen hier und da durchzittert das schauerliche Dunkel.

Auch nach dem todten Meere machte M.'s Gefährte Poujoulat einen Ausflug. „Je nachdem die Reisenden", schreibt er, „diesen See zu verschiedenen Zeiten, auch nur zu verschiedenen Jahreszeiten und an verschiedenen Stellen besucht haben und noch besuchen, sind die Erfahrungen, welche sie machen, sehr verschieden. Daher die widersprechenden Schilderungen. Ein

Boden, der bald heftigern, bald schwächern Wirkung des unterirdischen Feuers unterworfen, muß zu verschiedenen Zeiten verschiedene Erscheinungen darbieten, wie das bei jedem Vulkan der Fall ist. So sahen Manche alle Vögel den See fliehen und böse Dünste aus demselben aufsteigen; Andere hinwiederum fanden zu anderer Zeit die Luft rein und durchsichtig. Adler und anderes Geflügel zog darüber hin. Ebenso verhält es sich mit den andern Erscheinungen." Zu Gaza erzählte man dem Reisenden folgende Anekdote von Napoleon. Als derselbe hier durchmarschirte, ward dem Scheikh eines Dorfes eine Lieferung von 100 Stück Hornvieh anbefohlen. Der Scheikh gehorchte. Schon war das Messer einigen dieser Thiere an die Kehle gesetzt, als der Araber, über das Schicksal seiner lieben Heerde in Thränen ausbrechend, rief: „Ach, Sultan! siehe, was deine Soldaten thun wollen!" Gerührt gab Napoleon dem Scheikh seine Heerde zurück und begnügte sich mit der Verpflegung, welche die Araber auf andere Weise geben konnten. „Seltsames Zusammentreffen!" ruft Poujoulat aus; „ich herberge hier im alten Lande der Philister und mein Wirth ist der Sohn des Wirthes Napoleon's!"

Da die Reisenden sich gehindert sahen, Galiläa und Samaria zu besuchen, rücken sie einen lesenswerthen Brief Gillot's de Kerhardène über jene Landschaften in ihre Briefsammlung ein. Besonders anziehend ist die Schilderung der Schlacht und des Schlachtfeldes von Tiberias oder Hittim, wo die Niederlage der Christen durch Saladin den Umsturz des Königreichs Jerusalem nach sich zog. Da sowol dem französischen als unserm deutschen Geschichtschreiber der Kreuzzüge die besondern Umstände dieses Ereignisses entgangen zu sein scheinen, wollen wir obigen Bericht hier zum Beschluß noch folgen lassen. „Saladin hatte Tiberias eingenommen; nur die Citadelle, worin sich die Gräfin von Tripolis eingeschlossen, hielt sich noch in Hoffnung auf Entsatz. Diesen Entsatz wollte das Christenheer bringen. Es war frühmorgens von der Quelle Sepphoris aufgebrochen und erschien plötzlich in der Ebene zwischen Tubi und Hittim. Guy von Lusignan, mit der Stellung Saladin's am See bekannt, wollte keine Schlacht liefern, sondern bei Hittim wegen der dortigen Quellen ein Lager beziehen. Wäre den Christen dieser Plan geglückt, so würde Saladin in eine bedenkliche Lage gerathen sein. Deshalb brach er bei Annäherung des Königs von Jerusalem schnell sein Lager bei Tiberias ab, um, den Christen zuvorkommend, die Stellung von Hittim und die dortigen Höhen oder Hörner für sich zu gewinnen. Meister der Höhen und Quellen, erwartete er nun die Christen, die eine Wüste ohne Wasser durchziehen und dann in der dürren Ebene Halt machen mußten. Beide Heere standen die Nacht vom Freitag zum Sonnabend einander in Schlachtordnung gegenüber. Als die Sonne aufging, war Saladin schlagfertig. Das Kreuzheer, von Wassermangel gepeinigt, rüstete sich gleichfalls. „Morgen", hörte man unter ihm sprechen, „müssen wir durch unser Schwert Wasser finden." Und so machten sie denn am 14. Juli 1187 einen wüthenden Angriff auf die Muselmänner. Da die Schlacht auf dem Gebiete des Grafen von Tripolis geliefert wurde, setzte dieser nach damaligem Brauch zuerst an. Eine schreckliche Metzelei erfolgte. Saladin war überall. Da der Graf vom linken Flügel des Feindes zurückgeschlagen war und sich einen Rückzug durch das Thal von Hittim eröffnet hatte, blieb nun Guy von Lusignan mit dem Mitteltreffen blosgestellt. Dazu kam, daß vor Anfang der Schlacht die Sarazenen die Kornfelder umher in Brand gesteckt hatten, Wolken von Dampf und Ströme von Flammen sich gegen die christliche Reiterei heranwälzten, und nun der König nicht nur von den Feinden, sondern auch von den Flammen sich umzingelt sah. Das Blut floß in Strömen und vermischte sich mit der Quelle der fünf Brote, die gleichfalls von Saladin besetzt war. Einer Schar nur gelang es, den Berg der Seligkeiten zu erstürmen; und hier (wo einst der Heiland vom Berge geredet) sammelten sich nun um den König die Ritter des Tempels und Hospitals und die ausgezeichnetsten Krieger. Die Schlacht wüthete fort. Der Bischof von St.-Jean d'Acre hub das wahre Kreuz Christi empor als eine Standarte; aber es fiel in die Hände der Sarazenen und der Bischof ward erschlagen. König Lusignan hatte zuletzt nicht mehr als 150 Ritter um sich. Dreimal wiederholten die Sarazenen den Sturm. Nach einigen Augenblicken Erholung setzten sie von Neuem an mit verdoppelter Wuth. Der König ward gefangen und entwaffnet. Nichts blieb übrig als Erschlagene und Gefangene. Ein Heer von 22,000 Christen war von einem Heere von 80,000 Sarazenen vernichtet worden."

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Teufelsmemoiren.

In Deutschland ist der Satan bereits eine verbrauchte Roman- und Novellenfigur. Vor zehn Jahren war damit noch Aufsehen zu machen, doch jetzt walten und gähren in der Poesie andere Mächte, die sich erst im Laufe dieser *unterirdisch*-bewegten Jahre zu wahren Persönlichkeiten gestalten müssen. In Frankreich ist dies zur Zeit noch anders. Hr. Fr. Soulié hat es dort mit dem Satan und seinen Memoiren noch einmal versucht. Der Faust des Hrn. Soulié unterscheidet sich aber nicht sehr von dem Kasperle der deutschen Puppentheater. Er heißt Baron Luigi und führt ein goldenes Glöckchen bei sich, auf dessen Klang der Teufel erscheinen und ihm zu Dienste sein muß. Er zeigt sich jedoch als ein recht armer Teufel, weil er eben nichts Sonderliches zu verrichten hat, außer etwa in die Boudoirs der schönen Damen von des Barons Bekanntschaft zu blicken und diesem ihre Geheimnisse zu *verrathen*. Da nun der in diesen Memoiren spukende Teufel selbst *nicht viel los* hat, so bringt es sein Protegé, der Baron, eben auch zu nichts Außerordentlichem, und das Ende vom Liede ist das gewöhnliche Resultat der französischen Romane: Mord und Todschlag, etwas Blutschande und dergleichen.

In Kopenhagen ist gegenwärtig von einem Verein dortiger Gelehrten ein neues „Journal für die speculative Idee" gegründet worden, dessen nächster Zweck die Bekämpfung des Hegel'schen Systems sein soll. Dieser Umstand möge unter Andern unsern Stabilitätsphilosophen, Stubengelehrten und veralteten Nachzüglern aus den Zeiten des Kantianismus zum Nachweis dienen, wie sehr die Philosophie Hegel's nach allen Seiten hin übergreift. Wir möchten wol einmal eine Nummer der angezeigten Zeitschrift zu Gesicht bekommen. *11.*

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 264. —— 21. September 1837.

Untersuchungen über die Mechanik des Gehens.
(Beschluß aus Nr. 263.)

Die Beine lösen in dieser Verrichtung, den Körper zu tragen und zugleich fortzuschieben, einander ab. Während das eine Bein den Körper trägt, hängt das andere an ihm und wird von ihm mit fortgetragen. Dieses hängende Bein nun wird nicht durch die Gewalt der Muskeln nach vorn bewegt, um daselbst zur Unterstützung des Körpers untergesetzt zu werden, sondern — und dies ist ein wesentlicher Umstand in der Mechanik des Gehens — es bewegt sich durch seine eigne Schwere vorwärts, wie ein an einem Faden aufgehangenes Gewicht, das man nach hinten erhoben hat, sich durch seine eigne Schwere nach den Gesetzen des Pendels vorwärts zu bewegen strebt. Wo eine physikalische Kraft hinreicht, in unserm Körper eine zweckmäßige Bewegung hervorzubringen, da wird diese Bewegung niemals durch solche Kräfte ausgeführt, welche nur den lebenden Körpern zukommen. Während sich das hinten aufgehobene Bein durch seine eigne Schwere wie ein Pendel nach vorn bewegt, können die Muskeln, die es vorher bewegten, ausruhen. Hierin liegt es zum Theil, daß man das Gehen 12 Stunden und länger fortsetzen kann, ohne ganz zu ermüden, während es völlig unmöglich wäre, ebenso lange auf einem Flecke zu stehen, weil beim Stehen die Muskeln nicht so oft abwechselnd ruhen können, sondern mehr fortwährend, um das Gleichgewicht zu erhalten, angestrengt werden müssen. Aber dies ist es nicht allein, wodurch die Einrichtung sehr nützlich wird, vermöge deren das am Körper hängende Bein wie ein Pendel vorwärtsschwingt, sondern auch dadurch, daß es die Vollendung und Wiederholung der Schritte in gleichen Zeiträumen erleichtert. Es ist eine ausgezeichnete Eigenschaft des Pendels, daß er schwingend seine Bahn fast in völlig gleicher Zeit vollendet, sein Schwingungsbogen mag groß oder klein sein. Dasselbe ist auch beim aufgehobenen, am Rumpfe hängenden Beine der Fall, während es sich durch seine Schwere von hinten nach vorn bewegt. Müßte es durch die Muskeln dahin bewegt werden, so würde es bei manchen Schritten schnell, bei manchen langsam geschehen und dadurch die regelmäßige Aufeinanderfolge der Schritte sehr gestört werden. Jene Einrichtung, verbunden mit einigen andern günstigen Verhältnissen, erleichtert den Menschen und den Thieren die regelmäßige Wiederholung ihrer Schritte so sehr, daß Menschen, welche nicht im Stande sind, mit den Händen in einem sich gleichbleibenden Tempo Takt zu schlagen, doch in einem ganz gleichbleibenden Tempo ihre Schritte aufeinanderfolgen lassen. Auch dann, wenn ihre Aufmerksamkeit durch Gespräche und auf andere Weise vom Gehen völlig abgelenkt ist. Die Verf. haben nicht nur an sich selbst, sondern auch an andern raschgehenden Menschen, welche sie unbemerkt beobachteten und bei denen sie die Dauer der Schritte wiederholt mit der Tertienuhr maßen, diese Thatsache bestätigt gefunden; daher kommt es denn auch, daß Kinder und sogar die Thiere diese gleichmäßige Dauer und Aufeinanderfolge der Schritte zeigen. Sowie nun ein Pendel seine Bahn in desto kürzerer Zeit durchläuft, je kürzer er ist, so legt auch das am Körper hängende hinten aufgehobene Bein seine Bahn nach vorn, wo es unter dem Körper untergesetzt wird, in desto kürzerer Zeit zurück, je kürzer es ist. Menschen mit langen Beinen machen bei der Gangweise, die ihnen die bequemste ist, Schritte, welche länger dauern und also langsamer aufeinanderfolgen als Menschen mit kürzern Beinen. Menschen von gleicher Statur zeigen daher, wenn sie gleich rasch gehen wollen, dasselbe Tempo der Schritte, und auch bei Kindern folgen aus derselben Ursache die Schritte um so schneller aufeinander, je kürzere Beine sie haben. Dasselbe ist bei verschiedenen Thieren, wenn sie rasch gehen oder laufen, der Fall, z. B. bei den Stubenfliegen. Wenn man bei einem Menschen, der sein Bein frei hin- und herschwingen läßt, beobachtet hat, wie lange jede Schwingung dauert, so kann man ihm voraussagen, wie viel Schritte er in einer Minute bei dem schnellsten natürlichen Gange oder bei gewöhnlichem Laufe machen könne, nämlich grade noch einmal so viel, als das freihängende Bein in der nämlichen Zeit Schwingungen macht, wenn man es penduliren läßt, wobei unter einer Schwingung des Beins die Bewegung desselben von hinten nach vorn, oder die Bewegung von vorn nach hinten verstanden wird.

Den Zeitraum, welchen ein Schritt einnimmt, kann man in zwei Zeiträume eintheilen, in einen größern, während dessen nur das eine Bein den Boden berührt und den Körper allein trägt, und einen viel kleinern, während dessen beide Beine den Boden berühren. Indem man diesen letztern Zeitraum verlängern und verkürzen kann, hat

man ein Mittel zu bemerken, daß die Schritte schneller oder langsamer aufeinanderfolgen. Beim schnellsten Gehen verschwindet dieser zweite Zeitraum ganz, d. h. der eine Fuß wird in dem nämlichen Augenblicke hinten aufgehoben, wo der andere auftritt, um den Körper zu unterstützen. Je schneller man geht, desto stärker ist, wie gezeigt worden, der Rumpf nach vorn geneigt, und in einer desto geringern Höhe über dem Erdboden wird der Rumpf hingetragen, was daher rührt, daß, wenn wir einen größern Raum mit unsern Beinen überspannen wollen, die sehr geneigt stehenden Beine nicht so hoch in die Höhe reichen. Auf beide Umstände hat ein Maler Rücksicht zu nehmen, der das schnelle Gehen darstellen will. Bemerkenswerth ist es, daß die Schritte, je schneller sie aufeinanderfolgen, desto größer werden, und zwar nach einem so bestimmten Gesetze, daß, wenn man die Verhältnisse der Gliedmaßen kennt, man diese Zunahmen im Voraus zu berechnen im Stande ist. Auf den ersten Anblick sollte man glauben, es müsse sich umgekehrt verhalten. Dieser Satz ist für das praktische Leben wichtig. Das Ausschreiten eines Raumes ist ein sehr bequemes und in vielen Fällen hinreichend genaues Mittel der Messung, wenn man dafür sorgt, daß man die Schritte in einem gewissen Tempo aufeinanderfolgen läßt. Sobald man aber das Tempo ändert, ändert sich auch die Größe der Schritte. Hat sich daher ein Mensch, der durch Ausschreiten messen will, aus einem Faden und einer Kugel ein Pendel gemacht, welches das Tempo angibt, das ihm beim Gehen am natürlichsten ist, und richtet er sich nachher jederzeit nach diesem Tempo, so kann er auf eine überraschende Genauigkeit bei dieser Messung rechnen.

Das **Laufen** unterscheidet sich vom Gehen dadurch, daß dabei niemals beide Beine zugleich den Erdboden berühren; denn jeder Schritt zerfällt beim Laufen gleichfalls in zwei Zeiträume, aber nur während des ersten Zeitraums wird der Körper von einem Beine getragen, während des andern Zeitraums fliegt er über den Erdboden hin. Daher kann man auch während des Laufens eine in beiden Händen gehaltene Schleife eines Seiles oder einen Reifen so schleudern, daß sie bei jedem Schritte zwischen dem Fußboden und den darüber hinfliegenden Beinen durchgehen. Es ist überraschend, wie sehr flach der Bogen ist, in welchem der Mensch hierbei über den Erdboden hinfliegt. Man kann dies beobachten, wenn man einen Vorbeilaufenden aus der Entfernung mit einem Fernrohre betrachtet, in welchem zugleich ein horizontaler Faden sichtbar aufgespannt ist, mit welchem man die Bewegung des Laufenden vergleichen kann. Beim Laufen kann der Mensch die Dauer der Schritte weit weniger abändern als beim Gehen; aber auch hier gilt, daß, je mehr Schritte man in einer gegebenen Zeit macht, sie auch desto größer werden. Wenn daher verschiedene Menschen mit verschieden langen Beinen in demselben Tempo laufen, und also, ohne Sprünge zu machen, in einer gegebenen Zeit Alle die nämliche Zahl von Schritten machen sollen, so hat das große Schwierigkeit. Diejenigen, welche kürzere Beine haben, können nicht natürlich laufen, sondern müssen sich durch Sprünge höher über den Erdboden erheben, als beim Laufen nöthig ist, und dadurch die Dauer ihrer Schritte vergrößern. Noch viel schwieriger ist es aber, wenn sie zugleich beim Laufen Linie halten sollen, denn dann wird die Erreichung dieses Zwecks durch die Gleichzeitigkeit der Schritte nicht nur nicht befördert, sondern sogar erschwert oder gehindert. Unstreitig ist dieses unter Anderm eine Ursache, warum das Laufen beim Militair nur selten in Anwendung gebracht wird, da es doch eine Bewegungsart ist, welche von großem Nutzen sein würde, wo es darauf ankommt, in kurzer Zeit seine Stellung zu ändern. Diesem Mangel könnte indessen dadurch abgeholfen werden, wenn man den Laufenden es frei gäbe, wie viel Schritte sie in einer gegebenen Zeit machen wollen, und nur darauf bestände, daß die Laufenden Linie hielten. Man müßte zu diesem Zwecke das Laufen durch den Wirbel bezeichnen, ohne irgend ein Tempo anzugeben.

157.

Ausländische Reiseliteratur, den Orient betreffend.

(Beschluß aus Nr. 263.)

Michaud's letzte Briefe beziehen sich auf Ägypten; davon handeln aber ausführlicher und lehrreicher folgende zwei wichtige Schriften: „Topography of Thebes and general view of Egypt. By *J. G. Wilkinson*" (London 1835) und „I monumenti dell' Egitto e della Nubia, disegnati dalla spedizione literaria Toscana in Egitto. Dal dottore *Ip. Rosellini*" (Band 1 u. 3, Pisa 1832—34). *Die toscanische wie die* französische Regierung erwerben sich das Verdienst, auf ihre Kosten nicht nur wissenschaftliche Reisen nach den merkwürdigen Alterthümern Ägyptens, sondern auch vortrefflich ausgestattete Reiseberichte zu veranstalten. Beweise hierfür sind Champollion und Rosellini. Der Brite Wilkinson hingegen, der auf eigne Kosten zwölf Jahre in Ägypten verweilte, Sprache, Gewohnheiten und Denkmäler des Landes studirte, besonders von den Gräbern von Theben die genauesten Beschreibungen nach England zurückbrachte, mußte froh sein, einen Verleger für den Text seines Buchs zu finden, während die toscanische Regierung Rosellini's Werk mit zahlreichen und zum großen Theil illuminirten Kupfertafeln ausstattet. Letzteres Werk zeichnet sich besonders dadurch aus, daß uns hier das alte Ägypten mit seinen Naturproducten — Thieren und Vegetabilien —, und das Volk in allen seinen Beschäftigungen mittels einer Art chinesisch colorirter, sauberer Zeichnungen vor Augen gestellt wird. Es ist hoch an der Zeit, alles dieses, sowie auch die Bauwerke nach ihrem Innern und Äußern wenigstens durch treue Zeichnungen aufzubewahren, da bald der Nil, bald der Sand der Wüste, bald die Rohheit der Einwohner, bald der antiquarische Eifer der Europäer immer Mehres beschädigt und zerstört. Champollion (dessen „Lettres écrites d'Egypte et de Nubie, en 1828—29", zu Paris 1833 in Druck erschienen sind, zählt in einem Gesuch um Erhaltung der Bauwerke an den Vicekönig von Ägypten allein 14 derselben auf, die erst neuerdings zerstört worden sind. Schon der bloße Zutritt des Lichts und der Luft richtet in den von den neuern Forschern eröffneten, bisher verschlossen oder versteckt gewesenen Gemächern und Gräbern, besonders an den Wandmalereien, großen Schaden an, und der Verfall greift, wie Rosellini klagt, überall, auch in Theben immer furchtbarer um sich.

Was nun insbesondere Wilkinson betrifft, so hat er schätzbare neue Beiträge zu einem hieroglyphischen Alphabete geliefert und besonders die heiligen Tage, Monate und Jahre glücklicher und bestimmter erforscht. Es kommt jetzt noch hauptsächlich darauf an, eine allgemein anwendbare Regel ausfindig zu ma-

chen, wonach man mit möglichster Gewißheit bestimmen könne, wann ein Zeichen phonetische oder symbolische Bedeutung habe, und ob es einen Buchstaben, oder ob es eine Sache darstelle. Auch zu einer bessern Bekanntschaft mit den Vocalen und mit der koptischen Sprache und deren Verhältnisse zu der altägyptischen muß man noch gelangen; denn der feurige Champollion ist, wie Klaproth im „Examen critique de feu M. Champollion sur les hiéroglyphes" (Paris 1832) vielfach nachgewiesen, zu rasch, zu willkürlich, zu wandelbar in seinen Ansichten verfahren, wenngleich übrigens seine Verdienste dankbare Anerkennung finden müssen. Wilkinson behauptet, daß bis heute noch Niemand in der Sprache Altägyptens genugsam bewandert sei, um auch nur eine einzige Inschrift von einiger Länge oder mäßiger Zusammensetzung wörtlich übersetzen zu können, obwol der Sinn im Allgemeinen herauszufinden sei. Wie Wilkinson, geht auch Rosellini vorsichtig und bescheiden zu Werke; Beide aber sind sehr zu rühmen, daß sie manche, bisher dunkle Thatsachen der alten ägyptischen Geschichte bedeutend aufgeklärt haben. Zu dem Wichtigsten in dieser Art gehört, daß man den Namen: Menes oder Menei, als des ersten, historischen oder mythologischen Gründers des ägyptischen Königthums, an der Spitze einer Reihenfolge thebanischer Könige neuerdings entdeckt hat. Menes nämlich erscheint im thebanischen Ramession bei Gelegenheit eines religiösen Aufzuges, wo die Statuen der Könige von Priestern getragen werden. An der Spitze dieser Procession erblickt man seine Statue; „Menei" oder „Meni" wird sein Name geschrieben (s. Rosellini Bd. 1, S. 128). Der zweite nach ihm ist Manmoph. Von den ältesten Herrschern hat man noch einige Namen hier und da entdeckt, z. B. den Suphis des Manetho und Herodot. Die vollständigere, monumentale Geschichte Ägyptens beginnt aber erst mit Osirtesen, aus dem sechzehnten Königsgeschlechte. Er und seine Nachfolger in der siebzehnten Dynastie verdanken ihre Wiedererhebung auf den Thron den Forschungen Wilkinson's. Den Glanz der Regierung Osirtesen's bezeugen die, in einem reinen, dem dorischen vergleichbaren Style vollführten Bauwerke zu Beni Hassan. Auch in dem einst berühmten Heliopolis ist ein Obelisk dieses Königs übrig geblieben, und der erste unter den nachmals vier größten Tempeln Ägyptens ist gleichfalls von ihm erbaut worden. Nahe am zweiten Fall des Nils, in Nubien, grub Rosellini ein Basrelief aus, das den Osirtesen darstellt, wie der Gott Nubiens die Könige verschiedener afrikanischer Stämme gebunden vor ihn führt. Unter seinen Nachkommen ereignete sich dann der merkwürdige Einbruch der Hyksos oder Hirtenvölker, die auf den Wandgemälden als weiße, blauäugige, bärtige, blonde, schlanke, mit Fellen bekleidete Gestalten erscheinen. Diese Fremdlinge werden auf den Basreliefs und Gemälden, die zur achtzehnten Dynastie (1500 v. Chr.) gehören, stets als von den Pharaonen überwundene, flüchtige oder gefangene Feinde dargestellt und mit dem Namen: „Scio" oder „Sceto" (nach Rosellini Scythen, deren weite Streifereien bekannt genug sind, und in denen auch wir unsere nordischen Stammväter erblicken), bezeichnet. Die Vertreibung der Eindringlinge setzt Rosellini in die Regierungszeit des Amosis Tautmosis, womit Manetho's glänzende achtzehnte Dynastie beginnt. Er beruft sich auf eine merkwürdige Inschrift in den unterirdischen Gewölben zu Mokattan unweit Kairo. In die Periode dieser Dynastie fallen die prächtigsten, kolossalsten und im besten ägyptischen Geschmack errichteten Bauwerke zu Theben und in den andern Städten. Es war das Perikleische Zeitalter der ägyptischen Sculptur. Große Schlachtstücke schildern die Kriege und Eroberungen der thatenreichen Dynastie. Die Bildnisse der Könige erblickt man an den Wänden, gemalt, oder in Stein gemeißelt, oder auch in kolossalen Statuen dargestellt. Rosellini liefert auf seinen Kupfertafeln eine Galerie dieser Pharaonen. Man trifft darunter äthiopische, asiatische und selbst römische und griechische Gesichtsbildungen. Auch weibliche Schönheiten fehlen nicht. — Hervorglänzt aber der berühmte Sesostris, oder Sesusis, bei Herodot und Diodor (Ramses II. oder III.; vielleicht beide große Eroberer), durch die prächtigsten Bauwerke in Theben verherrlicht. Doch schon früher war unter Thotmes III. (Thutmosis bei Manetho) die ägyptische Kriegsmacht siegreich gewesen, und sein Grab zu Theben ist das bei weitem belehrendste. Die äthiopischen und asiatischen Häuptlinge bringen ihm den Tribut der verschiedenen Länder dar, den ein Schreiber aufzeichnet. Seinem spätern Nachfolger Sesostris (dem auch die jetzt zu Rom und Bebeli befindlichen Obelisken zugehören) sind der große Tempel zu Ipsambul mit seinen Kolossen, die Tempel zu Derr, Sebua, Girscheh Hassan (in Nubien), zu Karnak, das Ramession oder Memnonium, der Palast zu Abydos (in Ägypten) und andere zahlreiche Statuen und Denkmäler gewidmet. Sein mehr asiatisches Antlitz ist voll Heldenruhe und Würde. Auch in den Ruinen von Memphis (wie Champollion meldet) hat man sein kolossales Bild ausgegraben. Sein Nachkomme, ein anderer Ramses (der Sethos der alten Geschichte), hat sein Monument im Tempelpalast zu Medinet-Habu. Die Sculpturen in den innern Gemächern schildern theils seine Ergötzlichkeiten im Harem, theils wie er dem Gott Amunre Gefangene opfert. Die Decken sind mit ägyptischen Schildern verziert und die Balustraden werden von afrikanischen und nördlichen Barbaren getragen. Manche ausdeutbare Völkernamen bezeichnen den Eroberungszug bis tief in Asien hinein. (Zu Biban el Meluk, im Grabmonument eines frühern Königs dieser Dynastie, des Osiris, Sohnes Ramses I., erscheint unter den Besiegten auch ein weißer Stamm mit gerader oder wenig gebogener Nase, blondem Haar, schlankem Wuchs, an verschiedenen Körpertheilen tatowirt, mit Thierhäuten bekleidet, Tamhu hier genannt.) Nachforschungen über die Geschichte der Kinder Israel in Ägypten sind noch immer erfolglos geblieben; doch hat Rosellini ein Bild aufgefunden, wo Männer mit jüdischen Physignomien Backsteine verfertigen, und Wilkinson hat Backsteine selbst, mit dem Namen des Königs Thotmes III., des Zeitgenossen Moses', bezeichnet, entdeckt. Rosellini's und Eusebius' Vermuthung, daß Joseph zur Zeit der eingedrungenen Hyksos nach Ägypten gekommen, wird deshalb von Andern bestritten, weil die Hirtenkönige Feinde der ägyptischen Religion waren, diese aber zu Joseph's Zeiten in ihrer vollen Blüte erscheint und sich die reinägyptischen Sitten eben in Verachtung der Hirten und der Fremden und in Bevorzugung der Priester auch damals darstellen. Bezügliches auf Moses' Auszug ist noch nicht entdeckt worden; aber das öffentliche und das Privatleben der Ägyptier in allen seinen Arten hat Rosellini aus dem Innern der Todtenstädte, die bei jeder Stadt, oder doch in jedem Bezirk der Lebendigen in den Felsenketten anzutreffen sind, ans Licht gefördert und in treuen Gemälden anschaulich gemacht. Die Todtenstädte von Theben und Beni Hassan haben ihm den reichsten Stoff hierzu geliefert. Dies sind die Verdienste Rosellini's und Wilkinson's.

Veranlassung zu gelehrtem Streite, ob die höhere Bildung in Ägypten ihren Gang Nil-ab oder Nil-auf genommen habe, hat folgende Schrift gegeben: „Travels in Ethiopia, above the second cataract of the Nile, exhibiting the state of that country and its various inhabitants under the dominion of Mohammed Ali, and illustrating the antiquities, arts and history of the ancient kingdom of Meroë. By *G. A. Hoskins*. With a map of illustrations" (London 1835). Meroe hält Hoskins für den Geburtsort der Künste und Wissenschaften, und namentlich der Religion der alten Ägyptier. Dorthin reiste er, nachdem er ein Jahr im Nilthale zugebracht, am 1. Febr. 1833 den Nil hinauf, um die dortigen Alterthümer genauer zu durchforschen und zu zeichnen, als bisher geschehen. Er fand Nubien, besonders das niedere, verarmt und entvölkert, bebautes Land nur bis zu 1/3 englische Meile vom Nil, aber die Denkmäler alter Herrlichkeit in ihren großartigen Trümmern überall aus der Öde emporragend, unter dem reinen blauen Himmel besonders beim Sonnenuntergange prachtvoll beleuchtet. Daneben dunkeln dann die armseligen, elenden Hütten der Nubier, die Erwachsenen in Lumpen, das junge Volk nackt, Alle auf die

schlechtesten und kärglichsten Lebensmittel beschränkt und dennoch glücklicher als die ägyptischen Nachbarn, denen der unersättliche Despot unmittelbar auf dem Nacken sitzt. Alle müssen als Sklaven für den Pascha arbeiten oder bluten. Jenseit Nubien betrat Hoskins die Landschaft Berber, entvölkert, ausgesogen, verarmt wie alle übrige. Zu Meckarif, der Hauptstadt, der Residenz des ägyptischen Statthalters, lernte Hoskins den vormaligen König von Berber kennen, dessen größter Ruhm darin bestand, daß er zum Morgenimbiß ein ganzes Schaf verzehren konnte. Endlich erreichte Hoskins, bald auf dem Nil, bald durch die Wüste, das Ziel seiner Reise, die Pyramiden von Assur oder Dschur, bereits durch Rüppell und Cailliaud bekannt, in deren Nähe ihm in den dort verstreuten Trümmern das altberühmte Meroe erschien; und hierauf nun beziehen sich die seiner Reisebeschreibung beigefügten Pläne und Zeichnungen. Er hält die Gruppen von Pyramiden, die hier die eine hinter der andern aufsteigt, für die alte Todtenstadt der äthiopischen Könige und Königinnen von Meroe. Die zu den Pyramiden führenden Säulengänge sind mit Sculpturen und Hieroglyphen geschmückt. Meroes alten Glanz leitet Hoskins von der ehemaligen Fruchtbarkeit des dortigen Bodens her, der aber in der Folge verschwunden sei, indem der Nil alljährlich einen Theil dieses fruchtbaren Bodens nach Ägypten hinabgeschwemmt und statt dessen der Sand der Wüste hereingedrungen sei. Unter diesen Umständen wären die Bewohner des Reiches Meroe dem Laufe des Flusses und ihrem von demselben entführten Boden nachgezogen, hätten sich in Ägypten angesiedelt und ihre höhere Bildung dorthin verpflanzt. Die Gegner Hoskins' fragen nun aber, warum der Nil, der bekanntlich Fruchtbarkeit bringe, nicht aber raube, denn nicht auch die seit 2000 Jahren fruchtbaren Ebenen von Sennaar hinweggetragen habe. Wo die Uferlande des Nils verödet seien, liege die Schuld an den Menschen, nicht an dem Fluß. Noch immer finde man die Spuren alter Cultur an vielen, dem Flusse benachbarten, fruchtbaren, jetzt aber vernachlässigten Stellen. Alte griechische und römische Schriftsteller, die vor nun 2000 Jahren gelebt, wissen nichts Bestimmtes von jenen äthiopischen Herrlichkeiten und berichten höchstens nur Sagen. Mögen auch wirklich Äthiopier den Nil hinabgezogen sein, die höhere Bildung, wie die Geschichte deutlich lehre, sei den Nil hinaufgegangen. Man dürfe nur die schlechte Zeichnung der Hieroglyphen an den äthiopischen Denkmälern ansehen und daneben erwägen, daß Ägypten, nicht aber Äthiopien, durch seine demotische oder Cursivschrift sich der alphabetischen angenähert habe, wodurch Bildung erst gewonnen, erhalten und befördert werde, so werde man die ältere und reifere Bildung nicht in Äthiopien und Meroe, sondern in Ägypten suchen und finden. Diodor, auf den sich Hoskins für die Herrlichkeit und Größe seines Traumbildes berufe, beschränke die Cultur Äthiopiens nur auf die Insel von Meroe und den Ägypten angrenzenden Bezirk; das übrige Volk nach Westen und Osten schildere er als Neger. Es sei also mit dem großen, hochgebildeten äthiopischen Reiche Hoskins' nichts. Was das höhere Alterthum der Denkmäler von Assur oder Meroe, wie Hoskins meine, anbelange, worauf derselbe seine Hypothese von einem dasigen Geburtsort der Künste und Wissenschaften gründe, und was er von dem eigenthümlichen Styl der Ornamente und der einfachern und reinern Mythologie, wogegen die ägyptische verdorben erscheinen soll, rühme, so sei hierauf zu entgegnen: seit man gelernt habe, die Hieroglyphen zu entziffern, sei klar geworden, daß auch die Monumente in Niedernubien ägyptischen Ursprungs seien, womit der Traum von der äthiopischen Culturwiege seine Endschaft erreicht habe, doch aber, obgleich man nun erwacht sei, noch in manchen Seelen fortdämmere. Man finde in mehren Denkmälern südlich über Ägypten hinauf die Königsnamen der achtzehnten ägyptischen Dynastie bis zum 15. Jahrhundert v. Chr. Erst zu Amarah, in Sukkot, begegne man dem ersten äthiopischen Tempel von schlechter Bauart, mit einer Grundmauer von Backsteinen, geschmacklosen Zeichnungen und schwacher Sculptur. Unter den Trümmern von Jebel el Birkel finde man die Trümmer von sechs Tempeln äthiopischer Architektur, die aber auf oder aus den Trümmern älterer ägyptischer Tempel (z. B. der eine von Amenoph III., 1660; ein anderer aus 1740; ein dritter aus 1520 v. Chr., gleichfalls von benannten ägyptischen Königen) errichtet erscheinen. Die echtäthiopischen Tempel fallen erst in das achte und siebente Jahrhundert vor Christo, wo die ägyptische Baukunst bereits im Sinken war. Doch selbst der Aethiopier Tihraka (675 v. Chr.) bediente sich (zu Jebel el Birkel) noch ägyptischer Meister. Gehe man dann weiter hinauf bis Assur, dem muthmaßlichen Meroe, so finde man weiter keine Trümmer von Palästen oder Tempeln. Die Bauwerke zu Wady el Owataib, Brit Naga, Jebel Kalafaat seien erst aus dem Zeitalter der Ptolemäer. Die kleinlichen, obschon von Hoskins gepriesenen Pyramiden von Assur erscheinen als Miniaturnachbildungen der erhabenen Pyramiden von Memphis und der herrlichen Portiken von Edfu, keineswegs aber als Musterbilder der nachmaligen hohen ägyptischen Kunst. Hiermit seien auch Rüppell, Cailliaud und Lord Prudhoe einverstanden. Wenn sich Hoskins bei seiner Hypothese von Äthiopien, als dem Anfangspunkte der Künste und Wissenschaften Ägyptens, auf Rosellini, Champollion und Heeren berufe, so sei bei Ersterm nichts davon zu finden, auch sei derselbe so wenig wie Champollion und Heeren, in der fraglichen Landschaft gewesen; Heeren besonders befinde sich hier überall im Irrthum. Wenn Rüppell die Pyramiden von Assur oder Meroe schildere, so meine Heeren, Rüppell rede von den Pyramiden von Kurgos; und wenn Rüppell sich auf Jebel el Birkel (nach Rüppell's Meinung das alte Meroe) beziehe, so glaube Heeren, er meine Assur (Hoskins' Meroe). Wenn Heeren frage: Ward *nicht* Assur von ägyptischen Künstlern in dem *glänzenden Zeitalter* des Tihraka und Sabako gebaut? so heiße das: Begann nicht die Kunst während der fünfundzwanzigsten Dynastie ägyptischer Könige in Äthiopien zu blühen, d. h. zu der Zeit, wo die Kunst bereits im Verfall war?

Auch für die politische und commercielle, nach Hoskins' Ansicht gleichfalls hervorragende Höhe Meroes finde sich in alten Schriftstellern kein haltbarer Beweis; keine Spur von regelmäßigem oder periodischem Handel nach dem rothen Meere; die Karavanenstraßen von Äthiopien, worüber Heeren sich gern verbreite, haben erst kaum vor dem Zeitalter der Ptolemäer begonnen. Um aber die Größe und Macht Meroes herauszustreichen, wende man Alles, was irgend von Äthiopien — diesem so vagen Namen, daß er sogar auf West- und Ostafrika und Abyssinien u. s. w. bezogen werde — *geschrieben worden*, auf Meroe an. Alle Könige und Königinnen von Äthiopien, von denen man je gehört, vom Memnon, dem Sohne der Aurora, an bis auf Silko, einen kleinen nubischen Häuptling, der sein eignes Lob in barbarischem Griechisch (im 6. Jahrhundert n. Chr.) an den Tempel von Kelabaschy geschrieben, erhebe man unbedenklich zu Königen von Meroe.

Dies sind die Stimmen der Gegner, die sich im „Edinburgh review", Oct. 1835, S. 45—72, vernehmen lassen.

Von Assur machte Hoskins dann noch einen Abstecher nach Schendy, einer neuen, armseligen Stadt auf den Trümmern der einst blühenden, von Mohammed Ali von Grund aus zerstörten ältern Stadt, sah überhaupt in den Hauptstädten Äthiopiens die Straßen mit Triebsand gefüllt und statt der Häuser meistens elende Hütten, besuchte Wady el Owataib (oder Mesurat), wandte sich aus der durch Löwen unsichern Wüste wieder zum Nil nach Jebel el Birkel und fand an der Stelle der einst bedeutenden Stadt Dongola ein türkisches Lager. Mit der Ankunft bei dem zweiten Nilfall schließt die lesenswürdige Reise. 66.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 265. —— 22. September 1837.

Die Popularphilosophie und der Geist.

Leib und Seele nach ihrem Begriff und ihrem Verhältniß zu einander. Ein Beitrag zur Begründung der philosophischen Anthropologie von Joh. Eduard Erdmann. Halle, Schwetschke u. Sohn. 1837. 8. 16 Gr.

Leib und Seele, wie verhalten sie sich zueinander? wer möchte das nicht wissen, und wer ist nicht neugierig, ob Philosophus es zu sagen weiß? Die Frage ist in diesem Sinn geschickt aufgeworfen, sonst freilich, wie dieser Sinn und seine Fragen überhaupt exoterisch sind, so ist auch diese Beantwortung derselben nur exoterisch ausgefallen, d. h. außerhalb der Methode und des Geistes der Hegel'schen Philosophie, zu der gleichwol der Verf. sich bekennt. Er sagt in der Vorrede:

> Ich habe mir in diesen Blättern Popularität zum Gesetz gemacht. Es scheint mir, als müsse, je klarer und bestimmter etwas gedacht ward, um so mehr auch Präcision und Klarheit des Ausdrucks die Folge sein, und als sei die Unverständlichkeit vieler philosophischen Schriften unserer Tage viel weniger in ihrer Tiefe begründet als im verworrenen Denken ihrer Verfasser, daß sie sich der philosophischen Formeln nicht mit aller Bestimmtheit bedienen.

Dieser hier noch unbestimmte Hieb richtet sich (S. 71) gegen Hegel selbst, „dessen ohnehin schwierige Geisteslehre noch mehr erschwert werde durch die Ungenauigkeit des Ausdrucks und den Mangel an Präcision", und zwar wird dieser Vorwurf dem Princip der Hegel'schen Anthropologie gemacht, welches heißt: „Der Geist ist unmittelbar, so ist er Seele oder Naturgeist." Weil Erdmann diese Unmittelbarkeit des Geistes „unverständlich" gefunden, darum unternimmt er es, mit der populairen Exposition eines „Verhältnisses (!) von Leib und Seele" die Anthropologie neu zu „begründen"; und weil ihm die Methode überhaupt „unverständlich" geblieben, darum macht er sich Verständigkeit und „Verständlichkeit zum Gesetz". Aber das hilft zu nichts: die Philosophie ist „unverständlich" sowol dem großen Haufen als dem Popularphilosophen selbst, sie ist es „wegen ihrer Tiefe", und „die Klarheit", die Stich hält, liegt nicht in der Oberflächlichkeit der „bestimmten Formel", sondern in der Einsicht, daß die „bestimmte Formel" überall unfähig ist, die Wahrheit zu beherbergen und grade Dem unter den Händen zerbricht, der die Wahrheit damit beim Schopfe fassen will. Erst das Wissen dieser zerbrechenden Bestimmtheit kann die Verstandesformel kunstgemäß zerbrechen, und das ist die „Unverständlichkeit des tiefsinnigen Philosophirens". Ja, ihr Herren, die ihr Aristoteles und Hegel ungelesen laßt und, wenn ihr sie lest, es ebenso umsonst thut, das ist der alte Schleier von Sais, und auf die goldene Zeit, daß die wahre Philosophie populair werde, hofft ihr in alle Ewigkeit vergebens.

Es ist von Wichtigkeit, dies Alles an dem Erdmann'schen Buche zu beweisen. Statt mit Hegel zu sagen: „Der Geist ist unmittelbar, so ist er Seele oder Naturgeist", sagt Erdmann wider ihn: „Der natürliche Geist erscheint als die Einheit eines Leibes und einer Seele, d. h. als natürliches menschliches Individuum." Indessen versichert er, Hegel corrigire durch den Verlauf seinen unrichtigen Ausdruck selber. Das ist keineswegs wahr. Noch im letzten Paragraph der Anthropologie (§. 412 der „Encyklopädie") ist der Geist Seele, und erst hier setzt sie sich ihre eigne Leiblichkeit entgegen. Hegel sagt: „Die Seele, die ihr Sein sich entgegensetzt, es aufgehoben und als das ihrige bestimmt hat, hat die Bedeutung der Seele, der Unmittelbarkeit des Geistes verloren." Durch das Setzen dieser Differenz wird die „Seele" zum „Bewußtsein". Damit endigt die Anthropologie. Aus dem Tode des Natürlichen ist bei Hegel (§. 376) die menschliche Seele hervorgegangen; diese menschliche Seele stirbt nicht, sie erwacht aus ihrem Sein zum Bewußtsein u. s. w. Bei Erdmann ist die Sache grade umgekehrt: Erst führt er nach Hegel aus, „wie der Geist Negation der Natur sei, und wie er zuerst als Naturgeist erschiene"; darauf heißt es nach seiner eignen Entdeckung (S. 68 u. 131): „Der natürliche Geist ist ein Compositum differenter Factoren, das Indifferentwerden dieser Factoren, das Aufhören des Individuums, der Tod, ist das Ende der Anthropologie; denn der Geist, weil er (natürliches) Individuum ist, stirbt." Aber dieses Indifferentwerden soll nach der andern Seite auch das „Bewußtsein" geben. S. 132:

> Andererseits ist es grade die Nothwendigkeit des Aufhörens der Differenz, welche den Geist, welcher in dieser Sphäre als Ensemble der differenten Factoren erschien, über diese Sphäre hinaustreibt in eine Sphäre, wo er nicht mehr als so ein Ensemble erscheint, sondern als eine wirkliche Identität des Allgemeinen und Einzelnen; wo er, eben

weil er über das Differentsein beider Factoren hinaus ist, von ihrem Indifferentwerden, dem Tode, nicht mehr tangirt werden kann, weil dieser post festum für ihn kommt und aus ihm nur machen könnte, was er bereits ist. Eine solche Identität des Allgemeinen und Einzelnen, welche eben deswegen über den Dualismus von Leib und Seele hinaus ist, beide in sich aufgehoben hat und sowol Leib als Seele und zugleich weder Leib noch Seele ist, ist das Bewußtsein oder das Ich.

Es wäre in der That ein tapferer Geist, der noch lebte, wenn seine beiden Momente todt sind, und ein ganz eignes Bewußtsein, welches nichts wäre als die reine Gleichgültigkeit und Indifferenz des Todes. Aber eben darum prophezeihe ich auch der Erdmann'schen Anthropologie keine Unsterblichkeit; sie ist vielmehr eine todtgeborene, weil sie nicht aus dem Tode geboren ist wie die Hegel'sche, sondern zum Tode und zum indifferenten Bewußtsein, was freilich nicht viel besser ist als der Tod selbst, und dieses ganz eigenthümliche Philosophem soll der Sache nach mit Hegel übereinstimmen, im Ausdruck aber, in diesem Styl „präciser und wissenschaftlich strenger" sein? Die Entdeckung dieses neuen Grundes der Anthropologie ist zu begreifen aus dem Standpunkte des Populus, dessen Philosophie sagt: Essen und Trinken hält Leib und Seel zusammen. Der Mensch ist also ganz richtig nach Erdmann „ein Ensemble zweier verschiedener Factoren, diese Dualität", die Lehre vom Menschen „diese Sphäre des Dualismus", das Ende des Menschen aber der Tod, also „der Tod auch das Ende der Anthropologie". Dies Alles ist so sicher und so klar, daß es vielmehr die ewige Heiterkeit der Gedankenlosigkeit selbst ist, die Jeder versteht, sobald er Hosen trägt; und dennoch sind es lauter faule Fische, und diese Erdmann'sche Klarheit ist die Unklarheit und die Confusion selbst. Er ist aufs entschiedenste mit den Kategorien brouillirt, man vergleiche §. 2 oder vielmehr jede Seite. Worauf es hier aber vorzüglich ankommt, das ist eine große, eine schreckliche Sache, nämlich nichts Geringeres als der Unterschied der Menschenseele von der Thierseele, oder des menschlichen Individuums von dem blos natürlichen, womit es ihm sehr übel gelingt. S. 68 hebt er an:

> Der natürliche Geist tritt auf als eine solche Identität beider Momente (der Allgemeinheit und der Einzelnheit, die ihm hier Seel und Leib sind), daß beide voneinander unterschieden sind, aber zugleich untrennbar verbunden, sodaß sie eben deswegen nicht sich gegenseitig hemmen, sondern Eins das Andere voraussetzen und Eins das Andere fördern.

Wenn sie sich aber voraussetzen, so sind sie seiende gegeneinander, wie er sie denn auch „ein Compositum zweier unterschiedener Factoren" nennt, und wenn die Identität nur ein Verbundensein ist, so ist sie in Wahrheit nicht Identität, nicht Wesenseinheit. Der seiende Unterschied ist die seiende Identität. Wie sollte es auch anders sein? Das Wesen unterscheidet sich von sich und setzt sich; die Seele muß sich erst setzen, um zu sein; was würde sie sich auch die Mühe geben, sich zu setzen, wenn sie sich voraussetzen könnte? So ist es aber auch mit der Erdmann'schen Identität nicht gemeint: Leib und Seele sind ihm nicht Ein Factor se ipsum faciens, sondern „zwei Factoren, die wir Leib und Seele nennen, und die im directen Verhältniß stehen", d. h. wenn das Eine auf den Beinen ist, so ist das Andere auch munter, „sie gehören zusammen wie Rechts und Links". Freilich widerlegt er diese rohe Äußerlichkeit selbst; aber grade dabei fällt er aus dem Geiste heraus. Es heißt §. 9:

> Der Geist erscheint, weil seine Natürlichkeit ihn hindert, sogleich als Geist zu erscheinen, zuerst als die Einheit eines Leibes und einer Seele, d. h. als natürliches menschliches Individuum.

Dies menschliche Individuum hört sodann noch in demselben Paragraph auf ein menschliches zu sein. Er schreibt (S. 70) einfach: „Der Geist in seiner Natürlichkeit ist natürliches Individuum"; und dies *ist nicht* etwa ein Druckfehler, sondern die Bequemlichkeit, welche sich das „Menschliche" bei der kitzlichen Frage vom Halse geschafft, wird sogleich (S. 76) ausgebeutet mit den Worten: „Der Organismus ist der Leib, und die Seele ist der immanente Zweck des Organismus." Das ist ganz vortrefflich, steht auch schon in der Thierphilosophie am Ende der Naturphilosophie, oder in der Organik bei Hegel. Aber wo bleibt nun unser Unterschied vom Vieh? Das Menschliche ist ihm wirklich in die Fichten gegangen, und ich meines Orts verwahre mich feierlichst dagegen, nur eine solche Erdmann'sche Seele zu sein. Dies ist freilich die Seele, die zum Tode bestimmt ist, es ist die Thierseele, der Organismus stirbt und die Organik *endigt mit dem* Tode des natürlichen Individuums; die menschliche Seele aber ist unsterblich und entwickelt sich zum Bewußtsein, nicht zum Tode. Das menschliche Individuum ist Naturgeist, nicht mehr natürliches Individuum. Der Naturgeist ist Seele, aber Menschenseele, d. h. nicht mehr das Thier, das nur lebendige, sich nur zum Organismus producirende Individuum; die Menschenseele ist nicht blos sich zum Organismus producirende Seele, der Leib des Menschen ist geistiger Leib, d. h. ist der Geist, welcher sich zu seiner eignen Äußerung und in ihr bildet. Das Thier *ist das* sich selbst äußerliche Subject, seine Empfindung *bleibt ihm eine* bloße Begebenheit; dem Menschen ist sein Empfinden nicht mehr äußerlich, er weiß davon; ebenso die Geschicklichkeiten, zu denen die Menschenseele sich als Leib bildet, sind Äußerungen des Geistes, des Denkenden, und wenn ich nur die Feder führe, ja wenn ich nur eine Prise Tabak nehme, so verhalte ich mich nicht mehr als Thierseele und als bloße Bethätigung des Organismus. Der Seele des Menschen bleibt die Natürlichkeit nur als geistige Natur, und der menschliche Leib ist kein natürlicher schlechthin, sondern er ist die sich zur Äußerung des Geistes aufhebende Natur. Dem Leibe des Menschen ist der Geist, wie dem Fisch das Wasser, Element von Anfang an, und er kann in der bloßen Natur weder gedeihen noch zum menschlichen Leibe sich ausbilden, während dagegen der Thierorganismus, in die Äußerlichkeit der Natur verstoßen, bloße Natur ist, also ganz ungebildet bleibt und weder Geist ausdrückt noch ausführt. Diesen sich selbst bildenden und darstellenden

Geist hat die Lehre vom Menschen zu behandeln, und Erdmann ist daher nicht nur mit seinem Compositum und Ensemble differenter Factoren in der rohesten Vorstellung befangen, sondern auch mit der Fassung des Menschen als Organismus sehr übel dran. Es heißt S. 81:

Das Allgemeine als Seele ist der immanente Zweck des Organismus, verwirklicht sich also nicht nur durch die einzelnen Organe, sondern in ihnen, weil er jetzt selbst in sie eingegangen ist.

und S. 82:

Die Seele ist die Idealität der Organe, die Organe die Realität der Seele.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Dichter. Novellen von Eduard Boas. Erster Band. Berlin, Heymann. 1837. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Wir halten es nicht für den Beruf d. Bl., eine jede Abgeschmacktheit zurechtzuweisen; gewisse Dinge können sie nur abweisen, unter diese gehört das Bändchen des Herrn Boas. Indessen kann Das, was als Einzelnes nicht die geringste Aufmerksamkeit verdient, als Gattungsbegriff genommen, bedeutender erscheinen, und in diesem Sinne noch einige Worte über Hrn. B.'s Fallobst. Er datirt seine Vorrede „Festung Küstrin", was uns zuerst befürchten ließ, er sei politischer Gefangener, und ungern würden wir gegen den schon Geschlagenen unsere Hand erheben; indessen widerspricht dieser Annahme der zuversichtliche, in der Albernheit sich behaglichst bettende Ton des Büchleins wie auch das angenehme Witzeln über Schwarz-Roth-Gold am Schlusse der Vorrede. Der Verf. verspricht uns noch eine Reihe von Bänden; er will eine Literaturgeschichte in Novellen schreiben, was wol erlaubt sei, da man jetzt in England Maschinenwesen, Ackerbau und Kochkunst episch oder romantisch abhandle. Wir begreifen aber durchaus nicht, warum unser Vaterland gleich jede Verkehrtheit fremder Völker nachäffen soll. Wir sahen in dem Rufe, den Miß Martineau's Erzählungen sich erwarben, nichts als das Werk einer politischen Partei; uns scheinen diese Erfindungen langweilige Abhandlungen, in denen weder der Politik und Staatsökonomie noch der Erfindung ihr Recht widerfuhr, Zwitter hier und Zwitter dort, und von Poesie kann bei so etwas gar nicht die Rede sein. Allerdings greift die Ökonomie des Staatshaushalts auf das innigste in die Zustände des Volks ein, und insofern könnte ein großer Geist wol zeigen, wie diese Zustände als Gegebenes und in diesem Sinne Nothwendiges, Unabweisbares, wie sie als Schicksal mit den Leidenschaften, den Fehlern und Kräften der Einzelnen ringen; das Bild wird aber gleich aufhören ein poetisches und psychologisches zu sein, sobald jenes Gegebene der Verhältnisse das Individuelle des Menschen schon in der Anlage des Werkes ganz überwältigt, es als Nebensache, sich aber als Hauptsache darstellt, und die Martineau hat es durchaus nicht verstanden, beide Dinge miteinander zu verschmelzen; sie scheint uns nur eine trockene Pedantin für Staatsökonomie, mit einem Schatten von Talent für Erfindung. Entdecken wir nun auch auf obige Weise einen Punkt möglicher Annäherung zwischen Staatshaushalt und Novellistik, so müssen wir doch im Allgemeinen, sobald man diesen Punkt weiter ausdehnen will, entschieden sagen: Novellistik ist Novellistik, und Staatshaushalt Staatshaushalt; und in demselben Sinne wiederholen wir: Literaturgeschichte ist Literaturgeschichte, und Novelle Novelle. Napoleon pflegte auf so widersinnige Zusammenstellungen ungeduldig zu antworten: „Je ne vois pas d'analogie entre ces deux idées là!" wirklich auch das Einzige, was man darüber sagen kann. Doch wollen wir uns bemühen, in die dunkle Vorstellungsart des Verf. hierüber einzugehen, die er sich nicht die Mühe gibt, uns gründlicher zu entwickeln. Allerdings ist in dem Dichter nicht blos das von der Natur Gegebene, er ist auch Das, was das Leben durch seine Erziehung aus ihm machte, und insofern werden wir die Spuren seiner Lebensgeschichte und seiner Eindrücke in seinen Werken gewahr; doch können diese nie eine Abschrift derselben sein; wer aber als Gott, der in die Tiefen der Herzen schaut, mag hier jedes Products Wurzel nachweisen und zeigen, was daran Erlebtes und was poetische Offenbarung war? Wie wäre daher ein Mensch im Stande, die künstlerische Einheit einer Novelle durch Zusammenschmelzung des Lebens eines Dichters und seiner Werke hervorzubringen? Welche ungeheure Anmaßung läge in diesem übermenschlichen Plane! Auch ist das Leben, wenn wir es im poetischsten Sinne nehmen wollen, ein Roman und keine Novelle; denn die Novelle ist wieder nur ein Glühpunkt des Romans, ein Extract seiner Breite. Und hätten wir nun auch solche gelungene Novellen über das Leben all unserer Dichter, so wäre damit noch keine Literaturgeschichte geschrieben, da diese doch offenbar nicht blos das Leben und Dichten des Individuums im abgeschlossenen Sinne geben soll, sondern dessen Zusammenhang mit dem Leben der Kunst seiner Nation, seiner Zeit und aller Zeiten, kurz, die philosophische Geschichte der Kunst selbst, das Wachsen ihrer Allgemeinheit, die Charakteristik ihrer Früchte u. s. w.

An eine chronologische Ordnung will sich Hr. Boas in seiner Novellensammlung nicht binden, und so gibt er uns denn in diesem Buche, aus dem deutsche Frauen Literaturgeschichte lernen sollen — arme deutsche Frauen, was euch Alles zugemuthet wird!! —, zuerst ein Geschreibsel, welches er den „Singerkriec uf Wartburc" nennt; denn, sagt er, deutsche Frauen sollten sich die weiblichen Tugenden jener alten Zeiten lieber zu eigen machen, indem sie ihre Sprache studirten, als daß sie Italienisch, Spanisch, Latein und Sanskrit (??) lernten. Darauf folgt „Paul Flemming's Reise nach Ispahan", in welcher die angeführten Stellen aus jenem Dichter das Vorzüglichste sind; dann stoßen wir auf einen Bericht über alle jemals erschienenen Fauste, unter dem Titel: „Faust und Göthe, bibliographische Skizze", an deren Schlusse einige Stellen aus „Dichtung und Wahrheit" citirt werden, die jeder auswendig weiß, Stellen, welche die Beziehungen zwischen den beiden Gretchen nachweisen sollen; zuletzt bietet man uns — „Daniel Leßmann's Trauerspiel". Diese Novelle besteht aus Briefen an eine Dame und scheint das Lieblingskind des Verf.; sie gibt den Plan eines Trauerspiels, welches Leßmann als Schüler geschrieben; es heißt: „Äneas und Dido", und enthält eine Apologie des Selbstmordes, oder einige Gedanken darüber, weshalb es der Verf. auf dem Wege der Reflexion in Verbindung mit Leßmann's Tod bringt. Fragt mich der Leser nun: Wo ist da die Novelle? so kann ich darauf nicht einmal antworten: Das weiß Gott! ich kann nur sagen: Das weiß der Verf., von dessen Styl und poetischer Weihe hier einige Proben folgen.

„Mein voriges Schreiben mußte ich schließen, denn es schimmerte mir ganz weich in die Augen, und dadurch tanzten die Worte so seltsam krampfig vor mir auf dem Papiere herum, daß ich glaubte, lauter Erhängte zappeln zu sehen."

„Der Wald um ihn her bestand aus schlechten, misgestalteten Bäumen, welche ihm wie verkrüppelte Gnomen zunickten und ihm grinsend — freundlich mit den schwarzen Fingern winkten. Mitten unter ihnen befand sich aber eine sehr hohe, schlanke Birke, deren lange Thränenzweige über den weißen Stamm wie die grünen Haare einer schönen Nixe über ihre marmornen Schultern herabflossen. Er zog sein Taschentuch hervor, lächelte es befreundet an und band es fest um den Baum. Dann stieg er auf einen Stein, machte die Schlinge zurecht, steckte den Kopf hindurch, sprang nieder und — lebte nicht mehr."

„Am 2. September 1831 erhängte sich Daniel Leßmann."

„Nicht blos die frühern Jahrhunderte waren poetisch, auch unsere neue Zeit hat einen Anstrich von romantischer Poesie; aber sie ist weder ritterhaft-zierlich, noch flitterhaft-bunt, sondern schauerlich-düster. Unsere Dichter wandern nicht, mit der

Zither an der Seite, über Berg und Thal; sie singen nicht aus blühendem Walde beim strahlenden Morgen dem holden Liebchen eine Aubade zur hohen Burg hinauf: sie marschiren im regnigen Herbstwetter zur leipziger Michaelismesse hin; auf dem Rücken tragen sie statt der Mandoline ein Ränzel mit Manuscripten, und Abends im Walde, da hängen sie sich am Schnupftuche auf."

Sollte man das nicht für Ironie halten? Wahrlich, wenn wir solche Dinge lesen, wird uns angst und bange für unsere deutsche Literatur; wir fühlen ihr den Puls und fangen an zu glauben, es könne der Wahnsinn auch Literatur und Poesie erfassen, wie er den Einzelnen ergreift. Gott gebe ihr, der armen kranken Literatur des Vaterlandes, bald wieder Göthe'sche Gesundheit! 10.

Schiller's „Braut von Messina", italienisch und englisch.

Nachdem bereits zu Anfang dieses Jahres eine italienische Übersetzung von Schiller's „Braut von Messina" von Maffei in Mailand erschienen war, begegnet uns nun auch in dem neuesten Hefte des „Edinburgh review" die Anzeige einer in diesem Jahre von George Irvine in London herausgegebenen englischen Übersetzung dieses Trauerspiels („The bride of Messina, a tragedy, from the German of *Fr. v. Schiller* by *G. Irvine*"). In dieser Anzeige spricht sich der Ref. ungemein günstig über die deutschen Übersetzer in folgenden Worten aus: „Wer mit der deutschen Literatur unbekannt ist, kann sich kaum eine Vorstellung davon machen, mit welcher Vollendung, sowol hinsichtlich der Treue als auch in Bezug auf den wahren Geist und Sinn, man in Deutschland die Originale fremder Nationen wiedergibt. Dergleichen vollendete Übertragungen besitzen die Deutschen nicht allein von Werken unserer Literatur, sondern auch von solchen anderer Nationen des Continents. Wir haben mehrmals auf die bewunderungswürdige Übersetzung des Shakspeare von A. W. Schlegel hingedeutet; eine Übersetzung, bei welcher der sprachkundige Engländer, wenn er ein Stück von Shakspeare auf den deutschen Bühnen aufführen sieht, des großen Tragöden eigne Laute zu vernehmen glaubt. In diesen vortrefflichen Übertragungen ist nicht blos der allgemeine Charakter Shakspeare'scher Dichtung, sondern auch der eigenthümliche Ton und die abweichende Haltung jedes einzelnen Stücks auf das treuste wiedergegeben. Das Merkwürdigste aber ist, daß in Deutschland noch fortwährend neue Übersetzungen von Shakspeare'schen Stücken erscheinen, und daß, so ausgezeichnet auch die Schlegel'sche Übertragung ist, dennoch in den spätern Übersetzungen anderer Schriftsteller manches einzelne Stück beinahe noch vorzüglicher wiedergegeben ist als bei Schlegel selbst. So haben wir neulich mit wahrem Vergnügen einen Band der Übersetzung des Shakspeare von Philipp Kaufmann vorliegen gehabt, welche, wie wir bemerkt haben, der Schlegel'schen Übertragung weder an Treue noch an poetischer Schönheit nachsteht und daneben einen durchaus eigenthümlichen und selbständigen Charakter zeigt. Wenn nun auch bei der großen Sprachähnlichkeit, welche das deutsche Idiom mit dem englischen zeigt, der treffliche Erfolg, den die deutschen Übersetzungen Shakspeare's gehabt, weniger bewunderungswerth erscheinen kann, so ist es doch in um so höherm Grade die Meisterschaft, womit die Deutschen auch den Geist der Dichter von der pyrenäischen Halbinsel ihrer Sprache und ihrer Bildung angeeignet haben. Niemand ist überrascht, die spanische Übersetzung von Tasso's „Aminta" von Jauregui vortrefflich zu finden, da diese beiden Sprachen so nahe verwandt sind, daß oft ganze Strophen der Übersetzung dem Original gleich lauten; es sind beides romanische Sprachen, deren beiderseitige Eigenthümlichkeit in ihrer ursprünglichen Basis zusammenfällt; aber in deutschen Accenten die Worte des heißen Südens wiederzugeben und in das gedankenvolle germanische Idiom das Feuer und die Phantasiefülle des Spaniers zu befassen, dies ist eine Aufgabe, deren Lösung wir für unmöglich halten müssen, so lange uns die deutschen Übersetzungen des Calderon, Lope de Vega, Moreto u. s. w. von Schlegel, Gries und von der Malsburg unbekannt sind." Als Parallele zu diesen von ihm bewunderten deutschen Arbeiten berücksichtigt nun der Verf. der erwähnten Kritik die in England erschienenen Übertragungen deutscher Dichter; eine Parallele, die nicht günstig für sein Vaterland ausfällt. „Wir haben", sagt er, „die unter uns erschienenen Übertragungen des „Faust" zu zählen aufgehört; aber in allen zusammengenommen, mit Ausnahme der von Dr. Anster, ist nicht so viel Gutes, um den wahren Begriff einer guten Übersetzung daraus zu gewinnen. Die einzige englische Übersetzung aus dem Deutschen, die man trefflich nennen kann, ist die des „Wallenstein" von Coleridge. Aber auch Coleridge hat keine treue Übersetzung im wahren Sinne geliefert; er hat manche Wendung nicht richtig aufgefaßt und sich öfters Änderungen und Weglassungen erlaubt, so z. B., um nur Ein Beispiel anzuführen, in dem berühmten Monolog der Thekla im vierten Act der Tragödie. Von „Wilhelm Tell", dem kräftigen, innigen, naturfrischen Schweizerstück, gibt es in England *mehr als* eine Übersetzung, die aber so unendlich weit von dem *wahren Geist* des Originals entfernt sind, daß es unmöglich fällt, die Trefflichkeit desselben aus ihnen kennen zu lernen. Dasselbe gilt von den unter uns erschienenen Bearbeitungen der „Maria Stuart" und der „Jungfrau von Orleans"."

Was nun die Arbeit Irvine's selbst betrifft, so gesteht derselbe Ref., daß sie für eine gelungene gelten könne und sich von andern ihrer Gattung rühmlichst *unterscheide*, wenn schon sie sich im Allgemeinen nicht mit den deutschen Arbeiten dieser Art messen könne. Wir wollen, um dieses Urtheil einigermaßen zu belegen, aus dieser Übersetzung die zwei ersten Strophen des bekannten Monologs von Beatrice unsern Lesern *mittheilen:*

Er ist es nicht, es ist der Winde Spiel,
Die durch der Pinien Wipfel sausend streichen u. s. w.

It is not he, t'was but the breezes' sound
Through the tall summits of the pine-trees sweeping;
The sun already stoops him to his bound,
With leaden pace the heavy hours are creeping.
I tremble as I gaze on all around
This wide and moveless silence round me sleeping:
I look, but nothing living meets mine eye,
And yet he leaves me here to pine and die.

And near, as when the tempest stirs the tree,
The many-peopled city's hum is swelling;
The hollow thunder of the far-off sea
Dull beating on the shore beneath is *knelling;*
This might of nature feels too vast for me,
Forlorn and helpless in this fearful dwelling —
Ah, homeless as the leaf that winds have blown
To earth — in this wide world I stand alone u. s. w.

80.

Notiz.

Der Graveur Solari in Genua hat eine Denkmünze auf Christoforo Colombo geprägt, die sowol der Idee als der Ausführung wegen merkwürdig ist. Auf der Vorderseite sieht man Colombo's Bild nach Peschiere's Büste, auf der Rückseite Colombo, den Schleier aufhebend, der Amerika bedeckt. Vorderseite und Rückseite bestehen nicht aus einem einzigen Stück Metall, sondern bilden die Decken eines zierlichen Behältnisses, worin sich eine eigens zu diesem Zwecke geschriebene Lebensbeschreibung Colombo's, die mit einer äußerst feinen Schrift von Ponthenier in Genua auf 18 runden Blättchen gedruckt ist, welche bei der Öffnung des Behältnisses sich entfalten, sodaß man sie bequem lesen kann. 89.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 266. —— 23. September 1837.

Die Popularphilosophie und der Geist.

(Beschluß aus Nr. 265.)

Aber diese Allgemeinheit des immanenten Zwecks erreicht auch das Thier, und diese Idealität und Realität ist jeder Hund. Die Allgemeinheit dagegen, die Moment des Geistes ist, ist das Denken, und alle anthropologische Empfindung, Gefühl, Geschicklichkeit ist seiendes Denken, Existenz, Einzelheit des Denkens. Erdmann's Leib und Seele, die als Organismus und Thierseele in der Natur hängen bleiben, sind also nicht Momente des Geistes; und denselben Geist, der diese rohnatürlichen Momente sein soll, nennt er oben Negation der Natur und erhebt nach Hegel diese negirte Natur zum Beisichsein und zur Freiheit des Geistes. Was heißt dieses Vergessen seiner selbst? Ist das Methode? Es ist Erdmann's Methode; aber sie ist die Confusion selbst, und zwar besteht diese Confusion hier näher darin: Erdmann zeigt:

In der Natur ist das Allgemeine die Gattung, das Einzelne das Exemplar. Diese entsprechen sich nicht. Erst der Geist ist die wirkliche Identität des Einzelnen und Allgemeinen.

So weit nach Hegel; dann aber wider Hegel so:

Der natürliche Geist erscheint als Einheit eines Leibes und einer Seele. Dies sind seine Momente. Beide stehen im directen Verhältniß, sind eine existirende Dualität, ein Compositum differenter Factoren.

Dies ist confus; jede Thierseele ist vornehmer als dieser Erdmann'sche Geist, dies wahrhaft erdige Compositum differenter Factoren. Er widerlegt dies auch sogleich selbst; denn er zeigt, nun wieder nach Hegel, ganz richtig, „wie das Einzelne, die Organe, nur Bethätigung des Allgemeinen, der Seele sei", sodaß also die Wahrheit des Organismus seine eigne Negation ist; und diese Negation ist, als das existirende Allgemeine, die Seele, d. h. nun aber grade im Widerspruch gegen sein Princip: sie stehen nicht im directen Verhältniß, ja vielmehr sie stehen in gar keinem Verhältniß, indem die eine Seite nicht als solche existirt, sondern als negirte. Die Seele steht nur mit sich selbst im Verhältniß. Die Erdmann'sche Klarheit aber macht sich dies nicht klar und ist darum Confusion. Aber nicht nur darum, sondern auch aus dem viel schlimmern Grunde, weil so die Sache sich auch schon beim Vieh verhalten hat. Was im Geist in Einheit treten sollte, war ja nicht die unorganische Natur, die zum Organismus erst werden müßte, sondern das Individuum und die Gattung. Diese sollten zum Geist sich aufheben. Der Geist als die Allgemeinheit, dem das Einzelne, die Existenz des Denkens, entspricht, ist das Denken. Statt solche Gegensätze in der Anthropologie zu vereinigen oder nur zu finden, daß sie bei Hegel vereinigt sind, vereinigt Erdmann nur, was im thierischen Individuum schon vereinigt war.

Dies ist Erdmann's theriologische Anthropologie und dies ihre confuse Begründung. Philosophische Anthropologie dagegen, die bei Hegel sehr wohlbegründet ist, und noch unendlich viel mehr, was nämlich Alles in den von ihm confus gebrauchten Kategorien steckt, das kann Erdmann aus Hegel lernen, oder vielmehr er hätte es schon wissen sollen; dann wäre diese Misgeburt nicht ans Licht getreten, die, statt den Geist zu expliciren, ihn vielmehr als einen Stein des Anstoßes aus dem Wege zu räumen sucht. Seine Selbstgenügsamkeit ist aber sehr groß, und ebenso schlimm wie Hegel kommt Aristoteles bei ihm weg und aus demselben Grunde. Wir versetzen ihn auch wegen dieses Hochverraths in Anklagestand, da der Proceß interessant ist.

Hegel führt in seiner „Geschichte der Philosophie", II, 372, aus Aristoteles an:

Die Seele sei Entelechie, ihre Thätigkeit eins mit dem Organ; wenn z. B. das Auge für sich ein Lebendiges wäre, so würde das Sehen seine Seele sein; denn das Sehen ist das Wesen des Auges seinem Begriff nach. Das Auge aber als solches ist nur die Materie des Sehens; wenn das Sehen verloren ist, so ist es nur Auge dem Namen nach, wie eins von Stein oder ein gemaltes.

Diese Stelle führt auch Erdmann, aber, gelehrter, griechisch an und lobt Aristoteles, daß er die Seele kenne als (*μὴ χωριστὴ τοῦ σώματος*) ununterschieden vom Leibe. Dies ist die (*θρεπτική* und *αἰσθητική*) Pflanzen- und Thierseele. Aber Aristoteles hat nicht gewußt, was Erdmann entdeckt hat, daß „dies Ensemble von Leib und Seele" die Momente des Geistes hergibt. „Deswegen kommt nach Aristoteles der denkende *νοῦς* (Geist) von außen zu jenen beiden Factoren hinzu. Der *νοῦς* (Geist) ist *χωριστός*" (unterschieden für sich). Aber Aristoteles weiß ja eben gar nichts von jenen beiden Erdmann's-

schen Factoren, zu ihnen läßt er den Geist also auch nicht von außen hinzukommen, sondern zur Thierseele. Erdmann hat auch wirklich, statt sich bei Aristoteles zum dritten Buch „Von der Seele" zu wenden, wo der Geist explicirt wird, grade wie bei Hegel den Weg rückwärts eingeschlagen zur Thierphilosophie, zu der Zeugung der Thiere, und citirt für seine Auffassung „De gen. anim.", II, 3. Nach Aristoteles' und nach Hegel's Exposition („Gesch. der Philos.", II, 373) ist der Geist das Princip an und für sich, bewegt Alles und sich für sich allein, so ist er χωριστός. Die Thierseele ist auch Princip, sich selbst bewegende Energie, aber nur seiende, in der Materie, nicht ohne die Materie, μὴ χωριστή. Die Zeugung, der Gattungsproceß bringt es also, als materiell und natürlich, nur zur Thierseele, zum Leben, nicht zum Geist. Nun thut Aristoteles in jener Stelle „De gen. anim.", II, 3, die Frage: wird der Geist durch den Gattungsproceß gezeugt? kann also nur antworten, wie er thut („λείπεται τὸν νοῦν μόνον θύραθεν ἐπεισιέναι, καὶ θεῖον εἶναι μόνον"); es bleibt nichts übrig, als daß der Geist (der Natur, dem Gattungsproceß) von außen kommt, und daß er allein das Göttliche ist. Ist das so parador? hat Erdmann nach Hegel nicht selbst die Unfähigkeit der Natur und des Gattungsprocesses, zum Geist zu kommen, ausgesprochen? Aber freilich jenes hat er nach Hegel und dies wider Hegel gesagt. Der Geist hat diese unendliche Kluft zwischen sich und die Natur gesetzt. In diesem Sinne fährt Aristoteles fort: „οὐθὲν γὰρ αὐτοῦ τῇ ἐνεργείᾳ κοινωνεῖ σωματικὴ ἐνέργεια", d. h. an seiner Energie (Selbstbethätigung) hat die leibliche Energie gar keinen Theil. Seine Entwickelung ist daher „an und für sich" und seine generatio (Zeugung) kommt der Natur (θύραθεν) von Außen und ist eben dadurch göttlich. Eben darum setzt und entwickelt sich ja auch die anthropologische Seele als an und für sich seiender Geist, und eben darum ist im Hegel'schen System die Menschenseele θύραθεν aus der Natur heraus und wird Naturgeist, wie sie in der Zeugung (θύραθεν) vom Geist und von Gott kommt und nicht durch den Gattungsproceß als solchen gesetzt werden kann: die Liebe ist des Geistes und Gottes allein und (θύραθεν) aus der Natur heraus. Die Natur ist das Princip (ἀρχή), welches der Geist ist, aber (θύραθεν) aus sich heraus, also ist eben der Geist, weil er Geist ist, auch (θύραθεν) aus der Natur heraus. Aber weiß denn Erdmann als Hegelianer das nicht? Erdmann ist der traurigste Hegelianer und der traurigste Aristoteliker, den Gott im Zorn zum Anthropologen gemacht hat, und er wäre θύραζε aus der Anthropologie zu verweisen, wenn er überhaupt darin und nicht vielmehr nur θύραθεν wäre.

So also verhält sich diese Popularphilosophie zum Geiste, daß sie überall aus ihm herausfällt, ohne es zu merken, ja der Geist selbst ist ihr nur der Klotz, über den sie stolpert. Die Popularität aber besteht nicht darin, daß sie das Wesen der Sache durchdränge und nun nur deutlicher wie bisher zum Vorschein brächte, sondern darin, daß sie das Unwesen, das nicht zur Sache Gehörige weitläufigst bebeispielt. Es wird eine Redensart, ein Sprüchwort, eine Vorstellung aufgesucht, die entsprechend zu sein scheint, die Sache wird „plausibel", d. h. vorstellig gemacht, und eben darin besteht dann der Beweis, daß das bornirte Subject nun einsieht, ihm sei nichts Neues gesagt worden. Zu gleicher Zeit sieht es aber auch ein, daß es Anlage zur Speculation hat, und sollte es auch in der Erdmann'schen Anthropologie, dieser modernen Circe, seine arme Seele ärger verwandelt sehen als die Gefährten des Odysseus, es ist doch eine Freude um diese Entdeckung der eignen Weisheit in dieses Mannes Klarheit.

Bei so bewandten Umständen muß die Frage entstehen, was mir denn an dem in sich Nichtigen überhaupt wichtig war, und ob die bloße Lust, kritisch zu vernichten, irgend sonst noch Jemand interessiren könne. Das allgemeine Interesse ist die Gestaltung der Philosophie zur Popularphilosophie, die von Oben und Unten mit Ehr und Applaus begleitet wird, also grade, je stroherner und verdrehter sie ist, desto wichtiger wird, und deren Nichtigkeit noch keineswegs bewiesen ist, wenn sie behauptet und von einigen näher Eingeweihten inwendig erkannt wird. Vielmehr handelt sich's darum, ob diese Schmarotzerpflanze zu vertilgen ist, oder ob die Philosophie eine solche Fortbildung, die Alles fortschafft, was an ihr Philosophie und Geist ist, geduldig ertragen soll. Einem andern Auswuchs, „den über Hegel angeblich Hinausgegangenen", hat Schaller neuerdings in einem eignen Buche sich widersetzt. Daß er aber dadurch vertilgt sei, kann man nicht sagen. Wenn er aus der Philosophie verwiesen ist, so läuft er nebenher, aber er hört nicht auf auszuwachsen und auszulaufen. Ebenso wird sich's mit der Popularisirung der Philosophie verhalten. Wenn sie wissenschaftlich auch noch so gründlich todtgeschlagen wird, wie hier z. B. Erdmann; ihr Publicum und ihre Existenz außer der Wissenschaft büßt sie dadurch so wenig ein, daß sie vielmehr nun als Märtyrer „der guten Sache des gemeinen Bewußtseins" nur noch gewinnen wird. Der Angriff sowie die Todeswunde machen sie interessant wie einen Romanhelden, der dann ebenfalls unter den Händen seiner Geliebten wieder „zum Bewußtsein" zu kommen pflegt. Dennoch ist es nothwendig, den Garten der Philosophie zu jäten, auch mit der Überzeugung, daß die Popularphilosophen, wenn sie aus dem reinen Äther des Wissens zu dem handgreiflichern Boden der Vorstellung und des Beispiels sich herabflüchten, damit wirklich nur einer Nothdurft für sich und Andere nachgeben, eben darin ihren Boden haben und eben darum trotz ihrer manifestirten Confusion nicht aufhören werden, ihren Freunden in der Verständlichkeit die Rose der Unwissenheit zu besprechen und als echte Charlatane Das unmittelbar zu leisten, was der geschulte Arzt mit allen Umschweifen der Wissenschaft umsonst versucht. Zudem haben sie sich vorher in den Geist der Hegel'schen Philosophie untergetaucht, und obgleich sie sich, statt verklärt zu werden, nur die Kleider naßgemacht, so gelten sie dennoch unter den Ihrigen für Wiedergeborene, welche die irdische Brust im Morgenroth gebadet und mit einem Heiligenschein bei le-

bendigem Leibe umhergehen. Dieser Schein der Philosophie und sein Unwesen ist darum keineswegs ein rein Nichtiges, vielmehr eine Begebenheit, die mit der Philosophie nach der Seite ihrer Geltung in Conflict kommt, darum aber auch von ihr aus zurückzuweisen war.

Arnold Ruge.

Correspondenznachrichten.

London, im August 1837.

Wenn ein Fremder im J. 1810 nach Paris kam und die Schätze im Louvre sich ansah, welche Bewunderung muß sein ganzes Gemüth erfüllt haben? Nicht die Kostbarkeiten eines Jahrhunderts, oder eines Landes, sondern Alles, was das cultivirte Europa von Anbeginn seiner Bildung in der Kunst Großes und Außerordentliches hervorgebracht, bot sich seinen Augen auf einmal dar. Der Norden und der heiße Süden, so sehr in Bestrebungen und Leistungen geschieden, standen hier vereint und ließen ahnen, daß alle Kunst eine und dieselbe göttliche Quelle besitze, aus der ihre Schöpfungen herstammen. Welcher Contrast muß aber demselben Reisenden erschienen sein, wenn er sieben Jahre später dieselben Räume betrat und alle jene Herrlichkeiten entschwunden sah, und mit heiterer Trauer vernehmen mußte, daß sie ihrem Heimatlande zurückerstattet seien? Ein ähnlicher Contrast ist es, der dem Fremden in London entgegentritt, wenn er diese Riesenstadt im Winter und jetzt durchwandert. Was von Talent, von Geburt und Reichthum in England vorhanden ist, sammelt sich in dieser Zeit in dem einen Centrum, und ihm gesellt sich sehr Vieles zu, was für außerordentlich in der Kunstwelt gehalten wird. Alle Schriftsteller Großbritanniens, welche auf dem Lande, in abgeschiedener Einsamkeit, in dem häuslichen Kreise, während des Sommers und Herbstes ruhig studirt oder in entfernten Gegenden Neues zu erforschen bemüht waren, eilen jetzt nach der Hauptstadt, um die Früchte ihres Denkens und Forschens durch den Druck bekannt zu machen und mit dem gleichbezahlten Honorare auch den schnell gespendeten Tribut des Lobes in der Gesellschaft zu genießen. Was von der Aristokratie innerhalb und außerhalb des Vaterlandes zerstreut herumgereist, findet sich hier zusammen, und zu ihrer Unterhaltung tragen Bälle, Theater, Concerte, Diners und Soupers und Alles bei, was irgend den edlern und feinern Sinnen Befriedigung gewähren und den niedrigern schmeicheln kann. Die Musik, Malerei, Poesie und Beredtsamkeit und eine Schar von Romanen bilden eine Kette von Rosen, daß keine Stunde unerfüllt und ungenossen scheiden möge. Die Parlamentshäuser ertönen von der Stimme eines Sir Robert Peel und Mr. Shiel, Lord Brougham und Lord Lyndhurst; die Theater sind gefüllt und lassen Macready und Farren, Miß Ellen Tree und Mrs. Wood bewundern; Grisi und Pasta, Lablache und Schröder-Devrient machen die beiden Opernhäuser zum Tempel der Musik; 135 Concerte folgen sich hintereinander und lassen Alles vernehmen, was für neu und wundervoll im ganzen Europa gehalten wird. Die Straßen sind mit einer unendlichen Zahl von Kutschen, Reitern und Spaziergängern gefüllt, welche Pracht, Luxus und Eleganz um die Wette entwickeln, sodaß diese ganze Stadt und besonders das Westende eine Feenresidenz scheint, oder der Aufenthalt wenigstens von Fürsten und Königen, um die alle Kunst sich versammelt hat. Welcher Gegensatz in diesem Momente, da die Reichen und Edeln aufs Land gezogen, oder nach deutschen Bädern oder Italien hingeschwärmt sind, und mit ihnen Alles schied, was jenes Leben erzeugt hat. Weder Oper noch Concerte, weder Literatur noch Malerei, kein Ballet macht jetzt Anstrengungen, um seine Wirkungen bewundern zu lassen, und die Straßen sind leer und die Paläste wie verödet. Werfen wir noch einen Blick auf die so schnell vergangene Herrlichkeit zurück und beschauen im Geiste, was den Sinnen entrückt ist.

In der Literatur besonders ausgezeichnet war das Leben des Sir Walter Scott und Goldsmith's, die „Geschichte der Literatur" von Hallam, die „Natürliche Theologie" von Babbage, welche von einer Anzahl von Werken ähnlichen Inhalts begleitet war, die alle darauf hinausgehen, den Gott in der Natur mit dem im Menschengeiste und Beide mit dem Gotte in der Offenbarung zu vergleichen, ein Unternehmen, das dem verständigen, ohne speculative Tiefe philosophirenden Engländer nie gelingen wird. Miß Martineau's und Mr. Grund's Werke über Amerika und eine nicht geringe Anzahl von Beschreibungen der Sitten anderer Länder folgten sich tagtäglich, und diesen schloß sich ein Heer von Novellen an. Die Poesie nahm nur einen niedrigen und kleinen Platz ein, auf dem Mr. Moxon's Sonette, Mr. Maultrey's lyrische Gedichte und Mr. Browning's Tragödie: „The Earl of Strafford", sich fanden. Auch die Beredtsamkeit ließ dieses Mal nicht viel von sich hören, und dieses nicht so sehr, weil es einen Mangel an Rednern gibt, als aus politischen, eigenthümlichen Umständen. Indessen werden als Meisterwerke für ewig leben die Rede des Sir Robert Peel, die er bei seiner Installation als Kanzler der Universität Glasgow gehalten hat, ein Kunstwerk, das allen Professoren der classischen Literatur in Deutschland zu empfehlen ist, indem es ein Modell liefert, wie man zu jungen Leuten sprechen muß, um sie zu edeln Bestrebungen anzufeuern. Nächst ihm ist die Rede des Mr. Talfourd, im Parlamente über den Nachdruck gehalten, besonders zu rühmen, sowie die Reden der Herren Henry Bulwer und Shiel über den Krieg in Spanien, und nicht minder die Reden des Lords Morpeth in Westriding, des Lords John Russel in Stroud und des Herrn Abercromby in Edinburg, nachdem sie zu Parlamentsmitgliedern dieser Orte ernannt waren.

Was die Kunst betrifft, so war die Musik in ihrer Ausführung das Großartigste, was uns je geboten ward. Nicht so sehr der Gehalt derselben war es, der uns überraschte, denn man hörte nichts von Gluck und Spohr und sehr wenig von Mozart, dagegen um so mehr von Rossini, Bellini, Mercadante; auch nicht die Neuheit, denn die drei neuen Opern, die wir hörten, „The fair Rosamund" und „The Blanche of Jersey" von englischen Componisten, und „Malek Adel" von Costa, dem Dirigenten der italienischen Oper, waren sehr unbedeutend und würden, besonders die letztere, wenig Eindruck machen, wenn nicht die größten Künstler in der Welt sie sängen; nur die Aufführung war es, die uns mit Verwunderung erfüllte, da es uns nie bisher vergönnt war, selbst die kleinsten Rollen in einer Oper von großen Sängern vortragen zu hören. Dieses war aber der italienischen Oper möglich, wo ein Personal vereinigt war, wie man es selten zusammenfindet. Grisi, Albertazzi und Alessandri, sowie die Herren Lablache, Rubini, Tamburini, Iwanoff ließen uns oft vergessen, daß der Gesang eine Kunst und nicht vielmehr die wahrste und unmittelbarste Stimme der Empfindungen sei. Auch die Pasta in der Medea hörten wir und dachten oft an die Würde einer Milder und die Lieblichkeit der Sontag zurück. Die Schröder-Devrient sang in Drurylane und suchte durch Gesang und Spiel das Bild der Malibran wieder aufzufrischen, was ihr in „Fidelio" und in der „Somnambula" wunderbar gelang, obwol sie mit der englischen Aussprache zu kämpfen hatte. Diese Künstler lassen sich zählen und nennen; „doch wer kennt die Männer, kennt die Namen Aller, die hier zusammenkamen" und in den 135 Morgen- und Abendconcerten sich in Instrumental- und Vokalmusik vernehmen ließen? Der junge Herzberg, Rosenhain, Eliason, die Gebrüder Ganz, Möser sind uns die bekanntern, und ihre Ernte war nicht gering.

Um die lebenden Maler kennen zu lernen, dazu gaben die Ausstellungen der Maler in Wasser- und Ölfarben Gelegenheit. Wir sahen 1300 Nummern in der letzten, und 500 oder 700 in der ersten, wenigstens also 1800 neue Bilder von sehr vielen Künstlern und von sehr verschiedenem Werthe. Der Charakter von beiden in Gegenstand sowol als in der Manier ist durchaus von Allem verschieden, was uns in Deutschland zu Gesichte kam.

Portraits und Scenen im Familienkreise, das sind gewöhnlich die Gegenstände, welche die Künstler aus gutem Grunde sich gewählt haben, da sie für diese am besten bezahlt werden und sie auch schneller als große historische Begebenheiten darstellen können. Daher ist auch die Eile nicht zu verkennen und deshalb eine große Kühnheit des Pinsels, mit dem sie Alles mehr andeuten und skizziren als bis ins Kleinliche ausarbeiten und schmücken. Ausführlicher über diesen Gegenstand müssen wir ein anderes Mal sein, denn noch Manches ist zu erwähnen, was von Wichtigkeit ist.

Die Architektur hat an der neuen Nationalgalerie einen Zuwachs, aber keine Bereicherung erhalten, indem nicht leicht Geld so verschwendet, ein schöner Platz so gemisbraucht worden ist, als es bei diesem Werke der Fall war, das, auf dem schönsten Orte in London gelegen, ein Monument des englischen Geistes nach der Idee sein sollte, jetzt aber fast wie ein ridiculus mus in der Ausführung erscheint und durch seine Lage um so mehr seine Fehler entdeckt. Es ist im griechischen Style aufgeführt, mit einer Façade von sechs korinthischen Säulen versehen und mit einer Kuppel geschmückt, die ebenso zu diesem Baue paßt wie zu der in der Nähe im römischen Style gebauten Kirche der gothische Thurm. Das Ganze sieht kleinlich und lächerlich zugleich aus und hat dennoch 85,000 Pfund Sterling gekostet.

Die Schauspielkunst hat sich hier sehr gehoben, und obgleich 15 Theater geöffnet waren, boten sie doch alle Stoff genug dar, um das Gute und das Neue zugleich genießen zu lassen. Nicht weniger als 30 Theaterdichter waren beschäftigt, um diese Anstalten mit neuen Productionen zu versehen, welche sie aus dem eignen Geiste oft, häufiger aber aus allen Enden und Ecken der Welt herholen. Manche Stücke sahen wir hier so unter dem Namen eines englischen Verfassers, welche wir früher in andern modernen Sprachen gelesen hatten. Allein der Zweck dieser Art Schreiber geht dahin, theils ihre Taschen zu füllen, theils einen ephemeren Ruf sich zu verschaffen, was ihnen am besten gelingt, wenn sie das Publicum zu amusiren suchen. Das beliebteste von allen Theatern war the Adelphi für das Gemein-Komische, wo besonders Mr. John Reeve durch seinen Humor die Zuhörer im steten Lachen zu halten verstand; the Olympic für das feinere Lustspiel, welches, unter der Leitung der Madame Vestris, vom gebildeten Publicum sehr begünstigt wird; Drurylane für das Trauerspiel und die englische Oper, und Coventgarden für das sogenannte legitimate drama. Nächst diesen wurde das Theater in Haymarket und im Strand im Sommer gern besucht. Dies mag eine Idee von der Fülle und dem Werthe der Genüsse in der Literatur und Kunst geben, welche die hohe Welt in der letzten Saison hier vorgefunden.

Von den Vergnügungen, die innerhalb der Ringmauern der Privathäuser den Freunden und Gästen geboten wurden, müssen wir schweigen, so interessant es sein mag, auch in dieser Hinsicht den englischen Geist kennen zu lernen. Indessen haben Hr. von Raumer und Fürst Pückler genug darüber gesprochen, und eine Wiederholung ist um so weniger nothwendig, als eine Saison darin von der andern sich wol nicht viel unterscheidet. Eins jedoch müssen wir noch erwähnen, da es in geselliger und wissenschaftliche Hinsicht auch Interesse verdient, wenngleich die Politik am meisten sich darum zu bekümmern hat; wir meinen den Tod Wilhelm IV. und die Thronbesteigung der jungen Fürstin. Nicht leicht kann man sich eine Vorstellung machen, wie diese Dame verehrt wird; nicht als wenn sie die Königin von Großbritannien und Irland, sondern als wenn sie die Herzensdame eines jeden Engländers wäre, mit solcher Galanterie gedenkt man ihrer; und wir haben Gedichte über sie gelesen, wie wir sie in Deutschland nie sahen, in denen eine wirklich herzliche Verehrung auf die naivste Weise sich aussprach. Sir Robert in einer Tischrede spricht von ihr mit einer Bewunderung, wie man sie für die Reize seiner Geliebten hegt, und O'Connell, der alte David O'Connell in seiner schönen Rede, die er nach seiner Erwählung zum Parlamentsmitglied in Dublin gehalten, äußert sich über sie, wie er es nie vorher über einen Prinzen gethan, und spricht mit einer Innigkeit von ihr wie von einer geliebten Tochter, die zu hohen Ehren gelangt ist, sodaß er endlich three cheers for our little queen ausbringt und von 20,000 Zuhörern sie wiedertönen läßt. 145.

Bibliographie.

Babiolen. Novellen und Novelletten von W. Alexis, E. Ferrand und A. Mueller. Nebst polemischen Papierstreifen. 2 Bände. 8. Leipzig, Focke. 3 Thlr.

Bayer, K., Die Idee der Freiheit und der Begriff des Gedankens. Gr. 8. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 1 Thlr. 8 Gr.

Bolzanos, B., Wissenschaftslehre. Versuch einer ausführlichen und größtentheils neuen Darstellung der Logik mit steter Rücksicht auf deren bisherige Bearbeiter. Herausgegeben von mehren seiner Freunde. Mit einer Vorrede von J. Ch. A. Heinroth. 4 Bände. Gr. 8. Sulzbach, v. Seidel. 5 Thlr. 8 Gr.

Cooper, J. F., England. Mit Skizzen aus den Gesellschaften der Residenz. Aus dem Englischen von A. von Treskow. 2 Bände. 8. Quedlinburg, Basse. 2 Thlr. 8 Gr.

Der verlorengegangene Ehemann. Novellenskizze aus der Pariser Welt von *Ch. P. de Kock*. Die Männer-Jagd. Erzählung von Em. Gonzalez. 8. Breslau, Leuckart. 1 Thlr. 6 Gr.

Ehret die Frauen. MDCCCXXXVIII. Gr. 8. London (Berlin), Asher. 4 Thlr.

Eisner, H., Wichtige Tage aus dem Leben Napoleons und der Geschichte unserer Zeit. Mit genauer Rücksicht auf die Memoiren der handelnden Hauptpersonen und die ächten Diktate des Kaisers dargestellt. 2 Theile. Gr. 8. Stuttgart, Rieger u. Comp. 2 Thlr. 6 Gr.

Die Spanische Frage oder Wer ist von Rechtswegen König von Spanien? Aus dem Französischen des Generals *D.r....t.* Gr. 8. Berlin, Nicolai. 12 Gr.

Guseck, Bernd von, Novellen und Erzählungen. 3 Bände. 8. Leipzig, Focke. 4 Thlr. 12 Gr.

Italia. Mit Beiträgen von A. Hagen, A. Kopisch, H. Leo, C. Fr. v. Rumohr, K. Witte und Anderen. Herausgegeben von *A. Reumont*. Mit einem Titelkupfer. 8. Berlin, A. Duncker. 2 Thlr.

Laube, H., Neue Reisenovellen. 2 Bände. 8. Mannheim, Hoff. 4 Thlr.

Neander, A., Das Leben Jesu Christi in seinem geschichtlichen Zusammenhange und seiner geschichtlichen Entwickelung dargestellt. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 3 Thlr.

Raupach's dramatische Werke ernster Gattung. 5ter, 10ter Band. Die Hohenstaufen. 5ter Bd.: 1. Kaiser Friedrich II. I. Theil, oder Friedrich im Morgenlande. 2. Kaiser Friedrich II. II. Theil, oder Friedrich und sein Sohn. — 6ter Bd.: 1. Kaiser Friedrich II. III. Theil, oder Friedrich und Gregor. 2. Kaiser Friedrich II. IV. Theil, oder Friedrichs Tod. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Jeder Bd. 1 Thlr.

Reise nach dem Ural, dem Altai und dem Kaspischen Meere auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers von Russland im Jahre 1829 ausgeführt von *A. von Humboldt*, *G. Ehrenberg* und *G. Rose*. Mineralogisch-geognostischer Theil und historischer Bericht der Reise von *G. Rose*. Ister Band. Reise nach dem nördlichen Ural und dem Altai. Mit Kupfern, Karten und Holzschnitten. Gr. 8. Berlin, Sander. Nebst 1 lith. Karte vom Ural-Gebirge, in Roy.-Fol. 6 Thlr.

Schoppe, A., Anna Lapukhin. Historischer Roman. 2 Bände. 8. Leipzig, Focke. 3 Thlr.

Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet. 1838. Herausgegeben von St. Schütze. 16. Frankfurt a. M., Wilmans. 1 Thlr. 12 Gr.

Wintergrün. Taschenbuch auf 1838. Herausgegeben von G. Loß. 8. Hamburg, Herold. 1 Thlr. 8 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 267. — 24. September 1837.

Modeworte und Moderedensarten der neuern Zeit, in Verbindung gebracht mit neuern Erscheinungen der Zeit.

Der Zauber der stets wechselnden Mode behauptet seine Herrschaft unter den lieben Menschenkindern über Alles, was mit ihnen in näherer oder entfernterer Berührung steht; nicht nur über ihre Kleidung und Wohnung, über ihre Speisen und Getränke und die Genußweise derselben, z. B. den Kaffee aus dem Unterschälchen oder aus der Obertasse, das Bier aus thönernen oder gläsernen Krügen zu trinken, von Tellern, aus Bretschreiben, Holz, Thon, Zinn, Steingut, Porzellan, Silber bereitet, zu essen, die Frühsuppen (vor einigen Hundert Jahren), oder das Morgenbrot, oder Frühstück, oder Déjeuné, oder ein Gabelfrühstück, das Abendbrot oder Abendessen, Nachtessen oder ein Soupé einzunehmen; über die Manier zu singen, zu tanzen, zu spielen, auf der Bühne, in Ball- und Musiksälen sich vorspielen und vorsingen zu lassen: kurz, nicht nur über Alles, wodurch man sich selbst und Andern das Leben angenehm machen machen will; auch selbst über die Taufnamen, die man den Neugeborenen gibt, sowie über die Gestaltung und Verzierung der Denkmäler, durch welche man das Andenken der von der Erde Geschiedenen zu ehren sucht. Auch auf die Art und Weise, Gedanken, oder Das, was als Gedanken gelten soll, mündlich und schriftlich auszudrücken, erstreckt sich die Herrschaft der wandelbaren Mode. Daß also auch unsere Sprache von dem Einflusse derselben nicht unberührt blieb, dies ist für Diejenigen, welche mit der Geschichte unserer Sprache nicht ganz unbekannt sind, keine neue Bemerkung. Schon die verschiedene Schreibweise des Namens unsers Volks und unserer Sprache kann dafür Zeugniß geben, wenn man auch hierbei veranlaßt werden dürfte an Schiller's:

> Was der Mode Schwert zertheilt,

sich zu erinnern.

In den Schriften unserer Vorfahren, die es überhaupt mit der sogenannten Rechtschreibung oder mit dem gleichmäßigen Schreiben eines Wortes nicht so genau nahmen, findet man oft auf Einer Seite bald deutsch, bald teutsch. Die erste Schreibweise suchte man durch die, bei uns übliche Aussprache dieses Wortes, die andere durch Ableitung desselben von Teut, einem angeblichen Stammhelden der Germanen, und des daher stammenden Volksstammnamens der Teutonen zu rechtfertigen. Nachdem in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts die Schreibweise: deutsch, ziemlich allgemein Mode geworden war, fiel es dem bekannten Verfasser des „Oberon", unserm Wieland, ein, daß der Name unsers Volkes von Teut herkäme. Er nannte daher eine, von ihm herausgegebene Zeitschrift: „Teutscher Mercur". Und siehe da, der Zauberstab des „Teutschen Mercur" verwandelte hier und da, wenigstens im Schreiben des Namens unsers Volkes, das D in T; wenn auch noch Mancher sich rühmte, mit einem Andern von der Leber weg deutsch gesprochen zu haben. Ge- oder verführt von Wieland's „Teutschem Mercur", folgte nicht nur eine Anzahl vaterländischer Schriftsteller dem erwähnten Vorgänger, sondern es ward auch die, bis dahin in Gotha erschienene „deutsche Zeitung" zu einer „Zeitung der Teutschen" umgetauft, die aber doch nach Verlauf einiger Jahre als „Nationalzeitung der Deutschen" erschien. Ein Sprachforscher, Wolke, hatte nämlich darzuthun gesucht, daß man in ältern Zeiten die urväterliche Sprache im Norden: Dude, Düde, Düdsch, im Süden dagegen teutisch genannt habe; daß aus dem altgothischen Stammworte: Dud, in der Folge Died, Diet, Diot geworden sei; daß man später dieses Wort in Theod, Thiod, Thiuda, welches Volk bedeute, vom Altsächsischen theodan (vereinen), und welches der Name unserer Vorfahren ward, die man durch dieses Wort als Vereinte, Verbundene bezeichnen wollte, umformte, oder, wie Wolke sich ausdrückt, verformte; daß aber das th nie in t, sondern immer in d übergegangen sei, wie der in Dietrich umgewandelte Theodorich, die zu einer jungen Dirne umgeschaffene alte Thierna und selbst das aus thu hervorgegangene du beweise; daß also die aus Dude, Thiod, Thiude (Volk), mit angehängter Sylbe: isch, entstandene Schreibweise Dudisch, diutisch, und folglich die spätere: Deutsch (bei welcher iu in eu übergegangen ist) die richtigere sei. So fühlten sich denn nicht nur die berliner Gesellschaft für deutsche Sprache und der frankfurter Verein u. s. w., sondern auch Heyse, Hartung, Heinsius und andere Sprachlehrer, die zum Theil schon früher deutsch geschrieben hatten, bewogen, diese Schreibweise anzunehmen, oder beizubehalten; wenn hingegen Andere, die nach Wieland's Vorgange teutsch schrieben, wie Pölitz, Radlof, Kremsier, Meier u. A., bei ihrer Schreibweise beharrten und nur Schmitthenner in der neuesten Zeit das von ihm gebrauchte T mit dem D in dem in Rede stehenden Worte vertauschte. Ob das von dem Namen unsers Volks gebildete Eigenschaftswort mit einem großen oder kleinen Anfangsbuchstaben zu schreiben sei, darüber findet in der Schriftstellerwelt bis jetzt noch keine völlige Übereinkunft statt.

Unsere Muttersprache mußte sich aber nicht nur in jene doppelte Schreibweise ihres werthen Namens fügen, sondern sie mußte sich auch gefallen lassen, von Zeit zu Zeit ein mehr oder weniger verschiedenes Gewand anzunehmen, welches man wol ein Modegewand nennen darf, wenn sie in demselben von einem großen Theile der Schriftsteller zu Einer Zeit vorgeführt ward. Sowie aber zuweilen eine, dem Zwecke der Körperbekleidung und dem Schönheitssinne entsprechende Kleidermode durch eine andere, weniger zweckmäßige und vielmehr von Ungeschmack zeugende verdrängt ward, so erfuhr dieses Schicksal auch unsere Sprache.

Luther erwarb sich um die deutsche Sprache hohe Verdienste. Wünschen auch besonnene Stimmen unserer Tage in seiner classischen Bibelübersetzung eine Entfesselung seines Geistes aus den sprachlichen Fesseln seines Jahrhunderts mit vollem Rechte, so erkennen sie doch dankbar an, er habe das, seit 1400 aus den Mischungen verschiedener germanischer Mundarten her-

vorgegangene Hochdeutsch in solcher Reinheit geschrieben, daß er in seine Bibelübersetzung, die damals schon eingebürgerten Fremdwörter: Creatur und Philosophie (Kol. 2, 8) abgerechnet, nur die Fremdwörter Rumor und rumoren (1 Sam. 5, 9, Luk. 22, 26, Apstg. 24, 18, Zach. 9, 18) aufnahm. Allein ehe noch hundert Jahre nach seinem Auftreten vergangen waren, findet man unsere deutsche Sprache schon mit französischen Wörtern und Redensarten, von welchen sich das applaudiren, die Confusion, die Delicatesse, die Malice, das Parapluie, das Adieu u. a. bis auf diesen Tag in der Sprache des täglichen Lebens erhalten haben, so verbrämt, daß schon 1628 Martin Opitz und der niedersächsische Satiriker Laurenberg (st. 1658) diese Ausländerei oder Sprachmengerei mit der Geißel der Satire züchtigten:

Nehmt an die courtoisie und die devotion,
die Euch ein chevalier, ma donna, thut erzeigen.
eine Handvoll von favor petirt er nur zum Lohn.
und bleibet euer Knecht und Serviteur ganz eigen.
Opitz.

It sind nu alle Monsörs, Monsörs,
de Fehrlöde am Strande, de Jungens up de Börs,
Stallknecht, Scherschipper, Kockdrengen,
de laten sick nu alle mit Monsörs behängen.

Seht, süll Schipbrök hefft de düdsche Sprak geleden,
de französche hefft er de Nese affgeschneden,
un hefft ene fremde Nese wedder angeflicket
de sick by de düdsche Ohren nicht wohl schicket.
Hans Wilmsen v. Laurenberg.

Würden beide Männer, wenn sie jetzt lebten, die Einladungen zu dem erst in unsern Tagen Mode gewordenen thé dansant wol ohne einiges Befremden lesen? Aber würden sie es wahrscheinlich nicht noch sonderbarer finden, wenn Jemand den Einfall hätte, den französisch tanzenden Thee in einem deutschen Beitheetanz oder Tanzbeithee zu verwandeln?

Die Vereine, welche sich seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts zur Vervollkomnung und Reinigung der deutschen Sprache gebildet hatten, verschwanden größtentheils spurlos. Sie konnten sich über den Hang zum Spielenden (ein Mitglied eines dieser Vereine erhielt sogar den Beinamen des Spielenden als Ehrennamen), dem auch so manche spätere, für andere Zwecke geschlossene Vereine in ihren Vorsitzenden und andern sogenannten Ehrenstellen sowie in gehaltlosen Formelreden huldigen, nicht erheben. Nicht beifallswerth fielen die von einigen Sprachreinigern gemachten Versuche aus, durch neugeschaffene Wörter manches Fremdwort zu verdrängen. So ließ Philipp v. Zesen in Hamburg (1634), Stifter der Deutschgesinnten Genossenschaft oder des Rosenordens, selbst die Göttin Diana im deutschen Jagdgewande einer Weidin, den Vulcan als Glutfang, die Vesta als Feuerin, die Minerva als Burgine oder Klugine, die Pomona als Obstin und die Grazien als Holdinnen (letztere nicht ganz unannehmlich) auftreten. Die Beschuldigung, daß er den, nach Wolke aus zwei wendischen Wörtern, nach Andern aus einem altschwäbischen, Herd bedeutenden, Worte gebildeten Schornstein in eine Dachnase und die Flinte in einen Schießprügel habe umschaffen wollen, hat er selbst als ungegründet abgewiesen. Ein später lebender Purist oder Sprachreiniger verdeutschte den Titel Magnificenz durch Großfreigebigkeit, einen Titel, der nur dann, wenn ein Universitätsrector einem armen Musensohne, der, wie der nachher berühmte Kanzler Cramer, im eigentlichen Sinne des Worts auf die Universität (zu Fuße) gegangen war, die gesammten Inscriptionsgebühren erließ, seine wahre Bedeutung hatte. Derselbe Sprachreiniger ließ den Text zur Musik einen Unterwurf sein, während ein Anderer das Tutti — an das damals noch nicht zur Welt gekommene Tutti frutti konnte er freilich noch nicht denken —, nicht ganz übel klingend, als Vollgesang hören lassen wollte, an welchen sich der später hinzugekommene, aber seltener vernommene Alleingesang, der die Stelle des Sologesanges vertreten sollte, anschloß.

In neuern Zeiten versuchten besonders Campe, Wolke, Radlof, Pauli u. A. neue Wortschöpfungen. Der Erste nannte die Bibliothek eine Bücherei, den Courrier einen Eilboten, den Perückenmacher, der sich selbst jetzt lieber als coiffeur ankündigt, einen Haarkräusler; im Plattdeutschen heißt er schon längst Haarklewer. Ein Anderer schuf die Perücke zu einer Haarhaube oder Haarkappe um. Heinzelmann, der sie, sonderbar genug, von berücken ableitet, will sie Haartäuschung genannt wissen. Doch nur wenige der selbst von Campe neugeschaffenen Wörter fanden die freundliche Aufnahme, welche das, an die Stelle der Caricatur gesetzte Zerrbild gefunden zu haben schien. Vielmehr brachte ein witziger Kopf eine Anzahl solcher Neuwörter oder verdeutschen Fremdwörter in einer humoristischen Erzählung in solche Stellung, daß sie nicht nur lächerlich, sondern zum Theil selbst, wie der Zusammenstoß, durch welchen Campe die Collision beseitigen wollte, als anstößige Zweideutigkeiten erschienen.

Noch weniger Glück machte Wolke, der die unverkennbar gute Absicht hatte, in seinem „Anleit" (nicht Anleitung) durch Aufsuchen der Wurzelwörter manche Ungehörigkeit aus der Muttersprache zu entfernen, mit seinen Verdeutschungen der Fremdwörter. Man lächelte ihm keinen Beifall zu, wenn er das Publicum als Vielkopf, die Religion als Gottthum, den Offizier als Kriegbeamten — Andere wollten keinen Beamten mehr haben, sondern einen Beamteten —, den Juristen als Rechtner, den Physiker als Naturer, den Apotheker als Arzneier, die Orgel als Tastine, diejenige Zeitform der Verben, welche einige der neuesten Sprachlehrer das unvollendet Geschehene in der Vergangenheit genannt wissen wollen, die aber unter dem Fremdnamen des Imperfectum bekannter ist, als die Vorbeinunzeit, das Plusquamperfectum als Früherfort, das Factotum als Allverricht, den Apostroph als Stabenweglas, das Eigenschaftswort: bankrott, durch bankbruchig rein deutsch ausgedrückt haben wollte. Noch weniger Beistimmung fand er, wenn er sogar manche, bereits deutsch vorhandene Wörter in andere, neugeschaffene, wie die Zöglinge in Erziehlinge, die Sau in Sweinin und das Unverschämt in unschamig umgestalten wollte, und ganz verdarb er es mit besonnenern Freunden des Herkömmlichen, wenn er von der Schauspielerin, der Sängerin, der Tänzerin, der Schneiderin — oder wie man diese Personen nach seinem Vorschlage nennen und schreiben soll: der Sangerin, der Tanzerin, der Sneiderin — *als den Gattinnen eines Schauspielers, Sängers, Tänzers und Schneiders*, die Schauspielin, die Sangin, Tanzin und Sneidin, als Mädchen oder Frauen, die in eigner Person auf der Bühne spielen, tanzen und singen, oder Kleider verfertigen, zu unterscheiden verlangte.

Gleiches Loos der Nichtbeachtung oder der Bespöttelung traf die meisten der von andern Puristen vorgeschlagenen Neuwörter. Schon Leibnitz nannte die Urheber verfehlter Wortschöpfungen Reindünkler; von Andern wurden sie als Reinheitskünstler bespöttelt, und in der neuesten Zeit, wenn sie überdies noch in langen Haaren und einem Barte, in einem nach altspanischer Form zugeschnittenen, aber von ihnen aus Unkunde der Geschichte für altdeutsch ausgegebenen Rock einhergingen, wurden sie zu den Deutschthümlern gezählt.

Belächelt ward der Einfall Wackernagel's, seinen Taufnamen Philipp in Roßlieb umzutaufen. Nicht ohne den Mund zum Lächeln zu verziehen, hörte man den Clarinettisten als Gällflötenspieler, sah man das Orchester als eine Tonkünstlerwerkstätte an, und spottend nahm man die Cigarre als Glimmstengel in die Hand. Kopfschüttelnd vernahm man, daß Heinzelmann den Candidaten der Theologie zu einem Gottwisser ausprägte; wenn man auch nur lächelnd mit dem Knopfstrumpf, in welchen dieser Neu-

wortschaffer die Kamasche verwandelte, sich die Füße bekleidete. Liebhaber scheint indessen dieser Knopfstrumpf ebenso wenig gefunden zu haben als Kremsier's allen Wortbildungsgesetzen zum Trotz an die Stelle des Advocaten eingeschmuggelter Rechtsfürdeuter. So verweigerte man ebenfalls Kremsier's aus Unkunde der nach ältern germanischen Mundarten in dem Worte Mund liegenden Bedeutung des Mannes, Vorstandes, Vorstehers zu Tage gefördertem Fürmunde auch außerhalb der Vormundsgerichte den Eingang. Unbeachtet ließen auch, obwol mit wenigerm Rechte, die sogenannten Bibelgesellschaften den von einigen Sprachlehrern an ihrem Namen genommenen Anstoß und die nicht ohne allen Grund gemachte Bemerkung, daß es wol eine Bibel-Anzahl, nicht aber eine Bibel-Gesellschaft, und nur Gesellschaften zur Verbreitung und Austheilung der Bibeln geben könne.

Noch mehr stehet zu bezweifeln, daß Meier*) in Celle, einer der neuesten Sprachgesetzlehrer, geneigtes Gehör finden dürfte, wenn er verlangt, daß alle aus Fremdwörtern entstandene Wörter, und wenn sie auch seit länger als tausend Jahren in unserer Sprache das Bürgerrecht behauptet hätten, aus derselben verwiesen werden müßten. Ginge dieser Vorschlag durch, so behielten wir keinen Vater, keine Mutter, keinen Herrn, kein Volk, ja keinen Menschen mehr; denn nicht nur die Namen der zuerst genannten Wörter sind, wo nicht aus dem Griechischen oder Lateinischen hervorgegangen, doch diesen Sprachen nahe verwandt, sondern auch der Name des letztern findet sich schon wie das Wort Name selbst in der altindischen, unter dem Namen Sanskrit bekannten Sprache (Menuschja, Nama). Für uns gäbe es dann keinen Acker, keinen Thurm, kein Meer, kein Feuer, keine Flamme, keinen Kelch, auch kein Papier und keine Schrift. An das Schreiben (scribere) und namentlich eines Briefes (breve), in welchem ein Punkt, oder gar zwei Punkte, oder ein Strichpunkt vorkämen, wäre vollends nicht zu denken. Kopf (caput), Ohren, Augen (αυγη, Licht) und Nase müßten wenigstens von deutscher Sprachliebe weggeschnitten werden, denn sie sind nicht echt deutscher, sondern griechischer oder lateinischer Abkunft. Und wenn dieser Sprachgesetzgeber früher oder später die Entdeckung machen sollte — und was kann man nicht Alles entdecken, wenn man auf Entdeckungen, zumal in der Ableitung der Wörter ausgeht, deren Urstämme oft nur aus zwei Buchstaben bestehen! — daß auch das von ihm noch als ursprünglich deutschen Geblüts in Schutz genommene Haupt aus dem lateinischen caput wie weiland Minerva aus dem Haupte Jupiter's entsprossen sei, so müssen wir auch eine bevorstehende Enthauptung befürchten. Bei weiterer Entdeckung können wir auch die Tinte nicht mehr halten. Brot (vom griechischen βρωτός), Butter, Salz, Käse müssen wir ebenfalls fahren lassen, wenn auch nicht durch den Fahrdiener, wie Hr. Meier den mit der aus Ungarn hervorgegangenen Kutsche verschwägerten Kutscher umgetauscht wissen will. Die Butter würden wir nur dann retten, wenn sich erweisen ließe, daß sie mit dem griechischen βούτυρον und lateinischen butyrum durchaus in keiner Verwandtschaft stehe, sondern von dem altgermanischen Butten (stoßen) herkäme. Aber das kleine Räthsel:

> Sagt, wenn ihr heute wißt,
> was morgen gestern ist.

können wir nicht mehr aufgeben; denn für uns Deutsche gibt es ja so wenig ein rein deutsches heute (hodie) als ein rein deutsches gestern (hesternus). Auch der Kuß (verwandt mit dem griechischen κυσα) fiele weg. Das Veilchen, das zwar nach dem Sprachforscher Kaindl**) von Fahl herkommen soll, aber doch auch in der lateinischen viola steckt; das Aurikel, die Rose, die Tulpe und mehre Hundert andere Dinge, von deren Namen sich der Ursprung im Sanskrit, im Griechischen, Lateinischen, Slawischen, Türkischen und in andern Sprachen nachweisen läßt, müßten aus dem Gebiete der deutschen Sprache ausgeschieden werden, wenn nicht ein strenger Rügewart — so soll nach Meier's Verdolmetschung der Recensent oder Kritiker echt deutsch genannt werden — über das unreine Deutsch den Stab brechen soll. Nur etwa die Kartoffeln, als aus dem altdeutschen Kart (Garten, Erde) und Offel (Apfel) entsprossen, würden uns bleiben, und die Kirschen nur dann, wenn ihr Name nicht von ihrem Geburtsorte (Cerasunt), sondern, nach Wachter*), freilich nicht ohne Zwang, von dem Griessteine abgeleitet würde. Nicht so die Birne und Aprikose, denen ihr Ursprung aus dem Lateinischen nicht streitig gemacht werden kann.

Noch nicht aus eigner Ansicht, sondern nur aus einer Anzeige lernte ich vor Kurzem Scheppach's „Denknisse eines Deutschen" (1835) kennen. In diesem Buche, welchem aber auch eine Erklärung der gebrauchten deutschen Wörter auf mehren Blättern beigegeben ist, soll kein von den Nachbarn erborgtes Wort vorkommen. Ob die, schon auf dem Schildblatte — so nennt Meier das Titelblatt — als Stellvertreter der Memoiren hervortretenden Denknisse und andere hier vorkommliche Neuwörter einen Platz unter den neuesten Modeausdrücken finden werden, darüber muß ein Modewörterbericht vor der Hand sich noch unwissend (nesciendo) einlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Kurzgefaßte Sprachgesetzlehre der hochteutschen Sprache im reinteutschen Gewande. 1835.

**) Kaindl, Die Wurzen der deutschen Sprache.

*) Glossarium.

Merkwürdige Rechtsfälle und Gerichtsscenen.

Der Sieur Taillez, der schon mehrfache Händel mit der Policei gehabt, erscheint vor dem Zuchtpoliceigericht von Paris, unter der Anklage, einen Zeugen thätlich gemishandelt zu haben. Der Angeklagte trägt bei seinem Erscheinen das Band der Ehrenlegion im Knopfloch.

Der Präsident: Wie dürft Ihr Euch unterstehen, hierher zu kommen mit einer Decoration, die Ihr zu tragen nicht das Recht habt?

Der Angeklagte: Ich bin Inhaber von unverwerflichen Titeln; selbst der Richterstuhl soll nicht das Recht haben, mich meiner Rechte zu berauben.

Der Präsident: Welche Beweise könnt Ihr für Euer Recht beibringen?

Der Herr Taillez zieht aus seiner Schreibtafel ein zusammengefaltetes Papier und händigt es dem Präsidenten ein.

Der Präsident: Das sind ja Verse an eine Frauensperson, was Ihr mir da übergebt.

Der Angeklagte: Gut, hier ist ein zweiter Beleg.

Der Präsident: Alberner Mensch, dies ist auch keiner; es ist ein Bettelbrief von Eurer Hand geschrieben.

Der Angeklagte: O, ich bitte um Entschuldigung; nun, hier wird endlich das Rechte sein, das wahre und echte Diplom.

Der Präsident: Dies von dem Herzog von Mortemart unterzeichnete Papier berechtigt Euch, die Medaille der schweizerischen Treue zu tragen, aber nicht das Kreuz der Ehrenlegion; und überdies ist auch dies Document noch verdächtig genug, man sieht die Spuren von Rasur, und mehre Schriftzüge scheinen gleichfalls verfälscht. Es wird also nöthig sein, dasselbe in der Kanzlei zu deponiren.

Demnach wird Herr Taillez wegen körperlicher Mishandlung und unbefugten Tragens von Ehrenzeichen zu zweimonatlichem Gefängniß verurtheilt.

Ein schwächlicher schon bejahrter Mann, mit eingefallenen Wangen, krankhaften Zügen, tiefeingesenkten matten Augen, mit dummer Miene und heiserer Stimme, der schon eine Strafarbeit von mehren Jahren abgebüßt, erscheint, gleichsam aus

Gewohnheit, aufs Neue vor den Schranken des Criminalgerichts zu Algier. Sein Name ist Huet, und die Anklage lautet dahin, daß besagter Huet im Vorbeigehen von dem Stand eines Uhrmachers zwei Uhren entwendet habe. Der Präsident fragt nach der gewöhnlichen Weise den Angeklagten, ob er des Verbrechens, dessen man ihn beschuldige, geständig sei.

Der Angeklagte (mit einer unaussprechlich dummen Miene): Ja wohl, mein Herr Präsident; es ist ein Naturfehler bei mir.

Der Präsident: Wie so, ein Naturfehler? Habt Ihr schon sonst gestohlen?

Der Angeklagte: Ei wohl, Herr Präsident, sehr häufig.

Der Präsident: Seid Ihr bereits früher wegen Diebstahl verurtheilt?

Der Angeklagte: Nein, mein Präsident, man hat mich niemals ertappt.

Der Präsident: Wenn Euch nun das Gericht diesmal freisprechen sollte, werdet Ihr dann wieder stehlen?

Der Angeklagte: O ja, mein Präsident, wenn es die Gelegenheit so mit sich bringt.

Die unbeschreibliche Naivetät des Inculpaten erregt ein Lächeln unter seinen Richtern, doch hilft sie ihm nicht in der Hauptsache aus der Verlegenheit. Vergebens bemüht sich der Vertheidiger des stumpfsinnigen Huet dessen völligen Blödsinn darzuthun; man verurtheilt den Allzuoffenherzigen zu neuen zehn Jahren Zwangsarbeit. Das arme Individuum wird diese Strafzeit schwerlich überstehen.

Abermals ein rührender Selbstmord aus unglücklicher Liebe, geschehen zu Paris, der Heimat der bürgerlichen Tragödie. Ein junges Mädchen Aglaé J..., 18 Jahre alt, war aus der Provinz gekommen, um ihre Tante auf längere Zeit zu besuchen. Diese für ihre weibliche Ausbildung besorgt, sendet sie täglich in eine Nähschule. Ein junger Mann gesellt sich auf diesem Wege häufig zu dem schönen frischen Mädchen, spricht mit ihr, macht ihr den Hof, verabredet Rendezvous, welche gewährt werden und wobei die Unschuld des Mädchens verloren geht. Nachdem die Spuren dieses zärtlichen Umgangs sichtbar geworden, verfällt das arme Kind der Reue und der Macht des Schamgefühls dergestalt anheim, daß sie zu sterben beschließt. Vorher schreibt sie nachstehenden Brief an ihre entfernte Mutter: „Meine geliebte Mutter, es thut meinem Herzen unendlich weh, daß ich dich für immer verlassen soll. Allein ich muß es, weil meine Schande es mich nicht wagen läßt, vor dir zu erscheinen. Freilich schwur der böse Mensch, der mich verführte, mir bei Allem, was heilig ist, daß er diese Schande von mir nehmen und sich mit mir verbinden wolle; aber er hat seine Schwüre gebrochen; er sagt, ein armes Mädchen könne ihn nicht glücklich machen, er bedürfe einer reichen Frau. Nun, ich werde das Ungeheuer nicht weiter anflehen, Gott wird ihn schon strafen. In einer Stunde bin ich nicht mehr auf dieser Welt. Lebe wohl, theuerste Mutter." Nachdem das unglückliche Kind diesen Brief geschrieben, verschließt sie sich in ihrem Zimmer, zündet ein Kohlenbecken an und erwartet, ausgestreckt auf ihrem Lager, den Tod. Schon war die Erstickung nicht mehr allzu fern, als eine Katze, die unbemerkt im Zimmer geweilt hatte und auf welche die Kohlenausdünstungen gleichfalls Eindruck zu machen anfingen, heftig gegen das Fenster rannte und eine Scheibe zerstieß. Durch die nun hereinziehende Luft wurde der Stickstoff neutralisirt, sodaß man, als später einige Leute, die das Mädchen vermißt hatten, die Thüre sprengten, dasselbe noch am Leben fand. Obgleich ihr Zustand anfangs Besorgnisse erregte, so hoffte man doch später sie durchzubringen.

Laruo in seinem Bericht über seine Expedition nach dem Niger erzählt unter Anderm von der eigenthümlichen Todesstrafe, welche an zwei jungen Negerinnen vollstreckt wurde. Man ließ sie in dem Gefängnißhofe auf einen Baum steigen, während der Nachrichter in einem Mörser die Blätter eines gewissen Krautes zerstampfte und diese mit Wasser vermischte. Die beiden unglücklichen Frauen blickten mit trostloser Miene, aber schweigend auf diese Vorbereitungen. Endlich wurde der grünlich aussehende Saft in zwei Kalebassen gleichmäßig vertheilt, die der Henker nun, ohne ein Wort zu sagen, den Verurtheilten überreichte. Diese tranken das Gift ohne den geringsten Widerstand. Hierauf gingen sie eine Weile Arm in Arm in dem Hofe herum und genossen von Zeit zu Zeit mit großer Gier von dem frischen Wasser, das in einer großen Kalebasse mitten im Hofe stand. Nach Verlauf einer Stunde fingen die Unglücklichen an zu wanken, stürzten dann zur Erde und verschieden unter den entsetzlichsten Zuckungen. Und womit hatten diese armen Geschöpfe einen so schrecklichen Tod verdient? Sie hatten auf einem Felde Ignamen gestohlen; das ist eine Art Wurzelgewächs, welches Niemand verspeisen darf als der König des Stammes. Das Verbrechen der armen Weibsbilder war also nach den Negerbegriffen — Hochverrath.

Das zu Bastia erscheinende französische Organ: „L'insulaire français", gibt eine laufende Statistik der auf Corsica sich ereignenden Mordthaten und Mordversuche. Diesem nach fielen dort vor innerhalb der vier ersten Monate dieses Jahres:

Im Arrondissement Sartene: drei wirkliche Mordthaten und zwei Mordversuche.

Im Arrondissement von Ajaccio: ein Meuchelmord, ein Versuch des Meuchelmords, drei Raubmorde, zwei Mordversuche.

Im Arrondissement von Corte: ein Raubmord, ein Versuch eines solchen, ein Meuchelmordversuch.

Im Arrondissement Calvi: zwei Mordthaten.

Im Arrondissement Bastia: Nichts. Totalsumme 17.

Diese sämmtlichen Verbrechen wurden mit der Flinte begangen, mit Ausnahme von zweien, die mittels des Pistols und Dolches geschahen.

Im Monat Mai erfolgte zu Neuyork die Hinrichtung eines gewissen Cadige unter seltsamen Umständen. Er sollte hängen; allein der Henker, der sein Geschäft hier zum ersten Male verrichten mochte, benahm sich dabei so ungeschickt, daß er das Seil der Schlinge viel zu lang knüpfte, sodaß also der Verurtheilte, nach Hinwegziehung der Leiter, anstatt zu baumeln, einen schweren Schlag auf das Pflaster that. Von allen Seiten erhoben sich unter der Menge Äußerungen des Unwillens, und Viele erklärten bereits, man dürfe die Wiederholung des Acts durchaus nicht so ungeschickten Händen anvertrauen, als man bei Aufhebung des Delinquenten bemerkte, daß derselbe im Fallen das Genick gebrochen und so auf eine noch sanftere Weise sein einmal verfehmtes Leben geendigt hatte. 80.

Literarische Notiz.

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu Petersburg hat die Herausgabe des altslawonischen Ostromir'schen Evangeliums übernommen; dem Hrn. Wostokoff, Correspondenten der Akademie und gründlichen Kenner des Slawischen, der diesen Codex für die dritte, höchstens für die vierte Abschrift der von Cyrill übersetzten Evangelien hält, ist die Bekanntmachung desselben übertragen. Er fügt ein Wörterbuch über alle Wörter und Redeweisen des Evangeliums bei. Der Codex selbst befindet sich in der öffentlichen Bibliothek zu Petersburg und ward 1057 für den Posadnik (Statthalter) von Nowgorod Ostromir, einen nahen Verwandten des Großfürsten Isjaslaw Jaroslawitsch, geschrieben. Schon der verstorbene Graf Rumjänzoff hatte im Sinn, ihn abdrucken zu lassen; er hatte bereits 70 Schriftzeichen, die im heutigen Slawisch nicht mehr gebräuchlich sind, stechen lassen, diese sind jetzt nach Rumjänzoff's Tode durch Hrn. Köppen an die Akademie übergeben worden. 60.

Verantwortlicher Herausgeber. Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 268. — 25. September 1837.

Modeworte und Moderedensarten der neuern Zeit, in Verbindung gebracht mit neuern Erscheinungen der Zeit.

(Fortsetzung aus Nr. 267.)

Nicht Tadel, sondern Billigung verdient es, daß die von böswilligen Spöttern aus einigen Personennamen geschaffenen Verben, wie hegel- und göthokoraken und einige andere weniger berücksichtigt wurden, als das im 17. Jahrhunderte aus dem Namen eines berühmten jenaischen Anatomen, Rolfink, von der Furcht vor dem anatomischen Messer geschaffene Wort: rolfinken, welches viele Missethäter zu der Bitte veranlaßte, nur nicht gerolfinkt (auf dem anatomischen Theater secirt) zu werden. Daß die von Witzbolden zum Scherze ausgeheckten Verdeutschungen des Regimentstambours in einen Heerscharraßler, des Fagotts in einen Tiefknüppel, des Revisors in einen Wiederkucker nur belacht und noch weniger als die Vor- und Nachhut in den mütterlichen Sprachschatz oder in das Gesammtgebiet der deutschen Sprache aufgenommen wurden, scheint keiner besondern Erwähnung zu bedürfen. Eher möchte zu bemerken sein, daß die von Schuderoff zuerst gebrauchten Wörter: leichtwillig und Rücksichtelei, eine Aufnahme verdienen dürften, die man auch wol der Wolke'schen Frohkunde — der Übersetzung von Evangelium anstatt froher Botschaft — gewähren könnte. Und klänge die längst eingebürgerte Melodie unserm Ohre nicht zu melodisch, um sie aufzugeben, so würde sie durch Tonweise, im Fall nicht Meier auch gegen die erste Sylbe ankämpfen sollte, füglich ersetzt werden. Ob die jüngst zur Welt gekommenen Welterlebnisse und Wortschöpfungen wie dienerisch, Neuerei, sich emporhügeln, im Gegensatze des sich in die Breite lagern, auch außerhalb ihrer Geburtsstätte Fortkommen finden werden, steht zu erwarten. So scheint auch ungeachtet der zerfahrenen Suppen die Zerfahrenheit vor dem Zwiste, dem Zwiespalte und der Uneinigkeit sich noch wenig bemerkbar gemacht zu haben. Ich übergehe die von neuern Sprachlehrern beliebten Verdeutschungen der lateinischen Benennungen der sogenannten Redetheile — des Substantivs durch Namenwort, Dingwort, Selbstandswort; des Artikels durch Deutewort, Einzelwort; des Adjectivs durch Beilegewort, Beiwort, aussagendes Wort; des Verbums durch Aussage-, Zustands-, Thätigkeitswort; des Adverbiums durch Nebenwort, das beilegende Wort; der Conjunctionen (nach Joseph Müller) durch Bindlinge — weil keines dieser verschiedenen Worte allgemeine Annahme gefunden hat und also auch nicht zu der Ehre eines Modewortes gelangt ist. Diese Ehre scheint auch nicht der, in Pierer's „Encyklopädischem Wörterbuche" aufgestellten achtunddreißigsten Bedeutung des Wortes: abziehen, nach welcher dieses Wort das Abstrahiren verdeutschen soll, zu Theil geworden zu sein. Viel lieber schien man sich in abstracten als in abgezogenen Begriffen bewegt zu haben und zu bewegen. Die Entscheidung, ob die Ursprünglichkeit das Gepräge der Originalität so treu wiedergibt, als durch das Urbildliche das Originelle ersetzt zu sein scheint, bleibe Andern überlassen.

Allein wenn aufmerksame Leser neuerschienener, sowol von der sogenannten altgothischen Schrift unentstellt gebliebener, als auch durch solche geschmacklose Buchstaben verunzierter Schriften, insbesondere der Zeitschriften und Flugblätter, bei ihrem Lesen zugleich die Ausdrucksweise, oder, um sogleich ein erst in der neuesten Zeit geschaffenes Wort zu gebrauchen, das Sprachliche beachteten, so kann ihnen nicht entgangen sein, wie sich von Zeit zu Zeit in der Schriftstellerwelt theils einzelne — Andere schreiben einzele — schon längst bekannte, oder neu geschaffene deutsche oder fremde Wörter, theils ganze Redensarten so beliebt machten, daß sich manche Schriftsteller besonders zu gefallen schienen, wenn sie eine, zuweilen selbst herbeigezogene Veranlassung fanden, ein solches eben an die Tagesordnung gekommene Wort, oder eine solche Redensart, welche sie sich aneignen zu müssen glaubten, in ihrer Schrift anzubringen.

Mehrere — oder, wie Krug und Andere und auch diese Blätter schreiben, mehre — dieser Ausdrücke sind allerdings hinsichtlich ihrer sprachgesetzlichen Bildung und ihres Klanges von der Art, daß sich gegen ihre Annahme und Beibehaltung keine gegründete Ausstellung machen läßt. Mithin darf es nicht befremden, daß sie Anklang und Ansprache fanden und gewissermaßen stereotypisch geworden sind, wenn dagegen manches andere Wort, wie der Träger, der die Stelle des Subjects vertreten sollte, bald durch das schon früher bekannte Grundwort von seinem Posten in der Satzlehre abgelöst worden zu sein scheint.

Lange schon vor der Wiedererscheinung des Halley'schen Kometen hatte der Verf. dieses Aufsatzes dem leipziger „Kometen" ein seinem Schweife angehängtes ganz kleines Päckchen sogenannter Modeausdrücke mitgegeben. Hier aber soll eine längere Reihe solcher, von Zeit zu Zeit auf- und angenommener und gangbar gemachter Worte und Redensarten, die zum Theil selbst in solcher Stellung und bei solchen Gegenständen angebracht wurden, wo sie lächerlich erschienen, theils an und für sich erwähnt, theils mit dem hier folgenden kurzen Berichte über einzelne Erscheinungen der Zeit in Verbindung gestellt werden. Die hierher gehörigen Wörter und Redensarten sind mit ausgezeichneter Schrift gedruckt. Daher dürfte der Zweck dieses Aufsatzes mehr erreicht werden, wenn Diejenigen, für welche er einiges Interesse haben könnte, selbst denselben lesen, als wenn sie sich ihn vorlesen lassen.

Nachdem man sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in der kritischen Philosophie des königsberger Weltweisen, der eine Zeit lang als der Alles zermalmende Kant galt, mehr oder weniger orientirt hatte, ward auch nach seinem Vorgange dem kategorischen Imperativ gehuldigt und dem Eudämonismus oder der Glückseligkeitslehre, wenigstens in der Theorie, wenn auch nicht in der

Praxis, der Gehorsam aufgekündigt. Auch in andern als philosophischen Schriften spielte nun neben der materiellen und formellen Rücksicht, in der sich Alles betrachten ließ, neben den Gesetzen der Causalität und der Wechselwirkung, in die nun fast Alles zu stehen kam, die Kategorie, die von manchen Sprachunkundigen sogar mit einem th vorgeführt ward, eine bedeutende Rolle. Da suchte man denn Alles, was vorher in Einer Classe, unter Einer Rubrik, oder unter Einer Regel gestanden hatte, nicht nur das wirklich Homogene, sondern oft auch ganz heterogene Aggregate und Conflicte aller Art, auch die spätern Conglomerate oft sehr kunstsinnig unter Eine Kategorie zu bringen, oder noch lieber, unter dieselbe zu subsumiren. So kam denn der schreibselige Büchermacher, der, weil er die Tinte nicht halten konnte, aus neun Büchern ein zehntes zusammengestoppelt und durch Hülfe des Preßbengels zu Tage gefördert hatte, in die Kategorie der literarischen Freibeuter zu stehen, und seinem Fingerwerke ward höchstens eine Stelle unter der Kategorie: Mittelgut, angewiesen. Nach der, von Kant ausgegangenen „Kritik der reinen Vernunft" und der mit Recht als Endzweck des Menschen aufgestellten reinen Tugend ward nun auch das Wörtchen: rein, ein Modeausdruck. Außer der schon längst bekannten reinen Mathematik gab es nun eine reine Logik, eine reine Geographie, und es ist wol kaum zu verkennen, daß auch mit dem Wörtchen rein, als Modewort, hier und da ein kleiner Misbrauch getrieben ward.

Ging auch aus der Fichte'schen „Wissenschaftslehre" das Ich, das sich selbst setzt, und das Nicht-ich in populaire Schriften nicht über, so fand doch bei einem wahrhaft ehrwürdigen Religionslehrer, der, als prüfender Eklektiker, das Bessere, wo er es fand, nicht verschmähte, in einer solchen Schrift*) die nicht mislungene Fichte'sche Erklärung des Begriffs der Unsterblichkeit, als ewiger Fortdauer des Geistes mit Bewußtsein der Persönlichkeit, in den Worten: „Ich werde ewig wissen, daß ich Ich bin", verdiente Aufnahme. Selten nur verstiegen sich aus dem Schellingianismus die Identität, aus dem Hegelianismus die Phänomenologie des Geistes mit dem Sein, wie es ins Wissen tritt, und mit dem Wissen, wie es in allem Sein sich wiederkennt, und mit seinem Paradoxen: „Was vernünftig ist, das ist wirklich, und was wirklich ist, das ist vernünftig"; der Antihegelianismus mit seinen Kunstausdrücken, die pantheistische Alleinheitslehre — kurz, weder die Lehren der absoluten Realisten, noch der absoluten Idealisten, wie die des transscendentalen Synthetismus verstiegen sich über die Schulen der Philosophen, Afterphilosophen und ihrer Kritiker hinaus. Diese, aus den Treibhäusern der neuesten Philosophen, als ihrem eigenthümlichen Gebiete, in die Gärten der Hesperiden verpflanzten Sprößlinge würden auch mit den hier gesuchten goldenen Äpfeln einen schneidenden Contrast gebildet und den Genuß verleidet haben, den die, mit dem Romantischen, Grotesken, Pittoresken, selbst dem Barocken und Burlesken versetzten Lesefrüchte den in seinen Gärten zur Tafel Sitzenden zu gewähren scheinen. Und wenn in unsern Tagen ein Professor der Philosopie den Einfall gehabt hätte, den einmal einer seiner Collegen der Vorzeit hatte, ein Collegium unter dem Titel: philosophia curiosa, zu deutsch: „schnakische und schnurrige Weltweisheit", anzuschlagen, wer weiß, ob die auditores doctissimi bei manchen vorgeführten Partien mehr gedemokritet oder geheraklitet (wenn auch nicht Aufnahme, doch Verzeihung diesen neugeschaffenen Wörtern!) oder — gegähnt haben würden. Inzwischen begegnete dem geneigten Leser auch in nicht-philosophischen Schriften zuweilen das Absolute, das Immanente und die Manifestation, und er fand auch wol ein: identisch, dynamisch und dualistisch, letzteres selbst bei der Rede vom Zweikammersystem angebracht. Wahrscheinlich dürften aus der nicht unbeliebten Herbart'schen Schule, die ihre Forschungen in ein gefälligeres Gewand einkleidet, manche Ideen und die zur Bezeichnung derselben gewählten Ausdrücke selbst außerhalb der Schulen schulgerechter Philosophen Eingang finden.

Allein Alles, was sonst nur einen Zweck, eine Bestimmung gehabt hatte, oder Alles, von dem man sonst nur eine Absicht, eine Richtung kannte, das erschien nun mit einer Tendenz. Da hatte denn nicht nur das Zeitalter und der Zeitgeist seine Tendenz, um welche sich Alles bewegte oder drehte, sondern es wurden uns auch sehr sinnig drei große Tendenzen der Zeit vorgeführt. Diese kamen jedoch, nachdem die Mahnung der Zeit die Aufmerksamkeit auch auf andere Dinge gelenkt hatte, die verwirklicht werden sollten, ziemlich in Vergessenheit, wenn man auch in der neuesten Zeit kein Bedenken trug, Tendenzprocesse einzuleiten. Möchte man doch beinahe glauben, daß in den drei großen Tendenzen die Keime zu der später gemachten Entdeckung, die Dreizahl sei der Grundtypus alles Erschaffenen wie des Ungeschaffenen, gelegen haben!

Eine Zeit lang mußten die Potenzen die Rolle der Tendenzen, wenn auch in einem andern Sinne, vertreten. Im Geiste einer neuern philosophischen Schule, von deren Einflusse auch die sogenannten Facultätswissenschaften nicht ganz unverschont blieben, war das Fieber die Irritabilität in der fünften Potenz. Nachdem schon einige Zeit vorher Alles aus Principien, zu denen man auch ein Urprincip suchte, hervorgegangen war, oder doch (nicht ohne Grund) hervorgehen sollte, wurden der Organismus, die Organisation und Reorganisation in der Schriftstellerwelt Modeartikel. Nun sollte sich Alles organisch oder zu einem organischen Ganzen gestalten. Nach den Foderungen der Organe oder der Stimmführer des Organismus sollte nicht nur jedes Werk der schönen Kunst, sondern selbst jeder Kraut- und Kohlgarten mit seinen Salat-, Kohl- und Runkelrübenbeeten ein schönes organisches Ganze bilden und als solches plastisch hervortreten, um als naturgemäß zu gelten. Ja, es schien durch das beliebte Naturgemäß eine Zeit lang selbst das Natürliche und Zweckmäßige verdrängt worden zu sein.

Eine Naturgemäßheit, welche Alles ohne Lückenlosigkeit auf Einheit zurückführte oder zurückführen wollte, vermeinten auch die sogenannten Pestalozzianer in der, eine Zeit lang als Modeausdruck geltenden Pestalozzi'schen Methode zu sehen. Sie verkündigten der pädagogischen Welt, daß es dem gefeierten Verfasser von „Lienhard und Gertrud", der seit 30 Jahren keine pädagogische Schrift gelesen habe, nun endlich gelungen sei, in dem Worte, der Form und Zahl die drei Endpunkte alles Unterrichts aufgefunden zu haben, und es fehlte nicht an gläubigen Seelen, welche in diesen drei Worten tiefere Weisheit suchten, als die in ihnen enthaltenen Abstractionen von den drei, in allen Trivialschulen gewöhnlichen Unterrichtsgegenständen: des Lesens, wobei es hauptsächlich auf das Wort, oder den Ton, oder den Schall ankommt; des Schreibens, wobei die Form, und des Rechnens, wobei die Zahl die Hauptsache ist. Diese Pestalozzianer, welchen das Vorsagen und Nachsprechen eine bequemere Lehrweise zu sein schien als die sokratische Katechese, hätten diese gern aus den Schulen ganz verwiesen, wenn nach ihrem Wunsche alle Schulen durch Einführung der sogenannten Pestalozzi'schen Methode zeitgemäß neu organisirt worden wären. Endlich aber ließen sie den ehrlichen Pestalozzi halb oder ganz von Sinnen gekommen sein, als er in seinen Bekenntnissen versicherte, daß er von der sogenannten Methode, die man unter dem Namen der Pestalozzi'schen mit vollen Backen angepriesen hatte, keine Silbe gewußt und verstanden habe.

Die, nicht ohne Grund auch an Kanzelreden gemachte Anfoderung, daß jede solcher Reden ein logisch geordnetes organisches Ganze sein müsse, ward später durch eine neue Anfoderung gesteigert, daß nämlich jede dieser Reden aus Einem

*) J. G. Rosenmüller's Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion. 1801.

Guffe hervorgegangen sein müsse. Der Wasserguß, an welchen hierbei leicht ein loser Schalk erinnert werden könnte, fiel wahrscheinlich dem Aufsteller dieser an sich psychologisch richtigen, nur ein wenig gesucht ausgedrückten Foderung dabei nicht ein.

Als inhaltsschwere Worte wurden, nachdem man den lieblichen Anklang der bekannten Schiller'schen „Drei Worte" vernommen hatte, auch manche andere ausgerufen, die oft nichts weniger als gehaltvoll oder gewichtig waren, wiewol nicht in Abrede gestellt werden darf, daß geistvolle, hochherzige Männer auch von der Kraft des Wortes weisen Gebrauch zu machen verstanden, schon in der Zeit, da das Urwortthum noch im Schoose des Nichtseins schlummerte und die Mnemonik oder Gedächtnißkunst, durch deren Hülfe man auch innerhalb 24 Stunden in fremden Zungen reden lernen sollte, noch nicht ins Leben gerufen war.

Leichte und schwere Aufgaben, besonders aus dem Gebiete der Mathematik hatte man schon früher in den Schulen und außerhalb derselben gelöst; aber bald ward jeder Glaubensartikel, den man im Geiste oder nach dem Buchstaben der Kantischen oder Kant'schen Philosophie zu den wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit gezählt, als ein Postulat der praktischen Vernunft (dem Heischesatz gelang es nicht sich zum Modeworte zu erheben) dargestellt hatte, sowie jede Frage der Wißbegierde, kurz Alles, was man früher ein Problem nannte, eine große sich zur Lösung eignende Aufgabe. Auch das, besonders in der Platner'schen Schule beliebte, große Räthsel des menschlichen Daseins gestaltete sich zu einer großen Aufgabe des Lebens um, die man auf Lehrstühlen, in Kirchen, Hoch-, Gelehrten- und Bürgerschulen, sowie in Schriften zu einem Vorwurfe des Forschens und Lösens machte. Weil aber die Lösung derselben durch eine, nicht oberflächliche encyklopädische, sondern durch eine allseitige Bildung, durch tiefe und gründliche Einsicht in die sittliche Natur des Menschen bedingt ist, so war nicht Jeder zu dieser Lösung befähigt. Andere dagegen fühlten keine Neigung in sich, solchen Lösungsversuchen ihre Kraft zu leihen oder zu weihen. Wollte man aber bethätigen, daß man den wahren Sinn dieser großen Aufgabe richtig erfaßt habe, so mußte man sie durch das Leben selbst, durch unermüdliches Streben nach dem Ideale der sittlichen Vollkommenheit oder durch Anstreben an dasselbe zu lösen suchen, und dabei mußte der ganze Mensch in Anspruch genommen werden. Diese Wahrheit, welche man früher als den letzten Zweck aufgestellt hatte, den man zu erreichen, später zu verfolgen bemüht sein sollte, ward in dem, eine Zeit lang beliebten Modeausdrucke: als das Eine, was Noth ist, sehr häufig dargestellt.

Doch nicht Alle theilten diese Ansichten. Daher gingen Einige darauf aus, eine Art von dunkler Gefühlsphilosophie und bloßer Gefühlsreligion in die Schulen und in das Leben einzuschwärzen. Vielleicht aus Verdruß über diese Einschmuggelung wollte der, die Klarheit liebende Krug das Gefühlsvermögen aus der Reihe der Seelenvermögen ganz ausgeschlossen wissen. Jener einseitigen Gefühlsliebhaberei zufolge, sollte nun Alles, was auf beifällige Aufnahme rechnen wollte, den Stempel der (an sich gewiß nicht verwerflichen) Gemüthlichkeit und des Gemüthvollen an sich tragen oder bei gesteigerter Anfoderung als eine panoramische Auffassung desselben erscheinen; voll Salbung sollte jede, besonders die sogenannte geistliche Rede sein, und anstatt der, von nüchternen Homileten gefoderten, aus edler Begeisterung hervorgehenden Klarheit, Bündigkeit, Kraft, Würde und Herzlichkeit glaubten Manche, die auch wol den Namen der Priester nicht verschmäheten, diese Salbung ihren Predigten zu geben, wenn sie, um nicht in den Verdacht des verhaßten Modernisirens zu fallen, dieselben mit veralteten, morgenländischen Bildern und mit alterthümlichen Ausdrücken ausstatteten. Doch nicht so glücklich, wie dem genialen Krummacher dem Ältern in seinen „Parabeln" die Nachbildung der Luther'schen Bibelübersetzungsprache gelang, waren alle Freunde dieser Spracheltertümlichkeit in ihren versuchten Nachbildungen derselben. Mancher dünkte sich ein zweiter Luther, wenn er nicht nur so anstatt wenn, sonder statt ohne, sintemal und dieweil statt weil, eitel statt nur, allewege statt überall, beide statt sowol als auch, empfahen statt empfangen und gepreiset statt: gepriesen rc. sprach und schrieb, sondern auch fast jeden Satz mit: Und oder Da anfing. Wer sich aber nicht nach der Weise der Alterthümler in den beliebten Formen der Alterthümlichkeit aussprach oder in denselben bewegte, sondern, klar und folgerecht denkend, auch seine Gedanken, dem Geiste der fortgeschrittenen Sprachbildung gemäß, allgemein verständlich ausdrückte, über diesen ward, als über einen prosaischen Menschen, von den Freunden der überspannten Gemüthlichkeit, denen man auch etwas von der alten Herzlichkeit hätte zutrauen sollen, trotz alles ihres Schwatzens von Gemüthlichkeit doch herzlos der Stab gebrochen.

Dies geschah auch von den Zunftgenossen einer Singsangschule, die nicht nur mit dem Karfunkel, sondern auch mit dem Englein klein,

dem Blümlein fein,
dem Schäflein dein,
dem Knäblein sein,

dem Kindelein, dem Vögelein u. s. w. ihr Reimspiel eine Zeit lang trieb. Der darüber ausgesprochend Tadel und die Entgegnung desselben brachte in die sogenannte ästhetische Sprache, doch zum Glücke nur für kurze Zeit, als Modeausdruck, eine Grobheit, die man leider eine göttliche zu nennen sich nicht entblödete. Indessen ward nicht nur über diese Art der Höflichkeit, sondern auch über die von jenen Reimkünstlern und ihren Nachtretern beliebten Geschmäcke, durch welche der Geschmack ganz aus der Mode zu kommen schien, die satirische Geißel geschwungen. Die „Xenien" ließen sich spottend also vernehmen:

Sonst gab es einen Geschmack; nun aber gibt es Geschmäcke;
Aber sagt doch, wo sitzt dieser Geschmäcke Geschmack?

Fast noch etwas früher suchte sich durch Nachahmung des hier und da zu gedrängten, zuweilen gekünstelten und von dem Vorwurfe der Einschachtelung (ein Müllner'scher Ausdruck) nicht ganz freizusprechenden Styls eines Mannes, dessen Name übrigens mit Recht einen guten Klang hat*), eine gezierte und geschrobene Ausdrucksweise, die ebenfalls von Alterthümlichkeit zeugen sollte, in einigen historischen Schriften geltend zu machen. Mit vollem Rechte erhob gegen diese Verirrung ein kenntniß- und geistreicher, sonst sehr schonender und humaner und darum von der „Hekate", deren Witz nicht immer arglos (Manche sprechen und schreiben harmlos) war, der Lobhudelei bezüchtigter Kunstrichter **) seine Stimme, und sie schien nicht ungehört verhallt zu sein.

Als eine vorübergehende Erscheinung, die wir aber nicht ganz unbeachtet an uns vorübergehen lassen mögen, sei hier nur im Vorbeigehen erwähnt, die auch in prosaischen Schriften beliebt gewordene Nachäffung einer von Göthe in „Hermann und Dorothea" versuchten Nachahmung einer Homerischen Wortstellung, welche dem Eigenschaftsworte seinen Platz nach dem Hauptworte anweist, als: das Mägdlein, das seelenvolle; das Kindlein, das veilchenäugige; der Jüngling, der wonnetrunkene; die Katze, die schnurrende u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Johannes von Müller.

**) Böttiger.

Bibliografia critica delle antiche reciproche corrispondenze politiche, ecclesiastiche, scientifiche, letterarie, artistiche dell' Italia colla Russia, colla Polonia, ed altri paesi settentrionali, il tutto raccolto ed illustrato con brevi cenni biografici degli autori meno conosciuti da *Sebastiano Ciampi*. Florenz 1836.

Nur zu häufig ist man geneigt, blos deutschem Fleiße und deutscher Gründlichkeit gebührende Anerkennung widerfahren zu lassen; es erfodert daher die Pflicht der Unparteilichkeit, auf eine literarische Erscheinung unsers südlichen Nachbarlandes aufmerksam zu machen, welche die Frucht sechzehnjähriger Bestrebungen und unermüdlicher Nachforschungen in den bedeutendsten Bibliotheken und Archiven Italiens und Polens ist. Der Verf., Professor Sebastian Ciampi in Florenz, war früher Kanonikus in Sendomir und in Folge dieser Stellung allerdings befähigt, sich Materialien zu verschaffen, die einem gewöhnlichen Reisenden nicht leicht möchten zugänglich gewesen sein. Der Titel des Werks gibt dessen Inhalt genügend an; indessen werden vorzüglich nur die wechselseitigen Beziehungen zwischen Italien und Polen besprochen; vielleicht mochten bei italienischer Censur Rücksichten auf die politischen Zeitverhältnisse den Verf. veranlassen, um Polen nicht allein hinzustellen, auch den übrigen Norden Europas in sein Werk mit einzuschließen. In der That ist es ein glücklicher Gedanke, einmal von der gewöhnlichen Bahn des Historiographen abzuweichen, nicht Ursprung, Sprache, Sitten, Verfassung, Religion, Handelsverbindungen, oder Kriege und Eroberungen der Völker lediglich berücksichtigen, sondern auch den dem Anscheine nach vielleicht weniger bemerkbaren, doch unleugbar mächtigen Einfluß, welchen Literatur, Kunst und Wissenschaft eines Volks auf die Bildung anderer Völker ausüben. In dieser Beziehung wäre es auch eine verdienstliche Aufgabe für einen deutschen Gelehrten, den Einfluß zu beleuchten, welchen Italien auf Deutschland ausgeübt hat; die Universität Padua zählt unter ihren Rectoren auch einen Herzog zu Sachsen und meißnische Edelleute. Allerdings würde aber hier die Auffoderung sehr nahe liegen, einem solchen Werke einen größern Umfang zu geben und auch Colonisation, Verfassung, Handel und Fehden ins Auge zu fassen; die Römerzüge waren nicht immer blos militairische Promenaden, wie wir deren in unsern Tagen einige erlebt haben.

Vielleicht würde Mancher gewünscht haben, daß der gelehrte Verfasser dem in Form eines Lexikons abgefaßten Werke eine geschichtliche allgemeine Übersicht vorausgeschickt, darin auf die bedeutendsten Ursachen, wie den Flor der italienischen Universitäten, die Vermählungen polnischer Könige mit italienischen Fürstinnen u. s. w., aufmerksam gemacht hätte, welche vor einem halben Jahrtausend unter Völkern, die durch weite Länderstrecken voneinander geschieden waren, einen lebendigern geistigen Verkehr herbeiführten, als heutigen Tages zwischen Italien und Frankreich und zwischen Italien und Deutschland stattfindet; indessen auch so, wie es eben ist, wollen wir das Dargebotene dankbar annehmen und vorzüglich Polen und Solchen, welche an Polen, an seiner Literaturgeschichte oder an den Schicksalen polnischer Familien in Italien lebhaften Antheil nehmen, zum Nachschlagen empfehlen. Sie werden manches Interessante darin vorfinden; so, um ein Beispiel anzuführen, mehre aus dem Feldlager datirte Berichte in lateinischer Sprache von dem berühmten Feldherrn und Staatsmann Johann Zamoyski, früher Rector der Universität Padua. Die Orthographie polnischer Eigennamen weicht zuweilen von der jetzt üblichen ab, da unser Verf., wenn es sich von frühern Zeiten handelt, die damals gebräuchliche Orthographie polnischer Familiennamen beibehalten hat. Ein sonderbarer Umstand ist, daß in einer von dem Verf. citirten, in französischer Sprache geschriebenen Trauerrede auf den Tod des Königs August II. von Polen, dieser le roi Frédéric genannt wird.

Das Werk erscheint in zwei Bänden, von denen der zweite unter der Presse ist. Der erste Band enthält auf 364 in zwei Spalten gedruckten Seiten 563 Artikel. 158.

Correspondenznachrichten.

Kopenhagen, September 1837.

Es liegt ein Verzeichniß von 30 Monats- und andern dänischen Zeitschriften vor mir, die broschirt herauskommen, und zwar der Mehrzahl nach hier in Kopenhagen; ferner ein Verzeichniß von 54 Tage- und Wochenblättern, davon wol mehr als die Hälfte hierselbst erscheinen. Es kommen mithin in diesem kleinen Lande mehr als 80 periodische Schriften jährlich ans Licht, alle in dänischer Sprache. Ich will Ihren Lesern mit der detaillirten Herrechnung dieser Menge von Zeitschriften nicht beschwerlich fallen, werde aber, wenn Sie es wünschen, nächstens Ihnen die wichtigsten nennen. Von eigentlich politischen Zeitungen kommen nur in Kopenhagen zwei heraus — die politische Zeitung der Gebrüder Berling und „Dagen" (der Tag) —, beide täglich, die übrigen dänischen politischen Blätter, 15—16 an der Zahl, werden in den Provinzen herausgegeben, wo sie sich in den letzten Decennien stark vermehrten. Man kann aber sagen, daß auch die nicht-politischen meistens von der Politik leben; denn wenn sie aus Mangel des erfoderlichen Privilegiums zwar nicht die neuesten Begebenheiten des Auslandes erzählen dürfen (darüber zu raisonniren ist ihnen erlaubt), so machen doch politische und staatsökonomische Aufsätze den beliebtesten Gegenstand ihrer Verhandlungen aus. Die innern Angelegenheiten des Staats und mehre öffentliche und Privatereignisse kommen hier besonders zur Sprache, oft in einem Tone und auf eine Weise, die mit der guten Sache, die sie verfechten wollen, wenig übereinstimmt.

Man möchte fast behaupten, daß es in Dänemark ebenso viele Buchdruckereien gäbe als periodische Blätter; denn in den Provinzialstädten hat jede Zeitung ihre eigne Buchdruckerei, und in der Hauptstadt gibt es deren wenigstens 25, mit 60—70 Pressen. Wenn man einem vielgelesenen unserer Blätter Glauben beimessen soll, ist dagegen bei unsern Nachbarn, den Schweden, die Buchdruckerkunst noch in ihrer Kindheit und nur wenige der dortigen Pressen sind in gutem Stande. Man bedient sich meistens altmodischer Lettern, die selten erneuert werden, und noch bekommt man den größten Theil derselben aus Frankreich. Erst ganz neulich hat man es angefangen, sich Schnellpressen zu verschaffen, weil der Drang dazu noch nicht fühlbar geworden war. In ganz Schweden gibt es etwa nur 30 Buchdruckereien (so viele hat, nach Obigem, Kopenhagen fast allein) und davon sind nur zehn in Stockholm. Demnach kommt in Schweden nur eine Buchdruckerei auf 90,000 Menschen, während man in Deutschland und Frankreich wol auf eine 40—45,000 rechnen kann. 110.

Notiz.

Glaubwürdigkeit eines neuern Geschichtschreibers.

Hr. Friedrich Förster gibt sich in seinem Buch: „Die Fürsten und Höfe Europas im 18. Jahrhundert" (vgl. Nr. 137 u. 138 d. Bl.), das Ansehen, als habe er zuerst den sogenannten Kronentractat vom 16. November 1700 veröffentlicht. Diese Ansicht theilen auch die Beurtheiler in den „Göttingischen gelehrten Anzeigen" und in den Pölitz'schen „Jahrbüchern". Aber jener Tractat war schon längst in Dumont's „Supplemens au corps universel diplomatique du droit des gens", Th. II, 2, S. 462 fg., gedruckt und also keine Neuigkeit mehr. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 269. —— 26. September 1837.

Modeworte und Moderedensarten der neuern Zeit, in Verbindung gebracht mit neuern Erscheinungen der Zeit.

(Fortsetzung aus Nr. 268.)

Ohne Beziehung auf die vorerwähnte Alterthümlichkeitsliebe im Reden und Schreiben gab sich in der neuesten Zeit eine andere ehrenwerthere Alterthümlichkeitsliebe kund, die ihre unermüdlichen Forschungen auf die, in den Tiefen der Erde in verschiedenen deutschen und andern Gauen vorhandenen Überreste vor- oder urweltlicher Denkmäler richtet, und die nicht nur Urnen und Gefäße verschiedener Art, sondern auch Gerippe von Mammuths, von Fledermäusen in menschlicher Größe und von andern vor- oder urweltlichen Thieren fand, und sogar einen verkalkten wahrhaften Anthropolithen der Urwelt zu Tage gefördert haben wollte, welcher sich aber bei genauerer Besichtigung als eine, dem menschlichen Fuße zufällig ähnliche Kalkmasse dem schärfer sehenden Kennerauge herausgestellt haben soll.

Allein vielleicht auch in Folge der vorhererwähnten, bald die Schranken überspringenden, misverstandenen Gemüthlichkeit trat nun ein Mysticismus ins Leben, der von den finstern Mächten heraufbeschworen zu sein schien. Im Bunde mit dem wiedererstandenen, ausgearteten Pietismus und mit der wieder ins Leben gerufenen Theosophie des weiland görlitzer Schuhmachers Jakob Böhme, der sogar von einigen unserer Zeitgenossen als der scharf- und tiefsinnigste Philosoph Deutschlands aufgeführt ward, prägte sich dieser Mysticismus in mancherlei ältern Modificationen und neuern Gestaltungen aus. Auch durch eine Menge von den aus geheimen Conventikeln der Separatisten hervorgegangenen oder mit denselben in Rapport stehenden Tractätchengesellschaften und von Emissarien dieser mystischen Propaganda im eigentlichen Sinne des Worts ausgestreute, oder ausgeworfene Tractätchen genährt, steckte derselbe, der Influenza und Cholera gleich, und noch weiter um sich greifend als der Simonismus und die Muckerbande, ein Gehirn nach dem andern, ja sogar ganze Gemeinden an. Ob sich nach Gall's Hirn- und Schädellehre an allen diesen Schädeln das wundersame Organ der Theosophie würde haben entdecken lassen, das weiß ich nicht. Aber kein Wunder war es, wenn Diejenigen, mit welchen es die Vernunft nie gehalten hatte, sich gänzlich von ihr lossagten. Und sehr natürlich ließ es sich erklären, wenn den Lichtfreunden bei diesem Mysticismus der Dunkelmänner ganz unheimlich ward. Denn als Grundpfeiler, auf welchen er basirt ist, erblickt man die Augustinische Erbsünde, in deren Folge kein guter Fleck an den Menschenkindern zu finden ist; die bis zum Entsetzen gesteigerte Anselmische Satisfactionstheorie, der zufolge „das schwärzeste Herz dem Heilande das liebste ist“ *), und den nun wieder durch die schwarze Kunst der Mystik von den ewigen Banden der Finsterniß entfesselten und sein gespenstisches Unwesen in den mystischen Köpfen treibenden Teufel, welchen man später hier und da unter dem Titel eines Widergottes, Widergeistes auftreten ließ. In der Sprache lämmelnder und dabei aus Ostentation eine spielende Frommthuerei zur Schau gebender Mystiker, von welchen Einer den Andern mit Verleugnung seines bessern Selbst nicht selten in solchen Behauptungen, deren Sinnenträthselung noch weit schwieriger sein dürfte, als die der sogenannten Hieroglyphenschrift aller Art, der phonetischen, demotischen wie der hieratischen, zu überbieten schien, gehören die vorerwähnten Grundpfeilernamen zu den Modeausdrücken. Spielen doch sogar der Sündenfall und die Sünde mit dem gesammten Bollwerke der hyperorthodoxen ältern Dogmatik in der Schrift eines neuen Lehrers der Staatswissenschaften *), der diese Wissenschaften ganz neu und zwar historisch begründen will, eine Rolle. Wen darf es daher befremden, wenn jene Wiedergeborenen, denn dafür halten sich viele Mystiker, nur hohle Töne vernahmen in der, eine mystische Seele durchaus nicht ansprechenden, kraftvollen Rede der Männer, welche sich in dem Bereiche der mystischen Regionen nicht bewegten, oder vielmehr in denselben nicht nebelten und schwebelten. Mit mitleidsvollem Bedauern war der Blick jener Wiedergeborenen auf die, von der Gnade noch nicht Ergriffenen gerichtet, denen sich bei ermangelnder Zerknirschung der Sinn für die höhere mystische Weihe noch nicht so erschlossen hatte, daß sie sich diesen Meinungen sowie den Träumereien der „Seherin von Prevorst“, von Kerner, und den Martin'schen und Hohenlohe'schen wundervollen Heilkünsten lernbegierig und gläubig zuwendeten, oder durch den magischen Zauber des mystischen Worts oder durch die Hoffnung, das glückliche Loos einiger mystischen Emporkömmlinge zu theilen, sich verlocken ließen, sich in diese Köhlerglaubens-Mysterien hineinzuleben. Wer mag wissen, ob dieser mystische Tarantelstich unwirksam gemacht worden sein würde, wenn der Vorschlag, welchen ein Correspondent aus München vor einiger Zeit that, zur Ausführung käme; dieser gibt nämlich beiläufig den Rath, mystische Frömmler nach München zu schicken, um dort zu sehen, wie sich eine Menge schmucker Dirnen nach Strauß'schen und Lanner'schen Melodien von biergestärkten Burschen herumschwenken lassen. Allein, das ist offenkundig, daß der Rationalismus und die Rationalisten, von Paulus Denkglaubige genannt, vergebens in die Schranken traten, vergebens sich mühten und abmühten, mit schlagenden Gründen oder selbst mit schlagendem Witze anzukämpfen gegen diese Unfreien, um ihre mystischen Umtriebe zu bewältigen. Schien doch selbst mancher Supernaturalist, insofern er einem solchen Superna-

*) Krummacher's d. J. Predigten.

*) Rinne.

turalismus huldigte, in welchem Alles auf die schroffe Spitze gestellt war, und insofern er ein starres Festhalten an manchen nicht mehr haltbaren kirchlichen Glaubensartikeln zu erkennen gab (oder doch wenigstens vorgab), sich zu verdächtigen, daß auch er vom mystischen Winde angehaucht oder daß ihm etwas mystische Lymphe zum Schutze gegen den Rationalismus eingeimpft sei. Den Denkglaubigen blieb also Nichts Anderes übrig, als der fromme Wunsch: Gott beßr' es! indessen vielleicht mancher Mystiker, beim Blick auf die von ihm zur Ausscheidung aus der christlichen Kirche verurtheilten Rationalisten, die man auch wol, auf einen gewissen Dreckmann gestützt*), Naturalisten zu nennen beliebte, im Stillen seufzte: Samiel hilf! Inzwischen lebt der Verf. dieses Aufsatzes noch heute des Glaubens, den er vor mehren Jahren in einer Recension einer Sammlung Predigten, von Männern verschiedener religiöser Denkart verfaßt, aussprach. Er dachte sich nämlich den Fall, daß es einem Landesfürsten beliebte, sämmtliche Religionsgelehrte seines Landes an einen Ort zusammenzuberufen. Keinem Einzigen würde der Zweck dieser Ladung bekannt gemacht. Sie erschienen in einem großen Saale. Aus demselben wird Jeder einzeln herausgerufen und in ein entlegenes Zimmer geführt. Hier erfährt er, daß der Weg durch eine geöffnete Seitenthüre nach drei Zimmern führe, in deren eines die Rationalisten, in das andere die Supernaturalisten und in das dritte die Mystiker sich zu begeben hätten. Welcher namhafte oder unnamhafte Mann in einem oder dem andern sich bereits befinde, wird nicht vorher bekannt gemacht. Ich glaubte damals und glaube noch jetzt, daß das dritte Zimmer ganz leer bleiben dürfte. Warum? Weil sich Jeder schämen würde, ein Mystiker zu sein oder zu heißen.

Eine Art politischer Mystik will man in der erst vor Kurzem Mode gewordenen Doctrine und politische Mystiker in den Doctrinaires finden.

Wenigstens dem Namen nach mit der Mystik verwandt, stellen sich auch die Mystification, das Mystificiren und der Mystificant in der Reihe der Modeausdrücke neuer Zeit heraus. Diese Modeausdrücke kommen auch in andern Schriften vor als in denen, welche einige Schriftsteller über den, durch sein tragisches Auf- und Abtreten bekannt gewordenen Kaspar Hauser vom Stapel laufen ließen. Als Mystificationen stellten sich unter Anderm auch nicht nur die, von einem Herrn Friedrich Wagenfeld angekündigten, angeblich in einem portugisischen Kloster aufgefundenen neun vollständigen Bücher der Geschichte von Sanchuniathon, sondern auch der von einem andern Mystificanten gegebene, staunenerregende Bericht von den durch das Herschel'sche Riesenteleskop angeblich gemachten Beobachtungen im Monde heraus.

Fast zu derselben Zeit, als gegen den vorhinerwähnten Mysticismus angekämpft ward, begann ein politischer Kampf über und zwischen Liberalismus und Ultraliberalismus; zwischen Absolutismus, Republikanismus und Demokratismus, sowie gegen hierarchische Bestrebungen, die sich, wie man bemerkt haben wollte, hier und da wieder hervorthaten. Sowol durch geheime Machinationen als durch offenkundige Reactionen suchte man den Ausbruch politischer Stürme, die von Seiten der Radicalen und Ultras, vielleicht auch von Seiten der Conservativen und Destructiven drohten, zu beschwören. Selbst die allwaltende Nemesis ward zu Hülfe gerufen, und sie bekam alle Hände voll zu thun, um Jeden zu erreichen, an dem sie eine vermeinte oder wirkliche Schmach rächen sollte. Wen darf es daher Wunder nehmen, wenn in einer verhängnißvollen Zeit, welche große Opfer heischte, nach der auf Schaubühnen und anderwärts beliebt gewordenen Schicksalsidee auch Manchen sein Geschick bestimmt hatte, nicht wie weiland Napoleon auf Helena, sein Schicksal ruhig harrend zu ertragen, sondern, wenn auch nicht sich zu erdolchen, doch mit einem Federmesser sich selbst den Tod zu geben, oder nach einem, von Andern beliebten Ausdrucke, einen Eigenmord zu begehen, weil die Nemesis oder gar das Schicksal nur dadurch versöhnt werden konnte.

Wenn ehedem vielleicht, als man noch nichts von Lebensversicherungsgesellschaften wußte, nur Hamlet's „Sein und Nichtsein" als große Lebensfrage einzig in ihrer Art dastand und als aufgegriffener und nicht gehörig verstandener Modeausdruck, wol auch aus dem Munde manches sich gelehrt dünkenden Schwätzers vernommen ward, so hatte es die Modesprache der neuesten Zeit all überall mit Lebensfragen, etwas später auch mit Principfragen zu thun. Da das schon längst bekannte Reale und Technische in der neuesten Zeit so herausgehoben ward, daß diese Fremdwörter füglich denen beigezählt werden können, welche als Modeausdrücke Platz ergriffen, so bewegte sich die Modesprache neuester Zeit nicht nur um die Lebensfrage über das Verhältniß des Humanismus zum Realismus (früher auch Philanthropinismus genannt), sondern auch rücksichtlich der Gewerbfreiheit und des Innungswesens und vieler andern Dinge handelte es sich um Lebensfragen. Viele derselben scheinen aber, was kaum einem Zweifel unterliegen dürfte, trotz aller darüber mündlich und schriftlich gepflogenen Verhandlungen ihrer Erledigung noch nicht überall um Vieles näher gebracht worden, noch weniger ganz erledigt zu sein.

Doch lassen wir dies auf sich beruhen, und hoffen wir, daß sich das bald ausgleichen werde, und gehen wir nun weiter. Erwartet hier nicht Jeder, der richtig Deutsch redet, einen Nachsatz, welcher mit dem Wörtchen: so beginnt? Allein, in dieser versetzten Person des Verbums ohne Nachsatz zu schreiben, gefiel einigen Schriftstellern. Auch trugen manche wirklich gelehrte Männer kein Bedenken, die Hülfsverben sein und haben oft wegzulassen; und da es, wie wir bereits in diesem Aufsatze gelesen (haben), nie an Nachahmern einer Sprachmode gefehlt (hat), so läßt sich vermuthen, daß auch diese Mode nachgeahmt worden (ist oder sei). Dies war auch der Fall bei der von Einigen beliebten Entstellung des Wörtchens: es durch Weglaß des ersten Buchstabens: e und durch dessen Ersatzmittel durch einen Apostroph ('s ist doch sonderbar!).

Die von Einigen beliebte Weglassung der vorerwähnten Hülfsverben, deren Setzung von Andern streng gefodert ward, erinnert uns an ein kleines Zerwürfniß, das die Schreibweise eines dieser Verben herbeiführte. Während noch Einige in Ungewißheit schwebten, ob auch der Sinn der, in Betreff eines viel schuldenden Landwirths gethanen Frage: „Wann wird die Ernte sein sein?" richtig erfaßt, und ob die Braut, welche ihrer Freundin schreibt: „Ich werde morgen am Altare sein", nicht misverstanden werden könnte, wenn man in dem Verbum: sein, sein altes y (Ypsilon) mit einem i vertauschte, zogen zwei neugriechische Ypsilantis für einige Zeit die Aufmerksamkeit so auf sich, daß ihre Namen zu den Modeausdrücken gezählt werden können. Bevor wir aber in unserm Berichte über Modeausdrücke und über Das, was mit denselben genau zusammenhängt, weiter gehen, muß noch ein Modewort, welches weit früher als die zuletzt erwähnten sehr beliebt war, ins Andenken gerufen werden. Es war dies der Culminationspunkt. Diesen sollte eine Zeit lang Vieles in der lieben Welt (unstreitig auch im Mikrokosmos) schon erreicht haben, und Vieles, wozu auch die Gesittung gehörte, sollte denselben noch erreichen. Jedoch bald trat dieser Punkt, nicht etwa durch den Glanz der Argandschen und Liverpoolschen Lampen geblendet, sondern weil er, als eine momentane Erscheinung nur hervorgetreten war, seine bisherige Herrschaft im Sprachgebiete dem Wende- und dann

*) Bernh. Geo. Dreckmann, Bielefeldia Westphal. Stricturae historico-theologicae in varia naturalismi et rationalismi capita etc. Halle 1709.

dem Glanzpunkte ab. Leicht war es allerdings nicht, zu begreifen, wie inmitten (nach Andern: in Mitten) dieses erschienenen Glanzpunktes, bei welchem sich doch Alles, wie man glauben sollte, hätte verklären müssen, wenn auch einzelne Feinde der Aufklärung ein Zuklären verlangten, die so häufig ertönende Klage über Verflachung der Wissenschaften sich vereinbaren ließ. Diese Klage scheint um so befremdender zu sein, weil sie in einer Zeit angestimmt ward, in welcher Monographien über Monographien aus allen Fächern des Wissens, und unter denselben zum Theil sehr schätzbare erschienen. Auch das noch in unsern Tagen bei jeder freudig festlichen Veranlassung harmonisch ertönende und daher in jedem, über solche Feier in Zeitschriften erstatteten Berichte vorkommende: „Nun danket Alle Gott", sowie der Verfasser dieses Gesanges wurden der Gegenstand einer, von Freunden der Hymnologie mit Recht wohl aufgenommenen Monographie. Selbst die aus Japan zu uns gekommenen, nach dem Jesuiten Camel (der im 17. Jahrh. die philippinischen Inseln bereiste) benannten Camellien, sowie die aus Mexico herstammenden und dem Prof. Georgi in Petersburg zu Ehren Georginen genannten Zierpflanzen fanden ihre Monographie, und wahrscheinlich wird auch die, erst in diesem Jahrhunderte zu uns gekommene, zu Ehren der, in Jägerkleidung ihren Geliebten Commerson, den Entdecker dieser Blume, auf seinen Reisen begleitenden Hortense Barré, nach Andern zu Ehren der Astronomie Hortensia Laupol Hortensia genannte Zierpflanze nicht nur unmonographirt bleiben, wenn nicht eine, mir aber unbekannte Monographie derselben schon vorhanden ist. Gleichwol darf uns jene Klage über Halbheit im Wissen nicht auffällig sein. Denn bot sich uns doch auch neben vielem Gediegenen auf dem Sprachmarkte so mancher Artikel dar, von welchem es bei Berücksichtigung des bessern Geschmackes nicht recht zu begreifen war, wie er eine Zeit lang unter den stehenden Modeartikeln einen Platz einnehmen konnte. So mußten sich unsere Väter oder Vorfahren gefallen lassen, daß man sie in schweizerische Altvordern umtaufte, ohne zu bedenken, daß wir, als ihre Nachkommen, im reinen Gegensatze betrachtet und angeredet, als die Jung- oder Neuhintern dazustehen uns nicht schämen dürfen. So dachte man wol auch nicht an die Verletzung eines Sprachgesetzes, wenn man die Vereinten oder Verbundenen in der ebenfalls schweizerischen, sprachgesetzwidrigen Form als Verbündete auftreten ließ. Vielleicht wird auch bald unser Taufnamenschatz mit dem, in einem Canton der Schweiz zu Ehren einer neuen angeblichen Heiligen zum Modenamen erhobenen Namen: Philomena, als Modename bereichert. Wenn auch die „Abendzeitung" es keineswegs übel nahm und auch nicht übel nehmen konnte, daß ihr von einem ihrer Freunde der Name Vespertine gegeben ward, der sich ebenfalls zu einer Art von Modeausdruck machte, so dürfte doch wol mancher Reinheitskünstler an diesem Fremdworte einen kleinen Anstoß genommen haben.

Bei manchen Ausdrücken, die, wie es den Anschein hat, durch eine nicht ganz gelenke geburtshülfliche Hand zur Sprachwelt gebracht wurden, vergaß man aber, daß das, zur Bezeichnung eines Gegenstandes oder einer Einrichtung gewählte Wort den Begriff, der dadurch bezeichnet werden sollte, doch wenigstens nothdürftig andeuten müsse. Wer sieht aber auch nur diese nothdürftige Sachbegriffandeutung, wenn eine, übrigens ihrem Werthe nach hier unbeurtheilt bleibende Schuleinrichtung, nach welcher in einer Schulanstalt, die über 100 Kinder von ungleichem Alter und ungleichen Vorkenntnissen vereint, die ältern, von einem angestellten Lehrer in einem wissenschaftlichen Gegenstande unterrichtet, die andern aber, welche nach vorgelegten Tabellen rechnen, oder nach Musterblättern schreiben, von Mitschülern, die als Monitoren angestellt sind, beaufsichtigt und von diesen auf die begangenen Fehler aufmerksam gemacht werden, die wechselseitige Schuleinrichtung genannt wird? Dieser Name würde eher passen, wenn in einem Orte, in welchem zwei Schulen gleiches Zwecks sich finden, die Schule A ein Jahr lang in dem Gebäude der Schule B, nach dem, von dem Director der letztern Schule gemachten Plane, in dem andern Jahre aber die Schule B in dem Gebäude der Schule A nach dem, von dem Director dieser Schule gemachten Plane Unterricht ertheilte. Weniger befremdend nannte man die Bell-Lancaster'sche Unterweisungsmanier die Methode des gegenseitigen Unterrichts, und die Bewahranstalten kleiner Kinder oft Kleinkinderschulen.

Ein Sprachgesetz ward wenigstens nicht verletzt, wenn einer jeden Jungfer, wäre sie auch in dem, von weiland Kotzebue zuerst in die Weltkunde aufgenommenen Krähwinkel zur Welt gekommen und erzogen; wäre sie auch die, zwar nicht für unschön und unanstellig gehaltene, doch ein wenig eigenwillige Tochter der Haushälterin des Runkelrübenzuckerfabrikinspectorsassistenten, sollte man sich auch bei ihren Gesprächen etwas gelangweilt fühlen, als einem Fräulein, wenn auch nur beim Vielliebchen, gehuldigt ward.

Die Ideenknüpfung an das Fräulein führt uns auf einen andern Sprachmodeartikel unserer Alles centralisirenden, großen Zeit. Was eine Zeit lang isolirt gestanden, sodann nach einer beliebten Redeform sich amalgamirt hatte, das vermählte sich nun vor oder nach den vorausgegangenen Wahlverwandtschaften, aber ehe es noch Gewissensgemahle oder solche Gemahlinnen gab; oder es ward vermählt, oder es sollte vermählt werden: der animalische Magnetismus mit dem Galvanismus, die hellsehende Somnambule mit ihrem Magnetiseur, mit welchem sie ohnehin im geheimnißvollen Rapport stehen soll; der Psychometer mit der Kraniologie, der Schafzüchter mit dem Kammgarnspinnmaschinenbesitzer, die Romantik mit der Mystik, das Schauerliche mit dem Magischen, die polytechnischen Gesellschaften mit den Gewerbvereinen, Cooper's „Ansiedler" mit Bulwer's „Pilgern", der „Freischütz" mit den „Sieben Mädchen in Uniform" ꝛc. Gemäßigt schien noch die Foderung Derer, welche nur eine in Gelehrtenschulen zu vollziehende Vermählung des Nibelungenliedes mit der Iliade verlangten und die nicht diese durch jenes ganz verdrängt wissen wollten. Ja, es fehlte nicht viel, um auch dem „Eremiten" anzusinnen, daß er sich mit der (neu-) „Evangelischen Kirchenzeitung" vermählen möchte. Nur gegen eine beabsichtigte Vermählung der Homöopathie (deren Würdigung Männern vom Fache überlassen bleibt) mit der Allopathie (auch Allöopathie genannt) schüttelte der, von einem Theile seiner Zeitgenossen vor allen Heilkünstlern, auch vor den Wasserheilkünstlern bevorzugt gehaltene Erfinder der zuerstgenannten Heilart, der übrigens eine zweite Vermählung seiner selbst mit einer in Jahren ihm ziemlich nachstehenden Gattin nicht verschmähte, sein greises Haupt. Ja, er schleuderte sogar den Bannstrahl auf die homöopathischen und allopathischen Mischlinge, die eine Heilart mit der andern versöhnen zu können glaubten, und da er dies mit Anführung einiger Bibelworte that, so fanden sich einige seiner unärztlichen Anhänger veranlaßt, diesen Bannstrahl für einen von einem Pseudo-Hahnemann geschleuderten auszugeben. Der von Hahnemann beliebten Benennung: homöopathisch, muß indessen auch ein Platz unter den Modeausdrücken unserer Tage zugestanden werden; denn unter dem Namen einer Tochter des Schöpfers der Homöopathie erschien nicht nur ein homöopathisches Hülfsbuch, das aber der unwillige Herr Vater für eine Art von homöopathischem Wechselbalg erklärte, auch Bierbrauer, deren Erzeugnisse ungeachtet der hier und da bestehenden Mäßigkeitsvereine in der neusten Zeit sich wieder sehr beliebt machten, brauten homöopathische Biere, vielleicht um das lieblich mundende Naß, gefüllt aus dem Elferfaß, wo möglich überalt werden zu lassen. Cervelatwurstmacher und Parfu-

merlefabrikanten priesen ihre homöopathischen Würste und ihre nach homöopathischen Principien bearbeitete Haarpomade als nicht kostspielige homöopathische Erzeugnisse in Tageblättern an, und ihre Anpreisung ward ihnen, wie billig, nicht verkümmert.

Schade, daß der überwitzige Abraham a Santa Clara nicht hundert Jahr später lebte! Da hätte er sein großes Verzeichniß der vielen Arten der, von seinem Witze aufgetischten Nisse, von den Ärgernissen bis zu den Verderbnissen und Zeugnissen, außer den Ergebnissen, welche die Resultate verdrängen sollten, noch mit Göthe's Ergötznissen, mit den Bedingnissen, den Zerwürfnissen, den Begehrnissen und den schon oben erwähnten Denknissen und Welterlebnissen (der Erbärmnisse nicht zu gedenken) vermehren können!

Die schon seit uralten Zeiten bekannte Zahl, Anzahl und die später hinzugekommene Mehr- und Überzahl sah unsere Zeit noch durch die Unzahl vermehrt.

(Der Beschluß folgt.)

Bücher und Menschen. Von Hermann Marggraff. Bunzlau, Appun. 1837. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Das erste Buch eines Schriftstellers, dessen Name schon oft genannt worden ist und der in einzelnen zerstreuten Aufsätzen nicht minder sein Talent wie seine Gesinnung erprobt hat, nehme ich immer mit einer Art Pietät in die Hand. In meinem Geiste hat sich ein Bild von ihm geformt, an dem ich mich erfreue; ich weiß, was ich ungefähr zu erwarten habe, erblicke ich seine bekannte Chiffer in dieser oder jener Zeitschrift. Wir sind uns alte Bekannte, schütteln uns vertraut die Hände und stehen auf ganz gutem Fuße. Das Alles kann sich ändern, sobald ein ganzes fertiges Buch einer so befreundeten Persönlichkeit sich in die Welt herauswagt. Ein Buch soll eine That sein, und eine That sieht anders aus als dieser und jener Anlauf, wodurch man sich den Weg dazu bahnen möchte. Man kann verlieren, was man bereits als gewonnen zu betrachten gesonnen ist. Ein Buch kann uns einen alten Freund rauben und geben. Es ist gefährlich, das erste Buch eines jungen Schriftstellers zu lesen, darum schürze ich die Humanität um mich wie eine weiße Toga. Ich scheine mehr ein Bittender als ein Richter zu sein.

Hermann Marggraff gehört unter jene kritisch kernhaften Naturen, an denen die junge Zeit beinahe überreich zu nennen ist. Er hat im Grunde nichts als Kritiken geschrieben, aber voll kecker Gedanken, die wie junge Tigerkatzen mit funkelndem Auge sich nach dem versteckten Feinde umschauen. Mit einem frischen Sinne betrachtet er Zeit und Menschen, es gebricht ihm weder an Muth noch der nöthigen Beimischung von Milde, ohne die man heutzutage wol Aufsehen erregen, nicht aber dauernd wirken kann, und seine sarkastischen Bemerkungen verwunden nicht so tief, daß der Getroffene dem Versender des Geschosses deshalb gram werden könnte.

Dies Alles ließ uns nichts Unbedeutendes in dem angekündigten Buche: „Bücher und Menschen", erwarten; auch sind wir keineswegs getäuscht worden; nur insofern hat uns der Verf. einen listigen Streich gespielt, als er dem Publicum nicht ein eignes, selbständiges Werk, sondern nur Bruchstücke, hübsche Bausteine, auch schroffe, scharfkantige Granitblöcke, übergibt. Es ist wenig ganz Neues in diesem Bande. Das Meiste ward bereits in Zeitschriften abgedruckt und erscheint hier nur revidirt, gefeilt, verbessert wieder. Dessenungeachtet mögen wir dem Verf. für dies Geschenk danken, da sich Manches unter diesen Genrebildern, Charakteristiken und Phantasiestücken findet, was einen bleibenden Werth in sich trägt. Vornehmlich gilt dies von einzelnen an die Biographie streifenden Aufsätzen, von denen manche auch, soviel mir bewußt, noch nicht bekannt worden sind. Unter die gelungensten und der Beachtung werthesten Mittheilungen rechne ich: „Charlotte Stieglitz", „Wezel, der Sonderling von Sondershausen", „Christian Grabbe", „Gasparini", „Reliquien von Ferdinand Weisse", eine in ihrer Einfachheit rührende Lebensskizze eines jungen Mannes, der den Verhältnissen frühzeitig erlag und umsonst sich abmühte, seinem Geiste die ihm allein zusagende Richtung zu geben. Die mitgetheilten Briefbruchstücke Weisse's erwecken in dem Leser eine schmerzliche Melancholie. Das drohende Gespenst des Wahnsinns, dieser Doppelgänger der gesunden Vernunft, begann auch in diesem unbekannten jungen Manne seine unheimlichen Schattenspiele. Weisse starb zu rechter Zeit. „Über deutsche Kritik und Polemik", „Die moderne lyrische Poesie", „Über deutsche Prosa und Prosaisten" — in allen diesen Aufsätzen spricht sich eine genaue Kenntniß der Zustände aus, und obgleich Kritik der eigentliche Zweck jedes einzelnen Artikels sein soll, so ist diese doch hinlänglich mit Poesie versetzt, um auch denjenigen Lesern eine Genüge zu leisten, die nicht zu den Freunden unseres kritisirenden Zeitalters gezählt werden können. Marggraff's Styl ist scharf, spitzig, oft schartig; es ist ein wesentlich kritischer Styl. Und dies ist es, was ich im Allgemeinen an ihm tadeln möchte. Er hat es noch zu keinem rechten Wohllaut gebracht, oder weiß ihn doch nicht festzuhalten, wenn er so glücklich ist, einen vollen klingenden Ton anzuschlagen. Marggraff's Perioden sind oft kurz und klettern wie im Sprunge gemsenartig über die steilsten Hindernisse hinweg; zuweilen aber rollen sie auch weitschichtig dahin wie eine Lawine. Sie sind nicht glatt, aber körnig, sehr oft grobkörnig; doch gibt ihnen dies eine charakteristische, scharf ausgeprägte Physiognomie. Viel mag zu dieser Schreibart wol auch der Hang Marggraff's beitragen, mit Worten manchmal etwas über die Gebühr jongleurartig zu spielen. Ich halte dies für keinen Fehler, glaube aber, zu oft gebraucht, mag es sich leicht zur Manier verfestigen, und hebe es deshalb hervor. Marggraff wird gewiß verstehen, was ich meine.

Es wäre sehr zu wünschen, Marggraff wagte sich an eine selbständige, größere Arbeit und producirte einmal, aller Kritik entsagend, etwas Bedeutenderes; dadurch würden sich die zu scharfen Ecken in Gedanke und Sprache schnell abschleifen, und wir könnten mit Sicherheit auf einen guten deutschen Prosaisten unter den bereits vorhandenen mehr zählen. Ob sich Marggraff lange darum wird bitten lassen? Ich glaube nicht. 105.

Notiz.

Lekain.

Den in einem französischen Blatt mitgetheilten „Souvenirs d'un vieux comédien" zufolge, der beim Beginn seiner theatralischen Laufbahn noch eine Zeit lang so glücklich war, diese Zierde der französischen Bühne in mehren seiner Hauptrollen, als Vendôme in „Adelaide Duguesclin", Orosman in „Zaire", u. s. w. zu bewundern, opferte Lekain Gesundheit und Leben, um den ihm ertheilten Namen des modernen Roscius zu verdienen. Er erlag den fast übermenschlichen Anstrengungen im achtundvierzigsten Lebensjahre; in der Rolle des Vendôme, die er, sichtbar leidend, mit Aufwendung aller Kräfte durchführen wollte, sank er, als er im dritten Act abgetreten war, in den Coulissen um und starb noch in der nämlichen Nacht. Voltaire's „Duc de Foix" war durchgefallen; Lekain brachte das Stück unter dem Titel: „Adelaide Duguesclin", wieder auf die Bühne und machte dasselbe durch seine meisterhafte Darstellung des Vendôme zu einem Lieblingsstück des pariser Publicums. Als Voltaire einst aus Dankbarkeit zu ihm sagte: „Sie sind der zweite Vater meiner Tragödie!" antwortete Lekain bescheiden: „Lieber Dichter, im Punkt der Vaterschaft gilt nur der Erste etwas!" 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 270. —— 27. September 1837.

Modeworte und Moderedensarten der neuern Zeit, in Verbindung gebracht mit neuern Erscheinungen der Zeit.

(Beschluß aus Nr. 269.)

Was man in der alten guten Zeit unter dem Namen des Eigennutzes oder des Privatinteresses, später als eigennützige Motive kannte, das beliebte man in der neuesten Zeit als Sonderinteressen auszuführen, und noch geht hier und da das Dichten und Trachten der Selbstsucht in dem Streben auf, diese Sonderinteressen zu ermöglichen. Was man in der Vorzeit nur wahrnahm, das gewahrte man nun; was ehedem nur einleuchtend gewesen war, oder am Tage, oder zu Tage gelegen hatte, das sprang nun in die Augen. Was man früher mit Händen greifen konnte, das lag nun auf der Hand oder gar auf der Faust. Wie leicht kann man es daher fallen lassen. Gedanken und Worte ließ man ehedem auch fallen, ohne sie darum ganz aufzugeben. Läßt man aber jetzt einen Vorschlag fallen, so hat man ihn ganz aufgegeben. Allgemein bejahende Zustimmung dürfte inzwischen die Frage finden: ob man nicht früher oder später den Geist lieber aufgeben, als ihn fallen lassen wolle. Was sonst Dieser oder Jener dem Amte, welches er bekleidete (nur Diejenigen, denen es unbekannt war, daß ehedem manche Beamte eine eigne Kleidung erhielten, schrieben sonderbar genug begleitete), dem er nichts vergeben durfte, schuldig zu sein glaubte, das foderte in neuerer Zeit seine Stellung. Zu dem früher bekannten Bilden, Abbilden, Ausbilden u. s. w. fügte die neueste Zeit auch noch nach dem Überbilden das Durchbilden hinzu und foderte die Durchbildung mancher Dinge, bei welchen man sonst an gar keine Bildung gedacht hatte. Misbrauch, Misdeutung, Misverständnisse gab es zu allen Zeiten; aber eine Misdarstellung fand die Kritik der neuern Zeit erst in der von W. Scott verfaßten biographischen Darstellung eines seiner merkwürdigsten Zeitgenossen.

Meine Seele, laß es gehen,
Wie es in der Welt jetzt geht!

Diese Anweisung eines unbekannten ältern Liederdichters rief man sich schon vor Alters in der Kirche und bei der Hausandacht ins Herz. Auch friedliebende Väter und Mütter gaben ihren Kindern die Mahnung, streitsüchtige Gespielen gehen zu lassen; aber sich gehen lassen, ward erst zu unserer Zeit Mode. Selbst einen verdienstvollen Pädagogen ward von Einigen den Vorwurf gemacht, daß er sich in seiner, von ihm selbst verfaßten Lebensbeschreibung zuweilen habe gehen lassen. So konnte man schon seit undenklichen Zeiten sich vergehen; aber sich ergehen lernte man erst in der neuesten Zeit, und zwar nicht nur im Freien, sonder auch in Kunstleistungen. So ergeht sich z. B. ein berühmter Schauspieler unserer Zeit „mit sichtbarer Vorliebe in der Recitation"! Auch das Übel- und Wohlbefinden ward unter dem Namen des Ergehens zusammengefaßt, und das Wohlbefinden und Wohlaussehen von Einigen auch die Wohlbehäbigkeit zu nennen beliebt. Zu den schon früher bekannten: ermessen und vermessen, gesellte sich auch in unserer Zeit das bemessen. Wenn unsere Vorzeit sich der Freundlichkeit freute, die sich im freundlichen Menschengesichte ausdrückte, so können wir uns auch der Freundlichkeit freuen, die sich in freundlichen Straßen, Gärten, Sälen, sowie in freundlichen Briefen ausspricht oder ausprägt; können Gefühle der Freude und der Bewunderung wecken über Das, was einen imposanten Anblick gewährt, den auch erst die neuere Zeit, die so Manches, mit dem sie sich befreundete, im freundlichen Lichte erglänzen sah, zu bieten oder geboten zu haben scheint. Unsere Zeit lernte auch freundliche und kunstreiche Liedertafeln in einem andern Sinn kennen, als in welchem sie dem Verf. dieses Aufsatzes aus den Jahren seiner Kindheit vorschweben, da er, in vicibus des Küsters, die Anfangsworte des zum sonntägigen Nachmittagsgottesdienste bestimmten Liedes an ehemals schwarz gefärbt gewesene Liedertafeln mit einem ihm dargereichten, kaum ergreif- und haltbaren Stücklein Kreide in sogenannter Kanzleischrift anzuschreiben die Ehre hatte.

Ein Verdienst unserer Tage ist übrigens die richtige Unterscheidung zwischen Handel und Handlung. Man hat daher in unserm Vaterlande zwar keine Handlungsschule, aber eine treffliche, auch im Auslande rühmlichst bekannte Handelsschule oder Handelslehranstalt errichtet, deren Zöglinge zum Fortkommen in bedeutenden Handlungen hier sehr gut vorbereitet werden. Jetzt pflegt man auch mit Denen, mit welchen man ehedem in Geschäftsverbindungen oder im Verkehr, nachher in Berührung gestanden hatte, zu verkehren; ja, man verkehrt, ohne dadurch Anstoß zu geben, selbst mit Gegenständen, mit welchen man sich sonst nur beschäftigte, oder die man sonst nur beschrieb, z. B. mit der Nachtigall, der Amsel u. s. w. Allein, trotz dieses Strebens unserer Zeit, überall zu verkehren und Alles zu vermählen, ließen sich von vielen Seiten her laute Wünsche vernehmen, welche Emancipation begehrten. Den Katholiken in England hatte man sie bewilligt; den Israeliten aber, ungeachtet ein namhaftes Haus ihrer Glaubensgenossen den Hebel für manche Operationen christlicher Mächte liefert, verweigerte man sie „weil noch viele derselben starr festhalten an ihrer Geschiedenheit vom christlichen Volksleben". Auch manche Schulen wünschten nicht mehr von der Kirche bevormundet, sondern von ihr emancipirt zu sein, wenn manche andere dagegen die Beaufsichtigung von gelehrten und gebildeten Gliedern der Kirche und des Staats angemessener fanden als die Beaufsichtigung von nichtwissenschaftlichgebildeten Laien, die ihre aufgegriffenen unreifen Ideen auch in die Schulen zu verpflanzen stolze Miene machen würden. Vor Kurzem erschien auch ein Schriftchen über die Emancipation der Frauen, der ein Antrag auf die Emancipation, ich weiß nicht mehr welches Naturerzeugnisses vorausgegangen war. Ohne Emancipation von der ehrsamen Innung der Schneidermeister zu verlangen,

kündigten geschickte Genossen dieser Zunft als Herren-, Frauen- oder Damen-Kleiderverfertiger ihre Dienste zur modegemäßen Verfertigung verschiedener Kleidungsstücke an.

Kurz, Wortmodewechsel gibt sich dem aufmerksamen Leser überall kund. So hatte an die Stelle des Königreichs schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Wieland das Königthum gesetzt, welches auch, wie in der Folge das Bürgerthum, in unsere Sprache eingebürgert ward. Zu diesem kam später noch das Volksthum und die Volksthümlichkeit in das deutsche Wortthum. Da sollte nun Alles, Staat, Kirche, Schule, Gesang, Tanz, Spiel, auch das Turnen, volksthümlich werden und als solches durch thatkräftige Männer immer mehr erstarken und erwarmen. Andere dagegen, wie Wolke, Jean Paul u. A., verlangten nur, daß man das, vielen zusammengesetzten Wörtern eingeschobene s weglassen und mithin auch volkthümlich sprechen und schreiben solle. Diese mußten sich aber auch gefallen lassen, daß Müllner's Witz für sie die vox hybrida, oder den aus zwei Sprachen zusammengeformten Namen: Anti-s-sisten, schuf. Auch der Verf. dieses Aufsatzes, überzeugt, daß das sogenannte löthende s, auch ohne Berücksichtigung des Wohlklanges manchen zusammengesetzten Wörtern beigegeben worden sei, die es also füglich entbehren können, schloß sich in einer Auflage einer seiner Schriften an die Anti-s-sisten an. Allein, da er einmal in einem Verzeichnisse der Geber milder Beiträge einen Viertel s schullehrer zu seinem Schrecken aufgeführt fand, dachte er bei sich, daß sein Schreck zum Entsetzen gesteigert werden müßte, wenn bei weggefallenem s gar ein Viertelschullehrer zum Vorschein käme; und er ward dadurch so eingeschüchtert, daß er bei einer neuen Auflage jener Schrift stillschweigend hier und da das s wieder einschwärzte. Gleichwol ist nicht in Abrede zu stellen, daß, wenn unser Ohr durch öfteres Anhören zusammengesetzter s-losen Wörter ebenso daran gewöhnt wäre, wie es sich an das Anhören der mit dem s verbrämten Wörter gewöhnt hat, wir diesen Buchstaben, der den Auseinanderfall Eines Begriffs in zusammengesetzten Wörtern verhüten soll, ebenso wenig in der Himmelruhe, in dem Königthrone vermissen würden, als wir denselben in dem Himmelreiche, dem Königreiche, dem Königthume und dem Königsteine vermissen; daß wir die Geistschwäche ebenso wenig als die Kopfschwäche auffällig finden würden; daß wir uns an den Kalb- und Rindkopf ebenso wenig als an den Schafkopf stoßen, daß wir das Rindleder ebenso gut verarbeiten lassen würden wie das Kalbleder, und daß wir uns vor Denen, die in Schafkleidern sich uns nahen, ebenso vorsehen würden wie vor Denen, die in Schafskleidern zu uns kommen; kurz, daß diese Wörter ohne s ebenso volkthümlich werden würden, als die mit einem s volksthümlich geworden sind. An das Begehren der erwähnten Volks- oder Volkthümlichkeit, welche die Philhellenen auch den Griechen wünschten, schlossen sich nach aufgehobener Continentalsperre mehre andere als legitim angekündigte Begehrnisse sogenannter Legitimisten an, als da sind: die Ausrottung der Spießbürgerlichkeit und des Philisterthums mit und ohne Zopf. In dieser, ein wenig burschikos klingenden Sprache ließen sich wenigstens einige Stimmen vernehmen, während dagegen Andere, sanguinische Hoffnungen in sich nährend und gegen den bisherigen wirklichen oder vermeinten Gang der Dinge in Opposition tretend, verlangten, daß, weil sich die Völker nicht mehr wollten beknechten lassen, Zwingherrschaft, Gewaltschritte, Sinecuren u. s. w. durch Constitutionen und durch constitutionnelles Leben immer mehr beseitigt, oder, um einen früher beliebten Ausdruck zu brauchen, annihilirt werden sollten. Zu dem Ende sollte nun auch bei der, oft stürmisch begehrten Preßfreiheit und Aufhebung der Censur Alles, Alles veröffentlicht werden; nicht nur das Budget jedes Staats und jeder Stadt mit seinem am Jahresschlusse verbliebenen Deficit, denn an ein Plus war trotz aller Plusmacherei auch bei dem vorwaltenden Ersparungssysteme schwerlich zu denken, sondern es sollten auch die Civillisten aller Staaten als Schaugebung für Jedermann veröffentlicht werden, und es wurden auch mancher wohldurchdachte Vorschlag, von welchem sich hoffen ließ, daß er zu einer grosartigen Welterscheinung gedeihen könnte, jedes Amendement, das einige nähere Bestimmungen dieses oder jenes Vorschlages oder Antrages für nöthig hielt, um den Optimismus ins Leben zu rufen, selbst, wenn man es nachher auch fallen ließ, jede bei- und abfällige Abstimmung über eingereichte Petitionen u. s. w., oft durch den Gänsekiel oder durch eine Stahlfeder und dann durch die Druckpresse schneller, als Bekanntmachung durch Hülfe des Telegraphen geschehen kann, veröffentlicht. Allein indem man die Kunst eines schweigsamen Zurückhaltens beinahe ganz vergaß, so widerfuhr die Ehre der Veröffentlichung leider nicht nur zahllosen schillernden Gedanken, sondern auch manchem Einfalle, der nicht des Tropfens Tinte werth war, welcher zum Niederschreiben desselben gebraucht ward; jedem Geschwätze, bei welchem sich auf die Frage, welches der langen Rede kurzer Sinn sei, nur schweigsam antworten ließ.

Als Vertreter des begehrten und an sich gewiß des Wunsches und der Achtung werthen constitutionnellen Lebens erschienen hier und da Communrepräsentanten, welche durch Stadtverordnete, vor oder nach dem Erscheinen der Städteordnung abgelöst wurden. Das, manchem Sprachreiniger anstößige Zusammenstoßen zweier Vocale, des e und o, läßt sich aus der erwähnten Städteordnung ebenso wenig, als das Zusammenstoßen des e und a aus meinen Modeausdrücken wegbringen, zum Beweise, daß Alles in der lieben Welt sehr leicht Collisionen — hier scheinen Campe's Zusammenstöße an der rechten Stelle — herbeiführen könne, die man wegwünscht, ohne sie, wenn man nicht das Ganze aufgeben will, wegbringen zu können.

Ein anderes Leben, das neben dem constitutionnellen sowie neben dem Geistes-, Seelen-, Staats- und Gesammtleben ins Leben gerufen, oder auch wol mit der Stentorstimme der Zeloten ins Leben geschrien ward, war das kirchliche Leben mit der Kirchlichkeit. Beides sollte auch durch Synodalverfassungen und Presbyterien, wie Manche hofften, sich immer mehr entfalten; es sollten sogar, wie einzelne Stimmen foderten, die so wohlthätigen Sonntagsschulen, als diesem kirchlichen Leben widerstreitende Anstalten, aufgehoben werden. Ehe noch diese Foderung und die Klage über Kirchenscheu laut wurde, setzte ein Kampf zwischen Katholicismus und Protestantismus und ein sogenannter Thesenstreit, der in der protestantischen Kirche selbst geführt ward, und der erst nach Ankündigung einer, zwar nicht erschienenen, aber mit dem Motto:

Rosen auf den Weg gestreut
Und des Harms vergessen!

angekündigten kleinen Schrift erledigt worden zu sein scheint, sowie ein hier und da von Neuem erhobener Agendenstreit und eine später erschienene Schrift, welche das Leben des Stifters der christlichen Religionslehre aus dem Gesichtspunkte der Hegel'schen Philosophie auffaßte, die nicht jedem Gelehrten, geschweige denn dem gebildeten Geschäftsmanne ganz verständlich ist, viele Federn in Bewegung. Bei der dritten Jubelfeier der Reformation bot sich aber auch eine erfreulichere Erscheinung dar in der brüderlichen Vereinigung mehrer Glieder der beiden protestantischen Kirchen zu einer evangelischen. Doch auch mit dem herrlichen Worte: evangelisch, das so treffend den frohkundlichen Geist des Christenthums bezeichnet, auf dessen Fortbildung zur Weltreligion eine gewichtige Schrift eines hochgefeierten Religionsgelehrten die Aufmerksamkeit der Bekenner der wahrhaft christlichen Religion in unsern Tagen leitet, ward vom Sektengeist großer Misbrauch getrieben. Einzelne Sektirer hielten sich ausschließend für die Evangelischen und suchten ihre Meinung besonders durch zwei Zeitschrif-

ten zu verbreiten, welche sie mit dem Namen: evangelisch, stempelten; statt dessen diesen Pseudoevangelischen aber von den Alt- oder Echtevangelischen der Name der Neuevangelischen gegeben ward, um Verwechselung zu verhüten. Ja, selbst der ehrwürdige und jedem Christen heilige Name: christlich, unterlag auch in unsern Tagen wieder einem großen Misbrauche durch den Unfug, den man mit dem christlichen Elemente, oder mit dem Principe der Christlichkeit, wie man ein dunkles Etwas nannte, zu treiben sich nicht entblödete. Wenn schon Mancher von Denen, welche die nicht ungegründete Foderung im Munde führten, daß dem Vortrage jeder Wissenschaft ein wissenschaftliches Element zum Grunde liegen müsse, in eine nicht geringe Verlegenheit gekommen sein würde, sobald ihm die Aufgabe gestellt ward, nicht nur eine Erklärung dieses Begriffs zu geben, sondern auch für eine in Rede stehende Wissenschaft dieses Element aufzusuchen, so mußte sich diese Verlegenheit bei Aufstellung des christlichen Elements oder Princips noch mehr herausstellen. Indessen so weit oder so tief ließ man sich nicht ein. Genug, man foderte, daß auch wol das christliche Element, auch Moment genannt, nicht nur jede christliche Predigt durchdringen, sondern überall, selbst in jedem ABC-Buche vorherrschen oder vorwalten sollte. Da aber fast Jeder von Denen, welche diese Foderung thaten, oder nur nachbeteten, von einer andern Auffassungsweise der christlich-biblischen Lehre ausging und also mit den Worten: Christlichkeit und christliches Element, einen andern, zum Theil unklaren, Mancher auch wol gar keinen Begriff verband, so fehlte es auch hier nicht an Parteiungen, Wirren, Gewirren und Zerwürfnissen; und diese konnten selbst durch die Intelligenz, die man entweder schon im Volke vorherrschend fand, oder die man doch, wenigstens in den hohen Kammern der Stände auch durch Stellvertreter repräsentirt haben wollte, nicht beschwichtigt werden. In Folge einer blinden Zionswächterei über Kirchlichkeit und Kirchenthum trat sogar ein geharnischter Kämpfer gegen die Käppchen auf, durch welche auch ehrwürdige Geistliche alters- oder kränklichkeitshalber ihren Kopf zu schützen suchen. Der Scharfsinn dieses Kampfritters fand für die Unzulässigkeit solcher Kopfbedeckung der Mitglieder des geistlichen Standes darin einen Beweis, daß diese gemeine oder gemeinsame Kopfbedeckung den Geistlichen mit den Laien zusammenwürfe; er gab aber auch durch die Behauptung, daß erst in unsern Tagen Geistliche sich solche Kopfbedeckung erlaubt hätten, einen schlagenden Beweis, daß er mit den Köpfen eines Amos Comenius, Paul Gerhard, Martin Geyer, Joh. Rist, Ph. J. Spener, A. H. Franke und anderer berühmter Männer voriger Jahrhunderte nicht einmal in ihren, in Kupfer gestochenen oder lithographirten Abbildungen Bekanntschaft gemacht habe; denn sonst würde er entdeckt haben, daß alle diese ehrwürdigen Männer ihre ehrwürdigen Häupter mit einem Käppchen bedeckt trugen.

Überhaupt stellten sich in der neuesten Zeit, in welcher auch die gerechte Mitte (juste milieu) eine, bald beifällig beklatschte, bald ausgepochte Rolle spielte, zum Theil besonders auf materielle Interessen berechnete Nothwendigkeiten, Eilposten, Percussionsgewehre, Zündhütchen, artesische Brunnen, Tunnel, Zollverband, Dampfschiffe, Dampfwagen, Eisenbahnen, Eisenbahnactien, Maschinenbaucompagnieactien und Dinge mancher Art heraus, die sich früher nur als nothwendig, oder als Zeitbedürfnisse ergeben haben würden. Manche derselben sind aber, selbst durch niedergesetzte Comités, die ehedem in der Einheit oder im Singular weiblichen Geschlechts waren, jetzt aber der Mode zufolge als männliches und nach Andern als sächliches Geschlecht auftreten, noch nicht erledigt worden. Es tauchten aber auch in der neuesten Zeit nicht selten Meinungen, Einfälle und Vorschläge auf, die sich wenigstens nicht alle als Ergebnisse des bessern Zeitgeistes den besonnenen Zeitgenossen herausstellten, oder, mit einem Lieblingsausdrucke Müllner's zu reden, nicht plausibel erschienen. Ungewiß wird man wenigstens, ob man mehr die die Rolle Demokrit's oder Heraklit's spielen, oder ob man seinen Augen trauen sollte, wenn ein Correspondent einer Flugschrift, der von einer ausgebrochenen, aber bald gelöschten Feuersbrunst Bericht erstattete, dieselbe auftauchen ließ.

Bei solchen Beeilungen, ein soeben aufgekommenes Wort, eine soeben aufgekommene Redensart anzubringen, darf man sich nicht wundern, wenn der „Allgemeine Anzeiger der Deutschen" (1835, Nr. 134) durch Erinnerung „an die Tendenz des Butterns, durch welches die Butter hervorgerufen wird, sowie aus der abgerahmten Milch sich die Matte herausstellt, aus welcher der Käse hervortritt", die verkehrte Anwendung mancher an sich nicht verwerflichen Worte und Redensarten, um belächelt zu werden, herausstellt.

Bei dem so häufigen Auftauchen neuer Redensarten wird es keine Rüge verdienen, wenn ein diesem Aufsatze, der nicht, wie das jüngst erschienene treffliche Gesammtwörterbuch der deutschen Sprache alle Wörter dieser Sprache angibt, alle aufgetauchten Redensarten aufzählen wollte, eine oder die andere übersehen sein sollte. Es läßt sich vielmehr zu den hier mitgetheilten noch ein bedeutender Nachtrag liefern. Einige soeben vor mir liegende Blätter vom Pfennig- und Heller-Magazine, denen die Sechs-Pfennigkochbücher und Pfennigkalender ein Stück ihres Titels abborgten, bieten sogleich in ihren Titeln einen kleinen Nachtrag dar. Welcher Schriftsteller aber diese oder jene der hier erwähnten neuen Redensarten zuerst gebraucht habe, das läßt sich schwerlich so bestimmt nachweisen, als sich nachweisen ließ, daß Gellert, der noch keine der hier als neu angeführten Redensarten kannte, das Wort naif (naiv) in der Einleitung zu seinen Briefen (S. 79) zuerst gebraucht habe. Schwerlich dürfte auch Bürger's bekanntes Sprüchlein:

Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Der hat aus dem Häckerling Gold schon gemacht,

auf den Erfinder der einen oder der andern jener Redensarten seine Anwendung leiden. Allein bei dem häufigen Auftauchen neuer Redensarten wird es ebenfalls nicht befremden, wenn manche in der Vorzeit sehr beliebte Redeweise allmälig, wo nicht in gänzliche Vergessenheit, doch in seltenern Gebrauch kam. Beinahe ganz vergessen zu haben schien man, daß auch noch jetzt hier und da mit einem Siebe Wasser zu schöpfen versucht wird. Selten nur noch wird ein gordischer Knoten gelöset. Von Jahr zu Jahr wird es dem fleißigen und sorgsamen Anekdotensammler schwerer, seinen Almanach mit recht viel neuen Fresco- und andern Anekdoten auszustatten, die mit wirklich attischem Salze gewürzt oder unter der Ägide Minerva's zu Tage gefördert sind, und seltener noch als in der sogenannten guten alten Zeit scheint man sich bei den vorwaltenden Sonderinteressen um den Schaden Joseph's zu bekümmern. Doch da in der außerhalb des Sprach- und Schreibekreises liegenden Modewelt alte Moden wieder einmal neu geworden sind, so hat vielleicht auch manche, bereits außer Mode gekommene, oder der Vergessenheit anheimgefallene kernhafte ältere Redensart dieses Schicksal in Zukunft zu hoffen, und man würde dies dann ebenso wenig auffallend finden, als es auffallen dürfte, jetzt Eulen nach Athen zu tragen. In dieser Hoffnung, aber auch ohne dieselbe, wollen auch wir, als Kinder unsrer Zeit, der vorherrschenden Sprach- und Schreibeweise, insofern sie nicht mit den Gesetzen des besonnenen Denkens, der richtigen Sprachbildung und des bessern Geschmacks in offenbarem Widerspruche steht, unsere Huldigung nicht versagen, damit uns nicht der Vorwurf treffe, oder damit wir uns nicht die Verdächtung zuziehen, unsere Zeit verkannt und die Stimmen der Zeit überhört zu haben. 159.

Der verewigte Schleiermacher. Ein Beitrag zu gerechter **Würdigung** desselben. Seinen Verehrern geziemend dargeboten von **Ferdinand Delbrück.** Bonn, Marcus. 1837. 8. 16 Gr.

Hr. Delbrück wünscht nicht aus der Gemeinschaft der Verehrer Schleiermacher's ausgestoßen zu werden, wie mancher Nichttheologe es nach dem literarischen Streite glauben möchte, den sein Buch: „Philipp Melanchthon", welches er 1826 schrieb, zwischen ihm und den Theologen Sack, Lücke, Nitzsch und Schleiermacher entzündete. Hr. Delbrück wünscht zweitens eine Äußerung zu beleuchten, die Schleiermacher, nach des Predigers Jonas zu Berlin Mittheilung, 40 Stunden vor seinem Tode that, daß Delbrück in seiner 1832 gedruckten Rede: „Philosophie", und sonst nur gegen ihn aufgetreten sei, weil er ihn für einen Menschen ohne Gesinnung hielt, gegen den man, wie gegen ein böses Princip, mit seinen schärfsten und stärksten Waffen zu Felde ziehen müßte. In dieser Äußerung hat Schleiermacher nach Hrn. Delbrück's Versicherung ihn durchaus verkannt. Um dies darzuthun, wählt er nicht die Form einer Vertheidigung, sondern die schlichte, urkundlich begründete Erzählung seiner Streitigkeiten mit ihm, ihres Anfangs, ihres Fortgangs und der Wendung, welche sie ohne sein Zuthun nahmen und wodurch sie, wie es scheint, für ihn verletzend wurden.

Wir glauben zwar, daß für viele Theologen die Lecture dieser Blätter sehr anziehend sein mag, aber für die meisten unserer Leser würde die Wiederholung eines theologischen Streites über Pantheismus und Spinozismus, wie er vor elf Jahren geführt worden ist, allerdings ermüdend und wenig fruchtbringend sein. Die ganze Sache ist doch eigentlich mehr als ein persönlicher Streit zu betrachten. Aber das müssen wir zur Rechtfertigung des edeln Verf. nach der Lecture seiner Denkschrift erklären, daß ihm Schleiermacher keineswegs als ein böses Princip erschienen ist, sondern daß er ihn nur aus dem Grunde bekämpft hat, weil so hoch begabte, so beharrlich strebende, so mächtig wirkende, auf abkreisenden Bahnen so kühn einherschreitende Männer wie Schleiermacher nur dann erst zu den größten Wohlthätern ihrer Zeit und aller Zeiten gehören, wenn sie einen tapfern und unermüdlichen Widerstand finden, und wenn auf je Tausende, die sich ihnen gutwillig ergeben, wenigstens Einer kommt, der sich ihnen zur Wehre setzt, so lange er weiß und kann, um sie zu einem recht tüchtigen Kampfe für die Behauptung ihrer Herrschaft zu veranlassen. „Ich habe", setzt er hinzu, „ihn bekämpft, weil er als Wortführer einer neuerstandenen Kirche auftrat mit Lehren, welche diese nicht anerkennen kann, ohne sich mit der gesammten Christenheit auf Erden in Widerspruch zu setzen; ich habe ihn bekämpft, um, so viel an mir liegt, zu verhüten, daß man durch das Herrliche, was er vollbracht hat, sich verblenden lasse für das von ihm Verfehlte, und durch dieses nicht verstimmen für jenes; ich habe ihn bekämpft, weil mir ebenso unmöglich war, mich gleichgültig gegen ihn zu verhalten als ihm anzuhangen; ich habe ihn bekämpft in der Gesinnung, in welcher er einst selbst sagte, Alles (aus dem Glauben an Christum in der Lehre sich Entwickelnde) werde geduldet, aber Alles werde auch bestritten, nur so, daß, wenn es einmal scharf hergeht, Jeder doch wisse und merke, daß Brüder miteinander streiten."

Und das hat Hr. Delbrück in der vorliegenden Schrift, deren treffliche Schreibart nicht ihr geringstes Verdienst ist, redlich gethan. Überall vereinigt sich in derselben Milde und Ernst, wahre Humanität und eifrige Liebe für das Gute und Wahre, wie wir sie auch schon in des würdigen Mannes Schriften über Platon und Xenophon gegen Niebuhr, der sie jedoch mit vieler Vornehmheit ignorirte, kennen gelernt haben. Damals wie jetzt galt es Hrn. Delbrück nur die Sache, und sein im bereits vorgerückten Alter noch jugendliches Gefühl gab ihm die Waffen gegen die Koryphäen der Wissenschaft in die Hand. Wohl uns, daß es solche edle, rüstige Streiter immer noch auf unsern Hochschulen gibt! 102.

Notizen.

Die Feuersbrünste in Konstantinopel.

Der englische Geistliche Dr. Walsh, über dessen schätzbares, seinen Aufenthalt in Konstantinopel schilderndes Werk wir bereits früher und ausführlich in diesen Blättern berichteten, gibt in Betreff der häufigen, in Konstantinopel stattfindenden Feuersbrünste unter Anderm folgende Notizen. „Diese Feuersbrünste vertreten dort auf gewisse Weise die Stelle der Oppositionsblätter, da durch sie das Volk seine Unzufriedenheit mit der Tagesordnung und den Veranstaltungen der Regierung zu erkennen gibt. Zu keiner Zeit ereigneten sie sich in Konstantinopel häufiger als bei der Revolution, deren Folge die Auflösung der Janitscharen war, und es war gewiß, daß die Anhänger der Letztern auf diese Weise über die Aufhebung des Corps ihren Unwillen an den Tag legten. An einem Tage brach ein Feuer aus, welches 400 Wohnungen zerstörte, und in der folgenden Nacht schon ein anderes, welches 300 Häuser in Asche legte. Vierundzwanzig Stunden darauf brannten der Palast des Kapudan Pascha und ein Theil des Arsenals ab. Dieses Feuer war kaum unterdrückt, als es durch ein neues ersetzt ward, und wenige Tage darauf entwickelte sich eine so ungeheure Feuersbrunst, daß man von Galata aus die ganze riesengroße Stadt in Flammen erblickte. So fanden innerhalb des Zeitraums von zwölf Tagen sechs Feuersbrünste in Konstantinopel statt, welche im Ganzen 21,000 Gebäude in Schutthaufen verwandelten. Die Regierung säumte natürlich nicht, genaue Nachforschungen nach den Übelthätern anzustellen, und es wurden auch zu mehren Malen Leute ergriffen, bei denen sogenannte Kondaks oder Feuerkugeln gefunden wurden. Diese wurden augenblicklich hingerichtet, und ihre Leichname blieben auf den Straßen liegen, den Kopf zwischen den Beinen und einen Kondak im Munde, zum Zeichen, aus welcher Ursache sie zum Tode verurtheilt waren. Eines Tages fing man auch auf der Straße ein altes Weib auf, das gleichfalls mit mehren Feuerkugeln versehen war. Bei dem Verhör sagte sie aus, dieselben seien ihr auf der Straße von einem vornehmen Manne nebst 500 Piastern eingehändigt worden. Auf der Folter nannte sie eine große Anzahl von Mitschuldigen, sodaß man zuletzt einer ziemlich verzweigten Verschwörung, zum Theil aus sehr angesehenen Türken und Albanesen bestehend, auf die Spur kam. Auch mehre Offiziere des Heeres waren der Brandstiftung verdächtig, und diese wurden eines Tages von dem Sultan zu einem Feste geladen und bei dieser Gelegenheit erdrosselt."

Bei einer neulichen Gewerbsausstellung in London kam unter Anderm auch eine Dampfflinte vor, welche in 4 Secunden 70 Kugeln gegen eine eiserne Platte abschoß. Da dieselbe mit der größten Schnelligkeit aufs Neue geladen werden kann, so wird es möglich, mittels ihrer 420 Kugeln in einer Minute, und 25,000 in einer Stunde abzuschießen.

Laut einer von dem Vicepräsidenten der statistischen Gesellschaft zu London, Oberstlieutenant Sykes, verfaßten Denkschrift belief sich die in England während 1832, 1833 und 1834 für Luxusartikel, als Pferde, Wagen, Bedienung, Hunde, Spiele und Wetten verausgabte Summe auf nicht weniger als 405,953,000 Pf. St. Bedenkt man den Sinn dieser Thatsache, so fühlt man sich gedrungen, nicht als Ironie, sondern in vollem, traurigem Ernst auszurufen: Armes England! 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 271. —— 28. September 1837.

Schiller's Dichtungen nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem innern Zusammenhange von H. F. W. Hinrichs. Erster, lyrischer Theil. Leipzig, Hinrichs. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Wir haben die unerquickliche Erscheinung erlebt, daß für die beiden größten Dichter des Vaterlandes, welche Zeitgenossen und Freunde waren, auf eine solche Weise Partei genommen worden ist, daß jede der widereinander streitenden Parteien ihren Dichter nur dann würdig zu krönen vermeinte, wenn sie dem Lieblinge der Gegner den Kranz von den Locken riß. Mit dem Namen Menzel ist die eine dieser Parteien bezeichnet, welche bemüht ist, das Andenken Schiller's auf eine würdige Weise auch im äußerlichen Zeichen zu verewigen, während sie sich nicht entblödet, weit über die Rechte der Kritik hinaus, Göthe's Namen zu lästern, ja sogar neben tugendsamlichem Geschwätz, aller Religiosität und Weisheit entgegen, ein Anathema über die moralische Persönlichkeit des großen Mannes auszusprechen. Es kommt auch sonst im Leben häufig genug vor, daß ehrbarliche Betschwestern mit böser Zunge den guten Namen Anderer vergiften; aber selten ist lügnerische Lästerung so unverschämt herausgetreten, wie dieses gegen Göthe geschehen. Haben nun auch die Verehrer Göthe's nicht auf ähnliche Weise Schiller zum Gegenstand der Verunglimpfung gemacht, so ist doch unter ihnen ein hochmüthiges Übersehen dieses Dichters Ton geworden. Man hat von dieser Seite wol gesagt, Schiller sei ein Dichter für die Jugend, überschwenglich wie diese, phantastisch, den Werth der Wirklichkeit verkennend, reicher an schönen Worten als an Inhalt. Mit alle dem hat man zu erkennen gegeben, daß man selbst über die phantastische Jugendzeit hinweg sei und eben darum dem besonnenen, mit der Heiterkeit und Gedankentiefe eines wahren Weisen dichtenden Göthe angehöre. Am lebhaftesten sind als Verehrer Göthe's die jungen Schriftsteller aufgetreten, welche es unternommen hatten, kraft angeblich Göthe'scher Weisheit gegen die bestehenden Formen der Sittlichkeit und gegen die christliche Religion zu Felde zu ziehen. Da hat sich Menzel triumphirend aufgerichtet und in die Welt gerufen: Seht da die unsaubern Früchte, welche der Teufelsbaum Göthe gezeugt! Als ob nicht auch von dem trefflichsten Baume faule Früchte fallen könnten. Aber Menzel hat noch andere Triumphe erlebt. Außer Göthe haßt Menzel auch noch Napoleon und Hegel. Die Hegelianer haben Göthe als großen Dichter anerkannt, sie haben ihn gepriesen und bewundert, sie haben sogar darzuthun gesucht, Göthe habe in Gedichten denselben Geist dargestellt, dessen Bewußtsein über sich selbst Hegel ausgesprochen. Dazu kam noch, daß die Schriftsteller der neuen Schule, welche Göthe'n ehrte, auch mit der Hegel'schen Philosophie kokettirten, daß Einige wie Göthe so auch Hegel als Gewährsmann für einen modernen Pantheismus nannten.

Diese Umstände sind erwähnt worden, weil sie dem vorliegenden Buche, noch ehe es der Leser in die Hand nimmt, ein eigenthümliches Interesse geben. Es hat sich nämlich in diesem Buche ereignet, daß ein echter Hegelianer (als solcher wird Hr. Prof. Hinrichs genannt), der über Göthe's „Faust“ geschrieben und mit tiefsinnigen philosophischen Werken aufgetreten ist, über Schiller und mit der unbedingtesten Anerkennung für Schiller geschrieben hat. Die weite Kluft, welche zwischen Schiller und Göthe durch tausend einseitige Raisonnements von zwei entgegengesetzten Seiten künstlich hergestellt worden, wird übersprungen, als wäre sie nichts. Es ist interessant, zu sehen, ob dieser Sprung gelingt, oder vielmehr, ob ein Sprung wirklich überhaupt nöthig war und nicht vielmehr Beide, sowol Die, welche gegen Göthe, als Die, welche gegen Schiller ankämpften, etwa nur Hiebe in die leere Luft gethan, und nun etwa zum ersten Male ein besonnener Mann auftrete, der lehrt, wie und warum beide Dichter gleich sehr zu loben und anzuerkennen sind.

Eine lange Vorrede des Hinrichs'schen Werkes erörtert das Verhältniß zwischen Schiller und Göthe; wir wollen versuchen, das Resultat dieser Erörterung dem Leser vorzuführen, ehe wir uns ein Urtheil erlauben. Unsere Darstellung muß der höchst interessanten Details entbehren, welche durchweg in die Hinrichs'sche Abhandlung eingeflochten sind und auf welche sich dieselbe stützt; dafür werden wir kürzer sein, müssen jedoch wegen der Belege auf jene Abhandlung selbst verweisen. Es ist eine geläufige Vorstellung, Schiller sei ein subjectiver und Göthe ein objectiver Dichter, Beide seien daher verschieden wie Subject und Object. Man hat Recht, wenn man nur weiß, was eigentlich hiermit ausgesprochen ist. Das Wissen über diesen Unterschied hebt ihn selbst auf; es er-

weist sich die Wahrheit des Sprüchworts: die Extreme berühren sich, ja sogar der Heraklitische Satz: daß die Gegensätze zur schönsten Harmonie sich vereinigen. Schiller ist keineswegs in der Weise subjectiv, wie eine gewisse moderne Dichterschule, oder vielmehr wie es die schlechten Dichter aller Zeiten waren: daß er nur zu singen vermöchte in Folge einer momentanen, durch die unmittelbarsten Verhältnisse in ihm aufgeregten Stimmung; keine Glocke, an welche (man hat sich dieses Bildes bedient) nur der Schmerz der eignen Brust hämmert, daß sie melancholische Trauerklänge von sich gibt. Wäre Schiller ein solcher schlechtsubjectiver Poet, so hätte er nimmermehr so allgemeinen Anklang, so völlig ungetheilte Anerkennung bei seinen Zeitgenossen gefunden, als dieses in der That der Fall ist. Nur ein Lied, welches den im Herzen seiner Zeit sich drängenden und nach Auferstehung ringenden Gefühlen Worte gibt, das also im höchsten Interesse des Geistes gedichtet ist, der alle Einzelnen wie die Luft durchzieht, welche sie einathmen, wird begrüßt wie ein Zauberwort, das einen heimlichen Bann löst; es ist nicht dem Dichter, es ist Allen, an die es kommt, aus dem Herzen geschrieben; es gehört keine besondere, durch Privatverhältnisse bedingte Stimmung dazu, es würdigen zu können, sondern die Stimmung einer Welt ist es, welche in ihm sich ausspricht. Das Lied des wahren Dichters ist allgemein wie die Luft, wie Gesetze, Sitte, Religion. Schiller's Subjectivität ist die Subjectivität seiner Zeit; was ihn drängt, was er hofft, wünscht, was er will, ist Drang, Hoffnung, Wunsch, Wille aller seiner Zeitgenossen. Der Geist selbst, welcher diese Welt schafft und belebt, ist subjectiv, und in diesem Sinne ist Schiller ein subjectiver Dichter. Derselbe Geist ist aber auch objectiv. Wir schauen in die Welt hinein, wie sie als Natur, als Staat und Religion vor uns, um uns sich ausbreitet, und wer ein Auge hat, den Geist zu schauen, erblickt nichts als Erscheinungen des Geistes. Nur so wird das Gegenständliche bedeutungsvoll, ist es überhaupt etwas, ja Alles, das Höchste und Tiefste. Es ist die Natur die erste, aber auch völlige, ungetheilte Offenbarung des Geistes. Der Künstler schaut in diesem Sinne die Welt an, sie ist ihm diese bedeutungsvolle, sie hat ihm Seele, geistiges Dasein und Leben, und so stellt er sie auch dar. Mit sterblichen Sinnen erblicken wir nur ein Reich der Hinfälligkeit, des Todes, die Seele der Welt entzieht sich unsern Blicken, und der Verstand enthüllt diese Seele so wenig, wie das Messer des Anatomen die Seele das Menschen herauszuschneiden vermag. Aber wer nicht ganz untergegangen ist in endlichen Interessen, dem geht wenigstens in heiligen Stunden eine Ahnung der tiefen Bedeutung der Welt auf; die Erfüllung solcher Ahnung stellt der Künstler in seinen Werken dar, spricht der Dichter in Worten aus. Er schaut die Welt an als eine Welt des Geistes und stellt als eine solche sie dar, und so ist er ein objectiver Dichter wie Göthe. Der Unterschied zwischen Schiller und Göthe ist noch nicht gehoben, erscheint nur noch bedeutender herausgetreten zu sein. Der subjective Geist, sagt man, ist der Menschengeist, der objective der Geist Gottes; so wäre ja wol ein Unterschied zwischen Schiller und Göthe wie zwischen Mensch und Gott, Erde und Himmel. Solche Eitelkeit hat man Göthe untergeschoben; mit welcher Thorheit! Wer den Gott in seiner Offenbarung anschaut und darstellt, ist darum kein Gott. Ebenso wenig aber spricht Der, welcher die Worte des Menschengeistes redet, anders denn im Sinne des göttlichen Geistes. Gott und Mensch sind ja nicht specifisch unterschieden — denn Er hat dem Menschen von seinem Geiste gegeben —, sondern nur dadurch, daß Gott der Geist in seiner Vollendung und darum in der Ewigkeit ist, der Mensch der Geist im unendlichen Werden und darum in der Zeitlichkeit. Auf einer Stufe des Werdens des Geistes steht der große subjective Dichter seiner Zeit, und seine Worte sind Worte dieses Geistes, zugleich aber auch wahrhaft göttliche Worte; er ist ein echter, kein falscher Prophet. Aber der objective Dichter? Die Natur ist allerdings ewig dieselbe, denn ihre zeitlichen Wechsel kehren regelmäßig wieder, aber zur Welt gehört noch mehr als die Natur, welches auch Object ist: Staat, Sitte, mit einem Worte Alles, darin der subjective Geist sich selbst als in seiner That gegenständlich wird. Bleiben wir aber bei der Natur stehen, so schauen wir auch diese doch nur an mit unserm eignen geistigen Auge; indem wir den Geist in ihr erkennen, ist es der Geist, welcher sich selbst erschaut; wie aber der Geist der Zeiten verschieden, so ist auch die Natur selbst verschieden angeschaut worden. Der subjective Geist erkennt den objectiven, der werdende sich selbst als den ewigseienden nur insofern und insoweit, als dieser er selbst ist. Mithin ist auch die Anschauung des objectiven Geistes in seinen Offenbarungen durchaus abhängig von der Entwickelungsstufe des subjectiven Geistes, und mithin sind Göthe und Schiller Eins, insofern Beide den Einen Geist verkünden, wie er ist, auf derselben Stufe seiner Entwickelung. Es hat sich gezeigt, daß, weil Beide wahre Dichter, ihr Unterschied der Objectivität und Subjectivität nur ein formeller ist, nicht den Inhalt betrifft; ja, diese Form, welche den Unterschied bedingt, ist zu einem bloßen Scheine geworden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Souvenirs et mémoires de M. la comtesse *Merlin*, publiés par elle-même. Vier Bände. Paris 1836.*)

Man würde sich getäuscht finden, wollte man diese Memoiren mit der Erwartung zur Hand nehmen, darin eine große Menge von Begebenheiten, wol gar politische zu finden. Die Gräfin M. ist eine angenehme Erzählerin; allein sie ist zu jung, um viel erlebt zu haben. Der vornehmste Reiz des Werkes liegt in der innern Gemüthsbewegung, die sich darin mit Bescheidenheit entschleiert. Begegnet man einer metaphysischen Betrachtung, was jedoch selten ist, so überrascht es, gleichsam ein einzelnes Herbstblatt an dem grünbelaubten Strauche zu gewahren. Gleichwol hat das Buch in Frankreich viel Glück gemacht, was eine gänzliche Umänderung in den Ideen und Wünschen der französischen Leser anzudeuten scheint.

Auf der Insel Cuba geboren, ward die junge Creolin

*) Es sei uns erlaubt, eine zweite Mittheilung über dieses anziehende Werk, das bereits nach der deutschen Übersetzung in Nr. 257 d. Bl. besprochen wurde, abdrucken zu lassen. D. Red.

nach der Sitte des Landes in beinahe völliger Unabhängigkeit erzogen. Man will sie in ein Klosterpensionat bringen. Ihre wilde Erziehung, jene ungestüme Entwickelung aller ihr beiwohnenden Naturanlagen besonders setzen die reiche Familie in Schrecken, die auf ihre Schönheit stolz ist; sie soll nach Spanien gehen, man will es; ohne Zweifel wird sie sich dort verheirathen. Allein sie muß zuvörderst gesittigt werden. Demnach tritt Mercedes in ein Kloster von Havana. Kaum hier eingeschlossen, eilt der Wildling seinem Käfichte zu entfliehen. Das junge neunjährige Mädchen benutzt die erste offene Thür, die erste sich ihm darbietende Gelegenheit, seinem Kerker zu entrinnen. Beflügelten Schrittes gelangt es an die Thüre Mamita's, einer guten und poetischen Großmama, die es zärtlich aufnimmt, es tröstet. Beschützt von der Güte dieser Matrone, einer fast himmlischen Güte, die gemeinhin alten Leuten beiwohnt, deren Seele gesund blieb, und die aus einer langen Lebenserfahrung herrührt, würde sich Mercedes glücklich gefühlt haben. Allein die Strenge des Vaters verwies sie bald auf das Land. Dort mußte sie das Haus einer devoten Tante bewohnen, die eine seltsame Duenna für sie wählte. Es war dies Niemand anders als ein dicker Mönch, dessen Aufgabe es war, den Vogel zu hindern, seine Flügel zu schwingen. Die Kleine war unerschöpflich an lustigen Streichen, die sie dem Klostermanne spielte. Eines Tages, wo derselbe Mittagsruhe hielt und sich ganz der guten Laune eines Menschen überließ, der wohl geschlafen hat, hört er die schöne Mercedes, die seine Lieblingsarie sang. Fra Mateo horcht, reckt sich, wendet sich behaglich auf seinem Lehnstuhle; er genießt mit Wonnegefühl, von Strophe zu Strophe, die Töne von Mercedes' lieblicher Stimme. Ein melodisches Hüstein gab sein Vergnügen zu erkennen, und als das junge, an seiner Seite mit Nähen beschäftigte Mädchen urtheilte, die Wirkung sei hervorgebracht und der Mönch auf den Hochpunkt der liebenswürdigsten Gefälligkeit gelangt, erhielt sie von ihm stufenweise die Gunst eines Spazierganges; allein nicht zu weit, sagte er, nur bis zum Platanenbache; denn der Mönch war gar zu schwerfällig und wohlbeleibt. Hinter diesem Platanenbache war ein großer Verrath verborgen; er durchschnitt den Weg, der zu der innigst geliebten Großmutter führte. Über diesen Bach war ein Steg für die Fußgänger gelegt; die Wagen fuhren durch die Furth. Fra Mateo hatte das Alles nicht berechnet; während nun das junge Mädchen leicht um ihn herumflatterte, schritt der Mönch, die Brille auf der Nase, das Brevier auf der Brust, die Vesper näselnd und sehr glücklich, bedachtsam einher. So gelangten alle Beide an das Ufer des Baches, und die Unbesonnene, die, wie sie uns versichert, nichts vorher überlegt, die aber auf eine oder die andere Art zu Mamita zu kommen sich vorgenommen hatte, setzt mit einem Sprunge über die gebrechliche Brücke, stößt mit dem Fuß das Bret ins Wasser und läßt den dicken Mönch auf dem jenseitigen Ufer, der vor Schrecken sein Brevier fallen läßt und ein noch stärkeres Geschrei als beim Absingen der Vesper erhebt. Diese Scene ist wahrhaft ergötzlich; sie erinnert an J. J. Rousseau und seine bewunderungswürdigen „Confessions", der nämliche Geist belebt die ganze Darstellung. Bald findet man das junge Mädchen bei seinem Vater wieder, und stets offenbaren sich dieselbe Einfachheit, dieselbe Herzensgüte; überall äußern sich zartes Gefühl der Wollust und Geschmack für Künste, mit unzerstörlichem Wohlwollen gepaart. Mercedes protestirt gegen Alles, was die freie Entwicklung der Naturanlagen hemmt; allein sie verleugnet dabei niemals den echt weiblichen Charakter; niemals durchbricht sie gewaltsam die Schranken. Eine sonderbare Erscheinung aber ist es gewiß, daß eine der gebildetsten Frauen von Paris sich mit so großer Kraft und Beredtsamkeit gegen die eigentlichsten Früchte der Civilisation, gegen die Bücher, die Klöster und die Sklaverei der Neger, erhebt.

Höchst anziehend ist besonders die Schilderung der Gefühle, die das junge Mädchen beherrschen, als es zu Madrid ankommt und von dort nach Frankreich gelangt. Es ist diese Schilderung ein wahrhafter Ausdruck des Schmerzes und der Betrübniß. Die Salons legen ihm Zwang an; seine Fibern ziehen sich krampfhaft zusammen, Kälte und Schnee härten es fast. Es begreift nicht, wie man in einem Lande leben kann, wo es Eis gibt. Doch hören wir die Verf. selber reden. „Meine Freiheitsgewöhnungen", sagt sie, „wurden mehr als einer Prüfung unterworfen, als ich nach Europa kam. Mein erster Kummer, dessen ich mich erinnere, war, ein Corset und Schuhe anziehen zu müssen, und während ich über meinen Wuchs und meinen Fuß Complimente erhielt, bewiesen mein Stillschweigen und meine thränenfeuchten Augen, wie wenig ich solche beachtete und wie grausam der Zwang war, den ich empfand. Ich erwartete mit Ungeduld den Winter; die aus Romanen geschöpfte Vorstellung, die ich mir davon gemacht hatte, war ein wenig phantastisch. An das Schauspiel einer ewig jungen und schönen Vegetation gewöhnt, wünschte ich die ihres Schmuckes entkleidete Natur zu betrachten, wie ich einer neuen Tragödie hätte beiwohnen mögen. Dieser so ersehnte Augenblick trat ein, und der Eindruck war wegen der Umstände, die ihn begleiteten, um so lebhafter. Die Veränderung des Klimas, die neue Lebensweise und die kleinen Kümmernisse, die ich erfahren hatte, griffen meine Gesundheit an und brachten eine Art Mißbehäglichkeit und Niedergeschlagenheit in mir zuwege. Ich war nicht eigentlich krank; allein ich wurde von einer tiefen Schwermuth verzehrt. Meine sonst so lebhaften Augen hefteten sich matt auf die Gegenstände, die mich umgaben, und wandten sich nur mit Mühe davon ab. Ich war außerordentlich bleich, lachte nicht mehr und weinte oft. Selbst meine süßesten Empfindungen waren mit einer Art Bitterkeit vermischt. Ich wollte nicht mehr spazieren gehen und brachte zuletzt mehre Wochen bloß auf meinem Zimmer zu. Das Leben ward mir gleichgültig und oft lästig." Wir wollen noch eine zweite Stelle den Memoiren entlehnen, worin die Verf. mit sehr lebendiger Rückerinnerung und hinreißender Naivetät den Eindruck beschreibt, den der erste Schnee auf sie machte. „Während der Nacht fiel Schnee in großen Flocken. Ich vermag nicht die Betrübniß zu schildern, die ich empfand, als ich, am Morgen die Augen öffnend, einen Blick auf das Feld warf. Das Schauspiel, das sich meinen Augen darbot, erfüllte meine Seele mit Gram und rief darin eine Art Schrecken hervor. Keine Blätter, keine Frucht; der Rasen selber war verschwunden. Schwarze Baumstämme und Zweige, hin und wieder als Trümmer eines Schiffbruchs zerstreut, gewährten ein vollständiges Bild der Zerstörung und die Natur schien in ein großes Leichentuch gehüllt. Da der Zustand meines Herzens mit diesem Gemälde in Einklang stand, so rief dasselbe in mir eine gewisse Schwermuth hervor und unwillkürlich verbarg ich meine Augen in meinen Händen. Erinnerungen an mein Geburtsland boten sich meinem Gedächtnisse dar, und während meine Thränen reichlich flossen, fühlte ich mich in der Einbildung nach jenen Urwäldern von Bäumen aller Farben versetzt; ich hörte den Gesang einer Menge Vögel; die Milde der Luft, die Schönheit des Himmels, die glänzenden Strahlen der Sonne, Alles war meinen Sinnen gegenwärtig; ich genoß das Alles; und diese bezaubernde Verzückung war einige Augenblicke hindurch so vollständig, daß nur die Spur der Thränen, die ich selben vergessen hatte, mir die Wahrheit zu bezeugen vermochte. Dieser peinliche Eindruck wiederholte sich nie wieder; das Schauspiel der Natur im Winter zieht mich jetzt durch eine melancholische Empfindung an, die nicht ohne alle Annehmlichkeit ist. Weil indessen meine ersten Vorstellungen vom Winter aus Romanen geschöpft waren, so bleibt mir derselbe stets eine neue und mein Gemüth aufregende Erscheinung."

Man ersieht aus diesen Anführungen, mit wie wenig persönlichen Ansprüchen und gleichwol mit welcher großen Offenheit unsere Memoirenschreiberin die Gemüthserregungen ihrer Jugend geschildert hat. Das ganze Buch ist in dem nämlichen Ton gehalten. Die Verf., vielleicht ein wenig schüchtern und durch den Widerhall der Salons erschreckt, drückt sich über Al-

les mit der nämlichen Feinheit, Eleganz und Prunklosigkeit aus, die der Schilderung ihres ersten Schnees wie ihrer ersten Neigung so viel Reiz verleiht. Mit einem Wort, es unterscheiden sich diese Memoiren vortheilhaft von andern ähnlichen Producten der heutigen französischen Literatur, die nur zu häufig persönliche Überschätzung, Anmaßung und Leidenschaftlichkeit verrathen. Je weiter die Gräfin Merlin in ihrem Drama vorrückt, je deutlicher gewahrt man die Zurückhaltung, welche die Gesellschaft, worin sie lebte, ihr auflegt; und nur da äußert sie sich mit größerer Freimüthigkeit, wo Schweigen Schwäche und Farblosigkeit verrathen haben würde. Sie hütet sich wohl, mit jener pariser Gesellschaft anzubinden, die sie genau kennt und in der sich mit vielen Verkehrtheiten eine fast unwiderstehliche Gewalt und ein hinreißender Zauber paaren, die ihr aber so mannichfaltige und schmeichelhafte Huldigungen spendete, daß sie sich gegen dieselbe weder strenge beweisen konnte, ohne undankbar zu erscheinen, noch nachsichtig, ohne daß es den Schein hätte, als wolle sie eine persönliche Schuld bezahlen. Überdies findet man allenthalben in dem Buche die ursprüngliche Freiheit des Gedankens und der Erziehung wieder, welche die Verf. außerhalb des Bereichs unserer europäischen Neigungen versetzt. Von dem Geiste dieser Freiheit beseelt, scheint sie ihren Lesern, d. i. namentlich den Franzosen, gleichsam zuzurufen, daß nur Freiheit des Körpers wie der Seele die Gemüther zu stählen, die moralischen Lebenskräfte zu stärken vermöge, und daß es thöricht sei, politische Freiheit in Anspruch zu nehmen, zugleich aber doch die Töchter, die einst Mütter sein werden und welche diese Freiheit sich entwickeln sehen sollen, nach der Sitte der alten Monarchie zu erziehen und die Bildung ihres Geistes dem Beichtvater und dem Roman zu überlassen. 17.

Janin's Ansicht von dem Beruf und der Würde des Dichters.

Jules Janin äußert sich bei Gelegenheit der Kritik von Alfred de Vigny's „Stello“ folgendergestalt über die hohe Weihe und Würde des Dichtersinns: „Wenn das genannte Werk des Hrn. de Vigny eine Klage sein soll um das Schicksal der Dichter, um ihr irdisches Loos und zugleich die Apotheose des Dichtersinns selbst, so muß man sagen, daß es, als solche, viel zu eintönig und materiell ist, und daß sich diese Klage zu solchen Gegenständen verliert, die mit der Poesie an und für sich durchaus nichts zu schaffen haben. Es kommt nicht in Betracht, ob der Dichter brotlos und obdachlos ist, ob er nur einen Rock zum Anziehen hat, ob er Hungers stirbt, wenn er nur wahrhaft ein Dichter ist. Ist dies der Fall, so ist ihm auch die Poesie Alles in Allem, sie ist sein Leben, seine Jugend, seine Hoffnung und seine ganze Seligkeit. Die Poesie ist die höchst freudige Entfaltung der Sinne, des Herzens, der ganzen Seele und des ganzen Gemüths. Ebendarum gibt es nichts Höheres in der Welt, als ein Dichter zu sein; dies ist unbedingt das Erhabenste. Darum eben ist der Dichter selig in der Armuth, in der Verfolgung, in der Todesgefahr; selig, wenn er gleich dem alten Camoens in den aufruhrvollen Wogen des Meeres daherschwimmt und sein unsterbliches Gedicht über den Gewässern hält; selig, wenn er in der Verfolgung, in der Blindheit den Fall der Engel und die Freuden des Paradieses singt; selig, wenn er, durch Dörfer und Städte pilgernd, seinem Volke den „göttlichen Zorn des Achilleus“ und die „Mühen der Achäer“ berichtet. Wozu dies unnütze Mitleid mit dem Dichter? Er bedarf dessen nicht; er selbst denkt nie daran, bemitleidet zu werden. Dachte je ein hochbegabter Dichter daran, über das ihm zugefallene Erdenloos zu murren, über das Elend, welches ihn betroffen, zu jammern? Laßt euch Antwort geben von Dante, dem Verbannten, mit dem Herzen voll Liebe gegen die „lieblose Mutter Fiorenza“, der mit Weh im Gemüth „die fremden Treppen auf- und niedersteigt“. Fragt Tasso, ob er um den Preis, sein Epos den Flammen zu übergeben, aus dem Hospiz erlöst sein möchte. Fragt Cervantes, ob er sich seines „Don Quixote“ entäußern will um den Preis eines königlichen Jahrgehalts. Wie wird dieser Aller Antwort lauten? Der Mensch — so lautet sie — lebt nicht vom Brot allein; sie leben in der überschwenglichen Fülle ihres Geistes und sind selig. Gleich den Kindern, so haben auch die Dichter ihre Schutzengel, die sie auf ihren eignen Bahnen führen und sie mit göttlicher Kraft ausrüsten, um alle Fährlichkeit zu erdulden. Warum also verfolgt, ihr Gutmüthigen, die Dichter mit Euerm Mitleid? Sie fragen nichts darnach und empfinden kein Unglück.“ In der That, Hr. Janin hat eine hohe und schöne Meinung von dem unsterblichen Beruf eines Dichters, und er verkündet diese Meinung in einer ebenso schönen Sprache; allein die er anführt, dies sind auch der Menschheit Auserwählteste, und solche bemitleidet ja gewiß kein Mensch, der nur ein Ahnen von Dem besitzt, was man die Herrschaft des Geistes nennt. Aber wie in heutigen Tagen, wo die Poesie nicht mehr an wenige große Individuen gebannt ist, wo sie sich vertheilt und einkehrt in eine Anzahl geringerer Geister, die aber dennoch von ihr durchdrungen sind? Dieser Bewußtsein ist beiweitem nicht so groß; dieser geistiges Leben ist in sich viel verworrener, und dieser Leid ist ebendarum auch größer. Sie haben nicht die Kraft von jenen, um sie der Widerwärtigkeit des Geschickes entgegenzustellen; sie haben kein von Jahrhunderten gezeugtes Epos, um es über die stürmenden Wellen emporzuhalten. Sie haben aber dennoch in ihrem verlassenen Gemüth ein Dichten und Empfinden, das ewiger Natur ist. Die kleinere Kraft überwindet nicht so leicht das nagende Elend der Welt, und man kann es ihr nicht sobald verargen, wenn sie einen Blick der Verzweiflung auf die ihr ebenbürtigen Geister wirft, denen ein günstigeres Geschick alle Kämpfe um das magere Bedürfniß des Lebens gütig im Voraus ersparte; und wer sich selbst beklagt, den darf man auch beklagen. 80.

Notiz.

Bei dem Aufsehen, das vor einigen Jahren die neuentstandenen Segelwagen zu Paris erregten, möchte es nicht uninteressant sein, die Bauart einer ähnlichen Maschine kennen zu lernen, die vor etwa vierzig Jahren von einem reichen Herrn in der Grafschaft Kent erfunden wurde. Das Verdeck dieses Segelwagens war in Gestalt eines Papierdrachens flach ausgespannt und hatte 24 Fuß in der Länge und 9 Fuß in der Breite. Die Wagenachse war an dem geräumigsten Theile des Fahrzeugs angebracht. Der Mast war 10 Fuß hoch und stand unmittelbar über der Achse, in welche er eingerammt war. Das Bugspriet war 8 Fuß lang. Daran war ein weites Segel und ein Takelwerk angebracht. An der Vorderseite der Maschine befanden sich zwei große Räder, die etwa $3\frac{1}{2}$ Fuß im Durchmesser hatten. Die zwei Hinterräder waren von weit geringerm Umfange, weil sie unter dem Verdeck mittels einer Steuerung gelenkt werden mußten. Mittels dessen konnte man die Maschine in jede beliebige Richtung bringen. Die größte Schnelligkeit, mit welcher dieses Fahrzeug sich fortbewegte, war 30 englische Meilen in einer Stunde; indeß war mit dieser Schnelligkeit auch große Gefahr verbunden. Damit das Fahrzeug nicht von dem Winde umgeworfen wurde, mußte oft ein Mann an das Ende einer Bohle treten, die gegen den Wind hin lag, um durch sein Übergewicht das Umschlagen zu verhindern. Nach einigen glücklichen Excursionen mit dieser Maschine gab man jedoch die weitern Versuche zur Vervollkommnung derselben wegen der Gefahren, denen sie auf der Landstraße ausgesetzt war, wieder auf. Denn die Pferde der gewöhnlichen Landkutschen hatten sich gescheut, wenn das Fahrzeug rauschend an ihnen vorübersegelte, weshalb es der Besitzer für gerathener hielt seine Entdeckung in irgend einem Wagenschuppen für ewige Zeiten zu verbergen, als durch dieselbe Verwirrung und Gefahr auf der Landstraße zu verbreiten. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 272. —— 29. September 1837.

Schiller's Dichtungen nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem innern Zusammenhange von H. F. W. Hinrichs. Erster, lyrischer Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 271.)

Man hat Schiller nachgesagt: er habe die Wirklichkeit verachtet und eine bessere Welt, ein höheres Reich der Ideale an die Stelle derselben gesetzt; Göthe dagegen habe das Recht der Wirklichkeit vertheidigt und die Ideale als nichtig und thöricht verworfen. Man hat hiermit eine Wahrheit ausgesprochen, aber nicht verstanden. Der Widerspruch, in den Göthe und Schiller durch die angeführten Worte gestellt werden, ist in den Worten: „Wirklichkeit" und „Ideale" enthalten. Dieser unklare Widerspruch hat sich auch in die Philosophie eingeschlichen und auch auf dieser Gebiete unzählige Misverständnisse erzeugt. Die Wirklichkeit, welche Schiller verachtet, ist nicht dieselbe, welche Göthe verehrt, so wenig wie die Wirklichkeit eines Kalbsbratens (man hat einen solchen der Hegel'schen Philosophie entgegengehalten) dieselbe ist, welche Hegel als eins mit der Vernünftigkeit behauptet hat. Schon vorhin wurde darauf aufmerksam gemacht, wie dem sinnlichen Auge und dem geistigen Auge die Welt gänzlich verschieden erscheine, jenem als ein Reich des Todes, der Leerheit, diesem als ein Reich des Geistes, als eine Offenbarung desselben. Das Reich des Todes, der Sünde, der Thorheit, der Vergänglichkeit, in welches auch der besagte anti-Hegel'sche Kalbsbraten gehört, ist die geistlose Wirklichkeit, welche Schiller mit Recht verachtet, eben weil ihr die höhere Wahrheit abgeht, welche seine Ideale haben. In diesen Idealen spricht sich der subjective Geist nach seiner innersten Gewißheit aus, und das Ideal, welches der geniale Dichter hinstellt, was ist es anders als dargestellte Verwirklichung des Geistigen! Bei dem Dichter haben die Worte Idee und Ideal eine beiweitem höhere Bedeutung als bei den Kalbsbratenphilosophen, welche sie auch im Munde führen. Diese nämlich meinen, jene Worte bezeichneten etwas schlechthin Unwirkliches, daher auch auf keine Weise zu Realisirendes. Solche Meinung kann der wahre Dichter nicht theilen; denn indem er dichtet, realisirt er. Aber die ohnmächtige Idee, „alles dumme Zeug, welches sich Einer einbildet", wie sie Heine definirt, ist es, welche Göthe verachtet im Vergleich mit der geistigen Wirklichkeit, welche er anschaut. Das macht eben den genialen Menschen, daß er die Natur anders anschaut als der Philister. Wenn Göthe sagt, der Künstler habe die Natur nachzubilden, so ist es die vom Geiste beseelte Natur; es muß bei Anschauung des Kunstwerkes dem Leser aufgehen, wie es wahrhaftig eine geistige Wirklichkeit gebe; was ihm wegen seines zu trüben Sinnes in der Welt nicht immer aufgeht, soll ihm im Kunstwerk offenbar werden. Was also ist das Göthe'sche Kunstwerk (ein solches ist jedes Dichterwerk) anders als dargestellte Verwirklichung des Geistigen! So zeigt sich wieder, wie in ihren poetischen Erzeugnissen beide Dichter völlig eins sind, und wie nur die Wege, auf welchen sie zu diesem Einen Selbigen gelangen, entgegengesetzte Richtungen nehmen. Göthe'n wird das objectiv Geistige zum subjectiv Geistigen, Schiller'n dieses zu jenem; aber das Kunstwerk selbst ist bei Beiden die Einheit des objectiv Geistigen mit dem subjectiv Geistigen.

Herr Prof. Hinrichs führt in seiner Vorrede die Persönlichkeiten der beiden Dichter in der lebendigsten Darstellung vor und zeigt dieselben in ihrem persönlichen Umgange miteinander, in ihren Gesprächen, in ihrem Briefwechsel, in ihren Verhältnissen gegen Andere, und aus diesem Allen geht Dasselbe hervor, welches wir eben aus den gewöhnlichen Meinungen über beide Dichter aufgezeigt haben; ja, man sieht zugleich aufs deutlichste, wie die angegebene Stellung beider Dichter gegeneinander, ihre Einheit wie ihr Unterschied, nicht blos eine nachträgliche Entdeckung des über sie und ihre Werke raisonnirenden Verstandes ist, sondern wie die Dichter über sich selbst dasselbe Bewußtsein auf das klarste gehabt haben.

Viele, welche zwar an Schiller den regsten Antheil nehmen, werden sich doch vor dem Hinrichs'schen Buche scheuen, weil es ein philosophisches und gar vom Standpunkte der als unverständlich verschrienen Hegel'schen Philosophie aus geschrieben ist. Allerdings ist auch dieses Buch im wahrhaft philosophischen Geiste verfaßt, insofern es den Zweck hat, die Gedanken des Dichters zu bedenken, in ähnlicher Weise, in welcher eben auch die Gedanken, welche die Mitwelt über beide Dichter hegt, bedacht worden sind. Es kommt in der Philosophie nicht darauf an, ein neues Denken zu erfinden als das, was alle Welt als vernünftig anerkennt; es kommt darauf an, zu wis-

sen, was man denkt, wie auch die Physiologie wol lehrt, wie der Blutumlauf geschieht, nicht aber erst das Blut in dem Körper erzeugt und in Bewegung setzt. Wer kein Interesse hat, zu wissen, was er an Schiller und dessen Werken besitzt, für den ist das Buch nicht geschrieben; aber Keiner braucht zu fürchten, daß eine besondere Schulbildung nöthig sei, das Hinrichs'sche Buch zu verstehen, es enthält weder abstracte Gedanken, noch eine Sprache in dem System angehörigen Worten und Redensarten, sondern gibt in einfach gebildeter Rede fortwährend die lebendigsten Vorstellungen. In dieser Beziehung unterscheidet es sich durchaus von dem Hinrichs'schen Buche über Göthe's „Faust", in welchem es vielmehr darauf ankam, den Inhalt des Dichterwerkes als identisch mit den Speculationen der Philosophie aufzuzeigen, sodaß sich der Schriftsteller durchaus auf dem Gebiete dieser erhalten mußte.

Es wurde oben der Satz ausgesprochen: Schiller's Subjectivität ist die Subjectivität seiner Zeit; was ihn drängt, was er hofft, wünscht, was er will, ist Drang, Hoffnung, Wunsch, Wille aller seiner Zeitgenossen. Hieraus folgt, daß die Erkenntniß Schiller's die Erkenntniß einer Zeitepoche ist, und zwar einer solchen, die so groß in ihrer Art ist wie ihr Dichter; denn sie selbst ist es, die diesen groß gemacht. Die Entwickelung des Geistes geschieht in jeglicher Zeit, aber der Geist, welcher die Jahrtausende überlebt, hat keine Eile; so kommen denn Zeiten vor, in denen sich das Leben des Geistes nur wenig äußert, in denen der Geist des Menschengeschlechts gleichsam zu schlummern scheint; aber er ist in diesen nur mit dem innern Ausbau des Daseins beschäftigt, welches er sich gegeben, er bildet sich die ihm entsprechenden Formen. Aber diese erstarren allmälig, wie im alternden Menschen die Glieder steif werden und die Gefäße verknöchern. Wie dann beim einzelnen Menschen der Tod eintritt, scheidet sich im Menschengeschlecht der Geist aus den veralteten Formen und beginnt ein neues Dasein, ein höheres, welches mit dem veralteten in Widerspruch, ja in Kampf geräth, in welchem das neue endlich obsiegen muß. Solch eine Zeit des Kampfes ist die Zeit Schiller's, die Auferstehungszeit eines jugendlich neuauflebenden Phönix, der sich selbst seinen Scheiterhaufen gebaut und auf ihm seinen veralteten Körper verbrannt hat. Jede Zeitepoche hat ihr Schibolet, an dem sie zu erkennen ist, einen Schlachtruf, mit dem sie in den Kampf zieht, ein Wort, was alle ihre Krieger rufen, durch das sie sich zu den kühnsten Thaten begeistern, was aber nur die Feldherren recht verstehen und auch diese oft kaum. Am Verständnisse dieses Wortes arbeitet sich die Zeit, der es angehört, ab. Das Losungswort der neuen Zeit ist: Freiheit, und wie schon Jahrzehnde für die Freiheit gekämpft worden, so sehr, daß jede der streitenden Parteien, welche im Interesse irgend eines Neuen gegen ein Altes aufgetreten, im Namen der Freiheit zu den Waffen rief, so hat auch Schiller für die Freiheit gedichtet. Er ist der Dichter der Freiheit, und als solchen ihn darzustellen, hat sich Hinrichs zur Aufgabe gestellt. Unzählig misverstanden hat man das Wort: Freiheit, jede mögliche Einseitigkeit ist mit ihm in Verbindung gesetzt worden; aber an dieser kann der Dichter nicht Theil haben, er kann nur ebenso misverstanden und ebenso gemisbraucht werden wie die Freiheit selbst. Darum ist Schiller nicht der Freiheitsdichter irgend einer Partei gewesen, sondern der Freiheitsdichter der Welt, und eine Erkenntniß seiner poetischen Werke wird auch eine Erkenntniß der Freiheit sein müssen, wie sie nicht Einzelinteresse, sondern Weltinteresse ist.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Romane.

So oft ich mich hinsetze, um deutsche Romane zu beurtheilen, nehme ich jedes Mal meine eigne Vernunft gefangen unter den Gehorsam der Nothwendigkeit. Ich sehe ein, mit der gesunden Vernunft allein ist kein Auskommen beim Kritisiren. Die Autoren haben gar zu verschiedene Ansichten und Einsichten, zuweilen auch — und das kommt leider nicht eben selten vor — gar keine, und dann ist ein schwerer Verkehr mit ihnen. Meine kritische Praxis hat mich gelehrt, für solche Übelstände einen Kniff zu erfinden, und ich habe ihr gehorcht, indem ich einsah, daß sowol ich als die Autoren auf diese Weise zu ihrem Rechte kämen. Mir gab nämlich ein guter Geist ein paar Dutzend Maßstäbe, groß und klein, kurz und lang, dick und dünn — von allen Sorten. Diese lege ich rings um mich herum, wenn ich deutsche Romane lese, und sehe genau darauf, welcher Maßstab dem Buche, das mir grade in die Hände kommt, am angemessensten ist. Und da findet sich denn immer irgend ein mittelmäßiges Ding, das ungefähr wie eine Elle aussieht, wenn auch manchmal noch ein paar Zoll daran fehlen. Den großen Riesenmaßstab freilich, den ich immer am liebsten handhabe, kann ich nur mit inniger Wehmuth betrachten, wie er so gar still hinter dem Ofen steht und die Spinnen ihre künstlichen Netze darum weben. Es muß durchaus zu meinem ganz besondern Unglücke gehören, daß mir Zeit und Verhältnisse gar nicht mehr gestatten wollen, diese meine kritische Lieblingselle wieder einmal hervorzuholen, bei deren Gebrauch Einem das Herz aufgeht und die Seele jubelt. Ach, es ist eine schlechte, schlichte und ruhig gehäbige Zeit! Es wird Alles so mittelmäßig solid, so ehrlich bornirt, so gutmüthig schäbig, daß auch der Zorn an dieser unverwüstlichen Ausdauer deutscher geistiger Eigenthümlichkeit zu Grunde geht. Still, still! Heraus mit dem kleinen Duodezellchen und frisch darauf zugemessen, ohne Unmuth, mit lächelnder Zufriedenheit! Der Deutsche ist ein braver Mann, er tritt sich selbst nie zu nahe, auch nicht wenn er Bücher schreibt. Zuerst nehme ich eine neunzollige Elle und finde, daß sie genau paßt auf:

1. Tirol 1809. Erste Abtheilung: Der Aufstand in Tirol. Historisch-romantisches Gemälde in drei Bänden von H. E. R. Belani. Leipzig, Literarisches Museum. 1837. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Die Erhebung Tirols 1809 ist ein vortrefflicher Gegenstand für eine romantische Darstellung, es bedarf aber eines Walter Scott'schen Talents dazu. Herr Belani hat nun zwar im Sinne Scott's, wie es scheint, arbeiten wollen, mit dem bloßen Wollen aber ist bei so gewaltigen Stoffen wenig gethan, wenn die innere Kraft, die Elemente zu ordnen und künstlerisch zu gestalten, nicht in gleich hohem Grade vorhanden ist. Man liest das Buch mit Behagen und kann es doch nicht loben. Als Roman ist es eine zu weitläufige historische Aufzählung des Geschehenen; die eingewobenen Romanfiguren, der junge Tiroler Antoni Hofer und Maria, die Tochter eines hochgestellten Vaters, der Baier Hoffstein und die tiefgesunkene Iduna sind Gestalten, die als Romanfiguren zu wenig fesseln, da sie immer nur als dii ex machina gebraucht werden und doch, namentlich die Letztere, keine in sich selbst ruhende Lebenskraft besitzen. Man weiß nicht, warum nur eben Iduna so tief sin-

ken muß, und verliert deshalb das Interesse an ihr. Glücklich als Typus der tiroler Treue und gutmüthigen Herzlichkeit ist Antoni gezeichnet, so wenig Originelles auch in ihm zu entdecken ist. Besser gelingen dem Verf. die wirklichen historischen Figuren, Teimer, Speckbacher, Hofer, namentlich der Letztere, der auch mit besonderer Vorliebe von ihm behandelt worden ist. Einzelne Scenen kann man trefflich nennen, insofern sie ein treues Bild des tiroler Lebens und Handelns geben. Die Art und Weise, wie Hofer als Obercommandant seine Untergebenen zu befehligen pflegt, ist ganz in der Treuherzigkeit des edeln unglücklichen Mannes gehalten, die ihn im Leben so bieder sein ließ. „Sacht nit, Leut'", läßt der Verf. den Sandwirth sprechen im Kampfe am sterzinger Moos; „Nepomuk v. Colb ist ein Auserwählter des Herrn, er redet mit Engelzungen, wenn der Geist über ihn gekommen ist. Sieh, dort unten, wo er hindeutet, halten hochbeladene Heuwagen mit Ochsen bespannt. Die dürfen wir nur vorschieben in den Engpaß, und d' besten Schützen stellen sich g'deckt d'hinter, so sind's sicher und können die Artilleristen wegblasen wie d' Sperlinge vom Dach. Lauf, Eisenstecken! so sollen's d' Leut' machen, wenn s' wollen, oder sollen's bleiben lassen! Hörst', sag nur, der Obercommandant von Passeyer hätt's befohlen. S' haben's dem Sandwirth G'horsam g'schworen und müssen's g'horchen, wenn s' wollen."

Ob es gerathen war, nur zuweilen den tiroler Dialekt anzuwenden und ihn wiederholt wechseln zu lassen mit dem reinen Hochdeutsch, wollen wir unentschieden lassen. Der Eindruck ist aber nicht selten störend und dürfte weggefallen sein, wenn das naive Idiom der Tiroler überall beibehalten worden wäre. Als Roman läßt sich das Buch nicht loben, als Historie wenig empfehlen, als Zwitter von beiden aber, wofür es auch der Verf. selbst schon auf dem Titel ausgegeben hat, kann man es wol passiren lassen. Sehr zu empfehlen wäre dem Verf. Kürze und Concinnität, und hätte er schon früher sich derselben befleißigt, so würden diese drei Bände zusammengeschmolzen sein in einen und wir als Fortsetzung keine neuen drei Bände zu erwarten haben. Die Schriftsteller muthen den Lesern sehr viel Geduld zu, wenn sie glauben, es sei ebenso amusant, drei Bände zu verarbeiten, als es den Verf. vielleicht vortheilhaft ist, sie zu schreiben. Kürze, Kürze ist die Hauptsache; das Lange wird auch langweilig!

2. Schattirungen von August Lewald. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1836. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Bei diesem Buche wird mir wohler, denn ich fühle einen Hauch frischen Lebens mich daraus anwehen. Lewald gehört zu den wenigen Schriftstellern, die bei Allem, was sie erzählen, entweder irgend etwas Selbsterlebtes unterlegen, oder den Faden der Erzählung doch an das Leben anzuknüpfen verstehen. Lewald schreibt viel, fast zu viel, aber man folgt ihm gern auf seinen Streifzügen durch das vielfach bewegte Leben. Ihn begleiten Grazie und Anmuth, Prägnanz im Ausdruck und männlich ernste Gesinnung. Er hat ein tiefes Gefühl für Völkerschmerz und Menschenweh und führt uns dies in einzelnen, oft nur leicht skizzirten Bildern vorüber; so auch in diesen beiden Theilen, die im Ganzen sieben besondere Gemälde enthalten. Einige, z. B. die „Skizzen aus dem Leben", und unter diesen vorzugsweise „Ein gespenstiges Hoftheater", und „Signora Chelli aus Rom", hätten fortbleiben können. Im erstern wird die allbekannte Spukgeschichte erzählt, die sich unter der Regierung Karl XI. von Schweden zutrug und späterhin für die Prophezeiung von Gustav IV. Tode angesehen ward, und der andern gebricht es an allgemeinerm Interesse. Unter den Novellen verdienen „Der Sohn des Verbannten", „Madame Bontemps und ihr Schutzgeist", „Die Kunstreiterin", „Eine Klosterzelle" und „Hans Holbein" alle ein gleiches Lob. Die erstgenannte und „Eine Klosterzelle" sind ebenso ergreifend durch die Einfachheit der Darstellung als durch die Farbenfrische, an der allein schon die Wahrheit des Erzählten sich erkennen läßt. Als Novelle gebührt „Hans Holbein" unstreitig der Preis auch in ästhetischer Hinsicht. Treu der Geschichte des merkwürdigen Mannes folgend, rollen sich die einzelnen Scenen aus dem Leben des unglücklichen Mannes ungezwungen und doch die Aufmerksamkeit fesselnd ab bis zu seinem Tode. Die einzelnen, darin auftretenden historischen Personen, Thomas Morus, Heinrich VIII., sind mit sichern Pinselstrichen entworfen, und darf man an einer im Ganzen so wohlgelungenen Arbeit etwas aussetzen, so wäre es die zu sorgsame Vermeidung, in die Tiefe der Leidenschaften hinabzusteigen und dem Gewaltsamen Raum zu geben. Dies scheint aber ganz in Lewald's Charakter zu liegen. Er liebt es, mit leicht beweglicher Feder nur unsichere Kreise für entfesselte Leidenschaften zu ziehen; er sagt: Jetzt könnte ein großer Spectakel losgehen; seht, dort lauern die Dämonen! aber heranstürmen läßt er sie nie in ihrem vollen Ungestüm. Das scheint er unanständig zu finden, und so begnügt er sich, den Lesern diese unbequemen Gäste blos aus der Ferne zu zeigen. Jedenfalls aber hat Lewald den Beruf, öfterer zum Publicum zu sprechen, bei dem er noch weit bedeutender in Ansehen stehen würde, könnte er es über sich gewinnen, seine graziöse Schreibart an einem gewaltigern Stoffe von weltbewegender Wichtigkeit zu versuchen.

3. Fahrten eines Musikanten. Herausgegeben von Ludwig Bechstein. Drei Theile. Schleusingen, Glaser. 1837. 8. 4 Thlr.

Ginge in diesem Buche die Wahrheit der Darstellung, die Frische, welche immer dem wirklich Erlebten, auch bei Ermangelung tieferer Poesie anhangt, nicht in der überschwellenden Sentimentalität unter, die der Deutsche mit der Taufe schon zu erhalten scheint, so könnte man es in manchem Betracht gut nennen und es einem gewissen Lesekreise empfehlen; so aber kommt man in einige Verlegenheit. Toller Burschenübermuth neckt, balgt und rauft sich mit einer so weibisch weichlichen Empfindelei, daß Einem ganz flau wird. Praktische Lehren über Kindererziehung, die aussehen, als wären sie unmittelbar hervorgewachsen aus der neuesten Zeit, laufen auf eine wunderlich friedliche Weise neben einer Zopfphilisterei einher, die ganz in die Zeit des siebenjährigen Krieges gehörte. Ich will nicht entscheiden, wie viel davon dem Herausgeber in Rechnung zu bringen sein mag. Jedenfalls hätte das Buch einen unbestrittenen Werth erhalten, wenn diese große Schwäche ihm abginge; denn für die Wahrheit der Erzählung selbst spricht die glückliche Schilderung der Localitäten, ein oft erfreuliches Auffassen fremder Nationalität und zum Theil treffende Urtheile über die politischen Zustände Griechenlands, die Willkürherrschaft der einzelnen Klephtenführer und Anderes. Die Schicksale dieses fahrenden Musikanten müssen Jedermann ansprechen, wäre es auch nur das Abenteuerliche, verbunden mit dem künstlerisch mildernden Elemente, das immer als rettend und versöhnend erscheint.

Der Held dieses Halbromans ist ein Student, der durch falsche Erziehung frühzeitig auf eine seiner Natur nicht zusagende Lebensbahn gestoßen wird. Dies weckt seinen Stolz, Eigensinn und Widerspruchsgeist thun auch das Ihrige, und nach mancherlei tollen Streichen beginnt gleich das Universitätsleben mit einem Duell, das für ihn höchst unglücklich ausfällt und ihn nöthigt, dem gewählten Studium der Theologie zu entsagen und statt dessen der Medicin sich in die Arme zu werfen. Indeß Äsculap sagt dem nur für Musik Begeisterten so wenig zu als die Kirchenväter, und so beschränkt sich denn das ganze Studiren auf Raufen, Schlagen, Saufen und endigt mit einer vollständigen Relegation. Lebensüberdruß, Desperation, eine Liebe, die von Seiten der Ältern gemisbilligt wird, und Verführung treiben ihn fort in die Welt. Unter Hunger und Kummer irrt er in Holland umher, kommt nach London, fällt Betrügern in die Hände, flüchtet sich nach Paris und muß nothgedrungen Soldat bei der Fremdenlegion werden. Als solcher durchwandert er zu Fuß halb Frankreich, um nach Corsica transportirt zu werden. Nach unsäglichen Strapazen, Krankheit und tiefstem Elende gewinnt er sich Freunde unter Corsen und Franzosen durch sein musikalisches Talent. Ein Con-

cert, das er improvisirt, bringt ihm Geld und endliche Erlösung. Erfreut kehrt er zurück nach Deutschland, in der Hoffnung, seine Geliebte heimführen zu können, bezieht abermals die Universität, wird aber schon nach wenig Wochen zu einem Duell gezwungen, worin sein Gegner tödtlich verwundet wird. An Allem verzweifelnd geht er als Freiwilliger nach Griechenland, treibt sich dort unter seltsamen Schicksalen herum, heute kämpfend für die Freiheit, morgen raubend, um das ärmste Leben zu fristen, und geräth endlich in Smyrna in das tiefste Elend. Musik rettet ihn auch hier wieder. Ein musikalischer Sonderling, der die curiosesten, aber nicht grade unebensten Ansichten über Musik zum Besten gibt, wird sein Busenfreund, und dessen Tochter Viola, so genannt, weil die Viola des Vaters Lieblingsinstrument ist, geht ein Liebesverständniß mit dem fahrenden Musikanten ein, das diesen, der keusch wie Joseph und treu wie der getreue Eckart ist, ohne daß man eigentlich recht einsieht, warum — denn sein Röschen hat er selbst schon längst aufgegeben — zuletzt wieder forttreibt und der Heimat entgegenführt. Als Musikant durchzieht er Frankreich, geht nach der Schweiz, wird Musiklehrer und kommt erst nach Jahren wieder in sein geliebtes Thüringen. Hier findet er seine Jugendgeliebte als Witwe, heirathet sie und wird glücklich.

Dies der Inhalt des Buches, der reich genug wäre, um ein bedeutendes Gemälde bei gehöriger Verreibung der Farben daraus zu gestalten. Das stete Festhalten aber an der alten Philistergesinnung, das Verwaschene in den Gedanken und die bodenlose Sentimentalität heben oft das Beste wieder auf. Das Buch ist echt deutsch und nebenbei echt Bechsteinisch, wird aber seinen Leserkreis gewiß finden, dem wir denn den möglich größten Genuß dabei wünschen.

4. Monatsrosen. Zwölf Erzählungen und Novellen von Wilhelm v. Lüdemann. Drei Bände. Glogau, Flemming. 1836. Gr. 12. 4 Thlr.

Da unter meinen vielen Maßstäben nur ein sehr kleiner auf diese Erzählungen paßt, so mag der Hr. Verfasser entschuldigen, wenn ich blos Rosenknöspchen anstatt der aufgeblühten Rosen darin entdeckt habe. Überdies sind sie geruchlos und können höchstens durch einen Anblick aus der Ferne erfreuen. Es macht sich bei bei mancherlei Räuberaffairen, Liebeswuth, Fastnachtsspectakel und andern Dingen doch eine sehr große, solide Langweiligkeit darin breit, die unserm Sinne gar nicht mehr behagen will. Es genügt heutzutage nicht mehr, sich in den Schlafrock zu werfen und auf feines Papier, in gottselige Zufriedenheit versunken, stille Novellen zu schreiben, in denen die Leidenschaften wie genudelte Gänse herumwatscheln. Der Gedanke ist zahm, der Styl ist zahm, kurz Alles ist zahm in diesen Erzählungen. Und bei alledem gehören sie noch lange nicht unter die schlechten, es ist sogar noch erträglich gute Mittelwaare, wie gemacht für die Sophamenschheit, wenn sie sich Abends um den zischenden Theekessel versammelt. Gefallen hat mir unter diesen zwölf Erzählungen nur eine, weil in ihr sich ein Funke kräftigern Lebens regt, der wol leuchten könnte, wenn der Verf. es wagen wollte, sich nicht davor zu fürchten; dies ist „Der römische Steinmetz". Dieser recht wohl gelungenen Mittheilung wegen machen wir auch das Publicum darauf aufmerksam. Fänden Andere auch an den übrigen Erzählungen mehr Gefallen als Ref., so soll es diesen freuen. Wir können nicht Alle Alles, und Theilnahme läßt sich nicht anders erzwingen als durch ein Enthüllen des innern Lebens. Wer die Seele nicht bewegt in ihren verborgensten Tiefen, der mag in Gottes Namen aufhören, in unsern Tagen Novellen zu schreiben.

5. Decelia. Ein Roman von Wilhelm Elias. Leipzig, Barth. 1837. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Ich befinde mich in einer großen Verlegenheit; ich halte inne, ich reibe mir die Stirn, zupfe mich am Barte, blättere in dem vor mir liegenden Buche und weiß doch nicht, was ich sagen soll. Der Roman: „Decelia", ist ein recht freundlich gedrucktes Buch, zählt 19¼ Druckbogen und kann deshalb reich an Inhalt sein. Kann! sage ich; denn ob es ist, weiß ich nicht. Und so ein Kritiker setzt sich hin und will über ein Buch urtheilen, das er nicht kennt? höre ich unwillig den aufmerksamen Leser ausrufen. — Still! Nur keine Voreiligkeiten! Ich kenne das Buch, soweit ich es kennen lernen konnte. Höre mich, Freund der Kritik, und habe Mitleid mit mir! Gewissenhaft in allen Geschäften, die ich zu übernehmen mich bewogen fühle, bin ich es auch beim Kritisiren und lese deshalb jedes Buch zu diesem Behufe vom ersten bis zum letzten Buchstaben aufmerksam durch; und das will was sagen, wie mir jeder Amtsgenosse und Mitarbeiter im traubenlosen Weinberge der Literatur willig und seufzend zugestehen wird. Diese „Decelia" aber machte mich auf jeder Seite einschlafen, so sehr ich mich dagegen sträubte, und so bin ich denn blos über die ersten drei oder vier Bogen hinweggekommen. Wundere sich Niemand darüber! Es gibt Bücher, die besonders deswegen geschrieben werden, damit sie Niemand liest, und unter diese gehört dieses ganz gewiß. Es hat eine ausnehmend pietistisch-herrnhutische Physiognomie und beginnt mit einer grauenhaft langweiligen Beschreibung eines Aufzuges zur Feier des Frohnleichnamsfestes. Über das Ende bin ich nicht im Klaren. Wer es aushält, kann sich selbst Raths darüber erholen; mir wird es immerdar unter die Dinge gehören, die ich unmöglich nenne. Wer über die erste Periode hinwegkommt, ohne einige Langeweile zu verspüren, dem rathe ich unbedingt, Kritiker zu werden, denn ich kann ihm versichern, daß er ausnehmendes Talent dazu besitzt. Meldungen dazu werden angenommen bei Nr. 108.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Das dem berühmten Verbesserer des Dampfapparats, James Watt, in der Westminsterabtei errichtete Standbild, eine der gelungensten Arbeiten des berühmten Chantrey, führt nachstehende, der Sage nach von Lord Brougham verfertigte Inschrift:

Nicht um einen Namen zu verewigen,
welcher dauern muß, so lange die Künste des Friedens blühen,
sondern um zu zeigen,
daß der Mensch Diejenigen zu ehren weiß,
die sich ein wahres Verdienst um seine Bildung erwarben,
haben der König,
seine Minister und viele Edlen
dies Monument errichtet
dem James Watt,
der die Kraft seines ursprünglichen Genius,
früh gereift in tiefsinnigen philosophischen Forschungen,
auf die Verbesserung der Dampfmaschine richtete,
dadurch die Erwerbsquellen seines Vaterlandes bereicherte,
die Macht und den Einfluß des Menschen auf eine höhere Stufe hob,
und dadurch eine ausgezeichnete Stelle erwarb
unter den vorzüglichsten Anhängern der Wissenschaft
und ehrenwerthesten Wohlthätern der Menschheit.
Geboren zu Greenock MDCCXXXVI.
Gestorben zu Heathfield in Staffordshire MDCCCXIX.

„Die Waise vom Hause Tschao" ist der Titel des ersten in Europa bekannt gewordenen chinesischen Dramas. Pater Premare übersetzte es 1731 ins Französische, und schon Voltaire, welchem dies Stück bekanntlich den Stoff zu seinem „Orphelin de la Chine" gab, urtheilt darüber sehr günstig. In Hinsicht der Ausführung erzeigt er ihm freilich nur die geringe Ehre, es mit den „farces monstrueuses de Shakspeare" (!) zusammenzustellen. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 273. — 30. September 1837.

Schiller's Dichtungen nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem innern Zusammenhange von H. F. W. Hinrichs. Erster, lyrischer Theil.

(Beschluß aus Nr. 272.)

Die Art nun, wie der Verf. seine schwierige Aufgabe gelöst hat, ist ebenso geistreich als anmuthig. Es konnten die einzelnen Gedichte Schiller's weder streng chronologisch, noch sonst nach einem äußerlichen Princip zusammengeordnet werden, sondern ein wahres Princip bei der Anordnung konnte nur das eigne innere Princip der Schiller'schen Poesie selbst abgeben, also die Freiheit. Aus ihrem unmittelbarsten Dasein muß sich die Freiheit zu ihrem Dasein im vollendeten Bewußtsein entwickeln. Das unmittelbarste Dasein der Freiheit ist aber die Liebe, und mit dem Liebesliede beginnt daher die Betrachtung. In der Liebe gibt sich der Mensch auf, die Willkür hat ein Ende, aber er findet sich in der Liebe auch wieder, und so erst hat er für sich selbst einen Werth; der Durchgang des Eigenwillens durch den Willen des Geliebten ist gleichsam der Reinigungsproceß, durch welchen die Willkür sich zur Freiheit veredelt; es ist nun nicht mehr der Zufall, der heimliche Trieb, welcher den Menschen bestimmt, sondern er, der Mensch, welcher sich über die vereinzelte Subjectivität erhoben hat, der Geist ist es, welcher sich selbst bestimmt: so findet der Mensch in der Liebe die Freiheit. Die einzelnen Entwickelungsstufen sind nur in Überschriften kurz angegeben und unter diesen die einzelnen Gedichte so zusammengestellt worden, daß sich in ihnen selbst die Entwickelung von der einen Stufe zur andern darstellt. Wir finden so die Überschriften: Liebe, Zweifel und Resignation, Wehmuth u. s. w. Ein Register, welches übersichtlich den Inhalt des Werkes darstellte, wird ungern vermißt und ist als erfreuliche Zugabe des zweiten Theiles zu wünschen. In der Zusammenstellung der Gedichte, namentlich auch in den Übergängen von einem zum andern, welche nirgend schroff und registerartig erfolgen, hat der Verf. eine große Kunst gezeigt. Die Überschriften der Gedichte selbst sind hervorgehoben und dabei doch so in die Rede eingeflochten, daß fast nirgend eine Härte entsteht; die schönsten Stellen der Gedichte sind so mit den reflectirenden Worten des Verf. verknüpft, daß nirgend die Form pedantischer Erklärung, prosaischer Auseinanderzerrung des poetischen Inhalts zu bemerken ist. Dazu kommen höchst anziehende Notizen, welche theils die Entstehung des Gedichts im Dichter selbst vor Augen legen, theils an den Urtheilen der großen Zeitgenossen des Dichters diesen und jene und das Verhältniß des Dichters zu seiner Zeit in ihren scheinbar verschiedensten, doch aber nach einem Ziel hineilenden Bestrebungen aufklären. Ein Beispiel wird wenigstens über die äußere Einrichtung des Buches eine Vorstellung geben; für sein inneres Wesen legt es nur als Ganzes Zeugniß ab. Der Pilgrim ist besprochen worden, und es heißt:

> Ach, kein Steg will dahin führen,
> Ach, der Himmel über mir
> Will die Erde nicht berühren,
> Und das Dort ist niemals hier.

Ideal und Wirklichkeit, das Dort und Hier bleiben ewig auseinander.

„Die Ideale",

welche er sich macht, zerrinnen. Darüber klagt er, und gleich ihm hat gewiß Jeder in seinem Leben Ursache, von Herzen in diese Klagen einzustimmen:

> Erloschen sind die heitern Sonnen,
> Die meiner Jugend Pfad erhellt,
> Die Ideale sind zerronnen,
> Die einst das trunkne Herz geschwellt;
> Er ist dahin, der süße Glaube
> An Wesen, die mein Traum gebar,
> Der wahren Wirklichkeit zum Raube,
> Was einst so schön, so göttlich war.

Er erinnert sich der Jugendzeit und ihrer holden Phantasie, die, zur Natur sich wendend, Alles belebte und beseelte. Ihre Flügel trugen ihn in alle Höhen und Fernen, und sie gebar Entwürfe jeglicher Art in seiner Seele. Noch voll Muth und ohne Sorgen blickte er in die Welt hinein, sein Leben begleiteten die Genien Liebe, Glück, Ruhm und Wahrheit; doch umgaukelten sie dasselbe nur und verloren sich schon auf des Weges Mitte:

> Leichtfüßig war das Glück entflogen,
> Des Wissens Durst blieb ungestillt,
> Des Zweifels finstre Wetter zogen
> Sich um der Wahrheit Sonnenbild.
>
> Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
> Auf der gemeinen Stirn' entweiht;
> Ach, allzu schnell nach kurzem Lenze
> Entfloh die schöne Liebeszeit.

Von all den Idealen blieb nichts, als die Freundschaft und die Beschäftigung:

> Von all' dem rauschenden Geleite,
> Wer harrte liebend bei mir aus?
> Wer steht mir tröstend noch zur Seite,
> Wer folgt mir bis zum finstern Haus?

Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend theilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand.

Und du, die gern sich mit ihr gattet,
Wie sie, der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Der Jüngling hat seine Ideale: er hat sich noch nicht in die feste Welt, in die bestehenden Verhältnisse hineingelebt; darum ist er für die Ideale begeistert und möchte sie um Alles gern verwirklicht sehen. Aber er kann noch von Glück sagen, wenn es ihm vergönnt ist, sie in eines Freundes Busen auszuschütten.

Die Beschäftigung ist das wahre Ideal, es versöhnt mit der Wirklichkeit. Der Mensch muß sich selbst zu Dem machen, was aus ihm werden soll. Die Wirklichkeit der Welt im Zeugnisse des Geistes verstehen zu lernen, darin und dafür arbeiten, ist der wahre Genius des Lebens. Und ihre Gestalten durch die schöne Phantasie innerlich wiederzubilden, ist das Ideal, was der Dichter verwirklicht hat, kein Schattenbild, kein Traum; es hat ihn im Leben nicht verlassen und zu dem Bau der Ewigkeiten mitgeholfen. Denn unsterblich ist seine Beschäftigung geworden, er hat nicht umsonst, sondern für sein Volk gearbeitet und hat demselben auf mannichfache Weise die Tiefen seines Geistes aufgeschlossen. Solche Beschäftigung ist ein Ideal, das Wirklichkeit hat.

Die „Ideale", schrieb Humboldt an Schiller, trügen ganz das Gepräge der Stimmung an sich, in welcher sie, wie er ihm mitgetheilt, entstanden wären. Eine Wehmuth, die sich in Ruhe aufgelöst, wäre über das Ganze verbreitet, und die glänzenden und lebendigen Gestalten, welche die erste Hälfte aufstellte, thäten eine sehr gute Wirkung; auch wären einzelne Stellen überaus glücklich. Dennoch hätte dieses Gedicht nicht ganz den Effect auf ihn gemacht wie die übrigen Gedichte, und auch auf seine Frau nicht. Die strengste Kritik müßte gestehen, daß es ein sehr schönes Gedicht wäre, und dies sagte ihm auch sein Gefühl; nur vermißte er die gedrängte Fülle, den Schwung, den raschen Gang, kurz den ganz eigenthümlichen Charakter Schiller's in seinen andern Gedichten. Die Wirkung schiene ihm weniger auf seinen dichterischen Vorzügen als auf dem Interesse zu beruhen, welches eine so menschliche und das Gefühl so stark ergreifende Stimmung nothwendig mit sich führte. Es hätte unleugbar etwas sehr Rührendes; aber es wäre zu zweifeln, ob dies Rührende nicht auf eine zu überwiegende Weise aus dem Stoffe und weniger aus der Form entspränge. Es hätte einen so nahen Bezug auf den Dichter selbst, die Empfindung wäre so schön und natürlich, und der Ausdruck so wahr, daß kein anderes Stück ihm so werth sein dürfte. Es schilderte auf eine überaus eigenthümliche Art die Individualität des Dichters, dessen fortwährende Geistesthätigkeit, die keiner Schwierigkeit erliege und nie ermüde, immer zum Ziele gelange. Überall wäre das Gefühl so viel bemerkbarer als die Phantasie, wodurch es sich von den meisten andern Gedichten so sehr unterschiede. Ob dieser Eindruck ganz rein wäre, ob das Gefühl, wie es der Kunst eigen sei, durch die reine Form, oder auf einem unmittelbaren Wege zugleich rege gemacht würde, das wäre die Frage. Über keins der Schiller'schen Gedichte wäre ihm das Urtheil so schwer geworden, und doch, wie er selbst fühlte, so misrathen. Auch Körner konnte sich mit diesem Gedichte nicht befreunden. Man sieht leicht, daß es ihnen Beiden nicht ideal genug ist. Sie möchten gerne, wie ebenfalls Jean Paul, die Freundschaft und die Beschäftigung hinweg haben. Dieser findet den Schluß des Gedichts mit seiner Anweisung an Freundschaft und Thätigkeit karg und unpoetisch. Dagegen machten die „Ideale" auf Göthe den stärksten Eindruck und wurden sein Lieblingsgedicht. Humboldt meinte, darum, weil Niemand sich so sehr des Besitzes alles Dessen rühmen könnte, worüber Schiller als über ein Verlorenes klagte. Schwerlich dürfte dies der Fall sein. Eher möchte die Vorliebe daher kommen, daß Göthe mit Schiller durch Freundschaft und Beschäftigung aufs innigste verbunden war. Die Befriedigung, womit das Gedicht endigt, hat gewiß am meisten gewirkt. Auch ist schwerlich das Rührende der Grund, wie Humboldt glaubte, weshalb die „Ideale" Göthe so zusagten, sondern die wirkliche Empfindung des nun beruhigten Gemüthes.

Humboldt warf den „Idealen" Mangel an Feuer und Stärke vor, worüber Schiller sich insofern verwunderte, als dies Gedicht ein klagendes sei und eigentliche Gedrängtheit nicht stattfinden dürfe; die Kraft könne und dürfe ja nicht klagen. Schiller wollte, wie er sich ausdrückt, mit den „Idealen" ein treues Bild des menschlichen Lebens geben und das Gefühl ruhiger Einschränkung erwecken. Herder, sagte er, würde es einen Naturlaut genannt haben. Die Empfindung, aus welcher es entsprungen, theile es auch mit, und einen höhern Anspruch mache es nicht.

Jean Paul nennt dies Gedicht ein Gedicht für Mittelmärker und Deutschbriten. Er findet es unbestimmt; bald wären die Ideale heitere Sonnen, bald zerronnen, bald eine schöne Frucht, bald Träume. Schiller hätte dies noch weiter ausdehnen können und zwar so weit, als die Wirklichkeit Glanzgegenstände darböte, durch deren Erbleichung der Untergang der Ideale ausgedrückt würde. Jean Paul gibt mehre solche Glanzgegenstände an, bricht aber bald ab, um nicht, wie er sagt, umsonst Juwelenblitze zu verschleudern und sich um so manche erträgliche Allegorie zu bringen.

Die Stael nennt die lyrischen Gedichte der Deutschen die originellsten, die dem Volkscharakter angemessensten. Dennoch vergleicht sie Schiller's „Ideale" mit Versen von Voltaire, in welchen dieser über den Verlust der Jugend klagt. Sie meint sogar, daß Schiller sich dem französischen Geschmack nähere, obwol es ihm an der Leichtigkeit der Behandlung fehle. Bei Voltaire fände man den Ausdruck einer lieblich anziehenden Trauer, welche die Freuden der Liebe und die Annehmlichkeiten des Lebens zum Gegenstand hätten, während Schiller über den Verlust des Enthusiasmus und der unschuldigen Gedankenreinheit des frühern Alters weinte. In dem Schiller'schen Gedicht wäre nicht jene leichte und glänzende Klarheit, die ein allgemein verständlicher Inhalt zuließe; aber man könnte Trost aus demselben schöpfen, der tief auf die Seele wirkte.

Auf den ersten Anblick kann man sich nicht der Verwunderung enthalten, wie der Verf. für jedes Moment in der Entwickelung seines Princips einen Beleg in einem Schiller'schen Gedichte findet, sodaß er nicht genöthigt ist, Sprünge in der Darstellung zu machen, oder längere raisonnirende Übergänge. Nähere Anschauung lehrt, daß von einem erzwungenen Vermeiden solcher Übergänge nicht die Rede ist, sondern daß in der That die Schiller'sche Poesie selbst an sich den angedeuteten Entwickelungsgang darstellt. Die innere Nothwendigkeit des Entwickelungsganges selbst rechtfertigt und erklärt diese Erscheinung. Der Weg, auf dem die Freiheit aus ihrem unmittelbaren Dasein in der Liebe zu ihrem Dasein im Bewußtsein (die Freiheit als solche) kommt, ist nicht zufällig und beliebig, sondern nothwendig nur Einer, und des Dichters eignes Gemüth mußte diesen Gang nehmen, indem die Freiheit in ihm, ihrem Dichter, sich gestaltete.

Noch liegt das Werk des Hrn. Prof. Hinrichs nicht vollendet vor uns; aber wer den ersten Theil desselben gelesen, wird wie der Unterzeichnete mit gespannter Erwartung

dem zweiten Theil entgegensehen, welcher den so schön begonnenen Bau hoffentlich herrlich vollenden wird. Erst wenn der zweite, die Dramen enthaltende Theil vorliegt, werden wir über den Entwickelungsgang des Buches, des Dichters und der Freiheit, wiefern er in Wahrheit bei allen dreien derselbe ist, Erörterungen anzustellen vermögen. Ist schon der erste Theil reich an interessanten Notizen, so verspricht es der zweite noch mehr zu sein; denn in diesem schließt sich nicht allein in den dramatisch durchgeführten Persönlichkeiten der poetischen Gestalten ein neues Interesse auf, sondern ein noch höheres in der Beziehung, welche Handlungen und Personen auf die Geschichte haben, und gewiß wird der geistvolle Verf. nicht versäumen, auch auf die Philosophie der Geschichte bezügliche Bemerkungen in den schönen Kranz zu flechten, mit dem er das Haupt unsers geliebten Dichters ziert.

In seiner äußern Ausstattung schließt sich das Werk genau an die neueste, schöne Ausgabe der Werke Schiller's an. Möge dieses schöne Denkmal, dem Genius errichtet, ein Denkmal, aus unsterblichen Bausteinen, aus Gedanken, gefügt, eine Theilnahme finden, welche zugleich die Liebe der Deutschen zu ihrem Dichter wie die Liebe derselben zum Gedanken bezeugt. Der Gedanke ist das heilige Feuer auf dem Altar, an dem unsere Nation das priesterliche Amt verwaltet; dieses Amt gibt uns eine erhabene Stellung unter den Völkern der Welt; kein Geschrei der Thoren soll uns dieselbe verleiden; mit dem Gedanken geben wir uns selbst auf.

G. O. Marbach.

Deutsche Romane.

(Beschluß aus Nr. 272.)

6. Die Stiefmutter. Ein Briefwechsel, gesammelt und mitgetheilt von S. J. F. Wendal. Breslau, Max und Comp. 1837. 8. 12 Gr.

Es möchte schwer zu entscheiden sein, ob dieser Briefwechsel mehr Dichtung oder Wahrheit enthalte. Wie dem aber auch sei, wir können das Büchlein allen Müttern als vortrefflich empfehlen. Styl und Darstellungsweise lassen hinter dem pseudonymen Namen eine in der höhern Gesellschaft heimische Dame von ebenso hoher Bildung als edelm Herzen vermuthen. Durchgängig waltet ein weiblich feiner Sinn vor in den mitgetheilten Briefen, auch in denen, die angeblich Männern zuertheilt sind. Sophie, Gräfin von Reinholdstein, reicht einem Witwer die Hand, der mehre durch Erziehung höchst verwahrloste Kinder besitzt. Die wilden Rangen suchen der jungen Stiefmutter auf alle erdenkliche Weise das Leben zu verbittern und treiben die tollsten Dinge. Die Knaben suchen die Mädchen und umgekehrt diese jene wieder in den rohesten Handlungen zu übertreffen. Sophie setzt diesem kindischen Vandalismus die consequenteste Liebe entgegen, straft nie anders als durch milde Worte und durch oft von Andern unbegriffenes Gewähren Dessen, was doch scheinbar grade im Unterlassen allein zum Guten ausschlagen könnte. Diese Behandlung der ihr auffätzigen Stiefkinder gewinnt ihr nicht nur deren Achtung, sondern auch die unbegrenzteste Liebe. Sophie hat die Freude, aus den in Trotz und Zügellosigkeit Untergegangenen die liebevollsten, zärtlichsten und der Gesellschaft nützlichsten Menschen hervorgehen zu sehen, und vermag auch bei später eintretenden Lebensverwickelungen, wo die Leidenschaften in heller Lohe das Edelste zu zerstören drohen, abermals blos durch liebevolle Consequenz und einen schönen psychologischen Hellblick jedes Unglück von den ihr Anvertrauten abzuwenden.

Der Styl ist sehr gewählt, aber durchaus natürlich, edel, graziös, zuweilen stürmisch bewegt, wo die Leidenschaft ein schnelleres Pulsiren des Gedankens mit dem aufgeregten Blute nöthig macht. Die Ansichten über Ehe, Erziehung rc. sind nur zu billigen, und die wenigen Worte, die bei Gelegenheit einer beabsichtigten Erhebung eines Bürgerlichen in den Adelsstand über Bürgerthum und Menschenrecht gesagt werden, sichern dem Verf. oder der Verf. dieses Büchleins unsern Dank.

7. Gesammelte Schriften von Isidor. Erster und zweiter Band. Leipzig, Wunder. 1837. 8. 3 Thlr.

Auch hinter diesem Isidor scheint eine Dame verborgen zu sein, die viel in der großen Welt gelebt haben mag oder ihr wol gar selbst angehört. Es findet sich in diesen zwei Bänden manches recht Gelungene; die Erfindung der einzelnen Novellen zeigt von Geschick, ihre Durchführung von glücklicher Beobachtungsgabe. Zwar können wir sie nicht den besten an die Seite stellen, mittelmäßig aber sind sie durchaus nicht zu nennen. Der pseudonyme Verf. kennt das menschliche Herz, vorzugsweise aber das weibliche, und die leise Entschleierung eines in unendlicher Liebe zu einem schönen, geistvollen, aber verheiratheten Manne erglühenden weiblichen Herzens ist in der ersten hier mitgetheilten Erzählung: „Eveline", mit großer Zartheit geschildert und wird sich die Theilnahme jedes unbefangenen Lesers erwerben. Wir halten dieses gelungene Seelengemälde für das trefflichste der ganzen Sammlung, die wahrscheinlich fortgesetzt wird. „Die Wege des Schicksals" sollten gedrängter sein. Die Episoden sind zu sehr ins Breite gezogen, was störend wirkt, da sich mit Zuversicht der Schluß voraussehen läßt. Der nämliche Tadel trifft zum Theil auch die dritte Erzählung: „Schuld zeugt Schuld". Doch ist hier die Leidenschaft in brennendern Farben geschildert und die Schuld auf die Schultern eines Individuums gelegt, das durch die Kraft, womit es liebend sündigt, auch wieder zu versöhnen weiß. Störend und unerquicklich tritt die Gestalt der wahnsinnigen Adelgunde auf, die mit leichter Mühe und durch eine unmerkliche Änderung zu beseitigen gewesen wäre. Dergleichen Figuren sind in solcher Fassung weder modern, noch wahr. Sie erinnern an die Rittergeschichtenpoesie, deren kein Mensch mehr gern gedenkt. Die „Lebensbilder" sind glücklich entworfene Skizzen, die sich angenehm lesen lassen und fesseln durch Prägnanz und gute Gedanken. Der Märchenton mit dem Dithyrambenschwung der Phantasie in den „Musikalisch-fragmentarischen Skizzen" berauscht, und „Cäcilia" schließt rund und nett diese Mittheilungen eines beachtenswerthen Talentes, dem es nur an jener Hingabe an die geistigen Bewegungen der Zeit zu mangeln scheint, um Bedeutenderes leisten zu können. Der Styl ist zum Theil, namentlich in der erst genannten Novelle, sehr glücklich gehandhabt, in den spätern herrscht zuweilen einige Vernachlässigung.

8. Sagen, Märchen, Kriegsscenen, Novellen, Abenteuer, Reisen und Bilder aus Spanien. Herausgegeben von Ferd. Freiherrn von Biedenfeld. Erster und zweiter Theil. — A. u. d. T.: Königs-, Ritter-, Hof- und Kriegsbilder nach Don Telesforo de Trueba. Dritter und vierter Theil, unter dem Titel: Scenen aus dem Leben Castiliens und Andalusiens nach Lord Feeling, Herzogin von Abrantes und J. A. Chaho. Weimar, Voigt. 8. 4 Thlr. 16 Gr.

Der talentvolle Bearbeiter und Herausgeber dieser novellistischen Mittheilungen aus der Geschichte Spaniens sagt in der trefflich geschriebenen Vorrede zum ersten Theile: „Wer mit einiger Bestimmtheit wissen will, wie die Gegenwart eines Landes und einer Nation beschaffen ist, und warum Alles so geworden und nicht anders sich gestaltet habe, der muß die Vergangenheit zu Rathe ziehen, die Geschichte studiren. Aber nicht jene Brotwissenschaft, welche nur um Namen und Jahrzahlen sich abspinnt, stets in diesem Jahre ein Ende hat und für examina rigorosa eigens so nüchtern geschrieben zu sein scheint. Sprüchwörter, Lieder, Volkssagen, Märchen, Anekdoten, alte

Kloster- und Burgpergamente voll schauerlicher oder burlesker Details über einzelne Ereignisse oder Personen, die Naivetät mancher Zeitgenossen, welche schlichte Memoirenbruchstücke hinterließ, sind oft die sichersten Führer, die Leuchten im großen Dunkel, die Blitze in der stürmischen Gewitternacht. Der Spanier Don Telesforo de Trueba webte aus solchen Gespinsten und mit Hülfe der alten großen Historiographen Spaniens ein Netz zu der Geschichte seines Vaterlandes rc."

Diese mit Fleiß und Geschick entworfenen Bilder aus der Vorzeit Spaniens übergibt hier der Übersetzer dem theilnehmenden Publicum. Die angeführten Worte der Vorrede können billig eine ausführliche Kritik ersetzen; denn mit gutem Gewissen können wir bezeugen, daß die hier mitgetheilten Novellen ganz Das leisten und sind, was in jenen Worten angedeutet liegt. In 14 größern und kleinern Bildern, scharf umrissen, aber nicht immer künstlerisch geformt, gibt Trueba ein ergreifendes Gemälde von dem innern Leben eines mit allen Gaben des Glücks überhäuften Landes. Von der frühesten Zeit an (von 718) bis auf das J. 1700 wird uns die Geschichte Spaniens in dem ersten und zweiten Theile in allen ihren Phasen vorübergeführt; die Erzählungen gründen sich theils auf wahrhafte geschichtliche Facta, theils lehnen sie sich an alte Überlieferungen an oder schweben in lieblichen Bildern auf den Fittigen des Märchens träumerisch an unserm Blicke vorüber. Die andern beiden Theile führen uns mehr in die unmittelbare Gegenwart ein und erzählen theils die Geschichte des letztvergangenen Jahrhunderts, theils Begebenheiten aus der jüngsten Zeit des spanischen Bürgerkrieges. Die Mittheilungen sind oft tief ergreifend, nicht selten erschütternd und abstoßend, wenn die ausgesuchtesten Grausamkeiten theils der Vaterlandsliebe, theils dem bigoten Pfaffenthume, unterdrückter Leidenschaftlichkeit und den scheußlichsten Gelüsten zum Hebel dienen müssen, um entworfene Plane ausführen zu können. So wenig erquicklich eine solche Lecture auch sein mag, so belehrend bleibt sie für den theilnehmenden Beobachter von Nationen, die um jeden Preis wenigstens ihren Nachkommen ein glücklicheres Dasein sichern wollen. Hr. von Biedenfeld verdient deshalb für die Mittheilung dieser Skizzen, Novellen und Erzählungen unsern aufrichtigsten Dank. 108.

Bibliographie.

Backhaus, F., Ludwig Börne in seinem literarischen Wirken, oder Resultate meiner Kritik über Börne's Schriften. Ein Supplement zu Börne's sämmtlichen Werken. 8. Zittau, Nauwerk. 18 Gr.

Bartels, F., Die Teufelsmühle auf dem Ramberge. Romantisches Gemälde, nach Herensagen bearbeitet. 2 Bände. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr.

Blutrosen. Schauer-Erzählungen, frei nach dem Französischen des E. Sue, Dumas, Balzac, Hugo u. A. 2 Theile. 8. Breslau, Verlags-Comtoir. 2 Thl. 6 Gr.

Bülau, F., Die Geschichte des Europäischen Staatensystems. Aus dem Gesichtspunkte der Staatswissenschaft bearbeitet. 1ster Theil. Bis zu dem Westphälischen und Pyrenäischen Frieden. Gr. 8. Leipzig, Göschen. 2 Thlr. 12 Gr.

Byron, Dichtungen. Aus dem Englischen von G. Pfizer. 3te Sammlung. 8. Stuttgart, Liesching. 2 Thlr.

Romantische Erzählungen enthaltend: Verfehltes eheliches Glück. Die schwer Geprüften. Leichtsinn und Tugend. Schicksals-Wege. Gr. 12. Liegnitz, Kuhlmey. 18 Gr.

Eschwege, W. L. von, Portugal. Ein Staats- und Sittengemälde in Skizzen und Bildern nach dreißigjährigen Beobachtungen und Erfahrungen. 1ster Theil. 8. Hamburg, Hoffmann u. Comp. 1 Thlr. 16 Gr.

Frauenlob. Taschenbuch für das Jahr 1838. Von Joh. N. Vogl. 16. Wien, Rokert. 1 Thlr. 16 Gr.

Funk, W., Neueste Polterabend-Schwänke. Gr. 12. Neuhaldensleben, Eyraud. 12 Gr.

Gersdorf, W. v., Sensitiven oder kleine Romane und Erzählungen. 2ter Theil. 8. Leipzig, Drobisch. 21 Gr.

— —, Streiflichter über das Gebiet der Erfahrung, in einer Erzählung aus dem Familienleben. 8. Leipzig, Drobisch. 1 Thlr.

Die heilige Geschichte der Menschheit. Von einem Jünger Spinoza's. 8. Stuttgart, Hallberger. 1 Thlr.

Hauch, C., Der Goldmacher. Eine Schilderung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Deutsche, vom Verfasser mit zwei neuen Kapiteln vermehrte Ausgabe, aus dem Dänischen von W. C. Christiani. 2 Theile. 16. Kiel, Universitäts-Buchh. 2 Thlr. 12 Gr.

Iduna. Taschenbuch für 1838. 18ter Jahrg. Edlen Frauen und Mädchen gewidmet. Kl. 16. Wien, Pfautsch. 1 Thlr.

Krebs, J., Die Häuptlingstochter. Historischer Roman aus der Zeit der ersten englischen Ansiedelungen in Virginien. 2 Bändchen. Gr. 12. Zeitz, Schieferdecker. 3 Thlr.

Messerschmidt, H., Die hochwichtige Lebensfrage: Sind die Äußerungen der höhern geistigen Thätigkeit beim Menschen bloß Wirkungen seiner vollkommnern Organisation, oder eines mit dieser in inniger Verbindung lebenden Wesens von unsterblicher, geistig an sich höherer Natur? auf dem einzig sichern Wege der Naturforschung evident beantwortet. Gr. 8. Zeitz, Schieferdecker. 21 Gr.

— —, Sieg der Wahrheit! Berichtigende und erweiternde Zusätze zu der Schrift: „Die Offenbarung Gottes durch die Vernunft" als Sendschreiben an den Verf. derselben, Herrn Dr. H. Stephani. Mit angehängtem Antwortschreiben Desselben nebst Erwiederung darauf. Gr. 8. Zeitz, Schieferdecker. 18 Gr.

Michailofsky-Danilefsky, A., Denkwürdigkeiten aus dem Kriege von 1813. Nach der zweiten Auflage des russischen Originals übersetzt von *G. Yakowleff*. Gr. 8. Breslau, Pelz. 1 Thlr. 16 Gr.

Nefflen, Der Vetter aus Schwaben. Schwabenbräuch und Schwabenstreich aus dem Leben gegriffen. Gr. 12. Stuttgart, Wolz. 12 Gr.

Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1838. Herausgegeben von Th. Hell. 27ster Jahrg. Mit 7 Stahlstichen. 16. Leipzig, Hinrichs. 1 Thlr. 16 Gr.

Steffens, H., Novellen. Gesammt-Ausgabe. 1stes Bändchen. Gebirgs-Sagen. Als Anhang: Die Trauung, eine Sage des Nordens. 8. Breslau, Max u. Comp. 1 Thlr.

Stein, O., Marco Sciarra, der König des offenen Landes. Eine historisch-romantische Räubergeschichte aus dem Ende des 16ten Jahrhunderts. 8. Nordhausen, Fürst. 21 Gr.

— —, Der Ritter mit dem Monde. Romantische Erzählung aus den Zeiten der Kreuzzüge. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr. 2 Gr.

Historisches Taschenbuch. Mit Beiträgen von Barthold, Jacob, Schubert, Voigt, herausgegeben von F. von Raumer. 9ter Jahrg. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 1838. 2 Thlr.

Theobald, Des Müllers Rache. Romantische Erzählung. 2 Theile. 8. Gotha, Neumann. 1 Thlr. 12 Gr.

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1838. Mit 7 Stahlstichen. 16. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr.

Vasari, G., Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister, von Cimabue bis zum Jahre 1567. Aus dem Italienischen. Mit einer Bearbeitung sämmtlicher Anmerkungen der früheren Herausgeber, sowie mit eigenen Berichtigungen und Nachweisungen begleitet von Ludwig Schorn. 2ter Band, enthaltend der Original-Ausgabe 2ten Theil. 1ste Abth. Mit lithographirten Bildnissen. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 2 Thlr. 8 Gr.

Waldow, H., Das Paradies am Ohio. Novelle. 2 Theile. Gr. 12. Cöslin, Hendeß. 2 Thlr. 12 Gr.

Weidemann, Fr., Novellen. Auf Kosten des Verfassers und Eigenthum desselben. 8. Leipzig, Drobisch. 14 Gr.

Wolf, L., Die Griechen in Lübeck. Historische Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert. 8. Hamburg, Herold. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XXXIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Taschenbuch der neuesten Geschichte

Herausgegeben von

Dr. Ernst Münch und Dr. Gustav Bacherer.

Geschichte des Jahres 1835.

Erster Theil.

Mit 10 Portraits.

Es folgt hier der erste Theil der Geschichte des Jahres 1835 von unserm Taschenbuche der neuesten Geschichte. Die durchaus günstige Aufnahme, welche die beiden Theile von 1834 gefunden, die nebst der sorgfältigen pragmatischen Geschichte dieses Jahres zugleich zwanzig Portraits hoher oder durch ihre Stellung im Staate und der öffentlichen Meinung bedeutender Personen brachten, überhebt uns bei gegenwärtigem Erscheinen des ersten Theils des Jahrgangs 1835 mit Recht jeder Empfehlung unsers Unternehmens, dessen innere Gediegenheit, wie der Ruf der Herausgeber, sich hinreichend selbst das Wort sprechen. Es umfaßt dieser erste Theil von 1835 die Einleitung in die Geschichte dieses Jahres, sodann die Geschichte von Frankreich, Spanien, Portugal, England und den Niederlanden (Holland und Belgien). Zehn trefflich ausgeführte Portraits führen uns folgende Personen vor:

Prinzessin Victoria (jetzt Königin) von England.
Herzog von Wellington.
Sir Robert Peel.
Lord Althorp.
Thiers.
Audry de Puyraveau.
Marschall Mortier.
Herzogin von Braganza.
Friedrich, Prinz der Niederlande.
General Alava.

Der zweite Theil der Geschichte des Jahres 1835 ist bereits unter der Presse und wird dem ersten bald folgen.

Karlsruhe, im Juli 1837.

C. F. Müller'sche Hofbuchhandlung.

Im Verlage der Unterzeichneten sind im Laufe dieses Jahres erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ansichten von Rügen, gezeichnet von Brüggemann, in Stahl gestochen von Müller, Frommel und Winkler. 1ste Lief. (Arkona, Stubbenkammer und Vilm.) 15 Sgr., illum. 1 Thlr. 6 Gr.

Bericht des literarischen geselligen Vereins zu Stralsund, über sein Bestehen während der Jahre 1835 u. 1836. Geh. 5 Sgr.

Brandenburg, Dr. A., Geschichte des Magistrats der Stadt Stralsund, besonders in früherer Zeit, nebst einem Verzeichnisse der Mitglieder desselben. Mit einer Ansicht des Rathhauses vom Jahre 1316. 1 Thlr.

Krieger, C. F., Der Sprach-, Schreib- und Leseschüler, zum Gebrauche in Volksschulen. Mit 12 lithogr. Vorschriften. Cartonnirt. 7½ Sgr.

— —, Winke für den Gebrauch des Sprach-, Schreib- und Leseschülers. 5 Sgr.

Freberus, Johannes. Eine kirchenhistorische Monographie. 1. Freberus' Jugend, sein Aufenthalt in Wittenberg, Hamburg und Stralsund. (Von Dr. G. Mohnike.) 20 Sgr.

Freese, Dr. C., Deutsche Prosodie. 1 Thlr.

Gruber, J. de, Quaestio de tempore atque serie epistolarum Ciceronis. 15 Sgr.

Hasenbalg, Dr. F., Übersicht der innern und äußern Einrichtung des k. Pädagogiums zu Putbus auf der Insel Rügen. Geh. 5 Sgr.

Smalian, H. L., Allgemeine Holzertrag-Tafeln für den Abtriebsertrag, Zuwachssatz, jährlichen Durchschnittsertrag, die gesammte Holzmasse und den Ertragsatz, zur wissenschaftlichen Holzertrag- und Waldwerth-Berechnung, im Auszuge von 10 zu 10 Jahren. 1 Thlr. 3⅓ Sgr.

Im vorigen Jahre waren neu:

Klio, ein unterhaltendes Würfelspiel für jüngere Freunde und Freundinnen der Geschichte. Geh. 10 Sgr.

Heimskringla. Sagen der Könige Norwegens von Snorre Sturlason. Aus dem Isländischen von Dr. G. Mohnike. 1ster Band. Mit einer Karte. 3 Thlr. 10 Sgr.

Klose, Dr. C. R. W., Basilius der Große nach seinem Leben und seiner Lehre dargestellt. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte. 1 Thlr. 5 Sgr.

Lieder für kleine Kinder. Aus dem Englischen. Geb. 5 Sgr.

Nizze, Dr. E., über einen neuen Entdeckungsversuch in der Pädagogik. Geh. 7½ Sgr.

C. Löffler'sche Buchhandlung in Stralsund.

Soeben ist bei J. H. C. Schreiner in Düsseldorf erschienen und in allen Buchhandlungen für 16 Gr., oder 20 Sgr., zu haben:

Die

Düsseldorfer Malerschule

oder auch

Kunstakademie,

in den Jahren 1834, 1835 und 1836;

und auch vorher und nachher.

Eine Schrift zur Äußerung einiger Gedanken,

von J. J. Scotti.

> Sei willig Feder, dich befleckt es nicht, was du erzählen mußt, wol aber wird es dich ehren, wenn du zu dem großen Zwecke, und mag es selbst wenig sein, beigetragen hast.
>
> A. Fahne's Malerschule, S. 9.

Bei dem großen Interesse, was durch die Fahne'sche Schrift erregt worden ist, dürfte diese Beleuchtung derselben eine nicht unwillkommene Erscheinung sein.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1837. Monat August, oder Nr. 213—243, und 6 literarische Anzeiger: Nr. XXVIII — XXXIII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Allgemeine medicinische Zeitung. Herausgegeben von Dr. *Karl Pabst*. Jahrgang 1837. Monat Juni, oder Nr. 44—51. Gr. 4. Preis des Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf*. 1837. Dreizehnten Bandes zweites Heft. (Nr. XV.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1837. Monat August, oder Nr. 31—34, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 31—34. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im August 1837. F. A. Brockhaus.

Eine auserlesene Schmetterlings-Sammlung zu verkaufen!

Die Sammlung enthält

von Europäern:

Papil.	270	Arten	oder	784	Stücke.
Sphinx	75	=	=	196	=
Bomb.	155	=	=	506	=
Noct.	359	=	=	875	=
Geometr.	239	=	=	700	=
Pyral.	88	=	=	260	=
Tortrix	140	=	=	415	=
Tyneas	220	=	=	602	=
Aluc.	15	=	=	61	=
	1561	Arten	oder	4399	Stücke.

Von Dubletten:

Papil.	189	Stücke.
Zyg.	60	=
Sphinx	87	=
Bomb.	115	=
Noct.	156	=
Geometr.	275	=
Pyral.	40	=
Tortrix	181	=
Tyneas	165	=
Aluc.	156	=
. . .	1365	=

Von Exoten:

Papil.	229	Arten	oder	319	Stücke.
Sphinx	27	=	=	40	=
Bomb.	34	=	=	65	=
Noct.	10	=	=	15	=
Geom.	2	=	=	4	=
Pyral.	7	=	=	8	=
	309	=	=	451	=

Zusammen 1870 Arten oder 6195 Stücke.

Fast alle Arten sind in beiden Geschlechtern vorhanden, darunter mehre ausgezeichnete Varietäten und Seltenheiten ersten Ranges, die zum Theil in entomologischen Werken (z. B. bei Geyer und Freyer in Augsburg) abgebildet sind. Der Stückzahl nach beläuft sich die Sammlung auf circa 4350 Exemplare. Im Ganzen sind hierunter circa 300 Species Exoten, alles übrige ist europäisch. Die Qualität dieser Sammlung ist von der Art, daß sie ihres Gleichen kaum finden wird. Die Exemplare sind (und zwar von Papilia an bis inclus. der Noctua) zu 1—2 oder mehr Stücken je nach dem Raum und meist ♂ und ♀ vereinigt in einzelnen Kästchen aufbewahrt, die das feinste Folieglas zu Deckel und Boden haben. Die Geometr. und Microlepi doptera sind in größern Laden.

Sowol wegen der Eleganz, womit die Sammlung ausgestattet ist, als wegen der zweckmäßigen Verwahrung der Objecte, wodurch jedes Exemplar für immer vor Verderben geschützt ist, weil in diese Kästchen weder Staub noch feindliche Insecten Zutritt finden — würde sich diese Sammlung ganz besonders für Museen, Schulen und Instituten, aber auch sonst für jedes Naturaliencabinet eignen. Sie ist genau und richtig nach den besten Werken classificirt und bestimmt. Die zu dieser Sammlung gehörigen entomologischen Werke werden mit oder ohne der Sammlung ebenfalls veräußert. Darunter ist das treffliche Hübner'sche Schmetterlingswerk der Europäer, der Exoten und das Raupenwerk. Es ist ganz complet, enthält auch die neuesten Tafeln von Geyer (als Fortsetzer) und ist so gut erhalten, daß es füglich jeder für neu nimmt.

Die hierauf Reflectirenden wollen sich an Hrn. **Joh. Demel** in Prag wenden, der den Katalog verschaffen wird.

Verlag der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg.

Die Innungen und die Gewerbefreiheit in ihren Beziehungen auf den Handwerksstand und Vorschläge zum Frieden mit Beiden. 8 Gr.

Ein bedeutungsvolles und allgemein beherzigenswerthes Wort!

In der Jos. Lindauer'schen Buchhandlung in München ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Alpenblumen

als

Erinnerung an die südbairische Gebirgswelt,

oder

fünfundzwanzig malerische Ansichten interessanter Berge, Seen, Städte, Burgen, Thäler im bairischen Hochlande. Mit erläuterndem deutschen und französischen Texte. Quer 4. Eleg. cart. 1 Thlr. 16 Gr., oder 3 Fl.

Münchner Vergissmeinnicht,

oder

zwanzig neu aufgenommene in Stahl gestochene bildliche Darstellungen der vorzüglichsten Gebäude, Straßen und öffentlichen Plätze der königl. bairischen Haupt- und Residenzstadt München. Mit erläuterndem deutschen und französischen Texte. 3te verbesserte Auflage. 4. Eleg. cart. 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Beschreibung

des Schlosses Hohenschwangau und dessen Umgebungen von **K. W. Vogt.** Mit 4 Ansichten und 1 Stahlstich. Gr. 12. Cart. 12 Gr., oder 54 Kr.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die poetische Literatur der Araber vor und unmittelbar nach Mohammed.

Eine historisch-kritische Skizze

von

Dr. Gustav Weil,

Privatdocenten der orientalischen Sprachen an der Universität zu Heidelberg.

8. In Umschlag brosch. Preis 48 Kr., oder 12 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Traité des maladies des reins etc., par *Rayer.*

Paris, 1837.

Von dem neuen großen Werke des berühmten **Rayer:**

Traité des maladies des reins, étudiées en elles-mêmes et dans leurs rapports avec les maladies des uretères, de la venie, de la prostate, de l'urètre etc. Avec planches coloriées. Gr. in-folio.

empfingen wir soeben die erste Lieferung, enthaltend: **Nephrite albumineuse.** Das Ganze wird aus zwölf Lieferungen bestehen, von denen jede 6 Thlr. 4 Gr. kostet.

Bestellungen auf dieses Werk können durch jede beliebige Buchhandlung an uns gerichtet werden.

Leipzig und Paris, im August 1837.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XXXV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch für Kaufleute

oder

Übersicht der wichtigsten Gegenstände

des

Handels und Manufacturwesens, der Schiffahrt und der Bankgeschäfte, mit steter Beziehung auf National-Oekonomie und Finanzen.

Supplementband.

Bearbeitet nach der zweiten Auflage

des

Dictionary, practical, theoretical and historical, of Commerce and commercial Navigation,

by

J. R. MAC CULLOCH, Esq.

in alphabetischer Ordnung und mit vielen Zusätzen

von

L. R. Schmidt.

Dritte und letzte Lieferung: Palermo — Zwoll.

Mit 2 Situations-Plänen von Petersburg und Rio de Janeiro.

Preis 4 Fl. 12 Kr., oder 2 Thlr. 12 Gr.

Inhalt:

Palermo, Palma, Pampeluna, Panama, Papier, Papiermaché (Papierteich), Papparbeiten, Pappel, Pappendeckel, Para, Paradieskörner, Paraguaythee, Paramaribo, Parrirawurzel, Paris, Parma, Pasewalk, Passau, Pataten, Patna, Patras, Pavia, Pechurimrinde, Peking, Penang-Pulo, Perlen, Perm, Pernambuco, Perpignan, Perth, Pesth, Petersburg, Pettinet, Pfeffer, Pferde, Pfirsich, Pflaumen, Pforzheim, Pfriemen, Philadelphia, Phosphor, Piacenza, St.-Pierre, Pillau, Pilsen, Pimpinellwurzel, Pineen, Pinsel, Pipe, Pirna, Pisa, Pisang, Pittsburg, Platina, Platirte Waaren, Plauen, Plymouth, Point-à-Pitre, Pondichery, Pontiana, Porphyr, Port-au-Prince, Port-Louis, Portobello, Portorico, Portsmouth, Porzellan, Posen, Postreisen, Postwesen, Potosi, Potsdam, Poudrette, Prag, Prasem, Preiscourant, Preise, Presburg, Preßspäne, Proviant, Puebla (de los Angeles), Putchock, Puzzolanerde, Quebeck, Quecksilber, Quedlinburg, Quentin, Queretaro, Quillimane, Quimper, Quito, Quitten, Raab, Radziwillow, Raky, Ramsgate, Rangun, Rapatel, Ratanhia, Ratafia, Rauchwaaren, Rauchwaarenhandel, Ravenna, Ravensburg, Reading, Rechete, Rebout-Kale, Regensburg, Reichenberg, Reichenhall, Reis, Reißblei, Rennes, Reus, Reutlingen, Reval, Rhabarber, Rheims, Rhodus, Richmond, Riga, Rio de Janeiro, Riom, Roanne, Rob, Rochdale, Rochefort, Rochelle (La), Rochester in England, Rochester in den Vereinigten Staaten, Rom, Rosenholz, Rosenöl, Rosette, Rosmarin, Rostock, Rotterdam, Rouen, Roveredo, Rovigno, Rübsaat, Ruhla, Rum, Rumburg, Ruß, Saarbrücken, Saargemünd, Sadebaum, Saffler, Säge, Sago, Saigon, Saintes, Saiten, Salamanca, Salbei, Salem, Salpeter, Salvador, San (Guatemala), Salzburg, Samarang, Samarkand, Sämereien, Sammtbänder, Sandelholz, Santander, Sant-Jago, Sant-Jago di Compostella, Saphir, Saragossa, Saransk, Sarapul, Saratow, Sardellen, Sassari, Sättel, Sauerdorn, Säuren, Savannah, Sayetgarn, Scalanuova, Scarborough, Schabzieger, Schachtelhalm, Schachteln, Schafe, Schaffhausen, Scharte, Scheeren, Scheidewasser, Schemnitz, Schiedam, Schiefer, Schiffe, Schildpad, Schinken, Schlachtvieh, Schlehen, Schleichhandel, Schleierleinwand, Schleifsteine, Schleswig, Schlösser, Schmuggelwesen, Schnallen, Schneeberg, Schnürbänder, Schrot, Schwabach, Schwaben, Schwefel, Schwefelblüten, Schwefelsäure, Schweidnitz, Schweinfurt, Schwerin, Schwyz, Scutari, Sebastopol, Seeblumenwurzel, Sedan, Seegras, Seehund, Segedin, Segeltuch, Segovia, Seide, Seidenband, Seidenzeuche, Seife, Seile, Selenit, Selters, Semlin, Senegawurzel, Sennablätter, Sense, Seres, Serpentinstein, Sesam, Setubal, Sevastopol, Sevilla, Sheffield, Shields-North und -South, Shrewsbury, Sichel, Siebe, Siegel, Siena, Silbergeschirr, Silistria, Simaruba, Singapore, Sinigaglia, Sinope, Sklaven, Sligo, Smalte, Smaragd, Smolensk, Smyrna, Solingen, Solothurn, Sonnenberg, Sophia, Southampton, Spaa, Späne, Spalatro, Speckstein, Spezereien, Spezzia, Spiegel, Spieköl, Spielwaaren, Spindelbaum, Spitzen, Stabroek, Stabwurz, Stade, Staniol, Stargart (Neu-), Stärke, Steinkohlen, Steinkohlenöl, Sternanis, Stettin, Steyer, Stockfisch, Stockholm, Stockport, Stockton, Stolpe, Störfang, Stralsund, Strasburg, Strelitz (Neu-), Strumpfwaaren, Stuhlweißenburg, Stuttgart, Suakim, Sucz, Sumach, Sunderland, Surabaya, Surate, Süßholzsaft, Sydney, Syra, Syrakus, Syrup, Taback, Tabackspfeifenköpfe, Taganrog, Talg, Tamarisken, Tambov, Tampico, Tanger, Tapeten, Tapioca,

Taranto, Tarare, Tarascon, Tarnopol, Taragona, Tarsus, Taschenuhren, Tatta, Tauris, Tausendgüldenkraut, Teakholz, Teheran, Tejuco (San Antonio de), Temesvar, Terpenthinöl, Teufelsdreck, Thee, Theer, Theodosia, Thiers, Thionville, Thomas, Thorn, Thunfisch, Thymian, Tiflis, Tobolsk, Tokat, Tokay, Toledo, Tomsk, Ton, Toncabohnen, Tonnengehalt, Topas, Torf, Torgau, Tortosa, Toul, Toulon, Toulouse, Tornay, Tours, Traganth, Trani, Trapani, Trapezunt, Treviso, Trient, Trier, Triest, Trincomale, Trinity-house, Tripoli in der Barbarei, Tripoli in der asiatischen Türkei, Trippel, Trödelhandel, Troppau, Troyes, Trucksystem, Tula, Tülle, Tunis, Turin, Türkis, Turmalin, Turnhout, Tuttlingen, Twer, Tyrus, Ubeda, Udine, Ulm, Ultramarin, Utrecht, Utrera, Valence, Valencia, Valenciennes, Valette (La), Valladolid, Valparaiso, Vandiemensland, Vannes, Varinas, Varna, Veilchenholz, Velpel, Venedig, Venloo, Veracruz, Vercelli, Verdun, Verona, Versailles, Verschluß, Versicherungen, Verviers, Vevay, Vicenza, Vienne, Vierzon, Vigevano, Vigognewolle, Villach, Viterbo, Vitriolöl, Vittoria, Vogelleim, Wachs, Wachsleinwand, Wachsperlen, Wachstafft, Wagen, Waizen, Wakefield, Walfische, Walfischfang, Wallroß, Wangis, Wardein (Groß-), Warington, Warschau, Washington, Wasser, Waterford, Watte, Wechselrecht, Weide, Weimar, Wein, Weißkupfer, Werst, Werftgeld, Werg, Wermuth, Wertheim, Wesel, Wexford, Whisky, Whitehaven, Wiatka, Wiazma, Wiborg, Widdin, Wielizcka, Wien, Wiesbaden, Wilna, Winterthur, Wintersrinde, Wirthe, Wisby, Wismar, Witebsk, Wittenberg, Wolfenbüttel, Wolle, Wollenband, Wollenmanufacturen, Wologda, Wolverhampton, Woolwich, Worcester, Worms, Woronesch, Wrack, Würfel, Wurmsame, Würzburg, Yarkand, Yarmouth, Yezd, York in England, York in Obercanada, Ypern, Zaffer, Zangen, Zante, Zara, Zeitungen, Zeitz, Zerbst, Ziegenhaare, Zimmt, Zimmt (weißer), Zimmtblüten, Zimmtöl, Zink, Zinkblumen, Zinn, Zinnsalze, Zirkon, Zittau, Zölle, Zollgesetzgebung, Zürich, Zwickau, Zwiebeln, Zwirn, Zwoll.

Stuttgart und Tübingen, im August 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Orientalische Literatur.

Soeben sind erschienen und von uns durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Histoire des Mongols de la Perse,

écrite en persan par

Raschid-Eldin.

Publiée, traduite en français, accompagnée de notes et d'un mémoire sur la vie et les ouvrages de l'auteur, par

M. Quatremere.

Tome I. In-Folio. Paris. 37 Thlr. 20 Gr.

Mit colorirter Texteinfassung etc. 40 Thlr.

Dieses Prachtwerk bildet einen Theil der „Collection orientale. Manuscrits inédits de la bibliothèque royale. Traduits et publiés par ordre du roi."

Géographie d'Aboulféda.

Text arabe

publié d'après les manuscrits de Paris et de Leyde aux frais de la Société asiatique par

MM. Reinaud et le B. Mac Guckin de Slane.

1ère livraison. Gr. in-4. Paris. 8 Thlr.

Leipzig und Paris, im August 1837.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Anzeige.

Ludwig's Geschichte der letzten 50 Jahre ist nunmehr in 5 Bänden vollständig erschienen!

Soeben ist der **5te** Band der

Geschichte der letzten funfzig Jahre

vom

Rath Dr. C. Fr. E. Ludwig.

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

erschienen und damit dies ausgezeichnete und interessante Geschichtswerk vollendet.

Von hoher Wichtigkeit und eigenthümlichem Interesse ist vorzugsweise der eben erschienene fünfte Band, der über die folgenreichen Ereignisse des Zeitraums von 1804—14 nicht nur philosophisch-historische Ansichten, welche dem Freunde der Geschichte mannichfachen Stoff zum Nachdenken darbieten, sondern auch **neue Aufschlüsse** über die Thatsachen selbst enthält. Dahin gehören insbesondere viele Details und Berichtigungen, welche die militairische und politische Laufbahn Sr. Majestät des jetzt regierenden **Königs von Schweden** und den großen Antheil betreffen, welchen dieser Monarch als Marschall Bernadotte, später Prinz von Ponte-Corvo, an den Erfolgen der beiden östreichischen, sowie des preußisch-polnischen Krieges hatte; insbesondere aber wird daraus der Standpunkt klar, auf welchem derselbe im Jahre 1812, 1813 und 1814 als Kronprinz von Schweden stand und handelte, sowie der *tief eingreifende*, man darf wol sagen, entscheidende Einfluß, den er *auf den Gang und den Erfolg* des Befreiungskrieges ausübte. Diese Data sind überall mit Actenstücken belegt, die als Beilagen dem Werke beigefügt sind. **Daß sie aus amtlicher Quelle flossen, spricht sich für jeden unbefangenen Leser aus und der Verfasser kann ihre Authenticität verbürgen und beweisen, autorisirt, zu jeder Prüfung aufzufodern, ohne Gefahr, seine aufgestellten Behauptungen widerlegt zu sehen.**

Um die größtmöglichste Verbreitung dieses für *jeden gebildeten Deutschen* wichtigen Werkes zu erleichtern, soll dasselbe noch bis Ende des Jahres zum Subscriptionspreis — **alle 5 Bände complet zu 5 Thlr. 12 Gr.** — abgelassen werden, wofür es in sämmtlichen soliden Buchhandlungen Deutschlands, Östreichs, der Schweiz u. s. w. zu haben ist. Vom 1sten Januar 1838 an tritt der Ladenpreis von 8 Thlr. 6 Gr. unabänderlich ein.

Altona, im August 1837.

J. F. Hammerich's

Verlagshandlung.

In der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg ist erschienen:

Richter, Prof. K. S. A., Handlungsgeographie, oder Lehrbuch der Erdbeschreibung, mit besonderer Rücksicht auf Naturproducte, gewerbliche Cultur und Handel; ein Leitfaden für Bürger-, Gewerb- und Handlungsschulen. Preis 21 Gr. — 1 Fl. 30 Kr.

Über den Werth des Buches beziehen wir uns auf die Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen, wo jüngst ein Recensent dasselbe als zeitgemäß und wohlgelungen in Plan und Ausführung empfiehlt.

Früher gab derselbe praktische Schulmann heraus:

Die Hauptproducte der Erde in ihrer quantitativen Vertheilung, mit besonderer Rücksicht auf Handel und Gewerbe. Preis 10 Gr. — 12½ Sgr. — 45 Kr.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Analekten für

Frauenkrankheiten,

oder

Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes.

Herausgegeben

von einem Vereine praktischer Ärzte.

Ersten Bandes erstes und zweites Heft.

Gr. 8. Jedes Heft 16 Gr.

Aus der von Jahr zu Jahr immer stärker anschwellenden Flut medicinischer Schriften eine schätzbare Sammlung alles Gediegenen, Brauchbaren und Guten, was das Gebiet der Frauenkrankheiten betrifft, zu ziehen, ist der Zweck der Herausgeber. Sie wollen dem praktischen Arzte, welcher nicht viel auf seine Bibliothek verwenden kann oder will, für einen geringen Preis viele Werke ersetzen, aus denen er das hier Gesammelte selbst schöpfen müsste.

Leipzig, im September 1837.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist im Verlage von **Appun's** Buchhandlung in Bunzlau erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz vorräthig zu haben:

Prinz von Massa. Dramatische Novelle in 5 Abtheilungen, oder Novellen und Erzählungen von Franz Berthold, eingeführt von **Ludwig Tieck.** 2ter Theil. Preis 1 Thlr.

Der 1ste Theil von Berthold's Novellen hat so sehr günstige Kritiken erlangt, daß auch für diesen 2ten Theil ein gleich schöner Erfolg zu erwarten steht.

Bohemus, Regina Sidonia, Roman aus dem östreichischen Successionskriege. 2 Theile. Preis 1 Thlr. 10 Gr.

Überraschende Situationen, spannend und in schneller Folge, werden den Leser angenehm unterhalten.

von Brunnow, Die neue Psyche. Novelle. Preis 1 Thlr.

Die vorzüglichsten Zeitschriften haben sich bereits über diese Dichtung auf das vortheilhafteste ausgesprochen.

Eduard Gehe, Die Gründung von Charlottenburg, historische Novelle; Das Gastmahl zu Rudolstadt, Drama; Gedichte, oder der Vermischten Schriften 3ter Theil. Preis 18 Gr.

Für jeden Preußen wird „Die Gründung von Charlottenburg" als Nationalwerk gelten können. Der 1ste und 2te Theil dieser vermischten Schriften enthält: Die Malteser, Drama; Jessonda, große Oper; u. a. m.

Julie von Großmann, Hazardspiele, enthaltend: Das Lustspiel; Miß Emmy, oder der Parforceritt; Die Verlobung. Preis 1 Thlr.

Auch über den Werth dieser drei Novellen hat die Kritik bereits aufs vortheilhafteste entschieden.

Hermann Marggraff, Bücher und Menschen. Preis 1 Thlr. 18 Gr.

Mehrseitige Kritiken haben bereits diese Schrift zu den vorzüglichsten Erscheinungen der neuesten Zeit gezählt.

Theobald im Osten, Schickungen. Preis 1 Thlr. 3 Gr.

Der Verfasser, einer der bekanntesten Schriftsteller, wird auch unter dieser Anonymität seinen wohlbegründeten Ruf bewähren.

Emerentius Scävola, Der Veteran und sein Sohn. 2 Theile. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Der Schauplatz dieser Novelle ist Schlesien, vorzugsweise die Siegessäule an der Katzbach; welch herrliches Feld für eine Feder wie Scävola's.

Leopold Schefer, Ein Weihnachtsfest in Rom; Die Pflegetochter, oder dessen kleine Romane. 3ter Band. (Band 1—3 kosten zusammen 3 Thlr.) Preis 1 Thlr. 6 Gr.

— —, Die Probefahrt nach Amerika. Preis 1 Thlr.

— —, Das Verbrechen zu irren. Preis 1 Thlr. 6 Gr.

Auch in diesen Schriften wird sich Leopold Schefer Aller Herzen gewinnen.

Heinrich Seidel, Eginhard und Emma, Drama in 5 Acten. Preis 1 Thlr.

Unverkennbar groß ist das Talent dieses Dichters, jeder Leser wird diesem Urtheil beistimmen.

Eduard Silesius, Tag- und Nachtfalter. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Kein Leser wird diese Auswahl anziehender, zum Theil launiger Novellen unbefriedigt aus der Hand legen.

Ludwig Storch, Die Heideschenke, irisches Volksgemälde in 3 Bänden. Preis 4 Thlr. 12 Gr.

Irland im langen blutigen vergeblichen Kampfe gegen England, treffend und wahr geschildert von Ludwig Storch: mehr bedarf es nicht zur Empfehlung dieses ausgezeichneten Romans.

Musik.

J. Nisle, Große Sonate für Pianoforte zu vier Händen, den durchlauchtigsten Prinzessinnen Lucie und Adelheid von Schönaich-Carolath gewidmet. Opus 41. 1 Thlr. 8 Gr.

— —, 13 Gesänge mit Pianoforte-Begleitung; Ihrer Durchlaucht der Frau Herzogin von Looz. Opus 42. 20 Gr.

— —, 12 freundliche Gesänge für 3 Sopran-Stimmen, musikliebenden jungen Damen gewidmet. Opus 43. 12 Gr.

— —, Thema mit Variationen für das Pianoforte; Ihrer Durchlaucht der Prinzessin von Carolath gewidmet. Opus 44. 12 Gr.

— —, Allegro brillante alla Polacca, für Pianoforte; dem herzogl. meiningenschen Kammermusikus Herrn Tischer gewidmet. Opus 45. 12 Gr.

Kenner werden sich zu ihrem Vergnügen überzeugen, daß die Werke dieses Componisten classisch genannt zu werden verdienen.

Appun's Buchhandlung in Bunzlau.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reise

auf dem

Kaspischen Meere und in den Kaukasus.

Unternommen in den Jahren 1825—1826

von

Dr. Eduard Eichwald,

kaiserl. russ. Staatsrathe, Professor an der medicinischen Akademie Wilna etc. etc.

Zweite Abtheilung,

den historischen Bericht der Reise in den Kaukasus enthaltend.

Mit Kupfern.

Gr. 8. Preis 5 Fl., oder 3 Thlr.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Verlag der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg.

W. v. Eschenbach's Parcival; Rittergedicht, zum ersten Male aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt von San Marte. 2 Thlr. 12 Gr.

F. Krug's 6 Gesänge für eine Stimme mit Pianoforte. 20 Gr.

Neuester Roman von Capt. Marryat.

Soeben ist in unserm Verlage erschienen:

Das Geisterschiff,

oder der fliegende Holländer.

Roman von **Capt. Marryat.**

Drei Theile. 8. Fein Velinpapier. Geheftet. 1 Thlr.

Captain Marryat beschenkt seine zahlreichen Freunde und Verehrer mit einem neuen Romane, welcher an geistreicher Auffassung und hohem spannenden Interesse keinem seiner Vorgänger nachsteht. Wie die frühern Romane, reiht sich auch dieser der in unserm Verlage erschienenen Sammlung von Marryat's Werken an, und haben wir dafür den bisherigen ungemein wohlfeilen Preis von

Einem Thaler

für drei Bände auf feinem Velinpapier und sauber geheftet bestehen lassen.

Dieselbe ungewöhnliche und glänzende Aufnahme, welche Capt. Marryat's Romane in England, Frankreich und Amerika gefunden, ist ihnen auch in Deutschland zu Theil geworden, und wir haben das Vergnügen, die Vollendung einer

Zweiten Auflage von Marryat's Werken

anzukündigen. Der bisherige unglaublich wohlfeile Preis von Einem Thaler für jeden Roman von drei Bänden bleibt vorläufig bestehen.

Erschienen sind bis jetzt: Willy Königs-Eigen. — Der Pascha. — Frank Mildmay. — Peter Simpel. — Japhet, der einen Vater sucht. — Jakob Ehrlich. — Newton Forster. — Ralph Rattlin. — Der Pirat und die drei Kutter. — Mr. Midshipman Easy. — Snarleyyow, oder der Höllenhund.

Braunschweig, den 20sten August 1837.

Friedr. Vieweg und Sohn.

(Anzeige.) In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Neues Hülfsbüchlein zum schnellen und sichern Auffinden, wie hoch ein Stein, Pfund, Loth, Stück zu stehen kommt, wenn der Centner, Stein, Pfund, Schock so und so viel kostet und umgekehrt; sowol nach Thalern zu 30 Sgr. als zu 24 gGr. genau berechnet. Preis 10 Sgr.

Creutz'sche Buchhandlung
in Magdeburg.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Lindemann, H., Materialien zu Aufgaben lateinischer Verse von den ersten Anfängen bis zur höchsten Vollkommenheit selbständiger Dichtungen; zum Schul- und Selbstunterricht. Gr. 8. 1ster Theil. 1831. 21 Gr. Herabgesetzter Preis 12 Gr. 2ter Theil. 1833. 1 Thlr. 12 Gr. Herabgesetzter Preis 12 Gr.

Um dies Übungsbuch den Schülern zugänglicher zu machen, da der Werth desselben in seiner Zweckmäßigkeit anerkannt ist, habe ich den Preis herabgesetzt und darf daher gewiß hoffen, daß noch recht viele der Herren Schuldirectoren dasselbe in ihren Lehranstalten einführen werden, zu welchem Zwecke ich ihnen gern 1 Exemplar gratis zur Durchsicht überlassen würde, um meinerseits zur Beförderung eines gemeinnützigen Werkes nichts zu versäumen.

Zugleich erlaube ich mir, die Herren Directoren und Lehrer an Gelehrtenschulen auf die in meinem Verlage befindlichen philologischen Werke aufmerksam zu machen, von denen viele im Preise bedeutend ermäßigt, und worunter mehre gute Schulausgaben von Classikern sind. Jede Buchhandlung kann diese Artikel zur Ansicht besorgen, sowie auch Verzeichnisse derselben, welche ich einer geneigten Durchsicht und Auswahl zu würdigen bitte.

Leipzig, im August 1837.

A. F. Böhme.

In der Fleckeisen'schen Buchhandlung in Helmstedt ist soeben erschienen:

Ludw. Aug. Kraus,

Dr. der Philosophie und Medicin ꝛc. zu Göttingen.

Praktische Anweisung zu gerichtlichen Leichenuntersuchungen, besonders zu Vorbereitung auf gerichtliche Sectionen und zum unmittelbaren Gebrauch bei denselben,

für

gerichtliche Ärzte und Wundärzte und für Rechtsgelehrte entworfen.

Zweite erweiterte Auflage.

Mit einem Schlußworte über Leichenhäuser ꝛc.

Gr. 8. 1837. Preis 12 Gr.

Von demselben Verfasser:

Das Sterben im Grabe, und die sichersten Mittel dagegen. In allgemein menschlicher, medicinischer und polizeilicher Hinsicht erwogen. (Aus der oben genannten Schrift besonders abgedruckt.) Gr. 8. Preis 4 Gr.

In Commission der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Vorträge,

gehalten in der öffentlichen Sitzung der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften bei ihrer ersten Jubelfeier am 14ten September 1836.

Gr. 8. Prag, 1837. Brosch. 14 Gr.

Inhalt: Eröffnungsrede Sr. Excellenz des Hrn. Präsidenten F. A. Grafen von Kolowrat-Liebsteinsky. — Geschichtlicher Überblick des 50jährigen Wirkens der Gesellschaft, vom Secretair Dr. M. Kalina von Jäthenstein. — Die älteste Epoche der schönen Kunst in Böhmen, von Franz Palacky. — Böhmens Edelsteine, von Prof. F. X. M. Zippe. — Böhmens Krönungsmünzen, von Bibliothekar W. Hanka. — Über Krystallbildung durch Sonnenlicht und Sonnenwärme, von Dr. und Prof. A. Pleischl. — Gegenwärtiger Personalstand der Gesellschaft. — Verzeichniß der seit der Begründung der Gesellschaft bis zur Feier ihres 50jährigen Daseins verstorbenen Mitglieder derselben, vom Secretair Dr. M. Kalina von Jäthenstein.

Am 15ten September erscheint in Paris und kann vorläufig bei uns bestellt werden:

La science politique fondée sur la science de l'homme, ou Étude de l'anthropologie sous les rapports philosophique, historique et social par ***V. Courtet,*** de l'Isle. 1 vol. gr. in-8. 8 Fr.

Leipzig und Paris, im August 1837.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XXXVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bekanntmachung.

Unterm 12ten August d. J. haben Se. Majestät der König zu bestimmen geruht, daß von der Staatskasse, insofern es erfoderlich ist, **1000 Speciesthaler** anzuwenden sind, um als Honorare ausbezahlt zu werden für solche vollständige Beurtheilungen des von der durch gnädigste Resolution vom 22sten November 1828 ernannten Commission verfaßten und im J. 1835 im Druck herausgegebenen endlichen Vorschlages zu einem Strafgesetzbuche für das Königreich Norwegen und der gleichfalls im Druck herausgegebenen Motive zu demselben, in welcher Sprache diese Beurtheilungen auch abgefaßt sein mögen, bei deren Ausarbeitung die nöthige Rücksicht sowol auf allgemeine wissenschaftliche Gesichtspunkte, als auch auf die Foderungen, welche die eigenthümlichen Verhältnisse des Reiches mit sich führen, genommen sein möchte, und welche Beurtheilungen demnach entweder zur Verbesserung des Vorschlages beitragen oder ein begründetes und zuverlässiges Zeugniß über die innere Vollkommenheit und praktische Anwendbarkeit desselben abgeben können.

Vorstehendes wird hierdurch zur öffentlichen Kunde gebracht mit dem Hinzufügen, daß das Departement gnädigst beauftragt ist, falls solche Beurtheilungen, wie erwähnt, vor Ende des Julimonats 1838 an dasselbe eingesandt werden, zu seiner Zeit beikommenden Verfassern der Beschaffenheit ihrer Arbeiten angemessene Honorare, innerhalb der Grenzen des obenerwähnten Belaufes, auszahlen zu lassen.

Das Justiz- und Policeidepartement der norwegischen Regierung.

Christiania, den 24sten August 1837.

Arntzen.

E. Möinighen.

Preiserniedrigung.

Glöckler, Dr. E., Der Brief des Apostels Paulus an die Römer, ausführlich erklärt. 25½ Bogen. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Gr.

— —, Die Evangelien des Matthäus, Marcus und Lucas in Übereinstimmung gebracht und erklärt. **Mit Berichtigungen und Zusätzen.** 58 Bogen. 1 Thlr. 12 Gr.

Zu diesen auf unbestimmte Zeit herabgesetzten Preisen sind beide Werke durch alle Buchhandlungen zu beziehen; die frühern Käufer erhalten die Berichtigungen und Zusätze unentgeltlich.

Neu erschien:

Das apostolische Glaubensbekenntniß **als Grundlage des christlichen Religionsunterrichtes** für Confirmanden. Von **Joh. Ludw. König**, königl. preuß. Garnisonprediger. 11 Bogen. Gr. 8. 12 Gr.

Frankfurt a. M., im September 1837.

Schmerber.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Analekten
für
Frauenkrankheiten,
oder
Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes.
Herausgegeben
von einem Vereine praktischer Ärzte.
Ersten Bandes erstes und zweites Heft.
Gr. 8. Jedes Heft 16 Gr.

Aus der von Jahr zu Jahr immer stärker anschwellenden Flut medicinischer Schriften eine schätzbare Sammlung alles Gediegenen, Brauchbaren und Guten, was das Gebiet der Frauenkrankheiten betrifft, zu ziehen, ist der Zweck der Herausgeber. Sie wollen dem praktischen Arzte, welcher nicht viel auf seine Bibliothek verwenden kann oder will, für einen geringen Preis viele Werke ersetzen, aus denen er das hier Gesammelte selbst schöpfen müsste.

Leipzig, im September 1837.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen ist fortwährend zu haben:

Magdeburgisches Kochbuch, oder: Unterricht für ein junges Frauenzimmer, das Küche und Haushaltung selbst besorgen will, mitgetheilt von einer Hausmutter; neue verbesserte und vermehrte Originalauflage in 3 Bänden, 3 Thlr. 6 Gr., von denen jeder, ein für sich bestehendes Ganzes bildend, auch einzeln verkauft wird, nämlich der 1ste mit 2 Kupfern, das Tranchiren und die Anordnung der Tafeln darstellend, zu 1 Thlr. 6 Gr., der 2te zu 1 Thlr. und der 3te mit einer Wäschtabelle auch zu 1 Thlr.

Seit Erscheinen dieses Werks, dessen praktischer Werth durch den Absatz vieler Tausend Exemplare entschieden anzunehmen ist, haben viele neuerschienene Kochbücher ihre Regeln größtentheils aus demselben geschöpft und Auszüge gemacht, deren aber keiner die Vollständigkeit und Zweckmäßigkeit desselben erreicht, in welchem nicht nur Wohlgeschmack, sondern ganz besonders weise Sparsamkeit berücksichtigt worden ist und was außerdem einen reichen Schatz von nützlichen und unentbehrlichen Wirthschaftsregeln darbietet, weshalb es sich, wie wol kein Anderes, zu einem passenden fürs ganze Leben dauernden Geschenk an junge Hausfrauen ganz besonders eignet. Was den im Vergleich mit sogenannten Pfennig-Kochbüchern anscheinend hohen Preis betrifft, so dürfte er verhältnißmäßig für ein über 100 Bogen starkes Werk in der That eher billig zu nennen sein.

Creutz'sche Buchhandlung in Magdeburg.

Herabgesetzter Preis
von zwei werthvollen Werken bis zu Ostermesse 1838.

Lehrbuch
der
policeilich-gerichtlichen Chemie
von
Wilh. Herm. Georg Remer,
d. A. K. u. W. W. Doctor, königl. preuss. Regierungs- und Medicinalrathe zu Breslau.
Zwei Bände.
Dritte vermehrte und durchaus umgearbeitete Auflage.
Gr. 8. 1827. Ladenpreis 4 Thlr., jetzt 2 Thlr.

Herm. Aug. Friedrich,
Handbuch
der
animalischen Stöchiologie
oder
der thierische Körper,
seine Organe und die in ihnen enthaltenen Substanzen, in Hinsicht ihrer chemischen Bestandtheile, ihrer physischen und chemischen Eigenschaften.
Besonders für das Selbstudium entworfen.
Gr. 8. 1823. Ladenpreis 2 Thlr., jetzt 1 Thlr.

Vielfach an uns ergangenen Wünschen zu genügen, entschlossen wir uns zu dieser bedeutenden Preisermiedrigung.
Alle namhafte Buchhandlungen sind im Stande, diese Bücher von heute an für den herabgesetzten Preis zu liefern.
Helmstedt, den 24sten August 1837.
C. G. Fleckeisen'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen:
Correspondenzblatt
des
königl. würtemb. landwirthschaftl. Vereins.
Neue Folge. Band XI. Jahrgang 1837.
Erster Band. Zweites Heft.
Gr. 8. Preis des ganzen Jahrgangs 3 Fl., oder 2 Thlr.

Inhalt.

I. Aufsätze und Abhandlungen. 1) Des Flachses vortheilhafteste Cultur und Bearbeitung, mit besonderer Rücksicht auf Würtemberg. 2) Einige Bemerkungen über den Rapsbau im nördlichen Deutschland. 3) Mittheilungen über den Milchwirthschaftsbetrieb der Holsteiner. II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise. Auszüge aus den Protokollen der Centralstelle. 1) Stand der Zöglinge bei dem land- und forstwirthschaftlichen Institute zu Hohenheim im Sommersemester 1837. 2) Notiz über Blutegelzucht. 3) Victoriaweizen. 4) Eine Auswanderung, bei der man im Lande bleibt und sich redlich nährt. 5) Runkelzuckergewinnung aus getrockneten und gepulverten Rüben. 6) Unterstützungen. 7) Beiträge zur Bibliothek. 8) Beiträge zu den Sammlungen. III. Beiträge zur Vaterlandskunde. 1) Landwirthschaftliche Berichte vom Jahre 1835. a) Aus den Schwarzwaldgegenden. b) Aus Oberschwaben, hauptsächlich aus der Gegend zwischen der Donau und dem Bodensee. c) Aus der Schönbuchsgegend und dem Ammerthal. d) Von den Fildern. e) Aus dem Strohgäu. f) Aus dem untern Remsthal (von Fellbach bis Schorndorf). g) Aus der Gegend von Heilbronn. h) Aus dem Öhringenschen. i) Aus dem Ellwangenschen. 2) Über eine im Fleische der schwarzen Kirschen vorkommende Insektenlarve. IV. Auszüge und Notizen. 1) über das Branntweinbrennen. 2) Notizen über Runkelzucker. 3) Mittel gegen Engerlinge. 4) Die Pfrieme von Teneriffa (Spartium nubigenum). 5) Über die Verhütung von Viehseuchen und insbesondere über den Nutzen und Gebrauch des Viehsalzes. 6) Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Zimmerheizung und eine darauf gegründete vortheilhaftere Ofenconstruction. Literatur. 1) Edward Baines' d. J. Geschichte der britischen Baumwollenmanufactur und Betrachtungen über ihren gegenwärtigen Zustand. Aus dem Englischen frei bearbeitet von Dr. Christoph Bernoulli, Professor der industriellen Wissenschaften zu Basel. 2) Vollständige Anweisung, von seltener Schönheit und Größe Amaryllis, Astern, Aurikeln &c. theils auf die leichteste Art im freien Lande wie in Töpfen zu erziehen, sie lange zu erhalten, und theils daraus vorzüglich guten Samen zu sammeln. Meteorol. Tabellen aus Stuttgart.

Stuttgart und Tübingen, im August 1837.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:
Das Pfennig-Magazin
für Kinder.
1837. August. Nr. 31—34.

Nr. 31. *Der Fliegenpilz. Die Kinder im Obstgarten. *Die Pompejussäule. Trost der Höflichkeit. *Der Pfau. Auflösung der Räthsel im vorigen Monat. Räthsel. — **Nr. 32.** *Der Engel verkündet die Geburt Jesu den Hirten auf dem Felde. Der Monat August. *Die Lamprete. Wie sollen Kinder das anfangen? Wie eine Ziege den Wolf fing. Der rohe Edelstein. *Die Mauerspinne. Räthsel. — **Nr. 33.** *Die Gewürznelken. Wo liegt der Hund begraben? *Der Esel, von Zachariä. Die Riesentreppe. *Die Kammuschel. Das Gold und der Zahlpfennig. Räthsel. — **Nr. 34.** *Ein Beispiel indischer Frömmigkeit. Fleiß und Müßiggang. *Die Schloßruine und das Städtchen Dürrenstein. Ein Hund hilft seinem Herrn aus dem Graben. Der Mond und die Sonne. *Die Büttelsflasche. Räthsel.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste bis dritte Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.

Leipzig, im September 1837.
F. A. Brockhaus.

Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:
Die Religionssysteme
der heidnischen Völker des Orients.
Dargestellt von
P. F. Stuhr.
8. LXIII und 448 S. 2 Thlr. 16 Gr.

Diese gründliche und klare Darstellung der orientalischen Mythenwelt erstreckt sich über China, Japan, Hindostan, Hinterindien, Ceylon, die Inseln der indisch-chinesischen Meere, das Hochland und den Norden Asiens, Iran und Vorderasien mit Einschluß Arabiens. Obwol dieses Werk als einen der wichtigsten Gegenstände abschließend für sich bestehen kann, darf doch dem Publicum zu einer künftigen Fortsetzung Hoffnung gemacht werden, welche die Mythologie Ägyptens, Afrikas, des classischen Alterthums, des europäischen Nordens und der amerikanischen Völker umfassen würde.

Berlin, im August 1837.
Veit und Comp.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes ist gratis zu erhalten:

Verzeichniß
einer
Wohlfeilen juristischen Bibliothek.

Eine Sammlung von 143 Werken von größtentheils bekannten und berühmten juristischen Schriftstellern, als: Anton, Balthasar, Beck, Biener, Flintberg, Gutjahr, Hellfeld, J. G. Müller, Pfotenhauer, Schaumburg, Schmidt, Spangenberg, Starke, Tittmann, Wenck, Winkler u. A. m., welche, **mit Ausnahme weniger Artikel, auf einige Zeit für die beigedruckten bedeutend ermäßigten Preise** von unterzeichnetem Verleger geliefert werden, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

Leipzig, im August 1837.

Karl Cnobloch.

Voyage du duc de Raguse.

Vollständig ist jetzt erschienen:

Voyage du duc de Raguse en Hongrie, en Transylvanie, dans la Russie méridionale, en Crimée et sur les bords de la mer d'Azoff, à Constantinople, dans quelques parties de l'Asie mineure, en Syrie, en Palestine et en Egypte. 4 vols. 8. Paris, 1837. 12 Thlr. 12 Gr.

Ein Atlas, enthaltend 6 Karten, 5 Portraits und 12 Ansichten, wird binnen Kurzem folgen und diesem höchst interessanten Werke zur würdigen Zierde dienen.

Bestellungen darauf können durch alle Buchhandlungen an uns gerichtet werden.

Leipzig und Paris, im September 1837.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Plantarum vascularium Genera

eorumque characteres et affinitates tabulis diagnosticis exposita et secundum ordines naturales digesta.

Auctore

C. F. Meisner, M. D.
in univers. Basileensi P. P. O.

Accedit

Commentarius

exhibens

praeter adnotationes atque explicatione varias generum synonyma ed indicationes librorum in quibus descriptiones fusiores iconesque nec non specierum novarum diagnoses etc. inveniuntur.

Fasciculi 1 & 2.

Praemonenda
Tabulae p. 1—68.
Commentarius p. 1—48.

Folio. Das Heft von 15 Bogen 1 Thlr. 8 Gr.

Dieses Werk, welches ebenso für den wissenschaftlichen wie für den mehr praktischen Botaniker bestimmt ist, enthält eine bis auf die allerjüngste Zeit vollständige Aufzählung der bis jetzt aufgestellten Gattungen vasculärer Gewächse, und zwar mit dem besondern Zwecke, die Unterscheidung derselben durch Vorausstellen und gehöriges Hervorheben der vorzüglichsten diagnostischen Merkmale zu erleichtern und zugleich eine bequeme Übersicht jeder einzelnen Familie, ihrer Haupt- und Unterabtheilungen und Gattungen, sowie auch der geographischen Verbreitung der letztern, zu gewähren.

In dem Commentar theilt der Verf. alle diejenigen Angaben, Aufschlüsse und Bemerkungen mit, welche zur sichern Erreichung des vorgesteckten Zieles beitragen können, desgleichen der besten Abbildungen, ferner Angabe vorkommender Ausnahmen vom Gattungscharakter bei einzelnen Arten, kritische Bemerkungen über Bau, Verwandtschaft, Synonymie u. s. w.

Das Werk erscheint in Lieferungen von 15 Bogen, deren jede 1 Thlr. 8 Gr. kostet. Der Druck geht ununterbrochen fort. Mit 5—6 Lieferungen wird das Werk vollständig sein.

Weidmann'sche Buchhandlung
in Leipzig.

Im Verlage von Appun's Buchhandlung in Bunzlau ist soeben erschienen:

Helena.
Taschenbuch auf 1838.
Zweiter Jahrgang.
Preis 2 Thlr. 8 Gr.

Inhalt: Widmung, Sonett von Leop. Schefer; Die Blumenkönigin, Erzählung von Demselben, zu Erklärung der sechs englischen Stahlstiche: Die Blumenkönigin, Der Mutter Hoffnung, Die Witwe, Die Erwartungsvollen am Gestade, Des Seemanns erste Lection, Der Gang zur Dienstherrschaft; Mutter und Tochter, Novelle von Emerentius Scävola; Die Sphinx, Novelle von Henriette Hanke; Künstlerneid, in vier Novellen von Leopold Schefer, als: der Zar, Torregiano, Meister und Schüler, der Sohn vom Ritter Gluck; Der Gondoliere, Novelle von Karl Herloßsohn.

Soeben hat die Presse verlassen und ist im Verlage von A. D. Geisler in Bremen erschienen und in allen namhaften Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz vorräthig:

Heinecken, Ph., Dr. med.,

Die freie Hansestadt Bremen und ihr Gebiet
in topographischer, medicinischer und naturhistorischer Hinsicht.

Gr. 8. 2ter Band 1 Thlr. Beide Bände 2 Thlr.

Durch das Erscheinen des 2ten Bandes ist dieses Werk vollständig. Fast alle Blätter sprechen nur einstimmiges Lob darüber. Siehe Hufeland's Bibliothek, 1stes Stück 1837; Holscher's Annalen, Febr. 1837.

Dieser 2te Band enthält: 1) Krankheitszustand im Allgemeinen, Epidemisch-endemische Krankheiten. 2) Zustand und Verfassung des Medicinalwesens. 3) Fromme Stiftungen ꝛc. 4) Naturgeschichte, Nachträge.

Knapp's evangelischer Liederschatz.

In der unterzeichneten Verlagshandlung ist soeben erschienen und durch alle guten deutschen und schweizerischen Buchhandlungen zu haben:

Evangelischer Liederschatz

für

Kirche und Haus.

Eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christlichen Jahrhunderten,
gesammelt, systematisch geordnet und nach den Bedürfnissen unserer Zeit bearbeitet
von

M. Albert Knapp.

Zwei Bände in großem Medianoctav, zusammen 1650 Seiten mit 3590 Liedern, einer Abhandlung über das Kirchenlied und 4 Registern, nämlich einem biographischen, alphabetischen, Melodien- und Spruchregister.

Preis für 1 Exemplar auf weißem Druckpapier 3 Fl., oder 1 Thlr. 20 Gr.
" " Velinpapier 4 Fl., oder 2 Thlr. 12 Gr.
Freiexemplare bei 50 zwei, und bei 100 fünf.

Wenn sich einzelne Gemeinden in der Umgegend unmittelbar an die Verlagshandlung wenden, so wird bei Partien von 10 und mehren Exemplaren, und bei portofreiem, im Voraus und mit Zurechnung der Austragegebühr von 2 Kr. eingeschickten Betrag:

das Exemplar auf Velinpap. für 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.
und das Exemplar auf Druckpap. für 2 Fl. — Kr., oder 1 Thlr. 4 Gr.

abgegeben. Andere, zumal nicht frankirte Bestellungen bleiben ganz unberücksichtigt.

Der Verfasser suchte in dieser umfassenden Sammlung es der evangelischen Kirche Deutschlands thatsächlich vor Augen zu legen, was sie an guten geistlichen Liedern besitzt, und dadurch einen Beitrag zu der so wünschenswerthen Gestaltung eines deutschen evangelischen Nationalgesangbuchs zu geben. Zu dieser Arbeit bewog ihn vorzüglich die große Dürftigkeit der meisten Kirchengesangbücher und der Blick auf die verkehrten Grundsätze, wonach viele derselben gefertigt sind; sodann aber auch der innige Wunsch, in jeder deutschen evangelischen Familie ein recht vollständiges, gediegenes und allen Bedürfnissen genügendes geistliches Liederbuch zu sehen, das in Freude und Leid ein echter Hausschatz wäre. Daher wurden nicht allein die sämmtlichen evangelischen Kernlieder, sondern auch viele Hundert andere meist verschollene oder ganz unbekannte Gesänge in zarter, den billigen Foderungen des Christengeschmacks entsprechender Bearbeitung aufgenommen, also daß blos die Sprachfehler, Sprachhärten und alle unpassende Bilder entfernt, das Gepräge der Lieder selbst jedoch und der einfache evangelische Geist unverkürzt gelassen wurden. Das Ergebniß hiervon dürfte dieses sein, daß eine bedeutende Zahl bisher wenig beachteter Lieder den bekanntern Kernliedern nun würdig zur Seite steht, und der brauchbare Liedervorrath der deutschen Kirche einen ansehnlichen Zuwachs gewonnen hat.

Die unterzeichnete Verlagshandlung hat nicht nur für schönen, auch ältern Augen leserlichen Druck, und gutes, dauerhaftes Papier gesorgt, sondern auch den Preis aufs niedrigste gestellt, damit dieser umfassende Liederschatz ein wahres Volksbuch werden und auch in die Häuser der Unbemittelten den Weg finden könne. Möge diese redliche Absicht durch Mitwirkung vieler Freunde des evangelischen Christenthums wohlwollend und kräftig befördert werden.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Naundorff — Louis XVII.

Von Paris empfingen wir soeben und ist durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

Naundorff, ou Mémoire à consulter sur l'intrigue des deux derniers faux Louis XVII, suivi des jugemens et condamnations d'Evagault, sous le consulat; de Mathurin Bruneau, sous la restauration; et du baron de Richemont, sous le gouvernement actuel. Par *A. F. V. Thomas.* 8. Paris, 1837. 2 Thlr.

Leipzig und Paris, im September 1837.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Verlag der Creutz'schen Buchhandlung
in Magdeburg.

Grundriß der allgemeinen Weltgeschichte für die mittlern Classen der Gymnasien und anderer höhern Lehranstalten, von F. Heinzelmann. 6 Gr.

Erheiterungs-Lectüre.

Soeben ist bei F. H. Köhler in Stuttgart erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Anekdoten scherzhaften Inhalts.

4tes Bändchen. Eleg. geh. 24 Kr., oder 6 Gr.

Mit diesem 4ten Bändchen ist diese Anekdotensammlung, welche sich durch Reichthum (sie enthält über 1300 Nummern), guten Geschmack in der Auswahl und sehr viele nie gedruckte Artikel auszeichnet, vorläufig beendigt, und sollte in keiner Bibliothek fehlen, da sie ein unerschöpfliches Aufheiterungsmittel bildet und ergiebigen Stoff zum Wiedererzählen in fröhlichen Cirkeln enthält.

Verlag der Creutz'schen Buchhandlung
in Magdeburg.

Andreae, Reg. R. Dr. A., Grundriss der allgemeinen und speciellen Augenheilkunde. Mit 3 Abbild. Bl. 2 Hefte, jedes 18 Gr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XXXVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Verzeichniss der Vorlesungen,

welche

an der königlich bairischen Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen

im Winter-Semester 1837 — 38 gehalten werden sollen.

Der gesetzliche Anfang derselben ist der 19te October.

Theologische Facultät.

Dr. Kaiser: Übungen des exegetischen Seminars der alt- und neutestamentlichen Abtheilung, die Salomonischen Sprüchwörter, die christliche Moral, oder die biblische Isagogik. — Dr. Engelhardt: Übungen des kirchenhistorischen Seminars, Kirchengeschichte. — Dr. Olshausen: die biblische Dogmatik, den Brief an die Römer, die Leidensgeschichte nach den vier Evangelisten. — Dr. Höfling: Übungen des homiletischen und des katechetischen Seminars, Theorie des geistlichen Cultus, oder Homiletik und Liturgik. — Dr. Harleß: theologische Encyklopädie, das Evangelium Johannis. — Dr. Krafft: Dogmatik. — Dr. von Ammon: Übungen im Pastorialinstitute, Symbolik und Polemik.

Die vier angestellten Repetenten werden unter Aufsicht und Leitung des königl. Ephorus wissenschaftliche Conversatorien in lateinischer Sprache und Repetitorien für die Theologie Studirenden in vier Jahrescursen halten.

Juristische Facultät.

Dr. Bucher: Institutionen des römischen Rechts, äußere und innere Geschichte desselben, römisches Erbrecht. — Dr. Schmidtlein: Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, Criminalrecht mit steter Rücksicht auf das bairische Strafgesetzbuch v. J. 1813, die Lehre von der Zurechnung. — Dr. E. A. Feuerbach: deutsches Privatrecht, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. — Dr. Stahl: Kirchenrecht, Rechtsphilosophie und Politik. — Dr. Albrecht: Theorie des gemeinen deutschen ordentlichen Civilprocesses, Civilproceßprakticum nach der Grundlage des bairischen Proceßrechts mit schriftlichen Ausarbeitungen, die Abweichungen des bairischen ordentlichen Civilprocesses von dem gemeinen deutschen. — Dr. Hunger: das bairische Civilrecht, die Lehre von den gerichtlichen Klagen und Einreden. — Dr. von Scheurl: äußere und innere Geschichte des römischen Rechts, das vierte Buch der Institutionen des Gajus.

Medicinische Facultät.

Dr. Henke: Examinatorium in lateinischer Sprache über specielle Pathologie und Therapie, specielle Pathologie und Therapie der acuten Krankheiten, die praktischen Übungen in der medicinischen Krankenhausklinik und Poliklinik. — Dr. Fleischmann sen.: die menschliche pathologische Anatomie, die menschliche specielle Anatomie, das medicinisch-forensische Prakticum, Secirübungen. — Dr. Koch: Anleitung zum Studium der Kryptogamie Deutschlands, specielle Pathologie und Therapie der chronischen Krankheiten. — Dr. Leupoldt: Anthropologie und Psychologie und Diätetik, Geschichte der Medicin, den jatrosophischen Verein. — Dr. Jäger: theoretische Chirurgie und Augenheilkunde, die chirurgisch-augenärztliche Klinik. — Dr. Roßhirt: geburtshülfliche Klinik in Verbindung mit den Touchirübungen und den Manual- und Instrumentaloperationen am Fantom, Frauenzimmerkrankheiten, Krankheiten neugeborener Kinder. — Dr. Wagner: Geschichte der wichtigsten anatomischen-physiologischen Entdeckungen und des Einflusses derselben auf die praktischen Zweige der Medicin, Encyklopädie und Methodologie der Medicin und Naturkunde, in Verbindung mit Literärgeschichte. — Dr. Trott: über mehre neue Arzneimittel, Semiotik, Diätetik. — Dr. Fleischmann jun.: Osteologie und Syndesmologie, Homöopathie, chirurgische Anatomie, Conversatorium über die wichtigsten Lehren der Medicin in Bezug auf Homöopathie.

Philosophische Facultät.

Dr. Mehmel: Einleitung in die Philosophie, Logik und Metaphysik, Psychologie. — Dr. Harl: Staatswirthschaft oder Nationalökonomie, Policeiwissenschaft in Verbindung mit dem Policeirecht, Finanzwissenschaft, Conversatorium über die wichtigsten Disciplinen der Staatswirthschaftslehre. — Dr. Köppen: Geschichte der französischen Revolution von 1789, Logik und Metaphysik, Ästhetik. — Dr. Kastner: Encyklopädische Übersicht der gesammten Naturwissenschaft, Geschichte der Physik und Chemie, allgemeine Experimentalchemie, Gewerbschemie. — Dr. Böttiger: Theorie und allgemeiner Theil der Statistik, allgemeine Geschichte, Geschichte der Deutschen. — Dr. Rückert: Sanskritgrammatik, die kleinern hebräischen Propheten. — Dr. Döderlein: Übungen des philologischen Seminars, die Annalen des Tacitus mit lateinischen Stylübungen, die philologische Encyklopädie. — Dr. von Raumer: Krystallkunde, allgemeine Naturgeschichte. — Dr. Kopp: Hodegetik des akademischen Studiums, Senecae Quaestiones Naturales, Aristotelis Topica. — Dr. von Staudt: analytische Geometrie, Differential- und Integralrechnung. — Dr. Fabri: Encyklopädie der Kameralwissenschaften, Stöchiometrie. — Dr. Drechsler: hebräische Sprache, ausgewählte Abschnitte des Koran für Anfänger im Arabischen. — Dr. Winterling: Ästhetik. — Dr. E. J. Richter: Aulularia des Plautus, ausgewählte Horazische Gedichte, römische Alterthümer, Disputatoria. — Dr. Martius: Pharmakognosie, Toxikologie. — Dr. Irmischer: Handschriftenkunde. — Dr. Leutbecher: Methodologie des akademischen Studiums, allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften, Staatspädagogik. — Dr. Hofmann: Geschichte der alttestamentlichen Weissagung. — Dr. Hagen: Geschichte des Mittelalters, Geschichte der römischen Republik. — Lector Dr. Doignon: Voltaire's Poëmes et Discours en vers, französischen Privatunterricht, französische Übungen und Conversatorien. — Lector Dr. Otto: Spanisch oder Italienisch; Englisch, Holländisch.

Die Fechtkunst und Gymnastik lehrt Dr. Roux; die Zeichenkunst Küster; die Tanzkunst Hübsch.

Die Universitätsbibliothek ist jeden Tag (mit Ausnahme des Sonnabends) von 1—2, das Lesezimmer in denselben Stunden und Montags und Mittwochs von 1—3, das Naturalien- und Kunstcabinet Mittwochs und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet.

Scott's Leben und Memoiren.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

Memoirs
of the
Life of Sir Walter Scott.
By ***J. G. Lockhart,*** Esq.,
his son-in-law and literary executor.

In three volumes.

In-8. Paris, 1837. 6 Thlr. 16 Gr.

Dieses höchst interessante Buch, über welches sich die Nrn. 62, 252 und 253 **der Blätter für literarische Unterhaltung**, auf die wir uns hiermit zu verweisen erlauben, ausführlich aussprechen, wird den zahlreichen Freunden Walter Scott's eine willkommene Gabe sein.

Leipzig und Paris, im September 1837.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Bulwer's Werke.

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der östreichischen Monarchie zu erhalten:

E. L. Bulwer's sämmtliche Werke.

Aus dem Englischen von Dr. G. N. Bärmann. 40ster—43ster Theil, enthaltend:

Athens
Aufschwung und Fall.
1ster—4ter Theil. Geh. Preis 1 Thlr.

Die früher erschienenen 39 Theile von „**Bulwer's Werken**" sind jetzt wieder vollständig zu haben und enthalten:

Bd. 1— 4. **Eugen Aram**; 4 Thle. à 9 Groschen.
» 5— 8. **Pelham**; 4 Thle. à 9 Groschen.
» 9—12. **England und die Engländer**; 4 Thle. à 6 Groschen.
» 13—16. **Der Verstoßene**; 4 Thle. à 6 Groschen.
» 17—20. **Paul Clifford**; 4 Thle. à 6 Groschen.
» 21—22. **Die Pilger am Rhein**; 2 Thle. à 6 Groschen.
» 23—26. **Devereux**; 4 Thle. à 6 Groschen.
» 27—30. **Pompejis letzte Tage**; 4 Thle. à 6 Groschen.
» 31. **Falkland**; 1 Theil. 6 Groschen.
» 32—34. **Der Gelehrte**; 3 Thle. à 6 Groschen.
» 35—38. **Rienzi, der letzte Tribun**; 4 Thle. à 6 Groschen.
» 39. **Die Herzogin de la Vallière**; 1 Theil. 6 Groschen.

Diese Ausgabe zeichnet sich nicht nur durch elegante Ausstattung und billigen Preis aus, sondern sie erhält auch dadurch vorzüglichen Werth, daß sämmtliche Werke von ein und demselben, und zwar von einem anerkannt guten Übersetzer verdeutscht worden sind.

Durch ihr ansprechendes Äußere ist dieselbe besonders zu Geschenken zu empfehlen.

Zur Beantwortung mehrer an uns gemachten Anfragen bemerken wir, daß diese Ausgabe später nicht im Preis herabgesetzt werden wird.

Zwickau, den 1sten September 1837.

Gebrüder Schumann.

An alle Buchhandlungen wurde soeben verschickt:

Staatsrechtliche Bedenken
über das
Patent Sr. Majestät des Königs Ernst August von Hanover
vom 5ten Juli 1837.
Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.
Preis 24 Kr., oder 6 Gr.

Die genannten staatsrechtlichen Bedenken sind auch in der ersten noch unvollkommenen Abfassung, welche die Allgemeine Zeitung lieferte, mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden. Von dem Eindruck, welchen sie hervorgebracht haben, spricht unter Anderm ein Artikel vom 27. Juli aus Hanover im Deutschen Courier vom 2ten August mit folgenden Worten: „den größten Eindruck machte aber das unmaßgebliche Gutachten in der Allgemeinen Zeitung, und gewiß nicht ohne Grund, denn es ist dies eine Abhandlung, von der jedes Wort in Gold gefaßt zu werden verdient. Wer könnte, wenn er dieses Gutachten gelesen, noch zweifelhaft sein ꝛc." Wir dürfen erwarten, daß der besondere Druck, welchen wir als zweite umgearbeitete und vermehrte Ausgabe ankündigen, sich bei seiner genauern Fassung, schärfern Beweisführung und größern Vollständigkeit desselben Beifalls erfreuen wird.

Stuttgart und Tübingen, im August 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Th. Pergay in Aschaffenburg ist soeben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu finden:

MITTHEILUNGEN AUS SPANIEN über Land und Volk, Wissenschaft und Kunst, die jetzige politische Umwälzung und den Krieg. Gesammelt und übersetzt von *J. B. von Pfeilschifter.* 1ste Lieferung. Preis 12 Gr., oder 54 Kr.

Der Herausgeber beabsichtigt, aus spanischen Zeitschriften aller Farben, von denen ihm mehre regelmäßig zugekommen, interessante Fragmente auszuheben und dem deutschen Publicum mitzutheilen. Diese erste Lieferung enthält: 1. Belagerung und Entsetzung von Bilbao; amtliche Berichte und Tagebücher. — 2. Gefecht bei Bunol. — 3. Stand der Streitmacht beider Parteien; mit officiellen Standlisten und interessanten Notizen über die Generale des Don Carlos. — 4. Charakter der Kriegführung; aus den Zeitungen von Madrid und Onate. — 5. Regierung des Don Carlos. — 6. Zustand der Provinzen; sehr belehrende Notizen aus den öffentlichen Blättern. — 7. Der Justizbeamte von Senabria. — 8. Die neue Verfassung; eine treue Übersetzung derselben nach dem spanischen Original. — 9. Biographische Skizzen und Nekrologe. — 10. Wissenschaft, Kunst und Literatur. (Das Athenäum zu Madrid; Recensionen neuer Werke; die Zeitschriften.) — 11. Proben der neuesten Poesie der Spanier. — 12. Miscellen. — Bei einer auch nur flüchtigen Durchsicht dieser Lieferung wird man diese Fragmente ebenso anziehend als belehrend finden. „Es sind", sagt der Herausgeber, „Actenstücke zur politischen und Culturgeschichte, deren Würdigung er den Lesern selber anheimstellt, Actenstücke, die, in ihrem Zusammenhange geprüft, von den politischen, religiösen und wissenschaftlichen Zuständen, von der Gesinnung und Handlungsweise der Parteien, ihren Mitteln und Wegen, von dem Bildungsgange der Nation u. s. w. ein treueres und vollständigeres Bild gewähren dürften als die in unsern Zeitungen zerstreuten Notizen, deren Werth er darum nicht verkennen wolle." Eine zweite Lieferung wird in Kurzem nachfolgen und unter Andern die Verhandlungen der Cortes über die kirchlichen Reformen und einen Auszug aus den soeben erschienenen Memoiren des Generals Cordova enthalten.

Vom 1sten October dieses Jahres an erscheint in der unterzeichneten Verlagshandlung die neue

Leipziger Allgemeine Zeitung,

Motto: Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz!

Diese Zeitung wird eine fortlaufende Darstellung der Zeitgeschichte geben, die durch Mittheilung aller historisch wichtigen Nachrichten das Bedürfniß des Augenblicks befriedigen, aber auch nach der Vollständigkeit einer geschichtlichen Quelle für die Nachwelt streben, und in ihren Berichten und den auf Thatsachen gestützten Ansichten und Urtheilen die **strengste Unparteilichkeit** sich zum Gesetze machen soll. Bei vorzüglicher Beachtung aller Erscheinungen im Staatsleben wird sie überhaupt der Entwickelung des gesellschaftlichen Zustandes in all ihren Richtungen folgen und daher auch auf **wichtige politische und statistische Schriften**, auf bedeutsame Leistungen im Gebiete der **Kunst** und auf das gewerbliche Leben, wie es sich im **Handel** und in der **Industrie** entwickelt, fortdauernd geeignete Rücksicht nehmen. Wichtige, das Interesse des öffentlichen Lebens berührende Zeitfragen sollen vom wissenschaftlichen Standpunkte erwogen werden, ohne sie jedoch in das Gebiet der Schule hinüberzutragen. Jedem Jahrgange wird ein genaues und vollständiges **Register** beigegeben werden.

Die **Leipziger Allgemeine Zeitung**, welcher die geographische Lage Leipzigs und seine Bedeutung als Universität, als Handels- und Meßplatz, als Centralpunkt des deutschen Buchhandels besondere Begünstigung gewähren dürften, wird **täglich**, auch an Sonn- und Feiertagen, **Abends** in einem ganzen Bogen Hochquart mit gespaltenen Columnen und wenn nöthig mit Beilagen, ausgegeben werden, und daher die am Nachmittag in Leipzig ankommenden Nachrichten und Curse schon Abends, wenn auch nur kurz mittheilen, um am folgenden Tage das Wichtigere ausführlich zu besprechen. Es wird dadurch möglich, die Zeitung Abends mit den von hier nach allen Richtungen abgehenden Posten zu versenden. Der Besitz eines reichen Materials an Zeitungen aller Länder und die Mitwirkung der bereits gewonnenen Correspondenten in den meisten deutschen Hauptstädten und in fremden Staaten werden uns in Stand setzen, unserer Zeitung einen Anspruch auf den Namen einer **Originalzeitung** zu geben.

Beiträge für die **Leipziger Allgemeine Zeitung** bitten wir durch die Post an die Redaction zu senden und wir ersuchen Alle, die durch ihre Verhältnisse zu interessanten Mittheilungen berufen sind, um ihre Theilnahme, die wir angemessen honoriren werden.

Inserate aller Art, für deren schnelle und allgemeine Verbreitung die örtlichen Verhältnisse Leipzigs besondere Vortheile darbieten, werden wir in die Zeitung selbst oder in die Beilagen aufnehmen und den Raum einer Zeile mit 1½ Gr. berechnen.

Der Preis für das Vierteljahr beträgt 2 Thlr. 12 Gr. Vorauszahlung, und den ausschließenden **Debit** für das In- und Ausland hat die **königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig** übernommen, an welche sich alle Postämter mit ihren Bestellungen wenden wollen.

Leipzig, 15ten August 1837.

F. A. Brockhaus.

Rust, Joh. Nep. (königl. preuss. Präsident etc. in Berlin), Helkologie, neue Bearbeitung. 1stes u. 2tes Heft, jedes von 12 Bogen Text und 2 ausgemalten Kupfertafeln. Folio. Das Heft 1 Thlr. 16 Gr.

Dieses Werk ist zwar nicht eigentlich zum Ausgeben in Heften oder sogenannten Lieferungen bestimmt, um aber vielfachen desfallsigem Verlangen zu genügen, sollen es Diejenigen, welche sich fest zur Abnahme des Ganzen verbindlich machen, ausnahmsweise in Heften erhalten, so oft eine Anzahl Bogen des Textes und eine oder einige Kupfertafeln fertig sind. Das Ganze wird von 12 auf das sorgfältigste ausgemalten Kupfertafeln begleitet sein, sie werden aber nur in der Folge geliefert, in welcher sie aus den Händen der Künstler kommen, und können erst nach Beendigung des Werkes geordnet eingebunden werden.

Sundelin, Karl (weil. Dr. u. Prof. in Berlin), Taschenbuch der ärztlichen Receptirkunst und der Arzneiformeln, nach den Methoden der berühmtesten Ärzte. 2 Bändchen in Taschenformat. Dritte, von Dr. J. C. Albers, königl. preuss. Med.-Rath, verb. und verm. Auflage. Geb. 1 Thlr. 18 Gr.

Troschel, M. (Dr.), Recepttaschenbuch, eine Sammlung bewährter Arzneiformeln zur Erleichterung des Studiums, besonders für angehende Chirurgen. Taschenformat. Geb. 21 Gr.

Vogel, P., u. Dr. Brennecke (Lehrer in Berlin), Praktisches Rechenbuch für die untern und mittlern Classen der Gymnasien, Gewerbe- und Bürgerschulen. 1ster Theil. 8. 12 Gr. Die Auflösungen dazu 12 Gr.

Wigand, C. A. (Prof. in Berlin), Kurze Übersicht über die Formen des Homerischen Dialects, als Einleitung in die Lecture des Homer. 3te verbesserte Auflage. Gr. 8. 6 Gr.

Medicinische Zeitung, herausgegeben von dem Verein für Heilkunde in Preussen (unter Rust's Präsidio). 6ter Jahrgang, 1837. Folio. Wöchentlich 1 — 1½ Bogen. 3 Thlr. 16 Gr.

Die ersten 5 Jahrgänge dieser Zeitung, 1832 — 36, sind zu dem ermässigten Preise von 5 Thlr. (statt 15 Thlr. 22 Gr.) zu haben, einzeln kostet der Jahrgang 1832, 1 Thlr. 6 Gr., die folgenden, 1833 — 36, 1 Thlr. 8 Gr.

Das Gutenbergsfest.

Bei Karl Körner, Buchhändler in Frankfurt a. M., ist soeben erschienen und durch alle übrigen Buchhandlungen gegen baar zu beziehen:

Die drei Tage
der Enthüllungsfeier des
Gutenberg-Monuments
am 14ten, 15ten und 16ten August 1837.

Mit einem Vorworte von Dr. K. H., den vollständigen Festreden und stattgehabten Discussionen, den Verzeichnissen der bei dieser festlichen Gelegenheit eingegangenen typographischen Festgeschenken und den Namen der versammelt gewesenen Buchhändler, Buchdrucker ꝛc. ꝛc.

3 Bogen. Gr. 8. Brosch. Preis 24 Kr., oder 6 Gr.

Der Ertrag dieses Schriftchens, welches eine vollständige und doch kurzgefaßte Beschreibung der dreitägigen Festlichkeiten liefert, die mit so großer Befriedigung aller daran Theilgenommenen bei Gelegenheit der Enthüllung des Gutenberg-Monuments zu Mainz statthatten, ist als Beitrag zu der Kostenbestreitung der Errichtung jenes schönen, welthistorischen Monuments bestimmt. Es ist deshalb zu erwarten, daß dies nur 24 Kr. kostende Schriftchen nah und ferne recht zahlreiche Abnehmer finden werde!

Im Verlage von H. Schmidt & v. Cossel's Rathsbuchhandlung zu Wismar hat soeben die Presse verlassen:

Charaktere und Situationen.

Vier Bücher
Novellen, Skizzen, Wanderungen auf Reisen und durch die neueste Literatur.
Von
Theodor Mundt.

Der bekannte geistreiche Verf. liefert hier in zwei Bänden unter den Rubriken: **I. Novellen. II. Deutsche Gestalten und Richtungen. III. Skizzen. IV. Charaktere und Probleme**

im ersten Theile:	im zweiten Theile:
Antoniens Bußfahrten.	Die Helgolanderinnen.
Der Bibeldieb.	Ein frommer Tag in Neuwied.
Rahel und ihre Zeit.	Lebensmagie. Wirklichkeit und Traum.
Immermann und das Jahrhundert der Epigonen.	Ereignisse auf einer Kunstausstellung. (Berlin, 1836.) Fragmente.
Die Zerrissenheit im deutschen Roman.	George Sand und die sociale Speculation.
Die philosophische Bildung der jungen Generation.	Ludwig Tieck, Leben und Poesie.
Die Dichtung der Übergangsepoche.	Rückblicke von Eduard Gans.
Deutsche Höflichkeit.	Erinnerung an Schönborn und an das Leben des achtzehnten Jahrhunderts.
Wiener Humor.	Wetterprobleme der Zeit.
Seydelmann.	Philosophie der Geschichte.

Preis für beide Bände elegant gedruckt auf Velinpapier und broschirt 3 Thlr.

Verlag der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg.

Roloffs, Dr. J. C. H., Anleitung zur Prüfung der Arzneikörper bei Apothekenvisitationen, für Physiker, Ärzte und Apotheker. Vierte vom Prof. Lindes umgearbeitete Auflage. 4. 18 Gr.

Victor Hugo's Werke.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

Oeuvres complètes
de
Victor Hugo.

Ornés d'un portrait de l'auteur sur acier et des vignettes sur bois.

Deux volumes grand in-8. Bruxelles, 1837.

10 Thlr. 12 Gr.

Diese Ausgabe enthält auch das erst kürzlich erschienene neueste Werk des Verfassers: „Les voix intérieures", ist also ganz vollständig.

Leipzig und Paris, im September 1837.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XXXVIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur
von

BROCKHAUS & AVENARIUS
in Leipzig und Paris.

Die Unterzeichneten empfehlen ihr Etablissement in Leipzig und Paris zur Übergabe von Aufträgen bei Bedarf deutscher Werke sowol, als auch der Erscheinungen der französischen, englischen, italienischen und änderer Literaturen des Auslandes, welche sie, unterstützt durch ein bedeutendes Lager älterer und neuerer Werke, möglichst schnell und mit grösster Sorgfalt ausführen werden. Ebenfalls erbieten sie sich, antiquarische und Auctionskataloge, Prospecte und dergl. ihren Geschäftsfreunden zukommen zu lassen, Aufträge für Auctionen in Paris zu übernehmen, sowie der Beförderung von Paketen an dortige Gelehrte und wissenschaftliche Institute gegen billige Entschädigung sich zu unterziehen. Zugleich empfehlen sie sich zur Übernahme des Haupt-Commissions-Debits neuer Werke für den deutschen und ausländischen Buchhandel.

Eine regelmässige Übersicht der neuen Erscheinungen der ausländischen Literatur gewährt das „*Bulletin bibliographique de la littérature étrangère*", welches seit Juli d. J. monatlich zweimal erscheint und **gratis** ausgegeben wird.

Leipzig und Paris, im September 1837. **_Brockhaus & Avenarius._**

In meinem Verlage erschien soeben:

Italia.

Mit Beiträgen von A. Hagen, A. Kopisch, H. Leo, K. Fr. v. Rumohr, K. Witte und Andern. Herausgegeben von Alfr. Reumont. Mit einem Titelkupfer nach E. Magnus. 8. Eleg. cart. 2 Thlr.

Die Tendenz dieses aus der Vereinigung ausgezeichneter Schriftsteller hervorgegangenen Werkes ist wesentlich neu und modern, sie will Italien nach seinen allseitigen, seinen romantischen, historischen und literarischen Interessen in lebensvollen Einzelnbildern darstellen, die in musivischer Zusammenstellung ein Ganzes zu bilden bestimmt sind. Es wechseln zu diesem Zweck Novellen mit Aufsätzen, Abhandlungen, Schilderungen und Gedichten, denen sämmtlich ein reicher mannichfaltiger Inhalt einwohnt.

Dieser innern Vortrefflichkeit entspricht die äußere Ausstattung, sodaß die Italia zugleich zu den elegantesten wie zu den gediegensten literarischen Erscheinungen der Gegenwart gehört und daher in jeder Beziehung dem Publicum empfohlen werden kann.

Berlin, im September 1837.

Alexander Duncker.

Zu Anfang des Jahres wurden von der Rein'schen Buchhandlung in Leipzig versandt:

Müller, Dr. Rud., Studien im Fache der Dramatik. 1ster Band: Das antike und moderne Drama, entwickelt und verglichen aus dem Standpunkte der zeitlichen Religion. In 3 Lieferungen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Zu Empfehlung des Verfassers brauchen wir wol wenig zu bemerken, da er durch sein Mitwirken an einigen gelehrten Zeitschriften Deutschlands, wie durch selbständige Arbeiten, namentlich auch im Fache der redenden Künste, wie seine Schrift „Zur Homiletik" ꝛc. zeigt, bereits hinlänglich bekannt und ihm von unbefangenen Richtern im Gersdorf'schen Repertorium, im Propheten, in der Literarischen Zeitung von Büchner, der Schweizerischen evangelischen Kirchenzeitung u. s. w. „Talent und Scharfsinn, Selbstdenken und Eigenthümlichkeit, Neuheit des Gedankens, Gründlichkeit und Freimüthigkeit der Darstellung" ꝛc. zugestanden ist.

Der erste Abschnitt des hier angezeigten Werkes entwickelt das antike Drama aus dem sogenannten Heidenthume der griechisch-römischen Geschichtswelt, der zweite das moderne Drama aus dem zeitlichen Christenthume, und der dritte vergleicht und würdigt beide, mit besonderer Rücksicht auf die Bedeutung des erstern für das letztere, aus dem kritischen Stand- und Geschichtspunkte der Religion. — Ein Anhang dürfte vielleicht noch kurz auf das indische Drama u. s. w. eingehen und ebenso die Ursachen erörtern, welche dem Mangel eines Dramas in der altgermanischen oder nordischen, und der hebräischen Poesie zu Grunde liegen.

Das zweite Stück, betitelt: „Ludwig Uhland als Dramatiker", wird in strenger Analyse seiner bisherigen Leistungen in diesem Fache und einer darauf gestützten Würdigung seines dramatischen Talentes, als einer wesentlichen Ergänzung seines lyrischen Hauptcharakters, bestehen, um die zu wenig gewürdigten Verdienste dieses Dichters auch um das deutsche Drama zu der gebührenden Anerkennung zu bringen.

Das dritte Stück endlich: „Die Skepsis im modernen Drama", wird die verschiedenen Gestalten betrachten, in welchen der letzte Entstehungsgrund des Dramas, der Zweifel an dem Glauben, selbst zum Gegenstande und Inhalte des modernen Dramas sich erhoben, und demnach sowol einige spanische Stücke, als namentlich die Hauptbearbeitungen der deutschen Volkssage von Faust, kurz charakterisiren.

Herabgesetzter Preis
eines allgemein interessanten Werkes.

Friedrich Buchholz,
Historisches Taschenbuch,
oder
Geschichte der europäischen Staaten
seit dem Frieden von Wien.
XXI Bände.

Die ersten zehn Jahrgänge oder 13 Bände dieses Werkes wurden bereits vor zehn Jahren von 26 Thlr. auf 6 Thlr. 12 Gr. herabgesetzt, und es ist dadurch der damals bedeutende Vorrath dieser Bände bis auf wenige Exemplare vergriffen worden. Seit jener Zeit sind nun abermals 8 Bände davon erschienen (die Begebenheiten der Jahre 1825—31 enthaltend), welche zusammen 16 Thlr. kosten. Da aber eine solche Ausgabe für viele Geschichtsfreunde und Besitzer der erstern Bände wieder erschwerend geworden ist, so erbietet sich der unterzeichnete Verleger, diese 8 Bände für 5 Thlr. — einzelne Bände aber statt zu 2 Thlr. für 16 Gr. — abzulassen, sodaß nun der Preis des Werkes in 21 Bänden von 42 Thlr. auf 11 Thlr. 12 Gr. ermäßigt ist. Der soeben erschienene 22ste Band kostet 2 Thlr. Ganz complet also ist dieses für die neueste Geschichte so höchst interessante und wichtige Werk für 13 Thlr. 12 Gr. zu haben.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Berlin, im September 1837.

Th. Chr. Fr. Enslin.

Soeben ist erschienen:

Französisch-deutsche
und
deutsch-französische
Schul-Grammatik,
oder
genauer Auszug aus der praktischen und vollständigen Sprachlehre nach dem im Dictionnaire de l'Académie von 1835 enthaltenen Grundsätzen bearbeitet von **Gerard** und **Brüstlen.**

In Lieferungen von 8 Bogen zu 9 Gr., oder 36 Kr.

Die vor Kurzem erschienene neue Ausgabe des Dictionnaire de l'Académie, welche in vielen Beziehungen von den frühern abweicht, manche Punkte festsetzt, die bisher unentschieden waren, manchen Irrthum berichtigt, den die Akademie selbst bestätigt hatte, mußte eine allgemeine Umarbeitung aller Sprachlehren herbeiführen und bestimmte auch die Herren Verfasser, diese Schulgrammatik jenen Grundsätzen genau anzupassen und mit Berücksichtigung der neuesten Sprachforschungen zu bearbeiten. Das Ganze zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen eine jede ein für sich bestehendes Werk bildet, „Sprachlehre" und „Übungsstücke"; die erstere wird in möglichster Kürze Alles darstellen, was beide Sprachen uns Wichtiges darbieten, die letztern aber werden Das praktisch geben, was die Sprachlehre theoretisch enthält, sie werden reichhaltig, belehrend und unterhaltend sein, und indem sie auch mit Noten versehen sind und Aufgaben über beide Sprachen enthalten, werden sie für sich allein, wie die Grammaire en exemples, sowol für Anfänger als für Solche, die sich schon Kenntnisse erworben haben, sehr brauchbar sein. Wir sind daher bei der anerkannten Gründlichkeit der Herren Verfasser, die ihren Beruf in diesem Fache schon hinlänglich bewährt haben, überzeugt, daß dieser Sprachlehre die günstige Aufnahme zu Theil wird, die sie mit Recht verdient.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Bei mir ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Zwei Mal zweiundfunfzig auserlesene
Biblische Historien
aus dem
Alten und Neuen Testamente,
zum Besten der Jugend verfaßt von
Johann Hübner.
Aufs Neue durchgesehen und für unsere Zeit angemessen verbessert von
David Jonathan Lindner.
Die 105te der alten, oder 4te der neuen vermehrten und ganz umgearbeiteten und verbesserten Auflage.
8. 8 Gr.

Diese neue Auflage des bewährten Schulbuchs dürfte ein neuer Beweis seiner Brauchbarkeit und der zeitgemäßen Bearbeitung mit Recht genannt werden.

Leipzig, im September 1837.

F. A. Brockhaus.

In der Fleckeisen'schen Buchhandlung in Helmstedt ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Joh. Fr. Lorenz,
Grundriß der reinen Mathematik.
Herausgegeben von Dr. Ch. Lud. Gerling.
Mit 11 Kupfertafeln.
Zweite Ausgabe, zweiter unveränderter Abdruck, oder des ersten Theiles erste Abtheilung sechste Ausgabe.
Gr. 8. 1837. Preis 22 Gr.

Da dieser erste Cursus eine Zeit lang im Buchhandel gefehlt hat, so bringen wir das nunmehrige Fertigsein des allbekannten sehr nützlichen Lehrbuchs wieder in Erinnerung. Mit diesem Theile ist nun das ganze Werk wieder complet zu haben.

Für Freunde und Lehrer der deutschen Sprache.

Bei Orell, Füßli u. Comp. in Zürich ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die
Lieder der Edda
von
den Nibelungen.
Stabreimende Verdeutschung nebst Erläuterungen
von
Ludwig Ettmüller.
Gr. 8. 1 Thlr., oder 1 Fl. 30 Kr.

☞ Diese zweckmäßige Bearbeitung der Edda-Lieder hat bereits Anerkennung gefunden (vide Rec. Lit.-Blatt zum Morgenblatt Nr. 70) und ist an mehreren Gymnasien eingeführt.

Im Verlage der Nicolai'sche Buchhandlung in Berlin ist soeben erschienen:

Die spanische Frage,
oder:
Wer ist von Rechtswegen König von Spanien?
Aus dem Französischen des Generals D.r....t.
Geheftet. Preis 12 Gr.

In dem Augenblicke, wo das Schicksal des spanischen Königreiches sich einem Wendepunkte nähert, wird es gewiss von allgemeinem Interesse sein, eine gründliche Beleuchtung des Rechtspunktes zu haben, auf den es hier vorzüglich ankommt. Diesen zu bezeichnen ist der Zweck obiger Schrift. Möchte die Stimme eines unbefangenen und vorurtheilsfreien Beobachters in dem mistönigen Geschrei der Leidenschaften nicht ganz überhört werden.

Deutsches Nationalwerk für alle Stände.

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Deutschen

von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten

von

Wolfgang Menzel.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage

in

Einem Bande in zwei Abtheilungen,

mit dem wohlgetroffenen Bildniß des Verfassers in Stahl, und einem Register.

Preis für beide Abtheilungen 8 Fl. 45 Kr., oder 5 Thlr..

Da der Name des Verfassers als Schriftsteller längst, wie neuerdings als freisinniger muthvoller Volksvertreter ruhmvollst bekannt ist, und auch schon die frühern Auflagen dieses Werkes mit so großem Beifall aufgenommen wurden, so glauben wir nur andeuten zu dürfen, daß derselbe auf die dritte Auflage nochmals die sorgfältigste Mühe verwandt hat, um eine Arbeit, der er mit ganz besonderer Liebe obgelegen, möglichst zu vervollkommnen. Dieses Geschichtswerk enthält nicht nur die politische Geschichte Deutschlands, fortgesetzt bis auf die jüngsten Tage, sondern sie geht auch mehr, als es bisher bei irgend einer populairen Geschichte der Deutschen der Fall war, in die Specialgeschichten der einzelnen Provinzen und in die Geschichte der Sitten, der Kunst und Wissenschaft ein, und bringt im verhältnißmäßig engsten Raum die größte Fülle und Mannichfaltigkeit zur klarsten Übersicht. Insbesondere bei dieser neuen Auflage ist der Verfasser dem Wunsche vieler Leser entgegengekommen, die schönsten und bedeutungsvollsten Einzelnheiten noch genauer auszumalen und dadurch, ohne je den Totalblick über das Ganze zu verlieren, doch jede besondere Zeit und Örtlichkeit aufs lebendigste zu vergegenwärtigen. Durch diese zahlreichen Verbesserungen und Zusätze erscheint das Werk jetzt nahezu um ein Viertel seines frühern Inhalts vermehrt.

Für Belehrung wie für Unterhaltung gleich gründlich und anziehend behandelt und von der wärmsten Vaterlandsliebe dictirt, ist dies ein recht eigentlich dem deutschen Volke zugeeignetes Nationalwerk, das in keinem Hause fehlen sollte.

Stuttgart, im August 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage von G. P. Aderholz in Breslau ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ambrosch, Prof. Dr. *Jul. Athan.*, De Charonte Etrusco commentatio antiquaria. Accedunt Vasorum Fictilium, quae in Museo Regio Berolinensi asservantur, picturae adhuc ineditae tres lapidibus inscriptae. 4maj. Geh. 22 Gr.

Biernacki, Joh., Theoretisch-praktische Grammatik der polnischen Sprache. 8. Geh. 16 Gr.

Catechismus romanus ex Decreto Concilii Tridentini et Pii V. Pont. Max. jussu editus. Editio nova ad editionem principem Manutianam anni 1566 accuratissime expressa. Praemissae sunt notitiae ad historiam hujus operis pertinentes. 8maj. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

Elsner, M., Flora von Hirschberg und dem angrenzenden Riesengebirge. 12. 18 Gr.

Ergänzungen und Erläuterungen der preußischen Rechtsbücher durch Gesetzgebung und Wissenschaft. Herausgegeben von H. Gräff, C. F. Koch, L. von Rönne, H. Simon und A. Wentzel. 1ste, 2te und 3te Abtheilung. Gr. 8. Geh. à 18 Gr.
(Das Ganze in 16 Abtheilungen.)

Geppert, G., Praktischer Lehrgang der Rechtschreibung und Interpunktion. Für Volksschulen. 2te Auflage. 8. 8 Gr.

Hoffmann von Fallersleben, Gedichte. Neue Sammlung. 8. Geh. Velinpapier. 16 Gr.

Hoffmann, Prof. Dr. *H.*, Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur. 2ter Theil. Auch unter dem Titel: Iter Austriacum. Altdeutsche Gedichte, grösstentheils aus östreichischen Bibliotheken. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr. (Preis des 1sten Bandes 2 Thlr.)

— —, Horae Belgicae. Pars V. Sub titulo: Lant Moot ende die scone Sandrijn. Renout van Montalbaen. (Pars I, 16 Gr.; II, 1 Thlr.; III, 12 Gr.; IV, 1 Thlr.) Gr. 8. 18 Gr.

Koch, C. F., Schlesisches Archiv für die praktische Rechtswissenschaft. 1ster Band. 1stes und 2tes Heft. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 14 Gr.

Preuß, Ad. A. L., über evangelischen Kirchenbau. Ein Votum vom Standpunkte der theologischen Wissenschaft und geistlichen Praxis. Mit 3 Tafeln. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die

NACHTHEILE

unzeitiger und übermässiger

Anwendung

des

ADERLASSES

und anderer

BLUTENTZIEHUNGEN,

von

Dr. L. WETZLAR,

praktischem Arzte, Wundarzte und Geburtshelfer in Aachen.

8. Elegant geheftet. Preis 22½ Sgr.

Bei Windolff & Striese in Königsberg in der Neumark ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Pädagogik, oder Erziehungs- und Unterrichtslehre nach den Anfoderungen der Gegenwart, von **August Arnold** (Director des Gymnasiums zu Königsberg in der Neumark). Kl. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Gr., oder 1 Thlr. 7½ Sgr.

In allen Buchhandlungen ist **gratis** zu erhalten:

Verzeichniss

einer

wohlfeilen philologischen und pädagogischen

Bibliothek

für Sprach-, Alterthums- und Geschichtsforscher, und insbesondere für Gymnasien und höhere Bürgerschulen,

bestehend aus einer Sammlung von **241** Werken, theils Ausgaben und Übersetzungen der vorzüglichsten Schriftsteller der Griechen und Römer von Beck, Born, Dindorf, Eichstädt, Friedemann, Gedike, Göller, Kühn, Ruhnken, Lilje, Weisse u. A., theils Lehr- und Wörterbüchern, Jugendschriften für das reifere Alter, umfassenden wissenschaftlichen Werken, Monographien und Zeitschriften von Beck, Bernstein, Boissonade, Friedemann, Fabricius, G. Hermann, Heyel, Hoffmann, Jahn, Klotz, Philippi, Pölitz, A. W. v. Schlegel, A. Schoppe, Schröder, Schulz, Simon, Struve, de Wette und vielen andern berühmten und bewährten Alterthumsforschern und Pädagogen, **von denen (mit Ausnahme einiger Artikel) eine bestimmte Anzahl Exemplare für die beigedruckten sehr ermäßigten Preise von unterzeichnetem Verleger geliefert werden.**

Philologen und Alterthumsforscher werden besonders auf die darin enthaltene schöne Sammlung der „Opera medicor. graecor.", 26 Vol. in 28 Partes (Ladenpreis 140 Thlr., jetzt 45 Thlr.) und „Fabricii Bibliotheca graeca ed. Harles", 12 Vol. (Ladenpreis 68 Thlr. 16 Gr., jetzt 30 Thlr.) aufmerksam gemacht.

Leipzig, den 1sten September 1837.

Karl Cnobloch.

Victor Hugo's neuestes Werk.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

Oeuvres
complètes
de
Victor Hugo.
Poésie
VI.

Les voix intérieures.

3. Paris, 1837. 3 Thlr. 4 Gr.

Früher erschienen in dieser Ausgabe:

Odes et Ballades. 2 vols. 5 Thlr. 18 Gr.
Les Orientales. 1 vol. 2 Thlr. 21 Gr.
Les Feuilles d'Automne. 1 vol. 2 Thlr. 21 Gr.
Les Chants du crepuscule. 1 vol. 3 Thlr. 4 Gr.
Han d'Islande. 2 vols. 5 Thlr. 18 Gr.
Bug Jargal. 1 vol. 2 Thlr. 4 Gr.
Le dernier Jour d'un Condamné. 1 vol. 2 Thlr. 4 Gr.
Notre-Dame de Paris. 3 vols. orné de vignettes. 8 Thlr.
Notre-Dame de Paris, édition keepsake. 1 beau volume orné de 12 vignettes sur chine. 9 Thlr.
Cromwell. 2 vols. 5 Thlr. 18 Gr.
Hernani. 1 vol. 2 Thlr. 16 Gr.
Marion de l'Orme. 1 vol. 2 Thlr. 16 Gr.
Le Roi s'amuse. 1 vol. 2 Thlr. 6 Gr.
Lucrèce Borgia. 1 vol. 2 Thlr. 6 Gr.
Marie Tudor. 1 vol. 2 Thlr. 6 Gr.
Angelo. 1 vol. 2 Thlr. 6 Gr.
Littérature et Philosophie mêlées. 2 vols. 5 Thlr. 18 Gr.

Leipzig und Paris, im September 1837.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Würtembergische Jahrbücher

für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie.

Herausgegeben von

J. G. D. Memminger.

Jahrgang 1836. Erstes Heft.

Mit einer Tabelle und einer Lithographie.

Preis 1 Fl. 45 Kr., oder 1 Thlr.

Inhalt:

Chronik. 1) Witterung, Fruchtbarkeit und Preise des Jahres 1836. 2) Besondere Denkwürdigkeiten. 3) Staatsverwaltung, Verwaltung des Innern und des Kirchen- und Schulwesens in den Jahren 1833—35. **Abhandlungen, Aufsätze und Nachrichten.** Trigonometrische Höhenbestimmungen (mitgetheilt von dem Vermessungsdirigenten, Obersteuerrath v. Mittnacht). — Viehstand des Königreichs Würtemberg, nach der Aufnahme auf den 1sten Jan. 1837. — Ergebnisse der Weinlese im Jahr 1836. — Die würtembergischen Weine im 15ten und 16ten Jahrhundert (von Stadtpfarrer Heyd zu Markgröningen). — Alterthümer; Verordnung des Herzog Eberhard III., betreffend die Raritäten- und Kunstkammer, vom 22sten Juni 1670. — Neuere Verfügung der königl. Ministerien des Innern und der Finanzen, die Erhaltung der Alterthümer betreffend, vom 24sten Nov. 1836. — Merkwürdiger Fund von römischen Münzen im Oberamt Wangen. — Übersicht der zu Rottenburg und in der Umgegend seit 1834 aufgefundenen Alterthümer, von Dombecan v. Jaumann. — Die Alterthümer in der Umgegend von Rottweil am Neckar. (Dritter Jahresbericht des Rottweiler archäologischen Vereins, von Bergrath Friedrich v. Alberti in Wilhelmshall.)

Stuttgart und Tübingen, im September 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ankündigung.

Vom 1. October dieses Jahres an erscheint in der unterzeichneten Verlagshandlung die neue

Leipziger Allgemeine Zeitung.

Motto: Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz!

Wenn ein neues Unternehmen dieser Art beginnt, mag sich wol die Frage aufdringen: Wodurch sind Zeitungen einer der großen Hebel der europäischen Gesittung geworden? Bestimmt die Tagesbegebenheiten treu zu berichten und dem künftigen Geschichtschreiber Stoff zu sammeln, sollen sie zugleich den Zeitgenossen über die Bedeutung und die Interessen der Gegenwart aufklären und sein Urtheil über die Zeiterscheinungen bilden helfen, das nur aus [illegible] Kenntniß derselben hervorgehen kann. Seit sie durch die nähere Berührung der Staaten [illegible]ch die Vermehrung der Erleichterungsmittel des Verkehrs ins Leben gerufen sind, haben sie, [illegible]mnissen waren, mehr oder minder jenem Zwecke nachgestrebt, und eben dadurch auf die [illegible]ewirkt, wie sie von dieser, überall wo sie frei hervortreten konnte, auch wieder eine bestimmte [illegible] Wechselwirkung ist in der neuesten Zeit lebendiger als je geworden, weil unter den gebildeten [illegible] Theilnahme am Staatsleben erwachte und Kenntniß der öffentlichen Angelegenheiten mehr und mehr verbreitet wurde; die Zeitungen sind dadurch, mit der steigenden Bildung der Völker fortschreitend, auf einen höhern Standpunkt gekommen.

Aus der angedeuteten Bestimmung der Zeitungen gehen die Pflichten hervor, welche Derjenige zu erfüllen hat, der eine solche Unternehmung leitet. Das erste Gesetz für ihn ist, was der große römische Redner für den Geschichtschreiber überhaupt aufstellt: **daß er Falsches nicht zu sagen, Wahres nicht zu verschweigen wage.** Wahres zu verschweigen, werden die Verhältnisse, wo irgend Freiheit im öffentlichen Leben waltet, ihm nicht gebieten, so lange er dem andern Gesetze des Geschichtschreibers: **unparteiische Darlegung der Thatsachen,** unverbrüchlich treu bleibt. Falsches mitzutheilen, kann der Darsteller einer Geschichte, die sich erst bildet, nicht immer vermeiden, wie sorgfältig er auch verschiedene Berichte vergleiche, und oft sind ja auch Gerüchte gleichsam „die Schatten kommender Ereignisse", Ausdrücke der Stimmung und der Hoffnungen oder Befürchtungen des Augenblicks und gehören insofern in ein Bild der Zeitgeschichte; doch liegt ihm ob, früher mitgetheilte, später als irrig sich erweisende Angaben zu berichtigen. Keine geschichtlich wichtige Thatsache aus Ländern, die der Kunde der gesitteten Welt offen liegen, darf eine Zeitung, die sich den Namen einer **allgemeinen** beilegt, übergehen, spurlos vorübergehende wird sie nicht berühren; aber es gibt allerdings Thatsachen, die bei ihrem ersten Hervortreten minder bedeutend erscheinen, doch später große Ereignisse herbeiführen und es wird von der Anschauungsgabe des Beobachters der Zeitgeschichte abhangen, solche Erscheinungen aufzufassen und die Keime zu erahnen, die in ihnen liegen.

Indem die Redaction der **Leipziger Allgemeinen Zeitung** diese, freilich sich von selbst verstehenden Verpflichtungen gegen das Publicum übernimmt, und die Aufgabe sich vorlegt, eine fortlaufende treue Darstellung der Zeitgeschichte zu geben, die nicht blos das Bedürfniß des neugierigen Augenblicks befriedige, sondern auch nach der Vollständigkeit einer geschichtlichen Quelle für die Nachwelt trachte, bedarf es kaum der ausdrücklichen Versicherung, daß sie, wie nahe auch die Versuchung in einer Zeit widerstreitender politischen Grundsätze und Strebungen liegen möge, nie den Ansichten und den Interessen **einer** Partei dienen wird; nur dem Grundsatze, daß ruhiger gleichmäßiger Fortschritt aller menschlichen Einrichtungen im Wesen der Menschheit liegt und so alt ist als die Menschheit, wird sie immer huldigen. Kein unbesonnen stürmendes Vorwärts, aber auch kein treuloses Rückwärts!

So viel im Allgemeinen über den Charakter, den unsere Zeitung zu behaupten suchen wird. Eine [illegible] der Zeitgeschichte, die der Entwickelung des gesellschaftlichen Zustandes in all ihren Richtungen folgen muß, [illegible] ausschließend die Erscheinungen im Staatsleben beachten, und muß nicht minder sorgfältig die culturgeschichtlichen [illegible] die das Bild der Zeit gestalten helfen, in sich aufnehmen. Alle Elemente des öffentlichen Lebens bedingen [illegible] gegenseitig in einer Zeit des Fortschrittes, wo die moralische Kraft immer mehr nach dem Uebergewichte strebt. [illegible] daher auch **bedeutende literarische Erscheinungen**, sowol solche, die dem Gebiete der Politik, der [illegible] und der Statistik angehören, als auch allgemein interessante Schriften, die wichtige Fortschritte in der [illegible] digen, mit einer kurzen Bezeichnung ihres Inhaltes und Werthes genannt werden, so viel es in einer [illegible] kann, die eine kritische Würdigung andern Blättern überlassen muß. Aus denselben Gründen sollen [illegible] **Leistungen im Gebiete der Kunst** nicht übersehen werden, und das **gewerbliche Leben**, [illegible] denen Richtungen auf Handel und Industrie, wird um so mehr stets Beachtung finden, je mehr [illegible] Zeit der Geist die Masse zu bewegen beginnt und Ergebnisse herbeiführt, die in den Gang der [illegible] Bei der Sammlung solcher historischen Elemente, welcher der nächste und eigentliche Zweck einer auf [illegible] angewiesenen Zeitschrift sein soll, wird sich aber auch vielfältig Anlaß darbieten, die Gegenwart [illegible] wissenschaftlicher Betrachtung zu überblicken. Es werden daher **wichtige Zeitfragen**, welche die [illegible] Lebens berühren, besonnen besprochen und erwogen werden, um, ohne dem Leser eine einseitige [illegible] wollen, den Grundsätzen Anerkennung zu verschaffen, die allein ein sicheres Urtheil leiten können. [illegible] Gebiete der Schule angehören, bleiben hier ausgeschlossen. Jedem Jahrgange wird, gleich nach [illegible] **genaues und vollständiges Register** beigegeben werden, um die Zeitung als eine Quelle [illegible] brauchbarer zu machen.

Die geographische Lage Leipzigs, seine Bedeutung als Universität, als Handels- und [illegible] des deutschen Buchhandels werden unser Unternehmen noch besonders begünstigen.

Alle, die in den oben dargelegten Ansichten mit uns übereinstimmen, werden freundlich [illegible] theilungen, seien es ausführliche Berichte, interessante kurze Nachrichten und Züge zur Zeitgeschichte [illegible] Ueberblicke, uns zu unterstützen.

Wir fügen noch Einiges über die Einrichtung unserer Zeitung hinzu. Sie wird [illegible] Sonn- und Feiertagen, Abends in einem ganzen Bogen Hochquart mit gespaltenen Columnen, [illegible] nöthig, mit Beilagen ausgegeben und die Veranstaltungen sind so getroffen, daß sie die am [illegible] eingehenden Nachrichten und Curse schon Abends dem Publicum, wenn auch nur kurz [illegible] am nächsten Tage je nach der Wichtigkeit der Nachrichten solche dann ausführlicher zu [illegible] wird es auch möglich, die Zeitung noch mit den Abends von hier nach allen Richtungen [illegible] Posten zu versenden.

Im Besitz eines sehr reichen Materials an Zeitungen aller Länder, werden wir [illegible] Quellen selbst schöpfen und nur in äußersten Fällen von den in andern deutschen Zeitungen gegebenen [illegible] Gebrauch machen, dann aber auch nicht unterlassen, sowie überhaupt stets, die Quelle zu nennen. [illegible] ausgebreiteten Verbindungen im In- und Auslande, Correspondenten, die wir für unsere Zeitung bereits in den meisten deutschen Hauptstädten, sowie in fremden Staaten zu gewinnen wußten, und die von den [illegible] hiesigen Handlungshäusern uns zugesicherte Mittheilung der ihnen häufig auf [illegible] Wegen zukommenden Nachrichten werden unser Unternehmen vielfach begünstigen, und so glauben wir unserer Zeitung einen Anspruch auf den Namen einer Originalzeitung geben zu können.

Beiträge für die **Leipziger Allgemeine Zeitung** bitten wir durch die Post an die [illegible] zu senden. **Inserate** aller Art werden in dem Zeitungsblatte selbst oder in deren Beilagen [illegible] und der Raum einer Zeile mit 1½ Gr. berechnet; wir machen hinsichtlich solcher Bekanntmachungen [illegible] die Vortheile aufmerksam, welche die örtlichen Verhältnisse Leipzigs für die schnelle und allgemeine [illegible] tung derselben in Deutschland gewähren.

Der Preis für das Vierteljahr ist auf 2 Thlr. 12 Gr. Vorauszahlung festgesetzt und den [illegible] schließlichen Debit für das In- und Ausland hat die **königl. sächsische Zeitungsexpedition in** [illegible] übernommen, an welche sich alle Postämter mit ihren Bestellungen wenden wollen.

Leipzig, 15. August 1837.

F. A. Brockhaus.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

1837.

Monat October;

enthaltend:

31 Blätter: Nr. 274—304, 1 Beilage: Nr. 5, und 8 literarische Anzeiger: Nr. XXXIX—XXXXVI.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thaler werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung beigelegt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1837.

Inhalt.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 274. —— 1. October 1837.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Versailles im Jahre 1837.

Man hat mehr als ein Mal behauptet, daß Versailles, der Sitz der stolzesten und großartigsten Monarchie der neuern Weltgeschichte, nach seiner trostlosen Verwaisung nie wieder zur Wohnung der Könige erhoben werden würde und könne, denen es ein ebenso kurzsichtiger als riesenhafter Gedanke vielleicht noch auf Jahrhunderte hin bestimmen wollte. Diese Behauptung stützte sich auf den Fluch, womit die Wuth eines empörten Volkes in einer unseligen Stunde der Verzweiflung diesen Königsbau belastete; sie stützte sich mehr noch auf die Natur der Monarchie, welche hier ihren Thron aufgerichtet hatte und nur ihrer eignen Zeit angehören sollte. Das Schicksal, das Verhängniß, wenn man will, welches seit einem halben Jahrhunderte über Frankreich waltete, hat diese Behauptung zur Wahrheit gemacht.

Ein einziger Blick auf die kolossalen Verhältnisse des Königsschlosses zu Versailles reichte hin, in uns die Überzeugung zu befestigen, daß es eine von der Monarchie Ludwig XIV. unzertrennliche Schöpfung gewesen sei, welche, nach den unveränderlichen Gesetzen von Ursache und Wirkung, auch die Schicksale dieser Monarchie selbst habe theilen müssen. Es erschien uns als der glücklichste und großartigste Ausdruck jenes imposanten Materialismus, welcher durch die Gewalt der Massen und die Macht der Formen herrschen will und eigentlich die Grundlage und Hauptstütze der Monarchie Ludwig XIV. in ihrer äußern Erscheinung gewesen ist. Ihre Dauer war, ganz unabhängig von persönlichen Beziehungen, welche dabei ins Spiel kommen, durch die Herrschaft der mit ihr ins Leben gerufenen Formen über den durch die Jahrhunderte fortschreitenden Weltgeist bedingt. Nur das stolze Haupt Ludwig XIV., welchen ein glückliches Talent für seine Zeit vielleicht das einzig Richtige finden ließ, mochte in den Momenten, wo die Macht und der Glanz seines Thrones den Höhepunkt erreicht hatten, an die Möglichkeit glauben, diesen Weltgeist unter den gewaltigen Formen eines hinfälligen Menschenwerkes für alle Zeiten in Fesseln zu schlagen. Wäre er auch nicht selbst durch das Misgeschick seiner letzten Jahre enttäuscht worden, so würde doch gewiß die traurige Geschichte seiner Enkel, welche nach ihm die weiten Räume des Schlosses von Versailles mit den Phantomen einer ererbten Majestät erfüllen sollten, die Nachwelt genugsam belehrt haben, daß der ganze Bau der Monarchie Ludwig XIV. ohne den Geist, welcher ihn ins Leben gerufen hatte, am Ende nur eine gebrechliche Hülle königlicher Ohnmacht, der trügerische Deckmantel gekrönter Schmach werden mußte. Versailles hat wie die Majestät und das Glück seines Begründers so auch die Ohnmacht, die Schmach und das Unglück seiner Nachfolger gesehen. Es war mehr als ein eitles Spiel des Zufalls, daß es Zeuge, daß es der Schauplatz jener verhängnißvollen Katastrophe sein sollte, welche die in ihren Elementen längst zerrüttete Monarchie Ludwig XIV. vollends zu nichte machte.

Versailles, scheint es, hatte hiermit seine Bestimmung erfüllt. Wir wissen, daß die unendlichen Räume des Schlosses zu Versailles, kurz darauf alles ihres Schmuckes beraubt, lange Zeit ein trauriges Denkmal untergegangener Größe, das Hohngelächter der fanatisirten Menge und der Gegenstand republikanischer Launen geblieben sind. Vielleicht [illegible] nur dem bessern Geiste des Zeitalters, welcher selbst unter den Stürmen der Revolution nie ganz unterging, zu danken, daß wir die große Lehre, welche an den Mauern von Versailles geschrieben steht, nicht blos unter Ruinen aufzusuchen brauchen. Daß Napoleon als erster Consul und dann vorzüglich als Kaiser daran dachte, seinen Thron an derselben Stelle aufzurichten, wo Ludwig XIV. die glänzendsten Triumphe seiner Macht gefeiert hatte, war eigentlich nur eine natürliche Folge seines Planes einer Wiederherstellung der Monarchie Ludwig XIV. nach den Ideen seines Militairdespotismus.

Allein ein erster Anschlag der Kosten, welche die Wiederherstellung des fast ganz verfallenen Schlosses verursacht haben würde, belief sich auf 52 Millionen Francs, eine Summe, welche selbst Napoleon nicht daran zu setzen wagte. Später, 1808, wurde ihm zu St.-Cloud durch die Architekten Percier und Fontaine ein zweiter Anschlag vorgelegt, welcher nur 6 Millionen erfodert haben würde. Da er aber blos die Einrichtung der größern Appartements für den Kaiser und die Kaiserin umfaßte und in keinem Falle hingereicht haben würde, den glänzenden Hofstaat unterzubringen, womit sich Napoleon in Versailles zu umgeben gedachte, so blieb man am Ende nur bei der nothdürftigen Erhaltung des Vorhandenen stehen, welche gleichwol zur Zeit des Kaiserthums eine Summe von 7 Millionen erfodert haben soll. *)

Eine ungefähr gleich starke Summe wurde unter der Restauration zu denselben Zwecken verwendet. Sowol Ludwig XVIII. als auch Karl X. verloren den Plan, Versailles wieder wenigstens auf eine gewisse Zeit des Jahres zur königlichen Residenz zu erheben, nie ganz aus den Augen. Ludwig XVIII. hatte sogar schon einen vollständigen Plan der Vertheilung der für seinen Hofstaat bestimmten Wohnungen in dem Schlosse zu Versailles entwerfen lassen, dem im Wesentlichen die Hofordnung von 1789 zu Grunde gelegt wurde. Allein es wollte ihm nicht gelingen, die während der ersten bedrängten Jahre seiner Regierung erschöpften Kassen wieder so weit zu füllen, daß er den bedeutenden Aufwand hätte bestreiten mögen, welchen namentlich die innere Einrichtung des Palastes zu Versailles nöthig gemacht haben würde. Und was Karl X. unter günstigern Verhältnissen hätte thun können, jedenfalls auch thun wollte, ist erst durch die verkehrte Politik der Milliarde verhindert worden und mußte zuletzt noch an den Thorheiten scheitern, welche die Julitage 1830 zu einer der großen Epochen in der Geschichte Frankreichs gemacht haben.

Auch für Versailles sollte hiermit eine neue Ära beginnen. Selbst jenes Schattenbild der Monarchie Ludwig XIV., welchem die letzten seiner Enkel auf dem Throne in den weiten Räumen von Versailles noch einmal ein seelenloses Leben einhauchen zu können glauben mochten, wurde in diesen Tagen für immer auf die Vergangenheit zurückgewiesen, der es angehört, und Versailles sah von Neuem einer langen trostlosen Verwaisung entgegen. Denn daß das Königthum der Julitage nicht dazu gemacht sei, seinen Sitz in Versailles aufzuschlagen, ergab sich aus einer Vergleichung der Monarchie Ludwig XIV. mit diesem Königthume so von selbst, daß, wie ich glaube, nicht einmal die Möglichkeit der Sache je ernstlich in Frage gestellt worden ist. Wäre dies aber auch wirklich der Fall gewesen, so hätte der richtige Takt, welchen Ludwig Philipp mit auf den Thron brachte, über die Entscheidung schwerlich einigen Zweifel lassen können. Nicht so leicht war es dagegen, dem Schlosse von Versailles nach dieser Entscheidung eine andere Bestimmung zu geben, welche seinem großartigen Charakter, dem Geiste der Zeit, der Idee des Königthums, dem es als Vermächtniß zugefallen war, und endlich den vorhandenen Mitteln entsprechen mochte. Gleichwol wurde ein Entschluß in dieser Beziehung mit jedem Tage dringender. Man konnte die verödeten Räume dieses Königsbaues nicht länger dem Verfalle überlassen; eine ganze Stadt, deren Existenz zum größten Theile davon abhängt, verlangte Hülfe, die Geister wollten beruhigt sein; es mußten auch hier neue Hoffnungen, neue Garantien für die Zukunft gegeben werden. Ludwig Philipp fühlte dies zu gut, als daß er nicht gleich in den ersten Zeiten seiner Erhebung der Sache seine Aufmerksamkeit hätte widmen sollen. Häufige Besuche in dem Schlosse von Versailles, bei welchen er sich von den Räumlichkeiten desselben selbst bis in die kleinsten Details die genaueste Kenntniß verschaffte, brachten wahrscheinlich schon in dem ersten Jahre seiner Regierung die Idee zur Reife, deren wenigstens im Wesentlichen gelungene Ausführung das Jahr 1837 für Versailles zu einer der erfreulichsten Epochen in seiner Geschichte gemacht hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Um einen Begriff davon zu geben, was Napoleon eigentlich in Versailles wollte, führen wir seine eignen Worte an, wie sie sich in Percier und Fontaine's „Residences des souverains" (Paris 1833) finden: „Il faut bien penser au projet sur Versailles. MM. P. et F. en présentent un raisonnable, dont la dépense est de six millions; mais je ne vois pas de logemens suffisans, ni la restauration de la chapelle et de la salle de spectacle. D'après ce projet, j'aurai la jouissance des grands appartemens, l'empereur et l'impératrice seront logés. A présent il faut connaitre ce que l'on pourra avoir sur la même somme en logemens de princes et de grands officiers; il faut sur les six millions trouver encore six logemens de princes, douze de grands officiers et une cinquantaine d'autres. Alors seulement on pourra dire qu'on peut habiter Versailles et y passer un été."

Die Belagerung von Granada, von E. L. Bulwer. Berlin, Asher. 1837. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Zauber, welchen jene unvergleichlichen Romanzen, in denen der fast achthundertjährige Kampf sarazenischer und westgothischer Macht verewigt wurde, auf Alles, was Poesie in uns ist, ausüben, beruht nicht blos auf dem Reize der plastischen, kernigen Sprache, dem raschen, fliegenden Schritte der Begebenheiten, dem gewitterähnlichen Zusammenschlagen der Thaten und dem Tanze des Versmaßes; es ist im Hintergrunde dieser Erregung unstreitig noch viel mehr die wunderbare Berührung der Blüte des Morgenlandes mit dem Kern des europäischen Princips, der, wenn auch nicht immer bewußte Antheil, mit dem wir, zwischen Schwanken und Furcht leidenschaftlich bewegt, dem Gegeneinanderkämpfen dieser Elemente zuschauen, die, gleich berechtigt, gleich glänzend, im Schmucke der Poesie und geistiger Fülle dagegen einseitig fast überwiegend, ein vollendet tragisches Drama abrollen, das mit dem Siege der in sich geschlossenen, langsam, aber dauernd reifenden germanischen Welt endet, doch so, daß wir die seltsame, höhere Einheit beider noch immer in der Nation zu studiren haben, die länger als irgend eine europäische bestimmt zu sein scheint, sich an ihrer Verarbeitung abzuringen oder selbst zu verzehren. Der berühmte Verf. hat die Katastrophe dieses denkwürdigen Schauspiels zum Gegenstande einer kürzern Novelle gemacht, als er sonst zu geben pflegt, und augenscheinlich erringt sie dadurch einen glänzenden

Vortheil vor allen frühern; es ist der Geist des Orients, des andalusischen Himmels, der ihn sichtlich mit seinem glücklichen Hauche angeweht hat. Wie zu einer wohlthätigen Entlastung hat er den Alp seiner psychologischen und politischen Gesichte von sich geworfen, der sonst mit dem Nebel seines Vaterlandes auf ihn zu lasten scheint; wir gewahren weniger von dem äußerlich und innerlich Gewaltsamen und Zerstörten der modernen Zeit, von den verzerrten und innerlich aufgeriebenen, ja selbst physisch dem Tode langsam entgegentreibenden Naturen, die bei aller sporadischen Wahrheit ihres Vorkommens oft noch übertrieben gezeichnet werden, die uns das Ende ersehnen lassen, uns ängstigen und verfolgen, weil sie mitten unter uns zu verweilen scheinen, die eine unglückliche, trostlose Stimmung zurücklassen, hinter welcher kein Versöhnendes, Erhebendes, höchstens ein Warnendes ruht; wir gewahren nichts von jenem weitschweifigen, nur zu häufig in den verwegensten Sarkasmus ausartenden, ja auch das entschiedenste Laster umkleidenden Humor, von dem, als einer zweiten Potenz, der Humor Walter Scott's wesentlich dadurch unterschieden ist, daß dieser in anmuthiger Gutmüthigkeit sich in den Schwächen und leichten Äußerlichkeiten des Lebens bewegt, während jener uns auch sittlich zu verletzen weiß und nur gar zu deutlich die eigne Person des Verf. durchblicken läßt, der nach eignem Geständniß auf dem großen Strome des Tages den Beifall des Augenblicks erstrebt und das eigne Gefallen an wohlgesetzter, witzelnder, breit dahingehender Rede nicht verhehlen kann; nichts endlich begegnet uns von der aufgeregten politischen Tendenz, die, allerdings im Angesichte zahlloser Gebrechen und Frevel, diesen geistigen Erzeugnissen oft mehr den Schein donnernder oder höhnender Strafreden als poetischer Gemälde gibt. Wie eine Romanze vielmehr verklingt die vorliegende Erzählung, wenn etwa ein solches Gedicht weiter entfaltet werden sollte. Um so reiner und vollendeter vermochte daher auch der Verf. alle die Eigenschaften und Talente, die ihn auszeichnen, zu verwenden: reiche, markvolle Phantasie, tiefe Kenntniß des fremden und eignen Innern, überraschende, erfindungsvolle Wendungen, fließenden Dialog, Gelehrsamkeit und ebenso geistreiche Gemälde jenes physiognomischen Spiels, die freilich mitunter in der Sucht, frappante Gegensätze zu vereinigen, auch in wunderliche Widersprüche ausgehen. Der Stoff, auf einmal in die glückliche Zone des fernen Südens entrückt, führte ihn zur Präcision und Concentrirung, zugleich in die echte Atmosphäre der Poesie. Er enthält sich aller so reichlich sich darbietenden historischen Ausweichungen, selbst jeder Andeutung jenes unberechenbaren Unternehmens, das, schon längst in der Seele des größten Seefahrers gereift, in seinem endlichen Anfang so eng mit dem Ausgang dieses Sarazenenkampfes verknüpft war.

Nur in Einer Figur sehen wir wieder einen von den gigantisch-leidenschaftlichen, starren und undurchdringlichen Charakteren, die der Verfasser gern gespenstergleich durch seine Gemälde ziehen läßt, mit denen es um so leichteres Spiel und gewaltsamere Scenen gibt, als in ihnen die schlummernde dämonische Gewalt der Gedanken zur That, die auf Ein Individuum gehäufte Leidenschaft Vieler zur abschreckenden Unwahrheit verkehrt ist. Es ist dies die Gestalt Almamen's, des verkappten Juden, der, fanatisch erfüllt von der dereinst unüberwindlichen Hoheit seines Väterglaubens, von Rache zugleich für seinen habgierig gemarterten Vater, auf den finster erbrüteten Untergang beider kämpfenden Völker den Triumph seines eignen zu bauen entschlossen ist. Der nächtliche Schein geheimer Zauberkraft muß den granadischen Herrscher, der ein Bild des Hamlet, selbst von dem schaurigen Schatten einer andern Welt umhüllt ist, seiner unbedingten Herrschaft übergeben, um ihn gegen die stärkste Sehne seines Arms, den edeln Muza, mit Argwohn zu erfüllen; ein Versuch, dessen Mislingen auch das daran geknüpfte Gewebe eines mit den christlichen Herrschern geschlossenen Vertrags vor der Zeit zerreißt, ja in den nun von beiden Seiten hereinbrechenden Verfolgungen seiner Glaubensgenossen seinen eignen furchtbaren Sturz herbeiführt. Unverkennbar hat der Verfasser ihn mit seiner zarten, in hoffnungsloser Liebe krankenden Tochter Leila, die er als Geisel an dem Hofe Isabellens zu seinem rasenden Schmerz unter den sanften Händen der Donna Ines de Quexada zum christlichen Glauben geleitet sehen muß, zu einem bedeutungsvollen Mittelpunkte machen wollen. Von erschütternder Wirkung ist hier die Scene, wo der in Todesfurcht flüchtende Mann, von der Pflegerin der Tochter aufgenommen und in überwältigenden Schlaf versunken, sie bei mühsamem Erwachen für Den zum Erlöser flehen sieht, der, stufenweise zu kaltem Entsetzen erstarrend, nun mit dem schrecklichsten Fluche sie vor allem Heile bedroht, das ihr von da kommen möchte. Mit veränderter Beziehung klingen hier fast unwillkürlich die Strophen an:

Sie, die Blüte von Granada,
Ist von Christen mir geraubet,
Hunderte bot ich Dublonen,
Sie verachten alle hundert.

Gaben mir die böse Antwort:
Meine Tochter sei schon Christin,
Meine liebliche Fatima
Sei Maria von Aljama.

Es ist ein überaus glücklicher Gedanke, das allen Schrecknissen der Verfolgung ausgesetzte Kind vor Allem durch den vom Vater dunkel gelassenen Glauben an Unsterblichkeit gewinnen zu lassen, während der lange Anblick des Crucifixes, des ewigen Bildes ihrer eignen Leiden, sie immer tiefer in das göttliche Geheimniß führt und endlich die sanfte Lehre von der Wirksamkeit einer Fürbitte für die noch draußen Irrenden unauflöslich mit der höchsten Religion verbündet. Ihr Ende ist grausenhaft; nachdem sie eine Weile unsern Blicken entschwunden, finden wir sie am Altare, unter heiligen Gesängen den letzten Steg, der sie mit dem irdischen Leben verbindet, zu überschreiten; der Vater, der durch plötzliche nächtliche Bedrohung der Königin Isabelle die Kunde ihres Aufenthalts erzwungen, stürzt herein, drei Dolchstöße opfern sein Kind dem düstern Idol seines Lebens; aber sie verscheidet in den Armen des Geliebten, des seit jener berühmten Rede im Rathe des Königs umherirrenden Muza (Ben Abil Gazan).

Kann nun diese mit außerordentlicher Kraft durchgeführte Episode mit Recht als beeinträchtigend erscheinen für die ungleich größere eigentliche Aufgabe, die Entfaltung jenes welthistorischen Dramas, so ist auch der Verf. in der Zeichnung jenes Charakters von Verstößen gegen die Folgerichtigkeit und innere Wahrheit keineswegs frei zu sprechen. Während Almamen allerdings, wie alle ähnlichen Naturen, in ursprünglich schlauer Benutzung seiner geheimen Wissenschaft zuletzt in den halbwachen Wahn eigner Täuschung verfällt (der Verf. traut ihm auch solche Kenntnisse zu, welche die Forschung unserer Zeit weit hinter sich lassen) und der wühlende Durst nach Ruhm und ehrgeiziger That keinen geringen Antheil an seinen dunkeln Wegen hat, bleibt doch jene religiöse Phrenesie die letzte, nachhaltige Triebfeder und muß nach Allem als solche erscheinen. Gleichwol sehen wir ihn weder durchdringend erfüllt von Eifer für die Lehre, die aus den Gewittern des Sinai verkündet wurde, noch in enger Verbrüderung mit seinen Stammgenossen, wie sie das Gefühl gemeinschaftlichen fluchähnlichen Unglücks gibt; er verachtet sie vielmehr ihres dem Wucher und Erwerb überlieferten Thuns wegen aufs tiefste (er selbst ist noch unermeßlich reich); noch auffallender ist, daß er die eigne Tochter nur von ferne den eigentlichen Inhalt ihres Glaubens ahnen läßt und eher zu allem Andern als zur Jüdin erzieht. Es scheint hier dem Verf. zu begegnen, daß er in die Züge dieser fremden Natur einen Charakter seines Vaterlandes mischt, wo mehr als irgendwo alle leidenschaftlich angestrengte That für das Gemeinsame sich doch zuletzt in dem kolossalen Interesse der Persönlichkeit zu concentriren scheint. So will uns denn die eigentliche Handhabe, womit wir diesen grausenhaften Mann fassen sollen, entschlüpfen, abgesehen davon, daß er, obgleich als

Knabe in den Orient entfernt, dennoch von den ältern Juden Granadas sehr wohl gekannt, jahrelang das Geheimniß seiner Person zu halten und die ganze Nachbarschaft über den eigentlichen Inhaber jener weitläufigen, mit allen Erfodernissen eines intriguenreichen Lebens, als Höhlen, unterirdischen Gängen &c. versehenen Wohnung in Ungewißheit zu lassen weiß. Doch ist dies der einzige störende Schatten, der auf das durch und durch lebensvolle Gemälde fallen kann, es sei denn durch die etwas verzerrte Gestalt Timen's, des steingrauen Dieners Almamen's. Der Verf. hat es verstanden, dem in weiten Schwankungen stürzenden Throne, dem schon seit mehr als drittehalb Jahrhunderten durch Helden wie Ferdinand den Heiligen von Castilien, Raimund IV. und Alfons II. von Aragonien, den glänzenden, sieggekrönten Jayme I. von Aragonien, den vielbesungenen Feldherrn Guzman, den jugendlich kräftigen Alfons XI., den trefflich geleiteten Johann II. u. s. w. eine Stütze nach der andern in fast ununterbrochener Folge entrissen ist, der zugleich durch fortdauernde innere Revolutionen zerschlagen, gleichwol das seltsame Schauspiel darbietet, wie Unzufriedene beider Völker oft gegenseitig Schutz oder Hülfe suchen; er hat es verstanden, diesem Gemälde eines schon auf den dürftigsten Winkel zusammengedrängten Reichs in der Person seiner letzten Fürsten und Feldherren einen leisen elegischen Ton zu geben. Unglückliche Weissagung ruht auf dem Haupte des Erstern seit seiner Geburt; darum ist es gebeugt unter der bangen Ahnung, und nur einmal erhebt es sich im alten stolzen Muth seiner Ahnen, nur einmal zur Freude seiner großartigen, unablässig mahnenden Mutter; darum schmückt den edeln ritterlichen Muza der unvergleichliche Gehorsam, mit dem er dem mistrauischen fürstlichen Jugendgenossen selbst mitten im Triumph des Sieges willig sein Haupt zu geben bereit ist, denn auch über ihm hängt der schwermüthige Schleier der Zukunft. Nur andeuten lassen sich im Weitern treffliche Zeichnungen wie die der so liebeszarten als hochherzigen Amine, in der die ganze Zauberblüte orientalisch romantischer Liebe erschlossen scheint, der mütterlich milden Isabelle, im Gegensatz zu dem fanatisch starren Großinquisitor Torquemada, ihres eiskalt rechnenden Gemahls, der in demselben Augenblicke, wo er den von Almamen zu Gunsten seines Geschlechts ertrotzten Vertrag unterschreibt, auf die nahe Stunde seiner Vernichtung sinnt und, ein Seitenbild Ludwig XI., seinem libertinen Prinzen schon ein zweites Granada zeigt in seinem stolzen castilischen Adel; ebenso die Zeichnungen der Blüte dieser Ritter, jenes weitberühmten Rodrigo Ponce de Leon, des prächtigen Herzogs von Medina Sidonia, des sinnenden Marquis de Villena, des Bayard von Spanien, und seines Bruders Alonzo de Pacheco, des düstern Alonzo de Aguilar, des riesenhaften Fernando del Pulgar, des unbesiegten Gonsalvo de Cordova, „des Ritters der Heldenthaten", wie sie Alle, von Geschichte und Poesie hoch gefeiert, auch hier mehr oder weniger mit raschen Skizzenzügen in den Heldenkämpfen erscheinen. In der Schilderung der Schlacht zwischen Villena und Muza, des ungeheuern Lagerbrandes, womit Almamen nach jener nächtlichen Scene seine Flucht bezeichnet, der Eroberung der christlichen Burg Alhendin, des letzten Verzweiflungskampfes selbst hat der Verf. entfaltet, was ihm nur an meisterhafter Gewalt der Phantasie zu Gebote steht, und so geleitet er uns bis zu dem Augenblicke, wo der von ferner Höhe der Alkagaba rückschauende Fürst bei dem Anblick des auf den Zinnen des Alhambra wehenden Banners von St.-Jago in die berühmte Klage ausbricht, welche die stolze spanische Romanze den letzten Seufzer des Mohren nennt. Aber sie vergißt auch nicht, zu berichten, wie für Amine diese Stunde die ihres Triumphes war. 153.

Mancherlei.

Worauf der Mensch seine Phantasie stellt, das hat für ihn Werth. Beziehen sich die Vorstellbilder auf Essen und Trinken, sinnliche Zerstreuung und Lust, so treten Wissenschaft und Kunst in den Hintergrund; ist die Phantasie gestellt auf Reichthum, dann ist die Ehre nichts ohne diesen; ist sie gestellt auf Ehre, so gilt der Reichthum nichts dagegen; stellt der Mensch seine Sache auf Weiber, so ist alles Andere nichts; stellt er sie auf künftiges Leben, so ist das jetzige nichts; stellt er sie auf Gott, so ist die Welt nichts. Diejenige Phantasie ist am glücklichsten, welche Etwas ergreift, was keiner schweren äußern Veranstaltungen und günstiger Umstände bedarf, z. B. Gott und ewiges Leben, welche Jeder sich jederzeit vergegenwärtigen kann. Ehre bei der Nachwelt, wovon ein Gelehrter träumt, macht ihn öfter glücklich als Ehre am Hofe den Minister, weil der Genuß jener ungestört ist durch Kränkungen, die bei Hofe leicht eintreten; Don Quixote ist mit seiner Dulcinea glücklicher als Graf R* mit seiner launischen Maitresse; ein Prasser, welcher täglich die beste Tafel findet und bezahlen kann, ist glücklicher als ein Schriftsteller, der bei seinen Arbeiten Bücher und Laune vermißt. Das Glück der Jugend besteht in Phantasie, und diese ist eigentlich Kant's Ding an sich hinter den Lebenserscheinungen; darum kommt uns im Alter Alles so verblichen vor, und wir meinen, die Welt sei anders geworden. Es liegt viel Weisheit darin, nur zu wissen, woran dies liegt, und sich nicht mit fruchtlosen Klagen zu erbosen. Statt dessen meinen die meisten Menschen, ihr Lebensverdruß liege an den Sachen, die nicht wären, wie sie sein sollten, Häuser, Speisen, Ehrenbezeigungen, Ältern, Kinder, Freunde, oder — Witterung. Merkt doch auf und gesteht euch, der Hauptjammer liege im schlechten Treibjagen der Phantasie. Wer gelernt hat, sie zu bändigen und aufzufrischen, ja selbst im Unglück nicht von düstern Schreckbildern sich überwältigen zu lassen — wozu das Beste die Religion —, der ist ein Optimist.

Dr. Bahrdt sagt in seiner Lebensgeschichte: „Was kann ein Mensch dafür, wenn ihm ein Gedanke nicht aufstößt? Kann irgend ein Sterblicher den Ideen seiner Seele gebieten, daß sie zum Bewußtsein kommen? Sind es nicht nothwendige Gesetze, nach denen die Tropfen des Oceans unserer Ideen sich bewegen und einige in der Tiefe als dunkle Vorstellungen herumtreiben, andere als deutliche Vorstellungen auf der Oberfläche sich befinden und uns ohne unser Wollen und Suchen gegenwärtig werden und zum Bewußtsein gelangen?"

Dies klingt ganz wie ein Paragraph jener Psychologie, welche das menschliche Bewußtsein als ein mechanisches Vorstellungsdruckwerk betrachtet, und jeder Inhaber verkehrter Gedanken oder Handlungen kann davon zur Entschuldigung Gebrauch machen. Aber etwas Wahres ist doch daran; denn alle Verkehrtheit oder Richtigkeit der Gedanken und Handlungen ist kein augenblicklicher Zufall oder unvorbereitete Willkür, sondern ein Ergebniß des Charakters, dessen eine Hälfte Jeder auf die Welt bringt und dessen andere in der Welt sich ausbildet. Dr. Bahrdt selber war und blieb unruhig, leichtsinnig und unbedachtsam, man sieht es an seinen Schriften und Lebensschicksalen.

In den „Briefen aus der Schweiz" (angeblich aus Werther's Papieren) schreibt Göthe: „Was ist der Mensch für eine elende Creatur, wenn er alle Eitelkeit abgelegt hat!" Wie schwer es auch zu diesem Ablegen komme, schon das Ablegen mancher Eitelkeit hat seine Nachtheile. Dem Alter sind gewisse Entbehrungen dadurch unvermeidlich, daß es auf viele Dinge nicht mehr eitel sein darf, z. B. persönliche Gestalt, Kleidung, ja selbst Geistestalent und Geschick. An deren Stelle tritt Ruhm, die Frucht der Zeit, Autorruhm oder ein anderer. Selbst dieser beginnt zu schwinden, wenn man nicht im Stande ist, wie Göthe, im höhern Alter ihm stets neue Nahrung zu geben. Was der alte Herr als Jüngling geschrieben, konnte er vor seinem Tode noch immer als wahr annehmen, und er ist keine elende Creatur geworden, denn sicher hat er nicht abgelegt. 28.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 275. — 2. October 1837.

Versailles im Jahre 1837.

(Fortsetzung aus Nr. 274.)

Der Gedanke der Anlage eines Nationalmuseums in dem Palaste von Versailles lag in der That nicht zu ferne. Er stammt aus den Zeiten des Directoriums, unter welchem die Verwirklichung desselben, freilich in ganz anderm und weit beschränkterm Sinne, zum ersten Male versucht wurde. Im J. 1797 ließ nämlich der damalige Minister des Innern, Banozech, den größten Theil der aus der französischen Schule hervorgegangenen Gemälde, welche während der Revolution aus den Kirchen und Klöstern der Umgegend zusammengebracht worden, in einigen Sälen und Galerien des Schlosses zu Versailles aufhängen, um auf diese Weise ein Musée national, oder Musée spécial de l'école française zu begründen. Allein an eine zweckmäßige Fortsetzung und Unterhaltung dieser Sammlung wurde nie gedacht. Die Idee ist erst später wieder aufgenommen und in der Galerie des Luxemburg wenigstens einigermaßen verwirklicht worden. Ganz anders faßte freilich Ludwig Philipp diese Idee auf, als er das Schloß zu Versailles zum Sitze eines geschichtlichen Nationalmuseums wählte. Nicht der Kunst, sondern den Großthaten der Nation im Allgemeinen sollte hier ein bleibendes Denkmal gestiftet werden. Ein solches Denkmal, ganz im Sinne des französischen Volkes, welches durch seine Größe imponire, durch seine Allgemeinheit befriedige, welches den Ruhm der Väter nicht durch privilegirte Grabgewölbe, sondern durch eine ansprechende bildliche Darstellung ihrer Thaten und Werke verherrliche und vergegenwärtige, fehlte Frankreich noch.

Ich habe zu wiederholten Malen die unterirdischen Hallen des Pantheons besucht und sie immer wieder nur mit der Überzeugung verlassen, daß der Gedanke, welcher dieses Heiligthum zu einem Tempel des Ruhms der ausgezeichneten Geister der Nation erheben wollte, ein unglücklicher war. Er war unglücklich, weil überhaupt der Geist unsers Zeitalters den Ruhm der Vorfahren nicht blos in ihrer Asche ehren mag und uns jene Pietät entgeht, welche vor Zeiten Könige und Helden auf ihren eignen Gräbern knieend der Nachwelt verewigen wollte; unglücklich war er vorzüglich deshalb, weil er nicht im Geiste und im Charakter des französischen Volkes lag, welches seine Vergangenheit in heiterern Gewande sehen will als in Mausoleen und unter Todtenkronen; auch hat ihn die Zeit schon hinlänglich gerichtet. Seitdem man neben Rousseau und Voltaire Lepelletier und Marat, und neben diesen später einer Menge unbedeutender Männer aus der Kaiserzeit, deren Namen jetzt schon vergessen sind, die Ehre des Pantheons zugestanden hatte, war die pomphafte Inschrift: „Aux grands hommes la patrie reconnaissante", fast zur Lüge geworden; und auch seit ihrer Wiederherstellung 1830 ist nichts geschehen, was sie zur Wahrheit gemacht hätte. Denn selbst die Namen der Julihelden, welche man damals dort durch die Einzeichnung in vier Gedächtnißtafeln zu verewigen wähnte, läßt man jetzt schon unbesorgt verbleichen, und die soeben von einem der ersten Künstler, dem Bildhauer David, vollendete Allegorie im Giebelfelde wagte man vielleicht eine Zeit lang blos deshalb nicht zu enthüllen, weil von gewissen Seiten her Schritte gethan wurden, das Pantheon seiner ursprünglichen Bestimmung, dem Gottesdienste und dem Gedächtniß der heiligen Genoveva, zurückzugeben.

Die üble Wirkung, welche eine solche Entscheidung hätte hervorbringen können, wäre aber durch die Anlage des Nationalmuseums zu Versailles, sowie es Ludwig Philipp gedacht hat, schon im Voraus einigermaßen neutralisirt worden; denn in Zukunft wird das Volk seine Helden und die großen Geister der Nation nicht mehr bei Fackelschein in den dunkeln Grabgewölben des Pantheons, sondern in den heitern Galerien des Schlosses von Versailles aufsuchen wollen; man wird weniger nach der Ehre des Pantheons als nach einem Platze in den zum Tempel des Ruhms erhobenen Gemächern Ludwig XIV. geizen. Schon von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, war die Anlage dieses Nationalmuseums eine der glücklichsten Ideen, welche das Julikönigthum erzeugt hat. Denn sie entspricht durch das Großartige, was in ihr liegt, durch die Alles umfassende Allgemeinheit ihrer Ausführung ganz dem Sinne, dem Charakter, den Bedürfnissen, der Eitelkeit des französischen Volkes, und eben deshalb liegt ihr ein tieferer politischer Gedanke zu Grunde, welchen Ludwig Philipp selbst am besten in den Worten ausgesprochen hat: „Versailles c'est désormais la terre neutre!" Die nähern Bestimmungen über die Errichtung des Nationalmuseums zu Versailles gehören in den Sommer 1833 und

sind der Hauptsache nach vom Könige selbst ausgegangen. In Form eines unter dem 29. August desselben J. vom Intendanten der Civilliste, Grafen Montalivet, an den König erstatteten Berichts wurden sie am 5. Sept. desselben J. durch den „Moniteur" zur öffentlichen Kenntniß gebracht.

Es war Ew. Majestät würdig — heißt es hier —, sich mit dem Palaste zu Versailles zu beschäftigen und ihm eine Bestimmung zu geben, welche die ersetzen könne, die er durch die Umänderung unserer Sitten und Gesetze seit mehr als vierzig Jahren verloren hat. Dieses schöne Gebäude, welches Frankreichs Größe und den Glanz der Krone, welche der Wunsch der Nation Sie zu tragen berufen hat, mit so viel Pracht bezeugt, hat glücklicherweise durch eine so lange Vernachlässigung nur wenig gelitten; es ist der beklagenswerthen Wuth entgangen, welche Frankreich um so viele seiner Denkmale gebracht hat, weil man theils den geringen Werth ihrer Materialien zu Geld machen, theils die Kosten ihrer Unterhaltung sparen wollte. Ew. Majestät hat gefühlt, daß das beste Mittel, die noch vorhandenen Anlagen zu erhalten, darin bestehe, ihnen eine Bestimmung zu geben, welche durch ihre Vortheile beweise, daß ihre Vernichtung für die ganze Nation ein Unglück gewesen sein würde. Versailles, welches in seinen weiten Räumen Kunstschätze einschließt, welche man schwerlich versetzen könnte, ohne sie zu vernichten; Versailles, an das sich geschichtliche Erinnerungen knüpfen, deren Erhaltung so theuer ist, bot große Schwierigkeiten dar, so oft es sich darum handelte, ihm eine neue angemessene Bestimmung zu geben. Es war ein Problem, welches, ungeachtet der zahlreichen Plane, die es veranlaßt hat, noch ungelöst geblieben ist. Erst Ew. Majestät war es vorbehalten, ihm die würdigste und beste Lösung zu geben. Bei Ihrem letzten Besuche in Versailles geruhten Sie, Ihren Plan in dieser Beziehung vor Denen zu entwickeln, welche Sie begleiteten. Sie sagten uns, daß Versailles, ohne jedoch den Louvre der Sammlung von Meisterwerken der Malerei und Bildhauerkunst sowie der Kunstschätze alter und neuer Zeit, welche die Krone jetzt dort besitzt, zu berauben, Ihrem Willen gemäß, Frankreich die Vereinigung seiner geschichtlichen Erinnerungen bieten sollte, und daß folglich dort alle Denkmale unseres Nationalruhmes, umgeben von der Pracht Ludwig XIV., aufbewahrt werden sollten. Um diesen großen Gedanken zu verwirklichen, haben Sie mich beauftragt, die Plane zu den Arbeiten, welche in dem Palaste von Versailles ausgeführt werden sollen, entwerfen zu lassen, und Herr Nepveu, Ihr Architekt, hat sich bemüht, beim Studium des Planes, wozu Ew. Majestät ihm das Programm gegeben hat, ganz auf Ihre Ansichten einzugehen u. s. w.

Der Bericht gibt dann in der Kürze die Grundzüge dieses Planes an, wie er mit geringen Abweichungen wirklich zur Ausführung gekommen ist. Die Schwierigkeiten, welche sich darbieten würden, und namentlich die Unzulänglichkeit der Mittel zu seiner Verwirklichung werden dabei keineswegs verheimlicht.

Ehe ich Ew. Majestät — so heißt es am Ende — die Ausführung dieses großartigen Planes vorschlagen konnte, mußte ich mir von der Zahl der Gemälde und Bildwerke Rechenschaft geben lassen, welche in Versailles ihren Platz erhalten können. Diese bilden aber beiweitem noch nicht eine so ausgedehnte Sammlung, als die ist, womit Ew. Majestät den Palast von Versailles zu beschenken beabsichtigt. Die Mehrzahl wird daher von unsern Malern und Bildhauern verlangt werden müssen, welche auf diese Weise in der Sorgfalt Ew. Majestät für die großen Werke der Kunst eine neue Gelegenheit finden werden, den Ruhm der französischen Schule zu erhöhen. Zugleich aber thut es mir leid, daß ich Ew. Majestät nicht verheimlichen kann, daß die Mittel, welche Ihnen zu Gebote stehen, mit dem Aufwande, welchen ein so umfassender Plan verursachen wird, in gar keinem Verhältnisse sind. Gleichwol stehe ich nicht an, Ihnen den Anfang seiner Ausführung sogleich jetzt vorzuschlagen und Sie zu ersuchen, mich zu ermächtigen, daß ich Ihrem Architekten die nöthigen Weisungen zu den ersten Arbeiten im südlichen Flügel ertheile. Wenn es peinlich ist, sich eingestehen zu müssen, daß die Verwirklichung eines Planes, welcher Frankreich und die Regierung Ew. Majestät ehren soll, nur langsam fortschreiten kann, so wird Ihnen wenigstens die Genugthuung bleiben, einen so edeln Weg vorgezeichnet zu haben, auf dem man in Zukunft fortgehen kann; hat doch selbst schon der Gedanke für Ew. Majestät etwas Beruhigendes, daß die Stadt Versailles in der dem Palaste, welcher so lange ihren Reichthum ausmachte, gegebenen neuen Bestimmung einen gewissen Ersatz für die verlorenen Vortheile und eine Quelle des Wohlstandes ihrer Bewohner finden wird.

Dieser Bericht hatte bereits am 1. Sept. die Zustimmung des Königs erhalten, und noch in demselben Monate wurden die Arbeiten im Schlosse von Versailles begonnen, welche in einem Zeitraume von noch nicht einmal vier Jahren den ganzen Plan, wie ihn Ludwig Philipp entworfen hatte, bis auf einige Kleinigkeiten ins Leben gerufen haben. Das Museum zu Versailles ist in der That das einzige große öffentliche Denkmal, welches seit der Regierung dieses Königs begonnen und vollendet worden ist. Dem Eifer, womit er persönlich, im eigentlichsten Sinne des Wortes persönlich, die Arbeiten geleitet und betrieben hat, ist in dieser Hinsicht wol das Meiste zu danken. Man hat nachgerechnet, daß Ludwig Philipp seit 1833 beinahe hundert Male ganze Tage lang in dem Schlosse zu Versailles zugebracht hat, um sich hier von der Zweckmäßigkeit der Ausführung seiner Ideen zu überzeugen, dort neuentstandene Schwierigkeiten selbst zu heben, den Künstlern mit Rath, den Arbeitern durch Ermunterung beizustehen. Bald waren Tausende von Armen unter seiner fast unmittelbaren Aufsicht in Bewegung. Denn die schnelle Vollendung des ganzen Werkes war schon beschlossen, als die ersten glücklichen Schritte die Möglichkeit des Gelingens verbürgten. Nur sollten die Mittel ein Geheimniß bleiben und die Resultate eine Überraschung werden. Eben deshalb war der Zutritt zu dem Schlosse von Versailles während der ganzen Dauer der Arbeiten auf das strengste untersagt. Selbst den daselbst beschäftigten Künstlern standen nur die Theile desselben offen, zu denen sie die ihnen angewiesenen Arbeiten führten. Erst in der letzten Zeit, kurz vor der Eröffnung machte Ludwig Philipp zu Gunsten einiger ausgezeichneten Personen in seiner nächsten Umgebung, einiger Fremden von Bedeutung und mehrer Gesandten, welche mit den Tuilerien in besonders gutem Vernehmen stehen, eine Ausnahme. Dergleichen Besuche in Versailles, welche etwas an die Jugendzeit Ludwig XIV. erinnern, waren jedoch immer nur in Gesellschaft des Königs möglich, und der „Moniteur" ermangelte nie, die Namen Derer bekannt zu machen, welche dieser Ehre theilhaftig geworden waren. Theils dies, theils und noch mehr die Gerüchte, welche über die im Schlosse zu Versailles bereiteten Herrlichkeiten, ungeachtet aller Vorsicht, nach und nach in Umlauf gekommen waren, hatten die Erwartungen, die Neugierde des Publicums aufs höchste

gespannt. Man sah der Eröffnung des Museums, welche zu wiederholten Malen angekündigt und dann wieder verschoben wurde, mit Ungeduld, mit Sehnsucht entgegen; denn Ludwig Philipp wollte dieser Eröffnung durch eine feierliche Veranlassung, durch große Festlichkeiten eine besondere Weihe geben. Er wählte oder erwartete hierzu eins der wichtigsten Ereignisse für die Familie, für seinen Thron, vielleicht für ganz Frankreich: die Vermählung des Herzogs von Orleans.

(Die Fortsetzung folgt.)

Krugiana.

Ref. hat neuerlich wieder einige Schriften des freimüthigen Wahrheitsfreundes, des Hrn. Prof. Krug in Leipzig, in diesen Blättern angezeigt, und er eilt, noch einige andere sich darauf beziehende Erscheinungen zu beurtheilen. Wir sind nicht immer ganz mit ihm einverstanden, haben aber nie die, dem verdienten, scharfsinnigen und dabei duldsamen Vertheidiger des Rechts schuldige große Achtung wissentlich aus den Augen gesetzt. Bekanntlich hat er wie jeder Lichtfreund (das Reich der Finsterniß ist ja oft mit sich selbst in Hader und Streit) schon manche, wenn auch unblutige doch scharfe Fehde bestanden; nur freilich haben ihm philosophirende Theologen mit ihren aus der Rüstkammer der alten scholastischen Dogmatik und der nicht viel bessern pantheistischen Weltweisheit erborgten stumpfen Waffen den Kampf häufig leicht gemacht. Vor den Pfeilen aus diesen Köchern fürchten sich auch gebildete Laien nicht; der gesunde Menschenverstand, dessen Vertreter Hr. Krug stets ist, läßt sich auf solche Subtilitäten entweder gar nicht ein, oder, weil er sie mit seinen sittlichen und religiösen Bedürfnissen nicht zu vereinigen weiß, auf sich beruhen. Wir haben zunächst vor uns:

1. Sendschreiben an den Hrn. Prof. W. T. Krug in Leipzig. Als Antwort auf seine drei letzten theologischen Libellen: „Altes und neues Christenthum", „Henotikon" und „Antidoton". Vom Baron Otto von Uckermann, Mitglied der Committee der sächsischen Haupt-Bibelgesellschaft in Dresden. Sondershausen, Eupel. 1837. 8. 12 Gr.

Der Herr Baron hat es recht ernstlich darauf angelegt, Hrn. Krug und Alle, die nach seiner Ansicht Irr- und Wirrgeister sind, zu bekehren. Vor zwölf Jahren war Krug sein Lehrer und von Uckermann rühmt das dankbar; allein jetzt ist Krug „Gottes Feind", was uns etwas ganz Neues und darum, weil es Hr. von Uckermann sagt, auch noch nicht grade glaublich ist. Diese Feindschaft muß nun unser Hr. Baron bekämpfen. Darum ruft er mit Hesekiel das „Wehe euch" im Namen des Herrn aus, was sich jenseit „Spittler" (S. xxv) und diesseit „Schneller, Volkmar Hoffmann und Rotteck" zu Herzen nehmen mögen. Warum Hr. von Uckermann nicht noch ganz andere „antichristliche" Leute, von denen es jetzt wimmelt, erwähnt hat, begreifen wir nicht; denn wenn sogar „der göttinger Michaelis so halb und halb ein Neugläubiger gewesen ist" (S. 17), wie müssen ihm Eichhorn, Gabler, de Wette, Wegscheider, Gesenius, Röhr u. A. erscheinen? Der Verf. war sonst auch ein stolzer Philosoph; allein da ist er gewiß oft hinter Krug's Schule weggelaufen, oder hat ihn, wozu viel gehört, misverstanden; in diesen Vorlesungen lernt man an der Hand der Kant'schen Kritik Bescheidenheit und Demuth über menschliches Wissen, erhält mehr Einsicht über die verschiedenen Geisteseigenthümlichkeiten, Erkenntniß- und Gefühlsvermögen, wie sie der Herr vertheilt hat, maßt sich also nicht an, Andersglaubende, wenn sie nur übrigens sittliche, rechtliche und friedliche Menschen sind, zu verketzern und zu verdammen, so lange dieser Herr es für gut findet, seine Sonne über Alle auf- und untergehen zu lassen; und ist man noch dazu ein so eifriger Christ, wie es der Hr. Baron sein will, will das Blut über Leute, die nicht unserer Meinung sind, aufwallen, flugs denkt man an die eifernden Schüler und den sanften Meister (Luc. 9, 52—56) und an den großen Apostel (Röm. 14, 1, Gal. 6, 1), die an Hrn. K. ganz anders würden geschrieben haben. Aber von dem Größten und Schwersten im Gesetz wollen eben grade unsere Rechtgläubigen nichts wissen. Doch daß der Hr. Baron entweder aus Unfähigkeit oder wegen Vernachlässigung der Vorlesungen es nicht weit im Denken und Niederschreiben gebracht habe, bekennt er selbst in dem Vorwort mit lobenswerther naiver Offenheit: „Ich selbst erkenne nur zu wohl die mangelhafte Beschaffenheit dieser Kritik in Styl, Form und Gehalt. Nothwendig muß sie schon an dem Fehler leiden, der allen (?) Kritiken gemein ist: Mangel an Einheit und Zusammenhang in der Beweisführung." Das ist nun freilich sehr schlimm, damit kommt man bei der gottlosen heutigen Welt nicht durch, bester Hr. Baron, und wenn man auch vom Adel ist und treues Mitglied aller Bibelgesellschaften wäre, und wenn man auch zu den hundert Bibelstellen, die beweisen und widerlegen sollen, noch Hunderte hinzufügte. Am allerwenigsten aber kommt man damit bei Hrn. Krug fort; das ist in diesem Punkte ein ganz heilloser Mann, denn er hat die verwünschte Methode, daß er sich fest auf Principien stellt, die man erst widerlegen soll, ehe er nur einen Fuß breit nachgibt, und diese finden sich gar nicht in dem „Sendschreiben"; daß er sich ferner auf Gründe beruft und zwar auf vernünftige, und die Vernunft wird doch hier so oft verrufen. Noch fodert Hr. Krug Consequenz. Aber wie soll man es zusammenreimen, wenn der Verf. der Vernunft alle Fähigkeit abspricht, in Glaubenssachen sich zu mischen, und doch (S. 57) bei der Anklage gegen die Neologie des Hrn. von Ammon, dessen „Fortbildung des Christenthums" rc. unserm Hrn. von Uckermann ein Greuel ist, bei der Stelle 2 Kor. 3, 2 fg. „an das Urtheil der gesunden Vernunft appellirt"? Befremden mag es, daß der Hr. von Uckermann S. viii sagt: „In Thesi erkläre ich mich nun zwar gegen alle und jede Art von Censur; allein ist eine nothwendig, so ist es gewiß die theologische, die aber grade jetzt, wenigstens in den sogenannten aufgeklärten Staaten, fast gar nicht mehr gehandhabt wird; — strenge zeigt sie sich dagegen überall gegen politische Schriften, wenigstens gegen die von demokratischer Tendenz; denn die im absolutistischen oder ultraaristokratischen Sinne geschriebenen, obwol im Grunde nicht weniger revolutionnair, begünstigt man auf eine höchst inconsequente Weise. Auf dem Gebiete der Politik muß vollkommene Sprech- und Schreibfreiheit herrschen, wenn eine Ansicht die andere aufklären und berichtigen soll. Hier mag die menschliche Meinung völlig freies Spiel haben, wenn nur dadurch nicht die öffentliche Ordnung aufgehoben wird." Man sollte kaum glauben, daß unser Verf. solche Grundsätze aufstellen könnte. Ferner: „Bei gänzlich ungefesselter Discussion in Wort und Schrift wird die der Zeit und den Verhältnissen angemessenste Meinung und Form gewiß zuletzt obsiegen." Warum soll denn dies nicht vielmehr der Fall mit der Bibel sein, in quo libro quisque idem quaerit atque invenit sua dogmata? Wie in einer vernünftigen Politik, so gibt es auch in der Religion ewig geltende Principien, womit beide stehen und fallen. Soll denn nicht auch Gottes Wort bei freier Discussion über Inhalt und Form weit mehr Kraft haben, daß die geeignetste Lehre und Lehrart zuletzt obsiegen wird? Oder hat Gamaliel (Act. 5, 39) Unrecht? Oder ist Einheit, wie sie der Papst und auch der Hr. Baron nach den Symbolen verlangt, etwa das Heil der Christenheit? Soll der entehrende und verderbliche Hader unter den Christen nie aufhören? Und meint der Hr. Baron von Uckermann, der ein so klares Bekenntniß seiner Oberflächlichkeit in der ganzen Schrift ablegt, er sei den Männern, die er Neologen, Sykophanten u. s. w. nennt, nur einigermaßen gewachsen und so tief wie sie in den Geist der Bibel und des Christenthums eingedrungen? Indeß rechnet er demüthig genug unter den 32 Millionen Deutschen kaum auf

einige Hundert, die ihn lesen und seinen guten Willen anerkennen (S. 11). Mit Schimpfen kommt man heutzutage nicht fort. Seine Partei wird ihn zu einem Licht in der christlichen Welt erheben; wir unsers Orts meinen: si tacuisses etc.

Hrn. Prof. Krug's rüstige Feder hat aber aufs Neue Stoff gefunden, ein polemisches Werkchen zu liefern:

2. Kritische Geschichte öffentlicher Verhandlung über die bürgerliche Gleichstellung aller Religionsparteien in christlichen Staaten. Auch ein Beitrag zur Geschichte des constitutionalen Lebens in Deutschland und zur Verständigung über Henotismus und Indifferentismus. Vom Prof. Krug. Leipzig, Kollmann. 1837. Gr. 8. 16 Gr.

Die Dedication an Hrn. Siegfried Justus mit der Unterschrift: „Dr. Krug Ex-Rex", weil man nämlich ihn auch „als einen König der Juden proclamirt habe" wäre, besser weggeblieben; aber das Schriftchen liest man gern. Der Verf., früherhin ebenfalls Abgeordneter auf dem Landtage zu Dresden, sprach für und wider verschiedene Punkte mit gewohnter Klarheit und Freimüthigkeit, fand Beifall und Widerspruch, was ihm Alles recht war, wenn es nur human und mit Gründen vorgetragen wurde. In dem von uns angezeigten „Henotikon" verlangte er bürgerliche Gleichstellung aller Religionsparteien, nicht bloße Duldung; diese äußere Vereinigung müsse der innern und kirchlichen vorangehen. Wie er für den Zutritt der Frauen auf den Galerien der Ständeversammlung, für einen katholischen Universitätszweig in Leipzig gesprochen hatte, so verwendete er sich auch namentlich für die Gleichstellung der Juden. Indeß mußte er sich, wie andere Ehrenmänner in ähnlichen Fällen, damit, das Gute gewollt zu haben, begnügen. Aber einige Reden, welche dabei laut wurden und die er zum Theil mit Recht als persönliche Verletzung ansah, bewogen ihn, die Hauptsache seiner Petitionen nochmals vorzulegen, die Einwendungen und Misverständnisse zu heben, vorzüglich aber sich gegen die Anklage des Indifferentismus, welchen man in seinem Antrage fand, zu vertheidigen, und er thut dies mit Ruhe, Würde und hier und da selbst mit heiterer Laune. Um aber nicht wieder misverstanden zu werden, schickt er eine Erläuterung über den Indifferentismus voraus, wovon vielleicht mancher Sprecher keinen rechten deutlichen Begriff hatte, ihn, wie man es sich auch mit dem Rationalismus oft genug erlaubt, mit Naturalismus, Atheismus u. s. w. verwechselt, oder, um freisinnige Männer verdächtig zu machen, diese Begriffe sogleich unterschiebt. Er beruft sich auf Schrift und Erfahrung, daß es auch eine Vernunftreligion gebe, spricht gegen Harms (S. 24), „als einen Eiferer, der der guten Sache mehr schade als nütze", was zu hart ist, obwol er darin Recht hat, daß „die Beweisgründe von Harms: daß es mit der Vernunftreligion nichts ist, freilich auch nichts, oder schier noch weniger als nichts sind". Ein Hr. von Posern meinte nun auch, daß „mit jener Gleichstellung auch der Begriff eines christlichen Staats verrückt würde". Man treibt aber nur leider mit dem Worte: christlich, ein eignes Spiel in unserer Zeit. Man spricht von christlicher Tiefe, und oft versteht man darunter nur den alten dogmatischen Wust, in dem man herumwühlt, bis das Lebenswasser trüber Schlamm wird; vom christlichen Element, das denn noch weiter ist als die Anselmische Satisfactionstheorie und Augustin's Erbsündenlehre. Ludwig XIV., XV. nannten sich gar die allerchristlichsten Majestäten! Wenn man nun auch den christlich-philanthropischen Entwürfen und Wünschen des Hrn. Prof. Krug jetzt noch kein Gelingen versprechen kann, und die mit den Verhältnissen der Dinge, wie sie noch immer stehen, vertrauten Geschäftsmänner auch anhören muß, so wird man doch den edeln und verständigen Absichten des Verf. Gerechtigkeit widerfahren lassen. Daß alte Vorurtheile, Vortheile und mit der größten Härte verbundenen Vorrechte noch immer ihre Freunde finden, beweisen u. A. die Beschwerden von 70 Ortschaften über Jagdunfug 1837!! 23.

Notizen.

Die Kupferbergwerke in Cornwallis.

Es finden sich in der Grafschaft Cornwallis im Ganzen 56 Kupferbergwerke, deren Ertrag sehr verschieden ist. Einige davon gewähren nur eine halbe Tonne an reinem Erz, während andere gegen 1900 Tonnen jährliche Ausbeute liefern. Die meisten dieser Bergwerke haben einen beträchtlichen Umfang, so z. B. hat die Grube von Dolcoath eine Oberfläche von 1350 Fuß. In derselben sind fünf Maschinen und 1600 Menschen fortwährend beschäftigt, welche monatlich 60—70 Tonnen gereinigtes Kupfer ausbeuten. Die größten aller Bergwerke in Cornwallis sind aber die sogenannten consolidated mines, die sich in dem Gemeindebistrict von Gwennap befinden und einen Flächenraum von 800 Morgen einnehmen. Sie liegen 300 Fuß über der Meeresfläche und ihr tiefster Schacht geht bis auf 1350 Fuß unter diese. Dieser Schacht ist der tiefste in ganz Großbritannien. Die Hauptadern dieser Grube haben eine Breite von acht Fuß. Die Anzahl und die außerordentliche Kraft der in diesen Bergwerken arbeitenden Maschinen sind wahrhaft erstaunenswürdig und übertreffen alle Vorstellung. Es finden sich hier acht ungeheuere Dampfpumpen mit Röhren von 65—90 Zoll im Durchmesser. Diese dienen dazu, um das in der Tiefe der Schachte sich sammelnde Wasser heraufzuschöpfen. Die mächtigste dieser Pumpen verbraucht in einem Tag nicht weniger als 180 Scheffel Steinkohlen. Sie schöpft 12 Mal in einer Minute und hebt jedes Mal 64 Eimer Wasser empor. Dies macht in einer Stunde 46,080 Eimer und in einem Tag 1,105,920 Eimer. Es ist dies vielleicht das ungeheuerste Pumpwerk in der Welt. Acht andere Maschinen von geringerer Kraft werden zur Zermalmung des Erzes angewendet; außerdem aber gibt es noch in diesen Bergwerken 16 kleinere Pumpen und 6 Handmaschinen. Die Gesammtkraft dieser Maschinen kommt der Kraft von 1000 Pferden gleich; man würde jedoch, wenn es überhaupt möglich wäre, sich für diese Zwecke der Thierkraft zu bedienen, innerhalb je 24 Stunden des Wechsels wegen 3000 Pferde nöthig haben. Die Menge der in diesen Bergwerken beschäftigten Leute stimmt mit den ungeheuern Kräften dieser Maschinen überein. Man zählt darin 2400 Bergleute, die sich in ununterbrochener Thätigkeit befinden.

Das Gehirn des Menschen, im Verhältniß genommen zu der Masse seines übrigen Körpers, stellt sich, nach den Angaben mehrer Physiologen und Naturforscher, wie 1 zu 35. Der Mensch steht mithin, was das Volumen seines Gehirns betrifft, sehr vielen Thiergattungen nach, worunter auch einige der ungelehrigsten und dümmsten. Es ist nämlich dasselbe Verhältniß bei dem Maulesel wie 1 zu 30; beim Pavian wie 1 zu 24; bei der Feldmaus wie 1 zu 31; bei dem Hahn und Sperling wie 1 zu 25; bei dem Kanarienvogel wie 1 zu 14. Dagegen verhält sich, seltsamerweise beim Elefanten, der doch anerkannt eins der klügsten Thiere ist, das Volumen des Gehirns zur übrigen Körpermasse wie 1 zu 500, während bei der Gans dasselbe Verhältniß sich nur wie 1 zu 360 stellt. Auch bei dem Pferd, einem der gelehrigsten und verständigsten Thiere wiederholt sich dieser Fall, und das Verhältniß zeigt sich hier wie 1 zu 400. Berücksichtigt man diese Angaben, so möchte man Bedenken tragen, den Sitz des Seelenvermögens in das Gehirn zu verlegen, wenn nicht schon an sich diese Verlegungstheorie des Geistigen in das Volumen des Körperlichen und in einzelne Körpertheile etwas Abgeschmacktes wäre.

Die erste Schrift, welche in England über die Jagd im Druck erschien, war 1481 von einer gewissen Lady Juliana Barnes, Priorin des Nonnenklosters zu Sopewell, verfaßt worden. In der That, eine sehr chevalereske Äbtissin, dergleichen man heutiges Tages wol vergeblich suchen möchte. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 276. —— 3. October 1837.

Versailles im Jahre 1837.

(Fortsetzung aus Nr. 275.)

Versailles hat, selbst mit Einschluß der glänzenden Feste aus der besten Zeit Ludwig XIV., schwerlich je Tage gesehen, welche dem 10. und 11. Juni 1837 an die Seite gesetzt werden könnten, nicht etwa wegen des Glanzes und der Pracht, sondern wegen der Eigenthümlichkeit und der Bedeutung der Festlichkeiten, welche diese Tage verherrlicht haben. Schon der Örtlichkeiten wegen konnte man Vergleichungen nicht widerstehen. Man wurde unwillkürlich in die Zeiten versetzt, auf die man immer wieder als auf einen der Glanzpunkte in der Geschichte von Versailles zurückgekommen ist, in den Mai 1664, wo Ludwig XIV. die Gegenwart der Königin, vielleicht mehr noch die Reize der schönen Lavallière zum ersten Male durch außerordentliche Feste (quelques fêtes peu communes) in seinem neuerbauten Schlosse feiern wollte.

An diesen reizenden Ort — heißt es in der naiven Beschreibung der Zeit — begab sich der ganze Hof den 5. Mai, und der König bewirthete hier mehr als 600 Personen bis zum 14., ungerechnet eine unendliche Menge Menschen, welche zum Tanz und zur Komödie nöthig waren, und eine große Anzahl Künstler aller Art, welche von Paris gekommen waren, sodaß es eine kleine Armee zu sein schien.

Man kennt den bizarren Geschmack, welcher damals den Hof Ludwig XIV. beherrschte und die Bewunderung des erstaunten Volkes ausmachte; man weiß, wie hier die letzten Erinnerungen aus den Zeiten des untergegangenen Ritterthums im Verein mit den neuauflebenden Ideen über die Götterwelt des classischen Alterthums jenes sonderbare Gemisch von Phantasiegebilden ins Leben riefen, die man damals so groß und herrlich fand und später für so kindisch und lächerlich gehalten hat; man wird sich aber auch erinnern, daß bei dieser Gelegenheit die geistlosen Reime eines Benserade und Périgny zum ersten Male durch die Meisterwerke Molière's verdunkelt wurden, denen selbst der verwöhnte Hof die Bewunderung nicht versagen konnte. Dies Alles trat an diesem Tage, am 10. Juni 1837, nachdem beinahe zwei Jahrhunderte vergangen sind, wieder Jedermann so lebendig vor die Seele; und doch waren die Zeiten so verschieden, doch ist es ein ganz anderes Menschengeschlecht, welches sich an diesem Tage in den Gemächern Ludwig XIV. bewegte, sich dem Nachdenken, der Bewunderung hingab.

Die Eigenthümlichkeit dieses Königsfestes bestand nach unserer Meinung vorzüglich in der Geschicklichkeit, womit die Contraste zwischen jener glänzenden Vergangenheit und der Gegenwart herausgehoben und fühlbar gemacht wurden. Man hat die Idee, welche Ludwig Philipp damit verbinden wollte, jedenfalls schlecht verstanden, wenn man ihm eine verfehlte Nachahmung der Hoffeste Ludwig XIV. Schuld gibt und nun meint, er habe damit nichts Anderes beabsichtigt, als dem Königthume von 1830 den Stempel der Monarchie von 1664 aufzudrücken. Nein, Ludwig Philipp liebt es, durch lebendige Bilder aus der Vergangenheit den Werth und das Wesen der Gegenwart verständlich zu machen; sie sollen zugleich eine große Erinnerung an die Vorzeit und eine Lehre für die Gegenwart, vielleicht selbst für die Zukunft sein. Daher jener sonderbare Anstrich des Festes vom 10. Juni, welcher es, ungeachtet seines so verschiedenen Zweckes, in die Annalen der Hoffeste Ludwig XIV. versetzen zu wollen schien; daher jenes königliche Banket, an dem Tausende Theil hatten; daher jenes glänzende Schauspiel auf der seit so langen Zeiten verlassenen Bühne des Schlosses zu Versailles zu Ehren Molière's und des großen Jahrhunderts, dem er angehörte. Aber die Gäste des Königs, die Zuschauer seines Schauspiels waren ja nicht mehr jenes glänzende Hoflager, wodurch Ludwig XIV. seine Macht, seine Majestät, sich selbst heben, den Augen der Menge entwickeln wollte. Es waren die Stellvertreter der ganzen Nation, welche der König, selbst schlicht und einfach, umgeben, wie ehemals Ludwig XIV., von seiner Familie, an dem Orte empfing und bewirthete, welcher, vor Zeiten der Sitz der stolzesten Königspracht, fortan das großartigste Denkmal für die Geschichte und den Ruhm der ganzen Nation sein und als solches an diesem Tage seine Weihe erhalten sollte. Sie war zugleich großartig und einfach, diese Weihe, und schon deshalb nicht unwürdig der Vergangenheit und der Gegenwart, welche sich hier in diesen Räumen auf so wunderbare Weise berühren.

Schon gegen Mittag füllten sich die den Gästen des Königs geöffneten Galerien und Säle des Schlosses zu Versailles. Je mehr man sich in das Labyrinth dieser

noch vor wenig Jahren so verödeten, so traurigen Gemächer verliert, desto mehr wird man von der großartigen und treffenden Idee ergriffen, welche ihnen diese neue Bestimmung, diesen neuen Glanz gegeben hat. Ein erster Besuch kann eben nur allgemeinern Eindrücken oder höchstens den Erinnerungen gewidmet sein, die Jedem die theuersten sind oder einen großen Moment seines Lebens ausmachen. Man drängt eben deshalb am meisten nach den Sälen, wo die Geschichte Frankreichs seit 1792 vergegenwärtigt wird; nach der Galerie der Schlachten, wo noch so Mancher sich selbst, seine Freunde, die mit ihnen getheilten Gefahren, den mit ihnen erkämpften Ruhm wiederfindet; nach dem Saale von 1830, dieses merkwürdigen Jahres, welches ganz die Gegenwart erzeugt hat und doch auch schon wieder so fern liegt. Aber die Zeit ist so kurz, wenn man ganze Jahrhunderte, wenn man Thaten und Ereignisse mit den Gedanken erfassen soll, welche in sich allein mehr umfassen als die Geschichte ganzer Jahrhunderte.

Es ist noch nicht drei Uhr; der König erscheint in Begleitung seiner Familie, des Königs und der Königin der Belgier, des Herzogs von Orleans mit seiner jungen Gemahlin, seiner übrigen Söhne und Töchter und eines mehr durch Auswahl als durch Zahl und Pracht der Costume glänzenden Gefolges. Der König selbst ist, sowie seine ältesten Söhne, in einfacher Generalsuniform. An der ebenso wol als Kunstwerk wie historisch berühmten Marmortreppe mit allgemeinem Jubel empfangen, führt Ludwig Philipp fortan selbst den Zug, welcher nach und nach alle Säle durcheilt, an allen Jahrhunderten vorübergeht. Lange verweilt man in der Galerie der Schlachtgemälde, jedenfalls dem Glanzpunkte der ganzen Schöpfung Ludwig Philipp's in dem Schlosse zu Versailles; nur einen kürzern Aufenthalt gestattet die sich schon dem Abend zuneigende Zeit in den übrigen Sälen des südlichen Flügels. Die beiden Säle von 1792 und 1830, welche die Galerie der Schlachten, sowie der Kriegs- und der Friedenssaal, welche die Hauptgalerie Ludwig XIV. einschließen, geben zu mancher lehrreichen, mancher ergreifenden Vergleichung Veranlassung, zumal wenn man aus ihnen sogleich in die Wohnzimmer Ludwig XIV. und in das berüchtigte Oeuil-de-Boeuf eintritt. Durch diese führt der König seine Gäste in die zu einem großen Speisesaale umgewandelte Galerie Lebrun ein. Das Banket, an welchem gegen 1500 Personen Theil nehmen, ist in jeder Beziehung königlich, dauert aber, von mehr als 2000 Dienern bedient, kaum eine Stunde. Von ähnlichen Festen in gleich großen Verhältnissen, gleicher Pracht, gleicher Ordnung weiß selbst die Geschichte des Hofes Ludwig XIV. nicht zu berichten. Die kurze Zeit zwischen dem Banket und der Eröffnung des Opernsaales wird dazu benutzt, noch einige Säle des Museums, ebenfalls unter der Führung des Königs zu besuchen. Denn Alles zu sehen, dazu war die Zeit zu kurz.

(Die Fortsetzung folgt.)

King's Reiseschilderungen aus Nordamerika.

Eins der interessantesten neuesten englischen Reisewerke ist das vor Kurzem zu London in zwei Bänden erschienene: „Narrative of a journey to the shores of the Arctic Ocean in 1833, 1834 and 1835 under the command of Captain Back, by *Richard King*, surgeon and naturalist to the expedition". Der Verf. dieses Buchs, Hr. Richard King, ist ein einsichtsvoller, unterrichteter und scharfblickender Mann, dessen Darstellung, obwol einfach und anspruchlos, doch reich an Interesse und mannichfaltiger Belehrung ist. Den werthvollsten Theil des Werks bilden die Berichte über die nordamerikanischen Indianer, diese weitverzweigten Volksstämme, die ihre gegenwärtig so beklagenswerthe Lage, ihr Elend und ihre Ausartung leider den Europäern zu verdanken haben. Von der Natur sind diese Stämme mit schönen Eigenschaften begabt worden, allein ihr Verkehr mit den civilisirten Europäern hat ihnen wenig Frucht getragen, außer daß sie mit den Lastern ihrer Überwinder vertraut und dadurch entsittlicht worden sind. Es ist traurig, zu bemerken, wie diese absichtlich der Cultur dieser Stämme entgegengewirkt und ihnen geflissentlich alle Künste, Fertigkeiten und Kenntnisse, wodurch ihr Leben angenehmer und civilisirter geworden wäre, vorenthalten haben. Die Ländereien, von deren Ertrag sie hätten leben sollen, hat man ihnen theils durch Gewalt, theils durch List entzogen, und selbst die einzige Erwerbsquelle, die ihnen in dem Pelzhandel noch übrig blieb, ist ihnen durch den schmuzigen Geist der verschiedenen Handelscompagnien verkümmert worden. Durch die fortwährende Niederdrückung ihrer Lage und dadurch, daß man sie seit mehren Jahrhunderten als bloße Werkzeuge behandelt hat, ist die ursprünglich hochherzige Gesinnung dieser Stämme fast ganz verschwunden und der Adel einer der schönsten Menschenracen auf die unverantwortlichste Weise entstellt worden, die nun Schritt für Schritt ihrem Untergange entgegengeht, theils durch Hunger, theils durch Ausschweifung, Krankheit und Unsittlichkeit aller Art. So ist es denn gekommen, daß der so ungemein fruchtbare Landstrich dessenungeachtet sehr schwach bevölkert ist, und daß man gegenwärtig nur hin und wieder einigen dürftigen Menschengestalten begegnet. Der Reisende trifft hier im Frühjahr nicht mehr auf Gruppen von unabhängigen Kriegern, die in Frieden und Fröhlichkeit ihren Kalumet schmauchen und sich untereinander von der Geschichte ihrer Reisen und kriegerischen Feldzüge unterhalten; man sieht sie nicht mehr sich gegenseitig besuchen und die verschiedenen Familien in großen Kreisen traulich beisammensitzen; sie beschäftigen sich nicht mehr wie zu den Zeiten ihrer Unabhängigkeit mit Festlichkeiten, geselligen Tänzen und andern Zeitvertreib; vielmehr sieht man sie jetzt in einem bettelhaften Zustande, nur auf ihre Vertheidigung bedacht, mit Herbeischaffung von Waffen, Pulver und Blei und andern derartigen Artikeln beschäftigt, welche jetzt zu ihrer Existenz nothwendig geworden sind, oder in unaufhörlichem Zwist mit den Kaufleuten begriffen, die ihnen wegen der unbedeutenden Lieferungen an Häuten Vorwürfe machen. In einem so herabgewürdigten Zustande ist freilich bei ihnen von Religion und gottesdienstlichen Gebräuchen, von Bestattungsfeierlichkeiten und Heirathsceremonien fast keine Rede mehr. Diese Menschenrace war sonst der körperlichen Bildung nach eine der schönsten in der Welt, und ein gut gewachsener Mohawk-Indianer gab an Ebenmaß des Gliederbaus dem Apoll von Belvedere kaum etwas nach; allein selbst von diesem Vorzug, womit die Natur diese Stämme ausgezeichnet hatte, findet sich kaum noch eine Spur, und man sieht jetzt selten unter ihnen einen stattlichen und kraftvoll gebauten Mann. Wie schon bemerkt, ist diese ihre Erniedrigung keineswegs blos das Werk der letzten 50 oder 100 Jahre, schon die allerfrühesten Missionen haben Theil an dieser großen Verantwortlichkeit und sind in der Erfüllung oder vielmehr Nichterfüllung ihrer Pflichten auf die gewissenloseste Weise zu Werke gegangen. Dergleichen Missionen, welche damals größtentheils unter der Leitung der Jesuiten standen, wurden schon 1622 unter die Wilden von Canada entsendet; allein

diese fortgesetzten Missionen hatten nach Verlauf von 150 Jahren auch noch nicht einen einzigen Stamm bekehrt, sondern hatten entweder freiwillig ihren Beruf aufgegeben, oder waren von den Eingeborenen vertrieben worden. Vergebens sieht man sich nach Spuren segensreicher Einwirkung der Missionnaire auf die Sittlichkeit oder Civilisation der Eingeborenen um, man findet deren keine, sondern im Gegentheil eine Geschichte von barbarischer Kriegsführung, von Verrätherei, Blutvergießen und Zerstörung aller Art. Eine solche Verwilderung war sehr natürlich, wenn man bedenkt, daß die Missionnairs, anstatt das Seelenheil ihrer Heerde zu bedenken, sich mit auf kaufmännische Speculation und auf den Pelzhandel einließen und auf diese Weise, anstatt die Liebe und Achtung der Eingeborenen zu gewinnen, nur ihre Eifersucht und Habsucht rege machten. Als die Pelzthiere in diesen Gegenden seltener wurden, so machten sich diese saubern Missionnairs gleichfalls aus dem Staube und überließen die Eingeborenen ihrer Selbstbekehrung. Ein Häuptling der Indianer in Canada ließ sich deshalb mit allem Recht vor der Rathsversammlung so vernehmen: „So lange wir Biber und Rauchwerk hatten, so hielt unser Prediger bei uns aus, er ertheilte unsern Kindern Unterricht, war unzertrennlich von uns und nahm Theil an unsern Festen; allein als jene Waare uns zu mangeln anfing, so meinten diese Missionnairs, ihren Dienst nicht mehr unter uns verrichten zu können."

Hr. King, der über die Verhältnisse und Zerwürfnisse der nordamerikanischen Indianer ein ebenso wahres als besonnenes Urtheil fällt, theilt ebenfalls die Meinung, daß ihre Civilisation nach solchen Vorgängen ein höchst schwieriges Unternehmen ist. Freilich, wenn man diesen unglücklichen Völkerschaften erst Alles vergessen machen könnte, was sie seit so geraumer Zeit von den Weißen erlitten, wenn man ihnen diese traurige Geschichte zweier Jahrhunderte und jede Erinnerung daran benehmen könnte, so wäre eher auf sie zu wirken, und die Frage wegen ihrer Civilisation würde dann beiweitem nicht so schwierig sein. Um dies zu verstehen, muß man nur hören, auf welche Weise Dr. Richardson den Einfluß schildert, den der Pelzhandel an der Hudsonsbai auf die Crees gehabt. Dieser Stamm war einst so furchtbar, daß er alle andere überwältigte und keine Nation etwas mit ihm ausrichtete, und doch befindet er sich jetzt in dem Zustande der elendesten Sklaverei. Diese Crees sind aber keineswegs der Civilisation abgeneigt, sie würden dafür empfänglich sein; allein man hat sich noch keine Mühe gegeben, sie zu unterrichten. Denn die Weißen, die in jenen Gegenden verkehren, finden es in der Regel bequemer, sich zu den Sitten und der Denkweise der Indianer, besonders mit Rücksicht auf ihre Frauen, herabzulassen, anstatt diese auf ihre Bildungsstufe emporzuheben. Diese weißen Kaufleute haben einen so kläglichen Mangel an Moralität um sich her verbreitet, daß es eine geraume Zeit und ein ganz anderes Betragen erfodern würde, um den Eingeborenen die unvortheilhaften Begriffe, die sie sich von dem Charakter der Europäer überhaupt gebildet haben, wieder zu benehmen. Dennoch gäbe es vielleicht andere Mittel, um auf eine leichtere Art eine Verbesserung des Zustandes dieser unglücklichen Indianer zu bewirken. Einen derartigen Vorschlag hat Dr. Hodgkin, dessen ungetheilte Aufmerksamkeit schon seit Jahren auf diesen Gegenstand gerichtet ist, vor Kurzem in England ausgesprochen. Dieser Vorschlag geht dahin, daß man den Indianern das System der Rennthierzucht lehre, wie es in Lappland herrschend ist, und daß man sie auf diesem Wege fürs erste zu einem Hirtenvolke mache, was in der Folge der Zeit sie weiter zum Ackerbau führen würde. Dieser Vorschlag verdient in der That sehr beherzigt zu werden, um so mehr, da der nordamerikanische Indianer schon von Haus aus an der Behandlung zahmer Thiere Interesse findet und man in dem üppigen Grün der reichen Grasplätze während der Sommerzeit die schönste Weide finden würde. Der ganze Lauf des großen Fischflusses führt durch das schönste Weideland, das gegenwärtig für die Eingeborenen von gar keinem Werthe ist. Dieser ganz ausgedehnte Landstrich gehört jetzt im eigentlichsten Sinne Niemanden, er ist seit den Kriegen zwischen den nördlichen Indianern mit den Eskimos ganz verlassen und dient nur den Thieren zum Aufenthalte. Das Rothwild findet hier zu Millionen Aufenthalt und reichliche Nahrung, während die Menschen weiter nördlich und südlich vor Mangel umkommen. Wie vortheilhaft würde es für diese Völkerschaften sein, wenn ein völliger Friede unter ihnen hergestellt werden könnte. Die Kupferindianer und Chipewäer sind gar nicht abgeneigt, in einen solchen freundlichen Verkehr mit den Bewohnern der arktischen Zone zu treten; allein es würde dazu der Dazwischenkunft der Europäer bedürfen. Hier wäre ein weites Feld für die Wirksamkeit der civilisirten Nationen geöffnet, und es würde eben keines außerordentlichen Geldaufwandes bedürfen, um diesen Zweck zu erreichen; und sollte man nicht mit Recht eine so unbedeutende Verwendung von den Europäern erwarten dürfen, die sich durch den Verkehr mit den Indianern auf Kosten der Letztern bereichert haben? In wie hohem Grade diese Bereicherung stattgefunden, dies mag Folgendes beweisen. Die Europäer erhalten von den Indianern, die doch alle Mühe und Beschwerde der Jagd erdulden müssen, für ein gewöhnliches Messer drei Felle vom Steinmarder. Den höchsten Werth des erstern kann man mit Einschluß der Transportkosten nur etwa zu sechs Pence anschlagen, während man für drei solche Felle in London fünf Guineen bekommt. Dieser Profit verdoppelt und verdreifacht sich noch bei den kostbarern Pelzwerken; ein einziger Balg vom schwarzen Fuchs kostet 50 Guineen, während der arme hungerleidende Eingeborene beim Tauschhandel etwa den Werth von zwei Schillingen dafür erhalten hat. Leute, die einen so beträchtlichen Handelsvortheil bezogen haben und noch obendrein als Mitglieder der Handelscompagnien Einfluß besitzen, wären doch wol am ersten verpflichtet, jenen Unglücklichen, die gewissermaßen als ihre Opfer zu betrachten sind, beizustehen und sie durch die Aufwendung eines mäßigen Fonds vom Elend und vom Hungertode zu retten. Es wäre unstreitig die schönste Wirkung, die das in Rede stehende Werk des Hrn. King äußern könnte, wenn es dazu beitrüge, den Handelscompagnien und überhaupt allen Denen, die hier dazwischenzutreten befugt sind, die Augen zu öffnen und diesen gewichtvollen Punkt, der sicherlich einen sehr faulen Fleck in der Geschichte der europäisch-amerikanischen Übersiedelung bildet, endlich einmal aufs Reine zu bringen. Diese Foderung muß mit um so größerm Rechte an die Europäer gemacht werden, da jene canadischen Halbwilden auch noch in dem Zustande ihrer gegenwärtigen Gesunkenheit der Civilisation würdig sind. Sie sind unstreitig trotz aller ihrer Verwilderung ein kunstfertiges, geschicktes und für Cultur empfängliches Volk. Diese Geschicklichkeit beweisen sie besonders auch in der Verfertigung ihrer Kanoes, Schneeschuhe und Kalumets, deren mechanische Vollkommenheit um so mehr zu bewundern ist, da das Handwerkszeug des Indianers sich blos auf ein Beil, ein Messer, eine Feile und einen Bohrer beschränkt, aber sie wissen sich dieser einfachen Werkzeuge mit solcher Gewandtheit zu bedienen, daß ihre Werke an Zierlichkeit der Arbeit von denen des geschicktesten Künstlers, der mit allen möglichen Geräthschaften versehen ist, kaum übertroffen werden. Thomas Hassel, ein gebildeter Indianer vom Stamm der Chipewäer, verfertigte im Fort Reliance eine Geige, die selbst ein Kenner nur mit Mühe von der Arbeit eines gelernten Instrumentenmachers würde haben unterscheiden können. Auch verhält es sich keineswegs so, daß das Talent der nordamerikanischen Indianer sich blos auf die Nachahmung beschränken sollte. Ihre Absicht ist, überhaupt den weißen Mann zu erreichen, und in verschiedenen Hinsichten ist dies wol auch zum Theil geschehen; es gibt Irokesen, welche keine ganz leichten Violinstücke vom Blatte spielen, und ebenderselbe Hassel, der bereits erwähnt worden, machte mit Hülfe einer sogenannten Flötenschule, die ihm vom Hrn. King geliehen wurde, solche Fortschritte auf diesem Instrumente, daß er in einigen Wochen wenigstens ein halbes Dutzend verschiedene Melodien ziemlich richtig blasen konnte. Auch besitzen diese Indianer ein sehr bedeu-

tendes Sprachtalent; sie sprechen in der Regel drei Sprachen mit Geläufigkeit: nämlich die englische, die französische und die Sprache ihres Stammes, zuweilen auch noch die eines andern. Natürlicher Witz und Scharfsinn sind ihnen nicht abzusprechen. Bedenkt man, wie viel es sagen will, wenn solche Talente sogar unter so traurigen Verhältnissen sich noch hervorstellen, so erwächst aus diesen Betrachtungen für die hier zunächst betheiligten Europäer ein Vorwurf, den sie nicht eilig genug von sich abschütteln können.

Wir wollen schliesslich noch einige kurze Schilderungen ausheben, die Sitten und Gebräuche dieser nordamerikanischen Volksstämme betreffend. Die Ceremonie des Heirathens ist bei ihnen sehr einfach. Sobald der Tag angesetzt ist, entfernt sich der Vater der Braut auf einige Zeit, während welcher man ein Zelt für das Brautpaar errichtet. Sobald der Indianer zurückkehrt und das Zelt erblickt, ruft er aus: „Was seh ich hier, ein neues Zelt, dies ist gewiß für meinen Schwiegersohn.“ Darauf richtet man ein Fest zu, wozu die Verwandten und Freunde beider Parteien eingeladen werden, und alsdann wird die Braut von ihrer Mutter der versammelten Gesellschaft als das Weib dieses Indianers vorgestellt und nimmt nun Besitz von ihrer neuen Wohnung. Bei dieser Gelegenheit werden verschiedene Anreden gehalten, in denen man es sich angelegen sein läßt, die Schönheit der jungen Frau zu preisen. Eine solche Anrede lautet ungefähr so: „Schaut her, meine Brüder, und betrachtet dies Weib, betrachtet ihr breites flaches Gesicht, ihre kleinen Augen, ihre hohen Beine, ihren niedrigen Vorderkopf, ihr breites Kinn, ihre gebogene Nase, ihre braungelbe Hautfarbe, ihre hängenden Brüste, und ihr werdet eingestehen müssen, daß sie ein wahres Muster von Vollkommenheit ist; ihr werdet auch Gelegenheit finden, die Kraft ihrer Glieder zu bewundern: eine Last von zwei Centnern fortzutragen, ist für sie nur ein Spiel, und im Ziehen eines beladenen Schlittens sucht sie ihres Gleichen unter dem ganzen Stamme.“ Dies sind nun die Begriffe, welche die nördlichen Indianer von der Schönheit und Vollkommenheit des weiblichen Geschlechts hegen. Leider herrscht unter ihnen auch noch der verabscheuungswürdige und naturwidrige Gebrauch, daß sie das Alter, wenn es ganz kraftlos geworden, seinem Schicksale preisgeben. Wenn der Indianer so schwach und bejahrt ist, daß er nicht mehr arbeiten und auf die Jagd gehen kann, so errichtet man ihm eine Hütte an einem abgelegenen Orte und überläßt ihn seinem Schicksale. Selbst seine eignen Kinder nehmen von seinem fernern Ergehen keine Notiz mehr; macht man ihnen über dies grausame Verfahren Vorwürfe, so äußern sie ganz naiv: „Der alte Mann war ja schon todt; es schien nur so, als ob er noch lebte, aber er war wirklich todt.“ So sehr wir Europäer uns auch über eine so barbarische Sitte empört finden mögen, so wollen wir doch in den Äußerungen unsers Abscheus darüber auch nicht zu weit gehen. Denn wenn es sich im Ernst fragt, wer Schuld daran ist, daß diese Unmenschlichkeit unter ihnen noch jetzt fortdauert, so kann doch über die Antwort kein Zweifel walten. Wie im höchsten Grade unverantwortlich müssen nicht in jenen Gegenden die Missionsanstalten verfahren sein, daß sie innerhalb zweier Jahrhunderte nicht einmal diese Sitte abzuschaffen vermochten! 80.

Etwas Neues über den „Philoktet“ des Sophokles.

Schon W. v. Humboldt hat erklärt, die Tragödie sei nichts Anderes als die höchste Gattung der lyrischen Poesie. Dieser an sich nicht sogleich verständliche Ausspruch erhält durch die Geschichte der griechischen Poesie seine schönste Bestätigung und Erläuterung. In den Pindarischen Siegesliedern nämlich sehen wir eine Menge von Mythen eingeflochten, die blos dazu da sind, um in ihnen wie in einem Zauberspiegel die Verhältnisse der Gegenwart zu veranschaulichen. In manchen Oden, z. B. in der vierten pythischen, wächst dieser mythische Stoff so bedeutend an, daß sich leicht eine ganze Tragödie daraus bilden ließe, und die Person des Dichters tritt dabei schon sehr in den Hintergrund. Von hier ist nur noch ein Schritt zur wirklichen Tragödie, in der die Person des Dichters völlig verschwindet und die gegenwärtige Darstellung des Mythos seine Stelle einnimmt. Aus diesem geht denn sogleich hervor, wie es eine höchst verkehrte Ansicht ist, wenn man vermeint, Sophokles habe, weil es ihm grade eingefallen, heute seinen „Philoktet“, morgen seinen „Ajas“ oder „Ödipus“ gedichtet. Eine solche Ansicht kann nur in einem mehr gelehrten als künstlerischen Zeitalter existiren, wo die Dichter ihre Stoffe eben nicht sonderlich passend auszuwählen pflegen. Wie anders gingen jene Heroen der griechischen Kunst zu Werke! Ihnen, in der lebendigen Mitte ihres Volkes stehend, fiel es gar nicht ein, mit ihrer Kunst etwas Anderes zu wollen, als das Getümmel der erregten Kräfte durch weisen Rath zu ordnen, stets auf das Höhere zu leiten, mit einem Worte ihres Volkes echte Propheten zu sein. Wie hätten sie dies aber gekonnt, wenn sie nicht jedesmal mit genauester Rücksicht auf die Gegenwart die besondere Thorheit, die besondere Leidenschaft dargestellt hätten, der das athenische Volk nur allzu bereit war sich hinzugeben? Gewiß, niemals schwebte eine Tragödie des Sophokles so zu sagen in der Luft, sondern war immer aus dem festen Boden der Geschichte als eine Nothwendigkeit hervorgewachsen. Ist man von der Wahrheit dieser Dinge überzeugt, wie sie denn kein Vernünftiger leugnen wird, so kann man, wenn die Zeit der Abfassung einer Tragödie bekannt ist, getrost ihren Ursprung in der uns ziemlich vollständig aufbewahrten atheniensischen Zeitgeschichte aufsuchen. Mit solchem fröhlichen Vertrauen schlug ich denn, da uns für die Aufführung des „Philoktet“ Ol. 92, 3. angegeben wird, das Bredow'sche „Handbuch“ auf, und kaum hatte ich nur fünf Zeilen darin gelesen, so fiel es mir auch wie Schuppen von den Augen. Ich will jene fünf Zeilen nur selbst hierher setzen: „Jetzt wird durch Theramenes die Herrschaft der Vierhundert aufgehoben, den Fünftausend die höchste Gewalt übergeben und Alkibiades nach Athen gerufen. In Eil werden 20 Schiffe erbaut, die spartanische Flotte wird mehre Male besiegt u. s. w.“ Auf diese Zeilen gestützt, behaupte ich nun keck: Philoktet ist Niemand anders als der für Athen wiedergewonnene Alkibiades. Aber wie vortrefflich, wie hochpoetisch ist die Idee des Sophokles, ihn unter diesem Bilde darzustellen! Philoktet ist seit vielen Jahren auf einer öden Insel ausgesetzt und mit einem ekelhaften, stinkenden Fußgeschwür behaftet; da kommen Odysseus und Neoptolemos, ihn mit List oder Gewalt nach Troja zu führen, weil ohne die Waffen des Herakles, die in seinen Händen sind, dieses nicht erobert werden kann. Mit großem Unwillen sträubt sich der kranke Held dagegen, bis Herakles ihm endlich den Schluß der Götter kund thut, daß nur auf diese Weise die furchtbare Krankheit von ihm genommen werden soll: da wird sein trotziger Starrsinn gebrochen, und er besteigt mit seinem Todfeinde Odysseus versöhnt das Schiff. Ist es noch nöthig, den Zusammenhang dieser Dinge mit dem verhaßten Liebling der Athener auszuführen, oder hieße dies nicht der Fassungskraft des Lesers gar zu wenig zumuthen? Nur das will ich bemerken, mit welcher Zartheit die Untreue des verbannten Alkibiades als eine von den Göttern verhängte Krankheit, durch den Natterbiß des Neides entstanden, dargestellt ist, da dies gewiß der schwierigste Punkt für den Dichter, aber durchaus nicht zu umgehen war. Ich könnte hier schließen, aber ich habe das obige Citat nicht ausgeschrieben, und mein Bredow sagt weiter: „Jonien und der Hellespont wird den Athenern gerettet und bei Kyzikos die ganze peloponnesische Flotte durch Alkibiades vernichtet.“ Dies gäbe ja wieder Stoff zu einer Tragödie: Philoktet in Troja, und den hat Sophokles auch wirklich geschrieben; wir haben daraus noch sehr schöne Fragmente. 156.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 277. — 4. October 1837.

Versailles im Jahre 1837.

(Beschluß aus Nr. 276.)

Das diplomatische Corps erwartete den König in dem Vorsaale des Opernhauses, welches seit dem unglückseligen Banket der Garde du Corps 1789 nur dem Vandalismus der Revolution und der Neugierde der Fremden offen gestanden hat. Prachtvoll wiederhergestellt, wird es zum zweiten Male durch eines der Meisterwerke Molière's eingeweiht. Vergleichungen liegen auch hier zu nahe, als daß sie nicht zu allerhand Betrachtungen führen sollten. Es war zur Verherrlichung der Vermählung Ludwig XVI. mit Marie Antoniette, als man diesen Opernsaal zum ersten Male einweihte. Der „Misanthrop", eine der Hauptzierden der französischen Bühne überhaupt, wird auf Befehl des Königs unverkürzt und unverfälscht ganz in den Costumen der Zeit dargestellt, und um die Contraste von Jetzt und Sonst auch hier auf eine pikante Weise herauszuheben, läßt man eine Scene aus Meyerbeer's „Robert der Teufel", eines der neuesten Ballets der großen Oper und ein für diesen Abend bestimmtes Festspiel folgen, welches auf die Umgestaltung und die fernere Bestimmung des Schlosses zu Versailles Bezug hat. Erst nach Mitternacht verläßt der Hof den Opernsaal, durcheilt noch einmal die jetzt prachtvoll erleuchteten Galerien des Schlosses und kehrt um zwei Uhr des Morgens unter dem Jubel seiner Gäste nach Trianon zurück, wo er für diese Tage seinen Aufenthalt genommen hat. Man hat behauptet, und vielleicht mit Recht, Ludwig Philipp habe an diesem Tage eine große Aufgabe gelöst, es sei ihm gelungen, die Pracht Ludwig XIV. mit den liberalen Ideen unserer Zeit zu vereinigen.

Noch bestimmter trat jedoch diese königliche Liberalität am folgenden Tage hervor, wo dem Publicum im weitesten Sinne des Wortes der Zutritt zu dem Museum gestattet wurde. Versailles hat jedenfalls nur wenig gleich belebte Tage gesehen, und das Schloß Ludwig XIV. wol nie ähnliche Massen in sich aufgenommen wie am 11. Juni d. J. Schon um zehn Uhr des Morgens war der König wieder im Schlosse eingetroffen, um den Behörden von Versailles Audienz zu geben, welche ihm eine zur Eröffnungsfeier des Museums geschlagene Denkmünze überreichten. Zwanzigtausend Mann Truppen, Linie und Nationalgarde, hatten sich unterdessen auf dem Waffenplatze und in der nach Paris führenden Hauptallee gesammelt. Gegen Mittag begann die Revue, bei welcher der König mit seiner ganzen Familie und einem zahlreichen Gefolge erschien. Noch während der Dauer derselben strömten von Paris und der Umgegend viele Tausende von Menschen herbei, welche dem Augenblicke der Eröffnung mit Ungeduld entgegensahen. Um den Zudrang etwas zu mäßigen, hatte man um dieselbe Zeit, wo sich die Pforten des Museums aufthun sollten, vor der Stadt ein großes Pferderennen veranstaltet. Allein diese Vorsicht hatte nur wenig Erfolg. Denn kaum hatte sich der König gegen zwei Uhr des Nachmittags entfernt, als Alles den auf ein gegebenes Zeichen eröffneten Haupteingängen des Schlosses zuströmte und in wenigen Augenblicken die weiten Säle so überfüllte, daß man, weit entfernt zu genießen, nur daran denken mußte, durch den ersten besten Ausgang wieder wohlbehalten das Freie zu erreichen. Die Zahl der Menschen, welche an diesem Tage innerhalb zweier Stunden durch die Galerien von Versailles hin und her gewogt sein mögen, wird auf 30—40,000 Köpfe angeschlagen. Ich habe Versailles an diesen zwei merkwürdigen Tagen gesehen; es wurde mir damals möglich, wenigstens einen Theil des Museums mit flüchtigem Blicke zu durcheilen; die ersten Eindrücke, welche ich an jenen Tagen mit hinwegnahm, sind durch spätere wiederholte Besuche zu bestimmtern Bildern geworden; nach ihnen kann ich es vielleicht jetzt versuchen, in einigen scharfen Umrissen einen klaren Begriff von Dem zu geben, was Versailles durch die neuesten Umgestaltungen nach den Ideen und unter der Leitung Ludwig Philipp's geworden ist.

In seiner äußern Erscheinung ist das Schloß von Versailles ganz dasselbe geblieben, was es vor 1830 war. Selbst die in den Julitagen mit Gewalt ausgekratzten Lilien über dem Haupteingange des Schloßhofes sind in dem aufs Neue reich vergoldeten Wappenschilde, ungeachtet alles Widerspruches, wiederhergestellt worden. Eine höchst glückliche Idee hat der ertödtenden Einförmigkeit des ersten weiten Hofraums durch siebzehn neu aufgestellte kolossale Statuen, ganz im Einklange mit der Bestimmung des Palastes, wenigstens einiges Leben und dem unstät umherirrendem Auge willkommene Anhaltepunkte

Digitized by Google

gegeben. Den Mittelpunkt im äußersten Hintergrunde des verlängerten Halbkreises, welchen diese Standbilder einschließen, nimmt die in großartigsten Verhältnissen gehaltene Reiterstatue Ludwig XIV. ein. Sie steht an derselben Stelle, wo vor der Revolution der Eingang in den zweiten Hof, die Cour royale, war, und beherrscht somit die ganze weite Fläche, welche sich zwischen den drei Hauptstraßen nach Paris, St.-Cloud und Sceaux bis zum Horizonte ausdehnt. Es ist ein in seinen Theilen mit vieler Feinheit ausgeführtes Bronzewerk zweier Meister. Die Statue Ludwig XIV., ganz im Costume der Zeit, ist von Petitot, das Pferd, ursprünglich für ein ähnliches Standbild Ludwig XV. bestimmt, welches zur Zeit der Restauration in den Elysäischen Feldern aufgestellt werden sollte, von Cartelier verfertigt. Die zwölf Repräsentanten der Geschichte Frankreichs, welche hier Ludwig XIV. auf würdige Weise umgeben, waren noch vor Kurzem die Zierde der Brücke, welche von dem Eintrachtsplatze nach der Deputirtenkammer führt. Sie sind erst in vorigem Winter, und zwar nicht ohne große Schwierigkeiten, von Paris nach Versailles versetzt worden, wo sie als Wächter im Vorhofe dieses neuen Tempels des Nationalruhms die ihrer selbst würdigste Stelle einnehmen. Sämmtlich in weißem Marmor gearbeitet und durch ihre kolossalen Verhältnisse ganz dem Charakter sowol des Schlosses im Allgemeinen als auch dem Standbilde Ludwig XIV. entsprechend, gehören einige davon in die Reihe wirklicher Kunstwerke. Es sind du Guesclin, dessen Schatten Schlachten gewann, von Ramey; Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, von Mantoni; Turenne, von Gois; Condé, wie er den Marschallstab in die Festung Freiburg schleudert, von David; dann ferner die vier Seehelden: Duquesne, wie er die Beschießung von Algier befiehlt, von Rognier; Dupuay-Trouin, bei dem Angriffe von Rio Janeiro, von Dupasquier; Tourville, umgeben von den Trophäen seiner Siege, von Marin, und Suffren, wie er den Frieden mit England 1782 abschließt, von Lesueur; ihnen folgen vier große Staatsmänner: der Abt Suger, von Stouf; Sully, von Espercieux; Richelieu, von Ramey, und Colbert, von Milhomme. Vier andere Statuen, welche zu diesem Cyclus neu hinzugekommen sind, vertreten den Kriegsruhm der Republik und des Kaiserreichs: Jourdan, Masséna, Montebello und Mortier.

Die etwas pomphafte Inschrift: „A toutes les gloires de la France", welche sich unter den Giebelfeldern der beiden am weitesten hervorspringenden Pavillons des Schlosses befindet, zeigt die neue Bestimmung des Palastes wenigstens im Wesentlichen an. Denn allerdings fällt es dann auf, wenn man hier mitten unter den ruhmgekrönten Häuptern Frankreichs z. B. Nicolas Ferry, genannt Bubé, Hof- und Staatszwerg des Königs Stanislaus von Polen, und andere exotische Gewächse von gleicher Bedeutung vorfindet. Da seit der Wiederherstellung des verwitterten Getäfels des Marmorhofes der Zutritt zum Schlosse von dieser Seite nicht gestattet ist, so gelangt man jetzt entweder rechts durch die Cour de la chapelle, oder links durch die Cour des princes zu den Haupteingängen des Museums, dessen drei Haupttheile, der südliche Flügel, das Mittelgebäude und der nördliche Flügel durch geschickte Übergänge im Innern zu einem Ganzen verbunden sind. Wenige Worte reichen hin einen klaren Begriff von Dem zu geben, was dieses Ganze einschließt, und werden uns dann die Übersicht der verschiedenen Theile um Vieles zu erleichtern.*) 129.

Dänische Literatur.

„Noveller. Utgivne af Karl Bernhard." (2 Bände, Kopenhagen 1836.) Der pseudonyme Verfasser dieser Novellen kann auf viele Leser und Leserinnen vom gewöhnlichen Schlage rechnen, die nur eine flüchtige Unterhaltung suchen, wobei sie wenig oder gar nicht zu denken brauchen. Seinen Stoff entlehnt er aus dem alltäglichen Leben seines Volks und seiner Umgebung. Ein gründlicher Psycholog oder feiner Menschenkenner ist er aber nicht; denn, wenn er uns auch gleich bisweilen eine ziemlich ausführliche genetische Erklärung der Gemüthsstimmungen und Entschlüsse seiner Personen darbietet, so verschafft ihm doch die Allgemeinheit seiner Charaktere keine bedeutende Veranlassung, sich hierin sinnreich zu beweisen, und ein Anstrich von Sentimentalität macht ihn dabei wenig geschickt, die Gefühle aller Art mit der Unbestechlichkeit des Wahrheitsforschers zu analysiren, oder Tugenden und Lastern bis zu ihrer Wurzel nachzuspüren. Letzteres würde nicht einmal in einer Novelle am rechten Orte sein. Dagegen sind seine Personen frei von allen störenden Widersprüchen, welche die Täuschung aufheben würden; und wenn er auch grade keine ungewöhnliche Gabe besitzt, Individuen zu charakterisiren, so hat er ein desto größeres Talent, solche Züge aufzufassen und zu zeichnen, welche ganzen Classen unserer Zeitgenossen gemein sind, vielen Menschen aber entgehen, wiewol sie an sich sehr interessant sind. Seine Charaktere sind im Ganzen der Art, daß sie nicht mehr Phantasie oder Nachdenken bei den Lesern voraussetzen, als diese anzuwenden gewohnt sind; aber sie sind zugleich wohl geeignet, die Maschinerie von Misverständnissen, Verwickelungen, Kämpfen und Siegen, deren Bewegung mit Recht die Hauptsache der Novellen ausmacht, zu treiben. Dieses zu arrangiren versteht der Verf. sehr gut. Die Begebenheiten sind geistreich erfunden, verknüpft und angeordnet, und es gibt keinen Mangel an pikanten Verhältnissen und Situationen. Die Leiden und Freuden verliebter, verlobter und verheiratheter Personen werden auf verschiedene Weise variirt; Verführungen sowol als unschuldigere Abenteuer vermehren die Abwechselung, und Alles fällt ziemlich natürlich und nach dem Wunsche des Lesers aus. Der Vortrag ist leicht und fließend. Die Raisonnements und Bemerkungen, welche namentlich in die Dialogen häufig eingestreut sind, sind zwar nicht neu und besonders interessant; allein da sie meistentheils natürlich und ziemlich abwechselnd sind, so werden sie auch nicht ermüdend und unangenehm.

Anerkennung verdient folgendes Werk: „Danemarks politisk-militaire Historie under Unionskongerne, fra Kong Oluf og Dronning Margaretha, indtil Kong Hanses Död, af F. H. Jahn." (Kopenhagen 1836.) Dieser unermüdliche Geschichtsforscher hat durch die vielen wichtigen Actenstücke, die er ans Licht gebracht, unsere Kenntniß von der Unionszeit sehr bereichert. Der factischen Berichtigungen hat Jahn in der Periode, die sein Buch umfaßt, nicht wenige geliefert. Nur da mislingt seine Schilderung, wo er, ohne Anleitung der Urkunden in ihrem Zusammenhange, oder sogar ihrem Zeugnisse gerade entgegen, mittels einer Compilation isolirter, zum Theil misverstandener Stellen und durch eine ganz subjective Auffassung

*) Fortsetzung und Schluß in der nächsten Lieferung. D. Red.

glänzende Charakterbilder, deren historische Namen nur ein Widerschein ihres innern, reichen und wirksamen Lebens sind, welches seine Kraft in dem Streben für das allgemeine Wohl äußerte, ummodeln will. Wir können uns hier nicht enthalten, an Engelbrecht und an die Sturen zu denken, deren Charaktere, wenn die Zeichnung wahr sein soll, nur mit einem Nationalgefühl aufgefaßt werden können; der dänische Verf., den die Liebe zu seinem Vaterlande parteiisch machte, ist nicht im Stande gewesen, das Bild dieser berühmten Männer aus der Unionszeit mit geschichtlicher Gerechtigkeit zu entwerfen. Unter den, durch den hier zusammengedrängten Reichthum an Thatsachen und das unermüdliche Quellenstudium ausgezeichneten Partien dieses Werks verdient die Erzählung von dem holsteinischen Kriege unter Erich von Pommern besonders erwähnt zu werden. Hier wie in den meisten andern Partien zeigt des Verf. Anordnung der Begebenheiten von seiner Befähigung zu etwas Höherm als einer blos annalistischen Bearbeitung der Geschichte, und sein Styl ist des Gegenstandes würdig. Die beigefügte Sammlung von nahe an 30 bisher noch ungedruckten Actenstücken und Originaldocumenten ist eine Bereicherung des Werks, für welche die Geschichtsforscher des Nordens sowol dem Verfasser als den Herausgebern höchlich verbunden sein müssen.

Eine Bereicherung für Dänemarks Chorographie ist folgende Schrift: „Beskrivelse over Aerö. Et historisk-topographisk Forsög af F. R. Hübertz." (Kopenhagen 1834.) Unter den vielen kleinern Inseln, welche von Langeland, Fyen (Fühnen) und Als umgeben sind, ist Aeröe die größte, fruchtbarste und merkwürdigste. Diese Insel ist die merkwürdigste durch ihre Bevölkerung, denn sie ist verhältnißmäßig volkreicher als irgend ein anderes Plätzchen in Dänemark, Amager allein vielleicht ausgenommen; durch ihre Schiffahrt, denn sie hat oder hatte wenigstens vor nicht langer Zeit mehr Schiffe als die Inseln Laaland, Fyen, Falster und Langeland zusammengenommen, und endlich durch die Thätigkeit, den Fleiß und die Strebsamkeit ihrer Einwohner, sowie durch ihre angeborene Liebe zum Meere. Doch hat sie erst spät, und nachdem ihr Wohlstand abzunehmen begonnen, einen Beschreiber gefunden. Der oben erwähnte Chorograph hat sich in vielerlei Hinsicht zu der Arbeit, die er übernommen, tüchtig gemacht; er hat Archive und gedruckte Schriften fleißig benutzt, um über die Geschichte des Landes Licht zu verbreiten; er hat sowol die Licht- als die Schattenseite der Einwohner unparteiisch beschrieben und keine Mühe gespart, um sich Aufklärung zu verschaffen; aber doch ist er nicht im Stande gewesen, sich mit gleicher Ausführlichkeit und Genauigkeit über alle Theile der Insel zu verbreiten. Unglücklicherweise ist es grade die Beschreibung des merkwürdigsten, wiewol nicht fruchtbarsten Theiles von Aeröe, nämlich Marstals Kirchspiel und Flecken, welche Das, was man erwarten könnte und wünschen möchte, am wenigsten erfüllt.

Nicht ohne Interesse für Freunde der Kirchengeschichte dürfte folgende Schrift sein: „Exorcismens eller den tilforn ved Daaben brugte Diævlebesvaergelses Historie i Danemark, med et Par Ord om dens Ret til paany at optages vid Siden af Diævleforsagelsen, af J. L. Rohmann." (Odense 1835.) Diese Schrift gibt eine gedrängte Übersicht der Bewegungen, welche der Streit um den Exorcismus zu seiner Zeit in der dänischen Kirche hervorrief, mit steter Hinsicht auf die Verhandlungen über das Taufformular in den allerletzten Jahren. Wiewol der Verf. seinen Gegenstand weder erschöpft noch mit der Genauigkeit, die man hätte wünschen können, überall behandelt hat, so scheint seine Abhandlung doch in mehrer Hinsicht als ein nicht uninteressanter Beitrag zu der theologischen Literatur Dänemarks betrachtet werden zu können.

Rühmender Erwähnung verdient Oehlenschläger's neue Tragödie „Sokrates". (Kopenhagen 1836.) Es ist ein großer und kühner Gedanke, Sokrates auf die Bühne zu bringen, und die Begeisterung hat hier einen zweifelhaften Kampf zu bestehen; aber je mehr ein Dichter aus einer innern Conception hervorbringt, sodaß das Werk, wie Göthe sagt, eher ihn als er das Werk macht, desto leichter kann er in einen solchen Kampf gerathen. Nehmen wir den Stoff für die Poesie, welcher in Sokrates' Leben und Schicksal geschichtlich gegeben ist, wie sich derselbe dem betrachtenden Verstand sogleich darbietet, so finden wir, daß er, so tragisch des Weisen Tod auch ist, so wenige Elemente zu einem dramatischen Ganzen enthält, daß entweder ein sehr unerfahrener Dichter auf den Gedanken kommen könnte, denselben zu einer Tragödie zu verarbeiten, oder auch ein Dichter, welcher, ausgerüstet mit einer seltenen Fähigkeit, das poetisch Anwendbare im Stoffe aufzufassen, zugleich eine ganz besondere Übung in der Behandlung desselben besitzt. Für jeden Andern würden abschreckende Schwierigkeiten sowol von Seite der Handlung als des Charakters sich zeigen. Über diese Schwierigkeiten nun setzt sich Öhlenschläger hinweg, indem er die Handlung mit dem Zeitpunkte, da drei athenische Bürger den Sokrates anzuklagen beschließen, beginnen läßt. Was jedenfalls mit aufgenommen werden mußte, die Bezeichnung des Conflicts des Sokrates mit seinen Zeitgenossen, wird in einige einleitende Scenen verlegt. Um keine Personen, die ohne Verbindung mit der folgenden Handlung bleiben durften, vorkommen zu lassen, hat der Dichter das athenische Volk durch die drei Ankläger repräsentirt. Diese treten gleich anfangs auf das feindseligste gegen Sokrates gestimmt auf; einer seiner Schüler vertheidigt ihn, wodurch der Dichter die Zuschauer im Voraus mit Sokrates bekannt macht und solchergestalt das eigne Auftreten des Weisen vorbereitet. Nun kommt Sokrates selbst; höhere Erkenntniß, verständige Klarheit, innere persönliche Würde treten der Beschränktheit, den Vorurtheilen und dem Hochmuthe entgegen, und sein Untergang wird beschlossen. Diese Auftritte stehen in naher Verbindung mit der Handlung und sind von verhältnißmäßigem Umfange. Sehr viel Inhalt ist auch in ihnen zusammengedrängt; denn fast mit der Sorgfalt eines Biographen gibt der Dichter Aufklärungen über mancherlei Umstände von Sokrates' Leben. Demnächst kommen hier die wesentlichsten Punkte zur Sprache, aus denen der Haß einer mächtigen Partei gegen Sokrates hervorging, und somit ist Das, was zur Einleitung nöthig war, allerdings gesagt worden. Aber die Folgen davon, daß der Dichter sich darauf beschränken mußte, Das, was als eigentlicher Gegenstand der dramatischen Handlung den Zuschauern vor die Augen gebracht werden sollte, nur kurz zu erzählen, zeigen sich sehr deutlich. Die Erkennung, die bei diesen Letztern hervorgerufen und worauf in dem Folgenden gebaut werden sollte, wird theils nicht hinlänglich genug befestigt, theils nicht vollständig genug, theils nicht ganz richtig. Die Gegner des Sokrates werden vom Dichter in das allerschlechteste Licht gestellt und ihnen keine gute Seite gelassen. Da die Handlung zufolge der gewählten Verfahrungsweise sehr beschränkt ist, so mußte der Dichter darauf bedacht sein, deren Glieder und Zwischensätze zu trennen. Hierzu mußte sich des Sokrates Verhältniß zu seiner Familie und namentlich zu seinem heftigen Weibe gleich als ein brauchbarer Gegenstand zeigen, der zugleich in die nächste Verbindung mit der Hauptsache gebracht werden konnte; und so finden wir den Rest des ersten Acts dazu benutzt, uns den Sokrates in seinem häuslichen Verhältnisse würdig und ruhig gegen seine Frau, sanft und belehrend gegen seine Kinder zu zeigen. Dagegen erfüllt eine für sich allein stehende Episode den ganzen zweiten Act. Der Dichter gibt dem Sokrates eine Tochter, die von Aristophanes geliebt wird. Der dritte Act handelt von Sokrates' Proceß vor der Heliäa und von seiner Verurtheilung; der vierte von den Versuchen der Freunde, Sokrates zu befreien; der fünfte von seinem Tode. Der Dichter stellt die Hauptsache mit einer würdigen Einfachheit, welche dem Charakter seines Helden entspricht, dar, entwickelt erfinderisch und verschönernd lebendige Bilder aus den einzelnen Zügen, welche die Geschichte liefert, geübt, dieselben zur Zusammenwirkung sorgfältig zu verbinden. Allein die Mängel des Stoffes ließen sich nicht bezwingen. Die Exposition ist nicht befriedigend, und an der Seite der eigentlichen Handlung bilden der zweite und vierte

Act zwei Ganze für sich. Dieselben Mängel haben Rücksichten hervorgerufen, die einander widerstreben, und Zusätze, die nicht hinlänglich motivirt sind. Doch ist das Stück reich an poetischen Schönheiten vom höchsten Range. 119.

Die jüdischen Frauen in Ägypten.

Vor Kurzem theilten wir einige Notizen über die Stellung der ägyptischen Frauen überhaupt in diesen Blättern mit. Es folgen hierzu als Nachtrag noch einige Bemerkungen über die Stellung der jüdischen Frauen in diesem Lande. Die jüdischen Frauen in Ägypten leben im Allgemeinen in noch ungezwungenern Verhältnissen als die Frauen der Kopten und Armenier. Sie pflegen zwar gleich den Mohammedanerinnen bei öffentlichen Ausgängen den Schleier zu tragen und sich so zurückhaltend wie diese zu benehmen; allein im Innern ihrer Wohnungen stehen sie beinahe mit den Männern gleich. Sie verwalten die Hauswirthschaft wie die europäischen Frauen und sind wenigstens eher als die Gefährtinnen ihrer Gatten denn als ihre Sklavinnen zu betrachten. Auf mercantile Geschäfte verstehen sich die jüdischen Frauen sehr gut, und ihr hauptsächlichstes Bestreben ist, sich von der ihnen anvertrauten Wirthschaftskasse so viel zu erübrigen, um sich Putz- und Schmuckwaaren einzukaufen, auf die sie einen hohen Werth legen. Keine Frau in der Welt ist so besorgt für ihre Garderobe als die ägyptische Jüdin; daher kommt es, daß man sie öfters in ihren beinahe armseligen Wohnungen auf das prächtigste gekleidet findet, in einem von Kaschemirshawls, Goldstoffen und Edelsteinen beinahe überladenen Anzuge. Dieser gleich einer Sultanin aufgeputzten Dame steht ihr Gatte zur Seite, ein vollkommenes Bild des Elends und der übermäßigen Arbeit. Mit eingefallenen Wangen, gelben, abgemagerten Händen, in einem schmuzigen und oft zerrissenen Gewand; unter einem schwarzen Turban quillt sein Haar in ziemlicher Unordnung hervor. Seine Leibwäsche zeichnet sich durch Schmuz und Unordnung in hohem Grade aus. Nichts kann für den Fremden auffallender sein als dieser schneidende Gegensatz vom höchsten Luxus und dem Schein der niedrigsten Armuth. Allein dieser Schein der letztern ist nur eine List der Juden selbst, durch welche sie sich den Erpressungen von Seiten der Regierung zu entziehen denken. Die Kostbarkeiten der Frauen sind unangreifbar, und weder die Gläubiger des Mannes noch die Regierung selbst kann sie mit Beschlag belegen. Deshalb bleiben sie immer das sicherste Eigenthum, während die in dem Lande geschlagenen Münzen ihrem Werth nach dem größten Wechsel unterworfen sind. Auch findet es sich wol, daß besonders reiche Juden noch außerdem ihren heimlichen Schatz an Geld- und Silberstangen besitzen, welche sie an den verstecktesten Orten ihrer Wohnungen vergraben. So geschieht es nicht selten, daß Jemand, der ein halbverfallenes Haus an sich gekauft, darin einen reichen Schatz findet. Besonders an den Sonnabenden pflegen die ägyptischen Jüdinnen Alles anzulegen, was sie an Kleidern und Kostbarkeiten besitzen. So angethan, nehmen sie ihren Platz am Fenster ein, um sich die wenigen Vorübergehenden zu betrachten, die sich in die engen und schmuzigen Winkel der Judenviertel verirrt haben. Die Fenstergitter des gegenüberliegenden Hauses sind kaum drei Fuß weit entfernt, sodaß, wenn die aufgeputzte Schöne einen Blick gen Himmel wirft, sie nur einen schmalen blauen Streifen gewahrt, der zwischen den Dächern hindurchschimmert. Allein dessenungeachtet fühlt sich die Jüdin in dieser schmuzigen Gefängnißhöhle nicht unglücklich.

Eine Eigenschaft, wodurch sich die Jüdinnen vor den übrigen orientalischen Frauen auszeichnen, ist die eheliche Treue; eine andere ist der große Glaubens- und Nationalstolz, den das Volk der Juden auch in dem Zustande der tiefsten Bedrückung niemals ablegt. Sie erwidern deshalb die Verachtung, die ihnen von den mohammedanischen und christlichen Frauen zu Theil wird, in gleichem Maße, und würden es für eine Unehre halten, wenn sie sich in einen Umgang mit diesen einlassen wollten. Dessenungeachtet finden sich wol Veranlassungen, daß jüdische Frauen von besonderer Schönheit auf die Bahn des Lasters gerathen. Allein auch in diesem Stande der Erniedrigung zeichnen sie sich noch durch Anstand des Betragens vor den übrigen Frauen aus. Die Schönheit der orientalischen Jüdinnen ist berühmt und bedarf keiner weitern Bestätigung. Ihre durchaus regelmäßigen Züge, ihre würdevolle, beinahe majestätische Haltung, ihre glänzend schwarzen Augen, ihr schlanker Wuchs und die Grazie ihrer Bewegungen üben auf den Fremden den höchsten Reiz der Anziehung aus. Nur die einzige Eigenschaft theilen sie mit allen übrigen Frauen des Orients, daß ihnen die Farbe abgeht; ein Umstand, der vielleicht hauptsächlich von der zurückgezogenen Lebensweise herrührt. Die Männer bilden auch in der äußern Erscheinung einen schneidenden Gegensatz zu den Frauen. Sie haben fast durchgängig ein gemeines Aussehen, in dem sich der Druck und die Verfolgung, die ihnen zu Theil wird, deutlich aussprechen. Was man den jüdischen Frauen noch besonders zum Vorwurf machen kann, ist auch hier der Mangel an Ordnung und Reinlichkeit im Innern ihrer Gemächer; sie baden weit seltener als die mohammedanischen Frauen und lassen ihre Kinder häufig in dem ekelhaftesten Schmuz umherlaufen. 11.

Correspondenznachrichten.

London, 15. Sept. 1837.

Wir haben einen Verlust erlitten, den die Wissenschaft ebenso sehr als viele Freunde hier und in Deutschland zu beklagen haben werden. Der Dr. Rosen, Professor des Sanskrit am London university college, starb am 12. Sept., Abends 10 Uhr, in Folge einer Erkältung, welche in ein Fieber überging, dem der schwächliche Körper des Hingeschiedenen nach kurzem Leiden erlag. Nicht leicht ist es zu beschreiben, wie heftig dieser unerwartete Unglücksfall Diejenigen erschütterte, welche mit dem Verewigten in irgend einer Verbindung standen. An ihm verliert die londoner Universität einen ihrer talentvollsten und redlichsten Lehrer, das britische Museum einen treuen Bibliothekar, seine Freunde aber und besonders seine deutschen Landsleute den liebevollsten Genossen und Theilnehmer an allen ihren Leiden und Freuden. Seine große Gelehrsamkeit, verbunden mit einer wahrhaft kindlichen Gutmüthigkeit und Bescheidenheit, hatten ihn den höchsten Staatsmännern Englands werth gemacht, und er genoß ihres Umganges und Zutrauens in einem Grade, wie sie einem Ausländer selten zu Theil werden. Obgleich mit vielen Arbeiten überhäuft, die oft sehr beschwerlich waren und das mildeste Gemüth hätten verstimmen können, erschien er dennoch immer bereit, die ankommenden Landsleute zu empfangen, sie bei seinen Freunden einzuführen, mit Rath und That ihnen beizustehen und keine Gelegenheit zu unterlassen, wo er ihnen dienlich sein konnte. Weder Religion noch politische Gesinnung, weder Stand, Familie noch Vermögen vermochten auf sein Benehmen einen Einfluß auszuüben; er war gegen Alle derselbe bescheidene, gütige, zur Mittheilung und Hülfe stets bereite Mann. Obgleich die Institutionen des Landes, in welchem er lebte, von ihm hoch verehrt wurden, vergaß er doch nie sein Vaterland, das er innigst liebte, und mit dessen veränderten Interessen in Staat, Kirche und Wissenschaft er stets sich bekannt zu machen suchte, damit die Heimat ihm nicht entfremdet werde. So ist ein Schmuck der Universität entrissen und ein liebevolles Herz seinen Freunden; besonders aber werden die armen jungen Deutschen ihm nachweinen, denen er in ihren wissenschaftlichen Bestrebungen mit allen Mitteln zu Hülfe kam, damit sie ihr Ziel erreichten, und deren Lage in dieser großen Stadt er auf jede Weise und nicht ohne Aufopferung zu mildern stets sich bestrebte. 145.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 278. —— 5. October 1837.

Versailles im Jahre 1837.

(Fortsetzung aus Nr. 277.)

Das Museum zu Versailles zerfällt, der ursprünglichen Idee zufolge, seinem innern Gehalte nach in vier Haupttheile: 1) Geschichtliche Gemälde; 2) Portraits; 3) Büsten und Statuen; und 4) Seestücke und Darstellungen der königlichen Residenzschlösser. Eine fünfte Abtheilung, die vollständige Sammlung aller Medaillen, welche auf die Geschichte Frankreichs Bezug haben, wird in Zukunft diesen Cyklus historischer Denkmale erweitern und ihm vielleicht die werthvollste Vollendung geben. Die erste Abtheilung, an Zahl und Umfang beiweitem die bedeutendste, zerfällt wieder in zwölf Unterabtheilungen, welche, so weit es die Umstände zuließen, auch örtlich voneinander geschieden sind, nämlich: 1) Schlachtgemälde vom Anfange der Monarchie bis auf die neuesten Zeiten; 2) Darstellungen der Hauptereignisse aus der Geschichte Frankreichs bis zur Zeit Ludwig XIV.; 3) das Zeitalter Ludwig XIV.; 4) die Regierung Ludwig XV. und Ludwig XVI.; 5) das Jahr 1792; 6) die Siege der Republik; 7) die Feldzüge Napoleon's; 8) das Kaiserthum; 9) die Regierung Ludwig XVIII.; 10) die Regierung Karl X.; 11) die Revolution von 1830, und 12) die Zeit Ludwig Philipp's.

Die Sammlung der geschichtlichen Portraits zerfällt gleichfalls in fünf Abtheilungen für die französische Geschichte und eine Abtheilung für gleichzeitige Notabilitäten des Auslandes; jene sind: 1) eine vollständige Sammlung der Könige Frankreichs von Pharamund bis auf Ludwig Philipp; 2) die der Großadmirale von Frankreich; 3) die der Connétables; 4) die sämmtlicher Marschälle; 5) die aller Krieger, welche sich berühmt gemacht haben, ohne in eine der vier ersten Kategorien zu gehören. Was von ausgezeichneten Personen Frankreichs sich nicht in diesen chronologisch geordneten Sammlungen findet, hat seinen Platz in der großen Galerie der Portraits erhalten, welche ohne Rücksicht auf Zeiten, Völker und Stände die sechste und in jeder Beziehung werthvollste Unterabtheilung dieser Hauptclasse bildet.

Die Büsten und Statuen, welche ebenfalls in ziemlich vollständiger Reihenfolge die berühmtesten Personen aus der ganzen französischen Geschichte darstellen, sind entweder ältere Bildwerke von Marmor oder anderm Stein, wie namentlich eine Reihe auch als Kunstwerke sehr merkwürdiger Grabdenkmäler, oder Gypsabgüsse von dergleichen Monumenten, oder endlich, und zwar der Mehrzahl nach, neuere Bildwerke nach früher vorhandenen Originalen oder den Ideen der mit ihrer Ausführung beauftragten Künstler.

Die vierte Hauptclasse, die Seestücke und die königlichen Residenzen, der Zahl nach verhältnißmäßig nur wenige, haben gleichwol bedeutenden Werth, weil es meistens Originalgemälde der Zeit und somit theils für die Geschichte der Kunst, theils für den Zustand der dargestellten Dinge von hohem Interesse sind.

Der Zahl nach betragen die Gemälde im Ganzen 2745 Nummern; die Bildwerke in Marmor, anderm Stein und Gyps 541. Unter jenen befinden sich 1030 größere und kleinere eigentliche Geschichtsgemälde von der Schlacht bei Zülpich 496 an bis zum Feldzuge von Mascara 1835; 61 Ansichten von königlichen Schlössern und ihren Gärten und Umgebungen, und 1654 Portraits; und von diesen sind 71 Könige von Frankreich, 63 Admiräle, 39 Connétables, 299 Marschälle, 76 berühmte Krieger, 73 Revolutionshelden von 1792, und der Rest Portraits von Männern und Frauen des In- und Auslandes aus allen Zeiten.

Der durchgängig chronologischen Anordnung aller dieser Kunstwerke, ohne Zweifel der zweckmäßigsten und bequemsten, stellten die Räumlichkeiten des Schlosses und die äußere Beschaffenheit der Gemälde und Bildwerke selbst unüberwindliche Hindernisse entgegen. So paßte z. B. ein großer Theil der einmal vorhandenen Gemälde schon ihrer Ausdehnung wegen nicht an die Stelle, welche sie bei strenger chronologischer Anordnung hätten einnehmen sollen; und auf der andern Seite gab es an verschiedenen Orten Überfluß an Platz, wo es grade an den Gemälden fehlte, die man mit größter Leichtigkeit hätte unterbringen können. Durch neue Vertheilung der Zimmer und die Anlage einiger größern Galerien, wie namentlich der der Schlachten, sowie endlich durch die Berücksichtigung des vorhandenen Platzes für die erst neu bestellten Gemälde, ist diesem Übelstande wenigstens einigermaßen abgeholfen worden. Gleichwol hat man am Ende doch, mit Aufopferung der strengen chronologischen Ordnung, bei einem Mittelwege stehen bleiben müssen, dem zufolge die Eintheilung nach Epochen so weit als möglich den Räumlichkeiten ange-

paßt worden ist, ohne daß grade auf die streng chronologische Einreihung aller Gegenstände oder Portraits gehalten werden konnte, welche zu einer und derselben Epoche gehören. Man kann auf diese Weise die Geschichte Frankreichs in diesem Nationalmuseum zwar nicht in ihrer chronologischen Entwickelung verfolgen, aber jeder Saal, jede größere Abtheilung, jede Galerie versetzt uns doch in eine der großen Epochen dieser Geschichte, über deren hervorleuchtende Momente man sich dann mit Leichtigkeit selbst orientiren kann. Denn an jedem Gemälde befindet sich außer der Nummer und dem Namen des Künstlers auch eine Inschrift auf Goldgrund, welche den Gegenstand und die Zeit der Darstellung kurz angibt.

Folgt man dem allgemeinen Zuge, so gelangt man zuerst durch die Cour des princes nach dem südlichen Flügel, welcher ehemals die Gemächer der königlichen Kinder und ihres Hofstaates enthielt. Durch das mit einer kolossalen Büste Napoleon's gezierte Vorhaus tritt man in die Galerie Napoleon ein, welche in zwölf kleinern und einem größern Saale die Geschichte Napoleon's vom Jahre 1796 — 1809 umfaßt. Über dem Eingang eines jeden dieser Säle befindet sich die Jahreszahl, welche die Zeit der in ihm enthaltenen Gemälde angibt. In den sechs ersten Sälen finden wir die Feldzüge in Italien, Ägypten und Deutschland bis zur Übergabe von Ulm im October 1805, mit Ausnahme der auf die Schlacht bei Marengo (14. Juni 1800) Bezug habenden Gemälde, welche ihrer bedeutenden Ausdehnung wegen in den größern Saal am Ende dieser Galerie zusammengebracht worden sind und ihm den Namen Salle de Marengo gegeben haben. Der Übergang von den sechs ersten zu den sechs letzten Sälen dieser Reihenfolge, welche die Feldzüge Napoleon's von 1805 bis zum Frieden von Tilsit und der Vermählung mit Marie Luise (am 2. April 1810) enthalten, wird durch eine ganz neugeschaffene Marmorhalle gebildet, welche der darüber befindlichen Säulengruppe in der Mitte der Galerie der Schlachten zur Stütze dient. Mehre Büsten und Statuen Napoleon's in den verschiedenen Epochen seines Lebens, unter andern die Büsten von Bartolini, Houdon und Bosio, und eine genaue Copie des Standbildes auf der Vendômesäule von Emile Seurre, in Bronze, umgeben von Houdon's, Bartolini's, Spalla's und Triscornia's Büsten der beiden Kaiserinnen Josephine und Marie Luise sowie der Bildsäulen von Cambacérès und Lebrun, verfertigt von Rolland und Masson, dienen dieser Halle zur passenden Zierde und geben dem Beschauer einen erwünschten Ruhepunkt und die nöthige Abwechselung. Überhaupt weilt man hier, unter einer Menge von Bildern, welche, erst durch das Nationalmuseum zu Versailles veranlaßt, als Erzeugnisse der Umstände alles Kunstwerthes entbehren, gern bei einigen Gemälden, welche als fast gleichzeitige Werke ausgezeichneterer Künstler wenigstens eine lebendigere Auffassung der Gegenstände unter dem unmittelbaren Einflusse jener merkwürdigen Zeit verrathen. Wir begegnen hier unter Anderm David's Übergang über die Alpen, den Schlachten bei den Pyramiden, bei Abukir und bei Eilau, sowie der Pest zu Jaffa von Gros, zwei Bildern aus dem Aufstande zu Kairo von Girodet und Guerin, den Schlachten bei Marengo und Austerlitz von Karl Vernet u. s. w. Aus dem Saale von Marengo gelangt man sogleich in die mit der Galerie Napoleon parallel laufende Halle, welche in einer ununterbrochenen Ausdehnung von mehr als 300 Fuß die Büsten und die Standbilder der berühmtesten Generale aus der Zeit Napoleon's, d. h. von 1790 — 1815, enthält. Hoche, Lafayette als Commandant der Nationalgarde von Paris (Büste von Houdon), Custine, Dumouriez, Pichegru, Joubert, Kleber, Desaix, Moreau, die Brüder des Kaisers, Eugen, Murat, Berthier, Lannes, Mortier, Ney, Davoust, genug der ganze Heldensaal der Republik und der Kaiserzeit geht hier in ernster Reihenfolge an dem flüchtigen Blicke vorüber, während man, durch die Zeit gedrängt, dem Vorhause wieder zueilt.

Von hier führt der Escalier des princes zur ersten Etage, wo man durch einen mit den Standbildern Ludwig XIV. und Ludwig Philipp's geschmückten Vorsaal, Pavillon Orleans, unmittelbar in die Galerie der Schlachten eintritt. Der Totaleindruck dieser ganz umgeschaffenen und nach den Ideen des Königs von den Architekten Fontaine und Nepveu ausgeführten Galerie ist wahrhaft bezaubernd. Sie ist an der Stelle, wo ehemals die Gemächer des Grafen v. Artois (Karl X.) waren, welche durch Herausnahme der Zwischenräume zu einem Ganzen von 120 Metres Länge und 13 Metres Breite vereinigt worden sind. Um theils die zu diesen Verhältnissen nöthige Höhe, theils eine günstige Beleuchtung von oben zu gewinnen, hat man auch die Decke herausgenommen, welche die erste und zweite Etage schied, und das Ganze mit einem auf eisernem Gestelle ruhenden Glasdache bedeckt, welches an beiden Enden und in der Mitte von 32 Säulen aus grauem Marmor mit Capitälen und Fußgestellen aus Goldbronze getragen wird. Diese Galerie, in der Mitte freilich zwar nicht geschieden, aber doch unterbrochen, ist 120 Fuß länger als die berühmte Galerie Lebrun, welche die ganze Fronte des Mittelgebäudes einnimmt. Auch die übrigen Verzierungen, Arabesken und Goldbronzen auf weißem Grunde, entsprechen den großartigen Verhältnissen und der Pracht, welche den Hauptcharakter dieses in seiner Art vielleicht einzigen Kunstwerkes ausmachen. Die hier aufgehängten Darstellungen der Hauptschlachten aus der Geschichte Frankreichs, in fast gleichen, zum Theil kolossalen Dimensionen, umfassen die Zeit von Chlodwig's Sieg bei Zülpich bis zu Napoleon's Sieg bei Wagram. Die chronologische Ordnung konnte auch hier leider nicht streng beobachtet werden; doch findet man sich unter der verhältnißmäßig kleinen Anzahl Gemälde leicht zurecht. Wir treffen zuerst Chlodwig bei Zülpich, von Ary Scheffer; Karl Martel vor Tours, von Steuben; Karl den Großen als Sieger über die Sachsen bei Paderborn, von Ary Scheffer; Eudes, Graf von Paris, als Besieger der Normannen vor dieser Stadt, von Schnetz; Philipp August bei Bouvines (1214), von Horaz Vernet; Ludwig den Heiligen bei Taillebourg (1242), von Delacroix; Philipp den Schönen bei Mons-en-Puelle (1304), von

Champmartin; Philipp von Valois bei Kassel (1328), von Heinrich Scheffer; Jeanne d'Arc vor Orleans (1429), von demselben; dann weiterhin Karl VIII. bei Neapel (1495), von Féron; Franz I. bei Marignano (1515), von Fragonard; Heinrich IV. bei seinem Einzuge in Paris (1594), von Gérard; Condé bei Rocroy (1643), von Heim; Villars bei Denain (1712), von Monvoisin; Moritz von Sachsen bei Fontenoy (1745), von Horaz Vernet; Washington und Rochambeau vor York-Town (1781), von Couder; Jourdan bei Fleurus (1794), von Maupaisse; und endlich Napoleon bei Rivoli (1797), von Cogniet; bei Austerlitz, von Gérard; bei Jena, von Horaz Vernet; bei Friedland, von demselben; bei Wagram endlich, von Bellangé; und zwischen diesen noch eine Reihe Schlachten von weniger weltgeschichtlicher Bedeutung, zum Theil wirklich ausgezeichnete Bilder, wie schon die Namen von Gérard, Vernet, Scheffer, Delacroix, Schnetz u. s. w. verbürgen. Nur ist vielleicht die Größe der Gemälde bisweilen ihrer Auffassung und Beurtheilung von Seiten des Beschauers nicht eben günstig, weil die Dimensionen mit der Entfernung des Standpunktes, den man bei ihrer Betrachtung einnehmen kann, in keinem geeigneten Verhältnisse stehen. Namentlich hängen sie sämmtlich etwas zu tief, was freilich der Raum nicht anders zuließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

C. Spindler.*)

1. Boa Constrictor. Von C. Spindler. — A. u. d. T.: Sämmtliche Werke. Zweiundvierzigster und dreiundvierzigster Band. Stuttgart, Hallberger. 1836. 8. 4 Thlr. 6 Gr.

Eine Ilias post Homerum — eine „Boa Constrictor" nach dem „Salamander" und „Atar Gull" des über Gebühr erhobenen Eugen Sue — wir hätten unserm Spindler einen solchen Zeitfehler nicht zugetraut! Daß er von der Malerei des Thierischen und Teuflischen, wie es die Werke Sue's charakterisirt, begeistert werden konnte, das lassen wir ihm hingehen; in der Kunst erzeugt die Neuheit oft das Verdienst und den Werth, und wir selbst erblickten im „Salamander" und „Atar Gull" beim ersten Anschauen nicht blos etwas noch nicht Dagewesenes, sondern selbst etwas Großartiges, das vom Poetischen nicht allzufern stand. Allein von dieser überraschten Stimmung bis zur Nachahmung ist ein weiter Schritt, und wir hätten von Spindler geglaubt, daß er kühl geworden sein würde, bevor er ihn zurücklegte. Das ist nun nicht geschehen, er ist mit allem ihm möglichen Feuer an die Nachahmung gegangen, nicht blos des Gedankens, sondern selbst der Form; nicht blos des Styls, sondern selbst der Manieren. Das Einzige, was er nicht nachahmt, oder was er nachahmend wenigstens nicht erreicht, ist die Schadenfreude an den von ihm selbst erfundenen Naturunwahrheiten, und dieser Mangel gereicht seinem deutschen Herzen zur Ehre, wenn auch nicht seinem Geiste.

„Boa Constrictor" ist ein Gebäude aus Sue'schen Bausteinen, nicht ungeschickt, aber auf sinkendem Grund aufgerichtet und daher schon vor der Vollendung anbrüchig, schief und verfallend; in wenigen Tagen ist Das, was ein Tempel sein sollte, eine Ruine, von der spukhafte Sagen umgehen müssen, weil man darin der Gottlosigkeit fröhnte. Die Erfindung ist wie dem Portefeuille Sue's entnommen. Georg Heckdey kehrt als ein Millionnair, aber mit einem Verbrechen belastet, aus Westindien in seine Heimat zurück, und damit ihm nichts zum Sue'schen Helden fehle, in Begleitung eines Mohren und einer Mulattin, seiner verhaßten Geliebten. Hier findet er seinen alten Jugendfreund Leopold, der ihn brüderlich, und entzückt darüber, Jemandem das Glück seines Hauses zeigen zu können, in seine bescheidene Wohnung ladet, wo er in Unabhängigkeit an der Seite eines geliebten Weibes schöne Tage lebt. Blind gegen Das, was vorgeht, hält er den Freund fast mit Gewalt darin fest. Dieser aber hat in Eugenien, Leopold's Gattin, die Jugendgeliebte wiedererkannt, die ihn einst verschmäht hat und gegen welche nun seine Rache entbrennt. Das ganze Haus wird fortan von seiner teuflischen Seele der Vernichtung geweiht, d. h. der moralischen Vernichtung, nicht etwa blos dem irdischen Tode. Wir mögen dem Verf. in dies Gewebe von Schrecknissen und Scheußlichkeiten nicht weiter folgen; es sei genug, zu sagen, zu welchem Ziele er sie führt. Zunächst gewinnt Heckdey Leopold's schwache Seele und macht sich zu ihrem Herrn, indem er sie stufenweis verdirbt, und zwar durch Sue'sche Philosophie. Er macht ihn zum Treubrüchigen, zum Bigamen, zum Dieb und führt ihn so zum Tode in Wahnsinn; er vernichtet Eugenien durch den Tod ihrer Tochter Cäcilie und seine Liebe zu ihr, durch den Tod ihres Sohnes Ralph, den er zum Taugenichts, dann zum Trommler, endlich zum Rebellen macht. Die Mulattin, Diana, die ihn sterbend zum armen Manne macht, hat er ermordet, wie er den Pflanzer Descharpe ermordete, der ihn reich machte. Sie jedoch verdiente nichts Besseres, wie denn in dieser ganzen zweibändigen Erzählung Niemand hervortritt, der nicht wenigstens des Galgens werth wäre, wenn diese treffliche Erfindung nicht aus der Mode gekommen. Nachdem Heckdey's Rache für verschmähte Liebe so vollständig befriedigt ist, werden seine Diamanten, von Diana verborgen, wiedergefunden, und er ist wieder ein Millionnair. Aber das Leben ist seines Reizes beraubt für ihn; er verurtheilt sich selbst zur Buße des Lebens. „Der Geier", heißt es von ihm, „hatte sich nicht im Blute der Lämmer verjüngt; aus den Gluten des Verbrechens stieg er nicht ein strahlender Phönix hervor. Die Welt war für ihn nicht weniger einsam. Was sollte ihm noch frommen? Buße? Er leugnete den Himmel, und der verzeiht nur den Gläubigen. Selbstmord? Für den Unterthan der Erde war dann aber Alles aus und die trostlose Nacht des Grabes schreckte den Millionnair. Heckdey sprach sich selbst das strengste Urtheil: er verdammte sich zu leben. Entweichend dem Kreise, der ihm unbequem, den Erinnerungen, die ihm lästig geworden waren, kettete er den Zufall an sein Steuer und schwamm zurück an die Gestade, wo Descharpe's Geist unter Tamarinden irrt und Diana's drohende Stimme in das Ohr ihres Mörders stöhnt rc. Somit lehren die Alten dem schwachen, aber eiteln Gefühlsmenschen: Prunke nicht mit deinem Glück, sondern sperre es hinter Pforten und Riegel, daß die neidischen Götter es nicht stören, daß die Eumenide nicht ihren Zoll fodere."

Soll das die ganze Lehre dieser zwei Bände sein? Sie war wohlfeiler zu haben. Es bedurfte nicht dieses Aufwands von Schrecknissen und Greueln für eine so plane Sache; ja, bei dieser Incongruenz gibt sich der Verdacht, daß es dem Verf. nicht um die Lehre, wol aber um die Schrecknisse zu thun war. Es sträubt sich etwas in uns gegen die Anerkennung eines so aus Nachahmung eines schon abgeurtheilten Musters hervorgegangenen Buches. Diese Nachahmung durchdringt das Wesen wie die Form desselben: jene seltsame Manier Sue's, jeden Abschnitt mit allgemeinen Betrachtungen über die Schlechtigkeit der Menschennatur oder den Grimm der physischen Welt zu beginnen; jene häßliche Weise, die Phantasie zu wilden Sprüngen, Capriolen und Seitensätzen anzuspornen und damit den natürlichen Faden der Erzählung zu unterbrechen; jenes willkürliche Herbeireißen von Bildern und Gleichnissen, alle aus der Sue'schen Bilderwelt geschöpft, begegnet uns auch hier. Der Verf., für diese Gedankenreihe begeistert, hat sich nicht blos aller Natur, sondern auch seiner ganzen Eigenthümlichkeit entäußert.

*) Von zwei verschiedenen Mitarbeitern. Über Spindler's neuesten Roman: „Der König von Zion", berichten wir nächstens.
D. Red.

Oder ist es etwa Natur, daß der teuflische Heckdey für sein blutendes Opfer Leopold Freundschaft zu fühlen scheint? Natur, daß er für einen Seelenkampf Mitleid zu empfinden heuchelt, den er selbst hervorruft? Wäre dies Mitleid da, müßte er nicht seinen höllischen Plan aufgeben?

Nichtsdestoweniger und wenn wir auch den Gedankenkreis, aus dem dieser Roman erwachsen ist, verwerfen müssen, zeigt sich in seiner Führung doch eine kräftige und eine geschickte Hand. Die Begebnisse sind energisch zusammengefaßt, sie wirken auf ein bestimmtes Ziel hin und langen dabei an. Nichts ist überflüssig oder vergeblich da, und jeder Zug hat seinen Zweck in dem Ganzen des Bildes. Unter dem Gesichtspunkte der Construction ist die Erzählung gut, und es ist Schade, daß sie unter dem des Gedankens so wenig taugt. Der Verf. ist immer ein Mann, der die Effecte zu beherrschen weiß und dem es nicht an Mitteln fehlt, wenn er ein selbst klar angeschautes Ziel erreichen will, dies zu treffen, oder doch nahe daran vorüberzuschießen.

2. Tag und Nacht. Erzählungen von C. Spindler. Zwei Bände. — A. u. d. T.: Sämmtliche Werke. Vierundvierzigster und fünfundvierzigster Band. Stuttgart, Hallberger. 1836. 8. 3 Thlr. 6 Gr.

Wie die „Boa Constrictor" eine Copie des schlechtern Theils des „Salamander" war, so ist es „Tag und Nacht" von der „Cucuracha" Sue's. Die Geringschätzung, um nicht zu sagen die Verachtung seines Publicums, die sich darin kundgibt, wird sich übrigens von selbst rächen, denn ungestraft hat noch kein Schriftsteller seine Leser mit Sorglosigkeit behandelt.

Indeß möchten wir den hier ausgesprochenen Tadel doch mehr auf den ersten Band dieser Erzählungen concentriren. Da der zweite wenigstens einige eigne Erfindungen, und unter diesen selbst eine lobwürdige, echte und an Spindler's anfängliche talentvolle Erzählungsweise erinnernde Geschichte enthält.

„Der Liebestrank", welcher den größten Theil des ersten Bandes anfüllt, ist mehr als eine Novelle und weniger als ein Roman. Es ist eine Geschichte, die auf spanischem Grund und Boden spielt, auf dem der Verf. offenbar nicht recht heimisch ist, sowie er denn auch in der ganzen Erzählung nicht recht zum Bewußtsein Dessen, was er eigentlich damit will, gelangt zu sein scheint. Es fehlt darin an Individualitäten, an Personen, die Fleisch und Bein sind, an einer festgehaltenen Verwickelung, kurz an allem guten Novellenelement. Es ist diese Geschichte die schwächste Abschattung Sue'scher Erzählungsstoffe ähnlicher Art, ohne den mindesten Ersatz dafür in kernhaften Gedanken und grellen, aber wirkungsvollen Scenen, wie sie Sue doch zu geben weiß, wenn seine Gedanken auch Sophismen gefährlicher Art und seine Bilder naturwidrig und die Linie des Schönen verletzend sind. Wir halten uns daher auch mit der Analyse dieser bodenlosen Geschichte nicht auf, die in jedem Betracht unerfreulich, schwach und trostlos sein würde. Die zweite Erzählung dieses Bandes: „Der Talisman", ist ein Schatten von einem Nichtsweniger als der Staub, den ich von diesem Buche blase. So kurz sie ist, so ist doch kaum daraus klug zu werden. Es ist eine reine Verirrung des Novellisten in einer Traumstunde, wo er des dolce farniente genoß. Ein Mann, wie Spindler, einst an glänzender Erfindung reich, sollte sich scheuen, um nicht zu sagen schämen, mit solchem Nichts den Markt zu verfahren und den Schreiern gegen unsern Literaturgeist Stoff zur Anklage zu geben.

Im zweiten Bande von „Tag und Nacht" treffen wir doch hin und wieder auf Besseres und Nennenswerthes. Unter den fünf Erzählungen dieses Bandes fußt die erste: „Der Weber an der Wand", wenigstens auf genugsamer deutscher Eigenthümlichkeit, um für eine Originalerzählung zu gelten; das tiroler Stillleben, das hier gemalt wird, empfiehlt sich durch guten Styl und anziehenden Vortrag, und ist die Gedankenausbeute der Erzählung auch nicht groß, so plaudert sie uns eine halbe Stunde doch angenehm hinweg. Die zweite Geschichte: „Liebeszauber", ist eine dämonische Criminalanekdote; zur Geschichte kommt es nicht, wie reich und auffodernd der Stoff auch sei; dieser ist auf eine rohe, fast actenmäßige Weise verarbeitet. Es ist die Sinnlichkeit eines schwachen Weibes in den Händen eines teuflischen Verführers, der nicht eher ruht, als bis die arme Verrathene den Gatten vergiftet. Dieser Stoff bedurfte langsamerer Entwickelung als der Verf. daran wendet, oder poetischer Begeistigung; im nackten Vortrag ist er widerwärtig, feindselig. Was Raupach in seinem schönen „Märchen im Traume" träumend geschehen läßt, begibt sich hier in der allerrohsten Wirklichkeit. Auch diese Erzählung ist weniger als nichts, da sie etwas Schlechtes ist. Desto erfreulicher ist die dritte Erzählung: „Zigeuneridylle" betitelt, in der That das Beste, oder fast das einzige Gute in diesen beiden Bänden von „Tag und Nacht". Diese Geschichte ist mit Meisterschaft angelegt, wahr und wirklich der Natur abgelauscht und mit großer Wirkung vorgetragen. Es ist ein kleines Capitalbild. Das elende Glück einer im tiefsten Jammer schmachtenden Zigeunerfamilie, ihre Freuden, ihr Schmerz, ihr Jubel, ihre Erniedrigung, alles Dies und endlich ihre Erlösung und Erhebung zu ungewohntem Ansehn und Vermögen zieht uns mächtig an — weshalb? — weil in alle Dem ein ungemeiner Fonds von Wahrheit und Naturtreue sich verbirgt, der durch sich selbst zu einem poetischen Niederschlag wird. Costume und Charaktere wetteifern in Treue und Wirklichkeit; wir leben, fürchten, hoffen und trösten uns im Unglück, dem unverschuldeten, mit dem armen Hufschmied und improvisirenden Geiger Hiript und seinem treuen Weibe Ganka. Die Scene, wo der fremde Scharfrichter im Schneegestöber die Hütte der verlassenen Flüchtlinge erreicht, ist von größter Schönheit; die Lösung der Verwickelung nur etwas zu abgerissen, aber sonst bedacht und trefflich; kurz, die ganze, in hohem Grade eigenthümliche Erzählung dient dazu, zu erweisen, was Spindler vermag, wenn Wille und Fleiß sich bei ihm zum Werk verbinden. Wollte der Musengott, er schriebe mehr solche Idyllen zu seines Namens dauernder Ehre! Die letzte Erzählung: „Die Geleitstage", ist fast eines gleichen Lobes werth; auch hier ist Natur, Wahrheit und Treue. Sie malt uns corsische Sitte mit kräftigen Farben voll Glut und Schmelz. Das Recht des Geleits, der Gastfreundschaft, wird hier auf alle mögliche Spitzen zwischen Haß und Todfeindschaft, zwischen der heiligen Vendetta und der Vaterlandsliebe hinaufgetrieben, auf alle denkbare Proben gestellt und bewährt. Die Erzählung ist anziehend, die Charaktere leben und schreiten auf eignen Füßen vorwärts; wir sehen die Caituzzi und ihre Todfeinde, die Carabella, die gefallene Fiora, von der Familie zum Tode verurtheilt, und die liebliche Aurea, die aber doch ihren Carabiner zu führen weiß; kurz, Alles lebt, redet zu uns und behauptet seinen Platz. Auch diese Geschichte ist daher Spindler's werth. Er empfange hier, wie verdient, so Lob als Tadel und gebe uns künftig, was wir ohne Rückhalt loben können, wie wir wünschen. 21.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Es ist ausgerechnet worden (unstreitig von Männern, denen es nicht an Zeit gebrach), daß die 24 Buchstaben des Alphabets sich über 600,000 Trillionen Mal versetzen lassen, oder genau genommen 620,448,401,733,239,439,360,000 Mal!! Und dennoch reichen diese 24 Buchstaben des Alphabets beiweitem noch nicht aus, um alle Laute wiederzugeben und auszudrücken, deren das menschliche Organ fähig ist. Welche Menge von Sprachen liegt mithin gleichsam noch embryonisch in dem Alphabet verborgen! Nach einem ungefähren Überschlag würden alle Bewohner der Erde, wenn jeder Einzelne von ihnen täglich 40 Seiten vollschriebe, von denen jede 40 verschiedene Umstellungen der Buchstaben enthielte, in der ungeheuern Zeitlänge von tausend Millionen Jahren mit diesem Versetzungswerk kaum zu Stande kommen. Die Frage bleibt, ob es sich, wenn sie damit zu Ende kämen, der Mühe verlohnen würde. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 279. —— 6. October 1837.

Versailles im Jahre 1837.

(Fortsetzung aus Nr. 278.)

An die Galerie der Schlachten stößt am äußersten Ende dieses Flügels der Saal von 1830 (ehemals die Wohnung des Herzogs von Orleans), welcher der bildlichen Darstellung der Hauptscenen aus der Julirevolution gewidmet ist, als der Ankunft des Herzogs von Orleans auf dem Stadthause, von Larivière; der Proclamation der Generalstatthalterschaft, von Gérard; dem Einzuge des Herzogs von Chartres, jetzigen Herzogs von Orleans, in Paris an der Spitze seines Husarenregiments, von Ary Scheffer; der Beschwörung der Charte von 1830 durch Ludwig Philipp, von Couder; der Vertheilung der Fahnen an die Nationalgarde, von Court: alles große Gemälde, welche leider sämmtlich in jenem theatralisch-ceremoniellen Style gehalten sind, welcher dem prätentiösen Charakter der neuesten französischen Schule eigenthümlich ist und sie in Gefahr bringt, nach und nach ganz zur Tapetenmalerei herabzusinken.

Den Rückweg nimmt man durch eine mit Marmorplatten ausgelegte Halle, welche, in Art und Ausdehnung ganz der des Erdgeschosses gleich, die Statuen und Büsten der merkwürdigsten Zeitgenossen Ludwig XIV. enthält und daher Galerie de Louis XIV. genannt wird. Jeder Stand hat hier seine Vertreter: die Armee Turenne, Condé, Luxembourg, Catinat, Crequi, Boufflers, Montesquiou, Vendôme, Villars; die Flotte Duquesne, Tourville, Duguay-Trouin; der Rath des Königs Colbert, Louvois, Torcy; die Kanzel Bossuet, Bourdaloue, Masillon; das Parlament Molé, Lamoignon, Talon, Daguesseau; die Baukunst Vauban, Riquet, Perrault, Mansard; die Malerei und Bildhauerkunst Puget, Girardon, Poussin, Lesueur, Lebrun; die Literatur Corneille, Racine, Molière, Quinault, Lafontaine, Labruyère, Boileau, Fénélon u. s. w. Eine im zweiten Stockwerke unmittelbar über dieser Galerie befindliche Galerie, welche die Portraits der bedeutendsten öffentlichen Charaktere von 1790 bis zur Gegenwart enthalten soll, ist noch nicht zugänglich.

Wendet man sich in derselben Etage rechts nach dem Mittelgebäude zu, so tritt man zuerst in den Saal von 1792 ein, die ehemalige Salle des Cent-Suisses, d. h. der Schweizerleibgarde des Königs. Eine möglichst vollständige Zusammenstellung der glorreichen Erinnerungen aus dem ersten Jahre der Revolutionskriege ist der Zweck dieser Sammlung. Die Schlachten bei Valmy und bei Jemappes, von Mauzaisse nach Horaz Vernet und von Heinrich Schäfer, nehmen die Hauptplätze ein, umgeben von einer Reihe Scenen aus dem Feldzuge in den Niederlanden und am Rhein und den Portraits der jungen Krieger, welche dort die Heldenlaufbahn begonnen haben, die sie nach und nach bis auf die höchsten Stufen der Ehre und des Ruhms geführt hat. Napoleon erscheint hier als Oberstlieutenant des ersten Bataillons von Corsica; Ludwig Philipp als Adjutant des Generals Dumouriez; General Belliard als Capitain im ersten Bataillon der Vendee; Marceau, 1793 schon Commandant der Westarmee, als einfacher Freiwilliger im ersten Bataillon des Departements Eure und Loire; Marschall Clausel als Capitain im 43. Linienregimente; Lauriston, 1823 Marschall, als Capitain im 8. Artillerieregimente; Pichegru als Adjutant bei der Artillerie; Lannes als Souslieutenant beim zweiten Bataillon des Departements Gers; Duperré, Admiral und Minister der Marine, als einfacher Matrose; Bernadotte, jetzt König Karl Johann XIV. von Schweden und Norwegen, als Lieutenant im 36. Linienregimente; Joachim Murat, als Souslieutenant im 12. Jägerregimente; Marschall Gérard als einfacher Freiwilliger im zweiten Bataillone der Maas; Marschall Maison als Grenadier im ersten Bataillon von Paris; Marschall Soult als Sergeant im 23. Linieninfanterieregimente; Marschall Lobau als Capitain; Junot, Herzog von Abrantes, als Sergant; Foy als Lieutenant der Artillerie u. s. w.; dieses ganze jüngere Heldengeschlecht neben den bereits ältern und weiter vorgerückten Kriegern, deren Namen durch jenes merkwürdige Jahr unsterblich geworden sind, wie Custine, Beurnonville, Luckner, Rochambeau, Dumouriez, der junge Lafayette als Obergeneral der Armee des Centrums, Kellermann, Grouchy, Berthier, Massena, Oudinot, Kleber, Moreau u. s. w. Der Idee wegen gehört dieser Saal, wie man schon aus der Aufzählung der hier verewigten Namen sehen kann, zu den interessantesten Theilen des Nationalmuseums zu Versailles; aber leider entspricht die Ausführung nur wenig den Erwartungen, welche man hier so gern verwirklicht sehen möchte. Die meisten Portraits sind leichtfertige Fabrikarbeit von jüngern Künstlern, oft ohne die geringste Wahrscheinlichkeit einer Ähnlichkeit mit den Originalen und ohne allen Charakter.

Rechts nach dem innern Hofraume zu stoßen an den Saal von 1792 vier Säle, welche die zum Theil mit großer Kunst und vielem Geschmacke ausgeführten Darstellungen der Feldzüge von 1795 — 1805 in Wasserfarben enthalten. Diese werthvolle Sammlung, welche mehr als 300 Blätter unter Glas und Rahmen umfaßt, bildet ein gleichmäßig ausgeführtes Ganze und ist der Hauptsache nach das Werk eines sehr talentvollen Offiziers der Armee, welche Napoleon nach Italien führte, Bagetti mit Namen. Die spätern Fortsetzer waren Morel, Puissant und Siméon Fort. Links gelangt man dagegen durch die Salle du sacre zu vier andern Sälen, welche die Gemälde aus den Feldzügen von 1793 — 95 enthalten. Der Rhein und die Niederlande bleiben folglich auch hier noch der Schauplatz der zum größten Theile sehr mittelmäßigen Darstellungen.

Die Salle du sacre, überhaupt einer der größten Säle des Schlosses, welcher ehemals der Sammelplatz der Garde du Corps war, in außerordentlichen Fällen aber auch zu den Sitzungen des Parlaments von Paris gebraucht wurde, wenn es Ludwig XV. oder XVI. nach Versailles beschied, um ein lit de justice abzuhalten, hat seinen Namen von dem großen bekannten Gemälde David's, welches die Krönung Napoleon's und der Kaiserin Josephine in der Kirche Notre-Dame vorstellt. Ein zweites Gemälde David's von gleich großen Dimensionen, die Vertheilung der Adler, hat gleichfalls hier seinen Platz gefunden. Man erinnert sich, was bereits Napoleon selbst in Bezug auf diese Gemälde zu David sagte: „Vos tableaux sont faits, il faut maintenant que je fasse faire un palais pour les mettre." An Versailles dachte damals Napoleon wenigstens zu diesem Zwecke nicht. Die dritte Hauptwand dieses Saales nimmt das gleichfalls kolossale Gemälde von Gros, die Schlacht bei Abukir, ein, für welches angeblich im ganzen Schlosse kein anderer Platz zu finden war. Alle drei Gemälde, welche ihre längst anerkannten Verdienste haben, verlieren hier gleichwol viel, weil man sie ebenfalls nicht in der nöthigen Entfernung betrachten kann. Die Perspective verfehlt ganz ihre Wirkung. Über den vier Eingängen dieses Saales befinden sich vier allegorische Figuren, welche zu Gérard's letzten Werken gehören, das Genie, der Muth, die Stärke und die Vorsicht. Hiermit schließt von dieser Seite die Geschichte Napoleon's und der Revolutionszeit.

Durch die berühmte Marmortreppe, deren Vorhaus in der ersten Etage sowol als im Erdgeschoß mit Büsten und Standbildern, z. B. von Mansard, Lenôtre, Lebrun, Coysevox, Lafontaine, Racine u. s. w. geschmückt ist, gelangt man dann sogleich in die eigentlichen Appartements der Könige Ludwig XIV., XV. und XVI. und der Königinnen Marie Therese und Marie Antoinette, welche die ganze erste Etage des weit vorspringenden Hauptgebäudes mit Einschluß der Galerie Lebrun einnahmen, welche letztere sie in zwei große Hälften theilt. Man hat bei der neuen Einrichtung ihre ursprüngliche Bestimmung soviel wie möglich wieder dadurch zu vergegenwärtigen gesucht, daß man sie fast ausschließlich mit Gemälden versehen hat, welche sich auf das Zeitalter Ludwig XIV. beziehen. So finden wir hier jetzt neben den alten restaurirten Deckengemälden aus der Schule Lebrun's eine fast vollständige Reihe der bekannten und mitunter vortrefflichen Schlacht- und Belagerungsscenen von van der Meulen, mehre gleichzeitige königliche Familiengemälde aus dem 17. und 18. Jahrhundert von Mignard und bessern Meistern und selbst noch einen Theil der Meubles, welche sich ehemals hier befanden.

Unter Anderm ist es gelungen, das Schlafzimmer Ludwig XIV., vor welchem unmittelbar der nach dem Marmorhof gehende Balcon ist, von dem Ludwig XVI. am 6. Oct. 1789 zum Volke sprach, ganz, und zwar zum Theil mit den Meubles, welche Ludwig XIV. wirklich gebraucht hat, so wiederherzustellen, wie es zur Zeit dieses Monarchen war. Zum Muster hat dabei ein Gemälde gedient, welches Ludwig XIV. vorstellt, wie er bei seinem petit lever die Herzoge von Bourgogne und Maine nebst einigen andern Großen seines Hofes zu Rittern seiner Orden macht. Dieses Gemälde, welches ein guter Zufall auch wieder hat auffinden lassen, ist jetzt in einem der Vorzimmer zunächst dem Oeil-de-boeuf aufgehängt worden. Die Hauptzierde des Schlafgemachs Ludwig XIV. bestand in einer sehr reichen und kunstvollen Draperie des Betthimmels, welche in der Kunst der Stickerei damals Epoche gemacht hat und das Resultat einer zwölfjährigen Arbeit des ersten Tapeziers des Königs, Simon Delobel, war. Sie stellte den Triumph der Venus vor und ist in einem erst neuerdings auf der königlichen Bibliothek wieder vorgefundenen Dedicationsschreiben an Ludwig XIV. von de Soucy genau geschrieben worden. Die Worte reichen hier kaum aus, um die Reize zu schildern, welche die zu Hunderten über dieses prachtvolle Gewand ausgestreuten Amouretten gewährt haben sollen. Eben deswegen aber nahm in den spätern Jahren Ludwig XIV. die fromme Frau v. Maintenon Anstoß an diesem königlichen Schmuck und ließ daher von ihren Pfleglingen in St.-Cyr eine Bettdecke für den König sticken, in welcher, zum Theil nach Racine's Ideen, das Opfer Abraham's und das Opfer der Iphigenia die Hauptzierden ausmachten. Alle diese Herrlichkeiten sind mittels eifriger, auf Befehl Ludwig Philipp's angestellter Nachforschungen wenigstens zum Theil wiederaufgefunden worden. Das Bett mit dem größten Theile der Draperie von Delobel ist aus einem Winkel des Garde-Meuble der Krone hervorgezogen worden; man bemerkt darauf namentlich die sehr fein ausgeführte Gruppe eines unter Nymphen auf einem Blumenlager ruhenden Amors; ein anderer Theil, welcher die allegorischen Figuren der Vergnügungen, zu Tanz und Symphonie vereinigt, darstellt, befindet sich jetzt am Fuße des Bettes; und auch der Teppich der Fräuleins zu St.-Cyr ist, nachdem er bereits in zwei Stücken durch Deutschland und Italien gewandert und während der Restauration der Regierung vergeblich zum Kaufe angeboten worden war, endlich von Ludwig Philipp angekauft und seinem alten Platze wiedergegeben worden. Das Opfer Abraham's ziert jetzt den Betthimmel. An den vier Ecken desselben befinden sich

vergoldete Trophäen und oben darüber zwei Amouretten als Wappenhalter des Wappens von Frankreich, ganz wie Delobel die Sache angeordnet hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

C. Spindler.

(Beschluß aus Nr. [illegible].)

3. Regenbogenstrahlen, Erzählungen von C. Spindler. Zwei Bände. — A. u. d. T.: Sämmtliche Werke. Sechsundvierzigster und siebenundvierzigster Band. Stuttgart, Hallberger. 1836. 8. 3 Thlr. 6 Gr.

Was ein Regenbogen war, wußten wir, aber bis heute blieb uns unbekannt, was Regenbogen*strahlen* sind, und dennoch wird es uns jetzt zur Pflicht gemacht, solches dem Publicum zu offenbaren. Doch wir wollen nicht mit dem Verfasser über einen Namen hadern und uns lieber an die Sache halten. Ein bedeutendes Talent ist ihm nicht abzusprechen, und dieses Talent hat Deutschland einst bewegt; aber der Eindruck, den es machte, war ein vorübergehender, und die Schuld davon lag nicht an dem Publicum, sondern an dem Verf. und der Art dieses Talentes selbst. Die rohern Stoffe zum Poeten lagen in seiner Natur; aber was sie veredeln und erheben muß, fehlte ihm durchaus, sowol das ästhetische als das höhere ethische Gefühl, welches dem Dichter erst die Weihe gibt. Gewiß soll die Kritik sich dem Leben eines Schriftstellers fremd halten, sich nur mit Dem beschäftigen, was seine Werke geben; auch kann Niemand jenes boshafte Wühlen in dem Privatleben der Häupter der Literatur, welches leider jetzt an der Tagesordnung ist, mehr verachten als Ref., Niemand eine innigere Überzeugung davon hegen, daß Derjenige, welcher sich mit dergleichen Nichtswürdigkeiten abgibt, nicht Den entehrt, den er beschimpfen will, ebenso wenig die Literatur, die ein solches Treiben weit von sich weist und verleugnet, sondern nur sich selbst; dennoch aber ist Ref. der Meinung, daß ein Werk sich nicht so ganz von dem Sein des Schriftstellers trennen läßt, daß die Kritik dieses nicht hier und da berühren müßte, um jenes zu erklären; denn keine Wahrheit ist absolut auf Erden, weil keine mit dem Leben nur an Einem Bande zusammenhängt, und wer eine Idee als absolut verfolgen will, geräth jedesmal in Fanatismus. So ist das Nichtinterventionsprincip in der Politik ausgesprochen worden, und wiewol wir es im absoluten Sinne überall gegen das Interventionsprincip vertheidigen würden, so kann es doch nicht immer und überall befolgt werden; denn das Leben ist der Erbfeind des starren Gesetzes, es löst und webt ewig daran, weil das Leben eben ein Ausfluß der großen Wahrheit ist, von der alle Erscheinung predigt, welcher jede einzeln stehende Wahrheit sich unterordnen muß, will sie nicht Irrthum werden. Deshalb sei es uns vergönnt, hier auch an jenem literarischen Nichtinterventionsprincip zu rütteln und es auszusprechen, daß, was des uns vorliegenden Schriftstellers Talent verhinderte, zu einer schönen Reife zu gelangen, Mangel an Adel der innern sittlichen Natur war, Mangel an Empfindung der Menschenwürde, des Schönen in sittlicher und künstlerischer Beziehung. Wer kann reicher an Erfindungsgeist sein als Spindler? Aber dieser Erfindungsgeist beschäftigt sich mit rohen Stoffen und verarbeitet sie zu nichts Besserm; ihm ist es nicht um die Wahrheit der Wirklichkeit, noch um die höhere poetische Wahrheit zu thun; er kennt die Lehre Lessing's nicht, uns gemischte Tinten zu geben, weil das Leben nur aus solchen besteht; seine Menschen sind entweder Schemen von Tugend oder von Laster, weiß und schwarz steht Alles in seinen Werken nebeneinander. Diese Übertreibungssucht eines unerzogenen jugendlichen Sinnes zu befriedigen, warf Spindler sich zuerst in mittelalterliche Scenen, und diese Art Talent bewegte sich hier noch mit dem meisten Erfolg, weil man nun einmal gewohnt ist, in jenen mehr oder minder unbekannten Zeiten Alles kolossaler zu denken als in unserer Welt, und sich dort weniger verletzt durch solche Bilder fühlte. Des Dichters Talent gelangte jedoch mit den Jahren nicht zum Durchbruch der Erhebung, sondern warf sich, moderne Stoffe wählend, von nun an in das Triviale und Gemeine, welches, verbunden mit jener nicht getilgten Vorliebe eines ungebildeten Geistes — wir sprechen das Wort hier nicht im gewöhnlichsten Sinne aus, man kann Manches wissen, Manches gelesen haben, und doch ein Ungebildeter sein — für das Riesenhafte, die widerwärtigsten Gegensätze hervorbringt. Nicht im veredelnden Sinne schreibt Spindler das Leben ab — denn er bemüht sich nur es uns abzuschreiben, und ein anderes, ein poetisches Verdienst läßt sich schwerlich in seinen Werken auffinden —, er treibt es ins Rohe und meint so seine Wirkung zu steigern; er öffnet dem Zufall einen breitern Raum, als er im Leben wirklich einnimmt, und entkräftet dadurch alle sittlichen und ästhetischen Potenzen seiner Schöpfungen, weshalb wir auch kühn behaupten, das Leben, selbst von einem beschränkten Standpunkte angesehen, und nicht nur von dorther, wo sich Alles ausgleicht, sei in seiner Wirklichkeit besser, moralischer, verfahre mit mehr poetischer Gerechtigkeit als Spindler. Denn ein Schicksal, welches ein rein äußerliches und zufälliges ist, ist kein Stoff für die Poesie, ist eben kein Schicksal, und ein Roman, in dem ein solches waltete, würde, führte er uns auch lauter tugendhafte Personen vor, doch alles ethischen Werthes entbehren, ebenso wie ein Werk, zeigte es uns auch lauter fehler- oder lasterhafte Charaktere, ein sittliches sein müßte, sobald der Nemesis ihr Recht widerführe, und wir würden, wenn eine Censur in sittlicher Hinsicht uns obläge, unser Imprimatur nur durch die Stempelung mit einer Nemesis bezeichnen.

Doch, Scherz bei Seite und zu unserm Gegenstande zurück, so scheint es uns ein Unglück für unsere deutschen Schöngeister, daß ihr Talent ihnen die Cirkel der guten Gesellschaft, oder auch diejenigen der großen Welt nicht mit eben der Leichtigkeit öffnet wie in Frankreich. Sie würden dort lernen, daß die große Welt das Sittengesetz der gebildeten Welt zwar oft umgeht, es aber nicht schamlos verleugnet; daß sie diesen Retter aller menschlichen Gesellschaft nicht am hellen Tage mit Füßen tritt, und diese Überzeugung würde sie vermögen, in ihrer Darstellung der Welt im Großen wie im Kleinen mit mehr Geschmack zu verfahren und den Anstand nicht vor der Thüre zu lassen, sobald sie die Feder in die Hand nehmen, oder doch wenigstens in ihrem Style zu zeigen, daß der Schriftsteller selbst wie eine höhere Kraft über seinen Figuren schwebt und die Gemeinheiten, die er seinem Plane nach zeichnen muß, an ihren Platz zu stellen weiß, sie nicht wohlgefällig über sein ganzes Werk verbreitet. Es ist dieser Geschmack, dieses feinere Gefühl, diese unwillkürliche und obligate Huldigung des Sittengesetzes, wie Spindler selbst sich ausdrücken würde, zwar nur ein Surrogat für den Mangel an Schönheits- und sittlichem Gefühl, indessen, wo die Hauptsache fehlt, ist auch schon das Surrogat etwas werth, und jener Bierhaus-, jener verdorbene Studententon könnte der Welt dadurch erspart, oder doch nur da angebracht werden, wohin er gehört. Zwar gibt es unter den Franzosen auch einen Schriftsteller, der dieser Gattung von Deutschen hierin nichts nachgibt; es ist dies nicht der einfache, objective, vielverkannte und vielangefochtene Paul de Kock, der Holberg der Romanschreiber, sondern der egoistische Jules Janin, der geistreiche, witzige, überall gerngesehene Jules Janin; ein Beweis, daß gänzliches Negiren jedes ethischen Gefühls am Ende eben die Erscheinungen hervorbringt, welche Erziehung durch die schlechteste Gesellschaft erzeugt.

Dieser Rohheit ist die Grausamkeit nah verwandt, mit welcher der Dichter sich nicht scheut unser Gefühl zu zerreißen; die Grausamkeit, der nirgend in Spindler's Compositionen eine tragische Versöhnung folgt. Wegen dieser innern Verschwisterung sind Grausamkeit und Rohheit im Französischen auch fast gleichbedeutend, oder vielmehr, das Wort: cru-auté, heißt, wörtlich übersetzt, Roh-heit.

Diese und ähnliche Bemerkungen stiegen unabweisbar in

uns auf, als wir die „Regenbogenstrahlen" zur Hand nahmen, und wenn wir so ernst mit dem Verf. rechteten, so war der Schmerz daran schuld, mit dem wir den Untergang eines so bedeutenden Talentes sahen, in dem wir mehr Geist und Kraft erkannten als in Hundert seiner Gesellen, über die es sich jetzt kaum mehr erhebt. Indessen werden Werke dieser Art sich immer ein Publicum erhalten, welches durch die Masse ersetzt, was ihm an Intensität abgeht; es gibt der Gleichdenkenden ja so viele! Und wenn wir das Buch empfehlen sollen, so empfehlen wir unter seinen einzelnen Erzählungen vorzüglich „Das heimliche Gericht der Galeerensklaven" und „Die Pest zu Marseille"; für solche Schreckensstoffe ist das Talent des Verf. noch am meisten geeignet, weil uns die Übertreibung hier wenigstens nicht so sehr auffällt. Was Anarchie, völlige Auflösung des Gesellschaftsbandes ist, welche Erscheinungen sie hervorbringt, mag jener gewaltige Revolutionnair, die Pest in Marseille, zeigen; und wenn man bedenkt, daß 40,000 Menschen zu jener Zeit in der Stadt gestorben sein sollen, so kann man auch glauben, daß das Bild, welches der Verf. davon entwirft, nicht zu übertrieben sein mag; ob es darum poetisch, ist eine andere Frage, die kaum mehr dahin gehört, wo man von Spindler reden will. In der „Zauberlaterne", im „Contumazhaus" sind mildere Töne angeschlagen; warum muß der Schluß des „Contumazhauses" sie wieder durch seinen, alle poetische Gerechtigkeit verhöhnenden Weheschrei vernichten? Entgegnet man uns, man habe Wahrheit geben wollen, nicht Poesie, so dürfen wir auch fragen, warum ist denn grade im Grellen und Abscheulichen hier von der Wahrheit abgewichen worden, wie das doch offenbar in den Übertreibungen des Aufsatzes geschehen? Die „Geschichte der schönen Nanni" ist ein Gewebe von Gemeinheiten, wenn man auch Talent in den Verwickelungen und in der Zeichnung einzelner Figuren nicht leugnen kann; wie mag man von uns verlangen, daß wir uns für die Fata eines Weibes interessiren sollen, welches seine alte, bettelnde, verhungernde Mutter, die ihm nie etwas zu Leide gethan, ohne ein Almosen von der Thüre weist, blos weil sie ihm unbequem ist? Die Summe aller Gemeinheit aber ist „Adhemar's Ball und Hochzeitsfest" und das heimliche Bacchanal während des Balles ein Abschaum aller Erfindung. Der Verfasser entblödet sich jedoch nicht, uns weiszumachen, ein solcher Mensch könne noch empfänglich für eheliches Glück, könne noch der Besserung fähig sein, die dann auch ohne Erschütterung, ohne Reue, ohne Erkenntniß, ja sogar ohne Leidenschaft vor sich geht, sowie der gute Mann sich ins Ehebette legt; denn Niemand wird das vorübergehende Behagen an dem schönen Mädchen Leidenschaft nennen können, da der rasche Entschluß, sie zu heirathen, nur aus einer Herausfoderung und aus dem Wunsche hervorgeht, von sich reden zu machen. Wahrlich, unsere Romanhelden nehmen die Tugend oder das Laster wie ein Glas Wasser ein, ohne dadurch innerlich um ein Haar besser oder schlimmer zu werden.

Um Das, was wir sagten, nicht ganz ohne Beleg zu lassen, geben wir hier einige Reden jenes Grafen Adhemar, des Abgotts der höhern Cirkel der Residenz.

„„„Willkommen, Alter!" rief Adhemar und zauste des Kammerdieners weißen Backenbart. „Ich bin vergnügt, du grauer Bruder Lüderlich, der Muthwille juckt mir in den Fäusten. Was machen meine honorabeln Ballgäste? Quicken noch die Flöten und schnarren die Geigen? Sind die Raufen noch voll und schäumt noch der Trog für die Krippenreiter.""

„Bonaventura zog den Gebieter auf die Seite und raunte ihm ins Ohr: „Ich habe etwas für Sie." — „Was?" — „Einen wahrhaft königlichen Bissen." — „Narr!" — „Ein Mädchen. Wann wollen Sie das Kind sehen?" — „In einer Stunde." — „Lange Frist; wer weiß, ob ich das Vöglein so lange festhalten kann?" — „Fünfundzwanzig Prügel, wenn ich das Mädchen nicht sehe, und funfzig, wenn es mir nicht gefällt.""

Genug und schon zu viel. Wir übergehen es mit Stillschweigen, daß der Verf. hier und da dem König von Baiern und der Legitimität sein Compliment macht, halten das aber jedenfalls für unnöthig, sobald es nicht durch den Gegenstand selbst begründet wird. Entweder ich habe subversive Principien, oder nicht: habe ich sie nicht, so ist das Compliment überflüssig; habe ich sie, so wird es mindestens zur Unwürdigkeit, vorzüglich wenn der Verf. in demselben Werke einen bairischen Minister als einen Nichtswürdigen schildert und einer lockern Schönen in München eine noch höhere Protection als die des Ministers versprechen läßt. 10.

Notizen.

Cuvier's letzte Augenblicke.

Die letzten Augenblicke Cuvier's waren ruhig und des grossen Mannes würdig. Fest überzeugt, daß die Hand des Todes auf ihm ruhe, unterwarf er sich dennoch der ärztlichen Behandlung, um nur seinen Freunden gefällig zu sein. Als man ihm Blutigel ansetzte, bemerkte der große Naturforscher, er selbst habe entdeckt, daß diese Thierchen rothblutig seien. Diese Entdeckung war eine seiner frühesten. Die Gedanken des sterbenden Naturforschers weilten auf dem Schauplatz seines frühern Lebens, an der Küste der Normandie, wo er in der Einsamkeit des selbstbewußten Genius, am Rande des Oceans hinrudernd, durch Beobachtung der Wunder des thierischen Lebens, die in seinen Tiefen erzeugt werden, den Weg zur Unsterblichkeit sich bahnte. Er gedachte seiner in Armuth verlebten Jugend, der grämlichen Zurückweisung, die seine ersten Ansprüche auf Beförderung fanden, und aller Wechsel von Thun und Leiden, durch die er zur höchsten Auszeichnung sich emporarbeitete. Der Mann, dem es in seiner eignen Heimat an Mitteln fehlte, um Pastor eines Dörfchens zu werden, hatte die feinsten Cirkel von Paris durch die Klarheit seiner Beschreibungen entzückt, sowie die Anmuth und der Fluß seiner Rede die Aufmerksamkeit der Deputirtenkammer auf sich zogen. Jetzt sagte er sein Ende gelassen vorher; sein Athem wurde rasch; er erhob das Haupt und ließ es wie in tiefer Betrachtung wieder sinken. Seine Seele, die Seele eines der reinsten Priester der Natur, war ohne schweren Kampf zu ihrem Schöpfer, zur Gottheit hinübergegangen. Ein zufällig Hereintretender hätte denken können, der edle Greis schlummere in seinem Lehnsessel am Kamin, und würde leise durchs Zimmer geschritten sein, um ihn nicht zu stören. Schon Albrecht v. Haller, Cuvier's großer Vorgänger, starb so sanft und ruhig. Er hatte den Abend seines Lebens in den geliebten Alpen zugebracht; da nun die Todesstunde nahte, beobachtete er mit dem Gleichmuthe des ernsten Denkers der Ebbe des Lebens und prüfte seinen Pulsschlag, bis die Seele entflohen war.

Es sind in keiner Zeit, bemerkt die „Literary gazette", so häufige und nützliche Anwendungen der Wissenschaft auf praktische Zwecke gemacht worden als in der unserigen. Man benutzt jetzt die Elektricität dazu, auf stählerne Platten zu graviren, und aller Wahrscheinlichkeit nach wird man es in diesem Zweige der Kunst zu großen Fortschritten bringen. Ebenso wird die galvanische Säule mit Erfolg beim Sprengen der Steine und Felsen angewandt, um verschiedene Pulverladungen in einem Augenblicke zu entzünden. Es ist nämlich in allen Fällen, wo man großer Steinblöcke bedarf, von äußerster Wichtigkeit, daß die Explosion der an verschiedenen Orten angelegten Pulvermassen zu einer und derselben Zeit erfolge. Durch die Erfindung, wie wir glauben, des Prof. Hare in Amerika ist man vollkommen in Stand gesetzt, diesem Bedürfniß abzuhelfen. Dieselbe empfiehlt sich außerdem noch ganz besonders dadurch, daß sie die Arbeiter weit weniger einer Gefahr aussetzt, als es bei den bisher bekannten Methoden der Fall war. Es läßt sich erwarten, daß man in unsern Steinbrüchen bald Gebrauch von dieser Erfindung machen wird. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 280. —— 7. October 1837.

Versailles im Jahre 1837.

(Fortsetzung aus Nr. 279.)

Auch übrigens ist das Zimmer ganz so wiederhergestellt worden, wie es zur Zeit war, als es Ludwig XIV. bewohnte. Das Bett steht in der Mitte an der hintern Hauptwand, dem Hauptausgange auf den Balcon gegenüber. Zu beiden Seiten befinden sich die Meubles, deren sich Ludwig XIV. gewöhnlich bediente, bis auf jenes Kissen von rothem Sammet, worauf jeden Abend ein grünseidener Beutel gelegt wurde, welcher ein Hemd, ein Schnupftuch und einen kleinen dolchartigen Degen enthalten mußte, Dinge, welche der König des Nachts immer neben sich behielt. Der Raum, wo das Bett steht, ist von dem übrigen Theile des Zimmers durch eine querdurchlaufende Balustrade geschieden, dieselbe, welche sich auch schon zu Ludwig XIV. Zeiten da befand und, gleichfalls auf dem Garde-Meuble wiederentdeckt, nur neu vergoldet worden ist. Ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs durfte es Niemand wagen, die Balustrade zu überschreiten. Als Ludwig XIV. hier sein Schlafzimmer hatte, waren die vorzüglichste Zierde zwei ausgezeichnete Gemälde erster Ordnung: David, wie er das Lob des Herrn singt, von Domenichino, und Johannes der Evangelist auf Pathmos, von Rafael, welche zu beiden Seiten des Bettes hingen. Ludwig XIV. hatte die sonderbare Gewohnheit, sich auf seinen Reisen von einem Schlosse zum andern immer die Gemälde nachfahren zu lassen, welche er vorzüglich liebte. Zu diesen gehörte unter andern der David des Domenichino, welcher ebenso viele Male nach Marly, St.-Germain und Fontainebleau gewandert und wieder nach Versailles zurückgekommen sein soll wie Ludwig XIV. selbst. Jetzt ist er in der Galerie des Louvre, und seinen alten Platz nimmt eine heilige Cäcilie desselben Meisters ein. Der Johannes von Rafael hat nicht wieder aufgetrieben werden können, und ist daher durch eine heilige Familie desselben Meisters in gleichen Dimensionen mit jener Cäcilie ersetzt worden. Vier Evangelisten, welche gleichfalls schon unter Ludwig XIV. hier waren, haben ihre alten Plätze wiedereingenommen. Das Deckengemälde ist eins der vorzüglichsten Werke des Paul Veronese: Jupiter, wie er den Donnerkeil gegen die Titanen schleudert. Napoleon hatte dieses Gemälde aus dem Sitzungssaale des Rathes der Zehn zu Venedig wegnehmen und nach Versailles bringen lassen, wo es zur Zeit der Restitutionen den Nachforschungen der Commissaire entgangen ist. Auch hat man hier wieder einigen Familienportraits ihre alten Plätze eingeräumt, welche Ludwig XIV. vorzüglich liebte, als das seiner Mutter von van Dyk, das des Großdauphins, der Herzogin von Bourgogne u. s. w.

Bekanntlich starb Ludwig XIV. auch in diesem Zimmer, und bei dieser Gelegenheit wurden zwei Gebräuche eingeführt, welche seitdem zur Etiquette erhoben wurden. Der eine bestand darin, daß der erste Kammerherr, sobald der König die Augen geschlossen hatte, von dem Balcone aus dem im Marmorhofe versammelten Volke mit vernehmlicher Stimme zurief: „Le roi est mort!" dann seinen Stab zerbrach, sogleich einen andern nahm und in Bezug auf den Nachfolger hinzusetzte: „Vive le roi!" Der zweite war, daß man auf dem unmittelbar über dem Balcon befindlichen blinden Zifferblatte den Zeiger auf die Sekunde stellte, in welcher der König die Augen geschlossen hatte. Er blieb dann unverrückt bis zum Tode des nächsten Königs. Gegenwärtig steht er noch auf der Sterbestunde Ludwig XVIII.

Ehe man in das Schlafzimmer Ludwig XIV. eintritt, geht man durch das berüchtigte Oeil-de-boeuf, welches seine eigne Geschichte hat. Ludwig Philipp hat dort ein Gemälde wiederaufhängen lassen, welches auch schon zu Zeiten Ludwig XIV. daselbst war, nämlich Ludwig XIV. und seine Familie unter den Costumen der alten Götterwelt, von Mignard; abgeschmackte Idee, noch abgeschmacktere Ausführung, aber höchst charakteristisch für die Zeit. Ludwig XIV. ist natürlich Jupiter; Marie Therese, Juno; Anna von Östreich, Cybele; Mademoiselle von Montpensier, Diana; Henriette von England, Aurora; Philipp von Orleans, Neptun u. s. w. Dieselben verkappten Gottheiten sind hier dann auch noch in verschiedenen Portraits unter ihrer wahren menschlichen Gestalt ausgehängt. Mehr als alle diese Dinge haben mich jedoch in diesem Zimmer die Liebeserklärungen und andern Herzensergüsse interessirt, welche die Pagen und Cavaliere Ludwig XV. und XVI. mit ihren Diamantringen in die Fenster dieses Gemachs, ihres gewöhnlichen Aufenthaltes, mitunter wol aus Langweile eingekritzelt haben. Man wird natürlich von dem Schweizer, der jetzt dort Wache hält, nicht darauf aufmerksam gemacht; ich entdeckte sie aber, als ich mich im Vor-

beigehen etwas in der Umgegend orientiren wollte. Sie gehen zum Theil bis in die ersten Zeiten Ludwig XV. hinauf und haben daher gewissermaßen auch ihren historischen Werth. Wenigstens sind sie die besten authentischen Documente zu einer Geschichte Dessen, was im Oeil-de-boeuf vorgegangen ist. Man könnte hier ein Corpus inscriptionum ganz neuer Art beginnen, was jedenfalls ebenso viel, vielleicht mehr Abnehmer finden würde als die Inschriften, die man jetzt in Algier ausgräbt und zu Tage fördern will.

In dem eigentlichen Cabinet des Königs, welches von der andern Seite an das Schlafzimmer Ludwig XIV. stößt, hat man das sonderbare Uhrwerk wiederaufgestellt, welches ein gewisser Morand 1706 verfertigt hat, ohne je die Uhrmacherkunst erlernt zu haben. Sobald die Stunde schlagen will — so beschreibt ein Zeitgenosse diese Spielerei, welche der Hof Ludwig XIV. für ein Wunder hielt —, hört man zwei Hähne je dreimal schreien, die Thüren zu beiden Seiten öffnen sich, zwei Figuren mit Schildern treten heraus, auf welche zwei Amouretten die Viertel schlagen, während in der Mitte Ludwig XIV. selbst und über ihm eine Wolke erscheint, aus welcher sich eine Victoria mit einem Siegeskranze in der Hand auf das Haupt des Königs herabläßt. Man hört ein Glockenspiel, die Stunde schlägt und Alles verschwindet.

Auch den übrigen Zimmern dieser unabsehbaren Suite hat man, wie gesagt, wenigstens einige Attribute wiedergegeben, welche an ihre Bestimmung in der Glanzperiode von Versailles erinnern. In einem derselben, der ehemaligen Privatbibliothek Ludwig XIV., soll eine vollständige Sammlung aller sich auf die Geschichte von Versailles beziehenden Werke aufgestellt werden. Hier ward in einem kleinen Schranke durch den Verrath des Schlossers Gamin, welchen Ludwig XIV. zu seinen Privatschlosserarbeiten brauchte, die er bekanntlich zum großen Theil selbst verfertigte, das verhängnißvolle rothe Buch entdeckt. In der Galerie Lebrun und den daran stoßenden sogenannten großen Appartements ist so wenig als möglich geändert worden. Die daselbst aufgehängten Gemälde beziehen sich sämmtlich auf die Kriegsgeschichte Ludwig XIV. und sind meistens gleichzeitig. Zwei Säle, welche sich noch in dieser Etage befinden und auch zu den königlichen Appartements gehörten, haben indessen eine neue Bestimmung erhalten, welche ihre Namen zur Genüge andeuten, nämlich: la salle des Etats généraux und la salle des croisades. Beide sind jedoch noch nicht vollendet und folglich zur Zeit auch noch unzugänglich.

Das Erdgeschoß des Mittelgebäudes, zu dem man leicht durch die Marmortreppe gelangt, hat dagegen durch Ludwig Philipp eine ganz neue Gestalt erhalten. Tritt man von der rechten Seite ein, so gelangt man zuerst in das ehemalige Appartement des Großdauphins, Sohns Ludwig XIV., welches auch später von den Dauphins bis auf Ludwig XVI. bewohnt wurde. Jetzt enthält der erste Saal die Bildnisse sämmtlicher Großadmirale von Frankreich, von Florent de Varennes (1270) und Enguerrand de Coucy (1285) bis herab auf Joachim Murat und den Herzog von Angoulême. Diese schätzbare Sammlung stammt zum größten Theile von dem Herzoge von Penthièvre her, dessen Vater, der Graf von Toulouse, bekanntlich Admiral von Frankreich, sie angelegt hatte. Der Werth derselben liegt natürlich in der geschichtlichen Bedeutung, keineswegs aber in der Kunst. Die meisten Portraits sind äußerst mittelmäßig und können schwerlich auf große Ähnlichkeit mit den vorgeblichen Originalen Anspruch machen; es sind deren im Ganzen 63, chronologisch geordnet. Während der Revolution wurde diese Würde abgeschafft; Napoleon stellte sie 1805 wieder her und ertheilte sie Murat, aber blos als einen leeren Titel; die mit ihr ehemals verbunden gewesenen Rechte und Privilegien wurden nicht mit hergestellt. Ebenso hat unter der Restauration der Herzog von Angoulême nur den leeren Titel getragen. Den nächsten noch leeren Platz hat Ludwig Philipp wahrscheinlich für den Prinzen von Joinville bestimmt, welcher zur Zeit noch als Schiffslieutenant in der Welt umhersegelt.

Im nächsten Saale folgen die 39 Connétables von Frankreich, von Alberic de Montmorency (1060) bis auf den Herzog v. Lesdiguières, mit welchem dieses Kronamt erlosch. Richelieu hielt es für zu gefährlich für seine Allgewalt und ließ es daher durch eine Ordonnanz Ludwig XIII. im Januar 1627 aufheben. Im J. 1789 hatten nach den Octobertagen die Minister Ludwig XVI. in ihrer Angst einmal den Gedanken, es zu Gunsten Lafayette's wiederherzustellen; allein dieser ging auf diesen verfehlten Plan des Hofes natürlich nicht ein. Napoleon machte ohne allen Sinn und alle Bedeutung seinen Bruder Ludwig auf einige Zeit zum Connétable von Frankreich. Von einem guten Theile der hier eingereihten Connétables sind jedoch nur die Namen an dem ihnen chronologisch zukommenden Orte in einem angemessenen Wappenschilde angegeben; denn in Ermangelung aller Materialien hat man die Wahrheit doch wenigstens nicht so weit zu verletzen gewagt, daß man geradezu Ideale aufgenommen hätte.

Dasselbe gilt von einem Theile der 299 Marschälle, welchen die 13 nächsten, durch die Galerie Ludwig XIII. unterbrochenen Säle eingeräumt worden sind. Die erste Stelle nimmt der Name von Pierre I., Marschall von Frankreich 1185, ein, und in den sieben Sälen diesseits der Galerie Ludwig XIII. wird die Reihe bis auf den Herzog Antoine d'Aumont († 1651) herabgeführt; in den sechs jenseitigen führt Jacques d'Estampes, Marquis de la Ferté Imbault den Zug an, und Grouchy, erwählt am 19. Nov. 1831, schließt ihn. Gleich daran stoßen zwei Säle, welche ehemals die Wohnung der Frau v. Montespan und dann der Marquise v. Pompadour ausmachten, jetzt aber eine Reihe berühmter Krieger enthalten, welche nicht in die drei obigen Kategorien gehörten. Mitten unter geharnischten Männern von wildem Blicke und unvergänglichem Kriegsruhme, wie Karl dem Kühnen, Johann ohne Furcht, Lahire, Dunois, Gaston de Foix, Bayard, den Guisen u. s. w., erblicken wir hier die schlichte Jungfrau von Orleans, ein recht braves Portrait von Scheffer. Weiter herunter folgt dann eine andere Heldenreihe: Duquesne, Vendôme, Conti, Suffren, Custine, Du-

mouriez, Hoche und abermals die ganze Schar der Feldherren aus der Revolution bis herab auf den Prinzen Eugen Beauharnais, welcher 1824 starb.

Die Mitte zwischen diesen Portraitsammlungen nimmt die Galerie Ludwig XIII. ein. Sie bildet das Erdgeschoß des ehemaligen Jagdschlosses Ludwig XIII., der ersten größern königlichen Anlage in Versailles, und ist gegenwärtig bestimmt, das Andenken dieses ersten Begründers des Schlosses von Versailles zu vergegenwärtigen. Doch greifen die hier zusammengestellten Darstellungen auch schon in die Zeit Ludwig XIV. ein, welcher gleichfalls die meisten in dem Vorhause zu dieser Galerie aufgestellten Büsten und Statuen angehören. Seitwärts nach dem Marmorhofe hin grenzen an die Galerie Ludwig XIII. sieben kleinere Säle, welche theils die Plane zu den königlichen Schlössern aus der Zeit Ludwig XIII. und XIV., theils die Seestücke enthalten, welche letztere aber, obgleich zugänglich, noch nicht ganz in Ordnung sind. Unter ihnen sind einige recht tüchtige Bilder der neuern französischen Marinemaler, wie Gudin, Langlois, Garneray, Crepin und Gilbert. Ihnen gegenüber hat Ludwig Philipp aus einer Menge kleiner Zimmer, ehemals zum Hofdienste bestimmt, einen größern Saal machen lassen, welcher die Bildnisse der zweiundsechzig Könige von Frankreich, mit Einschluß von Napoleon und Ludwig Philipp selbst, aufnehmen soll. Denn zur Zeit haben wir, namentlich in den ältern Dynastien, noch bedeutende Lücken bemerkt, die man auch wol schwerlich mit authentischen Portraits wird ausfüllen können. Dann muß die Phantasie nachhelfen.

In die Zeitalter vor Ludwig XIV. versetzen uns die Säle im nördlichen Flügel, zu denen man durch das Vorhaus der Kapelle gelangt. Die elf Säle des Erdgeschosses, welche nach der Gartenseite hin liegen, enthalten die Darstellungen aus der ältern Geschichte Frankreichs seit Chlodwig und gehen, was die letztern betrifft, auch schon wieder in das Zeitalter Ludwig XIV. und selbst das seiner beiden Nachfolger über, während die zehn darüber befindlichen Säle der ersten Etage desselben Flügels wieder einen Cyklus aus der Geschichte der neuesten Zeit von 1792—1836 umfassen. Ein großer Theil der Gegenstände, welche bereits den Stoff zu größern Gemälden in der Galerie der Schlachten oder der Galerie Napoleon im südlichen Flügel gegeben haben, wird hier, anders aufgefaßt, in kleinern Dimensionen wiederholt. Die Gemälde sind meistens erst in den letzten Jahren zu diesem Zwecke fabrikmäßig gemacht worden und dürfen daher gar nicht unter dem Gesichtspunkte der Kunst betrachtet werden, vielleicht mit wenigen Ausnahmen, wie z. B. des großen Gemäldes von Gérard, welches die Krönung Karl X. zu Rheims darstellt, und eines Portraits Ludwig XVIII. von demselben.

Auch von dem Gesichtspunkte der Kunst aus beiweitem werthvoller sind die beiden diesen Galerien parallel laufenden Hallen, in welchen die Bildsäulen und Grabdenkmäler der Könige und Königinnen von Frankreich und ihrer Familien und nächsten Umgebungen aufgestellt sind. Es sind entweder gleichzeitige Monumente von Marmor und anderm Stein, zum Theil von hohem Kunstwerthe, oder Gypsabgüsse nach Grabmälern in verschiedenen Kirchen Frankreichs, wie namentlich den Königsgräbern in St.-Denis. Die Halle im Erdgeschoß enthält die Zeit von Chlodwig bis zu Franz I. und seiner Familie; die der ersten Etage beginnt mit Heinrich II. und geht bis auf Ludwig XVI. herab.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte von Böhmen. Größtentheils nach Urkunden und Handschriften. Von Franz Palacky. Erster Band. Die Urgeschichte und die Zeit der Herzoge in Böhmen bis zum Jahre 1197. Prag, Kronberger und Weber. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Stände des Königreichs Böhmen haben dadurch, daß sie den Verfasser dieses Werks beauftragten, die Geschichte Böhmens von der ältesten bis zur neuesten Zeit in vier oder fünf Bänden zu bearbeiten, ein Werk veranlaßt und befördert, welches sich aufs würdigste den Forschungen anschließt, die seit einigen Jahrzehnden innerhalb des östreichischen Staates auf die slawische Sprache und Geschichte gerichtet worden sind, und welches zugleich, da es in deutscher Sprache geschrieben ist und sein Inhalt vielfach auch die Verhältnisse des deutschen Reiches betrifft, eine sehr schätzbare Bereicherung der historischen Literatur Deutschlands ist. Von einem Manne, welcher philosophische Bildung mit gründlicher Geschichtskenntniß vereinigt, welcher seit seiner Jugend sich mit dem Studium der böhmischen Geschichte und Literatur beschäftigt und von den Resultaten dieses Studiums die gediegensten Proben mitgetheilt hatte, ließ sich Bedeutendes erwarten, und die Leistung ist nicht hinter der Erwartung zurückgeblieben. Mit dem gewissenhaftesten und umsichtigsten Fleiße ist der Stoff gesammelt; die aus dem frühern Studium gewonnene, obwol nicht unreichhaltige Ausbeute schien nicht genügend, es schien nothwendig, der Forschung eine weitere Ausdehnung zu geben, und indem der schon einmal zurückgelegte Weg noch einmal gegangen wurde, mußte sich die Aufmerksamkeit auf Manches richten, an welches nur der Rückblick auf den ersten Gang erinnern konnte. Nicht allein die Geschichtschreiber des Alterthums und die Chroniken Böhmens und der angrenzenden Länder, namentlich Deutschlands, wurden auf erschöpfende Weise ausgebeutet, sondern vor Allem galt es, eine urkundliche Basis für die Darstellung zu bekommen. Die Archive und Bibliotheken Böhmens wurden vom Verfasser selbst durchsucht, aus Mähren kamen ihm durch Freunde gehaltreiche Beiträge zu, und auch das Ausland wurde in Anspruch genommen. Zwar sieht sich der Verf. dessenungeachtet zu dem Geständnisse genöthigt, daß der Ertrag dieser Bemühungen für die Zeiten, welche den Inhalt des vorliegenden Bandes bilden, so wenig der Erwartung entsprochen hat, daß die nur um der Gleichförmigkeit des Titels willen demselben vorgesetzten Worte: „Größtentheils nach Urkunden und Handschriften", erst von den folgenden Bänden gelten können; allein jene Bemühungen haben wenigstens den Bestand der vorhandenen urkundlichen Nachrichten ausgemittelt und es völlig gerechtfertigt, daß andere, minder zuverlässige Quellen zu Grunde gelegt worden sind.

Durch die Beschaffenheit der Quellen wird das Resultat der Forschung sowie die Darstellung bedingt: lückenhafte Beschaffenheit jener macht ebenso Vollständigkeit unmöglich wie feindlicher Sinn des Berichtenden die Ermittelung der Wahrheit erschwert, und nicht gering ist in diesen Fällen die Versuchung, theils durch zu hoch angeschlagene Vermuthungen und Dichtungen zu ergänzen, theils den Inhalt des Berichtes in sein Gegentheil zu verkehren. Zu beiderlei Versuchungen findet auch der Geschichtschreiber der frühern Zeiten Böhmens Veranlassung, allein der Verf. dieser Geschichte ist ihnen glücklich ausgewichen. Allerdings hat er bisweilen, um nicht blos Fragmente aneinanderzureihen, zu Wahrscheinlichkeiten greifen müssen; allein diese sind auch dann nur für solche gegeben und

erscheinen überdies nie als haltlos und willkürlich. Allerdings stellt er sich auf den Standpunkt eines Böhmen; allein diese Auffassungsweise hat ihn nie zur Ungerechtigkeit wider die Gegner dieses Landes verführt. Er erklärt, daß er keine andern Grundsätze bei der Bearbeitung der Geschichte kenne als diejenigen, welche sich aus dem obersten Grundsatze der historischen Wahrheit und Treue von selbst ergeben; diese Erklärung findet durch das ganze Werk hindurch ihre Bewahrheitung, und vor ungerechter Beurtheilung insbesondere haben ihn Eigenschaften bewahrt, welche er mit vollem Rechte für sich in Anspruch nimmt, nämlich innigster Drang nach Wahrheit, Achtung für alles göttliche und menschliche Recht, Eifer für Ordnung und Gesetz und Theilnahme an dem Wohl und Wehe aller Menschen. Eine solche Gesinnung und eine ungekünstelte, einfache und edle Darstellungsweise sichern auch denjenigen Theilen dieses Werks, welche durch ihren Inhalt vorzugsweise den Böhmen anzusprechen geeignet sind, die allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme. Der uns vorliegende Band ist in drei Bücher getheilt. Das erste umfaßt die Urgeschichte des Landes vor der Einwanderung der Czechen, es erörtert zunächst die natürliche Beschaffenheit desselben und deren Bedeutung für die böhmische Volksgeschichte und handelt sodann von den Schicksalen und Zuständen der ältesten Völker, welche die Geschichte in Böhmen kennt, der gallischen Bojen und der deutschen Markomannen. Die Darstellung, obwol in die einer Einleitung angemessenen Grenzen eingeschlossen, stützt sich dennoch durchgehends auf das gründlichste Quellenstudium und auf Resultate eigner Forschungen. Das zweite Buch enthält die Geschichte Böhmens unter den Czechen vor der Verbreitung des Christenthums. Ein allgemeines Bild des altslawischen Lebens geht der umsichtigen Untersuchung über die Einwanderung der Slawen in Böhmen voran; die Geschichte dieser beginnt mit dem Fürsten Samo, dessen Bedeutung der Verf. auch in den geringfügigen Angaben eines fränkischen Chronisten zu erkennen verstanden hat. Nach dem Verschwinden dieses Fürsten tritt die Sage an der Stelle der Geschichte, und aus der böhmischen Mythengeschichte, für deren allmälige Ausbildung fünf Epochen unterschieden werden, wird mit glaubwürdigster Kritik der historische Kern ausgemittelt. Die Kriege der Böhmen gegen Karl den Großen führen zu einem, besondere Erwähnung erfodernden Abschnitte, zur Geschichte des mährischen Reiches, von dessen mächtigstem Beherrscher, Swatopluk, auch Böhmen abhängig war, und den Schluß des Buchs bildet eine Darstellung des Volkslebens Böhmens während der Zeit des Heidenthums. Schwierig wurde eine solche Darstellung besonders durch die Dürftigkeit der gleichzeitigen Nachrichten, welche sich auf wenige zufällige Andeutungen bei alten Schriftstellern und auf Bruchstücke einiger Volkslieder beschränken. Es bedurfte demnach noch anderer Quellen, und diese fand der Verf. in alten Angaben über Sitte und Weise des slawischen Volksstammes überhaupt und einiger den Czechen näher verwandten Zweige desselben. Das unbezweifelte Vorhandensein einiger gemeinsamen Grundzüge des altslawischen Volksthums und die Vorsicht, mit welcher diese Quellen benutzt sind, beseitigt durchaus den Vorwurf von Anachronismen und willkürlichen Übertragungen, während zugleich die Klarheit und Bestimmtheit der Entwickelung das ausgezeichnete Geschick des Verf. für die Lösung einer solchen Aufgabe beweist. Das dritte Buch beschreibt die Geschichte Böhmens als Herzogthum unter dem Einflusse Deutschlands von 895—1197. Noch beinahe anderthalb Jahrhunderte hindurch ist der Geschichtschreiber genöthigt, seinen Stoff fast allein aus den dürftigen Angaben fremder, meistens deutscher Chroniken zu entlehnen; indeß gestatten doch einige Nachrichten, namentlich über die kirchlichen Verhältnisse, über die Einführung und Befestigung des Christenthums und die Wirksamkeit des heiligen Adalbert auch hier schon Blicke in das innere Leben. Selbständiger wird die Geschichte Böhmens gegen die Mitte des 11. Jahrhunderts, indem von dieser Zeit an der einheimische Chronist Cosmas berichtet, was er entweder selbst gesehen oder von glaubwürdigen Augenzeugen vernommen hatte. Die äußern Verhältnisse bleiben allerdings auch ferner noch der überwiegende Inhalt der Darstellung, allein die Verflechtung des Landes in die Angelegenheiten des deutschen Reichs wird jetzt eine engere, ununterbrochenere und gestaltet sich zu einem Eingreifen in dieselben, die Persönlichkeit der Beherrscher Böhmens kann in bestimmtern, lebendigern Zügen gezeichnet werden und mehr und mehr hellen sich auch die innern Zustände auf. Wenn indeß nur einzelne Streiflichter auf diese fallen, so wird doch zugleich eine allseitige Aufhellung verheißen, indem der Verf. die Mittheilung eines besondern Abschnitts über diese Zustände, welcher nach seiner ursprünglichen Absicht das dritte Buch beschließen sollte, dem Anfange des folgenden Bandes vorbehalten hat, weil die Unvollständigkeit seiner Sammlungen ihm noch nicht gestattete, Erschöpfenderes darüber zu liefern, er aber doch auch die Erscheinung des schon seit längerer Zeit erwarteten ersten Bandes nicht noch länger verzögern wollte. Was er in diesem trotz großer Mangelhaftigkeit und Dürftigkeit der Quellen geleistet, erregt das lebhafteste Verlangen nach der Beschreibung derjenigen Zeiträume, deren bedeutenderer und mannichfacherer Inhalt aus reichern Quellen geschöpft werden kann, und ist zugleich die sicherste Gewähr für die Erfüllung nicht gewöhnlicher Erwartungen. 14.

Die „Arche der griechischen Sprache".

Auf den Rath des Neugriechen A. Korais unternahm man von Seiten mehrer gelehrten Neugriechen zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts die Herausgabe eines vollständigen Wörterbuchs der altgriechischen Sprache. Der Fürst Demetrius Kurusis übernahm die Ausführung dieser wichtigen Arbeit, an welcher Karl Ghika, Wlastos, Wamwas, Psomakis, Logadis, Paisios, Platon und Spyridion Waletas Theil nahmen. Kurusis brachte nämlich, nachdem Wlastos bereits seit mehren Jahren an der Abfassung eines griechischen Wörterbuchs gearbeitet, und Ghika damit sich beschäftigt hatte, das Lexikon von Heinr. Stephanus zu übersetzen und zu vervollständigen, die Vorarbeiten Beider an sich, bildete einen Verein gelehrter Männer, verschaffte ihnen alle vorhandenen griechischen Wörterbücher und gab sämmtliche Kosten des Unternehmens her. Das neue Wörterbuch sollte den Titel: „Κιβωτός" ꝛc. (Arche der griechischen Sprache) führen; man wollte in demselben alle Wörter der griechischen Schriftsprache in neugriechischer Sprache erklären, Belege aus classischen Schriftstellern anführen, das Alter eines jeden Wortes angeben und die verschiedenen Bedeutungen eines jeden in den einzelnen Perioden der griechischen Literatur bezeichnen. Im J. 1817 begann der Druck desselben in der Buchdruckerei des Patriarchats zu Konstantinopel; allein es erschien davon 1819 nur der erste Band (in Grossfolio), der bis zum Buchstaben Δ geht, und der fernere Druck wurde durch den Ausbruch der griechischen Revolution 1821 unterbrochen. (S. den „Cours de littérature grecque moderne par *Rizo Neroulos*", S. 108 und 167). Wie wir nun in dem Griechischen Courrier („Ὁ ἑλληνικὸς ταχυδρόμος"), 1837, Nr. 80, lesen, hat vor Kurzem das griechische Cultusministerium an Diejenigen in Konstantinopel sich gewandt, welche die Manuscripte für den übrigen Theil des Ganzen in Händen haben, um dieselben an sich zu bringen und durch deren Herausgabe die künftige Abfassung eines vollständigen und vollkommenen Wörterbuches der griechischen Sprache vorzubereiten. Denn nur dazu könne es dienen, meint der Verf. der Notiz in der angeführten Zeitung; sei es auch im Übrigen weder in Ansehung der Anordnung des Ganzen, noch in Betreff der Auswahl und der Art der Darstellung ein Muster, so enthalte es doch einen Reichthum an Worten, Phrasen und Beispielen aus den griechischen Schriftstellern aller Epochen. Indeß ist man in Konstantinopel auf die Vorschläge des griechischen Ministeriums nicht eingegangen; man will das Wörterbuch da, wo es entstanden ist, auch zum Drucke befördern. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 281. —— 8. October 1837.

Versailles im Jahre 1837.

(Beschluß aus Nr. 280.)

Am äußersten Ende dieses Flügels, da wo der Eingang in den Opernsaal ist, führt eine Treppe zu dem dritten Stockwerke, welches in zwei parallel laufenden Galerien von mehren Abtheilungen eine ungemein reiche Sammlung von Portraits berühmter Männer und Frauen aller Zeiten und Völker seit dem 14. Jahrhunderte bis zum Jahre 1792 enthält. Dem äußern Anscheine nach weniger imposant und bedeutend, ist diese Sammlung dem innern Gehalte nach jedenfalls der wichtigste und werthvollste Theil des ganzen Museums zu Versailles. Denn die Tausende von Portraits, welche hier freilich in ziemlich buntem Gemisch aufgehängt sind, sind mit wenigen Ausnahmen nicht modernes Machwerk, sondern fast durchgängig gleichzeitige Werke von hohem Kunstwerthe, zum Theil Bilder der ersten Meister ihres Zeitalters. Man kann hier in der That unendliche Studien zur Geschichte der Kunst nach allen Zeiten und allen Schulen machen. Einzelne Stücke dieser Sammlung machen schon für sich allein Kunstschätze von hoher Bedeutung aus. Gleich im ersten Saale befindet sich unter Anderm ein sehr merkwürdiges Portrait des heiligen Ludwig von Sicilien, aus dem Hause Anjou, welcher erst Cordelier, dann Bischof von Toulouse war und 1298 starb. Dieses Bild ist, ganz in der Manier Giotto's, mit reich vergoldeten, etwas hervorspringenden Zierathen versehen und kann mit großer Wahrscheinlichkeit für ein Werk dieses Meisters selbst gehalten werden, welcher bekanntlich um diese Zeit lebte und erst 1326 starb. Unmittelbar darüber befindet sich eines der merkwürdigsten Denkmäler zur Geschichte der altfranzösischen Kunst, nämlich ein großes Familiengemälde zum Andenken der Familie des Ursins, eines der berühmtesten französischen Geschlechter im 15. Jahrhundert. Sämmtliche Figuren, 13 an der Zahl, sind knieend hintereinander, und zwar nach der Reihenfolge ihres Alters und, wie in der auf dem Bilde befindlichen Inschrift ausdrücklich bemerkt wird, nach der Natur gemalt. Die erste Stelle nimmt Jean Jouvenal des Ursins ein, welcher 1431 als Prévôt-des-marchands von Paris starb; dann folgen unter Andern noch zwei desselben Namens, welche Erzbischöfe von Rheims waren und 1457 und 1472 starben, und Einer, welcher als Kanzler von Frankreich 1472 starb. Man hat dieses merkwürdige Kunstwerk Jacquemin Gringonneur, einem als Maler bekannten Zeitgenossen Karl VI., zugeschrieben; wahrscheinlich gehört es aber in etwas spätere Zeit, etwa die Mitte des 15. Jahrhunderts; denn die letzte Figur stellt Jacques Jouvenal des Ursins im erzbischöflichen Ornate vor, und er erhielt das Erzbisthum von Rheims erst 1444. Das Gemälde befand sich vor der Revolution in einer der Familie des Ursins zugehörigen Kapelle der Kirche Notre-Dame zu Paris, wo es wahrscheinlich einer der Söhne des Jouvenal, Prévôt-des-marchands, über dem Grabe seiner Ältern hatte aufhängen lassen.

Unter einer Menge anderer geschichtlich merkwürdiger Bilder bemerkt man hier ferner die erste Sitzung des Parlaments, welches Karl der Kühne am 18. März 1476 zu Dijon einsetzte. Über dem Kopfe jeder Figur ist der Name und das Amt des Originals zu lesen. Zwei gleichzeitige Darstellungen des großen Hofballes, welcher von Heinrich III. bei Gelegenheit der Vermählung von Anne de Joyeuse und Marguerite de Lorraine den 24. Sept. 1581 gegeben wurde, haben schon wegen der Costume und vorzüglich deshalb großes Interesse, weil die meisten Personen wahrscheinlich Portraits sind. Unter den einzelnen Portraits zeichnet sich ferner eine Reihe Brustbilder der berühmtesten Gelehrten des 15. und 16. Jahrhunderts aus, welche meistens Originale zu sein scheinen, wie die von Marsilius Ficinus, Theodor Gaza, Angelus Politianus, Pomponius Lätus, Bessarion, Franciscus Philelphus, Platina, Agricola, Picus de Mirandola, Pontanus, Sabellicus u. s. w. Auch weilt man mit Vergnügen bei einem kleinen, äußerst zart ausgeführten Bilde, Kaiser Maximilian I. und seine Familie, von Holbein. Reich ist die Sammlung namentlich an vortrefflichen Frauenbildern. Wir bemerken z. B. die Brustbilder von Agnes Sorel und der Herzogin Sibylle von Kleve, Johanna von Aragonien, angeblich, wie bekannt, von Rafael, und Jeanne d'Albert, Diana von Poitiers und Maria Stuart u. s. w.

Aus der spätern Zeit, dem 18. Jahrhundert, haben vorzüglich zwei Portraits, Karl XII. und Paul I., historischen Werth. Das erste führt folgende Inschrift, welche wir des Interesses wegen im Originale mittheilen:

Voicy l'unique portrait que Charles XII. de glorieuse mémoire, roi de Suède, a jamais permis qu'aucun peintre tirât de luy après son avénement à la couronne. On croiroit même qu'il se fût repenti d'avoir donné cette permis-

sion, puisque le portrait étant achevé il en coupa lui-même le visage avec un canif, et qu'on a pourtant taché de raccommoder; ayant eu l'honneur de servir un si grand monarche en qualité de son peintre et étant le seul qui ait pu donner à la postérité ses véritables traits par le présent portrait, que je fis à Lund en Scanie l'an 1718, la même année que ce héros fut tué au siége de Fredricshall en Norwége, je me fais gloire d'y souscrire mon nom. David von Graft.

In anderer Weise merkwürdig ist das Portrait Paul I. dadurch geworden, daß es dasselbe ist, welches Napoleon über seinem Bette aufhängen ließ, als er das Cabinet von St.-Petersburg von dem Bündnisse mit England losreißen wollte. Bekanntlich blieb dieser auf die Schwäche Paul I. berechnete Schritt nicht ohne den gewünschten Erfolg.

In den letzten Sälen gehen wir an der vollständigsten Sammlung der Bildnisse der Bourbons älterer und jüngerer Linie vorüber: Der Regent neben Ludwig XV., Philipp Egalité neben Marie Antoinette, der Herzog von Chartres neben dem Grafen von Artois! Schlecht, wie sie der Mehrzahl nach sind, fesseln gleichwol diese Bilder durch ihre sonderbare Zusammenstellung, welche so traurige Erinnerungen hervorruft, noch einige Augenblicke das Nachdenken des ermüdeten Beschauers. Man weiß nicht, ob man die Idee dieser Zusammenstellung grade an diesem Orte muthvoll, oder verwegen, oder vielleicht selbst unverschämt nennen soll, zumal wenn man daran denkt, von wem sie ausgegangen ist.

Auf dem Rückwege wirft man noch einen Blick in den Opernsaal, welcher wol eigentlich erleuchtet sein müßte, wenn man beurtheilen wollte, was er durch die Wiederherstellung gewonnen hat. Im Allgemeinen scheint diese etwas mehr im modernen Geschmack gehaltene Wiederherstellung auf die wenigen außerordentlichen Festlichkeiten berechnet zu sein, welche dort von Zeit zu Zeit stattfinden dürften; sie ist leicht und oberflächlich. In der Kapelle merkt man nur wenig von den Veränderungen, welche seit 1833 im Schlosse vorgegangen sind. Eine gewisse heilige Scheu, welche selbst während der Revolution sich nie ganz verleugnen ließ, ihre imposante Pracht und ihre Solidität haben sie vor dem Vandalismus bewahrt, welcher das ganze Schloß so lange Zeit mit dem Ruin bedroht hat. Ludwig Philipp hat nur die Goldbronzen auffrischen, zu beiden Seiten des Hochaltars die Standbilder Ludwig XIII. und XIV., wie sie Frankreich unter den Schutz der Jungfrau Maria stellen, aufrichten und die zum Gottesdienste, welcher fortan wieder regelmäßig jeden Sonntag stattfinden soll, nöthigen Geschirre anschaffen lassen. Auch die Gemälde, ausgeführt von den bessern Schülern Lebrun's, wie Coppel, Lafosse, Jouvenal, den Gebrüdern Bonlongues u. s. w., hatten hier weniger gelitten als in den übrigen Theilen des Schlosses.

Es war zu erwarten, daß, so großartig auch die Idee der Wiederherstellung des Schlosses zu Versailles in der angegebenen Weise und zu dem angegebenen Zwecke, und so gelungen auch im Ganzen die Ausführung ist, gleichwol die Kritik hier ein weites Feld für ihre beißenden Bemerkungen und gehässigen Sarkasmen finden würde. Wollte man sich bei dem Besuche des Nationalmuseums von Versailles blos auf den Standpunkt des Kunstkenners, des Kunstkritikers stellen, so läßt sich freilich nicht leugnen, daß es eine herkulische Arbeit, eine wahre Pein sein würde, wenn man sich durch diese unabsehbaren Reihen Gemälde durcharbeiten müßte, welche zum größten Theile unter dem Mittelmäßigen stehen, nicht selten sogar in das Schlechteste und das Gemeinste herabsinken, mit der Kunst gar nichts zu schaffen haben und unter aller und jeder Kritik sind. Bei jedem Schritte müßte man sich dann fragen, warum hat man denn die bedeutenden Summen, welche hier aufgewendet worden sind, nicht lieber dazu bestimmt, eine kleine ausgewähltere Galerie, wenn auch in längerer Zeit zu begründen? War es denn grade nöthig, daß alle Wände dieses ungeheuern Königsbaues, und zwar in so wenig Jahren bedeckt sein mußten? War es nöthig, daß z. B. jede Anekdote, jede Legende aus dem Leben Napoleon's, oder jede Scene aus der Julirevolution der Gegenstand eines werthlosen Theatergemäldes werden mußte? Man braucht sich noch nicht weit in das Labyrinth dieses Nationalmuseums verloren zu haben, um auf solche und ähnliche Fragen die beste Antwort zu finden. Man bewundert die Massen, welche hier in so kurzer Zeit aufgespeichert wurden, und bedauert, daß mit so viel Mitteln am Ende doch nur so wenig geleistet und erreicht worden ist; man bedauert namentlich, daß Versailles, anstatt zugleich der Ehrentempel der französischen Schule zu werden, vielleicht für lange Zeit nur wie ein Fluch auf ihr lasten wird, denn sie zeigt sich hier in ihren größten Blößen, und leider wird man sie vielleicht lange grade nach Dem beurtheilen, was sie hier in Versailles ist. Es ist aber nicht sowol dieser Standpunkt der Kunst, jedenfalls auch der verkehrteste von allen, welchen die erbittertsten Kritiker des Museums von Versailles eingenommen haben, als der der Politik, der Geschichte, der großen Erinnerungen, welche sich an diese Räume knüpfen, in Anwendung zu bringen.

Sowie Versailles von 1837 an in dem „Journal des débats" oder den schwülstigen und kraftlosen Panegyriken eines Jules Janin oder Vatout *) seine eifrigsten, vielleicht nicht immer glücklichen Vertreter gefunden hat, so sind die „Gazette de France" und die Karlisten im Allgemeinen schon vor der Eröffnung des Museums und noch mehr seit derselben als die heftigsten Gegner desselben aufgetreten. Ein Herr Courtois, mir übrigens völlig unbekannt, und das Journal „La Mode" in einem auch besonders abgedruckten Artikel haben für sie am entschiedensten das Wort geführt. **) Herr Courtois besitzt Kenntnisse, schreibt mit Geist, wie fast alle Karlisten, wenn sie überhaupt schreiben, versteht durch pikante Vergleichungen zwischen dem Sonst und dem Jetzt, zwischen dem Zeitalter Ludwig XIV. und dem Ludwig Philipp's die Contraste recht gut herauszuheben und sagt sogar un-

*) Jules Janin's „Fontainebleau, Paris, Versailles, Juin 1837" (Paris 1837) und Vatout's „Souvenirs historiques des résidences royales de France. Partie I. Palais de Versailles" (Paris 1837).

**) Le musée de Versailles par M. *Courtois* (Paris 1837). Versailles dévoilé par *La Mode* (Paris 1837).

ter einer Menge leeren Geschwätzes einige treffende Wahrheiten. Hr. Courtois greift sowol die Idee, als auch die Zusammensetzung des Museums von Versailles an, und geht dabei selbst von gewissen fixen Ideen aus, welche unter dem ziemlich confusen Raisonnement über Kunst und Kunstgeschichte auf jede Seite wieder durchstechen oder den Refrain bilden. So meint er unter Anderm, die meisten Portraits in diesem musée monstre — der Name ist nicht übel erfunden — seien nichts anders als die Conterfeis der Municipalgardisten von Paris, welche man auf diese Weise zu Admiralen, Connétables, Marschällen und Prälaten des 14., 15., 16. und 17. Jahrhunderts gemacht habe. Bourdaloue soll z. B. nach einem Quartiermeister der Rue Tournon gemalt sein; Bossuet, Bischof von Meaux, sei, wie er hier aufgehängt ist, nichts anders als das metamorphosirte Aushängeschild eines ehemals viel besuchten Weinhauses in der Vorstadt St.-Marceau: „Au joyeux curé de Meudon", und aus einem alten Portrait Scarron's habe man ohne Weiteres Bayard Duterrail, chevalier sans peur et sans reproche, gemacht, nur um an seiner Stelle keinen leeren Platz zu lassen.

Auf diesem Wege ebenso unschuldiger als spaßhafter Übertreibung kann man freilich ziemlich weit gehen, und zwar ohne die Gefahr, langweilig zu werden. So findet Hr. Courtois z. B. noch heraus, daß hinter diesem ganzen Museum eigentlich nur eine kluge Sparsamkeit der Civilliste verborgen sei. Denn jedenfalls sei es wohlfeiler gewesen, die endlosen Wände von Versailles mit bemalter Leinwand, die man überall für geringes Geld habe aufkaufen können, als mit kostbaren Tapeten zu bedecken. Genug, Hr. Courtois hält das ganze Nationalmuseum von Versailles für weiter nichts als für eine Entehrung Ludwig XIV. und seines Zeitalters; er kennt in der Kunst, d. h. in der französischen Kunst, nichts als Lebrun, Mignard, Lesueur, Puget und ihre Schüler und hat dabei ziemlich leichtes Spiel, gegen sie die unbekannten Größen in der Kunstwelt unserer Tage, welche sich in den letzten drei Jahren in Versailles haben verewigen wollen, in den Hintergrund zu schieben und ins Lächerliche herabzuziehen. Es versteht sich von selbst, daß nebenbei Hr. Courtois auf 71 Seiten noch Gelegenheit und Platz genug findet, auch gegen die bestehende Ordnung der Dinge zu Felde zu ziehen. Armer Thiers, armer Montalivet! Was müßt ihr euch da Alles sagen lassen, und wie viel Male muß Ludwig Philipp hören, daß sein Urältervater der Regent und sein Vater Philipp Egalité war, und leider konnten ja selbst die Septembergesetze das nun einmal nicht anders machen!

Ungefähr in demselben Tone, in demselben Geiste spricht die „Mode" über das Museum zu Versailles. Beiweitem gedrängter und kürzer, läßt sie ihre beißende Satire vorzüglich gegen zwei Punkte spielen: die Eröffnungsfeierlichkeiten, eine schlechte Parodie der glänzenden Feste Ludwig XIV., und den Saal von 1830.

Die Revolution von 1830 zu Versailles, Hr. v. Montalivet — denn er ist nun einmal der Doppelschild, welcher Ludwig Philipp vor den directen Angriffen und den Redacteur vor den Septembergesetzen schützen muß — ist die nach allen Windgegenden hin zerstreute Asche Ludwig XIV., die rothe Mütze auf der Stirne des Königsthums, der Protestantismus auf der Kanzel Bossuet's, und Calvin auf den Bänken des Vatican! Bewundert sie, lobt sie, ehrt sie, malt sie, diese Revolution von 1830, aber nur an jedem andern Orte als in Versailles; selbst ihre Freunde werden sich wundern, sie an diesem Platze zu finden, und sicherlich gibt es in ganz Frankreich nicht einen Menschen von Geschmack, welcher sich nicht darüber beklagen sollte, bei dem großen König, ich sage nicht diese Sammlung, sondern diese Emeute von Gemälden zu finden.

Gleichwol ist das Museum von Versailles seit beinahe zwei Monaten nicht leer geworden. Man ist genöthigt gewesen, den ursprünglichen Termin des ungehinderten Zutritts zweimal, und zwar bis zum 1. September zu verlängern. Vorzüglich an den zwei ersten Tagen der Woche strömt das Volk viele Meilen weit aus der Umgegend herbei und — man darf wol diesen die Sache am besten bezeichnenden Ausdruck brauchen — begafft mit offenem Munde die schlechten Gemälde und die schönen Goldbronzen. Dabei herrscht die größte Ordnung und Bequemlichkeit; in jedem Saale stehen mehre mit rothem Sammt überzogene Bänke zur Erholung für die ermüdeten Beschauer, und eine zahlreiche Dienerschaft scheint fast nur da zu sein, um den sich jeden Augenblick erneuernden Gästen die Honneurs zu machen. Man klage nur nicht Ludwig Philipp des schlechten Geschmackes an. Ludwig Philipp kennt das französische Volk, und er wollte auch in Versailles nur durch Massen auf die Massen wirken, auf die er sich zuletzt doch stützen möchte. Er hat in dieser Beziehung auch in Versailles auf eine glänzende Weise das Rechte getroffen. 129.

Das Rheinweinlied von M. Claudius.

In Nr. 100 d. Bl. wurde über die durch einige Zeitschriften angeregte Frage: ob Matthias Claudius wirklich der Verfasser des berühmten Rheinweinliedes sei, eine Notiz mitgetheilt und zu weitern Aufklärungen von Seiten eines Mitglieds der Familie Claudius aufgefodert. Diese Auffoderung sehen wir jetzt erfüllt, indem Herr Senator Claudius in Lübeck in einem Schreiben an den Herausgeber der Zeitschrift: „Der Spiegel", die den ersten Zweifel erregt, wie uns dünkt völlig überzeugend sich über die Sache ausspricht. Dieser Brief, der nur auszugsweise im „Spiegel" mitgetheilt worden, ist jetzt vollständig in Nr. 258 des „Allgemeinen Anzeigers der Deutschen" abgedruckt, und wir lassen das Wesentliche daraus hier folgen. D. Red.

„Mein Herr! Am Schlusse von Nr. 3 Ihres „Spiegels" von 1837 ward „einer in Karlsruhe fortlebenden Tradition" gedacht, „daß der Verf. des bekannten Rheinweinliedes: „Am Rhein, am Rhein" u. s. w., nicht Claudius, wie man bisher angenommen, sondern der 1823 zu Karlsruhe verstorbene Kirchen- und Ministerialrath Sander sei". Dieser habe nämlich, so erzähle man, als er noch Diakonus zu Pforzheim gewesen, dieses Lied zur Hochzeitsfeier eines Freundes gedichtet, und es sei dasselbe auf Veranlassung eines der Gäste in der (von M. Claudius herausgegebenen) Zeitung: „Der wandsbecker Bote", erschienen, aus diesem aber, da es ohne Namen eingerückt und daher dem Herausgeber zugeschrieben worden, in den „Asmus omnia sua secum portans" übergegangen."

„Unsere kritische Zeit pflegt zwar sonst auf Traditionen kein zu großes Gewicht zu legen, und so hätte man kaum erwarten können, daß eine Sage dieser Art, welche ohne alle nähere Begründung die Wahrheit einer seit 60 Jahren allgemein anerkannten Thatsache in Zweifel ziehen will, irgend einiger Aufmerksamkeit gewürdigt wäre. Sie ist indessen aus Ihrem Blatte

in manche andere Zeitschriften übergegangen, und in diesen sogar mit Auffoderungen zur Berichtigung und Widerlegung begleitet, und so könnte sie, wenn ihr nicht widersprochen würde, durch öftere Wiederholung in kritischen Blättern am Ende, aller richtigen Kritik zum Trotze, historischen Boden gewinnen und mancher Leser auf den Gedanken gerathen, daß sie mehr als Sage sei. Erlauben Sie daher mir, dem Sohne des M. Claudius, gegen diese Tradition, welche selbst den Charakter meines Vaters betheiligt, einen Widerspruch in Ihre Zeitschrift niederzulegen. Eine weitläufige Beweisführung ist nicht meine Absicht. Ich halte sie einer bloßen, bisjetzt völlig in der Luft hangenden Tradition gegenüber für unnöthig. Ich will nur den Leser, welcher sich etwa zu hyperkritischer Zweifelsucht gestimmt fühlen möchte, am Ärmel zupfen, daß er nicht übersehe, was ihm vor den Füßen liegt, daß er die Regeln des gesunden Menschenverstandes und einer richtigen Kritik nicht ganz bei Seite setze. Zuvörderst erinnere ich nur an das Echtzeugniß, welches der Inhalt des Liedes selbst ausstellt; denn wer kann, wenn er mit offenem, unbefangenem Auge auf das Lied blickt, das treue, unnachahmliche Gepräge des Geistes verkennen, welcher in den sonstigen Schriften des M. Claudius, deren Echtheit man doch bisher noch nicht angefochten hat, sich ausspricht! Und dann, um neben dem innern Beweisgrunde auch einen äußern zu nennen, wer kann das Unglaubliche glauben, daß M. Claudius, welcher selbst seine zerstreuten Aufsätze und Gedichte in den „Asmus o. s. s. p." sammelte und herausgab, — wer kann es glauben, daß er im Angesichte des ganzen Deutschlands ein Gedicht des lebenden Kirchenraths Sander als das seinige in diese Sammlung aufgenommen, wer kann glauben, daß, wenn es geschehen wäre, kein Anhänger jener Sage, kein Hochzeitsgast, kein Freund des Sander, kein Sander selbst gegen ein so unverschämtes plagium sich erhoben und den plagiarius entlarvt haben sollte! Das mag der Jude Apella glauben!"

„Das fragliche Lied ist niemals, weder mit noch ohne Namensunterschrift in dem „Wandsbecker Boten" (der Zeitung nämlich) abgedruckt, wie doch die Tradition behaupten will. Es findet sich zuerst in dem vielgelesenen „Musenalmanach" für das Jahr 1776, welchen der damals mit M. Claudius zu Wandsbeck lebende J. H. Voß bei Johann Georg Berenberg zu Lauenburg herausgab. Hier steht es S. 147 mit der Unterschrift: „Claudius", und Voß fügt im Register hinzu: „Matthias, sonst auch Asmus". Claudius nahm es sodann im J. 1777 in den dritten Theil seines „Asmus o. s. s. p." auf, und es wurde nicht blos in allen Auflagen dieser Werke unverändert beibehalten, sondern auch als ein Lied von Claudius und unter seinem Namen in vielen Liedersammlungen abgedruckt, in Musik gesetzt, z. B. von Reichardt 1779, Schulz ꝛc., im ganzen Deutschland gesungen, gelobt und besprochen, ohne daß von 1776—1836 jemals irgend ein Zweifel an dessen Echtheit laut geworden ist. Dies sind Thatsachen, vor denen jede Tradition von 1837 verstummen muß."

„Wer endlich den alten Boten in seiner Lebens- und Handlungsweise gekannt, oder seine Sinnesart aus seinen Schriften nur einigermaßen aufgefaßt hat, der bedarf gewiß aller angeführten Beweisgründe für die Echtheit nicht. Ihm ist die Gesinnung, der Charakter des M. Claudius allein schon der sicherste Bürge dafür, daß in seine Seele niemals der Gedanke Eingang finden konnte, sich zuzueignen, was des Andern war, und sich mit fremden Federn zu schmücken."

„Lübeck, den 8. Mai 1837."

„Fr. Claudius."

Bibliographie.

Ainsworth, W. H., Rookwood oder der Straßenräuber. Roman. Nach der 4ten Auflage des Originals. Deutsch von O. L. B. Wolff. 3 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 4 Thlr.

Aurora. Taschenbuch für das Jahr 1838. Herausgegeben von J. G. Seidl. 14ter Jahrgang. 16. Wien. Leipzig, Liebeskind. 2 Thlr. 4 Gr.

Herrliche Blüthen der französischen Romantik. Inhalt: 1. Metella, von G. Sand. 2. Das maurische Armband, von S. C. A. Tastu. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr. 4 Gr.

Carlo, Die Bärenhöhle. Erzählungen. 8. Breslau, Verlags-Comtoir. 1 Thlr. 6 Gr.

Charaktere und Situationen. Vier Bücher Novellen, Skizzen, Wanderungen auf Reisen und durch die neueste Literatur. Von Th. M. 2 Theile. 8. Wismar, Schmidt u. v. Cossel. 3 Thlr.

Elsner, H., Leben und Tod Ludwig XVI. Königs von Frankreich und seiner Gemahlin, Marie Antoinette. Nebst einem Anhang über das tragische Schicksal des Herzogs von Enghien. Mit Portraits. Gr. 8. Stuttgart, Rieger und Comp. 1 Thlr. 12 Gr.

Gedanken aus dem Tagebuch eines Juden über die drei großen Propheten der europäischen Geschichte. Gr. 12. Hamburg, Nestler u. Melle. 16 Gr.

Gedenke Mein! Taschenbuch für 1838. 7ter Jahrg. Mit 8 Kupfer- und Stahlstichen. 16. Wien, Pfautsch. 2 Thlr. 6 Gr.

Der Gräff, wie er leibt und lebt. Eine wahrhafte Schulscene, aus den Papieren eines Erstklässers. 4te mit einer Schlußscene vermehrte Auflage. Nebst Titelvignette. 8. Frankfurt a. M., Körner. 6 Gr.

Hanke, H., Der Schmuck. In Briefen. Seitenstück zu den Perlen. 1ster Theil. Gr. 12. Hannover, Hahn. 1 Thlr. 8 Gr.

James, G. P. R., Attila. Historischer Roman. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 3 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr. 18 Gr.

Immergrün. Taschenbuch für das Jahr 1838. Mit Beiträgen von A. von Tromlitz, W. Blumenhagen, Fr. Dingelstedt, J. G. Seidl u. A. 16. Wien, Haas. 2 Thlr. 20 Gr.

Koenig, H., Literarische Bilder aus Rußland. Mit den Bildnissen von Derschawin und Puschkin. 8. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1 Thlr. 16 Gr.

Laube, H., Der Krieger. Novelle. 2 Bände. Gr. 12. Manheim, Hoff. 3 Thlr. 12 Gr.

Müller, W., Dämmerungs-Stunden. Erzählungen und Skizzen. Gr. 12. Cöslin, Hendeß. 1 Thlr. 12 Gr.

Ottmar, F. H., Käthchen von Engen oder Widerhold auf Hohentwiel. Vaterländisches Schauspiel. Gr. 12. Freiburg, Waizenegger. 7 Gr.

Otto, G., Piontello, Zögling des mordlustigen Herigo. Räuber-Gemälde aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. 2 Bände. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr. 4 Gr.

Pfarrer Moritz. Aus dem Französischen von Fanny Tarnow. 2 Theile. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr.

Reuchlin, H., Das Christenthum in Frankreich innerhalb und außerhalb der Kirche. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 2 Thlr. 8 Gr.

Des Sängers Lieb und Leid. 12. Freiburg, Waizenegger. 3 Gr.

Schmidt, C., Psychologische Skizzen. 1stes Heft. Über das Mitgefühl. Gr. 8. Rostock, Wismar, Schmidt u. v. Cossel. 12 Gr.

— —, F., über die Zustände der Verarmung in Deutschland, ihre Ursachen und die Mittel ihnen abzuhelfen. Gr. 8. Zittau, Nauwerk. 1 Thlr. 12 Gr.

Shakspeare, W., Hamlet, übersetzt von R. J. L. Samson von Himmelstiern. Gr. 12. Dorpat, Kluge. 1 Thlr. 12 Gr.

Wollrabe, L., Trauer, Verlobung und Hochzeit, oder das Gericht zu Riedfelden. Posse in zwei Aufzügen. 8. Emmerich, Romen. 8 Gr.

Würkert, L., Volksbuch der Deutschen für Geist und Herz. 1ster Band. (1ste Lief.) Gr. 8. (Abbild — Feld.) Leipzig, Leo. 16 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 282. — 9. October 1837.

Dioskuren. Für Wissenschaft und Kunst. Schriften in bunter Reihe, herausgegeben von Theodor Mundt. Zweiter Band. Berlin, Veit u. Comp. 1836. Gr. 8. 2 Thlr.

Schneller, als man erwarten konnte, ist der vorliegende zweite Band der „Dioskuren" dem ersten gefolgt, der in Nr. 19 u. 20 d. B. angezeigt ist. Wenn wir damals das beginnende Unternehmen mit herzlichem Gruße willkommen hießen und ihm den besten Fortgang wünschten, so können wir jetzt nur unsere Freude aussprechen, daß dieser Wunsch in Erfüllung zu gehen scheint. Gewiß wird den „Dioskuren" die Anerkennung immer mehr zu Theil werden, welche sie in so hohem Grade verdienen; sie werden nicht nur einen ehrenvollen, sondern auch einen sichern Platz unter den vielfältigen Erzeugnissen periodischer Literatur einnehmen, und so mag auch der rüstig strebende Herausgeber, soweit es in den gegenwärtigen Zeitläuften möglich ist, das Vertrauen auf das lesende Publicum wiedergewinnen, das er durch freilich trübe Erfahrungen verloren hatte. Gründen sich diese Hoffnungen zunächst darauf, daß der Herausgeber schätzbare Kräfte gewonnen hat und sie gewiß auch für die Zukunft gewinnen wird, so ist doch ein so allgemeines Anerkenntniß, wie unbeschränkt man es auch aussprechen mag, nach des Ref. Dafürhalten nicht ganz hinreichend, um eine lebhaftere Theilnahme in weitern Kreisen zu erwecken. Ein klar hervortretender Charakter der Leistungen, eine entschieden ausgesprochene, mit Consequenz festgehaltene Tendenz wird weit sicherer zu jenem Ziele führen; nur dadurch kann es gelingen, die „Dioskuren" von andern Unternehmungen bestimmt zu sondern und über sie zu erheben, da diese alle mehr oder weniger mit achtungswerthen Namen ihrer Mitarbeiter prunken. Daß aber auch, abgesehen von dem äußern Erfolge, ein so entschiedenes Verfahren für die Leistungen selbst und, worauf es ja vor allen Dingen ankommt, für die Erreichung der verfolgten Tendenz vom größten Nutzen sein würde, ist, dünkt mich, zu einleuchtend, als daß eine weitere Erörterung nöthig wäre. Je abgeschliffener und gleichartiger die Charaktere der Menschen geworden sind, desto dringender verlangen sie bestimmt ausgeprägte Charaktere in der Literatur; Partei muß für jetzt Alles sein, und es ist ein Irrthum, wo es nicht Schwäche und Halbheit ist, wenn man sich nicht dazu entschließen kann, das Gute, das nach innigster Überzeugung den gerechtesten Anspruch auf eine allumfassende Wirksamkeit hat, als Sache einer Partei zur Anerkennung zu bringen. Unserer Zeit leuchtet nicht die Eine leitende Feuersäule vor, nach der Alle schauen und der Alle folgen, um desto ungestörter Jeder für sich einen eignen Weg durch des Lebens Wüste zu verfolgen; der Einzelne, der vergebens das Ziel sucht, tappt ängstlich im Dunkeln; sein Fuß wird schwankend und unsicher, sein Muth sinkt in der Einsamkeit, und gern drängt er sich an Andere, um ihr Schicksal zu theilen; er schließt sich an eine Partei an, sei es, daß er selbst mit klarem Bewußtsein ihr Ziel als das wahre erkennt, sei es, daß er es nur den Andern glaubt. Kurz, die Übereinstimmung im Höchsten und Allgemeinsten steht im umgekehrten Verhältniß zu der der individuellen Charaktere: je größer jene, desto kleiner ist diese; so im Mittelalter; darum auch z. B. die Dome, während sie alle einen und denselben religiösen Grundgedanken ausdrücken, im Einzelnen eine unendliche Mannichfaltigkeit offenbaren. Bei uns ist das Alles umgekehrt: wir geben unsere Individualität an die Partei hin; in ihr leben und wirken wir und streben nach dem Siege der Unsern, an den wir glauben; wir kämpfen nicht einzeln, sondern in dichten, uniformirten Massen. Dieser Weg mag nicht der beste sein, aber er ist der für uns nothwendige; wir müssen ihn zurücklegen, um auf einen andern zu kommen.

Ref. hat diese Betrachtung nicht unterdrücken mögen, so ungehörig sie vielleicht auch Manchem grade an diesem Orte erscheinen könnte; auf ihr beruht es, wenn er glaubt, den Herausgeber der „Dioskuren" auffodern zu müssen, sich durch keinen glänzenden Namen, durch keine Rücksichten, von welcher Art sie auch sein mögen, bewegen zu lassen, von der einmal erwählten Tendenz abzuweichen, vielmehr immer das entschiedene Festhalten daran als ein wesentliches Merkmal der brauchbaren Beiträge zu betrachten. Eine offene Erklärung über die leitenden Principe hat Ref. schon früher gewünscht, und er kann auch jetzt nur denselben Wunsch wiederholen, obgleich er sich nicht verhehlt, wie schwierig eine solche Erklärung in verschiedener Beziehung sein würde. In Ermangelung derselben und ohne Beruf, sie zu suppliren, wenden wir uns sogleich zur Angabe des Inhalts dieses zweiten, dem Fürsten Pückler-Muskau gewidmeten Bandes.

Es sind wieder, wie im ersten Bande, dreizehn Beiträge geliefert von ebenso vielen Verfassern, unter denen nur sechs auch schon zu jenem beigesteuert hatten. Wollen wir die Schriften für Wissenschaft und Kunst sondern, so hat die letztere ein bedeutendes Übergewicht; namentlich ist die Novelle reichlich vertreten durch fünf Arbeiten; Gedichte lieferten vier Verfasser; von den übrigen haben wir literar historische Aufsätze. Den Vortritt hat wie billig auch diesmal der Älteste, der jedoch außerdem, wie die Zueignung des ersten Bandes zeigte, noch andere und größere Ansprüche auf diese Stellung hat. Möchte er immer dem Unternehmen, das sich ihm mit so vieler Hingebung anschließt, seinen gewichtigen Beistand erhalten, möchte er durch sein Vorbild in heiterer, ruhiger Kunst und in weisem Maßhalten immer wohlthätig wirksam bleiben.

1. „Besuch bei Jean Paul Friedrich Richter." Von K. A. Varnhagen v. Ense. Wer die feine Beobachtungsgabe des Verf. und seine Virtuosität in der anschaulichsten Schilderung von Persönlichkeiten kennt, der wird von diesem Aufsatze (datirt vom 23. Oct. 1808) nur das Beste erwarten, und er wird sich nicht täuschen. Jean Paul gehörte zu denjenigen geistreichen Schriftstellern, die in ihrer persönlichen Erscheinung einen ganz andern Eindruck machen als in ihren Schriften; bei ihm fiel dieser Unterschied in hohem Grade zum Nachtheil der erstern aus; grade die glänzendsten Eigenschaften seines Geistes, Witz und Humor, traten in mündlicher Unterredung bei ihm nirgend hervor; nur Herz und Gemüth beherrschten, wie es scheint, seine Gespräche, und daher kam es, daß Mancher, in seiner Erwartung gänzlich getäuscht, ihn alltäglich und spießbürgerlich fand. Auch dem Verf. möchte es so gegangen sein, wenn er nicht mit großem Geschick ein lebhafteres Interesse in Jean Paul hervorzulocken verstanden hätte, wobei ihn freilich seine glücklichen Beziehungen zu mancherlei Personen und Bestrebungen, die für Jenen anziehend waren, sehr begünstigten. So hat er in der That sehr gehaltreiche Gespräche zu Stande gebracht, obgleich sich der gute Jean Paul dadurch nicht abhalten ließ, sehr zeitig Abends, während der Gast noch beim Nachtisch saß, gute Nacht zu sagen. „Ich bin ein Spießbürger", entschuldigte er sich, „die Stunde ist da, wo ich schlafen muß." Neben ihm erscheinen seine Frau und Kinder und ihr Leben mit ihm in der anziehendsten Klarheit. Die bedeutendsten literarischen Ereignisse werden besprochen; auch die Politik liefert ihren Beitrag. Hierbei wird öfter ein Buch erwähnt, dessen Andenken auch hier erneuert werden möge, damit, wenn auch nicht mehr für Jean Paul, doch wenigstens für das heutige Publicum wo möglich nicht mehr ganz wahr bleibe, was der Verf. davon am Schlusse sagt: „Nicht zum ersten noch letzten Male wäre das Druckenlassen einem geheimen Niederlegen und Verwahren gleich gewesen; wo der öffentlich verborgene Gegenstand auf diese Weise am besten gegen alles Gefunden- und Erkanntwerden gesichert ist!" Es handelt sich von einem Roman, den der Verf. und Neumann nebst einigen Andern 1808 herausgaben unter dem Titel: „Versuche und Hindernisse Karl's." Jean Paul erscheint darin keck verzerrt aber meisterhaft ähnlich; er hoffte Spaß zu verstehen und sich nicht darüber zu ärgern, was er J. v. Müller und J. H. Voß nicht zutraute, die neben ihm in dem Buche auftreten; daß darin aber auch Goethe's „geweihtes Haupt" geneckt sei durch frevelhaften Misbrauch der Figur seines Wilhelm Meister, das misbilligte er entschieden.

2. „Die Gesammtausgabe der Kant'schen Schriften." Von Karl Rosenkranz. In der bekannten leichten und gefälligen Manier des Verf. wird hier die Nutzbarkeit von Gesammtausgaben überhaupt, und die Schwierigkeit, welche dieselben zumal bei deutschen Philosophen immer gefunden haben und noch finden, auseinandergesetzt; es wird gezeigt, wie der Wunsch immer dringender wird, schon der historischen Gerechtigkeit wegen, die Schriften von Kant, Fichte und Schelling in Sammlungen zu besitzen, und daran schließt sich die Darlegung eines Plans zur Anordnung der Kant'schen Schriften. Alles dies ist belebt und befruchtet durch manchen Rückblick auf den Entwickelungsgang der Philosophie, auf persönliche und öffentliche Zustände; das Einzelne wird zum Allgemeinen in Beziehung gesetzt und mit Kenntniß und Einsicht manche ansprechende und scharfe Parallele gezogen, wenn auch zuweilen mit einer kleinen Ungenauigkeit, wie denn z. B. die Zeit, wo bei den Alten die Philosophie an der Tagesordnung war für alle *καλοκἀγαθοί*, und die, wo man sich so viele Mühe gab, die Schriften des Plato und Aristoteles zu sammeln und nach besondern Eintheilungsgründen zu ordnen, keineswegs dieselbe, sondern eine himmelweit verschiedene war, zumal rücksichtlich der *καλοκἀγαθοί*. Aber das Ganze gewährt ebenso sehr durch anziehende Leichtigkeit einen erfreulichen Genuß als durch den realen Inhalt manche Belehrung, und es bleibt nur zu wünschen übrig, daß es gelingen möge, den zweckmäßig entworfenen Plan für die Herausgabe sämmtlicher Schriften von Kant in Ausführung zu bringen.*)

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, 15. Sept. 1837.

Was vor vier oder sechs Wochen mit großen Feierlichkeiten geschehen sollte, ist nun vor einigen Tagen nach langem unnützen Geschrei in aller Stille geschehen: das Basrelief des Herrn David in dem Giebelfelde des Pantheons ist aufgedeckt worden. Kein Mensch kümmert sich darum, kein Mensch spricht davon, und was noch schlimmer ist, sehr wenige Menschen geben sich die Mühe, hinzugehen, um es in Augenschein zu nehmen. Bedenken muß man dabei freilich, daß das Pantheon etwas außerhalb des menschlichen Verkehrs liegt, und daß eigentlich erst ein Entschluß dazu gehört, wenn man eine patriotische Pilgerfahrt dahin antreten wollte. Stände dieser Tempel des Ruhms z. B. auf dem Boulevard des Italiens, meinetwegen Tortoni gegenüber, sodaß man mit der Beschauung dieser republikanischen Offenbarung der neufranzösischen Kunst den Genuß eines guten Gläschens Eis verbinden könnte, so würde Hr. David jedenfalls mehr Bewunderer, vielleicht auch mehr Tadler und scharfe Kritiker finden. Aber so gehört es nun einmal zu den

*) Dies geschieht bekanntlich jetzt, da Rosenkranz in Verbindung mit Prof. Schubert in Königsberg eine Gesammtausgabe der Kant'schen Schriften bei L. Voß in Leipzig veranstaltet. D. Red.

hundert andern Ursachen, welche das Pantheon, trotz aller Anstrengungen, nie recht zu Ehren kommen lassen, daß es unglücklicherweise in einem zwar sehr ehrenwerthen, aber doch etwas plebejischen Quartier liegt. Es bildet so zu sagen den Grenzstein zwischen dem Quartier latin und der Vorstadt St.-Marceau. Grisette und Lumpensammler durchkreuzen sich hier beständig, und so wäre es nach meiner Meinung gar kein übler Gedanke, wenn man auf die Laterne des Pantheons, über deren Hauptschmuck man auch schon seit Jahren zu keinem Resultate kommen kann, eine große Warnungstafel vor dem Platz St.-Jacques und dem Bicêtre setzte, welche beide ganz in der Nähe sind. Auf jenem verliert man bekanntlich die Köpfe, und in dieses wird man eingeschlossen, wenn man sie verloren hat; und eine Warnung hiervor würde diesem Quartiere jedenfalls nur eine Wohlthat sein. Der Kern des Publicums, welches daher bis jetzt dem Basrelief des Hrn. David die Honneurs macht, besteht aus den Tagearbeitern, welche in den Abendstunden in ziemlich zerlumptem Aufzuge über den Platz des Pantheons ziehen, sich bei dem Anblicke des von der Abendsonne beleuchteten Giebelfeldes einige Augenblicke ihren patriotischen Phantasien überlassen und dann mit allerhand Betrachtungen über die kolossalen Schnurrbärte, welche die Grenadiere von 1793 getragen haben sollen, in das Dunkel der Rue Mouffelard verlieren.

Vor Kurzem hat sich merkwürdigerweise noch der Erzbischof von Paris zu ihnen gesellt, der Beschauung des Basreliefs einige seiner kostbaren Augenblicke gewidmet und dann als Resultat seiner Betrachtungen darüber einen donnernden Hirtenbrief in die Welt geschickt, worin er es gradezu für eines der größten „Skandale" (sic) erklärt, daß man seinen „heiligen Berg" durch solche Abgötterei entweiht und an die Stelle des „strahlenden Kreuzes und der unschuldigen Schäferin", d. h. der heiligen Genovefa, die profansten und unchristlichsten Dinge gesetzt habe. Das ist denn doch selbst der Regierung, die das Basrelief und vielleicht selbst das ganze Pantheon auch wol lieber nach dem neuen Botany-Bai auf der Insel Bourbon schickte, etwas zu stark vorgekommen. Sie hat erzbischöfliche Gnaden erst weiblich durch ihre Journale zurechtweisen lassen und will sich nun auch noch, wie es heißt, ein officielles Monitum von dem Staatsrathe darüber ausbitten. Dabei wird grade so viel herauskommen, als vor dem Jahre bei dem Streite um den Platz des weiland erzbischöflichen Palastes herauskam. Der Staatsrath findet, daß der Erzbischof Unrecht hat, drückt dies in einem wohlgesetzten Beschlusse, um den sich keine Seele bekümmert, fein zierlich aus, und dann lebt man wieder zusammen auf dem freundschaftlichsten Fuße, ungefähr so, wie hier in vielen guten Wirthschaften ihrer Natur zuwider Hund und Katze miteinander leben.

Das Beste ist, daß man nach allem diesen gesalbten und ungesalbten Geschrei über Hrn. David's Arbeit nicht grade den classischen Refrain: „nascetur ridiculus mus", anstimmen kann. Auf einer Fläche von mehr als 80 Fuß Breite und 19 Fuß Höhe in dem Culminationspunkte ließ sich mit dem Talente David's schon etwas Tüchtiges ausführen. Auch würde sich die Kunstkritik gar wenig an die Ausführung dieser Composition halten, sie würde ihre Idee angreifen. Der Ruhm Frankreichs erscheint hier verzweifelt jung und in einem eminent republikanischen Gewande. Er steigt nicht über Voltaire und Rousseau hinaus und scheint ganz vergessen zu haben, daß Frankreich auch unter seinen gekrönten Häuptern Helden hatte. Das Vaterland, die Freiheit und die Geschichte, welche hier als drei das Ganze beherrschende allegorische Figuren die Mitte einnehmen, sind natürlich immer respectable Erscheinungen, welche überall Platz finden können und einen guten Eindruck machen; vielleicht nähme sich grade hier neben ihnen die Gerechtigkeit, die doch nicht immer blind mit ihrer Wage vorgestellt zu werden braucht, gar nicht übel aus. Sie könnte z. B. bei der Austheilung der Kränze, welche hier dem Vaterlande allein überlassen ist, recht füglich die Vermittlerin sein. Zu beiden Seiten dieser allegorischen Mittelgruppe wird man gleich in das volle Leben der Gegenwart und der nächsten Vergangenheit versetzt. Wir sehen neben dem ideellen Ausdrucke antiker Formen und classischer Ruhe den leidenschaftlichen Enthusiasmus von 1793 und die heroische Resignation der grognards, welche über die Alpen zogen und mit nach Elba auswanderten; neben dem Sternenkranze des Vaterlandes und dem mit künstlicher Nachlässigkeit sein aufgeschürzten Haarputz der Geschichte die wild und wüst zerstreuten Haare der Republik und die dicken Zöpfe der Kaiserzeit, neben faltenreichen griechischen Gewändern die goldgestickte, knappanliegende Uniform der französischen Generale, den Fluch der modernen Bildhauerkunst.

Hr. David hat sich mit diesem Synkretismus der Formen und Ideen auf ein gefährliches Feld gewagt, auf welchem der Kunst schwerlich viel Lorbern blühen dürften. Allegorie und Leben, Ideal und Wahrheit sind und bleiben nun einmal in der Bildhauerkunst mehr als irgendwo sich widerstreitende Principien, welche, je für sich angewendet und behandelt, zu den glücklichsten Resultaten führen können, vereint aber meistens unangenehme Disharmonien erzeugen. Der Künstler kommt in solchen Fällen, wie grade der vorliegende ist, freilich fast immer in eine schlimme Lage; er muß den Geschmack der Zeit und seines Publicums und zugleich auch wieder die Ansprüche der Kunst im Auge behalten, welche sich vielleicht nur selten in Übereinstimmung bringen lassen. Ja, es ist für die neuere Bildhauerkunst ein wahres Verhängniß, daß große Erscheinungen im Leben, welche sie zu verherrlichen berufen ist, sich oft nicht einmal dazu schicken wollen, einem erträglichen Kunstwerke zur Grundlage zu dienen. Was soll und wird man z. B. endlich aus Friedrich II. machen? Soll man die lange Schößenweste und die kurzen Hosen, den Frack mit halbsteifem Kragen und den Busenstreif à la Voltaire mit einem römischen Imperatormantel bedecken? Da bleiben aber immer noch die breitgetretenen Stiefeln sichtbar, welche Lavater zum Modell nehmen wollte, als er behauptete, der Charakter eines großen Mannes müßte sich selbst aus der Physiognomie seiner Stiefeln erkennen lassen, obgleich hinlänglich bekannt ist, daß die Stiefeln Friedrich II. ihre Physiognomie gar nicht von ihm selbst, sondern von seinem Kammerdiener erhielten, welcher sie ihm, bevor sie zu höchsteignem Gebrauche zugelassen wurden, bequem treten mußte. Friedrich II. läßt sich aber unmöglich mit römischen Sandalen vorstellen; und wenn man selbst diese zugeben wollte, was macht man mit dem dreieckigen Hute, was aus dem zwei Schuh langen Zopfe? Über den ersten bringt allenfalls ein Lorberkranz hinweg; der zweite aber würde mich als Künstler in die größte Verlegenheit bringen, denn er ist ein nothwendiger Pendant zum Gesicht Friedrich II., das vielleicht nicht einmal zum Lorberkranze paßt; denn es ist wol geistreich, es gehört aber nicht in die Kategorie jener classischen Köpfe, welche für die Lorberkränze ganz besonders geschaffen zu sein scheinen, wie z. B. der Kopf Cäsar's und der Napoleon's. Ähnliche Schwierigkeiten mag Herr David bei der Composition seines Basreliefs hundert Mal gefunden haben. Er hat sie mitunter nicht ohne Glück bekämpft, aber nicht überwunden zum Triumphe der Kunst.

Man hat überdies an dieser Arbeit David's, welche in der Ausführung der einzelnen Theile vielleicht als Muster gelten kann, doch einige Übelstände bemerkt, welche sie zwar mit ähnlichen Werken dieser Art gemein haben mag, die aber nichtsdestoweniger tadelnswerth sind. Die Figuren erscheinen durchgängig etwas gedrückt, weil sie, der Mehrzahl nach stehend, sämmtlich die ganze Höhe des Giebelfeldes ausfüllen. Es ist über den Köpfen kein freier Raum gelassen und somit der ganzen Gruppe jenes Leben benommen, welches die scheinbare Möglichkeit einiger Bewegung selbst solchen Steinmassen zu geben vermag. Auch will man behaupten, daß die Hälfte des Basreliefs, welche den Ruhm im Civildienste vergegenwärtigen soll, nicht mit demselben Glück und Geschick gearbeitet sei, wie die Gruppirung der Helden im Felde. Malesherbes, der Vertheidiger Ludwig XVI., in einem langen, schwerfälligen Amts-

Kleide und einer großen viereckigen Advocatenmütze, dominirt und verdeckt das Ganze etwas zu sehr. Ebenso stehen auch die Nebenwerke, die Embleme und Verzierungen zu den Hauptfiguren in keinem geeigneten Verhältnisse, weil sie zu sehr hervorspringen und, indem sie folglich zu sehr in die Augen fallen, die Aufmerksamkeit des Beschauers in gleichem Grade in Anspruch nehmen wie die Hauptfiguren. Bei dem Allen bleibt dem Basrelief des Hrn. David neben seinen künstlerischen Verdiensten auch noch der Vorzug, daß es dem Pantheon doch eigentlich erst das Siegel aufgedrückt und folglich dem ewigen Streite über dessen endliche Bestimmung, wenigstens negativ, einmal ein Ziel gesetzt hat. Denn daß es nun nicht mehr zu einer Kirche gebraucht werden kann, liegt auf der Hand, obgleich damit doch gar nicht gesagt sein soll, daß es nun wirklich das Mausoleum der Helden und großen Geister der Nation werden wird, wozu es patriotische Begeisterung seit 50 Jahren vergebens zu machen versucht hat.

Ich habe in diesen Tagen Gelegenheit gehabt, das Modell eines ähnlichen Basreliefs zu sehen, welches für das Giebelfeld des Palais Bourbon, d. h. der Deputirtenkammer, bestimmt ist und somit das Gegenstück zu dem Giebelfelde der Magdalenenkirche bilden soll. Die Allegorie ist hier fast rein durchgeführt. Frankreich, eine stattliche, imposante Frauengestalt, nimmt die Mitte ein; in der einen Hand hält sie die dreifarbige Fahne (in Stein schwer wiederzugeben), die andere stützt sie auf die Charte, als Grundlage ihrer Macht. Rechts wird die Nation durch Deputirte, die Nationalgarde und die Armee repräsentirt, wie sie Frankreich Treue schwören, und ihnen zur Seite erscheint die executive Gewalt unter der Gestalt der durch die Klugheit geleiteten Kraft, wie sie die Hyder der Anarchie zu Boden tritt. Auf der andern Seite bilden das Gesetz und die Gerechtigkeit die Hauptfiguren, von denen die letztern ihre Hände dem Handel, dem Ackerbau, den Künsten und der Industrie reicht. Diesen folgen dann noch der Überfluß und der Ruf, welcher die Großthaten der Nation den vier Welttheilen verkündigt. Links bemerkt man noch die Seine, welche Paris als Sitz der Kammern und der Regierung vergegenwärtigen soll, umgeben von den Genien der Künste und Wissenschaften. Der Effect dieses Kunstwerkes, welches in etwas prätentiösem Style gehalten ist und der Unterschrift nach von einem Herrn Molchneht, mir übrigens völlig unbekannt, herrührt, wird sich erst berechnen lassen, wenn es an Ort und Stelle ausgeführt ist. Das Gerüst dazu ist bereits errichtet und, wie es scheint, die Arbeit schon begonnen.

Überhaupt herrscht hier gegenwärtig eine große Thätigkeit im Departement der öffentlichen Arbeiten; Paris gewinnt und verschönert sich zusehens. Ludwig Philipp gibt den Händen so viel zu thun, daß die Köpfe gar nicht Zeit behalten, sich in Dinge zu mischen, um die sie sich unbekümmert lassen sollen, und das ungeheure Budget dieses Departements von 1833, von dem Herr St.-Marc Girardin einmal behauptete, daß der König von Baiern damit eine Stadt aus Marmor so groß wie London aufführen würde, trägt doch einigermaßen seine Früchte. Einigermaßen, sage ich; denn hier zu Lande greifen Alle, welche einmal das Recht haben, in den öffentlichen Säckel zu greifen, ganz anders hinein als in den übrigen christlichen Ländern. Man erzählt sich darüber gar wunderbare Geschichten, nach denen man sich aber gar nicht mehr zu wundern braucht, daß z. B. von der Julisäule auf dem Bastilleplatze noch nichts zu sehen ist als das Gerüste, auf dem gebaut werden sollte und nicht gebaut wird. Dem sei aber wie ihm wolle, Thatsache bleibt es doch, daß seit 1830 unendlich mehr in dieser Beziehung geschehen ist als in irgend einer Periode der französischen Geschichte seit Ludwig XIV. Der Triumphbogen an der Barrière de l'Etoile ist vollendet und wird in diesem Augenblicke, nachdem das Publicum seine Kritik darüber hinlänglich ausgelassen hat, in seinen mangelhaften Theilen verbessert. Das Palais am Quai d'Orsay, eines der schönsten und imposantesten Bauwerke der neuesten Zeit, steht, und bald wird man vielleicht auch wissen, was man am Ende damit anfangen soll. Der Obelisk von Luxor ist aufgerichtet, und der Platz, welcher vielleicht in Zukunft von ihm den Namen erhalten wird, fängt an aus dem Chaos herauszutreten, zu welchem ihn, wie es scheint, der Fluch der Revolution verdammt hatte. Die Kirche Notre Dame de Lorette, nach welcher Musard seinen neuen Concertsaal in der Rue Vivienne gebaut haben soll, ist seit fast einem Jahre in Gebrauch, und die Kirche der heiligen Magdalene, welche von einem christlichen Gotteshause auch nicht viel mehr haben wird als den Namen, naht sich ihrer Vollendung. Sehr bedeutend sind die bereits vollendeten und noch im Werden begriffenen Arbeiten in dem Pflanzengarten, und in der Ecole des beaux arts ersteht den Künsten, welche für Andere so thätig sind, endlich ihr eigner Tempel.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Unter dem Titel „Rosées" hat Madame Hermance Lesguillon, die Verfasserin der „Rêveuse", eine Sammlung von lyrischen Gedichten herausgegeben, worin sich nächst mehrem Gewöhnlichen auch einiges Ausgezeichnete findet. Die Verf. besitzt als vorzüglich anerkennungswerthe Eigenschaft eine treffliche Versification, welche da, wo sie am entschiedensten hervortritt, an die ausgezeichnetste Epoche des französischen Verses erinnert. Namentlich zeichnet sich ein Gedicht dieser Sammlung durch Zartheit der Empfindung und durch eine seltene Harmonie der Form aus. Aus diesem Gedicht, das die Überschrift führt: „La jeune malade", tragen wir kein Bedenken, die nachstehenden Strophen zu entheben:

Regarde! ainsi que cette rose blanche,
Ma joue est pâle et mon regard languit!
Comme elle aussi mon jeune front se penche,
Fuyant le jour et recherchant la nuit.
Car je le sens, une souffrance amère
Voile mon coeur malade, soucieux;
Comme en exil, j'étouffe sur la terre:
Adieu, ma mère, au revoir dans les cieux!

Ces noeuds si frais, cette riche parure,
Dont j'étais fière, et le monde et le bal,
Où l'on vantait ma grâce et ma tournure,
Tout me déplait; sourire me fait mal;
Je porte envie à la feuille qui tombe,
Au lac qui dort pur et silencieux;
Je porte envie au vol de la colombe:
Adieu, ma mère, au revoir dans les cieux!

Weit weniger rühmenswerth sowol der Form als dem Inhalt nach erscheint ein anderes Gedicht, welches an George Sand gerichtet ist und eine Apotheose dieser vielfach vergötterten literarischen Erscheinung enthält. Auch hiervon diene als Beleg die nachstehende Strophe:

Pourquoi donc voulez-vous que sa pensée ardente
Aille se fourvoyer dans la commune pente
Où les boeufs du monde ont passé?
Et que dans un sillon tout creusé par avance,
Elle envoie un nom qui s'élance
Bien loin dans l'avenir tracé?

Wir wüßten auf diese etwas starke Betrachtung der Verf. nichts weiter zu entgegnen als den guten Rath, daß diejenigen Anbeter und Nachfolger, welche sich durch dieselbe von der seltsamen Kategorie der „Ochsen der Welt" ausgeschlossen sehen, ihr Augenmerk doch ja darauf richten mögen, ob jene liebenswürdige Kuh, die in der französischen Romantik beinahe eine ebenso große Rolle spielt als die Kuh der Wasischta in der alten Hindulehre, auch wirklich an ernährender und säugender Kraft mit der letztern verglichen werden kann. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 283. — 10. October 1837.

Dioskuren. Für Wissenschaft und Kunst. Schriften in bunter Reihe, herausgegeben von Theodor Mundt. Zweiter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 282.)

3. „Krakowiaken" von F. A. Märcker. Wie in dem ersten Bande aus den „Dziady" des Adam Mickiewicz, so haben wir auch hier eine sehr interessante Mittheilung aus der polnischen Literatur, welche wiederum mit einer sehr zweckmäßigen Einleitung über die Volkslieder überhaupt und über die polnischen insbesondere begleitet ist. Es sind 86 Krakowiaken, die uns in deutscher Übersetzung vorliegen, ausgewählt aus einer kürzlich erschienenen größern Sammlung „Krakowiáky, aneb Pisné Národni Polské S Pripogenym Pûwodnjm Textem" (Prag 1835). Die vielen Schwierigkeiten, welche Übersetzungen aus dem Polnischen überhaupt haben, werden noch durch die besondere Natur der Volkslieder bedeutend vermehrt. Die bedeutenden Sprünge im Gedankengange, die lebhafte Naturanschauung, oft überraschend schnell in eine nicht selten dunkele Beziehung gesetzt auf die eignen Zustände des Sängers, die leisen Andeutungen solcher Beziehungen und dann die große Lebendigkeit und Leichtigkeit der Sprache bieten dem Übersetzer Aufgaben dar, welche ganz glücklich zu lösen er kaum hoffen kann, zumal wenn er sich obenein noch die Fesseln anlegt, welche der Verf. für nothwendig gehalten hat: er hat möglichst wörtlich übersetzt, außer an manchen Stellen, wo es mehr auf eine glückliche Wendung des Ganzen ankam; außerdem hat er sich an die engumgrenzten Vierzeilen gebunden, meistens in trochäischem Rhythmus. Gewiß hat er unter diesen Umständen geleistet, was irgend zu erwarten war, und eine Reihe der übersetzten Liedchen sind so schön gelungen, daß sie, sogleich als Volkslieder erkennbar, den angenehmsten Eindruck machen. Aber gewiß würde die übrige größere Zahl an einnehmender Leichtigkeit und an Deutlichkeit bedeutend gewonnen haben, wenn der Verf. theils die wörtliche Treue aufgegeben, theils immer das Metrum gewählt hätte, was sich als das bequemste auswies. Auf Gleichmäßigkeit kam es ja durchaus nicht an, sondern nur darauf, den poetischen Genius ungezwungen wiederzugeben.

4. „Leibnitz in Mainz, als Staatsmann und deutscher Schriftsteller." Von G. E. Guhrauer. Ohne Zweifel ist es ein sehr großes Verdienst, welches sich der Verf. dieses Aufsatzes zu erwerben im Begriffe steht. Der stiefmütterliche Sinn der Deutschen gegen die Schriften ihrer großen Philosophen hat besonders den unsterblichen Leibnitz in einer Weise betroffen, die eine glänzende Genugthuung verdient. Die Unvollständigkeit der Gesammtausgabe seiner Schriften von Dutens rügt auch Rosenkranz in dem obigen Aufsatze; aber diese Unvollständigkeit ist weit größer, als man bisher gewußt hat, anderer bedeutender Mängel zu geschweigen. Namentlich fehlte eine höchst wichtige deutsche Schrift, welche bisher handschriftlich in Hanover gelegen hat und gänzlich unbekannt und unbeachtet geblieben ist; diese wird in der Ausgabe der deutschen Schriften von Leibnitz den ersten Platz einnehmen, der ihr auch der Zeit nach zukommt, da sie die älteste ist, verfaßt 1670. Sie führt die Überschrift: „Bedenken, welchergestalt securitas publica interna et externa und status praesens im Reich jetzigen Umständen nach auf festen Fuß zu stellen." Aus zwei Theilen bestehend, legt sie im ersten die Idee eines neuen deutschen Bündnisses dar und zeigt im zweiten, daß der Krieg, womit Frankreich drohe, nur den Staaten von Holland gelten werde und müsse. Großer Scharfsinn und ein vorzügliches politisches Urtheil mußte man von Leibnitz erwarten; aber seine innige Vaterlandsliebe und seine Betrübniß über den traurigen Zustand des deutschen Reichs treten hier um so ergreifender hervor, als er sich der deutschen Sprache bedient. Die von dem Verf. gegebenen Auszüge sind ganz angemessen, um den großen Mann der heutigen Welt wieder etwas näher zu rücken, der er, weil er fast nur Lateinisch oder Französisch geschrieben, zumal da ihn eben deshalb Klopstock aus der deutschen Gelehrtenrepublik verbannte, ziemlich fremd geworden ist. Sehr anziehend ist auch Das, was der Verf. einleitend über den Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp v. Schönborn, und den Freiherrn Johann Christian v. Boineburg mittheilt, zwei Männer, in denen sich die edelsten und höchsten Bestrebungen ihrer Zeit concentrirten, sodaß Leibnitz keine bessere und günstigere Stellung finden konnte als die genaue Freundschaft mit diesen beiden Männern. Die gemeinschaftlichen hochherzigen Plane und die öffentlichen Zustände, worauf sie sich bezogen, werden ebenso anziehend als klar dargestellt, nur eine gewisse Breite und Umständlichkeit möchte man hin und wieder vermieden sehen. Wir

stimmen übrigens gern mit ein in die Freude des Verf. über die Aufklärungen, welche er zuerst gegeben hat; jedoch wenn er für Leibnitz als **deutschen** Schriftsteller eine sehr hohe Bedeutsamkeit in unserer Literatur in Anspruch nimmt, so möchte er vielleicht eine etwas übertriebene Ansicht und Erwartung hegen. Die sehr wichtige Schrift, von der es sich hier zunächst handelt, konnte auf die Ausbildung der deutschen Prosa zu ihrer Zeit keinen Einfluß haben, weil sie nie gedruckt worden ist, und gegenwärtig, wenn man Leibnitz auch Alles zugesteht, wird doch seine Sprache schwerlich einigen Einfluß gewinnen. Die S. 86 von Leibnitz citirten Verse sind durch ein paar Druckfehler unverständlich geworden; sie sind entlehnt aus Lucan's „Pharsal." I, 13, 14, und müssen lauten:

Heu quantum terrae potuit pelagique parari
Hoc quem civiles hauserunt sanguine dextrae.

5. „Sprüche. In der Weise des Laienbreviers." Von **Leopold Schefer.** Sehr mit Unrecht hat der Verf. die Überschrift: „Sprüche", gewählt; denn wenn auch der Inhalt der mitgetheilten fünfiambischen reimlosen Gedichte als Spruchweisheit angesehen werden kann, so ist doch keineswegs die Sprache eine spruchmäßige und spruchkräftige; die gedrungene, schlagende, geistreiche Kürze, welche der echten Spruchsprache eigen ist, fehlt hier gänzlich; auch vertragen sich die tragischen Jamben nicht damit, die, in andern Fällen angewendet, immer mehr oder weniger das Gefühl erwecken, als brauchte man nur das Hähnchen am Jambenfaß zu drehen, um sie ins Unendliche laufen zu lassen. Werden nun vollends auf diese Weise Monologe gehalten, die nicht grade ein dramatisches Interesse haben, oder werden gar moralische Reflexionen vorgetragen, so ist die Gefahr sehr groß, in einen langweiligen Predigerton zu verfallen, der um so unangenehmer ist, da er etwas Anderes sein will. Dann muß nothwendig, um den Leser wach zu erhalten und ihn zu fesseln, Alles aufgeboten werden, was die Rede lebendig machen kann; schnelle Rede und Gegenrede muß eine gewisse dramatische Bewegung hervorbringen; überraschende Folgerungen, treffende Vergleiche, glänzende Bilder, kurz alle Reize, die der Scharfsinn in der Reflexion und die Kunst in der poetischen Darstellung aufzubieten vermag, müssen angewendet werden, um den heutigen Leser wider seine Neigung zu locken („ut pueris olim dant crustula blandi Doctores, elementa velint ut discere prima") und ihn wenigstens auf kurze Zeit für ein ihm fremd gewordenes Interesse in Anspruch zu nehmen, das unsere guten Väter und Großväter noch hatten, als sie sich den „Spectateur" übersetzen ließen und sich an Gellert's „Moralischen Vorlesungen" erbauten. Hiermit soll keineswegs gesagt sein, daß die vorliegenden Sprüche auf derselben Stufe mit diesen Schriften stehen; auch der ekelste Leser könnte nicht sagen, daß sie trivial sind; im Gegentheil, es sind schöne, zum Theil geistreiche Gedanken, in einer Sprache vorgetragen, die weit gleichmäßiger gut ist, als es sonst bei dem Verf. der Fall zu sein pflegt; auch an den oben verlangten Reizen fehlt es nicht, obgleich namentlich in der Wahl der Bilder öfter eine größere Zartheit und Grazie zu wünschen bleibt. Aber Ref. glaubt, daß es dem Verf. erst dann gelingen wird, die von ihm zuerst in größerm Maße geübte Dichtweise zu einer beliebten zu machen, wenn er mit den ihm schon jetzt eignen Vorzügen noch eine größere, pikantere Lebendigkeit verbindet, die z. B. die „Sermonen" des Horaz haben; diesen empfehlen wir als Muster, denn auch er hatte es mit einer für moralische Belehrung, tiefere Selbstbetrachtung und Lebensweisheit wenig empfänglichen Zeit zu thun. Gewiß wird dann der Verf. die Nachahmung, welche Stolberg in den Jamben nicht ohne Erfolg versucht hat, weit hinter sich lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. [illegible].)

Die Ecole des beaux-arts gehört zu den öffentlichen Gebäuden, welche ihrer Vollendung am nächsten sind. Man ist in diesem Augenblicke damit beschäftigt, die Häuser abzutragen, welche sie bisher verdeckten und den Augen des Publicums gänzlich entzogen. Ich hatte vor einigen Tagen Gelegenheit, dieses Gebäude in allen seinen Details zu sehen, als die zur diesjährigen Concurrenz zugelassenen Preisgemälde der Zöglinge der Malerakademie dort ausgestellt waren. Erst ein Wort von diesen, dann mehr von dem Gebäude.

Der Concurs um den Preis der Malerei, welcher dieses Jahr ertheilt ward, findet nur alle vier Jahre statt, und die Aufgabe gehörte in das Fach der Landschaftsmalerei. Der Gegenstand war Apollo, wie er die Heerden des Königs Admetes hütet und dabei die Leier erfindet; das Programm verlangte ausdrücklich eine Ansicht von der Stadt Amphryssa mit dem sie bespülenden Flusse. Es ist mir auffallend erschienen, daß die Akademie grade einen solchen Gegenstand gewählt hatte. Denn um eine griechische Landschaft wirklich treffend und mit den wahren Tönen wiedergeben zu können, ist die erste Bedingung das Studium der griechischen Natur, was man natürlich nicht bei jungen Menschen voraussetzen darf, welche der Mehrzahl nach schwerlich weit über das Weichbild von Paris hinausgekommen sind. Und, mein Gott, welcher Unterschied zwischen der pariser und der amphryssaischen Natur! Auch ist es gar kein Wunder, daß die ausgestellten Preisgemälde, acht an der Zahl, sämmtlich als verfehlt gelten können, und immer eins schlechter ist als das andere. Man muß die Sachen von Heidegger oder Peter Heß gesehen haben, um zu begreifen, was griechische Natur in einem Gemälde werden kann. In Frankreich gilt eigentlich noch immer Poussin als Typus der Landschaftsmalerei, und man hat bei der diesjährigen Preisausstellung mit Recht bemerkt, daß die Concurrenten eigentlich nur Copien von Poussin geliefert haben, denen als solchen ihre Verdienste nicht fehlen, die aber mit griechischer Luft und griechischem Himmel nichts gemein haben. Gleichwol mußte der einmal ausgesetzte Preis ertheilt werden. Der Gekrönte ist ein junger Mensch von 23 Jahren, Namens Buttura, welcher unverkennbare Talente besitzt, die sich späterhin recht vortheilhaft entwickeln können. Auch hat man in diesen Tagen an demselben Orte die Arbeiten der Concurrenten um den Preis der Bildhauerkunst ausgestellt. Die Aufgabe war gut gewählt und der Ausführung günstig: Marius auf den Ruinen Karthagos, Gruppe in Hautrelief. Ich habe diese Arbeiten noch nicht gesehen; sie sollen zum Theil gut ausgefallen sein.

Wenn man sich der Ecole des beaux-arts nähert, ist das Erste, was auffällt, der Platz, auf dem sie sich befindet. Sie steht nämlich in der ziemlich engen und abgelegenen Straße des petits Augustins auf dem linken Ufer der Seine und würde sich, wenn auch der Platz günstiger wäre, schon deshalb

gar nicht präsentiren, weil sie nicht mit der Straße auf gleichem Niveau, sondern weit tiefer im Hintergrunde liegt. Dieser Übelstand erklärt sich aus der Geschichte ihrer Entstehung. Als durch Ludwig XIV. die Akademien der Malerei und Bildhauerkunst und dann später noch, zur Zeit der Regentschaft, 1717, die der Baukunst gestiftet wurden, fehlte es an einem geeigneten Locale, das ihnen zu ihren Sitzungen hätte überlassen werden können. Sie hielten sie bald im Collège de France, bald im Louvre; endlich wurden sie unter dem gemeinschaftlichen Namen Classe des beaux-arts mit dem Institute vereinigt. Aber auch hier fehlte es an dem nöthigen Platze, und eben deshalb ward ihnen 1816 das ehemalige Kloster des petits Augustins angewiesen. Hier war bereits während der schlimmsten Zeiten der Revolution, als der Vandalismus der Terroristen in Kirchen, Klöster und Gottesäcker eingedrungen war und Denkmäler jeder Art zu vernichten suchte, eine Art Museum entstanden, wohin Alles, was etwa von merkwürdigen Denkmälern der Vorzeit gerettet werden konnte, in Sicherheit gebracht wurde. Es fanden sich darunter, wie man leicht denken kann, eine Menge Sachen von ausgezeichnetem Kunstwerthe und hoher geschichtlicher Bedeutung, wie z. B. das Grabmal von Abälard und Heloise, jetzt auf dem Gottesacker des Père Lachaise, das Monument Franz I., die Bildsäulen von Bertrand du Guesclin und Diana von Poitiers, die Büste von Turenne, die drei Grazien von Germain Pilon u. s. w. Gleich in den ersten Zeiten der Restauration wurden die hier versammelten Kunstwerke wieder nach allen Weltgegenden zerstreut, aber den Gebäuden oder vielmehr dem Platze eine analoge Bestimmung gelassen, indem er der Ecole des beaux-arts bestimmt wurde.

Die Gebäude derselben, wie sie jetzt vollendet sind, sind das Werk eines noch jungen Architekten, Duban mit Namen. Mit vielem Geschick und Glück hat er bei seinem Plane zwei merkwürdige Reste der Baukunst aus der Zeit der Wiedergeburt der Künste, welche während der Revolution gleichfalls hierher gebracht wurden, mit in Anwendung zu bringen verstanden. Das Eine ist die Thorhalle des Schlosses Gaillon, welches dem Freunde Ludwig XII. und Beschützer der Künste, dem Erzbischof George d'Amboise, gehörte; das Andere die Façade des Schlosses Anet, welches Heinrich II. für Diana von Poitiers einrichten, vergrößern und verschönern ließ, und jetzt noch dem Hause Orleans gehört. Die Façade, welche damals errichtet wurde und von der hier die Rede ist, ist ein Werk von Philibert Delorme und Jean Goujon. Als sie zur Zeit der Revolution mit der Zerstörung bedroht wurde, ließ sie der damalige Director des Museums in dem Kloster des petits Augustins, Lenoir, sorgfältig abtragen, die einzelnen Stücke numeriren und dann in Paris wieder zusammensetzen. Dasselbe geschah mit der Thorhalle von Gaillon. Hat man den Haupteingang der Ecole des beaux-arts, welcher künftig durch ein eisernes Gitter verschlossen sein wird, passirt, so hat man rechts die Façade von Anet, links wird aber ein anderes dieser entsprechendes Denkmal der Baukunst aus dem Mittelalter aufgerichtet, und in der Mitte, etwas im Hintergrunde, befindet sich die Thorhalle von Gaillon. Erst hinter dieser sind dann die Gebäude, welche die Hörsäle, Wohnungen und Ateliers der drei Akademien enthalten. Durch einen Säulengang stehen die sechs theils zu Vorlesungen, theils zu Wohnungen für die Zöglinge bestimmten Hauptsäle mit der ehemaligen Kirche des Klosters und unter sich in Verbindung. Die Kirche selbst, welche sich rechts vom Eingange in dem ersten Hofe befindet, ist zu einem Musée de la renaissance bestimmt und in diesem Geschmacke restaurirt worden. Unter Anderm werden hier die aus jener Epoche stammenden Statuen aufgestellt werden, welche Thiers, als er Minister des Departements der öffentlichen Bauten war, in Italien aufkaufen ließ. Die ganze Hinterwand, dem Eingange gegenüber ist schon jetzt mit der Copie von Michel Angelo's jüngstem Gerichte in der Sixtinischen Capelle zu Rom bedeckt, welche gleichfalls Thiers 1835 von einem der ausgezeichnetsten französischen Künstler unserer Zeit, Xavier Sigalon, machen ließ. Leider veranlaßt uns der erst im vorigen Monate zu Rom erfolgte Tod dieses noch in der Kraft der Jahre verstorbenen Mannes, gleich hier einige biographische Notizen über ihn mitzutheilen.

Xavier Sigalon war 1790, zu Uzès im Departement Gard geboren, und machte seine ersten Studien zu Paris in dem Atelier von Guérin, verließ aber bald die neufranzösische Schule und widmete sich ganz dem Studium der alten italienischen Meister, namentlich des Michel Angelo. Unvermögend und ohne Talent und Mittel, sich bei Zeiten geltend zu machen, hatte er während seiner ganzen, langen Bildungszeit mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Nachdem er bereits vorher einige kleinere Sachen mit geringem Erfolge ausstellt hatte, erregte zuerst seine 1824 ausgestellte Locusta, wie sie das dem Britannicus bestimmte Gift an einem Sklaven versucht, einige Aufmerksamkeit. Er erhielt dafür die goldene Medaille, blieb aber nichtsdestoweniger in seinem frühern Zustande äußerer Mittellosigkeit, den er durch Portraitmalerei einigermaßen erträglicher zu machen suchte. Im Jahre 1827 stellte er Le massacre d'Athalie, und 1831 zwei Gemälde aus, eine Kreuzigung und die Vision des heil. Hieronymus. Diese beiden letztern Bilder, welche man gleichwol für schwächer hielt als seine frühern Arbeiten, und bei denen das Studium des Michel Angelo zu sehr hervortrat, verschafften ihm zuerst die Gunst der Regierung. Thiers soll ihm zunächst den ziemlich lächerlichen und bereits auch von Delacroix zurückgewiesenen Antrag gemacht haben, Ludwig Philipp's Besuch in der Baumwollenspinnerei von Nikolaus Köchlin zu Mühlhausen durch ein Gemälde zu verewigen. Er weigerte sich, einen seinen Talenten und Studien so unwürdigen Gegenstand zu übernehmen, und erhielt kurz darauf den Auftrag, die Copie von Michel Angelo's jüngstem Gerichte zu machen. Er übernahm sie mit Freuden und hat sie nach übereinstimmendem Urtheile der Kenner in drei Jahren mit seltener Vollkommenheit erfüllt. Allerdings hatte die Arbeit selbst äußerlich ganz besondere Schwierigkeiten. Der ungeheuere Umfang des Gemäldes, welches ganz in den Proportionen des Originals, d. h. in einer Höhe von 48 Fuß auf beinahe 40 Fuß Breite, ausgeführt werden sollte, machte die Errichtung eines entsprechenden Gerüstes nöthig, welches jedes Mal abgebrochen werden mußte, wenn in der Sixtinischen Capelle Gottesdienst gehalten wurde. Dergleichen Unterbrechungen störten die Arbeit natürlich ungemein, aber, wie es scheint, ohne wesentlichen Nachtheil für die Ausführung des Ganzen, an dem man namentlich die gleichmäßige, gleichkräftige Behandlung der einzelnen Theile rühmt. Der der Copie angewiesene Platz, welcher ganz dem des Originals entsprechen soll, trägt nicht wenig dazu bei, den Eindruck des Ganzen durch eine günstige Beleuchtung zu heben. Sigalon war eben im Begriff, einem zweiten Auftrag zufolge, auch die übrigen Werke des Michel Angelo zu Rom zu copiren, als ihn im vorigen Monate dort die Cholera ereichte und in wenigen Tagen dahinraffte. Er starb am 24. August. Jedenfalls wird seine Copie des jüngsten Gerichts der beste Beweis für sein ausgezeichnetes Talent und eine Hauptzierde der Ecole des beaux-arts bleiben.

Das eigentliche Hauptgebäude dieser Kunstschule bildet ein Parallelogramm von 75 Metern Länge und 35 Metern Tiefe und besteht aus einem Erdgeschoß, einer Etage und einer Attika. Vier Medaillons, Jean Goujon, Philibert Delorme, Nikolaus Poussin und Lesueur, zieren die Façade. Das Innere ist in großartigen Proportionen gehalten. Säulen von rothem Marmor und ein in fein eingelegtem Marmorgetäfel gearbeiteter Fußboden sind der einfache aber imposante Schmuck des Erdgeschosses. Hinter dem Hauptgebäude befindet sich noch ein kleinerer, von Gebäuden eingeschlossener Marmorhof, in welchem die Medaillons Leo X. und Franz I. angebracht worden sind. Doch ist dieser Theil des ganzen Gebäudes noch nicht vollendet und folglich noch nicht zugänglich. Überhaupt wird

sich der Eindruck des Ganzen um Vieles besser beurtheilen lassen, wenn die Höfe und Zugänge mehr von den jetzt noch dort aufgehäuften Baumaterialien befreit sind. Wir werden später noch ein Wort darüber sagen, wenn die drei Kunstakademien erst davon völlig Besitz genommen haben.

Das deutsche juristische Publicum wird einen Trauerfall nicht ohne Theilnahme vernehmen, welcher für die kaum wiederaufleblebende französische Rechtsgelehrsamkeit als ein harter Schlag gelten kann. Dr. Klimmrath ist am 1. September nach kurzem Krankenlager im dreißigsten Jahre an den Blattern gestorben. Dr. Klimmrath, in deutscher Schule vorzüglich durch Mittermaier und Eichhorn gebildet, hatte sich die Aufgabe gestellt, die Principien der Behandlung der Rechtsgeschichte, welche jetzt in Deutschland als die richtigen anerkannt und angewandt werden, auf die französische Rechtsgeschichte zu übertragen. Ein ausführliches Werk in diesem Sinne beschäftigte ihn seit mehren Jahren. Einige Vorarbeiten dazu, welche bisher bekannt geworden, berechtigten zu den schönsten Hoffnungen. 129.

Über das Verhältniß der Kunst zum Cultus. Ein Wort an alle gebildeten Verehrer der Religion und der Kunst, von Karl Meyer. Zürich, Hohr. 1837. 8. 8 Gr.

Eine zwar wenig umfangreiche, aber mit gesundem Blick verfaßte und verdienstvolle Schrift, die auch eine wesentlich allgemeine Seite darbietet, obgleich sie sich zunächst auf die besondern Verhältnisse der evangelischen Kirche in der Schweiz bezieht. Der Verfasser, ein schweizerischer Theolog, beschwert sich mit Recht über die Nüchternheit des Cultus in der schweizerisch-reformirten Kirche, eine Nüchternheit und Kahlheit, die man beinahe eine Negation von allem Cultus überhaupt nennen könnte. Da sich nun unlängst in der Schweiz eine Cultus-Revisionscommission gebildet hatte, deren Vorschläge auf der züricher Synode geprüft wurden; da aber diese wol nicht im richtigen Maße und von den Würdigsten repräsentirte Synode in ihrer Mehrheit eine merkliche Engherzigkeit zeigte und bei der Frage: ob die schönen Künste auf den Cultus Einfluß haben dürften, oder nicht, schon bei dem bloßen Worte Kunst zusammenfuhr: so war jene mangelhafte Synodalverhandlung für den Verf. die Hauptveranlassung, seine längst gehegte Überzeugung, welche sich natürlicherweise für die Einführung eines ansprechenden Cultus erklärt, zu veröffentlichen, was er denn auch in obiger Schrift auf recht verständige und würdige Weise thut. Er weist nämlich zuvörderst aus der Geschichte der christlichen Kirche selbst nach, daß die erleuchteten Stimmführer derselben zu keiner Zeit, selbst nicht in den ersten Jahrhunderten, der Einführung der Kunst in die Gottesverehrung oder der Begründung eines auf sinnlicher Anschauung beruhenden Cultus abgeneigt waren. Schon Gregor von Nazianz, Basilius, Augustinus, Gregor von Nissa sprechen mit Wohlgefallen von bildlichen Darstellungen in dem Gotteshause. Schon in jener frühern Zeit wird eine Verklärung Christi in Mosaik erwähnt. Auch Bilder noch lebender großer Männer wurden aufgestellt. Später auf der frankfurter Synode, 794, wo 300 Bischöfe versammelt waren, schied man bereits auf angemessene Weise die Bilderanbetung von der Zulässigkeit der Bilder zur Beflügelung der Andacht; von dem spätern Mittelalter zu geschweigen, dessen andachtsvolle Richtung überhaupt die wahre Glorie des kirchlichen Cultus erschaffen hat. In einem zweiten Abschnitt rechtfertigt der Verf. die Reformatoren Luther und Zwingli, die man gewöhnlich als Gegner der bildenden Kunst bei der Gottesverehrung ansieht; von Luther namentlich werden mehre kräftige Stellen angeführt, die in naiver Energie sogar die Nothwendigkeit eines durch den Einfluß der Künste bewirkten Cultus aussprechen. Weiterhin äußert sich der Verf. gründlich und wahr gegen die puritanisch-gesinnte Mehrzahl der heutigen reformirten Theologen, deren beschränkte Ansicht sogleich wähnt, es solle durch Einführung der Kunst in den Cultus das Volk dem Katholicismus hingeneigt werden. Er behauptet mit Recht, daß überhaupt jede Gottesverehrung schon an sich eine Kunstdarstellung ist; schon der Kirchenbau, schon die öffentliche geistliche Rede sind Darstellungen der Kunst. Eben deshalb ist es nur die Beschränktheit, welche etwa nur diese oder jene Kunst für den Gottesdienst angewendet wissen will, etwa die Musik, die Poesie, bedingterweise. Dies heißt die Totalität der Kunst zerreißen, und eben dies Verfahren beeinträchtigt die Andacht selbst, denn „nicht Unkirchlichkeit der Zeit ist es blos, sondern ebenso oft Mangelhaftigkeit der bestehenden Cultustheile, welche die Kirchen leer macht". Eben die Kunst in ihrer Totalität, sagt der Verfasser, ist das Himmlische. Es ist deshalb nöthig, daß die Kirche es sich angelegen sein lasse, sich innerhalb ihrer einen Kunstschatz zu bilden, durch den sich die religiöse Idee auch sinnlich vergegenwärtige. Wer wird hierbei an Heiligendienst, rohes Wallfahrtswesen, fades Processionsgepränge u. s. w. denken. Diese rohen Äußerungen der Sinnlichkeit verschmäht selbst der aufgeklärte Katholik. Aber ein Cultus, in welchem die Kunst auf totale Weise wirksam ist und sowol mit Ernst als mit Heiterkeit waltet, ist wesentliches Erfoderniß der Zeit; denn der allseitige, gesteigerte Verkehr der Zeit, ihre Kunstbildung, ihre entschiedene Richtung, die Gegensätze zu vermitteln, will nicht mehr den einseitigen kahlen Puritanismus, der sich zwar, ganz rationalistisch-nüchtern, mit rohen Kirchstühlen und kahlen Kirchwänden begnügt, andererseits aber der wahre Quell jenes saft- und kraftverzehrenden Pietismus ist, der sich im Laufe so vieler Decennien als die wahre Giftblatter des religiösen Lebens gezeigt hat.

Mit einem Wort: die angezeigte Schrift ist für alle reformirten Synoden sehr beachtenswerth. 1.

Notizen aus Rußland.

Im Omsk besteht eine Schule der Kosacken, die jetzt von 300 Schülern besucht wird und einen jährlichen Etat von 50,000 Rubel, sowie für 10,296 Rubel Bücher, Karten und andere zum Unterrichte nöthige Gegenstände besitzt. Die Schule wurde 1813 von dem General Glasenap gegründet, um Offiziere und Unteroffiziere für die 10 Kosackenregimenter und Beamte für die Kanzlei der Kosacken zu bilden. Sie war ursprünglich nur für 20 Zöglinge eingerichtet, doch wurde sie schon im ersten Jahre von 70 Zöglingen besucht. Nach und nach wuchs die Anzahl derselben. Jetzt besteht die Schule aus fünf Classen, und es wird in der Religion und biblischen Geschichte, im Lesen des Russischen und Slawonischen, im Schreiben, in der russischen Grammatik und Literatur, in der deutschen und französischen Sprache, in der Arithmetik, Algebra, Geometrie, Artillerie, Fortification und Architektur sowie in der allgemeinen und russischen Geschichte und in der Geographie unterrichtet. Außerdem besteht eine Classe für 24 Veterinairärzte. Die Schule steht unter der Aufsicht des Obercommandeurs des abgesonderten sibirischen Corps und hat einen Militair zum Director. Außerdem besteht in Omsk eine schon 1789 gegründete asiatische Schule, in welcher in der Sprache der Tataren, Mandschuren und Mongolen unterrichtet wird und die insbesondere Dolmetscher zu bilden zum Zweck hat.

Im J. 1836 sind im slawischen Illyrien bei den Chorwaten, Serben und Dalmatinen 22 Bücher in slawischer Mundart erschienen. Darunter waren 4 sprachwissenschaftliche, 3 pädagogische, 1 geographisches (die serbisch geschriebene „Allgemeine Geographie" von Spiridion Jowitsch), 3 über den Styl, 2 Rechenbücher, 6 Andachtsbücher und 3 andere theologische. Es wird bedauert, daß der Redacteur der „Agramer Zeitung", Hr. Gay, so selten literarische Nachrichten mittheilt.

Die bisher zur petersburger Akademie gehörige medico-chirurgische Abtheilung zu Moskau hat der Kaiser zu einer besonderen Akademie erhoben und ihr eine besondere Direction mit einem Präsidenten ertheilt. 60.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 284. —— 11. October 1837.

Dioskuren. Für Wissenschaft und Kunst. Schriften in bunter Reihe, herausgegeben von Theodor Mundt. Zweiter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 283.)

6. „Tableau der deutschen Schaubühne." Von Hermann Marggraff. Das Talent des Verf. zu scharfer Auffassung und Darstellung literarischer Erscheinungen und Charaktere ist unverkennbar, und er verwendet es in einer Richtung, die durch gründlichen Ernst nur als durchaus ehrenwerth erscheinen kann. Er hat dies öfter in dem von ihm herausgegebenen berliner „Conversationsblatte" bewährt wie auch neulich in dem „Deutschen Taschenbuche" durch einen dem vorliegenden sehr ähnlichen Aufsatz. Das „Tableau der deutschen Schaubühne" gibt einen neuen Beleg dafür, indem darin mit vieler Einsicht der Gang unserer dramatischen Poesie und ihre verschiedenen durch Zeiten und Individuen bestimmten Gestaltungen, namentlich aber ihre vielen und großen Gebrechen dargestellt und von den letztern ihre wahren Quellen nicht in äußerlichen Zufälligkeiten, sondern in der Tiefe des Lebens und der Zeit nachgewiesen werden, Alles freilich vorzugsweise auf den berliner Horizont gestellt. Den Inhalt näher anzugeben, ist nicht thunlich und Widerspruch in manchem Einzelnen wäre überflüssig. Wichtiger scheint es dem Ref., grade weil er die Bestrebungen des Verf. in hohem Grade anerkennt und mit Theilnahme verfolgt, ihm eine ernste Vorhaltung zu machen wegen der zuweilen fast unglaublichen Verirrungen in seiner Sprache. Wahr ist es, daß nicht ohne Grund mehre unserer neuesten und talentvollsten Schriftsteller das Bedürfniß gefühlt haben, der etwas schwächlich, kraft- und farblos gewordenen deutschen Prosa ein neues Leben einzuhauchen; hinkend und lendenlahm schien sie einherzuwanken; nun soll sie wieder einen stolzen und kräftigen Schritt, zierliche, anmuthige und ausdrucksvolle Bewegung sich aneignen. Jede Leistung, die zu diesem Ziele führt, ist jedenfalls höchst dankenswerth; aber theils war es noch nicht so gar schlimm mit uns bestellt, daß wir schon eine schonungslose, heroische Cur bedurft hätten, theils und besonders kann die gewählte Cur unmöglich einen glücklichen Erfolg haben. Wir sind noch nicht so erstorben, daß es nöthig wäre, Senfpflaster aufzulegen, um einiges Gefühl zu wecken; noch ist es möglich, daß eine Sprache, die aus der Seele dringt, mit „urkräftigem Behagen die Herzen aller Hörer zwingt". Betrachten wir aber die stylistischen Bestrebungen etwas näher, denen sich außer Hrn. Marggraff öfter auch G. Kühne, K. Gutzkow, selten Th. Mundt und manche Andere hingeben, und von denen neuerlich ein wahrhaft monströses Beispiel durch den Recensenten von Mundt's vortrefflichem Buche über die deutsche Prosa in den berliner „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" gegeben wurde, so kann man keinen Augenblick zweifeln, daß eine solche Sprache nimmermehr aus der Seele dringt. Man ringt mühsam und mit kalter Reflexion nach einem durch und durch belebten, von dem Gedanken erfüllten und zugleich scharf begrenzenden Ausdruck, und darüber wird man undeutsch, gezwungen und geschmacklos, und was das Schlimmste ist, dieser Styl reißt die Kluft immer größer zwischen Denen, die unsere Schriftsprache wirklich verstehen, und Denen, die sie gar nicht verstehen, oder nur halb, oder die es sich nur einbilden; und dies Letztere könnte zuweilen selbst als bewußte Absicht erscheinen, wenn mitunter ein cavaliermäßiger, vornehmthuender Ton laut wird, der aber grade durch seine angenommene Nachlässigkeit nicht selten zum Plebejischen herabsinkt. Die Bestandtheile dieser jungen Redekunst sind zunächst eine Menge fremder, namentlich französischer Ausdrücke, mit denen man den Nagel recht auf den Kopf zu treffen glaubt, während man mit dem Deutschen ebenso gut oder besser auskommen konnte; daß man sich aber zunächst aus eignen Mitteln zu helfen sucht, ehe man in der Fremde leiht, ist und bleibt doch eine Pflicht, die man auch ohne übertriebenen Purismus anerkennen muß. Nächstdem gebraucht man eine Menge deutscher Ausdrücke, die entweder poetische oder wissenschaftliche sind, letztere namentlich oft aus der philosophischen Schulsprache, aus der physikalischen Terminologie u. s. w. entlehnt. Diese Mischung macht den Styl höchst buntscheckig und ungleichmäßig, und man scheint das nicht mehr für einen Fehler und für ein Zeichen des gänzlichen Verfalls der Prosa anerkennen zu wollen, obgleich man es in Bezug auf andere Literaturen, z. B. die lateinische, wo sich dieselbe Erscheinung findet, unbedenklich zugibt. Endlich erwähnen wir noch das leichtfertige Spiel mit Bildern und Vergleichen, das oft bis zum Widerlichen und Unausstehlichen übertrieben wird. Nur das Bild, das aus unmittelbarster Anschauung mit einer gewissen Nothwendigkeit hervorgegangen ist

und sie treu wiedergibt, trägt seine Berechtigung in sich; es ist, wie die Sprache überhaupt, ein Product der Begeisterung, und es steigt von selbst aus der von dem Gegenstande erfüllten Seele auf. Nun mögen sich aber die hier gemeinten Schriftsteller fragen, ob sie nicht in gar vielen Fällen erst mit Überlegung nach einem Bilde suchen, es mit Mühe finden und mit Gewalt herbeiziehen, obgleich ein eigentliches Bedürfniß nicht vorhanden ist und keineswegs eine größere Klarheit erreicht wird. Am wenigsten läßt sich dies verkennen bei dem ebenfalls häufigen Streben; ein von der Sprache selbst in einem einzelnen Ausdruck dargebotenes Bild mittels einer Sprachneuerung oder irgend einer sonstigen Künstelei auf das Gegentheil oder überhaupt in einer andern, nicht von der Sprache dargebotenen Beziehung anzuwenden, oder das durch häufigen Gebrauch etwas verwischte Bild wiederaufzufrischen, indem man es gewaltsam auf den sinnlichen Gegenstand zurückführt, den es ursprünglich darstellte. Noch manches Andere wäre anzuführen, wenn hier der Ort zu einer ausführlichen Charakteristik der neuesten Prosaiker wäre; aber ungerügt durften ihre Verirrungen um so weniger bleiben, da sie selbst auf die Form der Darstellung einen sehr großen Werth legen, und was hier in Bezug auf Hrn. Marggraff gesagt ist, wird auch weiterhin noch einige Anwendung finden, wenn auch nicht in dem Maße wie bei ihm. Schon früher haben wir ihn in d. Bl. vor manchen Cynismen gewarnt, die in seiner zum ersten Bande der „Dioskuren" gelieferten Novelle sich fanden, obgleich dort die humoristische Darstellung ein größeres Maß von Freiheit vertrug. Ganz anders verhält es sich mit der gegenwärtigen Arbeit; hier finden die erwähnten Fehler keine Entschuldigung in dem Gegenstande, und hat er sich dieselben auch nicht im schlimmsten Grade zu Schulden kommen lassen, so ist doch Grund genug zu der Besorgniß gegeben, daß er, wenn er auf demselben Wege fortfahren will, seine sonst so vorzüglichen Leistungen immer ungenießbarer machen wird, und schon jetzt erscheint die Art, wie er die Mängel der dramatischen Literatur, freilich nicht ohne Grund, mit vorwiegender Aufmerksamkeit rügt, mitunter beinahe als ein unangenehmes Raisonniren, das sich in derben Kraftausdrücken gefällt. Sächelchen, wie die folgenden, die als Beispiele für das Obige hier stehen mögen, können doch entweder nur als eine unnütze, leere Spielerei mit den Worten, oder sogar als häßlich und widerwärtig erscheinen: „Die Welt lebt auf einem großen Fuß, auf dem Zinsfuß" (S. 110). „An der milchreichen Brust des Goethe'schen oder Schiller'schen Dramas ist auch nicht ein Poet groß geworden" (S. 120). „So öde sah es in der Brust des Menschen aus, daß man in die Tempel der Kunst massenweis strömte, um sich von diesen beizenden Spanischen-Fliegenpflastern Blasen ziehen zu lassen" (nämlich von den fatalistischen Trauerspielen) (S. 126). „Die liegenden Gründe, welche Raupach in Schlesien hat, sind viel gründlicher und von weit reellerm und dauerhafterm Besitz als die, welche er auf dem Boden des deutschen Trauerspiels hat" (S. 127). „Die Spitzen der Vatermörder sind den jungen Damen Vorgebirge der guten und bösen Hoffnung" (S. 129). „Wir wollen den Kuchenfladen des Lustspiels nicht gern zu uns nehmen, ohne daß ein paar windelweiche Thränen darauf gefallen wären" (S. 130). „Ein solches Lustspiel (Bauernfeld's „Literarischer Salon") ist ein Hautausschlag an dem Körper der dramatischen Poesie" (S. 146). „Jene witzige, persifflirende und vernichtende Stimmung, welche sich mit den Geburten unsers phantastischen Aberwitzes zugleich erzeugt und mit ihnen an einer und derselben Nabelschnur hängt" rc. (S. 149). „Schleimwasser der Phraseologie" rc. (S. 152). „Den Spinnstuhl in seinem Gehirne, welches eben nur Hirngespinste schafft, lasse man für den Augenblick unbenutzt; man ziehe sein Gewebe aus dem Mark des Geschehenen" (S. 152).

Diese Blütenlese (oder sollen wir Hautausschläge sagen?) mag der Verf. immerhin vornehmerweise als eine schulmäßige Kleinmeisterei ansehen; aber es handelt sich um etwas Wichtigeres, und Ref. würde sich sehr freuen, wenn er damit den Verf. bewegen könnte, seine sonst so kräftige und durch einen schönen, zuweilen geistreichen Humor gewürzte Sprache mit größerer Wachsamkeit zu hüten und die bunten Skarabäen, denen er zuweilen als einem schönen Zierath nachläuft, vielmehr als ein unedles Geschmeiß zu erkennen und abzuwehren.

7. „Die Spanier in London." Eine Skizze von Theodor Mügge. Es scheint, daß diese Skizze für eine getreue historische genommen sein will, weshalb auch wol die darin mehr beiläufig vorkommenden Elemente zu einer Novelle ohne Befriedigung abgebrochen, nicht zu einem Ganzen verarbeitet sind. Im Widerspruche damit steht es jedoch, daß die Schilderung nur die eine Seite des Gegenstandes, nämlich die vortheilhafte und poetische umfaßt. Aber in dieser Beschränkung ist die Darstellung höchst anziehend; sie gibt uns ein lebendiges Bild von dem Leben der unglücklichen Helden, welche in London eine Zuflucht suchten und kaum Sicherheit vor Hungersnoth fanden; die Art, wie sie ihr Misgeschick ertrugen, ist ergreifend geschildert, und es wird dabei unser Interesse ebenso sehr durch das schon sonst bewährte Geschick des Verf. in Anspruch genommen als durch den Ruhm und die auch jetzt noch glänzenden Namen einer Reihe von bedeutenden Männern, unter denen sich auch ein Deutscher, der Oberst S., früher preußischer Major, befindet.

8. „Legenden. Nach dem Talmud." Von M. Veit. Von eigenthümlicher Art, aber in hohem Grade anzuerkennen ist das Verdienst, welches sich der Verf. dieser jüdischen Legenden um seine Glaubensgenossen erworben hat. In der sehr würdigen Einleitung sagt er, daß der Grund der vielen Verunglimpfungen und Unbilligkeiten, welche die Juden erfahren haben und noch erfahren, vorzüglich in der Unbekanntschaft mit ihren geistigen Zuständen und Leistungen beruhe, namentlich insofern diese im Stande wären, Hochachtung und Liebe zu erwecken. Gegenwärtig habe man bedeutende Fortschritte gemacht in der Erforschung Dessen, was so lange versäumt war, und es sei nun nicht nur die Gegenwart und Zukunft der Juden durch den Staatsmann, sondern auch die Vergangenheit durch den

Gelehrten zu emancipiren; er seinerseits will als Dichter das Seinige dazu beitragen. Gewiß ist es, daß diese Wege zur Emancipation sowol die ehrenvollsten als auch die sichersten sind; läßt sich auch nicht leugnen, daß die lange Versäumniß zunächst eine Schuld der Juden selbst gewesen ist, so sind doch so achtungswerthe Leistungen, wie sie in der neuesten Zeit von ihnen ausgegangen sind, z. B. von Jost, ihrem Historiker, von Zunz, dem ebenso gelehrten Exegeten ihrer alten Literatur als würdigen Prediger ihrer Lehre, ganz geeignet, jene Schuld wieder gut zu machen und so die Emancipation zu erzwingen. Der Verf. will aus dem Talmud die poetischen Goldkörner aussondern und was sich an Mythen und Betrachtungen vorfindet, sofern es sich dazu eignet, als Dichter verarbeiten. Die theils lyrischen, theils epischen Proben, welche er davon hier vorgelegt hat, nennt er selbst eine bis jetzt geringe Ausbeute; allerdings kann auch Ref. nicht leugnen, daß er etwas mehr erwartete; indeß ist doch jedenfalls der Beweis gegeben, daß der Verf. sich eine Aufgabe gestellt hat, die sehr belohnend zu werden verspricht, und daß er der Mann dazu ist, um sie auf eine befriedigende Art zu lösen.

(Der Beschluß folgt.)

Ackerbau in Sicilien.

Der Abbate Coppi, bekannt durch seine Fortsetzung der „Annalen" Muratori's und durch manche andere fleißige und dankenswerthe Schrift, las vor Kurzem in der Accademia Tiberina eine Abhandlung über den **Ackerbau in Sicilien**, welche Manches enthält, was nicht nur in historischer Hinsicht interessant, sondern auch in unsern, alles Industrielle so lebhaft berücksichtigenden Tagen des praktischen Nutzens wegen zu beachten sein dürfte. Nachdem er den ältesten Zustand Siciliens erwähnt hat, wo der größte Theil des Erdreichs den Städten gehörte und die Ackerbauer diesen den zehnten Theil der Ernte schuldeten, worüber ein sehr genaues Gesetz Hiero's bestand, geht er auf die römischen Zeiten über, während deren die Insel bekanntlich die Kornkammer Italiens war. Die Römer bezogen von Sicilien nicht nur den Getreidezehnten, sondern auch den von Gemüse und Öl; die sicilischen Weine, der mamertinische aus der Gegend von Messina und der taorminische waren schon in den ersten Kaiserzeiten in Rom berühmt. Die Blüte des Ackerbaus sank natürlich mit dem Reiche. Doch scheint es, daß die Sarazenen, nachdem sie im 9. Jahrhunderte der christlichen Ära festen Fuß gefaßt, einige neue Culturzweige einführten, z. B. die Baumwolle, die Pistacien und den Mannabaum. Auch die Vermehrung der Ölbäume, von denen man noch einige Arten sarazenische nennt, wird ihnen zugeschrieben; gleicherweise die Einführung des Seidenbaus. Einige behaupten, daß von ihnen die Einrichtung der sogenannten Caricatori stamme: Getreidemagazine, die unter Aufsicht öffentlicher Beamten stehen, und deren es in Catania, Sciacca, Girgenti, Licata, Terranova und Termini gibt. Die Lehnverfassung wurde im 11. Jahrhundert von den Normannen eingeführt und mit einigen Modificirungen von den Hohenstaufen, den Anjous und Aragoniern beibehalten, sodaß der größte Theil der Ländereien der Insel Lehen wurden. Die Bischöfe und Klöster, die Familien der Alagona, Chiaramonti, Barresi, Ventimiglia, Sclafani, Peralta, Moncada, Tagliavia, Lanza und Gioeni erwarben große Besitzthümer. Oft umfaßte der Lehnbesitz neben der Gerichtsbarkeit auch den vollständigen Grundbesitz. Bisweilen waren aber den Bewohnern einige Rechte vorbehalten, wie die Aussaat, die Viehweide zu bestimmten Zeiten, Holzfällen, Eichelnsammeln, wodurch oft auf demselben Lehngute große Verschiedenheit und Verwirrung entstand. Viele dieser großen Besitzungen waren indeß halbverlassen, und da den Baronen daran lag, sie zu bevölkern, so wurden durch sie eine Menge Ortschaften angelegt. So u. a. im 12. Jahrhundert Agrilla, Librizzi, Monreale, Patti; im 13. Castelbuono, Castelluccio, Chiaramonte, Rocca Baldina; im 14. Burgio, Canicatti, Chiusa, Partenico; im 15. Biscari, Contessa, Palazzo Adriano, Piana de' Greci, und so bis ins 18. Jahrhundert hinein. Überhaupt wurden von 334 gegenwärtig auf der Insel bewohnten Ortschaften 136 von Baronen gegründet. Diese zählen 420,000 Einwohner, ungefähr ein Viertel der Gesammtzahl. Einige der Colonien sind lombardischen Ursprungs, was man auch an der Sprache hört, andere (vier) wurden von Albanesen bevölkert, die noch immer ihren nationalen Dialekt und Ritus bewahren.

In den ersten Normannenzeiten waren einige Colonen an die Scholle gebundene Hörige, die für den Lehnsherrn zu gewissen Zeiten arbeiten mußten; so die Bewohner von Librizzi zu Anfang des 12. Jahrhunderts für den Abt von Lipari 135 Tage im Jahre. Ein Gesetz Kaiser Friedrich II. beschränkte dies bedeutend. Man fand dann, die beste Art, gute Ackerbauer zu haben, sei die, sie nicht blos durch das Gesetz, sondern auch durch das Interesse an den Boden zu fesseln. Da der Verkauf auch des kleinsten Grundstücks an den Landmann verboten war, kam man auf das Erbpachtsystem. Der Baron verlieh nämlich dem Vasallen ein Stück Landes, groß genug, sich eine Wohnung zu bauen und ihn für den Besitz zu interessiren, nicht aber, ihn unabhängig zu machen; denn er sollte auch die übrigen Ländereien bearbeiten, welche freies Eigenthum des Gutsherrn blieben. Die Abgabe, im Durchschnitt nach dem Zehntensatze berechnet, wurde in natura oder in Gelde entrichtet. Der Baron verlieh überdies das Recht der Holzung und Weide, behielt sich aber das der Mühlen, Öfen und Metzgerei vor. Die Sitte der Erbpachten, auch an Vermögende, griff rasch um sich, namentlich bei Kirchen- und Klostergütern; so von Seiten der Erzbischöfe von Palermo und Monreale, wie des Bischofs von Catania, wodurch der sorgfältige Anbau des Landes sehr gefördert ward. Freilich wurden die Besitzungen bisweilen dadurch so sehr zerstückelt, daß für den ursprünglichen Lehnsherrn die Verwaltung schwierig und der Ertrag gering war. Doch erwies sich der allgemeine, aus diesem System entspringende Vortheil so bedeutend, daß die Regierung es stets beförderte. Vom 14. Jahrhunderte an war es durch ein Gesetz vorgeschrieben, daß alle an die Kirche fallenden Güter entweder nach Verlauf von 20 Jahren veräußert oder zur Erbpacht überlassen werden sollten. Für die Krongüter wurde dies erst 1793 festgesetzt. Zu dieser Zeit (Ende des 18. Jahrhunderts) liefert die Übersicht der Ausfuhr von Gegenständen des Landbaus folgende Zahlen:

Getreide .	für	800,000	Unzen.
Öl . . .	=	165,000	=
Manna . .	=	80,000	=
Südfrüchte	=	70,000	=
Weine . .	=	75,000	=
Seide . .	=	20,000	=

Das Feudalsystem wurde 1812 durch Parlamentsbeschluß aufgehoben; im J. 1818 auch die Fideicommisse, indem die Güter als freies Eigenthum der gegenwärtigen Besitzer erklärt wurden. Die Ausgleichung der gegenseitigen Verbindlichkeiten und Interessen war aber eine schwierige und langwierige Arbeit. Erst 1824 wurden die großen Eigenthümer autorisirt, die bedeutenden hypothekarischen Schulden (soggiogazioni), welche auf den Gütern lasteten und größtentheils von Apanagen, Heirathsgaben u. s. w. herrührten, durch Anweisung von Landeigenthum als Bezahlung abzutragen. Die Vertheilung der großen Besitze an kleine Eigenthümer hat seitdem immer mehr Fortschritte gemacht und sich in ihren Folgen als wesentlich vortheilhaft erwiesen.

Während der Jahre 1806—15 wurde Sicilien durch den

Handel und die Subsidien Englands, welches damals durch das Continentalsystem von beinahe ganz Europa ausgeschlossen war, bedeutend bereichert. Der Getreidepreis wurde aufs Fünffache gesteigert. Nach Herstellung des allgemeinen Friedens hörte aber der Zufluß englischen Goldes auf. Das Getreide der Schwarzmeerprovinzen füllte die Häfen des Mittelmeeres, und so fehlte der Insel der Absatz für den Hauptartikel ihres Ausfuhrhandels, indem das sicilische Getreide auf die Hälfte mehr, als der Preis des südrussischen ist, zu stehen kommt. Während dieser Zweig sich in solcher Abnahme befand, stiegen zwei andere, Wein und Seide. Den Seidenbau im Großen verdankt man Karl III., welcher um die Mitte des 18. Jahrhunderts durch Luccheser (Toscaner?) Fabriken in Messina und Catania anlegen ließ. In der ersten dieser Städte wurden sie durch Pest und Erdbeben zerstört; in der zweiten machten sie rasche Fortschritte. Jetzt zählt diese Stadt gegen 15,000 Seidenwirker. Die Zeuche finden nicht blos auf der Insel, sondern im ganzen südlichen Italien Absatz und bringen einen jährlichen Gewinn von etwa 150,000 Unzen. Einzelne Familien haben sich dabei sehr bereichert. Der größte Theil der Einwohner Catanias (50,000) sind entweder mit diesem Industriezweige oder aber mit der Ackerbau beschäftigt. Auch der Weinbau hat sehr zugenommen. Die Umgebungen von Selinunt, Syrakus und Catania liefern treffliche Sorten. Der Wein von Marsala, welcher mit dem Madeira Ähnlichkeit hat, ist allgemein gekannt und gesucht. In guten Jahren beläuft sich die Ausfuhr dieses letztern auf 3,600,000 Flaschen zu 300,000 Unzen Werth. Den Beobachtungen der Weinbauer zufolge gewinnt der Wein sehr an Güte, wenn er wenigstens zehn Jahre liegen bleibt. Namentlich ist dies der Fall mit dem von Catania, der auf den sogenannten terre forti, auf und zwischen den Lavaschichten des Ätna, gewonnen wird. Allerdings ersetzt die große Vermehrung der Wein- und Seidenausfuhr den durch das Sinken des Getreidehandels veranlaßten Verlust keineswegs. Die Insel büßt dabei immer noch die Hälfte der frühern Einkünfte ein. 6.

Karl Pilger. Kein Roman. Von Karl Dielitz. Berlin, Martius u. Comp. 1837. 8. 1 Thlr.

Karl Pilger war ein Mann, der wegen seiner Kenntnisse und Talente, wegen seines Fleißes und seiner Betriebsamkeit von der Welt hochgeachtet wurde, der sich viele Freunde erworben hatte und nach dem gewöhnlichen Sinne seine Pflichten mit großer Gewissenhaftigkeit erfüllte. Aber erst die Predigt eines ausgezeichneten und wahrhaft frommen Geistlichen machte ihn zu einem gläubigen Christen. Und als ein solcher hat er nun in dem vorliegenden Buche seine Reise durch Deutschland, einen Theil der Schweiz und Frankreich bis nach Lyon beschrieben mit vielen eingeflochtenen Betrachtungen über allerhand Gegenstände des geselligen und christlichen Lebens, wie über das Gebet, über häusliches Leben und häusliche Erziehung, über Romanlecture, über Judenthum und Christenthum, über Indifferentismus, dessen Grundzüge „viehische Roheit, Leichtsinn, Unredlichkeit, Egoismus und Heuchelei" sein sollen, über Töchtererziehung, über die Anstalten für sittlich verwahrloste Kinder, über Voltaire's und Rousseau's verderbliche Schriften, über die Gefahren, welche Denen drohen, die keinen Glauben haben u. s. w. Sind darunter nun gleich gar manche Übertreibungen, wie z. B., daß keine Frau oder Mädchen ein Schauspiel jemals besuchen soll, und sind manche Stellen in einem spielenden Tone, in den solche Gläubige nicht selten zu verfallen pflegen, geschrieben, so ist doch im Allgemeinen viel Tüchtiges und Gutes in diesem Buche, das als Volksschrift Empfehlung verdient und recht ersprießlich wirken kann. Dies wird z. B. ganz besonders von dem Abschnitte über Töchtererziehung, über das Gebet und über die Erziehung sittlich verwahrloster Kinder gelten. Die geographischen und statistischen Bemerkungen geben grade nichts Neues, sind aber gut mit dem übrigen Inhalte des Buches verwebt. Besonders muß das kleine Gemälde von Frankreich nach Michelet's „Tableau de la France" hervorgehoben werden, welches freilich nicht in strengster Verbindung mit Karl Pilger's Reise steht, aber in der kernhaften Bearbeitung des Verfassers sich recht gut lesen läßt. 7.

Notiz.

Der galante Verfasser eines galanten Artikels: „Über die pariser Damen und ihre Moden", in einer pariser Zeitschrift, zieht im Nachstehenden sehr heftig gegen die Mode der Damenhüte zu Felde. „Es ist", sagt er, „ein sehr ernster Krieg, der gegen den Damenhut geführt werden muß; seine Gestalt verbirgt, zum eignen Nachtheil der Koketterie, einen sehr interessanten Theil des Gesichts, zu dessen Verschönerung er doch im Grunde bestimmt ist. Die Ohren versteckt er ganz und vernichtet die Grazie der Wangen. Unsere Vorfahren verstanden sich weit besser auf Das, was der Schönheit förderlich und vortheilhaft ist. Callot's Signora Lavinia trägt auf dem Scheitel nur einen kleinen spitzigen Hut mit breiten Rändern, der nicht bis an das Gesicht reicht. Die Damen des 18. Jahrhunderts stülpten zwar auch noch einen Hut auf ihr mächtiges, wolkenschwangeres Pudergebäude, allein nie würden sie es zugegeben haben, daß ihr Kopfputz den Gesichtswinkel mit in Beschlag genommen hätte. Und merkwürdig genug, dieser Damenhut weiß grade, sowie der runde Hut bei den Männern, seine lange Oberherrschaft zu behaupten und tyrannisirt ein Geschlecht, dem doch sonst die Revolutionen nicht schwer fallen. Man erinnere sich nur einmal an eine Toilette, wie sie noch vor zehn Jahren bestand; da sah man Roben aus einfacher Seide mit engen und kurzen Röcken, mit dünnen Fichus und ärmlichen Pelerinen. Allein über Nacht hatte ein großartiger Styl, ein Widerschein des Mittelalters die brochirten und blumendurchwirkten Zeuche und die reichen, mit eleganten Stickereien garnirten Halskragen zu Tage gefördert; die lyoner Fabrikanten verliebten sich in die im Staube vermoderten Vorhänge alter Schlösser, übten sich an den Lehnen alter wurmstichiger Stühle und schufen so recht con amore die Zeuche à la Pompadour, à la Montespan, à la Sevigné. Die Nähterinnen drapirten Taillen mit starken Falten und machten sie dadurch schlank; die Juwelirkunst sogar warf ihre leichte Arbeit in den Schmelztiegel und befliß sich eifrigst der Nachahmung schwerer Kleinodien, dergleichen man am Hofe Ludwig XIV. zu sehen gewohnt war. Diese Revolution ist bereits abgeschlossen, nur der Hut ist noch zurückgeblieben, gleich einem Prätendenten, der nie abdankt." 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 285. —— 12. October 1837.

Dioskuren. Für Wissenschaft und Kunst. Schriften in bunter Reihe, herausgegeben von Theodor Mundt. Zweiter Band.

(Beschluß aus Nr. 284.)

9. „Des Knaben Liebe und Misgeschick." Novelle von E. Willkomm. Der Gegenstand dieser Novelle ist Byron, sein Leben in der Schule zu Harrow, ein Besuch in den Ferien bei seiner Mutter und der ihm verwandten Miß Chaworth zu Annesley-Hall, deren schöne Tochter Mary in dem funfzehnjährigen Vetter die erste Liebe erweckt und, obgleich ihre Natur mit der Byron's in der innigsten Harmonie zu sein schien, ihm dennoch nachher einen nichtigen Dandy vorzieht, wobei denn die lieblichsten und die bittersten Täuschungen, die glückseligsten Freuden und die tiefsten Verletzungen wechselsweise den empfänglichen Knaben zur Reife bringen; „jener blutende Spalt, der schon längst die ganze Welt zerklüftet, drückte sich auch dem Herzen des Knaben ein", wie der Verf. einmal ziemlich unschön sagt. Die Aufgabe war nicht leicht; jedoch muß man bekennen, daß der Verf. sie glücklich gelöst hat, so weit es auf richtige Auffassung der Charaktere, geschickte Erfindung ihrer Situationen und Berührungspunkte ankam. Der ergreifende Eindruck indeß, den das Ganze zu machen im Stande wäre, ist sehr bedeutend gestört durch die besondere Darstellungsweise, welche dem Verf. eigen ist. Es vereinigen sich darin zwei sehr verschiedene Elemente, das moderne oben unter Nr. 6 besprochene, dem er nicht von Natur, sondern aus Vorsatz nachzustreben scheint, und dann ein altes, das wir den veralteten Romanenstyl nennen möchten, dessen er sich nicht entschlagen kann, obgleich er möchte. In jener sich gehen lassenden Breite, die hier oft hervortritt theils in gemüthlichen Reflexionen, theils in der Ausmalung von Nebensachen, in jenen angelegentlichen Schilderungen von Tages- und Nachtzeiten und Gegenden, welche die Scene zu eröffnen nie verfehlen, mit Anfängen wie: „Ein warmer Juliabend ging zu Ende", oder S. 220: „Es war schon ziemlich spät am Abend" — „Ein tiefer Frieden zitterte über der Gegend — die Sonne sank tiefer; S. 236: „Es war Abend, der Himmel von wenig leichten Wolken bedeckt"; S. 244: „Über der Abtei hing der Mond"; S. 247: „Die Sonne stand schon hoch am Himmel" u. s. w. Ferner in der überschwänglichen Sentimentalität, die sich bei solchen Schilderungen äußert, und in so manchen andern Kleinigkeiten klingt unverkennbar noch der alte „Siegwart" nach. Wenn nun mit dieser Gemüthlichkeit unserer Väter die moderne Zerrissenheit zusammenstößt, wenn die ruhigen Schilderungen, an denen jene sich harmlos freute, von dieser mit ihren friedenstörenden Reflexionen und ihrer vergeblich ringenden Sprache versetzt werden, so entsteht eine höchst wunderliche Mischung, ein merkwürdiges Phänomen der Zeit, dessen Entstehung uns am besten der Bildungsgang des Verf. erklären würde. Eine nähere Beschreibung erlassen wir uns, da sie doch den Eindruck, den der Leser empfängt, schwerlich ganz wiedergeben könnte; aber ein paar einzelne Pröbchen müssen wir wol hersetzen, welche das verfehlte Streben des Verf. belegen. S. 221 heißt es:

Leichte weiße Wölkchen umflatterten wie schwärmende Motten den feurigen Ball, im Osten stand ein Gewitter und regnete gegen das Meer hin aus, während der farbensprühende Flammentorso eines Regenbogens langsam in sich selbst zusammenstürzte. Die Hügel schwammen mit den lebenden Blätterkronen im Goldduft des Abendröthe, der Wiesengrund dampfte und hing durchsichtige Dünste an die Wipfel der Bäume.

S. 244: Tiefe Stille herrschte ringsumher, nur zuweilen flüsterte mit warmem Wollusthauch ein leiser Luftzug durch die Blätter und legte die goldenen Glocken der Akazien an die Blumenlippen, um sie von den hineinfallenden Tropfen ertönen zu lassen u. s. w.

So könnte man in der That die tiefe Stille auch durch das Wachsen des Grases unterbrechen lassen, wenn man das scharfe Gehör des Verf. hätte. Übrigens ist er ein wahrer Schattenmaler; wo man nur hinsieht, ist Schatten mit verschwenderischer Hand ausgebreitet, bald eigentlicher, bald uneigentlicher: „Hohe dunkle Eichen beschatten den Frieden der Todten —"; „— über eins dieser Gräber wankten die Schatten einer alten Ulme" (S. 220). „Meiereien leuchten hell aus den dunkeln Baumschatten —"; „— die düstern Massen (des Waldes), die — ihre Schatten schon in den hellen Glanz des Mondes herüberwiegten —"; „— wo seine Ahnen im Schatten des Friedens die glänzendern Tage des Ruhms genossen hatten —"; „— schwarze Baumwand —"; „— ein düstres Gebäude blickte in schattigen Umrissen durch die ungewisse Dämmerungshelle"; „die Abtei trat wie der Schlagschatten einer lautlosen Vergangenheit in den Rahmen seines Gesichtskreises und sah ihn stumm mahnend an": alles dies steht

S. 224. „Baumgruppen, die ihre langen schweigenden Schatten über die Wellen ausbreiteten" — (S. 240). „Der Forst hüllte alle die Schlupfwinkel — in seine dichtesten Schatten" (S. 241). „Da flog ein Schatten grimmer Freude über die entstellten Züge" (S. 287). „Nur dem Schatten folgte er mit wimperndem Auge, den die Gegenwart hinüberwarf auf das dunkle Feld der Zukunft" (S. 288). Endlich noch ein sehr merkwürdiger Schatten S. 221: „Wie der unheildrohende Riesenschatten einer Civilisation, die sich selbst untergraben hat, stand die wüste Dunstmasse über dem brausenden Lebensgewühl des weltgeizigen London." Wer diese Schattensammlung noch vervollständigen wollte, könnte noch eine bedeutende Nachlese halten, und es würden aus dieser einzigen Novelle wol ziemlich alle Arten und Unterarten von Schatten mit ihren Thaten und Leiden, positiven und negativen, möglichen und unmöglichen Attributen zusammenzubringen sein. Endlich mag auch bemerkt werden, daß der Versuch Shakspeare's und der Engländer derb humoristische Sprache nachzuahmen, wie gewöhnlich, misglückt ist.

10. „Der Flüchtling." Novelle von der Fr. v. W. (Eingesandt von Leopold Schefer.) Diese Novelle ist eine ausgezeichnet gelungene Arbeit, der es nicht zum Nachtheil gereicht, daß die weibliche Hand darin unverkennbar ist. Die dargestellten Zustände sind keine unnatürlichen, gewaltsam zerrissenen; sie sind voll von Leben und aus dem Leben gegriffen, einfach und natürlich, wie sie der gereiften Menschenkenntniß sich immer darbieten und genügen, um ein ebenso belehrendes als ergreifendes Gemälde aufzustellen. Die Liebe eines reifen Mannes, die tief und innig, aber dabei ruhig, besonnen und ohne den Glanz einer glühenden Jugendlichkeit ist, wird vorübergehend verkannt und beleidigt, deshalb eben, weil die Geliebte durch den frischern Reiz eines Andern sich über ihr eignes Gefühl täuschen läßt; aber eine leidige Consequenz führt einen unheilbaren Bruch herbei, und sie wirft sich ohne Liebe einem Dritten in die Arme, schmerzlich ringend, das ursprüngliche Gefühl unter gewissenhafter Pflichterfüllung zu übertäuben. Alles dies ist herrlich motivirt und erscheint durch und durch wahr. Auch die Darstellung ist einfach, ohne Schlag- und Riesenschatten, ohne Flammentorsos u. dgl., stets mit feiner Ordnung und Grazie in gleichmäßiger Haltung, und doch so treffend und eindringend, wie es mit dem Aufwande künstlicher, gesuchter Mittel gewöhnlich nicht erreicht wird.

11. „Gedichte." Von Apollonius v. Maltitz. Eine Sammlung der Gedichte des Verf. soll bald erscheinen, und es mag daher rathsam sein, bis dahin ein allgemeineres Urtheil auszusetzen. Die hier gegebenen Proben sind vielleicht nicht grade so gewählt, wie es für den Verf. am vortheilhaftesten gewesen wäre, und Ref. möchte ihm nicht Unrecht thun. Ein übles Vorurtheil will er hiermit ebenso wenig erwecken, als er es selbst nicht hat; denn wenn auch in den mitgetheilten Gedichten manches Verfehlte sich findet, so ist dies doch keineswegs so überwiegend und entscheidend, daß man nicht auch noch Gelungneres von dem Verf. erwarten könnte.

12. „Die Maske." Eine Silhouette von Heinrich Laube. Lieber alter Freund Laube! Ich kann es nicht lassen, dich hier zu apostrophiren, wo wir uns nach so langer Trennung unter den wunderlichsten Umständen wiedertreffen. Vor Jahren haben wir uns auf dem Fechtboden fröhlich und frisch herumgetummelt, dann schieden sich unsere Wege; Welten lagen zwischen uns; und nun stehe ich, ein verkappter Ritter mit kritischer Lanze, vor dir; ich kann unmöglich gleich lostrennen, wie ich pflichtmäßig sollte; ich muß mich erst etwas besinnen und werde am Ende meine Lanze senken. Wir waren junge und gute Leute mit rechtschaffener, deutscher Gesinnung; wir hielten uns für keine Philister, und was haben wir nicht Alles geträumt! Zumal das Capitel von der Liebe — wie gutmüthig dachten wir darin! Wir glaubten, es gäbe nur Eine treue, deutsche Liebe, überall dieselbe, wo sie die rechte wäre, und die Fähigkeit dazu trauten wir einem jeden ordentlichen Menschen zu. Wie anders ist das geworden! Du hast dich in diesem Fache inzwischen umgesehen trotz Einem; die Welt weiß es, und wer wird es dir nicht glauben, wenn du nun sagst: „Es gibt vielleicht so vielerlei Liebe, wie es Blumen gibt", und: „Eine ganze, durch und durch nothwendige, volle Liebe ist vielleicht so selten, als ein ganzer, durch und durch schaffender und schöner Frühling"! Ich habe noch immer ein gut Theil von jener alten Gutmüthigkeit an mir, aber ich glaube dir und deiner Erfahrung; ist doch auch diese deine Silhouette der Wahrheit so sprechend ähnlich, daß sogar ich es nicht verkennen kann. Die Liebe der schönen Aurelie und des gleichfalls schönen Ferdinand, die anfangs als ein so mächtiger Strom daherbrauste und selbst die Klippe einer andern Ehe überwand, verläuft sich am Ende in dem öden Sande der Gleichgültigkeit und Artigkeit der Weltleute. Deine Beobachtung ist scharf und richtig, und es fließen viele solche Liebesflüsse in der Welt, woran sie sich bestätigt. Aber den der guten Aurelie — ich kann es dir nicht vergeben — läßt du doch eine so merkwürdige unglaubliche Krümmung machen, wie sie wol kein Mäander, auch nicht die Saale bei der krummen Hufe aufzuweisen hat. Wie ist es möglich, daß eine unbekannte Maske Ferdinand's Stelle vertritt und an keinem Zeichen, keinem Laut erkannt wird auf der Fahrt vom Ball nach Hause, dann im Hause u. s. w.? Daß die Lampen ausgebrannt waren, daß auch der Portier kein Licht hatte, ist allenfalls denkbar; „sie selbst", sagst du, „wollte nicht viel sprechen, um Niemand zu wecken — und was braucht auch die Liebe Worte und Rede?" Alles sehr schön; aber undenkbar ist die Sache dennoch, und, was das Wichtigste ist, dein Verdienst wäre größer gewesen, wenn du ohne dies Hülfsmittel den Verlauf und das Verlaufen der Liebe geschildert und motivirt hättest; du würdest es können, wenn du wolltest. Nun, alter Freund, dixi!

13. „Desirée's Lebensstufen." Eine Skizze von Theodor Mundt. Ende gut, Alles gut. Wie wenig uns der Anfang, den Hr. Mundt in dem ersten Bande machte, erfreut hat, so angenehm ist uns jetzt sein Schluß. Desirée, ein lebens- und gemüthvolles Mädchen aus der Pro-

vinz, ganz erfüllt von den höchsten und reinsten Ideen, die aber chaotisch in ihr liegen und einen unklaren dunkeln Drang unbestimmter Sehnsucht hervorrufen, findet eine Art von Befriedigung als Schauspielerin, indem sie ihr ganzes inneres Leben in ihre Rollen hineinträgt und dadurch ebenso sehr die Zuschauer hinreißt, als sie ihre Kraft verschwenderisch opfert. Aber die Darstellung Dessen, was in dem eignen Leben gelebt sein will, um zum Glücke zu führen, befriedigte sie nicht auf die Länge. Sie verläßt die Bühne, um in Armuth und Einsamkeit einen neuen Versuch zu machen, die ersehnte Ruhe zu finden; doch das liebereiche Herz kann auch in stiller Abstraction und Frömmigkeit das gegenstandlose Drängen nicht beschwichtigen. Äußere Noth kommt dazu, um sie unglücklich und hülfsbedürftig zu machen. Da fällt ihr Sylvius ein, dessen Liebe sie früher verschmäht hatte; jetzt erkennt sie darin Rettung aus dem innern Zwiespalte, und bald erscheint ihr der Ersehnte, gleicher Sehnsucht voll. Nach einem Jahre ist sie Gattin und Mutter; erst jetzt ist sie glücklich, sich klar und hat Gott gefunden. Nur das scheint dem Ref. in dem ebenmäßigen Fortgange des Ganzen einigermaßen ungehörig, daß ihr Vater grade in dem Augenblicke, wo Sylvius sie findet, sein Leben durch Selbstmord endet; unnatürlich ist das zwar nicht bei einem Manne beschränkten Geistes, den äußere Noth drückt, zumal nachdem er ein glänzenderes Leben gekostet hat; aber sein Tod ist störend, weil er für die Entwickelung der Hauptsache indifferent ist. Übrigens brauchen wir nicht daran zu erinnern, daß Desirée's „Lebensstufen" wesentlich dieselbe Lehre anschaulich machen, die der geistreiche Verf. in seiner „Madonna" ausgeführt hat; wie dort, so ist auch hier die Darstellung von glänzender Schönheit, frei von gesuchten Sonderbarkeiten und dabei doch oft neu und überraschend.

121.

Neugriechische Literatur.

Ἡ ἐρωτηματικὴ οἰκογένεια. Κωμῳδία εἰς τρεῖς πράξεις διηρημένη καὶ συντεθεῖσα ὑπὸ τοῦ ΒΔΖΚΜΞΠΡΛΘ. (Die fraglustige Familie. Lustspiel in drei Acten von ....) Athen 1837.

Eine Mutter (Helena) mit ihrer Tochter (Deidamia) kommt von Nauplia zum Besuch nach Athen, und der Liebhaber der Letztern (Kleonymos) säumt nicht, ihnen dahin zu folgen. Die Damen wohnen in der Hauptstadt bei einer befreundeten Witwe (Angelika), deren Familie aus einem Sohne (Nikolaos), einem einfältigen und aufgeblasenen Zierbengel, und einer ähnlichen Tochter (Terpsichore) besteht. Die Mütter wünschen eine Heirath zwischen Nikolaos und Deidamia; Kleonymos, der von seiner Geliebten hiervon unterrichtet wird, sinnt auf Mittel, dieses Vorhaben zu hintertreiben. Die schwache Seite, von welcher man nicht blos Hrn. Nikolaos, sondern auch seiner Mutter und Schwester beizukommen und sie so lächerlich machen zu können hofft, daß Deidamia's Mutter den Heirathsplan werde fahren lassen müssen, ist der Umstand, daß die ganze Familie in der Conversation sich fragweise auszudrücken liebt. Madame Angelika beabsichtigt auf den Abend einen Ball zu geben und hat eine große Gesellschaft dazu eingeladen. Kleonymos' Freund Pylades erbietet sich nun, die Mehrheit der Eingeladenen vorher zu bearbeiten, daß sie ihrerseits gleich beim Eintritt in den Ballsaal die Festgeberin und deren Kinder mit Fragen überschütten und gar nicht zu Wort kommen lassen.

In dieser groben und plumpen, gegen jeden Schatten des guten Tons verstoßenden und dennoch saftlosen und faden Erfindung besteht die ganze Intrigue des Stückes. Die Ausführung ist wo möglich noch abgeschmackter, geistloser und leerer. Die Handlung kommt zu gar keinem eigentlichen Schlusse, sondern bricht in der letzten Scene, wo die unhöflichen Gäste verabredetermaßen ihre arglosen Wirthe mit allerhand albernen Fragen bestürmen, plötzlich ab, ohne daß man erfährt, ob nun Kleonymos oder Nikolaos der Glückliche sein wird, der die reizende Deidamia heimführt. Das ganze Stück ist offenbar nur geschrieben, um einige sehr stumpfe Witze gegen das neue Ministerium an den Mann zu bringen, hauptsächlich aber, um den vornehmsten Journalisten, die auch auf den Ball geladen sind, einige Hiebe zu versetzen. Die letztere Scene, die ein auch nur mittelmäßiger Kopf so leicht hätte ergötzlich durchführen können, ist eben wieder so plump und geistlos wie möglich ausgefallen. Die ganze Anklage gegen den cynischen Rabulisten Sophianopulos, den Redacteur der famosen „*Πρόοδος*", beschränkt sich darauf, daß er während der Revolution den Rath zur Ermordung des Odysseus gegeben habe; und dem lächerlich dünkelvollen und sophistischen Redacteur des „Zuschauer" (*Θεατής*), Michael Schinas, weiß der Verf. nichts Komischeres anzuhängen, als daß er, ein wohlbeleibter Mann, gerne gut und viel esse, worüber er denn mit dem Cyniker, dem er die Schüsseln vor dem Munde wegreißt, in Streit geräth. Aber nirgend eine Pointe, nirgend ein Abschluß; nichts als verzeichnete, versudelte, unvollendete Bilder.

Und der Verf. dieses Machwerks? Niemand anders als der Staatsrath Jakob Rhizos Neralos, der unter dem Grafen Armansperg nicht weniger als drei Ministerien auf Einmal bekleidete. Er hätte die so oft gegen ihn erhobene Anklage, daß er ein geistloser, durchaus unfähiger Schwachkopf sei, nicht glänzender rechtfertigen können als durch dieses unglaublich alberne und schlechte Lustspiel. Und nur in dieser Beziehung können wir es Jedem, der sich für Griechenland interessirt, mit gutem Gewissen empfehlen; man lese selbst, um mit Erstaunen und Trauer zu sehen, in welchen Händen die wichtigsten Ministerien des jungen Staates drei Jahre lang gelegen haben. 107.

Notizen.

In Nr. 280 d. Bl. f. 1836 ward unter den in den verschiedenen londoner Gefängnissen wegen Schulden seit langer Zeit Verhafteten auch Jeremias Board, gemeinhin der alte Jerry genannt, erwähnt. Dieser sitzt seit 1814 in dem Fleetgefängnisse. Er hatte sich Betrügereien mancher Art bei Verwaltung des Vermögens seiner Familie zu Schulden kommen lassen, und eine seiner Schwestern sah sich endlich genöthigt, ihn wegen 6000 Pfd., die sie noch herausbekam, in das erwähnte Schuldgefängniß bringen zu lassen. Es hat immer nur in seiner Willkür gestanden, seine Freiheit wiederzuerlangen, denn er hat bedeutende Summen im Portefeuille; aber er bleibt lieber im Gefängniß, um sich seiner Lieblingsneigung, dem Wucher, zu überlassen. Er macht vorzüglich gute Geschäfte mit seinen Mitgefangenen, welche selbst die traurigen Erfahrungen, die sie gemacht, noch nicht von dem Leichtsinne oder der Thorheit geheilt haben, sich mit Wucherern einzulassen. Er weiß Aller Blicken die Effecten und andern werthvollen Gegenstände zu entziehen, die ihm verpfändet werden, und hat auch außerhalb des Gefängnisses zuverlässige Agenten. Dem alten Filz wurden schon einmal 1200 Souverainsdor gestohlen; eine Summe, die vielleicht hinreichend gewesen wäre, sich mit seiner Schwester abzufinden. Als er vor einigen Wochen wie die andern Gefangenen dem Gottesdienste in der Kapelle beiwohnte, ward die Thüre seines Zimmers mittels Nachschlüssels geöffnet. Nachdem die Diebe mehre Koffer und Schubladen gesprengt, steckten sie Geld und leicht fortzubringende Effecten in die Taschen und banden andere werthvolle Sachen, die sie gefunden hatten, in Päckte zusammen. Zum Glück für den alten Jerry

war der Kaplan heiser und schloß deshalb den Gottesdienst um eine gute Viertelstunde früher als gewöhnlich. Als Jerry in sein Zimmer treten wollte, fand er an der Thüre den einen Dieb wachehaltend, während der andere im Begriff war, die Beute fortzutragen. Als er um Hülfe rief, nahmen die Spitzbuben Reißaus; da aber alle äußere Thüren verschlossen waren, wurden sie mit leichter Mühe in dem Zimmer eines gewissen Fell, der ebenfalls wegen Schulden in Haft ist, ergriffen. Dieser, ein anderer Schuldgefangener, Davis, und ein gewisser Major, der sie zu besuchen ins Gefängniß gekommen war, und um 11 Uhr Vormittags, wo wegen des Gottesdienstes dasselbe geschlossen wird, sich geflissentlich hatte verschließen lassen, wurden als Urheber und Genossen des versuchten Diebstahls verhaftet und von dem Alderman Brown, der ein summarisches Verhör mit ihnen vornahm, nach Newgate geschickt, wo sie ihr Urtheil erhalten werden.

Bei der neulichen Eröffnung der londoner Jury erregte die Entschuldigung eines Geschworenen das Gelächter der Anwesenden. Dieser nämlich, ein Tanzmeister, erklärte, daß, weil er in 36 Pensionsanstalten Unterricht zu geben habe, er seine Pflichten als Geschworener nicht erfüllen könne ohne den größten Nachtheil für sich selbst und noch mehr für seine Schüler und Schülerinnen, die, wenn sie acht bis zehn Tage ohne Übung blieben, Alles, was er sie gelehrt, wieder verlernen könnten. Der Recorder hat die Reclamation dieses Dieners der Terpsichore zwar angenommen, aber nicht als Entschuldigung, sondern seinen Namen aus der Liste der Geschworenen gestrichen. 4.

Bibliographie.

Arnold, A., Pädagogik, oder Erziehungs- und Unterrichtslehre nach den Anforderungen der Gegenwart. 8. Königsberg, Windolff u. Striese. 1 Thlr. 6 Gr.

Balzac, H. de, Die alte Jungfer. Scenen aus der Provinz nach der Restauration. Aus dem Französischen. 8. Breslau, Leuckart. 1 Thlr. 6 Gr.

Bird. Nathan der Quäker, oder der Satan des Urwaldes. Nordamerikanischer Roman. Aus dem Englischen übersetzt von J. Sporschil. 3 Bände. 8. Leipzig, Kollmann, 3 Thlr. 18 Gr.

Blessington, Gräfin von, Die Opfer der Gesellschaft. Aus dem Englischen übersetzt. 3 Bände. 8. Leipzig, Kirchner u. Schwetschke. 3 Thlr. 12 Gr.

Bornstedt, A. v., Hauts Reliefs der Gegenwart. Worte an meine Zeit und an mein Vaterland. Gr. 12. Leipzig, O. Wigand. 16 Gr.

Bray, A. E., Warleigh, oder die Schicksalseiche, eine Sage aus Devonshire. Übersetzt und mit Anmerkungen versehen von W. Fr. L. Petri. 3 Bände. 8. Braunschweig, Lucius. 3 Thlr.

Brinckmeier, E., Novellen und Erzählungen. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1 Thlr. 6 Gr.

Clemens, Fr., Das entschleierte Bild zu Sais. Drei Blicke in die Tiefe. 8. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1 Thlr. 8 Gr.

Deuringer, L., Theater. 8. Augsburg, Rieger. 12 Gr.

Forchhammer, P. W., Hellenika. Griechenland, im Neuen das Alte. 1ster Band. Gr. 8. Berlin, Nicolai. 2 Thlr.

Fouqué, L. M., Von der Liebeslehre. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 6 Gr.

Der Freund des schönen Geschlechtes. Taschenbuch für das Jahr 1838. 35ster Jahrg. Kl. 16. Wien. (Leipzig, Liebeskind.) 1 Thlr. 8 Gr.

Gentzel, A. G., Federzeichnungen. Gesammelte Erzählungen. 2 Bände. Gr. 12. Berlin, Plahn'sche Buchhandlung. 2 Thlr. 18 Gr.

Allerlei Gereimtes und Ungereimtes aus dem Nachlasse eines Studiosen der freien Künste. Herausgegeben von dessen nächsten Erben. 8. Baden i. A., Zehender. Leipzig, Rein. 21 Gr.

Gräße, J. G. Th., Lehrbuch einer allgemeinen Literargeschichte aller bekannten Völker der Welt, von der ältesten bis auf die neueste Zeit. 1sten Bandes 1ste Abth. Gr. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 2 Thlr. 16 Gr.

Grün, A., Gedichte. Gr. 12. Leipzig, Weidmann. 2 Thlr.

Haupt, K. G., Kaiser Karl der Fünfte. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Gr. 8. Berlin, Kuhr. 20 Gr.

— —, Die Böhmen unter Thurn. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Gr. 8. Ebendas. 20 Gr.

Heldenthaten, Zauber- und Liebesgeschichten der Vorzeit. Neueste Sammlung von wenig bekannten und doch äußerst interessanten historischen Begebenheiten, im romantischen Gewande dargestellt. 2 Bändchen. 8. Leipzig, Rein. 1 Thlr. 12 Gr.

Kottenkamp, F., Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit von dem Ende des Jahres 1830. Ein Supplementband zu Ernst Münch's allgemeiner Geschichte der neuesten Zeit. Gr. 8. Stuttgart, Literatur-Comptoir. 1 Thlr. 6 Gr.

Lionel Wakefield. Vom Verfasser des „Sydenham". Aus dem Englischen übersetzt. 3 Bände. 8. Leipzig, Kirchner u. Schwetschke. 3 Thlr. 12 Gr.

Meerfels, C. G., St.-Julien und seine Freunde, oder die Befreiung aus dem Kerker zu Paris. Ein historisch-romantisches Gemälde aus dem ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts. Gr. 12. Magdeburg, Wagner u. Richter. 1 Thlr.

Meyr, M., Über die poetischen Richtungen unserer Zeit. Heine. Platen. Uhland. Rückert. Das „junge Deutschland". 8. Erlangen, Heyder. 16 Gr.

Michailowsky-Danilewsky, A., Denkwürdigkeiten aus dem Feldzuge vom Jahre 1813. Aus dem Russischen übersetzt von K. Goldhammer. Mit 1 Karte und 5 Schlachtplänen. Gr. 8. Dorpat, Kluge. 2 Thlr.

Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1838. Herausgegeben von A. v. Chamisso und G. Schwab. 9ter Jahrg. Mit Uhland's Bildniß. 16. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr. 8 Gr.

Norden, K., Der Spielmann aus Schmagerow und Das Eiland bei Polchow. Zwei Novellen. 8. Cöslin, Hendeß. 1 Thlr.

Nürnberger, J. E., Astronomische Reiseberichte oder Skizzen der Topographie des Himmels und planetarischen Metempsychose. Gr. 12. Kempten, Dannheimer. 1 Thlr.

Oldenburg, F. A., Der letzte Cäsar. Novelle. 2 Theile. 8. Mainz, Kupferberg. 2 Thlr. 16 Gr.

Original-Beiträge zur deutschen Schaubühne. II. Die Fürstenbraut, Schauspiel. Der Landwirth, Lustspiel. Der Verlobungsring, Lustspiel. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 2 Thlr. 8 Gr.

Rogge, F. W., Kron und Liebe. 1. König Manfred. Tragödie in fünf Aufzügen. 2. Bianka Vanezzi. Tragödie in fünf Aufzügen. 8. Schwerin. Berlin, Plahn'sche Buchhandlung. 1 Thlr. 8 Gr.

Sedgwicks, Miß, Erzählungen und Novellen aus dem Englischen mit Einleitung von L. Rellstab. V., VI. Band. Redwood. Eine Erzählung. 2 Theile. 8. Leipzig, Köhler. 2 Thlr. 12 Gr.

Die Sprache des Herzens. Vier Novellen von der Frau von W. Herausgegeben von L. Schefer. Gr. 12. Berlin, Veit u. Comp. 1 Thlr. 16 Gr.

Stieglitz, H., Mozart's Gedächtnißfeier. Gedicht. (Zum Vortheil des Mozart-Denkmales in Salzburg.) Gr. 8. München, Franz. 8 Gr.

Vogl, J. N., Novellen. 8. Wien, Rohrmann und Schweigerd. 15 Gr.

Wilke, H., Römerherrschaft in Britannien. Historische Novelle in zwei Abtheilungen aus der letzten Hälfte des ersten Jahrhunderts. 8. Braunschweig, Leibrock. 2 Thlr. 8 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 286. —— 13. October 1837.

Zur Charakteristik des literarischen Gewissens unserer Zeit.

In den so mannichfaltig anregenden, aus der edelsten Gesinnung geflossenen und wunderschön geschriebenen „Briefen" des Dr. Alexander Jung (Hamburg 1837) finde ich auch die Frage nach dem Gewissen unserer Schriftsteller aufgeworfen. Ich freute mich schon im Voraus, diese Frage von dem Verfasser selbst beantwortet zu finden. Indessen läßt er's für diesmal bei der Frage bewenden. Mir drängten sich aber eine Menge von Gedanken dabei herzu, welche ich hier, wenn auch nur flüchtig, mittheilen will. Viele haben gewiß schon Dasselbe gedacht, auch fehlt es nicht an lautgewordenen Urtheilen und Wünschen ähnlicher Art. Die Sache ist jedoch wichtig genug, um erneuert in Anregung gebracht zu werden; nicht grade große, nur vornehme Geister können sie für geringfügig halten. Man erlaube mir die fragmentarische Form, und man verzeihe mir, wenn ich die Beispiele hauptsächlich aus meiner eignen schriftstellerischen Erfahrung nehme, da mir diese am nächsten liegt.

Plagiat ist diejenige Benutzung eines fremden literarischen Products, welche die ursprüngliche Erzeugung desselben für sich usurpirt. Der Plagiarius ist Dasselbe, was der Nachdrucker ist. Er ist ein literarischer Heuchler, der sich ohne allen Besitztitel das Eigenthum eines Andern als das seinige anmaßt.

Die Reproduction an sich ist unverwerflich, denn sie ist nothwendig; in ihr liegt das Unrecht nicht; es liegt in der Nichtanerkennung des Eigenthumsrechtes, was der ursprüngliche Producent an der Sache hat. Die Undankbarkeit empört uns an dem Plagiarius, daß er gibt, als hätte er das Gegebene nicht empfangen.

Die Beziehung auf den ursprünglichen Producenten muß sich allmälig verlieren; Das, was Eigenthum des Einzelnen war, wird durch die Assimilation der Bildung zum Gemeingut. Die Literatur, die Schriftstellerei, der Buchdruck, die Journalistik haben keinen andern Zweck, als die Ideen und den Ausdruck derselben aus den Schranken des individuellen Besitzes zu befreien und sie in den allgemeinen Geist zu verflößen. Solche Verallgemeinerung ist die Ehre des Schriftstellers, denn er soll das Bestreben haben, nur solche Productionen zu liefern, welche ein allgemeines Interesse erregen können. Anfänglich wird man den Namen des Producenten noch nennen; die Erinnerung ist noch zu frisch daran, daß er es gewesen, der die geistige That vollbrachte. Nach und nach aber überwiegt das rein objective Moment. Wir denken jetzt Platonisch und Aristotelisch, ohne es zu wissen. Über der Sache wird der Gedanke an den Erzeuger vergessen. Da dieser selbst nur durch die Vermittelung des Geistes seines Volkes, des Geistes der Welt produciren konnte, so nimmt sich der allgemeine Geist hierin sein Recht. Er ist der wahrhafte Producent.

Die Stufen des Vergessens sind etwa folgende. 1) Zuerst wird der Name des ursprünglichen Producenten, das Buch und selbst die Seitenzahl citirt; z. B.: Hegel sagt, „Vermischte Schriften" (II, 398): „Redlicher Eifer für die Wissenschaft und gründliche Behandlung bleibt ebenso von der Sucht frei, die ein Recensent von Amtswegen haben zu müssen meint, immer noch gescheiter zu sein als etwas schon sehr Gescheites." 2) Es wird nur der Name citirt; z. B.: Hegel sagt irgendwo; oder: nach Hegel's Behauptung. Hier kann auch noch das Buch im Allgemeinen genannt werden; oder es heißt: in einer seiner Schriften stellt Hegel den Satz auf, daß u. s. f. 3) Weder das Buch noch der Name werden mehr genannt, am wenigsten die Seitenzahl angegeben. Nun treten die Formeln auf: Nach einer gewissen Ansicht; es wird gesagt; man hat versichert; oder der Plural dient, die Unbestimmtheit zu bezeichnen: Manche, Viele sind der Meinung u. s. f. 4) Es wird die Äußerung eines Schriftstellers, ein prägnanter Ausdruck desselben ohne alle weitere Hinweisung auf ihn oder auf eines seiner Bücher nur mit Gänsefüßen eingeschlossen citirt. Bei den Alten finden wir nur die vorigen Anführungsweisen, denn die letztere setzt die Gewohnheit des Lesens gedruckter Sachen voraus. 5) Liest man etwas vor, worin solche durch Häkchen abgesonderte Anführungen vorkommen, so muß man immer hinzusetzen, daß diese Worte einem Andern als dem unmittelbar in Rede stehenden Autor angehören. Somit ist hier der Übergang in den Gebrauch der Production eines Andern, ohne sich auf ihn speciell zurück-

zubeziehen, wirklich vorhanden. Man setzt eigentlich voraus, daß *Alle wissen*, wer so gesprochen haben könne. Das Plagiat tritt erst dann ein, wenn eine solche Beziehung nicht mehr auf leichte Weise sich bewerkstelligen läßt und doch gar nichts Eigenthümliches gegeben wird.

Damit etwas Plagiat heißen könne, muß eine *Epoche* gesetzt werden, innerhalb welcher die Leistung eines Einzelnen Gemeingut werden kann. Für eine solche Zeit sind wenigstens zwei Menschenalter anzunehmen. Nach Verlauf eines halben Jahrhunderts wird sich der *Ton* in der Literatur eines europäischen Volkes immer so geändert haben, daß, wer ein Plagiat begeht, damit sogleich als *altfränkisch* erscheint und sich selbst *verräth*. Abgesehen hiervon, so darf er wenigstens auf keine Wirkung rechnen. Wer z. B. jetzt aus einem der Wolf'schen Compendien ein Plagiat begehen wollte, würde sich eine fruchtlose Mühe gemacht haben; er würde bei Niemand Anklang finden. Mit Schelling wäre es sogleich anders. Als Professor *Kapp* in seinem Buch über die mosaische Genesis aus Schelling's Vorlesungen zu Erlangen Manches veröffentlicht hatte, gab ihm der zürnende Philosoph in einer heftigen Broschüre für solches Plagiat „Fußtritte".

Um das Fremde als Eignes zu setzen und die Schmach des Plagiates von sich abzuwenden, sind vielerlei *Listen* ersonnen, die sich sämmtlich auf *Modificationen* zurückführen lassen, deren Zweck es ist, das böse Gewissen zu verdecken und sich selbst einen blauen Dunst von Ehrlichkeit vorzumachen. Es sind hier etwa folgende Veränderungsarten zu unterscheiden: 1) Die *Übersetzung*. Sie ist die gründlichste, denn sie kostet die meiste Mühe, wofern es nicht ein *mathematisches* Buch ist, worin die Zahlen und Buchstaben die Hauptsache des Calculs sind. Wenn jedoch der Übersetzer auf eine solche Weise auftritt, daß er sich nennt, wenn er einen gewissen Anspruch auf Originalität macht, so verschlimmert er dadurch den Vorwurf. Wenn auf einem Roman steht: aus dem Französischen, so ist das hinlänglich; oder wenn ein obscurer Anonymus (denn es gibt auch sehr berühmte Anonymitäten) für ein Journal aus andern Sprachen ohne Angabe der Quelle, lediglich um zu unterhalten, übersetzt, so ist nichts daran gelegen. Aber wenn ich in Spazier's „Revue du nord" (1835, S. 17 fg.) einen Aufsatz finde: „Des chants populaires de l'Allemagne au moyen age", von dem Prof. *Peschier*; wenn dieser Aufsatz aufmerksam machen soll auf dessen „Histoire de la littérature allemande"; wenn dies Buch endlich in zwei schönen Octavbänden erscheint und nun auch hier mit keiner Sylbe angedeutet wird, daß jener Aufsatz nichts ist als die Übersetzung eines Abschnitts aus meiner „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter" (1830), so ist das eine des Namens Plagiat würdige Unredlichkeit. Es freut mich natürlich, meine Gedanken unter die Franzosen kommen zu sehen; allein daß Hr. Peschier mit ihnen die Aufmerksamkeit auf *sein* Werk lenken wollte, ist unrecht. So habe ich in einer der französischen Revuen eine Übersetzung von Gutzkow's Charakteristik Talleyrand's gelesen, ohne daß auch nur im geringsten die ausländische Quelle wäre bemerklich gemacht worden. 2) Das Entlehnte wird in derselben Sprache mehr oder weniger formell *umgearbeitet*. Es wird *zerstückelt*, damit man nicht zu sehr an den Ursprung erinnert werden soll. Es wird paraphrastisch *erweitert* oder in der Synkope *verkürzt*. So machte mich ein Freund aufmerksam, daß in der hallischen „Literaturzeitung" meine Kritik über den zweiten Theil des Göthe'schen „Faust", welche wenigstens das Verdienst hatte, die erste gewesen zu sein, wörtlich *abcopirt* war, wie er sich ausdrückte; nur die speculativern Momente der Entwickelung waren fortgelassen. Glaubte der Recensent dadurch Eigenthümer geworden zu sein? Daß er mich genannt hätte, wäre natürlich sogleich eine Hemmung gewesen, seinen Aufsatz aufzunehmen; denn die ehrenwerthe Redaction der hallischen „Literaturzeitung" will unstreitig nichts weniger als Nachhub der berliner „Jahrbücher" sein. Ich will der Anschaulichkeit wegen ein Beispiel geben, wie perfid sich ein solches Copiren benehmen kann, indem durch dasselbe Das, warum es eigentlich zu thun war, *verhunzt* wird. Würde gradezu abgeschrieben, so würde man damit gern zufrieden sein; aber die schlechte Art und Weise des Excerpirens und Copirens kann indigniren. Ein Prof. *Franz Ficker* zu Wien hat 1837 einen „Geschichtlichen Überblick der schönen Kunst in ihren einzelnen Sphären" herausgegeben. Dies Buch gehört zu den untergeordnetsten Compilationen. *Compilationen* werden von Zeit zu Zeit nothwendig, um ein Gebiet des Wissens aus einer Menge peripherischer Monographien zu centralisiren; ich habe also gegen ein solches Unternehmen an sich nichts; um so weniger, als mein „Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie" selbst eine Compilation ist. Warum soll man sich bemühen, das trefflich Gesagte noch anders zu sagen? Allein man sei nicht blos ehrlich, d. h. man gebe nicht nur mit Bestimmtheit seine Quellen an — denn grade die Compilation fodert begreiflicherweise solche Gewissenhaftigkeit und nicht blos die allgemeine Versicherung, daß die besten Quellen benutzt seien —, sondern man zeige auch, daß man die Quellen gehörig durchdrungen, daß man sie mit Verstand benutzt habe. Hierzu gehört ebenso große Belesenheit als eignes Urtheil; denn einmal muß ich die schon vorhandenen Urtheile kennen, sodann aber wissen, warum ich Dem, was ich hervorhebe, den Vorzug vor den übrigen gebe. Eine ausgedehnte Belesenheit aber ist nicht so wohlfeil und eine solche Kritik der Kritik nicht so leicht. Hr. Prof. Ficker hat in der Poesie wenigstens — von den übrigen Künsten abstrahire ich — sich nicht mit besonderm Talent benommen; seine Belesenheit aber ist gar nicht zu beurtheilen. In meinem Buche ist er allerdings so belesen, daß ihm, wenn ich abziehen wollte, was er ihm und dem Buche von Bohtz „Über die neuere deutsche Poesie" verdankt, nicht viel übrig bleiben würde. Wie viel er aus Wendt's „Hauptepochen der schönen Kunst im Lauf der Weltgeschichte" — das einzige Buch, das er in der Vorrede erwähnt, weil sein Unternehmen denn doch

gar zu nahe dasselbe berührt — eingeschwärzt habe, kann ich nicht beurtheilen, da mir das Buch nicht zur Hand ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Vierzehn Tage im Gebirge. Ein Fragment aus meinem Wanderbuche. Von L. Starklof. Bremen, Kaiser. 1837. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Das liebe Ich bei einer Reisebeschreibung ganz aus dem Spiele zu lassen, wäre eine Bescheidenheit, die der Züchtigkeit zu vergleichen ist, mit der geflissentlich bei Statuen und Gemälden Nacktheiten verhüllt werden, die just durch das sichtliche Verbergen erst anstößig sind. Eine solche anspruchsvolle kokettirende Selbstverleugnung hat unser Reisender nicht; er erzählt unbefangen, was und wie er gesehen, ohne Dictatormiene, aber auch ohne gleisnerische Demuth. Er ist kein Schwärmer, aber auch kein nüchterner Prosaiker; seine Gemälde sind wahr, jedoch nicht so bloßes Abschreiben der Natur, daß es gleich wäre, in welchem Momente, von welchem Punkte aus der Gegend ihre reizenden poetischen Geheimnisse sich ablauschen lassen. Wie man die Ähnlichkeit eines Bildnisses erkennt, auch ohne das Original gesehen zu haben, so ist die Wahrheit dieser Naturschilderungen augenscheinlich; Referent kann durch eignes Anschauen dies noch bestätigen, indem er mit Ausnahme der gefährlichen und beschwerlichen Wanderungen über die Joche die ganze Reise auch gemacht, und zwar in demselben Jahre wie der Verfasser, nur um etliche Wochen früher, was ihm den Vortheil verschaffte, überall Sonnenschein und das günstigste Wetter zu treffen, wo unser Reisender Sturm und Regengewölk fand, das ihm die herrlichen Aus- und Ansichten umschleierte. Er vertreibt den Unmuth durch lustige Einfälle, denen man die erzwungene gute Laune mitunter ansieht, doch nicht selten wird trotz dem grauen Grund, aus dem sie entstanden, die Witzelei Witz. Ref. wüßte gar nichts anzugeben, was von den eignen Wahrnehmungen abwich, als eben daß der Verf. die angeputzten, abgeschälten Stämme für Bierhauszeichen hält; die jungen Bursche errichten sie im Mai bei fröhlichem Tanz, die Mädchen steuern zu deren Ausschmückung, und weil der Platz vor dem Wirthshause der geräumigste, am besten für den Reihentanz sich eignende ist, setzt man sie dorthin. In kleinern Dimensionen, mit Figuren und Werkzeugen der Zunftgenossen behängt, die in den Räumen sich versammeln, sind sie eine besondere Zierde der Decken in den Gastzimmern der pinsgauer Wirthshäuser. Des einen drollig angeputzten Maibaums, vom Verf. beschrieben, erinnert sich Ref. noch recht gut. Auch scheinen ihm die Öfen bei Gollingen mit der schwarzbacher Klamm nicht zu vergleichen, ganz anderer Art zu sein.

Eingeschaltet sind einige Kunsturtheile über Bauten, Sculpturen und Gemälde in Hanover, Braunschweig, Regensburg, München und Dresden. Am letztern Orte möchte ein Irrthum dem Verf. vorgeschwebt haben. Tizian's Kleinod, sein Christus mit dem Zinsgroschen, hängt nicht zwischen zwei Fenstern, sondern die Copie von Flaminio Torre betrifft dieser Unstern. Das Luca Giordano ertheilte Lob ist wol größentheils auf den Umstand zu schieben, daß der Reisende wie im Gebirge so auch im Kunsturtheil sich den eignen Weg bahnen will ohne Vor- und Nachfahrer. Sein guter Geschmack würde an den Aufbauschungen und Übertreibungen des heillosen Manieristen, um so verwerflicher, weil sie das Talent verübte, keinen Gefallen finden. Das „Fragment" macht nach dem Ganzen begierig, das hoffentlich nicht ausbleiben wird.

2. Die Reise nach Rom. Ein Roman von Wilhelmine Lorenz. Zwei Bände. Leipzig, Wienbrack. 1837. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Auch eine Reise, in der die Gegenstände mit stetem Rückblick auf die Geschichte Italiens auf eine Weise beschrieben sind, daß sie reisenden Frauen zum sichern Wegweiser dienen kann; die Belehrung hat eine gefällige Form. Ein für Italien schwärmendes zweiundzwanzigjähriges Mädchen unternimmt die Wallfahrt nach Rom in Geleitschaft eines ältern Mannes, der unter einer rauhen Außenseite und scheinbarer Übermacht des kalten Verstandes ein warmes Herz, sogar ein poetisches Gefühl verbirgt. Die wohlunterrichtete Charlotte tritt nicht unvorbereitet die Reise an, ihr kenntnißreicher Führer sichert ihr Urtheil, weist die Schwankende zurecht und belehrt sie über Dinge, die ihr fremd waren. Bei allgemein bekannten Gegenständen, wie die Peterskirche, die Sixtinische Kapelle u. a. m. wird leicht darüber hingegangen, ohne daß die Flüchtigkeit zur seichten Conversationsprosa würde. Gemeinplätze, schwülstiges Anempfinden, schwerfällige Klugthuerei ärgern Einen nirgend, die Belehrenden sind Leute von bester Lebensart. Das Mädchen ist im Begriff, einem griechischen Prinzen von liebenswürdigen Manieren, die ein leeres Herz, einen flachen Kopf übertünchen, die Hand zu reichen; aber die Vernunft ist diesmal die Siegerin, die deutsche Jungfrau verbindet sich mit dem ungeschliffenen Diamant, ihrem Reisegefährten, und hat ebenso sehr Ursache, mit ihrer Wahl zufrieden zu sein, als der Grieche Grund hat, die Ehe mit einer launenhaften Spanierin zu bereuen. Der Roman gewinnt an Interesse, so einfach auch die Erfindung darin ist, im Vergleich mit

3. Hazardspiele von Julie von Großmann. Bunzlau, Appun. 1837. 8. 1 Thlr.

Das erste Spiel ist ein lustiges, d. h. Lust-spiel, sonst ist es langweilig genug, und selbst dem Stoffe nach tragisch. Die Verf. weiß ein schmachtendes Liebespaar auf keine andere Weise zu verbinden, als daß sie der hinderlichen eiteln Dame, die den Geliebten kapern will, von einem rachedürstigen Italiener den Dolch ins Herz stoßen läßt. Gelindere Mittel hätten ja wol auch zum Ziele geführt. „Miß Emmy oder der Parforceritt" läßt ungewiß, wer damit gemeint, die Dame oder die Stute. Ref. stimmt für letztere; denn daß der Held der Erzählung von jener verschmäht wird, führt zu keinem Ergebniß, aber dadurch, daß diese ihn abwirft, kommt er, dem Sprüchwort des Kopffallens zum Trotz, zu Verstande, er kehrt zur ersten Geliebten zurück, sie absolvirt ihn und nimmt ihn zu Gnaden an. In der „Verlobung" wirkt die bloße Erscheinung eines Prinzen zauberkräftig, sie wandelt den gleich einem Drachen schnaubenden Papa zu einem sanften Lamme um, das zu der groben Prellerei des Sohnes nur ja, ja! blöken kann. Man würde sich über die Unwahrscheinlichkeit wundern, wenn nicht dazu Theilnahme gehörte. Die Schreibart ist schleppend, die Wortfügung unklar; im „Parforceritt" geben die Verwechselungen der beiden Emmys zu, gelind gesagt, trivialen Zweideutigkeiten Veranlassung.

4. Novellenkranz, gewunden von J. Satori (Neumann). Dritter Band: Elisabeth, Gräfin von Swedenbrock. Eine Erzählung aus der schwedischen Geschichte. Leipzig, Rein. 1836. 8. 1 Thlr. 3 Gr.

Ist es ein misliches Ding, aus einer Novelle ein Drama zu machen, so ist das Fehlschlagen, wo das umgekehrte Verhältniß eintritt, vollends unvermeidlich, zumal wenn ein Operntext zu einer Erzählung umgearbeitet werden soll. Die Oper hat seit Metastasio ihre eigne Mythologie, Moral und Geschichte. Da ihre Helden häufig der Mythe oder fremden Völkern der grauen Vorzeit angehören, hatte es kein Bedenken damit, die Römer und mittelalterlichen Ritter und Fräulein fügten sich in die Begriffe der Verfasser von Operntexten. Den Franzosen war es vorbehalten, Begebenheiten der neuern Zeit in jene Form zu passen, die sie romantisch nennen, die ihnen erlaubt, über poetische und geschichtliche Wahrheit hinaus ins Blaue hinein zu fabeln. Ein Erzeugniß dieser Art ist der „Maskenball", der frech an den Ursachen zu Gustav's Ermordung herumzerrt, bis er das nothwendige Bedingniß eines Operntextes, ein Liebesverständniß, herausschraubt. Auch fragt das Publicum gar nicht darnach, ob Ankarström aus anderm Beweggrunde

als dem der Eifersucht den König meuchelte; einige Musikstücke, die Decorationen und vor Allem die Tänze sind ja die Hauptsache dabei. Der Textverfertiger ist im vollen Recht mit der Art, wie er den Gegenstand nimmt, aber nicht so die Novellenschreiberin, die für geschichtliche Wahrheit doch mehr Achtung haben sollte, als daß sie auf Treue und Glauben hin den Operntext zu einer Erzählung ausdehnt, deren einzige Abweichung darin besteht, daß die liebende Geliebte des Königs nicht Ankarström's Gemahlin, sondern erst seine Braut ist. Ein Werk der Art ist schlechthin verwerflich, man kann nur hoffen, daß der Versuch keine Nachahmung findet.

5. Der Brief. Minna. Der Barmherzige. Drei Erzählungen von Henriette Hancke. Liegnitz, Kuhlmey. 1837. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Herzliche, wohlmeinende Sittenlehre, auf Erfahrung ruhend, weihen diese Erzählungen, die in angenehmer Hülle, nicht allein mit Nutzen, auch mit Behagen von der weiblichen Jugend zu lesen sind. Es werden ihr keine überschwenglichen abstracten Tugenden zugemuthet. Die Entsagung ist mehr milde Ergebung als ein Kokettiren mit jener Pflicht, der wir anmerken, wie schwer sie auszuüben ist. Auch ist die größte Entsagung, wider Gewohnheit der Schriftstellerinnen, dem Manne, hier dem barmherzigen Bruder, beigelegt. „Der Brief", lehrt die Ergebung, die beim Wandel des Geschicks nicht verzagt. Aus „Minna" ist nebenbei die Nutzanwendung zu ziehen, daß Eifersüchteleien nichts taugen, und daß es wohlgethan sei, auch die kleinste Annäherung der Gefallsucht zu fliehen.

6. Die steinernen Tänzer. Romantische Sage aus Schlesiens Vorzeit von Hermann Goedsche. Zwei Bände. Meißen, Goedsche. 1837. 8. 2 Thlr. 21 Gr.

Unfehlbar nennt sich auf Erden nur Einer, dem man obendrein diese Eigenschaft oft genug streitig macht; so braucht ein Referent, der nie von der Tiare Besitz geträumt, sich nicht zu schämen, wenn er in der Meinung irrt, daß der Mann, der hier Steine tanzen läßt, einer der Jünglinge unserer Tage ist, die, mit sich und dem Leben zerfallen, einen Beruf fühlen, Byron in seinen Diatriben nachzuahmen, wie zu Werther's Zeiten Viele wähnten, schwermüthig sein zu müssen wie Hamlet, obgleich ihnen kein Geist erschienen, den sie rächen sollten. Unser Verf. ergießt seinen Zorn absonderlich über die Frauen, deren Repräsentantin ein hoffärtiges Fräulein Waldine von Donnersberg ist, die schnöde die Freier abweist, sich mit einem italienischen Marchese verspricht, der in Verbannung lebt unter der Maske eines fahrenden Doctors, als solcher mit Astrologie, Magnetismus und Beschwörungen sich abgibt. Er kehrt nach Italien heim, und als er wieder gen Schlesien zieht, kommt er zur Hochzeit der ungetreuen Braut. Der Teufel soll ihm beistehen, der ist furchtsamer Natur und will sogar bei einem Gewitter ihm den mit Blut beschriebenen Pact zurückgeben; es hilft ihm nichts, der Italiener beharrt, Beide gehen als Spielleute aufs Schloß, der arme Teufel fürchtete sich nicht umsonst, er sammt seinem Bündel, sammt dem Bräutigam und der Braut werden versteinert und sind so noch heutigen Tages im Schloßgarten von Trachenberg zu sehen. Entweder ist der Teufel aus dem Steinsurtout wieder herausgeschlüpft, oder er wurde als ein dummes Glied aus der Gilde gestoßen; wie könnte er sonst noch umgehen?

Alles, was Erzählung, besonders was Beschreibung heißt, ist gut, das Gleiche läßt sich nicht ganz von dem betrachtenden Theile des Buchs behaupten.

7. Volksmärchen. Von Johann N. Vogel. Wien, Tendler. 1837. 8. 18 Gr.

Auch diese Märchensammlung bestätigt den oft ausgesprochenen Satz, daß gewisse Züge durch die Sagen der Völker gehen, gleichviel von welcher Abstammung, von welchem Glauben sie sind. Nur die Zusammensetzung ist verschieden. So finden sich in den vorliegenden sechs Nummern Anklänge an arabische Märchen, wie in „Die Hexe Corva" und „Schön Jella", mit abendländischen Tönen, als der jüngste verachtete und doch klügste Sohn, dem die neidischen Brüder übelwollen, das Öffnen des verbotenen Gemachs (fällt hier dem Manne zu) u. s. w. „Der Meisterlügner" ist ein Vetter des Finkenritters und hat sogar einige Data der Münchhausen'schen Reiseabenteuer aufzuzeigen. „Das böse Weib und der Teufel" ist ein allbekannter, vielfach beliebter Stoff; die Kinder im Walde müssen von der ebenfalls öfters erscheinenden bösen Stiefmutter leiden, die ihren bösen Willen durch Zauberkünste unterstützt. In „Leben, Abenteuer und Schwänke des kleinen Kerza" stellt sich unser kleiner Freund, der pfiffige Däumling, in slawonischer Tracht dar, und zwar überwiegend an Körperkraft und kluger List seinen deutschen, englischen und französischen Brüdern. Der kleine Kerza dürfte der Liebling werden, die Volksthümlichkeit bringt ihn bessern Gewinn als den übrigen Landsleuten, die fremdartig, anders, aber, genau betrachtet, nicht bedeutender anzuschauen sind als die ihnen ähnlichen Gestalten anderer Länder. 29.

Notiz.

Geistige Fähigkeit der Irländer.

Der gelehrte Anderson gibt in seinen „Sketches of ancient native Irish" ein befriedigendes und wohlthuendes Zeugniß für die Fassungskraft und ursprüngliche Genialität der durch grausame Verwahrlosung in neuerer Zeit physisch und geistig herabgedrückten irländischen Nation, über deren geistige Stufe sich mithin die benachbarten Engländer in ihren irish bulls sehr mit Unrecht lustig machten. „Ich habe in Irland", sagt Anderson, „Kinder gekannt, welche die ersten Elemente des Lesens, Schreibens und Rechnens ohne Buch, ohne Feder und Schiefertafel erlernten. Ja, der Lehrplatz war kein anderer als der Kirchhof. Die Leichensteine mit ihren Inschriften dienten anstatt der Bücher, während ein Stückchen Kalk und abermals Leichensteine den Rest ersetzen mußten. Der berühmte Patrick Lynch, geboren 1757, welcher auf diese Weise Irländisch lesen und schreiben gelernt hatte, kam hernach zu einem Pfarrer, der ebenso wie er kein Englisch verstand, bei welchem er aber mittels des Irländischen die alten Sprachen erlernte und die Classiker studirte. Nachdem er sich auf diese Weise schöne Kenntnisse im Hebräischen, Griechischen und Lateinischen erworben hatte, ward er durch unglückliche Familienverhältnisse genöthigt, den Pflug zu ergreifen, den er fünf Jahre hindurch handhabte. Endlich ward er davon erlöst und kam zu einem Gutsbesitzer als Hauslehrer, bei welchem er Englisch lernte und sechs Jahre zubrachte. Nach mancherlei Beschäftigungen in dieser Weise ließ er sich zu Carrick am Suir nieder, wo er als Schriftsteller zu arbeiten anfing. Er schrieb zuerst einen historisch-chronologischen Kalender, besaß jedoch nicht die Mittel, denselben in Druck erscheinen zu lassen. Er kam also auf den Einfall, sich mit einem Barbier zu associiren, der ihm einige Typen verschaffte, und mit Hülfe einer Blasebalgpresse setzte und druckte er nun eigenhändig sein erstes Werk. Seine Presse war die erste, die in der Stadt und ganzen Umgegend von Carrick jemals errichtet wurde. Bald darauf gab er auf dieselbe Weise eine vergleichende Pentaglotte der englischen, griechischen, lateinischen, hebräischen und irländischen Sprache heraus, worin er mehre Irrthümer in den angelsächsischen Etymologien Johnson's berichtigte. Von Carrick kam er nach Dublin, wo seine Kenntnisse bereits die Aufmerksamkeit der Gelehrten erregt hatten und nunmehr ihre volle Werthschätzung fanden. Patrick Lynch hat sich namentlich um die Herausgabe irländischer Chroniken mannichfache Verdienste erworben, war lange Zeit Secretair der gaelischen Societät in Dublin und ist unter Anderm auch Verfasser einer geographischen und statistischen Geschichte Irlands." 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 287. —— 14. October 1837.

Zur Charakteristik des literarischen Gewissens unserer Zeit.

(Fortsetzung aus Nr. 286.)

Was ich schmerzlich beklage, ist, daß weder Wendt's noch mein Buch so benutzt sind, wie sie benutzt werden konnten. Ich will nur von mir reden. „Seines Fleißes kann sich Jedermann rühmen", und mir hat meine „Geschichte der Poesie" nicht blos Zeit, sondern auch sehr viel Geld gekostet, da ich nicht eher rastete, als bis ich einen möglichst vollständigen Apparat gesammelt hatte. Obschon mich die hallische Bibliothek reichlich unterstützte, obschon ich selbst Vieles besaß, so bedurfte ich doch noch während der Ausarbeitung bald dieses, bald jenes Buchs, und oft war es trotz der gefälligen Bemühungen des Hrn. Verlegers gar nicht mehr aufzutreiben. So hatte ich z. B. zur Geschichte der altfranzösischen Poesie den Roquefort, Raynouard, Villemain, Diez und andere allgemeinere Quellen bereits zusammen, als ich bei Diez Uhland's Abhandlung über das nordfranzösische Epos in Fouqué's Zeitschrift: „Die Musen", citirt fand und nun nicht eher in meinem Gewissen befriedigt war, als bis nach mancherlei Irrungen, Nachfragen, Hin- und Herschreiben das Buch in meinen Händen war.

Wie unvollkommen meine Arbeit sei, weiß ich selbst gewiß am besten. Dennoch tröste ich mich darüber immer durch folgende Punkte, die mir Niemand bestreiten wird. Erstlich habe ich ein bestimmtes ästhetisches System für die Beurtheilung der Gestaltungen der Poesie zu Grunde gelegt. Gervinus hat jüngst die Ansicht aufgestellt, als wenn der Historiker der Poesie der ästhetischen Bildung für die Lösung seiner Aufgabe ganz entrathen könne. Ich habe anderwärts zu zeigen versucht, daß dies unmöglich ist. Er muß wissen, was das Wesen des Epischen, Lyrischen und Dramatischen ist. Gervinus widerlegt auch sich selbst; denn er philosophirt unaufhörlich. Noch öfter moralisirt er freilich, was der Historiker seinen Principien zufolge ebenso wenig thun dürfte. Er hat ferner eine bestimmte Anschauung der poetischen Gattungen als Kanon der Kritik sich vorausgesetzt, die auf W. v. Humboldt's Versuch über Göthe's „Hermann und Dorothea" beruht. Dies Buch ist eigentlich seine Poetik und hat ihn zu seiner einseitigen Überschätzung der epischen Dichtungsart verführt. Endlich hat er in seinen „Grundzügen der Historik" den Begriff des Historikers so deducirt, daß derselbe die Mitte, ja die concrete Einheit des Poeten und Philosophen, der Möglichkeit und Nothwendigkeit als Darstellung der objectiven Wirklichkeit sein soll. Ich habe mich oft gefragt, wodurch sich denn nun Das, was Gervinus z. B. über die Nibelungen und über Gaudrun sagt, so besonders von Dem unterscheiden soll, was ich 1830 darüber gesagt habe. Es beruht die Ausschließung der Philosophie von der Geschichtschreibung auf einem bloßen Misverstande der Sache, als wenn der Historiker, der sich die Idee der Poesie klar gemacht hat, durch solche Erkenntniß nicht sowol erleuchtet und gefördert, vielmehr verdunkelt und gehemmt würde.

Sodann habe ich in der „Geschichte der Poesie" den Gegensatz der Natur- und Volkspoesie gegen die Kunst- und Hofpoesie, der von äußerster Wichtigkeit ist, zum ersten Male entschieden durchgeführt.

Ferner habe ich dem Phrasenwesen entgegenzutreten versucht, mit welchem in den neuesten Übersichten der Geschichte der Poesie, wie dieselben in allgemeinen Handbüchern der Literatur, selbst bei den bessern, bei Meusel („Leitfaden zur Geschichte der Gelehrsamkeit", 3 Bände, ein jetzt vergessenes, einst, oft ohne es zu nennen, stark benutztes Buch), Wachler, Eschenburg u. A. vorkommen, über Alles hingegangen wird. Es war mir darum zu thun, solche Allgemeinheiten, die dort ganz begreiflich sind, wo der Literator mehr als Registrator des Vorhandenen fungirt, durch wirkliche Anschauungen zu zerstören. Ich suchte daher den Inhalt der Poesien, so viel ich konnte, zu entwickeln. Der chinesische Roman, das indische Epos und Drama, die persische Epik, die altfranzösische Epik, das spanische Drama Calderon's, das englische Theater von Shakspeare u. s. f. sind solche Momente. Mögen doch die ästhetisch verzärtelten Gesellen, welche mit Adjectiven wie: reich, gemüthlich, tiefsinnig, erhaben, anmuthig, tändelnd, seicht u. s. f., in der Charakteristik der größten Meisterwerke ausreichen zu können glauben, einen Anstoß an solchem Materialismus nehmen; ich halte ihn für unumgänglich nothwendig, wenn nicht das Studium der Poesie nur ein Luxus des Müßigganges werden soll. Es wäre grade, als wenn man Geschichte der Philosophie glaubte lernen zu können, ohne von dem Inhalt der Systeme einen Begriff zu haben; wenn man zufrie-

den sein wollte, Heraklit den Dunkeln, Plato den Göttlichen, Spinoza den Schlichten u. s. f. nennen zu können und die Titel ihrer Bücher auswendig zu wissen. Aus diesem Grunde habe ich auch solche Punkte wie das Bardenwesen weitläufiger auseinandergesetzt; denn von Barden weiß Jedermann. Man stellt sich darunter einen alten Mann mit langem Bart in flatterndem Gewande und mit einer Harfe vor. Von der strengen Gliederung und Disciplin des Ordens unter den bretonischen Stämmen, von dieser interessanten Hierarchie wissen die Wenigsten etwas.

Ein besonderes Gewicht lege ich aber auf die Periodisirung des Ganzen. Die Schlußübersicht, die ich im dritten Bande gegeben habe, ist der Kern aller meiner Bestrebungen auf diesem Gebiet. Sie ist eine so organische Entfaltung der Geschichte der Poesie, wie sie ohne die specielle Durcharbeitung der einzelnen Poesien nicht möglich war. Diese wenigen Bogen, der Reinertrag einer weitläufigen Bemühung, geben mir immer wieder das froheste Bewußtsein, wenn mich die Einsicht in so viele Mängel meiner Arbeit oft niedergeschlagen macht.

Als ich nun das Buch des Hrn. Prof. Ficker in die Hand nahm und auf vielen Seiten mich ausgeschrieben fand, hoffte ich, daß diese Schlußübersicht gehörig benutzt sein würde. Einzelheiten sind auch genug aus ihr abgeschrieben, sonst aber hat sich Hr. Ficker an die nur ethnographische Folge der Poesien gehalten und ist nur dann von mir abgewichen, wenn Wendt ihn irre gemacht hat. Ich fange z. B. als Hegelianer mit der Geschichte der chinesischen Poesie an. Wendt beginnt nach früherhin geläufigen Vorstellungen mit der indischen und kommt erst später auf die chinesische. Hr. Ficker folgt nun Wendt; allein er will doch auch mich nicht aus dem Auge lassen und hebt daher an:

> Treten wir hin zur Wiege der Menschheit, nach Asien, so treten uns im Osten (?) dieses Welttheils zunächst die Indier (statt Inder) und Chinesen entgegen. Die Poesie der Hindu (statt Hindus) ist die erste, von welcher auch andere Völker lebendig berührt sind.

Nicht wahr, das ist eine treffliche Darstellung? Damit der Leser diesen Jargon verstehe, will ich aus meiner „Geschichte" (I, 21) den Schlüssel in folgenden Worten hersetzen. Nachdem ich die chinesische Poesie als die des abstracten Verstandes geschildert und bedauert habe, daß wir von der Poesie der indo-chinesischen Völker zu unvollkommen unterrichtet wären, als daß von ihr sich schon ein Bild entwerfen ließe, eröffne ich die Geschichte der indischen so:

> In China schleicht eine große Monotonie durch das ungeheure Reich; das indische Leben aber hat in seiner Grundlage, der Kastentheilung, das Princip einer mannichfaltigen, machtvollen Bewegung. Von der chinesischen Poesie ist kein Zweig in die Poesie der übrigen Welt hinübergepflanzt; sie ist ganz in sich abgeschlossen. Die indische Poesie dagegen ist die erste, von welcher auch andere Völker lebendig berührt sind.

Mit diesen Worten ziele ich auf die Geschichte des „Panchatantra" und des „Brihat Katha", die S. 72—75 erzählt wird. Nun hat die Sache einen Sinn. Bei Hrn. Ficker begreift man aber nicht, warum eine ärmere, flachere, abgesperrtere Poesie der reichern, tiefern, nach Persien und Java sich ausbreitenden folgen soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pilgerreise nach Jerusalem und auf den Berg Sinai in den Jahren 1831, 1832 und 1833, unternommen von dem ehrwürdigen Vater Maria Joseph v. Geramb, vom Orden der Trappisten. Aus dem Französischen. 2 Theile. Augsburg, Kollmann. 8. Preis für drei Theile 2 Thlr.

Dies bis jetzt aus zwei ziemlich starken Theilen bestehende Werk führt das Motto: „Er allein! Er überall! Er immer!" und ist dem königl. bairischen geistl. Rathe, Domdechanten &c. Georg v. Ottl von dem ungenannten Übersetzer dedicirt.

Im Vorwort des Herausgebers erfährt man, daß Ferdinand Baron v. Geramb, um das Jahr 1773 geboren, aus einem ungarischen Adelsgeschlechte stammt; daß er um 1800 als Kammerherr am Kaiserhofe in Wien lebte, 1805, 1806 und später in Spanien ein Corps gegen die Franzosen commandirte, dann sich nach England und von da wieder nach Deutschland begab, hier aber von den Franzosen verhaftet und in das Schloß Vincennes gesperrt wurde, wo er bis zum Einzuge der Alliirten in Paris saß. In den Mauern von Vincennes war es nun, wo ihn die göttliche Gnade ergriff und er vom Weltlichen zum Geistlichen sich wendete. Als sich 1814 die Thüren seines Kerkers öffneten, betrat er die Welt nur, um sie sogleich wieder zu verlassen, indem er Mönch und zwar Trappist wurde. Ihm war nämlich hinter den Eisengittern von Vincennes mehr als früher durch alle Bücher klar geworden: „Daß wir nur einen Freund haben, der uns nie verläßt, Jesus Christus, und daß alles Glück hienieden, alle Freuden und Ehren der Welt wie Rauch dahinschwinden." Diesem allgemeinen Vorworte folgt ein specielles an den Klerus von Frankreich und hierauf in einer Vorrede eine wehmüthige Philippika gegen die Julirevolution, durch welche, wie so manches Andere, auch die Trappistenklöster in Frankreich gesäubert und ausgeleert wurden, indem der Befehl erschien, daß die Bewohner der Trappistenzellen Frankreich verlassen sollten. Eine Auswanderung nach der Schweiz fand nun statt. Da man hier jedoch nicht Lust bezeigte, neue Klostergemeinden sich ansiedeln zu lassen, so wendete sich Hr. v. Geramb an den Nuntius in der Schweiz, um von Seiner Heiligkeit, dem Papst, die Erlaubniß zu erhalten, nach Palästina wandern zu dürfen und Empfehlungsbriefe der römischen Propaganda dahin mitzunehmen. Zugleich veröffentlicht der Verf. noch eine Einladung an fromme Seelen, bei der vorhabenden Reise nach Palästina ihr Gebet mit dem seinigen zu vereinigen, damit dann dieses Bündel Gebete dem barmherzigen Gott desto eher bewegen möge, die Verfolger der Kirche, d. h. der Trappisten und andern Mönche, desto eher zur Reue und Erkenntniß ihrer Frevel zu bringen.

Hierauf beginnt dann endlich die Schilderung der Pilgerfahrt selbst, welche am 25. Juni 1831 von der Abtei St.-Urban in der Schweiz angetreten wurde und von da über Luzern, Altorf, Mailand und Venedig ging, wo die Einschiffung stattfand, hier nun aber in einer Reihe von Briefen ausführlich und zum Theil nicht ohne Interesse besprochen wird. In den ersten Tagen des Decembers langte man am Bord der türkischen Goelette Elpis (die Hoffnung) im Hafen von Jaffa an, woselbst der Verf. von den Vätern Franziskanern vom heil. Lande gastfreundlich aufgenommen und wohl verpflegt ward. Nach kurzer Ruhe daselbst setzte der Pilger von la Trappe seine Reise auf einem elenden Maulthiere, welches statt des Sattels nur einen Sack, statt der Steigbügel nur Stricke und statt des Zaumes eine Kette um den Hals hatte und noch dazu hinkt

stöckisch und widerhaarig war, seine Reise weiter fort und gelangte so nach Ronna und von da endlich nach Jerusalem, woselbst er sich sogleich in die Kirche des Erlösers begab und von den Wächtern des heil. Grabes, den Franziskanern, abermals sehr freundlich und wohlwollend aufgenommen ward. Die Armuth in den Zellen dieser Ordensgeistlichen, die Einfachheit ihres Tisches, der Eindruck, welchen der Anblick der dem Verf. bis dahin zu Gesicht gekommenen heiligen Orte, besonders Jerusalems, des heil. Grabes u. s. w., auf den Reisenden machten, sowie ein Bericht über den am 12. Oct. 1808 stattgefundenen Brand der Kirche des heil. Grabes u. dgl. m., bilden hauptsächlich den Stoff des Inhaltes der Briefe Nr. 14, 15, 16 und 17. Im weitern Verfolg theilt hierauf der Verf. die Beschreibung der von ihm auf einzelnen Wanderungen von Jerusalem aus besuchten andern heil. Orte, wie z. B. Bethlehems, mit, wobei denn mancher Zug von den dortigen dermaligen Volkssitten, der Volkslebensart, dem Zustand des Landes, den Bedrückungen desselben durch die Türken u. s. w. mitgetheilt wird, der auch für den Statistiker und Geographen von Interesse ist. Im 22. Briefe erhält der Leser eine Schilderung der Leiden, welche Jerusalem in Folge des göttlichen Zorngerichtes über dasselbe unter Titus dulden mußte. Um es den Lesern aber recht anschaulich zu machen, wie diese von Rom über das rebellische Juda verhängten Kriegsdrangsale nur Strafgerichte Gottes sind, um d e abtrünnige und gottesmörderische Stadt zu züchtigen, wird hierauf auch der vereitelten Idee des Julianus Apostata gedacht, welcher bekanntlich Jerusalem wieder aufzubauen und das Volk der Juden wieder in diesem seinen alten Wohnplatz zu versammeln suchte. Was bei diesem Unternehmen sich durch den vulkanischen Boden Judäas und öfters vorkommende Naturereignisse auf eine sehr hinreichende und genügende Art erklären läßt, wie nämlich z. B. die Arbeiter beim Wegräumen des Schuttes des alten Jerusalems durch hervorbrechende unterirdische Flammen zurückgeschreckt wurden, wie Stürme die errichteten Gerüste umgestürzt, Regenströme die Gruben gefüllt u. dgl. m., das wird Alles von dem Bruder-Trappisten hier, wie früher schon von so vielen Andern, der außerordentlichen Wirkung göttlicher Wunder zugeschrieben, um damit die alte Prophezeiung zu stützen, daß diese Stadt des Fluches nie wieder sich aus ihren Trümmern erheben solle. Was Jerusalem ferner unter Omar I. während seiner Eroberung zur Zeit der Kreuzzüge u. s. f. bis auf den heutigen Tag geduldet hat, wird dann gleichfalls aufgezählt; und mag diese Schicksale alle der fromme Glaube nun dem fortgesetztem unversöhnlichen Zorne des Ewigen oder der allgemeinen Verkettung der Ereignisse in der Geschichte zuschreiben, immer sind dieselben so fürchterlich, daß der Mensch nicht ohne Beben den Gedanken darauf zu richten vermag und jeder Denkende gewiß nur mit Scheu und Grauen einen Boden zu betreten wagt, der so übersättigt mit Blut und Thränen geworden ist wie diese, nach unsern religiösen Überlieferungen einst von dem Schöpfer aller Dinge so besonders geliebte Stadt, — wie diese Wiege der erhabensten und reinsten Lehre, welche bis jetzt zum Heil der Menschheit gegeben ward, — wie dieses Heimatsland eines Volkes, dessen zerstreute Trümmer sich in allen Theilen der Erde finden und dessen späte Nachkommen noch immer durch die Unduldsamkeit und den Fanatismus Derer, die sich besser und Gott näher glauben als sie, den Kelch des Leidens leeren müssen. In den Briefen 23—28, mit welchem letztern sich der erste Theil dieses Werkes schließt, erhalten wir mehre Beschreibungen der heiligen Stationen und Orte in und um Jerusalem, Nachrichten über die merkwürdige Unbeständigkeit der Temperatur daselbst, desgleichen über den Aufenthalt am heiligen Grabe während der drei letzten Tage vor der Aschermittwoch; Bestimmungen über den Platz, auf welchem der alte, von Salomon erbaute Tempel stand, die Abreise des Pilgers Geramb nach St.-Sabas, Beschreibung des Anblickes des Klosters St.-Sabas, der dasselbe bewohnenden griechischen Mönche u. dgl. m.

Im zweiten Theile wird der Weg nach Bethlehem, die Reise zum Jordan und zum todten Meer und die Rückkehr von da nach Jerusalem geschildert und dabei der einzelnen Orte und Gegenstände gedacht, welche der Pilger bei dieser Gelegenheit sah, wie z. B. den Feigenbaum, welchen Christus seiner Unfruchtbarkeit wegen verfluchte, das Grab des Lazarus, das Haus der Martha und Maria, den Stein, auf welchem Christus saß, ehe er in Bethania einging, den Ort, wo Judas Ischariot sich henkte; Jericho, die Wohnung des Statthalters daselbst, die Unreinlichkeit, welche dort herrscht; den Berg, wo der Heiland 40 Tage in Fasten und Beten zubrachte; die Palmen von Jericho, den Jordan, die Umgebung des todten Meeres, die Spuren der in demselben untergegangenen Städte, und nach der Rückkehr nach Jerusalem, den Sion, das Haus des Kaiphas, David's Grab, den heiligen Speisesaal, d. h. das Local, in welchem Christus das letzte Abendmahl mit seinen Jüngern einnahm; die Bevölkerung Jerusalems (welche Hr. v. G. gegen andere Reisende, abgerechnet die immer bedeutende Zahl von Reisenden und Pilgern aus allen Nationen, welche man stets zu Jerusalem vorfindet, auf 21,000 anschlägt, nämlich 13,000 Türken, 4000 Juden und circa 4000 griechische, katholische, armenische und koptische Christen); das Haus des unbarmherzigen Reichen; den Ort, wo der heilige Jakob den Märtyrtod erlitt; die Grotte der unbefleckten Empfängniß; das Gefängniß des heiligen Petrus; das Haus der Maria, der Mutter des Johannes; ein altes christliches durch die heilige Helena erbautes Spital; den Teich Bethsaida u. s. w. Im 23. Briefe des zweiten Theils beschreibt Hr. v. Geramb hierauf seinen Eintritt in die Kirche des heil. Grabes am Abende vor dem Passionssonntage, um den Rest der Fasten dort zuzubringen. Nachdem dies geschehen, tritt er seine Reise an nach St.-Johann in der Wüste, besucht das Kloster des heil. Kreuzes, das Dorf St.-Johann, die schöne, den Franziscanern vom heil. Lande zugehörende Kirche, den Ort der Heimsuchung, der Grotte Johannes des Täufers und das Grab der heil. Elisabeth. Im 35. Briefe bekommen wir eine Beschreibung des Klosters des Erlösers zu Jerusalem, des Tisches der Fasten und der Leiden der Bewohner dieses Klosters, der großmüthigen Geschenke, welche mehre Monarchen Europas den Anstalten des heil. Landes gemacht haben; des öffentlichen Briefes, den Heinrich VIII. von England zu Gunsten des Guardians und der Franziskaner, welche am heil. Grabe ihren Aufenthalt haben, schrieb, sowie des Kirchenschmuckes, den Maria Theresia von Östreich hinschenkte. Geklagt wird dabei über die „Geschmeidigkeit, Arglist und Treulosigkeit der griechischen Geistlichkeit" vis à vis der „außerordentlichen Einfalt" der katholischen Väter Franziskaner und was dgl. m. Im 36. Briefe werden die Vorbereitungen zur Abreise, das letzte Lebewohl, welches der Pilger den Heiligthümern zu Bethlehem sowie den Gräbern der Maria, des Joseph, des heil. Joachim, der heil. Anna, der Grotte der Todesangst, dem Ölgarten u. s. w. darbrachte, sowie die letzte Nacht in der Kirche des heil. Grabes, wo die Stelle, woselbst das Kreuz des Erlösers aufgepflanzt gewesen, mit Rosenöl besprengt wurde, kurz die endliche Abreise von Jerusalem nach Jaffa geschildert. Von Jaffa ging die Weiterreise nach Nazareth in Gesellschaft mit dem östreichischen Viceconsul Catafago und dessen Familie. Eine außerordentliche Hitze, erstickender Staub, das fortwährende Umschwärmen räuberischer Beduinenscharen und die Furcht vor der unterdessen in Jerusalem ausgebrochenen Pest machten diese Reise nicht besonders angenehm. Die Ebene Esdrelon, der Karmel, der Tabor u. s. w. wurden dabei besucht, bis man endlich unter Abbetung des Rosenkranzes in Nazareth anlangte, wo eine Menge neuer Orte der Verehrung, zugleich aber auch Krankheit, Ungeziefer und Pest die Pilger erwarteten und unter Anderm die Freude der dortigen Christen über die während dem erfolgte Einnahme von St.-Jean d'Acre durch die ägyptischen Truppen geschildert wird, welche Freude jedoch von dem wandernden Trappisten nicht sonder-

lich gebilligt ward, indem St.-Jean d'Acre doch nur „von einem rebellischen Unterthan seinem Gebieter unrechtmäßigerweise“ entrissen worden wäre, und was der Raisonnements mehr sind.

Nachdem Hr. v. Geramb noch den Berg Karmel, die um Nazareth herumliegenden merkwürdigen Orte, den Libanon, die Klöster der Lazaristen, der Heimsuchung und der Väter vom heil. Lande besucht, auch bei dem Emir Bechir, dem Fürsten des Berges Libanon, ein Mittagsmahl eingenommen und sich über die Hörner gewundert hat, welche die mehrsten Frauen des Libanon tragen, sodann aber seine Reise über Beirut, Baalbeck, Heliopolis und Damaskus fortgesetzt, auch das Fenster betrachtet hat, durch welches die ersten Christen den heil. Paulus einst von der Mauer herabließen, folgt noch eine Beschreibung von Damaskus, dessen Bevölkerung und dem Fanatismus seiner Bewohner, die eben nicht zum Vortheil der Letztern ausfällt, und womit dann der zweite Theil dieser, in mehren Punkten nicht uninteressanten Reisebeschreibung schließt, welcher ein Paar Steindrücke, das Bild des Verf. als Trappisten in seiner Zelle, eine Ansicht von Jerusalem und eine dergleichen vom Berge Sinai beigegeben sind.

Sehr richtig ist übrigens, was Hr. v. G. über die Unbesonnenheit der in Damaskus lebenden Christen sagt, die, nachdem Ibrahim Pascha die Stadt besetzt hatte und die Christen sehr begünstigte, so wahnsinnig waren, die grade zu der Zeit nach Mekka abgehende türkische Pilgerkaravane zu verhöhnen, nicht bedenkend in ihrer grenzenlosen Dummheit, wie gemein ein solches Benehmen ist, und wie schnell sich das Blatt einmal wieder wenden kann, wo dann natürlich der türkische Fanatismus die christliche Dummheit es bitter bereuen lassen dürfte, so niedrig gehandelt zu haben.

Aus der Beschreibung des Verf. von dem Eindruck, welchen der Anblick des todten Meeres auf den Reisenden macht, führen wir schließlich hier folgende uns charakteristisch dünkende Stelle an:

„Wir hatten noch zwei Stunden zurückzulegen, um an das todte Meer zu kommen. Als ich mich demselben näherte, fiel ich in eine Art Schwermuth, von der ich mir keine Rechenschaft zu geben wußte. Ich ritt langsam und nur ungern vorwärts. Der Boden, auf dem wir hinzogen, bestand aus weißem Sande, mit Salztheilchen vermengt, und war an gewissen Stellen so wenig fest, daß die Pferde bis an die Knie einsanken. Der uns begleitende Janitschar hörte nicht auf, uns zu warnen und uns die größe Vorsicht anzuempfehlen, und glaubte dies nicht oft genug thun zu können.“

„Zu unserer Rechten erhoben sich Berge von Sand und Kreide, welche durch die Sonderbarkeit ihrer Gestalt den Reisenden in Erstaunen setzen; sie bilden Thürme, Basteien, Pyramiden, Zelte, phantastische Figuren. Wohin ich immer meine Blicke wendete, sah ich nur eine traurige, unfruchtbare Natur; alle Gegenstände waren von einer und derselben Farbe, weiß und gelblich; kaum entdeckte man hier und da ein wenig welkes, mit Salz durchzogenes Grün. Ich habe schon viele Reisen gemacht, aber nie etwas Ähnliches gesehen.“

„Unterdessen langten wir bei den traurigen Ufern des Meeres an, das wir besuchen wollten. Nahe bei einem Steinhaufen, welcher so ziemlich den Ruinen eines Schlosses glich, stiegen wir vom Pferde. Man sagte mir, daß dies der Ort sei, wo das Salz, welches man aus dem Meere nähme, bereitet werde, und daß man auf die Spitze dieser Ruinen Schildwachen stelle, welche darüber wachen sollen, daß die Araber nicht die Thiere fortführen, welche in der Ebene ihrer Ladung harren.“

„Als ich mich dem Ufer näherte, bemerkte ich zuerst, daß ungeachtet eines frischen und kräftigen Nordostwindes das Wasser kaum gekräuselt ward und sich nicht am Strande brach.“

„Das Getöse der Wogen unterbricht niemals die Todesstille, welche in dieser Gegend herrscht, die noch entsetzt ist über die Verbrechen, welche hier begangen wurden, und die Rache, welche der Herr deshalb geübt hat. Der Schoos dieses Meeres verschließt kein lebendes Wesen, kein Schiff durchschneidet seine Gewässer, kein Vogel baut in seiner Umgebung sein Nest und singt hier seine Lieder, kein Baum wächst hier, keine Pflanze blüht, kaum sieht man einiges magere und dürre Gesträuch.“ 15.

Notizen.

Welchen Rang hatte ein Doctor der Rechte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts?

Das hessen-kasselsche Rangreglement vom 13. März 1762 setzt die Doctoren der Rechte in die zehnte Rangclasse, wo sie also den Kammerdienern, Büchsenspännern, Hausconditern und Küchenschreibern gleichgestellt sind. In einem Geheimenrathsprotokoll vom 10. Januar 1786 sind sie jedoch um zwei Classen hinaufgeschoben, also den Beisitzern ohne Stimme bei den höhern Collegien, den Hof- und andern Predigern in der Residenz, den Specialsuperintendenten u. A. an die Seite gesetzt werden.

Juristische Amönität.

Möser erzählt in seinen „Patriotischen Phantasien“ (Bd. 2, S. 298) von einer Dorfgemeinde, die, als ein Fremder an ihrem Galgen gehängt werden sollte, durch ihren Advocaten vor Gericht erklären ließ, daß sie dies nicht zugeben würde, indem der Galgen nur für sie und für ihre Kinder sei. Wie lächerlich dies auch immer klingt, so hatte die Sache doch einen sehr ernsten Sinn, der auch von dem Landesherrn aufgefaßt wurde, wie Möser ausführlich berichtet. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 288. —— 15. October 1837.

Zur Charakteristik des literarischen Gewissens unserer Zeit.

(Fortsetzung aus Nr. 287.)

Dies Verstümmeln und Verwirren meiner Gedanken ist es, was mich in den Plagiaten des Hrn. Ficker so verletzt hat. Ich hatte dabei die Empfindung, wie ein Maler sie haben mag, dem man die kaum trocknenden Farben eines mit Fleiß ausgeführten, mit Liebe angelegten Gemäldes durcheinanderschmiert, sodaß die ursprüngliche Gestalt gar nicht oder kaum durchzuerkennen ist. So war ich sehr glücklich, die Einigung der provenzalischen Lyrik und nordfranzösischen Epik in der eigentlich französischen Poesie genetisch nachgewiesen zu haben. Hr. Ficker sagt S. 229:

Die südfranzösische hatte nun das lyrische, die nordfranzösische Poesie das epische Element entwickelt; unterdeß war Paris der Sitz der Regierung, die bleibende Residenz der Könige geworden; die Poesie fing daher an, in Verbindung mit dem Hofe zu treten, und dadurch nahm die französische Poesie eine auffallende [illegible]enthümlichkeit an. (Was für eine?) Auf die Entwickelung [illegible]rik und des Epos mußte nun die des Dramas folgen, [illegible]ar eine äußere Veranlassung hinzutrat. Auch (welch e[illegible]?) die dramatische Poesie wird durch die religiöse Wel[illegible]uung bestimmt. (Soll diese die gefoderte äußere Veranlassu[illegible]n?)

Bei m[illegible] heißt es II, 122:

Die südfranzösische und nordfranzösische Poesie mußten sich zueinander aufheben, als sie ihre Aufgabe gelöst und das lyrische wie das epische Element entwickelt hatten. Unterdessen war der provinzielle Unterschied Frankreichs ebenfalls dahin verändert, daß sich alle Provinzen auf ein gleiches Centrum zu beziehen anfingen, daß **Paris** der Sitz der Regierung, die bleibende Residenz der **Könige** wurde, welche das aristokratische Element des Adels wie das demokratische der städtischen Gemeinen sich unterzuordnen verstanden. Die Poesie fing daher an, in eine Verbindung mit dem Hofe zu treten, welche die französische Poesie mehr als irgend eine andere europäische bestimmt hat. Auch die Trouvères, auch die Troubadours waren Hofdichter gewesen; allein sie waren nicht auf die Verherrlichung nur eines Hofes angewiesen, wie es von jetzt der Fall wurde; sie hatten nicht in einer Stadt ihren Mittelpunkt gefunden, wie Paris sich jetzt dazu erhob, sodaß die französische Kunst im Anfang des 16. Jahrhunderts unter der Regierung Franz I. schon ganz in dem Charakter auftrat, den sie unter Ludwig XIV. mit so imponirendem Nachdruck entfaltete. Die Hauptrichtungen, welche in dieser Zeit sich ausbildeten, waren: 1) die dramatische des Volksdramas; 2) die lyrische der formellen Hofdichtung; 3) die gänzliche Auflösung der romantischen Epik in den Amadis-Romanen. Die innere Nothwendigkeit für die Entstehung des Dramatischen liegt in der Poesie selbst; sie muß diese Form entwickeln, sobald sie das Lyrische und Epische so weit durchgeführt hat, daß beides in der drastischen Darstellung zu integrirenden Momenten sich aufheben kann. Die **schein-bar** äußere Veranlassung zur Hervorbildung dieser Gattung hängt mit dem **Cultus** zusammen, weil die Religion die allgemeine Weltanschauung eines Volkes enthält. Das Drama bedarf der populairsten Allgemeinheit u. s. w.

Ich bin es müde, mich selbst abzuschreiben, wollte aber doch dem Leser zeigen, was bei einer solchen Mishandlung, wie Hr. Prof. Ficker bei seinem begrifflosen Copiren mir hat angedeihen lassen, herauskommt.

Ich wiederhole, daß vernünftig ausgeschrieben zu sein nicht im entferntesten diese Entrüstung erregen kann; sie wird noch dadurch gesteigert, daß Hr. Ficker sein **böses Gewissen zu verstecken** sucht. Ein einziges Mal, nämlich S. 194 sagt er: „Der Charakter des indischen Dramas ist nach Rosenkranz dem des Epos darin analog, daß" u. s. f., wo dann III, 405 größtentheils abgeschrieben wird. Nun kann der Hr. Professor doch behaupten, mich als Quelle genannt zu haben! Mein Name kommt ja in seinem Buche vor! Ja, sowie auch der Name von Bohtz bei Schiller's Charakteristik vorkommt! Dann aber zeigt er die echte Plagiariusnatur darin, daß er durch kleine Phrasenveränderungen die Quelle unkenntlich machen will. Z. B. S. 257 gibt er einen Auszug aus meiner allgemeinen Schilderung der englischen Poesie, die bei mir allerdings III, S. 135—140 einnimmt. Wenn ich nun sage: „Die Geschichte der englischen Poesie hat mit der (zuvor beschlossenen) der spanischen darin **große Ähnlichkeit**", so sagt Hr. Ficker: „Die englische Poesie ist darin der spanischen **ähnlich**". Wenn ich sage: „Auch sonst ließen sich von Seiten der Balladenpoesie, wie sie hier durch den Kampf der Schotten mit den Engländern und der normannischen Barone untereinander hervorgerufen ward, in Bezug auf die spanische Romanzendichtung noch manche **analoge** Punkte auffinden", so sagt Hr. Ficker: „auch findet eine **Analogie** zwischen der schottischen und englischen Balladen- und der spanischen Romanzendichtung statt". Wenn ich sage: „Die **spanische** wie die **portugiesische** Poesie spiegeln die Erscheinung des Lebens", so sagt Hr. Ficker: „die Poesie der **pyrenäischen Halbinsel** spiegelt die Erscheinung des Lebens ab". Der Leser traut mir wol zu, daß ich recht gut weiß, wie mit

diesen Worten noch so gut wie gar nichts gesagt ist; denn alle Poesie thut dies. Es kommt also auf die nähere Bestimmung dieser allgemeinen, vagen Ausdrücke an. Diese gebe ich in einer ausführlichen Analyse, worin ich dem Glauben den Zweifel gegenüberstelle und, aus ihnen hervorgehend, den skeptischen Humor als das Eigenthümliche der englischen Poesie im Gegensatz zu dem conservativen Humor der Spanier entwickele. Wenn ich von einem sonnigen Glanze rede, der in der spanischen Dichtkunst über alle Dinge ausgegossen sei, so ist Hrn. Ficker diese Blütenphrase ganz recht. Er gibt ihr aber den Anstrich, als wenn damit nur von dem heitern Klima des Südens die Rede sein soll, während ich zuerst von dem Glauben spreche und dann erst von der Naturanschauung. Doch ich will nicht weiter damit langweilen, wozu Hr. Ficker diese Entwickelung verzerrt hat. Überhaupt würde ich es nicht werth gehalten haben, sein Buch so an den Pranger zu stellen, wenn nicht im zweiten Heft der wiener „Jahrbücher" (1837) ein Edler v. Mosel das Buch des Hrn. Ficker in die Wolken erhoben und Sachen gelobt und angeführt hätte, die wörtlich, ohne mir den geringsten Dank zu gönnen, von mir entnommen sind, z. B. die gerühmte allgemeine Charakteristik der deutschen Poesie, die der Edle v. Mosel bei mir (III, 274 fg.) lesen kann.

Doch genug und übergenug von dieser anatomischen Exemplification des Verfahrens eines Plagiators.

Daß der Ausdruck Plagiat, gelehrter Diebstahl, jetzt immer seltener gehört werde, leitet Hegel in der Philosophie des Rechtes daraus ab, daß die Sucht, originell, d. h. eine Ausnahme vom Allgemeinen zu sein, gegenwärtig auf das Höchste gestiegen sei, und man daher in der Aufgeblasenheit des Dünkels bereits jedes Modificatiönchen eines fremdher Aufgenommenen für eigne Productivität halte.

Wenn ein Schriftsteller, sei er Historiker oder Naturforscher, Dichter oder Philosoph, Schüler eines Andern ist, so hat er mit seinem Meister eine Gemeinsamkeit des Inhalts wie der Form. Eine solche Identität kann an sich noch nicht unter den Begriff des Plagiats subsumirt werden; denn der Schüler erkennt den Meister an. Zu lernen ist nicht ehrenrührig; ebenso wenig, das Gelernte wieder zu lehren. Gabler z. B. hat weder in seinen Ideen noch in seiner Sprache bis jetzt etwas gezeigt, was ihn von dem Kreise Hegel'scher Ideen und deren durch Hegel gegebener Ausdrucksweise specifisch unterschiede, worin eine schlechthin individuelle Natur sich bekundete. Dennoch ist er ein sehr ehrenwerther Mann, dessen Bearbeitung des ersten Drittels der Hegel'schen „Phänomenologie" kein Mensch den Vorwurf des Plagiats machen oder derselben ihre Brauchbarkeit neben dem Hegel'schen Werke in Abrede stellen wird; nur die Böswilligkeit kann die Insinuation eines solchen Vorwurfs machen. Ohne daß man den Beweis führte, wurde mir z. B. die Anschuldigung gemacht, ich hätte in meiner Einleitung zur „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter" Plagiate aus Hegel's damals noch ungedruckten und von mir nie gehörten Vorlesungen über die Ästhetik begangen! Das war nichts als Verleumdung. Ich schloß mich allerdings auf das engste an Hegel's „Phänomenologie" an; ich schwelgte in dem Gedanken, in meiner „Geschichte" für die Gestaltung des Selbstbewußtseins im Mittelalter eine historische Ergänzung derselben zu geben, da Hegel sich auf diese Perioden niemals mit rechter Lust und Hingebung eingelassen hatte, die kirchliche Architektur etwa abgerechnet. Allein eine solche Tendenz sollte nun sogleich gebrandmarkt werden!

Wenn ein Schüler einerseits aus geistiger Impotenz gegen seinen Meister sich der Sache nach sklavisch verhält und doch andererseits zugleich den Ton eines freien, selbständigen Autors affectirt, so verdient ein solches Benehmen allerdings Züchtigung; denn die Arbeit eines solchen wird nur das charakterlose Reproduciren des schon besser Producirten sein; sie ist ein hinderlicher Überfluß.

Es gibt Gebiete, welche vogelfrei sind, auf welchen keine Controle des Plagiats möglich ist. Es sind diejenigen, welche lediglich für das Bedürfniß der Masse sorgen. Hierher gehören: 1) Compendien. Der Stoff wie die Form ist hier so oft wiederholt, daß sie einander so ähnlich sehen wie ein Ei dem andern. Es läßt sich hier gar nicht bestimmen, welches Compendium unter den neugedruckten eigentlich blos eine neue Auflage erhalten hat. Grammatiken, Geographien, Weltgeschichten, Naturgeschichten, Logiken, Lehrbücher der Mathematik, Poetiken, Literargeschichten, Religionslehren gehören hierher. Insbesondere wird jetzt wieder mit der deutschen Literaturgeschichte, seit sie im Preußischen ein ständiges Element des Abiturientenexamens geworden ist, ein solcher Unfug getrieben. Bouterwek, Wachler, Franz Horn und = Eloy in werden auf die leichtsinnigste Weise ausgeschrieben Beke das „Conversations-Lexikon" wird bestohlen; aus Compendien werden Compendien fabricirt. Es ist traurig, welche Irrthümer durch diese Seichtigkeit noch immer genährt, welche Unförmlichkeit in der Anordnung des Stoffs fixirt, welche Geschmacklosigkeit des Urtheils durch diese faden Buchmacher verbreitet wird; es ist unsagbar, wie nachtheilig dies Unwesen wirkt. Selbst geistreiche Menschen können sich schwer von dem früh Aufgenommenen losmachen und zeigen in den Theilen unserer Literatur, welche über Goethe und Lessing hinausliegen, nicht blos auffallende Unkunde, sondern auch ganz schiefe Auffassungen. Ich leugne nicht, daß mir diese Erfahrung sich bei Mundt's „Kunst der deutschen Prosa" aufgedrängt hat. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts ist Mundt gut unterrichtet; aber darüber hinaus muß er sich zwingen, den Mangel an fester, eigner Anschauung durch einen großen Aufwand der Diction zu verhüllen. Der Kundige kann es heraushören, wo er ein Urtheil Flögel's, Küttner's, F. Horn's, Manso's u. A. nur in modernere Wendungen umschmilzt.

(Der Beschluß folgt.)

Neueste russische Poesien.

Der frühzeitige Tod Puschkin's und die allgemeine Trauer über diesen Verlust wird den russischen Zeitschriften oftmals zur Veranlassung auf junge, zum Theil schon anerkannte, zum Theil sich erst ankündigende Talente hinzuweisen, die, durch die Entwickelung, die der dahingegangene Dichter der poetischen Sprache seiner Heimat gegeben hat, gezeitigt, ja fast hervorgebracht, in ihrer fortschreitenden Ausbildung auch recht eigentlich wie seine Schule zu betrachten sind. Unter diesen macht man mit Vorliebe Lucian Jakubowitsch namhaft. Seit 1828 fanden sich Gedichte von ihm in verschiedenen Zeitschriften, und Puschkin pflegte das beifälligste Urtheil über sie auszusprechen und mit Antheil bei jeder neuen Hervorbringung zu verweilen. Jetzt hat sie der Verfasser gesammelt und im Druck erscheinen lassen: „Stichotworenija etc.", d. i. Gedichte von Lucian Jakubowitsch (Petersburg 1837). Treue Übersetzungen einiger der kleinern Gedichte dieses Dichters (größere gestattet nicht der Raum) mögen ihn auch deutschen Lesern bekannt machen. Das zunächst folgende ist nur ein Scherz, zeigt aber doch in der rasch hingeworfenen Staffage des Hintergrunds von erfreulichen poetischen Gaben.

Der Veteran.

Von der Wiese, aus dem Garten,
Weit aufs blut'ge Kriegsgefild,
Auf die Zinnen türk'scher Warten
Riß mich fort ein greises Bild.
„Grüß dich Gott, wie geht's dir, Grauer?
Schautest mir ein Andrer aus,
Als wir bei Otschakows Mauer
Machten Türken den Garaus!
Wo blieb Feuer, Muth der Schlachten,
Sag', was macht' dich müd' und grau?"
„Herr, Kartätschen, Feldscheer, Wachten,
Doch vor Allem war's die Frau!"

Das zweite Gedicht, das jetzt folgt, ist ernster. Es spricht eine herbe Beobachtung des Weltganges, eine schmerzliche Erfahrung aus.

Zeitenwechsel.

Ruhig wogen Meeresfluten,
Über ihnen sinkt die Nacht;
An dem dunkeln Himmelsbogen,
Stille übers Meer gezogen,
Kommt der Mond in seiner Pracht.

Leises Flüstern auf den Wellen:
„Was beginnen Wellen wir?
Wollen Ufer unterwühlen,
In den lecken Kahn uns spühlen,
Diese Netze reißen hier!"

Leises Flüstern unter Menschen:
„Womit mühen wir uns jetzt?
Wollen bösen Leumund machen,
Tugend, Sitte, Treu verlachen,
Kehraus machen wir zuletzt!"

Wellendrängen riß die Netze,
Überspült der Kahn versank,
Unterwühlt das Ufer krachte —
Da entstand jach Sturm und brachte
Diesen Wellen Untergang.

Menschen lästerten, verletzten,
Mühten sich im Bösen ab,
Als ob's wär für Ewigkeiten —
Stunden rannen, füllten Zeiten,
Dies Geschlecht sank schon ins Grab.

Lesern, die die Reise nach Petersburg auf dem Landwege durch Liefland gemacht haben sollten, wird das nachstehende Gedicht das alte Grenzschloß in Erinnerung bringen, das beim Eintritt in Ingermanland, Narva gegenüber, ihre Blicke durch zahlreiche Thürme und hohe, obgleich jetzt verfallende Mauern auf sich gelenkt haben mag. Auch in diesem Gedichtchen hat Jakubowitsch einer poetischen Betrachtung die entsprechende äußere Einkleidung zu geben gewußt.

Das alte Schloß.

Wo im schroffen Felsenbette
Rauschend die Narowa rinnt
Und, vom Wogensturz bedränget,
Jach das nahe Meer gewinnt,

Liegt ein Schloß aus alten Zeiten,
Das auf kahlen Hügeln thront,
Und die Zeit, die rundum wüthet,
Hat den Mauergreis verschont.

„Greis, was schaust du heut' so grimmig?
Um dich rennt das Volk geschwind,
Und im alten Felsenbette
Silbern die Narowa rinnt."

„Ist's, daß du um alte Zeiten
Trauerst kummervoll, mein Schloß,
Oder hallt durch deine Thürme
Noch der Schweden Kriegsgeschoß?"

„„In das Jammerthal der Zeiten,
Schau' ich finstern Blicks hinab;
Was ich kannte, was ich schätzte,
Sank seit lange schon ins Grab.""

„„Meine alten Wunden klaffen,
Ob ich selbst getrotzt der Zeit;
Drinnen nisten schwarze Raben,
Um mich waltet Einsamkeit.""

„„Ich beneid' den Fluß, den nahen;
Ist er auch wol älter viel,
Rauscht er doch im Jugendmuthe
Und erreicht, ein Mann, sein Ziel.""

„„Auch mag er es leicht vergessen,
Was verronnen mit der Zeit;
Hellen Stroms rinnt er alljährlich,
Braust und rauscht wie sonst auch heut'.""

„„Aber ich, Greis, leb' dem Ehmals,
Hab' das Meine all' gethan;
Doch ich klage nicht, denn mahnend
Wink' ich Dem, der blickt hinan.""

Nach Jakubowitsch weisen ermunternde Freunde der heimatlichen Poesie auf Timofejew, Jerschow, Podolinski, Chomiakow und Bernet hin, von denen ein Jeder durch preiswerthe Leistungen schon Bürgschaft gestellt hat, daß es im russischen Dichtergarten auch ins künftige an sinnigen Sängern nicht fehlen wird, die ältern lebenden, als Schukowski, Fürst Wiasemski, ungerechnet. Ja, neuerdings ist auch eine Dame der höhern Gesellschaft, die Gräfin A. Rostoptschin, als Dichterin aufgetreten und ein Recensent in der Zeitschrift: „Die Lesebibliothek", sie eine russische Hemans nennend, behauptet gradezu, daß nach Puschkin's Tode diese junge Dichterin an die Spitze russischer Sänger zu stellen sei. Er weist dabei auf zwei ihrer Gedichte hin: „Try Pori" (Die drei Zeitabschnitte) und „Mest" (Die Rache). Der Inhalt dieser Gedichte, die zur Mittheilung zu lang sind, ist didaktische Reflexion, ihre Haltung feierlich ernst, und in dieser Art und Weise sind sie Gustav Pfizer's Gedichten zu vergleichen.

Wir wenden uns nun insbesondere zu einigen der oben genannten neuern Dichter und zwar zuerst zu Alexis Timofejew. Schon seit Jahren als ausgezeichneter Dichter anerkannt, hat er jetzt seine zerstreuten Hervorbringungen gesammelt: „Opyty etc." d. i. Versuche von T. m. f. w. (3 Theile, Petersburg 1837), zusammen über 1800 Octavseiten. Diese umfangreiche Sammlung bevorwortet der Verf. in einer voranstehenden Widmung mit folgenden Strophen:

Ein Dichter bin ich, doch ich hab' Gewissen;
Bei den Versuchen mich behutsam fassend,

Digitized by Google

Schrieb ich zwar viel, doch viel hab' ich zerrissen,
Von dem Geschreibe kaum die Hälfte lassend.

Trotz diesem Geständniß macht man Timofejew den Vorwurf, daß er durch die Leichtigkeit, womit er einen wohlklingenden Vers hervorbringt, und durch die Fülle der Reime, die ihm zu Gebote stehen, sich gleichsam zu einem Durchbruch von zierlichen Wortverbindungen und Reimverschlingungen fortreißen läßt, ohne den tönenden Worten eine entsprechende Ladung an Gedanken mitzugeben. Er erinnert an Ernst Schulze.

Gehaltreicher wird Podolinski gefunden, obgleich auch gegen ihn sich Stimmen erheben. Eine Sammlung seiner poetischen Hervorbringungen erschien vor kurzem unter dem Titel: „Powesti etc.", d. i. Erzählungen und kleinere Gedichte von A. Podolinski (2 Theile, Petersburg 1837). Ein russischer Kritiker sagt bei Gelegenheit dieser Sammlung über Podolinski: „In der Poesie wie in der Musik gibt es Harmonie und Melodie. Die erste wäre jene vollkommene Verbindung des Gedankens mit dem Wohllaut, welche wir nur bei Wenigen finden und die uns in dem Verse Puschkin's erklingt. Die zweite besteht im bloßen Cantabile, in einem das Ohr ergötzenden Vereine von Klängen; hier blitzt kein leuchtender, kühner, tiefer Gedanke hindurch, aber man horcht wie dem anmuthigen Schlage einer Nachtigall. Solches in einer Sprache zu erreichen, gelingt auch nur hochbegabten Geistern, und wenige gelangen dazu; bei den Italienern war es Petrarca, bei den Engländern Thomas Moore. Wir haben in unserer Poesie zwei vortreffliche Melodisten, die uns durch ihre Klänge bezaubern, es ist Jasykow und Chomiakow. Zu ihnen gehört auch Podolinski, ein Rossini der russischen Poesie. Der Vers Podolinski's ist eine junge, etwas kokette Schönheit, mit einem, wie ich vermuthe, kalten Herzen, mit der man den Masurentanz gern tanzen mag, einen Gesellschaftsabend bis über die Mitternacht hinaus angenehm verbringt, und zwar ohne eine eigentliche Unterhaltung, nur ihr Geschwätz anhörend und ihr hübsches Mündchen anblickend, die zu freien ich aber nicht anrathe. Wenn man an eine feste Verbindung denkt, muß man selbst bei einer Muse andere Eigenschaften suchen." Nachdem der Recensent seinen dichtenden Landsmann auf solche Weise charakterisirt und sich noch mehr in ähnlicher Art über ihn verbreitet hat, sagt er an einer andern Stelle: „Podolinski's Gedichte muß man der äußern Vollendung wegen lesen. Seine poetischen Erzählungen, Balladen, Sonette, Lieder, Elegien, Stanzen sind übrigens voll dichterischer Schwermuth, und sich selbst zeichnet er in dem Gedichte: „Die Antwort", dort, wo er, einen Sänger beschreibend, ausruft:

In eine Welt, die schrankenlos sich dehnt,
Trägt ihn hinüber der Gedanken Flug;
Die wahre Welt, von der er fort sich sehnt,
Erscheint ein Klumpen voll Gewalt und Trug;
Von tiefem Leide ist die Brust erfüllt,
Bei ird'schen Freuden kann er nicht verweilen,
Durch sie wird innre Sehnsucht nicht gestillt,
Und die geträumten kann er nicht ereilen!

Diese Verse enthalten nun freilich auch nach unserer Meinung verbrauchte Gedanken und Wendungen und dürften sich im Original nur durch glückliche Wahl von Worten und Wortfügungen auszeichnen; indessen gibt es andere Gedichte von Podolinski, die nicht blos durch die Form, sondern auch durch Gehalt, d. h. durch Erfindung und Gedankenfülle glänzen, und in dieser Hinsicht verdient seine poetische Erzählung: „Div und Peri", genannt zu werden, auf die wir vielleicht ein anderes Mal zurückkommen werden.

(Der Beschluß folgt.)

Der Vagabund.

Mathieu Bouay ist der wahre Typus eines Vagabunden. Nichtsthun ist seine einzige Leidenschaft, Faulheit sein Glück. Wenn er sich Abends mit dem süßen Gedanken niederlegen kann, den ganzen Tag über nichts gethan zu haben, ist er zufrieden. Selbst für die so mächtige Stimme des Magens ist er taub, und mehr als ein Mal, wie er selbst sagt, hat er sich Abends hungrig niedergelegt, oder ist früh nüchtern geblieben, ehe er sich die geringste Mühe genommen hat, sich Brot zu verdienen. Seine Wohnung ist allenthalben: im Winter in einer der Kneipen, die Nachts immer offen sind, im Sommer unter freiem Himmel. Sein Costum ist dasselbe seit 20 Jahren; er bessert es selbst aus, und dies ist die einzige Arbeit, zu der ihn die Nothwendigkeit verurtheilt. Der Tag ist für ihn verhängnißvoll, an welchem der Zahn der Zeit ihn zwingt den zahllosen Flicken von allen Farben, aus welchen sein altes Wams besteht, einen neuen aufzusetzen. Dieses Wams ist eine Musterkarte von allen Stoffen, eine wahre Industrieausstellung im Kleinen von Geweben aller Art; Lyon, Rouen, Elbeuf, Sedan, Mühlhausen u. s. w. haben zu der Weste und den Pantalons ihren Beitrag geliefert. Die Fußbekleidung Bouay's anlangend, so hängt dieselbe von dem Zufalle ab, der ihn im ersten besten Kehrichthaufen ein paar alte Schuhe oder Stiefeln finden läßt, deren Sohlen, dünn wie Mohnblättchen geworden, selbst dem schäbigsten Abnutzer nicht mehr genügen.

Bouay hat schon die Bekanntschaft der Justiz gemacht; er wundert sich über ihre Anmaßung, sich um seine Lebensweise zu kümmern. Er erscheint am 18. Sept. wieder vor dem Zuchtpolicegerichte, dessen Diener ihn schlafend in einer Bude des Gemüsemarktes gefunden und verhaftet haben. Bouay ist erzürnt, daß man der freien Ausübung seiner Profession Fesseln anlegt.

Präsident: Ihr habt weder Mittel zu Euerm Unterhalte, noch Wohnung.

Bouay: Ich will keine Wohnung, keine Mittel zum Unterhalte. Ich hatte deren, ich habe sie verzehrt. Ich verlange von Niemanden etwas, ich thue Niemand etwas zu Leide, warum will man mir etwas thun?

Präsident: Ihr vagabundirt, und das Vagabundiren ist ein Vergehen.

Bouay: Das ist nicht recht, das! Wenn man ein ehrlicher Mann ist, Niemanden etwas nimmt, Niemand beleidigt, ist man frei . . . Es lebe die Charte! Nieder mit den Policeispionen! Ich kümmere mich nicht um Anderer Angelegenheiten, warum kümmert man sich um meine Existenz?

Präsident: Ihr arbeitet nicht, Ihr habt keine Profession.

Bouay: Wol wahr, daß ich nicht arbeite. Es wäre mir verdrießlich zu arbeiten. Ich begehre von Niemanden etwas. Hier sind viel Leute; ist Einer darunter, der sich über mich beschweren kann? Ich wehre Andern nicht zu arbeiten und sich von früh bis spät zu plagen; das ist aber meine Sache nicht, ich will nichts thun. Ich möchte Den sehen, der mir ein Haar krümmen darf.

Präsident: Wir sind gezwungen, Euch ins Gefängniß zu schicken.

Bouay: Thun Sie, wie Ihnen beliebt, ich kann's nicht hindern. Die böse Jahreszeit ist ohnehin nahe; da ist es gar nicht übel in den gewärmten Sälen der Gefängnisse. In den Anstalten der Regierung hat man sein gutes Brot. Ganz nach Belieben.

Der alte Vagabund wird zu drei Monat Gefängniß und fünfjähriger policeilicher Aufsicht verurtheilt.

Bouay: Zum neuen Jahre bin ich doch wieder aus dem Loche heraus; da blüht mein Weizen: ich öffne die Kutschenschläge, das ist gar nicht hart und steht mir wohl an. Wie schön klingt es dann nicht, wenn man mich schreien hört: Hier, mein Prinz, mein Hr. Ambassadeur, mein Pair, Ihr Wagen! Und Die, welche Lebensart haben, geben mir ihre famösen großen Sous; aber arbeiten — niemals! 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 289. —— 16. October 1837.

Zur Charakteristik des literarischen Gewissens unserer Zeit.

(Beschluß aus Nr. 288.)

2) Lexika, sowol Wörterbücher als Reallexika. Hier schreibt eins das andere aus. Originalunternehmungen wie Bayle, Diderot, Brockhaus, Ersch und Gruber sind selten. Das Brockhaus'sche „Conversations-Lexikon" ist schon zehnfach ausgeschrieben und in klein Octav und Duodez nachgemacht.

3) Anthologien. Sie sind im Durchschnitt lediglich Vehikel der Assimilation. Doch kann die Blumenlese auch originell sein. v. Raumer's Sammlung aus lateinischen Geschichtschreibern des Mittelalters, Echtermeyer's und Seyffert's Sammlung aus neuern lateinischen Dichtern, die Lesebücher in der französischen, englischen und italienischen Sprache von Ideler und Nolte, Genthe's „Handbuch der abendländischen Literaturen", W. Wackernagel's „Deutsches Lesebuch", Wagner's „Geschichten der Deutschen in Liedern und Dichtungen deutscher Dichter", Hiecke's und Pischon's „Prosasammlungen" u. s. f. sind solche Werke. Anthologien dagegen, welche nicht aus den betreffenden Werken selbst, sondern nur aus Anthologien gemacht werden, sind nichts als ein Broterwerb der literarischen Proletarier. Die Kritik sollte sich in Acht nehmen, dies Unkraut mit dem Thau ermunternden Lobes zu erfrischen; es wuchert ohnehin genug. Der Dümmste ist immer noch fähig genug, in einem Dutzend Bücher die Stellen mit Rothstift anzustreichen, die der Preßbengel zu einem Ganzen zusammenquetschen soll. Diese Art der Anthologien unterscheidet sich daher in der That nur nach dem Papier, Druck und Format. Es gibt keinen geschwindern Verdienst (sehr witzig unterscheidet unsere Sprache den Verdienst und das Verdienst), und es ist zu beklagen, daß oft Namen bessern Klanges diesem bei uns heillos eingerissenen Unfug Vorschub leisten.

4) Erbauungsbücher. Katechismen, Morgen- und Abendandachten, Gebete zur Jungfrau Maria, Gesangbücher, selbst populaire Bibelauslegungen sind ein Gemeingut, welches die literarische Industrie im Wesentlichen unverändert läßt und nur für das Bedürfniß in andere Formen umgießt.

5) Ebenso die belehrende wie die unterhaltende Kinderliteratur. Die Anekdoten von den klugen Thieren, die Geschichten vom artigen Fritz und der unartigen Charlotte, das Abc, die Fabeln, unschädliche Gespenstergeschichten, Kartenkunststücke, merkwürdige Schiffbrüche u. s. f. sind hier gegen die Holzschnitte, Steindrücke, Kupfer, doch nur die Nebensache. Bücher wie das mit den Speckter'schen Zeichnungen, wie Fröhlich's „Kinderwelt" gehören zu den Seltenheiten.

6) Journale. Fachjournale und reinliterarische und politische Zeitungen nehmen wir von diesen hier aus. In den übrigen Journalen erreicht die Gemeinheit und Gewissenlosigkeit den höchsten Grad. Journale haben allerdings nur auf ein ephemeres Dasein zu rechnen, denn sie sind die Literatur der Gegenwart; auch ist die Redaction eines Journals sehr schwierig, und erfodert bei einiger Ausdehnung die Vereinigung vieler Kräfte und einen bedeutenden Aufwand. Daher gehen so viele, wo die Rechnung ohne den Wirth gemacht wird, oft sogleich wieder unter. Was ich hier auf dem Herzen habe, würde eigentlich eine sehr weitläufige Auseinandersetzung fodern; ja, um mir zu genügen, müßte ich den Prospectus einer Zeitschrift, wie ich sie mir träume, mittheilen, in der Weise, wie Hegel 1807 die noch immer beherzigenswerthen Maximen des „Journal der deutschen Literatur" entwarf. Ich muß daher diese Gedanken für eine günstigere Zeit und Gelegenheit aufsparen und bemerke nur, daß mir das todte Novellenwesen, die sogenannten Gedankenschnitzel und die Klatschneuigkeiten in der Breite, wie wir sie jetzt haben, allen Geist zu ersticken scheinen. Welcher nicht ganz in diese verwirrte Oberflächlichkeit versunkene Mensch will sich mit diesen Leerheiten zu thun machen? Was mich hier angeht, ist die Anklage der Gewissenlosigkeit. Ein Journal nimmt von andern Artikel auf, ohne den Verfasser, ja ohne die Zeitschrift, am wenigsten ohne die Nummer zu nennen.

Dies Verfahren ist empörend. Die Journale haben schon Noth, ihre Spalten zu füllen, und greifen deshalb oft zu den verworfensten Dingen. Hätten sie nicht Raum, die Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen und die Quelle, aus der sie schöpfen, zu nennen?

Schon deswegen wäre dies nothwendig, um dem Leser den Weg zu bahnen, sich die ursprüngliche Belehrung auch schaffen zu können. Das „Magazin für Literatur des

Auslandes", die Büchner'sche „Literarische Zeitung" geben am Ende in Klammern ihre Quelle wenigstens im Allgemeinen an; das Cotta'sche „Ausland" gewöhnlich zu Anfang, freilich nur im Allgemeinen. Die meisten aber verschweigen ihre Quelle und unterlassen nicht, wenn sie einmal es sich Geld kosten lassen, eigens zu bemerken, daß sie einen Originalaufsatz liefern. Ein solcher ist die Ausnahme von der Regel, welche jetzt mit einem Wort zu nennen ist; ausbeuten, exploiter, heißt die große Losung des Tages. Mundt hatte ganz Recht, daß er sich es nicht gefallen ließ, wenn ein frankfurter Blatt aus seinem „Zodiakus" sogleich wieder nachdrucken wollte, ohne die Entlehnung zu bemerken.

Im „Ausland" finde ich einen Aufsatz über die Literatur des russischen Volkes (etwas ganz Anderes als die russische Literatur). Wer hat ihn geschrieben? Er ist höchst interessant. Er weckt in mir Gedanken, die mich zu einem ähnlichen Unternehmen begeistern, auch der deutschen Literatur diesen Dienst zu erzeigen, was auch geschehen ist in dem Aufsatz über die Bilderliteratur des deutschen Volkes (in der Sammlung: „Zur Geschichte der deutschen Literatur", Königsberg 1836). Warum nannte nun das „Ausland" seine Quelle nicht? Es waren die „Dorpater Jahrbücher". Dahl in Orenburg war der Verfasser. Sobald man dies weiß, wird das Zutrauen zur Wahrhaftigkeit der gegebenen Schilderung sogleich gewaltig wachsen; es kann mir ja auch wichtig sein, mich mit dem Verfasser in Correspondenz zu setzen, um noch mehr über den Gegenstand zu erfahren. Mit Einer Zeile könnte ein solcher Zusammenhalt begründet werden. Wie man sich in der Kritik der Anonymität zu schämen anfängt, so sollte man auch in der Journalistik den so wohlfeilen Ruhm der Ehrlichkeit und Dankbarkeit zu erwerben suchen.

Die ernste Sache hat jedoch auch eine komische Seite. Die Journale beuten nicht blos sich untereinander, sie beuten auch die Bücher aus; und zwar vereinzeln sie beständig das Ganze, sodaß selbst dann, wenn der Name der Quelle genannt wird, dies oft erst nach einer Reihe von Nummern geschieht, und der Leser daher von vornherein gegen den Verfasser und dessen Namen gleichgültig ist. Dies erzeugt einen, so zu sagen, epischen Ton des literarischen Producirens. Man muß dabei schon von Anfang an dem Ruhme des Erfindens entsagen; man tritt hinter sein Werk zurück. Der Eitle darf auf keinen Genuß mehr rechnen; der Welt ist es mit Recht nur um die Sache zu thun. Durch die Menge der Journale und durch die Schnelligkeit ihrer Verbreitung wird es unmöglich gemacht, den Urheber eines Gedankens, einer Erzählung, einer Ansicht, Kritik zu kennen. Man weiß nicht mehr, wo und wie man zu einem Besitz gekommen ist; man hat's „in einer Zeitschrift" „irgendwo" gelesen. Der Bastard des Plagiats ist durch solche Allgemeinheit legitim geworden.

Eine der Journalistik nicht unähnliche Weise des Plagiats findet durch die Broschüren statt. Im Allgemeinen heften sie sich jedoch gern an ein berühmtes, noch lieber berüchtigtes Buch eines renommirten Autors an. Aus den letzten fünf Jahren erinnere ich mich hauptsächlich folgender Fälle, wo Broschüren sich ihr Bäuchlein mit Excerpten aus aufsehenmachenden Schriften füllten, um welche sie nur einen dünnen Reif von Reflexionen legten. La Mennais' „Paroles d'un croyant", Gutzkow's „Wally" und Strauß's „Leben Jesu" haben, um mich eines Ausdrucks von Steffens in seiner „Revolution" zu bedienen, vielen „literarischen Taschendieben", die aus dem Feuerruf ein geflissentliches Geschäft machten, den Beutel gefüllt. Dem Hrn. Dr. Bacherer, der aus Gutzkow's „Wally" die pikantesten Stellen gesammelt hatte, um über ihren Verfasser sein heiseres Kreuzige, kreuzige! auszuschreien, begegnete dabei die spaßhafte Nemesis, daß seine Broschüre von den Regierungen verboten wurde, weil er zu viel excerpirt hatte und man seinem Gegengifte doch zu wenig sündentilgende Kraft zutraute.

Es bleibt immerfort die Nothwendigkeit, den schroffen Gegensatz einer edeln und gemeinen Literatur aufzuheben. Dies kann nur dadurch geschehen, daß die edle Tendenz die herrschende wird; sie muß die gemeine positiv vernichten. Ein negativer Beitrag zu diesem Zwecke ist die Erkenntniß der Gemeinheit; das Princip derselben aber ist die Gewissenlosigkeit. Möchte es dem Dr. Jung, dessen im Eingange dieser Betrachtungen angeführte Briefe uns zu ihnen aufregten, gefallen, dies Thema in seiner für den Glanz der deutschen Literatur so enthusiastischen Seele zu erwägen.

Karl Rosenkranz.

Neueste russische Poesien.

(Beschluß aus Nr. [illegible].)

Ein dritter jüngerer, sehr fruchtbarer Dichter, der Hoffnungen erweckt, ist E. Bernet; seine Gedichte sind durch die gelesensten Zeitschriften zerstreut, und ein größeres erzählendes Gedicht ist vor Kurzem besonders gedruckt erschienen: „Graf Metz" (Petersburg 1837). Es sind Liebesabenteuer, hin und wieder düsterer Färbung und Manches in zu phantastischer Haltung. Drohend ruft der wahrscheinlich junge Dichter einer ungetreuen oder leichtsinnigen Geliebten zu:

Den Sitten nach, die dich berücken,
Wähl' dir ein schwankes Schilfrohr, das
Magst du dir lieben, es umstricken;
Die Säule von Granit, die laß!
Du wirst den starren Stein nicht beugen,
Denn keinem Spielwerk schmiegt er sich;
Doch kann, erschüttert, er sich neigen,
Begraben unter Trümmern dich.

Außer der obengenannten Gräfin Rostoptschin erweckt noch eine junge, erst vierzehnjährige Dichterin, E. Schachow, durch ihre jetzigen, schon zu berücksichtigenden Leistungen Hoffnung zu noch ausgezeichnetern Ergebnissen einer früh sich entwickelnden poetischen Anlage. Ein Gedicht von ihr, überschrieben: „Das Gesicht eines Mädchens", das die „Lesebibliothek" im April 1837 aufgenommen hat, enthält, obgleich es nur den oftbesungenen Mond wiederum zum Gegenstande poetischer Ergüsse nimmt, so originelle Wendungen und selbst einen eigenthümlichen, der Poesie nicht entbehrenden Grundgedanken, daß wir

uns erlauben das Gedicht hier kurz auszuschreiben. Die Dichterin beginnt:

An einem milden Frühlingsabend
Trat auf den Söller ich hinaus.
— — — — — — — —
Die Mondesscheibe, hell und schimmernd
Ergoß ihr Silberlicht hinab.
— — — — — — — —
Die Himmelsschönheit der Erscheinung
Bewegte tief die junge Brust.
Ich sah empor in heitrer Lust,
Zurück zu mir ergingen Strahlen,
Wir hielten lautlos ein Gespräch.

Die junge Dichterin — wir wollen sie uns gern reizend denken — sagt dem Monde, welchen sie in ihrer Sprache wie eine Jungfrau anreden kann, Schmeicheleien über seine Schönheit und preist besonders Luna's Glück, weil sie am ganzen Sternenhimmel keine Nebenbuhlerin ihrer Schönheit habe. Plötzlich wird eine milde und zarte Stimme hörbar; es ist Luna, die zu der Dichterin sagt:

Du preist mich glücklich, armes Kind,
Und findest neidenswerth mein Glück;
Du weißt nicht, was die Höhen sind,
Und einsam wandelndes Geschick!

Mondesscheibe eröffnet nun der Dichterin, daß sie in das Sonnenlicht verliebt sei, aber ganz hoffnungslos liebe; ihr ganzes Wesen und Dasein löse sich in diese Liebe auf, sodaß sie, wenn das Sonnenlicht am Himmel erschiene, in dessen Anblick vergehe und schwinde. Gehe das Sonnenlicht nach abgewandelter Bahn unter, so eile Mondscheibe ihm sehnsüchtig nach; aber ewig unerreichbar bleibt die Sonne. Die Dichterin erwacht bei diesen Worten aus ihren Träumereien und fühlt ihre Brust von eigner Sehnsucht bewegt. Die Schachow theilt übrigens in der wirklichen Welt das häufige Schicksal ihrer Geistesverwandten: sie ist arm. Die Akademie der russischen Sprache in Petersburg hat ihr in Berücksichtigung ihres Talents und ihrer Lage 500 Rubel zukommen lassen.

Noch immer ist der frühzeitige Tod Puschkin's ein Gegenstand der Trauer. Die von ihm früher herausgegebene Zeitschrift: „Sowremennik" (d. i. der Zeitgenosse), wird jetzt von fünf literarischen Notabilitäten, von denen wir Schukowski und Fürst Wiasemski namhaft machen, fortgesetzt. Im ersten posthumen Heft sind von Schukowski die letzten Lebensstunden des Dichters auf eine ergreifende Art geschildert und Mehres aus seiner literarischen Verlassenschaft mitgetheilt. In einem andern Aufsatze, den die „Lesebibliothek" aufgenommen, hat der Historiker und Novellist N. Polewoi seine Landsleute zu Beiträgen aufgefodert, um dem Dichter an dessen Begräbnißplatze auf dem Friedhofe des swiatogorskischen Klosters im pleskauischen Gubernium ein würdiges Denkmal zu setzen. Polewoi's Schriftchen enthält einige Betrachtungen über Puschkin's Erdenwallen und führt aus seinen Gedichten mehre Stellen an, die von Gleichgültigkeit gegen das Leben und Ahnung eines frühzeitigen Todes zeugen. Aus diesen Klängen innerer Verstimmung und Unzufriedenheit mit dem Ergebnissen des Lebens finde hier einer, treu übersetzt, seine Stelle:

Es mag des Lebens bunter Tand
Euch, Freunde, immerhin erfreuen!
Ich hab' das Trugbild längst erkannt
Und kann den Tod nicht eben scheuen.
Was ist's, wenn hier ein Irrlicht lischt?
Doch reizt mich oft ein fernes Hoffen;
Von Trauer wird das Herz getroffen,
Denk' ich mich spurlos weggewischt.
So möcht' ich nicht die Welt verlassen!
Ich lebe, dichte nicht um Dank,
Nur möcht' ich, wenn das Auge bricht,
Des Daseins Nachhall hinterlassen,
Und wünsche, daß mein Wort, mein Sang
Gleich einem Freund einst von mir spricht.

Ein Denkmal seines Lebens, unzerstörbarer als Erz und dauernder, als jenes sein wird, das ihm zu Swiatogorsk errichtet werden soll, hat Puschkin sich selbst gesetzt, und die Erfüllung dieses Wunsches seiner vielbewegten Brust noch früher, als die Kugel des Gegners sie traf, glorreich erreicht.

Von den neuern Poesien älterer, schon längst bekannter Dichter geschehe hier rühmliche Erwähnung der von Basilius Schukowski im vorigen Jahre beendeten und jetzt, 1837, im Druck erschienenen Übersetzung der „Undine" von Fouqué. Bei der Übertragung hat der Übersetzer das Maß des griechischen Hexameters der ungebundenen Prosa des deutschen Originals vorgezogen. Der Anfang der russischen „Undine", zurück ins Deutsche übersetzt, lautet nun also:

Fünf Jahrhunderte sind's wol her, da geschah es, daß Abends —
Frühling war es und warm — ein alternder Fischer am Hüttchen
Netze besserend saß. Er wohnte in lieblicher Gegend;
Weit in das Meer hinein, das flutende, reichte der Erdstreif,
Wo er sein Hüttchen gebaut inmitten grünender Wiesen u. s. w.

Außer diesen namhaftern Poesien sind kürzlichst noch eine ganze Reihe anderer Gedichtsammlungen erschienen, als von P. Petrow (Moskau 1837), Andreas Magdenko (Petersburg 1837), „Meine Penaten", Gedichte von Pustelgin (Petersburg 1837), und noch Anderer, die wir ihren einheimischen Kreisen überlassen.

An Almanachen muß wenigstens das kaufende Lesepublicum in Rußland nicht so standhaft ein Wohlgefallen finden als dasselbe in Deutschland. Ihre Erscheinung und besonders Fortdauer durch mehre Jahrgänge ist sehr ungewiß und schwankend. In diesem Jahre sind indeß drei neue erschienen: 1) „Wetscher" etc. (Der Herbstabend) von N. Gren (Petersburg); 2) „Minerva" (Moskau 1837); 3) „Zewniza" (Die Hortenflöte) von Scharschawoi (Petersburg 1837). Alle drei sind dem Inhalte nach sehr unbedeutend, ohne Bilderschmuck, und auch nicht breit in ihrer äußern Gestalt.

Es schließe dieser Bericht mit der Erwähnung eines polnischen Almanachs. Eine Notiz in Nr. 30 d. Bl. f. 1837 gab eine Übersicht der zu verschiedener Zeit und in verschiedenen Städten (Warschau, Wilna, Lemberg, auch Breslau und Leipzig) erschienenen polnischen Taschenbücher und Almanache. Darunter ist „Wianek" (Der Kranz), ein Almanach, übergangen, den Kasimir Brodzinski und Anton Szabranski 1836 in Warschau herausgaben. Wir entnehmen daraus folgende Verse, die wir treu übersetzen und hier anfügen, als Beleg, zu welchen Übertreibungen schöne Polinnen begeistern können:

„Ein Strahlenkleid möcht' ich dir kaufen,
Aus Perlenflüssen die Krone,
Die Welten würf' ich zu Haufen
Zum Schemel an deinem Throne,
Drauf, Königin, Herrschaft zu üben!"
So sprach der Jüngling zur Lieben.

8.

Cazotte's Vorausverkündigung der französischen Revolution.

In dem nachgelassenen Werke von William Burt: „Observations on the curiosities of nature", das vor Kurzem im englischen Buchhandel erschienen ist, wird unter andern merkwürdigen Dingen und Kräften der Natur auch die dem Menschen hin und wieder verliehene Gabe der Weissagung besprochen und als eines besonders umfangreichen Beispiels in dieser seltenen Gattung die denkwürdige Vorausverkündigung der französischen Revolution von dem bekannten Cazotte erwähnt, der selbst eins der beklagenswerthesten Opfer derselben wurde. Burt, welcher Zeuge dieser Prophezeiung war, erzählt die Sache auf folgende Weise: Die Herzogin v. Grammont gab

zu Anfang des J. 1788 ein glänzendes Mahl, wobei unter andern berühmten Literaten auch Laharpe, Cazotte, Condorcet, Chamfort und mehre Andere zugegen waren. Der gute Wein hatte die Gemüther aufgeregt und fröhlich bis zur Ausgelassenheit gestimmt; die Unterhaltung fing an etwas frivol zu werden, und einige Freigeister erlaubten sich Anspielungen auf religiöse Dinge; Stellen aus Voltaire wurden recitirt; ein anderer, halbberauschter Gast erhob sein Glas und sagte: „Meine Herren, ich bin überzeugt, es gibt keinen Gott, so gewiß als Homer ein Dummkopf war"; ein Dritter bewunderte die Umwälzung, die im Reiche des Geistes und der Wissenschaft geschehen war; ein Vierter erzählte mit frivolem Gelächter das Bon-Mot seines Friseurs, der geäußert hatte, er kümmere sich so wenig um Religion als der vornehmste Edelmann. Alle waren einverstanden, eine politische Revolution müsse sich bald ereignen und der Fanatismus der Vernunft weichen. Da erhob sich auf einmal der bejahrte Cazotte und sprach mit lauter Stimme und in ernstem Tone: „Beruhigen Sie sich, meine Herren, Sie werden Alle diese große und erhabene Revolution, nach der Sie so sehr verlangt, noch erleben." — „Das mag wol sein", entgegnete ein Anderer; „es ist eben nicht schwierig ein solches nahe bevorstehendes Ereigniß vorherzusagen." — „Dies gebe ich wol zu", fuhr Cazotte fort; „allein wissen Sie auch, welches die Folgen dieser Begebenheit sein werden, und was aus Ihnen Allen selbst während der Dauer derselben werden wird?" — „Nun wol, so lassen Sie uns hören", bemerkte Condorcet mit einem ironischen Lächeln. — „Sie, mein lieber Marquis", erwiderte Cazotte, „werden an Gift sterben, das Sie im Gefängnisse nehmen werden, um kein schlimmeres Maß auszudulden, und diese Herrschaft der Vernünftigkeit, auf welche Sie sich so außerordentlich freuen, wird so glücklich gehen, daß viele Personen aus Fürsorge immer ihr Quentchen Gift bei sich tragen werden." Man lachte, und ein Gast rief aus: „Aber um Gotteswillen, mein theurer Cazotte, wie kommen Sie denn auf solche Dinge? Was haben denn Kerker und Gift mit der Philosophie und Aufklärung zu schaffen?" — „O mehr, als Sie denken, denn Freiheit und Philosophie, Gift und Kerker werden alsdann ziemlich gleichbedeutend sein." — „Nun, bei meinem Leben", rief Chamfort mit einem verächtlichen Lächeln, „Sie für Ihr Theil werden kein Priester der neuen Vernunftsherrschaft sein." — „Ich hoffe nicht", war die Antwort; „aber Sie, Chamfort, werden einer der würdigsten sein; denn wenn es bei Ihnen das Gift nicht thut, so wird es vielleicht ein Messer verrichten. (Bekanntlich versuchte Chamfort, erbittert über eine Gefangenschaft, die er wegen freimüthiger Äußerungen über die neue Verfassung erleiden mußte, sich mit einem Rasirmesser umzubringen; ein Versuch, der ihn wenige Monate darauf ins Grab stürzte.) Rouchet, Bailly, Malesherbes, euer Schicksal wird noch trauriger sein." Alle riefen nun aus: „Nun wahrhaftig, Cazotte, Sie müssen sich verschworen haben, uns Alle umzubringen!" — „O ich nicht", sagte dieser, „aber die Philosophen." — „Und wann", unterbrach ihn Chamfort, „wann wird sich denn dies Alles ereignen?" — „Wer noch ein Lustrum lebt, Chamfort, mag zufrieden sein." — „Das ist wundervoll", rief nun Laharpe aus; „und werde ich denn keine Figur in diesem Stücke spielen?" „Ihr, Freund, seid zu dem größten Wunder unter Allen bestimmt; Ihr werdet ein Christ werden." Bei diesen Worten erhob sich ein ungeheueres Gelächter unter den Anwesenden. „Sonach werden wir Frauen am besten wegkommen", bemerkte die Herzogin; „denn mit uns wird sich die neue Revolution wol schwerlich etwas zu schaffen machen." — „Madame", erwiderte Cazotte mit großem Ernst, „Sie sind eine Dame und eine vornehme Dame, aber weder Frauenthum noch höchster Rang werden in diesen trüben Tagen ein Schutzmittel sein. Bitten wir Gott, daß das königliche Blut sicher in seinen Adern fließe." Diese letzten Worte sprach Cazotte mit ungewohnter Feierlichkeit, sodaß diesmal nicht weniger als ein Lachen erfolgte; vielmehr war es, als ob sich plötzlich aller Anwesenden eine sehr trübe Stimmung bemeisterte. Die Herzogin versuchte deshalb die Sache wieder ins Scherzhafte zu wenden und sagte lächelnd zu dem Unglückspropheten: „Nun, so hoffe ich, Sie werden mir wenigstens einen Beichtvater vergönnen?" — „Ich weiß nicht", war die Antwort, „ob Das, was dem König selbst als eine Gunst erscheinen mußte —". Hier hielt Cazotte inne, erhob sich von der Tafel, und es schien, als ob sich seine Augen mit Thränen füllten. Auch die übrigen Gäste erhoben sich in merklicher Bewegung; aber die Herzogin näherte sich leise dem Greise und fragte ihn: „Cazotte, Sie sagten uns Allen, was mit uns geschehen würde; warum schweigen Sie von sich selbst?" — „Haben Sie, Madame", sprach Cazotte nach kurzer Pause, „jemals die Zerstörung Jerusalems bei Josephus gelesen?" Die Herzogin verneinte das. „Nun wohlan, so hören Sie: Als die Belagerung dieser Stadt vor sich ging, zeigte sich sieben Tage hintereinander ein Mann auf den Wällen, der Angesichts der bestürmenden Römer und der bestürmten Juden unaufhörlich schrie: Wehe dir, Jerusalem, wehe auch über mich! Als er dies zum letzten Male gerufen, traf ihn ein ungeheuerer Stein aus dem feindlichen Wurfgeschütze und schmetterte ihn von der Mauer herab. Was die Nutzanwendung dieser Geschichte anlangt, gnädige Frau, so werde ich sie nicht nöthig haben hinzuzufügen."

Auch Laharpe erzählt diese wunderbare Prophezeiung. Ob man nicht etwas gethan, sie hier und da auszuschmücken, wollen wir nicht behaupten. Ganz erfunden ist sie schwerlich. Wär sie es, so wäre es eine schöne Fabel. 80.

Notiz.

Die archäologische Gesellschaft in Athen.

Wie wir aus dem „Griechischen Courrier" (*'Ελληνικὸς ταχυδρόμος*) vom 8. Juli (26. Juni) 1837 ausführlich ersehen, hat sich unter dem 18. Januar 1837 eine archäologische Gesellschaft (*'Εταιρία ἀρχαιολογική*) in Athen gebildet. Die von der Regierung genehmigten Statuten bestimmen in zehn Paragraphen das Weitere. Darnach ist der Sitz der Gesellschaft in Athen (§. 1); ihr Zweck besteht in Auffindung, Aufrichtung und Wiederherstellung der Alterthümer in Griechenland. Mitglied der Gesellschaft kann jeder Einheimische und Ausländer werden, der einen jährlichen Beitrag von wenigstens 15 Drachmen zahlt; außer diesem und einem beliebigen höhern Beitrage werden auch archäologische Bücher und andere auf Archäologie bezügliche Gegenstände angenommen, im Übrigen ernennt die Gesellschaft auch Ehrenmitglieder. Die in Athen befindlichen Mitglieder vereinigen sich jährlich einmal auf der Akropolis am Jahrestage der Errichtung des Parthenons, um die nöthigen Wahlen vorzunehmen und einige Gesammtangelegenheiten zu besorgen. Über die Wirksamkeit und das Gedeihen der Gesellschaft soll ein jährlicher Bericht Rechenschaft geben. Am 28. April (10. Mai) 1837 wurde die Anerkennung der archäologischen Gesellschaft in Gegenwart von 24 Mitgliedern durch den Minister des Cultus und des öffentlichen Unterrichts, A. Risos Rangavis, Seiten der Regierung ausgesprochen, und zugleich wurden für das nächste Jahr zum Präsidenten J. Risos Nerulos, zum Vicepräsidenten J. Kokkonis (diese bilden mit dem Secretair, dem Rechnungsführer und vier Mitgliedern den Verwaltungsrath der Gesellschaft) durch Stimmenmehrheit gewählt. Übrigens hat auch die Regierung der Gesellschaft mehrfache Unterstützung zugesagt und auf den Eifer ihrer Mitglieder zu wirken gesucht; unter Anderm soll der Name eines Jeden, der drei Jahre Mitglied derselben gewesen, auf eine Marmorsäule am Eingange des Nationalmuseums eingegraben werden. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 290. —— 17. October 1837.

Die Symbolik des Traumes, von G. H. v. Schubert. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Anhange aus dem Nachlasse eines Visionnairs: des J. Fr. Oberlin, gewesenen Pfarrers im Steinthale, und einem Fragment über die Sprache des Wachens. Leipzig, Brockhaus. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr. *)

Nicht ohne freudige Empfindungen machen wir auf die Erscheinung dieser neuen, sehr vermehrten und verbesserten Auflage eines der vorzüglichsten Geistesproducte unsers trefflichen Schubert aufmerksam. Es liegt darin der sicherste Beweis, daß der Sinn für das Gute und Schöne, auch wenn es sich in die wissenschaftliche Form kleidet, unter den Menschen nicht ausgestorben ist, und daß man seinen Werth zu erkennen und zu würdigen weiß, wenn es auch mit einiger Mühe verbunden ist, es unter dieser, nicht eben Jedem leicht zugänglichen Form aufzusuchen. Wem sollte es aber auch nicht wohl thun, in einer Zeit wie die unserige, wo sich die Klugheit der Menschen so vornehm hervorthut und in stolzer Selbstgenügsamkeit ihr Licht leuchten läßt vor den Leuten, sich an der Hand der Demuth und kindlichen Einfalt auf einem einsamen, aber lieblichen Pfade durch grünende und duftende Auen einem fernen schönen Ziele zuführen zu lassen, welches zu erreichen wir Alle streben müssen, denen es um mehr zu thun ist als um schnöden Gewinn und Befriedigung eitler Begierden, auch wenn wir andere, von dem des Verf. verschiedene Wege zu diesem Ziele einschlagen sollten? Ist es doch, als träte die ganze liebenswürdige Persönlichkeit des Verf. mit allen ihren geistigen Vorzügen der productiven Einbildungskraft, der Combinationsgabe und des vergleichenden Scharfsinnes, sowie mit ihrer Gemüthlichkeit und ihrer christlich-frommen Gesinnung zu uns aus dem Buche heraus, und als säßen wir als seine Jünger zu seinen Füßen und lauschten auf seine begeisterten Worte. Er scheint es sich zur Aufgabe seines Lebens gemacht zu haben, die religiösen Gefühle, die ihn beseelen und beglücken, auch auf Andere überzutragen und sie an der Hand der Natur und Geschichte auf einen Standpunkt zu führen, von welchem sich die Aussicht auf die blauen Berge einer fernen Heimat eröffnet, für die dieses irdische Leben nur als eine Vorbereitungsschule anzusehen ist. Das Ziel aller seiner Bestrebungen ist, den Menschen der Gewalt der Leidenschaften und materiellen Neigungen zu entziehen, dem Hochmüthigen die Demuth und die Ergebung in einen höhern Willen vorzuhalten und in ihm die Liebe zu Gott und seinen Mitmenschen zu befestigen. Daher bewegt sich denn auch hier seine Schöpfung mehr in der dunkeln Sphäre der Gefühle als in der der wissenschaftlichen Forschung, und diese dient ihm mehr zur Folie, auf der er die Grundzüge seines christlich-frommen Gemüthes hervortreten läßt, und der Gang seiner Untersuchungen, so oft er sich auf Nebenwegen nach den verschiedensten Richtungen zu verlieren scheint, wendet sich immer wieder wie die Sonnenblume jenem höhern Lichte zu.

Man hat dem Verf. vielfältig den Vorwurf des Mysticismus gemacht, und allerdings läßt sich nicht leugnen, daß sowol seine Anschauungsweise als seine Sprache nicht selten an das Gebiet desselben anstreift. Allein bedenken wir, daß das ganze erhabene Gebäude unsers christlichen Glaubens in einem mystischen Dunkel liegt, und daß Alle, die sich zu diesem Glauben bekennen und nicht blos eine kahle und kalte Moral an seine Stelle setzen, in gewissem Sinne Mystiker sind; bedenken wir ferner, daß in unserm Verf. neben dem religiösen Element zugleich das poetische das vorherrschende ist, und daß schon in alter Zeit Dichter und Propheten in einer Person vereinigt waren: so darf es uns wenigstens nicht Wunder nehmen, wenn er mit den guten Seiten des Mystikers auch einen Theil seiner Sprache sich zu eigen gemacht hat. Auf alle Fälle aber steht sein Mysticismus höher als der gewöhnliche unserer Tage; er hat nichts gemein mit jenem geistlichen Stolz, der jedem Andersdenkenden nur die Wahl läßt zwischen seinem Glauben und der ewigen Verdammniß; er schwelgt nicht in leeren Bildern und Phrasen, er schließt nicht neben der Liebe zu dem Höchsten die Erkenntniß der Welt und ihrer Zustände aus; in seinem Geleite gehen Demuth und Liebe Hand in Hand, und wenn ein solcher Mysticismus herrschend unter den Menschen würde, so wäre dies wenigstens kein Unglück für die Welt.

*) Der Nachtrag besonders unter dem Titel: Berichte eines Visionnairs über den Zustand der Seelen nach dem Tode. Aus dem Nachlasse Johann Friedrich Oberlin's u. s. w. Nebst einem Fragment: Die Sprache des Wachens. Gr. 8. 1837. Geh. 12 Gr.

Wenn uns nun aber in diesem wie in allen andern Werken des Verf. eine höchst liebenswürdige, für das Schöne und Edle höchst begeisterte Individualität entgegentritt, so darf uns dies nicht hindern, unsere Betrachtung auch auf die wissenschaftliche Seite seiner geistigen Productionen hinzuwenden und zuzusehen, wie sich seine Forschungen, inwiefern sie nicht blos Ergüsse eines religiösen Gemüthes und einer dunkeln Ahnung sind, zu der Sphäre unserer geistigen Erkenntniß verhalten. Wir haben schon oben darauf hingedeutet, daß bei dem Verf. neben dem religiösen Elemente zugleich das poetische vorwalte, und dies ist es denn auch, was in allen seinen Schöpfungen den Grundton ausmacht, der allenthalben anklingt und alle andern Klänge übertönt; ja, die poetisch-religiöse Richtung, obwol sie dem Ganzen einen eigenthümlichen Reiz verleiht und uns mit einer sirenenartigen Gewalt zur Lecture hin- und fortzieht, behauptet eine solche Übermacht über das scientifische Element darin und breitet darüber einen solchen halbdunkeln Nebelschleier, daß es schwer wird, darin noch einige hervorspringende Gestalten deutlich zu erkennen. Ähnlich jener hieroglyphischen Sprache des Traumes, die uns der Verf. so schön in dieser Schrift zu schildern weiß, nimmt seine Sprache selbst den Anstrich jener Bildersprache, und reich wie an schönen und treffenden Bildern, so an tiefen, aus Natur und Geschichte geschöpften Beziehungen und Analogien und an psychologischen Wahrheiten, wissen wir selbst oft nicht, hat uns der Verf. nicht blos überredet, sondern wirklich überzeugt, und ist auch Das, was zu unserm Gefühle spricht, ein Eigenthum unsers wissenschaftlichen Erkenntnißvermögens geworden oder nicht. Schauen wir indessen tiefer in jenes Halbdunkel, in dem sich uns der eigentliche Kern des Ganzen verhüllt hat, ziehen wir ihn hervor und beleuchten ihn mit der Fackel der wissenschaftlichen Kritik, so gestaltet sich Manches anders, und wir finden, daß des Verf. Ansichten, wie alle menschlichen Erzeugnisse, eben auch ihre schwachen Seiten haben und dem Zweifel und der Einsprache unterliegen. Betrachten wir z. B. Das, was der Verf. Eingangs dieser Schrift über die Sprache des Traumes sagt.

Im Traume nämlich und schon in jenem Zustande des Deliriums, der meist dem Einschlafen vorhergeht, spricht die Seele zum Theil eine ganz andere Sprache als gewöhnlich. Gewisse Naturgegenstände oder Eigenschaften der Dinge bedeuten jetzt auf einmal Personen, und umgekehrt stellen sich uns gewisse Eigenschaften oder Handlungen unter dem Bilde von Personen dar. So lange die Seele diese Sprache redet, folgen ihre Ideen einem andern Gesetze der Association als gewöhnlich; jene Ideenverbindung nimmt einen viel rapidern, geisterhaftern und kürzern Gang oder Flug als die des wachen Zustandes, wo wir mehr mit unsern Worten denken. Wir drücken in jener Sprache durch einige wenige hieroglyphische, seltsam aneinandergefügte Bilder, die wir uns schnell nacheinander, oder auch nebeneinander und auf einmal vorstellen, in wenig Momenten mehr aus, als wir mit Worten in ganzen Stunden auseinanderzusetzen vermöchten; erfahren in dem Traume eines kurzen Schlummers öfters mehr, als im Gange der gewöhnlichen Sprache in ganzen Tagen geschehen könnte, und zwar das Alles öfters ohne eigentliche Lücken, in einem in sich selber regelmäßigen Zusammenhange, der nun freilich ein ganz eigenthümlicher, ungewöhnlicher ist. Dabei erscheint jene Abbreviaturen- und Hieroglyphensprache der Natur der Seele in mancher Hinsicht angeeigneter als unsere gewöhnliche Wortsprache. Jene ist zum Theil ausdrucksvoller, schnell und viel umfassender, der Ausgedehntheit in die Zeit weit minder unterworfen als diese. Die letztere müssen wir erst erlernen, dagegen ist uns jene angeboren, und die Seele versucht diese ihr eigenthümliche Sprache zu reden, sobald sie im Schlafe oder Delirium aus der gewöhnlichen (wachen) Unterwürfigkeit unter ihren Geist und aus der Verkettung mit ihrem gröbern Körper etwas los und frei geworden ist.

Die Reihe unserer Lebensbegegnisse scheint sich ungefähr nach einer ähnlichen Ideenassociation des Schicksals zusammenzufügen als die Bilder im Traume; mit andern Worten: die Aufeinanderfolge des Geschehenen und Geschehenden in und außer uns, deren innere Gesetzmäßigkeit uns so vielfältig unbemerkbar und dunkel bleibt, redet dieselbe Sprache wie unsere Seele im Traume. Dieser gelingt es deshalb, sobald sie ihre Traumbildersprache redet, Combinationen in derselben zu machen, auf die wir im Wachen freilich nicht kämen; sie knüpft das Morgen geschickt ans Gestern, das Schicksal ganzer künftiger Jahre an die Vergangenheit an, und die Rechnung trifft ein, der Erfolg zeigt, daß sie uns Das, was künftig ist, oft ganz richtig vorhersagt. Außer jener prophetischen Abspiegelung des Künftigen, wozu die Sprache des Traumes ihrer Natur nach sich so vorzüglich eignet, hat diese noch eine andere sehr bemerkenswerthe Eigenschaft, daß sie nämlich, der Natur der Sache nach, nicht eine bei den verschiedenen Völkern verschiedene, sondern bei allen Menschen so ziemlich dieselbe, höchstens dem Dialekt nach etwas anders lautend ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Historische Erinnerungen oder Denkwürdigkeiten aus der neuern Geschichte des bairischen Staates, nämlich vom Ausgange der Regierung des Kurfürsten Karl Theodor bis zum Tode des Königs Maximilian Joseph. Zwei Bände. Stuttgart, Scheible. 1836. 8. 1 Thlr. 15 Gr.

Fast gleichzeitig kam uns auf anderm Wege eine „Nürnberg, Aug. 1834" datirte, aus den ersten zwei Bogen bestehende und mit der Unterschrift: „Druck und Verlag von Friedrich Campe", versehene Probe „dieses höchst interessanten" Werkes zu, die auch den Subscriptionspreis zu 1 Fl. 45 Kr. für beide Bände ansetzte. Lettern und Papier bei Probe und Werk selbst sind ganz dieselben, Druckort und Verleger ganz verschieden. Das Natürlichste wäre, anzunehmen, daß Gründe dagewesen sein müßten, den Verlag aus Nürnberg nach Stuttgart zu übersiedeln, von denen uns aber nichts bekannt geworden. Denn daß die klägliche Regierung Karl Theodor's nicht à la Lipowsky herausgestrichen, daß die östreichische Politik gegen Baiern zwei-

eutig und hinterlistig bis auf 1818 herab genannt und den 1816 ur Rückkehr unter Östreichs Herrschaft bestimmten bairischen andestheilen nachgesagt wird, daß sie sich gegen Einverleibung n einen Staat gesträubt hätten, „wo Geistesdruck und Illibe-alität der Begriffe noch herrschte“ und die protestantischen Ein-ohner jener Gegenden sogar für ihre jetzige Religionsfreiheit esorgt gewesen wären; daß das bairische Concordat von 1817 der erste unglückliche Schritt“ genannt wird, den nach des Frafen Montgelas Entfernung von der Regierung das neue Ninisterium gethan habe — das sind weder so ganz grundfalsche och so gefährliche Behauptungen, daß sie ein hemmendes Ein-chreiten verdient haben würden.

Allen Anzeigen nach sind diese Denkwürdigkeiten aus der Feder eines der Maximilianischen Epoche mit Hand und Herz ngehörigen, seine Zeit gut beobachtenden und mit guten Quel-en vertrauten Mannes aus den höhern Regionen der Beam-enwelt, voll tüchtiger Gesinnung für sein Baiern und voll Muth, wenigstens mit der Feder gegen Unbilden anzukämpfen, velche seinem Vaterlande begegnet sind. Daß er das Buch d i c-i r t habe, möchten wir fast aus dem Bd. 2, S. 253, vorkom-nenden Druckfehler: r h e i n deutsche Bundesstaaten (st. rein deut-sche im Gegensatz der vier europäisch-deutschen), zu vermuthen uns verführen lassen. Sehr zum Lobe des Buches gereicht es n unsern Augen, daß wir aus seinem Inhalte nicht auf die Konfession des Verf. schließen können. Denn daß bei dem Wis-mayr'schen Lehrplane (1804) doch auch des ihm gemachten Vor-wurfes gedacht wird, daß er noch dem hierarchischen Principe huldige, dagegen von einer glänzenden Umgestaltung des gan-zen Unterrichtswesens durch das Normativ des Oberstudienraths Niethammer (I, 2.5) gesprochen wird; daß des damaligen Kur-fürsten Maximilian ernsthafte Betreibung der Ansässigmachung der Protestanten in München gelobt und die bekannte Aretin'sche Fehde mit den norddeutschen protestantischen Gelehrten in Mün-chen sehr misbilligend erwähnt wird, könnte Alles auch einem aufgeklärten Katholiken zugetraut werden, freilich aber keinem jetzigen Ultramontanen. „Von jenen Religionsneuerungen seit 1801 schreibt sich jene Anfeindung der aufgeklärten Regierung Max Joseph's und seiner weisen Rathgeber, worunter nament-lich der Graf Montgelas ein Gegenstand der Verfolgung und hämischer Verleumdung geworden ist.“ Daß mit der Aufhebung der Klöster freilich mancher Vandalismus vorgegangen, hätte doch auch angedeutet werden können, es müßte denn unter der Bemerkung S. 90 mit versteckt liegen: „Sind die Vorwürfe, die man der Regierung wegen der religiösen Neuerungen über-haupt gemacht hat, gegründet, so bedenke man, daß Vieles gegen den Willen des Monarchen geschehen ist; denn die Auf-klärung hat ihre Fanatiker wie der Aberglaube.“

Daß der Verf. ein verständiger laudator temporis acti ist, wird aus dem Gesagten schon ziemlich hervorgegangen sein. Den-noch fällt manches seiner Urtheile beim ersten Blick etwas auf, so Bd. 1, S. 181 über den 1805 am 25. Aug. erschossenen Buchhändler Palm in Nürnberg, dessen übelberechnete und un-vorsichtige kaufmännische Speculation mit dem Buch: „Deutsch-land in seiner tiefsten Erniedrigung“ „als Gefährdung der Sicherheit einer Armee“, dessen Hinrichtung nicht als eine Ent-ziehung des rechtmäßigen Richters, da Nürnberg damals in den Händen der Franzosen gewesen, angesehen wird. Er wird als der Erste betrachtet, der im „preußisch-französischen Kriege“ fiel. Er sei, obwol zu hart bestraft, doch kein Märtyrer der deutschen Freiheit gewesen. Was der Verf. Bd. 1, S. 103, über die Rechtmäßigkeit des Verfahrens gegen die Reichsritter-schaft sagt, möchte den Betheiligten damals wenig überzeugend vorgekommen sein.

Eigenthümlich ist dem Verf. die Ansicht (I, 217), daß die Verfassung von 1808 wirklich ins Leben getreten sei. Die gegentheilige Ansicht wird ziemlich stark eine „alberne“ genannt und gefragt, ob wegen einer einzigen Bestimmung (Zusammen-berufung der Stände), die nicht so genau erfüllt werden konnte und an einer wahrhaft constitutionellen Verfassung „auch nicht immer das Wesentlichste“ ist (?), das Ganze nie gelebt haben sollte; als ob ein Mensch, dem ein Glied des Körpers mangelte, nicht dennoch leben könne? Zehn Jahre lang hätten sich ja der Staat und die Unterthanen genau dem Buchstaben dieser Bestimmungen fügen müssen.

Neben den innern Einrichtungen wird vorzüglich der Krieg besprochen und manche Beschuldigung abgewiesen, die wol den bairischen Waffen gemacht worden ist. Daß bei den tiroler Aufständen und Kämpfen lange verweilt wird, möchte die Sache mit sich bringen; ob aber auch grade die Thätigkeit eines da-maligen östreichischen Beamten, jetzigen bairischen Diplomaten so, wie (II, 35, 56) geschehen, hervorgehoben werden mußte? — Die Veruntreuungen des Grafen Reisach werden auf 80,000 Fl. geschätzt (II, 155). Dem Feldherrn Wrede und den bairischen Truppen wird ungetheiltes Lob zu Theil, die Proclamation Wre-de's aber an die bairischen Truppen in Tirol, die sie auffoderte, wieder Menschen zu sein, und der Vorwurf über die versäumte Besetzung des Engpasses von Schlüchtern (1813) nicht erwähnt, obgleich der Heldenkampf bei Hanau sehr umständlich geschildert wird. Die in den Text aufgenommenen Proclamationen und ähnlichen Staatsschriften sind nicht unbekannt, selbst das Schrei-ben Caulaincourt's an Montgelas v. 16. April 1815 steht in Schöll's „Congrès de Vienne. Pièces officielles“ (VI, 274).

Über den Fall des Ministers Montgelas („man betrachtete ihn allgemein als das Werk hochgestellter Personen, mit denen es der Minister in frühern Zeiten verdorben haben sollte“, S. 251) drückt sich der Verf. sehr ruhig und besonnen aus. Wir führen nur folgende gewichtige Stelle an: „Wenige Monate, und der König umgab sich auch (wie mit einem neuen Ministerium) mit einem neuen Staatsrathe; die Bureaukratie sollte sich nun in collegialische Formen auflösen. Wirklich zeigte sich auch bald der bessere Geist in der Staatsverwaltung. Die Nation durfte eine schonendere Behandlung hoffen und die Erleichterung frü-her getragener Lasten erwarten; aber das konnte nur durch die Aufopferung des ein Jahrzehnd hindurch verfolgten Regierungs-princips möglich gemacht werden; man mußte der Tendenz, Baiern im Range einer europäischen Monarchie zu erhalten, entsagen, die Gewalten theilen. Man näherte sich nun der Zeit des Repräsentativsystems.“

Mehre andere merkwürdige Punkte, z. B. (I, 109) über den von München entfernten Lord Drake, über ein Duell des Grafen Wrede mit dem Grafen Düben u. s. w., überlassen wir dem Leser in dem bis auf Unbedeutendes sehr gut geschriebenen Buche selbst nachzulesen. Auffallend war die Sprachform: haschen, statt gefangen nehmen, und es klingt besonders (II, 203) fast komisch: „Napoleon gerieth in Gefahr, g e h a s c h t zu werden.“ 89.

Handbuch der Geschichte der Malerei, von Konstantin dem Großen bis auf die neuere Zeit. Von F r a n z K u g l e r. Erster Band. — Auch u. d. T.: Hand-buch der Geschichte der Malerei in Italien seit Kon-stantin dem Großen. Berlin, Duncker und Humblot. 1837. Gr. 8. 2 Thlr.

Man verdankt dem Prof. Kugler ein so inhaltreiches und ruhig erwägendes Buch: „Über die Polychromie der griechischen Architektur und Sculptur und ihre Grenzen“ (Berlin 1835, 4.), daß eine Schrift, die seinen Namen trägt, schon darum auf die Beachtung der Kunstfreunde rechnen darf. Die vorliegende hat das Verdienst, Ergebnisse eigner Anschauungen mit den gelehr-ten Erforschungen der neuesten Zeit über italienische, besonders ältere Malerei in sehr übersichtlichen Zusammenhang zu bringen und so in bündiger Kürze eine Zusammenstellung zu geben, die gewiß Vielen erwünscht sein wird. Ein Buch von dieser Reich-haltigkeit des Stoffes und dieser Gedrängtheit ist dem Ref. we-nigstens nicht bekannt, der es daher als eine gewiß erwünschte

Hülfe bei eignen Studien, die nicht erlassen werden können, Kunstfreunden und Reisenden empfiehlt.

Schon das ist verdienstlich, daß der Verf. der Geschichte der Entwickelung eine so liebevolle Beachtung schenkt und ihre einzelnen Momente mit sehr richtiger Würdigung hervorhebt, ohne deshalb die Zeiten der Ausbildung zu vernachlässigen. Er hat aus einer reichen, aber keineswegs vollständigen Literatur Das beigebracht, was neuerdings besonders zur Erörterung und Entscheidung gekommen ist, und die Reisenden, welche durch das bequeme Buch sich in ihrem Reisegepäck den bändereichern Lanzi ersetzen wollen, finden das Nöthige beisammen und zu eignen Nachträgen bequeme Abschnitte. Das muß bei einem deutschen Buche sehr gerühmt werden, die häufig bei vielen übrigen Vorzügen so unhandlich eingerichtet sind, ohne Register, Inhaltsverzeichnisse und Abschnitte, daß vielbeschäftigte Leute nur gezwungen an ein solches Buch gehen und gern sich von ihm wie von einem Menschen losmachen, der in der Unterhaltung sein mannichfaches Wissen in einem Flusse, ohne Fall und Wehr dazwischen, hinströmt.

Hat auch die neuere Richtung der Kunst — nach des Ref. Meinung zum Heil der Kunst selbst — die Vorliebe für die Werke der vor-Rafael'schen Periode ermäßigt, so kann doch wahre Einsicht in ihr Wesen und Verdienst nur durch die Vergleichung der Werke jener Zeit erreicht werden, und es sind selbst Entdeckungen noch zu hoffen, die das Gebiet der Kunst selbst, nicht blos das Gebiet der Kunstgeschichte erweitern. Die Entdeckungen E. Förster's zu Padua, wenn es anders Entdeckungen, d. h. Auffindungen eines ungeahnten Schatzes sind, gehören, wie es scheint, in diese Reihe, und Ref. meint, daß es Künstlern und Kunstfreunden, die auf solche Funde ausgehen, lieb und erwünscht sein muß, wenn sie, wie hier, übersichtliches Material beisammen finden, um sich in den einzelnen Gebieten sicher und bald zu orientiren. Erspart ein solches Hülfsbuch nur einen voreiligen Ausruf, ein unbedachtes: Miracolo! so ist es seinen Kaufpreis werth; denn lachen mußte man doch, so sehr man den Astronomen Zach sonst verehren mochte, als die Italiener ihn wegen ein paar Klippeninseln des adriatischen Meeres, die er in seinem Handatlas nicht gefunden und darum als eine hochwichtige Entdeckung pries, mit mancherlei Spässen zurechtwiesen.

Der Verf. hat den einzelnen Hauptabschnitten einleitende Bemerkungen vorausgeschickt, die, auf das Bedeutendste der nachfolgenden Kunstperioden eingehend, ihr Wesentliches auseinandersetzen sollen, aber dabei der einwirkenden äußern Verhältnisse zu wenig gedenken. Eine Geschichte der Malerei scheint dieser Andeutungen nicht entbehren zu können, und der Verf. selbst mag dieses gefühlt haben, da er S. x der Vorrede eine Andeutung nachholt und S. 213 zur Bezeichnung der Rafael'schen Periode einige Worte mit einflicht. Aber wie oft bot sich zu ähnlichen und reichlichern Bemerkungen der Anlaß; ihnen zu Liebe hätten manche Bilderbeschreibungen gekürzt werden können, die ohne graphische Beihülfe doch in keiner Weise genügen, wenn man auch dem Verf. das Talent zugestehen muß, dabei Gewandtheit und Maß entwickelt zu haben.

Vorzüglichen Fleiß hat der Verf. von S. 196—267 der Charakteristik des Rafael und seiner Werke, die er sorgfältig aufzählt, gewidmet, und man wird mit Theilnahme die Freiheit des Urtheils bei großer Verehrung bemerken. Sie bewahrt ihn vor jenem Verloben, das Vielen aus Respect eigenthümlich ist, wenn sie von Rafael'schen Werken zu reden wagen. Eher geht Hr. Kugler auf der andern Seite bis an die Grenze; denn Rafael's Jesaias werden Wenige mit ihm als ein „übertriebenes affectirtes Wesen" (S. 241) zu bezeichnen den Muth, Wenige, wie er, der Farbe in der Messe von Bolsena etwas Rohes, fast Tapetenartiges (S. 225) abgesehen haben. Besonders dankbar werden Kunstfreunde es schätzen, daß hier eine so lichtvolle Zusammenstellung der Rafael zugeschriebenen Madonnen gegeben ist, die er meist mit wenigen Worten unterscheidend bezeichnet und überhaupt jedes der Hauptbilder in dieser Übersicht beachtet. Für alte Kunst hat man Kupferwerke, die graphisch der Geschichte der Kunst zur Hülfe kommen; es wäre zu wünschen, daß in unserer, an abkürzenden Mitteln so reichen Zeit man der neuen Malerei etwas Aehnliches zuwende, und Hrn. Prof. Kugler's Buch gäbe für Italien einen trefflichen Anhalt. Ein Atlas, der die hier erörterten Werke zusammenstellte, würde nichts wesentlich Wichtiges auslassen, und es wäre erwünscht, wenn Hr. Prof. Kugler sein Verdienst dadurch erhöhte, daß er ihn unternähme; denn irren wir nicht, so verbindet er selbst Kunstübung mit ihrer Kenntniß. Es ist zu wünschen, daß der zweite Band, der die Geschichte der außeritalienischen Malerei verheißt, nicht lange auf sich warten lassen und mit dem reichen Materiale, das noch kein Vorgänger paßlich zusammenstellte, nicht allzu kurz sich abfinden möge. Vielleicht drängt hier den Verf. der Stoff selbst mehr auf eine Geschichte, die wir hier eigentlich am wenigsten fanden.*) 81.

Notiz.

Bei dem Lordmayor von London ward neulich eine Beschwerde ganz eigner Art angebracht. Ein Jude, der wegen einer Steuerdefraudation in das Gefängniß von Giltspurstreet gebracht ward, beklagt sich, daß man ihn alle Sonntage zwinge, in der Kapelle dem Gottesdienste nach anglicanischem Ritus beizuwohnen. Der Beschwerdeführer erklärt durch seinen Bevollmächtigten, daß der Aufseher sich taub gegen alle seine Vorstellungen gezeigt und behauptet habe, die eingeführte Ordnung des Gefängnisses sei für Alle gleichförmig; sämmtliche Gefangene, zu welchem Glauben sie sich immerhin bekennen möchten, müßten sich alle Sonntage in die Kapelle begeben; jedem stehe blos das Recht zu, in seinem Innern nach den Vorschriften seiner Religion zu beten.

„Dies ist", sagte der Lordmayor, „das erste Mal, daß ich von Zwang höre, den man gegen einen Juden ausübt, um ihn zu den Ceremonien einer Gottesverehrung zu nöthigen, die mit seinem Glauben nicht übereinstimmt. Wenn eine solche Verfügung wirklich existirt, so ist dieselbe unverträglich mit den liberalen Gesinnungen, die Londons gesammte Bevölkerung beseelen."

Gooch, der erste Kerkermeister, den der Lordmayor requirirt hatte, antwortete: „Was denken Sie? Wollte man auf die Gefangenen hören, so würden alle Juden sein und kein einziger dem von dem ehrwürdigen Boddington gehaltenen Gottesdienste beiwohnen wollen. Die Katholiken würden dieselben Gründe, um loszukommen, geltend machen wie die Juden. Weit einfacher ist es, Alle in die Kapelle zu schicken; das ist eine Sache von einer Stunde oder zweien, und die Wächter haben so lange gute Zeit. Ich frage überdem, ob man uns gestatten würde, das einzige Mittel anzuwenden, um uns zu versichern, ob Einer Jude ist oder nicht."

Da er noch weiter in technische Einzelheiten einging, unterbrach ihn der Lordmayor und sagte: „Wenn der Gefangene ein Jude ist, so muß er gewissenhaft den Sabbath halten, gewisse Gebete zu bestimmten Stunden des Morgens und Abends hersagen, und wenn ihn Diejenigen, die man als Juden kennt, für ihren Glaubensgenossen erklären, so ist kein Grund vorhanden, sein Gewissen zu verletzen. Ich verlange also, daß der Misbrauch, von dem mich die angebrachte Beschwerde in Kenntniß gesetzt, abgeschafft werde."

„Gut", antwortete der Kerkermeister; „nun werden Sie aber sehen, daß unsere irländischen Katholiken sich für Juden ausgeben werden, um Sonnabends nicht arbeiten zu dürfen und Sonntags nichts zu machen." 4.

*) Über den bereits erschienenen zweiten Band dieses Werks berichten wir nächstens. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 291. — 18. October 1837.

Die Symbolik des Traumes, von G. H. v. Schubert. Neue verbesserte und vermehrte Auflage.

(Fortsetzung aus Nr. 290.)

Die Meinung, daß jene Bilder, deren sich die Seele im Traume gleichsam statt der Worte bediene, eine eigenthümliche, vielleicht sogar feststehende, hieroglyphische Bedeutung hätten, ist eine sehr alte und wol ziemlich weit unter den Völkern verbreitete. In einer der ältesten Erzählungen und Deutungen eines Traumes, die wir kennen, bedeutete das Bild der Kühe, dann aber auch jenes der Ähren Zeiträume eines Jahres; die Zahl der Tage war jedem der zwei Träumer im Gefängniß, durch die Zahl von solchen Gegenständen bezeichnet, welche sich auf das gewöhnliche Tagewerk eines Jeden von Beiden bezogen. Nicht selten scheint es, als wenn der Wahl der Bilder, womit die träumende Seele gewisse Dinge bezeichnet, eine Art von Witz zu Grunde läge, der von tiefem Sinne ist. So sind wol körperliche Schmerzen und überhaupt äußere Leiden in mehrfachem Sinne mit einem Wasser zu vergleichen, das zwar zuweilen bis an die Seele geht, das aber auch gleich dem äußerlichen Wasser reinigend wirkt und stärkend. So sollte nach unsern alten Oneiromantien Weinen und Betrübtsein im Traume öfters eine nahe sinnliche Lust und Freude, dagegen Lustigsein im Traume bei vielen Menschen ein nahes äußerliches Leiden vorausbedeuten. Jedoch müssen wir uns hüten, jenes räthselhafte Organ in unserm Innern, was im Traumzustande vorzüglich thätig ist, für besser zu halten, als es wirklich ist. Allerdings weiß es über Das, was das Morgen und überhaupt das Künftige betrifft, sehr wohl Bescheid und spricht dieses, so oft es der geschäftige Geist zum Worte kommen läßt, unverhohlen aus; aber wir dürfen nicht vergessen, daß es eins ist mit Dem, was der eigentliche Sitz unserer Neigungen und Begierden ist und was die Schrift Herz des Menschen nennt. Selbst im Traume zeigt es sich gar oft in seiner eigentlichen Natur, und wie überhaupt gar viele Menschen sich im Traume von einer andern, schlimmern Seite kennen lernen, als die ist, welche sie im wachen Zustande zur Schau tragen, wie die scheinbar Sanften im Traume aufbrausend, zornig, ja grausam sind u. s. w., so scheint überhaupt die träumende Natur in uns ursprünglich keine große Freundin von jenem Lichte von oben, vor welchem alle nächtlichen Schatten schwinden. Gar wohl kann es indeß auch geschehen und ist es auch oft geschehen, daß die Seele, welche ihrer ganzen Natur nach nur bestimmt ist, der Spiegel einer höhern, mächtigern, über ihr stehenden geistigen Ordnung zu sein, auch im Traume Strahlen von oben empfängt. Gewisse Seelen wissen selbst hierin den Unterschied genau zwischen Dem, was der Traum aus dem engen, Täuschungen unterworfenen Kreise der Menschennatur entlehnte, und was er von oben empfängt. Überhaupt ist im Traume mehr und mehr jener Theil unsers Selbst, welchen wir zum Unterschiede von dem Geist Seele nennen, vorherrschend und auf seine ihm eigenthümliche Weise thätig, während hierbei der Geist ein mehr oder minder passiver Zuschauer bleibt, welcher der aus und nach eignem Triebe thätigen Seele diesmal nur in ihrem um so leichtern, kräftigern Gange folgt, nicht ihr wie im Wachen Gesetze und Bewegung gibt. Geschieht es deshalb, daß eine im Sonnenlichte von oben gesund und stark gewordene Seele auch aus eignem Antriebe im Traum ihre Richtung nach oben nimmt, so trägt sie den Geist, durch dessen wachen Einfluß ihre Kräfte sonst gehemmt und gebunden sind, auf ihren freigewordenen Schwingen mit empor, und der Geist genießt alsdann einen Vorschmack von jenem ihm künftigen Zustande, wo der Grund jenes beständigen Kampfes, jenes gegenseitigen Widerstrebens und wechselseitigen Beschränkens zwischen ihm und der ihm zugeordneten Natur gänzlich gehoben und nicht mehr sein, und Das, was ihn hier beständig nach unten zog, zur kräftigen Schwinge nach oben geworden sein wird.

Dies ist ungefähr eine gedrängte Darstellung der Ansicht unsers Verf. vom Traume; einer Ansicht, der viel Wahres zum Grunde liegt, welche aber das eigentliche Wesen dieses sonderbaren Seelenzustandes noch keineswegs erschöpft. Allerdings spricht die Seele im Traume eine andere Sprache als im Wachen, allein Das, was aus ihr spricht, ist doch nur die productive Einbildungskraft, die, wenn ihr der Wille anders freies Geleite verstattet, im Wachen ebenso sonderbare Gestalten und wunderbare Sprünge zu erzeugen vermag als im Traume. Die nächste Veranlassung zur Entstehung dieser sonderbaren und eigenthümlichen Bildungen liegt wol darin, daß die Seele im Schlafe die ihr durch das Medium des Körpers zu-

kommenden Eindrücke anders percipirt als im Wachen. Gehen wir hier nur von den einfachsten Träumen, deren Entstehung in einer physischen Ursache begründet ist, aus, so finden wir zwar, daß der physische Eindruck eine verwandte Vorstellung in der Seele erweckt, aber nicht die rechte. So z. B. erweckt das Liegen auf dem Rücken, wobei der Rückfluß des Blutes vom Gehirn erschwert und das Gefühl der körperlichen Beängstigung erzeugt wird, die Vorstellung von einem Thiere oder von einem Ungeheuer, das sich über unsere Brust hingelegt hat; die Anhäufung des Samens die Vorstellung eines geliebten Gegenstandes. So erhob sich, nach Nudow, ein Schlafender, der mit dem Kopfe an der Wand lehnte, und dem ein Anderer mittels eines Schwammes Wasser in den offenen Mund tröpfelte, anfangs nur ein wenig, nach und nach immer mehr, und zuletzt bewegte er die Glieder so, als ob er schwimmen wollte, bis er erwachte. Die Schöpfung des Traumes bildet sich hier offenbar aus einer falschen Perception des Sinneneindrucks heraus, und die allzeit geschäftige Einbildungskraft schmückt die von der Seele als wahr angenommene, obgleich unrichtige Vorstellung weiter aus. Auf ähnliche Weise entstehen nun aber auch Träume nicht allein von physischen, sondern auch von innern Eindrücken, namentlich durch Vermittelung des Gedächtnisses. Jene Traumsprache gründet sich daher nicht, wie aus der Darstellung des Verf. hervorzugehen scheint, auf ein eignes Vermögen unserer Seele, was von dem im Wachen verschieden ist, sondern es ist dieselbe productive Einbildungskraft, wie sie auch im letztern Zustande erscheint, nur mit dem Unterschiede, daß im Schlafe die Urtheilskraft nicht wie im Wachen mit derselben Klarheit über die empfangenen Sinneseindrücke richtet und der Wille die daraus hervorgehenden Vorstellungen nicht mit gleicher Kraft leitet und beherrscht, während zugleich jene Sinneseindrücke selbst im Schlafe weniger lebhaft, getrübter sind als im Wachen. Aber auch die höhern Seelenkräfte wirken oft noch im Traume fort. Die sinnlichen Ereignisse treten oft, wie schon Burdach richtig bemerkt, in ihrem natürlichen Zusammenhange als fortlaufende Begebenheiten auf, wie sie der Verstand geordnet hat. Wir fassen die Traumerscheinungen in ihren Beziehungen zu uns mit Bewußtsein auf, schämen uns, wenn irgend eine Schwäche von uns offenbar wird, betrüben uns über die Krankheit einer geliebten Person, fühlen den Schmerz einer Wunde, wovon wir träumen. Wir halten im Traume verständige Reden, urtheilen, ob die Begebenheiten uns gefallen oder nicht, ob die Handlungen recht oder unrecht sind, wir begehren, fassen nach Maßgabe der Umstände zweckmäßige Entschlüsse und führen sie aus. Ja, auch abstracte Gegenstände liegen nicht außerhalb der Sphäre des Traumes. Wir haben Beispiele, daß im Traume Gedichte verfertigt, mathematische Aufgaben gelöst worden sind u. s. w. Aus alle diesem geht demnach als Resultat hervor, daß im Traume dieselben Seelenkräfte thätig sind als im Wachen; auch der Geist, der dem Verf. zufolge im Wachen die Herrschaft führt, im Schlafe aber die Zügel fallen läßt und dadurch der Seele gestattet, wie der Nachtfalter ihre nächtlichen Wanderungen zu beginnen, ist dabei keineswegs immer unthätig. Allerdings gibt es Träume, die sich nicht aus den Wirkungen unserer gewöhnlichen Seelenthätigkeiten erklären lassen; es sind diejenigen, welche über die gewöhnlichen Grenzen von Raum und Zeit hinausreichen, wo uns Gegenstände, die kein äußerer Sinn im Wachen erreicht, nahe vor die Seele treten und zukünftige Dinge uns offenbar werden. Sonderbarerweise sind es nicht allein wichtige Ereignisse, die in solchen Träumen sich uns im Voraus verkündigen, sondern auch unbedeutende, unwichtige Dinge, bei denen es ganz gleichgültig ist, ob wir sie vorher wissen oder nicht. Es träumt uns z. B. von einem *Menschen*, an den wir Jahre lang nicht dachten und der für uns weiter kein Interesse hat: und siehe da, *am folgenden* Tage treffen wir unerwärtet mit ihm zusammen. Man nimmt gewöhnlich an, daß bei dergleichen divinatorischen Träumen die Seele freier von ihren organischen Banden sei, sich in dem Maße, als der denkende Verstand zurücktrite, selbständiger entwickele. Auch unser Verf. läßt sie aus eignem Antriebe ihre Richtung nach oben nehmen und sogar den Geist auf ihren frei gewordenen Schwingen mit emportragen. Allein irren wir *nicht*, *so liegt* das Vermögen, entfernte und *zukünftige Dinge zu schauen*, gar nicht in dem Bereich *unserer Seele*, sondern in einer Erhöhung und Erweiterung unsers Gemeingefühls. Es ist ein organisches Vermögen wie das, welches den Zugvogel nach Monaten wieder sein altes Nest und den Hund durch meilenweite Räume die Spur seines Herrn finden läßt. Aus allen unsern verschiedenen Seelenkräften, Gedächtniß, Willenskraft, Beurtheilungskraft u. s. w., läßt sich ein solches Vermögen nicht ableiten; es tritt selbständig für sich auf, und scheint entweder ein uns noch anhängendes Rudiment aus einer niederern Ordnung organischer Wesen, oder eine Anticipation aus einer höhern zu sein. Auf einer höhern Stufe der Ausbildung erscheint uns dieses Vermögen in den Phänomenen des Somnambulismus, von dem der Traum überhaupt nur *ein* Zwillingsbruder zu sein scheint; denn die *Erfahrung* lehrt, daß Erinnerungen aus jenem Zustande in *diesen* und durch ihn in den wachen Zustand übergehen können, aber nicht direct aus dem somnambulen Zustande in den wachen. Im somnambulen Zustande tritt dieses Schauen in die entferntesten Räume, dieses Vorauswissen von Ereignissen, die da kommen sollen, in einem Grade auf, der uns oft in das höchste Erstaunen versetzt. Personen, die mit diesem Vermögen begabt sind, wissen selbst nicht, wie sie dazu kommen, wol aber, daß es ein von der gewöhnlichen Perception durch die Sinne oder durch die Seelenkräfte, deren sie sich gewöhnlich im Wachen bedienen, verschiedenes Vermögen ist. Sie bezeichnen es als ein inneres Wissen, ein instinctartiges Wahrnehmen, von dem sich kein Grund angeben läßt. Die Schranken, welche Raum und Zeit im Laufe des wachen Lebens zwischen Orten und Begebenheiten bilden, scheinen dabei ganz zu verschwinden, die Somnambule in einen nähern Rapport mit der ganzen Natur und mit Allem, was früher ge-

wesen und noch künftig geschehen wird, zu treten; ein Rapport, der auf einen innern Zusammenhang aller Organismen hinweist, wie er schon durch die gleiche Zahl der Geschlechter auf der Erde sowie durch das constante Verhältniß der Menschenmenge bei verschiedenen Ab- und Zunahmen in verschiedenen Erdstrichen angedeutet wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Vaterländische Sagen, Legenden und Märchen. Mitgetheilt von Emanuel Straube. Wien, Beck. 1837. 8. 16 Gr.

Nicht blos Slawen, von der mährisch-böhmischen Landsmannschaft, treten hier auf, auch Sagen aus Wien kommen an die Reihe und dem Fürst von den Sudeten wird sein Recht gethan; er ist ein jovialer, etwas schadenfroher Humoristiker, kein Dummkopf, den jeder Naseweiß zu prellen vermag. Das Sagenhafte herrscht vor, das einzig reine Märchen hat die böse Stiefmutter; die mit bestimmtem Schauplatz werden freilich dort, wo sie heimisch sind, am meisten behagen, aber auch für Norddeutsche ansprechend sein.

2. Hamburger Bilder. Wirklichkeit im romantischen Gewande. Dargestellt von Heinrich Smidt. Dritter Band. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1837. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Aehnlich denen in den frühern Bänden, gefallen diese „Bilder" durch Mannichfaltigkeit, lebhafte Färbung und Gedrängtheit.

3. Die Eroberung von Jerusalem, von Wilhelm Robert Heller. Der Novellen erster Band. Dresden und Leipzig, Arnold. 1837. 8. 2 Thlr.

Der historische Theil des Buchs, die Eroberung von Jerusalem unter dem Oberbefehl des nachmaligen Kaisers Titus, ist aus Josephus und andern Geschichtschreibern gezogen; den Roman macht die Liebschaft eines römischen Quästors mit einer jüdischen Jungfrau aus, bei welcher ein verschmitzter jüdischer Diener beiräthig ist. Bei aller Schelmerei, doch ein treuer Diener seines Herrn, befreit er nicht allein das Mädchen aus den Banden, in denen sie der schändliche Häuptling Simon hält, sondern auch ihre Ältern befreit er und bringt sie sicher aus der belagerten Stadt, in die man gleich mittenhinein versetzt wird, sodaß keine Perspective für eine An- und Aussicht möglich ist, und man die Geschichte dieser Belagerung mit kleinen Abänderungen so ziemlich auf alle übrigen aus der Zeit vor Erfindung des Pulvers übertragen könnte. Wo das allgemein Menschliche, man möchte sagen, Thierische eintritt, wo Hunger, Feuer und Seuchen wüthen, da hört das Volksthümliche auf; es wäre thöricht, es hier mehr als blos angedeutet zu suchen.

4. Vermischte Schriften von Eduard Gehe. Dritter Theil. Die Gründung von Charlottenburg, historische Novelle. Das Gastmahl zu Rudolstadt, Drama. Gedichte verschiedenen Inhalts. Bunzlau, Appun. 1837. 8. 18 Gr.

Das Gastmahl, das die heroische Katharine von Schwarzburg dem berüchtigten Alba reicht, und durch ihre Entschlossenheit ihn nöthigt die Frevel seiner Soldateska in dem Lande einzustellen, das sie als Vormünderin verwaltet, ist hier nur ein Anhang, sowie die kleinen Gedichte es noch mehr sind. Die volle Liebe ist auf die allerliebste Novelle gerichtet, bei der abermals die Mythe des Pygmalion sich wiederholt, uns zu Nutzen. Und wer hindert uns denn, zu glauben, daß die wirkliche Sophie Charlotte, die erste Königin von Preußen, nicht ebenso geistreich, so liebenswürdig und einsichtig gewesen als das Gebild des Dichters. Der Hauptunterschied besteht am Ende nur in der Form des Ausdrucks, und da nachzuhelfen, wo die Zeit sich unbeholfen und schwerfällig ausdrückte, muß ja doch dem Schriftsteller erlaubt sein. Nächst der anmuthigen Heldin lernen wir das Hof- und Stadtleben, den Geschmack jener Tage, die Vergnügungen von damals kennen, besonders die theatralischen. Der kleine Gottsched zeigt schon völlig den dereinstigen Mann, Thomasius, Hermann Francke werden im Fluge vorgeführt, Leibnitz tritt in der ganzen Würde seines Wissens und seiner Persönlichkeit auf; und doch weicht allein bei ihm die Meinung des Referenten von der des Autors ab, in Dem, was er über die Elbgegenden sagt, die er mit dem unpassenden Namen: Schweiz, belegt, der in der Folge so oft zur Polemik auffoderte und gegen die herrlichen Felsenpartien ungerecht macht. Zwar war den Gegenden im meißner Hochgebirge zu Leibnitz's Zeit noch nicht das Charakteristische der wilden Felsenlandschaft, den heimlichen Gründen ihr Reiz durch allerlei Ankünstlungen und Bequemlichkeiten genommen; aber sollte der edle Forscher, der sinnende Naturfreund das Bezeichnende der Schweiz in jenen köstlichen Thälern und abenteuerlichen Sandsteinformationen gefunden haben, die an sich schön und romantisch genug, nur keine Alpen und was damit zusammenhängt, sind?

5. O. T. Roman von H. C. Andersen. Aus dem Dänischen von W. C. Christiani. Zwei Theile. Leipzig, Kummer. 1837. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Wäre der Übersetzer doch der Originalautor, unsere deutsche Literatur besäße dann einen vorzüglichen Schriftsteller mehr. Freilich würde der Deutsche schwerlich die dänische Volksthümlichkeit so genau uns dargestellt haben wie der Däne selbst; jener hätte sich an die Ähnlichkeit beider Völker gehalten und die feinen Unterschiede kaum bemerkt, die jetzt uns deutlich sind, just weil der Verf. sich an die Wirklichkeit hielt und es ihm nicht einfiel, Vergleichungen zu machen. Er läßt uns in den hübschen Gemälden von Landschaften, eignen Gebräuchen, Festen und dergleichen bildern, erzählt wol auch eine Sage, führt uns kopenhagener Studenten vor, die neben dem allgemeinen, noch einen besondern Comment haben; bei aller Realität sind die Hauptfiguren durch den Hauch des Idealen zu dichterischen Geburten geworden. Die komischen Personen erregen Lächeln, leise spielt die Ironie in Verhältnisse und Charaktere, wie bei dem Ehebündniß des hochgebildeten Fräuleins mit dem trivialen Landjunker. Die Fabel erhält die Spannung, die Gespräche sind wirklich solche, nicht, wie es oft geschieht, Monologen des Autors; kurz, man hat im Einzelnen wie im Ganzen Ursache, zufrieden zu sein. Allenfalls ließe sich wünschen, daß der Übersetzer auf Kritiken über dänische Dichter Bezügliches, die im Auslande wenig bekannt sind, weggelassen oder ausführlicher erläutert hätte.

6. Der Nachtwandler. Eine Novelle von Wilhelm Angelstern. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1837. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Der Nachtwandler endet bei einer seiner gefährlichen Wanderungen, von der ihn Freundeshand zurückhalten will. Für den Zerrissenen, der bald Freigeist, bald Schwärmer ist, ist der schnelle, wenn auch den Umständen nach schreckliche Tod Wohlthat. Das Unbefriedigte in seiner Natur geht auch auf die Leser über, es nicht gleich herauszufinden, was in seinen geistvollen, scharfsinnigen Bemerkungen künstliche Fechterstreiche der Dialektik gewandter Sophisten, was Wahrheiten sind, auf die sich bauen läßt. Dies Schwanken in den Begriffen verstimmt, die feststehenden Naturen erregen wenig Theilnahme, und so könnte es sich zutragen, daß Romane von geringerm Werth als dieser ihm vorgezogen werden, weil sie nicht in den Fall setzen, das Falsche für das ewig Wahre zu halten.

7. Stiefvater und Stiefsohn. Eine romantische Erzählung von August Werg. Berlin, Lüderitz. 1837. 8. 1 Thlr.

Ein boshafter Stiefvater bringt den trefflichen Sohn um Habe, Ehre, Braut, drängt ihn ins Kloster, wo er die raffinirtesten Grausamkeiten erfährt, bis ein echter Diener des Herrn die Ränke durchschaut und zerstört und ihn in das Hospiz auf den St.-Gotthard versetzt. Hier rettet er dem Kinde des Stiefvaters das Leben, wodurch dieser zur Reue getrieben wird; der Unglückliche findet bald darauf Ruhe im Grabe, und die Geschichte ist aus.

8. Die neue Psyche. Novelle von Ernst von Brunnow. Bunzlau, Appun. 1837. 8. 1 Thlr.

Der junge Landschaftsmaler kann sich freilich nicht dem reizenden Gärtnermädchen aus Tivoli gegenüber unsichtbar machen, dagegen umgibt er sich mit geheimnißvollem Dunkel über seinen Namen, Vaterland und Verhältnisse. Psyche die jüngere, durch neidische Schwestern, beschränkte und schlechte Ältern aufgehetzt, argwöhnt in ihm einen Carbonaro, nimmt auf der Verwandten Geheiß ihm die Brieftasche, bei deren Zurückgabe untersucht sie den Dolch, auf dem sie nicht den Wahlspruch der Carbonari, sondern ihren, Giulietta's, Namen findet. Sie verwundet damit den Schlafenden, der in Ermangelung der Flügel sich mit dem bloßen Zürnen begnügt. Sein Olymp, der den Wegeilenden aufnimmt, ist ein römisches Gefängniß, das jedoch sich ihm bald eröffnet; er geht nach Deutschland zurück, wohin die arme Psyche nach manchen Irrfahrten auch wandert und bei einer wohlwollenden schwesterlichen Beschützerin ihrem Amor begegnet, um auf immer sich mit ihm zu verbinden. Wäre die Geschichte minder gut erzählt, man würde einige Unwahrscheinlichkeiten darin entdecken. Außerdem wird recht sinnig die Mythe der Psyche in ihrer esoterischen und exoterischen Bedeutung vorgetragen und aus dem Apulejus Alles ausgeschieden, was der verderbte Geschmack der Römer seiner Zeit, die nur der Sinnenlust fröhnten, Unzüchtiges, Fremdes hineinlegte. Die Gespräche, welche diese Auffassung herbeiführen, gehören zu den lehrreichsten, anziehendsten Stellen in der wohlgelungenen Novelle.

9. Erzählungen von Friedrich Jacobs. Siebentes Bändchen. Leipzig, Dyk. 1837. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Will man bei unsern Nachbarn jenseit der Vogesen das festgewurzelte Vorurtheil mit Erfolg leckern, daß ein deutscher Gelehrter und ein geschmackloser Pedant gleichbedeutend seien, so darf man ihnen nur den Namen Jacobs vorhalten, und sie werden eingestehen müssen, daß die Grazien, der gute Geschmack, die den liebenswürdigen Greis im geselligen Leben begleiten, auch am Schreibtisch nicht ausbleiben, und daß man gar nicht merke, wie hochgelahrt der anmuthige Erzähler sei. Die vorliegenden leichten Erzeugnisse seines schönen Talents geben einen erfreulichen Beweis jener Meinung. Sie beschreiben mit Lebendigkeit, die Heiterkeit ist unbefangen und der Ernst zeigt sich würdig und tief empfunden. Wie schön ist die Entschuldigung des Klosterlebens, das mit den nothwendig bedingten, gar nicht unerreichbaren Modificationen, sowie es hier angegeben ist, auch für unsere Zeiten nicht ein Unding wäre. Protestantische Eiferer dürften hier und da eine Vorliebe für den Katholicismus riechen; wir, die nicht zu dieser Secte gehören, spüren keinen Nazarenismus, vielmehr glauben wir, daß diese zu deutenden Stellen, an dem Orte, wo sie stehen, ganz im Zusammenhange und nur von Befangenen miszudeuten sind.

10. Diana. Wahrheit und Dichtung von F. C. Christen. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1836. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Ein Bösewicht ersten Wassers, Aufwiegler, Bandit, Räuber, und wer weiß noch was alles Ruchloses, hüllt sich in geheimnißvolles Dunkel, das jedoch hell genug ist, seine Schandthaten zu sehen, und stürzt Alle, die mit ihm in Berührung kommen, ins Unglück. Obgleich besser geschrieben, erinnert „Diana" doch an die verschollenen Räubergeschichten des vorigen Jahrhunderts. Die Erzählung ist nicht geendigt; vielleicht wäre es besser, wenn sie auch nicht angefangen worden. 29.

Notizen.

Betrachtungen über die See.

„Die durchschnittliche Tiefe der See", sagt das „Quarterly review", „ist von vier zu fünf englischen Meilen. (Wahrscheinlich ist hier das Weltmeer im eigentlichsten Sinne gemeint.) Wenn die in dieser Tiefe befindlichen Wasser sich nur um ein Viertheil vermehrten, so würden sie die ganze Erde überströmen, mit Ausnahme einiger Hochgebirge. Wenn die Wassermasse des Oceans nur um ein Achttheil stiege, so würden schon beträchtliche Stücken des gegenwärtigen Festlandes aufhören Land zu sein und die Jahreszeiten auf der ganzen Erdoberfläche eine Veränderung erleiden. Die Ausdünstung würde sich so gewaltig mehren, daß es unaufhörlich regnen würde, und diese Regengüsse würden die ganze Vegetation zerstören. Wollte man im Gegentheil annehmen, daß sich die Wassermasse des Oceans um ein gleiches Quantum verminderte, so würden der Maranhon, der Missisippi, diese Meere unter den Flüssen, zu unbeträchtlichen Bächen werden; die kleinern Gewässer würden ganz verschwinden; die Atmosphäre würde ihr nöthiges Bedürfniß von Feuchtigkeit nicht mehr aufbringen; die ganze Natur würde eine Einöde und Wüste werden; die Vögel würden, unfähig sich auf ihrem Gefieder zu erhalten, zur Erde herabfallen; die andern Thiere würden auf dem dürren, lechzenden Boden umkommen, und der Mensch, das Meisterstück der Schöpfung, selbst würde verdorren und verschmachten wie das Gras zu seinen Füßen."

Napier in dem „Peninsular war" erzählt folgenden Zug echt französischer Ritterlichkeit. In einem der Cavaleriegefechte, die zwischen den Truppen Wellington's und Marmont's im September 1811 vorfielen, war ein französischer Offizier eben in Begriff, den Lieutenant Felton Harvey vom 14. Dragonerregiment auf das heftigste mit dem Säbel anzugreifen, als er bemerkte, daß dieser Offizier nur einen Arm hatte. Auf der Stelle wandte der Franzose sein Pferd, und indem er die schon zum Garaus erhobene Klinge nunmehr zum ehrerbietigen Salutiren senkte, sprengte er davon, um sich einen Gegner mit zwei Armen zu suchen. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 292. —— 19. October 1837.

Die Symbolik des Traumes, von G. H. v. Schubert. Neue verbesserte und vermehrte Auflage.

(Fortsetzung aus Nr. 291.)

Obwol dieses Vermögen, entfernte Gegenstände zu sehen und das Zukünftige vorherzuwissen, in Vergleich mit unserer geistigen Thätigkeit im wachen Zustande höher zu stehen scheint als diese, so ist dies doch nur scheinbar. Als eine nur höher gesteigerte Sinnesthätigkeit und erweitertes Gemeingefühl, würde es auch für die Somnambulen keinen weitern Nutzen haben, wenn es nicht den höhern Geistesthätigkeiten dienstbar wäre und von diesen weiter benutzt würde. Wir glauben daher auch nicht mit dem Verf., daß ihm Strahlen von oben zu Theil werden können. Für diese ist nur der Geist das geeignete Organ, und wenn es den Anschein hat, als wenn im somnambulen oder im Traumzustande sich höhere Eingebungen kund geben, so treffen diese immer nur die geistige Seite, nicht aber ein blos sinnliches Vermögen, wie weit auch dieses die Sphäre der gewöhnlichen Sinnenthätigkeit an Kraft und Schärfe übertreffen möge. Im somnambulen Zustande wie im Traume wirken nach unserer obigen Voraussetzung neben jener gesteigerten Sinnesthätigkeit die höhern Geisteskräfte fort, oder sind wenigstens nicht in einem so unthätigen Zustande, daß sie nicht auf angemessene Erregung zur Thätigkeit erweckt werden könnten; wir müssen daher wohl unterscheiden, was auf Rechnung der einen oder der andern zu setzen ist. Geistiges Schauen ist etwas Anderes als blos sinnliches Erkennen, beide können sich aber auch im somnambulen und Traumzustande vereinigen; Das, was eine höhere Eingebung scheint, kann daher auch bloße Äußerung unserer geistigen Thätigkeit sein, als solche unterliegt es aber auch dem Irrthum so gut als jene gesteigerte Sinnesthätigkeit.

Von dieser Seite betrachtet, können wir denn auch den Träumen keine besondere Bedeutung für unsere geistige und moralische Existenz zugestehen. Höchstens können wir sie mit Schiller für Warnungsstimmen erklären, ähnlich dem Instinct, der manche Thiere vor einem bevorstehenden Erdbeben mahnt, die unsichere Stelle, auf der sie sich befinden, mit einer andern zu vertauschen. Auf die Frage:

Wie? glaubst du nicht, daß eine Warnungsstimme
In Träumen vorbedeutend zu uns spricht?

antwortet Wallenstein:

Dergleichen Stimmen gibt's, es ist kein Zweifel;
Doch Warnungsstimmen möcht' ich sie nicht nennen,
Die nur das Unvermeidliche verkünden.
Wie sich der Sonne Scheinbild in dem Dunstkreis
Malt, eh' sie kommt, so schreiten auch den großen
Geschicken ihre Geister schon voran,
Und in dem Heute wandelt schon das Morgen.

Dergleichen Träume, welche vor einer bevorstehenden Gefahr abmahnen, gibt es viele. Ref. erlaubt sich hier einige aus seiner Erfahrung einzuschalten. Ein junger Mann hört sich im Schlafe mehre Male bei seinem Namen: Christian! Christian! rufen. Er steht auf, geht in die an sein Schlafgemach stoßende Stube, wo seine Großmutter und seine Schwester schlafen, weil er glaubt, die Erstere habe ihn gerufen. Er findet Beide schlafend. Auf sein Zurufen erwacht die Erstere, versichert aber, ihn nicht bei seinem Namen gerufen zu haben. Die Andere schläft so fest, daß er sie nicht erwecken kann. Er legt sich daher wieder zu Bette und schläft wieder ein. Indessen steht aber die noch wach gebliebene Großmutter auf, um ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen, verläßt das Zimmer, und als sie die Treppe nach dem obern Stock des Hauses hinaufgeht, kommt ihr eine dichte Rauchwolke entgegen. Sie weckt eilig ihren Sohn, durch dessen Hülfe nun eine beginnende Feuersbrunst unterdrückt wird, die binnen einer halben Stunde unfehlbar das ganze Haus in Asche gelegt haben würde.

Einer Frau, die ihren Säugling mit in ihr Bette genommen hatte, träumt, sie befinde sich in einer großen Gesellschaft. Eine der anwesenden Frauen ruft ihr mit ängstlicher Stimme zu: Aber, liebe N., retten Sie doch Ihr Kind! Sehen Sie denn nicht, daß es in der größten Gefahr schwebt? Über diesen ängstlichen Zuruf erwacht die Frau und findet zu ihrem großen Schrecken, daß sie ihren Säugling, ohne es zu wissen, so in die Bettdecke hineingewickelt hat, daß er dem Ersticken nahe ist.

Sonderbar ist es, daß wir uns diese Warnungsstimme des Traumes in vielen Fällen nicht zu Nutze machen können, weil wir ihre hieroglyphischen Bilder nicht zu deuten wissen; denn daß der Traum zuweilen statt der Worte sich der Bilder bedient, und daß diese Bilder in manchen Fällen etwas davon sehr Verschiedenes, ja scheinbar ganz Entgegengesetztes bezeichnen, darüber sind wir mit unserm Verf. einverstanden. Auch der eigenthümliche Witz des

Traumes hat sich uns durch mehrfache Erfahrung bestätigt. Ref. träumte einmal, er befinde sich in einer Kirche, die eben einstürzen wollte, und war sehr beängstigt um seine liebe Frau, die er der Gefahr entziehen wollte. Als er dieser am andern Morgen seinen beunruhigenden Traum erzählte, erwiderte sie, daß es ihr sonderbarerweise auch von einer Kirche geträumt habe, aber sie habe sich nicht in der Kirche, sondern außerhalb derselben befunden. Noch an demselben Tage bekam Ref. den ihm ganz unerwarteten Auftrag, nach Kirchheim zu reisen; ein Auftrag, der für ihn manche höchst unangenehme Ereignisse zur Folge hatte und insbesondere dadurch sehr peinigend für ihn wurde, daß indessen seine zurückgelassene Frau zu Hause erkrankte und ihn dadurch in große Besorgniß versetzte.

Bekanntlich waren unsere Alten in der Deutung solcher hieroglyphischen Träume sehr geschickt, und noch jetzt cursiren unter dem Volke Traumbücher, die auf jene Auslegungen basirt sind und zum Theil dem Aberglauben und der Leichtgläubigkeit in die Hände arbeiten. Indessen dürfte es sich doch wol der Mühe verlohnen, das älteste Traumbuch, welches wir besitzen, des Artemidorus Daldianus „Oneirocritica" nämlich, einer genauen Durchsicht und Kritik zu unterwerfen, um die darin etwa verborgenen Goldkörner ans Tageslicht zu fördern. Ref., dem es bis jetzt nicht vergönnt gewesen ist, sich in Besitz dieses Buches zu setzen, sollte doch meinen, es lasse sich von der scharfen Beobachtungsgabe der Alten einiger Gewinn für diesen Zweig der Psychologie erwarten.

Der Witz des Traumes scheint sich zuweilen noch auf andere Weise geltend und sich gleichsam die Freude zu machen, den Träumenden durch ängstliche Vorstellungen zu necken und zu quälen. Es gibt dergleichen Träume, die sehr bedeutungsvoll zu sein scheinen, sich tief in das Gedächtniß des Träumenden einprägen und doch am Ende als eine leere Seifenblase erscheinen. Auch davon sind Ref. einige Beispiele bekannt, die er seinen Lesern nicht vorenthalten will, um sie nicht zu eiteln Träumereien über den Traum zu verleiten und zu veranlassen, mehr Gewicht auf diese Schattenbilder zu legen, als sie verdienen.

Einem schon ziemlich bejahrten Manne erschien im Traume eine geisterhafte Gestalt, die ihm gebieterisch den Tod ankündigte und ihn zugleich ermahnte, sich, wie es einem Christen gezieme, auf sein letztes Stündlein vorzubereiten. Der Mann ergab sich in sein Schicksal und fragte demüthig, wann er sterben werde. Da rief ihm der Geist mit vernehmlicher, grauenhafter Stimme in das Ohr: Konraditag! (Der Mann hieß mit seinem Vornamen Konrad.) Er erwachte und dachte nun natürlich nichts gewisser, als daß sein nächster Namenstag auch sein Sterbetag sein werde. Aber die Vorsehung hatte es anders bestimmt, er lebte noch mehre Jahre nach diesem verhängnißvollen Traume und starb — nicht am Konradstage.

Der zweite hierher gehörende Traum betrifft einen bekannten und berühmten Arzt und Physiker, aus dessen Munde ihn Ref. selbst vernommen hat. Ihm träumte, er befinde sich auf dem Kirchhofe seiner Vaterstadt und besehe sich die Gräber und ihre Inschriften. Auf dieser Wanderung begriffen, kommt er zu einem Grabe, auf dessen Leichenstein mit deutlicher Schrift geschrieben steht: „Hier liegt Fr. H. (sein eigner Name), geb. den 5. Jan. 1764 (sein wirklicher Geburtstag), gest. den 12. März 1807." Nach dem Erwachen zeichnete sich H. diesen seinen vermeintlichen Todestag auf, und obschon er ein Mann von großer Stärke des Geistes war und sich nie schwärmerischen, am wenigsten aber abergläubischen Ideen und Vorstellungen hingab, so hatte doch der Traum einen so tiefen Eindruck in seiner Seele zurückgelassen, daß er nicht ohne innere Unruhe an den bedeutungsvollen 12. März denken konnte. Aber er überlebte nicht allein diesen Tag, sondern starb erst viele Jahre nachher.

Was sollen diese Träume? möchte man fragen; sind sie uns nur zur Qual gegeben, oder sind sie doch vielleicht versteckte Warnungsstimmen, durch die wir zur größern Aufmerksamkeit und Wachsamkeit über uns selbst, zur Abwendung einer verdeckten Gefahr aufgerufen werden, ohne es selbst zu wissen? sind es Warnungsstimmen, die hier das Vermeidliche verkünden?

Sehr schön ist das Analoge, was zwischen den Bildern des Traumes und der Sprache der Poesie und Offenbarung sowie der uns umgebenden Natur stattfindet, dargestellt. Der Verf. weiß hier sehr geschickt seine geschichtlichen Forschungen in ein wohlgefälliges, poetisches Gewand einzukleiden.

Allerdings beruhen die mannichfaltigen Bildungen der Natur sowie die Erzeugnisse der Poesie gleich dem Traume auf einem bewußtlosen und blinden Triebe, insbesondere stammen die letztern aus der dunkeln Region der Gefühle; dem Gewissen können wir aber diese Quelle nicht anweisen. Ohne es für eine anerzogene Furcht zu halten oder zu glauben, daß der Mensch erst dazu abgerichtet werde, ein solches zu haben, halten wir doch dafür, daß es eines gewissen Grades von Bildung bedürfe, um einzusehen, daß wir überhaupt in einem höhern Verhältnisse, in einem Verbande mit der Gottheit stehen, daß wir uns im Bewußtsein dieser höhern Natur als frei erkennen und im Gefühl dieser Freiheit den Pfad der Tugend oder des Lasters wählen können. Das Gewissen, das Gefühl, vermöge dessen wir uns für irgend eine Handlung zurechnungs- oder unzurechnungsfähig halten, setzt jenes Gefühl der Freiheit voraus. Jenes höhere Verhältniß, in welchem wir mit der Gottheit stehen, ist zwar ein ursprüngliches, wir sind in und mit ihm geboren, aber nicht das Gefühl unserer höhern Natur; wir müssen es uns erst erwerben, damit das Gewissen in uns zur Sprache komme, und wenn in allen Zeitaltern und unter allen Nationen, mitten unter den ungeheuersten Mistönen noch einzelne Töne jener höhern Stimme sich vernehmen ließen, so ist dies eben ein Beweis, daß es immer einzelne von Gott berufene Geister gab, welche die Übrigen an besserer Einsicht übertrafen und das Gefühl ihrer höhern Abkunft in sich ausbildeten. Die

Stimme des Gewissens ist daher ganz etwas Anderes als eine Warnungsstimme, wie sie in nächtlichen Träumen oder in dunkeln Ahnungen zu uns spricht, und wir begreifen nicht, wie sie der Verf. als identisch mit dem prophetischen Dämon betrachten kann, der den Johann Dodd durch eine unwiderstehliche Unruhe antrieb, einen entfernten Freund zu besuchen, der in dem Kampfe einer tiefen Gewissensangst eben im Begriffe stand, sich selbst zu entleiben.

(Der Beschluß folgt.)

Die Sprüche des Bhartriharis. Aus dem Sanskrit metrisch übertragen von P. von Bohlen. Hamburg, A. Campe. 1835. 8. 1 Thlr.

Die erste Blüte indischer Poesie, die, unmittelbar aus dem Indischen übersetzt, zu uns gelangte, sind die Sprüche des Bharthari. Hatte auch das Abendland sich seit Jahrhunderten an den sinnigen Producten indischer Dichter erfreut, an den Fabeln mit ihren reichen Sentenzen voll tiefer Weisheit und Einsicht in das Denken und Treiben der Menschen, an der reizenden Märchenwelt, die die indische Phantasie mit Liebe gepflegt und bunt belebt hat, so wußte man doch lange nicht, aus welchem Lande diese Genüsse zu uns gekommen waren. Wir verdanken diese erste Übersetzung dem holländischen Missionnair Abraham Roger, der 1630 nach Indien kam, mit Fleiß und Aufmerksamkeit die Religionssysteme der Völker, die er zu einem bessern Glauben bekehren wollte, erforschte und das Resultat seiner Untersuchungen in einem Buche niederlegte, das unter dem etwas abgeschmackten Titel: „Offene Thüre zum verborgenen Heidenthume", erschien, und mit großer Unparteilichkeit über die Mythen und Ansichten der Indier berichtet. Am Ende seines Werkes gibt er 200 Sentenzen des Barthruherri (die südindische Aussprache des obigen Namens), die ihm ein Brahmane aus dem Sanskrit in das Portugiesische, bekanntlich die lingua franca an den Küsten Indiens, übersetzte; eine Übersetzung, die immer noch werthvoll und selbst treu genannt werden darf, wenn man die manchen Sprachen bedenkt, durch die sie wandern mußte. Im J. 1804 erschien das Sanskritoriginal in Serampore gedruckt, und mit Benutzung neuer Handschriften und Commentare hat Hr. Prof. v. Bohlen davon eine kritische Ausgabe mit lateinischer Übersetzung geliefert unter dem Titel: „Bhartriharis sententiae", deren Beurtheilung nicht in den Kreis dieser Blätter gehört. Der gelehrte Herausgeber, dem das seltene Glück zu Theil geworden, neben ausgedehnter Sprachkenntniß die Gabe zu besitzen, das mühsam Errungene und Erlernte in gefälliger Form wiedergeben zu können, hat die sämmtlichen Sprüche des indischen Dichters in dem oben angeführten Büchlein bei uns zu nationalisiren gesucht, indem er die dem Originale eigenthümliche Form ganz aufgab und statt dessen die gewöhnlichsten deutschen Liederformen wählte.

Wir sind nun aber einmal in Deutschland verwöhnt, wir verlangen viel von einer Übersetzung, welche über die Grenzen einer solchen hinausgeht, die blos zum Zweck hat, das leichtere Verständniß des Originals zu fördern. Um unsern Lesern das Verhältniß des Originals zu der Übersetzung deutlich zu machen, müssen wir einige Worte über die Form indischer Verse im Allgemeinen hier sagen.

Alle indischen Verse, mit Ausnahme einiger der ältesten, die uns in den Hymnensammlungen der Veden aufbewahrt sind, und mehrer Liedergattungen, sind Strophen, die aus der viermaligen Wiederholung desselben oder eines ähnlichen Rhythmus bestehen; die einzelnen Zeilen gehen, wenn wir nur die gewöhnlichsten Gattungen berücksichtigen, von 8 bis zu 21 Sylben; sind die Zeilen lang, sodaß es unmöglich würde, sie, ohne der Stimme einen Ruhepunkt zu gewähren, bis zu Ende zu lesen, so treten in jeder Zeile noch ein oder zwei, ja bei den längsten Zeilen auch drei Pausen ein, wodurch eine solche vierzeilige Strophe auch als eine acht- oder zwölfzeilige betrachtet werden kann; dabei ist der Reim dem indischen Verse durchaus fremd und findet sich nur in Liedern, die zum Gesange bestimmt sind, und in spätern künstlichen Producten der indischen Muse; doch ist in solchen Werken, z. B. dem „Nalodaya", der Reim wesentlich von dem unsrigen verschieden.

Hr. v. Bohlen hat sich in keiner Art an diese Grundgesetze indischer Metrik gekehrt; die mannichfachsten Formen, bald griechische Distichen, dann und wann auch die Nachbildung der einfachen Strophe des indischen Epos, meist aber kleine Zeilen mit bald sich kreuzenden, bald unmittelbar aufeinander folgenden Reimen geben der Sammlung freilich ein zugänglicheres Ansehen, entfernen aber auch jeden Gedanken, man lese die Worte eines indischen Dichters; und bei aller Freiheit, die der Verf. sich genommen, wie viel lassen seine Verse zu wünschen übrig! Hr. v. B., glauben wir, ist zu dieser Wahl durch Rückert's herrliche Übersetzung des chinesischen „Buches der Lieder" verleitet worden; aber beide Werke vertragen gar keine Vergleichung: die indische Sammlung ist wesentlich didaktisch, es sind Gnomen wie die des Theognis, Jesus Sirach; die chinesische hingegen enthält wirkliche Lieder, aus dem Munde des Volkes aufgezeichnet, zum Gesange bestimmt und, wie alle chinesische Poesie, durchweg gereimt; der geniale Bearbeiter mußte daher, wollte er der Form nach treu sein, ebenfalls im Deutschen gereimte Liederweisen wählen, und so durfte daher der Indier auch nur in Rhythmen nachgebildet werden, die dem Geiste der Originalformen entsprechen. Wir meinen nicht, daß man Sylbe für Sylbe wiedergebe, ängstlich beobachte, wenn das Original die Zeile z. B. auf 19 Sylben ausdehnt, auch im Deutschen nur 19 zu geben, mit scrupulöser Genauigkeit an derselben Stelle im Deutschen eine Länge oder Kürze zu setzen, wo das indische Metrum diese hat; wir glauben nicht, daß das jemals gelingen wird, und selbst die Möglichkeit zugegeben, zweifeln wir, daß man etwas Lesbares, dem Ohre Gefälliges auf diese Weise würde liefern können. Jedem indischen Metrum liegt aber nothwendig ein ursprünglicher Rhythmus zu Grunde, er sei daktylisch, anapästisch u. s. w.; diesen dem jedesmal vorliegenden Metrum abzulauschen und im Deutschen wiederzugeben, und dabei streng die Viertheiligkeit oder, wo längere Zeilen es erfodern, die Achttheiligkeit u. s. w. der Strophe zu beobachten, scheint mir der einzige Weg zu sein, um mit Treue Form und Gehalt indischer Gedichte uns anschaulich zu machen. Selbst ein Gedanke, der nicht aus der tiefsten Beobachtung entspringt, eine gewöhnliche Klugheitsregel gewinnt doch unendlich durch die Gedrängtheit des Ausdrucks und die Vollendung der Form; bei Hrn. v. B. klingt aber manches Gedicht, in seiner Weise übersetzt, wirklich trivial; man lese z. B. II, 70:

Tadel der Jugend.

Verderben jeder Tugend
Bringt sicherlich die Jugend:
Sie ist des Haders Quelle
Und der Begierden Zelle,
Erzeuget Höllenqual
Und Leiden ohne Zahl;
Sie ist der Thorheit Samen,
Macht den Verstand erlahmen,
Ist Kama's treuer Freund,
Mit Sünden nur vereint.

Ein anderes Beispiel sei folgendes: II, 2 drückt der Dichter seinen Schmerz aus, daß so häufig im Leben die Neigung sich zu einem Menschen hinwende, der diese nicht erwidern könne; bei Hrn. v. B. fällt das Gedicht zum Burlesken herab; es heißt bei ihm:

Thorheit.

Einst liebt' ich ein Mädchen, es wurde mir gram,
Und flugs einen neuen Geliebten sich nahm;

So ward ich die Schuld, daß ein Andrer erkoren:
Weh' mir und der Liebe, weh' ihr und dem Thoren!

Wir übersetzen ganz wörtlich:

An die ich stets denke, ist mir nicht gewogen,
sie liebt den Andern, der einer Andern gewogen,
und um mich seufzt wieder ein anderes Mädchen,
weh dieser und diesem, der Lieb', und jener und mir!

Auch der Wortsinn scheint uns nicht überall richtig aufgefaßt zu sein; doch ist dies eine rein philologische Untersuchung, der wir hier keinen Raum gestatten können; nur Ein Beispiel müssen wir hier anfügen, um unsere Behauptung zu rechtfertigen. II, 39 heißt es:

Recht und unrecht, sanft und mild,
Karg und gütig, ernst und mild,
Bald auf Güter Sorge wendend,
Bald mit voller Hand sie spendend:
Also sei der Fürsten Sinn
Leicht, wie der der Buhlerin.

Das Original sagt ziemlich das Gegentheil; Hr. v. B. läßt den Dichter den Wunsch ausdrücken, die Fürsten möchten sein wie Buhlerinnen, der Indier aber zürnt, daß es leider oft so sei; man verändere also die beiden letzten Zeilen vielleicht so:

Also ist der Fürsten Sinn,
Falsch wie der der Buhlerin.

Wir können nicht umhin, Hrn. v. B. bei fernern Arbeiten der Art, wozu er durch Leichtigkeit und Gewandtheit im deutschen Ausdruck vor Vielen befähigt ist, zu bitten, sich strengere Zügel anzulegen; seine Übersetzungen können nur gewinnen, da ihm in keiner Weise das Talent abgeht, hierin Vollendetes zu liefern.

Wir verlassen hiermit gerne unser kritisches Amt und kehren zu unserm Dichter zurück. Über den Verfasser und die Zeit, wann er lebte, ist nichts Sicheres bekannt. Hr. v. B. scheint geneigt, die ganze Sammlung bis zu der Zeit des Vikramâditya, 56 J. v. Chr., hinaufzurücken und sie als das Werk eines einzelnen Dichters zu betrachten; wir können keine bestimmten Gründe dagegen anführen, glauben aber doch fast, daß die hier gesammelten Gedichte von den verschiedensten Verfassern herstammen und nur einem in der indischen Sagenwelt bekannten Namen, wie der des Bhartrihari durch Märchenbücher es ist, späterhin zugeschrieben geworden sind; ein Verfahren, das wir ja oft in Indien beobachtet finden. Wir gestehen selbst ein, daß uns der Werth dieser Gedichte höher zu stehen scheint, wenn sie die Gesinnung eines Volkes ausdrücken, als wenn wir sie blos für die Ansichten und innern Erlebnisse eines sonst obscuren Individuums betrachten müssen. Die Untersuchung läßt sich mit unsern jetzigen Hülfsmitteln zu keinem entscheidenden Resultate führen, und wir betrachten daher die Gedichte lieber selbst.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Neuentdeckte Höhle.

Unlängst wurde in einem englischen Bergwerke in der Nähe von Falmouth eine wunderbare Höhle entdeckt. Einige Arbeiter waren damit beschäftigt, den Eingang in die Grube zu erweitern, und fanden ganz unerwartet eine Öffnung, die mit einigen alten Gängen in Verbindung zu stehen schien. Ungesäumt wurden Anstalten getroffen, die Stelle näher zu untersuchen, und so fand man den Eingang zu einer schmalen Höhle, deren Boden und Seitenwände völlig das Ansehen wie der Rand eines Meeresufers hatten, welcher stets den Brandungen der Wellen ausgesetzt ist. Gleichwol ließ sich kein Zusammenhang mit dem Wasserelement entdecken. Bei näherer Untersuchung zeigten sich eine Menge kegelförmiger Säulen von Eisenoxyd in verschiedener Größe von 6—18 Zoll. Diese waren von dem Herabträufeln des Wassers von der Decke entstanden und gaben der Vermuthung Raum, daß die Scheidewand zwischen der Höhle und der See noch nicht lange Zeit bestehen könne. Indem man etwa 120 Fuß südlich weiter schritt, schien die Grotte in eine schmale Spitze auszulaufen und ihr Ende zu finden. Als man sich jedoch niederbückte, so zeigte sich eine kleine Öffnung. Diese prüfte der Inspector des Bergwerks näher und entdeckte, indem er durch dieselbe in die Höhe blickte, eine neue weite und prachtvolle Höhlung. Die ganze Ausdehnung des Schlundes betrug in der Länge 200 Fuß, in der Höhe abwechselnd 30—70, in der Breite 20—40 Fuß. Unter Anderm fand man in derselben ein Fischskelett von zwei Fuß Länge. Dies Gerippe schien beim ersten Anblick durchaus vollständig und wohlerhalten, allein es zerfiel, mit Ausnahme des sehr festen Hirnschädels, bei der leisesten Berührung in Staub. Die Entfernung der See von dem Südende der Höhle beträgt 400 Fuß.

Asien ist lange Zeit eine reiche Goldquelle gewesen, welches in den entlegensten Theilen seines gigantischen Continents und der zu diesem gehörigen Inseln ausgebeutet wurde. Eine sehr bedeutende Masse Gold wird jährlich aus Japan geführt. Dr. Jack sagt in seiner geologischen Beschreibung der Insel Sumatra, daß die Provinz Mendheling lange ihrer Goldausbeute wegen berühmt gewesen und wegen der feinen Qualität des Metalls, welches ihre Bergwerke, deren Zahl sich auf 700 belaufen soll, hervorbringen. Derselbe Reisende gibt die jährliche Ausfuhr an Gold auf 1000 Tales an; allein bei dieser Angabe muß unstreitig ein Irrthum vorwalten, denn da 1000 Tales wenig mehr betragen als 100 Schiffspfund, so würde, wenn man bei obiger Angabe stehen bliebe, der Bergbau in diesen 700 Bergwerken eine sehr unersprießliche Beschäftigung sein. Gold bildet den Hauptausfuhrartikel auf der Insel Borneo und nach Milburn's „Oriental commerce" beträgt die jährlich ausgeführte Quantität nach unserm Gewicht ungefähr 300,000 Unzen, was an reinem Metallwerth eine Summe von 1,200,000 Pf. St. ausmacht. Ein anderer Schriftsteller über diesen Gegenstand, Jacob, schlägt die Goldausbeute des gesammten Asiens unstreitig viel zu gering an, wenn er sie jährlich mit Einschluß von China und Japan auf nur 330,000 Unzen berechnet, da doch die Insel Borneo allein mindestens zwei Drittheile der genannten Quantität liefert.

Bettlerbureau.

In Liverpool findet man ein ordentliches Bettlerbureau. Für ein paar Schillinge bekommt Einer, der Lust hat, durch Erregung von Mitleid die Taschen der Mildthätigen in Anspruch zu nehmen, die rührendste, deutlich abgefaßte Schilderung jedes möglichen Unglücks, das ihn zum Gegenstand der Milde und der Barmherzigkeit des Publicums machen muß. Will Jemand als ein herabgekommener Kaufmann erscheinen, so wird ihm eine Darstellung seiner verunglückten Handelsspeculationen in einer Sprache ausgefertigt, die ein Herz von Stein zu erweichen vermag; will er lieber einen Abgebrannten spielen, so erhält er die Beschreibung einer Feuersbrunst, die jeden andern armen Wicht mit dem peinigendsten Leid erfüllen muß; zieht er einen körperlichen Schaden vor, so kostet es ihm nur eine halbe Krone, um beide Schenkel oder das Genick durch einen Sturz vom Pferde gebrochen zu haben; wünscht er endlich als ein Fremder aus entfernten Landen aufzutreten, so wird ihm eine Reisebeschreibung in einem so rührenden Styl abgefaßt, daß ihm Niemand widerstehen kann. Für ebenso billige Preise werden auch allerlei Gehülfen bei der Ausübung des Bettelhandwerks herbeigeschafft, und ein rührendes Weib kostet hier weit weniger als sonst irgendwo; endlich erhält man nach Belieben zehn kleine Kinder ohne alles Entgelt. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 293. —— 20. October 1837.

Die Symbolik des Traumes, von G. H. v. Schubert. Neue verbesserte und vermehrte Auflage.

(Beschluß aus Nr. 292.)

Nicht befreunden können wir uns mit der Ansicht, aß jene Sprache der Natur und des Gefühls für den Menschen, weil er ihre Ausdrücke fälschlich auf seine eigne ntartete Neigung angewendet und blos in dieser schlimnern Beziehung genommen, unmittelbar gar nicht mehr erständlich und selbst gefährlich geworden sei, und daß ein Geist durch Sprache und Wissenschaft einen von der Region des Gefühls immer mehr abführenden Weg habe ehen müssen. Vergleichen wir freilich jene Sprache, und nit ihr jenes Leben, wie es noch in der Wiege des Menchengeschlechts bestand, mit unserm jetzigen, so erscheint es ins wol reicher an Gefühlen und poetischem Gehalt als ieses; aber welcher Mensch mag sich vermessen, zwischen eiden abzuwägen und das eine für besser als das anere zu erklären? Läuft nicht ein unsichtbarer Faden durch as Schicksal ganzer Geschlechter und Zeiten wie durch as des einzelnen Menschen? und ist es nicht eine und ieselbe Hand einer allgütigen Vorsehung, die dort die Früchte am Baume des Gefühls wie hier an dem der Erkenntniß und der Wissenschaft zur Reife kommen läßt? Mag es sein, daß einst der Mensch dem Gefühle nach nger mit der Gottheit verbunden war und ihre Sprache n dem Buche der Natur besser zu lesen verstand als etzt; ob er aber von Seite seiner Erkenntniß Ersatz für Das nicht erhalten hat, was er am Gefühl verlor, steht ioch sehr in Frage. Wir wollen damit der Eitelkeit und Selbstsucht der Menschen keineswegs das Wort reden, eben vielmehr gern zu, daß Egoismus und Sinnlichkeit ei Vielen unter uns den Blick nach einem höhern Lichte bgewendet und das Herz der wahren Liebe entfremdet aben; aber wir halten fest an dem Glauben, daß die Vorsehung zu keiner Zeit das Band löse, mit dem die Menschheit im Ganzen an sie gebunden ist, daß, wie frivol und sinnlich auch das Thun und Treiben Einzelner rscheinen möge, die höhere Liebe und Tugend immer noch in stilles Asyl in dem Herzen Anderer finde, und daß, venn auch jene Sprache der Gefühle im Lauf der Zeien eine andere geworden, deshalb diese Gefühle selbst inter den Menschen nicht ausgestorben seien und auch in iner andern Sprache ein gnädiges Gehör finden werden. Überhaupt können wir an eine Entartung, an einen Abfall der Menschheit von Gott nicht glauben; die Spuren der Liebe und Wahrheit sind durch alle Zeiten zu verfolgen. Sehr schön sagt in dieser Beziehung Herder:

Wie der Wanderer kein süßeres Vergnügen hat, als wenn er allenthalben, auch wo er's nicht vermuthete, Spuren eines ihm ähnlichen, denkenden, empfindenden Genius gewahr wird, so entzückend ist uns in der Geschichte unsers Geschlechts die Echo aller Zeiten und Völker, die in den edelsten Seelen nichts als Menschengüte und Menschenwahrheit tönt. Wie meine Vernunft den Zusammenhang der Dinge sucht und mein Herz sich freut, wenn sie solchen gewahr wird, so hat ihn jeder Rechtschaffene gesucht und ihn im Gesichtspunkt seiner Lage nur vielleicht anders als ich gesehen, nur anders als ich bezeichnet. Wo er irrte, irrte er für sich und mich, indem er mich vor einem ähnlichen Fehler warnt. Wo er mich zurechtweist, belehrt, erquickt, ermuntert, da ist er mein Bruder, Theilnehmer an derselben Weltseele, der Einen Menschenvernunft, der Einen Menschenwahrheit.

Noch müssen wir des ersten Anhangs zu dieser neuen Auflage der „Symbolik des Traumes", nämlich der seltsamen Reiseberichte des Joh. Friedrich Oberlin, Pfarrers im Steinthale bei Strasburg, in die Wohnungen der Verstorbenen mit einigen Worten gedenken. Daß das Leben und die Originalität dieses Mannes einen ausgezeichneten Forscher auf dem Gebiete des Seelenlebens wie unsern Verf. ganz besonders anziehen mußte, finden wir ganz in der Ordnung; aber begreifen können wir nicht, wie er darin die Symptome einer kranken Phantasie verkennen, den Visionen dieses Mannes eine gewisse Wichtigkeit beilegen und seine Sehergabe gleichsam als eine besondere Vergünstigung von der Vorsehung, als ein Glück betrachten kann, um das wir wenigstens keinen Menschen beneiden wollen, der es besitzt.

Im Zimmer des seligen Papas — wie der Verf. den Seher nennt — hing an der Wand eine große, meist zusammengerollte Karte von der Gestalt unserer Landkarten. Es war eine bildliche Darstellung der Jenseitswelt mit ihren verschiedenen Reichen oder Ländern, getheilt in ihre Grade oder Stufen, wie der Geograph die Regionen der Erdoberfläche sich eintheilt, jedes Land und seine Grenzen mit besonderer Farbe bezeichnet. Wenn nun in den Unterrichtsstunden, die Oberlin seinen Bauern gab, und worin von sichtbaren wie von unsichtbaren Dingen, vom Feldbau und der Natur der Pflanzen, von Physik und Astronomie, von Gottes täglicher und ewiger Erbarmung

die Rede war, der Seher die Karte aufrollte und die Bauern fragte: Wo meint ihr wol, daß der *** (ein etwa vor Kurzem verstorbenes Mitglied der Gemeinde oder sonst jemand Wohlbekanntes) jetzt sei? so antworteten die Bauern hierauf mit derselben Unbefangenheit, wie ein mit den Landen der Erde und ihren Entfernungen wohlbekannter Mensch, der seinen Nachbar heute Morgen durch das Thor der Stadt gegen Westen oder durch das gegen Osten hinausreisen sah, die Frage beantworten würde: Wo meinst du wol, daß jetzt dein Nachbar sein könne? Man konnte ihnen anmerken, daß sie mit ihren Gedanken in dem ewigen Jenseits fast ebenso einheimisch waren wie in dem Steinthale und seiner Nachbarschaft. Der eine Bauer sagte mit geringer Verschiedenheit Dasselbe, was der andere sprach, und Papa Oberlin nahm einen Stab, deutete auf einen Punkt seiner Karte hin und sagte: Seht, hier bin ich ihm in voriger Nacht begegnet; hier vernahm ich, wie er Seelen, die im Leben noch weiter zurückgeblieben waren als er, von Christo zeugte, dem Richter der Lebendigen und der Todten.

Unser Verf. weiß viel Rühmliches zu sagen von den Früchten, welche die sonderbare Gabe des Geistersehens bei Oberlin für die ganze Gemeinde brachte. Unter diesen waren Viele, welche schon früher als ihr Pfarrer und mit ihm zugleich das Ferngesicht ins Geisterreich besaßen. Der Pfarrer hatte anfangs, ehe die eigne Erfahrung ihn belehrte, ehe er selber in den Umgang mit den Bewohnern der verborgenen Welt gekommen war, gegen den „vernunftwidrigen und verderblichen Aberglauben", wie er die Geisterseherei nannte, geifert; jetzt that er dies schon längst nicht mehr, denn er hatte an sich selber bemerkt, daß die beständige Beschäftigung mit den Dingen des Endes und des zukünftig Ewigen die Glieder des innern Menschen zu allem Kampf und allen Obliegenheiten der Gegenwart auf ganz besondere Weise stärke und kräftige; die sonderbare Gabe der Geisterseherei, die sich mit ansteckender Gewalt in Oberlin's Gemeinde unter mehren Männern und noch mehren Frauen (?) verbreitet hatte, war nach und nach zu einem starken Schutzengel geworden, welcher den Menschen, die auf seine Stimme merkten, bis in die verborgenste Kammer des Hauses, bis in die geheimsten Verhältnisse des Lebens nachging und sie gewöhnte, bei Allem, was sie thaten, das Ende zu bedenken.

Wir hüten uns wohl, den Pfarrer Oberlin dieser und anderer Visionen wegen eines absichtlichen Betrugs zu beschuldigen, halten ihn vielmehr für einen frommen Mann, dem das Wohl seiner Gemeinde am Herzen lag; auch begreifen wir wohl, wie sich seine Gabe des Geistersehens auf diese fortpflanzen, und wie er sie als Mittel benutzen konnte, sie einem höhern Lichte zuzuführen und in ihnen die Liebe zur Wahrheit und Tugend zu erwecken; aber wir halten seine ganz Richtung dennoch für eine verkehrte und verkümmerte, auf einem krankhaften Boden entsprossene, die sich zu jeder andern gesunden geistigen Richtung verhält wie die Misgeburt zur gesunden Frucht. Daß es Mehre gab, welche ähnliche Reisen in die Heimat der Geister gemacht wie Oberlin, daß, wie der **Verf.** nachzuweisen sucht, eine gewisse Übereinstimmung in den Beschreibungen dieser Reisenden zu bemerken ist, **was**, beiläufig gesagt, wol größtentheils darin seinen **Grund** hat, daß Allen die heilige Schrift als Grundlage **diente**, beweist noch nichts für die Realität Dessen, was **diese** Visionaire in ihrem begeisterten Zustande sahen; *wenn* es aber auch erwiesen wäre, so würde es doch für den *gläubigen* Christen keinen weitern Nutzen haben; denn *ob* er sich seinen Himmel nach gewöhnlicher Weise, oder in sieben Bleibstätten oder Mansionen getheilt denkt, ob er weiß, daß sein verstorbener Nachbar ein Bewohner der ersten oder zweiten Mansion geworden ist, *ist wol* im Grunde einerlei. Übrigens müssen wir sehr bezweifeln, daß die Gabe der Geisterseherei, die von unserm Verf. gleichsam als ein Gnadengeschenk für Diejenigen betrachtet wird, die sie besitzen, ein wirkliches Glück für die Menschheit wäre, wenn sie allgemeiner würde, *und halten es* für eine weise Einrichtung der Vorsehung, daß sie **uns** wachend und sehend und nicht im Traume oder im Zustande des Hellsehens einem höhern Ziele zuführt. Das Bild eines im Schlafe zur höhern Erleuchtung gekommenen Christen will uns ebenso wenig anziehen als das eines schlafenden Gottes.

32.

Die Sprüche des Bhartriharis. Aus dem Sanskrit metrisch übertragen von P. von Bohlen.

(Beschluß aus Nr. 292.)

Von den drei Centurien der ganzen Sammlung führt die erste den Namen: „Buch der Liebe". Zuerst besingt der Dichter die Macht der Frauen, die sie durch ihre Reize über die Männer ausüben; es folgen Schilderungen des heitern Sinnengenusses, der Jahreszeiten, mit vielen reizenden Bildern aus der wundervollen Natur Indiens erfüllt; zuletzt aber ergießt er seinen Unmuth über die Frauen, da sie es hauptsächlich seien, die hemmend dem Manne entgegentreten und von der Betrachtung der überirdischen Dinge ablenken. Wir heben einige Strophen aus:

14) Bei der Lampe, des Herd's Flamme,
Bei Mond-, Sternen- und Sonnenschein,
Fern von des Mädchens Rehaugen,
Liegt die Welt mir in Finsterniß.

31) Wohn' an der Ganga Stromfluten,
Sündentrückenden, quellenden;
Oder an zarter Brust Hügeln,
Sinnentzückenden, schwellenden.*)

34) Ach, wenn im Lenze der Nachtigall Lied erschallt,
Und aus dem Süden der würzige Zephir wallt,
Aber die Trennung zernaget des Jünglings Brust,
Wird ihm vergiftet die liebliche Frühlingslust.

35) Magst in irgend einer Hütte,
An der Freundin Seite wach,
Horchen auf die Nachtigallen,
Oder bei des Mondes Strahlen
Unter einem Rankendach
Weilen in der Sänger Mitte:
Wird dir angenehm verbracht
Eine schöne Frühlingsnacht.

*) Diese beiden Strophen sind nach A. W. v. Schlegel's Übersetzung beibehalten.

46) Wenn bei kalten Regengüssen
Du daheim hast bleiben müssen
Mit der Gattin im Gemach;
Wärme dich an ihrer Seite,
Und du hast dieselbe Freude
Wie an einem Frühlingstag.

47) Wer bei Lieb' und Wein die halbe Nacht
Unter frohen Scherzen hat durchwacht,
Hüte sich, um seinen Durst zu stillen,
Kaltes Wasser in den Krug zu füllen;
Lieber mag er von des Mädchens Lippen
Nochmals honigsüße Küsse nippen.

49) O seht, wie hat der Schirawind
Die Jungfrau buhlend umfangen:
Verwirrt die Locken dem schönen Kind
Und küßt die lieblichen Wangen;
Die Lippe zittert, der Busen schwillt,
Schon hat er lüstern die Hüll' enthüllt
Und glüht vor Verlangen.

68) Ständen nicht Mädchen mit feurigem Aug' am Wege des Lebens,
Wahrlich! es wandelte dann ohne Gefahr sich dahin.

77) Die Dichter schwatzen von den Lotusaugen,
Von Mondgesicht und Brust wie Goldesschrein;
Doch wer die Schönen mit Verstand betrachtet,
Der findet einen Klumpen Fleisch und Bein.

81) Hier kosen sie, dort schaun sie hin,
Den Dritten haben sie im Sinn,
Und sie betrügen alle Drei:
Das ist der Weiber Liebestreu.

90) Opfert der Buhlerin nur der Jüngling Jugend und Güter,
Schürt sie das Feuer und braucht gern' ihre Reize als Holz.

Die zweite Centurie, „Das Buch der Pflichten" (d. h. niti, am besten durch das französische conduite zu übersetzen), gibt Betrachtungen über den Wandel der Menschen, über Reichthum, Schicksal und ähnliche allgemein menschliche Themata.

3) Leicht ist zu lenken der Thor, und leichter mit Gründen der Weise,
Aber den Halbwisser lenkt selber die Gottheit nicht mehr.

8) Gleich Elefanten, an Stolz und Eigendünkel verblendet,
Schritt ich allwissend einher, als ich Geringes gelernt;
Aber allmälig verschwand der thörichte Wahn wie das Fieber,
Als ich es einmal gelernt, daß ich Geringes gelernt.

26) Freundlich wedelt der Hund, macht Männchen und gibt dir die Pfote,
Reichst du den Bissen ihm hin; also der niedrige Mann;
Aber mit würdiger Ruhe genießt, wenn du lange geschmeichelt
Und das Verdienst ihm gelohnt, endlich der Elefant.

30) Leblos ist der Krystall, und erglüht vom Strahle der Sonne;
Und es sollte der Mensch ehrlos dulden die Schmach?

35) Drei sind der Wege des Geldes: Verlieren, Genießen und Spenden;
Wer nicht genießt oder gibt, würdig ist, daß er verliert.

48) Des Dieners Stand ist nicht so leicht,
Und mancher Mensch erträgt ihn nicht:
Man nennt ihn stumm, sobald er schweigt,
Windbeutel, wenn er gerne spricht,
Zudringlich, wenn er nah sich stellt,
Nachlässig, wenn er ferne steht,
Feig, wenn er ruhig sich verhält,
Grob, wenn ihm die Geduld vergeht.

50) Wie der Schatten früh am Morgen
Ist die Freundschaft mit den Bösen,
Stund' auf Stunde nimmt sie ab;
Aber Freundschaft mit den Guten
Wächset wie der Abendschatten,
Bis des Lebens Sonne sinkt.

51) Sohn, die Freundschaft mit den Bösen,
Mit Gleichgültigen und Guten,
Sei dir ja nicht einerlei.
Ein Tropfen Regenwasser
Fiel auf ein glühend Eisen,
Und war nicht mehr.
Es fiel auf eine Blume
Und glänzt' als eine Perle,
Und blieb ein Tröpfchen Thau.
Es sank in eine Muschel
Zur segenreichen Stunde,
Und ward zur Perle selbst.

75) Sowie die Flamme des Lichts auch umgewendet hinaufstrahlt,
So, vom Schicksal gebeugt, strebet der Gute empor.

Das dritte Buch ist unstreitig das originellste, am meisten indische der ganzen Sammlung; es heißt im Original „Vairâgya-sataka", d. h. die hundert Sprüche über die Leidenschaftslosigkeit. Der Mann, der lange in der Welt gelebt, alles Schöne und Erfreuliche derselben gekostet, aber auch die Unbeständigkeit und Flüchtigkeit jedes irdischen Genusses erkannt, wie die Schönheit vergeht, der Tod Kinder und Gattin raubt, die Freundschaft schwankt, zieht sich zuletzt von dem Umgange mit den Menschen zurück, lebt einsam im Walde oder an heiliger Stätte, sich nährend von den zufällig sich ihm bietenden Gaben der Natur, ohne Wunsch und Verlangen, nur der Betrachtung des höchsten Gottes gewidmet, zu dem als Urquell alles geistigen Lebens er zurückzukehren hofft, und in den sich ganz zu verlieren, oder, wie der Indier sagt, in ihn verweht zu werden, fortan sein einziges Trachten ist. Diese Stimmung führt bei excentrischen Gemüthern oft zu jenen furchtbaren Selbstqualen, durch die man gewaltsam jede sinnlich-erfreuliche Neigung zu tödten strebt. Diesen Zustand nun nennt der Indier den der Leidenschaftslosigkeit, er ist sein höchstes Ziel, und der ihn erreicht, steht hoch über allen Großen dieser Erde. Hr. v. B. nennt diesen Theil mit Unrecht „Buch der Büßungen"; diese sind aber nur das Mittel, jenen eben geschilderten freien Seelenzustand zu erringen, ja, wir möchten sagen, zu ertrotzen. Die Übersetzung scheint uns hier am wenigsten gelungen; dem ernsten Inhalt gebührt auch die ruhige Form, hier stört das Spielen und oft Geklingel mit den Reimen auf eine unangenehme Weise; wir können nur einige Strophen herausheben:

5) Hab' sorgenvoll das Feld gepflügt,
Durchwühlt der Berge Schacht;
Ich hab' mich auf den Ocean
Und an den Hof gewagt;
Ich habe mit dem Zauberspruch
Auf manchem Grab' gewacht,
Und hab' es dennoch überall
Zu keinem Deut gebracht.
Zufriedenheit ist nun mein Schatz:
Begierde, gute Nacht!

10) Mir ist die Sinnenlust dahingeflossen,
Es wird mein Ansehn unter Menschen schwach;
Zum Himmel gingen vor mir die Genossen,
Und theure Freunde folgten ihnen nach;
An meinem Stab' vermag ich kaum zu wanken,
Die Augen sind mit Nebel mir umhüllt,
Und dennoch schaudert immer in Gedanken
Der schwache Körper bei des Todes Bild.

54) Mit Rindengewändern sind wir zufrieden,
Und du stolzirest im Seidenkleid;
So sind wir mit nichten von dir verschieden,
Es ist ja dieselbe Zufriedenheit:
Denn arm oder reich ist Keiner hienieden,
Wer nicht erfüllt ist mit Gier oder Neid.

63) Was strebest du nach Andrer Gunst, mein Herz?
Und findest doch nur eitel Dunst und Schmerz:

Kehr' auf dich selber ungetheilt den Blick,
Wo die Vernunft als Perle weilt, zurück.

95) Du magst am Glücke dein Verlangen letzen — Was dann?
Du magst den Fuß auf Feindes Nacken setzen — Was dann?
Es mögen Schätz' und Freunde dich umgeben — Was dann?
Du magst bis zu der Weltzerstörung leben — Was dann?

96) Erde, du meine Mutter, und du mein Vater, der Lufthauch,
Und du Feuer, mein Freund, du mein Verwandter, der Strom,
Und mein Bruder, der Äther, ich sag' euch Allen mit Ehrfurcht
Freundlichen Dank. Mit euch hab' ich hienieden gelebt;
Und geh' jetzt zur anderen Welt, euch gerne verlassend;
Lebt wohl, Bruder und Freund, Vater und Mutter, lebt wohl!

Hermann Brockhaus.

Notiz.

Domherrliche Ruthenstreiche.

Der Candidat zu einer Stelle im Domstifte zu Würzburg mußte vor seiner Aufnahme mit bloßem Rücken durch die doppelte Reihe der mit Ruthen bewaffneten Domherren schreiten und es sich gefallen lassen, daß jeder der ehrwürdigen Herren ihm einen Streich versetzte. Man nannte dies den Kappengang. Der Fürstbischof Friedrich Karl wollte diese Ceremonie, die beinahe an die Ohrfeige erinnert, die nach vielen Zunftstatuten den Lehrburschen im Augenblicke ihrer Lossprechung gereicht wird, aufheben und hatte dazu auch den Papst Benedict XIV. vermocht; das Domcapitel wies jedoch eine solche Neuerung aufs bestimmteste zurück. Freilich war es wol nicht blos ein eigensinniges Beharren bei einem alten Herkommen, welches diese Weigerung veranlaßte, sondern vielmehr der Wunsch, durch dies Spießruthenlaufen, dem sich fürstliche Personen nicht leicht aussetzten, dieselben von der Bewerbung um die sehr gut dotirten Stellen des Stiftes abzuhalten. 7.

Bibliographie.

Authentische Beiträge zur Geschichte des Lebens und der Regierung Franz des Ersten, Kaisers von Österreich. 1stes Heft. Mit dem Bildnisse Franz des Ersten. Gr. 8. Stuttgart, Brodhag. 18 Gr.

Belani, H. E. R., Andreas Hofer und der letzte Kampf der Tyroler im Jahre 1809. Historisch-romantische Gemälde. 2 Bände. 8. Leipzig, Ph. Reclam jun. 4 Thlr. 12 Gr.

Vertraute Briefe über Österreich von einem Diplomaten, der ausruht. 2 Bände. 8. Leipzig, Ph. Reclam jun. 2 Thlr.

Vertraute Briefe über Preußens Hauptstadt. 8. Stuttgart, Rieger und Comp. 2 Thlr.

Casanova im Fort Saint-André. Lustspiel in drei Acten. Nach dem Französischen bearbeitet von L. Osten. 8. Magdeburg, Wagner u. Richter. 12 Gr.

Ehemlin, F., Mauro Carossini der größte Bandit, oder Der Felsen von Minerbino. Ein Räubergemälde. 8. Leipzig, Schreck. 1 Thlr.

Düntzer, H., Goethe als Dramatiker. Gr. 12. Leipzig, Engelmann. 1 Thlr. 12 Gr.

Erlebnisse und Abenteuer eines Seesoldaten von der kaiserlich französischen Garde in Spanien und Rußland. 2 Bände. 8. Leipzig, Ph. Reclam jun. 2 Thlr.

Eschenmayer, C. A., Conflict zwischen Himmel und Hölle, an dem Dämon eines besessenen Mädchens beobachtet. Nebst einem Wort an Dr. Strauß. 8. Tübingen, Buchh. Zu-Guttenberg. 22 Gr.

Herodes vor Bethlehem oder der triumphirende Viertelsmeister. Ein Schau-, Trauer- und Thränenspiel in drei Aufzügen. Als Pendant zu den vielbeweinten Hussitten vor Naumburg. 8. Leipzig, Steinacker. 12 Gr.

Hölzl, H., Die Grafen Osinski. Tragödie in drei Acten. 8. Bamberg, Lit.-artist. Inst. 20 Gr.

Kramer, G., Über den Styl und die Herkunft der bemahlten griechischen Thongefässe. Eine kunstgeschichtliche Abhandlung. Gr. 8. Berlin, Nicolai. 1 Thlr.

Laube, H., Die Bürger. Novelle. Gr. 12. Manheim, Hof. 1 Thlr. 18 Gr.

Lottin de Laval, Robert der Prächtige, Herzog von der Normandie. Ein historischer Roman aus dem Mittelalter. 2 Bände. 8. Leipzig, Kayser. 2 Thlr. 8 Gr.

Louvet de Couvray, Leben und Abenteuer des Chevalier Faublas, übersetzt von Dr. H. Elsner. 1ster, 2ter Band. 8. Rotweil, Herder. 2 Thlr. 16 Gr.

Lyser, J. P., Neue Kunstnovellen. 2 Bände. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 2 Thlr. 18 Gr.

Müller, W., Des Bettlers Gabe. Taschenbuch für 1838. 4ter Jahrg. Gr. 12. Cöslin, Hendeß. 1 Thlr. 8 Gr.

Neumann, H., Erz und Marmor. 16. Wesel, Becker. 10 Gr.

Ohnesorgen, F., Kriegsbilder aus dem Jahre 1812. Nach historischen Begebenheiten. 1ster Band. Gr. 12. Berlin, Morin. 1 Thlr. 12 Gr.

Röer, E., Das speculative Denken in seiner Fortbewegung zur Idee. Gr. 8. Berlin, Reimer. 1 Thlr.

Rosen und Vergißmeinnicht, dargebracht dem Jahre 1838. 16. Leipzig, Leo. 2 Thlr. 12 Gr.

Rosenkranz, K., Psychologie oder die Wissenschaft vom subjectiven Geist. Gr. 8. Königsberg, Gebr. Bornträger. 2 Thlr.

Sanoi's, M., Der schwarze Karl oder die Rache der Todesjagd. Historisch-romantische Räubergeschichte. 2 Bände. 8. Leipzig, Schreck. 2 Thlr.

— — Des gefürchteten Räuberhauptmanns Schindermichel Leben und schreckliche Thaten in Deutschland und Ungarn. Schauderhafte historische Criminalerzählung. 8. Leipzig Schreck. 1 Thlr.

Satori, J., Verliebt sein und lieben. Eine Familiengeschichte. 2 Bände. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr. 4 Gr.

Schlesinger, S., Herbstnovellen. Neue Folge. 8. Leipzig, Meißner. 1 Thlr. 9 Gr.

Schoppe, A., Erinnerungen aus meinem Leben, in kleinen Bildern. 2 Theile. Altona, Hammerich. 3 Thlr.

Souvestre, E., Das rothe Haus. Frei nach dem Französischen von J. Schoppe. 2 Theile. 8. Altona, Hammerich. 2 Thlr. 8 Gr.

Starklof, L., Drei Tage in Mainz am Gutenbergsfeste (14., 15., 16. August 1837). Eine Skizze. 8. Mainz, Kupferberg. 6 Gr.

Das Veilchen. Ein Taschenbuch für Freunde einer gemüthlichen Lecture. 21ster Jahrg. 1838. 16. Wien. (Leipzig, Liebeskind.) 1 Thlr. 8 Gr.

Silesia. Taschenbuch auf das Jahr 1838. Der Unterhaltung geweiht. 12. Brieg, Schwartz. 1 Thlr. 12 Gr.

Sprengel, G., Kampagnebilder aus den Jahren 1813 und 1814. 8. Manheim, Hoff. 1 Thlr.

Stolle, F., 1813. Ein historischer Roman. 3 Theile. 8. Leipzig, Meißner. 4 Thlr 12 Gr.

Deutsches Taschenbuch auf das Jahr 1838. Mit Beiträgen von W. Alexis, F. G. Kühne, Th. Mügge, L. Rellstab, L. Schefer u. A. Herausgegeben von K. Büchner. Mit 6 Kupfer- und Stahlstichen. 16. Berlin, Duncker und Humblot. 2 Thlr. 8 Gr.

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Dr. Franck. 2ter Jahrg. Mit 5 Kupfern und einem Facsimile. 8. Leipzig, Brockhaus. 3 Thlr.

Wolff, O. L. B., Halle der Völker. Sammlung vorzüglicher Volkslieder der bekanntesten Nationen, größtentheils zum ersten Male metrisch in das Deutsche übertragen. 2 Bde. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 2 Thlr. 8 Gr.

Wurm, C. F., Das k. hannoversche Patent, die deutschen Stände und der Bundestag. Publicistische Skizze. 8. Leipzig, Brockhaus. 8 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 294. —— 21. October 1837.

Historische Entwickelung der speculativen Philosophie von Kant bis auf Hegel. Zu näherer Verständigung des wissenschaftlichen Publicums mit der neuesten Schule dargestellt von Heinrich Moritz Chalybäus. Dresden, Grimmer. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Gr.

Ein Werk der Art wie das vorliegende war offenbar schon seit längerer Zeit Bedürfniß. So sehr man über die Abnahme des philosophischen Interesses im größern deutschen Publicum Klage führen mag, wenn man die letztvergangene Zeit mit den Jahren vergleicht, welche das vorige Jahrhundert beschlossen und das laufende eröffneten, so ist doch eben jetzt, insbesondere seit dem Zeitpunkte der weitern Verbreitung von Hegel's Philosophie dieses Interesse unverkennbar wieder im Steigen, und manche Zeichen lassen schließen, daß es noch fernerhin steigen und nicht so bald wieder sinken wird. Die Zahl Derer ist nicht gering, die, ohne sich mit der philosophischen Literatur im Detail beschäftigen oder einen speculativen Cursus von größerm Umfange durchmachen zu können, doch über den Gang und die dermaligen Resultate der neuern Philosophie eine Belehrung suchen. An Schriften aber, welche ausdrücklich und mit Erfolg dem Bedürfnisse dieser entgegenkämen, fehlte es bisher so gut wie ganz. Die allgemeinern geschichtlichen Hand- und Lehrbücher pflegen, wenn sie sich überhaupt bis auf die neueste Zeit erstrecken, diese meist in einem trocken referirenden, geschichtlich sein sollenden Tone zu behandeln, welcher, wie die vielfachste Erfahrung lehrt, zur Einführung in ein lebendiges Verständniß der Ideen, die in dieser Philosophie verhandelt werden, völlig untauglich ist. Wahrhaft verdienstvolle Werke über Geschichte der Philosophie, wohin wir ganz unbedenklich die zwei von Feuerbach und Erdmann über die Philosophie der neuern Zeit seit Baco und Cartesius begonnenen rechnen, sind theils noch nicht bis auf die neueste Zeit, um die es jenen Belehrung Suchenden vornehmlich zu thun ist, vorgerückt, theils tragen auch sie einen Charakter, der sie mehr für das Studium der Männer vom Fach als für die Belehrung eines weitern Kreises von Gebildeten eignet. Eine Schrift, die allerdings dieser letztern Bestimmung entspricht, sind Fichte's des Jüngern „Beiträge zur Charakteristik der neuern Philosophie"; aber dieses Buch, so verdienstlich in der Darstellung der unmittelbar vor-Kant'schen, der Kant'schen und Jacobi'schen Philosophie, wird ungenügend in seinen spätern, die Philosophie der neuern Zeit betreffenden Partien. Unter diesen Umständen ist es als ein nicht geringes Verdienst anzusehen, wenn ein Mann, so schön mit Talent und Kenntniß ausgerüstet, wie der Verf. des vorliegenden Buches sich in diesem seinem, so viel wir wissen, philosophischen Erstlingswerke uns zeigt, der schwierigen Aufgabe sich unterzieht und sie einerseits mit dem Fleiße, Das zu geben, was gefodert wird, andererseits mit der Resignation, nicht mehr zu geben, als zu dem angedeuteten Zwecke gefodert wird, hinausführt.

Zur vorläufigen Empfehlung des Buches gereicht demselben unstreitig schon, was über seine Entstehung in der Vorrede berichtet wird. Es besteht nämlich aus Vorlesungen, welche der Verf. während eines Winterhalbjahres zu Dresden vor einem Kreise von Männern hielt, die, größtentheils dem höhern Staatsdienst angehörig, alle wißbegierige Verehrer der Wissenschaft, zum Theil selbst Notabilitäten in verschiedenen Zweigen der Literatur waren; er hatte das seltene Glück, das Auditorium nicht nur bis zum Schlusse zu erhalten, sondern es auch noch mehr und mehr zu füllen. Dieser Erfolg ist uns, so wie wir den Inhalt jener Vorlesungen jetzt aus Lecture der Druckschrift kennen lernen, keineswegs überraschend. Es ist dem Verf. gelungen, in einen verhältnißmäßig geringen Umfang — die Vorlesungen füllen einen mäßigen Octavband — in klarer, jedem Empfänglichen und wissenschaftlicher Bildung im Allgemeinen nicht Fremden verständlicher Rede eine Fülle von Belehrung über seinen hochinteressanten Gegenstand zusammenzudrängen, wie solche bei dem gegenwärtigen Stande unserer philosophischen Literatur bisher kaum anders als durch eine ziemlich ausgebreitete, manches Zufällige und den Zwecken jedes einzelnen Lesers Fremdartige mit in Kauf nehmende Lecture gewonnen werden konnte.

Anhebend von einem kürzern Überblick über die philosophischen Ansichten Kant's und Jacobi's (er schrieb, wie die Vorrede lehrt, zunächst eigentlich für Solche, „die mit ihren Universitätsjahren noch der Blütenzeit Kantisch-Jacobi'scher Philosophie angehören", ohne jedoch auch die jüngern Zeitgenossen aus den Augen zu verlieren), gibt er sodann in gediegener Folge eine fortlaufende, ausführlichere Darstellung der Lehren und Systeme Herbart's (warum dieser vorangestellt wird, darüber gleich nachher ein Wort), Fichte's, Schelling's und Hegel's, durchaus von solchen

Gesichtspunkten aus und in einem solchen Zusammenhange, wie wir annehmen dürfen, daß es von lernbegierigen Lesern der Art, für die der Verf. sein Buch bestimmt hat, gewünscht werden muß.

Eine Darstellung wie die hier bezeichnete wird auf philosophischem Gebiete immer nur von einem Solchen gegeben werden können, der an den Gedanken und Gedankenentwickelungen, die er darstellt, ein mehr als nur historisches Interesse nimmt, von einem in irgend einer Weise, die durch jenen geschichtlichen Zusammenhang bedingt wird, selbst Mitphilosophirenden. Es ist daher natürlich, daß unsere Leser die Frage aufwerfen werden, welchen Standpunkt der Verf. inmitten der von ihm geschilderten philosophischen Entwickelung einnimmt, ob er sich zu einem der dargestellten Systeme selbst bekennt, oder, wenn nicht, in welches andere, wissenschaftlich näher zu bestimmende Verhältniß er sich zu denselben stellt. Die Antwort auf diese Frage lautet folgendergestalt: Anhänger eines bestimmten fertigen Systems ist Hr. Chalybäus nicht; aber ebenso wenig ist er blos gleichgültiger, dem Kampfe und der Entwickelung der Systeme von außen zusehender Betrachter. Er ist durchdrungen von dem Bewußtsein, daß in der Philosophie unserer Zeit Wahrheit ist, und bekennt sich insofern zu ihr im Ganzen und Großen oder ihren allgemeinern, durch die verschiedenen Systeme hindurchgehenden Principien nach. Ebenso aber ist er überzeugt, daß der Proceß ihrer Entwickelung noch nicht an seinem Endziele angelangt, sondern eben jetzt im lebendigsten Gange begriffen ist. Er behauptet den einzelnen Systemen gegenüber seine Freiheit, obgleich er sich, oder richtiger, eben darum weil er sich der tiefen Nothwendigkeit, die in dem organischen Ganzen ihres geschichtlichen Entwickelungsganges liegt, nicht hat entziehen können und nicht hat entziehen wollen.

Von dieser löblichen — eben darum löblichen, weil in ihren richtigen Grenzen bleibenden und auf die Anerkennung einer höhern Nothwendigkeit begründeten — Freiheit des Standpunktes seiner geschichtlichen Betrachtung gibt sogleich die Anordnung des Vortrags im Ganzen ein sprechendes Zeugniß; wir können in diese Anordnung ein ganz eigenthümliches Verdienst unsers Verf. setzen. Es beruht dieselbe auf dem Grundgedanken, wie von Kant eine doppelte Entwickelungsreihe der Philosophie nach zwei entgegengesetzten Richtungen hin ausgeht; als die Repräsentanten der einen betrachtet der Verf. Jacobi und Herbart, als die der andern Fichte, Schelling und Hegel. Zur Charakteristik dieser beiden Richtungen bedient er sich — mit dem Bewußtsein indeß, hiermit nur eine vorläufige, auf strenge Wissenschaftlichkeit nicht Anspruch machen könnende Bezeichnung zu geben — des Ausdrucks: die erstere, die Jacobi-Herbart'sche, habe zu ihrem Grundprincip den Begriff der Substanz; die zweite, die Fichte-Schelling-Hegel'sche den Begriff des Lebens, der Bewegung und der Thätigkeit. Wenn nämlich Kant unter Voraussetzung eines unerkennbaren An-sich der Dinge die theoretische Philosophie einzig in die Erkenntniß der Gesetze unsers Denkens, der Formen unserer Vernunft setzte: so zeigt der Verf., wie einerseits jener Begriff des Dinges an sich, der allem Erkennen, aller Mannichfaltigkeit der Erscheinung vorauszusetzenden, aber nicht selbst in das Bereich der Erscheinung fallenden Substanz sich in weiterer Entwickelung erst zu dem Jacobi'schen Begriff eines über das wissenschaftliche Erkennen erhabenen Vernunft- und Glaubensinhalts, dann zu dem Herbart'schen Begriff der Monaden oder der „einfachen Wesen", aus deren „Störungen und Selbsterhaltungen" der letztgenannte Philosoph die Welt der Erscheinung hervorgehen läßt, gestaltete; wie aber andererseits der weitere Verfolg der durch Kant begonnenen Erforschung des Denkgesetzes erst zu dem Idealismus Fichte's, welcher aus dem Denkgesetze selbst die Erscheinung des äußern Universums ableitet, dann zu dem Identitätssysteme hinführte, welches eben davon den Namen hat, daß es das Gesetz des Seins und das Gesetz des Denkens als eins und dasselbe, und als Resultat dieses Gesetzes einen unendlichen Lebens- und Thätigkeitsproceß, worin diesem Systeme die Wahrheit des Weltwesens besteht, erkennt. Dieser von dem Verf. durch denkende Betrachtung der Philosophie unserer Zeit selbständig aufgefundene Gesichtspunkt erweist sich bei Darstellung der einzelnen Systeme als ein überaus fruchtbarer, die Klarheit und Übersichtlichkeit des Ganzen nicht wenig fördernder. Durch ihn rechtfertigt sich jene Voranstellung des Herbart'schen Systems, welche der chronologischen Ordnung freilich nicht gemäß ist, aber mit deren Hülfe der Verf. es erreicht, dieses merkwürdige System, welches man bisher fast allgemein als eine inmitten der gegenwärtigen Philosophie so gut wie isolirt stehende Erscheinung betrachtete, gleich den übrigen als ein nothwendiges Glied in der Kette der Gesammtentwickelung erscheinen zu lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Seltsame Schicksale der Familie von Geroldseck, während der Bauernunruhen im Jahre 1525. Romantische Erzählung von A. Leibrock. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1837. 8. 2 Thlr. 9 Gr.

Das Romantische dieser Erzählung kann wol nur darin bestehen, daß ein Bärenführer die hauptsächlichste Rolle, gewissermaßen das Schicksal darin spielt; übrigens ist das ganze Buch rein antik gedacht und ausgeführt. Es herrscht darin, trotz der Bauernkriegsgreuel durchweg eine Ruhe und Farblosigkeit, wie sie nur einem Sculpturolymp eigen sein kann, und da wir dem Antiken leider längst entlaufen sind, so steht zu fürchten, daß diese Erzählung wenige Gemüther findet, die noch eines rechten Verständnisses derselben fähig sind. Diese Geweiheten werden indeß das Buch sicher in jeder Leihbibliothek vorfinden, und damit ist Ref. der Mühe überhoben, den schwachen Inhalt desselben näher zu berühren.

2. Otto von Falkenau, oder der Christ und der Mohammedaner. Eine Erzählung aus den Zeiten der Kreuzzüge, von Friedrich Bartels. Wesel, Klönne. 1837. 8. 1 Thlr.

Ref. hat bei allem Fleiße in diesem Buche weder einen Christen noch einen Mohammedaner finden können, dagegen aber in dem Otto von Falkenau einen, nach eingebildeten Vorstellungen vom Mittelalter zugeschnittenen Hercules am Scheidewege. Eben da, wo dieser Scheideweg anhebt, verliert sich die Geschichte in alle möglichen Superlative von Unmöglichkeiten,

…ble, wenn man eben dazu gestimmt ist, eine recht artige Heiterkeit in uns erwecken können. Daß der Hercules-Otto alle Proben richtig besteht, ist eine ausgemachte Sache; daß die Geliebte sein wird, versteht sich von selbst; daß außerdem der Verf. sich der deutschen Sprache noch besser befleißigen müsse, ist ebenso gewiß.

3. Landgraf Otto von Thüringen, Markgraf zu Meißen, der Lausitz und Osterland. Ein historisch-romantisches Gemälde aus dem Mittelalter. Von der Verfasserin des Emmerich Töckely u. s. w. Bautzen, Reichel. 1837. 8. 1 Thlr.

Müßte Ref. bei Anzeige dieses kleinen Buchs den Titel desselben zum Maßstabe nehmen, so würde das ganze Buch von nur 217 Seiten durch diese Anzeige überflügelt werden. Glücklicherweise läßt sich die Sache kürzer abthun. Die gute Verf. hat mit dem Plane für ihr reichhaltiges und für den Romanschreiber höchst glückliches Thema nicht ins Klare kommen können. Eine philosophische Betrachtung eröffnet das historisch-romantische Gemälde; sodann folgen einige nicht üble Pinselstriche vom Gemälde selbst, die sich aber gar bald verlieren. Trockene, chronikartige Relation nimmt den größten Theil der 217 Seiten ein, und wir erfahren alles Mögliche, nur nichts, was den Landgrafen Albrecht in einen historisch-romantisch beleuchteten Vorgrund rückte. Seine erste Gemahlin Margaretha und der Sohn Friedrich mit der gebissenen Wange stehen überall dem Albrecht im Wege, und an wohlgefällige Gruppirung, an Licht und Schatten, an Leben und Bewegung ist bei diesem Gemälde ebenso wenig zu denken wie an correcte Zeichnung. Incorrect ist auch die Sprache, so sehr, daß Ref. noch an andere Dinge als simple Druckfehler zu denken gemüßigt ist.

4. Die Eingemauerten im Schlosse Szuniogh. Eine Erzählung nach einer magyarischen Volkssage, von August Werg. Berlin, Lüderitz. 1837. 8. 1 Thlr.

5. Der Engel von Augsburg. Eine historisch-romantische Erzählung aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, von August Werg. Berlin, Lüderitz. 1837. 8. 1 Thlr.

Ref. macht hier zum ersten Male Bekanntschaft mit einem Schriftsteller, der gewiß zu den fleißigsten in Deutschland gehört, denn nach der den vorliegenden Erzählungen angehängten Buchhändleranzeige hat derselbe in einem und demselben Verlage bereits 14 Werke binnen kurzer Zeit herausgegeben. Ob diese Werke besonderes Glück machen, sofern Autorglück zu einem ausgezeichneten Platze in der Literaturgeschichte begründet ist, muß Ref. bezweifeln, denn die Darstellungsweise des Verf. ist, gelinde ausgesprochen, nicht mehr an der Zeit. Noch vor 30 Jahren würde der Verf. sich eines gewissen Rufes erfreut haben, wenn er seinen Hervorbringungen dramatische Form gegeben und damit das große Fach der Ritterstücke noch bereichert hätte. Gegenwärtig ist in der zuerst gedachten Erzählung etwa noch Stoff zu einer effectvollen Oper gegeben; der Gegenstand der zweiten Erzählung aber (Agnes Bernauer) muß einen echt historisch-romantischen Darsteller immer noch erwarten.

6. Die Stedinger. Ein Volksbild aus dem Mittelalter von Bernd von Guseck. Leipzig, Kollmann. 1837. 8. 1 Thlr 12 Gr.

Ein Volksbild? Allerdings, insofern das allgemeine plebejische Schicksal auch hier widergespiegelt wird; eine elegische Rhapsodie vom Kampfe der Freiheit und Nothwendigkeit, in welchem das Menschengeschlecht im Mittelalter nicht allein befangen war und befangen bleiben wird, so lange der beste Staat, die rechte Kirche nicht gefunden sind. Ref. möchte das Buch in Bezug auf seine Form eine moderne Chronik nennen und damit dem Verf. etwas Angenehmes sagen. Der Verf. verschmäht fast den ganzen Apparat unserer Roman- und Novellenschreiber, und die Leser, welche nur diesen kennen und lieben, mögen das Buch gleichgültig aus der Hand legen. Leser dagegen, welche weniger an stabiler Form kleben und nicht unmuthig werden, wenn der Schriftsteller hier und da ein Jota ausläßt, werden sich an dem gediegenen Golde erfreuen, das aus dem Schachte dieses Bildes zu Tage steigt; sie werden dem Verf. danken, daß er ihrem eignen Geiste und Gemüthe so Manches zu weiterer Verarbeitung überlassen, nicht aber sie unterhaltend einlullen wollte. Was an dem Buche zu tadeln ist, übergeht Ref. daher gern mit Stillschweigen.

7. Das Kleeblatt, oder Wahrheit und Dichtung aus dem Lehrerleben. Ein pädagogischer Roman für Lehrer und Lehrerfreunde von L. Kellner. Neuhaldensleben, Eyraud. 1836. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Ref. ist weder ein Lehrer noch in mancher Beziehung ein Lehrerfreund; er hätte daher durchaus keinen Beruf, über dieses Buch irgend ein Wort zu sagen, wenn es nicht zugleich als ein Roman bezeichnet wäre, welcher „Wahrheit und Dichtung" aus dem Lehrerleben darzustellen beabsichtigt.

Ungeachtet der in der Vorrede deponirten Anspruchlosigkeit, tritt das Buch doch nicht ohne Prätention auf: es prätendirt gleich auf dem Titel Goethe's „Wahrheit und Dichtung"! Soll das Wort: Dichtung, nur auf die hin und wieder vorkommenden Verse Bezug haben, so muß dagegen protestirt werden, da in keinem derselben Poesie sichtbar wird; nur die gute Absicht kann man gelten lassen. Liegt die Dichtung in dem günstigen Schicksal, welches den drei Seminaristen zu Theil wird, einem Schicksal, welches in der Vorrede selbst als ein ideales bezeichnet wird, so ist an ihrer Wahrheit zu zweifeln. Wo ist demnach die Wahrheit im Buche? Es ist wahr, wir finden ganz gute Gedanken und Ansichten, allein die stehen schon in tausend pädagogischen Schriften. Auf den Titel eines Romans kann das Buch ferner keinen Anspruch machen, denn man findet nichts weniger als ein Ganzes, dessen verschiedene Elemente sich zu einem harmonischen Ganzen runden.

Der Verf. hat den Goethe und Andere gelesen, allein damit in keiner Weise seinen Beruf zu Nachahmungen gerechtfertigt. Wenn demselben auch sonst kein Vorwurf zu machen wäre als der nach einer sonnigern Lebenshöhe ringenden Philisterhaftigkeit, so ist der Mangel an Beruf damit schon herausgestellt.

Das Buch ist für Lehrer und Lehrerfreunde bestimmt. Unter den Letztern mag es immerhin Käufer finden, die Erstern werden durch den hohen Preis des Buchs gewiß zurückgehalten.

46.

Aus Italien.

Die Gesellschaft der „Classici italiani" hat eine neue Ausgabe von Muratori's „Dissertazioni sopra le antichità italiane" (Mailand 1836—37) in fünf Octavbänden besorgt, die auch auswärtigen Bibliotheken um des Umstandes willen zu empfehlen ist, daß sie nicht allein mit den Noten einer römischen Ausgabe von 1792 ausgestattet ist, zu der Soldati, Genni und Stef. Morcelli Bemerkungen beigefügt hatten, sondern daß man auch aus neuern Schriften Berichtigungen und Erklärungen aufgenommen hat. Muratori hatte selbst in diesen „Dissertazioni" eine abgekürzte Übersetzung seiner „Antiquitates italicae medii aevi" gegeben, und der Reichthum ihres Inhalts machte gleich von ihrem Erscheinen an diese Bände zu einer Fundgrube für Schriftsteller, die sich einen gelehrten Anstrich zu geben gewohnt sind. Die „Monaca di Monza" und die Menge ähnlicher Romane, für die das italienische Publicum wegen ihres mittelalterlichen Anstriches eine so ausgesprochene Vorliebe hat, würden ohne sie nicht so streng in ihrem Costume sein, und deutsche Geschichtsforscher, die zu Randbemerkungen hier noch überall Raum und Veranlassung finden, brauchen nicht aufmerksam gemacht zu werden, wie viel bequemer sich in einem Octavbande blättern und nachsuchen läßt als in einem Folianten; bloße Büchersammler aber, wie viel leichter es sich aus einem Octavbande vergißt.

Den langen und, wie man glaubte, durch Perticari geschlossenen Streit der Italiener über die Entwickelung und

Ausbildung des illustre, d. h. der Schriftsprache, bringt durch eine sehr übersichtliche Zusammenstellung der einzelnen Momente ein sicilischer Gelehrter, Benedetto Castiglia, und zwar auf eine so eigenthümliche Weise wieder in Erinnerung, daß leicht das bisherige durch Monti so wesentlich bestimmte Urtheil einige Abänderungen erleiden könnte. Nach Castiglia's Ansicht, die er in den „Studj" (Palermo 1836) auseinandergesetzt hat, begründete nicht Mischung mit barbarischen Formen die neuen Sprachen, vielmehr läßt er erst dann diese entstehen, als die bisherige mechanische Mischung eine dynamische wurde. Anderwärts ging der Charakter der alten Landessprache bis auf die Wurzeln, die sich erhielten, verloren, z. B. im Koptischen, wo alle Verwandtschaft mit dem Altägyptischen sich auf diese Wurzeln beschränkt. Im Italienischen trug man auf die ausgebildetere heimische Sprache die fremden und fehlerhaften Beugungsweisen über, und als diese Bildungsformen einen stätigen Charakter gewannen, war aus der alten Landessprache das neue illustre geboren. Diese verständige Lösung einer mit vieler Galle und zu vieler Gallapfeltinctur verhandelten Frage weist die unbegründeten Ansprüche einzelner Dialekte, in ihrer ältern Form mit dem illustre eins und identisch gewesen zu sein, auf einmal zurück und begründet nur für die ein Recht an Einfluß auf diese Sprache, die an bestimmte Sprachformen es knüpfen können. Das illustre, einen Pflegling der Schriftsteller, nicht ein Kind des Volksverkehrs, läßt er jahrhundertelang an den Höfen und da langsam heranwachsen, wo die Gebildeten das Wort hatten. Die sicilischen Dichter nimmt er daher für seine frühesten Lehrer; viel verdankt es Guinicelli von Bologna und den Toscanern von Cavalcanti bis auf Macchiavelli, namentlich den Florentinern. Als ein Eigenthum Aller sieht daher Castiglia dieses illustre an, weil überall, wo ein glänzendes Talent sich Beachtung verschaffte, auch ihm davon etwas zu Gute kam, und er schließt seinen „Discorso circa le origini, i progressi della lingua italiana, le liti intorno ad essa e i caratteri distintive delle lingue illustri" mit dem Wunsche, daß statt ferner über diese schöne Sprache zu streiten, die Bessern sich vereinigen möchten, sie zu bereichern und mit neuem Ruhme zu schmücken. In künftigen Heften seiner „Studj" verspricht Castiglia über Giamb. Vico's Logik und Metaphysik, über die Anfänge und Fortschritte des Geschichtstudiums bei den Römern, Italienern und andern Völkern der neuern Zeit, über die mit der Einbildungskraft verbundenen Disciplinen („Scienza dell immaginazione"), die Auseinandersetzung der Lehre von der „Scienza nuova", über die Grundsätze der Verfassung Venedigs und ihre Veränderungen, sowie über die lombardischen Bünde gewiß von den Freunden der Wissenschaft nicht ohne Theilnahme erwartete Schriften. Mag der Würgengel der Cholera an dem geistreichen Manne schonend vorübergegangen sein!

Bisher fehlte noch ein Wegweiser von Trient, der, am Orte verfertigt, eine gewisse Verbürgung für die Angaben in sich trüge, die in Reisebüchern häufig mit großer Fahrlässigkeit aufgenommen werden. Diesen Mangel, dem man jetzt in fast allen Städten Italiens, wo er noch bestand, durch einheimische Bücher abzuhelfen sucht, hat in einer nach Art des Ebel'schen Handbuches angeordneten Schrift der Verf. von „Trento e sue vicinanze. Industria, commercio e costumi de' Trentini" (Trient 1836) auf eine verdienstliche Weise beseitigt und seiner Schrift selbst für Sprachforscher dadurch einen Werth gegeben, daß er ein Gespräch in trientischem Dialekt aufnahm, dessen Eigenthümlichkeiten aus einer ältern Quelle abzuleiten wol noch manchem Grammatiker Schweiß kosten wird. Wie viel kritischer und kunstsinniger man jetzt die derartigen Handbücher in Italien verfaßt, beweist eine Alterthumsfreunden zu empfehlende Schrift über die Basilika des heiligen Ambrosius zu Mailand („Guida per osservare con metodo i monumenti antichi e moderni della basilica Ambrogiana", Mailand 1837), die mehre neuentdeckte alte Bilder der Bewunderung der Beschauer empfiehlt und grade die ältesten Monumente mit Sorgfalt und Vorliebe aufzählt. 40.

Proceß über die Memoiren des Marschalls Ney.

Der Buchhändler Fournier in Paris gab 1833 von den „Mémoires du maréchal Ney" die erste, aus zwei Bänden bestehende Lieferung heraus; die zweite und letzte, ebenfalls in zwei Bänden, befand sich einer Erklärung auf dem Umschlage zufolge unter der Presse und sollte demnach bald erscheinen. Die pariser Buchhändler Belliard, Dufour und Comp. hatten von der ersten Lieferung 100 Exemplare genommen und dieselben mit 1600 Francs bezahlt. In Folge von Weiterungen, die sich zwischen dem Verleger und der Familie des Marschalls erhoben hatten, aber, wie es scheint, durch Vermittelung beigelegt wurden, sind die beiden letzten Bände der in Rede stehenden Memoiren nicht erschienen und dürften, wenn überhaupt jemals, mindestens so bald nicht erscheinen. Dem Verlangen der vorerwähnten Buchhändler, ihnen den Schluß des Werks zu liefern, setzte Fournier die Erklärung entgegen, daß ihm dies unmöglich sei. Da er auch auf ihren Vorschlag nicht einging, gegen Zurücknahme von 43 Exemplaren, welche sie, da das Werk unvollständig blieb, nicht hatten absetzen können, ihnen den Betrag dafür mit 688 Francs zu vergüten, so sahen sich Belliard und Comp. genöthigt, gegen den Verleger bei dem pariser Handelstribunal klagbar zu werden.

Durmont, der Anwalt der Kläger, behauptete, seine Clienten haben die beiden ersten Bände blos im Vertrauen auf die Erfüllung des vom Verleger gegebenen Versprechens gekauft; dieser habe in zahllosen, allenthalben verbreiteten Prospecten die „Mémoires du maréchal Ney en quatre volumes" herauszugeben versprochen und auf dem Umschlag der ersten Lieferung angegeben, die zweite befinde sich unter der Presse. Ein Verleger dürfe ebenso wenig wie jeder andere Contrahent mit den von ihm übernommenen Verpflichtungen sein Spiel treiben. Habe Fournier eine Verbindlichkeit eingegangen, die er nicht zu erfüllen im Stande sei, so müsse er auch die Folgen einer leichtsinnig unternommenen Speculation tragen; er sei demgemäß, da man ihn nicht zwingen könne den Schluß des Werks zu liefern, weil dies nicht in seinen Kräften stehe, zur Rücknahme der Exemplare der ersten Lieferung und zur Wiedererstattung des dafür erhaltenen Betrages, übrigens zu Schadenersatz und Zinsen verbunden.

Guibert Laperrière, Fournier's Sachwalter, excipirt, wahrlich nicht eben zur Ehre der pariser Sosier, die in Prospecten und auf Bücherumschlägen gemachten Verheißungen seien mehr oder weniger lügenhaft (mensongères) und begründeten blos bei Werken, die auf Subscription herauskämen, einen Vertrag. Von einem solchen, der allemal Gegenseitigkeit bedinge, könne im vorliegenden Falle keine Rede seien, da sein Client die Kläger nicht hätte zwingen können, 100 Exemplare von der letzten Lieferung zu nehmen. Wenn das Gesuch der Kläger statthätte, so würde der Beklagte 30,000 ähnliche Anfoderungen zu erwarten haben und dem Publicum von ganz Frankreich verbindlich sein. Das Geschäft, welches beide Partien abgeschlossen hätten, sei nichts weiter als ein ganz einfacher Verkauf nach Fattur über 100 Exemplare zu einer bestimmten Summe gewesen, ohne alle weitere Verbindlichkeit von irgend einer Seite.

Durmont replicirte, er untersuche nicht, ob Fournier gegen ein Publicum von 30,000 Seelen Verbindlichkeiten übernommen habe oder nicht; aber unzweifelhaft habe hier ein Vertrag zwischen dem Verleger und den Käufern auf vollständige Lieferung des Werks durch die bloße Thatsache des Kaufs und die Lieferung der ersten Bände bestanden.

Das Handelstribunal, vor welchem am 31. Aug. diese Sache verhandelt ward, verurtheilte in der Sitzung am 23. Sept. Fournier, innerhalb 14 Tagen den Klägern 100 Exemplare der zwei fehlenden Bände zu liefern, oder ihnen den Betrag für die 43 nicht abgesetzten Exemplare sammt Zinsen vom Tage des Verkaufs an zu erstatten, und in die Kosten. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 295. —— 22. October 1837.

Historische Entwickelung der speculativen Philosophie von Kant bis auf Hegel. Zu näherer Verständigung des wissenschaftlichen Publicums mit der neuesten Schule dargestellt von Heinrich Moritz Chalybäus.

(Beschluß aus Nr. 294.)

Die Darstellung der Systeme beider Richtungen ist durchaus eine unparteiische in jenem höhern Sinne, der nicht mit Gleichgültigkeit zu verwechseln ist; der Verf. versetzt sich überall in den eigenthümlichen Standpunkt jedes Systems und befleißigt sich von diesem aus, ohne Einmischung äußerlicher Reflexionen, den innern Zusammenhang desselben auseinanderzusetzen. In Bezug auf die Systeme der zweiten Reihe findet insofern zwar einige Ungleichheit statt, als das Schelling'sche mit besonderer Ausführlichkeit dargelegt wird (auch die neuere, noch nicht der Öffentlichkeit übergebene Lehre Schelling's hat der Verf. aus dem früher Gegebenen und aus den Andeutungen einiger Schüler jenes Philosophen ihren Hauptzügen nach durch Divination zu construiren den Versuch gewagt), kürzer, und den immanenten Entwickelungsgang seiner dialektischen Methode fast nur an Beispielen andeutend, das Hegel'sche. Aber dies lag in der Natur der Sache; Schelling's Lehre, deren Bedeutung hauptsächlich in der Entdeckung des großen Gesammtprincips einer neuen philosophischen Weltanschauung im Ganzen und Großen besteht, eignet sich mehr zu einer geschichtlich referirenden Darstellung als die Lehre Hegel's, deren Eigenthümlichkeit — ihre methodische Strenge — in jedem andern Vortrage als in dem ausführlichen des Systems selbst nur angedeutet und an Beispielen deutlich gemacht, aber nicht eigentlich wiedergegeben werden kann. Mit mehrem Grunde würde man unsers Bedünkens gegen den Schelling betreffenden Abschnitt die Ausstellung erheben können, daß hier die verschiedenen früheren Perioden und Epochen der Entwickelung von Schelling's Grundideen nicht genug unterschieden sind. Man irrt nämlich, wenn man meint, daß erst in neuester Zeit Schelling's Philosophie eine von ihrer frühern Gestalt unterschiedene Wendung genommen hat, bis dahin aber in sich selbst eine und dieselbe war. Sie ist schon früher eine Mehrheit bedeutender Entwickelungsphasen durchgangen, und manche ihrer Hauptsätze auch schon aus früherer Zeit erscheinen in ihrem rechten Lichte nur, wenn man sie mit gewissen andern nicht unmittelbar zusammenstellt, sondern die geschichtlichen Übergangsmomente, die zwischen beiden liegen, bemerklich macht. Dies vermissen wir bei unserm Verf. Wir können bei dem gründlichen Studium, welches er übrigens augenscheinlich jener Philosophie gewidmet hat, nicht glauben, daß jener Umstand ihm entgangen sein sollte, sondern wahrscheinlich hielt er es der Verständlichkeit seines Vortrags für zuträglicher, den Gegenstand nicht allzu sehr zu zerspalten, sondern ihn lieber in einige größere Gesammtmassen zusammenzuziehen. Diese Meinung indeß vermag Ref. nicht zu theilen; namentlich erlaubt er sich, aufmerksam darauf zu machen, wie der Verf., der mit Recht so viel Fleiß darauf verwendet, die Art und Weise klar zu machen, wie Schelling's Weltansicht sich aus Fichte's Idealismus hervorentwickelte, sich dieses Geschäft sehr erleichtert und neue fruchtbare Gesichtspunkte eröffnet haben würde, wenn er den frühern Standpunkt der Schelling'schen Lehre (bis 1801; die Grenzscheide wird bezeichnet durch die „Darstellung meines Systems" im zweiten Bande der ältern „Zeitschrift für speculative Physik") ausdrücklich von dem spätern, den er eher schon hätte als ein Ganzes behandeln können, wiewol auch hier noch weitere Unterabtheilungen zu machen wären, hätte unterscheiden wollen. Nur auf dem frühern, nicht auf dem spätern Standpunkte erschienen Idealismus oder Transscendentalphilosophie und Naturphilosophie als zwei verschiedene Lehren oder Hauptseiten der gesammten Philosophie; beide gehen dort noch ganz von Fichte'schen Principien aus und enden erst in ihrem Zusammentreffen mit jener „intellectuellen Anschauung", die nachher als die „Idee des Absoluten" ausgesprochen wurde.

Als Endergebniß seiner geschichtlichen Entwickelung spricht der Verf. am Schlusse aus, daß beide entgegengesetzte Richtungen der Zeitphilosophie sich noch nicht vollständig zu jener höhern Einheit durchdrungen haben, nach der sie sichtlich hinstreben und in der allein die wahre, wissenschaftliche und religiöse Beruhigung für den Geist zu finden sein wird. Die substantiellen Monaden Herbart's stehen in starrer Abgeschlossenheit da, allem Eindringen des Andern in sie und folglich auch aller eigentlichen Erkenntniß — denn diese wäre ein solches Eindringen — schlechthin widerstehend; alles Erkennen wird daher nach dieser Philosophie zu einem leeren Scheinerkennen, das wahrhafte Was der Dinge ist und bleibt unerkennbar. Umgekehrt

scheint der „absolute Proceß“ der Hegel'schen Philosophie alle Realität in den bloßen Gedanken einer Realität zu verflüchtigen, die Form des Denkens für den Denkinhalt unterzuschieben. Die Art und Weise, wie sich der Verf. über diesen letztern Punkt ausspricht, ist ebenso eigenthümlich als in sich selbst vortrefflich; wir wollen sie, zugleich um unsern Lesern eine Vorstellung von Styl und Ausdruck des Verf. zu geben, hier mittheilen.

Ein absoluter Inhalt — heißt es S. 330 fg. — muß gesetzt werden, sobald man alle Kategorien und namentlich auch die des Seins und die des Begriffs selbst als Formen begriffen hat; denn eine Form kann weder als für sich seiend, allein, leer, absolut gedacht werden, noch in der Wirklichkeit existiren; sie fodert einen Inhalt und ist selbst nur für, an oder in demselben; ich sage in demselben, als Bestimmung, Qualität, oder wenn man will, Negation; sie ist das Negative, welches ein Positives voraussetzt. Hegel sagt zwar, das Positive sei nichts als das negirte Negative; dies ist richtig, wenn von dem Begriffe des Positiven oder von der Art und Weise, wie wir diesen Begriff denken, die Rede ist. Allein hierin liegt überhaupt ein πρῶτον ψεῦδος des Systems. Die Bedeutung des Begriffs ist mit der Bewegung des Begreifens nicht einerlei, obschon es wahr ist, daß im Begriffe nichts liegen kann, was wir nicht erst durch eine Denkbewegung hineingelegt hätten; denn wir können ein- für allemal nichts von einem Etwas wissen, was kein gewußtes wäre. Wollten wir z. B. die Dinge betrachten als bestehend aus einem An-sich, das uns völlig unerkennbar, und aus Erscheinungen und äußern Formen, die allein uns bekannt wären, so ist klar, daß dann von Dem, was ausdrücklich jenseit alles Wissens gesetzt worden, durchaus gar nichts mehr (also auch, will der Verf. gegen Kant und Herbart sagen, dieses selbst nicht, daß es ist) gesagt und gewußt werden könnte. Allein eben dieses so bestimmte An-sich ist ja gar nicht mehr jenseit alles Wissens gesetzt, sondern es ist wenigstens negativ bestimmt; indem ich von dem An-sich rede, habe ich auch einen — wenn auch noch mangelhaften — Begriff davon, ich weiß, was ich meine. Wüßten wir wirklich gar nicht von diesem Andern, so setzten wir es auch gar nicht voraus und könnten es nicht einmal negativ bestimmen. Wir wissen also recht gut, was es ist, indem wir es als das in allen wirklichen Formen Gegenwärtige denken. Sobald wir aber dieses An-sich wieder als ein Für-uns, als an sich identisch mit dem Begriff betrachten, heben wir seinen wahren Begriff auf. Das also, was wir darunter meinen, ist gar nicht zu verwechseln mit Begriff, und sein Begriff ist eben, daß es das Andere jedes formellen Begriffs oder überhaupt jeder Form ist. Wir haben also einen Begriff davon, sollen aber diesen unsern Begriff, d. h. die Art und Weise, wie sich das gemeinte Transscendentale in unserm Geiste gestaltet, nicht mit diesem selber verwechseln. Diese Verwechslung aber hat sich seit Fichte in die Metaphysik eingeschlichen; denn dieser suchte ein absolutes Formalprincip der philosophischen Gewißheit — nicht ein reales des Universums —; jenes aber liegt allerdings in der absoluten Thätigkeit des Ich, denn nur diese ist sich, dem Denken selbst, das Unmittelbare und ist es selbst. Wenn nun aber das Denken, diese absolute Thätigkeit, nachdem es sich mit sich völlig selbst verständigt, sich selber nur als die eine Seite, aber nicht als das ganze Absolute anerkennt, so weist es eben dadurch über sich selbst hinaus, und der Weg, den es eingeschlagen, bleibt zwar der einzig richtige, nämlich durch Denken über die Annahme, daß das Denken selbst das einzig Absolute sei, hinauszukommen; aber es muß nun auch wirklich über sich hinausgehen und nicht in seiner Befangenheit verharren.

Ref. braucht nicht erst zu versichern, wie sehr diese gründlichen, durchdachten Worte des Verf. seine Zustimmung haben. Was aber die Wendung betrifft, vermöge deren der gefoderte weitere Fortschritt der Philosophie als eine Vereinigung jener beiden divergirenden Richtungen ausgedrückt wird, so ist dieser Ausdruck insofern gewiß ein glücklicher zu nennen, als er sich aus der vorangehenden Darstellung jener beiden Richtungen und der jeder von beiden angehörenden Systeme beinahe von selbst ergibt und kaum einer ausdrücklichen Hervorhebung bedarf. Auch hat der Verf. durchaus die Einsicht, daß diese Einigung nicht eine äußerliche sein darf, daß sie nicht anders als auf dem Wege eines organischen Fortschritts innerhalb derjenigen Richtung, die allein solchen Fortschritts fähig ist, erreicht werden kann; dies aber ist ohne Zweifel auch nach des Verf. Meinung nicht die Herbart'sche, sondern nur die Schelling-Hegel'sche; denn nur in dieser findet ein gegenständliches, ein immanentes Erkennen statt. Nur einen Ausdruck hätte Ref. vom Verf. vermieden gewünscht, weil er allerdings zu dualistischen Misverständnissen Anlaß geben kann; nämlich diesen, daß, in Folge jenes Unterschieds von Denken als Form und Seiendem als Inhalt, oder von Begriff und Begriffenem, Dasjenige, was als das Eigenthümliche des Denkens oder Begriffs gefaßt worden ist, nämlich reine Thätigkeit zu sein, nicht auch das Eigenthümliche des Andern, des An-sich oder Wesens sein könne, das Wesen vielmehr als der Gegensatz der Denkbewegung oder Denkfähigkeit, als das Beharrliche, als die „Substanz“ bezeichnet werden müsse. Der Verf. kann hier nicht meinen, daß, was er die Substanz nennt, ein Unthätiges, Bewegungsloses sei. Er kann nicht einmal dies meinen, daß sie ein Unthätiges, Leben- und Bewegungsloses auch nur sein könne; denn er hat ja Leben und Denkbewegung als nothwendig inwohnendes Moment der Substanz, ohne welches die Substanz nicht gedacht werden könnte und mithin auch nicht wäre, begriffen. Er kann nur meinen, daß durch jenen Begriff der lebendigen Denkbewegung der Begriff der Substanz noch nicht erschöpft sei, sondern, um für erschöpft gelten zu können, noch eines weitern Inhalts bedürfe; dies aber hätten wir, um jenen Misverständnissen, die von gewisser Seite her nicht fehlen werden, von vornherein vorgebeugt zu sehen, etwas vorsichtiger ausgedrückt gewünscht.

Die gründliche historisch-philosophische Bildung, welche der Verf. in diesem, dem gesammten gebildeten Publicum, welches sich irgendwie für Philosophie interessirt, nicht genug zu empfehlenden Werke zeigt, seine nicht gemeine Gabe der Darstellung und sein so entschieden hindurchblickender Beruf zum Selbstdenken, welcher ihn inmitten der von ihm studirten Systeme eine so recht eigentlich zeitgemäße Stellung hat herausfinden und ergreifen lassen, erwecken den lebhaften Wunsch, daß diese seine erste philosophische Schrift nicht die einzige bleiben möge.

Ch. H. Weiße.

Correspondenznachrichten.

Paris, 8. Oct. 1837.

Die Schaustellung der Preisarbeiten aus den verschiedenen Sectionen der École des beaux-arts und der Pensionnaire der Kunstakademie zu Rom ist in diesen Tagen durch eine nochmalige gemeinschaftliche Ausstellung der wirklich gekrönten Gemälde und Bildwerke geschlossen worden, und gestern hat dem

ie jugendlichste und anmuthigste der fünf Schwestern, welche m Palais Mazarin so friedlich beisammen wohnen, die Akademie der schönen Künste, ihre jährliche öffentliche Sitzung gehalten, um die Preisvertheilung mit gebührender Feierlichkeit orzunehmen. Ich habe zuvörderst über jene Arbeiten noch ein Wort zu sagen. Denn neulich konnte ich nur erst von den Arbeiten aus dem Fache der Landschaftsmalerei sprechen. Seitdem haben auch die andern Sectionen nach und nach die Revue passirt, Bildhauerei, Baukunst und geschichtliche Malerei.

Ich war falsch berichtet, als ich Ihnen zuletzt schrieb, die Aufgabe im Fache der Bildhauerei sei ein Basrelief gewesen, welches Marius auf den Ruinen von Karthago habe vorstellen sollen. Der Gegenstand hat seine Richtigkeit, aber die verlangte Behandlung war eine andere; es sollte eine in ganzer Rundung ausgeführte Figur (ronde bosse) sein. Der Gegenstand war gut gewählt und machte eine sehr glückliche Ausführung möglich. Auch fehlte es nicht an tüchtigen Concurrenten. Acht Figuren von verschiedenem Werthe waren zur Concurrenz zugelassen worden. Die Arbeit von Chambard, die später auch den ersten Preis erhalten hat, fand den meisten Beifall. Chambard ist Schüler David's und hat sowol die Vorzüge als auch die Manieren seines Meisters angenommen. Marius, auf Ruinen sitzend, stützt auf die eine Hand das Kinn, in der andern hält er nachlässig sein Schwert, und den übrigens nackt gehaltenen Körper bedeckt ein leicht über die linke Schulter geworfener Mantel. Der Kopf ist vorzüglich schön und ausdrucksvoll behandelt; weniger glücklich, obgleich auch höchst lobenswerth, erscheint die Ausführung der übrigen nackten Theile, und die Behandlung des Gewandes erinnert an David's Talma in der letzten Ausstellung im Louvre. Bekanntlich sind aber Anordnung des Gewandes und Faltenwurf nicht grade die Stärke David's.

An den übrigen zugleich aufgestellten Figuren hat man im Allgemeinen Mangel an Studium der Proportionen des menschlichen Körpers bemerkt. Das Streben, den Kopf ihres Marius mit besonderm Fleiße auszuführen, hat die meisten dieser jungen Künstler verführt, diesen Theil der ganzen Figur verhältnißmäßig viel zu groß zu machen. Auch ist in der Regel der Ausdruck in den Zügen nicht sehr glücklich; man vermißt darin ein tieferes Studium des Charakters und der damaligen Lage des Marius. Die meisten der Concurrenten scheinen Niedergeschlagenheit oder Verachtung der Welt als die vorherrschenden Motive bei ihrer Behandlung des Marius auf den Ruinen Karthagos geltend machen zu wollen. Jener kriegerische Stolz, der weder durch die Waffen der Cimbern noch durch den Anblick der Ruinen von Karthago ganz gebrochen werden konnte, ist fast ganz unbeachtet geblieben. Im Allgemeinen kann man daher die Resultate dieses Concurses nicht grade glänzend nennen.

Der Ausstellung der Sculpturen folgte die der von Rom eingeschickten Arbeiten und des Concurses um den Preis der Baukunst. Jene erstrecken sich über alle drei Zweige der Kunst, von denen hier die Rede ist. Als Maler hat sich dieses Jahr unter den Zöglingen der Villa Medici vorzüglich Hr. Flandrin hervorgethan. Er hat drei Arbeiten aus verschiedenen Zweigen seiner Kunst und von verschiedenen Verdiensten eingesandt: eine als Studium sehr fein ausgeführte Gruppe aus der Schule von Athen, nämlich die des Pythagoras, Grau in Grau (grisaille) und in Lebensgröße, eine nackte zusammengehauchte Figur, von vollkommener Zeichnung und genauer anatomischer Behandlung der Theile; und eine Hirtenscene, Ölskizze zu einem größern Landschaftsgemälde. Schwächer sind die übrigen Arbeiten aus dieser Classe: ein Bachant von Jourdy und einige Zeichnungen und Studien nach Demenichino und Bathasar Perruzzi von Salmon. Sehr Verdienstliches haben die jungen französischen Bildhauer zu Rom geleistet. Eine in Lebensgröße und in weißem Marmor ausgeführte sitzende Figur, Kain nach seiner Verdammung, von Jouffroy, hat allgemeinen Beifall gefunden. Die Stellung ist wahr und natürlich, die Behandlung des Nackten leicht und ungezwungen, und der Ausdruck des gebeugten Hauptes treffend und voll tiefern Studiums des Charakters. Nur die vielleicht etwas zu moderne Haltung des Ganzen dürfte der strengern Kritik als dem Gegenstande zuwider erscheinen. Neben diesem Kain bemerkt man ein recht braves Gypsmodell in Lebensgröße, welches einen mit der Ruzzica, einer Art Kreisel, spielenden Jüngling vorstellt und nach dem antiken Diskuswerfer gearbeitet zu sein scheint, von Simart. Brian hat drei Arbeiten geliefert, einen heiligen Sebastian, wie er nach seinem Märtyrerthume an einem Baume hängt, Gypsmodell in Lebensgröße; eine kleine recht artige Gruppe, Daphnis und Chloe, blos Skizze, und ein Portrait in Medaillon. Man wirft Brian ein übertriebenes Streben nach Grazie in der Behandlung der Formen vor, welches leicht zu großen Verirrungen führen kann. Auf der andern Seite hat sich Farochon in einem recht fleißig ausgeführten Basrelief, Medea und die Töchter des Pelias, zu sehr an die Rauheit des ältesten Styles für diesen Zweig der Bildhauerkunst gehalten. Aus dem Fache der Baukunst waren zwei Arbeiten eingegangen. Victor Ballard hat in einer Reihe Zeichnungen die Wiederherstellung der Tempel zu Agrigent und Selinunt versucht und dabei vorzüglich die Anwendung der polychromischen Baukunst der Alten berücksichtigt; und Morey hat den Entwurf zu einem Pantheon eingeschickt, welchen man für weniger gelungen hält als die Arbeiten der Concurrenten um den großen Preis der Baukunst, welchen zufälligerweise dieselbe Aufgabe gestellt war. Nur sind diese vielleicht insofern im Vortheil gewesen, als ihnen das Programm genau den Charakter und die Theile des Monuments angab.

Es sollte bestimmt sein, die Asche aller Derer aufzunehmen, welche dem Vaterlande als Staatsmänner, Krieger, in Wissenschaft und Kunst ausgezeichnete Dienste geleistet haben. Weite unterirdische Räume zu Grabgewölben waren deshalb die erste Bedingung. Außerdem wurden verlangt: ein großer Saal oder eine Halle, wo sich Die, welche den Verstorbenen die letzte Ehre erzeigt hätten, versammeln könnten, um von einer Tribune herab die Reden zu vernehmen, welche zum Lobe der Beigesetzten gehalten werden dürften; ferner mehre kleinere Säle als Empfangszimmer und eine Suite von Zimmern zu den Wohnungen alter Ritter der Ehrenlegion, welchen die Aufsicht über das ganze Gebäude anvertraut werden würde. Die eingeschickten und wirklich zugelassenen Arbeiten, acht an der Zahl, sind zum größten Theile gut ausgestattet. Die von Guenepin, welcher den Styl aus der ersten Zeit des Wiederaufblühens der Künste gewählt und nach dem Modell der Kathedrale zu Florenz von Philipp Brunelleschi gearbeitet hat, — die von Durupt, der das Pantheon zu Rom vor Augen hatte, aber eine sonderbare Mischung der verschiedenen Baustyle in Anwendung gebracht hat, — und endlich die von Godeboeuf, in welcher vorzüglich die Façade für gelungen gelten kann, werden von Kennern am meisten gelobt. Guenepin hat den Preis erhalten.

Den Schluß der diesjährigen Preisausstellung machten die Arbeiten der Bewerber um den großen Preis der Malerei, zehn an der Zahl. Die Aufgabe war Noah, wie er, umgeben von seiner Frau, seinen drei Söhnen mit ihren Weibern und seinen Enkeln, Gott, nachdem er soeben die Arche verlassen hat, ein Dankopfer darbringt. Jedenfalls kann man die Lösung im Ganzen gelungener nennen als die der den jungen Landschaftsmalern gestellten Aufgabe, wovon ich neulich sprach. Einige der eingeschickten Bilder zeichnen sich durch lobenswerthe technische Kunstfertigkeit und originelle Ideen aus, die freilich deshalb nicht grade immer glücklich zu sein brauchen. So hat z. B. einer der Concurrenten, Couture, sein sonst sehr ausgezeichnetes Bild durch die Wiederaufnahme des ziemlich veralteten Gedankens der Erscheinung Gottes bei Noah's Opfer, und zwar unter der Gestalt eines Greises mit schneeweißem langen Barte, fast entstellt. Ein anderer, Guignet, hat vielleicht glücklicher die ganze Scene nach Afrika versetzt und folglich den Figuren einen kupferfarbenen Teint gegeben, welcher, abgesehen

von dem historischen Standpunkte der Sache, insofern einen ziemlich guten Effect macht, als er sich auf dem Hintergrunde des dunkelblauen Himmels vortrefflich hervorhebt. Überhaupt hat es dieser junge Künstler sehr gut verstanden, sein Gemälde in jenem erhabenen Style zu halten, welcher biblischen Gegenständen in hohem Grade angemessen ist. Durch tieferes Studium und fleißige Ausführung zeichnet sich noch vorzüglich das Bild vom Murat aus, welches auf der andern Seite durch eine unangenehme Einförmigkeit der Töne wieder verlor. Es scheint, daß die Akademie der schönen Künste vorzüglich auf jene Eigenschaften bei ihren Zöglingen besondern Werth legt; denn Murat ist der Hauptpreis zuerkannt worden.

Die wirkliche Austheilung der Preise war, wie gesagt, einer der Hauptzwecke der gestrigen öffentlichen Sitzung der anmuthigsten der fünf Akademien. Anmuthig könnte man sie schon deshalb nennen, weil sich bei ihren Festen die schöne und elegante Welt in doppelten Proportionen einfindet. Dies war auch gestern der Fall. Gleich nach zwei Uhr war schon die ganze Rotunde des Palais Mazarin mit einer Auswahl der elegantesten Toiletten gefüllt, die leider, da das Princip der Schönheit unter den pariser Damen nicht grade das vorherrschende ist, mitunter an eine undankbare Natur verschwendet zu sein schienen. Der Eifer, mit welchem die pariser Damen grade bei dieser Gelegenheit ihre Liebe zu den Musen auf eine höchst lobenswerthe Weise zu erkennen geben, ist wol besonders noch dem Umstande zuzuschreiben, daß in dieser Sitzung auch zugleich der Preis der musikalischen Compositionen zuerkannt wird und die gekrönten Stücke sogleich zur Aufführung kommen. Kaum hatte auch dieses Mal der Präsident, Herr Lebas, um drei Uhr am Bureau Platz genommen, als eine von einem jungen Componisten, Chollet mit Namen, gesetzte Ouverture, welcher der zweite Preis zuerkannt worden war, die Sitzung eröffnete. Das Stück hatte nichts Ausgezeichnetes; Beifallgeklatsch ist aber hier bei solchen Gelegenheiten unerlaßlich, wie sich von selbst versteht. Hierauf wurde durch Herrn Ramey eine von Quatremère de Quincy, beständigem Secretair dieser Akademie, verfaßte biographische Lobrede auf den bekannten Maler Karl Vernet, Vater von Horace Vernet, vorgelesen.

Karl Vernet starb bekanntlich im letzten Winter im achtundsiebzigsten Jahre. Er war geboren 1758 und erhielt von seinem Vater, dem geschätzten Marinenmaler Joseph Vernet, die erste Bildung. In den Jahren 1780 und 1782 erhielt er schon bei dem Concurs die großen Preise und fing nun an, sich selbständig hervorzuthun. Er wurde sehr bald, und zwar noch bei Lebzeiten seines Vaters, Mitglied der Akademie. Er bildete sich vorzüglich auch zum Pferdemaler aus und hat es hierin zu einer großen Vollkommenheit gebracht. In früherer Zeit arbeitete er mit seinem Vater zugleich an einem großen Gemälde, welches den Übergang der Israeliten über das rothe Meer vorstellen sollte. Der Vater wollte das Meer, der Sohn die Figuren, vorzüglich die Reiterei des Königs Pharao malen. Der Tod des Vaters unterbrach die Arbeit. Später hat Karl Vernet in seinen bessern Bildern immer auf die Ausführung der Pferde großen Fleiß verwendet, wie namentlich in dem Triumphzuge des Ämilius Paulus, dem Tod des Patroklus und dem durch den Stich allgemein bekannt gewordenen Bilde, welches die Revue des ersten Consuls in den Tuilerien vorstellt, wozu Isabey die Figuren gemalt hat. Unter den spätern größern Bildern Vernet's sind die namhaftesten die Schlacht bei Rivoli, der Einzug in Mailand und die Schlacht bei Marengo, welche sich jetzt in dem historischen Museum zu Versailles befindet. Karl Vernet war aber auch in kleinern Sachen als Sittenmaler in der Hogarth'schen Manier sehr ausgezeichnet. Quatremère de Quincy berührte jedoch diese Eigenschaft seines Talents, vielleicht absichtlich, nicht.

Nach dieser Lobrede verlas Herr Garnier die Beurtheilung der von den Zöglingen zu Rom eingeschickten Arbeiten, worauf die Preisvertheilung an die oben genannten Laureaten und eine gute Anzahl junger Künstler, die die zweiten Preise erhielten, mit gehöriger Salbung vorgenommen wurde. Den ersten Preis in der musikalischen Composition erhielt Herr Besozzi für eine Cantate über die letzte Zusammenkunft zwischen Maria Stuart und dem Sänger Rizzio. Dieses Stück wurde zum Schluße von Ponchard und Madame Dorus-Gras gesungen, schien aber das Auditorium etwas kalt zu lassen. Am Ende wurde, wie immer, geklatscht. So viel von den Preisen in der Kunstschule und der mit ihnen zusammenhängenden akademischen Feierlichkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1. Der Jakobsstern. Messiade von **Ludwig Storch**. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1836. 8. 3 Thlr. 6 Gr.

2. Orestes in Paris. Novelle von **Ludwig Storch**. Gotha, Müller. 1836. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Storch's bedeutendes Talent bekundet sich vorzüglich in Nr. 1, einem jüdischen Roman, fälschlich Messiade genannt, welcher an glänzenden Stellen reich ist. Der Roman spielt im 17. Jahrhundert in Smyrna und hat den Lebenslauf und die Verirrungen eines gewissen Sabbathai Zawi, welcher sich für den erwarteten Messias der Juden hält, ausgibt und als solcher predigt, zum Gegenstande. Es ist viel orientalisch jüdische Pracht im Buche, aber eine einförmige Pracht, die sich in ebendemselben Bilderreichthum und derselben biblischen Ausdrucksweise recapitulirt, außerdem eine große Ausweitung des Stoffes und eine Geschwätzigkeit in den Dialogen der hier auftretenden Personen. Man weiß nicht, für wen der Roman eigentlich geschrieben ist, für die jüdischen oder christlichen Romanleser, so viel jüdisches Element ist darin und eine so genaue Bekanntschaft mit den Eigenthümlichkeiten des jüdischen Charakters und der mosaischen Religion. Sabbathai ist zugleich ein Liebhaber eigner Art und wird auch auf eigne Art geliebt, sodaß durch ihn zwei Wesen und deren resp. Familien ins Unglück kommen. Zuletzt, nach vielem Umherschweifen steht der Messias des 17. Jahrhunderts vor Jerusalem mit dem Ausruf: „Erwache, Mutter und Schwester, aus dem steinernen Schlafe, der dir Jahrtausende die Augen zugedrückt! Erwarme in meinen Armen! An mein Herz, reizende Tochter Zion!"

Nr. 2, eine Novelle, ist viel einfacher gearbeitet und behauptet insofern den Vorrang vor der Messiade, entwickelt aber nicht dieselbe Fülle von poetischen und lichtglänzenden Momenten. „Orestes" ist die Aufführung eines Trauerspiels Orestes, worin nach der Angabe der Prinzessin von Montpensier der damalige französische Hof persifflirt wird. So wechseln Hof-, Schauspieler- und Kriegsgeschichten im bunten Durcheinander. Prinz Condé's Vertheidigung der Vorstadt St.-Antoine gegen die königliche Armee spielt eine wichtige Rolle und veranlaßt blutige Scenen, die jedoch zum Wohlgefallen des Lesers in einem Kreuzfeuer von civilen Hochzeiten ihre Versöhnung finden. 45.

Notiz.

Der Verfasser des neuen englischen Werks: „On sleep and death", Mr. Philipp, sagt unstreitig sehr richtig: „Je empfänglicher und reizbarer der Mensch ist, desto zeitiger hört er zu wachsen auf, denn die Reizbarkeit pflegt die Triebe des Lebens früh ins Gleichgewicht zu bringen. Dies scheint auch die Ursache davon zu sein, daß die Frauen, die meist empfänglicher sind als die Männer, im Allgemeinen früher zu wachsen aufhören und demnach auch von kleinerer Statur sind, wogegen die hochgewachsenen Frauen meist der eigenthümlichen Reizbarkeit ihres Geschlechts ermangeln. Ebenso ist beiweitem die Mehrzahl der reizbarsten Männer, die vermöge ihres Charakters die Hauptrolle in ihrer Zeit spielen, von kleiner Statur, während die Riesen im Allgemeinen von entgegengesetzter Beschaffenheit sind. Freilich müssen von solchen Regeln auch wieder viele Ausnahmen stattfinden." 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 296. — 23. October 1837.

Études sur les constitutions des peuples libres, par *J. C. L. Simonde de Sismondi.* Paris 1837.

Sismondi ist einer der gefeiertsten Namen im Bereiche der historischen, wie politischen, vornehmlich der staatswirthschaftlichen Literatur. In diesem letztern Fache hat er unverhehlt sein System geändert, indem er von der Adam Smith'schen Theorie, deren Anhänger er war, zu den Malthus'schen Ansichten überging. Er war indessen kein Convertit, der in verba magistri schwört, sondern Beobachtungen, die er selber in England anzustellen Gelegenheit hatte, bestimmten ihn zum Systemswechsel. Der nämlichen Wechselhaftigkeit hat man S. auch in der Politik beschuldigen wollen. Man hat gegen ihn den Vorwurf erhoben, er, sonst ein entschiedener Demokrat, sei ein Fahnenflüchtiger geworden und in jüngster Zeit zum Aristokratismus übergegangen; denn in seinen frühern Schriften athme ein ganz anderer Geist wie in seinen neuern. Er selbst versichert uns aber, es hätten sich seine Grundsätze während eines mehr als vierzigjährigen Zeitraums, wo er sich mit politischen Forschungen beschäftige, *kaum* verändert. Ja, er führt sogar in dem kurzen Vorworte dieses Werks eine Stelle aus einem sehr umfassenden handschriftlichen Werke an, das er unter dem nämlichen Titel, wenn schon hinsichtlich des Plans und der Ausführung von gegenwärtigem Buche sehr verschieden, vor etwa vierzig Jahren auffaßte, und wo er über den so vielfältig gedeuteten Begriff der *Volkssouverainetät* eine Definition ertheilt, die abzuleugnen er sich auch heute noch keineswegs bemüßigt findet. Dem sei jedoch, wie ihm wolle, vorliegendes Werk, enthält es auch nur *Versuche* — nach der vom Verf. mit großer Bescheidenheit für die verschiedenen Unterabtheilungen desselben gewählten Überschrift — über den Gegenstand seiner Forschungen, verdient große Beachtung, da es keineswegs das Product der Lucubrationen eines auf den engen Raum seines Cabinets beschränkten Gelehrten, sondern vielmehr von Erfahrungen ist, die aus dem wirklichen Staatsleben gegriffen und während eines Zeitraums von einem halben Jahrhundert gesammelt wurden, das an großen politischen Ereignissen fruchtbarer als irgend eine frühere Geschichtsperiode war. Unstreitig durch diese Erfahrungen belehrt, huldigt der Verf., gleich weit von Reaction und Revolution entfernt, dem Princip der *allmäligen Reform*, von dem er sich im ganzen Verfolg seiner Forschungen leiten läßt. Die Festhaltung dieses Princips aber sowie die Folgerungen, zu denen er mittels dieser Forschungen gelangt, verleihen dem Werke jenen conservativen und aristokratischen Anstrich, der freilich unsern Alles übereilenden Bewegungsmännern keineswegs zusagen dürfte, der ihm aber den Beifall aller aufrichtigen Freunde des Fortschrittes sichert, die, von aller Eingenommenheit gegen das Neue, weil es nicht alt, frei, doch das Bestehende insoweit erhalten wissen wollen, als mit Bürgschaft des Erfolgs das Neue nicht sofort an dessen Stelle gesetzt werden kann. Außerdem ist S., etwa in der Weise wie Montesquieu, ein entschiedener Verehrer der britischen Constitution, die er zwar nicht als ein in allen seinen Theilen zur wirklichen Ausführung gebrachtes Ideal eines vollkommenen Staatsgebäudes, doch aber, selbst in ihrer gegenwärtigen Form, als die beste aller bestehenden Verfassungen betrachtet. Zudem gewahrt er in derselben so viel Lebenskräftigkeit, daß er sie, ohne das Hauptgebäude in seinen Grundfesten zu erschüttern, zu jedweder Vervollkommnung, um sie jenem Ideal möglichst anzunähern, für befähigt hält. In England nun wird gemeinhin das aristokratische Element als das vorherrschende dargestellt; und somit ist denn gewissermaßen dem Urtheile Vorschub geleistet, es gewahre S. in dem Übergewichte dieses Elements das Heil der Völker, die unerlaßliche Bedingung einer dessen Beförderung bezweckenden Constitution. Wie wenig aber dahin des Verf. Strebnisse gehen, wie er vielmehr nur in einem richtig bemessenen Zusammenwirken dieses Elements mit dem demokratischen und monarchischen die Verwirklichung seiner Theorie vom Staate und dem Verfassungswesen gewahrt, dies mag aus einer flüchtigen Skizze einiger in dem Werke entwickelten Hauptideen erhellen.

In der Einleitung bereits bemerkt S., daß die Verfassungen, welche die *sociale Wissenschaft* anerkennt, insgesammt *gemischte* Verfassungen sind; allein es sei darum *nicht* wahr, was man in unsern Tagen so oft gesagt habe, daß die Freiheit in einem Gleichgewichte der Gewalten bestehe, das stets jeder Gewalt einen der Thätigkeit der andern gleichen Widerstand sichere. Die, welche die Regierung unaufhörlich mit einer Maschine vergleichen, sollten der Wissenschaft, welcher sie ihre Vergleichung entlehnen, treuer bleiben und sich erinnern, daß die Folge

eines solchen Gleichgewichts die unbedingte Unbeweglichkeit sein würde.

Die Maschine muß wirken; dies ist die erste der Nothwendigkeiten der gesellschaftlichen Ordnung. Nicht die Trennung der Gewalten wird erfodert, sondern ihre Mitwirkung zu einem und demselben Zwecke; nicht das Gleichgewicht der Kräfte, sondern ihre Vereinigung; endlich wird erfodert, daß stets ein einziger Wille aus dem Stoffe und der Verschmelzung der verschiedenen Willen sich ergebe, allein dergestalt, daß alle diese Willen gehört, daß alle Interessen zu Rathe gezogen, daß die Sachen aller Parteien vertheidigt werden, und daß der Ausdruck der höchsten Tugend, die man in dem Lande finden kann, erleuchtet von der höchsten Einsicht, endlich ohne Appellation über alle Fragen entscheide.

Im Verlaufe des Werks nun, die Rechte und Befugnisse erörternd, die dem demokratischen Elemente zustehen, berichtigt der Verf. zunächst die mannichfaltigen Irrthümer, die durch die Verwechselung der Begriffe von Volks- und Nationalsouverainetät entstanden sind.

Wir sagen fast wie die Demokraten — heißt es in dem Betreff — Alles für die Nation, Alles durch die Nation; allein obschon sie ohne Zweifel glauben, daß die Worte Nation und Volk nur eine und dieselbe Sache bezeichnen, so behaupten wir doch, daß sie wesentlich verschieden seien. — Man pflegt unter dem Namen Nation Die, welche befehlen, und Die, welche gehorchen, zu verstehen; man pflegt im Gegentheile die Regierung dem Volke entgegenzusetzen. — Wenn man von der Souverainetät des Volks spricht, so knüpft man an diesen Ausdruck den Begriff der Natur der Verfassung, und so hat ihn das Volk selbst stets verstanden. Es hat stets angenommen, daß das Volk jener Theil der Nation sei, welcher nicht als Behörde constituirt ist, und daß dieser Theil eine souveraine Gewalt über den andern habe. — Auf andere Art betrachten wir die Nation als ein aus unähnlichen Theilen zusammengesetztes Ganze und geben zu, daß dieses Ganze alle Gewalt über sich selbst habe. Allein wir fragen auch, wie drückt dieses Ganze seinen Willen aus? Wir finden dann, daß bei einer Nation sich ebenso viele Willen offenbaren, als sie Theile hat, und wir begreifen bald, daß es die Aufgabe des Gesetzgebers ist, alle diese Willen in einen einzigen harmonisch zu vereinigen; eine Aufgabe, die nur gelöst werden kann, wenn die höchste Vernunft der Nation, die höchste Tugend, die höchsten Fähigkeiten in jedem Fach die Leidenschaften beruhigt, die Vorurtheile zerstreut, das allgemeine Gute augenscheinlich gemacht und gelehrt haben, das Wohl eines Jeden mit dem Gemeinwohle in Einklang zu bringen, damit Alle zu dem allgemeinen Wohle beitragen.

In diesem Sinne nun weigert sich der Verf. nicht, die Souverainetät der Nation anzuerkennen. Was aber das eigentliche Volk, im Gegensatze der Regierung, d. i. die arbeitenden Classen, anbetrifft, so erklärt er es für höchst unklug, demselben die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten anzuvertrauen, was implicite die Apostel der Volkssouverainetät fodern. Des Volkes Antheil an denselben darf sich unmittelbar nur in der Gemeinde äußern; doch darf auch in dieser die Entscheidung zwischen entgegengesetzten Interessen nicht durch Stimmenmehrheit bewirkt werden, was eine ebenso grausame als ungerechte Aufopferung eines Theils derselben nach sich ziehen würde.

Jede Berufung nämlich an das allgemeine Stimmrecht zwischen nebenbuhlerischen Professionen, zwischen den Meistern und den Arbeitern, zwischen den Käufern und den Verkäufern, würde keinen billigen Vergleich, sondern den Triumph der Sieger über die Besiegten zur Folge haben.

Diesen Inconvenienzen abzuhelfen, empfiehlt als Mittel der Verf. die Wiederherstellung der Corporationen, wie solche in mehren Republiken des Mittelalters, namentlich zu Florenz bestanden.

Dadurch daß diese Republik, die damals zugleich eine Municipalität war, ihren (an Zahl) ungleichen Körperschaften gleiche Rechte ertheilte, suchte sie die ebenso unvernünftige als unheilvolle Abstraction der Demokraten unserer Tage, die durch das allgemeine Stimmrecht die Gesellschaft einer einzigen Leidenschaft, einem einzigen Interesse und einer einzigen Verblendung unterwerfen möchten, zu vermeiden. Ebenso hatte sie die unkluge und beleidigende Classification der Urheber der neuen Verfassungen, welche die Nation in Wähler, die Alles sind, und in Nichtwähler, welche nichts sind, eingetheilt haben, vermieden.

Allein nicht blos für die Gemeinde, sondern auch für den Nationalsenat fodert S. Vertretung der verschiedenen Interessen durch Abgeordnete der respectiven Corporationen. Schon was die Vertretung der Örtlichkeiten anbetrifft, meint er, würde dieselbe wahrer und *lebendiger* sein, wenn die Deputirten nicht sowol von bloßen Wahldistricten als von bereits existirenden Körperschaften bevollmächtigt würden. Allein die Provinzen, die Dörfer sind nicht die einzigen Corporationen, die das Gesetz anerkennt.

Große nationale nicht-örtliche *Interessen* sind der Gegenstand besonderer Studien oder der *Arbeit gesetzlicher Associationen* gewesen. Im Interesse der Nation, im Interesse der Ausbildung und Zeitigung der öffentlichen Meinung wäre es zu wünschen, daß man sie hörte.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, will er daher, daß die Geistlichkeit der verschiedenen Religionen im Staate, die Akademien, die Universitäten, die Lehrcollegien, die Stände der Advocaten und der Ärzte im Nationalsenate ihre Vertreter haben.

Es ist kein Recht, das man für *sie in Anspruch* nimmt, sondern ein Tribut von Einsichten, den die Gesellschaft von ihnen verlangt.

Vor Allem aber fodern die industriellen Gewerbe die Gesellschaft auf, sich mit ihnen zu beschäftigen. So bringt die landwirthschaftliche Industrie die Interessen von vier Menschenclassen in Reibung: jene der Eigenthümer, jene der Pächter, jene der Meier und jene der Tagelöhner. S. wünscht, daß jede dieser Classen eine besondere Repräsentation habe, daß sie ermächtigt sei, Vereine zu bilden, von einer Provinz zur andern zu correspondiren, hierauf im Namen der ganzen Classe einige mit der Vertheidigung ihrer Interessen beauftragte Männer abzuordnen. Indessen liefert die Industrie der Städte noch eine größere Menge von Professionen oder Menschenclassen, die sich feindlich berühren oder mit neidischen Blicken betrachten. In dem Repräsentationssysteme aber, welches gegenwärtig vorherrscht, überläßt man die Vertheidigung aller dieser Interessen dem Zufalle. Endlich, wie für diese Classen, so fodert unser Verf., von echtem Philanthropismus geleitet, auch für alle Classen von Proletariern eine specielle Vertretung, nicht etwa durch Einen aus ihrer Mitte, der dazu, wie vorauszusetzen, das erfoderliche Geschick nicht haben dürfte.

Allein man denke sich in derselben Versammlung statt seiner einen Mann, dem alle Meier von Frankreich, oder

alle Tagelöhner ihre Interessen anvertraut haben: mit welchem edeln Interesse wird er, als der Anwalt des Armen, des Menschen, der keinen Beschützer hat, auftreten! wie theuer wird ihm sein Titel sein! wie wird er es sich zur Pflicht und zur Ehre rechnen, sich desselben durch ein tiefes Studium, durch einen rastlosen Eifer würdig zu machen!

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Fortsetzung aus Nr. 295.)

Was soll ich Ihnen sonst jetzt schreiben aus dieser todten pariser Septemberwelt? Nur außer Paris hat man ja in den letzten Monaten eigentlich Luft geschöpft, Leben gesehen; innerhalb der Ringmauern treibt sich höchstens die verbleichte Nothwendigkeit des Alltaglebens umher, die nach dem lieben Brote rennen muß. Die pariser Septemberfreuden liegen sämmtlich jenseit der Barrièren und entfernen sich von denselben in demselben Verhältnisse, in welchem der Reichthum Dessen steigt, der sie genießen will. Denn la campagne, la campagne! das ist um diese Zeit noch das allgemeine Losungswort, das Element, wonach die ausgetrockneten Herzen — ich erlaube mir diesen Ausdruck dem Abbé Châtel abzuborgen, welchen ich neben in Montrouge durch den Mund eines seiner Jünger vor ausgetrockneten Kirchenstühlen eine Predigt über die „coeurs desséchés"*) halten hörte — wie der Hirsch nach frischem Wasser schreien und schmachten. Die Begriffe von Landluft und Landleben haben in Paris, wie gesagt, nach der Verschiedenheit der Beutel sehr verschiedene Bildung und Entwickelung erhalten. Der gemeine Haufen, welcher sich unter jeder Bedingung seiner Beine als Locomotiv bedienen muß, faßt an Sonn-, Fest- und Montagen unmittelbar vor den Barrièren festen Fuß. Hier kann dann an solchen Tagen jeder deutsche Menschenkenner, welcher zu seiner eignen Ausbildung Reisen nach Paris macht, Alles beisammen finden, was an der pariser Canaille Charakteristisches zu sehen und respective zu riechen ist. Die Barrière Mont-Parnasse ist vorzüglich zu empfehlen. Vorsichtsmaßregel würde jedoch ein den Umständen angemessener Rock sein, welcher der Majorität der dort befindlichen Gesellschaft nicht zu auffallend erscheinen dürfte. Man kann von da einen Begriff von Landluft mit wegnehmen, wie er gewiß sonst nirgend weder existirt noch erzeugt werden kann.

Wer an sein und der Seinigen Sonntagsvergnügen die Kosten des Omnibus wenden kann, packt eine Wurst, zwei Flaschen Wein, drei Servietten und vier Pfund Brot in den Handkorb ein, läßt sich bis zur Barrière du Trône oder Passy bringen und verliert sich dann zu Fuße in den Hölzchen von Vincennes oder Boulogne. Diese nehmen an dergleichen Tagen ein gar malerisches Ansehen an. Die Gruppen lagern zu Hunderten wie Karavanen in dem dicken Buschwerk; es fehlt da nicht an ländlichen, ja bisweilen wol sogar nicht an Schäferscenen; Schuld und Unschuld läuft dort unter freiem Himmel frei durcheinander, verliert sich im Dickicht, kommt wieder zum Vorschein und kehrt Abends gleich befriedigt mit leerem Korbe wieder heim. Selbst der strengste Kritiker wird zugeben müssen, daß hier die ländlichen Freuden etwas reiner und die Landluft um einige Grade geläuterter genossen werden als an der Barrière Mont-Parnasse. In dieser Schicht der pariser Landluft gedeiht vorzüglich der kleine Beamte in den Bureaux der Ministerien und der Commis in den ansehnlichen Ausschnitthandlungen mit 1200 Francs firem Gehalt, inclusive der auserkorenen Modistin oder anderweitigen Grisette.

*) „Dessécher le coeur signifie aussi, dans le style ascétique, diminuer le goût de la piété", so steht es im „Dictionnaire de l'Académie"; es muß also wol wahr sein, wenigstens paßt der Ausdruck dann vortrefflich auf die pariser Herzen; noch besser würde er bisweilen auf die Beutel passen.

Erlauben die Vermögensumstände noch einige Schritte mehr, kann man den Wagen und einen Esel bezahlen, so begibt man sich nach Montmorency, um die Freuden des Landlebens noch durch eine Eselpromenade in dem Wald von Montmorency zu erhöhen und sich dann für sein gutes Geld an einem schlechten Beefsteak und sauerm Wein von den gehabten Anstrengungen in dem berühmten Gasthofe zum weißen Rosse zu erholen; berühmt deshalb, weil das Schild dieser Kneipe von dem berühmten Maler David gemalt ist. Engländer versäumen nie, blos deshalb nach Montmorency zu pilgern. Vor einigen Jahren war überhaupt Montmorency noch ziemlich fashionable; nach und nach ist es aber auch in die Domaine des gemeinen Haufens der Mittelclasse verfallen, und allerhand zweideutige Unordnungen bei besagten Eselpromenaden haben es in Miserebit gebracht, trotz seiner reizenden Natur und seiner noch um Vieles mehr geläuterten Landluft. Wer diese mit Anstand genießen will, wählt einen von dem Sonn- und Festtagstumulte hübsch isolirten Wochentag zu seinem Ausfluge nach Montmorency und entkräftet somit gleich von vorn herein leicht den bösen Leumund.

Außer der Landluft gewährten in den letzten Monaten natürlich Versailles und St.-Germain noch besondere Reize; dieses wegen der Eisenbahn, jenes durch sein geschichtliches Museum. Die Straße von Paris nach Versailles an einem Sonntage zu sehen, verlohnte sich allein einer Reise nach Paris. Ein ähnliches Zusammentreffen von tausend und abertausend Wagen von allen nur möglichen Formen und Gestalten, von der erbärmlichsten Carrete bis zum elegantesten Staatswagen, findet sich wol schwerlich mehr in der Weltgeschichte. Der Eifer der Pariser aller Classen, das Museum in Versailles zu bewundern — denn in der Regel bewundert man hier bei dergleichen Dinge mehr, als man sieht — hat seit vier Monaten noch nicht nachgelassen, und der König kommt ihm mit einer ebenso ehrenwerthen als klugen Liberalität entgegen. Der Termin der Schließung des Museums für dieses Jahr ist abermals bis zum Monat November verschoben worden. Auch hat man von Seiten der Civilliste der öffentlichen Stimme schon insofern Einiges nachgegeben, als eine gute Anzahl der abgeschmacktesten und verfehltesten Bilder, wie ich selbst bei einem abermaligen Besuche in voriger Woche mit Freuden bemerkt habe, bereits verschwunden sind und durch bessere ersetzt werden sollen. Eine allgemeine, aber allmälige Reinigung des ganzen Museums in dieser Weise soll längst beschlossen sein.

Die Fahrt nach St.-Germain auf der Eisenbahn muß jeder gute Pariser, ehe ihn die schlechte Jahreszeit davon abhalten sollte, doch wenigstens ein Mal gemacht haben; daher das unmenschliche Gedränge, der unsagliche Lärm in den Bureaux und auf dem Place d'Europe, welche seit acht Wochen nicht nachgelassen haben. Nur in Paris und bei dem neugierigen Charakter der Pariser können sich dergleichen Unternehmungen so schnell und in so enormen Proportionen verinteressiren wie die Eisenbahn nach St.-Germain. In den ersten dreißig Tagen hat nach officiellen Bekanntmachungen der Transport von 205,735 Personen 250,533 Francs eingebracht. Man kann von keiner einzigen bis jetzt in Gang gesetzten Eisenbahn eine ähnliche Frequenz namhaft machen. Zu verwundern ist es übrigens, daß bis jetzt noch kein wirkliches Unglück passirt ist, erstens weil es überhaupt schwer ist, bei der Fahrlässigkeit der Franzosen dergleichen zu vermeiden, und zweitens, weil hier die besten Verhaltungsregeln fast immer durch den Geist des Widerspruchs, der in diesem Volke sitzt, unwirksam gemacht werden. „Man stecke die Köpfe nicht zum Wagen heraus!" steht z. B. an allen Orten und Enden angeschrieben, und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil die Wagenreihe in einem der Tunnel so nahe an der Mauer hingeht, daß man bei der geringsten Collision des Kopfes mit derselben wegen der bedeutenden Schnelligkeit der Bewegung diesen ohne Weiteres einbüßen kann; aber nichtsdestoweniger hat alle Welt gleich nach dem Einsteigen nichts Eiligers zu thun, als die Nase zum Kutschenfenster her-

auszustecken, um zu sehen, wie sich das Ding von innen heraus ausnimmt. Da mache Einer nur Vorschriften! Man muß jedoch der Administration der Gesellschaft die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie Alles gethan hat, was zur Sicherheit des Publicums dienen kann. Die ganze Strecke der Bahn ist Tag und Nacht von einer Schar Wächter bewacht, welche so eingetheilt sind, daß sie miteinander durch Zeichen leicht in gegenseitigen Verkehr treten können, und die Bahn ist an sich so isolirt, daß weder Böswilligkeit noch Nachlässigkeit Mittel finden dürften, den Gang der Wagenzüge auf gefährliche Weise zu stören. Übrigens hat die bis jetzt angenommene Schnelligkeit der Bewegung noch nichts Außerordentliches, und der Lärm und die Stöße, welche die Wagen verursachen, sollen gegen die Ruhe und Sanftheit der englischen Eisenbahnen ziemlich unangenehm abstechen.

Der gute pariser Bürgerstand will aber nicht allein aufs Land fahren, sondern sich dort auch amusiren; er wählt daher zum Orte seiner jedesmaligen Wallfahrt eins der kleinen Städtchen oder Dörfer in der Umgegend, welches grade sein Fest abhält, etwa so, wie bei uns die Kirchweihen, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Kirche dabei gar nicht ins Spiel kommt. Tanz und Spectakel jeder Art, Kletterstangen und Charlatanerie jeder Classe machen in der Regel die Würze eines solchen Festes aus. St.-Germain und St.-Cloud stehen wegen ihrer Feste, die beide vor Kurzem gefeiert wurden, in besonderm Rufe und sind bei dieser Gelegenheit von unzähligen Myriaden aus den betriebsamen und nahrhaften Quartieren von Paris besucht. Curiosa aus der Thier- und Menschenwelt, welche hier zu Lande unter der Benennung der phénomènes vivants eine eigne Kategorie bilden und viel Glück zu machen scheinen, kann man da für zwei Sous in Masse zu sehen bekommen. Für den Fremden bleibt natürlich immer das Volk selbst das Hauptcuriosum, welches an solchen Orten eine unerschöpfliche Quelle für Beobachtungen ist. Der gesetzte Bürger, der in den Jahren und in dem Geschäfte schon etwas vorgerückt ist oder zu der Classe gehört, welche man die bourgeoisie retirée du commerce nennt, findet sich jedoch an solchen Orten seltener ein.

Der bourgeois retiré du commerce, welcher eine anständige Rente realisirt hat, siedelt sich am liebsten ganz in der Nähe von Paris, vorzugsweise in Belville oder Montmartre an, bleibt hier Sommer und Winter wohnen und begnügt sich in der Stadt mit einem pied-à-terre, zu Deutsch: Absteigequartier. Ich habe diese Classe des ehrenwerthen Bürgerstandes nirgend so bestimmt ausgeprägt gefunden wie hier. Der bourgeois retiré comme il faut muß zwischen 50 und 60 Jahren stehen, kann aber auch schon darüber hinaus sein, graue Haare und rothe Backen haben, eine Brille tragen, nach und nach eine untersetzte Statur annehmen und sich wo möglich mit jedem Jahre mehr abrunden. Ihm zur Seite steht in der Regel eine zehn bis zwölf Jahre jüngere Ehehälfte, welche folglich nach hiesiger Landessitte allen Ansprüchen noch nicht entsagt hat und, wie es die Ordnung der Dinge mit sich bringt, nicht selten den Hausfrieden gefährdet. Bisweilen ist ein solcher zurückgezogener Hausstand noch mit einem ungerathenen Sohne oder einer nach Erlösung seufzenden Tochter belastet. Doch ist dies seltener der Fall, weil der wohlhabende pariser Bürger sich nicht eher von dem Geschäfte zurückzuziehen pflegt, als bis er seine Kinder los geworden ist und über sein Vermögen verfügt hat, was hier, sobald nur Geld vorhanden ist, sehr leicht abzumachen ist. Der bourgeois retiré legt sich einen Garten oder einen Taubenschlag an und hat darin eine angebliche Merkwürdigkeit, welche Jedermann sehen und bewundern muß. Er sieht deshalb gern Gesellschaft bei sich und setzt eine Ehre darein, Leute zu bewirthen, welche vielleicht etwas über seinen Stand hinausragen. Fremde, namentlich frisch angekommene Engländer, welche noch keine Suppe essen gelernt haben, werden besonders gern gesehen.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

„Wir begegneten", erzählt Miß Martineau in ihrem kürzlich erschienenen Werke über Amerika, „mehrmals zahlreichen Gesellschaften oder Reisezügen von Sklaven, welche nach Westen hin wanderten, worunter auch, was ungewöhnlich ist, sich ein Zug befand, der nach Südcarolina zurückkehrte. Wenn man diese nach Westen hin wallfahrtenden Vereine nach dem Ziele ihrer Wanderung befragte, so antworteten sie gewöhnlich, daß sie nach Yellivama zögen. Zuweilen wurde mit diesen unglücklichen Geschöpfen unter der Aufsicht der Sklavenhändler an dem Ufer irgend eines klaren Stromes eine Art Bivouak aufgeschlagen, wo sie dann den Tag mit der Waschung ihrer Kleider zubrachten. Dann wieder begegnete man auf der Heerstraße selbst wohlgeordneten Karavanen von alten und jungen Negern beiderlei Geschlechts, wobei auch Kinder vom zartesten Alter. Diese sowie die Greise wurden auf schlechten Fuhrwerken fortgeschafft, während die jungen und rüstigen Leute diesen *gleichsam* auf beiden Seiten des Wegs der Straße zur Escorte *dienten*. Auch junge Mädchen sah man, welche sich hier und da mit Blumen geschmückt hatten, zuweilen auch mit ihrem schwarzen *Liebsten* zur Seite, der seinen glänzenden Arm vertraulich um den Nacken seiner Herzenskönigin (der ärmsten ihrer Art) geschlungen hatte." „Übrigens", versichert Miß Martineau, „sah ich unter diesen Negergesellschaften nur wenige heitere Gesichter; auf den meisten thronte der Ausdruck schweren Unglücks oder völliger Abgestumpftheit. Ich habe *gefunden*, daß die meisten Thiere heiterer, gesammelter und *selbst geistreicher* aussahen als diese unglücklichen, mit *Füßen getretenen Menschen*."

Der satirische Coleridge erzählt von einem Emir des fernen Morgenlandes, daß dieser sich bei einem Optiker ein Glasauge anstatt des verlorenen linken Auges hatte einsetzen lassen und sich nun *beschwerte*, daß er darauf nicht sehen könne. „Ei", erwiderte der Künstler, „geben Eure Gestrengen dem neuen Auge nur zwei Wochen Frist; binnen dieser Zeit wird es schon sehen lernen; das Auge gleicht dem Hunde, der auch blind auf die Welt kommt." Es ist *wahrscheinlich*, daß der *gewandte* Mechanikus die erbetene Frist *benutzt haben wird*, um sich *aus* dem Staube zu machen. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
iterarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 297. —— 24. October 1837.

udes sur les constitutions des peuples libres, par *J. C. L. Simonde de Sismondi.*

(Beschluß aus Nr. 296.)

Sehen wir nun was der Verf. über das aristokra-sche Element sagt, und welches die Functionen sind, : ihm derselbe im Staatsorganismus überweist. Abgesehen n der etymologischen Definition begreift Sismondi unter r Collectivbenennung Aristokratie die Ausgezeichnet-en in der Gesellschaft. In der Aristokratie beruht wesentlich t erhaltende Gewalt. Obschon sie eine mit dem lanze verbundene Gewalt ist, der Glanz aber ersten Blicks rsönlich zu sein scheint, so wird sie gleichwol eine Kör-schaft und beseelt sich mit dem Corporationsgeiste durch e Triebfeder der nämlichen Leidenschaft, des Stolzes, die i allen Denen, welche ihr fremd sind, sie zu stürzen un-ılässig trachtet. „Jeder dürstet für sich nach Auszeich-ıng; Jeder erträgt die Auszeichnung des Andern mit ngeduld." Daher ohne Zweifel jene Erbitterung, mit r in neuester Zeit die Aristokratie angegriffen wird. diese Wuth, bemerkt S., sei zwar noch nicht gestillt; ch wirke der Geist vor und fange an sich zu überzeu-n, daß die Aristokratie wie die Demokratie zwei noth-endige Elemente jeder guten Regierung seien; beide schäd-ch, wenn sie ausschließlich, beide wesentlich zum Glück r Völker, wenn sie geschickt coordinirt sind. Vier Ar-n von Auszeichnungen oder eine vierfache Aristokratie in er Gesellschaft anerkennend, nämlich die der Geburt, die er Manieren, die der Talente und die des Reichthums, gt er über erstere unter Anderm Folgendes:

Die Aristokratie der Geburt, welche die Quelle ihres An-hens im Dunkel verflossener Jahrhunderte sucht, sich als die chter der Zeit betrachtet und, mächtig durch den Ruhm der ergangenheit, sich unabhängig von den Umständen, die den Ruhm r Ahnen weder geben noch nehmen können, erhält, legt mehr Zerth als irgend eine andere auf die Zartheit des Ehrgefühls, r ihr ganzes Erbtheil bildet. Ihre erste Sorge ist, die Ehre nes Namens, den sie von Jahrhundert zu Jahrhundert rein erliefern will, nicht zu beflecken. Gezwungen zu wählen, wird : die Gefahr, die Entbehrungen, die Leiden, den Ruin, die nredlichkeit sogar der Unehre vorziehen. Auch genügt es nicht, r Regierung einen Zusatz ritterlicher Eigenschaften beizumi-jen; denn auch sie sind oft täuschend; allein es wäre ein gro-s Übel, sie von derselben auszuschließen, diesen Gesinnungen nicht ets eine Stimme zu leihen, um sich Gehör zu verschaffen, die ewalt ungetheilt Denen zu überlassen, welche fühlen, daß ihre unbekannten Namen, auf die Niemand stolz sein wird, der Verantwortlichkeit des Rufes entgehen werden.

Die Aristokratie der Manieren, heißt es weiter, bildet sich hauptsächlich in der Atmosphäre der Höfe. Die Beweglichkeit der Meinungen und Grundsätze, durch die man sich die schönen Manieren am schnellsten erwirbt, ist nun freilich eine Eigenschaft, die der Nation wenig frommt. Gleichwol erachtet es der Verf. für nützlich, auch dieser Aristokratie einen gewissen Einfluß zu bewahren, um in dem öffentlichen Leben ein System gegenseitiger Achtung einzuführen. Eine ganz andere Bewandniß als mit den beiden vorgedachten Aristokratien hat es mit der Aristokratie des Talents, die ihren Glanz der Erziehung und dem Umfange der Kenntnisse verdankt, und aus welcher sich die Staatsgewalt unaufhörlich ergänzen muß. An sich bildet sie keine Kaste, und ihre Mitglieder, wenn schon ausgezeichnet durch einen stark ausgeprägten, individuellen Charakter, repräsentiren nicht ein System, sondern im Gegentheil alle Ideen, alle Willen.

Sie wollen sich weder von der Regierung noch von der Opposition in Classen eintheilen lassen. Man sieht sie über Alles urtheilen, überall kämpfen; allein man kann aus ihnen keine Phalanx, weder zum Angriffe noch zum Widerstande bilden.

Die Auszeichnung des Reichthums, d. i. die Geldaristokratie, endlich ist an und für sich eine außerconstitutionnelle Macht, die aber gleichwol in der Gesellschaft täglich größer wird. S. sagt ihr viel Schlimmes nach, das kaum durch irgend etwas Gutes gemildert wird.

Zu den Zeiten des größten Feudaldrucks — heißt es in diesem Betreff unter Anderm —, in den Zeiten der Sklaverei sah man ohne Zweifel die Hausherren Handlungen von Grausamkeit verüben, welche die Menschheit schaudern machen; allein es hatte doch wenigstens irgend ein Beweggrund ihren Zorn oder ihre Grausamkeit veranlaßt, und dem Unterdrückten blieb einige Hoffnung, einer fernern Mishandlung dadurch zu entgehen, daß er es vermied, seinen Unterdrücker zu reizen. Zudem konnten die Vollstrecker einer grausamen Handlung diese bei der Vollziehung mildern. Die Frau, die Kinder, der Priester konnten um Gnade flehen und erreichten zuweilen ihren Zweck. Allein bei der kalten und abstracten Unterdrückung des Reichthums findet sich keine Beleidigung, kein Zorn, kein bekümmerter Diener, kein Verhältniß des Menschen zum Menschen. Oft kennen sich der Tyrann und das Schlachtopfer nicht einmal dem Namen nach, bewohnen nicht dasselbe Land, sprechen nicht dieselbe Sprache. Der Unterdrückte weiß nicht, wohin er seine Bitten oder seine Rache richten soll; der Unterdrücker ist vielleicht, weit entfernt ein harter Mann zu sein, edelmüthig und gefühlvoll; er legt sich keine

Rechenschaft ab von dem Übel, das er stiftet, er weicht selbst einer Art Fatalität, die gegenwärtig die industrielle Welt zu beherrschen scheint. Diese Fatalität ist es, die trotz der Verheißungen der Freiheit und Gleichheit Millionen menschlicher Geschöpfe einer schrecklichen Unterdrückung preisgibt.

Üben indessen die Reichen über die Armen schon durch die bloße ökonomische Organisation der Gesellschaft eine ungeheuere Gewalt aus, so ist auch ihre politische Gewalt gestiegen, seit der Credit das große Arsenal geworden, in welchem die Regierungen ihre Waffen suchen. Titel und Würden, bemerkt S. sehr richtig, flossen seitdem jenen großen Capitalisten zu, welche die Anleihen eröffnen und schließen und die öffentlichen Fonds steigen oder fallen machen. Ja, hätten ihm zur Zeit, wo er sein Buch schrieb, neuere Vorgänge zu Madrid, der Residenz des katholischen Königthums, bekannt sein können, so würde er ohne Zweifel auch nicht unbeachtet gelassen haben, daß dort der jüdische Commis eines jüdischen Banquierhauses — Weisweiler, Rothschild'scher Agent — auf gleichem Fuße mit den Repräsentanten der ersten Mächte der Welt — Großbritanniens, Frankreichs u. s. w. — behandelt und gleicher Ehren mit ihnen theilhaftig ward. Bürger von Europa — der Welt, hätte der Verf. sagen sollen — sind diese weniger als andere Reichen ihrem Vaterlande ergeben.

Ihre Speculationen sind zuweilen einträglich, nach Verhältniß des Elends, das sie verursachen, und die Unermeßlichkeit der Interessen, die sie verfolgen, läßt sie oft das Unglück, welchem sie dieselben verdanken, vergessen. Eine Krone kann nicht wohl schlechtere Rathgeber wählen als die Menschen, welche große Geschäfte mit ihr zu machen wünschen.

Mit ebenso treffenden Zügen schildert S. die Aristokratie derjenigen Reichen, die nicht zur Kategorie vorerwähnter Financiers gehören, oder die, wie er sich ausdrückt, keine Spieler sind. Ihr Charakter, bemerkt er, ist Streben nach Stetigkeit. Gleichwol kann sie der Opposition Oberhäupter bieten, so lange sie von der Gewalt ausgeschlossen ist und die Aristokratie der Geburt sich in deren Besitz befindet. Solche Oberhäupter verbinden vielleicht oft mit den tugendhaften Beweggründen der Sympathie für die Bedürfnisse und die Wünsche der Völker eine ziemlich natürliche Eifersucht gegen Höhere, die ihnen kaum als Ihresgleichen erscheinen.

Allein sobald sie sich auf die curulischen Stühle gesetzt haben, suchen sie mit ängstlicher Unruhe ihren Reichthum und mehr noch ihre neuen Würden zu erhalten. Ihr Verdacht wacht unaufhörlich, ihre Liberalität verschwindet bei der ersten Bewegung. Sie scheinen zu fühlen, daß der Zufall des Glücks sie allein von ihren Mitbürgern unterscheidet, daß ein Zufall sie erniedrigen kann, wie er sie erhoben hat. Gleichwie ihre Größe ganz materiell ist, so nehmen sie auch zu ganz materiellen Mitteln ihre Zuflucht, um sie zu erhalten. Kein Vergleich mit ihnen, keine Zuflucht zu sittlichen Einflüssen, zur Überredung, zur Sympathie. Sie haben jene Phrasen, in welchen die Furcht einen wilden Charakter annimmt, zur Mode erhoben; Gewalt muß dem Gesetze bleiben, man muß Gewalt anwenden, muß den Aufruhr tödten. Wenn die Gewalt einmal in ihre Hände gefallen ist, so nimmt sie einen strengern, höhnendern, unbeugsamern Charakter an.

Wir haben bereits im Eingange angedeutet, daß S., weit entfernt, die Revolutionen als Beförderungsmittel der Fortschritte zur Freiheit zu empfehlen, lediglich in allmäligen und zeitgemäßen Reformen die rechte Bahn zum Ziele gewahrt. Die letzte Abtheilung des Werks ist ganz besonders der Entwickelung seiner Ansichten in diesem Betreff gewidmet. Hier nun zuvörderst einen flüchtigen Blick auf die politischen Zustände in den europäischen Staaten werfend, bemerkt der Verf. ebenso scharfsinnig als richtig, daß Fürsten und Völker fast einmüthig, wiewol in verschieden abgemessener Bewegung, auf jener Bahn wandelten, als plötzlich die französische Revolution von 1830 einbrach, und nun beide sich gleicherweise fragen, „wo die Straße, wo das Ziel sei?" Die Völker, fährt er fort, hätten allerdings jene Revolution mit Jubel begrüßt, allein sich nunmehr durch die Declamationen der Presse überzeugt, daß Frankreich von diesem Zielpunkte an auf der Bahn der Freiheit Rückschritte gemacht. Einen nicht minder schlimmen Eindruck hätten auf die Völker die Vorgänge in England und auf der iberischen Halbinsel geäußert. Dort habe die Reformbill, die gleich anfangs als ein Volkssieg aufgenommen wurde, nur steigende Gährung, heftigere Feindseligkeiten gegen die Minister, drohende Empörungen in Irland und in Canada hervorgerufen. Spanien und Portugal aber, seitdem sie das doppelte Joch des Despotismus und des Aberglaubens zerbrochen, erschreckten die Völker noch mehr durch die Wuth des Bürgerkrieges, durch die Grausamkeit der Repressalien, durch die Vernichtung des Eigenthums, durch die Unwirksamkeit der beiden Regierungen. Einen nicht minder tiefen und nicht minder unheilvollen Eindruck haben die letzten Revolutionen ebenfalls auf die Könige gemacht.

Ihre Ansicht über die Folgen der Bewilligungen, die sie hätten machen können, veränderte sich in dem Laufe dieser letzten sechs Jahre.

Denn hatten sie früher auch, Alles wohl erwogen, gefunden, „daß das Schicksal eines constitutionnellen Königs von England oder Frankreich schön genug sei, um ihnen keinen großen Schrecken einzuflößen", so haben sie seitdem „das Beispiel der Königinnen von Spanien und Portugal vor sich gehabt, die nachzuahmen sie sich nicht versucht fühlen konnten". Es geht aus vorstehenden Anführungen hervor, daß S. die französische Julirevolution keineswegs, besonders was deren Consequenzen anbetrifft, aus gar günstigem Gesichtspunkte betrachtet. Was er aber überhaupt von Revolutionen hält, und wie ernstlich es ihm darum zu thun, davon abzumahnen, mag zum Schlusse unsers Berichts folgende Stelle außer Zweifel setzen.

Es gibt kein Land — heißt es daselbst —, so weit vorgerückt auf der Bahn der politischen Freiheiten es sein mag, in welchem die republikanische Presse nicht eine Revolution wünschte. Dies darf uns weder befremden, noch entrüsten. Zu allen Zeiten haben wir die jungen Leute äußern hören, daß sie den Krieg lieben und wünschen. Nun ist aber die Revolution der Krieg, und zwar der Krieg an der Thürschwelle eines jeden Bürgers; sie ist der Krieg mit den gewaltigen Aufregungen, die er erzeugt, mit den meist trügerischen Hoffnungen, die er Allen vorspiegelt, mit der fast übermenschlichen Energie, die er entwickelt, mit den Genüssen, die er Jedem bietet durch die Erhöhung seiner eignen Wichtigkeit, durch die Anwendung aller seiner Kräfte, durch die Leidenschaft des Spiels, bei welchem die Existenz gewagt wird; allein sie ist auch der Krieg mit den fürchterlichen Plagen, denen er die Länder, die der Schauplatz bei-

lben sind, unterwirft; sie ist der Krieg mit der Todesgefahr, :r er jedes Menschenleben preisgibt, mit der Zerrüttung der ermögensumstände, der Unsicherheit aller Existenzen, der Dro= ung der Schande für Jeden, der nicht Tugenden, zu denen n sein früheres Leben nicht vorbereitet hat, zu zeigen weiß. ie Revolution ist wie der Krieg die ultima ratio der Völker nd der Könige, die letzte Zuflucht der Unterdrückten. — Eine evolution kann glücklich, kann glorreich sein; allein Die, elche sie beginnen, dürfen nie vergessen, daß sie sich und alle re Mitbürger in ein schreckliches, in ein gewisses Elend stür= n; daß sie auf lange Zeit jedem Genusse der Freiheit, der inigkeit und der Ordnung Lebewohl sagen; daß sie die Gegen= art der Zukunft ganz aufopfern, und daß die Früchte, die sie h von dieser Zukunft versprechen, Wechselfällen unterliegen, ren bloße Berechnung beben macht. 17.

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 296.)

Die Gastmähler der bourgeoisie retirée in der Bannmeile on Paris an Sonn= und Festtagen kann man in der That assisch nennen, classisch durch Eigenthümlichkeit der Formen nd Vortrefflichkeit des innern Gehalts. Man stellt sich dazu ne, zwei Stunden vor der Zeit ein. Der Wirth empfängt 1 einer weißen Ärmelweste, gelben Nankingbeinkleidern, grü= en Hausschuhen und schwarzem Sammtkäppchen. Ihm zur Seite erscheint dagegen die Frau vom Hause im höchsten Staate, ri dem ein gewaltiger Federhut und durchbrochene Handschuhe, elche die Aussicht auf einige Dutzend Ringe möglich machen, nerlaßlich zu sein scheinen. Der Hut wird selbst während des Gastmahls nicht abgelegt. Nach den ersten Begrüßungen und nigen Prisen Taback ergießt sich das Gespräch über die Reize es Landlebens; es wird ein schlechtes Teleskop herbeigebracht, nd man muß anstandshalber darüber in Erstaunen gerathen, ie vortrefflich sich von hier aus das Pantheon, die Kuppel der nvaliden oder der alte Thurm St.=Jacques de la Boucherie etrachten lassen. Jetzt kommen die Merkwürdigkeiten des Ortes n die Reihe. Ein Riesenkürbis in schönster Entwickelung und in Paar Zwergtauben sind der Gegenstand allgemeiner Be= unberung. Der Hausherr erzählt ihre Geschichten mit ver= hiedenen Episoden ab ovo. Indessen finden sich die Gäste usammen. Die Gesellschaft ist etwas gemischt. Mr. le curé cheint ein wesentlicher Bestandtheil derselben zu sein. Unver= eirathete Damen habe ich darunter nie bemerkt. Das Gastmahl eginnt. Die Tafel seufzt unter der Last des ersten Ganges, elcher zugleich mit der Suppe aufgetragen wird. Den Com= limenten bei der Vertheilung und Einnahme der Plätze folgt in allgemeines, unwillkürliches, fast feierliches Stillschweigen; s ist das Stillschweigen der Bewunderung über den Reichthum nd die Fülle der Tafel; auf dem Gesichte der Hausfrau malt ich eine mit etwas Koketterie vermischte Selbstzufriedenheit; enes Stillschweigen ist der Augenblick ihres Triumphes. End= ich scheint man Muth zu fassen; man geht ans Werk. Der Hauswirth nöthigt nicht vergebens, die Zungen werden wieder elöst, die Heiterkeit kehrt zurück. Die Schüsseln folgen sich inander in wohlberechneter Ordnung, ein Gang verdrängt den ndern nach den Regeln der Kunst. Die Vortrefflichkeit der Spei= en wird durch That und Worte anerkannt, und das Lob der Hausfrau ist in Aller Munde.

Auch der Wein, ein vortrefflicher Pomard oder Volnay, enen sich in der Regel noch ein Chablis von altem Schrot und Korn beigesellt, wird nicht verachtet. Mein Nachbar, Mr. le uré, hat in seinem Sprengel das Einschenken übernommen nd geht seinen Schutzbefohlenen, vermöge einer, wie es scheint, benso durstigen als gesprächigen Seele mit vortrefflichem Bei= piele voraus. Leider ist dieser Punkt eine meiner schwachen Seiten, und ich lasse mich, was den Becher betrifft, leicht ausstechen. Mr. le curé scheint dies sehr übel zu bemerken und nöthigt mit der Beredtsamkeit eines Chrysostomus oder Lacor= daire. Vergebens, ich ziehe mich hinter meine Gewohnheit zurück, schütze die Sitten meines wasserreichen Vaterlandes vor und appellire an die Gesundheit. „Mais, Mr. le ....., ne savez-vous pas ce que Tissot, le grand Tissot, ce bien-faiteur du genre humain, a dit là-dessus? — Tissot a dit, dans son ouvrage sur la santé des savans que vous connaissez sans doute: „Pour être bien à son aise il faut être en ribote au moins une fois par mois.“ C'est un très-bon principe et j'y tiens moi.“ Bei diesen Worten ergriff mein Pfarrer das Glas und leerte es mit einem Zuge. Unser Ge= spräch spann sich hierauf weiter fort und kam, Gott weiß, wie, von Tissot's Principe auf die Hegel'sche Philosophie, wovon der gute Pfarrer auch einmal etwas gehört zu haben schien. Das Unglück wollte, daß er mich immer bei meinen schwachen Sei= ten faßte. Bei der ganzen philosophischen Discussion kam daher auch verdammt wenig heraus. Mr. le curé blieb dabei, die deutsche Philosophie sei eine philosophie nébuleuse, und viel konnte ich dagegen in der That nicht aufbringen.

Indessen schien mir auch die ganze Gesellschaft, freilich in ganz anderm Sinne, etwas nébuleuse geworden zu sein. Wir waren bis zum Dessert vorgerückt. Man verließ und wechselte die Plätze; die Frauen rückten aneinander, steckten die Köpfe zusammen und fingen an zu kichern; die Männer wurden immer glänzendern Angesichts, und mein Nachbar, Mr. le curé, strahlte wie ein Polarstern. Mehre Dutzend leere Flaschen gaben in einer Ecke des Speisesaals Zeugniß von ihren und seinen Thaten und schienen sich noch zu mehren. Der Champagner und ein feiner Marasquin de Zara für Liebhaber (pour se dé-griser un peu) werden aufgetragen. „Chantons un peu; chantons Béranger!“ hob eine etwas jüngere, ziemlich schalkhafte Dame an. „Oui, chantons!“ hieß es sogleich von allen Sei= ten; „chantons, chacun une chanson à son tour.“ — „Et vous, Mr. le curé“, fuhr die Dame fort, die den Antrag gestellt hatte, „vous commencerez par la Marseillaise; vous la chantez si bien!“ — „Moi, madame, la Marseillaise? jamais de la vie!“ — „Mais, Mr. le curé, nous sommes entre nous, personne ne vous entend ici; je sais bien, que Mr. l'archevêque —“ — „Allons-donc, Mr. le curé, pas de cérémonies!“ fielen hier wieder alle Stimmen ein. Mr. le curé antwortete nichts, ließ sich noch einige Zeit nöthi= gen, nahm aber endlich eine martialische Miene an, die ich ihm gar nicht zugetraut hätte, und sang mit einer gewaltigen Baßstimme die Marseillaise, de la plus belle, wie man hier zu sagen pflegt. Rauschender Beifall folgte jeder Strophe, und am Ende hieß es sogleich: „Encore une chanson, Mr. le curé, un peu guerrière, vous savez!“ Der Pfarrer schien zu stutzen, erfrischte schweigend die Kehle durch ein Glas Champagner, räusperte sich und gab zu meinem Erstaunen ein capitales Reiterlied aus der glänzendsten Zeit der garde impériale zum Besten. Kaum hatte er geendet, als sich am andern Ende der Tafel ein Graubart erhob: „Voilà un curé, comme je les aime! Mr. le curé, vous me permettez, que je vous embrasse!“ Dagegen war nichts einzuwenden, der Pfarrer erhob sich gleichfalls und der Act der Umarmung wurde unter dem Beifalle der Gesellschaft feierlich vollzogen. Ich kann nicht leugnen, daß mir die Sache etwas sonderbar vorkam; hinterher erhielt ich jedoch etwas Licht darüber. Ich erfuhr, daß Mr. le curé 1815 als Dragoner unter der Garde Napoleon's gedient, aber nach dessen Falle klug genug den geistlichen Stand ergrif= fen hatte. Der Graubart hatte gleichfalls unter Napoleon ge= dient, später als Holzhändler ein hübsches Vermögen erworben und sich auch als retiré du commerce in Belville angesiedelt.

Glücklicherweise war unterdessen der Rundgesang in entge= gengesetzter Richtung von mir fortgesetzt worden, und ich wußte wohl, daß er, ehe er zu mir zurückkommen würde, eine meinen schwachen Talenten günstige Wendung nehmen dürfte. Béran= ger behielt im Anfange die Ehre des Festes; die Damen san= gen ihre Strophen der „Grand' mère“ recht artig ab; Alles blieb

in den Grenzen des bürgerlichen Anstandes. Kaum war aber die Runde in das Gehege der alten Herren gerathen, welche sich zusammengesetzt hatten und unter ewigem Anstoßen fortfuhren die Gläser zu leeren, als sich die Opposition erhob. „Je ne sais pas", fing père Fleuran an, „pourquoi vous chantez toujours votre Béranger? Je me rappelle une chanson de ma jeunesse qui était très-en-vogue dans mon temps!" — „Mais non, Charles! tu ne chanteras pas ça; c'est méchant!" fiel ihm die Hausfrau in die Rede, welche wohl wußte, worauf es abgesehen sein mochte. „Et pourquoi non? Ces messieurs seront charmés d'entendre quelque chose comme ça!" Mehre Stimmen: „Sans doute, sans doute, Mr. Fleuran, chantez' toujours!" — Père Fleuran ließ sich nicht zwei Mal bitten; er begann mit der klaren zitternden Stimme eines angehenden Siebenzigers, die Damen flüchteten sich mit schalkhaftem Gelächter und etwas zögernd in ein Nebenzimmer, einige Herren folgten, und Mr. le curé griff nicht minder schalkhaft nach seinem breitkrempigen Hute: „Pardon, messieurs, ma position ne permet pas. —" Was wir hierauf zu hören bekamen, gehörte allerdings in das genre de la poesie plus que grivoise, welches kurz vor dem Ausbruche der Revolution noch seine goldenen Tage gehabt haben mag. Die Damen im Nebenzimmer schienen unruhig zu werden; ihr Gelächter hätte man als indirecte Theilnahme an Dem auslegen können, was im Speisesaale vorging. Von Zeit zu Zeit steckte die Eine oder die Andere sogar den Kopf zu der halb geöffneten Thüre herein und frug: „Avez-vous fini?" — „Pas encore", war die Antwort. Dieser Spaß dauert wol ein Stündchen; man servirt endlich den Kaffee, die Damen und auch Mr. le curé kommen wieder zum Vorscheine. Es wird spät, man nimmt Abschied, eilt so schnell, als es die Umstände erlauben, der nächsten Barrière zu und wirft sich in den ersten besten Omnibus oder Fiacre, um möglichst wohlbehalten seine Wohnung zu erreichen. Eine allgemeine Einladung der Gäste zum Nachbar für den nächsten Sonntag versteht sich von selbst. „Je n'y manquerai pas", war das letzte Wort, welches ich aus dem Munde des überglücklichen Pfarrers vernahm.

Das nennt also diese ehrenwerthe Classe der Pariser aller et dîner à la campagne. Ich sage Ihnen nicht, was die bonne société, die vornehme Welt, darunter versteht. In diesen Regionen sind die Begriffsbestimmungen überall so ziemlich dieselben. Man hat ein Landhaus, ein Schloß meinetwegen, oder nicht. Im ersten Falle bringt man dort den Sommer zu, im zweiten besucht man seine Freunde u. s. w. Der eigentliche Landadel bildet in Frankreich freilich auch eine curiose Classe des Menschengeschlechts, die einiger Betrachtungen werth wäre. Darüber aber ein anderes Mal.

Ich weiß wahrhaftig nicht, wem von Beiden, dem Policeipräfecten oder dem Erzbischofe von Paris, der gute Geschmack mehr zu danken haben wird? Beide haben vor Kurzem ziemlich analoge Ordonnanzen erlassen. Der Policeipräfect hat in der ganzen Ausdehnung seiner Jurisdiction das Blasen auf den Jagdhörnern verboten, und der Erzbischof hat in allen Kirchen seines Sprengels die Orchestermusik untersagt. Ich entscheide mich für den Policeipräfecten schon aus dem Grunde, daß ich wirklich an der Möglichkeit, in Frankreich Geschmack für Musik zu erzeugen, verzweifelt war, so lange die Schneidergesellen in allen Straßen mit diesen Hörnern Skandal erregen und Musard mit seinen Concerts allen musikalischen Sinn vernichten dürfen. So ist doch wenigstens ein Schritt zum Bessern geschehen.

Seit acht Tagen sind die Italiener wieder hier; aber noch spricht und hört man wenig von ihnen. Ihr perennirendes Repertoire wird am Ende doch etwas langweilig. „La gazza ladra" und „I Puritani" — „I Puritani" und „La gazza ladra!" voilà tout! Auf dem Théatre français sieht man freilich größern Dingen entgegen. Alexander Dumas' „Caligula" wird einstudirt. Als Merkwürdigkeit davon wird erzählt, daß sich keine Schauspielerin für schlecht — vielleicht für gut — genug halten soll, die Rolle der Messalina zu übernehmen. Welcher Fortschritt auf dem Gebiete der Sittlichkeit!

Prof. Gans aus Berlin ist nach einer Reise im südlichen Frankreich wieder einmal hier eingelaufen. Er schwimmt in den spärlichen Salons, die jetzt zu haben sind, wie in seinem eigentlichen Elemente umher und macht von dem alten guten Satze: „Spectatum veniunt, veniunt spectentur ut ipsi", die Anwendung im Großen. 129.

Bibliographie.

Auerbach, B., Spinoza. Ein historischer Roman. 2 Theile. Gr. 12. Stuttgart, Scheible. 3 Thlr.

Augustin, F. Frhr. v., Erinnerungen aus Marokko, gesammelt auf einer Reise im Jahre 1830. Gr. 8. Wien, Schaumburg u. Comp. 1 Thlr. 20 Gr.

Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Begonnen von Wilhelm Müller. Fortgesetzt von Karl Förster. XIII. Auserlesene Gedichte von Zacharias Lund, David Schirmer und Philipp Zesen. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 20 Gr.

Calmar, J., Der Vertraute Gustav Adolph's des Großen, während der Kriegsereignisse bei Nürnberg im dreißigjährigen Kriege. Eine kriegshistorisch-romantische Erzählung. Gr. 12. Nürnberg, Kern. 1 Thlr. 8 Gr.

Corbière, E., Die Seecadetten. Roman. Aus dem Französischen von F. Steger. 2 Theile. 8. Braunschweig, Meyer sen. 2 Thlr.

Das malerische und romantische Deutschland. 3te Sektion: Wanderungen durch Thüringen. Von *Ludwig Bechstein*. Mit 30 Stahlstichen. 1ste, 2te Lief. Lex.-8. Leipzig, G. Wigand. 16 Gr.

Erwin, F. Th., Der letzte Wendenfürst. Novelle aus den Zeiten der Gründung Berlins. 2 Theile. Gr. 12. Berlin, A. Duncker. 2 Thlr. 8 Gr.

Gallerie menschlicher Wütheriche, Ungeheuer und Scheusale, sowie gefährlicher Gauner und frecher Diebe, zusammengestellt von E. A. A. Nebst einigen interessanten Anekdoten. 8. Leipzig, Schreck. 16 Gr.

Gaudy, Fr. Frhr., Novellen. Gr. 8. Berlin, Enslin'sche Buchh. 1 Thlr. 8 Gr.

Kalidasa. Urwasi der Preis der Tapferkeit. Ein indisches Schauspiel. Aus dem Sanskrit und Prakrit übersetzt von K. G. A. Hoefer. Gr. 8. Berlin, Ende. 20 Gr.

Lubojatzki. Der Wildschütz oder das waltende Verhängniß. Roman aus der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Gr. 12. Berlin, Enslin'sche Buchh. 1 Thlr. 8 Gr.

Erlanger Musenalmanach für das Jahr 1838. Herausgegeben von Fr. Rückert. 16. Erlangen, Enke. 1 Thlr. 8 Gr.

Rebel, W. M., Die Braut von Jerusalem. Religiös-romantisches Gedicht in zehn Gesängen. Gr. 12. Manheim, Löffler. 21 Gr.

— — Des Hauses Ende. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nebst einem Vorspiel: Die Scheidenden. Gr. 12. Manheim, Löffler. 21 Gr.

Poeppig, E., Malerischer Atlas und beschreibende Darstellungen aus dem Gebiete der Erdkunde. 1ste Lief. Lex.-8. Leipzig, Hartleben's Verlags-Exped. 10 Gr.

Schuhmacher, A., Der Abschied der Östreicher von Mainz. Lustspiel in drei Aufzügen. Gr. 8. Mainz, Wirth. 12 Gr.

— — Das Gutenbergs-Fest in Mainz. Lustspiel in zwei Aufzügen. Gr. 8. Mainz, Wirth. 10 Gr.

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1838. Herausgegeben von Adrian. Mit 7 Stahlstichen. 16. Frankfurt a. M., Sauerländer. 2 Thlr.

Willkomm, E., Die Europamüden. Modernes Lebensbild. 2 Theile. 8. Leipzig, Wunder. 4 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 298. —— 25. October 1837.

Walter Scott's Memoiren.

Zweiter Artikel.*)

Wir haben in dem ersten Artikel das rein Menschliche in Scott's Charakter nach den Erzählungen seines gelehrten und verdienstvollen Schwiegersohnes dargestellt. Nicht immer stimmt der Mensch mit dem Gelehrten, dem Dichter, dem Schriftsteller überein. Um so erfreulicher ist es, daß eine solche Übereinstimmung bei Scott wahrzunehmen ist, und daß seine literarischen Productionen ganz den heitern und gemüthlichen Charakter tragen, den wir in dem Menschen zu bewundern und zu lieben genöthigt sind. Man kann ihn auch in dieser Beziehung einen besonders glücklichen Mann nennen.

Einen großen Theil des vorliegenden ersten Bandes nehmen die Briefe und Briefauszüge Scott's und seiner Freunde ein. Unter ihnen finden sich bekannte und berühmte Namen, James Hogg, der Schäfer von Ettrick, Southey, Morritt, Erskine, Wordsworth, Ellis, Clerk, Ballantyne, die Frauen Seward, Johanna Baillie, Luise Stuart. Aus allen spricht die reinste Anhänglichkeit an Scott und die größte Theilnahme an seinen Gedichten, die er durch ein nicht geringeres Wohlwollen und durch einen gemüthlichen Ton erwidert, sodaß das Ganze ein sehr erfreuliches Gemälde von den Verhältnissen gibt, in welchen jene ausgezeichneten Männer und Frauen zueinander standen. Wir müssen den Leser bitten, uns hierin zu glauben, da wir nicht füglich einzelne Briefe aus dem Zusammenhange herausreißen können, ohne zugleich die Nebenumstände aus Hrn. Lockhart's Erzählung mit anzuführen, ohne welche die Briefe unverständlich sein würden. Außerdem sind namentlich Scott's Briefe so voll Anspielungen auf Localitäten, historische Ereignisse und seine eignen Studien, daß für deutsche Leser nothwendig ein großer Theil des Reizes verloren gehen muß, den sie allerdings für englische Leser haben werden. Aber sie geben ein sehr lebhaftes Bild von der Art und Weise, wie Scott zu arbeiten pflegte. Hr. Lockhart hat dies mehrmals selbst bemerkt.

Diese Briefe — sagt er bei Gelegenheit einer Correspondenz zwischen Scott und Ellis — stellen uns in das hellste Licht die Hauptkennzeichen eines Charakters, der zu jener Zeit (1803, als die beiden ersten Bände der „Minstrelsy" erscheinen sollten) sich vollkommen ausgebildet zeigt, der unbeweglich durch die ersten Beifallsbezeigungen seiner Landsleute geblieben war, und den auch das spätere Lob nie hatte aus seinem Gleichgewichte bringen können. Diese Briefe schildern das stille Vergnügen an seinen eignen Untersuchungen, die patriotische Begeisterung, welche ihn bei allen seinen Unternehmungen leitete, die Bescheidenheit, mit der er von seinen eignen Leistungen spricht, und die sich auf eine so treffliche Weise mit dem festen Entschlusse, seinen Planen treu zu bleiben, verbindet, seine Gefälligkeit, überall seinen Freunden zu dienen, und die unausgesetzte Aufmerksamkeit, welche er den Leistungen der Jüngern, in denen sich Geist und Verstand zeigte, zu widmen pflegte.

So zeigen sich diese Eigenschaften z. B. in der Correspondenz mit Johanna Baillie, mit der ihn die innigste Hochachtung verband; mit Wordsworth, der bezeugt, in Scott zu aller Zeit das wohlwollendste und herzlichste Gemüth gefunden zu haben, und seinem Freunde nicht beredt genug die Gefühle schildern konnte, als er auf dem Gipfel des Helvellyn in Cumberland zwischen Scott und Humphry Davy stand; mit Lady Seward, mit dem Ettrick-Schäfer und allen den oben Genannten. Der Letztere*) führte sich bei Scott auf eine sehr freie Weise ein, und wir glauben dem Leser einen Dienst zu erweisen, wenn wir diese Zusammenkunft mit Hrn. Lockhart's Worten schildern:

Als Hogg zum ersten Male in Scott's Gesellschaftszimmer erschien, wohin er geladen war, lag Mistreß Scott, deren Gesundheit damals sehr angegriffen war, auf dem Sopha. Nachdem der Schäfer vorgestellt war und seine beste Verbeugung gemacht hatte, nahm er ohne Umstände Besitz von einem andern Sopha gegenüber und streckte sich auf demselben in seiner ganzen Länge aus, „denn", so sagte er nachher, „ich glaubte nichts Besseres thun zu können, als es ebenso zu machen wie die Hausfrau".

Obgleich nun seine Kleidung eben nicht die reinlichste war und seine Hände sehr merkliche Kennzeichen trugen, daß er soeben erst mit Schafen zu thun gehabt habe, so blieb Mistreß Scott doch ganz gleichgültig und schien den neuen Gebrauch nicht zu bemerken, der von dem Überzuge ihres Sopha gemacht wurde. Der Schäfer ließ sich auch durch nichts irren, aß und trank tüchtig bei der Mahlzeit und vergnügte durch seine Scherze, Geschichten und Lieder den gebildetern Theil der Gesellschaft in einem sehr hohen Grade. Als der Wein zu wirken anfing, so

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 252 u. 253 d. Bl. D. Red.

*) Man sehe über ihn das „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur".

stieg auch seine Fröhlichkeit, von „Herr Scott" ging er zu „Scott" und „Walter" und „Walterchen" über, und beim Abendessen brachte er Alle zum Lachen, als er Mistreß Scott kurzweg „Charlotte" anredete. In einem kurz darauf geschriebenen Briefe entschuldigte James Hogg seine Freiheit und bat um Entschuldigung für den gesprochenen Unsinn (a very great deal of nonsense), war aber doch so naiv, den Dichter zu ersuchen, zu der Sammlung seiner Gedichte („Thre mountain bard"), die damals gedruckt wurde, eine Vorrede zu schreiben, darin sein Leben und seine Erziehung zu schildern und ihm zu gestatten, dies alsdann für seine eigne Arbeit auszugeben. Mit solchen und ähnlichen Zumuthungen ward Scott nur zu oft heimgesucht; die Buchhändler strömten in Menge nach Ashestiel und mit ihnen viele junge Enthusiasten (gentil bachelors), die hier den altschottischen Minstrel wirklich sehen zu können glaubten; aber wir finden nirgend, daß ihn dies unmuthig gemacht, oder daß er solche Ansuchen stolz und kalt zurückgewiesen habe. Scott war auch in dieser Beziehung ein Mann des Volkes.

Die Werke, über deren Entstehung und Geschichte in dem vor uns liegenden Bande gesprochen wird, sind die Übersetzungen von Bürger's „Lenore", Goethe's „Götz von Berlichingen", einem Liede aus „Claudine von Villa Bella", dem „Erlkönig", dem „Gesange morlachischer Frauen"; ferner das (erst 1830 gedruckte) Trauerspiel: „The house of Aspen", die Originalballaden: „Glenfinlas", „The eve of St.-John", „The shepherd's tale" (die hier auf S. 179 fg. zum ersten Male gedruckt ist), die „Minstrelsy of scotish borders", „Sir Tristrem", „The lay of the last minstrel", „Marmion", die Ausgaben von Dryden's und Swift's Werken, von Strutt's unvollendetem Heldengedicht: „Quenhoo-Hall", von Capitain Carleton's „Memoirs of the war of the spanish succession", von Monmouth's „Memoirs", von Sadler's „State papers" und Somer's „Tracts"; endlich die Gedichte: „The lady of the lake", „The vision of Don Roderick", „Rokeby" und zahlreiche Beiträge zu den „Edinburgh annual register" und dem „Quarterly review". Alle diese Schriften und Gedichte sind in den Jahren 1796—1812 herausgegeben worden, und wenn man nun bedenkt, daß Scott außerdem viele Reisen in Schottland und England gemacht, viele Besuche bei sich angenommen (schon 1800 war sein Landsitz an den Sonnabenden und Sonntagen selten ohne viele Gäste), eine sehr bedeutende Correspondenz geführt hat und nie einen Brief an dem Tage des Empfangs zu beantworten unterließ, auch den amtlichen Geschäften als junger Advocat, dann als Sheriff der Grafschaft Selkirk und seit 1806 als Obersecretair (principal clerk) am höchsten Civilgerichtshofe von Schottland die nothwendige Zeit gewidmet hat, so wird man zugeben, daß seine literarische Thätigkeit eine der fruchtbarsten gewesen ist, von denen unsere neuere Literatur zu erzählen hat. Es gab Zeiten (wie im Herbst und Sommer 1808), wo er fünf verschiedene Unternehmungen unter Händen hatte; aber nichts vermochte seine Ruhe zu erschüttern, oder ihn weniger gütig und hülfreich gegen einen armen Bruder Schriftsteller (a poor devil of a brother author) zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Spiegelbilder von Fanny Tarnow. Erster Band. Leipzig, Kollmann. 1837. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

„Spiegelbilder", ein gut gewählter und für die vorliegende Sammlung im Allgemeinen nicht unpassender Titel. Es wäre überflüssig, wollte Ref. hier auch nur ein Wort über Damenschriftstellerei verlieren; vielleicht aber findet man das Geständniß interessant, daß zwischen manchen schriftstellernden Damen und dem Ref. seit langen Jahren ein höchst romantisches Verhältniß besteht. Zu diesen Damen gehört außer der verstorbenen Therese Huber auch Fanny Tarnow. Die milde, feste und klare Verständigkeit, welche die Arbeiten der Verf. charakterisirt, hat für den Mann, der in der Coterie so manches Geschwätz als geistreich ertragen muß, stets Beruhigung und Versöhnung bereit, und man sollte gegenwärtig, wo die Unterhaltungsliteratur auch in Deutschland so gelenk wird wie lahme Glieder, sich von unverständigen Jünglingen zu verständigen Frauen wenden. Was die Verf. in diesem ersten Bande gibt, sind größtentheils Bearbeitungen ausländischer Geistesproducte, unter denen die „Here von Lafertof", nach einem russischen Volksmärchen des Pogarelsky, uns mit einem moskowitischen Hoffmann bekannt macht. Nur fehlt dem Russen die Gabe der Hoffmann'schen Zeichnung, eine Gabe, die überhaupt mit jedem Tage seltener zu werden scheint. Wenn der „Lord Chatterton", wie es scheint, der Verf. allein angehört, so soll das dem Ref. um so lieber sein, als er geneigt ist, dies Product als das beste und als ein echtes Spiegelbild anzusprechen. „Selbsttäuschung" behandelt ein Liebesthema gar hübsch und mit einem Anflug jener spanischen Dramen- und Novellensophistik, die uns so unwillkürlich festhält und doch immer ein ironisches Lächeln, weniger auf den Lippen als im Geiste, weckt.

2. Lebensbilder in Erzählungen. Meistens frei bearbeitet nach dem Französischen. Aachen, Cremer. 1837. 8. 12 Gr.

Mit schlichtem und klarem Sinne sind in den sieben Erzählungen Bilder des Lebens hingestellt, die freilich viele Ansprüche der Lesewelt nicht ganz befriedigen, indessen ist es auch nicht ihre Absicht, selber große Ansprüche zu machen.

3. Novellen von St. Kelly. Mit einem Vorwort von Th. Hell. Meißen, Goedsche. 1837. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Th. Hell empfiehlt die der Lesewelt schon durch das Taschenbuch „Penelope" bekannte Schriftstellerin in bester Weise, und das erinnert Ref. an die den Damen schuldige Discretion. Das Buch gibt nur in der „Feier auf Espenthal" eine Novelle, die über das Schlechte und Ordinaire im Menschen schonend hinweggleitet und dem Guten und Edeln, mit übrigens ganz gewöhnlichem novellistischen Apparate huldigt. „Dunkle Nacht und Morgenhelle" ist ein Gedicht, das im Ausdrucke der Gesinnungen besser genannt werden kann als in den Versen. „Valeria" gehört in den Cyklus spanischer Romanzen aus der Zeit der Maurenbekämpfung durch Isabelle. Die Erzählung würde tadellos sein, wenn sie spanische Farbe hätte; sie ist aber durchaus modern gehalten.

4. Novellen von Josephine von Remekházy. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1837. 8. 3 Thlr.

Ref. weiß sich, soll er irgend etwas über dieses Buch sagen, nicht anders zu helfen als durch die an die edle Josephine von Remekházy gerichtete Bitte, sie vorläufig als einen schon etwas ältlichen Herrn begrüßen zu dürfen. Mystificationen des Publicums sind nicht erst in neuerer Zeit erfunden, vielmehr haben die Schriftsteller, insbesondere die poetischen, seit langen Jahren sich gern hinter irgend einer Maske verborgen. Warum vorzugsweise die poetischen? Eben weil sie die höflichsten

sind! Sie wollen dem prosaischen Leser damit eine Verbeugung machen und in dieser dem weitverbreiteten Glauben huldigen, daß eine nüchterne Ansicht der Welt und des Lebens die zweckmäßigste sei, das Poetische aber zu den Allotrien gehöre, die ein gesetzter Mensch füglich ignorirt. Außer dergleichen Höflichkeitsbezeigungen kann es jedoch noch andere und sehr ehrenwerthe Motive geben, die einen Schriftsteller zwingen, sich zu verbergen; indessen wird man hier nicht die Aufzählung derselben, vielmehr, wenn auch nur Einen Beweis dafür erwarten, daß die Verf. der Novellen ein ältlicher Herr sein soll. Der Beweis liegt außer der männlichen Schreibart in der Form der Novellen, die mit einer wahrhaft staunenswerthen Ruhe und Schärfe *berechnet* ist. Er liegt ferner in den „Gedichten", die sämmtlich einer, vor der sogenannten romantischen Schule liegenden Periode angehören, und endlich in den „Gedanken und Bildern", von denen nicht wenige der weiblichen Feder sehr fern liegen.

Unter den Novellen zeichnet Ref. insbesondere „Gabriele von Savoisy" im ersten Theile als höchst gelungen aus, womit jedoch die übrigen nicht eigentlich zurückgestellt werden sollen. Ungenügend muß „Rienzi" im zweiten Theile genannt werden. Seit Bulwer seine historischen Forschungen unter dem Titel eines Romans herausgegeben, ist es schwierig, dem Gegenstand eine neue Seite abzugewinnen, und wirklich ist der „Rienzi" der Verf. nichts weiter als eine schlichte Relation bekannter Dinge. Im Allgemeinen aber darf Ref. seine Freude nicht unterdrücken, welche ihm durch die Bekanntschaft mit diesem, auch äußerlich hübsch ausgestattetem Buche zu Theil geworden ist.

5. Die heimliche Ehe. Roman von Charles White. Aus dem Englischen von C. Richard. Drei Bände. Aachen, Mayer. 1837. 8. 4 Thlr.

Eine heimliche Ehe ist in dem ganzen Buche nicht zu finden; indessen einen Namen muß jedes Kind haben, und vielleicht wählte der Verf. eben diesen Titel, weil er manches Anlockende für das Lesepublicum hat. Der Held dieses Romans ist der Sohn erster Ehe einer Dame, die in ihm ein Hinderniß der zweiten Ehe erblickt und daher den dreijährigen Peregrine Pinguin einem Lootsen und Fischer übergibt. Damit ist denn auch zugleich die ganze Ökonomie des Buchs gegeben, wie wir sie in Hunderten englischer Romane finden: die Jugend- und Erziehungsgeschichte des Helden, seine fast stereotyp gewordenen klugen und dummen Streiche, sein Auftauchen aus niedriger und gemeiner Umgebung, und als Glanzpunkt Heirath eines wunderschönen, steinreichen Mädchens.

Der Verf. bedient sich des armen Peregrine hauptsächlich als eines Springstabes zu den mannichfachsten Verhältnissen des englischen Lebens, und die Gebrechen desselben nehmen dabei einen ziemlich bedeutenden Raum ein. Wer das Buch nicht mit streng kritischen Anfoderungen in die Hand nimmt, wird angenehme und lehrreiche Unterhaltung finden. Nur muß Ref. den Schluß des Buchs gradezu tadeln. Dieser wird durch die Hinrichtungsscene eines Menschen gebildet, von welchem wir freilich nur Schlechtes, aber viel zu wenig erfahren haben, als daß wir ein widerwärtiges Ende uns als die Krone des ganzen Romans gefallen lassen mögen. Außerdem stört eine Masse von Druckfehlern das Lesen dieser Übersetzung auf mehr als billige Weise.

6. Sybrandt Westbrook, oder des Holländers Heerd. Ein amerikanischer Roman, von J. K. Paulding in Neuyork. Ins Deutsche übertragen von Karl Andree. Leipzig, Schumann. 1837. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Dieser Roman ist gewissermaßen zu den pragmatischen zu zählen und insofern nicht ohne Interesse. Ein junger Mensch, Sybrandt, wird von dem reformirten Prediger, Dominus Stettinius, dermaßen zwischen Folianten vergraben, daß ihm jedes Verhältniß der Gegenwart fremd bleibt. Die Schule der Liebe und eines verhängnißvollen Lebens, welches für den europäischen Leser nicht ohne Reiz ist, führen schwere Prüfungen über den Weltfremdling.

Ob das Buch viele Theilnahme findet, ist eine nicht leicht zu beantwortende Frage. Es überschreitet nirgend den Kreis einer Wirklichkeit, die für verwöhnte Leser wenig Interessantes darbieten mag; es bewegt sich mehr in Reflexionen als in Darstellungen, und eben diese Reflexionen werden Leser, die das Pikante lieben, als abgethan und veraltet ansprechen. Indessen bleibt es immer ersprießlich, ältere Betrachtungen und Erfahrungen, wie einfach sie auch sein mögen, einmal zu recapituliren, denn sie gewähren einen schätzenswerthen Maßstab für unsern gegenwärtigen Standpunkt. Ref. wünscht daher dem Buche diesseit des Oceans das beste Schicksal.

Ungefähr Dasselbe läßt sich von dem folgenden Buche sagen:

7. Wohlauf nach Westen! Roman von James Paulding. Aus dem Englischen. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1837. 16. 18 Gr.

Ob aber bei allem Guten und wahrhaft Verlockenden ein deutscher Leser sich durch den, wie es scheint, nicht ganz ohne Nebenabsicht gewählten Zuruf des Titels hinüberziehen läßt aus der traulichen Heimat in das „düstere blutige Land" (Kentucky), das bleibt ebenso problematisch als der Hauptinhalt des Romans, der uns einen wahnsinnigen Engländer darbietet und die standhafte Liebe einer schönen Virginierin zu diesem geistigen Ausschweifling.

Das Buch leidet an zu vielen Nebenpersonen, die nirgend recht eingreifen und, wie das vorige, an ebenso vielen Abschweifungen. Beide Romane mögen als Maßstab der überseeischen Kunst dienen, die sich hier in schönen Anfängen entwickelt, aber den überreichen Stoff noch nicht zu bewältigen vermag. 46.

Der Justizpalast zu Paris.

Die „Gazette des tribunaux" gibt unter der Aufschrift: „Chronique du Palais de justice" einen interessanten Aufsatz, die frühere Geschichte jenes merkwürdigen Gebäudes betreffend, welches zu verschiedenen Epochen der französischen Geschichte der Schauplatz der außerordentlichsten und erfolgreichsten Ereignisse war. Wir heben aus diesem Artikel das Wesentlichste heraus, um so eher, da dessen Gegenstand so innig in die Geschichte, nicht blos von Paris, sondern des ganzen französischen Reichs verflochten ist, daß er gewissermaßen als ein Denkmal und Eigenthum, als ein Vermächtniß und Erbtheil der französischen Nation angesehen werden muß.

Über die Zeit der Erbauung des Justizpalastes sind die französischen Geschichtschreiber und Chronisten nicht einverstanden; ebenso wenig finden sich gewisse Nachrichten über den Namen des Baumeisters. Einige führen an, es sei schon unter Clodwig ein solcher Palast gegründet worden zu Anfang des 6. Jahrhunderts; allein diese Angabe ist um so unwahrscheinlicher, als damals die gewöhnliche Residenz der alten fränkischen Könige, wenn sie auf einige Zeit Paris besuchten, sich außerhalb der Stadt in dem Palast der von den Römern angelegten Bäder befand. Hier hatten auch schon die römischen Kaiser Julian und Valentinian I. ihre Wohnung gehabt. Die ersten karolingischen Könige hielten sich wenig in Paris auf und verließen nach der Zeit Ludwig's und Karlmann's, den Enkeln Karl's des Kahlen, diese Stadt gänzlich. Adrian v. Valois sagt, es habe bald darauf einer der folgenden Könige aus Furcht vor den Normannen seinen Wohnsitz in die Stadt selbst verlegt und zu diesem Endzwecke einen Palast gegründet, den man als das Fundament des heutigen Justizpalastes ansehen müsse. In Folge der Erbauung dieses neuen Residenzgebäudes erhielt der Palast der Bäder den Beinamen des *alten* Palastes. Der in der Stadt belegene führte dagegen unter Ludwig dem Heiligen den Namen des *großen* Palastes. Matthieu Pâris erzählt, Heinrich III., König von England, sei 1254 empfangen worden „in majore domini Francorum palatio, quod est in medio civitatis Parisiacae".

Der heilige Ludwig ließ mit dem Palaste beträchtliche Um-

änderungen vornehmen; er bereicherte ihn durch die heilige Kapelle, durch das Stück, welches der Saal des heiligen Ludwig genannt wird, sowie durch die sogenannte grand' chambre. Später wurde das Gebäude um ein Beträchtliches vergrößert unter Philipp dem Schönen. Der Historiker Duhaillon gibt sogar an, dasselbe sei unter diesem Fürsten neu erbaut worden: „Philippe le Bel fit bâtir dedans l'Ile de Paris, au lieu même où était l'ancien château de la demeure des rois le palais tel qu'il est aujourdhui. — Etant conducteur de cet oeuvre messire Enguerrand de Marigny, comte de Longueville et surintendant des finances." Belleforest drückt sich noch genauer aus; er sagt: Philipp der Schöne ließ einen ganz neuen Palast erbauen, sowie wir ihn jetzt erblicken; dieser Bau wurde beendigt 1313, im 28. und letzten Jahre der Regierung dieses guten Königs.

Im J. 1383 bewohnte Karl VI. den Palast, nachdem er als Sieger über die Flamänder zurückgekehrt war. Hier leistete auch das Volk von Paris, das während der Abwesenheit des Monarchen einen Aufstand erregt hatte, ihm öffentliche Abbitte, und er hörte ihr Gnadengeschrei von einem Balcon an, den er, vielleicht eigens zu diesem Zwecke, neben der Freitreppe des Palastes hatte anlegen lassen. Franz I. bewohnte den Justizpalast 1531. In dem großen Saale des Palastes pflegten ehedem die französischen Könige die Gesandten der fremden Mächte zu empfangen; auch gab man hier die öffentlichen Feste und feierte hier die Hochzeiten der französischen Prinzen. Der Saal war geschmückt mit den Statuen der fränkischen Regenten von Pharamund an. Diese hatten sämmtlich Inschriften auf dem Piedestal, welche den Namen jedes Königs, die Dauer seiner Regierung und den Tag seines Todes bezeichneten. An dem einen Ende des Saales befand sich ein großer Marmortisch, der beinahe die ganze Breite des Gemachs einnahm. Es war dies die größte und dickste Marmorplatte welche noch je gesehen worden; leider aber wurde sie bei dem Brande 1618 zertrümmert. An diesem in seiner Art einzigen Tische fanden die königlichen Bankets statt. Hier speisten nur Kaiser, Könige, die Prinzen von Geblüt und die Pairs von Frankreich mit ihren Gemahlinnen. Die Herren von untergeordnetem Range mußten an andern Tischen ihr Mahl einnehmen.

Die bereits erwähnte Feuersbrunst 1618 brach mit außerordentlicher Heftigkeit in der Nacht vom 5. zum 6. März aus. Einige Geschichtschreiber erzählen ganz ernsthaft, daß nach Mitternacht ein ungeheuerer Flammenstern von einer Elle im Durchmesser vom Himmel herabgestürzt sei und das Gebäude entzündet habe. Andere Geschichtschreiber geben ihre glaubwürdigere Meinung dahin ab, daß der Brand von den Mitverschworenen des Mordes König Heinrich IV. herrühre. Diese hätten durch den neuen Frevel die auf den Bösewicht Ravaillac bezüglichen Documente und Actenstücke vernichten wollen, um nicht in eine peinliche Untersuchung verwickelt zu werden.

Im J. 1618 gab es noch keine Wasserpumpen; es wurde deshalb den am Flusse wohnenden Bürgern anbefohlen, eine große Menge Wasser aus der Seine und aus den Brunnen in künstliche Bäche oder Rinnen zu leiten, welche letztere es wieder in den Hof des Justizpalastes ausströmten, wo sich allmälig ein kleiner See gebildet hatte, aus dem man das Feuer zu löschen suchte. Auch wendete man zu demselben Zwecke nasses Heu und Mist an. Dessenungeachtet griff das Feuer bedeutend um sich und richtete in dem Palaste viele unwiederherstellbare Zerstörungen an. Der eben genannte kostbare Marmortisch wurde ganz zertrümmert; ebenso erging es den sämmtlichen Statuen der Könige von Pharamund bis auf Franz I. Um den durch dieses Feuer veranlaßten Schaden wieder auszugleichen und zu ersetzen, verordnete der König zwei Jahre später, daß das freie Terrain unweit der Gräben von St.-Germain-des-Prés verkauft und der Erlös zu den nöthigen Reparaturen des Justizpalastes verwendet werden sollte. Den Neubau des Saales u. s. w. selbst vertraute man dem Architekten Jacques Desbresses an, der 1622 damit zu Stande kam. Dies ist der noch heutiges Tages bewunderte große Saal von 220 Fuß Länge und 84 Fuß Breite. Durch eine Reihe mächtiger Pfeiler, welche rechts und links gleichmäßige Bogenwölbungen bilden, ist dieser Saal in zwei Schiffe der Länge nach abgetheilt, eine Einrichtung, die das Imposante seines Anblicks um Vieles vermehrt. Seltsamer-, wiewol nicht ganz unerklärlicherweise gab man diesem Saale den pittoresken Namen de salle des pas perdus.

Die Feuersbrunst im Justizpalast von 1618 lieferte übrigens den Poeten der damaligen Zeit Stoff zu mannichfachen Satiren und Invectiven. So dichtete der Poet Theophile ein burleskes Quatrain auf diese Begebenheit, welches so lautete:

> Certes ce fut un triste jeu,
> Quand a Paris dame Justice
> Pour avoir mangé trop d'épices
> Se mit le palais tout en feu.

Eine spätere Feuersbrunst brach in dem Palaste während der Nacht vom 11. zum 12. Jan. 1776 aus. Dieses Feuer verzehrte mehre Kanzeleien und die Bibliothek des Conseils, welche während des Exils von 1771 hierher geschafft worden war. Um die zum Neubau der zerstörten Theile sowie zur Entschädigung der dabei benachtheiligten Kaufleute nöthigen Summen aufzutreiben, wurde damals die Kopfsteuer um sechs und einen halben Denier erhöht.

In den neuesten Zeiten stürzten bekanntlich einige der schadhaft gewordenen Bogenwölbungen des großen Saales herab; ein Schaden, der durch den geschickten Architekten Peyre auf das trefflichste wieder ausgeglichen wurde, dem es gelang, die Arkaden in ihrer ganzen Schönheit und in vollkommener Harmonie mit dem Ganzen wiederherzustellen. Ein Fall, der bei Bauwerken selten vorkommt, ereignete sich hier, daß nämlich der Ausbau weniger kostete, als der Anschlag besagte. Man hatte dem Architekten für die Reparatur die Summe von 250,000 Francs bewilligt; als die Arbeit jedoch vollendet war (1819), fand es sich, daß man nur 170,000 Francs gebraucht hatte. 80.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 299. —— 26. October 1837.

Walter Scott's Memoiren.
Zweiter Artikel.
(Fortsetzung aus Nr. 298.)

Die ausführliche und geordnete Erzählung des Hrn. Lockhart gibt sehr willkommene Nachrichten über die Entstehung und den Fortgang von Scott's literarischen Productionen und hat in uns mehr als einmal den Wunsch erweckt, doch auch in unserer Literatur Werke zu besitzen, welche in ähnlicher Weise das geistige Leben unserer berühmtesten Dichter und Schriftsteller schilderten. In Goethe's Selbstbiographie ist allerdings ein vortrefflicher Anfang gemacht worden; aber sie würde noch weit reicher durch solche illustrations werden, wie sie Hr. Lockhart zu Scott's Selbstbiographie hinzugefügt und zu den spätern Theilen des Buches aus seinen Erinnerungen und aus den Briefen von Scott's Freunden und Freundinnen gegeben hat. So lesen wir denn hier unter Anderm, wie seine Liebe zur deutschen Literatur entstand, wie seine Streifereien in den verschiedenen schottischen Grafschaften, in England, auf den Hebriden seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine mehrjährige Vorbereitung zu der Herausgabe der „Minstrelsy of the scotish borders" geworden sind, wie er auf den Landsitzen der Vornehmen, in den Wohnungen der Pächter und in den Hütten der Armen die Originale kennen lernte, die er nachher mit so unnachahmlicher Kunst in seinen Gedichten und Romanen zu brauchen verstanden hat, wie z. B. in der Ballade: „The eve of St.-John", das alte Schloß Smollholm, welches er oft als Knabe besuchte, geschildert, wie das alte Schloß Craignethan das Original des Schlosses Tillietudlem in den „Presbyterianern" geworden ist, und in dem „Lay of the last minstrel" mit größter Geschicklichkeit eine Menge von kleinen Umständen, Localitäten und Familiensagen benutzt sind, die nicht wenig dazu beigetragen haben, diesem Gedichte eine so außerordentliche Berühmtheit und Beliebtheit zu verschaffen. Grade über dies Gedicht hat Hr. Lockhart ausführlicher gesprochen. Die sehr anmuthige Gräfin v. Dalkeith hatte den Dichter aufgefodert, die Legenden von Gilpin Horner dichterisch zu bearbeiten. Scott ging sogleich an das Werk, erschuf den alten Harfner („the happiest conception of the frame-work of a picturesque narrative that ever occurred to any poet — one that Homer might have envied", sagt Hr. Lockhart), erfand die außergewöhnliche Einkleidung der Ballade, die bis dahin fast ungekannte Musik der Verse und wußte die Scenerie mit Benutzung der Lieblingsplätze der Gräfin und anderer Freunde so geschickt anzuordnen, dabei überall so sinnig und aus vollem Herzen zu dichten, daß sich seine liebenswürdige Eigenthümlichkeit vielleicht grade in diesem Gedichte am besten abgespiegelt hat. Ähnliche Notizen theilt Hr. Lockhart über die Entstehung des Gedichts „Marmion" mit, über die neue Ausgabe der Werke Dryden's, über die „Vision of Don Roderick", wozu ihm Wellington's Siege in Spanien die eigentliche Veranlassung gegeben hatten, wenngleich die Fabel ganz dem Gebiete der alten Romantik angehört, und alle übrigen größern und kleinern Werke Scott's. Sein Fleiß und seine Studien zeigen sich hier in einem solchen Grade, wie sie wol nicht leicht bei einem andern Dichter angetroffen werden. Man vergleiche unter Anderm auf S. 440 fg. die Vorbereitungen zum Gedicht „Rokeby". Auch über den Roman: „Waverley", der bereits 1805 angefangen wurde, aber unvollendet blieb, und den Scott 1810, wie aus einem Briefe Ballantyne's vom 15. Sept. 1810 hervorgeht, wieder vornahm, finden sich hier die nöthigen Notizen, die um so interessanter sind, da dieser Roman eigentlich Scott's große Berühmtheit im Auslande begründet hat.

In den Memoiren über Scott durften auch der Drucker seiner Werke, James Ballantyne, und der Verleger Archibald Constable nicht vergessen werden. Mit Ballantyne hatte er schon in der Schule zu Kelso Bekanntschaft gemacht, und der gegenwärtige Herausgeber verdankt viele schätzbare Beiträge dem Memorandenbuche desselben, welches ihm zur Benutzung überlassen war. Ballantyne hatte in Kelso eine Zeitung („The Kelso mail") begründet und bat Scott eines Tages, 1799, um einen juristischen Artikel für dieselbe. Scott war sehr bereitwillig und trug ihm denselben selbst in seine Druckerei, wobei sich ein Gespräch entspann über die Beiträge, welche Scott in Lewis' Sammlung von Gedichten geben wollte. Er hatte dieselben grade bei sich, und als Ballantyne äußerte, er wünsche wol dieselben gedruckt zu sehen, meinte Scott, ob er ihm wol zwölf Exemplare derselben drucken wolle. Dadurch könne er (Ballantyne) auch seine Druckerei in Edinburg bekannt machen. Ballantyne that dies, und Scott

fand sich dadurch so befriedigt, daß er ihm sagte, er habe eine hübsche Sammlung ähnlicher Gedichte, und wenn die edinburger Buchhändler sich mit dem Verlage befassen wollten, so solle er dieselben drucken. Ballantyne ging sehrgern darauf ein, und so ward mittels dieses kleinen Versuches eine Verbindung zwischen beiden Männern geschlossen, durch die ihre pecuniairen Verhältnisse durchaus umgestaltet wurden. Von der Zeit an hat Ballantyne fast alle Werke Scott's gedruckt und somit greift sein Leben vielfach in Scott's Schicksale ein. Besonders geschah dies, seitdem er sich, bald nach Vollendung des „Lay of the last minstrel", mit Ballantyne sehr eng zu Gewinn und Verlust verbunden hatte, wobei er mehr seine Freundschaft mit dem Letztern als die Klugheit zu Rathe gezogen hatte, sich dadurch zu einem raschern Arbeiten veranlaßt sah und bei seiner Rechtlichkeit und dem Vertrauen auf Ballantyne, der ebenfalls ein rechtlicher Mann war, doch nicht von ihm lassen wollte, selbst wo ihm dies Verhältniß unangenehm wurde. Auf der andern Seite wollten gern alle Buchhändler durch Scott reich werden, Longman, Constable, der ihm für „Marmion", als Scott dies Gedicht kaum begonnen hatte, tausend Guineen bot, Murray; und als Ballantyne selbst eine Buchhandlung in Edinburg angelegt hatte, begann ein Treiben und Haschen, wodurch sich Scott um so unangenehmer berührt fühlen mußte, weil er alle diese Männer achtete und ihm selbst alles Handeln und Feilschen durchaus zuwider war. Die vielen Briefe und Lockhart's Auseinandersetzungen geben hiervon hinlängliches Zeugniß. Es dürfte aber für deutsche Leser nicht ohne Interesse sein, die Stärke der Auflagen zu erfahren, welche Scott's Verleger von seinen Werken machten. Hr. Lockhart ist darin recht sorgsam gewesen und hat mit Recht geglaubt, für die Freunde der englischen Literaturgeschichte diese Documente nicht auslassen zu dürfen. Wir geben nur einige dieser Data. Die beiden ersten Bände der „Minstrelsy" wurden in 1000 Exemplaren gedruckt, der dritte in 1500, 1806 in 1250 Exemplaren, 1812 in 1500, 1820 in 500 und dann in den verschiedenen Ausgaben von Scott's Werken, wenigstens in 15,000 Exemplaren. Die Quartausgabe der „Lay of the last minstrel" enthielt 750 Exemplare, die in Octav 1500; 1806 wurden zwei Auflagen gemacht, die eine zu 2000, die andere zu 2250 Exemplaren. Und so stieg die Zahl bis zu 14 Ausgaben, bald zu 2000, zu 3510, zu 3000, 2000 und 1000 Exemplaren, sodaß kein englisches Gedicht sich eines solchen Absatzes zu erfreuen gehabt hat. Scott's Honorar belief sich im Ganzen auf 769 Pfd. Das Gedicht „Marmion" ward für $1\frac{1}{2}$ Guineen verkauft, die 2000 Abdrücke waren in einem Monat abgesetzt, und es mußten von Neuem 3000 Exemplare gedruckt werden. Die folgenden 12 Ausgaben waren zu 2000, 3000, 4000, 5000 Exemplaren, sodaß an 31,000 Exemplare vor der Aufnahme des Gedichts in die Sammlung der Gedichte in England verbreitet worden sind. Von der „Lady of the lake" waren auf rechtmäßigem Wege in England 50,000 Exemplare verkauft worden, jede Ausgabe zu 2—3000 Exemplaren; die 2050 Exemplare der vierten Ausgabe waren sofort vergriffen, und es mußten in demselben Jahre noch vier neue Ausgaben gemacht werden.

Die Memoiren verschweigen auch nicht die ungünstigen Kritiken und tadelnden Urtheile, welche einzelne Werke Scott's erfahren haben, wie Jeffrey's Recension des „Marmion", Hallam's Kritik der Ausgabe von Dryden's Werken u. a. m.; ja, sie erwähnen sogar des Vorwurfs, den ihm ein junger Student aus Cambridge (er nannte sich den Detector) gemacht hatte, als habe er in einer Stelle des „Marmion" ein paar Verse aus einem Gedichte des Vida benutzt, dessen Titel der Jüngling überdies noch ganz falsch angegeben hatte. Solche Reminiscenzenjäger, wie sie Müllner nannte, gibt es auch in Deutschland, die sich nicht wenig darauf einbilden, wenn sie in den Werken irgend eines berühmten Mannes ein Plagium entdeckt zu haben meinen. Andere Misverhältnisse gingen aus der Verschiedenheit politischer Ansichten hervor. Und da diese in England auch auf das Leben eines Gelehrten nicht ohne Einfluß sind, so gestatten wir uns noch einigen Raum für eine kurze Auseinandersetzung derselben.

Scott bekannte sich von seinem ersten Auftreten an zu den Grundsätzen der Tories; als solcher suchte er gegen das Ende von 1805 die Stelle eines *principal clerk* am obersten Civilgerichtshofe (*court of session*) von Schottland, die ehrenvoll und bequem zugleich war. Pitt, Melville und William Dundas ergriffen gern die Gelegenheit, den Verfasser des „Liedes vom letzten Minstrel" zu belohnen, von dessen Schilderungen namentlich Pitt so eingenommen war, daß er einst äußerte, er habe wol geglaubt, daß man dergleichen malen, aber nicht, daß man es in Versen besingen könne. Alles stand für Scott's Wünsche vortrefflich, als Melville und Pitt ihre Stellen plötzlich niederlegten. Die Volksstimme war dem Erstern damals (im Anfang von 1806) so ungünstig, daß Scott unmöglich von ihm Beistand erwarten konnte. Er ging also, sobald das Fox-Grenville'sche Ministerium eingesetzt war, selbst nach London und fand hier die schmeichelhafteste Aufnahme bei dem Grafen Spencer, an den er sich wendete.

Als ich — sagt Scott — die Ehre hatte, mit ihm zusammen zu sein, bestimmte er in der verbindlichsten Weise, daß die Ausfertigung zu der gesuchten Stelle ganz so geschehen solle, als es früher war festgesetzt worden, und fügte dazu, daß, wenn dieselbe die königliche Zustimmung erhalten hätte, er dieselbe nur als einen Act schuldiger Gerechtigkeit, nicht aber als eine Gnade ansehen würde. Herrn Fox (den er als einen Mann of the most generous as well as tasteful of mankind bezeichnet) sah ich niemals, weder bei dieser noch bei einer andern Gelegenheit, und habe auch nie irgend ein Gesuch an ihn gerichtet, da ich wohl einsah, daß, wenn ich dies thäte, ich nothwendig mich zu Grundsätzen bekennen müßte, die von den bisher geäußerten durchaus verschieden wären. Wäre er Privatmann, so würde ich Niemanden lieber Verpflichtungen haben als ihm; denn so bin ich von ihm ausgezeichnet worden.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

München, September 1837.

Eine Correspondenz aus dem unliterarischen München für die „Blätter für literarische Unterhaltung" — in der That,

es ist ein halbes Wagniß, ein halbes Wunder! Was thun die Verleger hier? die Schriftsteller hier? die Leser hier? Die Verleger verlegen nichts, die Schriftsteller schriftstellern nicht, die Leser lesen nicht — so scheint es fast, so charakterisiren die Bessern in München selbst den Buchhandel, die Autoren, die Leser. Gewiß zu scharf; aber es ist doch wahr, daß man in literarischen Bezügen mehr von Dem sprechen muß, was hier nicht, als von Dem, was geleistet wird. Die Buchhändler, die Schriftsteller, die Höhergebildeten klagen hier insgesammt, daß zu viel Bier getrunken, zu wenig gelesen werde, ja, daß selbst die Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst, woran München so reich, fast überreich genannt werden muß, in den Gemüthern des Volks nur geringen Anklang fänden.

Mit diesen stereotyp gewordenen Klagen, die nur zu einer dumpfen Resignation führen, ist indeß wenig gethan; es sind meist die Klagen Derer, welche ihre eigne Trägheit, ihren geringen Unternehmungsgeist, ihre von der hier herrschenden compacten Lebensweise herabgestimmte Productionslust entschuldigen wollen. Das Volk ist ein Kernvolk und bietet einen, wenn auch uncultivirten, doch fruchtbaren und gesunden Boden für künftigen Anbau. Das Bier allein, sagt man, verdumpfe das Volk und mache die Nation zu Deutschlands Böotiern. Wie das? Versteht man unter Volk hier Pöbel? Dann mag man nicht Unrecht haben. Aber in Berlin ersäuft das Volk, nämlich der Pöbel, Geist und Gemüth in gebrannten Wassern, und doch ist Berlin eine hochgebildete, geistig geweckte, an literarischen Interessen allerlei Art den lebendigsten Antheil nehmende Stadt. Baiern, wie es jetzt sich darstellt, ist eine junge Schöpfung, eine Schöpfung Maximilian Joseph's, des vorigen Königs. Ehedem war es ein verwildertes, wüstes Land, in geistiger Hinsicht voll Uncultur, Sumpf und Gestrüpp. Maximilian Joseph, einer der vortrefflichsten deutschen Fürsten, die je einen Thron geziert haben, begann aufzuräumen, umzubauen, aufzubauen, zu organisiren, und zwar mit einer Kraft, einer Entschiedenheit, einer Ausdauer, daß man billig erstaunen muß. Was ist nun Baiern, nämlich Altbaiern, geworden? Es ist noch nicht geworden, es wird erst, und es ist Pflicht für die Pfleger der Nation, den Keim, der bereits gelegt ist, weiter zu entwickeln. Geistescultur! Geistescultur! das ist die Sonne der modernen Welt und schwerlich innerhalb der Grenzen Deutschlands ein Fleck Erde, der ihre Strahlen einzusaugen nicht begierig wäre, sich von ihr befruchten zu lassen nicht die Kraft hätte. Auch München fängt bereits an, die Literatur, wie sie geht und steht, wenigstens in Kosthäppchen zu sich nehmen und, wo die gebildetern Völkerschaften Deutschlands aus dem Vollen längst schon geschöpft haben, die abschäumenden Tropfen mit Lust und Behagen aufzusaugen. Fürwahr, es liegt ebenso wenig am bairischen Biere, daß München eine unliterarische Stadt, als es an den gebrannten Wassern liegt, daß Berlin eine literarische Stadt ist.

München hat seine Universität. An eigentlich wissenschaftlichen Bestrebungen kann es in einer Stadt nicht fehlen, wo — um nur die Koryphäen der philosophischen Facultät zu nennen — Männer wie Schelling und Schubert thätig sind. Aber die Stadt besitzt ihre Universität erst seit 1826, selbst das vorher schon mit wissenschaftlichen Anstalten reich versehene Berlin erfreut sich des Daseins einer Universität bereits seit 1809. Es ist klar, daß die Wirksamkeit der Ludwig-Maximilians-Universität — ehemals die ingolstadt-landshuter —, bei welcher noch 1766 der berühmte Gmelin den Doctorgrad nicht erwerben konnte, weil er kein Katholik war, seit zu kurzer Zeit datirt, als daß sie in dem geistigen Leben der Hauptstadt einen gründlichen Umschwung hervorgebracht haben könnte, zumal wenn man bedenkt, daß die bairische Nation die Sensibilität und geistige Erregsamkeit im Allgemeinen nicht besitzt, welche andern deutschen Völkerstämmen zu Theil geworden. Der Jesuitismus, unter dessen Einflüssen die Universität, als sie noch in Ingolstadt existirte, ausschließlich gestanden hat, wird hier schwerlich jemals wieder Boden gewinnen. Von der Überhandnahme des Klosterwesens, welches die Einbildungskraft der Norddeutschen für Baiern präsumirt, ist, in der Nähe besehen, wenig zu merken. Die Gründung von neuen Klöstern, die übrigens nur theologische Bildungsanstalten sind, schreibt sich zumeist von der rückwirkenden Kraft jenes denkwürdigen Concordats her, welches Maximilian Joseph mit dem päpstlichen Stuhle schloß, aber, so viel an ihm lag, nie zur Ausführung gebracht hat. Viel Interessantes vernahm man in der Ständeversammlung für und wider das Klosterwesen, wobei es als ein beachtenswerthes Zeichen unserer Zeit erscheint, daß die Verehrer des Klosterwesens immer und überall in einer bedeutenden Minorität geblieben sind. Läßt sich die Springfeder Zeit doch überhaupt nur auf eine kurze Dauer zurück- und zusammenpressen.

Zeitschriften gibt es hier mehre, aber kaum eine, welche sich den Zugang in das Ausland errungen und ihn zu erringen verdient hätte. Die „Gelehrten Anzeigen", welche von Mitgliedern der königlichen Akademie herausgegeben werden, haben als gelehrte Anzeigen ihren eigenthümlichen Werth und sind ihrem Inhalte nach gediegen, aber eben gelehrt. Eine solche gelehrte Tendenz schreitet über das Begriffsvermögen der Baiern im Allgemeinen weit hinaus. Ein ganz anderer Ton müßte gefunden werden, um den Baiern eine wissenschaftliche Speise genießbar zu machen, und ich glaube, dieser Ton wäre nicht so schwer zu finden; man müßte auf Popularität ausgehen, auf eine leichte, faßliche Darstellung, auf eine gesunde, nicht blühende, aber kernhafte Sprache; man müßte, Alles in Allem, Gegenstände der Wissenschaft zu bavarisiren wissen. Weder mit ängstlicher Detaillirung noch mit den Principien der norddeutschen Philosophenschule würde den Baiern geholfen sein. Man müßte zu ihnen sprechen wie das Bier zu ihnen spricht, faßlich, klar, durchsichtig, ein wenig schäumend, praktisch, das Herz erwärmend, den Magen stärkend. Von diesen „Gelehrten Anzeigen" sind die übrigen Tageblätter das grade Gegentheil. Längere Zeit war die „Bairische Landbötin", ein Abzweig des unter der Verantwortlichkeit der Franz'schen Buchhandlung bestehenden „Landboten", das beliebteste Volksblatt. Da starb der Redacteur, Dr. F. Müller, und was hat man nun? Allerlei Neuigkeiten, Stoppelwerk, gesammelt von der reichen Tenne des Welttheaters, Ausdrusch, Anekdoten, Spießbürgereien, Moralitäten und Immoralitäten, Alles bunt durcheinander, ein Teig, worin einzelne gelegentlich angebrachte Bemerkungen im spaßhaften Volkstone die pikante Sauce abgeben sollen. Ähnlich sind die übrigen Zeitblätter für das Volk, „Der Eilbote", „Der Volksfreund" und andere, die fast sämmtlich an einer wahren Manie leiden, eine Art von politischer Physiognomie zu gewinnen und nebenbei aus aller Welt Winkeln gräßliche und schreckliche Schicksale und Unglücksfälle herbeizuholen und damit ihren Leserkreis zu bewirthen. Wer die unliebenswürdigen Seiten der münchener Einwohnerschaft kennen lernen will, findet die reichste Ausbeute im „Tageblatt", welches täglich herauskommt und für jeden münchener Bürger feil ist, um darin seine Ansichten über Bier und andere Lieblingsgegenstände der münchener Commune niederzulegen. Wenn irgendwo in einer Restauration die Suppe unschmackhaft oder die Kellnerin grob gewesen, wenn in irgend einer Straße eine Rauferei oder ein Zank zwischen Eheleuten stattgefunden, wenn in irgend einem Hause Etwas geschieht, was mehr vor die Policei als vor ein hauptstädtisches Publicum gehört, so darf man versichert sein, in der nächsten Nummer des „Tageblatt" davon in Kenntniß gesetzt zu werden. Allerdings findet darin eine gewisse Controle über Unsittlichkeit und Unschicklichkeit statt, was in München seinen Werth haben mag; aber der Ton, in welchem diese Inserate gehalten sind, widert an und spielt meist nahe an die Grenze der Unschicklichkeit, gegen welche der Einsender ankämpfen will. Für den Standpunkt, auf welchem sich die Bildung der münchener Bürger und Bürgerinnen im Allgemeinen befindet, ist dies „Tageblatt" ein nicht genug zu beachtender Gradmesser. Außerdem hat München noch einen „Bazar", der

sich à la Öttinger allerlei tollkühne Witzsprünge erlaubt, eine „Bairische Nationalzeitung", einige Zeitschriften für Jurisprudenz, für Gewerbe und Landwirthschaft und eine „Politische Zeitschrift", die wenigstens, so lange der Landtag beisammen ist, durch die Mittheilung der Ständeverhandlungen von bedeutendem Interesse ist. Ein eigentliches belletristisches Journal besitzt München nur in dem von Dr. Müller herausgegebenen „Museum für Kunst, Literatur und Mode", ein Journal, welches städtische Zustände nicht ohne Geist bespricht, aber nur von dem noblern Theile eines nach leichtem Lesegenuß begierigen Publicums genossen wird und, da seine Bedeutsamkeit für das Ausland nur gering ist, eine kleine Anzahl von Abonnenten zählt. Dagegen soll die „Landbötin" deren nicht weniger als 5000 zählen.

Man sieht, daß die Journalistik hier übel bestellt ist. Jeder Buchhändler scheut sich, in ein journalistisches Unternehmen von weiterm Umfange sich einzulassen, weil, wie man behauptet, alle Versuche dieser Art gescheitert sind. Entweder stürzten sich aber diese Zeitschriften selbst auf dem Wege politischer Extravaganz oder waren nur auf eine unterhaltende Lecture berechnet, die zu dünn war, um auf eine fortgesetzte Theilnahme rechnen zu können. Der Mangel eines tüchtigen Journals wird bereits schmerzlich gefühlt; ja, selbst in der Ständeversammlung ist diese Frage von dem wackern Abgeordneten Willich, einem Rheinbaier, auf eine für die Altbaiern empfindliche Weise angeregt worden. Journale der echten Art sind die Flug- und Kettenbrücken, auf denen die Intelligenz der Nationen näher aneinander rückt und sich mittheilt, die elektrischen Geschmacksleiter, deren Wirkungen in eine nicht zu berechnende Ferne reichen, die Geschwindkräfte endlich, welche wie die Eisenbahnen die Communication der Ideen möglichst fördern und neue hervorrufen und dazu beitragen, die Literatur zu einem belebenden Theile des großen organischen Staatskörpers zu machen, woran in späterer Zeit die schönsten Erinnerungen des kommenden Geschlechts haften.

(Der Beschluß folgt.)

Manoscritti inediti di *Torquato Tasso* ed altri pregevoli documenti per servire alla biografia del medesimo publicati dal Conte *Mariano Alberti*. Lucca 1837. Folio. Mit drei Kupferstichen.

Graf Mariano in Rom ist im Besitz einer beträchtlichen Anzahl eigenhändiger Briefe Tasso's sowie anderer gleichzeitiger, für die Lebensgeschichte dieses Dichters interessanter Handschriften. Er beabsichtigt dieselben dem Publicum nach und nach mitzutheilen und hat ein erstes Heft mit einem facsimilirten Briefe Tasso's an Cataneo herausgegeben. Dieses Heft — die Vorrede, welche eine Übersicht aller bezüglichen, im Besitze des Grafen befindlichen Manuscripte geben sollte, ist leider noch nicht erschienen — enthält außerdem die Biographie der Herzogin Lucretia von Urbino, ihr Bildniß und ein Abbild der Seidenstickerei, mit welcher sie ihrem Freunde Tasso ein Geschenk gemacht. Die Herzogin, um zehn Jahre älter als Tasso, wird uns als eine schöne, lebhafte, geistreiche Frau vorgeführt. Die Geschichte ihrer Erziehung, ihre Bekanntschaft mit den Werken der Dichtkunst, die Sorge des Vaters, sie vor Calvinismus zu bewahren, die Liebe zu ihrer Schwester Leonore, ihre Verheirathung mit Francesco Maria della Rovere, Herzog von Urbino, und die bald erfolgte Scheidung, vor Allem aber die Bekanntschaft mit Tasso muß jeden Leser interessiren. Man kann nicht wissen, wie weit Graf Alberti durch seine Manuscripte berechtigt ist, das Verhältniß der Herzogin zu Tasso für ein gänzlich libertines zu halten, genug er stellt es durchaus in diesem Lichte dar; in Einem aber muß man wünschen, ihm mit Nachdruck widersprechen zu können, nämlich in dem, daß Tasso im sechzehnten Gesange seines „Befreiten Jerusalems" in der Schilderung des Liebeslebens zwischen Armide und Rinaldo nur eine Übersetzung der Geschichte seines eignen Glücks in den Armen Lucretia's und seines beglückten Landaufenthaltes bei derselben in der reizenden Villa Castel Durante bei Pesaro gegeben habe. Wie arm an Phantasie muß uns der Dichter erscheinen, der nur erlebte Liebe schildern könnte, wie viel ärmer an Gefühl, der die heimlichen Gunstbezeigungen einer Fürstin nur mit der Phantasie auffaßte!

Der Brief Tasso's an Cataneo (den Secretair des Cardinals Albano, Tasso's Beschützers) ist vom 14. Mai 1572 aus Ferrara und berichtet von der Güte der beiden Herzoginnen gegen ihn und von den Geschenken derselben; denn auch Leonore beeiferte sich, die Gunst des Dichters zu erwerben und zu erhalten, was ihr um so leichter wurde, als sie jünger und wahrscheinlich weniger anfodernd war als Lucretia.

„Die Herzogin", schreibt er, „hat mir ein herrliches in Seide gewirktes Bild geschenkt, ein allegorisches ländliches Gedicht: ein Hase von drei Hunden verfolgt. Nach dem Willen der Herzogin habe ich meine Abreise aus Ferrara unter Verfolgung der übeln Nachrede der Herren Pigna, Montecatino und Gualdini darunter zu erkennen. An einem Baume hängt eine Seidenraupenpuppe, und dicht dabei fliegt der Schmetterling, in den sie sich verwandelt. Die Herzogin sagt, daß dies das Symbol meines poetischen Genius sei, und daß er unter der Pflege des Herzogs und der Fürstinnen *seiner* Unsterblichkeit zufliege. — Ich meines Theils halte das Ganze für eine Jagd und den vom Baum herabhängenden Seidenwurm für den dem besten Jäger ausgesetzten Preis."

„Auch die Fürstin Leonore hat mir ein Buch von Gonsandolo geschickt, das ich ihr zu lesen gegeben und das sie mit einer Abbildung des Porticus der genannten Villa, an die sich für mich die süßesten Erinnerungen knüpfen, geschmückt hat, und dazu einen Brief geschrieben, so anmuthig und witzig, daß ich nicht weiß, soll ich mehr ihren Geist bewundern oder die Güte ihres Herzens preisen" u. s. w.

Tasso erwähnt nun noch eines andern Buchs mit weißen Blättern, das ihm seine gnädige Herrin Lucretia vor seiner Abreise nach Paris geschenkt, zum Behufe, alle unterwegs für sein „Befreites Jerusalem" ihm kommenden Gedanken darin einzutragen.

Aus alle diesem läßt sich gegen die Fürstinnen nichts folgern, und nur die Stelle eines andern Briefes an Gonzaga, wo Tasso schreibt, daß er der Herzogin sein Buch vorlese und alle Tage mehre Stunden mit ihr „in secretis" sei, gibt dem Herausgeber ein Scheinrecht, das aber auch nicht unbestreitbar ist, da in keinem Falle Tasso von solchen Besuchen, wenn sie verfänglich gewesen wären, Bericht erstattet hätte.

Jedenfalls indeß kann man die deutschen Freunde Tasso's auf vorstehende Sammlung aufmerksam machen. Der Kronprinz von Preußen hat dem Grafen Alberti in Anerkennung der Verdienste solcher biographischen Forschungen die große goldene Medaille zugeschickt. Das zweite Heft wird nächstens erscheinen.

86.

Anekdote.

Man erzählt sich von Amurat, dem zweiten mohammedanischen Fürsten Persiens, folgenden Charakterzug. Er war in einer Schlacht in die Hände seiner Feinde gefallen und saß als Gefangener auf dem flachen Boden, während ein Soldat für ihn ein kärgliches Mittagsmahl bereitete, indem derselbe etwas Fleisch in einem kleinen Topfe kochte. Ein hungriger Hund schlich herbei, steckte den Kopf in das Gefäß, und da er den Inhalt nicht erfassen konnte, rannte er sammt Topf und Kochgeschirr davon. Der unglückliche Monarch brach in ein helles Gelächter aus. „Was auf Erden kann einen Mann in Euerer Lage zum Lachen bewegen?" sagte Einer von der Wache. „Seht", versetzte der Fürst, „diesen Morgen noch beklagte sich der Vorsteher meines Haushaltes, daß 300 Kameele nicht genügend seien, meine Küchengeräthe fortzuschaffen, und nun läuft dieser Hund sammt Geräthe, Verrath und Allem davon!"

11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 300. —— 27. October 1837.

Walter Scott's Memoiren.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 299.)

Scott erhielt also die gewünschte Stelle und hat sie 25 Jahre lang zu allgemeiner Zufriedenheit verwaltet. Seinen Grundsätzen blieb er aber fortwährend treu, ja er steigerte sogar noch seinen Toryismus und zeigte dies namentlich durch einen Festgesang auf Lord Melville nach dessen Freisprechung bei einem Gastmahle zu Edinburg, der auf S. 297 fg. abgedruckt ist, da er in der letzten Gesammtausgabe der Werke Scott's fehlt. Manche seiner persönlichen Freunde in den höhern Cirkeln der Whigs fanden sich dadurch beleidigt; dafür erhielt er auch andere belobende Zuschriften, wie eine von Canning. Von dem neuen Ministerium befürchtete er bedeutende Veränderungen in der schottischen Rechtspflege und hielt es für seine Pflicht, auf alle Weise dagegen aufzutreten.

Als einst — so erzählt Lockhart — in der Versammlung (faculty) der Advocaten über diese Vorschläge gestritten wurde, hielt er eine längere Rede, als man je von ihm in diesem Vereine gehört hatte, und Einige, die dabei gewesen, versicherten mich, daß auch die genauesten seiner Freunde durch diese Kraft und Stärke überrascht worden wären. Als die Versammlung sich trennte, nahm er seinen Weg nach Hause zwischen Mr. Jeffrey und andern seiner reformirenden Freunde, die ihm viel Schmeichelhaftes über die Kraft seiner Beredtsamkeit sagten und nicht übel Lust hatten, die ganze Sache noch einmal mehr im Scherze durchzusprechen. Aber Scott's Gefühl war dazu viel zu aufgeregt. „Nein, nein", rief er aus, „das ist keine Sache zum Lachen. Ihr werdet Stück für Stück, weil Ihr es denn einmal so haben wollt, Alles untergraben und zerstören, bis nichts mehr von Dem übrig ist, was Schottland eigentlich zu Schottland macht (what makes Scotland Scotland)." Mit diesen Worten wendete er sich ab, um seine Aufregung zu verbergen, doch bemerkte Mr. Jeffrey, daß ihm einige Thränen über die Wangen rollten.

In derselben Angelegenheit schrieb er seinen „Essay on judicial reform", der seine große Liebe zu Schottland und seine Furcht vor Abänderungen lang bestandener Einrichtungen und Gewohnheiten, die mit dem Bestehen der Gesellschaft auf das innigste verwebt sind, auf das deutlichste zeigt. Hr. Lockhart hat auf S. 415, 416 einige Stellen mitgetheilt. Er sagt darin unter Anderm:

Eine gebildete Nation, die ein Gesetzbuch besitzt, das trotz mancher Unbequemlichkeiten sie blühend und groß gemacht hat, darf nicht wie ein Kind betrachtet werden, welches man zu diesem oder jenem legislatorischen Versuche benutzen will. Ein Philosoph ist nicht berechtigt, uns ein neues System aufzudringen, das er auf seiner Studirstube als das vortrefflichste betrachtet. Das einzige gültige Zeugniß für jede alte Institution ist die Wirkung, die sie auf ein Volk hervorgebracht hat, und wenn diese gut ist, so ist die Institution auch als gut zu betrachten. Montesquieu hat ein vortreffliches Capitel darüber: „qu'il ne faut pas tout corriger" u. s. f.

Zum Theil aus politischen Gründen, zum Theil aus wirklicher Überzeugung gingen nun die schon oben genannten Kritiken Hallam's und Jeffrey's über einzelne Werke Scott's hervor; aber der Ton war anständig, und die persönlichen Verhältnisse unter den Männern wurden nicht gänzlich abgebrochen. Indeß zog sich Scott gänzlich von der Theilnahme am „Edinburgh review" zurück, da ihm namentlich der Whiggismus von des Verlegers Constable Compagnon, Hunter, immer unangenehmer wurde, und veranlaßte dafür die Herausgabe des „Quarterly review" unter Gifford's Redaction, wozu er nebst seinen Freunden fleißige Beiträge lieferte. Mit Byron, der in seiner Satire: „English bards and scotch reviewers", Scott's Gedichte angegriffen hatte, schien kein gutes Verhältniß eingeleitet zu werden, obgleich sich Scott in seinen Briefen harmlos genug über diese Angriffe äußerte. Indeß stellte sich das Verhältniß bald besser. Freilich hätte der so leicht reizbare Byron nicht lesen dürfen, was Scott an Johanna Baillie über „Childe Harold" geschrieben hatte:

Das Gedicht — heißt es unter Anderm — ist wahrhaft erhaben; aber es gibt kein gutes Zeugniß von des Verfassers Herz und Moralität. Sein Held ist, trotz der affectirten Alterthümlichkeit des Styls in einigen Stellen, ein moderner Mensch, reich und aus den höhern Cirkeln (a modern man of fashion and fortune), der von Zerstreuungen übersättigt ist und doch nach ihnen jagt, und obgleich sich der Verfasser in der Vorrede dagegen verwahrt, so kann man doch nicht anders schließen, als daß derselbe, indem er uns einen Bericht von seinen eignen Wanderungen gibt, auch seinen eignen Charakter geschildert hat u. s. f.

Der Buchhändler Murray wußte indeß eine Annäherung zwischen Beiden herbeizuführen, und mehre freundschaftliche Briefe begründeten die gegenseitige Achtung, die sich ungestört bis zu Byron's Tode erhalten hat.

Um noch einmal auf die Politik zurückzukommen, so zeigte Scott vor Allem eine sehr warme Theilnahme an dem spanischen Befreiungskriege, dichtete und reiste, selbst von Edinburg aus auf sein Landgut Ashestiel, nie ohne die Karte von Spanien. Aus seinen politischen Briefen

von 1809, als sich das Portland'sche Ministerium auflöste, theilt Hr. Lockhart interessante Auszüge mit, aus denen hinlänglich hervorgeht, daß Scott mit vielem Scharfsinn die Gefahren voraussah, denen sich Canning auf seiner politischen Laufbahn aussetzte, indem er zur einen Seite die Eifersucht der alten toryistischen Aristokratie, auf der andern die lockenden Schmeicheleien der whiggistischen Intriguants zu fürchten hatte.

Wir glauben diesen Bericht nicht besser als mit einigen Mittheilungen aus Scott's Leben auf seinem Landsitze Ashestiel beschließen zu können, indem wir glauben, daß nicht wenige unserer Leser den großen Mann gern im Hauskleide sehen werden. Hr. Lockhart verdankt diese ausführliche Beschreibung einiger in Ashestiel zugebrachten Herbstmonate der Erzählung des Hrn. Skene, eines genauen Freundes Scott's, der von ihm 1805 dorthin eingeladen war. Skene bemerkte zuvörderst, daß sein Freund seine Tagesordnung geändert habe und nicht mehr in die Nacht hinein arbeite, womit sein Arzt durchaus unzufrieden gewesen war, indem auf diese Weise die nervösen Kopfleiden, an denen Scott von Zeit zu Zeit gelitten hatte, immer mehr zunehmen mußten. Jetzt stand er früh um 5 Uhr auf, machte selbst Feuer in seinen Ofen, wenn die Jahreszeit es erfoderte, und kleidete sich darauf mit großer Sorgfalt an; denn, wie weit er auch immer vom Dandyismus entfernt war, so gab er doch in dieser Beziehung dem besten Offizier nichts nach und haßte jene Schlafrocksbequemlichkeit, in welcher sich manche Gelehrte so sehr gefallen. Wenn er nun so sich in sein Schützenwamms geworfen hatte oder so gekleidet war, wie er glaubte bis Mittag bleiben zu können, so setzte er sich um 6 Uhr an seinen Arbeitstisch, alle seine Papiere vor sich in bester Ordnung und seine Bücher rings um sich her auf dem Fußboden, neben welchen seine Lieblingsdogge wie ein Wächter sich lagerte. So blieb er, bis die Familie sich zwischen 9 und 10 Uhr zum Frühstück versammelte, und hatte dann nach seinem Ausdrucke „das Beste in seinem Tagewerke gethan" (to break the neck of the day's work). Nach dem Frühstück blieb er wieder einige Stunden für sich, wo er „sein eigner Herr war". Bei schlechtem Wetter arbeitete er wol den ganzen Morgen lang; sonst war es seine Gewohnheit, wenigstens eine Stunde auszureiten. Die Nachmittage wurden zu größern oder kleinern Excursionen, immer zu Pferde, angewendet. Die Thäler von Yarrow und Ettrick, die wildromantischen Gegenden von Moffatdale und St.-Mary's Loch, die Ufer des Tweed und viele andere Plätze, die in Scott's Gedichten oft erwähnt sind, wurden alsdann besucht; die Reisenden kehrten bald auf den Landsitzen der Vornehmen, bald in den Wohnungen der Pächter ein, verweilten hier mehre Stunden, blieben auch wol über Nacht und fanden überall die herzlichste Aufnahme, wodurch sich auch die große Achtung auswies, in der Scott überall stand. Eine seiner Hauptvergnügungen war das Fischen, besonders der Lachsfang im Tweed bei Nacht und unter Fackelschein. Solche Excursionen, die Schönheit der Gegend, die Frische der Bergluft, die unverwüstliche Heiterkeit Scott's gaben reichen Stoff zur Unterhaltung, wenn die Reisenden wieder nach Ashestiel zurückgekehrt waren.

Pferde und Hunde liebte Scott außerordentlich. Die erstern pflegte er an jedem Morgen, ehe er sich zu seiner Arbeit niedersetzte, in ihrem Stalle zu besuchen. Die edeln Thiere wußten dies auch, und sein Lieblingspferd in jener Zeit, Brown Adam, ließ sich nicht leicht von einem Andern als von ihm besteigen. Seine Hunde, Camp, Percy, Douglas, Wallace, waren schöne, stolze Thiere (s. D. v. Rosenberg's „Bilder aus London", S. 34 fg.), mit denen er sich ordentlich zu unterhalten pflegte; vor allen war Camp ein sehr kluger Hund und daher auch von seinem Herrn besonders geliebt und bis an seinen Tod gepflegt. Was Hr. Lockhart von demselben erzählt, erinnert lebhaft an den treuen Hund, den Odysseus vor seinem Hause verschmachten sah, und an die schönen Verse Homer's.

Im J. 1811 faßte Scott den Entschluß, Ashestiel mit einem größern Landsitze, Abbotsford, zu vertauschen und dadurch den Wunsch seiner frühesten Jugend erfüllt zu sehen, ein Laird vom Tweed zu werden. Die von Hrn. Lockhart hierüber mitgetheilten Briefe enthalten die Einleitung zu diesem Plane, dessen Ausführung der Erzählung im zweiten Bande der Memoiren vorbehalten bleibt. *) 7.

Correspondenznachrichten aus München.

(Beschluß aus Nr. [illegible].)

Vor Allem begehrt man, daß ein Kunstblatt ins Leben trete. Selbst die Koryphäen der münchener Kunst empfinden es übel, daß für sie kein Organ bereit ist wie etwa in den berliner politischen Zeitungen und belletristischen Journalen für die düsseldorfer Kunstschule. Und was — kann man mit Wahrheit sagen — ist der düsseldorf-berliner Abzweig der Malerkunst gegen den Urstamm, der in München Wurzel geschlagen? Hier wird sie noch gepflegt in ihrer urewigen, idealen Bedeutung; hier dünstet sie noch auf keine Weise in schwächlichen Träumereien aus, welche nur Nachklänge der Matthisson'schen Elegienperiode und der Uhland'schen Balladenpoesie sind; hier ist sie wesentlich eine monumentale Kunst, für öffentliche Zwecke benutzt, selbständig neben der Architektur in großen gedankenschweren Compositionen daherschreitend, episch erläuternd, decorativ und doch das blos Decorationsmäßige geflissentlich und ihrer selbst bewußt überall meidend; ja, man kann sagen, daß sie, wie z. B. in der Ludwigskirche oder der Allerheiligenkapelle, der Architektur, so bedeutsam diese an sich sein mag, das Gegengewicht hält, oder gar ein Übergewicht. Und doch fehlt es in dieser Kunststadt an einem Kunstblatt; von den Schöpfungen der hiesigen Kunstschule gelangen nur einzelne mythisch verhüllte Nachrichten in das Ausland, und weder hier noch sonst irgendwo in Deutschland existirt ein Journal, welches dem deutschen Volke in Umrissen und Texterläuterungen die Meisterwerke zur Anschauung brächte, die von seinen Heroen der Kunst geschaffen werden. Über diesen Mangel haben sich besonders die münchener Künstler zu beklagen, die meist mit Frescogemälden beschäftigt sind, welche keineswegs, wie etwa die düsseldorfer Ölbilder, verpackt und an die verschiedenen Städte, wo Kunstausstellungen stattfinden, versendet werden können. Von den hiesigen Blättern beschäftigt sich kaum eins nur im Vorübergehen mit der Kunstkritik, die zu erwecken und zum Gemein-

*) Hierüber werden wir nächstens berichten. D. Red.

ut zu machen, grade hier so nöthig wäre, wo das innere Wesen der Kunst und die tiefere Bedeutung der einzelnen Productionen nur von wenigen Erwählten verstanden wird. Ein Interpret der einzelnen Kunstwerke müßte hier erstehen, und er würde als ein Kunstinterpret und Prophet im Allgemeinen betrachtet werden müssen. Correspondent hat in Erfahrung gebracht, daß Rudolf Marggraff, in Norddeutschland besonders als Kunstreferent in der Voß'schen Zeitung bekannt, ein Unternehmen der Art und zwar im großartigsten Style beabsichtigt. Mit der rühmlichsten Bereitwilligkeit und Freundlichkeit kamen ihm die Behörden entgegen, die Mitglieder der Akademie, die Meister der Kunst, die Lithographen — nur die Buchhändler am hiesigen Platze sind flau, bedenklich und scheuen nicht allein die ersten Kosten der Instandsetzung, sondern, wie es von einer der hiesigen sogenannten Verlagshandlungen verlautet, sogar die Mühe des Expedirens. Obgleich eine der regsamern Buchhandlungen dem Unternehmen nicht abhold sein soll, so dürfte es doch geschehen, daß das beabsichtigte münchener Kunstblatt nicht in München selbst, sondern an irgend einem andern buchhändlerischen Platze sein Geburtsfest und, wie wir hoffen, sein langdauerndes Leben feiert.

Von der hiesigen Literatur im Ganzen und Großen schweige ich. Wir haben indeß hier den Professor Söltl, einen Mann von wackerer Gesinnung, die er in seiner deutschen, lieferungsweise herausgekommenen Geschichte vielfach bethätigte, einen Mann, der einfach bestimmt im Leben und Denken und zugleich vielseitiger aufgeschlossen ist, als sonst die Gelehrten Baierns zu sein pflegen. Baier von Geburt, ging er durch die Schule der norddeutschen Akademien und gelangte auf einen Standpunkt philosophisch-historischer Bildung, der sich mit dem hier beliebten Standpunkte in religiösen und historischen Sachen nicht zu vertragen schien; Grund genug, ihn von jeder öffentlichen Stellung für immer entfernt zu halten. Das Merkwürdigste hierbei ist, daß seine Quiescirung kaum den Gebildeten bekannt wurde, denn mehr als in irgend einer andern deutschen Stadt verlaufen in München die auffallendsten Ereignisse in der Stille: man genügt sich selbst, man ist zufrieden; viel Theilnahme regt auf, und Aufregung schadet im Genuß und thut der behaglichen Bier- und Dampfnudelnstimmung Eintrag. Söltl's jüngstes Werk über München ist mit einer Gründlichkeit gearbeitet, die nichts zu wünschen übrig läßt, und überdies von der Franz'schen Verlagshandlung mit einem hier ungewöhnlichen Pomp ausgestattet worden. Heinrich Stieglitz schweift, innere und äußere Stürme sich verlaufend, im Hochgebirge umher, um seine lyrischen „Stimmen aus der Ferne", auf welche die deutsche Lesewelt gespannt sein darf, zur Vollendung zu bringen; während Ehrenbaum, ebenfalls ein Norddeutscher von großem Talent, dessen jüngst erschienener „Psycholog" gewiß verdiente Anerkennung finden wird, in grüner Gartenstille neue Compositionen vorbereitet.

Die Kunst ist noch immer unser Stolz und steht in ihrer schönsten Blüte. Künftige Geschlechter werden über diese Kunstwunder, die sich so rasch in der Wärme königlicher Huld und Freigebigkeit erhoben haben, billig erstaunen; man wird nach München pilgern müssen, wie zur Zeit nach Rom, um, wie hier Rafael oder Buonarotti, dort Cornelius zu studiren; und welche Vorzüge man auch jenen italienischen Meistern einräumen mag, so wird man doch zugeben, daß ihnen Cornelius an Gedankenreichthum und tieferer Motivirung voraus ist; denn Cornelius ist der Zögling einer vorzugsweise denkenden Zeit, ein philosophischer Deutscher und ein Philosoph und Deutscher in seinen Werken, so weit es ein Maler nur immer sein kann, und ich glaube, daß ihn seine Mitzeit, die an das Dämmerige, Weinerliche, Sentimentale, Ruinirtruinenhafte, Zierliche, Blitzende und Prunkhafte gewöhnt ist, nicht so in seinem innersten Wesen erfaßt, als eine gerechte und vorurtheilsfreie Nachwelt ihn erfassen wird. Es gibt Leute, welche eine Composition von Cornelius verwerfen um einer muthmaßlichen Verzeichnung, einer gewaltigen Stellung willen, welcher sie das Prädicat: gewaltsam, ertheilen; Leute, die im nächsten Augenblicke die großartigsten Thränen vergießen vor einem sentimentalen Räuber oder einem verliebten Ritter aus Düsseldorf, welcher seiner Geliebten ein zärtliches Ständchen bringt und die Lippen zum Kusse spitzt. Man könnte über dies Thema ein Buch schreiben.

Das Großartigste, was die moderne Kunst geschaffen hat, scheint mir in den Fresken der neuen Ludwigskirche, welche von Gärtner in byzantinischem Styl trefflich aufgeführt ward, enthalten zu sein. Das geräumige Innere der Kirche wird nach Cornelius' Entwürfen und Zeichnungen mit Frescogemälden ausgeschmückt, die ein vollständig christlich-biblisches Heldengedicht zur Erscheinung bringen, in eben dem Maße und demselben innern Zusammenhange, wie Cornelius bereits in den berühmten Fresken der Glyptothek ein heidnisch-homerisches Epos zur farbigen Erscheinung gebracht hat. Schon bewundert man des Meisters als Altarbild al fresco dargestelltes jüngstes Gericht, welches bereits schon zur Hälfte vollendet sein mag und von des Künstlers feuriger und gewaltiger Phantasie ein ebenso glänzendes Zeugniß ablegt als von der bewunderswerthen Macht seines Verstandes, welcher all das Gewühl so künstlerisch zu ordnen und zu einem in sich einigen Gesammtbilde zusammenzufassen weiß. An der mittlern Kuppel und den Seitenkuppeln aber überrascht den von Erstaunen hingerissenen Betrachter der Anblick hochwürdiger Gestalten und heiliger Antlitze, die Versammlung der Patriarchen und Propheten, der Apostel und Märtyrer, der Kirchenväter — eine Gemeinschaft der Heiligen. Und so werden wir später an den Seitenwänden des Presbyteriums die Geburt Christi, die Kreuzigung und Gott Vater als Weltschöpfer, von den Dienern seines Willens, den Tugenden, den Weisen, den Herrschaften und Gewalten umgeben, dargestellt sehen.

Auch die Allerheiligenkapelle ist durch die innere Ausschmückung ein bedeutsames Kunstwerk geworden, welches seines Gleichen in Deutschland, ja vielleicht in Europa nicht hat und nur in München selbst von einem zweiten Kunstwerk, eben den Cornelius'schen Fresken in der Ludwigskirche, übertroffen werden dürfte. Diese Kapelle enthält auf Goldgrund in ihren Nischen und Kuppeln eine Reihenfolge von religiösen Gemälden, welche nach den Entwürfen von H. Heß ausgeführt wurden. Die Zierlichkeit des Gewölbes, der Glanz des Goldgrundes, das Colorit der trefflichen Gemälde üben auf den Beschauer einen so wunderbaren Zauber, daß die Allerheiligenkapelle ein Hauptgegenstand der Bewunderung und des Besuchs für Einheimische und Fremde, und besonders für Letztere, mit Recht geworden ist.

Zu diesen Bau- und Kunstwerken rechne man noch die Mariahilfkirche in der Vorstadt Au, von Öhlmüller aus Bamberg im gothischen Styl ausgeführt, ein Experiment, welches zum Bewundern glücklich gelungen ist; ferner die Basilika oder Benifaciuskirche mit fünf Schiffen, die nach den Plänen des wackern Architekten Ziebland der Vollendung entgegeneilt; das Universitätsgebäude und das Gebäude des theologischen Seminars, deren Wände sich immer mächtiger erheben, um die Ludwigsstraße nordwärts auf eine würdige Weise abzuschließen; den projectirten Bau eines Gebäudes für Industrie- und Kunstausstellungen der Glyptothek gegenüber, den Neubau an der Fronte des königlichen Schlosses nach dem Hofgarten zu, dessen innere Räume zum Theil mit Gemälden von Schnorr aus der deutschen Geschichte ausgeschmückt werden sollen: alles Das rechne man zusammen, um eine Ahnung von dem großartigen Treiben auf dem Gebiete der Kunst, die sich hier aufs allseitigste manifestirt, zu erhalten; nur eine Ahnung; einen Begriff davon zu geben, wäre bei der Großartigkeit und Mannichfaltigkeit des Projectirten, Ausgeführten und in der Ausführung Begriffenen unmöglich.

Unter den jüngern Künstlern, zu deren genialsten und gedankenreichsten der leider dem jetzigen Geschmack der Kunstfreunde und der Gewalt der Umstände zu wenig nachgebende Genelli gehört, erregte jüngst Kaulbach durch seine Hunnenschlacht die allgemeinste Bewunderung. Für den Augenblick be-

schäftigt sich der Künstler, der, wie die münchener Maler so leicht, das Colorit über der Composition fast zu sehr vernachlässigt, mit einer nicht minder großartigen und noch gedankenreichern Composition, der Zerstörung Jerusalems. Ein hiesiges Journal brachte die Nachricht, Kaulbach beschäftige sich mit einer Löwenjagd — so übel ist man hier berichtet, so schlecht steht es mit der hiesigen Journalistik. Warum muß in einer Stadt, wo die Kunst in vollster Blüte steht, die Literatur in ihrem weitern Begriffe so ganz und gar vernachlässigt daniederliegen! 160.

Sanchuniathon's phönizische Geschichte. Nach der griechischen Bearbeitung des Philo von Byblos ins Deutsche übersetzt. Mit einer Vorrede. Lübeck, Rohden. 1837. Gr. 8. 10 Gr.

Ref. hat in Nr. 356 d. Bl. f. 1836 über das literarische Phänomen des angeblich neu aufgefundenen Sanchuniathon berichtet. Mittlerweile haben Hr. Wagenfeld und sein Verleger, Hr. Schünemann in Bremen, trotz aller Beweise für die Unechtheit der Schrift, doch den Muth gehabt, sie erscheinen zu lassen, worauf denn Ottfried Müller in den „Göttingischen gelehrten Anzeigen" die Frage auf den wahren wissenschaftlichen Standpunkt zurückgeführt und durch drei Argumente die Unechtheit auf eine gelehrte und geistreiche Weise dargethan hat. Bei dem Interesse, welches diese Angelegenheit unter den Gebildeten erregt hat und nicht blos unter den Philologen, hielt ein uns unbekannter Gelehrter in Lübeck das Buch einer deutschen Übersetzung für werth, um auch Denen, die kein Griechisch verstehen, die Kenntnißnahme zu erleichtern, und Hr. Dr. Classen in Lübeck — als Herausgeber des dritten Theils von Niebuhr's „Römischer Geschichte" und Bearbeiter der Ciceronianischen Rede pro Claudio Avito hinlänglich bekannt — ließ sich willig finden, diese Übersetzung mit einer Vorrede zu begleiten. Dieselbe ist allerdings lesenswerth. Hr. Classen berichtet zuerst über den gegenwärtigen Stand der Streitfrage und wendet sich dann zu den gegen die Echtheit der Schrift gemachten Einwürfen. Es kann nämlich nicht mehr das einzige Kriterium sein, ob Hr. Wagenfeld seinen Codex sachkundigen Richtern vorlegen wolle oder nicht, sondern es muß, wie auch Ottfr. Müller meint, allein aus dem vor uns liegenden Buche selbst über die Echtheit oder Unechtheit entschieden werden. Die drei Argumente desselben für die letztere waren folgende: 1) Nach Wagenfeld's Bericht an Grotefend zählte seine Handschrift 127 Quartseiten mit je 25—35 Zeilen, im Ganzen also nach mittlerm Anschlag etwa 3800 Zeilen; nach dem Verhältniß derselben in den bei dem bekannt gemachten Auszuge mitgetheilten Facsimile zu dem jetzigen Drucke hätten wir etwa 5700 gedruckte Zeilen erwarten müssen, und unser Text enthält deren nur 2856. 2) Das Buch enthält auffallende Verstöße gegen den richtigen griechischen Sprachgebrauch. 3) Es findet eine zu auffallende Übereinstimmung zwischen dem Wagenfeld'schen Philo und dem schon früher bei Eusebius befindlichen Fragmente statt, und die Einordnung der neuen Stücke zwischen den frühern ist mehr als verdächtig.

Hiergegen bemerkt nun Hr. Classen, der das Gewicht der Müller'schen Argumente ganz und gar nicht verkennt, Folgendes. Ad 1) Dies beweist allerdings, daß Wagenfeld uns von seiner Handschrift ein Märchen erzählt hat; aber davon war man auch schon früher, namentlich durch die in Portugal angestellten Nachforschungen überzeugt. Es bleibt also jetzt, wie früher, nur die eine Möglichkeit, daß er eine Abschrift einer ältern Handschrift besitze, wohin auch das dem Hrn. Dr. Smidt in Bremen flüchtig vorgezeigte Convolut von Papieren seiner eignen Handschrift zu deuten schien.

Ad 2) Die Sprachunrichtigkeiten gibt Hr. Classen zu und vermehrt noch das Verzeichniß derselben. Aber es kommt ihm wenig glaublich vor, daß ein deutscher Gelehrter mit derjenigen Kenntniß des Griechischen, wie sie die Abfassung des Buches voraussetzen lassen mußte, grade von der grammatischen Seite, welche unsere heutige Gymnasialbildung am meisten zu berücksichtigen pflegt, so zahlreiche Blößen gegeben haben sollte. Hrn. Wagenfeld aber traut derselbe, offen gesagt, nicht so viel Griechisch, weder das Gute noch das Schlimme an der Sprache des Buches, zu, da wir einen richtigen Maßstab seiner griechischen Sprachkenntnisse an der Correctur der ersten 40 Seiten des Textes besitzen. Wie es zugegangen sei, daß der übrige Theil des Buches so viel besser gedruckt ist, ist nicht unsre Sache zu untersuchen; eher wäre es zu erklären und grade diese Fehler zu entschuldigen, wenn etwa ein Neugrieche seine guten Dienste angeboten hätte.

Ad 3) Hr. Classen meint, daß sich Der, welcher die Sache der Echtheit des Buches führen wollte, doch noch nicht braucht durch die Müller'schen Argumente überzeugen zu lassen, worüber wir das Einzelne nicht anführen können. Freilich *bliebe dann*, um jene große Übereinstimmung zwischen dem Wagenfeld'schen Philo und den Eusebianischen Fragmenten bis auf manchen Druckfehler in der Orelli'schen Ausgabe derselben zu erklären, nur ein Ausweg übrig. Man müßte nämlich vermuthen, daß Wagenfeld es bequemer gefunden hat, von diesen Stellen den leipziger Abdruck, als eine erst mühsam anzufertigende Copie des Manuscripts in die Druckerei zu schicken. Nehmen wir diese Erklärung, wie sie ohne Zweifel die *einzig* richtige ist, an, so scheinen uns die Versehen, welche aus Nachlässigkeit gleich auf der ersten Seite begangen sind, doch zu arg, als daß man Hrn. Wagenfeld beschuldigen könnte, die eingefügten Zusätze selbst verfertigt oder gar diese Fehler absichtlich begangen zu haben.

Hr. Classen spricht nirgend bestimmt seine eigne Ansicht über die Echtheit oder Unechtheit des Wagenfeld'schen Sanchuniathon aus; seine, allerdings beachtungswerthen Gründe vermehren also nur das Dunkel, in welches sich diese sonderbare literarische Erscheinung gehüllt hat, und dessen Aufhellung vielleicht nicht sowol von der Gelehrsamkeit als von einem Zusammentreffen günstiger Umstände erwartet werden dürfte.

Die Übersetzung ist leicht und fließend. Wir glauben allen Denen, die asiatische Fabeln und Märchen lieben, in derselben keine unangenehme Unterhaltung versprechen zu können. 102.

Notiz.

Französisches Theaterrothwälsch.

Avoir de l'agrément, et manger du sucre, heißen die Beifallsbezeigungen; letzterer Ausdruck gilt auch für die gedruckten Lobhudeleien.

Appeller Azor, heißt das Pfeifen, weil man Hunden pfeift. Besoldete Klatscher werden Römer genannt.

Eine kalte Aufnahme ohne Auspfeifen heißt être cauchemardé.

Zusätze sind faire la balançoire, und geschieht es, um Lachen zu erregen, chatouiller le public. Misglückt dies, so nennt man das faire la boue.

Nimmt ein Schauspieler den andern durch ausbleibendes oder zu frühes Einfallen und dergleichen den Knalleffect weg, so heißt es manger un effet.

Auf den kleinen Theatern müssen die Helden der Melodramen durch einige Musiktöne angekündigt werden, die man faire des entrées nennt. Ein Tyrannenspieler weigerte sich bei der Generalprobe, im Stücke aufzutreten, weil man ihm nur drei Takte und ohne Baß gegeben. Man mußte ihm sechs Takte, zwei Posaunen und zwei Bässe bewilligen. Die langen Reden der Melodramenhelden bezeichnen tartines. 29.

Hierzu Beilage Nr. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 5. 27. October 1837.

Das Orakel und der Apollotempel von Delphi.

I.

Es ist unmöglich, sich eine Idee von der Lage Delphis und noch weniger von der des Tempels und Orakels mit seinen Angebäuden zu machen; alle Künstler und Gelehrte, denen ich meine Skizzen mittheilte, und die großentheils die Reisen des Pausanias und die Geographie des Strabo durchblickt hatten, gestanden mir aufrichtig, die Originalität des Ortes hätte sie, obgleich blos das in die Erde gesunkene Grab der alten Herrlichkeit, überrascht und mit einer nie gekannten Sehnsucht zum Wallfahrten nach Griechenland erfüllt. Ich selbst gefiel mir, lange aus Böotien und Phokis fort, noch in der Erinnerung an die poetische Gegend und ergänzte meine archäologischen Blätter daraus unter Mitwirkung der Gouvernementsbibliothek auf Korcyra (Korfu) mit den phantastischen Restaurationsgebilden, wie es diese Zeilen beweisen.

Wenn ich durch meine Bemühung nur so viel erziele, daß sich in der Folge auch der Nichtkünstler, Nichtarchäologe und Nichtreisende, mit einem Worte die Masse des daheim vegetirenden gebildeten Publicums, indem es die alten und neuen Dichter und Historiker liest, die Topographie und natürliche und artistische Schönheit des ersten und einzig großartigen Orakels der alten Welt vorstellen kann, so bin ich für meine temporairen klimatischen Leiden auf jener Excursion in die Gebirge des Parnasses und Pindus vollkommen belohnt. Es haben vor dieser Zeit nur wenige Reisende sich von Griechenlands Küsten entfernt und die spurlosen classischen Heiligthümer von Morea und Livadien aufgesucht; die politischen Verhältnisse und das Elend des Landes erlaubten es nicht.*)

Ich beginne mit einer geographisch-historischen Vorskizze, die ich den alten Schriftstellern und meiner an Ort und Stelle entworfenen Localkarte entnehme. Der Leser, der den gelehrten und unendlich nützlichen Barthélemy las, wird bald daraus ersehen, in welchen Punkten der selige Abbé Mangels Kenntniß der Landschaft und Ruinen von der Wahrheit abweicht; denn fast unmöglich ist es, sich mit Geometern abzufinden, die wie Strabo die wichtigsten Gegenden persönlich nicht sahen, oder wie Pausanias irrlichterirend von Kunstwerk zu Kunstwerk flattern.

Wer sich Delphi vorstellen will, der denke sich in den Meerbusen von Krissa, dem alten Sicyon gegenüber, wo jetzt das Dörfchen Scala von Salona liegt. Er hat, von Korinth, oder westlich von Patras, oder südlich von Morea kommend, vor wenig Stunden die Küste des Styr mit dem modernen Städtchen Vostizza verlassen, wo einst (das untergegangene) Aegium in einer Gegend voll Blumen stand, wo vor 25 Jahrhunderten eine ganze Landschaft mit Rauch und Feuer ins Meer sank, ein Sodom und Gomorra Europas, und prägte sich die Horizontlinie des Parnasses und Helikon ein, davon der letzte zur Rechten das Vorgebirge Coryeum, ein Anhängsel des Delphi überliegenden Cirphis, ihm entgegensendet und der andere in blauer Ferne über das Oliventhal von Krissa, darin der Pleistus und die Salona fließen, majestätisch in die Wolken steigt. Nur im Sommer ist des Sonnengottes Burg ohne ihren Hermelinmantel von Schnee.

Der elende Hafenplatz, der gegenwärtig die Pilger Delphis aufnimmt und dicht am Fuße eines im Vordergrunde des Panoramas pittoresk erbauten Felsentheaters liegt, konnte unmöglich mit dem alten Cirrha in Verbindung stehen, das am Ausgange der Ebene und an den beiden Küstenflüssen lag. Cirrha ist bis auf die Spuren eines Stadiums oder Theaters — vielleicht das antike Pentathlon, darin die großen Wettrennen der Delphier gehalten wurden und das bekanntlich im Thale lag — verschwunden unter dürftigen Getreidefeldern. Kein Gedanke von den herrlichen Hainen und Auen, die einst sich durch das Thal hinauf, links gegen die Stadt Amphissa (Salona jetzt), rechts gegen Delphi und die Schlucht des Pleistus erstreckten.

Die Ebene von Krissa ist eine Viertelstunde breit und reicht von dem Strande zwischen den beiden Bächen eine Stunde hinauf, wo sich ihr der von zwei Thälern umgebene Parnaß mit dem an seinem Fuße gelegenen Anticirrha und Krissa, beide jetzt ein langes Dorf mit mancherlei Tempel-, Burg- und Theaterruinen, entgegenstellt, und der Felsenpfad anhebt, der den stolzen Berg hinan in das von dieser Seite ganz unsichtbare Pythium geht.

Vor Alters muß es wie heutiges Tages zwei Wege gegeben haben, die von Cirrha nach Delphi führten, einen Thalweg, der dem Pleistus zwischen Felsen und Oliven folgte und oberhalb Krissa, am Fuße des Cirphis, der heiligen Stadt gegenüber, in die Schlucht der Orakelquellen einbog, und einen Höhenweg, der mäandrisch das Gebirge entlang von Krissa auflief und dicht vor Delphi hinter einem Felsenvorgebirge endete, darin sich noch jetzt eine Menge von Katakomben und Fundamentirungen alter Villen befinden. Der Fremde, der sich wie Pausanias auf diesem letztern, gewöhnlichsten näherte, erblickte, wie noch sehr gut aus den Ruinen des Dorfes Kastri (Delphi) zu ersehen ist, demnach die Stadt auf einer Höhe von 2000 Fuß über dem Meeresspiegel, umgeben von Abgründen auf allen Seiten, ihren natürlichen Festungswerken, und angelehnt in Form von zwei großen, durch die Schlucht getrennten Häusermassen an das amphitheatralisch sich erhebende Tempelviertel, das am Fuße der heiligen Orakelschlucht, gebildet von den hohen Felsen Hyampeia und Nauplia, auf dem höchsten Punkte des Ortes lag.

Ich kann die topographische Figur der Stadt, die sich aus den schroffen Wänden des Parnasses sowie der unveränderten, in sie hineingefurchten 1000 Fuß langen Höhle ergibt, nicht besser bezeichnen als dadurch, daß ich sie mit der eines ausgebrüteten Schmetterlings vergleiche, der ungleich große Flügel hat. Der linke Fittig ist in diesem Falle das große Stadtviertel auf der Seite von Krissa und der rechte das kleine, fast quadratförmige auf der Seite Lykoreas, welches nach Strabo der ursprüngliche Wohnsitz der Delphier war und auf dem höhern Parnaß gen Daulis und Theben zulag.

Lykorea ist das gegenwärtige Dorf Arachova, welches fast allein von den türkischen Verfolgungen verschont blieb und echt patriarchalische Sitten und altes Griechisch bewahrte. Ich habe darin, wie schon gesagt, die besten und liebenswürdigsten Menschen, wunderliebe Frauen und eine ungekannte Gastfreundschaft angetroffen.

Der Kopf in meinem archäologisch-geometrischen Schmetterling ist das Orakel Apoll's und der Schwanz die Thalschlucht der kastalischen Quelle, die, über Klippen springend, sprudelnd und rauschend hinab in den poetischen Pleistus fließt. Strabo belehrt uns, daß die ganze Umfangslinie des Polygons 16 Stadien betrug, und daß überhaupt Delphi vom Meerbusen, Cirrha, 80 Stadien (4 Lieues) entfernt war. Nach Arachova oder Lykorea bin ich, von Lebadeia herabkommend, drei Stunden lang geritten, da der Weg sehr schlecht und felsig ist, und habe daraus abstrahirt, daß dieser höchste bewohnte Punkt des Gebirgs über 3000 Fuß hoch ist. Der Parnaß hat ungefähr die Ausdehnung des Rigi in der Schweiz und wird auch beinahe ebenso begrenzt von See- und Thalgegenden, die da sind: südlich das Meer von Krissa, westlich das Thal von Amphissa, östlich

*) Ich habe in zwei besondern Abhandlungen meines „Anacharsis Germanicus", Bd. 2, mein Reiseabenteuer von Athen bis Theben und Delphi mitgetheilt.

der See Kopais, und nördlich die Flüsse von Thessalien, welche vom Pindus und Olymp herabkommen.

Der Ursprung des Orakels und der Stadt Delphi ist zu interessant und wird gewöhnlich zu einfach auf ein Factum reducirt, als daß ich ihn bei dieser Gelegenheit für bekannt voraussetzen könnte. Ich erwähne daher zuvörderst, daß die Götter untereinander mit ihren Privilegien, Weissagungsrechten und Tempelplätzen Handel trieben, allerwenigstens sich gegen Usurpation verwahrten.

Auf diese Weise besaß die Erde (tellus, γῆ) zuerst das Orakel des Parnasses, und die Nymphe Daphne, wahrscheinlich jene Spröde, die Apoll so inbrünstig verfolgte und die so tragisch endigte, war ihre selbstgewählte Pythia. Von der Erde vererbte das Monopol auf den Gott Neptun, der seine Mysterien von einem Gewässer Pyrko verwalten ließ, und endlich, abermals durch Vermittelung der hohen irdischen Gottheit, auf die Themis, die denn endlich ihr Theil dem Gott der Musen abtrat, demselben den Weg zeigend, wie er Neptun für das Seinige abfinden könne. Pausanias sagt, er habe ihm sein Besitzthum in Kalauria bei Trözene zur Entschädigung angeboten und ihm für ewige Zeiten eine Kapelle in Delphi reservirt.

Und das ist die Vorgeschichte des Pythiums. Der Mythus mit der Ziege, die so wunderbar in der Höhle inspirirt wurde, und die Entdeckung des Dampfkanals in der obern Region der Schlucht, der später so großen Einfluß durch der Pythia Unterröcke auf dem Dreifuß ausübte und factisch die Weltbegebenheiten dirigirte, Alles dies ereignete sich nach der Besitznahme des Sonnengottes.

Phömonoe war die erste legitime Pythia oder Verkünderin des göttlichen Wortes. Der Poet Eumolpus ist Derjenige, der ihr die Erfindung der Hexameter zuschreibt, welche höchst wahrscheinlich durch die Krämpfe entstanden, denen die Priester das arme Ding auf ihrem heiligen Stuhl aussetzten.

Es ist eine ausgemachte Sache, denn Pausanias sagt es, der alle Traditionen wie eine orientalische Amme sammelte, daß keine Phocier den ersten Tempel des Apollo erbauten, sondern Ausländer, wie das so gewöhnlich der Fall ist bei den Orakeln, sogar bei den christlichen. Die Architekten nannten sich Hyperboräer, und einer von ihnen oder eine ihrer Priesterinnen, Böo, verherrlichte gleich zu Anfang die Festlichkeiten durch die Erfindung der Hymne, eines Gesanges, der später so berühmt wurde, daß Pindar dafür seine Leier anschlug und von den Amphiktionen ein dreifacher Preis dafür auf den pythischen Spielen ausgesetzt wurde.

Niemand zweifelt daran, daß die Pythia und ihr Regiment anfänglich sehr arm und ihr Gott folglich sehr proletarisch logirt war. Die Historiker bezeugen, daß das erste Heiligthum eine Kapelle von Lorberstämmen aus dem Thale vom Tempe, eine recht bäuerliche irdische Hütte gewesen. Darob, so geht die Sage, habe der Gott vom Hymettus eine Myriade Bienen gesandt und sich von ihnen ein Orakel von Wachs und Flügeln errichten lassen, welches, ich befürchte es, da es bald spurlos verschwand, an dem Strahlen der Sonne schmelz.

Der dritte Tempel war von Kupfer wie der Minerventempel in Sparta — er wurde vom Vulcan oder von der Erde aufgegessen, die beide sehr zerstörende Gottheiten sind — und der vierte von Werksteinen und eine Arbeit von Agamedes und Trophonius, welcher letztere Architekt bekanntlich bei Lebadeia selbst ein seltsames Orakel hatte.

Zuletzt, nämlich nachdem das Feuer des Trophonius Bau verzehrt hatte und das Orakel reich, reich wie kein König der Erde geworden, verschrieben die Amphiktionen, diese würdigen Deputirten des Landes und Bundes, welche den Gott schirmten, Meister Spintharus von Korinth, der das herrliche Gebäude aufführte, das Pausanias in allem Glanze, Strabo, ohne es zu sehen, in aller Armuth antraf.

Es ist nirgend zu lesen daß dieser Spintharus, ob zwar ein Korinthier, des Phöbus Heiligthum in korinthischem Style erbaute; ich habe mir demnach die Freiheit genommen, den allgemeiner in Griechenland herrschenden dorischen anzunehmen und die zierlichen Kronen und Kapitäler jener Säulenordnung ausschließlich dem olympischen Jupiter zu Athen und Olympia zu überlassen.

So viel vom Tempel und Orakel; von der Stadt Delphi insbesondere weiß mein Freund Pausanias eine ganze Genealogie, die ihren Ursprung im Gebirge Parnaß selber hat. Parnassus ist ihm ein Sohn der Nymphe Kleodora und des Neptun. Ihre Stadt ersoff in der deukalionischen Fluth und wurde unter der Benennung Leukorea von den geretteten Menschen renovirt und endlich bergab an die kastalische Quelle gerollt, wo sie den Namen Delphi von Delphos, einem Sohne Apoll's und der Dlle. Thyias oder Meläna annahm. Diese Meläna war eine Tochter des Cephisus, Cephisus ein Sohn oder Enkel

Pausanias ist ohne Ende in den Stammbäumen. Ich werde ihm zu Liebe die Beschreibung der Orakelgebäude und pythischen Spiele für eine zweite Epistel aufheben müssen.

II.

Es gibt nur zweierlei Autoritäten, nach denen sich die Lage, der Plan und das pittoreske Aussehen des Tempels und Orakels erklären und restauriren lassen, diese sind die Schriftsteller der Epoche und die Natur mit ihren Gräbern und Überbleibseln. Was ich von den Einen las und von der andern sah, gebe ich, so gut es sich thun läßt, durch dieses artistisch-literarische Gemälde wieder, indem ich meinen Standpunkt in der kastalischen Schlucht, das ist zwischen beiden Stadttheilen und gegenüber dem amphitheatralischen Pythium nehme, auf derselben Stelle, wo sich ohne Zweifel ehemals eine Verbindungsbrücke befand, und wo jetzt der Kirchhof und ein Kloster des Dorfes Kastri liegen, in denen man Säulen und Sarkophage ausgrub.

Wer auf dieser Brücke oder Terrasse im 2. Jahrhunderte v. Chr. stand, der muß ein in seiner Art einziges und großartiges architektonisches Panorama vor sich ausgebreitet gesehen haben: nämlich im Vordergrunde links das mit seinen Sitzen in den Felsen gebaute Theater, worin die pythischen Wettspiele in Poesie und Musik gehalten wurden und worin die Zuschauer von ihren Bänken aus alle Tempelgebäude und Terrassen, die Stadt, das Thal des Pleistus und die Höhen des Parnasses erblickten, und rechts den Tempel der Minerva Pronoia (der Vorsehenden), in welchem sich des Königs Krösus goldener Schild befand. Ich habe Spuren dieses Tempels in dem Garten der Mönche, und auf der andern Seite der Schlucht Mauern der Theaterterrassen und das Höhlenbett des Auditoriums angetroffen.

Denkt man sich Theater und Minerventempel oberhalb ihrer Umkreise und Peribolen, nämlich dort, wo die Schlucht am engsten ist, mit einer großen Brückenterrasse, geschmückt mit Statuen, verbunden, darüber und weiter zurückgehend und ansteigend eine zweite und dritte Terrasse, alle voll Trophäen, Monumente, Geschenke und Bildwerke, und endlich auf dem höchsten Punkte den Tempel selbst mit seinen beiden Seitenkapellen oder Flügeln, welchem links die Schatzgebäude der griechischen Staaten und die Propyläen und rechts die Propheten- und Priesterwohnungen, das Bad der Pythia u. s. w. zur Seite liegen, und endlich im Hintergrunde zwischen den hohen Felsen Hyampeia und Nauplia die Schlucht des Parnasses mit der Orakelhöhle, wozu mancherlei offene und geheime Gänge führten, so hat man den ganzen beschränkten Horizont des Orakels, ein kleines erhöhtes Terrain auf der rechten Seite ausgenommen, worin das Frontispiz der kastalischen Quelle und das Ende des Stadiums unter Bäumen und Gebäuden sichtbar werden.*)

Die kastalische Quelle, an der jetzt pittoreske griechische Wäscherinnen zigeunerartig tröbeln und bleichen, enthält noch

---

*) Ich habe früher bemerkt, daß der Hippodrom für die Kämpfe zu Wagen und Roß im Thale lag.

nmer ein ungewöhnlich starkes und gesundes Wasser. Sie ntspringt zwischen Stadium und Pythium und war ohne weifel ehedem in dem heiligen Gehölze des letztern, darin die riester ihre Lorbern sammelten.

Pausanias beschreibt so viele Statuen, die zu seiner Zeit och im Tempelviertel standen, daß ich aus Furcht vor der Nomenclatur darauf verzichte und nur im Allgemeinen bemerke, aß die meisten auf den drei Orakelterrassen und den Mauern er Zugänge und Gärten, sowie in diesen selbst und auf den ahen Felsen standen. Bekannt ist, daß Nero allein 500 Meierwerke der Plastik aus dem Heiligthume stahl, und daß es ist keinen Staat und keine Stadt der alten Welt gab, die icht ihren Heiligen, ihren Gott, ihren Helden oder ihre Siesbeute darin aufgestellt hatte. Man theilte diese Denkmale n mehre Classen ein: nämlich in solche, die den Siegern in den elphischen Spielen errichtet, in solche, die dem Gotte als Gehenk für seine Orakel geopfert, und in solche, die andern Göttern und Heroen zu Ehren aufgestellt wurden.

Zu den Merkwürdigkeiten unter den Bildwerken gehören ußer dem Apoll von Gold im Tempel und den vortrefflichen Statuen der Dioskuren, der Minerva, des Jupiter, der Diana, es Neptun und der Tellus, insbesondere zwei bronzene Stiere er Korcyräer und Olympier, ein bronzenes Modell des trojaischen Pferdes (ein solches stand auch in Athen auf der Akroolis), welches die Argiver schickten und Antiphanes aus der Beute von Marathon goß, der kolossale Dreifuß, welchen die lthener nach der Schlacht von Salamis opferten, zehn Statuen berühmter Zeitgenossen von Phidias, die Reiterstatuen des Demetrius, Antigonus und Ptolemäus, ein Wolf der Delphier, in kolossaler Homer und eine goldene Venus von Praxiteles, ie Hetäre Phryne darstellend, die dieses Künstlers Geliebte war.

Die Alten hatten eine solche Achtung vor der Hoheit der Kunst und der weiblichen Schönheit, daß sie keinen Anstand nahmen, die Statue einer Priesterin der Wollust von ihr selbst als Geschenk anzunehmen und im Heiligthume der Götter aufzustellen.

Auf dem Fronton des Tempels, welcher acht Säulen in er Façade und in der Tiefe wie das athenensische Erechtheum zwei Flügel oder Anbaue hatte, die man die Kapellen des Neptun und Neoptolemus nannte, weil sowol jener Gott als dieser Sohn Achill's, der unschuldig von Orest erlegt worden, sich Besitzrecht auf den Ort erworben hatten, waren als Hautrelief die delphischen Götter Apollo, Latona und Diana, und obendrein Bacchus mit den schwärmenden Thyaden und die Musen abgebildet. In der Vorhalle des Tempels, welche man Lesche, die Conversationshalle nannte, in der sich die das Orakel Befragenden versammelten, dagegen sah man die trefflichen und berühmten Fresken des Polygnotus, welche den trojanischen Krieg nach Homer's Gedichten verewigten, und bildliche Darstellungen der Sentenzen der sieben Weisen, denen man eine plastische Verzierung des eigentlichen Heiligthums zufügen muß.

Die ganze Cella des Tempels war mit Gold ausgetäfelt. Man begab sich daraus sowol in die Wohnung der Pythia als in das Orakel, welches etwa 300 Fuß in die Schlucht hineinlag und zu beiden Seiten mit in die Felsen gegrabenen Grotten und Gängen versehen war.

Ich habe bereits gesagt, daß in dieser Gegend die heilige Quelle Kassotis sprudelte, und daß dieselbe, nachdem sie zu dem Bade und den Reinigungsceremonien im Tempel gedient hatte, unterhalb der Terrassen sich mit dem kastalischen Quell vereinigte.

Die Statue des Homer stand im Heiligthume selbst, neben ihr der eiserne Stuhl des Dichters Pindar, dessen er sich in den pythischen Wettkämpfen bediente, und jener mit Öl gesalbte Stein, den Kronos auf Anlaß der Göttin Rhea verschlang. Er wurde von Zeit zu Zeit befeuchtet.

Es kann nicht meine Absicht sein, in dieser Notiz einen speciellen Aufschluß über die Feierlichkeiten, den Gottesdienst und die Spiele im Pythium zu geben; ich bemerke im Allgemeinen, daß der Cultus des Apollo ebensowol als der Minerva, des Jupiter und anderer Gottheiten seine Opferpriester, Opferdeuter, Wasser- und Feuerwärter, Salber und Weihrauchbrenner hatte. Die höchste und einzige Besonderheit war das Orakel mit seinen Angebinden, die Pythia und ihr heiliges Collegium, das aus fünf Individuen bestand und die Orakel übersetzte, und endlich der Chor von Jungfrauen, die die Priesterin bedienten. Ich verweise ihretwegen auf die umständliche Beschreibung des Abbé Barthélemy, welcher seinen Helden persönlich bei der Hellseherin sich Raths erholen läßt. Jedermann ist bekannt, auf welche Weise die schlauen Wahrsager dem Geschöpf ihres Willens Töne der Verzweiflung auf dem dampfenden Dreifuß abpreßten; Jedermann weiß aus der alten Geschichte, auf welche Weise dieselben ihre Antworten in zierliche Verse brachten. Unzählige Geschenke wurden ihnen dafür verehrt, unzählige Hekatomben dargebracht.

Hinsichtlich der pythischen Spiele will ich schließlich nur auf ihren Ursprung und ihre merkwürdige stufenweise Erweiterung aufmerksam machen. Ihr Name kommt von Pytho, der Schlange, weil Apoll die Phocier als damaliger St. Georg von dem Drachen befreite und das dankbare Volk periodisch sich angewöhnt hatte, diese Heldenthat im Gesange zu preisen. Je berühmter Delphi ward, desto berühmter wurden seine Hymnen, bis sich zuletzt jegliche Arten von Wettkämpfen und Spielen daran knüpften und die Amphiktionen im Theater Musik und Poesie, im Pentathlon oder Stadium die Kämpfe und Wettrennen zu Fuß und im Hippodrom des Thales die Pferderennen mit Bigen und Wagen zu richten hatten, grade so wie in Olympia.

Ein Beweis von dem sehr großen Alter sowol der Macht des delphischen Orakels als des pythischen Wettgesanges sind mehre Stellen des Homer und Hesiod, welche Dichter, der eine, weil er blind war, der andere, weil er nicht die Leier spielte, am Pleistus nicht in den Wettkampf traten. Auch Orpheus und Musäus sangen nicht um den Preis, wahrscheinlich aus Bescheidenheit.

Die Glanzperiode Delphis und seines Orakels war die Periode nach den Perserkriegen. Zu Perikles' Zeit war die Aufklärung schon zu groß für den religiösen Betrug, und unter Philipp bediente man sich des Gottes augenscheinlich nach Belieben auf diplomatischem Wege. Augustus fand die Pythia in den letzten Zügen, Hadrian todt. Im 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung wohnte ein christlicher Eremit in den Ruinen des Tempels. **Victor Lenz.**

Europäische Sittengeschichte vom Ursprunge volksthümlicher Gestaltungen bis auf unsere Zeit, von Wilhelm Wachsmuth. Vierter Theil. Das Zeitalter des Verfalls mittelalterlicher Zustände. Leipzig, Vogel. 1837. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Gr.

Da unsere Mittheilungen über die frühern Theile dieses Werkes *) uns schon mehrmals Veranlassung gegeben haben, den gediegenen Gehalt und die eigenthümliche Weise desselben zu bezeichnen, da die genaueste Bekanntschaft mit demselben einem Jeden, dem es um die Kenntniß des wahrhaft Wissenswerthen auf dem weiten Gebiete der Geschichte zu thun ist, unerläßlich ist, so wollen wir uns in Betreff des vorliegenden Theiles auf wenige Andeutungen über die Gliederung des in demselben enthaltenen reichen Stoffes beschränken. Im Allgemeinen stimmt dieselbe völlig überein mit der Anordnung in der Sittengeschichte des Zeitalters der Kirchenschwärmerei und der Herrschaft des Papstthums: es ist zuerst das Zeitalter im Allgemeinen charakterisirt, in der Weise, daß der Gang der Begebenheiten und die gemeinsamen Zustände dargestellt werden,

*) Vgl. Nr. 316 f. 1831 und 361 u. 362 f. 1836. D. Red.

und sodann folgt die Sittengeschichte der einzelnen Völker und Staaten. Allerdings ist das Gemeinsame nicht mehr von der Geltung, welche dasselbe in jenem Zeitalter hatte, während dessen Papstthum und Kaiserthum und ihr Gegensatz den Mittelpunkt bildeten, auf welchen sich alle wichtigern Ereignisse bezogen, und es muß jetzt bisweilen das Bedeutendere an die Stelle des Gemeinsamen treten; jedoch ist ein solches doch auch noch namentlich in der fortschreitenden Ausbildung des Staatswesens und im Völkerleben vorhanden und wird auch in dem Gange der Begebenheiten nicht vermißt. Einerseits ist das Papstthum noch mächtig genug, um Ansprüche auf die Leitung auch weltlicher Verhältnisse zu erheben und Durchsetzung dieser Ansprüche zu versuchen, um ungewöhnliche Anstrengungen zum Widerspruche und Widerstande nothwendig zu machen, oder um durch seinen innern Zwiespalt zum Mittelpunkte der Begebenheiten zu werden, sodaß die Hauptabschnitte in der Betrachtung des Ganges derselben durch den Anfang des großen Schismas, das Ende des baseler Concils und den Beginn der Reformation bestimmt werden. Andererseits tritt ein Gemeinsames hervor in den zahlreichen volksthümlichen Gegensätzen und Kämpfen zwischen den Franzosen und Engländern, diesen und den Schotten, den Lithauern und Deutschen u. a. m. Meist verschiedenartig ist indeß das Gemeinsame für das östliche und für das westliche Europa, sodaß diese, obwol es keineswegs an Vermittelung zwischen ihnen fehlt, in der Betrachtung des Ganges der Begebenheiten gesondert sind. Der für die Darstellung der gemeinsamen Zustände vorhandene Stoff ist im Wesentlichen nach denselben Gesichtspunkten geordnet wie bei dem vorangehenden Zeitalter; bei den Erörterungen über den Personenstand ist indeß die absteigende Folge an die Stelle der aufsteigenden getreten, und das Fürstenthum ist seiner wachsenden Bedeutung gemäß vorangestellt, das städtische Bürgerthum, welches nicht in gleichem Maße wie früher fortschritt, nimmt die letzte Stelle ein, und jenen Erörterungen schließt sich ein besonderer Abschnitt über die Staatsgewalt an, sowie auch unter den Staatsanstalten der Policei besondere Rücksicht gewidmet ist. Die Sittlichkeit hat in diesem Zeitalter nicht an erfreulicher Gestaltung gewonnen, und wenn auch Fanatismus und die aus diesem hervorgehenden Verirrungen immer mehr zurückweichen, so tritt dagegen als Hauptelement Lüge, Trug und gemeine, selbstsüchtige Berechnung ein.

Reichhaltiger als für das vorige Zeitalter ist für dieses der Abschnitt über Literatur und Kunst, und zwar in solcher Weise, daß die Betrachtung der Lehranstalten und der Wissenschaft, besonders der humanistischen Studien, weit größern Raum einnimmt als die der Poesie, in welcher das Bedeutendere nur theils in den Leistungen Einzelner, theils in erst später sich entwickelnden Keimen besteht. Handel und Gewerbe, schon im vorigen Zeitalter aus dem Betriebe der Klöster, Hörigen und Frauen auf die Städte übergegangen, zeigen sich jetzt innerhalb dieser in voller Blüte. In der Sittengeschichte der einzelnen Staaten und Völker wird derjenige Staat vorangestellt, welcher den am weitesten reichenden Einfluß auf die Verhältnisse anderer ausgeübt hat, nämlich Frankreich, und die Beschaffenheit des Stoffes erfoderte hier eine dreifache Sonderung, der Richtung nach Außen, des innern Staatswesens und der allgemeinen sittlich-geistigen Zustände. Die niederländischen Landschaften, schon seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts dem deutschen Reiche entfremdet, allmälig näher mit Frankreich verknüpft und im letzten Jahrhundert des Mittelalters unter einem französischen Fürsten einen selbständigen Staat bildend, schließen sich passend auch in der Geschichte an dieses Land an. Die durch das ganze Zeitalter hindurchgehende Verflechtung der englischen Geschichte mit der französischen und die der schottischen mit jener weist den Reichen England und Schottland die nächste Stelle an. Für beide ist erst der Gang der Begebenheiten bezeichnet, und dann ist die Gestaltung der Zustände beschrieben. Für England beschränkt sich die erste Hälfte der Darstellung, da der Krieg mit Frankreich und mit Schottland in der Geschichte beider Länder gedacht wird, meist auf die Schicksale der Throninhaber und Thronbewerber und auf den allgemeinen Gang der Entwickelung der Verfassung; in der andern Hälfte gestattet die der Reichthum der vorhandenen Nachrichten alle die Gesichtspunkte zu berücksichtigen, welche die Darstellung der gemeinsamen Zustände während dieses Zeitalters verfolgte.

Der vierte Abschnitt enthält die Sittengeschichte Italiens. Das im Allgemeinen über dieses Land Gesagte faßt theils die charakteristischen Erscheinungen und Merkmale für die drei hier angenommenen Zeiträume, theils die mehr oder minder durchgehenden Züge im italienischen Staatswesen und Volksleben zusammen; der zweite Theil des Abschnitts beschränkt sich auf die Sittengeschichte der Hauptstaaten, Venedig, Genua, Toscana, den Kirchenstaat, Neapel, Sicilien und Sardinien, da der fürstlichen Herrschaften in Oberitalien bereits zur Genüge im ersten gedacht war. In der Geschichte der einzelnen Staaten der pyrenäischen Halbinsel stellt sich weder eine gemeinsame Richtung noch ein dauernder Gegensatz in dem Maße hervor, daß eine zusammenfassende Betrachtung hätte durchgeführt werden können, nur eine äußerliche Verbindung kommt durch die Vereinigung Castiliens und Aragoniens zu Stande. Die Sittengeschichte Deutschlands, welches passend in die Mitte gestellt ist zwischen den westeuropäischen und osteuropäischen Staaten, sondert sich in die allgemeine Reichsgeschichte, welche sich größtentheils an die Namen und die Persönlichkeit der Könige anknüpft, und in ein reichhaltiges, anschauliches Gemälde des Staatswesens und Volkslebens, bei welchem gleichfalls alle Gesichtspunkte, unter denen die allgemeinen Zustände aufgefaßt waren, beachtet sind. Sowie die niederländischen Landschaften sich an Frankreich anschlossen, so folgen nunmehr die in genauer Beziehung zu Deutschland stehenden Slawenländer Böhmen und Mähren, Schlesien und die Lausitz. Der achte Abschnitt enthält hauptsächlich die Geschichte der Länder des deutschen Ordens, berücksichtigt sodann Polen und Lithauen, und gedenkt mit einigen Worten Rußlands und der Tataren; im neunten folgt einem Blicke auf die Gesammtentwickelung des skandinavischen Nordens die Sittengeschichte der drei einzelnen Reiche desselben; etwas ausführlicher als diese werden im zehnten die äußere Staatsgeschichte und die innern Zustände Ungarns dargestellt und gleichsam anhangsweise die im Süden dieses Landes liegenden kleinern Staaten erwähnt; der elfte oder letzte Abschnitt enthält den Untergang des griechischen Reiches und das Eindringen der Osmanen in Europa. 14.

Anfrage.

Es verdiente wol auf jeden Fall eine genaue Untersuchung, zu welcher Zeit das erste deutsche Buch ins Französische übersetzt worden ist. Wohlverstanden, in Frankreich selbst, nicht in Deutschland, etwa von französischen Sprachmeistern oder gar von Deutschen, wie bekanntlich die Gemahlin Friedrich II. zu ihrem Vergnügen deutsche Schriften ins Französische übersetzte und zum Theil drucken ließ. Dahin müssen auch die bekannten Übersetzungen Michael Huber's gerechnet werden, der zwar eine Zeit lang in Paris lebte, aber ein geborener Deutscher aus Baiern war. Seine früheste Übersetzung, die von Geßner's „Tod Abel's", erschien 1760 (nach Ersch) oder 1761 (nach Jördens). Die früheste uns bekannte Übersetzung eines deutschen Buches von einem Franzosen ist die Übertragung der Leibnizschen Fabeln von d'Anthelmy (Paris 1764). Die früheste Übersetzung eines deutschen Buches ins Französische überhaupt, welche Ref. vorgekommen, ist eine Übersetzung von Geßner's „Daphnis", welche 1756 zu Rostock erschienen sein soll. Es wäre aber wahrlich sehr zu verwundern, wenn sich keine Übersetzung aus früherm Alter auffinden ließe. 83.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 301. — 28. October 1837.

Poeten und Poetaster aus dem Laufe des Jahres 1836.

Vierter und letzter Artikel.*)

1. Die Freuden des Gedächtnisses. Ein Gedicht von Samuel Rogers. Aus dem Englischen übersetzt von Anton Günther Bruschius. Leipzig, Steinacker. 1836. 8. 8 Gr.

Mit wahrem Genusse las Ref. vor einigen Jahren Rogers' „Pleasures of memory" in der 1828 bei Brönner in Frankfurt m Main herausgekommenen Sammlung: „The british poets f the nineteenth century". Der geistreiche und gefühlvolle Brite führt uns an der Hand der Erinnerung und Phantasie n die Jugendzeit, wo er alle die kleinen, interessanten Punkte ufzufinden weiß, an welche die Sehnsucht nach einem verlore-ten Glück so gern ihre Fäden anknüpft, und wir freuen uns er Treue und Wahrheit des mit psychologischem Scharfsinn ntworfenen und ausgeführten Gemäldes. Er leitet uns zugleich n die historische Vergangenheit, wo er Zustände und Empfin-ungen denkwürdiger Persönlichkeiten ohne jene grellen Pinsel-triche malt, in denen die neuern Romantiker sich gefallen; er rbeitet von Anfang bis zum Schluß mit jener Ruhe und Nüch-ernheit, die das Gemüth weder schal noch leer macht, son-ern sich wohlthätig an dasselbe anschmiegt. Jeder der engli-chen Sprache Kundige lese doch also ja das hübsche Gedicht — ber nicht in vorliegender Übersetzung. Schon die Übertragung es Titels ist schlecht gerathen. Denn der Brite will nicht die Freuden des Gedächtnisses, sondern die Wonnen der Erin-rerung schildern. Gedächtniß und Erinnerung sind bekannt-ich verschiedene Begriffe. Ferner haben wir recht schmerzlich en Reim vermißt, und gefühlt, welche Reize er hat. Der Herr Übersetzer, der übrigens der Sprache wohl kundig ist und uch die Muttersprache nirgend mishandelt, sollte wol wissen, aß man an die Übersetzungen in unsern Tagen, wenn sie sonst icht von einem Buchhändler bestellt sind, die Anfoderung machen arf, daß sie auch der Form nach treu sind; und bei der eng-ischen Sprache hat ja für uns Deutsche dies wenig Schwie-igkeit, da sich unsere Sprache an das britische Idiom so eng nschließt. Ist uns irgendwo der Ausspruch: Übersetzungen ind flandrische Tapeten auf der Rückseite beschaut, klar ge-eworden, so war es hier. Nur wer das Original nicht lesen ann, der lese hier, und er wird wenigstens ein Surrogat nd in diesem selbst, da fließend und in gebildeter Sprache über-ragen wird, Vergnügen finden.

2. Klänge aus der Teufe. Bergmännische Gedichte und Aphorismen von Karl Stegmayer. Wien, Tendler. 1836. 8. 12 Gr.

Es liegt ein eigenthümlicher Reiz in dem unterirdischen Leben und Treiben des Bergmanns, und dieses Leben hat, wie as schon Novalis erkannte und auf seine Weise hervorhob, mehr als eine poetische Seite; dann aber liegt auch ein eigner Reiz in der bergmännischen Terminologie, welche Gedichten, auch wenn sie gewöhnlicher Art sind, eine eigenthümliche Farbe und Haltung leiht, wodurch sie andern gegenüber immer etwas Originelles behalten. Eine nicht geringe Zahl von Kunst- und Gewerkwörtern haben selbst etwas Hochpoetisches und Bilderreiches; oder ist es nicht poetisch, wenn er von den Vorfahren betriebene, kein edles Metall mehr enthaltende Grubenbaue „der Alte" nennt? wenn er mit den Worte: „Adel", die reichen, edles Metall enthaltenden Gänge eines Gebirgs bezeichnet? wenn er das Sprengen des Gesteins „durch Pulver-Feuersetzen", die Decke eines Baues in Stollenform einen „Fürsten", einen ledernen an das Treibseil befestigten Sitz einen „Knecht", Alles, was in der Tiefe der Schachten ist, „Nacht", die Seitenwände eines Baues in Stollenform „Ulmen" nennt? Schon die hier immer wiederkehrenden Ausdrücke: Bergcompaß, Fäustel, Häuer, Hund, Kreuzstunde, Mundloch, Schwaden, Schürfen, Teufe st. Tiefe (wie es schon bezeichnend auf dem Titel des Buchs vorkommt), Wetter (Grubenluft), Zeche (gleichbedeutend mit alter Mann) haben viel eigenthümlich Poetisches. So ist gleich in dem ersten Stücke, dem „Morgengebete", der Gedanke in der letzten Strophe vom Lohntage in der Ewigkeit recht echt bergmännisch und klingt hier überaus natürlich. Die Balladen: (S. 14) „Der Berggeist" und (S. 49) „Der arme Knappe", sind freilich keine Meisterstücke oder Vorbilder in dieser Dichtart, aber sie gewinnen Farbe und Haltung durch die Sphäre, in welcher sie gehalten werden. Auch wo allegorisirt und reflectirt wird, hören und sehen wir gern zu; denn der Verf. hat einen kerngesunden Verstand, Witz und Bilderreichthum; man vergleiche über das Gesagte die „Grubenfahrt" (S. 26), das längste der Gedichte, geschrieben in abwechselnden reimlosen Jamben und Trochäen. Trinklied und Nänie, Neujahrwunsch und Gebet und alle die zehnmal besprochenen und besungenen Gegenstände, die, wenn sie in ihren gewöhnlichen Kleidern auftreten, ganz übersehen werden, nehmen sich hier gut aus, blos weil sie mit dem Grubenlichte und dem Leder aus der Teufe steigen. Daß sie für Leute vom Fach besonders anziehend sein mögen und gelesen werden, schließen wir aus den Worten auf dem Titelblatte: Zweite vermehrte Auflage, und wir finden das ganz in der Ordnung. In den angehängten Aphorismen, in denen der Witz der Teufe in allerlei Bildern spielt, heißt es in einem Ausspruch: „Unterirdische Beschäftigung begeistert leicht zu überirdischer und bedingt jederzeit, so wenig als möglich oberflächlich zu sein." Unser poetischer Subterraneus ist zwar nicht oberflächlich, doch auch nicht tief, da wir manches Alltägliche, blos durch das Costum gehoben finden; wol aber hat er, auch wo er in Prosa reflectirt, ein poetisches Auge und Gemüth, wie sich das unter Anderm aus dem Vorschlage ergibt, man solle einen mineralogischen Selam statt des gewöhnlichen nehmen, der sich für den Verlust des Vorzuges der der Blumensprache eignen Zartheit durch zwei andere zeitgemäße Vorzüge, Neuheit und Dauer, empfehlen dürfte. So könnte man, wenn Landesfürsten Bergorte mit ihrer Gegenwart beglücken, eine Triumphpforte am Eingange des Ortes aus

*) Vgl. den ersten bis dritten Artikel in Nr. 114 — 117, 178 — 181, 210 — 213 d. Bl. D. Red.

Mineralien oder Hüttenproducten errichten, die durch die Anfangsbuchstaben der Benennung den Namen des Landesvaters, durch sie charakterisirende Eigenschaften die Individualität des Monarchen bezeichnen würden. Käme also der jetzige Kaiser von Östreich in eine Bergstadt, so könnte ihm ein Diadem aus geschliffenen Stückchen von Feldspath, Eisen, Rohstein, Diamant, Iridium, Nagyagererz, Alaun, Nigrin und Dolomit überreicht werden u. s. w. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Idee nicht unpoetisch ist, und der Verf. liefert in den Aphorismen einen solchen mineralogischen poetischen Selam, den er für eine Therese aus Tellur, Hyacinthe, Eisen, Rubin, Elektrum, Silber und Erdöl zusammengefügt hat. Zur Probe theilen wir das Lied (S. 56) mit:

In der Grube.

O Herr, den jedes Volk erkennt,
Wenn's in verschiednen Zungen
Dich Schöpfer auch und Vater nennt,
Dein Wort ist auch gedrungen
Tief in der Erde Grab,
Wo jeden Tag hinab
Die schwere Pflicht uns ruft,
Um, folgend Gang und Kluft,
Das Erz zu Tage zu fördern.

Und ist auch nicht der Blumen Zier
Kein Blütenblatt zu schauen,
Und scheinet nur der Schrecken hier
Zu wohnen und das Grauen;
Auch in der Teufe Nacht
Herrscht Weisheit, Liebe, Pracht,
Denn bei der Lampe Schein
Erglänzet das Gestein
Und zeigt des Reichthums Fülle.

Und wunderbarlicher Krystall
In vielerlei Gestalten,
Und weithin schimmerndes Metall
Verkündet Gottes Walten.
Ja wahrlich, jede Wand
Trägt Spuren deiner Hand,
Und selbst die Schrecken all
Verkünden überall:
Groß sind des Herren Werke.

Und tief anbetend sink' ich hin,
Versuch' es, Dank zu zollen,
Doch sieh, mich alle Worte fliehn,
Nur meine Thränen rollen.
In nie gefühlter Lust
Ruf' ich andächtig aus:
Auch hier ist Gottes Haus,
Der Tempel seiner Vatergüte.

63. Buch der Liebe von Hoffmann von Fallersleben. Breslau, Aderholz. 1836. 8. 12 Gr.

Hätte sich Herr Hoffmann in die moderne Lyrik und in die Gunst des Publicums nicht so kühn hineingesungen, daß ihn des Kritikers gewuchtigste Lanze nicht mehr aus dem Sattel zu heben vermag, und überdies durch eine größere Sammlung von Gedichten, die auch in diesen Blättern gewürdigt worden ist, bewiesen: ich vermag auch Größeres, Umfassenderes, so hätte er schwerlich gewagt, diese Seufzer und Thränen und Blütenflocken über das große Thema aller Dichtergemüther, die Liebe, so cavalièrement in die Welt zu streuen. Sie kommen uns vor wie Abfälle beim Schaffen größerer Werke im poetischen Atelier, oder, wenn das Bild den Verehrern des Dichters nicht edel genug scheinen sollte, wie in ein wohlgeformtes Krystallgefäß aus einem großen, buntumuferten See geschöpfte Wellen, die in prismatischem Farbenglanze schillern und den Durstenden erquicken. Die meisten mögen wol gelegentlich entstanden sein und sich auch fast unwillkürlich aus dem reichen Gemüthe wie die Tropfen aus einem überfließenden Gefäße ergossen haben; deshalb ist auch nirgend eine Überschrift oder ein den Inhalt andeutendes Wörtchen da. Viele sollten vielleicht größere Ergüsse bilden, aber Laune, Zeit und Umstände hinderten das; viele hätte er in Sonettenform gießen sollen, aber es fehlte ihm vielleicht an einem Prokrustesbett, und leimen wollte er nicht; viele verlieren sich in den lustigen Regionen der Metaphysik und Hyperbel und schweben an einem superfeinen, sentimentalen Faden, der nur die Berührung einer zarten Hand duldet und mehr durch das Gefühl als durch das Auge wahrgenommen sein will; viele sind Bruchstücke zu einer neuen Ars amandi, und man muß zu vielen sagen wie Romeo zu Julie: „Ihr küßt recht nach der Kunst!" Der liebende Jüngling findet hier einen Dolmetscher für sein dunkeles und einen Erwecker für sein schlafendes Gefühl, einen freundlichen Führer durch die Regionen seiner Träume, einen goldenen Thorschlüssel zum Rüsthause Amor's. Es fehlt uns an Zeit und in dieser Relation ist der Ort nicht, um einen leitenden Faden oder einen Gedankengang in diesen wirklich süßen Liederchen zu suchen, die, obenhin gelesen, ein wüstes Aggregat von Gefühlsspähnen scheinen, die Laune und gefällige Stimmung ausgestreut hat; doch sind wir weit entfernt durch dieses Urtheil dem Dichter die jugendliche Frische des Gemüths und das schöne Talent, um Natur und Kunst ein schwesterliches Band zu schlingen, streitig machen zu wollen, und wie ganz anders würde unser Urtheil lauten, wenn das Arkadien unsers eignen Liebesfrühlings nicht so weit in dem Schatten der Vergangenheit dämmerte!

64. Lieder der Liebe. Meißen, Goedsche. 1836. Gr. 8. 18 Gr.

Aliud ejusdem argumenti! *Nur erscheint in Herrn Hoffmann* eine abgeschlossenere Dichternatur, selbständig ruhend auf dem granitenen Bollwerke der eignen Empfindungs- und Betrachtungsweise, während der uns unbekannte Verf. dieser Liebeslieder, unter denen viele gar keine Liebeslieder sind, auf lockerm Boden schwankt und sehr oft den Rock eines Andern zu erwischen sucht, um ihn anzuziehen, da er doch in der eignen Garderobe manches gute Kleidungsstück hat und nicht einzusehen scheint, der fremde Putz sei ihm nicht auf den Leib gemacht. Die Lieder sind hier in vier Bücher getheilt, deren erstes das Buch „Bettina" genannt ist, indem es durch das Tagebuch und die Briefe jenes holden Kindes entstanden ist, dem sich allerdings poetischer Sinn nicht absprechen läßt. Wer nun den Briefwechsel Goethe's mit demselben kennt und wem es sonst Vergnügen macht, der sondere hier die Gedanken, die dem Kinde und unserm unbekannten Liederdichter angehören; wir können uns auf solche Sonderung nicht einlassen und meinen nur, es sei kein sonderlicher Beweis für die Selbständigkeit und Originalität eines Dichters, wenn er sich in eine fremde Empfindungs- und Gedankenweise hineindichtet und neue Lappen auf ein gutes, bekanntes Kleid flickt. Das zweite Buch gibt „Bilder des Orients", Herrn Stieglitz, dem Dichter der „Bilder des Orients" geweiht, wo wir denn abermals vermuthen, so viele östliche, duftende Rosen auch darunter sind, es sei Vieles nachgesungen und nachempfunden. „Das Buch der Leidenschaft" bildet eine dritte Abtheilung. Hier entfaltet der Verf. eine gar bewegliche Phantasie in Diesem und Jenem, namentlich in einem Elfenliede; so wollen wir es nennen, denn es hat dem Verf. nirgend beliebt, seinen Kindern einen Namen zu geben, und er will sie durch sich selbst erklären lassen. Da schauen wir gern zu:

Was machen die Elfchen denn so geschwind?
Sie weben einen Schleier,
Einen schönen Schleier für ein schönes Kind;
Schön, ungeheuer,
Wie gar die andern Schleier nicht sind.

Er wird aus Mondscheinstrahlen gewebt und mit Blumenstaub und dem Staube von Schmetterlingsflügeln bestreut; Morgenthau und Frührothbrand geben Perlen und Farben; rings herum setzen sie Litzchen von Rubin und Zäckchen von Diamanten, getränkt mit Nelkendüften. Sie bringen dann auch

das Fräulein her, ein schüchternes blondes Kind, und der Schluß heißt:

Jetzt, Elschen, wenn ihr mir erlaubt,
Daß ich auch was schaffe:
Den schönsten Stern vom Himmel geraubt!
Damit als Agraffe
Heft' ich den Schleier ihr auf das Haupt.

Aber der Genuß, den wir in der Anschauung so zierlich geschnitzter Bilder finden, wird sehr gestört, indem der Verf. S. 62 fg. aus Hrn. H. Heine's Garderobe Röcke, Perücken, falsche Backenbärte und Hosenträger raubt und damit abenteuerlicherweise aufzieht. Zum Beweise dieser Behauptung diene Folgendes von S. 64:

Eine Blum' in spitzer Hand,
Ging ich durch den Garten;
Liebes Kind, mir wohl bekannt,
Stand mich zu erwarten.

„Diese schöne Blume, Kind!
Nimm aus meinen Händen,
Liebe, soll sie, muß geschwind
Unsre hiermit enden."

Und so küßt' ich ihre Hand,
Und sie knixte zierlich,
Schieden lächelnd und galant —
Brachen's Herz manierlich.

Selbst bei Naturschilderungen stiehlt er Fetzen aus dem „Buche der Lieder" und dem „Salon", wie z. B. S. 76: „Die Nacht hat einen Sammtrock an" u. s. w., und S. 77: „Ein Gespenst hat sich sehen lassen"; das ist nämlich des Dichters gestorbenes Herz, und dieses jagt dem Schmerz in der Brust nach.

Im letzten Abschnitte: „Buch der Mischung", offenbart sich unleugbar ein entschiedenes Talent für die Naivetät des deutschen Volksliedes, die Jedem ein Beifallslächeln abnöthigen muß, selbst wo sie sich in Béranger'scher Lascivität verliert. In dem Schwanke S. 89: „Es hat mich ein lustiger Vater gezeugt" u. s. w., ist bei vielem Faden, Lasciven und Geschmacklosen auch viel Frisches, Volksthümliches und Ergötzliches. Schwer zu verstehen ist der Spaß S. 96, hübsch dagegen der Gemüthszustand des Zechers (S. 103) geschildert. Geschlossen wird mit einer Reihe von Jammerlauten verzweifelnder gefallener Jungfrauen, die auch mitunter heinisiren. Der Beurtheilung des Lesers überlassen wir das delicate Bissel Witz in dem in Béranger'scher Manier geschriebenen Liede:

Holdselig Kathrinchen,
Du seidnes Kaninchen,
Du schneeweißes Fellchen,
Komm! setze dich schnellchen.

Setz her dich zur Linde,
Hier wehen die Winde,
Der Mond scheint so schwülig,
Recht wollig und kühlig.

Wie hat nur so heuer
Der Mondschein viel Feuer!
Grad' in der Minute,
Wie pocht mir's im Blute.

Nimm weg doch mein Schatzel
Dein sammtweiches Tatzel!
Brauchst dich gar nicht zu schämen,
Laß's Tüchel wegnehmen.

Zwei schneeweiße Küchel
Die piepsen unter'm Tüchel
Und dubbern darunter,
Als wären's recht munter.

Ich will's ja blos küssen.
Du wirst ja schon müssen.
Was schreist du? Sei stille,
War halt nicht mein Wille.

Das Bänkel thut kippen,
Doch brachst nur kein' Rippen,
Und fallst du nicht tiefer —
Im Gras hat's kein' Schiefer.

Das Gras ist so grüne,
So duftig, so weich,
Wie ist doch die Liebe
An Freuden so reich!

(Die Fortsetzung folgt.)

Abenteuer auf einer Reise nach Indien über Ägypten, das heilige Land und Syrien. Vom Major Skinner im 31. Regiment. Aus dem Englischen von Victor Jacobi. Erster und zweiter Band. — A. u. d. Titel: Beiträge zur Länder- und Völkerkunde. Herausgegeben von Victor Jacobi. Erster und zweiter Band. Leipzig, Fischer. 1837. 8. Preis für drei Bände. 3 Thlr. 12 Gr.

Der vorgesetzte allgemeinere Titel ließ, wie der deutsche Herausgeber dieser Reisebeschreibung selbst gefühlt hat, ein Werk erwarten, das „den Foderungen strenger Wissenschaftlichkeit mehr entspräche", Foderungen, welche er durch die zu erwartenden „Beiträge zur Länder- und Völkerkunde" allerdings zu befriedigen die Absicht hat. Daß er dazu vollkommen im Stand ist, kann nicht bezweifelt werden; aber wenn er in der Vorrede leugnet, daß die Eigenthümlichkeit des vorliegenden Werkes mit seiner Absicht in einigem Widerspruche stehe, so scheint er damit doch etwas zu viel zu sagen, sei es nun, daß ihn dazu eine zu günstige Ansicht von dem Buche verleitet hat, oder das Bestreben, den Schein einer kleinen Inconsequenz von sich abzuwehren, welche Ref. nicht umhin kann ihm zur Last zu legen.

Von Wissenschaftlichkeit ist bei den hier mitgetheilten Abenteuern überall nicht die Rede. Der Major Skinner ist ein gebildeter Mann, wie es Viele gibt, der seine Freude am Reisen hat, der sich sehr ergötzt an angenehmen Abenteuern, und der die mancherlei Unbequemlichkeiten und Entbehrungen, wie sie ein Reisender seiner Art stets zu überwinden hat, immer mit gutem Muthe erträgt; der dabei mit lebhaftem Interesse die Eigenthümlichkeiten und Zustände der Menschen beobachtet, und der endlich auch die Gabe hat, seine Erlebnisse in gebildeter Weise, selbst mit einem gewissen Humor mitzutheilen. Aber größere Anfoderungen zu befriedigen, hat er weder die Fähigkeit, noch die Absicht, noch auch die Zeit gehabt; er hat nicht für wissenschaftliche Forscher, sondern nur für die nach nützlicher und angenehmer Unterhaltung begierigen Leser geschrieben. Dies wird den untergeordneten Standpunkt seines Buchs hinlänglich bezeichnen, ohne daß es nöthig wäre, die Gegenstände und Fragen aufzuzählen, welche er nicht berührt hat, und welche bei den Mustern in diesem Fache, wie bei A. v. Humboldt u. A., eine hauptsächliche Berücksichtigung finden, ohne daß dadurch die Annehmlichkeit der Unterhaltung eben beeinträchtigt würde.

Der Major Skinner hat eine nicht geringe Reiseerfahrung; er weiß sich in die Umstände zu schicken; auch fehlt es ihm nicht an der Gabe und an der Lust zur Beobachtung. Aber seine Aufmerksamkeit wendet sich nur auf Das, was sich ihm zunächst darbietet. Er reist meistentheils allein mit einem oder zwei Dienern; er tritt nicht als eine öffentliche Person auf, die einen gewissen Glanz um sich verbreitet, sondern als schlichter Privatmann; dadurch wird natürlich die Gefahr und Schwierigkeit der Reise erhöht, und die Folge davon ist eine Menge von kleinen, bald spaßhaften, bald verdrießlichen Abenteuern, ohne höhere Bedeutung als die, daß ein anderer Reisender in ähnlichem Falle daraus manche nützliche Warnung entnehmen kann. Wie man sich vor Betrügereien, Misverständnissen, Vorurtheilen und allerhand andern Schwierigkeiten zu schützen habe, zeigt der Verf. getreulich an, auch da, wo er selbst erst durch Schaden klug geworden ist; er freut sich, das Widerwärtige

glücklich überwunden zu haben, und dabei ist denn natürlich für ihn auch das schlechte Wetter, der viele Regen, der ihn sehr oft belästigt, von großer Wichtigkeit. Am liebsten aber verweilt er bei den mannichfachen Berührungen, in die er mit den Bewohnern der von ihm durchreisten Länder gekommen ist. Da er von den orientalischen Sprachen keine weitere Kenntniß besaß, als die sich ihm auf der Reise selbst aufdrängte, so hatte schon die bloße Verständigung oft ihre Schwierigkeiten; ebenso schwer war es, da, wo er mit den eigenthümlichen Sitten und Vorstellungen der Leute in Collision kommt, wo er ein Obdach suchend ganz in ihre Häuslichkeit eindringt, oder wo er mit ihnen in Zwist geräth, sich auf die angemessene Weise zu benehmen. Hieraus ergeben sich denn eine Menge kleiner Erfahrungen und zum Theil recht anziehender Züge von der Eigenthümlichkeit der Orientalen nicht im Großen und Ganzen, sondern in den besondersten Einzelnheiten des Lebens, welche nicht verfehlen können, den Leser angenehm zu unterhalten und ihn einen Blick thun zu lassen in so manche weniger offen daliegende Verhältnisse, welche sehr vornehme oder überwiegend wissenschaftliche Reisende gar nicht beachten oder nicht zu sehen bekommen, oder wenigstens der öffentlichen Besprechung nicht für werth halten.

Sollte man nun hiernach etwa annehmen, daß der Major Skinner eine gewisse Gemüthlichkeit besitzt, die auch am Kleinen ihre Freude findet und die mit einer warmen Theilnahme auf die Zustände der Menschen eingeht, so würde man sich irren. Er bleibt immer der ruhige, kalte Engländer; seine Mittheilungen sind überall rein erzählend, höchstens einmal den praktischen Vortheil oder Nachtheil verständig erwägend. Allerdings berichtet er nicht selten, daß er Reflexionen angestellt habe oder darin gestört worden sei, daß dieser oder jener Ort, daß historische Erinnerungen oder ergreifende Scenen, z. B. religiöser Art, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht haben; aber er ist stets zufrieden damit, dies einfach angemerkt zu haben, und wenn man darauf gespannt ist, zu vernehmen, von welcher Art seine Reflexionen und die auf ihn gemachten Eindrücke eigentlich waren, so ist er immer schon zu etwas Anderem übergegangen, das oft sehr heterogener Natur ist. Es ist kaum glaublich, daß er Das, was er bei solchen Gelegenheiten gedacht und gefühlt hat, absichtlich verschwieg, um aus bewußter Verstecktheit sich selbst aus dem Spiele zu lassen und sein eignes Innere nicht der Beobachtung preiszugeben; vielmehr hat es ganz den Anschein, als habe er wirklich nichts weiter zu sagen gehabt, als was er sagt; denn die auf die bloße Verstandesseite beschränkten Menschen, wäre ihr Verstand auch noch so klar und scharf, gerathen doch, so oft sie dem blos Praktischen entrückt werden und tiefere Lebenserscheinungen vor sie hintreten, in eine große Unklarheit, von der sie eben nichts weiter melden können, als daß sie einen tiefen Eindruck empfangen haben und zum stillen Nachdenken aufgefodert worden sind. In diesem Falle befindet sich der gute Major Skinner.

Auf das Mangelhafte und Abgerissene in der Darstellung macht der Übersetzer selbst aufmerksam; seine Entschuldigung dieses Fehlers ist aber so in der Natur der Sache begründet, daß Niemand daran denken wird, ihm zur Last zu legen, was der Verf. gesündigt hat, und darum hat sich Ref. mit gutem Gewissen der Mühe überhoben gesehen, das englische Original mit der Übersetzung zu vergleichen. Obenein ist der Fehler in der That nicht so schlimm, daß er merklich störte, zumal da das Buch weit mehr zum flüchtigen Lesen als zu stets gespanntem kritischen Prüfen auffodert. Es reiht sich eine Einzelnheit an die andere in der chronologischen Folge eines Tagebuchs; zu allgemeinerm, engerm, oder gar künstlerischem Verbinden war kein Grund vorhanden, und fühlt sich der Leser auch zuweilen ein wenig getäuscht, wenn bei so manchem Ereignisse, bei dieser oder jener Verwickelung der Umstände nicht eine anziehendere Lösung, wie sie öfter der Anfang erwarten ließ, eingetreten ist, so ist dies doch grade eine nothwendige Folge von dem wechselvollen, flüchtigen Leben eines Reisenden, und außerdem gibt es einen deutlichen Beleg dafür, daß der Erzähler es verschmähte, Das, was sich ihm darbot, zu einem größern Ganzen mit romanhaftem Schmuck auszuführen, was nur auf Kosten der Wahrheit möglich gewesen wäre.

Ref. glaubt, daß das Gesagte hinreichend ist, um auf die wirklich interessanten Seiten des vorliegenden Buchs hinzuweisen, zugleich aber auch dasselbe und seinen Verfasser in dem Maße zu charakterisiren, daß die Leser wissen, von welcher Art der Genuß ist, den sie sich davon versprechen können. Eine Menge von Einzelnheiten auszuheben, um das ausgesprochene Urtheil zu belegen, wäre eine ebenso leichte als überflüssige Mühe; über das Ganze aber einen Überblick zu geben, ist der Natur der Sache nach nicht möglich, man müßte denn eine genauere Angabe der Reiseroute wünschen, als sie der Titel gibt; aber grade diese wäre hier das Unwesentlichste.

Was die Übersetzung anbetrifft, so verdient dieselbe durchweg das größte Lob; sie ist in einem so fließenden, angenehmen Styl und in so gutem Deutsch verfaßt, daß man darüber ganz vergißt, eine Übersetzung vor sich zu haben, und so wird denn auch in dieser Beziehung der Reiz des Buchs wesentlich gefördert. Nur wäre hin und wieder zu wünschen gewesen, daß der Hr. Dr. Jacobi etwas reichlichere Anmerkungen und Erläuterungen gespendet hätte, als er für nöthig erachtet hat. Übrigens stimmt der Ref. gern mit ein, wenn er seiner sorgfältigen Arbeit „eine glückliche Abenteuer" wünscht, und er hofft, es wird daran weder jetzt fehlen noch später, wenn sich an diesen, zwar nicht wissenschaftlichen, aber immerhin der Beachtung werthen, belehrenden und angenehmen Vorläufer die künftigen „Beiträge zur Länder- und Völkerkunde" reihen, welche als die Kerntruppen nebst dem schweren Geschütz und sonstigem Zubehör ernstlich gemeinter wissenschaftlicher Eroberungszüge nachrücken sollen. 121.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 302. — 29. October 1837.

Poeten und Poetaster aus dem Laufe des Jahres 1836.

Vierter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 301.)

65. Jugendklänge von W. B. C. Pfeiffer. Göttingen, Kübler. 1835. Gr. 8. 21 Gr.

Ref. hat manches Gemälde gesehen, welches ihn beim ersten Anschauen wenig oder gar nicht ansprach, aber durch längeres Betrachten eine Frische im Colorit und einen Geist entfaltete, der ihn nicht blos mit dem Maler aussöhnte, sondern der ihm den Künstler auch recht lieb machte. So ist es uns mit diesen „Jugendklängen" gegangen. Sie klangen uns anfänglich so monoton und alltäglich wie das bekannte Glockengeläute der Vaterstadt; erst nach und nach mischten sich beachtungswerthe, harmonische Klänge ein; silberhell und rein, freundlich und rührend schlugen sie an das Herz, und wir notirten zehn, zwanzig Nummern, die von einem poetischen Sinne Zeugniß und Kunde geben und als Proben der Sangweise dieses Dichters mitgetheilt werden könnten. Dahin gehören „Erlösung" (S. 13), „Sängers Sieg" (S. 21), „Kindergebete" (S. 66), „Frühlingsfalle" (S. 78), „Beim Wiedersehn" (S. 94), „Besorgniß" (S. 103), „Abendbildchen" (S. 111), „An lieber Stelle" (S. 124), „Allgemeiner Krieg" (S. 171) u. s. w. Es ist dem Verf. das Talent geworden, einen an sich unbedeutenden Gedanken so zu bearbeiten und zuzustutzen, daß er als Zierpflanze in den Boden der Poesie gesetzt werden kann, und solch artiger Gedanken gibt es hier in Fülle. Er entfaltet dabei eine Vielseitigkeit in Gefühl und Reflexion, daß er in den verschiedenartigsten Sphären heimisch erscheint. Er geht mit dem erotischen Seufzer wie mit dem Stachelverse, mit einem antiken Stoffe wie mit der östlichen Ghasele, mit der Elegie wie mit dem Trink- und Volks- und Scherzliede gleich vertraut um. Dazu kommt, daß wir dem Urtheile, welches er in einem Liede an Uhland (S. 50) über sich selbst fällt:

> Mich stellt keines Meisters Griffel,
> Keine Büste dar in Erz,
> All mein Stolz ruht mir im Busen,
> Ist ein deutsches treues Herz!

durchaus nicht widersprechen können. Die Lieder haben zum Theil jene biederdeutsche Derbheit, die sich mit männlicher Frische verbindet, und für den Mangel an Weichheit der Empfindung und auch an Gebrauch der Feile entschädigt uns eben jene germanische Kraftgesinnung, mag sie auch mitunter an Deutschthümlerträumen laboriren. Auffallend ist es uns, daß der Verf., der in der Dedication sagt, diese Blätter seien nicht Kritikern und Recensenten, also nicht jener empfindungslosen Kaste richtender Wortklauber geweiht, deren Beruf es sei, in blütenreichen Gärten emsig nach falben Blättern und trockenen Pflänzchen zu suchen, dennoch in den „Pfeifen" (S. 137), die Ätzkalilauge eines bittern Witzes über Theodor Hell, Arthur v. Nordstern, Witschel, St. Schütze, Luden, Nürnberger, Meyer u. A. ausgießt. So sagt er vom Horaz von Preiß:

> Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci,
> Denkt Herr Preiß und getrost, gießt er Wasser zum Sekt.

Dem „Freimüthigen" geht's noch schlimmer:

> Ulrich von Hutten steht an der Stirne. Mit Fug; denn im Blatte
> Geht freimüthigen Gangs kläglich die Syphilis um.

Wenn S. 177 zu den Musen gesagt wird:

> Wahrlich, nicht mehr seid ihr die alten,
> Stolzen, ehrsamen, ernsten
> Helikonischen Jungfraun!
> Metzen, feile, spottwohlfeile Metzen
> Seid ihr geworden,
> Die jedem zu Dienst sind,
> Jedem frech in die Arme sinken,
> Wenn er von weitem nur winkt,
> Sei er ein Wackrer,
> Sei er ein Bube,
> Sei er ein Freier,
> Sei er ein Sklave,
> Jedem seid ihr bereit, ihr Verbuhlten,
> Wenn er ein wenig
> Auf seiner Leier nur klimpert,
> Und euch fade Grimassen zugreinet,
> Und ein wenig nach Tanzmeisterweise
> Mit zierlichem Kratzfuß
> Euch gefällig umhüpft und umschwänzelt.
> O ihr Entehrten,
> Die ihr jetzt Jedem
> Bettelhallunken und Schurken
> Huldreichst verstattet,
> Euch seiner Bastarde Pathen zu nennen;
> Die ihr euch jedes
> Ärmlichen, misgestalteten Wichtleins
> Mutter laßt schelten —

so ist das ein ganz passendes Wort für unsere Zeit, aber zugleich ein sonnenklarer Beweis, wie himmelweit Hr. Pfeiffer von dem Gedanken fern ist, seine Pfeife könne auch Mistöne, grell und kreischend und zarte Ohren beleidigend, haben (was allerdings mitunter der Fall ist!), und er habe Fug und Recht, auf die Unzahl der heutigen Musenbastarde zu schimpfen, da er ein legitimes Musensöhnlein und wahrlich kein Pfeifer und Musikant sei. Wo bleibt da das Blümchen der Bescheidenheit, dessen Duft wir in keinem Dichtergarten gern vermissen? Aber wahrlich, er fühlt, daß er zu viel gesagt und läßt unmittelbar auf die Philippika obiger Invectiven gegen Dichterlinge eine begütigende und bescheidene „Dichterbitte" (S. 179) folgen:

> Laßt mich in stiller Einsamkeit,
> Im dunkeln Waldesgrün;
> Von Welt und Menschentreiben weit,
> Da laßt mich ruhig blühn.

Es paßt solch farblos Blümchen, glaubt,
Nicht für die große Welt,
Von stiller Wiese fortgeraubt,
Verdorrt es und zerfällt.

Ein ebenso artiger Gedanke, wie der hier gegebene, spricht sich in dem Liedchen: „An lieber Stelle" (S. 124), aus:

Hier hab' ich ihn zum letzten Mal gesehen —
Es war ein sonnenheitrer Frühlingstag,
Im Buchenwipfel rauschte leises Wehen,
Und fernher tönte matter Ruderschlag.

Ich seh' im Geist so deutlich ihn noch sitzen,
Erfreut durch Wiesengrün und See und Wald,
Ich seh das Auge wie im Leben blitzen,
Erkenne ganz die freundliche Gestalt.

Frau Wirthin, rückt zwei Stühle mir zu Tische
Und füllt zwei Becher mir mit edelm Wein,
Auf daß ich ganz die Gegenwart verwische,
Mich ganz der süßen Täuschung möge freun!

Das Äußere des Buchs sticht gegen die Eleganz anderer neuerer Gedichtsammlungen etwas ab. Es ist nicht blos auf dünnes, etwas graues Papier gedruckt, sondern der Leser stößt auch auf verschiedene Ungleichheiten in der Orthographie und Interpunction. Eine Schlußbemerkung sagt, daß sich die ersten Bogen der Censur wegen einige Veränderungen haben gefallen lassen müssen. Wir glauben das gern; denn hin und wieder sind wir auf Stellen gestoßen, über welche politische Zionswächter das Anathema aussprechen müssen, wovon wir leicht Beweise geben könnten; doch exempla sunt odiosa, deshalb Basta!

66. Pilgerklänge einer Heimatlosen. Berlin, Dümmler. 1836. Kl. 8. 16 Gr.

Der Titel, unter welchem diese in zierlichem Gewande erscheinende Gedichtsammlung uns geboten ist, wird weder durch eine erläuternde Vorrede noch durch den Inhalt hinlänglich motivirt; denn obwol die meisten hier dargebotenen Gaben eine ernste Farbe tragen, so sind doch auch viele dabei, die ein heiteres Colorit haben. Es ließen sich hier manche Ausstellungen machen, manche Winke geben, mancher Accord anders stellen; indessen wozu das? Die Verfasserin, die ein fühlendes Herz und eine zarte Phantasie hat, auch nur selten mit der Sprache und der Form ringt, wird das ohne uns lernen, wenn sie, wie zu erwarten steht, singend weiter pilgert. Möge sie das wahre Heimatland der Poesie dann finden und recht heimisch in ihm werden!

67. Phantasie- und Thierstücke. Von Ritter Braun v. Braunthal. Wien, Tendler. 1836. Gr. 12. 1 Thlr.

Des vorigen Büchleins Titel schien uns nicht hinlänglich motivirt; hier klingt der Titel zu gesucht, affectirt und unklar. Freilich klingt „Phantasie- und Thierstücke" pikanter und ungewöhnlicher, als wenn dem Kinde der wahre Name: Lieder und Fabeln (denn solche enthält das Buch), gegeben wäre. Ungewöhnlich wie der Titel ist nun auch der Inhalt, und wir mögen das Wort nicht im schlechten Sinne genommen wissen. In den Liedern treibt nicht sowol die Phantasie als vielmehr der Humor sein buntkrauses Spiel, das um so beachtenswerther zu sein scheint, da sonst der Humor im Südosten unsers liederreichen Mutterlandes seltene Blüten treibt. Zum Lobe desselben sei es gesagt, daß es weder der Humor Shakspeare's, noch Jean Paul's, noch H. Heine's, sondern der Humor des Ritters Braun v. Braunthal, also ein origineller, nicht erkünstelter oder durch Corsarenlist entwandter ist. Schon die einleitenden Verse: „Ein Bund Federn oder der Federnbund", bestätigt diese Behauptung. Wir finden hier Stoßseufzer und Wünsche von fünfundzwanzig Gänsefedern, die dem Dichter ihre Heimat und Genealogie sowie ihre Tauglichkeit zu der Bearbeitung verschiedenartiger dichterischer Stoffe verkünden, und wir sind darin auf keinen Gänsewitz gestoßen. Dann folgt ein hübsch ersonnenes Märchen in fünf Abenteuern: „Der papierene Stiefel", der nichts anders als der politische Zeitgeist ist. Der Stoff des Märchens ist die Aussöhnung der Poesie mit der Natur, die der Zeitgeist entzweit hat. Auszüge duldet das Stück nicht. Unter den in einige Rubriken gebrachten Liedern notiren wir (S. 117): „Der Dichter und der Zeitgeist", welches beginnt:

Auf des Bergstroms sturmgepeitschten Wellen
Taucht, seht hin! taucht eine Leiche auf!
Nein, 's ist eine Wiege, und im hellen
Morgenstrahle schwimmt sie sanft herauf;
Nein, ein Sarg ist's, den die reißend schnellen
Wogen ruhlos schleudern ab und auf;
Nein, es ist ein Kahn, worin ein blasser,
Matter Mensch theilt mit der Hand die Wasser.

Dieser bleiche, matte Fährmann will einen Gipfel erreichen, der aber kaum erreichbar ist. Der Dichter warnt ihn vor dem thörichten Unterfangen:

— — warnt nicht mit tausend Stimmen
Die Natur dich vor der Felsenkluft?
Ihre Sonnenhöh' willst du erklimmen?
Deine Brust zerreißt in dieser Luft,
Würden auch die Mächt'gen nicht ergrimmen,
Deren Thron für Jeden wird zur Gruft,
Wagt er es, die Säulen anzutasten,
Die von Ewigkeit dort oben rasten.

Er mahnt ihn dagegen mit freundlichem Worte, die Leier zu nehmen und sein Beginnen zu vergessen; ja, er steigt selbst mit in den Kahn und entlockt dem Saitenspiele so süße, besänftigende Töne, daß der bleiche Schiffer ausruft:

Ja, du hast mich mir zurückgegeben,
Mich mir selbst, so ruft der Fährmann aus:
Wieder fließt die Welle fromm und eben,
Und sie trägt mich an mein kleines Haus.
Nur die Kunst versöhnt uns mit dem Leben,
Sie nur übertönt das Sturmgebraus,
Denn sie lebt, wenn alles Menschenhoffen
Der Vernichtung Blitzstrahl schon getroffen.

Laß, o Sänger, deine Leier tönen,
Bis in ihr erstirbt der Schmerz der Zeit,
Bis die Donner einmal nicht mehr dröhnen,
Bis geschlichtet einmal ist der Streit,
Bis die Geister alle sich versöhnen
Und vereinen für die Ewigkeit,
Bis in einem Hymnus alle Klagen
Aufgelöst sich durch die Lüfte tragen.

In der „Jagd im Zimmer" (S. 86) bildert und witzelt der Verf. in Antithesen also: Er sitzt im Stübchen und jagt mit Weib und Kind, statt des Wildes im Walde, die flüchtigen Minuten; er jagt mit ihnen Grillen und Sorgen; ihm selbst jagen vorüber die schönsten Gedanken; statt auf dem Anstande zu sein, sorgt er, Lieder dichtend, für Weib und Kind mit Anstand; den Heimkehrenden lohnen des Weibchens zufriedene Blicke, und im Hunde, der liebkosend ihn umspringt, sieht er die Treue. Unter den „Zunftliedern" ist Einiges spielend und matt, doch Einiges, was jene humoristische Sentimentalität bekundet, die uns bei Shakspeare und Jean Paul Thränen in die Augen lockt. Unter den „Liedern der Liebe" fällt so wenig eines aus als unter den „Verfrühlingsliedern", in denen die Fülle südostdeutscher Innigkeit athmet. Unter den „Fresken" notiren wir: „Der Schwarze in der (Aken'schen) Menagerie" und „An die Mimen meiner Zeit". „Die Seebilder" zeigen uns: „Sonnenuntergang", „Die Gondel", „Der Hafen", „Die Quarantaine", „Das Kriegsschiff", „Der Leuchtthurm", „Der Matrose", „Der Sturm", „Der Vapor", „Die Fischer", und wir theilen zur Probe „Die Gondel" (S. 133) mit:

Leg' an und laß die Schwingen schwellen,
Du bunter Hasenschmetterling!
Auf alle Blumen in den Wellen
Trag rasch mich hin, du heitres Ding!
Die Wasserblumen, die ich meine,
Die Schiffe sind es, rund umher,
Eh' sie im Abendsonnenscheine
Der Kelche schließen mehr und mehr.

Unter den Fabeln, hier „Thierstücke" genannt, zeichnen sich aus: „Der Floh im Ohre" und „Der Bär an der Kette", der Führer des Thieres warnt vor demselben und sagt:

Sein auf schön gebeten,
Fodre's ihn nicht 'raus,
Und — weil er an Ketten —
Spotte's ihn nit aus!

58. Gedichte von Georg Lotz. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 1836. 8. 1 Thlr.

Es gibt manches Buch, welches nicht sowol an sich als durch die Persönlichkeit seines Verfassers unsere Theilnahme in hohem Grade in Anspruch nimmt. Zu der Classe solcher Bücher stellen wir auch gegenwärtige Gedichte, deren Verfasser das Schicksal Homer's und Ossian's, Milton's und Pfeffel's theilt, indem ihm das Licht der Augen erloschen ist. Wie Ossian an der Hand Malvina's, geht er an der Hand der Muse seine dunkle Bahn; aber die Muse bestreut sie ihm auch mit duftenden Liebesblumen und läßt ihm die in ewige Nacht versunkene Welt in den Augen der Phantasie um so klarer und idealer erscheinen. Der Leser wird hier alle in dieser individuellen Beziehung geschriebenen Lieder höchst ansprechend finden. So sieht sich der Dichter (S. 38) in einem Wunderspiegel als Kind und Jüngling, und fährt dann fort:

Und endlich sah' ich einen Blinden
Vorüber durch den Spiegel ziehn,
Deß Züge Heiterkeit verkünden,
Und Lieb' und Freundschaft führen ihn.

Das war mein Bild, und mich entzückte
Des Spiegels wundervoller Scherz,
Und meine Führerinnen drückte
Ich dankbar ans bewegte Herz.

Rührend ist die flehende Bitte an den Strahlengott (S. 46), ihm nicht auf ewig zu schwinden, und sinnig dessen Antwort:

Erdensohn, ich muß dir jetzt enteilen!
So gebent's ein mächtiges Geschick;
Doch, darf ich als Phöbus nicht verweilen,
Bleib' ich als Apollo dir zurück.

Kann ich dir nicht meine Strahlen senden,
Weil dich blendet hohe Göttermacht:
Will ich freundlich Poesie dir spenden,
Sanft zu hellen deine Leidensnacht.

Der Gott hat ihm Wort gehalten und ihm der Dichtkunst göttliche Gestalten in seinem tiefsten Innern sonnenklar erscheinen lassen. Wie ergreift es ferner das fühlende Herz, wenn er S. 58 sagt:

Höre viel vom Lenze sprechen,
Der vom Winterschlaf erwacht;
Höre, daß die Knospen brechen,
Neu verjüngt die Flur uns lacht;
Höre, daß die goldne Sonne
Strahlt im freundlich milden Licht —
Ach, und alle diese Wonne
Sieht mein starres Auge nicht!

und wenn er sich dann damit tröstet, daß er des Lenzes Düfte wenigstens athme und seine Nachtigallen und Lerchen höre. Wie ergreifend ist es, wenn er sagt, ehe ihm Ossian's Schleier gesandt sei, habe er so oft, so gern in das Glanzgefilde der Sterne geschaut, und wenn er dann hinzusetzt:

Jene Sterne sind geschieden,
Hin mit meiner Augen Licht.
Doch es fehlen drum hienieden
Mir der Hoffnung Sterne nicht.

Wie regt es das innigste Mitleid an, wenn er an die Blumengöttin S. 106 die Frage richtet:

Sprich, Herrscherin der bunten Matten,
Hebt nimmer sich der schwarze Flor,
Und bricht aus meinen Nebelschatten
Nie mehr dein Farbenglanz hervor?

und Flora ihm erwidert, sie wolle sich ihm in ihrer Kinder Düften um so schöner künden; aus ihnen solle er Kränze in Apollo's Hain flechten. Das weiche Gefühl indessen, das durch solche Strophen in uns erzeugt wird, verwischt und vergiftet sich durch mehre eingemischte Scherzgedichte und versificirte Anekdoten, die wir hier nicht suchten. Dahin gehört: „Der jüdische Ersecirkel", „Die Reise zur Kaiserkrönung" u. s. w. Als Perle der ganzen Sammlung möchten wir betrachten: „Blumen und Thau" (S. 16):

Ich pflückt' im Lebenslenze
Mir Blumen von der Au',
Aus ihren Kelchen strahlte
Brillanten gleich der Thau.

Auf ihn und auf die Blumen
Schaut' ich voll Wonne hin:
Euch will ich mir bewahren!
Rief ich im Jugendsinn;

Da sprach die Zeit: Die Blumen,
Die nehm' ich, die sind mein;
Den Thau magst du behalten,
Die Thräne — sie sei dein.

Ebenso schön fast ist der „Perlenkäufer" (S. 86):

Wie nutz' mein Gold ich weise?
Dies, Genius, sage mir;
Da flüstert jener leise:
„Kauf Perlen dir dafür!"

Und in die niedre Hütte
Dringt Wohlthuns Sonnenschein;
Und in der Armen Mitte
Kauft er sich Perlen ein.

Wer so liebliche Lieder dichten kann, ist wahrlich nicht ganz elend. Möge dem Dichter das dulce lenimen der Lyra noch lange, recht lange in seiner Nacht erklingen! Sein lithographirtes Bild ziert den Titel des Buchs, dessen erste Bogen einen gewissenlosen Corrector gehabt haben. Im zweiten Bande, den wir wol erwarten dürfen, werde für einen bessern gesorgt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neugriechische Literatur.

Theologie.

Ein literarischer Handel, oder vielmehr, in welchem Sinne man die Sache auch betrachten möge, ein literarisches Skandal hat vor Kurzem die Aufmerksamkeit des Publicums in Athen nicht wenig auf sich gezogen. Der erste Professor der Theologie und zur Zeit Decan der theologischen Facultät, Archimandrit Missail Apostolides, gab nämlich in der königlichen Druckerei eine Uebersicht der biblischen Geschichte heraus unter dem Titel: „Σύνοψις κατηχητική τῆς ἱερᾶς ἱστορίας ἐκ τῆς παλαιᾶς καὶ νέας διαθήκης, συντεθεῖσα μὲν ὑπό" u. s. w. Kaum war das Buch erschienen, als der (wie man aus Hrn. Apostolides' Gegenschrift ersieht) bisherige Stipendiat des Gymnasiums, jetzt Beflissener der Theologie, Hierodiakon Ignatios Epeirotes in einem Supplemente der Zeitung: „Ἐλπίς", eine Kritik desselben drucken ließ, in welcher er sich bemühte, das Werk des Professors als ein beispielloses keckes Plagiat, nämlich als eine fast wörtliche Übersetzung von Fleury's „Catéchisme

historique, contenant en abrégé l'histoire sainte et la doctrine chrétienne", darzustellen. Die Kritik beschränkt sich, angeblich aus Mangel an Raum, auf die Vorrede, und hier weist Hr. Ignatios allerdings mit etwa 20 Beispielen nach, daß der Archimandrit sich nicht entblödet hat, Fleury wörtlich abzuschreiben und die Gedanken des Franzosen als sein rechtmäßiges Eigenthum auszugeben. Für diesen Theil des Buches darf man also das Plagiat als erwiesen ansehen, wie unsere Leser aus der Zusammenstellung von einem oder zwei Sätzen selbst erkennen werden; z. B.:

Fleury S. 2: Cette ignorance est une des principales sources de la corruption des moeurs. Rarement la dépravation du coeur est-elle si grande, que l'on résiste ouvertement à la lumière de la vérité et de la justice, mais on ne peut faire que par hazard de bien que l'on ne connait pas. La dévotion ne peut jamais être que superficielle, quand elle n'est point fondée sur des principes solides et sur une pleine conviction de l'excellence de la loi de Dieu.	**Apostolides S. 6:** Ὅτι λοιπὸν ἡ ἄγνοια αὕτη εἶναι ἀληθῶς μία τῶν κυριωτέρων πηγῶν τῆς ἠθικῆς μας διαφθορᾶς, ὅλοι νομίζω θέλουσι τὸ συνομολογήσει μετ' ἐμοῦ· σπανίως εἶναι τόσον μεγάλη ἡ διαφθορὰ τῆς καρδίας, ὥστε νὰ ἀνθιστάνηται ἀνυποστόλως εἰς τὸ φῶς τῆς ἀληθείας καὶ τῆς δικαιοσύνης, ἀλλὰ καὶ διὰ νὰ πράττῃ τις τὸ καλὸν, πρέπει νὰ τὸ γνωρίζῃ, ἐν ὅσῳ ὅμως τὸ ἀγνοεῖ, οὔτε κἂν ἐπιχειρίζεται νὰ τὸ πράξῃ, εἰ μὴ ἴσως κατὰ τύχην. Καὶ αὐτῶν τῶν εὐλαβῶν ἀνθρώπων ἡ εὐλάβεια εἶναι πάντοτε ἐπιπόλαιος, ὅταν δὲν στηρίζεται εἰς βασίμους ἀρχὰς, καὶ εἰς τὴν πλήρη καὶ ἐντελῆ πεποίθησιν, ὅτι ὁ νόμος τοῦ Θεοῦ εἶναι κάλλιστος, καὶ ὅσα μᾶς διατάσσει, εἶναι ταῦτα τὰ ἀληθινὰ μας συμφέροντα.

Hier noch ein kürzeres Beispiel:

Fleury S. 28: Or il est impossible de démêler d'abord tout cela, si l'on n'est averti par quelqu'un qui ait bien lu l'Ecriture.	**Apostolides S. 15:** Ὅθεν εἶναι ἀδύνατον κατ' ἀρχὰς νὰ διακρίνῃ τις ὅλα ταῦτα, ἐὰν δὲν ὁδηγῆται παρά τινος, ὅστις ἀνέγνωσεν ἐπιμελῶς τὴν Γραφήν.

Daß also der Archimandrit einen wesentlichen Theil der Fleury'schen Einleitung sich auf dem kürzesten Wege angeeignet hat und als seine eigne Weisheit ausgibt, ist gradezu erwiesen. Was den Text betrifft, so behauptet Hr. Ignatios, daß allerdings nur ein Theil der Capitel auf ähnliche Weise aus Fleury übersetzt, die übrigen aber größtentheils aus verwandten deutschen Werken entlehnt seien.

Gegen diese bittere Anklage ist nun Hr. Apostolides mit einer Gegenschrift aufgetreten, unter dem Titel: „Ἀπάντησις εἰς τὴν ψευδεπίγραφον ἐπίκρισιν τὴν περὶ τῆς κατηχητικῆς συνόψεως" u. s. w. (Athen 1837); allein er macht seine Sache von vornherein einigermaßen dadurch verdächtig, daß er in einer captatio benevolentiae das Publicum zu überreden sucht, der Angriff gehe eigentlich von dem Hasse und Neide eines (ziemlich deutlich bezeichneten) Collegen aus; weshalb er denn gegen den Diakon Ignatios einen durchaus väterlichen Ton annimmt und ihn bemitleidet, daß er als ein jüngerer Priester sich habe verleiten lassen, seinen Namen zur Verunglimpfung eines ältern Vorgesetzten und Lehrers herzuleihen; eine Voraussetzung, welche Ignatios, wie wir hören, auf das bestimmteste zurückweist. Was ferner die eigentliche Streitfrage betrifft, so erscheint uns die Vertheidigung des Hrn. Apostolides sehr ungenügend. Er vermeidet gänzlich, den von seinem Gegner zunächst aufgedeckten wunden Fleck — die wunderbare Aehnlichkeit seiner und der Fleury'schen Vorrede in einzelnen Gedanken und in ganzen Perioden — zu berühren und scheint also durch diese stillschweigende Preisgebung die Unhaltbarkeit seines ersten Außenwerks einzuräumen. Er sucht nur noch die Hauptfestung zu retten, indem er Fleury's erstes Capitel mit einer wörtlichen griechischen Übersetzung und daneben das erste Capitel seines eignen Werks abdrucken läßt. Hier ist nun allerdings kein Schatten von Ähnlichkeit, auch ist Hrn. Apostolides' Schilderung der Schöpfung wenigstens dreimal ausführlicher als die Fleury'sche; aber wie, wenn dies nun grade eins von jenen Capiteln wäre, die nach der Behauptung des Diakons aus deutschen Werken entlehnt sind? oder die etwa Hr. Apostolides selbst ausgearbeitet hat?

Dies die Geschichte des obschwebenden Streites, so weit er bis jetzt gediehen ist. Es ist zu erwarten, daß Hr. Ignatios wieder antwortet. Für das Publicum in Athen ist es inzwischen schwer, zu einer klaren Einsicht in die Sache zu gelangen, da, wie es scheint, nur die Streitenden im Besitze von Fleury's Werk sind und es also auf ihr Gutbefinden ankommt, was und wieviel sie zur Vergleichung daraus mittheilen wollen. Für die Wissenschaft ist dieser Streit allerdings gleichgültig; allein er ist charakteristisch für den einerseits freibeuterischen, andererseits bissigen Geist einer im Entstehen begriffenen Literatur. Auch möchte es in der Geschichte der Universitäten noch neu sein, daß ein erster Professor der Theologie sein Lehramt mit einer entwendeten Vorrede antritt.

Griechische Journale.

In dem Augenblicke wo, nach Zeitungsnachrichten, die königlich griechische Regierung sich wiederholt veranlaßt gesehen hat, gegen die steigenden Mißbräuche der Presse gerichtlich einzuschreiten, und wo, wie es heißt, eine Revision des Preßgesetzes beabsichtigt wird, ist die nachstehende kurze Übersicht der zu Anfang August in Athen bestehenden und mit der Politik sich beschäftigenden Journale unsern Lesern vielleicht nicht unerwünscht.

Politische Zeitungen. Das „Regierungsblatt" (Ἐφημερὶς τῆς κυβερνήσεως) enthält nur Gesetze, Verordnungen und Dienstnachrichten ohne alles Raisonnement. Der „Griechische Courrier" (Ὁ ἑλληνικὸς ταχυδρόμος), das eigentliche ministerielle Organ, erschien früher blos Griechisch und Französisch, seit einigen Monaten auch Deutsch. Redacteurs: die Ministerialräthe P. Delijannis und A. R. Rhangabis. Der „Sauveur" (Σωτήρ), ursprünglich Organ der Kolettis'schen Partei, hat schon viele Phasen durchgemacht und war bald in der äußersten Opposition, bald ein unbedingter Schmeichler der Regierung. Seit einigen Wochen neigt er sich wieder zum Ministerialismus hin. Erscheint Französisch und Griechisch. Redacteur: N. Skouphos.*) Die „Hoffnung" (Ἐλπίς), von der leidenschaftlichsten Opposition, predigt vor allen Dingen blinden Haß gegen die Baiern und gegen die Deutschen überhaupt. Griechisch und Deutsch. Redacteur: der ehemalige Finanz- und Rechnungsrath K. Levidis. Die „Minerva" (Ἀθηνᾶ), früher eine gemäßigte Opposition verfolgend und selbst, so oft es ihre Überzeugung mit sich brachte, die Regierung unterstützend, wird jetzt immer leidenschaftlicher. Monarchisch-constitutionell mit Hinneigung zur Demokratie. Erscheint nur Griechisch. Redacteur: E. Antoniades. Die „Fama" (Φήμη), ein schlecht redigirtes Intelligenzblatt, gibt auch politische Nachrichten in der Farbe der Opposition und des Fremdenhasses. Nomineller Redacteur: Pacharnikides. Noch erwartet man ein neues Blatt, den „Aeon" (Αἰών), in der Farbe der ehemaligen Kapodistrias'schen Partei.

Periodische Zeitschriften. Der „Fortschritt" (Ἡ πρόοδος), ein ultra-ochlokratisches Blatt, voll versteckter Angriffe auf die Monarchie, geschrieben in einem gemeinen Tone, dem sich aber eine kräftige Originalität nicht absprechen läßt. Redacteur: P. Sophianopulos. Der „Zuschauer" (Θεατής), von wissenschaftlicher Tendenz, sehr elegant geschrieben; gehört indeß zur Opposition, insofern er das Erziehungswesen und die gelehrten Bildungsanstalten mit ihrem Personal oft angreift. Redacteur: M. Schinas (früher Geschäftsträger in London). Die übrigen Zeitschriften gehören nicht hierher. 107.

*) Diese Zeitschrift hat seitdem aufgehört zu erscheinen. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 303. — 30. October 1837.

Poeten und Poetaster aus dem Laufe des Jahres 1836.

Vierter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 302.)

59. Gedichte von Heinrich Wenzel. Glogau, Flemming. 1836. 8. 1 Thlr.

Es wird jetzt Sitte und Brauch unter den Dichtern, die jedes Mondscheinsäculum erzeugt, über ihre erotischen Stoßseufzer und Gefühlspartikeln keine Überschrift, sondern nur eine Nummer zu setzen. Das hat Hr. W. mit seinen hundert Liebesliedchen hier auch gethan. Er läßt 30 Sonette ejusdem argumenti folgen; die „Frühlingsreise zur Geliebten", die wir als Ref. mit ihm schon machen müssen, hat wenigstens Lieder mit Überschriften; unter den 31 Balladen und Romanzen ist der „Ritt zur Hochzeit" (S. 35) recht artig; aber der Verf. weiß wol nicht, daß Luther nur Monate auf der Wartburg saß, sonst hätte er in der Legende, die uns die bekannte Geschichte auftischt, wie Luther dem Teufel das Tintefaß an den Kopf wirft, wol nicht sagen können (S. 111):

> Als Doctor Luther manches Jahr
> Gefangen auf der Wartburg war u. s. w.

Vermischte Gedichte, d. h. bona mixta malis, folgen, und geschlossen wird mit Reiseliedern, jetzt viel zu beliebt und gesucht, als daß sie fehlen dürften; sie haben uns am besten gefallen. Obwol wir weit entfernt sind, den Stab über das hier Gegebene zu brechen, so können wir doch dem Dichter keine Unsterblichkeit prognosticiren.

70. Gedichte von H. Kletke. Breslau, Richter. 1836. Gr. 8. 16 Gr.

Der Verf. dieser Gedichte, wahrscheinlich des Vorigen und Opitz's Landsmann, bearbeitet die nämlichen Stoffe, die wir in der vorigen Nummer nannten, d. h. er durchwandelt das Arkadien der eignen Liebe und pflückt sich im Thale und auf Wiesen einen Strauß von Rosen und Cypressen; nur gebraucht er das Bild vom Strauß nicht, sondern nennt die Lieder der Liebesfreude „Liebestagfalter", die des Schmerzes „Liebesnachtfalter", die er auf etwas grauem Papiere vor den Blicken der Leser auf- und umherschweben läßt. Die Abtheilung: „Frühling und Herbst", hat es mit der Natur und ihren wechselnden Erscheinungen zu thun. Dann folgt „Vermischtes" und den Schluß macht eine „Ironie des Lebens und der Liebe". Über jede Section ein paar andeutende Worte. Den ersten Liedern gibt er den Auftrag:

> Ihr Lieder, geht von Haus zu Haus,
> Laßt euch es nicht verdrießen;
> Sucht mir die hübschen Mädchen aus
> Und sagt, ich lass' sie grüßen!

S. 12 läßt es sich unter der Überschrift: „Keine Ruh", gar artig lesen, wie der Dichter in den Wald zum Studiren hinauszieht, wie ihn aber das Rauschen der Bäume und der Vöglein Stimmen, die unaufhörlich den Namen der Einzigen rufen, nicht dazu kommen läßt. Das Motto vor den „Liebesnachtfaltern":

> Ernst ist des Lebens schönste Gabe,
> Die in der Brust des Menschen glüht;
> Wo wäre Der, dem vor dem Grabe
> Die Liebe ewig lächelnd blüht!

gibt uns den Standpunkt an, von wo aus er singt. Hier ist manches Innige, Tiefgefühlte, Elegische, als: „Die Todesstunden" (S. 55), oder „Entschwundenes Glück" (S. 59). Das die Romanzen und Balladen einleitende Gedicht: „Sympathie", stellt ein artiges Bildchen auf; und sind die hier gebotenen Gaben auch nicht alle eben „Rosenblätter, die der Nachtwind dem Sänger ins Gesicht weht, und die so zu Gedichten werden", so sind es doch keine welken Blüten; nur drängt das Lyrische das Epische fast überall in den Hintergrund, was hier charakteristisch ist. Auszeichnen möchten wir „Das Waldschloß" (S. 76) mit seiner didaktischen Pointe. In „Trennung und Wiedersehn" (S. 88) ist die Ironie zu grell. Unter dem „Vermischten" fällt nichts aus; kein Lolch- und Trespengewächs unter dem Weizen, keine kümmerliche Knospe oder taube Blüte! „Über Nacht" (S. 105) ist unter den Frühlings- und Herbstblüten die letzte, aber duftigste. „Der Weihnachtsmorgen" (S. 116) gibt einen guten Gedanken in einem frischen Bilde, und „Lebewohl" ist ein tiefgefühltes und herziges Wort. „Der alte Zaubermeister" (S. 125) verkündet eine beherzigenswerthe, tief in der menschlichen Natur liegende Wahrheit. „Die Ironie des Lebens und der Liebe" verbreitet sich zunächst über Zunftpoesie:

> Der Frühling und die Liebe,
> Und daß es stets so bliebe;
> Die Sonnen und die Wonnen,
> Und was dabei zerronnen;
> Ein Heer und Meer von Qualen
> Mit heißen Idealen:
> Das ist der ew'gen Reime
> Unendliches Geleime.

Bunt und kraus genug geht's im „Traumbilde" (S. 140) her, wo eine Schar längst vergessener Geliebten vom Dichter mit wildem Geschrei die Pfänder ihrer Liebe zurückfodern. So kündet sich uns hier durchweg eine lebendige Regsamkeit und Frische an, und des Sängers Seele hat eine gewisse Elasticität, die des Gedankens Ball rastlos in den Äther der Empfindung aufschnellt und wieder auffängt; ob aber auch ihm ein Zweig am Baume der Unsterblichkeit blüht, ist die große Frage.

71. Gedichte von Ludwig Wihl. Mainz, Zabern. 1836. 8. 1 Thlr.

Schon die Übersicht des Inhalts erweckt ein Vorurtheil zu Gunsten des Verf. Recht schön, daß er nicht gleich Andern und Vielen mit dem Liebessang beginnt, sondern uns zunächst in die Natur, in den Wald führt, wo der Eule, dem Irrwisch, dem Frosch, der Fledermaus und Nachtigall allerlei Dis-

curse und Monologe abgelauscht werden. Wir glauben es ihm, wenn er vom Leben in der Natur sagt:

Es ist so lieb im grünen Hain,
Ich möchte immer drinnen sein!
Die Bäume scheinen lebendig zu werden,
Sie reden mit mir durch ihre Geberden.
Die Vögel plaudern mir Alles aus,
Von dem ich nichts erfahr' im Haus.
Die Andern nennen es Märchen und Träume,
Nicht kennend die Sprache der Vögel und Bäume;
Drum brechen sie aus in ein gellendes Lachen,
So oft ich erzähle von Wundersachen,
Und meinen, mich hätt' ein Fieber bethört.
Doch derlei Gerede mich niemals stört
Sie brauchen den Wald, ihn auszulichten,
Ich lerne von ihm das Singen und Dichten.

Da wird denn auch der Frühling und sein Zauber in eigenthümlichen Klängen besungen, über deren Anmuth man die Unnatur eines Verses wie:

Neue Kräfte verheißen
Der Erde ein neues Surtout —

leicht vergessen kann und sich an einer Reihe niedlicher Genrebilder erlabt, denen man kaum ansieht, daß ihr Maler dann und wann dem schwäbischen Uhland den Pinsel von der Palette heimlich weggenommen hat. „Völkerleben" bildet eine zweite Section. Die „Trauer des Rabbi" schallt uns in wenigen Accorden, aber tief, wahr, aus blutender Brust gehaucht, entgegen. Das Lied ist, wie einige andere der Sammlung, von Konradin Kreutzer in Musik gesetzt, und wenn es dem Componisten nur halb so gut gelungen ist wie die Composition der Uhland'schen Lieder, so beklagen wir, daß die Notenblätter hier nicht beigelegt sind. An diese Rabbitrauer schließt sich eine andere Nationalthrenodie an, nämlich „Die Klage Ahasver's", die der Unglückliche, der nicht sterben kann, der Welt, der Christenheit und seinem Volke ausschüttet. Doch nicht blos ideale Personen repäsentiren hier das Völkerleben, sondern auch lebende, der Gegenwart angehörige, wie Mahmud II., der, gegen den ägyptischen Mohammed Ali sich rüstend, seinen Säbel in die Meereswogen sinken sieht und, gewarnt durch das böse Omen, die Rüstung einstellt und die Rache auf bessere Zeit verschiebt. Im „Allegorischen und Symbolischen" läßt sich die Sinnigkeit nicht verkennen, mit welcher der Dichter aus dem Bilde die Wahrheit wie den Kern aus der Schale herausschält. Auszeichnen möchten wir hier das rabbinische Bild (S. 52): „Der Fuchs und die Fische", „Der Affe und die Nuß" (S. 56) und „Der Freund" (S. 57), wo uns die Ohnmacht des Geldes und die Kraft der guten Werke gezeigt wird. Das Sagen- und Grausenhafte verfehlt nirgend die Wirkung, die es auf das Gemüth hervorbringen soll; denn wir mögen den „Spielmann von Blonhoven" (S. 65), der dem Gesindel am Galgen in der Mitternacht aufspielen muß, oder den „Gunthram", der den Hexengesang hört und die Braut todt findet, betrachten, immer sträubt sich das Haar ein wenig. „Die blasse Jungfrau" (S. 69) geberdet sich gespenstig genug, und „Erlkönigs Tochter" legt Herrn Oluf die Hand so kalt auf das warme Herz, daß uns selbst ein eisiger Schauer durchrieselt. Die „Sagen" sind nicht übel gewählt und zeichnen sich aus durch Kürze der Erzählung und Prägnanz in der Darstellung und im Verse. „Die Verzauberung" (S. 80), wo der König durch einen Kuß eine Wasserschlange in seinen Sohn umwandelt, auch „Thiermetamorphose" (S. 82), wo unter der Gestalt der schwarzen Katze die alte Muhme umherschleicht, und „Amme und Hexe" (S. 83) sind nicht minder wohl gelungen. Die „Hexenlieder" (S. 88) erinnern an die Erzählung der Heldenthaten, deren sich die Zauberschwestern in „Macbeth" rühmen, besonders nach der Bürger'schen Verdeutschung; doch sind sie hier minder ekelhaft und mehr barock gehalten. „Der todte Knabe" (S. 93) erzählt ganz grauenhaft:

Wie einst ein todter Knab'
Um Mitternacht die Geliebte
Zu sich geholt ins Grab.

Die „Romanzen und Lieder" bekunden des **Dichters** Talent für Historienmalerei, die sich in wenigen, aber starken Pinselstrichen gefällt; der Hebel der Sprache aus dem 16. und 17. Jahrhundert ist in ihnen von guter Wirkung, wie immer, wenn er diserzt gebraucht wird. Zur Probe theilen wir „Die Sonnenbraut" (S. 100) mit:

An der Seine beim Mont-Martre lebt' einst eine Jungfrau bleich,
Die ein lust'ger Wahnsinn machte über alle Maßen reich.
An den Gott in goldner Sonne knüpfte sie der Liebe Band,
Dem sie mit dem Herzen folgte frohbeglückt in alle Land'
Jeden Strahl aus blauer Wolke sog sie ein voll sel'ger Lust,
Jeder Seufzer, jede Klage war ein Bote ihrer Brust.
Alle R·sen, alle Lilien waren ihr von ihm geweiht,
Nachtigallenlied und Klage ihres Sonnengottes Leid.
Nach dem Osten waren Morgens ihre Augen hingewandt,
Daß sie bei dem ersten Strahle reichte ihm die Lilienhand.
Fielen dann die schwarzen Locken üppig auf des Busens Schnee,
Meinte sie, es wären Küsse von dem Gotte aus der Höh'.
Mit der Lerche in den Lüften klang sodann ihr Morgensang.
Und so dau'rte ihr Entzücken bis zum Sonnenuntergang.
Wenn der Theure dann sich tauchte in des Meeres grünen Schooß,
Wurden ihrer Liebe Schmerzen wie das Weltenmeer so groß.
Irrend sprach sie zu den Sternen: Saht ihr ihn nicht in der Nacht?
Golden sind auch seine Strahlen, groß ist seine Zaubermacht.
Und so schwanden ihre Jahre, treuer Liebe treues Bild,
Bis der Liebe Glutverlangen Nacht des Todes hat gestillt,
Bis die Sonne sie beweinte hinter schwarzem Wolkenflor.
Bis sich eine Sonnenblume rang aus ihrem Grab hervor.

In Demjenigen, was der Verf. unter dem Namen „Genrebilder" gibt, gefällt er sich (wenigstens in: „Don Juan und der Teufel", „Schneider Löwenherz", „Der Schmied von Bielefeld" und „Curiose Geschichte" von S. 125 – 132) *in* Carrikirung und modern-phantastischer Verzerrung, *ohne eben an* Heine zu erinnern, und die den Genrebildern *folgenden* „Capriccios" charakterisirt er selbst durch das Rückert'sche Wort:

Wer mit den Schmerzen scherzt, der hat sie überwunden
Entweder, oder wird von ihnen nie gefunden
Drum reimet Schmerz auf Scherz, und beides reimt auf Herz,
Weil Dichterherzen stets verwandeln Schmerz in Scherz.

Bemerkenswerth ist hier das Urtheil, das der Dichter von dem „Letzten der alten Schule" (S. 145) über sich selbst fällen läßt:

Mich endlich nennt er stockdumm
Und fährt fast aus der Haut;
Ich seh' ja nur ein Decoctum
Aus Heine und Uhland gebraut!

Jetzt erst folgen die Seufzer und Wonnen der Liebe in den „Liebesliedern", wo uns Manches manierirt vorkommt und mehr aus künstlicher Reflexion als aus dem Innern der Brust geschöpft erscheint, wovon jedoch die kleinen Liebeslieder im Volkstone durch ihre Naivetät eine rühmliche Ausnahme machen. „Kinderlieder" geben die jetzt so gewöhnliche sentimentale Reflexion der Mütter an der Wiege. Nicht besser fallen die „Weinlieder" aus: ein mühsames Haschen und Jagen nach neu-energischem Witzwort, was uns frostig läßt und bei dem Rückert fast immer im Hintergrunde steht. Hören wir nur die traurige Bilderhetze auf S. 172:

Die Schenke ist meine Kapelle,
Worin ich verricht' mein Gebet;
Die Gläser erklingen helle
Wie Glocken früh und spät.
Der Kellner ist mein Küster;
Der Wirth, mein Vicarius,
Absolvirt allstündlich gerne
Seinen Freund Hilarius.

Unter den „Epigrammen" werden einige „Loci communes" genannt; das sind sie mit Ausnahme von „Dichter" (S. 183) alle. Die „Glossen" sind, wie alle Gedichte der Art, geschnörkelte Karyatiden fremder Gedanken. Die „Schlußgedichte" geben zunächst das Gelübde, im Falle sie begehrt werden, noch mehr Lieder zu bringen; und da wir nicht zu den Kunstrichtern gehören, die der „Kritik, der Welt-Fraubase huldigen, die mit der Brille auf der Nase Gericht hält", so werden wir uns freuen, neue Lieder von dem Verf. zu lesen, da uns die vorliegenden vielen Genuß gewährt haben. Hr. Wihl zähle uns also nicht zu den Kunstrichtern, die er sprechen läßt:

Ich will ihn aber geißeln,
Daß er nicht wieder singt,
Bis ihm nach langem Meißeln
Einmal ein Lied gelingt.

72. Dichtungen von E. Sloman. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1836. Gr. 12. 1 Thlr.

Die erste Empfindung, die uns beim Lesen dieser „Dichtungen" durchdrang, war die eines Wanderers, der nach jahrelangem Weilen in der Fremde und neuen Gebieten in die heimatliche Vaterstadt zurückkehrt, da die wohlbekannte Sprache vernimmt, die alten Vettern und Muhmen wiederbegrüßt und die lang nicht gesehenen Thore und Häuser mit ihren Erkern und gothischen Schnörkeleien wiederum erschaut; denn es singt hier ein Dichter aus der alten Schule, aus der Vor-Schiller-Zeit, für welches Wort wir um Nachsicht bitten. Für die Söhne unsers Jahrhunderts und die poetischen Zöglinge der neuesten Zeit mag er sich wunderlich genug ausnehmen in einem Rocke mit dem alten Schnitte; uns ist er weder lächerlich noch barock erschienen, da wir selbst solchen Rock getragen und ihn noch hängen haben. Aber leider haben wir einer zweiten Empfindung beim Erblicken dieses jungen alten Herrn nicht Meister werden können, nämlich der Empfindung der tödtlichsten Langweile. Die „Gedanken und Betrachtungen", mit denen der Verf. den Sang anhebt, enthalten nichts als gedehnte Principia der philosophischen Moral, und die Erzählungen und sogenannten Balladen, die ihnen folgen, sind in einer so breitseligen Behaglichkeit und larmoyanten Redseligkeit gehalten, daß beim redlichsten Willen des Lesers seine Geduld wie eine vom Samum geknickte Blume dahinsinkt. So ist der Stoff der ersten Erzählung — ein Graf verführt ein Mädchen, die er mit ihrem Kinde vor seinem Palaste erfrieren läßt — auf 52, sage zweiundfunfzig enggedruckten Seiten ausgesponnen, und sie erscheint somit als non plus ultra breitseliger Darstellung. Gott weiß, was „Die Heimkehr", das folgende Stück, von S. 78 — 99 enthalten mag; wir konnten's nicht lesen, indem wir von der eben beendeten Lecture Das waren, was die Franzosen harassé nennen. „Die beiden Sterbenden" (S. 99) geben doch ein Bild und einen Contrast! Aber Balladen haben wir nirgend gefunden, ungeachtet der Verf. einige Erzählungen gedichtet hat, über welche er jenes Wort schreibt. In dem Liede: „Ich dachte dein!" (S. 223) ist wenigstens etwas Bewegung, welche das Faulwerden des kastalischen Wassers verhütet, und auch das letzte Lied, ein Lied des Trostes, athmet Milde, Verstand, Klarheit und Empfindung. Von ganzer Seele wünschen wir, daß Hr. S. Leser aus alter guter Zeit und geduldiger Art finden möge, die seine Dichtungen wo möglich kurz vor der Siesta zur Hand nehmen; — probatum est!

73. Gedichte von Chr. Ulr. Beccau. Altona, Aue. 1836. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Diese Lieder, auf grauem Papier, aber correct gedruckt und nicht ohne lyrischen Anklang, werden von ihrem Verf. selbst also apostrophirt:

Schmetterlinge, flattert fort,
Munter in die Welt hinein!
Möchtet ihr nur hie und dort
Lieben Beifalls euch erfreun;
Dann habt ihr genug gelebt,
Senkt die Flügel und vergeht.
Kinder seid ihr der Natur,
Anspruchlos und ohne Kunst;
Augenblicke buhlet nur
Und nur dann um kurze Gunst.
Bald hat euch die Zeit verweht,
Senkt die Flügel und vergeht.

Also geschehe es!

74. Gebilde der Phantasie für Geist und Herz. Von Karl Friedrich Ernst Ludwig. Hamburg, Herold. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 4 Gr.

Diese „Gebilde" u. s. w. gehören zu denen, die wegen ihrer Allverständlichkeit, ihres Anschmiegens an die Zeit und die Menschen, ihres harmlosen Scherzes, ihrer herzlichen Gemüthlichkeit unbezweifelt ein großes Publicum, und nicht blos in Hamburg, finden werden. Der Standpunkt geistiger Bildung, den ihr Verf. einnimmt, das Verhältniß, in welchem er zu seinen Zeitgenossen in Apoll steht, die Gesinnung, die ihn beseelt, die Hauptrichtung, die sein Gefühl zu nehmen pflegt, und selbst die Region, bis zu welcher seine Phantasie sich zu erheben vermag, sprechen sich in dem S. 7 befindlichen Liede aus, welches die Überschrift hat: „Was mich beglückt", und welches wir als Urtypus und Maßstab zur Beurtheilung seiner pierischen Leistungen hier mittheilen:

Ich gönne gern dem Reichen seine Feste,
Wo Eitelkeit und Langeweile spricht;
Mich locken nicht der Fürsten Prunkpaläste,
Mich reizt des Kriegers blut'ger Lorber nicht.

Mein Herz erschließt sich unter grünen Bäumen,
Wo Ruhe thront an klarer Quelle Rand;
Da fliegt der kühne Blick zu fernen Räumen,
Vom Sternenhimmel winkt ein bess'res Land.

Ich athme frei, wo in der kleinsten Hütte
Die Häuslichkeit und stille Eintracht wohnt,
Wo in bescheidner treuer Freunde Mitte
Dem Redlichen Vertraun und Liebe lohnt.

Ich weil' entzückt bei jeder Frühlingsblüte
Und schlürf' in langen Zügen ihren Duft;
Doch stärker zieht mich's, wohin Geist und Güte,
Wohin der Unschuld schönrer Lenz mich ruft.

Wo dieses Lenzes Zauberrosen winken,
Verklärt sich die Natur in reinem Licht;
Wol mögen Ros' und Jugend welkend sinken,
Der Unschuld Götterblüte welket nicht.

Wir theilen nun noch als Appendix zu diesen Achtzehnhundertsechsunddreißigern einige Andeutungen über Erzeugnisse des J. 1837 mit und richten das Rohr zunächst auf ein Zwillingsgestirn am poetischen Himmel des gegenwärtigen Jahres:

75. Dichtungen von Gustav Lahode und Theodor Drobisch. Leipzig, Fischer und Fuchs. 1837. 8. 1 Thlr.

Unbezweifelt haben die beiden Brüder in Apoll im Gefühle ihrer Geistes- und Gemüthsverwandtschaft die dem kastalischen Quell gemeinsam entschöpfte Flut in eine Schale (hier eine Buchschale) gegossen. Wir möchten aber, ungeachtet Hr. L. vor den von ihm erbauten Musentempel ein Demantschild mit dem Motto nagelt:

Mag Recensentenwuth den Dichter höhnen,
Die Muse bleibt ihm hold; ihr weiht er seine Lieder —

Hrn. D. höher stellen und den von den Musen Begünstigtern nennen; denn in L.'s Schöpfungen vermissen wir bei aller Glätte und Anmuth dennoch Schwung, Begeisterung, Phantasiefrische, Anschmiegen an die Natur und jene süße Wehmuth, die nicht redet oder declamirt, sondern haucht und lispelt. Am besten haben uns noch die den Versen angehängten Gnomen gefallen, namentlich wo sie nicht ins Metrum gegossen sind.

In Drobisch dagegen zieht sich der dunkelglänzende Faden der Wehmuth und süßen Schwärmerei in den meisten Geweben hin, und in „Dichterglück" (S. 118) strömt er das Bewußtsein seiner Würde aus und schließt:

An das Vaterland, was jenseit lieget,
Wo der Quell der Liebe nie versieget,
An den Himmel grenzt des Dichters Land;
Denn nicht Träume, die die Nacht geboren,
Haben ihn zum Glücklichen erkoren:
Seine Leiden sind — der Wahrheit Pfand.

Wirklich ist hier im Schönen manches Wahre, das sich, ohne auf Reflexionsjägerei auszugehen, wie eine Frucht in die Blüten drängt; doch auch abgesondert zeigt sich Didaktisches in den zuletzt abgedruckten Gefühlen und Ansichten. „Sängers Harm" (S. 149) ist recht liebesinnig, und die Nänien, die er den gefallenen Polen, dem Schlummerer auf St.-Helena, Beethoven und Bellini weiht, klingen voll des elegischen Pathos. „Die beiden Inseln" zur Probe:

Armer Soldat! was starrst du so
Hinaus ins tosende Meer?
Was sucht dein Blick auf der flutenden See
So trüb' und thränenschwer?

Zwei Inseln sucht mein Thränenblick,
Bis ich gefunden sie hab';
Sie liegen draußen im stürmenden Meer:
Die Wiege und das Grab.

Stürmt Meereswellen! heult und braust
Wie schlachtendonnernder Klang!
Um des Kaisers Wiege habt ihr getönt,
Geheult den Sterbegesang.

Wogt, wogt noch tausend Jahr hinfort
Um der Wiege fels'gen Rand!
Ihr schaukelt so einen Mann nicht mehr,
Wie ihn die Welt gekannt.

Dein Name, Eiland, tönte nicht,
Das man zum Kerker ersah;
Denn ohne den Held und das Kaisergrab
Gäb' es kein Helena.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Italien.

Die Leser der „Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica" wissen aus einem Vortrage des Geh. Legationsrathes Bunsen vom 21. April 1833 (Band 6), wie großartig und ausdauernd die neapolitanische Regierung den Riesenbau des Kaisers Claudius, den Emissar des Fucinersees untersuchen und reinigen läßt, der, seit Jahrhunderten verstopft und verschüttet, auf die Bewohnbarkeit einer sehr reizenden Gegend wenig Einfluß zeigte. Denn schwoll der See plötzlich an, so wurde zwar viel urbares Land beschädigt, aber ein, man weiß nicht ob natürliches oder ursprünglich auch künstliches Loch, os Pitoniae oder la Petagna in der Gegend genannt (unrichtig bei Westphal, „Die römische Campagne", S. 116, Os Pitonii und la Pedogna), ließ durch unbekannte Kanäle den höhern Wasserstand abfließen. Westphal erklärte daher etwas voreilig den ganzen Ableiter für eine unnütze Sache, während die neapolitanischen Ingenieure, wie der Commandeur Carlo Afan de Rivera, mit dem Gelingen dieses schwierigen Unternehmens eine einstige Verbindung des tyrrhenischen und des adriatischen Meeres beabsichtigten. Vielleicht ist durch die Ausdauer der Regierung und die geschickten Maßregeln der beauftragten Techniker das schwierige Unternehmen in diesem Jahre (1837) schon vollendet, ein Bau, der nach Sueton 30,000 Menschen 11 Jahre lang beschäftigte, schon wieder in seiner ganzen Ausdehnung hergestellt, in seinen Einwirkungen fühlbar und eine der reizendsten Gegenden der Welt, welche die alte valerische Straße einst mit Rom verband, der Anfangspunkt neuer Bedeutenheit geworden, deren ehemalige Blüte auf derselben Stelle großartige Trümmern und Anlagen zeigen. Denn den See, dessen völlige Trockenlegung durch den Emissar man möglich glaubt, umgeben häufige Überreste früherer Bevölkerung. Nahe dabei, auf einer Höhe am nördlichen Ende des Sees, liegt das äquische Alba mit cyklopischen Mauern, eine einst bedeutende, seit dem 3. Jahrhundert Roms unwichtigere, aber erst im 9. oder 10. Jahrhunderte durch Sarazenen zerstörte Stadt, die eine Geschichte voll glänzenderer Namen als Petersburg und Neuyork hat. Ihre von Westphal (S. 116) geringgeschätzten Monumente hat ein junger Architekt, Carlo Promis aus Turin, in einer Schrift: „Le antichità di Alba Fucense negli Equi misurate ed illustrate" (Rom 1836), jetzt bekannt gemacht und mit großem Scharfsinn gründlich und überzeugend ein System von Befestigungen, von Tempelbauten und unterirdischen Verbindungen nachgewiesen, die den Hoffnungen der neapolitanischen Behörden uralte Bestätigungen zu geben scheinen.

Über das Nordlicht am 18. Februar 1837 haben die gelehrten Astronomen zu Pisa Beobachtungen angestellt, die, mit den gleichzeitigen auf so vielen Punkten Europas verglichen, Aufschlüsse über diese so auffallenden Phänomene versprechen. Die einzelnen Formen, unter denen es in Pisa sich zeigte, möchten ziemlich mit denen zusammenstimmen, die man auch anderwärts beobachtet hat, nur wurde als auffallend verzeichnet, daß das Meteor, wie sehr es auch wechselte, um den magnetischen Meridian stets eine gleichmäßige symmetrische Zusammenstellung bildete. An der oft beobachteten Neigungs- und Abweichungsnadel waren keine dem bloßen Auge sichtbare Veränderungen merklich, wenn das Instrument nicht Unterabtheilungen des Grades nachwies. Da die Sohle des Meteors stets unterhalb der Horizontlinie lag, konnte man nicht ermitteln, ob Wolken wie gewöhnlich sich darum bewegten. Der Himmel war stets heiter und sein Licht sowie das des Meteors schien bei der Betrachtung mit einem Polarisirapparate merklich polarisch; ein Geräusch oder Zischen war nicht wahrzunehmen.

Bei der großen Ausdehnung, in welcher dieses Phänomen stets in derselben Region des Himmels sichtbar war, muß man schließen, daß es einen großen Theil des Kreises um die Erde einnahm, wenn man seinen Ursprung nicht gar außerhalb der Erdatmosphäre suchen will. Die Abwechselungen des Lichtes und das fortwährende Bewegen, das man in seinem leuchtenden Theile und in dem kugelförmigen Körper bemerkte, der die Mitte der beiden Säulen einnahm, schienen eine unausgesetzte Schwankung oder eine Erneuerung der Ursache anzudeuten, welche die Erscheinung hervorbrachte, und zugleich ein Band zwischen seinem rechten und linken Theile. Beachtete man die Einwürfe nicht (sagt Hr. Pacinetti in einem lesenswerthen Aufsatze im Märzheft der „Biblioteca italiana"), die sich gegen eine Erklärung des Nordlichts durch Elektricität erheben lassen, so könnte man behaupten, daß es ein fortgehender Zug einer elektrischen Strömung geschienen habe, die durch den großen meteorischen Bogen und die parallelen Flächen gegangen und deren Licht sich an den verschiedenen Stellen verschieden gezeigt habe, je nachdem die Mittel, durch die er hindurchging, bessere oder schlechtere Leiter waren. Ein Sturm oder andere Ereignisse können diesen Strom in Masse entwickeln und erheben; daraus ließe sich das meteorische Licht und die Wolken, welche die Sohle des Meteors zu bilden pflegen, erklären; das übrige möchte dem Erdmagnetismus zuzuschreiben sein. Die einzelnen Erscheinungen lassen sich nach dieser Theorie leichter als nach vielen andern erklären und selbst auf andere Phänomene, wie auf die von de la Rive beobachtete Leitungsfähigkeit der Flüssigkeiten und ihre elektro-magnetischen Wirkungen auf die Nadel scheinen sie unerwartetes Licht zu werfen. Schon darum verdienen die Sätze ernstliche Prüfung. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 304. — 31. October 1837.

Poeten und Poetaster aus dem Laufe des Jahres 1836.

Vierter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 303.)

'6. Poetische Mittheilungen von C. M. Winterling. Nürnberg, Campe. 1837. 8. 18 Gr.

Der Vorrede zufolge sind diese „Mittheilungen" als Erzeugisse freier Stunden neben größern poetischen Arbeiten entstanen, die bereits zur Kenntniß des Publicums gelangt sind; och jene poetischen Arbeiten schlossen sich immer an Originale n, wie wir denn auch in Nr. 211 d. Bl. f. 1836 die antiknodernen Dichtungen, in welchen der Verf. des Apulejus „Amor ind Psyche" und des Longus „Daphnis und Chloe" bearbeitet iat, so weit es Tendenz und Raum d. Bl. gestatteten, gevürdigt haben. Hier producirt nun der Verf. selbständig und heilt sein Werk in vier Bücher. Das erste derselben, „Sänzerliebe" überschrieben, liefert in Sonettenform in einer kleiien epischen Fabel lyrisch-erotische Situationsgemälde, deren inzelne Partien an Petrarca erinnern, nur daß hier der Sänger nach dem Tode der Geliebten sein Herz und seine ;yra einer Andern weiht und erst, nachdem er den Unwerth ier Herrin und die Profanirung des ersten Gefühls erkennt und ühlt, sich wieder zur Frühern, zur Verklärten wendet, was ndessen keinen guten Eindruck auf das Gemüth des Lesers nacht. In Erfindung der Situationen und Zustände fehlt Mannichfaltigkeit und jener Phantasiereichthum, der in Petrarca oft überrascht; doch werden uns hier auch, gleichsam ur Entschädigung, keine Petrarchischen Hyperbeln gegeben. Hinsichtlich der Form möchten wir mit dem Verf. eine Lanze rechen. Schon in den Terzetts (die hier Sextetts sind) gestattet er sich willkürlich allerlei Reimstellungen, die er, hätte r Petrarca studirt, sich nicht erlaubt haben würde; aber er zeht in seiner Licenz weiter und beginnt sogar in einigen Sotetten das zweite Quartett mit neuen Reimen, was er mit em Brauche Flemming's und Shakspeare's entschuldigen will. Die Grundgedanken vieler Sonette sind mit einem Motto aus riechischen, lateinischen und italienischen Dichtern passend bezeichnet; für Belesene und Kundige allerdings eine angeiehme Zugabe. Das Sonett S. 19 und das am Schlusse haben ins am meisten zugesagt. Das zweite Buch, „Lebensbilder", n Glossen und andern Formen, stellt mitunter Bilder auf, eren Verschrobenheit sich auch durch das Berufen auf antike Vorbilder nicht rechtfertigen läßt, wohin wir z. B. den Schneierscherz (S. 60): „Ist das nicht ein Luderleben" u. s. w., rechen. Da soll die Glossirung die Stelle der Parodie übernehien und auf eine komische Wirkung abzielen; aber wahrlich, Schiller hätte wol nicht geträumt, daß aus seinen Worten: „Ach, ich seh' den Himmel offen und der Sel'gen Angesicht" u. s. w., in Vierteljahrhundert nach seinem Hingange eine Caricatur eschnitzt würde. Das dramatisch und dialogisch Behandelte ist ziemlich kalt sowie all der erkünstelte Humor. Triolette olgen. Man kennt sie. Unter den „Vermischten Gedichten" es dritten Buchs gehören einige dem Inhalte nach der erotischen, andere der beschreibenden Poesie an. In „Künzel's Album" steht auch eine biographische Notiz über den Verf., der den 11. April 1800 geboren ist; sie ist nicht ohne Humor gegeben. Die Erzählung (S. 107): „Der Knabe und der Delphin", nimmt ihren Stoff aus der Briefsammlung des jüngern Plinius, der denselben zur Bearbeitung seinem Freunde Caninius vorschlägt, und diesen Vorschlag betrachtet Hr. W., als werde er an ihn gerichtet. Die Sprache ist darin ganz zu unserer Zufriedenheit behandelt, die Form (reimlose Jamben) wohl gewählt, und das Ganze beweist, daß der Verf. die Alten kenne und liebe. Die Gedichte des vierten Buchs: „Gnomen und Epigramme", bestätigen die Wahrheit der eben gemachten Bemerkung. Nach Art der Griechen eröffnet er sich hier ein weites Feld zur epigrammatischen Umschreibung für alle Zustände und Verhältnisse des wirklichen Lebens. Manche sind artigen Genrebildern zu vergleichen, die wir zu des Lesers Kurzweil hier gern aufstellen möchten.

77. Winterblüten. Eine Weihnachtsgabe von Arthur Lutze. Erfurt, Müller. 1837. 8. 6 Gr.

Gedichte — auf 47 Seiten — nicht gut, nicht schlecht, wie sie die Ära gibt. Der Titel ist nirgend motivirt.

78. Gedichte von Christian Wolfgang Schmetzer. Ansbach, Brügel. 1837. Gr. 8. 20 Gr.

Das letzte dieser Gedichte, ein humoristisches kleines Epos in Quasioctaven voll ohrzerreißender Reime, „Sancho Pansa" betitelt, gibt (S. 115) die Stanze:

> Hab, Hab, es rast die Phantasie.
> Hab, Hab, ruft sie mir gellend vor.
> So einen Schwung habt ihr erfahren nie;
> Mit meinem Kopf stoß' ich ans Himmelsthor.

Diese Worte charakterisiren ziemlich treffend das Talent und die Leistungen dieses uns bis jetzt unbekannt gebliebenen Apollojüngers. Seine Phantasie, die, in gewissen Schranken gehalten, Vorzügliches leisten würde, radotirt mitunter oder verliert sich in wesenlosen Schemen und Traumgestalten, die in der Luft flattern. Manches ist so unklar und verworren, daß man glauben möchte, er wolle den Leser mystificiren oder ihm eine Nase drehen. Dabei ist sein Witz hin und wieder so frappant und brillant, daß man überrascht mit Lesen innehält; aber diese Überraschung dauert nicht lange; denn man findet wiederum ein barockes Wesen, eine trockene Wortkargheit, die dem Spaßmacher im gemeinen Leben eigenthümlich ist, welcher mit dem ernsthaftesten Gesicht ein Wort zum Todtlachen redet. Die Klarheit und Prägnanz in manchen Darstellungen und Beschreibungen gibt den romanzenartigen Gedichten einen nicht unbedeutenden Werth; aber, es mischt sich auch hier Geschmacklosigkeit und Unnatur ein, die uns veranlaßt, dem Verf. den Rath zu geben, doch ja noch den Studien des Schönen fleißigst obzuliegen und vor Allem das Est modus in rebus zu beherzigen. Dieses Urtheil wird Jeder bestätigt finden, welcher „Buch der Natur" (S. 21), „Des Dichters Jakobsleiter" (S. 73), ein Stück von Werth und Unwerth, „Der Frühling" (S. 86),

die originelle „Maikäferballade" (S. 88) und „Wissenschaft" (S. 97) mit prüfender Aufmerksamkeit lieset.

79. Das Leben der Pflanze. Ein Gedicht von Julius Minding. Leipzig, Voß. 1837. Gr. 8. 12 Gr.

Eine in reimlosen Jamben abgefaßte, auf gutes Papier und 86 Seiten gedruckte Physiologie der Pflanzen, mit eingestreuten Reflexionen und Empfindungen, und wegen der gebrauchten Kunstausdrücke mit langen Anmerkungen versehen.

80. Wineta, oder die Seekönige der Jomsburg. Gedicht von W. Dönniges. Berlin, Nicolai. 1837. 8. 14 Gr.

Verzeih' mir, große Göttin der Geschichte,
Daß ich der Sage faltenreich Gewand
Im buntgewebten Teppich der Gedichte
Dir um die wahrheitskeuschen Glieder band,
Daß ich die menschlich-schwächlichen Gesichte
Zum Blumenkranze mir zusammenwand,
Daß ich's gewagt, ins reine Bild der Sagen
Den Ton der Phantasie hineinzutragen.

Doch du, mein Vaterland, nimm deinem Sohne
Die Erstlingsfrüchte, die er zagend bringt,
Wohlwollend ab, und wenn du darfst, belohne
Mit deinem Beifall ihn, wonach er ringt.
Und wenn auch nicht die hohe Dichterkrone
Dem schwachen Sänger von Wineta winkt,
So bin ich gern und übergern zufrieden,
Wenn nur der Dank der Pommern mir beschieden.

Mit diesen Worten führt der bescheidene Verf. diesen Cyklus von Balladen, deren Stoff eine nordische Sage: der Untergang Wineta's ist, auf den allgemeinen Jahrmarkt des Reimes ein. Begnügen will er sich also schon mit dem Danke der Pommern; doch auch wir Sachsen wollen seine Leistungen anerkennen und dankbar hinnehmen; denn wenn alle Balladendichter von der Spree noch solche Verse machen wie unser junger Apollozögling, dann soll ihn kein Recensent anbellen. Wir finden hier mancherlei Formen und Liederweisen in den einzelnen Nummern, und manche Stellen athmen Wärme und Jugendfrische, obwol man keine Meisterschaft suchen darf. Wenn der Verf. in einer Schlußbemerkung seines Erstlingswerkleins sich selbst anklagt, daß er, nachdem er in den neuen „Pommerschen Provinzialblättern" von Giesebrecht die Jomsvikingasaga gelesen, die geschichtlichen Sagen des Nordens willkürlich gemodelt, gedeutet, ja verstümmelt habe, so darf ihn das unsers Erachtens keine Skrupel machen: — das Vorrecht hat der Dichter; er ist Herr und Meister des Stoffs; muß er doch oft sogar denselben erst tauglich machen für die poetische Sphäre.

81. Geranopygmaiomachia, oder Kampf der Kraniche mit den Pygmäen. Komisches Gedicht in fünf Gesängen von Heinrich Ernst Pöschl. Pesth, Hartleben. 1837. 8. 12 Gr.

Hier führt uns die Phantasie, mit Swift'schem Humor Hand in Hand wandelnd, in das Reich der Zwerge. Der harmlose, kindlich scherzende Verf. ladet die Leser ein:

Wer will mit mir ins Zwerland
Ohn' einen Pfennig reisen?
Ich bin dort ziemlich wohl bekannt;
Man wird den Führer preisen.
Die Damen lad' ich alle ein,
Sie werden mir willkommen sein;
Auch jung' und alten Herren
Will ich den Weg nicht sperren.

Vor Allen aber lad' ich ein
Zum Lachen und zum Weinen,
Zu nie gehörten Spielerein
Die zartgeschaffnen Kleinen;
Ich beuge mich vor ihnen hin
Mit Zuversicht und heiterm Sinn,
Sie sollen mir nach Rechten
Die Lorberkronen flechten.

Wirklich werden sich besonders die Kleinen baß ergötzen an der Schilderung des Völkleins, vier Zoll hoch und sieben Linien breit, an ihren Kindern, groß wie Stubenfliegen, ihren Wohnungen, Spielen, Waffen und Utensilien, wo indeß uns die Dimensionen im Verhältniß zu der Männlein Körpergröße nicht ganz richtig scheinen. Dem Pygmäenkönig baut das treue Volk ein prächtiges Haus aus Straußeneierschalen. Nachdem es vollendet ist, zieht er, in einer Purpurmuschel von einem Igel gezogen, fahrend in dasselbe ein, hält eine Rede an das Volk und stellt ein großes Fest an, welches im zweiten Gesange beschrieben wird. Gar sinnreich ist die Beschreibung der prachtvoll und lecker besetzten Tafel, des brillanten Feuerwerks, der Oper und ihrer Sänger, des Ballets des Flohs und der Fliege, der Gesangsolopartie des Heupferdes, der Schranzen und der Dienerschaft. Doch ist Tod und Verderben den Schmausenden und Genießenden nahe. In der Nähe des neuerbauten Palastes läßt sich ein Heer von Kranichen nieder. Einer der Riesenvögel steht mit einem Steine in der Kralle Wache, schläft ein und läßt den Fels mitten auf den Königspalast fallen. Der dritte Gesang schildert die dadurch angerichteten Verwüstungen und Calamitäten. Der König selbst verliert das Leben. Den Seinen geht's nicht viel besser:

Dem Einen hing ein Schnackenfuß
Am eingeschlagnen Munde;
Dem andern schlug ein Fidibus
Die jämmerlichste Wunde.
Es lag der arme Hofpoet,
Die Augen und den Kopf verdreht,
Um ihn herum die Diener,
Wie abgestochne Hühner.

Das Volk brütet Rache. Herr Stelz, sonst Premierminister, stellt sich an dessen Spitze und theilt in feuriger Rede den Racheplan mit. Dreißig Pygmäen greifen jenen Kranich, der den Stein fallen ließ, auf einem Feigenbaume an und hacken ihm ein Bein ab. Der Verwundete reizt die Seinen zur Rache. Der vierte Gesang beginnt deshalb mit den Worten: „Wer Blut und Mord nicht sehen will, der schleiche nur von hinnen." Beschreibung beider Heere. Ihre Heldenthaten und Operationen. Namen und Charakteristik der gefallenen Helden. Leider ziehen die Zwerge den Kürzern. Da erscheint im fünften Gesange des Königs Schatten dem Stelz mit der Klage, er habe kein würdiges Mausoleum und sei nicht einmal einbalsamirt. Stelz, nachdem er die pflichtvergessenen damit beauftragten Beamten bestraft, genügt den Wünschen des theuern Schattens. Das Zwergvolk glüht nach neuen Kämpfen mit den Kranichen. Stelz fällt in der Schlacht. Held Paurel sammelt die Kleinen wieder, flieht mit ihnen nach den Schiffen, um von dort aus den Feind zu bekämpfen. Aber ein Sturm erhebt sich, die Flotte geht unter und die noch Lebenden stürzen sich freiwillig in die Flut. Der Verf. schließt:

Das ist mein Lied vom Zwerreich
Und seinen kleinen Leuten.
Nun wünsch' ich noch, es möchte euch
Die Reise nicht gereuen;
Und bleibt mir eine heitre Stirn,
Ein frohes Herz, gesundes Hirn —
Dann sing' ich einst euch wieder
Neu einstudirte Lieder.

Solch neue Kurzweil soll uns willkommen sein.

82. J. G. Bayl's poetischer Nachlaß. Nebst der Skizze seines Lebens von F. J. Felsecker. Zweite Ausgabe. Bamberg, Literarisch-artistisches Institut. 1837. 8. 12 Gr.

Der Biograph erzählt, der Verf. war zu Bamberg den 18. April 1776 geboren und, nachdem er als Professor gewirkt, als erster Bürgermeister daselbst den 2. April 1834 gestorben. Gezeichnet wird er nach seinem Charakter, seinem häuslichen und bürgerlichen Leben, als Gelehrter und als Dichter. In

letzterer Hinsicht referirt Hr. F. von ihm, die Muse habe ihm frühzeitig gelächelt und sei bis an das Ende seines Lebens ihm treue Begleiterin gewesen. Es scheine zwar damit die geringe Anzahl seiner Gedichte im Widerstreite zu stehen, indessen müsse man erwägen, daß B. in der Aufbewahrung und Sammlung seiner poetischen Producte sehr nachlässig war, und daß er die wenigsten seiner Ergüsse gleich anfangs zu Papier brachte. Deshalb sollen auch vorliegende Gedichte für weiter nichts als bloße Reliquien aus B.'s Dichterleben angesehen werden. Man habe ihn während seines Lebens nicht bewegen können, seine Gedichte drucken zu lassen, und er habe durchaus keine Feile an sie gelegt; was er habe in Zeitschriften drucken lassen, habe stets Beifall gefunden; viele treffliche Ideen zu größern Gedichten hätten sich unter seinen Papieren gefunden u. s. w. Hierzu setzen wir nur dies: Wir finden hier einen Zögling der alten Schule; wir finden die Natur, das Heilige, die Liebe und den Tod in dasselbe Gewand gekleidet, mit welchem man diese Gegenstände seit mehr als einem Menschenalter zu bekleiden pflegte. Man geht das Buch hindurch, ohne an irgend etwas Anstoß zu nehmen; man bleibt stets à son aise; man riecht an die längst bekannten Blumen der Empfindung und Gemüthlichkeit — aber nirgend fühlt man sich lebhaft angeregt oder gar emporgehoben auf den Flammen der Begeisterung. Es finden sich überall Beweise von des Biographen Behauptung, der Dichter habe nie gefeilt; denn man stößt auf Reimhärten, Versündigungen gegen das Metrum und auf Hiatus. Am besten hat uns das erste Gedicht: „Sie", gefallen. Den Wambergern gefällt das Opus besser; denn wir haben ja hier die zweite Auflage vor uns. Das Buch ist mit dem lithographirten Bilde des Verfassers geziert, das, von Hanfstängel in München gezeichnet, sehr gelungen sein soll. Wir glaubten anfänglich, sowol aus dem Leben als aus den vorliegenden Versen das Urtheil entnehmen zu können, der Verstorbene habe die Lyra nur in den Stunden gespielt, die er eben nicht anders habe hinbringen können; indessen belehrt uns die letzte Strophe des Gedichts: „Der Dichter und der Richter", daß dies nicht der Fall war; denn da heißt's:

Sag' nun, soll ich richten?
Göttin! Nein, ich richte nicht!
Dichten will ich, dichten
Trotz der Worte ernster Pflicht!
Muß es doch gerichtet sein:
Laß die Kunst mir nebendrein.

83. Mein Lebenslauf in der Fremde. Von Franz Hermann von Hermannsthal. Freiburg, Wagner. 1837. 8. 22 Gr.

Wenn der sinnige Dichter dieser Lieder in einem versificirten kurzen Vorworte den Seinen in der Heimat zuruft:

Von Blüten, die mir im Gemüth,
Seitdem ich euch verlassen,
Die mir im Leben aufgeblüht,
War, ihr Geliebten, ich bemüht,
Dies Sträußlein euch zu fassen —

so darf man nicht glauben, der ganze Kranz sei aus diesen Sehnsuchtsblüten gewebt, sondern von den vier Abtheilungen des Buchs gehören nur die erste und dritte zu dieser Kategorie. Das ist sehr gut für den Leser; denn die Monographie eines Gefühls, so poetisch hier der Stoff ist, würde doch ermüden und eine große Eintönigkeit in das Ganze bringen. Das erste Lied: „Probe", theilen wir als Probe der sentimentalen Reflexionssangesweise unsers Verf. mit:

Wer den Winter nie gesehen,
Der versteht den Frühling nicht;
Wer die Windsbraut nie vernommen,
Weiß nicht, wie der Zephyr spricht.

Wer den Pfeil nie hat empfunden,
Weiß nicht, wie der Balsam thut;
Wen der Schlummer nie geflohen,
Weiß nicht, wie sich's wonnig ruht.

Wer von Wermuth nie getrunken,
Weiß nicht, wie der Nektar schmeckt;
Wer in Gram nie eingeschlafen,
Weiß nicht, wie die Freude weckt.

Wer sich nie auf Stein gebettet,
Weiß nicht, wie die Flaumen weich;
Wer den Armen nie gesehen,
Weiß nicht, wie er selber reich.

Wer erstarrt nie sah die Quelle,
Weiß nicht, wie sie munter fließt;
Ach, und wer sie nie verlassen,
Weiß nicht, was die Heimat ist!

Dieses Antithesenspiel leitet die Lieder der ersten Abtheilung: „Sehnsucht nach der Heimat", ein. Gern theilten wir aus dem Ganzen noch ein Dutzend Lieder mit; denn es ist des Schönen, Wahren und Warmempfundenen hier so viel, daß man den Leser recht tiefe Blicke in dies reiche Gemüth thun lassen möchte. Als besonders gelungene Stücke nennen wir nur noch in der ersten Abtheilung: „Genügsamkeit" (S. 12) und „Vereinigung" (S. 15). Die zweite Abtheilung: „Lyrisch-episches Zwischenspiel", Lieder enthaltend, die jenes Heimatsgefühl nicht so nahe angehen, möchten wir nicht gern entbehren. Schon in „Goethe" (S. 37) entfaltet sich in Form einer Todtenklage eine geistreiche Enthüllung der Vorzüge dieses Dichterfürsten. In „Liederquell" (S. 40) lernen wir Grund und Boden kennen, dem diese Lieder entwuchsen. Der Dialog: „Oskar und Emma" (S. 43), erinnert in Sprache und Pathos an Klopstock's Sangesweise. Welch' ein inniges, gefühlvolles „Gebet" S. 46! Als echt lyrische Blüten duften hier „Dichtertrieb" (S. 57) und „Meine Lieder" (S. 59), die uns einen Blick in das Getriebe dieser tiefen, reinen Brust gewähren. In einigen Erzählungen, wie in „Alonzo" (S. 71), offenbart sich ein meisterhaftes Talent für das Grausige; in „Die Feinde" (S. 75) die Gewalt der reinschönen Menschenkraft, die Leidenschaften zu besiegen, und ist „Der König und der Sänger" (S. 83) von des Verf. eigner Erfindung, so macht sie seinem Geiste Ehre, der überhaupt zuweilen an Plato's Tiefe und Reichthum erinnert. In der dritten Abtheilung: „Heimat in der Fremde", wird das Thema von Nr. 1 variirt; doch fallen die zwanzig Sonette, „Liebesbriefe" genannt, aus, indem hier eine anziehende Situationsbildnerei gänzlich vermißt wird. Indessen dormitat et bonus Homerus, und als Entschädigung für diesen Ausfall werden uns hier drei Lieder, süße Plaudereien, der Mutterliebe abgelauscht, geboten, die uns schlagende Beweise geben, wie des wahren Dichters Gemüth sich mit jeglichem Fühlen, auch mit dem, was außer seinem Kreise zu liegen scheint, leicht amalgamirt, und wie er aus dem Unbedeutendsten, wie die Biene den Seim aus der Feldblume, das Wahre, Schöne und Heilige zu saugen vermag. Die drei Lieder sind: „Die Mutter an das Kind", „Des Kindes Lächeln" und „Das Fingersaugen". „Das Nachspiel in Naturbildern" (die vierte Abtheilung) bekundet uns endlich, welche klare Naturanschauung diesem geistreichen Liederbildner eigen sei. Beweise davon geben: „Die Grotte" (S. 148), „Aug und Ohr" (S. 187), „Die Sprache der Nacht" (S. 180), „Der Strom des Lebens" (S. 186) und „Wechselliebe" (S. 196). Wie angenehm wäre es, eine Relation über deutsche Dichter zu schreiben, wenn alle so wie dieser sinnige Zögling der Musen sängen!

84. Die Enkel Winkelried's. Epische Dichtung von Salomon Tobler. Zürich, Höhr. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Gr.

Wenn der Verf. dieses Epos in den einleitenden wohlklingenden Stanzen: „An das Vaterland", erklärt, er buhle nicht um das schnöde Lob der Menge, sondern nur den Söhnen Helvetiens singe er sein Lied und nur ihren Beifall suche er zu erstreben, so thut er sehr wohl, sich darauf zu beschränken; denn der Schweizer übersieht über dem Patriotismus, über den Nationalcharakterzügen von Vaterlands- und Freiheitsgefühl und

über den wohlklingenden Versen die Mängel des Ganzen; nicht o der Kunstrichter oder auswärtige Leser, der leicht an der Breite in der Darstellung (zehn Gesänge und über tausend Stanzen!), am Mangel an anziehenden Episoden, ja am Mangel an Kunst in der Anlage des Ganzen Anstoß nimmt. Der Stoff des Epos ist die Invasion der Franzosen in die Schweiz im Herbst 1798 und der Aufstand der Unterwaldener, oder vielmehr Nidwaldener, gegen den französischen General Schauenburg, der sich wirklich zurückziehen mußte. In der Darstellung des französischen Charakters, den Schweizern gegenüber, liegt viel Wahrheit. Schweizerische Provinzialismen enthält das Werk fast gar nicht, und eine Menge historischer und geographischer Anmerkungen machen das Buch sehr lehrreich. 79.

Correspondenznachrichten.

Irgendwoher.

Ich las neulich in diesen Blättern, es habe sich in Kopenhagen eine Gesellschaft Gelehrter zusammengethan, um eine philosophische Zeitschrift zu stiften, mit dem Zweck, die Grundsätze der Hegel'schen Philosophie zu bekämpfen. Der Berichterstatter freute sich darüber, weil daraus die weite Verbreitung derselben schlagend hervorgehe. Ich bin in dem Augenblicke, wo ich dies schreibe, irgendwo auf einer Reise, versteht sich in Deutschland, und es würde mir ungefähr ergehen wie dem nervenschwachen Herrn in Washington Irving's „Reiseskizzen", der an einem regnerischen Tage in einem Landstädtchen liegen bleiben muß, wenn es erstens Sonntag und zweitens in England wäre. Aber glücklicherweise ist erstens Hanover jetzt nicht mehr englisch, und zweitens, wenn es wäre, wäre der Sonntag doch nur ein deutscher. Der Regen in einer deutschen Winkelstadt ist indeß grade derselbe wie im großbritannischen Königreiche, und auf meinem Wirthstische liegen nicht einmal alle Blätter des „Monthly review" aus. Auch dienen das monotone Rädergetriebe und die Hammerstöße drüben im Eisenwerke nicht dazu, die Langeweile des stillen Octobertags zu kürzen. Glücklicherweise befindet sich ein junger dänischer Gelehrter mit mir in derselben Lage. Man tauscht seine Noth aus, und nachdem wir über Tieck und Öhlenschläger, über Ingemann und den jungen, talentvollen Andersen gesprochen (der Letztere hat, während seine hübschen letztern Sachen bei uns sehr ansprechen, von der dänischen Kritik viel zu leiden), sprechen wir eben auch von Hegel. Der Däne kennt Hegel. Gewiß, was sollte ein studirender Däne nicht kennen? Er weiß auch, daß der bekannte Vaudevillist und Professor der Philosophie in Kopenhagen, Heiberg (der Gatte der talentvollen Schauspielerin), ein Hegelianer ist, und zwar der einzige (mit Namen!) in Dänemark. Von einer anti-Hegel'schen Societät weiß er aber nichts. Dagegen hat er selbst 5½ Monat hindurch die Hegel'sche Terminologie studirt und ist so perfect darin geworden, daß sie ihm auf seinen Reisen durch Norddeutschland, wie er versichert, jetzt vielen Nutzen bringt, manches Abendessen, manche Einladung und Auffoderung und manchen collegialischen Händedruck. Schade nur, daß er schon viele der Ausdrücke vergißt, deren einige ihm, so sagt er, selbst eine enthusiastische Umarmung junger Deutschen in Kopenhagen verschafften; denn zu unserm Leidwesen muß ich hinzusetzen, er hat vom Wesen der Philosophie nichts anders profitirt als den Entschluß, nichts mehr damit zu thun zu haben. Die Worte behielte er gern. Dafür aber hat er, mit Dem, was er weiß, schon manchem Freunde, der nach Deutschland reiste, ausgeholfen; zum Exempel Einem, einem guten Kopfe, der aber leider nicht viel gelernt. Der arme Mensch war in Verzweiflung. In Dänemark wollte es durchaus nicht mehr fort; nicht einmal als Dorfschulmeister wollte es ihm glücken, aller Protectionen ungeachtet. Darauf wollte er Schauspieler werden. Aber er stotterte und schielte etwas. Mein Reisegefährte fragte ihn: Aber kannst du denn nicht Worte und Phrasen auswendig lernen? Mit Leichtigkeit, antwortete der arme Mensch. Und Deutsch sprichst du auch perfect? Wie ein geborener Deutscher; meine Mutter war ja aus ***. So soll dir geholfen sein. Mein Reisegefährte nahm ihn (damals als er noch heglisch sprechen konnte) eine Woche vor und fand einen so gelehrigen Schüler in der Terminologie, daß der Schüler bald fertiger als er selbst von dem Ansichsein und dem Absoluten reden konnte. Man verschaffte ihm nun einen Paß nach Deutschland. Seine Freunde legten zusammen und kauften ihm Hegel's Werke. Der Unglückliche reiste ab — nach einem großen deutschen Staate. Es waren noch nicht sechs Wochen vergangen, als seine Freunde einen Brief erhielten. Er war kein Unglücklicher mehr, die Feder war in Freude getaucht. Mehr wollte mein Däne mir nicht antworten; aber sein Freund hatte die Bekanntschaft und Achtung vieler der ausgezeichnetsten Personen für sich und die Aussicht auf eine vortheilhafte Anstellung vor sich. 54.

Bibliographie.

Alpenrosen. Ein Taschenbuch für das Jahr 1838. 15. Aarau, Christen. 2 Thlr. 6 Gr.

Brentano, C., Gockel, Hinkel und Gackeleia. Mährchen. Gr. 8. Frankfurt, Schmerber. 4 Thlr.

Chamisso, A. v., Gedichte. 4te Auflage. Gr. 12. Leipzig, Weidmann. 2 Thlr.

Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1838. Herausgegeben von A. Knapp. Mit Kupfern. Gr. 12. Tübingen, Osiander. 2 Thlr.

Clemens, F., Bei Nacht und Nebel. Roman. 8. Güstrow, Opitz. 1 Thlr. 15 Gr.

Cousin's, V., Reise nach Holland, in besonderer Beziehung auf den öffentlichen Unterricht. Aus dem Französischen von J. C. Kröger. 2 Bände. Gr. 8. Altona, Hammerich. 3 Thlr.

Döbel, Des Wagnergesellen Et Chr. Döbel Wanderungen durch einen Theil von Europa, Asien und Afrika in den Jahren 1830 — 1836, bearbeitet von H. Schwerdt. 1stes Heft. Gr. 8. Eisenach, Müller. 6 Gr.

Gedichte von Pennafranca und Leander. Gr. 12. Güstrow, Opitz. 9 Gr.

Grimm, J., Deutsche Grammatik. 4ter Theil. Gr. 8. Göttingen, Dieterich. 4 Thlr. 12 Gr.

Halm, F., Griseldis. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. 2te Auflage. Gr. 8. Wien, Gerold. 1 Thlr.

Kurländers, F. A. v., dramatischer Almanach für das Jahr 1838. Herausgegeben von C. W. Koch. 28ster Jahrg. 12. Leipzig, Baumgärtner. 1 Thlr. 8 Gr.

Michailowsky-Danilewsky. Darstellung des Feldzuges in Frankreich im Jahre 1814. Ins Deutsche übertragen von K. v. Kotzebue. Mit 23 Karten und Plänen. 2 Bände. Gr. 8. Riga, Götschel. 5 Thlr.

Ritchie, Leitch, Irland. Aus dem Englischen von A. v. Treskow. Gr. 8. Quedlinburg, Basse. 1 Thlr. 12 Gr.

Rötscher, H. Th., Abhandlungen zur Philosophie der Kunst. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 20 Gr.

Sallet, F. v., Funken. 16. Trier, Troschel. 5 Gr.

Siglen, Nachrichten von dem somnambülen Zustande eigner Art der neunzehnjährigen Tochter des Ludwig Gaier in Großglattbach. 1stes Heft. 8. Stuttgart, Neff. 1 Thlr.

Spindler, C., Vergißmeinnicht. Taschenbuch für das Jahr 1838. Stuttgart, Hallberger. 2 Thlr. 12 Gr.

Strahl, A., Romantische Zeitbilder. Gr. 12. Wien, Gerold. 16 Gr.

Uschner, K., Der Brevier der heiligen Rosalie. Blätter aus dem Leben eines Phantasten. 8. Neuhaldensleben, Eyraud. 20 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XXXIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Soeben wurde ausgegeben und an alle Buchhandlungen versandt Nummer 6 des

Bulletin bibliographique
de la
littérature étrangère,

welches seit Juli d. J. monatlich zweimal in einem Viertelbogen compressen Druckes erscheint und von uns

gratis

vertheilt wird. Dasselbe gewährt Bücherfreunden eine leichte Übersicht der neuesten und vorzüglichsten Erscheinungen des Auslandes, namentlich aber aus der französischen, englischen und italienischen Literatur, und gibt zugleich Bericht über wichtige künftig erscheinende Werke.

Leipzig und Paris, im September 1837.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Vortheilhaftes Anerbieten
für
Leihbibliotheken, Privat-Leseinstitute und Bücher-Sammlungen.

Um mit dem noch kleinen Vorrath folgender Werke gänzlich zu räumen, geben wir dieselben zur Hälfte, resp. zu einem Drittel des Ladenpreises ab, und sind alle Buchhandlungen von uns in den Stand gesetzt, Bestellungen darauf zu den bemerkten Preisen ausführen zu können.

Auffenberg, Joseph Freiherr von, **Humoristische Pilgerfahrt nach Granada und Cordova im Jahre 1832.** Zwei Theile in einem Bande. Gr. 8. Geh. Früher 3 Fl., oder 2 Thlr.; jetzt 1 Fl. 30 Kr., oder 1 Thlr.

Bührlen, F. L., **Zeitansichten eines Süddeutschen.** 8. Brosch. Früher 2 Fl., oder 1 Thlr. 6 Gr.; jetzt 1 Fl., oder 15 Gr.

Frusta, Giovanni, **Der Flagellantismus und die Jesuitenbeichte.** Historisch-psychologische Darstellung der Geißelungsinstitute, Klosterzüchtigungen und Beichtstuhlverirrungen aller Zeiten. Nach dem Italienischen. 8. Brosch. Früher 2 Fl., oder 1 Thlr. 6 Gr.; jetzt 1 Fl., oder 15 Gr.

Kerning, J., **Schlüssel zur Geisterwelt,** oder die **Kunst des Lebens.** 8. Brosch. Früher 1 Fl. 21 Kr., oder 18 Gr.; jetzt 42 Kr., oder 10 Gr.

Dessen Wege zur Unsterblichkeit, auf unleugbare Kräfte der menschlichen Natur gegründet. 8. Brosch. Früher 48 Kr., oder 12 Gr.; jetzt 24 Kr., oder 6 Gr.

Lohmar-Freihold, Nachtbilder. Historisch-romantische Biographien berüchtigter Giftmörder. 8. Brosch. Früher 2 Fl., oder 1 Thlr. 6 Gr.; jetzt 1 Fl., oder 15 Gr.

Mühlberger, R. Th., **Das Verbrechen des Mordes.** Eine Galerie solcher Verirrungen in neuerer Zeit. Mit einer Abbildung. 8. Brosch. Früher 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.; jetzt 1 Fl. 12 Kr., oder 18 Gr.

Weitzel, J., **Briefe vom Rhein.** 8. Brosch. Früher 3 Fl. 36 Kr., oder 2 Thlr. 6 Gr.; jetzt 1 Fl. 48 Kr., oder 1 Thlr. 3 Gr.

Zusammengenommen erlassen wir die Sammlung obiger acht Werke statt des Ladenpreises von 17 Fl. 9 Kr., oder 10 Thlr. 12 Gr., um ungefähr ein Drittel desselben, zu 6 Fl. 12 Kr., oder 3 Thlr. 16 Gr.

Sobald ein Werk vergriffen ist, wird dafür ein Drittel seines frühern Ladenpreises an dem Preise der ganzen Sammlung in Abzug gebracht.

☞ Die herabgesetzten Preise sollen jedenfalls bis Ende dieses Jahres bestehen, insofern der Vorrath nicht früher erschöpft wird; sodann behalten wir uns vor, nach Umständen die frühern Preise wieder eintreten zu lassen.

Stuttgart, den 1sten September 1837.

Literatur-Comptoir.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Polytechnisches Journal,
herausgegeben
von den
DD. Dingler und Schultes.

Erstes Augustheft.

Inhalt. Über eine in Amerika erfundene Dampfmaschine für lange Seereisen. Mit Abbildungen. Palmer's Verbesserungen an der Dampfmaschine und dem Dampfkessel, sowie an den damit verbundenen, zum Treiben von Fahrzeugen und Wagen und zu andern Zwecken bestimmten Apparaten. Mit Abbild. Bacon's Verbesserungen an den Locomotiv- oder Dampfwagen. Mit Abbild. Bush's verbesserter Apparat, womit man verschiedene Arbeiten unter Wasser vornehmen kann und welcher auch zu andern Zwecken anwendbar ist. Mit Abbild. Über Dachstühle aus Schmiedeisen. Mit Abbild. Parke's Verbesserungen an den flachen Grubenketten. Mit Abbild. Eidel's Verbesserungen an den Pianofortes. Mit Abbild. Brown's Verbesserungen an den Maschinen zur Papierfabrikation. Mit Abbild. Über einen verbesserten Gasofen. Mit Abbild. Edge's Verbesserungen in der Beleuchtung mit Gasöl- oder Weingeistlichtern oder derlei Lampen. Mit Abbild. Clay's Verbesserungen in der Fabrikation von schwefelsaurem Natron oder Glaubersalz. Mit Abbild. Über das Versilbern des Messings, von

Digitized by Google

J. C. Dernen. Bemerkungen über das Frischen des Eisens. Ideen zur Vervollkommnung der Schnell-Essigfabrikation, von E. F. Anthon. Über einige Eigenschaften des rothen Krappigments, von Gustav Schwarz. Bemerkungen über gewisse aus Kautschuk vermittels der Destillation erhaltene Flüssigkeiten, von John Dalton. Über Brunnenfilz, von Hrn. Lücke. Über den Einfluß der Witterung auf den Weinbau, von Boussingault. **Miscellen.** Englische Patente. Bennet's Dampfmaschine für lange Seereisen. Steirische Methode kalt- und rothbrüchiges Eisen zu reinigen. Über die Erscheinungen, welche bei der Verbrennung der aus den Hohöfen entweichenden Gase stattfinden. J. Marsh's Percussionsröhren für Kanonen. Barr's verbesserter Webestuhl. Verhalten von Wassertropfen auf erhitztem Metall. Über die Verrückung des Nullpunktes an den Quecksilberthermometern. Über die Benutzung des Dolomits zu hydraulischem Kalke. Nachträgliche Vorschriften zum Färben verschiedener Holzarten. Über die Gelatinekapseln für den Arzneigebrauch und zu andern Zwecken. Stevenson's Patent-Sicherheitspapier. Zeitschriften auf Kaliko zu drucken. Über den Handel, der in Frankreich mit Menschenhaaren getrieben wird. Runkelrübenbau in den Vereinigten Staaten. Verhütung des Auswachsens der Kartoffeln durch Einweichen in Ammoniakwasser.

Zweites Augustheft.

Inhalt. Beschreibung der von Hrn. Taschamps in Brüssel erfundenen Dampfmaschine zum Ausschöpfen der Grubenwasser. Mit Abbild. Bericht über die schmelzbaren Scheiben und die Sicherheitsventile der Dampfkessel. Erstattet von Hrn. Emil Köchlin. Holme's Verbesserungen an den Dampfkesseln und zwar namentlich der für Dampfwagen und Dampfboote bestimmten. Mit Abbild. Morin, über zwei dynamometrische Apparate zum Messen der Kraft, welche von Triebkräften, denen Leben inwohnt, ausgeübt wird, und zum Messen der von ihnen vollbrachten Arbeit. Mit Abbild. Derselbe, Beschreibung eines dynamometrischen Zaumes zum Messen des Nutzeffects der Triebkräfte. Mit Abbild. Bericht des Hrn. Mallet über einen nach de Prony verfertigten dynamometrischen Zaum von Hrn. de Sain-Léger. Wilkinson's neues Schloß zur Entdeckung von Diebseinbruchen in Gärten, Magazinen rc. Mit Abbild. Hood's verbesserte Methode Bänder und Riemen zu verfertigen, welche anstatt der Seile und Ketten, sowie auch zu andern Zwecken angewendet werden können. Mit Abbild. Jones' Verbesserungen im Gerben der Häute und Felle. Mit Abbild. Pickersgill's Verbesserungen in der Erzeugung verschiedener Fabrikate aus Kautschuk. Mit Abbild. Applegath's Verbesserungen im Drucken von Kalikos und andern Fabrikaten. Robert's Verbesserungen im Handdrucke. Mit Abbild. Springall's Verbesserungen in der Fabrikation der Pflüge. Mit Abbild. **Miscellen.** Neuere französische Runkelrübenzucker-Patente. Über einen neuen Apparat zum Messen des Nutzeffects der Maschinen. Lemoine's Condensator für Hochdruck-Dampfmaschinen. Janvier's Locomotionsapparat für Schiffe. Über Hrn. Grimpé's Maschinen zur Verfertigung verschiedener Tischlerarbeiten. Colonia's Pumpen mit senkrechtem Hebel. Monturié's verbesserte Buchdruckerwalze. Über das Bäuchen der Wäsche unter Anwendung von Dampf. De Lasteyrie's wohlfeile Methode Bücher zu drucken. Hüte, welche die Luft durchlassen. Über die Anwendung des Anthracits als Brennmaterial. Dampfschiffahrt zwischen England und Nordamerika. Beiträge zur Statistik der fremden und einheimischen Zucker in Frankreich.

Von diesem sehr gemeinnützigen und wohlfeilsten Journal erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 24—36 Kupferplatten bestehend, und welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Thlr. 8 Gr., oder 16 Fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Ein dieses Journal begleitender Anzeiger nimmt einschlägige Dienstgesuche, Waaren- und Maschinen-Anbietungen, Bücheranzeigen u. s. w. gegen sehr billige Insertionsgebühren auf, und die Verlags-Expedition besorgt die einschlägige Correspondenz.

Stuttgart und Augsburg, im September 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Karl Preusker (k. sächs. Rentamtmann, Ritter rc.),

Ueber Jugendbildung,

zumal häusliche Erziehung, Unterrichtsanstalten, Berufswahl, Nacherziehung und Nachschulen. Ältern, Lehrern, Lehr- und Dienstherren, sowie Ortsbehörden, Schulvorständen, Gewerb- und Wohlthätigkeitsvereinen gewidmet. 1stes Heft. (7 Bogen gr. 8.) 1837. Leipzig, **Hinrichs.** 6 Gr.

Der durch seine praktisch gemeinnützige Wirksamkeit rühmlichst bekannte Hr. Verf. hat seine reichen Erfahrungen, mit fleissiger Benutzung und Angabe der neuern Literatur, in dieser aus dem Leben entnommenen und für das praktische Leben bestimmten Schrift veröffentlicht, die Verlagshandlung aber durch höchst billigen Preis deren weiteste Verbreitung zu fördern gesucht.

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Weber, Dr. W. E. (Professor, Director der Gelehrtenschule zu Bremen), **Schule und Leben.** Vorträge und Abhandlungen pädagogischen Inhalts. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: Erste Abtheilung: Schulreden. I. Über die Idee der Erziehung. II. Einige Worte zur Beleuchtung des Satzes: *Wir lernen nicht fürs Leben, sondern für die Schule.* III. Über die Würde des Gelehrtenberufs. IV. Über das Zusammenwirken der Thätigkeiten zur Förderung der höchsten Zwecke der Menschheit. V. Leiden und Freuden des Schulmannes. VI. Über die Wahrhaftigkeit, als nothwendiger Charakter eines wissenschaftlichen Lebens. VII. Über Wesen und Wirken der Begeisterung. VIII. Über die Stellung des öffentlichen Lehrers zu den Bewegungen der Zeit. IX. Über die Hindernisse der wahren Bildung fürs Leben. X. Über die Wahl des Berufs. XI. Über den sogenannten *Nutzen der Geschichte.* XII. Über den Misbrauch der Ausdrücke *Genie* und *Genialität.* XIII. Am Grabe des Prof. Dr. *Franz Karl Mertens.* XIV. Am Grabe des emeritirten Lehrers Dr. Wilhelm Christian Müller.

Zweite Abtheilung: Abhandlungen. I. Über die moderne Liberalität in der Schulzucht. II. Abermals über Gymnasien. Expectorationen eines Schulmannes u. s. w. III. Über amtliche Stellung und Wirksamkeit der Lehrer an Gymnasien und insbesondere über Verhältniß und Function eines Directors. IV. Über die Schulzucht des Herrn Kirchenrathes Dr. *Stephani.*

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Geschichte
des
europäischen Staatensystems.

Aus dem Gesichtspunkte der Staatswissenschaft bearbeitet
von
Prof. Friedrich Bülau.
Erster Theil.
Bis zu dem westfälischen und pyrenäischen Frieden.
Gr. 8. $33\frac{1}{2}$ Bogen. 2 Thlr. 12 Gr. — 3 Fl. 45 Kr. C.-M. — $4\frac{1}{2}$ Fl. Rhein.

Der 2te und 3te Theil, womit das Werk vollendet ist, erscheinen im Laufe des nächsten Jahres.

Leipzig, im September 1837.

Georg Joachim Göschen.

Digitized by Google

Bücher-Auction in Bremen.

Montag den 20sten November und folgende Tage dieses Jahres werden die vom sel. Herrn Prof. Dr. **Gottfr. Reinh. Treviranus** und sel. Herrn Dr. **Joh. Meyerhoff** nachgelassenen Bücher, hauptsächlich naturwissenschaftlichen und medicinischen Inhalts, nebst mehren Anhängen aus der astronomischen, philosophischen, pharmaceutischen und belletristischen Literatur auch aus andern Fächern der Wissenschaften, öffentlich den Meistbietenden durch Endesgenannten verkauft werden. Außerdem kommen einige Instrumente zur Versteigerung, als:

a) ein Plößl'sches Mikroskop, b) ein großes Frauenhofer'sches Fernrohr, c) ein Kometensucher, d) ein künstlicher Horizont, e) ein Hygrometer, f) ein Sextant von Kraut u. A. m., ferner: ein Paar Cary'sche Erd- und Himmelsgloben und ein Herbarium, ca. 6000 sehr gut conservirte Specimina enthaltend.

Das 14 eng gedruckte Bogen starke Verzeichniß, welches manche ausgezeichnete und seltene Werke enthält, ist zu bekommen in Berlin bei Herrn Asher, Hrn. List, Hrn. Eichler; in Braunschweig bei Herrn G. M. Meyer jun.; in Breslau bei Herren Max u. Comp.; in Cassel in der Krieger'schen Buchhandlung; in Frankfurt a. M. bei Herrn Fr. Wilmans; in Gotha in der Expedition des Allgemeinen Anzeigers; in Göttingen bei Herren Vandenhoeck u. Ruprecht; in Halle bei Herrn Auct.-Comiss. Lippert; in Hamburg bei Herrn Schwormstädt; in Hanover bei Herrn Auctionator F. Cruse; in Leipzig bei Herrn K. F. Köhler und bei Herrn Otto August Schulz; in Münster bei Herrn Regensberg; in Osnabrück bei Herrn Rackhorst und in Stuttgart bei Herrn Antiquar Steinkopf.

Zur Besorgung sicherer Aufträge erbieten sich Herr Adolf Krellenberg in der Joh. Georg Heyse'schen Buchhandlung hieselbst und

Ludw. Wilh. Heyse,
Auctionator.

Bremen, im September 1837.

An alle Buchhandlungen ist versandt:

Ein Verzeichniß von Romanen, Reisen und Unterhaltungsschriften.

500 Bände im Ladenpreis 593 Thlr., ermäßigt auf 120 Thlr.

Es bietet dieses Verzeichniß den reichsten Stoff dar, eine Lesebibliothek zu errichten, oder bestehende zweckmäßig zu vermehren, da die Werke vieler der beliebtesten unserer belletristischen Schriftsteller sich darunter befinden. Auch für kleinere Partien sind sehr billige Bedingungen gestellt, worüber das dem Verzeichniß beigegebene Vorwort das Nähere besagt. Die herabgesetzten Preise sind jedoch nur noch bis zum 1sten Juli 1838 gültig.

Leipzig, im October 1837.

Friedrich Fleischer.

Die 6te Original-Ausgabe
von
Alamontade
der
Galeerensklave.
Herausgegeben von
Heinrich Zschokke.
8. 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl.
ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Orell, Füßli u. Comp.
in Zürich.

Bei Karl Cnobloch in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Die Psalmen
metrisch übersetzt und erklärt
von
Dr. August Wilhelm Krahmer,
akadem. Privatdocenten zu Marburg ꝛc.

Mit besonderer Berücksichtigung für Anfänger.
Zwei Bände. Gr. 8. Preis 4 Thlr.

Erster Band enthält: Einleitungen und Übersetzungen. xxx und 306 Seiten. Preis 1 Thlr. 12 Gr. Zweiter Band enthält den Commentar. vi und 590 Seiten. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Gleichzeitig erschien:

Über die historische Beziehung von Psalm 46, 76 und 48. Ein Sendschreiben an Herrn Consistorialrath und Prof. Dr. Gesenius zu Halle, und an Herrn Prof. Dr. Hitzig zu Zürich, von Dr. Aug. Wilhelm Krahmer, Privatdocenten zu Marburg ꝛc. Gr. 8. 29 Seiten. Geh. Preis 4 Gr.

Leipzig, im September 1837.

Pölitz Weltgeschichte
in 15 Lieferungen;
für gebildete Leser und Studirende dargestellt.

Neue Ausgabe der sechsten vermehrten und verbesserten Auflage, fortgeführt bis zum Jahre 1838. 1ste, 2te, 3te Lief. Leipzig, **Hinrichs.** à 12 Bogen in gr. 8. geh. zu 8 Gr.

Wir erfüllen einen vielseitig ausgesprochenen Wunsch von Freunden und Lehrern der Geschichte, indem wir dieses gediegene, vielverbreitete Werk, welches die rechte Mitte hält, zwischen ausführlicher Erzählung und compendiarischer Kürze, bis auf die allerneueste Zeit fortgesetzt in monatlichen Lieferungen darbieten, davon die erste in allen Buchhandlungen zur Ansicht vorliegt. Die folgenden Lieferungen erfolgen auf Bestellung. Sammler erhalten ansehnliche Freiexemplare. Über Alles liegt ein ausführlicher Prospectus in jeder Buchhandlung vor.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1837. Monat September, oder Nr. 244—273, und 5 literarische Anzeiger: Nr. XXXIV—XXXVIII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Allgemeine medicinische Zeitung. Herausgegeben von Dr. *Karl Pabst.* Jahrgang 1837. Monat Juli, oder Nr. 52—60. Gr. 4. Preis des Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1837. Dreizehnten Bandes drittes Heft. (Nr. XVI.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1837. Monat September, oder Nr. 35—39, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 35—39. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im September 1837.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XXXX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Leipziger Allgemeine Zeitung.

Die ersten **drei** Nummern dieser Zeitung, die schon in ihrer Ankündigung die allgemeinste Theilnahme erregt hat, sind durch alle Buchhandlungen und Postämter auf Verlangen als **Probeblätter** zu erhalten. Sie werden selbst hochgespannten Erwartungen genügen und man darf darauf rechnen, Redaction und Verlagshandlung unermüdet dem Ziele nachstreben zu sehen, das sie bei Gründung dieses Blattes vor Augen gehabt. Der **Preis** für Sachsen ist 2 Thlr. 12 Gr. Vorausbezahlung für das Vierteljahr und wird sich im Auslande nach der Entfernung von Leipzig bestimmen. **Bestellungen** sind durch alle Postämter des In- und Auslandes zu machen. **Inserate** aller Art werden aufgenommen und der Raum einer gespaltenen Zeile wird mit $1^{1}/_{2}$ Gr. berechnet. **Einsendungen** für die Leipziger Allgemeine Zeitung sind an die unterzeichnete Verlagshandlung zu richten und werden, insofern sie nicht den Text des Blattes betreffen, **portofrei** erwartet.

Leipzig, den 3ten October 1837.

F. A. Brockhaus.

Bei H. L. Brönner in Frankfurt a. M. ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Tabellarische Übersicht der specifischen Gewichte der Körper.

Ein alphabetisch geordnetes Handbuch für Freunde der Naturwissenschaften, insbesondere für Chemiker, Physiker, Techniker und Mineralogen, von

R. Böttger,

Docent der Physik und Chemie etc. etc. in Frankfurt a. M.

$12^{1}/_{2}$ Bogen. Royaloctav. Cartonnirt. Preis 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Dass die Kenntniss des specifischen Gewichts der einzelnen Körper nicht allein dem Naturforscher im weitesten Sinne des Worts von grosser Wichtigkeit ist, sondern dass sie selbst dem Technologen, ja dem Handelsmann und Ökonomen einen bedeutenden Nutzen gewährt, bedarf wol keiner weitern Auseinandersetzung. Es war daher gewiss höchst wünschenswerth, die in den verschiedenen naturwissenschaftlichen Lehrbüchern und Journalen zerstreut stehenden Bestimmungen aller bisjetzt in Bezug auf das specifische Gewicht geprüften Körper zu einem Ganzen vereinigt, die in den einzelnen Lehrbüchern sich eingeschlichenen falschen, zum Theil auch nicht gehörig specificirten Angaben berichtigt und der leichtern und bequemern Übersicht wegen in einer streng alphabetisch geordneten Reihenfolge zusammengestellt zu sehen, um zugleich dem zeitraubenden Nachschlagen in diesem oder jenem physikalischen, chemischen, pharmaceutischen und mineralogischen Werke u. s. w. überhoben zu sein. Ein Werk der Art fehlte uns bisher gänzlich; die Freunde der Naturwissenschaften werden es daher dem Herrn Verfasser Dank wissen, dass er sich dieser so höchst mühevollen und zeitraubenden Arbeit unterzog, indem er sich angelegen sein liess, die vorzüglichsten in dem Werke selbst namhaft gemachten, auf diesen Gegenstand Bezug habenden literarischen Quellen auf die gewissenhafteste Art zu benutzen, und überhaupt das Werk so einzurichten, dass es sowol den Anfoderungen der Naturforscher von Fach, wie denen der Technologen u. s. w. vollkommen entsprechen dürfte. Jeder Körper ist im Werke genau bezeichnet, ja den meisten hat der Herr Verfasser selbst die Abstammung, die Art der Bereitung und die chemische Formel, um jede Verwechselung zu vermeiden, hinzugefügt.

In der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden und Leipzig sind erschienen:

Dr. Chr. Fr. v. Ammon, Oberhofprediger,

Predigten, im Jahre 1834 gehalten.

Velinp. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Da nur wenige Exemplare abgedruckt sind, so bitten wir, die Bestellungen darauf ungesäumt in der nächstgelegenen Buchhandlung zu besorgen.

Zehn Briefe zweier deutschen Protestanten. Herausgegeben von Ernst Frey. 8. Geh. 8 Gr.

Soeben ist versandt:

Stein's Handbuch

der Geographie und Statistik

für die gebildeten Stände. Nach den neuern Ansichten bearbeitet vom Prof. Dr. **Ferd. Hörschelmann. Sechste** verm. und verb. Aufl. **Nachträge** und **Berichtigungen** bis 1837. Gr. 8. ($2^{1}/_{4}$ Bogen.) Leipzig, **Hinrichs.** 3 Gr.

Das vollständige Werk in 5 Bänden (über 170 Medianbogen stark) 6 Thlr.

Comptoir-Handbuch

nach

MAC-CULLOCH

in

Einem Bande.

Mit den Planen von Konstantinopel, Gibraltar, Helsingör, Neuyork, Petersburg und Rio-Janeiro, und einer Weltkarte nach Mercator's Projection.

Soeben ist bei uns erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

Die neunte, zehnte und letzte Lieferung

einer schönen und außerordentlich wohlfeilen Ausgabe von Mac-Culloch's vortrefflichem:

Dictionary of Commerce and Commercial Navigation,

Bogen 81—108.

Preis 2 Fl. 12 Kr., oder 1 Thlr. 9 Gr.

Inhalt:

Seide, Seidenband, Seidenzeuche, Seife, Seile, Selters (Nieder-), Semlin, Senegawurzel (Kreuzblumenwurzel), Senf, Sennablätter, Sense, Serpentinstein, Sesam, Serrs, Setubal, Sevilla, Shawls, Sheffield, Shilds, Shrewsbury, Sichrin, Sicherstellung, Siebe, Siegel, Siegellack, Sherry, Siena, Sierra leona, Silber, Silbergeschirr, Silistria, Simaruba, Simbirsk, Singapore, Sinigaglia, Sinope, Siut, Sistov, Sklaven, Sligo, Smalte, Smaragd, Smolensk, Smyrna, Soda, Soest, Soissons, Solingen, Solothurn, Sonnenberg, Sophia, Southampton, Soya, Spaa, Späne, Spalatro, Spandau, Spanisch Rohr, Sparkassen, Speck, Speckstein, Spermaceti, Speyer, Spezereien, Spezzia, Spiegel, Spicköl, Spielkarten, Spielwaaren, Spießglas, Spindelbaum, Spitzen, Spoleto, Staatsanlehen, Stabwurz, Stabroek, Stade, Stafford, Stahl, Staniol, Stärke, Stargard, Steinbütt, Steingut, Steinkohlen, Steinkohlenöl, Stendal, Sternanis, Stettin, Steyer, Stockfisch, Stockholm, Stockport, Stockton, Stolpe, Störfang, Stralsund, Strandung, Strasburg, Strelitz (Neu-), Strohhüte, Strömlinge, Strümpfe, Stückfaß, Stückgüter, Stuhlweißenburg, Stuttgart, Suakim, Succade, Südfrüchte, Suez, Sunderland, Sundholz, Surabaya, Surakarta, Surate, Süßholzsaft, Sydney, Syra, Syrakus, Syrup, Taback, Tabackspfeifenköpfe, Tacamehacharz, Tafelgeschirr, Taganrog, Takelwerk, Talavera de la Reyna, Talg, Talkstein, Tamarinden, Tamarisken, Tambov, Tampico, Tanger, Tapeten, Tapioca, Tara, Taranto, Tarare, Tarascon, Tarbes, Tarifa, Tarnopol, Taragona, Tarsus, Taschenuhren, Taschkent, Tauwerk, Tauris, Tatta, Tausendgüldenkraut, Tavira, Teakholz, Teheran, Tejuco, Temesvar, Teppiche, Teramo, Termini, Terpenthin, Terpenthinöl, Terranova, Teruel, Teschen, Tetuan, Teufelsdreck, Thee, Theer, Theodosia, Theresienstadt, Thiers, Thionville, Thomas, Thorn, Thunfisch, Thymian, Tiflis, Tobolsk, Tokat, Tokay, Toledo, Tombak, Tombucto, Tomsk, Toncabohnen, Tonne, Tonnengehalt, Tonnengeld, Topas, Torgau, Torre del Greco, Tortona, Torschok, Toro, Tortosa, Totana, Toul, Toulon, Toulouse, Tourcoing, Tournay, Tours, Tractaten, Traganth, Trani, Trapani, Trapezunt, Trauben, Trawnik, Treviso, Trient, Trier, Triest, Trincomale, Trinity-house, Tripang, Tripoli, Tripoli (Tarablus), Trippel, Trödelhandel, Troppau, Troyes, Troygewicht, Trucksystem, Trüffeln, Truxillo, Tschernigow, Tscherncwitz, Tschetwert, Tücher, Tschugiew, Tula, Tüll, Tunis, Turbith, Turin, Türkis, Turmalin, Turnhout, Tutenague, Tuttlingen, Twer, Tyrus, Ubeda, Udine, Uhren, Ulm, Ulme, Ultramarin, Upsal, Usanz, Utrecht, Utrera, Valencia, Valence, Valenciennes, Valette (La), Valladolid, Valladolid de Mechoacan, Valogens, Valonia, Valparaiso, Vandiemensland, Vanille, Vannes, Varinas, Varna, Veilchenholz, Velpel, Vellatri, Vendôme, Venedig, Venloo, Veracruz, Vercelli, Verdun, Vereinigte Staaten von Nordamerika, Verlagsrechte, Verlassung, Vermilion, Verona, Versailles, Verschlußnahme, Versicherungen (Assecuranzen), Versteigerungen (Auctionen), Verviers, Vesoul, Vevay, Vicenza, Vich (Vigue), Vieh, Vienne, Vierzon, Vigevano, Vigo, Vigognewolle, Villach, Vilaricca, Villafranca, Villefranche-de-Rouergue, Villefranche-sur-Saône, Villena, Villeneuve d'Agen, Villingen, Vimoutiers, Vire, Viseu, Viterbo, Vitriol, Vitriolöl, Vitry-le-François oder sur Marne, Vittoria, Vogelleim, Voghera, Vorgebirge der guten Hoffnung, Waarenhaussystem, Waarenpreise, Waarenzölle, Wachholderbeeren, Wachholderbeerbranntwein, Wachs, Wachsleinwand, Wachsperlen, Wachstafft, Waffen, Waagen, Wagen, Wahrtonne, Waid, Waitzen, Wakefield, Walkererde, Walfische, Walfischfang, Walfischspeck, Wallrath, Wallroß, Wangis, Wardein (Groß-), Warington, Warschau, Washington, Wasser, Wasserblei, Wau, Waterford, Watte, Wechsel (Wechselgeschäfte), Wechselrecht, Wege und Landstraßen, Weihrauch, Weide, Weimar, Wein, Weinessig, Weingeist, Weinstein, Weißkupfer, Weitzen, Werft, Werftgeld, Werg, Wermuth, Wertheim, Wesel, Wexford, Whisky, Whitehaven, Wiatka, Wiazma, Wiborg, Wicken, Widdin, Wieliczka, Wien, Wiesbaden, Wilna, Winterthur, Wintersrinde, Wirthe, Wisby, Wismar, Wismuth, Witebsk, Wittenberg, Wolfenbüttel, Wolle, Wollenband, Wollenmanufactur, Wologda, Woronesch, Wolverhampton, Woolwich, Worcester, Worms, Wrack, Würfel, Würze, Wurmsame, Würzburg, Xeres (Xerèser ꝛc.), Yard, Yarkand, Yarmouth, Yezd, York in England, York in Obercanada, Ypern, Zaffer, Zahlungsunvermögen, Zangen, Zante, Zara, Zeder, Zeitungen, Zeitz, Zerbst, Zibeth, Ziegel, Ziegenhaare, Zimmt, Zimmt (weißer), Zimmtblüten, Zimmtöl, Zink, Zinkblumen, Zinn, Zinnfolie, Zinnober, Zinnsalze, Zinsen, Zirkon, Zitronat, Zitronen, Zitronensaft, Zitronenschalen, Zittau, Zittwer, Zitz, Zobel, Zoll und Zollgesetzgebung, Zucker, Zunder, Zürich, Zwetschgen, Zwickau, Zwiebel, Zwirn, Zwoll.

Das Werk ist jetzt vollständig und besteht aus 108 Bogen; es wird noch bis Ende dieses Jahres zum bisherigen Subscriptionspreise von 8 Fl. 36 Kr., oder 5 Thlr. 9 Gr. erlassen. Später tritt ein namhaft höherer Ladenpreis ein. Schön gebundene Exemplare in Einem Band können zu 9 Fl. 12 Kr., oder 5 Thlr. 18 Gr., durch alle solide Buchhandlungen bezogen werden.

Stuttgart und Tübingen, im August 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Für die Besitzer des Dictionnaire de l'Académie française.

Soeben haben die Presse verlassen und können durch alle Buchhandlungen von uns bezogen werden die ersten Lieferungen des

Complément du Dictionnaire de L'ACADÉMIE FRANÇAISE,

contenant tous les termes

de Littérature, de Rhétorique, de Grammaire, d'Art dramatique, de Philologie, de Linguistique, d'Histoire, de Sectes religieuses, de Chronologie, de Mythologie, d'Antiquités, d'Archéologie, de Numismatique, de Diplomatique, de Paléographie, de Philosophie, de Scolastique, de Théologie, de Droit canon, de Liturgie, d'Économie politique, de Législation et de Jurisprudence ancienne et moderne, d'Anciennes Coutumes, de Féodalité, de Droit, de Pratique; de Diplomatie, d'Administration, de Titres, de Charges et Dignités; d'Art militaire, de Marine, de Fortifications, de Mines, de Ponts et Chaussées; d'Eaux et Forêts, de Domaines et Enregistrement; de Monnaies; de Poids et Mesures; de Douanes; de Postes; de Médecine, de Chirurgie, d'Anatomie, de Pharmacie, d'Histoire naturelle, de Physique, de Chimie; d'Astronomie; de Mécanique, de Gravure; de Commerce, de Banque, de Bourse; d'Arts et Métiers; de Blason; de Fauconnerie, de Chasse, de Pêche, d'Escrime, de Danse, d'Équitation, de Jeux et Divertissemens etc., qui ne se trouvent pas dans le Dictionnaire de l'Académie;

auxquels on a joint:

Le Vieux Langage, — Le Néologisme, — La Géographie ancienne et moderne, — Un Traité complet d'Étymologie;

publié, sous la direction d'un membre de l'Académie française,

par M. **Narcisse Landois**

et

M. **Louis Barré.**

Gr. 4. Preis für zehn Lieferungen 2 Thlr. 6 Gr.

Leipzig und Paris, im October 1837.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

In der Nauck'schen Buchhandlung in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Lehrbuch der Geburtskunde.

Ein Leitfaden bei akademischen Vorlesungen und bei dem Studium des Faches.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.

Von

Dr. Dietr. Wilh. Heinr. Busch,

königl. preuss. Medicinalrathe, ord. Professor der Medicin an der Universität zu Berlin, Director des klinischen Instituts für Geburtshülfe etc.

Lexikonformat. Geh. Preis 3 Thlr. 8 Gr.

*** Von dem k. preuß. Kreis-Thierarzt Dr. E. Wagenfeld ist bei uns erschienen und durch alle Buchhandlungen für 1 Thlr. 15 Gr. zu haben:

Grundriß einer speciellen Pathologie und Therapie des Pferdes. 1ster Theil.

Dresden und Leipzig.

Arnold'sche Buchhandlung.

Jean Paul.

Das Schönste und Gediegenste aus seinen verschiedenen Schriften und Aufsätzen, nebst dessen Leben, Charakteristik und Bildniß. Ausgewählt, gesammelt und geordnet. Mit einem Vorbericht von Conz. Angefangen von Hofrath Dr. A. Gebauer, fortgesetzt von Dr. H. Döring und Dr. H. G. Numsen.

Das 11te Bändchen erschien zu Anfang dieses Jahres, das 10te 1836; ersteres enthält hauptsächlich die Selina, letzteres vorzüglich Fibel's Leben. Mit dem 12ten wird dieser Auszug Ende der Michaelismesse beendigt. Bis dahin gilt der Nachlaß von einem Bändchen (vom 7ten oder 9ten an) für die Fortsetzung, die nöthig war zur Erreichung des Hauptzwecks, eines möglichst vollständigen Abbilds von Jean Paul's Geist, weswegen auch Döring in den zwei Bänden des Lebens ihn mit seinen eignen Worten schildert. (Vorzug sogar vor der Gesammtausgabe.)

Subscriptionspreise für jeden Band:	Pränumerationspreise für das Ganze von 12 Bänden:
I. Ausgabe in Octav:	
1) Velinp. 1 Thlr.	10 Thlr.
2) Schreibp. 18 Gr.	7 Thlr. 12 Gr.
II. Ausgabe in Sedez:	
3) Franz. P. 16 Gr.	6 Thlr. 16 Gr.
4) Druckp. 12 Gr.	5 Thlr.

Man kann nach und nach, je zwei Bände zusammen entnehmen, zahlt aber den 12ten voraus. 1ster und 2ter der ord. Ausgabe fehlen für jetzt.

Ernst Klein's liter. Comptoir in Leipzig.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Goethe und seine Widersacher,

oder der neue deutsche kritische Parnaß. Mit Einleitung und einigen Seitenfugen von Dr. K. Reck in Göttingen. 1stes Bändchen. 8. Geh. 1 Thlr 8 Gr.

Diese Schrift beginnt also: „Die diesjährigen Blätter für literarische Unterhaltung, Nr. 64, und die augsburger Allgemeine Zeitung, Nr. 90, haben dem Verfasser der Artikel, welche im vorigen Winter über Goethe in der Hanoverschen Zeitung erschienen sind, die Ehre erzeigt, denselben aufzufodern, jene Artikel als besondere Broschüre abdrucken zu lassen. Dasselbe thaten einige Bekannte in Göttingen und ein hochgestellter Geschäftsmann in Weimar durch das Medium der Redaction der Hanoverschen Zeitung." Der Verleger hat nur beizufügen, daß der Verfasser der oben gedachten Artikel in der Hanoverschen Zeitung und der der vorliegenden Schrift völlig identisch sind.

In der Buchhandlung Zu-Guttenberg in Tübingen ist soeben erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Conflict zwischen Himmel und Hölle,

an dem Dämon eines besessenen Mädchens beobachtet

von

Professor **C. A. Eschenmayer.**

Nebst einem

Wort an Dr. Strauß.

Der Verfasser hält die hier angekündigte Geschichte um so mehr der öffentlichen Aufmerksamkeit würdig, als sie nicht nur die Erscheinungen des Besessenseins auf eine Weise darlegt, wie sie bisjetzt noch nie zur Anschauung gekommen sind, sondern auch durch auffallende Thatsachen manche christliche Wahrheiten bekräftigt, welche seit geraumer Zeit der Zweifelsucht und dem Unglauben preisgegeben wurden. Daher eignet sich diese Geschichte besonders auch zu dem Wort an Dr. Strauß, welches der Verfasser im Anhang zu geben sich erlaubt hat.

Digitized by Google

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XXXXI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

№ III.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

1837. Juli, August und September.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, findet sich in Nr. XIII des Literarischen Anzeigers; Nr. II, die Versendungen vom April, Mai und Juni, in Nr. XXVI desselben.)

46. Analekten für Frauenkrankheiten, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. 1sten Bandes 2tes und 3tes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 16 Gr.

47. Anleitung zum Selbststudium der Mineralogie. Nach dem Book of science von Karl Hartmann. Mit 49 Abbildungen. 16. Geh. 18 Gr.

48. Anleitung zum Selbststudium der Krystallographie. Nach dem Book of science von Karl Hartmann. Mit 45 Abbildungen. 16. Geh. 6 Gr.

Diese beiden Werkchen bilden die erste und zweite Abtheilung des zweiten Bandes vom „Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste". Der erste Band, mit 121 Abbildungen (1836), kostet 2 Thlr.

49. Beer's (Michael) Briefwechsel. Herausgegeben von Eduard von Schenk. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

M. Beer's Sämmtliche Werke (1835) kosten 4 Thlr.

50. Bericht vom Jahre 1837 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von Ämilius Ludwig Richter und Karl August Espe. Gr. 8. Geh. 10 Gr.

Die Berichte für 1835 und 1836 haben gleichen Preis.

51. Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts. Begonnen von Wilhelm Müller. Fortgesetzt von Karl Förster. Dreizehntes Bändchen. David Schirmer, Zacharias Lundt, Philipp Zesen. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

Erstes bis zwölftes Bändchen (1822—31) kosten 16 Thlr. 8 Gr.

52. Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes. 1ster bis 4ter Band. Der sinnreiche Junker Don Quixote von la Mancha von Miguel de Cervantes Saavedra. Aus dem Spanischen übersetzt durch Dietrich Wilhelm Soltau. Zweite Auflage. Mit einer Einleitung. 4 Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

53. — — 23ster, 24ster Band. Die Leiden des Persiles und der Sigismunda von Miguel de Cervantes Saavedra. Aus dem Spanischen übersetzt. Mit einer Einleitung von Ludwig Tieck. 2 Theile. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

54. — — 25ster, 26ster Band. Die Verlobten. Eine mailänder Geschichte aus dem 17. Jahrhundert. Aufgefunden und erneut von Alessandro Manzoni. Aus dem Italienischen übersetzt von Eduard von Bülow. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. 2 Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Die ersten 22 Bände kosten zusammengenommen statt 13 Thlr. 8 Gr. nur 8 Thlr. Diese interessante Sammlung wird fortgesetzt.

55. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. Vollständig in vier Bänden. Mit Abbildungen und Landkarten. Zweiter Band: F—L. 4te und 5te Lieferung. Gr. 4. Geh. Jede Lieferung 6 Gr.

56. Altdeutsche Blätter von Moritz Haupt und Heinrich Hoffmann. Zweiten Bandes erstes Heft. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

Der erste Band in 4 Heften (1835—36) kostet 2 Thlr. 4 Gr.

57. Ehrenbaum (J.), Der Psycholog. Ein Lebensereigniß. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Novelle.

58. Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis, mit Einschluss der Geburtshülfe und der Augenheilkunde. Im Verein mit mehren praktischen Ärzten und Wundärzten herausgegeben von Georg Friedrich Most. Supplementband zur ersten Auflage, enthaltend die Verbesserungen und Zusätze der zweiten, namentlich durch die Operativchirurgie stark vermehrten Auflage. 1stes und 2tes Heft. (Abarticulatio — Ligatura.) Gr. 8. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

59. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücher-Lexikon. Achter Band. Herausgegeben von Otto August Schulz. 10te Lieferung. Enthaltend: zweite Abth., Bogen 27—35. (Sander—Sonnleithner.) Gr. 4. 20 Gr. Schreibp. 1 Thlr.

60. Most (Georg Friedrich), Über Liebe und Ehe in sittlicher, naturgeschichtlicher und diätetisch-medicinischer Hinsicht; nebst einer Anleitung zur richtigen physischen und moralischen Erziehung der Kinder. Dritte, völlig umgearbeitete, stark vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Das Werk ist in dieser dritten Auflage in meinen Verlag übergegangen.

61. Le Portfolio, ou Collection de documens politiques relatifs à l'histoire contemporaine. Traduit de l'anglais. Tome I—V. (Nos. 1—41.) Hamburg, Campe. 1836—37. Geh. 10 Thlr. 12 Gr.

Den Debit dieses Werkes sowie des übrigen Verlags von A. Campe in Hamburg besorge ich für eigne Rechnung.

62. Raumer (Rudolf von), Die Aspiration und die Lautverschiebung. Eine sprachgeschichtliche Untersuchung. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

63. Repertorium der gesammten deutschen Literatur. (4ter Jahrgang, für das Jahr 1837.) Herausgegeben im Verein mit mehren Gelehrten von E. G. Gersdorf. 13ter Band. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Gr. 8. Jeder Band von etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.

64. Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Dr. Franck. Zweiter Jahrgang. Mit fünf Kupfern und einem Facsimile. 8. Elegant gebunden mit Goldschnitt. 3 Thlr.

Der erste Jahrgang kostet 2 Thlr. 8 Gr.

65. Historisches Taschenbuch. Mit Beiträgen von Barthold, Jacob, Schubert, Voigt, herausgegeben von Friedrich von Raumer. 9ter Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

1ster bis 5ter Jahrg., 1830—34, kosten anstatt 9 Thlr. 16 Gr. zusammengenommen 5 Thlr., einzeln à 1 Thlr. 8 Gr.; 6ter bis 8ter Jahrg., 1835—37, à 2 Thlr.

66. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1838. Mit 7 Stahlstichen. Geb. mit Goldschnitt. 2 Thlr.

J. C. v. Zedlitz's Bildniß daraus einzeln in gr. 4. 8 Gr. Jahrg. 1830—34 zusammengenommen 5 Thlr., einzeln à 1 Thlr. 8 Gr.; Jahrg. 1835—37 à 2 Thlr.

67. Wurm (C. F.), Das k. hanoversche Patent, die deutschen Stände und der Bundestag. Publicistische Skizze. 8. Geh. 8 Gr.

In meinen Verlag ist übergegangen:

Noback (Christian), Vollständiges Handbuch der Münz-, Bank- und Wechselverhältnisse aller Länder und Handelsplätze der Erde. Mit getreuen Abbildungen der vornehmsten Gold-, Platina- und Silbermünzen aller Länder, in 380 Münzbildern auf 119 Tafeln. Drei Abtheilungen. Gr. 8. Rudolstadt. 1833. Geh. 6 Thlr. 18 Gr.

Binnen Kurzem erscheint das erste Heft von:

Most (Georg Friedrich), Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Zwei Bände.

Prospecte über das Werk sind in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Durch alle Buchhandlungen ist gratis zu erhalten:

Verzeichniss einer Sammlung von Romanen, Erzählungen, Schauspielen, Gedichten, Briefen, Biographien, Denkwürdigkeiten, Reisen, historischen und andern werthvollen Schriften aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig, welche sich zur Errichtung und Ergänzung von Privat- und Leihbibliotheken eignen und zu sehr vortheilhaften Bedingungen erlassen werden.

Ausführliche Prospecte und **Probeblätter** der vom 1sten October d. J. in meinem Verlage erscheinenden

Leipziger Allgemeinen Zeitung

sind durch alle Buchhandlungen und Postämter von mir zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 2 Thlr. 12 Gr. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 1½ Gr.

⁂ Unterrichtbücher für Stadt- und Landschulen.

Die 6te verbesserte Auflage von

Ch. A. Otto (Seminardirector), Der sächs. Kinderfreund für Stadt- und Landschulen. 19 Bogen. 6 Gr. 25 Exemplare für Schulen 4 Thlr. 12 Gr.,

und die 3te verbesserte Auflage von

Ch. A. Otto, Kurzgefaßte Religionslehre für protestantische Schulen. Ladenpreis 6 Gr. 25 Exemplare für Schulen 4 Thlr. 12 Gr.,

sind soeben bei uns erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen.

Arnold'sche Buchhandlung
in Dresden u. Leipzig.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Sechs bedenkliche Vorboten einer großen

Weltveränderung, an Sonne und Erde

sichtbar. Beschrieben und beurtheilt von **Dr. J. G. Tinius**, Verfasser des „jüngsten Tages". Gr. 8. Geh. Preis 8 Gr.

Diese Schrift ist kein mystisches Ideenspiel oder eine apokalyptische Trommel, welche Lärm schlägt und das Ende der Welt verkündigt. Man findet darin den Geist der Einsicht und Beurtheilung des Verfassers, wie er bereits in seiner Schrift: „Der jüngste Tag" erschien und in den kritischen Blättern, zuletzt noch in der Abendzeitung, 1837, Nr. 28, Anerkennung fand.

Soeben ist erschienen:

Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1838.

Herausgegeben
von
A. v. Chamisso und G. Schwab.
Neunter Jahrgang.
Mit Uhland's Bildniß, gest. von Mandel.

Außer Beiträgen von den Herausgebern enthält dieser Jahrgang: Gedichte an Friederike von Goethe, aus seiner frühesten Zeit, und bisher ungedruckt; Beiträge von Eichendorff, Gaudy, Anastas. Grün, J. Kerner, J. Mosen, G. Pfizer, Fr. Rückert, Wessenberg u. A.

Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Der 1ste bis 8te Jahrgang sind in dem herabgesetzten Preise für 5 Thlr. 8 Gr. zu haben.

Leipzig, im September 1837.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Wir empfehlen folgende schöne Großoctav-Ausgaben:

Victor Hugo,
Oeuvres complètes,
y compris *„les Voix intérieures"*. — 2 vol. grand in-8., ornés du portrait de l'auteur, gravé sur acier, et de onze vignettes dessinées par Madou, gravées sur bois par les meilleurs artistes de Londres et de Paris. — 10 Thlr.

Alph. de Lamartine,
Oeuvres complètes.
1 volume très-grand in-8., orné du portrait de l'auteur, d'une gravure sur acier, de six belles gravures sur bois, de deux cartes géographiques etc. — 5 Thlr.

Alfred de Vigny,
Oeuvres.
1 volume gr. in-8. — 5 Thlr.

H. de Balzac,
Oeuvres complètes.
4 volumes grand in-8. *Entièrement complet.* 20 Thlr.

Bignon,
Histoire de France,
depuis le 18 Brumaire jusqu'à la paix de Tilsitt.
1 vol. in-8. — 5 Thlr.

Capefique,
Histoire de la Restauration
et des causes qui ont amené la chute de la branche ainée des Bourbons.
2 vol. grand in-8. — 10 Thlr.

Ferner empfehlen wir folgende, durch eleganten Druck, schönes Papier, Wohlfeilheit und vorzüglich gute Übersetzung sich auszeichnende Werke

Bulwer's und des Capit. **Marryat.**

E. L. Bulwer,
Oeuvres.
Jedes Werk 2 Bände in 18. à 2 Thlr. 12 Gr.

1. *Angleterre et les Anglais.* 2de édition. 2 vol. — 2. *Pelham,* ou aventures d'un gentilhomme anglais. 2 vol. — 3. *Les Pèlerins du Rhin.* 2 vol. — 4. *Eugène Aram.* 2 vol. — 5. *L'Étudiant*; contes, nouvelles et esquisses littéraires.

2 vol. — 6. *Les derniers Jours de Pompéi.* 2de édition. 2 vol. — 7. *Rienzi*, le dernier des Tribuns. 2 vol.

Die Übersetzer sind: Defauconpret, Pichot, Cohen, Mlle. Sobry.

Capitaine *Marryat*,

Oeuvres complètes.

Übersetzung von A. J. B. Defauconpret.

Jedes Werk 2 Bände in 18. à 2 Thlr.

1. *Pierre Simple.* 2. *Japhet*, à la recherche d'un père. 3. *Newton Forster.* 4. *Jacob Fidèle.* 5. *Kings-Own*, ou il est au roi. 6. *Frank Mildmay.* 7. *Mr. le Midshipman Aisé.* 8. *Cain le Pirate*, suivi des *trois Cutters.* 9. *Rattlin le Marin.* 10. *Snarley-Yow* ou le chien du diable. 11. *Le Pacha à mille et une Queues.*

Unter der Presse: 12. *Le Vaisseau volant.*

Leipzig.

C. Hochhausen & Fournes.

ΘΟΥΚΥΔΙΔΟΥ ΤΟΥ ΟΛΟΡΟΥ
ΠΕΡΙ ΤΟΥ ΠΕΛΟΠΟΝΝΗΣΙΑΚΟΥ ΠΟΛΕΜΟΥ
ΒΙΒΛΙΑ ΟΚΤΩ.

Thucydidis, Olori Fil

de Bello Peloponnesiaco
libri VIII.
Ad editionem
Car. Andr. Duckeri,
cum omnibus auctariis recusi.
Accesserunt variae lectiones duorum codicum animadversiones
Joannis Christophori Gottleberi a. M.,
Rectoris quondam Scholae provinc. Misnicae.
Coeptum opus perfecit
suas notas adjecit
indicem Duckeri et Glossarium Gottleberi
auxit
Carolus Ludovicus Bauerus A. M.,
Scholae ad Hirschbergam Rector,
et
Christ. Dan. Beckius,
Prof. Lips.
II Vol. 4maj.

Früherer Ladenpreis 10 Thlr. 12 Gr.
Herabgesetzter Preis 5 Thlr., oder 8 Fl. 30 Kr.

Wir empfehlen dem philologischen Publicum diese Ausgabe, von der wir eine nicht unbeträchtliche Anzahl Exemplare übernommen haben, mit um so größerer Zuversicht, da sie neben allen Leistungen der neuesten Zeit immer einen ganz eigenthümlichen Werth dadurch hat, daß sie die einzig vollendete Ausgabe ist, die den gelehrten Apparat von H. Stephanus, Hudson, Wasse, Ducker u. A. vollständig mit allen Nachträgen und den trefflichen Zugaben von Gottleber, Bauer und C. D. Beck enthält, und mit sehr brauchbaren Indices Rerum et Verborum versehen ist.

Stuttgart und Tübingen, im August 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Für Landwirthe.

Dr. C. F. Groh, Verhandlungen der Wandergesellschaft sächsischer Landwirthe und Naturforscher in den Jahren 1834 und 1835, aus Acten gezogen, mit einer Einleitung. Gr. 8. Brosch. sind in allen Buchhandlungen für 9 Gr. zu haben.

Arnold'sche Buchhandlung
in Dresden u. Leipzig.

Introduction au Panthéon littéraire.

Plan d'une bibliothèque universelle, études des livres qui peuvent servir à l'histoire littéraire et philosophique du genre humain, suivi du catalogue des chefs d'oeuvres de toutes les langues et des ouvrages originaux de tous les peuples. Par **L. Aimé-Martin.** In-8. Paris, 1837. 2 Thlr. 21 Gr.

Vorstehendes Werk kann durch alle Buchhandlungen von uns bezogen werden.

Leipzig und Paris, im October 1837.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Wir versandten an alle Buchhandlungen die erste Abtheilung des

Repertorium
für
Anatomie und Physiologie.

Kritische Darstellung fremder und Ergebnisse eigner Forschung.

Von
G. Valentin,
Dr. der Medicin und Chirurgie und ordentlicher öffentlicher Professor der Physiologie an der Universität zu Bern.

Jahrgang 1837. In 2 Abtheilungen. Mit Kupfern. Broschirt.

Preis für den ganzen Jahrgang 2 Thlr. Sächs., oder 3 Fl. 36 Kr. Die 2te Abtheilung wird im October den respectiven Käufern nachgeliefert.

Bern, den 1sten August 1837.

Huber und Comp.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Militairisches Bilder-ABC. Ein Bilderbuch mit 24 fein illuminirten militairischen Abbildungen. In eleganten Umschlag cartonnirt. Preis 1 Thlr. 12 Gr., schwarz 18 Gr.

Bildermappe zum Illuminiren mit Vorlegeblättern. Preis 9 Gr.

Wörsche, Dr., Aufrichtige und wahre Mittheilung des Geheimnisses zur äußerst billigen und praktischen Fabricirung eines dem Champagner ganz und gar ähnlichen Weins, sowie zur Fabricirung der Gesundbrunnen, und eines dem dünkerker ganz ähnlichen Schnupftabacks. Preis 9 Gr.

Meerfels, St.-Julien und seine Freunde, oder die Flucht aus dem Kerker zu Paris. Ein Roman in zwei Bänden. In Umschlag brosch. Preis 1 Thlr.

Osten, L., Casanova im Fort St.-André. Lustspiel in drei Acten. Nach dem Französischen bearbeitet. In eleganten Umschlag brosch. Preis 12 Gr.

Magdeburg, im September.

C. Wagner u. Richter.

Wohlfeiler als jede Pfennigausgabe irgend eines Buchs ist:

Ch. B. Schade's Dizionario

manuale Italiano-Tedesco e Tedesco-Italiano. Composto colla più gran diligenza. 2 Tomi. Aggiunto l'accento d'agni parola Tedesca. — Vollständiges italienisch und deutsches Handwörterbuch rc. 2 Bände. 125½ Bogen. 8. Leipzig, Hinrichs. Wohlfeilste Ausgabe: 1 Thlr. 12 Gr.

Mac-Culloch's Comptoir-Handbuch,

gebunden in 1 Band complet.

Wir bringen hiermit zur Anzeige, daß von Mac-Culloch's Comptoir-Handbuch die drei letzten Lieferungen bereits ausgegeben und an die Subscribenten versandt worden sind.

Um dieses anerkannt vortreffliche und gediegene Werk, das sich vorzugsweise zu Weihnachts-, Neujahrs- und sonstigen Geschenken eignen dürfte, zur Abgabe bequemer und den Käufern zugänglicher zu machen, haben wir an alle soliden Sortiments-Buchhandlungen Exemplare,

in einem Bande sauber gebunden,

versandt, bei welchen solche zum Preise von

3 Thlr. 18 Gr., oder 9 Fl. 12 Kr.

bezogen werden können.

Stuttgart, im September 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Eben ist erschienen:

Dictionnaire Grammatical
de la Langue Française.

Grammatisches Handwörterbuch

der französischen Sprache, neu und selbständig bearbeitet von M. **E. J. Hauschild,** Lehrer an der Bürgerschule zu Leipzig. Lexikonoctav. (20 Bogen.) Leipzig, 1837. Verlag der **Hinrichs**'schen Buchhandlung. Geh. 1 Thlr. 18 Gr.

Unsere Zeit ist eine Zeit der Emancipation; auch die engherzigste aller Wissenschaften, die Grammatik, hat dem Misbrauche ihrer Gewalt entsagen müssen, um einestheils ihre besondern und kleinlichen Wortregeln der freiern Gestaltung des Gedankens mehr unterzuordnen, anderntheils aber auch allgemeine Grundsätze und Theorien in der Anwendung auf die besondern Fälle, dem Ansehen bewährter Schriftsteller und dem von ihnen geschaffenen Sprachgebrauche zum Opfer zu bringen. In dieser Zeit schien ein Werk wie das vorliegende, welches den oben bezeichneten von der Grammaire Nationale in Frankreich gleichzeitig eingeschlagenen Weg verfolgt, Bedürfniß, und die lexikalische Form, zur schnellern Beseitigung der Schwierigkeiten, für das lehrende und lernende Publicum die beste zu sein. — Ein gefälliges Äußere, zweckmäßiger und correcter Druck dürften das Werk noch empfehlenswerther machen.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hanover ist soeben erschienen:

Physiologisch-therapeutische
Untersuchungen
über
das Vecatrin
von
Dr. Fr. Aug. Forcke,
Amtsteuz-Wundarzt und prakt. Arzt zu Goslar.
Gr. 8. 1837. 18 Gr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die Zeichen der Zeit,

oder die jetzigen Bewegungen in der Natur, in der bürgerlichen und religiösen Welt als Vorboten einer bessern Zeit. Von Erich Haurenski zu Gard Ebré. 8. 16 Gr.

Der Scharfsinn, womit der bekannte Hr. Verfasser einen Rückblick auf die jüngsten Bewegungen in Natur und Elementen wirft, steht der großen Freimüthigkeit und Urtheilskraft nicht nach, mit der er die der bürgerlichen und religiösen Welt hell und treffend beleuchtet. Schwerlich dürfte seit mehren Jahren eine Flugschrift ans Licht getreten sein, die den Freunden zeitgemäßer und liberaler Staatseinrichtungen und den Gegnern schleichender pietistisch-jesuitischer Umtriebe und mehr und mehr um sich greifender verfinsternder Frömmelei und Muckerei besser zusagen könnte.

Bei Karl Cnobloch in Leipzig ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Erwiderung auf einige gegen die Erklärung der Pfarrer der Kreissynode Dortmund in Betreff der **Schwelmer Pfarrer-Wahl-Angelegenheit** erschienenen Schriften. Gr. 8. 4 Bogen. Geh. 8 Gr.

Die heilige Schrift als alleinige Glaubens- und Lehrnorm in der evangelischen Kirche. **Eine Widerlegung** der von dem Licent. der Theologie und Pfarrer A. W. Möller zu Löbbecke im Fürstenthum Minden, bei J. F. Steinhaus in Barmen 1836 herausgegebenen Randglossen, zur Erklärung der Pfarrer der Kreissynode Dortmund. Gr. 8. 4 Bogen. Geh. 8 Gr.

Leipzig, im August 1837.

*** In der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden und Leipzig ist erschienen und durch alle andern Buchhandlungen zu haben:

M. Kühlmann, Logarithmisch-trigonometrische und andere nützliche Tafeln. Zunächst für die Schüler der gewerblichen Bildungsanstalten im K. Sachsen, sowie für praktische Rechner überhaupt. Brosch. 15 Bogen. 12 Gr.

Lamartine's Werke.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu erhalten:

Oeuvres complètes
de
Lamartine.

Ornés d'un portrait de l'auteur sur acier, de cartes et de vignettes sur bois.

Un volume grand in-8. Bruxelles, 1837. 5 Thlr.

Leipzig und Paris, im October 1837.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XXXXII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Für Architekten, Bau- und Gewerbeschulen, Maurer, Zimmerleute, Bauunternehmer 2c.

Von nachstehendem wichtigen Werke, auf Veranlassung eines königl. preuß. hohen Ministerii für Handel, Gewerbe und Bauwesen herausgegeben, ist die zweite Auflage erschienen:

Grundlage der praktischen Baukunst.

1ster Theil, Maurerkunst in 37 Musterblättern, und Entwürfe zu Wohngebäuden in 20 Tafeln, nach Zeichnungen des königl. preuß. Oberbaudirectors Herrn **Schinkel.**

2ter Theil. Zimmerwerkskunst in 37 Musterblättern. Beide Theile mit erläuterndem Texte. Großfolio. Geb. 9 Thlr.

Jeder Theil wird auch einzeln verkauft; der erste führt den Titel:

Vorlegeblätter für Maurer, in 42 lithographirten Tafeln mit Erläuterungen. Nach der Originalausgabe der königl. preuß. technischen Deputation für Gewerbe mit deren Bewilligung herausgegeben. Großfolio. Geb. 4 Thlr. 12 Gr.

Der zweite Theil:

Vorlegeblätter für Zimmerleute, in 37 lithographirten Tafeln mit Erläuterungen. Nach der Originalausgabe der königl. preuß. technischen Deputation für Gewerbe herausgegeben. Großfolio. Geb. 4 Thlr. 12 Gr.

Diese beiden Werke sind in sämmtlichen königl. preuß. Bau- und Gewerbeschulen als Lehrbücher eingeführt und durch die Amtsblätter der königl. Regierungen noch besonders empfohlen worden. In den Gewerbeschulen mehrer anderer deutschen Staaten, z. B. denen des Königreichs Hanover, des Großherzogthums Baden u. s. w., werden sie ebenfalls bereits gebraucht. Außer ihrem allgemein als vortrefflich anerkannten innern Gehalte, empfehlen sie sich auch durch ein schönes Äußere und durch ungewöhnlich billige Preise.

Schenk & Gerstäcker in **Berlin.**

NB. Buchhandlungen können diese Werke mit dem üblichen Rabatt von Hrn. Leopold Voß in Leipzig beziehen.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Das

k. hanoversche Patent,

die

deutschen Stände

und

der Bundestag.

Publicistische Skizze

von

Dr. C. F. Wurm.

8. Geh. 8 Gr.

Leipzig, im October 1837.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Dodecaton oder das Buch der Zwölf.

Deutsch von Ferd. Freih. v. Biedenfeld. 2 Bände. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Es gibt der deutschen Übersetzungen zwei. Die aus Stuttgart von einem Ungenannten und die vorstehende des Freih. von Biedenfeld. Weit entfernt, nur durch den billigern Preis der letztern einen Vorzug erzwingen zu wollen, berufen wir uns wegen ihres innern Werthes im Auszug auf die vorläufige Beurtheilung des ersten Bändchens (vid. Planet, 1837, Nr. 98): „Sand's alterthümliches Charaktergemälde ist voller Interesse, anziehender Reflexe und schlagender Contraste. Die Aufgaben sind ebenso schwierig gegeben als originell gelöst. Janin's Reise nach Brindes, eine harmonisch gehaltene Skizze, reich an interessanten Begebenheiten und belehrenden ethischen, ethnograpischen, literarischen und artistischen Bemerkungen und Urtheilen. Hier ist nicht Laube oder Heine; hier ist Laube und Heine. Musset „Thaten nicht Worte“ charakterisiren sich durch Lebendigkeit der Handlung, derbe Zeichnung und frappante Situationen. Belphegor, von Loeve-Weimars meisterhaft ausgeführt. Seine Schriftstellergewandheit glänzt hier in allen Farben der Iris. — „Reg“ von Gozlan ist höchst rührend und man muß den Verfasser bewundern, das er einen nicht neuen Stoff so herauszuarbeiten verstand, daß ihm nichts von dem Gewöhnlichen mehr anhängt. Die Einzelnheiten dieses Romans, mit großem Fleiß und Geschick bearbeitet, meister- und musterhaft, bekunden des Verfassers Talent für sogenannte Genremalerei. — „Die letzte Liebe“ von Souvestre ist ein psychologisches Tableau, dessen Zeichnung und Färbung im hohen Grade imponiren.“ Das Gesammturtheil über obige ersten Sechs dieses Zwölfbuchs steigert sich mit jeder Seite bis zum Günstigsten und ergibt die Behauptung, daß diese Erscheinung der Aufmerksamkeit und Theilnahme der ganzen deutschen Lesewelt im reichsten Maße würdig sei.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1837. September. Nr. 231—235.

Nr. 231. *Galerie der deutschen Bundesfürsten. XXIV. Günther, Fürst von Schwarzburg-Sondershausen. Entbehrungen und Leiden der Wilden. Bevölkerungsverhältnisse. *Die Denkmäler des alten Ägyptens. Die Zubereitung des Champagnerweins. Der schwarze Vogel. Das Tättowiren. — **Nr. 232.** *Galerie der deutschen Bundesfürsten. XXV. Günther, Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt. Die Falklandinseln. Die Tropfsteinhöhle bei Demensalva. *Die Denkmäler des alten Ägyptens. (Beschluß.) Handel mit Menschenköpfen auf Neuseeland. Feuerbrünste in Paris. Die Kukies. *Der Kolibri und die Vogelspinne. — **Nr. 233.** *Das Nibelungenlied. König Franz I. und der Wahrsager. — **Nr. 234.** *Bilder aus Neusüdwales. Kurfürst Johann Friedrich und sein Gottvertrauen. *Das Treten der Derwische. *Über die im Jahre 1838 zu erwartenden Himmelsbegebenheiten, mit Bemerkungen über die Beschaffenheit der Mondoberfläche. — **Nr. 235.** *Galerie der deutschen Bundesfürsten. XXVI. Friedrich Hermann Otto, Fürst von Hohenzollern-Hechingen. *Bilder aus Neusüdwales. (Fortsetzung.) *Portsmouth. Über die Witterungsabweichungen der neuesten Zeit. Frühlingscur der Maulthiere und Pferde in Portugal. *Der Kampf zweier Stiere.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 89 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr., der vierte von 53 Nrn. 2 Thlr.

Leipzig, im October 1837.

F. A. Brockhaus.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat August 1837.

Größere Aufsätze.

Vergleichung des ehemaligen und jetzigen Zustandes des öffentlichen Unterrichts im spanischen Amerika. Ursache des gesunkenen Zustandes der portugiesischen Schiffahrt. Über die in Griechenland herrschenden Krankheiten. Deportation und Colonisation in Australien. Die große chinesische Mauer. Portugiesische Lebensbilder: Provinzial- und Landleben. Wolfsjagd. Ländliche Sitten. Zustand des Jägerwesens. Kreta unter ägyptischer Regierung. Die Reisenden der französischen Regierung. Ein neues episches Gedicht: Georg Rameh. Briefe aus Indien. Erster Brief. Zweiter Brief. Konstantine. (Mit einem Plane der Provinz.) Jahresbericht der asiatischen Gesellschaft in Paris. Die Ruinen von Saral. Das Schlächtergewerbe in Paris. Das Lynchgesetz und die amerikanischen Frauen. Surabaya. Die Todtenstadt in der großen Oase. Englische Journale im Orient. 1) In Indien. 2) Jenseit des Ganges. Der englische Handel in Persien. Die Stadt Petra. Verschönerungen von Athen. Der gegenwärtige Zustand Ägyptens und Arabiens. Miß Dscheck; Geschichte ihres Lebens und Todes. Der Charakter der Brasilier. Wechsel der Mode in London. Die Sklaverei in China. Französisch-Guiana. Militairaufstand in Trinidad.

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Französisch-Guiana und Brasilien. Reise von Oaxaca nach Mexico im Frühjahre 1833. Von Mühlenpfort. 1) Reise nach Tehuacan. 2) Reise von Tehuacan nach Mexico. Capitain Alexander's Reise im südlichen Afrika.

Kleinere Mittheilungen.

Zahl der in Frankreich seit der Revolution ertheilten Patente. Auffindung von fossilem Brennmaterial in Frankreich. Die Mineralwasser der Pyrenäen. Quellen mit brennbarem Gas. Mittel gegen die Raupen. Preisaufgabe der russischen Akademie. Eigenthümliche Erscheinung beim Ausbruche des Cosiguina. Literarische Notizen: Sendung eines französischen Literaten nach Spanien zum Aufkaufe von Manuscripten u. s. w. Fortschritte der mittelalterlichen Literatur in Frankreich. Buchhandel in den Vereinigten Staaten. Tagebuch des Reisenden Roggewein. Herausgabe der LXX nach der vaticanischen Handschrift. Astronomische Abhandlung in Hindustani. Erklärung der Inschriften an den Obelisken in Rom. Unterdrückung der meisten hebräischen Druckereien in Rußland. Entdeckung über Descartes' Schriften. Stutereien in Östreich. Die Liplaps in Surabaya. Waarenzufuhr auf dem Markte in Menselinsk. Menschenopfer in Gumsar. Rußlands Handel an der südöstlichen Grenze. Abschaffung der Sklaverei im Gebiete Randschit Sing's. Schlechte Bauart der englischen Kauffahrer. Heirathen der untern Classen der Javaner. Beobachtungen der Sternschnuppen in den Novembernächten auf Mauritius. Der wahrscheinliche Mörder Lander's. Tödtung eines Fisches durch Wasserdruck. Beschädigung der Weingärten in Frankreich durch Insekten. Frühlingscur der Pferde und Maulthiere in Portugal. Geologische Notizen: Aufsteigende Quellen im Tertiairbassin von Tours. Ausdehnung der Kohlenlager in England, Belgien und Frankreich. Erdbeben auf Martinique. Eine Wasserhose auf dem Genfersee. Consumtion in Lissabon.

Inhalt des Literaturblattes.

Neugriechische Volkslieder: Der tapfere Georgakis. Die Schöne von der Burg. Percy Bysshe Shelley. Auszug des hindustanischen Romans: Die Rose von Bakawali. Paul de Kock. Meine Republik. Der Bürgerliche, von Béranger. Literarische Bilder aus Rußland: Anfänge; kirchliche Schriftsteller; ältere weltliche Schriftsteller. Proben in Übersetzungen aus Victor Hugo's innern Stimmen. Lebensbilder aus beiden Hemisphären.

Beim Landes-Industrie-Comptoir zu Weimar ist Ende Juli 1837 erschienen:

Der Mensch.

Ein zoologischer Versuch über die Menschengattung.

Von **Bory de Saint-Vincent.**

Nach der dritten Ausgabe des französ. Originals übersetzt. VIII u. 360 Seiten. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 3 Gr., oder 2 Fl. Rhein.

Die Schrift, welche wir hier darbieten, ist eine der interessantesten, welche im Gebiete der neuern Naturforschung erschienen ist. Der geistreiche Verfasser, als Beobachter hoch geachtet, hat selbst, auf vielen und weiten Reisen in mehren Erdtheilen, Gelegenheit gehabt, an Menschen aller Raten und Abarten sein Beobachtungstalent zu bewähren. Der große Werth seiner Schrift wird selbst von Denen anerkannt, welche manche Ansichten des Verfassers nicht theilen.

---

* * *

Heinrich Cotta's Jubelfest,

gefeiert am 20sten August 1836 in Tharand, von dessen Freunden und Verehrern. Mit Abbildung einer Medaille und eingebunden 16 Gr.

durch alle Buchhandlungen zu haben.

Arnold'sche Buchhandlung
in Dresden u. Leipzig.

Digitized by Google

In unterzeichneter Buchhandlung erschienen soeben:

Ästhetik
der
Tonkunst,
von
Dr. Ferdinand Hand,
Professor und Geh. Hofrathe.
Erster Theil.

26 Bogen. Gr. 8. Geheftet. Preis 2 Thlr.

Eine Ästhetik der Tonkunst wurde seit langer Zeit gewünscht und von vielen Seiten angeregt; denn unsere Wissenschaft besaß noch keine vollständige und wissenschaftlich durchgeführte Untersuchung. Was wir hier darbieten, soll darauf hinwirken, daß in die ästhetischen Grundansichten von der Musik Einheit und Klarheit komme, wie es überhaupt bestimmt ist, den Freunden der Tonkunst das Urtheil über musikalische Werke und Meister zu befestigen und das Schwanken in den Grundbegriffen zu mindern. Fern von aller Polemik will das Buch als ein Product der reinsten Liebe für die Sache der Kunst aufgenommen sein und eine lebendigere Begeisterung für das Schöne vermitteln.

Die höhere wissenschaftliche
Lehr- und Erziehungs-Anstalt zu Hofwyl.
Ein pädagogischer Beitrag
von
Dr. Alexander Wittich.

4 Bogen. Gr. 8. Geh. Preis 6 Gr.

Hofwyl ist zwar den meisten Ländern Europas rühmlichst bekannt, sein Ruf schränkt sich sogar nicht auf die Grenzen unsers Welttheils ein, nur in Deutschland weiß man wenig darüber zu sagen! Wir zweifeln deshalb nicht, daß obige Schrift, welche die dort befolgten pädagogischen Grundsätze entwickelt, mit Beifall aufgenommen werden wird.

Zugleich empfiehlt die unterzeichnete *(die Allgemeine Niederländische)* Buchhandlung ihr

vollständig assortirtes Lager der neuesten französischen Literatur,

in den so beliebten *brüsseler* Ausgaben, zu den billigsten Preisen.

Leipzig, im October 1837.

C. Hochhausen & Fournes.
(Alter Neumarkt, große Feuerkugel.)

Neueste Unterhaltungsschrift
von
Amalia Schoppe, geb. Weise.

Eben ist in Altona bei J. F. Hammerich erschienen und in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken Deutschlands zu haben:

Erinnerungen
aus meinem Leben
von
Amalia Schoppe,
geb. Weise.

2 Bände. 8. Geh. 3 Thlr.

Wer wäre nicht begierig auf die Erinnerungen aus dem Leben einer unserer beliebtesten Schriftstellerinnen? Amalia Schoppe gehört zu der kleinen Zahl talentvoller Schriftstellerinnen, die sich ein großes gebildetes Publicum erworben. Die jetzt erschienenen Erinnerungen verdienen die ganze Aufmerksamkeit des eine interessante Lecture suchenden Publicums; die trefflichsten Schilderungen von Ereignissen und Charakteren reihen sich aneinander und spannen die Theilnahme bis zum Ende. Die gewandte einfach schöne Sprache der Verfasserin ist bekannt, die äußere Ausstattung dem Ganzen angemessen.

Soeben erschien in Paris:

Correspondance
de **Napoleon** avec le ministre de la marine,
depuis 1804, jusqu'en avril 1815.
Extraite du portefeuille de Sainte-Hélène.

2 volumes. Avec le portrait de l'empereur sur acier. In-8. Paris, 1837. 5 Thlr. 18 Gr.

Bestellungen darauf können durch alle Buchhandlungen an uns gerichtet werden.

Leipzig und Paris, im October 1837.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

In der Nauck'schen Buchhandlung in Berlin ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. A. Eberhard's
synonymisches
Handwörterbuch
der
deutschen Sprache
für Alle, die sich in dieser Sprache richtig ausdrücken wollen. Nebst einer ausführlichen Anweisung zum nützlichen Gebrauch desselben.

Achte verbesserte Auflage. Berlin 1837.
Gr. 12. Geb. Preis 2 Thlr. 8 Gr.

Bei Hinrichs in Leipzig ist erschienen:

PENELOPE.
Taschenbuch für das Jahr 1838.

Mit 7 Stahlstichen: dem Bildnisse der Dichterin Amalia, Prinzessin von Sachsen; Eliza; 4 ital. und türk. Volksscenen und Bad Rippoldsau. In elegantem Einband mit Goldschnitt 1 Thlr. 16 Gr. Prachtausgabe, in Seide stark vergoldet, 2 Thlr. 16 Gr.

Inhalt: Die Colonisten von W. Blumenhagen. Fragmente aus dem Tagebuche einer Fürstin mitgetheilt von W. v. Lüdemann. Die Blutbrücke von F. W. Arnold. Der Fluch des Mauren von W. Alexis. — Gedichte von J. G. Seidl, A. G. Eberhard, Th. Hell, Wilh. Kilzer, v. Braunthal, Joh. N. Vogl, Agnes Franz, D. Leonhard-Lyser.

In der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden und Leipzig ist soeben erschienen:

Kreuz- und Quergedanken eines dresdner Ignoranten vor den düsseldorfer Bildern, über die düsseldorfer Bilder und manches Andere von Heinrich Paris. Zur Erinnerung an Freunde. Zweite durchgesehene Auflage. Broschirt. 8 Gr.

Bei uns ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

v. Autenrieth's, J. H. F.,

Handbuch der speciellen Nosologie und Therapie.

Herausgegeben von

Dr. Karl Ludwig Reinhard.

In zwei Bänden.

Gr. 8. Velinpapier. Preis 7 Fl. Rhein., oder 4 Thlr. 16 Gr.

Der erste Band enthält die acuten Krankheiten, der zweite die chronischen. Das Werk ist in den besten medicinischen Journalen sehr vortheilhaft recensirt worden und jede Buchhandlung wird gern bereit sein, es zur Einsicht mitzutheilen.

Würzburg.

E. Etlinger'sche Buchhandlung.

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Fries, Jak. Fr., Die Geschichte der Philosophie dargestellt nach den Fortschritten ihrer wissenschaftlichen Entwickelung. 1ster Band. Gr. 8. Preis 3 Thlr.

Ohne den geschichtlich-biographischen Theil der Geschichte der Philosophie bedeutend zu erweitern, gibt doch dieses neue Werk des berühmten Verfassers, die Frucht vieljähriger Betrachtungen und Untersuchungen auf diesem Gebiete, einen Fortschritt der Wissenschaft, da der Verf. überall bemüht ist, die Entwickelung der Philosophie zu verfolgen und die Welt- und Lebensansichten in ihren Umwandlungen schärfer und durchdringender darzustellen, als dies bisher irgendwo geschehen ist. Klarheit und Bündigkeit der Darstellung werden es vorzüglich empfehlen. Der erste Band enthält die Geschichte der alten Philosophie, dem ein zweiter, die folgenden Zeiträume umfassend, schnell nachfolgen wird.

Für Gehörkranke:

Dr. E. Schmalz, Über die Erhaltung des Gehöres, oder das Wichtigste über den Bau und die Verrichtung des Gehörorgans, über die Krankheiten des Ohres und Gehöres, über die Verhütung derselben, über das dabei zu beobachtende Verhalten und über die vorzüglichsten Hörmaschinen. Für Gebildete bearbeitet. Mit 4 Tafeln. Broschirt. 12 Gr.

Diese allgemein nützliche Schrift ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Arnold'sche Buchhandlung
in Dresden u. Leipzig.

Soeben ist bei F. H. Köhler in Stuttgart erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die Volksharfe.

Sammlung der schönsten Volkslieder aller Nationen.

1stes Bändchen. 128 Seiten Taschenformat. Brosch.
Auf Druckp. 6 Gr. Velinp. 8 Gr.

Mit diesem ersten Bändchen beginnt eine streng gewählte Sammlung der schönsten Original-Volkslieder aller Nationen, welche es sich zur Aufgabe macht, nur die wirklich werthvollen, ansprechenden und ins Volk übergegangenen Poesien aller Zeiten, nach den besten Lesearten und gelungensten Übersetzungen, zu liefern. Demnach erhält man die feierlichen Sagen des Nordens, die ernsten Balladen Englands, Deutschlands Minnelieder, Spaniens und Frankreichs Ritterthum, des Italiens zarte Barcarole wie der Slawen Molltöne u. s. w. als die charakterisirendsten Stimmen der Völker. Statt aller Anpreisungen bittet die Verlagshandlung das 1ste Bändchen zu durchblättern, welches alle Erwartungen befriedigen und vielleicht übertreffen wird, da zum Theil ganz neue, zum Theil wenig bekannte Quellen benutzt wurden.

Die ganze Sammlung ist auf 4 Bändchen berechnet, die demnach auf Druckp. 1 Thlr., auf Velinp. 1 Thlr. 8 Gr. kosten werden. Das 2te Bändchen erscheint im November d. J. Jedes Bändchen ist besonders zu haben.

Eben ist bei Hinrichs in Leipzig erschienen:

Rom im Jahrhunderte des Augustus,

oder Reise eines Galliers nach Rom zur Zeit von Augustus Regierung und während eines Theils der Regierung Tibers. Nach d. Französ. des Dezobry von Th. Hell. Dritter Theil. Spiele, Geburt des Kindes, Erziehung, Hochzeiten, Geburtstage, Namen, Triumphe, Feste, Leichenbegängnisse u. s. mehr der interessantesten Ereignisse aus dem Leben der Römer. 8. Velinp. 1837. Geh. 20 Gr.

Der 4te und letzte Theil wird bald folgen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Velpeau über Anwendung der Trepanation bei Kopfverletzungen. Aus dem Französ. übers. von Dr. K. Schwabe, großherz. Physikus des Amtes Gr.-Rudestedt. Gr. 8. 16 Gr.

Einer der ersten jetzt lebenden Chirurgen — Velpeau — hielt es für nöthig, eine der schwierigsten und wichtigsten Lehren der Chirurgie neu zu bearbeiten. Die hohe Wichtigkeit des gefährdeten Organs und der oft an das Wunderbare grenzende Erfolg der Trepanation rechtfertigen ihren Rang unter den chirurgischen Hülfsleistungen. Hr. Dr. Karl Schwabe, rühmlichst bekannt als deutscher Bearbeiter von Velpeau's Embryologie, hat sich durch obige Arbeit ein neues Verdienst erworben, und beschäftigt sich dermalen neben seiner bedeutenden Praxis mit der Übersetzung von Velpeau's Art de l'accouchement.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1837. September Nr. 35—39.

Nr. 35. *Die Eskimos. Der Monat September. Die Indianer und der Dieb. *Die gemeine wilde Ente. Auflösung der Räthsel im vorigen Monat. — **Nr. 36.** *Von den drei Weisen aus dem Morgenlande. Zwei gefährliche Gewohnheiten. *Der Mohn. Die Landgrafenschmiede in der Ruhl. *Die violette Holzbiene. Räthsel. — **Nr. 37.** *Das Schnabelthier. *Die freie Stadt Lübeck. Der Nutzen der Naturbeobachtungen. *Der Hausen oder große Stör. Räthsel. — **Nr. 38.** *Kaiser Karl V. Die Trompetereiche. *Der Todtenkopf. Der Zinstag, eine Sage aus Irland. Das Kind und das Kupfergeld. Die kluge Drossel. *Der Honigdachs. — **Nr. 39.** *Der indische Feigenbaum. Der kurzweilige Rabe. *Der Schiffbruch. Die vorlaute Therese. Ein Besuch bei Linné. *Der Tukan oder Pfefferfresser.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste bis dritte Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.

Leipzig, im October 1837.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XXXXIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Verzeichniss

der

auf der königl. vereinten Friedrichs-Universität **Halle-Wittenberg** im Winter-Halbjahre vom 23sten October 1837 bis 7ten April 1838 zu haltenden Vorlesungen und der öffentlichen akademischen Anstalten.

A. Vorlesungen.

I. Theologie.

Theologische Encyklopädie und Methodologie trägt Hr. Cons.-Rath Tholuck vor. — *Eine Einleitung in die kanonischen und apokryphischen Bücher des A. T.* gibt Hr. Prof. Rödiger. — Von Büchern des A. T. werden erklärt: die *Genesis* vom Hrn. Dr. Tuch; *die Psalmen* vom Hrn. Cons.-Rath Gesenius; *Jesaias* vom Hrn. Prof. Rödiger; *die Sprüchwörter Salomonis* vom Hrn. Dr. Tuch. — *Die Messianischen Weissagungen des A. T.* erläutert Hr. Cons.-Rath Tholuck. — *Eine historisch-kritische Einleitung in die kanonischen Bücher des N. T.* trägt Hr. Prof. Dähne vor. — *Eine übersichtliche Einleitung in das N. T.* gibt Hr. Cons.-Rath Tholuck. — *Schwierige Capitel des N. T. in grammatischer Hinsicht* erläutert Hr. Prof. Dähne. — Von Büchern des N. T. werden erklärt: *das Evangelium Johannis* vom Hrn. Cons.-Rath Tholuck und Hrn. Prof. Niemeyer; *die Apostelgeschichte* vom Hrn. Cons.-Rath Tholuck; *der Brief an die Römer* vom Hrn. Prof. Dähne; *die Briefe an die Korinther, Galater, Epheser, Philipper, Kolosser* und *Thessalonicher*, sowie *die Briefe Petri* und *Judae* vom Hrn. Prof. Wegscheider; *die Briefe an die Epheser* und *Kolosser* und *des Johannes Briefe* vom Hrn. Prof. Niemeyer. — *Exegetisch-homiletisch-praktische Vorlesungen über einzelne Stellen der historischen Bücher des N. T.* hält Hr. Prof. Marks. — *Neuere Dogmengeschichte* trägt Hr. Cons.-Rath Thilo vor. — *Dogmatische Theologie* lehrt Hr. Prof. Wegscheider nach der neuesten Ausgabe seiner *Instit. theol. dogm.* — *Symbolische Dogmatik* trägt Hr. Cons.-Rath Thilo vor; *populaire Dogmatik* Hr. Prof. Fritzsche. — *Christliche Moral* lehrt Hr. Cons.-Rath Tholuck. — *Der christlichen Religions- und Kirchengeschichte ersten Theil* trägt Hr. Prof. Dähne, *derselben zweiten Theil* Hr. Cons.-Rath Gesenius vor. — *Das Leben Jesu* erzählt Hr. Prof. Niemeyer. — *Pastoraltheologie* trägt Hr. Prof. Marks vor. — *Homiletik und die Geschichte derselben* lehrt Hr. Prof. Franke, auch leitet Derselbe *theologisch-praktische Übungen*. *Theoretisch-praktische homiletische Übungen* veranstaltet Hr. Prof. Marks. — *Katechetik* lehren Hr. Cons.-Rath Wagnitz und Hr. Prof. Fritzsche. — *Liturgik in Verbindung mit liturgischen Übungen und Geschichte des Rituals der evangelischen Kirche* trägt Hr. Prof. Marks vor. — *Über die Verwandtschaft und den Zusammenhang der Platonischen Philosophie mit der christlichen Theologie* liest Hr. Cons.-Rath Thilo.

Im königl. theologischen Seminarium leitet Hr. Cons.-Rath Gesenius *die Übungen in der Exegese des A. T.* und Hr. Prof. Wegscheider *in der des N. T.*; Hr. Cons.-Rath Tholuck *die Übungen der dogmatischen*, Hr. Cons.-Rath Thilo *die der historischen Abtheilung*; Hr. Prof. Marks *die homiletischen und liturgischen*, und Hr. Prof. Fritzsche *die katechetischen Übungen der Seminaristen*.

* * *

Übungen im Interpretiren des N. T. leitet Hr. Prof. Fritzsche. *Examinatorien und Repetitorien über Dogmatik* hält Ebenderselbe; *über Kirchengeschichte* Hr. Prof. Dähne. — *Übungen der Mitglieder seiner hebräischen Gesellschaft im Lateinschreiben und -Sprechen über alttestamentliche Gegenstände* leitet Hr. Dr. Tuch.

II. Jurisprudenz.

Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft trägt Hr. Hofrath Henke vor. — *Institutionen und Geschichte des römischen Rechts* lehrt Hr. Prof. Pernice; *die Geschichte des römischen Rechts* Hr. Dr. Pfotenhauer; auch liest Letzterer *über alt-römisches Actionenrecht*. — *Die Pandekten* trägt Hr. Hofgerichtsrath Pfotenhauer, *Pandekten in Verbindung mit dem Erbrecht* Hr. Prof. Witte, *das Erbrecht* Hr. Dr. Pfotenhauer vor. — *Das 28ste Buch der Pandekten* erklärt Hr. Prof. Witte. — *Deutsches Privatrecht* lehren die Herren Prof. Laspeyres und Wilda. — *Preussisches Civilrecht* trägt Hr. Prof. Laspeyres vor. — *Lehnrecht* lehrt Hr. Prof. Dieck; auch liest Derselbe *über Handels- und Wechselrecht*. — *Landwirthschaftsrecht* lehrt Hr. Prof. Wilda. — *Katholisches und protestantisches Kirchenrecht* trägt Hr. Prof. Dieck vor. *Eine geschichtliche Einleitung in die Kirchenverfassung Preussens* gibt Hr. Prof. Laspeyres. — *Das öffentliche Recht des deutschen Bundes und der Bundesstaaten* lehrt Hr. Prof. Wilda; *über ausgewählte Lehren des Privat-Fürstenrechts* liest Hr. Prof. Pernice. — *Europäisches Völkerrecht* trägt Hr. Prof. Pernice vor. — *Preussisches Staatsrecht* lehrt Ebenderselbe. — *Gemeines und preussisches Criminalrecht* trägt Hr. Hofr. Henke vor; auch setzt Derselbe sein *Examinatorium über Criminalrecht* fort. — *Gemeinen und preussischen Civilprocess* trägt Hr. Hofgerichtsrath Pfotenhauer vor; auch leitet Derselbe *Übungen in der juristischen Praxis*. — *Criminalprocess* lehrt Hr. Hofrath Henke nach seinem Lehrbuche. — *Gerichtliche Arzneikunde* trägt Hr. Prof. Hohl vor.

* * *

Hr. Geh. Justizrath Schmelzer ist, seiner Gesundheit wegen, auch für dieses Halbjahr von Haltung der Vorlesungen entbunden.

III. Medicin.

Medicinische Encyklopädie und Methodologie verbunden *mit allgemeiner Anatomie* lehrt Hr. Prof. d'Alton. — *Exegetische Vorträge über Hippokrates und Aretäus* hält Hr. Prof. Friedländer. — *Einzelne Capitel aus der medicinischen Literaturgeschichte* trägt Hr. Dr. Rosenbaum vor. — *Anthropologie* lehrt Hr. Prof. Hohl. — *Über Se-*

miotik liest Hr. Dr. Rosenbaum. — *Osteologie, Syndesmologie, Myologie, Splanchnologie, Angiologie, Neurologie,* sowie *die Lehre von deu Organen der Sinne* trägt Hr. Prof. d'Alton vor. — *Allgemeine Pathologie und Therapie* lehrt Hr. Geh. Medicinalrath Krukenberg; *specielle Pathologie und Therapie* Hr. Dr. Rosenbaum; auch liest Derselbe *über die Krankheiten der Haut.* — *Pathologie und Therapie der Verdauungsorgane* trägt Hr. Geh. Medicinalrath Krukenberg vor. — *Die Krankheitsgeschichte der Urinwerkzeuge, Geschlechtstheile, des Rückenmarks, Gehirns, innern und äussern Sinnes* erzählt Ebenderselbe. — *Allgemeine und specielle Chirurgie* lehrt Hr. Prof. Blasius. — *Die Lehre vom chirurgischen Verbande* trägt Hr. Prof. Blasius vor; auch liest Derselbe *über Knochenbrüche und Verrenkungen.* — *Die Geschichte der Entbindungskunst* trägt Hr. Prof. Hohl vor. — *Theorie und Praxis der Geburtshülfe* lehren die Herren Prof. Niemeyer und Hohl. — *Pharmakologie* lehren die Herren Prof. Friedländer und Schweigger-Seidel; auch tragen Ebendieselben die *Receptirkunst* vor. — *Die officinellen Pflanzen der preuss. Pharmakopöe* erläutern Hr. Prof. von Schlechtendal und Hr. Dr. Sprengel.

Praktische Übungen in der Zergliederungskunst veranstaltet Hr. Prof. d'Alton. — *Die medicinisch-klinischen Übungen* leitet Hr. Geh. Medicinalrath Krukenberg; auch setzt Derselbe die Übungen seiner medicinischen Gesellschaft fort. — *Chirurgisch-klinische und ophthalmiatrische Übungen* leitet Hr. Prof. Blasius. — *Praktische Übungen in der Geburtshülfe* leitet Hr. Prof. Niemeyer in der akad. Entbindungsanstalt und Hr. Prof. Hohl. — *Die Übungen der Mitglieder des pharmaceutischen Instituts* leitet Hr. Prof. Schweigger-Seidel.

* * *

Examinatorien und Repetitorien halten der Hr. Geh. Medicinalrath Krukenberg und die Herren Prof. Niemeyer, Hohl und Schweigger-Seidel, sowie Hr. Dr. Rosenbaum.

IV. Philosophie und Pädagogik.

Encyklopädie und Methodologie der Philosophie trägt Hr. Prof. Gerlach vor. — *Die Geschichte der griechischen Philosophie* erzählt Hr. Prof. Meier. — *Die Geschichte der Philosophie vom Ursprunge des Christenthums bis auf unsere Zeit* trägt Hr. Prof. Erdmann vor. — *Anthropologie und Psychologie* trägt Hr. Prof. Erdmann vor. — *Psychologie* lehrt Hr. Prof. Hinrichs. — *Logik* lehren die Herren Prof. Gerlach und Hinrichs, sowie die Herren Doctoren Schaller und Ruge. — *Metaphysik* nach Hegel trägt Hr. Dr. Ruge vor; auch liest Derselbe *über die Idee des Mythischen in ihren Hauptbildungen und deren Entwickelung.* — *Eine Einleitung in die Religionsphilosophie* gibt Hr. Dr. Schaller. — *Religionsphilosophie* tragen vor die Herren Prof. Gerlach und Ulrici; *christliche Religionsphilosophie* Hr. Dr. Schaller. — *Über den Begriff der Sünde und des Sündenfalls* liest Hr. Prof. Ulrici. — *Die philosophische Unsterblichkeitslehre* trägt Hr. Prof. Erdmann vor.

Philosophische Unterhaltungen leitet Hr. Prof. Tieftrunk.

* * *

Pädagogik und Didaktik trägt Hr. Prof. Fritzsche vor.

Die Übungen der Mitglieder im königl. pädagogischen Seminarium leitet Hr. Prof. Niemeyer.

V. Mathematik.

Den ersten Theil der Geschichte der Mathematik trägt Hr. Prof. Gartz vor. — *Eine Einleitung in die Analysis des Unendlichen* gibt Hr. Prof. Sohncke. — *Beschreibende Geometrie* trägt Hr. Prof. Gartz vor. — *Integralrechnung* lehrt Hr. Prof. Rosenberger. — *Einige ausgesuchte Capitel aus der Integralrechnung* erläutert Hr. Prof. Sohncke. — *Statik der festen Körper* lehrt Hr. Prof. Gartz. — *Analytische Mechanik* oder *analytische Geometrie* trägt Hr. Prof. Rosenberger vor.

Examinatorien über einzelne mathematische Disciplinen hält Hr. Prof. Gartz. — *Die Übungen seiner mathematischen Gesellschaft* leitet Hr. Prof. Sohncke.

VI. Naturwissenschaften.

Experimentalphysik trägt Hr. Prof. Kämtz vor; auch liest Derselbe *über Elektricitätslehre mit Anwendung der Mathematik.* — *Chemie* trägt Hr. Prof. Schweigger nach Döbereiner's und Mitscherlich's Grundrissen vor; *analytische und organische Chemie, verbunden mit praktischen Übungen,* nach Rose's Handbuch Hr. Prof. Schweigger-Seidel. — *Sphärische und theorische Astronomie* trägt Hr. Prof. Rosenberger vor. — *Mineralogie* trägt Hr. Prof. Germar nach seinem Lehrbuche vor. — *Versteinerungskunde* lehrt Ebenderselbe. — *Über die natürlichen Pflanzenfamilien und die officinellen Pflanzen der preussischen Pharmakopöe, als zweiten Theil der Botanik,* liest Hr. Prof. von Schlechtendal. — *Über die Doldenpflanzen* liest Ebenderselbe. — *Die kryptogamischen Gewächse und deren vorzüglichste Gattungen und Arten* erläutert Hr. Prof. von Schlechtendal. — *Die allgemeine Naturgeschichte der Thiere* lehrt Hr. Dr. Buhle nach seinem Handbuche.

Physikalische und chemische Experimentirübungen im akad. Laboratorium leitet Hr. Prof. Schweigger; auch hält Derselbe *praktische Übungen in physikalischen Vorträgen.* — *Examinatorien und Repetitorien über das Gesammtgebiet der Phytologie* hält Hr. Dr. Sprengel.

VII. Staats- und Kameralwissenschaften.

Statistik der europäischen Staaten trägt Hr. Prof. Eiselen vor. — *Nationalökonomie und Finanzwissenschaft* lehrt Ebenderselbe. — *Forsttechnologie* trägt Hr. Dr. Buhle vor; auch liest Derselbe *über den ökonomischen Nutzen der Hausthiere.*

VIII. Historische Wissenschaften.

Alte Universalgeschichte lehrt Hr. Geh. Hofr. Voigtel. — *Über die samothrakischen Mysterien liest* Hr. Prof. Schweigger nach seiner Einleitung in die Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft. — *Den zweiten Theil der Universalgeschichte von Konstantin dem Grossen bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts* trägt Hr. Prof. Leo nach seinem Lehrbuche vor. — *Deutsche Geschichte* trägt Hr. Dr. Röpell vor. — *Die Geschichte der Kriege Friedrich II., mit wissenschaftlicher Beziehung auf die Feldzüge Napoleon's,* trägt Hr. Generalmajor von Hoyer vor.

Die Übungen der historischen Gesellschaft leitet Hr. Geh. Hofrath Voigtel.

IX. Philologie und neuere Sprachkunde.

1) Classische Philologie: griechische und römische Literatur.

Die Geschichte der griechischen Literatur trägt Hr. Prof. Raabe vor. — Von Werken griechischer Schriftsteller werden erklärt, vom Hrn. Prof. Meier: *Demosthenes' Rede gegen Midias*; vom Hrn. Prof. Bernhardy: *der Agamemnon des Aeschylus*; vom Hrn. Dr. Stäger: *die Trachinierinnen des Sophokles.* — *Lateinische Grammatik* lehrt Hr. Prof. Pott. — Von Werken lateinischer Schriftsteller werden erklärt: *Cicero's Bücher de natura Deorum* vom Hrn. Prof. Bernhardy; *Horaz' philosophische Oden* vom Hrn. Prof. Raabe; *ausgewählte Satiren Juvenal's* vom Hrn. Prof. Pott.

Im königl. philologischen Seminarium werden die Mitglieder *im Interpretiren, Disputiren und Lateinschreiben* von den Herren Prof. Meier und Bernhardy unter-

richtet und geübt; und zwar hat Ersterer *Pindar's Nemea* oder *Isthmia*, Letzterer *Ovid's Heroiden* zur Erklärung bestimmt. — *Übungen im Lateinsprechen und -Schreiben* leitet Hr. Prof. Bernhardy.

2) Morgenländische Sprachen.

Die Syntax der hebräischen Sprache trägt Hr. Cons.-Rath Gesenius vor. — *Die Elemente der samaritanischen Sprache* lehrt Hr. Prof. Rödiger; auch trägt Derselbe *die arabische Sprache vor.* — *Die Elemente der Sanskritgrammatik* lehrt Hr. Prof. Pott.

3) Neuere abendländische Sprachen.

Die Geschichte der deutschen Poesie trägt Hr. Geh. Hofrath Gruber vor. — *Wackernagel's altdeutsches Lesebuch* erläutert Hr. Prof. Leo. — *Schiller's dramatische Werke* erklärt Hr. Prof. Hinrichs. — *Die Geschichte der italienischen Literatur* trägt Hr. Prof. Blanc vor; auch erläutert Derselbe *die göttliche Komödie des Dante.* — *Die portugiesische, spanische und französische Sprache* lehrt Hr. Hofrath Hollmann. — *Molière's Komödien* erklärt Hr. Prof. Blanc. — *Übungen im Italienisch- und Englischsprechen* leitet Hr. Hofrath Hollmann; auch erbietet sich Derselbe *zum Privatunterricht* in den obenerwähnten neuern und in den ältern Sprachen.

X. Schöne und gymnastische Künste.

Geschichte, Theorie und Technik der Malerei lehrt Hr. Prof. Weise; auch liest Derselbe über die *Anwendung der Perspective in der Landschaftsmalerei.* — *Theoretischen und praktischen Unterricht im Zeichnen und Malen* ertheilt der akademische Zeichnenlehrer Hr. Herschel. — *Übungen im Zeichnen* leitet Hr. Prof. Weise. — *Den Generalbass* lehrt Hr. Musikdirector Dr. Naue; auch unterrichtet Derselbe im *Kirchengesange.* — *Theoretisch-praktischen Unterricht in der Musik* ertheilt der akad. Musiklehrer Hr. Helmholz.

Die Reitkunst lehren die Herren Stallmeister André sen. und André jun. — *Unterricht in der Fechtkunst* ertheilt Hr. Fechtmeister Urban. — *Die Tanzkunst* lehrt Hr. Tanzmeister Wehrhahn.

B) Öffentliche akademische Anstalten.

I. *Seminarien:* 1) *theologisches,* unter Oberaufsicht der theologischen Facultät; 2) *pädagogisches,* unter Direction des Hrn. Prof. Niemeyer; 3) *philologisches,* unter Direction der Herren Prof. Meier und Bernhardy. — 4) *Historische Gesellschaft,* unter Direction des Hrn. Geh. Hofraths Voigtel. — 5) *Pharmaceutisches Institut,* unter Direction des Hrn. Prof. Schweigger-Seidel. — II. *Klinische Anstalten:* 1) *medicinische Klinik,* unter Direction des Hrn. Geh. Medicinalraths Krukenberg; 2) *chirurgisch-ophthalmiatrische Klinik,* unter Direction des Hrn. Prof. Blasius; 3) *Entbindungsanstalt,* unter Direction des Hrn. Prof. Niemeyer. — III. Die *Universitätsbibliothek* wird, unter Aufsicht des Hrn. Oberbibliothekars Geh. Hofr. Voigtel und des Hrn. Bibliothekars Prof. Pernice, Mittwochs und Sonnabends von 1—3 Uhr, an den übrigen Wochentagen von 10—12 Uhr geöffnet. — IV. Die akad. *Kupferstichsammlung,* unter Aufsicht des Hrn. Prof. Weise, ist Dienstags und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet. — V. Die *archäologische Sammlung* des thüringisch-sächsischen Vereins zeigt Hr. Bibliothekssecretair Dr. Förstemann auf Verlangen. — VI. *Anatomisches Theater* und *anatomisch-zootomisches Museum,* sowie *die Meckel'schen Sammlungen,* unter Direction des Hrn. Prof. d'Alton. — VII. *Physikalisches Museum* und *chemisches Laboratorium,* unter Direction des Hrn. Prof. Schweigger. — VIII. *Sternwarte,* unter Aufsicht des Hrn. Prof. Rosenberger. — IX. Das *mineralogische Museum* ist, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Germar, Donnerstags und Freitags von 2—4 Uhr geöffnet. — X. *Botanischer Garten* und *Herbarium,* unter Direction des Hrn. Prof. von Schlechtendal. — XI. Das *zoologische Museum* ist, unter Aufsicht des Hrn. Inspector Dr. Buhle, Mittwochs von 1—3 Uhr geöffnet.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

Resultate

der

Sittengeschichte.

IV.

Politie oder der Staaten Verfassungen.

Zweite Auflage.

Mon métier et mon art c'est vivre.
MONTAIGNE.

Preis 3 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr. 6 Gr.

Inhalt. Nur diese drei Elemente sind denkbar. Ihre Vortheile und Nachtheile. Die Anerkenntnisse der Widersacher. Die Idee der Mischung, und wie sie gleichsam in der Natur liegt. Die Schwierigkeit richtiger Proportionen. Die Eigenschaften der Gewalt und ihre Abarten, bis zum Weltstürmer und zur Tendenz nach Universalmonarchie. Hemmung und Widerspruch. Die Rede und das Schweigen. Despotism; seine Bezüchtigungen und seine Strafen. Die Gegenmittel. Theokratie. Irdischere Einrichtungen. Die Trennung und Minderung der Königsrechte auf dreierlei Wegen, durch Abkürzung, Halbirung, Bedingung. Ägypten. Das hohe Priesterthum. Der Großrichter. Der Congreßfeldherr. Der Schatzmeister. Capitulationen. Das doppelte Königthum. Triumvirate, Septemvirate, Decemvirn. Der Könige Staatenbund in Ägypten, in Schweden und in England. Die Filkiskönige, die Heptarchie. Deutschland. — Der Bundesstaat. Die Amphiktyonen. Der achäische und ätolische Bund. Sparta, Karthago, Rom. Der Wilde. Der Germane, einheimisch und auf fremdem, erobertem Boden. Alfred und die Sachsen. — Die Systeme und leitenden Ideen politischer Weltweisen. Aristoteles. Cicero. Montesquieu. Rousseau. Großbritannien. Die Krone. Das Ministerium. Das Oberhaus. Das Unterhaus. Opposition. Beredtsamkeit. Die unbedingten, die bedingten und die schädlichen Theile der britischen Verfassung. Der ungünstige Schein unserer Zeit. Frankreich. Nordamerika. Südamerika. Die Reife. Der Einwand. Die natürlichen Rechte und die Hoheit des Verstandes. Die Eigenheiten und Nachtheile unserer friedlichen Zeit. Der Schluß.

Stuttgart und Tübingen, im August 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Eben ist folgendes wichtige, in dieser Wissenschaft noch einzige Werk erschienen:

Dr. C. G. Lincke,

Handbuch der theoretischen und praktischen

Ohrenheilkunde.

Erster Band, auch unter dem Titel:

Das Gehörorgan

in anatomischer, physiologischer und pathologisch-anatomischer Hinsicht dargestellt. Mit 5 grossen sauber lithographirten Tafeln. (44 Bogen. Gr. 8.)

Leipzig bei *Hinrichs*. 1837. 4 Thlr.

Der 2te pathologisch-therapeutische Theil beschließt das Ganze.

Eine neue Schrift für die weibliche Jugend:

Natalie, oder Thränen sind edle Saat. Eine Novelle in Briefen. Deutschlands Töchtern gewidmet von S. J. F. Walden,

ist in allen Buchhandlungen broschirt für 12 Gr. zu bekommen.

Arnold'sche Buchhandlung
in Dresden u. Leipzig.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Über die unfreiwilligen Samenergießungen,

als wahre und alleinige Ursache einer großen Zahl ganz falsch beurtheilter Krankheiten der jetzigen Generation und über ihre vorzüglichen anderweitigen, als die gewöhnlichen Geschlechtsausschweifungen, zur Zeit eine noch zu wenig gekannten und gewürdigten Veranlassungen, über die pathognomischen Symptome und das rationelle Heilverfahren. Nach dem Französ. des Prof. Lallemand bearbeitet von Dr. E. J. A. Venus. Gr. 8. 1 Thlr.

Seit Wichmann (1782) hat kein medicinischer Schriftsteller diesem wichtigen Gegenstand in solchem Maße seine ganze Aufmerksamkeit gewidmet, als hier der hochverdiente und weltberühmte Prof. Lallemand. Durch einfache aber treu gegebene Krankengeschichten, durch Herleitung der Ursachen und Erscheinungen des Übels, durch den Erfolg der Behandlung, noch mehr aber durch sorgfältige Sectionen stellt er die Wahrheit fest, daß heutigen Tages dieses viel zu wenig beachtete Übel Grundursache einer Menge von Krankheiten sei, die selbst scharfsinnige Ärzte ganz andern Veranlassungen zugeschrieben haben und deren Heilung folglich bei unrichtiger Behandlung ganz unmöglich wurde.

Bei Fr. Weber in Ronneburg ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Limmer, K., Geschichte des Kur- und wittenberger Kreises, mit den Herzogthümern Anhalt. 8. 1 Thlr.

Von demselben Verfasser und bei demselben Verleger sind früher erschienen:

Geschichte des gesammten Voigtlandes. Mit 40 Ansichten alter Burgen. 4 Bände. 8. 5 Thlr.

— des Pleißnerlandes. Mit 24 Ansichten alter Burgen. 2 Bände. 8. 4 Thlr.

— des Markgrafthums Osterland. 2 Bände. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

— Meißens. 2 Bände. 8. 2 Thlr.

— Thüringens. 8. 2 Thlr.

Bei Ed. Meißner in Leipzig sind soeben erschienen:

Novellen von St. Nelly. Zweiter Band. 1 Thlr. 12 Gr.

Herbstnovellen von Dr. S. Schlesinger. Neue Folge. 1 Thlr. 9 Gr.

welche als eine höchst unterhaltende Lecture allgemein empfohlen werden können.

Wichtiges Werk für Juristen.

In Paris erschien soeben und kann durch alle Buchhandlungen von uns bezogen werden:

Recherches sur la probabilité des jugemens en matière criminelle et en matière civile, précédées des règles générales du calcul des probabilités. Par **S. D. Poisson**. In-4. Paris, 1837. 10 Thlr. 4 Gr.

Leipzig und Paris, im October 1837.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XXXXIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

den angeblichen Wünschen der Zeit und den Bedürfnissen der Gegenwart. Beruf der Staatsmänner zu ihrem Geschäft und ihre Meinung von demselben. Weitere Begründung der Vorkehrungen der Staatsmänner durch die Lage der Anstalten, streitige Ansichten der Gegenwart und ihre Foderungen an Erziehung und Unterricht. Misverhältniß, in welchem allgemeine und specielle Bildung durch diesen Widerstreit gerathen sind, vorzüglich in den allgemeinen und in den speciellen Facultäten. Historische Begründung der Ansicht und des Plans der Verfasser. Die philosophische Begründung der vorgeschlagenen Ordnung. Menschliche Natur, Lage und Behandlung der Jugend. Ob es unmöglich ist, die allgemeinen oder freien Studien zu beleben, ohne die Facultäten zu trennen. Weitere Entwickelung des Vorschlags der Verfasser. Specielle Vorschläge für die philosophische Facultät. Ihre Ausstattung, Überweisung an die Gemeinden u. s. w. Doctrinelle Vorkehrungen für die Schöpfung der neuen Universität. Lehrer und Schüler derselben. Die Akademie nach der Universität. Schluß.

Stuttgart und Tübingen, im September 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Julius Schneller's
hinterlassene Werke.

Aus Auftrag und zum Besten seiner Familie
herausgegeben
von
Ernst Münch.
Vier Bände.

Die Titel und Preise der einzelnen Bände sind:

Julius Schneller's Lebensumriß und vertraute Briefe an seine Gattin und seine Freunde. Gr. 8. Brosch. 3 Fl., oder 1 Thlr. 20 Gr.

Briefwechsel zwischen Julius Schneller und seinem Pflegsohne Prokesch. Gr. 8. Brosch. 3 Fl., oder 1 Thlr. 20 Gr.

Julius Schneller's Ideen über Literatur und Kunst, nebst ausgewählten Dichtungen. Statistische Briefe; Biographien und Charakteristiken. Gr. 8. Brosch. 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Julius Schneller's Ansichten über Philosophie und Geschichte, Politik und Weltlauf, Glauben und Kirchthum &c. Gr. 8. Brosch. 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Alle vier Bände zusammengenommen kosten dagegen nur 7 Fl. 12 Kr. Rhein., oder 4 Thlr. 12 Gr.

* * *

Den Käufern vorstehend angekündigter Sammlung, welche zugleich mit derselben Schneller's hinterlassene Werke, vier Bände, bestellen, werden diese nur mit 5 Fl. 24 Kr., oder 3 Thlr. 8 Gr., berechnet.

Die Preise der einzelnen Bände bleiben unverändert und gelten die herabgesetzten nur für unbestimmte Zeit, daher wir die Freunde Schneller's und die Besitzer seiner übrigen Werke einladen, die vortheilhafte Gelegenheit zur Vervollständigung derselben, welche jetzt geboten wird, nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen.

Stuttgart, den 1sten September 1837.

Literatur-Comptoir.

Von der Handbibliothek für Offiziere erschien soeben: 6ten Bds. 2te Abth., 11ten Bds. 1ste Abth., und 3ter Bd. neue Auflage, den einzelnen Titeln nach:

Der kleine Krieg

in seinen verschiedenen Beziehungen, von H. v. Brandt, königl. Major im großen Generalstabe. 602 Seiten. 8. Mit 3 Plänen. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

Militairische Länderbeschreibung von Europa,

von A. v. Roon, königl. Hauptmann im großen Generalstabe. 774 Seiten. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Waffenlehre.

Zweite gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 3 Kupfertafeln. 1 Thlr. 8 Gr.

Eine zweite Auflage ist auch von der Generalstabswissenschaft, der Terrainlehre, vom militairischen Zeichnen und vom Aufnehmen nöthig geworden. Sämmtliche bis jetzt erschienene Bände dieses trefflichen Werkes, das durch alle Buchhandlungen zu haben ist, kosten 31 Thlr. 22 Gr.

Der Verleger F. A. Herbig in Berlin.

Das Verzeichniß
einer
außerordentlich reichhaltigen Sammlung
der vorzüglichsten
Romane, Novellen, Schauspiele u. s. w. von A. Bronikowski, H. Clauren, C. W. Contessa, Fr. Baron de la Motte Fouqué, Th. Hell, W. Irving, Fr. Laun, W. A. Lindau, K. Roos, G. Schilling, St. Schütze, W. Scott, A. v. Tromlitz, C. F. v. d. Velde, C. Weisflog u. s. w., welche von jetzt an bis Ende dieses Jahres zum Besten aller Freunde schöngeistiger Erzeugnisse, sowie zur Einrichtung und Ergänzung von Leihbibliotheken, zu ungemein niedrigen Preisen durch alle namhafte Buchhandlungen von uns bezogen werden können,
ist in allen Buchhandlungen unentgeltlich zu erhalten.

Arnold'sche Buchhandlung
in Dresden u. Leipzig.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1837.

Achtes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Inhalt: I. Über die Dampfschiffahrt und ihre Anwendung auf den Seekrieg. II. Briefe über den Entsatz von Bilbao 1836 und das Treffen bei Hernani 1837. III. Der Feldzug 1797 in Italien, Inneröstreich und Tirol. (Schluß des zweiten Abschnittes.) IV. Literatur. V. Neueste Militairveränderungen.

Der Preis des Jahrgangs 1837 von 12 Heften ist wie auch der aller frühern Jahrgänge von 1818—36 jeder 8 Thlr. Sächs.

Die Jahrgänge 1811—13 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen ebenfalls 8 Thlr. Sächs. Wer die ganze Sammlung von 1811—36 auf einmal abnimmt, erhält dieselbe um ¼ wohlfeiler.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 5ten October 1837.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Bei Unterzeichnetem erscheinen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen darauf an:

Molière's sämmtliche Werke.

Übersetzt von

Braunfels, F. Demmler, E. Duller, F. Freiligrath, J. von Lüdemann, M. Runkel, E. Weyden, O. L. B. Wolff, L. Lax u. A.

Herausgegeben von

Louis Lax.

Goethe sagt in einer Periode seiner besten Kraft, in einer Epoche der schönsten literarischen Bewegung Deutschlands: „Molière ist so groß, daß man immer von Neuem erstaunt, wenn man ihn wieder liest; ich lese alle Jahre einige Stücke von ihm."

Das Ganze erscheint in zwei verschiedenen Ausgaben:

1. in
Einem Bande,
Lexikonformat auf feinstem Velinpapier, gleich Schiller's und Goethe's Werken in Einem Bande, mit einem schönen Portrait Molière's.
Subscriptionspreis bis Ostermesse 1838: 5 Thlr.;
2. in einer Taschenausgabe auf schönem weißen Velinpapier in funfzehn Lieferungen.
Subscriptionspreis für jede Lieferung, ohne Vorausbezahlung, bis Ostermesse 1838: 8 Gr.
Vom ersten Juni 1838 an tritt unabänderlich ein erhöhter Ladenpreis ein.

Da die Übersetzungen von beinahe sämmtlichen Stücken bereits zum Drucke vorliegen, so wird die Versendung der einzelnen Lieferungen ununterbrochen auf einander folgen und ein großer Theil schon bis Ende October d. J., das Ganze aber bis Ende Mai 1838 dem Publicum übergeben werden.

Alle solide Buchhandlungen Deutschlands nehmen Subscription an.

Aachen, im September 1837.

J. A. Mayer.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Annalen der Physik und Chemie. Herausgegeben zu Berlin von *J. C. Poggendorff*. Band XXXXI. Stück 3. 1837. Nr. 7. Gr. 8. Geh.

Preis des Jahrgangs von 3 Bänden oder 12 Heften 9 Thlr. 8 Gr.

Inhalt: 1) Anweisung und Tafeln zur leichtern Berechnung des specifischen Gewichts von Dämpfen aus den Ergebnissen der Beobachtung. — 2) Versuche über die specifische Wärme der Gase und der Luft, bei verschiedenem Druck; von *C. G. Suermann*. — 3) Beobachtung über das Gefrieren; von *C. Despretz*. — 4) Über das specifische Gewicht des Meerwassers zu verschiedenen Zeiten an denselben Orten des Oceans; von *G. J. Mulder*. — 5) Über die Kniepresse; von *G. Th. Fechner*. — 6) Theorie der Farben dünner Blättchen; von *Airy*. — 7) Beobachtungen über die magnetische Abweichung, Neigung und horizontale Intensität zu Mailand im Jahre 1836, nebst Angabe eines neuen Inclinatoriums. Aus einem Schreiben an *A. von Humboldt*, von *Kreil*. — 8) Gleichzeitige Beobachtungen der magnetischen Abweichung, Neigung und Intensität zu Mailand im Jahre 1837. Aus einem zweiten Schreiben an *A. von Humboldt*, von *Kreil*. — 9) Übersicht der im Jahre 1836 zu Braunsberg in Ostpreussen angestellten meteorologischen Beobachtungen; von *J. Feldt*. — 10) Resultate der karlsruher meteorologischen Beobachtungen von 1834 und 1835; von *O. Eisenlohr*. — 11) Über das Massenverhältniss der jetzt lebenden Kieselinfusorien und über ein neues Infusorienconglomerat als Polirschiefer von Jastraba in Ungarn; von *Ehrenberg*. — 12) Nachtrag zu dem Aufsatze über die Ausdehnung der trockenen Luft zwischen 0° und 100°; von *F. Rudberg*. — 13) Über Actino; von *J. F. W. Herschel*.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

L'Égypte et la Turquie,

de 1829 à 1836.

Par *Ed. de Cadalvène* et *J. de Breuvery.*

Avec cartes et planches.

Tome 1, 2 et atlas livraisons 1, 2. 8 Thlr.

Eine ausführliche Besprechung dieses interessanten Buches findet sich in Nr. 260 und 261 der „Blätter für literarische Unterhaltung", auf die wir hiermit verweisen; das Ganze wird aus vier Bänden und ebenso viel Lieferungen des Atlas bestehen.

Leipzig und Paris, im October 1837.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der Reichthum des Armen und die Armuth des Reichen. Betrachtungen über das wirkliche Leben, über den Einfluß der äußern Glücksumstände und über die Möglichkeit, in jedem Verhältniß des Lebens glücklich zu sein. Ein Buch zur Unterhaltung für den Bürger und Landmann. Frei nach Sophie P...... von Ferd. Freih. v. Biedenfeld. 8. 18 Gr.

Louis Philipp widmete der Schrift der Sophie P...... die freundlichste Aufmerksamkeit, und wir glauben unserm Vaterlande durch eine vortreffliche Verdeutschung dieses Buches einen nützlichen Dienst zu erweisen, da es schon an sich durch warme, besonnene, lebenvolle Darstellung aller Lebenszustände sämmtlicher Classen eine höchst angenehme und belehrende Lecture bildet und fern von allem Schwulst und aller Schultrockenheit sich auch ganz besonders für Leihbibliotheken und zu einer labenden Unterhaltung in Familiencirkeln eignet. Findet es die verdiente Theilnahme, dann soll zu seiner Ergänzung bald eine Bearbeitung des berühmten Romans von Casimir Bonjour: „Le malheur du Riche etc.", nachfolgen.

Für Forstmänner

ist soeben die dritte, sehr verbesserte und vermehrte Auflage von

Dr. J. A. Reum, Prof.,

Forstbotanik. Gr. 8.

bei uns erschienen und durch alle namhafte Buchhandlungen für 2 Thlr. 9 Gr. zu bekommen.

Arnold'sche Buchhandlung
in Dresden u. Leipzig.

Bei **Firmin Didot frères & Comp.** in Paris ist erschienen:

Bibliothèque des Classiques Grecs avec la traduction latine et les index latins.

1ster Band. Homer. 1ste Lieferung. Preis jeder Lieferung 3½ Gr.

Diese Ausgabe der griechischen Classiker bildet mit dem Thesaurus graecae linguae von H. Stephanus eine Haupterscheinung in der neuen philologischen Literatur. Sie vereinigt mit ausgezeichnet schöner typographischer Ausführung die größte Wohlfeilheit. Die griechischen Texte und lateinischen Übersetzungen sind von den ersten Philologen Deutschlands und Frankreichs, unter welchen wir die Herren Dindorff, Hase, Boissonnade, Letronne, Burnouf u. A. zählen, bearbeitet.

Der erste Band enthält den Homer und die Fragmente der Cykliker nebst Index und wird ungefähr 3 Thlr. 12 Gr. bis 4 Thlr. kosten. Die erste Lieferung, sowie ausführliche Prospecte, sind an alle deutsche Buchhandlungen versandt.

Paris, im September 1837.

Andr. Wilh. Cramer's kleine Schriften, nebst G. G. Nitsch Memoria Crameri. Mit Einleitung, Mittheilungen aus Cramer's liter. Nachlasse u. Register herausgeg. vom Prof. *H. Ratjen* in Kiel. Gr. 8. (18¼ Bogen.) 1837. Leipzig, Hinrichs. 1 Thlr. 16 Gr.

Diese für Juristen und Philologen gleich interessante Sammlung akademischer und vermischter kleiner Schriften des berühmten Statsraths und Oberbibliothekars Cramer in Kiel, hat der Hr. Herausgeber mit einer gehaltvollen literargeschichtlichen Einleitung auf fast vier enggedruckten Bogen begleitet.

PALAEOLOGUS. Kleine Schriften meist antiquarischen Inhalts. Von **H. Hase** (königl. sächs. Hofrath und Antiken-Inspector). Mit 1 Tafel. Gr. 8. Velinp. Leipzig, Hinrichs. Geh. 1837. 22 Gr.

Friedrich Jacobs' Schriften waren des Verf. Vorbild und die Mannichfaltigkeit des Inhalts, die Wahl und Behandlung der Stoffe dürften bei allen Freunden des Alterthums verdiente Beachtung finden.

Wochenblatt
für
Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel.

Die neueste Nummer dieses Blattes enthält: **Ueber das Steigen der Holzpreise. Beschreibung einer Vorrichtung zum Trocknen des Getreides, wodurch es zur langen Aufbewahrung geeignet wird. Goldschlägerei. Anwendung der terra japonica beim Gerben.**

Preis des ganzen Jahrgangs mit Holzschnitten und Lithographien 1 Fl. 30 Kr., oder 22 Gr.

Stuttgart, den 17ten September 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

* * *

Östreichischer Musenalmanach.

Herausgegeben von Ritter Braun von Braunthal.

Diese reichhaltigen Beiträge der vorzüglichsten Dichter Östreichs sind dem Inhalte entsprechend ausgestattet und eingebunden in allen Buchhandlungen für 2 Thlr. 4 Gr. zu bekommen.

Arnold'sche Buchhandlung in Dresden u. Leipzig.
Gerold'sche Buchhandlung in Wien.

In Commission empfingen wir und ist durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

L'amnistie et les contumaces,

par **M. Donndorf.**

Paris, 1837. 8. 16 Gr.

Leipzig und Paris, im October 1837.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Bei Justus Perthes in Gotha ist erschienen:

Gothaischer genealogischer Hof-Kalender auf das Jahr 1838.

Mit sieben fürstlichen Bildnissen.
75ster Jahrgang. Preis 1 Thlr.

Genealogisches Taschenbuch
der deutschen gräflichen Häuser.

11ter Jahrgang auf das Jahr 1838.
Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Wichtige Schrift für Schafzüchter, Gutsbesitzer und Oekonomen.

Ueber die Behandlung und Veredlung der Merinoswolle.

Von **Friedrich Barthels,**
Zoolog, Merinoclassificator in Deutschland, Polen und Ungarn, Mitglied des Schafzüchtervereins im Königreiche Böhmen.

Erster Theil,

enthaltend: Die systematische Behandlung der Schafwolle durch schneeweiße Wäsche vor der Schur, oder das Bleichen derselben, Erhöhen ihrer Eigenschaften und Stärken des thierischen Organismus, ohne Beimischung fremdartiger Stoffe, auf eigne Versuche und Erfahrungen gestützt.

Das ökonomische Publicum ist bereits in der „Preuß. Staatszeitung", Nr. 67, und in den „Ökonomischen Neuigkeiten", Nr. 3 und 7 von d. J., auf die wichtige und auf Erfahrung begründete Methode der Wollbehandlung des Herrn Verfassers aufmerksam gemacht worden. Von vielen Seiten aufgefodert, hat dieser sich nun einer ausführlichen Darstellung seiner jahrelangen Forschungen unterzogen, deren erster Theil in einigen Wochen in meinem Verlage erscheinen wird. Es genügt, auf den oben angegebenen Inhalt des Werkes hinzudeuten, um die Aufmerksamkeit eines jeden Ökonomen dafür in Anspruch zu nehmen. Das Werk wird auf schönem weißen Papier mit deutlicher Schrift gedruckt. Mehre Zeichnungen und Grundrisse, eine Tabelle und ein Anhang von 18 abschriftlichen Zeugnissen werden zur Erläuterung und Bestätigung der Methode dienen.

Der zweite Theil wird einen untrüglichen Wegweiser zur soliden Veredlung der Schafmasse auf naturgemäßer Bahn enthalten, und ebenfalls von Zeichnungen und Tabellen begleitet werden.

Der Preis des ersten Theiles, welcher ungefähr 20 Bogen in gr. 8. umfassen wird, ist auf 4 Thlr., oder 6 Fl. Conv.-Münze, festgesetzt. In allen Buchhandlungen werden Bestellungen darauf angenommen.

Leipzig, im October 1837.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XXXXV.

[Di]eser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

№ II.

Commissionsartikel

von

Brockhaus & Avenarius,

[B]uchhandlung für deutsche und ausländische Literatur in **Leipzig** und **Paris.**

1837. Juli bis September.

([Der erste Thei]l dieses Berichts, die Artikel vom Januar bis Juni enthaltend, befindet sich in Nr. XXXIII des Literarischen Anzeigers.)

Atlas, containing ten maps of Poland, exhibiting the [p]olitical changes that country has experienced during [t]he last sixty years, from 1772 to the present time; [p]receded by a geographical, historical, political, chrono[l]ogical, statistical, literary, and commercial table; edited [b]y *J. M. Bansemer* and *P. Falkenhagen Zaleski.* Imperial-[f]olio. London, 1837. 18 Thlr.

Bormans (J. H.), Notae in Reinardum Vulpem ex editione *F. J. Mone.* Fasc. III. 8maj. Gandavi. 16 Gr. Fasc. I: 12 Gr. II: 16 Gr.

Czynski (J.), Dziewica i starzec. Powieść. (Das Mädchen und der Greis. Eine Erzählung.) 18. Paryż. 5 Gr.

Dahlbom (Gustavus), Clavis novi hymenopterorum systematis anatomia externa, metamorphosi moribusque horum animalium simul consideratis; adjecta synopsi larvarum ejusdem ordinis Scandinavicarum eruciformium. Cum [t]abula lithogr. colorata. 4maj. Lundae, 1835. 1 Thlr.

— —, Prodromus hymenopterologiae Scandinaviae. 8. [L]undae, 1836. 16 Gr.

Dembinski (Henryk), Rzut oka na ostatnie wypadki rewolucyi polskiéj. Jako odpowiedź na dzieło *K. A. Hof.* — Pod tytułem: Cztéry powstania. (Blick auf die letzten Ausgänge der polnischen Revolution. Als Antwort auf [d]as Werk von *K. A. Hof.* — Auch u. d. T.: Vier Aufstände.) Gr. 8. Paryż. 21 Gr.

Donndorf, L'amnistie et les contumaces. Gr. in-8. Paris. 16 Gr.

Hofman (Klementyne z Tanskich), Nowe rozrywki dla [d]zieci. (Neue Unterhaltungen für Kinder.) 2 tom. 8. Paryż. 3 Thlr. 14 Gr.

Hufeland's (C. W.) Portrait, drawn from life by *F. Krüger*, and on stone by *M. Gauci*, printed by *C. Hullmandel.* Imp.-4. London, 1836. 1 Thlr.

Kellermann (Olaus, Danus), Vigilum Romanorum latercula duo coelimontana magnam partem militiae Romanae [e]xplicantia edidit atque illustravit, appendicem inscriptionum quae ad vigiles pertinent, laterculorum militarium hucusque cognitorum omnium et inscriptionum variarum [m]ilitarium adjecit. 4maj. Romae, 1835. 3 Thlr. 14 Gr.

Lelewel (Joachim), Polska odradzająca się czyli dzieje polskie od roku 1795. Potocznie opowiedziane. (Polens Wiedergeburt, oder polnische Thaten vom Jahre 1795.) 24. Paryż. 16 Gr.

Malczewski (A.), Marja powieść Ukraińska. 8. Londyn, 1836. 4 Gr.

48. *(Malibran.)* The portrait of Madame *M. F. Malibran.* (In miniature.) 4. London, 1836. 8 Gr.

49. *Selous (H. C.)*, Outlines to Shakspeare's Tempest: a series of twelve plates; with the text in English, German, French and Italian. Imp.-4. London, 1836. 4 Thlr.

50. *Tiedemann's (Fr.)*, Portrait, drawn from the life and on stone by *S. Laurence*, printed by *C. Hullmandel.* Imp.-4. London, 1835. 1 Thlr.

Für die Freunde der ausländischen Literaturen erscheint bei uns und wird monatlich zweimal *gratis* ausgegeben:

Bulletin bibliographique de la littérature étrangère publié par *Brockhaus* et *Avenarius* à Leipzig et Paris. 1837, Juillet — Decembre. Gr. 8.

---

sachen und grobe Verleumdung, noch durch Einseitigkeit und Übertreibung, wie bei Hugo. Nicht nur die vielen Verehrer Napoleon's, vielleicht selbst manche seiner Tadler, sehnten sich längst nach einer mit Kritik aus den Quellen geschöpften Darstellung seines wundervollen Wirkens, und werden dieses Buch um so mehr willkommen heißen, da dasselbe nicht wie die bisher erschienenen für Engländer und Franzosen, sondern für Deutsche geschrieben ist und wir eine solche Schrift über Napoleon noch nicht besitzen. Ein höherer, zugleich als Schriftsteller rühmlichst bekannter Offizier urtheilte über die Handschrift: „Dieses Werk ist ein sehr verdienstliches, und ich kenne keines, das ich mit so vielem Vergnügen und Interesse gelesen hätte. Es war mir selbst, als wäre ich wieder in jene Zeit versetzt: so theilte sich mir der Enthusiasmus des Verfassers mit!"

Die ganze Schrift erscheint in 4 Lieferungen, vom Umfange und vom Preise der 1sten, welche sich von 4 zu 4 Wochen folgen. Eine chronologische Übersicht, nebst dem Titel, wird der 4ten Lieferung beigegeben. Die 1ste Lieferung ist vorräthig in allen guten Buchhandlungen Deutschlands, der östreichischen Monarchie und der Schweiz.

Neue Schriften für Naturforscher.

E. A. Roßmäßler (Prof.), Ikonographie der Land- und Süßwasser-Mollusken, mit vorzüglicher Berücksichtigung der europäischen noch nicht abgebildeten Arten. 5tes und 6tes Heft, mit 10 lithographirten schwarzen Tafeln in 4. eingebunden 2 Thlr. Dieselben mit colorirten Tafeln 4 Thlr.

Alle 6 Hefte, mit 30 schwarzen Tafeln, bilden den ersten Band, welcher 7 Thlr. kostet.

Derselbe mit fein colorirten Tafeln kostet eingebunden 13 Thlr. und ist durch alle Buchhandlungen zu bekommen von der

Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden u. Leipzig.

Thiersch, Ueber gelehrte Schulen.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber gelehrte Schulen,
mit besonderer Rücksicht auf Baiern,
von
Friedrich Thiersch.
Dritter oder constructiver Band.
Über die Einrichtung und Führung der gelehrten Schulen.
Vierte Abtheilung.

Gr. 8. Preis 1 Fl. 12 Kr., oder 18 Gr.

Inhalt: **Ueber Einrichtung, Ausstattung und Führung der Universität.** 1) Vorrede. 2) Von der Aufgabe der Universität und dem Umfange des Lehrpersonals. 3) Wahl, Besoldung und Stellung der Professoren. 4) Bildung der Corporation der Universität und Begründung eines unabhängigen Vermögens derselben. 5) Von dem Vermögen der Universität und seiner Verwaltung. 6) Über den Verkehr der Professoren untereinander. 7) Von den Studirenden und der Studienfreiheit. 8) Geschichtliches über die innere, die Studien betreffende Gesetzgebung der Ludwig-Maximilians-Universität zu München. 9) Über die akademischen und socialen Verhältnisse der Studirenden. Anhang, Belehrungen für die Studirenden des Königreichs Baiern. Vorerinnerung. 1) Einleitung. 2) Allgemeine Übersicht der Wissenschaften. 3) Verhältniß der Wissenschaften untereinander und zum wissenschaftlichen Beruf. 4) Die philosophische Facultät, oder die Facultät der allgemeinen Wissenschaften. 5) Theologische Facultät. 6) Die juristische Facultät. 7) Die staatswirthschaftliche oder kameralistische Facultät. 8) Medicinische Facultät. 9) Über Umfang und Ordnung der akademischen Studien im Allgemeinen. 10) Besondere Belehrungen über das Studium der allgemeinen Wissenschaften, mit Bezug auf die Verordnungen über die Prüfung aus ihnen. 11) Belehrungen über das Specialstudium der allgemeinen Wissenschaften. 12) Belehrungen über das Specialstudium der theologischen, juridischen, kameralistischen und medicinischen Facultät. 13) Über die Methode des akademischen Studiums. **Personen- und Sachregister zu allen drei Bänden.**

Stuttgart und Tübingen, im September 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Bericht vom Jahre 1837 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischen Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von den Geschäftsführern der Gesellschaft Ämilius Ludwig Richter und Karl August Espe. Gr. 8. Geh. 10 Gr.

Die Berichte der Jahre 1835 und 1836 sind zu gleichen Preisen zu beziehen.

Leipzig, im October 1837.

F. A. Brockhaus.

Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die chronischen Krankheiten,
ihre eigenthümliche Natur und homöopathische Heilung.
Von Dr. **Samuel Hahnemann.**
3ter Theil: Antipsorische Arzneien.
Zweite, viel vermehrte und verbesserte Auflage.

26 Bogen. Gr. 8. Velinpapier. Subscriptionspreis 2 Thlr. 4 Gr.

Dieser dritte Band hat sehr wesentliche Verbesserungen und Zusätze erhalten und bringt in dem Vorworte „über das Technische in der Homöopathie" die reichsten Erfahrungen des großen Meisters über bisher noch unentschiedene Differenzen der homöopathischen Ärzte. Als neu hinzugekommene Prüfungen werden Clementis erecta, Colocynthis, Cuprum, Digitalis, Dulcamara, Euphorbium, Guajacum und die sehr erweiterten Vorworte zu den einzelnen Arzneimitteln die Aufmerksamkeit der praktischen Ärzte in hohem Grade in Anspruch nehmen.

Bei **L. C. Kehr** in **Kreuznach** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. E. A. Stiegler, Drei Visionnairinnen: I. Die Seherin von Prevorst, Friederike Hauſe. II. Mademoiselle de Bellère de Tronchay, appelée communément soeur Louise, eine Nonne des 17ten Jahrhunderts. III. Maria Rübel, die Hellseherin in Langenberg. Auszüge und Bemerkungen. Nebst einem Anhange. 8. Broschirt. 8 Gr., oder 36 Kr.

Wenn man von der einen Seite so sehr bemüht ist, das Reich des Aberglaubens, des blinden Glaubens, der Schwärmerei, des Mysticismus &c. zu erweitern und dieser krankhaften Richtung des menschlichen Geistes immer mehr Raum zu geben, so kann es auf der andern Seite nur erfreulich sein, Männer, denen das Wort Vernunft kein leerer Schall ist, in die Schranken treten zu sehen, um das Schwert des Wortes zu ergreifen gegen die Finsterlinge und Dunkelmänner unserer Tage. In vorstehender Schrift kämpft ein wackerer Kämpe mit den Waffen des Geistes und einer gesunden Kritik, mit Witz und Laune gegen die Werke der Finsterniß, und, wie wir hoffen wollen, nicht ohne Glück und Segen.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

BIBLIOTHECA MEDICO-CHIRURGICA ET PHARMACEUTICO-CHEMICA,

oder

Verzeichniß derjenigen medicinischen, geburtshülflichen und pharmaceutisch-chemischen Bücher, welche vom Jahre 1750 bis zur Mitte des Jahres 1837 in Deutschland erschienen sind. Zuerst herausgegeben von Theod. Christ. Friedr. Enslin. Von Neuem gänzlich umgearbeitet von Wilhelm Engelmann.

Fünfte durchaus verbesserte und vermehrte Auflage.

Nebst einem vollständigen Materienregister.

Gr. 8. Brosch. Preis 1 Thlr. 16 Gr.

BIBLIOTHECA PHARMACEUTICO-CHEMICA,

oder

Verzeichniß derjenigen pharmaceutisch-chemischen Bücher, welche seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zur Mitte des Jahres 1837 in Deutschland erschienen sind. Herausgegeben von Wilhelm Engelmann.

Mit einem vollständigen Materienregister.

(Ein besonderer Abdruck aus der Bibliotheca medico-chirurgica et pharmaceutico-chemica.)

Gr. 8. Brosch. Preis 9 Gr.

Für Deutsche und Franzosen.

Eine Anleitung, welche die Eigenthümlichkeiten und Feinheiten der französischen, und vice versa der deutschen Correspondenz, die sich sonst nur durch lange praktische Übung aneignen lassen, kennen lehrt, für Lehrer und Lernende, wie für den Kaufmann und die gebildete Dame berechnet, war lange Zeit Bedürfniß, und das Werk, von dem wir hier die vierte viel vermehrte Auflage ankündigen, hat daher in Deutschland und Frankreich Beifall erhalten:

Deutsch-französischer Briefsteller, von Ed. Froment und L. Müller. (Deutsche Briefe, Contracte rc. für die Vorfälle des täglichen und des mercantilischen Lebens, mit der französ. Übersetzung.) 8. Brosch. 1 Fl. 30 Kr., oder 1 Thlr.

Es ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Stuttgart, den 1sten October 1837.

Buchhandlung von Paul Neff.

Bei W. Lauffer in Leipzig sind neu erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und Ungarns zu erhalten:

Die vorzüglichsten Ursachen, welche die weitere Ausbreitung der evangelischen Kirche verhindert haben. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte. Von M. A. G. Locke. 8. Geh. 12 Gr., oder 54 Kr.

Es ist dies eine wichtige und höchst interessante Schrift für die Gebildeten aller Confessionen.

Die Bleichsucht und ein durch vielfache Erfahrungen bewährtes sicheres Mittel dagegen. Für Ärzte und Nichtärzte. 8. 6 Gr., oder 27 Kr.

Diese sehr oft lebensgefährliche Krankheit wird unter dem weiblichen Geschlechte jetzt häufig angetroffen; alle Diejenigen aber, welche das in dieser Schrift angeführte Mittel gebrauchen — hat auch das Übel den höchsten Grad erreicht —, können der wiederkehrenden völligen Gesundheit, bei richtigem diätetischen Verhalten, versichert sein.

Neues System der Heilmittel. Ein vollständiges Hand- und Lehrbuch der Pharmakodynamik und des gesammten pharmaceutischen Heilapparats, mit gleichmässiger Berücksichtigung des naturhistorischen, des pharmaceutischen und des pharmakodynamischen Theils, sowie der Arzneiverordnungslehre. Zum Gebrauch für praktische Ärzte und als Leitfaden für akademische Vorlesungen. Von Dr. *J. Hoppe*. Mit einer Vorrede vom Dr. *E. D. A. Bartels*, königl. preuss. Geh. Medicinaldirector, Ritter etc. etc. 1ster Band in 2 Lieferungen. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr., oder 4 Fl. 30 Kr.

Deutsche Gelehrsamkeit und deutscher Fleiß zeichnen dieses für jeden Arzt unentbehrliche Werk aus. Der 2te und letzte Band und die 8 tabellarischen Übersichten sind unter der Presse.

Hartmann's, Ph. C. (Dr. u. Prof. in Wien), Hypothese über die assimilitiv-blutbereitende Function der Leber, nach den neuesten physiologischen Forschungen dargestellt von *E. B. Loeffler*. 8. Geh. 12 Gr., oder 54 Kr.

Die Sprache durch Blumen und Früchte, den Deutungen der neuesten Zeit angeeignet und alphabetisch geordnet. Ein Toilettengeschenk für Deutschlands Jungfrauen und Jünglinge. Von Hyacinth Rosenkranz. Vierte verb. und verm. Aufl. 16. Geh. 3 Gr., oder 14 Kr.

Trutz den †††Frauen. Vom Dr. und Prof. Mannlieb. 8. Geh. 12 Gr., oder 54 Kr.

Neues Taschenbuch von Dr. Th. Mundt!!

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Östreichs, der Schweiz und Dänemarks zu haben:

Der Delphin 1838.

Almanach

von

Th. Mundt.

Mit 1 Stahlstich.

Altona, Hammerich. Geb. 1 Thlr. 12 Gr.

Herr Dr. Th. Mundt begründet mit diesem ersten Jahrgange ein neues Taschenbuch; es sei hiermit den Freunden geistreicher und unterhaltender Lecture freundlichst empfohlen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1837. Fünftes, sechstes und siebentes Heft. Mit einem Kupfer. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf*. 1837. Dreizehnten Bandes viertes und fünftes Heft. (Nr. XVII, XVIII.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Leipzig, im October 1837.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage des *Landes-Industrie-Comptoirs* zu Weimar ist im September 1837 erschienen:

Das Pflanzenreich,

in tabellarischer Übersicht nach *Linné's* System geordnet.

(Botanische Karte Nr. II.)

Ein Blatt in Gross-Imperialfolio. Mit vielen Figuren. 9 Gr., oder 40 Kr.

Synoptische Übersicht der Fische.

Nach *Cuvier's* Classification.

(Zoologische Karte Nr. 5.)

Ein Blatt in Gross-Imperialfolio. Mit 129 Abbildungen. 18 Gr., oder 1 Fl. 21 Kr.

Synoptische Übersicht der Reptilien.

Nach *Cuvier's* Classification.

(Zoologische Karte Nr. 4.)

Ein Blatt in Gross-Imperialfolio. Mit 110 Abbildungen. 18 Gr., oder 1 Fl. 21 Kr.

Diese drei Blätter, in Grösse und Anordnung den bei uns bereits erschienenen Übersichten des Thierreichs und des Pflanzenreichs ähnlich, verdienen höhern Unterrichtsanstalten empfohlen zu werden, vorzüglich desshalb, weil sie bei systematischer Zusammenstellung der Ordnungen und Gattungen immer auch die Verwandtschaften und Übergänge versinnlichen, welche für die Naturkunde so sehr wesentlich sind.

Pölitz Jahrbücher.

Die seit einem Jahrzehnd erschienenen und dem Publicum hinlänglich bekannten „Jahrbücher der Geschichte und Politik", von dem Geh. Rathe und Prof. Ritter Pölitz, erscheinen vom elften Jahrgange 1838 an als

Neue Jahrbücher

der Geschichte, der Staats- und Kameralwissenschaften, in Verbindung mit mehren gelehrten Männern

herausgegeben von

Karl Heinrich Ludwig Pölitz.

Die Druckeinrichtung, der Ladenpreis (à 6 Thlr.) wie die politische Farbe des Systems der Reformen in seinen mannichfaltigen Schattirungen bleiben wie bisher.

Leipzig, im Herbst 1837.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Dichter in fremdem Gewande.

Carmina, ex Schillero, Horatio aliisque, graece reddita, per A. Scheiffele, gymn. Elvac. praec. 8. Brosch. 48 Kr., oder 12 Gr.

Für jeden Philologen eine interessante Erscheinung.

Stuttgart, im Herbst 1837.

Buchhandlung von Paul Neff.

In Erwiderung mehrfacher Nachfragen zeigen wir hiermit an, daß von

Dr. C. F. Th. Krause's Handbuch der menschlichen Anatomie

die dritte Abtheilung des ersten Bandes, die Gefäß- und Nervenlehre enthaltend, sich gegenwärtig unter der Presse befindet und gegen Ende dieses Jahres versandt wird. Der erste, starke Band, welcher mit dieser Abtheilung vollendet ist, begreift die gesammte allgemeine und specielle Anatomie des erwachsenen Menschen und enthält außer einigen Tabellen ein vollständiges Register. Der zweite, schwächere Band, welcher die Anatomie der Entwickelungsperioden, insbesondere die des Foetus, und eine detaillirte topographische Übersicht als Leitfaden und Hülfsmittel bei Zergliederungen und Operationen enthalten soll, wird im künftigen Jahre nachfolgen.

Hahn'sche Hofbuchhandlung in Hanover.

An alle Lehranstalten, Ärzte, Apotheker, Kameralisten und Landbesitzer.

Von

J. J. Berzelius,

Lehrbuch der Chemie etc.

erscheint soeben der 7te Band der 3ten sehr verbesserten Auflage in 5 Heften à 12 Gr., zusammen 2 Thlr. 12 Gr. im Pränumerationspreise bis Michaelmesse d. J. Der nachherige Ladenpreis ist 3 Thlr. 8 Gr.

Diese 3te Ausgabe des 7ten Bandes gehört zur dritten und vierten Auflage der ersten 5 Bände, welche die ganze unorganische Chemie, mit einem vollständigen Register versehen, enthalten und in allen Buchhandlungen zu haben sind.

Diese 5 Bände kosten 15 Thlr. und der 6te Band der 3ten Auflage kostet 3 Thlr. 8 Gr., zusammen 18 Thlr. 8 Gr. im Ladenpreise.

NB. Die 4te Auflage der ersten 5 Bände ist lediglich durch Verbesserung der Druckfehler von der 3ten Auflage unterschieden.

Dresden und Leipzig, den 28sten Juli 1837.

Arnold'sche Buchhandlung.

Bei uns ist erschienen und durch sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Hüllmann, Karl Dietrich, Würdigung des delphischen Orakels. Gr. 8. Geh. Preis 22 Gr.

Institutiones linguae pracriticae. Ad decreto Varraruchis et commentarios Bhâmahae, aliorumque conc. *Chr. Lassen.* 3te Abtheilung. Gr. 8. Geh. Preis 2 Thlr.

Mit dieser Abtheilung ist das Werk vollendet und der Preis des Ganzen 7 Thlr. 12 Gr.

Panathenaica. Auctore *Herm. Alex. Mueller*, Phil. Dr. Gr. 8. Geh. Preis 16 Gr.

Segers, J., Anleitung zum gründlichen Unterricht im Schwimmen, nach den Grundsätzen und der Methode des Herrn General von Pfuel. 8. Geh. Preis 6 Gr.

Bonn, im September 1837.

König und van Borcharen.

Durch alle Buchhandlungen ist jetzt von mir zu beziehen:

Noback (Christian), Vollständiges Handbuch der Münz-, Bank- und Wechselverhältnisse aller Länder und Handelsplätze der Erde. In drei Abtheilungen. Mit 380 Münzbildern auf 119 Tafeln. Gr. 8. Rudolstadt. 1833. Geh. 6 Thlr. 18 Gr.

Leipzig, im October 1837.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XXXXVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Durch die Unterzeichneten kann bezogen werden:

VITRUVII
de architectura
libri decem

apparatu praemuniti, emendationibus et illustrationibus refecti, thesauro variorum lectionum ex codicibus undique quaesitis et editionibus universis locupletati, tabulis centum quadraginta declarati

ab

Aloisio Marinio,

Marchione Vacunae et equite plurium ordinum.

Accedunt compendium architecturae emendatum et indices tres.

Quatuor volumina in Folio. Romae MDCCCXXXV.

Preis 132 Thlr. Ausgabe auf feinem Schreibpapier 264 Thlr.

Mit gespannter Erwartung haben die Freunde des classischen Alterthums und der Baukunst seit vielen Jahren dem Erscheinen dieser neuen Ausgabe eines der bisher vernachlässigtsten Schriftsteller entgegengesehen. Endlich ist es nach zwanzigjährigem unausgesetzten Bemühen dem Herausgeber, dem berühmten Grafen Aloys Marini, den Fleiß, Geschmack und Talente auf gleiche Weise zu dieser Arbeit befähigten, gelungen, das Ziel, in dessen Verfolgung ihn keine Schwierigkeiten, die im reichen Maße zu besiegen waren, abwendig machen konnten, zu erreichen. Sein kostbares und mit bewunderungswürdiger typographischer Vollendung ausgestattetes Werk ist erschienen und seit Kurzem in einer Anzahl Exemplare auch auf deutschem Boden angelangt, wo es sicher blos dieser Anzeige bedarf, um ihm die Aufmerksamkeit der Philologen und Architekten zuzuwenden, auf welche es die gegründetsten Ansprüche hat. Dasselbe enthält in den beiden ersten Bänden den nach einer sehr beträchtlichen Anzahl verglichener Handschriften und Ausgaben kritisch berichtigten Text, auf eine höchst zweckmäßige neue Weise in Bücher und Capitel, denen Inhaltsangaben vorausgeschickt werden, eingetheilt, mit darunter fortlaufenden kritischen und erläuternden Anmerkungen. Die sehr umfangsreiche Einleitung zerfällt in fünf Theile, die von dem Leben des Vitruvius, dem Werke selbst, den Handschriften, Übersetzungen und Commentaren handeln, unter Hinzufügung des ebenfalls nach Handschriften kritisch berichtigten Textes des „Compendium architecturae". In dem dritten Bande, dem drei Indices beigegeben sind, werden alle in den benutzten Handschriften und in Ausgaben vorkommenden abweichenden Lesarten zusammengestellt, was von dem unermüdlichen Sammlerfleiße des Verfassers ein glänzendes Zeugniß gibt. Den vierten und letzten Band endlich bilden 140 Kupfertafeln, die theils zur Erläuterung, theils zur Zierde dienen.

Was den innern Werth des Werkes betrifft, so mag darüber die strenge Kritik entscheiden; hinsichtlich der äußern Ausstattung aber dürfen wir dasselbe aus voller Überzeugung den ersten Meisterwerken typographischer Vollendung beizählen. Die schön geformten, scharfen Lettern wurden eigens für diesen Zweck gegossen, und weder das schöne, glänzend weiße Papier, noch der den Augen wohlgefällige Druck lassen irgend etwas zu wünschen übrig. Nicht minder ausgezeichnet sind die Kupfer, die von Th. Trojani, J. Fontana, A. Passenti und Ch. de Angelis gearbeitet wurden.

In dieser Rücksicht erlauben wir uns, namentlich die Vorsteher öffentlicher Bibliotheken und die Besitzer reicher Privatsammlungen auf diese Erscheinung aufmerksam zu machen, da ein Werk wie dieses in keiner Sammlung, die einigermaßen auf Vollständigkeit und Glanz Anspruch machen will, fehlen kann.

Leipzig und Paris, im October 1837.

Brockhaus und Avenarius.

Literarische Bilder aus Russland.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Literarische
Bilder aus Rußland.
Herausgegeben von
H. Koenig.

Mit den Bildnissen von Derschawin und Puschkin.

8. Velinpapier. In Umschlag broschirt. Preis 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Inhalt: Vorwort. Anfänge. Kirchliche Schriftsteller: Dimitry der Heilige. Theophan Procopowitsch. Gergy Konijsky. Platon. Philareth. Innokenty. **Aeltere weltliche Schriftsteller:** Fürst Kantemir. Lomonossow. Derschawin. Nowikow. **Moderner Styl.** Karamsin und Dmitriew. **Fabeldichter:** Chemnizer. Krilow. **Lustspieldichter:** von Wisin. Kapnist. Griboïedow. **Erste Dichtergruppe:** Shukowsky. Batüschkow. Fürst Wäsemsky. **Zweite Dichtergruppe:** Alexander Puschkin. Baratinsky. Baron Delwig. Jasikow. **Dritte Dichtergruppe:** Wenewitinow. Chomäkow. Benedictow. **Novellisten:** Marlinsky. Fürst Odojewsky. Gogol. Pawlow. **Neueste Dramatiker:** Fürst Schachowskoy. Sagoskin. Kukolnik. **Kritiker:** Merslakow. Schewirew. Katschenowsky. Pogodin. **Journalisten:** Polewoy. Gretsch. Bulgarin. Senkowsky. **Ueberblick und Aussicht.**

Stuttgart und Tübingen, im September 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Antologia italiana

ossia Scelta di squarci rimarchevoli tratti dagli Scrittori i più eccellenti di ogni secolo.

Compilata da ***G. B. Ghezzi.***

Gr. 8. 40 Bogen. 1 Thlr. 15 Gr. (1 Thlr. 18¾ Sgr.)

Das Gersdorf'sche Repertorium, Bd. 13, Heft 4, sagt von diesem Werke:

„In der großen Reihe italienischer Lesebücher, Chrestomathien und Anthologien gebührt der vorliegenden, soeben er-

schienenen, ein Platz unter den besonders empfehlungswerthen; denn sie ist nicht wie die meisten, zusammengewürfelt, sondern zusammengedacht, d. h. sie ist ein Werk des Studiums und des Fleißes, sowie einer richtigen Einsicht in das Wesen des Unterrichts. Aus den reichen Schatzkammern der italienischen Literatur, der neuern wie der ältern, hat der Verf. mit richtigem Urtheile und sicherm Takte so viel Schönes ausgesucht und hier zusammengestellt, daß man beim Unterrichte eher durch das Zuviel als durch den Mangel in Verlegenheit gebracht werden dürfte. Grade dadurch aber wird das Buch für Lehranstalten aller Art, in deren Lehrbereich die italienische Sprache gezogen werden kann, brauchbar, denn eine jede wird für sich Passendes darin finden, sowie sehr zu loben ist, daß die neuere Literatur und Sprache Italiens die überwiegende Berücksichtigung erfahren hat."

Der Verleger hat durch billigen Preis der Einführung dieses Buches nach Kräften Bahn zu machen für Pflicht erachtet, wird indeß bei Abnahme von Partien noch besonders begünstigende Rabattbedingungen eintreten lassen.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

In meinem Verlage erschien soeben:

Darstellung
des
Feldzugs in Frankreich im Jahre 1814,
vom
Generallieutenant Michailowsky Danilewsky,
ins Deutsche übertragen
von Karl v. Kotzebue, kais. russ. Hofrathe.
2 Bände mit 23 Karten und Plänen.

In der Überzeugung, daß dieses Buch ein allgemeines lebhaftes Interesse erregen wird, hat der Hofrath v. Kotzebue (ein Sohn des bekannten Schriftstellers Aug. v. Kotzebue), vom Verf. selbst dazu aufgefodert und mit Beiträgen von ihm unterstützt, dasselbe ins Deutsche übersetzt. Der Subscriptionspreis für das Ganze, 2 Theile mit 23 Karten und Plänen, ist 5 Thlr.

Riga, den 1sten October 1837.

Edm. Götschel.

Die
dem Menschen und den Thieren
schädlichen Insekten.
Nach eignen und fremden Beobachtungen und Angabe der bewährtesten Schutz- und Vertilgungsmittel,
beschrieben
von
A. Keferstein.

Erfurt, Keyser'sche Buchhandlung.
8. 22 Bogen. Preis 1 Thlr.

Es ist dies eine der anziehendsten Schriften, die in neuerer Zeit auf dem Felde der Naturwissenschaft erschienen sind. Dem Freunde der Wissenschaft wird der klare, überall gründliche Vortrag viel Belehrung und Genuß gewähren, sowie die eignen Beobachtungen des Verfassers für den Forscher von großem Interesse sind.

Bei Oehmigke und Riemschneider in Neuruppin sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Krankentabellen für praktische Ärzte. 13 Bogen sauber lithographirt auf feinem Schreibpapier. Geheftet. 12 Gr. (15 Sgr.)

Diese Tabellen haben sich durch ihre besonders zweckmäßige Einrichtung überall als sehr brauchbar empfohlen.

Die Wunder der Urwelt.

Wir kündigen hiermit eine deutsche Bearbeitung des Werkes an, in welchem der große englische Geologe **Buckland** den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft, welche die Hieroglyphen der Vorwelt deutet, in populairer Form darstellt.

Soeben ist erschienen und jede Buchhandlung theilt zur Ansicht mit:

Die Urwelt und ihre Wunder, oder allgemeine Darstellung der Geschichte des Erdkörpers von W. Buckland. Nach der 2ten Auflage des Originals von **W. P. Schimper.** 1ste und 2te Lieferung. à 48 Kr., oder 12 Gr.

Das Ganze ist mit 5 Lieferungen vollständig. Der Name des Übersetzers (der es durch Zusätze vervollständigt und mit einem Anhang vermehrt) bürgt für den wissenschaftlichen Werth der Bearbeitung, die bekannten Leistungen der königlichen Lithographie in Stuttgart für die Schönheit und Richtigkeit der zahlreichen Abbildungen, welche den Subscribenten allein in einem besondern Fascikel gratis geliefert werden. Zur Empfehlung des Werkes selbst erlauben wir uns die Berufung auf zwei Autoritäten: das **Edinburgh review** (April 1837) und die **Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik** (Juni 1837). Der deutsche wie der englische Kritiker erkennen rühmend seinen wissenschaftlichen Werth und den mächtigen Eindruck an, den es auf Geist und Herz des gebildeten Lesers zurückläßt. Es bildet einen Theil der Bridgewater-Bücher und wird Subscribenten auf die Gesammtreihe derselben (circa 30 Lieferungen) à 30 Kr., oder 7½ Gr., per Lieferung berechnet.

Es ist in allen Buchhandlungen vorräthig. Wir machen namentlich auch alle Freunde der Geographie und Naturgeschichte darauf aufmerksam. Es ist eine Ergänzung jedes Werkes, welches die

Erde und ihre Bewohner.

schildert.

Stuttgart, im Herbst 1837.

Buchhandlung von Paul Neff.

Für Pflanzensammler
ist erschienen in der Arnold'schen Buchhandlung:

F. D. Reichel, Standorte der seltnern und ausgezeichneten Planzen in der Umgegend von Dresden. Geb. 6 Gr.

Durch alle Buchhandlungen ist **gratis** zu erhalten:

Verzeichniss
einer Sammlung von Romanen und Erzählungen, Schauspielen, Gedichten, Briefen, Biographien, Denkwürdigkeiten, Reisen, historischen und andern werthvollen Schriften aus dem Verlage von
F. A. Brockhaus in Leipzig,
welche sich zur Errichtung und Ergänzung von Privat- und Leihbibliotheken eignen und zu sehr vortheilhaften Bedingungen erlassen werden.

Freunden gediegener Unterhaltung, Lesegesellschaften und *Leihbibliotheken* wird dieses Verzeichniss, welches die *neuern* und *vorzüglichsten* Werke nicht ausschliesst, zur Durchsicht und zur Benutzung der aussergewöhnlichen Vortheile empfohlen.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

7. Das Kleeblatt, oder Wahrheit und Dichtung aus dem Lehrerleben. Ein pädagogischer Roman für Lehrer und Lehrerfreunde von L. Kellner.) — Aus Italien. — Proceß über die Memoiren des Marschalls Ney.

Nr. 295. Historische Entwickelung der speculativen Philosophie von Kant bis auf Hegel. Zu näherer Verständigung des wissenschaftlichen Publicums mit der neuesten Schule dargestellt von Heinrich Moritz Chalybäus. Von Ch. H. Weiße. (Beschluß.) — Correspondenznachrichten aus Paris. — 1. Der Jakobsstern. Novelle von Ludwig Storch. Zwei Theile. 2. Orestes in Paris. Novelle von Ludwig Storch. — Notiz.

296. Etudes sur les constitutions des peuples libres, par J. C. L. Simonde de Sismondi. — Correspondenznachrichten aus Paris. (Fortsetzung.) — Notizen. — Literarische Anzeige.

297. Etudes sur les constitutions des peuples libres, par J. C. L. Simonde de Sismondi. (Beschluß.) — Correspondenznachrichten aus Paris. (Beschluß.) — Bibliographie.

298. Walter Scott's Memoiren. Zweiter Artikel. — Romanenliteratur. (1. Spiegelbilder von Fanny Tarnow. Erster Band. 2. Lebensbilder in Erzählungen. Meistens frei bearbeitet nach dem Französischen. 3. Novellen von St. Kelly. Mit einem Vorwort von Th. Hell. 4. Novellen von Josephine von Remekhazy. Drei Theile. 5. Die heimliche Ehe. Roman von Charles White. Aus dem Englischen von G. Richard. Drei Bände. 6. Sybrandt Westbrook, oder des Holländers Credo. Ein amerikanischer Roman, von J. K. Paulding in Neuyork. Ins Deutsche übertragen von Karl Andree. 7. Wohlauf nach Westen. Roman von James Paulding. Aus dem Englischen. Zwei Theile.) — Der Justizpalast zu Paris. — Literarische Anzeige.

299. Walter Scott's Memoiren. Zweiter Artikel. (Fortsetzung.) — Correspondenznachrichten aus München. — Manoscritti inediti di Torquato Tasso ed altri pregevoli documenti per servire alla biografia del medesimo pubblicati dal Conte Mariano Alberti. — Anekdote.

300. Walter Scott's Memoiren. Zweiter Artikel. (Beschluß.) — Correspondenznachrichten aus München. (Beschluß.) — Sanchuniathon's phönizische Geschichte. Nach der griechischen Bearbeitung des Philo von Byblos ins Deutsche übersetzt. — Notiz.

Beilage Nr. 5. Das Orakel und der Apollotempel von Delphi. Von Victor Lenz. — Europäische Sittengeschichte vom Ursprunge volksthümlicher Gestaltungen bis auf unsere Zeit, von Wilhelm Wachsmuth. Vierter Theil. — Anfrage.

Nr. 301. Poeten und Poetaster aus dem Laufe des Jahres 1836. Vierter und letzter Artikel. (61. Die Freuden des Gedächtnisses. Ein Gedicht von Samuel Rogers. Aus dem Englischen übersetzt von Anton Günther Bruschius. 62. Klänge aus der Teufe. Bergmännische Gedichte und Aphorismen von Karl Stegmayer. 63. Buch der Liebe von Hoffmann von Fallersleben. 64. Lieder der Liebe. 65. Jugendklänge von W. V. C. Pfeiffer. 66. Pilgerklänge einer Heimatlosen. 67. Phantasien und Thierstücke. Von Ritter Braun v. Braunthal. 68. Gedichte von Georg Lotz. 69. Gedichte von Heinrich Wenzel. 70. Gedichte von H. Kletke. 71. Gedichte von Ludwig Wihl. 72. Dichtungen von E. Elsman. 73. Gedichte von Chr. Ulr. Beccau. 74. Gebilde der Phantasie für Geist und Herz. Von Karl Friedrich Ernst Ludwig. 75. Dichtungen von Gustav Lahode und Theodor Drobisch. 76. Poetische Mittheilungen von C. M. Winterling. 77. Winterblüten. Eine Weihnachtsgabe von Arthur Lutze. 78. Gedichte von Christian Wolfgang Schmezer. 79. Das Leben der Pflanze. Ein Gedicht von Julius Minding. 80. Vineta, oder: Die Seekönige der Jomsburg. Gedicht von W. Dönniges. 81. Geranopygmaiomachia, oder Kampf der Kraniche mit den Pygmäen. Komisches Gedicht in fünf Gesängen von Heinrich Ernst Pöschl. 82. J. G. Bayl's poetischer Nachlaß. Nebst der Skizze seines Lebens von F. J. Friseder. Zweite Ausgabe. 83. Mein Lebenslauf in der Fremde. Von Franz Hermann von Hermannsthal. 84. Die Enkel Winkelried's. Epische Dichtung von Salomon Tobler.) — Abenteuer auf einer Reise nach Indien über Ägypten, das heilige Land und Syrien. Vom Major Skinner im 31. Regiment. Aus dem Englischen von Victor Jacobi. Erster und zweiter Band. — Literarische Anzeige.

302. Poeten und Poetaster aus dem Laufe des Jahres 1836. Vierter und letzter Artikel. (Fortsetzung.) — Neugriechische Literatur.

303. Poeten und Poetaster aus dem Laufe des Jahres 1836. Vierter und letzter Artikel. (Fortsetzung.) — Aus Italien.

304. Poeten und Poetaster aus dem Laufe des Jahres 1836. Vierter und letzter Artikel. (Beschluß.) — Correspondenznachrichten aus Irgendwoher. — Bibliographie.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Taschenbuch
dramatischer Originalien.

Herausgegeben von

Dr. Franck.

Zweiter Jahrgang.

Mit den Bildnissen von Immermann und Grabbe, einem Facsimile und drei scenischen Kupfern.

8. Elegant gebunden mit Goldschnitt. 3 Thlr.

Inhalt: Grabbe. Erzählung, Charakteristik, Briefe. November 1834 bis Mai 1836. Bruchstücke eines noch ungedruckten Werks: „Dramaturgische Erinnerungen" von Karl Immermann. — Die gefährliche Tante. Lustspiel in einem Acte und einem Vorspiele von Albini. — Die Leibrente. Schwank in zwei Acten von G. A. von Maltitz. — Der Telegraph. Lustspiel in einem Aufzuge von Dr. Franck. — Fragment aus dem Trauerspiele „Der Adept" von Friedrich Halm. — Der literarische Salon. Lustspiel in drei Aufzügen von Bauernfeld.

Der erste Jahrgang enthält Beiträge von Bauernfeld, Dr. Franck, G. H. Liebenau und Pannasch, mit dem Bildnisse Bauernfeld's und vier scenischen Kupfern, und kostet 2 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im October 1837. **F. A. Brockhaus.**

Soeben sind fertig geworden und an alle Buchhandlungen versandt:

URANIA.

Taschenbuch auf das Jahr 1838.

Mit J. C. von Zedlitz's Bildniß und sechs Stahlstichen.

16. Auf feinem Velinpapier. Mit Goldschnitt geb. 2 Thlr.

Inhalt: I. **Biondetta.** Novelle. — II. **Elvira.** Novelle von Ludwig Rellstab. — III. **[illegible] Bekenntnisse.** Novelle von Friedrich von Heyden.

Zedlitz's Bildniß kostet in schönen Abdrücken in gr. 4. 8 Gr.

Im Preise herabgesetzt

sind die Jahrgänge 1830—34 der Urania, sie kosten zusammengenommen anstatt 10 Thlr. 8 Gr. nur **5 Thlr.**, einzeln jeder 1 Thlr. 8 Gr. Der Preis der Jahrgänge 1835—37 ist wie bisher 2 Thlr. jeder.

Die genannten Jahrgänge sind mit Beiträgen ausgestattet von W. Alexis, G. Döring, F. von Heyden, Jos. von Eichendorff, W. Martell, F. Mörike, A. Oehlenschläger, Posgaru, K. F. von Rumohr, A. von Sartorius, Emerentius Scävola, Leop. Schefer, G. Schwab, Johanna Schopenhauer, A. von Sternberg, F. Voigts, **Ludwig Tieck,** von dem jeder Jahrgang eine Novelle enthält, und dem Verfasser des „Scipio Cicala". Die Bildnisse von Cornelius, Dannecker, Oehlenschläger, Uhland, Zelter, Tegnér, Auber und Humboldt sind als Titelkupfer außer den meistens sehr gelungenen Stahlstichen beigegeben.

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Neunter Jahrgang. Gr. 12. Cartonnirt. 2 Thlr.

Inhalt: I. Hermann Christopher von Roßwurm. Von F. W. Barthold. — II. Über den politischen Einfluß der Königin Marie Antoinette von Frankreich. Von K. G. Jacob. — III. Über Pasquille, Spottlieder und Schmähschriften aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Von J. Voigt. — IV. Immanuel Kant und seine Stellung zur Politik in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Dargestellt durch F. W. Schubert.

Im Preise herabgesetzt

sind der erste bis fünfte Jahrgang (1830—34) und kosten anstatt 9 Thlr. 16 Gr. zusammengenommen jetzt nur **5 Thlr.,** einzeln jeder 1 Thlr. 8 Gr.; der sechste, siebente und achte Jahrgang (1835—37) jeder 2 Thlr.

Die Beiträge lieferten: F. W. Barthold, K. W. Böttiger, F. Förster, Ed. Gans, K. G. Jacob, H. Leo, J. W. Loebell, F. Lorentz, Fr. Passow, F. von Raumer, R. Roepell, F. W. Schubert, J. D. F. Sotzmann, Chr. L. Stieglitz, K. A. Varnhagen von Ense, J. Voigt, G. F. Waagen, L. Wachler, W. Wachsmuth, F. Wilken und J. W. Zinkeisen.

Leipzig, im October 1837.

F. A. Brockhaus.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

830.6
B
1837
Nov.

1837.

Monat November;

enthaltend:

30 Blätter: Nr. 305—334, und 6 literarische Anzeiger: Nr. XXXXVII—LII.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thaler werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung beigelegt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1837.

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARY

Knjižnica
st. Grün-a

Inhalt.

Nr. 305. Zur Nachricht. — Die neueste Literatur der Schweiz. Zweiter Artikel. — Romanenliteratur. (1. Frauenloos. In vier Erzählungen, frei nach dem Französischen des Emile Souvestre von Julius Schoppe. Zwei Theile. 2. Lord Roldan. Roman von Allan Cunningham. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. Vier Theile. 3. Eine unter Tausend. Aus den Tagen Heinrich IV. Von Georg Payne Rainsford James. Aus dem Englischen von W. A. Lindau. Drei Theile. 4. Sagen aus Schwabenland von H. Scherr.) — Notizen. — Literarische Anzeige.

306. Die neueste Literatur der Schweiz. Zweiter Artikel. (Fortsetzung.) — Deutsches Lesebuch von Wilhelm Wackernagel. Zweiter Theil. — Notizen.

307. Die neueste Literatur der Schweiz. Zweiter Artikel. (Fortsetzung.) — Deutsches Lesebuch von Wilhelm Wackernagel. Zweiter Theil. (Beschluß.) — Notizen.

308. Die neueste Literatur der Schweiz. Zweiter Artikel. (Beschluß.) — Jacques Auguste de Thou's Leben, Schriften und historische Kunst, verglichen mit der der Alten. Eine Preisschrift von H. Dünher. — Notizen.

309. Die Natur, ihre Wunder und Geheimnisse, oder die Bridgewater-Bücher. Aus dem Englischen von Hermann Hauff u. A. Zweiter Band. Von Karl Hohnbaum. — Napoleon und die Kirche. — Literarische Anzeige.

310. Die Natur, ihre Wunder und Geheimnisse, oder die Bridgewater-Bücher. Aus dem Englischen von Hermann Hauff u. A. Zweiter Band. Von Karl Hohnbaum. (Beschluß.) — Cooper über England. — Literarische Notizen aus Dänemark.

311. Robespierre. (1. Robespierre. Mit Beziehung auf die neueste Zeit dargestellt von einem Wahrheitsfreunde. 2. Maximilian Robespierre, Diktator von Frankreich. Vollständige Geschichte seines Lebens mit Sammlung seiner Reden. Nach den besten Quellen für Leser aller Stände, von Heinrich Elsner. Erste bis dritte Lieferung.) — Poezye Adama Mickiewicza. Achter Band. — Aus Italien.

312. Robespierre. (Beschluß.) — Neuer Nekrolog der Deutschen. Dreizehnter Jahrgang 1835. — Anekdote. — Bibliographie.

313. Rußland und seine Hauptstädte. — Gedichte von Alexander Grafen von Würtemberg. — Literarische Notiz.

314. Rußland und seine Hauptstädte. (Beschluß.) — Neugriechische Literatur. — Literarische Anzeige.

315. Die neuere französische Journalistik. Erster Artikel. — Parlament und Sorbonne, oder Umsetzung des Cancan.

316. Die neuere französische Journalistik. Erster Artikel. (Beschluß.) — Schiller's Don Carlos und unsere Schillerkritik in England. (Don Carlos. A dramatical poem from the German of Schiller. By John Wyndham Bruce.) Von Arnold Ruge. — Literarische Notizen.

317. Jüdische Poesie. (Zur Geschichte der jüdischen Poesie, vom Abschluß der heiligen Schriften alten Bundes bis auf die neueste Zeit, von Franz Delitzsch.) — Rozet's Beschreibung des Gebiets von Algier. — Notiz.

318. Jüdische Poesie. (Fortsetzung.) — Rozet's Beschreibung des Gebiets von Algier. (Beschluß.) — Mancherlei. — Literarische Anzeige.

319. Jüdische Poesie. (Beschluß.) — Essai sur l'établissement monarchique de Napoleon, par Camille Paganel. — Anekdote. — Bibliographie.

320. Das Novellenbuch, oder Hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet von Eduard v. Bülow. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Vierter Theil. — Die Poesie und die Poeten in Östreich im Jahre 1836. Von Julius Seidlitz. Zwei Bände. — Literarische Anzeige.

321. Das Novellenbuch; oder Hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet von Eduard v. Bülow. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Vierter Theil. (Fortsetzung.) — Die Poesie und die Poeten in Östreich im Jahre 1836. Von Julius Seidlitz. Zwei Bände. (Beschluß.) — Notizen.

Nr. 322. Das Novellenbuch; oder Hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet von Eduard v. Bülow. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Vierter Theil. (Fortsetzung.) — Aus Italien. — Miscellen.

323. Das Novellenbuch; oder Hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet von Eduard v. Bülow. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Vierter Theil. (Beschluß.) — Frankreich — Algier. Vom Eremiten von Gauting. — Literarische Notizen.

324. Neueste Arbeiten des archäologischen Instituts in Rom. Von Alfred Reumont. — Tutti Frutti eines Süddeutschen. Von Karl Weichselbaumer. Erster Band. — Literarische Notiz. — Literarische Anzeige.

325. Neueste Arbeiten des archäologischen Instituts in Rom. Von Alfred Reumont. (Fortsetzung.) — Russische Romanenschau. — Anekdoten.

326. Neueste Arbeiten des archäologischen Instituts in Rom. Von Alfred Reumont. (Beschluß.) — Wiedergeburt eines altenglischen Originalwerks. — Notiz. — Bibliographie.

327. Belgische Zustände. (Belgische Zustände von W. A. Arendt. Erster Theil.) — Romanenliteratur. (1. Erzählungen von A. T. Beer. Zwei Bände. 2. Die Martinsvögel. Bilder aus dem 14. Jahrhundert mit Arabesken aus unserer Zeit von Wilhelm von Chézy. 3. Panaché. Dreifarbige Novelletten von Eduard Maria Oettinger. Erster Band. 4. Die Luftschiffer. Novelle aus dem Schattenreiche von F. Th. Wangenheim. 5. Der Mönch. Historischer Roman von F. Th. Wangenheim. Erster Theil. 6. Die beiden Alberts oder der Homöopath. Novelle von Penseroso. Drei Bände.) — Notizen aus Rußland. — Literarische Anzeige.

328. Belgische Zustände. (Beschluß.) — Romanenliteratur. (Beschluß.) — Halbe-Portionen-Literatur. (1. Acht Kreuzer die halbe Portion! Oder die gerechte Entrüstung und Krawall der Schoppenkunden gegen die weise Gesetzgebung und das Complott der Gastwirthe. Eine Localposse in einem einzigen Act und Auftritt. 2. Acht Kreuzer die halbe Portion! Zweite Hälfte. E schnoakig, boajalich Noachehmung vun de voanehme Welle. In vier Acten. 3. Der Halbe-Portionen-Streit in Darmstadt. Ein episches Gedicht in vier Gesängen, den Wirthen und Gästen zu gleichem Nutz und Frommen verfaßt vom Verfasser des Laternenmannchens.)

329. Max von Schenkendorf's sämmtliche Gedichte. Erste vollständige Ausgabe. — Historisch-diplomatische Beiträge zur Geschichte der Stadt Berlin. Drei Theile. Herausgegeben von E. Fidicin. — Notiz.

330. Max von Schenkendorf's sämmtliche Gedichte. Erste vollständige Ausgabe. (Beschluß.) — Ungedruckte historische Documente. — Notiz.

331. Notizen zur Geschichte der Klöster in Baiern. — 1. Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Eine Übersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde. Herausgegeben von J. G. Sommer. Vierzehnter und funfzehnter Jahrgang. 2. Almanach für das Jahr 1837. Den Freunden der Erdkunde gewidmet von Heinrich Berghaus. — Notizen.

332. Notizen zur Geschichte der Klöster in Baiern. (Beschluß.) — Der Verbannte von 1831. Roman aus Griechenlands neuester Geschichte, von Alexander Sutsos. Aus dem Neugriechischen. — Notizen. — Literarische Anzeige.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 305. — 1. November 1837.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Die neueste Literatur der Schweiz.

Zweiter Artikel.*)

Wissenschaftliche Zeitschriften und Unterhaltungsblätter.

Es sind während der letzten Jahrzehnde in die sämmtlichen Staatshaushaltungen Europas so viele Menschenleben geschlachtet und so viele Beutel geleert worden, daß es kein Wunder ist, wenn alle Welt um Politik sich bekümmert. Man hat den Leuten an das Herz gegriffen, darum reden und schreien sie, wie es ihnen zu Herzen ist; sie ereifern und erhitzen sich wol auch, wenn sie nicht der Staat in der Präsumtion eines möglichen Wahnsinns im Voraus unter das kalte Tropfbad seiner Präventivmaßregeln gestellt hat. Wo dies nicht der Fall ist, spricht sich die Eigenthümlichkeit der Völker in ihrer periodisch-politischen Literatur deutlich aus. So ließ auch die Betrachtung derselben in der Schweiz uns die Schweizer in ihrem Hauskleide sehen, wie sie sich gehen lassen, wie sie nicht immer die Worte und da und dort nicht einmal die Gedanken wägen; wie man in der Hast des geistigen Verkehrs zuweilen jene ohne diese ausgibt, wie aber nicht selten auch die guten Gedanken in allzu schlichtem und grobem Gewande in die Welt hinausgestoßen werden. Auf dem Gebiete der wissenschaftlich-periodischen Literatur sieht es schon ganz anders aus; da ist nicht viel Eigenthümliches; es gibt weniger zu tadeln, aber auch weniger zu loben. Die Leute treten hier nicht mit aufgeschürzten Ärmeln vor uns hin, keck und offen, das Gesicht nicht anders verschleiert und verdeckt, als daß es zuweilen ungewaschen ist, sondern in Doctorhut und Doctorkragen gehüllt, daß man vor Kleidern nicht mehr die Leute sieht, wie der Himmel sie erschaffen hat. Auch hier wie anderwärts liebt man es, sich in den ausgefahrenen Gleisen der Wissenschaft und an fertige Systeme zu halten, die wie Dampfmaschinen auf Eisenbahnen eine ganze Reihe von Wagen und eine Menge von Passagieren mit sich ziehen, welche nicht gern auf eignen Füßen wandeln mögen. Die Zahl der wissenschaftlichen Zeitschriften ist bedeutend genug in der Schweiz, und noch mehre, die hier nicht namentlich aufgeführt werden können, hätten sich stellen müssen, wenn es darauf abgesehen wäre, ein ganz vollständiges Verlesen über sie zu halten. Allein wie unter Fallstaff's Rekruten sind manche unter ihnen, die nur als „Schatten" die Liste füllen, und daß einige als „Schimmelig" dienen, versteht sich ganz von selbst, da die Wissenschaft in dem sich verjüngenden oder nach Verjüngung strebenden Leben in so vielfacher Beziehung als alt und altersschwach erscheint. Doch fehlt es nicht an tüchtigen Kämpfern, die rüstig vorwärts dringen, und Andere, die von einem festen Posten aus laden und feuern, mögen immer noch für leidliche Soldaten gelten, wenn sie sich auch das Pulver dazu nicht erfunden haben.

In der periodisch-wissenschaftlichen Literatur der Schweiz spielen Deutsche, die erst in den letzten Jahren sich hier niedergelassen haben, wenn nicht eine große, doch eine breite Rolle. Theils als Redacteure verschiedener Zeitschriften, theils als fleißige Mitarbeiter nehmen sie daran einen verhältnißmäßig weit stärkern Antheil als an der periodisch-politischen Presse. Was sich hier bemerken läßt, kann also keineswegs ausschließend auf Schweizer bezogen werden, und es ist überhaupt weniger von einer schweizerischen Literatur, als von einer Literatur in der Schweiz die Rede. Auf der andern Seite liefern freilich auch die Schweizer ihre Beiträge zu den in Deutschland erscheinenden Zeitschriften, doch möchte im Ganzen das wissenschaftliche Contingent, das ihnen die schreibenden Deutschen stellen, viel beträchtlicher sein. Ohnehin ist ja das eigentliche deutsche Land, wozu sich die deutschen Schweizer nicht gern mögen zählen lassen, besonders fruchtbar an jenem zahmen Federvieh, das in den Haushaltungen aller Nationen an-

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 170—174 d. Bl. D. Red.

gesiedelt und gebräuchlich ist. Wo in aller Welt wird nicht von Juden geschachert und von Deutschen geschrieben! Auch in der Schweiz machen sie die „Schweizer“ an den Pforten des Tempels der Wissenschaft, indem sie auf die herkömmliche Zucht und Ordnung halten, auf die Einpassirenden ein scharfes Auge haben und in den gehörigen Fächern ihnen die standesmäßigen Plätze anweisen.

In der eigentlich wissenschaftlichen Literatur, wo sich Alles nach solchen Fächern absondert, und oft allzu scharf, als daß man zu großen, praktisch bedeutenden Resultaten gelangen könnte, tritt der Unterschied zwischen deutscher und romanischer Literatur in den Hintergrund. Darum mag auch hier von deutschen und französischen Zeitschriften nebeneinander die Rede sein. Nach herkömmlicher Weise pflegt man der Theologie den Vortritt zu lassen. Die Theologie, die mit ihrem Haupte wenn nicht in den Himmel, doch in die Wolken reicht, ist mit Magen und Händen klüglich unten geblieben, um in den Dingen dieser Erde ihr Spiel zu treiben. Dies gilt besonders von der Schweiz, wo noch die kirchliche Trennung eine so große politische Bedeutung hat, und wo die republikanische Verfassung allen Denjenigen, die dem Volke nahe stehen, also auch den Geistlichen jeder Confession einen weiten Spielraum gewährt. Hiernach schließt sich die periodisch-theologische Literatur von ihrer praktischen Seite sehr nahe an die periodisch-politische an. Die französisch redenden Schweizer haben ihre kirchlichen Dissidenten; aber die Meinungen weder der einen noch der andern Partei sind in einem beständigen Organ durch die Presse vertreten, zu dessen Gründung denn freilich auch die äußern Verhältnisse — der kleine Umfang des Kampffeldes und die geringe Zahl der Theilnehmenden am Kampfe — nicht einladen können. Nur in der deutschen Schweiz ist eine periodisch-theologische Literatur zu Hause, und weil die kirchlich-religiösen Verhältnisse dieses Landes ganz eigenthümlicher Natur sind, so befinden wir uns hier noch auf dem Gebiete einer eigentlich schweizerischen Literatur, woran deutsche Mitarbeiter einen viel geringern Antheil als an den übrigen Zweigen der wissenschaftlichen Journalistik nehmen. Es erscheinen zwei evangelische und zwei katholische Kirchenzeitungen. Die erstern — die „Kirchenzeitung für die schweizerisch-evangelische Kirche“ und die „Neue Kirchenzeitung für die reformirte Schweiz“ — in Zürich; die beiden andern — die „Schweizerische Kirchenzeitung, herausgegeben von einem katholischen Verein“ und die „Allgemeine Kirchenzeitung für Deutschland und die Schweiz“ — in Luzern. Es läßt sich nicht grade behaupten, daß diese vier theologischen Blätter eine Art Kreuzmariage spielen, sodaß jede evangelische Kirchenzeitung eine katholische zur Mitspielerin und Gehülfin hat, wie es der sonst überall hervortretende Gegensatz der Stabilität und Bewegung mit sich bringen würde; nur in den katholischen Zeitschriften tritt dieser Gegensatz scharf hervor. Von den beiden evangelischen dagegen hat nur die „Kirchenzeitung für die schweizerisch-evangelische Kirche“ eine entschiedene Farbe; sie ist orthodox-pietistisch, indem auch hier, wie fast überall, die Wortgläubigen und Gefühlsgläubigen aus frühern Gegnern zu vorläufigen Bundesgenossen geworden sind, um gegen den Rationalismus, als ihren gemeinschaftlichen Feind, zusammenzuhalten. Gegen jenen trockenen und kalten, nüchternen und prosaischen, unersprießlichen und unerquicklichen Halbrationalismus, der wie ein gefangener Fuchs zwischen dem herkömmlichen Glauben und der grade cursirenden Vernunft jämmerlich in der Falle steckt und in seiner Noth Moral predigt, wird zuweilen glücklich zu Felde gezogen und manche seiner Blößen aufgespürt. Damit reicht man freilich nicht bis an jenen höhern Rationalismus, der alle Religion als Weltpoesie betrachtet und in den verschiedenen Religionsparteien nur verschiedene Farbestrahlen erkennt, in welche das reine Licht der höhern Wahrheit in menschlichen Köpfen und Herzen nothwendig sich brechen mußte, und in welche es immer sich brechen wird, wenn auch zeitweise die Mischungen und Schattirungen hinüber- und herüberspielen. Es ist in der „Kirchenzeitung für die schweizerisch-evangelische Kirche“ viel die Rede von dem neu erwachenden christlich-religiösen Leben und besonders von den großen geistlichen Eroberungen, die von der Schweiz aus gemacht werden, von Judenbekehrungen, von der Evangelisirung der benachbarten französischen Katholiken, von den Resultaten der Missionsvereine, der Bibelgesellschaften u. dgl., was sich denn Alles der gute Glaube recht ins Große und Breite auszumalen pflegt. Wie jede werdende und noch schwache Partei, so sind auch die Neuevangelischen in der Schweiz Prediger der Toleranz. Mit sehr löblichem und gerechtem Eifer nehmen sie sich der sogenannten Separatisten in Holland gegen die neuesten Bedrückungen ihrer protestantischen Gegner an, wie sie der Intoleranz der katholischen Kirche zürnen, die im benachbarten Tirol einen Theil der Bewohner des Zillerthals aus ihrer Heimat und aus den Wohnsitzen ihrer Väter verdrängt hat. Überhaupt findet man in der „Kirchenzeitung für die schweizerisch-evangelische Kirche“ mitunter eine Wärme und einen Eifer, die eine Überzeugung vermuthen lassen; doch kommen auch Stellen zum Vorschein, in welchen der Tartuffe oder die baare Einfalt aus jeder Zeile hervorsehen, wie z. B. in einer wunderlichen Herzensergießung, wozu unlängst die freiwillige Abdankung eines angesehenen Lehrers in der Nähe von Zürich Anlaß gegeben hatte. Im Ganzen liegt es übrigens in der Natur einer Kirchenzeitung, die sich hauptsächlich auf Berichterstattungen und auf religiöse und kirchliche Zeitgeschichte beschränkt, die sie freilich nur von der einen Seite faßt, daß sie nicht allzu sehr in überschwengliche Redensarten und in widerlich süße Salbung überfließt. Jene gröbere Sorte des Pietismus, der sich fort und fort mit dem Blute des Lammes den Mund ausspült, kommt hauptsächlich in kleinern Flugschriften und religiösen Tractätchen zum Vorschein, wie sie in der Schweiz, besonders in Basel, in großen Massen erzeugt und verbreitet werden. Wenn also die protestantisch-pietistische Geistlichkeit den etwas reinern Wein der Lehre für sich zu behalten sucht, nimmt sie doch keinen Anstand, für das Volk einen Schnapps oder Fusel zu brauen oder brauen zu lassen, der ihm den Rationalismus und die Vernunft zugleich aus dem Kopfe treiben soll, indem er ihm alle Sinne taumelig macht.

Die Landsmännin der „Kirchenzeitung für die schweizerisch-evangelische Kirche", die „Neue Kirchenzeitung für die reformirte Schweiz", gehört zu den zahlreichen Wesen, die Jeden in Verlegenheit setzen, der sie genauer zu charakterisiren unternimmt. Gibt es doch auch Menschengesichter mit so wenig markirten Zügen, daß sie von hundert Portraitmalern jeder anders malen wird, und welche doch tausendweise in allen Straßen sich blicken lassen und in allen Zügen so ähnlich sind, daß man jedes für die Copie des andern zu nehmen versucht ist. Gern will ich mich übrigens bescheiden, daß ich vielleicht nicht die genauere Bekanntschaft mit der „Neuen Kirchenzeitung" gemacht habe, um etwa verborgene Vorzüge kennen zu lernen; und daß man sich in ihrer Beurtheilung um so leichter täuschen mag, als man sich bei dem ersten Anblicke kaum besonders angezogen fühlt. Nach dieser kurzen Bekanntschaft scheint sich mir das Blatt mehr mit der Stellung des Staats zur Kirche und mit den äußerlichen und formellen Verhältnissen der letztern als mit ihrem innersten Leben zu befassen. Nur selten kommt tiefer Eingreifendes zur Sprache, was zugleich ein allgemeineres Interesse in Anspruch nimmt, wie in einer der letzten Nummern der Aufsatz über Lamennais' Stellung zum Katholicismus und zum Protestantismus. Der Hauptinhalt besteht in nicht sehr kurzweiligen Referaten über alle Verhandlungen kirchlicher Angelegenheiten in den Synoden, Großräthen und Kleinräthen aller Cantone der Schweiz. Im Übrigen möchte sich ihrem Geiste nach die Zeitschrift mehr durch Das, was sie nicht ist, bezeichnen lassen: sie ist nicht orthodox, nicht pietistisch und nicht rationalistisch, sie ist kein strahlendes Licht und kein verzehrendes Feuer, sondern etwa ein Wasser, wo ein Jeder, der hineinsehen will, seinen besondern Glauben erblickt, aber freilich nur in zitterndem und schwankendem Bilde. Nur wenn es darum gilt, sich gegen die sogenannten Eingriffe des Staats in das Gebiet der Kirche zu wahren, scheint auch in diesem Blatte die Theologie zusammenzuhalten. Ein etwas regeres Leben war in die periodisch-theologische Literatur der Protestanten gedrungen, als von Seiten der Radicalen die Berufung des Dr. Strauß, Verfassers des „Lebens Jesu", an die Hochschule zu Zürich ernstlich in Vorschlag gebracht wurde. So viel ich weiß, ist kein einziger Theologe von Fach auf diesen Plan eingegangen; die Frösche haben diesmal keinen Storch zum Könige gewollt. Jetzt ist davon nicht mehr die Rede und auch sonst von nichts Anderm, was besonders der Rede werth wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Frauenloos. In vier Erzählungen, frei nach dem Französischen des Emile Souvestre von Julius Schoppe. Zwei Theile. Altona, Hammerich. 1837. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Die Franzosen rütteln an allem Bestehenden, und wunderlich ist es anzusehen, daß sie selber dabei immer dieselben bleiben. Es bildet dies eine höchst merkwürdige psychologische Tragödie, die wol nur dann einen mildern Charakter annehmen mag, wenn dies Volk erst einmal in sich selber rüttelt. Manche ihrer bedeutendsten Schriftsteller haben sich eigens die Aufgabe gestellt, das Unheil, welches die gesellschaftlichen Verhältnisse auf das Individuum herabschleudern können, mit den schreiendsten Farben, schillernd wie eine Giftpflanze, darzustellen, und so ist denn auch die Stellung des weiblichen Geschlechtes und dessen Emancipation neuerdings zur Sprache gebracht, wo natürlich die deutschen Nachäffer nichts Eiligeres zu thun hatten, als diese Emancipation bis in den Pfuhl der Nichtswürdigkeit hinzuzerren. Daß jene Stellung in vieler Beziehung eine schiefe, daß das Loos der Frauen häufig genug ein trostloses ist, kann nicht geleugnet werden, und kaum möchte es einem andern Schriftsteller gelingen, dieses Loos kräftiger zu schildern, als Souvestre. Man kann nicht eigentlich sagen, der Verf. wisse nicht Maß zu halten, da man ihm sonst die raffinirteste Combination gradezu absprechen müßte; allein eben in dieser Combination zeigt er sich als französischer Tragiker, der sein Manuscript nicht anders zu schließen vermag als mit der Dissonanz einer Erdbebenverwüstung. Nirgend ein tröstender, aufrichtender Strahl, der Erlösung aus dem Labyrinthe der Greul hoffen ließe; überall schonungslose, kalte Vernichtung.

Übrigens zeichnet sich dieser Schriftsteller durch Fülle und Schönheit der Gedanken und Bilder wie durch poetische Tiefe und Klarheit aus, und „Die Grisette" im zweiten Theile ist in vieler Beziehung ein vollendetes Kunstwerk der sogenannten romantischen Schule zu nennen.

2. Lord Roldan. Roman von Allan Cunningham. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. Vier Theile. Leipzig, Kollmann. 1837. 8. 5 Thlr.

Dieser Roman behandelt einen Stoff, wie er schon vielfältig, unter Andern vom Captain Marryat bearbeitet worden ist: ein junger Mensch, dem keine Aussicht dazu eröffnet scheint, wird endlich Lord. Hier ist der Unterschied nur der, daß Morison Roldan eigentlich sich gegen die Lordschaft sträubt und sie endlich nur übernimmt, weil nichts Anderes übrig bleibt. Der Verf. hat sich in seinem Vaterlande bereits einen bedeutenden Ruf erworben, und der vorliegende Roman hat diesen Ruf noch gesteigert. In Deutschland wird derselbe schwerlich besonderes Glück machen; denn wenn ihm auch nur ein einziger Vorwurf zu machen ist, so erscheint dieser beträchtlich genug, den deutschen Leser von dem Buche zu entfernen. Dieser Vorwurf lautet: der Roman ist zu poetisch. Ref. sieht das als einen Fehler an. Der Vorzug kann füglich unerörtert bleiben, nicht aber der Fehler. Dieser besteht darin, daß das Poetische den Verf. zu den abenteuerlichsten Ausschweifungen verleitet, Ausschweifungen, die jede Zeichnung verwischen, jede Erscheinung der Natur, der Kunst, des Menschenlebens, des Denkens und Handelns wie ein flüchtiges Traumbild ohne Umriß und Bestand vorübergaukeln lassen, und natürlich kann da meistens von Nothwendigkeit nicht die Rede sein. So werden wir nach Westindien und Ägypten, nach Frankreich und Italien verschlagen, sehen die Pyramiden- und die Marengoschlacht, sehen Napoleon und seine Generale auf der Bahn des Glücks als Nebenpersonen vorwärtsschreiten und die Neger auf S.-Domingo die ersten Ringe ihrer Sklavenkette zerbrechen, und das Alles, ohne daß es uns vergönnt wäre, besondern Antheil zu nehmen, denn überall herrscht die poetische Willkür des Verf.

Poetisch, ja gewissermaßen großartig erscheint die Mutter des Helden und ihr Tod ist die Krone des Buchs. Ref. bildet sich aus demselben die Ansicht, daß der Verf. schöne Lieder und Romanzen gewiß schaffen könne, daß ihm aber zu einem Romane vorläufig noch die nothwendige Stätigkeit im Auffassen und Durchführen eines Planes abgehe. Volle Anerkennung aber verdient die schöne Fülle und Reinheit von Phantasie wie die Masse von Kenntnissen in der Brust und im Kopfe eines sogenannten Naturdichters: der Verf. war lange Zeit nichts als ein schlichter Maurergesell und arbeitete später Jahre lang, jedoch sehr untergeordnet, in der Werkstätte eines Bildhauers.

3. Eine unter Tausend. Aus den Tagen Heinrich IV. Von Georg Payne Rainsford James. Aus dem Englischen von W. A. Lindau. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1836. 8. 4 Thlr.

Der Roman hat insbesondere unter den Landsleuten des Verf. die günstigste Aufnahme gefunden, eben weil er jener

Richtung entgegenkommt, welche ein Erbtheil englischer Nationalität ist, der Neigung nämlich zur Contemplation und der darin begründeten elegischen Stimmung. Ref. kann dies immerhin als einen besondern Vorzug dieses Romans gelten lassen und thut das um so lieber, als der Verf. überall sich als klar denkenden Kopf bethätigt, welcher dem edelsten Gefühle huldigt. Damit ist jedoch dem Romane als solchem und insbesondere in Bezug auf die Zeit, die er darstellt, noch kein Lob zugewendet. Das Epos — und ein Roman ist, wenn nicht mehr, doch ein Surrogat desselben —, also das Epos hat zunächst die Aufgabe, Personen, ihre Handlungen und Schicksale, sowie die Zeit und die durch dieselbe mehr oder minder bedingte Denk- und Empfindungsweise der Menschen darzustellen, und insofern ist es ein erzählendes Drama. Betrachtung und Gefühl können daher wol als höchst treffliche Hülfsmittel gebraucht werden, niemals aber prädominiren. Der vorliegende Roman führt uns sodann in eine Zeit, welche Ref. wol als Grenzlinie der Herrschaft zwischen Körper und Geist überhaupt bezeichnen möchte; zunächst in eine Zeit, wo in den mannichfachen Zerwürfnissen des französischen Reiches Philosophie und Lyrik weit in den Hintergrund gedrückt waren, wo nur der Körper im guten und schlimmen Sinne galt und die Geistesanlagen sich meistens verloren in Schlauheit, Ränke und Koketterie.

Das Alles finden wir nun allerdings auch in diesem Buche; allein die Zeichnung desselben ist so reich und mit streng-englischer Decenz ablenkend, daß die reine Seele der „Einen unter Tausend" uns wirklich größer und reiner erschiene, wenn das anders wäre. Jetzt sehen wir darin kaum mehr als eine Erscheinung, wie sie nicht eben selten ist: ein Weib, welches sein ganzes Dasein von der Gesinnung eines Unwürdigen abhängig macht, weil es ihn liebt und diese Liebe nicht aufzugeben im Stande ist, selbst bei der klarsten Überzeugung, daß der Gegenstand derselben nicht zu bessern sei, daß er sie nicht liebt, daß er sogar sie verachtet.

4. Sagen aus Schwabenland von H. Scherr. Reutlingen, Mäcken jun. 1836. Gr. 12. 14 Gr.

Der reiche schwäbische Sagenkreis ist schon so vielfältig ausgebeutet und so gediegen dem Publicum dargeboten, daß jeder Nachfolger einen nicht leichten Stand hat. Einen schweren Stand hat der Verf., der hier zum ersten Male in der Schriftstellerwelt aufzutreten scheint, gewiß, denn ihm fehlt schon das nothwendigste Requisit zur Behandlung der Sage — die angemessene Sprache. Diese ist überall platter Gramer und Spieß, hier und da etwas höchst ordinaire moderne Theaterredensart. Ref. glaubt daher nicht, daß der würdige Schwabendichter Uhland, ungeachtet aller ihm eignen Menschenfreundlichkeit, eine besondere Freude bei Dedication dieses Buches empfunden hat. Die erste Terzine des Dedicationssonetts spricht von gutem Willen, die zweite von dem Bieten, was noch unentwickelt im Gemüthe schlummert. Abgesehen davon, daß dies Stereotypen sind, ist es mit dem guten Willen nicht gethan, die Masse des Unentwickelten zu beherrschen, und wie gut auch die Meinung ist, welche Ref. von der Zeit hegt, so fürchtet er doch fast,

sie werde nichts Besonderes enthüllen. 46.

Notizen.

Der erste November.

Am 1. November feiert die römische Kirche das Fest aller Heiligen. Warum an diesem Tage? Weil bei den meisten Völkern celtischen Ursprungs an diesem Tage ein großes Fest von den ältesten Zeiten her stattfand, das dadurch verändert werden sollte. Der Eintritt des Winters, welcher sich im Norden früher zeigt, mag dazu die erste Gelegenheit gegeben haben. In Finnland, in Schweden fand dies Fest noch im 18. Jahrhunderte statt. In Finnland hieß es das Keyriseft, vielleicht von Kari oder Kauri, womit die Edda der Isländer den Gott der Winde und der Luft bezeichnet. Man singt an diesem Tage in Finnland noch jetzt mancherlei Lieder; man ladet die unsichtbaren Geister ein, am Mahle Theil zu nehmen; man badet sich und rüstet dann auch ein Bad für die Geister; man schlachtet ein Schaf. Auch in Schweden wurden sonst für die Elfen oder Alfen Speisen und Getränke hingesetzt und selbst Kleider hingehangen. Die Sagas der Isländer verordneten, daß am 1. November für den Gott Freyr und seine Diener, die Elfen, ein Ochse geschlachtet würde. Noch jetzt wird der Vorabend des 1. Nov. in Schottland an mehren Orten mit mancherlei Gebräuchen bezeichnet, um so den Halloweven (Heiligenabend) zu feiern. 86.

Ein Gebet des chinesischen Kaisers.

Bei Gelegenheit einer großen Dürre im J. 1832 brachte der jetzt regierende Kaiser von China dem Himmel ein außerordentliches Opfer und begleitete dasselbe mit einem in die pekinger Zeitung eingerückten Gebete, aus dem wir folgende Stellen ausheben: „Bin ich beim Opferdienst unehrerbietig gewesen? Hat Hochmuth und Dünkel meines Herzens sich bemeistert? Bin ich in meinem kaiserlichen Berufe lässig geworden? Habe ich unehrerbietige Reden ausgestoßen und deshalb Zurechtweisung verdient? Habe ich Belohnungen und Strafen nicht immer nach Verdienst zuerkannt? Ist die Stimme der Unterdrückten überhört worden? Habe ich unwürdige Beamte angestellt, die mein Volk plagen? Ist unschuldiges Blut vergossen worden? u. s. w. Auf meinen Knien bitte ich den erhabenen Himmel, meiner Unwissenheit und Einfalt sich zu erbarmen. Meiner Sünden sind so viele, daß ich ihnen nur mit Mühe entgehen kann. Mit der Stirn an den Boden schlagend, flehe ich zum erhabenen Himmel, seine gnädige Hülfe bald zu senden — einen baldigen himmlisch wohlthätigen Regen — das Volk nicht vor Hunger sterben zu lassen und meine Missethat zum Theil von mir zu nehmen." 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 306. —— 2. November 1837.

Die neueste Literatur der Schweiz.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 305.)

Wenn es in den beiden Zeitschriften der Protestanten, wie in Gesellschaften gebildeter Leute, von welchen sich jede auf ihrem besondern Zimmer versammelt, immer anständig und nicht selten etwas langweilig hergeht, so treten sich dagegen die beiden Zeitschriften der Katholiken Stirn gegen Stirn auf offenem Markte entgegen. Man zankt und streitet, man stößt und schiebt sich, eine jede zur Behauptung ihres Platzes und zu Nutz und Frommen der verehrlichen Kunden. Die „Schweizerische Kirchenzeitung" ist nichts Anderes als der ein klein wenig vermummte „Waldstätter Bote", dessen Bekanntschaft wir schon früher gemacht haben. Von der Bierbank in der Schenke, wo er den Bauern in die Ohren schrie, ist er aufgesprungen, um in aller Eile und ohne sich den Mund abzuwischen in die Stola zu fahren. In dieser Verkleidung sucht er nun ein etwas ehrbareres Gesicht zu Stande zu bringen, etwas salbungsvollere Reden zu führen und seine wenigen Zuhörer mit etwas kirchenväterischer Gelehrsamkeit in Erstaunen zu setzen; groß aber ist der Unterschied nicht. Übrigens weiß die katholische Kirchenzeitung, was sie will: Rom über Alles und durch Rom und seine Legaten für sie selbst und ihre Partei so viel Einfluß und zeitliches Gut, als grade möglich ist, und noch etwas über die Möglichkeit hinaus. Dies ist der kurze Inhalt ihres Glaubens. Weil es aber in den andern Cantonen so ganz und gar nicht mehr gehen will, hält sie sich hauptsächlich an die Urcantone, wo ihr noch ein kleines, andächtiges Publicum zu Gebot steht. Dieses Allerheiligste, diese Bergfestung des Obscurantismus bewacht sie zugleich als Hirte und als bellender Hund. Wehe Denen, welche die fromme Einfalt zu stören suchen! Die guten Hirten der Urcantone sollen die Ochsen am Schwanze halten und sich durch den Schmuz dieser Erde ruhig in den Himmel ziehen lassen; sie sollen ihre Kühe melken, wie vor Jahrhunderten ihre Väter gethan, und ihre Seelenhirten wollen den Rahm von der Milch schöpfen. Was darüber hinausgeht, ist zeitlich und ewig vom Übel; es ist Aufruhr und Empörung, käme es von Regierungen oder von Einzelnen; und Aufruhr und Empörung, um das Übel zu beseitigen, gelten der katholischen Kirchenzeitung für ein Recht und eine Pflicht. Sie weist so offen darauf hin und läßt es so wenig an Aufhetzungen fehlen, daß man anderswo aus jeder ihrer Nummern einen Hochverrathsproceß bequem herausziehen könnte, wäre das Blatt ebenso liberal, als es das Gegentheil ist. In der Schweiz hat dies indessen wenig zu bedeuten. Die Partei, die sich durch die katholische Kirchenzeitung vertreten läßt, ist allzu ohnmächtig und muß sich wenigstens unter jetzigen Umständen mit der Faust im Sacke begnügen.

In der „Allgemeinen Kirchenzeitung für Deutschland und die Schweiz", herausgegeben von einigen katholischen Geistlichen und Laien, haben sich mit löblicher Offenheit die verschiedenen Herausgeber und Mitarbeiter dem Publicum genannt. Dieses Blatt steht in jeder Beziehung der katholischen „Schweizerischen Kirchenzeitung" entgegen. Die letztere predigt unbedingte Abhängigkeit von Rom, und die Tendenz der erstern ist, die Unabhängigkeit der katholischen Kirche der Schweiz zu vertheidigen und geltend zu machen. Dies kann nicht anders geschehen, als daß sie das Recht der weltlichen Gewalt in weiterm Umfange anerkennt. Anderswo könnte diese Tendenz als Servilismus bezeichnet werden; in der Schweiz aber, wo das Volk die Staatsgewalt ist, entspricht sie wesentlichst dem Geiste der Verfassungen und wenigstens demjenigen Theile des Volks, dem in diesem Ausdrucke seines öffentlichen Lebens die Bedeutung desselben klar geworden ist. Während also die katholische „Schweizerische Kirchenzeitung" die Anklägerin und erbitterte Gegnerin aller Maßregeln der Regierungen macht, die das Misfallen und den Widerspruch der römischen Curie erwecken, ist die „Allgemeine Kirchenzeitung" ihre Fürsprecherin und Vertheidigerin. Während jene gegen Alles eifert, was auf Emancipation und auf die Regungen eines selbständigen Geistes im Schoose der katholischen Kirche hinweist, hat diese ihre unverhohlene Lust daran. Wenn die katholische „Schweizerische Kirchenzeitung" im sehr richtigen Instinct von der hochwichtigen Bedeutung der Sache Alles zusammendruckt, was da und dort gegen Lamennais erschienen ist, bis auf die unlängst bekanntgewordene Trappistenepistel, so spottet die „Allgemeine Kirchenzeitung" des armseligen Versuchs zur Bekehrung des geistreichen Franzosen und freut sich, daß er, um seine Gegner unbekümmert, an einem neuen Werke für das Volk arbeitet. Wenn jene alle neuesten Maßregeln gegen die

ketzerischen Zillerthaler sehr natürlich findet und gut heißt, erscheinen sie *dieser* als der Ausbruch einer verwerflichen Unduldsamkeit. Wenn die *eine* ihre Leser nur mit einigen Ausgeburten und Schwächen des Protestantismus bekannt macht und bei der ketzerischen Masse nichts Gutes gelten läßt, nimmt die *andere* auch von dem Löblichen Kenntniß und verschmäht es nicht, die Stimme nichtkatholischer Glaubensgenossen über die Nothwendigkeit einer Wiedergeburt des Katholicismus zu vernehmen und zu beachten.

Wer sich einen deutlichen Begriff von dem Treiben der verschiedenen Religionsparteien in der Schweiz bilden will, von allen Spaltungen und Zerwürfnissen, von den neuen Keimen, welche da und dort auf den Trümmern Wurzel schlagen, von den entgegenlaufenden religiösen Richtungen und Ansichten und von dem Umfange, in welchem sich die einen vor den andern ausgebreitet haben, muß diese Kirchenzeitungen nicht zur ausschließenden Quelle nehmen wollen. Viel größern Aufschluß geben die wesentlich politischen Blätter, in welchen sich aus dem Volke selbst zahlreichere Stimmen aussprechen. Die eigentlichen Kirchenzeitungen, bis auf die katholische schweizerische herunter, die den populairsten Ton anzustimmen sucht, haben activ und passiv ihr hauptsächliches Publicum unter den Theologen vom Fache. Eine jede derselben ist eine Art Pikenik, das sich die Geistlichen der einzelnen Schattirungen geben und wobei Alle zugleich Gäste und Gastgeber sind. Wenn zwar einem Jeden die Speisen, die er selbst gebracht, am besten munden mögen, so ist doch Keiner unhöflich genug, die des Andern zu verachten. Freilich sind gegen den üblichen Preis auch die Laien geladen; doch dürfte von ihrer Seite die Zahl der Theilnehmenden nicht sehr beträchtlich sein. Dennoch sollte es an Stoff für zahlreichere Mahlzeiten nicht fehlen. Hat es doch immer zum Überflusse unter den Theologen, zumal unter den protestantischen, unermüdliche Köche für breite Suppen gegeben. Aber man hat die Kosten des allzu häufigen Tafelns zu scheuen, und so begnügt sich jede Kirchenzeitung wöchentlich mit Einer Nummer, was denn auch übrig genug ist. Wenn indessen in Deutschland der Protestantismus am schreibseligsten ist, so scheint es in der Schweiz anders zu sein. Die protestantischen Blätter rücken wöchentlich nur mit einem halben, die katholischen mit einem ganzen Druckbogen aus, und die „Allgemeine Kirchenzeitung" gibt überdies besondere, literarische Beilagen.

Die Schweiz gehört mit zu denjenigen Staaten, wo vor Dem, was *Rechtens* ist, um so schwerer sich erkennen läßt, was *Recht* ist. Das Gewimmel von allen kleinen Verfassungen ist schon groß und bunt genug und schillert in den verschiedensten Farben, vom tiefen Dunkel der absoluten Demokratien der Urcantone bis zu den lichten Farben der neuesten Repräsentativdemokratien. Es hat den Anschein einer recht vollständigen demokratischen Musterkarte, um welche ringsum das monarchische Europa betrachtend steht. Aber die Muster sind so klein, daß sich nicht so gar leicht beurtheilen läßt, wie sie *im Stücke* sich ausnehmen würden. Um so mehr bleibt es bei der bloßen Betrachtung, ohne daß die Nachbarn in Versuchung gerathen, sich einen Stoff und eine Farbe auszuwählen, um sich darnach auch ihrerseits ein neues Kleid zuzulegen. Wenn jedoch die staatsrechtlichen Verhältnisse ins Kleine und Kleinste zerschnitten sind und in der neuesten Zeit hauptsächlich nur darin gebessert wurde, daß die zahlreichen *politischen* Unterschiede von Stadt und Land, von Ständen und Classen wenigstens da und dort aufhörten, so ist doch eine jede dieser besondern Verfassungen nur die äußerste Schale der Zwiebel, aus welcher sich noch eine Menge von Particularrechten das eine aus dem andern herausschälen lassen. Da ist es nun kein Wunder, wenn den schweizer Juristen bei dieser Arbeit die Augen übergehen, und wenn die Justiz zuweilen trübe sieht und fehlgreift. Auch ist darüber laute Klage im Lande, und die Schweizer sind verständig genug, um ziemlich allgemein einzusehen, wie ihr ganzes Rechtsgebäude die größte Ähnlichkeit mit einem labyrinthischen Schneckengewinde hat, aus welchem zwar oben die Tagsatzung die diplomatisch gefühlvollen Hörner hervorstreckt, aber nur, um sie bei jedem kalten Winde von außen alsbald wieder einzuziehen. Wie ist nun hier zu helfen, und wie könnte und sollte die juristische Literatur, das Gute fördernd und begünstigend, eingreifen? Es soll und kann zunächst nicht davon die Rede sein, alle die verschiedenen Gerechtsamen, Herkommen und Gewohnheiten bei Seite zu werfen und eine gleichförmige Gesetzgebung an die Stelle zu setzen. Aber wenigstens sollte jedes einzelne Rechtsgebiet mit seinen besondern Grenzen klar und deutlich hervortreten und innerhalb dieser Grenze, ohne beständiges Schwanken dahin und dorthin, die Consequenz der Gerechtigkeit herrschen. Dies hängt wesentlich von einer befriedigenden Organisation und Verwaltung des Justizwesens ab, und der Mangel daran wird sehr allgemein und bitter empfunden. Aber weil eine allseitige Besetzung der Gerichte mit tüchtig gebildeten Männern und die Anordnung eines gehörigen Instanzenzugs in den meisten Cantonen schon darum unmöglich ist, weil diese in ihrer Kleinheit nicht den erfoderlichen *Stoff* zu liefern vermögen, so könnte nur im Ganzen und von oben herab geholfen werden. Eine durchgreifende Reform des Justizwesens knüpft sich also auf das innigste wie so vieles Andere an die Reform der Bundesverfassung selbst. Darum haben die Schweizer sehr recht, wenn sie immer wieder auf dieses Eine, was Noth thut, zurückkommen und sich durch jene eigenthümliche, besonders in Deutschland einheimische Abart von Politikern nicht irren lassen, welche fort und fort die großen Vortheile rühmen, von *unten auf* zu bauen, und doch nicht zugeben wollen, daß eben die *Grund*gesetze den Grund bestimmen und bezeichnen, auf welchem einzig gebaut werden kann, und wonach das ganze Gebäude sich richten muß. Allein was die viel besprochene Radicalreform betrifft, so wird es damit eine Zeitlang bei frommen Wünschen sein Bewenden haben, und die Sehnsucht darnach, wie darauf schon früher hingewiesen wurde, wird sich hauptsächlich nur im allseitigen Tadel des Bestehenden kund thun. Die Nothwendigkeit einer wesentlichen Veränderung der Staatsgrundgesetze, die frei-

lich ein wenigstens theilweises Niederreißen voraussetzt und darum stets gegen vielfache Interessen anstoßen wird, mag wol in ruhigen Zeiten anerkannt und fort und fort hervorgehoben werden; allein die Ausführung selbst setzt in demokratischen Staaten einen durch den Drang der Umstände besonders erweckten Eifer, eine Aufregung und einen Enthusiasmus der Massen voraus. Dazu hat es jetzt kein Ansehen; denn auch die Schweizer wie alle andern Völker Europas sind wieder in ihren politischen Winterschlaf gefallen, in welchem sich höchstens noch in einzelnen Zuckungen die Symptome unruhiger Träume gewahren lassen; und so wird denn auch eine gründliche Verbesserung des Justizwesens zu den frommen Wünschen gehören und nur da und dort im Einzelnen ein wenig sich flicken und ausbessern lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsches Lesebuch von Wilhelm Wackernagel. Zweiter Theil. Proben der deutschen Poesie seit dem Jahre 1500. — A. u. d. T.: Proben der deutschen Poesie seit dem Jahre 1500. Basel, Schweighauser. 1836. Gr. qu. 8. 3 Thlr. 8 Gr. *)

Wie wir aus der Vorrede ersehen, hatte sich der Herausgeber vorgenommen, die Andeutungen über Zweck und Einrichtung seines Buchs, welche die Vorrede zu dessen erstem Theile enthielt, vor diesem zweiten des weitläufigsten auszuführen. Ein Angriff auf das von ihm bei seiner Sammlung beobachtete Verfahren jedoch hat ihn veranlaßt, sein Vorhaben aufzugeben. Dieser Angriff ging von dem Bruder des Herausgebers, Hrn. Philipp Wackernagel, aus, der sich durch ein, vielleicht zu scharf ausgedrücktes Urtheil, das in der Vorrede zum ersten Theile des „Deutschen Lesebuchs" über die wissenschaftliche Brauchbarkeit der von ihm selbst besorgten „Auswahl deutscher Gedichte" gefällt worden war, beleidigt fand und in Folge dessen in der Vorrede zur zweiten Ausgabe seiner „Auswahl" (Berlin 1836) sich in einem sehr heftigen, dem brüderlichen Verhältnisse zumal übel anstehenden Tone gegen das „Deutsche Lesebuch", vornehmlich gegen die darin beobachtete chronologische Anordnung erklärte. Es nimmt uns nicht Wunder, daß dem Herausgeber hierdurch die Lust zu jener weitern Ausführung verleidet und die zu ihr erfoderliche Unbefangenheit benommen ward; wir können es aber nur bedauern, auf solche Weise um eine Entwickelung der Ansichten desselben gekommen zu sein, in der wir viel Tüchtiges und Treffendes über die rechte Weise des wissenschaftlichen deutschen Unterrichts zu finden hätten hoffen dürfen.

In der Vorrede zum gegenwärtigen Theile rechtfertigt Hr. Wackernagel die Anordnungsweise, der er mit Recht auch hier treu geblieben ist; daß er dabei auf jenen Angriff weiter keine unmittelbare Rücksicht nimmt, ist natürlich nur zu loben; er hält sich blos an die Sache, und nur in dieser selbst liegt es, wie Manches von Dem, was über das Verhältniß des Buchs zum Unterrichte in der deutschen Metrik gesagt wird, auch die Ansichten trifft, denen Hr. Ph. Wackernackel huldigt. Wir selbst haben schon bei der Anzeige des ersten Theils die chronologische Anordnung als ein sehr wesentliches Verdienst des Buchs anerkannt und hervorgehoben, wie sie durch die Bestimmung desselben, ein Urkundenbuch für die Geschichte der deutschen Sprache und Literatur zu sein, gefodert wird und gutes Recht hat, sich als eine wahrhaft historische geltend zu machen. Wir geben daher auch jetzt nur im Allgemeinen an, daß Hr. Wackernagel in der gegenwärtigen Vorrede kurz, aber, wie uns scheint, vollkommen überzeugend, nachweist, wie diese Anordnungsweise durch die historischen Zwecke des Buchs geboten sei, wie „die Absicht, für die Geschichte der deutschen Sprache und die der Literatur, mithin, da Metrik nur eine historisch-dogmatische Entwickelung der poetischen Formen, Poetik nur eine Philosophie der Geschichte der Dichtkunst darf sein wollen, auch für Metrik und Poetik eine hinreichende Menge Urkunden zu sammeln", keine andere Anordnung, auch für diesen Theil nicht, zugelassen habe als eben die chronologische. Auf das über jede der vier hervorgehobenen Beziehungen im Einzelnen Gesagte können wir hier nicht eingehen; nur aufmerksam machen wollen wir auf die sehr beherzigenswerthe Foderung, die S. XV gestellt und durch eine Darlegung des Ganges, welchen die deutsche Verskunst in ihrer Entwickelung genommen, trefflich begründet wird: daß man auch bei der Behandlung der deutschen Metrik den historischen Weg einschlagen möge, dem für die Grammatik zu folgen man sich ja allgemach bequemt. Wir zweifeln übrigens, wie die Sachen jetzt stehen, gar nicht daran, daß diese Foderung werde erfüllt werden, wenn dies nur erst Denen, an die sie gerichtet ist, durch einen der Forscher, welchen wir die Begründung und das Gedeihen der deutschen Philologie zu danken haben, möglich gemacht worden ist. Jetzt haben freilich diejenigen deutschen Schulgrammatiken, deren Verfasser sich einer Beachtung der historischen deutschen Grammatik nicht entschlagen zu dürfen geglaubt haben, noch ein gar sonderbares, buntscheckiges Aussehen; bei der Lehre vom Laut, von der Wortbeugung und Wortbildung gehen die Verfasser — wie, davon reden wir nicht — auf dem historischen Weg, denn über diese Theile verbreitet sich bis jetzt Grimm's „Grammatik"; bei der Lehre vom Satz springen sie von diesem Wege plötzlich ab auf den sogenannten philosophischen oder rationalen; der etwa beigefügte Anhang über die Metrik könnte aber zum größten Theile ebenso gut hinter einer lateinischen als hinter einer deutschen Grammatik stehen, denn von eigentlich deutscher Metrik findet sich da nur blutwenig, desto mehr von antiker. Nächstens aber, wenn nämlich erst von Grimm's „Grammatik" die Theile über die Satzlehre erschienen sind, werden auch die Schulgrammatiker ihre Syntax historisch einzurichten anfangen, und ebenso werden sie auch in der Metrik auf den historischen Weg und auf diesem zu einer deutschen Metrik kommen, wenn nur eben der Weg erst recht gebahnt ist.

Doch wir wenden uns wieder zu unserm Buche. Das Gute, was wir früher von dem ersten Theile gesagt haben, können wir getrost auch von diesem zweiten sagen; ebenso wie jener empfiehlt er sich durch verständige Auswahl, durch sorgfältige Anordnung und durch die gewissenhafteste Treue, mit welcher die ausgehobenen Stücke wiedergegeben sind. Der letztern würden wir gar nicht erst besonders gedenken, weil sie sich, nach der wissenschaftlichen Richtung des Herausgebers überhaupt und nach der Bestimmung seines Buchs insbesondere, von selbst versteht, wenn wir nicht grade auch in ihr einen bedeutenden Vorzug dieser Sammlung vor vielen andern anerkennen müßten. Die besondere praktische Bestimmung, die manche Gedichtsammlungen haben, mag in ihnen einzelne Abweichungen von den Originalen entschuldigen; eine misliche Sache bleibt es aber stets damit und eine solche, welche die reiflichste Überlegung und sorgfältigste Erwägung erfodert; denn in der Regel ist Änderung zugleich eine poetische Verschlechterung, und nur in den seltensten Fällen wird sie sich bei strenger Prüfung als unumgänglich nothwendig erweisen; es kommt nur darauf an, daß bei der Auswahl der aufzunehmenden Gedichte mit Sinn und Verstand verfahren werde. Aber nicht nur in Sammlungen der erwähnten Art, auch in vielen andern, bei denen durch nichts eine Abweichung von den Urtexten vertheidigt werden kann, ja bei solchen, die ausdrücklich beabsichtigen, für Verbreitung der Kenntniß der deutschen Poesie zu sorgen, findet sich von einer Bedenklichkeit, die die Herausgeber verhindert hätte, selbst zu ändern oder fremde Änderungen aufzunehmen, meist keine Spur, und man kann sich nur zu oft nicht darauf verlassen, daß ein Gedicht wirklich und ganz so von dem Dichter geschrieben sei,

*) Vgl. über den ersten Theil Nr. 178 d. Bl. f. 1836. D. Red.

wie man es in ihnen liest. Die Beispiele von Änderungen, die Hr. Wackernagel in der Vorrede S. xiv und noch dazu aus einer der bessern Sammlungen, aus Follen's „Bildersaal", anführt, ließen sich leicht durch andere aus andern Sammlungen zahlreich vermehren. Die Herausgeber haben dergleichen gar nicht als Das, was es ist, als Fälschung, angesehen; sie haben sich sogar dadurch ein, wer weiß wie ansehnliches Verdienst um den der Nachhülfe bedürftigen Autor, oder um den Geschmack des gebildeten Publicums, oder um das Heil der lieben Jugend zu erwerben geglaubt; viele freilich haben sich um echt oder unecht gar nicht bekümmert, sondern nur getrost aus frühern Sammlungen ihre zusammengetragen. Herr Wackernagel hat das entgegengesetzte Glaubensbekenntniß; daher hat er sich gar keine eignen Änderungen erlaubt — und wir meinen, seine Sammlung könne es beweisen, wie gut eine solche strenge Treue mit der reverentia, die nicht blos Knaben, die auch Jünglingen gebührt, für die zunächst er sein Buch bestimmt hat, bestehen könne, ohne daß die Sammlung darum etwa armselig oder unvollständig werden müsse —, er hat die Gedichte, wo er nur konnte, aus den echten und guten Ausgaben selbst entnommen und nur da, wo ihm dies nicht möglich war, seine Zuflucht zu andern, möglichst zuverlässigen Sammlungen genommen, auch überall in dem Inhaltsverzeichniß die Quellen angegeben, aus denen er geschöpft.

Das Einzige, was er sich gestattet hat, einige Male einzelne Verse oder größere Stellen wegzulassen, ist von ganz anderer Art als jenes Ändern; doch ist auch dies nur sehr selten und nur da geschehen, wo gute Gründe es geboten oder rathsam machten, die sich Dem, der die Originale vergleicht, leicht von selbst ergeben werden. Jede Stelle übrigens, wo etwas hat ausfallen müssen, ist entweder im Texte selbst oder in dem Inhaltsverzeichniß genau bezeichnet worden. Daß bei mehren Gedichten, deren allgemeinere Verbreitung vorausgesetzt werden kann, z. B. bei einigen von Schiller und einem von Voß, statt der von den Verfassern selbst zuletzt gebilligten, Lesarten älterer Ausgaben aufgenommen worden sind, kann man nur verdienstlich nennen, indem hierdurch Anlaß und Gelegenheit zu prüfender Vergleichung gegeben ist.

Das Geschäft der Anordnung war, wie Hr. Wackernagel selbst bemerkt, bei diesem zweiten Theile ein ungleich leichteres und sichreres als bei dem ersten, wo es mit vielen und großen Schwierigkeiten verknüpft war, und auch die fleißigste und geschickteste Untersuchung nicht immer zu voller Gewißheit über die Stelle, die einem Stück der Zeit nach anzuweisen sei, führen konnte. Dagegen ließ sich bei dem zweiten Theile nicht nur fast durchgängig mit vollkommener Sicherheit der Platz ermitteln, der jedem Dichter nach der Zeit seines Auftretens in der Literatur gebührte, es war bei den meisten auch möglich, die aufgenommenen Proben selbst in chronologischer Folge aufzuführen. Hinsichtlich des letztern Punktes hat jedoch der Herausgeber einige Male absichtlich die strenge Consequenz aufgegeben, um nicht dem Inhalte und der Form nach zusammengehörige Gedichte eines und desselben Dichters allzu weit voneinander zu trennen; es sind daher, wo von einem Dichter, dessen Thätigkeit über mehre Gattungen der Poesie sich erstreckt, eine größere Anzahl Proben zu geben war, dieselben zuerst nach den Gattungen, denen sie angehören, eingetheilt, in den Abtheilungen selbst aber ist wieder die chronologische Ordnung beibehalten worden. Daß auch dieser Band, wie der erste, sich durch treffliche Auswahl empfiehlt, haben wir bereits bemerkt. Hr. Wackernagel hat sich als einen gründlichen Kenner auch der neuern deutschen Poesie bewährt; er hat aus dem außerordentlich großen Vorrath poetischer Literatur, der zur Auswahl vorlag, diese mit ebenso viel Umsicht als Geschmack getroffen und die verschiedenen Zweige des wissenschaftlichen deutschen Unterrichts, für die das Buch bestimmt ist, mit gleichmäßiger Sorgfalt berücksichtigt. Gesunder poetischer Sinn bewahrte ihn am besten und von selbst davor, solche Stücke aufzunehmen, die in einem Buche wie das seinige mit Recht Anstoß geben könnten; Stücke, deren aber auch unsere Literatur glücklicherweise nicht eben viele und noch weniger solche, durch deren Weglassung eine wirkliche Lücke in der Darlegung ihrer Geschichte entstünde, aufzuweisen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Die Insel Guadeloupe.

Die Insel Guadeloupe, berichtet das „Journal de la marine", gewährt einen wahrhaft zauberischen Anblick; ihr stets frisches Grün scheint einen ewigen Frühling zu verkünden. Der Eingang von Pointe-à-Pitre ist schwierig, hier starren dem Schiffer zahlreiche Klippen entgegen, die einen sehr erfahrenen Lootsen verlangen. Die Rhede ist zwar geräumig, doch findet sich nur an einzelnen Stellen guter Ankergrund. Zunächst dem Ufer stehen Kauffahrteischiffe, welche Zucker, Kaffee, Baumwolle, mit einem Worte alle Producte dieser Insel einnehmen. Im November und Juli ist ihre Anzahl so beträchtlich, daß man im eigentlichsten Sinne hier einen Wald von Masten erblickt. Leichte Piroguen durchfliegen die Bucht nach allen Richtungen unter dem Jauchzen und den Gesängen der Neger. Die Bucht ist von offenen, mit Bananen- und Orangebäumen bewachsenen Hügeln, von reizenden Wohnhäusern und kleinen bebuschten Inseln umgeben. Durch eine Bergkette voll tausendjähriger Bäume, worin sich auch manche Vulkane finden, scheidet sich die Stadt von dem niedern Lande, wo die obersten Behörden der Colonie ihren Sitz haben. In stürmischen Nächten, die während der rauhen Jahreszeit häufig sind, zuckt ein wahres Flammenmeer von Blitzen hinter den Gebirgen hervor. Die Stadt Pointe-à-Pitre ist das Paris der französischen Antillen; ihre breiten und geraden Straßen enthalten große und regelmäßige Gebäude, die einen röthlich grauen oder glänzend weißen Anstrich haben. Sie sind selten ohne Balcons und insgemein mit Ziegeln gedeckt. Das Hin- und Wiederrollen der Fuhrwerke in den Straßen dauert den ganzen Tag. Die Wohnungen sind selten und nur zu sehr hohen Preisen zu haben. Wegen der drückenden Hitze halten die Bewohner um Mittag eine Art von Siesta; gegen Abend erst beginnt ein bewegteres Leben, man schöpft frischen Athem und stattet sich gegenseitig Besuche ab. Die Mädchen von Pointe-à-Pitre sind reizend, aber in Folge der tropischen Glut entbehren sie insgemein der lieblichen Wangenröthe. Sie sind Freundinnen einer verschwenderischen Toilette und erhalten regelmäßig die neuesten Moden aus Paris zugesandt. Ihr häusliches Leben besteht eigentlich aus einem fortgesetzten Faulenzen; den größten Theil des Tages bringt die Französin von Guadeloupe auf ihrem Sopha zu und belustigt sich an den Klätschereien ihrer Sklavinnen. Durchgängig herrscht eine wohlwollende Gastfreiheit in den Häusern der Bemittelten, was für den Fremden den Aufenthalt in Pointe-à-Pitre sehr angenehm macht.

Vor nicht langer Zeit ereignete sich in der Bank von Bengalen nachstehender merkwürdige Fall. Ein Eingeborener des Landes wollte einige Billets wechseln, wobei es sich ergab, daß die Unterschrift daran fehlte, wiewol die Billets selbst in jeder Hinsicht für richtig befunden wurden. Es ward deshalb dem Eigenthümer der Billets die Zahlung verweigert, zugleich aber stellte man, da gegen ihn durchaus kein Verdacht der Verfälschung oder des Betrugs obwaltete, in der Bank selbst die genauesten Untersuchungen an. Da diese jedoch kein Resultat ergaben, so befragte man den Vorzeiger der Billets nochmals, wobei es sich fand, daß die Banknoten längere Zeit in einem kupfernen Kasten gelegen hatten. Es hatte also das Kupfer die mit gewöhnlicher Schrift gefertigten Unterzeichnungen aufgezehrt, während die übrigen Theile der Banknoten ganz unversehrt geblieben waren. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 307. —— 3. November 1837.

Die neueste Literatur der Schweiz.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 306.)

Unter den angeführten Umständen würden sich die wissenschaftlich gebildeten Rechtsgelehrten der Schweiz eine sehr überflüssige Mühe geben, wenn sie ihr Publicum mit weitaussehenden legislatorischen Planen und Entwürfen unterhalten wollten. Wirklich tritt ein solches Streben in den beiden in der Schweiz erscheinenden juristischen Zeitschriften keineswegs hervor. Die eine und die andere beschränkt sich ausschließend auf die Mittheilung und zuweilen auf die Beurtheilung einzelner, besonders interessanter Fälle aus dem Gebiete des Privatrechts und des peinlichen Rechts. Von der in Bern erscheinenden „Zeitschrift für vaterländisches Recht, vom bernischen Advocatenverein" sind bis jetzt erst drei Hefte ausgegeben. Das zuletzt erschienene ist fast ausschließend mit dem in politischer Hinsicht interessanten Untersuchungsprocesse gegen den aus Darmstadt gebürtigen politischen Flüchtling Ernst Schüler angefüllt, welcher zu Biel im Canton Bern das Bürgerrecht erworben hatte. Die „Monatschronik der zürcherischen Rechtspflege" theilt die wichtigern Urtheile und Beschlüsse des Obergerichts und anderer Gerichte des Cantons mit und gibt Übersichten ihrer sämmtlichen Geschäfte. Diese Zeitschrift erscheint während mehrer Jahre seit der Regeneration der Verfassung und der Rechtspflege des Cantons und hat durch das Ansehen, worin das züricher Obergericht steht, eine gewisse Bedeutung erlangt. In dem neuesten Hefte findet sich zum ersten Male der Abdruck eines Rechtsgutachtens der Juristenfacultät zu Zürich. Es betrifft die für alle Theile der Schweiz sehr interessante Frage über Gemeindebürgerrecht und Gemeindenutzungen nach dem rechtlichen Unterschiede von Altbürgern und Neubürgern. Die „Monatschronik" scheint mit der Mittheilung solcher Gutachten fortfahren zu wollen, was sehr löblich ist, da überhaupt die juristische Facultät zu Zürich, wie die verhältnißmäßig beträchtliche Anzahl der in der neuesten Zeit von ihr ertheilten Responsa beweist, eine zunehmende Bedeutung als rathertheilende Behörde zu erhalten scheint. Sie könnte wol mit der Zeit für die deutsche Schweiz ein juristischer Mittelpunkt werden, wohin überhaupt die wichtigern und zweifelhaftern Rechtsfälle gelangten, sodaß von hier aus für das ganze Justizwesen eine größere Sicherheit und ein regelmäßigeres Verfahren gewonnen werden könnten. Die amtliche Statistik der Rechtspflege des Cantons Zürich, die als Criminalstatistik so besonders wichtig für die Beurtheilung des sittlichen Culturzustandes ist und worüber gleichfalls die „Monatschronik" zeitweise Zusammenstellungen enthält, könnte noch bedeutender werden, wenn sich die Mittheilungen darüber nicht allzu sehr zersplitterten, und wenn in Übersichten, die längere Perioden umfassen, auf alle in dieser Beziehung interessanten Verhältnisse genauere Rücksicht genommen würde, etwa in derselben Weise, wie dies in Frankreich, im Großherzogthume Baden, neuerdings im Königreiche Sachsen und andern deutschen Staaten geschieht. Aus der „Monatschronik" ist zu ersehen, wie für eine gewisse Art von Delinquenten mitunter auch das Verbot des Besuchs der Wirthshäuser als eine besondere und selbständige Strafe vorkommt, die wol außerhalb der Schweiz schwerlich im Gebrauche sein dürfte.

Die Deutschen sind ein Rechtsvolk. Sie wissen, was in allen Ländern der Erde von Rechtswegen geschehen sollte; sie glauben es wenigstens zu wissen, denn sie erörtern das Für und Wider in den Streitigkeiten aller Zeiten und Nationen und nehmen dabei sicher kein Blatt vor den Mund, insoweit nicht etwa die Censur Einsprache thut, weil nicht von fernen Zeiten und fernen Nationen, sondern vom eignen Vaterlande die Rede ist. Gäbe es ein anderes Weltgericht als die Weltgeschichte, so wären die Deutschen die natürlichen Geschworenen desselben, obgleich sie selbst keine andern Geschworenengerichte besitzen, als die ihnen die Franzosen haben zukommen lassen. An der großen Tafel, wozu die Mutter Natur alle Völker geladen hat, zeigen sie sich als Meister in der justitia distributiva und wissen aufs Haar, welches Stück dem Einen und Andern gebührt; aber während sie den Braten nur in der Rechtsidee verschneiden, haben es die Andern meistens schon in der Wirklichkeit gethan und sich ihn wohlschmecken lassen. Dies tritt auch in der Literatur hervor, da in Deutschland das Übergewicht der eigentlich juristischen über die nationalökonomische und politische Literatur viel größer und das Verhältniß ein ganz anderes ist als in den meisten andern Staaten des westlichen Europas. So haben die Deutschen noch immer nichts, was sie den englischen und französischen Revues zur Seite stellen könnten, die besonders die staatswirthschaftlichen und politischen Hauptfragen

unserer Zeit durch lebendig faßliche und zugleich hinlänglich ausführliche Darstellung in den Gesichtskreis eines größern Publicums zu stellen wissen. Zwar fehlt es nicht an deutschen Monatsschriften für politische Ökonomie, Statistik und Politik; aber das Meiste und wenigstens das meiste Praktische entlehnen sie den englischen und französischen Revues, sodaß bei näherer Betrachtung nur ihre Armuth um so offenbarer wird. Dies Alles scheint sich auch im Verhältnisse der deutschen zur französischen Schweiz zu bewähren. Zwar kann man den deutschen Schweizern am wenigsten nachsagen, daß sie für Ökonomie keinen Sinn haben; aber dies gilt nur von der häuslichen Praxis und nicht von der politischen Ökonomie als Wissenschaft. Während also die deutsche Schweiz nur ihre juristischen Journale hat, besitzt die französische in ihrer „Bibliothèque universelle de Genève" eine Zeitschrift, die sich hauptsächlich die Besprechung culturgeschichtlicher und staatswissenschaftlicher Gegenstände zur Aufgabe gemacht hat. Sie wird bereits im zweiten Jahrgange und in monatlichen, ziemlich starken Lieferungen von 13—14 Bogen ausgegeben. In den neuesten Heften finden wir eine Abhandlung über die Fundamentalprincipien der politischen Ökonomie; eine Vergleichung der Colonien der alten und neuern Völker von Sismondi, die nicht sehr zum Vortheile der letztern ausfällt, und anderes Interessante. In näherer Berührung mit dem deutschen Volksleben, dient die „Bibliothèque universelle" einigermaßen auch zur Vermittlerin zwischen deutscher und französischer Literatur. So ward unter Anderm das jüngst erschienene Werk des Prof. Casper in Berlin: „Über die wahrscheinliche Lebensdauer der Menschen", ausführlich besprochen. Außer staatswissenschaftlichen Abhandlungen verschiedener Art, gibt diese Zeitschrift naturwissenschaftliche Berichte, z. B. recht interessante, tabellarische Zusammenstellungen der meteorologischen Beobachtungen zu Genf und auf dem großen St.-Bernhard. Endlich ist ihr noch regelmäßig ein wissenschaftliches Bulletin beigegeben und überhaupt für ansprechende Abwechselung und Mannichfaltigkeit gesorgt. Das „Journal de la société vaudoise, publié par *D. H. Chavannes*" zu Lausanne, ist das Organ der höchst verdienstvollen waadtländer gemeinnützigen Gesellschaft. In den meisten seiner Artikel greift es gleichfalls und auf eine sehr praktische Weise in das Gebiet der Staatswissenschaften ein. So enthalten die letzten Hefte einen Bericht an die Gesellschaft über die Mittel zur bessern Vollziehung des Gesetzes über den Privatunterricht; Aufsätze über Sparkassen, über Waldcultur, wo denn die deutsche Cultur in ihren Vorzügen anerkannt und anempfohlen wird u. s. w. Von diesem nützlichen Journale werden monatlich zwei Bogen zu sehr billigem Preise ausgegeben, und in dieser Form erscheint es bereits im fünften Jahrgange.

In der Schweiz, wo jeder Bürger auch Soldat, ist die Besprechung militairwissenschaftlicher Gegenstände in einem größern Kreise von besonderer Bedeutung, da man sich bemühen muß, die geübte Wehrkraft eines größern, stehenden Heeres durch allgemeine militairische Volksbildung möglichst zu ersetzen. Von der intellectuellen Seite ist hierzu wesentlich erfoderlich, daß alle Fortschritte, alle neuern Erfindungen und Verbesserungen im Kriegswesen mitgetheilt und in ihrer Anwendbarkeit auf die besondern Verhältnisse der Schweiz beurtheilt werden. Diesen Zweck sucht die zu Burgdorf im Canton Bern monatlich in zwei Bogen herausgegebene „Helvetische Militairzeitschrift" auf eine Weise zu erfüllen, die in jeder Hinsicht Anerkennung und Lob verdient. Es ist darin unlängst ein hochwichtiger Gegenstand zur Sprache gekommen, und es läßt sich hoffen, daß die Verhandlungen darüber noch keineswegs als geschlossen betrachtet werden. Nachdem ein früherer Aufsatz die Vortheile hervorgehoben hatte, welche eine allgemeine militairische Jugendbildung durch Verbindung von Turnanstalten mit den Landschulen u. s. w. gewähren würde, sind in einem spätern Artikel diese Vortheile zwar nicht gänzlich verneint, aber doch als viel unerheblicher dargestellt worden. Der Verfasser dieses letztern Artikels verkennt offenbar, daß die körperliche Ausbildung, die der Bauersmann in seiner herkömmlichen Berufsthätigkeit sich aneignet, noch lange nicht zu einem tüchtigen und gewandten Militair befähigt, und daß es kein blos zufälliges Vorurtheil ist, wenn überall die jungen Rekruten vom Lande für steif und ungelehrig angesehen werden. Er übersieht aber auch durchaus das geistige und sittliche Moment einer militairischen Jugendbildung, und wie durch gemeinschaftliche militairische Übungen schon im frühern Alter der Sinn für Ordnung und Pünktlichkeit, der Geist der Ehre und des wetteifernden Muthes geweckt und genährt werden. Es ist auffallend, daß für die Einführung und Anwendung der Congreve'schen Brandraketen in der schweizerischen Artillerie noch nichts gethan wurde, nachdem doch ihre besondere Wichtigkeit und Nützlichkeit für den Gebirgskrieg allgemein anerkannt ist. Die Kosten, die etwa die Gewinnung einiger tüchtigen, in dieser Waffe erfahrenen Offiziere veranlassen würde, sind im Verhältnisse zu der daraus hervorgehenden Erhöhung der Wehrkraft der Schweiz so unbedeutend, daß bei ernstlichem Ansinnen von verschiedenen Seiten her wol selbst die gewöhnliche Indolenz der Tagsatzung nachgeben und die erfoderlichen Maßregeln beschließen dürfte. Werden doch Tausende für angebliche Verbesserungen im Militairwesen ausgegeben, deren Nutzen weit problematischer erscheint. Für einen demokratischen Staatenverein in der Mitte übermächtiger Monarchien liegt die Aufgabe besonders nahe. Oder zählen vielleicht die Schweizer auf ihre ewige Neutralität? Es ist doch nicht lange her, daß ihre Neutralität nur diejenige des Knochens war, um den man sich im kriegerischen Gedränge der Völker von allen Seiten gerissen und gebissen hatte. In ihrer letzten Nummer theilt indessen die „Helvetische Militairzeitschrift" einen Artikel über die sehr gelungenen Versuche mit Kriegsraketen in Griechenland mit, und es ist zu erwarten, daß sie es sich fort und fort wird angelegen sein lassen, auf alle Mittel hinzuweisen, wodurch sich auch die Schweiz in den Besitz der neuen und bedeutenden Vertheidigungs- und Angriffswaffe zu setzen vermöchte.

Die Schweizer lieben ihre Vergangenheit und haben Ursache dazu, wenngleich es lange nicht genug ist, am

Ruhme der Ahnen wie der Bär an der Tatze zu saugen, um eine hinlänglich kräftige Nahrung zu gewinnen, die den Aufgaben der Gegenwart gewachsen macht. Das zu Frauenfeld erscheinende „Schweizerische Museum für historische Wissenschaften", herausgegeben von Gerlach, Hottinger und Wackernagel, enthält sehr werthvolle Mittheilungen. Diese beziehen sich meistens auf eine fernere Vergangenheit, ohne sich ausschließend auf die Schweiz zu beschränken. In dieser Weise erfüllt die Geschichte einen Theil ihrer Aufgabe. Auf der andern Seite fodern wir mit Recht von dem Historiker, daß er die nächste Vergangenheit und unsere Gegenwart mit der Darstellung entfernterer Zeiten zu verknüpfen wisse, um dem todten Torso der Geschichte Leben einzuhauchen und ihm Hände und Füße zu geben, womit er fördernd in den Gang der Zeit einzugreifen und gleichen Schritt mit ihr zu halten vermag. Hierin wird noch viel verfehlt und versäumt. Hat dies in einem gelehrten Stolze seinen Grund, der sich mit Dem, was auf flacher Hand vor den Augen der Jetztwelt zu liegen scheint, nicht befassen will? Oder hat man wirklich die Überzeugung, daß die Ereignisse und ihre Triebfedern erst in eine gewisse Entfernung gerückt sein müssen, ehe sie sich deutlich erkennen und unparteiisch auffassen lassen? So dachten wenigstens nicht die ältern Historiker, die es für einen Vortheil achteten, was sie beschrieben, zugleich erlebt zu haben. Aber wie es überhaupt unserer Zeit an Enthusiasmus gebricht, so fehlt es ihr auch an jener besonnenen Begeisterung für die Wahrheiten der Geschichte, die über alle kleinlichen Rücksichten hinaushebt. Freilich wird jetzt Alles, was geschieht, in tausend Zeitungen und Zeitschriften verhandelt; aber diese zerstückelten Mittheilungen und fast immer einseitigen Darstellungen, die den Blick mehr verwirren als aufklären, machen das Bedürfniß zusammenhängender und lichtvoller Übersichten um so fühlbarer. Durch eine Geschichte unserer Tage, seit dem Juli 1830, mit Rückblicken auf frühere Perioden, suchen die von Karl Müller von Friedberg *) begründeten „Schweizerischen Annalen" diesem Bedürfnisse auf ihre Weise abzuhelfen. Ihr Bestreben ist insofern als löblich anzuerkennen, wenngleich man den Gesichtspunkt nicht billigen mag, von dem aus diese Zeitschrift die Ereignisse auffaßt und den Sinn derselben zu deuten sucht. Es ist ein anderer herkömmlicher Mangel der Geschichtschreibung, daß vor der bloßen politischen Geschichte noch immer die eigentlich culturgeschichtlichen Momente viel zu sehr vernachlässigt werden. Zwar liegt es in der augenscheinlichen Tendenz der neuern Zeit, sich von dieser Einseitigkeit in dem Maße zu befreien, als die Völker selbst, im Gegensatze mit besondern Individuen, eine mehr active Rolle auf der Weltbühne übernehmen; aber man ist noch lange nicht weit genug in dieser Richtung vorangeschritten. Auch besonders die Schweiz bietet noch gar manche Stoffe für die Schilderung der socialen Zustände früherer Perioden und für interessante Vergleichungen mit den jetzigen Lebensverhältnissen, und es ist zu wünschen, daß dieselben in dieser Weise mehr und mehr benutzt werden mögen.

*) Gestorben zu Konstanz am 22. Juli 1836.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsches Lesebuch von Wilhelm Wackernagel. Zweiter Theil.

(Beschluß aus Nr. 306.)

Blos eine Blumenlese des Schönsten aus der deutschen Poesie zu geben, lag von vorn herein nicht in dem Plane des Herausgebers; die historischen Zwecke seiner Arbeit vertrugen sich damit nicht, und wie hätte namentlich das Buch dann dazu dienen können, den Unterricht in der Literaturgeschichte belegend, belebend, hier und da auch ergänzend zu begleiten? Es kam in der letztern Hinsicht dem Herausgeber bei diesem Bande darauf an, „den Gang, den unsere Poesie in den letzten Jahrhunderten genommen hat, mit all seinen Windungen und Seitenwegen vor Augen zu führen und in charakteristischen Proben all die Stufen der Entwickelung nachzuweisen, welche sie hat durchlaufen müssen, um endlich dahin zu gelangen, wo sie jetzo steht, an die Schwelle der Weltliteratur". Eben deshalb durften denn auch die Verirrungen der deutschen Poesie, die von wirklicher geschichtlicher Bedeutung und nicht blos einzelne flüchtige Erscheinungen gewesen, nicht mit Stillschweigen übergangen werden, und so war es nicht gestattet, für die Periode von der Mitte des 17. bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts nur die Dichter, die auch in dieser Zeit des Unheils den lebendigen Funken wahrer Poesie im Innern nährten, allein hervorzuheben. Wohl aber genügte es, um die allgemeinere Verderbniß der Poesie in jener Zeit darzustellen, nur sparsame, nur so viele Proben zu geben, als erfoderlich waren, um die verschiedenen Richtungen, die sich in ihr zeigen, in ihrer Eigenthümlichkeit deutlich zu machen; von welchem Umfange sie gewesen, dies anzugeben mußte der Literaturgeschichte — und den Unterricht in dieser setzt ja das Buch voraus — überlassen bleiben. Der Herausgeber hat das rechte Maß hierin durchweg getroffen, höchstens finden wir in dieser ganzen Periode überhaupt den Johann Scheffler, über den wir doch selbst günstiger urtheilen würden, als der Herausgeber thut, mit 14 Spalten zu reichlich bedacht; ihn als Dichter, worauf es doch nur ankam, zu charakterisiren, hätte weniger als die Hälfte genügt. Von selbst versteht es sich übrigens, daß nicht etwa die bessern Dichter jener Zeit, „das Abendroth zugleich und das Morgenroth besserer Tage", wie sie der Herausgeber schön nennt, über den andern zurückgestellt worden sind. Die Bemerkungen, die wir noch über einige Einzelheiten, die Auswahl betreffend, zu machen haben, fügen wir hier an; das Lob, das wir derselben im Ganzen zollen mußten, wird durch sie kaum geschmälert werden. Die Ausschließung des Niederdeutschen haben wir schon bei dem vorigen Theile bedauert; hinsichtlich der Bestimmung des Buchs für den Unterricht in der Sprache ist sie gerechtfertigt; literaturhistorisch ist es doch ein kleiner Mangel, daß den Proben, die der vorliegende Theil aus dem „Froschmäusler" gibt, nicht im ersten Theile Proben aus dem „Reineke" voraufgehen; eine der plattdeutschen Idyllen von Voß hätte in diesem Theile Platz finden sollen, um so mehr als von Hebel alemannische, von Usteri zürcherische Gedichte aufgenommen worden sind, der Gedanke aber, den Mundarten wieder ein Recht in der Literatur zu geben, von Voß zuerst mit Erfolg ausgeführt wurde.

Den Reichthum seiner Sammlung, die auch Namen des zweiten und dritten Ranges mit hinlänglichen Proben ausstatte, rühmt der Herausgeber mit gutem Recht, und wir wissen in der That nur sehr Wenige, die er noch seinem eignen Plane gemäß hätte aufnehmen können; natürlich konnten nicht von allen einzelnen, ein und derselben Richtung angehörenden Dichtern, sondern nur jedesmal von denen, die in ihr am bedeutendsten hervortreten, Proben gegeben werden. Aus der ältern Zeit wären vielleicht ein paar Fabeln von Burkhard Waldis

und ein Stück aus dem „Theuerdank" aufzunehmen gewesen; das letztere freilich nur wegen des literarischen Rufs, den das Gedicht einmal hat, und etwa um zu zeigen, wie weit das Epos herabgekommen. Das protestantische Kirchenlied ist trefflich und verhältnißmäßig reich bedacht; neben Luther's Liedern wünschten wir aber noch ein paar von Michael Weiß zu finden; aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts war das herrliche Lied von C. F. Richter: „Hüter, will die Nacht der Sünden nicht verschwinden", vielleicht das schönste aus jener ganzen Zeit, nicht zu übergehen. Die mitgetheilten Volkslieder erscheinen in alter, echter Gestalt; es sind tüchtige Lieder, die die Zeit, in der sie gesungen wurden, Anfang und Ende des 16. Jahrhunderts, gut bezeichnen, nur das deutsche Volkslied überhaupt zu charakterisiren genügen sie nicht; wir glauben indessen gern, daß der Aufnahme noch andere Hindernisse entgegenstanden, die zu sehr im Plane der Sammlung begründet waren, als daß sie hätten beseitigt werden können.

Aus der neuern Zeit haben wir Blumauer, da er schwerlich in eine Sammlung wie diese gehört, gar nicht vermißt, und Tiedge weniger als Arndt und Körner; von dem Letztern wenigstens hätten Kriegslieder neben denen Schenkendorf's eine Stelle finden sollen. Die herbe Art, wie Arnim S. xii beseitigt wird, hat uns leid gethan; dadurch, daß das Gedicht Brentano's aus „Die lustigen Musikanten" auch zugleich mit für ihn dastehen soll, geschieht ihm als lyrischem Dichter Unrecht; das große Verdienst, das sich Beide um die Belebung des Sinnes für deutsche Volkspoesie erworben haben, hätte wol ohne Nachtheil für den Plan der Sammlung durch Mittheilung einiger Lieder aus „Des Knaben Wunderhorn" angedeutet und dadurch vielleicht der oben bemerkte Mangel in etwas ersetzt werden können. Die Behutsamkeit, mit welcher der Herausgeber hinsichtlich der Aufnahme von Dichtern der neuesten Zeit verfahren ist, loben wir; doch geht er in ihr wol zu weit, wenn er auch Lenau und Anastasius Grün ausschließt.

Was nun die Auswahl der Proben aus den wirklich aufgenommenen Dichtern anlangt, so kann bei dem Urtheil über deren Zweckmäßigkeit natürlich die bloße Liebhaberei, die etwa noch ein oder das andere Gedicht hinzu- oder an die Stelle eines aufgenommenen lieber ein anderes wünschte, nicht in Betracht kommen; nur darnach kann gefragt werden, ob durch sie der Absicht, die der Herausgeber bei seiner Sammlung verfolgte, wie wir sie oben genügend bezeichnet haben, wirklich und vollständig entsprochen werde. Die Antwort hierauf aber wird im Ganzen nicht anders als höchst günstig ausfallen können; wir wenigstens finden auch hier nur sehr wenige Ausstellungen zu machen. Ein wirklicher Mangel scheint uns für die Sammlung daraus erwachsen zu sein, daß der Herausgeber in der Mittheilung solcher rein lyrischer Gedichte, in denen das Gefühl der Liebe sich ausspricht, gar zu sparsam gewesen ist. Wie nothwendig es grade in dieser Hinsicht bei der Bestimmung des Buches war, ein strenges Maß zu halten, verkennen wir gewiß nicht; der Herausgeber aber hat es zu streng genommen, sodaß es nach seiner Sammlung fast scheinen könnte, als sei in unsern Tagen die Macht der Liebe, den Dichter zu begeistern, merklich geschwächt gewesen. Von Goethe's, Uhland's, Rückert's Liedern der Liebe waren unbedingt, außer den sehr wenigen, die mitgetheilt sind, noch manche andere aufzunehmen, um den Reichthum und die Schönheit unserer neuern Lyrik auch in dieser Hinsicht vollkommen zu vergegenwärtigen; und welches gegründete Bedenken konnte sich ihrer Aufnahme entgegenstellen? mindestens kein größeres, als das den Herausgeber auch bei dem ersten Theile hätte abhalten müssen, die Minnelieder, die derselbe in so sorgfältiger Auswahl darbietet, aufzunehmen. Bei Goethe konnte außerdem die spätere didaktische Richtung noch etwas stärker bezeichnet werden, als geschehen ist; bei Schiller hätte die früheste Periode nicht ganz leer ausgehen dürfen. Schiller's „Glocke" ist ebenso wie Bürger's „Lenore" wol deshalb weggeblieben, weil beide Gedichte zu bekannt sind; doch finden sich andere, die es nicht minder sind, und wenigstens die „Lenore" ist von zu großer Bedeutsamkeit für die deutsche Poesie gewesen, als daß sie weggelassen werden durfte. Die Epigramme A. W. von Schlegel's auf Bopp dagegen und noch mehr den verschollenen platten Spaß über Fichte würden wir schon um des Respects willen, der den beiden Verspotteten gebührt, nicht aufgenommen haben. Von Übersetzungen sind mit Recht nur solche aufgenommen, die entweder eigentliche Verdeutschungen genannt werden können (hier scheint uns aber doch der „Cid" von Herder mit 36 Spalten allzu reichlich bedacht), oder die „den jeweiligen Einfluß irgend einer ausländischen Literatur auf die einheimische charakteristisch darlegen"; wir glauben, aus der letztern Rücksicht hätte ein Stück aus Voß's Übersetzung des Homer mit so gutem und noch mehr Rechte aufgenommen werden sollen als die Makame des Hariri bei Rückert. Der Gang der dramatischen Dichtkunst konnte schon des Raumes wegen nur in seinen bedeutendsten Momenten und — mit Ausnahme von Hans Sachs, von dem eine Komödie und ein Fastnachtspiel ganz gegeben sind — nur durch ausgehobene Hauptstellen, denen wir noch eine aus Schiller's „Wallenstein" zugefügt wünschten, angedeutet werden. Ein paar Stufen in der Entwickelung des Dramas, die Lessing's „Emilie Galotti", Goethe's „Götz" und Schiller's „Räuber" bezeichnet hätten, hat der Herausgeber, da dieser Theil sich nur über die gebundene Rede erstrecken sollte, überspringen müssen; dieselbe Rücksicht hat freilich auch dazu genöthigt, den Roman ganz auszuschließen, so sehr er auch, gleich jenen Dramen, seinem Wesen nach der Poesie zugehört. Wir wollen aber die Hoffnung nicht aufgeben, daß Hr. Wackernagel uns noch mit einem dritten Theile, Proben der deutschen Prosa seit 1500 enthaltend, in welchem dann auch jene ihre Stellen finden würden, erfreuen werde. Daß es geschehen möge, wünschen wir um so mehr, von je größerer Bedeutung die Prosa in der deutschen Literatur dieses Zeitraums theils an sich, theils in ihren Beziehungen zu der Poesie ist, und je weniger noch durch andere Bücher für die anschauliche Kenntniß des Verlaufs, den ihre Entwickelung von Luther bis auf unsere Zeit genommen, gesorgt ist. Auch um des „Deutschen Lesebuchs" selbst wünschen wir es; es wäre Schade, wenn ein so trefflich angelegtes und bis jetzt so tüchtig ausgeführtes Werk nicht zu seiner vollkommenen Vollendung gelangen sollte. 13.

Notizen.

König Karl von England (wir wissen nicht genau, ob es der erste oder der zweite war) pflegte folgende zwölf Regeln aufzustellen, die er als wahrhaft goldene und die Fülle der Lebensweisheit enthaltende anempfahl:

1) Stürme nicht in deine Gesundheit.
2) Entweihe nichts, was göttlicher Natur ist.
3) Rühre nicht an Staatssachen.
4) Schwatze keine Geheimnisse aus.
5) Fange nicht Händel an.
6) Stelle niemals Vergleichungen an.
7) Üble Meinungen unterstütze nicht.
8) Halte dich nicht zu schlechter Gesellschaft.
9) Befördere nicht das Laster.
10) Halte nicht lange Mahlzeiten.
11) Wiederkäue nicht deinen Gram.
12) Stelle mit Niemanden Wetten an.

„Wenn du", sagt Quarles, „den Tod als deinen Freund erwartest, so bereite dich, ihn zu empfangen; erwartest du ihn als Feind, so rüste dich, ihn zu bekämpfen. Der Tod hat niemals einen Vortheil über dich, außer wenn er dir als Fremder erscheint." Ein schöner Spruch, voll tiefer Wahrheit! 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 308. —— 4. November 1837.

Die neueste Literatur der Schweiz.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 307.)

Unter der Herrschaft der Aristokratie, wie sie bis 1830 in den meisten Cantonen der Schweiz bestanden hatte, war auch die intellectuelle Cultur, in freilich beschränktem Maße, zum fast ausschließenden Privilegium der regierenden Sippschaften gemacht und die eigentliche Volksbildung so sehr vernachlässigt worden, daß nun die regenerirten Schweizer das Versäumte in aller Eile nachzuholen trachten. Es wird jetzt so viel gebildet, unterrichtet und erzogen, daß man sich wundern müßte, nur eine einzige, eigentlich pädagogische Zeitschrift in der Schweiz erscheinen zu sehen, wenn nicht auch sämmtliche politische Blätter Alles ausführlich besprächen, was auf Schulwesen und Volksbildung Bezug hat. Der in Zürich erscheinende „Pädagogische Beobachter", redigirt vom Director Scherr aus Würtemberg, ist in jeder Beziehung ein sehr tüchtiges Blatt; wie denn auch der Herausgeber als Vorsteher des Schullehrerseminars zu Küßnacht um das Volksschulwesen des Cantons Zürich sich die ausgezeichnetsten Verdienste erworben hat, die selbst von seinen entschiedenen Gegnern nicht in Abrede gestellt werden. Es ist zu beklagen, daß eine der letzten Nummern des „Pädagogischen Beobachters" das Entlassungsgesuch des Directors Scherr mittheilt, sowie die Gründe, wodurch es veranlaßt wurde, und die Verhandlungen, die es beim Erziehungsrath und Regierungsrath zu Zürich hervorgerufen hatte. Nach den Versicherungen einiger liberalen Blätter sollen hauptsächlich mehre Geistliche dahinter stecken, die sich in einige Überfrömmigkeit hineingearbeitet haben und es dem Vorsteher des Schullehrerseminars besonders übel nehmen, daß er die Emancipation der Schule von der Kirche durchzusetzen und aufrecht zu halten gewußt hat. Und doch ist dies eine unabweisbare Aufgabe, zumal in einem demokratischen Lande, wo sonst jede geistliche Coterie nach ihrer besondern Manier von Volksabrichtung einen Staat im Staate würde zu gründen suchen, und in einer Zeit, wo auf dem religiösen Gebiete immer neue Ansichten und Meinungsschattirungen zum Vorschein kommen, und man also um so mehr darauf bedacht sein muß, das Schulwesen von diesem chaotischen Gährungsprocesse unabhängig zu halten, damit nicht der theologische Sauerteig das ganze Volksleben versäuere. Eine der wichtigsten Zeitfragen und von zunehmender Wichtigkeit für die Schweiz, wo sich die industrielle Bevölkerung so sehr vergrößert, ist kürzlich im „Pädagogischen Beobachter" berührt worden. Gelegenheit dazu gab die Verordnung, die der Regierungsrath zu Zürich zur Beseitigung der Misbräuche bei Verwendung der Kinder für Fabrikarbeiten erlassen hat. Hierdurch wird für alle Kinder, die noch die Alltagsschule besuchen, diese Art von Arbeit untersagt, die Dauer derselben für Knaben und Mädchen unter 16 Jahren auf ein Maximum von täglich 14 Stunden beschränkt, und die nächtliche Arbeit nur unter gewissen Voraussetzungen und Bedingungen gestattet. Die löbliche Absicht dieser Verordnung anerkennend, tadelt doch der „Pädagogische Beobachter" mit vollem Rechte die Unzulänglichkeit der getroffenen Maßregeln mit der Bemerkung, daß man wol habe helfen, aber es zugleich mit den reichen Fabrikherren nicht verderben wollen. Hier sehen wir nun einen Zwiespalt der geistigen und sittlichen mit den materiellen Tendenzen unserer Zeit, der um so schwerer zu schlichten ist, als nicht blos die Interessen der Unternehmer der Arbeit, sondern auch der arbeitsuchenden, ärmern Classen in Rede kommen. Auch handelt es sich in den vielfach verschlungenen Verhältnissen des Erwerbs und Verkehrs um die Concurrenz von Volk mit Volk, sodaß ein besonderer Staat durch seine Verbote auf der einen Seite nicht helfen kann, ohne zugleich den ganzen Standpunkt zu gefährden, den sich derselbe im Wetteifer der industriellen Kräfte in der Reihe der producirenden Staaten errungen hat. Hat doch auch die britische Gesetzgebung, die gleichfalls dem Übel durch Verbote und Beschränkungen begegnen wollte, sich neuerdings zu Rückschritten und zur Nachgiebigkeit gegen die gewerblichen Interessen genöthigt gesehen. Freilich läßt sich darin eine eiternde Wunde nicht verkennen; aber eine Wunde, woran das ganze moderne Völkerleben leidet, und welche um sich frißt, ohne daß ein Regierungsrath zu Zürich auf eigne Hand die gründliche Heilung derselben an seiner besondern, kleinen Stelle wird durchführen können. Dazu würde eine durchgreifende Veränderung in der Organisation der Arbeit vorausgesetzt und vielleicht ein allgemeiner, begeisternder Aufschwung, der die geistige und sittliche Natur wie-

der in ihre Rechte einsetzt und nicht ferner duldet, daß der Werth und das Glück der Nationen nur nach den Baumwollen- und Seidenzeuchen, die sie produciren, mit der Elle ausgemessen werden. Aber der Heiland für diese bessere Ordnung der Dinge möchte noch lange auf sich warten lassen; auch die verwirrten und verwirrenden Stimmen des St.-Simonismus, eines Fourier, eines Owen u. A. dürften noch sämmtlich für keinen Johannes in der Wüste gelten, der das baldige Erscheinen jenes verkündige.

Die beiden naturwissenschaftlichen Zeitschriften, Oken's „Isis" und die „Schweizerische Zeitschrift für Natur- und Heilkunde", gehören nur nach dem Orte ihrer Redaction der Schweiz an, da auch der Herausgeber der letztern, Prof. v. Pommer zu Zürich, ein Deutscher ist. Der Herausgeber der „Isis" hat einen europäischen Ruf; er ist Einer der wenigen Eroberer im Reiche der Wissenschaften, dessen Ruhm ungeschmälert bleiben wird, sollte gleich nicht alles Einzelne, was er als Gewinn betrachtete, vor der wachsenden Erfahrung behauptet werden können. Auch die „Schweizerische Zeitschrift für Natur- und Heilkunde" gibt manches gute Material zu dem auf noch so schwankender Grundlage ruhenden wissenschaftlichen Gebäude der Medicin. Die Homöopathie hat in der periodischen Presse der Schweiz keine besondere Vertreterin; sie scheint überhaupt wie die Parther nur noch auf dem Rückzuge zu fechten, aber nachdem sie den Gegnern in die schwache Seite gefallen war und sie fortan zu größerer Umsicht und Vorsicht genöthigt hatte. Zu bedauern ist, daß die Herausgabe der gehaltvollen Zeitschrift: „Mittheilungen aus dem Gebiete der theoretischen Erdkunde", von Fröbel und Heer, eine Unterbrechung erlitten zu haben scheint.

Das Ästhetische ist nicht die stärkste Seite der Schweizer. Auch ist in der von Sachverständigen belobten „Zeitschrift über das gesammte Bauwesen, von einem Vereine schweizerischer und deutscher Ingenieure und Architekten", herausgegeben von einem Deutschen, von C. F. v. Ehrenberg, nur derjenigen Kunst ein besonderes Journal gewidmet, die zugleich auf die unmittelbarste Weise dem Nutzen und der Behaglichkeit dient. Dafür hat sich aber die Schweiz vor jenem literarischen Aussatze bewahrt, der juckend in so viele deutsche Schreibefinger gefahren ist, damit ein dafür empfängliches Publicum periodisch amusirt und eine Masse schöngeistiger Blätter hervorgebracht werden, an deren Erzeugung der Geist und die Schönheit gleich unschuldig sind. Was indessen die Schweiz in dieser Art besitzt, steht den unbedeutendsten deutschen Blättern an Unbedeutenheit nicht nach, wie z. B. die Zugabe zur schaffhauser politischen Zeitung: „Der Sammler" einiger von andern Journalen abfallenden Brocken, der als „Unterhaltungsblatt für Ernst und Laune" alle vierzehn Tage einen halben Bogen voll Kurzweil bringt, ohne in dem langweiligen Gesichte, das er als politische Zeitung macht, eine Miene zu verziehen.

Die Kritik wird in den schweizer Blättern meistens gelegentlich und als Nebensache abgethan. Ausschließend befaßt sich damit nur das in Paris und Genf erscheinende „Bulletin littéraire et scientifique, par *Joël Cherbuliez*". Es beschränkt sich hauptsächlich auf die Beurtheilung französischer Werke, worüber es kurzen und meistens trockenen Bericht erstattet, ist ohne eigenthümliche Farbe und hat es wenig darauf abgesehen, wozu es doch nach seiner Stellung berufen schiene, die Deutschen und Franzosen in ihren literarischen Productionen näher miteinander bekannt zu machen.

Es gibt noch eine Art periodischer Schriften, die man als literarischen Pöbel zu behandeln und nicht zu beachten pflegt. Allein die Wochen- und Anzeigeblätter, die ein großes Publicum zu Verfassern haben, das sich in der mannichfaltigsten Weise darin zum Besten gibt, gewähren Allen, die sie zu lesen verstehen, einen reinen Genuß und die beste Belehrung. Diese literarischen Früchte sind indessen nicht zum Versenden; sie wollen frisch an Ort und Stelle genossen sein. Dennoch höre ich, daß der ausgezeichnete Ulrich Hegner zu Winterthur sich damit abgibt, einige derselben in Salz einzumachen, indem er zu den in Zürich erscheinenden Wochenblättern seine kritischen Anmerkungen schreibt. Auf diese Weise genießbar gemacht, ließen sie sich wol gar noch einmal auf den großen literarischen Weltmarkt bringen.

Wenn in den züricher Wochenblättern die Bewohner von schweizerisch Athen ihre höhere Bildung vor den ausländischen Böotiern nicht immer merken lassen, so tritt dagegen die Cultur, die alle Welt beleckt, mit schon etwas größern Ansprüchen in einem Erzeugnisse der periodischen Presse hervor, das nur dem Schweizerlande und in diesem nur der Stadt Zürich eigenthümlichst angehört. Während es in den meisten Städten Deutschlands Sitte ist, an jedem Neujahrstage die Musen bis zum Schreien zu quälen, hält man sich dort an schlichte Prosa und fährt besser dabei. Am 2. Januar, dem sogenannten Bechtelstage oder Bechtelistage, lassen nämlich die verschiedenen Vereine und Gesellschaften für wohlthätige Zwecke, für Wissenschaften und Künste eine Art Flugschriften erscheinen, deren jede einen interessanten, in den Bereich der einen und andern Gesellschaft einschlägigen Gegenstand behandelt. Sie sind für die Jugend geschrieben, meistens mit Bildern versehen und werden von den Kindern selbst in den verschiedenen Gesellschaftslocalen in Empfang genommen, wo außer dieser geistigen auch für leibliche Nahrung derselben gesorgt ist. Diese Flugschriften heißen „Stubenhitzen", weil die dafür eingehenden Gelder zur Heizung der Gesellschaftslocale in früherer Zeit verwendet wurden. Wie das Fest, das sich an die Austheilung der „Stubenhitzen" knüpft, ein recht freudiges und gemüthliches ist, so finden sich auch häufig in diesen Schriften recht werthvolle und zweckmäßig verfaßte Aufsätze, welche, nach und nach gesammelt, zu einer ganz nützlichen und unterhaltenden Kinderbibliothek heranwachsen.

Aus allem Bemerkten ist zu ersehen, wie die periodische Literatur der Schweiz schon nach vielen Richtungen hin sich ausgebreitet und entwickelt hat. In einem folgenden Artikel mag darauf hingewiesen werden, inwiefern

man bemüht ist, die Lücken, die noch da und dort vorhanden sind, in anderer Weise literarisch auszufüllen.

117.

Jacques Auguste de Thou's Leben, Schriften und historische Kunst, verglichen mit der der Alten. Eine Preisschrift von H. Düntzer. Darmstadt, Leske. 1837. 8. 12 Gr.

Es war vielleicht die Absicht der philosophischen Facultät zu Bonn bei der Stellung der obigen Preisfrage, einer Zeit wie der unserigen, die sich in bestimmten und scheinbar unvereinbaren Gegensätzen bewegt, die erneuerte Zeichnung eines Mannes vorzuhalten, dem in einer ähnlichen Epoche, reich wie kaum eine geschichtliche an von Grund aus aufwühlenden Stürmen, die fast unlösliche Aufgabe geworden war, mit fester, klarer That dem Gewühle der Begebenheiten Stand zu halten und jene beneidens- oder beklagenswerthe Bedeutung eines Staatsmannes zu haben, der wie ein Repräsentant und unbewußtes Gefäß des Weltenschicksals die Ideen zu seinen Füßen gegeneinander wogen sieht, theilnahmlos zunächst gegen die Momente, um ihre Einheit an der Schirmung der Substanz zu ahnen. Aber auch nur eine Ähnlichkeit ließe sich auffassen; sind es jetzt die socialen, mehr äußerlichen, von weltlichen Motiven mancherlei Art durchschlungenen Interessen, die gegeneinander antreten, so waren es dort die den ganzen Menschen bewegenden, keinem Einzelnen ein erwartendes Zuschauen gestattenden, diejenigen, gegen welche in der That alle andern als nichtig erscheinen, so lange über sie im innersten Heiligthume der Seele nichts entschieden worden, weil sie die Spitze alles geistigen Lebens zu sein scheinen, sie ebenso wol Basis und ursprünglichster Kern desselben sind. Um so unglücklicher daher und tiefer zerrissen malt sich uns jenes Jahrhundert; in der unendlichen Bedeutsamkeit des Kampfes scheint Alles Partei werden zu müssen; die Besten erfragen wir mit einer Art Ungeduld bei der besten Sache; man begreift mit Mühe, woher einem Manne Sinn und Kühnheit gekommen sei; sich der eignen selbstbewußten Entscheidung durch ein ganzes Leben zu entschlagen, oder, woher Kaltblütigkeit und Muth, in dem unaufhörlichen Auftauchen von Greueln, gegen welche die der Revolution unserer Tage gelinde erscheinen, den ruhigen, gemessenen Weg des Geschäfts zu gehen. Besonnenheit scheint Tadel, ruhiges Schwanken Feigheit, Indifferentismus Verrath, und doch will die Nothwendigkeit irgend eines Halts, an dem die schon unentwirrbaren Wogen sich brechen, wieder dem bloßen Manne der Geschichte ein lossprechendes Weltgericht zu werden. Wirklich kann in de Thou und Vielen seiner Zeit, wie sie sichtlich sich vor der Wahrheit der gereinigten Lehre nicht verschließen, dessenungeachtet schon die Mitwelt sie mit dem Namen der Politiker bezeichnete, der Keim jener weitverbreiteten Richtung der Nation erkannt werden, welche durch die That wenigstens ein innerstes Entscheiden in religiösen Dingen von sich abzulehnen sucht; der ungeheure Kampf hat ohne reife Frucht geendet, die Gegensätze sind schlafend nebeneinander gelagert geblieben, nur der Boden ist kahl geworden, damit vielleicht in der Zukunft eine neue Saat auf ihm entstehe; aber noch jetzt krankt der Staat an dieser Ruhe des Kirchhofs, an dem er das Urbild einer gereinigten Civilisation zu haben vermeint.

Ein biographisches Bild hat vorzugsweise darum eine nähere Verwandtschaft zum dichterischen Kunstwerke, weil die nach tausendfachen Richtungen sich kreuzenden Elemente und Kräfte sich an dem Individuum, welches, wie de Thou, laut und drängend von den Begebenheiten berührt wird, strahlenähnlich wie an einem einfachen Spiegel reflectiren; und wie wir mit der Person gleichsam selbst mitten in das Getümmel gerissen sind, durchleben wir leidenschaftlich bewegt, erschüttert, zweifelnd, hoffend oder versöhnt das Drama der Dinge wie unser eignes. Dieses lebenvolle, von psychologischer Tiefe erfüllte, von schöpferischer Phantasie und Energie gehobene Gemälde hat der Verf. der Abhandlung sich allerdings weniger zur Aufgabe gemacht und sich von Neuem mehr berichtend und erweiternd an die frühern Bearbeitungen von Weguelin, Duplessis, Niceron u. s. w. angeschlossen, vielleicht um so mehr, als die beiden andern, zu Gelehrsamkeit und positiven Nachweisungen auffodernden Aufgaben eine solche Bevorzugung der ersten ihm nicht zu gestatten schienen. Immer aber ist ein reiches, durch die Regierung von sechs Königen sich hinziehendes, in den meisten entscheidenden Ereignissen der spätern Zeit betheiligtes Leben vor uns entfaltet, wie es bald juristisch, staatsrechtlich oder diplomatisch, bald akademisch und finanziell, ja selbst für Disputationen und architektonische Pläne in Anspruch genommen wird. Wir sehen es schon in der Jugend getragen von einflußreicher, angesehener Stellung der Familie, in der selbst erbliches Überliefern der Ämter nicht verschmäht wird, durch Lehrer wie Lambin und Cujacius gepflegt, rasch gefördert durch frühzeitige Geschäftstheilnahme und angeborenen Drang zu wissen und zu forschen, in seinem innersten Bedürfnisse schon früh durch Freunde wie Ronsard, den jüngern Scaliger, Hugo Grotius, Casaubonus, Pierre und François Pithou befriedigt, zu denen sich im weitern Verlaufe und auf Reisen nach Caspar Schomberg, Montaigne, der Cardinal Arnaud d'Ossat, in Rom Muret, Ursini, Hieron. Cardanus, der gelehrte Buchdrucker Paul Manutius, sodann Perron, le Fèvre, Claude de Puy, der Cardinal Bourbon-Vendôme und Charles de Bourbon-Soissons, vor Allen aber Henry Bourbon de Dombes, Lipsius, Calignon und viele Andere gesellen, deren Theilnahme in manchen bedenklichen Augenblicken entscheidend, deren Rath und Correspondenz für spätere Unternehmungen sich auf alle Weise als nothwendig erweist. Der Verf. reiht dies Alles, was der Geschichtschreiber selbst in den sechs Büchern von seinem Leben oft zu ausführlich berichtet, gedrängter aneinander, und es mag sich daran nur die Bemerkung knüpfen, daß der Gegenstand der geheimen Gesandtschaft an Montmorency und dessen Freunde, die auf Veranlassung König Heinrich III. 1576 dem jungen Kanonikus die erste Gelegenheit zu bemerkbarer Wirksamkeit gab, keineswegs unbekannt zu nennen ist, sondern daß die Neuerungen, mit denen Viele am Hofe umgingen, schon damals sich auf die Gründung der Ligue bezogen; ein Vorhaben, zu dem die bis dahin günstigen Bedingungen, welche im Mai desselben Jahres den Hugenotten bewilligt werden mußten, unstreitig Veranlassung genug boten.

Haben wir nun den thätigen Mann bis über die Katastrophe von 1610, wo er besonnen sogleich für die Übertragung der Regentschaft an die Königin stimmt, antheilsvoll in den Hauptacten begleitet — 1580 auf das Religionsgericht nach Bordeaux, 1586 nach dem Tage der Barrikaden als gewandten Unterhändler des Königs in die nördlichen Provinzen, bei der Verbindung der Königlichen mit Heinrich von Navarra, im sofortigen Dienste des Letztern bei dem Edicte von Melun, bei dem Zustandekommen der wichtigen Großenversammlung zu Puymore, bei dem Religionswechsel Heinrich's, der Übergabe von Paris, dem endlichen Frieden mit Karl Guise zu St.-Germain —; können wir ihn ungeachtet eines fürchtenden Blickes nach Rom, dem die päpstlichen Absolutionsbedingungen widersprachen, als Haupthebel des Edicts von Nantes, ja, bei einer entschiedenen Geneigtheit des Königs, der Nichtpromulgirung des tridentinischen Concils betrachten: so führt uns der zweite Abschnitt in seine fernere außerordentliche literarische Thätigkeit ein. Hier, wie auch zum Theil im dritten Abschnitte, verfährt der Verf. gemessen philologisch: Ausgaben werden angeführt, Quellen zusammengestellt, die Entstehung und Authenticität der einzelnen Schriften nachgewiesen, die der Selbstbiographie mit Recht vertheidigt, indem mit Duplessis das Seltsame darin ungezwungen den Herausgebern anheimgegeben wird. Anziehend erscheint, wenngleich in ausschließlich antiker Gestalt, die durch das ganze Leben, auch seine finstersten Epochen, ziehende, ja noch auf dem Todbette nicht ersterbende Neigung zur Poesie; daß sie in

den Jünglingsjahren mit Paraphrasen des Hiob, des Ekklesiastes, der Klagelieder des Jeremias und sechs kleinerer Propheten begann, von drei ganzen Büchern über die Jagdfalken unter dem ernsthaften Titel: „Hieracosophion", unterbrochen, und sich später an manches Scherzhafte, Gelegentliche, Politische, Satirische, Elegische eine von Casaubonus gelden genannte Nachahmung des Äschyleischen „Prometheus", unter dem Titel: „Parabates", schloß, ist vielleicht von dem Staatsmanne weniger bekannt. Schwerlich findet sich Neigung, diese Erzeugnisse zu studiren; aber die Gesänge an die Nachwelt und die Wahrheit verdienen nicht vergessen zu werden, es liegt in ihnen, wie sie aus der Brust des schon Alternden, von Sturm und der Bitterkeit des Lebens nicht Verschonten strömen, etwas tief Ergreifendes.

Das bedeutendste, aber auch dem Inhalte nach schwierigste Geschäft bot dem Verf. unstreitig der dritte Abschnitt, und hier wäre vielleicht für die Kritik ein größeres Feld, wenn die Grenzen dieser Anzeige es erlaubten. Wir dürfen es von dem Philologen hören, wenn er den alten Geschichtschreibern Frische, Klarheit, lebensvolle Natürlichkeit und Durchsichtigkeit, dagegen den neuern meist Geziertheit, Unklarheit und Mattigkeit, ja Unbestimmtheit und pedantische Ungelenkheit zuertheilt; wer wäre nicht geneigt, den ersten Gefährten seiner Jugend mit dankbarer Parteilichkeit dies und noch mehr beizulegen? Soll aber genau gesprochen werden, so darf man nicht vergessen, daß die Aufgabe der Alten freilich die leichtere war; ihre Geschichte war einfach und natürlich, sie hatten noch nicht eine dichte Verflechtung und gegenseitige Bedingung einer unübersehbaren Reihe von Erscheinungen zu bewältigen, die Auffoderung, einen göttlichen Gedanken in ihnen zu enthüllen oder zu bekämpfen, erschien ihnen daher nicht als bestimmte Mahnung, sie erzählten von sich eben, mit Stolz oder Schmerz, die ganze übrige Welt war die Folie ihres Ruhmes und der Schemel ihrer Füße; und sprechen wir ernst, so kann, es sei denn mit erröthender Wegwendung von aller Tiefe christlich-europäischen Geistes, von einer höhern historischen Kunst nicht bei den Alten, sondern nur in heutiger Zeit die Rede sein; denn — nach dem Bilde eines ausgezeichneten Geistes — die Wolken müssen in die Ferne getreten sein, um Gestalt zu gewinnen, es muß viel erschienen, viel geschehen sein, viele Ideen, seien sie nun nach derselben Ansicht isolirt oder in speculativer, nothwendiger Folge, müssen sich an der Macht der Dinge verarbeitet haben, ehe die Eine Idee sie zu fassen und zu ordnen vermag. Daher scheint alles Das, was der Verf. an den Alten und dem ihnen gleichgestellten Thuanus von Unparteilichkeit (einem nicht immer klaren und mannichfach bestreitbaren Begriff), von Wahrheitsliebe und der daraus hervorgehenden Vorsicht in Benutzung der Quellen, von dem vorläufig unentwickelten Einführen einer göttlichen Vorsehung als Lenkerin der Dinge, sowie von der Ordnung der Erzählung, der Einheit des Gegenstandes rühmt, theils ein Wenigstes, was von einem gebildet Schreibenden zu erwarten ist, theils ein kaum zu Vermeidendes zu sein, niemals aber vermag es schon die tiefere Historik in sich zu schließen oder zu erschöpfen. So verhehlt es der Verf. selbst nicht, wie es nicht eigentlich eine Idee war, welche de Thou bewegte, worauf seine schon anfangs angedeutete eigenthümliche Stellung allerdings führen mußte; er sucht dies aber etwas seltsam sogleich damit auszugleichen, daß jenes Jahrhundert überhaupt durch keine Idee, sondern nur durch Erkenntniß und Verabscheuung des Schlechten erschüttert worden. Hatte nichtsdestoweniger der künftige Geschichtsforscher in de Thou das zunächst Unschätzbarste, die klare Sichtung der Facten, die Ebnung der Bahn um so mehr zu verehren, da dieser nach seiner eignen vielfachen Äußerung diesen möglichst leidenschaftlosen Bericht mit Frieden, äußerm Glanze und selbst des Königs Gunst zu erkaufen nicht schwanken wollte, so ist die Ursache jener Takt des Staatsmannes und jene vielleicht über dem eignen Bewußtsein schwebende unwandelbare Ehrfurcht vor antiker Treue. Mit Stolz nennen ihn seine Landsleute nicht blos deswegen den Ihrigen, sondern auch wegen des ungewöhnlichen Umfangs seiner beharrlich verfolgten Aufgabe; aber es schlägt dies noch nicht jede weitere Foderung an den Menschen, Christen oder Philosophen nieder. Allerdings hielt de Thou (nach dem Verf.) an dem Alten, aber eben nur, weil der Scheidungsproceß in ihm keinen Durchbruch gewann; daß er dagegen dieses Alte innig und tief aufgefaßt, in seinem höchsten Werthe erkannt habe, ist zu viel gesagt und will sich aus der Art und Weise seiner Darstellungen nicht entnehmen lassen. Die sich in der Sache widersprechenden Schlußworte des Verf. müssen demnach modificirt werden, wie es z. B. nicht klar sein kann, warum ein großer Charakter dem großen Manne zuwider sein soll, weil jenem das sittliche Element, d. h. die Richtung auf das Rechte fehle; wie man sich auch zu der angeführten Autorität Goethe's verhalten mag: ein großer Charakter beruht weder auf großer, unwandelbarer Entschiedenheit, noch auf kolossalem Egoismus, sondern auf der Hoheit und geistigen Stärke, von Beidem mit tiefem Bewußtsein lassen zu können. 153.

Notizen.

Als in der Debatte im Oberhaus am 2. Mai 1738 über die Zustände in Spanien beschlossen wurde, so lange diese Verhandlung dauerte, die überflüssigen Zuhörer auszuschließen, also auch die Frauen, und die Galerie blos für die Mitglieder des Unterhauses zugänglich zu lassen, wollten sich politische Damen dem Ausspruch nicht unterwerfen. Lady Montague, die Berichterstatterin, macht ihrer mehre namhaft, unter Andern Lady Huntingdon, nachmals ein Haupt der Whitfieldianischen Methodisten, die Herzoginnen von Queensbury und Lancaster. Früh um 9 Uhr stellten sie sich an die Thür, wo Sir William Saunderson ihnen mit geziemlichem Respect den Ausspruch des Kanzlers meldete, der ihnen den Eintritt weigerte. Die Herzogin von Queensbury nahm das Wort, zischelte so etwas von der schlechten Lebensart eines simpeln Advocaten, verlangte heimlichen Einlaß, und als Sir Saunderson dies abschlug, so schwor sie mit edler Hitze, sie müsse hereinkommen trotz dem Kanzler und dem ganzen Oberhaus. Die Pairs beschlossen hierauf, nicht eher öffnen zu lassen, bis die Damen die Belagerung aufgehoben hätten. Die Amazonen hielten sich wacker, blieben bis 5 Uhr auf dem Platz, ohne nach Proviant auszugehen, sie pochten und schlugen dergestalt an das Thor, daß die Sprecher im Saal kaum zu hören waren. Als die Lords sich davon nicht besiegen ließen, fielen sie auf eine Kriegslist. Sie beschlossen eine halbe Stunde lang sich ganz still zu halten, was der Kanzler für einen Rückzug ansah, und da er die Ungeduld des Unterhauses kannte, so wurde der Befehl zum Öffnen ertheilt, worauf die Damen zugleich mit den Gliedern des Unterhauses eindrangen, diese bei Seite schoben, sich in die vordersten Reihen auf die Galerie stellten und da bis 11 Uhr blieben, wo das Haus aufbrach. Während der Debatte gaben sie ihren Beifall und ihren Tadel durch Klatschen und Gelächter zu erkennen, was die Herren so verwirrt machte, daß man Lord Harvey's schlechte Rede diesem Umstand zuschrieb.

In den letzten 20 Jahren vor der Revolution trugen die Herren nur zum vollen Anzug, oder beim Reiten und wenn sie den Kutscher machten, Handschuhe. Hatten sie sie nicht gleich beim Absteigen abgezogen, so brachten ihnen die Reitknechte geschwind eine Blume oder etwas Grünes, wo sie mit einem Trinkgelde sich lösen mußten. Ein Gleiches geschah, wenn sie bei der Jagd die Handschuhe nicht unmittelbar nach dem Halali ablegten. 29.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 309. —— 5. November 1837.

Die Natur, ihre Wunder und Geheimnisse, oder die Bridgewater-Bücher. Aus dem Englischen von Hermann Hauff u. A. Zweiter Band. — Auch u. d. T.: Chemie, Meteorologie und verwandte Gegenstände, als Zeugnisse für die Herrlichkeit des Schöpfers. Aus dem Englischen des William Prout von Gustav Plieninger. Mit Abbildungen. Stuttgart, Neff. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr. *)

Wenn es schon an sich mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, das größere Publicum in das Verständniß der Geheimnisse irgend eines Zweiges der Naturwissenschaften einzuweihen, so möchte dies ganz besonders auf Chemie und Meteorologie — Gegenstände, welche den zweiten Band der berühmten Bridgewater-Bücher ausmachen — seine Anwendung finden. Es gehören dazu Vorkenntnisse im Gebiete der Mathematik, Physik, Physiologie u. s. w., die nicht jeder Leser mitbringt, wenn er an die Lecture eines solchen Werkes geht, und es kann daher nicht fehlen, daß ihm dabei Manches dunkel und unverständlich bleibt. Dabei ist jedoch nicht zu verkennen, daß sich der berühmte Verf. besondere Mühe gegeben hat, sich der höhern wissenschaftlichen Form und Sprache so viel als möglich zu entschlagen und vor seinen Lesern lieber in einem schlichten Hausgewande zu erscheinen, als in dem Staatsrocke des akademischen Docenten. Indessen an manchen Gegenständen dürfte auch der beste Wille, faßlich und populair zu erscheinen, scheitern; so z. B. verweisen wir unsere Leser nur auf die Darstellung von den Molecular- oder Polarkräften im dritten Capitel des ersten Buches, um dies bestätigt zu finden, eine Darstellung, welche, beiläufig gesagt, auch wol schwerlich bei allen deutschen Männern vom Fache Anklang finden dürfte.

Sollten nun aber auch manche Gegenstände, welche der Verf. des Zusammenhangs und der nothwendigen Übersicht des ganzen großen, von ihm bearbeiteten wissenschaftlichen Gebiets wegen mitnehmen mußte, der Fassungskraft des größern Publicums nicht zugänglich sein und die Geduld des Laien ermüden, so möge er sich doch ja dadurch nicht zu bald von der Lecture des Ganzen abschrecken lassen. Denn Manches, ja vielleicht das Meiste ist wieder so klar und faßlich, das Ganze aber überhaupt so lebendig und interessant dargestellt und in solcher organischen Verbindung zusammengefügt, daß es ihm dabei an mannichfaltiger Belehrung und Unterhaltung nicht fehlen wird. In besonders hellem Lichte tritt aber die schöne Aufgabe Bridgewater's, in den Wundern und Geheimnissen der Natur die Güte und Allmacht ihres Schöpfers zu zeigen, in diesem Bande hervor, und gleichwie wir diesen darum zu bewundern und zu preisen uns im Innersten unsers Herzens gedrungen fühlen, so können wir nicht unterlassen, einen Theil dieser Bewunderung auch auf den Verf. und auf die geistige Vollkommenheit des Menschen in ihm überzutragen, die das Zweckmäßige und die weise Anordnung in diesem Theil des großen Naturhaushaltes allenthalben aufzufinden und zu würdigen wußte, ja, man kann wol sagen, daß die Natur selten noch von einem Naturforscher mit so frommen Augen und mit so demüthiger, religiöser Gesinnung angeschaut worden ist als hier von unserm Verf. Dies ist es aber auch, was sein Buch allen Denen werth machen muß, die es, gelehrt oder ungelehrt, in gleichem Sinne und mit Aufmerksamkeit lesen.

Was den Inhalt des Werkes im Allgemeinen anlangt, so handelt das erste Buch von der wechselseitigen Wirkung der Naturkräfte und der Materie sowie von den Gesetzen, welchen sie gehorchen; von der Trägheit und Thätigkeit der Materie; von den Molecular- oder Polarkräften, wobei besonders die merkwürdigen Erscheinungen der Elektricität, des Galvanismus, des Magnetismus, des Lichts und der Wärme in Betracht gezogen werden, und endlich von den chemischen Grundstoffen und den Gesetzen ihrer Verbindung. Das zweite Buch dagegen begreift die Meteorologie und handelt insbesondere von dem allgemeinen Bau der Erde, besonders mit Beziehung auf die Vertheilung ihrer Oberfläche in Land und Wasser sowie mit Rücksicht auf ihre Atmosphäre; von der Wärme und dem Lichte, den Arten, ihren Grad zu schätzen, und den Wegen, auf welchen sie verbreitet werden; von der allgemeinen Temperatur des Himmelsraumes und von der Erde ohne Beziehung auf die Sonne; von der Temperatur der Erde an ihrer Oberfläche und ihrer Abhängigkeit von der Sonne; von den ursprünglichen Momenten des Klimas oder von der Temperatur der Erde, sofern sie von der Kugelgestalt sowie von der jährlichen und täg-

*) Vgl. den frühern Bericht über die Bridgewater-Bücher in Nr. 303—305 d. Bl. f. 1836. D. Red.

lichen Bewegung der letztern abhängig ist; von den mehr untergeordneten Momenten des Klimas (ein Umriß derjenigen das Klima bestimmenden Umstände, welche mehr unmittelbar mit der Oberfläche der Erde, sofern diese aus Wasser oder Land besteht, oder mit der Atmosphäre zusammenhängen). Unter mehren interessanten Gegenständen, welche hier zur Sprache kommen, erwähnen wir nur der Grenzen des ewigen Schnees, des Thaus, Reifs, Nebels, der Wolken, des Schnees, Schneeregens, Regens, Hagels, Nordlichts, der Luftspiegelung, Fata Morgana, Höfe, Regenbogen, Blutregen, Aerolithen u. s. w. Endlich handelt dieses Buch noch von der Anpassung organischer Wesen an das Klima (eine allgemeine Übersicht der Vertheilung der Pflanzen und Thiere auf der Erde), sowie von der gegenwärtigen Stellung und den künftigen Aussichten des Menschen. Das dritte und letzte Buch endlich umfaßt die organische Chemie, und handelt von Beschaffenheit und Zusammensetzung der organischen Körper überhaupt in Vergleich mit den unorganischen; von den Arten der Ernährung, wobei der Ernährungsproceß und die Nahrungsstoffe in der Pflanzen- und Thierwelt beschrieben werden; von dem Verdauungsprocesse und der Thätigkeit des Magens und des Zwölffingerdarms im Allgemeinen; von der Verwandlung des Milchsaftes in Blut; vom Athmen und seinem Nutzen; von der Secretion und von der endlichen Zersetzung der organischen Körper. Das Ganze beschließen allgemeine Bemerkungen.

Es ist nicht unsere Absicht, hier in das Detail dieser einzelnen Gegenstände einzugehen; um indessen unsern Lesern an einigen Beispielen zu zeigen, wie lehrreich und interessant die Darstellungsweise des Verf. ist, theilen wir hier einige Auszüge über einzelne Gegenstände derselben mit. Wir wählen dazu die Lehre von den Isothermallinien.

In Beziehung auf die Temperaturen der Erdtheile zwischen den Polen und dem Äquator theilte man sonst die Erdoberfläche in Zonen, eine Eintheilung, die jedoch jetzt durch die genauere und natürlichere sogenannte Isothermaleintheilung beinahe völlig verdrängt ist. Man ordnet nämlich alle Örter der Erde, welche dieselbe jährliche mittlere Temperatur haben, in Classen zusammen und nennt die Linien, welche auf einer Karte durch solche Reihen von Örtern gezogen werden, Isothermallinien, d. h. Linien von gleicher Temperatur. Der Lauf dieser Linien ist keineswegs regelmäßig. Gesetzt, es sollen zwei Reisende, der eine von London, der andere von Paris abgehen und Beide alle die Örter auf der nördlichen Halbkugel besuchen, an welchen die mittlern jährlichen Temperaturen dieselben sind wie in jenen zwei Städten. Sie werden dabei finden, daß die Linien ihrer Reiserouten oder die Isothermallinien dieser zwei Städte nicht blos den Parallelen ihrer Breiten nicht folgen, sondern auch einander nicht parallel sein werden, und eben dasselbe gilt von irgend welchen andern zwei Örtern der Erdkugel. Weil daher die Isothermallinien ebenso zahlreich sind als die Örter und ebenso mannichfaltig als zahlreich, so haben die Geographen sie in Gürtel oder Zonen gruppirt. Nach Humboldt wird die nördliche Halbkugel in folgende sechs Isothermalgürtel oder Zonen eingetheilt:

1) die Zone von einer mittlern jährlichen Temperatur von 32° — 41°
2) „ „ „ „ „ „ „ „ 41° — 50°
3) „ „ „ „ „ „ „ „ 50° — 59°
4) „ „ „ „ „ „ „ „ 59° — 68°
5) „ „ „ „ „ „ „ „ 68° — 77°
6) „ „ „ „ „ „ „ „ 77° aufwärts.

Betrachten wir nun den Lauf der interessantesten dieser Linien, nämlich der Isothermallinie von 32°. Wenn wir dieser von den östlichen Theilen Sibiriens, in einer Länge von 130° östlich folgen, so finden wir, daß sie in diesem Meridian etwa in der Breite von 59° nördlich anfängt, von wo aus sie sich allmälig nördlich wendet und den Parallelkreis von 60° ungefähr in der Länge von 90° durchschneidet. Von diesem Punkte aus geht sie noch weiter nördlich, und den nördlichen Polarkreis in einer Länge von 45° östlich durchschneidend, erreicht sie ihren nördlichsten Punkt ungefähr in einer Breite von 67½° und einer Länge von 10° östlich. Von hier aus wendet sie sich allmälig südlich, durchschneidet wieder den nördlichen Polarkreis in einer Länge von 15° westlich, und durch den nordwestlichen Theil Islands gehend schneidet sie den Parallelkreis von 60° in einer Länge von 42° westlich. Von da aus kommt sie weiter südlich bis zu der Breite von 54°, ein wenig nördlich von Tablebai auf Labrador, und wendet dann allmälig ihren Lauf, bis sie in einer Länge von 100° westlich in den mittlern Theilen des neuen Festlandes anlangt. Die Isothermallinie von 32° zieht sich also durch einen Raum von 14° oder 15° Breite, während ihr westliches Ende in den mittlern Theilen Amerikas 5° oder 6° näher am Äquator ist als ihr östliches Ende in Sibirien, ein Umstand, welcher die größere Kälte des neuen Festlandes in derselben Breiteparallele hinreichend erklärt. Das Bemerkenswertheste an den übrigen Isothermallinien ist, daß sie, wenn sie sich dem Äquator nähern, allmälig weniger convex gegen Norden werden, sodaß die Isothermallinie von 77° sich nur wenig von einer, mit dem Wendekreise des Krebses zusammentreffenden geraden Linie unterscheidet.

(Der Beschluß folgt.)

Napoleon und die Kirche.

Um alle eroberten und noch zu erobernden Lande in die beliebte Universalmonarchie recht gediegen zusammenzuschmieden und dann Beides, Geistiges und Leibliches, desto leichter und vollständiger zu beherrschen, durch das Geistige das Leibliche und durch das Leibliche das Geistige, erkor Napoleon besonders zwei Mittel: den Papst und das Schwert. Wir handeln hier von dem erstern dieser zwei Mittel. Von der Zeit seines Consulats an ging Napoleon's Streben dahin, sich den mächtigsten Gebieter der Christenheit, den Papst, dienstbar zu machen. Die Beweise liegen in der allbekannten Geschichte zu Tage. Endlich 1811 war er diesem Ziele ganz nahe gerückt. Er hatte dem schwachen Greise Pius VII., den er gefangen hielt, nachdem er ihm die weltlichen Besitzthümer geraubt hatte, einen Vertrag abgedrungen, nach welchem der Papst künftig zu Avignon als kaiserlicher Pensionnair residiren sollte, wogegen Napoleon versprach, daß der Papst in den Concilien, die er, der Kaiser (wie einst Konstantin), aus allen unterworfenen Län-

dern berufen werde, den Vorsitz führen, und daß den Aussprüchen solcher Concilien überall solle gehorsamt und somit das päpstliche Ansehen zu einer bis daher noch nie erblickten Höhe erhoben werden. Wäre dieser Plan ausgeführt worden, so würde man in unsern Tagen wahrscheinlich eine Zwangskirche von einem Umfange erblicken, dessen Grenzen sich nicht berechnen lassen. Aber russisches Eis und die deutschen Klingen wandten mit Gottes Hülfe das ungeheuere Unheil ab, über welchem Napoleon brütete. Wir sagten, es habe jener schauderhafte Plan bereits dem Consul Buonaparte vorgeschwebt. Der Beweis hierfür liegt ziemlich klar zu Tage in einer Unterredung, die 1801, nachdem die Schlacht von Marengo gewonnen war, zwischen Buonaparte, dem Consul, und A. C. Thibaudeau, dem damaligen Staatsrathe, stattfand. Wir lesen den Bericht davon in dem ungemein anziehenden bekannten Werke des Letztern: „Le consulat et l'empire, ou l'histoire de la France et de Napoléon Bonaparte, de 1799—1815" (10 Bde., Paris 1835), worin eine frühere Schrift desselben Verfassers: „Mémoires sur le consulat, de 1799—1804, par un ancien conseiller d'état" (Paris 1827), weiter ausgeführt wird.

Es war am 21. Pairial, als Thibaudeau zu Malmaison bei dem damaligen Consul speiste. Nach aufgehobener Tafel nahm ihn derselbe mit sich allein in den Park. Er leitete hier das Gespräch auf die Religion. Anfänglich ließ er sich weitläufig über die verschiedenen Systeme der Philosophie, betreffend die öffentliche Gottesverehrung, den Deismus, die natürliche Religion u. s. w. aus. „Das Alles", sagte er, „war nichts als Ideologie! Garat war der Leiter dieser Ideologisten." „Nun hören Sie", fuhr er fort, „was mir am Sonntagabend begegnet ist! Ich wandelte einen einsamen Pfad, Alles war still rund um mich her, als auf einmal der Schall der Glocke von Ruelle mein Ohr traf. Ich fühlte mich davon stark ergriffen; denn dieses ist die fortdauernde Macht der ersten Jugendeindrücke und frühesten Erziehung. Ich sagte dann zu mir selbst: welchen Eindruck müssen diese Dinge auf einfache und leichtgläubige Menschen machen! Lassen Sie Ihre Philosophen, Ihre Theologen darauf antworten. Das Volk muß eine Religion haben; aber — die Religion muß in den Händen der Regierung sein. Gegenwärtig leiten 50 Bischöfe — Emigranten und in Englands Solde — den Klerus von Frankreich. Wir müssen ihren Einfluß zerstören. Hierzu aber haben wir den Beistand des Papstes nöthig. Jene Bischöfe müssen ihre Sitze räumen, oder der Papst muß sie absetzen. Wir wollen kund thun, daß, wie die katholische Religion die Religion der Mehrheit in Frankreich ist, nun auch die Übung dieser Religion in Frankreich soll gesetzlich organisirt werden. Der erste Consul bestimmt funfzig neue Bischöfe; der Papst besorgt die kanonische Einsetzung. Die Bischöfe ernennen die Pfarrer und der Staat beseldet dieselben. Sie müssen dem Staate den Treueid leisten. Die, welche es verweigern, werden transportirt. Der Papst bestätigt den Verkauf des Kirchenguts und beschirmt so die Republik. Die Priester werden in ihren Kirchen singen: Salvam fac rempublicam! Die Bulle des Papstes ist jetzt angekommen und bedarf nur noch weniger Abänderungen. Das Volk wird sagen, ich sei ein Papst. Nun, in Ägypten war ich ein Mohammedaner, und hier werde ich ein Katholik sein, Alles zum Besten des Volkes. Ich glaube nicht an Religionen; aber die Idee von einem Gott —" und hier hob Napoleon seine Hände gegen den Himmel empor. „Wer denn schuf dieses Alles?" rief er aus. Thibaudeau hatte ihn nicht unterbrochen, sondern im tiefsten Schweigen ihm zugehört. Jetzt entgegnete er: „Über die Nothwendigkeit der Religion eine Untersuchung anzustellen, würde der gegenwärtigen Frage fremd sein. Auch gebe ich selbst die Nützlichkeit einer öffentlichen Gottesverehrung zu. Dazu sind Priester vonnöthen. Diese aber können da sein, ohne daß sie eine Körperschaft bilden, ohne daß eine Hierarchie stattfinde, beseelt durch Einen Geist, strebend nach einem und demselben Ziele. Eine Hierarchie bildet eine Macht, eine kolossale Macht. Hätte sie den Chef des Staats zu ihrem Oberhaupte, dann würde sie nicht halb so furchtbar sein; aber so lange sie einen auswärtigen Fürsten als ihr Oberhaupt anerkennt, ist sie eine rivalisirende Macht. Nie gab es eine so günstige Gelegenheit wie jetzt, um eine große religiöse Revolution zu bewirken. Sie haben constitutionnelle Priester, haben apostolische Vicare des Papstes, haben die nach England ausgewanderten Bischöfe und außerdem noch manche Schattirungen dieser drei Classen. Bürger und Priester, Alle sind veruneinigt, und die große Masse der Nation schaut mit gänzlicher Gleichgültigkeit auf jenes Alles." — „Sie irren sich", unterbrach Napoleon den Staatsrath; „der Klerus existirt, und er wird existiren, so lange es im Volke ein religiöses Gefühl gibt; und dieses religiöse Gefühl ist im Volke eingewurzelt. Es hat Republiken, Demokratien und alles Das, was wir sehen, gegeben, nie aber einen Staat ohne Religion, ohne Gottesdienst, ohne Priester. Ist es nicht besser, den öffentlichen Gottesdienst gehörig einzurichten und die Priester einer bestimmten Ordnung zu unterwerfen, als dieses Alles dem Ungefähr zu überlassen? Jetzt predigen die Priester gegen die Republik. Sollen wir sie transportiren? Nein! Lassen Sie uns dieselben durch geeignete Ordnungen binden, lassen Sie uns dieselben für die republikanische Regierung gewinnen!" — „Sie werden", antwortete Thibaudeau, „dieselben nie aufrichtig hierfür gewinnen! Die Revolution hat sie ihrer Ehren und Reichthümer beraubt. Nie werden sie ihr das vergeben, stets werden sie sich im Zustande des Krieges gegen die neuen Einrichtungen befinden. Verstreut, wie sie es jetzt sind, werden sie minder gefährlich sein, als organisirt und vereint." — „Soll ich aber", fragte Napoleon, „das Gegentheil von Dem thun, was Heinrich IV. that?" — „Das waren verschiedene Zeiten", antwortete Thibaudeau; „ich, meines Theils, wenn denn einmal eine nationale Religion stattfinden soll, würde den Protestantismus vorziehen. Unsere dermalige Stellung ist eine weit günstigere, als die der Engländer und Deutschen zur Zeit der Reformation es war. Bei dem jetzigen Stande der Denkungsart brauchen Sie nur zu sprechen: Das Papstthum ist abgethan! und ganz Frankreich wird protestantisch." — „Ja", entgegnete Napoleon, „von der einen Hälfte Frankreichs möchte das vielleicht gelten; aber die andere bleibt katholisch, und wir werden dann Streit und Zänkereien ohne Ende haben. Warum sollen wir den Widerstand jenes Theiles der Nation und der Klerisei herausfodern? Und erleuchtete Männer werden gegen den Katholicismus nicht aufstehen, eben weil sie gleichgültig gegen dergleichen Dinge sind. Daheim also verhüte ich vielen Widerstand, während auswärts ich mittels des Papstes kann —." Und hier hielt Napoleon inne. „Ja", knüpfte Thibaudeau die Unterredung an, „aber auf Unkosten welcher andern, hiervon abhängigen Opfer! Sie haben mit einem gewandten Gegner zu thun, der stets sich stärker gegen Diejenigen erweist, welche sich mit ihm auf Bedingungen setzen, als gegen Diejenigen, welche gänzlich mit ihm gebrochen haben. Jetzt freilich erscheint Alles linde und schön; aber wenn Sie meinen, nun Alles mit dem Papste abgethan zu haben, so werden Sie sich sehr getäuscht finden." — „Mein lieber Freund!" rief Napoleon aus, „es ist nun einmal keine Treue und Glauben unter den Menschen! Zu nehmen von der Geistlichkeit ist nichts mehr. Die Angelegenheit ist jetzt eine rein politische. Die Sachen sind zu weit gegangen, und da scheint mir die Partie, welche ich genommen habe, die sicherste zu sein." — „Allerdings, ja", antwortete Thibaudeau; „da die Bulle des Concordats angelangt ist, so ist freilich Alles, was ich jetzt noch sagen könnte, vollkommen unnütz."

So wurde denn am 15. Juli 1801 das Concordat vom Cardinal Consalvi unterschrieben und am 14. August vom Papste ratificirt. Einige Tage nachher theilte Napoleon dem Staatsrathe die Artikel des Concordats mit. Er fügte hinzu, daß er auch eins, die Protestanten betreffend, regulirt habe. „Die Calvinisten haben ihre Metropole zu Genf und die Lutheraner ihre Synode zu Strasburg. Da die Juden eine besondere Nation

bilden, mit keiner andern Religionspartei in Berührung treten, überdem auch ihre Zahl nur klein ist, wollen wir uns hiermit nicht bemengen." Damit brach Napoleon ab und fragte weiter Niemand um seine Meinung über irgend einen der vorgetragenen Artikel. So ward also das Concordat als Etwas betrachtet, das lediglich der vollziehenden Macht angehöre. Zwar vorgelegt war dem Tribunate und dem gesetzgebenden Körper ein Gesetzvorschlag, um die Ausführung sowol des Concordats mit dem Papste als die Organisation der protestantischen Gottesverehrung zu ordnen; aber Napoleon wartete erst die Ernennung eines neuen Fünftheils der Tribunatsmitglieder ab, wodurch er einer starken Opposition vorbeugte. So trat denn endlich im April 1803 Portalis mit einer langen Rede hervor, die mit den Worten schloß: „Die katholische Religion ist eine mächtige Springfeder, wovon die Regierung Gebrauch machen muß, weil sonst zu befürchten wäre, es möchten sich Andere derselben bemächtigen. Eine Veränderung der Religion aber ist in Frankreich unmöglich geworden; nicht etwa deshalb, weil Geistlichkeit und Bürger eine besondere Anhänglichkeit an den Katholicismus hätten, sondern vielmehr aus dem Grunde, weil in Frankreich kein Kirchengut mehr vorhanden ist, das man den Priestern darbieten könnte, um sie dadurch zu locken, daß sie ihre alte Hierarchie und Disciplin aufzugeben sich geneigt möchten finden lassen."

Nachdem nun das Tribunat mit 78 Stimmen gegen 5, und der gesetzgebende Körper mit 228 Stimmen gegen 21 das Concordat angenommen hatten, erhielt es Gesetzeskraft. Es wurde am Ostersonntage feierlich verkündigt; die Consuln, Senatoren, Staatsräthe, der diplomatische Körper und alle vornehmsten bürgerlichen und militairischen Autoritäten begaben sich nach der Notre-Dame, wo Cardinal Caprara, der päpstliche Legat, das päpstliche Hochamt feierte. Die neuen Bischöfe legten den vorgeschriebenen Eid ab, und es wurde für den allgemeinen Frieden der Kirche und des Staats ein Tedeum gesungen. Bei der Rückkehr aus der Kirche fragte Napoleon den General Delmas, was er von dieser Ceremonie denke. „Nun", brummte der General, „es war eine recht hübsche Mummerei, wobei nur die Million Männer fehlte, die bei der Zerstörung Dessen, was Sie jetzt wiederhergestellt haben, getödtet worden sind." Da Delmas diese Kritik auch bei mehren andern Gelegenheiten verlautbarte, ward er zuletzt aus dem Lande gewiesen. Auch Napoleon's Adjutant, der ehrliche Rapp, ein deutscher Protestant, wurde von ihm befragt, ob er nicht auch mit in die Messe gehen würde. „Nein, General!" antwortete Rapp. „Aber warum denn nicht?" — „Ihnen freilich mögen diese Dinge so am besten genehm sein; was aber mich betrifft, so kümmere ich, vorausgesetzt, daß Sie jene geistlichen Herren nicht als Ihre Adjutanten oder Ihre Köche anstellen, mich nicht einen Strohhalm darum." Rapp hatte das Privilegium, etwas grob sprechen zu dürfen, weil Napoleon dessen treue Anhänglichkeit an ihn kannte. Überhaupt waren dem Militair alle Kirchenceremonien sehr zuwider. Bei der Ausführung des Concordats stellten sich nun zwar zahlreiche Schwierigkeiten ein; aber Napoleon's aller Verantwortlichkeit entbundene Gewalt und eiserner Wille und die vollkommene Gleichgültigkeit, anlangend das Gewissen, womit er diese ganze Angelegenheit als eine rein-politische betrachtete, ließen ihn alle jene Schwierigkeiten übersteigen. Priester und Laien mußten ihm in allem Äußerlichen schlechterdings gehorchen. „Mit euerm Glauben", sagte er, „habe ich nichts zu schaffen." Ein gewisser Abbé Fournier, ein alter Emigrant, der sich erkühnt hatte, in einer Predigt auf das gegenwärtige System misbilligend anzuspielen, und unter dessen Predigten man bei einer Nachsuchung noch mehre beleidigende entdeckte, wurde vom Policeipräfecten ins Irrenhaus geschickt und nachmals in die Citadelle von Turin gesperrt. Der Pfarrer von St.-Roch, der bei der Beerdigung einer Operntänzerin die Liturgie nicht verrichten wollte, ward auf drei Monate suspendirt. Die Präfecten wurden angewiesen, alle etwa über die in Rede stehenden Angelegenheiten erscheinenden Schriften sorgfältig zu überwachen und ohne ihre Bewilligung auch nicht eine Zeile, sie möge geschrieben sein, von wem sie wolle, zum Druck zuzulassen; selbst die Hirtenbriefe der Bischöfe waren hiervon nicht ausgenommen. Übrigens war Napoleon mit der Klerisei nun sehr zufrieden. Sie stand ihm bei, wenn er neue Mannschaften aushob, lobte ihn bei allen Gelegenheiten, und selbst bei seinen nachmaligen Zerwürfnissen mit dem Papste traten die meisten Bischöfe Frankreichs auf Napoleon's Seite. Der „Moniteur" pries das Concordat als den rühmlichsten Act der Consularregierung, wodurch die zerstreuten Zweige der Christenheit wiederzusammengefügt und die während der zehnjährigen Barbarei umgestürzten Altäre des Evangeliums wiederaufgerichtet worden wären; die ewige Moralität der Nationen hätte ihre Wiege wiedergefunden; die Christen von Rom und Augsburg wären wieder Brüder geworden bei der Stimme — des Oberhauptes von Frankreich u. s. w.; falsche Philosophie habe keinen Einfluß mehr; das System der Abstractionen sei bei der Erscheinung des Glaubens verschwunden; schon der große Friedrich habe gesagt: „Wenn ich eine Landschaft strafen wollte, so würde ich sie unter die Regierung von Philosophen stellen." „Die Philosophen", heißt es darauf, „welche der große Mann hier meint, sollen unser schönes Frankreich nun nicht länger strafen, weil Frankreich nun auch einen Mann besitzt, der die Lenkung der Geschicke des Reichs übernommen hat."

Was geschehen sein würde, wenn diesem großen Manne es in der Folge gelungen wäre, die Geschicke der von ihm erstrebten Universalmonarchie etwa im Geiste und auf die Weise Konstantin's des Großen oder dessen Nachfolger zu lenken, darauf haben wir oben hingedeutet. 66.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 310. —— 6. November 1837.

Die Natur, ihre Wunder und Geheimnisse, oder die Bridgewater-Bücher. Aus dem Englischen von Hermann Hauff u. A. Zweiter Band.

(Beschluß aus Nr. 309.)

Bei der vorher beschriebenen Anordnung wird die Gesammtheit der mittlern Temperaturen des ganzen Jahres vorausgesetzt; aber es ist klar, daß derselbe Grundsatz auch auf einen bloßen Theil des Jahres angewendet werden kann, z. B. auf die äußerste Winter- und Sommertemperatur. Diese Classificationen sind von großer Wichtigkeit zur Bestimmung des besondern Charakters eines Landes. Linien, die durch Örter gezogen werden, welche dieselben Sommer- und Wintertemperaturen haben, nennt man Isotheral- und Isocheimallinien. Der Verf. läßt hierauf einen allgemeinen Abriß von der Vertheilung der Temperatur auf der nördlichen Halbkugel, nach Humboldt, folgen.

Europa im Ganzen — sagt dieser ausgezeichnete Gelehrte — hat im Vergleich mit den östlichen Theilen Amerikas und Asiens ein Insularklima, und auf derselben Isothermallinie werden die Sommer wärmer und die Winter kälter, je mehr wir von dem Meridian des Montblanc gegen Osten oder Westen uns wenden. Amerika kann als die westliche Verlängerung des alten Festlandes betrachtet werden, und die westlichen Theile aller Festländer sind unter gleichen Breiten nicht blos wärmer als die östlichen Theile, sondern sogar in den Zonen von gleicher jährlicher Temperatur sind an den Ostküsten der zwei Festländer die Winter strenger und die Sommer heißer als an den westlichen. Der nördliche Theil Chinas sowie die atlantische Gegend der Vereinigten Staaten bietet scharf contrastirende Jahreszeiten dar, während die Küsten von Neucalifornien und von Colombia beinahe gleich gemäßigte Winter und Sommer haben. Die meteorologische Beschaffenheit nordwestlicher Länder ist der Europas unter 50°—52° Breite ähnlich. Vergleicht man in den zwei Klimasystemen die concaven und die convexen Spitzen derselben Isothermallinien, so finden wir in Neuyork den Sommer von Rom und den Winter von Kopenhagen; zu Quebeck aber den Sommer von Paris und den Winter von Petersburg. Auch zu Peking, das die mittlere Jahre temperatur der Küsten von Britannien hat, ist die glühende Sommerhitze größer als in Kairo und der Winter nicht minder streng als in Upsala. Ebenso herrscht in Moskau, dem Mittelpunkte Rußlands, dieselbe Sommertemperatur wie gegen die Mündung der Loire, trotz einem Unterschiede von 11° Breite; eine Thatsache, welche die Wirkungen der Ausstrahlung der Erde auf einem weiten, von Bergen entblößten Festlande auffallend zeigt.

Diese Ähnlichkeit zwischen den östlichen Küsten Asiens und Amerikas beweist genügend — fährt Humboldt fort —, daß die Ungleichheiten der Jahreszeiten von der Verlängerung und Ausbreitung der Festländer gegen den Pol, von dem Umfang der Seen im Verhältniß zu ihren Küsten und von dem Vorherrschen der Nordwestwinde, nicht aber von der Nähe bedeutender Landhöhen in der Nachbarschaft herrühren. Die große Fläche Landes in Asien reicht nicht über 52° Breite hinaus, und in dem Innern des neuen Festlandes sind alle die ungeheuern, durch die Kette der Alleghanis und die Rocky Mountains begrenzten Ebenen nicht mehr als 656—920 Fuß über der Meeresfläche erhaben.

Bei der Untersuchung des Einflusses der Farben auf die Absorption und Reflexion der Wärme und des Lichts wirft der Verf. die interessante Frage auf, was wol die Folge davon sein würde, wenn die weiße Farbe unter dem Äquator und die schwarze an den Polen vorherrschte, und beantwortet sie auf folgende Weise:

Da der Voraussetzung gemäß Licht und Wärme in Beziehung auf ihre Absorption, Radiation und Reflexion beinahe denselben Gesetzen gehorchen, so ist einleuchtend, daß, wenn das Weiß in den tropischen Klimaten vorherrschte, beinahe die ganze Masse der Wärme und des Lichts der Sonne, anstatt absorbirt zu werden, reflectirt würde. Die Folge hiervon wäre, daß die Anhäufung der Wärme und der Glanz des Lichts in den untern Regionen der Atmosphäre an der Oberfläche der Erde unerträglich, und daß daher jene Gegenden, wenigstens für die jetzt vorhandenen Gattungen von Wesen, völlig unbewohnbar wären. Auch würde die Oberfläche der Erde selbst, obgleich sie nur langsam erwärmt würde, doch mit der Zeit zu sehr erhitzt und am Ende bei ihrem geringen Ausstrahlungsvermögen wahrscheinlich so heiß werden, daß die Hitze nicht ausgehalten werden könnte. Nun aber werden wegen der dunkeln Farben der Gegenstände am Äquator die Wärme und das Licht der Sonne daselbst schnell absorbirt und wiederausgestrahlt, oder vielleicht wird die Wärme wie das Licht zersetzt und auf diese Weise der vergleichungsweise gemäßigte und genau das Gleichgewicht haltende Zustand des Ganzen bewahrt, welcher sogar die heißesten Theile der Erdoberfläche bewohnbar macht.

Würde im Gegentheil der Schnee eine schwarze Farbe haben, oder die letztere in den Polargegenden vorherrschen, so würde das wenige Licht und die geringe Wärme, welche jenen Gegenden zu Theil werden, absorbirt, und die Wirkung davon wäre mehr oder weniger vollständige Dunkelheit. Auch hätte man bei dem schnellen Schmelzen des Schnees in Folge des geringsten Einflusses der Wärme und des Lichts beständig Überschwemmungen zu befürchten. So wären die gesammten Polargegenden der Erde eine mit organischem Leben unverträgliche, finstere Einöde. Aber durch die gegenwärtige Einrichtung sind alle diese Übelstände beseitigt. Der weiße Schnee absorbirt einen gewissen Theil Licht und Wärme (vermöge einer schönen Vorsorge desto mehr, je größer der Einfallswinkel wird?), während so viel Licht reflectirt wird, als heilsam ist, und nicht mehr.

Nicht weniger interessant ist der Zweck, welcher der Anordnung zum Grunde liegt, daß das Wasser nicht, gleich andern Körpern, in jedem Zustande der Aggregation durch die Wärme ausgedehnt, durch die Kälte aber zusammengezogen wird. Wie andere Körper zieht es sich zwar bei der Entfernung der Wärme zusammen, aber nur so lange, bis seine Temperatur vom Gefrierpunkte noch 7—8° entfernt ist. In dieser Entfernung beginnt es sich wieder auszudehnen, und zwar so lange, bis es zu Eis wird, in welchem Augenblick des Gefrierens eine plötzliche und bedeutende Ausdehnung stattfindet. Daher ist die specifische Schwere des Eises entschieden geringer als die des Wassers, und das Feste schwimmt nothwendig auf der Oberfläche des Flüssigen. Die Wichtigkeit dieser unregelmäßigen Eigenschaft des Wassers ist so groß, daß man zweifeln muß, ob die gegenwärtige Ordnung der Dinge ohne dieselbe bestehen könnte, wenn auch sonst Alles in der Welt bliebe, wie es ist. Hätte z. B. das Eis nicht jene verhältnißmäßige Leichtigkeit, so würde es, anstatt auf der Oberfläche des Wassers, zuerst auf seinem Grunde sich bilden, da das kältere Wasser wegen seiner größern specifischen Schwere natürlicherweise sänke, und aus gleichen Gründen schmölze auch die unterste Eisschicht zuletzt. Was wären nun aber die Folgen einer solchen Einrichtung? In den nördlichen und sogar in den gemäßigten Himmelsstrichen wäre der Boden aller stehenden und tiefen Wasser eine Eismasse und folglich für organische Wesen völlig unzugänglich. Während des Sommers würden zwar vielleicht einige Fuß des obern Theils des Eises schmelzen, aber das Wenige, was so im Sommer schmölze, gefröre wieder im Winter; und da die Eisanhäufungen fortdauerten, so wären alle Seen, vielleicht sogar die in den tropischen Klimaten, wenigstens auf ihrem Boden, schon lange eine Eismasse. Aber was ist in der Wirklichkeit der Fall? In Folge der obenerwähnten ausnahmsweisen Eigenschaft des Wassers ist dieser Übelstand völlig vermieden, und nicht der kleinste Theil von Eis kann in einem See oder einer andern Wassersammlung sich bilden, ehe die ganze Masse bis zu der Temperatur von 40° abgekühlt ist, wo die specifische Schwere des Wassers ihre größte Höhe erreicht hat.

Zum Schlusse mögen noch einige Bemerkungen über den Nutzen der Wolken folgen. Eine der auffallendsten Wohlthaten, welche wir den Wolken verdanken, besteht darin, daß sie eine Art von Mittelzustand zwischen dem Dunst und Wasser ausmachen, wodurch plötzlichen Absetzungen von Wasser und deren Folgen völlig vorgebeugt ist. Fiele all das aus der Atmosphäre sich ausscheidende Wasser auf einmal als Wasser auf die Erde, so wären wir beständig Überschwemmungen und andern Gefahren ausgesetzt, welche alle durch die getroffene treffliche Anordnung beseitigt sind. Ferner sind die Wolken ein wichtiges Mittel, um Wasser von Seen und Meeren weit ins Binnenland hineinzubringen, wohin sonst kein Wasser käme. Auch mäßigen sie in hohem Grade die äußersten Enden der Temperatur. Bei Tage schützen sie die Pflanzenwelt vor der versengenden Sonnenhitze und bringen den angenehmen Wechsel von Schatten und Sonnenschein hervor; bei Nacht ist die Erde, in ihren Wolkenmantel gehüllt, im Stande, die Wärme festzuhalten, welche außerdem in den leeren Raum ausstrahlen würde, und wird dadurch vor dem entgegengesetzten Einfluß des Nachtfrostes geschützt. Diese von den Wolken herrührenden Wohlthaten fühlt man besonders in Ländern außerhalb der Wendekreise, welche am meisten äußersten Temperaturen unterworfen sind. In der That machen die Wolken ein wichtiges Mittel aus, wodurch in gemäßigten Klimaten die Wärme und Kälte gemildert wird. Endlich mögen wir sie nun in Beziehung auf ihre Gestalt, ihre Farbe, ihre zahlreichen Arten, oder vor Allem in Beziehung auf ihre unaufhörliche Veränderung betrachten, so sind sie für uns ein Gegenstand nie zu ermüdenden Interesses und können unter die anziehendsten Erscheinungen in der Natur gerechnet werden.

Zu ähnlichen anziehenden und belehrenden Betrachtungen geben dem Verf. auch noch andere Gegenstände Veranlassung, z. B. die Vertheilung der verschiedenen Pflanzen- und Thierarten über die Erde, die Vegetation, insofern sie das Mittelglied bildet, wodurch die lebendigen Geschöpfe mit der Erde zusammenhängen, die Einwirkungen der Verschiedenheit des Klimas auf die Vertheilung der Thiere, die Ernährungsart derselben und die Beschaffenheit ihrer Nahrungsstoffe u. dgl. m. Indessen begnügen wir uns mit den wenigen gegebenen Auszügen und hoffen, daß sie hinreichen werden, um diejenigen unserer Leser, welche nicht blos Interesse an den Wundern der Natur nehmen, sondern auch in diesen Wundern einen höhern Zweck und eine allwaltende Vorsehung suchen und erkennen wollen, auf dieses nützliche Buch hinzuweisen.

Karl Hohnbaum.

Cooper über England.

„England, with sketches of society in the Metropolis" ist der Titel des vor Kurzem in London in drei Bänden erschienenen Werks über England aus der Feder des berühmten Verf. des „Lootsen", ein Werk, welches in dem Lande selbst, von welchem es handelt, entschiedenes Glück macht. So z. B. lesen wir in mehren englischen Kritiken, daß diese Schrift die gedankenvollste sei, welche vom amerikanischen Standpunkt aus über das Vereinigte Königreich geschrieben worden, ein Lobspruch, der, nach unserm Ermessen, nicht allzu viel bedeuten will. Wir unsererseits sind der Meinung, daß, wenn man bei den in diesem neuesten Werk Cooper's behandelten Thatsachen stehen bleibt, dasselbe beiweitem gediegener erscheint als sein früheres Buch über Deutschland. Ein amerikanisches Bewußtsein und namentlich ein solches wie Cooper ist um Vieles fähiger, die Zustände Großbritanniens zu ermessen und zu beurtheilen als die Interessen Deutschlands. Die letztern liegen seiner Bildung unbedingt zu fern. Gegen England stellt sich diese ganz anders, was wol keiner ausführlichern Auseinandersetzung bedarf. Zudem ist Cooper kein besonderer Freund Englands, wie man ihn überhaupt keinen besondern Freund der europäischen Dinge nennen kann; diese Gesinnung wird aber grade bei einem Urtheil über England von Nutzen sein, denn Englands Politik und Societät verträgt sich am wenigsten mit Schmeichelei, oder vielmehr keiner andern Staats- und Gesellschaftsverfassung kann die Schmeichelei mehr Falschheit und Schaden bringen als dieser.

Im Allgemeinen jedoch läßt Cooper in seinem Werk dem Charakter Großbritanniens Gerechtigkeit widerfahren, und die

mannichfachen Vergleichungen zwischen diesem Lande und Amerika in ökonomischer und socialer Beziehung, welche von ihm angestellt werden, sind gewiß von Interesse und Nutzen. Manche politische Consequenzen insonderheit, die sich in dem Buch vorfinden, würden die Sagacität des Verfassers im vorzüglichen Grade bewundern lassen, wenn man mit Grund annehmen müßte, daß dieselben zur Zeit seines Besuchs in England selbst (1828) gedacht und niedergeschrieben seien. Dieser Besuch erstreckte sich zwar eigentlich nur auf eine Reise von Dover nach London, und so hatte der Verf., genau genommen, nicht England, sondern nur London gesehen; allein da die gesellschaftliche Seite durchaus die Hauptseite des Buchs bildet, so läßt sich auch hierüber nicht radotiren, und man möchte hierin wenigstens mit Fug annehmen können, daß London und England gleichbedeutende Größen seien und das erstere nur der Brennpunkt des letztern. Hören wir jedoch in einzelnen Zügen lieber sogleich den Verfasser selbst sprechen, da uns ein sehr ausführliches und kritisches Verbreiten über sein Buch hier der Raum nicht verstattet. Über einen sehr ernsten und wichtigen Punkt, über die Armuth in England, spricht sich der Verfasser so aus: „Man hat immer die Frage aufgeworfen, in welcher Hinsicht die Armen in England mehr auszustehen hätten als die Armen irgend eines andern Landes. Ich bin nicht hinlänglich in die Einzelheiten eingeweiht, um über diesen Gegenstand mit Competenz sprechen zu können, allein dessenungeachtet kann ich die Eindrücke wiedergeben, die ich als Augenzeuge empfing. Bei einer Vergleichung des Elends in England mit dem auf dem europäischen Continent muß man die große Verschiedenheit des Klimas in Anschlag bringen. Ein Mann, der einen kühlen Rock, kein Feuer und nicht mehr als drei Grani für sein tägliches Auskommen hat, leidet beiweitem weniger in Neapel, als wenn er in England mit zehn Grani seinen Frost vertreiben und unter leidlichem Obdach seinen Hunger stillen soll. Diese Thatsachen bewirken einen großen moralischen Unterschied zu Gunsten Englands, wenn man die Verdienste der Systeme in Erwägung zieht, obgleich die physischen Folgen dagegen zeugen mögen. Die Armen dieses Landes scheinen mir im Grunde der Arbeit zu unterliegen (to be overworked), sie haben wenig oder keine Zeit zu ihrer Erholung, und so zeigen sie, anstatt der vielgerühmten Herzlichkeit und Heiterkeit des Gefühls, nur Misvergnügen, Dumpfheit und Stumpfheit. Ich habe hier weit weniger gegenseitige Zutraulichkeit und Sympathie gefunden, als ich erwartet hatte; denn mag auch immer zwischen dem großen Grundeigenthümer und seinem Pächter, der ihm die Boden- und Pachtrente zahlt, ein gutes Vernehmen bestehen, so findet doch, wie der Augenschein deutlich lehrt, keine eigentliche sociale Verbindung und Verbrüderung statt, die Kette der Societät ist zwischen dem Vornehmern und Geringern, dem Herrn und dem Pächter entzweigebrochen. Deswegen muß man nicht glauben, als sei das Herz und Gemüth des Reichen ganz gegen die Drangsale des Armen verhärtet; dies ist wol in keinem höhern Grade als irgendwo anders der Fall; allein die künstlichen Zustände des Landes haben die gewöhnlichen Kanäle des Mitleids verstopft, und wenn es zur Hauptsache kommt, so weiß man von dem Armen nichts weiter, als daß er arm ist. Eine sehr zahlreiche Classe gibt es in England, deren Lage vielleicht minder zu beneiden ist als die der asiatischen Sklaven. Dies sind die armen weiblichen Dienstboten, die in den Häusern der kleinen Gastwirthe und Handelsleute, in solchen Familien, die sich auf Zimmervermiethung einlassen, so zu den Allerweltsdiensten gehalten werden. Diesen armen Geschöpfen spricht das niedergedrückte, in sich selbst verdumpfte Elend aus allen Zügen. Solche jämmerliche Mienen habe ich bei keinen andern Leuten in der Welt gesehen, selbst nicht bei dem Bettler, der auf der Straße seine Gabe fodert." Während der Verfasser mit den Seinigen zu Southampton wohnte, befand sich ein solches unglückliches Frauenzimmer, ein solcher verdumpfter Hauskobold, in ihrer Umgebung; ihre Hand war nie lässig, und sie schien keinen andern Sinn zu haben als den Instinct nach Thätigkeit, aber die erschrockenste Selbstdemüthigung drückte sich in allen ihren Geberden aus. Sie starrte und konnte es kaum fassen, wenn man sie freundlich ansprach, so sehr war sie es entwöhnt, sich von irgend Jemand emporgehoben, gleichgestellt, beachtet zu sehen.

Hören wir den Verfasser über einen ungleich anziehendern Gegenstand, über die Schönheit der englischen Frauen. „Das Antlitz der englischen Frauen", sagt Hr. Cooper, „gleicht beinahe vollkommen dem der Amerikanerinnen, wenn man nämlich die nationalen Eigenthümlichkeiten von beiden nicht unberücksichtigt läßt. Es bleibt immer ein delicater Punkt, über die persönlichen Reize des schönen Geschlechts in verschiedenen Gegenden vergleichungsweise zu sprechen; allein wenn man über die Hoffnungen und Befürchtungen der Jugend hinaus ist, so erscheint eine solche Vergleichung mehr als ein Tribut, den man den unverweigerlichen Ansprüchen beider schuldig ist. Müßte man sich nicht der römischen Frauen erinnern, so wollte ich behaupten, die Frauen in England und Amerika trügen den Preis über alle andere mitstrebende davon, in Bezug nämlich auf Das, was man im eigentlichen Sinne persönlichen Reiz nennt. Eine Sanftheit, eine Unschuld, eine weibliche Anmuth, ein Ausdruck weiblicher Trefflichkeit liegen in den Zügen und in der Haltung der angelsächsischen Frau, welche ganz unbeschreiblich sind und als die wahre Blüte christlichen Frauenthums betrachtet werden können. Um die nähern Unterschiede der englischen und amerikanischen Frauen zu bezeichnen, läßt sich so viel sagen: die Engländerin hat den Vorzug in dem Oberbau, in Hals, Nacken, Schultern; sie hat in der Regel mehr Farbe und überhaupt mehr Zartheit der Complexion. Die Amerikanerin dagegen ist ihr überlegen an Zartheit der Umrisse, ihre untere Figur ist niedlicher, Hände und Füße sind kleiner. Einige Kritiker, welche für Gourmands in dem Capitel der Frauenschöne gelten wollen, pflegen auch zu sagen, man finde in England *schöne*, in Amerika mehr *niedliche* oder *hübsche* Frauen. Wahrhafte Schönheit ist überall selten und gehört zu den Ausnahmen, und gewiß ist es wol, daß sich unter einer auf engem Raum zusammengedrängten Bevölkerung leichter solche Ausnahmen werden finden lassen als da, wo die Bewohner über einen Landstrich, so groß wie ein Drittheil von Europa, verstreut sind. So viel glaube ich mit Bestimmtheit versichern zu können, daß man wahrhaft unangenehme, widerwärtige Gesichtszüge weit weniger unter den eingeborenen Frauen von Amerika als in irgend einem andern mir bekannten Lande findet. Noch zwei andere Bemerkungen drangen sich mir auf: daß nämlich die Engländerinnen sich reizender im vollen Putz, die Amerikanerinnen dagegen sich anmuthiger in halber Toilette ausnehmen, und sodann, daß die Gesichtszüge der Erstern häufig, wie man zu sagen pflegt, *fernen*, d. h. an Anmuth verlieren, wenn man sie in der Nähe betrachtet, was bei den Amerikanerinnen grade der entgegengesetzte Fall sein möchte."

Noch bemerken wir, daß das Cooper'sche Werk in Briefform geschrieben ist; ein Umstand, der demselben eher nachtheilig als förderlich gewesen ist, da der Verfasser diese Briefe augenscheinlich nicht im ungezwungenen Sinne der Familie, sondern für die Öffentlichkeit schrieb. Es kann mithin nicht fehlen, daß man öfters „die Absicht merkt und verstimmt" wird. 80.

Literarische Notizen aus Dänemark.

Die Hegelianer werden sich freuen über folgende Schrift: „Inledningsföredrag til det i November 1834 begyndte logiske Cursus paa den kongelige militaire Höiskole. Af J. L. *Heiberg*." Professor Heiberg hat durch eine Reihe verschiedener Abhandlungen die Principien der Hegel'schen Philosophie darzulegen gesucht, um dadurch diesem Systeme Anerkennung und Eingang in Dänemark zu verschaffen. Dadurch hat er sich ohne Zweifel ein Verdienst um die nicht reiche philosophische

Literatur dieses Landes erwerben, um so mehr, da dieses System hier fast ganz unbekannt war, als Professor Heiberg als dessen Organ zuerst auftrat. Indeß ist die Notiz, welche man hier von dieser merkwürdigen Philosophie bisher genommen hat, meistens nur eine äußere gewesen, und daher möchte es wol zu wünschen sein, daß er seine Bestrebungen, ein tieferes und gründlicheres Interesse für dieselbe zu erwecken, nicht aufgebe. Übrigens läßt sich nicht leugnen, daß die deutsche Philosophie großen Einfluß auf die Wissenschaftlichkeit in Dänemark gehabt hat, und daß man in Dem, was da für philosophisches System gegolten hat, zum großen Theil wenigstens disjecta membra der ältern Systeme der deutschen Philosophie nachweisen kann. In der obengenannten Schrift geht der Verf. von dem Grundsatze aus, daß „nur die Bildung des Denkens Bildung des Menschen sei; denn der Gedanke ist zu gleicher Zeit das Menschliche, welches uns von der untergeordneten Natur unterscheidet, und das Göttliche, welches uns mit der uns übergeordneten Welt vereinigt. Die Bildung unseres Denkens ist daher die Bildung unserer selbst. Diese Bildung kann nun sowol mittelbar als unmittelbar vorgenommen werden. Mittelbar ist dieselbe, wo der Gedanke durch oder mittels des äußern Gegenstandes sich selbst findet; unmittelbar dagegen, wo das Denken nicht auf einem Umweg, sondern direct sich selbst sucht und findet." Der Verf. entwickelt den Standpunkt der Empirie und des Idealismus und zeigt, wie diese Gegensätze in Schelling's und Hegel's Systemen, welche die Einheit der denkenden und der gedachten Vernunft erkannten, aufgehoben sind. Da nach ihnen die Wirklichkeit nicht Anderes ist als die Bestimmungen des Gedankens, welche in dem Äußern offenbar werden sind, da die Wirklichkeit erkennen Dasselbe ist, als deren Kategorien erkennen, so geht, nach dem Verf., hieraus die Erkenntniß von der Bedeutung der Logik, die er hervorrufen wollte, hervor.

Denen, welche die Mythologie als eine für sich bestehende Wissenschaft betrachten und sich bestreben, dieselbe dazu zu erheben, wird folgende Schrift willkommen sein: „Om Ragnaroksmythen og dens Betydning i den oldnordiske Religion. Udgivet for Magistergraden af Martin Hammerich" (Kopenhagen 1836). Diese Abhandlung von der Ragnarokmythe schließt sich als ein gelehrter und geistreicher Beitrag solchen mythologischen Forschungen an, durch deren Vereinigung und Fortsetzung mehr und mehr Licht über jene alte Finsterniß verbreitet werden kann. Ihr Gegenstand ist zwar nur eine einzelne Mythe, aber eine solche, daß zu ihrer Erklärung sehr allgemein-mythologische Betrachtungen nöthig befunden wurden. Darum besteht die Abhandlung auch aus zwei Hauptabtheilungen. Im ersten Abschnitte: „Der nordischen Vorzeit zwei Religionsperioden", wird der Ragnarokmythe der Platz angewiesen, welcher den Untergang der ersten Religionsperiode und dadurch den Übergang des Asaglaubens zum Glauben an Fimbultyr in Gimle (dem Himmel) bezeichnet. Im zweiten Abschnitte: „Pragmatische Geschichte der altnordischen Religion", sucht der Verf., durch allgemeine (philosophische) Untersuchungen über Natur und Wesen der mythischen Geistesthätigkeit überhaupt einen solchen Übergang von einer Religionsperiode zu einer folgenden begreiflich zu machen. Gegen Ende der Untersuchung stellt sich dem Verf. „Vola's Evangelium von dem Fürsten des Friedens (Fimbultyr), der den Göttern des Nordens den Zepter entnimmt, unter die messianischen Weissagungen; denn durch das Christenthum wurde der einzige Gott wirklich geoffenbart, sowie er durch den Geist des heidnischen Nordens vorherverkündigt war, als er sich erhob wie Jakob auf seinem Todtenlager in des Alten letzten himmellichten Augenblicken". Am Ende dieser Schrift findet man sehr interessante Bemerkungen über das Hinsterben des Heidenthums in Atheisterei und Zauberei, und wie dieses im Aberglauben des gemeinen Haufens noch spukt. Die lebendige Darstellung und geistreiche Behandlung macht, daß man sogar Das, wovon man die Wahrheit nicht einräumen kann, mit Interesse liest.

Sehr lobenswerth ist folgende Arbeit: „Oversaettelse af det Gamle Testamentes historisk-canoniske Böger ved P. R. Frost", erster Theil, die fünf Bücher Moses und das Buch Josua enthaltend (Hadersleben 1836). Eine verbesserte Übersetzung der Bibel, besonders des Alten Testaments, sowol zum Behufe der Kirche als zum Privatgebrauche des Volks ist ein in Dänemark allgemein gefühltes Bedürfniß; denn die alte, nach Luther's deutscher Übersetzung ins Dänische gemachte Übertragung entspricht den gerechten und billigen Foderungen der Zeit in keiner Weise, indem dieselbe nicht allein der jetzt veralteten Sprache, sondern auch der Sache nach sehr fehlerhaft und daher an hundert Stellen völlig unverständlich ist. Das größte Verdienst der obenerwähnten Übersetzung des Dr. Frost ist dessen deutliche, leichtfließende Sprache und vornehmlich die passende Zusammenstellung und Verbindung von Sätzen, welche in dem hebräischen Texte nur lose verbunden sind. Dabei hat er aber doch nicht selten den richtigen Sinn des Textes verfehlt.

Lobender Erwähnung verdient auch folgende Schrift: „Grundtraek af Fortificationen. Ved A. B. Hoffmeyer" (mit einem lithographirten Atlas, Kopenhagen 1834). Dieses zunächst für die Schüler der Landakademie verfaßte Lehrbuch ist so geschrieben, daß es auch von den in der Kriegswissenschaft Uneingeweihten leicht benutzt werden kann, wenn sie eine Übersicht der wesentlichsten Hülfsmittel, welche der Befestigungskunst gegenwärtig zu Gebote stehen, sowie die Kenntniß von der Anwendung dieser Mittel, besonders im Felde, nämlich mit Hinsicht auf die sogenannten Feldbefestigungen, zu erhalten wünschen. Die allgemeine Brauchbarkeit des Buches zum Selbststudium, auch für den Nichtmilitair — eine Eigenschaft, welche mit Hinsicht auf die Idee von allgemeiner Militairpflichtigkeit nicht unwichtig wird —, kommt nicht allein von dem wohl abgepaßten Umfange der Materien sowie von der richtigen Anordnung und Zusammenstellung derselben, sondern auch von der deutlichen, correcten und zugleich alle unnöthige Weitläufigkeit vermeidenden Sprache her, in der diese Materien abgehandelt sind, sowie auch die ebenso gut construirten als schön lithographirten Tafeln wesentlich dazu beitragen, den Text zu erklären und dem Leser ein vollständigeres Bild von den einzelnen technischen Gegenständen zu geben. Daß die französischen Benennungen für die wichtigsten dieser Gegenstände beigefügt sind, ist besonders in Rücksicht auf die specielle Bestimmung des Lehrbuchs für die Zöglinge der Landakademie geschehen.

Freunden der griechischen Sprache und Literatur dürfte folgende kleine Schrift einiges Interesse gewähren: „Om den nygraekske eller saakaldte Reuchlinske Udtale af det Helleniske Sprog, en kritisk Undersögelse af L. J. F. Henrichsen" (Kopenhagen 1836). An der Seite der Kritik, welcher der Verf. die Lehre der Reuchlinianer und besonders des dänischen Professors Block von der Aussprache des Altgriechischen unterworfen, hat er zugleich verschiedene Punkte der griechischen Literaturgeschichte, namentlich aus ihrer letzten Periode, welche einer sorgfältigern Behandlung am meisten bedarf, behandelt. Hierbei hat er, wie in der ganzen Untersuchung, ein gründliches Quellenstudium an den Tag gelegt. Doch hat derselbe keineswegs beweisen können, daß die Erasmische Aussprache die richtige und alte sei; wogegen die Reuchlinische oder neugriechische, als die jetzige Aussprache der Griechen, alles fremden Einflusses und aller Veränderungen in der Sprache ungeachtet, wenigstens seit tausend Jahren in der Hauptsache unverändert geblieben ist. Verwirft man diese, so hat man keine feste Regel für die Aussprache des Griechischen, sondern jede Nation wird es auf ihre Weise und nach der Eigenthümlichkeit ihrer eignen Sprache, grade so, wie es mit dem Lateinischen geschieht, aussprechen.
119.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 311. — 7. November 1837.

Robespierre.

1. Robespierre. Mit Beziehung auf die neueste Zeit dargestellt von einem Wahrheitsfreunde. Leipzig, Brockhaus. 1837. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Maximilian Robespierre, Dictator von Frankreich. Vollständige Geschichte seines Lebens mit Sammlung seiner Reden. Nach den besten Quellen für Leser aller Stände, von Heinrich Elsner. Mit Stahlstichen. Erste bis dritte Lieferung. Stuttgart, Scheible. 1835. Gr. 8. Preis für sechs Lieferungen 2 Thlr. 6 Gr.

Der Verfasser von Nr. 1 meint, daß das unfreundliche Bild des blutigen Robespierre hinter andern wichtigern Begebenheiten viele Jahre lang zurückgetreten sei, daß indeß in neuester Zeit und besonders seit 1832 und 1833 der Leichnam Robespierre's hauptsächlich durch französische Tagesblätter aus dem Dunkel des Grabes hervorgezogen und seiner Grundsätze und Schriften auf eine Weise gedacht worden sei, die jeden Freund der Wahrheit auffodern muß, sich von Neuem der zeither vernachlässigten Behandlung seines Bildes zu unterziehen. Man hat Napoleon einen Robespierre zu Pferde genannt, man hat diese dem Moder längst anheimgefallene Leiche mit allen Attributen eines großen Mannes herausgeputzt, ja dem Greise Lafayette an die Seite gestellt, und die drei in Paris Verhafteten, welche am 20. Februar 1837, dem Jahrestage der Hinrichtung Fieschi's, Pepin's und Morey's, die Gräber dieser Missethäter mit Kränzen schmückten, lassen vermuthen, daß eine Partei fortwährend in Frankreich existire, welche die Gesinnungen der fluchbeladenen Rotte von 1793 und 1794 theilt und denen jeder Freund der guten Ordnung ein Thermidorianer heißt.

Ref. ist nun in der meistens sehr unerquicklichen Lecture französischer Tagesblätter und Zeitungen aus den genannten Jahren nicht so bewandert, daß er wissen sollte, ob und in wie weit die Idee von Robespierre's Vortrefflichkeit, Großmuth und Tugend sich in denselben häufig vorgefunden hätte; aber daß die für falsche Ideale schwärmende und in republikanischer Narrheit befangene französische Jugend sogar in Robespierre einen Heiligen gesehen und unter sich seine Grundsätze verbreitet habe, das wollen wir bei der dermaligen Zerrüttung der gesellschaftlichen Verhältnisse in Frankreich gern glauben und finden nur eine Bestätigung in der erst am 10. August d. J. erlassenen Erklärung der neuen Herausgeber des „National", daß es stets ihr Zweck sein würde, die Könige und die Priester zu bekämpfen und die Vortrefflichkeit der Volkssouverainetät zu beweisen. Konnte doch Heinrich Heine, der seine eigne französische Nachäfferei gern auch über den Rhein verpflanzen möchte, den blutbefleckten Robespierre einen „tugendhaften Mann" (im „Salon", I, 27) nennen und ihn mit dem römischen Brutus vergleichen! Solche Äußerungen bleiben indeß bei uns in Deutschland sehr unbeachtet, da wir von unsern Vätern her einen gründlichen Abscheu gegen Robespierre und sein blutiges Regiment in Frankreich geerbt und ihn als den Urheber aller Greuel und gräßlichen Ungerechtigkeiten betrachten gelernt haben, durch welche der Name der Freiheit entehrt und an ihre Stelle eine Pöbelherrschaft gesetzt wurde. Wir können daher uns noch nicht mit dem Herrn Verf. von Nr. 1 überzeugen, daß die Stimme der Zeit eine Berichtigung des Urtheils über Robespierre nöthig gemacht hätte, glauben auch nicht, daß seine Schrift, wie gut dieselbe auch immer ist, einen Einfluß auf Solche ausgeübt haben würde, die sich nun einmal in terroristischen Ideen gefallen, weil solche Leute gute und verständig geschriebene Bücher nicht zu lesen pflegen. Da müßte unser Hr. Verf. wenigstens eine Feder führen wie Doctor Heinrich Elsner, der es versteht in größter Geschwindigkeit Bücher zu machen und sein Geschreibsel mit allerhand Redensarten zu verbrämen, ohne sich darum im Mindesten zu kümmern, ob er Falsches oder Wahres hinschreibt.

Abgesehen aber hiervon, können wir es ganz und gar nicht misbilligen, daß ein wohlgesinnter und gutunterrichteter Mann sich die Schilderung Robespierre's und seiner Zeit zum Gegenstande einer besondern Schrift, wie die vor uns liegende ist, erwählt hat. Die Auffrischung einzelner merkwürdiger Personen oder hervorstechender Ereignisse aus der Revolutionsgeschichte Frankreichs hat, wenn sie mit sorgfältiger Benutzung der Quellen geschieht, etwas sehr Verdienstliches und arbeitet dadurch der unkritischen, gewissenlosen Manier, die Geschichte zu schreiben, auf eine sehr nützliche Weise entgegen. Wenn wir nun gleich in dem vorliegenden Werke nicht die flüssige und

überall durch die wichtigsten Stellen documentirte Darstellung finden wie in dem leider unvollendet gebliebenen Werke des Generals v. Schütz, so zeigt doch unser Verf. hinlänglich, daß er die besten Quellen benutzt habe, wenn er auch dieselben nicht wörtlich oder nach Band und Seitenzahl angeführt hat. Mit Recht hat derselbe die Echtheit der 1830 zu Brüssel erschienenen und von L. Lax ins Deutsche übersetzten „Mémoires authentiques de Max. de Robespierre" in Zweifel gezogen, ebenso wenig auch den Lobeserhebungen, welche die Schwester, Charlotte Robespierre, dem geliebten Bruder ertheilt hat und denen Laponneraye, der Herausgeber der in zwei starken Bänden 1834 gedruckten Werke Robespierre's, ein besonderes Gewicht beilegt. Die besten französischen Schriften und vor Allem die amtlichen Nachrichten sind die vorzüglichsten Hülfsmittel seiner Darstellung gewesen; in wie weit er deutsche Schriftsteller benutzt hat, ist uns nicht ganz klar geworden. In K. A. Menzel's „Geschichte der neuesten Zeit" besitzen wir eine tüchtige, einsichtige Darstellung Robespierre's; ebenso zeichnet sich Schlosser's Urtheil in seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts" durch gute Kritik und Unparteilichkeit aus.

In dem ersten Abschnitte wird Robespierre's Jugend, seine Erziehung in Arras, dann im Collegium Ludwig's des Großen zu Paris, sein Studium des Rechts, seine Anstellung zu Paris, dann beim Criminalgericht in Arras, zuletzt als Sachwalter in dieser Stadt geschildert. Er war 30 Jahr alt, als ihn die letztere zu ihrem Deputirten bei den Generalständen des Reichs erwählte. Der Ruf einer unbestechlichen Rechtlichkeit ging ihm voran, auch als Redner war er in Arras nicht unberühmt gewesen und hatte sich mit Kunst und Literatur auf mehrfache Weise befreundet. Aber in der Ständeversammlung fehlte es ihm an Gewandtheit im Reden, ja er zeigte eine auffallende Unbeholfenheit im Wortkampfe, selbst recht schwachen Gegnern gegenüber. Wie er allmälig durch freiere Unterhaltung in den besuchtesten Kaffeehäusern und Restaurationen, durch Invectiven gegen den Aristokratismus den eignen Muth und das Vertrauen zu sich stärkte, aber auch den Spott und Tadel seiner Gegner verstummen machte und durch seine Rede gegen das Martialgesetz, welches Lafayette und Bailly in Anwendung gebracht wissen wollten, in der Volksgunst immer mehr stieg, dann wieder durch Vertheidigung der in ihrem Amte alt gewordenen Priester seine Parteilosigkeit zeigte und am 28. Juli 1790 selbst einen Triumph über Mirabeau davontrug, hat der Verf. von S. 12—16 gut auseinandergesetzt. Dagegen stimmen wir nicht mit ihm in dem Urtheile über Mirabeau überein. Eine „schwere Schuld" desselben gegen die Volksvertreter und einen gänzlichen Mangel an Rechtlichkeit vermögen wir nicht anzunehmen. Es ist hier nicht der Ort zu einer weitläufigen Auseinandersetzung. Aber man darf Mirabeau's bekanntes Wort: „Je suis payé, mais non vendu", nicht böswillig auslegen. Allerdings hatte er vom Hofe ungeheuere Summen empfangen, aber seine Absicht war dafür auch, der Monarchie Stütze und Halt zu verschaffen, was freilich damals nur auf einer constitutionnellen Grundlage geschehen konnte. Mirabeau, im Besitz einer großen Popularität, glaubte dies durchsetzen zu können; aber sein Glaube täuschte ihn und die verkehrten Maßregeln, welche von einzelnen Anhängern des Hofes vorgeschlagen, oft auch ausgeführt wurden, erschwerten ihm sein Werk so sehr, daß am Ende keine Partei ihm recht traute. Sein früher Tod war für Frankreich gewiß ein großes Unglück. Wie heftig auch immer seine Leidenschaften, wie groß seine Ausschweifungen waren, steht er doch als Mensch weit höher als Robespierre, dessen gräßliche Unschuld und dessen grenzenloser Neid — eigentlich der Grundzug seines Charakters — in ihm jene Kälte erzeugt hatte, vor welcher der gefühlvolle Mensch zurückschaudern muß.

Nach Mirabeau's Tode war Robespierre der Günstling eines großen Theils im Volke. Seine Reden über die Ausschließung sämmtlicher Mitglieder der Nationalversammlung von der neuen (gesetzgebenden) Versammlung und über die Abschaffung der Todesstrafe, sein Benehmen während der Flucht und Rückkehr des Königs von Varennes werden geschildert, auch die Rede über die Todesstrafe in einer guten Übersetzung mitgetheilt. Es wird bemerkt, daß seine Popularität namentlich durch sein einfaches, stilles Leben fortwährend gestiegen sei, und daß alle Parteien gegen die Reinheit seiner Absichten und gegen seinen guten Willen hätten kein Mistrauen äußern dürfen, wenngleich seine schroffen, unhaltbaren Meinungen, seine größtentheils aus Büchern mühsam zusammengesuchten Theorien, denen die Praxis alle Unterstützung versagte, oft bei den wärmsten Freunden des Volks den äußersten Widerwillen erregten. Er beherrschte immer mehr Alles vom Rednerstuhle der Jakobiner aus, und vergebens rangen Brissot und Louvet mit ihm um den obersten Rang der Popularität.

An den stürmischen Begebenheiten, welche die letzten Tage des französischen Königthums bezeichneten, am 20. Juni und 10. August 1792 wird Robespierre nicht mithandelnd wahrgenommen. Über die Septembermorde in den Gefängnissen hat er seine Abneigung zwar laut geäußert, doch ist kaum zu glauben, daß ihm die Vorbereitungen dazu fremd geblieben sind (S. 47). Die Ausführung war allerdings Danton's Werk; Robespierre taugte für solche Ereignisse nicht. Dafür war er aber der Erste, den das Vertrauen des Volks in den Nationalconvent wählte. Die Discussion über Ludwig XVI. gab ihm Gelegenheit zur lautesten Darlegung seines Fanatismus; er stand an der Spitze der Partei, der das menschliche Mitleid gegen den König theils als strafbare Schwäche, theils als offenbarer Verrath am Vaterlande galt; er will am 30. Nov. 1792, daß Ludwig ohne vorhergegangene Untersuchung gerichtet werde, denn der Convent müsse „einen Act der Nationalprovidenz ausüben"; und als die Abstimmung am 11. Dec. 1792 beginnt, als Lanjuinais mit den edelsten Worten die Vernichtung des ganzen Verfahrens begehrt, da schüttet Robespierre in eiskalten, nur durch die Zornesglut gerötheten Phrasen seine ganze Bitterkeit über die Theilnahme an dem Geschicke des Königs

aus. Der Verf. hat dies von S. 50—58 sehr gut beschrieben.

Die folgenden Seiten schildern den Kampf des Berges mit den Girondisten, den Sturz derselben und die Einführung der Constitution von 1793, deren Grundlagen hauptsächlich von Robespierre herrührten und die er „das schönste und populairste Werk" nannte, das „jemals den Menschen gegeben worden". Zu ihrer Vorbereitung wurde die sogenannte Revolutionsregierung eingeführt. Über deren Zweck äußerte sich Robespierre selbst in folgender Weise:

Der Grundsatz der demokratischen Regierung ist die Tugend und sein Mittel, es dazu zu bringen, der Schrecken. Wir wollen in unserm Lande die Moral statt der Selbstsucht, die Redlichkeit statt der Ehre, die Grundsätze statt der Gebräuche, die Pflichten statt der Schicklichkeit, das Reich der Vernunft statt der Tyrannei der Mode, die Verachtung des Lasters statt der Verachtung des Unglücks, den Stolz statt der Unverschämtheit, die Größe der Seele statt der Eitelkeit, die Liebe zum Ruhme statt der Liebe zum Gelde, die guten Leute statt der guten Gesellschaft, das Verdienst statt der Intrigue, die Schönheit des Geistes statt der Schöngeisterei, die Wahrheit statt des Schimmers, den Reiz des Glücks statt des Gähnens der Wollust, die Größe des Menschen statt der Kleinheit der Großen, ein großmüthiges, mächtiges, glückliches Volk statt eines liebenswürdigen, leichtfertigen und elenden; mit Einem Worte, wir wollen alle Tugenden und Würden der Republik statt aller Laster und Lächerlichkeiten der Monarchie einführen (S. 70).

Diese schönklingenden Grundsätze wurden durch übermäßige, ungerechte Einkerkerungen, durch Zerstörung des Glücks unzähliger Familien, endlich durch Ströme von Blut in das Leben gerufen. Robespierre's finstere Einbildungskraft, sein ewig glühender Argwohn stellten ihm fortwährend die furchtbarsten Gestalten von Verrath und feindlicher Gesinnung gegen die Republik dar, sodaß er bald keine Mäßigung mehr kannte. Seine Macht war wahrhaft dictatorisch, und nach seinem Siege über Hebert, Ronsin, Vincent, Chabot, Bazère, Fabre l'Eglantine, Phelippeaux, Herault de Sechelles, Camille Desmoulins und den furchtbaren Danton, dessen grausenvolle Beredtsamkeit drei Tage lang das Revolutionstribunal in Schrecken gesetzt hatte, befand sich Robespierre wirklich auf dem Gipfel einer Macht, wie ihn in einem Freistaate der Einzelne kaum ersteigen darf. Jetzt wollte er auch dem Possenspiele der Vernunftfeste und dem noch immer im Stillen fortwirkenden Materialismus einen öffentlichen Act entgegenstellen. So erfolgte denn der Beschluß, durch den das französische Volk das Dasein des höchsten Wesens und die Unsterblichkeit der Seele anerkannte, und am 8. Juni 1794 die erste große Feier des höchsten Wesens. Im Convente trat zwar eine lange verborgene Unzufriedenheit immer mehr hervor, aber dafür vergötterten ihn auch seine Anhänger auf der andern Seite. Es bildete sich um ihn eine Art von Hof, der aus Männern, vorzüglich aber aus vielen Frauen bestand, die es an der zartesten Aufmerksamkeit nicht fehlen ließen. Unter ihnen hieß es ein „göttlicher, ein über die Menschheit hinausragender Mann". Gegen solche Schmeicheleien war Robespierre nichts weniger als unempfänglich, ja sie waren sein angenehmster Genuß.

Er hatte indeß den Gipfel seiner Macht erreicht. Zuerst zerfielen der Wohlfahrtsausschuß, wo er mit Couthon und St.-Just unumschränkt herrschte, und der Sicherheitsausschuß miteinander; dann traten die Unzufriedenen im Convente, namentlich Tallien, Bourdon de l'Oise, Legendre und viele Andere stärker auf, und als Robespierre darauf antrug, die unreinen Reste der nachsichtigen und bestochenen Partei Danton's zu vertilgen, ward dies mit einer ihn tief verletzenden Gleichgültigkeit aufgenommen. Andere Beleidigungen bewirkten, daß er sich vierzig Tage von den Berathungen des Wohlfahrtsausschusses entfernt hielt. Als er wieder im Nationalconvent erschien, wurden heftige Beschuldigungen gegen ihn erhoben, besonders klagte ihn der rechtliche Cambon, der an der Spitze der Finanzverwaltung stand, laut an; die Fassung verläßt ihn, und ganz vernichtet von einem ihm so durchaus ungewöhnlichen Verfahren verläßt er den Convent.

(Der Beschluß folgt.)

Poezye Adama Mickiewicza. Achter Band. (Poesien von Adam Mickiewicz.) Paris 1836.

Diese neue Sammlung von Poesien reiht sich, nach der Vorrede, der in Paris erschienenen Ausgabe sämmtlicher Werke des berühmten polnischen Dichters also ein. Die ersten zwei Theile der pariser Ausgabe sind 1828 auf Veranlassung der Gräfin von Ostrowska gedruckt worden, sie enthalten die Balladen, Sonette, die „Grazyna" und die ersten beiden Abtheilungen der „Dziady". Ein dritter, bei Barbezat 1829 erschienener Theil umfaßt den „Wallenrod" und einige kleinere Gedichte. Im Verlage von Alex. Jelowski ist 1832 als vierter Theil der sämmtlichen Poesien die dritte Abtheilung der „Dziady" erschienen. Der besonders herausgegebene „Herr Thaddeus" (2 Theile, 1834) und die Übersetzung von Byron's „Giaur" (1835) sind als fünfter, sechster und siebenter Theil gezählt, und nun wird die ganze Ausgabe durch einen achten Theil vervollständigt. Alle in derselben vermißten Gedichte, die Mickiewicz selbst für sein Eigenthum anerkannt hat und die bis jetzt entweder in andern Sammlungen wirklich schon aufgenommen oder in Zeitschriften zerstreut waren, sind in diesem Theile zusammengestellt. Doch sind auch mehre bisher noch nicht gedruckte Gedichte beigefügt worden, ohne daß dadurch eine neue Seite an dem vortrefflichen Dichter hervorträte. Wir begnügen uns daher bei dieser Anzeige, die vorzüglichsten Gedichte der Sammlung herauszuheben.

Manche hier zum ersten Male gedruckte Gedichte gehen in frühe Zeit zurück. So findet man eine Übersetzung aus Lord Byron „Der Traum" mit der Unterschrift: „Wilna 1824". Eine Ballade: „Die Einkehr in dem Städtchen Upita", mit der Angabe: „Odessa 1825", zeigt an dem Beispiele des berüchtigten Landboten Sicinski, welcher zuerst auf dem Reichstage von 1652 durch sein Veto sämmtliche Berathungen niederschlug, dafür von den Polen verabscheut, bei seiner Rückkehr vor seinem Hause vom Blitze getroffen und noch lange Jahre als eine Art Mumie in Upita gezeigt wurde, wie die Volkssage mit der Geschichte umgehe, indem hier ein polnischer Landbote von altem Schrot und Korn, ein moderner Ökonom im Leibrock und ein Geistlicher, jeder nach seiner Denkungsart eine andere Ursache für Sicinski's Bestrafung gar ergötzlich hervorlangt.

Gleichfalls aus früher Zeit stammen einige Liebeslieder und eine fast wörtliche Übersetzung von Goethe's tiefsinnigem Gedichte: „Der Wanderer". Es folgt dann das ins Deutsche bereits übertragene Gedicht: „Farys", in dem uns der Dichter unter dem Bilde eines durch die Wüste Arabiens reitenden Beduinen sei-

nen eignen Zug durch das Leben darstellt. Schauerlich ist in dem Gedichte die Beschreibung der arabischen Wüste. Eine der vorzüglichsten Balladen, die wir überhaupt von Mickiewicz haben, ist „Die drei Budrysen" überschrieben. Wir wollen wenigstens den Inhalt kurz angeben. Der alte Budrys ruft seine drei Söhne und spricht: „Es ziehen drei Scharen unserer Litthauer ins Feld, die erste gegen die Russen, die zweite gegen die Polen, die dritte gegen den Orden der Deutschen. Euch sende ich heute an meiner Statt hinaus. Der Älteste zieht mit Olgierd gen Nowgorod, reiche Beute an Silber und kostbaren Pelzen ist dort zu haben. Der Zweite rückt mit Kiejstut dem deutschen Orden entgegen und bringt uns den herrlichen Bernstein und Brillanten der priesterlichen Ornate. Du, Jüngster, gehst über den Niemen gegen die Polen: arm ist das Volk, Beute gibt es dort nicht, hole dir daher aus Polen ein Weib; ich selbst habe einst euere Mutter von dorther gebracht, denn allen Gefangenen der Völker umher voran gehen die Lachinnen.

Nirgend findest du, nirgend,
Süße lachische Mädchen,
Froh wie Kätzchen, sie kosen und schmeicheln;
Weiß wie Schnee ihre Wangen,
Dunkle Brauen beschatten
Helle Sternchen der funkelnden Augen."

Die Söhne wappnen sich und ziehen aus mit des Vaters Segen; sie bleiben lange fort; endlich erscheinen sie wieder, jeder aber von einer polnischen Gefangenen begleitet, denn, die Beute der Russen und Deutschen verschmähend, waren sie sämmtlich gegen die Polen gezogen.

Mehre Übersetzungen aus dem Arabischen, Serbischen, von Ugolino's Erzählung aus Dante's „Göttlicher Komödie", aus Lord Byron, Goethe und dem unserm Dichter verwandten Puschkin beurkunden einerseits Mickiewicz's Meisterschaft in der Übersetzungskunst, andererseits, wie geschickt die polnische Sprache dazu ist, sich die Erzeugnisse anderer Völker anzueignen. Insbesondere aber könnte die Übersetzung der Scene im Garten aus „Romeo und Julia" neben einigen Liebesliedern Diejenigen, welche die polnische Sprache für rauh und ungebildet halten, überzeugen, wie auch diese Sprache für die zärtlichsten Liebestándeleien und tiefsten und geistvollsten Spiele des Witzes ihren Ausdruck zu finden weiß.

Zu erwähnen sind noch eine Nachahmung von Bürger's „Lenore", von welcher, wie bekannt, auch in einem polnischen Volksliede Anklänge gefunden werden, und einige Gedichte, die sich auf die neuesten Ereignisse in Polen beziehen. So wird die Aufopferung Ordon's, der in einer von den Russen genommenen Redoute sich und sämmtliche Russen in die Luft sprengte, und der Tod der Emilie Plater, die sich bis zum Obersten hinaufgeschwungen hatte, in zwei trefflichen Balladen gefeiert. Erfreulich war es uns, auch Gedichte hier zu finden, die den frommen christlichen Sinn des Dichters bekunden. Angehängt sind der Sammlung mehre Sprüche nach Jakob Böhme, Angelus Silesius und St.-Martin.

Wir möchten schließlich behaupten, daß der Genuß, den die Gedichte des Mickiewicz gewähren, schon allein die Mühe einer gründlichen Erlernung der polnischen Sprache aufzuwiegen im Stande ist. 60.

Aus Italien.

Angelo Emo ist der letzte glanzvolle Name des Freistaats Venedig, und es ist erfreulich, daß das verschiedenartigste Talent die Erinnerung an ihn zur Erweckung für künftige Auszeichnung mit so wetteifernder Vorliebe festhält. Noch fehlte eine genügende Biographie dieses Helden. Neben Canova's Denkmal hat jetzt Prof. Meneghelli eine niedergelegt, die schwer begreiflich macht, wie ein Staat seiner politischen Auflösung so nahe war, der noch solche Elemente und Kräfte enthielt; und Kräfte, die nur durch den gewöhnlichsten Hergang einer Patriciererziehung ausgebildet waren. Denn Angelo Emo, am 5. Jan. 1731 zu Venedig geboren, erhielt bis zum zwanzigsten Jahre nur die Ausbildung, die im häuslichen Unterricht und bei den Jesuiten mit ihrer Philosophie und Rhetorik dem Adel von San-Marco zu Theil ward. Mit dem zwanzigsten Jahre trat er durch die Wahl der Signoria in die Marine. Aber so glänzend war das Talent, das er als Seecadet (nobile di nave) entwickelte, daß ihm die Führung eines Schiffes von 74 Kanonen bald darauf vertraut ward. Bei den Versuchen mit einem Schiffe, dessen Mast nach einer von England entlehnten Bauart aus mehr als einem Stücke zusammengefügt war, verdiente er sich diese Auszeichnung, denn kein Sturm war ihm arg genug, um zu erfahren, was man dieser Bauweise zutrauen dürfe. Als er 1761 nach Venedig zurückkam, ward er zum Vorstand des Gesundheitsamtes erwählt, wurde im folgenden Jahre ins Mittelmeer geschickt, den Handel Venedigs gegen die Seeräuber zu sichern, trat dann ein in die Wasserbaubehörde und vollendete die von Sabbadini begonnene Ableitung der Ströme des Festlandes in den außer den Lagunen liegenden Theil des Golfs und erneuerte einen Theil der Murazzi. Später ward er Contreadmiral, 1765 Viceadmiral, und die Klugheit und der Muth, mit denen er den Seemächten des Mittelmeers gegenüber auftrat, erinnerten zum letzten Male an die Zeiten, wo Venedigs Dreizack hier über Meer und Küsten herrschte. Zum Admiral befördert, weil er den Bei von Bona gezwungen hatte, um Waffenstillstand und Verträge nachzusuchen, zog er mit einem größern Geschwader ins Meer, und die Regentschaft der Berberei und der ausbrechende Krieg zwischen Russen und Türken ließen es nicht an Gelegenheit fehlen, diesen erworbenen Ruhm zu vermehren. Eben war er im Begriff, nach drei Jahren ehrenvoll heimzukehren, als ein furchtbarer Sturm sein Geschwader zerstreute, zwei Schiffe zerstörte und dem Admiral, den eine Welle ins Meer warf, selbst das Leben gekostet haben würde, wäre man nicht eilig ihm zu Hülfe gekommen. Der Admiral, den selbst kein Vorwurf traf, bot indessen doch sein Vermögen an, um den Schaden zu ersetzen. Ehe Emo die Würde eines Censors der Republik antreten konnte, zu der er, stets aufrückend, nunmehr emporstieg, nöthigte seine Gesundheit ihn zu einer Reise, bei der er einen großen Theil von Deutschland, unter Anderm Wien und Berlin und Friedrich II. sinkendes Gestirn sah. Die folgenden Jahre, die er in Venedig verbrachte, sind durch Einrichtungen, die noch jetzt bestehen, für das Seewesen von den ersprießlichsten Folgen gewesen. Schulen für Schiffbau und Lootsen sowie Vorschriften für die Handelsschiffahrt wurden damals ins Leben gerufen, und die wissenschaftliche Belebung der Kauffahrtei war eins seiner nicht genug zu preisenden Verdienste. Erst 1780 trat er in den Rath des Dogen ein, ohne deshalb, als Inquisitor für das Arsenal, seiner wohlthätigen Wirksamkeit für das Seewesen und die Wasserbauten entzogen zu werden. Bald als Beauftragter der Republik bei einer Grenzberichtigung mit Östreich an der morlackischen Grenze, bald als Admiral thätig, wo er 1784 in den Gewässern von Tunis Susa und Sfar beschoß, hätte er sicher noch entschiedenere Erfolge erzwungen, wenn der Krämergeist der Republik ihn immer gehörig unterstützt hätte; man wies ihn ins ionische Meer, und auch dort füllte er seinen Platz aus. Indessen war Emo zur Würde eines Procurators von San-Marco emporgestiegen und er sehnte sich nach Erholung. Als sie ihm eben zu Theil werden sollte, verschaffte ein Blutschlag (am 1. März 1792) ihm zu Malta von allen Mühen Ruhe und bewahrte zugleich den edeln Mann vor dem Schmerze, die Republik selbst im jähen Falle zusammenstürzen zu sehen. Mit großer Genauigkeit, doch einfach und angemessen erzählt diese Hergänge Prof. Meneghelli in der Schrift: „Di Angelo Emo e delle sue gesta" (Padua 1836). 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 312. —— 8. November 1837.

Robespierre.

(Beschluß aus Nr. 311.)

Mit Lebendigkeit und Genauigkeit hat der Verf. unserer Schrift von S. 150—170 die Scenen des 9. Thermidor (27. Juli 1794) dargestellt. Es ist dies eine der ergreifendsten Partien aus der Revolutionsgeschichte Frankreichs und wol würdig, daß sie ausführlich behandelt wurde. Einen Auszug vermögen wir hier nicht zu geben. Im Einzelnen weicht die Erzählung darin von andern Berichterstattern ab, daß auf S. 166 u. 192 angenommen wird, es rühre Robespierre's Wunde von einem Selbstschusse her, nicht aber von der auf ihn abgedrückten Pistole des Gendarmen Meda. Bekanntlich hatte der Letztere dies in der zwanzigsten Lieferung der „Mémoires rélatifs à la révolution française" selbst ausgesagt. Unser Verf. stellt den allerdings entscheidenden Schuß Meda's nicht in Abrede, macht aber auf die Möglichkeit aufmerksam, daß der sich zuweilen in den größten Seltsamkeiten gefallende Zufall Meda's Schuß auf denselben Weg geleitet haben kann, den ein unmittelbar zuvor von Robespierre versuchter genommen hatte. Aus der ärztlichen Untersuchung ergab sich wenigstens, daß die vorgefundene Wunde nur durch einen Selbstschuß Robespierre's entstanden sein könne. Die Möglichkeit, daß Meda sich geirrt hat, geben wir wol zu, aber auch die Untersuchung des Arztes, der sich doch eigentlich nur auf die Anlegung des Verbands beschränkte, mochte in jenem Augenblicke des Tumults nicht so bedächtig vorgenommen worden sein, als es wol sonst bei gerichtlichen Obductionen der Fall zu sein pflegt.

Der übrige Theil der vorliegenden Schrift ist einigen Betrachtungen über Robespierre's Charakter gewidmet, namentlich über das Widersprechende in demselben. So steht seine Rechtlichkeit als Sachwalter in grellem Contraste mit seinem Benehmen bei dem Processe Ludwig XVI., dem er weder eine Vertheidigung noch eine Appellation an das Volk gestattet wissen will. Der Hr. Verf. findet die Erklärung darin, daß der zum Staatsmanne erhobene Sachwalter geglaubt habe, die Rechte des Einzelnen nur da berücksichtigen zu müssen, wo sie nicht mit dem Wohle des Ganzen in Widerspruch ständen, und zweitens in dem immer noch vorherrschenden Wahnsinne, daß es schon ein den Tod verdienendes Verbrechen sei, als König an der Spitze des Staats zu stehen. Zu einem solchen Wahnsinne, der bereits 1794 in die furchtbarste Epidemie ausgeartet war, hatte Rousseau's Werk über den gesellschaftlichen Vertrag, oder vielmehr die heilloseste Anwendung desselben Veranlassung gegeben. Aus derselben Quelle leitet der Verf. — und nicht mit Unrecht — die Gewaltmaßregeln und Atrocitäten ab, zu denen sich Robespierre im Laufe der Revolution entschloß, wo er selbst seine Vertrautesten opferte, wenn es Staatsnothwendigkeit war, d. h., wenn er bei ihnen die Absicht vermuthete, seinen Staatsplanen in den Weg zu treten.

Niemals — sagt derselbe (S. 178) — ist wol das Wort: fiat justitia, pereat mundus auf eine schauerlichere Weise ins Leben gerufen worden als durch ihn, da seine Gerechtigkeit während des rasenden Revolutionssturmes jedem Unbefangenen als das vollständige Gegentheil der Gerechtigkeit erscheinen mußte.

Eine eben solche Verkehrtheit der Begriffe fand in seinen Ansichten von Tugend und dem allem Guten entgegenwirkenden Aristokratismus statt (S. 178—186).

Die Frage, ob Robespierre wirklich nach der Oberherrschaft gestrebt habe, ist ebenfalls vom Verf. erörtert worden, und er findet es wenigstens nicht unwahrscheinlich, daß Robespierre in einer förmlichen Dictatur das einzige Mittel gesehen habe, um nicht nur sich, sondern auch Frankreich aus einem Zustande zu erlösen, dessen Trostlosigkeit mit jedem Augenblicke zunehmen mußte. Ob aber wol Robespierre überhaupt so weit gesehen hat? Sein blutiges Reich war nur mehr für den Augenblick errichtet, in die Zukunft sah er wol nicht. Freilich hätte er auch da nicht viel Tröstliches erblickt, und nahm sich also wol kaum die Zeit, an irgend ein Ideal einer vollkommenen Republik unter seiner Dictatur zu denken. Ferner war Robespierre durchaus nicht Soldat, was doch zu einer solchen Usurpation unumgänglich nothwendig war; und wenn wir dies auch nicht aus Muthlosigkeit herleiten wollen, so verließ ihn doch in allen seinen Reden und Handlungen nie das bange Gefühl, daß ihm das Talent eines sogenannten praktischen Mannes gänzlich mangele. Er wußte selbst recht gut, daß er seinen Verstand, woran es ihm, wenn er Zeit zum Nachdenken hatte, keineswegs gebrach, zur Richtung und Leitung der stürmischen Menge im Augenblicke, wo es darauf ankam, nicht geltend machen konnte.

Die ruhige Sprache und gemäßigte Haltung der eben besprochenen Schrift steht nun allerdings im Widerspruche

mit der Vorrede des unter Nr. 2 angeführten Buches. Als Motto führt dieselbe den bekannten Spruch aus Lucan's „Pharsalia" („Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni"), der hier also lautet:

Götter ergriffen des Siegers Partei, des Besiegten der Cato.

Ob unter dem Cato Hr. Heinrich Elsner, dessen Portrait im malerisch drapirten schwarzen Mantel und mit einem Schnurrbarte der ersten Lieferung beigefügt ist, selbst gemeint sei, wollen wir nicht bestimmen. Derselbe nimmt in der Vorrede den Mund allerdings etwas voll, spricht von der conventionellen Bildung und Aufklärung, welche dem Jahrhunderte das schleichende Gift des Indifferentismus mitgetheilt habe, der über mittelmäßige Laster und tiefe, wenn nur nicht auffallende Verdorbenheit wegsieht, dagegen Alles, was eine Höhe hat und das Gepräge der Entschiedenheit an sich trägt, mit geschäftiger Verleumdung besudelt und also auch in matter Humanität sich freut, wenn er über einen Mann, der auf Augenblicke mit der Allmacht welthistorischer Nemesis ausgerüstet ist und die Blitze der Vernichtung über den Häuptern von Schuldigen und Verirrten schwingt, allen Geifer und alle Galle ausgießen und ihn einen Sündenbock, einen Popanz nennen kann.

Ein solcher Mann aber — so fährt Hr. Elsner fort (denn wir sprechen nur mit seinen eignen Worten) — ist Maximilian Robespierre. Er hat lange den combinirten Schmähungen vieler Parteien in der öffentlichen Meinung unterlegen; aber grade der Umstand, daß man nichts in seinem innern und äußern Zusammenhange genommen, daß man die Seele und Triebfedern Robespierre's nicht philosophisch construirt, daß man einzelne Thatsachen aus verschiedenen Epochen herausgerissen und nackt, nach unpassenden Maximen, gerichtet hat, bringt so große Verwirrung in das Endurtheil über einen durchaus sich selbst klaren, nach Einem Zweck hinstrebenden Charakter. Franzosen haben ihn viel geschmäht, doch findet er auch entschlossene Vertheidiger unter seinen Landsleuten, und die Demokraten des jetzigen Frankreichs, so entfernt die Meisten von dem eigentlichen Schreckenssysteme sind, erkennen in ihm das Vorbild republikanischer Tugend und Grundsätze. Aber seine unbelehrbarsten Gegner findet Robespierre in der Gemüthlichkeit der Deutschen. So schüchtern und geschämig der Deutsche in der Regel ist, so bewundert er doch ebendeswegen glänzende und der Phantasie Stoff gebende Erscheinungen, Helden, gekrönte Gewaltmenschen — Räuber — nur keinen Mann wie Robespierre; seine unbewegliche Tugend ist ein einsames Riff, das der Nachen der Einbildungskraft ängstlich umsegelt.

Und nun erhebt sich Hrn. Elsner's Rede zu folgender, etwas ungrammatischer Apostrophe:

Manen des Opferpriesters der Freiheit, eisumstarrte Brust, die innerlich fürs Vaterland glühte, und dennoch bliebt ihr nicht gänzlich verkannt bei der Nation, welche ebenfalls unter ruhiger Decke den Vulkan der Begeisterung birgt — der Begeisterung für Ein großes Vaterland, beglückt durch Bürgertugend! Erschienen sind die Tage, wo denkende Geister über den Prunk der Außenseite, über den Schimmer egoistischer Thaten hinwegsehen und die Motive und Endzwecke politische Charaktere würdigen.

Daß nun Hr. Elsner zum Unglück der Mann nicht ist, der für seine deutschen Landsleute die Geschichte vergangener Zeiten in das rechte Licht setzen wird, hat er in seiner „Geschichte Napoleon's" und in seiner „Geschichte der nordamerikanischen Staaten" hinlänglich bewiesen. Die ganze Vorrede überhaupt ist ein Beweis von der Anmaßlichkeit, mit welcher junge Schriftsteller auftreten, und man muß hoffen, daß seine Begriffe und Kenntnisse sich mit der Zeit mehr läutern, oder — daß er gänzlich schweigen werde. Das Beste in der Vorrede ist eine lange Stelle aus Posselt's Aufsatze: „Sulla und Robespierre". Posselt meint, Frankreich mußte einen Robespierre haben, die Revolution, die Siege der Franzosen über die auswärtigen Feinde wären ohne einen solchen Mann unmöglich gewesen, es war besser, daß er in seiner Stellung so handelte, wie er gehandelt hat, als daß er die Hände in den Schoos legte; ja, er gesteht von sich, daß, wie menschlich er auch immer fühle, er dennoch, wenn ihn das Schicksal dieselbe Rolle zugetheilt und er sich als Werkzeug des Schicksals begriffen hätte, kein Bedenken getragen haben würde, ebenso zu handeln als Robespierre. Wir können nicht umhin, dagegen unsere Ansicht kurz in folgenden Worten aufzustellen. Robespierre war durch die misverstandenen Ideen Rousseau's zu einem querköpfigen Schwärmer geworden. In der Revolution war aus diesem ein Wüthrich geworden, der das blutigste Thun auf die edelsten Grundsätze baute und jedes menschliche Gefühl in sich durch die Überzeugung erstickte, daß einem guten Republikaner die Pflicht grenzenloser Strenge auferlegt sei, um die Republik gegen die Verderbtheit, die Schlaffheit, den Knechtsinn, den Aristokratismus und den Royalismus zu sichern. Diese folgerechte Anwendung verkehrter Grundsätze, die ihn sich selbst auch für sehr tugendhaft halten ließ, hat ihn an die Endpunkte menschlicher Verruchtheit geführt. Dabei können wir gar nicht in Abrede stellen, was durch vollgültige Zeugnisse bestätigt ist, daß Robespierre in seinem Privatleben einfach, ordentlich, uneigennützig gewesen sei, ja sogar, daß er bis auf einen gewissen Punkt die Sache redlich gemeint habe, und daß seine Grausamkeit mehr die Folge eines seichten und beschränkten Verstandes als wirklicher Mordlust gewesen sei. Aber da sich nachweisen läßt, daß Robespierre an Ermordungen Theil genommen hat, durch welche die ersten Gesetze des Rechts verletzt wurden, wie bei der Ermordung der Gefangenen in den Septembertagen 1792, von der es mehr als lächerlich ist, anzunehmen, sie sei ihm unbekannt gewesen oder von ihm gemisbilligt worden, bei den Greueln zu Nantes, Lyon, Strasburg und in andern Theilen Frankreichs, bei den Mordbefehlen des Revolutionstribunals zu Paris, wo sich ja Robespierre's eigentlichste Thätigkeit concentrirte, so kann ihm jene Entschuldigung eines redlichen Irrens, eines Systemseifers oder einer Überspannung für Freiheit und Gerechtigkeit unmöglich zu statten kommen. Es ist uns daher immer nur als Wahnsinn erschienen, daß Laponneraye, der Herausgeber der Memoiren von Charlotte Robespierre, in einer Rede am Grabe dieser Schwester am 3. August 1834 dieselbe „den letzten kostbaren Überrest einer berühmten Familie" und die „lebendige Reliquie einer Zeit, wo ihr unsterblicher Bruder in unvergleichlichem Glanze strahlte", nennt, ihren Bruder aber als „groß und bewunderungswürdig für alle Jahrhunderte" bezeich-

net, weil „sein Eifer für das Wohl der Menschheit rein und unwandelbar war".

Die drei vor uns liegenden Lieferungen der Elsner'schen Schrift (die versprochenen drei andern sind, so viel wir wissen, bis zur Mitte 1837 noch nicht erschienen) enthalten nur Auszüge aus den Robespierre'schen Memoiren, über deren Echtheit oder Unechtheit es Hrn. Elsner nicht beliebt hat sich zu äußern, außer daß er auf S. 73 die wichtige Bemerkung macht, Robespierre habe diese Memoiren während (?) der Revolution geschrieben, und sich also indirect für die Echtheit derselben entscheidet. Er denkt vermuthlich, daß diese eine gute Prise sind, die man rasch benutzen muß, um der Concurrenz zuvorzukommen, sonst sollte doch wol ein Historiker vorsichtiger sein; denn man ist ja in Deutschland nicht erst seit der Erscheinung der „Après-dîners de Cambacérès" und der Caulaincourt'schen Memoiren auf die Art und Weise aufmerksam geworden, wie man in Paris Memoiren fabricirt. Robespierre's Jugendgeschichte, sein erstes Zusammentreffen mit Rousseau, seine Mitgliedschaft in verschiedenen gelehrten Gesellschaften, seine Laufbahn als Advocat, wo mehre der von ihm gehaltenen Vertheidigungsreden in extenso mitgetheilt worden sind, seine Ernennung zum Deputirten von Arras, seine immer mehr steigende Bedeutung in der Versammlung der Reichsstände, seine Kämpfe mit Mirabeau und Andern, diese Gegenstände machen den Inhalt der genannten drei Lieferungen aus. Es ist wenig Neues darin; nur das Urtheil über Robespierre's Charakter und seine natürlichen Anlagen stellt sich anders und oft zum scheinbaren Vortheile desselben. Den übrigen Begebenheiten jener Zeit hat der Verf. mehr Raum gegönnt, als für sein Buch nöthig war, und oft zehn, gar zwanzig Seiten damit angefüllt. Robespierre's sogenannte Memoiren setzen aber Leser voraus, welche mit der Geschichte der französischen Revolution bekannt sind. Hr. Elsner jedoch scheint, vielleicht im Interesse seines Verlegers, zugleich mit dem Leben Robespierre's eine Geschichte der französischen Revolution verbinden zu wollen wie etwa in seinem weitläufig angelegten „Leben des Kaisers Napoleon". An einzelnen Unrichtigkeiten fehlt es denn auch nicht. So schreibt Hr. Elsner auf S. 284 Mirabeau's Tod „nach Heyne's Bemerkung" dem Umstande zu, daß er eine Trüffelpastete und zwei Sängerinnen genossen hatte. Wo hat aber Heyne, der Philolog, dies gesagt? Wir vermuthen, daß diese Notiz aus einem Briefe Georg Forster's entlehnt ist, dessen Briefe bekanntlich seine Gattin, Frau Therese Huber, geb. Heyne, herausgegeben hat. In solchen Dingen glaubte aber Herr Elsner sich der Kürze befleißigen zu müssen und setzte also blos den letzten Namen, gleichviel ob er auf den Vater oder auf die Tochter passe.

7.

Neuer Nekrolog der Deutschen. Dreizehnter Jahrgang 1835. Mit drei Portraits. Weimar, Voigt. 1837. Gr. 8. 4 Thlr.

„— Et puis, vous finirez par quelques lignes de mélancolie!" soll Napoleon zum Concipienten eines seiner Siegsbulletins im Betreff des Bedauerns über einige Verluste in der Schlacht gesagt haben. Unser unermüdeter Voigt und sein wackerer Reimann enden nicht, sondern eröffnen vielmehr ihren Todtenbericht über 1835 mit diesen „lignes de mélancolie", indem Ersterer in der Dedication an den Hrn. Grafen Henkel v. Donnersmark, als einen der Hauptunterstützer und Gönner des Nekrologs, wieder bemerkt, daß er bei dem zuletzt erschienenen zwölften Jahrgange abermals nach gezogener Bilance eine baare Einbuße von 378 Thalern gehabt habe, was, mit 12 multiplicirt, seinen leicht auszurechnenden Totalverlust gebe. Das hat allerdings eine melancholische Seite, oder vielmehr zwei: erstlich die verlorenen mehr als 4000 Thaler, dann die Unempfänglichkeit des deutschen Publicums für eine solche Nationalangelegenheit. Aber unser Publicum oder Vielkopf ist auch ein Dickkopf, bei dem Vermahnung und Verwarnung nicht viel hilft. Da sich auch mit vier Thalern die Voreinzahlungen etwa zu acht Actien irgend einer Unternehmung machen lassen, die vielleicht gar nicht zu Stande kommt, so rechnet es grade so, und vielleicht nicht einmal so gut, wie neulich ein flotter Bruder Studio, der ein Lehrbuch für 1 Fl. kaufen sollte und meinte, dafür bekomme man just 12 Mäßle Bier!

Unser diesjähriger Nekrolog ist wieder sehr corpulent und inhaltreich, er umfaßt auf 84 enggedruckten Bogen 1420 im J. 1835 gestorbene denkwürdige Deutsche. Der Preis von 4 Thalern ist gewiß aufs billigste gestellt, und wenn Hr. Voigt die zehn ersten Jahrgänge oder 22 Bände zusammen von 40 auf 10 Thaler herabsetzt, so ist dies gewiß die löblichste Condescendenz zu dem engbeuteligen Publicum, wobei man noch eine Anzahl Portraits mit in den Kauf bekommt. Der diesmalige Nekrolog enthält sogar drei Bilder im Steindruck: die des Herzogs August von Leuchtenberg (Portugal), K. A. Böttiger's in Dresden und Ludwig v. Basedow's zu Dessau. Den Landsmannschaften nach ist Preußen in der ersten Abtheilung (von 358 ausführlichern Biographien) am stärksten mit 113, Baiern und Königreich Sachsen jedes mit 35, die sächsischen Herzogthümer mit 29, Holstein und Schleswig mit 22, Hanover mit 18, die Hansestädte mit derselben Anzahl, Würtemberg mit 20, beide Hessen mit 12, Braunschweig mit 11 Namen u. s. w. repräsentirt. Östreich und Oldenburg stehen mit 7 jedes da, also wie Sachsen-Meiningen.

Die ausführlichsten und darum meist auch anziehendsten Biographien haben erhalten Kaiser Franz I., Erzherzog Anton (zugleich brauchbar für die neuesten Schicksale des deutschen Ordens), die Fürstin von Thurn und Taxis, die Minister von Humboldt und von Bernstorff, die Grafen Bentinck und Spiegel zum Desenberg; unter den Gelehrten Ritter von Lang, Beyschlag, Autenrieth, Stromeyer, Schwabe, Böttiger (von seinem Sohne in Erlangen), Levezow, Pfaff, v. Klaproth, Pfister (von Pahl), Suabedissen, Saalfeld in Göttingen (eine psychologisch vortreffliche Arbeit); von Dichtern Langbein und Graf Platen, und Friederike Brun, geb. Münter. Unter den Künstlern geben wir der Darstellung von Wenzel Müller und dem bekannten Komiker J. Schuster in Wien den Vorzug, dann der vom Maler Robert in Venedig. Die Lebensskizze von Nathusius in und bei Magdeburg wird nicht blos der Kaufmann, sondern jeder Gebildete mit großem Interesse lesen, sowie die des Arztes Baumgarten-Crusius in Halle, wozu gleichfalls eine Meisterhand die Feder geführt haben muß. Die Zahl der Mitarbeiter, deren Verzeichniß abermals vorgedruckt ist, scheint sich namhaft vermehrt zu haben. Mit Vergnügen finden wir die Namen eines Mittermaier, Gruber, Benary, Döring, Duttlinger, v. Hoff, Mathäy, Kanzler v. Müller, Schrader, Schreiber, Schwabe, Strombeck, Vincke, Zimmermann u. A. darin.

Es ist ein bittersüßer Genuß, den Referent jedesmal beim Durchlesen dieses Nekrologs hat und den gewiß jeder mit Deutschlands einzelnen Staaten und mit seinen Zeitgenossen nur etwas vertrautere Leser theilen wird, sich so manchen lieben Bekannten, manchen geehrten Namen hier wieder zu vergegenwärtigen. Ref. ist bald auf alte Schulkameraden und Univer-

sitätsfreunde, bald auf Lehrer, bald auf Männer, die er im Leben genauer gekannt oder wenigstens doch gesehen hat, bald auf Namen gestoßen, denen er wenigstens mit ganz Deutschland seine Verehrung zollt. Wie viele Zusätze getraute er sich, wenn es darauf ankäme, zu machen. Hier eine Anekdote vom Staberl, dort vom edeln Kaiser Franz aus der Zeit des wiener Congresses; hier die Schilderung einer von einem biographisirten Gelehrten geführten wahrhaft monströsen Nase, einer Folge seiner Vorliebe fürs Salz; dort einen sarkastischen Anschlag eines Gelehrten an seinem Gartenthore für die Kindermägde zu Gunsten seiner Blumen- und Rasenplätze, und wie derselbe Gelehrte, mit Ref. durch die leipziger Anlagen gehend, alle Leute durch sein joviales Lachen zum Stillstehen brachte und endlich meinte: das sei eine verwünschte Stadt, wo man nicht einmal, ohne Aufsehen zu erregen, laut lachen dürfe; oder wie eine edle Dame ein trauriges Opfer der Homöopathie wird, und ein Universitätsgelehrter einem Studenten, der das Collegium fast gar nicht besucht, die vortrefflichste Note ins Zeugniß schreibt und sich endlich komisch damit ausredet, daß der lange Schwanz am Schlußbuchstaben eigentlich nur „ausgezeichnet geschwänzt" bedeute; oder wie ein vornehmer Dichter bei abgefoderter Erklärung darüber, ob Goethe oder Schiller größer wäre, unwillig zum Fenster hinaussteigt, da man ihn anders nicht fortlassen will, und ein Philolog in Todtenangst geräth, als ihm ein anderer Gelehrter im verstellten Ernst beweist, daß sein römischer Lieblingsdichter, an dem er sein ganzes Leben über gearbeitet, eigentlich gar nicht existirt habe. Es ließen sich wol auch hier und da Berichtigungen anbringen, z. B. S. 235, wo man nun, nach Dohm, Gagern u. v. A., nicht mehr an verkleidete Franzosen als Vollbringer des rastadter Gesandtenmordes denken darf. Alles dies aber würde uns über die Grenzen unseres Blattes hinausführen.

Dagegen wollen wir nur noch dem Verleger und Unternehmer des Nekrologs ein Wort der Ermuthigung zur beharrlichen Fortsetzung zurufen. Es muß die Zeit auch für die mercantilische Anerkennung dieses kritisch durchgängig schon hochbelobten Unternehmens kommen; und käme sie wirklich nicht, so ist es kein minderer Ruhm, sein Leben und sein Vermögen uneigennützig an eine in jedem Sinne wahrhaft deutsche Aufgabe gesetzt zu haben. Wollen es die Lebenden nicht, so werden die Todten danken und eine kommende Nachwelt, für die gearbeitet zu haben vielleicht noch rühmlicher ist. 39.

Anekdote.

Folgende Anekdote aus Richelieu's Leben zeigt den Charakter dieses despotischen Ministers in seiner ganzen abschreckenden Gestalt. Während seiner letzten Krankheit ließ sich der Cardinal in einem großen, eigens zu diesem Behuf erbauten und mit königlicher Pracht ausgestatteten Zimmer, das von 50 Mann seiner Leibgarde getragen wurde, welche sich von Stunde zu Stunde ablösten, nach Paris tragen. In dieser größten aller Sänften lag der Cardinal auf einem prächtigen Divan hingestreckt, neben welchem sich ein Sopha für Diejenigen befand, die seine Begleiter auf dieser seltsamen Reise waren und die Verpflichtung hatten, dem hohen Gebieter die Zeit durch ihre Unterhaltung zu verkürzen. Die Träger selbst schritten mit unbedeckten Häuptern einher, aus ungeheuerer Ehrfurcht vor der allgewaltigen Eminenz. Man mußte beinahe alle Stadtthore und Thüren, welche der kranke Minister zu passiren hatte, erweitern, damit die gigantische Sänfte ohne Anstoß sich hindurchbegeben konnte. Dergestalt reiste der Cardinal mit dem Tod im Herzen eine Strecke von 200 Stunden. Wie viele von den Trägern mögen auf diesem Marsch umgekommen sein? Parallelisirt man diesen Zug aus dem unerfreulichen Leben eines unheilvollen Priesters mit der saubern und bekannten Geschichte von der Maintenon, die in einem ähnlichen Tragsessel einem Manoeuvre beiwohnte, das ihr der König zum Besten gab, nur um der sich langweilenden Prude eine Ansicht von einer Schlacht zu geben, was zusammengenommen nicht weniger als 19 Millionen Livres kostete: vergleicht man dies, so kann man wenigstens die Frevel von 1789 ꝛc. und was sich daran ferner schloß, begreiflich finden. 11.

Bibliographie.

Beckmann, F., Der Eckensteher Nante im Verhör. 24ste Auflage. Berlin, Rücker u. Püchler. 8 Gr.

Bulwer, E. L., Ernst Maltravers. Aus dem Englischen von O. v. Czarnowski. 3 Theile. 8. Aachen, Mayer. 3 Thlr.

Cölestina. Eine Festgabe für Frauen und Jungfrauen. 1838. 16. Aschaffenburg, Pergay. 1 Thlr. 8 Gr.

Fortuna. Taschenbuch für das Jahr 1838. Herausgegeben von F. X. Told. 16. Wien, Tendler. 2 Thlr.

Geschichte des Feldzugs von 1815 in den Niederlanden und Frankreich als Beitrag zur Kriegsgeschichte der neuern Kriege. 1ster Theil. Gr. 8. Berlin, Mittler. 3 Thlr.

Gotthelf, genannt Bies, Poetische Versuche. 8. Dinkelsbühl, Walthr. 12 Gr.

Gottschalck, Genealogisches Taschenbuch für das Jahr 1838. Berlin, Reimer. 1 Thlr.

Hahn-Hahn, J. Gräfin, Lieder und Gedichte. Gr. 8. Berlin, Mittler. 1 Thlr.

Hailbronner, K. v., Cartons aus der Reisemappe eines deutschen Touristen. 1stes Bändchen. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 12 Gr.

Huldigung den Frauen. Taschenbuch für das Jahr 1838. Herausgegeben von J. F. Castelli. 16. Wien, Tendler. 2 Thlr.

Kératry, M. H., Friedrich Styndall oder Das verhängnißvolle Jahr. Aus dem Französischen von G. Kleine. 3 Theile. 8. Holzminden, Erdmann. 3 Thlr.

Lenau, N., Savonarola. Ein Gedicht. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 16 Gr.

Marryat, Capt., Das gespenstische Schiff oder der fliegende Holländer. Aus dem Englischen von G. N. Bärmann. 3 Theile. 8. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1 Thlr.

Melfort, E. v., Bilder aus England. Aus dem Englischen von E. Brinckmeier. 2 Bände. 8. Leipzig, Fischer. 3 Thlr.

Mörike, C., Des Vaters Geburtstag. Lustspiel in fünf Akten. 8. Stuttgart, Beker. 18 Gr.

Schleier, L., Der Ring des Duschmanta. Dramatisches Gedicht aus der indischen Vorzeit. 8. Hamburg, Berendsohn. 18 Gr.

Schumacher, G., Gorm der Grausame, König von Dänemark. Ein historischer Roman aus der Zeit des 10ten Jahrhunderts. 2 Theile. Gr. 12. Hamburg, Nestler u. Melle. 2 Thlr. 18 Gr.

Seidlitz, J., Böhmen vor vierhundert Jahren. Ein Roman. 3 Theile. 8. Leipzig, Engelmann. 3 Thlr. 12 Gr.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von J. Frhrn. v. Hormayr. Gr. 12. Berlin, Reimer. 2 Thlr. 12 Gr.

Der bleiche Toms. Ein Roman. 2 Theile. 8. Magdeburg, Rubach'sche Buchh. 1 Thlr. 18 Gr.

Trollope, Mistreß, Der Vikar am Wrexhill. Roman. Aus dem Englischen von O. v. Czarnowski. 3 Bände. 8. Aachen, Mayer. 3 Thlr.

Dramatisches Vergißmeinnicht für das Jahr 1838 von Theodor Hell. 15tes Bändchen. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 1 Thlr.

Wangenheim, F. Th., Die Räuber. Roman nach Friedrich von Schillers Trauerspiel: „Die Räuber." 3 Theile. 8. Hamburg, Berendsohn. 3 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 313. —— 9. November 1837.

Rußland und seine Hauptstädte.

Obgleich die Literatur über Rußland und einzelne Theile desselben schon einen ziemlich bedeutenden Umfang erreicht hat und in jedem Jahre durch neue Beiträge anwächst, so gehört es doch immer noch unter diejenigen Länder, in denen noch viel zu durchforschen, von verschiedenen Seiten zu beleuchten, ja wol selbst nicht Weniges neu zu entdecken ist. Wir wollen uns hier nicht darauf einlassen, ausführlich auseinanderzusetzen, warum uns dieses Land bis jetzt in vielen Theilen eine terra incognita geblieben ist und noch geraume Zeit bleiben wird. Nur das sei bemerkt, daß es keineswegs im Willen, wie auch nicht im Interesse der russischen Regierung liegt, dem unbefangen forschenden Reisenden, welcher nichts Anderes als die Entdeckung der Wahrheit oder die Erweiterung der Wissenschaft beabsichtigt, Hindernisse in den Weg zu legen. Leider ist aber die Zahl solcher Reisenden sehr gering, die mit den nöthigen Vorkenntnissen, unter welche namentlich die Kenntniß der Landessprache gehört, und den äußern Mitteln einen ruhigen und doch scharfen Blick verbinden. Der Einheimische, welchem vielleicht die zuerst genannte Ausstattung nicht fehlt, verhüllt doch mit und ohne Absicht die weniger ins Auge fallenden Schattenseiten, und der Ausländer fehlt hauptsächlich darin, daß er einen falschen Maßstab anlegt und nicht jede Erscheinung aus ihr selbst und aus ihrer historischen Grundlage zu erklären bestrebt ist. Ferner ist das Reisen im Innern und in größerer Entfernung von den Hauptstädten immer noch mit vielen Schwierigkeiten verbunden, indem es dort sowol an guten Wegen als auch an einem leidlichen Unterkommen gar sehr fehlt. Ein eigner, für russische Wege besonders eingerichteter Wagen ist unerläßliche Bedingung für jeden Reisenden, wenn er nicht gleich den abgehärteten Feldjägern von seinem von allen Seiten freien Sitze auf den gewöhnlichen Postkarren oft ellenhoch geworfen werden und wol auch gar unsanft herabfliegen will. Und wie Viele wird nicht die weite Ausdehnung völlig reizloser Gegenden zwischen entfernten bewohnten Stellen abschrecken müssen! So lange diese und andere Übelstände fortbestehen und den wißbegierigsten Reisenden von einem weitern Vordringen in das Innere oder an die äußersten Grenzen nur des europäischen Rußlands abhalten, so lange werden wir uns hauptsächlich mit Dem begnügen müssen, was in und neben den Hauptstädten beobachtet wird. Und das ist auch gar nicht zu verachten; denn in beiden Centralpunkten des Reiches drängt sich so viel Provinzielles zusammen, und dies tritt dem aufmerksamen Beobachter in so scharfen Contrasten neben dem überfeinerten Leben der eigentlichen Inwohner entgegen, daß er keine Ursache hat, darüber zu klagen, daß in dem nationalrussischen Kaufmannsstande, welcher doch eigentlich allein eine Art von tiers état bildet, schon so viel fremde Sitte angetroffen werde, daß es schwer falle, ein vollständiges Bild eines echtrussischen Hauslebens sich zu entwerfen. Alljährlich tritt eine Flut in beiden Hauptstädten ein, welche aus nahen und fernen Provinzen Schwärme von bärtigen Landbewohnern (die sogenannten Muschiks) herbeiführt, und eine ihr entsprechende Ebbe, welche dieselben wieder in die heimatlichen Fluren zurückleitet. So restaurirt sich jedes Jahr die niedere arbeitende Classe und kann recht füglich mit dem Regiment verglichen werden, welches der Kaiser aus Soldaten der verschiedenen Regimenter seines Reiches mit Beibehaltung der verschiedenen Uniformen als eine militairische Musterkarte gebildet hat. Dazu kommt, daß der Russe überhaupt mit unglaublicher Zähigkeit an seinen herkömmlichen Ansichten, Sitten und Gewohnheiten hängt, so sehr dies auch im Widerspruche mit seinem bekannten Nachahmungstalente zu stehen scheint. Dieses letztere bezieht sich im Ganzen nur auf das Äußerliche, welches er in der That überraschend schnell auffaßt und wiedergibt, sobald die äußere Erscheinung selbst nicht auf einer Grundlage beruht, die nicht so leicht zugänglich ist. Die Ursache jener Zähigkeit beruht in der festen Überzeugung des Russen, daß Alles bei ihm ganz vortrefflich sei, und in der geringen Meinung, die er vom Auslande hat. Sind diese erschüttert, dann ergibt er sich allerdings gar leicht einer Ausländerei, wie wir sie kaum in unserm dafür classischen Vaterlande mehr antreffen dürften, und da er genug am Scheine hat und sich nicht viel um das Wesen kümmert, erhält sie meistentheils einen höchst widerwärtigen Charakter. In unsern Augen hat der Beobachter in den Hauptstädten auch darin einen großen Vortheil, daß er leichter die wesentlichen Grundzüge des Nationalcharakters von den zufälligen zu scheiden im Stande ist, da angenommen werden darf, daß die erstern den Einwirkungen des ab-

schleifenden Hauptstadtlebens am längsten widerstehen. Wenn es also zwar zunächst die Physiognomie der beiden Großstädte selbst ist, welche wir in Schilderungen derselben zu suchen haben, so fehlt es doch auch nicht an Ausbeute für die Kenntniß des ganzen Landes und Volkes. Moskau begünstigt natürlich den Reisenden hierbei mehr als Petersburg. Die durch eine herrliche Chaussee und regelmäßige, nicht von der Regierung selbst, wie oft fälschlich angenommen wird, sondern von einer Privatgesellschaft eingeleitete Schnellpostfahrten erleichterte Verbindung beider Städte hat bewirkt, daß in den neuern Zeiten eine größere Menge Reisender Moskau besucht haben.

Es liegen zwei Bücher aus der neuesten Zeit vor uns, welche den Ertrag von Reisen nach Petersburg und Moskau uns darbieten. Das eine tritt mit dem sonderbaren Titel: „Russische Denkmäler", in ziemlicher Beleibtheit (2 Bände, gr. 8., 3 Thlr. 12 Gr.) und ausgestattet mit dem Bildnisse des Verf. und der Copie eines Denkmals in Moskau auf; das andere von bescheidenerm Umfange (279 S., 8., 1 Thlr. 16 Gr.) und mit dem anspruchlosen Titel: „Reise nach St.-Petersburg und Moskau durch Kur- und Liefland", ist dagegen von 13 lithographirten Abbildungen begleitet. Der Verf. des erstern ist Domherr Meyer in Hamburg, der des letztern ein bekannter, nun verstorbener englischer Reisender, Leitch Ritchie, dessen Englisch A. v. Treskow uns verdolmetscht hat. Jenes ist bei Perthes-Besser und Mauke in Hamburg in diesem Jahre erschienen, dieses hat Gottfr. Basse in Quedlinburg im vorigen Jahre gedruckt und verlegt, während das Original in Heath's „Picturesque annual for 1836" mit 25 Stahlstichen enthalten ist. Unser deutscher Landsmann hat seine „Denkmäler" 1828 u. 1835 gesammelt, der Engländer hat sich mit dem Resultate einer einmaligen, im April 1835 angetretenen Reise begnügen lassen. Dies sind die hauptsächlichsten Äußerlichkeiten, durch die sich beide Bücher voneinander unterscheiden oder einander ähnlich sind. Wesentlichere Differenzpunkte finden sich, wenn wir die Auffassungs- und Betrachtungsweise und demnächst die Art der Darstellung Beider miteinander vergleichen.

Domherr Meyer hat sich schon 1792 in der Reiseliteratur einen Platz erschrieben; denn in jenem Jahre gab er „Darstellungen aus Italien" heraus. Diese, sowie seine „Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg" (1800—4) und seine „Fragmente aus Paris" (2. Aufl., 1798) sind, wie das „Conversations-Lexikon" sich ausdrückt, noch in gutem Andenken. Dasselbe Werk rühmt ihn auch als Welt- und Menschenkenner, als geistreichen Beobachter und Darsteller, als welchen er sich bewährt habe in seinen „Briefen aus der Hauptstadt und dem Innern Frankreichs" (2. Aufl., 1803), in seinen „Darstellungen aus Norddeutschland" (1816), in den „Briefffragmenten vom Taunus, Rhein, Neckar und Main" (1822) und endlich in seinen „Darstellungen aus Rußlands Kaiserstadt" (1829). Ref. hat den Verf. zuerst aus den letztern kennen gelernt. Diese kamen ihm in Lübeck zur Hand, als er im Herbste 1831 von dort aus sich zum ersten Male nach Petersburg begeben wollte. War ihm auch Manches darin interessant, so konnte er doch nicht umhin, zum Theil an dem darin herrschenden Geiste, hauptsächlich aber an dem gezwungenen und gegen die gewöhnlichsten Sprachregeln sündigenden Style Anstoß zu nehmen. Welchen Antheil das Alter des Verf. daran gehabt habe, vermag Ref. nicht zu beurtheilen, da ihm die frühern Schriften desselben nicht bekannt worden sind. Die vorliegenden „Denkmäler", in welche nach des Verf. eigner Angabe die „Darstellungen" von 1829 eingearbeitet sind, tragen ganz denselben Charakter an sich.

Reisebeschreibungen sind oft Memoiren vergleichbar, insofern die Persönlichkeit des Verf. mehr oder weniger darin hervortritt. Junge Männer wie bejahrte Leute können meistentheils der Versuchung nicht widerstehen, sich selbst, ihre Erlebnisse und Empfindungen in den Vordergrund zu stellen, obschon sie nicht ganz gleiche Beweggründe dazu haben. Wir wollen dies auch nicht durchaus tadeln und müssen namentlich dem Alter das Recht zugestehen, von sich zu sprechen, sobald es ohne Eitelkeit geschieht und nicht gar zu Unbedeutendes mitunterläuft, was allerdings für die nächsten Freunde und Bekannten von Interesse sein mag, aber nicht vor das größere Publicum gehört. Auch Domherr Meyer hat sich von einiger Eitelkeit nicht frei zu halten gewußt, verleitet durch die Liebe und Verehrung, die er in dem Kreise, welchem er angehört, genießen mag. Er sagt selbst, daß ihn russische und deutsche Freunde zur Herausgabe seiner Reiseerinnerungen ermuntert haben. Diese hätte er aber doch weniger im Auge behalten sollen als das Publicum, vor welches er treten wollte. Auch diesem liegt daran, des Verf. Persönlichkeit und seine Verhältnisse kennen zu lernen, jedoch nur insoweit, daß es sich auf den Standpunkt gesetzt sehe, von welchem aus die gegebenen Mittheilungen betrachtet sein wollen. So ist es für die Beurtheilung der „Russischen Denkmäler" von Wichtigkeit, zu wissen, daß der Verf. durch seinen Schwiegersohn, den kaiserlich russischen Generalmajor Baron Seddeler, derzeitigen Generalinspector der cantonnirenden Bataillone, in vielen Kreisen der beiden russischen Hauptstädte eingeführt war, die Gelegenheit gaben zur Einsammlung von Notizen und Beobachtungen, fremden sowol als eignen, welche nicht jedem Reisenden zugänglich sein mögen. Indessen gehörten diese Kreise doch, wie aus dem Buche erhellt, vorzugsweise der gebildeten deutschen Bevölkerung an, und es ist daher nichts natürlicher, als daß unser Reisender durch dieselben bisweilen zu unfreien, einseitigen Ansichten und Beobachtungen verleitet wurde. Wir haben uns daher des Lächelns nicht enthalten können, wenn uns oft Stellen aufstießen, die aufs genauste den Geist und die Gesinnung jener Kreise uns vergegenwärtigten. Wir wollen damit keineswegs andeuten, daß die gebildete deutsche Gesellschaft in Rußland sich unter eine Kategorie bringen lasse; sie zerfällt im Gegentheile in zwei Gegensätze: ein Theil derselben huldigt einem gewissen Optimismus, während der andere aus Solchen zusammengesetzt ist, welche wir „Verstimmte" nennen möchten. Der ersten Fraction

schließt sich nun unser Landsmann um so leichter an, je mehr er selbst zum übertreibenden Bewundern und Loben geneigt ist, sobald er sich nicht in einer gereizten Stimmung befindet, in welche der gutmüthigste Fremde bei manchen Hudeleien, die ihm widerfahren, und bei manchen widerwärtigen Erscheinungen, die sich ihm aufdrängen, gerathen muß.

Am wenigsten will uns der Styl des Domherrn Meyer munden. Er ist geschraubt und doch breit, ist voll von unrichtig gebrauchten Ausdrücken und wird durch die sonderbare Interpunction, die dem Verf. eigenthümlich ist und keineswegs auf Setzer oder Corrector geschoben werden kann, noch ungenießbarer, als er es schon durch übermäßige Häufung von Epitheten und Zwischensätzen sowie durch übertriebenen Gebrauch zusammengesetzter Wörter in hohem Grade ist. Auch die Schreibung mancher Wörter weicht von der gewöhnlichen ab und ist dann meistens ganz falsch. Wir werden Gelegenheit nehmen, dieses Urtheil durch Auszüge zu belegen.

Kürzer können wir uns bei Dem fassen, was wir über den englischen Reisenden zu sagen haben. Er faßt Alles ruhig und unbefangen auf, theilt weniger mit, was er von Andern gehört hat, als was er selbst sah und beobachtete, und setzt den Leser durch allgemeine Überblicke und feine Bemerkungen besser in den Stand, sich selbst eine Ansicht und ein Urtheil zu bilden, als bei einer gewissen Vollständigkeit und Ausführlichkeit der Schilderung aller möglichen Einzelheiten zu erreichen gewesen wäre. So weit von der fließenden Übersetzung auf das Original sich zurückschließen läßt, ist die Darstellung natürlich und gefällig. So können wir denn auch mit Fug und Recht zur Lesung dieses Reiseberichts die Leser d. Bl. einladen, ohne darum das Verdienst mancher interessanten Mittheilungen unsers deutschen Landsmanns schmälern zu wollen.

Da es nicht möglich ist, eine Übersicht des Inhalts beider Werke zu geben, werden wir uns damit begnügen müssen, Einzelnes, was zu Vergleichungen zwischen beiden und zu weitern Besprechungen sich eignet, herauszuheben. Wie schon in der Titelangabe gesagt ist, machte Leitch Ritchie seine Reise zu Lande. Die flüchtige Schilderung der Reise von Memel über Mitau und Riga gibt schon zu manchen interessanten Bemerkungen Anlaß. Wir theilen etwas über die Civilisirung Rußlands mit.

Herr Bachoutsky, sagt Ritchie, gibt sich die Mühe, eine Untersuchung der verschiedenen Bildungsstufen der großen Nationen Europas anzustellen; aber das ist Alles vergebens. Die einzelnen losgerissenen Thatsachen, nach denen er urtheilen muß, können ebenso wenig als Zeugnisse für den Charakter eines Volkes gelten wie ein einzelner Stein als Probe für ein ganzes Haus. Keine Sophisterei kann die Wahrheit umstoßen, daß in moralischer Beziehung die alten Völker Europas vor hundert Jahren schon auf derselben Stufe der Bildung waren, auf der wir sie heute sehen, und daß zu derselben Zeit Rußland noch in finsterer Barbarei darniederlag. Die Bojaren lebten auf ihren Schlössern in Moskau oder in den Provinzen in aller Unwissenheit der Lehnsherrschaft. (Ein eigentliches Lehnsverhältniß hat in Rußland nie stattgefunden. Ref.) Ihr Sinn wurde nicht durch einen einzigen Zug jener phantastischen Richtung erhoben, die den poetischen Reiz der Zeit des Ritterthums bildet. Ihre Frauen wurden nicht nur verborgen gehalten wie die Sklavinnen des Orients, sondern sie wurden zu gleicher Zeit beschimpft, gemishandelt und, wie die Weiber der Wilden, gelegentlich unbestraft ermordet. Ihre Religion war zur Hälfte Heidenthum, oder mehr als zur Hälfte, und Panitha, die Venus dieser Heiden, bekämpfte die Jungfrau Maria noch in den Tempeln.

Dies war das Chaos, in welches die Elemente eines großen Volkes geworfen wurden, als der Geist Peter's des Großen zuerst „über dem Wasser schwebte". Dieser in seinen Manieren rauhe, in seinen Leidenschaften wilde und in seinen Gewohnheiten und Neigungen gemeine Mensch war in vielen Beziehungen kein übler Repräsentant seines Landes; aber in den feinern Theilen seiner Natur war er einer jener intellectuellen Riesen, die nur in großen Zwischenräumen unter den gewöhnlichen Menschen erscheinen wie ein Komet unter den Sternen; ja, seine Rohheit machte ihn nur noch fähiger zur Zähmung eines rohen Volkes. In einem Falle wie dieser würde kein Macchiavell'sches Geschick, kein politischer Streich von Erfolg gewesen sein. (Wir würden lieber sagen: keine politische List, denn politische Streiche gingen doch von Peter aus. Ref.) Peter der Große führte seine Ideen mit kräftiger Hand durch; er zwang seine Unterthanen, gebildete Sitten anzunehmen; denn er wußte wohl, daß dies endlich zur Bildung selbst führen müsse, und indem er die alten Bojaren in ihren Urwäldern überfiel, schnitt er ihnen die Bärte mit Gewalt ab „und zog an's Licht den widerspenst'gen Wilden". Die despotische Gewalt ist an und für sich ein großes Übel, wie Niemand leugnen wird; in diesem Falle aber erzeugte sie nur Gutes. Wenn nun auch die Schöpfungen einer despotischen Gewalt einem Volke heilbringend sind, so sind sie doch an und für sich zerstörender Natur. Die Nachfolger Peter's des Großen schritten mit Beharrlichkeit auf dem betretenen Wege fort.

(Der Beschluß folgt.)

Gedichte von Alexander Grafen von Würtemberg. Stuttgart, Brodhag. 1837. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Es ist eine der unangenehmsten Pflichten der Kritik, wenn sie die jungen Sprößlinge der deutschen Lyrik in Empfang nehmen muß. Die deutschen Lyriker haben sich das Uhland'sche Wort: „Singe, wem Gesang gegeben", in neuester Zeit sehr gesagt sein lassen. Es singt seitdem in Nord und Süd Alles, indem es das damit verbundene Postulat schon als Gewißheit voraussetzt, und daß ihm der Gesang gegeben sei nicht im mindesten bezweifelt. Allein wie Weniges von Dem, was die weitläufige Kategorie der deutschen Lyrik Jahr aus Jahr ein in sich befaßt, erhebt sich über die Mittelmäßigkeit!

Pfizer, Lenau und Anastasius Grün sind vielleicht die letzten deutschen Lyriker, die in ihren Gesängen wirkliche Gedanken haben. Im Norden Deutschlands begegnet uns fast nur die lyrische Reflexion. Die Östreicher par excellence bringen Empfundenes; aber der Kreis ihrer Betrachtung ist beschränkt. Mehre andere der bessern Lyriker von Süddeutschland haben in ihren

Gedichten nur Anschauungen und etwa als Schluß und Zugabe noch eine Betrachtung, die, wenngleich sie auch keine bloße kahle und schale Reflexion ist, mindestens auch keinen allgemeinen Zug enthält. In andern wieder spielen Anschauung, Betrachtung, Reflexion und bloße Gefühlsäußerung auf wunderliche Weise durcheinander. Man beginnt etwa mit dem Object und dessen Beschauung; aber das Object ergibt sich hierauf als zu kahl, dürftig und inhaltsarm; auf der andern Seite ist wieder das Gemüth des dichtenden Subjects nicht innerlich und schöpferisch genug, um dem übelgewählten Objecte zu Hülfe zu kommen und ihm einen wirklichen Inhalt einzuprägen. Deshalb sucht es sich, weil es doch einmal dichten will und dichten zu müssen sich einbildet, mit einem Surrogate zu behelfen, mit dem bloßen Bilde, mit der Reflexion, mit allerlei dem Gegenstande fern liegenden Beziehungen. Es wird der ganze Landsturm der Phantasie aufgeboten, um die fehlende Einheit und Innerlichkeit des Gedichtes durch ungehöriges, fremdartiges, wunderliches Außenwerk und Bilderwesen zu ersetzen. Es ist dies in Wahrheit weder ein Träumen, noch ein Empfinden, noch ein Betrachten, noch ein poetisches Denken, am wenigsten ein poetisches Gestalten; es ist vielmehr ein seltsames Herumvagabundiren in solchen Gebieten, die man allenfalls noch zur Poesie rechnen kann, und eben dies beweist am deutlichsten die Unzulänglichkeit des Dichters und den Mangel an wahrhafter poetischer Begabung

Es liegt uns hier eine kleine Sammlung lyrischer Gedichte vor, von welcher wir eben nichts Günstigeres im Allgemeinen zu sagen wüßten, als daß das bisher Bemerkte auch auf sie angewendet werden muß. Es ist darin vorhanden eine Anschauung, die man eben nicht prosaisch nennen kann, aber auch nicht eben poetisch finden wird; eine Betrachtung, die zwar nicht ganz müßig und unnütz erscheint, aber auch nicht in reiner Objectivität aus dem Gegenstande selbst hervorspringt; eine Seelenstimmung, die wol den Drang zum Dichten enthalten mag, nicht aber zugleich den Beruf in ihrer Äußerung darstellt; eine Empfindung, die hin und wieder glückliche und wahre Momente hat, aber häufig auch zum bloßen Außenwerke, Bilderwesen und Gaukelspiel der Phantasie, gleichsam in lyrischer Angst, ihre Zuflucht nimmt. Der Graf von Würtemberg ist kein schlechter Dichter; er erhebt sich sogar zuweilen über die bloße Leidlichkeit; aber ob sich diese seine Lyrik sonderlich viele Herzen gewinnen, ob sie die Geister ergreifen und erwärmen, ob sie in ihren Einflüssen nachhaltig sich zeigen werden, dies müssen wir dahingestellt lassen und möchten es fast von Haus aus verneinen. Einige von den ruhigern Gedichten sind nicht übel, sie lesen sich und empfinden sich auch wol beiläufig; allein der Eindruck verlischt auf der Stelle, und was etwa von ihm eine Zeit hindurch übrig bleibt, verdanken wir etwa der Versification oder einer einzelnen, mehr zufälligen Wendung. Hier ist eins der bessern unter den kleinern Gedichten:

Träumerei.

Einst zog ich aus mit Jägerlust,
Im Wald den Hirsch zu jagen;
Wie hat mir da in voller Brust
Das wilde Herz geschlagen!

Und als ich an der Buche stand,
Der alten, auf der Lauer,
Da kamen zu mir, Hand in Hand,
Die Wehmuth und die Trauer.

Sie sprachen zu mir mancherlei
Von fernen Kinderjahren,
Und wie die Zeit entschwunden sei
Mit ihren Todtenbahren:

Da plötzlich brach der starke Hirsch
Durch dichte Waldesräume —
Verloren war die frühe Birsch,
Verloren meine Träume.

Einige der Gedichte sind im Zedlitz'schen Tone gedichtet, z. B. „Andreas Hofer". Was wir aus den beiden zusammenhängenden Gedichten, die „An Justinus Kerner" überschrieben sind, machen sollten, wußten wir kaum; wahrscheinlich beziehen sie sich auf ein krankheitliches Ereigniß in des Verf. Leben. In dem wirren, phantastischen Tone, den wir oben andeuteten, ist „Der Todtengräber" gedichtet; dies ist eben das misverstandene gloomy Byron's, das in unserer heutigen Lyrik mehr herumspukt, als wir denken sollten. Unter allen Gedichten hat uns „Der scheidende Schiffer" (S. 151) am besten gefallen, das wir deshalb am Schlusse der Anzeige noch ausheben wollen:

Der scheidende Schiffer.

Die Segel auf! Fort aus dem Land,
Das Treue mir gelogen!
Zerrissen sei der Liebe Band,
Die so mich hat betrogen!

Mein einzig Liebchen sei fortan
Die schlanke Brigantine,
Die auf des Sturmes finstrer Bahn
Bewahrt die heitre Miene.

Schön war der Falschen Angesicht,
Schön ihres Busens Schwellen;
Hebt tausend schönre Busen nicht
Die See in hohen Wellen?

Einst liebt' ich wol die dunkle Glut
In ihrem Aug' zu schauen;
Ist schöner nicht die tiefe Flut
Der See, der dunkelblauen?

Und soll ich einmal untergehn,
Soll mich der Tod umstricken,
Sei's lieber in des Sturmes Wehn
Als in des Weibes Blicken.

Hier ist mindestens originelle Anschauung und eine einheitliche lyrische Stimmung vorhanden, wenn auch keine Tiefe und bewältigende Innerlichkeit des Gedankens. 1.

Literarische Notiz.

„The vicar of Wrexhill" ist der Titel des neuesten, kürzlich in drei Bänden erschienenen Romans von Mstrß. Trollope. Eine englische Zeitschrift erklärt denselben in Bezug auf Darstellung und Charakteristik für den gelungensten der Verfasserin und sagt unter Anderm davon: „Es ist die Geschichte eines modernen Tartuffe, welche zeigt, wie unsere schönsten und erhabensten Gefühle durch üble Richtung und einen misleiteten Enthusiasmus in Übel und Sünde umschlagen können. Je tiefer die großen Wahrheiten des Christenthums sich uns eingeprägt haben, je inniger wir fühlen, daß sie uns Trost im Leben, Hoffnung im Tode sind, desto mehr müssen wir uns vor den Täuschungen des Fanatismus wahren; denn der Fanatiker und der Heuchler sind unzertrennliche Gefährten (diese Behauptung geht in ihrer Allgemeinheit doch etwas zu weit). Wir sind überzeugt, daß der Heilige mit seiner Übertreibung und seiner Selbstgenugthuung der Sache der Religion weit mehr schade als der Ungläubige. Zweifel und Unglaube kommen früher oder später von ihrem Irrthume zurück; aber der kleinliche Hochmuth und die Anmaßung, die sich in der Verurtheilung Anderer gefällt, kleine Versehen als grobe Vergehen gebüßt haben will, Fasten und Kasteien, dem Inhalte der heiligen Schrift so ganz zuwider: dies Alles ist berechnet, mit Widerwillen gegen eine Religion zu erfüllen und sie zum Gespötte zu machen, welche von Denen verderbt und beschimpft wird, die sich nach ihr nennen. Mstrß. Trollope hat ein Gemälde der Art mit Sicherheit und Schärfe geliefert; unser einziger Vorwurf ist, daß sie theilweis die Farbe etwas zu stark aufgetragen habe." 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 314. —— 10. November 1837.

Rußland und seine Hauptstädte.

(Beschluß aus Nr. 313.)

Welchen Erfolg die Maßregeln Peter I., seiner Gemahlin Katharina, der zweiten Katharina und Alexander I. — denn diese Fürsten und Fürstinnen können doch eigentlich nur in Betracht kommen — gehabt haben, dies sucht Hr. Ritchie in seinem Buche darzulegen. Mit Dem, was er zu diesem Zwecke beigebracht und näher beleuchtet hat, können wir uns meistentheils einverstanden erklären; erschöpfend ist es aber keineswegs. Wir erlauben uns daher, hier in einigen Bemerkungen eine Ergänzung zu versuchen. Was im Wesen des Russen als Slawen liegt, das kann bei einer Vergleichung desselben mit seinen Stammgenossen leicht ausgemittelt werden; er wird sich nach einem aus seiner Natur hervorgehenden Gesetze haben entwickeln müssen. Nun treten aber dem Werke der naturgemäßen Bildung Hemmnisse entgegen, die theils alles weitere Fortschreiten abschneiden, theils in falsche Bahnen leiten. Gehen wir auf die frühere Geschichte der Russen zurück, so sehen wir sie seit dem 10. Jahrhundert in geistiger Hinsicht abhängig von Konstantinopel, dem sie sich um so leichter anschlossen, als dort immer mehr slawische Elemente sich zeigten. Die Kirche, von dort aus gegründet und geleitet, war die Trägerin der Bildung wie zu derselben Zeit in den westlichern Ländern. Nun traf aber vom 13. bis ins 15. Jahrhundert Rußland das Unglück, von dem Joche der Tataren niedergedrückt zu werden zu einer Zeit, in welcher das westliche Europa den Fesseln des Mittelalters sich zu entwinden begann. Die aufkeimende, eine eigenthümliche Entwickelung versprechende Bildung des russischen Volkes ward zurückgedrängt und ihm dafür ein knechtischer Sinn gegeben, der, aus dem Bedürfniß, den gedrückten Stand der Sklaverei leichter zu ertragen, hervorgegangen und später zur Gewohnheit geworden, jedem freien Aufschwunge für lange Zeit entgegentrat. Joan Wasiljewitsch brach die tatarische Macht. Es fehlte dem Volke nun nicht an Gelegenheit, in Kämpfen mit den Nachbarvölkern zu erstarken und Keime europäischer Gesittung in sich aufzunehmen. Da brachen aber wieder jene unseligen Thronstreitigkeiten aus, welche von 1598—1613 Rußlands Boden mit Blut tränkten und Ränke und Verwickelungen herbeiführten, denen durch die wunderbare Wahl des ersten Romanoff auf den Thron ein Ende gemacht wurde. Von da ab ging das Streben dahin, dem Reiche durch Erweiterung feste Grenzen zu geben, und es ist männiglich bekannt, wie vortrefflich das gelungen ist. Es war natürlich, daß darunter die innere Entwickelung leiden mußte. Das Reich sah sich endlich politisch zu der Bedeutung eines großen europäischen Staates erhoben, und doch standen seine Bewohner und zum größten Theile selbst seine Leiter tief unter der Bildung des übrigen Europa. Peter der Große erkannte mit Adlerblick die nothwendigen Folgen davon. Das, was langsam anderwärts zur Reife gekommen war und dort tiefe Wurzeln geschlagen hatte, sollte plötzlich seinem Lande und Volke eingeimpft werden. Es war natürlich, daß unermeßliche Nachtheile daraus hervorgehen mußten, daß er wie seine Nachfolger das Gesetz allmäligen Wachsens der Bildung von der Wurzel aus verkannte, daß er großgezogene Gewächse auf einen Boden verpflanzte, der zur Aufnahme von Setzlingen kaum vorbereitet war. Er mußte vom Heere aus die Umwälzung beginnen. Dies wurde nun der Träger der Bildung, und die Kirche, welcher das alte Europa so viel zu danken hat, ward hier in ihren Repräsentanten, die sich von der Berührung der europäischen Cultur absperrten, zurückgedrängt. Wir sehen es daher als ein großes Unglück für Rußland an, daß seine Geistlichkeit ihren natürlichen Beruf nicht geübt hat und nicht üben konnte, das Werk der Bildung von ihrer Seite zu fördern und theilweise zu leiten. Wir sagen es mit Zuversicht voraus, daß ohne ihre Mitwirkung auch in Zukunft nichts Tiefeindringendes und Heilbringendes für die Volksbildung in Rußland zu Stande gebracht werden wird, und dies hat auch bisher die Erfahrung schon bestätigt. Ganze Völker lassen sich nicht urplötzlich civilisiren; auch der gewaltthätigste Herrscher kann ihnen kaum den Schein der Civilisation, welchen Ritchie mit den gebildeten Sitten bezeichnen will, aufdrücken. Peter's und seiner Nachfolger Wirken hatte daher doch hauptsächlich nur großen Erfolg unter dem Adel, bei Reichen und Angesehenen. Diese Classen dem übrigen Europa au niveau zu setzen, foderte schon der Wunsch, in Wahrheit einen europäischen kaiserlichen Hof zu repräsentiren. Abgesehen davon, daß eine ungeheuere Kluft sich immer mehr befestigte zwischen den Leibeigenen und ihren Herren, daß diese sich immer mehr vom Lande in die großen Städte zogen und durch

ihre erworbene Bildung also jenem nicht mehr nützen konnten, war es auch ein unverkennbarer Nachtheil, daß man in der Wahl der Musterbilder, welche das westliche Europa liefern mußte, fortwährend wechselte. Bald war es deutsche, bald französische Bildung, der man sich anschloß. Peter I. neigte sich mehr zu Deutschland und Holland hin; Katharina II. erhielt ihre Gesetze von den Encyklopädisten aus Paris, und selbst Alexander stand noch unter ihrem nachwirkenden Einflusse. Auf diese Weise konnten die höhern Stände doch nur zu einer oberflächlichen, zu einer Scheinbildung kommen. Nach unserm Dafürhalten gebührt dem gegenwärtigen Kaiser der Ruhm, erkannt zu haben, daß seinem Volke die nationale Grundlage fehle, und daß sie ihm wiedergegeben werden müsse. Daher sein Streben, den Einfluß des Auslandes zu mindern und die Großen des Reichs mehr auf ihr Vaterland hinzuweisen; daher sein Gebot, auf allen Bildungsanstalten russische Sprache, Literatur und Geschichte über alle Unterrichtsgegenstände zu setzen. Ob es ihm gelingen werde, was versäumt worden ist, nachzuholen, möchten wir fast bezweifeln. Nur Volksschulen, unterstützt von der Geistlichkeit — denn das ist die Hauptsache —, werden eine höhere Bildung des Volkes für die Zukunft vorbereiten können, wenn man sich dabei in Geduld faßt und nichts übereilt. Dann wird auch allmälig an eine Emancipation der Leibeignen gedacht werden können; vorher hat sie keinen Sinn.

Nach dieser Abschweifung wenden wir uns wieder zu Ritchie und verweilen bei dem allgemeinen Bilde, welches er von Petersburg gibt. Er findet es sehr nichtssagend, daß man Petersburg die schönste Stadt Europas nennt. Es ist eine Stadt von lauter neuen Häusern, die eben erst getüncht sind. Die Zeichnungen zu einigen mag man alt nennen, die Copien sind doch wirklich neu. Sie copiren die classischen Modelle; aber sie copiren sie oft schlecht und gleichen den Statuen, welche in den Straßen feilgeboten werden. Die Straßen sind breit; von einer Straße zur andern, und wieder und wieder zu einer andern ist Alles breit, weiß und hellgelb. Dann sind hier und da Säulenreihen, Kirchen, Kuppeln und spitze Thürme — alle weiß, wenn sie nicht vergoldet oder hellgrün angemalt sind. Man erblickt ferner bei jeder Wendung Kanäle, nicht einförmig und gerade wie die holländischen, sondern angenehm sich schlängelnd. Endlich hat man einen großartigen, herrlichen Strom, der so breit wie die Themse und hundertmal schöner ist und das Ganze durchfließt. Petersburg ist mehr Gemälde als Wirklichkeit; es ist groß, schön und edel in einiger Entfernung, aber, nahe betrachtet, nichts als eine bemalte und überfirnißte Fläche, oder, um den Vergleich zu verbessern, es ist wie eine Theaterperspective, in die man nicht hineingehen darf, wenn man die Illusion nicht stören will.

Petersburg hat durchaus keinen moralischen Charakter, um seinen Plätzen eine gewisse Würde zu geben, um den Geist zu veranlassen, Gräber und Ruinen aufzusuchen. Es ist eine Stadt der Nachahmung, die in unsern eignen Tagen nach Dem gebaut wurde, was man für die besten Muster hielt. Als ein Gemälde einer Stadt, als ein oberflächlich betrachtetes Bild eines Sammelplatzes der Menschheit, ohne Rücksicht auf Nationalcharakter, auf Geschichte oder auf Individualität irgend einer Art ist Petersburg ohne seines Gleichen.

Aus diesen Bruchstücken kann der geehrte Leser schon ersehen, daß der Verf. mit Unbefangenheit, aber zugleich mit Schärfe beobachtet. Daß diese nicht zu Ungerechtigkeiten verleitet hat, dürfen wir nach bester Überzeugung versichern. Es würde uns nicht schwer fallen, manche höchst interessante Mittheilung herauszuheben, wenn hier Raum dazu wäre. Wir verweisen auf Das, was Ritchie von den liefländischen Bauern sagt, auf seine Schilderung der arbeitenden Classe in Petersburg, auf eine *längere* Abhandlung über die griechische Kirche, über die Lage der Leibeignen u. m. A. Nur die Darlegung des allgemeinen Eindrucks, den Moskau auf den Verf. gemacht hat, glauben wir unsern Lesern nicht vorenthalten zu dürfen. Es machte zuerst nicht den überraschenden Eindruck auf ihn, wie die Neuheit und das Interesse seiner Einzelheiten wol hätten machen sollen; aber Tag für Tag, Stunde für Stunde fühlte er sich mehr angezogen.

Ich wanderte — sagt er — wie ein unruhiger Geist durch die Straßen; ich schaute mich von der Esplanade des Kreml, vom Iwan-Welity-Thurm und von allen hohen Punkten um; doch immer blieb mein Verlangen noch mehr rege und meine Neugierde ungestillt. Nach einem Aufenthalte von sechs Wochen verließ ich Moskau mit unbefriedigter sacra fames, und bis auf d i e s e Stunde erhebt sich die heilige Stadt in meinen Träumen wie eine romantische Vision. Wenn man sich der Stadt nähert, so bemerkt man, daß sie auf einer erhöhten Fläche liegt, die sich vom Wasser an erhebt und mit zahlreichen Höhen geschmückt ist. Diese Lage allein gibt ihr schon einen Vortheil über die neue Hauptstadt; denn je nachdem man vorschreitet, erhält man stets andere Gesichtspunkte, von denen aus die Stadt ein anderes Bild gibt. Wenn man sich den Gebäuden naht, deren Massen Staunen erregen, so fühlt man eine ganz neue Wirkung. Man findet sich in einem fremden, fernen Lande, in einer Stadt, wie man sie früher nur in den Wolken gesehen, wenn ein reicher Sonnenschein tausend farbige, riesenhafte, groteske und überirdische Gestalten von Licht und Schatten erschuf.

Es liegt uns nun noch ob, Einiges aus den „Russischen Denkmälern" mitzutheilen. Wir wählen zunächst Das, was Domherr M e y e r über die berühmte Alexanderssäule sagt, mit Übergehung der aus Zeitschriften bekannten Angaben. Dabei werden wir Schreibart und Interpunction des Verf. gewissenhaft wiedergeben.

Die Ansicht des Denkmals — heißt es dort — scheint auf dem ersten Blick, der Erwartung des sich aus der Tiefe des ungeheuren Platzes herannahenden Anschauers von seiner gigantischen Größe, nicht zu entsprechen. Die zu einem Ganzen vereinten drei Plätze von 2000 Schritt Länge und verhältnißmäßiger Breite, in deren Mitte es steht (Das ist unrichtig; das Denkmal steht in der Mitte des zwischen dem Winterpalaste und dem Generalstabsgebäude befindlichen Platzes, der als die Fortsetzung des Admiralitätsplatzes erscheint. Ref.), die ungeheuren Massen des Winterpalastes und des Palais des Generalstabes, die seinen Standpunkt umgeben, verkleinern, aus jener Ferne gesehen, seine Höhe und Stärke; doch wachsen diese bei jedem sich ihm nahenden Schritt, mehr und mehr bis zu seiner Riesengröße, die selbst außerhalb der Stadt gesehen, alle jene Massen weit überragt, und besonders Abends von der unterge-

henden Sonne beglänzt, von seiner spiegelklar polirten Oberfläche dem Auge blendend entgegenstralt. Alexander dem Ersten das dankbare Rußland. Einfach groß und edel, sprechen am Stilobat, unter dem heiligen Symbol des stralenden Auges der Vorsehung, diese einfachen Inschriftsworte die Weihe des Denkmals aus; scharf kontrastirend, mit dem höfischen Karakter, der selbstisch stolzen Inschrift am Felsenfuß der Ritterstatue Peter's des Großen: Petro Primo Catharina Secunda. — Als Sinnbild des frommen Geistes und holdseligen Karakters des verewigten Kaisers, steht die Gestalt eines schützenden Engels, dessen Kopf selbst die Ähnlichkeit des Antlitzes Alexander's darbietet, auf einer sich über das dorische Bronzkapitäl erhebenden Halbkugel. Zum Himmel streckt er die Rechte aus, und hält in der Linken das goldglänzende heilbringende Kreuz, mit diesem geheiligten Symbol des Glaubens und der Liebe, eine Schlange erdrückend, deren erlahmter Kopf über die Halbkugel niederhängt. — Unläugbar ist der Gedanke, das Sinnbild eines überirdischen Retters und Wohlthäters auf die hochragende Spitze der Alexander Kolonne zu stellen, sehr glücklich ersonnen, und war andern Vorschlägen, einer kolossalen Büste, oder eines Standbildes des Herrschers, weit vorzuziehen. Nikolaus selbst entschied für die Ausführung des Schutzengels, dessen Bewegung der Rechten und sein bis auf die Brust vorübergebeugtes Haupt, der Zuruf zu dem Volk: „Eure Hülfe kam von oben!" — ausdrücken soll. So schön nun diese Idee auch wahrlich ist, so scheint sie doch einer Elegie mehr analog, als dem Meissel und dem Guß einer hundert vierzig Fuß hochgestellten Statue angemessen, ausführbar zu sein. Das tief vorgebeugte Haupt dieses Engels, von welchem Zugang, von welcher Seite, und aus welchem Gesichtspunkt, fern oder nahe, man es hinauf zu dieser schwindelnden Höhe erschauen mag, stört, so ästhetisch als plastisch, den beabsichtigten Eindruck. Von hinten, selbst bis zu mehreren hundert Schritten angesehen, ist das sich tief auf die Brust senkende Haupt vollends unsichtbar, und scheint folglich, zwischen den hervorragenden Flügeln, der Gestalt ganz zu fehlen; von den Seiten und von vorn betrachtet, hängt es fast, wie vom Körper gelöset, unnatürlich gesenkt, herab. — Schmerzhaft ist's, an diesem neuen großartig herrlichen Werk, schon jetzt einen sichtbaren Schaden zu bemerken, dessen Grund noch ebenso wenig recht auszumitteln ist, als seine Verbesserung kaum möglich zu sein scheint. An dem obern Sockel der Statue, unter dem Kapitäl, zeigen sich nehmlich viele große Streifen einer herabströmenden weißlichen Materie, die man dem zerfließenden Mörtel, mit welchem jene Theile unterhalb befestigt sind, zuschreiben will. — Dem herrlichen Ganzen des Denkmals nicht würdig genug entsprechend, sind die in hocherhabener Bronzarbeit ausgeführten allegorischen Darstellungen an dem Fußgestell der Säule, sowohl wegen der überladenen, das Auge verwirrenden Gegenstände, als auch durch die verfehlte Zeichnung der vielen symbolischen Figuren, mit den durch einander geworfenen Trophäen, Waffen, Kronen, Diademen, Panzern, Helmen, unter welchen zusammengehäuften und gedrängten Bildwerken, sich nur Eine Gestalt, wenn gleich nicht durch tadellose Zeichnung und edlen Ausdruck, doch durch ihre gewichtige Bedeutung, an der Hinterseite hervorhebt. Es ist der Genius des Ruhms, der die Ziffern der verhängnißvollen Jahre — 1813, 1814, 1815 — auf die eherne Tafel der Zeitgeschichte eingräbt.

Herr Meyer läßt wenig Gegenstände unberührt, die dem Fremden in Petersburg merkwürdig erscheinen müssen. Weniger ausführlich und vollständig wird Moskau geschildert und beschrieben. In dem ersten Bande werden dem Leser auch die Umgebungen Petersburgs und namentlich die kaiserlichen Lustschlösser vorgeführt. Den größten Theil des zweiten Bandes nehmen die Umgegend Moskaus, die Lustschlösser, das Kloster Troïtza und der Archimandrit Platon, Groß-Nowgorod, die russischen Militaircolonien, das häusliche und gesellige Leben in Petersburg, die Literatur und endlich Altfinnland (Wiburg, Monrepos, Imatrafall) in Anspruch.

Wir geben zum Schlusse als zweite Probe der Darstellungsweise des Domherrn Meyer die Schilderung des Imatrafalles, jedoch etwas abgekürzt.

Stundenweit schon vernimmt man das Brausen des Imatrasturzes, ähnlich dem Rollen des Meeres, bei ferner sich heranwälzender Flut, stärker und stärker sich mehrend, je näher der Heimat (so nennt man jeden kleinen finnischen Bauerhof) Sietola man kommt. — Die wilde Wouxa ergießt sich zwischen senkrechten, waldgekrönten, dem Augenmaß nach 50 Fuß hohen schroffen Felsenmauern, auf einer schrägen Fläche, von etwa 150 Fuß Breite und 100 Fuß Fall in seiner Länge, gegen 1200 Schritte herab bis zu unsern Füßen, gleichwie durch eine gesprengte Bresche hindurchstürmend. Von, unter der stürzenden Flut, bald verborgen, bald auf Augenblicke aus dem Wogengetümmel auftauchend zahllosen Felsenriffen und Klippen ist das damit überfüllte Strombett in seinen Tiefen gezackt. — Feindlichen Mächten gleich, kämpfte das Element der Wellen und Wogen, gegen die, sich dem Sturz entgegenstellenden Felsenmassen und Klippenwände; bald ansprengend gegen diese, bald im Anschlagen zerschellend, oder hoch gegen einander sich bäumend, hinan- und hinaufschleudernd die schäumend hochstrahlenden Staubwolken zurücklassend, in den gähnenden Felsenschlund, in die Spalten und Schluchten des Grundes, wieder herabstürzen, und so das donnernde Toben des wilden Kampfes vollenden. — Gegen die wunderherrliche Naturscene des Imatrasturzes müssen die Wasserfälle und Kaskaden der Schweiz und Italiens zurücktreten, — gleich nachbildenden Werken der Kunst, gegen die hier waltende Allmacht der Natur. 43.

Neugriechische Literatur.

1. Ὁ ἐξόριστος τοῦ 1831, κωμικοτραγικὸν ἱστόρημα, ὑπὸ Ἀλεξάνδρου Σούτσου. Athen 1835.
2. Ὁ γέρων Λιμπέρις, ἢ διάλογοι ἐν περιπάτῳ, ὑπόθεσιν ἔχοντες ἤθη καὶ πράγματα ἑλληνικά, γραφέντες ὑπὸ τοῦ κυρίου ΣΙΒΙ. Athen 1836.

Bei der Verflachung, welche der erst im Entstehen begriffenen neugriechischen Literatur besonders durch die extensive und intensive Ausartung des Journalismus in Griechenland theils schon widerfahren, theils noch mehr droht, sind die bessern literarischen Erscheinungen in Griechenland, die uns von dort zukommen, um so mehr ins Auge zu fassen. Wir wollen dies jetzt in Ansehung zweier thun.

Die erste der vorliegenden beiden Schriften empfiehlt sich schon von Seiten ihres Verfassers, des durch seine „Histoire de la révolution grecque" (Paris 1829), durch seine Gedichtsammlung: „Πανόραμα τῆς Ἑλλάδος" (2 Bändchen, Nauplia 1833), sowie durch andere frühere und spätere Ergüsse seiner poetischen Laune und seines sarkastischen Witzes bekannten Alexander Sutsos. Hier nun hat sich derselbe auf ein ihm neues und der neugriechischen Literatur überhaupt fremdes Gebiet gewagt, nämlich das des Romans; denn als ein solcher, und zwar mit dem Zusatze eines komisch-tragischen Romans, wird vom Verf. selbst sein Buch bezeichnet. Indeß trägt es einen zu entschiedenen politischen Charakter an sich und ist mit der Geschichte der Tage, in denen der Roman spielt, im Sinne und nach der politischen Ansicht des Verf. viel zu innig verwoben, als daß es für einen eigentlichen Roman gelten könnte. Dazu hat Sutsos seinen Stoff viel zu subjectiv nicht nur gewählt, sondern auch behandelt; was freilich um so weniger zu verwundern ist, je mehr es ihm offenbar, wenn nicht ausschließlich, doch vorzüglich darum zu thun war, einestheils die Kapodistrias'sche Herrschaft, sowie er sie schon früher aufgefaßt und wie er ihr selbst gegenübergestanden hatte, an und für sich, übrigens selbst nicht ohne poetische Übertreibungen, zu charakterisiren, anderntheils aber eben dadurch zu belehren, indem er den Griechen Haß und Verachtung gegen jedes uneinge-

schränkte Regierungssystem und Liebe zu einer constitutionnellen Verfassung einflößen wollte. Nun hat er allerdings ein romantisches Gewand geschaffen, worein Personen und Situationen seiner Phantasie in komisch-tragischer Haltung gleichsam gewoben und zu einem Ganzen verwebt sind, und dieses Gewand hat er sodann um den historischen Kern seines Buchs geschlagen; allein überall guckt der Satiriker, der Gegner der Kapodistrias'schen Gewaltherrschaft, guckt Alexander Sutsos, mit seinem Hasse und seinem Spotte, wie gut er es auch mit Griechenland und mit der Freiheit selbst meinen mag, hindurch. So ist es erklärlich, daß es der ganzen Darstellung an der nöthigen objectiven Haltung und Ruhe mangelt, die allein auch auf Seite des Lesers selbst einen ruhigen Genuß bedingen kann, und schon die Wahl einer solchen Geschichtsepoche als Grundlage für einen Roman, welche mit den Leidenschaften, die sie einst aufregte, den Leidenschaften der Gegenwart selbst noch so nahe liegt, mußte grade hier um so nachtheiliger wirken, da Sutsos, wenngleich vielleicht die Kraft, doch jedenfalls nicht den Willen besaß, diesen Stoff zu beherrschen und zu bewältigen. Fehlt es auch der Darstellung keineswegs an Stellen und Schilderungen, von denen der Leser sich angezogen fühlen und wo er gern verweilen wird, und vermag selbst die Betrachtung des obgedachten romantischen Gewandes mit seinen mannichfaltigen Figuren und glücklich erfundenen Situationen, namentlich selbst die Geschichte des Verbannten und der Aspasia, welche sich wie ein rother Faden durch das Ganze hindurchzieht, den Beschauer mannichfach anzuregen — wie denn auch hier die schaffende Phantasie und der unerschöpfliche Witz des Verfassers des „Πανόραμα τῆς Ἑλλάδος“ weder arm noch versiegt ist —, so gewährt doch das Ganze als Roman nicht den Genuß der ruhigen, harmlosen Unterhaltung, die er als solcher, namentlich dem Deutschen wird stets gewähren müssen, wenn er auf den Namen eines solchen Anspruch machen will. Dazu ist die Haltung des Buchs im Allgemeinen zu ernst, zu historisch-patriotisch; auch fehlt es ihm zwar nicht an Handlungen, wol aber an Handlung, und Das, was man also nennen kann, wird nicht selten durch störende Episoden mancher Art unangenehm unterbrochen, sowie man hier auch wol Charaktere, nicht aber Charakteristiken findet. Erscheint demnach „Der Verbannte von 1831“ *) in gewisser Hinsicht, und nicht nur äußerlich, als eine sehr erklärliche Frucht der griechischen Revolution; ist er in seiner ganzen Haltung und Tendenz ein Kind seiner Zeit, nämlich der nach beiden Extremen hin ausgearteten Kapodistrias'schen Periode; kann nun aber das Gebiet des Romans, wenn anders es auch in Griechenland cultivirt werden soll, auf die Weise, wie es Sutsos hier gethan hat, mit Erfolg nicht angebaut werden; bedarf es dazu vielmehr einer ruhigern, die gerechten Foderungen der Nationalität wenigstens im Allgemeinen befriedigenden Gegenwart (während dagegen die verletzte Nationalität und der angegriffene Patriotismus dem Gegner unter jeder Gestalt zu finden weiß und zu bekämpfen sich bemüht): so ist nach diesem Allen nun auch gewiß, daß Alexander Sutsos, sowie er in dem vorliegenden Buche selbst zu subjectiv erscheint, so auch nach seiner ganzen Individualität niemals mit Glück auf dem Gebiete des Romans sich bewegen wird. Der Zweck zwar, den er hier verfolgte, ehrt ihn selbst und läßt, wenn und inwiefern man für diesen Zweck sich nur sonst interessirt, auch über die Mängel des Buchs in der Anlage und der Ausführung hinwegsehen; aber die Mittel zu solchem Zwecke, selbst wenn in der hier gegebenen Charakteristik der Kapodistrias'schen Herrschaft aus den Jahren 1831—32 viel geschichtliche Wahrheit nicht zu verkennen ist, führen namentlich in den offenbaren Übertreibungen, die freilich dem Dichter verziehen werden mögen, gleichwol zu manchen historischen Irrthümern und falschen Vorstellungen.

*) Unter diesem Titel ist davon eine deutsche Übersetzung erschienen, auf die wir in einem besondern Artikel zurückkommen.

Das andere der beiden Eingangs genannten Bücher enthält zwei Dialoge über Sitten und Zustände der Neugriechen. Als Verf. wird Spyridon Walettas genannt, der früher, in dem zweiten Jahrzehnd dieses Jahrhunderts, einen einflußreichen Posten in der Walachei bekleidete, übrigens auch als Schriftsteller einige Werke von Rousseau, z. B. „Sur l'inégalité des hommes“, unter dem Namen des Aristomenes übersetzt hat, und der in der Reihe der gelehrten Neugriechen der Gegenwart einen ehrenvollen Platz einnimmt. In diesen Dialogen läßt er nun einen ältern Griechen, Namens Liberis, mit einem jüngern, Demetrius, über die Gegenwart Griechenlands im Allgemeinen und Einzelnen, in häuslicher und öffentlicher, in moralischer und politischer Hinsicht sich unterhalten, und auch die Zukunft Griechenlands, namentlich was die Frage in Betreff der Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit einer Constitution für Land und Leute anlangt, wird nicht außer Acht gelassen. Der Greis Liberis verficht da im Ganzen die liberalere Ansicht, und ebendarum mag der Verf. seinem Alten den Namen des Liberis gegeben haben. Ein ernstes und nachdrückliches Wort wird in dem ersten Dialoge über die argen Misbräuche der Preßfreiheit und die Ausartungen des Journalismus in Griechenland gesprochen, das ebenso von der Regierung als von dem Volke, besonders den Journalisten, Beachtung und Beherzigung, und zwar von ersterer behufs der Änderung der bestehenden Gesetzgebung, verdient. Überhaupt kann das Buch nach manchen Seiten hin lehrreich und nützlich werden, wenn man die Winke und Rathschläge verstehen und annehmen und den Tadel in dem Maße, wie er es verdient, aufnehmen will. Dabei ist die Art und Weise, wie der Verf. die beiden Personen des Dialogs bald ausführlicher, bald kürzer die aufgegriffenen Gegenstände besprechen läßt, selbst dann, wenn der Ton etwas satirisch und der Ausdruck nicht ohne Bitterkeit ist, so wohlmeinend und ansprechend, daß man dem Dialoge gern folgt und nur bedauert, daß er so bald abbricht. Wird dies auch in Griechenland anerkannt, so ist zu hoffen, daß der Verf. seinen in dem Vorworte ausgesprochenen Vorsatz ausführen und bald wieder mit einer ähnlichen Schrift hervortreten werde.*)

Was endlich die sprachliche Darstellung anlangt, in welcher beide vorgedachte Bücher abgefaßt sind, so ist es doppelt erfreulich, daß die Verfasser, ungeachtet sie Beide für das Volk geschrieben, gleichwol nicht in der gemeinen Volkssprache (außer insofern es, wie bei Sutsos, das Gesetz einer innern Nothwendigkeit mit sich brachte) geschrieben, vielmehr zu einem, namentlich in den Dialogen die Grundsätze des Morals sogar noch überschreitenden Neugriechisch sich erhoben haben, das in seiner Reinheit die Möglichkeit einer Verbesserung jener Volkssprache nach dem System einer vernünftigen und allmäligen Annäherung an das Altgriechische um so leichter erkennen läßt. 12.

*) Vergl. über die hier genannte Schrift Nr. 203 d. Bl. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 315. —— 11. November 1837.

Die neuere französische Journalistik.

Erster Artikel.

Was hat man nicht über die Presse gesagt? Welche Lobreden und welche Vorwürfe hat die Presse nicht verdient? Alles, was den Ruhm und die Schmach des menschlichen Geschlechts ausmacht: Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe, boshaftes Ankämpfen gegen jede Wahrheit und Gerechtigkeit, Vergötterung der edelsten und der verworfensten Leidenschaften, eine hundertköpfige Hydra, ein hundertäugiger Argus, ein hundertarmiger Briareus, Alles, was die reiche Einbildungskraft der Alten ersonnen, um das unendliche Licht, die unendliche Macht und Bewegung darzustellen, alles Gute und Schlechte, — die Presse schließt alle diese Dinge in sich. Sie ist die Einsicht, das Wort, der Gedanke, kurz der ganze Mensch mit seinen erhabensten Bestrebungen wie mit seinen niedrigsten Begierden.

Von diesem allgemeinen Standpunkt aus betrachtet, bietet die Presse hinlänglichen Stoff zu Declamationen dafür und dawider, welche aber, wie alle Declamationen, nichts dafür und dawider beweisen. Unter Presse verstehen wir nicht blos die periodische Presse, jenen unaufhörlichen Umschwung von plötzlich auftauchenden Ideen, Gefühlen und Eindrücken, jene rastlose Arbeit aller Tage, welche die robustesten Geistesfähigkeiten eines Menschen vor der Zeit untergräbt und aufzehrt, sondern wir verstehen darunter auch jene Presse, welche kein Ausfluß augenblicklicher Eingebung, sondern ein langsames, reifes Erzeugniß nachdenkender Überlegung ist.

„Nationalliteratur ist Nationalleben", sagt ein genialer deutscher Kritiker ebenso treffend als wahr. Jedes Volk entfaltet in seiner Literatur die eigenthümlichen Anlagen seines Nationalgeistes; das Höchste desselben, seine Religion und Weltanschauung, seine Hoffnungen und Ahnungen legt es darin nieder; aus der Summe des Nationallebens hervorgegangen, wird die Literatur auch nur durch dasselbe begriffen und bedingt. Die unmittelbaren Wirkungen dieser Presse erstreckten sich in frühern Zeiten nicht sowol auf das Volk als auf die Könige und die höhern, gebildeten Stände der Gesellschaft. Es dauerte Jahrhunderte, bis einzelne Ideen ein Gemeingut der Masse wurden. So lange das Dasein ruhig, langsam und gleichförmig dahinfloß, war das Lesen für die Einen die willkommene Unterhaltung einer müßigen Stunde, für die Andern die Erholung von angestrengter Tagesarbeit; nachdem aber im Gefolge eines verkehrten, mit Verstocktheit fortgesetzten Treibens große welterschütternde Begebenheiten eingetreten waren und der Zeitgeist, unendlich unruhig, ohne innern Zusammenhang von Gedanken zu Gedanken übersprang, wurde der gedruckte Buchstabe Jedermann ein Bedürfniß. Dieser hastigen Unruhe und totalen Sinnesänderung konnte die Literatur der Voraltern nicht genügen; sie zeigte zwar nach wie vor die Stunden an der geheimnißvollen Uhr des Volkslebens an; aber man brauchte nun auch einen Minutenweiser, um die Zeit nach kürzern Abschnitten messen zu können; man verlangte allgemeinere Wirkungen, schnellere Übergänge und häufigere Rechenschaft. Eine neue Literatur mußte diese ungestümen Foderungen beschwichtigen, und so entstand die Journalistik, welche in unsern Tagen ihre ältere Schwester fast entthronen zu wollen scheint und einer der mächtigsten Hebel moderner Civilisation geworden ist. Durch ihre Vermittelung erweitern, verbreiten, verändern und reinigen sich nunmehr die Ideen; sie ist wie ein ewig glühender Schmelztiegel, worin die vollwichtige sowol als die unvollwichtige Münze erprobt wird. Eine Zeitung, welche tagtäglich zu einer Menge verschiedener Geister redet, ist gleichsam ein Vereinigungspunkt, der sie durch den Gedanken in nähere Berührung setzt. Bald verstehen und sprechen sie dieselbe Sprache. Unumstößliche Wahrheiten, edle Gesinnungen werden das Eigenthum aller Derer, die lesen und nachdenken können. Diese Wahrheiten und Gesinnungen rufen andere Wahrheiten und Ideen hervor, gewinnen stets an Umfang und bilden endlich jene Totalsumme von Ansichten und Überzeugungen, welche man die öffentliche Meinung nennt. Indem die Tagespresse die öffentliche Meinung erweckt, abspiegelt und leitet — drei Functionen, welche sie unserm Dafürhalten nach erfüllen soll —, setzt sie an die Stelle der Einzelhandlung die Gesammtkraft, verschmilzt die Geistesproducte eines Einzigen oder Mehrer mit der Masse und führt zwei für unsere Epoche bedeutungsvolle Resultate herbei: daß sie nämlich die Einsicht Aller, so viel es eben angeht, auf gleiche Stufe stellt und folglich den großen Genies jeder Art den Todesstoß beibringt.

Die moderne Journalistik datirt vom Ende des vorigen Jahrhunderts, wo der Zusammenhang der histori-

schen Verhältnisse durch eine Erschütterung im Völkerleben zerrissen ward, welche als ein in ihrer Art einziges Ereigniß in der Weltgeschichte dasteht und eine neue, freiere Weltansicht in Europa überhaupt und in Frankreich insbesondere entwickelte. In der guten alten Zeit des französischen Königthums konnte von einem Zeitungswesen, wie man es heutzutage hat, aus leicht begreiflichen Gründen keine Rede sein. Unter Ludwig XIV. hatte sich ein armer holländischer Zeitungsschreiber einige Witze über den großen König und seinen Hof erlaubt; allem Völkerrechte zum Trotz wurde der Unglückliche in seiner Wohnung ergriffen, über die französische Grenze geschleppt, in einen eisernen Käfig gesperrt und in einen unterirdischen Kerker der Bastille geworfen, wo er wahrscheinlich zeitlebens blieb. Im 18. Jahrhundert begnügte man sich allerdings damit, die Werke des Genies auf öffentlichem Markte von Henkershand verbrennen zu lassen und die Autoren durch Steckbriefe zu verfolgen, an deren Vollstreckung keine Behörde dachte. Diese kleinen Verfolgungen trugen nur dazu bei, den verketzerten Schriften eine desto größere Lesermenge in Europa und den amsterdamer Buchhändlern einen desto stärkern Absatz zu verschaffen. Die Verfasser trösteten sich über diese Misgeschicke, jeder in seiner Weise: Voltaire schrieb aus dem Exil hübsche Briefe an Katharinen und Friedrich den Großen; Rousseau ging jeden Abend in die Oper; Raynal empfing auf seiner Tour durch Europa im englischen Parlament die glänzendsten Ehrenbezeigungen, und die Herren Parlamentsräthe von Paris, welche zwar in feierlicher Gerichtssitzung ihr Amt strenge verwalteten, aber doch in Privatcirkeln nicht gern für scheinheilige Tröpfe angesehen sein wollten, spielten in den Salons die größten Freigeister und lachten Abends gemeinschaftlich mit denselben Philosophen, deren Doctrin sie am Morgen verurtheilt hatten. Obscure Autoren kamen indessen nicht so gnädig davon, sondern mußten ohne Gnade ins Gefängniß wandern; die berühmten Schriftsteller allein genossen das Privilegium, ihre Zeitgenossen aufzuklären; jedoch durfte das nur in Bänden über dreißig Druckbogen geschehen. Wenn nun aber trotzdem die blos einer geringen Classe von Lesern zugänglichen philosophischen Werke doch nicht unverschont und unverfolgt blieben, wie hätte da die von den Fragen des Augenblicks lebende und alle Leidenschaften des Tages aufregende periodische Presse bestehen können?

Die französische Revolution von 1789 änderte diesen Zustand der Dinge. Die constituirende Versammlung emancipirte den menschlichen Gedanken und decretirte in ihrer Sitzung vom 20. Januar 1790 unbedingte Preßfreiheit. In wilder Hast stürzten sich die Meinungen und Parteien in die neue, dem längst verhaltenen Ingrimme und verbissenen Zorne geöffnete Arena, deren Boden bald mit Blut getränkt werden sollte. Mirabeau, welcher die ersten Proben seines Talents bereits in Pamphlets abgelegt hatte, verschmähte es nicht, ein Journal zu gründen; der „Courrier aus der Provence" erschien unter seinem Namen; wenige Monate darauf gab Marat seinen „Volksfreund" heraus, und zugleich mit ihm traten Camille Desmoulins, Loustalot, Gorsas, Carra, Prud'homme, Brissot, der Abbé Fauchet und viele Andere in die Schranken und schufen eigne Organe der verschiedenen Parteien, welche sich um die Trümmer der zusammengebrochenen Monarchie stritten und darüber bald in einen Kampf auf Leben und Tod geriethen. Die Zeitungsschreiber theilten damals natürlich das Loos und die Wechselfälle der Parteien; nachdem die öffentlichen Stimmführer der Girondisten bei Seite geschafft waren, kam die Reihe an die Journalisten der gemäßigten Bergpartei, und als Camille Desmoulins in seinem „Alten Franziskaner" darauf antrug, man möge das Blutvergießen einstellen und die Gefängnisse öffnen, brachten ihn seine alten Freunde, Robespierre und Saint-Just, durch das Fallbeil zum Schweigen, und am Ende büßten auch der immoralische, cynische Publicist Hébert und die drei Apostel der reinen Vernunft ihren gotteslengnerischen Frevel auf dem Schaffot.

Als das Directorium seinen Staatsstreich vom 18. Fructidor ausführte, wurden die Journalisten des Clubs von Clichy mit den proscribirten Deputirten des Landes verwiesen, und nach dem 18. Brumaire unterdrückte der erste Consul alle Journale, die nicht nach seiner Pfeife tanzen wollten. Unter dem Kaiserreich wurden die Tagsblätter in militairischer Zucht gehalten und einer speciellen Aufsicht unterworfen. Ungeachtet der zur Aufrechthaltung der freien Presse eingesetzten Senatscommission, war der Policeipräfect Fouché nichtsdestoweniger der kaiserliche Großcensor, welcher die Journale im eigentlichsten Sinne des Worts bespioniren ließ. Wo der Säbel herrscht, muß das freie Wort verstummen oder nur ganz leise auftreten. Die politische Tagespresse, welche in den verschiedenen Phasen der Revolution eine so bedeutende Rolle gespielt hatte, sank während dieser Periode zu einer Richtigkeit und Bedeutungslosigkeit herab, welche ihre Ausschweifungen und wahnsinnigen Ausgeburten der frühern Jahre vollkommen aussühnten. Sie beschränkte sich lediglich darauf, die Siegsbulletins der großen Armee einzuregistriren. Nebenher suchte sie eine pedantische, bastardartige Literatur aufzubringen, predigte mit schwerfälligen Phrasen im Namen des Aristoteles eine verrückte Poetik, fabricirte elende Oden auf die Unsterblichkeit Napoleon's, machte einige Verbesserungen in den Annoncen und offenbarte endlich eine unerschöpfliche Thätigkeit in der Wissenschaft der Charaden und Logogryphen.

Mit der Restauration hörte dieser Jammer auf; die Presse gewann bald einen Theil ihres verlorenen Einflusses wieder und eroberte neues Terrain. Unter dem Martignac'schen Ministerium constituirte sie sich zu einer förmlichen Macht im Staate, und als die Juliordonnanzen erschienen, antworteten ihre Repräsentanten dem Unterzeichner, der sie zum Rückzuge auffoderte, was Mirabeau bei einer ähnlichen Gelegenheit geantwortet hatte: „Geh und sage deinem Herrn, daß wir hier vereint sind im Namen des Volks, und daß wir nur der Gewalt der Bayonnete weichen."

Durch die Julirevolution errang die französische Tagespresse unumschränkte Freiheit; ein Artikel der Charte ga-

rantirte, daß die Censur nie wiederhergestellt werden könne. Ein weites, unermeßliches Feld war somit der Discussion eröffnet, und der Journalismus schien zu hohen Dingen berufen. Leider vergaß er sich in seinem Siegesrausch; die Illuminationen und Feste, welche man ihm zu Ehren veranstaltete, machten ihn blind. Er beging denselben Fehler wie 1789 und diente mit seinen Organen ausschließlich den egoistischen Parteibestrebungen. Die Polemik der pariser Blätter in den ersten Jahren nach der Julirevolution erinnerte nicht selten an den heftigen Ton Marat's, welchen die Septembergesetze unterdrückt haben. Trotz der grellen Widersprüche in der Darstellung der Thatsachen und den Folgerungen, die daraus gezogen werden, weil jede Partei sich bemüht, sie ihren Interessen und Planen anzupassen, sind die französischen Journale dennoch der sicherste Maßstab der politischen Zustände und Meinungen in Frankreich. Ein künftiger Geschichtschreiber wird diese improvisirte Literatur, welche eine lügnerische Sibylle jeden Morgen auf fliegende Blätter schreibt, nicht umgehen können, da sie die Protokolle der neuern Geschichte geworden sind, worin zahlreiche Stenographen alle Aufregungen, Gesinnungen, Träume, Systeme, kurz das ganze unruhige, hastige Leben der Gegenwart mit ebenso unruhiger, hastiger Gewissenhaftigkeit aufzeichnen. Wir wollen versuchen, in Folgendem eine allgemeine Charakteristik des französischen Zeitungswesens zu entwerfen, welche sich aus den Notizen ergeben wird, die wir über die vorzüglichsten Organe der politischen Öffentlichkeit in Frankreich seit 1830 gesammelt haben. Wir beginnen zunächst mit den Blättern der äußersten Opposition, von denen besonders zwei im Auslande Celebrität erlangt haben, wir meinen den „National" und die „Tribune".

Der „National" wurde 1829 gegründet, nachdem die Wahlen von 1827 das Ministerium Martignac und das Preßgesetz von 1828 herbeigeführt hatten, welches den Journalen einen freiern Spielraum gestattete. An die Spitze des neuen Blattes traten zwei junge Männer aus dem mittäglichen Frankreich, die Herren Thiers und Mignet, deren lebendigem Charakter die blasse, zögernde, umsichtige Politik des „Constitutionnel", dessen Mitarbeiter sie waren, nicht mehr behagte. Beide hatten sich durch historische Arbeiten von Wichtigkeit einen bedeutenden schriftstellerischen Ruf erworben. Sie vertheidigten damals im „National" ungefähr die Grundsätze der jetzigen Linken, die wahren Principien eines Repräsentativsystems, d. h. das sinnbildliche Königthum Englands, unter der Controle einer durch den Wahlcensus beschränkten Deputirtenkammer und einer erblichen Pairskammer. Das Axiom: Le roi règne et ne gouverne pas, von Hrn. Thiers in einem glänzenden Artikel (Monat März 1830) entwickelt, wurde seitdem das Stichwort dieser Partei. Der tüchtigste Mitarbeiter an dem Journal der Herren Thiers und Mignet war ein junger Offizier, welcher 1823 an den Ufern der Bidassoa die dreifarbige Fahne aufgepflanzt hatte und dafür von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt worden war. Ein glücklicher Zusammenfluß von Umständen rettete ihm das Leben; er ging darauf nach Paris und vertauschte den Degen mit der Feder. Die Presse adoptirte ihn, und er blieb bis an seinen Tod ihr Schooskind. Nach den Julitagen gaben die Herren Thiers und Mignet ihre Theilnahme am „National" auf, und Armand Carrel wurde von der provisorischen Regierung mit dem Geschäft beauftragt, die Vendée im Sinne des neuen Systems zu organisiren. So gelangte die Redaction des „National" in die Hände des Hrn. Passy, des spätern Handelsministers, der in jener stürmisch-bewegten Zeit dem Blatte keine entschiedene Farbe zu geben wußte. Der Vorschlag Thiers', ein ministerielles Organ daraus zu machen, wurde von der Majorität der Actionnairs verworfen; Armand Carrel erhielt die oberste Leitung des Journals, welche er sechs Jahre lang mit großem Takt geführt hat. Gleich anfangs zeigte er sich keineswegs feindselig gegen das neue Barrikadenkönigthum; er drang einzig und allein auf breitere Basen der Volksrepräsentation, unbedingt freie Wahl aller Regierungsbeamten und eine absolute Controle aller ihrer Handlungen. Diese Maximen, logisch entwickelt, führten den „National" allmälig zur Republik; sie wurden aber mit so vieler Umsicht und so unbestreitbarem Talent vorgetragen, daß selbst Carrel's erbittertste Gegner ihm Gerechtigkeit widerfahren ließen und der „National" viele Leser in Ständen zählte, wo man gewöhnlich keine Sympathie für republikanische Doctrinen findet. Die finanzielle Stellung des „National" unter Carrel war, wenn auch nicht glänzend, doch hinreichend, einen bedeutenden Kostenaufwand zu decken. Der Hauptredacteur hatte einen fixen Jahrgehalt von 12,000 Francs, außerdem 30 Sous für jedes Abonnementsexemplar und das Honorar für seine Beiträge, welches für ihn wie für alle übrigen Mitarbeiter 48 Francs für die Seite betrug. Der Tod Carrel's schlug dem „National" eine gefährliche Wunde, woran er vielleicht verbluten wird. Die Mitredactoren Carrel's, die Herren Thibeaudeau, Scheffer, Pététin zogen sich von dem Blatte zurück, welches provisorisch Hr. Thomas dirigirte und administrirte. Gegenwärtig ist die oberste Leitung den Herren Trélat und Bastide anvertraut. Trélat wird als Arzt und Mensch allgemein hochgeschätzt; er war 1835 Redacteur des in Dijon erscheinenden „Patriote du Puy de Dome" und wurde bekanntlich wegen seiner Rede vor dem Pairshofe bei Gelegenheit des Aprilprocesses zu zwei Jahren Gefängniß und 10,000 Francs Geldbuße verurtheilt. Außer Trélat und Bastide schreibt Hr. Becquet, ebenfalls ein praktischer Arzt, leitende Artikel über Tagespolitik. Hr. Thomas ist keineswegs für die Redaction, sondern lediglich für die ökonomische Verwaltung thätig. Ich weiß nicht, ob Hr. Fiévée noch wie zu Carrel's Zeiten unter dem Namen Lacroix Artikel an den „National" einsendet. Die besten literarischen Kritiken liefert Hr. Littré, ein ausgezeichneter Philolog und wissenschaftlicher Arzt, in mehren neuern Sprachen, auch im Deutschen sehr bewandert, welcher, um seinen täglichen Lebensunterhalt zu gewinnen, lange als Corrector in den Bureaux des „National" arbeitete, bis ihn Carrel zum Range eines Redacteurs erhob. Interessant sind die Briefe über

England von Armand Marrast und die Correspondenzen aus Amerika von Latrade, einem ehemaligen Zögling der polytechnischen Schule, welche er in Folge des famösen Processes der Siebenundzwanzig 1833 verlassen mußte. Die industriellen Berichte fließen aus der Feder des Hrn. Richard, Professors an der pariser Handelsschule; die Aufsätze über die Armee verfaßt ein Escadronschef, dessen Namen wir verschweigen. Die Feuilletons über bildende Künste und öffentliche Bauten schreibt Hr. Alexander Decamps, Bruder des berühmten Malers; die Leistungen der pariser Bühnen beurtheilt seit mehren Jahren Hr. Rolle, Bibliothekar am Stadthause, und über die Sitzungen der Akademie der Wissenschaften berichten die Herren Dumont und Garnier. Die Abonnentenzahl, welche zu Carrel's Lebzeiten 5500 betrug, ist auf 5000 heruntergegangen.

(Der Beschluß folgt.)

Parlament und Sorbonne, oder Entstehung des Cancan.

Der berühmte Ramus oder La Ramée war einer jener Gelehrten, die mit unermüdlicher Anstrengung die dicken Nebel der Unwissenheit zerstreuten, die erloschenen Fackeln wiederanzündeten, welche mit ihrem Glanz einst Athen und Rom verherrlichten, und dadurch, daß sie der Vergessenheit die ewigen Denkmäler des menschlichen Geistes entrissen, das Zeitalter Ludwig XIV. vorbereiteten.

Die Medici, Leo X., Franz I. u. A. hatten versucht, den Geist zu erwecken, den die Nacht der Unwissenheit eingeschläfert hatte; ihrer ehrenwerthen Bemühungen ungeachtet traf man allenthalben die Spuren der Barbarei: die gewöhnliche Sprache war ein rohes, unverständliches Gemisch mehrer Jargens, das Griechische und Lateinische durch eine barbarische Aussprache entstellt, die von den Professoren der pariser Universität einmal angenommen war, und der gemäß sie den Unterricht ertheilten.

Ramus besaß Geschmack genug, das Lächerliche dieses Gebrauchs zu fühlen, Muth genug, ihn zu bekämpfen, Kraft genug, ihn zu zerstören. Nachdem er mehre Jahre die Philosophie in dem Collége de Presles vorgetragen hatte, ward er auf des Cardinals von Lothringen Verwenden von Heinrich II. zum Lehrer der Beredtsamkeit an dem von Franz I. gegründeten königlichen Collége ernannt. Sobald er in diese Stelle eingesetzt war, erwachte ein neuer Eifer in Ramus, aus allen Kräften für die Vervollkommnung der Wissenschaften thätig zu sein. Der erste Misbrauch, den er angriff, war die barbarische Aussprache, die sich in die Schulen eingeschlichen hatte: man sprach q wie k; so sagte man kis statt quis, kiskis statt quisquis, kankam statt quanquam.

Ramus machte seine Schüler auf das Fehlerhafte dieser Aussprache und auf die Nothwendigkeit aufmerksam, den Buchstaben die ihnen gehörigen Laute zu geben. Mehre Lehrer billigten diesen Grundsatz und folgten dem Beispiel des Ramus; bald hörte man in den Schulen weder kiskis noch kankam mehr. Die Doctoren der Sorbonne aber, erzürnt, daß man eine solche Neuerung eingeführt, ohne sich vorher bei ihnen Raths erholt zu haben, versammelten sich, um genau die Frage über das k und q zu erörtern. Sie entschieden zu Gunsten des k und erklärten, daß Jeder, der quanquam spräche, von der Sorbonne würde bestraft werden. Mittlerweile hatte ein junger Geistlicher, Germain Pillorge, in einer öffentlichen Disputation das verrufene quanquam auszusprechen gewagt. Die Anhänger des Kankam machten sogleich Anzeige bei der Sorbonne, welche, um den Aufrührer zu strafen, ihn seiner einträglichen Pfründe verlustig erklärte.

Germain Pillorge hatte Freunde unter den Studenten der Universität, die sich sogleich der Sache ihres Gefährten und des quanquam eifrig annahmen, sich in großer Anzahl auf der place Cambrai und an den Thüren mehrer Collegien versammelten und nach der Sorbonne marschirten, mit einer roth und weißen Fahne, auf welcher mit großen Buchstaben die Worte standen: „Es lebe der König! Es lebe die Universität! Nieder mit dem Kankam!“ Während der Zeit kommen die Studenten der Theologie, welche erfahren haben, was vorgeht, aus ihren Kneipen in der Rue du Fouarre und aus ihren Zellen in den Collegien der Irländer und Schotten und pflanzen eine Fahne mit der Inschrift auf: „Es lebe die Sorbonne! Nieder mit dem Quanquam!“

Schon standen die Streitenden einander gegenüber, Stöcke, Messer und andere Waffen wurden über den jungen Köpfen sichtbar, welche ein Wort fanatisirt hatte, als Ramus, von dem Stadtvogt und einigen Pedellen der Universität begleitet, zwischen beide Parteien trat und rief: „Was ist das, meine Kinder; sind wir Römer oder Griechen des Byzantinerreichs, um so zu handeln? Wie! Brüder, Genossen bringen sich eines Ausdruckes, eines Wortes wegen um? Thut die Waffen weg, Kinder, und umarmt euch! Über den Streit, der sich auf den Lehrstühlen erhoben; und über das Ereigniß, was demselben gefolgt ist, laßt dem Parlament die Sorge, zu entscheiden. Die hohe Weisheit dieser Behörde ist ein hinreichend mächtiger Schutz, der den Unterdrückten nie fehlen kann.“ Die Rede des Lehrers hatte die Parteien auseinandergebracht, sie trennten sich, aber nicht ohne einander Blicke zuzuwerfen, in welchen Wuth und Fanatismus sich verriethen. Aber Ramus hatte gesprochen und seine Stimme hatte wie die Neptun's auf einem andern Meere die Macht, die akademischen Stürme und die *scholastischen* Ungewitter zu beschwören.

Germain Pillorge appellirte auf Anrathen kluger und unterrichteter Personen an das Parlament wider die Entscheidung der Sorbonne. Die Verladung der Parteien erfolgte, und die Doctoren der Sorbonne erschienen, ihrem Kankam den Sieg zu verschaffen. Ramus stellte sich, an der Spitze der Professoren des königlichen Collége, gleichfalls ein und erwies mit ebenso viel Beredtsamkeit als Dialektik das Lächerliche dieses Rechtsstreites. Zwei Generalanwalte, Jean Bapt. de Hurepoix und Felix Sebast. Dumeuchel, erklärten sich in ihren Gutachten zu Gunsten des Ramus, der Universität und des quanquam. Endlich, nach drei Sitzungen, faßte das Parlament einstimmig den Beschluß, daß der junge Geistliche in den Besitz seiner Pfründe wiedereinzusetzen sei, und stellte übrigens den Grammatikern die Entscheidung der Frage des Kankam anheim. Aber damit waren diese Streitigkeiten noch keineswegs zu Ende: die Sorbonne, begierig sich zu rächen und nur unwillig den Befehlen des Parlaments sich fügend, schmiedete unausgesetzt Kabalen gegen die Universität und vornehmlich gegen Ramus, den sie als einen gefährlichen Neuerer verschrie. Daher unaufhörliche, hartnäckige Fehden unter den Studenten der Universität und denen der Sorbonne, die oft bewaffnet aneinander geriethen, daher blutige Kämpfe im Pré aux clercs, auf den Ebenen von Montrouge und Vagneux, den gewöhnlichen Spazierwegen der Studirenden. Dieser Streit war die zweite Auflage dessen auf der berichtigten Kirchenversammlung zu Antiochia, wo man sich einer Sylbe wegen in den Straßen umbrachte.

Ramus und der gute Geschmack triumphirten endlich; erwägt man aber, wie dieser große Mann einige Jahre später, am Bartholomäustage, unter den Dolchen der von Katharina von Medici und den Guisen gedungenen Meuchelmörder fiel, wie sein noch zuckender Leichnam zum Fenster hinausgeworfen, von den Studenten der Theologie in den Straßen herumgeschleist ward und alle die schrecklichen Mishandlungen erfuhr, mit welchen bei politischen oder religiösen Aufständen der Pöbel aller Länder und Zeiten seine angeblichen Widersacher überhäuft, so kann man sich des schmerzlichen Gedankens nicht erwehren, daß das Kankam der Sorbonne nicht ohne Einfluß auf diese empörende Schandthat war. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 316. —— 12. November 1837.

Die neuere französische Journalistik.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 315.)

Die „Tribune" erschien während der Restauration unter dem Titel: „Tribune des départemens"; ihre Stifter waren die Gebrüder Auguste und Victorin Fabre und Crussol-Lami. Im J. 1828 vereinigte sie sich mit dem „Courrier des électeurs" und taufte sich in „Tribune du mouvement" um. Kurze Zeit nach dem Ausbruch der Julirevolution wurde sie Eigenthum des Hrn. Germain Sarrut, welcher sich mit Armand Marrast verband und in die Redaction theilte. Das Journal hieß von nun an kurzweg die „Tribune" und stimmte sofort den leidenschaftlichsten Ton an; in seiner dritten Nummer beantragte es die Abschaffung des erblichen Königthums und die Einsetzung der Republik mit einem Dictator, welchem Programme sie bis zu ihrem Untergange im April 1834 treu blieb. Die Hauptlast der Redaction ruhte auf Marrast, welcher, aus Ortez im mittäglichen Frankreich gebürtig, wie fast alle seine Landsleute von Anlagen, ein unermeßliches Talent der Schrift und Rede besitzt; er vereinigt die feinsten Weltmannsmanieren mit der unregelmäßigen Lebensart eines Volkstribunen; er bezaubert alle Damen eines Salons durch die hinreißende Art seines Vortrags und gewinnt alle Proletarier der Vorstädte durch die goldenen Worte, womit er ihre Eitelkeit kitzelt. Er war anfangs maître d'études am königlichen Collége Louis le Grand, später professeur suppléant für die zweite Classe an demselben Collegium und zur Zeit der Julirevolution Hauslehrer bei den Kindern des Bankiers Aguado, welche Stelle er mit dem Posten eines Hauptredacteurs der „Tribune" vertauschte. Als solcher bekam er einen Jahrgehalt von 6000 Francs und das Honorar für seine Arbeiten, 30 Francs für die Seite, die eine Hälfte in baarem Gelde, die andere in Actien zahlbar. Seine hauptsächlichsten Mitredacteure waren der Advocat Boussy und Barthélemy Hauréau. Die faits, welche sich durch geistreiche Zusammenstellung auszeichneten, wurden von Hrn. Mané redigirt, welcher gegenwärtig in dem Bureau des Hrn. Justin arbeitet, von wo bekanntlich alle Zeitungen der Welt mit lithographirten pariser Correspondenzen versorgt werden. Die Finanzen der „Tribune" befanden sich nie in einem blühenden Zustande; die Redacteurs verdienten wenig oder nichts; die Spalte wurde mit 20, 10, 5 Francs oder gar nicht honorirt, und oft war kaum so viel Geld in der Kasse, um dem armen Géranten, Hrn. Lionne, in Sainte-Pélagie seine 200 Francs monatlich auszuzahlen. In den besten Zeiten hatte die „Tribune" 2000 Abnehmer; die Aprilemeute versetzte ihr den Todesstoß; sie erstand zwar im August desselben Jahres unter Sarrut's Leitung wieder, allein die neuen Mitarbeiter, die Herren Capo de Feuillide, Desjardins, der Dichter Belmontet und der Advocat Duplan waren nicht im Stande die Lücke, welche Marrast zurückgelassen, auszufüllen; sechs Monate nachher vereinigte sich die „Tribune" mit dem „Réformateur".

Die Gründung des „Réformateur" datirt vom October 1834. Der Husarenoberst Kersausie, von einer alten adeligen Familie in der Bretagne abstammend, hatte 200,000 Francs dazu hergegeben und seinen Freund Raspail an die Spitze des Journals berufen. Raspail, als Chemiker berühmt, stammt aus Carpentras bei Perpignan und ist wie Lamennais ein abtrünniger Priester, der im ganzen Süden von Frankreich während der Restauration in großem Ansehen stand; man kam von weit her, um seinen Predigten beizuwohnen. Naturwissenschaftliche Studien führten ihn nach Paris, wo er seither unaufhörlich gegen die Regierung geschrieben und conspirirt hat. Im J. 1831 war er Präsident der Gesellschaft der Volksfreunde und figurirte als Hauptrådelsführer in verschiedenen politischen Processen. Er besitzt eine unermeßliche Eigenliebe, haßt Jeden, der sich mit ihm auf gleiche Stufe stellt, compromittirt Freund und Feind und hat die Manier, überall Spione zu wittern. Von den Fragen der höhern Politik versteht er wenig; seine Schreibart ist falsch, prätentiös; nur da, wo es sich um materielle Leiden des Volks handelt, nimmt seine Sprache ein kräftiges, warmes Colorit an und trifft den richtigen Ton für die Massen. Die articles de fond verfaßten außer Raspail die Herren Dubosc und Dupoty, gegenwärtig Herausgeber eines Sonntagsblattes. Vortrefflich waren die mit ebenso großer Sachkenntniß als geistreicher Klarheit geschriebenen „Briefe eines Radicalen" von Elias Regnault, einem Advocaten, der ein scharfsinniges Werk über gerichtliche Medicin geschrieben, welches auch ins Deutsche übertragen worden ist und an Hrn. Hofrath Nasse in

Bonn einen Widersacher gefunden hat. Wissenschaftliche Berichte verfaßten die Herren Saigey und Raspail; bemerkenswerthe Aufsätze über Literatur kamen von Félix Pyat, dem Verf. des verbotenen Dramas: „Ango von Dieppe"; die neuern Bühnenstücke beurtheilten die Herren Langlé und Baraton, und musikalische Kritiken schrieb Hr. Mainzer, ein aus Rheinpreußen geflüchteter katholischer Priester, welcher sich große Verdienste um die Verbreitung der Musik in Frankreich erwirbt und gegenwärtig am „National" arbeitet. Fürs Feuilleton hat Börne fünf oder sechs Artikel geliefert, worunter die Kritiken der Wachsmuth'schen Geschichte des Bauernkrieges und des Heine'schen „Salons" Aufsehen erregten. Das Fieschi'sche Attentat, in Folge dessen Raspail wegen Beleidigung gegen den Instructionsrichter in einen langwierigen Proceß verwickelt wurde, und die Septembergesetze zwangen den „Réformateur" seine Segel zu streichen. Er hat grade ein Jahr bestanden und in diesem Zeitraum 75,000 Francs an den Fiscus bezahlt; er zählte zuletzt 3000 Abonnenten, welche hinreichend gewesen waren, seine Kosten zu bestreiten. Die Administration war höchst ökonomisch geordnet; wegen des niedrigen Zinses hatte man ein Local auf dem linken Seineufer im quartier latin gemiethet; der Hauptdirector erhielt monatlich 500 Francs, und den übrigen Redacteurs zahlte man für die Seite 30—40 Francs.

Der „Bon sens" war ursprünglich ein Sonntagsblatt, welches in den Straßen von Paris verkauft wurde; nach dem Gesetz gegen die öffentlichen Ausrufer verwandelte er sich in ein Tagesblatt, dessen oberste Leitung Hr. Cauchois-Lemaire übernahm. Die Fonds zu diesem Journal hatte der belgische Senator Lefebvre, ein durch Schweinehandel emporgekommener Millionnair, vorgeschossen, der schönen geistreichen Gemahlin Cauchois-Lemaire's zu Gefallen. Die Administration des „Bon sens" war auf großen Fuß eingerichtet und verschwendete binnen kurzer Zeit über eine halbe Million. Der Hauptredacteur hatte eine monatliche Besoldung von 1500 Francs und außerdem jährlich 15,000 Francs für Cabriolets, Reisen und andere Nebenausgaben; jeder seiner Artikel wurde besonders mit 150 Francs honorirt. Die übrigen Mitarbeiter bezogen gleichfalls glänzende Honorare; Cormenin war mit einem fixen Monatsgehalt von 1200 Francs, Lerminier mit 1000 Francs engagirt. Die auswärtige Politik besorgte Charles Didier; Erscheinungen der Literatur besprach Hippolyte Fortoul, und die wöchentliche Theaterchronik schrieb Capo de Feuillide, welcher bekanntlich im Feuilleton des „Bon sens" den skandalösen Streit der Vierzig- und Achtzigfrancspresse anfing und gegenwärtig für Hrn. Emil de Girardin arbeitet. Capo de Feuillide ist aus Carcassonne gebürtig und scheint wie alle südfranzösischen Journalisten die Extravaganzen zu lieben; er war abwechselnd Legitimist, Republikaner und Ministerieller. Sein Styl ist lebhaft, heftig, incorrect und hart wie der des Publicisten aus Bordeaux, des Hrn. Fonfrède. Nach Cauchois-Lemaire's Abgang erhielt Hr. Rodde die Direction des „Bon sens"; gegenwärtig ist sie in den Händen des Hrn. Louis Blanc, eines Landsmanns von Thiers, mit dem er in körperlicher und geistiger Beziehung viel Ähnliches hat. Beachtenswerth sind die Theaterkritiken von Hippolyte Lucas und die Beiträge von August Luchet. Die Abonnentenzahl des „Bon sens" beläuft sich nach einigen Angaben auf 800, nach andern auf 600, welche natürlich nicht hinreichen, den Kostenaufwand zu decken. Der Eigenthümer des „Bon sens" hat in diesem Augenblick auch den „Monde" angekauft, und es steht zu erwarten, daß beide Journale in eins verschmolzen werden.

Der „Monde" ist eine Stiftung des Dr. Pistor aus Rheinbaiern. Er hatte anfangs eine unentschiedene, blasse Farbe, bis Lamennais die Direction des Journals übernahm und ihm eine religiös-demokratische Tendenz verlieh, welche die Mitarbeiter Charles Didier, v. Senancourt und Georges Sand nach Kräften unterstützten. Mishelligkeiten mit der Administration bewogen den Verfasser der „Paroles d'un croyent" seine Entlassung zu geben, und nach ihm traten die Herren Pététin, ehemaliger Redacteur des „Précurseur de Lyon", Jules Fabre und Scheffer, zwei frühere Mitarbeiter am „National", an die Spitze des „Monde". Die beiden Erstern waren es vorzüglich, welche den in der letzten Zeit zwischen den demokratischen Blättern ausgebrochenen Zwiespalt über die Anwendung gewisser Rechts- und Handelsprincipien veranlaßten, in welchem Kampfe sie eine ebenso offene Freimüthigkeit als schlagende Logik an den Tag legten und ihren opponirenden Freunden derbe Wahrheiten sagten. Hr. Pététin zerfiel bekanntlich schon bei Gelegenheit des Aprilprocesses mit den Republikanern der Marrast'schen und Cavaignac'schen Partei, weil er die Competenz des Pairshofes anerkannte; er ist unstreitig der talentvollste unter den lebenden französischen Journalisten, vielleicht etwas zu eigenliebig und streitsüchtig; aber er meint es redlich und sein Hauptbestreben ist dahin gerichtet, die alten Traditionen und Sünden der pariser Presse, die Kameradschaften und Parteistreitereien zu stürzen und durch Feststellung neuer Principien dem Journalismus eine neue Bahn zu brechen. Sein tägliches Polemisiren hat die Actionnairs des „Monde" erschreckt, und da sie nur einen Zuschuß von neuen Fonds bewilligen wollten, wenn Hr. Pététin sich zurückzöge, ergriff der Eigenthümer des „Bon sens" diese Gelegenheit, den „Monde" an sich zu bringen, welcher seitdem nichts als eine Doublette des „Bon sens" ist.

Das jüngste Organ der demokratischen Presse ist das „Journal du peuple", ein Sonntagsblatt unter der Leitung der Herren Dubosc und Dupoty, welches vom 1. Jan. d. J. an erscheint und besonders auf die arbeitenden Classen berechnet ist, bei denen es viele Leser und Abonnenten zählt; es hat das große Format der englischen Zeitungen und kostet nur 12 Francs jährlich. Politische Artikel schreiben außer den beiden ebengenannten Redacteurs die Deputirten Garnier-Pagès, Cormenin und Chapuis de Montlaville; die auswärtige Politik behandelt Elias Regnault, ehemals beim „Réformateur"; interessante Feuilletons liefern Barthélemy Hauréau, sonst bei der „Tribune", und Altaroche, Redacteur am „Charivari".

Das „Charivari" ist ein natürliches Kind der Julirevolution und des gegenwärtigen französischen Volksgeistes, lebenslustig leicht bis auf einen gewissen Punkt, übermüthig keck wie ein Gamin, übersprudelnd von Witz, nichts Heiliges und Hohes über sich anerkennend, Alles mit einer unerbittlichen Satire bespöttelnd und den ernstesten Stoff mit der lachendsten Behandlung verbindend. Die Hauptredacteurs sind die sogenannten trois homme d'état du „Charivari", die Herren Charles Desnoyers, Herausgeber der eingegangenen „Caricature", Altaroche und Albert Clerc. Die geistreichsten Beiträge fließen aus der Feder Desnoyers', Altaroche excellirt in hübschen Gelegenheitsgedichten und in Witzworten; Albert Clerc verfaßt das „Carillon" (Glockenspiel) auf der letzten Seite des Journals und die Artikel, welche von Calembourgs wimmeln. Seitdem Desnoyers Director des Feuilleton des „Siècle" geworden, ist der durch den Pistolenschuß von Pont royal bekannte Bergeron ein fleißiger Mitarbeiter am „Charivari"; er liefert auch einzelne Gedichte und namentlich witzige Parodien. Über schöne Künste schreibt Lafont, ein nicht unbekannter Vaudevilledichter; das Privilegium der Charaden hat Simon der Ältere, dessen jüngerer Bruder die Probebogen corrigirt, die Bureaux auskehrt und die Papageien füttert. Die Caricaturen besorgt noch immer Philippon, der Autor der Birne; unter ihm arbeiten Daumier, Granville, Traviès, Bouchot und Bourdet. Der Eigenthümer des „Charivari" ist Hr. Dutacq, Gérant des „Siècle" und einer der bedeutendsten Actionnairs am Vaudevilletheater.

Der Nebenbuhler und verwandter Geistesbruder des „Charivari" ist der „Corsaire", dessen innere Maschinerie mir weniger bekannt geworden. Seine Witze sind manierirter, schwerfälliger als die des „Charivari", welcher durch die barocke Mischung von feinem attischen Salz und plumpem Volkswitz einen originellen Charakter hat, der den höhern Classen der Gesellschaft mehr zusagt als dem Mittelstande. Die Mehrzahl der Abonnenten des „Charivari" sind Karlisten; der „Corsaire" hat unter den Epiciers viele Abnehmer; er ist das Eigenthum des Hrn. Louis Raybaud, eines ehemaligen Saint-Simonisten; früher arbeiteten Félix Pyat, Alphons Karr und Jules Sandeau am „Corsaire". Jules Sandeau ist als Romanschreiber bekannt; er war der erste Liebhaber der Georges Sand, welche er ihrem Manne entführte; in Paris gewannen Beide ihren Lebensunterhalt durch Romane, die sie unter dem Namen Georges Sand herausgaben, weil sie Georgine und er Sandeau hieß. Die Charaden des „Corsaire" sind besser als die des „Charivari"; dagegen steht die „Beute" des letzten Blattes dem „Glockenspiel" unbedingt nach.

Der Raum d. Bl. verbietet, alle Erscheinungen der äußersten Oppositionspresse seit 1830 weitläufig zu besprechen; wir begnügen uns, noch besonders vier davon hervorzuheben: die „Revue encyclopédique", während der Restauration von Hrn. Jullien de Paris gegründet und seit 1830 von den Herren Leroux, Carnot, Raybaud und Charles Didier redigirt, ist vor drei Jahren eingegangen; der „Européen", von den Herren Buchez, Roux, Boulland, Ernst de Bois le Comte, Hauptmann beim Generalstab, und einigen andern Saint-Simonisten herausgegeben. Beide Zeitschriften haben mit gleich großer Überlegenheit, obschon aus ganz verschiedenen Standpunkten, viele Fragen der Moral und Religion behandelt und eine Menge neuer Ideen in Bezug auf Staatshaushaltung und Industrie in der französischen Presse in Umlauf gesetzt. Die „Revue républicaine", unter der Direction des Advocaten Dupont und des ehemaligen Generalsecretairs bei der Gesellschaft der Volksfreunde, Marchais, brachte ebenfalls wichtige Fragen der Gegenwart zur Sprache, und hatte namentlich einige vortreffliche Artikel über Staatswissenschaftslehre von Cavaignac und L. Blanc. An die Stelle der eingegangenen „Phalansterre, revue de progrès social", von Jules Lechevalier redigirt, ist jetzt unter Victor Considérant's Leitung ein anderes Fourrier'sches Organ, die „Phalange", getreten, welche alle fünf Tage erscheint, jedoch wenig bekannt wird. Seit Jules Lechevalier's Bekehrung zum doctrinairen System, welches er gegenwärtig im „Journal de Paris" predigt, schwankt der Fourrierismus unsicher umher; denn Hr. Lechevalier war eine seiner solidesten Stützen; es ist dies ein unstäter, aber arbeitsamer und unerschrockener Geist, der leider so viel verschiedene Systeme in sich aufgenommen hat, daß er einer unregelmäßig zusammengestückten, bunten Mosaikplatte gleicht. *)

161.

Schiller's Don Carlos und unsere Schillerkritik in England.

Don Carlos. A dramatical poem from the German of *Schiller*. By *John Wyndham Bruce*. Manheim, Schwan und Götz. 1837. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Dies ist, wie der Verf. in der Vorrede erklärt, in seinem Vaterlande die erste poetische und also genießbare Übersetzung dieser tiefsinnigen Tragödie des reichsten und geistigsten Jünglingslebens, und es muß uns Deutschen zur Ermunterung dienen, daß die Ausländer mit solchem Ernst und solcher Begeisterung, wie es hier geschieht, grade jetzt erst anfangen unserm großen Dichter nachzugehen und nachzudenken. Ihre Bildung ist der Sache so nicht mächtig wie die unserige, da sich Schiller und Goethe von der praktischen Oberflächlichkeit oder der verrosteten Stockgelahrtheit der Engländer kritisch nicht beikommen lassen, und ein poetisches Verständniß immer nur bei den Dichtern stehen bleiben, nicht über sie hinauskommen kann. Unser Verständniß, die Mitgift der Spätergeborenen, ist die Bildung, welche allerdings in ihnen wurzelt, welche aber zugleich, wenn sie auf sie zurück und auf sie eingeht, nunmehr im Stande ist, sie tiefer und besser zu fassen als ihre Zeit, ja manchen unbewußten Zug des Geistes in ihnen jetzt erst in der selbstbewußten Form zu verklären und zu feiern. Wenn die Engländer dieses Verständniß vorläufig nicht haben können, so ist es höchst erfreulich, mit welchem Sinne sie sich an jenes unmittelbare, das poetische Verständniß hingeben. Der Hr. Professor Hinrichs, dem der Übersetzer ein Exemplar überreichte, hat mir es mitgetheilt, und ich bin mit Vergnügen auf diese Lecture eingegangen, in der wir Deutsche uns so vielseitig gehoben finden müssen, kann es aber auch nicht unterlassen, hier wo möglich einen größern Kreis ins patriotische Mitleiden zu ziehen. Die Übersetzung zuerst ist gar gewandt und leicht. Obgleich, nach der Vorrede, nur zehn Wochen auf ihre Ausarbeitung verwendet

*) Ein zweiter Artikel folgt später. D. Red.

wurden, so zeigt der Verf. sich doch eingeweiht in das innigste Verständniß seines Originals, welches er bei seinem längern Aufenthalte unter uns schon mit frühern Studien durchdrungen. So ist ihm denn ein rascheres und aufgeregtes Arbeiten leicht eher eine poetische Hülfe gewesen. Wenn er allerdings nicht selten von den Worten und von der Fügung abweicht, so ist dies nicht das Verderben, das Fallenlassen und die Schiefheit vieler sogenannten freien Übersetzer, sondern das Ringen nach dem innern Sinne, dem der Genius seiner Sprache ein anderes Gewand gibt, was auch schon die Begeisterung weissagt, mit der er Coleridge's Übersetzung des „Wallenstein" als Muster anerkennt, eine Bemühung, welche mit fast deutscher Gewissenhaftigkeit auf unsern Dichter einzugehen weiß. Bruce sucht die Sache ganz und möglichst genau wiederzugeben, aber allerdings ohne banausische Ängstlichkeit; und so muß es denn wol begegnen, daß hier und da ein leichter Hauch des Geistes sich verwischt, den wir nicht missen möchten, der aber dennoch nicht zu halten war. Ein interessantes Beispiel gleich aus der ersten Scene:

Domingo.

Wenn Eure Hoheit sich des letztern
Turniers zu Saragossa noch entsinnen,
Wo unsern Herrn ein Lanzensplitter streifte —
Die Königin mit ihren Damen saß
Auf des Palastes mittlerer Tribune,
Und sah dem Kampfe zu. Auf einmal rief's:
„Der König blutet!" — Man rennt durcheinander,
Ein dumpfes Murmeln dringt bis zu dem Ohr
Der Königin. „Der Prinz?" ruft sie und will,
Und will sich von dem obersten Geländer
Herunterwerfen. — „Nein, der König selbst!"
Gibt man zur Antwort. — „So laßt Ärzte holen!"
Erwidert sie, indem sie Athem schöpfte.

Bethink your highness of the last tournament
In Saragossa — when his majesty
Was by a lance's splinter grazed. The queen
In the mid gallery of the palace sat
Surrounded by her ladies and beheld
The combat — when at once arose the cry:
„The king! He bleeds!" a general rush succeeds,
A hollow murmur reaches the queen's ear.
„The Prince!" she cries, in act to throw herself
Down from the topmost ballustrade. — „Oh! no!
The king himself", is answered her. „Let then
A leach be fetch'd." This her reply, while she
Regained her breath.

Wie wichtig ist gleich im Anfange dieser meisterhaften Partie das „Wenn" ohne folgenden Nachsatz! Die ganze Schlauheit und spähende Feinheit des Dominikaners lauert in diesem Gedankenstriche. Im Englischen müssen wir ihn missen. Dann die Erzählung wie im Deutschen, aber wieder bei dem malerischen „und will, und will" das hölzerne „in act to throw". Abgesehen aber von solchen, freilich gewichtigen Finessen liest sich der Passus so leicht, so lebhaft und effectvoll wie im Deutschen, und das gilt so ziemlich von dem ganzen Stücke. Saloppe Verse gibt es allerdings manche, wol wegen der Eile der Arbeit, und unter den angeführten ist gleich ein solcher Sünder, der Vers: „A hollow murmur reaches the queen's ear"; dennoch, wie gesagt, ist hier unser Dichter in gute Hände gerathen. Sein poetisches Talent hilft dem Übersetzer zum Eindringen und zum Herausbringen. Mit der Vorrede dagegen, die 42 Seiten einnimmt, ist er auf einem schlüpfrigen Boden allzusicher. Bei der Entwickelung des Planes im „Don Carlos" ist ihm der Marquis Posa mit Recht eine Hauptfigur, aber mit Unrecht der Zweck, um den sich Alles drehen soll. Zweck ist sich das Kunstwerk selbst in allen seinen Theilen, und wenn man dabei auf eine Figur und etwa ihren Gedankeninhalt geht, so ist das eine Abstraction, welche der poetischen Schöpfung zu nahe tritt. Am allerwenigsten reichen hier die Gedanken an politische und religiöse Freiheit aus. Was sollte dann aus der Eboli, aus Domingo, aus dem verliebten Carlos, aus der Königin, die alle doch keine blos politischen Figuren sind, werden? Auch der Marquis selbst ist unendlich mehr als nur Freiheitsmann. Wenn hier von einer Darstellung der Freiheit die Rede sein sollte, so ist allerdings die Handlung, welche, an die Charaktere vertheilt, diesen Geist in seinen Gegensätzen zur Darstellung bringt — diese Handlung, das Drama selbst, ist diese Gestalt der Freiheit; aber sobald ich ihre poetische Exposition in einen Gedanken fassen will, geht das Leben und die Wahrheit verloren in eine Gedankenbestimmung, welcher es auf etwas Anderes ankommt als die Anschauung des Poeten. Z. B. es ist der Kampf des Ideals und der Wirklichkeit, und die Wirklichkeit, welche das Ideal nicht erreicht, ist diese Tragödie, das ist so die allgemeine Tragödie des Jünglings, der sie sich vorlügt, wenn er sie nicht wirklich besteht. Das ist nun zwar eine bessere Auffassung der Freiheit, um die es sich hier handelt, als wenn die Freiheit nur die Erlaubniß zu denken, wie man will, und der Schutz der Gesetze ist; aber ist diese Abstraction, mit der man sich nun allerdings etwas bei der Sache denkt, denn nun eine Auffassung dieses bestimmten Kunstwerkes des „Don Carlos", dieser reichen Schiller'schen Welt und ihrer Bewegung? Wenn die Einheit der Handlung begriffen ist, so entsteht die Frage, in welchem Verhältniß jeder Charakter sie tragen hilft, so kann man dem Ganzen denkend nachgehen, ohne es mit Einseitigkeiten übers Knie zu brechen. Nicht Posa, sondern die Handlung ist die Einheit. Mit großer Anerkennung spricht der Verf. von Hinrichs' Buch über Schiller, ganz besonders über die Vorrede, die nicht genug gelesen werden könnte und die in der That nicht genug gelesen ist; denn sonst hätte man sich doch nicht wenig darüber freuen sollen, daß nun endlich einmal Schiller und Goethe nicht blos in ihrer Differenz, sondern auch in ihrer Einheit zusammengestellt worden sind; und Herr Bruce selbst hat dies Wesentliche übersehen, denn er übersetzt wol drei bis vier Seiten aus Hinrichs' Vorrede, aber nur mit dem Interesse für Schiller's und Goethe's Differenz, und wo es nun auf den eigentlich interessanten Punkt, die beste Erklärung, warum sie dennoch so harmonirt haben, kommt, da bricht es plötzlich ab. Besser gelingt es ihm mit seinem Urtheil über Schlegel's Kritik des „Carlos" und über Menzel's Antigöthianismus, obgleich er Hinrichs und Menzel als große Kritiker aufs friedlichste nebeneinander nennt. Das Interesse, welches die Engländer an unserer Nationalliteratur nehmen, ist so nach allen Seiten ein lebhaftes und ihre Achtung eine Vergeltung unserer Vorliebe für Alles, auf dessen Titelblatte nur das Schiboleth steht: „Aus dem Englischen".

Arnold Ruge.

Literarische Notizen.

Der unter dem Titel: „Recueil des traités de commerce et de navigation de la France avec les puissances étrangères, depuis la paix de Westphalie etc." von dem Grafen d'Hauterive in acht Bänden veranstalteten Sammlung schließt sich eine von demselben in Verbindung mit dem Hrn. v. Hoffmanns bearbeitete „Théorie des traités de commerce entre les nations" in zwei Bänden an, die in Kurzem herauskommen werden.

Wenige Tage darauf, als die Nachricht von der Einnahme Konstantines in Paris angelangt war, erschien auch schon von E. Desmarest und H. Rodrigues eine Schrift: „De Constantine et de la domination française en Afrique".

Abulfeda's „Leben Mohammed's" hat im Original, mit französischer Übersetzung und mit Anmerkungen Noel des Vergers herausgegeben. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 317. —— 13. November 1837.

Jüdische Poesie.

Zur Geschichte der jüdischen Poesie, vom Abschluß der heiligen Schriften Alten Bundes bis auf die neueste Zeit, von Franz Delitzsch. Leipzig, Tauchnitz. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Wer einmal auf einen jüdischen Gottesacker hinaustritt und hier die frommen Seufzer vernehmen kann, welche in heiliger Sprache und Schrift von den todten Grabsteinen zu ihm reden, und darauf im Gewühle des Lebens einen Blick wirft auf die scheinbar hebräischen Inschriften, welche zwar mit denselben ehrwürdigen Zügen, aber in der Sprache des Landes an den Stapelplätzen des Handels und Verkehrs ihn begrüßen, dem ist ein Hauptschlüssel zu der Geschichte des jüdischen Volkes und dadurch auch zu dem vorliegenden, vortrefflichen Werke gegeben. Denn, wie eifrig sich auch dieses originelle Volk von seinem ersten Auftreten an zu isoliren gestrebt, so hat es dennoch, wie seine ganze Geschichte bezeugt, den verschiedenartigsten und immerfort wechselnden Einflüssen einer fortschreitenden Civilisation sich nicht erwehren können; sei es im heimischen Lande unter den stammverwandten Völkerschaften Palästinas, oder von außen her durch Ägypter, Chaldäer, Perser und Griechen, überall ist es in den Bildungsgang derjenigen Nationen, mit welchen es in Berührung kam, unaufhaltsam hineingerissen, hat in Babylonien und Persien, nach dem Bekenntnisse eines seiner gelehrtesten Forscher, „neue Religionsansicht, Lebensweise, Sprache und Wissenschaft erlernt" und ist endlich, nachdem seine Denk- und Glaubensnorm so häufig sich verändert wie seine äußern Schicksale, mit dieser Mischcultur über die ganze Erde gewandert, immer noch in dem Wahne befangen, als bedürfe es nur eines starren Festhaltens an der äußern Form, um seine alten Institutionen zu bewahren. Zwar wurden die Trümmer der versprengten Nation durch ein derartiges Streben mehr zusammengehalten, als es vielleicht bei dem völligen Anschmiegen an die jedesmalige Landessitte würde geschehen sein; allein wir sehen sie auch in denjenigen Ländern, woselbst ihre Nationalität am grellsten hervortritt, wie lebende Mumien in einer blühenden Schöpfung einherwandeln, wie vorzugsweise unter den slawischen Völkerschaften, wo der Jude Alles lieber als Bart und Kaftan ablegen würde, und wo er zugleich die Sprache und Literatur seines Mutterlandes auf das hartnäckigste verschmäht. Im Allgemeinen jedoch sind die Juden seit ihrer Zerstreuung in die geistige Entwickelung der Völker eingegangen; sie sind in diesem Betrachte in China zu Chinesen, unter den Arabern zu Beduinen und in den Abendländern zu gesitteten Europäern geworden, wenn sie auch allenthalben um einige Schritte so lange zurückblieben, als jene erkünstelte Nationalität ihnen und ihrer bürgerlichen Freiheit hemmend entgegentrat. Der Ausspruch von Jost, daß man den ersten Anstoß zu gewissen Thätigkeiten bei den Juden fast immer außerhalb suchen müsse, hat demnach für alle Zeiten seine Gültigkeit; denn es ist einer statarischen Bildungsform eigenthümlich, eines fremdartigen Elements erst nach langem Streben sich zu bemächtigen, dann aber auch dasselbe mit einer solchen Energie in ihren Kreis zu ziehen, daß es nicht selten den Anschein gewinnt, als sei das von außen Entnommene auf heimischem Boden unabhängig erwachsen. Belege zu diesen und ähnlichen Betrachtungen gibt auch das Werk des Hrn. Delitzsch, welches auf einem, von Vielen kaum geahnten Gebiete eine neue Bahn gebrochen hat, und von dem wir, dem Zwecke d. Bl. gemäß, eine summarische Übersicht geben, sowie vornehmlich diejenigen Punkte herausheben wollen, welche von mehr als einer Seite das Interesse anzuregen vermögen.

Der Verfasser wurde durch Julius Fürst (Joseph Alsari), von welchem wir eine neue Ausgabe der Buxtorf'schen Concordanz zu erwarten haben und der sich bereits durch seine „Lehrgebäude der aramäischen Idiome" und die „Perlenschnüre aramäischer Gnomen und Lieder" bekannt gemacht hat, in diese Studien eingeweiht und ist ohne alle Vorarbeiten — denn die vortrefflichen Untersuchungen von Zunz verfolgen eine andere Richtung — in die rabbinische Literatur so gründlich eingedrungen wie kein christlicher Gelehrter zuvor. Hr. D. beabsichtigt in diesen Untersuchungen eine längere Reihe vorbereitender Studien zu eröffnen, welche die vertraute Bekanntschaft mit der jüdischen Nationalpoesie aller nachprophetischen Perioden einführen sollen; er beschäftigt sich hier zunächst mit allgemeingeschichtlichen Umrissen sowie mit den Dichtungsformen aller Zeitalter und schließt mit denen der soferischen Periode in und außerhalb Palästina, worauf zuletzt noch die Fragmente des jüdischen Tragikers Ezechiel mitgetheilt werden. Der zweite Theil soll eine reiche Anthologie, so-

wol aus den Talmuden als der jüdisch-arabischen Dichtung aus der Zeit der babylonischen Patriarchate, zugleich mit einigen synagogalen Originalmelodien geben, und so ist der vorliegende Band eigentlich nur der Vorläufer einer größern Geschichte der jüdischen Poesie, wobei es dem belesenen und umsichtigen Verf. an einer zweckmäßigen Auswahl aus dem reichen Materiale nicht fehlen kann. Denn die jüdische Literatur, in welcher die poetischen Producte keinen geringen Platz behaupten, ist zum Erstaunen groß, und Hr. D. tadelt nicht ganz mit Unrecht, daß man hier das Näherliegende im Vergleiche zu den Schriftdenkmälern weitentlegener Völker so ganz vernachlässigt habe. Er beklagt, daß die Jahrtausende jüngere islamitische Literatur das ganze Orakel für die althebräischen Glaubensurkunden geworden; behauptet, daß die hebräische Sprache niemals gestorben, sondern in unsterblicher Jugendfrische fortlebe, sowie sie denn auch die alleraltesten unter den vorhandenen Schriftdenkmalen aufzuweisen habe (eine Überschätzung, die in unsern Tage durch eine genauere Kenntniß der chinesischen und indischen Literatur wenigstens mislich wird); ferner, daß eine Geschichte der poetischen Sprachform zugleich eine kettenartig fortlaufende Geschichte der Exegese und mithin eine der ersten Erkenntnißquellen des biblischen Hebraismus sei, und meint endlich (S. 121): es sei in den volkwimmelnden Straßen Jerusalems und auf dem Berge des Tempels ein Himmel von mehr denn platonischen Urbildern, hier sei mehr zu lernen als im Parthenon zu Athen, als im Vatican zu Rom.

Wir wollen dem Verf. diese Begeisterung keineswegs verkümmern, die einem jeden Forscher auf einem neuen und unbetretenen Gebiete wohl ansteht, und ohne welche er vor den gewaltigen Massen eher muthlos zurückstarren, als sie überwältigen würde; wir können sie aber nicht in allen Punkten theilen. Es gab eine Zeit, in welcher es die Gottesgelehrten für eine große Zierde erachteten, ihre Schriften mit recht vielen rabbinischen Stellen zu spicken und mit hebräischen Gratulationsversen einzuleiten, bis diese endlich in vaterländischer Zunge und nur noch mit hebräischem Schriftzuge erschienen, um die Gelehrsamkeit zu repräsentiren; denn die übrigen semitischen Dialekte, deren einzelne Wörter anfänglich mit unbeholfener Hand nachgebildet und in Holz geschnitten wurden, verdrängten nach und nach den rabbinischen, und namentlich stieg bald in der holländischen Schule die arabische Sprache zu einem solchen Ansehen, daß man sie vorzugsweise die Hebamme der hebräischen Mutter zu nennen beliebte. Auch diese Phase war vorübergehend; denn man nagte allenthalben nur an der Schale, und erst die neuere Zeit ist bis auf Mark und Kern einer jedweden Nationalliteratur eingedrungen, wobei denn freilich die jüdische auf eine Zeit lang unverdientermaßen ganz in den Hintergrund geschoben wurde, so sehr sie auch in gewissen Beziehungen von Wichtigkeit ist. Die christliche Dogmatik findet hier gar viele ihrer Lehren vorbereitet und die Ethik eine Menge der treffendsten Parallelen; die ganze Sagenwelt der Moslemen, so weit sie die Traditionen des Alten Testaments berührt, erscheint schon bei den jüdischen Targumisten und zwar in einfacherer Gestalt; andere Legenden sind auf die mannichfachste Weise bearbeitet und erweitert, wie unter andern die vom tausendjährigen Reiche und dem Antichrist, Armilos, welche auch den Kirchenvätern geläufig ist und ursprünglich nach dem persischen Ἀρειμανιος sich gebildet hat; mehre Verfasser haben im Oriente gelebt und geschrieben, sind von dessen Eigenthümlichkeiten und Sitten durchdrungen und können insofern manche Winke zum Verständnisse der biblischen Schriften darbieten; außerdem füllt diese Literatur eine bedeutende Lücke im Mittelalter aus, und ihre Sprache endlich theilt manche Eigenthümlichkeiten geringerer semitischer Idiome, wie des samaritanischen und zabischen, zu deren Aufklärung sie mit Nutzen gebraucht werden mag. Nur für die biblische Wortkritik ist die rabbinische Literatur so gut wie unbrauchbar geworden, und der Verf. wird es nicht nachweisen können, daß alle die Dunkelheiten, welche von der neuern Exegese durch Hülfe der verwandten ältern Dialekte aufgehellt worden, auch schon bei den Juden dasselbe Licht erhalten haben, oder durch den poetischen Gebrauch der Sprache noch fortwährend erhalten, wobei wir natürlich von den sehr wenigen Wörtern absehen, welche im Hebräischen isolirt und veraltet, im Rabbinischen aus der Sprache des gemeinen Lebens ihre Bedeutung festgehalten haben. Wir kennen die unkritischen Bemühungen der Masorethen, die seltenere Form ohne Noth zu tilgen und gegen leichtere Lesarten umzutauschen; sodann die willkürliche Auslegung der Targumisten, um eine dogmatische Anwendung zu erzielen, und die Hirngespinnste, welche sie an einen ihnen unverständlichen Ausdruck zu knüpfen geneigt sind; wir kennen ferner die mangelhafte und unsichere Exegese der bessern jüdischen Commentatoren sowie ihre traditive Auffassungsweise; schon aus der Mischna ließe sich eine beträchtliche Anzahl von solchen falschgedeuteten Wörtern anführen, und wir müßten nach diesem Princip auch statt einer Lufterscheinung im Hiob (38, 36) den fabelhaften Hahn wiederum aufnehmen, da er noch bis heute in einigen jüdischen Gebetbüchern sich erhalten hat. Vor Allem aber ist kein Axiom gewisser, als daß die hebräische Sprache seit zwei Jahrtausenden völlig erstorben, und sogar schon an die Stelle des Rabbinischen allenthalben eine verstümmelte lingua franca getreten sei. Das Althebräische wird jedoch von den Juden zu gelehrtem Gebrauche erlernt und selbst mit einiger Freiheit behandelt; insbesondere ist es zu allen Zeiten das Medium der Poesie geblieben, nicht anders wie die lateinischen Dichter des Mittelalters und die spätern indischen Verskünstler ein todtes Materiale vor sich hatten, in welches sie von Neuem Geist zu hauchen strebten, und es ließe sich, unbeschadet der etwaigen Vortrefflichkeit solcher Producte allerdings noch fragen, ob ein Streben, aus dürren Blättern Öl zu pressen, oder das Ringen nach einer künstlichen Form in einer todten Sprache mit dem Namen der freien Dichtkunst dürfe belegt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rozet's Beschreibung des Gebiets von Algier.

Seitdem die Eroberung Algiers durch die Franzosen die Blicke von dem ganzen übrigen Europa auf die nordafrikanische Küste gelenkt hat, haben wir hinlängliche Ursache gefunden, uns darüber zu verwundern, wie doch eine schon im grauen Alterthum berühmte Gegend, die von dem civilisirtesten Welttheil nur durch ein schmales Meer (im Verhältniß zum Ocean) getrennt ist, weiter ins Innere des Landes hinein uns so lange Zeit fast völlig unbekannt bleiben konnte. Hinsichtlich der geringen Kenntniß, welche wir bisher von den innern Districten der Nordküste von Afrika besaßen, können wir sie beinahe mit den Centralgegenden dieses gewaltigen Welttheils selbst vergleichen, die doch bekanntlich zu dem Unbekanntesten gehören, das sich im Bereich der Erdbeschreibung und Völkerkunde vorfindet. Denn mit den südlichen Theilen von Afrika sind wir in Hinsicht auf beides schon längst beiweitem vertrauter gewesen als mit dem Innern von Algier, eine Wirkung, für die wir in der That nicht erst lange nach der Ursache suchen dürfen, denn der Despotismus und die Barbarei, welche dessen unmittelbare Folge ist, bieten sich uns von selbst als Ursachen eines Umstandes dar, den wir sonst auf jeden Fall beinahe unbegreiflich finden müßten. Und so ist denn die Besitznahme der Franzosen von Algier schon deshalb von dem entschiedensten Vortheil gewesen, weil sie hinsichtlich eines so lange verhüllt gebliebenen Districts die geographischen und ethnographischen Kenntnisse des theilnehmenden Nachbarwelttheils in ganz kurzer Zeit um ein Beträchtliches erweitert hat.

Unstreitig muß das Werk des Capitain Rozet über die Regentschaft von Algier und deren wirkliche heutige Zustände zu den vorzüglichsten seiner Gattung gerechnet werden.*) Schon der dem Werke beigegebene Atlas in Folio, dessen Tafeln zu den ausgezeichnetsten gehören, welche die pariser Presse hervorgebracht, würde ihm an sich einen hohen Werth verleihen. Capitain Rozet war bekanntlich beim Stab der Occupationsarmee als Ingénieurgeograph und verweilte in dieser Stellung 16 Monate in Afrika, während welcher Zeit er fast allen militairischen Expeditionen im Innern des Landes beiwohnte. In Verbindung mit seinen eignen genauen Beobachtungen, welche sich auch ganz besonders auf die ethnographischen Zustände der ursprünglichen Bewohner und Völkerstämme erstreckten, erfreute er sich auch von Seiten der Eingeborenen selbst vielfacher Belehrung, und besonders kamen ihm die Erfahrung und Kenntnisse eines Juden aus Algier, Namens Salomon, sehr zu statten, der häufig auf den interessantesten Excursionen sein Führer und Gefährte war und sich nicht allein durch Sachkenntniß, sondern auch durch Glaubwürdigkeit und Wahrheitsliebe rühmlichst auszeichnete.

In Betreff der äußern Lage des Landesgebiets von Algier können wir nach Maßbestimmung des französischen Reisenden dem Leser in der Kürze folgende Notizen geben. Die Südgrenzen dieses Gebiets sind durchaus unbestimmt, sie verlieren sich in den südlichen Gebirgen und nach der großen Wüste hin, ohne daß es möglich wäre, sie topographisch zu verzeichnen. Es gibt ungefähr eine Meile südwestlich von Algier einen Höhepunkt, von dem aus man am besten eine Generalansicht des ganzen Districts, welcher der Schauplatz der französischen Eroberung in Nordafrika gewesen, gewinnen kann. Von hier aus erblickt man nach Süden hin eine ausgedehnte Hügelgruppe, welche sich in wellenförmigen Zügen nach Ost-Nord-Ost und West-Süd-West erstreckt. Jenseit dieser Hügelreihe dehnt sich die weite Ebene von Metidja aus, deren östliche und westliche Enden freilich dem Auge gleich der endlosen Fläche des Oceans gänzlich verschwinden. Südlich jedoch zeigt sich als Grenze eine hohe Gebirgskette, die fast in gleicher Richtung mit jenen Hügeln hinläuft. Dies ist der kleine Atlas. Durchstreicht man die Ebene von Metidja in südlicher Richtung und denkt man sich auf dem Gipfel dieses Gebirgszugs, so zeigt sich von hier aus die südliche Seite beiweitem steiler als die nördliche, dahinter aber erhebt sich eine mächtige Hügelreihe, die nach beiden Seiten hin von gewaltiger Ausdehnung ist, während eine, dem kleinen Atlas (den wir als Standpunkt annehmen) in Form und Richtung fast gleichartige Gebirgskette den südlichen Horizont einschließt. Dieses Gebirge ist der große Atlas. Nach Osten hin, etwa in einer Entfernung von 25 Meilen, zeigt sich das Gebirge Jurjura, eine große, kahle, luftige Masse, die anscheinend gänzlich der Vegetation beraubt ist. Südwestwärts erscheint eine Reihe sehr hoher Berggipfel, von denen der entlegenste, der ohne Zweifel schon die Grenzen von Marocco berührt, die täuschende Gestalt eines Zuckerhuts hat. In der Gegend dieses ausgezeichneten Punktes convergiren die beiden Ketten der Atlasgebirge. Übrigens ist zu bemerken, daß von dem hier verzeichneten Territorium nur erst ein ziemlich kleiner Theil im wirklichen Besitz Frankreichs ist.

Ohne uns in eine ausführlich detaillirende Erörterung oder gar Kritik des in mehr als einer Hinsicht vorzüglichen Werks von Rozet einzulassen, wozu uns hier der Raum fehlt, beschränken wir uns nur darauf, einige der interessantesten Züge aus demselben hervorzuheben. Diese werden natürlich die Hauptstadt Algier selbst vorzugsweise betreffen müssen, da die übrigen Städte des Landes, wo sich der Verf. weit kürzere Zeit und unter weniger entsprechenden Umständen aufhielt, auch eben deshalb weniger ausführlich von ihm besprochen werden. Bei diesen Notizen sind wir jedoch weit entfernt, die schon bekannten Berichte früherer Reisenden hier noch einmal anzuführen; von diesen sowie aus den schon vorhandenen Abbildungen wissen wir, daß die Stadt Algier ungefähr in der Form eines Triangels erbaut ist, dessen Basis an der Küste liegt, daß die weißlichen, aus der Ferne fast übereinander gethürmt erscheinenden Gebäude von weitem den Anblick eines Kreidefelsens gewähren, daß die engen, krummen und wol auch hin und wieder schmuzigen Straßen anfänglich eben keine einladenden Empfindungen in dem Besucher wecken u. s. w. Dergleichen Dinge wiederholen freilich diejenigen Reisenden gern, die eben nichts Erhebliches zu berichten wissen. Hören wir dafür, wie der Verf. das Innere der Wohnungen in Algier uns beschreibt.

Die Häuser der Stadt — bemerkt er — ähneln einander in Gestalt und Einrichtung sehr. Sie sind gewöhnlich in Quadrat oder Rectangel erbaut, bis drei Stock hoch und anstatt der Fenster nur mit kleinen Luftlöchern versehen. Fenster findet man fast nur in den Wohnungen der Juden, und auch da sind sie mit undurchdringlichen Vorsetzern oder gar mit starkem Gitterwerk versehen. Jedes Haus hat nur einen einzigen Eingang, der nicht allzu breit und immer gewölbt ist; zu diesem führt eine Reihe von Stufen. In dem Erdgeschoß finden sich die Ställe, die Waarenniederlagen, die Gemächer für die Sklaven und das Vorhaus, zu dem man unmittelbar beim Eintritt gelangt. Dies ist ein rechteckiges Gemach, von außerordentlicher Geräumigkeit, besonders in den Wohnungen der Bemittelten, an dessen beiden Seiten gemauerte Sitze hinlaufen, die mit einer Säulenreihe aus weißem Marmor oder anderm Gestein geziert sind; diese Säulen dienen den im maurischen Geschmack gewölbten Arcaden zur Unterstützung. Unter diesen Arcaden pflegt der Besitzer des Hauses seine Mußestunden mit dem friedlichen Genuß der Pfeife zuzubringen, und hier empfängt er seine Gäste, oder schließt seine Geschäfte ab. Dieses Vestibul vertritt überhaupt so ziemlich die Stelle der Hallen in den alten Ritterburgen; es ist das einzige Gemach, zu welchem dem Fremdling der Zutritt verstattet ist. Dies Gemach heißt in der Landessprache Skifa. Matten, Schaffelle, Teppiche, öfters von köstlicher Arbeit, sind in morgenländischer Weise über jene Steinsitze gebreitet. Hier findet sich sowie bei der Bedienung eben nichts Neues. Sobald der Gast Platz genommen, bringt der Sklave Pfeife und Kaffee, Genüsse, die der Wirth, nachdem die gewöhnliche Begrüßung stattgefunden, stets mit dem Gaste theilt. Eine Stiege, deren

*) Voyage dans la régence d'Alger, ou description du pays occupé par l'armée française en Afrique, par M. Rozet. Drei Bände. Paris 1833.

Stufen öfters aus weißem Marmor, häufiger aber aus chinesischen Rothziegeln gearbeitet sind, führt aus der Vorhalle in einen viereckigen Hofraum oder ersten Flur, der rings mit einer Säulenreihe umgeben ist, welche den zweiten Flur zu tragen bestimmt ist. Dieser Hofraum ist nicht bedeckt; er dient eigentlich dazu, Luft und Licht in die sämmtlichen Gemächer dringen zu lassen, von denen jedes mit einem eignen Eingang und einigen nach innen führenden Fenstern oder Zuglöchern versehen ist. Diese Gemächer sind sehr lang, indem jedes immer eine ganze Seite des Gebäudes einnimmt; man findet ihrer in der Regel nur drei, zuweilen jedoch auch vier auf jedem Flur. Eine mächtige Bogenpforte, die aus zwei Flügeln besteht, führt in jedes Gemach, doch ist in dem einen Flügel wieder ein kleineres Pförtchen angebracht, wie zuweilen bei unsern Thorwegen, sodaß niemals der ganze Flügel den Eintretenden geöffnet zu werden braucht. Die beiden großen Flügel werden nur, wenn es unumgänglich nöthig ist, geöffnet, oder bei besonders feierlichen Gelegenheiten. Glas findet man an den Fenstern nicht, wol aber Vorhänge und eiserne Gitter. An dem einen Ende eines jeden Wohnzimmers, welche, wie bemerkt, sämmtlich die Gestalt eines Oblongums haben, befindet sich eine Art Gerüst oder Estrade, von Holz oder Mauerwerk; hier befinden sich die Betten; zuweilen sind diese Estraden so hoch, daß sie mit Hülfe einer Leiter bestiegen werden müssen, auch finden sich dergleichen zu diesem Gebrauch fast in jedem wohleingerichteten Hause. Dem Eingang gegenüber erblickt man insgemein eine Nische, die durch einen Schwibbogen überwölbt wird; hier befinden sich die Divans für die Frauen, die sich den Tag über hier aufhalten. Zu beiden Seiten des Divans befinden sich zur Bequemlichkeit der Damen künstliche Vertiefungen, hin und wieder mit Mosaik ausgelegt, zur Aufbewahrung der Toilettenbedürfnisse. Die fernere Meublirung der Zimmer besteht aus einem kleinen runden Tische, einigen hölzernen Sesseln von leidlicher Arbeit, die gewöhnlich mit allerlei phantastischen Malereien geziert und bei den Begüterten reich vergoldet sind, aus den Kissen, die zu dem Divan gehören, ferner den Teppichen, die den Boden bedecken, und endlich den zu dem Nachtlager nothwendigen Bequemlichkeitsstücken. Diese letztern bestehen aus einer wollenen Matratze, einem Polsterkissen für den Kopf, mehren Decken aus Leinwand oder Kaliko und einer Überdecke von Seide oder leichtem Wollenzeuch. Dies ist die Totalsumme des Hausgeräths in einem algierischen Wohnzimmer, und dies wiederholt sich genau in jedem einzelnen. In den Häusern der Armen fehlt natürlich oft Dies und Jenes, z. B. die Matratzen, die Matten und Teppiche u. s. w. Auf der Seite, wo der Haupteingang ist, befindet sich die Küche. Dies ist das einzige Gemach im ganzen Hause, wo sich ein Schornstein befindet, der die volle Breite des Gemachs einnimmt; der Herd besteht aus mehren Stufen oder Abtheilungen. Die Küchengeräthschaften der Bewohner von Algier sind entweder irdene, oder aus einer Art Bronze, mit Zinn vermischt, verfertigt, eine Mischung, welche jedoch, da sie viel Kupfertheile enthält, der Gesundheit sehr nachtheilig ist. Über dem dritten Flur oder Stockwerk, welcher insgemein nur eins oder zwei Gemächer enthält, befindet sich die Plateform des Hauses, wohin sich die Frauen begeben, um frische Luft zu schöpfen. Auch finden sich über den Gemächern dieses dritten Flurs kleine Terrassen, auf welche sich die Damen nach Sonnenuntergang mit Hülfe der Leitern begeben, um der abendlichen Kühle zu genießen, um welche Zeit es den Männern verboten ist, die Terrassen zu besuchen.

Zu denjenigen Gebäuden der Stadt Algier, welche ehedem eine schauerliche Berühmtheit durch ganz Europa genossen, bei deren Namen das Herz jedes christlichen Seefahrers erbebte, gehören namentlich die Gefängnisse. Denn hier wurden ehedem alle von den Corsaren gemachte Gefangene aufbewahrt und mit furchtbarer Grausamkeit behandelt, bis zu der Zeit, wo sie ihrer einzigen noch übrigen Bestimmung, dem Sklavenloos, anheimfielen. Gott sei Dank, die abscheuliche Epoche der Berühmtheit dieser Gefängnisse ist nun vorüber. Man findet keine Christensklaven mehr in Algier, und schon während der dreijährigen Blockade dieses Platzes gab es deren dort nur äußerst wenige. Daher kam es denn auch, daß bei der Ankunft des Capitains Rozet in Algier diese Gefängnisse sämmtlich verschlossen waren, bis auf ein einziges, dessen Inneres von dem Verfasser auch in Augenschein genommen ward. Dies Gefängniß lag in der Straße Bab-Azoun, unweit der großen Caserne der Janitscharen, und es befanden sich daselbst außer den französischen Kriegsgefangenen, deren Anzahl verhältnißmäßig sehr gering war, nur einige wenige griechische und genuesische Sklaven, die dort bereits seit drei Jahren schmachteten, in Allem 122 Personen. Der Verf. besuchte dies Gefängniß bald nach dem Einrücken des französischen Stabes in der Hauptstadt. Auf die an die Gefangenen ergehende Frage, wie sie behandelt worden seien, berichteten sie, man habe sie paarweise aneinander gefesselt, gleich den Galeerensklaven, doch habe es ihnen freigestanden, in ihrem Kerker umherzugehen; zur Nahrung empfingen sie nur Schwarzbrot und Wasser; ihr Lager waren Schaffelle, ihre Decke einige zerlumpte Kleider. Von ihren Wärtern wurden sie zwar rauh und hart behandelt, doch empfingen sie wenigstens keine Schläge. Nur die wenigen Sklaven, die, wie bemerkt, schon seit länger in diesem Kerker schmachteten, behandelte man grausamer, und obgleich diese zu ihrer Beköstigung eine etwas reichlichere Portion empfingen, so erhielten sie dafür auch bei der geringfügigsten Widersetzlichkeit sogleich Schläge. Das Gefängniß selbst war ein altes Gebäude, halb schon in Ruinen zerfallen. Die sämmtlichen Gefangenen befanden sich in einer einzigen Halle, die kaum Raum genug für alle gewährte; sie war 18 Metres lang und 9 Metres breit und hatte ehedem zur katholischen Kapelle gedient (?). Wie wenig Aufmerksamkeit man den armen Gefangenen bewies, als man sie in dies wüste Stickgemach einspundete, beweist unter Anderm der Umstand, daß man zuerst alle darin befindliche Fensteröffnungen zumauern ließ, um das Entkommen der Gefangenen unmöglich zu machen. Freilich mußte man deren mehre wieder öffnen, weil die armen Opfer nahe daran waren zu ersticken. Übrigens hatten diese Fenster außer den Eisengittern keine weitere Schutzwehr, sodaß Wind und Regen ungehindert hereinschlugen. Vor der Halle befand sich ein kleines Closet, worin eine ungeheure Masse von Ketten aufgehäuft war, in der Halle selbst eine Cisterne mit Wasser.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Die Deutschen, welche behufs literarischer Zwecke nach Paris kommen, finden nach wie vor die freundlichste Aufnahme. So rühmen in der neuesten Zeit die Herren von Raumer und Zinkeisen aufs lauteste und dankbarste die große Freisinnigkeit und unermüdliche Dienstfertigkeit, welche sie in den Archiven fanden. Ferner bezeugen jene Männer im Allgemeinen: die Thätigkeit der jetzt dabei angestellten Personen sei höchst ehrenwerth. Allerdings ist dessenungeachtet, besonders für die frühere Zeit, noch nicht Alles ganz genau gekannt und geordnet. Diesen Mangel kann jedoch nur Derjenige als Vorwurf bezeichnen, der weder die Geschichte jener Archive, noch die Unermeßlichkeit der vorhandenen Schätze, noch die geringe Zahl der angestellten Arbeiter kennt. Anstatt kleinlich zu verheimlichen, was in dieser Beziehung zu thun übrig bleibt, machen die Vorsteher mit seltener Aufrichtigkeit selbst darauf aufmerksam; anstatt ängstlich und neidisch sich einzubilden, sie könnten allein jenes Meer der Wissenschaft austrinken, erfreuen sie sich der Theilnahme und Mitarbeit, selbst der Deutschen, und setzen diese nur die Frage in große Verlegenheit: „Würden wir bei Ihnen ebenso behandelt werden, wie Sie hier?" 93.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 318. —— 14. November 1837.

Jüdische Poesie.

(Fortsetzung aus Nr. 317.)

Die Geschichte der jüdischen Poesie wird von Hrn. Delitzsch nach dem natürlichen Entwickelungsgange in folgende Zeiträume zerlegt: die erste Periode oder die soferische, reicht vom Serubabelschen Tempelbau unter persischer Herrschaft bis zu der Zerstörung Jerusalems, und es gehören dahin besonders die Gnomen des Ben Sira; ungewisser die Sprüche der Synedern und alle diejenigen Aphorismen, welche von den Talmuden in jene Zeit versetzt werden; am unsichersten die Abfassung der liturgischen Hymnen, Tefila, durch die Männer der großen Synagoge, da deren Einrichtung überhaupt problematisch ist und die Juden so sehr geneigt sind, ihre Synagogenliturgien, welche als secundaires Glaubenssymbol gelten, mit dem Stempel des Alterthums zu bezeichnen. Die zweite Periode ist die mischnisch-talmudische, welche Hr. D. ausdrücklich den Zeitraum der Kunstlosigkeit nennt, denn sie weiß von keiner Poesie und von keinem selbständigen Dichterwerke. Im Talmud kommen nur Segenssprüche, Sentenzen und Gelegenheitslieder vor, die letztern ganz in altbiblischer Weise, ohne Metrum und Reim in blos rhythmischen Zeilen. Nach dem Schlusse des Talmud wurde bald in Babylonien, etwa seit Mohammed und nicht ohne Einfluß der persisch-arabischen Cultur, die liturgische Poesie rege, und nun beginnt auch erst die eigentliche jüdische Dichtkunst, welche fortan in drei Schulen zerfällt — in die mittelalterlich-synagogale (pajthanische), in die weltliche und in die moderne neuclassische —, im Allgemeinen aber in zwei divergirende Hauptrichtungen, die babylonische und palästinensische, auseinandergeht. Die babylonische Poesie, von den Elementen des Islam mehr oder weniger durchdrungen, war freisinniger und rationaler geworden und athmete einen wissenschaftlich-universellen Sinn, der besonders seit der geonäischen Periode war geweckt worden; jedoch hat sie zugleich eine scholastische Färbung und wurde späterhin in Spanien gradezu Philosophie im poetischen Gewande. Die palästinensische dagegen, deren Richtung in Italien sich fortspann, blieb mehr national und überlieferungstreu; sie war meist gottesdienstlich, hielt den Geist der Hagada und der jerusalemischen Gemara fest, nahm ihren Stoff aus den Targumen, Midraschen und den Sagen des alten und neuen Palästina, welche sie weiter ausführte und zu liturgischem Gebrauche anwandte; wie auf ähnliche Weise auch die abendländisch-christliche Kirche durch ihren mehr traditionnellen und praktischen Charakter zu der rationnell-speculativen morgenländischen Kirche in Gegensatz trat. Mit der sinkenden Khalifenmacht im Osten und dadurch auch des jüdischen Patriarchats war besonders auf der iberischen Halbinsel, woselbst die Juden unter den Mauren Schutz und Freiheit genossen, über die jüdische Literatur ein neues Leben gekommen, und die meisten jüdischen Schriftsteller bekennen es, daß ihre Poesie sich hier zunächst an der arabischen, welche schon damals im Zenith stand, entzündet habe (S. 43). Ihre Blüte in Spanien beginnt um 940, und wir sehen die Juden von dieser Zeit an in allen literarischen Bestrebungen wie vornehmlich in der Dichtung den Arabern nacheifern. Sie behandelten nunmehr nicht sowol die Zweige des Wissens in Versen nach arabischen Musterbildern, bis auf die gereimte Grammatik des Gabirol hin, sondern versuchten sich auch selbständig in Heldengesängen und Lobgedichten, in Romanen und Reimchroniken, und die erste Chronik des Cid, aus welcher späterhin spanische Historiker und Dichter geschöpft, soll von einem maurischen Juden, dann Convertiten, Aben Alfange zu Valencia (st. 1099) geschrieben sein. Hr. D. bemerkt, daß es keine arabische Reim- und Verskünstelei gebe, welche von jüdischen Dichtern nicht auch versucht worden sei (S. 164), und wie eifrig es sich die Juden angelegen sein lassen, ihren Vorgängern auch in den schwierigsten Labyrinthen nachzukommen, geht unter Andern aus den Bemühungen des Al Charizi hervor, der zuerst die „Makamen" des Hariri ins Hebräische übersetzte (um 1210) und späterhin ein ähnliches Kunstwerk: „Taschkemoni", zu Stande brachte.

Bevor wir die jüdische Poesie weiter verfolgen, möge es uns vergönnt sein, bei ihrer Metrik und Rhythmik, über welche der gelehrte Verf. mit sich selber nicht recht einig scheint, einen Augenblick zu verweilen. Hr. D. läßt Reim und Versmaß als zwei poetische Formen aus uranfänglichen Keimen bei den Juden sich selbständig entwickeln (S. 138 fg.), indem ja der altbiblische Sinnparallelismus schon die Grundlage zum Reime enthalte und dieser wirklich in einigen Stellen des Alten Testaments schon erscheine; allein von jenem unbewußten Gleichklange, der nicht selten auch den altindischen und römischen Dich-

tern entschlüpft, und der besonders in den kurzgegliederten und präcisen Sinnsprüchen des Morgenlandes ganz an seiner Stelle ist, um die Gnomen abzurunden, bis zu der geflissentlichen Anwendung des Reimes in der jüngern Poesie ist ein bedeutender Schritt, und es bedarf nur eines Blickes auf die jüdischen Dichtungsformen, um sich zu überzeugen, daß sie durchaus nur getreue Abdrücke der arabischen seien. Die Form der Kasside ist von den jüdischen Dichtern streng beibehalten; der erste Vers gibt den vollen Reim an, die andern folgen alternirend, wie lang auch das Gedicht sein möge, und so hat Charizi ein Gedicht mit 42 gleichen Reimen auf reka, Gabriol ein anderes mit 200 homogenen Ausgängen, und Juda ben Elia gar ein Gedicht mit 600 Reimversen auf rim. Außerdem bedient sich die jüdische Metrik der arabischen Terminologie in allen Einzelheiten bis zu den Zeltstricken und Pflöcken hin, wofür vergebens eine hebräische Ableitung gesucht wird; sogar das Sammeln der Gedichte in einen Divan ist arabische Nachahmung, und endlich haben auch jüdische Gelehrte, wie Ibn Ezra, Ibn Tibbon und Abravaneli, diese Herübernahme der geregelten Metrik willig zugestanden, und so im Anfange auch Hr. D., wenn er es ausspricht, daß in der Mischna und Gemara nichts vom Metrum und Reim vorkomme, sondern diese erst von den Arabern entlehnt und dann von den Dichtern in der Provence, Catalonien, Aragonien und Castilien ausgebildet seien (S. 5). Weiterhin jedoch sucht er ihre Ursprünglichkeit mit einigen Gründen zu stützen, welche vor der Kritik nicht ganz bestehen dürften. Dahin gehört zuvörderst die Vermuthung, daß eine Einwirkung der persischen Poesie auf die jüdische noch näher liege als die der arabischen, insofern Behramgur der Sassanide zuerst in gebundener Rede gesprochen und die frühere Sprache der islamitischen Wissenschaften die persische gewesen. Über Dasein und Schicksal einer vormoslemischen Literatur der Perser sind wir allerdings von manchen Seiten her unterrichtet; schon die Alten erzählen von persischen Annalen, wie der Zendavesta von einigen wissenschaftlichen Schriften; noch Ferdusi hat ältere Sagen vor Augen, und arabische Schriftsteller wissen von poetischen Werken, namentlich alten Romanzen, wie „Rustem und Isfendiar", „Wamek und Asra" u. dgl., welche aber von den ersten Moslemen vernichtet seien; unter den Sassaniden hatte sich die profane Literatur einer besondern Pflege erfreut, seit Ardschir Babegan (um 200) eine Art von Tagebuch nach der Weise des Antonin abgefaßt, und so ist es denn eben nicht unwahrscheinlich, daß auch Behramgur Verse gemacht, wie uns Dauletschah erzählt; allein so viel läßt sich hier mit Bestimmtheit behaupten, daß wir über die Form und Rhythmik jener Producte ebenso wenig etwas wissen als von einer nachmaligen wissenschaftlichen Literatur der islamitischen Perser vor dem Zeitalter der Barmekiden. Das Zeugniß des Musa Maimuni von einer persischen Übersetzung des Pentateuch Jahrhunderte vor Mohammed (S. 139) steht ebenso isolirt und unbeglaubigt als die Behauptung des Ibn Ezra, daß zuerst ein Jude Jakob ben Scheara das indische „Panchopâkhyâna" unter dem Namen „Kalila wa Dimna" für den König Alzaface (?) ins Arabische übersetzt habe; denn es wäre fast unmöglich, daß sich die Kunde von einem andern Pentateuch, vor der Übersetzung des Tawus im 9. Jahrhunderte, so gänzlich sollte verloren haben, und über die Geschichte des genannten Fabelwerkes sind wir vollends auf das allergenaueste unterrichtet. Auf das höhere Alter derjenigen jüdischen Dichter Arabiens endlich, deren Poesien bereits in der „Hamâsa" vorkommen, darf sich der Verf. am wenigsten berufen; denn sie dichten Arabisch und verleugnen ihre Nationalität dermaßen, daß sie völlig in die heimischkriegerische Weise einstimmen, wie grade jener Samuel ben Adia („Ham." S. 49 Fr.):

Und wahrlich, ein Volk sind wir, das Tod nicht für Schande hält;
So sehn nur die Stämme von Amir und Salul ihn an.
Uns geht für den Pilger das nächtliche Feuer nicht aus,
Es tadelt uns nimmer der Gast oder Wandersmann.
Bekannt unsre Schwerter im Osten und Westen sind,
So viel' auch der Scharten vom Haun auf die Panzer dran.

Von dieser altarabischen und in ihrem Lande nationalen Poesie sind bekanntlich die Regeln der Metrik abgezogen, auf welcher Grundlage dann auch die jüdische Poesie in Spanien fortbaute, und wenn diese freilich nach dem Vocalisationssysteme der hebräischen Sprache einige Modificationen mußte eintreten lassen, so darf man doch keineswegs mit dem Verf. sagen, daß beide Gebäude so verschieden seien wie der Tempel zu Jerusalem von der Alhambra zu Granada (S. 157).

In Italien beginnt die Blüte der jüdischen Poesie um 870 mit dem Lyriker Kalir aus Sardinien, und sie erreicht ihr goldenes Zeitalter von 1100—1245. Hier ist der Einfluß der Provenzalen allenthalben bemerklich, wie denn die Poesie der Trobadores selbst von den Juden gefördert wurde und ein spanischer Convertit, Don Santo de Carion (um 1360) als berühmter Trobadore erscheint. Der größte weltliche Dichter, der jedoch in frivolen und schlüpfrigen Schilderungen sich gefällt, „ein Vorläufer des Aretino und Bekenner des Dogmas réhabilitation de la chair vor St.-Simon", ist Immanuel Romi ben Salomo, Zeitgenosse des Guido von Arezzo, des angeblichen Erfinders des Notensystems und des Verpflanzers der altprovenzalen Sonettform auf italischen Boden. Romi dichtete in dieser Form, und es gibt schwerlich eine italienische Dichtungsgattung, deren sich nicht späterhin auch die Juden bedient hätten. Boccaccio gebrauchte zuerst die ottava rima, und bald darauf die jüdische Poesie, welche überall ein treues Charakterbild ihrer Zeit ist. Ein jüdischer Dante ist Mose ben Mordekai Zacuto (st. 1698), der in 185 fünfzeiligen Strophen ein Inferno figurato („Tofte Aruk") nach rabbinischen Vorstellungen und Sagen dichtete; das Gegenstück Il paradiso („Eden Aruk") lieferte, ebenfalls nach jüdischen Dogmen, Jakob Daniel Ulamo aus Ferrara, in 277 Strophen. Begründer der modernen italienischen Dichterschule unter den Juden ist Mose Chaim ben Jakob Luzzatto; allein nach Hrn. D. „küßt gegenwärtig die jüdische Poesie in Rom devotest den Pantoffel des Papstes, in Deutschland die Tiara der Philosophie".

(Der Beschluß folgt.)

Rozet's Beschreibung des Gebietes von Algier.

(Beschluß aus Nr. 317.)

Die Anzahl der in Algier existirenden Kaffeehäuser gibt der Verf. auf 60 an, von diesen sind jedoch nur fünf oder sechs von Bedeutung; ein ziemlicher Theil ist auch in Felsenhöhlen angelegt, die nicht mehr als sechs Fuß ins Gevierte haben; das bemerkenswertheste unter ihnen liegt in der Straße der Marine, unweit der Moschee. Dies besteht aus mehren schmalen, aber langen Galerien, die von Marmorsäulen getragen werden; an den Seiten hin sind steinerne Sitze in die Mauer gearbeitet, die mit Matten und Teppichen belegt sind; auf der einen Seite befindet sich eine viereckige, ringsum offene Halle, in deren Mittelpunkte ein Springbrunnen seine schönen kühlenden Wasserstrahlen in ein Marmorbecken ergießt; in der kleinen räucherigen Küche sieden und brausen fortwährend die Kaffeetöpfe auf dem Herde. Rechts und links neben diesem waren unverantwortlicherweise zwei ziemlich schwache hölzerne Tragpfeiler angebracht, die dem Feuer so nahe standen, daß sie von Rauch ganz geschwärzt und beinahe verkohlt erschienen. Wie leicht konnten diese einmal wirklich Feuer fassen und so in wenigen Augenblicken das ganze Gebäude in Brand stecken. Übrigens würde der in diesen Anstalten zubereitete Kaffee wol schwerlich unsern Gaumen zusagen; er ist merklich schwach und steht überhaupt dem unserigen an Wohlgeschmack sehr nach; eher kann man ihn mit dem englischen vergleichen. Dafür ist er auch sehr billig, denn zwei Schalen davon kosten nur einen halben Penny. Sehr viele Besucher pflegen nach und nach 10—12 solcher Schalen einzunehmen, die sie, blos noch mit ihrer Pfeife beschäftigt, in völligem Schweigen genießen, sodaß der Fremde hier oft eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft findet, die irgend ein Zauber stumm gemacht zu haben scheint.

Die Bevölkerung der Stadt Algier vor dem Einrücken der Franzosen gibt Capitain Rozet auf 30,000 Seelen an, eine Zahl, die sich seitdem nach seiner Angabe um ein Drittheil vermindert hat, weil eine Menge Menschen ausgewandert sind. So viel es sich berechnen ließ, bestand diese Bevölkerung im Einzelnen aus 4000 verheiratheten Türken oder Janitscharen, ungefähr 2000 Negern, 5000 Juden, 18,000 Mauren und Kuluglis, und etwa 1000 Berbern, Arabern u. A. Die Juden bilden wie in allen muselmännischen Städten den verachtetsten Theil der Einwohner; viele von ihnen gehen mit Packten in den Straßen hausiren, diese durften früher bei harter Strafe nicht in die Häuser der Mohammedaner eintreten, ja nicht einmal an die Thüren klopfen. Folgendes ist die Art und Weise, wie man mit ihnen zu handeln pflegt: wenn die mohammedanischen Frauen den bekannten Ruf der Handelsjuden auf den Straßen vernehmen, so kommen sie in das Vorhaus herab und senden einen Sklaven heraus, um den Juden herbeizurufen. Das Thor wird nur so weit geöffnet, daß ein Knabe oder Sklave die Hand hindurchstecken kann, um die Waare, welche die Dame in Augenschein nehmen will, hereinzunehmen. Auf gleiche Weise wird dem Juden das Geld dafür durchgesteckt. Bei diesem seltsamen Handel, wobei der Verkäufer seinen Abnehmer nicht einmal zu Gesichte bekommt, verfahren die schönen Damen des Morgenlandes nicht immer redlich mit den armen Juden. Zuweilen lassen sie die Waaren hereinnehmen und ihnen alsdann die Thüre vor der Nase zuwerfen, ohne den Preis zu bezahlen. Da nun dem Juden das Gesetz verbietet, an das Thor zu klopfen, so erhebt er vor demselben ein lautes Geschrei, geberdet sich und stampft mit den Füßen, und wenn diese Aeußerungen seiner Verzweiflung nicht das Herabwerfen der Kaufsumme aus dem Fenster zur Folge haben, so begibt er sich zum Kadi, wo er indessen auch nicht immer mit Sicherheit auf ein gerechtes Gericht rechnen darf. Die jüdische Bevölkerung von Algier besteht eigentlich aus Flüchtlingen aus Spanien, welche dies Land wegen grausamer Verfolgungen im 15. Jahrhundert verließen. In diesen ersten Zeiten ihrer Übersiedelung befanden sie sich auch in weit blühenderm Zustande als heutiges Tages.

Zu den interessantesten und merkwürdigsten Gegenständen, welche die Umgebungen der Stadt Algier aufzuweisen haben, gehören die heiligen Quellen und die Einsiedeleien der Marabuts. Der Marabut, oder Heilige, ist eine Person, die bei den Mauren wie bei den Berbern in gleichem Ansehen steht, denn nach ihrem Glauben steht sie unter den unmittelbaren Einflüssen der Gottheit. Eben deshalb fragt man ihn bei jeder Gelegenheit um Rath und dieser wird nie verworfen. Auch steht er nicht unter dem gewöhnlichen Gesetz; denn die von ihm beleidigte oder gar mishandelte Person ist bald geneigt, diese Mishandlung entweder als ein göttliches Strafgericht, oder gar als einen besondern Gnadenbeweis anzusehen. Sowie die Indier ihren schmuzigen, schäbigen Fakirs, machen auch die Mauren den Marabuts nicht blos ansehnliche Geschenke, wenn sie in irgend einer Angelegenheit einen derselben zu Rathe ziehen, sondern die heiligen Männer wissen auch außerdem vortrefflich das leichtgläubige Volk zu Zehnten und Contributionen aller Art von ihnen beizutreiben. Wenn er sich nicht anders helfen kann, so bestiehlt der heilige Mann ohne Bedenken seine Clienten, dringt in ihre Gärten, Scheuern und Wohnungen ein und nimmt sich von da, was ihm beliebt. Der Eigenthümer sieht ihm ruhig zu und freut sich noch obenein über diese Gewaltthat, die er als ein Vorzeichen guten Erfolgs betrachtet. Unter den zahllosen heiligen Plätzen, wo diese Marabuts in der Nähe der Hauptstadt ihr Wesen treiben, ist das sogenannte Heiligthum des Sidi-Abderhaman das berühmteste. Ein anderes, kaum minder berühmtes Heiligthum befindet sich etwas entfernter nach der Seeküste zu und führt den Namen des Sidi-Jakub; dieses ist besonders den Juden heilig. Diese Einsiedelei von Sidi-Jakub, welche Capitain Rozet eines Tages besuchte, befindet sich in nordwestlicher Richtung von der Stadt, auf dem Gipfel eines Felsen, beschattet von einem mächtigen Olivenbaum, der seine Zweige gleich einer Ceder vom Libanon ausbreitet. Der Marabut, der hier haust, ist sehr berühmt wegen seiner wunderthätigen Heilungen; auf der Westseite des Felsen befindet sich eine Quelle, in welche der Volksglaube alle Wunderkraft verlegt. Allemal am Dienstag sieht man eine große Schar von Pilgern nach dieser heiligen Quelle wallfahrten, zuweilen in solchen Massen, daß sie die Straße verstopfen, und an einem solchen Tage folgte auch der Verf. um sechs Uhr des Morgens einem ansehnlichen Zug von Negern und Juden dorthin; es befanden sich dabei ganze jüdische Familien, bestehend aus Männern, Frauen und Kindern. Diese nahten sich sämmtlich in großer Ehrfurcht der Quelle, nachdem sie ihre Schuhe abgelegt hatten. Sie zündeten hierauf in der Nähe des heiligen Quells ein Feuer an, worein sie Weihrauchkörner streuten. Mancherlei Opfer wurden auch in das heilige Wasser geworfen, als Eier, Brot, Vogelfedern und Blut von Vögeln; hierauf wuschen die Pilger sich Hände und Angesicht, und die Ältern gaben ihren Kindern aus dem Quell zu trinken. Auch die Neger und Negerinnen vollbrachten ähnliche Ceremonien, allein man sah es ihnen an, daß sie es in voller Unwissenheit und Andachtlosigkeit thaten. Unweit dem Quelle saß ein alter Maure in ein weites, mantelartiges Gewand gehüllt, dies war der Marabut; er hielt in seinen Händen ein beschriebenes Blatt Papier, das er dem Verf. darreichte. Es war dies ein Schutzbrief von dem commandirenden General der französischen Armee, kraft dessen ihm erlaubt war, den heiligen Quell von Sidi-Jakub zu hüten und dort die Gaben der Pilger in Empfang zu nehmen, jedoch nur am Dienstag und Donnerstag. Auf die Frage, ob diese Opfer ihm viel einbrächten, entgegnete der Marabut mit Nein, denn es werde dieser Ort beiweitem weniger von Mauren als von Juden besucht. Als der Verf. sich wieder entfernte, vernahm er einen großen Lärm von der Seeküste her und fand hier eine ziemliche Zahl jüdischer Familien versammelt, mit Essen und Trinken beschäftigt, wobei sie laut jubelten und sangen. Bei Annäherung des Capitains erhuben sich sogleich einige Männer und luden ihn ein, an ihrer Mahlzeit Antheil zu nehmen, indem sie ihn be-

lehrten, daß es Pflicht sei, nachdem man das Heiligthum des Marabut am Sidi-Jakub besucht habe, sich der Freude und dem Genuß von Speise und Trank zu ergeben. Alles Weigerns ungeachtet mußte auch der Capitain ein Glas Anisette als Erquickung von ihnen annehmen. Diese lustigen Mahlzeiten nahmen den ganzen Rest des Tages in Anspruch, wobei sich die Familien immer im Freien lagern. Auch Musiker gesellen sich häufig zu diesen Scenen des Vergnügens und erhöhen es durch ihr oft sehr mistönendes Spiel. Zuletzt konnte es nicht fehlen, daß die Lust, in Folge des berauschenden Getränks, in Unanständigkeit ausartete, und Männer, Frauen und Kinder rollten endlich neben- und übereinander auf den Boden hin.

In geringer Entfernung von der Stadt Algier entdeckte Capitain Rozet auch sogenannte druidische Denkmäler, deren Vorhandensein in dieser Gegend ihn sehr überraschte. Er fand nämlich zuerst in mehren noch vollständig erhaltenen Bogen die Spuren einer kleinen Wasserleitung. Diese Bogen, von vier Fuß Höhe und aus einem kalkartigen Steine gewölbt, der mit einem gelblichen Cement verbunden war, brachten den Verf. anfangs auf den Gedanken, daß sie punischen Ursprungs seien, bis er in einiger Entfernung bei näherer Untersuchung der Localität zwei Gruppen druidischer Grabmäler entdeckte, die denjenigen, welche er früher in Frankreich gesehen, auffallend gleichen. Jedes dieser Monumente bestand aus vier Steinen, von derselben Gattung wie der Felsen selbst, völlig unbearbeitet, ein rechtwinkliches Viereck bildend; diese vier Steine waren mit einem fünften bedeckt, so groß, als er nur in der Nachbarschaft aufgetrieben werden konnte. Einer derselben, den der Verf. ausgemessen, war $2\frac{1}{3}$ Metres lang und zwei Centimetres dick. Die einzelnen Grabmäler standen ohne Symmetrie nebeneinander, und auch die Gruppen waren nicht gleich stark, einige bestanden aus zehn, andere aus zwölf und mehren Grabmälern. Da mehre von diesen nicht ihre ursprüngliche Lage hatten, so schloß der Verf. hieraus wol mit Recht, daß die Beduinen dabei beschäftigt gewesen seien und etwa Nachforschungen nach Schätzen hier angestellt haben mochten.

Der Weg von Algier nach Konstantine erstreckt sich anfangs durch eine malerische Gegend an der Seeküste hin und zeigt überall sichtliche Spuren des Culturverfalls der ganzen Gegend; hierauf führt derselbe in geringer Entfernung vom Cap Matafu bei den ausgedehnten und merkwürdigen Ruinen der alten römischen Stadt Rustenium vorüber. Capitain Rozet reiste nur bis zu diesem Punkt, empfing aber durch seinen Begleiter, den Juden Salomon, der öfters in Konstantine gewesen war, hinlängliche Auskunft in Betreff des übrigen Theils des Weges. Die dritte Tagereise von Algier aus bringt den Reisenden an den Fuß des kleinen Atlas, und während der nächsten Tagereisen führt von da der Weg durch steile und gefährliche Gebirge, von Berbern bewohnt, die von allen Vorüberziehenden ohne Rücksicht Contribution erheben, daher denn auch diese Stelle von den Reisenden sehr gefürchtet ist. Am sechsten Tage betritt der Reisende eine ausgedehnte Ebene, die von wandernden Arabern bewohnt wird und sich nun bis Constantine erstreckt. Dies ist eine ziemlich große und gutgebaute Stadt, mit 15—16,000 Einwohnern; sie wird zum Theil von einem Fluß umströmt, an dessen nächsten Ufern man anmuthige Gartenanlagen erblickt. Dagegen ist Bona eine weit kleinere Stadt, aber ziemlich gut befestigt, deren Umgebungen von dem kriegerischsten, raubsüchtigsten und grausamsten Volksstamm unter allen nordafrikanischen bewohnt werden. Vor der Besitznahme von Bona durch die Franzosen mußten die Einwohner der genannten Stadt außerordentlich von diesen herumstreifenden Horden leiden, und selbst die französische Besatzung wurde früherhin öfters von ihnen beunruhigt.

Der Raum verstattet uns nicht, Capitain Rozet auf allen seinen Excursionen zu folgen, deren vornehmlichste sich bis Medeia erstreckte, der Hauptstadt des Bei von Titteri. Auf diesem Wege liegt am Fuße des kleinen Atlas in einer reizenden Gegend die kleine Stadt Belida, deren Bewohner den Bewohnern der Umgegend von Bona an Raubsucht und Treulosigkeit wenig oder nichts nachgeben, wiewol die Berbern von den benachbarten Gebirgen mehrmals herabgekommen sind und ihre Stadt geplündert haben. Die Bewohner von Medeia sind ausgezeichnet durch ihre Vorliebe für die Jagd. Seltsam genug ist ihre Methode, die Tiger zu jagen. Mit einem scharfen Yatagan bewaffnet, reizt nämlich der Jäger das schreckliche Thier, ihn auf einen Baum zu verfolgen; sobald es nun dahin gekommen ist, dreht sich der Jäger schnell um und haut mit der haarscharfen Waffe dem Tiger beide Vordertatzen ab, worauf dieser heulend herabstürzt und alsdann eine Beute der Jäger wird. Auch wird von diesen kühnen Jägern versichert, sie raubten die jungen Löwen von dem Lager der alten, indem sie den Augenblick abpaßten, wo die Löwin abwesend und der alte Löwe über der Bewachung der Jungen, die er weniger zärtlich liebt als die Mutter, eingeschlafen sei. Doch will diese Erzählung etwas fabelhaft erscheinen. 80.

Mancherlei.

Als Jemand bei Reiske Arabisch lernen wollte, sagte dieser Kenner des Arabischen: „Der Koran ist das unsinnigste Buch in der Welt. Fade Sentenzen, ewiger Schwulst, Bilder auf Bilder, ohne daß sie etwas sagen, keine Folge in den Gedanken, keine Verbindung der Materien; er ist eine wahre Geißel für den gesunden Menschenverstand und ein Martyrerleiden für mich, wenn Sie mich zwingen, ihn zu lesen. Indeß wenn alle die Sprüche, welche sich im Giruhari und in mehren dicken Bänden anderer Schriftsteller finden, wirklich von Mohammed sind, von dem die Türken sie durch Tradition ererbt haben wollen, so ist Mohammed ein großer Mann, ein hervorragendes Genie, der ein vortreffliches Herz und einen außerordentlichen Verstand hatte. Wenn er den Koran gemacht hat, so ist er ein alberner Thor. Auch glaube ich nicht, daß er den Koran gemacht hat; sondern ich vermuthe, daß nach seinem Tode einige Schwachköpfe unter seinen Schülern dies erbärmliche Machwerk zusammengestoppelt haben."

Dieser Ausspruch ist höchst bedeutsam, sobald man der gewaltigen Wirksamkeit des Korans gedenkt, des Enthusiasmus, der ihn verbreitet, der Richtung und Bildung des Geistes, welche er dem Orient gegeben. Sind Bücher, die am meisten gelesen, verehrt, verbreitet und ausgelegt werden, immer die besten?

Alle wahre Liebe und Freundschaft unter den Menschen ist eine prästabilirte Harmonie zwischen ihrem gegenseitigen Doppelsein der Phantasie und Sinnenanschauung, des Geistes und der Natur. Erfahrung, Reflexion und bloße Gewohnheit des Beisammenlebens können dergleichen nie hervorbringen, darum gibt es ohne das prästabilirt Harmonische der Menschen lauter Misklänge, schlechte Ehen, Geschwisterverbindungen und Freundschaften. 28.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 319. —— 15. November 1837.

Jüdische Poesie.

(Beschluß aus Nr. 318.)

Nach der schrecklichen Verfolgung der Juden in Catalonien, Castilien und Aragonien, von 1391 an, zog sich die jüdische Cultur nach den Niederlanden und weiter über Deutschland und die Slawenländer. Vom 17. Jahrhundert an war besonders Amsterdam der Pflanzgarten jüdischer Bildung, durch Druckereien, Bibliotheken, Gelehrtenvereine und die Liberalität der jüdischen Magnaten; indessen verlor sich hier die Nationalität im Pantheismus Spinoza's, und wir sehen sogar die Juden in lateinischer Sprache dichten. Hier findet sich auch eine Dichtungsform, welche vom Judaismus am wenigsten begünstigt wird, nämlich das erste jüdische Drama: „Asire Tikva", in drei Acten von Joseph Penço (Amsterdam 1668). Wie sich im 15. Jahrhunderte in Frankreich und England das Drama aus den sogenannten Mysterien entwickelte und ein gewisser John Rastel sogar diese allegorische Darstellung gebrauchte, um die Naturwissenschaften einzuprägen, so schildert auch jene jüdische Comoedia den Sieg des freien Willens, als König, über die sinnliche Lust, als Knabe Cupido, wobei dann die Leidenschaften personificirt auftreten.

Im deutschen Reiche waren die Juden des Mittelalters ohne feste Wohnstätte und ohne bürgerliche Freiheit, einem eifernden Papst- und Mönchthume preisgegeben, und die lateinische Sprache, deren sich die Kirche bediente, gab ihnen kein Muster zur Nachahmung. Aber sofort nach der Reformation bildet sich auch eine jüdisch-deutsche Nationalliteratur, und zwar wiederum zunächst an den damaligen Zeitproducten: man übersetzte den „Eulenspiegel", „Brandspiegel", „Amadis", „Die sieben weisen Meister" und andere Volksbücher; man dichtete Faschingspossen für das Purimfest, wie das Ahasverspiel, neigte sich aber am liebsten zu der sententiösen Gattung der Poesie, woher denn die Sentenzen Ali's und andere der Art in Übersetzungen Eingang fanden. Eine Reform der jüdischen Poesie wurde hier mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts durch classisch gebildete Spanier vorbereitet, und sie ging Hand in Hand mit den poetischen Richtungen in Deutschland, ist aber mit Schiller stehen geblieben und gegenwärtig, „basirt auf eine ästhetische Doctrin, ein unnationales Erzeugniß der Mendelssohn'schen und Kant'schen Philosophie". Begründer der neugermanischen Schule ist der durch seine „Mosaide" bekannte Naftali Wessely, ein Freund Mendelssohn's, der mit diesem zuerst die Journalliteratur beförderte, in welcher seitdem die jüdische Poesie unter uns ihre Blüte treibt. Unter den noch lebenden Dichtern ragt besonders Salomo Kohen hervor; beiweitem wichtiger aber als alle hebräischen Akrostichen, Charaden und Spielereien sind die kritischen Bestrebungen, welche von jüdischen Gelehrten in neuerer Zeit angeregt worden: von Jost in Berlin durch seine „Geschichte der Israeliten", von Zunz in Prag durch seine „Gottesdienstlichen Vorträge der Juden", von Geiger in Wiesbaden, Julius Fürst u. A., an welche sich nunmehr ein christlicher Forscher würdig anschließt.

Nach Polen endlich waren schon 1096 aus Deutschland jüdische Colonien hingeflüchtet, und sie erfreuten sich dort von jeher bis auf die Gegenwart hin einer großen nationalen Freiheit; indessen erhielt Polen erst seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts eine heimische Literatur, und daher sammeln sich auch von jener Zeit an bei den Juden die Strahlen der palästinensisch-italischen Cultur, welche unter den Slawen bald in den theosophisch-kabbalistischen Systemen schwärmerischer Häresien culminiren, sodaß zwischen diesem slawischen Orthodoxismus und dem niederländischen Pantheismus die denkgläubige Partei in Deutschland in der Mitte steht.

Schon nach diesen Umrissen, welche hoffentlich bald durch Hrn. Delitzsch zu einem vollständigen Gemälde sich entfalten werden, darf es Ref. hoffen, der jüdischen Poesie durch die Behauptung nicht zu nahe getreten zu sein: daß sie überall an die Richtungen ihrer Zeit und desjenigen Wohnlandes, in welchem sie existirte, sich angeschlossen, daß sie von ihrem ersten Auftreten an der Nationalität sich entäußert habe. Ihre nationalste Seite tritt noch am schärfsten in der Gnomik und der religiösen Hymne hervor, obwol die eigentliche Spruchweisheit, auf Abstraction von Lebenserfahrungen und Verhältnissen beruhend, fast Gegensatz der Poesie genannt werden kann, wie der Verf. mit Recht erinnert. Beide Dichtungsarten sind allenthalben mit Vorliebe behandelt worden; noch in unsern Tagen hat sich Satanow in seinen „Asaphssprüchen" so enge und mit allen Eigenthümlichkeiten an die Salomon'schen Sprüche angeschlossen, daß man in den freien Nachbildungen eine biblische Gnomologie zu erkennen glaubt, und von nachgebildeten Psalmen gab es schon im Alterthume eine große

Menge. Athanasius zählte neben andern Apokryphen seiner Zeit an 3000 Davidspsalmen; der edessener Bardesanes im 2. Jahrhunderte dichtete 150 Psalmen den David'schen nach, und noch in der neuesten Zeit hat man von Luzzatto ebenfalls 150 solcher Hymnen, welche den biblischen in Bau und Sprache durchaus täuschend nachgeahmt sind: ein Beweis, wie leicht eine solche Nachbildung sei, und wie sehr die biblische Kritik bei den später hinzugetretenen Hymnen der alttestamentlichen Sammlung auf ihrer Hut sein müsse. Es gehören besonders dahin die alphabetischen Psalmen, welche von den besten Kritikern für Erzeugnisse des entarteten Geschmacks aus der Zeit des Jeremias bis zu den Makkabäern hin gehalten werden; der Verf. betrachtet sie als vorexilische Schriften (S. 183), und wenn derselbe ebenfalls mit den Juden annimmt, daß die sogenannten Stufenpsalmen wol zur Zeit des zweiten Tempels von ihrer liturgischen Bestimmung, auf den Stufen des Tempels gesungen zu werden, den Namen erhalten hätten (S. 178), während Gesenius den Ausdruck vom stufenweise fortschreitenden Gedankenrhythmus einzig richtig erklärt, so scheint es, als ob Hr. D. auf dem Gebiete der alttestamentlichen Exegese noch nicht ganz unbefangen sich umgesehen habe. Wir können bei dieser Gelegenheit um so weniger ein Wort des Tadels gegen ihn zurückhalten, je mehr wir von wahrer Achtung gegen seine Leistungen durchdrungen sind; wir lesen bei ihm von „entmarkten, verbluteten Begriffen eines schalen Deismus", von einem „verflachten Mosaismus", einem „übernüchternen Rationalismus oder Allermannsglauben", gar von „hohlen Begriffen und caput mortuum: Gott, Tugend und Unsterblichkeit", und meinen, daß es gerathener sein möchte, dergleichen Aussprüche, die noch nicht das Resultat der ruhigen Prüfung sein können, den unwissenschaftlichen Schreiern zu überlassen, als damit seine Forschungen zu trüben und zum Widerspruche anzureizen. Im Übrigen stimmen wir mit vollem Herzen in den Wunsch des Verf., daß die Poesie der Juden in Zukunft sein möge „das lebendige Lebensbild von der Freiheit des Volkes in der Freiheit", wenn wir auch seine Ansicht nicht ganz unterschreiben, als sei „die mittelalterliche jüdische Poesie das Document von der Freiheit des Volkes in der Sklaverei, die moderne von der Sklaverei des Volkes in der Freiheit", und noch weniger seine begeisterte Hoffnung theilen, daß eine zukünftige jüdische Poesie auf Geschichte, Gesetz und Sage sich gründen, d. h. durchaus national sein müsse (S. 120); denn eine solche Nationalität würde die Juden von der europäischen Civilisation ausschließen und in das Joch der Satzungen abermals zurückdrängen müssen.

Was endlich noch Hr. D. in Beziehung auf die grammatische Umgestaltung und Weiterbildung der althebräischen Sprache mittheilt, ist nicht allein völlig neu, sondern auch für die gegenwärtige Sprachforschung von so unabsehbarer Wichtigkeit, daß wir es hier zum wenigsten andeuten müssen. Es ist bekannt, wie das erweiterte Sprachstudium lange schon zu der Vermuthung gekommen: es möchten die sanskritischen und semitischen Sprachen trotz ihrer abweichenden Structur und Bildungsweise in einem ursprünglich verwandten Verhältnisse zueinander stehen, und man könne dieselben sich näher bringen, wenn man von der Zweisylbigkeit der semitischen Wurzeln, als einer zweiten Stufe der Fortbildung, abstrahire und die Einsylbigkeit nach Hinwegnahme hinzugetretener Elemente, Präpositionen und vocalischer Erweiterungen wiederherstelle, in welchem Falle dann die Verbalstämme beider Sprachfamilien zusammenfallen. Es ist nicht ganz richtig, daß ein solches Verhältniß vor Fürst niemals geahnt worden sei; Ref. hat es bereits vor zwölf Jahren erkannt und mit Beispielen zu belegen gesucht, Bopp dasselbe an arabischen Stammwörtern gezeigt (wiener „Jahrbücher", Bd. XLII), Gesenius in der neuen Auflage seines Wörterbuches beide Sprachstämme nach demselben Principe aneinandergehalten, bis Jul. Fürst eine wissenschaftliche Begründung dafür gesucht; was aber in der That niemals dabei geahnt worden, und wovon seither nicht einmal ein Gerücht vorhanden gewesen, ist, daß die jüdischen Grammatiker Italiens auf demselben Wege ihre Sprache zerlegt haben und diesen Untersuchungen nunmehr gleichsam die heimische Sanction geben. „Während die Spanier mit arabischem Apparate ihre Sprache anatomirten, waren die Italiener Physiologen ihres Organismus und betrachteten die Wurzeln der Sprache nicht als etwas Erstarrtes, sondern als Sprachkeime, mit denen sie frei zu schalten sich die Berechtigung herausnahmen" (S. 146). Die spanischen Juden nahmen nach den arabischen Grammatikern, welche durch den Vocalreichthum ihrer Sprache darauf geführt waren, eine stereotype Dreibuchstabigkeit der Wurzeln an, führten auch die zweigliederigen Verba oder selbst einsylbige Nomina auf diese Dreiconsonantigkeit zurück und stellten demnächst bei der Verbalbildung Regeln für die Abnormitäten auf; die italienischen dagegen, mehr an eine aramäische Contraction gewohnt, abstrahirten schon die Einsylbigkeit und erkannten richtig die accessorischen Elemente, ohne dabei durch den Hinblick auf die übrigen Sprachfamilien geleitet zu werden, wie es der Verf. mit Beispielen und trefflichen Bemerkungen erläutert (S. 152 fg.). Unsere hebräische Grammatik aber beruht auf den von spanischen Lehrern uns zugekommenen Grundsätzen; sie ist nur „die rationale Fortspinnung einer in der Reformationszeit uns kärglich zu Theil gewordenen mündlichen Überlieferung", und mit Recht sagt der Verf., daß die semitischen Sprachen in kein blutsverwandtschaftliches Verhältniß zu den übrigen Familien treten können, so lange man das Gesetz der Zweisylbigkeit festhalte, so lange man nicht mit der italienischen Schule eine anatomische Zergliederung der Wurzeln, mit Ausscheidung des Stammes von seinen lautlichen An- und Einfügungen oder präpositionalen Präfixen, in welchen die Bedeutung sich schattirt, vornehme. Es ist uns hier nicht vergönnt, Beispiele zu geben, sondern nur auf die Wichtigkeit der Sache aufmerksam zu machen. 103.

Essai sur l'établissement monarchique de Napoléon, par *Camille Paganel*. Paris 1836.

Wir haben von Hrn. Paganel eine Geschichte Friedrich's des Großen, die nicht ohne Verdienst ist. Auch vorliegendes

Buch ist vielmehr eine Geschichte des großen Mannes, von dem darin die Rede, als eine publicistische Abhandlung, wie das Titelblatt erwarten läßt, das weit eher dem Gedanken des Verf. als der von ihm gewählten Form der Ausführung entspricht. Was aber diese Geschichte Napoleon's vor andern ähnlichen über ihn erschienenen Werken auszeichnet, ist, daß derselbe darin in kurzen und bestimmten Abrissen, ganz wie er war, abgebildet erscheint. Die andern französischen Biographen des Helden und Gesetzgebers nämlich haben mehrentheils nur für ihre Zeitgenossen geschrieben. Napoleon war vor einigen Jahren, zur Zeit der constitutionnellen Kämpfe in Frankreich, der Abgott zweier Gattungen von Menschen, die ihn nicht verstanden: der Tapfern, die ihm in den Kampf gefolgt, und der Liberalen, die seinen volksthümlichen Namen zu ihrem Beistande anriefen. Seine Geschichtschreiber wollten Beiden zugleich gefallen. Demnach mußten sie für die Erstern seinen Kriegsruhm über Alles erheben und die, freilich nicht unvergolten gebliebenen Demüthigungen schildern, die derselbe über Könige und Völker verhängte. Für die Letztern mußten sie aus dem Kaiser einen Patrioten nach ihrem Ebenbilde machen, d. i. eine Art Philosophen des 18. Jahrhunderts, einen Demokraten von 1791 und einen Constitutionnellen von 1819. Nichts Seltsameres als die Anstrengungen dieser anmaßlichen Geschichtsmacher, um die Geschichte zu belügen, um alle ihre revolutionnairen Zierathen an den kaiserlichen Mantel zu nähen, um unter der Salbung des Papstes und der Krone Karl's des Großen den Liberalen zu finden, dessen sie bedurften, um ihre obligaten Darstellungen mit ihrem Systeme, ihre Religion mit ihrem Gott zu vereinbaren. Verstanden aber beide Gattungen von Menschen, wie wir soeben sagten, ihren Abgott nicht, so irrten sich, um zuerst von den Veteranen der französischen Armee zu sprechen, Diejenigen gar sehr, welche glaubten, der kriegerische Ruhm sei die Hauptstärke Napoleon's gewesen und werde ihm auch noch bei der Nachkommenschaft ausschließlich zur Ehre gereichen. Über dem Eroberer stand — und Hr. P. begreift es — der Ordner, der Organisateur. Was nun aber die Liberalen der Restauration anbetrifft, so waren sie, indem sie Napoleon's Andenken aus dem Standpunkte ihrer Lehren von Gesetzlichkeit, von Freiheit und von Gleichheit ehrten, ungleich consequenter, als sie selber es wußten. Sie versuchten es thörichterweise den Koloß bis zu sich herabzubeugen, weil sie ebenso wenig begriffen, was sie und er mit einander gemein hatten, als was Verschiedenartiges und Unvereinbarliches zwischen ihnen und ihm bestand. Jenes Gemeinsame war die Nationalität: sie und er waren Kinder des nämlichen Bodens; sie vertraten die Interessen, die Ideen, die Leidenschaften, die Vorurtheile der neuern Gesellschaft, sowie er die heroischen Arbeiten, die Riesenkämpfe, den unsterblichen Ruhm seiner Epoche gleichsam in sich selber personificirte. Außerdem aber fand noch eine andere Gemeinsamkeit statt: die Anhänglichkeit an die positiven Resultate der Revolution, an ihre materiellen Eroberungen, an die neuern Interessen; und darunter muß man vornehmlich die bürgerliche Gleichheit begreifen. Ein Kind der Revolution, hat Napoleon keineswegs, wie Hr. P. im Widerspruche mit vielen Andern behauptet, seine Mutter getödtet; er hat ihr vielmehr Lebensdauer gegeben, „indem er ihre brutalen und zerstörenden Leidenschaften disciplinirte, bezähmte, indem er den neuen gesellschaftlichen Zustand constituirte, indem er ihm Gesetzbücher, Institutionen und eine Regierung gab, indem er der neuen Gesellschaft die Dinge wiederersetzte, ohne die keine Herrschaft bestehen kann, wofern sie nicht bestimmt ist, gleich einer verheerenden Geißel über die Erde hinzufahren: nämlich Ordnung, Glaube und Achtung, oder in andern Worten: Gesetze, Rangverhältnisse und Altäre". Dagegen nun bestand — wie Hr. P. weiter bemerkt — das Verschiedenartige und Unvereinbarliche zwischen Napoleon und seinen Lobrednern grade in den Grundsätzen, zu deren Unterstützung er die siegreiche Revolution zu befestigen wußte, und den Grundsätzen, die seine Lobredner nunmehr anriefen, um die drohende Contrerevolution zu bekämpfen. In Sophismen mit dieser kämpfend und den Vorurtheilen der alten Königsherrschaft alle Vorurtheile der ehemaligen revolutionnairen Herrschaftsarten entgegensetzend, hätten sie es weder gewagt noch gewollt, gleich ihm Republik und Demagogie niederzuschmettern, und fern war von ihnen der Gedanke, um so mehr nach dessen Äußerung, es sei nach der metaphysischen Republik von 1791, nach der bluttriefenden Republik von 1793, und nach der verderbten Republik von 1795 das Kaiserthum, diese absolute, allein unparteiische, schützende und an administrativen Bürgschaften wie an häuslichen Freiheiten so fruchtbare Regierung, von ganz Frankreich als eine Befreiung begrüßt worden, und daß es Festigkeit gewann und Dauer hatte, auch, aller seiner Mängel ungeachtet, noch jetzt vielen Franzosen lieb und werth geblieben ist, weil es für sie nicht die absolute Gewalt war. „Ja, für jene, der wechselnden, wilden, niedrigen und nie aufhörenden Tyranneien müden Generationen war das Kaiserthum lange die Freiheit!" Noch weniger aber wollte man eingestehen, noch weniger konnte man begreifen, daß die im Schatten des Kaiserthums vollendete gesellschaftliche Restauration allein jene politische Freiheit, deren Eroberung man verfolgte, fortan möglich gemacht hatte. Man wollte auch nicht eingestehen, ja man gewahrte nicht einmal, daß die neue Gesellschaft, wie die Revolution von 1789 sie unwiederbringlich gestaltet hatte, den zukünftigen Zeiten ungeheuere, unermeßliche Probleme zu lösen hinterlassen hat; daß Napoleon sie alle mit seinem Adlerblicke übersah, daß sein Ruhm darin bestand, schonungslos funfzehn Jahre lang an deren Lösung zu arbeiten, daß es ihm bisweilen damit gelungen ist; „wenn er hingegen aber nur zu oft scheiterte, wenn er nicht immer neben jenen ewig wahren Grundsätzen, die man aus dem Schiffbruche von 1789 zu retten suchen mußte, jene Schmarotzerinstitutionen unterschied, welche die Zeit unwiederbringlich hingerafft und die keine menschliche Kraft ihrem Strome zu entreißen vermochte, so kann man das Recht, ihn zu tadeln, nur Denjenigen zuerkennen, die, ohne zu fehlen, es verstehen werden, die Völker zu lehren, wie die neuere Demokratie mit der Ordnung einer- und mit der Freiheit andererseits in Einklang zu bringen ist".

Man kann es Hrn. P. nur nachrühmen, daß er, wie aus unsern Anführungen erhellt, nicht in die Verkehrtheiten seiner Vorgänger verfällt. Seine Darstellung hat das Verdienst, im Wesentlichen der Wahrheit treu zu sein. Er zeigt uns Napoleon so, wie sein Genie und sein Glück ihn schufen. Ihn aus liberalem Gesichtspunkte, der auch der seinige ist, betrachtend, ehrt und liebt er in ihm den Gesetzgeber der Revolution und ihren glorreichen Vertheidiger. Allein um seine Liebe für ihn zu rechtfertigen, beschönigt er keineswegs seine Fehler, und um ihn rückhaltlos bewundern zu können, bemüht er sich keineswegs, ihn mit Verletzung der Wahrheit nur von günstiger Seite darzustellen. Alle Handlungen, alle Worte, alle Plane des außerordentlichen Mannes werden vor dem Leser entwickelt. Nur in gewissen energischen und flüchtigen Zügen, wo das Urtheil mit in die Erzählung verflochten ist, offenbart sich die Meinung des Schriftstellers, dessen enthusiastische Seele, die so gern Alles bewundern möchte, sich gleichsam wider die Nöthigung der Verstandesüberzeugung auflehnt, die ihr um der Ehre der Grundsätze willen nicht gestattet, sich hinreißen zu lassen. Allein sollte Hr. P. in diesem Kampfe zur Aufrechthaltung der Grundsätze nicht etwas zu weit gegangen sein, wenn er behauptet, Frankreich habe sich unter das Joch der Tyrannei gebeugt, um Schlachten zu haben, und die wahre Stärke des Kaiserthums habe im Waffenruhme, d. h. also im Kriege, in der Conscription gelegen? Wir theilen nicht diese Ansicht, die allerdings ein Gemeinplatz geworden ist. Das Programm von St.-Cloud sprach nicht vom Kriege; Napoleon nicht minder als dreißig Jahre später Ludwig Philipp verhieß Frankreich Friede und Ordnung. Es vertraute aber dieser Verheißung um so eher, da er früher bereits dem Directorium den Frieden aufgezwungen, da er ihn selber zu Parma, Tolentino,

Leoben und Campo Formio unterzeichnet hatte; dasselbe Ziel verfolgte er noch zu Luneville und Amiens, und späterhin war jeder Friedensschluß immer so schnell auf den Ausbruch des Krieges gefolgt, daß die Nation nicht Zeit hatte, zu ermitteln, wer der Angreifende gewesen. Ihre Hoffnung auf Ruhe ward allererst getäuscht, als Napoleon zu Bayonne offenkundig als Angreifender auftrat, als er muthwillig Gefahren aufsuchte, als die, welche vom Norden her ihn bedrohten, nur aus denen zu entspringen schienen, die er sich selber im Süden geschaffen, sodaß, als der Ruhm gleichzeitig auf den Schlachtfeldern von Somo-Sierra, Wagram, Smolensk, Moskau u. s. w. erglänzte, alle Herzen sich verschlossen, alle Gemüther sich betrübten und aus jeder Hütte eine Stimme sich vernehmen ließ, rufend, es seien die Verheißungen vom 18. Brumaire nicht gehalten worden. Auf diese Siege folgten die bekannten Unglücksfälle, die Hr. P. als den Durchgangspunkt zur Freiheit betrachtet. Das betreffende Problem erharrt noch in diesem Augenblicke seiner Lösung; ein Hauptverdienst des Verf. aber ist es, Nachdenken über dasselbe durch die von ihm wiederholten und commentirten Gedanken Napoleon's hervorzurufen, wiewol er selbst dessen Ansichten keineswegs theilt, indem es ihm ganz aufrichtig um die Monarchie von 1830 zu thun ist, die freilich eine ganz andere ist als diejenige, welche dieser im Sinne hatte und deren Begründung der Zweck seiner Bestrebungen war. 17.

Anekdote.

Reisende, welche die Niederlande besuchen, finden in jeder Stadt mehr oder weniger bedeutende Sammlungen von Gemälden und selbst in vielen Dorfkirchen Meisterwerke alter Maler. Das gefeierte Gemälde: St.-Martin, wie er seinen Mantel unter die Bettler vertheilt, beherbergt eine Dorfkirche in der Nähe von Brüssel. Die Geschichte dieses Gemäldes ist sehr interessant. Als van Dyk, im Begriffe nach Italien zu reisen, ein paar Tage in Brüssel verweilte, hatte er Gelegenheit, einer Kirchweihe beizuwohnen. In einer Schenke, wo getanzt wurde, sah er ein schönes Bauermädchen, mit welcher er selbst tanzte und in die er sich so sterblich verliebte, daß er ihr nach ihrem Geburtsorte folgte. Hier blieb er eine Zeit lang sitzen und dachte an nichts Anderes mehr. Unterdeß schmolz das Reisegeld, mit welchem sein großmüthiger Gönner (Rubens) ihn versorgt hatte, immer mehr zusammen, und es blieb ihm wenig Hoffnung mehr, nach Italien zu kommen. In dieser Noth wendete er sich an den Pfarrer des Orts, sagte ihm, er sei ein Historienmaler, und erbot sich, ein Altarstück, welches der Kirche glücklicherweise noch fehlte, zu sehr billigem Preise zu liefern. Der Priester traute dem jungen Abenteurer nicht und sagte, es sei kein Geld in der Kirchenkasse. Van Dyk ließ sich nicht abschrecken, er begehrte nur das nöthige Stück Leinwand und sagte, er wolle den Lohn für seine Arbeit der Liberalität des Hrn. Pfarrers anheimstellen. Dann machte er sich, von romantischer Jugendliebe begeistert, ans Werk und vollendete das Gemälde in wenigen Wochen. Obgleich der Pfarrer kein Kunstkenner war, so konnte er doch nicht umhin, das schöne Bild zu bewundern; er schickte nach einem Freunde in Brüssel, der über die Verdienste des Kunstwerks urtheilen sollte. Dieser, ein Mann von Geschmack, stellte sich ein, und empfahl den Ankauf des Bildes; allein der junge van Dyk wollte weder seinen Namen sagen, noch den Preis für seine Arbeit bestimmen. Man behauptet jedoch, er habe 100 Gulden (damals eine bedeutende Summe) dafür erhalten. Als nun sein Beutel wieder rekrutirt war, sagte er seiner Dulcinea Lebewohl und reiste nach Italien. 11.

Bibliographie.

Hessisches Album für Literatur und Kunst. Herausgegeben von Fr. Dingelstedt. 8. Cassel, Bohné. 1 Thlr. 16 Gr.

Almanach für das Jahr 1838. Den Freunden der Erdkunde gewidmet von H. Berghaus. Breit 16. Stuttgart, Hoffmann. 2 Thlr.

Börner, W., Volkssagen aus dem Orlagau nebst Belehrungen aus dem Sagenreiche. 8. Altenburg, Helbig. 1 Thlr. 8 Gr.

Brentano, C., Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl. 16. Berlin, Vereins-Buchh. 8 Gr.

Cohnfeld, A., Phantasmagorien. Gr. 12. Berlin, Eyssenhardt. 1 Thlr. 6 Gr.

Elsholtz, F. von, Politische Novellen. 8. Berlin, Vereins-Buchh. 1 Thlr.

Fahne, A., Meine Schrift „die Düsseldorfer Malerschule" und ihre Gegner. 8. Düsseldorf, Schreiner. 6 Gr.

Förster, E., Briefe über Malerei in Bezug auf die Königlichen Gemäldesammlungen zu Berlin, Dresden und München. 8. Stuttgart, Cotta. 18 Gr.

Friesen, H. Frhr. v., Der Hofmann. Novelle. 8. Bunzlau, Appun. 18 Gr.

Großmann, J. v., Prüfungen. Zwei Novellen. 8. Bunzlau, Appun. 1 Thlr. 6 Gr.

Guseck, Bernd v., Schaumperlen der Gegenwart. Zwei Novellen. 8. Bunzlau, Appun. 1 Thlr. 8 Gr.

Hasper a Spada auf Burg Ilmen oder: Rache und Versöhnung. Eine Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert vom Verfasser der Jutta von der Duba. 2 Theile. 8. Meißen, Klinkicht u. Sohn. 2 Thlr.

Hauffs, W., sämmtliche Werke. Ausgabe in 10 Bänden mit Stahlstichen. 1ster, 2ter Band. 8. Stuttgart, Brodhag. Preis für 10 Bde. 7 Thlr. 6 Gr.

Kotzenberg, H. W. A., Gedichte. Gr. 8. Bremen, Schünemann. 1 Thlr.

Kruse, L., Die Episode. Telse. Zwei Novellen dem Dänischen nacherzählt. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 6 Gr.

Laun, F., Memoiren. 3 Theile. 8. Bunzlau, Appun. 2 Thlr. 8 Gr.

Leibrock, A., Helena oder Frauenhaß und Frauenrache. Ein Gemälde aus dem Mittelalter. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 6 Gr.

Meinhold, W., Humoristische Reisebilder von Usedom. 8. Stralsund, Löffler. 1 Thlr.

Melas, Th., Joseph Sannazar. Eine Novelle. 2 Bände. 8. Stralsund, Löffler. 2 Thlr. 18 Gr.

Menk, Fr., Morondanga. Novellen. 8. Bunzlau, Appun. 22 Gr.

Reliquien von Justus Möser in Bezug auf ihn, herausgegeben von B. R. Abeken. 8. Berlin, Nicolai. 18 Gr.

Rückert, Gesammelte Gedichte. 1ster Band. 4te Auflage. Gr. 8. Erlangen, Heyder. 2 Thlr.

Schwab, G., Die schönsten Sagen des klassischen Alterthums. Nach seinen Dichtern und Erzählern. 1ster Theil. Gr. 8. Stuttgart, Liesching. 1 Thlr. 8 Gr.

Spindler's sämmtliche Werke. 52ster, 53ster Bd. Szenen und Geschichten. 2 Bände. 8. Stuttgart, Hallberger. 3 Thlr. 6 Gr.

Stein, K., König Mys von Fidibus oder Drei Jahre auf der Universität. Wahrheit und Dichtung aus dem Leben eines Künstlers. 2 Bände. 8. Gera, Scherbarth. 3 Thlr.

Berliner Theater-Almanach für das Jahr 1838. Herausgegeben von *A. Cosmar*. 3ter Jahrg. 16. Berlin, Bade. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Volkssagen Ostpreußens, Litthauens und Westpreußens. Gesammelt von W. J. A. von Tettau und J. D. H. Temme. Gr. 8. Berlin, Nicolai. 1 Thlr. 8 Gr.

Waagen, G. F., Kunstwerke und Künstler in England. 1ster Theil. Gr. 12. Berlin, Nicolai. 2 Thlr. 6 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 320. —— 16. November 1837.

Das Novellenbuch; oder Hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet von Eduard v. Bülow. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Vierter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1836. 8. 2 Thlr. 12 Gr. *)

Der Herausgeber des „Novellenbuchs" hat es in diesem letzten Theile nicht gemacht wie die Kellermeister, die zuerst guten Wein geben, und wenn die Gäste trunken geworden sind, den geringern. Er hat uns zwar auch in den ersten Theilen vieles Gute vorgesetzt, einiges Beste aber hat er für diesen letzten Theil aufgespart, und er kann mit den Worten des Dichters einladen: Das alte Liederbuch ist aufgeschlagen, ihr könnet fortlesen, „Es kommen erst die herrlichsten Geschichten".

Den Theil eröffnet „Der Alcalde von Alora und der Abencerage", eine Episode der „Diana" des Jorge de Montemayor, dessen Lebensumstände der Herausgeber in der Vorrede als allgemein bekannt voraussetzt. Manche Leser werden sich doch gern daran erinnern lassen, daß er, zu Montemór bei Coimbra in Portugal 1520 geboren, in der Jugend Kriegsmann war und in späterm Alter den Infanten von Spanien (nachmals Philipp II.) auf seinen Reisen durch Italien, Deutschland und die Niederlande als Sänger seiner Hofkapelle begleitete. Für die Untreue einer Geliebten tröstete er sich durch seine mit Dichtungen aller Art durchwobene „Diana". Er starb, kaum über 40 Jahre alt, um 1561 oder 1562, nach Einigen in Portugal, nach Andern eines gewaltsamen Todes in Italien.

Die feierliche Einfalt der echten romantischen Prosa herrscht in der hier mitgetheilten anmuthigen Novelle, die der Bearbeiter nur in so weit abgekürzt hat, als zu verdeutschender alter spanischer Prosa in der Regel nachgeholfen werden muß. Zu den Zeiten des Infanten Don Fernando, der nachmals König von Aragonien wurde, lebt ein tapferer Spanier, Rodrigo de Narvaez, selbst von den Feinden hochgeachtet, als Alcalde von Antequera und Alora in der letztern Stadt. In einer klaren, kühlen Sommernacht mit neun Rittern ausreitend, begegnet er einem maurischen Ritter, der seufzende Liebeslieder in die Winde haucht, und dessen edles Wesen und äußere Bildung verrathen, daß er tapfer ist und einem vornehmen Hause angehört. Seine Tapferkeit erprobt er alsbald gegen Rodrigo's Begleiter, und dieser selbst würdigt ihn eines Zweikampfes, in welchem der Maure unterliegt und leicht verwundet und gefangen nach Alora geführt wird. Aus der übermäßigen Betrübniß des Besiegten schließt Don Narvaez, daß derselbe von einem tiefern Schmerze bedrückt werde. Mit hochsinnigen Worten verspricht er ihm Freundschaft und Beistand, und nun öffnet ihm der Maure sein Herz. Er heißt Abindaraez und gehört dem Geschlechte der Abenceragen von Granada an, das aus dem höchsten Glücke in den tiefsten Abgrund des Verderbens geschleudert ward. Bis auf seinen Vater und Oheim wurden alle hingerichtet, diesen Beiden aber die Bedingung auferlegt, die Knaben, wenn sie Kinder bekämen, sogleich nach der Geburt zu ewiger Verbannung in die Fremde zu schicken. So wurde Abindaraez von dem maurischen Alcalden zu Cardama erzogen, einem Freunde seines Vaters, zu dessen großem Reichthum auch wesentlich eine Tochter gehörte, die dem jungen Mauren das Liebste geworden ist, was es auf der Welt für ihn gibt. Sie wuchsen als Geschwister und in Geschwisterliebe auf, die indessen bei dem Jünglinge bald in Leidenschaft überging, die ihre volle Geltung gewann, als er erfuhr, daß eine Verwandtschaft zwischen ihm und Xarifa gar nicht bestand. Er wurde sorgenvoll, neidisch und mistrauisch, bis er sie eines Tages wieder bei dem klaren Quell im Jasmingebüsch antraf, wo er schon früher brüderlich mit ihr gekost hatte, ihr seine Liebe und ihr freies Verhältniß offenbart und das Geständniß keuscher Gegenliebe erhält. Er verließ sie entzückt; aber bald störte das Misgeschick ihren Frieden. Der Alcalde wurde an einen Grenzort befördert, und Abindaraez blieb unter der Obhut des neuen Alcalden, getrennt von seiner Geliebten, zurück. Diese hatte ihm versprochen, ihn bei erster Gelegenheit, wenn ihr Vater etwa unwohl oder abwesend, zu sich entbieten zu lassen, und war mit diesem Trost in ihres Vaters Geleite abgereist.

Ich befand mich darauf, wie Jemand, der durch rauhe, unwegsame Gebirge irrt, und nach Sonnenuntergang in dicke Finsterniß versinkend, viele eitle Mittel ersinnt, sich aus seiner Noth zu helfen. Ich schaute die Fenster an, an denen sie zu-

*) Über den ersten bis dritten Theil berichteten wir in Nr. 328—330 d. Bl. f. 1834, 321—324 f. 1835, 348—351 f. 1836. D. Red.

weilen gestanden, das Bett, in dem sie geschlafen, den Garten, in dem sie gelustwandelt und nach Mittag geruht, die Gewässer, in denen sie gebadet hatte; ich wandelte durch alle ihre Zimmer und fand in einem jeden derselben eine andere Vorstellung meines Leidens wieder. — Da wollte nun mein gutes Glück, daß mir meine Geliebte heute Morgen ihr Wort erfüllte und mich durch eine vertraute Dienerin zu sich bescheiden ließ, weil ihr Vater auf Befehl des Königs nach Granada gereist ist, von wannen er alsbald zurückkehrt. — Ich ließ es nun erst Nacht werden, um ganz heimlich und unentdeckt davonzukommen, und legte dieses prächtige Gewand an, meiner Gebieterin also den Übermuth und die Fröhlichkeit meines Herzens zu bethätigen. Ich erblickte sie in meinem Sinne bereits neben mir, und dieser Gedanke machte mich in der That unüberwindlich; denn wenn ich dennoch von dir besiegt worden bin, so geschah dies nicht durch deine Stärke, sondern nach dem unmittelbaren Willen des Himmels durch mein Misgeschick. Überdenke nun einmal das Heil, das ich verlor, und das Unheil, das ich erwarb. — Laß mir daher, o Christ, diesen einzigen Trost meiner Seufzer, durch die sich meine Brust die Last ihrer Trübsal erleichtert, und zeihe mich nicht der Schwäche, wenn du meine Augen thränenfeucht siehst; denn einen so harten Schlag des Schicksals muthvoll zu ertragen, liegt in keines Menschen Fähigkeit.

Von dieser Rede wird der wackere Narvaez gerührt und stellt, unter dem Versprechen, sich nach dreien Tagen wieder in seine Haft zu stellen, dem Mauren frei, hinzuziehen, wohin ihn seine Liebe ruft. Von Dank und Entzücken außer sich, jagt der Maure auf einem Rosse des Spaniers nach dem Aufenthalt seiner Geliebten, die seiner längst geharret und ihm nun verspricht, ohne Einwilligung ihres Vaters seine Gattin zu werden.

Nachdem sie so gesprochen, senkte sie den Kopf zu Boden, über ihre eigne zärtliche Erklärung beschämt. Der Maure zog sie in seine Arme, küßte ihr vielmal die Hände für die ihm erwiesene Gunst und sagte: „Gebieterin meiner Seele, ich vermag dir, was du für mich thust, nicht anders zu vergelten, als indem ich mich dir ganz zu eigen hingebe, und also gib du dies Erröthen der Schamhaftigkeit auf, und sei die Meinige!“ Sie bestiegen nunmehr das hochzeitliche Lager, und das süße Reden und Thun, das ihnen die Liebe lehrte, entzündete das Feuer ihrer jungen Herzen zu lautern Flammen, von denen sich eben ein Mehres besser mitempfinden als sagen läßt. Wie dann aber der Maure in der höchsten Freudigkeit seiner Seele lebte, stieg ihm plötzlich aus der Tiefe derselben ein Gedanke auf, der ihn so schwer betrübte, daß die mit ihm vorgegangene Veränderung der schönen Xarifa nicht verborgen blieb. Also darauf merkend, hörte sie, wie er einen tiefen, kläglichen Seufzer ausstieß und sich unruhig hin und her bewegte. Unfähig, eine so große Kränkung ihrer Liebe und Schönheit, wofür sie dies doch ansah, zu ertragen, richtete sie sich deshalb ein wenig im Bette auf und sprach mit heiterer und sanfter Stimme, wenn auch etwas verlegen zu ihm: „Was ist das, Abindaraez? Es scheint, meine Freude hat dich traurig gemacht, ich höre dich seufzen und schluchzen und muß dich an Leib und Seele so unruhig sehen. Bin ich so sehr dein Alles, wie du sagst, warum bist du da nicht glücklich bei mir? und bin ich es nicht, und du fandest einen Fehl an mir, warum verschweigst du es? Dienst du einer andern Dame lieber als mir, so nenne sie, damit ich ihr auch dienen kann, und hast du irgend einen andern Gram, der unsere Liebe nicht kränkt, so sprich ihn aus, auf daß ich mit dir sterbe, oder dich davon befreie.“

Jetzt bekennt ihr der Maure mit einem heißen Seufzer seine Gefangenschaft, und nach kurzer Berathung folgt ihm die Geliebte, der ihr Schlüssel zu einem reichen Lösegeld aus des Vaters Schätzen verholfen hat, nach Alora zu Don Rodrigo. Dieser nimmt das Paar wie hohe Gäste und Freunde, nicht wie Gefangene auf, schreibt an den Maurenkönig von Granada, dessen geachteter Nachbar er ist, die rührende Geschichte, und dieser befiehlt seinem Unterthan, Schwiegersohn und Tochter zu Gnaden anzunehmen. So endet die Novelle in lauter Fröhlichkeit.

Die zweite Mittheilung: „Der belehrte Liebesschulmeister“, ist, ein wenig zusammengezogen, die zweite Novelle der ersten giornata aus dem „Peccorone“ des Italieners Ser Giovanni, der um 1378 lebte und von dem schon der zweite und dritte Band je eine Erzählung mitgetheilt. Sie erzählt mit echter Boccaccio-Laune, wie ein Student, der eben übrige Zeit hat, sich von seinem Professor in der ars amandi unterrichten läßt und diesen Unterricht praktisch an der jungen Frau seines Meisters, die zufällig von ihrem Manne abgesondert lebt und ein abgefeimtes Weib ist, mit vielem Glücke und unter höchst komischen Verwickelungen applicirt. Lehrer und Schüler erkennen sich in dem fatalen Verhältniß erst am Schlusse der Novelle.

„So ist der Lauf der Welt“ ist wie drei weitere Erzählungen dieses Bandes einem höchst seltenen Buche, dem „Conde Lucanor“ des Prinzen Don Juan Manuel, Herzogs von Peñafiel, entlehnt. Dieser wurde wahrscheinlich um 1277 geboren, war ein Sohn des Infanten Don Manuel und Enkel des Königs Don Fernando III., des Heiligen, von Castilien, und war ein großer Kriegsheld, der die Grenze gegen die Mauren bewachte. Während der Minderjährigkeit Alfonso XI. war er mit seinem Bruder, Juan dem Einäugigen, unter den Vormündern. Volljährig geworden, ließ Alfonso den Letztern hinrichten, und nun bekriegte Don Juan Manuel den König, bis er endlich unterjocht wurde. Von nun an diente er demselben getreulich gegen die Mauren und starb siebzigjährig 1347. Seine Mutter war Doña Beatrix von Savoyen, sein Enkel König Don Juan I. von Castilien und Leon, seine zwei Töchter wurden Königinnen von Portugal und Castilien. Er schrieb noch viele andere Bücher. In der kurzen Vorrede zu seinem „Conde Lucanor“ sagt er mit liebenswürdiger Naivetät: „Ich, Don Juan u. s. w., schrieb dieses Buch und faßte es mit den schönsten Worten ab, die ich wußte.“ Sein Styl ist oft roh und unbehülflich und so einfach, daß fast jeder Satz mit „und“ anfängt, dagegen aber auch an ihm keine Spur der unangenehmen Schwülstigkeit, welche mit Ausnahme des Cervantes fast die ganze spanische Novellenliteratur beherrscht. Der Rahmen des Buchs, in den seine 49 kurze Geschichten eingefaßt sind, ist ein Dialog zwischen einem vornehmen Manne, dem Grafen Lucanor, und seinem Rathe Patronio, der ihm die Geschichten erzählt als Beispiele zu moralischen Betrachtungen. (Vgl. Vorrede S. xi — viii.)

Die erste hier aufgenommene kleine Geschichte ist ein, fast möchten wir sagen Langbein'scher Schwank. Drei durchtriebene Schelme erbieten sich einem Maurenkönige, Tücher zu weben, die für keinen Bastard sichtbar sein sollen. Sie lassen sich mit ihren Webestühlen einschließen und stellen sich, als ob sie wöben. Nach Verlauf einiger

Tage schickt der König einen Höfling nach dem andern, das angebliche fertige Werk in Augenschein zu nehmen. Weil nichts da ist, sieht Keiner etwas; um aber für keinen Bastard zu gelten, macht Jeder dem Könige eine herrliche Beschreibung von der Arbeit. Endlich kommt dieser selbst, das Gewebe zu besichtigen, sieht aber, tief beschämt, ebenfalls nichts. Zerknirscht über seine unechte Geburt, verheimlicht auch er seine Scham, lobt das herrliche Tuch, befiehlt den Schelmen, Kleider daraus zu schneiden, die er darauf vermeintlich anlegt und sich so (natürlich nackt) seinen Unterthanen zu schauen gibt, bis er endlich von einem Neger, dem es auf einige Schläge nicht ankommt, enttäuscht wird. Inzwischen haben sich die Spitzbuben mit ihrem reichen Lohn aus dem Staube gemacht.

Die vierte Novelle: „Die Spinnstube", ist den „Patriotischen Phantasien" Justus Möser's entnommen und versetzt uns nur um etwa hundert Jahre in dem Leben unsers deutschen Mittelstandes rückwärts. Der ganze Reiz dieser ergreifenden Bagatelle ruht in der Darstellung und Behandlung des Ganzen und gestattet daher weder Auszug noch Proben; aber es läßt sich kein reinlicherer Styl denken, und doch ist diese Novelle 1767, also vor Goethe geschrieben. Die Vorrede spricht von dem Verf. mit gebührender, hoher Achtung:

Möser war als öffentlicher Charakter einer der gesündesten und vollkommensten Menschen seines Jahrhunderts, der mit seinem Berufe völlig aufgegangen war und für das Gute der alten verfallenden Sitte mit überzeugendem Eifer sprach, ohne dennoch das etwaige bessere unverderbliche Neue irgend zu verkennen. Seine unbegrenzte Sicherheit sowie der innere Adel und die Würde seines Gemüths werden nimmer aufhören zu begeistern, und machen seine Schriften wenigstens theilweise classisch. (S. IX fg.)

Die fünfte Novelle: „Der unverhoffte Glücksfall", ist, zusammengezogen, die dreißigste der „Cent nouvelles nouvelles" der Madame de Gomez (geb. 1684, gest. 1770), deren etwas altfränkischer Feder wir schon in jedem frühern Theile eine Novelle verdanken. Die Tochter eines verarmten pariser Kaufmanns macht darin durch eine anfangs hoffnungslose Liebe ein unerwartetes Glück. Die Verwickelungen der Novelle sind, besonders gegen das Ende hin, sehr artig und mit viel Geschick, zu dem sich wol auch das Geschick des Bearbeiters gesellt hat, behandelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Poesie und die Poeten in Östreich im Jahre 1836. Von Julius Seidlitz. Zwei Bände. Grimma, Gebhardt. 1837. 8. 2 Thlr.

Eine Monographie des poetischen Östreichs, wie es in heutigen und neuesten Tagen sich ausnimmt! Eine recht mannichfaltige Monographie, die schon von historischer Seite das literarische Interesse in Anspruch nimmt. Wir müssen bei den vorzüglichsten poetischen Gestalten, die der Verf. auftreten läßt, etwas ausführlicher verweilen; was die Nachzügler betrifft, die er selbst als solche bezeichnet, so können wir sie in Gottes Namen laufen lassen, da sie weiter nichts vorstellen, als daß es auch in Östreich wie allerwärts literarisches und belletristisches Gesindel gibt. Ehe wir jedoch auf diese Details des Inhalts eingehen, müssen wir dem Eingang des Verf. und Dem, was darin zu Sprache gebracht wird, eine kurze Aufmerksamkeit schenken.

Hierbei müssen wir jedoch, was auf S. 7—11 dargeboten wird, gänzlich mit Stillschweigen übergehen. Dergleichen Betrachtungen wecken keinen guten Muth. Nur das Eine können und wollen wir dem Verf., dem man es in diesem Abschnitte recht wohl anmerkt, wie er sich bei dem verdrießlichen Thema dreht und wendet, nicht zugeben, daß „das Verhältniß des östreichischen Dichters zum östreichischen Volke zarter und spinnewebenfeiner sein soll als das zu seiner Regierung". Es läßt sich vielmehr mit völliger Gewißheit behaupten, daß es in der ganzen weiten Welt kein delicateres Verhältniß gibt als das letztere. Dagegen wüßte man nicht, was man überhaupt von einem heitern Volksleben und dessen offener Empfänglichkeit für den Flügelschlag der Poesie denken sollte, wenn das östreichische Volk, dieses absolut empfängliche, in seiner von allen weitern Interessen abgetrennten Nationalität hiervon eine Ausnahme machen sollte. Nein, im Gegentheile wäre es nirgend leichter, poetisch auf das Bewußtsein des Volkes im eigentlichen Sinne einzuwirken als eben in Östreich, wenn nur mit einem Worte — Alles anders wäre.

Es gibt in Östreich eine allbekannte, ganz triviale Wendung, die wir schon aus alten Zeiten kennen: Es thut's halt nit. In jedem andern Lande wäre diese Phrase als eine ordinaire Wendung des Volkswitzes anzusehen, wovon kein Aufhebens weiter zu machen; in Östreich allein wird sie zur bedeutungsvollen und wahrhaft nationalen Idee. Es thut's halt nimmermehr! Man kann das unbesprechbare Veto der absoluten Unmöglichkeit nicht naiver und erschöpfender bezeichnen.

Der fernere Eingang befaßt als theilweise Einleitung auf das eigentliche Thema eine Scheidung und Unterscheidung der deutschen Lyrik in drei verschiedene Dichterschulen, nämlich die schwäbische Dichterschule, als die bedeutendste, die Heine'sche und die östreichische Schule. Hierüber müssen wir so viel bemerken, daß sich diese Unterscheidungen in einer allgemeinen Geschichte der deutschen Poesie oder der deutschen Lyrik in dieser Bestimmtheit schwerlich möchten durchführen lassen. Ohnehin dienen die äußerlichen und blos entweder nationalen oder sich an einzelne Persönlichkeiten knüpfenden Kategorien gar sehr zur Verwirrung und Verhüllung des wahrhaften Gedankens. Die Annahme einer östreichischen Schule insbesondere wäre auf keine Weise zu sanctioniren. Denn wie der Verf. selbst zugesteht, ist in Östreich die Poesie überhaupt auf gewisse Weise embryonisch, anfänglich, im Entstehungsprocesse begriffen, überdies auch noch als solche durch anderweitige Einflüsse und Rücksichten vielfach gehemmt; wie könnte man also ein absolut unvollkommenes und in seinen Folgen selbst noch sehr precaires Element zur allgemeinen Kategorie für das literarische Deutschland erheben wollen. Andererseits aber möchten sich in Östreich doch nur wenige Lyriker finden, die man als abgeschlossen nationale bezeichnen dürfte, wie z. B. etwa Seidl. Allein in eben diesen beschränkt sich ja die Lyrik wiederum mehr als billig, und Östreich und Gemüthlichkeit sind nicht die alleinigen und ausschließlichen Mächte, wodurch eine Dichterseele besteht, nicht die einzigen und Hauptquellen, aus denen ihr Organismus befruchtet wird. Daß der östreichische Dichter, wenn ihn der eigne Genius antreibt, seinen Gedanken- und Gestaltenkreis zu erweitern, seinen Kelch zu erschließen, seine Poesie zu potenziren, eo ipso aus der östreichisch-nationalen Beschränktheit heraustritt und sich mehr oder weniger andern Meistern anschließt, die zwar auch einer bestimmten Nationalität angehören, neben dieser Besonderheit aber auch mit wahrer Energie die deutsch-poetische Allgemeinheit repräsentiren, dies sehen wir am deutlichsten an Anastasius Grün und Lenau, die mithin aus einem Verzeichniß der Nationalpoeten Östreichs unbedingt hinwegfallen müssen, was auch der Verf. an einer Stelle selbst bekennt.

Indem der Verf. die übrigen Elemente der Poesie, wie sie sich in östreichischen Landen abspiegeln, berührt, äußert er sich sehr treffend über den dortigen Roman und die dortige Novelle. Und in der That ist ein östreichischer Roman und eine

östreichische Novelle beinahe etwas Undenkbares. Diese Undenkbarkeit drückt der Verf., etwas mystificirend, in der Phrase aus: „Einem Roman in Östreich nationales Interesse zu verleihen, wäre nicht schwierig, wenn es nicht schwierig wäre"; hiermit widerspricht er aber seiner frühern Behauptung, worin er das Verhältniß des östreichischen Dichters zu seiner Nation als ein überdelicates bezeichnet. Es ist mit ziemlicher Gewißheit vorauszubestimmen, daß es in Östreich noch lange keinen Roman und keine Novelle geben wird. Denn diese beiden, durchaus nur der modernen Zeit angehörigen Formen der Poesie erfodern vor allen Dingen eine ungestörte und ungetrübte Allseitigkeit, ein freies, ungezwungenes Ineinanderspiel der Welt- und Lebensverhältnisse. Dieses (in dem Sinne nämlich, wie wir es hier meinen und ausdeuten wollen) findet in Östreich, so gut und gemüthlich es sich dort leben läßt, nicht statt. Der Roman und die Novelle erfodern fürs Zweite (von der Seite des Dichters angesehen) ein Überwundenhaben aller abstract-poetischen Zustände, insbesondere einen richtigen Begriff des dichtenden Subjects von der modernen Bedeutung alles Epischen. Es gibt aber — dies ist ganz unwiderleglich — in Östreich nicht einen einzigen Dichter, der die Bedeutung des modernen Epischen in Wahrheit ergriffen und in sich verarbeitet hätte. Daher gibt es eben in Östreich mehr epische Gedichte im alten Styl als irgendwo, und diesen epischen Dichtungen, ihrer Zeitgemäßheit und vermeintlichen Nothwendigkeit redet sogar der Verf. der hier angezeigten kritischen Schrift das Wort, woraus sich klar ergibt, daß er selbst den modernen Begriff des Epischen nicht in seiner Wahrheit ergriffen hat.

Der Verf. fragt etwas naiv, warum es kein Epos mehr gibt im Sinne der „Divina commedia" des „Verlorenen Paradieses" und der „Messiade"? Er meint, dies liege darin: „weil eben unsere Bestrebungen jetzt die Exposition zu dem Epos einer neuen Reformation bilden". Allerdings ist dem so; allein es wird in heutigen und folgenden Tagen kein Epos in epischer, gerechter Form entstehn, sondern allein in dem Sinne, in welchem schon der deutsche Roman ein Epos ist. „Man war so geistesschwach, zu meinen, die deutsche Literatur könne kein Epos mehr erschaffen", sagt der Verf. unter Anderm und hat mit diesem Prädicate, das er einer ganz richtigen Ansicht beilegt, sehr Unrecht. Es wird gewiß kein deutsches Epos geben in der nächsten Reformationsepoche deutscher Dichtung, das in Form und Inhalt ein wahres Epos und als ein solches ein poetisches wäre. Was es aber bestimmt in dieser neuen Epoche geben wird, die nicht mehr fern sein kann, das sind solche Dichtungen, in denen sich der Glaubens-, Liebes-, Leidens- und Strebenskern der Gegenwart, ihr Kampf, ihr Besitz, ihr Traum und ihr Hoffen, ihr Denken und ihr Fühlen, ihre Kunst und ihre Wissenschaft offenbart. Und dies wird diejenige Epoche sein, in welcher Dichtung und Wissenschaft, Poesie und Philosophie sich inniger und großartiger als je vermählen werden, zur Beschämung aller Derer, die an eine solche höchste Einigung nicht glauben wollen. Aber alle diese in solch tiefem Widerstreite, in so schwerem gegenseitigen Drucke und Läuterung, welche doch die Zeit erfodert, begriffenen Elemente und die damit verbundene schwere Pflicht der Selbsterhebung, Selbstversöhnung und Selbstberuhigung des Individuums, welche die leichtsinnigen Decennien der nächsten Vergangenheit um so unabweislicher hervorgestellt haben, mit einem Worte, dieser so durchaus unendliche Inhalt der nächsten Zeit und ihrer Poesie wird sich nicht in Ein Gedicht, in Ein Epos unter alter, verschollener Form und Darstellungsweise befassen können und dürfen, sondern die vielfachen Bestrebungen und Schöpfungen der vielen poetischen Geister, die in diese Zeit gehören, werden, zusammengenommen, dies Epos bilden, das noch großartiger in seiner Natur sein wird als jenes hohen Mannes „Göttliche Komödie", und wogegen die schwächlichern und einseitigern Gedichte Milton's und Klopstock's auf keine Weise einen Standpunkt einnehmen werden.

Sehr richtig aber äußert sich der Verf. dahin, daß in dem modernen Epos es zunächst die Leidenschaften sind, welche die Stelle der alten Götter Homerischer Dichtung einnehmen werden. Gewiß sind es die Leidenschaften, nur nicht die, welche zeither aus deutscher Dichtung uns angewidert; nicht die, deren kleinlicher Jammer die Luft mit ebenso matter Klage erfüllen, die mit eingebildeten Schmerzen kokettiren und den fehlenden großen Inhalt erst durch das bleiche, blonde, schwächliche Bild ihrer Eitelkeit ersetzen müssen; Leidenschaften gewiß, aber solche, an denen man nicht zum Schein und Spaß, sondern wirklich zu Grunde geht.

Da es uns hier an Raum gebricht, diese poetische Hauptfrage der gegenwärtigen Zeit weiter zu erörtern, so beeilen wir uns, die hervorragendsten Einzelheiten der Schrift des Herrn Seitlitz in der Kürze zu berühren. Unter den von ihm besprochenen und beurtheilten östreichischen Dichtern (darunter auch einige ganz unbedeutende Dichterlinge, die außer dem Weichbilde von Prag oder Wien völlig unbekannt sind) sind die bedeutendsten: Bauernfeld, Braun v. Braunthal, Castelli, Deinhardstein, Manfred, Frankl, Grillparzer, Anastasius Grün, Lenau (N. Nimtsch Freiherr v. Strehlenau), Raimund, Bäuerle, Zedlitz; diese sind die eigentlichen wiener Poeten, welche den Inhalt des ersten Bandes ausmachen. Im zweiten Bande folgen zuerst die böhmischen oder prager Dichter: Egon Ebert, Gerle, Ladislaus Pyrker, Gabriel Seidl u. A. Als dritten Abschnitt des Ganzen läßt der Verf. eine Heerschau der östreichischen Journale folgen, welche viele treffende Bemerkungen und charakteristische Anregungen enthält. Der vierte Abschnitt endlich (oder das dritte Buch nach der Abtheilung des Verf.) enthält die Charakteristiken der außer Östreich lebenden östreichischen Schriftsteller; diese sind: Karl Beck, Eduard Duller, Herloßsohn, Groß-Hessinger und J. Mork (Felix Kern). Folgen wir nun den Verfasser im Einzelnen. Braun v. Braunthal wird unstreitig von ihm überschätzt; er nennt ihn „den Hamann der Poesie" und schreibt ihm ein „tiefstes, innigstes Gemüth" zu. Nichtsdestoweniger gesteht er bald darauf: er besitze wenig originelle schöpferische Kraft. Nun, wenn das ist, so ist er auch kein Hamann der Poesie; denn jener Magus aus Norden besaß eine so tiefe und gewaltige Schöpferkraft und eine so ursprüngliche Originalität, daß nur wenige deutsche Denker und Dichter ihm hierin gleichen werden. Will man der Wahrheit die Ehre geben, ohne ungerecht zu sein, so muß man in Braunthal wol ein fähiges und auch vielseitiges Talent anerkennen, aber mehr auf keinen Fall. Es ist Streben in ihm, viel Streben, das hat er uns in dem „Faust" und (wenn dieser wirklich von ihm ist) im „Don Juan" bewiesen; allein die in diesen Gedichten enthaltenen Elemente sind noch sehr unvollendet, unbestimmt und vagirend. Eine seiner neuesten Schriften: „Maskenbilder aus dem Leben", erheben sich wenig über die Mittelmäßigkeit. Darin wüßten wir eben nichts von jenem ringenden Humor und jener tiefen gläubigen Ahnung zu entdecken, welche Hamann's, des in allen Zeitaltern gleich Unvergeßlichen, Schriften bezeichnen.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 321. —— 17. November 1837.

Das Novellenbuch; oder Hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet von Eduard von Bülow. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Vierter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 320.)

Die sechste Novelle: „Die vorgebliche Tante", ist eine historisch höchst merkwürdige des Cervantes. Die Vorrede berichtet darüber im Wesentlichen wie folgt: Die „Novela de la tia fingida" war bis 1818 nur in einer Handschrift bekannt, die ein gewisser Francisco Porras zu Sevilla zwischen 1606 und 1610 zur Unterhaltung des damaligen Bischofs der Hauptstadt von Andalusien verfertigt hatte, und welche mehre Aufsätze, darunter auch zwei bekannte Novellen von Cervantes enthält. Diese Handschrift kam von den Jesuiten zu Sevilla in die öffentliche Bibliothek des heil. Isidro und wurde einige Jahre darauf hinter einem Buche über den Geist des Cervantes nach einer absichtlich entstellten Abschrift gedruckt. Die echte Novelle erhielt F. A. Wolf durch die Abschrift eines Deutschen und ließ sie zu Berlin 1818 zu den „Analekten" drucken, indem es ihm „ein echt deutsches Vergnügen machte, in so weiter Ferne und so öffentlich eine engherzige Censurbehörde zu hintergehen, die vielleicht gern den übrigen Nationen Europas und der spanischen selbst länger etwas vorenthalten möchte, was doch einstmals zur Zerstreuung eines Erzbischofs von seinen Amtssorgen geflissentlich bereitet war". Neuerdings figurirt indessen diese Novelle auch in den spanischen Ausgaben der Novellen des Dichters. (S. x—xiii.)

Nach Hrn. v. Bülow müssen Kenner über den poetischen Werth der unzweifelhaft echten Novelle ohne Mühe einverstanden sein. Doch hält er sie nur für einen ersten Entwurf.

Man sieht — sagt er —, der Dichter hat sich dem Strome seiner Phantasie völlig überlassen und würde, was sich hier und da Unzweckmäßiges in der Novelle vorfindet, bei einer Überarbeitung sicherlich gestrichen oder zusammengezogen haben.

Uns scheint nur die erste (größere) Hälfte der Novelle künstlerisch ausgearbeitet, und zwar des großen Meisters würdig. In Salamanca gibt es wie in andern Städten „eben Häuser, deren nicht zu entäußernde Eigenschaft es ist, daß darin gefällige Frauenzimmer, oder mit anderm Namen, Dirnen zu wohnen pflegen". In ein solches Haus aber hat sich, wie in der Nachbarschaft verlautet, eine fremde Dame mit einem Fräulein Nichte einquartirt, eine halbe Selige, die in großer Frömmigkeit lebt; das Fräulein ist von Ansehen und Betragen ganz ausbündig," Beide sind voller Würde und scheinen sehr vornehmen Standes. Zwei Studenten, Manchaner und junge Männer, mit Schild und Degen mehr als mit Bartolus und Baldus vertraut, passen den heiligen Damen auf, wie sie mit einem armseligen Escudero grade aus der Messe kommen. Voran geht die Nichte,

dem Ansehen nach ein Mädchen von 18 Jahren, ernsten und bescheidenen, eher adlerartigen als runden Angesichts, mit großen, nachlässig halbgeschlossenen schwarzen Augen, zierlich gebogenen Augenbrauen, langen Augenwimpern und purpurnen Wangen; ihre Haare waren golden und künstlich gekräuselt, wo sie an den Schläfen zum Vorschein kamen; sie trug ein enganschließendes Gewand von rauchem Seidenzeuch und darüber einen Rock von feinem braunen Tuche, Pantoffeln von schwarzem Sammet mit silbernen Stiften und Franzen, Handschuhe, duftend nach Ambra und nicht nach Spaniol. Ihre Haltung war anständig, ihr Aussehen ehrbar, ihr Gang schwebend wie eines Reihers.

Sollte man in diesem Portrait nicht die leibhaftige Tugend wiedererkennen, die der Hercules des Prodikos am Scheidewege sah? Und doch war es nur das Laster, was die Manchaner auch merkten, deren Neigung „wie die der jungen Raben war, die auf jedwedes Fleisch herniederschießen", die aber „nicht sobald das des jungen Reihers gesehen hatten, als sie denselben auch mit allen ihren fünf Sinnen verfolgten und, von solchem Reize und solcher Anmuth befangen, nach dem Vorrechte sich in sie verliebten, das die Schönheit, wenn auch mit einem groben Kittel bedeckt, hat". Sie erfahren, daß das Mädchen Esperanza heißt, und feiern sie mit einer knarrenden Nachtmusik und einem abscheulichen Sonette und einer desgleichen Romanze, die dabei abgesungen werden. Endlich wird das Fenster geöffnet, eine Dueña erscheint und erklärt mit gezierter Stimme, daß ihre Gebieterin, „Donna Claudia v. Schlauenstädt und Prellerhausen" sich für sich und ihre unverheirathete Nichte, „Donna Esperanza de Torralva, Meneses y Pacheco" solche Ständchen verbitte. Die Nachtmusik läuft am Ende in einen elendigen Polizeiskandal aus, und die unbefriedigten Studenten klagen ihre Noth einem jungen Edelmann, ihrem Freunde, der ein reicher, verschwenderischer, Musik und Frauen, über Alles aber Händel liebender Jüngling war. Dieser geht

für seine Freunde geradenweges auf das Ziel los und wird von Donna Claudia durch eine Dueña benachrichtigt, „daß ihre Nichte noch ebenso jungfräulich sei, als ihre Mutter sie geboren habe, wiewol für den gnädigen Herrn dessenungeachtet bei ihrer Herrin keine Thüre verschlossen sein werde". Auf einige Versprechungen aber gesteht die Dueña dem Edelmanne, daß die fromme Nichte „auf drei Märkten zugleich zum Verkauf ausstehe, oder, besser zu sagen, feil sei". Die Dueña läßt auch den Jüngling heimlich zur Nachtzeit in das Haus, und Don Felix (so heißt der Edelmann) hört nun hinter dem Lager Esperanza's verborgen einem erbaulichen Gespräche der Kupplerin mit der Dirne zu, das wol ein Meisterstück des großen Dichters zu nennen ist und der Leser unverkürzt im Buche selbst (S. 96—100) genießen mag.

Ein Niesen des Don Felix stört das Gespräch und führt die Katastrophe herbei, die aber sowie der Schluß offenbar nicht mehr vom Genius verarbeitet, sondern roher Stoff geblieben ist, sodaß man den Worten der Handschrift: „cuya verdadera historia sucedió en Salamanca, el año 1575", vollen Glauben beizumessen geneigt sein muß. Die Policei bricht nämlich als ein deus ex machina herein und balgt sich mit den Studenten, welche siegreich die Dirnen befreien und deren Einer (der eine der beiden Manchaner) die fromme Nichte entführt und — heirathet. Dieser zweite Theil ist auf wenigen Seiten abgethan. In keiner Hinsicht entspricht dieser Schluß dem Anfange der Novelle, der ganz andere Verwickelungen hoffen ließ. In dieser Gestalt ist das Ganze der Erzählung auch nicht einmal verführerisch, und es bedarf für sie nicht der Voltaire'schen Entschuldigung: „Si la débauche est dangereuse, la plaisanterie ne l'inspira jamais."

Die siebente Novelle: „Die Tochter des Visirs", ist aus Gozzi's schon besprochenen und im dritten Bande benutzten „Opere" entlehnt und im leichten, phantastischen Styl der Scheherazade aufgeführt, nimmt sich darin auch sehr reizend aus. Die Heldin muß vor dem Neid einer andern Jungfrau, der Königstochter, aus Kaschemir fliehen, wird Sklavin und bezwingt mit ihrer tugendhaften Schönheit nacheinander nicht nur ihren braven Herrn, einen jungen Wasserträger, sondern auch eine Reihe anderer Herren, denen das Misgeschick sie zu Theile werden läßt. Zuletzt wird sie mit ihrem guten Herrn, den sie liebt, durch ein orientalisches Wunder auf den Thron erhoben und reicht ihm ihre Hand.

In der achten Novelle von Giraldi erhalten wir den „Mohren von Venedig", wie ihn Shakspeare unmittelbar zu seinem „Othello" benutzte. Die Erzählung ist ziemlich stoffartig gehalten, und um so staunenswerther erscheint das psychologische und poetische Meisterwerk, das der Dichter aller Dichter daraus geschaffen hat. Welch ein Abstand zwischen dieser ordinairen, tugendsamen Hausfrau Giraldi's und der engelgleichen und doch so reinweiblichen Desdemona Shakspeare's! Der Dichter der Novelle hat die Sage roh aus dem Volksmunde genommen und wol sehr wenig von dem Seinen dazugethan. Desdemona wird hier von dem eifersüchtigen Mohren mit einem mit Sand angefüllten Strumpf, den er in der Faust hält und mit dem er ihr mitten auf das Rückgrath einen Streich versetzt, erschlagen.

Einen willkommenen Gegensatz bildet durch ihre ideale Behandlung des Stoffes die kleine Erzählung: „Das Köstlichste im Menschen" (neunte Novelle) aus dem „Conde Lucanor". Der Sultan Saladin von Babylon verliebt sich in die schöne, gute und verständige Frau eines Vasallen, bei dem er eingekehrt ist, entfernt diesen mit einem ehrenden Auftrage und gesteht ihr seine unehrbare Leidenschaft, indem er ihr goldene Berge für ihre Gunst verspricht. Nach einigem Widerstreben scheint die Frau ihm Gehör zu geben und verspricht endlich in sein Verlangen zu willigen, wenn er ihr sagen könne, „was das Köstlichste sei, das der Mensch in sich hegen könne, und das zugleich die Mutter und die Krone aller seiner Tugenden". Saladin reist ab in der gewissen Hoffnung, das Räthsel zu lösen, und legt die Frage allen seinen Weisen vor; aber keine Auslegung befriedigt ihn. Da nimmt er, um desto bequemer zu reisen, zwei Jongleurs mit sich und zieht über das Meer, nach dem Hofe — des Papstes, wo alle Christenheit zusammenströmt. Aber weder der heilige Vater, noch der König von Frankreich, noch alle Monarchen Europas finden eine Antwort auf die Frage der schönen Frau. Da trifft er eines Tages, unerkannt und für einen Jongleur gehalten, einen Edelmann auf der Jagd, der ihn nach Hause zu seinem alten Vater führt, welcher zu seiner Zeit der beste Ritter seines Landes gewesen, jetzt aber vor Alter erblindet war, aber einen so großen und vollkommenen Verstand besaß, daß das Alter denselben noch keineswegs schwächen können. Ihm legt Saladin seine Frage vor, und der Alte, der sofort an der Sprache den Sultan, an dessen Hofe er dereinst viele Wohlthaten genossen, erkennt, gibt ihm die Lösung, daß das Köstlichste im Menschen die Scham sei. „Denn aus Scham erduldet der Mensch den Tod, das allergrößte Übel, und aus Scham unterläßt er Alles, was nicht schicklich ist, wenn ihn auch eine noch so große Lust dazu antreibt, die Scham ist ebenso der Anfang und die Krone aller Tugenden, wie dagegen die Unverschämtheit aller Laster ist." Dem Sultan leuchtet ein, daß diese Erklärung die rechte ist, und nach dankbarem Abschied eilt er, seines Minnesieges gewiß, der Heimat und der Vasallenfrau zu. Diese nimmt ihn sehr wohl auf und bewirthet ihn. Auch zeigt sich das ehrbare Weib mit der Lösung des Räthsels vollkommen zufrieden und fragt den Sultan nur: ob es nach seinem Dafürhalten in der Welt einen vorzüglichern Menschen als ihn selbst geben könne? Saladin erwidert etwas beschämt, wie er allerdings von sich die Meinung hege, daß er etwas Besseres als Andere sei. Da stürzt sich die junge Edelfrau vor ihm auf die Knie und bricht hochaufgeregt in die Worte aus:

Da habt ihr mir zwei große Wahrheiten angesagt, o Herr! Die eine, daß ihr der vorzüglichste Mensch auf Erden seid, die andere, daß die Scham das Köstlichste im Menschen sei. Da mit ihr nun aber auch die erste dieser Wahrheiten bethätigt und der beste der auf Erden lebenden Menschen seid, so flehe

ich zu euch, daß ihr gnädigst das Köstlichste im Menschen, die Scham, in euch aufnehmen und euch Dessen, was ihr vordem zu mir sagtet, schämen wollt.

Saladin begreift die Rede, und wenn er ihr vorher schon mit sinnlicher Liebe zugethan gewesen, so liebt er sie von nun an desto reiner und uneigennütziger und überschüttet sie und den Gatten mit Huld.

Die zehnte Novelle: „Robert der Teufel", ist aus Schwab's Romanzen wie aus dessen Sagenbuch, aus Spazier's Quellenmittheilungen, aus Holtei's Drama und Meierbeer's Oper dem Publicum als vielfach dargestellter Stoff bekannt. Dieser altfranzösische Volksroman erschien zuerst zu Lyon (1496, 4.); darauf folgten schnell zwei pariser Ausgaben. Hr. v. Bülow bearbeitete die Sage nach dem Abdrucke von Troyes (1715), Schwab im „Buch der Sagen" laut seiner Vorrede nach einem Drucke von Limoges ohne Jahreszahl, Beide wol nach derselben Quelle, da die Bearbeitungen fast ganz übereinstimmend sind. Die „Bibliothèque bleue" (Lüttich 1787, 12.) gibt denselben Text. Diese Darstellungen sowol als die poetischen Bearbeitungen halten sich treu an die schöne und originelle Sage, nur der Operntext verhält sich zu ihr ungefähr wie Rossini's „Tell" zu Schiller's, und Spohr's „Faust" zu Goethe's.

Der köstliche Bandello hat diesem Bande fünf Novellen gespendet. Ihm gehört die elfte: „Das bezauberte Bildniß". Wie seine Erzählungen alle, so zeichnet auch diese eine Fülle von Fleisch, ein blühendes Incarnat aus, das nicht nur die Oberfläche als vergängliche Blüte ziert, sondern vom Kerne innerster Gesundheit herrührt. Die vorliegende Novelle zeigt eine Reihe der lebendigsten Situationen. Zuerst sehen wir einen böhmischen Ritter auf seinem Schlosse mit einer schönen, jungen, treuen Frau glücklich, aber von Nahrungssorgen bedrängt, daher er von seinem Weibe Urlaub begehrt, um an dem Hofe des Königs Matthias Corvinus sein Heil zu versuchen. Zu diesem Entschlusse spricht die Frau:

Ich liebe dich weit über alles Erschaffene und habe deinen Willen jederzeit zu meinem eignen gemacht. Darum wisse, daß, wenn du beschlossen hast, an den Hof zu ziehen, ich zwar einen großen Schmerz über deine Abwesenheit empfinden, dessen Bitterkeit mir aber dadurch versüßen werde, daß ich mich der freundlichen Hoffnung hingebe, dich bei deiner dereinstigen Wiederkehr heiterer zu sehen, als du dich mir gegenwärtig darstellst. Was deine Sorge anlangt, die du äußerst, daß inzwischen meine Keuschheit möge von andern Männern versucht und mit ihr meine und deine Ehre zu Grunde gerichtet werden, so versichere ich dich, daß, wenn ich nicht grade von Sinnen komme, es mein fester Vorsatz ist, eher zu sterben, als meine Ehrbarkeit im mindesten antasten zu lassen.

Dem Ritter ist doch nicht ganz wohl bei der Sache, und er läßt sich für alle Fälle von einem alten Polen, einem berühmten Zauberer, ein Frauenbildniß fertigen, das er in einem kleinen Döschen in der Börse bei sich führen und des Tags, so vielmal er mag, beschauen kann. Hält seine Gattin die eheliche Treue, so bleibt sein Bild schön und farbig; denkt sie daran, sich einem Andern zu ergeben, so erbleicht es; bricht sie die Treue wirklich, so wird es schwarz und verbreitet einen Gestank; wird sie nur in Versuchung geführt, so nimmt es eine goldgelbe Farbe an.

Am Hofe des Königs angekommen, beschaut der Ritter sein Wunderbild fleißig; wol wird es zuweilen, doch nur auf wenige Augenblicke, gelb, aber nie bleich oder schwarz. Indessen fallen die häufigen Prisen auf, die er nimmt. Bald wird die Sache ruchtbar, und zwei ungarische Große, Herr Uladislao und Herr Alberto, erbieten sich erst vor der Königin von Ungarn, als vor einem Minnehofe, und dann vor dem Könige selbst, die Frau auf die Probe zu stellen. Sofort wird mit dem böhmischen Ritter, der der ehelichen Treue seiner Gemahlin fest versichert war und an die Reinheit seines Bildes wie an das Evangelium glaubte, der Vertrag abgeschlossen und das Vermögen der Ungarn ihm gegen die Keuschheit seiner Frau versetzt.

Zuerst reist Alberto ab und wird von der schönen Böhmin so holdselig empfangen, daß er voll Hoffnung in ein Thurmgemach eilt, wo er ein Rendezvous erwartet, aber nur ein einsames Gefängniß findet und so lange hungern muß, bis er sich bequemt, an der bereitgehaltenen Kunkel zu spinnen. Die Situation ist unvergleichlich gezeichnet. Als Alberto so lange ausbleibt, wird sowol seinem Genossen als dem Böhmen bange, er möchte zum Ziele gelangt sein; Uladislao reist nun ebenfalls ab und sitzt bald neben seinem Freunde gefangen in einer zweiten Spinnstube, und bald spinnen Beide in die Wette. Das Bild des Ritters bleibt wechsellos. Endlich läßt die Burgfrau die gleichfalls gefangenen Diener der Ungarn frei und läßt sie durch ein Binnenfenster ihren spinnenden Herren zuschauen, dann werden sie mit den Pferden der Gefangenen heimgeschickt. König und Königin voll Verwunderung, preisen die Keuschheit der Dame; Richter sprechen dem Böhmenritter sämmtliche Güter der Ungarn zu, die überdem aus dem Reiche verbannt werden. Die Edelfrau wird an den Hof berufen und der Ritter gelangt zu immer größerm Reichthum und immer höhern Würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Poesie und die Poeten in Östreich im Jahre 1836. Von Julius Seidlitz. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 320.)

Mit wahrem Vergnügen haben wir den Abschnitt über Grillparzer und das Urtheil des Verf. über diesen in seiner Art einzigen Dichter gelesen. In diesem Urtheile des Hrn. Seidlitz zeigt sich eine kritische Tiefe, Schärfe und Zeitgemäßheit, die des Eindrucks auf den verständigen Leser nicht verfehlen können. „Die „Ahnfrau" ist eine Leiche in goldgestickten purpurnen Gewändern." Sehr richtig. Allein nicht blos die Gewandung, auch die Leiche selbst ist schön. An einer andern Stelle heißt es: „Grillparzer ist der Tragöde des Katholicismus, in seiner Brust schläft ein Calderon." Für dieses letztere Aperçu sind wir dem Verf. aufrichtigen Dank schuldig; es ist ein tiefer, schöner Lichtblick in Grillparzer's, des reinen Dichters, oft verkanntes Gemüth. Ja, wol schlief in dieser Brust ein Calderon; und ein so reiches Gemüth hat man mit einem der armseligsten und elendesten aller deutschen Dichterlinge, mit Müllner verwechselt! Sehr wahr und beachtenswerth ist auch dieses Wort des Verf. über ihn: „Jene Weichheit der Empfindung, welche den Dolchstoß der Tragödie zum Versöhnungskusse zwischen Leben und Tod macht, wird bei

ihm nicht wie bei so manchem unserer talentvollen Tragiker zur strotzenden Thränendrüse; seine Dramen versöhnen alle, wenn auch nicht mit dem Leben, so doch mit der Poesie und mit seinen Helden.“ Auf gewisse Weise glaubt jedoch der Verf. Grillparzer's Wesen dahin bestimmen zu müssen, daß er ihm zwar ein großes Talent, aber nicht den wahren Genius zuschreibt. Diese Behauptung wollen wir unsererseits dahin vervollständigen, daß wir das, von dem Verf. selbst auch angedeutete ganz eigenthümliche Verhältniß dieses Dichters zu seiner Nation und seinem Staate uns so viel als möglich ausdenken. Wenn — dies ist unsere feste Überzeugung — Grillparzer's Genius im Laufe der poetischen Zeit gestorben ist und nur sein großes Talent der Welt übrig blieb, so ist er an dem Begriffe Östreich, an der Wirklichkeit seines Vaterlandes gestorben. Und dennoch hält es schwer, ja wol gar ist es unmöglich, sich um und neben diesem Dichter ein anderes nationales Element zu denken. Grillparzer's Genius war krank an seinem Vaterland; er wollte auch diese Krankheit heilen, er wollte diesen ursprünglichen Zwiespalt vermitteln, darum schrieb er den „Treuen Diener seines Herrn“. Aber Östreich hat ihn nicht verstanden, und so ist es die ahnungsvolle Romantik seiner Poesie allein, die auf ganz geistige und innerliche Weise seine zarte Natur zusammenhält.

Über Nikolaus Lenau ist der Verf. am ausführlichsten. Diesem Dichter ist auch die vorliegende Schrift selbst gewidmet. Dieser Aufsatz enthält vieles Charakteristische und Treffende. Als vorzüglich bezeichnend stehe hier unter andern diese kurze Stelle: „Lenau's Muse ist eine Tochter Uhland'scher und Heine'scher Poesie, aus jener Zeit, da die Ältern noch in den Flitterwochen lebten. An Uhland's Brust lag der Knabe Lenau, und Uhland's Gott ward der seine; an Heine's Hand strich der Jüngling durch die Fluren, und wo Heinrich spottete, sah Nikolaus wehmüthig ernst. Und zum Schmerz ward diese Wehmuth in reifern Jahren; aber der Uhland'sche Gott strich mit milder Hand über die Heinisch verzogenen Mundwinkel und der tödtende Spott machte einer schwärmerischen Trauer Platz.“ Sehr ausführlich wird Lenau's „Faust“ von dem Verf. beurtheilt. Wir können mit seiner Ansicht von diesem werthvollen Gedichte im Wesentlichen übereinstimmen, um so mehr aber uns einer nähern Bezugnahme enthalten, da wir bereits das Eigenthümliche und Abweichende des Lenau'schen Gedichts sowie Das, worin seine eigenthümliche Schwäche besteht, in diesen Blättern bei Gelegenheit der Anzeige des Buchs ausführlich entwickelt haben.

Von Egon Ebert sagt der Verf. mit Recht, daß er nicht blos ein Dichter, daß er auch ein echt böhmisch-nationaler Dichter sei. Die „wilde, kräftige Böhmennatur“ in ihm wird aber gedämpft durch die allgemein-deutschen lyrischen Interessen, durch Anklänge an den schwäbischen Uhland, durch Geistesverwandtschaft mit den nordischen Lyrikern Heine und Chamisso. Daher enthält des Verf. Ausspruch viel Treffendes: „Ebert's Lyrik ist ein Heine'scher Gedanke, bald von Uhland, bald von Chamisso in Verse gebracht.“ Das Epische hält Ebert selbst in seinem poetischen Wesen für das vorherrschende Element; wir sind jedoch mit dem Verf. der Meinung, daß das Prädominirende vielmehr das Lyrische sei. Übrigens deuten die nachstehenden Worte des Verf. darauf hin, daß die Stellung des in seinem literarischen Rufe bereits begründeten Ebert gegen die jüngern prager Dichter nicht immer eine vollkommen angemessene sein mag. „Seine unmännliche und unedle Opposition gegen die jüngern prager Dichter“, heißt es, „die ihn überflügeln zu wollen scheinen, will ich hier nicht berühren, denn ich habe es mit dem Dichter und nicht mit dem Menschen zu thun.“

Von den in einem eignen Abschnitte von dem Verf. abgehandelten östreichischen Zeitschriften geben wir im Nachstehenden nur ein vollständiges Verzeichniß, da vielen unserer Leser die meisten davon nicht einmal dem Namen nach bekannt sein möchten. 1) Die „Allgemeine Theaterzeitung“, redigirt von Bäuerle, die wir in Deutschland sattsam kennen. 2) „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode“, gegenwärtig redigirt von Fr. Witthauer. 3) „Der Sammler“, redigirt von Braun und Ritter Seyfried, wird fast nur in Wien gelesen. 4) „Der Wanderer“, in demselben Verlage erscheinend, ein sehr schlechtes Blatt. 5) „Jahrbücher der Literatur“, gegründet 1818 vom Fürsten Metternich, besorgt von Deinhardstein, könnten mit ihren Mitteln viel leisten, wenn sie nicht an ihrem alten Systeme festhielten. 6) Die „Östreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde“. Beide Blätter sind wenig ins Publicum gedrungen. 7) „Östreichischer Zuschauer für Kunst, Wissenschaft und geistiges Leben“, redigirt von Ebersberg. 8) „Östreichisches Morgenblatt, Zeitschrift für Vaterland, Natur und Leben“, besteht erst seit dem 1. April vorigen Jahres und wird von einem Particulier, Nikolaus Österlein, auf eigne Kosten herausgegeben. Ein gutes und gediegenes Blatt, das man (natürlich mit besonderm Bezug auf Östreich) mit dem „Ausland“ vergleichen kann. 9) „Der Telegraph, Conversationsblatt für Kunst, Literatur, geselliges Leben, Theater u. s. w., Industrie und Fabrikwesen“ (seit dem Februar 1836). 10) Saphir's „Humorist“. Hierzu kommen noch: „Der Bote von Tirol“ und „Der Aufmerksame“, welche beide in Gräz erscheinen; der „Spiegel“ in Pesth; die „Mnemosyne“ in Lemberg; die „Bohemia“ in Prag. In der Kreisstadt Leitmeritz erscheinen, gegenwärtig von Legis redigirt, die „Erinnerungen“, in monatlichen Heften, mit Kupfern und Musikbeilagen. Dieses Journal geht sehr gut und setzt über 5000 Exemplare ab.

Noch müssen wir bemerken, daß der Verf. in dem letzten Abschnitte seiner Schrift, welche den im Auslande lebenden östreichischen Schriftstellern gewidmet ist, Eduard Duller's Roman: „Loyola“, auffallend zu günstig beurtheilt; er macht aus ihm ein literarisches Ereigniß, einen Wendepunkt des historischen Romans in Deutschland. Es fehlt aber viel, daß er dies sein sollte. Allerdings ist es kein gewöhnlicher Roman, und der Gedanke, eine romantische Darstellung der Genesis des Jesuitenthums, der Empfängniß eines so ungeheuern Instituts in dieses einzigen Mannes Seele zu geben, ist kühn und großartig; allein die Ausführung ist sehr hinter dieser Idee zurückgeblieben. Die auftretenden Gestalten sind durchgängig — bis auf eine einzige, Tiburzio — schwächlich und verworren. Es fehlt an lebendiger Gestaltung; dafür herrscht eine ungemeine Monotonie der Betrachtung. Warum die poetische Figur des Herrn Groß-Hoffinger in diesem Abschnitte einen so großen Raum einnimmt, können wir nicht einsehen. 71.

Notizen.

In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 30. Oct. theilte Arago die eben eingegangne Nachricht mit, daß man auf dem Cap Farewell, an der Ostküste Grönlands, einen Stein mit einer Inschrift entdeckt habe. Nach der Meinung des Chefs der dänischen Niederlassung ist dieser Denkstein neu und scheint sich auf die auch in d. Bl. mehrmals erwähnte unglückliche Expedition und den Schiffbruch des Capitains v. Blosseville zu beziehen. Man hat den Stein, um zu wissen, was die darauf befindliche Inschrift besagt, von den Eskimos, die denselben gefunden, verlangt; aber die jetzige Jahreszeit macht alle Schiffahrt in jenen Gegenden unmöglich.

In der siebenten Versammlung der British association zu Liverpool gab Dr. Traill eine kurze Notiz über den Argas persicus oder die giftige Wanze von Miana in Persien. Das von Traill vorgezeigte Exemplar hatte ihm ein Freund aus Persien verschafft und einige Bemerkungen über das Insekt beigefügt. Der Biß desselben ist äußerst gefährlich, bringt ein sehr heftiges Fieber hervor und hat bisweilen selbst den Tod zur Folge. In mehren Dörfern wagt man aus Furcht vor diesen Thieren sich nicht einmal dem Schlaf zu überlassen, den sie fast zum gewissen Tode machen. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 322. —— 18. November 1837.

Das Novellenbuch; oder Hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet von Eduard v. Bülow. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Vierter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 321.)

Die zwölfte Novelle: „Der Mann", ist wieder eine schlichte, doch lebendige Skizze aus dem „Conde Lucanor". Ein von Saladin gefangener Graf von Provence erhält von Hause die Liste der Freier seiner schönen Tochter und fragt seinen Gebieter, der sein Freund geworden ist, um Rath. Dieser antwortet lakonisch: „vermählt eure Tochter an einen Mann". Der Graf versteht die Worte und wählt nach der ihm zugekommenen Schilderung den Sohn eines wehrhaften, aber nicht eben mächtigen Edeln, der ihm als ein vollgültiger und ehrenhafter Mann beschrieben war. Der Jüngling, hochbeglückt und mit dem Grunde der Wahl bekannt gemacht, will seinen Ehrennamen auch verdienen. Er kommt als Jäger verkleidet über Meer zu Saladin, weiß dessen Herz zu gewinnen, nimmt ihn auf der Jagd gefangen, läßt ihn mit Gewalt auf seine Galeere schleppen, und nachdem er so seine Mannessporen erworben und den Erwerb mit Worten gerechtfertigt hat, gibt er den hocherfreuten Sultan wieder frei, der nun seinerseits ihm den Schwiegervater frei läßt.

„Margarethe mit der lilienweißen Hand", die dreizehnte Erzählung, ist englischen Ursprungs und eine Perle in der ganzen Sammlung. Ihren Glanz scheint der Leser indessen hauptsächlich Hrn. v. Bülow zu verdanken, der uns gesteht, daß er diese Novelle frei aus „The history of Thomas of Reading, or the six worthy yeomen of the west, by *Thomas Deloney*" herausgearbeitet habe. Der Verfasser war zu seiner Zeit ein berühmter Balladenmacher und gab diese Geschichte schon vor 1600 heraus. Sie fällt in die Zeiten König Heinrich I. von England, welcher den Thron bestiegen, der eigentlich ein Erbe des Herzogs Robert von der Normandie war. Margarethe, die Tochter des dem Letztern treugebliebenen Grafen Shrewsbury, wandert obdachlos im Lande herum und verdingt sich endlich unerkannt als Magd in das Haus eines reichen Tuchmachers von Gloucester, wo das zarte Kind von der Hausfrau anfangs mit eifersüchtigen Augen betrachtet, bald aber um ihrer züchtigen Tüchtigkeit willen, herzlich liebgewonnen wird. Hier sieht sie der verbannte Robert bei der Feldarbeit; seine Liebe wirbt um Gegenliebe. Er verspricht ihr die Ehe, entflieht mit ihr, wird mit ihr gefangen und vor ihren Augen geblendet. Einige Stellen aus dem Schlusse mögen die Schönheit und Fülle der vorangegangenen Darstellung unsere Leser ahnen lassen.

„Gib dich zufrieden, schöne Margareth", sagte der Herzog; „der Tugend gebührt Ehre, nicht Schätze, denn Ruhm, Ehren, Adel und Reichthum ohne Tugend sind blos Deckmäntel der Bosheit. Doch laß mich von deiner Schönheit Abschied nehmen, denn ich sehe dein Antlitz nicht wieder. Des ungeachtet gebe ich meine Augen gern hin, da ich sie solcher Schönheit ohne Gleichen halb verliere. Nun, schöner Himmel, lebe wohl! Sonne, Mond und Sterne werde ich in dieser Welt nicht wiedersehen. Leb auch du wohl, fruchtbare Erde! wol mag ich dich noch fühlen; aber diesen armen Fenstern meines Leibes ist es nicht länger gestattet, dich zu schauen, und wiewol, du Welt, mir immerdar feindlich gewesen bist, so will ich doch auch dir ein Lebewohl sagen —"

Zu Margarethen sagt er, sie in die Arme schließend:

O laß dir einen zwanzig Jahre langen Kuß geben!

Nach der Blendung des Herzogs sah die schöne Margarethe den hellen Tag nicht mehr anders als mit weinenden Augen an. Zu ihrer Herrschaft zurückgekommen, gesteht sie dieser ihr hohes Herkommen. Dann läßt sie sich in ein langes Gewand von purem weißen Atlas kleiden,

ihr Haar hing ihr, wie glänzende Goldfäden, gleich einer fürstlichen Braut hinten nieder; um ihren elfenbeinernen Hals reihten sich Juwelen von unschätzbarem Werthe, und um ihre Handgelenke wanden sich Armspangen von hellstrahlenden Diamanten. Die Straßen, durch welche sie ziehen sollte, waren zierlichst mit grünen Eichenzweigen bestreut. Dann trat die junge Lady, einem himmlischen Engel ähnlich, aus dem Hause ihres Herrn heraus, und zugleich begannen alle Glocken von Gloucester ihr feierliches Geläute. Sie wurde auf der einen Seite von des Königs Majestät geführt, mit seinem königlichen Mantel angethan und mit seiner kaiserlichen Krone auf dem Haupte, auf der andern von dem vornehmsten Bischofe, in seinem Priesterrocke von Goldstoff und mit seiner Inful geziert. Über ihrem Haupte wurde ein Prachthimmel getragen.

So empfängt sie die Kathedrale, wo sie ihr bräutliches Gewand mit eignen Händen ablegt und den Armen darreicht, ein härenes Kleid anlegt und ihre goldenen Haken der Scheere preisgibt. So sagt sie der Welt und ihrer süßen Liebe Lebewohl und verschließt sich ins Kloster.

„Über Blutsverwandtschaft Liebe!" (vierzehnte Novelle) ist der Titel, den der Übersetzer einer Novelle des Spa-

ners Don Alonzo del Castillo Solorzano (zwischen 1625 und 1639) gegeben hat, von welchem „Der grüne Graf" eine Zierde des ersten Theils ist. Auch diese Erzählung ist reich an Situationen und Verwickelungen, glühend und sittsam zugleich in der Darstellung. Von Leidenschaften durchstürmt, beginnt sie auch symbolisch mit einem Sturme, in welchem ein aragonischer Edelmann, Don Carlos, eines Mords im unfreiwilligen Kampfe schuldig, auf seinem Rosse, aus Madrid geflohen, auf freiem Felde dahinjagt und um Mitternacht unter der bedeckten Thüre eines Landhauses Schutz sucht, die dem Anlehnenden unerwartet sich öffnet. Er durcheilt mehre Gemächer des Hauses, die alle offen stehen, bis er in ein von einer silbernen Lampe beleuchtetes Schlafzimmer tritt, wo ein zierliches Bett steht.

In dem Bette selbst lag schlummernd ein Wunder von Schönheit und ein Inbegriff aller Vollkommenheit: eine junge Dame von etwa zwanzig Jahren. Um der Wärme der Jahreszeit willen lagen ihre schönen Brüste blos, zwei blendendweißen Schneeballen ähnlich. Ihren schlanken Hals und ihre Handgelenke schmückten drei Schnuren (Schnüre) großer Perlen, die mit feurigen, ihre Schönheit hebenden Rubinen zusammengefaßt waren. Ihr reiches Haar floß entfesselt über ein gesticktes Kissen von feinem weißen holländischen Linnen hin, und da sie so ruhig schlief, unerweckt von dem lauten Tosen des Gewitters, so schien sie von den Banden einer ungewöhnlichen Müdigkeit befangen zu sein. Dicht bei dem Bette sah Don Carlos die zierlichen Gewande ihres reizenden Körpers liegen, den er mit so angestrengter Aufmerksamkeit betrachtete.

Die Dame erwacht beschämt, findet aber in Don Carlos, obgleich er in bald erwiderter Liebe entbrennt, einen keuschen Beschützer. Es zeigt sich, daß die junge Witwe in so unbewachtem Zustande gefunden worden ist, weil ihre jüngere Schwester von einem Studenten entführt worden. Im weitern Verlaufe der Novelle macht sie die schreckliche Entdeckung, daß Don Carlos der Mörder ihres Bruders ist; aber bei der Spanierin siegt die Liebe über die Blutsverwandtschaft, und weil sie nicht nur ein Ausbund von Schönheit und Zucht, sondern auch von Schlauheit ist, so weiß sie nicht nur sich selbst zu dem Geliebten, sondern auch der Schwester zum sichern Besitze des ihrigen zu verhelfen. In jeder nordischen Metamorphose und in antiker Gestalt ohnehin hätte die Sage einen andern Schluß und die Novelle den Titel erhalten: Blutsverwandtschaft über Liebe; aber der romantische Süden hat seine eigne Moral.

Die funfzehnte Novelle: „Leonora Macedonia", von Bandello, hat neben den bekannten Vorzügen dieses Dichters eine sehr edle Haltung in Erfindung und Darstellung. Die schöne Gattin eines neapolitanischen Großen verschmäht die ideale Huldigung eines edeln Siciliers Jahre lang, bis dieser sich bezwingt und sie vergißt; dann entbrennt sie, von dem sorglosen Gatten selbst über ihre Härte gegen einen Mann, der ihm selbst indessen einen wesentlichen Dienst geleistet, gescholten, in Liebe zu Jenem, die sie nicht verschweigen kann und die von dem züchtigen Manne nicht erhört wird. Das verschmähte Geständniß stürzt sie in eine tödtliche Krankheit, deren Ursache ihr Gatte erst von der Beichtenden, die in tiefer Reue stirbt, erfährt. Über ihrem Grabe schließen beide Männer eine innige Freundschaft.

Die sechzehnte Novelle: „Glück im Unglück", ist Giraldi's Eigenthum und in seiner trockenen Manier, die wie im „Mohren von Venedig" hier und da den unbehauenen Stoff aus der magern Überkleidung hervorblicken läßt. Überlassen wir diese kurze Geschichte um ihrer Armuth willen ganz dem Leser, so muß dies mit der siebzehnten: „Apollonius von Tyrus", von wegen ihres üppigen Reichthums geschehen. Die bunteste Erfindung, der lebendigste Situationenwechsel, der eine wahre Reihe der köstlichsten Romanzenstoffe bildet, Figuren, die, so weit es der Novelle erlaubt ist, zu Charakteren ausgebildet sind, und ein durchsichtiger hellenischer Äther, der Alles umfängt, sind die Vorzüge dieser schönsten aller milesischen Fabeln in der Metamorphose des griechischen Mittelalters, in der sich die Tradition des Heidenthums friedlich mit dem neuen Cultus verträgt und die Diana von Ephesus in die Wette mit den Engeln Gottes wirksam ist. Der Herausgeber gibt diese Novelle in seiner Bearbeitung nach der „Narratio eorum quae contigerunt Apollonio Tyrio. Ex membranis vetustis" (Augsburg 1595). Der Herausgeber seines Originals sagt in einem Vorworte: er habe dasselbe aus einer alten Handschrift abdrucken lassen, die er in einer Klosterbibliothek zu Augsburg gefunden, und von der er annimmt, daß sie aus einer griechischen Urschrift übertragen worden, womit auch die Forschungen anderer Gelehrten übereinstimmen (S. XVII). Diese Hypothese hätte den Bearbeiter bestimmen sollen, den störenden Namen des Königs Alcistrates in Alcistratus zu verwandeln, wie er ganz gewiß in der griechischen Urschrift gelautet hat. Der Stoff des Apollonius liegt Shakspeare's „Perikles" zu Grunde.

Bei der achtzehnten Novelle: „Viel Lärmen um nichts", von Bandello, wollen wir verweilen. Sie erzeugt beim Leser jene milde Rührung, die der sittliche Adel einer Dichtung hervorbringt und die uns keine Kunsttheorie als unzulässig wegdisputiren wird.

Zur Zeit, da Peter III. von Aragonien in Messina seine Siege über Karl von Anjou feiert, verliebt sich einer seiner tapfersten Barone, Timbreo, in Fenicia, die Tochter des Hrn. Lionato de Lionati, eines messinesischen Edelmannes, die schönste, anmuthigste und reizendste Jungfrau ihrer Gegend, die eben erst der Kindheit entwachsen ist. Er gewinnt auch ihre Liebe und die Zusage ihrer Hand vom Vater. Dies bringt einen andern Anbeter Fenicia's, den Ritter Girondo Olerio aus Valencia, zur Verzweiflung, und die Eifersucht gibt ihm einen tückischen Entschluß gegen seinen bisherigen Freund Timbreo ein. Er läßt diesem durch einen Vertrauten zuflüstern, daß ein junger Edelmann schon seit vielen Monaten Fenicia's nächtliche Gunst genieße, und weiß es zu veranstalten, daß Timbreo es mit ansehen muß, wie in einer stillen Nacht an einer abgelegenen und unbewohnten Seite von Lionato's Hause eine Leiter angelegt wird und der vermeintliche Liebhaber, ein verkleideter Bediente Girondo's, den Palast emporklimmt. Die Folge ist, daß Timbreo einen Boten

zu Hrn. Lionato schickt mit der Bitte, daß es Fenicien gefallen möge, ihre Hand Demjenigen zu schenken, dem sie bereits ihre Jungfrauschaft verschenkt. Diese schmählichen Worte sind Fenicia's Tod, wie wenigstens die Welt glaubt. Das Herz bricht ihr, ein eiskalter Schweiß bedeckt ihre Glieder, mit kreuzweis übereinandergeschlagenen Händen sinkt sie, nachdem sie ihre Unschuld feierlich vor Gott bezeugt, zu Boden nieder und wird von den Ärzten für gestorben erklärt, auch nach 5—6 Stunden das Begräbniß für den folgenden Tag angeordnet. Aber unter den Händen ihrer Mutter und einer Verwandten erwacht Fenicia, die entkleidet und mit heißem Wasser gewaschen wird, wieder zum Leben. Der beglückte Vater beschließt nun seine auferstandene Tochter dem bösen Nachrufe zu entziehen und schickt sie zu einem Bruder aufs Land, wo sie in strenger Verborgenheit erwachsen und nach zwei oder drei Jahren unter anderm Namen verheirathet werden soll. Inzwischen läßt er einen Sarg fertigen, den er selbst heimlich mit Ballast füllt und vor aller Welt feierlich beisetzen läßt. Ganz Messina beweint Fenicia's Tod. Timbreo als dessen Urheber geht in sich, und Girondo, der sich gleichfalls als ihren Mörder anklagen muß, will das Herz vor überschwenglichem Leide brechen. Am siebenten Tage, nachdem Fenicia begraben worden, ist es ihm nicht möglich länger zu leben; zur Mittagsstude begegnet er Timbreo, führt ihn vor Fenicia's Grab, entdeckt ihm seine Schuld, und indem er ihm einen Dolch entblößt in die Hand gibt, fodert er ihn auf, Fenicien zu rächen. Timbreo aber erhebt den Knienden, verzeiht ihm seine Schuld und begnügt sich, Fenicia's mit so großem Unrecht beschimpfte Ehre wiederherzustellen. Beide eilen nach dem Hause Lionato's, wo die Ältern mit Thränen der Rührung die erkannte Unschuld ihrer Tochter hören und Lionato seine Beleidiger freundschaftlich in die Arme schließt. Als einzige Genugthuung fodert er, daß, wenn Timbreo sich je vermählen wolle, er es ihm zu wissen thun und ihn für sich wählen lassen müsse. Fenicia, die unterdessen 17 Jahre alt und über alle Maßen schön geworden ist und in deren Gesellschaft ihre jüngere Schwester Belfiore zu gleicher Schönheit nachwächst, wird von Timbreo's Reue benachrichtigt, und wie Alles gehörig eingeleitet ist, sagt eines Tages Lionato, wie er mit beiden Rittern zusammen ist, lächelnd zu Timbreo, daß er ihm eine schöne und anmuthige Jungfrau ausgefunden habe, die ihm gewiß nicht übel anstehen werde, und am Sonntag darauf werden beide Freunde von ihm nebst einer stattlichen Schar Edelleute auf die Villa seines Bruders geführt, wo sie nach Anhörung der Messe in einen festlich ausgeschmückten Saal treten. Hier springen plötzlich die Thüren auf, und

aus einem anstoßenden Gemache in Begleitung ihrer Schwester und vieler andern Damen trat Fenicia ein, die wol dem Monde zu vergleichen war, wenn er in seinem vollsten Schimmer am Sternenhimmel aufgeht. Die beiden Ritter begrüßten sie sowie die andern Edelleute mit Ehrerbietung und Höflichkeit, und Hr. Lionato nahm Hrn. Timbreo bei der Hand und führte ihn zu Fenicien, die auf dem Lande fortwährend Lucilla genannt worden war.

Timbreo betrachtet die herrliche Jungfrau, die er nicht wiedererkennt, mit Wohlgefallen; ein Priester fügt ihre Hände zusammen und sie setzen sich als Verlobte ans Festmahl.

Gleich als Hr. Timbreo den ersten Blick auf die eintretende Fenicia geworfen, hatte er in seinem Herzen ein leises Beben empfunden, weil es ihm bedünken wollte, in ihren Gesichtszügen eine gewisse Ähnlichkeit mit seiner ehemaligen Geliebten wahrzunehmen. Er konnte sich dann immer weniger satt an ihr sehen und fühlte bereits, wie sich alle seine Liebe zu Fenicien auf diese Jungfrau übertrug.

Die Tante der Verlobten, die neben Timbreo sitzt, fragt ihn, wie zuletzt die Früchte herumgereicht werden, gleich als ob sie nichts von seinem Abenteuer mit Fenicien wisse, in allem Ernste, ob er schon einmal vermählt gewesen. Da überwindet dieser seine Thränen und sagt:

„Eure Frage betrifft einen Gegenstand, der mir im Herzen immer vorschwebt und dessen Angedenken, wie ich glaube, meinen Lebenstagen ein baldiges Ziel setzen wird. Denn wiewol ich mit der Signora Lucilla völlig zufrieden bin, so empfinde ich doch um einer Andern willen, die ich liebte und noch jetzt nach ihrem Tode mehr als mich selbst liebe, einen ununterbrochenen, so schmerzlichen Herzenskummer, daß ich fühle, wie er allmälig den Faden meines Herzens zernagt, der ich, höchst pflichtvergessen, ihr eignes Leben zerstörte." Hr. Girondo wollte ihm in die Rede fallen, er wurde jedoch lange Zeit von seinem Schluchzen und von zahlreichen Thränen, die seinen Augen entrollten, der Sprache beraubt gehalten. Am Ende sagte er mit halberstickter Stimme: „Ich, Hr. Timbreo, ich bin der strafbare Urheber des frühzeitigen Todes jener Jungfrau, deren seltene Tugenden sie eines langen Lebens so würdig machten; Ihr habt nicht die mindeste Schuld daran." Über diese Reden vergoß auch die Braut, im Andenken an ihr vergangenes bitteres Leiden Thränen.

Aber die Base nöthigt Beiden ihr Geständniß ab:

„Sagt mir", spricht sie endlich, „so wahr Gott Euch helfe, wenn Ihr, bevor Ihr Euch mit diesem Fräulein verlobtet, Euere erste Geliebte wieder zum Leben hättet erwecken können, was würdet ihr darum gegeben haben?" Hr. Timbreo erwiderte unter Thränen: „Die Hälfte meines Lebens, Signora, all das Geld gar nicht gerechnet, das ich während desselben ausgegeben haben würde; denn ich liebte sie so aufrichtig, als nur ein Mann ein Weib lieben kann, und werde sie todt, wie sie ist, fort und fort lieben, wenn ich auch noch tausend Jahre zu leben hätte, sowie mir aus Liebe zu ihr all die Ihrigen stets lieb und werth bleiben werden."

Nun kann Lionato die Freude seines Herzens nicht länger zurückhalten:

„Wohin hat sich denn deine inbrünstige Liebe verirrt? Hat sich Fenicia an Bildung und Gesicht so sehr verändert, daß sie sich wie früher nicht mehr ähnlich sieht?" Auf diese Äußerungen erschlossen sich nun wol die Augen des verliebten Ritters mit einem Male, und er warf sich seiner Fenicia an den Hals, küßte sie tausend und aber tausend Male und konnte in seinem grenzenlosen Entzücken nicht aufhören, sie mit seinen thränenfeuchten Blicken unverwandt anzusehen, ohne dennoch eines einzigen Wortes fähig zu sein.

Es versteht sich, daß Girondo die jüngere Schwester zur Gattin erhält, und so schließt mit einem Jubeleinzug in die Stadt dieser Novellenphönix, der in Fenicien selbst einen aus seiner eignen Asche emporblühenden Phönix verherrlicht:

Die schöne und liebreizende Fenicia war in ein Gewand vom feinsten schneeweißen Damast gekleidet und trug einen Kopfputz, der ihr ungemein zierlich stand. Sie hatte eine ihrer zar-

ten Jugend angemessene Größe und ziemlich gerundete Formen, trotzdem daß sie noch im Wachsen begriffen war. Ihr Busen hob sich leise unter seiner seidenen Umhüllung und zeichnete darauf die zarten Umrisse zweier nebeneinander anschwellender Hügel ab. Die Farbe ihres Angesichts war das reinste Weiß, von dem rosigen Hauche der Jungfräulichkeit überflogen, den die Kunst nicht, sondern die Meisterin Natur zuweilen je nach ihren verschiedenen Seelenregungen zu der lieblichsten Purpurglut erhöhte. Ihr schlanker Hals glich einer Säule von lauterm Alabaster; wer aber ihren kleinen Mund anblickte, wenn er seine süßen Worte bildete und sich öffnete und wieder schloß, der konnte in Wahrheit sagen, er habe den unschätzbarsten, mit Rubinen besetzten Perlenschmuck gesehen, wie ihn der weite duftende Orient nicht weiter aufzuweisen. Ihr Augenpaar glich weniger zwei funkelnden Sternen als vielmehr zweien strahlenden Sonnen, und wenn sie sie hier und dorthin wendete, mochte man wol schwören, daß in ihrem milden Licht die Liebe wohne und an ihrem reinen Feuer ihre durchdringenden Pfeile zuspitze. Ihre gescheitelten Ringellocken kosten mit ihrer reinen offenen Stirn und glichen röthlich-glänzenden Goldfäden, mit denen der leise Zug der Luft sein üppiges Spiel trieb. Ihre Arme mit den schönen Händen waren so ziemlich gebildet, daß der Neid selbst daran nichts hätte ändern können. Überdies war jede ihrer Geberden und Bewegungen so zierlich und anmuthvoll, daß sie ganz und gar nicht umhin konnte, auch ohne es zu wissen und zu wollen, die Herzen Aller, die sie sahen, zu überwältigen.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Italien.

Wer von der Simplonstraße herabkommend an der Crevolabrücke in das Thal von Ossola eintritt, fühlt, daß er ein von der Natur reich begünstigtes Land betreten hat. Weinreben ziehen sich von Baum zu Baum und umwinden die Stämme von dem Boden auf. Zwischen ihren herab sich senkenden Zweigen erblickt der Eintretende weithin leuchtende, hochgewölbte Gebäude mit Balconen und luftigen Loggien und auf breiten Treppen Frauen in hellen Gewändern und Männer mit sprechenden Zügen. Überall ein Fest, das die Werke des Menschen mit den Werken Gottes wetteifernd schmücken. Für die Meisten ist die Entzückung des Eindrucks in diesem reizenden Thale so überwältigend, daß ihnen für nichts Anderes als eben blos für diese berauschende Scenerie und die Wunder dieser nie alternden Landschaft Empfänglichkeit übrigbleibt. Tausende von Ultramontanen, auf welche der vereinigte Zauber so vieler zusammenwirkenden Reize freilich am lebhaftesten einwirken muß, scheinen die Aufgabe des Menschen dort für leichter zu halten als auf vielen andern Punkten der Erde und zu glauben, daß höchstens mit der Mühe, die Statisten bei einem Festzuge aushalten müssen, ein ungetrübter und dauernder Genuß der irdischen Güter gewonnen werde. Verweilten sie lange genug, um dem überraschenden Eindruck Dauer und Abkühlung zu verstatten, so würden sie freilich bemerken, daß auch dort Schweiß vor das Glück gesetzt ist, und daß der Mensch in den Mühen des Lebens seine Würze findet. Jetzt ziehen Viele vorüber, ohne zu ahnen, daß der Mensch, mit den vor Augen liegenden Ausstattungen nicht zufrieden, in dem Schoose der Berge nach mühseligem Reichthum sucht, und daß er, dem Golde nachwühlend, Dasselbe thut, was schon vor tausend Jahren dort gethan worden ist. Goldbergwerke gehören nämlich zu den Begabungen, die seit uralten Zeiten den Reichthum dieses Thales vermehren. In Eisenkies und Schwefelkobaltkies (z. B. in den Gruben der Gemeinde S.-Carlo, in den sogenannten Canibergen) kommt Gold in nicht geringer Menge vor, und der Mensch versagt auch dort sich den Genuß des heitersten Lichtes, um in der dunkeln Tiefe seine glänzenden Blättchen zu suchen. Im Antronathale findet es sich bei Eisensinter. Einige auffallende Erscheinungen, die man in diesen Gruben bemerkt hat, werden die Freunde der Wissenschaft in der Folge vielleicht öfter zu diesen Stollen hinführen. Die erste ist ihre kühle Temperatur. Ob in der Mitte der Erde ein Centralfeuer brenne, ist eine Frage, die alle Bergleute interessirt, und vielfältige Erfahrungen schienen ihren Glauben daran zu bekräftigen. Die Beobachtungen in Pastarena sind entgegen. Wie d'Aubuisson schon annahm, wird die in den amerikanischen Gruben so auffallende Erscheinung der Wärme, die in diesem Theile der rhätischen Alpen so wenig sich bemerklich macht, durch chemische und elektrische Strömungen zu erklären sein. Ein zweites Phänomen ist das scheinbare Nachwachsen der Felsen. Die Gruben in den Canibergen bestehen seit römischen Zeiten, wie überlieferungen sagen und wie der Augenschein lehrt; dort finden die Bergleute, denen ohnehin die Gnomen und Erdgeister genommen sind, den Grund, an wachsende Felsen zu glauben. Oftmals trifft der Hauer bei seiner Arbeit auf sorgfältig ausgehauene Räume, die jetzt von dem Felsen ohne alle Ausgänge umschlossen sind, und auf Gängen, wo der Schmächtigste nicht durchkann, gelangt er in weite Kammern, deren Wände, Decken und Sohlen durch Meiselarbeit entstanden scheinen. An den engern Stellen ist keine Spur von Einsturz, sondern deutlich glauben die Bergleute die Anzeichen eines Wachsthums, einer von der Zeit begünstigten Ernährung zu sehen. Wahrscheinlich werden die Gelehrten sie eines Andern belehren; indessen schon diese Fragen, die dem Ungelehrten sich aufdrängen, zur Besprechung gebracht zu haben, ist nicht unverdienstlich. Ein jetzt in Mailand lebender Arzt, der früher als Bergbeamter in diesem Theile der rhätischen Alpen stand, hat in der Schrift: „Le miniere metalliche dell' Ossola in Piemonte, descr. da *Giovamb. Fantonetti*" (Mailand 1836), die Thatsachen fleißig zusammengestellt und so einem nie vergessenen Punkte auch durch diese Beziehung neues Interesse gegeben. 40.

Miscellen.

Die Wuth, Sprüchwörter zu spielen, die in den Jahren 1770—80 in Paris und in der Provinz herrschte, zumal auf den Landsitzen, wobei Frau von Genlis anordnend und mitspielend ihr Talent zeigte, erstreckte sich sogar auf den Tanz. Man hatte Quadrillen, wo jedes Paar ein Sprüchwort ausmachte. Bei der einen, von Gardel angegebenen, war die anerkannt sittliche Herzogin von Lauzun ganz einfach mit einem grauen Gürtel gekleidet; das hieß: Bonne renommée vaut mieux que ceinture dorée. Eine andere Dame fuhr ihrem als Mohr maskirten Partner über das schwarze Gesicht mit einem Tuche: A laver la tête d'un maure, on perd la lessive. Die junge graziöse Herzogin von Liancourt wurde von einem ältlichen Herrn geführt: A vieux chat, jeune souris. Gardel hatte sich eine Extratour darin eingelegt, die dem Pas einer Masurka glich: Reculer pour mieux sauter. Frau von Genlis war das vierte Paar, sie als Bäuerin, ihr verdrießlich aussehender Herr im reichem Kleide: Contentement passe richesse. Ein anderes Mal kam die theatralisch gesinnte Gesellschaft auf den Einfall, den Kreis der für etwas gezierte geltenden Madame du Bocage, die zu ihrer Zeit als Schriftstellerin und geistreiche Frau Epoche machte, darzustellen. Man portraitirte sie im Äußern wie in der Haltung der Rede aufs genaueste, ohne Übertreibung. Am vorzüglichsten war Frau von Genlis, die vollkommene Doppelgängerin der Madame du Bocage, sowie der Graf d'Albonet vom Kleinsten bis zum Größten ganz Voltaire war, auch in seinen Witzworten und kaustischem Geist. Damals hatte das Regiment Grenadiers de France 24 Obersten.

Eine Frau von Pupsieur, die zu Anfang des 18. Jahrhunderts lebte, verpraßte 50,000 Thaler in Spitzen, nicht etwa aus Eitelkeit, sondern aus einem wunderlichen Gelüste: sie zerschnitt und aß sie. 29.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 323. —— 19. November 1837.

Das Novellenbuch; oder Hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet von Eduard v. Bülow. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Vierter Theil.

(Beschluß aus Nr. 322.)

Gegen die vorige köstliche Gabe sticht die unterhaltende, aber nur theilweise poetische, neunzehnte Novelle der Doña Mariana de Caravajal y Saavedra: „Mehr Glück als Verstand" (gedruckt 1633), einigermaßen ab, und wir bringen sowol diese als die zwanzigste: „Maß für Maß" (von Giraldi), die zu Shakspeare's ebenso genannter Komödie den Anlaß gab, jenem Phönix zum Opfer.

Auch die einundzwanzigste Novelle: „Die Verwechslungen", von Bandello, ist dieses in Erfindung unerschöpflichen und in lebendiger Darstellung nie ermüdenden Dichters vollkommen würdig. Als 1527 die kaiserlichen Truppen Rom erobert hatten und plünderten, wurden einem selbst gefangenen Kaufmann aus der Mark Zwillinge weggefangen, ein Sohn und eine Tochter, beide bildschön und zum Verwechseln ähnlich. Die Tochter Nicuola kauft der freigewordene Vater wieder an sich und zieht mit ihr in seine Vaterstadt Esi; den Knaben verliert man aus den Augen. In Nicuola verlieben sich zu gleicher Zeit ein sechzigjähriger Freund ihres Vaters und ein einundzwanzigjähriger Jüngling, Lattanzio Puccini, der auch sie in Liebe entzündet. Da reist der Vater in Geschäften plötzlich ab und übergibt die Tochter einem Schwager in der Nachbarschaft. Dort grämt sich Nicuola, während der vornehme, lüsterne Jüngling sie vergißt. Nach sieben Monaten kehrt sie endlich mit dem Vater nach Esi zurück und glaubt aus der Hölle ins Paradies einzugehen; aber ihre Freude verwandelt sich in bitteres Leid und tödtliche Eifersucht, als sie erfährt, daß ihr Geliebter „sich anderswo als bei Juden verpfändet", d. h. eine andere Neigung gefaßt habe. In dieser Bedrängniß muß ihr Vater abermals nach Rom verreisen und bringt die Tochter in ein Kloster. Hier lassen sich die leichtfertigen Nonnen von schönen Jünglingen besuchen und auch Lattanzio geht darin aus und ein: brennende Glut und eisige Kälte durchdringen Nicuola's Glieder. Bald ist sie entschlossen. Als Page unkenntlich verkleidet tritt sie in die Dienste ihres treulosen Geliebten, theilt in Unschuld seine Kammer, dient ihm so treu, daß er den Kleinen unendlich lieb gewinnt und ihn endlich — o Qual — zum Boten bei seiner neuen, noch spröden Geliebten macht. Diese aber — verliebt sich in den Pagen, zerküßt ihn, sucht Rendezvous mit ihm. So wird die Novelle zu einem Labyrinth, aus welchem sämmtlichen Mitspielern nur der glücklich aus der Gefangenschaft zurückkehrende Bruder Nicuola's, Paolo, heraushilft, der, wider Willen beglückt, bei Lattanzio's Geliebter, Catella, welche die Tochter des sechzigjährigen Liebhabers ist und ihn für den Pagen hält, zu einer Schäferstunde kommt. Auch der Vater ist zurückgekommen und Nicuola muß plötzlich ihren Geliebten heimlich verlassen. Auf seinen Nachforschungen findet er seinen Pagen endlich — als Mädchen, während der Sechziger den Paolo in den Armen seiner Tochter für seine verkleidete geliebte Nicuola hält. Alles geht nun aber, wie Natur und Liebe es wollen. Lattanzio's Liebe zu Nicuola ist in dem Augenblicke wieder aufgelodert, wo sein geliebter Page sich in sie verwandelt hat; Paolo führt Catella heim; der Vater der Zwillinge ist zufrieden und der alte Vater Catella's muß zufrieden sein.

„Unverhofft kommt oft", die zweiundzwanzigste unserer Sammlung, ist die siebente der acht Novellen in den „Sucessos y prodigios de amor" des Juan Perez de Montalban (geb. 1603, gest. 1639), von welchem in den frühern Theilen drei sehr ungleiche und verschiedenartige Novellen, darunter die köstliche Erzählung: „Nach tausend Jahren", mitgetheilt worden ist. Die erste Hälfte dieser Novelle ist vortrefflich organisirt, wie aber der Dichter seine beiden Liebenden einmal vor der Heimat Avila draußen und auf der Flucht hat, geht ihm die Haushaltungskunst aus und er häuft Begebenheiten auf Begebenheiten, vor welchen die gestaltende Kunst in den Hintergrund tritt. Ein Auszug würde hier weder ausreichen noch der Mühe lohnen.

Die dreiundzwanzigste Novelle: „Der Sklave seines Sklaven", von der spanischen Verfasserin der neunzehnten, ist zwar auch reich an Ereignissen, doch beseelt das Ganze eine poetische Einheit und die Schilderungen im Einzelnen sind voll Glut der Empfindung, wenn auch weniger der Phantasie. Für den Auszug zu gedrängt.

„Die Herzogin von Savoyen", von Bandello (vierundzwanzigste Novelle), verleugnet in einigen plumpern Zügen und in einer an tiefere Unsittlichkeit streifenden Er-

findung den sonst bei aller Üppigkeit doch feinfühlenden Verfasser. Zwei edle spanische Geschlechter, die der Mendoza und Toledo, bekämpfen einander mit tödtlichem Hasse, bis Don Giovanni de Mendoza den Toledos eine gänzliche Niederlage beibringt, der zu Ehren seine Schwester, die junge, schöne Witwe Isabella, eine Wallfahrt zu Fuße nach Rom unternimmt. Auf diesem Wege in Turin einwandernd, findet sie das Thor durch Fuhrwerke versperrt und macht bei dieser Gelegenheit als Pilgerin die Bekanntschaft der Herzogin von Savoyen, deren Schönheit sie lange Zug für Zug mit prüfendem Auge betrachtet hatte, bis sie, zur Erkenntniß gekommen, daß sie niemals etwas Vollkommeneres als diesen Reiz und diese Lieblichkeit gesehen habe, ganz laut auf Spanisch in die Worte ausbrach: „O Herr Gott, das ist ja das schönste und vollkommenste Weib, das jemals auf Erden gelebt hat. Was für Kinder würde die zur Welt bringen, wenn sie die Frau meines Bruders wäre! Es müßten gradezu Engel werden." Dies Wort, von der Herzogin gehört und verstanden, bildet den Zunder der Geschichte. Ungestört lodert die Flamme im Herzen der Herzogin auf, sie vertraut sich einer Kammerfrau und ihrem Arzte und deren Geliebten an, und, ohne etwas im Sinne zu haben, was die ehelichen Rechte ihres Gemahls, des Herzogs, beeinträchtigte, weiß sie sich durch eine grob veranstaltete Heiligenerscheinung die Erlaubniß zu einer Pilgerschaft nach Galicien zu erwirken, wohin sie mit der nach Hause zurückkehrenden Schwester Don Giovanni's wandert. Die Herzogin hat es Isabellen wie allen ihren Begleitern zur Pflicht gemacht, Niemanden zu verrathen, daß sie die Herzogin von Savoyen sei. So kommt sie, entbrannt von Liebe und Verlangen nach dem Anblicke des gepriesenen Don Giovanni, in seinem Gebiete an. Isabella eilte ihr voraus, gestand auch heimlich ihrem Bruder, welche hohe Pilgerin sie ihm bringe. So begibt sich Don Giovanni auf die Jagd, um ihr wie zufällig zu begegnen. Er muß sich nach dem ersten Gruße gestehen, daß sie das schönste und liebreizendste Weib sei, das er noch mit Augen gesehen habe, und auch er entlodert in Liebe zu der schönen Pilgerin. Indessen läßt Keins von Beiden sein Gefühl laut werden, vielmehr verhehlt es ein Jedes, sich also in sich selbst verzehrend, aufs sorgfältigste. Nach drei Tagen bricht die Herzogin wieder auf, und beim letzten Abschiede erst können Beide dem gewaltigen Drange ihrer Leidenschaft keinen längern Widerstand entgegensetzen und gestehen sich gegenseitig ein, was sie füreinander fühlen. In Folge dieser Erklärung kommen sie miteinander überein, daß die Herzogin nach neuntägiger Andacht im Tempel ihres Heiligen wieder einige Tage bei dem Geliebten verweilen wolle. Aber Wort zu halten verhindert sie ihr Gemahl, dem es eingefallen war, daß es sich nicht zieme, seine Gemahlin, die Schwester eines Königs von England, so heimlich und prunklos einen so weiten Weg ziehen zu lassen, der ihr deswegen nachgereist ist, sie nun im Tempel trifft und sofort über England und Frankreich nach Hause führt. Don Giovanni aber harrt vergebens seiner Geliebten.

Im zweiten Theile schlägt die Novelle so ziemlich in den Volksroman der Hirlanda um. Die Herzogin, während einer Abwesenheit ihres Gemahls von einem Versucher angegangen und, nachdem sie ihre Ehre gewahrt hatte, durch eine gräßliche Bosheit scheinbar des Ehebruchs mit einem jungen Menschen überwiesen, wird in Gewahrsam gehalten und sieht der Todesstrafe entgegen. Doch findet sie Mittel, ihren Arzt an Don Giovanni um Hülfe abzuordnen. Aber dieser wurde grade von Feinden belagert und der Arzt kommt trostlos zurück. Die Liebe der Herzogin verwandelt sich jetzt in Haß. Aber den Don Giovanni treibt die Liebe, den Ältesten und Kriegshauptleuten die belagerte Stadt anzuvertrauen; er selbst zieht auf einem Streitroß, bewaffnet und von einem einzigen Diener begleitet, über die Alpen gen Turin. Hier weiß er als spanischer Geistlicher verkleidet vor die Herzogin zu kommen, muß sich aus dem Munde der Beichtenden als treulosen Liebhaber verfluchen hören und erhält als Beichtiger von ihr einen Diamant von ungeheuerm Werth geschenkt. Bald darauf kämpft Don Giovanni als Ritter für die Unschuld seiner zum Tode geführten Dame und tödtet ihre Verleumder. Dann rettet er in Spanien seine belagerte Stadt, kommt wieder nach Turin und rechtfertigt sich vor der Herzogin durch ihren eignen Diamant. Inzwischen hat der leichtfertige Novellist den Herzog eines ehrlichen Reitertodes sterben lassen und der schönste Mann wird der Gatte des schönsten Weibes. Die Erzählung ist ohne alle Lüsternheit geschrieben, aber im innersten Kern doch anstößig. Der Betrug mit dem Heiligen (S. 527 fg.) ist derb, aber historisch sehr merkwürdig.

Von den drei Schwänken aus dem „Conde Lucanor", welche unter dem Titel: „Die bezähmten Widerspenstigen und das weise Weib", die fünfundzwanzigste und letzte Novelle des letzten Theiles bilden, ist der erste grundprosaisch und wir begreifen, ehrlich gesagt, nicht, wie er sich in dieses Buch voll der schönsten Dichtungen verirrt hat. In diesem Urtheile glauben wir kaum vom Verf. selbst, trotz des S. XXI Gesagten, beunruhigt zu werden. Der zweite und zumal der dritte Scherz ist anmuthig, wiewol man vielleicht eine bedeutendere Dichtung zum Schlusse des Ganzen erwartet hätte.

In der Vorrede werden, mit dem Bewußtsein eines Mannes, der mehr geleistet hat als ihm Beurtheiler nachweisen können, auch die öffentlichen Besprechungen dieses Buches erwähnt. Nachdem der Verf. sich gegen den böswilligen Tadel herausgelassen, in welchem zwei Journale, „von denen das eine in gewisser Beziehung als das vornehmste sich geltend macht, und das andere in der öffentlichen Meinung als das geistloseste gilt", seltsamerweise übereinstimmen, versichert er, Dasjenige, was an den zwei ersten Theilen zu tadeln war und was ihm Niemand gesagt hat, nachher selbst sehr wohl gefühlt zu haben,

und wenn man in den beiden letzten Theilen — sagt er — eine größere Gewandtheit im Ausdruck und Fluß der Sprache, ein glücklicheres Vermeiden aller Klippen von Anstößigkeiten, ein völligeres Aufgehen der Übersetzung in alle Eigenthümlichkeiten ihres Vorbildes wahrnehmen kann und mag, so werde ich mit

Vergnügen anerkennen hören, daß ich meinen Gegenstand aus einem richtigen Gesichtspunkte ins Auge gefaßt behalten habe.

Der Herr Herausgeber hat diese Anerkennung von den Kennern der Originalien zu gewärtigen; von uns empfange er den schlichten Dank eines Lesers, dem die Empfehlung dieses Musterbuches echter Novellistik durch d. Bl. an Tausende von Lesern mehr Freude gemacht hat als die meisten Bücheranzeigen, die ihm seit Jahren obgelegen haben. 33.

Frankreich — Algier. Vom Eremiten von Gauting. Zum Besten der Colonie Hallberg im freisinger Moos. München, Franz. 1837. 8. 12 Gr.

Hr. v. Hallberg-Broich, oder, wie er sich gern zu nennen beliebt, der Eremit von Gauting, hat sich bereits hinlänglich durch mehre Schreibereien als ein wunderlicher und seltsamer Kauz bekannt gemacht. Auch das vorliegende Buch zeigt ihn wieder als solchen. Wenn Frankreich und Ludwig Philipp ihr wahres Wohl verstünden, so hätten sie längst eine große Deputation an den Hrn. Eremiten von Gauting mit der Bitte senden müssen: Leihe uns, großer Mann, dein Licht, damit wir nicht gar so entsetzlich dumm und schlecht bleiben, und würdige uns mindestens, unser Premierminister zu werden. Bekanntlich ist solches aber noch nicht geschehen, und ebenso unbegreiflich ist es, daß das undankbare Vaterland dem Hrn. von Hallberg-Broich nicht aus dem freisinger Moos hervorholte und zu seinem Verweser machte. Ingrata patria! Du weißt nicht, was du versäumt hast, lies das neue Werk des gautinger Einsiedlers und erstaune über deine Blindheit!

Gleich den Anfang macht eine poetische Floskel über die Schönheit und Erhabenheit der afrikanischen Natur, welche noch durch keine „steifen Regeln" in ihrer „freien Göttlichkeit" verdorben worden sei, und deren „auf Eseln, Maulthieren und Kameelen" reitende Bevölkerung an die Menschen aus „Abraham's Zeiten", nebenbei aber auch an „Hermann und seine Germanen" erinnere, als sie das „fatale Wort": Civilisation, noch nicht kannten und glücklich „in ihren Hainen die Sonne begrüßten". Unmittelbar nach dieser Apostrophe an die afrikanische Natur setzt sich der gute Gautinger an die Stelle einer liebenswürdigen Französin und legt, einen Araber erblickend, voll Begeisterung das Geständniß ab, daß er sich solchen Männern, „deren Naturkraft die ganze europäische Menschenvegetation beschäme", gern unterwerfen wolle, sintemal es mit solch einem Manne doch ganz etwas Anderes sei als mit uns „civilisirten Krüppeln", die wir bei dem Worte „Kraft an eau de Cologne riechen" müßten. Wie ein Phönix aus der Asche erhebt sich indeß nun plötzlich der gute Gautinger aus diesen Liebes- und Begeisterungsseufzern zu einer politischen Strafpredigt, erst gegen die „verfluchten" Franzosen und dann auch gegen uns vortreffliche Deutsche. „Hätten die Franzosen", ruft er aus, „dieses Land (Algier) militairisch occupirt, ohne die freie Eigenthümlichkeit der Menschen und ihre Verfassung mit dem Worte Civilisation zum Chaos zu machen, so würden sie über dies kräftige, edle Volk mit rechtlichen Grundsätzen lange, von einem Ende zum andern über das ganze Land geherrscht haben, soweit sich nämlich Herrschaft über dieses, die wahre Freiheit liebende Volk denken läßt." Weiterhin kommt nun das Sündenregister der Deutschen in Bezug auf Frankreich, von der Zeit Ludwig's des Frommen an bis auf unsere Tage, und es ist darin nichts vergessen, weder von Dem an, was „die alte Haarbeutelsperücke, der westfälische Friede", noch „der wiener Friede" in unsern Tagen thaten, und wobei denn unsere „Bierbankenpatrioten" (?) mit den langen Haaren und den kurzen Röckchen zu ihrer Erbauung lesen können, daß nicht allein Lothringen, wie heutigen Tages noch manches sandige Junkerchen träumt, zu Deutschland gehöre und den Franzosen abgenommen werden müsse, sondern daß auch — man höre! — Toulon und Marseille eigentlich deutsche Häfen sind.

Aus diesem eigentlich deutschen, vorläufig aber noch französischen Hafen Toulon machte Hr. v. Hallberg die Überfahrt nach Algier auf einem Dampfboote. Sturm, Regen, Donner, Blitz und Hagel begleiteten ihn auf dieser achttägigen Reise, das Kohlenmagazin des Schiffes fing an zu brennen, und man mußte zu Mahon auf Minorca einlaufen. Hier entzückten den guten Gautinger nicht blos die schöne Natur, sondern auch die noch schönern Mädchen, von denen einige „zu schön" waren. Diese zu schönen Mädchen scheinen übrigens dem Gautinger viele Wallung gemacht zu haben; sie sprachen nicht allein mehre Sprachen mit der Zunge, sondern auch „die Sprache der Engel" mit den Augen. Ihre Füßchen waren Miniaturgemälde; was diese himmlischen Wesen außerdem aber sonst noch Schönes hatten, hat glücklicherweise Hr. v. Hallberg nicht gesehen, wie er ganz naiv gesteht. Neben den hübschen Mädchen in Mahon behagten ihm daselbst noch die Austern außerordentlich, ingleichen die netten Straßen und die große Reinlichkeit in den Häusern, in denen man sogar die Treppen weißt und blos in der Mitte der Stufen eine Stelle grau läßt, um den Fuß darauf zu setzen. Erzählt wird nebenbei, daß der Admiral in Toulon den reisenden Gautinger „sowie alle Franzosen" mit Höflichkeiten überhäuft hat, wobei es dem Leser überlassen bleibt zu dechiffriren, ob der Admiral und alle Franzosen Hrn. v. Hallberg-Broich mit Höflichkeiten überhäuften, oder ob der Admiral den Mann aus dem freisinger Moos und nebenbei alle Franzosen so artig behandelte.

Bei dem Anblick von Algier verfällt Hr. v. Hallberg von Neuem in einen Entzückungstaumel, ähnlich dem über die hübschen Mahonerinnen; sehr fatal sind ihm jedoch dabei die Bestrebungen der Franzosen, das alte afrikanische Raubnest zu europäisiren, den Häusern neue Façaden zu geben, die Straßen breiter und gerader zu machen u. s. w. Von hübschen maurischen Mädchen läuft ihm in der ersten Zeit nicht gleich etwas in den Weg, dagegen sah er einige „nette Judenmädchen" und eine „Menge schöner Spanierinnen und Italienerinnen", welche „des Verdienstes wegen nach Algier gekommen waren". Des Nachts störte ihn indeß das Geschrei der Imams von den Minarets, welche zum Gebet rufen, da es eine alte Gewohnheit zu sein scheint, daß Keiner ungerufen zur Kirche komme.

Mitten aus dieser Beschreibung Algiers versetzt der geniale Verf. plötzlich seinen Leser nach Brabant, um ihm zu erzählen, daß der deutsche Fürst daselbst (Leopold von Koburg) seine Soldaten ganz nach französischem Muster gekleidet habe, vermuthlich „um bei gleichem Aussehen mit der Zeit sein Vaterland zu bekriegen". Dieser liebreichen Vermuthung folgt nun ein Galimathias über die brüsseler Gemäldeausstellung, mit der naiven Versicherung, daß ihm (Hrn. von Hallberg) Acker und Pflug lieber seien als alle Kunst, weil man sie (wen? den Acker und den Pflug, oder die Kunst?) nicht essen könne. Nach diesem Abschweif kommt er endlich wieder nach Algier zurück, jedoch auch nur, um daselbst in ein neues Lamento über den Vandalismus der Franzosen auszubrechen, die die alten engen Gassen von Algier niederreißen, um dafür gerade und breite Straßen zu bauen, und zum Schluß uns zu berichten, daß Hr. v. Hallberg bei einem maurischen Schneider ein altes Manuscript gefunden hat, das die Geschichte des algierischen Volkes während der Zeit, als es Spanien und Frankreich erobert hatte, dann wieder verjagt wurde, und dessen Schicksale bis auf Genserich enthält, und daß besagter Schneider selbiges Manuscript selbst bis zu der Summe von 600 Francs, die ihm Hr. von Hallberg dafür bot, nicht ablassen wollte, weswegen es denn Hr. von Hallberg zum Theil abschrieb und ein Bruchstück daraus mittheilt.

Es folgt nun wieder Einiges über Algier, wobei es natürlich weder an Schimpfreden noch an Vorwürfen gegen

und über die Franzosen fehlt; mitten aus diesem Chaos versetzt uns aber der Gautinger dann plötzlich wieder nach Frankreich zurück, um uns die wichtige Nachricht mitzutheilen, daß er in Avignon ein neueingerichtetes Kloster vom Orden du sacre coeur, einer Art Jesuiten feminini generis, besucht und sich dabei für einen deutschen Bischof ausgegeben habe; daß ihn ein kleines hübsches junges Mädchen im ganzen Kloster herumgeführt und in ihrem Zellchen aus Mangel an Raum etwas nahe mit ihm zusammengekommen sei, wofür er ihr und später auch den andern im Refectorium versammelten Nonnen „den Segen und die Erlaubniß gegeben habe, ihm die Hand zu küssen", worauf er dann in sein Hôtel zurückspaziert sei und für 3 Francs zu Mittag gespeist habe ꝛc. Erzählt wird ferner, daß das Volk in Avignon keine französische Physiognomie habe, sondern „Bastarden oder Pseudopfaffen gleiche", und daß der Pöbel daselbst durch die ehemalige Papstherrschaft an diesem Orte ganz ausgezeichnet verdorben sei. Von Avignon geht's nach Versailles, welches nach des Gautingers Meinung Ludwig Philipp nur darum wiederherstellen läßt, um einst „von da aus, wie Ludwig XIV. das Parlament, die Kammern zu besuchen". Mit einem Sprunge ist man dann plötzlich wieder in Algier, wo außer dem gewöhnlichen Klagelied über die ebenso dummen als habgierigen Franzosen nebenbei etwas über Massinissa, Syphax, Jugurtha und Juba geschwatzt, von dem Reichthum der Kasauba erzählt und von den noch daselbst vorhandenen, jedoch vorläufig noch verborgenen Gewölben gefaselt wird, in denen noch „unermeßliche" Schätze ruhen sollen ꝛc. Was weiterhin über die Geschichte Algiers und die durch Karl V. versuchte Eroberung desselben beigebracht wird, ist theils zu bekannt, theils zu flüchtig hingeworfen, um besondere Aufmerksamkeit zu verdienen.

Ein eigner Artikel ist dem verunglückten Kriegszuge des Marschalls Clauzel nach Konstantine gewidmet und, wie sich leicht denken läßt, mit den ausgesuchtesten Schmähungen gegen Frankreich und dessen Nation reichlich gespickt. Bruchstücke aus arabischen Poesien finden sich in dieses Conglomerat von Exclamationen und hohlen Redensarten hin und wieder eingeschoben.

Nach diesen und ähnlichen Expectorationen über die Nichtswürdigkeit „unserer Civilisation" im Allgemeinen begibt sich der Hr. Verf. endlich auf den Rückweg nach Europa, den er auf einem Kauffahrer antritt, und nach einer Fahrt von vier Tagen in Cette anlangt, woselbst er sieben Tage Quarantaine halten muß, was natürlich wieder nicht recht ist und neue Gelegenheit gibt, über unsere „nichtsnutzige Civilisation" loszuziehen. Cette, Montpellier, Nimes, Arles gefallen dem Reisenden nur leidlich. Die wilden Pferde, welche auf der Rhoneinsel bei Arles gefunden werden und arabischen Ursprungs sein sollen, finden gleichfalls keinen Beifall vor den Augen des Gautingers, desto mehr aber die Mädchen in Arles und die Stadtmauern daselbst, die zum Glück von der „Alles auffressenden Civilisation" noch nicht „abgeleckt" worden sind. Ein Sendschreiben an den heiligen Vater in lateinischer und deutscher Sprache macht dann den Schluß des Ganzen und hat zum Zweck, dem Statthalter Christi es begreiflich zu machen, daß der scheinbare Haß zwischen Christen und Mohammedanern durchaus mehr politischer als religiöser Natur, und daß eine Vereinigung zwischen den Mohammedanern und den Christusbekennern durchaus nicht so unmöglich sei, als man glaube, indem „selbst die türkischen Weisen" behaupteten, daß Mohammed nur gekommen wäre, die Lehre Christi zu vollenden, keineswegs aber, sie zu zerstören; daß seine Lehre eine Fortsetzung der christlichen sei, indem Christus durch den Tod von der Vollendung seiner eignen Lehre abgehalten worden sei, und endlich, daß noch ein Prophet mit Namen Aissa, d. h. Jesus Christus, einst kommen werde, um das große Werk, welches Christus und Mohammed begonnen, zu Ende zu führen. Dieser Aissa aber werde seiner Zeit in einem Marabut in Syrien geboren werden. Solches Alles haben dem Verf. dieses Sendschreibens der Mufti und die Schriftgelehrten des Korans zu Algier mitgetheilt und ihm den Auftrag gegeben, dem Statthalter Christi in Rom anzugehen, derselbe möge einen gelehrten, sanften und guten Mann an sie absenden, damit sie mit demselben das große und gute Werk der Verbrüderung der Mohammedaner und Christen beginnen könnten, zugleich müßten aber auch in einem gedruckten Werke die moralischen und religiösen Lehren Christi und Mohammed's vereinigt dargelegt und dieses Werk an alle Marabuts vertheilt werden. Ferner soll der Statthalter Christi den Mohammedanern keine Franzosen zuschicken, dieweil dieselben eigentlich gar keine Religion hätten ꝛc. Schließlich wagt der gautinger Eremit es noch, dem Statthalter Christi ein Aperçu der Geschichte der christlichen Kirche in Afrika zu Füßen zu legen und ihn zu bitten, den vereinigungslustigen Mohammedanern doch sobald als möglich einen Mann zuzusenden (vielleicht den Hrn. Gautinger?), welcher die alte Bruderliebe unter Denen erneuere, die jetzt durch Bibel und Koran geschieden seien ꝛc.

Ob dieses Sendschreiben von dem Oberhaupt der katholischen Christenheit mit besonderm Wohlgefallen wird aufgenommen werden, müssen wir dahingestellt sein lassen, und ebenso, ob der kirchengeschichtliche Überblick seiner Heiligkeit etwas Neues sagen wird. Bei uns dürfte wenigstens wol jeder studiosus theologiae das hier Beigebrachte bereits kennen, falls es ihm irgend darum zu thun ist, glücklich über die Klippen des Examens wegzusegeln. 15.

Literarische Notizen.

Von Southey's „Poetical works" ist der erste Band, „Joan of Arc" enthaltend, herausgekommen. Diese mit großer Sorgfalt von dem gekrönten Dichter veranstaltete Sammlung seiner Werke in 10 Bänden, mit Stahlstichen und Vignetten geziert, wird mehre neue oder bisher noch ungedruckte Stücke enthalten. Vorerinnerungen werden die größern Dichtungen einleiten; die Anmerkungen in den frühern Einzelausgaben sollen nicht nur beibehalten, sondern mit neuen vermehrt werden. Den 2. und 3. Band füllen die Jugendversuche und kleinen Gedichte, der 4. enthält „Thalaba the destroyer", der 5. „Madoc", der 6. und 7. Balladen und Erzählungen, der 8. „The curse of Kehama", der 9. „Roderick the last of the Goths", der 10. „The poet's pilgrimage to Waterloo", „Lay of the laureate", „The vision of judgment" etc.

„Le comte d'Artois et l'émigration, histoire impartiale", von P. de Champrobert, ist der Anfang eines größern Werks, das die ganze politische Laufbahn des letzten Königs von der ältern bourbonischen Linie umfassen soll. Die Geschichte Karl X. und der Restauration vollendet die des Grafen Artois und der Emigration. Champrobert gibt durch seine Biographie eines Fürsten, der die erste und letzte Hoffnung seiner Partei war, zugleich die Geschichte der Contrerevolution. Karl X. rühmte sich nicht mit Unrecht, er und Lafayette seien die beiden einzigen Männer in Frankreich, die ihre Meinung nicht geändert hätten; der Contrerevolution, die er für den Beruf seines langen Lebens ansah, opferte er Ruhe, Ehre und einen der schönsten Throne; er, der das Signal zur Auswanderung gegeben hatte, unterzeichnete 40 Jahr später die Juliordonnanzen.

Vignan hat unter dem Titel: „Académiques", eine Sammlung seiner Gedichte, welchen von verschiedenen Akademien der Preis zuerkannt wurde, soeben herausgegeben.

Sheridan Knowles' neues Stück: „The love-chase" hat auf dem Haymarket Theater großes Glück gemacht. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 324. — 20. November 1837.

Neueste Arbeiten des archäologischen Instituts in Rom.

Das zu Ende des Jahres 1828 in der alten Hauptstadt der Welt gestiftete Institut für archäologische Correspondenz gehört zwar, sowol wenn wir die Art seiner Begründung als seine Direction und thätigsten Mitarbeiter in Anschlag bringen, Deutschland beiweitem mehr an als Italien oder Frankreich; aber Verhältnisse, die in der Localität und dem Gebrauche fremder Sprachen liegen dürften, haben es veranlaßt, daß man in Deutschland dieses Institut weniger als ein vaterländisches denn als ein ausländisches zu betrachten sich gewöhnt hat, und daß dort der Kreis der Leser verhältnißmäßig beschränkt und die Leistungen nicht so sehr Gemeingut geworden sind, wie zu wünschen wäre. Je mehr diese Anstalt an Kräften und Umfang gewinnt, und je mehr ihre Publicationen das allgemein anerkannte Organ der europäischen Alterthumsforschung und das Archiv der Ergebnisse aller neuern wissenschaftlichen Untersuchungen auf diesem Felde werden, um so höher muß übrigens die Theilnahme überall sich steigern. Wenn in gegenwärtigen Bemerkungen der Versuch gemacht wird, über die neuesten Druckschriften des Instituts einige Worte zu sagen, so geschieht dies nicht sowol in der Absicht, eine vollständige Übersicht und eine Würdigung der Leistungen zu geben (was dem Ref. sowol in Betracht der Zahl und Verschiedenheit der einzelnen Artikel als der Richtung seiner eignen Studien unmöglich sein würde), als vielmehr mit dem Zwecke, auf Arbeiten von größerm Umfange und allgemeinem Interesse aufmerksam zu machen und von den Bestrebungen im Ganzen wenigstens einen Begriff zu geben. Die Einrichtung und Art und Weise der Herausgabe der Drucksachen, worunter die „Annalen" die Bestimmung haben, eine detaillirte Chronik der bedeutendsten Entdeckungen auf dem Felde der Archäologie, durch gewählte Denkmale unterstützt, zu liefern, während die „Bulletins" als eine Art von gelehrtem Tageblatt die bekannt werdenden Facta möglichst rasch und vollständig verzeichnen *), darf als bekannt vorausgesetzt werden, wie auch die in verschiedenen in Deutschland herausgegebenen Programmen enthaltenen geschichtlichen Notizen über die Anstalt selbst. **) Ohne daher bei einleitenden Bemerkungen länger denn nöthig zu verweilen, wenden wir uns sogleich zu den Arbeiten selbst und vorerst zu einem Gegenstande, dem die Aufmerksamkeit auch Derer gesichert ist, welche sich mit speciellen archäologischen Studien weniger zu beschäftigen pflegen. Wir reden von der Topographie Roms und hier im besondern Falle der seines Forums, dessen Localität und malerische Ruinen durch das Studium der Alten, durch Reiseschilderungen und Hunderte von mehr oder minder treuen Nachbildungen auch Demjenigen bekannt sind, welcher den classischen Boden nicht selber betrat.

Als Mittelpunkt der Römerwelt mußte das Forum mehr noch denn die übrigen Theile der Stadt die Blicke des Archäologen und Topographen auf sich ziehen. So wichtig wie die genaue Kenntniß seiner Localität für das eindringliche Verständniß einer Menge von Erzählungen geschichtlicher Vorgänge, Schilderungen und Bemerkungen bei den alten Historikern, Rednern und Dichtern ist, ebenso belehrend ist sie für die anschauliche Erläuterung mancher Institutionen der Republik und des Kaiserreichs, des Verfahrens bei den öffentlichen Verhandlungen und vieler Erscheinungen im Volks- und Staatsleben und der Verfassung, von denen man sich sonst nur ein undeutliches Bild zu machen im Stande ist. Wenn wir nun aber auch an und auf dem Forum zum Theil großartige Reste alter Bauten, zum Theil noch ganz erhaltene Monumente vorfinden, wenn auch die Hand der Zerstörung hier verhältnißmäßig spät waltete, wenn selbst seit mehren Jahren Ausgrabungen in größerm Maßstabe vorge-

*) Die „Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica" umfassen bis jetzt acht Bände (vollständig bis Ende 1836) und das erste Heft für 1837. Von den dazu gehörenden „Monumenti inediti" enthält der erste Band (1829—33) 60 Blätter in groß Folio; vom zweiten Bande sind Blatt 1—44 erschienen. Das „Bullettino" zählt gleichfalls acht Bände. Von den zur Aufnahme umfangreicherer Aufsätze bestimmten „Memorie", die an keine Zeitfolge gebunden, sind erst drei Hefte erschienen.

**) Namentlich die vom Prof. Ed. Gerhard herausgegebenen „Thatsachen des archäologischen Instituts zu Rom" (2. Aufl., Berlin 1834). Die eigentliche Direction für Herausgabe der Drucksachen und Kupfertafeln 2c. besteht aus dem Generalsecretair, Geh. Legationsrath Dr. Bunsen, und den Doctoren Emil Braun und Richard Lepsius als Secretairen.

nommen werden und eine gute Zahl von Schriften und Aufsätzen über diesen Gegenstand erschienen sind, so hat man sich doch bis auf den heutigen Tag sogar über den Hauptpunkt, die Richtung, nicht zu einigen vermocht.*) Während Einige die Längenausdehnung vom Capitol zum Titusbogen hin, also die Via sacra oder das gegenwärtige Campo vaccino entlang, annehmen, so geben Andere ihm die Hauptrichtung nach der Kirche der Consolazione hin, wo es sich dem Velabrum nähert. Das Thal zwischen dem Palatin und dem tarpejischen Felsen (Monte caprino) hätte hiernach die Breite gebildet. Für diese Ansicht sind Nardini (immer noch einer der angesehensten unter den zahlreichen Stadtbeschreibern), Piranesi, Venuti, Fea, Nibby; für die erstere erklären sich Bufalini, Lucio Fauno, Gamucci, Marliano, Piale, Canina, Bunsen. Manche Bemühungen haben auf der einen wie der andern Seite stattgefunden, die Resultate der Ausgrabungen zur Unterstützung zu benutzen. So schätzbar aber auch die Arbeiten Nibby's (1820), Fea's (1827) und Canina's (1834) sind, so ist doch vielleicht Bunsen**) der Erste, dem es gelungen ist, dem Forum seine alte Form und Einrichtung zu vindiciren; eine Reconstruction, die freilich in Einzelheiten immer noch hypothetisch ist und ohne Zweifel zu manchen Einwendungen Veranlassung geben wird, aber sich doch auf eine Menge annehmbarer Gründe stützt. Die Hauptpunkte, worauf dieser Versuch basirt ist, sind: die Richtung der Via sacra in ihrer Doppellinie, die des Aufgangs zum Capitol (womit die Annahme der Lage des Tempels des capitolinischen Jupiter's auf der Rupe tarpea, wo gegenwärtig die Gärten des Palastes Caffarelli sind, und nicht auf der Höhe von Araceli, in enger Verbindung steht), endlich die Stelle der Basilika Julia, von deren breiter Marmortreppe man bei der Phokassäule die Reste sieht. Die Lage dieser letztern bestimmte zuerst Prof. Gerhard.

Bis zu den Zeiten des Exarchats noch durch neue Denkmale geschmückt, im frühen Mittelalter bisweilen selbst zu Volksversammlungen gebraucht und nach einer Gruppe der Sibyllen oder Parzen Platz der Tria fata geheißen, wurde das Forum unter Bauschutt und Ruinen vergraben, nachdem Robert Guiscard 1081 den südöstlichen Theil der Stadt zur Einöde gemacht und der Bewegung der Bevölkerung nach der Nordwestseite (dem Marsfelde) hin den mächtigsten Impuls gegeben hatte.

*) Einzig steht freilich die topographische Ansicht eines französischen Forschers römischer Geschichte da, welcher das milliarium aureum, von dem er wissen mußte, daß es am Eingange des Forums lag, in der meta sudans beim Konstantinsbogen sah.

**) „Les forum de Rome, restaurés et expliqués par *Ch. Bunsen*", erste Abtheilung. (in den „Annali dell' Instituto", VIII; auch einzeln mit Plan). Eine frühere Schrift war: „Le forum romanum, expliqué selon l'état des fouilles le 21 avril 1835" (im „Bulletin" des Instituts). Der erstgenannte Aufsatz ist nur der erste Theil eines die gesammten Fora der Stadt umfassenden, der zugleich in noch detaillirterer Ausführung in dem nächstens erscheinenden neuen Bande der „Beschreibung Roms" (Bd. 3, Abth. 2) enthalten sein wird, worauf wir namentlich deutsche Leser verweisen.

Noch im 15. und 16. Jahrhunderte wurde hier mit der Zerstörung der Monumente fortgefahren. Zu dieser letzten Zeit wurden indeß Ausgrabungen gemacht. Bis zur französischen Verwaltung (1809) lag nun das ganze Forum tief verschüttet. Von dem Tempel, welchen man den des Jupiter tonans zu nennen pflegt*), blickte nicht ein Drittel der Säulen aus dem Hügel hervor, welcher, hoch hinaufsteigend an der hintern Wand des Palastes des Senators, die Mauer des alten Tabulariums (Archiv und Schatzkammer) verdeckte. Im J. 1813 war hier der Schutt bis auf die Fläche abgetragen, auf welcher sich die Basis des genannten Tempels erhebt. Der Triumphbogen des Septimius Severus, dessen unterer Theil 1803 ausgegraben worden, war von einer Mauer umschlossen. Die großen Pläne der französischen Regierung zur Verschönerung dieses Stadttheils, namentlich durch das Anlegen von Baumgängen, die Via sacra entlang, um das Colosseum, auf dem Abhange des Cälius und rings um den Palatin, unterblieben der Zeitverhältnisse wegen. Man lernt sie aus Tournon's Buche kennen.**)

Die päpstliche Regierung, die Herzogin von Devonshire rc. unternahmen partielle Ausgrabungen. Leo XII. faßte endlich den Entschluß einer umfassenden Arbeit dieser Art, und ihm haben wir den heutigen Standpunkt der Localkenntniß großentheils zu verdanken. Wir wollen nicht sagen, man sei dabei auf die vernünftigste Weise zu Werke gegangen, leider fehlt viel daran; wir wollen auch nicht behaupten, das Forum habe in Hinsicht des Äußern gewonnen. Im Gegentheil; jetzt ist Alles zerstückt und zerrissen: hier ein Abgrund, wo man noch immer gräbt, ohne daß man einsieht zu welchem Zwecke, wenn's nicht der ist, eine Zahl von Schubkarren in Bewegung zu halten; dort eine häßliche und störende moderne Mauer, hier wiederum die auf dem nicht umgewühlten Schutt von Jahrhunderten fortlaufende Straße mit ihren Baumreihen, von einigen Kirchen und schlechten Häusern begrenzt. Zur mittlern Einsenkung des capitolinischen Hügels, wo sich die aus Peperinquadern erbaute Mauer des Tabulariums befindet (das wichtigste Denkmal aus den Zeiten der Republik, worauf das Mittelalter den mannichfach veränderten und ausgeschmückten Palast des Senators mit seinem hohen Glockenthurm baute, von dessen Plateform man besser als von irgend einem andern Standpunkte aus das alte und neue Rom über-

*) Es macht einen fast komischen Eindruck, die abweichenden Benennungen einzelner Denkmäler bei den verschiedenen Topographen aneinander zu halten. Die drei Säulen bei S. Maria Liberatrice heißen: Tempel des Jupiter Stator, Comitium, Tempel des Kastor und Pollux, der Minerva Chalcidice, Gräcostasis, Curia Julia. Die Säule des Phokas ist columna C. Duellii, Gräkostasis, Tempel des Vespasian und des Jupiter Custos getauft worden, bis man zu Piedestal und Inschrift gelangte.

**) „Etudes statistiques sur Rome etc. par le comte de *Tournon*" (Paris 1831, Bd. 2). Eins der besten Bücher, die über die Stadt und Campagna geschrieben worden sind. In der neuesten Zeit hat die päpstliche Regierung einige Gartenanlagen gemacht, die sich vom Colosseum bis nahe an die Kirche S. Gregorio auf dem Cälius erstrecken.

sieht), steigt auf jeder Seite des genannten Gebäudes ein ziemlich steiler Weg hinan. Zwischen diesen beiden Straßen, an und auf dem Clivus capitolinus selbst, bieten sich verschiedene bedeutende Bauten den Blicken dar. Vorerst der Severusbogen, schwerfällig aber nicht ohne Großartigkeit, im Einzelnen beschädigt, aber in seinem Ensemble völlig erhalten. Ihm zur Seite sieht man die mehr oder minder großen Reste dreier Tempel. Über diese lassen die neuern Untersuchungen wol kaum einen Zweifel bestehen, und man kann in dem ersten, wovon nur Fußboden und Unterbau übrig, den Tempel der Concordia annehmen, welchen Camillus gründete; in den drei Säulen nahe am Tabularium den des Saturn, welcher mit der Schatzkammer in Verbindung stand und selbst die Staatskassen für die täglichen Ausgaben enthielt; endlich in dem letzten, welcher der modernen Auffahrt zum Capitol am nächsten und von welchem sieben Säulen mit Spuren einer barbarischen Restauration stehen, den Tempel des Vespasian. Neben dem Saturnstempel sieht man, zum Theil unter der heutigen Straße, die Reste der sogenannten scholae, Gemächer, welche zu den Amtsverrichtungen der Notare und andern Beamten bestimmt waren, und des Porticus des Clivus. Die übrigen gegenwärtig sichtbaren antiken Reste auf dem Campo vaccino bestehen außer einigen Basen von Statuen und Säulen rc. in der schongenannten Ehrensäule des Kaisers Phokas, 608 von dem Exarchen Smaragdus errichtet, den drei parischen Marmorsäulen bei S.-Maria Liberatrice und dem Porticus des Faustinentempels, wovon sogleich die Rede sein wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tutti Frutti eines Süddeutschen. Von Karl Weichselbaumer. Erster Band. München, Franz. 1837. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Titel, den der Süddeutsche von einem Norddeutschen geborgt, welcher selbst nichts weniger als reich ist, um von seinem Patrimonium noch Andern etwas abzugeben, sprach zum Referenten nicht zu des Autors Gunsten. Was bedeutet es, wenn nicht Satire, was es doch hier nicht war, das Aushängeschild von einem dürftigen, mühsam zusammengestoppelten Buche, das nur in der Misere unsers modernen Publicums Glück oder Aufsehen machen konnte, vor ein eignes Werk zu hängen? Hält der Verfasser die „Tutti frutti" unsers Verstorbenen für etwas Bedeutendes, glaubt er durch den Namen seinem Producte Aufmerksamkeit zu verschaffen? Ach mein Gott, diese Kunstgriffe sind jetzt so abgenutzt, daß man bei uns nur noch in den untersten Sphären der Literatur sich ihrer bedient. Oder liegt der ganze Nachdruck auf dem Süddeutschen gegen den Norddeutschen. Wir in Norddeutschland protestiren aber gegen einen solchen Repräsentanten und trauen einem Süddeutschen als solchem ipso jure mehr zu, als daß er nöthig hätte seine „Tutti frutti" mit denen, welche man uns gütigst als Eigenthum zuweist, zu messen.

Allein einige Blicke in das Buch überzeugen bald, daß der Name ein ganz müßiger, gleichgültiger, und daß das Buch besser als sein Titel ist. Es sind gesammelte Phantasien über unsere Zeit, in guter Gesinnung geschrieben, mit Geist vorgetragen. Mit wenigen Ausnahmen, läßt sich sagen, ist in dem Buche Alles gut; aber deshalb ist das Buch selbst noch kein gutes. Vielleicht für Süddeutschland? Ref. schreibt diese Frage nur mit Scheu nieder. Er gehört nicht zu Denen, welche einen alten, jüngst wieder mit solcher Bitterkeit neu angefachten Streit nähren möchten, williger als Jemand erkennt er vielmehr die Vorzüge der südlichen Vettern und Brüder an, will auch gern aus Galanterie und Rechtsgefühl die Schwächen einräumen, welche sie uns vorwerfen; aber wir Reflexionsmenschen, um in der alten stereotypen Redeweise zu bleiben, sind nun endlich des Raisonnements satt über die Gebrechen der Zeit; es ist so viel darüber raisonnirt, geschrieben, und mit Geist und mit Tiefe, wir glauben Alles deutlich ausgesprochen zu wissen, was der Zeit mangelt, woran sie krankt, und daß Aufsätze darüber, und seien sie noch so geistreich und mit flammendem Eifer geschrieben, nichts bessern. Höchstens lassen wir uns noch gefallen, wenn diese anklagenden Gedanken plastisch in der Form der Dichtung erscheinen, wenn die Reflexion zu markirten Charakteren sich verdichtet. Aber ein Buch mit Klagen, mit Ansichten, mit löblichen Betrachtungen müßte mit einer andern Tinte, mit andern Farben geschrieben und gemalt sein, sollte es bei uns noch Eingang finden. Darin ist es vielleicht bei unsern Brüdern im Süden noch anders. Sie haben gefühlt und genossen, sehr lange Zeit durch, und waren glücklich. Das ging so nicht mehr. Das Bewußtsein und die Reflexion kochten und siedeten über, ohne die Kunstform gefunden zu haben. Das neue Ärgerniß wurde auch bald genug gefühlt, und der Verf. der genannten Phantasien fand für seinen gerechten Ärger eine gebildete, wohlgefällige Form. Was er straft, straft er mit Grund, sein Ausdruck ist human, sein Ziel ein human richtiges. Wir wünschen, daß er unter seinen nächsten Landsleuten seinen Zweck erreiche, zu überzeugen, zu gefallen. Die Classe, zu der Ref. gehört, ist schon davon überzeugt; aber in das Gefallen mischt sich für ihn der Verdruß, daß solche Wahrheiten noch immer wieder und wieder ausgesprochen werden müssen, daß das noch Bedürfniß deutscher Nation sein kann, und daß man aus diesen negativen Stoffen Bücher macht.

Über die Gesinnung des Verf. findet man in dem einleitenden Gedichte treue Auskunft:

Hurtig Weben aller Orten,
Fäden, immer fein und feiner,
Aber noch ist nichts geworden,
Und was war, wird immer kleiner.
Wenig Frucht bei vielen Mühen,
Viel Genuß und karge Freuden,
Stark Gebläse, schwaches Glühen,
Unnatur in Lust und Leiden.

Wenig Hörer, viele Sprecher,
Reiche Spötter, arme Witze,
Volle Tafeln, leere Becher,
Schwüle Luft und keine Blitze,
Wenig Freunde, viele Küsse,
Kleine Perlen, Riesenschalen,
Schwacher Sinn und starke Schlüsse,
Keine Größen, große Zahlen u. s. w.

und dann zum Schluß:

Nicht das Geschick, der Unmuth beugt euch nieder,
Im kleinen Zweck liegt eure Riesenqual.
Das große Werk weckt jedes Frühroth wieder
Und reift den Ruhm im vollen Mittagsstrahl.

In dieser poetischen Einleitung tritt der Verf. vielleicht am positivsten auf. Die Aufsätze in Prosa, welche dieser erste Band enthält, haben mehr aphoristischen Werth. Mehre derselben sind sehr reich an ebenso blitzenden als wahren Gedanken, die Dialektik wird bisweilen charakteristisch; scharf im Angriff, entschieden im Willen, ist doch das Plumpe und Hämische vermieden. Aber sie ermangeln einer festen, entschiedenen Gestaltung, die wieder einen Eindruck hervorbringen kann. Dafür bittet aber auch der Verf. den Leser, anzunehmen, daß die Hauptabtheilungen der Sammlung in Form eines Journals oder fliegender Hefte an das Licht getreten seien.

Wir finden eine charakteristische Classification des Genies,

der Talente und der guten Köpfe. Manches ließe sich indeß gegen folgenden Satz anführen: „Genie, Talent, selbst Fleiß erzeugen das Trefflichste, wenn sie gleichsam nur für sich allein beschäftigt sind; ihre Leistungen verlieren, sobald (!) sie einen Markt finden." Das, so bestimmt ausgedrückt, ist nicht wahr, denn wir dürfen das Wahre in der Wirklichkeit nicht verkennen, wie nicht allein das Talent, sondern auch der Genius durch die Anerkennung gehoben wird, wie es denn vielleicht Aufgabe der Zeit ist, in der Industrie die beste Gönnerin und Fördrerin des Schönen und Echten zu erkennen. Daß sie derzeit noch Fabrikwaaren lieber nimmt als ursprüngliche Schöpfungen eigner Kraft, bedeutet nichts. Ein umgekehrtes Abstrahiren von dem Markt führt ebenso gut zur Einseitigkeit, zur Manier als das sklavische Gehorsamen gegen die Launen der Mode. Rafael, Shakspeare und Mozart verkauften ihre Waaren, sie arbeiteten sogar auf Bestellung, und wir wissen noch von keinem reichen Dilettanten, der, nur für sich arbeitend, in irgend einer Kunst oder Wissenschaft einen Höhepunkt der allgemeinen Anerkennung und Wirksamkeit erreichte, welcher denen der genannten Heroen nur einigermaßen ähnlich ist. Vielen klingt das vielleicht parador, aber es ist ein Etwas, was der ernstesten Aufmerksamkeit werth und gewiß ein Trost ist bei einer Zeitrichtung, die so wenig Tröstliches zu haben scheint. Treffend bei Vielen mag dagegen das folgende Gleichniß sein: „Ähnlich dem kecken, unerreichbaren Corsaren, welcher die Hälfte seiner Bravour verliert, sobald er für gute Gage in die Linie übergeht, tritt der Autor, wenn sich seine Gedanken versilbern, in der Regel seine Freiheit, seinen Unternehmungsgeist, seine stolze Souverainetät an das Publicum ab und verzehrt ohne weitere Eroberungslust, oft ganz auf eitle Gefallsucht reducirt, in behaglicher Ruhe seine Apanage." Das ist ja aber eben der Fall mit dem reichen oder besoldeten Autor, den kein Stimulus des Vortheils mehr antreibt Tüchtiges und Geltendes zu schreiben.

Das Novellistische in diesem ersten Bande ist, wie gesagt, schwach; dagegen sind viel treffliche, kernige Sentenzen darin, die man, wenn das noch an der Zeit wäre, ausschreiben und sammeln, oder als Mottos brauchen könnte. Z. B.: „Es ist unglaublich, wie wenig Rechte Diejenigen brauchen, die ihre Pflichten zu erfüllen wissen, und wie häufig Jene ihre Pflichten verleugnen, die immer von Rechten schwatzen." Die „stereotype Scene", wie ein guter Dichter um seinen Ruf kommt, weil er in der Gesellschaft persönlich gekannt wird und nicht den Willen und die Fähigkeit hat, allen Ansprüchen an sich so entgegenzukommen und seinen Verehrern sich so zu geben, wie sie es wünschen, ist trefflich. Unter dem Vielen, was wir ausheben könnten, scheint uns folgende Strafmahnung aber am passendsten: „Unsere Journalistik ist noch im Werden und muß daher alle Krisen ihrer Entwickelung, alle Krankheiten und Unarten ihrer Kindheit durchlaufen. — Bei aller Aufklärerei klebt uns Deutschen dennoch in allen Verhältnissen eine abgeschmackte Pedanterie, eine unselige Rangsucht an, die leider auch unsere Autoraristokratie abgehalten hat, sich der aufblühenden Journalistik anzunehmen und ihr eine edle Richtung, eine würdige Haltung zu geben. Niemals hätten sich Thorheit, Leidenschaft, nackte Speculation, Frechheit, Mediocrität der öffentlichen Stimme bemächtigen und dem Publicum, das noch lange auf Autorität hielt, etwas gelten können, wären Männer von anerkannten Talenten, gediegenen Kenntnissen, literarischem Ruf und unerschütterlichem Charakter für die aufblühende Publicität eifrig und ein wenig herablassend thätig gewesen. Erst als das demokratische Element sich ringsum festsetzte und, seine Blitze nach den stolzen Häuptern schleudernd, dieselben sogar dem Publicum verdunkelte, da fielen ihnen zwar die Schuppen von den Augen, aber sie glaubten darum noch immer, diese Macht durch bloße Geringschätzung und den Nimbus feierlicher Unempfindlichkeit in ihr Nichts zurückschleudern zu können" u. s. w.

Gern bestritten wir es dem Autor, aber es ist leider so.

34.

Literarische Notiz.

In Kopenhagen ziehen jetzt zwei literarische Erscheinungen die größte Aufmerksamkeit auf sich. Die eine ist eine neue Übersetzung der ganzen Bibel aus dem Grundterte von J. C. Lindberg, mit Einleitungen, Parallelen, erläuternden Anmerkungen, Abbildungen, Karten, Namen- und Sachregister. Das erste Heft ist erschienen. Man darf etwas Ausgezeichnetes von dieser Übersetzung erwarten, da der Übersetzer nicht nur als tüchtiger Orientalist sich bereits einen Namen auch in Deutschland erworben hat, sondern auch wegen seiner Virtuosität in Behandlung der dänischen Sprache bekannt ist. Das andere Werk, das mit Recht die Theilnahme des ganzen Volks erweckt hat, ist Grundtvig's „Sangvork til den danske Kirke" (Singewerk zur dänischen Kirche), eine Sammlung geistlicher Lieder, wovon jetzt der erste Band, 401 Lieder enthaltend, vor uns liegt. Altgriechische, lateinische, angelsächsische (aus dem Exeter-Buch), englische, deutsche Kirchenlieder werden hier in freien Bearbeitungen dargeboten; auch von den ältern dänischen sind mehre umgearbeitet, beiweitem der größere Theil aber gehört dem Verf. selbst an. Die poetische Fülle seines Genius sowie das Schmelzende und unnachahmlich Kraftvolle seiner Dictien sind so bekannt, daß wir hier in der That uns nicht wundern dürfen, eine Reihe von Meisterstücken zu lesen, auf die jede Nation stolz sein müßte; ja, man darf wol ohne Übertreibung behaupten, daß unter allen jetztlebenden geistlichen Liederdichtern in Deutschland kein einziger den Charakter des Kirchenliedes so getroffen hat wie Grundtvig. Wie schön, wenn ein verwandter Geist sich darüber machte, wenigstens einen Theil dieses überreichen Schatzes von „heiligem Gesange" auf deutschen Boden zu verpflanzen!

162.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 325. —— 21. November 1837.

Neueste Arbeiten des archäologischen Instituts in Rom.

(Fortsetzung aus Nr. 321.)

Das Forum, wie es von Bunsen begrenzt und dargestellt wird, nimmt die Ebene ein, welche sich vom Fuße des capitolinischen Hügels bis zur Velia erstreckt, dem sanften, verlängerten Abhange des Palatin, wo man den Titusbogen und die Kirche der S.-Francesca Romana sieht und in die Tiefe des Colosseums hinuntersteigt. Den Anfang bezeichnet nordwestlich die Stelle des neben dem Severusbogen aufgefundenen milliarium aureum, August's Meilenzeiger von vergoldeter Bronze, im Mittelalter der Nabel Roms (umbilicus Romae) genannt; östlich die erwähnte Höhe, welche beginnt, nachdem man am Tempel Antonin's und der Faustina (jetzt S.-Lorenzo in Miranda) vorübergegangen ist. Die Breite wird durch die Reste der Doppellinie des alten Straßenpflasters bestimmt, welche man auf der Nordseite unter dem Severusbogen und vor S.-Lorenzo in Miranda, auf der Südseite neben der Phokassäule und weiterhin bei den drei Säulen sieht. Dieser ganze Raum, in der Form eines abgestumpften Kegels, hat gegen 630 pariser Fuß in der Länge und eine von 190 auf 110 sich vermindernde Breite. Allerdings dürfte er Manchem klein vorkommen, wenn man ihn mit den Begriffen von römischer Majestät und Größe in Vergleich bringt und überdies bedenkt, daß er in den Volksplatz (das eigentliche Forum) und in das an die Velia stoßende Comitium, den Ort der Versammlung der Patrizier, getheilt war. Aber man muß nicht vergessen, daß das Forum den in Hinsicht der Pracht bescheidenen Tagen der Republik angehörte, während deren spätern Zeiten es übrigens durch Hinwegräumung der es umgebenden Buden, welche den Basiliken*), der Porcia, Fulvia, Sempronia, Opimia, Platz machten, in etwas erweitert wurde, daß indeß seine Begrenzung einmal durch die anstoßenden Gebäude gegeben war. In den ältern Zeiten war übrigens das Forum weniger eingeengt durch die Linie der Constructionen, die erst später so nahe heranrückten, als die eigentliche Bedeutung des Platzes, als Local der Municipalversammlungen der Plebejer, welche unter Anderm hier als bezeichnende Symbole einen Weinstock, einen Öl- und Feigenbaum unterhielten, verloren war, und die Kaiser, welche überdies ihrer Baulust im Anlegen einer Reihe anderer Fora freien Spielraum ließen, nach Willkür dieses oder jenes Monument auf ihm errichteten.

Wir bedauern, daß es uns hier, wo keine antiquarische Beschreibung, sondern nur eine kurze Angabe der Hauptresultate der Arbeit mit Rücksicht auf die gegenwärtige Localität gegeben werden soll, nicht vergönnt ist, dem Verf. in seiner Reconstruirung des mit der wachsenden Macht des Staates an Glanz und Würde zunehmenden Forums der Republik zu folgen und namentlich in seiner Restauration des höher liegenden Comitiums mit der Tribune (rostra), mit dem Sitz (tribunal) des Prätors, den verschiedenen Statuen, dem Grabe des Romulus (oder Faustulus), dem heiligen Feigenbaum (ficus ruminalis, unter welchem Romulus und Remus von der Wölfin gesäugt worden waren, und dessen Einheit überzeugend dargethan wird) und der bronzenen Wölfin, einem etruskischen Monumente, welches (vielleicht das Urbild selbst, oder doch eine alte Copie) auf unsere Zeiten gekommen ist. Ergebniß sorgfältiger Benutzung und Vergleichung der alten Schriftsteller, der Münzen rc. ist mancher neue Aufschluß über die Einrichtung dieses edelsten und geheiligten Theiles des Forums. Wir müssen uns beschränken, die Gestaltung des Forum Romanum, wie es von Julius Cäsar umgestaltet und durch die Antonine vollendet wurde — des Platzes, von welchem Properz sagte: man könne zufrieden sein, wenn man ihn gesehen —, so kurz als möglich zu skizziren. Auf der Nordseite beginnend, finden wir (an der Straße, die durch den Severusbogen durchgeht, und von welcher der clivus asyli — am Anfange der jetzigen Salita di Marforio [clivus mamertinus] — sich abzweigt) die Basilika des Paulus Ämilius, des Freundes Julius Cäsar's, aus zwei nebeneinanderliegenden Bauten bestehend und die ganze Längenausdehnung des eigentlichen alten Forums einnehmend; den Tempel der Glückseligkeit, ein Werk Cäsar's, auf dem Platze der alten

*) Es braucht hier kaum angeführt zu werden, daß diese Gebäude, zu den gerichtlichen und andern öffentlichen Verhandlungen bestimmt, den ersten großen Monumenten des christlichen Cultus Form und Namen gaben. Diese Form, wie wir sie in einigen Kirchen Roms (S.-Maria Magg., S.-Agnese, S.-Paolo rc.) und Ravennas (S.-Apollin. in classe) am wenigsten verstümmelt finden, ist für den Süden immer noch die schönste und nationalste.

Curia, und zuletzt den Tempel der Faustina, dessen schöne, wenn auch beschädigte Cipollinsäulen sich vor der geschmacklosen Façade der modernen Kirche erheben. Hier endigte der Platz, am Aufgange zur Velia durch den Tempel oder das Heroum Julius Cäsar's begrenzt, nahe bei der Stelle, wo der Leichnam des Dictators verbrannt worden war. Auf der andern (südlichen) Seite fortgehend, gelangen wir nun zuerst an den Tempel und Hain der Vesta (Numa's bescheidene Wohnung), den Tempel der Minerva*) Chalcidice, den des Kastor und Pollux, der Basilika Julia und die Gräkostasis.**) So gibt sie auch eine der wesentlichsten Urkunden über die Topographie des kaiserlichen Roms, die „Notitia" (um die Zeit Theodosius II. aufgezeichnet), welche am entgegengesetzten Ende, mit dem vicus jugarius beginnend, graecostadium, basilica Julia, templum Castorum et Minervae, Vesta folgen läßt. Endlich war gerade vor dem Tabularium die wahrscheinlich von Domitian erbaute große Rednerbühne (hier rostra Flavia genannt) angebracht, auf welcher Severus die Trauerrede auf Pertinax hielt. Zu ihrer Wiederherstellung wird ein Relief am Konstantinsbogen glücklich angewandt. Man sieht auf diesem die Tribune zwischen dem Severusbogen und dem des Tiber, welcher neben dem Saturnustempel stand.

Der Platz selbst veränderte während der Kaiserzeit allmälig sein Aussehen. Bei Cäsar's Leichenfeier diente er zum letztenmal zu den Gladiatorenkämpfen. Eine Menge von Statuen wurden auf ihm errichtet, die des Pompejus, Cäsar, August; Domitian's kolossale Reiterstatue nahm die Stelle des alten Lacus Curtius ein, wo zur Zeit der Republik eine Art Altar stand.

Nur bis hierher können wir diesen mit dem erfoderlichen Detail und kritischer Beleuchtung der alten Schriftsteller ausgeführten Forschungen folgen; der Verf. aber hat auch noch das spätere Forum unter Theodosius dem Großen und zur Zeit des Untergangs der alten Welt in Betracht gezogen. Wie viel es auch bei den wechselnden Schicksalen des sinkenden abendländischen Reiches verloren haben mochte, noch die Tage des großen Theodorich sahen es in Pracht und Würde.

Unsere Bemerkungen zu beendigen, bleibt uns nur übrig, ein Wort über den großen Plan zu sagen, der in den Kupferheften des Instituts den mehrerwähnten Aufsatz begleitet: „Forum Romanum secundum tempora distinctum et fora Caesaris et imperatorum. Indagavit et delineari curavit *C. Bunsen*" (1836). Der Haupttheil dieses schönen Blattes (von dem Architekten Engelhardt aus Kassel gezeichnet) enthält die Restauration der römischen Fora, des obenbeschriebenen wie jener der Kaiser, in ihrer Ausdehnung vom Konstantinischen (basilica et forum Pacis — der Friedenstempel) bis zu dem des Hadrianus, mit genauer Bezeichnung Dessen, was noch vorhanden und was restaurirt ist. Vielleicht findet sich Gelegenheit, später über diesen in der Beschreibung noch rückständigen Theil zu reden. Wir finden auf dem Plane überdies das forum Romanum in den letzten Zeiten der Republik, eine Skizze des zwischen Quirinal und Aventin, Capitol und Cälius liegenden Theils der Stadt, eine Reihe von Münzen, von Fragmenten des capitolinischen Planes und Darstellungen von vorhandenem Mauerwerk der kaiserlichen Bauten.

*) Hierzu die mehrgenannten drei Säulen von parischem Marmor.

**) Wohnung der fremden Gesandten, in Rom Gräkostasis, in Konstantinopel hospitium Romanorum genannt; bei den Osmanen der Eldschi-Khan in der Stadt selbst, bevor Pera das Diplomatenquartier ward. Bekanntlich hatte Napoleon die Absicht, ein ähnliches Etablissement in Paris einzurichten. Am weitesten gehen die Chinesen, welche den Gesandten buchstäblich gefangen halten.

(Der Beschluß folgt.)

Russische Romanenschau.

Ein russischer Kritiker sagt bei Gelegenheit der Recension eines russischen Romans im diesjährigen Maihefte der Zeitschrift: „Die Lesebibliothek", Folgendes: „Unsere schöne Literatur zeichnet sich durch einen wichtigen Vorzug aus, um den sie alle übrigen Literaturen, insbesondere die deutsche, beneiden dürften. Unsere Romane haben eine so schlanke Gestalt, daß alle ausländischen Namensgenossen sich beschämt vor ihnen verbergen müssen. Zwanzig, dreißig Seiten machen schon einen Roman; 150 Seiten werden gar in drei Theile zerlegt und bilden einen Roman in drei Bänden. Dabei ist außerdem zu erwägen, daß die Seitenzahl allein noch keinen vollständigen Begriff von der Kürze unserer Romane und unserer Erfindungskraft geben kann. Unsere 150 Seiten kann man unmöglich derselben Anzahl französischer oder englischer Seiten des nämlichen Formats gleichstellen. Unsere Worte sind meistentheils ellenlang von sieben, acht und zehn Sylben; ihre Worte sind ein- bis dreisylbig. Ihre Lettern nehmen wenig Raum ein, unsere Schrift dagegen strebt in die Breite; setzt 28 russische Buchstaben unter 28 französische: die russische Zeile wird fast um ein Fünftel die französische überragen. In dieser Weise nebeneinander gestellt machen 150 russische Druckseiten nur 80 französische oder 60 englische aus. Welche Sparsamkeit des Gedankens geht aus solchem Überblicke hervor! In der That, obgleich wir oft darüber klagen hören, daß man bei uns viel Romane schreibt, so ist doch dabei die Ausgabe an Gedanken so gering, der Verbrauch des Papieres so bedeutend, daß es fast ungerecht sein dürfte die Romanenproduction nicht zu begünstigen, da solche den Köpfen und der Phantasie so wenig kostet und der industriellen Thätigkeit so förderlich ist." Man sieht, der Recensent eifert mit den Waffen des Spotts gegen den Misbrauch der Benennung: Roman. Seine Gegner könnten ihn fragen, wie viel Druckseiten eine sogenannte Erzählung haben müßte, um mit Recht oder Anstand ein Roman zu heißen. Die Antwort darauf möchte ähnliche Verwickelung darbieten wie die auf die bekannte Frage des griechischen Weltweisen, was ein Haufen Steine sei und nicht sei? Indeß um die Erörterung solcher Fragen ist es uns in diesem Augenblicke nicht zu thun. Indem wir uns die Mühe gegeben haben, die Äußerung des Recensenten extrahirend zu übersetzen, wollten wir nur die Stimme eines Nationalen widerhallen lassen, die die äußere Erscheinung russischer Romane bezeichnet, ohne großen Nachdruck auf seine Rüge zu legen. Allerdings fallen viele derselben sehr schmächtig aus, würden anderswo nicht Romane, sondern Novellen heißen und ohne Begleitung anderer Mitgeborenen sich gar nicht in das Gedränge der Welt hinauswagen; aber ist das nicht ein Umstand, wofür es eigentlich kein Gesetz gibt? Hier entscheidet Gewohnheit und Übung — und Übung ist vielfach. Der Roman nun, bei dessen Anzeige der Recensent in obenangeführte Äußerungen ausbricht, ist: „Episod is" u. s. w., d. i. Episode aus Biron's Herrscherzeit. Ein historischer Roman von A. B. (Petersburg 1837). Den Inhalt macht ein verun-

glückter Heirathsentwurf mit Beimischung historischer Namen, welcher zur Regierungszeit der Kaiserin Anna und ihres energischen Ministers, Herzogs Biron, zu Stande kommen sollte, aber nicht gelang. Die historischen Romane haben überall Glück gemacht; die Geschichte hilft der Erfindung nach, und auch vaterländische Gesinnung findet Raum, sich breit zu machen.

Zahlreich sind die russischen historischen Romane. Die ausgezeichneteren unter den neuesten sind: 1) „Ledianoi dom", d. i. Der Eispalast, von J. Lashetschnikow (4 Theile, Moskau 1836). Das historische Gerüst, woran der Roman sich stützt, sind ebenfalls Ereignisse aus den Regierungsjahren der Kaiserin Anna. Der Titel ist von dem berühmten Eispalaste hergenommen, der 1740 am Ufer der Newa erbaut ward. Er hatte 24 Fuß Höhe bei 56 Länge und 18 Breite und bestand aus quadratförmigen, gesägten Eisstücken. Die Feierlichkeit, die darin begangen ward, war das Hochzeitsfest einer Hofnarren, der sein Beilager dort halten mußte und trotz der Glut der Brautnacht doch beinahe im Eispalaste erfroren wäre. Die Ereignisse dieser Nacht, die Todesangst der Neuvermählten, ihre endliche wirkliche Lebensgefahr beschreibt der Verf. mit grellen, vielleicht übertrieben aufgetragenen Farben, wie denn Vieles in seinem Buche übertrieben scheint, so z. B. auch die folgende Darstellung des zum Vermählungsfeste eingeladenen Akademikers und Hofdichters Tredjakowski, eines Mannes, der nicht ohne Einwirkung auf die Ausbildung der russischen Sprache gewesen ist. „Was ist das für eine groteske Menschengestalt in einem reichgestickten französischen Hofkleide, die, mit beiden Händen ein Papier über dem Haupte haltend, auf den Knien rutschend die ganze Länge der Reitbahn durchmißt? (In der Reitbahn des Herzogs Biron war die Hochzeitstafel gedeckt worden und der Hof sah von einer Erhöhung dem Gastmahle zu.) Das ist Tredjakowski. Tief sind die Spuren, die er im Sande hinterläßt; den Pedanten bewegt nicht die Erniedrigung des Menschen in seiner Person, nur die physische Schwierigkeit seines Unternehmens hätte fast seine Riesenkräfte besiegt; der Schweiß rinnt in Strömen von seinem breiten Antlitze, die Brust steigt und fällt wie ein Blasebalg, aber — nur die Rast eines Augenblicks, und er kniet vor der Kaiserin. Das Papier ist von seinem Haupte genommen und durch einen nahestehenden Hofdiener der Monarchin übergeben. Basilius Cyrilli Sohn Tredjakowski erhält die Erlaubniß, seine poetische Darbringung vorzutragen. Ohne die kniende Stellung zu verlassen, declamirt er mit einer donnernden Stimme:

Triumphirt ihr Rußlands Nationen,
Goldne Zeiten wollen bei uns wohnen.
Nehmen jubelnd wir die vollen Becher,
Seien wir die allerfroh'sten Zecher u. s. w."

Zur Erklärung der Verse des armen Hofdichters ist hier einzuschalten, daß zu dem gedachten bunten Feste von den verschiedenen Völkerschaften Rußlands je ein Paar herbeigeführt worden war. Man sah Tataren, Kalmucken, Finnen, Kleinrussen, Kamtschadalen, Syrianen u. s. w.; jedes Paar tanzte seinen eigenthümlichen Volkstanz, und es ward ihm dazu in seiner eignen Weise aufgespielt. Hierauf deutet Tredjakowski im Anfange seines Gedichts. Es heißt nun weiter: „Der Dichter stand unter lautem Beifallrufen auf, fast unter der Last seines Triumphs erliegend. „Zum Capitol!" schallt es durch den Saal. Zwei Pagen greifen ihn unter die Arme und setzen ihn an dem untern Ende der Hochzeitkafel nieder, wo für ihn ein einsames Gedeck unter einer Laube von Besen hingestellt ist. Nur für ihn ist kein Paar da; er ist einzig." Von dieser Darstellung, die einen peinlichen Eindruck macht, wenden wir uns zu der kurzen Inhaltsanzeige des ganzen Romans: es ist die Liebe des Ministers Wolynsky, der späterhin der Übermacht des Herzogs Biron erlag, zu einer moldauischen Fürstentochter Marjoriza, die in seinem Hause erzogen wird. Wolynsky ist vermählt, aber die Schönheit seiner Pflegetochter rührt ihn, und der Kampf der Liebe mit der Pflicht in einem schwachen, jedoch nicht unedeln Herzen füllt den Roman, der viele Bewunderer, aber auch Tadler gefunden hat. Die verunglückte Seite daran ist ein Jazen nach humoristischer Darstellung, die oft in einen lästigen Durchbruch von Worten und unbedeutenden Reden ausartet.

Ein anderer historischer Roman desselben Verfassers ist: 2) „Posledni Nowik", d. i. Der letzte Hofjunker, oder die Eroberung Liefslands (4 Theile, Moskau 1835). Es ist ein Spektakelstück, das mitunter gut ausgeführte Scenen hat. Personen aus Walter Scott's Romanen, nur anders costumirt, ohne schottische Farben, fehlen nicht. Eine Marketenderin greift entscheidend in die Fäden des Verhängnisses, ja sie macht Kette und Einschlag. Interessant sind die Scenen, wo die fanatischen Sektirer der griechischen Kirche, die Altgläubigen, auftreten, und richtig leitet den Verf. ein warmes Nationalgefühl bei der Charakterzeichnung der Hauptperson, des letzten Hofjunkers. Er ist ein Verbrecher, muß Rußland verlassen, um sein Leben zu retten, aber er hängt fort und fort am Vaterlande, wird Spion, verräth die Schweden, die ihm sein verwirktes Leben erhalten haben, und dient aufrichtig nur seinen Landsleuten. 3) „Knias" u. s. w., d. i. Fürst Skopin-Schuiski, oder Rußland im Anfange des 17. Jahrhunderts, von D. Sch. (4 Theile, Petersburg 1835). Auch ein Roman, der längs der Geschichte sich hinschleppt und Gespräche und Liebesqualen in Karamsin's historische Blätter einreiht. Er ist von einer Dame geschrieben, die Walter Scott fleißig gelesen hat, daher es an wunderbaren Bettlern, geschwätzigen Dienern u. s. w. darin nicht fehlt. Die Vergiftungsgeschichte des Fürsten Michael Skopin-Schuiski, Neffen des Zaren Basilius Schuiski, durch seine Tante, Gemahlin des Fürsten Demetrius Schuiski, des Bruders des Zaren, hätte vielleicht ergreifender behandelt werden können; indessen wird der Leser durch viele mit Geschick entworfene und in der äußern Bearbeitung sorgsam ausgeführte Scenen angenehm unterhalten. 4) „Tainstwennyi" u. s. w., d. i. Der geheimnißvolle Mönch, oder Züge aus dem Leben Peter I. Ein historischer Roman (3 Theile, Moskau 1836). Hier wird Historie mit etwas veralteter Art von spannendem Geheimniß vereint und eine Mixtur aus Radcliffe und W. Scott zur Unterhaltung vorgesetzt. 5) „Zaraisk ili" u. s. w., d. i. Saraisk, oder Anfang der Tatarenherrschaft über Rußland, ein historischer Roman aus dem 13. Jahrhundert (3 Theile, Moskau 1837). Wir kommen bei Gelegenheit dieses Romans auf den Eingang unsers Berichts zurück. Hier ist ein sogenannter Roman von drei Theilen, die doch zusammen nur 249 Duodezseiten zählen. Außer dieser Eigenthümlichkeit in der typographischen Anordnung seiner Erscheinung, ist kaum etwas über das Büchelchen zu sagen. Anziehender ist 6) „Raskasy" u. s. w., d. i. Unwahrscheinliche Erzählungen des Cicerone del C...o. (Petersburg 1837). Es ist dies eine Reihe von Erzählungen, deren historischer Hintergrund der letzte türkische Krieg ist. Sie würden unterhaltend sein, wären sie nicht mit einer humoristischen Brühe zu sehr überschüttet worden.

Nicht weniger zahlreich als die historischen sind auch die Sittenromane neuester Production. Wir verstehen unter dieser Benennung solche Erzählungen älterer und jüngerer Privatbegebenheiten, die ohne Beimischung historischer Namen und Ereignisse neugierigen Lesern mitgetheilt werden. Als allgemeine Bemerkung über ihre äußere Gestalt gilt für viele von ihnen die obige Rüge, daß sie zu schmächtig ausfallen. Wir wenden uns zu 1) „Dwa Portreta" u. s. w., d. i. Die zwei Portraits und zwei verderbliche Spielverluste. Ein Roman von A. W. (4 Theile, Petersburg 1837). Es ist die Geschichte eines Mannes, der die geringe Habe, die er besitzt, in schlechter Spielergesellschaft vergeudet, darauf Hauslehrer werden muß und sich in seine Schülerin verliebt. Unterdeß er lehrt und liebt, meint es das Schicksal gut mit ihm, und es fällt ihm von einem Oheim, der Fabrikherr im asiatischen Rußland war, eine reiche Erbschaft zu. Nun konnte er zwar heirathen, aber seine Schülerin ist erst dreizehn Jahr alt, und indeß er ihre Mündigkeit abwartet, geräth er mit seinen Hunderttausenden abermals in

Spielergesellschaft und verliert sie sämmtlich. Als ruinirter Mensch wird er jetzt von den Ältern seiner Braut verworfen und weiß sich nicht anders zu helfen, als daß er die Gouvernante derselben heirathet, die großmüthig ihren Sparpfennig mit ihm theilt. Dem Recensenten dieses Buchs in einem russischen Journal: „Literarische Beilagen", gefällt derselbe so wenig, daß er dem Verf. zuruft: er hätte besser gethan, sich selbst dem Kartenspiele zu ergeben, als mit Romanschreiben sich abzugeben. 2) „Postojaly dwor" u. s. w., d. i. Die Herberge, oder Tagebücher des seligen Gorianow, herausgegeben von seinem Freunde R. Malow (4 Theile, Petersburg 1836). Es sind die Denkwürdigkeiten eines Mannes von Stande, der sich von der Welt zurückgezogen hat und, ohne Vermögen, zu seiner Ernährung eine Herberge anlegt, von wo er auf die Ereignisse der nächsten Umgegend schaut und diese meist recht artig erfindet und beschreibt. Es ist ein recht guter Wille in dem Buche und zuweilen auch Witz anzutreffen. Da es ein Gemälde des Landlebens auf adeligen Höfen der Provinz in der Gegenwart darstellt, so wird es gewiß, wenn erst diese Zustände veraltet sind, in der Folgezeit mit noch größerm Interesse gelesen werden als gegenwärtig. 3) „Chudoshnik" u. s. w., d. i. Der Künstler, von Timofejew (3 Theile, Petersburg 1837), stellt das klägliche Erdenwallen eines einheimischen Künstlers dar. Er heißt Iwan, ist der Bastard eines Edelmanns von einer leibeignen Magd, daher ein Leibeigner; er wächst in großer Verwahrlosung auf, findet jedoch in den Jünglingsjahren einen freundlichen Brotherrn, der ihn die Malerkunst erlernen läßt. Sein eigentlicher Herr, der sogenannte Erbherr, der zugleich sein Vater ist, stirbt; er kehrt in die Heimat zurück, eben als seines Vaters rechte, in der Ehe erzeugte Tochter sich verheirathet, und wird dadurch der Leibeigne seines Schwagers. Man sieht, es ist etwas von „Isidor und Olga" in diesem Roman. Der Schwager und Herr befiehlt ihm, die Copie eines Bildes zu machen, eben als er in künstlerischer Begeisterung an einem andern Gemälde arbeitet. Iwan widerspricht und wird auf Befehl des Schwagers wie ein Knecht hart gezüchtigt. Dies bringt ihn aus aller Fassung; er entflieht, trifft zum Glück auf seinen frühern Wohlthäter, der ihn loskauft, aber dann, unglücklicherweise für ihn, bald stirbt. Der Künstler reist nun nach Petersburg, leidet hier viel Noth, erkennt seine Mutter in einer altgewordenen, den niedrigsten Lüsten fröhnenden Bettlerin; er sieht auch seine ehemalige Erbfrau, die ihn nicht erkennt. Der Schluß ist absichtlich dunkel, man weiß nicht, ob der arme Künstler nach Italien gereist ist, oder sich das Leben genommen hat, oder in ein Irrenhaus gesperrt ward. Der Roman ist mittelmäßig zu nennen und nur deshalb einer Erwähnung werth, weil er eine eigenthümliche Seite innerer Zustände berührt. 4) „Prekrasnaja" u. s. w., Die schöne Astrakanerin, oder das Hüttchen am Ufer der Oka. Ein Roman nach einer wahren Begebenheit (2 Theile, Moskau 1836). Dieser Roman führt die Leser, zwar ohne Ergötzung für Den, der die Bilder und Erfindungen einer reichen Phantasie liebt, a er nicht ohne Befriedigung für den Genügsamen, in entfernte Gegenden und ist immer ein Beitrag zur Sittenschilderung zu nennen, wenn auch kein Kunstwerk. Übrigens wiederum 118 Duodezseiten breiten Drucks in zwei Theile gesondert! 5) „Utschitelskaja" u. s. w., d. i. Die Enkelin eines Lehrers, oder wie soll man Das wissen, was man nicht weiß! (4 Theile, Moskau 1836.) Die Tochter eines Lehrers an einer Elementarschule wird verführt und entführt; sie gebiert eine Tochter und stirbt. Diese Tochter wird Pflegetochter einer Gräfin, und siehe da, diese Gräfin ist die Schwester eines Grafen, der grade der Verführer der Schullehrerstochter und Vater der Pflegetochter ist. Die Enkelin eines Schullehrers wird unerwartet Comtesse und vermählt sich mit einem Baron. So endet Alles gut, obgleich unerwartet, und darauf bezieht sich der Titel. 6) „Posledni" u. s. w., d. i. Der Letzte aus dem Fürstengeschlechte der Korsunski. Ein Roman von Basilius Uschakow (Moskau 1837). Dieser Roman bildet zugleich den sechsten Theil der „Bibliothek auserwählter Romane", die der Buchhändler N. Glasunow herausgibt. Die ersten fünf Theile enthalten nur Übersetzungen, dieser sechste bietet einen Originalroman. Derselbe besteht in einer Ehestandsgeschichte und einem Ehebruch, vielleicht in Nachahmung der neuern französischen Romane, nur ohne den tiefen Sinn dieser Muster zu treffen, wozu übrigens Glück zu wünschen ist. Von demselben Verf. gibt es noch einen Roman: „Kirgis-Kaisak" (2 Theile, Moskau 1835), der eine anziehende Sittenschilderung ist. 7) „Wetschera" u. s. w., d. i. Abendunterhaltungen an der Karpowka (Petersburg 1837). Die Karpowka ist ein kleines Flüßchen in der nächsten Umgegend Petersburgs, an welchem viele hübschgebaute Landhäuser reicher Städter liegen, die dort den Sommer zu verbringen pflegen. In einem dieser Landhäuser unterhielt man sich an Abenden, wo man nichts Besseres zu thun wußte, nach hergebrachter Weise mit Erzählungen, und vier derselben werden nun im genannten Buche dem größern Publicum mitgetheilt. Der Recensent in einer russischen Zeitschrift schreibt diese Erzählungen geradezu einer Dame zu, wobei er die Behauptung aufstellt, daß die russischen Schriftstellerinnen weit über die novellenschreibenden Schriftsteller ihrer Nation zu setzen seien. Wir würden gern ein Bruchstück aus einer dieser Erzählungen übersetzen, um gegenwärtiges ziemlich lange Bücherverzeichniß mit einem Blicke in das eigentliche Innere einer schwer zugänglichen Literatur zu schließen; aber schon scheint uns unser Aufsatz zu lang für den Ort, wo er sich befindet, und wir überlassen also die vier artigen Erzählungen einem andern Übersetzer, den sie höchst wahrscheinlich finden werden.

Außer den namhaft gemachten und kurz beurtheilten oder extrahirten Romanen, wozu wir die erheblichsten, in d. Bl. noch nicht besprochenen wählten, erschienen in der jüngsten Zeit auch noch mehre andere, die wir als minder oder gar nicht ausgezeichnet übergehen. So gibt es Novellensammlungen von A. Nikitin, K. Selenezki, M. Gornizki, sämmtlich in Moskau 1837 im beliebten Duodez oder Sedez gedruckt u. s. w. Gut geschriebene Novellen erscheinen häufig in der Zeitschrift: „Die Lesebibliothek", von der monatlich ein Heft von ungefähr 400 Seiten erscheint. Dorthin senden A. Rachmanny, Timofejew, W. Besglassny, Dschegitow und andere Notabilitäten ihre novellistischen Hervorbringungen. Zu den vorzüglichsten Leistungen in dieser Gattung gehören die Novellen des Barons Brambeus, unter welchem Namen Senkowski viele Beiträge zu der Zeitschrift geliefert hat. 3.

Anekdoten.

In der Lebensbeschreibung von John Fox, dem Verf. des „Buchs der Märtyrer", findet sich folgende Anekdote. Es befand sich zufällig bei ihm zu Tische ein Edelmann, der, vom Weine entflammt, heftig gegen den Grafen von Leicester loszog und Schmähreden gegen diesen ausstieß. Der Gastgeber, dem dies nicht behagte, ließ ruhig eine bestaubte Flasche köstlichen Weins herbeibringen und sagte, indem er sie vor den eifernden Edelmann hinstellte: „Diesen Wein schenkte mir mein Freund, der Graf von Leicester, und ich mache nun Ihnen damit ein Geschenk." Dergestalt stopfte Fox dem Schmähenden auf doppelte Weise den Mund, ohne ihm einen ausdrücklichen Verweis zu geben.

Der berühmte Samuel Clarke hielt sehr viel auf starke Leibesbewegungen, und man fand ihn zuweilen in seiner Wohnung, wie er, in Ermangelung einer andern Zerstreuung, über Tische und Stühle sprang. Einst bemerkte er, daß, während er sich dieser Lust hingab, ein etwas pedantischer Gelehrter ihn zu besuchen kam. „Jetzt müssen wir aufhören", sagte Clarke, „denn es nähert sich ein Narr." 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 326. —— 22. November 1837.

Neueste Arbeiten des archäologischen Instituts in Rom.

(Beschluß aus Nr. 325.)

Der Kreis der Arbeiten des Instituts ist neuerdings durch Hineinziehung der ägyptischen Alterthümer bedeutend erweitert worden. Wir können dafür Hrn. Bunsen, von welchem der erste Gedanke ausging, nur Dank wissen, um so mehr, da die Serie der auf Ägypten sich beziehenden Mittheilungen auf eine für die Wissenschaft sehr ersprießliche Weise eröffnet worden ist. Dies ist nämlich durch einen einleitenden Artikel des Dr. Lepsius geschehen: „Lettre à Mr. le professeur H. Rosellini sur l'alphabet hiéroglyphique" (mit zwei Steindrucktafeln. „Annali dell' Inst." 1837. Erstes Heft). In diesem, mit den Anmerkungen hundert Seiten füllenden Briefe finden wir zuvörderst eine kurze Übersicht der Geschichte des Studiums der Hieroglyphen von Dr. Young an, welcher 1819 die ersten Königsnamen in der Inschrift von Rosette las, bis auf das Erscheinen des ersten Theils von Champollion's d. J. „Grammaire égyptienne" (1836), welche die Grundlage unserer philologischen Kenntnisse in diesem Zweige bilden wird, wie Rosellini's großes Werk („I monumenti dell' Egitto e della Nubia" *) die der archäologischen im weitesten Sinne. Dann folgen die Bemerkungen über die verschiedenen Schriftarten, deren die Ägypter sich bedienten. Es waren deren ursprünglich zwei: die heilige oder eigentlich hieroglyphische Bilderschrift und die demotische oder Cursivschrift. Letztere zerfällt wieder in zwei Unterabtheilungen: die hieratische oder Priesterschrift, und die epistolographische für das gemeine Leben. Diese zweite Unterabtheilung, die bisher ungenau demotische Schrift genannt zu werden pflegte, findet sich erst seit den Zeiten der Psammetich (Ende des 7. Jahrhunderts v. Chr.) im Gebrauch, und unterscheidet sich von der hieroglyphischen und hieratischen Schrift namentlich auch durch den Dialekt, welcher der damals vom Volke gesprochene war und sich von dem alten classischen, in jenen beiden Schriftarten als die heilige Büchersprache erhaltenen Dialekte wie Prakrit von Sanskrit immer weiter entfernt hatte. Alle drei Schriftarten und beide Dialekte finden sich bis zum 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung und werden bald darauf durch die koptische Literatur fortgesetzt, die sich der griechischen Schrift mit Hinzufügung einiger altägyptischen Zeichen bediente und uns bis ins 11. Jahrhundert führt, wo die ägyptische Sprache im Volke allgemein durch die arabische verdrängt wurde.

*) Von diesem Riesenwerke, dessen Ausarbeitung die Kräfte eines Einzelnen zu übersteigen scheint, sind von 1832—36 fünf Bände Text und über 300 Kupfertafeln in groß Folio zu Pisa erschienen. (Vgl. K. O. Müller in den „Göttinger gel. Anz.", 1835.) Ref. hat schon in Nr. 191 d. Bl. f. 1834 eine vorläufige Notiz über dies große Unternehmen mitzutheilen Gelegenheit gehabt.

Blicken wir nun auf die Erläuterungen des Hieroglyphenalphabets, welche der Verf. folgen läßt, so müssen wir rühmend anerkennen, daß er es sich hat angelegen sein lassen, das Champollion'sche System so viel wie möglich zu vereinfachen und die Unterscheidungen festzustellen. Bekanntlich bestehen die Hieroglyphen aus Zeichen, die zum Theil den Gegenstand selbst, zum Theil Laute darstellen und in ihrer nach innern Gesetzen stattfindenden Vereinigung ein organisches Ganze bilden. Clemens von Alexandrien theilte diese Zeichen in symbolische und phonetische; Champillon hat statt der ersten Hauptabtheilung zwei: figurative oder mimische und tropische. Der Verf. nimmt für die erstern die Benennung ideographische an, die der phonetischen für die zweite Hauptabtheilung beibehaltend. Denkmale rein-ideographischer Schrift sind bei den Ägyptern nicht vorhanden; doch kann man annehmen, daß es ursprünglich eine solche gab. Aber es ist leicht zu begreifen, daß das Bedürfniß einer andern Darstellungsweise sich bald fühlbar machen mußte; die Ägypter bildeten ein phonetisches Alphabet. Das große phonetische Alphabet Champollion's, welches 132 Zeichen umfaßt, wird von Dr. Lepsius auf etwa 30 derselben herabgebracht, die das allgemeine Alphabet bilden, indem sie in allen phonetischen Gruppen ohne Unterschied gebraucht werden konnten, während die andern blos eine specielle oder beschränkte phonetische Geltung hatten. Man bediente sich der erstern überall, wo der Gebrauch ideographischer Zeichen entweder unmöglich oder zu unbequem war.

Die Zahl der in der Aussprache sich unterscheidenden Consonanten in der alten ägyptischen Sprache war nicht groß: sie beschränkt sich auf zwölf, für die man 25 Charaktere hatte, was hauptsächlich auf den Be-

dürfnissen der kalligraphischen Anwendung beruht. Zu diesen wählte man Gegenstände, deren Name mit dem Buchstaben begann, welchen man hinschreiben wollte. Bei den Ägyptern ist übrigens die phonetische Schrift mit ihren alphabetischen sowol als syllabischen Principien nur eine Entwickelung der ursprünglichen ideographischen und konnte sich von diesem Princip nie völlig freimachen. Die Tendenz, durch Symbole zum Auge zu reden, währt fort, und das phonetische Element tritt nur als Begleitung auf, selbst nachdem es eine große Entwickelung gewonnen. Der Verf. bemerkt, daß seine Untersuchungen ihn zu der Überzeugung hingeleitet haben, daß weder die semitischen noch andere Völkerschaften, die sich einer eigentlichen Sylbenschrift bedienen, diese Schrift selber ausgebildet haben, sondern daß dieselbe bei irgend einem Volke entstanden ist, welches eine ideographische Schrift hatte. Wir müssen hier auf die sowol sehr sinnreichen als einfach und deutlich vorgetragenen Bemerkungen über den Charakter und die Stellung der Vocale verweisen, sowie auf die nachfolgenden über das Wesen der ideographischen Zeichen als Anfangsbuchstaben phonetisch geschriebener Worte oder in der zweiten Stelle phonetischer Gruppen; endlich über die determinativen Schriftzeichen, einestheils symbolische, die der phonetischen Gruppe beigefügt wurden, anderntheils zur Bezeichnung der grammatikalischen Formen dienend.

Die Übersichtlichkeit und Deutlichkeit, welche der Verf. seiner Arbeit zu geben gewußt, gewährt uns ein glänzendes Bild des Schriftsystems der Ägypter in seinem Reichthum, seiner vielseitigen und ganz nationalen Entwickelung, seiner Anschaulichkeit und seinen kalligraphischen Vorzügen. Wir finden in dieser Abhandlung nicht etwa ein bloßes Compendium des schon in andern Werken Gegebenen: sie bereichert unsere bisherigen Kenntnisse durch Ausführung mehrer eigenthümlichen sprachlichen Ansichten und die Erläuterung nicht weniger hieroglyphischer Zeichen oder Gruppen, deren Erklärung bisher noch nicht versucht worden war. Hauptzweck war aber, durch Ausscheidung des allgemein phonetischen Alphabets die Erlernung der Hieroglyphen zu vereinfachen und zu erleichtern und die Leser der „Annalen" in den Stand zu setzen, die Königsnamen zu lesen, an die sich ägyptische Chronologie und Kunstgeschichte unmittelbar und nothwendig anknüpfen.

Diesem Aufsatze werden zunächst zwei andere folgen, welche mit ihm vereint die Einleitung in die ägyptische Archäologie zu bilden bestimmt sind. Der eine derselben wird sich mit der Chronologie Ägyptens beschäftigen, einem Gegenstande, der bis auf unsere Tage in ein nächtliches Dunkel gehüllt gewesen ist, bis die Arbeiten französischer Gelehrten und vor Allem Rosellini's (dem der beinahe komische Angriff des Neapolitaners Jannelli wol nicht schaden dürfte) in der ersten Abtheilung seiner „Monumenti" Licht zu verbreiten begonnen haben. Aber es bleibt hier noch unendlich viel zu thun, um scheinbare Widersprüche zu erklären und zu vereinigen und die verschiedenen Angaben auf eine feste Grundlage zurückzuführen. Dies hat Hr. Bunsen, von dem diese wichtige Arbeit ist, mit großer Umsicht und, wie Dr. Lepsius sich bezeichnend ausdrückt, energischer Kritik gethan, indem er die zahlreichen, durch die raschen Fortschritte der Hieroglyphenkunde gebotenen Aufschlüsse dabei benutzte. Die dritte einleitende Abhandlung endlich soll eine Übersicht der Geschichte der Kunst des alten Ägyptens in ihren verschiedenen Epochen enthalten. Sie wird von dem Verfasser der Erläuterungen über das Alphabet sein. Auf solche Weise ist dann eine Basis gewonnen, und man wird in Zukunft auf speciellere Gegenstände einzugehen und den Fortschritten dieses Zweiges der Alterthumswissenschaft in gleicher Art zu folgen im Stande sein, wie es bei den griechischen, etruskischen und römischen Antiquitäten der Fall ist.

Die Wichtigkeit und der Umfang der oben in ihren Hauptergebnissen bezeichneten topographischen und sprachlichen Forschungen haben uns, so sehr wir uns auch der Kürze befleißigt, länger aufgehalten, als daß wir die übrigen neuern Bestrebungen der Mitglieder des Instituts anders als im Vorübergehen anführen könnten. Im Fache der Topographie finden wir einen Aufsatz des Prof. Dr. Roß zu Athen, „Über einige Punkte in Morea" („Annali", VIII, 1), mit jener Belesenheit ausgestattet, wovon der Verf. in seinen Briefen über Griechenland und namentlich über Attika so viele Proben gegeben hat. Bei Erwähnung Attikas können wir nicht unterlassen, die Notiz zu geben, daß Wordsworth in seinem Buche: „Athens and Attica" (London 1835), manches Neue, namentlich in Bezug auf Inschriften und deren Erklärung, mitgetheilt hat. Ein umfassendes gelehrtes Werk aber, das auch nach Leake's sehr schätzbaren Arbeiten um so mehr Noth thut, als die neuern Untersuchungen auf jenem classischen Boden viel bisher Zweifelhaftes zur Entscheidung gebracht haben, wird von Prof. Forchhammer zu Kiel erwartet. Der Aufsatz des Dr. Roß beschäftigt sich mit der Lage von Eläous in Argolis, welches der Verf. in den zum Theil Polygonmauern an den Substructionen aufweisenden Ruinen einer hellenischen Stadt südlich von Lerna erkennt; sodann mit jener von Pallantion in Arkadien, am Fuße des Boreion, wovon nur einige Unterbauten und Reste des Mauerkreises der Akropolis vorhanden sind; endlich mit Sellasia auf dem Berge Evas (gegenwärtig Turles), auf der Straße von Tegea nach Sparta, bekannt durch die 222 v. Chr. in der Nähe vorgefallene Schlacht, in welcher der spartanische König Kleomenes von den Achäern und Macedoniern geschlagen wurde, was die Einnahme seiner Hauptstadt nach sich zog.

Dr. K. Meyer, J. M. Wagner, E. Braun, G. P. Secchi u. A. erläutern verschiedene alte Kunstwerke (z. B. den dem Cardinal Pacca gehörenden Sarkophag mit der Darstellung des Kampfes um die Waffen Achill's; ein Basrelief, worauf ein Landmann, der mit einer Kuh und Feldfrüchten in die Stadt zieht; kleine etruskische Bronzestatuen, Spiegel u. s. w.); Dr. Franz neuaufgefundene Fragmente attischer Inschriften, welche sich auf die Tribut zahlenden Städte und Ortschaften beziehen; Dr. Lepsius, ein in Cerveteri (Cäre) gefundenes etruskisches Gefäß mit

zwei griechischen Alphabeten u. s. w. Vom Prof. Gerhard finden wir neue Untersuchungen über die Formen und Namen der griechischen Vasen (nach seinem deutschen Aufsatze in dem Buche: „Berlins antike Bildwerke", Bd. 1, 1836), ein Gegenstand, womit der Verf. sich schon in seiner bekannten Arbeit über die Vasen von Vulci (1831) beschäftigte, und in Bezug auf welchen wir ihm jetzt ein einfacheres und haltbareres System verdanken, nachdem das von Panofka 1831 aufgestellte durch Letronne so heftig angefochten worden ist. Er theilt die antiken Gefäße in vier Classen: 1) Gefäße, die zum Aufbewahren von Flüssigkeiten dienten, Amphora, Pelike, Hydria, Kalpis; 2) Mischgefäße, Krater, Kelebe, Stamnos, Orybaphon; 3) Vertheilungsgefäße, Kantharos, Skyphos, Holmos, Holkion, Kyathis, Kylix, Lepaste, Lekane, Onochon, Prochus, Olpe, Rhyton, Keras, Askos. Die vierte Classe nehmen die Tropfgefäße ein, welche Salben, Balsam rc. enthielten: Lekythos, Aryballos, Alabastron, Bombylios. Eine beigefügte Kupfertafel gibt Abbildungen von diesen sämmtlichen Vasengattungen.

Endlich muß hier noch der Übersicht der Fortschritte der Archäologie in Italien, Deutschland, Frankreich, England während der drei letzten Jahre, mit besonderer Rücksicht auf den Inhalt der „Bulletins" des Instituts, gedacht werden, welche Prof. Gerhard zu Ende 1836 geliefert hat, und welche sowol die Ergebnisse der in den genannten Jahren unternommenen Ausgrabungen und der Entdeckungen, als die Literatur der verschiedenen Zweige dieser Wissenschaft in großer Vollständigkeit enthält. Mit diesem Aufsatze schloß der Verf. bei seiner Abreise nach Griechenland (von wo er seitdem in die Heimat zurückgekehrt ist) den Cyklus seiner Arbeiten als dirigirender Secretair des Instituts, für welches er unter Aufopferung mancher Vortheile von der Begründung an, zu welcher er wesentlich mitgewirkt hatte, unermüdlich thätig gewesen ist. Viele Früchte des römischen Lebens dieses verdienstvollen Gelehrten liegen in den Drucksachen der Anstalt und andern Schriften vor; ihnen wird hoffentlich bald ein seit lange gewünschtes und vorbereitetes Werk folgen, ein Codex von Schriften und Urkunden zur römischen Topographie. Diese Sammlung der scriptores de regionibus urbis", an welcher ein jüngerer Gelehrter, Dr. L. Ulrichs, eifrig arbeitet, wird einen Anhang zu der großen „Beschreibung Roms" bilden, deren naher Beendigung man nunmehr mit Gewißheit entgegensehen kann.

Rom, October 1837. **Alfred Reumont.**

Wiedergeburt eines altenglischen Originalwerks.

Innerhalb der britischen vier Meere gibt es keinen guten Landwirth, der nicht den alten Thomas Tusser und sein Werk über die Landwirthschaft wenigstens dem Namen nach kennte. Die „Hundert guten Punkte der Landwirthschaft" dieses Biedermanns waren im 16. Jahrhunderte gleichsam ein Hauskalender für jeden tüchtigen Landmann, und das vom vielen Gebrauch schmuzige Exemplar davon erbte vom Vater auf den Sohn, der es, so vergelbt auch seine Blätter waren, wohl zu ehren wußte. Mit der Zeit waren freilich die Exemplare etwas knapp geworden, und das war nicht gut, denn Mancher sah sich, wenn er in Wirthschaftsnöthen war, nach einem Rathgeber um, der nicht blos die Sache verstand, sondern auch die Sache in der guten alten, ehrlichen Weise so recht mundsrecht vorzutragen wußte, daß sie sich am behaglichen Kamin, wenn draußen der Abendregen an das Fenster schlug, ganz faßlich den Begriffen des ländlichen Lesers anschmiegte. Es gab nun wol viele englische Landleute, die recht wohl wußten, was der alte Tusser für ein erfahrener Rathgeber in allen Dingen der Hauswirthschaft gewesen war, und sich auch nach seinem Rathe sehnten, ihn aber doch nicht erhalten konnten, weil sein Büchlein, worin das Alles stand, zu selten geworden war. Da war es nun ein sehr guter Gedanke von Mr. Charles Clark, einem sachverständigen englischen Pächter, daß er vor zwei Jahren eine neue Ausgabe des alten Tusser in der alten ursprünglichen Form besorgen ließ, die unter dem Titel: „A hundred good poyntes of husbandrie. Set forth by *Thomas Tusser*, gentleman, reprinted verbatim from the original edition of 1557" (London), erschienen ist. Der neuere Herausgeber dieses Büchleins ist ein Landwirth im alten gründlichen Style, der sein Landgut zu Great Totham Hall in der Grafschaft Essex bewirthschaftet, nur vier Meilen entfernt von des alten Tusser Geburtsort, und ein gründlicher Kenner der in sein Fach einschlagenden alten englischen Literatur, der sich auch bei Denen, die keine Landwirthe sind, durch Herausgabe eines so originellen und tüchtigen Werkchens, das beinahe vergessen zu werden anfing, ein beachtenswerthes Verdienst erworben hat; denn dasselbe gibt in seiner einfachen Naivetät und schlichten Meinung ein treues Bild von dem häuslichen und wirthschaftlichen Leben des 16. Jahrhunderts mit allen seinen Gebräuchen und Besonderheiten. Das Büchlein ist übrigens, wodurch sein Ansehen noch origineller wird, durchgängig in Reimzeilen geschrieben, die, nächst den Wirthschaftsregeln überhaupt, auch manche praktische Vorschriften für die Hausfrauen, verborgenere Kunstgriffe der Haushaltung, nützliche und lustige Sprüchwörter und all dergleichen Dinge enthalten, deren Wichtigkeit sich nur einer langen Erfahrung ergibt. Alles das reducirt sich auf die uralten Grundprincipien aller Hauswirthschaft, daß Mann und Frau sparsam, fleißig, nachsichtig und in allen guten Dingen einig seien; Principien, die freilich außerhalb des Horizontes so mancher modernen Haushaltung liegen. Das Büchlein des alten Tusser ist aber auch blos für solche Leute geschrieben, die in diesem Sinne nicht modern sind. Mit den Hausfrauen hält es der alte Tusser ganz vorzüglich, insofern sie nämlich dem Willen und der That nach tüchtige Wirthschafterinnen sind, und hier ist er nach seiner Weise sogar galant. Jedem nach Gebühr und nach Verdienst, ist sein Wahlspruch; aber der arbeitsamen, rührigen Hausfrau das Beste:

Good labouring threshers are worthy to eate,
Good husbandly ploughmen deserueth their meate,
Good huswiuely huswiues that let for no rest,
Should eate when they list and should drinke of the best.

Das war in jenen guten alten Tagen:

Da die Drescher fleißiger noch waren

und der Hauswirth es wol für der Mühe verlohnend erachtete, ihnen dann und wann ein schmackhaftes Extragerichtchen zubereiten zu lassen. Das waren aber auch die guten alten Tage, denen der ehrliche Tusser als erstes Wirthschaftsmemorabile anempfehlen durfte: Daß guter Credit freilich ein herrlich Ding, aber daß es das einzige Mittel sei, sich dies herrliche Ding zu erhalten, wenn man mache, daß man es nicht nöthig habe. Und wahrhaftig, er hat Recht, der Credit ist das größte Phantasiestück von der Welt; denn wer ihn braucht, der hat ihn nicht, und wer ihn hat, der braucht ihn nicht.

Wir können nicht alle in dem Büchlein enthaltenen guten Regeln auseinandersetzen, aber mit Vergnügen müssen wir bei denjenigen Stellen weilen, wo der ehrliche Tusser die heitere Gastfreundschaft Altenglands predigt, jene heilige und liebenswürdige Pflicht der Begüterten, die in keinem andern Natio-

nalgesetzbuch, außer in dem uranfänglichen der Nationalehre vorgeschrieben ist. Weihnacht, die heilige Zeit, von der es im „Hamlet" heißt:

Man sagt, daß stets, wenn nahet diese Zeit,
Der Morgenvogel singt die ganze Nacht,
Dann sagt man auch, darf umgehn nicht ein Geist
Die Nächte heilsam, kein Planet, der kränkt,
Kein Feenbann wirkt, kein Herenspruch hat Macht
So heilig ist die Zeit und gnadenvoll —

diese von göttlicher Gnade überströmende Zeit soll auch ganz besonders der Gastfreiheit und allbeglückender Wohlthat geheiligt sein. Um diese Zeit soll der bemittelte Landwirth sein Thor aufthun für Jedweden, die Hausfrau soll gutes Mahl bereiten und uralten Brauch beileibe nicht gering achten. Um Weihnacht soll Alles lustig sein und Dank gegen Gott von allen Lippen überfließen; hier soll der Reiche daran gedenken, daß die Armuth sich an milder Gabe beseligt:

Get joye and bull, woman deck up thyne house,
And take this same brawne, for to seeth and to souse.
Prouide vs good chere, for thou knowst the old guise:
Old customes, that good be, let no man despise.

At Christmas be merry and thank God of all,
And feast thy pore neighbours, the great with the small,
Yea al the yere long haue, an eie to the poore,
And God shall sende luck, to kepe open thy doore.

So war der alte Brauch jener alten guten Zeit, und es wäre gut, wenn dessen in neuer Zeit auch noch mit der alten Milde und Herzlichkeit gedacht würde. Damals wo der Gutsherr einmal im Jahre seine Thore weit öffnete und den Unterthanen freien und unbeschränkten Raum gab für ihre Lust, war der Landmann glücklicher als heutzutage; damals hing auch der Unterthan mit einer gewissen geheiligten Zuneigung an dem Herrn; er ertrug seine Dürftigkeit mit mehr Ruhe, weil der Abstand zwischen ihm und dem begüterten Herrn beiweitem nicht so groß war als heutiges Tages. Vielleicht — nein, ganz bestimmt war damals nicht der hundertste Theil der heutigen politischen Weisheit unter den Landleuten zu finden, dafür jedoch waren sie um ebenso viel zufriedener und glücklicher.

Wir müssen uns erlauben, unsern Lesern noch die Schlußzeilen des Büchleins von dem alten Tusser, und zwar, da sie eine merkwürdige, unübersetzliche Alliteration enthalten, im Original mitzutheilen. Sie lauten so:

Thinges thriftie, that teacheth the thriuing to thriue:
teach timely to trauas, the thing that thou triue.
Transferring thy toyle, to the times truely tought:
that teacheth the temperaunce, to temper thy thought.

To temper thy trauaile, to tarry the tide:
this teacheth the thriftines, twenty times tride.
Thinke truely to trauaile, that thinkest to thee:
the trade that thy teacher taught truely to the.

Take thankfully thinges, thanking tenderly those:
that teacheth thee thriftily, thy time to transpose.
The trouth teached two times, teach thou two times ten:
this trade thou that takest, take thrift to the then.

Wir nehmen von dem längstvermoderten Ehrenmann Tusser herzlichsten Abschied, wünschend, was wol kaum nöthig, daß ihm die Erde leicht sei und sein neuer Herausgeber die Freude haben möge, den heutigen Landmann für so gute Lehren nicht minder empfänglich zu finden als in jenen unschuldsvolleren Zeiten. 80.

Notiz.

Die Abdankungsfeder.

So nennen die Engländer diejenige Feder, mit welcher Napoleon 1814 seine Abdankungsacte zu Fontainebleau unterzeichnete. Wer aber besitzt diese Feder? In England rühmen sich nicht weniger als 300 Personen im Besitz der kostbaren Reliquie zu sein. Und in der That producirt auch jeder dieser Dreihundert das schriftliche Zeugniß des Castellans von Fontainebleau, daß sein theuer bezahlter und in einer prächtigen Kapsel ruhender Kiel das denkwürdige Instrument sei, mit welchem der entscheidendste Federstrich Napoleon's geführt worden. Aber hat denn Napoleon seine Abdankung 300 Mal unterzeichnet? Nichts weniger! Es geht den 300 Engländern wie den drei Söhnen in Lessing's „Nathan" mit dem Ring ihres Vaters: keiner besitzt den echten, obgleich ihn jeder zu haben meint. Die echte Abdankungsfeder hat der Castellan von Fontainebleau, ein Invalide der alten Garde, als ein Andenken seines Kaisers sich aufbewahrt, während er den reliquiengierigen Engländern für schweres Geld die alten Federkiele verkauft, womit seine Frau die Namen der Thoren sich aufgezeichnet hat, die Alle, und zwar jeder im Vertrauen, um Napoleon's Abdankungsfeder sich beworben. 11.

Bibliographie.

(Balzac.) Der Doctor Benassis. Nach de Balzac's Médecin de campagne frei bearbeitet von K. von Lützow. 2 Theile. Gr. 12. Berlin, Reimer. 1 Thlr. 4 Gr.

Dellarosa, L., Mathilde von Arnstein die Löwenbändigerin in Palästina, oder das Todtengericht am Kreuzwege. Historisch-romantische Sage. 8. Wien, Haas. 21 Gr.

Friedrichs des Zweiten, Königs von Preußen, Briefwechsel mit dem Grafen Algarotti. Aus dem Französischen und Italienischen übersetzt von F. Förster. Gr. 8. Berlin, Gropius. 20 Gr.

Godwie-Castle. Aus den Papieren der Herzogin von Nottingham. 3 Theile. 2te Auflage. 8. Breslau, Max u. Comp. 3 Thlr. 12 Gr.

Göschel, C. F., Unterhaltungen zur Schilderung Göthe'scher Dicht- und Denkweise. 3ter Band. 8. Schleusingen, Glaser. 1 Thlr. 12 Gr.

Hofmann, J. Chr. K., Geschichte des Aufruhrs in den Sevennen unter Ludwig XIV. Nach den Quellen erzählt. Gr. 8. Nördlingen, Beck. 1 Thlr. 4 Gr.

Leo, H., Lehrbuch der Universalgeschichte. 3ter Band. Neuere Geschichte erste Hälfte. Gr. 8. Halle, Anton. 2 Thlr. 12 Gr.

Lewald, A., Blaue Mährchen für alte und junge Kinder. Mit vielen Abbildungen. 16. Stuttgart, Scheible. 2 Thlr.

Reynaud, Ch., Der Italiener und die Karmeliterin. Roman aus den Zeiten des Cardinals Mazarin. Aus dem Französischen. 2 Thle. Leipzig, Drobisch. 2 Thlr. 12 Gr.

Rückert, F., Nal und Damajanti. Eine indische Geschichte. 2te Auflage. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1 Thlr. 8 Gr.

Schiller's Album. Eigenthum des Denkmals Schiller's in Stuttgart. Mit 1 Stahlstich und Facsimile. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 20 Gr.

Schmidl, A. A., Die gefürstete Grafschaft Tirol mit Voralberg. Mit vielen Abbildungen. Ler.-8. Stuttgart, Scheible. 22 Gr.

Skinner, Th., Streifereien in Ostindien nebst einer Wanderung über die Himalaya-Gebirge zu den Quellen des Ganges und der Jumna. Aus dem Englischen von F. Steger. 2 Theile. 8. Leipzig, Th. Fischer. 3 Thlr.

Smidt, H., See-Novellen. Erzählungen Burchardt's des Steuermanns. 1ster Band. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1 Thlr. 6 Gr.

Spieß, C. H., Die Löwenritter. 2 Theile. Neue umgearbeitete Auflage. 8. Leipzig, Leo. 2 Thlr. 8 Gr.

Deutsches Stammbuch. 1838. Herausgegeben von Ed. Duller. Gr. 4. Kandern, Oberrhein. Comptoir. 6 Thlr.

Waldbrühl, W. v., Nord-südliche Jurte. Gr. 12. Leipzig, Friese. 8 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 327. — 23. November 1837.

Belgische Zustände.

In dem Gewirr so vieler anderer politischen Verhältnisse und Aufgaben, die ihre schwierige Lösung noch erwarten, ist die belgische Frage in den Hintergrund getreten und halb einer Vergessenheit übergeben, deren Ursache dem belgischen Volke nur zur Ehre gereichen kann. Ruhig mit seiner Entwickelung beschäftigt, führt es den andern Nationen kein Schauspiel auf wie Spanien und Portugal und erzeugt seinen Gegnern nicht den Gefallen, durch heftige Entzweiungen in seinem Innern die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; es vergießt kein Bürgerblut, ja der Streit in Meinungen und Worten ist so mäßig, wie man es nach einer so heftigen Aufregung unter einem Volke, welches keineswegs aus gleichartigen Bestandtheilen zusammengesetzt ist und zum ersten Male das Glück hat, ein für sich bestehendes Ganze zu bilden, gewiß nicht zu erwarten berechtigt war. So ist es für Belgien kein Unglück, daß sein Streit mit Holland Jahre lang unausgeglichen bleibt; es ist nicht nöthig, daß der Beweis seiner Würdigkeit, in die große europäische Staatenfamilie aufgenommen zu werden, von der Zukunft erwartet wird, seine feste und ruhige Haltung hat ihn schon geführt, wenn der Vertrag über kurz oder lang abgeschlossen wird, und das Wachsthum seines materiellen Wohlstandes während schwieriger Verhältnisse schlägt jeden Zweifel zu Boden, ob es überhaupt im Stande ist, ein unabhängiges Staatsleben zu führen.

Nachdem die Belgier sich von Holland und der holländischen Regierung losgerissen hatten, glaubten sie Europa vor allen Dingen einen andern Beweis als jenen schuldig zu sein, den nämlich, zu ihrer Revolution ein Recht gehabt zu haben. Der in diesem Augenblicke als Minister ebenso viele Thätigkeit als praktisches Geschick bewährende Nothomb übernahm das Geschäft und führte die Aufgabe, der holländischen Regierung ihre Misgriffe nachzuweisen, in seinem „Essai historique et politique sur la révolution belge", von welchem 1834 schon die dritte Auflage erschien, ebenso energisch als beredt durch. Es ist höchst interessant, in diesem Buche die politischen Überzeugungen, von welchen die Mehrzahl der Belgier durchdrungen ist, kennen zu lernen, und Hr. Prof. Michaelis in Tübingen hat sich durch seine mit schätzbaren Zugaben ausgestattete deutsche Übersetzung dieses Werkes um Jeden, der die Geschichte jener merkwürdigen Revolution und ihre Stellung der europäischen Diplomatie gegenüber mit Genauigkeit verfolgen will, ein wahres Verdienst erworben. Die Widerlegung, welche der Baron Keverberg von einem holländischen Standpunkte aus hat erscheinen lassen, ist schon darum nicht sehr geeignet, den durch die Nothomb'sche Schrift hervorgebrachten Eindruck auszulöschen, weil sie weit einseitiger holländisch ist als diese belgisch, ja Holland mit so naiv patriotischen Blicken betrachtet, daß sie Angesichts der Generation, welche das Jahr 1813 selbst erlebt und seine Thaten gethan hat, nicht ansteht zu behaupten, die Holländer hätten ihre Befreiung vom Napoleon'schen Joche Niemanden zu verdanken als sich selbst.

Doch, wie viel man den Nothomb'schen Deductionen auch zugestehen mag, es wird immer Viele geben, die ihm nicht mit Unrecht die Behauptung entgegenhalten werden, so unerträglich sei der Zustand Belgiens gewiß nicht gewesen, daß er an jene Grenze geführt habe, wo der Gedrückte greift

> Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
> Und holt' herunter seine ew'gen Rechte.

Jede Revolution ist ein so gewagtes Spiel, die Fälle, wo sie die Übel, die sie wegschaffen wollte, ärger gemacht hat, sind so viel häufiger als die, wo sie die Heilung herbeiführte, daß wir ein Volk, welches, die Hoffnung jeder gütlichen und friedlichen Auskunft aufgebend, sich dennoch zu diesem verhängnißvollen Zerreißen heiliger Bande entschließt, zu einer ganz andern Verzweiflung gebracht sehen wollen, als wir, indem wir uns selbst ganz an Nothomb halten, das belgische Volk während der funfzehn Jahre, die es unter der holländischen Regierung verlebte, erblicken. Darum ist jetzt für den Ausländer bei der Beurtheilung des Verhältnisses von Süd- zu Nordniederland eine ganz andere Betrachtung und Frage in die Mitte gerückt als die schlüpfrige von der Berechtigung zum Aufstande, die jetzt von gar keiner praktischen Bedeutung mehr sein kann. Denn die europäischen Großmächte haben die Trennung der beiden Landestheile auf das förmlichste anerkannt, und man muß billig erstaunen, daß deutsche Schriftsteller, die sich für Anhänger der monarchischen Grundsätze ausgeben, dem entschieden ausgesprochenen Willen der Cabinete zum Trotz die Rechtmäßigkeit der Regierung König Leopold's in Zweifel ziehen,

oder sich doch das Ansehen geben, es zu thun. Es kommt jetzt vielmehr darauf an, zu untersuchen, inwiefern Belgien in den Augen Derer, welche über die Art, wie es seine Unabhängigkeit erlangt, zu Gericht sitzen weder wollen noch können, dieser Unabhängigkeit zu genießen verdient, ob es eine Grundlage hat und die Mittel und Bedingungen besitzt, vermöge deren ein Volk auf die Behauptung eines eigenthümlichen politischen Daseins Ansprüche zu machen berechtigt ist.

Nachdem neuerlich ein deutscher Reisender öffentlich mit einer Darstellung aufgetreten ist, um die Vorurtheile, welche sich diesen Ansprüchen häufig entgegenstellen, zu widerlegen, schließt sich ihm nunmehr ein anderer Deutscher, der seinen Wohnsitz im Lande hat, an in einer Schrift unter dem Titel:

Belgische Zustände von W. A. Arendt. Erster Theil. Mainz, Kupferberg. 1837. Gr. 8. 14 Gr.

Auch Hr. A. will „Materialien zu einer gerechten Würdigung dieses in so vielfacher Beziehung interessanten Landes" liefern, und er behandelt seinen Gegenstand mit Einsicht und zugleich mit derjenigen Wärme, welche die Vertheidigung eines mit Unrecht verkannten und geschmähten Gegenstandes einflößt.

Der Verf. hat sein Buch zunächst für Deutschland geschrieben, er weiß, welche Vorurtheile grade diejenigen seiner Landsleute, welche aus Liebe und Eifer für Ordnung und Recht die Revolution mit Abscheu betrachten, gegen Belgien hegen, daher unterläßt er nicht, diesen falschen Meinungen entgegenzutreten. Europa, sagt er, ist es Belgien schuldig, die Mäßigung, mit welcher es seiner revolutionnairen Bewegung Grenzen gesetzt hat, anzuerkennen. Frieden und tiefste Ruhe überall, Herrschaft des Gesetzes, erwünschteste Ordnung in allen Zweigen des öffentlichen Lebens, aller Orten die größte Regsamkeit, die förderlichste Bewegung auf allen Straßen der Städte und des Landes, eine Thätigkeit des Handels, welche die seiner schönsten Tage übertrifft, ein hoher Aufschwung der Industrie, eine umsichtige Verwaltung, eine das öffentliche Beste mit regem Eifer wollende Regierung, eine vollkommen organisirte Armee, mächtige Freunde und Bundesgenossen, neue Betriebswege für die Erzeugnisse des Landes und als die Folge von alle dem ein überall verbreitetes Gefühl des Wohlseins, aufrichtige Liebe und Anhänglichkeit an das Oberhaupt des Staats und ruhiges Blicken in die Zukunft — dies ist die gegenwärtige Lage Belgiens im siebenten Jahre nach einer heftigen, alle Grundsäulen des socialen Bestehens erschütternden Revolution. Die Beschuldigung, daß es fortwährend einen Herd für umwälzerische Plane in andern Ländern bilde, hat es am geradesten und nachdrücklichsten damit beantwortet, daß die Regierung auf das Recht, politisch gefährliche Fremde ausweisen zu dürfen, angetragen und die Kammern es gewährt haben. Ein schlagendes Beispiel, wie wenig der Ultraliberalismus den Volksneigungen zusagt, führt der Verf. in folgender Thatsache an. Der „Courrier belge", ein Blatt, welches unter der vorigen Regierung als „Courrier des Pays-bas" an der Spitze der Opposition stand und nach der Revolution sich zum Republikanismus bekannte, hat vor Kurzem Redaction und Tendenz ändern müssen, um fortzubestehen, ist aus einem republikanischen Journale ein industrielles geworden und predigt jetzt ebenso eifrig Frieden und Ordnung, wie es früher mit großen Worten Krieg und Unruhe verlangte. So gewiß ist es, daß Das, was in Belgien als revolutionnaire Gesinnung erschien, weit weniger aus jenen hohlen und leeren Theorien entsprang, die in Europa so viel Unheil angerichtet haben und fortwährend anrichten, als aus der Unzufriedenheit mit einer Regierung, die es nun einmal als eine antinationale betrachtete. Auf ein so gesinntes Volk wird die Presse den schädlichen Einfluß nie gewinnen können, den sie auf den leicht beweglichen, für die Täuschungen eines glänzenden Raisonnements stets empfänglichen Franzosen übt; und den Stachel, den die Alles bekrittelnde, nach Aufregung strebende Presse etwa noch mit sich führt, hat die Regierung durch ein sehr kluges Benehmen abzustumpfen gewußt, indem sie, wie der Verf. bemerkt, ihre Gunst nie gesucht und ihre Opposition nie gefürchtet, weder nach einem Einfluß auf sie getrachtet noch sie verfolgt hat.

Die Belgier, sagt Hr. A., halten, wie sie geographisch zwischen Deutschland und Frankreich liegen, auch eine Art moralischer Mitte zwischen dem deutschen und französischen Nationalcharakter. Deutsche ihrer Beharrlichkeit und Ausdauer nach, haben sie, zum Theil wenigstens, eine Lebhaftigkeit der Auffassung und Ausführung, die sich sehr der französischen Weise nähert; weniger genußsüchtig als die Franzosen, aber auch weniger abstract und speculirend als die Deutschen, hängen sie an materiellem Besitz, den ruhig und in keiner Weise übertrieben zu genießen Viele für das höchste Glück halten. Vor Allem eigenthümlich ist ihnen das innere und große Bedürfniß einer ausgedehnten individuellen Freiheit, die Nothwendigkeit, in gewissen Kreisen ungehindert sich bewegen zu können, ohne im öffentlichen oder im Privatleben auf Hemmungen zu stoßen, die sich einer ihrer Natur angemessenen Ausbildung entgegensetzen. Indem der Verf. bemüht ist, auf diese Weise den Belgiern eine eigenthümliche Nationalität zu vindiciren, bemerkt er, daß unter allen Prüfungen, welche diese im Laufe der letzten Jahrhunderte zu bestehen hatte, die Einverleibung des Landes in die französische Republik die härteste und gefährlichste war, daß sie aber dennoch auch aus dieser Feuerprobe ohne zu unterliegen hervorgegangen ist. So kommt er auf jenen in Deutschland weit verbreiteten, kürzlich von Loebell in seinen „Reisebriefen aus Belgien" bekämpften Irrthum, daß Belgien der Bildung, Denkweise und Gesinnung nach ganz französisch sei, und daß man dort eifrig auf ein gänzliches Anschließen an Frankreich hinarbeite. Allerdings, berichtet Hr. A., hatte Belgien in der nächsten Zeit nach der Revolution Frankreich sehr viel zu verdanken, es hatte vor Allem das Bedürfniß einer wohlorganisirten Armee, und Frankreich bot ihm zur Bildung einer solchen auf das bereitwilligste die Hand; aber diese und andere nahe Verhältnisse zogen die Belgier keines-

wegs zu Frankreich hin, sie wurden vielmehr dem Nationalgefühle lästig. Man stieß das fremde Element als ein aufgedrungenes gewaltsam zurück; gegen die Franzosen, die in das Land gekommen waren, es auszubeuten, und zum Theil wirklich einträgliche Stellen in der Civil- und Militairverwaltung erlangten, entstand ein lebhafter Unwille, um so mehr, weil sie in gewohnter Weise die Superiorität ihrer Nation über die belgische hochmüthig hervorhoben, während mehre Fälle von Unredlichkeiten und von Veruntreuungen zur öffentlichen Kunde kamen. Man erfand ein eignes verächtliches Wort, sie zu bezeichnen, man nannte sie Fransquillons und dehnte diesen Spottnamen auch auf diejenigen Belgier aus, denen man eine zu große Hinneigung zu Frankreich und zu französischem Wesen im Allgemeinen vorwarf. Es begann ein wahrer Volkskrieg gegen sie, man verfolgte sie auf alle Weise und suchte sie zum Verlassen des Landes zu bewegen. Und dieses Verlangen, selbständig und belgisch zu sein, ist kein künstliches, gemachtes, von der sogenannten patriotischen Partei dem Volke eingeredetes Bestreben; es geht vielmehr aus dem innersten Bewußtsein der Nation mit durchaus ursprünglicher Kraft hervor, darum äußert es sich mit gleicher Stärke auf allen Gebieten, und auch die alten Sitten und Gebräuche des Privatlebens werden wieder in Aufnahme gebracht.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Erzählungen von A. L. Beer. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1836. 8. 2 Thlr.

Das vorliegende Buch gehört, wie schon der Name des Verlegers erwarten läßt, zu den bessern unter den gewöhnlichen Erscheinungen. Der Verf. zeigt sich als Mann von Geist und Bildung, der die Welt kennt, leicht und angenehm erzählt und manche interessante Bemerkung mit einflicht. Indessen war es vielleicht der jetzigen Zeit und ihrer großen Verbreitung aller Bildung vorbehalten, zu beweisen, daß man dies Alles sein und leisten könne, ohne darum Talent für Poesie oder Erfindung zu haben. Die fließende Manier des Erzählers vermag uns über den eigentlichen Mangel an Inhalt seiner Geschichten nicht hinwegzuheben, in welchen keine innere Nothwendigkeit waltet, vermöge welcher das Ganze sich in natürlichen Radien um den geheimnißvollen Kern schlösse. Denn wiewol hier viel und allerlei geschieht, und obgleich das Geschehende nicht unnatürlich scheint, so führen es doch nur Nebensachen herbei, und es könnte ebenso gut anders sein, anders werden. Der erste Band enthält zwei Erzählungen, der zweite vier, von denen nur die letzte: „Der ungerathene Prinz", einige innere Bedeutung hat. Der erste Band ist sorgfältiger gearbeitet; indessen, liest man ihn auch ohne Langweile, so hat man dennoch schon am folgenden Tage alles Gelesene wieder vergessen. Bei dieser Mattheit der Eindrücke kann von Poesie und großen Motiven der Erfindung keine Rede sein; begegnet man auch einmal einem poetischen Blümchen, so ist es ein auf dem Stoppelfelde verwaistes. Die erste der Erzählungen: „Kallendorf", wärmt gegen ihr Ende die alte, vortreffliche Geschichte des „Curioso impertinente" von Cervantes wieder auf; aber wir finden keinen Grund für diese leidenschaftliche Albernheit, diese Monomanie in dem Gemüthe des ziemlich gewöhnlichen Helden, und sollte sein erstes Abenteuer mit einer Kokette eine genügende Entschuldigung dafür abgeben, so müßte diese Verirrung jenem wenigstens auf dem Fuße folgen und nicht Jahre einer ruhigen Liebe dazwischen vergehen, während welcher der Held Zeit hat, von dieser zweiten Leidenschaft zu einer dritten überzugehen, an deren unschuldigem Gegenstande, seiner Gattin, sich das erste Erlebniß seiner Jugend nun so plötzlich rächt. Daß der Freund nicht hingerissen wird durch das gefährliche Spiel, nimmt der Sache nun vollends alles Salz und hebt die Moral auf, um sie im modernen Sinne anständiger und moralischer zu machen. Gelegenheit zur Rüge dürfte der Umstand geben, daß eine Menge der ferner stehenden Personen hier Portraits aus dem Leben sind; ebenso die weitläufige Beschreibung des wiener Congresses, die offenbar nur um ihrer selbst willen da ist. Wir können es nur loben, daß der Verf. seine Erzählungen nicht Novellen nannte; aber auch Erzählungen müssen, wie alle und jede Erfindung, einen innern Mittelpunkt haben, wozu wären sie sonst? Sollen wir unser Urtheil über diese Productionen in ein Wort fassen, so sagen wir: sie setzen an wie Steine, statt zu wachsen wie organische Körper.

2. Die Martinsvögel. Bilder aus dem 14. Jahrhundert mit Arabesken aus unserer Zeit von Wilhelm von Chézy. Karlsruhe, Creuzbauer. 1837. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wenn doch die Leute, welche dem Publicum gar nichts zu sagen haben, lieber gegen dasselbe schweigen wollten! Etwas Nichtigeres, Geistesleereres und Unerquicklicheres als das vorliegende Opus mit dem anspruchsvollen Titel ist uns lange nicht vorgekommen. Über diesen Titel fühlen wir uns verpflichtet, unsern Lesern einige Auskunft zu ertheilen; denn über den Inhalt des Inhaltlosen zu reden — wir wüßten es nicht anzufangen! Eine Gesellschaft junger Männer, die in Baden-Baden herumstreift, sieht einen jüdischen Schriftsteller in ihrer Mitte erscheinen, welchen sie alsbald zur Zielscheibe ihres Witzes wählt; aber Witz, Gesellschaft und Bewitzelter, Alles ist gleich erbärmlich. Märchen, ein junger Maler, der als Stern dieser Versammlung hervorgehoben wird, geht eine Wette auf Champagner oder sein Portrait mit dem Israeliten ein, daß er ihm eine Geschichte im Laufe der folgenden Tage erzählen wolle, von welcher er in jedem Augenblicke, in dem es der Jude fodert, ein Capitel liefern wird, zum Beweise, daß er weder leichtsinnig noch gedankenlos sei, wie jener ihn hinter seinem Rücken gescholten, und Märchen liefert nun sein Capitel zwischen Thür und Angel, in der Trinkstube, auf der Landpartie, in der Tanzpause, mitten im Courmachen, wie es der Jude verlangt, und gewinnt die Wette. Diese Geschichte führt den Namen: „Die Martinsvögel", und das völlig nichtige Gewäsch der Gesellschaft dazwischen bildet die „Arabesken" aus der modernen Zeit. Nichts charakterisirt die einzelnen Personen, welche in dieser auftreten; sie unterscheiden sich voneinander nur durch einige Zufälligkeiten, die darauf hindeuten, daß sie Portraits aus jener Race von Menschen sind, welche sich jetzt als verdorbene Studenten, verdorbene Schriftsteller oder Künstler, zeittödtende Offiziere, kurz als Taugenichtse irgend einer Art in der Welt umhertreiben. Der Präses dieser würdigen Versammlung, „Doctor und süddeutscher Schriftsteller von Ruf", scheint Spindler sein zu sollen, für den es jedoch eine Beleidigung wäre, wollten wir ihn mit dem phantasie- und gemüthlosen Verf. auf eine Stufe stellen. In diesen Arabesken findet sich weder Witz, noch Abentheuer, noch Raisonnement, noch irgend etwas. Der Ton dieser Gesellschaft ist ein schlechter, aber vor Allem ein nichtiger; denn es fehlt ihm alle Farbe, aller Inhalt; Impotenz ist das einzige Wort, ihn zu bezeichnen. Die Seiten füllen Naturbeschreibungen, die aus einem „Guide" genommen scheinen und nur für Diejenigen einiges Interesse haben, welche die Örtlichkeit kennen und dadurch an sie erinnert werden; doch solch ein Verdienst ist gut genug für den Theetisch, nicht aber für die Literatur. Das völlig mangelnde Salz sollen Persönlichkeiten und geistlose Schmähungen ersetzen, welche sich nicht scheuen, das Ehrwürdigste anzutasten und die letzten unserer lorbergekrönten Heroen mit Koth zu bewerfen, sie als verschollene und verblichene Celebritäten zu bezeichnen; denn diesen Herren, welche der Neid verzehrt und die Ohnmacht stempelt, fehlt vor allen Dingen Ehrfurcht, ohne die es kei-

nen ganzen Menschen gibt, weil mit ihr die Wurzel abgehauen ist, durch welche der Mensch mit dem Göttlichen zusammenhängt.

Sollen wir nun noch ein Wort über „Die Martinsvögel" verlieren? Es sind die inhaltlosen Abenteuer einer Gesellschaft schwäbischer Raubritter, welche sengen, brennen, stehlen, morden, ohne daß in der confusen Erzählung irgend ein Charakter hervorträte, irgend eine Gestalt das mindeste Interesse erwerben könnte; denn von Schicksal, von Charakter und Gemüthsart ist hier gar nicht die Rede; Alles, was vorfällt, ist ein rein Äußerliches, und es ist noch so verwirrt erzählt und selbst äußerlich so unmotivirt, daß man „die Dichtung" mehre Male lesen müßte, um die Knoten ihrer unerfreulichen Räthsel zu lösen. Diese Erfindung, welche den Stempel ihres Ursprungs trägt, ist nun zum Überfluß noch in der liebenswürdigen, holperigen Sprache vorgetragen, welche weder die Sprache des 14., noch, Gottlob, die irgend eines andern Jahrhunderts war, die jenem Gerumpel eines Laßkarrens über Steine ähnelt, mit dem man in Karl's des Großen Zeit den deutschen Kirchengesang verglich; in einer Sprache, welche völlig farblos ist, weil sie, die von jeher nur ein in schlechten Romanen todtgeborenes Idiom war, nichts Erlebtes wiederzugeben vermag und keine geistige Nuance ausdrückt. Kurz, der Verf. hat sich's so angelegen wie möglich sein lassen, uns den tauben Kern dieser Nuß hinter den Hüllen, mit denen er sie umgibt, zu verbergen; bei den „Arabesken" entgeht ihm dieses Hülfsmittel und da erscheint die Leere in ihrem vollen Glanze. Hier wirft er auch noch, wahrscheinlich der modernen Farbe wegen, mit französischen Brocken um sich; aber Der, welcher das thut, sollte doch wenigstens Französisch verstehen. Was ist das für eine Antwort auf die Frage: „Et vous, puis-je vous faire la politesse d'une choppine?" (?) — „Avec plaisir et sensualité"? — Es ist freilich dabei gesagt, es sei im Rothhosenstyl geantwortet, den wir nicht die Ehre haben zu kennen; wir vermuthen aber, der Rothhosenstyl sei kein Französisch; denn auf Französisch hieße es sonst nach der Logik des Rothhosenstyls: Je vous fais la politesse d'une chopine avec plaisir et sensualité. Wahrlich, diese Phrase könnte auf französischen Theatern ihr Glück machen!

(Der Beschluß folgt.)

Notizen aus Rußland.

Die „Petersburger Handelszeitung" gibt den Umfang der Wälder in Rußland auf 180 Millionen Dessjätinen an, von denen 120 Millionen der Krone gehören. Doch sind hier Gegenden miteingerechnet, in denen die Waldungen bereits verschwunden sind und die jetzt in Steppen sich verwandelt haben. So ist der berühmte muronische Wald jetzt Gebüsch, und die brjänskischen Wälder sind dem Verschwinden nahe. Bemerkenswerth ist, daß auf die Gouvernements Archangelsk, Wologda und Olonez die Hälfte des ganzen Waldumfanges von Rußland kömmt, während diese Gouvernements kaum den vierzigsten Theil der ganzen Einwohnerzahl in sich fassen. Überhaupt kann jetzt Rußland in Rücksicht auf seine Waldungen in drei Landstriche getheilt werden, von denen der nördliche, der sich von 57 — 67 Grad nördlicher Breite erstreckt, noch an Wäldern reich und nur in der Nähe der Meere und Flüsse bereits gelichtet ist. In dem mittlern Landstriche von 50 — 57 Grad haben die Waldungen in Folge der Ausbreitung des Ackerbaus und des Wachsthums der Bevölkerung bereits sehr abgenommen; so ist Livland ein an Holz armes Gouvernement. Die südlichen Theile Rußlands vom funfzigsten Grade an enthalten fast nur Steppen, und hier ist bereits, besonders in Folge des Herumziehens wilder Horden, ein vollständiger Mangel an Wald eingetreten. Längs der Küsten des schwarzen Meeres gibt es, außer in einigen Theilen der Krim, gar keine Waldungen, ebenso in den am Dniestr liegenden Landstrichen; in Odessa, Nikolajew und Cherson ist das Holz sehr theuer. Dieser Vernichtung der Waldungen wird es zugeschrieben, daß südliche Gegenden, z. B. die Ukraine, nun nicht mehr durch Waldungen geschützt, ein rauheres Klima erhalten haben, daß die Flüsse, die in den Wäldern ihren Ursprung haben, von Jahr zu Jahr seichter werden, und daß die Steppen am schwarzen Meere wegen der Hitze nicht mehr bewohnbar sind. An ein Anlegen neuer Waldungen und ein regelrechtes Ausschlagen des Holzes wird nach diesem Berichte in Rußland fast gar nicht gedacht.

Nach dem amtlichen Berichte des russischen Justizministers hat sich 1835 die Anzahl der vor Gericht gestellten Verbrecher in Rußland bedeutend vermindert. Es wurden entdeckt: Mordthaten 4911, Selbstmorde 470, Straßenraube 378, Brandstiftungen 1839, Kirchenraube 656, Diebstähle und Einbrüche 29,748, Ketzereien 785 u. s. w. Auffallend ist, daß in dem Gouvernement Simbirsk mehr Ketzereien vorkommen als in allen übrigen Gouvernements zusammengenommen. Wegen Hochverrath und Aufruhr wurden sieben Personen bestraft, darunter fünf aus den polnischen Gouvernements, einer aus der kaukasischen Provinz, einer aus dem Gouvernement Cherson. Die schwersten Verbrechen fanden in den am Ural in der Nähe Sibiriens liegenden Gouvernements statt. Die meisten Mordthaten kamen im Gouvernement Perm vor, dann folgen Tambow, Kursk, Simbirsk, Orenburg, Tomsk; Selbstmorde besonders in Minsk und Twer; Straßenraube in Minsk, Jaroslaw, Kursk, Orel und am Kaukasus; Diebstähle und Einbrüche besonders in Grodno, Perm, Bessarabien, Wilna, Simbirsk, Jaroslaw, Kursk und Kasan. Der vierzigste Theil der Verbrecher, 1294, wurde zu schweren Strafen verurtheilt; der fünfte Theil, 9819, zur Ansiedelung und zum Militairdienste. Die Zahl der weiblichen Verbrecher war der siebente Theil der Zahl der männlichen.

Im zweiten Halbjahre 1836 ergab der Ural 143 Pud Gold, davon über 61 Pud aus den Kron- und 82 aus den Privathüttenwerken. An Platina wurde für die Herren v. Demidoff gegen 65 Pud ausgebeutet, für den Staat nur 6 Pfund. Außerdem haben die Herren v. Demidoff großen Antheil an der Goldausbeute. 60.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 328. — 24. November 1837.

Belgische Zustände.

(Beschluß aus Nr. 327.)

Lehrreich sind auch die Betrachtungen, welche der Verf. über den Nutzen anstellt, den enge Handelsverbindungen mit Belgien unserm deutschen Vaterlande, zunächst dem westlichen Theile desselben versprechen. Dieser bedarf einer leichten Verbindung mit der Nordsee, eines Weges, der ihm seine Hauptpulsader, den Rheinstrom, bis zum Meere fortsetzt, mit unausweichlicher Nothwendigkeit und hat dabei zwischen Holland und Belgien zu wählen. Der Verf. stellt die Vortheile ans Licht, welche die Entscheidung für das letztere Land gewährt, und zeigt, wie wichtig in dieser Beziehung nicht nur Antwerpen, sondern auch Ostende ist, ein Hafen, der vor dem erstern den großen Vorzug hat, daß er aller der Zögerungen und Gefahren, die von der Beschiffung großer Strommündungen und Binnenmeere unzertrennlich sind, überhebt. Hr. A. zeigt, daß ein in Ostende angelangtes Seeschiff in den ersten vierundzwanzig Stunden nach seiner Ankunft seine Ladung gelöscht haben, und daß diese dann nach einer ungefähr sechzehnstündigen Fahrt auf der Eisenbahn in Köln angelangt sein kann, wobei die Ausgaben für Assecuranz und Zölle, welche die Flußschifffahrt mit sich führt, ganz wegfallen und die Kosten des Eisenbahntransports wohlfeiler sind als die Schiffsfracht. Größere Schnelligkeit und Wohlfeilheit zugleich geben also diesem Wege vor dem holländischen unbedingt den Vorzug. Und was Belgien anbetrifft, so muß es auch seinerseits die Handelsverbindung mit Deutschland der mit Frankreich vorziehen, denn dieses bedarf bei seinem ausgedehnten Küstenbesitze der Vermittelung Belgiens zu einer Verbindung mit dem Meere nicht, und der Transit französischer Waaren durch Belgien oder ausländischer nach Frankreich bestimmter dürfte sich auf ein Minimum beschränken. Nur in dem äußersten Falle, setzt Hr. A. hinzu, wenn Belgien von Seiten Deutschlands nicht das geringste Entgegenkommen fände, könnte es sich entschließen, für seine entschiedene Anschließung in commerzieller Hinsicht an Frankreich Schritte zu thun, indem es alsdann sein materielles Interesse der Nothwendigkeit, sich einen politischen Stützpunkt zu verschaffen, zum Opfer bringen würde, und es wird nur die Schuld Deutschlands sein, wenn Belgien sich je ganz und ohne Rückhalt in die Arme Frankreichs wirft.

Ref. ist vollkommen überzeugt, daß diese Befürchtung ungegründet ist. Deutschlands Fürsten und Staatsmänner sind zu sorgfältig bemüht, das wahre Interesse der von ihnen geleiteten Völker zu fördern, und zu erleuchtet über die Wege, die dahin führen, als daß es Mühe kosten könnte, den hier vorgetragenen überzeugenden Wahrheiten Eingang bei ihnen zu verschaffen. Die Wahrheit über Belgien und seine Zustände wird sich, da die Bahn jetzt gebrochen ist, immer mehr verbreiten, und in Kurzem wird man überall einsehen, daß es nicht auf den Gegensatz zwischen Neigung und Abneigung für Revolution und Liberalismus ankommt, um sich für oder wider Belgien zu entscheiden. Glücklicherweise handelt es sich von sehr klaren und greifbaren Dingen, welche den Maßstab hergeben, und man muß durch seine politischen Vorurtheile arg verblendet sein, wenn man diese Wahrheiten verkennen will. Wir können es Hrn. A. nicht verargen, wenn er sich über einen gewissen deutschen Geschichtschreiber beklagt, der die gehässigsten Anschuldigungen gegen Belgien auf einzelne Thatsachen aus der Geschichte einer oder mehrer seiner Städte baut; wir können ihn aber über die Erfolge der Declamationen dieses Schriftstellers beruhigen, der seinen literarischen Credit — wenn er je welchen hatte — durch die Flüchtigkeit wie durch die Gesinnungslosigkeit seiner Buchmacherei immer mehr einbüßt.

Nur in der Beurtheilung der belgischen Verfassung können wir mit dem Verf. nicht übereinstimmen. Diese, sagt er, nebst allen den Rechten und Freiheiten, welche sie ihren Bürgern gewährt, ist nicht ein Machwerk des hohlen, leeren, abstracten Liberalismus, vielmehr ein Werk der Nation und als solches durchaus national und für jedes andere Volk, das nicht dieselben Bedürfnisse, nicht dieselben Eigenthümlichkeiten, nicht dieselbe Organisation hat, ebenso unpassend, schädlich, ja gefährlich, wie sie für Belgien passend, wohlthätig und Ruhe und Sicherheit fördernd sich beweist. Wie kommt es denn, wenn dem so ist, müssen wir fragen, daß der Inhalt dieser Verfassungsurkunde nach Form und Ausdruck eine so auffallende Ähnlichkeit mit jenen Constitutionen hat, die seit 1791 in allen romanischen Ländern Europas erlassen und auszuführen versucht worden sind, bald mit der, bald mit jener Abänderung in einzelnen Bestimmungen, im Ganzen genommen aber immer nach demselben Grundtypus

und mit denselben Grundirrthümern in den allgemeinen Principien? Hr. A. wird nicht behaupten wollen, daß die Urheber der ganz auf Theorien gebauten französischen Constitution von 1791, indem sie für ihr Vaterland ein so unhaltbares Gebäude aufführten, durch einen wunderbaren und bewußtlosen Instinct die wesentlichsten Züge von Dem gefunden haben, was grade der belgischen Nationalität und Eigenthümlichkeit und keiner andern entspricht. Statt uns daher mit dem Verf. in das Lob der belgischen Constitution als geschriebener Urkunde zu verlieren, ist vielmehr unsere Meinung, daß der ruhige, gesunde Sinn des belgischen Volks den größten Theil der Nachtheile verhütet hat, die bei einem andern, zu einem unruhigen Treiben geneigten und von zerstörender Neuerungssucht geplagten Volke nothwendig hätten daraus hervorgehen müssen, durch welchen Gegensatz zwischen dem Wortinhalte der Urkunde und dem Geiste ihrer Ausführung abermals der Beweis geliefert ist, wie viel mehr im Staatsleben auf einen solchen praktischen Sinn ankommt als auf Verfassungsformen, da diese durch jenen zu verbessern sind, jener aber, wo er nicht vorhanden, durch diese nicht den geringsten Ersatz findet, wie viel auch die Theorienmänner unserer Tage davon träumen und erwarten mögen. Wie stark und kräftig aber auch ein solcher Sinn sein möge, ohne Gefahr bleibt ein in wesentlichen Dingen mangelhaftes Staatsgrundgesetz niemals, und für Belgien ist unsers Erachtens das das Beruhigendste, daß nach einiger Zeit jener gesunde Sinn auch an die Verfassungsbestimmungen selbst Hand legen und die wesentlichsten Fehler derselben ausmerzen wird. Wir rechnen dahin besonders die, keineswegs zum Heile des Volks allzu sehr beschränkte königliche Gewalt, woraus, wenn sich einmal der Deputirten ein irregeleiteter Oppositionsgeist bemächtigt, Hemmungen in der Verwaltung hervorgehen können, deren Schädlichkeit nicht so leicht wieder gut zu machen ist. Vor diesen übeln Folgen hat indeß bis jetzt im Ganzen und Großen der richtige Takt der Volksvertreter Belgien bewahrt, doch hat sich ein falscher Demokratismus nach einer andern Seite hin Luft gemacht. Es hat nämlich in der Centralgesetzgebung bis jetzt fast immer eine lobenswerthe Besonnenheit stattgefunden, indem aber durch das Communalgesetz vom 30. März 1836 der Census für die Wähler zu den städtischen Behörden zu niedrig angesetzt worden ist, hat auch das Ergebniß der am 14. Juli d. J. stattgefundenen Gemeindewahlen deutlich gezeigt, daß auf dieser breiten Basis persönliche Rücksichten und Leidenschaftlichkeit oft einen nur zu großen Antheil an dem Ausfalle dieser Wahlen hatten. Wir sind weit entfernt, zu glauben, daß die Opposition gegen die dermalige Regierung, welche hier weit schärfer und rücksichtsloser hervortrat als bei den Wahlen für die Landesdeputirten, ein übles Zeichen für jene sei. Es müßte mit einem Wunder zugehen, oder wäre ein Zeichen einer wahrlich nicht erfreulichen politischen Gleichgültigkeit, wenn nach wenigen Jahren der Gründung eines fast in jeder Hinsicht neuen Staates alle Gemüther sich in einer und derselben Richtung vereinigen und bewegen sollten. Wo so viel politischer Takt zu finden ist, da ist die gegründetste Hoffnung, daß auch diese Ecken so viel, als nöthig ist, sich abschleifen werden. Darum darf man sich aber über die gefährlichen Folgen, welche das in der Constitution so stark hervortretende demokratische Element nach sich ziehen kann, wenn demagogische Tonangeber von solchen gewonnenen Punkten aus einen immer weitern Spielraum zu gewinnen suchen, durchaus nicht täuschen. Wir wünschen, daß der Verf. in der Fortsetzung seiner Schrift, der wir mit Vergnügen entgegensehen, auf diesen wichtigen Punkt zurückkommen möge.

Den für ganz Mitteleuropa, besonders aber für Deutschland äußerst wichtigen belgischen Eisenbahnen hat der Verf. einen eignen Abschnitt gewidmet, welchen wir Allen, die für den Fortgang unserer vaterländischen einen Maßstab zu haben wünschen, empfehlen. Wenn man hier liest, daß das Gesetz über die Eisenbahnen, welches doch den Anfang der Arbeiten erst möglich machte, am 1. Mai 1834 publicirt wurde, und daß am 5. Mai des nächsten Jahres schon die Section von Mecheln nach Brüssel (fast drei geographische Meilen) eröffnet und befahren wurde, so kann man sich als Deutscher eines gewissen Schamgefühls nicht erwehren, daß bei uns erst so viele kostbare Zeit mit Hin- und Herreden, Streitigkeiten, unsäglichem Schreiben und Drucken über die Sache verfließen muß, ehe sie selbst nur im Mindesten gefördert wird. Freilich wird diese Raschheit, die in Belgien stattfand, sowie die ungemeine Zweckmäßigkeit, mit der Alles geleitet und ausgeführt wird, hauptsächlich dem Umstande verdankt, daß von vorn herein die Regierung Alles in ihre Hand nahm und Unternehmungen, welche eine totale Umwälzung in so manchen der wichtigsten materiellen Verhältnisse herbeiführen müssen, weder zu einem Gegenstande des Streits zwischen kleinlichen örtlichen Interessen noch zu einem neuen Stoffe für die Gewinnsucht der Actienspieler werden ließ. Wir müssen daher mit vollem Herzen in den Wunsch des Verf. einstimmen, daß andere Länder die Vorzüge der Ausführung so wichtiger Unternehmungen durch die Landesregierung nach ihrem ganzen Werthe erkennen und hierin dem Beispiele Belgiens folgen möchten. So wenig hat hier eine unerwartete Vervielfachung des ursprünglichen Anschlags stattgefunden, daß die Kosten der Ausführung vielmehr noch immer unter demselben geblieben sind. Auch über England, welches sonst in diesen Beziehungen dem übrigen Europa immer so weit überlegen ist, trägt Belgien auf diesem Gebiete so sehr den Sieg davon, daß, während hier die wichtigsten der erfoderlichen Materialien im Durchschnitte höher zu stehen kommen als in England, der Preis des Transports auf der belgischen Bahn kaum das Viertel von Dem beträgt, was man auf der liverpooler Bahn für dieselbe Strecke bezahlt, und die erstere dennoch beinahe das Doppelte an Interessen abwirft; und während die 400,000 Seelen übersteigenden Bevölkerungen von Manchester und Liverpool auf ihrer Bahn jährlich nur ungefähr ebenso viele Reisende sehen, ist die Zahl derselben zwischen Antwerpen und Brüssel fast noch ein Mal so

groß, obgleich die Einwohnerzahl beider Städte kaum die Hälfte von jener beträgt. Diese großartigen Ergebnisse verdankt Belgien, wie der Verf. mit vollem Rechte bemerkt, seinem Könige Leopold. Unter allen den Ansprüchen, setzt er hinzu, welche dieser Fürst auf die Erkennt-
lichkeit seines Volkes hat, dürfte das der größte sein, daß er zuerst die Idee dieser Verbindung gefaßt und sie mit der ihm eigenthümlichen Festigkeit ausgeführt hat. 104.

Romanenliteratur.

(Beschluß aus Nr. 327.)

3. Panaché. Dreifarbige Novellettes von Eduard Maria Oettinger. Erster Band. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1837. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Waare der allerleichtesten und losesten Art. Das Buch besteht aus lauter kleinen, unzusammenhängenden Aufsätzen, sogen. Novellen, lustigen Scenen, Witzen u. s. w. Der Verf., von dem wir schon einmal das Glück hatten, hier zu referiren, ist ein großer Verehrer Jules Janin's, „des liebenswürdig-
sten Schriftstellers der Franzosen", und copirt ihn, so sehr er kann; die halb triviale, halb alberne Dedication an seinen Freund Saphir, die diesem und dem Leser die kleinsten Details ihrer vereinten Erlebnisse wieder vorführt, und in der Oettinger sich den schwarzen, jenen den blonden Bösewicht nennt, ist ein schlagender Beweis, wie wenig gewisse Schriftsteller ihr Publi-
cum und sich selbst achten, und gibt einen vollkommen hin-
reichenden Begriff von der Sinnesart und Bildung des Verf. Doch wir nehmen es mit einer solchen Erscheinung zu genau; Hr. Oettinger hat einiges Talent — wenn er es nicht hätte, müßte bei dieser Art, die Sachen aus dem Ärmel zu schütteln, noch weit weniger herauskommen — und er ist nicht ohne den Witz der niedrigsten Gattung; man amusirt sich wol eine Stunde mit seinem Buche, wenn man gar nichts darin zu finden erwartet und nichts Besseres zu thun hat; es ist Futter für das Publicum der Kaffeehäuser und schlechten Journale, auf deren Boden es erwuchs; für Commis, Handelsreisende, alte Börsenmänner u. s. w. Hr. Oettinger ist ein Lebe-
mann; lustig und harmlos geht er in seinen Erzählungen den Dingen mit wenig Worten grade zu Leibe; von un-
nützer Philosophie oder Reflexion finden wir hier nichts; Facten und Witz, oft nicht gehauen, nicht gestochen; wo von Leidenschaft oder zartern Verhältnissen die Rede, zeigt sich unter modernem Firniß Alles roh wie die Wachtstube. Doch schon zu viel für diese Blätter über ein Buch, was keins ist! Am gelungensten unter den Aufsätzen — wenn man sie so nen-
nen darf — schien uns „Der Barbier der romantischen Schule", ein Barbier, welcher die ganze romantische Schule in Paris barbiren will und behauptet, die besten Sachen in sämmt-
licher Dichter Werken gemacht zu haben, was Hrn. Oettinger so lächerlich vorkommt, daß er sich in seiner Erzählung mehre Male unterbricht, um uns zu vertrauen: „Ich wollte platzen!" Man sieht, die französischen Barbiere haben Geschmack und müssen sich Figaro zum Muster gewählt haben; unsere deut-
schen würden sich darauf beschränken, von den großen Herren zu reden, die ihnen unter die Finger kamen. Das „Dreifarbige" steht in keiner weitern Beziehung zum Inhalt und scheint nur die Buntheit der Confusion andeuten zu sollen.

4. Die Luftschiffer. Novelle aus dem Schattenreiche von F. Th. Wangenheim. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1836. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Es gibt wirklich Dinge, die unter der Kritik sind, und Bücher, mit deren Anzeige sich dieses Blatt vermöge der Stellung, die es einnimmt, nicht befassen dürfte. Etwas Abge-
schmackteres und Wahnsinnigeres als die vorliegende Erfindung war uns lange nicht unter die Augen gekommen; es ist uns dabei um den Verstand des Verf. bange geworden. Zugleich schreibt er: „Eine Farce, die Tendenz ein geprellter Jun-
ker in dem großen Paris." Die Tendenz einer Farce ein geprellter Junker! — „Ich finde mir geschmeichelt." — „Monsieur le baron, il ne sera pas ma faute quand" — „sie verfolgte sich", statt: sie fuhr fort zu reden. Eine der Heldinnen (und es geht dabei sehr hochtrabend zu) ist eine Säuferin, die zittert und nicht mehr auf den Füßen stehen kann, bevor man sie durch ein Glas Cognac, nach dem sie auch fortwährend schreit wie der Hirsch nach Wasser, gestärkt hat — überhaupt wird sehr viel von „Spirituosen" gespro-
chen —; eine zweite existirt in einem schlechten Hause, ein klei-
ner Savoyard ist der Bruder dieses Schwesterpaares, ein Herr im schwarzen Sammetrock der verkleidete Geist der vergifteten Mutter dieser drei Kinder, welcher ihnen wie ihr Schutzengel folgt. Besonders interessant scheint das moralische Declami-
ren jenes würdigen Kleeblatts gegen den Selbstmord, für den sie sich Alle zu gut dünken; am Ende ruft der Graf, der ihnen begegnet und ihre Schicksale an sich vorübergehen sieht: „Gott, Gott! ich werde verrückt." Die einzige Bemerkung in dem Werke, die unsere Sympathie erregt hat.

5. Der Mönch. Historischer Roman von F. Th. Wangen-
heim. Erster Theil. Der Hof zu Palermo. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Raumer's „Hohenstau-
fen" auch zu einer Reihe von Romanen Anlaß geben könnten, wie sie einen Cyklus von Dramen hervorriefen. Dann wolle aber der Himmel, daß diese besserer Art seien als vorliegende Darstellung des Hofes Friedrich II., deren Abgeschmacktheit wirklich ohne Geschmack und Farbe, rein wässerig ist. Die kümmerliche Intrigue, die sich durch ganze Blätter historischer Auszüge und endlose Beschreibungen von Ritterazügen und Festen windet, ist so geistesleer und albern, daß sie aufhört, eine zu sein; so sinnlos, daß es schwer wird, ihr zu folgen, weil man immer einen andern Zusammenhang als den vom Verf. beabsichtigten sucht und da doch etwas zu finden hofft, wo in der Wahrheit und Wirklichkeit nichts ist; kurz, das Ganze ist so rein langweilig-schlecht, daß es nicht einmal Stoff zum Lachen gibt. Sprachfehler wie in dem vorigen Buche haben wir nicht gefunden.

6. Die beiden Alberts oder der Homöopath. Novelle von Penseroso. Drei Bände. Leipzig, Wienbrack. 1837. 8. 5 Thlr. 18 Gr.

Ueber die „Gebirgsreise", ein früheres Product des Hrn. Verf., hatten wir schon das Vergnügen, in d. Bl. zu sprechen, und wir begegnen demselben Charakter in der vorliegenden Er-
findung: dieselbe Milde, das angenehm Fließende der Erzäh-
lung, die nichts Außerordentliches bringt und doch durch ein-
fache Wahrheit und ein gewisses poetisches Element, welches sich eher fühlen als definiren läßt, anzieht. Von großen Ef-
fecten, entschieden gezeichneten Charakteren, vom Besondern in irgend einer Art ist hier nicht die Rede; das Gegebene mit seiner Fabel scheint uns anfangs ziemlich dünn und wässerig, und doch läßt man sich's gefallen, liest gern weiter und wird auf der Fläche der Erzählung getragen wie auf dem Spiegel eines klaren Sees. Die Liebe in den Mittelständen ist auch hier wie in der „Gebirgsreise" der Hauptgegenstand derselben: „die beiden Alberts" sind zwei Verehrer der Heldin, von de-
nen der zuletzt auftretende den ersten aussticht. Wir verlassen das glückliche Ehepaar, um den ersten Albert sich mit der Zeit, der Vernunft und einer andern Geliebten, der Tochter seines medicinischen Professors in Jena, trösten zu sehen. Aber Al-
bert fällt ab zur Homöopathie, und „der Homöopath" ist der alte Hahnemann, der unter dem Namen Westmann, von der Verehrung des Verf. geleitet, eingeführt wird. In Folge die-
ses Abfalls hat Albert einige Kämpfe mit dem Vater seiner Geliebten zu bestehen, besiegt jedoch zuletzt seine Abneigung, sowie sein dürftiges Geschick und führt die treue Ottilie heim. Es ist wenig, fast nichts, was diese Erfindung uns gibt, und beide Liebesgeschichten laufen mehr neben- oder hintereinander

her, als daß sie ineinander eingriffen; aber die einfache An-
muth der Details, die sanfte Wärme in den Verhältnissen
beider Geschlechter zueinander, die uns in die Zeit der Goethe'-
schen Jugend versetzt, das Poetische eines geselligen Tons, der
längst der Kälte und dem Egoismus wachsender Culturzu-
stände, der Härte eines nur materiellen Zeitalters und der Un-
bedeutenheit der jetzigen Jugend wich, um der leersten, lang-
weiligsten Convenienz Platz zu machen, erfrischt unsere Seele,
und wir legen das Buch aus der Hand, ohne uns zu einem
zu strengen kritischen Urtheile geneigt zu fühlen. 131.

Halbe-Portionen-Literatur.

1. Acht Kreuzer die halbe Portion! Oder die gerechte Entrü-
stung und Krawall der Schoppenkunden gegen die weise Ge-
setzgebung und das Complott der Gastwirthe. Eine Local-
posse in einem einzigen Act und Auftritt. Darmstadt im
September 1837.
2. Acht Kreuzer die halbe Portion! Zweite Hälfte. E schnea-
kig, beajalich Neachohmung vun de voanehme Posse. In
vier Acten. Darmstadt.
3. Der Halbe-Portionen-Streit in Darmstadt. Ein episches
Gedicht in vier Gesängen, den Wirthen und Gästen zu glei-
chem Nutz und Frommen verfaßt vom Verfasser des Later-
nenmännchens. Darmstadt 1837.

Wie Paris sich zu Darmstadt verhält, so verhalten sich
Cormenin's donnernde Pamphlete zur — Halbe-Portionen-Li-
teratur. Die Halbe-Portionen-Literatur ist das x, die bis-
her unbekannte Größe. In Darmstadt lebt man friedlich und
ruhig. Wenn der Mann nach seinen Kanzleistunden oder sei-
nen sonstigen Tagesbeschäftigungen Abends sein Spielchen, sein
Pfeifchen oder sein Schöppchen hat, kehrt er dann vergnügten
Antlitzes nach Haus zu Frau und Kind, ißt zu Nacht und legt
sich zu Bett. So die Soliberen. Andere, welche mehr Zeit,
Neigung und Geld haben, suchen auch wol schon am Morgen
das Schöppchen, und das Essen gesellt sich dazu. Das prosai-
sche Essen! Aber es ist nun einmal so.

Unter diesen Verhältnissen kann man leicht begreifen, wie
eine Veränderung, in der freundlichen Gewohnheit des Essens
und Trinkens vorgenommen, auf den Magen und folgeweise
auch auf die Phantasie solcher guten Leute wirkt. Sie wären
vielleicht im Stande, gleich den Nordamerikanern eine Revo-
lution anzufangen, aber nicht über eine neue Theeauflage, son-
dern über den erhöhten Preis von Essen und Trinken.

Solches drohte neulich. Die darmstädter Wirthe verab-
redeten untereinander, keine halben Portionen mehr abzugeben,
ausgenommen um zwei Kreuzer mehr und bei Vermeidung
einer Conventionalstrafe von 25 Fl. für jede Zuwiderhandlung.
Bis dahin war nämlich gebräuchlich gewesen, für den halben
Preis auch eine halbe Portion abzugeben: eine bequeme Ein-
richtung für den Gast, der so einen ganzen Archipelagus von
Gerichten umschiffen konnte, aber eine höchst unbequeme und
unvortheilhafte für den Wirth, der, bei gleichem Aufwande für
Bedienung, immer mehr zuschnitt, wenn er eine halbe Portion
auf den Teller legte, als verhältnißmäßig bei einer ganzen.
Dabei die erhöhten Preise mancher Lebensmittel, welches Manco
zu decken jedes erlaubte Mittel räthlich schien.

Aber nicht Alles, was erlaubt ist, ist räthlich. Die Gäste
schrien Zeter. Sie glaubten, immer im Trinken so viel gethan
zu haben, daß der Wirth nun auch einen kleinen Schaden beim
Essen nicht ansehen dürfe. Es drohten Emigrationen; Männer,
die im Wirthshaus alt geworden, wollten sich nun plötzlich aufs
alte Theil setzen, und Sausewinde bekehrten sich, wenigstens
vorläufig mit Worten, zum Princip der Häuslichkeit.

Vielleicht schon früher würde sich die Sache gegeben haben,
wären nicht die ersten Gasthalter durch ihr Bündniß mit den
kleinern Gastwirthen vorerst noch genirt gewesen. Es mußte
erst diese Mesalliance wieder gelöst werden. Das geschah nicht
ohne Schwierigkeiten.

Aber schon gaben die Wirthe wieder halbe Portionen, als
sich erst die Literatur des Gegenstandes bemächtigte, nämlich
die Halbe-Portionen-Literatur. Außerdem meldete die frank-
furter „Didaskalia" in ihren Correspondenznachrichten davon.
Allwärts gab's ein Gewärme von halben Portionen. Die ei-
gentliche, rechte Literatur hätte nichts damit zu thun, wenn
nicht in solchen Erscheinungen angedeutet läge, worum sich un-
sere Interessen drehen und was wir werth sind. Laßt die Fra-
gen des Tages gehen, wie sie wollen, laßt die wichtigsten staats-
rechtlichen Zustände an euch vorübertosen, ihr hört's nicht, ihr
wollt, ihr dürft es nicht hören! Aber streitet man sich um
halbe Portionen, dann hebt eure Klio den Griffel, eure Thalia
greift nach der Maske, und der ganze Chor der Musen tritt
ins Gewehr! Doch nun — kurz — zu den Schriftchen!

1. Nicht weniger als acht Gäste streiten sich hier mit
Wohlfried, dem Wirth, der für die halbe Portion acht Kreuzer
will und nicht davon abläßt. Als ein Pröbchen der darin wal-
tenden Poesie gelte Das, was „der Stallmeister" sagt (und es
ist noch nicht das Schlechteste):

Bei Gott! ja, wenn auf die Halbschoppen geschlagen
Sie hätten zwei Kreuzer, so wollt' ich nichts sagen;
Denn da wir ja kommen, den Durst hier zu stillen,
Zum Teufel! und nicht uns den Magen zu füllen,
So könnten alsdann wir die Wirthe dran kriegen
Und sie um zwei Kreuzer ganz ehrlich betrügen:
Man tränke dann lieber 'en Ganzen mit Freuden,
Als an einem Halben Betrug zu erleiden;
So aber, wenn man nicht betrogen will sein,
So frißt (!) eine ganze Portion man hinein.

Und solche poetische Misere brachten sogenannte Schauspieler
auf dem sogenannten Sommertheater in Darmstadt zur Auf-
führung!

2. Seitdem der „Bürgercapitain" sein Glück gemacht,
meint Jeder, wenn er im Volksdialekt schriebe, gleichen Glückes
gewiß zu sein. Doch nur

wie er sich räuspert, und wie er spuckt,
Das hat man ihm glücklich abgeguckt.

Volksdialekte machen noch keine Volksstücke und am we-
nigsten Volkswitz. Übrigens ist dieses Nr. 2 doch schon besser
als Nr. 1 und namentlich der Gedanke nicht übel, indem der
Gastwirth Dickhaut dem Bäcker und Metzger ihre theuern
Fleisch- und Brotpreise vorwirft, diese selbst unter sich deshalb
in Hader gerathen zu sehen, was dann die allgemeine Versöh-
nung einleitet.

3. Im bekannten Versmaß der „Travestirten Äneide"
Blumauer's sind hier 25 Strophen weniger gedrechselt als grob
geschnitzt und mit Capitelüberschriften auf die 56 Seiten ge-
bracht. Wenn also auch nichts splendid an dem Schriftchen
wäre, so ist's doch der Druck. Aber auch mit Complimenten
war der Verfasser splendid. Die Göttin Eris sieht sich nach
Kriegsgelegenheit um; sie scheint keine Zeitung zu lesen, denn
sonst wüßte sie von Spanien und Algier. Genug, sie blickt nur
steif und fest auf das Großherzogthum Hessen.

Dort sitzt das edelste Geschlecht
In Darmstadt auf dem Throne,
Gibt gleiche Lieb' und gleiches Recht
Dem Herrn und Bauernsohne.
Es ruht des besten Fürsten Blick
Voll Liebe und Familienglück
Auf seines Enkels Wiege. (S. 7.)

Also, wo Alles so glücklich und ruhig ist, will Frau Eris Un-
frieden säen. Sie thut's auf die oft erwähnte Weise. Endlich
besänftigt die Göttin Eintracht wieder Alles. Auf dem Um-
schlage des Schriftchens befinden sich zwei Lithographien, Sce-
nen aus der Geschichte. Einige Portraits bekannter Schoppen-
gäste, besonders das „des Stallmeisters", sind da gut ge-
troffen. 164.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 329. —— 25. November 1837.

Max von Schenkendorf's sämmtliche Gedichte. Erste vollständige Ausgabe. Berlin, Eichler. 1837. 8. 2 Thlr.

Wer ist dieser Sänger? Woher seine Sprache? Ist es dieselbe deutsche, welche zwischen Weichsel und Rhein jetzt gesprochen wird? Die Worte sind es, die Redefolgen, die Reime; aber wo kommt der Sinn her? In alle Dem, was seit zehn Jahren gesungen, gedichtet und gedruckt worden, findet sich nichts von den Gedanken, welche diese Lieder aushauchen. Es ist eine fremde, völlig fremde Welt, die der Dichter citirt, ohne Zusammenhang, ohne Einklang, Verwandtschaft mit dem jetzt Geltenden, mit dem Ausgesprochenen. So ist nicht die antike Welt, der Markt in Athen, das Forum in Rom von unserer Gesellschaft verschieden als dieses Max von Schenkendorf Bilder, Träume, Wünsche, Ideen von denen, die unter den heutigen Deutschen laut werden. Citirt er aus dem Grabe eine uralte Vergangenheit? oder sind Alles nur Dichterphantasien, die niemals eine Wirklichkeit hatten? Aber so hat noch kein Dichter erfunden, was nie war, und seine vollendete Sprache gehört dem Jetzt an; es ist die höchste Blüte des Ausdrucks, zu der deutsche Dichtung sich erhoben hat. Doch wenn er Erlebtes besingt, wenn sie einmal wirklich war, eine ins Leben getretene Offenbarung von Glaube, Liebe und Hoffnung unter einer begeisterten Generation, wie konnte eine solche Blüte eines Volkslebens in zwanzig Jahren wieder so spurlos verschwinden, als wäre eine Sündflut, eine Hunnenzeit, eine Pest dazwischen gewesen, die jene glücklichen Geschlechter mit Stumpf und Stiel ausgerottet hätte?

So könnte ein Ausländer fragen, der zehn Jahre unter uns gelebt und unsere Sprache aus unserer neuesten Poesie gelernt hätte, wenn ihm plötzlich diese Gedichtsammlung ohne Titel und Jahreszahlen als eine neue Erscheinung des Buchhandels in die Hände fiele. Mag er in Anastasius Grün oder Lenau, in Chamisso oder Raupach, in Börne oder Heine, mag er bei allen Repräsentanten der gegenwärtigen Poesie, Wissenschaft und Kunst nachforschen, nirgend findet er dem verwandte Klänge. Alle, auch die echt Begeisterten für Wahrheit, Licht, Recht, Vaterland singen, sprechen, denken anders. Die Zeit, die Max Schenkendorf repräsentirt, scheint völlig abgeschlossen wie eine historische Thatsache hinter uns zu liegen. Die Gegenwart, auch in ihren bessern Vertretern, mag seine Begeisterung bewundern, sie theilt aber nicht mehr seine Gefühle. Wie völlig fremdartig, wie gewissermaßen gespensterartig klingt uns das schöne Gebet eines protestantischen Dichters an, der 1810 bei der Gefangenschaft des Papstes dichten konnte:

Hör' auf deines Volkes Flehen,
Heiland, laß vorübergehen
Deiner Kirche Todeswehen.

Was ihr deine Huld gespendet,
Ach ihr Kleinod ist entwendet,
König, deine Braut geschändet.

Räuber haben Hohn gesprochen,
Sind mit Lästerung und Pochen
In dein Heiligthum gebrochen.

Deine Heerde wird zerstreuet,
Weil der Wolf, der dich nicht scheuet,
Ihr mit neuen Sünden dräuet.

Thränen rufen dich und Lieder,
König, sende Hülfe nieder,
Gib ihr ihren Hirten wieder u. s. w.

oder das Lied eines deutschen Patrioten, der wenige Jahre später den Kaiser Alexander so ansingen konnte:

Ein Held ist ausgezogen,
Ein Held der Freundlichkeit,
Ihn trug auf rauhen Wogen
Die wild bewegte Zeit.
Er nahm zu Schwert und Schilde
Den Glauben und die Treu,
Sein Gürtel heißet Milde,
Sein Gott sein Feldgeschrei.

Ein Held ist ausgezogen,
Ein Retter dieser Zeit,
Mit Roß und Mann und Bogen
In Gottes heil'gen Streit.
Es drang zu seinen Ohren
Ein hohes Gotteswort,
Da hat er sich verschworen,
Der Freiheit Held und Hort.

Und der Gesang kam aus der Fülle der Überzeugung, und alle Bessern seiner Zeit, alle für Begeisterung Fähigen in seinem Volke theilten sie. Es war der schöne Widerhall heiliger Gefühle, für die viele Tausende Blut und Leben einsetzten. Es war ein Hauch in der Jugend, Max Schenkendorf ihr Barde; und diese Jugend sah auch vor sich Morgenroth, sie träumte auch von ei-

nem Scheiterhaufen, auf dem das Abgelebte und Welke, das kindisch gewordene Alter zu Asche werden und aus dem der Phönix einer neuen schönen Zeit sich erheben sollte. Zwanzig Jahre verstrichen, und wo ist der Phönix, wo die verbrannten Stoffe? Sind die Franzosen und ihr Neubabel, Paris, ihre Sprache und Philosophie, ist der Deismus und Atheismus, die Nachäffung des Fremden, der Bureaukratismus und alle Administrationsmaximen des 18. Jahrhunderts, die dem heiligen Begriffe: Volk, Eintrag thaten, sind alle diese Symptome altersschwacher und schädlicher Begriffe verschwunden, oder haben sie ihr Anrecht am Leben aufs Neue dargethan? So wenig Jahre, kaum genug, damit ein jüngeres Geschlecht aufwachsen konnte, und die Gefühle einer großen Zeit wären für die Jetztlebenden unverständliche Hieroglyphen, wenn sie in den Tafeln der Geschichte nicht ihre Erklärung fänden!

Wer von einer wüsten Insel, wohin ihn ein Schiffbruch von der Geschichte des letzten Menschenalters isolirt hätte, zurückkehrte und die Geschichte der versäumten Zeit aus diesen Gedichten erst lernte, er würde nicht umhin können, diese Zeit zu bewundern. Nicht jede Epoche im geistigen Entwickelungsproceß hat solche Monumente aufzuweisen, die so klar und erhebend Zeugniß der Nachwelt ablegen von dem Geiste, welcher die Mitstreitenden belebte. In Max v. Schenkendorf's Gedichten entfaltet sich unserm Auge die ganze Zeit des Befreiungskrieges von der französischen Herrschaft deutlicher als in irgend einem Geschichtswerke, mit allen ihren Motiven, Vorbereitungen und Tendenzen. Nicht jeder Freiwillige, nicht jeder Edelmann und Bürger, nicht jeder Landsturmmann und Staatsdiener fühlte und dachte wie Schenkendorf; Gemeines und Egoistisches hat sich auch da wie zu jeder Zeit in die Flamme vaterländischer Begeisterung gemischt, auch fehlten nicht Intrigue und diplomatische Berechnung, wo der gläubige Dichter nur einen lautern Strom heiliger Theilnahme gewahrt. Aber das überwiegende Element war rein, und Schenkendorf faßt es in einem Spiegel auf, der die Lichtpunkte noch verklärt, die Schattenseiten zurücktreten läßt. Ehren wir die subjective Lauterkeit des Charakters und beneiden den Glücklichen, den in der Begeisterung für das heilige Feuer, dem er opferte, kein Zweifel beschlich, der seinen Arm lähmte, seine klare Stimme dämpfte.

Welche wunderbare Kraft der Wahrheit hat, ein Prologus und Manifest des ganzen Menschen und Dichters, seine Erklärung, „warum er ins Feld zog“:

Ich zieh' ins Feld, mich hat geladen,
Ein heiliges geliebtes Haupt;
O Dank den ew'gen Himmelsgnaden,
Mein König hat den Kampf erlaubt.

Ich zieh' ins Feld für meinen Glauben,
Für aller Welten höchstes Gut;
Am Nile schwur der Feind, zu rauben
Uns vom Altar des Heilands Blut.

Ich zieh' ins Feld für ew'ges Leben,
Für Freiheit und uraltes Recht;
In frischer Kraft soll sich erheben
Der Mensch, zu lange schon ein Knecht.

Ich zieh' ins Feld um Himmelsgüter
Und nicht um Fürstenlohn und Ruhm;
Ein Ritter ist geborner Hüter
Von jedem wahren Heiligthum.

Ich zieh' ins Feld für Deutschlands Ehre,
Daß Lustspiel alter Heldenwelt,
Daß Lied und Minne wiederkehre
In unser grünes Eichenzelt.

Ich zieh' ins Feld mit freien Bauern
Und ehrenwerther Bürgerzunft;
Ein ernster Schlachtruf ist ihr Trauern
Um alter Zeiten Wiederkunft.

Ich zieh' ins Feld, daß ferner gelte
Mein Adel, meine Wappenzier,
Daß mich der Ahnen keiner schelte
Einst an des Paradieses Thür.

Ich zieh' ins Feld für meine Dame,
Die schönste weit im ganzen Land,
Daß ohne Tadel sei der Name,
Den sie zu tragen würdig fand.

Ich zieh' ins Feld, wo tausend sinken
Als Bürgen einer bessern Welt;
Soll mir der Todesengel winken,
Hier bin ich, Herr, ich zieh' ins Feld!

Wo in unsern Tagen spricht Einer so ehrlich und klar vor sich und Andern sein politisches und religiöses Glaubensbekenntniß aus? In der Sprache von heut wird man es ein aristokratisches nennen. Freilich, mit den Tendenzen unsers jungen Muthes hat es nichts gemein; aber ich meine, auch nichts mit der Aristokratie, die sich heut wieder rehabilitirt fühlt und nicht der Meinung ist, daß sie noch nöthig hat ins Feld zu ziehen, damit ihr Adel ferner gelte. Damals war ein Moment, wo auch der deutsche Adel sich wieder mit der Zeit hätte versöhnen können, wenn Alle gedacht hätten wie Schenkendorf, er müsse aufs Neue verdient werden. Der Augenblick ist verscherzt und kehrt nicht wieder. Schenkendorf's Aristokratismus, der nicht „um Fürstenlohn“ ins Feld ziehen wollte, hat mit dem unserer Conservativen nichts zu thun, denen ihre Privatrechte heiliger sind als Ideen.

Christenthum, sein König, sein deutsches Vaterland mit allen seinen Überlieferungen, die Freiheit und seine Geliebte, das sind des Sängers Ideen; ein reicher Kreis, den er in mannichfachen Verschlingungen zu Kränzen windet.

Aus jener Epoche geistigen Aufschwunges, wo der Glaube wieder eine so bedeutende Rolle spielte, reichen noch einzelne Dichter bis auf uns herab, in deren Liedern Christus, Kirche, Glaube bei jedem dritten Worte vorkommen. Wie der bekannte Sir Andreas Agnew im britischen Parlamente durch seine perpetuellen Motionen auf Verschärfung der Sabbathsfeier der Sache der wahren Religiosität nicht wenig in England geschadet hat, haben auch sie in unserer Poesie für ihre Sache schlecht gewirkt. Selbst Dichter von echt religiösem Sinn scheuen sich jetzt vor dem Gebrauch von Worten, die durch den Misbrauch, den man mit ihnen trieb, um ihren Credit gekommen sind. Von dieser häßlichen Anwendung heiliger Namen findet sich in Schenkendorf's Gedichten nichts.

Sein Glaube ist felsenfest, freilich in das Gewand der Zeit gekleidet, in der er auftrat; aber die rührende Unschuld, mit der er seinen alten Gott anruft, dürfte selbst Den ergreifen, der keinen erkennen will. Sein Christenglaube ist durchaus heiter, ich möchte ihn sonnenklar nennen. Entfernt bleibt alles mystische Prunken mit Gefühlen, die ihm allein gegeben wären und Andere nicht hätten. Er will die stetige Gewißheit seines Glaubens nicht Andern ausdrängen, er verketzert nicht, spricht keinen Bann und schleudert kein Anathema.

Aus allen seinen Liedern ist der Nebel entfernt, den man gern als charakteristisches Zeichen der romantischen Epoche ansieht, welcher Schenkendorf allerdings angehört. Ebenso fern ist die Sentimentalität einer vergangenen Epoche, und noch weniger brüstet sich ein brutales Reckenthum. Die feste Zuversicht, daß Alles gut werden wird, quillt und leuchtet aus allen seinen Liedern:

Was alte Lieder singen
Und manches liebe Bild,
Und was die Becher klingen,
Wird Alles noch erfüllt.

Die meditirende Wehmuth findet bei ihm so wenig Einlaß, als ihm eine andere Ironie bekannt ist, als die der bittere Haß gegen den Feind des Vaterlandes ihm eingibt. Sonst kennt der durchaus gesunde, frische Sänger keinen Feind; Zweifler, mit sich selbst Zerfallene sind seinem reinen Glauben fremd. Als Motto unter das Bild des Dichters Schenkendorf möchte ich folgende Strophen aus seinem „Häuslichen Stillleben" hinsetzen:

Mein Fenster geht nach Morgen,
Nach Morgen geht mein Sinn;
Da ziehen meine Sorgen
Und meine Sehnsucht hin.

Ihr Mitternachtsgesichte,
Nun weichet weit zurück;
Mich grüßt vom reinen Lichte
Der erste frühe Blick.

Die Luft um Brust und Locken
Mir spielet frisch und mild;
Wohin denn willst du locken,
O Luft, so gotterfüllt?

Die fernen Klänge bringen
So rührend in mein Ohr,
Hinauf möcht' ich mich schwingen
Zum Aufgang hoch empor.

Das goldne Thor steht offen,
Die liebe Stimme spricht:
Da weilt mein süßes Hoffen,
Da wohnt das ew'ge Licht.

(Der Beschluß folgt.)

Historisch-diplomatische Beiträge zur Geschichte der Stadt Berlin. Erster Theil: Berlinisches Stadtbuch. Zweiter Theil: Berlinische Urkunden von 1261 — 1550. Dritter Theil: Berlinische Regesten von 949 — 1550. Herausgegeben von E. Fidicin. Berlin, Hayn. 1837. Gr. 8. 6 Thlr.

Auf eine sehr erfreuliche Weise hat sich in unsern Tagen der Sinn städtischer Behörden und Corporationen nicht blos in Verschönerung und Verzierung der Städte, sondern auch in sorgfältiger Erhaltung alterthümlicher Denkmäler und in Sammlung von Documenten bewährt. Ja, es ist, während die Vertheidiger des Nützlichkeitsprincips und anderer Institute, deren Brauchbarkeit mehr für den Augenblick berechnet ist, allem Historischen den Krieg angekündigt zu haben scheinen, eine sehr wohlthuende Erscheinung, daß Männer, die mit Fleiß und Eifer sich der Erforschung ihrer vaterländischen und städtischen Vorzeit gewidmet haben, Schutz, Unterstützung und Aufmunterung bei städtischen Behörden und Corporationen finden, sodaß also der Antheil an der Geschichte der Vorzeit selbst bei Vielen noch sich erhalten hat, welche, ohne eigentlich dem Gelehrtenstande anzugehören, doch Gelehrsamkeit und treufleißige Studien noch zu achten verstehen. Dazu gab unlängst die Stadtgemeinde der märkischen Stadt Fürstenwalde einen schönen Beleg, indem sie ein vom Archidiakonus Goltz über die Geschichte der Stadt verfaßtes Werk von beträchtlichem Umfange drucken ließ. Einen neuen Beweis von Patriotismus gibt die Entstehung des vorliegenden Werkes. Der Magistrat und die Stadtverordneten von Berlin einerseits haben den Arbeiten zur Geschichte Berlins, denen sich seit einer Reihe von Jahren der Registrator bei der Stadtverordnetenversammlung, Hr. Fidicin, gewidmet hatte, die größte Berücksichtigung gewidmet und demselben nicht blos die Benutzung aller ihrer Archivalien erleichtert, sondern auch auf pecuniairem Wege die Erscheinung seines Buches auf alle Weise gefördert. Dadurch ist zuerst die Möglichkeit entstanden, dereinst eine ausführliche und gründliche Geschichte von Berlin zu erhalten, indem die bisher bekannt gewordenen Urkunden in Küster's Sammlung sich als unzuverlässig ausweisen und in den Geschichten Berlins von Nicolai, König und Wilken zwar Vieles in jenen Urkunden berichtigt ist, doch aber nicht so sicher vorgeschritten werden konnte, als es künftig einmal mit Benutzung der vorliegenden Schrift möglich sein wird. Man könnte wol wünschen, daß Wilken, dem wir bereits einen trefflichen Abriß der Geschichte Berlins verdanken, sich dieser Arbeit unterziehen und die gesunde Kritik, durch welche er zur Aufhellung der Geschichte der Kreuzzüge so Vieles beigetragen hat, auch auf die Geschichte Berlins, seiner zweiten Vaterstadt, anwenden möchte.

Hr. Fidicin benutzte in dem vorliegenden Werke die Urkunden, Copialbücher und Acten des königlichen geheimen Staats- und Cabinetsarchivs, welches ihm durch seinen Vorsteher, den Geheimenrath v. Tzschoppe, auf das liberalste eröffnet worden ist; dann die beim Kammergerichte zu Berlin verwahrten Copialbücher des ehemaligen kurmärkischen Lehnsarchivs, die Urkunden der domcapitularischen Archive in Berlin und Brandenburg und die Archivalien märkischer Städte, besonders des Stadtarchivs zu Berlin, unter denen er besonders das sogenannte kölnische Copialbuch und zwei ältere Stadtbücher, von denen das eine der Rath von Berlin, das andere der Rath von Köln geführt hat, namhaft macht. Das berlinische Stadtbuch war auf eine nicht genau zu ermittelnde Weise in die Stadtbibliothek zu Bremen gekommen und ist von dem dasigen Senate dem Magistrate zu Berlin auf sehr freundliche und liberale Weise überlassen worden. Es ist gewissermaßen der Kern des ganzen Werkes und enthält in sieben Büchern die vollständige städtische Einrichtung, die Einnahmen und Ausgaben der Stadt, die landesherrlichen Confirmationen und Privilegien, die Handfestungen und Statuten des Rathes, namentlich die Verordnungen für die Gewerke, das Schöffenrecht, die Nachweisung der vorgekommenen Criminalfälle, die Anerkenntnisse und Schuldbriefe für Diejenigen, welche Renten von der Stadt erkaufen, die Verpfändung der Zinsgüter, eine Bürgerrolle und einen Anhang über geistliche, Kirchen- und Schulabgaben und öffentliche Stadtangelegenheiten. Hr. Fidicin hat den Abdruck mit großer Sorgfalt geleitet, Überschriften hinzugefügt und durch kürzere oder längere Anmerkungen (als Belege der letztern nennen wir die über die Lage des berlinischen Rathhauses auf S. 38 fg. und über die Hegung des berlinischen Rothgedinges auf S. 85 fg.) das Verständniß für den Bürger und Geschäfts-

mann erleichtert. Denn wir hoffen mit Hrn. Fidicin, daß auch solche in geschäftsfreien Stunden der Geschichte ihrer Vaterstadt oder ihres Vaterlandes einige Aufmerksamkeit zuwenden werden, und wäre es auch nur, um sich zu überzeugen, um wie viel mildere Sitte die spätere Zeit gebracht hat.

Im zweiten Bande finden wir eine reiche Sammlung berlinischer Urkunden von dem ältesten bekannten Verleihungsbriefe von 1261 — 1550. Sie enthalten meistens Eidesformulare, Einnahme- und Ausgaberegister des Raths zu Köln, Statuten über Innungs- und Gewerbeangelegenheiten sowie mehre Verträge und sind vorzugsweise aus dem kölnischen Stadtbuche entlehnt, also meistens ungedruckt. Außerdem hat Hr. Fidicin von den bereits gedruckten Urkunden nur diejenigen hier wieder aufgenommen, welche bei der Vergleichung mit den Originalien als unvollständig oder incorrect erschienen, oder in bereits selten gewordenen Werken enthalten und daher nicht leicht einzusehen sind. Überall sind die Quellen genau bezeichnet, auch die dermalige Beschaffenheit der Urkunden angegeben worden.

Ref. kann aus leicht begreiflichen Gründen nicht auf das Einzelne dieser Urkundensammlung eingehen; aber das darf nicht unerwähnt bleiben, daß wir durch Hrn. Fidicin's jahrelangen, mühevollen Fleiß, der sich nicht blos im Zusammentragen und Aufspeichern bewährt hat, eine neue, lebendige Einsicht in das Leben zu Berlin und überhaupt in den Marken vom 13. bis zum 16. Jahrhunderte gewinnen, die für den Historiker um so willkommener sein muß, da in Hüllmann's „Städtewesen des Mittelalters" diese Gegenden nur wenig berücksichtigt worden sind. Wer einmal also die umfangreiche Arbeit unternimmt, ein ähnliches Werk zu verfassen, was nach Hüllmann's Buche keineswegs überflüssig ist, indem solches noch sehr viele Nachträge zuläßt (man vergl. nur Lappenberg's Bemerkungen in den „Jahrbüchern für wissensch. Kritik", 1828, Nr. 35—41), der wird mit vielem Danke das ihm hier von Hrn. Fidicin so höchst anspruchslos gebotene Material benutzen können.

Aber im dritten Bande hat der Verf. seinen Lesern gezeigt, daß er auch verstehe das Material zu historischen Zusammenstellungen zu benutzen. Dem ihm amtlich gewordenen Auftrage, Auszüge aus den berlinischen Urkunden in Form von Regesten zu liefern, hat er zuerst durch eine historische Zusammenstellung derselben (S. 1—169) entsprochen, die ein rühmliches Zeugniß von der Belesenheit und Genauigkeit ihres Verfassers ist. Nach einer Einleitung von den frühern Bewohnern der Städte Berlin und Köln und von den Namen beider Städte bestimmt er die erste Periode von der Verleihung des Stadtrechts an die Städte Berlin und Köln bis zur Einrichtung einer eignen Verwaltung für jede derselben (wahrscheinlich von 1232 — 1307), die zweite von der Verbindung Berlins und Kölns zu einer gemeinschaftlichen Stadtverwaltung bis zur völligen Entwickelung derselben (1307 — 1442), die dritte von der Trennung der gemeinschaftlichen Stadtverwaltung bis zum gänzlichen Verfalle des katholischen Gottesdienstes in beiden Städten (1442 — 1539). Alles, was zum städtischen Leben gehört, ist hier aus den Regesten, auch mit Benutzung der Schriften von Wohlbrück, Raumer, Riedel und Anderer, sehr übersichtlich zusammengestellt, als städtische Verwaltung, kirchliche Verhältnisse, Stellung der Stadt zum Landesherrn, Privilegien einzelner Stände und Innungen, Kriegswesen, Steuern und Abgaben, Handel und Gewerbe, Einkünfte der Kämmerei, Verzeichniß der Stadtgüter, Militairverpflichtung der Stadt, Luxus- und Poliziegesetze u. s. w. Manches findet sich hier mit der Verfassung anderer Städte des Mittelalters übereinstimmend, Manches ist aber auch neu, namentlich über das Gewerbliche und einzelne Punkte der Stadtverwaltung. Unter den Verordnungen zur Aufrechthaltung der Sittlichkeit wird unter andern den Wollen- und Leinewebern verboten, mit nackten Füßen über die Straßen zu gehen und mit umherziehenden Gauklern um Geld zu spielen (I, 74 und II, 72); Weiber, welche sich beschimpften und schlugen, mußten gemeinschaftlich einen schweren Stein tragen und sich dabei schimpfen (Frouwen di sich schelden und slan, di scolen den steyn dragen und sich underlank prekelen, I, 134 und III, 73); wer die ihm gestattete Zahl von Schüsseln überschritt (bei Hochzeiten nicht mehr als 24 Schüsseln), mußte eine Geldsumme von 3 Schock Groschen (zwischen 20 und 21 Thaler) bezahlen und wurde später aus der Stadt verwiesen (I, 45 u. 267; III, 73).

Hieran schließen sich von S. 133—428 die Regesten selbst, genau und sorgfältig aus allen dem Herausgeber zu Gebote stehenden Archivalien geordnet. Von besonderer Wichtigkeit ist die hierauf folgende gelehrte Abhandlung des Herrn B. Köhne über das Münzwesen der Stadt Berlin, die auch seitdem einzeln abgedruckt ist.

Eine besondere Brauchbarkeit hat die vorliegende Schrift durch drei Register, ein Orts-, ein Personen- und ein Namen- und Sachregister erhalten. Das letztere ist mehr ein Glossarium zu nennen und darf wegen der darin enthaltenen grammatischen, antiquarischen und historischen Bemerkungen, die zum Theil von dem gelehrten Homeyer herrühren, nicht übersehen werden. Bei dem Artikel: „krân, krânt" (I, 27 u. 33), braucht nicht an der Bedeutung einer Winde zum Bau des Nikolaikirchthurmes gezweifelt zu werden. Dergleichen Gerüste blieben, wie richtig bemerkt ist, nach Vollendung des Baues noch stehen, um für einen möglichen Fall des Gebrauchs Kosten und Mühe zu sparen. Nicht anders verhielt es sich mit dem bekannten Krahn auf dem Dome zu Köln, den man dort gern als ein uraltes Wahrzeichen der Stadt ansieht und der daher 1819 wieder neu aufgerichtet worden ist, nachdem 1816 der alte schadhafte Krahn herabgenommen war. Dagegen ist von Hrn. Fidicin mit Recht ein Fragezeichen auf S. 293 des zweiten Bandes gesetzt, wo es in einer Verordnung der Räthe zu Berlin und Köln heißt: „Die langen Rysen will unser gnediger Herr nicht langer geleiten in die stedte Berlin und Cölln zu kommen oder darinnen zu sein." Vielleicht hätte der sprachkundige Hr. v. Meusebach in Berlin über diese „langen Rysen" Auskunft geben können.

Die Abbildungen von berlinischen Stadtsiegeln und Münzen sowie die Zeichnung von der Gegend Kölns, wie dieselbe vor der Gründung von Berlin muthmaßlich beschaffen gewesen ist, sind werthvolle Zugaben eines Werkes, durch das sich Hr. Fidicin um die Geschichte Berlins und der Marken große Verdienste erworben hat, die um so höher angeschlagen werden müssen, je bescheidener der Verfasser auftritt. 7.

Notiz.

Es ist vielleicht nach dem Erscheinen des Michaelismeßkatalogs, welcher in Süddeutschland hauptsächlich der literarischen Industrie in Stuttgart wieder einen großen Spielraum anweist, nicht uninteressant, eine kleine Statistik der dort lebenden Schriftsteller zu geben. Wenn wir nach dem Alphabete verfahren, so haben wir folgende Namen zu verzeichnen: Dr. Gustav Bacherer; Giehne (Redacteur des „Spiegels"); Dr. Franz Kottenkamp (Mitarbeiter des „Deutschen Courriers"); Legationsrath Kölle (Herausgeber der neuen Cotta'schen Quartalschrift); August Lewald; Legationsrath F. L. Lindner; Dr. Mebold; Dr. Ernst Münch; Dr. Wolfgang Menzel; Ernst Ortlepp; Paul Pfizer; Gustav Pfizer; Hofrath Reinbeck; Gustav Schlesier; Dr. Gustav Schilling; Dr. Wilhelm Zimmermann. Die Herren Groß-Hoffinger und Vollmer wanderten in diesem Jahre von Stuttgart aus; der Erstere ging nach Wien, der Andere hat sich durch Flucht mehren bürgerlichen Anklagen entzogen. Gustav Schwab ward bekanntlich als Pfarrer auf die schwäbische Alp versetzt, Uhland befindet sich nur während der Landtage in der schwäbischen Residenz. Weibliche Schriftstellerinnen zählt Stuttgart ausnahmsweise keine. 168.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 330. —— 26. November 1837.

Max von Schenkendorf's sämmtliche Gedichte. Erste vollständige Ausgabe.

(Beschluß aus Nr. 329.)

Von historischer Bedeutung werden Schenkendorf's Lieder, in denen er die einzelnen deutschen Fürsten und Völker zur Theilnahme am Kriege gegen Napoleon aufruft, bleiben. Seine volle poetische Kraft hat sich in einigen entladen. Sie athmen die Begeisterung des Zornes, die Macht der Überredung, gestützt auf eine heilige Überzeugung vom Rechte, das er vertritt. Aber derselbe Sänger wirkt ebenso tief und rührend, wo er von seiner Liebe singt. Es ist nur eine, aber sie erfüllt ihn ganz. Als Bräutigam, als Gatte, es sind dieselben Töne tiefer Innigkeit, voller Seligkeit, die ihm Sehnsucht im Vertrauen zur Braut, zur Gattin dictiren:

Honiglippe, Rosenmund,
Küsse mich zu jeder Stund'!
Arme, weich und wonniglich,
Liebesketten, bindet mich.

Dunkel ist das Felsenthal,
Und der Weg ist schwank und schmal;
Doch du leuchtest mir so gern,
Himmelsfunken, Augenstern.

Athem, Rede, Druck und Kuß,
Aller Wonnen Überfluß,
Engelseele, Götterleib,
Mein das allerschönste Weib.

Welche keusche Sinnlichkeit durchglüht diese Verse, die an süßer Wärme mit denen eines Günther wetteifern könnten, und gleich darauf die überschwellende Seligkeit des glücklichen Bewußtseins im Gedicht zum Geburtstag seiner Herrin (25. Januar 1814):

Willkommen mir im jungen Jahr,
Du schönster Schmuck der Erde,
Schließ' auf die Augen, fromm und klar,
Daß mir es Morgen werde.

Drei Güter hat die milde Hand
Der Vorsicht mir gegeben:
Die Freiheit und das Vaterland,
Und dich, mein holdes Leben!

Wie glänzen in der Freiheit Strahl
Die Thäler und die Höhen!
Wie wird mein freundliches Gemahl
In ihnen sich ergehen.

Der Frühling sendet schon den Hauch,
Die Welt will sich verjüngen;
Drum will ich, süße Herrin, auch
Nun scherzen, schaffen, singen.

Die Waffen leg' ich willig ab,
Geführt zu Deutschlands Ehren;
In Muschelhut und Pilgerstab
Will dich dein Ritter ehren.

Dann wandern wir, Land aus, Land ein,
Dem Guten nach, dem Schönen,
Und sehen in der Stadt am Main
Den deutschen Kaiser krönen.

So sind in seinem gesunden Dasein auch die Wünsche des Liebenden, Gatten, Patrioten und Freiheitsfreundes eins, alle rein und heilig, wir möchten auch sagen innerhalb der Grenzen frommer Bescheidenheit, wenn nicht der letzte Wunsch wäre. Aber in jener Zeit war es ein bescheidener, in Demuth und Hoffnung theilten ihn viele gleich Aufgeregte, gleich Begeisterte mit Max von Schenkendorf. Ist nicht in diesen Liebesliedern, die trunken sind von der Erfüllung der Wünsche, eine noch größere Kluft zwischen dem Jetzt und Damals als in den patriotischen? Die Patrioten von heut und die von 1813 und 1814 sind doch im Eifer und der Hoffnung eins, wenn auch nicht im Ziele; aber stelle man Heine's Liebeslieder den Schenkendorf'schen gegenüber! Welche Unseligkeit, welche Vernichtung ist in dieser wandelnden und doch in ihrer Art echten Liebesglut, wogegen den Glücklichen auch lange nach der Vereinigung noch die nämliche Seligkeit durchglüht.

Du liebes, frommes Wesen,
An dem dies Herz genas,
Das ich mir nicht erlesen,
Das mir mein Gott erlas;

Du, Holde, Schöne, Süße,
Du meines Lebens Stern,
Ich grüße dich, ich grüße
Aus weiter, weiter Fern'.

Zwei Jahre sind verronnen,
Seit uns ein Name nennt;
Wer zählet ihre Wonnen,
Wer mißt das Firmament?

Sind wir auch fern geschieden,
Die Lieb' hat süßen Brauch,
Ich fühle deinen Frieden
Und athme deinen Hauch.

In den Stägemann'schen Sonetten an Elisabeth findet sich Ähnliches; der Quell reicht aber über die Schen-

kendorf'sche Blütenperiode hinaus, und wenn ich auch keinen Grund habe, an der Innigkeit zu zweifeln, so ist die mehr antike Würdigung des Werthes doch etwas Anderes als dies frische Aufjauchzen einer durch und durch geläuterten romantischjugendlichen Empfindung, die in jedem Worte den Stempel der Wahrheit trägt.

Wie reich diese Sammlung an herrlichen Liedern ist, wie dasselbe frische Gefühl in tausend Blütenknospen ausschlägt, jede schön für sich und doch denselben Stamm, dieselbe Wurzel, aus der sie treibt, bekundend, ist uns doch eins, ein allbekanntes und viel gesungenes, das werthvollste geblieben; es ist Schenkendorf's „Andreas Hofer". Wenn wir zwischen einem Sänger und Dichter unterscheiden, hier ist er ein Dichter. Die Fülle des Gedankens, einer tief ernsten Anschauung quillt in wenigen Versen heraus, die zugleich der vollendetste Ausdruck dichterischer Sprache und so populair sind, daß sie Jeden rühren, Jeden zum Herzen dringen müssen, der dafür ein Herz hat. Von politischer Gesinnung ist da nicht die Rede. Einen Feind von Allem, was Deutsch heißt, muß es ergreifen, wenn Hofer, der Sieger, zu den Studenten, die ihm zur Feier spielen wollen, spricht:

Kniet bei euern Rosenkränzen,
Dies sind meine froh'sten Geigen;
Wenn die Augen betend glänzen,
Wird sich Gott der Herr drin zeigen.
Betet leise für mich Armen,
Betet laut für unsern Kaiser,
Dies ist mir das liebste Carmen:
Gott schütz' edle Fürstenhäuser!

Ich hab' keine Zeit zum Beten;
Sagt' dem Herrn der Welt, wie's stehe,
Wie viel Leichen wir hier säten
In dem Thal und auf der Höhe,
Wie wir hungern, wie wir wachen,
Und wie viele brave Schützen
Nicht mehr schießen, nicht mehr lachen:
Gott allein kann uns beschützen!

Ob der in Paris verstorbene Börne dies Lied kannte, als er die Recension über Immermann's „Trauerspiel in Tirol" schrieb, die für sich allein Alles in Zweifel setzen kann, was er von seiner Liebe zu Deutschland für Die declamirt hat, welche daran glauben mögen. Auch Heine hat sich versündigt an diesem großen Momente der deutschen Geschichte. Was kommt es denn darauf an, ob das Ziel, was die Tiroler erreichten, für sie ein glückliches war, was darauf, ob sie heut Dasselbe thun würden, was sie 1809 gethan, nachdem die Erfahrung sie belehrt und die Verhältnisse sich anders gestaltet haben! Damals war der tiroler Aufstand, von so heiliger Begeisterung eingegeben, von so großartigen Opfern genährt, ein Lichtpunkt in einer trüben Zeit und wird es für alle Zeiten bleiben, wie die deutsche Geschichte von gleicher Größe deren wenige aufweist.

Nur einzelnen wenigen Gedichten sieht man die Schule an, aus der Schenkendorf, der Dichter, hervorging. Da klingelt es wol noch von Luft, Duft, Schall und Nachtigall. Die reinen, hohen Gedanken, die den Menschen Schenkendorf erfüllten, verklärten bald seinen romantischen Drang. Was er singt, ist Allen verständlich und wird es wieder werden, sobald wir wieder, aus der Zeit der Zerrissenheit und des Zweifels heraus, an einer positiven Begeisterung uns weiden und erfreuen mögen. Was wohl zu beachten, wo eine so durchaus gesunde Natur einer Totalerscheinung zum Grunde liegt, erwarten wir doch auch Auswüchse derselben, die nicht an und für sich, aber als Symptome eines Organismus uns von Werth sind. Aber seine keusche Bildung scheint diese schon in der Geburt getödtet und abgeschnitten zu haben. So steht der durchaus romantische Dichter in gewissem Sinne in der Erscheinung als classisch vor uns. Im Leben soll er den Scherz geliebt haben, in den Liedern ist wenig davon zu finden; von der Ironie, welche zehn Jahre später die nothgedrungene Sprache des Ernstes wurde, ist keine Spur. Möglich, daß in dem schönen Gedichte an Wilhelm von Scharnhorst, den Sohn des Helden, dem Dichter einfiel, das nächste Vaterland gegen Goethe's parodischen Angriff in seinen „Musen und Grazien in der Mark" zu vertheidigen, und folgende Verse in edlem parodischen Sinne geschrieben sind:

O heil'ger, heil'ger Boden,
O theures Vaterland,
Wie selig ruhn die Todten
In deinem kühlen Sand.

Wir nannten Schenkendorf einen aristokratischen Dichter, und Andere möchten es schärfer als wir aussprechen, wenn sie ihn die und die Grafen und die und die Freiherren, die im Freiheitskriege mitfochten, und ihre Ahnen besingen hören. Er war ein Edelmann und fühlte es als Dichter und träumte von der alten herrlichen Zeit, Träume die damals erlaubt waren. (Er starb 1817!) Er hat die Jahre 1819—30 und 1835 nicht erlebt. Möglich, daß der Dichter da andere Saiten angeschlagen hätte. Sein Gott, dem er treu und mit Felsenglauben anhing, bewahrte ihn vor der Prüfung. Aber schon 1815 nach dem wiener Congreß, als Napoleon wieder erschienen war, dichtete er ein Gebet, das wunderbar klingt und auch in unsere Zeiten und Ideenkämpfe herübertönt. Es ist eins seiner schönsten Gedichte und werth, daß es noch oft abgedruckt werde. Uns vergönnt der Raum nur einzelne Strophen daraus herzusetzen:

— — — — — —

Wir haben All' verschwendet
Dein Erbtheil und dein Gut,
Zum Eiteln uns gewendet
Vom ehrbar frommen Muth.
Was du so schön bereitet,
Was du so wohl bedacht,
Hat Alles uns verleitet
Zum Trotz auf eigne Macht.

Aufs Neu' hat leichter Glaube
Dem welschen Wort gehört,
Zur Lust an schnödem Raube
Hat uns der Geiz bethört.
Der sprach von Fürstenehre
Und nicht von Fürstenpflicht,
Der nannte seine Heere
Und nicht sein Recht Gewicht.

Wo blieb die fromme Demuth,
In der dein Krieg begann?
Das Alles sah mit Wehmuth
Der treue deutsche Mann
— — — — — — —
Sie mögen nicht ertragen,
Daß Einer höher ist,
Der aller Kinder Klagen
Nach gleichem Rechte mißt.

Die treuen, tapfern Hände,
Die jeden Thron gebaut,
Des Landes freie Stände —
Wird keine Stimme laut?
Es zehrt am innern Leben
Geheimes seines Gift,
Zu bald wird uns entschweben
So freies Wort als Schrift.

Der Volksgeist, hoch beschworen
Zum Retter in der Noth,
Vergessen und verloren,
Wo bleibt er? ist er todt?
Er muß sich wol verbergen,
Daß ihn kein Auge schaut,
Weil Sündern und weil Zwergen
Vor seinem Anblick graut.

Dreimal glücklicher Sänger, dem sein Gott ersparte, Zeuge zu werden der Wirren, die nach seinem Tode das deutsche Volk zerrissen und nach zwanzig Jahren noch nicht ihre Lösung gefunden haben. So ist er uns geblieben, ein herrliches Denkmal einer großen Zeit, ein Sänger im schönsten Sinne des Wortes, der der Herold wurde einer vollen frischen Begeisterung und Das, was er glaubte, bis an seinen Tod glaubte und sang. Keiner von allen Sängern seiner Zeit reicht an ihn in Tiefe des Gefühls, in Wahrheit der Empfindung, in Klarheit und Natürlichkeit des Ausdrucks. Aber auch die Zeit der That war schon eine Reflexionszeit, auch das Volk war schon an Declamationen gewöhnt. Daher mag es kommen, daß dem eigentlichen Volke diese Schenkendorf'schen Naturklänge zu natürlich waren und es lieber die Tiraden und breitgetretenen Gedanken der Körner'schen Poesie hörte und auffaßte. Wie mancher Freiwillige aus jener Zeit hat noch heut seinen Theodor Körner an der Wand hängen und singt seine Lieder: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los" u. s. w., während Max von Schenkendorf ihm eine unbekannte Größe ist. Der wahre, echte Volksdichter wird nur von den Gebildeten gekannt und verehrt. Ist das keine Ironie, eine, die ewig ist und ihr Recht behauptet in der Weltgeschichte wie die Liebe, ohne die keine Welt wäre?

Es ist ein Verdienst, seine Gedichte aufs Neue gesammelt der Nation darzubieten. Der Deutsche soll stolz auf Max von Schenkendorf sein. Denn wohl haben wir größere Dichter, auch selbst in neuester Zeit poetische Talente, deren Fittiche einen kühnern Flug nahmen; aber Keinen, der mit solchem gläubigen Bewußtsein und bewußtem Glauben, im seligsten Gottvertrauen und in voller Liebe, eins und klar mit sich war und es bis an sein Ende blieb. Die Sammlung müßte in der Bibliothek jedes Deutschen einen Ehrenplatz einnehmen. 34.

Ungedruckte historische Documente.

Unter dieser Überschrift gibt die in Madrid herauskommende „Revista Europea", Thl. 4, Nr. 1, zwei Briefe des Admirals von Castilien, deren einer an die Stadt Valladolid der andere an Kaiser Karl V. gerichtet ist. Der merkwürdige Inhalt dieser Briefe erhält ein doppeltes Interesse durch die Analogie der damaligen Verhältnisse Spaniens mit den jetzigen, und es bedarf keiner entschuldigenden Vorrede, wenn wir die Aufmerksamkeit des größern deutschen Publicums für die Übersetzung dieser Urkunden in Anspruch nehmen. 163.

Schreiben des Herren Admirals von Castilien an das Ayuntamiento von Valladolid, als sich dasselbe im Jahre 1520 empörte, zur Zeit der Kaiser unser Herr sich aus diesen Reichen nach Flandern begab.

Großmächtige Herren. Ihr habt bereits durch ein anderes Schreiben von mir meine Gesinnung kennen gelernt, und es ist auch nichts Neues für Euch, zu erfahren, daß ich in Bezug auf alle Angelegenheiten, welche Euch berühren, Euch und Euerer Stadt so angehöre wie nur immer ein Bürger derselben. Ich fürchte jedoch, daß Ihr nicht recht fest davon überzeugt seid, und so entschloß ich mich diesen Brief zu schreiben, obgleich ich Euch erst vor Kurzem einen andern geschrieben habe, welcher im Wesentlichen desselben Inhalts ist. Aber der Gegenstand ist immer derselbe, und so muß es auch Das sein, was ich sage. Ich bitte Euch um die Gunst, daß Ihr mit derselben Gesinnung, mit welcher ich zu Euch rede, ohne Überdruß mich höret und vernehmet.

Wahrlich, Ihr Herren, ich halte es für einen Unfall, daß ich mich während des Durchzuges des Königs und aller vorgefallenen Ereignisse nicht in Euerer Stadt befand. Freilich habe ich nur Eine Stimme wie jeder Andere von Euch, allein ich würde sie Euerm Bedürfnisse gemäß abgegeben haben, und ich glaube, sie würde Euch nicht so irrig erschienen sein, als mir der Weg erscheint, auf welchem Euch Euere Führer leiten.

Ich sage nicht, Ihr Herren, daß Ihr und das ganze Land keinen Grund zu Bewegungen gehabt habet; denn sicher, die Unbekanntschaft mit der Weise, in welcher wir regiert zu werden gewohnt sind, machte Die fehlen, welche nicht beachteten, wie viel sie verloren, indem sie Euch Grund zur Klage gaben; aber bei dieser Schuld darf man die Minderjährigkeit des Königs nicht außer Acht lassen, denn seine Jugend machte es nothwendig, daß er Rath einholte, und er war weise, indem er ihn annahm, da sonst sein Alter den Rath zu verschmähen pflegt. Es war unser Glück, daß Das, was bei andern jungen Leuten für Tugend gilt, bei Sr. Maj. zum Nachtheil ausfiel, denn nun war es fremde Schuld, die wir für die seinige hielten. Erinnert Euch dessen, Ihr Herren, und Ihr werdet sofort den Weg sehen, den Ihr hättet einhalten sollen; weil man aber am hellen Tage das Recht suchte, so fand man die Dunkelheit. In Anbetracht Dessen, was ich gesagt habe, wäre es sehr gerecht und nothwendig gewesen, daß sich das ganze Reich, Große und Kleine, in eine Stimme vereinigt hätten ohne Ärgernisse, Morden, Sengen und anderes üble Verfahren, und wir würden gesehen haben, was dem Reiche noth thue, um jene Schäden zu heilen, welche Privilegien verletzt, welche Sitten und Gebräuche eingeführt waren, die abgestellt werden mußten; und nachdem dies Alles wohl verhandelt und an den König berichtet war, hätten wir ihn um Abhülfe bitten sollen, ein, zwei und drei Mal; und wenn Seine Hoheit, was ich nicht glaube, nicht abhelfen wollte, was hinderte uns jenen Weg einzuschlagen, der jederzeit so offen stand als jetzt? Aber ohne diese Schritte zu thun, ohne friedliche Abhülfe zu suchen, rieth man Euch zu den Waffen zu greifen. Was für ein Rath war das? War er vernünftig, war er redlich, war er nützlich? Ich möchte diese Frage mit Denen verhandeln, welche sie bejahen, um zu sehen, wo sie hinauskommen. Sie werden Niemand überzeugen, der ein so gesundes Urtheil hat und so sehr Freund dieser Stadt ist als ich.

Desgleichen, Ihr Herren, mußte man die Krankheit der

Königin*) unserer Herrin in Erwägung ziehen; denn in solchen bösen Umständen sind die Unterthanen schuldig, die Reiche zu schützen und zu vertheidigen, nicht aber sie zu verderben und untergehen zu lassen.

Um nun die Wahrheit zu reden: findet man den Frieden in den Waffen, oder legen die Menschen sie nieder, um ihn zu haben? Gemeiniglich werden sie den Leuten mit dieser Wirkung genommen. Und Euch hieß man sie unter dem Vorwande der Freiheit ergreifen? Was nennen sie denn Freiheit? Daß Euere Gedanken nicht einmal so viel Freiheit haben, einen Augenblick ruhig zu sein. Wen nennen sie frei? Diejenigen, welche sich den von ihnen ausgehenden Leiden unterwerfen. Welche große Treue, Euch zum Fehlen zu verleiten, damit die Furcht vor der Strafe Euch bewege, im Fehlen zu beharren! Welche Nothwendigkeit war vorhanden, daß eine so getreue Bürgerschaft das Unglück hatte, Die vom Rathe gefangen zu nehmen? Welche Nothwendigkeit war dazu vorhanden? Ich sehe keine andere als den Wunsch, Euch bis an die Augen in den Sumpf zu führen, indem man glaubte, daß Ihr dann zu Euerer Sicherheit thun müßtet, was man wollte, und was Euch ins Verderben brächte.

Ich sage, Ihr Herren, wenn man Euch glauben macht, daß Ihr im Namen der Königin unserer Herrin regieren und ihrem Sohne die Regierung nehmen könnt, so betrügt man Euch, denn es gibt kein Gesetz im Reiche, welches sagt, daß, wenn der König nicht regieren kann oder will, die Gemeinden für die Regentschaft zu sorgen haben, und da kein solches Gesetz besteht, so könnt Ihr jenen Anspruch nicht mit Waffen behaupten, ohne ein Verbrechen zu begehen; mit Waffen aber muß der Ackersmann und der Kaufmann dieses Feuer, diese Empörung nähren. Die Kleinen pflegen mit der Zwietracht zu wachsen und im Frieden reich zu werden.

Sehen wir ab vom Leben der Königin unserer Herrin, die sterblich ist wie Alle, an wen fallen die Reiche unmittelbar nach ihrem Tode? Die spanische Treue würde nicht erlauben, daß ein Anderer König sei. Und werden dann wol Euere Söhne und Enkel Euere Erben sein? Welche Sicherheit würden sie haben? Welchen Namen, wenn Ihr eine so strafbare, unverzeihliche Schuld durchsetzen wolltet? Aber lassen wir dies; erinnert Euch, daß durch Euer Blut, durch den Tod Euerer Väter, Söhne und Verwandten und durch Euer Vermögen Spanien so mächtig geworden und von Italienern, Mauren und andern Völkern so geehrt, so gepriesen, so gefürchtet ist. Und Ihr wollt Euch dazu hergeben, die Ursache zu sein, daß Das, was mit so großem Ruhme erworben ward, mit so großer Schande verloren und zerstört werde, damit, wenn Ihr endlich genug habt und ablasset, Ihr von Neuem anfangt zu arbeiten, um es wieder zu gewinnen?

Bedenkt, Ihr Herren, daß in Euerer Hand Friede oder Krieg ruht, je nachdem Ihr Denen glauben wollt, die Euere Ruhe wünschen, oder Denen, welche ihre Verbrechen und ihr Eigennutz fehlen machen. In Euerer Hand liegt es, ob Ihr arm oder reich, gerettet oder zu Grunde gerichtet sein wollt; denn Ihr werdet erreichen, was Euch Noth thut, wenn Ihr es aus der Hand Eueres Königs wollt. Er wird Euere Leiden fühlen, denn Ihr seid Glieder seines Leibes; er wird Euer Verderben nicht wollen, denn es ist das seinige; er wird gütig sein im Verzeihen und freigebig im Belohnen. Zaudert nicht, einem Rathe zu folgen, der mit so viel Liebe gegeben wird, und glaubt, daß ich in der Verwaltung, zu welcher ich ernannt bin, keine andere Rücksicht habe als das Gemeinwohl Aller und insbesondere das Wohl dieser Stadt, der ich Ruhe wünsche wie mir selbst. Ich würde für mein Leben nicht auf Das hören, was der König befiehlt, wenn ich nicht Sicherheit hätte für Alles, was Euch nützlich ist. Ich könnte Euch nicht täuschen und selbst nicht daran denken. Bedenkt, was Ihr wollt, und was Euch gut ist, und meldet mir, ob es Euch lieb ist, daß ich komme Euch zu hören. Ich werde in Euere Stadt kommen, damit Ihr die Liebe erkennet, die ich zu Euch hege.

Ich will Euch erinnern, daß, wenn die Sache dauert, die Kosten wachsen, und daß, wenn das Geld fehlt, die Noth Zwietracht erregen wird; denn der Bauer sät nicht, und der Handwerker arbeitet nicht und muß suchen, wovon er lebe. Daraus wird Stehlen und Straßenraub entstehen, es wird keine Sicherheit in den Ortschaften sein, und das Reich, welches das friedlichste der Welt war, wird das elendeste, das verheertste und unter allen Völkern verachtetste werden.

Ferner, wenn die Nothwendigkeit den König zwingt, mit gewaffneter Hand zu kommen, so möchte ich wissen, ob Ihr dieselben bleibt, wenn Ihr siegt, und ebenso, wenn Ihr besiegt werdet. Der beräth Euch wohl, der Euch die Sache im rechten Lichte zeigt, die, mögt Ihr sie gewinnen oder verlieren, nur mit Schande für Euch und das Reich verfochten werden kann. Ich versichere Euch, daß man Euch nicht in den Tanz geführt hat, um denselben bis ans Ende mitzumachen; denn wenn es Begnadigungen und theilweise Verzeihung gibt, so werdet Ihr sehen, wie man die Eide hält.

Wahrlich, Jedermann sollte diesen Brief wie eine Predigt ansehen, denn obwol die Worte nicht gefeilt sind, sprechen sie mehr Wahrheit als die falschen Propheten, die das Gegentheil sagen.

Ihr wißt, Ihr Herren, wie viele Länder Spanien von den Ungläubigen erobert, und wie vieler Gnaden Gott es immer gewürdigt hat. Nun ist am 23. vorigen Monats von Sicilien die gewisse Nachricht gekommen, daß der Türke, nachdem er die Vorfälle in Spanien erfahren, mit großer Macht gegen Rhodus gerückt ist, und wenn er die Insel nimmt, wird nichts mehr in Italien sicher sein, damit Ihr es wißt. Spanien war der Zaum der Mauren und Christen und erhielt Alles in Frieden, und nun es sich zu Grunde richtet, wird auch Alles Andere zerstört.

Kein Reich in der Welt und keine Provinz kann regiert werden, wenn es keine Gerechtigkeit darin gibt. Macht man Euch dieselbe verlassen, für was für ein Zeichen haltet Ihr es? Ihr Herren, ich bitte Euch, daß Ihr die Zeit benutzt, welche Ihr für Das habt, was Allen nützlich ist, und daß Ihr sie nicht verliert wie früher. Ich hege das Vertrauen zum Könige, unserm Herrn, daß, wenn Ihr mir folgen wollt, alle Sachen so gut gehen, daß Ihr nie mit Recht oder mit Unrecht veranlaßt sein werdet, an etwas Anderes zu denken als daran, Gott und dem Könige unserm Herrn zu dienen und ihm zu beweisen, daß die vergangenen Ereignisse nicht aus verbrecherischer Gesinnung hervorgingen, sondern aus reiner Liebe und dem Verlangen, ihn zur Rückkehr in diese Reiche zu bewegen. Behüt' Euch Gott.

Cernera, am 20. October.

*) Johanna, Tochter Ferdinand's des Katholischen und Isabella's von Castilien, Gemahlin Philipp I. und Mutter Karl V., wurde nach dem Tode ihres Gemahls geistesschwach, ward aber, so lange sie lebte, von den Spaniern als ihr eigentlicher Souverain betrachtet, für welchen Karl nur die Regentschaft führte.

Notiz.

Der Bezirk des londoner Towers genießt gewisser Vorrechte; derselbe hatte ehedem seine eigne Gerichtsbarkeit. Alle Criminalfälle werden jetzt vor der allgemeinen Jury verhandelt. Da aber das alte Recht nicht ausdrücklich aufgehoben worden ist, so wird noch alle drei Monate eine große und kleine Jury zusammenberufen. Die Geschworenen werden vereidet, aber blos der Form wegen, und sogleich, da sie über nichts zu entscheiden haben, wieder entlassen. Man nennt eine solche Sitzung eine jungfräuliche (maiden session). Die Bewohner des Towerbezirks halten viel auf Bewahrung dieses Herkommens: sie sind dadurch des lästigen Dienstes bei der Jury von Old-Bailey überhoben. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 331. — 27. November 1837.

Notizen zur Geschichte der Klöster in Baiern.

Ein anziehender geschichtlicher Widerstreit entwickelte sich in den leidenschaftlichen Erörterungen der Parteien, in dem männlichen Widerspruche zwischen der ersten und zweiten Kammer des Königreichs Baiern über die unaufhörlich steigende Vermehrung der Klöster, und zwar nicht solcher, die sich der Erziehung, dem öffentlichen Unterricht, der Krankenpflege und andern Werken der Wohlthätigkeit weihen, sondern eigentlicher Bettelklöster, ohne höhere Bildung, ohne edlern Zweck; Institute, die bereits eine reiche Ernte erneuten Aberglaubens und vermehrter Unsittlichkeit, vervielfältigten Müßigganges, gesteigerter Völlerei, Schatzgrabens, Einsegnens der behexten Kühe und der verzauberten Milch gegeben haben. Die eine Partei möchte nämlich alle Cultur des Bodens und alle Cultur des Geistes in Baiern von der Urzeit bis nahe an die Reformation, wo nicht ausschließlich, doch vorzugsweise dem Mönchsthum zuschreiben. Die Andern behaupten dagegen, daß diese vermeintlich segensreiche Einwirkung der Klöster gar sehr überschätzt, und daß das Gute, dem die Klöster Anstoß und Ausbildung gegeben, durch die von ihnen hervorgebrachten Rückschritte und vielfachen Übel weit überwogen worden sei. Freilich ist es eine seltsame historische Treue, eine wunderliche Theologie und Philosophie, welche gewisse Leute brauchen oder dulden können. Sicher würden sie es als arge Ketzerei verschreien, wenn man ihnen die wohlthätige Wirkung der Klöster höchstens für den Zeitraum der ältesten Missionen unter den Merowingern und bis unter die letzten Karolinger gelten ließe, dann aber fest auf der unumstößlichen Behauptung verharrte: vom Anbeginn der sächsischen Kaiser (und die meisten und ansehnlichsten Klosterstiftungen sind noch spätern Ursprungs und fallen erst unter die Salier und Hohenstaufen) verdanke Deutschland nichts mehr den Klöstern, sondern Alles dem Städtewesen.

Altbaiern war bis 1802 mit Klöstern übersät. So als unwahr nannte es Friedrich II. „ein von Thieren bewohntes Paradies"; passender möchte schon der französische Beiname des „deutschen Spaniens" gewesen sein. So viel ist indessen gewiß, daß trotz der anmaßlichen, unendlichen Klosterschätze von Wissen und Kunst Altbaiern seit der Reformation an wahrhaft großen Namen von deutschem oder gar europäischem Rufe völlig verarmt war und in zwei vollen Jahrhunderten wenig solche Männer aufzuweisen hatte wie z. B. Nürnberg oder Augsburg innerhalb weniger Jahre. Nicht weniger gewiß und unbestritten ist es, daß in den spätern Tagen Max I., daß in den Tagen unter Max Emanuel und Karl Albrecht, wo Baierns Größe oder sein Verderben an einem Haare hing, man sich vergebens im Felde und Cabinet nach einem einzigen superioren Talent umsah, wo es denn klar ward, daß jene Klosterweisheit und jesuitischen Ränke zu nichts Anderm gedient hatten und hatten dienen sollen, als Altbaiern zu einem von Östreich ins Schlepptau genommenen und in allen Stürmen ausgesetzten Boote, oder zu einer römisch-katholischen Insel im todten Meere zu machen.

Hierüber haben aufgeklärte Altbaiern, vaterländischer Begeisterung voll, scharfsinnige vorurtheilsfreie Neubaiern (die freilich nicht selten der Parteigeist des Moments zu ignoriren affectirt) seit 30 Jahren sich oft und laut ausgesprochen. Die Notizen zur Geschichte der Klöster in Baiern, die hier gegeben werden sollen, sind nur eine Mosaik aus den eignen Worten jener Männer. Als solche Quellen nennen wir Feßmayer, Aretin, Wolff, Hazzi, Hellersberg, Ritter v. Lang, Mannert, Jäck, endlich den „Sophronizon". Im Augenblicke der großen Säcularisation, 1803, möchte es schwer geworden sein, aus etwa 120 Klöstern zusammen von ihrem Urbeginn an in Allem nur 60 in der gelehrten Welt oder auf andere Weise Epoche machende Individuen herauszufinden. Und wäre es selbst möglich, eine solche Zahl herauszufinden, was wäre das gegen die Zahl von etwa 100,000 in eben diesen Klöstern spurlos untergegangenen Mönchen und gegen die Nichtigkeit ihres gesammten Wirkens nach außen? Nähme man sich die Mühe, alle Notabilitäten zusammenzustellen, die als Knaben Schaf- oder Schweinehirten waren und dann doch zu den höchsten Staats- und Kirchenwürden emporgestiegen sind, man würde gewiß eine weit größere Zahl herausbringen. Wer würde aber daraus folgern wollen, daß Schaf- oder Schweinehüten sei die wahre Pflanzschule der Geister?

Doch lasse man aus der ältesten Zeit die Mönche

selbst reden; man durchblättere die Klosterchroniken, z. B. jene von Dießen, wo in weniger als einem Jahrhundert folgende sechs Kirchenhäupter nacheinander regierten: 1) Henricus praepositus 1262, „vixit minus provide; bona distraxit; lasciviam sectabatur et otium". Endlich stiegen die ihm auffässigen Klostergeistlichen nächtlicher Weile durchs Fenster in sein Zimmer, wo sie ihn mit einer Dirne im Bett liegend überraschten und Beide grausam durchpeitschten; die wirkliche Absetzung folgte bald darauf. 2) Otto, 1275, „ambitiosus et lascivus, postponit Dei timorem et religionis studium, infamiae nota tandem deponitur". 3) Sifridus, 1285, „dissolutae vitae, propinquorum semper turba stipatus, tamquam villicus iniquus deponitur". 4) Otto, 1290, der schon einmal abgesetzte, zum zweiten Mal „rediit, tamen velut canis ad vomitum". 5) Fridericus, 1294, „supra modum pompatice processit; vir praesumtuosus, vanus, prodigus"; er macht sich heimlich aus dem Kloster davon. 6) Heinricus (nach vorausgegangenen zwei leidlichen Regierungen), 1351, „homo vitae laxioris, praeceps, negligens, distractor, rigidus, crudelis".

Ein anderes Prälatenideal schilderte der gelehrte Abt von Formbach, Angelus Rumpler, in seinem Vorgänger Leonhard Strasser, der (1474—1504) seine Gemeinde dreißig Jahre hindurch beglückte.

Ein Bär an Leib und Seele, entsetzlich von Anblick, eine glatte Mauer von einem Schädel, ein Thurm von einer Nase, herunterhängende Schweinsohren, ein hervorstehendes, in der Mitte völlig gespaltenes Kinn, Kinnbacken wie Thürangeln, einen Wald von Augenbrauen, fuchsrothen Bart, am ganzen Leibe gleich fett und schwapplich, dabei unruhig, sich allerwärts herumtreibend, ruhmredig, plauderhaft, hart, unbillig, unversöhnlich, Alles umstürzend und verachtend, was nicht von ihm ausging, und zu Allem dem ein unbändiger Fresser und Säufer.

Was für eine Communität mag es gewesen sein, aus deren Mitte eine solche Reihe der unwürdigsten Vorsteher durch eigne Wahl hervorgehen konnte! Wie konnte bei solch verworfenem Innern Sittlichkeit und Wissenschaft eine edle Pflege finden? Wie verächtlich muß man in Baiern von der eignen Bildung denken, um ihr die verwitterten und verfaulten Einrichtungen solcher Art unterlegen zu wollen! Wir verweisen hier — und wahrlich wir wüßten keine redendere Warnungstafel — auf jene Actenstücke, welche einst der Ritter v. Lang 1815 aus den Archiven von München und Deggingen als „Liebschaften des Jesuiten Jakob Marell" ans Licht förderte. Was geschehen konnte, wurde eifrigst ins Werk gesetzt, um dieses ergötzliche Büchlein mit seinen entsetzlichen Thatsachen vergessen zu machen; dankbar anzuerkennen ist es daher von jedem Freunde der Wahrheit und der Moral, daß dieses sehr seltene Büchlein in diesem Jahre in Paris (bei Delaunay) neu abgedruckt und zugleich, um es zugänglicher zu machen, der lateinische Originaltext von einer getreuen französischen Übersetzung begleitet wurde, die auf dem Titel („Notices historiques sur l'instruction secondaire") das bedeutungsvolle, freilich jetzt mehr auf Baiern als auf Frankreich anwendbare Motto aus Béranger („Les révérends pères") führt:

Nous rentrons, songez à vous taire!
Et que vos enfans suivent nos leçons.
C'est nous qui fessons,
Et qui refessons
Les jolis petits, les jolis garçons.

Wir könnten eine Centurie echt Grécourt'scher Anekdoten aus den bairischen Klostervisitations- und Straffascikeln liefern, die ein gottseliger Archivsvorstand — der sich übrigens erst in diesen Tagen durch die mit List und Gewalt versuchte Einschwärzung von Görres in die Akademie und directen Angriff auf die letztere in der öffentlichen Meinung neuerdings prostituirt hat (vgl. „Hannoversche Zeitung" vom 30. August d. J.) — freilich nach dem gewaltigen Umschwung der Ansichten in den letzten sieben Jahren wol zuverlässig profanen Augen weit aus dem Wege geräumt, oder wol gar gänzlich vertilgt hat, um die schreienden Thatsachen ganz bequem als boshafte Erdichtungen ausschreien zu können; Thatsachen, von denen wir als allergelindeste und das Zartgefühl unserer Leser am wenigsten verletzende nur einige naive Histörchen erwähnen, z. B. wie der Prälat auf dem heiligen Berge mit den Bauerweibern und Dirnen von Erling „ins Erdbeersuchen" geht; die Saufgelage der Äbtissin von Chiemsee mit den Beichtvätern und benachbarten Prälaten; wie ein treuer Förster sich entschuldigt, daß er die liederliche Frau Diemund nicht nach Welschland „zu irem Puslen bringen khenne, wasmassen dieselbige gar nit geschickt ist zue raitten, aus Ursach, daß sie mit der französischen frankhaitt gar schwerlich beladen ist".

Auf der andern Seite sind wir weit entfernt, die Gelehrsamkeit und den edeln Willen eines Karl Klocker, Töpsel, Kornmann, Zirngiebel, Scholliner, Steiglechner, Steigenberger, Appel, Braun, Harter, Mayer u. s. w. in Abrede zu stellen. Aber wie verschwindet ihr unstreitiges, wenn auch beschränktes Verdienst zwischen diesem zerstückelnden Chorlaufen, Meditiren, Messelesen, Musiciren, Conversiren, Correspondiren, zwischen der Jagd und alle den Mahlzeittränken, Vespertränken, Spieltränken, Leichentränken und (nach glücklich überstandenem Donnerwetter) sogar Blitztränken! Zur Zeit der großen Säcularisation ließ sich höchstens von Polling, Benedictbeuern, Wessobrunn, Rottenbuch, Tegernsee, Rot, Fürstenzell, St.-Nikola, Oberaltaich Rühmliches vermelden; und wie himmelweit war es selbst hier noch bis zu einem St.-Maure und St.-Blasien, oder selbst zu einem östreichischen Mölk und Göttweih unter den Äbten Berthold Dietmeyer, Gottfried Bessel und Magnus Klein! Was gewann die Nation durch jene mönchischen Seminarien, durch die sehr zweideutige Bildung einiger Singknaben und Bettelstudenten? Welcher Schmuz, welche Unwissenheit und Völlerei herrschte nicht in Thierhaupten, Windberg, Frauenzell, Weltenburg, Rohr, Au, St.-Veit, Baumburg, Seon, Aspach, Chiemsee, Attel, Bauerberg, Schestlarn, Dietramszell, Bernried, Andechs, Schleedorf, Weihenstephan, Scheiern u. s. w.

Für die Unfruchtbarkeit der Frauen hatte Altrich bei der Mutter Gottes am Bodenberg unfehlbare allopathische Heilanstalten errichtet. Ein wüster, sinnloser Rausch hieß

vom Kloster Tara ein „Tarastern". Ettal erzog eine Centurie adeliger Jünglinge ganz im Geiste des Servilismus nach oben, des Bürger'schen wilden Jägers nach unten und einer spanisch-portugiesisch-sicilischen Pfaffenreligion ohne Moral, eines unchristlichen Katholicismus. Wie hoch stand über diesem, durch den großen Kaiser Ludwig vergeblich regenerirten Ettal doch von jeher das östreichische Kremsmünster. Einzelne fähige und freisinnige Männer waren in jene geistigen Einöden wie auf wüste Inseln verschlagen. Sonderbar aber ist es und ließe sich durch eine lange Reihe Facta darthun, daß die angepriesenen Stamm- und Urcultivirer Deutschlands häufig nicht einmal ihre allernächste Klosterumgebung cultivirten. Der Trauergeschichten der Klosterzwinger (zumal bei den Nonnen) sind unendliche, das Ende des geistreichen Nonnosus Gschall, das Verschwinden des Venustus Gaigl haben zahlreiche Seitenstücke. Sebastian Günther hat seiner ungeschickten, unglücklichen Vertheidigung der alten „Monumenta Boica" auch ein, alle literarischen und artistischen Erbsen und Linsen umfassendes Verzeichniß aller Klosterleistungen beigefügt. Grade aber dieses zeigt am handgreiflichsten bei so vielen Klöstern und in so vielen Jahrhunderten eine lächerlich-prahlerische Armuth.

Übrigens sind alle Stiftungen von Bisthümern und Klöstern in Baiern meistentheils so ungewiß, daß auch ihr Einfluß auf die Cultur demzufolge höchst bedingt und problematisch dasteht. Über das Datum von Salzburg variirt man um beinahe anderthalb Jahrhunderte; Lorch, Neuburg, Augsburg sind ganz ungewiß; kein Wunder, da man noch nicht einmal die christliche Zeitrechnung kannte. Die meisten Klöster täuschten mit Märchen über ihr graues Alter, über ihre Besitzthümer und Schätze, welche alle von den erschrecklichen Hunnen und Hungarn beraubt und zerstört worden, auch wol durch den ruchlosen

— Herzog Arnulf von Baiern,
Der noch ligt In dem See zur Scheiren,
Dem der Teufel den Hals abprach,
Durch sein Ibelthat das geschach.

Aber diese Erzählungen sind eitel Fabeln. In den Tagen Ludwig's des Frommen zählte Baiern nicht mehr als vier Klöster (Tegernsee, Weltenburg, Benedictbeuern und Niederaltaich), die Wagen oder Geld geben konnten, alle übrigen gaben blos das demüthige Gebet in ihrem hölzernen Kapellchen. An Stiftungsbriefe war damals nicht gedacht, außer höchstens bei königlichen Klöstern; denn nur der König hatte eine Kanzlei oder Collegium der Notarien an seinem Hofe. Werden andere Urkunden aufgezeigt, so sind sie das Machwerk späterer Zeiten, wie denn fast alle codices traditionum unzählige Spuren späterer Interpolationen enthalten. Schon des Tacitus „Germania" erzählt von einem milden Lande, einem Lande fruchtbar an Getreide und Vieh, mit Fluren und nutzbaren Waldungen, Obst- und Gemüsebau, Bierbrauerei und sogar überflüssigen bebauten Äckern, und (bis an die Donau, diesen limes imperii gegen das unbezwungene Deutschland) in Vindelicien, in beiden Rhätien, im mittäglichen und Ufernoricum eine Reihe mächtiger Colonien und Municipien, unterlegte Stationen, Postenwechsel, Diversorien, Prachtstraßen und zahlreiche Denkmäler; Denkmäler, auf deren Überresten in der Folge viele Klöster emporstiegen, mit deren Steinen in den herrlichen Städten Augsburg, Neuburg, Regensburg, Passau, Lorch, Salzburg ꝛc. die neuen Bischofssitze erstanden. Die fremden gallischen und britischen Priester, die mit und durch die erobernden Franken als Missionnaire hier vordrangen, ein oder zwei Ruperte, ein Emmeran, Corbinian, Kilian, Agilus, Eustasius u. s. w. fanden in Baiern Städte und Flecken und viel Volk, das ihre fremde Sprache und Weise nicht einmal verstand. Sie fanden eine thüringische Herzogsresidenz in Würzburg, Herzogspfalzen in Regensburg, Passau, Freising, Botzen u. s. w., aus denen späterhin die durch ihre Landwirthschaft berühmten kaiserlichen Villen erwuchsen. Welch reizendes Bild entwirft Pallausen, den man doch als einen Stockpatrioten gelten lassen wird, nicht von Bojoarien vor und bei der Ankunft der Apostel Emmeran und Corbinian lange vor den Klöstern! Verwüstung begleitete allerdings die Einbrüche aus Norden und Westen; aber nur vorübergehend war diese Verwüstung, die leichten Hütten erstanden bald wieder und reichlich ersetzte der fruchtbare Boden die zerstörten Ernten.

Ja, sprechen wir das Wort aus, das leserlich auf allen Blättern der bairischen Geschichte geschrieben steht, die Hierarchie ist es, die Baierns Größe und Selbständigkeit um ein Jahrtausend von Theodor bis auf Max Joseph zurücksetzte. Salzburg, Passau, Regensburg, Freising, diese schönsten Theile Baierns, von Baiern abgerissen, argwöhnisch gegen das Mutterland, meist einer fremden, offen oder heimlich einer feindseligen Richtung folgend, waren für Baiern ein weit empfindlicherer Verlust als das ferne Holland oder Brandenburg, oder als die tuscische Erbschaft der Welfen. Die schönsten Siegestage wurden dadurch Siege der Baiern über Baiern. Die Bischöfler sind mit unter den Flüchtlingen von Scharding und Gammelsdorf und der ganze salzburger und passauer Adel unter den Gefangenen von Ampfig und Mühldorf.

(Der Beschluß folgt.)

---

1. Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Eine Übersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde. Herausgegeben von J. G. Sommer. Vierzehnter und funfzehnter Jahrgang. Mit Stahlstichen. Prag, Calve. 1837. Kl. 8. Jeder 2 Thlr.
2. Almanach für das Jahr 1837. Den Freunden der Erdkunde gewidmet von Heinrich Berghaus. Stuttgart, Hofmann. 1837. 12. 2 Thlr.

Wir brauchen, um das erstere der beiden genannten Taschenbücher zu empfehlen, nichts zu sagen, als daß diese beiden Jahrgänge den frühern in ihrer Einrichtung vollkommen gleich, ihrem Inhalte nach vollkommen ebenbürtig sind. Auch sie enthalten gleich den frühern Jahrgängen besonders solche Mittheilungen, die dem Dilettanten, die dem größern gebildeten Publicum wünschenswerth und brauchbar sind, und versinnlichen ihre Erörterungen mit geschmackvollen Abbildungen.

Anders steht die Sache mit dem in Nr. 2 erwähnten Almanach, welcher eine neue Reihe beginnen soll von geographischen Mittheilungen, die nicht blos den Dilettanten im Auge haben, sondern auch Den, welchen es um wissenschaftliche Gründlichkeit zu thun ist. Wissenschaftliche Gründlichkeit erfodert indessen bei geographischen Dingen, daß auch Gegenstände ins Auge gefaßt werden, die für sich allein gar keine Unterhaltung gewähren, sondern nur durch die daraus zu folgernden Schlüsse, oder durch ihr Ensemble interessant und nur für Den interessant werden, der entschlossen ist, sich der Sache hinzugeben. In dieser Weise werden allerdings die „Beiträge zur Hydrographie" der größern Oceane, die noch dazu ihrer Natur nach nur fragmentarische Erörterungen sind und also ein gedachtes Ensemble, dessen Detail hier und da schon bekannt ist und zu neuen Ergänzungen die Sehnsucht weckt, voraussetzen, nur wissenschaftlich begierige Leser anziehen. Der „Bericht über einige Erderschütterungen und vulkanische Ausbrüche im J. 1835" würde in dieselbe Kategorie gehören, wenn nicht die vorausgestellte vortreffliche Abhandlung über die vulkanischen Erscheinungen, insbesondere die Erdbeben, ebenso gründlich als interessant das Ensemble gäbe, durch die Beziehung auf welches eben die näher angegebenen Einzelheiten erst recht lehrreich werden. Diese Abhandlung wird kein Leser, ohne ebenso reiche Belehrung als schöne Unterhaltung daraus gewonnen zu haben, aus der Hand legen und auch der Dilettant dem Verf. Dank wissen, daß ihm in kurzem Umriß und anschaulicher Zusammenstellung die Resultate von tausend vereinzelten Beobachtungen und von vielen zerstreuten Abhandlungen und Erörterungen geboten worden sind. Abhandlungen von gleichem wissenschaftlichen Werthe erinnern wir uns nicht in einem Jahrgange des Sommer'schen Taschenbuchs gefunden zu haben.

Die dritte Abhandlung: „Die Jungfrau-Inseln, in geologischer und klimatischer Beziehung, geschildert von **Robert Schomburgk**", ist eine vortreffliche Monographie, auf welche sich auch mehre der beigegebenen schönen Kärtchen und Abbildungen beziehen. Möge dieser Almanach nicht blos, wie der um die geographischen Wissenschaften hochverdiente Herausgeber in der Vorrede wünscht, „unter dem Schatten jenes üppigen Baumgewächses geduldet werden, welches, von dem trefflichen **Sommergärtner** gepflanzt, zu einem kräftigen Stamm emporgewachsen ist", sondern, seine auch dem Winter ernster Wissenschaft gewachsene Natur fort und fort bewährend, in vielen erneuten Jahrgängen ein Zeichen sein, daß das deutsche lesende Publicum, aus ebenso viel gründlich nach Belehrung strebenden Individuen als aus Dilettanten bestehend, wol im Stande sei, einen solchen Keim zum immer schönere Früchte tragenden Stamme aufzunähren. Das Unternehmen ist in Intention wie in Ausführung vortrefflich.*) 49.

Notizen.

Hufeland war es bekanntlich, welcher den Vorschlag des unvergeßlichen Peter Frank zur Errichtung von Leichenhäusern 1792 in Weimar verwirklichte. Das gute Beispiel fand nur an wenigen Orten Nachahmung, obgleich selbst Volksschriftsteller nicht müde wurden, Allen die Zweckmäßigkeit, ja Nothwendigkeit einer solchen Einrichtung dringend zu empfehlen. Noch in den letzten Tagen seines Lebens brachte der für Menschenwohl unausgesetzt thätige Hufeland die Sache als ein unabweisliches Bedürfniß aufs Neue in Anregung und machte dieselbe zu einem Gegenstand der Erörterung und der allgemeinen Unterhaltung. Der Geist des Widerspruchs, ein bis zur Gewissenlosigkeit gehender Leichtsinn und kaum glaubliche Vorurtheile haben, alle Erfahrungen misachtend, die hochwichtige Angelegenheit wieder beseitigt. Es ist Pflicht der Presse, besonders der periodischen, die Sache immer fort anzuregen; am Ende bleibt doch etwas hängen, und zuletzt werden selbst die Regierungen ernstlich einschreiten müssen. Man darf nicht blos den Deutschen ihre Indolenz vorwerfen, daß sie so gar nichts thun wollen, um vor dem Gräßlichsten, was gedacht werden kann, vor dem Lebendigbegrabenwerden, sich selbst, die Ihrigen und ihre Mitmenschen zu wahren; auch in Frankreich, wo die Zeitungen unausgesetzt Fälle berichten, daß Personen, die man eben begraben will, zum Leben wiedererwachen, gibt sich in diesem Punkte eine nicht hart genug zu tadelnde Fahrlässigkeit kund, ja, im Allgemeinen scheinen dort selbst die in mehren Gegenden Deutschlands festgesetzten Bestimmungen über die Zeit der Beerdigung zu fehlen, wie folgender neuer Verfall zeigt. Am 27. Oct. Freitags starb ein reicher Einwohner der Guillotière von Lyon, Namens Deschamps, in Folge einer kurzen Unpäßlichkeit. Sein Leichenbegängniß sollte am folgenden Tage, Sonnabend Abends, stattfinden; weil aber die Ceremonie zu lange in die Nacht hinein gedauert haben würde, so ward beschlossen, dasselbe bis Sonntag früh zu verschieben. Zu guter Zeit hatten sich Priester, das Leichengefolge und die Träger vor dem Hause eingefunden. Als man eben den Sarg zumachen wollte, welches Staunen und welcher Schrecken ergriff die Anwesenden — der vermeinte Leichnam erhob sich, saß bald aufrecht da und verlangte zu essen. Deschamps hatte in bloßer Lethargie gelegen. Man hat ihm sogleich alle mögliche Sorgfalt angedeihen lassen, und er ist außer aller Gefahr. Hätte der ursprünglichen Bestimmung zufolge die Beerdigung am Abend vorher stattgefunden, so würde der Unglückliche nach seinem Erwachen im Grabe den Qualen des Hungers und der Verzweiflung haben erliegen müssen. Deschamps sagte übrigens aus, daß er in dem Zustande der Lethargie Alles vernommen, was um ihn her vorging; daß es ihm aber unmöglich gewesen sei, irgend ein Lebenszeichen von sich zu geben.

Eine alte Frau, Anna Wright, welche die londoner Constables in dem Augenblick verhaftet hatten, als sie ein Kind vor die Thüre des Arbeitshauses von St.-Bride setzte, ward vor das Policeibureau von Guildhall gebracht, dessen Chef der Alderman Winchester ist. Die Frau sagt zu ihrer Rechtfertigung aus: „Die Mutter des Kindes ist eine junge Irländerin, welche vorgibt, das Kind sei von meinem Sohne, was sie vor Gericht eidlich bestärken will. Mein Sohn, der nie mit dem Mädchen bekannt war, lacht dieser Drohung. Aber eines Tages, oder vielmehr eines Abends, es regnete und stürmte, kommt die freche Irländerin mit ihrem Kinde, setzt es unverschämterweise mir aufs Bette, löscht das Licht aus und läuft davon. Seit einigen Monaten schon von Reißen im linken Arm und im rechten Schenkel, mit Respect zu melden, geplagt, konnte ich mich nicht mit dem kleinen Geschöpf befassen, das mich übrigens gar nichts angeht; ich trug es also zu Hrn. Carvill, dem Unteraufseher des Arbeitshauses. Er verweigerte die Aufnahme des Kindes; ich war also genöthigt, es an der Thüre zurückzulassen. Ich weiß, diese Herren sorgen dafür, und mit Recht, denn es ist ein Kind des Kirchspiels, aber nicht mein Enkel." Carvill bestätigt die Wahrheit der Aussage, mit dem Beifügen, er habe Anna Wright auf einen andern Tag wiederbestellt, um ihr da die Entscheidung des Comité mitzutheilen.

Alderman Winchester: Das ändert die Sache. Es galt hier augenblickliche Entscheidung. Niemand ist verbunden, ein uneheliches Kind zu behalten, das man ihm unvermuthet hinsetzt. Wenn Hrn. Carvill selbst der Fall begegnet wäre, er würde sich das Kind schnell vom Halse geschafft haben (Gelächter).

Carvill: Die Schwierigkeit besteht darin: da die Mutter des Kindes eine Irländerin ist, so fällt das Kind ihrem Kirchspiel in Irland zur Last. Wir haben kein Recht gegen den angeblichen Vater, weil der Eid einer Irländerin gegen einen Einwohner von London ungültig sein würde.

Winchester: Ordnen Sie die Angelegenheit, so gut Sie können; vor Allem ist aber diese unglückliche Frau, sie mag nun Großmutter sein oder nicht, in Freiheit zu setzen. 4.

*) Über den eben erscheinenden zweiten Jahrgang des Berghaus'schen Almanachs berichten wir nächstens. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 332. —— 28. November 1837.

Notizen zur Geschichte der Klöster in Baiern.

(Beschluß aus Nr. 331.)

Für die Landescultur waren zwei Ereignisse weit wichtiger als die noch immer sehr problematische Klösterstiftung unter den Agilolfingern; nämlich die Deportation der Sachsen, aus welchen Amalung, und nicht die fuldaer Mönche, den ungeheuern Buchenwald lichtete; noch mehr aber die Einwanderung der Slawen, „qui sciebant ex viridi sylva facere novalia", und die im heutigen Nord- und Mittelbaiern meist durch Freiheit der Person und des Eigenthums ermuntert waren: „liberi slavi, sicuti slavi solent esse". Gibt es denn überhaupt wol ein oder mehre Klöster, von denen sich urkundlich nachweisen ließe, die erste Cultur des Bodens, worauf sie standen, sei von ihnen selbst hervorgegangen? Ja, waren Einige wirklich in Einöden berufen, so war des Jammers über die wilde und rauhe Natur kein Ende, bis sie allmälig näher auf einen mildern Fleck, dann etwa in einen volkreichen Ort, endlich gar in die eigne Residenz des gutmüthigen Landesherrn, der ihnen Platz machen mußte, vorrücken konnten. So z. B. hielten die ersten Mönche auf der Alpe des Wendelsteins durchaus nicht Stand, sie erbettelten sich eine mildere Niederlassung in Vischbachau; von da wurde wieder gewandert nach Eisenhofen, bis es ihnen endlich gelang, das Wittelsbach'sche Stammschloß Scheyern sich zu erbetteln. Andechs, Dießen und Hohenwart waren lauter Burgen der Huosier, nachmals Herzöge von Dalmatien, Kroatien und Meran, Pfalzgrafen in Burgund; Weihenstephan war die alte Pipinsburg; Attl eine Burg der wasserburger Hallgrafen, wo Engelbert nach der Mönche Wunsch alle Häuser der wackern Einwohner hatte niederreißen lassen („quod tunc temporis praeclara civium numerositate inhabitabatur"); Biburg eine Residenz der Abensberger; Castell der Hohenburge; Mangoldstein der Donauwörter; Ebersberg, Formbach, Mallersdorf, Reichersberg der Dillinger; Wels, Pütten, Neuburg, Kirchberg und Plain der alten Sempt; Seon und Rot der Pfalzgrafen von Rot.

Als Fürstengrüfte wurden eigens gegründet Bernried für die Vallayn, Steingaden für den Welfen-Sohn, Kaisersheim für die Lechsgemünde, Heidenfeld für einen ostfränkischen Prinzen, Fürstenfeld für die gemordete Herzogin Maria. Dicht an die Kaisers- und Herzogspfalzen nisteten sich St.-Emmeran, Priefling, Priel, Ranshofen, Osterhofen, Altenötting u. s. w. Was blieben nun noch für Klöster übrig, denen Baiern die erste Urbarmachung und Veredelung verdankt? Schwerlich andere als solche, die laut der Stiftungsbriefe keineswegs blos „terras novellandas vel cultivandas" empfingen, sondern „cultas cum incultis, agros, mancipia, prata, pascua, sylvas, aquas cum aquarum decursibus, quaesita et inquisita. Oberaltaich cum terris cultis et incultis, vineis; Niederaltaich cum multis praediis et possessionibus dilatum" (s. Hund); Altenhohenau mit einer ganzen schon cultivirten Hofmark; Asbach mit dem erblichen Prädio der Frau Stifterin „cum tota familia"; Bayharding mit dem ganzen fundo instructo der Stifterin; Bayerberg mit dem Edelhofe der Stifter. Aber, wird man sagen, der Mönch Günther von Niederaltaich, als er in die Wüste des Nordwaldes gesendet worden, um dort ein Nebenklösterlein, Rinchnach, aufzurichten, wird doch wol vorher ausgerodet und cultivirt haben? Ihm also und Niederaltaich dankte man den Weg durch den finstern Nordwald, den goldenen Steig, eine Hauptverbindung von der Donau an die Moldau, Elbe und Oder? Nichts weniger, das Alles hat vorher schon Kaiser Heinrich selbst bewerkstelligen und dann dem angekommenen Mönche: „areas — aedificia, agros, terras cultas et incultas" übergeben lassen. Von Altenmünster meldet zwar die Legende, der heilige Alto aus Schottland habe dort als Colonus, und damit er nicht betteln dürfe, sich ein Stück Wald ausgerodet und am Bach eine Kirche gebaut. Unter Herzog Welf war Alles dieses aber schon wieder verödet und zerfallen. Benedictbeuern wird beschrieben als ein „locus a solitudine invia et condensa ferarum cavea habitabilis effectus"; aber keineswegs war dies durch die Mönche daselbst, sondern durch einen Großen, Namens Landfrid, den „primus cultor", geschehen. Die Herren Brüder Waldram und Elliband traten ihren Culturantheil ebenfalls ab für die Klöster Schleedorf und Staffelsee, die Fräulein Schwester für das Kloster Kochelsee; hierauf erst ließ man von allen Orten Mönche herbeikommen, die über 6—700 bereits cultivirte einzelne Güter empfingen. Berchtesgaden, eine „vasta solitudo, saltus ferarum, cubile draconum", wurde durch Grafen Berengar von Sulzbach so ausgeräumt, daß er es der schönen Irmgard als

Wiederlage verschreiben mochte. Alsdann erst ließen die Mönche, die vorher sechsmal davongelaufen, es sich gefallen, zu bleiben. In dem wüsten eglinger Forst bei Dietramszell liefen die Mönche nach zwei Jahren, ohne es zu einer weitern Cultur gebracht zu haben, auch wieder davon, bauten sich an einer behaglichen Stelle an einem Waldbach ein Kirchlein, wo sie bettelten, und ließen sich endlich den zwischen mehren Herren streitigen ganzen Wald mit allen darin gelegenen fundis et bonis schenken. Wie viele solche Beispiele wären hier nicht noch beizufügen! Das Schlimmste war, daß, wo so ein Kloster gleichsam wie der Hecht in einen Teich hingesetzt worden, auf meilenweit alles andere kleinere freie Eigenthum verschlungen ward, wie die vielen codices traditionum zeigen, bald für das Begräbniß in der Kirche, für das Heil der eignen oder älterlichen Seelen, für die ausgewirkte Absolution, für den aufgehobenen Bannfluch, für den aufgenommenen Sohn oder Tochter, oder durch Übertragung des Eigenthums im Wege der „Precarei", das man durch „Prästarei", d. h. ebenso oder auch mit einer Zugabe, aber das nächste Mal sammt und sonders heimfällig wieder zurückerhielt.

Schon Karl der Große warf in seinem berühmten Capitular von 811 den Klöstern vor: „Occasionem quaerunt super illum pauperem quomodo eum condemnare possint, et illum semper in hostem faciunt ire, usque dum pauper factus, nolens volens suum proprium tradat aut vendat". Die „Acta fundationis Murensia" bei Herrgott gestehen ehrlich genug: „Ab initio autem non erat sic, priusquam monasterium hic fieret", d. h. die Leute hatten vordem ein freies unzinsbares Eigenthum. „Vicus enim iste pene omnis in principio liberorum hominum fuit, ex quorum etiam progenie adhuc quidam supersunt. Sed cum monachi huc primum venerunt, congregaverunt et acquisiverunt, quali modo potuerant, sicut hodie patet."

Das Sprüchwort: unterm Krummstabe ist gut wohnen, bewährte sich nur bei wenigen bairischen Klöstern; die meisten Unterthanen waren mit Leistungen und Rückständen überladen. Hinterlistige Darlehen und endlich die Peitsche des Klosterrichters trieben sie zuletzt als Bettler zur magern Klostersuppe. In den Acten finden sich darüber alte Klagen. Das Steuermandat von 1721 redet laut, und das Werk des Landrichters Reingruber über die bairische Landgerichtsverwaltung hebt vollends jeden Zweifel.

Von Äbten und Capiteln, die sich als Zeugen beischreiben ließen: „scribere nescientes", oder: „cum scribendi peritia careamus", mögen wunderliche Strahlen der Nationalbildung ausgegangen sein. 112.

Der Verbannte von 1831. Roman aus Griechenlands neuester Geschichte, von Alexander Sutsos. Aus dem Neugriechischem. Berlin, Herbig. 1837. 8. 1 Thlr. 8 Gr. *)

Zu der gewaltigen Masse ausländischer Romane, welche bei uns mit großer Betriebsamkeit eingeführt werden und welche der gute deutsche Magen alle zu verdauen weiß, ohne sich je den Appetit zu verderben, wenngleich zuweilen zu großem Schaden des Geschmacks, werden nun auch allmälig neugriechische treten, von denen der vorliegende gleichsam als ein Vorläufer betrachtet werden kann. Sollten wir nach ihm das Schicksal seiner zu erwartenden Nachfolger prophezeien, so würden wir unsern gourmands im Fache der Romane, d. h. denjenigen Schmeckern, deren Geschmack schon etwas stumpf geworden ist und bedeutender Reizmittel bedarf, um sich zu ergötzen, grade keine große Freude anzukündigen haben. Doch das wäre jetzt, auch wenn schon mehre Proben vorlägen, jedenfalls voreilig. Die Griechen sind noch nicht zu jener behaglichen Ruhe gelangt, in welcher in gleichem Maße die harmlosen Spiele der Phantasie, die fröhlichen Sprünge des Witzes und die Leiden zerrissener Gemüther Raum finden. Noch grünen frisch die Lorberkränze auf den Häuptern ihrer Helden, die Myrten auf den Grabsteinen ihrer Gefallenen; noch sind ihre Wunden nicht geheilt, noch die traurigen Spuren der Zerstörung nicht verwischt, welche die Frucht ihrer Kämpfe gegen äußere und innere Feinde war. Wie sollten die Hände sich so schnell der Waffen entwöhnen und zur Feder greifen? wie die Gemüther sich den kaum besänftigten Leidenschaften entwinden und die Spannung vergessen, in welcher stets drohende Gefahren und eine allgemeine Unsicherheit ihres öffentlichen und häuslichen Lebens sie lange Zeit hindurch festhielten? Der Friede, dessen sie sich erfreuen, ist noch zu neu, noch zu oft gestört durch die Geburtswehen der werdenden Zukunft und die Nachwehen der Vergangenheit, die Sorgen und materiellen Bedürfnisse der Gegenwart sind noch zu drückend, als daß sie sich ganz davon losreißen und in die ideelle Welt des Romans versetzen könnten. Auch der edle Alexander Sutsos hat das nicht vermocht; er, der rüstig das Schwert und die Feder gegen die Türken und gegen die innern Feinde der Freiheit geführt hat, ist auch hier noch im Kampfe begriffen; nur ein sehr kleiner Theil seines Buchs enthält Elemente eines Romans; das übrige könnte man Geschichte nennen, wenn darin nicht eben die Form des Romans benutzt wäre, um desto freier den Kampf fortzuführen, in dem sich der Verf. durch seine Satiren gegen die Kapodistrias und ihre Partei so ruhmvoll ausgezeichnet hat. Er sagt selbst in der Vorrede, wenn er nicht schon ein Jahr früher sein Buch geschrieben hätte, sondern es erst jetzt schriebe, so würde der Leser seine Feder ebenso für Lob als für Tadel weniger spitz finden. „Die Zeit", sagt er, „hat die Ursachen vieler Handlungen enthüllt, spätere Verhältnisse haben den Schleier hinreichend gelüftet, und man vermag nun das früher Verborgene zu schauen und über manche Gegenstände anders zu urtheilen. Manche von Denen, die ich wegen ihrer ungerechten Handlungen mit Recht tadelte, sind später gedemüthigt worden, und ungerechterweise, wie sie sagen, gezüchtigt, versöhnen sie uns gegenwärtig in gewisser Hinsicht mit sich und nehmen nunmehr ein billigeres Urtheil über sie in Anspruch." Weiterhin macht er darauf aufmerksam, daß die Menschen unter verschiedenen Verhältnissen und Einflüssen bald besser bald schlechter erscheinen, und daß daher die wahrhafte Geschichte nicht selten warten muß, „bis der Stein auf das Grab des Menschen gesetzt sei, um mit Sicherheit ihren Beschluß darauf eingraben zu können". Hätte der Verf. hierbei in sein eignes Innere einen prüfenden Blick gethan, so hätte er vielleicht bemerken können, daß auch er selbst sich geändert habe, nicht in moralischer Beziehung, wovon hier nicht die Rede sein kann, sondern in seinen Urtheilen über Ereignisse und Personen. Auch der Besonnenste, wenn ihn selbst die reinste Überzeugung zu einer Partei führt, kann sich, so lange diese gegen eine andere zu kämpfen hat, nicht ganz von übertriebener Vorliebe und Abneigung gegen die eine und andere frei erhalten; Liebe und Haß sind in heftigerer Aufregung, und während jene auf der eignen Seite die Schwächen, dieser auf der andern das Gute ganz oder zum Theil übersieht, entsteht ein so entschiedenes, schroffes Urtheil, wie es eben streitende Partien immer haben und be-

*) Vgl. hierüber Nr. 311 d. Bl. D. Red.

dürfen. Sind dann die Kämpfe beendigt, die Leidenschaften beruhigt, die Bestrebungen andern Richtungen zugewendet, dann begegnen sich oft Feinde in einträchtiger Wirksamkeit und wissen kaum mehr, wie es möglich war, daß sie sich früher so hassen konnten; Freunde trennen sich, die durch die heiligsten Bande für die Ewigkeit verbunden zu sein wähnten, und mit Staunen nehmen sie eine Kluft zwischen sich wahr, von der sie keine Ahnung hatten. So mag es auch dem guten Sutsos gegangen sein, und wenn er auch seine eigne Änderung nicht zu bemerken scheint, so entgeht es ihm doch nicht, daß er als ruhiger Historiker hätte anders schreiben und urtheilen müssen. Daß er es auch gethan haben würde, dafür bürgt uns schon diese Einsicht selbst, die er so offen ausspricht, dafür noch mehr sein Charakter überhaupt, wie er ihn in diesem Buche offenbart. Obgleich Verfechter einer Partei, gehört er doch keineswegs zu den blinden Parteimenschen, die in ihrer Befangenheit alles Maß für eine richtige Beurtheilung verlieren; zum Belege möge hier das Urtheil stehen, was Sutsos (S. 179 fg.) über seinen Hauptfeind ausspricht:

„Joannis Kapodistrias, von durchdringendem Verstande und seltenen Vorzügen, übertraf ohne Zweifel alle Fremden, die während des griechischen Freiheitskampfes nach Griechenland gekommen sind. Grieche seiner Abstammung nach, besaß er jenen aufgeweckten, rastlos strebenden Geist, der die Griechen auszeichnet. Wenn man erwägt, daß er aus niederm Stande zu dem Glanze sich erhob, der ihn später umstrahlte, daß er die Gemüther von Königen, Aristokraten und Demokraten Europas beherrschte und sich einen Namen in der Geschichte seiner Zeit erwarb, so kann man dies Alles nicht dem bloßen Zusammentreffen glücklicher Umstände, sondern vielmehr (nur) der wirklichen Bildung, die er besaß, zuschreiben. Allein, erzogen in den Sitten Venedigs und in Schulen Italiens gebildet, erreichte er weder jene Höhe der Gesinnungen, die große Männer auszeichnet, noch eignete er sich jene Humanität an, die dem wahrhaft tugendhaften Menschen in allen Verhältnissen eigen bleibt. Außerdem trug auch der längere Aufenthalt in dem Lande einer unbeschränkt monarchischen Verfassung dazu bei, daß er manche falsche politische Grundsätze für richtig annahm und unwillkürlich einen despotischen Charakter sich aneignete."

„Unter solchen Verhältnissen seines frühern Lebens und seiner spätern Stellung verwischte sich das ursprünglich Edle in seinem Wesen, und daraus erklären sich die mancherlei Laster und Tugenden, die er auf eine so auffallende Weise in sich vereinigte. Unsittlich und falsch in Dingen der Politik, war er einfach und tugendhaft in seinen Privatverhältnissen. Intriguant und höfisch bis zu gänzlicher Selbstverleugnung, erschien er in seinem Hause als ein schlichter Philosoph. Begeistert für die großen Männer des Alterthums, die er sich oft zum Muster zu nehmen bemüht war, trat er gleichwol die Gesetze ungescheut mit Füßen und verrieth gewissenlos die Menschheit. Gleichmäßig geneigt zur Tugend und zum Laster, würde er vielleicht den rechten Weg nicht verfehlt haben, wenn er auf die Rathschläge gutgesinnter Bürger gehört hätte; unter der Leitung seiner Brüder und schlechter Minister aber starb er auf traurige Weise mitten unter Verbannungen, Einkerkerungen und Proscriptionen aller Art."

„Seine Rednergabe bestand mehr in der Leichtigkeit, Worte geschickt zusammenzustellen, als in Kraft der Gedanken, und seine gerühmte Energie im schriftlichen Ausdrucke mehr in geistreichen Sophismen als in Ideenreichthum. Schlechter Gesetzgeber, noch schlechterer Finanzmann und Haupt einer Regierung überhaupt, war er jedenfalls einer der gewandtesten Diplomaten Europas."

Wir haben dies Urtheil in seiner ganzen Ausdehnung mitgetheilt, weil es unter den vielen und widersprechenden Stimmen, die über Kapodistrias laut geworden sind, einer vorzüglichen Beachtung werth zu sein scheint, indem es die Widersprüche zu erklären und zu vereinigen versucht. Auch aus den übrigen historischen Theilen des Buchs ließe sich noch manches Interessante ausziehen, daneben jedoch auch mancher übertreibende, satirische Zug, wie das einem Roman ohne Zweifel zu verstatten und von einem Verfasser politischer Satiren nicht anders zu erwarten ist. Das Wahre auszusondern ist in den meisten Fällen nicht schwer.

Was nun den in die Geschichte verflochtenen, dem Umfange nach weit geringern Roman anbetrifft, so ist dieser tragischen Inhalts. Als der Verbannte nach manchen Kämpfen und Leiden verzweifelnd aus dem öffentlichen Leben scheidet, das seinen Bestrebungen und Hoffnungen nicht entspricht, wird ihm auch das Glück der Liebe geraubt, in der er Trost und Ruhe finden wollte. Aspasia, die Tochter eines reichen, aber seiner Gesinnung nach gemeinen Mannes zu Nauplia ist dem Verbannten schon, ehe er sie kannte, zur Braut bestimmt; aber sein Freund Nikistratos liebt sie, und zu dessen Gunsten verzichtet er mit leichtem Muthe auf das ihm unbekannte Gut; doch bald lernt er sie kennen und lieben, eben als er erfahren hat, daß Aspasia die Liebe des Nikistratos nicht erwidert, und er einen Versuch machen will, sie dazu zu vermögen oder wenigstens seinem Freunde Sicherheit über ihre Neigung zu verschaffen. Er selbst raubt dem armen Nikistratos ihre Liebe, ohne es zu wollen; zum zweiten Male beschließt er zu entsagen, aber vergebens; Nikistratos fühlt, daß er nicht geliebt wird und — stirbt. Erst ein Jahr nachher kommt der Verbannte aus der Verbannung zurück, in die er sich freiwillig begeben hatte, und findet in der nun offen bekannten und erwiderten Liebe zur Aspasia Trost für seinen schmerzlichen Verlust. Aber er liebt die Freiheit, wird ein Feind der Kapodistrias und dadurch dem Vater der Aspasia, einem eifrigen Anhänger derselben, verhaßt. Zugleich findet sich ein Nebenbuhler, Augerinopulos, ein ebenso alberner als niedriger Mensch, der, begierig nach dem Vermögen der Aspasia, ihren Vater für sich zu gewinnen und die Verbannung seines Nebenbuhlers zu bewerkstelligen weiß. Dieser wendet sich nach Salamis zum General Wasos, um gegen die Kapodistrias die Waffen zu führen; ein Brief, worin er dies der Aspasia meldet, geräth in die Hände seines Feindes und veranlaßt einen Verhaftsbefehl gegen ihn. Durch schändliche Hinterlist gefangen, wird er auf das Kastell Wurdschi auf einer Insel bei Nauplia geführt und auf Augerinopulos' Betrieb von einem Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt. Aber an demselben Tage, wo Kapodistrias ermordet wird, wo Aspasia's Verlobung mit dem verhaßten Bräutigam gefeiert werden soll und eine glänzende Gesellschaft schon versammelt ist, entflieht sie, und mit Hülfe einer Amme und eines getreuen Hydrioten befreit sie den Verbannten, der glücklich nach Hydra entkommt, nachdem er unterwegs noch den Augerinopulos in einem Pistolenduell den Schenkel zerschmettert hatte, selbst nicht getroffen von dem hinterlistigen Schusse seines Gegners. Aspasia kehrt zu ihrem Vater zurück, der sie von nun an milder behandelt, ohne jedoch die fortgesetzten erfolglosen Bewerbungen des Augerinopulos zu hindern. Ein neuer Mordversuch, den dieser gegen den Verbannten durch einen gedungenen Albanier macht, scheitert zwar, jedoch glaubt er selbst, nun von seinem Nebenbuhler befreit zu sein, und weiß auch Aspasia von dessen Tode zu überzeugen. Unterdessen kämpft der Verbannte mit den Anhängern des Syntagmas gegen die Kapodistrianer, ohne Nachricht von sich zu geben. Als Nauplia von seiner Partei eingenommen, durch Thiersch eine friedliche Vereinigung herbeigeführt ist, dennoch aber die Kapodistrianer einen großen Einfluß behaupten, entsagt der Verbannte der Theilnahme an dem trostlosen öffentlichen Leben und folgt der Aspasia, die mit ihrem Vater nach der Insel Kythnos entflohen ist und dort mit Augerinopulos in demselben Gasthofe lebt. Als der Letztere die Nachricht von dem Leben und der nahe bevorstehenden Ankunft des Verbannten empfängt, geräth er in Verzweiflung; aber zu muthlos, um sich selbst umzubringen, beschließt er die Liebenden zu tödten: er besticht einen Aufwärter, der Aspasia Gift in ihren Morgentrunk zu thun. Ein spätwachender närrischer Dichter hat den Anschlag gehört, aber er erwacht am andern Morgen zu spät, um den Mord zu hindern. Der Verbannte kommt eben an,

um nur noch den schmerzlichen Tod seiner Geliebten mitanzusehen. Mit zerrissenem Herzen irrt er einsam umher, kehrt dann nach Konstantinopel, wo er geboren und erzogen ist, zurück, und versunken in seinen Schmerz, erwartet er sehnsüchtig den Tod. Augerinopulos bekannte seine Schandthaten, als er später in Armuth und mit den bittersten Verwürfen des Gewissens im Krankenhause starb.

Ungeachtet mancher schönen nnd wahrhaft ergreifenden und erhebenden Partien dieses Romans läßt sich doch auch nicht verkennen, daß er an nicht wenigen Schwächen und Unwahrscheinlichkeiten leidet; dies trifft besonders die Rettung der Verbannten aus dem Kastell Wurdschi und die Vergiftung der Aspasia. Indeß wird dadurch keineswegs ein Mangel an Talent beurkundet; es fehlt vielmehr nur Das, was wir die Technik der Romandichtung nennen möchten. Leicht hätte sich der unwahrscheinliche Hergang äußerlicher Ereignisse anders motiviren lassen; die nicht gelungene Verbindung des Romans mit der Geschichte, welche sich mit jenem nicht zu einer organischen, künstlerischen Einheit zusammenfügt und ein ungebührliches übergewicht hat, würde von selbst verschwinden, wenn das poetische Interesse des Verf. selbst in sich einiger würde und sich von dem Einflusse noch fortwirkender politischer Kämpfe und Gesinnungen befreite. Ähnlich verhält es sich mit der sprachlichen Darstellung; auch hier fehlt es an der dem Roman angemessenen Technik; es mischen sich die poetischen Elemente mit den praktischen der politischen Debatte, der parteiischen Geschichte und der Charakteristik, die eine satirische Absichtlichkeit verräth, sodaß hier ebenfalls die poetische Einheit nicht zu Stande kommt, die dem Roman auch bei den verschiedensten Bestandtheilen nicht fehlen darf.

Warten wir also, bis die noch so junge hellenische Romandichtung abstreift, was ihr noch von Mangel an Übung, von Unbehülflichkeit und Unsicherheit anhängt, bis sie Zeit, Ruhe und Frieden gewinnt, um sich ganz und rückhaltlos einem poetischen Interesse hinzugeben; dann wird sie gewiß sehr schöne Früchte tragen, wie es diese früh gereifte verbürgt, schönere, als sie aus ihrem eignen Alterthum vor sich hat, an dessen Leistungen in diesem Fache sie kaum einmal wird anknüpfen können.

Die deutsche Übersetzung ist im Ganzen recht wohl gelungen, obgleich hin und wieder, besonders an solchen Stellen, wo die Sprache des Gefühls oder die der tiefern Reflexion geführt wird, einzelne Ausdrücke vorkommen, die nicht recht genau passen, sodaß zuweilen eine gewisse Unbestimmtheit, ein Mangel an treffender Schärfe entsteht, und man wünschen möchte, den Ausdruck des Originals vergleichen zu können, an dem wahrscheinlich meistens die Schuld nicht liegt. Aber auch hier ist zu berücksichtigen, daß es den Übersetzern aus dem Neugriechischen noch an ausgedehnter Praxis fehlt. 121.

Notizen.

Dr. Caffe, Vorsteher der Augenklinik bei den pariser Spitälern, hat soeben einen Bericht über die während der Jahre 1834—37 in den Spitälern Hôtel-Dieu und la Pitié behandelten Augenkrankheiten herausgegeben. Die Zahl der Augenkranken ist in Paris minder groß als in London und den meisten andern Städten. Im J. 1835 wurden allein in der, 1804 von Sunders gegründeten Heilanstalt für Augenkranke 10,609 und in dem königlichen Hospital von Westminster 2407 behandelt, zusammen 13,016, die in andern Hospitälern wegen Augenübeln Aufgenommenen ungerechnet. Nach Caffe's Angaben befanden sich in den genannten beiden pariser Spitälern 1835 und 1836 nicht mehr als 2331 Augenkranke. Die Zahl der männlichen Individuen übersteigt die der weiblichen um ein Drittheil und am meisten sind Schuhmacher, Schneider und Nätherinnen Augenkrankheiten unterworfen, überhaupt kommen dieselben seltener bei den wohlhabenden Classen als bei dem Volke, der graue Staar und die verschiedenen Arten des schwarzen jedoch häufiger bei Reichen als bei Armen vor. Im Allgemeinen verdient nach des Verf. Berechnungen die Operation der Niederdrückung des grauen Staars der der Ausziehung vorgezogen zu werden, da durch jene öfter ein günstiges Resultat, völlige Wiederherstellung der Sehkraft, erreicht ward. Rücksichtlich des Heilverfahrens ohne Operation hat Caffe Folgendes beobachtet: 12 Kranke sind aufs genaueste nach den von den Gönnern und Verfechtern dieser Heilart gegebenen Vorschriften behandelt worden, nach vier, fünf, sechs und acht Monaten einer schmerzhaften, peinigenden Behandlung verloren die Kranken, da sie kein Resultat sahen, die Geduld und leisteten Verzicht, auf diese Weise hergestellt zu werden. Nichtsdestoweniger lassen einige Beobachtungen den Verf. an die Möglichkeit glauben, daß der graue Staar mittels dieses Verfahrens in seinem Beginnen bisweilen aufgehalten, ja bei jungen und gesunden Personen sogar rückgängig gemacht werden könne.

Es war kein glücklicher Gedanke, den „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde" in eine fremde Sprache zu übersetzen. Wenige Tage darauf, als der „Atlas" (Nr. 594 v. 1. Oct.) erklärt hatte, daß Goethe's Ruhm in Altengland nichts mehr schaden könne als dieses Buch, kam auch die gute alte Base die „Literary gazette" und nennt „Goethe's correspondence with a child" (2 Bde., London 1837) „eine jener seltsamen Hervorbringungen, wie sie nirgend anders als in Deutschland zum Vorschein kommen können; eine von denen, über welche ein englischer Leser nur mit großer Mühe sich ein Urtheil bilden wird. Es ist eine Einfalt darin, die unsern Sitten fremd ist, eine Sentimentalität, die uns lächerlich erscheint; wir haben überdies keine Sympathie für die unbestrittene Bewunderung, welche Goethe zu einem Gegenstande fast religiöser Verehrung bei den Deutschen macht. Ein Kind von 13 oder 14 Jahren, das von Hörensagen eine romantische Leidenschaft für einen ergrauten Dichter von 60—70 Jahren faßt und mit ihm einen Briefwechsel unterhält, voll Übertreibung und mit einer gewissen Wildheit, ist ein erotisches Gewächs, das nicht in unserm friedlichen und kühlen Boden fortkommen kann; ja, wir haben, unumwunden sei es gestanden, selbst keinen Grund, dies zu wünschen." Vieles in den Briefen, heißt es weiter, verfalle dem Lächerlichen; der englische Kritiker ist aber nicht geneigt, sich lustig über das Buch zu machen, noch weniger, ein hartes Urtheil darüber zu fällen. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 333. —— 29. November 1837.

Mémoires du Prince de la paix, Don *Manuel Godoy*, Duc de l'Alcudia, Prince de Bassano etc. etc. Traduits en français d'après le manuscrit espagnol, par *J. G. d'Esmenard*. Vier Bände. Paris 1836.

Die Memoiren des Friedensfürsten sind im eigentlichsten Sinne des Worts eine Selbstvertheidigung, eine Rede für das Haus. Indessen gehört derselbe zu den merkwürdigen Männern einer höchst merkwürdigen Zeit; ihn über sich selber und seine Zeit zu vernehmen gewährt daher Interesse, mag seine Aussage immerhin apologetische, sogar panegyristische Färbung haben. Der Geschichtschreiber jener Epoche, um sie mit Wahrheit und Unparteilichkeit schildern zu können, wird aber um so weniger sich der Mühe überheben dürfen, diese Memoiren zu Rathe zu ziehen, da Don M. Godoy einer der Hauptacteurs in derselben war und ihrer vielleicht keiner so viel Verunglimpfungen und Schmähungen zu erfahren gehabt hat als er. Daß diese ganz unverdient und nur das Product der Gehässigkeit und des Neides gegen den Emporkömmling und Günstling eines schwachen Monarchen gewesen, dies außer Zweifel zu setzen, würden alle Überredungskünste auch des geschicktesten und gewandtesten Vertheidigers wol schwerlich vermögen, viel weniger dann, wenn in dieser Rolle die betheiligte Hauptperson selber auftritt. Gleichwol, können wir auch die von einem geistreichen Schriftsteller irgendwo aufgestellte Behauptung, es stehe der wahre Werth des Menschen gemeinhin in umgekehrtem Verhältnisse zu dem Urtheile der öffentlichen Meinung über ihn, nur als ein witziges Paradoxon betrachten, machen wir diesem Tribunale in vielen Fällen seine dictatorische, zum öftern blos usurpirte Competenz streitig, zumal in politischen Dingen, wo dasselbe noch überdies der Vorwurf der Versalitität trifft. Zu diesen Fällen aber zählen wir den des Friedensfürsten, der, selbst abgesehen von den vorhin angedeuteten Motiven, nur von einem befangenen, durch aufgeregte Leidenschaften gleichsam bestochenen Tribunale seither gerichtet ward, weil die von ihm befolgte Politik so viele Sonderinteressen verletzte, so viele individuelle Meinungen, ja selbst populaire Neigungen fast schonungslos hintansetzte, daß sich daraus ein Vorurtheil wider ihn bilden mußte, in Folge dessen keinerlei Rechtfertigungs-, ja auch nur Entschuldigungsgrund zu seinen Gunsten sich Anerkennung zu verschaffen vermochte, und endlich vor Allem — weil er unglücklich war. Nunmehr jedoch, nach Ablauf von beinahe dreißig Jahren, wo die Hitze der Leidenschaften sich abgekühlt, wo die meisten Personen, die zur Epoche der politischen Wirksamkeit des Friedensfürsten seine Mitacteurs oder Rivalen waren, vom Schauplatze gänzlich abgetreten sind, möchte eben jenes Tribunal, als Collectivum der Einzelmeinungen, auch wol geneigter sein, dem Beklagten Gehör zu schenken; und somit hätte denn diese Vertheidigungsschrift, die zuerst in französischer Sprache, jedoch in treuer und vom Verfasser selbst sanctionirter Übertragung des spanischen Originalmanuscripts erschien, durch ihre verspätete Veröffentlichung, was den Zweck betrifft, schon Vieles für sich gewonnen. Ein beachtenswerther Einwand ließe sich freilich gegen diese Verspätung erheben. Memoiren, um ganz das getreue Abbild des Ideenganges, der Gedankenfolge, kurz, der eigentlichste, vollkommen unverfälschte Typus der Individualität des Verf. zu sein, sofern dieser selbst die Hauptrolle darin spielt, sollten immer unter den ersten Eindrücken der Begebenheiten, die von diesem erzählt werden und wobei er betheiligt war, niedergeschrieben werden. Im Verlaufe einer so langen Zeit als die hier in Rede stehende verwischen sich jene Eindrücke mehr oder weniger; die Beweggründe, die dem Autor bei seiner Handlungsweise leiteten, verlieren sich, selbst bei dem besten Willen, sie mit Aufrichtigkeit anzugeben, aus seinem Gedächtnisse, oder erscheinen ihm doch in ganz anderm Lichte als ihrem ursprünglichen; er beurtheilt sie häufig nur nach dem Erfolge und überläßt sich so fast unwillkürlich selbstischen Täuschungen über dieselben. Nun aber berichtet uns Hr. Esmenard — und wir haben keinen Grund, seiner Angabe Glauben zu versagen —, es sei die von ihm bewirkte Übersetzung nicht blos treu, wie schon erwähnt, und genau nach dem Texte verfertigt, sondern diesen habe der Friedensfürst selbst verfaßt, fast unter seinen Augen geschrieben; überdies aber sei die Abschrift, deren Abdruck besorgt werde, von ihm (dem Friedensfürsten) durchgesehen, verbessert, verglichen und am Ende eines jeden Capitels unterzeichnet worden. Alle diese Umstände setzen nun zwar die Autorschaft Don M. Godoy's außer Zweifel und beweisen, wie Hr. E. mittels deren Anführung zu bezwecken scheint, es sei das literarische Talent des Memoirenschreibers bis jetzt ungerechterweise verkannt worden; denn be-

kanntlich ward demselben auch häufig der Vorwurf crasser Ignoranz gemacht. Allein in unsern Augen erheben solche keineswegs den historischen Werth der Memoiren, den wir höher anschlagen würden, wären dieselben 1808 abgefaßt worden, d. i. gleich nachdem der Friedensfürst in den Privatstand zurücktrat, sohin noch von den ersten Eindrücken der Ereignisse beherrscht wurde, und bevor er Muße hatte, über seine Selbstvertheidigung nachzusinnen, über sich selbst, als Object gleichsam, zu reflectiren. Daher kommt es denn auch, daß man in diesem Werke diejenige Naivetät gänzlich vermißt, die bei Erzählung der Begebenheiten, selbst solcher, wo der Verf. eben keine über allen Tadel erhabene Rolle spielte, besonders in den französischen Memoiren der ältern Periode vorherrscht und die ihrer Lecture einen ganz eigenthümlichen Reiz verleiht. Weit entfernt jenen Memoirenschreibern zu gleichen, die, unbekümmert über das Urtheil des Lesers, er gehöre der Mit- oder Nachwelt an, sich gehen lassen, nur um sich auszuplaudern, selbst bei Gefahr, sich zu verplaudern, legt Don M. Godoy den von ihm beabsichtigten Zweck der Selbstvertheidigung nur allzu klar zu Tage. Und wird er diesen erreichen? Wir möchten es fast bezweifeln: denn zum Ersten beweist, wie es im Sprüchworte heißt, wer zu viel beweisen will, oft weniger als nichts; zum Andern aber findet Selbstlob nur selten Billigung, häufiger stößt es auf taube Ohren, ja, das Publicum ist geneigt, je greller dasselbe hervortritt, je beflissener man ist, es sich zu spenden, grade das Gegentheil von Dem zu argwöhnen, was der Autopanegyriker als Wahrheit hinzunehmen es überreden will.

Um nun auch unsere individuelle Meinung über den Friedensfürsten kund zu geben, so glauben wir, daß derselbe wol schwerlich deshalb allein von der spanischen Nation verabscheut werden konnte, weil er ein Emporkömmling, ein Günstling des Königs und der Königin von Spanien war. Denn sicherlich, wäre er ein Colbert, ein Sully gewesen, oder hätte er auch nur die wohlthätigen Überlieferungen der Regierung Karl III. bewahrt, würde man ihm, obschon er aus den letzten Reihen eines Regiments der Garde hervortrat, den Ursprung seiner Macht wegen des Gebrauchs verziehen haben, den er davon machte, und über dem Minister hätte man den Menschen vergessen. Dessenungeachtet, muß man nicht dem Hasse wie der Bewunderung des spanischen Volks mistrauen? Ist ihm ja doch der Prinz von Asturien, sein Abgott zu der Zeit, wo es die Anhänger des Friedensfürsten niedermetzelte und ihn selbst mit dem Tode bedrohte, unter dem Namen Ferdinand VII. stets theuer geblieben, wenn schon dieser Fürst wol durch keine seiner Handlungen jemals eine Anhänglichkeit verdiente, die bis zum Ende seiner Regierung sich nie verleugnete! Sind wir demnach auch weit entfernt, Don M. Godoy irgend ein Ehrendenkmal in diesen Blättern zu errichten, ja selbst indem wir nicht in Abrede stellen wollen, daß die Herabwürdigung der Nation und die Erschöpfung der spanischen Monarchie zu Anfang dieses Jahrhunderts großentheils seiner Verwaltung und Politik zuzuschreiben war, weil er seit 1792 der oberste Leiter der Schicksalsbestimmungen des Königreichs gewesen, so sind wir doch der Ansicht, wie auch schon angedeutet wurde, daß er in vielen Stücken allzu hart beurtheilt worden ist. Bei dem Anlaß aber wollen wir noch, bevor wir ihn selbst redend einführen, bemerken, daß dies namentlich von Seiten des Grafen v. Torreno geschehen, der in seinem kürzlich erschienenen Werke alle Gefühle des Hasses und der Verachtung theilt, die zur Epoche der Schilderhebung von Aranjuez die spanische Nation gegen den Friedensfürsten beseelten, ohne jedoch, was für den Geschichtschreiber unerläßlich, die erfoderlichen Beweisstücke beizubringen, um den Haß des spanischen Volks zu rechtfertigen.

Uns zu den Memoiren selber wendend, wollen wir zuerst zeigen, wie Schreiber derselben ihre, von uns bereits gerügte, so sehr verspätete Erscheinung vor dem Publicum zu legitimiren sucht. Die Motive dazu liegen ganz einfach seiner Angabe nach in dem Willen Karl IV., der von ihm als letzten Beweis seiner Hingebung foderte, daß, so lange sein Sohn (Ferdinand VII.) lebe, er weder die Geschichte seines unglücklichen Monarchen noch seine eigne Vertheidigung schreibe.

Du kannst dich nicht vertheidigen — so lauten die angeführten Worte des Königs — ohne ihn anzugreifen, ohne ihn zu verletzen, wie schonend du auch dabei verfahren mögest. Wenn unglücklicherweise nach der Herausgabe irgend einer Schrift von dir eine jener Volksbewegungen einträte, welche seine schlechte Politik jeden Tag veranlaßt, so würde man nicht ermangeln, zu sagen, du hättest dem Aufstande Waffen geliefert, und wirklich könntest du sie liefern, denn du hast sie in den Händen. — Ich werde nie aufhören, meine Stimme zu deinen Gunsten zu erheben, und wenn ich durch meine Bemühungen und Bitten nichts bewirke, so wird doch wenigstens die ganze Welt erkennen, daß du, treu dem Vater, der dein Freund war, auch gegen den Sohn treu und loyal sein wolltest, der dich verfolgte.

Da nun aber Karl IV. aufgehört habe zu leben, fügt der Verf. hinzu, und dessen Sohn gleichfalls ins Grab gestiegen, Beide sohin der Geschichte angehören, so sei ihm erlaubt zu reden und sein „bedrücktes Herz" zu erleichtern.

Im J. 1767 geboren, wurde Don M. Godoy, einer adeligen, aber nicht reichen Familie angehörend, 1781 in die Garde des Königs aufgenommen und bereits acht Jahre später zu dessen erstem Minister ernannt. Mit Verachtung die von mehren Schriftstellern, namentlich von den Mitarbeitern an der „Biographie des contemporains" angegebenen Beweggründe seiner schnellen Erhebung beseitigend, äußert sich unser Memoirenschreiber darüber etwa wie folgt: Die erste Ursache dieser ungewöhnlichen Gunst zu einer Zeit, wo er kaum in die Welt getreten, sei ihm selbst anfänglich nicht bekannt gewesen; sie möchte sich jedoch so erklären lassen:

Der König Karl IV. und Marie Luise fühlten, wie man wol glauben kann, bei jeder neuen Nachricht von den Vorgängen in Paris sich tief ergriffen und verletzt. — Tief erschüttert von diesen unglücklichen Ereignissen, schrieben sie deren Ursache zum Theil und wol nicht mit Unrecht der fortwährenden Erneuerung des Ministeriums des schlecht bedienten, von den traurigen einander entgegenwirkenden Intriguen und Einflüssen sei-

nes Hofes hin und hergeworfenen Königs (Ludwig XVI.) zu. — Karl IV. sah um sich; er wagte nicht auf seine eignen Mittel zu bauen und wußte nicht, wem er sein Vertrauen schenken sollte; er suchte das Licht und sah nur ein trügerisches Dunkel. Er zögerte. — Das war die Gemüthsstimmung Ihrer Majestäten. Sie wollten einen Mann finden, der ihr eignes Werk sei, einen wahren Freund. — Ich war ihrer Aufmerksamkeit durch die Beschaffenheit meines täglichen Dienstes selbst bezeichnet. — Ihre wohlwollende Aufnahme, die durch meinen Dienst fortwährend herbeigeführte Gelegenheit gestatteten mir mehr als einmal, eine Meinung über die Nachrichten auszusprechen, welche der Gegenstand jeder Sorge und jedes Gesprächs in dem Schlosse selbst und an allen andern Orten waren. Wenn Ihre Majestäten eine günstige Meinung von meinen Fähigkeiten und von der Treue meines Charakters faßten, wenn sie glaubten, in mir dem Mann des Vertrauens gefunden zu haben, den sie suchten, so war dieses wohl oder übel begründete und für mich endlich so verderbliche günstige Vorurtheil gewiß nicht das Resultat eines anmaßlichen Ehrgeizes von meiner Seite. — Der Sturm brach los und brauste von allen Seiten her. Also gleichsam mitten unter einer Erderschütterung, am Rande eines Vulcans, dessen schwarzer Rauch den nahen Ausbruch verkündigte, als der Schrecken an unsern Thüren stand und alle Gemüther betäubte, sah ich mich, ach Gott! plötzlich an das Ruder des Staats versetzt.

Gehen wir nun in dem vor uns liegenden Plaidoyer auf die wichtigsten Staatsactionen über, die dasselbe zu vertheidigen bezweckt, so begegnen wir zuerst dem Frieden von Basel, der bekanntlich so häufig angefochten und dem Friedensfürsten zum Vorwurfe gemacht worden ist, um ihn darüber zu vernehmen. Der Vertrag von Basel, so berichtet er uns nach Anführung der Textesworte dieser Urkunde, hätte „zwischen edelsinnigen und durch die innigsten Bande der Verwandtschaft vereinigten Königen nicht gleicher, nicht billiger" hergestellt werden können. „In dieser Zeit war die Republik gegen keine andere Macht so nachsichtig und wurde es auch in der Folge nicht." Die Abtretung von S.-Domingo wird für kein erwähnenswerthes Opfer gehalten, zumal da die vorzüglichsten spanischen Ansiedler die Insel bereits verlassen hatten und diese nur eine drückende Last für das Mutterland war. Außer dieser geringfügigen Abtretung aber waren alle Bedingungen des Vertrages für Spanien nur günstig. „Keine geheimen Artikel, keine pecuniairen Opfer, keine Entschädigungen, keine Privatgratificationen." Reservirte Fälle habe es bei diesem Vertrage gar nicht gegeben, wovon man sich mittels Nachsuchung in den Archiven aller Cabinete überzeugen könne. Wäre aber das in seinen Unterhandlungen mit bewaffneter Hand sonst so habsüchtige, so viel fodernde Frankreich gegen Spanien so nachsichtig gewesen, so müsse man hierin zuerst einen Beweis von der „guten Meinung" erkennen, „welche der feste Charakter der Regierung und der Nation in dem dreijährigen Kampfe verdient hatte". Sodann habe auch Frankreich die Reinheit und Aufrichtigkeit der Absichten Spaniens anerkannt, das stets Achtung für die Integrität des französischen Gebiets bezeigte und nie das eigentliche Frankreich, sondern nur die anarchische Macht bekämpfte, die dieses verabscheute und zuletzt selbst stürzte. Endlich wird in Erwiderung an Diejenigen, die Tadel über diesen Frieden verhängten, noch gefragt:

Welchen Weg sollte denn nun eigentlich Spanien einschlagen? Die Coalition war aufgelöst, der König von Preußen hatte derselben entsagt, eine große Anzahl Fürsten des Reichs folgte seiner Politik und nahm das Neutralitätssystem an; die übrigen sprachen eine gleiche Meinung aus; alle wollten den Frieden, und der Reichstag drängte Östreich durch ein einstimmiges Conclusum, mit der Republik zu unterhandeln.

(Der Beschluß folgt.)

Russische dramatische Literatur.

„Die russische Scene — sagt ein Kritiker in der russischen Zeitschrift: „Die literarischen Beilagen" — ist trotz ihrer ungemein raschen Fortschritte dennoch so arm an Darstellungen aus der heimatlichen Welt, daß ein erträgliches Originallustspiel bei uns schon eine merkwürdige Erscheinung ist. Es ist dies ein Umstand, der gewissermaßen in Erstaunen setzt; denn betrachtet man mit einiger Aufmerksamkeit die Gesellschaft, so trifft man überall und in den Kreisen jeder Art auf hinlängliches komisches Element und zwar auf recht eigenthümliche, nur uns eigne Seiten des Komischen. Bei dem Allen besitzen wir keine dramatische Hervorbringung, die man ein vollkommenes Lustspiel nennen könnte, drei bis vier Stücke ausgenommen, die jedoch nicht allen Anfoderungen genügen. Wir sind nicht gesonnen, ausdrücklich darauf hinzuweisen, wo die komische Seite unsers gesellschaftlichen Lebens vorzüglich zu finden wäre, und begnügen uns, zu sagen, daß etwas davon überall zu treffen sei, sowol in höhern Kreisen als in den Mittelständen und beim gemeinen Manne, in den Städten und auf dem Lande. Gribojedow*) faßte mit tiefem Blicke das Komische des moskauischen gesellschaftlichen Lebens auf, stellte es in scharfen, geistreichen Umrissen dar, aber indem er ein Lustspiel abzufassen gedachte, schuf er nur eine dialogisirte Satire, denn sein „Gore od uma" (Leiden durch Geistesbildung) ermangelt der scenischen Wirkung, des dramatischen Lebens. v. Wiesen (ein älterer Lustspieldichter) hat glücklich einige komische Seiten jetzt schon veralteter, modificirter Zustände geschildert; Gogol in jüngster Zeit das Wesen einer entlegenen Provinzialstadt, kleinstädtische Originale, und zwar in einer bis auf die äußerste Spitze getriebenen Aufhäufung des Bizarren dargestellt und einige für die scenische Exhibition frische Züge glücklich ergriffen; aber weder er, noch v. Wiesen, noch Gribojedow haben ein russisches Lustspiel geschaffen, und doch sind alle Drei geniale Dichter, wahre Komiker zu nennen." Der Kunstrichter findet hierauf den Grund dieses Mislingens, bei übrigens ausgezeichneten Elementen, in dem Mangel an Mäßigung und Ruhe. Ein Lustspieldichter, meint er, muß nicht wie ein gereizter, fulminirender Sittenreformator auftreten, sondern ein das Treiben der Menschen heiter belächelnder Weltweiser sein.

Wir haben diese kunstrichterliche Betrachtung über das russische Lustspiel hier mitgetheilt, weil sie eine kurze Übersicht der Leistungen im Fache des Lustspiels gewährt, und wenden uns zu dem neuen Originallustspiele, dessen Beurtheilung sie veranlaßt hat. Es ist: „Ssprawlenyi mush" ꝛc., d. i. Der gebesserte Ehemann, oder, ach! wie glücklich bin ich! Lustspiel in fünf Aufzügen. (Petersburg 1836.) Der obige Kunstrichter nennt es ein nicht übles Stück, und der Inhalt desselben sind die tragikomischen Erfahrungen eines Witwers, der, nachdem er viel von seiner ersten Frau hat ausstehen müssen, sich vornimmt, ein noch sehr junges Mädchen zu heirathen, um es nach seinem Sinne zu seiner häuslichen Beglückung zu erziehen. Er sieht sich darauf in allen weiblichen Kostschulen, wo junge Mädchen von Stande erzogen werden, fleißig um, erblickt bei einer öffentlichen Prüfung seine reizende Adelaide, heirathet sie ohne langes Bedenken und beginnt nun, das künftige Hausglück sich zuzustutzen. Anfänglich sieht Adelaide in ihrem Manne nur eine Fortsetzung ihrer Gouvernante, und es fehlt nicht an kleinen Streichen, die Schulstreichen nachgebildet sind; aber

*) Vgl. über ihn Nr. 177 d. Bl. f. 1830. D. Red.

bald mischt sich Intrigue ein, und der Mann lernt einsehen, daß nicht er zustutzt, sondern daß er zugestutzt wird; die Frau aber, Gebieterin im Hause und des Mannes Beherrscherin, ruft am Ende seelenvergnügt aus: „Ach, ich bin sehr glücklich!“ Es fehlt in dem Stücke nicht an komischen, aus dem wirklichen Leben gegriffenen Zügen.

Wenn nun die Zahl guter Originallustspiele wenig zugenommen hat, so ist doch die der Dramen überhaupt und besonders der Trauerspiele beträchtlich angewachsen. Ein fleißiger Producent in diesem Fache ist Nestor Kukolnik. Sein letztes Drama: „Dwadzat osmoje“ ꝛc., d. i. Der 28. Januar 1728 (Petersburg 1837), ist eine dramatische Darstellung der Volkstrauer am Todestage Peter I., dessen Secularгedächtnißfeier nun bald eintreten wird. Der Kaiser hat die Sterbesacramente empfangen, Alle drängen zur Fürbitte in die Kirchen; die Beamten verlassen ihre Sitzungen, die Geschäftswelt die Rechen- und Schreibstuben; es geschehen Gelübde, welche zu fernen Wallfahrten verbinden; im Vordergrunde, als der Knauel, aus dem das Stück sich entwickelt, steht der Präsident eines Collegiums, dessen junge schöne Tochter einem Grafen verlobt ist. Er zerreißt diese Verbindung, indem er die Tochter dem Kloster widmet, als höchstes Opfer, das er dem Lenker der Schicksale, der über Leben und Tod gebietet, darzubringen vermag. Die Braut nimmt den Schleier in freudiger Ergebung, der Bräutigam entfernt sich in Verzweiflung; das Drama schließt tragisch und zugleich ertönt der Klageruf: „Der Kaiser ist gestorben!“ Andere Dramen von N. Kukolnik sind: 1) „Jacopo Sannazaro“, eine Phantasie in vier Handlungen. Der Inhalt ist die Jugendliebe des berühmten italienischen Dichters zu Carmesina Bonifacia, die durch vier Acte spielt, 1466 anfängt und 1477 endet. Jacopo wird zwischen den verschiedenen Handlungen aus einem achtjährigen Knaben und Schüler, der Lectionen memorirt und gestraft wird, ein neunzehnjähriger Jüngling, der seine bekannte „Arcadia“, ein großes idyllisches Gedicht, vollendet hat und schon früher Mitglied der Akademie des Pontano geworden war. Gegen die Anlage des Dramas läßt sich vielerlei einwenden, besonders ist es zur scenischen Darstellung nicht geeignet, da die Hauptperson darin von Act zu Act größer und wenigstens in der äußern Erscheinung ein Anderer wird; aber, davon abgesehen, ermangelt es nicht ergreifender Scenen, und viele Stellen der in Jamben abgefaßten Gespräche haben einen lyrischen Schwung. 2) „Knias Michail“ ꝛc., d. i. Fürst Michael Skopin Schuisky, Drama in fünf Aufzügen. Es ist dies Schauspiel eine Darstellung vaterländischer Gefühle, spielt in einer Zeit, da Rußland schwere Prüfungen überstehen mußte, und feiert den Helden, der es eine Zeitlang glücklich gegen die Polen vertheidigte, bis er selbst herbem Geschick erlag. 3) „Roxolane“, ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Die Hauptperson des Stücks, nach der es auch heißt, ist eine Favoritsultanin Soliman II. Ein Recensent in der russischen Zeitschrift: „Die Lesebibliothek“, behauptet, daß der Verf. der „Roxolane“ sichtbar den Orient nicht kenne, und daß der Orientalismus dieses Dramas ungefähr dem des bekannten Vaudeville von Scribe: „Der Bär und der Pascha“, gleichkäme; ja, daß das letztere eine sinnreichere Auffassung des Orients sei. Wenn er Recht haben sollte, so muß er von der andern Seite zugeben, daß es in dem Stücke genug unchristlichen Rumors und türkischer Musik gibt. Es ist schwer, orientalische Stoffe für europäische Bühnen zu bearbeiten und dabei wahr und anziehend zu sein; indessen dürfte ein genialer Dichter mit hinlänglicher Kenntniß des Orients die Schwierigkeit überwinden. Ein höchst beschwerlicher Umstand ist der, daß bei den Muselmännern Männer und Frauen, wenn sie nicht Ehegatten sind, sich auch nicht sehen können. Das Auftreten der Frauen und ihre Theilnahme an der Handlung muß daher anders gestaltet sein als in den Darstellungen abendländischen Lebens. Über desselben Verf. Dramen: „Giulio“ und „Tasso“, haben wir bereits früher berichtet. *)

*) Vgl. über „Tasso“ Nr. 63 d. Bl. f. 1837. D. Red.

Noch vor einem Jahrzehnd ward es für unmöglich, ja für widersinnig gehalten, bürgerliche Scenen auf die tragische Bühne zu bringen, und deshalb verdient folgender Versuch eine kurze Erwähnung: „Wladimir Wlonski“, ein Trauerspiel in vier Aufzügen von Iweljew (Moskau 1837). Die Wuth und der Schmerz eines eifersüchtigen Ehemannes wird durch das leichtsinnige Benehmen seiner Frau so hoch gesteigert, daß er sich erschießt, und dadurch ein Stoff, den die Franzosen meist zu einem Lustspiel verarbeiten, in eine Tragödie verwandelt.

Ein Liederspiel, zu dem ein einheimischer Künstler, Michael Glinka, die Musik gesetzt, hat in der letzten Zeit viel Glück gemacht. Der Titel ist: „Shisn sa Zaria“ ꝛc., d. i. Das Leben für den Zaren, Oper in drei Aufzügen von Baron Rosen. Schon der Titel zeigt den Inhalt an. Es ist ein vaterländisches Stück, das treue Anhänglichkeit an das Regentenhaus feiert. Hier das Bruchstück eines Liedes:

Das Zarenhaus ist heilig, hehr,
Und Gottes Burg liegt rund umher!
Am Fuße lagert Rußlands Macht,
Und oben prangt der Engel Wacht.
Die wahren es durch ihren Blick,
So, Gegner, schreite nur zurück!

Andere Liederspiele schreibt der daran fruchtbare P. Fedorow und füllt das Repertoire des Theaters. Ein letztes, das nicht misfallen hat und jetzt im Druck erschien, ist: „Krestnoi otec“, d. i. Der Pathe, Vaudeville in einem Aufzuge (Petersburg 1837). Eine Localposse, die Freunde und auch Gegner gefunden, ist: „Shenich“ ꝛc., d. i. Der Bräutigam bis zur Ablösung. Vaudeville in einem Aufzuge. (Moskau 1837.)

Auch an phantastischen Stücken fehlt es nicht. Ein solches ist: „Piat dnei“ ꝛc., d. i. Fünf Tage aus Orpheus' Leben. Dramatisches Gemälde von W. Smiwinski. (Petersburg 1837.) Dies Gemälde fängt mit einem Göttermahle auf dem Helikon an und endigt mit einem Bachantenfeste am Hämus. Bei erster Gelegenheit wird Orpheus geboren, bei letzter kommt er ums Leben. Dazwischen wird gesungen, getanzt, geschmaust und gesprochen; kurz, ein mannichfaltiges, dem Namen nach ein antikes, aber in der Darstellung etwas zu modernes Leben geführt.

Es kann nicht die Absicht sein, hier erschöpfende Verzeichnisse, Inhaltsangaben und Beurtheilungen russischer Dramen zu geben; nur eine Übersicht der literarischen Bewegung in dem neuesten Zeitabschnitte soll dieser Aufsatz gewähren, und so schließen wir ihn mit der Erwähnung der Übersetzungen einiger Dramen, die in einer Art zu Stande gebracht worden, wie sie vor einem Jahrzehnd ebenfalls für unmöglich und zugleich für gänzlich unstatthaft gehalten wurde. Es sind dies die drei Dramen von Shakspeare: „Othello“, „Hamlet“ und „Macbeth“, die mit großer Annäherung ans Original und mit Beibehaltung des Versmaßes desselben übertragen worden sind. Besonders ist „Hamlet“ von Nikolaus Polewoi (Moskau 1837) mit großem Geschick übersetzt. 3.

Miscellen.

In den Trümmern von Fitzfordschloß bei Plymouth spukt's bei dem Schwibbogen am Eingange. Eine Lady Howard geht allnächtlich mit ihrem Jagdhunde zwischen Mitternacht und dem Hahnenruf von Fitzford nach Oakhamptonpark. Der Hund läuft in den Park und kehrt mit einem einzigen Grashalm zurück; er und seine Dame müssen so lange laufen, bis kein Grashalm mehr im Parke übrig ist.

In Brügge versammelten sich die Kaufleute vor dem Hause des Herrn van Borzen, an welchem dessen Wappen, drei Börsen, in Stein gehauen waren; der Platz erhielt davon den Namen der Börse, welches von nun an für jeden Versammlungsplatz der Kaufleute als bezeichnender Ausdruck beliebt wurde. 29.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 334. —— 30. November 1837.

Mémoires du Prince de la paix, Don *Manuel Godoy*, Duc de l'Alcudia, Prince de Bassano etc. etc. Traduits en français d'après le manuscrit espagnol, par *J. G. d'Esmenard*. Vier Bände.

(Beschluß aus Nr. 333.)

Wie man weiß, so ließ es die Politik des madrider Cabinets nicht dabei bewenden, durch den soeben erwähnten Vertrag in friedliche Verhältnisse mit Frankreich zu treten. Etwa dreizehn Monate später schloß dasselbe mit diesem durch den Tractat von S.-Ildefonso ein förmliches Offensiv- und Defensivbündniß ab und versetzte dadurch Spanien in offenen Krieg mit England, späterhin mit Portugal. Dieses Bündniß nun zog ganz besonders dem Friedensfürsten die herbe Beschuldigung zu, er habe sein Vaterland verkauft; eine Beschuldigung, die durch das Manifest der Centraljunta von 1808, unter dem Präsidium des Grafen v. Florida-Blanca, gesetzliche Sanction erhielt. Das Plaidoyer konnte einen so erheblichen Anklagepunkt nicht mit Stillschweigen übergehen; allein wir bekennen, daß die darin vorgebrachten Rechtfertigungsgründe vielmehr zurückschiebend als schlagend sind. Don M. Godoy nämlich behauptet, es sei der incriminirte Tractat mehr das Werk des Rathes der Krone als das seinige gewesen; es sei derselbe von allen Staatsmännern Spaniens gebilligt und lange als das Palladium des Friedens zwischen diesem Reiche und Frankreich angesehen worden; mit einem Worte, es habe derselbe das Vaterland gerettet. Überdies sei die Ersprießlichkeit eben dieses Vertrages um so weniger zu bezweifeln, als solcher nach seinem Austritte aus dem Ministerium und seiner Entfernung vom Hofe zum großen Verdrusse Englands von allen seinen Nachfolgern nicht blos aufrecht erhalten, sondern die Bande der Freundschaft mit Frankreich noch enger, als er selbst gewollt, geschürzt worden seien. Im Verfolg geht die Selbstvertheidigung in eine furchtbare Diatribe gegen vorgedachten Staatsmann über. Auf das von demselben zur Zeit des nordamerikanischen Freiheitskrieges, wo Florida-Blanca an der Spitze des madrider Cabinets stand, befolgte System zurückkommend, klagt er ihn und beiläufig den Grafen v. Vergennes unter Anführung bekannter und fast zu Gemeinplätzen herabgesunkener Beweisgründe als die Haupturheber aller der Drangsale an, die seitdem Europa und namentlich Frankreich und Spanien betroffen.

Die unparteiische Geschichte — heißt es am Schlusse dieser Diatribe — wird erklären, wen das Zeichen der Ehrlosigkeit oder der Vorwurf treffen muß, das Unglück unseres Vaterlandes veranlaßt zu haben. Florida-Blanca besaß den Gebrauch seines Verstandes nicht mehr, als er eine unverdiente Beleidigung gegen mich schleuderte; aber er war im Besitz aller seiner Geisteskräfte, als er das verderbliche Princip billigte und annahm, dessen Folgen England auf uns anwendete.

Nicht besser kommt Graf Aranda, der Nachfolger Florida-Blanca's und Godoy's Vorgänger im Ministerium, weg, auf dessen Kosten sich sodann dieser eine Lobrede hält.

Graf von Aranda — sagt er — befolgte, obgleich persönlicher Gegner und erklärter Feind Florida-Blanca's, dasselbe System der Zögerung; er patschte in dem Geleise weiter, das der Andere in dem Kothe ausgefahren hatte. — Indessen wurde der Gang der französischen Revolution drohend; der Strom trat bei uns über seine Ufer, und der neue Minister dachte gar nicht daran, ihm einen Damm entgegenzusetzen. Spanien stieß einen Angstschrei aus. Ich, ein junger Mann, der ich nichts als Vaterlandsliebe und Eifer besaß, aber stolz war auf das hohe Vertrauen, das mir geschenkt wurde, wagte die Last aufzuheben, welche die beiden berühmten Greise hatten zu Boden fallen lassen; ich glaubte berufen zu sein, den König und das Vaterland zu retten. — Als die Zeit gekommen war, wurde ein ehrenvoller Friede geschlossen; die Geißel der Revolution überschritt die Grenzen des spanischen Gebietes nicht. — Diese Revolution gebar einen Sohn, der kühner und furchtbarer war als seine Mutter; ich hatte das Glück, auch ihn zurückzuhalten und lange die Streiche abzuwenden, mit denen er uns bedrohte. Als sich der schreckliche Riese endlich anschickte, sich auf uns zu stürzen, wollte ich ihm auch da noch die Spitze bieten, denn ich war überzeugt, das Vaterland werde mich in dem heiligen Kampfe nicht verlassen. Der Verrath und die Empörung lähmten meinen Arm. Feig verlassen, geschmäht, mit Ketten beladen, sank ich unter den Trümmern des Thrones, den ich bis zum letzten Augenblicke vertheidigt hatte.

Nicht weniger als die von ihm befolgte äußere Politik weiß Godoy auch das von ihm für die innere Verwaltung angenommene System nur zu loben. Er habe, versichert er uns, Spanien vor der alle Throne Europas bedrohenden revolutionnairen Seuche zu bewahren gewußt, ohne zu dem Behufe außerordentliche Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen. Keine besondern Gerichtshöfe oder Commissionen wären errichtet worden, um unvor-

hergesehenen Attentaten zu begegnen. Kundschafter und Angeber wurden nicht gehört, ja nicht einmal geduldet! In den Gefängnissen befanden sich nur Übelthäter, die das Gesetz strafte. Politische Processe waren höchst selten, mehr drohend als formell.

Flößte irgend ein Mann von Talent einige Besorgniß ein, so beeilte ich mich, ihn an den Staat zu fesseln; paßlich angestellt, wurde er, statt gefährlich zu sein, nützlich.

Er habe ferner, weit entfernt, das Licht und die Aufklärung zu scheuen, sie vielmehr in dem hellsten Glanze strahlen lassen wollen, zugleich aber dafür gesorgt, daß sie nicht zündeten. Von diesem Geiste geleitet, habe er sich denn auch bemüht, die Macht des Inquisitionsgerichts zu beschränken und ihm nur „die Fähigkeit zu einer mäßigen und christlichen Strafe zu lassen". Endlich sei er auch noch mit dem Gedanken umgegangen, Spanien mit liberalen, die unumschränkte Gewalt des Königs ermäßigenden Institutionen zu beschenken. Wenn es aber, betheuert er uns bei dieser Gelegenheit, der Glaube seiner Jugend gewesen, daß eine dem Gesetz untergeordnete und durch Nationalräthe unterstützte Monarchie die beste aller Regierungen wäre, so sei dies jetzt seine tiefe Überzeugung. Mit nicht minderer Selbstgefälligkeit verbreitet sich Godoy über die Einzelzweige der Staatsverwaltung, die unter seiner Oberleitung standen. Erhielt derselbe aber ungeachtet aller seiner großen Verdienste um König und Vaterland 1798 seine Entlassung, so war dies ganz natürlich lediglich das Werk von Intriguanten, insbesondere des Kanonikus Escoiquiz und des Ministers Caballero, die das Vertrauen des Monarchen gegen ihn zu erschüttern wußten und ihn selber dahin bewegten, auf seine wiederholt gefoderte Entlassung zu bestehen, die ihm in den huldreichsten Ausdrücken ertheilt ward.

Mit dem dritten Bande der Memoiren tritt der Friedensfürst dem zweiten Theil seines Plaidoyers an. Es geht daraus hervor, daß derselbe bei aller ostensiblen Zurückgezogenheit von den Staatsgeschäften doch fortwährend in wichtigen Fällen von Karl IV. zu Rath gezogen, auch zur Ausführung unterschiedlicher diplomatischer Aufträge von diesem gebraucht wurde. In wirkliche Amtsthätigkeit aber trat Godoy wieder 1801, wo ihn der König zum Generalissimus aller seiner Kriegsheere berief. In dieser Stellung ward er vornehmlich mit der neuen Organisation der Land- und Seemacht Spaniens beauftragt, die in der Zwischenzeit in großen Verfall gekommen war. Ob und inwieweit er diesem Übel abzuhelfen vermochte, darüber werden uns nur wenig genügende Auskünfte ertheilt; desto ausführlicher aber macht uns der Memoirenschreiber mit den Verdiensten bekannt, die er sich vor und nach diesem Zeitpunkte um Spanien und dessen Beherrscher durch den Antheil erwarb, den er an den vornehmsten diplomatischen Unterhandlungen der Epoche nahm, oder auf deren Gang und Erfolge er mittels ertheilter Rathschläge, aller ihm von Caballero und andern Staatsmännern des nämlichen Gepräges in den Weg gelegten Schwierigkeiten ungeachtet, einzuwirken wußte. So war er es, beispielsweise, dem es gelang, die Misverständnisse auszugleichen, welche durch die Ungeschicklichkeit eben jenes Ministers zwischen Spanien und Rom hervorgerufen worden waren; sowie man ebenfalls seiner Mitwirkung die Erhebung des Erbprinzen von Parma auf den freilich nur ephemeren toscanischen Königsthron zu verdanken hatte. Das wichtigste Ereigniß aber, zumal für den Memoirenschreiber selber, war die Episode des portugiesischen Krieges, zu welchem den König aus blos selbstsüchtigen Absichten aufgestachelt zu haben, derselbe, wie man weiß, fast allgemein beschuldigt wird. Wir wollen demnach seine Vertheidigung hören, zuerst in Betreff der Motive, denn er stellt es nicht in Abrede, zu diesem Kriege gerathen zu haben. Seit lange voraussehend, es werde Spanien durch Portugal, das fortwährend mit England hielt, compromittirt werden, unterließ es der Friedensfürst nicht, Karl IV. die Nothwendigkeit vorzustellen, alle „eiteln Familienrücksichten" bei Seite zu setzen und Portugal dem politischen Systeme Spaniens zu unterwerfen, d. i. es zu nöthigen, seine Häfen dem gemeinschaftlichen Feinde zu schließen und so Frankreich auch den geringsten Vorwand zum Kriege auf der Halbinsel zu nehmen. Er ging sogar so weit, schon zur Zeit des Directoriums in den König zu dringen, Portugal zu occupiren, um „der spanischen Krone einen schönen Edelstein hinzuzufügen", oder doch dasselbe „im schlimmsten Falle als Pfand behalten zu können, bis die politischen Unruhen aufgehört". Indessen blieb Karl IV. stets unbeugsam.

Er setzte der Politik die Moral entgegen und wollte sich nicht überzeugen, daß man in einem Lande, auf dessen Thronesstufen seine Tochter saß, ernstlich sich weigern könne, sich mit ihm zu verständigen und seine politischen Ansichten zu theilen.

Vorerwähnte Motive nun bestanden noch, als der erste Consul Bonaparte Spanien vorschlug, sich mit ihm zu verbinden, um gemeinschaftlich „Portugal zu zwingen, dem Bunde mit Großbritannien zu entsagen und diesem seine Häfen zu verschließen". Bonaparte soll sich bei der diesfallsigen Unterhandlung, die seinem Bruder Lucian übertragen wurde, „mit aller möglichen Zartheit und Rücksicht" benommen, keineswegs aber, wie „angebliche Geschichtschreiber", z. B. Viennes, behaupten, Spanien „den gebieterischen Befehl zugeschickt haben, Portugal zu bekriegen". Zur Übernahme des Oberbefehls der zu diesem Kriegszuge bestimmten Truppen ward nun der Friedensfürst vom Könige berufen, dem er unter Anderm folgende merkwürdige Worte in den Mund legt:

Wie wird es gehen, wenn du dich nicht an die Spitze stellst? — Du hast uns so gut aus dem Kriege mit Frankreich gezogen; thue es auch in dem jetzigen Falle; genügt die Bitte nicht, so befehle ich es dir. Du verdankst mir Alles, wie du immer sagst, nun wohl, so gebiete deiner eignen Empfindlichkeit Schweigen, bringe sie mir zum Opfer; ich zähle auf deine Ergebenheit.

Wir setzen die Erfolge und den Ausgang des Krieges als bekannt voraus. „Jeder Tag", heißt es in den Memoiren, „ein neuer Sieg und dieser Triumphzug hörte erst den 6. Juni auf." Bald auch baten die Besiegten

um Frieden, der einen Monat später abgeschlossen wurde. Dieser Friede aber, anstatt den Heerführer um 15 Millionen Francs zu bereichern, wie anderswo behauptet worden, trug demselben nichts weiter ein als „einen Degen, den ihm Karl IV. selbst umzulegen geruhte", und „zwei Fahnen", die er annahm und die ihm „der König seinem Wappen beizufügen befahl". Äußerte dieser aber noch die Absicht, „ihm das Gebiet von Olivenza als Herzogthum zu verleihen", so „bat er Se. Majestät, ihm diese neue Gunstbezeigung zu ersparen und seine Bitte wurde erhört."

Wir haben nun noch am Schlusse eine Hauptendenz der Memoiren zu bezeichnen. Der Verf. fühlt wohl, daß, während des sechzehnjährigen Zeitabschnitts, wo er, unter verschiedenen amtlichen Titeln die Staatsgeschäfte Spaniens leitete, Vieles daselbst vorging, das vor Mit- und Nachwelt zu rechtfertigen, ja auch nur zu entschuldigen ihm unmöglich ist. In diesem Dilemma ergreift er den Ausweg, seine Mitwirkung bei allen Vorgängen der Art gänzlich in Abrede zu stellen, und sich nur zu denjenigen als Urheber oder Theilhaber zu bekennen, die, aus dem Gesichtspunkte des Erfolgs betrachtet, ihn in ein vortheilhaftes Licht zu stellen, geeignet sind. Mit einem Worte: Alles Gute, was in Spanien geschah, war sein Werk; das Schlimme aber abzuwenden, reichte sein Einfluß, so groß es immer sein mochte, nicht aus; auf ihn lastet demnach auch keine Schuld deshalb. Macht sich nun diese Tendenz im ganzen Verfolge dieser Memoiren bei allen einzelnen Vorkommnissen auf ganz unzweideutige Weise bemerklich, was dem Schreiber derselben als Selbstvertheidigungsmittel wol gestattet sein mag, so geht solche doch ganz besonders aus der Schilderung hervor, die er, sich kurz zusammenfassend, von seiner persönlichen Stellung entwirft. Beachtungswerth dabei ist jedoch die ehrfurchtsvolle Schonung, mit welcher er wie überall so auch hier seinen Monarchen behandelt, und für die wir ihm, was auch sein eigentliches Motiv gewesen sein mag, nur Dank wissen können. Somit mag denn auch eben jene Schilderung mit den erfoderlichen Abkürzungen hier noch eine Stelle finden:

Der allgemeinen Meinung nach — sagt der Friedensfürst — leitete ich als unumschränkter Herr das Schiff des Staats nach meinem Belieben. Soll ich mich über diesen allgemeinen Glauben beklagen und sagen, man irrte sich? Da ich mit Beweisen der Freundschaft und des Vertrauens des Königs überhäuft wurde, so schien Alles, was sich auf die auswärtige Politik bezog, in meine Willkür gegeben zu sein; ich unterhandelte mit den fremden Ministern; man fragte mich oft über die innern Angelegenheiten um Rath; man stellte mich an die Spitze der Marine, und ich mußte demnach die Streitkräfte des Staats beaufsichtigen und organisiren. Ohne Zweifel hatte es allen Anschein, als ob das ganze Regierungsgeschäft in meinen Händen liege. Und doch ist es ein Irrthum. — Die ministerielle Arbeit, die Ausfertigung von Befehlen und Depeschen, die administrativen und organischen Einrichtungen für die Armee selbst, Alles ging durch die officielle Reihe der Burreaux, auf den gewöhnlichen Wegen der respectiven Departements. Karl IV. fragte und hörte jeden Minister oder Staatssecretair; nichts wurde ohne sie oder ohne ihr Vorwissen verhandelt, und wenn Se. Maj. bisweilen (?) meiner Meinung sich anschloß, besonders in politischen Angelegenheiten, so wollte er doch stets Alles mit eignen Augen (?) sehen, die Feinde und Verleumder dieses Königs mögen sagen, was sie wollen; er that nie blindlings oder aus reinem Vertrauen, was ich ihm vorschlug. Ja, er zog oft — in wichtigen Fällen den meinigen gradezu entgegengesetzte Ansichten vor. Ich habe übrigens gesagt, daß Karl IV. seinen Willen positiv erklärte. Er bestimmte die Grundlagen des Ganges, den man einschlagen sollte. Allerdings ging er zuerst nicht in Details ein, aber später wollte er dieselben kennen und verlangte, daß man ihm darüber Rechenschaft ablegte, um seine Zustimmung geben zu können. Ich erlangte das Vertrauen des Königs dadurch, daß ich seine Willensmeinung zu erforschen und so viel als möglich auszuführen suchte, ihm die Wahrheit sagte, ihm meine Meinung auseinandersetzte und mich seinen immer guten, gerechten und seinem Volke günstigen, aber bisweilen schwer zu erfüllenden Ansichten anschloß. Dieses Vertrauen hatte sich allmälig befestigt, weil seit zehn Jahren, mitten in den Ereignissen, die sich in Spanien und an andern Orten drängten, sich am Ende ergab, daß Karl IV. besser oder minder schlimm davon gekommen war als alle andern Souveraine Europas.

Der Verf. versichert uns nun noch, daß die frühere Gewohnheit, die Staatsangelegenheiten der Erörterung des Staatsraths vorzulegen, wie er selbst während der Dauer seines Ministeriums, 1792—98, gethan, zu seinem großen Leidwesen nach seinem Austritte ganz abgekommen sei, indem Urquijo und Saavedra und noch mehr ihr Nachfolger Caballero den König zu überreden gewußt, es liege darin eine Unschicklichkeit, auch sei es nothwendig, alles Politische geheim zu halten. Vergebens aber habe er nachmals um die Wiedereinführung jener fast öffentlichen Sitzungen gebeten, die so helles Licht über die Sachen verbreitet, auch noch überdies, weil dort die Mehrheit der Stimmen den Ausschlag gegeben, „die Regierung" — sollte wol heißen den Leiter der Regierungshandlungen —, vor jedem Tadel bewahrt hätten. Endlich ruft er aus:

Man berücksichtige meine Lage! — Ich konnte mich dem Auftrage nicht entziehen, den mir der König gab. Ich mußte die Last allein tragen, ohne eine bestimmte anerkannte Autorität zu haben; ich hätte die, welche ich ausübte, selbst nicht genau angeben können und schien doch der unbeschränkte Schiedsrichter in den Staatsangelegenheiten, in den Augen Spaniens und Europas für Alles verantwortlich zu sein! 17.

Correspondenznachrichten.

Stuttgart, im October 1837.

— — Eine neue culturhistorische Erscheinung, die in diesen Tagen wieder eine große Aufmerksamkeit aus allen Ständen der Gesellschaft auf sich zieht, ist das sorben erschienene Buch des bekannten Philosophen Eschenmayer: „Conflict zwischen Himmel und Hölle, an dem Dämon eines besessenen Mädchens beobachtet, nebst einem Worte an Dr. Strauß". Wol mochten die crassen Erscheinungen des Aberglaubens und eines überaus potenzirten Mysticismus, wie sie noch nirgend, trotz den Vorgängen in Schlesien, in dem lieben deutschen Vaterlande angetroffen worden, welchen aber Würtemberg seit lange zum Heimatsgrunde dient, immer die Perspective auf Momente der ähnlichen Art offen haben, aber gewiß konnten nur die Mystiker selbst noch ein Buch wie das vorliegende erwarten. Die Besessene ist eine der Justinus Kerner'schen Personen, an welcher dieser bekannte Geisterseher selbst schon früher seine Künste versucht; doch hatte er sie nachmals seinem Freunde Eschenmayer abgetreten, der nun seit Jahren seine ganze Sorgfalt auf sie verwendet. Die Person ist 27 Jahre

alt und nach Nachrichten, die über sie in Umlaufe, soll sie früher eine Freundin des Lebens und seiner Genüsse gewesen sein. Vor vier Jahren aber, als Hr. Kerner in Weinsberg seine ersten Dämonomanien herausgab, wurde sie nach ihrer Behauptung auch von einem Dämon in Besitz genommen. Dieser Dämon, wie er sich im Buche kundgibt, ist ein ganz gemeiner Geselle; war er früher, als er noch auf der Oberwelt in Fleisch und Bein wandelte, ein cynischer Schmiedeknecht, so scheint die Hölle seine innern Anlagen mittlerweile ziemlich potenzirt zu haben: er ist ein niederträchtiges, aber solch' ein gemeines moralisches Monstrum, daß seine innere Häßlichkeit über der Häßlichkeit und Vornirtheit der Form, in der er sich geltend macht, verschwindet. Seltsam, er spricht fast stets mit dem Organe und der Stimme des in Besitz genommenen Mädchens, und wenn Hr. Eschenmayer und seine edeln Freunde am Boden knien und händeringend zum Himmel um Wiederaufnahme dieser verlorenen Seele beten, da kommt es dem Dämon zuweilen recht possirlich vor, er verspottet die Herren mit gellendem Hohne, und selbst die Besessene kann ein wohlthätiges Gelächter nicht bezwingen.

Alle Vernünftigen im Lande, die aber von der Zahl der Pietisten (fast immer identisch mit den Mystikern) und einer Schar anderer, in der Hauptsache aber mit den erstern übereinstimmender Sektirer weit überwogen werden, haben aus hundert innern Gründen, die theilweise im Buche selbst, vorzüglich aber in einer nähern Kenntniß der localen Verhältnisse rc. liegen, die Überzeugung, daß Alles auf einen verabscheuungswürdigen Betrug hinausgeht, der aber von den Pietisten, wenn er nicht von ihnen unmittelbar veranlaßt ist, gleichwol als eine neue herrliche Hülfsmacht ihres Unwesens begrüßt wird. Vergebens würde die Polizei sich in das Treiben Kerner's und Eschenmayer's mischen; im Gegentheile, solch eine Intervention der öffentlichen Vernunft würde den dumpfen Fanatismus unserer Mystiker nur höher steigern und Erscheinungen noch viel bedauerlicherer Art herbeiführen.

Mit diesem Buche aber wollte Hr. Eschenmayer unumstößlich beweisen: das Dasein von Dämonen, d. i. Seelen verstorbener und verdammter Menschen, die von den Körpern der Lebenden Besitz nehmen können, und die Wahrheit einer Hölle im rohesten Begriffe unserer christlichen Voraltern, durch die Aussagen des Dämons befestigt. Dies wird geschrieben in unserm Jahrhunderte und von einer Million Menschen begierig verschlungen. Das Buch, in vielen tausend Exemplaren verbreitet, erlebt nächstens die zweite Auflage. 165.

Notiz.

Daß das größte und außerordentlichste Ereigniß, die herrlichste und heiligste Lebensgeschichte sich zutragen und entfalten mußte in dem beschränktesten Raume, in dem kleinsten Landesdistrict, bleibt immer etwas Auffallendes und Erstaunenswürdiges. Wir meinen das alte Palästina, ein Landesname, der durch alle Zonen und Zungen, durch die ganze Ewigkeit des Menschenlebens widerklingt. Palästina, das heilige und gelobte Land, in welchem die menschgewordene Gottheit selber wandelte, hatte in seiner größten Länge, nämlich von Sidon bis Sodom, nicht über 22 geographische Meilen. Seine größte Breite, von Joppe bis Rabbath Ammon, betrug 14 geographische Meilen. Rechnet man die gleichfalls nicht ausgedehnten Districte hinweg, die von den Philistern, Phöniciern und Moabitern bewohnt wurden, so schrumpft das eigentliche, von den Israeliten eroberte und bevölkerte Kanaan zu einem Ländchen zusammen von einer Länge von 35 Stunden und einer Breite von 17 Stunden. Der gesammte Flächenraum dieses Ländchens überstieg nicht 190 Quadratmeilen. Es war mithin um 85 Quadratmeilen kleiner als das heutige Baden, um 18 Quadratmeilen kleiner als Kurhessen und um 82 Quadratmeilen kleiner als das Königreich Sachsen. Seine Bevölkerung aber war in der That im Verhältniß zu dem geringen Flächenraum eine nicht unbedeutende zu nennen, denn das Ländchen zählte auf jeder Quadratmeile nicht weniger als 2632 Seelen. 11.

Bibliographie.

Auswahl aus den Diwanen des grössten mystischen Dichters Persiens *Mewlana Dschelaleddin Rumi*. Aus dem Persischen mit beigefügtem Original-Texte und erläuternden Anmerkungen von *V. v. Rosenzweig*. Roy.-4. Wien, Mechitaristen-Congr.-Buchh. 6 Thlr. 16 Gr.

Beurmann, E., Brüssel und Paris. 2 Bände. 8. Leipzig, Fischer. 3 Thlr.

(Dante.) Die göttliche Komödie des Dante Alighieri. Metrisch übersetzt nebst beigedrucktem Originaltexte mit Erläuterungen und Abhandlungen herausgegeben von A. Kopisch. In einem Bande. 1ste Lief. Schmal gr. 4. Berlin, Enslin'sche Buchhandlung. 8 Gr.

Edelstein und Perle. Zwölf Gruppen weiblicher Bildnisse. Gedichte von Miß L. E. Landon, deutsch durch R. J. Ender. Imp.-4. London, Asher. 9 Thlr. 18 Gr.

Frantz, Gl., Der Wunderstein. Romantisches Gedicht in fünf Gesängen. 8. Quedlinburg, Basse. 20 Gr.

Gallerie der Helden. II. Leben Washington's. Von E. Gehe. 1ste Lief. Gr. 8. Barmen u. Iserlohn, Langewiesche. 1838. 6 Gr.

Die Geschichte von den Sieben Schwaben mit 10 lithographirten Darstellungen. 2te Auflage. Schmal gr. 4. Stuttgart, Brodhag. 20 Gr.

Gutzkow, K., Seraphine. Roman. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr. 16 Gr.

Heine, H., Buch der Lieder. 2te Auflage. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr. 12 Gr.

Held, Johanna d'Arc. Trauerspiel in 5 Aufzügen. 8. Reutlingen, Enßlin und Laiblin. 16 Gr.

Das Königl. Hoftheater zu Dresden, in künstlerischer und administrativer Hinsicht. 16. Leipzig, O. Wigand. 12 Gr.

Irving, J. T., Die Jäger der Prairie oder „Der Falke". Eine Indianische Erzählung. 2 Bände. Aus dem Englischen von E. Freiesleben. 8. Leipzig, B. Tauchnitz jun. 1831. 2 Thlr.

Jung, A., Briefe über die neueste Literatur. Denkmale eines literarischen Verkehrs. Gr. 12. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 20 Gr.

Berliner Kalender auf das Gemein-Jahr 1838. Mit Kupfern. 16. Berlin, Dümmler. 1 Thlr. 16 Gr.

Krusenstern, A. de; Précis du système des progrès et de l'état de l'instruction publique en Russie. In-8. Varsovie. (Breslau, Schletter.) 3 Thlr.

Marbach, G. O., Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. Mit Angabe der Literatur nach den Quellen bearbeitet. 1ste Abth. Einleitung und Geschichte der griechischen Philosophie. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 1838. 1 Thlr. 18 Gr.

Mittheilungen aus dem Leben eines Advocaten. Herausgegeben von E. Beurmann. 2 Bände. 8. Frankfurt a. M., Küchler. 1838. 2 Thlr.

Mundt, Th., Der Delphin. 1838. Ein Almanach. Mit 1 Stahlstich. 16. Altona, Hammerich. 1 Thlr. 12 Gr.

Pons, E. P., Die Revolution in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung. Gr. 8. Leipzig, Günz. 1 Thlr. 8 Gr.

Porzer, M., Eumenes. Trauerspiel in fünf Akten. Gr. 8. Landshut, Palm. 15 Gr.

Sartorius, J. B., Organon des vollkommenen Friedens. Gekrönte Preisschrift. Ler.-8. Zürich, Höhr. 1 Thlr 21 Gr.

Wenzel, H., Reiseskizzen aus Tyrol und dessen Nachbarschaft. 8. Bunzlau, Appun. 1 Thlr. 8 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XXXXVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Soeben ist fertig geworden und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.

Neunter Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

Inhalt: I. Hermann Christopher von Roßwurm. Von F. W. Barthold. — II. Über den politischen Einfluß der Königin Marie Antoinette von Frankreich. Von K. G. Jacob. — III. Über Pasquille, Spottlieder und Schmähschriften aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Von J. Voigt. — IV. Immanuel Kant und seine Stellung zur Politik in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Dargestellt durch F. W. Schubert.

Im Preise herabgesetzt

sind der erste bis fünfte Jahrgang (1830—34) und kosten anstatt 9 Thlr. 16 Gr. zusammengenommen jetzt nur **5 Thlr.**, einzeln jeder 1 Thlr. 8 Gr.; der sechste, siebente und achte Jahrgang (1835—37) jeder 2 Thlr.

Die Beiträge lieferten: F. W. Barthold, K. W. Böttiger, F. Förster, Ed. Gans, K. G. Jacob, H. Leo, J. W. Loebell, F. Lorentz, Fr. Passow, F. v. Raumer, R. Roepell, F. W. Schubert, J. D. F. Sotzmann, Chr. L. Stieglitz, K. A. Varnhagen von Ense, J. Voigt, G. F. Waagen, L. Wachler, W. Wachsmuth, F. Wilken und J. W. Zinkeisen.

Leipzig, im November 1837.

F. A. Brockhaus.

Für Journal-Lesegesellschaften.

Der Spiegel,

Zeitschrift für literarische Unterhaltung und Kritik,

wird, nach vielseitigen Wünschen, seinen zweiten Jahrgang in erweiterter Ausdehnung beginnen, und statt wie bisher in zwei Nummern, von Neujahr 1838 an, wöchentlich in drei Nummern erscheinen. Eine fortlaufende Übersicht und Würdigung aller, ein allgemeines Interesse ansprechenden, literarischen Erscheinungen — bei geeigneten Veranlassungen, damit der Leser ein um so anschaulicheres Bild erhalte, mit Beigabe von Auszügen der vorgeführten Schriften — ist die Aufgabe des Spiegels, deren noch vollständigere Lösung sein nun vergrößerter Raum gestatten wird. Die Anerkennung und Achtung, welche ein unparteiisches, von allem Sippschaftswesen freies Urtheil, und Würde in Haltung und Ausdruck, diesem Blatte erworben haben, wird es auch ferner zu verdienen streben; mit Verschmähung jener Taktik, durch absichtlich herbeigeführte literarische Fehden von sich sprechen zu machen, wird es auf die bisherige, gemessene Weise fortfahren, seine Leser durch rasche, treue, gedrängte, aber reichhaltige und belebte Berichte zu orientiren, ohne sie zu überhäufen. Den literarischen Erscheinungen des südlichen Deutschlands wird der Spiegel besondere Aufmerksamkeit um so mehr zuwenden, als dieselben häufig, in Folge des Umstandes, daß fast sämmtliche kritische Blätter in Norddeutschland erscheinen, dort weniger oder erst später beachtet werden.

Der Preis des Jahrgangs von 156 Nummern von ½ Bogen in 4., auf Velinpapier, ist 7 Fl. 54 Kr., oder 4 Thlr. 12 Gr. Preuß., und alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Metzler'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Soeben ist fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fr. W. Schütze (Seminarlehrer),

Generalbaß für Dilettanten.

Die Harmonielehre faßlich und nach pädagogischen Grundsätzen, für sich bildende Pianofortespieler und deren Lehrer dargestellt. Nebst einem Beispielbuche. Gr. 8. 2 Thlr. 3 Gr.

Wegen der sehr faßlichen Darstellung der Lehrsätze der Harmonie und wegen vieler praktischen Winke für den Lehrer wird dies Werk sich selbst Unterrichtenden, wie Lehrern des Clavierspiels gleich willkommen sein. Die Beispiele sind fürs Pianoforte gesetzt, fast jedes bildet einen kleinern oder größern musikalischen Satz, nur Das enthaltend, was nach der dagewesenen Theorie verständlich sein muß. Durch sie wird der Schüler recht stufenweis zu einem bewußtvollen Phantasiren geführt.

Arnold'sche Buch- und Musikalienhandlung
in Dresden und Leipzig.

Wilhelm Blumenhagen's sämmtliche Schriften.

In J. Scheible's Buchhandlung in Stuttgart erschien und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Wilhelm Blumenhagen's

gesammelte Werke.

Erster Band.
Mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahlstich.
Äußerst gefällige Ausstattung.
12. Brosch. 536 Seiten stark. 1 Fl. 12 Kr., oder 18 Gr.

Inhalt: Der letzte Kreuzzug. — Lorber und Myrthe. — Männertreue. — Graf Hackelberg. — Der Hagestolz.

In 14 Tagen erscheint der zweite Band.
Inhalt: Jahn der Büßende. — Schuld gebiert Schuld. — Der finstere Retter. — Soldatenglück. — Die letzte Liebe.

Das Ganze wird zwölf Bände umfassen, welche bis Ostern 1839 nach und nach in die Hände der verehrlichen Subscribenten gelangen werden. Wir bitten, von der hübschen Ausstattung und dem mehr als billigen Preise sich durch Einsichtnahme des ersten Bandes überzeugen zu wollen, dessen Ankauf zu Weiterm nicht binden soll.

Die Verlagshandlung.

Erschienen ist:

Dr. Friedrich Adolf Schilling's
Lehrbuch
für
Institutionen und Geschichte des römischen Privatrechts.

Gr. 8.

1ster Band, 1ste Abtheilung, enthaltend die Einleitung, 1 Thlr.

2ter Band, enthaltend die Institutionen in Verbindung mit der innern Rechtsgeschichte und zwar den allgemeinen Theil und das Sachenrecht, 3 Thlr. 12 Gr.

Des 1sten Bandes 2te Abtheilung, enthaltend die äußere Rechtsgeschichte, sowie

der 3te Band, enthaltend das Obligationenrecht, das Personenrecht, das Erbrecht und eine historische Übersicht des Civilprocesses,

sind unter der Presse und dürften im Herbst d. n. J. nachgeliefert werden können.

Gediegenheit und Klarheit in der Darstellung erheben dieses Lehrbuch, was in seiner Verbindung der innern Rechtsgeschichte mit den Institutionen einem wahrhaft dringenden Bedürfnisse abhilft, zu dem zuverlässigsten Führer aller Derer, die sich dem Studium des römischen Rechts widmen; sowie die Zuverlässigkeit und Genauigkeit in allen Citaten und Bemerkungen, die überall sichtbare Quellenmäßigkeit, die durchgängig auf den Sprachgebrauch des römischen Rechts genommene Rücksicht, die gebührende Anführung der Literatur, die strenge Ordnung, Folgerichtigkeit und große Vollständigkeit ihm wol unbestreitbar den ersten Platz unter allen ähnlichen Werken sichern, und es nicht blos als einen Leitfaden für das erste Studium, sondern auch für alle spätere Zeit als ein höchst brauchbares Handbuch erscheinen lassen, je mehr der Verfasser in Mittheilung der Resultate gründlichster Quellenforschung das Verdienst sich erwarb, durch sein Werk zur Förderung der Wissenschaft wesentlich beizutragen.

Billiger Preis, bei sparsamen Drucke und weißem Papiere, wird die Einführung hoffentlich kräftig fördern; bei Abnahme von Partien kann ich noch besondere Vortheile zusichern.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Cousin's Reise nach Holland.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Östreichs, der Schweiz, Hollands und Dänemarks zu haben:

Cousin, V. (Staatsrath),
Reise nach Holland
besonders in Beziehung auf den
öffentlichen Unterricht.
Aus dem Französischen
von
Dr. J. C. Kröger.

2 Bände. Gr. 8. Altona, Hammerich. Brosch. 3 Thlr.

Es ist ein freudiges Gefühl, bei der großen Masse werthloser literarischer Erscheinungen auch hin und wieder ein Werk hervorgehen zu sehen, das in jeder Beziehung classisch genannt werden kann. Cousin hat durch seine Berichte über das Schulwesen in Deutschland bekundet, wie er mit außerordentlichem Glück und umfassendem Geiste eine Bahn betreten hat, die ihm vorzugsweise angewiesen zu sein scheint. Diese jetzt erschienene Reise nach Holland übertrifft wo möglich noch an klarer Darstellung, an überraschenden Reflexionen und Mittheilungen die Berichte über Preußen.

Nicht allein Staats- und Schulmänner, sondern jeder gebildete Leser wird mit der gespanntesten Aufmerksamkeit diese Reise verfolgen und mit Bewunderung über die geistreiche Auffassung und talentvolle Darstellung für den Verfasser erfüllt werden. Die Übersetzung ist von Hrn. Dr. Kröger, einem durch ganz Deutschland hochgeachteten Pädagogen. Die typographische Ausstattung ganz vorzüglich.

Anzeige
für das
juristische Publicum.

Der leider viel zu früh erfolgte Hintritt des Herrn Hofrath **Göschen** machte in den vielen Freunden und Verehrern des Verstorbenen aufs Neue den Wunsch rege, **die Vorlesungen desselben über das gemeine Civilrecht,** sowie die über **die Geschichte und Alterthümer des römischen Rechts,** durch den Druck veröffentlicht zu sehen. Die Familie des Verewigten hat diesem schon früher oft angeregten Wunsche nachgegeben, und es ist bereits von den gelehrten Freunden des Verstorbenen Sorge getragen, daß die Herausgabe jener Vorlesungen aus den nachgelassenen Papieren desselben in befriedigender Weise geschehe. Etwas Näheres hierüber wird demnächst veröffentlicht werden. Das Erscheinen des ersten Bandes der Vorlesungen über das gemeine Civilrecht dürfen wir mit Bestimmtheit für die nächste Ostermesse verheißen. Der Druck der Vorlesungen über die Rechtsgeschichte wird spätestens unmittelbar nach der Vollendung des größern Werkes beginnen.

Wir glauben die zahlreichen Verehrer und ehemaligen Zuhörer des Verstorbenen nicht früh genug auf diese Werke aufmerksam machen zu können, über deren Verlag wir bereits mit der Familie abgeschlossen haben.

Göttingen, am 1sten October 1837.

Vandenhoeck & Ruprecht.

Soeben ist erschienen:
Gedichte
von
Adelbert von Chamisso.
Vierte Auflage.
Gr. 12. Geheftet. Preis 2 Thlr.

Im vorigen Jahre erschien:

A. v. Chamisso's Werke. In 4 Bänden. (1ster und 2ter Band: Reise um die Welt. — 3ter und 4ter Band: Gedichte und Peter Schlemihl, mit radirten Blättern von Schrödter in Düsseldorf.) Gr. 12. Geheftet. 4 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im October 1837.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister

vom Cimabue bis zum Jahr 1567 beschrieben

von

Giorgio Vasari,

Maler und Baumeister.

Aus dem Italienischen.

Mit einer Bearbeitung sämmtlicher Anmerkungen der frühern Herausgeber, sowie mit eignen Berichtigungen und Nachweisungen begleitet

von

Ludwig Schorn.

Zweiter Band,

enthaltend der Originalausgabe zweiten Theil.

Erste Abtheilung mit [illegible] lithographirten Bildnissen.

Gr. 8. Preis 4 Fl., oder 2 Thlr. 8 Gr.

Seitdem in Deutschland ein erneutes, man darf wol sagen, leidenschaftliches Interesse für die bildende Kunst und ihre Geschichte erwacht ist, hat man vielfältig das Bedürfniß gefühlt und den Wunsch ausgesprochen, die Lebensbeschreibungen der Künstler, durch deren Aufzeichnung der aretinische Maler Vasari noch unter dem Schutze des glorreichen Hauses Medici den Grund zu der gesammten neuern Kunstgeschichte gelegt hat, ins Deutsche übersetzt und nach dem Stand unserer jetzigen Kenntnisse berichtigt und vervollständigt zu sehen. Aber theils die Schwierigkeiten der Übertragung eines so sachreichen, eigenthümlichen und anmuthigen Schriftstellers, theils die mühevolle Arbeit, welche mit der Aufhellung mancher Irrthümer und mit der Beibringung Dessen, was spätere Schriftsteller hinzugefügt haben, verbunden ist, ließ bisher ein Unternehmen dieser Art nicht zur Ausführung kommen. Um so mehr dürfen wir uns Glück wünschen, dem deutschen Publicum in der obigen Übersetzung das Werk eines mit dem Genius der italienischen wie mit dem der deutschen Sprache gleich vertrauten Geistes vorlegen zu können, welcher Ton und Inhalt des Originals mit ebenso viel Treue als Leichtigkeit wiedergibt. Der Herausgeber, dessen nun achtzehnjährige Leitung des Kunstblattes so viel für die Würdigung unserer lebenden Künstler gewirkt, welcher die von Vasari geschilderten Kunstwerke größtentheils aus eigner Ansicht und Untersuchung kennt und in den speciellsten Theilen der gesammten Kunstgeschichte einheimisch ist, hat diese Übersetzung mit allen wünschenswerthen Nachträgen und Berichtigungen ausgestattet, sodaß, wer nun in Italien eine neue Ausgabe des Vasari veranstalten will, die deutsche Übersetzung wird zu Hülfe nehmen müssen. Außerdem wird dieses Werk durch die umfassenden Register, welche im letzten Bande folgen sollen, und durch das geringere Volumen für den Gebrauch im Studirzimmer und auf Reisen weit zweckmäßiger sein, als die neuern, bändereichen und nicht mit Registern versehenen italienischen Ausgaben.

Die zweite Abtheilung ist unter der Presse und wird möglichst bald nachfolgen.

Das ganze Werk ist mit den sorgfältig gearbeiteten Copien sämmtlicher, in den Originalausgaben enthaltenen Bildnisse begleitet und verschönert.

Stuttgart und Tübingen, im October 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gutachtliche Äusserung über einige Gegenstände der preussischen Medicinalverfassung,

von

Dr. **Wasserfuhr,**

Generalarzte vom Armeecorps Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen.

Preis 25 Sgr.

Nicolai'sche Buch- und Papierhandlung,
C. F. Gutberlet in Stettin.

In meinem Verlage erschien soeben:

F. Th. Erwin,

Der letzte Wendenfürst.

Novelle aus den Zeiten der Gründung Berlins.

Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

Diese Novelle, welche soeben die Presse verlassen hat, ist sofort mit ungewöhnlicher Theilnahme aufgenommen worden, und sichert sich durch ihre Vortrefflichkeit einen der ersten Plätze im Felde der schönen Literatur.

Berlin, im October 1837.

Alexander Duncker.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1837. Monat October, oder Nr. 274—304, 1 Beilage: Nr. 5, und 8 literarische Anzeiger: Nr. XXXIX—XXXXVI. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1837. Dreizehnten Bandes sechstes Heft. (Nr. XIX.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Leipzig, im November 1837.

F. A. Brockhaus.

In unserm Verlag erscheint eine neue unveränderte Ausgabe vom

Wörterbuch der Naturgeschichte,

dem gegenwärtigen Stande der

Mineralogie, Botanik und Zoologie

angemessen.

Die Überzeugung, daß seit dem Schlusse der Subscription auf das vollständige Wörterbuch der Naturgeschichte die Naturwissenschaft viel neue Freunde gewonnen hat, von welchen Mancher genanntes Werk gern besitzen möchte, wenn die Anschaffung desselben ihm ebenso bequem gemacht würde, wie den frühern Abnehmern, hat uns veranlaßt, dasselbe nochmals in Lieferungen von halben Bänden auszugeben.

Von der ersten Ausgabe sind erschienen 10 Bände in 20 Lieferungen, jede von 20 Bogen in gr. Medianoctav, Aal bis Myzoxyle. Jede Lieferung kostet 1 Thlr. 3 Gr., oder 2 Fl. Von dem dazu gehörigen Atlas sind erschienen 10 Lieferungen in 100 Kupfertafeln, in gr. 4., mit circa 1000 Gegenständen. Jede Lieferung kostet schwarz 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr., illuminirt 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr. Rhein.

Alle zwei Monate versenden wir eine Lieferung des Wörterbuchs; die Versendung des Atlas geschieht nur auf ausdrückliches Verlangen mit jeder zweiten Hälfte eines Bandes.

Der Druck der folgenden Lieferungen geht so lange in der seitherigen Weise fort, bis wir, aufgemuntert durch größere Zahl von Subscribenten, eine größere Beschleunigung eintreten lassen können.

Weimar, im October 1837.

Landes-Industrie-Comptoir.

Französische Conversation.

In weniger als einem Jahre ist abermals eine neue, die dritte Auflage von

Coursier's Handbuch der französischen Conversationssprache. 12. Brosch. 18 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

nöthig geworden, die wir heute versenden. Druck, Papier und Format sind noch schöner als bei den frühern Auflagen. Zu einer besondern Zierde gereicht diesem Werke eine Einleitung von

August Lewald.

Wir empfehlen es jedem Freunde der französischen Sprache, der sicher und leicht zu dem Ziele gelangen will: sie sprechen zu lernen. Für Reisende ist dieses Handbuch das nützlichste Vademecum. Mehr als 10,000 Phrasen aus der Umgangssprache unterrichten über jede im Leben vorkommende Ausdrucksweise. Schulanstalten erhalten besondere Vortheile.

Es ist vorräthig in allen Buchhandlungen.

Stuttgart, den 1sten November 1837.

Buchhandlung von Paul Neff.

Das Verzeichniß

einer großen Auswahl zweckmäßiger und trefflicher

Lehr- und Unterrichtbücher,

aus allen Theilen der Künste und Wissenschaften, anerkannt ausgezeichneter Verfasser, welche von jetzt an bis zur Ostermesse 1838 zu ungemein niedrigen Preisen durch alle namhaften Buchhandlungen von uns bezogen werden können, ist in allen Buchhandlungen unentgeltlich zu bekommen.

Arnold'sche Buchhandlung
in Dresden u. Leipzig.

Bei Metzler in Stuttgart erschienen kürzlich:

Zeittafeln

der allgemeinen Geschichte,

von L. F. Romig, Pfarrer. 4. Velinpapier. Geh. 1 Fl. 45 Kr., oder 1 Thlr. Preuß.

... „Der Verf. — sagt eine Recension im „Spiegel" — hat seine Aufgabe mit ebenso viel Umsicht als Geist, mit eisernem, wahrhaft deutschem Fleiß, sowie mit musterhafter, nicht deutscher Kürze und Bestimmtheit gelöst. Wir kennen kein Werk dieser Art, welches seinem Zwecke auf eine so entsprechende Weise genügte. Die in der That seltene Vollständigkeit in so kleinem Raume, die treffliche Eintheilung und Ökonomie der Arbeit, die geschmackvolle Ausstattung und die Mäßigkeit des Preises empfehlen diese Schrift jedem Freunde der Geschichte für den täglichen Gebrauch als ein willkommenes Handbuch." — Neben der politischen Geschichte umfassen diese Zeittafeln auch die Cultur- und Religionsgeschichte, Literatur, Kunst und Erfindungen. Bereits sind dieselben in mehren Lehranstalten eingeführt, und Lehrer und Freunde der Geschichte, welche sie zur Ansicht wünschen, finden sie vorräthig in jeder guten Buchhandlung Deutschlands, der östreichischen Monarchie und der Schweiz.

Im Verlage von L. W. Krause in Berlin ist soeben erschienen und versandt:

Dr. Emil Isensee's,

prakt. Arztes u. Operateurs, Privatd. d. k. Universität in Berlin rc.,

Reisen

in Schottland, England, Frankreich und Deutschland.

Auch unter dem Titel:

Nord-West-Europäische Briefe.

Skizzen aus dem Leben der Natur, Kunst und Wissenschaft.
8. Sauber broschirt. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1837. October. Nr. 236—239.

Nr. 236. *Galerie der deutschen Bundesfürsten. XXVII. Karl, Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen. *Bilder aus Neusüdwales. (Fortsetzung.) Der Seidenbau. Tarif der Ärzte in Nordamerika. *Griechische Gefäße. — **Nr. 237.** *Andreas Hofer und seine Gattin. *Fetische. *Bilder aus Neusüdwales. (Fortsetzung.) Der Seidenbau. (Fortsetzung.) — **Nr. 238.** *Galerie der deutschen Bundesfürsten. XXVIII. Aloys, Fürst zu Liechtenstein. Reste der Urwelt im Thale von Mexico. Über das Zerspringen der Dampfkessel. Telegraphen auf Eisenbahnen. *Bilder aus Neusüdwales. (Fortsetzung.) Der Seidenbau. (Fortsetzung.) *Die Procession der Gargouille. — **Nr. 239.** *Galerie der deutschen Bundesfürsten. XXIX. Heinrich XX., regierender Fürst Reuß zu Greiz. Eine Musterung amerikanischer Milizen. *Die Stadt Kanton in China. Der Seidenbau. (Beschluß.) Wellington's Pferd. *Landschaft am St.-Clairflusse in Obercanada.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 39 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr., der vierte von 53 Nrn. 2 Thlr.

Leipzig, im November 1837.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XXXXVIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Erklärung.

In Nr. 306 und 307 der Blätter für literarische Unterhaltung für 1837 wird das „Deutsche Lesebuch" meines Bruders angezeigt, wobei der Recensent Veranlassung nimmt, ein von meinem Bruder sowol als von mir nur angedeutetes Verhältniß zwischen uns auf sehr unberufene Weise öffentlich zu machen. Ich hätte es meinem Bruder überlassen können, dieses Verfahren, mit welchem ihm vielleicht hat ein Dienst erwiesen werden sollen, in seinem und meinem Interesse gebührend zu rügen; da es aber möglich ist, daß er dies seinerseits von mir erwartet, so glaube ich zuerst, ohne weitere zeitraubende Verständigung mit ihm, Einiges zur Berichtigung jener Recension sagen zu müssen. Nach Briefen von meinem Bruder an mich zu urtheilen hat derselbe besser als der Recensent eingesehen, daß es ein betrübtes Misverständniß von seiner Seite war, die betreffenden Stellen in der Vorrede zur zweiten Auflage meiner „Auswahl" auf sein Lesebuch zu beziehen: dieselben sollten lediglich die schon vor der ersten Auflage der „Auswahl" von mir geäußerten Meinungen über den streitigen Punkt, ohne alle Rücksicht auf irgend ein gegebenes Werk, näher entwickeln. Auf welche Weise ich dies meinem Bruder dargethan, ziemt sich nicht, einem Recensenten öffentlich vorzulegen, der eine für uns beide Brüder gleich sehr betrübende Angelegenheit ins Geschwätz zu ziehen gesucht. Ein gemeinschaftlicher Freund von uns hat gesagt, man dürfe mir vorwerfen, daß ich bei Abfassung jener Worte nicht an meines Bruders Buch gedacht: dies trifft mich, mehr aber nicht. Die einzige Stelle in meiner Vorrede, die sich in Wahrheit auf sein Lesebuch bezieht, steht Seite XVII derselben, wo es heißt: „Die Aufnahme angelsächsischer oder skandinavischer Gedichte, selbst in eine chronologische Sammlung, könnte schon eher (als die Berücksichtigung des Heliand) etwas Auffallendes haben, da man sich vielleicht gern auf die innerhalb Deutschlands zur Entwickelung gekommenen Elemente allein hingewiesen sehen möchte; und doch würde ein umfassendes Lesebuch, wenn es zugleich als Stütze eines gründlichern Sprachstudiums dienen soll, kaum anders eingerichtet werden können, als die Grimm'sche Grammatik durch ihren Gang es vorgezeichnet."

Berlin, den 8ten November 1837.

Dr. K. E. P. Wackernagel.

Hr. Dr. Philipp Wackernagel hatte in der Vorrede zur zweiten Ausgabe seiner „Auswahl deutscher Gedichte" über ein von dem seinen abweichendes Verfahren, das ich, wie er es bezeichnete, nur für das in seines Bruders „Deutschem Lesebuche" befolgte halten konnte, in einem Tone gesprochen, den ich noch immer wenigstens lieblos nennen muß. In der Vorrede zu dem bald darauf erschienenen zweiten Theile dieses „Deutschen Lesebuches" erklärte dessen Herausgeber, Hr. Dr. W. Wackernagel, daß ihm durch einen Angriff, der auf sein Verfahren gemacht worden, die Lust benommen sei, sich so ausführlich, als er anfangs gewollt, über den Plan seines Buches auszusprechen, und bezeichnete zugleich Denjenigen, von dem der Angriff ausgegangen, mit Ausdrücken, die Niemand, der die erwähnte Vorrede Hrn. Ph. Wackernagel's gelesen, auf Jemand anders als auf diesen deuten konnte. In meiner Anzeige dieses zweiten Theiles sprach ich daher mein Bedauern darüber aus, daß wir durch Hrn. Ph. Wackernagel's Angriff auf seines Bruders Buch um eine gewiß höchst lehrreiche Auseinandersetzung gekommen seien; ich that dies deshalb, weil mir dieser Verlust wirklich leid that, und bezeichnete dabei den Ort, wo meiner Meinung nach der Angriff stattgefunden, gradezu, weil ich glaubte, hiermit vielleicht einem und dem andern Leser, der die Art und Weise dieses Angriffs etwa selbst kennen lernen wollte, einen Dienst zu erweisen, und weil ich als Recensent nicht Ursache zu haben meinte Das zu verschweigen, was mir wahr schien, oder Das nicht gradezu auszusprechen, was ich so handgreiflich angedeutet fand. Jetzt erklärt Hr. Ph. Wackernagel, daß er mit Dem, was er in seiner Vorrede gesagt, mit Ausnahme einer unbedeutenden Stelle, seines Bruders Buch nicht gemeint habe, und ich muß dieser Versicherung wol glauben. Wie aber sein Bruder jene Vorrede verstanden, ist klar, und nicht minder steht fest, daß die Unbedachtsamkeit, mit der Hr. Ph. Wackernagel in jener Vorrede sich ausgedrückt hat, seinen Bruder ebenso wol als mich und wol noch manchen Andern, der von der Sache Notiz genommen, irre geführt hat. So sehr ihm aber auch das verdrießliche Misverständniß daran hätte mahnen können, sich künftig größerer Überlegung beim Schreiben zu befleißigen, so hat er sich doch leider den Fehler der Unbedachtsamkeit im Ausdruck, wie es scheint, noch nicht abgewöhnt. Sonst würde er 1) in seiner „Erklärung" mir nicht Schuld gegeben haben, ein Verhältniß unberufen veröffentlicht zu haben, von dem ich ja nur durch seine und seines Bruders Vorrede Kenntniß haben konnte; würde 2) mir nicht das Streben untergeschoben haben, die Sache ins Geschwätz zu ziehen, da der Ton, in dem ich derselben in meiner Anzeige gedacht, ein vollkommen anständiger ist und ihn zu so übelwollender Supposition nicht berechtigt; würde 3) sich wol gehütet haben, die gänzlich ungegründete sonderbare Vermuthung auszusprechen, als habe ich seinem Bruder durch jenen Theil meiner Anzeige einen Dienst erweisen wollen; würde 4) nicht die ganze Sache, die nicht durch des Recensenten Schuld vor das Publicum gebracht ist, über die aber ein Recensent, da jene Vorreden ja nicht etwa als Manuscript für Freunde zu betrachten waren, zu reden ein volles Recht hatte, nun noch einmal vor das Publicum gebracht, und würde endlich 5) eingesehen haben, daß die vornehme Manier, mit der er versichert, es zieme sich nicht dem Recensenten darzulegen, wie er seinem Bruder das Verständniß über jene Vorrede eröffnet, ganz unpassend sei, einmal weil ja Recensent ihn zu einer solchen Darlegung gar nicht aufgefodert, sodann weil man doch allerdings es ihm sehr leicht zur Pflicht machen könnte, nachdem er öffentlich in seiner Vorrede sich in einer Weise ausgedrückt, die eine falsche Deutung herbeizuführen sehr geeignet war, jetzt nun auch öffentlich und besser als in der „Erklärung" zu zeigen, nicht blos, daß man ihn misverstanden, sondern auch, daß man Unrecht gehabt, ihn zu misverstehen. 13.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1837. October. Nr. 40—43.

Nr. 40. *Die heilige Grotte zu Bethlehem. Die unschuldig Beschuldigte. Der See am Erbaberge, eine Volkssage. *Das Nordcap. Der Monat October. Etwas zur Warnung. *Das Löwenäffchen. Auflösung der Räthsel im vorigen Monat. — **Nr. 41.** *Johann Gutenberg und das Gutenbergsfest in Mainz. Die Eitelkeit und der Weise. *Die Arekapalme. Vom Feuer und vom Verbrennen. *Der Alant. Räthsel. — **Nr. 42.** *Chinesisches Marionettenspiel. Wie Theodor früh aufstehen lernte. Frohe Aussicht. *Die Sumpfeule. Johann Gutenberg und das Gutenbergsfest in Mainz. (Beschluß.) *Die Sturmhaube oder Helmschnecke. Räthsel. — **Nr. 43.** *Jesus lehrt in Kapernaum. *Ulm. Das Geburtstagsgeschenk. Der treue Pudel. *Die Erntemaus. Räthsel.

☞ Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste bis dritte Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.

Leipzig, im November 1837.

F. A. Brockhaus.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat September 1837.

Größere Aufsätze.

Algierer Zustände. 1) Die französisch-afrikanische Armee. Portugiesische Lebensbilder: Umgangsformen. Allgemeine Bemerkungen über den Nationalcharakter. Absichten der Engländer im indischen Archipel. Briefe aus der Normandie. Bayeux. Erster Brief. Zweiter Brief. Dritter Brief. Pondichery und seine Bewohner: Die Weißen. Die Indier. Die Eisenbahnen im Staate Neuyork. Orientalische Sammlung, herausgegeben auf Befehl der französischen Regierung. Der Euphrat und die Verbindung mit Indien. Über den Unterricht in der russischen Sprache in den Ostseeprovinzen. Über die neuern Entdeckungen in Französischguiana. Die Boraxlagunen in Toscana. Über den russischen Dichter Shukoffsky und sein neuestes Werk. Der englische Handel mit Westafrika. Die Bevölkerung Chinas. Über eine alte in der Nähe von Kertsch aufgefundene Vase. Der Flüchtling aus Bhopal. Liberia. Der Ural und Altai. Über die alten indianischen Denkmäler in Mexico. Ausflüge in Algiers Umgebung. 1) Die Ruinen von Rusgonia. 2) Rassota, die Colonie des Fürsten Mir. 3) Reghaia, die Colonie des Hrn. Mercier. Cap Coastcastle. Bemerkungen über Australien. Der Kinderraub und Kinderverkauf in Indien. Einiges über die Insel Huahine, sowie über die Schiffahrtsinseln.

Chronik der Reisen.

Die kleine Oase. Reise der Herren Tamisier und Combes in Abyssinien. Auszüge aus dem Tagebuch eines russischen Reisenden. Besteigung des Adamspiks auf Ceylon durch Mistriß Walker.

Kleinere Mittheilungen.

Geologische Notizen: Auffindung von Steinkohlen im Kreidebassin der Seine; Berichtigung; über den artesischen Brunnen bei Grenelle; warme Höhlen bei Montpellier; riesenhafte Fossilien in der Nähe von Moskau; Auffindung zahlreicher fossiler Thierarten in den Siwalikbergen. Zur Naturgeschichte der Insel Raiatea. Statistische Angaben über Neusüdwales. Die Münzstätten in Frankreich. Maurische Heirathen. Neue Sternschnuppenbeobachtungen. Auffindung alter Fundamente in Paris. Merkwürdige Höhlen in Brasilien. Über das Ipoh- oder Upasgift. Diesjähriger großer Salmenfang in England. Baumwollenmanufacturen in Ägypten. Literarische Notizen: Buch über die Rectorwahl in Glasgow; über die Hindustani-Literatur; Untersuchung der burgundischen Archive; alte Geschichte von Valenciennes; die Flora Sardiniens. Einiges über den Handel in Brasilien. Statistische Notizen über Frankreich. Seltsame Policei. Merkwürdiger Schicksalswechsel. Künstliche Milch. Der Peripatus. Die Hexenprobe in Indien. Verhältniß der Wahnsinnigen zur Bevölkerung. Antiquarische Notizen: Nachforschungen in der Umgegend von Poitiers; Nachgrabungen beim Schloß Diculoir; aufgefundenes Mosaik zu Amiens. Die Wunderquelle im biharrer Comitat. Das Branntweintrinken in Glasgow.

Inhalt des Literaturblattes.

Literarische Bilder aus Rußland. Der Zigeunerkönig, von Richard Howitt. Der Marquis von Carabas, von Béranger. Goethe's Faust in England. Die innern Stimmen, von Victor Hugo. Der mythische Roman von Napoleon. Das Stimmrecht, von dem Verfasser der Kerngesetzverse. Esaias Tegnér's kleinere Dichtungen. Ein Baron; aus den historischen Bildern des italienischen Mittelalters.

In unserm Verlag erschien soeben:

Für Ältern und Lehranstalten.

Journal des enfants,

oder

moralische und unterhaltende Erzählungen, vermischt mit belehrenden Gesprächen über alle Gegenstände, welche sich den Kindern täglich in der Natur und in der Gesellschaft darbieten.

Mit vielen erläuternden Noten bereichert, um das Verstehen derselben zu erleichtern,

von

Gerard und Brüstlen.

Erstes Bändchen.

8. Brosch. 10 Gr., oder 42 Kr.

Die Gegenstände, welche hier in einem leichten, zierlichen Französisch behandelt werden, beziehen sich meistens auf die verschiedenen Verhältnisse, in welche die Kinder kommen können, oder sie berühren Dinge, welche ihnen die Natur und die Gesellschaft täglich vor Augen führt. Demnach ist der Zweck dieses Buches nicht allein den Kindern Gelegenheit zur Übung in der französischen Sprache zu verschaffen, sondern auch ihren Geist zu bilden und ihnen Achtung und Liebe für Religion und Tugend einzuflößen.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

*** Neue Unterrichtbücher.

In der Arnold'schen Buchhandlung ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

C. H. Aster (Oberstlieut.), **Unterricht für Pionier-, Sappeur-, Artillerie- und Mineur-Unteroffiziere** in den sie betreffenden technischen Arbeiten beim Festungkriege. Erster Heft: Erklärungen der nöthigsten Vorkenntnisse und Vorarbeiten, zur Herstellung von Angriff- und Vertheidigungwerken. Mit 8 lith. Tafeln. Gr. 8. Brosch. Pränumerationspreis 12 Gr. Ladenpreis 18 Gr.

In der **Karl Haas'schen** Buchhandlung in **Wien**
ist soeben neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

IMMERGRÜN,

Taschenbuch für das Jahr 1838.

Zweiter Jahrgang.

Mit Erzählungen von

A. v. Tromlitz, Wilhelm Blumenhagen, Franz Dingelstedt und Johann Gabriel Seidl.

Nebst einem Anhange von

Gedichten, Balladen und Romanzen

von **M. G. Saphir, J. N. Vogl, Braun von Braunthal, J. G. Seidl, Uffo Horn, L. A. Frankl u. A. m.**

Mit 7 prachtvollen Kupferstichen

nach Originalgemälden und gestochenem Titel von Armann, Passini, Kovatsch, Langer und Dworzack.

16. Auf schönem weißen Maschinen-Velinpapier elegant gedruckt.

Ausgabe in fein gepreßtem Pariserband mit Goldschnitt und Etui 4 Fl. Conv.-M., oder 2 Thlr. 20 Gr.

Prachtausgabe mit ersten Kupferabdrücken, elegant geb. in Seide, mit reich vergoldeten Decken, 8 bis 10 Fl. Conv.-M. In englischem Mosaik-Lederband 12 Fl. Conv.-M. In gepreßtem Sammet mit Silberverzierungen 16 Fl. Conv.-M.

Die günstige Aufnahme, welche dem ersten Jahrgange zu Theil wurde, veranlaßte uns, diesen zweiten Jahrgang noch interessanter und prachtvoller auszustatten, und so können wir denselben als passendes und elegantes Geschenk für Damen bestens empfehlen.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist zu haben:

Bibliotheca, nova, scriptorum latinorum. Ad optimas editiones recensita accurantibus Parisiensis academiae professoribus et colligente *J. P. Charpentier.* Edidit *C. L. F. Panckoucke.* 8maj. Geb. Preis jeden Bandes 1 Thlr. 4 Gr.

Erschienen sind bis jetzt:

I. *C. J. Caesaris* opera, cum lectissimis variorum notis, quibus suas adjecit *E. Johanneau.* Vol. I.
II. *M. T. Ciceronis* (omnia opera Vol. II) de oratore libri tres, quos suis variorumque notis illustravit *A. Durend.*
III. *C. Sallustii Crispi* omnia quae extant opera, cum variorum notis, quibus suas adjecit *Th. Burette.*
IV. *C. Suetonii Tranq.* opera. Selectis variorum animadversionibus suisque instruxit *E. Gros.* Vol. I.
V. *Q. Curtii Rufi* de rebus gestis Alexandri magni libri superstites. Cum *Freinshemii* supplementis. Suis variorumque notis illustravit *A. Huguet.* Vol. I.
VI. *C. J. Caesaris* opera etc. Vol. II.
VII. *C. Plinii Secundi* historiae naturalis libri XXXVII, quibus accessere novus index animalium, mineralium, vegetabilium synonymicus, nominumque et erum quo ad cetera erudatio, habita alphabetici ordinis ratione, e notis Gallicae editionis a *Jasson de Grandsagne*, quarum auctores existere ad zoosophiam, ut plurimum *G. Cuvier*, passim vero et in iis, quae zoosophiae non erant, Doé, R. Dolo, Fée, L. Fouché, E. Johanneau, L. Marcus, C. L. T. Panckoucke, Val. Parisot etc. Vol. I.
VIII. *Cornelii Nepotis* opera, cum lectissimis variorum notis, quibus suas adjecerunt *E. Johanneau* et *J. Marycart.*
IX. *P. P. Statii* opera quae extant. Cum notis aliorum et suis edidit *F. Dubner.* Vol. I.
X. *T. Lucretii Cari* de rerum natura libri sex. Cum suis variorumque notis illustravit *Reynier.*
XI. *P. P. Statii* opera quae extant etc. Vol. II.
XII. *C. Plinii Secundi* historiae naturalis libri XXXVII etc. Vol. II.
XIII. *Q. Curtii Rufi* de rebus gestis Alexandri magni libri superstites etc. Vol. II.
XIV. *C. Suetonii Tranq.* opera etc. Vol. II.

In unserm Verlage erschien soeben:

v. Baer, K. E., Über Entwickelungsgeschichte der Thiere. Beobachtung und Reflexion. 2ter Theil. Mit 4 Kupfern. Gr. 4. 4 Thlr.

Burdach, E., Beitrag zur mikroskopischen Anatomie der Nerven. Mit 2 Kupfern. Gr. 4. 1 Thlr.

Rosenkranz, K., Psychologie oder die Wissenschaft vom subjectiven Geist. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Königsberg, im October 1837.

Gebr. Bornträger.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Aspiration
und die
Lautverschiebung.

Eine sprachgeschichtliche Untersuchung
von
Rudolf von Raumer.

Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Leipzig, im November 1837.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Katholisches Gesang- und Gebetbuch

zur

Feier des öffentlichen Gottesdienstes

im Bisthum Rottenburg.

Nebst Melodien.

Dieses Gesang- und Gebetbuch ist nach seiner ganzen Anlage in genauer Verbindung mit der gleichzeitig erscheinenden allgemeinen Gottesdienstordnung für das Bisthum Rottenburg bearbeitet, und soll seinem Inhalte nach nicht nur gleichsam den liturgischen Theil dieser Gottesdienstordnung, sondern auch besonders durch die beigefügten Melodien einen Vereinigungspunkt für immer allgemeinere Beförderung des deutschen Kirchengesangs mittels der Schule bilden.

Nach vielseitiger vorheriger Prüfung und Verreinigung hat das hochwürdigste bischöfliche Ordinariat in Rottenburg diesem Gesang- und Gebetbuche nicht nur die Approbation ertheilt, sondern auch bereits die gesammte Bisthumsgeistlichkeit auf die Erscheinung desselben durch Circularerlaß vom 18ten November v. J., unter Beziehung auf das allgemein gefühlte Bedürfniß und gewünschte Einführung eines Diöcesan-Gesangbuches, aufmerksam gemacht.

Da man von der Ansicht ausging, daß zum Zwecke eines allgemeinen und gleichförmigen Kirchengesangs vorzüglich das Gesangbuch allmälig in die Hände aller Kirchengenossen, zunächst der Schuljugend, kommen müsse, dies aber nur durch möglichste Wohlfeilheit bewirkt werden könne, so sollen auf höhere Veranlassung die Gesänge auch ohne die Gebete und abgesondert gedruckt werden und zu haben sein, und es erscheint hiernach außer dem „Gesang- und Gebetbuch“, welches, sowol für den functionirenden Geistlichen als zugleich für Privatandacht und Erbauung bestimmt, alle Handlungen und gemeinsamen Andachten des öffentlichen Gottesdienstes umfaßt, auch eine eigne Ausgabe des Gesangbuches allein.

In Betreff der zu dem Liedertext gehörigen

Melodien

bemerken wir, daß Herr Oberlehrer Braun in Gmünd schon vor mehren Jahren sich einen Verein von Musikern, aus Geistlichen, Musikdirectoren und Schullehrern des In- und Auslandes gebildet hat, zu dem Gesangbuche kirchliche Volksmelodien zu sammeln.

Diese Sammlung besteht aus hundert Melodien, die theils ein-, theils dreistimmig gesetzt sind und sich für Schule und Volk eignen. Es sind darin sowol ältere, in den katholischen Landestheilen Süddeutschlands bereits eingeführte Melodien, als auch solche neuerer Zeit von meist bekannten Meistern enthalten.

Damit in den Schulen das zeitraubende und oft fehlerhafte Abschreiben der Noten vermieden werde, auch die Kinder noch nach ihrer Entlassung aus der Schule im Besitze der Melodien bleiben und in den Sonntagsschulen fortwährend geübt werden können, wurde eine Ausgabe der Singstimmen veranstaltet, welche, in Papier und Druck dem Gesangbuch ganz gleich, diesem beigebunden werden kann.

Die Preise sind so niedrig als möglich gestellt, und zwar kostet ungebunden:

I. Das Gesangbuch einzeln 15 Kr.
II. Das Gesang- mit Gebetbuch 34 Kr.
III. Titelkupfer zum „Gesangbuch“ und zum „Gesang- und Gebetbuch“: Christus am Ölberg oder die Madonna 3 Kr.
IV. Melodien zum Gesangbuch 9 Kr.

Stuttgart, im October 1837. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben ist bei Ed. Meyer in Kottbus und Guben erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Sause, Dr. W. (Conrector am Gymnasium zu Guben), Anfangsgründe der Größenlehre. Ein Leitfaden zum Gebrauche beim mathematischen Unterrichte auf den Gymnasien. 4 Theile. 8. Mit 22 Figurentafeln in Steindruck. 54 Bogen. Preis für alle 4 Bände 2 Thlr. 12 Gr., oder 2 Thlr. 15 Sgr., oder 4 Fl. 30 Kr.

1ster Band enthält: Arithmetik und Planimetrie. Mit 8 Steindrucktafeln. 14 Bogen. 18 Gr., oder 22½ Sgr., oder 1 Fl. 21 Kr.

2ter Band enthält: Auflösung der Zahlengleichungen, Buchstabenrechnung und ebene Trigonometrie. Mit 2 Figurentafeln in Steindruck. 12 Bogen. 12 Gr., oder 15 Sgr., oder 54 Kr.

3ter Band enthält: Die Lehre von den Fortschreitungen und den gleichgültigen Reihen, sowie die sphärische Trigonometrie. Mit 8 Figurentafeln in Steindruck. 12 Bogen. 14 Gr., oder 17½ Sgr., oder 1 Fl. 3 Kr.

4ter Band enthält: Die Combinationslehre, die Algebra und die höhere Geometrie. Mit 4 Figurentafeln in Steindruck und 2 Anhängen (wovon der erste von dem Umfange, dem Inhalte und der Methode der Größenlehre handelt, und der zweite einen gedrängten Überblick der Geschichte der Mathematik gibt). 16 Bogen. 16 Gr., oder 20 Sgr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu erhalten:

Altdeutsche Blätter von *Moritz Haupt* und *Heinrich Hoffmann*. Zweiten Bandes erstes Heft. Gr. 8. 16 Gr.

Der erste Band dieser für altdeutsche Sprache und Literatur wichtigen Sammlung erschien 1835—36 in vier Heften und kostet 2 Thlr. 4 Gr.

Leipzig, im November 1837.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XXXXIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

An alle Journalfreunde.

An die sämmtlichen Buchhandlungen Deutschlands; an alle Journalcirkel, Lesecabinete; an die Vorsteher literarischer Vereine, Museen ꝛc. ꝛc.

Es dürfte nicht unangenehm sein, zu vernehmen, daß von der beliebten

Wiener allgemeinen Theaterzeitung,

Originalblatt für Kunst, Literatur, Musik, Mode und geselliges Leben,

herausgegeben von Adolf Bäuerle,

im künftigen Jahr 1838

(der einunddreißigsten Jahresfolge dieses Journals)

eine wohlfeilere Ausgabe ohne Kupferbeilagen,

der Jahrgang zu 8 Thaler Sächsisch,

erfolgen wird.

Im Verhältniß mit dem Durchschnittspreise der belletristischen Zeitschriften in Deutschland erschien die Wiener allgemeine Theaterzeitung, mit beiläufig achtzig illuminirtenz größtentheils nach Originalzeichnungen, von dem berühmten Geiger in Wien in Kupfer und Stahl gestochenen Moden, theatralischen Costumebildern und den neuesten colorirten Tableaux aus den beliebtesten Bühnenstücken, Opern und Ballets des deutschen Repertoirs aller Hof- und Haupttheater, dann mit den illuminirten Scenen und Caricaturen aus dem bunten Leben großer Residenz- und Hauptstädte, namentlich London, Paris, Berlin, Dresden, München, Hamburg, Frankfurt und Wien, ferner den

treffenden Bezeichnungen aus der Schweiz,

dann den ebenfalls colorirten merkwürdigen Erscheinungen aus der ganzen Welt, als da sind: Bilder aus der Zeit, großartige neue Gebäude, Gartenanlagen, Kunstinstitute, Dampfschiffe, Eisenbahnen, pittoreske Gegenden, seltene, aber allgemein nützliche Erfindungen, Maschinen, Modelle, endlich

Portraits aller wichtigen neuern Zeitgenossen ꝛc.

im Preise von 20 Fl. im Zwanzig-Guldenfuße, oder 13 Thlr. 8 Gr. Sächsisch,

nicht für Jedermann annehmbar.

Obgleich nun diese splendide Kupferausgabe, durchaus prachtvoll colorirt, fortbestehen wird, so wird doch, um so vielen Wünschen der Lecturefreunde zu begegnen,

eine zweite wohlfeilere Ausgabe

ohne Kupfer veranstaltet, und diese, wie oben bemerkt,

der Jahrgang zu 8 Thaler Sächsisch

berechnet. Was die Wiener Theaterzeitung leistet, ist ohnehin genügend bekannt. Ein Absatz blos von der Bilder-Ausgabe von mehr denn

Fünftausend Exemplaren

spricht am günstigsten für ihren Werth und große Beliebtheit.

Sie ist zwar unter dem Haupttitel Theaterzeitung angekündigt; aber man würde sehr irren, wenn man glaubte, daß sie nur dem Theater ihre Spalten öffnete. Sie ist gewissermaßen das Centralblatt alles Nützlichen, Wissenswerthen und Schönen, des höhern geistigen Humors und der feinern Satire; sie berichtet über jedes interessante Ergebniß; sie ist das Conversations-Lexikon alles Neuen und Interessanten; sie ist das Journal aller wichtigen Ereignisse und Vorfälle, und die **Schnelligkeit**, mit welcher sie Tagsinteressen und Ansichten über die reichbewegte Zeit berichtet, ist noch von keinem, was immer Namen habenden, Journale überboten werden.

Hinsichtlich der Originalnovellen und -Erzählungen, nur von den ausgezeichnetsten Schriftstellern Deutschlands, hinsichtlich der Schilderungen aus dem Leben höherer Stände, der Mittheilungen aus größern, einflußreichen Städten, besonders aber in Beziehung auf den Umstand, daß diese Zeitung den Norden Deutschlands mit dem Süden, die westlichen Gegenden mit den östlichen in immerwährendem Rapport zu erhalten sucht, daß sie in Wien, einer der interessantesten Städte Deutschlands, erscheint, und ganz gewiß das einzige Journal ist, welches Östreichs anziehendste Erscheinungen in artistischer und wissenschaftlicher Betrachtung, in commercieller und industrieller Hinsicht, dann was die Sitten und das Leben seiner Bewohner, ihren Frohsinn, ihren originellen Humor betrifft, ausführlich schildert — in allen diesen Beziehungen sollte dieses Journal keinem Journalfreunde, keinem Lesecirkel, keinem Zeitungsvereine, in keiner nach Bildung strebenden Familie fehlen.

Diese Eigenschaften haben ihm auch seit Jahren den noch bei keinem literarischen Journal vorgekommenen Antheil verschafft. Diese Vorzüge sind es, welche so manches neue, ähn-

liche Unternehmen verhindert haben, der Verbreitung und Beliebtheit der Wiener Theaterzeitung Abbruch zu thun. Rings um sie her sind viele neue Journale entstanden; den Antheil der Wiener Theaterzeitung vermochte keines zu vermindern, im Gegentheile wuchs er mit jedem neuen Quartale, und besonders in letzter Zeit, seit ungefähr neun Monaten, ist er um ein Drittel der ganzen Auflage gestiegen.

Angespornt durch so viele Gunst des großen deutschen Publicums hat sie auch von Jahr zu Jahr an Interesse, Mannichfaltigkeit und Gediegenheit zu gewinnen gestrebt. Von Semester zu Semester hat sie etwas Neues gebracht, ihre Rubriken vermehrt, ihre Mittheilungen an Werth gesteigert, ihre Mannichfaltigkeit erhöht, und das Honorar, das sie Deutschlands fähigsten Köpfen bietet, einen Betrag von sechs bis zwölf Dukaten in Gold für den gedruckten Bogen ihres Formats für Originalbeiträge, das sie auch noch vermehrt, wenn der Schriftsteller ein Mann von ausgezeichnetem literarischen Ruf ist und wenn der für sie bestimmte Beitrag der Tendenz ihrer Blätter nicht zuwider ist, sei es nun für eine Novelle, oder für einen merkwürdigen Reisebericht, sei es für eine Sittenschilderung großer Städte oder irgend ein auffallendes Ereigniß, für interessante, naturhistorische Erscheinungen oder pikante Schilderungen aus dem Menschenleben, für großartige Speculationen, mercantilische Unternehmungen oder industriöse Erfindungen, — über jede wichtige, die allgemeinen Interessen, geistige Fortschritte und höhere Bildung bezweckenden, gewählte Erheiterung und sinnvolle Zerstreuung bezweckende Aufsätze, verdient gewiß allgemeine Beachtung.

Auch eine Rubrik „Militairisches" enthält diese Zeitschrift; sie liefert hier Artikel, welche jedem Krieger angenehm sein werden; auch hierzu wünscht sie Beiträge, aus dem Spiegel der Wirklichkeit genommen; Details über interessante Ergebnisse, über Waffenglück, persönliche Bravour und militairische Talente, neue Erfindungen in der Kriegskunst, Festlichkeiten und große Kriegsübungen. Sie hat bisher schon manche Mittheilungen geboten, welche auch außer den Personen vom Militairstande mit allgemeinem Antheile gelesen wurden.

In literarischer Beziehung dürfte keine Zeitschrift thätiger gewesen sein. Hier kommt jede Novität zur Sprache, jede Wissenschaft, jede Unterhaltungsschrift, jedes technische Werk, mit einem Worte jeder Zweig der Literatur. Die in Deutschland erscheinenden Bücher, Zeitschriften, Broschüren, Almanache rc. rc., haben den nicht unbedeutenden Einfluß dieses Blattes oft zu erproben Gelegenheit gehabt. Die literarische Kritik wird hier mit anständigem Freimuth gehandhabt. Oft werden blos Anzeigen oder kurze Beurtheilungen aufgenommen, oft interessante Auszüge zur Empfehlung eines Werkes eingeschaltet, wie es die Umstände erfodern oder örtliche Rücksichten erheischen; deshalb sie auch die Verlagshandlungen ersucht, ihr von ihren neuesten Schriften ein Exemplar zur Beurtheilung und Anzeige einzuschicken.

Die Wiener Theaterzeitung erscheint wöchentlich fünf Mal im größten Quartformat. Die Ausgabe mit den illuminirten Kupfer- und Stahlstichen, die, ohne hiervon ruhmredig zu werden, höchst preiswürdig und ganz gewiß die ausgezeichnetste und eleganteste in ganz Deutschland ist, ist auf italienischem Velinpapier (das schönste Papier, was je zu einer Zeitschrift verwendet wurde). Die zweite Ausgabe ohne Kupfer geschieht auf nettem, weißen Druckpapier. Die Lettern sind neu, scharf, dem Auge wohlgefällig. Der Druck ist compreß; es wird Text geboten, sehr viel Text, nicht wie bei so vielen Zeitschriften überflüßiger weißer Raum.

Man pränumerirt in ganz Deutschland, in der Schweiz und Italien, in der ganzen östreichischen Monarchie, und außer Deutschland in Rußland, Polen u. s. w. bei allen löblichen Postämtern.

Mit portofreier Zusendung an allen Hauptposttagen kostet die Bilder-Ausgabe der Wiener Theaterzeitung, von Wien bis zur östreichischen Grenze, der Jahrgang 24 Fl. C.-M. (16 Thaler Sächsisch), der halbe Jahrgang 12 Fl. C.-M. (8 Thlr. Sächsisch.)

Der Aufschlag, den die löblichen Postämter in Deutschland, in der Schweiz, für die gänzlich freie Zusendung berechnen, ist unbedeutend, und man thut am besten, die Bestellungen stets durch die Postämter besorgen zu lassen. Die Hauptpostämter sind größtentheils vorzuziehen.

(Exemplare ohne Kupfer kann man nicht durch die Postämter erhalten.)

Die wohlfeile Ausgabe ist blos im Wege des Buchhandels zu haben; doch erhält man auf diesem auch die Bilder-Ausgabe, und man wendet sich zu diesem Ende an die Hauptcommissionnaire (Friese und Weygand in Leipzig und Gerold in Wien), oder an jede gute Buchhandlung in und außer Deutschland und in der Schweiz.

Beiträge, wenn sie mehre Bogen ausmachen, sind an die Gerold'sche Buchhandlung in Wien mit der Bemerkung für „Bäuerle's Theaterzeitung" zu adressiren. Kleinere Sachen können auf dem Postwege gesendet werden; Correspondenznachrichten und Tagesinteressen berührende Mittheilungen erbittet man sich jedoch mittels Briefen direct an die Redaction. Gedichte werden nicht aufgenommen.

Bücher, Almanache, Broschüren rc. mit der Aufschrift: Zur Anzeige, zur kurzen Beurtheilung, oder zur ausführlichen kritischen Besprechung, wie der Einsender dieses gehalten haben will, sowie Zeichnungen über die im Eingange dieser Nachricht bemerkten Gegenstände, welche letztere, wenn sie entsprechen, sehr gut honorirt werden, ebenfalls durch Buchhändlergelegenheit und zwar: „An Herrn Gerold in Wien, für die Wiener Theaterzeitung."

Comptoir der Allgemeinen Theaterzeitung und des Originalblattes für Kunst, Literatur rc. in Wien, Rauhensteingasse Nr. 926.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste.

Zweiter Band. 1ste und 2te Abtheilung:

Anleitung zum Selbststudium der Mineralogie. Nach dem Book of science von **Karl Hartmann.** Mit 49 Abbildungen. 16. Geh. 18 Gr.

Anleitung zum Selbststudium der Krystallographie. Mit 45 Abbildungen. 16. Geh. 6 Gr.

Eine leichtfaßliche, praktische und nicht minder unterhaltende Darstellung dieser Wissenschaften, durch zierliche Abbildungen erläutert.

Der erste Band, von J. Sporschil bearbeitet, mit 221 Abbildungen (1836), sauber gebunden, kostet 2 Thlr. Die einzelnen Abtheilungen enthalten: Anleitung zum Selbststudium der Mechanik, 9 Gr.; — Hydrostatik und Hydraulik, 6 Gr.; — Pneumatik, 6 Gr.; — Akustik, 6 Gr.; — Pyronomik, 6 Gr.; — Optik, 9 Gr.; — Elektricität, Galvanismus und Magnetismus, 6 Gr.

Leipzig, im November 1837.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist bei J. H. C. Schreiner in Düsseldorf erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Meine Schrift „Die düsseldorfer Malerschule" und ihre Gegner.

Betrachtet von A. Fahne.

8. In Umschlag. Geheftet. Preis 6 Gr.

Dieses Schriftchen sucht die Acten über den in den bereits früher erschienenen Werkchen von Fahne und Scotti behandelten Gegenstand dem Schluß näher zu bringen, und dürfte, als hauptsächlich Thatsächliches und Resultate enthaltend, nicht ohne allgemeine Theilnahme des Publicums vorübergehen.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung

der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von

Dr. E. Widenmann und **Dr. H. Hauff.**

Dreizehnte Lieferung.

Auch unter dem besondern Titel:

Mexicanische Zustände

aus den Jahren 1830 bis 1832.

Vom Verfasser

der

„Briefe in die Heimat etc.“

Zweiter Band.

Preis 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: I. Mexicanisches Militairwesen. II. Policeiwesen. III. Finanzwesen. IV. Gewerbe und Handel. V. Ein Blick in mexicanisches Reise- und Landleben. VI. Die Rückreise nach Europa.

Stuttgart und Tübingen, im October 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neues Taschenbuch von Th. Mundt!

Von Dr. Th. Mundt ist soeben noch der 1ste Jahrgang eines Almanachs unter dem Titel:

Der Delphin.

Almanach für 1838.

Von

Th. Mundt.

Mit Stahlstich.

Altona, Hammerich. Elegant gebunden. 1 Thlr. 12 Gr.

erschienen, worauf alle Freunde und Verehrer des geistreichen Herausgebers hiermit aufmerksam gemacht werden.

Sämmtliche solide Buchhandlungen Deutschlands, Östreichs, der Schweiz, Dänemarks, haben Exemplare vorräthig.

Bei H. L. Brönner in Frankfurt a. M. ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Anleitung zum Lateinischschreiben

in Regeln und Beispielen zur Übung, nebst einem kleinen Antibarbarus. Zum Gebrauche der Jugend.

Von Dr. J. P. Krebs,

herzogl. nass. Oberschulrath in Weilburg.

8te verb. und verm. Auflage. 43½ Bogen. 8. Preis 2 Fl. 6 Kr., oder 1 Thlr. 6 Gr.

Auch diese neue Auflage eines bekannten und weitverbreiteten Schulbuches hat durch die fortgesetzte Sorgfalt des Herrn Verfassers viele, wie er hofft, nützliche und nothwendige Zusätze, sowie überall die nöthigen Verbesserungen erhalten. Am meisten ist der angehängte kleine Antibarbarus bereichert werden, sodaß sich die neue Auflage vor den übrigen ganz besonders auszeichnet und Schülern und Lehrern dringendst empfohlen zu werden verdient. Die vorige Auflage zählte nur 39 Bogen; die neue dagegen ist durch ihre Bereicherungen auf 43½ Bogen angewachsen. In deren Verhältniß wird man den Preis nur als sehr billig anerkennen, da zudem der Verleger auch jetzt bei der Ausstattung dieses allgemein geschätzten Lehrbuchs weder Sorgfalt noch Kosten gespart hat.

In unserm Verlag erschien soeben:

Die Lehre

von der

musikalischen Composition

praktisch-theoretisch

zum Selbstunterricht oder als Leitfaden bei Privatunterweisung und öffentlichen Vorträgen

von

A. B. Marx,

Professor und Doctor der Musik, auch Musikdirector an der Universität zu Berlin.

Erster Band. XVI und 446 Seiten in Großoctav. Mit vielen eingedruckten Notenbeispielen. Preis 3 Thlr.

☞ Der zweite Band, mit welchem das Werk geschlossen ist, erscheint Ostern 1838.

Leipzig, den 1sten November 1837.

Breitkopf & Härtel.

Bei Gelegenheit der vor einiger Zeit in Berlin erschienenen

Jean Paul Fr. Richter's sämmtliche Schriften in 60 Bändchen

bringen wir in Erinnerung, daß folgende Schriften von demselben Verfasser in unserm Verlag erschienen und durch alle Buchhandlungen um die nachgesetzten, sehr wohlfeilen Preise zu beziehen sind:

Richter, J. P. F., Dämmerungen für Deutschland. 8. 1809. 36 Kr., oder 8 Gr.

— —, **Ueber die deutschen Doppelwörter;** eine grammatische Untersuchung in zwölf alten Briefen und zwölf neuen Postscripten. 8. 1820. 36 Kr., oder 8 Gr.

— —, **Politische Fastenpredigten während Deutschlands Marterwoche.** 8. 1817. 36 Kr., oder 8 Gr.

— —, **Freiheitsbüchlein,** oder dessen verbotene Zueignung an den regierenden Herzog August von Sachsen-Gotha, dessen Briefwechsel mit ihm, und die Abhandlung über die Preßfreiheit. 8. 1805. 24 Kr., oder 6 Gr.

— —, **Herbstblumen,** oder gesammelte Werkchen aus Zeitschriften. 3 Bändchen. 8. 1810—20. 3 Fl., oder 1 Thlr. 18 Gr.

— —, **Levana,** oder Erziehlehre. 3 Theile. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage mit Ergänzungsblatt. 8. 1814—17. 6 Fl., oder 3 Thlr. 12 Gr.

— —, **Mars und Phöbus.** Thronwechsel im Jahr 1814. Eine scherzhafte Flugschrift. 8. 1814. 12 Kr., oder 4 Gr.

— —, **Museum.** 8. 1814. 45 Kr., oder 10 Gr.

— —, **Selina,** oder über die Unsterblichkeit. 8. 1827. Herabgesetzter Preis 2 Fl., oder 1 Thlr. 8 Gr.

— —, **Vorschule der Aesthetik,** nebst einigen Vorlesungen in Leipzig über die Parteien der Zeit. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 1813. 3 Theile. Herabgesetzter Preis 5 Fl., oder 3 Thlr.

☞ **Wer diese zehn Schriften zusammen nimmt, erhält sie um den äußerst billigen Preis von 10 Fl. 48 Kr., wozu wir unsere Collegen in Stand setzen werden.**

Stuttgart, im October 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

The complete Works

of William Shakspeare. Printed from the text of the most renowned editors, with nearly 270 engravings etc. 3te Lieferung. Preis 10 Gr.

Das ganze Werk wird in circa 15 Lieferungen erscheinen und der Ankauf desselben, da wir den Preis jeder Lieferung von 8 Bogen nur auf 10 Gr. bestimmten, sich für das Geleistete ausserordentlich billig stellen.

Die Lieferungen werden in Zeiträumen von 4, höchstens 6 Wochen regelmässig erscheinen.

Bibliothek unterhaltender Wissenschaften.

(XIII.) Pflanzen,

welche zur Nahrung und Erhöhung der Lebensgenüsse des Menschen dienen, und zwar sämmtliche Getreide-, Gemüse-, Gewürzarten u. s. w. beschrieben und abgebildet, mit Berücksichtigung ihrer natürlichen Beschaffenheit, Verbreitung über die Erde, Cultur und Zubereitung. Aus dem Englischen von Dr. F. A. Wiese. 2te Abtheilung. Mit vielen Abbildungen. 8. Preis 16 Gr.

Das vollständige Werk kostet 1 Thlr. 8 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist neu erschienen:

Athens its rise and its fall

with views of the literature, philosophy and social life of the Athenian people.

by Edw. Lytton Bulwer.

2 Vol. 8. Brosch. Subscriptionspreis 2 Thlr.

Bildet auch Vol. 12 und 13 der Ausgabe von Bulwer's complete Works, welche jetzt complet 13 Thlr. kostet. Der 14te Band enthält „Ernest Maltravers."

Snarley-Yow or the dogfiend. The Phantom Ship.

By Captain Marryat.

Jedes Werk Subscriptionspreis 1 Thlr.

Bildet den 11ten und 12ten Band der Ausgabe von Marryat's complete Works, welche nun complet 12 Thlr. kostet.

Soeben ist bei Ed. Meyer in Kottbus und Guben erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Reuscher, Dr. (Director des Gymnasiums zu Kottbus), **Häusliches Aufgabebuch zur Einübung der lateinischen Formenlehre für Anfänger;** zum Schul- und Privatgebrauche, insonderheit für Lehrer und Schüler in den untersten Gymnasialclassen. 8. 8 Bogen. Preis 8 Gr., oder 10 Sgr., oder 36 Kr.

Leben des wahren Sohnes Ludwig's des Sechszehnten, Herzogs der Normandie, dargestellt von ihm selbst. Aus dem Französischen. 3 Bogen ll. 8. Elegant geheftet. Preis 6 Gr., oder 7½ Sgr., oder 27 Kr.

Für Archäologen.

Der soeben erschienene erste Band von

C. A. Böttiger's kleine Schriften archäologischen und antiquarischen Inhalts, gesammelt und herausgegeben von *J. Sillig.* Mit 6 color. u. schwarzen Kupfern. Gr. 8. Brosch.

ist in allen namhaften Buchhandlungen bis zur Ostermesse 1838 für 2 Thlr. 16 Gr. zu bekommen. Der nachherige Ladenpreis beträgt 3 Thlr. 4 Gr.

Arnold'sche Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

In einigen Tagen erscheint in meinem Verlage unter dem Titel:

Was wollen die Bürgerlichen?

Brief an den Grafen **** *****

von

F. M.

4 Bogen. Geh. 8 Gr.

eine Schrift, die mit besonderer Rücksicht auf die neuesten Ereignisse in Hanover abgefaßt ist und die Aufmerksamkeit aller Parteien auf sich ziehen wird.

Leipzig, den 20sten November 1837.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. LII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

drückt, die Stimmen von Männern vom Fache über den Entwurf zu vernehmen, was den Verfasser bestimmte, gegenwärtige Bemerkungen über den Entwurf zu veröffentlichen.

Sie betreffen Materien aus dem allgemeinen Theile, die dem Verfasser ein besonderes praktisches Interesse zu haben scheinen.

Dahin gehört hauptsächlich die Materie von den Strafarten.

Das, was der Verfasser hierüber sagt, bezieht sich besonders auf die künstlichen Systeme von Freiheitsstrafen, und namentlich auf die verschiedenen Zwangsarbeitsstrafen von verschiedener Intensität und verschiedener mit der Intensität steigender Dauer.

Für den Versuch über den Maßstab der Strafen und das oberste Strafprincip, aus welchem dieser Maßstab abgeleitet werden muß, nimmt der Verfasser die Nachsicht Derer in Anspruch, die mit den Schwierigkeiten der Aufgabe vertraut sind.

Das Bestreben des Verfassers ging dahin, ein Strafsystem aufzufinden, welches geeignet sei, der Strafgesetzgebung als Grundlage zu dienen.

Stuttgart und Tübingen, im October 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ernst Maltravers.

Ein Roman

von

Ed. Lytt. Bulwer,

Verfasser von Pelham, Rienzi, Die letzten Tage von Pompeji rc. rc.

Aus dem Englischen

von

O. v. Czarnowski.

Auch unter dem Titel:

E. L. Bulwer's sämmtliche Werke,

30ster, 31ster und 32ster Band.

8. 3 Bände. Geheftet. Preis 3 Thlr.

Dieser neueste Roman Bulwer's beweist, daß das Talent des ausgezeichneten Verfassers stets durch neue gediegene Leistungen seinen europäischen Ruf zu behaupten weiß, und er bietet diesmal Charaktere (besonders weibliche) und Situationen dar, welche seine frühern Schöpfungen dieser Art theils an Originalität, theils an concentrirter Darstellung noch übertreffen dürften. Dabei enthält das Buch einen so reichen Schatz von Lebenserfahrung, von geistreichen Bemerkungen über gesellige Zustände und Literatur, daß sowol der Leser, welcher das spannende Interesse des Romans, als jener, welcher dessen didaktische Tendenz sucht, befriedigt wird.

Soeben ist bei Ed. Meyer in Kottbus und Guben erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Fr. Feldmann (Schloßprediger an der reformirten Kirche zu Kottbus), **Theologische Miscellen** mit Bezugnahme auf die neuern Erscheinungen in der christlichen Kirche. 14 Bogen in Octav sauber geheftet. Preis 18 Gr., oder 22½ Sgr., oder 1 Fl. 21 Kr.

Die in diesem, jedem praktischen Theologen interessanten Werke besprochenen Gegenstände sind: I. **Dogmatischen Inhalts**. 1) über die neuesten dogmatischen Versuche in der Ausbildung und Darstellung der Gottesidee. 2) über die neuern pantheisirenden Richtungen in der christlichen Dogmatik, mit besonderer Bezugnahme auf den praktischen Theologen. 3) Bemerkungen über die Theorie der Willensfreiheit. 4) über den neutestamentlichen Doppeltypus für die Ausbildung dogmatischer Ideen. 5) Aphorismen über die moderne Unsterblichkeitslehre. II. **Homiletischen Inhalts**. 6) Einige Bemerkungen über moralische Predigten. 7) über einige weniger beachtete Bedingnisse für den Kanzelvortrag, falls derselbe auf den Verstand der Zuhörer wirken soll. 8) Einiges über Textbenutzung. 9) über die Foderung: der Prediger müsse biblisch predigen. 10) Schleiermacher als Prediger. 11) Eine Homilie des Chrysostomus. 12) über das Memoriren und Declamiren der Predigt. III. **Allgemeinen Inhalts**. 13) über die Abschaffung des sogenannten Predigtzwanges. 14) Die Klage, welche die Männer der rechten Mitte über die kirchlichen Ultraisten führen. 15) Gedanken und Empfindungen eines praktischen Theologen beim Erscheinen der Strauß'schen Schrift: Das Leben Jesu.

Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutsches Taschenbuch

auf das Jahr 1838.

Herausgegeben von Karl Büchner.

Mit 6 Kupfer- und Stahlstichen. 16. Geb. 2 Thlr. 8 Gr.

Inhalt: Friedrich Schleiermacher. Ein Lebensbild von F. G. Kühne. (Mit Schleiermacher's Bildniß.) — Eine Ährenlese vom deutschen grünen Hügellande. Von W. Alexis. (Mit einer Ansicht vom heidelberger Schlosse.) — über den Zustand der Musik in Deutschland. Von Ludwig Rellstab. (Mit dem Bildnisse der Schröder-Devrient.) — Der Retter. Eine Novelle von Theodor Mügge. — Gemüth und Selbstsucht. Novelle von F. v. W. Mitgetheilt von Leopold Schefer. — Gedichte von E. W. Kalisch, L. Liber, Ed. Reichenau, C. Ferrand, E. Geibel. — Die übrigen drei Stahlstiche sind: 1) „Die trauernden Juden", nach einem Gemälde von Bendemann. 2) „Die Heimkehr", nach einem Gemälde von Rerenz. 3) „Die Söhne Eduard's IV.", nach einem Gemälde von Hildebrandt.

Der erste Jahrgang dieses Taschenbuchs, für 1837, kostet 2 Thlr. und hat folgenden Inhalt: Fürst Pückler. Ein Lebensbild von Theodor Mundt. (Mit des Fürsten Bildniß.) — über die Entwickelung der neuern deutschen Kunst. Von O. F. Gruppe. (Mit 2 Kupfern.) — Physiognomie der deutschen Literatur in den Jahren 1835 u. 1836. Von Hermann Marggraff. — Herr von Sacken. Novelle von W. Alexis. — Der Träumer. Novelle von A. Kopisch. — Gedichte von A. v. Chamisso, Jos. v. Eichendorff, E. Ferrand, Franz Frhrn. Gaudy, E. Geibel, L. Rellstab, H. Stieglitz.

Erschienen ist und in allen Buchhandlungen zu haben:

Adreßbuch für Papiermacher, Schriftgießer, Buchdrucker und Buchhändler. Herausgegeben von **Fr. Ries.** Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Dieser Versuch, ein allgemeines Adreßbuch sämmtlicher Papierfabriken, Schriftgießereien, Buchdruckereien, Steindruckereien und Xylographien Deutschlands herzustellen, wird von allen in den genannten Branchen wie im Buchhandel Arbeitenden willkommen geheißen werden. Der Herausgeber wird mit besonderm Danke erkennen, wenn ihm die etwa in demselben befindlichen Lücken durch schriftliche Mittheilungen angezeigt werden, und der Unterzeichnete ersucht, sie ihm unter seiner Addresse gefälligst zugehen zu lassen.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Deutsche Viertel-Jahrsschrift.

Erstes Heft.

Broschirt. Velinpapier. Preis 3 Fl., oder 1 Thlr. 20 Gr.

In der Unterzeichneten erscheint im Laufe des Monats November das erste Heft der angekündigten

deutschen Viertel-Jahrsschrift,

welche, des Jahres in vier Heften, zusammen 80 — 90 Bogen füllen wird. Bestellungen auf die Deutsche Viertel-Jahrschrift nehmen alle Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes an.

Über Aufgabe und Zweck derselben, welche sich erst durch die Ausführung ganz aussprechen lassen, glauben wir gleichwol Weniges vorausschicken zu sollen.

Die Zahl der gebildeten Männer aus allen Classen, welche den Beruf und das Bedürfniß fühlen, sich über Alles, was die geistige Welt im Großen anregt, auf dem Laufenden zu erhalten und die Stellung genau zu erkennen, welche das Wissen gegen das Leben nimmt, wächst immer mehr und mehr an. Je mehr sie in ihren besondern Fächern vorzuschreiten streben, desto nothwendiger fühlen sie das Bedürfniß einer fortwährenden Zuthat allgemeiner Bildung, welche sie über dem Täglichen erhalten soll. Für sie, die an Allem Theil nehmen möchten, was die Zeit bewegt, aber nicht Muße genug haben, was für sie wichtig ist in den gelehrten Zeitschriften zusammenzusuchen, oder nicht die Mittel, sich alles hierher Gehörige anzuschaffen, für sie zunächst soll durch die Viertel-Jahrsschrift gesorgt werden. Sie soll die Ergebnisse eifriger Forschung und gründlichen Denkens auch für Denjenigen, den das praktische Leben ganz in Anspruch nimmt, verständlich und nutzenbringend, die wohlerwogenen, leidenschaftlosen Urtheile eines geläuterten Geschmacks für einen weitern Kreis denkender, strebender und lernbegieriger Geister zugänglich machen; kurz, eine Verbindung zwischen dem einsamen Arbeitszimmer und den verschiedenartigen Lebenskreisen der nicht gelehrten Welt herstellen durch das Zusammenwirken einer größern Anzahl wohlmeinender, über die zu verfolgenden Zwecke einverstandener Männer. Strebend nach Ernst und Gründlichkeit, wird diese Zeitschrift — als Organ der Überzeugung und Wahrheit — hauptsächlich und durchweg es als ersten Zweck verfolgen, übersichtlich dem praktischen Leben näher zu bringen, was das Reich der Geister bewegt.

Mit wenig Worten:

zwischen dem praktischen Leben und der in der Literatur für dasselbe liegenden Ausbeute will die Viertel-Jahrsschrift vermitteln.

Was sie zu erreichen wünscht, wäre also für den jeweiligen Standpunkt der verschiedenen geistigen Richtungen eine Reihe von leading articles, nicht im Geiste eines Tagblatts, sondern in dem einer Viertel-Jahrsschrift übersichtlich aufgefaßt, und zwar mit sorgfältigerer Beachtung des Nothwendigen und Praktischen, mit reiflicher Erwägung Dessen, was grade an der Zeit ist, mit gänzlicher Entfernung der Leidenschaften des Tags, mit deutscher Unparteilichkeit und deutschem guten Glauben, und mit dem ruhigen würdigen Tone, welcher der Wissenschaft ziemt und welcher allein einer guten Sache frommen kann.

In diesem Sinne beizutragen zu der Viertel-Jahrsschrift, laden wir ebenso angelegentlich als ehrerbietig alle Diejenigen ein, welchen das Bedürfniß, besonnen vorzuschreiten und die Nothwendigkeit vorschwebt, daß die Berufsgelehrten sich auch in Deutschland der praktischen Richtung und Bildung in dem Maße nähern müssen, in welchem diese sich zum Wissen steigert.

Entsprechende Beiträge werden anständigst honorirt werden, und im Wege des Buchhandels,
aus Norddeutschland über Leipzig
durch Herrn **L. H. Bösenberg** daselbst,
aus Süddeutschland aber
durch Beischluß unserer **Literarisch-artistischen Anstalt** zu München
unserer **Verlags-Expedition** zu Augsburg,
der **Stein**'schen Buchhandlung zu Nürnberg,
der **Andreä**'schen zu Frankfurt,
oder direct durch den Postwagen, uns am besten zukommen.

Stuttgart und Tübingen, im October 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Moliere's sämmtliche Werke.

Übersetzt von L. Braunfels, F. Demmler, E. Duller, F. Freiligrath, M. Runkel, E. Weyden, O. L. B. Wolff, L. Lax u. A. Herausgegeben von Louis Lax.

Ausgabe in Einem Bande. Erste Lieferung. Pränumerationspreis fürs Ganze, mit Moliere's Portrait in Stahlstich, 5 Thlr., oder 9 Fl.

Ausgabe in 16., 1ste bis 3te Lieferung. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Im August dieses Jahres erschien:

Geschichte meines Austritts aus dem Staatsdienste vom Geheimen Justizrath Dr. Grävell. Jena; in Leipzig bei A. Wienbrack. 2 Theile. Gr. 8. 5 Thlr.

Als nachträgliche Bemerkung zu den frühern Ankündigungen dieses Werkes möge noch hinzugefügt werden, daß von Seiten der preußischen Regierung der Verbreitung derselben kein weiteres Hinderniß entgegengesetzt worden ist, wiewol einige Redactoren von preußischen Zeitschriften die erste Anzeige nach dessen Erscheinen aufzunehmen Anstoß fanden. Ein geehrtes Publicum wird daher besonders aufmerksam gemacht, daß der Verkauf dieses Buches nirgend gehemmt ist, und kann dasselbe von allen Buchhandlungen Deutschlands bezogen werden.

Für Rechtsgelehrte

erschien soeben die 2te sehr vermehrte und verbesserte Auflage von:

Dr. A. S. Kori, Erörterungen praktischer Rechtsfragen aus dem gemeinen und sächsischen Civilrechte und Civilprocesse, mit Beziehungen auf die darüber vom königl. sächs. Appellations- und Oberappellationsgericht ertheilten Entscheidungen. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Die 2te verbesserte Auflage der zwei ersten Theile ist im vorigen Jahre erschienen und jeder Theil kostet 1 Thlr. 12 Gr., alle drei Theile mithin 4 Thlr. 8 Gr., wofür solche in allen namhaften Buchhandlungen zu bekommen sind.

Arnold'sche Buchhandlung
in Dresden u. Leipzig.

J. P. Hebel's sämmtliche Werke

vollständig in acht Bänden

mit seinem Portrait,

elegant broschirt um die Hälfte des Subscriptionspreises,
also **sogleich complet** in acht Bänden

für 4 Thlr.,

oder nach dem Wunsche des Bestellers **in acht Lieferungen**, jede für den äußerst mäßigen Preis von

nur 12 Gr.

Hebel's Werke bedürfen keiner Empfehlung mehr. Hebel ist in neuerer Zeit unser erster deutscher Volksschriftsteller, dessen gemüthliche populaire Schriften den feingebildeten Mann wie den schlichten einfachen Bürger in gleichem Maße ansprechen. Wer kennt z. B. nicht seine „Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes", seine „Allemannischen Gedichte".

Hebel's Werke, die auch eine Anzahl vortrefflicher Predigten enthalten, Unterhaltung mit Belehrung und Erbauung vereinen, **verdienen in jedem Hause heimisch zu werden.**

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung an; man bittet dieselben so bald als möglich zu machen, da die Anzahl der Exemplare, welche so abgegeben werden, nicht groß ist.

C. F. Müller'sche Hofbuchhandlung
in Karlsruhe.

Von Neujahr 1838 an erscheint in unterzeichnetem Verlage und mit dessen Verantwortlichkeit die Fortsetzung von Beurman's Frankfurter Telegraphen unter dem Titel:

Telegraph
für
Deutschland.

Mehre der vorzüglichsten deutschen Schriftsteller haben sich verbunden, diesem Journale einen außerordentlichen Aufschwung zu geben. Der bisherige Herausgeber wird nicht nur dem Unternehmen nicht fremd bleiben, sondern im Verein von Autoren, wie Koenig, Mügge, Jerrmann, O. L. B. Wolff, H. Marggraff, A. Rebenstein, Koloff, Uffo Horn, Franz Dingelstedt u. A., nach wie vor wetteifern, dem Telegraphen geistige Frische und Anregung zu geben. Besonders wird Karl Gutzkow auch fernerhin an diesem Blatte thätig und, so weit es die Verhältnisse gestatten, immer im Vordergrunde desselben sichtbar sein. Der Telegraph erscheint viermal wöchentlich in gr. 8. Der Preis des Jahrgangs ist 6 Thlr., oder 10 Fl. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen darauf an.

Hamburg, im November 1837.

Hoffmann und Campe.

Soeben sind im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz vorräthig zu haben:

Friesen, Herm. (Freiherr v.), Der Hofmann. Novelle. 8. Geh. 18 Gr.

Großmann, J. v., Prüfungen. Zwei Novellen. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Gr.

Guseck, Bernd v., Schaumperlen der Gegenwart. Zwei Novellen: Entfremdung. Verfeinerung. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Laun, Fr., Memoiren. 3 Thle. 8. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

Menk, Fr., Morondanga. Zwei Novellen. 8. Geh. 22 Gr.

Wenzel, H., Reiseskizzen aus Tirol und dessen Nachbarschaft. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Stubba, A. (Seminarlehrer), Exempeltafeln zum Kopfrechnen. Eine stufenmäßig geordnete Sammlung von Kopfrechnen-Aufgaben aus der Geschichte, Geographie, Statistik, Physik, Naturgeschichte, Geometrie und den gewöhnlichen Rechnungsarten des Lebens in 160 Exempeltafeln für Stadt- und Landschulen, wie auch zum Privatgebrauch. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Appun's Buchhandlung
in Bunzlau.

In meinen Verlag ist übergegangen und soeben in neuer Auflage erschienen:

Most (Georg Friedrich),
über
Liebe und Ehe
in
sittlicher, naturgeschichtlicher und diätetisch-medicinischer Hinsicht; nebst einer Anleitung zur richtigen physischen und moralischen Erziehung der Kinder. Dritte, völlig umgearbeitete, stark vermehrte und verbesserte Auflage.
8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Schon von der ersten Auflage sagte ein Recensent in der Leipziger Litteraturzeitung: „Der Verfasser hat Alles, was sich über Liebe und Ehe von einem Arzte, Philosophen und Naturforscher sagen läßt, so deutlich und klar von allen Seiten dargestellt, und ist dabei der Sittlichkeit und Keuschheit so wenig zu nahe getreten, daß sein Buch von jungen Leuten als ein wackerer Rathgeber zur Hand genommen werden kann. Auch nach der Heirath mögen sie noch oft hinein blicken, um zu lernen, wie sie in der Ehe glücklich bleiben und das Ungemach derselben mindern können." Um so mehr möchte dies Lob auf diese bedeutend vermehrte und verbesserte dritte Auflage zu übertragen sein.

Leipzig, im November 1837.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nr. 333. Mémoires du Prince de la paix, Don Manuel Godoy, Duc de l'Alcudia, Prince de Bassano etc. etc. Traduits en français d'après le manuscrit espagnol, par J. G. d'Esmenard. Vier Bände. — Russische dramatische Literatur. — Miscellen.

Nr. 334. Mémoires du Prince de la paix, Don Manuel Godoy, Duc de l'Alcudia, Prince de Bassano etc. etc. Traduits en français d'après le manuscrit espagnol, par J. G. d'Esmenard. Vier Bände. (Beschluß.) — Correspondenznachrichten aus Stuttgart. — Notiz. — Bibliographie.

In meinen Verlag ist übergegangen und soeben in neuer Auflage erschienen:

Most (Georg Friedrich),

über

Liebe und Ehe

in

sittlicher, naturgeschichtlicher und diätetisch-medicinischer Hinsicht; nebst einer Anleitung zur richtigen physischen und moralischen Erziehung der Kinder.

Dritte, völlig umgearbeitete, stark vermehrte und verbesserte Auflage.

8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Schon von der ersten Auflage sagte ein Recensent in der Leipziger Literaturzeitung: „Der Verfasser hat Alles, was sich über Liebe und Ehe von einem Arzte, Philosophen und Naturforscher sagen läßt, so deutlich und klar von allen Seiten dargestellt, und ist dabei der Sittlichkeit und Keuschheit so wenig zu nahe getreten, daß sein Buch von jungen Leuten als ein wackerer Rathgeber zur Hand genommen werden kann. Auch nach der Heirath mögen sie noch oft hinein blicken, um zu lernen, wie sie in der Ehe glücklich bleiben und das Ungemach derselben mindern können." Um so mehr möchte dies Lob auf diese bedeutend vermehrte und verbesserte dritte Auflage zu übertragen sein.

Leipzig, im November 1837.

F. A. Brockhaus.

Durch alle Buchhandlungen ist **gratis** zu erhalten:

Verzeichniss

einer Sammlung von Romanen und Erzählungen, Schauspielen, Gedichten, Briefen, Biographien, Denkwürdigkeiten, Reisen, historischen und andern werthvollen Schriften aus dem Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig,

welche sich zur Errichtung und Ergänzung von Privat- und Leihbibliotheken eignen und zu sehr vortheilhaften Bedingungen erlassen werden.

Freunden gediegener Unterhaltung, *Lesegesellschaften* und *Leihbibliotheken* wird dieses Verzeichniss, welches die *neuern* und *vorzüglichsten* Werke nicht ausschliesst, zur Durchsicht und zur Benutzung der aussergewöhnlichen Vortheile empfohlen.

In meinem Verlag sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Der Psycholog.

Ein Lebensereigniß.

Dargestellt
von

J. Ehrenbaum.

8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Ich glaube diese Schrift als eine vorzüglich interessante Erscheinung bezeichnen und sie allen Freunden der Poesie empfehlen zu dürfen.

Michael Beer's Briefwechsel.

Herausgegeben
von

Eduard von Schenk.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Jeder Freund der neuern Literatur wird sich durch den freundschaftlichen Briefwechsel Michael Beer's namentlich mit K. Immermann lebhaft angezogen fühlen. Den Besitzern von M. Beer's Sämmtlichen Werken (1835, 4 Thlr.) werden diese Briefe eine angenehme Zugabe sein.

Preisherabsetzung.

Ich habe den dritten Jahrgang vom

Sonntags-Magazin,

der 48 Nummern mit vielen Abbildungen enthält, von 1 Thlr. 8 Gr. auf **16 Gr. ermäßigt**, sodaß nun die erschienenen drei Jahrgänge von 1834, 1835 und 1836 zusammen nur 2 Thlr. kosten. Den zahlreichen Käufern des ersten und zweiten Jahrgangs ist damit Gelegenheit gegeben, sich durch den Ankauf des dritten Jahrgangs das Sonntags-Magazin auf das billigste zu vervollständigen.

Durch alle Buchhandlungen sind vollständige Exemplare sowol als einzelne Jahrgänge zu beziehen. Ebenso sind noch fortwährend zu dem **herabgesetzten Preise von 16 Gr.** Exemplare des allgemein beliebten

National-Magazins,

52 Nummern mit vielen Abbildungen, zu erhalten.

Leipzig, im November 1837.

F. A. Brockhaus.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

830,6
B
1837
Dec.

1837.

Monat December;

enthaltend:

31 Blätter: Nr. 335—365, 1 Beilage: Nr. 6, und 10 literarische Anzeiger: Nr. LIII—LXII.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thaler werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung beigelegt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1837.

UNIVERSITY OF ...

Inhalt.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 335. —— 1. December 1837.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Der Feldzug von 1812 in Rußland, der Feldzug von 1813 bis zum Waffenstillstand und der Feldzug von 1814 in Frankreich. Hinterlassenes Werk des Generals Karl v. Clausewitz. — A. u. d. T.: Hinterlassene Werke des Generals Karl v. Clausewitz über Krieg und Kriegführung. Siebenter Band. Berlin, Dümmler. 1835. Gr. 8. 3 Thlr. 4 Gr. *)

In vorliegendem Bande ruft Clausewitz unserm Gedächtnisse eine Zeit zurück, die mit unvergänglichen Zügen in die Weltgeschichte eingegraben und durch die Eintracht besonders bemerkenswerth ist, welche damals die Verbündeten nur für einen Zweck beseelte, und die wir in Deutschland immer herrschend wünschen, wenn es von irgend einem Feinde bedroht wird. Doch müssen wir beklagen, daß der Verf. die Kriege von 1805 — 9 ganz mit Stillschweigen übergeht; sie bieten des Lehrreichen, wenn auch mehr in negativer als positiver Hinsicht, so Vieles dar, daß uns dieses Übergehen ein großer Verlust für die Kriegsgeschichte scheint.

In der Vorrede des vor uns liegenden Bandes entschuldigt die, nun auch verstorbene Frau v. Clausewitz ihren Gatten mit Mangel an Materialien und Zeit zur nochmaligen Durcharbeitung gegen den scharfen Tadel, welcher in einer auswärtigen Militairzeitschrift über mehre in den frühern Bänden enthaltene Unrichtigkeiten ausgesprochen wird. Wäre das Werk von dem Verf. selbst herausgegeben worden, so dürfte Vieles ein anderes Gewand bekommen haben. Obgleich wir auch in diesem Bande nicht alle Kritiken vorurtheilsfrei nennen können, so glauben wir doch, daß Clausewitz durch seine Darstellung der frühern Kriege ebenso wenig eine Störung der freundlichen und vertraulichen Verhältnisse zwischen Östreich und Preußen (wie die Vorrede sagt) beabsichtigt habe, als daß es dem Verfasser jener Recension mit dieser Beschuldigung Ernst gewesen ist, und hoffen, daß der mitunter scharf ausgesprochene Tadel die versprochene Herausgabe sämmtlicher Werke des Generals v. Clausewitz nicht stören wird.

Der siebente Band behandelt die Feldzüge in Rußland 1812, den in Deutschland bis zum Waffenstillstande 1813 und den von Frankreich 1814. Unter der Benennung „Historische Materialien zur Strategie", hat der Verf. schon früher Einiges über den Feldzug von 1813 geschrieben, und da grade über diesen Theil der neuern Kriege der Verstorbene nichts hinterlassen hat, so glaubte die Herausgeberin, zur Vervollständigung des ganzen Werkes dieses Bruchstück nicht weglassen zu dürfen, sondern hat es hier zwischen den Feldzug im Frühjahre 1813 und den von 1814 in Frankreich eingeschoben. Eine strategische Kritik des Feldzuges von 1814 beschließt diesen Band, der ebenso wie die nachfolgenden deshalb weit interessanter als die vorhergehenden ist, weil in jenen der Verf. nur Das wiedergeben konnte, was er aus sparsamen und oft unlautern Quellen schöpfte, hier aber erzählt, wovon ihn eigne Anschauung, verglichen mit den vielfachen, aber verschiedenartigsten Darstellungen Anderer, überzeugt hat. Clausewitz hat in diesem Bande nicht allein Das, was geschehen ist, klar, wenn auch meistentheils nur in allgemeinen Umrissen, ohne sich auf Details einzulassen, dargestellt, sondern auch der Lesewelt gesagt, was hätte geschehen müssen und können, wenn die Operationspläne zweckmäßiger gewesen und von kräftigern Männern durchgeführt worden wären. Nach der Schilderung, die er uns von den im russischen Hauptquartiere befindlichen Personen macht, darf es nicht befremden, wenn wir den Muth und die Beharrlichkeit der russischen Truppen nicht früher durch glänzende Erfolge belohnt sehen, bis des Allmächtigen Hand dem gallischen Feldherrn so gewaltig die Wege wies.

Der Feldzug in Rußland wird als ein abgeschlossenes Ganzes behandelt und ist in drei Hauptabschnitte getheilt. Die erste Abtheilung dieses Abschnitts zerfällt in vier Pe-

*) Vgl. zuletzt Nr. 228 — 231 d. Bl. D. Red.

rioden, deren erste die Stärke und Vertheilung der beiderseitigen Armeen mit ihren Bestimmungen, oder das Vorrücken der Franzosen bis nach dem ersten Halte in Wilna vom 24. Juni bis Mitte Juli enthält. Die zweite geht vom ersten bis zum zweiten Halt, oder von der Mitte Juli bis 8. August. In der dritten, vom 8. August bis 15. Sept., trifft Kutusoff bei der Armee ein und versucht mit der russischen Hauptarmee die Offensive, geht aber sehr bald in die Defensive zurück. Die vierte Periode begreift die Einnahme von Moskau und den Rückzug daraus, oder die Zeit vom 15. Sept. bis 18. Oct.

Der zweite Theil beschreibt den Rückzug bis zum Übergang über den Niemen, vom 18. Oct. bis 11. Dec. Unstreitig ist diese Erzählung am speciellsten ausgeführt und von besonderm Interesse, weil hier der Verf. selbstthätig aufgetreten ist und die Unterhandlungen mit dem General v. York einleitet. S. 30 sagt Clausewitz in der Anmerkung, daß er „in diesem Feldzuge über Tage, Zahlen und Orte keine Notizen gesammelt habe, und es ihm nur darum zu thun gewesen sei, durch die Ansichten, die an ihm vorübergegangen sind, einige Farbentöne zu dem kräftigen Bilde jener Begebenheiten zu liefern".

Weil es überhaupt nicht unsere Aufgabe ist, das Geschehene, sondern die Art der Erzählung desselben zu beurtheilen, so heben wir nur einige der uns am wichtigsten scheinenden Momente heraus. Zu diesen gehört allerdings der für diesen Feldzug entworfene Operationsplan und die Charakteristik der damaligen Stimmführer im russischen Hauptquartiere (S. 3 — 43), welche wir gern wörtlich wiedergeben möchten, aber wegen Mangel an Raum darauf beschränken müssen, Das herauszuheben, was von dem General v. Phull gesagt ist, welcher bis 1807 im preußischen Militair diente, dann ins russische übertrat, das Vertrauen des Kaisers Alexander ganz vorzüglich besaß und diesem auch einen Operationsplan entwarf. Der Kaiser wollte damals den Oberbefehl selbst führen, deshalb blieb ihm Phull als rathender Freund ohne bestimmte Militairstellung stets zur Seite.

Phull's Eigenthümlichkeit — sagt Clausewitz — ist schwer zu charakterisiren. Er war ein Mensch von viel Verstand und Bildung, aber ohne alle materiellen Kenntnisse. Er hatte von jeher ein nach außen abgeschlossenes geistiges Leben geführt, daß er von der Welt der täglichen Erscheinungen nichts wußte. Julius Cäsar und Friedrich II. waren seine Lieblingsschriftsteller und Helden. Ein unfruchtbares Grübeln über ihre Kriegskunst ohne irgend einen Geist historischer Untersuchung hatte ihn fast ausschließend beschäftigt. Die Erscheinungen der neuern Kriege gingen oberflächlich an ihm vorüber. So hatte er sich ein dürftiges und höchst einseitiges Kriegssystem ausgedacht, welches weder einer philosophischen Untersuchung noch einer historischen Vergleichung Stich halten konnte. Wenn ihm in seiner Bildung fast alle historische Kritik und in seinem Leben fast alle Berührung mit der äußern Welt abging, so war es dagegen auch natürlich, daß er ein Feind gewöhnlicher Philisterei, Oberflächlichkeit, Falschheit und Schwäche war, und die bittere Ironie, mit welcher er sich gegen diese Fehler des großen Haufens erklärte, war es hauptsächlich, welche ihm das Ansehen von großer Genialität, Tiefe und Kraft gab. Er war durch sein abgeschlossenes Leben ein vollkommener Sonderling, aber weil er es ohne Bizarrerie war, so galt er nicht dafür. Dabei hatte er ein edles und weiches Herz, das bei aller Einseitigkeit doch fern von Egoismus war. Bei alle dem würde die bestimmte Richtung, die innere Wahrheit, der Abscheu vor allem Halben und Falschen und ein lebhaftes Gefühl für das Große noch einen ausgezeichneten und auch für die kriegerische Laufbahn tüchtigen Menschen aus ihm gemacht haben, wenn sein den Erscheinungen der äußern Welt entfremdeter Geist sich nicht gleich verwirrt hätte, sobald sie einmal mit Gewalt auf ihn eindrangen.

Niemals glaubt der Verf. einen Mann gesehen zu haben, der so leicht den Kopf verloren hätte, der bei einem immer auf das Große gerichteten Blick so vom Kleinsten der wirklichen Welt überwältigt worden wäre.

Der Kaiser fühlte wol, daß unter solchen Umständen Phull nur wie ein abstractes Genie zu gebrauchen sei, dem keine eigentliche Rolle gegeben werden könne. Diesem eigenthümlichen Charakter war auch der von Phull entworfene Operationsplan, welchen er dem Kaiser in Wilna übergab, ganz gemäß. Nach diesem sollte der Krieg aus freien Stücken ein gutes Stück rückwärts nach Rußland gezogen werden, damit man sich um ebenso viel seinen Verstärkungen nähern als den Feind von den seinigen entfernen, ihn durch Detachirungen schwächen und so Raum gewinnen könne, ihn in Rücken und Flanke zu nehmen. Damit die russische Armee einen festen Anlehnungspunkt habe, entwarf Phull den Plan zu einem befestigten Lager bei Drissa, in welchem sich die erste Westarmee, 100,000 Mann stark, unter Barclay aufstellen und dann Bagration mit 45,000 Mann in der rechten Flanke und dem Rücken des Feindes operiren sollte, während Tormasoff mit 35,000 Mann in Volhynien gegen Schwarzenberg blieb. Nach Drissa waren die nächsten Verstärkungen und große Vorräthe von Lebensmitteln gesendet worden.

Obgleich weder die Lage des projectirten Lagers, noch die von Phull angegebene Befestigung desselben ganz regelmäßig waren und schon damals vielen Tadel erfuhren, so ist doch grade dieser Plan die zufällige Veranlassung zu der Wendung geworden, welche dieser Feldzug nahm. Die Ansicht, den Krieg eigentlich erst in Rußland selbst anzufangen und bis dahin so viel als möglich jedem Hauptangriffe Bonaparte's auszuweichen, war unter den bedeutenden Offizieren ziemlich allgemein; sie theilte auch der Graf Liewen, damals russischer Gesandte in Berlin, welchen der Verf. dort oft gesprochen hat und durch dessen Vermittelung er in Wilna eine Anstellung erhielt.

Der Operationsplan selbst wird weniger getadelt, als daß Phull nicht schon in Wilna Alles anwendete, den Kaiser von der Idee des Oberbefehls ganz abzubringen, oder ganz andere Einrichtungen und Anstalten foderte, weil er da schon sah, daß Jeder für sich handeln wollte. Er that aber weder das Eine noch das Andere.

Unbegreiflich bleibt es, daß Rußland keine ernstern Maßregeln zum Widerstande gegen einen in aller Hinsicht so mächtigen Feind, wie Bonaparte war, traf. Es scheint beinahe, der Kaiser Alexander und seine Umgebungen haben nur an Demonstrationen und nicht an die Möglichkeit geglaubt, daß Frankreichs Herrscher seine und seiner Verbündeten Armee, in dem Augenblicke wo er in Spanien noch hinlänglich beschäftigt war, nach Rußland führen

und sie allem Ungemache des Klimas und der Örtlichkeit aussetzen würde. Bisher war, den Krieg in Ägypten und Syrien ausgenommen, Frankreichs Heer nur in civilisirte Länder eingefallen, in welchen es seine Siege desto leichter und sicherer verfolgen konnte, weil es mit seinen Bewegungen an keine Magazine gebunden war, sondern überall fand und nahm, was es zu seinem Unterhalte nöthig hatte. Hier war es anders.

Bonaparte konnte beim Übergange über den Niemen zu seinen wohlgekleideten und an ein beinahe üppiges Leben gewöhnten Soldaten nicht wie bei dem Übergange über die Apenninen sagen:

Ihr seid nackt und schlecht genährt, ich will euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt führen. Reiche Provinzen, große Städte werden in eure Gewalt fallen. Da werdet ihr Ehre und Reichthümer finden.

Wohl genährt und gekleidet ging das Heer diesmal einer Menge von ihm bisher ungekannter Leiden und Entbehrungen entgegen, die um so beschwerlicher wurden, da kein gastlicher Herd wie sonst in Deutschland den Ermüdeten und Kranken aufnahm, die Lebensmittel meist weit hergeholt werden mußten, und es sogar oft an trinkbarem Wasser fehlte. Reichthümer fanden die Franzosen zwar und sammelten sie fleißig, aber nicht um sie als Trophäen nach Hause zu bringen, sondern um sie den nachfolgenden Bewohnern des Don und Ural unfreiwillig zu überlassen.

Der seit 20 Jahren, oft durch ungeheuere Anstrengungen erworbene, oft aber auch von dem Gegner durch das Pochen auf die Verdienste der Vorfahren leicht gemachte Lorber erstarrte mit seinen Erringern in Rußlands Schneesteppen.

Beim Beginn des Feldzugs finden wir nur 180,000 Russen, in die obengenannten drei Corps getheilt, welche den 439,000 in 10 Corps vertheilten und von Napoleon befehligten Soldaten die Spitze bieten sollten. An diesem geringen Widerstande war einestheils der eben erst geendete Krieg mit der Pforte, anderntheils aber auch die Misbräuche schuld, welche in der Verpflegung der kaiserlich russischen Armee üblich sind. Man behauptete allgemein, daß damals der Kaiser für 600,000 Mann den Sold zahlen lasse. Wenn nun jenen an der Grenze stehenden 180,000 Russen auch noch zugerechnet werden die an dem Dnieper und der Düna in Depots und neuer

Formation stehenden	30,000 Mann
in Finnland	20,000 „
in der Moldau	60,000 „
an der östlichen Grenze	30,000 „
im Innern neue Formation und Depots	50,000 „
und Garnisontruppen	50,000 „

so beträgt das Ganze immer erst 420,000 Mann, und der Staat hat drei Zehntel mehr bezahlt, als wirklich vorhanden war.

Bei dieser geringen Stärke war die Idee eines befestigten Lagers wol richtig, weil in ihm Wenige Vielen widerstehen können; nur war die gewählte Örtlichkeit ebenso wenig dazu geeignet, als es auch im eigentlichen Sinne keine der beiden von Wilna nach Petersburg und Moskau führenden Straßen deckte, indem es von der erstern 4 Meilen, und von der andern 24 Meilen entfernt lag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Henriette Temple. Eine Liebesgeschichte. Dem Englischen des D'Israeli nacherzählt von Georg Nicolaus Bärmann. Drei Theile. Berlin, A. Dunker. 1837. Gr. 12. 3 Thlr. 12 Gr.

Wer den Muth hat, sich durch eine ziemlich leere und langweilige Exposition sowie durch eine anfangs höchst sentimentale und monotone Liebesgeschichte zu winden, der wird von der Mitte des Werks an bis zum Schluß durch überraschende und neue Wendungen belohnt werden und den liebenswürdigen Charakter, den schönen Ruf des Verf. in dieser Arbeit bewährt finden; denn das subjective Element — wenn man uns vergönnt, uns an die beiden alten Unterschidungswörter zu halten, die wie alle Pole etwas Entgegengesetztes und doch auf hundert Punkten Gleiches andeuten — tritt mehr in dem Buche hervor als das objective. Große, ernste und strenge Lebenswahrheit finden wir hier nicht, auch nicht jene Wahrheit der Leidenschaft, welche die halb irdische Natur dieses Doppelwesens darthut — die Feder des Verf. ist zu keusch, zu weiblich scheu, diese Seite zu berühren —, aber das Poetische, das Schwärmerische der Empfindung, ihre Allgewalt, ihre zu sehr verkannte, göttliche Natur; die innere Hoheit, die sie über die Macht der Verhältnisse erhebt und sie auf der moralischen Stufenleiter der Dinge weit höher stellt, als was man ihr gewöhnlich als Moral entgegensetzt, alles dies ist auf eine, bei den praktischen Engländern seltene Weise vindicirt. Es ist dies die geniale Seite des Verf.; er ist, wie das sonst mehr nur den Frauen eigenthümlich, genial aus Gefühl; er weiß, weil er empfindet, und da, wo sein Gesichtskreis sich über den gemeinen erhebt, wird dies eben durch ein Gemüth bewirkt, nicht durch einen großen, schöpferischen Geist. Die Zeichnung seiner Charaktere hat etwas Eigenthümliches, welches sich vielleicht genau mit dieser seiner Individualität verbindet, und welches wir bei wenig andern Romanschreibern antreffen. Walter Scott nicht ausgenommen, stellen uns diese Herren ihre Figuren schon im Auftreten so ganz fertig hin, daß das Leben wenig mehr an ihnen zu bilden finden kann; sogar beim ersten, flüchtigsten Anblick eines Menschen müssen wir schon Alles auf seinem Gesichte lesen, was sich in diesem Maße auch dem scharfsichtigsten Beschauer erst nach Jahren des Umgangs entdecken könnte. D'Israeli aber zeigt uns anfangs wenig; unser Bild seiner Gestalten ist ein unbestimmtes, schwankendes; aber nach und nach befestigt es sich, das Leben erweckt es, schlägt es heraus, und tadeln wir diese Unbestimmtheit auch zuerst, so müssen wir doch am Ende erkennen, daß die Charaktere alles Das wurden, was sie werden konnten, und daß Das, was sie wurden, von Anfang an in ihnen lag, wenn es der Verf. auch nur mit leiser Hand andeutete, oder es ihm zuerst vielleicht selbst nicht ganz klar ward, er auch hierin mehr instinctartig und fühlend als erkennend zu Werke ging, mehr weiblich als männlich bildete. Aber am Schlusse des Buches stehen Ferdinand, Henriette, Graf Mirabel, die alte Bellair lebendig vor uns; unsern Hauptbeifall müssen wir jedoch den beiden verschmähten Liebenden, Katharinen Grandison und Lord Montfort zollen, die sich auf so originelle Weise zusammenfinden und einander so vollkommen würdig sind, daß man nicht weiß, welches von Beiden man für liebenswürdiger halten soll. Die tragische Poesie der Wahrheit des Lebens hat den Verf. bei seinen Bildungen nicht begeistert, aber jene heitere, sanfte, schwärmerische Poesie eines edeln Gemüths, der das Häßliche

verschwindet; eines Gemüths, welches das Leben durch das Prisma seiner eignen Strahlenbrechung erblickt und dem Schönen einen Raum gewährt, den es der Allgewalt der Verhältnisse und der Prosa des Lebens selten abringt. Das Gemeine tritt überall so zurück, daß es fast nicht vorhanden scheint, und eine Schar ausgezeichneter und edler Menschen nimmt den Vordergrund ein, die man so vielleicht nie und nirgend beisammen findet. Es ist etwas Weibliches in der Innigkeit dieser Weltansicht, und deswegen nennen wir sie mehr eine subjective als eine objective; die Eigenthümlichkeit des Autors gelangt zu keinem allzu tiefen Bunde mit der Wahrheit der Erscheinung; ihre Ehe oder ihre Liebe ist eine schöne Täuschung, die der Leser gerührt theilt und die ihn einige flüchtige Stunden lang beglückt, bis ihr Luftbild ihm wieder entschwindet. Der Übersetzer ist einer der bessern neuerer Zeit, der Das, was er behandelt, würdig nimmt und sich selten an nichtigen Stoffen vergreift; aber wo Andere durch Leichtsinn sündigen, scheint er uns durch Pedanterie und Ungelenkigkeit zu fehlen. Ein Übersetzer darf seine eigne Sprache nicht bereichern wollen; das muß er Originalautoren überlassen; wir würden ihm daher verpflichtet sein, wenn er sich künftig nicht mit Erschaffung neuer Verben befassen und z. B. nicht schreiben wollte: „er achselzuckte", „er kopfschüttelte" u. s. w. Auch thäte er wohl, sich über gewisse Ausdrücke des Lebens Rath bei Engländern und nicht nur aus Wörterbüchern zu erholen; so z. B. heißt bonnet meistens Hut, nicht Mütze, und so sagt man: a straw bonnet u. s. w.; er würde dann nicht seine Damen in Atlasmützen reisen und sie sich nicht mit Hauben gegen die Sonne schützen lassen u. s. w.

2. Die beiden Freunde. Aus dem Englischen der Gräfin Blessington übertragen von Hermann Franz. Zwei Bände. Zeitz, Schieferdecker. 1837. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Einer jener Romane aus dem gewöhnlichen englischen Gesellschaftsleben, wie sie in England jährlich zu Dutzenden entstehen, dessen Übertragung auf deutschen Boden uns ein ganz indifferentes Factum scheint. Es fehlt der Verf. nicht an Verstand; sie ist ohne Zweifel, was man eine geistreiche Frau nennt, die im geselligen Leben beobachtet hat und ihre ins Detail gehenden Bemerkungen auf gefällige Weise wiederzugeben versteht, auch ist sie nicht ohne Talent für Verknüpfung und Intrigue, aber ihr Gesichtskreis ist ein so völlig nur durch die allergemeinste Lebensweisheit bedingter, daß die Erwartung, etwas Neues oder auch nur innerlich Zusammenhangendes aus ihrer Feder hervorgehen zu sehen, eine thörichte wäre. Im Einzelnen hat sie erlebt, im Ganzen ist sie ein reines Product ihrer Welt und ihres Standes, ohne Durchgreifen einer wahren Eigenthümlichkeit. Witz und Verstand, Grundsätze oder Das, was man gemeinhin so nennt, d. i. Festhalten an den conventionnellen Lebensregeln, finden wir hier; von Poesie und Gemüth im höhern Sinne keine Spur. Das Geistreichste in dem Buche sind die französischen Mottos vor den Capiteln, welche in dürftigem Gegensatze zu ihrer Überschrift stehen. Gräfin Blessington mag in der Fläche des gewöhnlichen Lebens eine ganz interessante Erscheinung sein; es in der Literatur zu werden, reichen ihre Kräfte nicht zu.

3. Eine Heirath in der großen Welt. (A marriage in high life.) Von der Verfasserin von „Trevelyan" u. s. w. Aus dem Englischen übersetzt von Karl M. Böhm. Zwei Theile. Wien, Gerold. 1837. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Abermals ein Roman aus den höhern englischen geselligen Kreisen; er liest sich jedoch angenehmer als der vorhergehende, und auch die Übersetzung ist bis auf einige östreichische Provinzialismen zu loben. Die Verf. hat sich und ihren Arbeiten in der lesenden Damenwelt einen bedeutenden Ruf erworben, und für Den, der eine Stunde lang wohlthuend unterhalten sein will, ohne viel dabei zu denken, sind ihre Werke recht willkommene Producte. Dieses hier enthält die Geschichte einer Dame, die aus Familienrücksichten als Kind einem jungen Lord verlobt ward, welcher ihr, sobald er von seinen Reisen zurückkehrt, die Hand reicht, um seines Vaters gesunkene Vermögensumstände zu heben. Aber er hat schon eine frühere Geliebte in einer verheiratheten Frau, der er geschworen, seiner Gattin nur seinen Namen tragen zu lassen (um den es ihrem Vater hauptsächlich zu thun war), sie aber übrigens wie eine Fremde zu behandeln; ein Entschluß, welchen er der Gemahlin nach der Trauung brieflich kund thut und der die arme Emmeline, die von all diesem nichts ahnete und auf die Lord Fitzhenry doch einen Eindruck gemacht hat, wenn sie ihn auch noch nicht leidenschaftlich liebt, von den Höhen ihres Glücks in Trauer und Schmerz stürzt. Doch hofft sie ihn durch stille Unterwerfung in der Zukunft zu gewinnen. Das pikante Verhältniß, welches sich nun entwickelt, hat allen Reiz verbotener, von beiden Seiten unterdrückter, geheimgehaltener Neigung; denn auch der Gatte wird bald durch seiner Frau Vorzüge gerührt und erkaltet für die Geliebte, deren Fehler sich ihm nach und nach enthüllen, sodaß die weibliche Feder hier ein weites Feld findet, die zartesten Saiten des Herzens zu berühren, ohne sich bei der Legimität des Hergebrachten zu compromittiren. Die Geschichte wird auch wirklich interessant, wiewol sie weder inhaltschwer noch schöpferisch ist. Zuletzt, nachdem man sich getrennt und die Verzweiflung beiderseits aufs Höchste gestiegen — denn Keines ahnt des Andern geheime Liebe —, muß ein treuer Freund des Gatten und eine Todeskrankheit des Letztern die Liebenden vereinigen. Aber hier finden wir es eine zu harte Nemesis, daß Fitzhenry sich von dieser Krankheit nur erholt, um in eine Auszehrung zu verfallen, sodaß den Stunden gegenseitiger Erklärung nur eine zu kurze Morgenröthe von Hoffnung folgt, die bald der grausamen Gewißheit ewiger Trennung weicht. Auf dem Todbette drückt Fitzhenry den leisen Wunsch aus, Emmeline möge seinen Freund, der sie im Stillen liebt, mit ihrer Hand beglücken; doch wird am Ende des Buchs ein Brief eines Verwandten an Herrn Pelham mitgetheilt, der, ein Jahr nach des Lords Tode geschrieben, wenig Hoffnung dazu übrig läßt. Irren wir nicht, so schickte sich für diese Erfindung ein erfreulicherer Schluß, und das Verwischte und unbestimmt Traurige des jetzigen zeugt von der Unsicherheit einer Damenhand und täuscht unsere Erwartungen. Das Buch hat etwas viel Wärmeres, Einfacheres und Wahreres als das vorhergehende Werk und ist Allen zu empfehlen, die keine zu großen Anfoderungen an einen Roman machen, in dieser Gattung nur Unterhaltungslecture suchen und keine neuen Aufschlüsse und kein neues Blatt im Buche der Erscheinungen von ihm verlangen; es gehört zu den angenehmen Mittelmäßigkeiten von weiblicher Hand, wie sie uns z. B. auch Mad. Gay liefert, die jedoch dann und wann tiefer in das Wesen und die Welt des Vorhandenen eindringt als die Verf. des „Trevelyan".

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

In einigen Tagen erscheint in meinem Verlage unter dem Titel:

Was wollen die Bürgerlichen?

Brief an den Grafen **** *****

von

F. B.

4 Bogen. Geh. 8 Gr.

Eine Schrift, die mit besonderer Rücksicht auf die neuesten Ereignisse in Hanover abgefaßt ist und die Aufmerksamkeit aller Partien auf sich ziehen wird.

Leipzig, im December 1837.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 336. — 2. December 1837.

Der Feldzug von 1812 in Rußland, der Feldzug von 1813 bis zum Waffenstillstand und der Feldzug von 1814 in Frankreich. Hinterlassenes Werk des Generals Karl von Clausewitz.

(Fortsetzung aus Nr. 335.)

Sehr lehrreich ist Das, was Clausewitz S. 17 u. 18 von strategischen Flankenunternehmungen und verschanzten Lagern und den Bedingungen sagt, unter welchen sie allein wirksam sind.

Napoleon steht am 10. Juli den Russen mit der obengenannten Anzahl Soldaten gegenüber, von denen 301,000 Mann als Centrum unter seinen unmittelbaren Befehl gehören. Wie sehr sich der Verlust der Franzosen mit jedem Tage steigerte, ersehen wir aus der S. 92 gegebenen Übersicht. Nach dieser waren von dem Centrum 13,500 Mann detachirt, es sollte also noch 287,500 Mann stark sein, kam aber am 15. August bei Smolensk nur mit 182,000 Mann an; von diesen wurden abermals 13,500 Mann detachirt, es blieben daher noch 168,500 Mann; bei Borodino kamen aber am 8. Sept. nur noch 130,000 Mann an, mithin war in diesen 23 Tagen ohne blutige Gefechte ein neuer Verlust von 38,000 Mann entstanden, und nach Moskau rückten nur noch 90,000 Mann ein.

Bis zum Rückzuge ins Lager von Drissa bietet sich bei den Russen wenig Bemerkenswerthes dar. Die Eigenthümlichkeit Phull's und seine Unfähigkeit, das Ganze zu leiten, stellte sich mit jedem Tage greller heraus.

Der Mismuth, der sich bei der Hauptarmee und ihrem Führer Barclay über das fortwährende Zurückgehen äußerte und von Letzterm dadurch deutlich an den Tag gelegt wurde, daß er da mit der Armee Halt machte, wo er nach dem entworfenen Plan in Bewegung bleiben sollte; die immer deutlicher hervortretende Abneigung aller Russen gegen Ausländer, durch welche sie verrathen zu werden glaubten; die Ungeschmeidigkeit Phull's, der seinen Operationsplan weder kräftig durchführte noch über die fehlerhaft entworfene und mangelhaft ausgeführte Befestigung des Lagers (welche vorzüglich von dem damaligen Flügeladjutanten des Kaisers, Oberst Michaud, gemisbilligt wurde) eine klare Auskunft gab, zerstörte vollends das Vertrauen, welches der Kaiser noch zu Phull und seinem Feldzugsplane hatte.

Die Kriegsbegebenheiten hatten sich anders gestaltet, Bagration hatte keinen Befehl zur Offensive im Rücken des Feindes erhalten und zog sich mit der Westarmee zugleich zurück, wodurch freilich wol ein Hauptunglücksfall vermieden wurde, der nach strenger Befolgung des Phull'schen Planes sich leicht hätte ereignen können, nämlich die totale Vernichtung der Armee. Allgemein überzeugte man sich, daß eine Änderung im Armeebefehle eintreten müßte. Der Kaiser gab seinen Unmuth über seine vereitelten Pläne nur dadurch zu erkennen, daß er einige Tage mit Phull kein Wort sprach, welcher sich ebenso beengt fühlte und nach einer Unterredung mit dem Verf. den Entschluß faßte, dem Kaiser selbst zum Wechsel im Commando zu rathen, und dieses einstweilen dem General Barclay zu übertragen. Der Kaiser nahm den Vorschlag gnädig auf, schien nur dem Rathe seines Freundes und nicht eigner Überzeugung folgen zu wollen und überließ es Phull, ob er im Hauptquartiere bleiben oder nach Petersburg gehen wollte; dieser wählte das Erstere. Der Kaiser begab sich nach der Hauptstadt, um von da aus überall die Verstärkungen des Heeres eifriger zu betreiben, für die Verpflegung und andere Vorräthe Sorge zu tragen und eine Landwehr zu errichten, welche einen großen Theil des Landes unter die Waffen brachte. Jetzt ändert sich die Scene gänzlich. Die angestellten deutschen Offiziere, mit ihnen auch der Verf., werden entweder von aller Einwirkung entfernt, oder wenigstens unter „sonderbaren Verbindungen" angestellt, daß sie, streng genommen, ganz unbeachtet blieben und nur Alles anwenden mußten, die Achtung der Russen sich zu erwerben.

Am 29. August übernahm Kutusoff den Oberbefehl, welchen seit dem Abgange des Kaisers der General Barclay, „ohne besonders dazu ernannt worden zu sein", factisch geführt hatte. Der soeben beendete Krieg gegen die Türken hatte dem General Kutusoff den Ruhm wieder erworben, den er bei Austerlitz etwas verloren hatte. Seine außerordentliche Schlauheit ergänzte den Mangel innerer Regsamkeit und klarer Ansicht der vorhandenen Umstände; daher blieb er auch ohne lebhaftes Eingreifen und selbstthätiges Wirken und stand in dieser Hinsicht Barclay nach, übertraf diesen aber in dem Überblicke seiner und des Gegners Verhältnisse. Aus diesem Grunde nahm er auch die Schlacht von Borodino an, von der er wahrscheinlich keinen Sieg erwartete, da immer noch 130,000 Franzosen mit Napoleon an der Spitze seinen 120,000 Russen gegenüberstanden.

Die Stimme des Heeres, des Hofes und ganz Ruß-

lands sprach zu laut für eine Schlacht, welcher Barclay immer ausgewichen war, als daß der schlaue Kutusoff sie hätte vermeiden dürfen. Mit unerhörter Dreistigkeit betrachtete er sich als Sieger und verkündigte in prophetischer Begeisterung den nahen Untergang des feindlichen Heeres. Clausewitz sagt S. 136:

Der Leichtsinn und die Marktschreierei des alten Schlaukopfs war in der That nützlicher, als Barclay's Ehrlichkeit gewesen wäre. Dieser hätte vollkommen an dem Erfolge des Krieges verzweifelt, denn er zweifelte noch im October, als die Meisten schon wieder Hoffnung schöpften, und sagte in der Gegend von Woronoff, als sich der Verf. und einige andere Offiziere zu einer andern Bestimmung bei ihm meldeten: „Danken Sie Gott, meine Herren, daß Sie von hier abgerufen werden, es kann aus dieser Geschichte doch niemals etwas Gescheites werden."

Der einfache, ehrliche, tüchtige aber ideenarme Barclay, unfähig, diese großen Verhältnisse bis auf den Grund zu durchblicken, wäre von den moralischen Potenzen des französischen Sieges erdrückt worden, während der leichtsinnige Kutusoff ihnen eine dreiste Stirn und einen Haufen Prahlereien entgegensetzte und so glücklich in die ungeheure Lücke hineinsegelte, die sich bereits in der französischen Armada fand.

Das dritte Capitel behandelt den weitern Verlauf des Feldzuges im Einzelnen und enthält meistentheils schon bekannte Thatsachen. Aus Allem geht deutlich hervor, daß, wenn der Allmächtige das Herz Napoleon's nicht ganz verstockt und die Sache Rußlands auf eine so wunderbare Art geleitet hätte, die zu diesem Kriege entworfenen Dispositionen einen solchen Erfolg nimmer herbeiführen konnten. Aber grade der Umstand, daß von den russischen Heerführern häufig die Gelegenheit versäumt wurde, einzelne französische Corps aufzureiben, veranlaßte Bonaparte, den Rath seiner Generale nicht zu folgen und, anstatt zurückzugehen, wie ihm Ney (nach Ségur's Erzählung) nach der Schlacht von Borodino noch rieth, immer tiefer ins Land einzudringen. In dieser Schlacht geben beide Heere dem verzögerten Angriffe der Reiterei die Schuld, daß der Feind nicht gänzlich vernichtet wurde. Für die Russen, welche dazu auf ihrem rechten Flügel nur 2500 Pferde bestimmten, hätte er niemals so glänzende Resultate wie für die Franzosen haben können, weil diese nach Murat's Idee die ganze Reiterei dazu anwenden wollten.

Bisher war Bonaparte gewohnt, mit der Eroberung einer Hauptstadt entweder den Krieg selbst beendet oder wenigstens den Unterhalt seiner Armee gesichert zu sehen. Hier war es anders. Keine Deputation kam ihm entgegen, die Schlüssel der alten Zarenstadt zu überreichen und um Frieden zu bitten. Vor dem Einzuge in Moskau unterhandelt nur der General Miloradowitsch mit dem General Sebastiani, daß der russischen Armee einige Stunden Zeit gelassen werde, um die Stadt zu räumen, was auch bewilligt wurde.

Bald wurde es Bonaparte und seinen Umgebungen klar, daß in Moskau der Wendepunkt seines Glücks und nicht der ersehnte Ruheplatz sei, von wo aus er dem unterjochten Lande schwere Kriegscontributionen auflegen und dem Monarchen die lästigsten Friedensbedingungen vorschreiben konnte. Rostopschin's außerordentliche That, deren Motive bis jetzt noch nicht erklärt sind, vereitelte vollends alle Pläne. Clausewitz neigt sich S. 181 zu der Ansicht, daß Graf Rostopschin „auf eigne Verantwortung und ohne Vorwissen der Regierung" es habe thun lassen. Aber auch ohne den furchtbaren Brand hätte Bonaparte ohne Friedensunterhandlungen nicht in Moskau bleiben können, „denn eine Armee von 90,000 erschöpften Menschen und zu Grunde gerichteten Pferden, in einem spitzen Keil 120 Meilen weit in Rußland hineingetrieben, rechts eine Armee von 110,000 Mann, um sich herum ein bewaffnetes Volk, genöthigt nach allen Weltgegenden Front zu machen, ohne Magazine, ohne hinreichende Munitionsvorräthe, mit einer einzigen ganz verwüsteten Verbindungsstraße", das ist keine Lage, in der man überwintern kann. Wäre der Kaiser Alexander bei der Armee gewesen, würde er den Gang der Ereignisse vielleicht mit weniger klaren Augen beurtheilt haben. Die Gefahr in der Ferne läßt sichrere Maßregeln dagegen ersinnen, als wenn man sich im Strudel der Begebenheiten selbst befindet. In Petersburg sah der Kaiser keine abgebrannten Städte und Dörfer, hörte weder den Donner des Geschützes noch das Jammergeschrei der Verwundeten und Sterbenden, auch traf sein Ohr keine Klage über schlechte Verpflegung und kaum zu ertragende Strapazen. Es war ihm daher leichter, bis zur Erlangung eines glücklichen Resultats die Fortsetzung des Krieges zu beschließen, als wenn er von den Unannehmlichkeiten desselben persönlich mit betroffen worden wäre.

Nachdem Kutusoff Moskau verlassen hat und einige Tage auf der Straße nach Räzam marschirt ist, wendet er sich auf einmal nach Podolsk und Kaluga, wodurch er Napoleon irre leitet und einen Vorsprung gewinnt. Die russische Armee war durch Landtruppen und Milizen bis auf 110,000 Mann gewachsen. Der General Winzingerode war mit einer bedeutenden Reitereiabtheilung auf die linke und Dochtoroff auf die rechte Flanke der Franzosen detachirt. Dieser griff den 26. Sept. das von den Franzosen flüchtig befestigte Wereja an und machte die Besatzung zu Gefangenen.

Alle die einzelnen Gefechte und Verluste der Franzosen sind zu bekannt, um sie zu wiederholen, besonders da die letztern oben schon summarisch angegeben sind.

Der Admiral Tschitschakoff war indeß mit seiner 38,000 Mann starken Armee aus der Moldau angekommen, hatte sich mit Tormasoff vereinigt und konnte nun auf dem rechten Flügel der zurückkehrenden Franzosen mit desto größerm Vortheile agiren; desto weniger ist er von dem Vorwurfe frei zu sprechen, durch sein Zögern Napoleon den Übergang über die Beresina erleichtert zu haben, von welchem Clausewitz S. 207 sagt:

Der Zufall hat Bonaparte unstreitig etwas begünstigt, darin, daß er in der Nähe von Borissoff noch einen so vortheilhaften Punkt fand, wie der von Studienka es für den Übergang selbst war; aber die Hauptsache hat der Ruf seiner Waffen gethan, und er zehrte also hier von einem längst zurückgelegten Capital. Wittgenstein und Tschitschakoff haben ihn beide gefürchtet, ihn, sein Heer, seine Garden; ebenso wie Kutusoff ihn bei Krasnoi gefürchtet hat. Keiner wollte sich schlagen lassen. Kutusoff glaubte den Zweck auch ohnedem zu erreichen, Wittgenstein wollte den erworbenen Ruhm nicht daran geben und Tschitschakoff nicht einen zweiten Echec erleiden.

Dennoch wird Kutusoff S. 205 eines absoluten Fehlers beschuldigt: nämlich, da er wußte, daß Wittgenstein und Tschitschakoff dem Feinde bei Borissoff den Weg verlegen sollten, daß er nicht in ein paar starken Märschen den Franzosen nachrückte, sondern, wie diese an die Beresina kamen, noch vier Märsche zurück bei Krugloe war und hierdurch „die wahrscheinliche Capitulation der gesammten feindlichen Armee im offenen Felde" vereitelte. Auch dieses müssen wir als eine besondere Fügung annehmen; denn was wäre dann geschehen? Hätte sich Deutschland jemals zu einem Ganzen verbunden, wenn Rußland allein Sieger geblieben wäre? Wir glauben es nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

(Beschluß aus Nr. 335.)

4. Der verliebte Spötter. Roman. Nach dem Französischen der Madame Sophie Gay von Julius Schoppe. Leipzig, Taubert jun. 1837. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Ein junger Mann, der den Ruf der Frivolität und Spottsucht hat, verliebt sich in eine schöne Witwe, findet es aber fast unmöglich, sie von einer Leidenschaft zu überzeugen, die sie ihm nicht zutraut. Feinde, welche sich der Spötter erworben, ihre Intriguen und Verleumdungen, die sein Ruf unterstützt, Misverständnisse aller Art treten zwischen die Liebenden und scheuchen Mathilde von dem Grafen zurück; je mehr sie ihn liebt, desto bedenklicher wird sie. Die Idee ist recht hübsch und amusant durchgeführt, so lange der Roman in Paris spielt; als aber Beide, durch jene entgegenwirkenden Gewalten getrennt, der Eine in Griechenland, die Andere in der Schweiz, verzweifeln, wird die Sache lang und unwahrscheinlich. Die Meinung der Welt ist das Fatum des Romans; Salonsgeschwätz führt die Helden und Handelnden an seidener Schnur wie an Seilen, und die Ursachen wie die Effecte dieser Meinung sind etwas zu sehr auf die Spitze getrieben. Das Zufällige wirkt selten so consequent wie hier. Den Hauptreiz des Buches muß im Französischen die Leichtigkeit und Grazie der Conversation der höhern geselligen Kreise ausmachen; ein Reiz, von dem uns aber die schwerfällige Übersetzung keinen Begriff gibt; ja, sie zwingt uns meist, uns über dem Flüchtigsten den Kopf zu zerbrechen. Ein mehr als nachlässiger Druck trägt noch dazu bei, diese Schwierigkeiten zu erhöhen; wenn aber der Schaum des Lebens, den man im Fluge oben abschöpfen will, Gegenstand mühsamer Erörterung wird, so hat er seine Bestimmung gewiß verfehlt. Es ließe sich das Werk somit eigentlich nur im Original — wenigstens nicht in dieser Übersetzung — beurtheilen; doch vermuthen wir, daß auch dort die Feinheit der Beziehungen in der Conversation oft ins Spitzfindige und Gesuchte ausartet. Stellen, wie die folgenden, bleiben uns im Deutschen ganz unergründlich:

„Er schien so glücklich zu sein, so viel Kraft gefunden zu haben, bis zu ihr zu gelangen, daß Mathilde so zu sagen die Gegenwirkung von Albéric's lebhafter Erschütterung empfand; das ist die gewöhnliche Macht wahrer Gefühle. Sie handeln, wenn die andern sich kaum überzeugen."

„Wenn aber sein Rang und sein Alter ihm diesen Exceß von Kühnheit verzeihen ließen, so übergab sein Tod die junge Witwe der ganzen Menge eines Gebrauchs, den die Höflinge wie ein strenges Gesetz aufstellten."

„Welchen Reiz umschließt die Macht, durch ein Wort, durch eine Erinnerung die Blässe oder ein anmuthiges Lächeln auf einem hübschen Gesichte hervorrufen zu können, und weshalb ist es, daß" u. s. w.

Diese Citationen ließen sich noch sehr lange fortsetzen, ohne den Stoff dazu zu erschöpfen; folgende Stelle bleibt auch Denen, die sie im Zusammenhange lesen, ganz unbegreiflich; wir vermuthen, rapport, Beziehung, Ähnlichkeit, sei hier für rapport, Bericht, genommen:

„Jenen barmherzigen Schwestern gleich, welche Kranke pflegen, ohne nach deren Namen zu fragen, ahmte sie ihnen sogar noch in dem Berichte nach, den sie gewöhnlich von den Schmerzen machen, die denen analog sind, welche den Kranken vernichten, sonderbare Zerstreuung, die ihre Wirkung auf leidende Wesen nie verfehlt."

Ebenso wenig begreifen wir die Neuerung, statt Maskerade oder Masquerade beharrlich Maseerade zu schreiben.

Möchten die Herren Übersetzer sich doch sagen, daß die Form eines Werks um so wichtiger wird, je weniger tiefen Gehalt es besitzt. Leichte Waare wie diese wird in der vorliegenden Gestalt fast ungenießbar. Was würde man zu einem Buche dieser Art in Hieroglyphen geschrieben sagen? Und dies ist fast so. Wo Alles weniger in Dem liegt, was geschieht, als in der Art, wie es geschieht, kommt natürlich Alles auf diese Art an. C'est le ton qui fait la chanson.

5. Die Rose von Dekama; ein historischer Roman von J. van Lennep. Aus dem Holländischen übersetzt von L. T. Moseler. Drei Bände. Hamm, Schulz. 1837. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Wir gestehen, daß wir, nach dem Rufe, welchen sich der „Pflegesohn" desselben Verfassers erworben, mehr oder etwas Anderes von ihm erwarteten. Wenn sich das erste Buch eines neu auftretenden Schriftstellers Bahn macht, so liegt, sind nicht vielleicht nur äußere und zufällige Umstände daran schuld, hierin meistens ein Bekenntniß des Publicums, daß es in demselben von einer Originalität irgend einer Art betroffen ward; denn nur das Neue erobert seinen Platz in der Erscheinung. Hier aber finden wir einen Nachahmer W. Scott's, der zwar nicht ohne Talent für Verwickelung, Verknüpfung der Ereignisse und Charakterzeichnung ist, dennoch aber nur ein matter Abguß seines großen Vorbildes bleibt. Das hausbackene Element in W. Scott — wenn wir uns so ausdrücken dürfen —, das Alltägliche in seiner Moral, seiner Lebensansicht — man könnte es das Philisterartige in der Erfindung nennen — nimmt in dem vorliegenden Werke noch mehr Raum ein als bei dem großen Unbekannten, und dieses Philisterthum ist der Antipode der Poesie, indem es im Leben fast nur auf das schon Dargestellte, das Legitime und Tolerirte hinweist und daher all seine neuen Seiten verdeckt läßt, die zu enthüllen eigentliche Aufgabe des schönen Abbildes der höchsten Schöpfungskraft ist. Ausschweifenden Talenten, welche über dem Verkennen aller vernünftigen und historischen Basen des Daseins auf ihren poetischen Entdeckungsreisen ins Wilde und in die Irre gerathen, mag dieses Philisterthum als Ballast nützlich sein; im Allgemeinen aber führt es in der poetischen Welt selten zu etwas Änderm als zu einer kläglichen Küstenschifferei, bei der wenig herauskommen kann. In der Vorrede sagt der Verf., er habe in seinem Buche zeigen wollen, daß, „wenn auch nicht alles Gute seinen Lohn und alles Böse seine Strafe findet, doch Derjenige, welcher sich von einer Leidenschaft beherrschen läßt, stets hinter Dem zurückbleiben wird, der dem Drange der Ereignisse nicht vorgreift, die Ruhe des Gemüths bewahrt und „harrt und stille sitzt" — ein Gedanke, dessen gemeine Prosa dem ganzen Werke ihren traurigen Stempel aufgedrückt hat; denn grade im Handeln liegt das Interesse des Lebens, und wie ausgemacht es auch sei, daß Fortuna oft den Unthätigen mehr begünstigt, so ist doch die Aufgabe des Dichters eine völlig misverstandene, wenn er sich bestrebt, unsern Antheil nur für den Harrenden und Stillsitzenden zu gewinnen. Er soll uns grade mit dem Handelnden fühlen, irren und erkennen lassen, und konnten wir das im Fortgange seiner Erfindung nicht, so war sie uns ein unnützer Gegenstand auf unserer Fahrt; wir haben in ihr keine Schule des Lebens durchgemacht. Daher, wie wohlgeordnet auch die allgemeinen

Verhältnisse dieses Romans sind, und ob wir in demselben auch nur natürlich herbeigeführten Abenteuern und Verwickelungen folgen, erwärmt und interessirt er uns selten, weil wir den Fuß überall nur auf längst entdecktes Land setzen, nur auf dem breitgetretenen Pfade der Alltäglichkeit wandern. Der Canevas desselben — wie unsere überrheinischen Nachbarn sagen — ist ein Angriff des ehrgeizigen Willem IV. von Holland auf das freie Friesland. Der Charakter des Grafen ist gut gezeichnet; ebenso der seines zweideutigen Bundesgenossen, des geistlichen Abenteurers Jan van Arkel, Bischofs von Utrecht, in dem wir eine Art Cardinal v. Retz finden; die übrigen Personen treten, obgleich sie als die eigentlichen Helden in der Erzählung den größern Raum einnehmen, weniger hervor, und die Kraft des Verf. scheint an diesen beiden Gestalten erschöpft. Wir folgen dem Untergange des Grafen und seines Heeres mit jener poetischen Rührung, mit welcher wir ein großes tragisches Ereigniß an uns vorübergehen sehen; übrigens aber spannt das Buch mehr unsere Neugier durch äußere Verwickelung, als es unser Gefühl durch Enthüllung innerer Zustände ergreift. Nur ein paar Mal zeigt eine Peripetie im Gemüthe des leidenschaftlichen Reinout große Momente, die der Verf. jedoch auch nur in ihren äußern Folgen entwickelt. Der Schluß, wo der rastlose Reinout aus der Weite der Welt wiederkehrt an den Herd seines glücklichen Waffenbruders und die Kinder seiner ehemaligen Geliebten liebkost, hat das Poetische, was unser Gemüth immer bewegt, wenn wir Herbst und Frühling des Lebens plötzlich nebeneinander gerückt und den überschwenglichen Traum der Blütenfülle auf die kärgliche Frucht reducirt sehen. Erfüllung und Entsagung reichen sich hier die Hände und deuten auf bessere Welten hin, weisen als Pfand dafür eben die Frühlingshoffnung, die geheime Analogie unserer Seele mit einem Höhern, ihr Empfinden desselben, ihre Sehnsucht darnach auf.

Das Gesagte beweist, daß dieses Werk keines jener ephemeren Erzeugnisse sei, welche uns meistens nur das zufällige oder gewaltsame Aufrütteln irgend einer innern Leere darthun. Wir begegnen hier keiner modernen Überbildung, keiner krankhaft sittlichen Erschlaffung; es ist dem Verf. Ernst um Das, was er uns gibt; er hat seine Composition mit holländisch-deutscher Beharrlichkeit durchdacht. Dagegen stoßen wir aber auf eine Weitläufigkeit, welche uns Deutschen, die wir an mehr Prägnanz gewöhnt sind, durchaus keine behagliche ist; auf eine Breite, die freilich W. Scott's Manier zusagen muß. Indessen beschreibt W. Scott denn doch auf eine andere Weise lebendig als der Verf., der uns an keinem alten Gemäuer vorüberführen kann, ohne uns all seine Ecken und Seiten zu schildern; ebenso entgeht uns keine Schnur, kein Knopf einer Kleidung. Aber trotz der historischen Studien des Verf. hat die Geschichte einen viel zu modernen Anstrich, und die Wildheit der Friesen ist zwar durch die historischen Thatsachen des Romans belegt, aber da, wo sie sich zeigt, trägt sie nicht das Gepräge primitiver Großheit, sondern des kindischen Ungestüms, und ihr erster Repräsentant, Sierp Adelen, erscheint wie ein ungezogener Schulbube, dem der Verf. durch die Art, wie er ihn hinstellt, auf Präceptormanier den Text liest. Überhaupt hat die Darstellung und die Weise, wie die Leute sich gegeneinander geberden, oft etwas Kindisches, welches mit den blutigen Resultaten ihrer Verhältnisse in seltsamem Contrast steht; so z. B. klingt es sehr lächerlich, wenn der Verf. den einen oder den andern seiner Helden mit jener besondern Zutraulichkeit behandelt, in der man etwa sagt: „Nun aber müssen wir doch unsern guten Deodaat endlich einmal wieder besuchen, oder sehen, wie es unserer lieben Madzy auf Dekama geht“ u. s. w. Vertraulichkeiten dieser Art, in denen sich der Dichter wie der geistliche Seelsorger seiner Gestalten ausnimmt, sind vielleicht im holländischen Texte weniger auffallend; dann aber wäre zu wünschen, daß der Übersetzer sie ausgemärzt hätte. Indessen scheint dieser selbst mehr mit dem Holländischen als mit unserer Sprache vertraut, und wenn seine Arbeit auch eine fleißige ist, so zeugt sie doch von einer gewissen Fremdheit in dem Deutsch, welches man im Kerne unserer Provinzen spricht. Jener behagliche Ton des Verf. contrastirt gleichfalls sehr mit der energischen Farbe des 14. Jahrhunderts, und wir dürfen hier wol einmal den Wunsch ausdrücken, daß doch die Nachahmer Scott's sich sagen möchten, wie für die Darstellung der Zeiten noch nichts geschehen ist, wenn sie uns die Beschaffenheit einiges alten Gerumpels verdemonstrirt haben, und daß wir die herrschenden Ideen einer Epoche und ihren Gesichtskreis in den handelnden Personen lebendig werden sehen müssen, soll die Vergangenheit vor uns aus dem Schlafe erstehen, die Poesie ihr Götterwort der Auferstehung sprechen. 131.

Notizen.

Am äußersten Ende der Wildniß von Engeddi steht das Kloster Santa Saba, dessen Gründung im 6. Jahrhundert stattfand. Es erhebt sich über einer 3—400 Fuß tiefen Schlucht, welche der Bach Kidron (d. h. der Schwärzliche) durchfließt. Dieser Bach ist in der Regel flach und zu gewissen Zeiten fast völlig ausgetrocknet, allein nach heftigen Regengüssen schwillt er an und wird alsdann zu einem sehr reißenden Wasser. Die Kirche des Klosters steht auf einer kleinen Anhöhe im Thale; sie ist ein sehr altes, mit wunderlichen, grotesken Heiligenbildern geziertes Gebäude. Von der Kirche gelangt man auf einer fast senkrechten Reihe Stufen, die in den Felsen gehauen sind, zu den Klostergebäuden auf dem Kamm des Felsrückens, die in zwei viereckigen Thürmen endigen. Dieses Kloster soll vor Zeiten die ungeheure Anzahl von 10,000 Mönchen beherbergt haben; jetzt wohnen nur noch 30 griechische Mönche hier, welche ein sehr thätiges Leben führen. Steinerne Treppen führen hier auf mehre übereinander liegende Terrassen, und aus dem Thalgrunde haben die ehrwürdigen Väter Gartenerde zu diesen Terrassen geschleppt, auf denen sie nun allerlei Gewächse ziehen. In einem finstern höhlenartigen Gemach sind Tausende von Märtyrerschädeln wie Kanonenkugeln pyramidalisch aufgeschichtet; man fand sie in den Höhlen an jener Seite der Abhänge, wo einst ein Khalif eine Menge Christen niedermetzeln ließ. Von dem Dache des Klosters führt eine Treppe in einen engen hölzernen Thurm, der eine schauerliche Aussicht auf den Kidron, die Wildniß und das todte Meer gewährt. Hier steht oft ein Mönch auf der Warte und gibt Kunde davon, wenn die arabischen Horden der Umgegend heranrücken. Diese Räuber kommen auf dem Berge Sinai häufig bis zu den Klostermauern und verlangen mit Ungestüm Brot. Man verwahrt für solche Gelegenheiten eine Menge kleiner Kuchen im Thurme, die man den Beduinen zuwirft, worauf diese wieder abziehen.

Die Frauen von Lima gehören wo nicht zu den schönsten, doch sicher zu den anmuthigsten ihres Geschlechts. Sie haben einen überaus lebhaften und zarten Teint, eine schöne frische Gesichtsfarbe, rothe frische Lippen, schwarzes lockiges Haar und schwarze feurige Augen voll Geist und Leben. Ihre Unterhaltung ist lebhaft, gewandt und einnehmend. Mit der Hauswirthschaft beschäftigen sie sich wenig, doch kann man nicht sagen, daß Unordnung in ihrem Hause herrsche. Dagegen haben sie einen entschiedenen Hang zur Politik und mischen sich ungemein gern in Staatsangelegenheiten. Sie lieben Vergnügungen und Feste, spielen gern hoch, rauchen Cigarren gleich den Männern und reiten viel, jedoch nicht in Damensätteln, sondern nach Männerweise in weiten Pantalons. Sie baden häufig in der See, und man findet unter ihnen viele gute Schwimmerinnen. Musikalisch sind sie wenig und nur selten hört man in Lima eine gute Sängerin. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 337. —— 3. December 1837.

Der Feldzug von 1812 in Rußland, der Feldzug von 1813 bis zum Waffenstillstand und der Feldzug von 1814 in Frankreich. Hinterlassenes Werk des Generals Karl von Clausewitz.

(Fortsetzung aus Nr. 336.)

Obgleich wir früher gesagt haben, daß Manches versäumt worden ist, einzelne französische Corps aufzureiben, z. B. Eugen am 6. Nov. bei Krosnoi und eben daselbst den Tag darauf den Marschall Ney, und Napoleon an der Beresina, so soll dies weder ein Vorwurf für die Armee noch für die sie commandirenden Generale sein, wol aber beweisen, welche Vortheile eine für unbesiegbar gehaltene Armee hat, und wie die beste Armee, ohne ein harmonisches Zusammenwirken aller Kräfte niemals Resultate erringen wird. Entgegnet man uns, daß grade dieser Feldzug die absolutesten Erfolge gehabt hat, so bitten wir doch den ungewöhnlich früh und hart eingetretenen Winter auch in Rechnung zu stellen. Bei dem Rückzuge nach Moskau hat die russische Armee blos in Gefechten bedeutende Verluste erlitten, denn von Witepsk an fand sie in den beträchtlichsten Provinzialstädten überall Magazine von Mehl, Grütze, Zwieback, Fleisch und andern Bedürfnissen an Lebensmitteln. Leder und Schuhe wurden ihr von ungeheuern Wagenzügen zugefahren. Die Pferde waren an die Ernährung mit Heu und Gras gewöhnt, sie hatten daher nichts nöthig zu suchen als Wasser zum Trinken. Die nachfolgenden Franzosen fanden von alle dem wenig oder nichts, weil meistentheils die Magazine von den Russen zerstört waren. Bei der Verfolgung der Franzosen änderte sich die Scene. Obgleich die Russen gut gekleidet und das Klima gewohnt waren, verloren sie von Torutino bis Wilna doch 70,000 Mann, welche zum Theil todt, verwundet oder erschöpft waren. Wenn man berechnet, daß die Armee durch Eis und Schnee in 50 Tagen 120 Meilen zurücklegte und selten ein Obdach fand, überall aber zwischen verwesten Menschen und Thieren marschiren und bivouakiren mußte, so ist der Verlust sehr erklärlich.

Die Bewegungen der Hauptmassen von Moskau bis an die preußische Grenze erzählt der Verf. nur nach andern Berichten und nicht nach eigner Anschauung, indem er als erster Generalstabsoffizier zu der zu errichtenden russisch-deutschen Legion nach Petersburg berufen wurde. Da diese aber noch nicht völlig organisirt war, so erhielt er durch den damit beauftragten Herzog von Oldenburg die Erlaubniß, in das Wittgenstein'sche Hauptquartier zu gehen, in welchem nach des Verf. Ausdruck „ein stolzes Bewußtsein des Geleisteten" herrschte.

Die drei Hauptpersonen jenes Hauptquartiers, Wittgenstein, d'Auvray und Diebitsch, werden sehr gelobt. Von dem Letztern, der durch seine spätern Thaten am meisten interessirt, sagt Clausewitz S. 194:

> Er war von Jugend auf fleißig gewesen und hatte sich für sein Fach gute Kenntnisse erworben. Feurig, brav und unternehmend, von raschem Entschlusse, großer Festigkeit mit einem tüchtigen Hausverstande, etwas dreist und herrisch, die Andern mit sich fortreißend, dabei sehr ehrgeizig — so war Diebitsch, und diese Eigenschaften mußten ihn immer stark gegen das Ziel hintreiben. Da er aber ein edles Herz hatte, offen und redlich, ohne die Spur von Intrigue war, so mußten General Wittgenstein und General d'Auvray bald von ihm überwunden werden.

Der General Wittgenstein detachirte von Wilkomirz aus zwei kleine Seitencorps, um den Rückmarsch des aus Kurland zurückkehrenden Macdonald'schen Corps und die Übergänge über den Niemen zu beunruhigen. Das eine davon bestand aus einem Fußjäger-„Regiment"(?), 120 Mann stark, dem Regimente Grodno Husaren, drei Regimentern Kosacken (1300 Pferden) und sechs Kanonen reitender Artillerie und war unter den Befehl des Generalquartiermeisters v. Diebitsch gestellt, welchem der Verf. beigegeben wurde.

Diese Stellung war für Clausewitz von besonderer Wichtigkeit, weil er als Parlementair zwischen Diebitsch und dem das preußische Armeecorps commandirenden General v. York gebraucht wurde. Der Verf. erzählt hier mehre interessante Züge von der folgenreichen, höchst merkwürdigen kühnen That dieses Generals, von welcher Napoleon selbst sagte: „La défection de York a changé la politique de l'Europe".

Weil die Schilderung (S. 214) des in der Geschichte fortlebenden Helden hier ebenso wenig ganz vorurtheilsfrei zu sein scheint wie die meisten von ihm bisher gegebenen, so müssen wir einige Augenblicke dabei verweilen. Wir wissen nicht, ob Clausewitz jemals in näherer und welcher Beziehung zu York gestanden hat; sein hier über denselben ausgesprochenes Urtheil scheint mehr aus dem allgemeinen Raisonnement als aus eigner Anschauung hervorgegangen zu sein, sonst könnte er ihn nicht des Mangels persönlicher

Anhänglichkeit im Allgemeinen beschuldigen. Überhaupt scheint nach unserer Ansicht die in diesem Bande gegebene Charakteristik so vieler Personen nicht ganz unbefangen und weniger auf lange und ruhige Beobachtung als auf den Eindruck des Augenblicks gegründet. Keineswegs zweifeln wir an der großen Menschenkenntniß des verstorbenen Verf.; um aber ein richtiges Urtheil über irgend einen Menschen fällen zu können, dazu ist wol ein längeres Zusammenleben nöthig, als es Clausewitz mit den meisten der von ihm geschilderten Personen damals möglich war. Hätte er die Herausgabe dieses Werkes persönlich leiten können, so würde wol Manches nicht allein hier, sondern schon früher weggeblieben oder anders gefaßt sein, denn es scheint uns, daß der Verf. die tiefe Bedeutung nicht gehörig erwogen hat, welche in den Worten liegt (S. 214): „Das Schlimmste ist, daß York bei einer Maske von Derbheit und Geradheit im Grunde sehr versteckt ist", und gleich darauf: „Scharnhorst hat sich immer mit ihm auf einem freundschaftlichen Fuße zu erhalten gesucht, obgleich in York immer ein heimliches Gift gegen ihn kochte." Clausewitz hätte wohl bedenken sollen, daß diese Worte einen nicht leicht zu vertilgenden Irrthum über den Charakter eines Mannes begründen, dessen zuweilen bis zur Unhöflichkeit gesteigerte freimüthige Sprache sonst Viele verletzte, und dem die Geschichte nie aufhören wird zu bezeugen, daß er die Ehre des preußischen Namens unbefleckt, klug und groß vertreten und allein auf sein Haupt die Gefahr genommen hat, in welche leise tretende Diplomaten und weniger dreiste Generale sich nicht begeben hätten, wodurch dem Könige aber die Ausführung des Entschlusses erleichtert wurde, die durch alle möglichen Bedrückungen und Plackereien immer lästiger werdende Verbindung mit Frankreich zu lösen und sein Volk zur Erkämpfung eigner Unabhängigkeit und der von Deutschland unter die Waffen zu rufen.

York ehrte überall das Verdienst, wo er es fand, mithin auch das von Scharnhorst, mit dem er in wirklich freundschaftlichen Verhältnissen blieb; aber er haßte auch die Anmaßung von Verdiensten, wo keine waren. Nun mag es wol zuweilen gekommen sein, daß Dieser und Jener in der verhängnißvollen Zeit dem Vaterlande mit Dem, wodurch er sich allein half, wichtige Dienste geleistet zu haben glaubte und hierin den ernsten und reizbaren Mann übertroffen zu haben und deshalb ihm gleichzustehen wähnte. Gegen Solche war York freilich im Bewußtsein seiner wahren, nicht blos angemaßten Verdienste kalt, zuweilen wol gar abweisend, und diese schreien am meisten über ihn. Das wissen wir mit Zuverlässigkeit, daß York bis zu seinem Tode mit wahrhaft inniger Liebe an den Menschen hing, mit welchen er früher in Verbindung gestanden hatte, und die ihn später nicht vernachlässigten, wenn er auch ihre Wünsche und Foderungen nicht immer befriedigte.

Uns ist noch keine ganz treue Charakteristik dieses eigenthümlichen, aber seltenen Mannes bekannt; vielleicht erscheint sie in der von dem verstorbenen General v. Valentini angefangenen, aber leider nicht vollendeten Biographie dieses Helden. Dieser ruhige, von allem Eigendünkel entfernte Mann, der nicht allein während des Krieges längere Zeit Chef des Generalstabes bei York und im Frieden sein vertrauter Freund war, konnte das treueste Bild eines Mannes entwerfen, dessen Gesicht nicht fähig war, die innere Empfindung zu verdecken, wenn auch Worte sie nicht immer so grell ausdrückten. York und Clausewitz ruhen seit Jahren im Grabe und haben gewiß schon jetzt erkannt, wodurch sie Andern wehe thaten.

In der Beurtheilung dieser Convention irrt Clausewitz auch, wenn er (S. 218) sagt:

Aber von der andern Seite ist es denkbar, daß ein freundschaftliches Verhältniß zwischen beiden Generalen, an York's Stelle ein ebenso gemüthlicher Mensch, wie Macdonald selbst es war, eine wahre Ergebenheit gegen die Person des Vorgesetzten vielleicht dieses merkwürdige Ereigniß nicht zugelassen hätte.

Obgleich York wegen der vielfachen, von Macdonald's Umgebungen veranlaßten Neckereien den französischen Marschall nicht lieben konnte, so ehrte und schätzte er ihn als Mensch doch sehr. Aber York trennte die Person von der Sache und hätte, wenn es auch sein vertrautester Freund war, ebenso gehandelt, sobald er sich nur überzeugte, daß die Pflicht ihm diese That gebot. Er konnte nicht fragen, wie man diese Capitulation in Berlin aufnehmen würde, er mußte handeln, schrieb aber seinem von ihm hochverehrten Könige: „Ew. Maj. lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte; ich würde mit der freudigen Beruhigung sterben, wenigstens nicht als treuer Unterthan und wahrer Preuße gefehlt zu haben." Aber grade weil er diesen kühnen Schritt ohne Vorwissen Derer gethan hatte, welche die Ereignisse gern nach ihrer Meinung allein geleitet hätten, hatte York im Anfange viele Ankläger, die sich erst beruhigten, als das wirklich abgehaltene Kriegsrecht den General frei sprach. Wie mistrauisch Clausewitz gegen York war, beweist die S. 221 erzählte Geschichte des vermeintlichen Überfalls.

Ein in jeder Hinsicht ausgezeichneter preußischer Offizier, welcher York im Dienst- und Privatverhältniß nahe stand, mithin ein richtiges Urtheil von ihm erlangen konnte, sagt in der Anmerkung im zweiten Bande der in Berlin bei Mittler erschienenen Übersetzung von Ségur's „Geschichte Napoleon's und der großen Armee", von dieser Capitulation ganz treffend:

Sobald das Corps, mit den Resten der französischen Armee vereinigt, entweder die Russen zurückwarf oder gegen die Weichsel zurückwich, war die Idee einer Trennung nicht mehr ausführbar, so wenig wie sie es früher gewesen; die Umstände hatten sich so gefügt, daß jetzt (in den letzten Tagen des Jahres) das preußische Corps selbständig sein und zwischen die russische und französische Armee treten konnte (denn es war durchaus nicht die Idee des Generals York, mit seinem Corps zu den Russen überzugehen); aber es war evident, daß diese Lage schnell vorübergehen werde und daß der Moment entweder jetzt rasch ergriffen werden müßte, oder, wenn er jetzt ungenützt verstrich, schwerlich so günstig wiederkehren würde. Der General mußte deshalb entweder eine Entscheidung auf sich nehmen, wozu ihn nur seine innere Überzeugung bevollmächtigen konnte, oder er mußte, indem er diese Vertretung ablehnte, eine andere übernehmen, den Vorwurf gewärtigen, daß er in blöder Beschränkung auf den Buchstaben seiner Vorschrift sich selbst, seinem Vaterlande und seinem Könige einen unersetzlichen Verlust zu-

gefügt, ein unschätzbares Recht vergeben und eine unwiederbringliche Gelegenheit versäumt habe. Er faßte seinen Entschluß, und es gelang ihm beides: die unwandelbare Pflicht gegen seinen König mit dem Gebote der Verhältnisse des Moments zu vereinen; er that, was diese foderten, indem er dem König die definitive Entscheidung vorbehielt und für sich nichts nahm als — die Gefahr.

Diese Convention bietet ein bedeutsames Beispiel, wie ein treuer Diener, durch die Umstände zu einem selbständigen Entschlusse gedrängt, seinem Könige, den ihm anvertrauten Truppen und seinem Vaterlande die Vortheile einer augenblicklichen Entscheidung sichern, die Nachtheile der Verzögerung abwenden konnte, ohne weiter zu greifen, als ihm gebührte, indem, wenn der von ihm gethane Schritt zurückgethan werden sollte, nichts erfoderlich war als ein einziges Opfer, wozu er sich selbst weihte, auch in diesem Falle wie immer bereit, seine Treue mit seinem Blute zu besiegeln, wie er sie durch sein ganzes ruhmvolles Leben vor- und nachher bewiesen hat. Nur die seltsamste oder abscheulichste Verblendung kann in dieser Convention einen Abfall des preußischen Corps und dessen Führers von seinem Könige sehen.

Diese ganz richtige Ansicht über die Ursache der Convention schlägt das Urtheil des Generals Clausewitz ganz nieder, welcher zu glauben scheint, daß York mehr von persönlichem Widerwillen gegen Macdonald als durch gehörige Würdigung seiner Obliegenheit zu diesem entscheidenden Schritte geleitet worden ist. York's Charakter und Ehrgefühl hätte keine andere Handlung als diese Übereinkunft erlaubt, selbst dann nicht, wenn Östreich das Bündniß mit Frankreich festgehalten hätte. Das Wohl seines Vaterlandes hatte er stets im Auge; seine Seele war nur damit beschäftigt, Preußen von Napoleon's Sklavenketten zu befreien, und diese Idee sprach er an seinen aus Berlin zurückkehrenden Adjutanten, den Major v. Seydlitz (s. dessen „Tagebuch des Feldzugs in Kurland", Thl. 2, S. 245), mit den Worten aus: „Jetzt oder nie ist die Zeit gekommen, wo ein rascher Entschluß von Preußen der Politik von Europa eine andere Gestalt und dem Könige wie dem Vaterlande seine Unabhängigkeit wiedergeben kann."

Clausewitz hat diesem Capitel eine sehr ausführliche Tabelle über die täglichen Märsche der Franzosen und Russen, vom 24. Oct. bis 13. Dec., oder von der Schlacht von Malo-Jaroslawetz bis zum Übergange über den Niemen bei Kowno, beigelegt und in derselben jeden Ort angegeben, in oder bei welchem die verschiedenen Corpscommandanten ihr Hauptquartier hatten. Am Ende dieses Abschnitts wird noch der ganze Operationsplan Napoleon's beurtheilt. Clausewitz tadelt vornweg, daß Napoleon nicht schon 1810 nach der pyrenäischen Halbinsel ging, um den Krieg in Portugal zu beenden, wodurch der in Spanien von selbst erloschen wäre. Von dem Feldzuge in Rußland sagt der Verf.: „Moskau ist das höchste Ziel, was in einem Feldzuge erreicht werden kann." Hierzu, meint er aber, müßte man mit 200,000 Mann und nicht wie Bonaparte mit 90,000 Mann dort ankommen; Wilna, Minsk, Polozk, Witepsk und Smolensk müßten durch Verschanzungen mit tüchtigen Pallisaden befestigt und jeder Ort mit 5 — 6000 Mann Besatzung versehen sein, wodurch der Rückzug bedeutend erleichtert würde. Ein anderer noch leichter auszuführender Plan scheint ihm, wenn Napoleon am Dnieper Halt gemacht, allenfalls den Feldzug mit der Eroberung von Smolensk beschlossen, sich in dem eroberten Theile festgesetzt, seine Flügel gesichert und die Polen unter die Waffen gebracht hätte, wodurch er seine Offensivkraft vermehrte und vermocht haben würde, mit besserm Ansatze und verstärktem Athem in dem nächsten Feldzuge nach Moskau zu marschiren. Diese langsame Bewegung lag nicht in Napoleon's Charakter; und wenn er auch den letzten Plan verfolgt hätte, würde Rußlands zahlreiche leichte Reiterei jemals ruhige Winterquartiere verstattet haben? Zur Ausführung des erstern mußte er wenigstens mit 600,000 Mann an der Grenze erscheinen; auf welche Weise sollte er diese Masse gehörig ernähren?

(Der Beschluß folgt.)

Lord Mahon's „Geschichte von England".

Unleugbar füllt das unter dem Titel: „History of England, from the peace of Utrecht to the peace of Aix-la-Chapelle" (erster Band), im vorigen Jahre in London erschienene Geschichtswerk des Lord Mahon eine wesentliche Lücke der englischen historischen Literatur aus. Denn die bisherigen Darstellungen dieser Epoche der Geschichte Englands waren zum Theil ganz ungenügend, zum Theil ließen sie doch Manches zu wünschen übrig. Der Fortsetzung des Rapin'schen Werks von Tindal fehlt es zwar nicht an Treue und nützlicher Belehrung, allein auch nicht an Verworrenheit und Schwerfälligkeit, und es zeigt sich darin ein fühlbarer Mangel an gedankenvoller historischer Betrachtung. Smollet leidet an Kürze, Magerkeit und Parteilichkeit. Belsham ist reich an unfruchtbarer Declamation, Goldsmith zu oberflächlich und nachlässig. Das Werk von Lord John Russell, dessen ausführlichere Anlage mehr versprach, blieb, man weiß nicht eigentlich, aus welchen Gründen, bald nach seinem Beginn wieder liegen. Coxe's mannichfaltige Mittheilungen enthalten zwar ein in Betreff dieses Zeitabschnitts reichhaltiges Material, allein sein Standpunkt ist nur der des Biographen, nicht des allgemeinen Historikers; deshalb tragen seine Verhandlungen mehr den Charakter des Persönlichen. Bei dieser merkbaren Mangelhaftigkeit aller jener Werke war es ein guter Gedanke von Lord Mahon, grade diese Epoche für seine geschichtliche Bearbeitung auszuwählen, und man muß gestehen, daß seine Darstellung in mehr als einer Hinsicht diejenige seiner Vorgänger überwiegt. Sein Styl ist im Ganzen genommen einfach und ungeziert, seine Erzählung detaillirt und umständlich, ohne ermüdend zu sein, seine Bemerkungen zeugen von Humanität und tragen im Allgemeinen, wenn nicht die Parteipolitik ins Spiel kommt, einen liberalen Charakter; das Vorzüglichste aber ist, daß man seiner ganzen Darstellung ein aufrichtiges Streben nach historischer Wahrheit anmerkt, ein Umstand, der auch diejenigen Partien des Werks, wo der Verf. sich augenscheinlich im Irrthum befindet, wenigstens von der Absichtlichkeit des Vorurtheils freispricht. In der Geschichte der verschiedenen Volksaufstände zeigt er sich als klaren und genauen Darsteller und widmet den Helden dieser Periode mindestens ein besonnenes und rücksichtsvolles Urtheil.

Wenn sich jedoch alle genannten Vorzüge dieses Geschichtswerks im Verlauf der ganzen Darstellung mehr relativer und bedingter Natur zeigen und in manchen Momenten unklarer und getrübter erscheinen, so hat dieser Umstand seinen Hauptgrund in der besondern Vorliebe des Verf., seine Objecte immer im Lichte der Gegenwart und ihrer besondern Parteiungen zu betrachten. Diese durch das ganze Werk sich hindurchziehende und durch die neuesten Zustände der englischen Geschichte fortwährend bedingte Relativität thut dem Buche allerdings Eintrag, und dies möchte denn auch der Haupttadel sein, den

man mit Fug dagegen geltend machen kann. Wenn andere Geschichtschreiber hin und wieder mehr unwillkürlich zu solchen vergleichenden Beziehungen veranlaßt werden, so scheint Lord Mahon es darauf anzulegen, diese historische Bilanz nie aus dem Auge zu verlieren und zuweilen sogar mit den Haaren herbeizuziehen. So ist es ihm z. B. unmöglich, die Thronrede der Königin Anna bei Gelegenheit des utrechter Friedens zu erwähnen, ohne der Rede des Prinzen Regenten über den pariser Frieden zu gedenken. Der Herzog von Marlborough bietet ihm eine fortlaufende Vergleichung mit Wellington dar u. s. w. Bei Gelegenheit einiger Aufstände, die zu jener Zeit in Bristol, Orford und Birminghem stattfanden, kann sich der Verf. nicht enthalten auszurufen: „Welch ein Gegensatz zwischen diesen Scenen und denen des Jahres 1831!" Birmingham war zu jener Zeit eine torystische Stadt, ausgezeichnet wegen ihrer Anhänglichkeit an die hohe Kirche und die monarchischen Principien. Auch dieser Umstand gibt dem Verf. zu mannichfachen Allegorien auf das Jetzt Anlaß. Was die Stadt Orford betrifft, so hat sie keinen ähnlichen Vorwurf der Veränderlichkeit von dem Verfasser zu befahren, und die bedeutungsvollen Seitenblicke und Anspielungen fallen hier von selbst weg. Denn diese Stadt ist noch bis auf den heutigen Tag ganz Dasselbe, was sie damals war, als der Ahnherr des Verf., General Stanhope, mit einem Trupp Dragoner dort einrückte, um den Vicekanzler zu demüthigen und die Fellows von der beabsichtigten Rebellion zurückzubringen.

So entgeht denn dem wachsamen, scharf um sich blickenden Auge des Verf. kein einziges Moment, das irgend eine Anspielung auf Bestehendes und Modernstes zuläßt. Coxe's Vertheidigung Marlborough's führt ihn das Andenken an den „Erzverräther Fouché" wieder ins Gedächtniß, und die Zerwürfnisse des Jahres 1710 erinnern ganz von selbst an das Benehmen der Whigs im Mai 1831. Mit seiner Anerkennung und Billigung der hanöverschen Erbfolge verbindet sich ein sehr lebhafter Protest gegen „den hassenswürdigen Dämon des Despotismus, wenn derselbe die gefährliche und berückende Maske der revolutionnairen Zügellosigkeit vornimmt". Einer anderweitigen Bemerkung: „daß zu keiner Zeit eine Coalition so unnatürlich, eine Opposition so parteisüchtig gewesen als die Allianz Walpole's mit den Tories 1717", fügt der Verf. die ausdrückliche Note bei: „daß dies geschrieben worden vor dem Februar 1835". Es ist natürlich, daß diese Neigung, historische Parallelen zu finden und überall relative Gesichtspunkte zu entdecken, den Verf. zuweilen zu auffallenden Inconsequenzen führen muß. Hin und wieder feuert er seine doppelte und dreifache conservative Ladung so übereilt nach allen Seiten hin, daß er nicht darauf achtet, wen oder was er eigentlich trifft. So nimmt er z. B., während er sich doch auf das entschiedenste für die Revolution von 1688 erklärt, keinen Anstand, an einem andern Orte zu sagen: „daß alle Revolutionen aus der Vereinigung heuchlerischer Schurken mit ehrlichen Dummköpfen entspringen". Ferner äußert er einmal: man habe in den unerleuchteten Tagen der Königin Anna widerrechtlicherweise den Kaufleuten und praktischen Geschäftsmännern den Vorzug vor den Theoretikern und speculativen Köpfen gegeben, während er doch, als Tory, dem großen Reformator des ganzen modernen Handelssystems in England volle Anerkennung widerfahren läßt.

Als Probe von der Darstellungsweise des Verf. geben wir seine Charakterschilderung von dem bekannten Favoritminister der Königin Anna, dem Grafen von Orford.

„Robert Harley, Graf von Orford und zu dieser Zeit Lord Schatzmeister des Königreichs und erster Minister, ist eins der merkwürdigsten Beispiele in der Geschichte, wie ein Mann zu Macht, Ansehen und Popularität gelangen kann, ohne Talente und vorzügliche Eigenschaften zu besitzen. Im J. 1661 geboren und in presbyterianischen Grundsätzen aufgezogen, in deren Verfolgung er sich auch nicht lässig zeigte, kam er ins Parlament bald nach der Thronbesteigung König Wilhelm's und war vier Jahre hindurch Sprecher im Unterhause. Als er dies Amt 1704 aufgab, wurde er auf Empfehlung des Herzogs von Marlborough zum Staatssecretair ernannt und war damals für alle seine Collegen ein Gegenstand des Argwohns. Seine Art und Weise (so äußerte sich damals der Lord Kanzler Cowper über ihn) ist niemals klar und offen, sondern immer mit Zurückhaltung, wo nicht mit Verstellung verbunden; er ist ein Freund von Winkelzügen, auch da, wo sie nicht nöthig sind. Von dieser Zeit an zeigte er sich immer achselträgerisch zwischen den Tories und Whigs und verschaffte dadurch beiden Parteien viele Anhänger; aber kaum hatte er sich mit den letztern verbunden, als er auch gegen sie Ränke zu schmieden anfing. Er erhielt häufige Privataudienzen bei der Königin und schlich sich so nach und nach in ihr Vertrauen ein und erfüllte sie mit Argwohn gegen ihre ausgezeichnetsten Räthe. Die Briefe, die er damals an Marlborough und Godolphin schrieb, beweisen, auf welche schlaue Weise er seine boshaften Plane mit den lebhaftesten Freundschaftsversicherungen zu verbinden wußte. Da man endlich seinen Ränken auf die Spur gekommen war, mußte er im Februar 1708 resigniren. Allein unmittelbar darauf stellte er sich an die Spitze der Tories und behielt nach wie vor seinen hinterlistigen Einfluß bei Hofe und seine frühern Freunde unter den Dissenters, sodaß er in wenig mehr als zwei Jahren die Macht der großen Whigadministration untergrub und stürzte. Er wurde nun das Haupt der folgenden Verwaltung und erhielt nicht allein die Stelle des Schatzmeisters, sondern auch die Grafschaft Orford und war von dieser Zeit an einer der einflußreichsten und vornehmsten Männer des Reichs, wo nicht der einflußreichste. Unstreitig besaß er in einem sehr hohen Grade jene untergeordnete Art von Staatsklugheit und alle niedrigere Kunstgriffe des Parteiwesens, die ihn fähig machten, zu gleicher Zeit seinen Anhängern zu schmeicheln und unter seine Feinde den Samen der Zwietracht auszustreuen. Um sich Anhänger zu verschaffen, sparte er weder Mühe noch Versprechungen, bei jeder Gelegenheit affectirte er einen Geist der Nachsicht und Biederkeit; doch war er einer jener untergeordneten Geister, welche die bloße Fertigkeit für Weisheit nehmen. Sein magerer und geschmeidiger Verstand war wohl geeignet, durch alle Umwege und schmuzigen Schleichwege der Intrigue zu den Höhen der Macht emporzuklimmen. Wenn er jedoch einmal sein Ziel erreicht hatte, so kam alle Kleinlichkeit und Niedrigkeit seines Charakters zum Vorschein. Von dem Augenblicke seines Triumphs an, wurde aus dem geschickten Parteiführer ein zögernder und hülfloser Minister, was seine Freunde zu der Klage veranlaßte, daß mit ihm in keiner Sache etwas auszurichten sei. Der Lord Schatzmeister, sagte Swift, ist der größte Zauberer in der Welt; er sagt blos poh, poh, und Alles wird gut gehen; morgen, sagt er, wird die Sache entschieden sein; und doch steht es nach hundert Nächten noch auf dem alten Flecke. Sogar sein Geschmack für Literatur wurde ihm unter die Fehler gerechnet, denn bei ihm war es eigentlich nur, um uns einer Redensart Tillotson's zu bedienen, eine eigenthümliche und sinnreiche Art von Trägheit. Beim persönlichen Zusammentreffen zeigte er sich mild, höflich und versöhnlich; allein in öffentlichen Geschäften, wenn er nicht länger hinhalten konnte und zu einer Entscheidung getrieben wurde, zeigte er einen entschiedenen Hang zu prärogativen und willkürlichen Maßregeln, weil diese ihm am bequemsten waren. Mit all seiner Trägheit in Geschäften war er so eifersüchtig auf sein Amt und seine Stellung, daß er fortwährend den größten Theil nicht blos der Auszeichnung, sondern auch der Arbeit in Anspruch nahm, auf eine Weise, wie sie dem größten, genialsten und thätigsten Staatsmanne gebührt haben würde."

Schließlich müssen wir im Bezug auf das Obengesagte sehr wünschen, daß in der Darstellung des Verf., von der wir soeben eine schätzenswerthe Probe geliefert, künftighin und in den folgenden Bänd.n jene oben gerügte Parallelisirung durchaus wegfallen möge. Wer eine Geschichte für die Nachwelt schreiben will, der muß das Interesse seines Werks von dem des bloßen Zeitungsschreibers und Pamphletisten zu sondern wissen. 80.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 338. — 4. December 1837.

Der Feldzug von 1812 in Rußland, der Feldzug von 1813 bis zum Waffenstillstand und der Feldzug von 1814 in Frankreich. Hinterlassenes Werk des Generals Karl von Clausewitz.

(Beschluß aus Nr. 337.)

Nachdem Clausewitz alles Für und Wider, auch Napoleon's Charakter und die glücklichen Erfolge seiner bisherigen Verfahrungsart erwogen, wobei er „mit verschiedenen Schlägen angefangen und die dadurch erhaltenen Vortheile immer zu neuen Schlägen benutzt, so den Gewinn immer wieder auf eine Karte gesetzt und so die Bank gesprengt hat", schließt er mit der Ansicht: „daß grade von den raschen Bewegungen Bonaparte die Erfüllung seiner Wünsche erwarten durfte". Die Gefahren des Augenblicks beherrschen den Menschen stets am gewaltsamsten, und darum erscheint oft als eine Verwegenheit, was in letzter Instanz grade der einzige Rettungsweg, also die höchste Vorsicht ist. Von der scheinbar unbesiegbaren Armee, welche, inclusive der Ergänzungen, mit 610,000 Mann, 182,000 Pferden (den Train mitgerechnet) und 1372 Geschützen im Juni 1812 den Niemen überschritt, waren im Januar 1813 an der Weichsel nur noch 58,000 Mann, 15,000 Pferde und 150 Geschütze, wovon den Alliirten unter Macdonald und Reynier 35,000 Mann und beinahe alle Pferde und Geschütze allein gehörten.

Hier sehen wir an Napoleon erfüllt, was der Herr dem Propheten Jeremias Cap. 50, V. 30—32 von dem Falle des stolzen Babels mit den Worten verkündete: „Darum sollen fallen ihre junge Mannschaft auf den Gassen, und alle ihre Kriegsleute sollen untergehen zur selbigen Zeit. Siehe, du Stolzer, ich will an dich, denn dein Tag ist gekommen, die Zeit deiner Heimsuchung. Da soll der Stolze stürzen und fallen, daß ihn Niemand aufrichte."

Wenn Napoleon mit seinem Genie und seinen von halb Europa dazu gelieferten Mitteln in Rußland nicht festen Fuß fassen konnte, so glauben wir, daß eine gänzliche Unterjochung dieses ungeheuern Reichs niemals bewirkt werden kann, sobald die Einwohner ihrem Herrscher treu ergeben bleiben, und dieser nicht, durch momentane Nachtheile erschreckt, mit dem Feinde unterhandelt. Aber ebenso gewiß scheint es uns auch, daß Rußland dem vereinigten Deutschland niemals ein militairisch gefährlicher Nachbar werden wird, denn alle Verluste sind bei der großen Ausdehnung des Reichs und seiner im Verhältniß des Flächenraumes noch geringen Bevölkerung zu schwer zu ersetzen. Nur wenn sich die westlichen Nachbarn voneinander trennen, kann es dem Einzelnen gefährlich werden. Die traurige Erfahrung, welche Deutschland in dem letzten Jahrzehnd des vorigen und dem ersten des jetzigen Jahrhunderts gemacht hat, werden doch nicht so leicht vergessen werden? Anders dürfte es sein, wenn Polen jemals ein zuverlässiger Unterthan oder treuer Verbündeter Rußlands würde und dieses in der Civilisation und Bevölkerung so wüchse, wie es seit den letzten zwanzig Jahren geschehen ist. Aber die immer drohende Stellung, welche Rußland gegen seine süd- und südöstlichen Nachbarn behalten muß, werden es noch lange daran hindern.

Als die tapfern und treuen Russen die Trümmer des bis 1812 unbesiegbar scheinenden Bonaparte'schen Heeres mit Gottes gnädigem Beistande über die preußische Grenze trieben, rief das Losungswort: „Mit Gott für König und Vaterland", ein kleines und des äußern Reichthums systematisch beraubtes Völkchen, das sieben Jahre die schmählichste Unterdrückung von dem corsischen Zwingherrn, dem kein Vertrag heilig war, erduldet hatte, zuerst zu den Waffen, um „mit Gott" wiederzuerkämpfen den alten Ruhm, den es 1806, auf eigne Kraft allein vertrauend, verloren hatte; um „mit Gott für König und Vaterland" Alles, Leib und Gut zu opfern, damit ihm die Freiheit wiedererrungen werde, unter welcher allein der Wohlstand des Landes gedeihen kann, und die Afterfreiheit vom deutschen Boden vertrieben werde, welche der Sansculottismus in Zucht und Sitte gebracht, die einem guten, aber schwachen König das Leben gekostet und Millionen Menschen vom Wohlstande ins bitterste Elend gestürzt hatte.

Der zweite Abschnitt dieses Bandes gibt eine genaue Übersicht des jammervollen Zustandes, in welchem sich Preußen nach dem tilsiter Frieden befand, und wie es die kurze Zeit, vom Herbste 1808, wo die französischen Truppen das Land mit Ausschluß der Oderfestungen verließen, bis zum März 1813 benutzte, um in neuer Kraft zu erstehen und das schwer drückende Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln.

Nach dem Vertrage von Tilsit sollte die preußische

Armee nur bestehen aus 24,000 Mann Infanterie, 6000 Mann Cavalerie, 6000 Mann Artillerie und 6000 Garden. Von diesen 42,000 Mann wurden 20,000 Mann am Anfange 1812 zur Verfügung Napoleon's gestellt, wovon kaum zwei Drittheile Ende des Jahres ins Vaterland zurückkehrten, und doch hatte dieses von allen Hülfsmitteln entblößte Land im April 1813 schon wieder eine Armee von 110,000 Mann *) organisirt. „Fester Entschluß, ausdauernder Fleiß und guter Wille von allen Seiten machten Das möglich, woran man früher nie geglaubt hatte." Welche Mittel zu einer solchen Organisation verwendet und wie deren Ergebniß benutzt wurde, erzählt der Verf. mit vieler Klarheit und hebt den Geist, von welchem damals die Armee beseelt war, sehr hervor, indem er S. 268 unter Andern sagt: „Ohne irgend ein Zeichen des Stolzes und Übermuthes war ein stilles Vertrauen auf sich und die Heiligkeit ihrer Sache sichtbar, und nie war eine Armee von einem bessern Geiste beseelt." Möchte es immer so sein!

In den Schlachten von Großgörschen und Bautzen hat sich dieser Geist hinlänglich ausgesprochen. Das Zurückgehen der Alliirten war nicht die Folge einer verlorenen Schlacht, sondern der politischen Combinationen, auf die man damals vorzüglich Rücksicht nehmen mußte. Erwägt man die numerische Überlegenheit der Armee, mit welcher Napoleon im Frühjahre 1813 nach Deutschland zurückkehrte, und welche (nach dem Verf.) den Alliirten fast um das Doppelte überlegen war, so erstaunt man über die geringen Resultate, die er damit errang. Wenn Östreich, Dänemark und Sachsen in ihren Entschlüssen nicht so lange schwankten, sodaß wenigstens Wittenberg und Torgau sichere Übergangspunkte über die Elbe boten, so hätte man nicht nöthig gehabt, bis an die Oder zurückzugehen, was S. 270 sehr verständig auseinandergesetzt wird. Mit vieler Umständlichkeit ist die Schlacht von Bautzen beschrieben; doch scheint uns hier ein Fehler in die Schilderung der Aufstellung sich eingeschlichen zu haben, denn S. 292 steht: „Gegen General Barclay auf dem äußersten rechten Flügel geschah an diesem Tage nichts, vermuthlich weil Marschall Ney und Lauriston noch nicht da waren", und S. 293 heißt es: „Den 21. erneuerte der Feind seinen Angriff, dieser war jetzt auf drei Hauptpunkte gerichtet, gegen den General Blücher, gegen den General Barclay links im Gebirge, und späterhin, während diese Angriffe durch Tirailleurgefechte und Kanonenfeuer eingeleitet wurden, entwickelte der Feind seine Macht auf allen Punkten." Wie kam der General Barclay vom äußersten rechten auf den linken Flügel, da wol von einer Veränderung in der Aufstellung des Corps von Miloradowitsch und Kleist, aber von Barclay gar nicht gesprochen wird.

Hatte der nächtliche Angriff der Reiterei bei Großgörschen keine Resultate herbeigeführt, so waren sie in dem Gefechte von Haynau am 26. Mai desto glänzender.

In diesem Gefechte — so heißt es S. 304 — hat sich die Cavalerie den Ruhm erworben, der ihr in spätern Zeiten durch die überlegene Taktik der Infanterie so schwer zu erwerben ward. Er zeigt, daß es Umstände gibt, wo diese Überlegenheit nicht stattfindet und wo die Cavalerie große Dinge thun kann.

Die Nothwendigkeit des Waffenstillstandes und wozu dieser benutzt wurde, setzt der Verf. im siebenten Paragraphen dieses Abschnitts sehr gut auseinander und beweist, welche große Dankbarkeit die Zeitgenossen und die Nachwelt den drei verbündeten Monarchen schuldig sind.

Laßt uns — sagt er S. 311 — dankbar sein gegen die Vorsehung, die uns weiter geführt hat, als wir hofften; dankbar gegen den Kaiser Alexander, der, den Feind kühn verfolgend, im Vertrauen auf Preußen und Östreich bis an die Oder vordrang; gegen unsern Monarchen, der, von früherm Unglücke nicht niedergebeugt und nicht aufgehalten durch die Stimme muthloser Klügler, für die Ehre und Unabhängigkeit seines Volks die Waffen ergriff; gegen den deutschen Kaiser, der, das erzwungene Band der Verwandtschaft nicht achtend, sich für Deutschlands und Preußens Unabhängigkeit ohne Scheu erklärte.

Wer 1812 auch an keine solche gänzliche Niederlage, wie sie Napoleon in Rußland erlitt, glaubte, erwartete doch, wenn er die Verhältnisse ruhig überblickte, daß dort keine solchen Erfolge wie früher in Deutschland erkämpft werden würden. Sowie es Augen gibt, die keine Farbe richtig unterscheiden können, so gibt es auch Gemüther, die immer nur in Allem Unglück sehen. Ihnen wünschen wir mit dem Verf. S. 351, „daß die Pest der Hoffnungslosigkeit, die über Deutschland eine lange Zeit geweht hat, jetzt vorüber sein möchte, da ein solches Donnerwetter die politische Atmosphäre gereinigt hat".

In den nun folgenden „Historischen Materialien zur Strategie" hat der Verf. kurz aber bündig gesagt, warum der Krieg in Deutschland so geführt werden mußte, wie es geschah, und daß für Napoleon auch nichts Anderes übrig blieb, als die Feinde durch einzelne Siege nach und nach aufzureiben, zu entzweien, muthlos zu machen, wie Friedrich II. es im siebenjährigen Kriege that.

Die dritte Abtheilung dieses Capitels enthält nur eine Übersicht des Feldzuges von 1814 in Frankreich. Als bloße Übersicht ist zwar genug davon gesagt, doch wünschten wir über einige Ereignisse, vorzüglich über die im Hauptquartiere des Feldmarschalls Blücher herrschende Verstimmung vor, während und nach der Schlacht von Laon einige Auskunft zu erhalten. Warum hat der Verf. seine damalige Stellung in der Armee hier nicht ebenso angegeben wie im Feldzuge von 1812? Wir könnten eher übersehen, wo sein Rath gewirkt hat. Clausewitz ist mit der langen Ruhe nicht zufrieden, welche die Alliirten dem Feinde nach dem Rückzuge über den Rhein ließen. Allerdings wäre durch eine so rasche Verfolgung, wie sie nach der Schlacht von Belleallliance geschah, Manches anders gekommen, ob es aber besser geworden wäre, fragt sich darum gar sehr; denn wie viele Verhältnisse mußten nicht erst geordnet werden, ehe Deutschland als ein Ganzes auftrat; und war man denn vor Weihnachten 1813

*) Nach den Listen, die der Oberstlieutenant v. Plotho seinem Werke: „Der Krieg in Deutschland und Frankreich" beigeheftet hat, betrug die preußische Armee den 1. April 1813 128,571 Mann.

der Abneigung gegen Napoleon in Frankreich und namentlich in Paris schon so gewiß versichert wie im März 1814?

Strategisch betrachtet hat Clausewitz Recht, aber hier kamen eine Masse diplomatischer Rücksichten ins Spiel, die nicht immer freie Hand ließen. Dem Tadel über die ausgedehnte Operationslinie der Alliirten stimmen wir ganz bei, denn Dasselbe, was Napoleon in Deutschland nachtheilig war, wurde für die Alliirten in Frankreich noch weit gefährlicher. In Deutschland hatte Napoleon die Oder-, Elb- und Rheinfestungen noch in seiner Gewalt, er fand, wenn er wollte, auf jedem beliebigen Punkte einen sichern Übergang für seine geschlagene Armee; wären die Alliirten durch feindliche Macht aus Frankreich getrieben worden, so würden sie vor der Erreichung des rechten Rheinufers einen unberechenbaren Verlust erlitten haben.

Wahrscheinlich wird Clausewitz wegen seines Urtheils über Schwarzenberg's zögernde und Unentschlossenheit verrathende Heerführung wieder angegriffen werden. Allein läßt er denn Blücher's unzeitiges Vorgehen bei Champaubert am 13. Febr. und sein Stehenbleiben nach der Schlacht von Laon ungerügt? Allerdings dürfte die Armee weniger gelitten haben, wenn Schwarzenberg den Feind bei la Rothière rascher verfolgt hätte.

Der Irrthum, als ob die Einnahme von Soissons das Blücher'sche Corps vom Untergange gerettet habe, wird S. 348 ganz bündig widerlegt. Der Feldzug in Frankreich ist von S. 327—356 nur übersichtlich dargestellt, wird aber in einer besondern darauf folgenden Abhandlung auf 112 Seiten strategisch kritisirt.

Diese Kritik zerfällt wieder in zwei Abschnitte. Der erste enthält drei Capitel unter dem Titel: 1) Plan des Angreifenden; 2) Plan des Vertheidigers; 3) Vergleichung des Angriffs- und Vertheidigungsplans, welcher den Feldzug von 1814 bestimmt hat, mit dem unsrigen.

Der zweite Abschnitt gibt in acht Capiteln: 1) Allgemeine Betrachtungen; 2) Bewegungen und Gefechte der Verbündeten vom Einrücken in Frankreich bis zur Schlacht von la Rothière und Schwarzenberg's Vorrücken; 3) Blücher's Zug an die Marne; 4) Schwarzenberg's Rückzug, seine Vereinigung mit Blücher, der Abmarsch des Letztern; 5) Blücher's Vereinigung mit Schwarzenberg; sein Zug gegen die Aisne; die Schlacht von Laon und seine Wiedervereinigung mit Schwarzenberg; 6) Schwarzenberg's zweites Vordringen, die Schlacht von Bar-sur-Aube, sein zweiter Rückzug; die Schlacht von Arcis und bis zum vereinigten Vordringen; 7) Vereinigter Marsch auf Paris, Gefecht bei la Fere Champenoise; Schlacht von Paris; 8) die einzelnen Züge der Vertheidigung.

In der Einleitung zu dieser Kritik sagt der Verf. ganz deutlich, was er mit ihr bezweckt. Es heißt darin:

Der Feldzug von 1814 in Frankreich ist mehr als wie andere geeignet, das strategische Denken an einem Beispiele klar zu machen. Dieser gehört einer Periode an, in welcher das kriegerische Element sich rasch und mit seiner natürlichen Kraft bewegt, und wenn auch das Handeln der Alliirten nicht frei ist von diplomatischen Rücksichten, die wie fremdartige Theile das rasche Feuer schwächen, so ist doch die ganze Ansicht vom Wesen eines Krieges und von den Zwecken desselben nicht so durchaus diplomatisch wie in den meisten neuern Kriegen vor der französischen Revolution. Denn beide Theile haben einen großen Zweck, der sie treibt, und beide denken nicht an das gewisse Temporisiren, womit man sonst auf eine anständige Art die Zeit zu verbringen pflegte.

Uns dünkt, der wesentlichste Unterschied dieses Krieges mit den frühern bestehe in der Schnelligkeit, womit Entschlüsse durchdacht und ausgeführt wurden. Früher bedurfte jede bedeutende Operation die Genehmigung des Hofkriegsraths, oder wie sonst die militairische Oberbehörde sich nannte, diesmal waren die Kriegsherren im Lager selbst vereinigt und konnten genehmigen oder modificiren, je nachdem sie es gut fanden. Den bedeutendsten Beleg hierzu liefert der Entschluß des Königs von Preußen, nachdem sich Napoleon zwischen die Blücher'sche und Schwarzenberg'sche Armee geschoben hatte, mit der letztern gradezu nach Paris zu marschiren. Hätte man aus einem auch nur 20 Meilen rückwärts gelegenen Hauptquartiere die Genehmigung hierzu einholen müssen, so wäre die Zeit verstrichen, und Napoleon in dem Falle, daß ihm die Armee nicht nachkam, hätte Zeit genug gehabt, wieder gegen Paris zu marschiren, und wäre für seine Person wenigstens eher als die Alliirten dort angekommen, wodurch er wahrscheinlich die gegen ihn gerichtete Faction unthätig gemacht hätte.

Die Meinung, als ob sich der Verf. für unfehlbar halte, sucht er S. 361 durch folgende Äußerung zu beseitigen:

Wir sind weit entfernt, unsere Grundsätze der Kriegskunst für absolute Wahrheiten zu halten, und ebenso wenig das Resultat, welches sich in einem Beispiele aus ihnen ergibt; beide unterscheiden sich von den gewöhnlichen Raisonnements über solche Gegenstände blos darin, daß sie aus dem Streben nach einem absolut Wahren hervorgegangen sind, daß das Resultat sich unmittelbar auf die Grundsätze stützt, die Grundsätze auf die Erscheinungen, aus denen sie gezogen sind.

Und diesem Vorhaben getreu, kritisirt der Verf. jede Bewegung der einander gegenüberstehenden Armeen, vergleicht die Resultate der Operationen mit denen, welche wahrscheinlich erfolgt wären, wenn sie ganz nach den Regeln der Kriegskunst ausgeführt worden, und sagt dann ohne Schonung, wo Fehler begangen wurden. Die unzeitige Trennung Blücher's von Schwarzenberg am Anfange des Februars, sein zerstückeltes Operiren bei Champaubert, Montmirail und Etoges, sowie sein Stillstehen nach der Schlacht von Laon tadelt Clausewitz ebenso wie Schwarzenberg's Hin- und Hermarschiren und die Ängstlichkeit, mit welcher er immer durch einen Fluß vom Feinde getrennt zu werden suchte. Daß Bonaparte, anstatt bis Paris zurückzugehen, wo er alle Verstärkungen an sich ziehen und dort mit 90,000 Mann den Verbündeten eine Schlacht liefern konnte, sich bald rechts und links von der Seine zur Marne, dann zur Aube und wieder zur Marne wendet, wird auch getadelt; allein da es Bonaparte bisher immer gelungen war, durch Aufreibung einzelner Corps das Ganze zu überwältigen, so kann man ihn hier um so weniger deshalb tadeln, da nach der Schlacht von la Rothière so wenig, fast nichts

zur Zerstreuung seiner Armee gethan wurde. Den Entschluß Schwarzenberg's, am 19. März nach Arcis-sur-Aube zu marschiren, nennt Clausewitz „das Beste und Gewagteste, was jener in ganzen Feldzuge gethan habe", denn die Gegend, in der sich Schwarzenberg schlagen mußte, war ihm in den allgemeinen Verhältnissen nicht günstig, und seine Rückzugsstraße führte auf das rechte Ufer der Aube, von welchem er nicht Herr war. Da man nun unter beiweitem günstigern Verhältnissen angestanden hatte, Napoleon auf den Leib zu gehen, so ist hier der Entschluß dazu um so mehr zu bewundern; man sieht aber, was mit einem nicht blos aufs Gerathewohl, sondern gehörig durchdachten aber kühnen Entschluß erreicht werden kann.

Es ist Schade, daß man nicht auch zu diesem Feldzuge eine Übersichtskarte wie zu dem in Rußland, obgleich sie nur sehr allgemein ist, geliefert hat. 106.

Correspondenznachrichten.

Berlin, 25. Nov.

— — In Kreisen, denen man eine große wissenschaftliche Bedeutung nicht absprechen kann, spricht man in unserer Stadt viel von einem Buche des von Wittemberg nach Heidelberg berufenen Professors Rothe: „Die Anfänge der christlichen Kirche". Dies Buch ist gleich sehr beides, mithin und schlechthin, und somit näher: überflüssig, mit Ausnahme einiger streng historisch gehaltenen Abschnitte. Das Grundthema ist: in demselben Verhältniß, in welchem sich der Staat entsäcularisirt, säcularisirt sich die Kirche, tritt sie zurück. Alle Entsäcularisation aber des Staates wie des Einzelnen ist, so lange Menschen Menschen sind, nothwendig eine gebrechliche, bernirte, d. h. sie besteht in einzelnen Fällen und Zügen. Wird ein Loch zugemacht, so geht ein anderes auf, und eben in dem Wechselverhältniß beider Mächte hat bis jetzt allein eine Garantie gelegen gegen vollständiges Gebrechen der einen wie der andern. So viele einzelne Menschen sich in Zeiten, wo das Schwert galt, damit rächten, rächen sich auch heute; nur brauchen sie Verleumdung, Hinderung im bürgerlichen Nahrungsstande, in Versorgung der Kinder, Verführung der Angehörigen und dergleichen unverpönte Waffen, und wenn man auch diese verpönen könnte, würde mit der Feinheit der Controle die Feinheit der Rachemittel wachsen und die Controle selbst oft zur Rache dienen müssen. Hierin kommt die Masse der Einzelnen nie einen Schritt im Wesen weiter. Die christliche Kirche hat heute schwerlich mehr und vielleicht bedeutend weniger wahre Christen in ihrem Schoose als vor 1000 Jahren, und dasselbe Verhältniß wie mit der wahren Christianisirung der einzelnen Christen findet statt hinsichtlich der Christianisirung der christlichen Staaten. Der Staat unserer Zeit hat vielleicht den Anschein, christlicher zu sein als zur Zeit der Ottonen und Heinriche, aber nicht weil der heidnischen und diabolischen Elemente darin weniger, sondern weil sie mehr verwaschen sind in der Färbung des Ganzen, ununterscheidbarer in Blut und Adern übergegangen. Die Chimäre des Himmelreiches auf Erden, wie sie Hr. Rothe wieder an das Ende der Weltgeschichte stellt und meint, wenn es auch noch fern sei, näherten wir uns demselben doch augenscheinlich, ist unmöglich ein End- und Zielpunkt der Weltgeschichte; denn überall, wo die Menschen in kleinen oder großen Kreisen sich den Himmel auf Erden in diesem Sinne mit Bewußtsein bauen wollen und nicht als etwas Innerlichstes unmittelbar genießen, bricht ihnen die Hölle unter den Händen aus, und Menzel, der die Weltgeschichte in Gemeinheit und in einer allgemeinen Massacre ausgehen läßt, hat zu einer der Wahrheit näherstehenden Chimäre gegriffen als der Verf. des in Rede stehenden Buches, der mit seiner Protestation gegen alles Jenseitige und mit der Construction eines Hegel'schen Staatshimmelreiches (an welches in diesem Sinne Hegel schwerlich einmal gedacht hat) dem Evangelienfresser Strauß brüderlicher die Hand reicht, als er selbst es glauben mag. Wenn der Verf. sagt, es sei nicht abzusehen, wie der vor unsern Augen zusammenstürzenden Kirche wieder aufgeholfen werden könne, auch bei dem besten Willen der Machthaber, so ist die Antwort einfach: man ahme nur Belgien nach, lasse die Kirche frei, wahrhaft frei, und habe die Geduld, eine einzige Generation auf den Erfolg zu harren; die lebendigste Regeneration wird nicht ausbleiben. Wo der Herr allein die Macht haben kann, wenn etwas gedeihen soll, werden wol alle weltlichen Mächte in Zukunft wie bis jetzt mit ihrem besten Willen nur hindern und hemmen, und eben das Hereintragen des Staatswillens in die Kirche ist die Nahrung, welche diese nicht verdauen kann und an der sie sich brechen oder, wie Hr. Rothe prophezeit, sterben wird. Wenn das Letztere aber geschieht und Hr. Rothe es noch erlebt, wird er sich auch einfach überzeugen, daß die Identität des Staates und der Kirche bei Christen ein ebenso ungedeihlicher Zustand ist als bei den Mohammedanern, die damit angefangen haben. 167.

Literarische Notizen.

Auch slawische Gelehrte fangen jetzt an, die in Rom aufgehäuften litterarischen Schätze zur Erhellung ihrer Geschichte zu durchforschen. Der Verf. der neuesten ausgezeichneten böhmischen Geschichte, Franz Palacki, ist nach einer fünfmonatlichen Reise nach Rom unlängst nach Prag zurückgekehrt. Er hat aus der Urkundensammlung im päpstlichen Archive die reichste Ausbeute zur Geschichte von Böhmen, insbesondere zur Geschichte der letzten böhmischen Könige aus dem 1306 erloschenen Stamme der Przemysliden und der beiden ersten Könige aus dem Hause Luxemburg mitgebracht. In der vaticanischen Bibliothek entdeckte Palacki u. A. das erste Concept des zweiten Buchs des „Chronicon aulae regiae" vom Abt Peter, in dem er viele Stelle gelöscht und interpolirt verfand, ferner ein bisher ungedrucktes Autographon des Äneas Sylvius: „De viris illustribus", das eine Charakteristik der vorzüglichsten Zeitgenossen desselben enthält. Vorher hat der um die polnische Literatur höchst verdiente Graf Eduard Raczynski gleichfalls eine wissenschaftliche Reise nach Italien unternommen. Er hat in den Archiven der ehemaligen Republik Venedig mehre große Volumina aufgefunden, in welchen die Relationen der bei den Königen von Polen accreditirt gewesenen venetianischen Gesandten enthalten sind. Insbesondere gaben sieben Folianten vielerlei Aufschluß über den König Johann III. Sobieski. Raczynski hat diese Gesandtschaftsberichte mit Bewilligung der östreichischen Regierung copiren lassen. Auch in andern Archiven und Bibliotheken, namentlich in der zu Padua und in der Ambrosianischen in Mailand, fand er für die polnische Geschichte noch unbenutzte Sammlungen, die gleichfalls eine reiche Ausbeute gewähren, besonders aber für die Geschichte der Könige Sigismund August, Heinrich von Valois und Stephan Batory von größter Wichtigkeit sind.

Die kaiserlich russische Akademie in Petersburg bestand am 1. Jan. 1837 aus 55 wirklichen und 17 Ehrenmitgliedern. Sie besitzt eine Bibliothek von 4339 Bänden und 123 Manuscripten. Jetzt wird von dieser Akademie eine Zeitschrift unter dem Titel: „Wissenschaftliche Arbeiten der kaiserlich russischen Akademie", herausgegeben werden, in welcher die Arbeiten der Mitglieder veröffentlicht werden sollen. In den Sitzungen der, von der eben genannten ganz verschiedenen kaiserlichen Akademie der Wissenschaften wurden im Laufe des Jahres 1836: 86 handschriftliche Werke, Abhandlungen und Beurtheilungen vorgelesen. 60.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 339. —— 5. December 1837.

Taschenbücherschau für 1838.

Erster Artikel.*)

In einem ungeheuern Locale für literarische Zwecke versammelt sich in den Herbstmonaten jeden Jahres eine interessante Gesellschaft, und wunderbarerweise, ohne einen Präsidenten und Secretaire zu ernennen, ohne Sprecher zu haben, Gesellschaftsacten drucken zu lassen, ohne fürs nächste Jahr einen andern Versammlungsort zu bestimmen, und ohne dahin zurück zu wollen, von wannen sie gekommen. Es kann also weder von unsern berühmten Naturforschercongressen, noch vom Zusammentreten der Agriculturpraktiker und -Theoretiker, der Philologen, oder der Historiker und historischen Alterthümler die Rede sein. Letztere sind ohnehin nach einem etwas verunglückten Versuche nicht wieder zusammenzubringen gewesen und wollen warten, bis die Philosophen ihren Congreß werden gehalten haben, denen ja billig die Historiker den Vortritt lassen. Auch sieht überhaupt die fragliche Gesellschaft eben nicht so ernst, bebattensüchtig, sondern viel gemischter und gemüthlicher aus; alte und junge Damen, steife und gelenke Herren, niedliche Kinder im Flügelkleide, zuweilen aber auch in einer Hausschürze, sitzen, schwatzen, scherzen, singen, declamiren, tanzen auch wol untereinander. Die Aufwartung besorgen hinter ihnen etwas vierschrötige Gesellen, oft ohne Rock in Hembärmeln, und diese selbst nicht immer von der weißesten und feinsten Sorte. Ihre Zahl ist eigentlich viel zu groß, indem fast aus jedem Lande und Ländchen, ja zum Theil schon aus bedeutendern Städten Einer kommt. Doch ist ihre Brauchbarkeit auch sehr verschieden, denn Mancher weiß blos auf die Frage: den wievielsten wir heute haben, oder wenn der nächste Jahrmarkt ist, zu antworten; ein Anderer kramt freilich schon Potentatengenealogien, ein Dritter Recepte gegen Flöhe und Wanzen aus. Es sind aber auch recht brauchbare und anstellige Leutchen darunter, die Zinsen berechnen, Mittel gegen den Biß toller Hunde wissen, Anekdoten erzählen, Dampfboote und Eilwagenmaschinen zu beschreiben wissen u. dgl. Doch das sind nur die Aufwärter, aber eine sehr zahlreiche Corporation, die sich's leicht einfallen lassen können, Saturnalien zu feiern und sich selbst zu setzen und bedienen zu lassen. Jetzt aber zu den Herrschaften zurück oder vielmehr zur Auflösung unsers Räthsels.

Doch es wird schon errathen sein, wer diesen seltsamen Congreß bilde. Wer nennt hier aller Gäste Namen, ihre Schönheiten, ihren Putz, ihre Attribute! Urania, Iduna, Penelope, Cornelia, Aurora, die Fräuleins Immergrün und Veilchen, Dame Vergißmeinnicht und Dr. Gedenkemein, der wackere Bettler mit seiner Gabe und Vielliebchen, geborne Knackmandel, Herr Büchner im deutschen Rocke und St. Schütz voll Freundschaft und voll Liebe, der edle Freiherr vom Tirolergebirge und der finstere und doch so lieblich dichtende Freimund Reimar mit dem großen leipziger Becher auf dem Tische. Manche neue Schönheit ist noch maskirt, wenn auch nicht namenlos; für andere ist noch Platz gelassen. Die Haus-, Volks-, Land-, Wirthschafts- und Wetterkalender, gebunden oder gefalzt, lang oder breit, beschnitten oder unbeschnitten, einfach oder durchschossen, mit oder ohne Holzschnitt, jeder steht mit seiner Schüssel oder Flasche hinter dem vornehmen Publicum, wenn auch nur dienend, doch nützlich und des Herrn gewiß, während manche von jenen vornehmern Damen ihren Mann nicht finden und im glücklichsten Falle nur zu stehen kommen, während jene gemüthlich liegen oder hängen werden.

Und nun ein Mehres von jenem wohlbeleibten aber ernsten Herrn fast obenan, im blauen Rocke und mit weißer Weste, der eben die vier schönen Schüsseln, die er vor sich hat niedersetzen lassen, gelehrt erklärt und von weiten Reisen und vornehmen Besuchen spricht, die er zu machen hat, sonst sich aber um der Übrigen oft muthwillig Treiben wenig kümmert.

Historisches Taschenbuch. Mit Beiträgen von Barthold, Jacob, Schubert, Voigt, herausgegeben von Friedrich v. Raumer. Neunter Jahrgang.

Dem bekannten ernst-gehaltenen, wissenschaftlich-gediegenen Charakter, welchen dieses Taschenbuch immer gehabt hat, ist es auch in diesem Jahrgange treu geblieben. Dabei vermeidet es aber alle Monotonie, wie leicht durch beständige Wiederkehr derselben Mitarbeiter, oder durch

*) Wir werden diesem ersten Artikel über zwei historische Taschenbücher bald die Übersicht der übrigen Taschenbücher folgen lassen. Einer unserer Mitarbeiter hat seinem Versprechen nicht nachkommen können, und wir haben daher spät einen andern dafür gewinnen müssen. D. Red.

eine bestimmte Richtung ihrer Producte veranlaßt werden könnte. Es ist alter und neuer, politischer wie literarischer, Kirchen- wie Kunstgeschichte der Sprachsaal geöffnet; es hat Ritterburgen und Schlachten, Maler und Feste, Cardinäle und Professoren besprochen; es wird in das Leben der Höfe wie in das Einzelleben eines Faust oder Schlabrendorf eingedrungen; es ist nicht Eine historische Schule, Eine politische Farbe, welche allein sich bemerklich macht, wie ein Blick auf die einundzwanzig Namen von Mitarbeitern schon ergibt, welche auf dem Vorstoßblatte vor dem Titel genannt sind; es sind nicht triviale Themata, welche exercitienartig da vorgeführt werden, sondern eben solche Gegenstände, welche außer dem Felde gewöhnlicher Geschichtschreibung gesucht werden müssen. Grade darin besteht der Reiz dieses Taschenbuches, daß der Leser hier Früchte genießt, die nirgend am Wege wachsen, sondern aus den tiefen Schachten gründlichern Studiums, oder aus den glänzenden Höhen geläuterter Weltanschauung und freierer Weltstellung allein gefördert werden können.

Obgleich dieser Jahrgang der Seitenzahl nach vielleicht der stärkste seiner Brüder ist (628 Seiten), so enthält er doch nur vier Aufsätze, von denen zwei mehr historischen, zwei mehr literarischen Gehaltes sind, wenngleich sie sich auch auf das Feld der Politik hinneigen. Jeder dieser vier Aufsätze trägt sein eigenthümliches Gepräge und gewährt so viel Anziehendes, daß es schwer sein möchte, von einem allgemeinen Standpunkte aus (denn besonderes Interesse und Studium können allerdings zu dem einen mehr als dem andern ziehen) einem den entschiedenen Vorrang vor den andern zuzugestehen.

Der erste Aufsatz (S. 1—142), überschrieben: „Hermann Christopher von Roßwurm", ist von Fr. W. Barthold, der zu den fleißigsten Mitarbeitern des Taschenbuchs gehört. Seine zwei „Darstellungen aus der russischen Regentengeschichte des 18. Jahrhunderts" und sein „Georg Wullenweber" sind noch aus frühern Jahrgängen in rühmlichem Andenken. Diesmal sind nicht Fürsten und nicht Bürgermeister, sondern ein verhältnißmäßig weniger bekannter General aus dem Ende des 16. und dem Anfange des 17. Jahrhunderts Gegenstand einer Abhandlung, welche bei der Dürftigkeit der Quellen fast bestimmt scheint, zu zeigen, was man durch Benutzung von Nebenumständen und seitwärtsliegenden Notizen, oder durch Hereinziehung des Gleichzeitigen am Ende doch dem magersten Stoffe abgewinnen mag; etwa wie ein guter Schiffer, wo er nicht mit vollem Winde zu fahren im Stande ist, durch künstliches Hängen der Segel einen halben Wind und endlich doch auch sein Ziel gewinnen kann.

Der Verf. gibt eine Schilderung der Erschlaffung des deutschen Muthes bei Volk und Adel in der Zeit nach dem schmalkaldischen Kriege und scheint es fast zu bedauern, daß es nicht noch mehr Markgrafen Achilles, Grumbach und Kohlhase gegeben habe. Der Sauf- und Hosenteufel zehrte alle deutsche Manneskraft auf. Wer aber noch wirklich Thatendrang fühlte, kühlte ihn in Ungarn, in den niederländischen und Hugenottenkriegen ab. Gewaltige Scharen sogenannter Reistres (eine Etymologie des Wortes wäre erwünscht gewesen) zogen thaten- und soldburstig als deutsche Reißläufer oft unter vornehmen, selbst fürstlichen Führern aus. Wenn sie sich selten großen Ruhm, noch seltener Schätze erwarben, so lernten sie doch in der Schule des Kriegs, ließen den kriegerischen Geist des Volkes nicht ganz erschlaffen und wurden, durch gute Kriegsgenies veredelt, Anfang und Keim der neuern leichten Reiterei. Der Verf. beschreibt sie S. 15 so:

> Diese Haufen der Reistres hatten ein ziemlich panburenartiges Ansehen, sie ritten auf schlechten, schwachen Pferden, nur mit geringen Schutzwaffen versehen. Ihre Hauptwehr war eine große Pistole mit dem Radschlosse oder ein Karabiner; Lanzen führten sie nie, selten brauchten sie das Schwert. Im Schwarme angreifend, nicht in einer geschlossenen Fronte, schossen die Reiter ihre musketenartigen Pistolen, deren Einrichtung lange so mangelhaft blieb, auf den Gegner ab, wendeten dann caracolirend, ohne den etwaigen Vortheil zu verfolgen, rechts oder links um, um mit frischer Ladung dieselbe wunderliche Fechtart fortzusetzen. Zeigten sie gleich eine seltene Fertigkeit zu Pferde, in so unsicherer Stellung, mit so unvollkommenen Waffen zu zielen, und setzte gleich oft ihr Erscheinen die Lanzenreiter in Bestürzung, so haben sie doch kaum je wesentlich zum Gewinne einer Schlacht beigetragen und wurden in der Regel durch die mit der Lanze und dem Schwerte auf starken Hengsten fechtenden Kürassiere geworfen. Dennoch wurden sie, seit Moritz von Oranien ihre Bewaffnungs- und Fechtart veredelte, die Vorbilder der neuen Cavalerie, und verdrängten sie bei andern tieferliegenden Gründen gänzlich die schweren Lanzenreiter u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, 18. Nov. 1837.

Die rauhe Herbstluft, das schlechte Wetter und die Wahlen haben nach und nach in das pariser Leben wieder etwas Regsamkeit gebracht. Man begegnet seinen Freunden und Bekannten auf den Straßen, in Salons, in Theatern und Concerts und freut sich ihres vortrefflichen Aussehens. Der Eine kommt von Süden, der Andere von Norden, der hat seine erschöpften Glieder an den Küsten der Bretagne in die Meeresfluten getaucht, jener an den Sprudelquellen Karlsbads neues Leben geschöpft; diese Schönheit hat die Hoffnung ihrer Zukunft in den Bädern der Pyrenäen gesucht, jener ist es gelungen, ihr Dasein wenigstens noch für die künftige Saison durch normannische Eselsmilch zu fristen. Die Natur ist nie undankbar, wenn man sich ihr nur vertrauensvoll nähert, selbst gegen Pariser nicht, die ihr doch so oft untreu werden, sie so sehr mishandeln, so unbarmherzig verketzern. Paris feiert um diese Zeit gleichsam das große Fest der alljährigen Wiedergeburt, nicht der geistigen — denn der Geist scheint hier für jetzt in einem Waffenstillestande auf unbestimmte Zeit zu vegetiren —, aber doch wenigstens der körperlichen. Sie sollten nur jetzt diese wohlgenährten, frischen und selbst blühenden Gesichter sehen, welche in zwei, drei Monaten wieder so fahl, so verbleicht und abgelebt aussehen! Selbst die Kunst, scheint es, findet auf ein paar von dem Hauche der Natur frisch belebten Wangen ein gedeihlicheres Feld als auf der eintönigen Fläche eines abgewinterten Frauengesichts. Denn nur erst gestern hatte ich Gelegenheit, das köstliche Farbenspiel zweier mit dem feinsten Karmin kunstreich belegter Wangen zu bewundern, welche erst vor einigen Tagen, geschmückt mit allen Reizen einer verschwenderischen Natur, aus den Bergthälern der Pyrenäen wieder hier eingelaufen waren. Gleichwol ist Alles, was man jetzt hier zu sehen und zu hören bekommt, nur erst das Vorspiel größerer

Dinge, welche der künftige Monat und das neue Jahr mit sich bringen werden, sowol in der Politik als in dem gesellschaftlichen Leben, vielleicht selbst in der Literatur.

Auch sind leider die Dinge, welche Sie interessiren könnten, noch gar sehr vereinzelt. Soll ich Ihnen von den Wahlen sprechen, erwarten Sie vielleicht ein Bild von dem Getreibe, welches diesen großen politischen Act charakterisirt? Aber unglücklicherweise ist grade das Charakteristische der pariser Wahlen, daß man davon sehr wenig hört und noch weniger sieht. Das Alles geht hier so zu sagen bei verschlossenen Thüren vor, und die einzige pikante und in mancher Beziehung allerdings auch wieder charakteristische Seite dieser erhabenen Äußerung des Nationalwillens ist wahrhaftig die Art, wie er von geschickten Beutelschneidern ausgebeutet und in den Bereich gemeiner Schurkerei herabgezogen worden ist.

Hr. Leblanc ist Wähler und treibt sein nahrhaftes bürgerliches Geschäft in einem eleganten Laden der Rue St.-Honoré. Eines Morgens hält eine sehr anständige Equipage vor besagtem Laden still, ein wohlgebildeter, sehr feingekleideter Herr von gesetzten Jahren steigt aus, tritt in den Laden, erkundigt sich angelegentlich nach Hrn. Leblanc und erklärt, nachdem derselbe mit ziemlichen Complimenten zu erkennen gegeben, daß er die Ehre habe, vor ihm zu stehen, er wolle ihn nicht stören, er heiße so und so und habe blos die Absicht, bei den bevorstehenden Wahlen als Candidat des Arrondissements aufzutreten, welches das Glück habe, Hrn. Leblanc unter seine Wähler zu zählen; er rechne auf seine Gunst. Ein Zweifel an der Identität des Candidaten, welcher, wie sich von selbst versteht, im Knopfloche das Band der Ehrenlegion trägt, ist um so weniger möglich, da seine rechte Hand mit einer ansehnlichen Rolle bewaffnet ist, auf welcher die Worte: „Profession de foi“ etc., in großen Buchstaben auf den ersten Blick zu lesen sind. Auch schätzt sich Hr. Leblanc im Gegentheil nur glücklich, die Ehre zu haben, einen so unerwarteten Gast bei sich zu sehen, welcher ihm seine politische Bedeutung doppelt fühlbar macht, und nöthigt ihn in sein reich und geschmackvoll ausgeschmücktes Cabinet im Hintergrunde des Ladens. Man setzt sich an das Kamin, der Candidat kommt vom schlechten Wetter auf die schlechten Zeiten, von den schlechten Zeiten auf die schlechten Minister, er spricht von der rechten und von der linken Seite, von den Tollheiten der Radicalen und den Hoffnungen des Tierspartei und ankert sich endlich im unerschöpflichen Lobe der Industrie und des Handels fest, denen er sein Glück und seinen Reichthum verdanke, und deren Interessen er in der neuen Kammer zu heben und zu vertheidigen fest entschlossen sei. Die wohlberechnete Taktik gelingt vollkommen. Hr. Leblanc ist nur das Echo seines Candidaten; man erwärmt sich, rückt näher aneinander, wird vertraulich, und Hr. Leblanc ist beim Abschiede entschlossen, seinem Gaste seine Stimme nicht zu verweigern. Noch beim Einsteigen in den Wagen drückt man sich herzlich die Hand, beide Theile sind vollkommen befriedigt. Der Candidat fährt von dannen und Herr Leblanc eilt in den Laden zurück, um seinen Geschäften nachzugehen. Eine Stunde vergeht. „Comme le temps se passe dans ce bas-monde, c'est vraiment effrayable! Ce Mr. N...... m'a cependant coûté beaucoup de temps avec son bavardage de profession de foi; que le diable l'emporte! Voyons un peu l'heure qu'il est!“ Bei diesen Worten eilt Hr. Leblanc in sein Cabinet. O Schrecken aller Schrecken! die Taschenuhr, ein feiner Bréguet fils neuester Façon, welcher über dem Kamine hing, ist sammt der chaine de sûreté von schwerem Golde verschwunden. Das ganze Haus geräth in Aufruhr; man durchsucht das Cabinet, den Laden, das Schlafgemach; umsonst! Man findet anstatt der Uhr nur da, wo ehemals das Schmuckkästchen von Madame Leblanc stand, einen leeren Platz. Neue Verwirrung, neue Bestürzung! Kein Mensch hatte seit einer Stunde das Cabinet betreten. „Mais le candidat, le candidat de l'opposition dynastique qui vient de sortir? Est-il possible? Dieu de Dieu, quel fripon! Malheureux électeur que je suis!“ So fällt es Hrn. Leblanc und seinem Hausstande wie Schuppen von den Augen; man eilt zum Polizeicommissair an der Ecke, pour dresser procès verbal; aber die Uhr und das Schmuckkästchen werden dadurch nicht wieder zur Stelle gezaubert. Auch hat man nichts davon gehört, daß der besagte Candidat der dynastischen Opposition sich bei den Wahlen wirklich eingestellt hat. Das ist eine der pikantern Episoden, wodurch die ziemlich einförmigen pariser Wahlen etwas Farbe bekommen haben.

Seit etwa 14 Tagen ist der berühmte Walzercomponist und Walzerspieler Strauß von Wien mit seinem Orchester hier eingelaufen. Wie er spielt und was er spielt, brauche ich Ihnen nicht zu sagen; denn er spielt Dasselbe, was bereits ganz Deutschland zur Genüge gehört hat, grade so, wie er es in Wien im Prater spielt. Es handelt sich hier blos darum, zu wissen, welchen Eindruck er gemacht hat, und wie man seine Musik aufnimmt und beurtheilt. Gleich in den ersten Tagen seines Hierseins hatte er ein Concert in dem Gymnase musical veranstaltet. Die Billets wurden vorher zu für ein Walzerconcert ziemlich hohen Preisen von 3—6 Francs u. s. w. bei Schlesinger mit lobenswerthem Patriotismus namentlich auch von Deutschen in Kurzem aufgekauft; mehr Neugierde hatte gleichwol auch ein zahlreiches und auserlesenes französisches Publicum in den Saal gebracht. Strauß wurde, Dank dem Rufe, welcher ihm vorausgeeilt war, gleich beim ersten Erscheinen, und noch ehe er einen Strich gethan hatte, mit rauschendem Beifalle empfangen, dem die gespannteste Erwartung sogleich Todtenstille folgen ließ. Wahrscheinlich aus Höflichkeit begann Strauß mit einem Producte der modernen französischen Composition, der Ouverture aus Auber's kleiner Oper: „Der Schwur“. Die Präcision und Kraft, womit dieses eben nicht sehr bedeutende Stück von dem kleinen Orchester ausgeführt wurde, machte einen sehr günstigen Eindruck und wurde durch lauten Beifall belohnt, welcher sich schon beim zweiten Stücke, einer Reihe Walzer, bis zum Enthusiasmus steigerte. In den folgenden Stücken, eben wieder Walzer, Galoppaden, Bouquets, Mosaiks u. s. w., hatte der gute Strauß den unglücklichen Gedanken, allerhand disharmonische und unmusikalische Schnurrpfeifereien einzuflicken, welche zwar an Ort und Stelle aus Kurzweil auch beklatscht wurden, aber hinterher von der Kritik gar übel aufgenommen worden sind.

Die Kritik ist nämlich der Meinung, Strauß habe geglaubt, dadurch der französischen Leichtfertigkeit einen schuldigen Tribut zu zahlen, und schon die Möglichkeit dieser Voraussetzung hat die Herren beleidigt und sie gegen die ganze Strauß'sche Musik eingenommen. Sie wollen ihr den deutschen Charakter abspenstig machen und meinen, es sei ein launenhaftes Ding, welches seinen Ruf doch eigentlich nur erborgten französischen Ideen verdanke. So lautet die Kritik auf der Seite der Opposition, welche allem Anscheine nach in das Musard'sche Horn stößt. Ganz anders lautet freilich das Urtheil der für deutsche Musik im hohen Grade begeisterten Partei, für welche Berlioz im „Journal des débats“ das Wort führt. Sie läßt Strauß und seinen Leuten nicht nur volle Gerechtigkeit widerfahren, sondern erklärt auch ihre Ankunft in der Hauptstadt Frankreichs gradezu für ein Ereigniß, welches nicht ohne wohlthätigen und entschiedenen Einfluß auf die Fortschritte des musikalischen Geschmacks in Frankreich bleiben könne. Berlioz scheint dabei mehr die Art der Ausführung, die feine Nuancirung und die wundervolle Präcision des Spiels im Auge gehabt zu haben als die Composition und ergießt sich bei dieser Gelegenheit in eine lange Betrachtung über die Zukunft des musikalischen Rhythmus, welche wir Kennern und Leuten vom Fache angelegentlichst empfehlen zu können glauben.

Und auch nach unserer Meinung reducirt sich das Wunderbare dieser Strauß'schen Musik doch vorzüglich auf die Eigenthümlichkeit der Ausführung, in welcher man überhaupt, mit Ausnahme des Conservatoriums und der großen Oper in einigen Fällen, hier weit hinter Deutschland zurücksteht. Diese

Contraste treten natürlich am meisten hervor, wenn man Strauß und sein Orchester mit der Musik vergleicht, welche sich hier mit ihr auf gleiche Linie stellen will, nämlich der heillosen Concert- und Tanzmusik Musard's. Die Gelegenheit zu dieser lehrreichen Vergleichung bietet sich seit einigen Tagen auf das vortrefflichste dar; denn diese Heroen der Tanzmusik zweier Nationen haben sich, nachdem die Pein der natürlichen Eifersucht überwunden war, freundlich die Hand gereicht und führen jetzt in der Rue Vivienne gemeinschaftlich ihre musikalischen Wunder aus. Musard spielt Contretänze und Strauß spielt Walzer, das Publicum applaudirt Eins wie das Andere wie toll, und die Kasse macht die glänzendsten Geschäfte. Es geht sogar das Gerücht, daß man hierbei nicht einmal stehen bleiben würde, sondern die Wirkung dieser Allianz in ihrer Action auf einem kolossalen Balle zu prüfen beabsichtige. Der Gedanke wäre nicht übel, und die Ausführung würde Alles übertreffen, was die Welt in dieser Art bis jetzt erlebt hat, wenn Strauß auch ein paar Dutzend wiener Tanzmeister in seinem Gefolge hätte, welche den französischen Beinen erst lehren könnten, wie sie sich zu benehmen haben, um einen Strauß'schen Walzer ebenso classisch zu tanzen, als er gespielt wird. Doch werden hoffentlich Deutsche, an denen es hier nicht fehlt, diesen Mangel bei besagtem Balle weniger fühlbar machen; der Bund zweier großen Nationen wird bei diesem seltenen Feste durch die Weihe des Tanzes besiegelt werden, und vielleicht wird Strauß, ein zweiter Orion, zwar nicht Steine von der Stelle, aber doch vielleicht Herzen zur Eintracht bewegen, welche die Natur, wie es scheint, auf immer auseinander zu halten beschlossen hat.

Aus dem Musard'schen Concertsaale und von den Wundern des Hrn. Strauß sollen Sie mir für heute noch an einige Orte folgen, wo man Wunder ganz anderer Art zu sehen bekommt und wo die verhängnißvollste Anomalie, welche die Menschennatur an ihre Nichtigkeit mahnen kann, Freude und Schmerz, Schuld und Unschuld, starke und schwache Geister durch die Bewußtlosigkeit des Wahnsinns auf dieselbe Stufe menschlichen Elends, menschlicher Erniedrigung stellt. Es ist mir neulich gelungen, die vorzüglichsten hiesigen Irrenhäuser zu besuchen, und ich hatte dabei Gelegenheit, einige so interessante Beobachtungen zu machen, daß ich nicht umhin kann, Ihnen eine kurze Schilderung dieses Besuchs mitzutheilen. Ich sage gelungen, weil es überhaupt hier sehr schwer hält, zu den Irrenanstalten Zutritt zu erhalten, und sie, nach dem einmal angenommenen, gewiß höchst lobenswerthen Systeme für das Publicum so gut wie verschlossen sind. Denn bei der Neugierde der Pariser würde eine nur einigermaßen verallgemeinerte Erlaubniß, diese Häuser zu besuchen, sogleich zu Misbrauch und Unfug führen, welche auf den Zustand ihrer Bewohner den nachtheiligsten Einfluß haben könnten. Auch macht man immer eher zu Gunsten Fremder eine Ausnahme, als daß man Einheimische zulassen sollte. Ich verdankte diese Auszeichnung einem meiner Freunde, einem jungen höchst talentvollen deutschen Arzte, welcher sich als Mann vom Fache deshalb an die vorzüglichsten Irrenärzte, Vorsteher der verschiedenen Irrenhäuser, gewendet und die Erlaubniß, den regelmäßigen ärztlichen Besuchen beizuwohnen, ohne Schwierigkeiten erlangt hatte.

Der Erste, von dessen Einladung wir Gebrauch machten, war der berühmte Irrenarzt Esquirol, Director des großen königlichen Irrenhauses zu Charenton, zwei Lieues von Paris, am Zusammenflusse der Marne mit der Seine. Es war ein Freitag, einer der Tage, wo Esquirol den allgemeinen Umgang bei seinen Pfleglingen vornimmt, welcher um neun Uhr beginnt. Einer von den hundert und aber hundert Wagen, welche von Paris aus zu jeder Stunde nach allen Weltgegenden abgehen, brachte uns zu rechter Zeit vor das starke eiserne Gitterthor der Irrenanstalt zu Charenton. Unsere Ankunft war dem Pförtner wahrscheinlich schon vorher gemeldet worden; denn wir wurden, als wir nach Esquirol fragten, sogleich von einem der dienenden Geister, welche sich in dem ersten Hofe befanden, durch einige ziemlich dunkle Gänge nach Esquirol's Empfangszimmer gebracht, wo er uns sehr freundlich begrüßte, sich aber in den Verhandlungen mit den jüngern zu der Anstalt gehörigen Ärzten, welche sich nach und nach auch zum Umgange einfanden, nicht weiter stören ließ. Für uns war dies grade höchst erwünscht, weil wir dadurch nicht nur Gelegenheit bekamen, einige der interessantesten und schwersten Fälle von Wahnsinn ausführlich und mit vollkommener Sachkenntniß besprechen zu hören, sondern uns auch im Zimmer selbst gehörig orientiren konnten. Denn selbst dieses Zimmer hatte einen eigenthümlichen Anstrich und trug den Charakter der Anstalt an sich. Sehr einfach und etwas altmodisch meublirt, bot es weiter keinen Schmuck dar als eine Reihe höchst merkwürdiger Büsten von Wahnsinnigen, welche in der Anstalt gestorben waren. Eine jede war mit einer Etikette versehen, worauf der Name des Unglücklichen, die Art seines Wahnsinns und die Zeit seines Todes genau angegeben waren. Da man die Gewohnheit hat, alle wichtigern Fälle von Wahnsinn, welche in der Anstalt vorkommen, auf diese Weise gleich nach dem Verscheiden der Patienten noch für die Wissenschaft nutzbar zu machen, so boten diese Büsten sämmtlich die Züge der Originale im Augenblicke des Todes dar; und welche Züge von der zur Bestialität herabgesunkenen Unbeweglichkeit des Blödsinnigen bis zur schauderhaftesten Verzerrtheit aller Gesichtsmuskeln Dessen, welcher im äußersten Paroxysmus des Wahnsinns den Geist aufgegeben hatte! Etwas Ergreifenderes, etwas Entmuthigenderes als diese Denkmale des Elends, der Nichtigkeit des Menschengeistes, der so groß, so herrlich, so gewaltig sein kann, habe ich nie gesehen. Und dies in Gegenwart eines Mannes, welcher sein ganzes Leben, seine ganze Thätigkeit, die ganze Kraft seines eminenten Geistes aufgeboten hat, diesem Elende zu steuern, es zu erleichtern! Ich muß gestehen, daß ein Blick von jenen Büsten auf Esquirol in mir eine Gemüthsstimmung hervorbrachte, wie ich sie noch nicht gekannt hatte. Ich hätte weinen mögen wie ein Kind und hätte mich berufen fühlen können, diesem Wohlthäter der leidenden Menschheit aus Dankbarkeit um den Hals zu fallen im Namen des Universums. Zwanzig Minuten habe ich keinen Blick von Esquirol verwendet; ich wollte jede seiner Bewegungen, seine Züge, sein ganzes Wesen studiren und wo möglich selbst einen Blick in sein Inneres thun.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Unbefangenheit Richard Cromwell's.

Der zweite Protector von England lebte bekanntlich, nachdem er sein Staatsamt niedergelegt hatte, als Privatmann noch bis zur Regierungszeit der Königin Anna. In seinem 80. Lebensjahre wurde er als Zeuge zu einem Civilproceß in Westminsterhall vor Gericht geladen. Der Anwalt seiner Gegenpartei machte dem alten Manne noch wegen der Vergehungen seines Vaters Vorwürfe, allein der Richter tadelte dies Benehmen und befahl, daß dem Greise ein Stuhl gebracht werden solle. Von Westminsterhall mußte sich Richard nach dem Oberhause verfügen, und als er vor den Schranken stand, raunte man sich in der ganzen Versammlung in die Ohren und gab seine Verwunderung zu erkennen, daß solch ein Mann vor dem Gericht stehen müsse. Lord Bathurst, einer der zwölf neuerwählten Pairs, der zu ihm trat und eine Unterhaltung mit ihm anknüpfte, fragte ihn unter Anderm, wie lange er den Sitzungen im Oberhause nicht beigewohnt habe? „Niemals", antwortete Cromwell ganz unbefangen, „seitdem ich dort oben auf dem Präsidentenstuhle saß."

Der englische Schriftsteller Drew pflegte zu sagen: Sowie man das Tageslicht durch die kleinsten Ritzen und Löcher wahrnehmen kann, ebenso läßt sich der Charakter des Menschen aus den kleinsten Zügen erkennen. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 340. — 6. December 1837.

Taschenbücherschau für 1838.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 339.)

Die Roßwurme stammen aus dem ernestinischen Franken und waren wahrscheinlich Protestanten. In ihrer Nähe hatten die katholischen Seinsheime, später Schwarzenberge, ihren Stammsitz. Aus diesem Hause stammte der Adolf v. Schwarzenberg, der häufig Roßwurm's Vorgesetzter in Frankreich wie in Ungarn war. Gleichfalls deutscher Abstammung waren die Besteine, die sich französisch Bassompierre tauften, von denen Christoph mit seinem Vetter, dem Grafen Karl von Mansfeld, für die Guisen Deutsche warb, während andere Deutsche den Hugenotten ihre Schwerter brachten, sodaß in der Schlacht von Jarnac zwei Mansfelder einander gegenüber fochten. Das Religionsinteresse war meist das untergeordnete, wie beim berühmten Cid, der auch bald Mauren bald Christen diente. Die Rolle Roßwurm's in Frankreich als Hauptmann, Mörder, schamloser Mädchenschänder, Freibeuter und unter den Händen des Profos dem Galgen kaum entwischend, 1587—92, ist wenig ehrenvoll. Dann taucht er in den Niederlanden als Oberstlieutenant Schwarzenberg's (des Vaters des preußischen Ministers Adam) auf, 1595, wo er mit den Mansfeldern, mit Georg Basta, mit Tilly, Barbiano de Belgiojoso u. A. bekannt wird. Dann zieht er unter Karl von Mansfeld, dem strengen Kriegsfürsten, mit Schwarzenberg dem von den Türken schwer bedrängten Kaiser Rudolf II. zu. An Mansfeld, „jetzt 52 Jahr alt, strenger gegen sich und Andere, bedeckt mit Wunden, von angegriffener Gesundheit in Folge früherer Trunkliebe, des wüsten Soldatenlebens, beigebrachten Giftes und durch Liebestränke; hinkend auf einem Fuße, weil ihm als Jüngling, dem Bezauberten, ein lebendes Thier, gleich einer Eidechse, aus dem Beine geschnitten worden war", schloß sich sein Halbbruder „der leichtsinnige, dem Spiele und bösen Händeln ergebene Bastard", der Held in dem dreißigjährigen Kriege, an. Es ist überhaupt ein Verdienst dieses Aufsatzes, daß man so manchen nachher berühmten Namen hier auftauchen und seine Schule machen sieht. Aus ähnlichen Elementen konnte ein dreißigjähriger Krieg kaum anders als ein solches Mordfest werden. Diese Türkenkriege waren eine grauenvolle Kriegsschule. Wir haben sie nirgend so gut als hier geschildert gelesen. Die Schlachten von Erlau oder Keresztes, 1596, die Eroberung von Raab, von Pesth, Stuhlweißenburg — letztere beide vom Feldmarschall Roßwurm 1601 erobert —, die Belagerung von Ofen durch die Christen gleichzeitig mit der Belagerung von Pesth durch die Türken geben manch lebendiges Tableau. Am Hofe zu Prag ging's nicht viel höflicher zu. Die Buhlschaften Roßwurm's, seine Händel und Skandale hätten kein Ende genommen, wenn's nicht mit ihm selbst so schnell zu Ende gegangen wäre. Die welsche Partei im kaiserlichen Rathe stürzte ihn durch vage Verleumdungen, und selbst Maximilian von Baiern, der ihn als Feldmarschall in seine Dienste nehmen wollte, konnte ihn aus den Klauen dieser italienischen Cabale nicht erretten, die durch einen duellartigen Meuchelmord noch verschlimmert wurde. Am 29. Nov. 1605 bestieg er das Blutgerüst; und wie damals, wie lange vor und lange hernach und vielleicht auch künftig wieder, keine Staatsaction der Art vor sich gehen konnte, ohne daß die Jesuiten auch dabei gewesen wären, so halfen ihm zwei Väter dieses Ordens wahrscheinlich erst zum rechten Glauben und dann gewiß auf das Schaffot.

Eben dahin war auch der letzte Gang der unglücklichen Fürstin, von welcher der zweite Aufsatz (S. 143—320) handelt. Er ist betitelt: „Über den politischen Einfluß der Königin Maria Antoinette von Frankreich", von K. G. Jacob, mit dem recht passenden Motto aus Schiller: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt ihr Charakterbild in der Geschichte". Wir trauen es dem wackern Verf. nicht zu, daß es ihm mit diesem Aufsatze blos um eine Huldigung gegen die Legitimität zu thun gewesen sei, indem er ein schon oft besprochenes Thema wieder zur Sprache bringt. Motive für die Wahl des Gegenstandes führt er allerdings nicht an; allein wenn noch jetzt die französische Revolution als die eherne Pforte der neuesten Zeit betrachtet wird, so ist noch immer die Frage eine höchst wichtige, wer Alles an dem Schlüssel zu ihrer Öffnung geschmiedet habe, weil man damit vielleicht das Mittel fände, sie für immer wieder schließen zu können. Die Encyklopädisten, die Sünden der frühern Herrscher, jedes Ministerium, jede politische und finanzielle Maßregel, Alles ist durchprobirt worden; man hat die Vertreibung der Jesuiten, wie den nordamerikanischen Freiheitskrieg deshalb in Anspruch genom-

men, den Feudaldruck wie die Zerrüttung der Finanzen, die lettres de cachet wie die Unsittlichkeit der Geistlichen. Endlich hat man eingestehen müssen, daß entweder nichts von Allem oder Alles vereinigt die Schuld der Revolution trage. Unser Verf. hat sich zu einer solchen Untersuchung mit Recht nicht herbeigelassen, ja, er spricht es nicht einmal bestimmt aus, daß er die Geschichte des politischen Einflusses der Königin Maria Antoniette darum aufstelle, um die Anklage, daß auch die Königin eine Mitursache der Revolution gewesen sei, abzulehnen.

Er theilt die Geschichte ihres politischen Einflusses in die drei Zeiträume, von der Thronbesteigung Ludwig XVI. bis zum Tode des Premierministers Maurepas (Nov. 1781), dann bis zur Eröffnung der Reichsstände (1789), endlich bis zur Zerstörung des Königthums (10. Aug. 1792). Unter den am Schlusse des Aufsatzes angeführten zahlreichen Quellen stehen mit Recht die Memoiren der Frau v. Campan obenan und sind auch fast vorzugsweise benutzt. Die „Mémoires d'un homme d'état" sind, als unecht, nur selten, dagegen die wichtige Correspondenz der Königin in der „Revue rétrospective" in den „Souvenirs historiques" (Leipzig 1835) mit Umsicht gebraucht. Der Verf. geht weder von der vorgefaßten Meinung ihrer Schuld noch ihrer Unschuld aus, aber er zeigt, wie unter solchen Umständen auch die unschuldigste, trefflichste Seele sich Misgriffe und Fehler zu Schulden kommen lassen mußte. An einen Ludwig XVI. vermählt, der in entscheidenden Augenblicken die personificirte Unschlüssigkeit war und den für ein Paradies gewiß recht löblichen Grundsatz hatte, keinen Tropfen Blutes vergießen zu wollen, jung, schön, leichtsinnig, von Anbetern wie von Intriganten mishandelt, in der Liebe der Nation nie befestigt, in der Achtung derselben bald ohne ihre Schuld schrecklich untergraben — gewiß auch eine noch viel besonnenere, ruhigere Fürstin würde auf diesem fürchterlich glatten Boden sich kaum aufrecht erhalten haben. Die Geburtsstunde während des lissaboner Erdbebens, die Voraussagungen Gaßner's, der Misgriff mit den Gobelins des Zeltes, in welchem sie als Braut des Dauphins an der französischen Grenze empfangen wurde und die Opferung der Iphigenia vor Augen hatte, das Unglück der bei den Vermählungsfeierlichkeiten am 30. März 1770 umgekommenen 1200 Menschen und ähnliche portenta und prodigia, noch mehr aber die unermeßlichen Seelenleiden, die sie bis zu ihrem letzten Gange zu dulden hatte, würden sie in einer frühern Zeit zu einem Ebenbilde der heiligen Elisabeth von Thüringen ausgeprägt haben. An politischen Ketzermeistern für sie hat es wenigstens nicht gefehlt.

Wir wünschen, daß Niemand Jacob's Aufsatz aus der Hand legen oder zu dem folgenden übergehen möge, ohne sich vom Totaleindrucke Rechenschaft zu geben, den er auf ihn gemacht habe. Wie wenig er auch nur im Entfernten auf Rührung des Lesers berechnet ist, so verfehlt er doch nicht, das Gefühl mächtig anzusprechen und den Verstand zu einer großen Frage über die göttliche Weltordnung aufzumuntern. Es muß für jeden denkenden und christlichen Menschen einen Standpunkt geben, aus welchem er auch solche Schicksale und Ereignisse endlich mit Beruhigung und Seelenfrieden betrachten kann. Je höher man diesen Standpunkt nach den Eigenschaften des Geistes und Gemüthes nehmen kann, desto mehr flächen sich die Unebenheiten, die Höhen und Tiefen, die Leiden und Freuden der Völker und der Einzelnen wieder ab, und der erhabenste christliche Weise kommt endlich, nur aus ganz andern Gründen, mit der beschränktesten Gutmüthigkeit und Einfalt eines Andern auf demselben Punkte an, nur daß er ihn als Optimismus oder Theodicee bezeichnet, während jener sein „Was Gott thut, das ist wohlgethan" dafür im Gedanken anstimmt. Wie wenige Menschen aber dazu fähig oder dazu geneigt sind, wie eigenthümlich sich oft gerechter oder ungerechter Unmuth, wo nicht in That, doch in Wort und Schrift Bahn bricht, davon handelt der folgende Aufsatz, zu dem wir nun übergehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Fortsetzung aus Nr. 333.)

Esquirol ist ein kleiner, spärlicher und von der Last der Jahre schon ziemlich gekrümmter Mann, aus dessen Zügen Lebendigkeit des Geistes, ein tiefeindringender Verstand und vollkommene Seelenruhe in seltenem Vereine sprechen. Sein schon etwas getrübtes Auge verräth gleichwol noch eine bedeutende Regsamkeit des innern Lebens, seine Sprache ist gemessen und ausdrucksvoll und sein ganzes Wesen einfach, gemüthlich und zutraulich. Umgeben von seinen Schülern und Gehülfen, sämmtlich auch Leute von gesetztem, ernstem Wesen, welche ihm mit der größten Klarheit über Das, was in den verschiedenen ihnen anvertrauten Sectionen des Hauses vorgekommen war, Bericht erstatteten, erschien er mir wie ein Weiser des Alterthums in der Stoa oder dem Lyceum. Die Unterredung dauerte wol ein Stündchen. Endlich erhob sich Esquirol und lud uns ein, ihm zu folgen. Wohin, wird man sogleich erfahren, wenn ich zuvor noch einige Worte über das Irrenhaus zu Charenton im Allgemeinen gesagt haben werde.

Diese Anstalt verdankt ihren Ursprung dem Minister Sebastian Leblanc, welcher sie 1644 anlegte. Später kam sie in die Hände der frères de la charité, welche sich dort ausschließlich der Heilung von Geisteskranken widmeten, und erst 1797 wurde sie von der Regierung zu einem dem Staate gehörigen Irrenhause gemacht, welches zunächst nur für 400 solche Geisteskranke bestimmt sein sollte, bei denen noch Hoffnung zur Heilung vorhanden wäre. Nach und nach ist man jedoch von dieser Bestimmung abgewichen und nimmt jetzt Irre jeder Art und beider Geschlechter auf. Die Aufnahme geschieht entweder unentgeltlich oder gegen Pension. Unentgeltlich werden Arme, aber nur nach einer vom Minister des Innern, unter dessen unmittelbarer Obhut die Anstalt steht, erlangten Erlaubniß aufgenommen; die Pension dagegen bestimmt sich nach verschiedenen Graden und ist eine dreifache, entweder zu 1300 Francs, oder 975 Francs, oder endlich 650 Francs jährlich. Jedoch geschieht die Aufnahme in keinem Falle ohne ärztliche und gerichtliche Zeugnisse über den Zustand des Kranken. Die Gebäude, so weit sie zu der ältern Anlage gehören, sind nichts weniger als schön und, wie mir scheint, nicht einmal sehr zweckmäßig eingerichtet. Selbst die Lage der ganzen Anstalt ist nicht grade vortheilhaft. Denn ganz nahe am Wasser gelegen, ist sie zu sehr den ungesunden Ausdünstungen der hier fast stagnirenden Seine und Marne ausgesetzt, wie man selbst an den Wänden

der Gebäude bemerken kann. Auch ist in diesem Theile der Anstalt die innere Vertheilung ziemlich fehlerhaft. Lange finstere und in Ermangelung gehörigen Luftzuges selbst etwas dumpfige Corridors haben zu beiden Seiten die Zellen der Kranken, welche, mit Ausnahme einiger wenigen geräumigen und für Wohlhabendere besser eingerichteten, eng, beschränkt und durch in der Höhe angebrachte kleine, überdies noch mit Drahtgittern oder selbst eisernen Stäben versehene Fenster spärlich erleuchtet sind. Diese Abtheilung ist für Männer bestimmt. Die seit 1828 neu angelegten Gebäude dagegen, welche nicht nur äußerst zweckmäßig, sondern selbst mit Eleganz eingerichtet sind, umfassen die Abtheilung der Frauen. An einen sehr hohen und weiten Schlafsaal, welcher die Reinlichkeit selbst ist und wegen seiner eleganten Einrichtung ebenso wol für einen Ballsaal gelten könnte, reihen sich zu beiden Seiten die Zellen für solche Kranke, welche nicht in den großen Saal aufgenommen werden können, der blos für Reconvalescenten bestimmt ist. Eine breite Colonnade, auf welche die Thüren sämmtlicher Zellen ausgehen, umgibt die innere Seite der Gebäude, welche, nur aus einem Erdgeschosse bestehend, ein längliches Viereck einschließen, das bei gutem Wetter der Hauptaufenthaltsort der Kranken zu sein scheint. Mehre ähnliche freie Plätze zu gleichem Zwecke befinden sich auch in der Abtheilung der Männer, zu deren völligem Umbaue die Plane bereits entworfen sein sollen.

Der Umgang begann in dieser Abtheilung und zwar in der Section der Genesenden. Das Erscheinen Esquirol's schien sämmtliche Patienten dieser Classe, welche, wie in der Abtheilung der Frauen, einen gemeinschaftlichen Saal bewohnen, mit Freude zu erfüllen. „Bon jour, Mr. Esquirol, comment vous portez-vous? Quand aurai-je ma permission de sortir? Vous me l'avez promise pour cette semaine!" erscholl es aus allen Ecken. „Bon jour, bon jour mes enfans, étez-vous bien sages?" war Esquirol's Antwort, welcher dann an jeden Patienten mit göttlicher Gemüthlichkeit, bisweilen selbst mit einer ganz eigenthümlichen Komik einige Worte richtete. Merkwürdige Fälle waren in dieser Section natürlich nicht, und die letzten Spuren des Wahnsinns äußerten sich nur noch bei Einigen in einer krankhaften Lebendigkeit der übrigens vernünftigen Rede, oder im Gegentheil durch unnatürliche Schweigsamkeit. Als auf einen merkwürdigen Fall unerwarteter Heilung machte uns indessen Esquirol auf einen vierzehnjährigen Knaben aufmerksam, welcher, durch Geschlechtslaster bis zum Wahnsinn geschwächt, nach mehren vergeblichen Versuchen anderweitiger Heilung endlich durch Anwendung des kalten Wassers nicht nur geistig, sondern auch körperlich wieder vollkommen hergestellt worden war. Ein anderer junger Mensch von einer höchst liebenswürdigen Heiterkeit war bis auf eine einzige fixe Idee geheilt, welche sich unglücklicherweise grade um den Wunsch seines Herzens, die Erlaubniß, das Haus zu verlassen, drehte. Er bestand nämlich darauf, daß ihm diese an einem Montage zugestanden werden müsse. „Et pourquoi lundi?" fragte ihn Esquirol lächelnd. „Lundi", war die Antwort, „c'est mon idéal, parceque je le préfère au vendredi." Ein kleiner dunkler Durchgang führte aus diesem Saale zu der ersten Section der bedenklichen Geisteskranken, welche sich in Erwartung Esquirol's an der innern Seite der stark verschlossenen Thüre scharenweise versammelt hatten und, sowie sie sich aufthat, in eine ziemlich tumultuarische Begrüßung ausbrachen. Denn es ist hier durchgängig als Grundsatz angenommen, den Patienten innerhalb ihrer Section völlige Freiheit zu lassen, und um etwaigem Unfuge vorzubeugen, hat man blos die Vorsichtsmaßregel getroffen, in jedem Corridor handfeste Leute als Aufseher anzustellen, welche im Nothfalle mit Gewalt einschreiten und die Ordnung herstellen können. Auch wird Esquirol bei dem Umgang immer von einigen Trabanten dieser Art begleitet, deren Beistand auch heute mehre Male nöthig wurde.

Der merkwürdigen und interessanten Fälle von Wahnsinn waren in den verschiedenen Sectionen, die wir nach und nach durchgingen, freilich so viele, daß es schwer sein würde, eine vollständige Aufzählung derselben zu geben, die auch hier gar nicht am Orte sein würde; ich erwähne nur Einiges. Das Erste, was uns auffiel, war, daß in der ersten Section alle Wände, Thüren, Fenster, Meubles u. s. w. mit Nullen übersät waren, deren regelmäßige Ausführung und Zusammenfügung uns erst auf den Gedanken brachte, sie seien absichtlich, Gott weiß, zu welchem Zwecke, vielleicht selbst als ein sonderbares Heilmittel hier angebracht. Wir fragten deshalb Esquirol, erfuhren aber, daß der merkwürdige Wahnsinn eines seiner Pfleglinge eben nur darin bestehe, bei sonst ziemlich vernünftigen Ansichten seit mehren Jahren sich mit weiter nichts zu beschäftigen, als Nullen zu malen; nachdem er auf diese Weise erst Alles, was ihm unter die Hand gekommen sei, bemalt habe, sei man genöthigt gewesen, ihm Papier und Schreibzeug zu geben, damit er ungestört seiner Sehnsucht nach Nullen habe nachhängen können. Zum Beweise zeigte uns Esquirol in dem Gesellschaftszimmer der Abtheilung noch einen gewaltigen Stoß Papier, welcher mit den zierlichsten Nullen übersät war, und ein eben ganz frisch angefangener Bogen bewies, daß der Verf. dieses sonderbaren Manuscripts seine Studien nur einen Augenblick verlassen hatte, um vielleicht anderwärts neue Materialien zur Fortsetzung desselben zu sammeln. Unsere Gegenwart schien die Gesellschaft zwar nicht grade zu stören, sie erregte aber doch als etwas Ungewöhnliches bedeutende Aufmerksamkeit und war wahrscheinlich die Ursache, daß uns immer eine Schar der aufgeregtesten Patienten auf dem Fuße folgte, welche ihren Beifall oder noch mehr ihr Misfallen auf ziemlich energische Weise zu erkennen gaben. Ich muß gestehen, daß mir dabei einige Mal unheimlich zu Muthe wurde, obgleich dieses Treiben auch seine höchst komische Seite hatte.

Unter Andern drängte sich einmal ein kleiner runder Mann mit geheimnißvoller Miene an mich heran und flüsterte mir zu: „Monsieur, je veux vous dire une chose: il y a de bien grands fous dans cette maison-là, même sans vous compter." Ich hätte nicht geglaubt, daß sich der französische Witz selbst noch im Irrenhause so frisch erhalten könnte. Auch schien Der, von dem der Hieb ausgegangen war, recht gut seine Stärke zu fühlen; denn während ich Noth hatte, ein unwillkürliches Lächeln zu verbeißen, brach er in ein lautes, fast teuflisches Gelächter aus und lief, indem er mir noch von fern einige köstliche Fratzen zog, so schnell als möglich davon. Ein Anderer bildete sich ein, er spräche nicht etwa blos alle Sprachen Europas, sondern der Welt, und verfolgte mich daher unaufhörlich, aber immer in gutem Französisch, mit der Frage, in welcher Sprache ich mit ihm sprechen wolle? Ziemlich stark war die Kategorie der unglücklich Verliebten, welche ihre Leidenschaft mitunter auf gar possirliche Weise zu erkennen gaben. So fiel uns z. B. ein sehr wohlgenährter und gesund aussehender Mann auf, welcher sich in eine nicht wahre, sondern ideelle Prinzessin verliebt hatte und, auf das feinste gekleidet, jeden Augenblick ihre Ankunft erwartete. Er war seiner Sache so gewiß, daß er die kleinsten Umstände seiner Liebe, den Ort, wo sich die Prinzessin aufhalte, ihre Gestalt, ihre Kleidung u. s. w. mit der vollkommensten Heiterkeit erzählte. Die einzige Linderung, welche er seinem Liebesschmerze zu geben versuchte, bestand darin, daß er täglich mehre Briefe an die Auserwählte seines Herzens schrieb, welche wohl versiegelt und mit der Adresse versehen, die übrigens auch wieder ein ideeller Thurm in der Nähe von Paris war, an Esquirol zur weitern Bestellung abgegeben wurden. Esquirol besaß deren schon eine ziemlich starke Sammlung und kehrt überhaupt nie von seinem Umgange zurück, ohne alle Taschen voll dergleichen Documente zur Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes zu haben; denn sobald er sich nur sehen läßt, fliegen ihm die Briefe von allen Seiten zu. Auffallend groß war die Zahl der mit Wahnsinn behafteten Militairs, meistens Leute von gesundem Aussehen und starkem Körperbau. Napo-

leon war natürlich in mehren Exemplaren vorhanden, und einmal kam auch Ludwig Philipp vor. In dieser Classe äußerte sich der Wahnsinn bei Einigen auf ziemlich unbändige Weise, und einmal war die ganze Kraft der Anwesenden nöthig, um Esquirol aus den Armen eines solchen Helden zu befreien, welcher über ihn hergefallen war und ihn im eigentlichsten Sinne des Wortes zu erdrücken drohte. Auf der andern Seite gab es aber auch eine Menge sehr gutmüthiger Wahnsinniger, welche die Sanftmuth selbst waren. Einer z. B. hatte den fixen Gedanken, er müsse den ganzen Tag auf den Knien liegen und die Hände falten. Wahrscheinlich war übertriebene religiöse Schwärmerei der Grund und Ursprung dieses unschuldigen Wahnsinns. Den unangenehmsten und ekelhaftesten Eindruck machte die Section der Paralytischen, welche wir in der Abtheilung der Männer zuletzt sahen. Reinlichkeit und Ordnung ist hier natürlich schwer zu erhalten. Um einigermaßen dazu zu gelangen, wendet man bei den meisten Patienten dieser Classe den Zwangsstuhl und die Zwangsjacke (camisol de force) an, obgleich sonst überhaupt alle Gewaltmittel dieser Art aus dem Hause verbannt sind.

Ehe wir in die Abtheilung der Weiber eintraten, hielt Esquirol abermals in dem zum Empfang der Patienten bestimmten Vorsaale eine Consultation. Die männlichen Trabanten traten hier ab und wurden durch ein Detachement Weiber von gleichem Kaliber ersetzt. Diese Abtheilung, welche, wie ich bereits sagte, auch äußerlich besser eingerichtet ist, ist in vieler Beziehung die interessantere. Der Wahnsinn äußert sich bei den Weibern in der Regel heftiger als bei den Männern; allein die Fälle schneller und gründlicher Heilung sind gleichwol nach Esquirol's Bemerkungen bei ihnen häufiger. Im Allgemeinen hat der Wahnsinn bei Frauen drei Grundursachen: Störung im Geschlechtsorganismus, unglückliche Liebe und übertriebene Eitelkeit. Dies äußerte sich auch gleich bei unserm Eintreten auf eine ziemlich ekelhafte und mitunter sogar mehr als unanständige Weise. Man läßt hier aber natürlich Alles hingehen. An Liebeserklärungen und anderweitigen Anträgen, die uns gemacht wurden, fehlte es natürlich nicht. Namentlich zeichnete sich eine sehr gut gekleidete Dame, welche einen ganz sonderbaren, phantastischen Kopfputz in Form eines Turbans trug, durch die Unermüdlichkeit aus, womit sie uns verfolgte: „Messieurs, si vous n'êtes pas engagés, restez avec moi! ne me quittez pas! laissez-moi au moins quelque petit souvenir de votre amour, donnez moi vos chaines!" rc. Die Zahl der Unglücklichen, bei denen die Raserei den höchsten und furchtbarsten Grad erlangt hatte, war hier verhältnißmäßig sehr bedeutend. Sie waren sämmtlich auf Zwangsstühlen angeschlossen, welche in der Colonnade vertheilt waren, und überließen sich im furchtbarsten Geheul den schrecklichsten Ausbrüchen der Wuth. Etwas Entsetzlicheres kann man schwerlich sehen und hören. In der Masse, welche sich im Hofraume umhertrieb, fiel uns noch eine Frau auf, welche unaufhörlich und mit den furchtbarsten Verwünschungen Esquirol beschuldigte, er lasse in Paris die Kinder wegstehlen und sie in großen unterirdischen Grabgewölben zu Charenton lebendig begraben. Die hyänenartige Verzerrung ihrer Gesichtsmuskeln war dabei schauderhaft und trieb Einem im eigentlichsten Sinne die Haare zu Berge. Die Unglückliche hatte durch einen schlimmen Zufall ihr einziges Kind eingebüßt und darüber den Verstand verloren. In der Abtheilung der Genesenden lachten uns dagegen fast nur freundliche, mitunter sogar schalkhafte Gesichter entgegen. Auffallend war hier die Menge noch ganz junger Mädchen zwischen 16—20 Jahren. Sie hatten sich zusammengesetzt und beschäftigten sich mit weiblichen Arbeiten. Unser Erscheinen schien einige, ich könnte nicht grade sagen unangenehme, Sensation zu machen. Man steckte die Köpfe zusammen, warf einige angstvolle Blicke nach uns und kicherte. Die Unterhaltung, welche hierauf mit Esquirol angesponnen wurde, drehte sich auch hier um das Verlassen der Anstalt. Aber leider knüpfte sich die Erlaubniß dazu an einige kleine Zugeständnisse von Seiten der Bittstellerinnen. Die Eine trug noch eine gewaltige Korallenschnur, welche abgelegt werden sollte; die Andere wollte sich nicht von ihrem Kopfputze trennen; die Dritte schwatzte das tollste Zeug von ihren wahren oder eingebildeten Liebschaften, und eine Vierte verlor sich noch fortwährend in andern sinnlosen Träumereien; genug, überall fand Esquirol Gründe, seine Zustimmung zu verzögern und bedingungsweise auf die Zukunft zu vertrösten. Überhaupt ist mir die Sehnsucht, die Anstalt zu verlassen, in keinem Irrenhause so allgemein erschienen wie in Charenton. Bei der sonst so milden und vortrefflichen Behandlung der Patienten möchte ich fast den Grund davon in der Lage und Räumlichkeit der Gebäude suchen, welche, wie gesagt, den Ausdünstungen des nahen Wassers zu sehr ausgesetzt und von allen Seiten so eingeschlossen sind, daß sie den Kranken nicht nur keine Aussicht gewähren, sondern auch, vorzüglich in der Abtheilung der Männer, nicht einmal genug Luftzug haben.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Wie die Sitten sich ändern.

Gegenwärtig ist in England der gegenseitige Männerkuß bekanntlich so auffallend, daß der Fremde, welcher einem Freunde auf offener Straße ein solches Liebeszeichen ausdrücken wollte, kaum vor Beleidigungen sicher sein würde, und daß der Vater nicht einmal seinen scheidenden Sohn küßt, sondern ihn nur mit einem Händedruck und farewell entläßt. Nicht so war es zu Ende des 15. Jahrhunderts, und Erasmus von Rotterdam kann nicht genug die Küsse rühmen, welche selbst dem Fremdlinge, und wie es scheint, auch von Frauen gespendet wurden. Er entwirft in einem Briefe an den Faustus Andrelinus von den Britinnen ein anziehendes Bild und fährt dann fort: „Est praeterea mos, nunquam satis laudatus. Sive quo venias, omnium osculis exciperis: sive discedas aliquo, osculis dimitteris: redis, redduntur suavia: disceditur abs te, dividuntur basia: occurritur alicubi, basiatur affatim, denique quocunque te moveas suaviorum plena sunt omnia. Quae si tu, Fauste, gustasses semel, quam sint mollicula, quam fragrantia, profecto cuperes non decennium solum, ut Solon fecit, sed ad mortem usque in Anglia perigrinari." Ein anderer Reisender meint von den Briten im J. 1750: „Die englische Nation betreffend, so ist solche zwar honnet und großmüthig, aber meistens in ihrem Lande hautaine und hoffärthig, und ästimiren die Fremden bisweilen gar wenig; auf dem Festlande aber sind sie ungemein höflich und conversable." Und auch dies hat sich geändert zum Gegentheile, da bekanntlich die sogenannten Touristen durch ihre schroffe Verschlossenheit abstoßen, während die heimischen Engländer gegen den Fremdling höchst zuvorkommend und liebenswürdig sich erweisen. 103.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 341. —— 7. December 1837.

Taschenbücherschau für 1837.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 340.)

„Über Pasquille, Spottlieder und Schmähschriften aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts", von Johannes Voigt (S. 321—524). Der Verf. führt uns in das Jahrhundert der Reformation, also wieder in Zeiten und Momente einer Revolution, und, wie paradox es scheine, einer sehr verwandten. War es dort das Princip politischer Freiheit, so galt es im 15. Jahrhundert dem der kirchlichen. Kein Wunder also, wenn sich auch hier, wie allemal, wo ein Princip nach der ausschließlichen Herrschaft trachtet, ein Widerstand erhob, der aus den innersten Quellen des Lebens hervorging. Daß die Zeiten solches Kampfes zwar sehr aufgeregte, gewöhnlich, aber für die Zeitgenossen selbst nicht eben die glücklichsten sind, davon gibt die Weltgeschichte und eigne Erfahrung genugsam Beleg. Was heißt aber und gibt's überhaupt glückliche Zeit? Lassen wir den Verf. selbst reden. Sein Aufsatz beginnt:

Schlage das Buch der Weltgeschichte auf und forsche, wo du willst: du wirst keine Zeit finden, die von den Zeitgenossen einverstanden die glücklichste oder auch eine unbedingt glückliche genannt worden. Überall ein Lazarus neben einem Krösus, ein Bandit neben einem Cäsar, ein Helot neben dem Spartaner, ein Leibeigner neben dem Grafen und Baron, und jedes Jahr der Weltgeschichte wird von einem Heraklit beweint und einem Demokrit belacht. In jeder Zeit stehen Richtungen gegen Richtungen, Interessen gegen Interessen, Partien gegen Parteien, welche jene oder diese verfolgten, darum sich bekämpften, widerstrebten, bedrängten, erdrückten. Da rühmten stets die Alten die Vergangenheit; von daher hörten sie keine Klage mehr; das Grab umschloß die Unglücklichen und Mühebeladenen mit allen ihren Qualen und Seufzern. Da erhofften stets die Jüngern mit sehnendem Blicke die glücklich geträumte Zukunft und eilten ihr frischen Muthes entgegen; aber je weiter sie eilten und je näher sie der glücklich gehofften Zeit zu kommen meinten, je weiter rückte das Bild einer Zeit, wo kein Wölkchen den Himmel des Lebens trübte, in die blaue Ferne. In jeder Gegenwart kämpften sie mit neuen Hemmungen auf ihrer Bahn, rangen sie mit neuen Leiden, erduldeten sie neue Entbehrungen, täuschten sie sich von Neuem mit frischgefaßten Hoffnungen.

Durch die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts zieht sich ein mächtiger Parteikampf in Kirche und Staat, und wenn der erstere mit gelehrten, der andere mit ehernen Waffen ausgefochten wurde, auch wol beide sich wechselsweise unterstützten, so waren beide Arten noch nicht die einzigen und nicht die eigentlich volksthümlichen. Wenigstens galt es, das Volk auf seine Weise über seine Interessen aufzuklären, und es geschah neben der Predigt und der Streitschrift auch durch Spottgedichte, Schmählieder und Pasquille. Es ist längst anerkannt worden, daß seit der Reformation die öffentliche Meinung eine Macht geworden ist, welcher auch die Mächtigsten auf die Länge nicht zu widerstehen vermochten. Auf die öffentliche Meinung zu wirken, oder sie über gewisse Angelegenheiten ins Leben zu rufen, war gewiß nichts wirksamer, als durch populaire Schriften an das Volk, durch Lieder u. dgl. dasselbe zu bearbeiten.

Dies gibt nun dem Verf. Gelegenheit, zuerst vom deutschen Liede und dem Volksliede überhaupt zu reden, wobei er auf die beiden verdienstlichen Hauptsammlungen von Soltau und Wolff Rücksicht nimmt. Ob aber schon der Barrit der alten Deutschen ein zum Kampfe begeisternder Vortrag historischer Schlachtlieder, wie S. 333 angenommen wird, oder nicht vielmehr nur ein bloßes unarticulirtes Kriegsgeschrei, ein Warhoop gewesen, lassen wir billig dahingestellt. Dagegen wollen wir nicht leugnen, daß auch schon lange vor Karl dem Großen deutsche Volkslieder vorhanden waren (Eginhard's „carmina barbara et antiquissima"), welche Karl sammeln ließ. Von da springt der Verf. sogleich auf das 16. Jahrhundert, ohne zu untersuchen, ob nicht manche Dichtungen der Minnesänger selbst in den Mund des Volkes gekommen sind. Im 16. Jahrhundert kam freilich dem Volksliede auch die Presse zu statten, welche in Form fliegender Blätter die poetischen Producte unter die Menge brachte. Man weiß, was die „gedruckt in diesem Jahre" noch im 18. Jahrhundert wirkten.

Aber besonders für das Pasquill, Spott- und Schmähgedicht war die Reformationszeit die productivste, wenngleich es auch in früherer Zeit nicht daran fehlte und schon im 8. Jahrhundert auf einer Versammlung, bei welcher Bonifaz als römischer Legat gewesen sein soll, eine außerordentliche Strafe auf Verfertigung und Absingung von Pasquillen *) gesetzt wurde. Seit der großen

*) Hr. V. citirt ein Capitular bei Georgisch 496, als von Karl dem Großen herrührend. Die hierher gehörende

sittlichen Ausartung des Klerus wurde derselbe das ganze Mittelalter hindurch das Stichblatt des Volkswitzes und der Spötterei. Sehr schätzbar ist, was der Verf. von S. 340 an über die Entstehung des Pasquills (angeblich nach einem Schuhflicker Pasquino in Rom um 1511 so genannt, der sich durch witzige Einfälle und beißende Spöttereien berühmt machte) erzählt. Freilich mochte es damals auch von Rom heißen: difficile est satiram non scribere. Während sich schon bei Pasquino's Lebzeiten Alles, was in Rom an Sarkasmen über die vornehme Welt Gefallen fand, in seiner Werkstatt versammelt hatte, so wurde auch nach seinem Tode eine in der Nähe seiner Wohnung aufgestellte verstümmelte Bildsäule noch sein Organ, in dem man Alles, was man der Art auf dem Herzen hatte, dem Pasquino in den Mund legte und an diese Statue anklebte, und so der Name Pasquino's allmälig auf sie überging. Gegenüber stand zufällig eine ähnliche, früher auf dem Martis forum befindlich gewesene, die von ihrem frühern Platze Marforio genannt wurde. Wenn nun Pasquino manchmal lange nichts von sich gab, so foderte Marforio ihn durch angeheftete Fragen heraus, auf welche Pasquino dann gemeiniglich am nächsten Tage seine Antwort brachte. Von diesem Pasquino sollen nun die Pasquille ihren Namen haben. Schon 1544 erschien zu Basel die merkwürdige und selten gewordene Sammlung: „Pasquillorum libri duo", welche der Verf. vor Augen hatte und zu seiner Arbeit benutzte.

Schon 1524 enthält ein deutscher Reichsabschied ein strenges Verbot der Pasquille und Schmähschriften; 1530 erschien deshalb ein Buchdruckermandat, 1541 ein neues Reichsgesetz deswegen, ebenso 1548 und ferner. In der Regel fruchteten solche Verbote nicht viel, oder man half sich mit Abschriften, die man sich brieflich zusendete. Man wußte also dazumal so gut wie jetzt um die Gesetze herumzuwandern. Der Verf. theilt Mehres der Art, was an Herzog Albrecht von Preußen gelangt war, aus dem königsberger Archive mit; der Verf. hat es aber weniger mit jener Sammlung lateinischer und italienischer Pasquille als mit den deutschen zu thun und geht nun diese Schriften nach folgenden Rubriken durch: 1) Pasquille und fliegende Blätter, welche die Kirche und das gesammte Kirchenwesen (a) katholische Kirche und ihr Wesen im Allgemeinen, b) Papst, römischen Hof und höhere Geistlichkeit, c) Concilien, d) das augsburgische Interim) betreffen; 2) den Kaiser und sein Streben wider die deutsche Freiheit, a) die Fürsten und verschiedenen Stände des Reichs als des Kaisers Anhang. Wir können dem Verf. hier nicht weiter folgen, versichern aber, daß der Freund deutscher Nationalliteratur eine reiche Ausbeute finden wird, unter Andern einen damit zusammenhängenden Excurs über das in jener Zeit übliche Karnöffelkartenspiel (S. 402 fg.). Nur noch eine Bemerkung erlauben wir uns in Beziehung auf die S. 489 erwähnte Sage vom Kaiser Friedrich im Kyffhäuser, daß unter diesem Friedrich eigentlich der zweite Hohenstaufe dieses Namens gemeint sei, also Gottschalk in seinen „Ritterburgen" (II, 237) mit dem in Italien erfolgten Tode Friedrich's gar so Unrecht nicht habe, als der Verf. ihm durch Frage- und Ausrufungszeichen zu geben scheint; worüber Hr. V. Mehres in Wachter's „Thüringischer Geschichte", III, 240, oder wenn er diese nicht bei der Hand hat, in „*Engelhusii chronicon*" in Leibnitz's „SS. rr. Brunsvic", Th. II, S. 1115, finden kann. Da dem Verf. keine ältere Spur von der Sage von Friedrich's Wiedererscheinen bekannt ist, so verweisen wir ihn deswegen auf den um 1315 lebenden Mönch Joh. v. Winterthur, der in seinem (in Breitinger's „Thesaurus hist. Helvet.", 1735, abgedruckten) „Chronicon", S. 85, 86, der Sage schon gedenkt.

Den letzten Aufsatz spendet uns (S. 525—628) Hr. Prof. F. W. Schubert in Königsberg unter der Aufschrift: „*Immanuel Kant und seine Stellung zur Politik in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts.*" Aus dem Nachlasse von Nicolovius (ehemaligen Verlegers von Kant's meisten Werken) ist ein großer Theil von Kant's Handschriften von der königsberger Universitätsbibliothek erworben worden. Bestehen sie gleich zum großen Theile nur aus einzelnen Blättern, Zetteln, beschriebenen Briefen und Couverten, so enthalten sie doch grade aus der politisch so wichtigen Zeit der letzten Theilungen Polens und der französischen Revolution so viel auf Kant Einwirkendes, daß Hr. Prof. Schubert davon Gelegenheit nahm, über Kant's Stellung zur Politik (oder wie es S. 559 richtiger heißt: „zu den politischen Studien seines Zeitalters") den vorliegenden Aufsatz niederzuschreiben, den alle Freunde des königsberger Weltweisen ihm herzlich danken werden. Über seine Bildung, über die Genesis seiner wichtigsten Schriften wird Einiges vorausgeschickt. Kant war so sehr Orakel seiner Zeit, daß ein gräflicher Majoratsbesitzer aus Schlesien von ihm wissen wollte, ob er nach dem Sittengesetz seiner Braut noch die Blattern einimpfen lassen dürfe, wie denn auch von Halle eine ähnliche Frage an ihn ergangen war, und daß Prof. Reuß zu Würzburg, sein Schüler, ihn 1792 in einer akademischen Streitschrift darüber vertheidigte, daß die französische Revolution nicht aus der Philosophie seines Lehrers ihren Ursprung genommen habe. So hatte er also mit Montesquieu dasselbe Schicksal, mit dem sich Kant so viel beschäftigt hat. Seine Lieblingsansicht von der Revolution, die er als ein „Experiment betrachtete, welches die von der Vernunft aufgegebene Idee einer vollkommenen Staatsverfassung zu realisiren gedächte und daher auch nur zur Beobachtung des Entwickelungsganges die benachbarten Völker auffodern, nicht aber zur feindlichen Einmischung aufreizen könnte", mußte er freilich nach dem schauderhaften 21. Jan. 1793 fahren lassen. Aber in diesem menschlich-schönen Irrthume hatte Kant viele edle Mitschuldige. Möge die angekündigte Gesammtausgabe von Kant's Werken recht lebendige

---

Stelle, Nr. XIII, lautet: „Qui in blasphemiam alterius cantica composuerit, vel qui ea cantaverit, extra ordinem judicetur. Nam lex hujusmodi praecipit exiliari." Hr. V. muß übersehen haben, in welche Zeit Georgisch dies Capitular wegen Bonifatius' Anwesenheit setzt.

Theilnahme finden. Deutschland ist sie ihm und noch mehr sich selbst schuldig.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 340.)

Ungemeine Vorzüge vor Charenton hat in dieser Hinsicht die Irrenanstalt zu Bicêtre, welche ich einige Tage später in Gesellschaft eines jüngern Irrenarztes besuchte. Bicêtre liegt eine halbe Stunde südlich von Paris auf einer Anhöhe, welche die ganze Umgegend und namentlich Paris beherrscht. Von dem Bischofe von Wincester *) 1204 erbaut, fiel es 1294 unter Philipp dem Schönen an die Krone und wurde seitdem häufig von den Königen und Prinzen von Frankreich bewohnt. Ludwig XIII. gab die erste Veranlassung zu seiner jetzigen Bestimmung, indem er nämlich 1632 ein Invalidenhospital daselbst anlegte. Bis voriges Jahr hatte Bicêtre noch eine dreifache Bestimmung: es war Armen- und Arbeitshaus für Hülfsbedürftige männlichen Geschlechts, Irrenhaus und Criminalgefängniß für Verbrecher, welche zu Galeeren oder zum Tode verurtheilt worden waren. Gegenwärtig hat es nur noch die zwei erstern Bestimmungen, weil seit einem Jahre die Criminalgefängnisse nach den neuen schönen Gebäuden in der Rue Roquette verlegt worden sind. Wir haben es hier blos mit der Irrenanstalt zu thun.

Die zu ihr gehörigen Gebäude bilden ein in sich abgeschlossenes Ganze und sind in jeder Hinsicht zweckmäßiger und besser eingerichtet als die Irrenanstalt zu Charenton, zumal was den erst neu angelegten Theil unter der Benennung der nouvelles colonnes betrifft, welcher für Reconvalescenten bestimmt ist. Fast überall genießen die Kranken einer weiten, herrlichen Aussicht; die Luft ist beständig rein; die Gartenanlagen, welche zu Spaziergängen der Patienten von ruhigerm, unschädlichem Charakter bestimmt sind, zeichnen sich durch Geschmack aus; die Zimmer und Schlafsäle sind hoch, vortrefflich erleuchtet und ausnehmend reinlich gehalten. Die Fußböden sind fast durchgängig parquetirt und gebohnt und die Bettstellen mit wenigen Ausnahmen von Eisen. Bicêtre ist nur für Männer bestimmt und etwa für 700—800 Patienten eingerichtet; die jährlichen Kosten der Unterhaltung belaufen sich auf nahe eine Million.

Da es grade ein schöner heiterer Tag war, trieben sich die Patienten, mit Ausnahme der Rasenden und Paralytischen, sämmtlich frei in dem Garten und den Hofräumen umher und überließen sich ungehindert ihren Thorheiten. Den Mittelpunkt dieses pikanten und ergreifenden Schauspiels bildete der große gemeinschaftliche Gesellschaftssaal, welcher die eine Seite des Gartens begrenzt. Ich dachte dabei an Kaulbach's „Narrenhaus"; es war aber hier doch noch ein ganz anderes Leben, eine viel tiefer eingreifende Wahrheit als in jenem vortrefflichen Bilde. Weder der Pinsel noch die Feder können wiedergeben, was sich hier in einem einzigen Momente mit dem Blicke erfassen läßt. An einzelnen, sehr merkwürdigen Fällen von Wahnsinn und fixen Ideen fehlte es natürlich auch hier nicht. Ein ehemaliger, wie man uns sagte, ausgezeichneter Chemist trug sich z. B. mit der tollen Idee herum, einen Dampfwagen zu erfinden, mit welchem man von Planet zu Planet reisen könne. Ein Schneider hält sich für den Papst, führt beständig das Wort: symbolique, im Munde und vertheilt fortwährend an seine Umgebungen Cardinalshüte und Bischofsstäbe. Napoleon ist uns auch zweimal begegnet; einmal unter der Gestalt eines ehemaligen Zöglings der polytechnischen Schule, welcher sich aber zugleich auch für einen Bäcker hält (man hat bemerkt, daß diese Form des Wahnsinns sehr häufig ist), und dann in der Person eines ehemaligen Bataillonschefs von wahrhaft kaiserlicher Haltung. Um Ihnen nur einen Begriff davon zu geben, in welcher heillosen Gedankenverwirrung dieser Unglückliche lebt, möge hier ein Theil der Worte folgen, welche er an uns richtete: „D'abord vous savez mon nom, mes qualités; toute l'Europe sait, que je suis ici incognito. Je suis Bonaparte, mais Bonaparte moins Moscou; j'ai divorcé d'avec son simulacre à partir de 1811; je suis redevenu tout simplement ce que j'étais dès mon origine, prince de Taxis-Latour, le chef de la première famille princière de l'Allemagne. Je suis de la race des Alcyons, et de la branche ainée; or, vous savez sans doute que les Alcyons ont toujours compté au premier rang de leurs priviléges la prérogative assurément fort précieuse de pretendre aux premières faveurs des fiancées — Ici, tout le monde est femme ou pis que cela; mais vous remarquerez que je suis un homme de toutes pièces de la tête au pieds; je n'ai point des jambes de chameau comme ces êtres qui m'entourent. On m'annonce, que Metternich désire que je lui donne audience; je verrai quoi lui répondre. Encore une trahison peut-être! Mais je suis prince; et je me dois d'être poli comme de mépriser les dangers!" u. s. f. Gleich neben diesen Napoleonen findet sich Ludwig XVII. und ein alter runzlicher Mann, welcher sich für nichts Geringeres als die Mutter des ganzen Menschengeschlechtes, Eva, hält und beständig von den Millionen Kindern spricht, welche ihm das Dasein zu verdanken hätten.

Was Bicêtre für die Männer, ist die Salpetrière für die Frauen, nämlich Versorgungshaus für arme Bejahrte und Irrenanstalt. Die Salpetrière, welche ich öfter besucht habe, ist überhaupt eine der großartigsten Anstalten in ihrer Art. Sie hat ihren Namen davon, daß ehemals ein Theil der zu ihr gehörigen Gebäude eine Salpeterfabrik enthielt. Die jetzige Bestimmung erhielt sie unter Cardinal Mazarin, aber in einem ausgedehntern Sinne, indem nämlich ursprünglich überhaupt Arme beider Geschlechter aufgenommen wurden. Gegenwärtig werden daselbst über 7000 bejahrte Weiber verpflegt oder ärztlich behandelt. Nur in die für Irre bestimmte Abtheilung werden Kranke jeden Alters aufgenommen. Die Zahl der Frauen dieser Kategorie beläuft sich auf beinahe 2000. Die Behandlung und Verpflegung derselben geschieht unter der Leitung des bekannten Irrenarztes Pariset, ganz nach denselben Grundsätzen wie zu Bicêtre, sowie auch die erst vor Kurzem neu angelegten Gebäude, welche von den Reconvalescenten bewohnt werden, nach demselben Plane angelegt sind wie die nouvelles colonnes zu Bicêtre. Natürlich wiederholen sich auch hier die verschiedenen Formen des Wahnsinns, welche wir bereits in Charenton zu beobachten Gelegenheit fanden. Unglückliche Liebe ist die vorherrschende Ursache desselben, welche hier in den sonderbarsten Nuancen der Geistesabwesenheit erscheint. Unter Anderm glaubt eine dieser Unglücklichen, welche vor einigen Jahren bei Gelegenheit eines Maskenballs von einem jungen Menschen in der Maske des Khalifen von Bagdad verführt wurde und dann aus Verzweiflung den Verstand verlor, an die wirkliche Existenz ihres Khalifen und unterhält unter der Adresse: A Mr. le calife de Bagdad, en Amérique", eine regelmäßige Correspondenz mit ihm. Im Allgemeinen hat man in den Irrenhäusern zu Paris die Bemerkung gemacht, daß Frauen, welche aus Liebe wahnsinnig geworden sind, sehr mittheilend und geschwätzig sind, während dagegen Wahnsinnige aus Ehrgeiz, übertriebener Frömmigkeit und Schrecken in der Regel schweigend dahinbrüten.

Eine eigne Classe bilden in der Salpetrière die Wahnsinnigen aus Geiz und Habsucht. So wurde erst vor Kurzem eine Frau dahin gebracht, welche, durch unglückliches Börsenspiel zum Wahnsinn getrieben, sich nun beständig einbildet, sie habe Actien von der Mendizabal'schen Anleihe genommen und ihrer Erbitterung gegen die spanische Regierung durch fortwährende

---

*) Der jetzige Name ist nichts als eine Corruption des Namens des Begründers in folgender Abstufung: Wincester, Bichestre, Bicestre und Bicêtre.

Verwünschung der Königin Christine, Gomez's und der von Spanien dargebotenen eingebildeten Hypothek auf die Insel Cuba Luft macht. Auch unter Weibern ist der Irrglaube an eine Transformation des Geschlechts nicht selten. In der Salpetrière befindet sich z. B. eine schon bejahrte Frau, welche sich für Napoleon hält und zum Zeichen ihrer Identität beständig eine dreifarbige Cocarde an ihrer Mütze trägt. Eine Andere hält sich für einen Priester und bringt ihre ganze Zeit damit hin, die Ceremonien des katholischen Ritus nachzuäffen. Zu den ungewöhnlichern Fällen gehört eine Frau, welche sich für einen Berg hält und daher immer in gekrümmter Stellung zu Boden liegt; von Zeit zu Zeit ringt sie ihr aufgelöstes Haar aus, gleich als ob sie den von dem Berge kommenden Flüssen freiern Abzug gewähren wollte. Im Allemeinen muß man zugeben, daß die äußere Erscheinung wahnsinniger Frauen scheuslicher, abschreckender und ergreifender ist als die der Männer. Unter den Letztern gibt es immer eine gewisse ziemlich zahlreiche Classe, bei welcher sich der Wahnsinn in einer mitunter höchst spaßhaften und selbst an Ausgelassenheit grenzenden Heiterkeit äußert, während er bei Frauen in der Regel in seiner finstersten Gestalt erscheint. Wenigstens hat sich mir diese Bemerkung bei meinem Besuche der pariser Irrenhäuser unwillkürlich aufgedrängt.

Ich glaube diese Mittheilungen nicht besser schließen zu können als mit der Wiederholung einiger höchst interessanten statistischen Beobachtungen und Notizen, welche unlängst Herr Brière de Boismont unter dem Titel: „De l'influence de la civilisation sur le développement de la folie", der Akademie der Wissenschaften vorgelegt hat. Er ist dabei von folgenden rein numerischen Verhältnissen ausgegangen. Es befinden sich in London bei einer Bevölkerung von 1,400,000 Seelen 7000 Geisteskranke,also 1 auf 200; Paris, 890,000 Seelen, 4000 Geisteskranke, 1 auf 222; Petersburg, 377,000 Seelen, 120 Geisteskranke, 1 auf 3133; Neapel, 364,000 Seelen, 479 Geisteskranke, 1 auf 729; Kahiro, 330,000 Seelen, 14 Geisteskranke, 1 auf 30,714; Madrid, 201,000 Seelen, 60 Geisteskranke, 1 auf 3350; Rom, 154,000 Seelen, 320 Geisteskranke, 1 auf 481; Mailand, 150,000 Seelen, 618 Geisteskranke, 1 auf 242; Turin, 114,000 Seelen, 331 Geisteskranke, 1 auf 334; Florenz, 80,000 Seelen, 236 Geisteskranke, 1 auf 338; Dresden, 70,000 Seelen, 150 Geisteskranke, 1 auf 466. Mit Hülfe dieser Angaben gelangt Hr. Brière de Boismont zu folgenden Resultaten: 1) Die Geistesabwesenheit und die Verschiedenheit ihrer Formen nehmen mit der Civilisation in gleichem Verhältnisse ab und zu. 2) Je höher die Bildung eines Volkes gestiegen ist, desto mehr ist die Geistesabwesenheit moralischen Ursachen zuzuschreiben, während bei ungebildetern Völkern mehr physische Ursachen vorherrschen. 3) Ist dasselbe auf die je nach Verschiedenheit der Bildung verschiedenen Classen der Gesellschaft anwendbar, d. h. die gebildetern Classen werden mehr durch moralische, die ungebildetern mehr durch physische Ursachen zum Wahnsinn getrieben. 4) Jedes Zeitalter und jedes Land erzeugt unter dem Einflusse der herrschenden Ideen gewisse bestimmte Arten des Wahnsinns. 5) Jede merkwürdige Begebenheit, jedes große öffentliche Unglück hat eine Vermehrung der Geistesabwesenden zur Folge. 6) Die Zahl der Bevölkerung hat allein keinen unmittelbaren Einfluß auf die Entwickelung des Wahnsinns; denn sehr bevölkerte Städte und sehr zahlreiche Nationen haben oft nur eine kleine Zahl Wahnsinniger aufzuweisen. 7) Die Vermehrung der Geisteskranken folgt der Entwickelung der geistigen Anlagen, der Leidenschaften, der Industrie, des Reichthums und des Elends. 8) Da nun die Geistesabwesenheit eine Folge der Civilisation ist und vorzüglich durch moralische Ursachen herbeigeführt wird, so müssen auch moralische Mittel, unter denen eine geschickte Leitung der Leidenschaften den ersten Platz einnimmt, die vorzüglichste und wesentlichste Grundlage der Behandlung ausmachen. Diese Behandlung wird um so mehr Erfolg haben, je unterrichteter die Kranken sind und je mehr Bildung sich überhaupt unter den verschiedenen Classen der Gesellschaft befindet. Da jedoch die Anwendung dieser Mittel eine unausgesetzte Aufsicht verlangt und nur immer von einem Manne betrieben werden kann, so können sie offenbar nur auf einige Individuen zugleich angewendet werden. Ihre Resultate können sich nur in gut gehaltenen und wenig zahlreichen Anstalten beurtheilen lassen. Aus diesem Grunde erklärt sich Hr. Boismont namentlich gegen zu große Centralirrenhäuser und ist der Meinung, daß die Heilung der Geisteskranken bedeutende Fortschritte machen würde, wenn man jene Anstalten durch Anlage von Departementalirrenhäusern vervielfältigen wollte. Wir geben diese Beobachtungen ohne weitere Bemerkungen den Leuten vom Fache und den Freunden der leidenden Menschheit zu fernerm Nachdenken. 129.

Notiz.

„Es gibt zwei Güter", sagte Byron mit augenscheinlicher Beziehung auf sich selbst, „deren Werth man nicht erkennt, bis man sie eingebüßt hat, die Gesundheit und den guten Ruf. Der Verlust derselben zerstört nicht nur unser eignes Glück, sondern untergräbt auch die Ruhe und das Wohlbehagen unserer Freunde. Die Gesundheit wirkt immer auf unser Temperament ein; verläßt uns jene, so fallen wir der Geduld unserer Umgebung zur Last, und endlich sind wir dem Mitleid und der Schonung preisgegeben. Der Verlust des guten Namens bringt noch größere Übel hervor; indem wir aus einem Stande, verdienter- und unverdienterweise, gestoßen werden, werden wir muthlos und misanthropisch; wir können nicht mit Denjenigen sympathisiren, von denen wir durch die Scheidewand der öffentlichen Meinung getrennt sind, und unser Stolz wird zum Skorpion, der den Stachel, welcher für unsere Feinde bereit war, in unsere eigne Brust drückt. Shakspeare sagt: Es ist traurig, das Glück durch die Augen anderer Menschen betrachten zu müssen; und doch muß dies Derjenige thun, der seinen guten Ruf eingebüßt hat. Ja, indem durch das Misgeschick seiner Lage seine Nerven stets gereizt sind, sieht er, oder bildet sich ein zu sehen Hohn und Verachtung in den Augen Aller, die ihn umgeben; und da, wie man weiß, Niemand eifersüchtiger auf die Ehre Andrer ist, als wer seine eigne verloren hat, so reizt jedes Zeichen von Kälte oder Geringschätzung, die ihm widerfährt, eine Schar trauriger Gefühle auf, die seine Ruhe verscheuchen. Dergleichen sollte gefürchtet werden, und doch wie viel gibt es nicht in der Welt! Wie Vielen sind nicht durch Lästerungen und Verleumdung die schwärzesten Verbrechen angedichtet worden! Und wie Haß und Ungerechtigkeit das Verdammungssiegel dem Namen eines Menschen aufgedrückt haben, der ohne irgend eine Untersuchung verurtheilt worden, so ist er aus der bürgerlichen Gesellschaft gestoßen; das verletzte Gefühl eitert in seinem Herzen, und wenn er nicht Hand an Alle legt, so richtet Jedermann die Hand oder wenigstens die Zunge wider ihn. Besitzt ein solcher Mann Geist und Kraft, so reizt dies die unbefriedigte Bosheit seiner Verleumder von Neuem, und der Ruf, den er erwirbt, wird blos zur Flamme, die den Scheiterhaufen entzündet, der die Aufmerksamkeit auf Denjenigen lenkt, welcher ihn nährt. Mittelmäßigkeit müßten Die sich wünschen, welche ihren guten Namen verloren haben; denn kann sie ihnen auch keine Verzeihung auswirken, so versenkt sie sie doch in Vergessenheit. Aber Genie erinnert stets die Feinde an das noch Vorhandensein des Beleidigten und an ihre Ungerechtigkeit. Sie entrüsten sich darüber, daß Der, den sie nicht mit Schimpf bedeckt haben, denselben noch überleben und sich auf einem neuen Boden erheben kann, während ihre Bosheit seine Schritte nicht zu untergraben vermag." 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 342. —— 8. December 1837.

Taschenbücherschau für 1838.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 341.)

2. Taschenbuch für die vaterländische Geschichte von Jos. Freih. v. Hormayr. Siebenundzwanzigster Jahrgang der gesammten, neunter der neuen Folge.

Da die meisten unserer Taschenbücher aus gar zu zartem Stoffe erzeugt sind, leben sie bekanntlich nicht sehr lange und gerechter Schmerz des Vaters — wenn auch sonst Niemandes — folgt ihnen nach. Wenn aber ein Taschenbuch die Dreimaldrei schon erlebt hat, gehört es nicht mehr zu den Sterblingen; wenn es aber gar seine silberne Hochzeit mit der Muse feiert und die Ehren und Freuden derselben noch jahrelang überlebt — denn nach Jubelfesten pflegen die Menschen bald zu sterben —, so muß es fürwahr reichen Lebensstoff besitzen. Der Herr Herausgeber hat, wie es scheint, einen unerschöpflichen Vorrath in seinen Sammlungen, seinem Gedächtnisse, seinen Erlebnissen, der um so mehr zu bewundern ist, da bis auf einige poetische Gaben fast alle Mittheilungen ohne andere Mitarbeiter von ihm selbst herrühren. Allerdings ist jetzt, was weiland als ein muthiger Gießbach aus den tiroler Bergen hervorrauschte, ein reicher aber ruhiger Strom der Ebene geworden, der, als ihm neben der Donau fortzulaufen verdroß, es mit der Isar versuchte und nun zur Abwechslung neben der Leine flutet, vorsorglich, wenn diese etwa auch ihres Eides, neben Hanover vorbeizufließen, entbunden werden sollte.

Dem Titel gegenüber stellt sich diesmal ein Bild dem Beschauer entgegen, dem man es auch ohne den Ordensstern gleich ansehen wird, daß es einem großen Staatsmann angehören müsse. Es ist Graf Maximilian Joseph v. Montgelas und sieht so nachdenklich aus, als wenn es am 2. Febr. 1817 gemalt worden wäre, wo ihm der Dank für seine Mühe wurde. Die Verdienste dieses Mannes, an den sich die wichtigsten Jahre von Baierns Umgestaltung, 1799—1817, anknüpfen, werden S. 410—428 auf eine Weise besprochen, daß man weniger einen Panegyrikus des Ministers als eine Zeitgeschichte in Beziehung auf Baiern darin wahrnimmt, was vielleicht die ehrendste Art ist, von einem so einflußreichen Manne zu sprechen. Über die Ursachen seines Rücktrittes vom Ministerium (2. Febr. 1817) kein Wort, und das mit Recht; denn jedes möchte an diesem Orte am unrechten Platze sein, wenn auch der Verf. leicht mehr hätte geben können, als der jüngste Biograph des Königs Maximilian zu geben wußte. Gegen den Schluß des Aufsatzes sind unter dem Text die Schreiben der Kaiser Franz und Alexander an den König Max vor dem rieder Vertrage und einige, Baierns Entschädigungen betreffende Stellen aus Congreßprotokollen und Friedensacten abgedruckt, die den bekannten Erfolg hatten, keinen Erfolg zu haben.

Nach diesem Hysteron-Proteron zu Nr. I: „Leibnitz über Polen und Rußland." Wie vor einem solchen Geiste wie Leibnitz sich doch die Sachen ganz anders klar und universell hinstellen als vor uns mittelmäßigen Köpfen! Der Verf. des Aufsatzes steht jetzt dem ungedruckten literarischen Nachlasse so nah. Wäre keine Ausbeute für die vaterländische Geschichte aus diesem unerschöpflichen Brunnen für das Taschenbuch heraufzuwinden? Für ein künftiges Conversations-Lexikon, welches übersichtlich Leibnitzens Universalität schildern will, empfehlen wir S. 8 und 9; für Die, welche wissen wollen, welcher Abstammung die deutschen Kaiser seit 1740 (mit Ausnahme Karl VII.) waren, die Note S. 6. Die Vaudemonts, die 1625 das Herzogthum Lothringen erhielten, waren Franzosen und französische Vasallen, und Franz v. Vaudemont war der Ururgroßvater Kaisers Franz I., der für Lothringen Toscana erhielt und Vater Kaiser Joseph II. wurde.

Ein paar poetische Mittheilungen von Herzog Jul. von Braunschweig und über das Stift Hildesheim und ein prosaisches Zeugniß, welches Graf Rüdiger v. Stahremberg den wiener Büchsenmeistern und Constablern ausstellt, übergehen wir, um zu Nr. V u. VI, „Regesten Hohenschwangaus" (und seiner Umgegend) und „Stams und Hohenschwangau" überzugehen. Wen die Sonne in München kalt läßt, der wärmt sich an der schönern zu Hohenschwangau, wo zwischen Füssen und dem hohen Säuling, zwischen Alp und Bannwaldsee, angelehnt an das tiroler Gebirg ein Paradies von Kunst und Natur sich aus einem der Vorberge aufthut. Wer sieht es dem scheinbar kleinen Schlosse, von Füssen auf der Wiese herüberwandelnd, an, was Alles in seinen Mauern und von seinen Zinnen aus zu sehen ist. Schon in frühern Jahr-

gängen hat der Herausgeber dies Schloß berührt, und es soll künftig einen stehenden Artikel seines Taschenbuches bilden, wobei wir unsere vorjährige Bitte um eine treue Abbildung im Namen aller Leser wiederholen. Die Regesten, von ungeheuerer Belesenheit zeugend, gehen von 500—1388. Sie sind auch zur Geschichte Konradin's des Hohenstaufen, der wahrscheinlich dort von seiner Mutter Elisabeth und der welfisch-staufischen Muttererde Abschied nahm, um sein italisches Erbe sich zu erkämpfen, sehr reichhaltig. Das Wort Umgegend ist mitunter sensu latiori et latissimo zu nehmen. Dort ist mittelalterlich-classischer Boden, dort schieden sich Tirol, Schwaben, Baiern, dort war welfisch-staufisch und wittelsbachisches Eigen, wie Eduard Duller, der Sänger der Wittelsbacher, so schön davon singt:

Wo sich drei Marken scheiden, da steht das alte Schloß;
Von dreien Heldenstämmen trug es gar manchen Sproß.
Dreiästig schlingt der Epheu sich um den Thurm dort hin,
Den Welfen und den Staufen, den Schyren gilt dies Grün.

Mit Hohenschwangau steht das Kloster Stams (Kaiser Ludwig's des Baiern Vatersschwester Elisabeth gründete es) in vielfacher Beziehung. Seine Geschichte und die Reihe seiner Äbte wird gegeben. Urkunden fehlen nie, wo ein Hormayr schreibt. Dort findet sich auch der Schwan auf den Grabsteinen der Schwangauer sowie die drei Kugeln und der Querbalken der Freyberge, „der uralten und fürstengleichen Familie", wie sie S. 136 genannt wird. Zugleich findet der Literator S. 129 Auskunft über die gelehrte Familie der Primisser bis auf den 1827 in Wien gestorbenen herab.

Die Nr. VII bereichert die alte stehende Rubrik: „Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder", um fast 30 Nummern (S. 224—253), freilich verschiedenen Werthes, wie kaum anders zu erwarten, doch ist manche unscheinbare Notiz, die ein Anderer gar nicht aufgenommen haben würde, mitunter ein Samenkorn, das reichlich weiter wuchert. Manchmal könnte man die bekannte Frage des Cardinals Ippolito an Ariosto und mit größerm Rechte wiederholen: „Aber Meister Ludwig, wo habt ihr all' das närrische Zeug her?" Doch unsere wundersüchtige Zeit will so bedient sein, und Zeichen und Wunder sind ja für den Schwachen. Gemüthliche Leser werden „Der Hahnenkampf", „Hildegard von Kempten", die fortgesetzten Kyffhäusersagen, „Eginhard und Emma", „Die Weiber zu Weinsberg" (wovon die Thatsache auf dem Zeugniß einer gleichzeitigen Chronik beruht, darum auch schon von Raumer, Pfister und Böttiger der wirklichen Geschichte vindicirt ist), „Ritter Ulrich von Würtemberg", die Sagen von den Schwanenrittern (sich anknüpfend an Nr. 219, 220 des vorigen Jahrganges), „Der Lautner und sein Hund", „Die Krebse", besonders „Die Zigeuner" sehr ansprechen.

Ein paar Gedichte: „Hadamar v. Kuenring", „Die Bettlerkirche von Mähren", „Die Schutzmauer" und „Die Bergknappen zu Bärenau" von Joh. N. Vogl haben historische Unterlagen und poetische Diction. Wir haben sie mit Vergnügen gelesen.

Die zwölfte Rubrik: „Sitten und Gebräuche, Luxus und Feste, Handel und Charakterzüge der Vorzeit gegenüber unserer Zeit", enthält 20 Nummern, von denen die eingemauerten Jesuiten (in München, wo man 1774 im Jesuitencollegium einige Secesse graben wollte und in zwei Gewölben zwei todte Körper fand), die Verordnung des Regiments zu Wien, bei der Universität (1513) eine bestimmte Kleidertracht, Sittlichkeit und Ablieferung aller Waffen zur Pflicht machend, Kaiser Rudolf II. Schatzkammer zu Prag 1608 und die Hexenprocesse die wichtigsten sein mögen. Besonders ist die letztgenannte Nummer schaudererregend. Vor Allem zeichnete sich Franken unter würzburgischer Hoheit durch Eifer gegen die Hexen aus, und manches Zehentgericht wie Gerolzhofen und Zeil lieferte jährlich 100 Unglückliche auf den Scheiterhaufen. Aus den Verhörfragen heben wir nur einige aus: „Wann und zu was Zeit ihr Buel (Buhle) Teufel mit ihr Hochzeit gehalten? Ob sie den Teufel angebetet, und was nach demselben der Teufel mit ihr vorgenommen und gethan habe? Ob sie der Teufel nit anders getauft, und was er ihr darauf zum Todtengeld gegeben? Wie oft und an welchem Orte sie sich mit dem Teufel vermischt und mit ihm zu schaffen gehabt? Ob er in solchem unkeuschen Werke einem andern Manne gleich sei, oder wie es damit beschaffen? Ob nit ihr Buel Teufel auch zu Zeiten in ihrem eignen Bett unvermerkt ihres Ehemanns sie erkannt, und ob sie nit auch von ihrem Bulen geschwängert worden und Kinder von ihm erzogen? Wie oft sie auf der Gabel ausgefahren? Ob sie nit jerlich auf das wenigst dreimal an ein gewisses Ort sich zum Tanz habe verfügen müssen? Ob sie nicht alldort den bösen Geist, in einem Sessel sitzend, samt andern ihren Gespielen anbeten und ihm posteriora sub specie faciei küssen müssen? Wie viel sie Kinder umgebracht, aufgeschnitten? Wie viel sie Wetter und Hagel gemacht?" Gewöhnlich wurde so lange torquirt, bis alle diese Fragen genügend beantwortet und wo möglich noch mehr Mitschuldige genannt worden waren. Im Bisthum Strasburg allein wurden von 1615—35 5000 Hexen und Hexenmeister lebendig verbrannt. Dagegen gibt Nr. 20 des Kroaten v. Lapiz seltsame Geschichte gar anmuthige Scenen aus Kaiser Friedrich IV. Römerzuge 1450. Von den Höflichkeiten im Neapolitanischen S. 339 heißt es:

In allen Städten, Dörfern und Schlössern, die am Wege lagen, waren auf den Plätzen lange Tafeln aufgerichtet mit gebratenem Fleisch und dreierlei Speisen; auch brachte man den Wein nicht in Kufen und Säcken, sondern goß die aufgerichteten Springbrunnen voll, daß mancher Knecht zu stundenlang bei den Röhren lag. Alle Hausthüren waren offen und in den Gaststuben Streu und Decken bereit, und wurde sonst auch Keinem eine billige Bitte abgeschlagen; auch in den Frauenhäusern durfte Keine einen Pfennig nehmen, denn sie waren alle bestellt, und gab deren nicht wenige; man fand dort Mohrinnen und andere schöne Weiber nach Lust. Da gab sich mancher Knecht für einen Ritter aus und wurde viel Schimpfliches getrieben. Auch die Schmiede mußten an den Straßen mit Nägeln und Hufeisen warten, und wer immer wollte, durfte sein Pferd beschlagen.

Die dreizehnte Rubrik: „Tirolensia", gibt 1) ein (sehr freimüthiges) Gutachten des Regierungskanzlers in Tirol,

Joh. Freih. v. Hormayr *), an Maria Theresia, von 1753, über die Nivellirung Tirols mit den böhmisch-deutschen Provinzen, namentlich über die Errichtung von Kreisämtern. 2) Das Handbillet des Kaisers von 1805, zur Entlassung der Tiroler an die Krone Baiern mit der Versicherung, daß es seine Verfassung beibehalten werde. 3) Die Bitte des tiroler Bauernstandes (Wien 1814) um Wiederherstellung der alten, vom Kaiser garantirten und von der bairischen Regierung tractatwidrig entrissenen Verfassung. 4) Des Erzherzogs Johann Verordnung vom 13. April 1809 über die Verwaltung und Stände Tirols; dann eine Anzahl wichtiger Urkunden über die Geschichte des tiroler Krieges von 1809, meist mit des Herausgebers Namen unterzeichnet, der damals kaiserl. königl. Intendant Tirols war und, wenn auch ein Oberintendant Graf Goës vorhanden, doch die Hauptleitung der Landesadministration und Defension in den Händen hatte. Wir enthalten uns gern aller naheliegenden Bemerkungen, finden aber wol begreiflich, daß, wer solches Geschütz zur Vertheidigung einer Periode seines politischen Lebens aufzuführen hat, damit nicht wartet bis es verrostet ist. Ein schauderhaftes Nachtstück aus der Geschichte des Religionshasses und der Parteiwuth im Anfange des dreißigjährigen Krieges, 1620, ist der Tod des katholischen Dechanten Sarkander zu Holleschau, Nr. XIV.

Den Beschluß macht die Fortsetzung des schon 1836 angefangenen und höchst verdienstlichen Directoriums der vorzüglichsten vom Herausgeber entdeckten und herausgegebenen Urkunden und Quellen. Diese Fortsetzung enthält gegen 120 Urkunden von 1202—32, mit Nachweisung der Werke oder Zeitschriften, in welchen sie abgedruckt sind. Von dem Nutzen dieser Regesten haben wir schon bei der Anzeige des vorigen Jahrgangs gesprochen. Möge jede so gerettete Urkunde dem Hrn. Herausgeber einen so freundlichen Dank eintragen, als wir für diese neue Jahresspende ihm abzustatten nicht unterlassen haben wollen. 39.

Romanenliteratur.

1. Die Grabesrose von Jericho. Historische Novelle von Friedrich Stahmann. Neuhaldensleben, Eyraud. 1837. 8. 1 Thlr.

Eine alltägliche Geschichte wird hier alltäglich erzählt und mit einigen Scenen aus dem Kriege von 1805 gewürzt, jedoch nicht so stark, daß von dem Geiste der Zeit, von speciellen Beziehungen etwas herauszuschmecken wäre.

2. Die romantischen Sagen der Burg zu Militsch, aus dem 13., 14. und 16. Jahrhundert. Herausgegeben von Pauline, Freiin von Naurath zu Krammburg. Vier Theile. Breslau, Aderholz. 1837. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Eine gedrängte Übersicht der geschichtlichen Zustände in Schlesien, seiner Herrscherfamilien, der Besitzer der Burg Militsch und deren Entstehung, geht den Erzählungen voran, die uns manches Auffallende berichten, das nachsichtige Leser als romantisch auf Treue und Glauben hinnehmen werden. Jadwiga Zaremba wird erdolcht, weil ihr vorschneller Vater und ein hochmüthiger harter Freier über ihre Hand verfügten, ohne sie zu befragen. Da außerdem der wirklich Geliebte dem Lebendigbegrabenwerden kaum entgeht, ein Anderer statt seiner an die Reihe kommt, so ist für Grausen, Heulen und Zähnklappen in einem Grade gesorgt, zu dessen Höhe nur wenige Schriftstellerinnen hinaufklimmten. Die „Belagerung" ist die der Burg Militsch, wobei die List mehr als die Gewalt hilft, sowol den Kriegern als den Liebenden. König Johann von Böhmen ist als Unterstützter und Unterstützender passiv und activ dabei, einige dämische, trunksüchtige Mönche und Diener kommen auch ins Spiel, Gespenstergeschichten werden erzählt und so erreicht die Geschichte eine genügende Länge.

„Siegmund, Freiherr von Kurzbach" hat einige historische Unterlage, in den Zerwürfnissen Polens mit dessen Nachbarstaaten zu Ende des 16. Jahrhunderts, überdies eine schöne Zigeunerin, die dem Hrn. v. Kurzbach und seiner Geliebten ihr Schicksal voraussagt, die Beide dann gefällig genug sind, es durch ihr Verfahren zur Erfüllung zu bringen, sie durch Untreue, er durch den originellen Einfall, einen verlegten Schlüssel durch Pulver zu ersetzen. „Der Zauberbecher und die Perlenschnur" führen an den Hof Heinrich III. von Frankreich, mit seinen Wahrsagern und klugen Frauen, und zuletzt nach Militsch, wo Gnomen die gefeite Perlenschnur einer Kindbetterin aus dem Hause Maltzan überreichen, welche Schnur, deren Stoff unausgemittelt geblieben, noch heutzutage bei den Nachkommen jener Maltzan zu sehen ist. Den Zauberbecher braucht eine Frau Gudula zu bösartigen Künsten, mehr um ihren Fanatismus, ihre Rachsucht zu befriedigen, als um den Gelüsten der Königin Margarethe von Navarra zu fröhnen, die hier nicht blos verbuhlt, sondern ein moralisches Scheusal ist. Es ist schlimm, daß der arge Leumund von einer Dame ausgeht, sonst fände sich dann doch ein galanter Ritter, der für die schöne, leichtfertige, aber weder auf Heinrich IV. eifersüchtige noch zu jedem Laster bereitwillige Frau eine Lanze bräche.

3. Romantische Erzählungen von Eduard Wehrmann. Frankfurt a. d. O., Kosky. 1837. 8. 1 Thlr.

In der zweiten Erzählung: „Die Trauung bei der Laterne", einem just in den Motiven nicht neuen Schwank, besteht das Romantische in der Unwahrscheinlichkeit der Trauung mit einer andern Person als der beabsichtigten. In dem „Kreuz- und Götterbild" kann man es an und in der Ostsee bei den heidnischen Göttern und dem armen Bernsteinfischer suchen, der frei und getauft wird, nachdem er auf eine wunderbare Weise dem schmählichsten Tode entging. „Die Weihnachtsabende" sind rührende Kleinleben, ohne einen Zug von Romantik. Eher wäre sie in der „Nacht im Forsthause" zu finden, wo der schuldige Mann die unschuldige Frau tödtet und jener wieder durch den Sohn fällt, ein gräßliches Nachtstück ohne Sühne und Interesse.

4. Rheinlands Sagen, Geschichten und Legenden. Herausgegeben von Alfred Reumont. Mit acht Stahlstichen und einem Titelkupfer. Köln und Aachen, Kohnen. 1837. 8. 12 Gr.

Ein gutes Lied hört man gern zweimal, und so läßt man auch die rheinischen Sagen sich gern von Neuem erzählen, denn so oft sie auch vorgetragen wurden, geschah es doch nur selten mit so viel Geist und Bündigkeit wie hier von Alfred Reumont und seinen Freunden. Auch findet sich manches Neue oder Minderbekannte darin, wie „St.-Gertrudens Minne", „Die solinger Klingen", „Der Mönch zu Bosch" u. a. m. Die geschichtliche Erzählung hält die rechte Mitte zwischen dem dürren Chronikenstyl und dem des historischen Romans; die Legende trifft den richtigen Ton einfacher gläubiger Frömmigkeit, sie ist kindlich, nicht kindisch und einfältig. Nur an den „Nibelungen" möchte man das Einschlafen der Brunhilde mit allen beseelten und unbeseelten Dingen auf ihrer Burg wegwünschen, es gehört dies in einen bestimmten Märchenkreis. Dagegen möchte man die weggelassenen oberrheinischen Sagen

*) Er war der Großvater des Herausgebers, ein Mann, der schon vor Sonnenfels Folter, Todesstrafen, Hexenprocesse und Vampyrglauben bekämpfte, ein Freund von Muratori, Maffei, Scopoli und den Montanas.

hinzuwünschen und vor allen die Erläuterungen des Herausgebers, wozu es ihm leider an Muße gebrach. Die äußere Ausstattung ist dem Stoffe und der Form des Inhalts würdig, also ist es in jeder Hinsicht ein empfehlungswerthes Buch.

5. Novellen. Nach dem Französischen von M. W. G. Müller. Blankenhain, Anholt. 1837. 12. 10 Gr.

Beide Novellen: „Der König der Handwerker", nach Michel Raymond, und „Die Rächer", nach Telesforo de Trueba, spielen in Spanien und sind tragischer Art, jedoch nur die zweite, die kleinere, von echtem Gewächs. Das Schreckliche in der Sage der Infanten von Lara ist in der Bearbeitung ohne modernen Zusatz geblieben, der die rohe Leidenschaft dieser gewaltigen Naturen zur melodramatischen Bösewichterei entstellte wie in dem „König der Handwerker", wo der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen unnöthig ist, denn kein Erhabenes, nur übertrieben Entsetzliches ist vorhanden in der schwülstigsten Sprache, die zu mildern dem Verdeutscher wohl angestanden hätte.

6. Genzianen. Ein Novellenstrauß von Hermann Kurtz. Stuttgart, Erhard. 1837. 8. 2 Thlr.

Die zierliche, heilkräftige Blume, auf den Alpen heimisch, aber auch in den Ebenen eingebürgert, ist zwar kein seltenes Gewächs, aber selten durch das reine Blau ihrer Färbung, das man so wenig in der Blumenwelt antrifft. Die Erfindung in diesen Familiengeschichten ist nicht ungewöhnlich, allein die Behandlung ist von der Art, daß sie das etwas anrüchige Wort: Gemüthlichkeit, wieder zu vollen Ehren bringt, denn in solcher unbefangenen Lauterkeit wie hier zeigt sie sich selten, auch der tadelsüchtigste Witzbold müßte den so rein entwickelten Begriff des Gemüthlichen unangefochten lassen. Außerdem spricht sich in den Lebensläufen in aufsteigender Linie, wie man die Familiengeschichten nennen könnte, ein frischer, kräftiger Lebensmuth aus, der auch den Traum, die Sehnsucht kennt und empfindet, ohne Empfindelei. In „Simplicissimus", dem „Schwäbischen Merkur", „Abenteuer in der Heimat" und in dem „Wirthshause gegenüber" lauscht der Schalk, bald als naiver Neuling, bald als sich selbst mystificirender Herumschweifer, dann wieder als scharfer Betrachter, der zu der Überzeugung gelangt, daß in manchen Fällen eine gutartige Täuschung besser sei als eine verletzende Wahrheit. Ein heiterer Humor, der gründlich und unparteiisch die Zustände beobachtet, das Zufällige, Vorübergehende, Harmlose von dem Wesentlichen, dem Schadenden sondert, gibt sich in den Studentenscenen in dem „Wirthshaus gegenüber" kund, das wie die übrigen Erzählungen das rühmlichste Zeugniß von der Auffassungs- und Darstellungsgabe des Verf. ablegt. 29.

Literarische Notizen.

Die kaiserliche öffentliche Bibliothek in Petersburg ist im J. 1836 um 27,000 Bände vermehrt worden; sie enthält jetzt 428,151 gedruckte Bücher und 17,234 Handschriften. Aus der Bibliothek des verstorbenen Generals Suchtelen kamen ihr allein gegen 26,000 Bände zu.

Die oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz besteht jetzt nach dem in der öffentlichen Sitzung am 12. Sept. d. J. bekannt gemachten Jahresberichte aus 234 Mitgliedern, nämlich aus 14 Ehren-, 111 wirklichen und 109 correspondirenden Mitgliedern. In dieser Sitzung foderte der Secretair der Gesellschaft, Pastor Haupt, zur Aufzeichnung und Sammlung der Volkssagen in der Lausitz auf und theilte selbst einige dieser Sagen mit. Zur Lösung der im vorigen Jahre auf eine Sammlung ober- und niederlausitzisch-wendischer Volkslieder mit Melodien und deutscher Übersetzung gestellten Preisaufgabe war nur eine Sammlung oberlausitzischer Lieder eingegangen. Der Preis wurde daher auf 100 Thlr. erhöht und der Bewerbungstermin bis zum 1. Juni 1838 hinausgesetzt. Zugleich wurde das erste Heft des Werkes: „Scriptores rerum Lusaticarum", zu dessen Herausgabe eine besondere Commission zusammengetreten ist, vorgelegt. Es enthält: „Die Jahrbücher des Stadtschreibers Johannes von Guben und einiger seiner Amtsnachfolger", und den Anfang der „Görlitzer Annalen des Johann Bartith von Gauterbog", besorgt von Gustav Köhler.

Der Professor Sjögren hat sich auf Kosten der Akademie der Wissenschaften in Petersburg nach dem Kaukasus begeben, um dort besonders die Sprache und die Sitten der Osseten zu studiren. 60.

Bibliographie.

Große, K., Geschichte der spanischen Revolution von 1833. Nebst der Constitution von 1812. 1stes Heft. 8. Zwickau, Laurentius. 6 Gr.

Howard, E., Der alte Kommodore. Roman. Aus dem Englischen von E. Richard. 3 Bände. 8. Aachen, Mayer. 1838. 3 Thlr.

Kärcher, K., Graf Otto von Eberstein oder das Turnier bei Durlach. Novelle aus der Regierung Markgraf Rudolf I. von Baden. 2 Theile. Gr. 12. Karlsruhe, Groos. 2 Thlr. 12 Gr.

Klüber, J. L., Die eheliche Abstammung des Fürstlichen Hauses Löwenstein-Wertheim von dem Kurfürsten Friedrich dem Siegreichen von der Pfalz, und dessen Nachfolgerecht in den Stammländern des Hauses Wittelsbach. Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben von J. Mühlens. Gr. 8. Frankfurt a. M., Schmerber. 1 Thlr. 20 Gr.

Luden, H., Geschichte des teutschen Volkes. 12ter Band. Gr. 8. Gotha, J. Perthes. 2 Thlr. 8 Gr.

Die Matthias-Kapelle auf der oberen Burg bei Kobern an der Mosel. Beschrieben von E. Dronke, und J. C. v. Lassaulx. Gr. 8. Koblenz, Hölscher 14 Gr.

Maximilian Prinz zu Wied. Reise in das innere Nord-America. 1stes Heft. Gr. 4. Nebst Kupfer. Roy.-Fol. Koblenz, Hölscher. 3 Thlr. 4 Gr.

Molière's sämmtliche Werke. Übersetzt von L. Braunfels, F. Demmler, E. Duller, F. Freiligrath, u. A. Herausgegeben von L. Lax. Ausgabe in Einem Bande. Mit Molière's Portrait. Schmal gr. 4. Aachen, Mayer. 5 Thlr.

Neumann, K. G., Griechische Mythen. 8. Aachen, Roschütz u. Comp. 10 Gr.

Nowack, K. G., Schlesisches Schriftsteller-Lexikon oder bibliographisches Verzeichniß der im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts lebenden schlesischen Schriftsteller. 2tes Heft. 8. Breslau, W.-G. Korn. 18 Gr.

Possart, P. A. F., Das Fürstenthum Serbien, seine Bewohner, deren Sitten und Gebräuche. I. Abth. Historisches und Geographisches. Gr. 12. Darmstadt, Leske. 1 Thlr.

Rückert. Gesammte Gedichte. 2ter Bd. 2te Auflage. Gr. 8. Erlangen, Heyder. 2 Thlr.

Rumohr, C. F. v., Zur Geschichte und Theorie der Formschneidekunst. Gr. 8. Leipzig, Anstalt f. Kunst u. Lit. 1 Thlr.

Schuler, K. J., Gedichte. Gr. 12. Mannheim, Löffler. 1 Thlr.

Smets, W., Epheukränze. Neueste Dichtungen. 8. Aachen, Roschütz u. Comp. 10 Gr.

Wilson, J. M., Romantische Erzählungen aus der Geschichte und den Überlieferungen des schottischen Grenzlandes. Aus dem Englischen von H. Roberts. Gr. 12. Leipzig, Weber. 1 Thlr. 12 Gr.

Wunster's, A. E., Autobiographie. Mit einem Nachtrage zum Druck befördert von K. G. Nowack. Gr. 8. Breslau, W. G. Korn. 4 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 343. —— 9. December 1837.

Die neuere französische Journalistik.

Zweiter Artikel.*)

Eins der geachtetesten dynastischen Oppositionsblätter ist der „Courrier français", ursprünglich von den Herren de Broglie, Kératry und einigen andern Doctrinaires dirigirt, welche die Anglomanie so weit trieben, daß sie den Titel des Journals nur mit einem r schrieben, weil „The courier" nur ein r hat. Die neue doctrinaire Zeitung machte indeß kein Glück. Man schloß sich an die „Renommée" an, welche Hr. v. Jouy redigirte. Die „Renommée" empfahl sich der Nachwelt und wurde mit den „Annales" in den „Courrier" verschmolzen, dessen oberste Leitung vier oder fünf ausgezeichnete Tagesschriftsteller übernahmen. Benjamin Constant war einer der fleißigsten Mitarbeiter. Dies Directorium der rue Tiquetonne verschaffte dem neuen Blatt allerdings Ansehen, aber keine sichere finanzielle Stellung; die Fonds fingen an zu fehlen, als Hr. v. Lapelouze, ein äußerst gewandter Administrator und einsichtsvoller Kopf, sich an Hrn. Chatelain wandte und ihm die Hauptredaction des „Courrier" übertrug. Von jener Zeit an befolgte dieses Blatt stets eine feste politische Basis; der Historiker Thierry veröffentlichte darin einen Theil seiner Briefe über die Geschichte Frankreichs, und Paul Ludwig Courier zog ihm durch seine Artikel mehre Processe zu. Chatelain, ein ehemaliger Offizier, besorgt noch immer die oberste Redaction; seine Mitredacteurs sind die Herren Léon Faucher und Guyet. Letzterer war 1816 und 1817 mit Hrn. v. Jouy Herausgeber des in Brüssel erscheinenden, von wahrhaft attischem Witze und feiner Satire übersprudelnden „Nain jaune"; er ist ein großer Kunstfreund und Kenner von Fach und versah lange Zeit die Stelle eines Secretairs beim Baron Denon, welcher als Gelehrter die abenteuerliche Expedition Bonaparte's nach Ägypten begleitete und für seinen Theil so viel zu den wissenschaftlichen Resultaten dieses modernen Kreuzzuges beitrug. Die vortrefflichen Beiträge über bildende Kunst, welche Hr. Guyet von Zeit zu Zeit im Feuilleton des „Courrier" publicirt, lassen bedauern, daß dieser geistreiche Kritiker sich in den letzten Jahren ausschließlich auf die Politik geworfen hat. Das Feuilleton ist arm an interessanten Bearbeitungen; die bemerkenswerthesten Artikel des Feuilleton und der „Variétés" liefert Hr. E. Buret, der Übersetzer der Geographie Ritter's und Mitarbeiter an der von Börne herausgegebenen „Balance", wo er unter Anderm eine lichtvolle Analyse des Jean Paul'schen „Siebenkäs" gegeben. Hr. Buret gehört zu den wenigen Franzosen, welche sich in neuester Zeit mit ernsten Studien befassen und deutsche Literatur mit Liebe und Einsicht treiben, welches seine mit ebenso viel Sachkenntniß als Scharfsinn gefällten Urtheile über unsere wissenschaftlichen Bestrebungen zur Genüge beweisen. Leider macht der Director des Feuilleton, Hr. Mousset, welcher die faits im „Courrier" zusammenstellt, viele Umstände, Artikel über deutsche Literatur aufzunehmen, weil diese ernste Lecture den Abonnenten nicht munde. Unter demselben Vorwande wurde bekanntlich Hr. Thierry während der Restauration genöthigt, die Fortsetzung seiner Briefe über französische Geschichte im „Courrier" aufzugeben.

Der „Constitutionnel" datirt aus den ersten Jahren der Restauration. Als Carnot 1815 Minister war, hatte er als Generalsecretair Hrn. v. Saint-Albin angestellt, der durch seine republikanischen Gesinnungen und als intimer Freund Danton's bekannt war. Dieser gründete mit einigen Gleichgesinnten den „Indépendant" und erhielt von dem Minister die Erlaubniß, alle Thatsachen der ministeriellen Correspondenz, welche das Publicum interessiren könnten, abzudrucken. Bei dem damaligen Zustand der Dinge fand dieses Journal allgemeinen Beifall; später wurde es aufgehoben. Unter dem Ministerium des Hrn. v. Richelieu nahm es den Titel „Constitutionnel" an und bekam bald einen wunderbar schnellen Zuwachs, weil es grade keine auserwählten Leser verlangte, sondern allen verletzten Eitelkeiten der durch die Rückkehr der Bourbons besiegten Partei schmeichelte und die gewöhnlichsten Fähigkeiten in seine Mitte rief, wenn sie nur die Saite des Nationalstolzes anzuschlagen wußten. Der „Constitutionnel" hat unleugbare Dienste geleistet; ihm verdankt die liberale Partei ihr Dasein. Die, welche ihn in der ersten Zeit seines Bestehens redigirten, hatten von der neuen Dynastie nichts zu fodern, wol aber viel zu fürchten. Das war ein Gemisch von ehemaligen Conventsmitgliedern, Republikanern und kaiserlichen Censoren, welche, da sie im Grunde keine durch gemeinsame Über-

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 315 u. 316 d. Bl. D. Red.

einkunft festgestellten Principien hatten, nur in dem Schatten einer schützenden Neutralität sich zusammenfinden konnten. Diese schützende Neutralität war die Charte. Die Ideen, welche dieses Blatt verbreitete, waren von der verschiedensten Farbe und bildeten ein buntscheckiges Gemengsel von Wahrheiten und Irrthümern. Deshalb ist begreiflich, warum die Hauptredacteure des „Constitutionnel", die Herren Etienne und Jay, dieses Terrain nicht vorzugsweise cultivirten, sondern sich fast ausschließlich der Vertheidigung der Interessen und Bedürfnisse widmeten. Diese beiden Worte wurden die Devise der Schule, welche mittels einer crassen Materialität die Bürgerclassen auf ihre Seite brachte und wider Wissen die ersten Schlachtlinien gegen die Bourbons der Legitimität aufrichtete.

Mancherlei Ursachen, deren Entwickelung nicht hierher gehört, erschütterten den Credit des „Constitutionnel", welcher seit den letzten sieben Jahren fortwährend im Sinken ist, nicht sowol in materieller, finanzieller, als auch in intellectueller Hinsicht. Vor 1830 bezahlte man die ursprünglich zu 1000 Francs ausgegebenen Actien mit 300,000 Francs und darüber; gegenwärtig gelten sie noch etwas über die Hälfte. Die oberste Leitung des Blattes befindet sich in den Händen des Hrn. Reybaud, ehemaligen Redacteurs des „Courrier de la Sarthe". Die politischen Artikel sind gut, aber matt redigirt. In neuester Zeit scheint der „Constitutionnel" sein Schicksal ganz innig mit dem des Hrn. Thiers, seines ehemaligen Mitarbeiters, verbinden zu wollen.

Der „Messager" und das „Journal du commerce" gehörten anfangs dem reichen Bankier Aguado, welcher den Redacteurs erlaubte, die Interessen der Oppositionspartei zu ergreifen, unter der Bedingung, daß sie ihre Grundsätze nicht in den spanischen Angelegenheiten geltend machten. Der „Messager" ist neulich an eine Gesellschaft Actionnaire übergegangen; das „Journal du commerce" wurde im vorigen Jahre von den Pflanzern der französischen Colonien für Hrn. Mauguin angekauft, welcher bekanntlich ihr Delegirter ist und als solcher jedes Jahr eine Rede gegen die Abschaffung des Sklavenhandels in der französischen Deputirtenkammer hält, für welche Aufopferung er, nebenbei gesagt, 30,000 Francs Jahrgehalt bezieht. Böse Zungen sagen, daß Hr. Mauguin seine Committenten zu diesem Ankauf bewogen, indem er ihnen erklärt: um die Interessen der Colonien auf eine siegreiche Art wahren zu können, müsse er Minister sein, und um Minister zu werden, müsse er ein eignes Journal haben; ergo. Der Hauptredacteur des „Journal du commerce" ist Hr. Bert, welcher während der Restauration mit Benjamin Constant und Hrn. Pagès an der „Minerve" arbeitete. Die jetzt wiederum erscheinende Zeitschrift: „La nouvelle Minerve", steht unter der Direction des Hrn. Cauchois-Lemaire und repräsentirt die Oppositionsnuance, wozu Hr. Laffitte und einige Deputirte des linken Centrums gehören. Neuerdings hat auch Hr. Odilon-Barrot sein eignes Organ in der Presse gewonnen, nämlich das „Siècle", eins von den 40 Francsjournalen, welche im Laufe des vorigen Jahres gestiftet wurden. Anfangs dirigirte es Guillemot, ehemaliger Hauptredacteur des „Messager"; gegenwärtig ist Hr. Chambolle, zu Carrel's Lebzeiten Mitarbeiter des „National", an der Spitze des „Siècle". Desnoyers, Herausgeber der durch die Septembergesetze getödteten „Caricature" und Staatsmann des „Charivari", redigirt das Feuilleton, welches die beliebtesten Schriftsteller der sogenannten leichten Literatur unter seinen Mitarbeitern zählt.

Der „Temps" ist neuerdings ministeriell geworden, hat jedoch seine Redaction nicht verändert. Die polemischen Artikel liefert Hr. Coste, ehemaliger Herausgeber der in den letzten Jahren der Restauration erscheinenden „Tablettes". Sein fleißigster Mitarbeiter im politischen Fache ist Paul Merruau. Am Feuilleton schreiben eine Menge geachteter Literaten; die interessantesten Aufsätze fließen aus der Feder des Hrn. Charles Nodier. Depping gibt auch manchen geistreichen Beitrag. Hr. Toussenel bearbeitete früher die Erscheinungen der neuesten deutschen Literatur, welches Feld jetzt Hr. Savoye übernommen hat, der für die Ausbreitung der deutschen Sprache und die Berichtigung französischer Nationalvorurtheile über unsere Literatur einen rastlosen Eifer offenbart. Savoye hat in dieser Hinsicht binnen wenigen Jahren Unglaubliches geleistet. Hindernisse tausenderlei Art waren nicht im Stande, ihn von dem vorgesteckten Ziele abzulenken; seine Beharrlichkeit und sein edles Bestreben finden allmälig die Anerkennung, welche sie mit Recht verdienen.

(Der Beschluß folgt.)

Englisches Unterrichtswesen.

1. Education reform, or the necessity of a national system of education, by *Thomas Wyse*. London 1836.
2. Central society of education, first publication. London 1837.
3. On the principles of english university education, by the rev. *W. Wheuell*. London 1837.

Daß in demselben Grade, wie das Wohl des einzelnen Menschen von seiner Erziehung und der Erwerbung solider Kenntnisse abhängt, auch das Heil der Nationen von einer allgemeinen Verbreitung des Wahren und Nützlichen bedingt wird, ist wol über allen Zweifel erhaben und nicht minder durch das Resultat der denkenden Vernunft als durch das Zeugniß der ganzen Geschichte bewährt. Die Staaten des Alterthums verdankten ihre Blüte dem Gehorsam gegen Gesetze und der Unterordnung des individuellen Bestrebens unter die gemeinsamen Wünsche, was in freien Staaten durch die Zucht des Geistes und eine Erkenntniß Dessen, was Allen frommt, einzig hervorgebracht werden kann; und keinem Umstande mehr ist ihr Untergang zuzuschreiben als dem Verfalle jener Zucht, der Vernachlässigung der Gesetze und dem Einreißen eines selbstischen Ehrgeizes, dessen Befriedigung die Freiheit Aller geopfert wurde. Nicht weniger muß man Unwissenheit und Aberglauben als Hauptursachen des Elends anklagen, welches die europäische Menschheit während des Mittelalters befiel und durch Scholastik, Hierarchie und Feudalismus ein dreifaches Joch dem Geiste aufbürdete, wie man bei ernsten Studien auch in ihnen die Begründung aller modernen Revolutionen findet. Die weisesten Gesetzgeber haben daher auf die Volkserziehung stets Rücksicht genommen und in ihr den wahren Boden erkannt, in welchem ihre Anordnungen wurzeln sollten. Selbst im Gewirre der Verhandlungen in der französischen National-

versammlung wurde dieser Punkt oft besprochen, und vor wenigen Jahren sahen wir kurz vor dem Sturze des spanischen Ministers Martinez de la Rosa einen vortrefflichen Plan in der madrider „Gazeta" veröffentlicht, um das allgemeine Schulwesen in Spanien durch ein Gesetz zu ordnen.

Man muß sich daher mit Recht wundern, daß in der englischen Gesetzgebung von Johann ohne Land bis auf unsere Tage auch nicht eine Spur von solcher Fürsorge sich bemerken läßt, und daß selbst seit der Revolution von 1688, da das Land mehr Ruhe zu genießen anfing, niemals eine allgemeine Erziehung erwähnt wird. Allein es finden sich Gründe genug, um uns diese Erscheinung zu erklären. Besonders war es die Verschiedenheit in der religiösen Meinung, welche der Regierung es unmöglich machte, an eine solche Einrichtung zu denken, die allgemeinen Widerstand fand, indem man nicht allgemein die Ansichten der Staatsreligion anerkannte. So wurde Schottland und Irland und der katholische Theil von England sich selbst überlassen. Aber in dem bischöflich-protestantischen England selbst dachte das Parlament niemals an eine Volkserziehung, theils weil Lords und Gemeinen zu den reichsten Familien gehörten und eine noch so theuere Erziehung leicht bestreiten konnten, daher auch den Mangel weniger fühlten, theils aber weil das Vorurtheil herrschte, daß Unterricht die niedern Classen unglücklich, mit ihrem Schicksale unzufrieden und zur Arbeit untüchtig machte, und weil endlich das Volk selbst nach einer geistigen Bildung nicht sehr strebte. Hierdurch geschah es, daß in Schottland zwar durch den Eifer der Kirchenreformatoren selbst die Ärmsten einen gewissen Unterricht erhielten, in England und Irland dagegen die untern Classen vollkommen vernachlässigt wurden und höchstens hier und da durch eine wohlthätige Stiftung mit den ersten Wahrheiten der Religion sich bekannt machen konnten. Als aber seit der Emancipation der Katholiken und der Einführung der Reformbill ein großer Theil des Volkes nicht unbedeutenden Einfluß auf die Gesetzgebung gewann und ein Misverhältniß zwischen auszuübenden Rechten und Bildung und Einsicht der Berechtigten mehr und mehr hervortrat, fing man an, auf die Ursachen zurückzugehen und sie allmälig fortzuschaffen. Lord Brougham kommt die Ehre zu, auf diesen Punkt besonders aufmerksam gemacht zu haben, wie er es auch war, der durch Gründung von pädagogischen Gesellschaften, durch Herausgabe von vielen populairen Schriften und durch Stiftung von Volksschulen die besten Mittel an die Hand gab, um ein erkleckliches Ziel zu erreichen. Ihm verdankt die Society for diffusion of useful knowledge, sowie London university college ihren Ursprung. Seine Gegner, die hochkirchliche Partei, welche in diesen Anstalten Pflanzschulen für Verbreitung von Ansichten erkannten, die ihnen nicht orthodox schienen, folgten ihm nach, gründeten Schulen und eine Universität, King's college, um ihre Meinungen unter das Volk zu bringen. Das Publicum gewann von diesem Wetteifer am meisten, und es ist so weit gekommen, daß das Parlament endlich die Sache in seine eignen Hände nehmen wird. Indem wir der Politik es überlassen, den Gang der Gesetzgebung in dieser Hinsicht zu verfolgen, wollen wir auf einige Hauptwerke unsere Aufmerksamkeit richten, um den Standpunkt der englischen Literatur im pädagogischen Denken zu erkennen.

Das erste Buch ist von dem Parlamentsmitgliede Hrn. Thomas Wyse ausgearbeitet; es enthält eine große Fülle von Stoff, der nach langen Studien gesammelt war, und man kann wol sagen, daß es den ganzen Gegenstand erschöpft. Die Theorie der Nationalerziehung wird in drei Abschnitten entwickelt. Der erste, betitelt: „Nationalerziehung muß gut sein" (National education should be good), betrachtet Alles, was von den größten Pädagogen in Frankreich und Deutschland sowol über die Lehrgegenstände als Methodik, Lehrer, Bücher und Schulen gedacht worden, und gibt so auf 500 Seiten zugleich ein ausführliches System und eine vollständige Geschichte seiner Entwickelung von Aristoteles bis auf unsere Zeit. In den Resultaten stimmt der Verf. wesentlich mit Dem überein, was in Deutschland als gut anerkannt werden. In dem Kataloge der Lehrgegenstände finden wir jedoch drei Punkte erwähnt, die wir nennen müssen, weil sie den Charakter des Verf. erkennen lassen. Gegen alle bisher in England herrschende Verachtung der Musik als eines Bildungsmittels macht er sie dennoch zu einem nothwendigen Theile des Unterrichts, und was in Deutschland unbekannt, für England aber von großem Nutzen sein wird, er besteht darauf, daß in allen Volksschulen die Gesetzeskunde und die Staatswirthschaft (legislation, political economy) gelehrt werden solle. Zu Ende dieses Abschnitts entwirft er ein Bild eines Bauern und eines Mannes vom Stande, wie sie nach seiner Erziehungsmethode im Gegensatze zu der jetzt herrschenden Unordnung erscheinen müssen, woraus man die Liebe des Verf. zu seinem Gegenstande und die lebendige Anschauung von Dem, was er geschaffen sehen will, erkennen kann. Der zweite Abschnitt betrifft England besonders und sucht die Nothwendigkeit einer allgemeinen Volkserziehung mit allen möglichen Gründen zu beweisen („National education should be universal"). Hier ist es, wo das Misverhältniß der Volksrechte mit der Volksrohheit und guter Gesetze mit Unkunde derselben zur Sprache kommt und gegen die Vorurtheile, daß die Ärmern durch Unterricht nur elender werden, heftig angekämpft wird. Der dritte Abschnitt endlich betrachtet die Art und Weise, wie man trotz der verschiedenen Ansichten in der Religion dennoch überall einen Plan für die gesammte Volksbildung verfolgen könne, und wie die Schulen zu leiten und zu unterhalten seien. Im Großen ist dieses die Ansicht des Verf.: es solle ein Minister des Cultus an die Spitze einer aus allen religiösen Parteien gewählten Schulcommission gestellt werden und dieser solle es obliegen, Lehrpläne zu entwerfen, Bücher auszuwählen, die Lehrer zu prüfen und Schulhäuser zu bauen; aber ihre Unterhaltung müsse vom Volke ausgehen („National education should be permanently supported"). In einem Anhange erhalten wir nähere Auszüge aus deutschen pädagogischen Schriften, welche dem Verf. in ihrem weitesten Umfange bis auf die einzelnen Schulprogramme bekannt sind, zu dem Zwecke, daß der Werth des gegenseitigen Unterrichts, die Classification der Lehrer, Kleinkinderschulen auch von englischen Gelehrten geprüft werden sollen. In einem zweiten, noch nicht erschienenen Theile verspricht der Verf., Alles, was die praktische Ausführung seiner Vorschläge betrifft, durch Pläne und Mittheilungen aus andern Ländern zu erläutern.

Das zweite Werkchen enthält mehre schätzbare Aufsätze von einer unter dem Vorsitze des Hrn. Wyse gebildeten Gesellschaft, so eine Abhandlung von ihm selbst, betitelt: „Education in the United kingdom", welche sehr zu empfehlen ist; von dem Director einer Taubstummenanstalt, Mr. Charles Baker einen Aufsatz über die Erziehung der Sinne („Education of the senses"), und eine lesenswerthe Abhandlung über die Mathematik als eines Bildungsmittels, von Mr. Aug. de Morgan („Mathematics their value in education").

Das dritte Buch endlich, welches wir oben nannten, ist insofern interessant, als es die Gesinnung der Partei ausspricht, welche beim Alten bleiben möchte und auch auf die kleinste Änderung eifersüchtig hinsieht. Der Verf., der hochwürdige W. Whewell, ist durch ein kürzlich erschienenes Werk über die Entwickelung der naturhistorischen Wissenschaften wohl bekannt, zeigt aber in seinem pädagogischen Wissen eine geistige Beschränktheit und eine Unwissenheit, die man von solchem bedeutenden Schriftsteller nicht erwarten dürfte. Seine Hauptlehre ist, daß die Classiker und die Mathematik die einzigen Beförderer aller Wissenschaften seien, speculative Philosophie aber alles ernste Wissen aufhebe (S. 18). Um dieses zu beweisen, vergißt der Verf. die ganze Weltgeschichte, vergißt, daß Plato, dieser Beförderer der Mathematik, ein speculativer Philosoph war, vergißt Aristoteles und so viele deutsche Gelehrte, die mit Sinnigkeit und Geistestiefe so vieles Neue in Chemie, Mineralogie und Astronomie entdeckt haben, und nimmt seine Zuflucht zu Diesterweg's Broschüre gegen die deutschen Universitäten, welche

er auf eine fürchterliche Weise, aber sehr unverständig angreift. Ohne auch nur eine Ahnung zu haben, welche Stellung die deutschen Hochschulen einnehmen, fährt er, mit Diesterweg'schen Waffen versehen, über ihre Sittlichkeit und Rohheit her und merkt nicht, daß, während in Deutschland dieses ein momentaner Ausbruch jugendlichen Übermuthes ist und dahinter Tiefe des Wissens und Ernst im Streben sich bergen, in Oxford sowol als in Cambridge eine raffinirte Sinnlichkeit, Trunkenheit und Kartenspiel an der Tagesordnung sind und die Gesundheit und das Vermögen der Studenten ruiniren. Hegel in seinem Grabe wird angegriffen, weil er die Goethe'sche Farbentheorie gegen Newton vertheidigt, und daraus der Schluß gezogen, daß alle Philosophie schädlich sei, und dieses um so mehr, als man bei dem steten Vorwärtsstreben der Systeme nie zur Ruhe komme, indem der Mann nie genießen könne, was er in der Jugend eingesammelt, und besonders weil aller Respect gegen die Lehrer verloren gehe, deren einer stets das System des vorhergehenden negire. Freilich ist Cambridge glücklich darin, Butler's „Analogy", Paley's „Evidence of christianity" und Locke werden heute wie vor 50 Jahren studirt, und die Lehrer widersprechen sich nie, weil sie nie selbst denken. Das Merkwürdigste aber, was unser Verf. behauptet, scheint uns seine Ansicht, daß die Philosophie alle praktische Tüchtigkeit abstumpfe und die deutschen Studenten zu Träumern mache; denn nachdem er dieses ausgesprochen, vergißt er sich so sehr, daß er die Beschäftigung mit Staatsangelegenheiten, die er an den deutschen Studenten bitter tadelt, ebenfalls als eine Folge des philosophischen Studiums betrachtet und so in einem Athem Mangel an praktischem Thun und Übermaß desselben aus demselben Einen herleitet. Das ist die Folge der parteiischen Untersuchung; sie straft sich selbst am stärksten.

Wir erwähnen dieses Buch nicht um seiner selbst willen, sondern nur um die Schwäche der Partei anzugeben, welche der geistigen Entwickelung der Volkserziehung sich zu widersetzen sucht. Daß eine solche Partei zu so lügenhaften Quellen Zuflucht nehmen muß, dieses spricht ihr das Urtheil hinlänglich, und wir sind dadurch um so mehr überzeugt, daß von ihr keine große Gefahr der liberalen Seite drohen kann. 145.

Notizen.

Die junge Königin Victoria erneuerte bald nach ihrer Thronbesteigung den von dem ritterlichen, den Damen huldigenden König Jakob IV. von Schottland gestifteten Orden der Liebeskrone, welcher den Trägerinnen desselben die Rechte zugesteht, welche nur immer die vielbesprochene Emancipation verheißt. Sie können ohne Einwilligung der Ältern heirathen, ohne Einschränkung über ihr Vermögen verfügen, testiren &c. Der Orden, von welchem die Königin Großmeisterin ist, zählt außer den Ehrenmitgliedern fürstlicher Abkunft 20 Ritterinnen und 40 Novizen, die drei Jahre auf der Probe sein müssen, ehe sie befähigt sind, bei einer vorkommenden Vacanz einzurücken. Kommt eine solche vor, so haben die Ritterinnen das Wahlrecht, aber bei jeder vierten Vacanz hat die Königin das Recht, eine Dame zu ernennen. Die Mitglieder müssen von altem Adel sein, die Kanzlerin eine Herzogin, alle von unbeflecktem Rufe, und auch auf den Ahnen, mindestens vier in aufsteigender Linie, darf kein Makel haften. Die Ordenskleidung besteht in einem Mantel von violettem Sammet, mit einem achtspitzigen Stern, mit Goldschnuren und Schließen befestigt, die herzförmig sind. In der Mitte des Sterns befindet sich ein rothes emaillirtes Herz auf Silbergrund, darüber eine Goldkrone und das Motto: „Victoria. Invicta." Das Unterkleid ist von weißem Atlas, mit Goldtresen gestickt, das Barret von violettem Sammet, mit Hermelin besetzt, in welchem ein Reiherbusch von einer Brillantagrafe festgehalten wird. Die Ordenskette ist von Gold, in welcher abwechselnd Kronen und Herzen, durch Liebesknoten verbunden, sich befinden. Das himmelblaue Ordensband wird über der rechten Schulter getragen, ein kleiner Dolch in reicher Scheide hängt in einem Gürtel von auserlesenen Edelsteinen, köstlich gefaßt. Diese Tracht wird nur bei außerordentlichen Gelegenheiten angelegt, gewöhnlich tragen die Inhaberinnen des Ordens, sobald sie im Feierkleid erscheinen, ein Kleid von weißem Atlas, das Ordensband und in dem Brillantstirnbande ein gekröntes Herz, das statt aller andern Abzeichen auch von den Novizen, aber nur von Schmelz getragen wird. Was an dieser Nachricht Ernst, was Scherz ist, kann erst die Folge entscheiden.

Dieselbe Anekdote, die in Nr. 166 d. Bl. von Franz I. erzählt wird, mißt man auch Heinrich IV., Gabriele von Estrées und dem Herzoge von Bellegarde bei, auch paßt sie mehr für den humoristischen Heinrich als für den höfischen Franz. Der Maler Richard hat die Scene zu einem artigen Genrebild gewählt; Heinrich's Gesichtszüge sind unverkennbar. Das Bild befindet sich in der Gemäldesammlung des Herzogs von Leuchtenberg. 29.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 344. —— 10. December 1837.

Die neuere französische Journalistik.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 343.)

Das innere Getriebe des „Journal de Paris", der „Paix" und der „Presse" ist uns nicht bekannt. Das erstgenannte Blatt wird von Hrn. Jules Lechevalier redigirt, einem ehemaligen Saint-Simonisten, Fourrieristen u. s. w. Die Leitung der „Paix" besorgt Hr. Nouguier Vater. Der Hauptredacteur der „Presse" ist bekanntlich Hr. Emil de Girardin, dessen Name eine anrüchige Celebrität erlangt hat. Es lag nicht in der Absicht des Hrn. Girardin, dem neuen Blatte eine entschiedene Farbe zu geben; nach dem ursprünglichen Plane sollten die Herren Lamartine und Lerminier an die Spitze treten, welche den Vorschlag annahmen, aber nicht einwilligen wollten, daß Hr. Girardin der Dritte in ihrem Bunde sei. Die leitenden Artikel schreibt gegenwärtig Hr. Granier de Cassagnac, früherer Mitarbeiter der „Débats". Beiträge zum Feuilleton liefern die größten Notabilitäten der französischen Literatur; die Herren Alexander Dumas, Scribe, Balzac, Méry, Th. Leclerc, Alphonse Karr u. s. w. figuriren in großen Buchstaben auf allen Annoncen der „Presse", welche die Mauern der Hauptstadt und der Bannmeile bedecken. Die „Presse" hat gegen 15,000 Abonnenten; ob sie bei dem Preise von 40 Francs wird bestehen können, ist eine noch unentschiedene Frage. Jedenfalls hat Hr. Girardin durch sein Journal den Anstoß dazu gegeben, daß ein Theil der Achtzigfrancspresse ihr Abonnement auf 60 Francs heruntergesetzt hat, welches, unserm Dafürhalten nach, in Paris der einzig haltbare Mittelpreis ist. Wären die pariser Journale in ihrer Administration etwas ökonomischer eingerichtet, so könnten sie selbst bei einem Abonnementspreise von 40 Francs bestehen; ein solches Journal zu 40 Francs brauchte nicht mehr als 10,000 Abonnenten. Nachstehende Berechnung, deren Details wir durch eigne Erfahrung kennen gelernt haben, wird unsere Ansicht rechtfertigen.

Man kann annehmen, daß ein pariser Journal im Durchschnitt des Jahres 360 Mal erscheint, da an hohen Feiertagen keine Nummern ausgegeben werden. Die materiellen Kosten für diese 360 Blätter betragen

an Papier (ein Ries von 500 Bogen zu 9 Francs)	8 Francs.
an Stempelgebühr (5 Cent. per Bogen) . .	18 „
an Postporto	14 „
Jedes Exemplar kostet demnach der Redaction	40 Francs.

Rechnen wir nun von den 10,000 Exemplaren ein Drittel auf Paris und zwei Drittel auf die Provinzen, so ergibt sich

4000 Exemplare zu 40 Francs	=	160,000 Francs.
6000 „ „ do.	=	240,000 „
zusammen	=	400,000 „
Schlagen wir die Redactionskosten per Monat auf 5500 Francs an	=	60,000 „
Administrationskosten, als da sind Miethzins fürs Local, Heizung, Beleuchtung, Falzer, Träger &c.,	=	30,000 „
Druckkosten	=	50,000 „
Total der Ausgaben		540,000 Francs.
Nun beträgt die Einnahme für 4000 Exemplare in Paris à 40 Fr.	=	160,000 Francs.
Für 6000 Exemplare in der Provinz à 48 Fr.	=	288,000 „
Dazu kommen für Annoncen, gering angeschlagen 300 Fr. per Tag,	=	108,000 „
Totaleinnahme	=	556,000 Francs.

Demnach blieben also noch 16,000 Francs Benefiz übrig, bei einer Abonnentenzahl von 10,000. Wir zweifeln indeß, daß die „Presse" und das „Siècle" sich auf die Dauer halten. Ihre Administrationen sind auf zu großem Fuße eingerichtet; Hr. Chambolle hat z. B. als Director des „Siècle" jährlich 24,000 Francs; seine Artikel werden noch besonders honorirt; Hr. Dutacq, als Geschäftsführer und Director des Journals, hält sich drei Secretaire u. s. w. Das kann nicht gedeihen; es heißt daher auch, daß das „Siècle", obschon es über 13,000 Abonnenten hat, sein Abonnement zu Anfang 1838 auf 50 Francs für Paris und 58 Francs für die Departements erhöhen will. Die Vierzigfrancsjournale „La renommée" und „La loi" sind bereits eingegangen, das „Journal général de France", oder, wie es der „Charivari" sehr witzig nennt, das Journal caporal de France, hat seine Preise bereits höher angesetzt. Bei einer vernünftigen, sparsamen

Verwaltung wäre diese Maßregel überflüssig; wir haben die feste Ansicht gewonnen, daß 10,000 Abonnenten ein Journal zu 40 Francs, 6000 Abonnenten ein Journal zu 60 Francs, und 4000 ein Journal zu 80 Francs vollkommen aufrecht erhalten können.

Nach dieser Abschweifung, die wir uns erlaubten, weil wir sie als für das Budget eines französischen Journals charakteristisch hielten, beschließen wir unsere Mittheilung mit einigen Notizen über eins der ältesten und verbreitetsten Blätter der ministeriellen Presse; wir meinen das „Journal des débats". Es war ursprünglich ein Organ ohne politische Farbe, welches sich lediglich darauf beschränkte, genauen Bericht über die Debatten der legislativen Versammlungen abzustatten. Barrère hat es gestiftet; Louvet, Verf. des schlüpfrigen „Chevalier de Faublas", und einige andere Girondisten redigirten es später. In der Sammlung, welche vor uns liegt, fängt die erste Nummer am 27. August 1789 an; dieselbe ist mit einer kleinen Broschüre begleitet, deren Titel lautet: „Journal des débats et décrets", oder Erzählung Dessen, was in den Sitzungen der Nationalversammlung vom 17. Juni 1789 bis zum 1. September desselben Jahres vorgekommen ist. Das Format des Journals ist Kleinoctav, und der Jahrgang kostete 54 Francs für Paris und 60 Francs für die Departements. Es behielt diesen Titel „Journal des débats et décrets" bis zum Pluviose des J. VIII, wo der Drucker und Verleger, Hr. Baudouin, das Eigenthum des Blattes an Hrn. Bertin de Vaux verkaufte, welcher den Titel ein wenig änderte, das Octavformat in Quartformat vergrößerte und es „Journal des débats et lois du pouvoir législatif et des actes du gouvernement" nannte. Die erste Nummer wurde am 1. Pluviose des J. VIII (21. Jan. 1800), also zur Zeit des Consulats ausgegeben, welches den Rechten und Ansprüchen der Presse nicht besonders gewogen war. Der erste Consul sah nicht gern, wenn Andere sich in seine Politik mischten, und den Journalen blieb bald nichts Anderes übrig, als von Theater, Kunst und Literatur zu sprechen. Hr. Bertin bemächtigte sich dieses Feldes mit großem Glück; er vergrößerte abermals das Format seines Blattes, welches nun in Folio erschien, und erfand das Feuilleton, welches die französischen Journale seither angenommen haben. In dieser neuen Gestalt führte es den Titel: „Journal des débats politiques et littéraires"; es handelte vorzugsweise von Literatur und Theater. Die geachtetsten Mitarbeiter jener Epoche waren der Bruder des Hrn. Bertin, Geoffroy, Dussault u. s. w. Die umsichtige und gemäßigte Redaction, die geistreichen, witzigen Feuilletons verschafften dem neuen Blatte sofort das Monopol der Kritik. Der Name Geoffroy's war damals so populair als der seines jetzigen Nachfolgers, Jules Janin's, und das Ansehen jener neuen Aristarche war so groß, daß selbst die Regierung darauf eifersüchtig wurde.

Am 27. Pluviose des J. XIII (16. Juli 1805) nahm das „Journal des débats" auf Befehl Napoleon's den Titel: „Journal de l'empire" an, welchen es bis zum 31. März 1814 beibehielt. Es fuhr fort, sich hauptsächlich mit Literatur zu beschäftigen; der politische Theil war ohne Bedeutung und stand unter der unmittelbaren Aufsicht der Policei. Das Blatt zählte damals 32,000 Abnehmer; außerdem erhielt es einen beträchtlichen Zuschuß an baarem Gelde von der Regierung, wofür diese aber auch mit der Administration schaltete und waltete, wie es ihr beliebte. Im J. 1805 übertrug Napoleon dem Hrn. Fiévée die Hauptredaction mit einem ungeheuern Jahresgehalte, den er selbst festsetzte und der Eigenthümer auszahlen mußte; 1808 wurde Hr. Etienne Nachfolger des Hrn. Fiévée. Napoleon verfügte über die Einkünfte des Hrn. Bertin wie über seine Kasse; mehre arme Dichter und Literaten, welche den Kaiser besungen und gepriesen hatten, bezogen vom „Journal des débats" eine jährliche Rente von 4—5000 Francs, welche Napoleon ihnen daselbst angewiesen. Während dieses Zeitraums lieferten außer den obengenannten Redacteurs die Herren de Feletz, Delalot, Guayrard und Maltebrun die besten Artikel; fürs Feuilleton arbeiteten nach dem Tode Geoffroy's die Herren Hoffmann und Duvicquet.

Vom 1. April 1814 bis zum 21. März 1815 erschien es wieder unter seinem alten Titel: „Journal des débats politiques et littéraires", den es vom 22. März bis zum 7. Juli 1815 abermals gegen den Titel: „Journal de l'empire" vertauschte; seit jener Epoche bis auf den heutigen Tag heißt es fortwährend „Journal des débats politiques et littéraires". Die eigentlich politische Periode dieses Blattes begann mit der Restauration, für welche Hr. Bertin seine Sympathie offen an den Tag legte und deren Schicksal er theilte, als sie sich nach Gent flüchtete. Nach der zweiten Rückkehr der Bourbons liehen die Redacteurs des „Journal des débats" ihre Feder der siegenden Partei, ohne jedoch die übermäßige Reaction gegen die Presse und die Bonapartisten zu billigen. Es wurde halb ministeriell unter dem Herzoge v. Decazes, und ganz ministeriell, als Chateaubriand, der Freund des Hrn. Bertin, das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernahm. Als dieser am 22. Oct. 1824 plötzlich verabschiedet wurde, warf sich das „Journal des débats" zu seinem Vertheidiger auf und richtete zunächst seine Angriffe gegen Hrn. v. Villèle, mit dem es bald in offene Fehde gerieth, bei welcher Gelegenheit Hr. v. Salvandy sein Talent als Tagesschriftsteller bethätigte. Es dauerte nicht lange, so wurde das „Journal des débats" Oppositionsblatt und das offenkundige Organ der Kammerpartei, welche sich mit Hrn. Delalot, Bertin de Vaux, Agier u. s. w. vom Ministerium Villèle getrennt hatte. Aus dieser Zeit schreibt sich ohne Zweifel die Annäherung her, welche seitdem zwischen dem „Journal des débats" und der Partei der Doctrinaires stattgefunden hat, deren Sache es nach der Julirevolution mit so viel Erfolg und Beharrlichkeit vertheidigt. Unter Martignac wurde das „Journal des débats" wieder ministeriell; als aber am 8. Aug. 1829 Hr. v. Polignac ans Staatsruder gelangte, übertrat es wider seine Gewohnheit die Schranken der Mäßigung und Klugheit, indem es sich durch jenen famösen Angstschrei: „Malheureux roi! malheureuse France" eine gerichtliche Verfolgung zuzog.

Nach der Julirevolution machte es gemeinschaftliche Sache mit den Siegern der drei Tage, ohne jedoch seine alte Vorliebe für die verjagten Bourbons zu verheimlichen; es hielt die Thronbesteigung Ludwig Philipp's für einen Rettungsanker, an welchem das von stürmenden Revolutionswellen umhergepeitschte Staatsschiff anlegen könne, und wurde seitdem eine feste Stütze des Julithrons und der Dynastie Orleans, ohne es grade mit allen Ministerien zu halten; Hr. Laffitte 1830 und Hr. Thiers 1836 flößten dem Journal Mistrauen ein, obschon es einzelne Maßregeln beider Ministerien lobte. Oft auch vertheidigte es selbst gegen die Minister die Privatansichten seiner Redacteurs, die nicht mit denen der Regierung übereinstimmten; wie z. B. in der Discussion über die Erblichkeit der Pairswürde, in der Frage der spanischen Intervention u. s. w. Im vorigen Jahre machte es sich durch seine animirte Sprache gegen Rußland bemerklich sowie durch die trefflichen Artikel über die Vereinigten Staaten von Michel Chevalier und die Briefe über Spanien von Grécourt. Die gegenwärtigen Hauptredacteurs des „Journal des débats", dessen Abonnentenzahl zwischen 7—10,000 wechselt, sind für den politischen Theil die Herren Saint-Marc Girardin und Cuvillier-Fleury, Prinzenpräceptor. Das Feuilleton ist aus den Händen Duvicquet's und Becquet's in die der Herren Jules Janin und Löwe-Weimar übergegangen, welcher Letztere jedoch nichts mehr schreibt. Die übrigen Artikel, welche Leistungen der Literatur beurtheilen, sind von den Herren de Sacy Sohn, Chasles, Charlier, Charles Lenormant, Aimé Martin u. s. w. Neuerdings scheinen die ehemaligen Saint-Simonisten sich des „Journal de débats" bemächtigen zu wollen; es heißt sogar, Hr. Michel Chevalier werde an die Spitze treten. 161.

Briefe aus Nimes.

I.

Modernes Turnier im alten Amphitheater.

Es ist bekannt, daß im Circus von Verona zuweilen Vorstellungen gegeben und somit die römischen Vomiterien, das Podium, die Galeriestaffeln und die ganze Arena mit modernen Wesen bevölkert werden. Europa aber kann zu solchen Congreßvergnügen nicht in die Lombardei gehen und muß daher auf den imposanten Anblick der 30,000 in den Ruinen eines Monuments versammelten Zuschauer Verzicht leisten.

Ich war so glücklich, in Nimes zu sehen, was weiland Verona producirte; denn kaum hatte ich, von Montpellier angekommen, meine Passagierklause im Hôtel du midi, gegenüber fast der porta Augusta, bezogen, so verkündeten reitende Charlatans, wackere Ritter im Costum der Kreuzfahrer, die Fähnlein an ihren Lanzen trugen und Fanfaren ertönen ließen, ein außerordentliches Feiertagsturnier in der Arena Agrippa's. Jeder englische Tourist von Distinction hätte für diese Trompeternachricht 10 Pfund Sterling bezahlt und Mirakel! ausgerufen; ich genoß den Vortheil des Augenblicks als phlegmatischer Traveller und entrichtete am antiken Eingangsthor, darüber noch Reliefs mit säugenden Wölfinnen, Ochsenköpfen und verschlungenen Phallusgestalten prangen — dieses zum Zeichen der Fruchtbarkeit der Stadt, wie mein Archäologe sagt —, für die Erlaubniß, eine Senatorenbank von carrarischem Marmor zu besteigen, nur 75 Centimes.

Nichts von der Construction des vielfach besprochenen Baues, der jetzt leider von der Regierung zu sehr restaurirt wird; nichts von dem geometrischen Plane der Arena, die auch hier überkreuzte Kanäle nach Art des Coliseums und des Amphitheaters von Capua enthält, wahrscheinlich um den Raum in eine Naumachie zu verwandeln, oder um mittels Maschinen die streitenden Ungethüme scenisch auf die Bühne zu setzen; die ganze alte und neue Welt verschwand vor meinen Blicken und Gedanken, als ich zum ersten Mal in meinem Leben 25,000 Menschen auf einer Kreisterrasse, in einem Kraterthal von Künstlerhand beisammen sah.

Zur Zeit August's konnte ein Schauspiel hier imposanter gewesen sein; ich leugne, daß es schöner und origineller war. Die Ruinen glichen einem chaotisch geordneten Steinhaufen, auf dessen tausend zerstreuten Theilen sich Zuschauer gelagert hatten. Hier widersetzte sich die verwüstete Corridorflanke der Occupation des Haufens, und also drang die Sonne mit ihren Strahlen durch die kolossalen Bogen; dort bewährte sich ein Theil der conservirten Sitzstufen als solid und dauerhaft, und also thürmte daselbst das Publicum sich gleich einer Pyramide auf bis zu den obersten Gesimsen, in denen sich noch die Löcher der alten Zeltstangen befinden. Wo eben irgend ein zugängliches Plätzchen, ein breiter Marmorblock, ein Podiumstein-Gebälk war, da standen und saßen bunte Gestalten, Individuen, nicht mit Tuniken und Togen, Binden, Sandalen und Schleiern, sondern angethan mit Spitzen und Bändern, Sommerstiefeln, Pantalons, durchbrochenen Strümpfen, Fracks und Shawls, Filz- und Strohhüten. Der Contrast nahm kein Ende.

Die Decurionen, welche bei diesem Schauspiel die Ordnung hielten, trugen die bekannte blaue Uniform der sergens de ville und der Policeicommissare. Sie verboten laut und jedermänniglich, von den Randsitzen wegzubleiben, weil durch allenfalsiges Gedränge ein Sturz in den Abgrund der Cunei erfolgen könne; allein die Herren hatten ihr Regiment der überwogenden Flut abgetreten und Niemand achtete der Warnung.

Um fünf Uhr begann die Vorstellung, angekündigt von einem starken Orchester, das auf dem Podium mir gegenüber saß. Sie wurde von stürmischem Beifall begleitet und dauerte bis in die Nacht. Daß diese der tosenden, heimkehrenden Menge gefährlich werden würde, war vorauszusehen, daher ich bei Zeiten meinen Schemel verließ und zu ebener Erde das Ende abwartete. Es wurden ein paar Frauenzimmer und ein Kind getödtet, die das Unglück hatten, schwankende Steine zu betreten.

Nachdem das Monument seiner historischen Ruhe wiedergegeben und die Arena, von den heterogenen Schlachtopfern der Neugier befreit, in dunkle Nacht versunken war, ließ ich mir von der Pförtnerin das Podium wieder öffnen und brachte eine Stunde in schweigender Betrachtung zu.

Dies Amphitheater ist nebst dem von Arles keine gewöhnliche Ruine eines Circus mehr; es hat eine Geschichte: es war eine Festung, es war eine Warte, es führte Krieg mit den Westgothen, Arabern, Franzosen. O, daß die profane Zeit diese poetische Vergangenheit so wenig verstand und im einfältigen Glauben, für die Kunst zu wirken und zu conserviren, alle Spuren des Mittelalters auslöschte! Über fünfhundert Jahre wird es die klügelnde Menschheit nicht glauben, daß auf den Resten der Galerien, die ich eben voll Bewunderer unserer Kunstreiter sah, ein Fort mit Thürmen stand, das den Namen Castrum arenarum führte; sie wird es nicht glauben, daß ganze Straßen von Häusern zwischen den Logen und Tribunen lagen, und daß darin 2000 Westgothen des Königs Clodwig Scharen und zuletzt den Sarazenen Widerstand leisteten.

Vergebens legte im 8. Jahrhundert Karl Martell, der Maurenbesieger, Feuer an die seltsame Veste; die modernen Behausungen verbrannten, der antike Koloß widerstand und bildete sofort die Grundlage zu neuen Verschanzungen, in denen endlich die Ritter eine von der Stadt Nimes unabhängige und mit einer besondern Kirche versehene Commende gründeten.

Castrum arenarum stand unter den Befehlen mehrer Consuln; die Vicomtes von Nimes hatten darin ihre Residenz und hatten es mit ihren Vasallen bis um 1226 inne, wo dasselbe an Ludwig VIII. übergeben wurde. Seit dieser Epoche zerfiel der chaotische Bau mit seinen Wällen in Ruinen und verblieb im Auflösungszustande bis in die Kaiserzeit, wo der Präfect des Departements, um 1809, vom Berge den Schutt wegräumen, aber auch alle Zeugen des Mittelalters fortschaffen ließ, die für den Reisenden und für den Archäologen Werth haben mußten.

Das Amphitheater besteht aus gigantischen weißgrünen Blöcken, die ohne Mörtel gefügt, aber mit Eisen befestigt sind; es ist das einzige seiner Art, welches keine Durchgangs- oder Corridorbogen, sondern eine Art kolossaler Steingebälke mit unterlegten Trägern hat; ein Beweis, daß sein Alter nicht so groß ist, wie man vermuthete. Die Galerien faßten 23,000 Zuschauer und bestanden aus einem vorzüglich gearbeiteten Podium, oder erstem Platz, von zehn Sitzreihen und zwei obern Etagen, zu denen man mittels der Corridortreppen und Vomitorien gelangte.

Das Äußere des Gebäudes ist besonders gut erhalten und gewährt einen schönen Anblick. Die modernen Häuser und Straßen sind um dasselbe und zu ebener Erde angebaut, sodaß man versucht werden könnte, das Monument als mit im Stadtplan einbegriffen anzusehen. Es ist derselbe Fall mit dem Tempel August's, den die Archäologen Maison carrée genannt haben, und worin sich bekanntlich gegenwärtig das Museum der Antiken und Gemälde befindet; auch um dieses Denkmal construirte die Präfectur Napoleon's einen Marktplatz, indem sie dem verdorbenen Geschmacke des römischen Architekten *) den noch schlechtern modern-französischen in einem Theater entgegensetzte.

Meine Abendpromenade ins Amphitheater endigte sich mit der Bekanntschaft des Archäologen und Alterthumsconservators Menard, der mich unglücklicherweise für einen britischen Antikensammler ansah und mir seine ganze Collection Bronzen, Reliefs und Münzen antrug. Es ist eine Schande für das französische Ministerium des Unterrichtswesens, daß dieser wackere Gelehrte, der sein Leben mit Studien in seiner Vaterstadt verbrachte, noch nicht zu einer angemessenen und nützlichen Stelle befördert wurde; er könnte der Stadt und den Reisenden an die Hand gehen, ein kurzgefaßtes praktisches Localwerk statt seines großen, dicken, untransportablen schreiben und das sogenannte Museum mit neuen Findlingen bevölkern, wozu täglich Gelegenheit ist.

Nimes ist eine ausgedehnte, langweilige Stadt. Ihre Cité ist wie Altparis zwischen Boulevards und Neuviertel eingefaßt, die die alte Mauernlinie durchschneidet. Freundliche Berge umgeben und krönen sie, aber das Wasser fehlt und der Kanal liegt trocken. In diesem Augenblicke wird ein kostspieliges Pumpwerk in der Promenade der Bäder und des Dianentempels erbaut, um mittels desselben auch die höchstgelegenen Punkte wenigstens mit Quellwasser zu versehen. Im Theater fehlt Thalia mit ihren Schwestern; das Publicum hält seine Saisonsiesta.

(Der Beschluß folgt.)

Mancherlei.

Im „Leben Jesu" von Strauß ist Jenes, was sich aus Vergleichung der bisherigen Auslegungen und Evangelienharmonien ergab und ergeben mußte, nämlich ihr Auseinanderfahren und ihre Unzulänglichkeit, in ein Gesammtbild vereinigt, dann der Begriff des Mythischen, den man schon in einigen Fällen angewandt, zum Allgemeinen gemacht, wodurch allerdings die exegetischen Schwierigkeiten sich ebnen oder verschwinden, indem es eigentlich keiner Exegese mehr bedarf. Manches wird sich stellen, wie ein Weltmann schrieb, „qu'il approche à l'évidence". Aber eine andere Schwierigkeit bleibt, nämlich die Entstehung des Mythus selbst; denn Christi Leben fällt in die historischen Zeiten. Hierüber bemerkt Strauß gegen die frühern Exegeten: „Es zeigte sich die Unfähigkeit, den Begriff des Mythus in Bezug auf die biblische Geschichte rein zu fassen, einestheils in der überwiegenden Neigung zur Annahme historischer Mythen, welche nichts anders ist, als Mangel an Zutrauen zum Geist und zur Idee, als ob diese nicht im Stande wären, rein aus sich selbst Erzählungen zu erzeugen, sondern es hierzu durchaus einer äußern, wenn auch noch so zufälligen Begebenheit als Veranlassung bedürfte; anderentheils in einer Vermengung des historisch mythischen Standpunkts mit der natürlichen Erklärung, indem ohne Rücksicht auf den zugestandenen sagenhaften Charakter des Berichts seine einzelnen Züge in der Erklärung so urgirt wurden, als ob er aus dem Munde von Augenzeugen aufgenommen wäre." Zugleich leugnet Strauß dieses Augenzeugniß, „denn die äußern Zeugnisse gehen weder für das Matthäus- noch das Johannesevangelium so hoch hinauf, daß uns ein Bekannter dieser Apostel die Mittheilung machte, sie haben Evangelien, und zwar diejenigen geschrieben, welche wir jetzt unter ihrem Namen lesen". (Verf. beruft sich auf de Wette, Lücke, Schleiermacher ꝛc. Th. 1, S. 63.) Nun erbittet sich Strauß nur dreißig Jahre nach Christi Tode als den Zeitpunkt der Abfassung der Evangelien und findet in dieser Zeit die Entstehung der Mythen sehr erklärlich. Verhält sich dieses so und gehen äußere Gründe für die Echtheit der Evangelien nicht höher und sicherer hinauf, dann läßt sich die Möglichkeit dieser Annahme schwerlich bestreiten.

Allein jenes große Zutrauen zum Geist und zur Idee, daß sie im Stande wären, rein aus sich Erzählungen zu erzeugen, ist unbegreiflich; denn aus nichts wird nichts, ausgenommen nach Hegel'scher Philosophie, welche aus dem Nichts das All des Seins hervorgehen läßt, welches Niemand begreift als sie selber. Jedoch aus etwas läßt auch Strauß die Mythen hervorgehen, nämlich aus der Liebe der ersten christlichen Gemeinden, ihren Heiland und Stifter in aller Weise zu verherrlichen und Sagen zu gestalten. Das Vorhandensein dieser Gemeinden, ihre Stiftung durch die Apostel ist nun doch historisches Factum, und authentische apostolische Briefe, namentlich von Paulus, sind doch vorhanden. Diese stützen ihr Christenthum auf Christi Leben und Lehre, thun es mit großer Begeisterung und Aufopferung. Solches wird begreiflich, wenn eine außerordentliche Persönlichkeit auf sie gewirkt, Leben, Tod und Auferstehung sie ergriffen für die Verbreitung eines Evangeliums der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung. Fehlt diese Voraussetzung, hat lediglich ein jüdischer Rabbi gleich Essenern und andern Sekten in Judäa einige Lehrsätze vorgetragen, die den Pharisäern und Schriftgelehrten misfielen, sodaß sie ihn verfolgten und kreuzigten, haben die Apostel blos durch Andere davon gehört, dann ist ein Hervortreten der apostolischen Gesinnung und des apostolischen Eifers vollkommen unbegreiflich und ist ein ebenso großes Wunder als irgend ein in den Evangelien erzähltes. Und nun ferner, o Wunder, verbreitet sich diese eigentlich auf nichts beruhende Gesinnung und Gemüthserhebung unter die christlichen Gemeinden, fährt fort die Herzen zu ergreifen, läßt sie Sagen sammeln und ausschmücken, die gar keine historische Grundlage haben, für deren Wahrheit sie aber leben und sterben, und welche Sagen den ganzen Zustand der Menschenwelt ändern, ja bis in unsere erleuchteten Zeiten die Überzeugung der Völker bestimmen! Hier fehlt der Anfang des Anfangs. Er fehlt nicht dem Mohammedanismus, denn dieser hat Schwert und Sieg; er fehlt nicht dem Judenthum, denn dieses hat die Eroberung des gelobten Landes nach dem Zuge aus Ägypten und Gesetzgebung am Sinai. Einen Anfang ohne Anfang mit Hegel'scher Speculation zu ersetzen, ist Wunderliches im Wunderlichen, Unbegreifliches im Unbegreiflichen. 28.

*) Offenbar ist der Tempel, der ein unverhältnißmäßig spitziges Fronton und halbrunde, ins Mauerwerk des Oblongums gefügte Säulen hat, aus Konstantin's und nicht aus August's, nicht einmal aus Hadrian's Zeit.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 345. — 11. December 1837.

Lieder und Romanzen. Von Franz Freiherrn Gaudy. Leipzig, Weidmann. 1837. Gr. 12. 1 Thlr.

Die Zeit ist gewaltig ernst geworden und hat sich wie das junge Frankreich den Bart der Weisheit wachsen lassen. Wir verübeln ihr dies keineswegs, es ist an sie gebracht worden, daß sie zuletzt nicht anders konnte. Aber daß nun auch die Poesie hingegangen ist und sich einen Bart gekauft hat und keinen Spaß mehr versteht, das will uns nicht gefallen. Es gab eine Zeit, wo sie als gaya sciença über die Erde ging und auch im Kampfe der Sirventen und Tenzonen noch die heitere Kunst blieb, die das Leben erhellte und seine Wunden heilte. Die Zeit ist nicht mehr und kann nicht wiederkehren. Der Ernst des Lebens hat sich geltend gemacht und fodert sein Recht, und auch die Kunst kann und darf sich ihm nicht verschließen; aber sie soll ihn verklären, soll ihn nicht in dem vereinzelten Jammer der Erde zu finden meinen, in Irrenhäusern und auf Sklavenmärkten, und soll auch ferner neben ihm die andere Seite des Lebens, den Scherz, bedenken und, so weit möglich, in ihre Kreise ziehen. Die düstere, unversöhnte Ansicht des Lebens aber und der bittere Hohn mögen sich überall fern halten von einem Gebiete, auf welchem nur die freie, künstlerisch-unbefangene Weltanschauung zu herrschen berufen ist. Wol gibt es großartige Genien, die, wie „Felsen des Widerhalls" den Wehruf der Zeit ungeschwächt zurückgeben dürfen. Lord Byron war ein solcher für die unsere. Daß die gewaltige Stimme alsbald aus jedem Steingeklüft — freilich immer matter und langweiliger — zurückhallte, war nicht seine Schuld, sondern die jener allgemeinen Verstimmung, die Sr. britischen Herrlichkeit die europäisch-literarische Oberherrlichkeit für eine geraume Zeit übertragen hatte. Das tausendstimmige Echo ist noch nicht verklungen; aber dürfen wir es dem Hirten unten im Thale verargen, der, des Aufhorchens müde, endlich wieder nach seiner Rohrpfeife greift, oder dem Wanderer, der nach kurzer Pause den kahlen, gras- und blumenleeren Höhen Valet sagt und, unbekümmert um Fels und Widerhall, weiterzieht? Mag der nun seine Lust hinaus in die Lüfte jodeln, oder was ihm die Welt da draußen Leids gethan, ja ihre Albernheit und Lumpenhaftigkeit den Bergen erzählen, thut er's nur in der rechten Art und mit jenem lachenden Humor, der das Widerwärtige nicht mit dem Schwerte des Ingrimms zur Erde schlägt, sondern auf den Flügeln des Scherzes uns mit sich über die Erde und ihr Widerwärtiges erhebt, so ist er willkommen in jeder Hütte an seinem Wege. Als einen solchen Wanderer, als einen Frate gaudente im besten Sinne begrüßen wir denn auch den Freiherrn Gaudy mit seinen Liedern. Was und wie diese es meinen, sagt gleich das erste:

Zaunkönig just am hellsten singt
Bei Wind und Regenwetter,
Wenn Sturm mit alten Eichen ringt,
Abschüttelnd welke Blätter.
Wol stürmt es jetzt in Ost und West;
Doch ich will nicht verstummen
Und wie der Vogel ohne Nest
Mein freies Liedchen summen.

Noch mehr das zweite: „Besuch". Allerlei Gäste melden sich. Zuerst die Weisheit; sie wird zu den Ständen und den Ministerbänken gewiesen. Darauf die Sparsamkeit; was bedarf ihrer der Dichter, dessen Reichthum seine Lieder sind? Dann die Freiheit.

Spricht sie viel? — „Ja, fort und fort." —
Heiß sie gehn! Es hält die Echte
Nichts von Worten, nur vom Wort.

Endlich:

„Herr, ein allerliebstes Kindchen!
Zindelröckchen blink und blank,
Schelm'sches Grübchen, Rosenmündchen —
Thorheit heißt sie." — Gott sei Dank!
Hätt' ich ihre Gunst verloren,
Wär's mit meinem Dichten aus —
Dichter bleiben ew'ge Thoren.
Stets bin ich für sie zu Haus.

Wir wissen nun, auch wenn wir sonst nichts von ihm kennten, genug vom Dichter, um es nicht ungern zu hören, daß er durch ausbleibende Honorare und bösliche Recensenten sich nicht abhalten läßt, immer wieder ein „letztes Gedicht" zu schreiben, ja, wir freuen uns dessen, vorausgesetzt, daß jedes derselben dem gleicht, in welchem er uns eben dies erzählt, oder manchen andern, die in diesem Bändchen vorliegen, wie „Tapisserie", „Thé en famille", „Wo bleibt's?" „Der Engel wider Willen" und „Führ' uns nicht in Versuchung". In ihnen spielt eine muntere, zuweilen muthwillige Laune mit den kleinen Thorheiten und Ärmlichkeiten des Lebens nicht ohne Witz und in der heitersten Weise. Aber auch in andern, wo der Un-

muth über größere Unbilden der Gegenwart sich Luft macht, geschieht dies so, daß wir den Dichter in seinem burlesken Zorne nur lieber gewinnen müssen; so im „Haderlumpenliedchen", in „Rococo", „Haussuchung", „Seht euch nicht um" u. a. Freilich läuft auch Manches hier mitunter, was eine strengere Selbstkritik ausgeschieden haben würde. So die unbedeutende „Resignation" und „Zwanzig Jahre" (letzteres mit dem Fähndrichsgedanken: „Zwanzig Thaler sind kein Hund!"), die des Verf. ganz unwürdige „Lieutenantsklage", die wir eher für die allererste Flügelprobe eines poesielustigen Cadetten halten würden, und das unangenehm an alte verschollene Weisen erinnernde „Respice finem", sonst ein Sprüchelchen, das zu allen Dingen nütze ist, wenn es den Lebensstrophen nicht als trübseliger Refrain sich nachschleppt, sondern, ihnen voranstehend, Maß, Reim und Richtung gibt, und das auch der Dichter nicht allzu schnöde behandeln sollte, wenn er sich für den Schluß — des Gedichts oder des Lebens — ein beherztes „finis *coronat* opus" sichern will. Sonst scheint uns allerdings das Lied mit heiter-satirischem Anfluge das Gebiet zu sein, auf das die Natur unsern Dichter hingewiesen. In ihm bewegt er sich heimisch, frei, behaglich und mit einer Ungenirtheit, die eben zeigt, daß er hier zu Hause ist, und die ihm meist gar wohl ansteht. Daß der rechte Scherz aber auch seine Thränen habe, weiß Jeder, und wo das Weh so zart und sinnig wie in „Der Ring", „Denkst du daran?" und „Wintertraum" als Ahnung, Erinnerung oder als mitgefühlter fremder Schmerz sich ausspricht, da kann die Theilnahme des Lesers nicht ausbleiben.

Auch unter den die zweite Abtheilung bildenden Gedichten, die der Verf. unter dem Namen: „Romanzen", vereinigt hat — nicht ganz mit Recht, da einige derselben in Inhalt und Form rein lyrischer Natur sind, andere sich mehr der bloßen Erzählung oder Anekdote nähern —, geben wir den heiter-launigen unbedingt den Vorzug. Allerliebst in dieser Gattung sind: „Der Handwerksbursch", „Alt und Jung", „Der steinerne Ritter", „Glückspilz", „Rosen und Nelken". Im „Kilmacrenansfelsen" ist das Märchenhafte gut getroffen, obwol wir nicht recht sehen, wie der Schneider, nachdem er das Verbot der Elfen übertreten, so heil und mit seinen Dukaten davonkommt. Eine kleine Züchtigung hätte er wol verdient. Wir wissen recht wohl, daß die Sage nicht viel mit sich mäkeln läßt und am Ende immer Recht behält, auch wo sie mit den Ereignissen nur frei zu spielen scheint; aber eben dem Spiele den Schein der Willkür zu nehmen, ist, dünkt uns, in solchem Falle die Aufgabe des Dichters.

Unter den übrigen zeichnen wir aus: das ahnungsvolle „Wandrers Heimkehr", „Der blinde Geiger", ein rührendes Genrebildchen, „Die Harfe", ein Lied im echtesten Romanzenton, und das feurig kecke „Halt' fest!" In dem einer Chronik nacherzählten „Die Brüderfehde" wie in „Hab' Dank" scheint sich der blos anekdotenartige Stoff — in dem letztern noch dazu mit einem unbedeutenden, lediglich auf einen Beinamen hinauslaufenden Ausgange — und der Mangel eines epischen Elements gegen die Behandlung als Romanze zu sträuben. Wie weit reiner und gehaltvoller, echt episch, schließt sich dagegen „Stephan v. Gumpenberg" ab!

Ungleich anspruchsvoller als alle hiergenannte Stücke tritt das eben diese Abtheilung eröffnende „Mädchen mit dem Sterne" auf, ein Cyklus von Romanzen nach einer böhmischen Sage. Wenn die Wahl eines poetischen Stoffes und die plastisch-lebendige Ausführung einzelner glücklicher Anschauungen zu einem echten Gedichte hinreichten, so dürften wir das eben genannte als ein solches anführen. Ein böhmischer Graf fragt die versammelten Vasallen, was ihm noch fehle zum Glanze seiner Herrschaft. „Der goldene Zauberstern", ruft der greise Wladyk, „auf der Stirn der Witwe." Der Graf führt die Witwe heim in seinen Palast und mit ihr die mit gleichem Maale geschmückte Tochter. Bald darauf stirbt die Gattin und gebietet im Sterben dem Grafen, keine Andere als die Sternenjungfrau zur Gattin zu erwählen. Dies kann nur die eigne Tochter, Wanda, sein. Sie entflieht, als Bettlerknabe verkleidet. Auch der Graf zieht ins Elend, um der sündigen Vermählung mit der eignen Tochter zu entgehen. In ihrer Verkleidung findet Wanda Aufnahme in Graf Stibor's Schlosse, wo sie Knechtsdienste leistet. Aber sie entbrennt in Liebe zu ihrem Herrn, erscheint an festlichem Abend vor ihm in ihrer ganzen ursprünglichen Herrlichkeit, findet Erwiderung und Beide verloben sich einander durch gewechselte Ringe. Darauf verschwindet sie und kehrt als dienender Knabe zurück zu dem Herde. In dem Morgentranke, der dem Grafen gereicht wird, findet dieser seinen Ring; der Knabe, einem alten Diener verdächtig, wird ihm vorgeführt, das Geheimniß entdeckt, und der Kirche Bund vereinigt die Liebenden. Graf Stibor wird der Stammvater der Sternberge. So reiht sich das Gedicht an die „Schildsagen" des Verf. an, und der Beifall, den diese gefunden, wird auch jenem nicht entgehen. Dennoch haben wir einige Bedenken. Die Romanze liebt allerdings das Geheimnißvolle am Schlusse; aber in ihrem Verlaufe muß sie keine unauflöslichen Räthsel aufgeben wollen. Was vermochte die Sterbende, ihre Tochter dem Gatten zur zweiten Ehe zu empfehlen? Warum flieht Wanda, da der Graf selbst ins Elend gegangen ist, ohne daß wir weiter von ihm hören? Das Gedicht läßt uns über Beides im Dunkeln. Außerdem stört uns grade in diesen Romanzen — wir leugnen es nicht — eine gewisse Koketterie der Sprache, die uns schon in des Verfassers Prosa früher aufgefallen ist, hier aber stellenweis alles Maß überschreitet und doppelt anstößig wird, wenn sie, wie etwa in den Versen:

> Edle Ritter, festgeschmückte, weilen dort in bunten Reihn,
> Während zarter Schmeichelworte Huld'gung
> sitt'gen Fraun sie weihn.

mit sprachlichen und metrischen Unebenheiten Hand in Hand geht. Es gibt Dichter, die ihre Gedanken herausputzen wie eitle Mütter ihre das erste Mal zum Balle fahrenden Töchter. Freiherr Gaudy, der sich sonst so gut auf die einfache Sprache der Wahrheit versteht als irgend Einer, ist von jenem Fehler nicht überall frei zu sprechen.

Wir rechnen dahin die unzulässige Häufung der Beiwörter, dieser leidigen Schönpflästerchen der Rede, und die Sitte oder Unsitte, den Hauptwörtern ihre unerläßlichen Begleiter, die Geschlechts- und Fürwörter, unbarmherzig zu entziehen. Die Binde-s der zusammengesetzten Wörter hatten einst an Wolke und Jean Paul keine so hartnäckigen Feinde als jene althergebrachten Gefährten unserer Substantive an unserm Dichter. Daß da manches Wunderliche zum Vorschein kommt, läßt sich denken. Verse, wie folgende:

Goldsterns Glänzen auf der Stirne leuchte neuer Gattin Wahl;

Pulse schlagen, Kniee zittern (statt: ihre Pulse ꝛc.);

Nach dem niedern Dörfchen lenket flücht'gen Schritt das Mädchen, bald
Seitenpfad erwählend taucht sie unter in der Buchen Wald;

Arm um volle Hüfte schlingend;

Goldring funkelt an den Fingern;

und viele andere derselben Art können doch fürwahr nicht als Muster poetischer Diction gepriesen werden. Hier ist in der That Manier, nichts als Manier, glücklicherweise aber, wie wir aus Anderm sehen, eine dem jungen Dichter noch nicht so zur Natur gewordene, daß wir es uns hätten gestatten dürfen, darüber zu schweigen. Erlaube er es, daß wir so unsern Dank für den Genuß abtragen, den uns Vieles auch in diesem Cyklus — wir nennen nur das schöne Lied Wanda's: „Des Mägdleins Klage" — bereitet hat.

Ein Anhang von Nachbildungen ausländischer Dichtungen zeugt von Gaudy's sprachlicher Gewandtheit. Als vorzüglich gelungen zeichnen wir „Frau Twardowska" nach Mickiewicz aus. 145.

Briefe aus Nimes.

(Beschluß aus Nr. 341.)

II.

Volksfest am Aquäduct du Gard.

Nimes wird nicht ohne Ursache secunda Roma genannt; wenn es nicht auf sieben Hügeln liegt, so liegt es doch an den Füßen von mehren und wird ebenso wie das moderne Rom in eine alte und neue, d. i. eine bewohnte und eine verlassene Stadt, abgetheilt. Der Plan, wie er sich in meinem Reisebuche über die Antiquitäten und stückweise noch in Natura vorfindet, bildet gemäß der alten Mauernlinie ein siebeneckiges Polygon, wovon fünf Seiten auf dem Rande des kreisförmig ausgehöhlten Gebirges und drei in der Ebene gegen die Provence liegen. Die letztern enthalten in dem nunmehr ausschließlich angebauten, die Hälfte des Gesammtraums füllenden Bezirk (und zwar in einem Triangel, dessen Schenkel Boulevards mit Platanen zieren), erstens: das Amphitheater, zweitens die porta Augusta, drittens den korinthischen Tempel mit dem Forum, Maison carrée genannt, viertens die Ruinen des Dianentempels und fünftens die Ueberreste oder vielmehr den Platz der römischen Bäder.

Ich habe bereits gerügt, daß die französischen Conservatoren unter Napoleon aus besonderer Manie zu conserviren die Arena ihres Ruinenschmucks und mittelalterlichen Panzerhemdes entkleideten; ich bin genöthigt, indem ich der andern Alterthümer von Nemausus erwähne, die Präfectur mit ihrem Architekten einer weitern, größern Profanation anzuklagen, ja, aller Welt zu sagen, daß dieselben, nachdem sie den Peristyl August's mit seinen Colonnen auf ein Postament ohne Proportion setzten, die Thermae publicae, um recht viel davon sehen zu lassen, ganz und gar zerstörten und aufs Neue in einem öffentlichen Garten dergestalt erbauten, daß jetzt kein Mensch mehr weiß, was die Anlage vorstellt. Der bestallte Wächter, ein Invalide, führte mich durch ein Boskel an ein versailler Bassin mit Statuen, von diesem treppab in einen durchwässerten Corridor, aus dem Corridor in ein Quadrat mit Säulen: „Voici les bains d'Auguste."

Ich habe recht sehr über die plumpe Naivetät mit rothem Kragen, aber noch mehr über die hochfarbige Dummheit des kaiserlichen Ingenieurs gelacht, der diese neumodische Antiquität zu Stande brachte. Sie ist ein strahlender Beweis, daß der Schuster beim Leisten bleiben, der Pionier Brücken schlagen und Minen graben, aber nicht architekturisiren und archäologisiren soll. Wie, oder sollte nicht das ruinenvolle Nimes von 1809, absonderlich diese Parkgegend, mit den Ueberresten der Thermen, des Aquäducts, des Dianentempels und der hoch über ihnen ragenden tour magne, schöner, denkwürdiger, poetischer gewesen sein als das geradlinige, eingezäunte, systematisch-antike?

Der Dianentempel schien den Conservatoren zum Glück nicht wichtig genug, oder sie wußten nicht, was damit anzufangen. Er gleicht in der Nachbarschaft einer Gehölzschenke ungefähr den künstlichen Ruinen in englischen Gärten, und erfreut sich sehr oft der an ihn gerichteten Äußerung: „Dieses Monument ist sehr täuschend imitirt, der Künstler kannte den Cultus der Mondscheingöttin und sorgte sogar für das Altarorakel und die geheimen Gänge der Priesterinnen."

Was die Einwohner la tour magne nennen, war zuverlässig nichts Anderes als ein Mausoleum, das auf dem höchsten Punkte der Stadt zu Ehren einer Celebrität, vielleicht Agrippa's, des Protectors von Nimes, errichtet worden. Es beurkundet im jetzigen Zustande ein Erdgeschoß mit massiven Eckenmauern, worüber ein Polygon und endlich eine thurmähnliche Etage liegt. Als Stadtmauerthurm konnte ein solches Gebäude gar keinen ordentlichen Zweck gehabt haben, und einen Pharus wollte man mit demselben wol noch weniger in so großer Entfernung vom Meere errichten.

Dies sind alle die berühmten Rudera der classischen Heldenzeit, welche die gegenwärtige Hauptstadt des Departements des Gard aufzuweisen hat; denn die berühmte Bogenbrücke des Aquäducts von Gard bildet eine Antiquität für sich und liegt vier gute Lieues von der Colonie, die sie einst mit Wasser versorgen half.

Ich hatte nicht Lust, mir provenzalische Skizzen zu machen, darum kaufte ich mir eine Collection zusammengelesener Kupferstiche und Lithographien, worunter auch ein alter Stadtriß und ein pont du Gard in Mondscheinbeleuchtung mit einem Balle in der nebenliegenden Felsengrotte. Wer das hätte mit ansehen können, nicht wahr? Ei nun, ich that noch mehr als dies; ich tanzte mit einer schmucken Dirne im kurzen Röckchen, unterdeß die lustige Dorfjugend des antiken Bezirks ein Feuerwerk auf dem obersten Schwibbogen des gigantesken Monumentes abbrannte. Die Archäologie schmeckte vortrefflich zu der Quadrille, und diese wurde wieder gewürzt durch echte provenzalische Weiblichkeit, Galanterie und Koketterie, süßen Rhonewein und Eierkuchen, auf welchen Honig gestrichen war.

Ich habe den Heiligen vergessen, dem zu Ehren ich am pont du Gard walpurgisirte; allein ich entsinne mich mit großem Wohlgefallen des nächtlich-schönen Anblicks des Aquäducts,

wie er auf drei Reihen großer und kleiner Bogen von einem Berge auf den andern schreitet, zwischen sich den rauschenden Fluß und neben sich die Landstraße von Lyon durchlassend. Links am Wege waren die pitteresken Felsen, darin die zum Tanzsaal ausgewölbte Grotte und davor die gigantischen Kastanienbäume, unter denen gewirthschaftet, gekocht und geküßt wurde. Rom, hat dir nichts geträumt?

Wer provenzalisch lernen will, dem rathe ich, an den pont du Gard zu gehen und funfzig Nächte Antiquitäten und Romantik zu studiren. Es gibt Ritterburgen in der Nähe, die Balladen und Legenden flüstern; Müllermädchen, die große spitzbübische Strohhüte und kleine, ganz kleine Theaterschürzchen tragen. Die Conversation findet sich, wenn der Reigen geschlungen wird, in der Josephuskirche oder beim Schwanenwirth in der Felsengrotte. Alle Nymphen Kalypso's sind mir darin erschienen; aber freilich, ich hatte mich mit einer poetischen Phantasie versehen und zum Mittagsessen weißen Nektar von Tarascon getrunken.

Oben auf dem pont du Gard habe ich die Entdeckung gemacht, daß schon vor vielen Hundert Jahren der bedeckte Wasserkanal den Einwohnern bei eingetretenem Regenwetter als Porticus und zugleich als Thal- oder Bergbrücke diente. Derselbe ist so hoch, daß ein Mann aufrecht darin stehen und gehen kann; er ist so lang, daß ich 600 Schritte machte, um hindurchzukommen, und er ist so stark, daß blos allein die winzigen Deckplatten, die 100 Fuß hoch in den Lüften liegen, 50 Centner schwer sind.

Malerische Ansichten des Aquäducts existiren die Fülle, davon mehre englische. Ich kenne keinen bessern Standpunkt für die Beobachtung als eben denjenigen, den sich Populus auswählte vor der Grotte unter den beiden Ulmen. Hier hätte Teniers, wäre er bei mir gewesen, den allerschönsten Stoff zu einem Bilde und obendrein noch Salvator Rosa und Nikolaus Poussin Material zu einer Landschaft gefunden.

Ich schließe diese Briefe mit einer kurzen Notiz über den Ursprung von Nimes, über seine Schicksale und seinen Untergang im Decimalsystem von 1793. Augustus fand den Ort als eine Art Stadt der arecomischen Volsker, Nemausus genannt. Unter dieser Benennung citirt sie Strabo, der da sagt, sie habe römische Vorrechte genossen und über 24 Ortschaften geherrscht. Als Marius die Cimbern und Teutonen bei Aix schlug, als die Römer den Krieg in die Pyrenäen zu den empörten Cantabrern, den Basken, trugen, etablirten sie in Nimes zuerst eine Niederlassung. Octavian cedirte die Stadt seinen ägyptischen Veteranen und schickte Vipsanius Agrippa, um die Colonie zu organisiren. Darob entstanden successive die Monumente, welche wir in ihren Überbleibseln bewundern. Zufolge Gregor's von Tours blühte Nimes als römische Colonie 300 Jahre lang. Nach dieser Epoche eroberten es die Barbaren und das Christenthum, welches die Unehre hatte, fast überall zugleich mit den Zerstörern der Civilisation einzukehren. Der Vandale Cronis ließ sich König der Provence nennen, aber er büßte seinen Despotismus in einem eisernen Käfige zu Arles, als ein Römer, Namens Marius, über ihn den Sieg davontrug. Auf die Vandalen folgten die Westgothen, auf die Westgothen die Gallier, endlich die Mauren und zuletzt die Franken Karl Martell's, der den Khalifen Omar II. und Abderrhman schlug. Im hohen Mittelalter gehörte Nimes den Grafen von Toulouse; dann spielte es sein Röllchen mit Poesie und Religiosität in den Kreuzzügen. Nach Luther's Zeit wurde es Asyl der Hugenotten, wehrte sich und starb eines gänzlichen Todes an der dreißigmaligen Pest. Damals hatte die Stadt kaum noch 400 Feuerherde. Vor hundert Jahren enthielt Nimes 18,000 Einwohner; es zählt deren jetzt 45,000. Diese sind also der reine Anwachs von drei Jahrhunderten. Nimes ist durchaus keine Handelsstadt, wol aber eine kokette Dame mit grauen Haaren und runzligen Wangen. 18.

Notizen.

Folgendes ist eine Beschreibung der jährlich stattfindenden feierlichen Eröffnung der Schiffahrt auf der Newa, wie sie das russische Werk: „Panorama von Petersburg“, gibt: „Auf ein von Seiten der Admiralität gegebenes, früher verabredetes Zeichen fährt der Chef des Stadtwerfts vom Häuschen Peter's des Großen auf einer mit Falconets besetzten und die Flagge des Stadtwerfts führenden Schaluppe der Peter-Pauls-Festung zu. Ihn begleiten alle Privatruderfahrzeuge, deren Besitzer an der Feierlichkeit Theil zu nehmen wünschen. Zu derselben Zeit verläßt der Director der Abtheilung für den Schiffbau im Ministerium der Marine in einer mit der Admiralsflagge und gleichfalls mit Falconets versehenen Schaluppe die Admiralität, um sich zur Festung zu begeben. Indem beide Schaluppen sich der Festung nähern, wird letztere von jeder derselben mit sieben Kanonenschüssen begrüßt; die Festung antwortet der Admiralitätsschaluppe mit einer gleichen Anzahl und der andern mit fünf Schüssen. Nach diesen Begrüßungen verläßt der Commandant die Festung in einer mit seiner Flagge versehenen Schaluppe. Der Chef des Stadtwerfts und der Director der Abtheilung für den Schiffbau oder dessen Stellvertreter fahren dem Commandanten entgegen, legen, der erstere an seiner linken, der andere an seiner rechten Seite an und verkündigen demselben die freie Verbindung zwischen den beiderseitigen Ufern des Stroms. Hierauf nehmen alle Ruderfahrzeuge ihre Richtung nach der Schloßanfahrt. Voran fährt die Schaluppe des Chefs des Stadtwerfts; ihr folgt die Schaluppe des Directors und dieser die Schaluppe des Commandanten. In einer Entferunung von 20 — 30 Klaftern schließen sich nun, einzeln hintereinander rudernd, der letzten jener drei Schaluppen alle Privatfahrzeuge an, die mit dem Chef des Stadtwerfts ausgelaufen waren. Die Schaluppe des Kaisers, sowie die Schaluppe des Chefs des Generalstabes der Marine, wenn sich derselbe grade in der Admiralität befindet, fahren dem Commandanten entgegen und schließen sich seiner Schaluppe an. Indem der Befehlshaber der petersburger Festung sich dem kaiserlichen Schlosse nähert, begrüßt er dasselbe mit sieben Kanonenschüssen. Nachdem er hierauf gelandet, begibt er sich mit dem Director der Abtheilung des Schiffbaus oder dessen Stellvertreter und dem Chef des Stadtwerfts in das Schloß und berichtet dem Kaiser zuerst über den Zustand der seiner Verwaltung anvertrauten Dienstzweige und dann über die eröffnete Verbindung der beiderseitigen Ufer des Stromes. Nachdem der Commandant mit seinen Begleitern in das Schloß getreten und die Flaggen der verschiedenen Schaluppen herabgelassen, kehren die Privatfahrzeuge zu ihren Stellen zurück, und die Schiffahrt ist eröffnet.“

Die Favoritin des Fürsten Ephraim von Altkalabar — erzählt Lieutenant Helman in seinem Reiseberichte — war so beleibt, daß sie sich kaum bewegen, geschweige gehen konnte; auch seine übrigen Geliebten hatten eine verschwenderische Corpulenz, und ihre Schönheit bestand mehr in der physischen Masse als in der Symmetrie des Gesichts oder der Gestalt. Will Se. Majestät sich von Neuem vermählen, so suchen seine Blicke nach Derjenigen, die in der Mast am weitesten schon zu dem Grade der Wohlbeleibtheit gediehen ist, welcher durchaus zur Würde einer Königin gehört. Wir sahen ein hübsches, junges Weib, das diese Feuerprobe oder vielmehr Fettprobe der Ausmästung zu bestehen hatte. Sie saß an einem Tische vor einem großen Kübel voll mehligen Futters, das sie so schnell, als sich nur immer der Löffel von der Schüssel zum Munde bewegen ließ, verschlang. 11.

Hierzu Beilage Nr. 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 346. — 12. December 1837.

Cinco meses en los Estados-Unidos de la América del Norte, desde el 20 de Abril al 23 de Setiémbre de 1835. Diario de viaje de D. *Ramon de La Sagra*. Paris 1836.

Nordamerika ist seit seiner Trennung von dem Mutterlande so vielfach bereist und beschrieben worden, daß es fast scheinen will, als bedürfe es zu einer genauen Kenntniß des großen und in vieler Hinsicht interessanten Landes keiner neuen Hinzufügungen. Von Robin an, der 1781 noch während des Unabhängigkeitskrieges dort war und daher den Feldzug der Franzosen unter Rochambeau mit beschreibt, bis auf die vorliegende Reise eines spanischen Gelehrten 1835 sind eine Anzahl Werke über die Vereinigten Staaten erschienen, die, wenn auch nicht alle von gleichem Werthe, doch jedes ihr Scherflein zur Schilderung des reindemokratischen Freistaates beitragen. Der Verf. des vorliegenden Werks, Don Ramon de la Sagra, Director des botanischen Gartens in der Havana, ging von der Havana blos nach Amerika, um mit einigen dortigen Naturforschern Verbindungen anzuknüpfen; das Interesse aber an verschiedenen Einrichtungen bewog ihn, seinen Aufenthalt zu verlängern, um einen Theil der Vereinigten Staaten zu durchreisen und selbe mehr und mehr kennen zu lernen. In Neuyork angekommen, ging er nach Philadelphia, Baltimore, Washington, nach den Wasserfällen des Potomack, von da über Philadelphia nach Neuyork zurück. Dann besichtigte er die Wasserfälle von Trenton, den Niagara, mehre andere minder bedeutende Städte, Boston, und ging durch den Staat Connecticut nach Neuyork zurück, wo sich seine Reise endigt.

Am wichtigsten werden mit uns jedem Leser die Nachrichten von den Verbindungswegen in Nordamerika erscheinen, einem Lande, das man vor 50 Jahren großentheils noch zu den unbebauten rechnen konnte. In einem hohen Grade ist es durch natürliche Wasserverbindungen begünstigt, mit Landseen von ungeheuerm Umfange, aus denen sich große Ströme quer durch das Land gegen Osten und Westen ergießen, wie der Lorenz, der Mississippi mit dem Missuri und Ohio, der Connecticut, Hudson, Delaware, Susquehanna, Potomack, der Miami, der Niagara. Sind auch mehre dieser Flüsse nicht auf die ganze Länge ihres Laufes schiffbar, weil sie durch Wasserfälle unterbrochen werden, so geben sie doch bequeme Gelegenheit zu Speisung der Kanäle, durch welche jene umgangen werden.

Der Verf. gibt von mehren diesen, seit etwa 15 Jahren in Nordamerika angelegten nicht nur Nachricht, sondern hat eine Menge sich darauf beziehender Schriften gesammelt und dieselben in der königlichen Bibliothek zu Madrid niedergelegt. Sie beziehen sich auf die Kanäle a) von Boston nach dem Hudson- und Connecticutflusse; b) in dem Staate Illinois, 1825; c) von der Chesapeakbai nach dem Ohio, 1831; d) von Louisville nach Portland, 1835; e) von dem Portage-Summit am Ohio bis zu Kearney's Linie in Pennsylvanien; f) den Erie- und Champlainkanal, 1833; g) Anträge zu einem Kanale zwischen den Seen Erie und Ontario. Alle diese Kanäle werden regelmäßig von Dampfschiffen befahren, die z. B. in Neuyork zu allen Stunden des Tages und der Nacht mit Reisenden, Waaren und Erzeugnissen aller Art ankommen und abgehen. Der Morriskanal geht von Easton am Delaware, in Pennsylvanien, 90 englische Meilen bis Neuyork, am Passaic, der sich in den Hudson ergießt. Weil es an Wasser zu Speisung der vielen Schleusen fehlt, welche die verschiedenen Höhen der beiden Endpunkte erfodern, hat man anstatt derselben hier Rollbrücken angebracht, aus zwei, oben unter einem stumpfen Winkel von ¼ der Grundfläche (100′) Höhe, zusammenstoßenden schiefen Flächen, wo die Fahrzeuge auf einem Schlitten mit Rollen mittels eines doppelten Windetaus hinaufgezogen oder heruntergelassen werden. Oben nimmt sie eine doppelte Schleusenkammer auf, die sich zu dem Ende wechselsweise füllt und leert.

Der Kanal von der Chesapeakbai nach dem Ohio, quer durch den Staat von Maryland, dessen Arbeiten der Ingenieuroberst Abert leitet, verspricht zwar viel Bequemlichkeit zur Abführung der Erzeugnisse, ist aber wegen der seitdem unternommenen Anlage einer Eisenbahn quer durch die Alleghanygebirge einigermaßen unterbrochen worden. Der Verf. nennt ihn ein einziges Werk seiner Art, sowol wegen der ungeheuern Arbeit, welche seine Ausführung bedingt, als wegen der politischen, mercantilischen und militairischen Vortheile, welche er verspricht, da er die westlichen und östlichen Staaten untereinander verbindet. Zu seiner Ausführung haben sich die Staaten von Pennsylvanien, Maryland und Virginien verei-

nigt; seine ganze Länge wird 341 Meilen betragen, und die Kosten sind auf 22,375,428 Dollars berechnet, von der Ingenieurgesellschaft aber auf 9,347,409 Dollars herabgesetzt worden. Die Arbeit begann 1828 unter der Leitung des Benjamin Wrigh und ist gegenwärtig bis auf eine Strecke von 110 Meilen bis Williamsport mit einem Aufwande von 3,650,000 Dollars beendigt. Von Georgetown bis zu den Wasserfällen ist der Kanal 80 Fuß breit, 7 Fuß tief; von da bis zu Harpers-Ferry hat er 60′ Breite bei 6′ Tiefe, von diesem Punkte bis Cumberland aber 50′ und 6′. Hier finden sich die unerschöpflichen Steinkohlengruben. Man kann die großen Arbeiten nicht genug bewundern, welche dies Riesenwerk nöthig macht: die in gewachsenen Felsen gemachten Einschnitte, trockene Ufermauern von 60′ Höhe, um den Kanal an der Seite des Flusses zu erhalten, welcher letztere unter den Füßen der Beschauer wie in einem tiefen Abgrunde fließt; die unterirdischen Abzüge für die von den Bergen herabkommenden Gewässer; die mit flachen Steinen auf eine feste und wohlfeile Art bekleideten Ufer des Kanals und die aus Quadern sehr einfach erbauten Schleusen. Der neben dem Kanale hinlaufende Potomack breitet sich auf einer felsigen Fläche von 600 Fuß aus und stürzt sich über mehre Absätze herab, um dann unten seinen von Klippen unterbrochenen Lauf zwischen Thälern mit einer reichen Vegetation fortzusetzen.

Nicht minder merkwürdig ist der neben dem Schuylkill hinlaufende Kanal zwischen Philadelphia und Pittsburg, zur Verbindung mit dem Osten, die von Reading nach Middleton auf dem Susquehanna, dann in einem andern Kanale bis Frankstown und quer durch die Alleghanygebirge geht. Die ganze Strecke beträgt 451 Meilen, ungerechnet 200 Meilen, die schon vorhanden sind; sodaß dieser Staat über 650 Meilen Kanäle auf seine Kosten anlegen ließ.

Der Eriekanal war wol schon seit 1792 von den nordöstlichen Schiffahrtsgesellschaften beabsichtigt, und 1808 von dem Staate Neuyork eine besondere Commission zu nähern Untersuchungen und zu den Entwürfen niedergesetzt worden, aus deren Berechnung die Möglichkeit der Ausführung hervorging, während die topographischen Operationen zeigten, daß dieser Kanal einer Verbindung mit allen nördlichen und südlichen Grenzen, durch den Fluß Genessee mit dem Ontariosee sowie mit dem kleinen Seneca- und dem Cayugasee fähig sei. Der Krieg mit England hinderte zwar die Ausführung bis 1816, wo dieselbe bestimmt und 1817 wirklich angefangen ward. Im J. 1819 war der ganze mittlere Abschnitt des Kanals beendigt, und wie durch Zauberei stiegen auf seinen Ufern inmitten einer durchaus wüsten, mit wildem Gebüsch bewachsenen Gegend neue und nett angelegte Städte aus der Erde empor. Im J. 1821 rückten gleichmäßig die beiden andern Abschnitte im Westen und Osten vor, und die Schiffahrt ward von Schenektady bis zum westlichen Ende der mittlern Abtheilung eröffnet. Im J. 1822 waren schon 116 Meilen schiffbar, 1823 aber 160, und 1825 war der ganze Kanal beendigt auf eine Länge von 363 Meilen von Albany bis Buffalo am Eriesee. Die Kosten des ganzen Unternehmens stiegen auf 9,027,456 Dollars. Gleichzeitig mit dieser Arbeit ward auch der Kanal nach dem See Champlain, dessen ganze Länge 61 Meilen ist, 1823 mit einem Aufwande von 1,179,872 Dollars beendigt.

Während und seit der Ausführung jenes Unternehmens sind mehre der entworfenen Nebenzweige des Kanals theils beendet, theils mit Eifer angefangen worden. Dahin sind zu zählen: 1) Der Kanal Oswego, 1826 angefangen und 1828 beendigt, verbindet den Eriekanal mit dem Ontariosee in einer Entfernung von 38 Meilen; zur Hälfte Kanal und zur Hälfte Fluß. Um die Wichtigkeit dieser Wasserverbindung zu beurtheilen, ist es hinreichend, zu bemerken: daß während der Monate April, Mai und Juni 1835 der Ein- und Ausgang zu Oswego 109,879 Tonnen betrug, eine Vermehrung von 1500 Procent. 2) Der Kanal von Cayuga und Seneca, 1828 angelegt, geht von Geneva am Senecasee nach Montezuma am Eriecanal. 3) Der Chemungkanal, zwischen dem Senecasee und dem Flusse Chemung oder Tioga, ward 1832 fertig. 4) Der Crookekanal, von dem gleichnamigen See bis an den Senecasee, 1833 beendigt. 5) Der Chemangokanal, der den Eriekanal in Utica mit dem Susquehanna in Binghampton verbindet, 93 Meilen lang, sollte 1836 fertig werden und 1,960,456 Dollars kosten. 6) Der Schwarzeflußkanal, von diesem Flusse bei High Falls an nach Roma, um den Kanal Erie mit dem See Ontario an der Ausmündung in den Lorenzstrom zu verbinden. Der Verf. beschreibt seine Reise auf dem Eriekanal in einem Fahrzeuge, das ihm anfangs sehr klein und niedrig schien, das es aber keineswegs war; vielmehr konnte man darin völlig aufrecht stehen, es hatte eine bequeme Einrichtung und war elegant aufgeputzt. Vierzig Reisende wenigstens hinderten keiner den andern. Es waren viel Frauen darunter, die sich gleich vom Anfange nach ihrer eignen Weise einrichteten: einige lasen, andere beschäftigten sich mit der Nadel, und die Männer hielten sich oben auf dem Verdeck, wo sie oft Die aufriefen, welche unten waren, daß sie heraufkommen sollten, die schöne Aussicht vom Kanale zu genießen.

Ich befand mich sehr wohl, denn ich reiste wie in meinem Cabinet, mit meinen Büchern, meinem Bleistift und meinem Journale auf dem Tische. Die sanfte Bewegung des Fahrzeuges, das schwache Geräusch der Wellen am Ufer, die Tritte der ziehenden Pferde, Alles vereinigte sich mit meiner angenehmen Lage in diesem schwimmenden Hause, ein behagliches Gefühl von Ruhe, Frieden in mir hervorzubringen.

Die wichtige Beschäftigung des Speisens unterbrach meine Beschäftigung und gewährte mir eine neue Unterhaltung. So klein auch unser Fahrzeug war, geschah doch Alles mit so viel Ordnung und Nettigkeit, daß man es hätte für unmöglich halten sollen, in einem so engen Raume und in einer so beschränkten Küche ein Mittagsessen zu bereiten und aufzutragen, wie unser Schiffsherr uns gab.

Wir schliefen auf dem Kanale. Keine Theaterverwandlung ist Dem zu vergleichen, was nach Aufhebung des Theetisches mit dem Zimmer unsers Fahrzeuges geschah. Wie durch einen Zauberschlag verwandelten sich die Sophas an den Wänden in Ruhebetten, die in der gehörigen Weite für einen ausgestreckt liegenden Menschen mit zwei Reihen Matratzen belegt wurden.

Ein Gleiches geschah mit den in der Mitte stehenden Tischen, die ebenfalls zu Schlafstellen eingerichtet wurden. Für die Damen ward durch Vorhänge eine besondere Abtheilung gemacht, und die ganze Verwandlung erfoderte noch keine Viertelstunde Zeit; dennoch fehlte es an keinem der nothwendigen Erfodernisse, Matratzen, Kopfkissen, Bettücher und Decken waren da; ein Aufwärter brachte uns Pantoffeln und nahm unsere Schuhe und Stiefeln mit, um sie für den andern Tag zu reinigen, obgleich sie unterwegs nicht schmuzig geworden waren. Hätten unsere Nachbarinnen die Geschwätzigkeit gehabt, welche man gewöhnlich dem andern Geschlechte zuschreibt, würden wir wol durch sie am Schlafe gehindert worden sein; allein, obgleich unsere Lage auch den männlichen Reisenden zu manchem angenehmen Abenteuer hätte Gelegenheit geben können, bei den Amerikanern kommt so etwas nicht vor, denn es findet bei ihnen kein Entschuldigungsgrund statt, die Ruhe irgend Jemandes zu stören. Nach einer halben Stunde herrschte tiefes Schweigen am Bord, man hörte blos das sanfte Geräusch der Wellen und von Zeit zu Zeit das Horn, welches die Schleusenwächter rief.

Der Verf. zieht deshalb die Kanalfahrt allen andern Arten des Reisens vor: die Wagen, sagt er, stoßen; die Seeschiffe sind im stetem Schwanken; die Dampfschiffe sind ängstlich, und die Eisenbahnen geben kaum einen Augenblick Ruhe. Bei allen diesen Reiseaarten ist die dabei verbrauchte Zeit verloren, während sie bei der Fahrt auf dem Kanale sich durch Schreiben nützlich anwenden läßt. Der Vorwurf der Langsamkeit wird dadurch vollständig ausgeglichen.

Bei den kleinen Wasserfällen des Mohawk (little falls) läuft der Speisekanal am Fuße eines Berges auf trockenen Mauern hin und gewährt eine herrliche Aussicht zwischen senkrechte Felsen und Steintrümmer, mit Grün bewachsen und von schäumenden krystallhellen Bächen durchströmt, deren Ränder von herabhängenden Blumen geschmückt werden. Der Verf. vergleicht die drei Wasserfälle des Niagara, Genessee und Mohawk mit den verschiedenen Zuständen des menschlichen Herzens: den erstern mit dem eines vom Unglück verfolgten Mannes; den zweiten mit dem einer betrübten Seele, von sanftern Gefühlen bewegt, und den dritten mit der Thätigkeit eines Geistes, der sich dem Nachdenken hingeben will.

Überall wo die Wasserfahrt nicht ausreicht, hat der Nordamerikaner Eisenbahnen angelegt, welche ihn die Schwierigkeiten des Transports erleichtern. Auf solche Weise ist Philadelphia mit den wichtigsten Punkten des Staats, mit Neuyork, Delaware und Baltimore, mit den nördlichen Staaten und den Seen verbunden. Die Steinkohlen von Manch-Chunk und von Lackawaren werden auf Eisenbahnen fortgeführt, die von einer Gesellschaft angelegt worden sind. Andere dergleichen Wege führen von Camden nach Amboy und von Neujersey nach Neubraunschweig über Newark. Auf letzterm Wege gehen des Morgens vier zweispännige Kutschen hin und zurück, ebenso viel des Abends, die immer voll von Passagieren sind. Die Entfernung beträgt 9 englische Meilen, die sie in einer Stunde zurücklegen. Zu diesem Wege sind viele Vertiefungen bis zu einer Höhe von 15 und 20 Fuß mit Erde und Steinen erhöhet, damit die Lager- und Querhölzer, 3 Fuß voneinander, gleich aufliegen. Sie tragen die 5 Zoll dicken Straßenhölzer, in welche die $2\frac{1}{2}$ Zoll breiten, $\frac{1}{2}$ Zoll starken Eisenschienen eingelassen sind. Auf der Eisenbahn von Jersey nach der Patersonsfabrik sind die Unterlagen Cedernholz (Juniperus virginiana) und die Streckhölzer Kienen. Die Erdhügel sind nicht bekleidet, sondern haben die natürliche Abdachung und oben blos die nothwendige Breite zu dem doppelten Wege. Einfacher sind die Seitenwege nach den Steinbrüchen: hier hat man blos zwei Lauflatten auf dem horizontal verglichenen Erdboden befestigt, auf denen die Steinkarren blos von einem Pferde gezogen werden. So bringt man ungeheuere Lasten mit geringer Kraft und ziemlicher Geschwindigkeit fort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kleinrussische Literatur.

Die sogenannte kleinrussische Mundart, früher die Haupt- und Schriftsprache des südlichen Rußlands und auch in das ehemalige polnische Reußen hineinreichend, verfiel, als die Selbständigkeit verloren ging. Volkslieder dieser Mundart sind mehrmals gesammelt und gedruckt worden, auch ward vor etwa 40 Jahren, als die parodirenden Travestirungen in Übung waren, eine travestirte Äneide in dieser Sprache abgefaßt. Dann trat Stillestand ein. Neuerdings sind aber wieder Bücher kleinrussischer Mundart im Druck erschienen. 1) „Swatanje", d. i. Die Brautwerbung, eine kleinrussische Oper in drei Aufzügen von Grizko Osnowjanenko (Charkow 1836). Dies Liederspiel ward, wie die Zeitschriften erzählen, in Charkow mit großem Beifall aufgeführt und hat dort furore gemacht. Von demselben Verfasser gibt es: 2) „Malo-Rossiskija" ꝛc., d. i. Kleinrussische Erzählungen, von denen der zweite Theil 1837 im Druck erschienen ist. Die erste Erzählung ist kleinrussisch überschrieben: „Dobre roby, dobre ibudy", d. i. Wohlgethan, wird's wohlergahn. Sie sämmtlich sind heiterer naiver Gattung.

Zu den merkwürdigen Kleinrussen einer frühern Zeit, der aber außerhalb seiner Heimat erst jetzt bekannter zu werden anfängt, gehört Skoworoda. Bei vielen seiner nähern Landsleute, den Kleinrussen, stand er schon seit Jahren in großer Geltung. Man vereinte mit seinem Namen den Inbegriff von Weisheit und geheimer Wissenschaft; den Einen war er ein Sokrates, umherwandelnd in der Gestalt des Diogenes, den Andern ein begeisterter Swedenborg. Diese verschiedenartigen, ja fast entgegengesetzten Ansichten führen zu dem Schluß, daß Skoworoda ein selbständiger, origineller Charakter gewesen ist. Seine Lebensumstände sind nicht unbekannt. Skoworoda gehörte zu denjenigen Menschen, die man in seinem Lande früherhin die Misgeschaffenen nannte, nicht etwa von der Ungestalt ihres Leibes, sondern von der Richtung, die ihr Geist nahm, indem dieser eigne, abweichende und oft seltsame Bahnen verfolgte. Er hatte in der geistlichen Akademie zu Kiew die üblichen Studien mit Auszeichnung vollendet, darauf aber Stellen und Ämter ausgeschlagen und es vorgezogen, sein ganzes Leben im steten Umherwandern zu verbringen, ohne dabei die Heimat, Kleinrußland, zu verlassen. Seine Tracht war der den Kleinrussen eigenthümliche kurze Rock, den er von dunkler Farbe wählte; hierin zog er mit einem Stabe in der Hand von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, nährte sich von Dem, was man ihm reichte, schlief, wo es sich traf, sang, geigte, tanzte, spielte den Spaßmacher und den Weisen, wenn man an Letzterm Gefallen fand. Seine Sitten waren keusch, dabei erwies er sich als einen Freund der Armen, indem er die Reichen zum Almosengeben vermochte, bei passenden Gelegenheiten glänzte er durch Gelehrsamkeit und Fertigkeit im schulgerechten Disputiren. Dies Alles brachte ihn mit der Zeit in so großen Ruf und Achtung, daß er überall ein willkommener Gast war, den man nicht gut genug aufnehmen zu können glaubte und den

man mit Ungeduld erwartete; indeß blieb er stets ein Feind von Gelagen und soll oft aus dem Hause eines schlemmenden Reichen in die Hütte eines dürftigen Landmanns entwichen sein. Er starb in einem hohen Alter 1794 und verlangte sein Grab unter dem Schatten eines Baums mit folgender Grabschrift: „Die Welt stellte mir Netze, ich aber ließ mich nicht fangen." Trotz dieses Wanderlebens hat er zahlreiche Schriften hinterlassen, christlich-erbaulichen oder sittenrichterlichen Inhalts. Sie sind nur handschriftlich vorhanden und werden von seinen Landsleuten noch bis jetzt fleißig gelesen. Eine Sammlung solcher Handschriften ist vor Kurzem von der philanthropischen Gesellschaft erworben worden, und dieselbe gedenkt sie nach und nach zum Druck zu befördern. Russische Literatoren meinen, daß diese Büchelchen in den Gegenden, wo die großrussische Mundart vorherrscht, wenig Leser finden werden, weil Skoworoda's Sprache veraltet und dazu ein Gemisch kleinrussischer und polnischer Ausdrücke ist. Das Büchelchen, das bis jetzt erschienen, führt den Titel: „Ubogi zhalworonok" ꝛc., d. i. Die armselige Lerche, ein Gleichniß von G. W. Skoworoda (Moskau 1837). Wir heben daraus folgendes Bruchstück aus, wobei wir in der Übersetzung Skoworoda's veraltete Schreibart möglichst nachbilden wollten. Er beginnt also: „Welcher Nutzen mag davon erstehen, wenn man viel Bücher lieset und doch ruchlos verbleibet? Du sollst nur Ein Buch lesen, und dieses genüge dir. Schau in die Welt, blicke auf's Menschengeschlecht, sintemal dasselbe ein Buch ist, aber ein Buch in schwarzem Einband, so Ungemach aller Art enthält, wie das wogende Meer unzählige Wellen emporschlägt. Solches Buch sollst du immerdar lesen und zur selbigen Zeit von dem hohen Fels, darauf du in sicherer Bucht stehest, auf das dahinrasende Meer schauen, schauen und dich vergnügen im Innern. Lesen nun nicht alle Menschen in diesem Buch? Wohl lesen sie darin, aber mit thörichtem Sinne; sie schauen, wie es geschrieben steht, die Ferse an und lassen das Haupt ungesehn dahin wandeln; sie betrachten sich das Gestell und nicht das Werk, schauen die Sohlen der Welt an und nicht das Haupt, ich meine das Herz der Welt, weshalb sie auch solche nicht erkennen können. Aus der Fußsohle werdet ihr nicht den Menschen, aus dem Schweif nicht den Vogel kennen, desgleichen die Welt nicht aus ihrem Gestell, aber wol vielleicht aus dem Haupt, ich meine dem Herzen. Welchen verschränkten Sinn bergen dir meine Worte? Mein Sohn, alle Kräfte werde ich wie Sehnen anspannen, um dir den Knoten zu lösen, du aber horche auf mit aller Gewalt, so du hast." Es folgt nun das Gleichniß von der Lerche, dem hochsteigenden und schnellsinkenden Vogel, wobei uns bedünken will, daß Skoworoda, der in Kiew, so nah dem ehemaligen Polen, und überhaupt in der Nähe von Katholiken studirt hat, einige Kenntniß von Abraham a Sancta Clara gehabt haben mag, denn ein solches, freilich nicht leicht erreichbares Muster scheint ihm vorgeschwebt zu haben und keineswegs Jakob Böhme, wie Andere meinen. Seine Psalmen wurden noch vor wenig Jahren in der Ukraine mit vieler Erbauung gesungen. Ein solches Lied ist bei der „Lerche" mit abgedruckt, und es folgt hier ein gleichfalls treu übersetztes Bruchstück:

Wehe dir Welt, nach außen ist's Lachen,
Aber im Innern Kummer und Wachen;
Auswärts hin leuchten prangende Zinnen,
Dieweil im Innern Thränenström' rinnen.
Tag so wie Nacht!

Neid, Verrath, Kummer, Falschheitssinnen,
Eifersucht, Hader, Hassesbeginnen,
Also die flammenden Feinde sich nennen,
So deine Seele wie Zion berennen
Mit aller Macht!

Viele ausgezeichnete russische Schriftsteller sind Kleinrussen von Geburt, bedienen sich aber in ihren Schriften der herrschenden, großrussischen, weit ausgebildetern Mundart. Die Novellendichter unter ihnen verlegen jedoch häufig die Scene nach der Ukraine, so in: „Zaporoshskijo najesdy" ꝛc., d. i. Überfälle der Zaporoger, eine ukrainische Geschichte aus der Hetmanszeit von Abramowski (3 Thle., Moskau 1837). Der Held der Erzählung ist Andreas Woinarowski, ein Neffe des Hetmans Mazeppa, deutscher Leserwelt aus einem Gedichte Chamisso's bekannt. Ein Rec. in der russischen Zeitschrift: „Die literarischen Beilagen", sagt bei der Beurtheilung dieses Buchs: „Die Geschichte Kleinrußlands ist voll Leben; seine Sagen, Volkslieder liefern dem Romanschreiber ein reiches Material. Dort findet er die kühne Abenteuerlichkeit der Kosacken, die lebhafte, brennende Leidenschaftlichkeit des südlichen Himmels, einen blutigen, durch Fanatismus heiß belebten Krieg um Unabhängigkeit, Liebe zur Heimat, die durch malerische Natur und eine reiche Vergangenheit geschmückt ist. Solches Material den Anfoderungen gemäß zu benutzen, ist Sache des Talents. Ein solches ist bis jetzt nur in dem einzigen Gogol erschienen. Sein „Taras Bulba" (eine Erzählung, wovon Bruchstücke, übersetzt von C. v. d. Berg, in dem dorpatischen „Refractor", Juni 1836), seine „Abende auf dem Weiler" (welche in d. Bl. besprochen sind) beurkunden ein so ausgezeichnetes Erzählertalent, wie Kleinrußland bis jetzt kein zweites hervorgebracht." 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 347. — 13. December 1837.

Cinco meses en los Estados-Unidos de la América del Norte, desde el 20 de Abril al 23 de Setiémbre de 1835. Diario de viaje de D. *Ramon de La Sagra*.

(Fortsetzung aus Nr. 346.)

Die Eisenbahn von Newcastle nach Frenchtown ruht auf Stämmen von canadischer Fichte; die Querhölzer sind Eiche und die Straßenhölzer Kienenholz. Die Schienen sind aufgenagelt und liegen mit ihren Enden auf den schwächern der andern. Auf einem Theile des Weges ruhen die Streckhölzer auf 15 Zoll ins Gevierte großen Würfeln von Granit. Die ganze Bahn ward 1831 mit einem Aufwande von 400,000 Dollars vollendet, mit Einschluß des Dampfwagens (Locomotive), der 14 Kutschen mit 150 Personen und 5 Tonnen (10,000 Pfd.) Gepäck ziehen kann, das mit Einschluß des Gewichtes der Wagen 50,000 Pfund beträgt. Gleichlaufend mit diesem 16¼ Meilen langen Schienenwege ist 1829 ein 14 Meilen langer Kanal eröffnet worden, der 4 Meilen unterhalb Newcastle anfängt und gewöhnliche Küstenfahrer zuläßt. Er ist durchaus mit Steinen bekleidet, was mit den großen, nöthig gewordenen Ausgrabungen seine Kosten auf 2,000,000 Dollars gesteigert hat. Eine Verbindung endlich zwischen Frenchtown und Johnstown bildet eine Eisenbahn, von der 300 Ellen unter einem Theile des Alleghanygebirges hindurchgehen und sich am Canal von Pittsburg endigen.

Von Baltimore war eine 70 Meilen lange Eisenbahn nach Susquehanna in Pennsylvanien angefangen, um die Erzeugnisse der reichen Grafschaften York und Lancaster auszuführen. Als der Verf. sie sah, waren bereits 26 Meilen fertig. Ein anderer Schienenweg von Chesapeake nach Wheeling am Ohio, wo derselbe schiffbar wird, in einer Länge von 250 Meilen, geht in gerader Richtung durch die Kette der Alleghanygebirge zur schnellen Verbindung jenes großen Flusses mit dem Mittelpunkte des Handels dieses Staats. Die Gesellschaft trat 1827 mit einem Capitale von 6,000,000 Dollars zusammen, bis 1833 konnte aber nur wenig geschehen, weil die Vorarbeiten zu viel Zeit erfoderten. Die ersten 13 Meilen haben über 381,000 Dollars gekostet, oder jede Meile 29,300, das Mauerwerk aber 17,160 Dollars. Von dem fertigen Theile betrug die Einnahme zu Ende 1834: von Passagieren 89,182 Dollars, und von Gütern 116,255, zusammen 205,437 Dollars. Die Ausgaben für Wiederherstellungen, Maschinen u. dgl. 132,863 Dollars; folglich reiner Gewinn 72,574 Dollars und daher 15,379 Dollars mehr als 1833. Ein Zweig dieses Schienenweges geht von Baltimore nach Washington, 37½ Meilen, von der nämlichen Gesellschaft auf 1,438,644 Dollars angeschlagen. Um auf der Eisenbahn nach Philadelphia, wie überall, die Anhöhen zu übersteigen, dient eine schiefe Fläche, deren Höhe von etwa 180 Fuß 1/15 der Grundfläche ist, und auf der die Wagen mittels einer Dampfmaschine hinaufgezogen und heruntergelassen werden.

Weil der oben erwähnte Eriekanal gewöhnlich vom 21. Nov. bis zum 20. April wegen des Eises nicht befahren werden kann, mußte man auf eine Abhülfe dieser langen Zeitversäumniß bedacht sein. Die Aufnahmen und Vorbereitungsarbeiten haben gezeigt, daß eine Eisenbahn zwischen dem Hudsonflusse und dem Eriesee in einer Länge von 483 Meilen (die sich auf 460 herabsetzen und in weniger als 48 Stunden zurücklegen lassen) mit einem Aufwande von 4,762,000 Dollars zu Stande gebracht werden kann. Der von dem Staate zugestandene Credit und Aushülfe, die Unterschriften, welche die Gesellschaft erhielt, und die Schenkungen von Ländereien auf der ganzen Strecke der Eisenbahn machten einen baldigen Anfang des Unternehmens möglich. Diese Bahn soll durch die Städte Rockland und Orange gehen, den Thälern des Delaware, Susquehanna und Alleghany folgen und den sanften Abhang dieser Flüsse benutzen. Das Steigen wird nur 5 — 30 Fuß auf die Meile betragen, nur an fünf Punkten größer sein, und blos an einem, 4 Meilen vom Eriesee, wird man einer schiefen Fläche mit einer Dampfmaschine bedürfen, um die Höhe von 100 Fuß zu übersteigen. Aber auch diese läßt sich mittels eines unterirdischen Durchganges (Tunnel) von einer halben Meile umgehen, der zwar 150,000 Dollars kostet, aber dennoch im Ganzen eine Ersparniß hervorbringt. Auf dieser großen Strecke werden sehr viele andere Verbindungen sich mit dem Hauptwege vereinigen und die Kosten des Unternehmens tragen helfen: im Osten der Grafschaft Orange der Kanal des Delaware nach dem Hudson; in der Grafschaft Brower der Kanal von Chenango, der Zweig des großen

Eriekanals, der von Utica bis zum Susquehannaflusse geht; in der Grafschaft Tioga schneidet der Chemungkanal hindurch, der den gleichnamigen Fluß mit dem Senecasee verbindet; in der Grafschaft Delaware verbindet sich damit ein Zweig, der nach Delhi führt; in der Grafschaft Otsego verbindet er sich mittels eines andern mit dem Thale der Unadila in Utica, und ein anderer Nebenast geht durch das Thal des Flusses Onondaga mit den Salzwerken von Syrakus; in Oswego wird der schon bis Ithaka fertige Schienenweg die Hauptlinie mit der fruchtbaren Gegend der Seen Cayuga und Seneca, durch die auf dem Susquehanna eingerichtete Dampfschiffahrt aber mit dem Thale Wyoning und der Gegend von Carbon in Pennsylvanien verbinden; wird die Eisenbahn einige Meilen von Rochester nach Dansville fortgesetzt, nimmt sie die neue in der Grafschaft Stewben auf, so auch die von Rochester und Olean in den Alleghanygebirgen; indem sie endlich sich in der Grafschaft Cataraugus mit dem Alleghanyflusse vereinigt, wird eine gerade Verbindung zwischen Neuyork und den Städten des Ohiothales bewirkt. Da man zu gleicher Zeit in 48 Stunden zu den Häfen Dünkirchen und Portland am Eriesee hinaufkommen, auch den Alleghany benutzen kann, der schon im Februar, mit Dampfschiffen aber jederzeit fahrbar ist, so lassen sich die Städte Pittsburg, Cincinnati und andere im Thale des Ohio versorgen, ehe noch die Kanäle Pennsylvaniens offen werden. Diese Vortheile, gemeinschaftlich mit denen, welche sich durch die beispiellos schnelle Verbindung des atlantischen Oceans mit den Grenzen zur Vertheidigung des Landes darbieten, sind von nicht zu berechnendem Werthe.

Weil der Weg vom Anfange des Eriekanals bis Schenektady auf einer Weite von 24 Meilen wegen der großen Verschiedenheit des Niveaus nicht weniger als 27 Schleusen hat, ist hier 1830 eine Eisenbahn angelegt, die gewöhnlich von den Reisenden benutzt wird. Sie ist 16 Meilen lang und hat mit nur Einem Schienenwege 700,000 Dollars gekostet. Die kienenen Straßenhölzer unter den Eisenschienen ruhen auf steinernen Würfeln und auf einem Lager von nach Mac-Adam's Weise zerschlagenen Kieseln. Kurz vor Schenektady befindet sich ein Hügel, den die Wagen leicht von Pferden hinaufgezogen werden. Die Dampfmaschine auf dem Wege hat übrigens eine mittlere Geschwindigkeit von 15 Meilen in Einer Stunde, die sich jedoch an einigen Stellen bis 2 Minuten 40 Sekunden für die Meile steigert, was über 22 Meilen in einer Stunde beträgt. An einer andern Stelle ward eine große Kutsche für dreißig Personen auf der Eisenbahn von einem einzigen Pferde gezogen.

Für die beste, wenigstens für eine der vorzüglichsten Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten hält der Verf. die von Boston nach dem Fabrikorte Lowel, der erst seit $3\frac{1}{2}$ Jahren entstanden, jetzt ein Capital von 6,650,000 Dollars in Umlauf setzt, denn es finden sich hier Tuch-, Teppich- und Baumwollenmanufacturen und eine Fabrik der dazu erfoderlichen Maschinen und Geräthe. Die größere Zahl der Arbeiter sind Mädchen, deren sich hier 5051 mit nur 1512 Mannspersonen befinden. Diese Manufacturen liefern jährlich 39,170,000 Yard (58,755,000 Ellen) Tuch und verarbeiten 12,256,400 Pfund Baumwolle zu Zeuchen. Der Verdienst der Spinnerinnen und Weberinnen beträgt wöchentlich 3 Dollars 15 Centimen, wovon ihnen $1\frac{1}{4}$ Dollar für Wohnung und Unterhalt abgezogen werden, sodaß ihnen noch 1 Dollar 90 Centimen rein bleiben. Den Teppichweberinnen bleiben 80 Centimen von 1 Dollar, welchen sie täglich Lohn bekommen. Die Baumwollenweberinnen haben jede 2 Webstühle, die täglich beide 60 Ellen liefern, wofür sie 62 Centimen bekommen, ihr reiner Gewinn beträgt daher wöchentlich 2 Dollars 52 Centimen.

Neben den Fabrikgebäuden haben die Eigenthümer große Wohnhäuser für die Arbeiter von beiderlei Geschlecht erbaut, in denen sie verbunden sind, nach der dort eingeführten strengen Sitte unter der Aufsicht tadelloser Männer und Frauen zu leben. Sechs Tage der Woche sind hier unausgesetzt der Arbeit bestimmt und der Sonntag wird nach Landesgebrauch in der Kirche zugebracht. Die jungen Mädchen, gewöhnlich Töchter der Pflanzer aus Neuengland, die einige Jahre in der Fabrik arbeiten, um sich etwas zu ihrer Ausstattung zu verdienen, sind auch so von der Wichtigkeit eines guten Rufes überzeugt, daß man keinen Fall vom Gegentheile kennt; denn wenn bei Einer sich die geringste Neigung zeigt, den richtigen Weg zu verlassen, wird sie augenblicklich von den Übrigen bei den Vorgesetzten angezeigt. Die Vertheilung des Wassers zur Bewegung der Maschinen geschieht von derselben Gesellschaft, welche sie verfertigt. 3500 Spuhlen erfodern in jeder Sekunde 45 Cubikfuß Wasser bei einer Höhe von 17 Fuß, oder $72\frac{1}{2}$ Cubikfuß bei einer Höhe von 13 Fuß, welche beide Höhen die Gräben zur Speisung der Wasserräder in den zwei Reihen Fabriken von Lowel haben. Die Fabrikanten zahlen jährlich 300 Dollars für jede 3500 Spuhlen, deren ganze Zahl bei den acht Fabrikherren 116,804 ist. Die Erwärmung geschieht mittels zweier Dampfmaschinen durch eiserne Röhren nach dem Grundsatze, daß 200 Cubikfuß Raum von 1 Fuß äußerer Fläche der Röhre auf 75 — 80° Fahrenheit erwärmt werden. Da nun die 1300 Fuß langen Röhren 4 Zoll im Durchmesser haben, gibt jeder Fuß Länge derselben 1 Quadratfuß Oberfläche und sie erwärmen einen Raum von 260,000 Cubikfuß.

Die oben erwähnte Eisenbahn von Boston nach dieser Niederlassung ist auf einem festen Boden von gepochten Kieseln angelegt; die Laufschienen aus Gußeisen ruhen auf Würfeln von Granit, in welche die an der Seite angegossenen Lappen befestigt sind. Die vielen quer über den Weg gehenden Brücken zur gegenseitigen Verbindung der umliegenden Gegend sind aus Granitquadern ohne allen Mörtel in trockener Mauerung aufgeführt. Die Länge der Bahn beträgt 26 Meilen, die man in 70 Minuten zurücklegt.

Zunächst den hier angeführten Nachrichten von den Communicationen hat Don Ramon seine Aufmerksamkeit auf die Gewerbe, die öffentlichen Anstalten und die wissenschaftliche Ausbildung der Jugend gerichtet. Mit Recht muß man die ungeheuern Fortschritte des Ackerbaues und der Fabri-

ken bewundern, die das Land dem unverrückt befolgten Grundsatze verdankt, einen Jeden in voller Freiheit gewähren zu lassen und nie dem Kunstfleiße Fesseln anzulegen. Andere Reisende haben sich schon weitläufiger mit diesem Gegenstande beschäftigt; wir wenden uns daher zu den öffentlichen Anstalten, die zweierlei verschiedenen Zweck haben: Versorgung und Pflege der Kranken und unvermögenden Bürger, und Besserung Derer, die in die Classe der verdorbenen Glieder des Staats gehören. Der Verf. führt die einen und die andern nach dem Zuge seiner Reise an, wie er sie in den Städten fand, welche er auf derselben besuchte. Die erste war das Irrenhaus in Neuyork (Bloomingdale asylum) auf einem schönen Hügel, etwa 6 Meilen von der Stadt, 1821 von einer Gesellschaft mit einem Aufwande von 200,000 Dollars für 200 Kranke angelegt, nachdem dieselbe Anstalt schon seit 1771 mit einem allgemeinen Krankenhause verbunden gewesen war. Der Eingang zu dem Irrenhause ist in einem sehr angenehmen Garten, der mit vieler Umsicht für Männer und Frauen besonders abgetheilt ist. Im Hause sind die Fensterrahmen von Eisen, daß sie die Stelle der Gitter vertreten; überall herrscht die größte Reinlichkeit, wie kaum in einem Privathause, sodaß man nirgend weder am Fußboden noch an den Wänden einen Fleck bemerkt: Alles ist gewaschen oder gefärbt. Die Unterhaltungskosten des Hauses beliefen sich im letzten Jahre auf 22,935 Dollars; die Einnahme durch das Kostgeld der Wahnsinnigen stieg auf 23,505 Dollars; denn Arme werden nicht darin aufgenommen, wenn nicht andere Einwohner die wöchentlichen Unterhaltungskosten, 2 Dollars für die Person, bezahlen, was jedoch öfter geschehen soll. Wohlhabendere können bis zu 10 Dollars wöchentlich bezahlen, wofür sie schönere Zimmer und bessern Unterhalt bekommen. Das Haus hat seit seiner Gründung bis zu 1832 überhaupt 1537 Wahnsinnige aufgenommen, von denen 661 völlig geheilt, 292 in der Besserung, 345 auf Verlangen ihrer Verwandten entlassen wurden, 109 aber starben. Zu Ende 1833 befanden sich 80 Männer und 40 Frauen darin, und während 1834 kamen 67 von den Erstern und 35 von den Andern hinzu, welches zusammen 222 beträgt, von denen 38 Männer und 13 Frauen geheilt, 8 aber in der Besserung herausgingen. Für arme Wahnsinnige ward 1835 auf Long-Island ein Haus gebauet, 90 Fuß ins Gevierte, mit zwei Flügeln von zwei Stockwerken, jeder 200 Fuß lang, durch die ein 10 Fuß breiter Corridor geht, 8 und 10 Fuß weit, 11 Fuß hoch. Das Gebäude soll 300 Kranke aufnehmen und alle sonst nöthigen Räume, Küche, Apotheke u. s. w. enthalten. Das vorher mit dem Irrenhause vereinte Hospital ward 1822 davon getrennt und hat seitdem bis mit 1832 in Allem 18,153 Kranke aufgenommen, von denen 13,446 genasen, 1388 in der Besserung waren und 1827 starben. Fast der größere Theil der hier aufgenommenen Kranken sind aber Fremde; denn unter etwa 43,000 Kranken, die in 35 Jahren im Spitale aufgenommen wurden, waren nur 25,727 Eingeborene, und von 1905 im letztern Jahre vorhandenen Kranken waren 940 Ausländer. Ein wesentlicher Nachtheil dieses Krankenhauses ist die niedrige Lage eines Theiles seiner Behältnisse, wo die Räume zum Speisen und die zu Gefängnissen dienenden feuchte und dunkle Gewölbe sind ohne einige angenehme Aussicht. Bei dem Anblicke dieses traurigen Ortes konnte der Verf. sich kaum überreden, daß er sich in den Vereinigten Staaten befinde. Man hat jedoch das Übel eingesehen und ist darauf bedacht, ihm abzuhelfen, wie schon der Neubau des Irrenhauses beweist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Denkwürdigkeiten einer Aristokratin. Aus den hinterlassenen Papieren der Frau Marquisin von Créquy, von Fanny Tarnow. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 1836—37. 8. 5 Thlr. 18 Gr.

Bei der Menge fader Memoiren, die fast täglich die pariser Pressen verlassen, ist es interessant, wenn zufällig unter den nichtssagenden auch einmal etwas Belehrendes auftaucht. Die Memoirenliteratur hat bereits alle Lebensphasen durchmessen, und es ist schwer, noch etwas Neues in diesem Fache zu produciren, wenn die Industrie nicht etwa auf den Einfall kommen sollte, Eisenbahnen- oder Dampfwagenmemoiren zu fabriciren. Die Aussichten sind, Gott Lob, vorhanden, und der Erfolg kann mit Gewißheit vielversprechend genannt werden.

So lange die Memoiren als Biographien bestimmter Persönlichkeiten auftreten, die durch ihre Stellung zu Staat und Leben berufen waren, einen Einfluß auf die Zeit auszuüben, konnte man sie wesentlich als eine Bereicherung der Zeitgeschichte betrachten. Die graziöse, leichtfertig anmuthige Weise, in der eine mehr oder minder bedeutungsvolle Epoche der Nachwelt lebendig vor Augen geführt wurde, hatte viel für sich; und trat auch die historische Wahrheit nicht selten in einem buntscheckigen Narrenhabite auf, so gab ihr doch grade diese Tracht auch wieder die erwünschteste Gelegenheit, über gewisse Dinge und Verhältnisse ein Licht zu verbreiten, das auf andere Art schwerlich im Dunkel der Vergangenheit angezündet worden wäre. Leider hat die Speculationswuth in den Memoiren der neuern und neuesten Zeit auch diese Art Wahrhaftigkeit sehr in den Hintergrund gedrängt. Es ist schwer, zu entscheiden, ob heutzutage die gesammte Memoirenliteratur mehr auf den Werth gut erfundener Lügen Anspruch machen kann, oder ob es blos eine andere Form ist, in die sich der Roman zu kleiden anfängt.

Ausnahmen finden sich wie überall auch hier, und unter diese sind die mir vorliegenden „Denkwürdigkeiten einer Aristokratin" zu zählen. Ich kann nicht etwa behaupten, daß die Lecture dieses Werkes eine angenehme Beschäftigung sei, im Gegentheil ist sie mit einigen Schwierigkeiten verbunden, die theils aus der Geschwätzigkeit der Frau Marquisin, theils aus ihrer mehr als saloppen Schreibart entspringen. Die alte Dame ergötzt es über alle Maßen, ihrem Enkel, dem sie ihre sämmtlichen Papiere übermachte, eine Unzahl alberner, burlesker, kluger und dummer Geschichten und Anekdötchen zu erzählen. Wie sich eine Großmutter bei uns Deutschen des Abends zum Ofen setzt und Märchen und Sagen erzählt, so berichtet die Frau Marquisin v. Créquy die Erlebnisse einer freilich höchst interessanten Epoche, in der große, welthistorische Namen wie leuchtende Sterne in reicher Anzahl auftauchen. Die Absichtslosigkeit, womit dies Alles an den Mann gebracht wird, fesselt, die jeder Französin angeborene Koketterie, die auch im höchsten Alter noch gern sich an der verblühten Jugendfrische in der Erinnerung erfreut, unterhält ebenso sehr, als sie oft lächeln macht, und grade in dieser ungekünstelten Erzählungsmanier liegt der Werth und Reiz dieser Memoiren. Zur Charakterisirung des Buches läßt sich nichts Besseres thun, als einige Bruchstücke mittheilen, die am sichersten dem Leser eine richtige Vorstellung von dem hier Gebotenen beibringen können.

Die Marquisin v. Créquy erreichte ein Alter von fast 100 Jahren und hatte ungeachtet alle Stürme der französischen Revolution durchlebt in ihrem Hôtel, das sie fast 70 Jahre lang bewohnte. Schon der Brief an ihren Enkel ist bezeichnend für die Denkungsart der Marquisin, die, im Adelthume geboren und erzogen, durchaus keinen Begriff hat von der Umwälzung der Ideen in der neuern Zeit. Bei jeder andern Persönlichkeit würde heutzutage ein so starres Festhalten an ausgetretenen Lebensformen verwunden oder wol gar zur Erbitterung reizen, im Wesen der Marquisin aber nimmt diese gutmüthige Treue für das Alte eine märchenhafte Gestalt an. Sie selbst wandelt — ein Märchen, das sich verirrt hat — unter dem veränderten Himmel, den umgestalteten Menschen des neuen Jahrhunderts umher. An ihren Enkel erläßt sie gleich anfangs eine echt aristokratische Ermahnung, indem sie ihm schreibt:

„Ich halte es für nöthig, dich zur Treue gegen den König zu ermahnen; dein Gefühl wird sie dir zur Pflicht machen, sie muß ja, so zu sagen, schon in deinem Blute liegen; was ich dir aber ganz besonders anempfehle, ist, dich gegen deinen Souverain stets unterwürfig zu beweisen, denn dann läufst du keine Gefahr, je die Treue gegen ihn zu verletzen, was sonst in den politischen Unruhen, die man unglücklicherweise wol voraussehen muß, und in denen du, wie ich fürchte, berufen bist auch eine Stelle einzunehmen, leicht der Fall werden könnte. Ich empfehle dir auch Ehrfurcht für die königlichen Prinzen an, wenn anders nicht ihre Aufführung strafbar und schimpflich sein sollte" u. s. w.

Die Frau Marquisin thut sich viel zu gute auf ihre feine, altaristokratische Erziehung und rühmt sich, diese ganz besonders der „Schule der Höflichkeit" von Poitiers verdanken zu müssen. Zwar gesteht sie, daß viel Albernes in dem Buche enthalten sei, doch kann man sich einen Begriff von Dem machen, was zu jener Zeit unter dem Adel in Paris Werth hatte, wenn man folgende Stelle liest:

„Neben ganz veraltetem Wust enthält das Buch einen wahren Schatz nützlicher Lehren, und das Lob, das man oft meiner Erziehung und meiner feinen Lebensart gespendet hat, verdanke ich größtentheils den Belehrungen, die meine Tante daran knüpfte. Sie verband mit der Theorie der vollkommensten Höflichkeit die praktische Ausübung derselben und den feinsten Weltton, und dies erstreckte sich sogar bis auf die verschiedene Betonung des Wortes: Monseigneur, je nachdem sie einen Bischof oder einen Prinzen von Geblüt damit anredete. Einmal sagte meine Tante zu ihrem ältesten Sohne: „Du mußt dich nicht mit in den Kreis, wie ein vornehmer Herr, auf einen Lehnstuhl hinpflanzen und näher an den Kamin rücken als der Herr Pfarrer von St.-Sulpice. Auch liebe ich es nicht, daß du die Tassen und Gläser in der Gesellschaft herumreichst. Eine solche Dienstfertigkeit hat einen bürgerlichen Anstrich, und die bürgerlichen Sitten sind ebenso linkisch als die der untern Volksclassen.""

Interessant in seiner Burleskerie ist das astronomische System der Herzogin v. Ferté, gibt aber auch einen Beweis ab für die grenzenlose Arroganz echter alter Aristokratie. Diese hochgestellte Dame gibt der Frau Marquisin einstmals den Rath, niemals im Mondscheine spazieren zu gehen oder wol gar niederzusitzen, indem sie hinzufügt: „Es gibt freilich Menschen, die so dumm sind, die Sternschnuppen für Seelen zu halten, die zu Gott gehen; aber es sind im Gegentheile lauter erst geschaffene Fürstenseelen, die nun auf die Erde in ihre Leiber niederfahren. Vergessen Sie dies nie, mein Kind!"

Sehr ergötzlich ist der Eifer, womit die Frau Marquisin über die Vernachlässigung der Genealogie spricht und daraus alles Unglück der Welt ableitet; worauf sie selbst eine Rangordnung der edelsten Geschlechter in Frankreich angibt, die wir gern mittheilten, wenn es uns der Raum dieser Blätter erlaubte. Nicht minder charakteristisch für die Zeit der Regentschaft ist ein Criminalhandel, wo ein Mann aus dem hohen Adel den Gesetzen zufolge den Tod durch das Rad verdient hat. Kaum wird dies Urtheil ruchbar, so tritt der ganze Adel zusammen und fängt jetzt an nicht etwa über den Rechtsfall zu streiten, sondern einzig und allein über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit, einen Grafen oder Fürsten rädern zu lassen. Es handelt sich nicht um die Bestrafung des Schuldigen, in Anschlag wird nur die Stellung in der Gesellschaft gebracht, und da sich das Wappen des Verurtheilten zufällig in den Wappen der meisten hohen Adeligen ebenfalls angedeutet findet, so sieht man allgemein ein, daß die Hinrichtung solch eines Mannes unter die absoluten Unmöglichkeiten gehören müsse. Darf man sich da noch wundern, wenn Revolutionen ausbrechen?

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Die Donnerstagsmahlzeiten beim Könige Stanislaus August.

In Polen gab es bis zum Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts keine wissenschaftlichen Vereine. Eine Stelle derselben vertraten jedoch die Donnerstagsmahlzeiten bei dem letzten polnischen Könige, Stanislaus August. Jeden Donnerstag nämlich, sofern sich der König in Warschau aufhielt, pflegte derselbe eine Anzahl Schriftsteller oder Künstler von Verdienst und Ruf an seine Tafel zu ziehen. Die Einladung bestimmte jedesmal der König selbst, sie galt für eine Belohnung und Anerkennung der Wirksamkeit und bezeichnete gleichsam eine Aufnahme unter die vorzüglichern Schriftsteller Polens. Die gewöhnlichsten Gäste waren Krasicki, Naruszewicz, Trembecki. Die Gesellschaft war immer laut und heiter. Nach der Mahlzeit lasen die gegenwärtigen Schriftsteller ihre neuesten Erzeugnisse vor, diese wurden beurtheilt, auch warf wol der König oder einer der Theilnehmer Fragen auf, stellte Aufgaben über vaterländische Geschichte, Literatur, Volkserziehung, Gesetzgebung, Kunst u. s. w., die dann discutirt wurden. Der Gedankenaustausch war ungehemmt und lebhaft, der König selbst liebte und beförderte eine dreiste, offene und bestimmte Sprache. Hatte einer der Theilnehmer ein neues Werk erscheinen lassen, durch welches nach dem Urtheile competenter Richter die Wissenschaft wesentlich gefördert, oder das für ein echtes Kunstwerk erklärt worden war, so fand er bei seinem nächsten Wiedererscheinen an der Tafel in der Serviette eine große silberne oder goldene Medaille vor, auf welcher auf einer Seite das Bildniß des Königs, auf der andern in einem dreifachen Kranze das Wort: „Merentibus", ausgeprägt war. Die Bemühungen, zu diesen Gastmählern zu gelangen, waren nicht gering. Trembecki trat sogar einst einem Freunde, der sich durch eigne Werke den Zugang nicht bahnen konnte, eine Übersetzung aus einem italienischen Dichter ab und wirkte dadurch bei dem Könige die Einladung aus. Es kann nicht geleugnet werden, daß in so naher Berührung mit dem Könige manches Tüchtige geweckt und zu Tage gefördert worden ist. Nachdem in der Folge einige geringe wissenschaftliche Vereine kurze Zeit bestanden hatten, trat endlich am 16. Nov. 1800 der erste bedeutende literarische Verein in Polen, die „Societät der Freunde der Wissenschaften" unter Staszyc zusammen. Der Zweck derselben war die Erhaltung der Sprache und Belebung der polnischen Literatur. In der ersten Sitzung, am 23. Nov. 1800, wurde der Bischof Albertrandy zum Präsidenten und der Übersetzer des Homer, Franz Dmochowski, zu Secretair erwählt. Als der König von Preußen 1802 nach Warschau kam, erging an ihn die Bitte, den Verein zu bestätigen, und der König ging, laut Cabinetsordre vom 1. Juli 1802 „gern" darauf ein. Nun erweiterte sich der Wirkungskreis des Vereins, er erwarb sich einen eignen Palast, eine sehr bedeutende Bibliothek und trug reichliche Früchte. In Folge der letzten Revolution wurde er aufgehoben, und heute besteht in dem ehemaligen Polen nur ein wissenschaftlicher Verein, die „Jagiellonische Societät der Wissenschaften" in Krakau. 60.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 348. —— 14. December 1837.

Cinco meses en los Estados-Unidos de la América del Norte, desde el 20 de Abril al 23 de Setiembre de 1835. Diario de viaje de D. *Ramon de La Sagra*.

(Fortsetzung aus Nr. 347.)

Daß den Spaniern der Ruhm gebühre, zuerst den Unterricht Taubstummer mit Erfolg versucht zu haben, erwähnt schon Busch („Handbuch der Geschichte der Erfindungen"), denn Ramirez de Carion lehrte 1620 den taubstumm geborenen Prinzen Philibert von Carignan sprechen. Nach dem Verf. lehrte aber schon 1570 der Benedictinermönch Pedro Ponce zweien Brüdern und einer Schwester des Connetabel von Castilien Lesen, Schreiben, Arithmetik, Astronomie, lebende Sprachen und selbst einige Worte sprechen. Er hat jedoch nichts Schriftliches darüber hinterlassen; dies geschah erst von dem vorerwähnten Ramirez de Carion und Juan Pablo Bonnet 1626, sowie 1656 von dem Engländer John Wallis („De loquela muto et surdo reddita"). Im J. 1748 stellte der Spanier Pereyra einige seiner Schüler der Akademie der Wissenschaften vor und erhielt belobende Zeugnisse von derselben. In Neuyork ward für diesen Zweck an der Eisenbahn nach Harlem 1827 ein besonderes Haus erbaut und theils aus den Staatsmitteln, theils durch Subscriptionen unterhalten. Im J. 1834 befanden sich 140 Zöglinge darin und der Aufwand dafür betrug 24,927 Dollars. Eine Blindenanstalt befindet sich ebenfalls in der Nähe, wo diese Unglücklichen auf die auch in Europa bekannte Weise unterrichtet werden. Das Armenhaus in Bellevue enthält in zwar zusammenstehenden, doch besondern Gebäuden außerdem noch das Gefängniß, das Zuchthaus und das Spital. Der Verf. vermißte in erstern die Ordnung und Reinlichkeit ähnlicher Orte in den andern Staaten. Es besteht aus 40 Zimmern, in denen die Armen nach Verschiedenheit ihrer Leibesbeschaffenheit und Arbeiten vertheilt sind. Als das netteste erscheint eine Abtheilung für Kinder beiderlei Geschlechts, die von einer armen Blinden mit der größten Sorgfalt gereinigt und abgewartet werden. Im J. 1833 waren hier 5163 von jedem Alter und Geschlecht aufgenommen, davon wurden 2817 entlassen und 899 starben; 1834 wurden 4926 aufgenommen, dagegen starben 508, entlassen wurden 2614 und 111 entwichen; folglich blieben am Ende des Jahres 1693 im Armenhause. Die Verwaltung des letztern gibt auch Almosen an auswärtige Arme, die in Geld, Feuerung und Kartoffeln bestehen. Diese Unterstützung betrug 14,842 Dollars 1833, und 13,173 Dollars 1834. Die Armen des Hauses beschäftigen sich mit verschiedenen Arbeiten und bauen das Feld, um die zu ihrer Nahrung nöthigen Gemüse, auch etwas Hafer, Kartoffeln, Rüben und Heu zum Verkauf zu erzeugen. Ihre Nahrung besteht fünf Tage der Woche in 1 Pfund Rindfleisch, einen Tag ½ Pfund gesalzenen Schweinefleisch und einen Tag in ½ Pfund Fische nebst 1 Pfund Brot aus Korn und Kartoffeln. Sie bekommen überdies Suppe und zum Frühstück und Abendbrot Brot mit schwarzem Thee, auch einige Male anstatt der Suppe Brei von Mais und Syrup. Im J. 1834 kostete die Unterhaltung von 32,798 Armen in den Wohnplätzen der 55 Grafschaften 304,913 Dollars; die von ihnen gelieferte Arbeit hatte einen Werth von 36,824 Dollars, die man auf 22,697 Dollars reinen Gewinn herabsetzen muß: folglich verursachte die Unterhaltung jedes Einzelnen einen Aufwand von 30 Dollars 78 Centimen.

Ähnliche wohlthätige Anstalten finden sich in allen übrigen größern Städten, die der Verf. besuchte. Vorzügliche Beachtung verdient die Versorgungsanstalt für Seeleute, durch welche die Regierung den Werth beurkundet, den sie auf ihre treuen Diener legt, und daß ihr die Verbindlichkeit gegen dieselben unvergeßlich ist. Eine Congreßacte vom 26. Febr. 1811 bestimmte vier Orte zu Spitälern für kranke, invalide oder alterschwache Seeleute: Chelsea bei Boston, Brooklyn bei Neuyork, Nordfolk in Virginien und das Ufer des Schuylkill unweit Philadelphia, welches letztere zugleich als Aufenthalt für invalide Seeleute bestimmt ward. Die Fronte ist 385 Fuß, das mittlere Gebäude 142 Fuß breit und 135 Fuß tief, mit einem Porticus von acht ionischen Säulen, 3 Fuß im Durchmesser, aus weißem Marmor. Der Sockel des ganzen Gebäudes ist von Granit, die drei obern Theile desselben aber von Marmor mit einer Galerie ringsherum, die auf 88 Säulen aus Gußeisen auf Fußgestellen von Granit ruhet. Das Innere ist feuerfest gewölbt, der mittlere Theil mit Kupfer, das übrige mit Schiefer gedeckt. Die Baukosten werden 242,000 Dollars betragen.

Das Armenhaus, außerhalb der Stadt mit der Aussicht auf den Fluß, ist ein weitläufiges und prächtiges

Gebäude, das seinen Namen: der Bettlerpalast, wol verdient. Er hat vier Seiten, obgleich noch nicht vollendet, und enthält 1100 Arme, die nach Alter, Geschlecht, Hantirung u. s. w. eingetheilt werden. Es sind besondere Säle für die Schwächlichen, für die Findelkinder, für die Wahnsinnigen vorhanden; Arbeitszimmer, Werkstätte, geräumige Speisesäle und luftige Krankenzimmer. Eine Commission ward zur Untersuchung der ähnlichen Anstalten in den Städten Baltimore, Boston, Neuyork und Salem abgeschickt, um sich von der Einrichtung, Verwaltung u. s. w. derselben zu unterrichten und das Beste davon auszuwählen.

Eine Anstalt für Blindgeborene findet sich in der Sassafrasstraße von Philadelphia. Sie ist erst seit zwei Jahren errichtet und enthält 22 Kinder beiderlei Geschlechts, die Lesen, Schreiben, Rechnen, Musik, Singen, Geometrie, Geographie und mechanische Arbeiten lernen, die ihnen in der Folge Unterhalt gewähren können. Die Anstalt ward im Februar 1833 mit einem bleibenden Fonds von 3600 Dollars durch 120 Unterschriften und mit einer jährlichen eingeschränkten Rente von 2000 Dollars durch die Unterschrift von 212 Mitgliedern eröffnet. Von 21 Kostgängern bezahlten 1834 nur 4, und von der jährlichen Einnahme von 17,277 Dollars waren 528 als Erlös für die Arbeiten der Zöglinge. Der Aufwand für Unterhalt, Kleidung und Unterricht betrug 2808 Dollars, die Besoldungen 3347 Dollars. Der Staat gab 10,000 Dollars zu einem bleibenden Fonds und erbot sich, durch sechs Jahre 56 arme Kostgänger mit jährlich 160 Dollars für jeden zu unterhalten. Man war dadurch im Stande, den Unterricht weiter auszudehnen und mehr zu vervollständigen.

Eine andere, ebenfalls durch den patriotischen Eifer Einzelner in Philadelphia erzeugte Anstalt ist der Unterricht für Taubstumme. Einige Freunde hatten 1821 sich dazu vereinigt, einen Fonds zu bilden, den der Staat mit 8000 Dollars vermehrte, mit dem Versprechen, für jeden aufgenommenen Armen jährlich 160 Dollars zu bezahlen. Im J. 1824 begann der Bau des schönen Hauses, in dem sich seit seiner Errichtung in der Mittelzahl immer 100 Taubstumme befinden, welche auf die, auch in Europa übliche Weise unterrichtet werden.

In Baltimore ist mit dem Hörsale der Medicin eine Klinik verbunden, in der die Kranken von neun Ärzten und vier Wundärzten besorgt und von acht barmherzigen Schwestern gewartet werden. Zu den chirurgischen Operationen ist ein besonderer Saal bestimmt, als ein Amphitheater eingerichtet. Beistand der Kranken und Reinlichkeit sind tadellos, sowie die ganze Verwaltung. Das Hospital, ein großes Gebäude auf einer der Baltimore umgebenden Höhen, ward für Rechnung des Staates mit einem Aufwande von 140,000 Dollars errichtet und 1807 an den Doctor Makenzie verpachtet, dessen Sohn es auch gegenwärtig verwaltet; das Hauptgebäude hat 64 Fuß Breite, 56 Fuß Tiefe und vier Stockwerke, die Seitenflügel sind 120 Fuß breit, 36 Fuß tief, mit drei Stockwerken. Ein Theil ist für die Wahnsinnigen, das Übrige für andere Kranke bestimmt. Die Stadt bezahlt für die hineingegebenen Kranken 100 Dollars jährlich, was nebst dem von andern Kranken bezahlten Kostgelde zu Unterhaltung der Anstalt dient.

Das Armenhaus in Boston liegt mit den Besserungshäusern für Erwachsene und für junge Leute zusammen. Das erstere heißt auch the house of industry und enthält gegenwärtig 199 Männer, 151 Frauen und 148 Kinder. Jedes Geschlecht hat seinen besondern Flügel des Gebäudes inne; die kleinen Kinder bleiben bis zum vierten Jahre unter der Aufsicht dreier Weiber, alsdann werden sie abgesondert erzogen; für die starken Männer sind besondere Werkstätten vorhanden; die Alten und die Frauen beschäftigen sich mit sitzenden Arbeiten und mit der Hauswirthschaft. Fünf Acker Feld sind zur Erbauung der nöthigen Gemüse bestimmt, womit sich 13 Arme beschäftigen. Die Schlafräume enthalten 4 — 6 Lagerstätten, die Gemächer werden reinlich gehalten, die Nahrung ist gut und reichlich, ¾ Pfund frisches Fleisch auf den Kopf und Freitags Fische. Der Aufwand dieser Anstalt betrug im letzten Jahre 23,524 Dollars, wovon 13,104 für Lebensmittel und 3570 auf Besoldungen gingen. Rechnet man hierzu 5188 Dollars Zinsen des Capitals und 14,570 Dollars Almosen an auswärtige Arme, so steigt die ganze Summe auf 43,570 Dollars. Die Einkünfte betrugen zur nämlichen Zeit 2688 Dollars von den zum Hause gehörigen Äckern und 16,523 Dollars Staatsanweisungen zu Unterhaltung der Armen, zusammen 19,205 Dollars; folglich ein Ausfall von 24,366 Dollars. Leider findet sich dasselbe alle Jahre und in allen Armenanstalten der Vereinigten Staaten. Seit Errichtung des Armenhauses bis jetzt sind 8241 Arme aufgenommen worden, deren Unterhaltung ungefähr 240,000 Dollars kostete, und an Almosen für Auswärtige 150,000 Dollars. Im J. 1833 war die Zahl der vorhandenen und aufgenommenen Armen 1273; nämlich 930 Erwachsene und 343 Kinder. Von jenen waren 670 Trunkenbolde, 101 Wahnsinnige und Gebrechliche, die man für mäßig annehmen kann. Die Directoren des Hauses glauben, daß ⅞ seiner Bewohner es durch Ausschweifungen im Trinken sind. Auch vergrößern die fremden Ankömmlinge die Zahl der Elenden und Verbrecher in den Vereinigten Staaten; von 1543 Armen waren 558 Fremde und 283 Kinder derselben. Unter dieser Zahl aber waren nur 148 alte Leute und 378 Mädchen und Kinder, 857 aber in dem Alter von 12 — 60 Jahren, d. h. bei vollen Kräften. In einem Lande, wo sich dem fleißigen Menschen so viele Hülfsquellen öffnen, wo es dem Feldbaue so sehr an Händen fehlt, sollte es keine Armen geben als wirklich Altersschwache und Kranke. Alle, die übrigens bei gesunder Leibesbeschaffenheit Mangel leiden, sind bedürftig durch eigne Schuld, der Staat ist berechtigt auf ihre Besserung zu wirken. Die Bequemlichkeiten, welche die Armenhäuser für ihre Bewohner darbieten, müssen verringert, eine strengere Zucht muß eingeführt und ein festeres System von Arbeiten angenommen werden.

Das Irrenhaus von Boston (The Maclean asylum for the insane) macht eine Abtheilung des allgemeinen

Krankenhauses und liegt auf einem schönen Hügel, der die Stadt und den Hafen übersieht. Es ward mit einem Aufwande von 186,000 Dollars eigens für seinen Zweck angemessen erbaut und 1818 eröffnet. Die großen, hellen, gut gelüfteten Zimmer, das Sturzbad und selbst die Behältnisse zum Einsperren der Wahnsinnigen werden durch eiserne Röhren aus dem Souterrain geheizt; die Fenster sind in eiserne Rahmen gefaßt, damit sie nur von dem Wächter, nicht aber von den Wahnsinnigen geöffnet werden können. Gleiche Vorsicht ist bei den Röhren der Bäder, den Podasten der Treppe und bei den Thüren beobachtet, um allen schädlichen Zufällen zuvorzukommen. Jeder Kranke bezahlt hier wöchentlich 3 Dollars, oder, wenn er eine geräumigere Wohnung zu haben wünscht, 4½ Dollars; wer noch mehr gibt, erhält sehr schönes Hausgeräthe; Fürsorge und Nahrung ist aber für Alle gleich gut und sorgfältig; die Kranken werden mit der größten Sanftmuth und Freundlichkeit behandelt. Von 1818 bis zum Januar 1834 wurden 1015 Wahnsinnige (604 männliche und 411 weibliche) aufgenommen, davon 362 vollkommen geheilt entlassen, 143 bedeutend besser, 140 erleichtert, 194 ohne alle Besserung, 21 waren verletzt (?) und 89 gestorben. Unter ihnen hatten 112 den Verstand durch Ausschweifungen im Trunke verloren, 122 waren Söhne wahnsinniger Väter. Das allgemeine Krankenhaus ward 1831 eröffnet und hat bis hierher 5778 Kranke aufgenommen. Der mittlere Bestand ist 90—100, in Zimmern zu 6—8 Schlafstellen unter der Aufsicht einer Wärterin. Die Kranken, welche es vermögen, bezahlen wöchentlich 3 Dollars, einige mehr; die mehrsten jedoch sind unentgeltlich. Im J. 1833 betrug die Unterhaltung des Spitals mit der Irrenanstalt 14,825 Dollars, wovon 3476 auf die kranken Armen kommen. Die mittlern Kosten für einen Kranken sind 4 Dollars 62 Centimen jede Woche.

Auch in Worcester im Staate Connecticut befindet sich ein Irrenhaus, das, 1832 erbaut, 1834 165 Männer und 107 Frauenzimmer enthielt, von denen am Ende des Jahres 154 entlassen wurden und 114 blieben, wozu 119 kamen und 115 fortgingen, daß nur 118 noch im Hause blieben. Unter den 115 Entlassenen waren 64 völlig wiederhergestellt, oder 55⅗ Procent. Es sind aber in den 13 Spitälern Englands nur 35 Procent, in 5 Spitälern Frankreichs 43 Procent und in 4 Spitälern in Deutschland 31 Procent geheilt worden, woraus das Vorzügliche der in den Vereinigten Staaten befolgten Methode einer freundlichern Behandlung der Wahnsinnigen deutlich hervorgeht.

(Der Beschluß folgt.)

Denkwürdigkeiten einer Aristokratin. Aus den hinterlassenen Papieren der Frau Marquisin von Créquy, von Fanny Tarnow. Vier Bände.

(Beschluß aus Nr. 347.)

Es grenzt an eine rührende Komik, wenn die Frau Marquisin bei Gelegenheit der Vorstellung der Dubarry in den Seufzer der Entrüstung ausbricht: „Dies Skandal war leider so groß, daß es wol die Grundfesten der Monarchie erschüttern mußte!" Nachdem sie erzählt hat, daß, um die Ehre des Louvre zu genießen, eine Ahnenreihe erfoderlich gewesen sei, die hinaufreiche bis zu 1399, fährt sie fort: „Und solche Rekruten nahm man jetzt an, um sich neben uns in die Reihen des hohen Adels zu setzen! Wie konnte es nun wol um eine Monarchie gut bestellt sein, wo die Grundgesetze und durch vielhundertjährige Dienste erworbene Rechte verletzt und solche impertinente Ungerechtigkeiten verübt wurden? Wahrlich, ich kann nicht, ohne mich gegen meine Zeitgenossen empört zu fühlen, daran denken, daß Alles, was wir jetzt erleben, einst der Geschichte angehören wird und unsere böse Zeit von den Nachkommen vielleicht noch einmal die gute Zeit genannt werden wird! Sei duldsam gegen deine Großmutter, liebes Kind, und vergib ihr ihre alten aristokratischen Ideen und die Sitten und Gewohnheiten ihrer Zeit, der die deinige, wie es scheint, nicht ähneln wird. Deine Enkel werden es einst entscheiden, ob meine Zeit oder die deinige die bessere gewesen ist."

Es dürfte manchen Leser dieser Blätter interessiren, einen recht schlagenden Beweis von Voltaire's grenzenloser Eitelkeit zu erhalten. Die Stellung der Marquisin v. Créquy brachte sie mit fast allen Notabilitäten zweier Menschenalter in Berührung. Als Voltaire aus Berlin zurückkehrte und durch die Frau v. Pompadour, der er irgend ein Gedicht zugeeignet hatte, die Charge eines nichtdienstthuenden Kammerjunkers Sr. allerchristlichsten Majestät erhalten hatte, wollte er durchaus jedes Adelsrecht genießen und ergriff alle nur möglichen Mittel, um sein Landgut Ferney als Marquisat besitzen zu können. Zu diesem Behufe wandte er sich an die Marquisin mit folgendem Briefe, den wir uns mitzutheilen nicht enthalten können:

„Diese Gunst, gnädigste Frau, würde das Glück und der Trost meines kummervollen Lebens werden. Sie kennen die Neckereien, mit denen man mich verfolgt, und die Verleumdungen, die mich zu Boden drücken. Weiß ich doch nicht einmal, ob ich es werde wagen dürfen, nach Genf zu gehen, um Hrn. Tronchin wegen meiner Gesundheit um Rath zu fragen. Hr. Rousseau hat dort gegen mich einige fanatische Magistratspersonen und eine Menge wildgesinnter Einwohner aufgehetzt und ihnen eingeredet, daß sie es trotz der bestehenden Gesetze nicht leiden dürften, daß sich ein Katholik auf ihrem Grund und Boden niederlasse. Ich will gegen Sie, Gnädigste, der Verleumdungen gar nicht erwähnen, mit denen er den gnädigen Prinzen von Conti, den gnädigen Herzog von Penthièvre und die Frau Herzogin von Luxemburg gegen mich einnimmt — vielleicht auch Sie, gnädigste Frau; aber ich nehme zu Ihrer Gewogenheit meine Zuflucht, um von dieser Entschädigung für seinen schwarzen Undank zu erbitten und die Spuren aller Verfolgungen zu verlöschen, die er seit vier Jahren gegen mich erweckt hat. So weit, gnädige Frau, hat mich mein Wohlwollen gegen diesen Menschen gebracht, und das ist der Lohn für das Anerbieten, das ich ihm gemacht habe, ihm ein Haus schenken zu wollen, das zwischen Tournay und Ferney liegt! Man wird bald erfahren, wie er die Herren Grimm, Helvetius, Diderot, Hume und d'Alembert belohnt hat, und wenn Sie gleich, wie ich weiß, diese Herren, deren Mängel ich übrigens besser als sonst irgend Jemand kenne, nicht lieben, so muß man doch gestehen, daß sie gegen Hrn. Rousseau die Freundlichkeit und Dienstwilligkeit selbst gewesen sind. Wir werden hier bald die Hochzeit des Hrn. Marquis v. Villette feiern, denn, glücklicher als ich, hat er die Zusicherung erhalten, daß seine Güter zum Marquisat erhoben werden sollen. Er hat gewiß mehr Verdienste als ich, aber mein Herkommen und mein Vermögen stehen dem seinen nicht nach, und es könnte also nicht auffallen und gemisdeutet werden, wenn mir die Gnade des Königs eine gleiche Gunst gewährte. Er hat 40,000 Thaler jährlicher Einkünfte und wird diese mit dem Fräulein v. Varicourt theilen, die sich bei Frau Denys aufhält und die ihm dagegen 17 Jahre, Frömmigkeit, Klugheit und Anmuth zubringt. Auch ist sie von guter Familie,

und Sie werden gewiß finden, daß Hr. v. Villette einen vortrefflichen Handel macht. Diese frohe Begebenheit erheitert mein Alter und meine Leiden einigermaßen; aber dieser Rousseau bringt mich um, gnädigste Frau! Ich bete Sie an und flehe zu Ihnen mit einer Verehrung, zu deren Ausdruck mir die Worte fehlen. Sie sind ein wahrer Engel der Güte und des Erbarmens. Ich küsse die Spitzen Ihrer Flügel, und das fußfällig — auf meinen Knien, auf meinen beiden Knien liegend.

Voltaire."

Es ließen sich mit Leichtigkeit noch eine Menge höchst anziehender Anekdoten und Erzählungen mittheilen, denn das Werk ist ein wahres Mosaik von Curiositäten; indeß möge ein Bruchstück von der Art und Weise, wie der berühmte Vestris Unterricht in Reverenzen ertheilte, hier unsere Auszüge schließen. Die folgenden Regeln waren an den Fürsten v. der Mark gerichtet.

„Fangen Sie an, gnädiger Prinz — so begrüßen Sie Ihro Majestät die Kaiserin von Deutschland — tiefer, o tiefer, mein Herr! Sie dürfen sich erst nach dreiviertel Sekunden wieder aufrichten; so ist es recht! Wenn Sie sich in die Höhe richten, müssen Sie den Kopf leise und bescheiden gegen die rechte Hand Ihrer kaiserlichen und apostolischen Majestät wenden. Küssen Sie diese Hand, die den Scepter trägt, doch ohne den Blick bis zu dem erhabenen Gesichte dieser Monarchin zu erheben."

„Jetzt, mein Prinz, verneigen Sie sich vor der Frau Landgräfin von Hessen-Darmstadt — ach zu tief! um vier Zoll zu tief! Sie verneigen sich, als ob sie eine Königin wäre — hübsch nuancirt, mein Herr, hübsch nuancirt! Wiederholen Sie die Verbeugung noch einmal — gut, bravo! bravissimo! Es hat nicht viel auf sich, eine Landgräfin zu grüßen, wenn man eben erst den kaiserlichen Hof in Laxenburg verlassen hat!"

In dieser Manier geht es fort, und die Marquisin versichert, daß kein Wort übertrieben sei. Demnach darf man sich denn auch nicht wundern, daß in jener Zeit der Reverenzen keine Zeit blieb, um an das Glück der Völker zu denken. Gottlob, heutzutage nimmt doch wol Niemand mehr dergleichen hochadelige Reverenzstunden.

Das Mitgetheilte wird genügen, dem Publicum eine Ansicht zu verschaffen von der Art und Weise, in welcher diese Denkwürdigkeiten geschrieben sind. 108.

Zur russischen Literatur.

Im Laufe des Jahres 1835 erschienen im russischen Reiche 674 Originalwerke (8340½ Druckbogen) und 128 Übersetzungen (2666 Druckbogen); Zeitschriften erschienen im Bereiche der Obercensurbehörde 46 (4024 Druckbogen). Es sch.int, als ob die Regierung die Entstehung neuer periodischer Blätter verhindern wolle, wenigstens soll in Zukunft keinem Privaten die Erlaubniß zur Gründung eines neuen Journals gegeben werden. Die Production des Jahres 1836 übertrifft die des Jahres 1835 um 800 Druckbogen. Es ist eine Zunahme in der Anzahl der wissenschaftlichen Werke und Lehrbücher sowie der Dramen bemerkbar; dagegen verminderten sich die Romane und Novellen sowol an Zahl wie an Umfang. Auffallend kann die Zunahme der hebräischen Bücher sein, diese hat aber ohne Zweifel darin ihren Grund, daß jetzt in Folge der neuen strengen Maßregeln sämmtliche Hebräisch gedruckte Bücher zur Kenntniß der Censurbehörde kommen. Von Schriften in fremden Sprachen wurden über 350,000 Bände im genannten Jahre in Rußland eingeführt, ungefähr die Hälfte dieser Anzahl für Buchhändler und Privatpersonen in Petersburg.

Eins der wichtigsten Werke für Geschichtsforschung verspricht die vom Hofrath Samanoff begonnene „Bibliothek der fremden, über Rußland handelnden Schriftsteller" zu werden, welche in 12 Bänden über 100 Schriftsteller aus früher Zeit bis in das 18. Jahrhundert hinein, sowol im Originaltext als auch in getreuen russischen Übersetzungen enthalten soll. Der bereits in Petersburg erschienene erste Band enthält: Barbaro, Compenso, Contarini und Paul Jorian. Der Übersetzung sind Berichtigungen der Namen und andere Bemerkungen beigefügt.

Dagegen sind mehre junge Literatoren zu einem neuen biographischen Lexikon sämmtlicher russischer Schriftsteller zusammengetreten, das in zwei Bänden erscheint. Freilich thäte der russischen Literatur eine gründliche, in den Geist dringende, systematisch-kritische Literaturgeschichte eher Noth als solche nur Vereinzeltes bietende Lexika, dergleichen die Russen überdies schon besitzen.

Murawieff hat eine Reisebeschreibung unter dem Titel: „Meine Reisen nach den heiligen Örtern des Vaterlandes", in zwei Theilen herausgegeben, die für eine Fortsetzung der bereits 1832 erschienenen „Beschreibung einer Reise nach Syrien, Ägypten, Palästina und Jerusalem" gilt. Es wird auch in dem neuen Werke die schwärmerisch-religiöse Richtung des Verfassers mit Tadel bemerkt.

Interessanter ist eine von Wlastoff begonnene „Sammlung altrussischer Reisebeschreibungen", die auf sechs Bände berechnet ist. Die Sammlung wird u. A. enthalten eine Reise des Hegumen Daniel in das heilige Land, aus dem 12. Jahrhundert, ferner des Kaufmanns Athanasi Nikitins aus Twer Reise nach Indien vom Jahre 1470, dann der Kosacken Iwan Petroff und Burnasch Jalytscheff Reise nach China 1567, und des sibirischen Kosacken Iwan Petlin Reise nach China 1620.

Bemerkenswerth ist eine Übersetzung von Fouqué's „Undine" in Hexametern von Tulkowski, die höchst elegant gedruckt und mit 20 Kupfern geziert ist.

Lewin hat eine „Petersburger Flora" herausgegeben, und von dem Generallieutenant Schubert, dem Director des hydrographischen Depots im Generalstabe in Petersburg, sind höchst interessante Mittheilungen aus den Acten dieses Depots gedruckt worden.

Am 3. Juni d. J. starb im Auslande einer der gelehrtesten Russen, der Graf G. Razumowski, der sich fast ein halbes Jahrhundert auf seiner Herrschaft Rudeloz in Mähren mit Oryktognosie und Geognosie beschäftigt und mehre werthvolle Schriften über diese Wissenschaften in französischer Sprache herausgegeben hat. Er hinterläßt mehre geognostische Abhandlungen über die Umgebungen seines Aufenthaltsortes.

Ferner starb am 7. März d. J. der Metropolit von Kieff und Galitsch Ewgonj, Mitglied der russischen Akademie und anderer gelehrten Gesellschaften. Er ward am 19. Dec. 1767 geboren, besuchte das Seminar von Woronesh und die Universität zu Moskau, und wurde 1799 bei der Alexanderakademie in Petersburg als Lehrer der Philosophie und Theologie angestellt. Dann wurde er 1804 Bischof von Nowgorod und 1816 Erzbischof von Pskoff. Er hat mehre historische Werke herausgegeben, u. A. eine „Geschichte von Grusien" (Petersburg 1802), und ein „Lexikon der theologischen Schriftsteller Rußlands" (2 Thle., Petersburg 1818), nach welchem Strahl's „Gelehrtes Rußland" (Leipzig 1828) bearbeitet ist. Außerdem hat man von ihm einige theologische Werke, auch hat er an der „Geschichte der russischen Hierarchie" (7 Thle., Moskau 1807—15) mitgearbeitet. Seine Manuscriptensammlung ist an die Sophienkirche zu Kieff übergegangen.

Einen sehr großen Verlust erlitt die russische Literatur durch den Tod Alexander Bestuscheff's. Als Mitschuldiger Relajeff's wurde er 1826 nach Sibirien verwiesen, doch vor einiger Zeit vom Kaiser begnadigt und in die Armee am *Kaukasus* versetzt. Er fiel um die Mitte dieses Jahres in einem Gefechte gegen die wilden kaukasischen Bergvölker unweit Jekaterinodar, wo er als Offizier in Garnison lag. Früher hat er sich durch sein Taschenbuch: „Der Polarstern", durch mehre Erzählungen und durch eine höchst schätzbare kurze „Geschichte der russischen Literatur" bekanntgemacht, und erst vor Kurzem hat er unter dem Namen Marlinski durch den Roman „Ammalat-Beg", in dem höchst interessante Beschreibungen kaukasischer Gegenden sich finden, die Aufmerksamkeit von Neuem auf sich gezogen. Er ist noch nicht 42 Jahre alt geworden. 60.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 349. —— 15. December 1837.

Cinco meses en los Estados-Unidos de la América del Norte, desde el 20 de Abril al 23 de Setiembre de 1835. Diario de viaje de D. *Ramon de La Sagra*.

(Beschluß aus Nr. 348.)

Nun die Strafanstalten und Besserungshäuser, wo Auburn das erste ist, in welchem, der fehlgeschlagenen Versuche unerachtet, die neue Behandlung der Sträflinge zuerst eingeführt ward: die gänzliche Absonderung derselben in einsamen Zellen, ohne den Trost der Arbeit. Jene Erfahrung überzeugte von der Nothwendigkeit: Arbeit mit der Abschließung und dem Stillschweigen zu verbinden; wol sind die Gefangenen in einsamen Zellen abgesondert, wol beschränkt sich die Absperrung blos auf die nächtlichen Stunden, weil sie am Tage in den Werkstätten beisammen sind unter dem unabänderlichen Gebote des Stillschweigens. Diese Abänderung macht Auburn's System aus, das mit geringen Abänderungen in allen Besserungsanstalten der Vereinigten Staaten eingeführt ist, Pennsylvanien allein ausgenommen, wie man bei der Schilderung von Cherryhill unweit Philadelphia sehen wird.

Im Anfange waren in jeder Zelle zwei Gefangene, welches mangelhafte Verfahren man bei dem Baue der neuern Gefängnisse verließ, wo man für jeden Gefangenen eine besondere Zelle bestimmte und dadurch das neue System anwendete. Der 1822 fertig gewordene nördliche Flügel enthielt 650 besondere Zellen in einem vierseitigen Gebäude von fünf Stockwerken, um das eine geräumige Galerie herumlief; 1832 ward ein neuer Bau angefangen, der 220 Gefängnisse enthielt und 1833 fertig ward. Dies Gebäude kann als Muster dienen. Es besteht aus fünf Stockwerken, jedes zu 44 Zellen von 7 Fuß Höhe, um die ein 13 Fuß breiter Gang herumläuft. Die Treppen ruhen auf Säulen von Gußeisen, und im ganzen Baue ist kein Holz als die Dielung der Gänge, die auf Eisenplatten ruhen. Die Baukosten haben 12,376 Dollars betragen, oder 52 Dollars auf jede Zelle; es ist folglich der wohlfeilste Bau dieser Art in den Vereinigten Staaten.

Die Werkstätten nehmen großen Raum ein und sind verschiedener Art, je nachdem man das Eine oder das Andere für nützlich gefunden hat: 1) Böttcherwaaren und Arbeiten des Zimmermanns, Fensterrahmen, Stiele zu Werkzeugen u. s. w.; 2) Marmorsägen; 3) Baumwollenwirker; 4) Schuh- und Stiefelfabrik, Wollenstrumpfweber; 5) Stutzuhrenmacher; 6) Schneider; 7) Kupferschmiede; 8) Schlosser und andere Eisenarbeiter; 9) Kleinere Arbeiten: Kämme, Körbchen; 10) Teppichweber; 11) Räder zum Baumwollenspinnen; 12) feine Tischlerarbeiten: Bettstellen, Sophas; 13) Stuhlmacherarbeiten von Stroh und Haaren; 14) Verfertigung der Sättel und Reitzeuge mit allem Zubehör. In jeder Werkstätte ist ein Aufseher und ein Diener des Käufers, der die Arbeiten der Gefangenen für einen bestimmten Preis übernimmt. Es wird ein unverbrüchliches Schweigen beobachtet, und damit der Director des Hauses ungesehen die Gefangenen sowol als die Aufseher beobachten kann, läuft ein Gang rings um die Werkstätten mit kleinen Gukfenstern. Dieselbe Einrichtung findet sich auch in dem Zuchthause von Maryland zu Baltimore mittels eines achteckigen Thurmes, von dem die drei Gebäude als Radien auslaufen, und wo der Fußboden der Galerien zwei Fuß höher liegt als die Werkstätten, um die Beobachtung zu erleichtern. Zur Erhaltung der Zucht in dem weitläufigen Hause von Auburn wird hier wie in Sing-Sing, doch nur selten, die Peitsche angewendet, welche Strafe die Directoren für unentbehrlich halten und deshalb auch den Unterbeamten gestatten, sobald ein Widerstand gegen die Befehle, ein Nichtachten der feststehenden Gesetze stattfindet, die fleißiges Arbeiten, Gehorsam und unbedingtes Stillschweigen fodern.

Die Abtheilung für das weibliche Geschlecht enthält in Auburn 25 in verschiedenen Werkstätten unter Aufsicht einer ältern Frau beschäftigte Individuen. Das System des Stillschweigens wird hier nicht so strenge beobachtet, sowol wegen der Schwierigkeit, die Weiber dazu zu bringen, als wegen Mangel einer hinreichenden Anzahl einzelner Zellen für den nächtlichen Aufenthalt, wo hier vier Weiber in jeder Zelle schlafen. Im September 1833 waren 811 Gefangene in diesem Zuchthause, zu den in den zwölf folgenden Monaten 258 kamen; dagegen wurden wegen beendigter Strafzeit entlassen 155, begnadigt 53, starben 18, zusammen 226; folglich blieben noch 843 Gefangene. Am Ende 1834 waren unter 649 Eingesperrten: 565 Weiße, 57 Neger, 17 weiße und 10 schwarze Frauen. Die Kosten der Unterhaltung betrugen mit Einschluß der Besoldungen der Angestellten 42,229 Dollars; die von den Gefangenen ge-

lieferten Arbeiten brachten 47,724 Dollars, folglich blieben 5495 Dollars reiner Überschuß. Merkwürdig ist, daß von 747 Gefangenen 203 nicht einmal lesen konnten, 311 wußten sehr wenig, 221 waren in gewöhnlichen Schulen und nur 12 auf höhern Anstalten gewesen. Unter ihnen waren 287 wirklich Trunkenbolde, 274 dasselbe in einem geringern Grade, 177 Gemäßigte und blos 9 Enthaltsame. 448 hatten in der Trunkenheit Verbrechen begangen.

Sing-Sing, oder Mount Pleasant, am linken Ufer des Hudsonflusses, ward wegen des für die Menge der Verbrecher nicht zureichenden Raumes von Auburn durch den damaligen Director dieser Anstalt, Elam Lynds, begründet, der in jenem Hause 100 Gefangene auswählte und sich mit ihnen hierher begab, wo kein Gebäude, durchaus nichts vorhanden war, sie wenigstens gegen die Witterung zu schützen. Hier, in einer Einöde, von Verbrechern umgeben, ohne ein anderes Vertheidigungsmittel, als die Ehrfurcht, welche ihm sein fester Charakter erwarb, begann er den Bau eines Gefangenhauses, in welches jene eingesperrt werden sollten, gleich als ob er eine friedliche Ansiedelung unternommen hätte. Der Bau dauerte einige Jahre, während deren sich die Zahl der Gefangenen vergrößerte, und es ist zu bewundern, daß in dieser Zeit, wo das Strafsystem nur Arbeit und Stillschweigen foderte, ohne ein anderes Hülfsmittel, wie Einsperrung oder Zucht, der Wille eines einzigen Mannes hinreichte, jene zu ersetzen, ohne daß eine Gewaltthat oder auch nur ein Exceß stattfand. Das Zuchthaus ward 1828 vollendet und nun von den Verbrechern bewohnt, die es erbaut hatten. Dasselbe enthält 1000 Zellen in fünf Stockwerken, ist 484 Fuß lang und 44 Fuß breit, mit einer Galerie vor den Zellen, deren 25 auf einmal mittels eines laufenden Riegels verschlossen werden können. Der Verf. spricht sich hier weitläufig über den Nutzen des unbedingt gebotenen Stillschweigens aus; was jedoch auch schon früher in Europa bekannt war, auch hier und da mit Erfolg angenommen ist.

Das Zuchthaus von Pennsylvanien zu Philadelphia weicht darin von allen andern der Vereinigten Staaten ab, daß hier ein jeder Gefangener bis zum völligen Ablaufe seiner Strafzeit in seinem Gefängnisse fortwährend allein eingeschlossen bleibt. Um jedoch die, nach der Erfahrung traurigen Wirkungen einer fortwährenden Einsamkeit zu verhindern, werden sie jetzt in ihren Zellen mit Spinnen, Weben, Schuh- und Kleidermachen beschäftigt. Die einzelnen Zellen sind geräumig, gewölbt, mit einem hölzernen Fußboden, durch eine eiserne Röhre erwärmt und mit einem Fenster, das der Gefangene nach Gefallen öffnen oder verschließen kann. Sie enthalten eine Lagerstelle, einen Tisch, eine Bank und einen festen Leibstuhl, der mittels einer Röhre mit fließendem Wasser geruchlos gemacht wird. Hinter jeder Zelle ist ein Hof, in welchen der Gefangene zu gewissen Stunden gehen kann, um sich in freier Luft und Sonne zu bewegen. Seine Nahrung besteht in Kaffee und Brot aus Roggen und Mais zum Frühstück; zu Mittag ¾ Pfund Fleisch und Brei von Maismehl, und eben solchen Brei mit Syrup zum Abend. Seit der Errichtung, 1829, wurden 337 Gefangene in das Haus gebracht, von denen 80 nach überstandener Strafzeit entlassen und 16 begnadigt wurden, 15 aber starben. Es blieben folglich 1835 noch 218 darinnen. Das Haus ist im gothischen Styl gebaut, der mit Ernst das Ansehen von Stärke vereint. Man kommt durch die eiserne Thüre einer 30 Fuß hohen Mauer in den großen Hof, wo sich das sternförmig gebaute Haus befindet, damit der Director aus der mittlern Rotunda die sieben Galerien übersehen kann, aus denen es besteht. Die vier längsten enthalten jede 136 Gefängnisse in zwei Stockwerken; die drei übrigen kürzern jede 100; das Ganze daher 844 Zellen und 28 unterirdische Gefängnisse.

Seit etwa zwei Jahren ist auch eine Straf- und Besserungsanstalt in Boston für Solche, die Vergehen gegen das Eigenthum, gegen die Moral und die guten Sitten begangen haben, jedoch nicht als Criminalverbrecher angesehen und zur Zuchthausstrafe verurtheilt werden können. Die Behandlung in diesem Hause ist wie in Auburn, doch etwas mehr gemildert als in jenem großen Gefängnisse. Es waren hier 163 Männer und 93 Weiber, die gemeinschaftlich in den Werkstätten arbeiten, aber ein unbedingtes Stillschweigen beobachten müssen und während des Essens und die Nacht hindurch einzeln eingesperrt sind. Leibesstrafen finden nicht statt; selbst zum Einsperren bei Wasser und Brot in einem finstern Gefängnisse wird ein schriftlicher Befehl des Oberintendanten erfodert. Dieser gelinden Behandlung unerachtet ist bis jetzt nichts vorgefallen, das eine strengere Zucht nöthig gemacht hätte. Die Sträflinge sind zweifarbig gekleidet, weiß und grau; die Weiber tragen ein streifiges Kleid, ein Halstuch und die Haare sorgfältig gekämmt. Die Hälfte davon waren Schwarze. Das Haus enthält in fünf Stockwerken 180 Behältnisse, 18 nebeneinander, 3½ Fuß breit, 7 Fuß tief, 6⅔ Fuß hoch. Der vor ihnen hinlaufende Verbindungsgang ruht auf eisernen Säulen. Die große Reinlichkeit, Ordnung und geregelte Lebensweise erhalten die Sträflinge gesund und selten kommt ein Krankheitsfall vor. Man kennt beinahe keinen andern als das delirium tremens, von Ausschweifungen im Trinken, womit viele Gefangene bei ihrem Eintritte befallen sind. Dieses furchtbare Übel ist tödtlich, wenn man ihm nicht in Zeiten durch einen starken und sehr heißen Absud von Wermuth begegnet.

Das Zuchthaus in Wethersfield auf dem Ufer des Connecticut, drei Meilen von Worcester, ebenfalls nach dem von Auburn gemodelt, enthält in vier Stockwerken 200 Behältnisse und überdies 32 für die Weiber. Das erste wurde 1827 und die andern 1830 vollendet mit einem Aufwande von 35,000 Dollars. Hier finden bisweilen noch Körperstrafen statt, zu welchem Ende man den Verbrecher aus der Werkstätte herausgehen läßt; großentheils soll jedoch die Androhung der Strafe hinreichen. Man hat aber beschlossen 16 finstere Gefängnisse zu erbauen, um der Leibesstrafen ganz entbehren zu können. Die mittlere Zahl der Gefangenen war in diesem Hause 190, deren Unterhalt 12,116 Dollars kostete, während

der Preis der verfertigten Arbeiten u. s. w. 17,385 Dollars betrug, sodaß ein reiner Gewinn von 5269 Dollars stattfindet.

Eine besondere Erwähnung verdienen hier die Besserungshäuser für junge Leute (houses of refuge), deren erstes in Neuyork 1824 von einigen Menschenfreunden gegründet ward, weil sie sich überzeugten, daß der Verlust der Ältern, das Elend, Unwissenheit und Verführung viele verlassene junge Leute von beiden Geschlechtern zu Verbrechen verleiten und ins Gefängniß bringen. Der Entwurf beruht auf den Grundsätzen der Moral und einer vortheilhaften Angewöhnung zur Arbeit. Die Mittel hierzu sind: 1) Der Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie u. s. w. Die Unwissenheit ist so groß, daß 1833 von 194 Ankömmlingen 105 weder lesen noch schreiben konnten, und daß es 1834 mit 129 von 218 der nämliche Fall war. 2) Die Gewöhnung an Fleiß und Arbeit. In dem Hause finden sich verschiedene Werkstätten für Stuhlmacher, Schneider, Schuhmacher und Nagelschmiede; die Mädchen waschen, kochen und verfertigen Kleider. Wenn ein Knabe sich gut aufführt und genug gelernt hat, wird er als Lehrling ausgethan, indem das Institut bis zum zwanzigsten Jahre die Vormundschaft über ihn behält. Beträgt er sich nicht gut, kehrt er wieder in die Anstalt zurück. 3) Die Verbesserung der Moralität, Erweckung zum Wetteifer im Guten und Erfüllung der religiösen und Bürgerpflichten. Jeder Eintretende erhält zu dem Ende eine liebevolle Ermahnung des Vorstehers, worin er an sein früheres Misgeschick erinnert und ihm völlige Vergessenheit seiner Verirrungen zugesagt wird, mit der Ermahnung: nie unwahr zu reden und den Verordnungen möglichst nachzuleben. Es wird ihm nun ein Blech mit Nr. 1 auf den Ärmel befestigt. Erfüllt er im ersten Monat seine neuen Pflichten, so rückt er in die Ehrenclasse hinauf; ist im Gegentheil seine Aufführung fehlerhaft, wird er in die zweite, ja in die vierte Classe zurückgesetzt, mit Anwendung folgender Züchtigungen: Beraubung der Erholungsstunden, der bessern Nahrungsmittel, oder Einsperrung in sein Schlafbehältniß bei Wasser und Brot. Die Eintheilung der Zeit ist folgende: mit Tagesanbruch wird aufgestanden; Jeder bringt sein Bett in Ordnung und kommt auf ein gegebenes Zeichen in den Saal, wo dann alle nach dem Waschtrog gehen und dann in ihrer Kleidung nachgesehen werden. Sie kommen nun in den Unterricht, der mit einem Morgengebete anfängt und im Sommer bis 7 Uhr dauert. Nach einer kurzen Ruhe wird gefrühstückt und in den Werkstätten bis Mittag gearbeitet; hierauf ist eine Stunde zum Waschen und Essen bestimmt; von 1 — 5 Uhr in den Werkstätten; dann Erholung, Abendessen, Studiren bis 8 Uhr. Die ganze Anstalt zeugt von Ordnung und Sanftmuth auf der einen und Thätigkeit und Frohsinn auf der andern Seite. Übrigens ist das Sittenverderbniß der Mädchen als Wirkung ihres Falles sehr schwer zu verbessern, während die Knaben weit leichter auf den rechten Weg zu bringen sind. Zu Anfange 1833 waren 159 junge Menschen und 36 Mädchen im Besserungshause; aufgenommen wurden im Laufe dieses Jahres 153 von Erstern und 41 von den Andern; 126 Knaben und 34 Mädchen kamen heraus; dagegen wurden 1834 zu den vorhandenen 168 Knaben 180, und zu den 43 Mädchen 57 aufgenommen, daß die ganze Zahl 466 war. Der Aufwand für ihre Unterhaltung, Unterricht u. s. w. betrug 23,084 Dollars; die Einnahme für die Arbeiten der Zöglinge und von andern, ihnen bestimmten Zugängen sowie von freiwilligen Geschenken 26,654 Dollars.

Eine ähnliche Anstalt ward 1828 in Philadelphia errichtet, ganz nach dem Muster der in Neuyork. Die jungen Leute arbeiten 7½ — 9 Stunden und sind 3½ — 4 Stunden in der Schule, Alles wie dort. Auch hier sind Classen, wo der oder die sich Übelbetragende zurückgesetzt, auch wol körperlich bestraft wird. Der Aufwand der ersten Anlage betrug 83,382 Dollars; die Unterhaltungskosten beliefen sich 1833 auf 13,743 Dollars, der Ertrag der verfertigten Arbeiten war 2912 Dollars. Das moralische Resultat erschien vortheilhaft, denn von 157 Jünglingen und 33 Mädchen hatten 106 der Erstern und 12 der Andern eine lobenswürdige Aufführung, 16 und 3 waren zweifelhaft, 1 und 2 ungünstig beurtheilt, 1 und 1 führten sich schlecht auf und 3 kamen ins Gefängniß.

Auch in Boston findet sich ein solches Besserungshaus für junge Leute, das sich nur durch eine sorgfältigere Behandlung und mehr moralische Bildung derselben unterscheidet. Alles beruhet hier auf dem eignen und wahren Urtheil eines Jeden von sich selbst. Doch scheint das ganze System dem Verf. zu künstlich und nicht so leicht ausführbar als das der beiden vorhergehenden Anstalten.

Die übrigen Reisebemerkungen des Verf. über die Industrie und die wissenschaftliche Bildung in den Vereinigten Staaten, sowie die Schilderung großer Naturscenen übergehen wir hier, da darüber schon so Vieles mitgetheilt worden ist und sie wenig Eigenthümliches darbieten.

95.

Romanenliteratur.

1. Russische Novellen und Skizzen. Übertragen durch Albin von Seebach. Leipzig, Fischer. 1837. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Ein wüstes, unbekanntes Land, wie auf alten Homann'schen Karten gewisse Striche Rußlands, ist uns die russische Literatur nun wol nicht, Dank sei es deutschen und besonders englischen Übersetzern, aus denen auch die Franzosen zum größern Theile ihre Kenntniß dieses Zweiges der europäischen Literatur schöpften. Durch jene Nachforschungen und Übertragungen erfahren wir, daß die Russen an Volksliedern und Sagen reich sind und Dichter haben, die theils diese Schätze ausbeuten, theils mit dem besten Erfolg den lyrischen und epischen Schwung nehmen und in dem eignen Boden wurzeln. Nicht so ist es mit dem Romanen- und Novellenschreiber; da ist der fremde Einfluß, die Nachbildung des Ausländischen unverkennbar, welche Behauptung unser Verf. freilich nicht gelten läßt, der, wie es jetzt öfter geschieht, alles Russische durch die Regenbogenbrille anschaut, die lauter reine glänzende Farben auf die Gegenstände wirft und keinen Schatten hat. Indeß muß man gestehen, daß der Verdeutscher keine übeln Beweise für die Gerechtigkeit seiner Vorliebe beibrachte; können die Novellen auch nicht als Musterwerke uns gelten, so ziehen sie doch an und haben Eigenthümliches, dem eine gewisse Einseitigkeit wohl kleidet. Am stärksten tritt das Fremdartige in dem „Bruchstücke

über Sibirien" hervor; die Wahrhaftigkeit der Anschauung duldet keinen Zweifel, es ist die Natur selbst, aber freilich eine starre, unerfreuliche. „Der rothe Schleier" hat viele Befreundete in den langen und kurzen Geschichten, die als Ganzes und als Episode von Reisenden und Novellisten aus dem Orient als Ereignisse in Konstantinopel erzählt werden. „Die schreckliche Prophezeiung" ist als ein sittliches Lehrgedicht zu betrachten; sie zeigt im Traume, der durch magische Künste herbeigerufen scheint, die schrecklichen Folgen, welche ein dem Ansehen nach unschuldiger Schritt haben würde, wenn der Schläfer ihn nicht blos zu thun geträumt, wenn er ihn wirklich gethan hätte. „Der Kürassier" versetzt uns in das Kriegsgetümmel, zu den Einquartirten und in das Innere der Schlösser, wo die Verarmung der Herzen durch äußere Pracht schlecht übertüncht ist. Es ist viel Bewegung, manches Spannende, auch einiges Komische in dem düstern Gemälde, dessen wohlgezeichnete und gruppirte Gestalten uns nach mehren Compositionen von dieser Hand begierig machen.

2. Kriegsbilder. In Rahmen gefaßt und in fünf Tableaux aufgestellt von K. Lenau. Erstes Bändchen. Gotha, Wenige. 1837. 8. 20 Gr.

Die nackte Wahrheit, ungesühnt durch die Dichtung, erblickt man hier, die vielleicht unabsichtlich den Zweck erreicht, die Segnungen des Friedens durch die treue Darstellung des Gegenstücks recht merklich zu machen, welche Segnungen manche Schreier sowie gedankenlose Nachsprecher gern wegleugnen möchten.

3. Der Seher von Venedig. Ein psychologisches Nachtgemälde menschlicher Verirrungen in den Labyrinthen des Aberglaubens und der Mystik. Nach den Skizzen einer italienischen Geschichte des 17. Jahrhunderts, von W. M. Nebel. Manheim, Löffler. 1837. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Eine polemische Schrift, die der geharnischten Vorrede nach gegen das Verfahren, das man sich gegen die Seherin von Prevorst erlaubte, zu Felde zieht, sowie gegen andern Misbrauch, der mit der Wissenschaft getrieben wurde, wie auch der Überglaube seinen Theil an der Strafrede empfängt. Die Absicht ist nicht zu verwerfen, auch der Verstand, der den guten Willen unterstützt, ist klar und nicht gehässig befangen, aber die Einkleidung ist nicht durchaus zu loben. Der Roman, mit seinem Magier, der halb rachsüchtiger Gaukler, halb sich selbst täuschender Betrüger ist, hat zu wenig Anziehendes, um als solcher für sich allein zu bestehen, und schwächt die ernste kräftige Wahrheit ab, die in solcher Umhüllung eindringlicher gemacht werden sollte.

4. Historisch-romantische Erzählungen aus Preußens Vorzeit. Von Wilhelm Neuhof. Erster Band. Erfurt, Müller. 1837. Gr. 12. 20 Gr.

Geschickte Verbindung des Geschichtlichen mit dem Erfundenen würde dem Buche einen bleibenden Werth verschaffen, wenn der Geschmack mit der Einbildungskraft gleichen Schritt hielte, also frei von falschem Pathos und überhäuften Bildern wäre.

5. Die Fahrten und Abenteuer des kleinen Jakob Fingerlang. Ein Märchen von Gotthold Kurz. Nürnberg, Bäumler. 1837. 16. 1 Thlr.

Gulliver's Lilliputer werden uns hier in der anmuthigsten Gestaltung vorgeführt; nur der Eine des zierlichen Völkchens, in einen Brogndiaker verzaubert, ist bösartig, muß zuletzt mit Schimpf und Spott entfliehen und die hart bedrängten Landsleutchen ungeschoren lassen. Fingerlang, pfiffig, anstellig wie das Geschlecht der Däumlinge, ist überdies muthig; dafür wird ihm eine reizende Gesellin, mit der er im Bauche eines Haifisches die ergötzlichste Wirthschaft einrichtet. Das Märchen kindert nicht trotz seiner Kindlichkeit, satirisirt und polemisirt nicht, ist weder fade noch läppisch, also ist es recht geeignet, Jung und Alt zu gefallen. Blos an dem Preise ist auszusetzen, daß er sich zu wenig nach Fingerlang's Statur richtete und die vier leidlich guten Stahlstiche allzu hoch anschlug.

6. Octavia. Roman von Amalie Schoppe. Zwei Theile. Leipzig, Taubert jun. 1837. 12. 2 Thlr. 16 Gr.

Eine ungerechte Mutter, eine unterdrückte Tochter, die sich einem eigennützigen Schuft in die Arme wirft, von ihm und ihrem speculirenden Bruder bethört, ein jüngerer Sargines, der Zögling der Liebe, diesmal in Deutschland, Fahrten übers Meer herüber und hinüber, zuletzt die triumphirende beglückte Tugend und das bestrafte Laster bilden zusammen einen Roman, nicht besser und nicht schlechter, als es deren unter der guten Fabrikwaare viele gibt. 29.

Bibliographie.

Arx, C. A. M., Licht und Finsterniß, oder Darstellungsversuch einer Lebensüberzeugung, zur Förderung höherer Wahrheit, mit besonderer Rücksicht auf unsere Zeit. Gr. 8. Cleve, Char. 1 Thlr. 8 Gr.

Beamish, N. L., Geschichte der Königlich Deutschen Legion. 2ter Theil. Gr. 8. Hannover, Hahn. 4 Thlr.

Bode, G. H., Geschichte der Hellenischen Dichtkunst. Gr. 8. Leipzig, Köhler. 2 Thlr. 8 Gr.

Bodo Maro. Gedichte. 8. Berlin, Stackebrandt. 20 Gr.

Corbière, E., Die Zöglinge der Marine. Deutsch von C. J. W. Elbthal. 2 Theile. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 2 Thlr.

Diamanten und Perlen. Novellen und Erzählungen des Auslandes in freien Übertragungen von A. Strahl. Gr. 12. Wien, Heubner. 1 Thlr.

Gellert's, C. F., sämmtliche Fabeln und Erzählungen in drei Büchern. Mit Vignetten von G. Osterwald. Neueste Original-Ausgabe. Schmal gr. 4. Leipzig, Hahn'sche Verlagsb. 2 Thlr. 16 Gr.

Grün, A., Der letzte Ritter. Romanzenkranz. 2te durchgesehene Auflage. Gr. 8. Stuttgart, Hallberger. 1 Thlr. 15 Gr.

von Hailbronner. Cartons aus der Reisemappe eines deutschen Touristen. 2tes, 3tes Bändchen. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 2 Thlr. 16 Gr.

Hoffmeister, K., Supplement zu Schiller's Werken. Schiller's Leben, Geistesentwicklung und Werke im Zusammenhange. 1ste Abth. Gr. 8. Stuttgart, Balz. 20 Gr.

Neu entdecktes untrügliches Mittel auf eine leichte und anmuthige Weise in seiner geistigen und sittlichen Bildung die entschiedensten Fortschritte zu machen. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 12. Rinteln, Osterwald. 18 Gr.

Reisen und Länderbeschreibungen. 14te Lief. Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Rocky Mountains. Aus dem Englischen des Washington Irving. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 16 Gr.

Rellstab, L., Neue empfindsame Reisen. 2 Bände. Gr. 12. Leipzig, Köhler. 3 Thlr. 8 Gr.

— — Scherz und Ernst. Zusammengenähte Schriften. Gr. 12. Leipzig, Köhler. 1 Thlr. 8 Gr.

Rückert, F., Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland. 2tes Bändchen. 16. Berlin, Bethge. 16 Gr.

Soulié, F., Zwei Leichen. Historischer Roman. Aus dem Französischen von E. Brinckmeier. 2 Theile. Gr. 12. Braunschweig, G. C. E. Meyer jun. 3 Thlr.

Wolff, O. L. B., Abälard und Heloise. Ein Cyclus epischer Dichtungen. 8. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 18 Gr.

Wurm, C. F., Die Gründe des Patents vom 1. November 1837. Nachtrag zu der Schrift: Das k. hannoversche Patent, die deutschen Stände und der Bundestag. 8. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 4 Gr.

Zerstreuungen. Eine Sammlung kurzer Erzählungen und Novellen. Herausgegeben von Fr. Reinhard. 8. Berlin, Natorff u. Comp. 16 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 350. — 16. December 1837.

Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert. Von Leopold Ranke. Zweiter und dritter Band. Berlin, Duncker und Humblot. 1836. Gr. 8. 5 Thlr. 20 Gr.

Als Referent in Nr. 215 d. Bl. f. 1836 den ersten Band vorliegenden Werkes anzeigte, kam es ihm hauptsächlich darauf an, die Bedeutung desselben für die neuere deutsche Historiographie im Allgemeinen näher aufzuweisen. Was er damals in Bezug auf diese auszusprechen sich berufen fühlte, findet er jetzt weder zu beschränken, noch viel weniger ganz zurückzunehmen sich veranlaßt, sodaß er, auf das damals Gesagte zurückweisend, sich gegenwärtig allein mit dem Inhalte der vorliegenden Bände beschäftigen kann.

Es ist eins der wichtigsten Momente der Weltentwickelung, dessen Darstellung wir hier finden. Nachdem der Katholicismus in Folge der Reformation, oder vielmehr der neuen geistig-religiösen Richtung, welche sich im Beginn des 16. Jahrhunderts Bahn brach, sich selbst auf seinem Gebiete regenerirt und dadurch mit neuer Lebenskraft durchdrungen hatte, unternahm er es, dem ihm inwohnenden Princip gemäß, sich von Neuem die Welt zu unterwerfen. Diesen Versuch, seinen anfänglichen Sieg, sein endliches Fehlschlagen hat uns Ranke im vorliegenden zweiten Bande mit der ihm eignen Lebendigkeit geschildert; eine Zeit, schon an und für sich von großem Interesse, und für die Gegenwart selbst noch von hoher Bedeutung. Mit unermüdlicher, höchst gewandter Thätigkeit begann der Katholicismus, der bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts hinaus sich dem Protestantismus gegenüber nur in der Vertheidigung gehalten hatte, nun auch seinerseits zum Angriff überzugehen, zu einem Angriff, der fast zu ein und derselben Zeit das ganze christliche Europa umfaßte. Von den Pyrenäen und Alpen ging er aus; er erfüllte Deutschland und Frankreich, die Niederlande und die Schweiz, Ungarn und Polen mit seinen Bestrebungen, und während er von hier aus über das Meer nach Schweden und Norwegen, so suchte er von Spanien und Frankreich aus nach England überzusetzen. Ganz vortrefflich hat uns Ranke den Zusammenhang aller dieser katholischen Bestrebungen in den verschiedensten Ländern, ihr gegenseitiges Aufeinanderwirken, Fördern und Hemmen vor Augen gestellt und uns dadurch eine Totalauffassung jener Zeitrichtung möglich gemacht, wie wir eine solche sonst nirgend gefunden haben.

Überraschend schnell waren trotz mannichfaltigen Widerstandes die Fortschritte des Katholicismus in jener Zeit. Nicht nur Landschaften, in welchen der Protestantismus nur Geltung, Duldung gefunden hatte, gingen für ihn verloren; es wurden ihm auch solche entrissen, in welchen er bereits die alleinige Herrschaft errungen hatte. Den Protestanten ist diese Erscheinung bis auf den heutigen Tag gewissermaßen wunderbar und unverständlich geblieben. Sie konnten es nicht begreifen, daß, wo einmal die Wahrheit einen Boden gefunden, sie wieder vernichtet werden könnte. Hier finden wir nun wenigstens von einer Seite her einen tiefern Aufschluß, wenn wir auch bedauern, daß Ranke es nicht gefallen hat, auch die andere Seite eindringender zu behandeln. Gewiß hat er Recht mit seiner Behauptung, nur von der Seite der Thätigkeit könne ein Ereigniß recht verstanden werden — und die größere Energie der Thätigkeit war ohne Zweifel damals auf Seiten des Katholicismus —; aber wir glauben doch, daß eine größere Berücksichtigung der protestantischen Zustände auch das Ihrige zu einer noch umfassendern Auffassung dieser Ereignisse beigetragen hätte. Da es indeß uns nicht ziemt, da über Einzelnes zu rechten, wo so Großes geleistet ist, wollen wir uns des Aufschlusses erfreuen, den der Verf. dem Plane seines Werkes gemäß uns gegeben hat. Da finden wir denn vor Allem den Hauptgrund in der wirklich geistig-mächtigen Regeneration, welche der Katholicismus an sich erfahren hatte, ehe er zu jenem Angriffe überging. Weil man diese protestantischerseits bisher nicht kannte, ignorirte, oder ihr wenigstens nicht die Bedeutung zuschrieb, welche sie in der That hatte, konnte man auch ihre Wirkung, die sich eben in jenem siegreichen Angriff offenbarte, nicht gehörig würdigen. Alle ältern Institute der katholischen Kirche waren in jener Regenerationszeit neu belebt, die frühern Misbräuche, die zu schroff der geistigen Richtung des Jahrhunderts gegenüberstanden, abgeschafft, die tiefen religiösen Richtungen, welche sich innerhalb der Kirche gezeigt hatten, ihr unterworfen und so ihren Zwecken dienstbar geworden, und man kann behaupten, daß vom Papst und den Cardinälen herab bis auf die niedrigsten Weltgeistlichen und Ordensbrüder Alle wieder von echt religiösen Interessen neu belebt, von der Wahrheit ihres Bekenntnisses durchdrungen und begeistert waren, mithin eine geistige Kraft besaßen, nicht geringer als die,

welche anfangs der Protestantismus entwickelt hatte. Dazu kam nun noch einerseits die strenge Einheit und scharfe Gliederung der katholischen Kirche, wie sie kurz vorher nach hartem Widerspruch auf dem Tridentinum durchgesetzt war, und die allen ihren Unternehmungen einen größern Zusammenhang und bessern Halt, mithin auch größere Kraft verlieh und eine bessere, alle Umstände leichter berechnende und benutzende Führung möglich machte; andererseits aber auch jene Fähigkeit des katholischen Princips, sich der weltlichen Verhältnisse mit weltlichen Mitteln bemächtigen zu können. Was konnten die Protestanten diesen Kräften entgegenstellen? Der erste Aufschwung, welchen die neue Lehre den Massen gegeben hatte, war vorüber; die Einheit des Glaubensbekenntnisses und mit ihr die Einigkeit der Bekennenden war längst dahin, und bei der Freiheit, welche das protestantische Princip der religiösen Überzeugung des Einzelnen zuerkennen muß, war auch keine Hoffnung vorhanden, die vielen Spaltungen innerhalb dieser Kirche aufzuheben: ein Umstand, der die Macht der Protestanten um so mehr schwächte, je mehr bei der Wichtigkeit des Gegenstandes in jener Zeit die kleinste Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses die Menschen auch in allen andern Lebensbeziehungen trennte. Und wie verschieden waren endlich die politischen Kräfte beider Bekenntnisse. Der Katholicismus gebot fast unbeschränkt über die bedeutenden Kräfte Spaniens; in Frankreich hatte er eine starke, auch anderer politischer Interessen wegen ihm zugethane, von neuem religiösen Eifer belebte Partei für sich, deren Einfluß sich selbst der widerstrebende Hof nicht entziehen konnte; in Polen war die Masse wie das regierende Haus dem alten Glauben zugethan geblieben, überwiegend in ihrer Richtung durch die Stellung unterstützt, welche die Landesgeistlichkeit in jenem Reiche einnahm.

Wie gering erscheinen dagegen die Kräfte des Protestantismus. Zwar war er in den nordischen Reichen zur alleinigen Herrschaft gelangt, und hatte sich mit der neuen politischen Organisation, zu welcher jene Reiche grade damals gekommen waren, enge verbündet; aber wie weit waren diese damals noch von einem Eingreifen in die allgemeinen europäischen Verhältnisse entfernt, wie sehr mit ihren innern Angelegenheiten beschäftigt! Auf der andern Seite stand England da, wesentlich protestantisch, aber doch auch nicht ohne innern Zwiespalt und noch nicht fähig, den Glaubensbrüdern auf dem Continent nachdrückliche Unterstützung zu leisten. Deutschland aber, der Hauptsitz des Protestantismus, hatte einen katholischen Kaiser; die Macht der einzelnen Reichsfürsten war unbedeutend im Vergleich mit den größern europäischen Mächten, dazu sie untereinander getrennt durch Lutherthum und Calvinismus, und unter ihnen allen endlich keine hervorragende Persönlichkeit, welche fähig gewesen wäre, die zerstreuten Kräfte zu gemeinsamem Zwecke zu sammeln.

Solchergestalt ist es kein Wunder, daß wir den Katholicismus in jener Zeit fast überall im Fortschreiten erblicken. In allen Ländern wurden die Protestanten bedrängt, alle diese Unternehmungen griffen katholischerseits mehr oder weniger ineinander; der Widerstand dagegen war vereinzelt, ohne Nachdruck und ohne Kraft. Nun ist es interessant, zu sehen, in welcher Weise, mit welchen Mitteln der Katholicismus, wo er nicht zum Schwerte gradezu griff, zu Werke ging. Zunächst suchte er mit der Landesherrschaft sich zu verständigen, wo das nicht gelang, wenigstens eine mächtige politische Partei, mochte sie aristokratische oder demokratische, monarchische oder republikanische Tendenzen verfolgen, für sich zu gewinnen. Dann folgten Schule, Predigt und Beichte und wirkten gemeinsam zu einem Zwecke. Unendlich viel leisteten hierin die Jesuiten. Ihr Eifer, ihre zweckmäßige Methode des Unterrichts, ihre gewandte Benutzung aller Verhältnisse, vor Allem ihre scheinbare Entfernung alles Fanatismus verführten Viele zur Rückkehr zum alten Glauben. Die in ihrem Glauben nicht recht Sichern, in diesem oder jenem Punkte des Dogmas Unentschiedenen unter den Protestanten, deren Zahl bei den so mannichfaltigen und sich so schroff gegenüberstehenden Sekten nicht gering sein konnte, wurden von der festbestimmten, in allen ihren einzelnen Theilen consequent durchgebildeten Dogmatik der Katholiken angezogen, bezwungen und gewonnen; wer neben den religiösen auch weltlichen Interessen im weitesten Sinne des Wortes nicht verschlossen war, ward gar oft durch diese zum Übertritt zum alten Glauben verführt; wer endlich gar nicht, weder auf dem Wege der Überzeugung noch auf dem der Verführung zu überwinden war, der wurde entweder mit offener Gewalt gezwungen, oder wenigstens mit unerbittlicher Strenge aus dem Lande gejagt: ein Verfahren, welches man keineswegs als dem Katholicismus eigenthümlich ihm zum Vorwurfe machen kann; denn auch protestantische Fürsten bedienten sich desselben in gleicher Strenge, und selbst in der wissenschaftlichen Staatstheorie jener Zeit war es ein ganz unbestrittener Grundsatz, daß nur Eine Religion in einem Staate sein könne.

(Der Beschluß folgt.)

Edmund Spenser's Reisen in Cirkassien.

Der Verfasser des Werks: „Germany and the Germans", hat soeben ein anderes ausführliches Reisewerk erscheinen lassen, welches den Titel führt: „Travels in Circassia, Krim Tartary etc. in 1836—37; including a steam voyage down the Danube, from Vienna to Constantinople, and round the coast of the Black Sea" (2 Bde., London 1837), ein Werk, das die bisherigen Nachrichten über jene Gegenden auf das entschiedenste ergänzt und als eine wesentliche Bereicherung der geographischen und ethnographischen Verhältnisse in den Küstenländern des schwarzen Meeres zu betrachten ist. Durch die eigenthümliche Stellung Rußlands zu dem benachbarten Cirkassien hat das letztere in neuester Zeit selbst eine politische Bedeutung und europäische Wichtigkeit erlangt, abgesehen davon, daß es an und für sich schon ein Land ist, das durch seine ursprünglich eigenthümlichen und patriarchalischen Züge sich ebenso interessant zeigt als durch den bisherigen Mangel an genügenden Notizen, welchen es dargeboten hat.

Schon die Ankunft des Verf. in dem genannten Lande, woselbst er von Trebisond aus zu Schiffe anlangte, war von romantischen Zügen begleitet. Bei ihrer Annäherung an die nach beiden Seiten hin weit ausgedehnte Küste, ließ der Capitain des Schiffes, auf welchem sich der Reisende befand, ein Signal geben, „worauf unmittelbar in den verschiedensten Rich-

tungen der weitausgebreiteten Küstenwaldung wir hier und dort eine Menge von Musketenschüssen fallen hörten. Wenige Minuten darauf sah man von allen Seiten des Gebirges kriegerische Männer in Schlachtcolonnen herabsteigen, die so plötzlich im Vordergrunde der Scene erschienen, als ob sie dem Erdboden entwachsen wären. Wenige Augenblicke vorher hatten wir weit und breit kein einziges menschliches Wesen bemerkt, und jetzt standen 3—4000 wohlbewaffnete Männer vor uns. Zu gleicher Zeit sahen wir, wie diese Mannschaft mehre lange Bote, die sie mit an das Ufer gebracht hatte, ins Wasser hinabließ, die sie mit solcher Geschicklichkeit zu regieren wußte, daß sie in wenigen Augenblicken an der Seite unsers Schiffes sich befand. Nachdem sie uns mit ihrem gewöhnlichen kriegerischen Gesang begrüßt hatten, begleiteten sie unser Schiff nach dem Hafenplatze, der von der Mündung eines kleinen Flusses gebildet wurde, dessen beide Ufer von den herrlichsten Baumgruppen beschattet waren. Wenige Tage vorher hatten sie mit einigen russischen Fahrzeugen ein kleines Küstengefecht bestanden, wobei mehre ihrer Barken von den letztern in den Grund gebohrt wurden."

„Das Vorzüglichste", sagt der Verf., „was ich mir sogleich nach meiner Ankunft in dem merkwürdigen Lande als meinen Hauptzweck vorsetzte, war, eine genaue Bekanntschaft mit der Geschichte, den Sitten und Gebräuchen und besonders der Sprache seiner Bewohner zu erlangen; allein dieses Ziel war nicht so leicht zu erreichen, als es vielleicht für den Reisenden in andern Gegenden der Fall sein mag, denn hier hatte ich ein Land und ein Volk vor mir, von welchem die civilisirte Welt bisher wenig gewußt hat, und eine Sprache, die nach der übereinstimmenden Ansicht der Linguisten fast gar keine Ähnlichkeit und Verwandtschaft mit irgend einer andern Sprache der Erde zeigte, eine Sprache, die nicht allein ganz ohne Literatur ist, sondern auch in sich selbst durchaus keinen Maßstab, oder irgend eine Regel zeigt, die Demjenigen, der sie studiren will, zum Leitstern dienen könnte, sodaß es beinahe ganz unmöglich fällt, ihre Laute und Bezeichnungen mit den Charakteren der europäischen Sprachen in Verbindung zu setzen. Und dieses sind nicht die einzigen Schwierigkeiten, denn jeder Stamm redet einen verschiedenen Dialekt, und obgleich ich mich durch Beihülfe meiner cirkassischen Freunde in Konstantinopel sehr vieler gewöhnlichen Phrasen bemächtigt hatte, um mich in den Hauptsachen verständlich zu machen, so fand ich doch, daß sie mir an Ort und Stelle ganz unnütz waren, und daß mich kein Einziger von den Eingeborenen verstand."

Weiter dem Innern des Landes zu beschreibt der Verf. die Gegend als überaus anmuthig und belebt. Nach allen Seiten hin zeigten sich die üppigsten Weideplätze, worauf zahllose Heerden des schönsten Rindviehes, von künstlichen Umzäunungen eingehegt, weideten. An andern Orten sah man Männer, Frauen und Kinder, die, mit allerlei Feldarbeiten beschäftigt, der Landschaft jenen ländlichen und heimischen Ausdruck verliehen, der allen Nomadengegenden eigenthümlich ist. Die Männer und die Knaben verließen beim Anblick der Reisenden sogleich ihre Beschäftigung, eilten nach ihren Dörfern und kehrten bald auf ihren Pferden in voller Bewaffnung zurück, um die Fremden mit kriegerischen Ehren zu empfangen. Diese langten nun in Begleitung der Eingeborenen bei der Residenz eines der Häuptlinge an, der zwar selbst eben abwesend war, von dessen Vetter sie jedoch mit ausgezeichneter Gastfreundschaft empfangen wurden. Während der Mahlzeit wurden sie von mehren weiblichen Sklavinnen bedient. Das Getränk war aus Getreide bereitet, es war mit der Boza der Tataren zu vergleichen und an Geschmack unserm Dünnbiere nicht unähnlich. Das Brot war aus Weizen und Mais gebacken und zeichnete sich durch ungemeine Gelbe aus. Bei dem Pilaff, dem gewöhnlichen Gericht der asiatischen Völker, vertrat hier der Buchweizen die Stelle des Reises. Anstatt der Tafeltücher wurden die Tische mit Matten behangen und hölzerne Becher zum Trinken aufgetragen. Von Messer und Gabel war so wenig als von Löffeln die Rede. Mehr als diese Mängel, woran sich der europäische Reisende im Orient gewöhnen muß, fiel dem Verfasser und seinen Begleitern das anhaltende Sitzen mit untergeschlagenen Beinen beschwerlich, sodaß er mit Ungeduld das Ende der Mahlzeit erwartete, um einen Ausflug in die Umgegend zu machen.

„In diesem Hirtenlande", so äußert sich der Verf., „besteht sowie bei den alten Patriarchen der Reichthum der Eingeborenen in der Menge ihrer Viehheerden, wenn man nicht zu gleicher Zeit die Anzahl der Frauen und Kinder in Anschlag bringen will. Die Familie unsers Wirthes, welcher Ghatkhe Atiokhai hieß, war ungemein zahlreich, auch seine Heerden, besonders seine Pferde, waren sehr schön, und ich bemerkte, daß jedes Stück am hintern Oberschenkel ein eingebranntes Zeichen trug, die zusammengenommen einige Ähnlichkeit mit dem griechischen Alphabete hatten. Auf unsern Streifzügen durch die Umgegend bemerkten wir die Frauen und Kinder unsers Wirthes, die nebst den Sklaven mit Feldarbeit und der Hütung der Heerden beschäftigt waren. Einige molken die Kühe, andere jäteten hier und dort das Unkraut aus, und ein junges Mädchen von etwa 16 Jahren, die Tochter des Häuptlings, deren ungemein kraftvolle Schönheit lebhaft an die Erscheinung der Amazonen erinnerte, war mit der Ausbesserung einer Hecke beschäftigt. Unter den Kindern fanden sich mehre von ausgezeichnet schönem Ansehen, und besonders schien ein wohlgebildetes Mädchen von 8—9 Jahren sich der besondern Vorliebe des Vaters zu erfreuen. Ich war eben im Begriff, mich über die Schönheit dieser Kinder in Lobsprüchen zu ergießen, als ich noch zur rechten Zeit von unserm Capitain gewarnt wurde; denn während man in Europa nicht sicherer und schneller die Zuneigung der Ältern erwerben kann als durch das Lob ihrer Kinder, so betrachtet man dagegen in Cirkassien diese Lobsprüche nur als die Wirkungen des sogenannten bösen Auges und zeigt sich Demjenigen, der sich eines solchen bösen Zaubers schuldig macht, eben nicht sehr dankbar."

Die Schönheit der Körperbildung und die Symmetrie der Formen, wodurch überhaupt das cirkassische Volk so berühmt geworden, ist nach Angabe des Verf. nichts weniger als eine Chimäre. Es ist gewiß, daß die schönsten Statuen des Alterthums in ihren Proportionen keine größere Vollkommenheit darstellen, als man nicht selten unter den reinen Cirkassiern findet. Bei den Männern waltet eine ungemeine Lebhaftigkeit des Auges vor, dessen Ausdruck sich bei der kleinsten Veranlassung bis zur höchsten Wildheit steigern kann. Dieser wilde und stolze Ausdruck des Auges, der sich auch über die ganze Haltung des Cirkassiers verbreitet, auf ihm beruht eigentlich das Kriegerische seiner Erscheinung, sodaß, wenn man einen cirkassischen Krieger erblickt, der auf seinem noch halb unbändigen Rosse in voller Waffenrüstung einhersprengt, das er mit unglaublicher Gewandtheit durch einen bloßen Fingerdruck nach allen Richtungen hinwendet, während er den kurzen, gekrümmten Säbel in den Lüften sausen läßt, man sich bei diesem Anblick lebhaft der homerischen Helden erinnern kann. Die Frauen von reinem cirkassischen Blute sind durchgängig schlank und ebenmäßig gebaut und zeigen eine Frische des Colorits, die man unter einer solchen Breite kaum vermuthen sollte. Dessenungeachtet würde der Reisende, der etwa erwarten sollte, die ganze Bevölkerung der obigen Beschreibung entsprechend zu finden, sich sehr getäuscht sehen, denn er findet hier eine Menge andere Stämme vereinigt, die dem Ursprunge nach mit den Cirkassiern nichts gemein haben, z. B. die nogaischen Tataren, die Kalmücken, Turkomannen und Lesghier. Die Letztern bilden gleichfalls eine gutgebaute, kriegerische Race, allein sie kommen doch in Hinsicht ihrer persönlichen Erscheinung keineswegs den reinen Cirkassiern gleich. Die Letztern sind weniger wild und von verfeinertern Sitten. Das Zusammentreffen so vieler verschiedenartiger Völkerstämme in diesen Gegenden rührt daher, weil die Thäler des Kaukasus zu allen Zeitaltern das wahre Asyl für Diejenigen gebildet haben, die aus den Nachbarländern der Unterdrückung

wegen flüchteten. Dessenungeachtet kann an eine Verschmelzung der reinen cirkassischen Race mit andern und an eine daraus folgende allmälige Ausartung der erstern auf keine Weise gedacht werden, so lange die Cirkassier, wie dieses selbst bis auf den heutigen Tag der Fall, für die Reinerhaltung ihres ursprünglichen Stammes die entschiedenste Sorge tragen. Jeder cirkassische Vater wendet unter allen Geschäften seine höchste Aufmerksamkeit auf die Verheirathung seines Sohnes mit einem Weibe von möglichst schönster Körperbildung und unbeflecktem Blute, und kein cirkassischer Fürst verkauft seine Tochter, ausgenommen an einen Gemahl von seinem Stamme und Range. Unter den Cirkassiern selbst geht eine alte Sage, daß ihre Urahnen einst über die See herübergekommen seien. Diese Tradition scheint die Annahme vieler Reisenden, daß alle kaukasischen Völker griechischen Ursprungs seien, zu bestätigen.

Wie sich von ihrer starken Körperbildung und mäßigen Lebensweise erwarten läßt, erreichen die kaukasischen Völker ein hohes Alter. Die unter ihnen herrschenden Krankheiten sind weder zahlreich noch gefährlich. Dieser Umstand rührt unstreitig von ihrer einfachen Diät, von ihrer fortwährenden angestrengten Körperbewegung, von dem unausgesetzten Genuß der reinsten Luft sowie von dem Freiheitsgefühl her, das dem Cirkassier auf allen seinen Streifzügen begleitet. Was die vielbesprochene Wildheit der kaukasischen Völker betrifft, so scheint es, obgleich die unter ihnen vorkommenden Züge von Grausamkeit, Raubsucht und Mishandlung der Reisenden nicht selten sind, dennoch ausgemacht, daß dieser rauhe und kriegerische Charakter ihnen nicht ursprünglich vererbt, vielmehr in dem Laufe von Jahrhunderten durch lange Gewöhnung angeeignet ist. Auf der andern Seite beweist aber auch der Cirkassier die höchste Achtung gegen das Eigenthum und das Leben des Fremden und ist stets bereit, beides mit seinem eignen Blute zu vertheidigen, sobald nur der Letztere es nicht versäumt hat, seine Person unmittelbar nach seiner Ankunft unter den Schutz eines Häuptlings oder Ältesten zu stellen, der den Namen Konak führt.

„Ich für meine Person", bemerkt Hr. Spenser, „fand auf allen meinen Wanderungen, die sich über viele Länder der Erde erstreckt haben, beinah nirgend die Eingeborenen so gastfrei, großmüthig, höflich und zu meinem Schutze bereit als in Cirkassien. Nur muß beachtet werden, daß diese rühmlichen Eigenschaften den Cirkassier nur so lange auszeichnen, als er friedlich in seinem eignen Lande lebt. Im feindlichen District ist der Cirkassier der ausgemachteste und rechtloseste Räuber und Plünderer, und fähig, Handlungen zu begehen, die sich mit den Grundsätzen einer höhern Civilisation keineswegs in Verbindung setzen lassen."

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Le roi des violons.

Um 1330 wurde in Paris die Verbrüderung St.-Julien und St.-Genest des ménétriers gestiftet und durch die Patronschaft der Heiligen, von denen der Letztere vor seiner Bekehrung selbst ein Gaukler gewesen war, die in schlechten Leumund verfallene ménestrandie und die Minstrels, die zu gemeinen Schalksnarren ausgeartet waren, wieder zu Ehren gebracht. Die Leiermänner wurden aus ihrer Kameradschaft gestoßen, statt deren führte man Violinspieler ein, die sich auf der dreibesaiteten Stockgeige, rebec, auf der viersaitigen Viole und auf dem Baß hören ließen. Man verfaßte eine Constitution und ernannte zu deren Aufrechthaltung einen König, dessen Reich 300 Jahre lang bestand. Die Namen dieser rois fainéans blieben unbemerkt bis auf Constantin, der ein guter Violinist war, und nach ihm, um 1658, Dumanoir, der die Grenzen seiner Oberherrschaft auch auf die Tanzmeister ausdehnen wollte. Das Schild, was diese ausstellten, hatte eine Violine mit der Unterschrift: „Ici on montre à danser". Die Violine gab Dumanoir die Zuversicht, die bisher unabhängigen Tanzmeister als seine Vasallen ansehen zu können.

Um sich den Ansprüchen zu entziehen, gaben die Tanzmeister die Violine auf und wandten sich dem Oboe zu, was ihnen aber nichts half, indem es Dumanoir bei Ludwig XIV. dahin brachte, daß auch diese Instrumentisten seinem Scepter gehorchen mußten. Der König der Violons glaubte, was da tönte und klang, sei von Rechtswegen ihm unterwürfig, alle Musiker, sogar die Orgelspieler, sollten ihn als ihren Oberherrn anerkennen, was diese jedoch sich keineswegs gefallen ließen. Sie lehnten sich gegen ihn auf und brachten es dahin, daß eine königliche Verordnung den Bescheid gab, daß Die, welche die Orgel oder andere Instrumente in den Kirchen spielten, die im Kapelldienst der Prinzen, die Musiker bei der Académie royale de musique und die 13 Spieler bei der königlichen Tanzakademie nicht von Dumanoir II. abhängen sollten. Es grämte sich dieser 1699 darüber zu Tod, Ludwig XIV. wollte keinen zweiten König in seinem Reich, die Stelle blieb unbesetzt, bis sie 1741 Ludwig XV. zu Gunsten eines gewissen Guignon erneute, als, wie es im Decret hieß, einen zur Aufrechthaltung der guten Ordnung nöthigen Posten.

Der neue Herrscher maßte sich nicht allein Rechte über die Musiker und Tanzmeister in Paris an, sondern er schickte auch Statthalter in die Provinzen, dort über seine Gerechtsame zu wachen. Jedoch verschmähte er die Gemeinschaft mit den Straßen- und Schenkenfiedlern, sie sollten sich nur der Stockgeige bedienen; wenn man sah, daß sie eine wirkliche Violine handhabten, sollte sie ihnen weggenommen und zum Besten der Armen verkauft werden. Da er aber auch die Componisten befehligen wollte, wurden sie beim Parlamente klagbar, das Guignon's Macht gar sehr beschränkte. Er konnte es nicht ertragen, daß ohne seine Erlaubniß Töne erklingen könnten, und dankte ab, und mit ihm erlosch die Violinenkönigswürde auf immer.

Es wäre nicht übel, wenn der 110. Artikel der Statuten dieser Gesellschaft in und außer Frankreich wieder in Gebrauch käme, der, welcher verbietet, daß Trompeten, Jagdhörner und dergl. Blasinstrumente nicht innerhalb der Städte, wenigstens nicht von Lernenden gespielt werden. 29.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 351. —— 17. December 1837.

Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert. Von Leopold Ranke. Zweiter und dritter Band.

(Beschluß aus Nr. 350.)

Es war nun natürlich, daß ein so consequentes, an seiner Berechtigung nicht zweifelndes, energisches Verfahren dem Katholicismus den Sieg über seine untereinander uneinigen, unentschlossenen und nicht von dem Feuer frischer Begeisterung belebten Gegner verschaffen mußte. Hier und da zwar leistete man protestantischerseits einen kräftigen Widerstand. Die Nordniederländer, die Engländer, die Schweden wehrten auf das entschiedenste und mit Erfolg den Angriff ab; die Hugenotten in Frankreich errangen wenigstens eine achtunggebietende Stellung; aber in Deutschland kann man in der That den Widerstand größtentheils nur einen passiven nennen, weil er sich scheute, von dem letzten Mittel des Rechtes, dem der Gewalt, freien Gebrauch zu machen, bis es endlich am Anfange des 17. Jahrhunderts zu spät war. Von Neuem erreichte der Katholicismus in der Zeit des Restitutionsedicts den Gipfel seiner Macht.

Was war es nun, fragen wir, was den Päpsten und ihrer Kirche nicht nur den, fast schon in ihren Händen befindlichen Sieg, die neue Weltherrschaft wieder entrang, sondern sie auch wieder in engere Schranken zurückdrängte und die Päpste zuletzt zu einer fast gänzlichen politischen Unbedeutenheit zurücksinken ließ? Es waren, abgesehen von dem innern absoluten Werth der protestantischen Wahrheit, welche, einmal in der Welt zur Erscheinung gekommen, nicht wieder untergehen konnte, vor Allem die innern Spaltungen der katholischen Welt, die grade in jenem Momente auf das schroffste hervortraten und dem sinkenden Protestantismus zu Hülfe kamen. Wunderbare Fügung der Dinge, aber in ihrer innersten Natur tief begründet! Aus dem Grundprincip der katholischen Kirche, auf dem ihre ganze Stellung in der Welt sich erhoben hatte, gingen jene Widersprüche und Spaltungen hervor, welche dem Protestantismus den Sieg verliehen. Jenem Princip, daß die Kirche die Welt beherrschen müsse, hatten die Päpste auch eine weltlich-politische Stellung erringen müssen; jenem Princip gemäß sollten sich aber auch die weltlichen Interessen aller katholischen Staaten den von dem Papste vertretenen kirchlich-religiösen unterordnen. Hieraus aber mußte ein doppelter innerer Widerspruch nothwendig hervorgehen. Einmal für die Päpste selbst der Widerspruch zwischen ihren aus ihrer weltlichen Stellung eben hervorgehenden weltlich-politischen und den rein kirchlich-religiösen Interessen; und zum andern für die Staaten der Widerspruch ihres eignen Staatsinteresses mit dem der katholischen Kirche.

Gleich in den ersten Zeiten der Reformation wirkte nun, wie wir aus dem ersten Bande vorliegenden Werkes ersahen, die ihren kirchlichen Tendenzen widersprechende politische Stellung der Päpste wesentlich zu Gunsten des Vordringens des Protestantismus. Wie oft dann Rom selbst während der Zeit der Regeneration und Restauration der katholischen Kirche durch jene weltliche Stellung der Päpste zwischen den großen katholischen Staaten in seinen kirchlichen Tendenzen und Bestrebungen gehemmt, in seiner eignen Unabhängigkeit bedroht ward, können wir aus mehren Partien vorliegender Bände ersehen. Das Bewußtsein aber einer eignen, von der Kirche unabhängigen Berechtigung ihrer Interessen, welches bereits vor der Reformation in den Staaten lebendig geworden und nur durch den ersten neuen Eifer für die religiösen Tendenzen für eine Zeit lang zurückgetreten war, machte sich, je mehr jener Eifer erkaltete, um so mehr von Neuem geltend. Machten nicht selbst politisch verhältnißmäßig so unbedeutende Staaten wie Venedig die Berechtigung des Staates gegen die Kirche nicht ohne Erfolg nachdrücklich geltend?

Und nun im Momente der Entscheidung des Sieges erhielten diese weltlich-politischen Interessen vollkommen das Übergewicht über die religiösen. Ein Cardinal der römischen Kirche, an der Spitze einer der Hauptmächte der katholischen Welt, verband sich, von ihnen geleitet, mit den Protestanten; ja halb und halb war selbst der Papst mit ihnen im Bunde gegen den Kaiser, den Hauptbeförderer der Restauration des Katholicismus. Und indem nun grade diese Verbindung es war, welche den Protestanten neue Hülfsquellen zuführte, sie vom Untergange rettete und ihnen endlich den Sieg gab, kann man behaupten, daß der Katholicismus durch seinen eignen innern Zwiespalt unterlag.

Solchergestalt führt auch hier wieder der Gang der Ereignisse seinerseits den Beweis, daß ein Princip durch die in ihm enthaltene Unwahrheit zu Grunde gehen muß.

Auf den an sich unwahren Gedanken, daß Kirche und Papst über Staat und Fürsten ständen, war die Weltherrschaft des Papstthums begründet worden; die Emancipation der Staaten von der Kirche, das in Anspruchnehmen einer eignen Berechtigung ihrer Interessen, eine Trennung ihres Interesses von dem der Kirche stürzte diese Weltherrschaft und führte sie am Ende, wie Ranke es nun im dritten Bande, wenn auch nur im Umrisse, so doch trefflich gezeigt hat, endlich zur völligen politischen Unbedeutenheit herab.

Gar gern würde Ref. nun noch dem Leser die Hauptmomente der Entwickelung dieses letzten Stadiums der päpstlichen Macht sowie des mit ihrem Sinken verbundenen Verfalls der ganzen katholischen Kirche in Verfassung und Lehre darstellen, wenn er nicht befürchtete, bereits zu viel Raum für gegenwärtige Anzeige in Anspruch genommen zu haben.

Nur die Schlußworte Ranke's glaubt er noch mit wenigen Bemerkungen begleiten zu müssen. Wenn Ranke in diesen, gewissermaßen als ein Resultat der an uns vorübergegangenen Entwickelung der katholischen Kirche an sich und in ihrem Gegensatz gegen den Protestantismus, den Gedanken hinstellt, daß nach der Betrachtung der Jahrhunderte langen Entzweiung sich jetzt die Seele zur Aussicht der Versöhnung des Verständnisses erhebe, daß es augenscheinlich sei, wie von beiden Seiten man angefangen habe, immer bewußter auf die ewigen Principien der echten, innern Religiosität zurückzugehen, daher aber auch die Einheit eines reinen Gottesbewußtseins sich über alle Gegensätze zu erheben beginne, so kann Ref. dies nicht unterschreiben. Wol ist jene Vereinigung aller Welt unter einem Hirten und in einer Heerde eine nicht zu bezweifelnde christliche Ansicht oder vielmehr Aussicht, deren Realisation wir aber nicht so nahe erblicken können, als es der Verf. zu glauben scheint. Der Grund unserer verschiedenen Meinung liegt aber, wenn wir nicht irren, in der verschiedenen Ansicht, die wir über die gegenwärtigen Zustände der katholischen Welt haben. Uns erscheint nämlich jener innere, im Princip der katholischen Kirche noch fortwährend liegende Widerspruch zwischen Kirche und Welt keineswegs gelöst. Wol ist in jenen Staaten die Kirche äußerlich besiegt von Seiten des Staates oder der Weltlichkeit; aber damit ist sie noch nicht ihrem Geiste nach besiegt; und weil sie das nicht ist, weil noch fortwährend der Zwiespalt vorhanden ist zwischen Dem, was die Kirche ihrem Princip und Dogma gemäß fodert, und Dem, was ihr der Staat gewährt, weil es nur ein weltliches Recht ist, worauf sich der letztere hierbei stützt, und keine positiv-religiöse Überzeugung dabei zu Grunde liegt, kann auch die Versöhnung zwischen den beiderseitigen Ansprüchen, wie sie im Protestantismus gefunden ist, nicht erfolgen. Diesen Zwiespalt aber sehen wir als den Hauptgrund aller der Wirren an, welche die romanisch-katholische Welt in der Gegenwart erschüttern, deren Ende ohne ein Aufheben jener Entzweiung nicht abzusehen ist. Wie aber das Bewußtsein jener Nationen zu jener Versöhnung gelangen wird, können wir nicht errathen. Das liegt in der Hand Gottes, auf den wir vertrauen, daß er Alles zu seiner Ehre herrlich hinausführen wird. 79.

Edmund Spenser's Reisen in Cirkassien.

(Beschluß aus Nr. 356.)

Nach diesen allgemeinern Bemerkungen über die cirkassischen Völker überhaupt heben wir noch einige andere, dieselben betreffende Einzelzüge hervor, wie sie in dem interessanten Werke des Verf. an verschiedenen Stellen eben vorkommen. Unter Anderm rühmt der Verf. sehr den ursprünglichen musikalischen Sinn dieser Völker. Er sagt: „Unter den bei ihnen vorkommenden musikalischen Instrumenten bemerkt man am häufigsten die zweisaitige Lyra und eine Art von Pfeife, welche letztere gewöhnlich aus Silber oder anderm Metall verfertigt ist, zuweilen auch aus den großen Stämmen des Zuckerrohrs, welches in den Marschländern unweit Kuban von ungewöhnlicher Höhe und Stärke angetroffen wird. Die Form dieses Instruments ist nicht weniger eigenthümlich als die Methode, es zu spielen, und die Töne, die darauf hervorgebracht werden. Die Länge des Instruments beträgt ungefähr zwei Fuß, und dasselbe ist nur mit drei Fingerlöchern am untern Ende versehen. Das Mundstück ist etwa einen Zoll lang und nach beiden Seiten offen. Es wird beim Spielen an beide Enden des Mundes heftig angepreßt, wodurch man gewisse rauhe und durchdringende Töne hervorbringt, die den Tönen der hochländischen Sackpfeife nicht unähnlich sind. Wenn auf einem Marsch mehre dieser Instrumente zu gleicher Zeit gespielt werden, so waltet darin eine gewisse rauhe Harmonie vor, die selbst für das europäische Ohr nicht unangenehm ist. Auch die Harfe ist in Cirkassien nicht eben selten, obgleich sie kein nationelles Instrument ist. Häufiger noch kommen die Trommel und das Tamburin vor, welche letztere Instrumente vorzüglich von den wandernden Kalmücken oder Zigeunern gespielt werden. Die cirkassischen Melodien zeichnen sich durch ungemeine Originalität aus, und ihre Musik ist im Vergleich mit der tatarischen und türkischen harmonisch genug. Im höchsten Ansehen stehen bei ihnen die Kriegslieder, die auf dem Marsche mit vollständigem Chore gesungen werden. Diese Gesänge, von denen die Cirkassier eine große Anzahl besitzen, tragen viel dazu bei, die kriegerische Begeisterung dieses Volkes zu erhöhen, wenn ringsum die Wälder und Gebirge vom hundertfältigen Echo dieser rauhen Melodien widerhallen."

Eine andere von dem Verf. mitgetheilte Notiz wird besonders das Interesse der Alterthumsforscher erregen. Derselbe sagt: „Ich bemerkte auf meinen Wanderungen durch die Thäler häufige Grabhügel, denen ähnlich, die in der tatarischen Krim gefunden werden, ausgenommen daß die hiesigen geräumiger und in ihrer Form mannichfaltiger sind. Einige dieser tumuli sind bloße Erdhügel, die, mit wunderschönem Grün bekleidet, sich wie natürliche Erhöhungen ausnehmen; andere sind mit einer steinernen Mauer umgeben, während noch andere blos durch einen wüsten Haufen von Bruchsteinen gebildet werden. Bei vielen dieser Grabhügel oder auf ihrem Gipfel steht ein majestätischer Eichbaum, dessen Alter sich nach Maßgabe seines Umfanges leicht bis zu der vierten oder fünften Generation zurückführen läßt. Die Traditionen der Eingeborenen geben über den Ursprung dieser Hügel keinen andern Aufschluß, als daß sie Begräbnißplätze eines vor ihnen einheimischen Volkes seien. Sie bemerken zugleich, daß mit solchen Grabmonumenten nur die ausgezeichnetsten Krieger der Vorzeit geehrt worden seien. Gewiß ist es, daß diese Monumente mit den heutigen Grabmälern der Cirkassier keine Ähnlichkeit haben. Die Art und Weise der Bestattung bei den Letztern unterscheidet sich von der bei den Türken üblichen blos dadurch, daß in Cirkassien das Grab eines kriegerischen Häuptlings in der Regel mit einem hölzernen Dache oder auch mit einer rohen Steindecke überbaut wird, welche neben ihrem Hauptzweck zu-

gleich als schützende Obdächer gegen Sturm und Sonnenhitze dem Wanderer dienen. Die einzigen Denkmäler, die der Reisende sonst noch als Überreste aus den Zeiten einer frühern Bevölkerung hier vorfindet, sind gewisse Statuen, roh aus Stein gehauen, welche menschliche Figuren von beiderlei Geschlecht vorstellen mit dicken Köpfen, flachen Brüsten und kurzen Hälsen, mit breitem Gesicht, hervorstehenden Backenknochen und abgestumpfter Nase, genau so wie die kalmückische Gesichtsbildung. Diese unförmlichen Statuen tragen einen Kopfputz, der demjenigen, den die kalmückischen Frauen noch gegenwärtig tragen, vollkommen ähnlich ist. Da ich sehr begierig war, ein solches Grabmal zu öffnen, so ließ ich es nicht an wiederholten Bitten fehlen, um die Erlaubniß dazu von meinem Konak zu erwirken; allein ich konnte keinen einzigen Cirkassier auftreiben, der mir in dem Unternehmen beigestanden hätte, die Rechte des Geistes, welcher nach dem allgemeinen Volksglauben die in einem solchen Grabmale verborgenen Schätze hütet, zu beeinträchtigen. Diesem allgemein bestehenden Aberglauben ist der Umstand beizumessen, daß diese sämmtlichen Grabdenkmäler sowie auch die tatarischen zur Zeit noch uneröffnet sind. Dessenungeachtet hatte ich das Vergnügen, während meiner Streifzüge an der Küste unweit Sudschuk Kalé in das Innere eines solchen Grabhügels hinabzusteigen. Nach seinem Aussehen sowie nach dem Alter der Bäume zu urtheilen, die auf der erhöhten Erde in seiner Umgebung entsprossen waren, ließ sich schließen, daß dieser Hügel ein paar Jahrhunderte früher wahrscheinlich durch die Genuesen eröffnet worden war. Bei näherer Prüfung entdeckte ich einige Fragmente von röthlichen irdenen Gefäßen, die keine Glasur hatten und Erde und Kohlen enthielten und sich durch Zierlichkeit der Form nicht eben auszeichneten. Es fanden sich auch dazwischengestreut mehre Stücke von weißem Seegras von derselben Gattung, wie ich bereits in den Grabhügeln der tatarischen Krim bemerkt hatte. Dessenungeachtet war das Innere der hiesigen Grabhügel von denen in dem letztgenannten Lande merklich unterschieden, nicht allein hinsichtlich der Bauart überhaupt und der geringern Schönheit der Gefäße, sondern auch durch den Umstand, daß sich der Eingang zu den cirkassischen Hügeln nach Osten zu befand, was wahrscheinlich seinen Ursprung in einem ähnlichen Volksglauben haben mag, wonach man auch bei uns den Kopftheil der Gräber nach Osten hin anlegt. Das Innere bestand aus einem weiten, gewölbten Bogen, der aus rohen Steinen erbaut und ohne irgend einen Kitt oder Mörtel verbunden war. Aus der Art und Weise, wie diese Bogenwölbung geführt war, und aus der reinen und schönen Form des Bogens überhaupt war zu ersehen, daß dieser Bau von einem in den Künsten des civilisirten Lebens sehr erfahrenen Volke herrühren müsse."

Mehre unter den Cirkassiern herrschende Gebräuche, die der Verf. des in Rede stehenden Werks einer ausführlichen Schilderung unterwirft, können wir hier mit Recht übergehen, da dieselben schon durch frühere Berichterstatter hinlänglich bekannt sind. Nur einige kurze Bemerkungen über die Cirkassier im Allgemeinen mögen hier, da sie den Reisenden in jenen Gegenden vorzüglich berühren, noch ihre Stelle finden. Die gewöhnlichsten Nahrungsmittel der Cirkassier unterscheiden sich wenig von denen der Tataren, die die gebirgigen Theile der Krim bewohnen. Hammelfleisch, Geflügel, Reis, Buchweizen, Hirse, getrocknete Früchte und besonders Honig bilden die vorzüglichsten Bestandtheile der cirkassischen Küche. Fische, obgleich sie im Überflusse in dem schwarzen Meere und in den Strömen der Gegend sich vorfinden, bemerkte der Verf. auf keiner cirkassischen Tafel. Dafür werden jedoch alle Arten von Wild gegessen, mit Ausnahme des Ebers und Stachelschweins. Die Menge von rohen Gurken, die von den Cirkassiern verspeist werden, ist erstaunungswürdig. Man sieht sie deren den ganzen Tag über verzehren. Die Schale der cirkassischen Gurken zeichnet sich vor den unserigen durch ihre vollkommene Weiße aus; und obgleich sie eine außerordentliche Größe und Länge erreichen, so behalten sie doch die ganze Zartheit und Saftigkeit bei, die bei uns nur den jungen Gurken eigenthümlich ist. Während des Sommers sammelt man eine Menge dieser Gewächse und legt sie für den Winter in Salz, sowie bei uns mit dem Sauerkraut geschieht. Auch die jungen Kürbisse sind sehr gesucht. Diese röstet man und ißt sie mit Butter, Salz und spanischem Pfeffer. Auch dieses Gericht findet der Reisende sehr wohlschmeckend. Wilder Spargel, Möhren und die Blätter des Dandelion werden in großer Menge verspeist. Der cirkassische Honig, der von den dortigen Bienen aus den feinsten Aromen des wilden Thymian und der üppigsten Gebirgsblumen gesogen wird, ist der vortrefflichste, den man nur irgendwo finden kann, und bildet ebendeswegen einen ganz unentbehrlichen Bestandtheil der cirkassischen Küche. Wein und geistige Getränke, selbst die bei den Tataren und Türken übliche Boza, die aber hier Back-Sima genannt wird, wird von den Cirkassiern wenig genossen. Ihr Lieblingsgetränk ist der Skheu, eine Art von saurer Milch, der dem Orient eigenthümlich ist und von allen Reisenden als ein ebenso erfrischendes wie angenehmes Getränk gepriesen wird. Frische Milch genießen die Cirkassier niemals, diese halten sie für ungesund und glauben, daß sie in dem Körper böse Fieber erzeuge.

Schließlich theilen wir noch die Stelle mit, wo Capitain Spenser die üppige Vegetation an den Küsten des schwarzen Meeres, die er unter dem Schutze des überaus gefälligen und ihm jeden möglichen Vorschub leistenden Generalgouverneurs Woronzeff bereiste, mit den lebhaftesten Farben schildert. Diese Schilderungen gelten vorzüglich von den Gegenden um Theodosia, Kertsch, Anapa, Bitzunda, Bombora und andern Districten. In Betreff der letztgenannten sagt der Verf.: „Nachdem wir die Festungen auf der Küste sowie die Ruinen eines von den Genuesen erbauten Klosters besucht hatten, setzten wir unsern Weg nach der Hauptfestung fort, die ungefähr drei Werste entfernt war. Wie bei Bitzunda führte uns unser Weg durch einen dichten Wald. Wir sahen hier den Buxbaum, der in Europa nur ein Zwergstrauch ist, hier aber einen beinahe riesenhaften Waldbaum bildete. Der Wachholder war ein Baum von so kolossalen Verhältnissen, daß wir einige Exemplare dieser Gattung antrafen, die nicht weniger als 15 Fuß im Umfange maßen. Die Eichen wuchsen in den tiefen Thälern und an den Abhängen der Berge in solcher Menge und Schönheit, daß man glauben sollte, diese Districte allein müßten das russische Reich auf Jahrhunderte hinaus mit Schiffbauholz versorgen können. Diese Eichen trugen die schönsten und größten Blätter, die ich je vorher an den Bäumen dieser Gattung bemerkte. Der Arbutus andrachne, der Oleander und die Tamariske, die Olive und die Feige, das Rhododendron und der Granatbaum zeigten sich überall in den mannichfachsten Tinten und in dem üppigsten Wuchs. Neben diesen herrlichen Waldbäumen gediehen die niedrigern Pflanzen in gleicher Schönheit, und Tausende von Blütenkelchen erfüllten die Luft mit Wohlgerüchen. Beinahe mit jedem Schritte entdeckten wir eine neue Pflanze, deren Vorhandensein den Europäern noch unbekannt ist. An schöngefiederten Vögeln war kein Mangel. Die Insekten und Reptilien, die zwischen dem hohen Gras und den Blumen schlüpften und spielten, zeichneten sich nicht allein durch außerordentliche Farbenpracht, sondern auch durch eine ungewöhnliche Größe aus. So erreicht unter Anderm die gemeine Eidechse hier eine Größe von 18 Zoll, sodaß, wenn sich dieses Thier nicht durch sein glänzend grünes Farbenspiel auszeichnete, das vom dunkelsten Smaragdenglanz bis zum lichtesten Grün eines ersten Frühlingsblattes wechselt, man versucht sein könnte, es für ein junges Krokodil zu halten. Während wir den Windungen eines kleinen rauschenden Flüßchens folgten, das den Namen Phandra führt, überraschte uns die außerordentliche Menge von Kröten und Schlangen an seinen Ufern. Die letztern sind zwar von beträchtlicher Größe, aber nicht giftig. Ebenso würde ein Eingeborener des Archipels oder von Konstantinopel in lebhaftes Entzücken gerathen sein beim Anblicke des Thierchens, das seinen größten Leckerbissen bildet, näm-

lich der Landschildkröte. Diese waren hier in so großer Menge vorhanden, daß wir vorsichtig fortschreiten mußten, um nicht mit jedem Schritte auf eine zu treten. Die Bewohner dieses Theils von Cirkassien essen diese Thiere niemals; dagegen stehen sie in andern Theilen des Landes in hohem Werthe wegen der saftigen Gelbe ihres Fleisches und ihrer nährenden Eigenschaften; auch behauptet man, daß der Genuß ihres Fleisches für Lungenkranke sehr heilsam sei." 80.

Bulwer's „Ernst Maltravers".

Bulwer hat bekanntlich, dankbar für die Auszeichnung, welche seinen Schriften in Deutschland zu Theil ward, „Ernst Maltravers", das neueste Product seiner Muse, „dem großen deutschen Volke, einer Nation von Denkern und Kritikern, einem fremden, aber vertrauten Publicum, von tiefem Urtheil, nachsichtig im Tadel, großmüthig im Anerkennen", gewidmet. Diejenigen unserer Landsleute, welche das Original nicht lesen, werden mindestens annähernd aus Übersetzungen sich einen Begriff von dem Werthe der auf so schmeichelhafte Weise von dem bedeutenden ausländischen Schriftsteller gebotenen Gabe machen können. Ein englischer Kritiker, der das in Rede stehende neue Werk zuerst anzeigte, bemerkt u. A.: „Bulwer hat dem englischen Roman einen vor ihm unbekannten Charakter gegeben. Mit den höchsten Fähigkeiten ausgerüstet, Sympathie zu erwecken, kunstreich in der Führung der Erzählung, gleich geschickt, die blitzenden Lichter des Witzes und die Zauber pittoresker Schilderung auf seine Gemälde zu werfen, hat er seine Talente immer seinen Principien unterwürfig gemacht. Ihm war es stets um ein großes Ganze, ein edles Resultat zu thun. Die, welche Bulwer blos seiner Darstellung oder seines trefflichen Styls wegen lesen, sind nur halb gerecht gegen ihn. Jedes seiner Werke ist ein Fortschritt seines Geistes oder des Geistes seiner Zeit. Seine Geschichten sind Lösungen ethischer Fragen und jeder Charakter eine merkwürdige Analyse des „geheimnißvollen Dinges, des Menschenherzens". Die Wahl des Stoffes in diesem neuen Werke scheint uns besonders glücklich: es ist die Geschichte eines Geistes, und zwar eines Genies. Wer kann das Wirken eines solchen besser verstehen als der auf gleiche Weise Bevorzugte" u. s. w. Zugleich verwahrt sich der Kritiker gegen die leicht sich darbietende Annahme, den Dichter mit seinem Helden zu identificiren; eine solche sei der Kritik unwürdig, die nicht persönlich werden dürfe, und beschränke höchst ungerechterweise die Welt des dichterischen Gedankens. Man kann diese Bemerkungen im Allgemeinen richtig finden; aber um so schwieriger ist die Frage zu beantworten, was Bulwer mit diesem Romane eigentlich bezwecke, welche wichtige Lehre er geben, welche große verkannte Wahrheit er anschaulich machen wolle. Er bezeichnet seinen Helden als „einen Mann mit den der Menschheit eignen Schwächen, mit der Stärke, die wir vom Geiste erben, selten hartnäckig im Irrthume, öfter unentschlossen in der Tugend, bald zu hochstrebend, bald zu kleinmüthig, durch die Umstände geleitet, gegen die er doch ankämpft, und seinen Charakter mit den Veränderungen der Zeit und des Schicksals umwandelt, aber nie jene großen Principien leichtsinnig verwerfend, durch die wir allein die Wissenschaft des Lebens verwirklichen können — ein Verlangen nach dem Guten, eine Leidenschaft für das Schöne, ein Drang nach dem Wahren: aus solchen Principien entwickelt zuletzt Erfahrung, jene strenge Lehrerin, die sichere und praktische Philosophie, welche in der Stärke des Ertragens, in der Heiterkeit des Genießens und in dem Glauben an die Zukunft besteht". Der Verf. hat seinen Helden nicht nur mit einem einnehmenden Äußern, mit vornehmer Geburt und Reichthum bedacht, auch die glänzendsten Vorzüge des Geistes und der Kenntnisse hat er ihm im reichsten Maße verliehen; er läßt ihn als Schriftsteller und Parlamentsglied Glück machen. Trotz dieser reichen Ausstattung des Helden können wir uns mit seiner Handlungsweise nirgend befreunden. Er ist ohne Charakter, bei aller angeblichen Consequenz inconsequent, vor lauter Moralität und Idealisiren unmoralisch, bei einer gewissen Gravität und Schwerfälligkeit leichtsinnig, bei aller Vornehmheit nicht selten gewöhnlich, vor lauter Stärke schwächlich und haltungslos. Er weiß nie den Umständen einen Erfolg abzugewinnen und immer selbst nicht recht, was er will. Egoistisch und abstoßend, vermag er Niemand an sich zu fesseln, und jede Verbindung, die er eingeht und die unsere Theilnahme erregt, löst sich allmälig oder mit schreiendem Mislaut. Ganz diesem Charakter des Helden gemäß ist auch die Führung der Erzählung; Personen, die das Interesse des Lesers in Anspruch nehmen, werden willkürlich auf längere oder kürzere Zeit beseitigt, über Raum- und Zeitverhältnisse wird gewaltsam weggesprungen und mit van der Velde'schen Einsätzen etwas Neues begonnen oder etwas Altes wieder aufgehoben. Am Schlusse des dritten Bandes heißt es: „Hier endigt der erste Theil dieses Werks, und zwar mit Dem, was, wenn auch selten in Romanen, doch im menschlichen Leben häufig ist: mit dem Unglück der Guten, dem Triumphe der Bösen." Wir müssen nun also mindestens noch drei Bände erwarten, um den Schluß der Geschichte zu vernehmen und Das, „was der Verf. für eine getreue Übersicht der Philosophie des menschlichen Lebens hält". Es versteht sich von selbst, daß das noch unvollendet vorliegende Werk trotz der Fehler in der Anlage und der Ausführung an trefflichen Stellen, geistvollen Reflexionen, originellen Ansichten und scharf aufgefaßten Beobachtungen aller Art reich sei und aufs Neue von dem seltenen Talente und der vielseitigen, durch das Studium der Alten wie der Neuen erworbenen Bildung des Verf. zeuge. 4.

Notiz.

Die Einimpfung der Pocken ist ohne Zweifel diejenige Erfindung, welche die Sterblichkeit am meisten vermindert hat. Unter den merkwürdigen Urkunden, die während der letzten Session dem britischen Unterhause vorgelegt wurden, findet sich auch ein Bericht über die Fortschritte der Kuhpockenimpfung, dessen Ergebnisse wir zum Beleg unserer Behauptung hier mittheilen wollen. Die folgende Tabelle bezieht sich nur auf die Sterblichkeit in London in einem Zeitraume von 110 Jahren:

Periode von zehn Jahren.	Mittlere Zahl der jährlichen Sterbefälle.	Zahl der an den Pocken Gestorbenen.
1720 — 30	27,861	2257
1730 — 40	26,047	1978
1740 — 50	25,060	2002
1750 — 60	20,849	1957
1820 — 30	20,600	715.

Seit 1796, um welche Zeit die Pockenimpfung zuerst aufkam, hat die Mortalität in London immer mehr abgenommen und die Pocken haben verhältnißmäßig weniger Individuen weggerafft. In den letzten drei Jahren sind von 1000 Pockenkranken nur 26 gestorben. Die Pockenimpfung macht immer größere Fortschritte. Von 35,000 Kindern, die seit 1832 in London zur Welt kamen, sind 23,000 in den öffentlichen Anstalten geimpft worden; die übrigen aller Wahrscheinlichkeit nach in Privatwohnungen. Man kann also behaupten, daß heutigen Tages kein Stand von dieser Wohlthat ausgeschlossen ist. Untersuchen wir nun, um die Resultate der verschiedenen socialen Verbesserungen positiv zu würdigen, welches im Laufe des verflossenen Jahrhunderts ihr Einfluß auf die Sterblichkeit gewesen sei, und nehmen wir drei europäische Länder, deren Fortschritte am merklichsten gewesen, so werden wir finden, daß in Frankreich, England und Deutschland, alle drei zusammengenommen, der Durchschnitt der Sterblichkeit, welche ehemals 1 von 30 war, jetzt nur noch 1 von 48 beträgt. Diese Differenz reducirt die Zahl der jährlichen Todesfälle in dem Totale jener drei Länder von 1,900,000 auf weniger als 1,200,000. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 352. —— 18. December 1837.

Taschenbücherschau für 1838.

Zweiter Artikel.*)

3. Urania.

Durch die Zierlichkeit ihrer artistischen Beilagen hat sich „Urania", wie immer, auch dies Mal ausgezeichnet. Sie gewährt uns den Anblick mehrer in Stahlstich von Schuler trefflich wiedergegebener Werke aus der düsseldorfer Schule. Zuerst „Die beiden Leonoren", von Sohn, jenes beliebte Bild, welches die munter tröstende Gesundheit im Gegensatze zur hinschmachtenden Liebessiechheit in dem Bilde zweier zierlichen Frauengestalten zur Erscheinung bringt. Der Verf. der beigegebenen Erklärungen hat diesen Gegensatz nicht wohl herausfinden können, und doch gibt er sich jedem unbefangenen Gemüthe von selbst; und wenn der Künstler selbst die Absicht nicht gehabt hat, in der braunen Schönheit die Trauer der schmachtenden Liebe auszudrücken, so hat er es unbewußt gethan, er hat es bewirkt durch den krankhaft gelblichen Anhauch im Colorit, durch den schmerzlichen Zug um die Lippen, durch das niedergeschlagene Auge, durch das abgewandte Antlitz, durch die Art, wie die Jungfrau ihre Hand auf die Schulter der Blonden legt und dieser sagen zu wollen scheint, daß keine Zusprache, keine Hinweisung auf die vorwärtsliegende blühende und grünende Natur ihren Schmerz lindern kann. Diese schmachtende Auffassung liegt ganz im Wesen der Düsseldorfer, und wenn der treffliche Künstler selbst diese zu Grunde liegende und nicht eben tiefe Idee ableugnen will, so ist dies Verfahren aus seiner Gesammtrichtung wohl zu erklären. Sohn war immer vor der düsseldorfer Sentimentalität auf der Hut und mußte allerdings erschrecken, als er unbewußt in diesem Bilde zuerst eine düsseldorfer Saite anschlug und nun alle Welt von der schmachtenden liebeskranken Leonore im Gegensatz zu der gesunden naturfrischen sprach. Er kann aber nicht ableugnen, was einmal da ist, und würde daran Unrecht thun; das Gemälde würde um seine ganze innere Bedeutung kommen. Etwas Ähnliches begegnet uns in dem vorzüglichen Nachbilde der „Mädchen am Brunnen", nach Bendemann. Auch hier schlägt die Eine die Augen nieder und thut unendlich krank und liebesüchtig, während die Andere, deren Mandoline soeben ermunternde Töne gehaucht, ihrer Freundin tröstend zuzusprechen scheint. Beide sind auch Sohn'sche Leonoren, nur daß sie sitzen; die Düsseldorfer begegnen sich in ihren Motiven häufiger, als ihnen gut ist. Ein ganz anderer origineller Charakter begegnet uns in dem Nachbilde des „Don Quixote", von Schrödter, obgleich auch er seinen Helden nicht innerhalb der Action ergriffen, sondern ebenfalls in brütender Stellung aufgefaßt hat; aber mit welch einer entschiedenen Originalität! Das lieblich märchenhafte Bild von Kretzschmar, „Rothkäppchen", gibt hier im Stahlstiche die Vorzüge des Originals nicht lebendig genug wieder; sowol Rothkäppchen wie die Großmutter sind um einen großen Theil ihres Ausdrucks gekommen. Trefflich dagegen ist der Stahlstich nach Jordan's „Heirathsantrag", und eigenthümlich kräftig und tiefergreifend die „Scene aus der Sündflut", von Hayez, einem Franzosen. Hier ist wirkliches Fleisch, und in diesem Fleische Verzweiflung, und in dieser Verzweiflung Reiz und Schönheit. Der Franzose gebe uns nur eine Einzelfigur, und er wird uns Leben geben, Handlung und eine ganze Tonleiter von Affecten. Vorn als Titelkupfer steht das Portrait des Freiherrn v. Zedlitz, Verf. der „Todtenkränze", dessen Gesicht wahrlich nicht vom Tode, sondern vom vollgesättigten Leben spricht.

Der eigentliche Text beginnt mit „Biondetta", einer Novelle, deren Verfasser sich nicht genannt hat. Der Inhalt ist sonderbar, gespenstisch, phantastisch und mystisch genug, um aus dem fieberhaft poetischen Gehirne eines Deutschen hervorgegangen zu sein; die Art der Ausführung indeß ist eine solche, und gewiß vortreffliche, daß man als Grundtext eine ausländische novellistische Arbeit annehmen könnte. Warum die Art der Ausführung keine deutsche sei, weiß ich eigentlich nicht zu sagen; sie hat aber etwas Gemessenes, Zierliches, Kunstverständiges, wenn auch Glühendes, was nicht die Sache eines Deutschen bei der Behandlung solcher Stoffe ist; ein Deutscher würde ihn wilder, verworrener, bunter, schwarzfarbiger behandelt haben. Diese Novelle liegt im Lichte, wenn auch im mystisch-dämmerigen; sie schreitet motivirt bis zu ihrem Ziele fort, oder, will ich sagen, in einem gebundenen, zusammengehaltenen Gange der Ereignisse. Für die Behandlung eines solchen Stoffes kann man aus dieser Novelle

*) Vgl. den ersten Artikel von einem andern Mitarbeiter über zwei historische Taschenbücher in Nr. 339—342 d. Bl.
D. Red.

Manches lernen. Biondetta ist nichts als ein Spuk, hervorgerufen aus den Tiefen einer geheimen Geisterwelt, eine Sylphide, welcher ein junger Mann, Namens Alvaro, mit Haut und Haar verfällt, oder — denn die verhängnißvolle Liebesnacht läßt die Sache im Dunkeln — fast verfallen wäre; es erscheint zuletzt Alles wie ein Traum, und doch wieder nicht so, da sich Don Alvaro unsaglich elend fühlt und zur Buße seiner Sünden im Kloster St.-Just sein Gelübde ablegen will. Nichts als eine glückliche Ohnmacht, eine Folge des Entsetzens vor Biondetta im verhängnißvollsten Augenblicke, scheint Alvaro vor dem gänzlichen Verderben bewahrt zu haben. Trefflich ist durchgeführt, wie sich Alvaro vor den Verführungen des schönen Nachtspuks sträubt, und wie die Sylphide durch die verführerischten Künste ihn immer wieder zu sich reißt, und wie endlich in jener Liebesnacht ihre Zärtlichkeit sich in Hohn und das Gefühl des nahe bevorstehenden Triumphes verkehrt. Ich erinnere mich selbst diese Novelle oder eine von ganz ähnlichem Inhalte gelesen zu haben, eine Novelle, die auch dem „Elementargeiste", von Hoffmann, seine Entstehung gegeben haben mag, aber wie weit diese „Biondetta" von jener Novelle abweicht, und ob sie eine Bearbeitung oder bloße Übersetzung derselben ist, kann ich durchaus nicht bestimmen. Täusche ich mich nicht, so hätte uns auch der Verf. nicht täuschen und die Quelle angeben sollen.

Die zweite Novelle: „Elvira", von Rellstab, ist für ein Unterhaltung suchendes Publicum berechnet und geschrieben. Sie trägt, sowol hinsichtlich der innern Verwickelung der Begebenheiten und des reichen Inhalts als selbst der räumlichen Ausdehnung mehr den Charakter eines Romans als einer Novelle. Spannend genug ist sie behandelt, besonders, wenn auch allzu entsetzlich, die Blutscenen im Beginne des Stücks und später die Scenen aus der Belagerung von Saragossa. In der Schilderung solcher Kriegsereignisse ist Rellstab immer trefflich. Die Liebesscenen und die beiden aufeinander folgenden Verführungen spanischer Jungfrauen haben Ref. durchaus misfallen. Das ist keine Glut mehr, das ist phosphorisches Feuer, aber ein Feuer, welches in typischen Romanausdrücken aufschlägt. Das versteht auch ein geringerer Romanschreiber ebenso gut als Rellstab. Rellstab, überall ein ehrlicher Mann, glaubte auch hier ehrlich und thatgetreu zu Werke gehen zu müssen, was ihm nur allzu gut gelungen ist. Eine ungemeine Lebendigkeit kann man auch in dieser Novelle dem gewandten Verf. nicht abstreiten, aber gewiß ist der Apparat des novellistischen Thatbestandes etwas gewöhnlich und die Ausführung zu breit gesponnen. Jedenfalls hat der Verf. bereits bessere Novellen geliefert als diese „Elvira", obgleich unschwer zu glauben ist, daß sie ein weites Publicum finden wird. Wir werden dem Verf. später im „Deutschen Taschenbuche" auf einem andern Terrain begegnen, welches zu bewirthschaften er unter den Deutschen so vorzüglich berufen ist.

Den Preis verdient diesmal die letzte Novelle: „Die Bekenntnisse", von Fr. v. Heyden. Eine Gesellschaft von einigen Personen erzählt einander die Geschichte ihrer ersten Liebe, ihre Bekenntnisse, die man mit Vergnügen entgegennimmt. Die beiden ersten Bekenntnisse sind zum Theil mit glücklicher Ironie, die ganze Novelle mit zierlichem, gewähltem und prägnantem Ausdrucke geschrieben. In die dritte Bekenntnißnovelle, welche ausnehmend spannend und zum Theil ergreifend geschrieben ist, spielt eine weibliche Person, die sich im Schlosse befindet und bis dahin mehr als eine stumme, aber durch den Hintergrund, in dem sie sich hielt, interessante Figur verhielt, mit hinein und hilft die Räthsel in diesem verwickelten Bekenntnisse lösen. Schade nur, daß auch hier eine Geliebte endlich als Schwester des Liebhabers erscheint, was ein kundiger Leser voraussieht. Dies alte Motiv ist indeß hier mit Glück und unter neuen Bezugnahmen benutzt worden. Der Verf. stellt sich zuletzt an, als ob er ein wirkliches Lebensereigniß erzählt habe, was wir ihm auf sein ehrliches Gesicht — soweit ein Romanschriftsteller ein ehrliches Gesicht haben kann — glauben wollen. Indeß wissen wir, daß eine solche Angabe ein nicht ungewöhnliches Kunstmittel ist, welches vor Gericht nicht immer eidlich erhärtet werden dürfte.

4. *Rheinisches Taschenbuch. Herausgegeben von Adrian.*

Adrian's „Rheinisches Taschenbuch" gehört stets zu den lesbaren, und selten verfehlt der Herausgeber, aus seinen irischen und überhaupt aus seinen Reiseerinnerungen einiges Interessante mitzutheilen. Englische Stahlstiche schmücken auch diesmal das Taschenbuch, und man weiß, daß englische Stahlstiche wenigstens nicht schlecht sein können; doch sind die dargestellten Gegenstände, wie es mir scheint, minder interessant als früher; es sind Frauengesichter, wie sie grade jetzt in Brauch und an der Mode, aber gewiß nicht ganz an der Zeit sind. Liebliche Gestalten sind's allerdings, unter denen Einem die Wahl schwer werden möchte, wenn sie Fleisch und Blut hätten und sichtbarlich vor den glücklichen Sterblichen wandelten. Der Herausgeber hat zu dieser Reihe von Schönheiten eine vollständige Geschichte erfunden, eine Heirathsgeschichte, welche offenbar schlechter gerathen ist als die Bilder. Auf dem Titelkupfer stellt sich auch eine Schönheit dar, aber eine männliche, Herr Adrian in effigie, was ein Specimen von Eitelkeit ist und hier schwerlich hergehört. Ich glaube nicht, daß Deutschland nach Adrian's Portrait — und zwar vor seinem eignen Taschenbuche, über dessen Inhalt und Kupferbeilagen er bestimmen darf — bisher gefragt hat. Schwerlich gehört Hr. Adrian zu dem sogenannten Zeitgemäßen, und Zeitgemäßes will man doch jetzt dargestellt haben. „Die Sardinierin", von Adrian, ist eine Kleinigkeit, die als solche keine Größe, aber doch eine gute Erzählungsgabe entwickelt. Von einem wiener Volksfeste, wie der Brigittenkirchtag ist, hört man gern; nur ist die Darstellung hier, wenn auch lebendig und mit wiener Pikanterien gewürzt, ein wenig breit und das Launige darin zum Theil mislungen. „Die Mondblume", eine Erzählung von Otto Müller, nimmt in doppelter Hinsicht ein betrübtes und schauerliches Ende. „Die Seeräuber, Reiseabenteuer einer jungen Englän-

derin", ist eine kleine Anekdote, die der vielen Worte ebenso wenig werth ist, wie die folgende Erzählung vom Hermaphroditen. Das Beste sind jedenfalls die interessanten und gut erzählten Sagen aus dem Süden von Irland, deren uns hier fünf vorgeführt werden, und worunter mich die „Unbegrabenen Beine", Geisterbeine, welche Angesichts von vielen Zeugen ohne Rumpf und Haupt nach dem Kirchhofe gelaufen sind, durch ihre schauerlich ironisch spaßhafte Kraft besonders angezogen haben. „Die Tochter des Blitzes", von Storch, entwickelt des Verf. große Erfindungsgabe und nicht gewöhnliches Darstellungstalent und gibt von Neuem einen Beweis, daß der talentvolle Verf. da intensiv am größten ist, wo er extensiv am kleinsten erscheint. Er muß sich in einen kleinen Novellenrahmen zusammenfassen, um zu wirken; der größere Rahmen eines Romans sagt ihm, trotz glänzenden Einzelheiten, weniger zu.

(Der Beschluß folgt.)

Spicilegium Vaticanum. Beiträge zur nähern Kenntniß der vatikanischen Bibliothek für deutsche Poesie des Mittelalters. Von Karl Greith. Frauenfeld, Begel. 1838. Gr. 8. 2 Thlr.

Dieses eben erschienene Werk, dessen Inhalt eine nähere und weitläufigere Beurtheilung und Anzeige verdient, fodert den Unterzeichneten zu einer Mittheilung auf, die Denen, welche sich für mittelhochdeutsche Literatur und namentlich für die Dichtungen Hartmann's, Dienstmannes zur Aue, interessiren, willkommen sein dürfte.

Als Ref. vor nunmehr elf Jahren an der königlichen Bibliothek zu Berlin angestellt war, fand er unter den zum Verkauf bestimmten Doubletten einen Octavband, welcher in altes Pergament gebunden war, dessen Außenseite so verbraucht war, daß sich keine Schriftzüge mehr erkennen ließen; da aber die innern Seiten noch einige Ausbeute versprachen, löste er mit Bewilligung des Hrn. Bibliothekars Spieker das Pergament und fand sich in seiner Hoffnung nicht betrogen. Die innern Seiten enthielten lateinische Verse in Schriftzügen des 12. oder 13. Jahrhunderts, die sich Ref. abschrieb. Das Originalpergament blieb, als er im November 1827 plötzlich Berlin verließ, in dem Pulte seines Schreibstalles liegen, und weiß Ref. nicht zu sagen, was daraus geworden, ob die Herren Bibliothekare es des Aufhebens werth erachtet oder weggeworfen haben. Es ergibt sich nun, daß jene lateinischen Verse ein Bruchstück aus einer lateinischen poetischen Bearbeitung der Legende von „Gregorius uf dem steine" war. Da Hr. Greith in der vorliegenden Ausgabe des Gedichts Hartmann's von der Aue über denselben Stoff zwar mehrer lateinischer Bearbeitungen dieser Legende gedenkt, aus denen Hartmann geschöpft habe, aber keiner, die er wörtlich übersetzt, so schließt Ref., daß jenes mittellateinische Gedicht, aus welchem ein Bruchstück der Zufall in seine Hände führte, zur Zeit noch unbekannt ist, und beeilt sich, sein Fragment mitzutheilen, da aus demselben deutlich hervorgeht, daß Hartmann bei seinem deutschen Gedicht ein lateinisches Original vor Augen hatte, welches er so gut als ganz wörtlich übertrug. Das Fragment stand auf zwei Octavseiten ohne Absätze geschrieben; Punkte unterschieden nur die einzelnen Verszeilen; die erste und letzte Zeile jeder Seite waren nicht wohl mehr zu lesen. Die Anfangsbuchstaben der im Druck unten ausgezeichneten Worte waren roth geschrieben. Es lautet nebst der betreffenden deutschen Stelle folgendermaßen:

sic loca venustissima
cede vastavit maxima.
Urbs nulla fuerat,
quam non bellans vastaverat,
una tantum remanserat,
quae principalis fuerat;
quae vix sola subsisteret,
si non totam protegeret,
qui solus regit omnia
per seculorum secula.
Ut procedamus
nunc hujus finem faciamus.
utentis (?) acta damus;
sic ad puerum redeamus.
ergo per omnia
dum transit stagna marina,
est conservatus
ut erat Jonas quarduanus
in ceti ventre
sensu typice famulante
— — — — —
— — — — —
— — gesta
quae post fiunt manifesta.
nam defertur infantulus
conservatus divinitus
cum propria navicula
per marina pericula;
veneratque ad insulam,
quo continebat cellulam
quam vitae venerabilis
cum multis sibi subditis
piis ornatus moribus
abbas rexit Gregorius;
qui binis piscatoribus
praeceperat attentius
ut praepararent se diluculo
— — — —

V. 737: So bestunt er si ze hant
Unde verweͦte ir daz lant
Er gewan ir abe die besten
Stact unde die vesten,
Unz er si gar vertraeip,
Daz ir niht belaeip
Niwan ir houbtstat.
Diu was ouch also besat
Mit taegelicher hůte.
Enu welle got der gůte
Mit sinen genaden dan,
Si muz ouh die verlorn han.
Nu lazen dise rede hie
Unde sagen iu wie ez ergie
Dirre vrawen chinde,
Daz die wilden winde
Wurfen swar in got gebot
In daz leben alde in den tot.
Unser herre got der gůte
Underwant sich sin ze hůte,
Von des gnaden Jonas
In dem wilden mere genas,
Der drie tage unde drie naht
Mit dem wage was bedaht
In eines visches wamme,
Er was des chindes amme
Unz daz ers gesande
Wol gesunt ze lande
In zwein nachtin unde in einen tage
Chom ez von der unden slage
Uz hin ze lande,
Als ez got dar gesande,
Da ein chloster an dem stade lac
Des ein geistlich abte phlac.
Der gebot zwein vischeren

Das si besamen weren
Vor tage vischen uf dem se.

Was die Quellen anbetrifft, aus denen diese Legende geflossen, so sucht sie der Herausgeber des mittelhochdeutschen Gedichts zu ausschließlich in der antiken Welt und in christlichen Aneignungen antiker Dichtungsstoffe. Vielmehr ist auch eine deutsch-mythologische Quelle anzuerkennen. Sigmund und Signe, Bruder und Schwester, erzeugen Sinfiötli, nach der Volsungasaga. Nach der Vilkinasaga ist Sigmund's und Sisilia's Sohn Sigurd oder Sigfrit, und er wird nach seiner Geburt in einem Gefäße auf der See ausgesetzt und trieb fort zu fernem Strande. Offenbar ist dieser deutsch-mythische Zug von der Heirath der beiden Geschwister und dem auf dem Meere ausgesetzten, dann doch zu großem Heldenthum erwachsenen Sohne (welcher letztere Zug auch in die Mythen von Sceaf hereinzuspielen scheint) später von Christen nicht mehr in seinem ursprünglichen Sinne verstanden und zu der Legende des Gregorius auf dem Steine verwendet worden. Heinrich Leo.

Notizen.

Ehrlichkeit der portugiesischen Räuber.

Ein Engländer, der sich in Portugal niedergelassen hatte, erhielt zu Leiria von einem Manne, der ihm als einer der Hauptleute einer Räuberbande bekannt war, einen Brief, in dem ihm gemeldet wurde, daß die Räuber von seinem Vorhaben, eine Reise nach Porto zu machen, wo er eine große Summe Geldes heben würde, wohl unterrichtet wären; seine Vermögensumstände würden es ihm demnach erlauben, ihnen zehn Moidor zu leihen, deren sie bei den schlechten Zeiten, die sie jetzt gehabt hätten, sehr bedürften. In dem Briefe war die Stelle angezeigt, wo er das Geld niederlegen sollte, das ihm, wie man ihm versicherte, an einem bestimmten Tage wieder zugestellt werden würde; im Fall er aber ihrem Verlangen nicht willfahren sollte, würde er, er möchte, welchen Weg er nur immer wollte, in Portugal einschlagen, nie das Ziel seiner Reise erreichen, indem ein wachsames Auge und eine scharfe Klinge in den Wäldern lauerten. Was war zu thun? Die Gemahlin des Gentleman war Besitzerin von vielen Ländereien, Portugal war das Land, in dem er adoptirt wurde; außerdem war ihm wohl bekannt, daß, wenn man den Räubern auch keine andere Tugend nachrühmen könnte, sie doch im Besitze des Rufes waren, nie ihr Versprechen zu verletzen. Er reiste nach Porto, und als er auf seinem Rückwege an die von seinem Correspondenten bezeichnete Stelle kam, stieg er ruhig aus und legte seine zehn Moidor vorgeschriebenermaßen nieder. Es braucht wol kaum bemerkt zu werden, daß er nicht die geringste Hoffnung nährte, das Geld wiederzusehen. Der Postillon sah ihn an, aber er gab kein Erstaunen über diesen Vorfall zu erkennen; im Gegentheil, er brummte sich das alte Sprüchwort: „A bon entendedor, paucas palavras", in den Bart und setzte dann die Unterhaltung fort, die durch das eben beschriebene Ereigniß unterbrochen worden war. Der Tag kam heran, an dem der Räuber in seinem Briefe versprochen hatte, das Geld wiederzuzahlen; aber unser Gentleman setzte so wenig Vertrauen in das Versprechen, daß er sich gar nicht einmal an jene Thatsache erinnerte. Als es dunkel geworden war, meldete ihm einer seiner Bedienten, daß ein Maulthiertreiber ihn zu sprechen wünschte; dieser war schon die Treppe heraufgerannt, und trat in das Zimmer, so gleichmüthig, als wäre er der Pfarrer des Orts. Der Engländer sah ihn an, und da er bemerkte, daß er ein Fremder sei, fragte er ihn, was er wollte. Hierauf sagte jener ehrerbietungsvoll: „He isso", indem er die zehn Moidor auf den Tisch aufzählte; „es war heute der festgesetzte Tag, und ich komme, mit Dank Das wieder abzugeben, was so vertrauungsvoll geliehen worden war. Sollte der Senhor vielleicht einmal in Geldverlegenheit sein, so mag er nur einen Brief nach derselben Stelle besorgen, wo er neulich das Geld niedergelegt; wir werden ihm gewiß unsere Hülfe gewähren, sobald wir nur können. Faça-me a honra de me poer aos pés da Senhora" (erzeigen Sie mir die Ehre, mich ihrer Frau Gemahlin zu empfehlen). Nachdem er so gesprochen, zog er tief seinen Hut ab und sprang die Treppen hinunter. Ich habe nicht nöthig zu sagen, daß unser Engländer niemals selbst von dieser außerordentlichen Anerbietung Gebrauch machte; aber die Räuber waren keineswegs zu bedenklich, um nicht oft seinen Beistand in Anspruch zu nehmen, und niemals haben sie ihr Wort gebrochen.

Die Art, auf welche die Indianer die Brandung am Mazaronyflusse bei Demerary erklimmen, ist folgende. Die Brandung bricht sich nicht im Ganzen an einer Fläche, sondern sie bringt durch eine Menge von Felsenritzen mit Gewalt durch, indem nämlich breite zwischenliegende Granitfelsen die verschiedenen Brüche des Abhangs voneinander trennen. Am Fuße dieser einzelnen Felsen befindet sich ein Wirbel, in welchen das Boot hineingetrieben und festgesetzt wird. Die Mannschaft springt dann auf die Felsen und sucht, soweit sie kann, Fuß zu fassen. Hierauf ziehen sie mittels eines langen starken Seils das kleine Boot in einen der Brüche des Abhangs hinein, wo sich Wasser genug befindet, um es flott zu machen. Alsdann schleppen sie das Boot aus der Strömung und bringen das Hintertheil desselben auf die obere Seite des Felsen, von dessen unterer Seite sie eben hinaufgestiegen waren, und lenken mit dem Vordertheil den Strom aufwärts. Auf ein gegebenes Zeichen springen sie alsdann Alle in das Boot hinein und machen alle mögliche Anstrengungen, um in einer Diagonale die verschiedenen Strömungen zu durchkreuzen, bis sie in einen andern Wirbel hineinkommen. In dieser Zwischenzeit befinden sie sich in der größten Gefahr; wenn sie nicht mit voller Gewalt die Ruder fassen, so wird das Vordertheil des kleinen Bootes von der Strömung ergriffen, es treibt dann seitwärts nach dem Abhange zu und wird umgeworfen. Wird nicht mit aller Kraft rüstig gearbeitet, so kann auch das Boot nicht den Strömungen widerstehen, und das Hintertheil wird zuerst nach dem Abhange hinabgerissen, denn die Strömungen der Brandung reißen mit einer solchen Schnelligkeit fort, daß sie 10—12 Meilen in einer Stunde zurücklegen würden. Auf diese Art bringen nun die Indianer oft mehre Stunden damit zu, einige hundert Fuß zu ersteigen.

Lord Byron und seine Tochter.

„Ich durchlaufe oft in der Einbildung eine lange Reihe von Jahren", sagt Byron, „und tröste mich selbst über gegenwärtige Leiden mit dem Gedanken an die Zeit, wo meine Tochter mich durch meine Werke kennen lernen wird; denn wenn auch die Gewalt des Vorurtheils ihren Augen mein Bild verbirgt, so wird sie ihr doch meine Gedanken und Gefühle nicht entziehen können, die zu ihr sprechen werden, wenn Der, dem sie angehörten, nicht mehr sein wird. Das wird dann mein Triumph sein, und die Thränen, welche mein Kind einst weinen wird über Ausdrücke, die der Schmerz mir entrissen hat, die Gewißheit, daß sie in die Gefühle eingehen wird, welche die mannichfachen Anspielungen auf sie und mich in meinen Werken dictirten, trösten mich in mancher trüben Stunde. Die Mutter Ada's legte Beschlag auf meiner Tochter freundliches Lächeln in der Kindheit und Jugend; aber die Thränen ihres reifern Alters werden mir angehören."

Dr. Busby, dessen Figur weit unter der gewöhnlichen Größe war, traf eines Tages in einem Kaffeehause mit einem Baronet von kolossaler Länge zusammen. „Laß mich vorbei, mein Riese", sagte der Baronet. „Sehr gern, mein Zwerg", entgegnete der Doctor, indem er höflich Platz machte. „O mein Herr", bemerkte jener weiter, „mein Gleichniß bezog sich auf die Größe Ihres Verstandes." „Und das meinige", erwiderte Busby, „auf die Größe des Ihrigen." 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 353. —— 19. December 1837.

Taschenbücherschau für 1838.
Zweiter Artikel.
(Beschluß aus Nr. 352.)

5. Deutsches Taschenbuch. Herausgegeben von Karl Büchner.

Der würdige Herausgeber, der freilich fast nur ein wackerer Compilator, Ordner, Zusammenhalter war und durch seine liebenswürdige Persönlichkeit, unablässige Thätigkeit und weise Benutzung seines Verhältnisses zu einer bedeutenden Buchhandlung einen Kreis tüchtiger Kräfte um sich zu vereinigen wußte, ruht bereits auf einem berliner Kirchhofe, aber von seiner rühmlichen Thätigkeit zeugen seine noch bestehende „Literarische Zeitung", an welcher er noch den Abend vor seinem Tode die Redactionsgeschäfte besorgte, und das „Deutsche Taschenbuch für 1838".

Inwiefern der Text des vorliegenden Jahrgangs besser oder schlechter sei als des frühern ersten, wage ich nicht zu entscheiden; jedenfalls zählt auch er einige treffliche Beiträge, und was die Kupferbeilagen betrifft, so ist der frühere mit diesem auch nicht entfernt zu vergleichen. Ein lebenswahres Portrait Schleiermacher's steht als Titelkupfer voran; sodann folgt eine schöne Ansicht von Heidelberg und dieser das Portrait der Schröder-Devrient. Unter den drei Nachbildern düsseldorfischer Gemälde möchte es schwer sein zu unterscheiden, welchem man den Preis ertheilen solle, Bendemann's „Trauernden Juden", gestochen von Duttenhofer, oder Hildebrandt's „Söhnen Eduard's", gestochen von Ed. Schuler. Beide Nachbildner haben auch Geist, Athem und Leben der Originale mit in ihre Stiche hinübergenommen; aber Schuler's Stich macht durch seine Lichtwirkung, die vortrefflich ist und wozu freilich das schöne Halbdunkel auf Hildebrandt's Gemälde Vorbild war, einen größern Effect.

F. G. Kühne eröffnet den Text mit einer Charakterisirung des Lebens, Wirkens und Denkens Schleiermacher's, und wer eine Ahnung von der Delicatesse hat, mit welcher man den berliner Verhältnissen gegenüber bei solchen Aufgaben verfahren muß, wird das Verdienst Kühne's zu würdigen wissen. Kühne lieferte mit vieler Kunst eine feine Arbeit, deren durchgehende Dialektik sogar potenzirt wurde durch die Rücksichten, die er zu nehmen, die Behutsamkeit, die er anzuwenden hatte. Wie gesagt, es ist eine kunstvoll feine Arbeit, die nur selten, wie jenes Stachelthier in der Fabel, wenn es zornig wird, einen Stachel offen abschießt, und doch für Den, der es versteht, reich ist an Stacheln, nicht aber an Borsten, welche herauszukehren man in der jüngsten Zeit so häufig versucht ist. Kühne kennt seinen Schleiermacher gründlich und definirt ihn redlich; er hat Schleiermacher's Schriften und den Geist darin in den Band seiner Darstellung auf eine auch äußerlich geschmackvolle Weise zusammenzubinden gewußt. Nicht das am mindesten Interessante ist die Betrachtung über Schleiermacher in seinem Verhältnisse zu den Männern des „Athenäum", welches von Fr. v. Schlegel gestiftet wurde. Man wird erstaunen, in den hier mitgetheilten und aus dem „Athenäum" entnommenen Aussprüchen Schleiermacher's über Leben, Liebe, Religion, Moral und Selbstmord Ansichten zu finden, welche, so delicat sie eingekleidet sind, Alles rechtfertigen, was seitdem verketzerte junge Christen über dergleichen subtile Gegenstände, wenn auch mit geringerer Vorsicht declamirt haben. So ändert eine, wie man meint, freier gewordene Zeit die Begriffe von Dem, was zu sagen erlaubt und nicht erlaubt ist. Übrigens kann sich Kühne's Darstellung in sprachlicher Vollendung und feiner Durcharbeitung des Styls mit Allem messen, was auf diesem Gebiete bisher geleistet wurde. Nirgend begegnet uns eine Schroffheit, eine Aufgelockertheit, eine Abweichung von den Gesetzen des schönen Styls.

Wilibald Alexis liefert eine Schau von Reiseerinnerungen durch einen Theil Mitteldeutschlands, welche einen angenehmen, ich möchte sagen einen grünen Eindruck zurücklassen, grün, wie das grüne Mitteldeutschland. Auch an guten Bemerkungen fehlt es nicht. Viele sind zwar praktisch, aber auch von der Art, wie sie sich jeder auch nicht auf Reisen Gewesene selbst machen kann.

Rellstab gibt eine ähnliche Übersicht von dem Zustande der modernen Musik in Deutschland, wie sie H. Marggraff im ersten Jahrgange des Taschenbuchs von dem Zustande der jüngsten deutschen Literatur gegeben hat; aber er hat sich wenig oder gar nicht bemüht, sowie Jener in die Einflüsse der Zeit und des Lebens selbst hinüberzugreifen. Diese Einflüsse sind aber auch bei der Musik durchaus nicht abzuleugnen. Woher jener Mangel an großartigen, zusammenhängenden musikalischen Pro-

durten, an wirklichen Kunstwerken? Woher jenes leichte Gebräu von sentimentalen und wehmüthigen Liedern und Liederchen? jene kleine Concertstückchen, die nach dem Leierkasten schmecken? jene Trivialität, jene Zersplitterung, jene Flauheit? Woher jener blos verständige und kritische Charakter, der unsern musikalischen Producten, die als Opern und Kirchenstücke auftreten wollen, anklebt? Das moderne triste Leben, das sich nach allen Gattungen und Richtungen hin erschöpft hat, spiegelt sich darin ab. Das im Zusammenhange nachzuweisen, liegt mir nicht ob, auch bin ich kein Eingeweihter der musikalischen Kunst. Gewiß aber ist, daß es uns in der Musik wie überall an einem ernsten Wollen, an Durchbildung und schwungvoller Begeisterung gebricht. Bei alledem hat sich Rellstab, wie ich mehren Anfeindern dieses Aufsatzes gegenüber behaupte, nicht wage zu behaupten, ein großes Verdienst erworben. Über den Zustand der dermaligen Musik ist noch nichts Zusammenhängenderes geschrieben worden, was mir allein schon ein dankenswerthes Verdienst zu sein scheint. Man erstaunt, wie viele musikalische Talente und Kräfte wir bei aller Jämmerlichkeit der Verhältnisse noch aufzuweisen haben; Talente und Kräfte, welche wie unsere Dramatiker keinen Boden finden; Talente und Kräfte, welche sich erst an der Trivialität der äußern Welt und zuletzt an sich selbst zersplittern. Zuletzt an sich selbst! Das kann nicht ausbleiben. Leicht ist es jetzt, eine Zeit lang zu glänzen, aber schwer, nachhaltig durchzugreifen. Es ist Alles deprimirt; sagt selbst, was werden wir der Nachwelt liefern? Die Literatur zersplittert sich in Journalen, die Musik in Liederchen und Concertstücken; man will doch leben, sagt das Talent, und wer gibt ihm Unrecht? So haben wir jetzt nur noch Talentproben. Die Begeisterung Rellstab's für deutsche Musik, die ihn vielleicht manches jetzt vorhandene Talent in zu rosenfarbenem Lichte sehen läßt, ist rein und edel; selbst diese Begeisterung hat man angefochten, wo will das hinaus? Jeder entschiedene Mann ist auf irgend eine Weise einseitig, somit hält er der anderseitigen Meinung das Gegengewicht; also laßt Rellstab immerhin einseitig sein, wenn er nur, wie er es ist, auch entschieden ist. Auch zur Einseitigkeit gehört Muth und Ausdauer, aber wahrlich nicht zu den Häkeleien, welche die kleinen Kläffer bald da, bald dort vernehmen lassen. Überall geht aus Rellstab's Aufsatze eine wackere unparteiliche Gesinnung und eine genaue Kenntniß der musikalischen Erscheinungen hervor, und in der Analyse mehrer Opern und Operncomponisten hat er auch hier wie immer in dieser Gattung Treffliches geleistet.

„Der Retter" ist eine Novelle von Th. Mügge, worin der Parteigänger Schill die Sache ineinander und Napoleon auseinander wickelt. Es ist eine ungewöhnliche Rettungsgeschichte, und doch gewöhnlich; dieser deus ex machina, Napoleon, wie oft ist er schon auf ähnliche Weise herbeigeholt worden! Th. Mügge hat hinlängliches Talent, um Besseres zu leisten; hier befindet er sich auf dem betretenen Wege des gewöhnlichen Romans, obgleich er ihn mit Festigkeit des Schrittes und einer gewissen Lebhaftigkeit der Gestus zu wandeln weiß. Auch in der „Vendéerin" hat Mügge viel solche Rettungsgeschichten, welche auf und niedergehen wie ein Ventil. Ich dächte, der sonst gut unterhaltende Verf. müßte des Dings selbst überdrüssig werden.

Eine freundliche Arbeit ist die Novelle von F. v. W. worin Situationen, Charaktere, Affecte aus der Tiefe des Gemüths geschöpft und mit zart weiblichem Bewußtsein auseinandergelegt sind. Die Darstellung ist durchsichtig einfach, geschmackvoll und bewegt sich im elegantesten Négligé eines dem Inhalte angepaßten Styls. F. v. W. ist ein Fräulein v. Wolf in Kopenhagen, und die Novelle ward von Leopold Schefer mitgetheilt. Aber auffallen muß es, auf dem Titel unter den Mitarbeitern Leopold Schefer selbst angegeben zu finden. Worin aber besteht seine Mitarbeiterschaft? In nichts Anderm, als daß er die Novelle des Fräuleins v. W. an die Redaction einsandte und empfahl.

Unter dem Nachtruppe von Liedern haben mich Reichenau's drei „Lieder in lithauischer Weise" und Ferrand's zartes und rührend gemüthvolles Gedicht: „Eine alte Frau", am meisten angesprochen.

6. Penelope. Herausgegeben von Th. Hell.

Als Titelkupfer dient das Portrait der hohen Fürstin, Prinzessin Amalia von Sachsen. Unter den übrigen Bildern sind die Darstellungen von Scenen aus dem italienischen Volksleben besonders hervorzuheben. Die Ansicht von dem Bade Rippoldsau beschließt die im Ganzen freundliche Bilderreihe aufs anmuthigste.

Den Text beginnt Wilhelm Blumenhagen mit einer Novelle: „Die Colonisten", welche zum Wohlgefallen des Lesers endet und nur allzu stark in der bekannten Manier dieses Robespierre der Taschenbücher geschrieben ist, um hier eine genauere Beurtheilung in Anspruch nehmen zu dürfen. Ebenso wenig darf Arnold's Novelle: „Die Blutbrücke", welche sich von S. 173 — 287 blutig hinüberbrückt, auf eine gnädige Kritik hoffen. Da gibt es noch jene romanhaften Ausdrücke: „gebt Raum!" „fahen" für fangen, „die Sonne warf ihre keuschen Blicke" u. s. f. „Ich weiß es", heißt es einmal, „du gleichst der zarten Mimosa, die während des Tags in kalten Schmerzen steht, wenn aber die Kühlung des Abends niederträufelt, ihren Kelch öffnet, um den Thau des Himmels zu trinken." Ob wol je ein Mensch, und besonders im 16. Jahrhunderte, so zum andern gesprochen hat? Wann werden denn einmal unsere Romantiker zur Natur zurückkehren und diesen unstatthaften Pomp von sich streifen? Lesbarer ist eine Erzählung von Wilh. v. Lüdemann: „Fragmente aus dem Tagebuche einer Fürstin", nämlich der Madame d'Aubant, früher Gemahlin des Großfürsten Alexis, Sohns Peter's des Großen. Was sie in der grausamen Nähe ihres Gatten erduldet, wie sie nach Paris, dann mit Chevalier d'Aubant nach Amerika gegangen, das Alles erzählt hier die Fürstin tagebuchsweise selbst. Wie sehr oder wie wenig uns der Mittheiler, oder ob er uns überhaupt ganz mystificirt, bleibe dahingestellt; die Erzählung liest sich, wenn

auch der Gang der Begebenheiten zu oft durch Exclamationen und andere Ausbrüche subjectiver Empfindungen unterbrochen wird. Die Perle dieses Taschenbuchs ist: „Der Fluch des Mauren“, von W. **Alexis**, freilich keine blos unterhaltende Lecture, sondern eine Lecture, mit welcher einiges Denken Hand in Hand gehen muß, damit sie genossen werde. Dies Denken ist freilich nicht Jedermanns Sache; ein Taschenbuchspublicum wünscht von dem Erzähler in der Portechaise der Leichtverständlichkeit über alle Hindernisse hinweggetragen zu werden, statt daß er hier im Schweiße seines Angesichts sich hindurcharbeiten und der eignen Füße bedienen muß. Es sind in dieser Erzählung glänzende und meisterhafte Schilderungen, und die dem Erzähler eigenthümliche Ironie hat hier wenigstens einen Anstrich von Größe und Schwung. Ob aber die Wahrheit und der Bestand links oder rechts liegen, ob das Christenthum oder das Heidenthum, ob der Sohn der Wildniß oder der der Civilisation Recht haben, das freilich geht aus dieser Darstellung nicht hervor und ist von W. Alexis im Dunkeln gelassen worden. Der Verf. scheint somit in größerm Maße zu den sogenannten Zerrissenen der modernen Zeit zu gehören, als er selbst glauben mag.

Die Gedichte sind bis auf einige Lieder von J. G. **Seidl** größtentheils Mittelgut. **Braun v. Braunthal** singt, Die, welche ihn geboren, sei die Einzige gewesen, die ihn geliebt; — das mag eine traurige Wahrheit sein. 105.

Der illustrirte Gellert.*)

Die Mode der illustrirten Classiker ist gewiß keine isolirte, zufällige Erscheinung, sondern gehört recht, wie man sagt, zu den Zeichen der Zeit. Als solches wird sie nun freilich, wenn man der Sache auf den Grund geht, eben nicht zu den erfreulichsten gehören; denn die letzten Gründe solcher Illustrationen sind weder in Bezug auf die Literatur, der sie als Schmuck dienen sollen, etwas Günstiges und Erfreuliches, noch in Bezug auf die Kunst, für die sie doch ein Mittel mehr darbieten, ins Leben einzugreifen, nützlich und wohlthätig. In ersterer Hinsicht, auf die Literatur, verdankt diese Mode ihre Entstehung wol zunächst der Abgestumpftheit, welcher die Classiker (als solche mögen hier einmal alle bessern Schriftsteller im Gegensatze zu der Tagesliteratur gelten) in ihrer einfachen Gestalt nicht mehr zusagten, sondern die nach einem äußern Reiz für dieselben verlangte, um das Gute auch angenehm zu finden. Was ihre Beziehung zur Kunst betrifft, so sind solche Illustrationen ein Zeichen mehr, wie die Kunst, immer weiter von dem Piedestale ihrer Selbständigkeit herabgezerrt, zur bloßen Dienerin des Luxus herabsinkt. (Die Holzschnitte, mit denen in frühern Jahrhunderten, zum Theil grade während der Blüte der Kunst, die Bücher ausgestattet zu werden pflegten, hatten in jener Zeit eine durchaus andere Bedeutung als die Illustrationen, von denen hier die Rede ist.) Zwar zeigen solche Illustrationen, wie ein geistreich und leicht schaffender Künstler die Gebilde des Dichters auffaßt und reproducirt, aber die Kunst hat sich hier gänzlich unterzuordnen, sie erscheint durchaus als Nebensache: die Zeichnungen sollen weiter nichts, als der lässigen nach Stoff jagenden Lecture als Reizmittel dienen, ein angenehmes Ruheplätzchen bieten für das durch die Lecture gelangweilte Auge und Geist. Vielleicht ist der in Deutschland noch ziemlich erhaltene Glaube an die Würde der Kunst ebenso sehr wie die kostbaren und luxuriösen Unternehmungen ungünstigen Verhältnisse des deutschen Buchhandels Ursache, daß jene Mode der Illustrationen, die in Frankreich und England so sehr an der Tagesordnung ist, in Deutschland bisher noch keine Nachahmung gefunden hat. (Deutsche Übersetzungen mit ausländischen Illustrationen, wie z. B. die neue stuttgarter Ausgabe des „Don Quixote“ u. dergl. m., können natürlich nicht gerechnet werden. Ebenso wenig sind Werke wie z. B. Neureuther's Randzeichnungen mit derartigen Illustrationen zu verwechseln.) Da diese Mode für die Arbeit des Künstlers Flüchtigkeit und Leichtigkeit, wenigstens des Vortrages, und geistreiche Behandlung erfodert, Manier also kaum abzuweisen sein dürfte, so ist die Rückwirkung dieser Mode auf die Kunst eine durchaus schädliche. Nur insofern sie die Veranlassung zur Wiedererweckung des fast vergessenen Holzschnittes war, hat sie der Kunst Nutzen gebracht.

Diese trübseligen und grämlichen Einwendungen gegen eine heitere Tagesmode haben wir bei der Anzeige der ersten Erscheinung dieser Art in Deutschland absichtlich vorangestellt, um, wie es deutsche Gründlichkeit so gern verlangt, erst die Einwendungen abzuthun und dem freudigen Genusse sich dann desto ungestörter überlassen zu können.

Wir wollen diese Erscheinung denn auch recht freudig begrüßen, und können es um so eher, da grade auf einen **illustrirten Gellert** jene Einwendungen und Besorgnisse wenig oder gar keine Anwendung finden; denn Gellert ist vor Allem eine Lecture der Jugend. Für eine **solche** Lecture aber ist **das Bild nöthig**, um das jugendliche Gemüth anzulocken und um der Phantasie Anschauungen zu geben. Diesem Bedürfniß der Jugend nach Bildern verdanken wir die in Massen erscheinenden Bilderbücher, die in der letztern Zeit sich, was die Abbildungen betrifft, bedeutend gehoben haben. Der Text freilich ist oft desto schändlicher, und uns sind in jüngster Zeit dergleichen Bilderbücher zu Händen gekommen mit in ihrer Art vortrefflichen Abbildungen, aber mit einem Texte, so voll jämmerlich-flauer Sentimentalität, Hyperchristlichkeit und Hypernaivetät, daß man Gott danken kann, daß man kein Kind mehr ist, welches dergleichen lesen muß. Wenn unsere Knaben nach Anleitung solcher Bücher die Sentimentalität schon in den Kinderjahren durchmachen, so können sie nachher desto früher und unbefangener sich der Liederlichkeit ergeben, gegen welche die Sentimentalität in gewissen Jahren die beste Waffe ist. Bei solch kläglichem Stande der Jugendschriften- und Bilderbücher-Literatur ist es dann gewiß eine willkommene, hocherfreuliche Erscheinung, wenn unser alter liebenswürdiger Gellert sich in einem Gewande producirt, das ihm neben seinem herrlichen Inhalte als die beste Empfehlung für die bilderbegierige Jugend dienen kann.

Daß ihn auch die Alten noch lesen können, wissen wir sehr gut, und die Vignetten der vorliegenden Ausgabe können sich auch bei Alt und Jung sehen lassen; es war uns aber hier nur darum zu thun, auf Gellert als eine für die Jugend durch und durch paßliche Lecture im Gegensatze zu den modernen Jugendschriften hinzuweisen.

Der Maler Osterwald in Hanover, der sich schon früher durch die Redaction der „Hanoverschen Kunstblätter“*) für 1835 und 1836 (nicht zu verwechseln mit den gleichnamigen „Hanoverschen Kunstblättern für 1836“) und durch die in diese eingedruckten vortrefflichen Skizzen nach den ausgestellten Bildern rühmlichst bekannt gemacht hat, liefert hier zu Gellert's Fabeln und Erzählungen zwischen 40 und 50 höchst anmuthige Darstellungen, die an den betreffenden Stellen in den Text eingedruckt sind. Durch die geistreiche Weise der Behandlung erinnern diese Darstellungen an die französischen Mu-

*) **Gellert's** sämmtliche Fabeln und Erzählungen in drei Büchern. Mit Vignetten von **Georg Osterwald**. Neueste Original-Ausgabe. Leipzig, Hahn. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

*) Man sehe u. a. Nr. 162 d. Bl. f. 1835. D. Red.

ster dieser Art, wie z. B. Gigeux's Illustrationen zum „Gilblas“; auf der andern Seite aber erscheinen sie durchaus original, da es dem Künstler mit seltenem Glücke gelungen ist, in den kräftig-heitern, liebenswürdig-witzigen, echt deutschen Geist des Dichters durchaus einzudringen und denselben in seinen Gebilden wiederzugeben. Der Künstler scheint dabei ein eigenthümliches Talent für komische Darstellungen zu besitzen, das ihm in eine gewisse Verwandtschaft zu Gellert's Laune setzt. Die Darstellungen sind übrigens nicht blos in der Behandlung, sondern auch in der Auffassung zum Theil überraschend geistreich. So wenig es auch unsere Absicht sein kann, hier in eine Detailkritik dieser Vignetten einzugehen, so mögen wir es doch nicht unterlassen, auf einzelne derselben, die uns vorzugsweise in der Auffassung witzig und in der Ausführung besonders gelungen scheinen, hinzuweisen. So z. B. war es eine sehr geistreich-glückliche Idee des Künstlers, daß er bei der köstlichen Erzählung: „Die Misgeburt“, das kleine Monstrum in allen den Stadien seiner Wechselbalgschaft, die es im Munde der Klatschschwestern durchmacht, dargestellt hat; man sieht die Misgeburt von dem erstem übertriebenen Berichte an, sie wird immer scheuslicher und entsetzlicher, zuletzt erblickt man ein wohlgestaltetes Kind. So oft und mit so großem Vergnügen wir auch diese Erzählung Gellert's gelesen haben, so ist uns die Pointe derselben, das lavinenartige Anschwellen der Lüge, doch noch nie so anschaulich-lebhaft vor die Seele getreten als hier durch Osterwald's Skizzen. Ähnliches zeigt die Darstellung zu der „Geschichte von dem Hute“, wo die mannichfachen Veränderungen des Hutes gleichfalls auf das anmuthigste vor die Augen gebracht werden. Die Erzählung: „Die beiden Wächter“, welche Todfeinde sind, weil der Eine singt: „bewahrt das Feuer“ ꝛc., und der Andere: „verwahrt“ ꝛc., enthält, wie man glauben sollte, eben keinen Stoff zu einer Darstellung; der Künstler hat aber dennoch diese Feindschaft in ein sehr hübsches Bild gebracht, indem er die beiden Wächter zeigt, die an einen Laternenpfahl lehnen, mit den Rücken gegeneinander gekehrt und über die Schultern grimmige Blicke auseinander werfend, ein höchst ergötzliches Bild der Freindschaft um ein Nichts. Eine sehr launige Darstellung ist die zum „Grünen Esel“, die das zweite Buch schließt; vorn unten erblickt man den Esel, umgeben von Neugierigen, deren Schwarm, in unendlichem Schweife sich verlängernd, in Zickzack sich bis oben hinzieht. So zeigen sämmtliche Zeichnungen den geistreich und fein auffassenden Künstler, der hier einen für sein eigenthümliches Talent höchst glücklichen Stoff gefunden hat, dessen er aufs trefflichste Herr zu werden verstand. Das Ganze wird von einem sehr sinnig erfundenen allegorischen Frontispice passend eingeleitet.

Die Verlagshandlung hat diese Ausgabe mit ehrenwerther, keine Kosten scheuender Großartigkeit durch vortreffliches Papier und eleganten Druck auf eine Weise ausgestattet, daß das Ganze ein höchst würdiges Ensemble bildet und — wenngleich die erste Erscheinung solcher Art in Deutschland — sich dreist neben alle französischen und englischen Productionen in dieser Gattung stellen und den Vergleich aushalten kann. 112.

Aus Italien.

Die Sammlungen beim römischen Collegium der Jesuiten hat zuerst Athan. Kircher, ihr thätiger Begründer (1678), später mit großem Aufwande von Kupfertafeln (1709) P. Bonanni beschrieben. Seit der Auflösung der Gesellschaft wurden sie nicht sorgfältig gehütet und sollen viele Verluste erfahren haben. Neuerlich ist man auf die Ausfüllung der Lücken bedacht gewesen, und Manches fand sich zusammen, was jetzt besser geordnet ist. Wenigstens einen Theil dieser Besitzthümer hat Abate Brunati, der sich eine Zeit lang im Ordenshause zu Rom aufhielt, unter dem Titel: „Musei Kircheriani inscriptiones ethnicae et christianae in sacras, historicas honorarias et funebres distributae, commentariis subjectis“ (Mailand 1837), bekannt gemacht, wie eine räthselhafte Formel auf dem Titel versichert, „in majorem Dei gloriam“. Die lombardischen gelehrten Beurtheiler, die über Inschriftenerklärung eine Stimme haben, geben beinahe ketzerisch zu verstehen, daß er Gottes Ehre mehr gefördert haben würde, wenn er die seine mehr im Auge behalten, und vorsichtiger bei gewagten Erklärungen, genauer bei den Angaben gewesen wäre. Früherhin suchte die Gesellschaft einen Ruhm in der prunkvollen Ausstattung solcher Werke — dem so wenig brauchbaren Bonanni sind 170 Kupfer beigegeben — jetzt erscheinen Brunati's „Inscriptiones“ ohne alle graphischen Beilagen, die man selbst zu seiner Rechtfertigung schmerzlich vermißt. Erst wenn er durch genaue Abbildung der Sigeln spätrömischer und neugriechischer Monumente oder der bildlichen Denkmäler einzelne Erklärungen beglaubigt sein werden, wird man die Untersuchungen für abgeschlossen halten können, die, wie die Sachen jetzt stehen, erschöpfende Prüfung noch erwarten. Nur wenige Gegenstände dieser Sammlung sind genügend bisjetzt erläutert. Etwa die cysta mystica des Nävius Plautius außer der Gastrechtscherbe zwischen den Miditanern und Q. Aradius Proculus aus der Zeit des Konstantin (die letztere im 35. Bande der „Atti della R. accad. di Torino“); doch finden sich selbst unter den wenigen auffallenden Dingen noch viele, die an wichtige und folgenreiche Untersuchungen sich anknüpfen.

Longhi's Name lebt noch im dankbarem Andenken seiner Schüler und aller kunstliebenden Italiener. Noch kürzlich hat einer der Erstern eine kleine Schrift: „Della vita, delle opere ed opinioni del cavaliere Gius. Longhi. Commentario dell' allievo *Gius. Beretta*“ (Mailand 1837), auf seinen Grabhügel niedergelegt, die zu den bekannten Notizen manche neue hinzufügt, seine Werke sorgfältiger, als es geschehen war, verzeichnet, das bekannte Buch des berühmten Meisters über die Kupferstechkunst vervollständigt und alle in der mailänder Kupferstechschule Gebildeten ohne Auslassung aufzählt. Das sind Mitgiften, die dem kleinen Buche Aufmerksamkeit sichern und erhalten werden. Aber gern wird es doch Niemand lesen, denn der junge Verf. ziert sich, daß Einem unwohl werden könnte. Er hat apart reden wollen und fällt daher häufig über seine eignen Redensarten. Es ist zu beklagen; denn Leute vom Fach finden bis ins Einzelne eingehende Bemerkungen. So heißt es z. B. S. 55 vom Bürgermeister nach Rembrandt: „Die Stirn der Figur ist mehr als gewöhnlich in bizarren Linien ausgeführt, und vielleicht ist die Kunst zu weit getrieben, die es unmöglich erscheinen läßt, daß so gleichförmige Runzeln in der Natur sich finden könnten. Die Augen sind stolz ausgedrückt (superbamente espressi), und auf eigenthümliche Weise sind die kalten sie umgebenden Theile wiedergegeben, die er durch sehr feine und enge Schraffirungen hervorbrachte; und darin war er stets sehr glücklich, da er diese mit eigenthümlichen Takte herausfühlte. Der Jochmuskel im Hellen ist so, daß man sich um seiner geschmackvollen verschränkten Strichlagen willen in die Kunst verlieben muß; der Bart ist mit allem Vermögen der Kunst gestempelt und eher gemalt, als gestochen, doch an der einen Spitze fällt er etwas ins Eiserne, und beide Hände haben im Ganzen so viel Spiegel (renitenza) daß sie uns nicht als vollkommenes Fleisch vorkommen wollen.“ Auch von dem Kupferstiche der Vermählung der Maria spricht er so, daß Alle, die ihn vor Augen haben, noch lernen können. „Der heil. Joseph“, sind seine Worte, „athmet durch und durch Neigung und Würde im durch die kalte Nadel glänzenden Antlitz“, und rühmend wird der ganzen Gestalt gedacht, nur der Fuß im Schatten lasse das „Gefühl eines gezüchtigtern Umrisses vermissen“ (lascia a desiderare qualche sentimento di contorno più castigato) u. s. w. Die Prüfung eines Urtheils dieser Art wird bei einem Kupferstiche leichter als bei jedem andern Kupferwerke; aber wer so der Sache auf den Leib geht, hätte kurz weg sagen müssen, der Fuß im Schatten sei im Umrisse zu breit; das „qualche sentimento di contorno“, heißt den Sammethandschuh über die Eisenhand noch mit Pflaumenfedern ausstopfen. Das gibt unsichere Griffe und dadurch Verletzungen. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 354. —— 20. December 1837.

Die Abenteuer des Simplicissimus. Ein Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Kriegs. Herausgegeben von Eduard v. Bülow. Leipzig, Brockhaus. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

„Der abenteuerliche Simplicissimus" — denn so ist der ursprüngliche Titel des Buches, den der Herausgeber immerhin hätte beibehalten sollen — war unter den Büchern, mit denen vor ungefähr anderthalbhundert Jahren unsere Vorfahren sich die Weile kürzten, eines der gelesensten und beliebtesten. Dafür sprechen die zahlreichen Ausgaben, in denen er, seit er 1669 (zu Mömpelgart) zum ersten Male an das Licht getreten, erschien, und die mannichfachen Nachahmungen, die er veranlaßte. Die letzte alte Ausgabe ist die dritte nürnberger von 1713, die in drei Bänden außer dem „Abenteuerlichen Simplicissimus" selbst noch eine ziemliche Anzahl größerer und kleinerer, auf „simplicianisch" abgefaßten Schriften enthält, die früher einzeln erschienen waren und theils gradezu, theils versteckter dem Autor des „Simplicissimus" zugeschrieben werden. Von da ab kam er, wie es scheint ziemlich schnell, außer den Bereich des größern Publicums, zuletzt ganz in Vergessenheit. Erst gegen das Ende des Jahrhunderts ward er aus dieser gezogen und sein Werth, mehr allerdings der historische als der poetische, einigermaßen anerkannt. Letztern hob namentlich L. Tieck zuerst nachdrücklicher hervor, der auch in eine eigne Erzählung, „Das Tagebuch", eine größere satirische Stelle (die vom Jupiter), in den „Zerbino" das herrliche Lied: „Komm Trost der Nacht, o Nachtigall", aus dem „Simplicissimus" aufnahm. Wenn vier neue Bearbeitungen, die in dem Zeitraum von 1785—1822 erschienen, kein Glück machten, so lag die Schuld gewiß nicht am „Simplicissimus" selbst, sondern wol am meisten daran, daß die Bearbeiter das alte Buch ungehörig und ungeschickt modernisirt und entstellt hatten. Hr. v. Bülow, der es gegenwärtig unternommen hat, den „Simplissimus" von Neuem in die Literatur einzuführen, hat besser für ihn gesorgt, er hat, ohne die Rücksichten, die er dem Publicum schuldig war, zu verletzen, die echte Gestalt des Buches im Ganzen so gut erhalten, daß wir seiner Arbeit aus Überzeugung unsern Beifall geben dürfen.

Wenn wir annehmen könnten, daß der „Simplicissimus" in dieser so verständig ausgeführten Erneuung schon in der Maße, wie wir es wünschen, Eingang gefunden hätte, würden wir uns vielleicht blos darauf beschränken, die Verfahrungsweise des jetzigen Herausgebers näher zu charakterisiren und uns des Geschäfts, unsere Leser mit dem „Simplicissimus" selbst bekannt zu machen, für überhoben achten. Wir dürfen aber jenen Glauben wol kaum hegen, denn wir wissen nur zu gut, wie sehr ein deutscher Leser, auch der treufleißigste, alle Hände voll zu thun hat, um die Masse von vorzüglichen neuen und allerneuesten Productionen im Fache poetischer und unterhaltender Lecture zu bewältigen, mit der ihn die Beflissenheit deutscher Autoren und Übersetzer fast überschüttet, und wie wenig Zeit ihm da übrig bleibt, Älteres, was etwa neu zu Tage gebracht wird, zu beachten. Ja, kaum können wir es ihm verdenken, wenn er, matt von der Arbeit, die ihm das Neue macht, sich bei dem Alten höchstens mit einer literarhistorischen Notiz der Conversation wegen begnügt, sonst aber vor ihm die Augen schließt und sich etwa mit dem stillen Gedanken, daß das alte Zeug doch einer längst abgethanen Bildungsstufe angehöre, tröstet. Und nun vollends ein Buch, wie der „Simplicissimus", aus dem 17. Jahrhundert, dem trübseligsten der ganzen deutschen Literatur, das, wie er recht gut weiß, zwar den Vater der neuern deutschen Poesie erzeugte, diesem aber kaum ein paar gerathene Söhne schenkte; ein Roman aus einer Zeit, in der ja die absurdesten Romane, deren Titel für ihn schon genug Abschreckendes haben, wie „Die asiatische Banise", „Der durchlauchtigen Syrerin Aramena Liebesgeschichte" u. s. w., nach dem Geschmack des Publicums waren. Freilich erinnert sich der Leser wol an das Lob, das er in Literaturgeschichten und sonst über den „Simplicissimus" ausgesprochen gefunden hat; aber wer steht dafür, daß ihn nicht der Verdacht, jenes Lob stamme nur aus der bekannten Liebhaberei der Gelehrten zu Dem, womit sie sich eben beschäftigen, beschleicht und von dem Versuche, das Buch selbst kennen zu lernen, abhält? Unsere Anzeige hat allerdings zunächst den Zweck, zur Lesung des Buchs, das nicht nur eins der vorzüglichsten aus unserer ältern Literatur, sondern zugleich eines der unterhaltendsten ist, die existiren, und für das man ebendeshalb füglich das Interesse eines recht weiten Leserkreises in Anspruch nehmen darf, einzuladen; aber selbst wenn dies gar nicht mehr nöthig wäre, wenn

wir uns in unserer Furcht, der alte „Simplicissimus" werde nicht so beachtet werden, wie er es verdient, getäuscht hätten, wird der Werth des Buches eine weitläufigere Besprechung desselben, die ihm ohnedies, so viel wir wissen, noch nicht zu Theil geworden, rechtfertigen.

Wir fangen billig mit Dem an, was bekanntlich bei einem Roman die Hauptsache, ja für viele Leser das Einzige ist, was sie mit Geschicklichkeit aus dem Beiwerk herauszulesen und zu genießen verstehen, mit der Geschichte. Wie reich der „Simplicissimus" in dieser Hinsicht versehen sei, können wir nicht besser als durch einen möglichst gedrängten Auszug darlegen. Man wird aus ihm am besten ersehen, wie wechselvoll und wunderbar das Leben des Simplicissimus — denn dies wird eben in den fünf Büchern des Romans, und zwar vom Simplicissimus selber erzählt — gewesen sei, und mit wie gutem Rechte sich dieser den „abenteuerlichen" genannt habe, wie vollkommen ihm auch der Titel eines „seltsamen Vaganten", den er sich sonst beilegt, zukomme.

Als der Sohn eines Bauern im Spessart wächst Simplicissimus, welchen Namen er jedoch erst später erhält, bei den Schafen seines Knan (d. i. Vaters), die er hütet, wild und ohne Zucht auf; Räuber plündern sein Dorf, er sieht, wie entsetzlich sie hausen, und flieht in den Wald, wo ihn ein alter Einsiedler trifft. Dieser nimmt sich des Knaben, den er seiner Einfalt wegen Simplicius nennt, liebreich an, unterrichtet ihn und zieht ihn in Frömmigkeit auf. Die Schilderung dieses abgeschiedenen Lebens, der Bemühungen des Einsiedlers um den Simplicius, durch die dieser aus einem Zustande, da er „nur mit der Gestalt ein Mensch und mit dem Namen ein Christenkind, im Übrigen nichts als eine Bestie war", gerissen wird, endlich die Erzählung von dem Tode des Einsiedlers und von des Simplicius Trostlosigkeit darüber hat in ihrer einfachen Natürlichkeit etwas höchst Ergreifendes und Rührendes und gehört gewiß zu dem Schönsten, was je geschrieben worden. Nachdem Simplicius eine Zeit allein im Walde gelebt, muß er Musketieren zum Führer dienen und den Greueln, durch die sie Rache an Bauern nehmen, welche sich vorher an Soldaten vergriffen, zusehen. Er kehrt zurück, findet seinen Vorrath für den Winter zerstört; weniger darum als über die seiner Meinung nach in der Natur begründete Feindschaft, die zwischen Soldaten und Bauern bestehe, bekümmert, schläft er ein; ein Traum zeigt ihm im bedeutsamen Bilde, wie es im Kriege hergehe und wie Fortuna mehr als das Verdienst im Heerwesen regiere. Ein Brieflein des Einsiedlers, das er findet, veranlaßt ihn, den Wald zu verlassen. Nach mehrtägiger Wanderung kommt er unweit Geinhausen ins offene Feld, die Stadt ist geplündert und wie die ganze Umgegend in Folge der Schlacht bei Nördlingen öde. Endlich gelangt er nach der von den Schweden besetzten Festung Hanau. Hier wird er anfangs für einen Spion gehalten und nur durch die Dazwischenkunft des Pfarrers, der den Einsiedler und ihn früher mit dem nothwendigsten Lebensbedarf unterstützt hatte, von der Folter gerettet. Von ihm erfährt er auch, daß der Einsiedler ein Schotte von Adel und Soldat gewesen sei, nach der Schlacht bei Höchst aber, da er seine hochschwangere Gemahlin verloren, jenes einsame Waldleben erwählt habe, daß der Gouverneur von Hanau des Einsiedlers Schwager sei und aus Liebe zu diesem sich seiner annehmen wolle. Simplicius wird nun des Gouverneurs Page und von ihm, der ihn seiner verlorenen Schwester ähnlich findet, ungeachtet seines ungeschickten, täppischen Wesens geliebt. In seiner Einfalt verwundert er sich gewaltig über das wüste Weltleben, das in der Festung im Schwunge ist, will christlich ermahnen, trägt aber nur Spott davon; ungehörige Ein- und Ausfälle, die er sich in seiner Unkenntniß der Welt gestattet, bringen es dahin, daß er in den Gänsestall gesperrt, ja, daß beschlossen wird, ihn zum Tischrath (Narren) zu machen. Den schlimmsten Folgen dieser schauderhaften Procedur, die treulich beschrieben wird, entgeht Simplicissimus, der in dieser Zeit diesen Namen als Familiennamen erhalten, von dem Pfarrer vorher gewarnt, verstellt sich trefflich und predigt in seinem Narrenstande, als ein Kalb angezogen, Weibern und Männern die Moral. Er thut dies so gescheut und verständig, daß den Gouverneur seine Verwandlung gereut; schon soll er wieder zum Menschen gemacht werden, als er bei einem Gange vor die Festung einer Streifpartie Kroaten in die Hände fällt, die ihn ins Hessische fortschleppen und bei denen er ein mühseliges Leben führt, das gegen das gute Leben in Hanau gar sehr absticht. Endlich entwischt er; Schnapphähne entsetzen sich vor ihm, den sie in seinem Kalbskleide für den Teufel halten; in dem zurückgelassenen Ranzen des Einen findet er Geld und Proviant vollauf; und nun „führte ich wieder ein einsiedlerisch Leben wie hierbevor, nur daß ich sehr viel stahl und desto weniger betete, auch keine fertige Wohnung hatte, sondern bald hier-, bald dorthin schweifte". Um zu stehlen, kommt er eines Abends in ein Bauernhaus, wo sich die Leute eben rüsten, zum Hexentanz zu fahren; ohne etwas zu ahnen, setzt er sich auf eine Bank, die aber, selbst mit Hexensalbe geschmiert, plötzlich mit ihm von dannen fährt, und so wird ihm denn vergönnt, das wunderbare Schauspiel mit eignen Augen zu sehen. Er wahrt sich, nachdem er es trefflich beschrieben, gegen jeden Verdacht der Aufschneiderei, „obwol er, da das Aufschneiden keine Kunst, sondern jetziger Zeit fast das gemeinste Handwerk sei, nicht leugnen möge, daß er's nicht auch könne, weil er ja sonst ein schlechter Tropf sein müßte". Wer's ihm nicht glauben wolle, der möge einen andern Weg ersinnen, auf dem er aus dem Stifte Hirschfeld oder Fulda in so kurzer Zeit ins Erzstift Magdeburg marschirt sei. Noch ehe er sich von seinem Schrecken erholt hat, wird er von Fouragierern ins kaiserliche Lager vor Magdeburg gebracht. Der Hofmeister des Obersten, von dem er als Narr angenommen, ein gelehrter, gottesfürchtiger wie auch in der Chiromantie wohlerfahrener Mann, entdeckt bald, daß er kein rechter Narr sei, und nimmt sich seiner als ein Vater an; mit seinem Sohne, dem jungen Herzbruder, schließt Simplicissimus eine innige Freundschaft; aber dieser wird durch die Ränke eines tückischen Schreibers Oli-

vier, den der Profos des Regiments, ein Erzvogel und Kernbösewicht, durch Zauberei unterstützt, zur Flucht genöthigt, Simplicissimus selbst jedoch von Olivier hochgehalten, weil der alte Herzbruder prophezeit hat, daß er einst seinen Tod rächen werde. Als aber der Alte durch einen trunkenen Offizier erstochen worden, wird Simplicissimus seines Narrenstandes überdrüssig und benutzt eine günstige Gelegenheit, die Narrenkappe mit einem Weiberkleide zu vertauschen, in dem er aber so viel Anfechtungen zu leiden hat, daß es ihm bald saurer als jene zu tragen ankommt. Er wird indeß bald, freilich auf die fatalste Weise, von demselben befreit, erkannt und soll eben als Spion und Hexenmeister gefoltert, dann verbrannt werden, als zu gelegenster Zeit Banier mit den Schweden naht. In der Schlacht bei Witstock befreit ihn Herzbruder, der bei den Schweden Dienste genommen, aus den Händen des Profoses, wird aber selbst gefangen. Simplicissimus begleitet als Waffenträger einen schwedischen Oberstlieutenant auf einem Zuge nach Westfalen, als er sich aber dabei ein wenig von den Andern entfernt, um den „Müllerflöhen", die ihn entsetzlich unter dem Küraß quälen, eine Schlacht zu liefern, wird er von den Kaiserlichen aufgehoben und einem alten Dragoner überlassen. Mit diesem, einem stillen, frommen, geizigen Kerl, wird er in das Paradies, ein Nonnenkloster in Soest, zur Salvaguardi gelegt, wo sie ein herrliches Leben, „das faulste von der Welt", sagt er, „in welchem Kegeln unsere größte Arbeit war", führen. Doch nützt er seine Zeit, lernt bei einem Hessischen, der vom Gegentheil als Salvegarde in das Kloster gegeben und „seines Handwerks ein Kürschner, daher nicht blos ein Meistersänger, sondern auch ein trefflicher Fechter war", das Fechten und macht sich durch den Jäger des Klosters mit allen Wegen und Stegen in der Gegend bekannt. Diese Kenntniß thut ihm vortreffliche Dienste, als er nach dem Tode des alten Dragoners, in dessen Erbschaft er mehr Dukaten fand, als die Andern erwarteten, als Soldat enrollirt wird. Bald ist der „Jäger von Soest", wie er wegen seines grünen Kleides genannt wird, der renommirteste Parteigänger; doch bewährt sich der Traum von der Kriegsfortun; Vetter- und Schwägerschaften stehen ihm im Wege, sodaß er's nicht höher als zum Gefreiten bringt und das versprochene Fähnlein nicht erlangen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1. Geistesverirrungen des „Baron Otto von Uckermann, Mitgliedes der Committee der sächsischen Hauptbibelgesellschaft zu Dresden", in seinem Sendschreiben an den Herrn Professor W. T. Krug in Leipzig, beleuchtet von dem Verfasser der Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion. Leipzig, Arnold. 1837. 8. 8 Gr.
2. Kritik der Geistesverirrungen u. s. w. Leipzig, Hartknoch. 1837. 8. 3 Gr.

Wir haben den Anfang dieses theologischen Krawalls, den der Hr. Baron v. Uckermann mit naiven Geständnissen von seiner Unbekanntschaft mit den Waffen eröffnet, die heutzutage nöthig sind, wenn man mit Männern wie die obengenannten Händel suchen und sie necken und herausfodern will, durch die Anzeige des „Sendschreibens" in Nr. 275 d. Bl. mitgetheilt. Billig erzählen wir den Lesern, was sich ferner daraus ergeben hat. Wir glaubten, ehrlich gestanden, das nach unserer Meinung höchst unbedeutende Werkchen des Hrn. v. U. würde ganz spurlos vorübergehen, da nicht blos Freigeister, sondern auch religiöse Denker sich nicht von der Kette oder den Cirkelschlüssen, womit man noch immer zuweilen das erst gehörig zu Beweisende als Erwiesenes voraussetzt und frischweg darauf fortbaut, gängeln lassen. Am wenigsten hätten wir den gelehrten und berühmten Verf. des in der theologischen Welt und in dem Kreise aller gebildeten Freunde des Christenthums bekannten Werkes: „Die Fortbildung des Christenthums" u. s. w., auf dem Kampfplatze erwartet. Allein er ist wirklich da und muß dazu wol seine Gründe, vielleicht darin gefunden haben, daß bei den Schwachen auch schwache Producte Aufsehen machen, gehäufte Bibelsprüche, ohne weiter von Sprachkunde, tüchtiger Exegese und Philosophie, die aber unserm Baron ein Greuel ist, unterstützt zu sein, als Glaubensgründe festgestellt werden, und Mancher, vielleicht noch durch ein sich zu blinder Bibelautorität hinneigendes Blatt, auf den Wahn geräth: Stillschweigen zeuge vom Unterliegen des Angegriffenen. Es sei nun wie ihm wolle; aber in des Verf. herrlichem Werke über die christliche Moral kommt gewiß auch ein Capitel vor, daß man Mitleid, Erbarmen und Schonung gegen Arme am Geist haben solle, wenn nun einmal die Natur nicht viel davon verliehen hat. Wer von sich selbst gesteht: seine Kritik sei nicht nur von mangelhafter Beschaffenheit in Styl, Form und Gestalt, sondern auch an Einheit und Zusammenhang in der Beweisführung, und sich prophezeit, „daß in ganz Deutschland kaum einige Hundert seine Schrift lesen werden", daher denn auch alle Nichtleser als Falschgläubige und Ungläubige zeitlich und ewig im Voraus proscribirt, mit einem Solchen läßt sich nicht streiten. Nimmt dennoch der Hr. Dr. von Ammon den Fehdehandschuh auf, so muß man den armseligen Sendschreiber bedauern, bei welchem sich gar zu viele jämmerlichen Blößen finden. Freilich, liest man das Schriftchen, so sieht man nicht, was der gute Herr Baron, wenn er seine Sache nicht besser führt, durch eine Antwort gewinnen wird; denn die böse Welt glaubt uns nun einmal nicht aufs Wort, und wären wir auch Mitglieder von allen Bibelgesellschaften; sie läßt sich nicht überreden, daß die hundert Leser, die der Verf. höchstens erwartet, die Alleinweisen und die alleinigen Christen wären, die in den Himmel eingehen, und die übrigen Millionen Deutschen die allein Dummen, Verblendeten u. s. w. sein müßten; sie kehrt es vielmehr um.

Die Kritik in Nr. 2 ist eigentlich von gleichem Gehalt. Sie greift in der That selbst den Charakter des Hrn. v. Ammon an, daß „der graduirte Theolog, königl. sächs. Oberhofprediger, Vicepräsident u. s. w.", durch bedenkliche Ausflüchte (S. 8 fg.) die Auflösung seiner Verbindlichkeit gegen den Eid auf die symbolischen Bücher zu rechtfertigen suche. Der Kritiker und sein Client mögen aber nur mit einer Dogmatik hervortreten, und dann wollen wir sehen, inwiefern sie der Concordienformel consequent und unbedingt treu bleiben. Unsere größten Schreier gegen Bibelverdrehung, Symbolverachtung machen unerwartet einen Sprung in das Gebiet des Rationalismus, sind aber zornig, wenn Andere ganz nach dem dabei zu Grunde liegenden Principe sich eben das erlauben. Daß übrigens Hr. v. A. mit dem Knaben Absalon, wenn er wirklich „noch ein junger Mann ohne Bedeutung und Würde ist", etwas säuberlicher hätte verfahren können, wollen wir zugeben; besser war es, der junge Mann blieb noch einige Zeit mit seiner Anklage in Jericho. Er und sein Patron wollen von dem Betrage Bibelgesellschaften und Missionen unterstützen; man merkt, woher der Wind weht.

23.

Notizen.

In Spanien gehört es zur allgemeinen Sitte und zum öffentlichen Vergnügen, daß die höhern Classen männlichen Geschlechts zwischen 10 und 11 Uhr Vormittags auf einem Spaziergange oder sonst auf einem öffentlichen Platze zusammenkommen. In Madrid ist die Puerta del Sol der Lieblingsplatz für dergleichen Versammlungen; in Toledo ist es der Zocodover, in Sevilla der Platz Santo-Domingo und in Granada der Platz Vivarrambla und der Zacatin. Diese Versammlungsplätze haben große Ähnlichkeit mit dem Forum der Alten; die Gegenstände, die auf denselben besprochen werden, betreffen nicht blos Privatgeschäfte, sondern überhaupt die wichtigsten Tagesangelegenheiten, und die Gruppen, die an der Berathung derselben Theil nehmen, debattiren über die einzelnen Punkte mit einem solchen Aufwande von Talent und Eifer und zugleich mit einer so unbegrenzten Freiheit, wie man sie, so unglaublich es auch scheint, in der That selten bei andern Nationen findet. Diese Morgenversammlungen werden von den Spaniern so hoch geschätzt, daß Männer, welche die glänzendsten Hauptstädte Europas besucht hatten und dazu bei der Beurtheilung der Vorzüge des Auslandes ganz unparteiisch waren, erklärten, daß ihnen alle Ergötzlichkeiten und Genüsse, die London, Wien und Paris darböten, die kurzen Morgenstunden nicht ersetzen könnten, die sie bei der Puerta del Sol zuzubringen gewohnt wären. Jene Versammlungen haben indeß in der That eine weit größere Bedeutung, als es beim ersten Anblicke scheint. Wer nur den Charakter und die Tendenz jener beständig abwechselnden Gruppen, die sich bei der Puerta del Sol versammeln und sich wieder zerstreuen, um sich wieder zu versammeln, recht zu beurtheilen versteht, der wird ohne irgend ein anderes Hülfsmittel stets die Wendungen, welche die öffentlichen Angelegenheiten nehmen werden, mit der größten Wahrscheinlichkeit vorausberechnen können und sich selten in seinen Muthmaßungen getäuscht finden.

Wirkung der Musik auf Thiere.

Der Hund hat ein vorzügliches musikalisches Gehör. Man hat oft Hunde gesehen, die in die heftigsten Verzuckungen geriethen, wenn sie gewisse Melodien hörten; die Empfindlichkeit der Nerven ist in der That bei einigen dieser Thiere so groß, daß eine Melodie, die sie aufregt, wenn man sie längere Zeit fortsetzt, ihre Gesundheit angreift und endlich ihren Tod herbeiführt. Damit man dies nicht als eine bloße Übertreibung ansehe, theilen wir folgende wahre Anekdote mit. Ein berühmter Violinspieler bemerkte einst, daß sein Hund, der während seines Spielens sehr aufmerksam aufpaßte, bei einer gewissen Passage die unzweideutigsten Spuren des Leidens zu erkennen gab; er heulte auf eine schreckliche Weise und schien einen harten Kampf zu bestehen. Eines Tages spielte der Tonkünstler, um sich seiner Entdeckung zu vergewissern, dieselbe Melodie länger als gewöhnlich. Diese Neugierde war verhängnißvoll für den armen Hund, der ein Opfer seiner zarten musikalischen Empfindlichkeit wurde; er fiel zu den Füßen seines Herrn nieder, wo er in wenigen Minuten unter den schrecklichsten Verzuckungen starb. Die Pferde haben auf gleiche Weise zu allen Zeiten eine große Neigung für Musik bewiesen, und zwar scheint die Flöte ihr Lieblingsinstrument zu sein. Diesen Geschmack hat man bei den Pferden schon in uralter Zeit wahrgenommen. Wir lesen im Aristoteles und Athenäus, daß die Krotoner bei ihrem Feldzuge gegen die Sybariten aus der Kenntniß dieser Thatsache großen Vortheil zogen. Da sie erfahren hatten, daß diese Weichlinge ihre Pferde nach der Flöte tanzen lehrten, fingen sie, in dem Augenblicke, als die Schlacht anging, statt das Zeichen zum Angriff zu geben, alle die Flöten zu blasen an; sogleich begannen die Rosse der Feinde, hingerissen von der Musik, zu tanzen und gingen zu den Krotonern über, sammt ihren Reitern, die über das sonderbare Ereigniß höchlich erstaunten. Die menschliche Stimme äußert ebenso merkwürdige Wirkungen auf das Ohr gewisser Thiere, wenn auch Beispiele der Art nur selten vorkommen. Der Sänger Lainé besaß eine wahrhaft durchbohrende Stimme; wenn er in der Oper „Der Triumphzug Trajan's", auf dem Triumphwagen, gezogen von vier Franconi'schen Rossen, mit seiner kräftigen Lunge die Hymne des Ruhmes zu singen anfing, wurden die Pferde unbändig und scheu und liefen auf der Bahn so wild herum, daß die Lictoren und Vestalinnen, die den Triumphwagen umgaben, dabei in die äußerste Gefahr geriethen.

Von allen Völkern der Erde haben wol die Lappländer den wenigsten Sinn für Musik. Sie sind nicht im Stande, einen Ton wiederzugeben, wie sie ihn hören. Dessenungeachtet sind sie keine Feinde des Gesanges, ja, sie singen sogar sehr gern, allein ihr Gesang zerreißt das Gehör jedes Gebildeten. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 355. —— 21. December 1837.

Die Abenteuer des Simplicissimus. Ein Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Herausgegeben von Eduard von Bülow.

(Fortsetzung aus Nr. 354.)

Wir übergehen die Erzählung von dem eiteln, epikurischen Leben, das er, seines Einsiedlers Lehren vergessend, zu führen begann, ebenso wie die mancherlei schlauen und kühnen Streiche, die er ausführte, und in denen übrigens das lebendigste Bild von der Weise, wie sich damals der Krieg in Deutschland förmlich eingenistet hatte, vor uns steht; auch davon schweigen wir, wie er den Gott Jupiter in seine Gewalt bekam, und wie dieser, zornig über das Treiben der Menschen, einen Helden deutscher Nation, durch den Alles gut werden sollte, zu erwecken versprach, leider aber dabei von den Flöhen, die sich bittweise an ihn gewendet, gar sehr geplagt ward. Nur aufmerksam wollen wir auf diese Partie machen, in der sich des Autors Witz und Humor auf die tüchtigste und ergötzlichste Weise ausspricht. Um einen Schatz, den er auf wunderbare Weise gehoben, sicher zu bergen, und sich dadurch zugleich der Unruhe, die ihm das Geld macht, abzuthun, reist Simplicissimus nach Köln; auf dem Rückwege wird er von den Feinden gefangen; man nimmt ihn in der Festung Lippstadt, ungeachtet er sich hartnäckig weigert, in schwedische Dienste zu treten, gut auf, er bringt nach und nach das Geld, das er früher erbeutet, zusammen und erwirbt sich durch Freigebigkeit die Liebe der Soldaten wie der Bürger. Buhlergeschichten, die er damals zuerst liest, machen ihn in die Jungfern vernarrt; er hat sich bei diesen des besten Glückes zu erfreuen und schlägt die Warnungen des Pfarrers, der ihm wegen seines fleißigen Studirens gewogen ist, in den Wind; doch nimmt die Sache bald ein Ende, indem er ganz unverhofft und nicht grade freiwillig in den Ehestand kommt. Er entschließt sich nun in schwedische Dienste, in denen ihm sein Schwiegervater ein Fähnlein verspricht, zu treten, und reist nach Köln, um seinen Schatz zu holen. Aber der Kaufmann, bei dem er ihn in Verwahrung gebracht, ist unterdeß bankrott geworden, und Simplicissimus muß sich, um das noch Übrige zu erheben, zum Warten bequemen. Er spielt seinem Kostherrn, einem enormen Geizhals, manchen Possen, wird aber dafür von diesem hinterlistig zu einer Fahrt nach Paris vermocht. Da ihm die Rückkehr von da durch des Geizigen Schurkerei abgeschnitten und er in sattsamer Verlegenheit ist, glückt es ihm, durch seine Fertigkeit im Lautenspiel bei einem Doctor als Instructor von dessen Söhnen anzukommen, ja seine Stimme gefällt so, daß er als Komödiant im Louvre vor König und Hof auftritt. Nebenbuhler verleiden ihm zwar das Komödiantenwesen; dafür wird er aber durch schöne Damen, die an dem bel Allemand Vergnügen gefunden, „in den Venusberg" geführt; doch wird er der „Narrenspossen satt" und macht sich, da ihm vollends ein Brief von seiner Frau das Gewissen rührt, heimlich mit dem, nicht eben auf die beste Weise erworbenen Gelde davon. Von nun an beginnt eine elende Zeit für ihn. Er bekommt unterwegs die Kindsblattern, die ihn dergestalt zurichten, daß er „hinfort vor den Weibsbildern Ruhe hat"; vergeblich bereut er es, daß er die herrlichen Gelegenheiten, die ihm vordem zu Beförderung seiner Wohlfahrt angestanden, so liederlich verstreichen lassen. Seiner Schönheit, seiner trefflichen Stimme und auch seines Geldes beraubt, muß er sich dazu bequemen, als Quacksalber weiter zu ziehen. Kaum hat er die deutsche Grenze überschritten, so fällt er einer kaiserlichen Streifpartie in die Hände, die ihn mit nach Philippsburg nimmt; hier misfällt ihm das elende Garnisonleben, das er als Musketierer führen muß, so sehr, daß er die schlimmsten ruchlosesten Streiche unternimmt, in der Hoffnung, den Obersten zu vermögen, ihn fortzujagen. Durch Herzbruder, der als hoher kaiserlicher Offizier in die Festung kommt und sich seiner, da er ihn erkannt, aufs treulichste annimmt, wird er zwar von dem verhaßten Dienst befreit, allein das Glück ist einmal von ihm gewichen; er verliert bald auch den bessern Dienst, zu dem ihm Herzbruder verholfen, und muß sich bequemen, unter den Orden der Merodebrüder zu gehen, was zu einer hübschen Beschreibung dieses luftigen Gesindels Anlaß gibt. Auch in diesem Stande bleibt er nicht lange; von den Weimarschen gefangen, muß er als Musketier mit vor Breisach liegen; die Noth, die er da leidet, erweckt in ihm die Sehnsucht nach seinem Weibe und den „westfälischen Schinken und Knackwürsten" zu Lippstadt. Durch ein Schreiben seines Schwähervaters befreit, macht er sich auf den Weg; es gelingt ihm aber nicht, dahin zu kommen, indem er von einem starken, noch dazu eisenfesten

Kerl angefallen wird, diesen zwar überwältigt, aber doch bei ihm, der kein Anderer als Olivier, zu bleiben genöthigt ist.

Die Lebensgeschichte des Olivier, die dieser dem Simplicissimus erzählt, bildet eine sehr interessante Episode, auf die wir jedoch hier nicht eingehen können. Simplicissimus muß wider seinen Willen Antheil an dem ruchlosen Freibeuterleben, das der Verhaßte in der weit und breit grauenvoll verödeten Gegend führt, nehmen, auch geht des alten Herzbruders Prophezeiung, daß er Olivier's Tod rächen werde, in Erfüllung. Endlich befreit und mit dem von Olivier zusammengeraubten Gelde reichlich beladen, zieht Simplicissimus von dannen, trifft seinen Herzbruder, aber in ganz herabgekommenen Umständen wieder und vergilt ihm das Gute, was dieser zuvor an ihm gethan. Er begleitet ihn auf der Wallfahrt nach Einsiedeln in der Schweiz, nicht ohne die Absicht, sich selbst zur Frömmigkeit zu bekehren; doch glückt es ihm damit anfangs nicht sonderlich, die Erbsen, auf denen er zu pilgern gelobt hat, schüttet er gekocht in die Schuhe; als ihm aber in Einsiedeln aus einem Besessenen, der eben beschworen wird, eine teuflische Stimme seine Sünden vorschreit, da geht er in sich, bekennt sich zur katholischen Kirche und beichtet. „Aber es währte mit der Andacht und Gottseligkeit eben, so lang es mochte, denn gleich wie meine Bekehrung ihren Ursprung nicht aus Liebe zu Gott genommen, sondern aus Angst und Furcht, verdammt zu werden, also wurde ich nach und nach wieder ganz lau und träge, weil ich des Schreckens vergaß, den mir der böse Feind eingejagt hatte." Nachdem sie den Winter in Baden hingebracht und von einem Ingenieur „auf dem Papier mehr befestigen gelernt, als die Könige in Spanien und Frankreich ins Werk setzen können", gehen sie nach Wien wieder in Kriegsdienst, mit dem es aber bald wieder aus ist. Herzbruder wird krank, und Simplicissimus bringt ihn zur Sauerbrunnencur nach Grießbach im Schwarzwalde. Die Sehnsucht, sein Weib zu sehen, erwacht von Neuem in ihm, und als Botenläufer verkleidet macht er sich auf, findet in Köln seinen Jupiter, der wieder ganz hirnschellig und unwillig über das ganze menschliche Geschlecht ist; in Lippstadt aber erfährt er von seiner Schwägerin, daß seine Schwiegerältern und Frau gestorben, Letztere, nachdem sie eines Sohnes von ihm — was freilich auch einigen Bürgerstöchtern begegnet sei — genesen. Simplicissimus sieht und küßt seinen Sohn, und wiewol ihm fast das Herz bricht, hält er es, zumal da er erfährt, daß für diesen durch das in Köln gerettete Geld gesorgt sei, doch für räthlicher, sich nicht zu erkennen zu geben, und scheidet. In Baden hängt er, da er sich vollends bewußt, ein Witwer zu sein, und weil ihn der zu Einsiedeln eingenommene Schrecken wieder verlassen, der Buhlerei trefflich nach; auch die Traurigkeit, in die ihn Herzbruders Tod versetzt, hält gegen die Liebe zu einer schönen Bäuerin nicht Stich. Er heirathet Letztere und kauft ihr zu Gefallen ein Bauergut; die Ehe aber wird die schlechteste von der Welt, und er muß froh sein, daß er seine Frau bald durch den Tod verliert; auch den allzu reichlichen Kindersegen, zu dem er unverhofft auf einmal gekommen, wird er einigermaßen wieder los. Unterdessen hat er gar unvermuthet seinen alten spessarter Knan wieder getroffen und von diesem sein wahres Herkommen wie seinen echten Namen, Melchior Sternfels v. Fuchsheim, erfahren; es ergibt sich, was man freilich schon geahnt, daß er der Sohn des alten Einsiedlers ist, den dessen Gemahlin nach der Schlacht bei Höchst in dem Hause des Bauern geboren. Nun überläßt Simplicissimus seinen Pflegeältern, die er als rechte zu sich nimmt, die Wirthschaft, die unter ihnen trefflich gedeiht, setzt seinen Bankert Simplicius zum Erben ein und nimmt sich vor, „zu philosophiren und sich eines gottseligen Lebens zu befleißen, zumal seine Unbußfertigkeit zu bereuen und sich zu erkühnen, gleich seinem seligen Vater auf die höchsten Staffeln der Tugend zu steigen". Nur die Begierde, den Mummelsee zu sehen und die Wunder, die er von ihm vernommen, selbst zu erproben, läßt ihm noch keine Ruhe; er wandert hin und überzeugt sich zur Genüge, wie wahrhaft die Sagen seien, die von dem See im Schwunge gehen. In seinen Tiefen sieht er das wunderbare, allen andern Menschen verborgene Leben der Wassermännlein, und manch Geheimniß wird ihm kund, das er seinen Lesern zu Nutz und Frommen erzählt. Bei der Ausfahrt verehrt ihm der König der Wassergeister, dem er die Furcht vor dem Einbruch des jüngsten Tages durch treffliche Lügen von dem tugendsamen Leben der Menschen benommen, einen Stein, der die Kraft besitzt, Gesundbrunnen hervorzulocken. Leider verliert er ihn am unrechten Orte und damit zugleich alle die Plane, die er schon darauf gebaut; um so ruhiger kann er sich aber nunmehr zu Hause den Wissenschaften ergeben, deren eifriges Studium ihm zuletzt nur die Erkenntniß verschafft, „daß keine bessere Kunst sei als die Theologie, wenn man vermittels derselben Gott liebt und ihm dienet". Nach der Richtschnur derselben erfindet er auch für die Menschen eine Art zu leben, und gar gern hätte er einer so nach Art der Wiedertäufer, wie er sie in Ungarn kennen gelernt, vereinigten christlichen Gesellschaft seinen Hof und ganzes Vermögen zum Besten gegeben, um ein Mitglied von ihr zu sein; aber sein Knan prophezeite ihm stracks, daß er nimmermehr solche Burschen zusammenbringen würde. Den hieran sich schließenden Bericht, wie er noch einmal in ein wildbewegtes Leben geführt worden, nach Rußland gekommen, von den Tataren geraubt und endlich nach langen Mühseligkeiten aus türkischer Gefangenschaft befreit worden, was Alles auf ein paar Blättern zusammengedrängt ist, würden wir gern entbehren; er sticht gegen die gehaltene Art, wie alles Vorhergehende erzählt ist, unangenehm ab; auch hat die ganze Geschichte etwas Gesuchtes und Gezwungenes. Es ist möglich, daß der Autor der Sucht seiner Zeitgenossen, von fremden Ländern Wunderdinge zu hören, nachgab, vielleicht auch, daß er sie und die abenteuerlichen Lügen, an denen sie sich labte, damit etwas verspotten wollte. Als Simplicissimus zurückkehrt, ist der deutsche Frieden geschlossen, und so setzt er sich wieder ruhig und

fcher bei seinem Knan hinter die Bücher. Inmitten dieser Arbeit und Ergötzung aber erwachen in ihm die Gedanken über sein geführtes Leben.

Da sagte ich zu mir selber, dein Leben ist kein Leben gewesen, sondern ein Tod, deine Tage ein schwarzer Schatten, deine Jahre ein schwerer Traum, deine Wollüste arge Sünden, deine Jugend eine Phantasie und deine Wohlfahrt ein Alchymistenschatz, der zum Schornsteine hinausfährt und dich verläßt, ehe du dich dessen versiehst. Du bist durch viele Gefährlichkeiten dem Kriege nachgezogen und hast darin viel Glück und Unglück eingenommen, bist bald hoch, bald nieder, bald groß, bald klein, bald reich, bald arm, bald fröhlich, bald betrübt, bald beliebt, bald verhaßt, bald geehrt und bald verachtet gewesen. Aber nun, du, o meine arme Seele, was hast du von dieser ganzen Reise zuwege gebracht? Dies hast du gewonnen: Ich bin arm an Gut, mein Herz ist beschwert mit Sorgen, zu allem Guten bin ich faul, träge und verderbt, und was das Allerelendeste, so ist mein Gewissen ängstig und schwer; du selbst aber bist mit vielen Sünden überhäuft und abscheulich besudelt. Der Leib ist müde, der Verstand verwirrt, die Unschuld hin, meine beste Jugend verschlissen, die edle Zeit verloren, nichts ist, das mich erfreut, und über das Alles bin ich mir selber feind. Als ich nach meines Vaters seligem Tode in diese Welt kam, da war ich einfältig und rein, aufrichtig und redlich, wahrhaftig, demüthig, eingezogen, mäßig, keusch, schamhaft, fromm und andächtig. Ich bin aber bald boshaft, falsch, verlogen, hoffärtig, unruhig und überall gottlos worden, welche Laster ich ohne Lehrmeister gelernt. Ich nahm meine Ehre in Acht, nicht ihrer selbst, sondern meiner Erhöhung wegen. Ich beobachtete die Zeit, nicht sie zu meiner Seligkeit anzulegen, sondern sie meinem Leibe zu Nutz zu machen. Ich habe mein Leben vielmal in Gefahr geben und mich doch niemals beflissen, es zu bessern, damit ich auch getrost und selig sterben könnte. Ich sah nur auf das Gegenwärtige und meinen zeitlichen Nutzen und dachte nicht einmal an das Zukünftige, geschweige denn daran, daß ich dermaleinst vor Gottes Angesicht Rechenschaft geben müsse.

Nachdem nun ein so betrübender Abschluß der Rechnung gezogen ist, kommt der schon früher gefaßte Vorsatz zur Ausführung: Simplicissimus begibt sich in eine Wildniß und fängt sein spessarter Leben wieder an, in dem er wie sein Vater seliger bis an sein Ende zu verharren gedenkt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuche eines in Großbritannien reisenden Ungarn. Pesth, Heckenast. 1837. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verf., ein junger, vielseitig gebildeter ungarischer Cavalier, war nach England mit vorgefaßten Meinungen gekommen. Er fürchtete, ein Volk von Krämern, jenen des Continents ähnlich, zu finden, gelangte aber bald zu der so ganz entgegengesetzten Ansicht, daß London das moderne Rom und die Engländer die Nachkommen des römischen Geistes wären. In der That stellt die Großartigkeit der Entwürfe, die Beharrlichkeit in der Ausführung und die weltumspannende Thätigkeit dieses Insulanervolks es den Herren der alten Welt beiweitem näher, als ihnen irgend eine andere europäische Nation steht. Nichtsdestoweniger ist nicht das römische, sondern das germanische Element die Grundlage der britischen Größe; es hat sich in Englaud in Folge eines Zusammentreffens vieler günstigen Umstände rein erhalten, großartig entwickelt und ist der Träger des europäischen Übergewichts über die ganze andere bewohnbare Welt geworden. Nichts sieht übrigens dem Geiste der alten Römer unähnlicher als die strenge Feier des Sonntags in England, welche der Verf. einige Seiten später mit den düstersten Farben schildert. Wir glauben, daß diese unerquickliche Heilighaltung weniger in „puritanischer Strenge gegen das Vergnügen" als vielmehr in Anhänglichkeit an altes Herkommen ihren Grund hat; denn wäre jenes der Fall, so würden sich in der neuesten Zeit gegen die Verfügung der jungen Königin, daß das Musikchor der Garde an Sonntagen spielt, zahlreichere und ernstere Stimmen erhoben haben. Wol mag es unter dem englischen Volke Menschen genug geben, die an „dem puritanischen Unsinn", welchen der Verf. auf Smithfield anhörte, Gefallen finden, allein sie verschwinden gegen den aufgeklärten und gesetzliebenden Theil der Nation und dürften kaum die düstern Ahnungen des Verf. (S. 13) rechtfertigen. Viel lieber als in die Kirchen und Museen der Hauptstadt folgen wir dem geistreichen Verf. auf das stille Land, in seine Städte und nach den königlichen Sitzen der englischen Großen: jener Theil des interessanten Buches, der wahrhaft Neues enthält. „Der Charakter der Landschaft in England", sagt der Verf., „ist mit Ausnahme der Manufacturdistricte behagliche Ruhe. Auf der prachtvoll macadamisirten Straße, deren vielfache Krümmungen die Achtung vor dem Privateigenthume und das Alter der Verbindungsmittel bezeugen, rollt die bequem gebaute Postkutsche, von vier herrlichen Pferden im Galop fortgezogen, leicht und geräuschlos wie auf einem Teppich fort; statt finsterer Mauern oder kahler Dornzäune sind es grüne Hecken, die das Eigenthum des Farmers begrenzen; auf saftig grünen Wiesen stehen, malerisch in Gruppen vertheilt, kolossale Bäume, meistens Eichen oder Ulmen, Jahrhunderte alt und, da man Steinkohlen brennt, mehr eine Zierde als ein Nutzen. Das ganze Land ist ein reingehaltener Park, und die Parks, bei denen man so oft vorbeifährt, sind nur ein veredeltes Bild der sie umgebenden Gegend." Von Windsor mit seinen normannischen Thürmen und dem königlichen Park, unter dessen tausendjährige Eichen Shakspeare den Tanz Titania's und der Elfen versetzte, reiste der Verf. nach der Universitätsstadt Oxford, über welche er ebenso schön als wahr sagt: „Zu den bekanntesten Märchen der Araber gehört das von der verzauberten Stadt in der Wüste, mit versteinerten Bewohnern, die alle in jenen Stellungen blieben, in denen sie der verhängnißvolle Zauberspruch überrascht hatte. Als ich, in Oxford angekommen, in der Abenddämmerung in das Stadtviertel gerieth, wo die Mehrzahl der Collegien steht, glaubte ich mich wirklich in jener verzauberten Stadt, ich war plötzlich in das 14. und 15. Jahrhundert zurückversetzt. Rund um mich standen gothische Gebäude, überall sah man reiche Spitzbogen, verzierte scharfe Giebel, viereckige Thürme, dunkles, mit schmalen Fenstern durchbrochenes Gemäuer und junge Leute, die im langen schwarzen Seidenmantel und viereckigen Barret lustwandelten, — es war das Gemälde irgend eines Künstlers aus dem 15. Jahrhundert, das plötzlich lebendig geworden war." Den Park des nur wenige Stunden von der torystischen Universität entfernten Blenheim schildert der Verf. als das Wonnevollste, was man sehen kann, und fügt hinzu: „Solche Parks sind nur auf dieser glücklichen Insel möglich, wo der Krieg schon seit Jahrhunderten seine Brandfackel nicht anzündete, wo aufgehäufte große Schätze die Art der Sparsamkeit von den Eichen entfernt halten, wo die Maschinen, durch Steinkohlen genährt, keine ehrwürdigen Bäume zum Brandopfer verlangen, und der conservative Geist nie das Einreißen eines fremden Kunstgeschmackes möglich machte." Auf der Haide von Salisbury besichtigte der Verf. die Ruinen von Stonehenge und theilt die Meinung Derer, welche dieses gewaltige Denkmal der Vorzeit für ein den Göttern gewidmetes Riesengebäude erklären. Das ganze Thal der Wye gehört dem Herzoge von Beaufort, der es in einen ungeheuern Park umgestaltete, dessen Gleichen ganz Europa nicht aufzuweisen vermag. Der schönste Punkt darin ist Windcliff, eine 1000 Fuß hohe senkrechte Felsenwand über dem Flusse, von wo aus man eine herrliche, im Hintergrunde von dem unendlichen Meere begrenzte Aussicht hat. Einen besonders wehmüthigen Eindruck machten auf den Verf. die Ruinen der Tintern-Abbey, und die Bemerkungen, welche er daran knüpft, zeugen von einem

tiefen und edeln Gefühle, welches überhaupt das ganze interessante Buch durchzieht. Zu Birmingham sah der Verf. vor seinen Augen graues Löschpapier in kurzer Zeit in elegante, schön gemachte, glänzend gefirnißte Etuis und Portefeuilles sich verwandeln, sowie dicken Messingdraht in feine spitzige Stecknadeln. Aber es wurde dem Verf. unheimlich in dieser Stadt mit ihren rauchenden Dampfschornsteinen und polternden Fabriken, worin Kinder, einige nicht älter als fünf bis sechs Jahre, die Freuden ihrer Jugend für zwei Schilling wöchentlich verkaufen müssen. Er freute sich daher, sich bald an dem großartigen Anblicke von Warwick-Castle, laben zu können, einem Schlosse, das seit einem Jahrtausend ununterbrochen und ungetheilt in dem Besitze des Stammesältesten Einer Familie geblieben ist. Wenn dieses Schloß die glänzendste Seite der britischen Aristokratie zeigt, so ist es Penrhyn-Castle in Wales, welches den Reichthum und Geschmack der industriellen Geldaristokratie offenbart. Dieses Schloß wurde von Hrn. Pentland, dem unermeßlich reichen Besitzer der benachbarten Schieferbrüche, ausgeführt, nachdem er nach dem Tode des letzten Lords Penrhyn die ganze Umgegend angekauft hatte. Auf einem Hügel erhebt sich das gewaltige Schloß von königlicher Ausdehnung, aus rohen schwarzen Marmorblöcken ganz im altsächsischen Style aufgebaut. Die Eintrittshalle von der Größe einer Kirche weckt Erwartungen, die das Innere des Schlosses vollkommen befriedigt; alle Verzierungen sind aus dem Stein herausgemeißelt, nirgend treten Stuck oder ähnliche Aushülfsmittel an die Stelle der Pracht der Ciselirungen, die besonders bei der reichen Haupttreppe in das Erhabene übergeht." Der Erbauer, als Repräsentant des titellosen Kaufmannsreichthums, warf durch Erbauung dieses Marmorschlosses der Geburtsaristokratie des adelstolzen Englands dem Fehdehandschuh hin. Der Marquis von Westminster hob ihn auf und erbaute bei Chester Eatenhall mit einem Aufwande von 500,000 Pfund im reinsten gothischen Style; „aber", urtheilt der Verf., „der eiserne Wille und die Genauigkeit des Kaufmanns fehlten, und das Ganze ist nicht in allen seinen Theilen von gleichförmiger Harmonie". Der Verf. besichtigte dann Liverpool und Manchester, durchreiste die Grafschaft Cumberland und schiffte nach der „grünen Insel" hinüber.

Der Verf. schildert den Nothstand der Irländer so, wie er denselben fand, ohne Übertreibung, aber eben darum desto eindrucksvoller. Es ist ein armes Volk diese Irländer, und das ganze Unglück des Celtenstammes lastet auf ihnen. Wo nur Celten hausten, wurden sie unterjocht, in Spanien, in Gallien, in Britannien, in Schottland, in Irland. Diesen wesentlichen Volksunterschied, für den eine zweitausendjährige Geschichte zeugt, hat der Verf. nicht berührt, und doch erklärt er fast Alles. Wären die Irländer vom germanischen Elemente durchdrungen, so würden sie keine Sklaven der Priester und schwerlich ein Anhängsel Englands sein. Sollten sie je unabhängig werden, wozu wenig Aussicht vorhanden ist, so würde sogleich das leichtsinnige, heiße Element der Celten hervortreten und sie unter und in sich selbst zerfallen. Darum kann O'Connell nie für Irland ein Heiland sein. Der Verf. entwirft von diesem merkwürdigen Manne folgende Skizze: „Er ist ein jovialer, gutmüthiger Mann, mit durchdringendem Scharfsinn, mit besonnener Klugheit, ein Fahnenträger, nicht ein Führer der Zeit, die ihn ergriffen hat, damit er ihre Zeichen verkünde, wie der Strohhalm, der den Lauf der Wellen anzeigt. Und dieses Amt verwaltet er gewissenhaft, aber er eilt seiner Zeit nicht voraus, er bleibt ein Mann der Gegenwart, nicht der Zukunft. Die Flamme, die ihn erwärmt, ist das immer gleich fortglimmende Feuer der Vaterlandsliebe und des Mitgefühls für das namenlose Elend seiner Landsleute, nicht der zuckende Blitz des schaffenden Genies; er ist im Stande, das Vorhandene zu bilden und zu formen, aber die Schöpfungsgabe, die Alles aus Nichts hervorbringt, mangelt ihm." Leider ist das celtische Volkselement dem Nichts verwandter, weit verwandter als das germanische, oder selbst das slawische und finnische.

Der Verf. besuchte das legendenreiche Jona, Columban's heilige Insel. Die vielen Gräber schottischer und irischer Könige sowie norwegischer Jarls auf dieser Insel hatten ihre Ursache in der Prophezeiung, daß sieben Jahre vor dem jüngsten Gerichte eine Wasserflut Erin und Caledonien verschlingen solle, während Columban's Insel unversehrt auf dem Ocean schwimmen werde, wie der Nachen auf der Welle. Über die Ruinen auf Jona berichtet der Verf. viel Interessantes, obschon er sich nur sehr kurze Zeit auf diesem merkwürdigen Felsen aufhielt, um die Besichtigung der berühmten Fingalshöhle nicht zu versäumen.

Über die schottischen Hochlande berichtet der Verf., daß der Unterschied zwischen Hochland und Niederland jetzt unmerklich sei, daß die Sprache Ossian's im Gebirge allmälig aussterbe. Das celtische Element ist also hier seinem völligen Erlöschen nahe. Stirling-Castle nennt der Verf. das erste Königsschloß der Welt. „Gebieterisch steht es auf isolirten Felsenmassen, die flache Gegend beherrschend, der Mittelpunkt eines gewaltigen Kreises von Gebirgen, gleich einem mittelalterlichen Könige, der das Volk überragt, der Brennpunkt und die höchste Blüte des Adels." Sehr interessant schildert der Verf. den Gegensatz der zwei Haupttheile Edinburgs, das alte Königsschloß Holyrood und später die großartige Ruine von Fountain-Abbey, das großartigste Denkmale aus der Epoche des Katholicismus in Großbritannien.

Den Schluß des interessanten Werks bildet ein Blick auf Ungarn, der eigentlich ein hors d'oeuvre ist. Da er indessen dem Werke einmal angehängt ist, erlauben auch wir uns die Bemerkung, daß Ungarn die Erhaltung seiner freien Verfassung hauptsächlich dem Umstande verdankt, daß seit drei Jahrhunderten der König außerhalb des Landes residirt. 138.

Notizen.

Ein junger Mann, dessen Physiognomie etwas Unheimliches hatte, kam neulich zu Ward, einem der ersten londoner Apotheker, und foderte unter dem gewöhnlichen Vorgeben, Ratten damit vergiften zu wollen, Arsenik. Nach einigem Zögern ward ihm von dem Apotheker eine Dosis, in Papier gewickelt, zugestellt. Der junge Mensch begab sich sogleich in ein Wirthshaus, ließ sich Warmbier bringen und warf das Gift hinein. Nach wenigen Minuten empfand er ein heftiges Brennen in den Eingeweiden und bereute, was er gethan hatte. Er ließ den Wirth rufen und sagte zu ihm: „Ich habe mich vergiftet; laufen Sie zu Herr Ward, dem Apotheker. Er soll geschwind kommen und seine Magenpumpe mitbringen, um den Arsenik aus dem Leibe zu schaffen, den ich verschluckt habe; sonst bin ich verloren." Der Wirth eilt unverzüglich, sich des Auftrags zu entledigen, und ist ganz verwundert, daß der Apotheker über seine Erzählung lächelt. Als er ihm über solche Fühllosigkeit Vorwürfe macht, erwidert Ward: „Seien Sie unbesorgt, es ist nichts: den Vorsatz des jungen unbesonnenen Menschen durchschauend, habe ich ihm, statt Arseniks, Brechweinstein gegeben, der ihn physisch wie moralisch reinigen wird." Der junge Mann hat sich bei dem Apotheker bedankt und versichert, er denke nicht mehr daran, sich das Leben zu nehmen.

Ein Municipalgardist arretirte vor einiger Zeit oberhalb Montfaucon einen gewissen Pivert, Parfumeur, als dieser eben im Begriff war, sein Gewehr zu laden, und denuncirte ihn geradezu als Jagdfrevler. Vor Gericht sagt der Angeklagte: Freilich habe ich gejagt; aber was? Gardist: Wahrscheinlich Wild. Angeklagter: Was für Wild? Gardist: Was weiß ichs? Angeklagter: Nun, wohlan denn, ich jagte Ratten, wenn Ihr es denn wissen wollt! Gardist: Ratten! recht so; wie schlau! Sie hatten zwei Hunde bei sich; wenn Sie auf die Rattenjagd gehen wollten, hätten Sie Katzen mitbringen müssen!" — Das Gericht hält das Vergehen nicht für völlig erwiesen, spricht Pivert frei und verfügt, daß ihm sein Gewehr zurückgegeben werde. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 356. —— 22. December 1837.

Die Abenteuer des Simplicissimus. Ein Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Herausgegeben von Eduard von Bülow.

(Fortsetzung aus Nr. 355.)

Wir haben das Selbstbekenntniß, mit welchem Simplicissimus die Erzählung seines Lebenslaufes schließt, absichtlich hergesetzt, weniger um eine Probe der Schreibweise des Autors zu geben — denn hierzu hätten wir eher eine andere Stelle ausgehoben, aus welcher der sonst vorherrschende heitere Ton erhellte —, als vielmehr deshalb, weil in ihm die tiefere sittliche Bedeutung, die dem Buche unzweifelhaft zu Grunde liegt, sich unumwundener als irgend sonst ausspricht. Zwar weist gleich zu Anfang die Art, wie Simplicissimus seinen Aufenthalt bei dem Einsiedler schildert, darauf hin, daß es ihm bei Erzählung seines Lebens nicht allein auf dessen äußere Schicksale ankomme, daß ihn nicht minder die Geschichte seiner innern Entwickelung beschäftige, und auch weiterhin finden sich Hindeutungen darauf genug. Er erkennt es, wie er nach und nach und nicht blos durch Schuld der Umstände, vielmehr durch eigne von dem rechten Wege, den ihm des Einsiedlers Lehren bezeichnet hatten, abkommt; er beklagt die Verkehrtheit, die ihn in den Trübsalen, die über ihn kamen, die höhere Führung, die ihn zu jenem zurückleiten sollte, verkennen oder trotzig verachten ließ; er verspottet die Schwäche, mit der er die besten Vorsätze fast in dem Augenblicke, wo er sie faßte, wieder aufgab. Aber alles dies tritt doch, und ganz mit Recht, zurück gegen die Fülle wechselnder Ereignisse und Begebenheiten, die ihn in ihrem Strom mit fortreißen, und es ist als ob der alte Leichtsinn, der ihn durch sein früheres Leben begleitet hatte, beim Schreiben wieder erwacht wäre und die etwa aufsteigenden ernstern Gedanken hier wie dort schnell verjagt hätte. Erst dann, als die Weltlust sattsam gebüßt und ihm äußere Ruhe in vollem Maße zu Theil geworden ist, gewinnt in seinem Gemüthe, das bei allen Verirrungen doch nie ganz abtrünnig von dem Bessern geworden ist, die ernstere Überlegung dauernder Raum, und mit ihr dringt das Gefühl bitterer Reue über das verfehlte Leben unabweislich durch. So wirkt nun das Geständniß, in dem er das Resultat seines Lebens mit innerlichster Wahrhaftigkeit darlegt, am rechten Platze um so ergreifender, je mehr man bis dahin durch den vorwaltenden guten Humor verwöhnt worden, und in der Rückkehr des Erzählers zu der stillen, frommen Lebensweise, die ihm jetzt durch den Vorgang seines Vaters um so werther erscheinen muß, und von der er sich nach rasch und wild verlebter Jugend allein Beruhigung und Frieden versprechen darf, findet das Ganze seinen bedeutsamen, passenden Schluß. Eben deshalb billigen wir es sehr, daß der Herausgeber ein sechstes Buch, das in der zweiten Ausgabe schon und in allen folgenden angefügt ist, und in dem Simplicissimus den Waldaufenthalt wieder verläßt und endlich, allerdings wie der Herausgeber bemerkt, ein früherer Robinson als der de Foe'sche, auf eine wüste Insel kommt, weggelassen hat. In der ersten Ausgabe, deren Text, als den echtesten, reinsten, der Herausgeber mit löblicher Sorgfalt überhaupt zu Grunde gelegt hat, findet es sich noch nicht, und wenn es auch nicht grade von fremder Hand sein sollte, steht es doch den andern Büchern in mancher Hinsicht nach, ist jedenfalls unnütz und hebt sogar die Wirkung, die der Schluß des fünften macht, wieder auf.

Wie sehr übrigens durch jene Beachtung der Geschichte des innern Lebens der „Simplicissimus" vor allen den andern sogenannten Romanen jener Zeit, vor den politischen und galanten, den Helden-, Liebes- und Wundergeschichten, vor denen er freilich auch sonst nicht weniger als Alles voraus hat, sich auszeichne, hat der Herausgeber mit Recht hervorgehoben, und man kann diesem, wenn man in der poetischen Durchführung einer solchen psychologischen Tendenz eine Haupteigenthümlichkeit des modernen Romans anerkennt, darin, daß er den „Simplicissimus" als den ersten deutschen Originalroman betrachtet, nur beipflichten. Als ein poetisches Verdienst muß man es aber dem Autor, bei der in seiner Zeit so allgemeinen Neigung zu breitem Moralisiren, auch anrechnen, daß, so offenbar er nicht zu bloßer ergötzlicher oder müßiger Unterhaltung geschrieben, sondern es noch auf Ernsteres abgesehen, er sich doch wohl gehütet hat, selbst eine baare Lehre auszuziehen.

Von dem Werthe, der diesem Roman in geschichtlicher Hinsicht beigelegt werden muß, weitläufig zu sprechen, liegt außer unserer Absicht. Wir besitzen in ihm eine Schilderung der spätern Zeit des dreißigjährigen Krieges, die so treu und wahr, so lebendig und aus eigner Anschauung hervorgegangen erscheint, daß man ihn mit Recht

als eine höchst vorzügliche geschichtliche Quelle betrachten darf. Von dem ganzen Leben und der Sitte jener Zeit, namentlich aber von der Hinzettelung des Krieges, der grenzenlosen Verödung des Landes, dem wilden wüsten Treiben der ausgeartetsten Soldateska, von dem Elend, unter dem die geplagten Bauern in dumpfe Roheit versanken, der Sittenlosigkeit, die in den höhern Ständen einriß, kurz von all dem Unheil, das damals, wie nie, über Deutschland kam, und an dessen Folgen dieses so schwer und noch so lange nachher daniederlag, wird man sich aus keinem Buche eine gleich deutliche und lebendige Vorstellung machen können als aus dem „Simplicissimus", „dessen herrlicher Geist", wie in der Vorrede zur Ausgabe von 1713 gut gesagt ist, „die Welt weit anders als aus Büchern kennt und aus eigner Erfahrung, deutsch, aufrichtig, ohne Falsch, scheingleißende Aufschneiderei und mit Bestand der Wahrheit durchgeht". Auf Einzelheiten wollen wir, wie gesagt, nicht eingehen, zumal da schon aus dem gegebenen Auszuge die Punkte, welche hier besonders in Betracht kommen, leicht erhellen. Auch sind es eben nicht blos solche einzelne Schilderungen, die wir besonders hervorheben könnten, in denen uns das Thun und Treiben der damaligen Zeit vor Augen geführt wird; sie fehlen zwar nicht, aber, leicht und ungezwungen in die Erzählung eingeflochten, dienen sie nur zur Vervollständigung und weitern Ausführung des Bildes der Zeit, das schon aus den Schicksalen und aus dem Wesen des Simplicissimus selbst, der ihr echtes Kind, wenn auch eins von den bessern, ist, hervortritt.

(Der Beschluß folgt.)

Mémoires de *Richard Lenoir*, ancien négociant, manufacturier et chef de la 8me légion de la garde nationale de Paris. Paris 1837.

Wir leben im Zeitalter der materiellen Interessen; eine Thatsache, die manche Staatsphilosophen vielleicht bedauern mögen, die aber abzuleugnen wol schwerlich von irgend Einem gewagt werden dürfte. Unter diesen Interessen sind es aber vornehmlich die der fabricirenden Industrie, deren Beförderung sich die meisten Regierungen ganz besonders angelegen sein lassen und für die auch selbst bei den Völkern durch die Organe ihrer Wünsche der Schutz der Staatsmacht am häufigsten und lautesten in Anspruch genommen wird. Gehört nun auch der Verf. dieser Memoiren in dem Bereiche eben dieser Industrie zu den merkwürdigsten Erscheinungen unserer Zeit, so blieb doch im eignen Vaterlande sein Name jahrelang fast der Vergessenheit übergeben; ja, sogar seine physische Existenz befand sich gefährdet, als zuerst Privatwohlthätigkeit die Sorge für diese übernahm. L. nämlich, der Schöpfer eines der wichtigsten Industriezweige des neuern Frankreichs, der Baumwollenfabrikation, durch deren schwunghaften Betrieb er Besitzer von Millionen ward, versank in Folge der großen Katastrophe, die dem europäischen Continente seine politische wie seine commercielle Freiheit wiedergab, plötzlich in die äußerste Dürftigkeit, sodaß es ihm, dem sein Land so viel verdankte, an Brot und Obdach für sein Alter gebrach. In dieser traurigen Lage nahm ein Kaufmann zu Paris sich seiner an und überwies ihm eine Wohnung in eben jener Vorstadt St.-Antoine, die seine Betriebsamkeit während einer Reihe von Jahren so sehr belebt hatte. Das außerordentliche Misgeschick des Mannes gelangte zur Kenntniß der königlichen Familie, unter deren Patronat eine Subscription eröffnet wurde, wobei sich der Großhandelsstand von Paris bald werkthätig betheiligte und die, wie man hoffen darf, bei der Fabrikindustrie von ganz Frankreich Anklang genug finden wird, diesem um sie so hoch verdienten Bürger eine sorgenlose Existenz für seine letzten Lebenstage zu bereiten. Nach dieser Vorausschickung wollen wir den Memoiren selbst einige der bemerkenswerthesten Schicksalsmomente ihres Autors entlehnen, insofern solche vorzugsweise in Eingangs erwähnter Beziehung Bedeutung haben.

Gleich mehren der größten Kaufherren der Welt schwang sich auch R. L. von der untersten Stufe des Glücks zu dessen Gipfel empor. In einem kleinen Dorfe der Normandie geboren, war seine erste Beschäftigung, die Truthühner zu hüten. Die Lebensweise der normännischen Bauern war zu jener Zeit sehr rauh. Ihre gewöhnliche Tageskost, die auf drei Sous zu stehen kam, bestand in einem Brei von Haidekorn und in gegohrener Milch; dazu kam noch ein schwarzes und feuchtes Brot von unzeitigem Korn, das, da nur alle vierzehn Tage gebacken wurde, verschimmelt und von widerlichem Geschmacke war, bevor es noch zur Hälfte verzehrt werden konnte. Vermochten die Pferde nicht allen Hafer zu verzehren, so theilten die Bauern mit ihnen, und dieses anderweitige Nahrungsmittel wechselte mit dem Haidekorn. Das Pfund Salz kostete wegen der darauf lastenden Steuer 16 Sous; sohin waren diese Unglücklichen außer Stande, sich desselben in hinreichender Menge zu bedienen, um ihre elenden Mahlzeiten minder ungesund zu machen. Auf eine so kümmerliche Mahlzeit beschränkt, waren sie noch schlechter bekleidet. Im strengsten Winter hatten sie nur einen Anzug von grober Leinwand; Wollenkleider waren ein durchaus unbekannter Luxus. Indessen gab L. von frühesten Jahren an Beweise seines Speculationsgeistes. So erhielt er einstens als Neujahrsgeschenk sechs vorzüglich schöne Wallnüsse, die er, wohl überlegend, daß solche sechs Nußbäume erzeugen und diese sehr viel Nüsse bringen würden, anstatt zu verzehren, aussteckte, ohne jedoch freilich den Ertrag abzuwarten, da sich inmittels seine Hoffnungen andern Gegenständen zugewandt hatten. Bisweilen übte sich des jungen L. Industrie auch in minder unschuldigen Unternehmungen. Der Gutsherr, dessen Pachter sein Vater war, hatte vier mit den prächtigsten Tauben gefüllte Schläge. L. gewann Vorliebe für Tauben und verschaffte sich deren einige Paare; andere eignete er sich zu und hierauf bewahrte er all dieses Gut verschiedenen Ursprunges in einem von ihm selbst hergerichteten Behälter. Dies war der Anfangspunkt. Es trat ein rauher Winter ein und die Erde war mit Schnee bedeckt; die Taubenschläge des Schlosses aber wurden nur sparsam mit Nahrung versehen. R. entwandte seinem Vater Getreide, womit er die Tauben des Gutsherrn zu sich lockte, und als dieser endlich den ihm gespielten Streich gewahrte, waren von seinen achttausend Tauben bereits sechstausend verkauft, verzehrt oder als Reservevorrath eingesalzen. Diese ungeheuere Verheerung jedoch trug dem jungen L. kaum so viel ein, sich ein Paar mit Eisen beschlagene Schuhe anzuschaffen. Allein mittels dergleichen Speculationen sollte er nicht zu Reichthum gelangen. Auch verließ er, entschlossen, auf andern Wegen das Glück zu versuchen, sein väterliches Haus mit 12 Francs in der Tasche, ohne Protectionen, ohne Führer, ja, selbst ohne recht zu wissen, wohin er seine Schritte lenken sollte. Unter so dringenden Umständen ist der Ehrgeiz bescheiden. L. wurde anfangs Bedienter, dann Aufwärter in einem Kaffeehause. Später versuchte er es mit allen Gewerben, mit der Mäkelei, vornehmlich aber mit der Contrebande; es war dies gleichsam eine Erinnerung an seine Kindheit. Dies geschah zur Zeit des Consulats, wo die Regierung grade diejenigen staatswirthschaftlichen Doctrinen befolgte, die dem Schmuggelhandel am förderlichsten sind. Sie verbot nämlich ausländische Erzeugnisse, welche die französische Industrie hervorzubringen nicht vermochte und wonach die ganze Nation begierig war. Sie glaubte, das Ver-

bot reiche hin, damit man sich ihrer enthalte. In der That war der Paschhandel zu jener Epoche der einträglichste und Jedermann bot dazu die Hände. Dabei herrschte ein großer Luxusaufwand an Kleidern, worin Männer und Frauen es einander zuvorzuthun wetteiferten, und Niemand bekümmerte sich um jene mürrischen Gesetze, die eine Toilette nach den Foderungen der Mode unmöglich machten. Dem Gesetzgeber selbst, von dem das Verbot englischer Gewebe ausging, würde es leid gethan haben, nicht in dem feinsten überseeischen Kasimir sich zu kleiden, und der mit der Handhabung dieses Verbots beauftragte Zollbeamte würde nur ungern der contrebanden Piquéweste und Musselincravatte entsagt haben. Das Publicum ermangelte nicht, das Beispiel gewissenhaft zu befolgen. Es ermuthigte auf alle Weise die Einschwärzer, überhäufte mit Verachtung Die, welche sie angaben, und diese allgemeine Billigung der Übertretung des Gesetzes sicherte eine unfehlbare Straflosigkeit. L. schmuggelte so viel, als ihm nur irgend möglich war, und trug seinerseits nicht wenig dazu bei, Paris mit englischen Manufacturerzeugnissen zu überschwemmen, als plötzlich ein an sich höchst unbedeutender Umstand ihm seinen wahren Beruf offenbarte.

Eines Tages nämlich, wo er grade müßig war, hatte er ein Stück verbotenen Musselin unter der Hand. Anfangs ganz maschinenmäßig rührt er es an; hierauf, aufmerksamer, zählt er die Fäden und wiegt sie. Er gewahrt mit Erstaunen, daß acht Ellen Musselin nur ein Pfund Baumwolle enthalten; daß der Urstoff jener acht Ellen, die um 80 Francs verkauft werden, nur 12 Francs kostet. Er gelangt sofort mit einem Blicke zu der Entdeckung, daß dabei große Gewinnste zu machen und ein weit umfassender Betriebszweig darauf zu begründen ist; er nimmt sich vor, sein Vaterland damit zu beschenken. Von diesem Augenblicke an wird L. wahrhaft bewunderungswürdig, und seine hartnäckige Kühnheit, sein kräftiger Wille verdienen der Vergessenheit entrissen zu werden. Um sein Project zur Ausführung zu bringen, hat er weder Maschinen noch Arbeiter. Zuerst muß er die Art zu spinnen, sodann die zu weben und endlich die Geheimnisse der unterschiedlichen Fabrikationen auffinden; nach dem Allen aber bedarf er Menschen, die ihn begreifen. Diese Hindernisse schrecken ihn nicht ab. Er wirbt einige arme Engländer an, die kaum im Besitz der ersten Kenntnisse von diesem Betriebszweige sind. Nach den unförmlichen Zeichnungen von Einem derselben läßt er Werkstühle zimmern, nicht etwa von einem Mechanikus, sondern von dem Schreiner, der ihm seine geheimen Verschläge zum Behuf der Contrebande anfertigte. Er stellt dieses wunderliche Rüstwerk in einer leeren Schenke auf, und die erste Baumwollenmanufactur Frankreichs fängt an in Thätigkeit zu treten. Durch den ersten Erfolg ermuntert, improvisirt er unaufhörlich Maschinen und Arbeiter; er füllt damit alle vacanten Kneipen an, und als er deren keine mehr zu miethen findet, schaut er um sich. Er entdeckt im Mittelpunkte von Paris ein ungeheueres Kloster, das als Nationaldomaine dem Kriegsministerium überwiesen war. Das Kloster gefällt ihm, und ohne weitere Umstände bemächtigt er sich desselben; und als nun der erstaunte Minister seinen Agenten hinschickt, um die widerrechtliche Besitznahme außer Zweifel zu setzen, bleibt dieser ganz bestürzt bei dem Anblicke von 200 Werkstühlen in voller Thätigkeit. Anstatt seine Sendung zu erfüllen, eilt dieser Abgesandte, überall das Wunder zu verkündigen, dessen Augenzeuge er war. So wichtige Resultate, eine so sonderbare Verfahrungsart zogen die Aufmerksamkeit des ersten Consuls auf sich. Er wollte mit eignen Augen sehen; er untersuchte sorgfältig die kleinsten Details, und nachdem ihm L. die Versicherung ertheilt, daß binnen Kurzem die neue Industrie für den Verbrauch von ganz Frankreich hinlängliche Waaren liefern würde, begab er sich nachdenkend und verwundert hinweg. Vielleicht verfiel er bei diesem Anlaß zuerst auf den Gedanken des Continentalsystems. Allein bereits vermochte das Kloster dem Unternehmungsgeiste R.'s nicht mehr zu genügen. Er bekam Lust zu einem zweiten, gegenüber dem ersten. Doch diesmal ging er regelmäßiger zu Werke; er wandte sich mit einem Gesuche an den Seinepräfecten. Schon fingen die Präfecten an, die Ausübung der ihnen überwiesenen Gewalt mit jener gebieterischen Form zu bekleiden, die späterhin, unter dem Kaiserthume, Amtsgebrauch wurde. L. wird vorgeladen; kaum grüßt ihn der Präfect, erklärt ihm jedoch mit gravitätischer Amtsmiene, es könne seinem Begehr nicht willfahrt werden, weil man mit diesem Kloster gewisse Absichten und zu diesem Behufe bereits gewisse Bauanschläge aufgestellt habe, diese administrativen Mühen aber nicht umsonst aufgewandt bleiben dürften. Vergebens stellt dagegen L. das Interesse des Landes in Erwägung, die Zukunft einer aufblühenden Industrie, das Schicksal von Arbeitern, die im Elende sind und einer Beschäftigung erharren, die ihnen Brot gibt. „Es wird nichts daraus", sagte der Präfect mit dem peremptorischen Tone eines Mannes, der keinen Widerspruch dulden mag. „Ich brauche dieses Gebäude", antwortet hierauf L. mit Stolz; „bevor noch zwei Stunden vergehen, werde ich Ihnen und Ihrem Befehle zum Trotz darin sein." Er geht fort, ruft seine Leute zusammen, läßt die Thüren einschlagen, die Scheidewände der Zellen hinwegräumen, seine Werkstätte aufrichten und führt militairisch seine Arbeiter in das eroberte Kloster ein.

Es war dies allerdings ein heftiges, ziemlich gewagtes Beginnen, um so mehr, als der erste Consul es eben nicht gern sah, daß man der Autorität seiner Präfecten Hohn sprach. Allein sei es nun, daß der Feldherr mit der Kühnheit des Manufacturisten sympathisirte, oder daß Frankreichs neuer Gebieter wenig Geschmack an Erörterungen über den Ursprung des Eigenthumsrechts fand, Bonaparte billigte durch sein Stillschweigen diesen industriellen 18. Brumaire. Er that sogar noch mehr; er wollte über die Wiege einer Industrie, die seiner Politik eine willkommene Stütze verhieß, einen gewissen Glanz verbreiten. Somit wurde denn L. an einem Decadi zu einer Versammlung der Gesellschaft der Künste in der ehemaligen Kirche des Oratoriums geladen, wo ihm zu Ehren ein Fest in dem theatralischen Geschmacke jener Zeit veranstaltet worden war. Beim Schalle eines weithin rauschenden Marsches, den das ganze Orchester der Oper ausführte, ward unser normännischer Bauer von zwei Commissarien der Gesellschaft durch die Menge geleitet und ihm, dem Präsidenten gegenüber, ein Platz auf einem Ehrensessel in einer auf das prachtvollste ausgeschmückten Tribune überwiesen. Ein pomphafter Bericht erzählte den Gang, den L. seit Errichtung des ersten Werkstuhls bis zu dem Augenblicke verfolgt, wo endlich der Belang seiner Hülfsquellen und die Größe der Resultate im Begriffe waren, den Reichthum und die commercielle Unabhängigkeit des Landes sicherzustellen. Die französische Nation war damals wunderbarer Weise ganz eines Sinnes mit der Regierung; sie hatte sich noch nicht bis zur Opposition verstiegen. Diese glänzende Versammlung nahm demnach jenen Bericht mit enthusiastischem Beifall auf, und die Aufregung war so groß, daß R., ganz außer sich und vom Nachahmungsgeiste hingerissen, wie er recht naiv gesteht, auf dem Punkte stand, sich selbst laut zu bewundern. Der Taumel stieg endlich aufs Höchste, als der zweite Consul in Person, Cambacérès, dem glücklichen Industriellen eine ungeheuere Krone von Eichenlaub auf das Haupt setzte. Nach geschlossener Sitzung speiste der ehemalige Hüter der Truthühner bei dem zweiten Staatsbeamten der Republik. Von nun an war der Aufschwung von R.'s Fabrikbetrieb unermeßlich. Nicht nur Paris kam derselbe zu statten; ganze Provinzen nahmen bald Theil daran. In der Picardie, wo die geschicktesten Weber Frankreichs aus Mangel an Arbeit vor Hunger starben, rief er 300 Werkstühle ins Leben; zu Alençon wies er zuerst 40 Werkstühle in eine Scheuer ein; hierauf nächst verwandelte er in der nämlichen Stadt die Benedictinerabtei in eine herrliche Spinnerei. Aulnay im Departement Calvados, Caen, l'Aigle gelangten nacheinander zum Besitz der

neuen Industrie. Bei Leitung dieser weit verbreiteten Bewegung verfuhr R. stets mit gleicher Entschlossenheit. Einst fuhr er mit Post nahe bei Seez vorbei; man war eben daran, die weitläufige Abtei St.-Martin niederzureißen. Er läßt halten, steigt aus dem Wagen, besichtigt das Gebäude, tritt in Handel und kauft es. Sofort errichtet er in demselben 100 mule ferries zum Spinnen und 200 Werkstühle zum Weben, und schafft so gleichsam im Laufe eine seiner bedeutendsten und schönsten Manufacturen. L. sah sich von 1808 an im Besitze von 39 Fabrikanstalten, die in Thätigkeit waren, und bei denen sich 15,000 Arbeiter angestellt befanden, die er alle selbst zu dieser ganz neuen Hantirung abgerichtet hatte. Warb er Menschen an, so war sein Verfahren dabei oft ebenso wunderlich, wie wenn er Fabrikstätten in Besitz nahm. Einstmals war er im Begriff, einer seiner Provinzialfabriken eine ganze Truppe verhungerter Komödianten zuzuschicken, um auf diese Weise Arbeiter zu zweierlei Zwecken bei der Hand zu haben, nämlich Weber in der Woche und Künstler an Sonn- und Festtagen. Allein oft leitete ihn, man darf es nicht unerwähnt lassen, ein höherer und ernsterer Gedanke. Er war der Erste, der Werkstätten für verlassene Kinder gründete; der Erste, in Frankreich wenigstens, der Werkstätten in Gefängnissen schuf; und dies war gewiß eine fruchtbare, eine wahrhaft philanthropische Idee, deren Resultate sich mit jedem Tage fühlbarer machen. Auf diesem Wege nun gelangte R. dahin, seiner eignen Angabe zufolge, jeden Tag tausend Stück Zeuch zu fabriciren, die mit der größten Schnelligkeit und selbst zu den höchsten Preisen abgesetzt wurden, wofern man sie nur unter Verhehlung ihres französischen Ursprungs als fremde Waaren auszubieten vermochte. Um aber dieser Laune der Mode und des Geschmacks zu huldigen, versah er die zu Paris gefertigten Stoffe oft mit englischem Stempel, und bei diesem Ursprungs-Certificat fehlte es niemals an Käufern. So gelang es ihm denn, monatlich einen Nettogewinn zum Belauf von 40,000 Francs sich zu berechnen. In kurzer Zeit wurde L. zugleich mit Reichthümern und Ehren überhäuft. Sein Activvermögen belief sich auf acht Millionen. Vom Kaiser zu Rathe gezogen, vor den Staatsrath berufen, um demselben über hohe Industriefragen belehrende Auskunft zu ertheilen, ward derselbe in rascher Zeitfolge zum Mitgliede des allgemeinen Handelsrathes ernannt und der achten Legion der pariser Nationalgarde als Oberst zugewiesen. Allein so groß sein Glück, so groß war auch das Misgeschick, das ihm vorbehalten war. Innerhalb 24 Stunden sah er sein ganzes Vermögen dahinschwinden, nachdem in Folge der schon Eingangs erwähnten Katastrophe mit einem Male alle Eingangszölle auf fremde Baumwollenfabrikate aufgehoben worden; denn dieser Industriezweig war damals in Frankreich noch zu jung, um ohne Unterstützung von Staatswegen eine so furchtbare Concurrenz bestehen zu können. 17.

Mancherlei.

Der Zeitgeist ist ein wunderliches Alles und Nichts. Will man ihn verachten, so ist er da, und will man ihn fassen, so ist er verschwunden. Er hat seine Geschichte und Perioden, bei aller Unstetigkeit und Metamorphose. In Deutschland lassen sich seit 50 Jahren und darüber folgende Perioden unterscheiden. Die erste hatte großes Vertrauen zur Menschheit, suchte Vervollkommnung durch Beseitigen alter Vorurtheile und Erleuchtung des Geistes. Dies zeigte sich in heterodoxer Behandlung religiöser Begriffe, durch freiere Gebilde der Dichtkunst im Gegensatz mit alter Steifheit, durch Ablegung des äußerlich Unbeholfenen und Umständlichen im Lebensumgange und den Sitten, sowie durch leichtere und raschere Befriedigung der Genußlust. Man ward damals vor dem Bestehen des Kirchenthums sowie vor allem Bestehen bange. Diese Richtung entlud ihre Gesammtkraft in der französischen Revolution und machte diese anfangs den Meisten genehm. Jetzt ergriff man Kant's Philosophie als ein neues Evangelium; die Dichtkunst schuf glänzende Werke, das Kirchenthum trat noch mehr in den Hintergrund, ein freierer Lebensumgang ward mit französischer Sitte herrschend. Hierauf folgte durch Napoleon ein Druck der Zeit, welcher einsehen ließ, wie viel besser Alles sonst gewesen, und es entsprang ein Verlangen nach dem Alten, außer bei Denen, welche mit jedwedem Revolutioniren kecklich fortgingen. Selbst Philosophie und dichterische Romantik machten es in Deutschland Vielen zu arg, das Kirchenthum sank im Ganzen noch mehr, nur schenkten ihm Manche der Gebildeten wieder größere Gunst und wurden sogar katholisch. Hierauf wurde die Periode des Rückwärtsgehens zum Gewesenen vorbereitet, in welcher wir jetzt zu leben scheinen. Einige wollen bis ins Mittelalter zurück; der Pietismus hält an alter Orthodoxie und befehdet den *Rationalismus*; die Philosophie wird mystisch, oder man meint sie zu *beseitigen*; die Dichtkunst befreundet sich mit ähnlichen Bildern; der *Lebensumgang* wird ernster und verliert selbst bei der Jugend an Munterkeit und Leichtsinn. Bei Erwägung dieser Periode läßt sich wohl erkennen, daß eine aus der andern hervorgegangen; aber dennoch ist schwer zu bestimmen, was demnächst bevorstehe: ob der Kreislauf wieder anfange, oder welche neue Richtung sich zeigen möge. Nur hat das Princip der Stabilität bei den Meisten so viel Eingang gewonnen, daß man von dem gewaltigen Fortschreiten der Menschheit — ausgenommen Dampfschiffe und Eisenbahnen — wenig mehr hört, und daß die darauf gebauten Hoffnungen zu unruhigen Jugendträumen gezählt werden.

Nach Leibnitz unterscheiden die Theologen über die Vernunft und gegen die Vernunft. Die Philosophie muß gleichfalls diesen Unterschied festhalten, sieht aber alsdann, daß die Theologen das Übervernünftige, z. B. Lehre vom Vater, Sohn und Geist, Erlösung durch Christum u. s. w., in ein Gegenvernünftiges, Dreieinigkeit, Satisfactionslehre, verwandeln, wo es dann schwer wird, vermöge Beseitigung gewisser scharfer Begriffsdefinitionen das Gegenvernünftige auf ein Übervernünftiges zurückzuführen, in welchem letztern Charakter es aller Religion zum Grunde liegt. Philosophen gehen darauf aus, mit einer dogmatischen Philosophie das Übervernünftige zu erkennen, wobei oft die Genügsamkeit ihrer Wißbegierde zu bewundern ist, indem sie mit einigen Worten oder Bildern sich zufrieden geben und auf Andere dünkelvoll herabsehen, die das Uebervernünftige für unerkennbar halten. Inzwischen hatte doch die Begierde nach voller Erkenntniß auch die Theologen zur Annahme des Gegenvernünftigen geführt.

Pascal spricht von der Verborgenheit Gottes in der Natur und von einer größern Verborgenheit in der Menschwerdung: „Il était bien plus reconnaissable, quand il était invisible, que non pas quand il s'est rendu visible." Dies gilt für alle Religion und Philosophie. In ihnen wird ein erstes Unbegreifliche, womit sie anheben müssen: Sein Gottes, Sein des Unendlichen, oder wie man es ausdrücken mag, angeblich zum nähern Verständniß gebracht durch ein zweites Unbegreifliche: Menschwerdung, Umschlagen des Unendlichen ins Endliche, Emanation u. s. w., welches noch weniger begriffen wird. Hier ließe sich eine Grenze zwischen dem ursprünglich unvermeidlichen Mysticismus und einem gemachten, angeschwemmten ziehen. Ersterer hält fest am ersten Unbegreiflichen, der zweite am zweiten, oder dritten und vierten.

Der Spruch Tertullian's: „Credibile, quia ineptum; certum, quia impossibile" (Glaublich, weil abgeschmackt; gewiß, weil unmöglich), bezeichnet die negative Stellung der religiösen Überzeugung zur lautern Faßlichkeit des Begriffs. Nur muß dabei das Über die Vernunft und Gegen die Vernunft der Theologen in Anschlag gebracht werden. 28.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 357. —— 23. December 1837.

Die Abenteuer des Simplicissimus. Ein Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Herausgegeben von Eduard von Bülow.

(Beschluß aus Nr. 356.)

Wie die bessern Schriftsteller der Periode, aus welcher der „Simplicissimus" stammt, sobald sie auf die Beschaffenheit ihrer Zeit, auf das Schicksal ihres Landes und Volkes zu sprechen kommen, entweder in einen trüben elegischen Ton fallen, oder zu den Waffen der Satire greifen, läßt sich sehr bald auch bei einem noch gar nicht tiefen Studium wahrnehmen; und daß dies nicht anders der Fall sein konnte, liegt auf der Hand. Der Autor des „Simplicissimus" gehörte zu den härtern Naturen, die sich mit Klagen nicht viel befassen; er gehörte aber auch zu den Glücklichen, denen bei aller der Noth und Trübsal, die sie erlebt und gesehen hatten, doch die Heiterkeit des Geistes nicht untergegangen war, die es verstanden, sich in den Lauf der Welt, wie er nun eben war, zu fügen und ihn zu ertragen, die Scharfblick und Unbefangenheit genug besaßen, um den Erscheinungen der Zeit auf den Grund zu sehen, aber auch guten Humors genug, um trotz dem traurigen Anblick, der sich ihnen da bieten mußte, doch weder zu seufzen, noch zu eifern, die vielmehr in Spott und Scherz die beste Erleichterung fanden. So wenigstens erscheint er uns aus seinem Buche, und in solcher Weise läßt er seinen Simplicissimus, den wir gewiß in der Hinsicht, von der wir sprechen, von dem Autor selbst nicht scheiden dürfen, erzählen, was er erlebt und was ihm begegnet. Allerdings ist dieser in der Zeit, in welcher er sein Leben zu erzählen begann, zu reifer Erkenntniß über sich selbst gekommen und damit wol ernster und nachdenklicher geworden, als er früher gewesen; aber Dasselbe, was wir von der Art, wie er in seiner Erzählung sich selbst betrachtet, bemerkten, läßt sich auch hinsichtlich der Auffassung und Darstellung seiner Zeit, wie er sie auf seinem Lebensgange kennen zu lernen die reichste und mannichfaltigste Gelegenheit hatte, wahrnehmen. Überall ist er mitten in Dem, was er erzählt oder beschreibt, und wie er sich selbst immer so gibt, wie er eben jedes Mal war, so trägt auch die Darstellung Dessen, was er sah, womit er verkehrte, worin er lebte, stets das Gepräge der unmittelbarsten Gegenwärtigkeit. Wie nun aber diese Unmittelbarkeit, mit der er sich in durchlebte Zustände, als wären sie nur eben erst eingetreten, zu versetzen vermag, seiner ganzen Erzählung den Ton des frischesten, wahrsten Lebens verleiht, wie aus ihr jene einfache, kunstlose Naivetät entspringt, die uns gleich zu Anfang aus der Beschreibung seiner Kindheit und seines Aufenthalts beim Einsiedler wunderbar anspricht, so bringt sie es auch mit sich, daß seine Schilderungen immer den Eindruck wiedergeben, den die Dinge damals, als er sie wahrnahm, auf ihn machten; und selbst in den Betrachtungen, die er dann und wann anknüpft, erscheint er, wenn auch nicht ganz, doch weit mehr als Der, der er war, denn als Der, der er jetzt, wo er erzählt, ist. So mag freilich in den Strafreden, die er gleich bei seinem ersten Eintritt in die Welt in der Festung Hanau hält, Manches gar zu gelehrt und weise erscheinen, als daß man es von einem zwölfjährigen Knaben, der er damals war, erwarten dürfte; aber die Ernsthaftigkeit selbst, die in diesen Reden vorherrscht, ist dem Eindruck ganz angemessen, den das verkehrte, zuchtlose Treiben, das ihm hier zuerst entgegentrat, im Gegensatz zu dem frommen, gottseligen Leben, das er bei dem Einsiedler geführt, auf sein Gemüth machen mußte, und so vergißt man auch jene Unwahrscheinlichkeit leicht und gern. Aber schon hier schimmert bei allem Ernst doch die leichte Ironie und der heitere, schalkhafte Spott durch, der in seiner Natur überhaupt liegt, und mit dem er, je mehr er sich in das Weltleben hineinfindet, dieses betrachtet und schildert. Er wird selbst ein Weltkind, und ein ganz gehöriges, und so mag er es mit Thorheiten und Verkehrtheiten, die ihm entgegentreten, nicht gar zu streng nehmen, weil er weiß, wie nahe sie ihm zum Theil selbst liegen; aber Das hat er vermöge der scharfen, hellen Sinne, mit denen ihn die Natur begabt hat, vor vielen Andern voraus, daß er nicht im Stande ist, sich über sich selbst auf die Dauer zu täuschen; und dem Grund, den die Lehren seines Erziehers, mögen sie auch noch so sehr durch neue Eindrücke, durch die Genüsse, die ihm das Leben bietet, zurückgedrängt werden, doch fest in seinem Gemüthe gelegt haben, verdankt er es, daß ihm das Rechte und Wahre immer von Neuem wieder vor die Seele tritt. So erscheint er, so wenig er auch daran denkt, sich selbst zu überheben, und so sehr er auch in dem allgemeinen Weltwesen befangen scheint, doch in der That immer als die-

sem überlegen, und hieraus geht denn der satirische Ton hervor, der sich auch da, wo er nur ganz einfach, treu und wahr erzählt und schildert, leise und fast unwillkürlich hindurchzieht, der aber auch offener und bewußter in mancherlei, zum Theil in hübsche Allegorien gekleideten Betrachtungen über Das, was er zu berichten hat, an das Licht tritt. Dabei läßt er es denn nicht beim bloßen Spott bewenden, er weiß auch oft gar gut und scharf anzudeuten, wie es sein müßte, wenn es gut sein sollte; solche Winke finden sich z. B. in den Reden, die er boshaft genug dem tollen Jupiter in den Mund legt, in der Darstellung des Lebens der Elementargeister im Mummelsee, in welcher die Satire höchst anmuthig mit der Entwickelung wunderlicher phantastischer Ansichten über das Wirken und Walten der Naturkräfte verbunden ist; und noch ganz gegen das Ende hin hält er in der schönen, lieblichen Schilderung des friedsamen, frommen, geordneten Lebens der Wiedertäufer, das ihm so wünschenswerth erscheint, seiner Zeit ein Bild von Dem vor, was ihr im Ganzen so sehr gebricht. Wenn er aber auch bei solchen Stellen nicht verfehlt, zu versichern, es sei unmöglich, daß es so werden könne, wie es ihm recht und gut erscheint, so nimmt man doch wahr, daß er die Hoffnung auf bessere Zeiten nicht ganz unterdrücken kann.

Wie die ganze Anlage des Romans, so schlicht und plan sie ist, doch schon an sich es vollkommen vermag, die Aufmerksamkeit des Lesers zu spannen und rege zu halten, wie gut hierzu das Geheimniß, das über dem Herkommen des Simplicissimus schwebt, benutzt ist, wie auch das Wiederauftreten Herzbruders und Olivier's dazu beiträgt, dessen Geschichte übrigens ein sehr passend eingeschobenes, wenn auch etwas finsteres Seitenstück zu der eignen des Simplicissimus bildet, wie befriedigend endlich die Lösung des Ganzen ist, dies und vielleicht auch der rasche, muntere Zug, in welchem die Erzählung dahinläuft, läßt sich allenfalls aus dem Auszuge, in dem wir den Gang der Geschichte dargelegt haben, erkennen. Was nun aber den Styl des Autors, was seine Darstellungsweise im Einzelnen anlangt, so müssen wir unsere Leser schon auf das Buch selber verweisen, weil wir, um eine größere Probe einzurücken, nicht mehr den Raum, zu einer Beschreibung aber keine rechte Lust haben, da wir wissen, wie selten es überhaupt gelingt, in einer solchen Das, worauf es ankommt, die eigenste Eigenthümlichkeit des Schriftstellers, klar und deutlich darzulegen. Nur das wollen wir zu Dem, was aus dem bereits Gesagten auch hierher gehört, noch bemerken, daß der „Simplicissimus" auch in dieser Hinsicht zu den Romanen seiner Zeit, deren wir schon einmal gedachten, in dem erfreulichsten Gegensatze steht, daß er überhaupt, wenn Gesundheit und Natürlichkeit, Frische und Lebendigkeit die Eigenschaften sind, die das Lob einer guten Darstellungsweise am meisten begründen, zu den besten prosaischen Schriften, die wir in deutscher Sprache besitzen, gehört; daß der Ausdruck leicht und gewandt, dabei kräftig, recht soldatisch keck, bisweilen auch derb; stets sinnlich anschaulich und scharf bezeichnend ist. Einen wirklich fühlbaren nachtheiligen Einfluß des Geschmacks der Zeit, in der er entstand, nehmen wir eigentlich nur in einem einzigen Punkte wahr; wir meinen eine, bei den Schriftstellern jener Zeit überhaupt beliebte, pedantische Schaustellung unnöthiger Gelehrsamkeit, die uns wenigstens nichts mit der Art und Weise, wie der Humor, z. B. des Rabelais, oft die enormste Belesenheit für seine Zwecke zu verwenden pflegt, gemein zu haben scheint, und durch welche allerdings, namentlich die eingestreuten Reflexionen, bei denen sie vorzüglich Platz findet, etwas ins Breite gedehnt werden, die indeß doch weder so störend, noch so häufig hervortritt, daß wir ihretwegen etwas von dem Lobe, das wir dem Buche in vollem, aber gewiß nicht zu reichem Maße gezollt haben, abbrechen müßten.

In der vorliegenden Ausgabe übrigens haben die Leser so viel wie nichts davon zu besorgen. Hr. v. Bülow hat die derartigen Stellen gekürzt und nur (z. B. S. 98 und 104) etwa so viel stehen lassen, als nöthig schien, um doch auch diese Eigenthümlichkeit nicht ganz zu verwischen. Daß er sich diese Freiheit genommen hat, billigen wir vollkommen, wie wir denn in Betracht der Absicht, die er bei der Herausgabe verfolgt, alle Ursache haben, mit seinem ganzen Verfahren zufrieden zu sein, wenn wir auch dagegen, daß er seine Arbeit mit der des Restaurators alter Gemälde vergleicht, Manches einzuwenden hätten. Seine Ausgabe ist nicht für den gelehrten Gebrauch bestimmt, und es bedarf auch in der That einer philologisch genauen Ausgabe, wie sie derselbe erfoderte, schon aus dem Grunde kaum, weil doch wenigstens die Ausgabe von 1713, deren bedeutendere Interpolationen sich leicht erkennen lassen, nicht so selten ist, daß nicht Der, dem daran gelegen ist, ihrer habhaft werden könnte. Er hatte vielmehr den Zweck, das Buch von Neuem in einen größern Leserkreis einzuführen; es wieder allgemein bekannt und zu Dem, was es einst war, zu einem beliebten Lesebuche zu machen. Dieser Zweck war aber durch einen ganz wortgetreuen Abdruck nicht zu erreichen; nicht blos jene erwähnten Breiten hätten dem Buche geschadet, es finden sich auch noch andere Stellen, die zu sehr gegen die Wohlanständigkeit, der wir auf dem Papier so ungemein hold sind, verstoßen, als daß ein neuer Herausgeber damit hätte vor das Publicum treten dürfen. Es sind dies nicht etwa frivole und lascive, wohlgefällig ausgemalte Schilderungen „erotischer Tändeleien", auch nicht Stellen in jener frechen, liederlichen Manier, der Hoffmannswaldau und seine Anhänger nur allzu sehr huldigten; von beiden findet sich im „Simplicissimus" keine Spur, und auch bei den Partien, die am leichtesten hätten dazu Anlaß geben können, bei der ersten Verheirathung des Simplicissimus und seinen Aventuren mit den pariser Damen, hat der Autor seinen gesunden Sinn so gut bewährt, sie sind so unbefangen, naiv und raschweg erzählt, daß der Herausgeber sie ohne Gefahr stehen lassen konnte. Wol aber finden sich einige gar zu nackte Schilderungen anderer Art, manche derbe Späße und massive Ausdrücke, die in jener Zeit unbedenklich vertragen wurden, die aber in der unsern, deren feine Bildung überall so offen am

Tage liegt, das Buch leicht in der guten Gesellschaft — kaum gibt es noch eine schlechte, die überhaupt läse — als gemein in Verruf bringen würden. Daß der Herausgeber sich hiernach gerichtet und demnach eine allzu schauderhafte, zur Schilderung der Bauernquälerei gehörige Partie, sowie den Schluß des ersten Buches weggelassen hat, wo eine Geschichte erzählt wird, bei deren Lesung wir selbst das Riechfläschchen nur ungern entbehrten, wird kein Vernünftiger tadeln; ebenso wenig, daß er auch sonst noch hier und da stärkere Ausdrücke geändert hat; ja, wir selbst würden sogar die frechen „Brüste" (S. 304) in sittsame „Busen" verwandelt haben; freilich hätten wir dagegen lieber „den rothen Saft" statt des „Bluts" (S. 75) herunterlaufen, den Springinsfeld, einen Gefährten des Simplicissimus, lieber wie die Drescher „fressen und saufen" als „essen und trinken" (S. 204) und den Simplicissimus (S. 263) in Wollust „ersoffen" statt „versunken" sein lassen. Auch den „lausigen Rotzbuben" hätten wir statt des „Rotzbubens" (S. 254) durchgeschmuggelt, den Flüchen der Soldaten (S. 65) etwas mehr Mark gelassen, die prächtige „Tageweiß von den Läusen" (die S. 168 stehen sollte), noch dazu gewiß ein echtes Volkslied, aber um keinen Preis getilgt. Indeß dies sind Kleinigkeiten, um deren willen wir dem Herausgeber, der noch dazu alle zärtere Seelen auf seiner Seite hat, keinen Vorwurf machen wollen, um so weniger, als er es sich wirklich hat angelegen sein lassen, mit jenen Verkürzungen so viel als nur irgend möglich Maß zu halten. Daß er, unbedeutende Übergänge u. dgl. ausgenommen, die eben durch jene Weglassungen nöthig wurden, es sich schlechterdings nicht erlaubt hat, etwas von eigner Erfindung hineinzubringen, ist zwar rühmlich anzuerkennen, aber doch bei einem Manne, der schon anderwärts zur Genüge bewiesen hat, wie fern er von dem Wahne sei, als bedürften alte Schriften dieser modernen Nachhülfen und Verzierungen, kaum zu erwähnen.

Wie wir nun die Leistung des Herausgebers — seine Bemühung um einen guten Text haben wir schon oben erwähnt — als eine sehr befriedigende gern anerkennen, so dürfen wir um so weniger den Verdacht kleinlicher Tadelsucht auf uns zu laden fürchten, wenn wir ein paar Versehen desselben rügen. Wenn er nämlich S. 76 den Simplicissimus sagen läßt: „Als nun mein Herr in Hausehren kam und zum Saal eingehen wollte", so ist das freilich unverständlich; aber das ursprüngliche „in den Hausähren", oder auch „Hausehren", was, wie der Herausgeber schon aus dem Frisch sehen konnte, so viel ist als Hausflur, ist ganz deutlich. Nicht minder unverständlich steht S. 173 „wurde mein Herr abgelöst, was ihm auf das gute Leben so anthat"; es sollte heißen „and that", bekanntlich so viel als leid that. Schlimmer noch wird S. 413, 419 und öfters der Pflegvater des Simplicissimus, Melchior, plötzlich mit dem Namen „Peter" bereichert; aber in dem „ich nahm meinen Petter (so steht ursprünglich) Melchior zu meinem Vater, meine Göth (oder Göthel), seine Frau, zu meiner Mutter", konnte schon die „Göth" bemerklich machen, daß der „Petter" nichts Anderes sei als der Pathe, der Petter, Pfetter und Pfettrich gleich gut heißt.

Wenn wir zum Schluß unserer Anzeige noch wenigstens mit ein paar Worten die Frage über den Verf. des „Simplicissimus" berühren, so thun wir dies nicht in dem Wahne, als könnten wir das Dunkel, das über jenem schwebt, völlig lichten, sondern nur, um auf ein paar von den Punkten aufmerksam zu machen, die uns bei der Durchsicht der Simplicianischen Schriften, welche die Ausgabe von 1713 abgedruckt enthält, aufgefallen sind. Nur beiläufig bemerken wir noch, daß sich in dieser Ausgabe doch keineswegs alle Simplicianischen Schriften, die jedenfalls einmal einer genauen Untersuchung werth wären, finden; so kennen wir selbst — und wir können uns nicht eben des Besitzes literarischer Hülfsmittel rühmen — noch einen „Kalender des abenteuerlichen Simplicissimus" (Fulda 1670), der in ihr fehlt. Die gewöhnliche Nachricht über den Verf., die sich in den Literaturgeschichten findet, stammt aus einer Bemerkung, die der Herausgeber der zweiten Ausgabe dieser zugefügt hat. Er versichert nämlich, das sechste Buch, um das sie vermehrt ist, sowie noch mehre feine satirische Gedichte unter den hinterlassenen Papieren des Verf. gefunden zu haben; dieser habe eigentlich Greiffenson von Hirschfeld geheißen, den „Simplicissimus" zum Theil in seiner Jugend, als er noch Musketier gewesen, geschrieben, dessen erste fünf Bücher noch bei Lebzeiten herausgegeben und aus unbekannten Ursachen seinen Namen (in German Schleiffheim von Sultzfort) verändert. Was wir von dieser Angabe, die uns nur geschrieben scheint, um das Geheimniß, in das sich der Verf., wer weiß aus was für einem Grunde, zu hüllen für gut fand, noch dichter zu machen, am liebsten glauben möchten, ist, daß der Verf. wirklich Soldat gewesen sei und, was daraus zu folgern, den Theil des dreißigjährigen Krieges, den er beschreibt, selbst mitgemacht habe. Wenn wir dies aber glauben, so thun wir es mehr deshalb, weil die Lebendigkeit der Darstellung, namentlich bei den Kriegsscenen, kaum eine andere als die Annahme zuläßt, daß Selbsterlebtes, wenn auch vielfach ausgeschmückt und umgedichtet, dem Buche zum Grunde liege, wofür sich auch noch andere Anzeigen beibringen ließen, als deshalb, weil es jener Herausgeber sagt. Derselbe unterzeichnet sich (nach Hrn. v. Bülow's Angabe) „H. J. C. U. G. P. (s. die Berichtigungen) zu Cernheim", diese Buchstaben aber — und wir wundern uns, daß Hr. v. Bülow dies nicht bemerkt hat — treffen zusammen mit den Anfangsbuchstaben des freilich auch erdichteten Namens: H. J. Christoffel von (U für V) Grimmelshausen", der sich vor mehren der Simplicianischen Schriften findet; „P. zu Cernheim" aber unterschreibt sich derselbe in der Dedication zu der „Simplicianischen zweiköpfigen ratio status", welche Schrift er ebenfalls unter Greiffenson's hinterlassenen Schriften gefunden haben will. Eben diesem „Grimmelshäuser" schiebt das Lobgedicht eines gewissen Sylvander, das vor „Dietwalt's und Amelinden Lieb- und Leidsbeschreibung" steht, ziemlich unumwunden, „er möge sich verstecken, wie er wolle", die Autorschaft des

„Simplicissimus“ und anderer Schriften, wie der „Landstürzerin Courage“, zu. Endlich ist es doch sonderbar genug, daß die Namen Greiffenson u. s. w. und German Schleiffheim u. s. w. nicht allein, daß auch alle die andern Namen, die sich auf den Simplicianischen Schriften als Namen der Herausgeber oder Verfasser finden, die wir aber hier nicht abschreiben wollen, und so auch jener von Grimmelshausen sich offenbar, wenn auch nicht alle Buchstaben jedesmal vollständig aufgehen, als anagrammatische Versetzungen eines und desselben Namens ergeben, sodaß man wol ebenso gut den einen wie den andern als den wahren, noch besser aber alle zusammen als erdichtete ansieht. Hiermit fällt auch die Angabe von dem gleich nach der ersten Ausgabe (also, da jene zweite Ausgabe vom 22. April 1669 datirt ist, und die erste in demselben Jahre erschien, in den ersten Monaten 1669) erfolgten Tode des Verfassers, der schwerlich ein Anderer war als jener Herausgeber selbst, wie denn auch der Ort, von dem sie datirt ist, Reinnec, ohne Zweifel Rieneck am Sinn im Speßhart, und der Gelnhusanus, den er sich selbst nennt, merkwürdig mit dem Schauplatz, auf dem wir den Simplicissimus selbst zuerst fanden, zusammentrifft. 13.

Notizen aus Griechenland.

Nach den Beispielen in andern Ländern Europas ist nun auch in Griechenland eine, aus zwölf Mitgliedern bestehende Commission zur Beförderung der Nationalindustrie von der Regierung niedergesetzt worden. Ihre Mitglieder sind theils Staatsmänner, theils Gelehrte und Privatmänner, ebenso Griechen als Baiern.

Desgleichen hat die griechische Regierung für Einführung spanischer Schafe in Griechenland Sorge getragen und auf Veredlung der Wolle ihr Augenmerk gerichtet. Zu diesem Zwecke hat sie im Sept. d. J. 100 Schafe und 15 Widder aus Würtemberg kommen lassen.

In der königlichen lithographischen Anstalt zu Athen erschien im Sept. d. J. eine topographische Karte von Athen und dem Piräus, aufgenommen und gezeichnet von Ferd. Aldenhoven, auf Stein gravirt von Forster, Inspector der königl. Lithographie. Der griechische „Courrier“ vom 3. Oct. d. J. rühmt die geometrische Genauigkeit des Plans, die Sorgfalt und den Geschmack der Zeichnung, die kunstgerechte Ausführung und die Reinheit des Drucks und bezeichnet ihn als das erste, in dieser Art in Griechenland erschienene Kunstwerk.

Die Sitten, wol auch Unsitten Deutschlands bürgern sich immer mehr in Griechenland ein. So lesen wir in der ebengenannten Nummer des griechischen „Courriers“, daß die Gesellschaft des grünen Baums ein, auf den König und die Königin von Griechenland bezügliches Fest mit Musik und Feuerwerk habe feiern wollen. Der Vorstand jener Gesellschaft ladet die Mitglieder derselben in einer öffentlichen Bekanntmachung des „Courrier“ dazu ein. 12.

Bibliographie.

Aschbach, J., Geschichte Kaiser Sigmund's. 1ster Band. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 2 Thlr. 12 Gr.

Art, C. A. M., über den Zustand der heutigen Gymnasien. Pädagogische Beiträge. Gr. 8. Wetzlar, Wigand. 18 Gr.

Beck, K., Nächte. Gepanzerte Lieder. 8. Leipzig, Engelmann. 1 Thlr. 6 Gr.

Blüthen und Blätter aus Norden. 1ste Lief. Dargeboten von C. Jacobsen. Gr. 8. Plön. (Altona, Aue.) 20 Gr.

Daumer, G. F., Bettina. Gedichte aus Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde. Nebst erläuternden und vergleichenden Anmerkungen. 8. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1 Thlr. 12 Gr.

Malerisch-romantisches Denkbuch des österreichischen Kaiserstaates. Mit Stahlstichen. 1ste Lief. Lex.-8. Pesth und Leipzig, Hartleben. 10 Gr.

Das malerische und romantische Deutschland. 4te Sektion. Wanderung durch den Harz. Von *W. Blumenhagen*. Mit 30 Stahlstichen. Lex.-8. Leipzig, G. Wigand. 8 Gr.

Diamanten und Perlen. Novellen und Erzählungen des Auslandes in freien Übertragungen von A. Strahl. Gr. 12. Wien, Heubner. 1 Thlr.

Drumann, W., Geschichte Roms in seinem Übergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung. 3ter Theil. Gr. 8. Königsberg, Gebr. Bornträger. 3 Thlr. 18 Gr.

Elsner, H., Maximilan Robespierre, Dictator von Frankreich. Vollständige Geschichte seines Lebens mit Sammlung seiner Reden. Gr. 8. Stuttgart, Scheible. 2 Thlr. 9 Gr.

Hesse, W., Der Weihnachtsabend beim Pfarrer zu Grünau. Eine Fortsetzung der Luise von Voß. Winter-Idylle. 12. Wetzlar, Wigand. 4 Gr.

Jacoby, J., Harfe und Lyra, Seitenstück zu den Klagen eines Juden. Gr. 12. Berlin, Schultze. 16 Gr.

Kock, Ch. P. de, Soldat und Prinzessin. Roman nach: Un Tourlourou. Aus dem Französischen von E. Brinckmeier. 2 Theile. Gr. 12. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 2 Thlr.

Laßwitz, K., Dramatische Jugendklänge zur Unterhaltung für die reifere Jugend und zum Gebrauch bei Redeübungen besonders in höhern Töchterschulen. 8. Brieg, Schwartz. 16 Gr.

Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde. 1ster Band. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 2 Thlr. 20 Gr.

Leonhardt-Lyser, C., Charakterbilder für deutsche Frauen und Mädchen. 8. Leipzig, Hartmann. 1 Thlr. 12 Gr.

Leutbecher, J., über den Faust von Göthe. Eine Schrift zum Verständniß dieser Dichtung nach ihren beiden Theilen für alle Freunde und Verehrer des großen Dichters. Gr. 8. Nürnberg, Renner u. Comp. 1 Thlr. 3 Gr.

Münch, E., Erinnerungen, Lebensbilder und Studien aus den ersten sieben und dreißig Jahren eines teutschen Gelehrten. 2ter Band. Gr. 8. Karlsruhe, Müller. 1 Thlr. 18 Gr.

Niebuhr's, C., Reisebeschreibung nach Arabien und andern umliegenden Ländern. 3ter Band. Reisen durch Syrien und Palästina, nach Cypern und durch Kleinasien und die Türkei nach Deutschland und Dänemark. Mit Niebuhr's astronomischen Beobachtungen und einigen kleinern Abhandlungen herausgegeben von J. N. Gloyer und J. Olshausen. Gr. 4. Hamburg, Fr. Perthes. 5 Thlr.

Der Novellist. Erzählungen, Märchen, Sagen und Phantasiestücke. Herausgegeben von A. Schmidt. 2 Bändchen. 16. Wien, Beck. 1 Thlr. 8 Gr.

Salat, J., Schelling in München: eine literarische und akademische Merkwürdigkeit. Mit Verwandtem. Gr. 8. Freiburg, Herder. 16 Gr.

Biographische Skizze von Wolfgang Amadäus Mozart. Nach richtigen Quellen bearbeitet. Mit dem Portraite von Mozart. 12. Salzburg. Regensburg, Manz. 8 Gr.

Stäckrad, G. d. J., Romantische Erzählungen und Verschläge für Juristen, Kapitalisten und Buchhändler. Gr. 12. Darmstadt, Heyer's Hofbuchh. 12 Gr.

Worosdar. Novellenstrauß. 2 Bände. 8. Leipzig, Hartmann. 3 Thlr.

Staatsrechtliche Würdigung des Patentes Sr. Maj. des Königs von Hannover vom 1. November 1837. Gr. 8. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 4 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 358. —— 24. December 1837.

El Artista, dedicado á la Reina n^tra. S^ra. Doña Isabel II. Madrid, en el despacho de estampas del Real Establecimiento litográfico (Sus editores: *Eugenio Ochoa*, y *Federico Madrazo*). Imprenta de J. Sancha. Primer año 1835. Tomo I. Entregas 1 — 24. 4.

Es ist wol schon an und für sich eine auffallende und bemerkenswerthe Erscheinung, daß in Spanien unter den jetzigen Verhältnissen, unter dem betäubenden Geschrei der Parteien, dem Waffengeklirre eines mörderischen, Alles verheerenden Bürgerkriegs, wo jeder Zustand precair, Jeder nur von dem nächsten Interesse für seine eigne und der Seinigen Erhaltung eingenommen ist, eine Zeitschrift begonnen wurde, die, von aller Politik absehend, sich ausschließend mit den Künsten des Friedens zu beschäftigen bestimmt ist; ja, es ist an und für sich eine echt poetische Idee, ein solches Sonntagsblatt im besten Sinne des Wortes — jeden Sonntag sollte ein Heft (entrega) abgeliefert werden — herauszugeben, das nach Wochen greuelvoller Geschäftigkeit am Tage des Herrn und der Ruhe den geängsteten Gemüthern einen Tropfen Lethe reicht, sie über die rauchenden Trümmer der düstern Gegenwart erhebend, auf die für die das Vaterland ruhmvollen Momente einer glänzenden Vergangenheit zurückweisend und zur Grundlegung eines neuen Baues für eine hellere Zukunft aufmunternd. Aber eben durch diese letztere Tendenz: eine Umgestaltung der Kunst (im weitesten Sinne) in Spanien durch Einführung und Verbreitung der Resultate der neuern Kritik zu bewirken, sie durch Entfesselung von alten Vorurtheilen und durch volksthümlich-zeitgemäße Entwickelung zu regeneriren, ist dieses Unternehmen von mehr als ephemerem Interesse und kann in literar-historischer Hinsicht epochemachend werden.

Die spanische Muse, die blühendste Tochter der Romantik, durch unnatürliche Überreizung und Überspannung aller Kräfte in todähnliche Ohnmacht versunken, war zwar durch classische Essenzen und pariser Riechwässer wieder zur Besinnung gekommen und hatte sogar, wie jede Dame, die einmal schön war, wieder einiges Selbstgefühl gewonnen; aber bei diesem Erwachen nach so heftigen Paroxysmen und aus so lang dauernder Lethargie fühlte sie natürlich eine mattherzige Schwäche, nüchterne Leerheit und ängstliche Befangenheit, und in der Retorte des Classicismus destillirtes Seinewasser, lange ihre einzige Nahrung, war eben nicht geeignet, ihr die frühere Kraft und Glut wiederzugeben; ja, selbst als sie durch öftere Betrachtung ihres eignen Bildes aus der glänzendsten Periode ihrer Jugend wieder einiges Selbstvertrauen gewonnen hatte, bewegte sie sich doch nur schüchtern und ungelenk in dem aufgezwängten Gallakleide aus dem Jahrhundert Ludwig XIV., und die üppigen Formen, die sich im Nationalcostume der schalkhaft umgeworfenen Mantilla und der kurzen, eng sich anschmiegenden Basquiña so reizend ausnahmen, waren kaum in der fremden steifen Hoftracht noch erkennbar.

So war, trotz einigen nicht unglücklichen Versuchen, den alten Nationalgeschmack zeitgemäß wiederzubeleben, doch der französisch-classische in Spanien bis auf die neueste Zeit vorherrschend geblieben; erst nachdem er in Frankreich selbst die Alleinherrschaft verloren und durch die Wiederherstellung der Pairie der mittelalterlichen Romantik und die Einbürgerung des demokratischen Princips der deutschen Kritik Schranken erhalten hatte, nachdem die schönen Zeiten, als er noch rufen durfte: la poésie, c'est moi! auch hier vorbei waren, wurde endlich auch jenseit der Pyrenäen sein Thron durch diese unschuldigste aller Revolutionen umgestürzt, oder vielmehr durch Entsetzung dieses fremden Usurpators die Restauration des eingeborenen legitimen Herrschers, des alten Nationalgeschmacks, mit zeitgemäßer Beschränkung vorbereitet. Vorzüglich hatten die ausgewanderten Spanier die einseitige Befangenheit des französischen Classicismus und den vollständigen Sieg der deutschen Kritik über denselben, selbst in Frankreich, kennen gelernt; ihr Glaube an die Unfehlbarkeit desselben war wankend geworden, und die Jüngern und Unbefangnern unter ihnen warfen mit Scham die aufgedrungenen Gängelbänder weg und versuchten, im Vertrauen auf die angestammte Kraft, wieder blos auf eignen Füßen zu gehen. In ihr Vaterland zurückgekehrt, wurden sie die Apostel dieser neuen, oder vielmehr uralten Lehre, indem sie theoretisch und praktisch zu beweisen suchten: daß die Nachkommen der Cervantes, Lope de Vega, Velazquez und Murillo, wenn sie Muster bedürften, sie nicht erst von der Fremde zu erbetteln brauchten; daß das Volk, das wie wenig andere durch

die reichsten dichterischen Anlagen von der Natur begünstigt ward, sie nur selbständig und frei von fremdem, blos hemmendem Einfluß zu entwickeln brauche, um wieder Das zu werden, was es war, und daß die Spanier vor Allem wieder nur ganz Spanier sein müßten, um die vaterländische Kunst zeitgemäß zu verjüngen und wieder den ausgezeichneten Platz auf dem europäischen Parnasse einzunehmen, den sie so lange und so glänzend behauptet haben. Und in der That haben diese Ansichten in Spanien bereits Anerkennung und Verbreitung und vorzüglich unter der jüngern Generation eifrige Anhänger gefunden; so bildete sich in Madrid ein Verein von jungen, talentvollen Männern, die voll patriotischer Begeisterung es sich zur Aufgabe machten, diese Grundsätze einer gesunden, naturgemäßen Kritik zu popularisiren, die aus der Fremde stammenden, aber durch lange Pflege eingewurzelten Vorurtheile auszurotten und durch wieder rein autochthonische Erzeugnisse zu beweisen, daß der vaterländische Boden noch die alte Kraft habe.

Das passendste Mittel, diese Absichten schnell zu realisiren, schien natürlich eine Zeitschrift, und so hat die in Rede stehende als das Organ dieser neu-altspanischen Schule zu erscheinen begonnen, wovon uns die ersten vierundzwanzig Lieferungen bis jetzt zugekommen sind. Sie führt den Titel: „El Artista" (Der Künstler), weil sie die Kunst überhaupt, nach ihren Hauptzweigen, als redende, bildende und Tonkunst, zu umfassen bestimmt ist; daher hatten sich der Dichter Don Eugenio de Ochoa und der Künstler Don Federico de Madrazo in die Redaction derselben getheilt, und auch die äußere Ausstattung ist eines Blattes, das die neueste spanische Kunst repräsentiren soll, vollkommen würdig; denn nicht nur Druck und Papier sind vortrefflich (wie denn überhaupt in neuester Zeit die spanischen Pressen Werke liefern, die in typographischer Hinsicht mit den schönsten englischen und französischen wetteifern können), sondern jede Lieferung ist auch mit einer oder zwei, nach den Zeichnungen der namhaftesten Künstler lithographirten Abbildungen geschmückt, die zugleich als rühmliche Proben der Leistungen des königlichen Instituts zu Madrid dienen können.

Den Inhalt bilden kunstgeschichtliche Abhandlungen; Biographien verstorbener und lebender spanischer Dichter und Künstler, oder auch nur Züge aus ihrem Leben; allgemeine und specielle kritische Artikel, die natürlich bei der oben angegebenen Tendenz und Stellung dieser Zeitschrift öfter polemisch werden; Genrebilder, Erzählungen, Novellen, Volkssagen in Prosa und Versen, kleinere Gedichte u. s. w.

Aus diesem gewiß mannichfaltigen und reichen Inhalte wollen wir nun einige der interessantesten, oder die Tendenz des Blattes am meisten charakterisirenden Aufsätze herausheben.

Unter den kunstgeschichtlichen Artikeln verdient vor allen Erwähnung eine „Übersicht der Geschichte der bildenden Künste in Spanien", von V. Carderera, die zugleich als Einleitung zu den speciellern artistischen Notizen und Künstlerbiographien dienen soll, vom 9. Jahrhundert beginnt und bis auf neueste Zeit herabgeführt werden soll (in den uns vorliegenden Lieferungen reicht sie bis in die ersten Jahrzehnde des 16. Jahrhunderts: „Bellas artes" §. I — X.), auf die wir uns aber begnügen müssen, aufmerksam gemacht zu haben, da sich, eben ihrer Gedrängtheit und ihres Umfangs wegen, keine auszugsweise Mittheilung davon geben läßt.

Was hilft aber beim Studium der Kunst das todte Wort, wenn nicht die lebendige Anschauung damit verbunden wird, und besser als selbst aus den ausführlichsten historisch-beschreibenden Schriften lernt man sie aus ihren eignen Monumenten, den Verkörperungen ihrer historischen Momente kennen. Daher verdiente das „Real Museo de pintura y escoltura" zu Madrid, der Ort, an dem sich die meisten und wichtigsten Schätze der Maler- und Bildhauerkunst in Spanien vereint finden, in einer artistischen Zeitschrift vorzugsweise eine ausführlichere Besprechung. Diese ward ihm auch in einer Reihe von Artikeln, deren einer die Beschreibung des Galeriegebäudes, selbst eines architektonischen Meisterstücks, nebst der Ansicht desselben vom botanischen Garten aus enthält, und die übrigen die vorzüglichsten der darin aufgestellten Meisterwerke im Einzelnen besprechen. Dieses herrliche Gebäude wurde von dem berühmten Hofarchitekten Karl III., Don Juan de Villanueva, 1785 erbaut und war ursprünglich zum Sitze einer Akademie der Wissenschaften und zur Aufnahme eines Naturaliencabinets bestimmt. Im J. 1808 aber wurde es von den Franzosen zu ganz andern, nichts weniger als wissenschaftlichen oder künstlerischen Zwecken verwendet, vielfach beschädigt und selbst seines soliden Bleidaches beraubt, wodurch es während der ganzen Dauer der französischen Occupation allen Unbilden der Witterung ausgesetzt blieb und natürlich noch mehr in Verfall gerieth. Nach der Restauration ließ es Ferdinand VII. mit großen Kosten wiederherstellen, indem er dazu 24,000 Realen monatlich aus seinem Kammerbeutel anwies, und gab ihm seine jetzige Bestimmung. Das Museum wurde durch Vereinigung der früher auf den königlichen Patrimonialgütern zerstreuten Kunstschätze gebildet und besteht gegenwärtig aus einer der kostbarsten Galerien von mehr als 2000 Gemälden und den zahl- und gehaltreichen Sammlungen von antiken und modernen Sculpturwerken, geschnittenen Steinen, etruskischen Vasen u. s. w.*) Von den Artikeln, welche die größten

*) Eine ausführlichere Beschreibung dieses herrlichen Gebäudes und seiner Kunstschätze findet man im „Diccionario geográfico de España" von Miñano; im „Manual de Madrid" von Ramon de Mesonero Romanos, zweite Ausgabe, S. 219—226 (Madrid 1833), und in dem Prachtwerke: „Coleccion litográfica de cuadros del Rey de España el Señor Don Fernando VII, que se conservan en sus reales palacios, Museo y Academia de San Fernando, con inclusion de los del real monasterio del Escorial. Obra dedicada à S. M. y litografiada por habiles artistas bajo la direccion de Don *José de Madrazo*, pintor de camara de S. M. etc. Con el texto, por Don *J. A. Cean Bermudez*, y Don *José Mussoy Valiente*" (Madrid 1826). (Wird noch fort:

Kunstschätze dieser Sammlungen im Einzelnen besprechen sollen, enthalten die vorliegenden Lieferungen beurtheilende Beschreibungen von dem berühmten Gemälde des Velazquez: Die Übergabe Bredas (dieser Gegenstand vaterländischen Ruhmes wurde noch durch einen andern Maler, den Aragonier José Leonardo, dessen Gemälde sich ebenfalls im königlichen Museum befindet, und durch Calderon's Drama: „El sitio de Bredá", verherrlicht); von Rafael's heiliger Familie; dem Portraite Philipp III. zu Pferde, von Velazquez; und von Murillo's herrlichem Bilde: Jesus und St.-Johannes als Kinder.*)

Wie viele Kunstschätze besitzen aber, außer der Residenz nicht nur die Provinzialhauptstädte, reichern Klöster und Landsitze der Großen, sondern selbst die kleinern Städte und sonst ganz unscheinbare Örter und Klöster in Spanien? Wie viele dieser Schätze sind trotz den eigens in artistischer Absicht angestellten Bereisungen**) noch so gut als vergraben und eben wegen der Unwissenheit ihrer Besitzer dem Verderben ausgesetzt? Es ist daher eine neue verdienstliche Seite des vorliegenden Kunstblattes, auf diese noch weniger bekannten Schätze die öffentliche Aufmerksamkeit hinzulenken. So wird z. B. in einem eignen Artikel berichtet: daß in dem etwa aus einem Dutzend elender Hütten bestehenden Örtchen Fuensaldaña, eine Meile von Valladolid, ein ebenso armseliges Nonnenkloster sich befinde, aber in der Kirche dieses Klosters drei Bilder von Rubens seien, die zu den herrlichsten Werken dieses Meisters gehörten, ja durch Correctheit der Zeichnung und großartige Einfachheit der Composition seine meisten übrigen überträfen; besonders trefflich sei das 25 Fuß hohe Hochaltarbild, die Himmelfahrt Mariä darstellend.

Zum tiefern Verständnisse der Meisterwerke ist jedoch die Anschauung der Werke, sei es auch mit künstlerisch geübtem Auge, unzureichend, wenn nicht eine genaue Bekanntschaft mit der charakteristischen Individualität der Meister, die Erkenntniß, warum sie, durch zeitliche, örtliche und persönliche Verhältnisse bedingt, grade das und grade so geschaffen haben, damit verbunden wird; denn es ist ja eben das Kennzeichen des echten Künstlers, die Weihe des schaffenden Genius, daß er jedem seiner Werke den Stempel der Ganzheit aufdrückt, daß jedes ein Reflex seines gesammten geistigen Seins ist, daß sie alle nur partielle Emanationen seiner individuellen Totalität sind. Daher sind die Biographien der Heroen der Kunst ein wesentlicher Bestandtheil der Kunstgeschichte, ja, ihre wahren Glanzpunkte, und hierzu die Materialien zu liefern, ist wol eine der wichtigsten und zugleich dankbarsten Aufgaben eines Kunstblattes. Mit Recht hat also auch der „Artista" dieses Fach besonders reich ausgestattet; und zwar enthalten die vorliegenden Lieferungen biographische Notizen und Skizzen von den beiden größten spanischen Malern, Velazquez*) und Murillo, den beiden nicht minder berühmten Architekten Don Juan de Herrera, dem Miterbauer des Escorial, und dem oben erwähnten Erbauer des königlichen Museums zu Madrid, Don Juan de Villanueva**), und von dem, grade vor zehn Jahren verstorbenen Bildhauer Don José Alvarez***), deren Portraits in gelungenen Lithographien beigegeben sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

setzt. Die architektonische Beschreibung des real Museo ist von dem Hofarchitekten Don Mariano Lopez Aguado.) Vgl. auch „Madrid in 1835. Sketches of the metropolis of Spain and its inhabitants etc. By a resident officer", Thl. 1, Cap. 16 (London 1836). „El Museo del Prado", S. 323—334.

*) Summarische Verzeichnisse der Gemäldesammlung des königl. Museums erschienen u. d. T.: „Catálogo de los cuadros que existen colocados en el real Museo de pinturas del Prado" (Madrid 1824), und „Notizia de los cuadros que se hallan colocados en la galeria del Museo del Rey, sito en el Prado de esta corte" (Madrid 1828). Vgl. auch den Artikel „Le Musée de Madrid" in Viardot's „Études sur l'histoire des institutions, de la littérature, du théâtre et des beaux arts en Espagne" (Paris 1835).

**) Bekannt sind die Werke von Ant. Ponz, Cean Bermudez, Laborde, Swinburne, Murphy, Schepeler rc., minder bekannt dürfte folgendes, leider nicht fortgesetzte sein, Bosarte's „Viage artistico á varios pueblos de España, con el juicio de las obras de las tres nobles artes que en ellos existen, y épocas á que pertenecen", Thl. 1 (der einzig erschienene): „Viage á Segovia, Valladolid y Burgos" (Madrid 1804).

*) Aus dessen Leben hat noch überdies Hr. J. Bermudez de Castro in einem besondern Artikel: „Los dos artistas", eine interessante Anekdote (die Kunstweihe des jungen Malers durch seinen Freund, den greisen Dichter des „Don Quijote") sehr anziehend erzählt, wovon eine deutsche Übersetzung im berliner „Magazin für die Literatur des Auslandes" erschienen ist, und in einem andern Artikel hat Hr. Federico de Madrazo eine kurze Vergleichung in technischer Hinsicht des Velazquez mit Rubens angestellt.

**) Ausführlichere Nachrichten von dem Leben und den Werken dieser beiden Architekten enthält das treffliche, aber außerhalb Spanien noch so wenig gekannte Werk: „Noticias de los arquitectos y arquitectura de España desde su restauracion, por el ex^{mo}. S^{r}. Don *Eugenio Llaguno y Amirola*, ilustradas y acrecentadas por Don *Juan Agustin Cean-Bermudez*" (4 Bände, Madrid 1829), und zwar von Juan de Herrera, Thl. 2, S. 117—150, und von Juan de Villanueva, Thl. 4, S. 330—333.

***) Vgl. über diesen spanischen Canova den aus dem Spanischen übersetzten Artikel von Fried. Keil im „Archiv für Geschichte, Staatenkunde, Literatur und Kunst" (Nr. 15, S. 116—120, Wien 1829) und den Auszug daraus in Dr. G. K. Nagler's „Neuem allgem. Künstlerlexikon" (München 1835), wo jedoch das Hauptwerk des Alvarez irrig „die Gruppe des Antilochus und Memnon" genannt wird, wofür es ein unwissender italienischer Journalist gehalten hat; denn dieses Meisterstück (in Spanien bekannt unter dem Namen „el grupo colosal de Zaragoza" und jetzt im königl. Museum zu Madrid aufgestellt) stellt den echt vaterländischen Gegenstand dar, wie ein Jüngling seinen bei der Erstürmung von Saragossa durch die französischen Soldaten verwundeten Vater vertheidigt. Ebenso lächerliche Unwissenheit verräth es, wenn Viardot in seinen 1835 herausgegebenen „Études" S. 374 über die neuern Bildhauer Spaniens also aburtheilt: „On cite seulement un beau groupe d'Antonio Solá, représentant Daoiz et Velarde, lorsqu'ils se sont fait le mutuel serment de mourir, et, je crois, un *autre groupe d'un jeune artiste nommé Álvarez*"; dieser „jeune artiste

Maximilian Joseph, König von Baiern. Sein Leben und Wirken geschildert von J. M. Söltl. Stuttgart, Scheible. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Maximilian Joseph („cujus laetissima facies et amabilis vultus in omnium civium ore, oculis, animo sedet" mit Plinius zu reden) ist eine von den Erscheinungen auf dem Throne, die nicht einmal in eine so höchst merkwürdige Zeit gefallen zu sein und so in dieselbe eingegriffen zu haben brauchte, um im ungetrübten und steten Andenken in und außer Baiern zu bleiben. Es gab eine Zeit in Deutschland, wo man sagte: der hat Rudolf's Ehrlichkeit nicht, und es könnte eine Zeit kommen, wo man sagen könnte: der hat Maximilian's Leutseligkeit und Milde nicht. In ihm war kein Falsch; er war für sein Volk wie geschaffen und von ihm angebetet; ein bairischer Shakspeare würde von ihm sagen: jeder Zoll ein König. Es versteht sich dabei von selbst, daß jeder Fürst sein menschliches Attribut von Schwächen hat, und daß über Dies und Jenes geklagt wird. Aber eine so allgemeine Popularität und Liebe von Seiten der Unterthanen — die denn doch nicht wie ein Vivat oder eine Illumination polizeilich befohlen werden kann — haben doch wenig seiner Zeitgenossen auf Fürstenstühlen und Thronen genossen.

Ein mit dem Weltlauf und mit Baiern bekannter Leser wird wissen, was man auch von der besten Biographie Maximilian's, 12 Jahre nach seinem Tode in Baiern geschrieben, erwarten darf. Vieles kann, Vieles darf noch nicht gesagt werden; über gewisse Dinge herrscht noch ein Dunkel, welches sobald noch nicht, vielleicht nie weichen wird, weil die unterrichtetsten Menschen eher vom Schauplatz abtreten, als sie reden können. Neue Aufschlüsse, zumal da aus geheimen archivalischen Quellen nicht geschöpft werden durfte, erwarte man hier nicht und vielleicht lange noch nicht. Wol aber wird man eine Schrift finden, welche in mäßigem Umfange (220 S.) von einem wohlunterrichteten, mit der historischen Feder vertrauten Manne geschrieben, mit Umsicht, aber auch mit Wärme Das zusammenstellt, was aus dem Leben und Wirken des verstorbenen Königs das Wichtigste ist; welche, ohne in Anekdotenjägerei zu verfallen, die wirklich charakteristischen Züge passend hervorhebt, nicht in eine allgemeine Geschichte der Zeit ausartet, sondern immer den König selbst zum Mittelpunkte des Ganzen macht und von diesem aus in Radien sich über das öffentliche Leben, Krieg, Frieden, Staat und Kirche, Stände und Finanzen, Gewerbe, Handel, Kunst und Wissenschaft insoweit verbreitet, als zu Fortschritten darin der Impuls vom Könige oder der Regierung kam. In der Literatur, die hierher gehört, hat sich der Verf. wohl umgesehen und nicht blos Büchertitel (S. IX—XII) abgeschrieben. Besonders hat Ref., dem diese Dinge auch nicht ganz fremd sind, Das angesprochen, was über die Zustandebringung des Concordats und über die Klösteraufhebung gesagt ist. Über Einzelnes — z. B. ob der König nicht vielmehr in Schwetzingen als in Manheim geboren sei; ob Maximilian wirklich Napoleon auf seinen Übertritt zu den Alliirten 1813 vorbereitet und ihm einen Termin von 14 Tagen zur Hülfesendung gegen Östreich gesetzt habe — will Ref. hier nicht mit dem Verf. rechten. Auch der glücklichen Eigenheit des Königs, oft nur durch ein launiges, für überfeinerte Ohren freilich nicht immer genugsam abgezirkeltes Wort allerhand Ansinnen kurz und schnell abzufertigen, konnte, ohne Beispiele anzuführen, nicht wohl gedacht werden, und exempla sunt odiosa. Jedenfalls wünschen wir diesem auch typographisch und künstlerisch wohlausgestatteten Buche recht viele Leser, die es gewiß und nicht blos in Baiern verdient.

Zwar nicht als Quelle, aber zur Literatur über Maximilian gehörig, hätte noch Dr. Geßmann's in Würzburg Gedicht: „König Max I.", in 4 Gesängen (Würzburg 1836), angeführt werden können, welches bei der Schwierigkeit der Aufgabe und des gewählten Metrums (Ottaverime) gewiß Anerkennung verdient. Es war keine kleine Aufgabe, durch vier lange Gesänge hindurch eine so wunderbar gestaltete, viel veränderliche, damit auch poetisch schwer zu fassende Zeit abzumalen. Wir geben zum Beschlusse unserer Anzeige nur eine Strophe daraus, weil sie einen von uns über Maximilian I. oben geäußerten Gedanken bekräftigt:

Ein Marc Aurel, vom Volk genannt der Weise,
Ein Titus, einst der Menschheit Lieb' und Lust,
Trajanus auch verdient, daß man ihn preise,
Die Staufen sind es werth aus voller Brust
(Die Namen all' sind auch dem größten Fleiße
Des Forschenden so eilig nicht bewußt);
Wol brachten sie als Herrscher Heil und Segen,
Max kam als Vater seinem Volk entgegen. 39.

nommé Alvarez" ist eben der von dem französischen Institute gekrönte und von dem jeune artiste nommé David bereits 1804 für einen würdigen Nebenbuhler Canova's erklärte Alvarez (geb. 1768, gest. 1827)!!

Literarische Notizen.

Folgende Romane von bekannten Schriftstellern sind theils vorläufig angekündigt, theils bereits erschienen: „Une famille s'il vous plait!" von Clemence Robert, „L'amour du bal" von Michel Masson, „Le génie d'une femme" von Brisset, „Saint-Jean le matelot" von Saint-Aguet, „La déesse" von X. B. Saintine, „Le gantier d'Orléans (1560)" von J. B. P. Lafitte, „A la belle étoile" von Aug. Arnould, „Chavornay" von Ch. Didier, „Or et fer" von Felix Piat.

Das Drurylanetheater in London verdankt dem neulichen Besuch der Königin eine der stärksten Einnahmen, die es je gehabt. Trotzdem daß die Preise der Plätze nicht erhöht waren, kamen an diesem Abend über 900 Pfd. Sterl. ein.

Johannes Voigt's „Hildebrand als Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter" ist soeben von dem Abbé Jäger ins Französische übersetzt, mit einer Einleitung und Anmerkungen versehen, erschienen.

Die zwei ersten Bände von „Espagne sous Ferdinand VII." vom Marquis von Custine sollen Anfang December ausgegeben werden. Das ganze Werk wird in vier Bänden bestehen. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — **Nr. 359.** — 25. December 1837.

El Artista.

(Fortsetzung aus Nr. 358.)

Noch mehr als in den Aufsätzen über bildende Kunst ist in denen über Poesie die vaterländische der Hauptgegenstand und wird mit patriotischer Begeisterung hervorgehoben. Nur haben diese ästhetisch-kritischen Artikel meist noch eine mehr polemische Tendenz; denn die neue Schule muß auf diesem Gebiete noch jeden Fußbreit Terrain von der alten erkämpfen. Der Kampf, der zu Anfange dieses Jahrhunderts bei uns an der Spree, Saale und Ilm ausbrach, nach manchen Leipziger-Schlachten sich vor zwei Jahrzehnden über den Rhein zog, und zwar in keinen Hauptschlachten mehr, wol aber in Tirailleurgefechten und durch Emeuten der alten Garde (Académie française mit großem Unrecht genannt!) noch an der Seine fortdauert — denn die grande armée der Classiques ist längst im russischen Winter der eignen Unkraft erstarrt, oder beim Rückzuge in der Beresina ihrer wasserreichen Schöpfungen ertrunken, nachdem die hastigsten Flüchtlinge, selbst keine Disciplin mehr achtend, und deshalb von den eignen Kameraden mit Verachtung hinabgestoßen, durch ihren Fall die glänzende aber trügerische Eisdecke derselben gesprengt hatten, und der moskauische Brand der Romantik hat den für nationelle Unabhängigkeit Streitenden selbst die Thore von Paris geöffnet — dieser Kampf zwischen der beschränkten Hartnäckigkeit zur Autorität gewordener Schulweisheit und dem entfesselten Feuereifer des neuerwachten Nationalgefühls wird gegenwärtig am Manzanares mit all der Leidenschaftlichkeit eines Principienkrieges geschlagen, und der „Artista" ist recht eigentlich der Moniteur der siegenden Partei, die es in ihren Proclamationen und Bulletins natürlich nicht an Verhöhnung des unterliegenden Gegners und an Übertreibungen fehlen läßt. Doch kann für jeden Freund echter Poesie und gesunder Kritik dieser Sieg der Repealer jeder fernern Union mit der Unnatur über die Conservativen des Pedantismus nur erfreulich sein, und einige der feurigsten und schlagendsten Stellen aus den Maiden-Speeches dieser spanischen Patrioten herauszuheben, dürfte auch für uns Deutsche von Interesse und Nutzen sein. Denn wenn wir auch nur unter uns längst und allgemein anerkannte Wahrheiten zu hören bekommen, und bei uns an die Stelle der Agitation schon gemäßigter, ja oft vornehm-kalter Whiggism getreten ist, so muß es doch für uns Vorfechter der Romantik (d. i. volksthümlicher Originalität als Princips der Poesie) von Interesse sein, der Geschichte ihrer Restauration auf einem ihrer glänzendsten Throne Schritt vor Schritt zu folgen; so wird es selbst für Manchen unter uns, der durch den Misbrauch derselben (den neufranzösischen Romanticismus) an ihr irre geworden ist, von Nutzen sein, ihr altes Recht mit dem Feuer neugewonnener Überzeugung vertheidigen zu hören; jedenfalls wollen wir den kräftigsten Stellen des poetischen Glaubensbekenntnisses unserer spanischen Brüder ein beifälliges, aufmunterndes Hört! Hört! zurufen; jedenfalls muß es uns freuen, wenn sie darin unserer Literatur mit ehrender Anerkennung erwähnen, wenn sie selbst des wohlthätigen Einflusses unserer Kritik auf die gegenwärtige Umgestaltung der ihrigen dankbar gedenken, und daß wir diese Rückwirkung wenigstens einem Theil der Anleihe, die wir in unsern Poesienöthen bei den reichen Spaniern der goldenen Zeit machten, ihren Nachkommen abgetragen haben.

So wird gleich in den Eingangsworten des „Artista" unser Jahrhundert gegen Jene (und wie Viele gibt es deren nicht auch unter uns!), die es für ein der Kunst und Poesie überhaupt ungünstiges ansehen, mit beredter Wärme und richtiger Würdigung in Schutz genommen:

Man glaube ja nicht, daß wir der Meinung Jener beipflichten, die nun überall nur Verfall der Kunst sehen, die das 19. Jahrhundert für ein seinem Grundcharakter nach (esencialmente) anti-poetisches halten, weil es ein Jahrhundert der Bewegung, der Speculationen und — wie es Einige nannten — des Dampfes ist; vielmehr sind wir überzeugt — und die Erfahrung bestätigt unsere Überzeugung —, daß wir in einer jener großen, der Entwickelung menschlicher Intelligenz besonders günstigen Epochen leben, in der wie im 16. Jahrhundert die Macht der Umstände selbst inmitten der allgemeinen, fast keinen Punkt des alternden Europas verschonenden Umgestaltung so umfassende, erhabene und kräftige Geister hervorrufen wird, wie einst die Calderon, Shakspeare, Michael Angelo und Rafael. Vielleicht erhebt sich aus dem Schoose unserer politischen Zerwürfnisse ein Milton; vielleicht begeistern unsere Bürgerkriege einen Dante. Und haben denn nicht schon Geister erster Größe unserm Jahrhundert die Unsterblichkeit gesichert? Wird nicht die jetzige Epoche, die Einige für so poesiearm halten, für unsere Nachkommen Das werden, was für uns das 16. Jahrhundert ist? In unserm Jahrhundert hat der Dichter Byron die Stürme der Leidenschaft besungen; unser Jahrhundert hat in dem Maler Lawrence

einen Nebenbuhler Tizian's und van Dyk's besessen, und in Alvarez, Thorwaldsen und Canova drei der größten Bildhauer aller Zeiten aufzuweisen; in unserm Jahrhundert endlich hat der Riesengeist Napoleon schon in dem Grabe von St.-Helena Ruhe gefunden!

Ebenso richtig, wie hier der Charakter unsers Jahrhunderts, wird in einem andern Artikel (überschrieben: „Literatura"), in dem eine schärfere Begriffsbestimmung der so vag gebrauchten Ausdrücke: classisch und romantisch versucht wird (ersteres als „sklavische Nachahmung des Antiken" im Gegensatz zum Romantischen, als „nationeller Originalität", treffend, wie uns scheint, bezeichnet), das christlich-volksthümliche Princip der modernen Poesie aufgefaßt und nachgewiesen. Zum Beweise kann folgende Stelle dienen:

Mögen Andere so viel Worte machen, als sie wollen, über die so sehr ausposaunten (decantados) Regeln des Aristoteles; für Jene, welche die Schöpfungen der Kunst nach ihrem eignen Gefühle beurtheilen, ohne erst die Gesetzbücher zu Rathe zu ziehen, ob sie loben oder tadeln dürfen, werden die Werke eines Calderon und Shakspeare eine nie versiegende Quelle von Genuß sein, trotzdem daß alle ihre Komödien und Tragödien die Dauer der mysteriösen vierundzwanzig Stunden überschreiten, denen gleich den alten kabbalistischen Zeichen die Kraft innewohnen soll, ein Stück gut zu machen, das — o Wunder der weißen Magie! — verwerflich würde, wenn es einen Zeitraum von vierundzwanzig Stunden und drei Minuten umfaßte. Auch haben diese Dichter sich erkühnt, den Schauplatz der Handlung in ihren Dramen öfters zu wechseln, unter dem nichtigen Vorwande, daß es die Natur des Gegenstandes und die theatralische Illusion also erfodert habe; haben sie daher durch diese und andere gleich große Verbrechen nicht selbst das Unglück verschuldet, sich die höchste Misbilligung der Anhänger des Schlendrians (rutineros) zuzuziehen? Laßt uns jedoch in Beziehung auf die Kunst im Allgemeinen die Frage betrachten und untersuchen, ob für unsere Epoche die Nachahmung der alt-classischen Literatur jener der vaterländisch-classischen vorzuziehen sein; ob wir Pindar oder Luis de Leon, Aristophanes oder Moreto, Euripides oder Calderon zu Mustern nehmen sollen?

Das Christenthum hat der Poesie der Sinnlichkeit (poesía de los sentidos) ein Ende gemacht durch Entwickelung der Poesie des Gemüthes (poesía del corazon); es hat den Menschen zu einer Würde erhoben, von der die Alten keine Ahnung hatten, es hat aus ihm ein Ebenbild des Schöpfers aller Dinge gemacht. Im Alterthume war die Religion eine Tochter der Dichter, die christlichen Dichter sind Söhne der Religion; jene war ein bloßes Menschenwerk, das Christenthum ist seinem innersten Wesen nach göttlich und in der That über das Heidenthum so sehr erhaben, wie die Werke Gottes über die der Menschen. Christlichen Gemüthern können die Gesänge der Leiern des Pindus nicht mehr genügen, sie bedürfen der Hymnen der Sionsharfen; sie verschmähen die Poesie der Sinnlichkeit, denn sie sind fähig, die Poesie des Gemüths zu begreifen; denn Venus mit ihren leichtfertigen Amoretten erregt Verachtung und Ekel in Jenen, die Maria verehren, diese erhabene Verwirklichung der christlichen Liebe, einer Liebe, die, unabhängig vom Sinnenreize, die reine Tochter des Gemüthes ist.

Hierin liegt aber eben der Grund, warum uns heutzutage die vielgepriesene Literatur des Jahrhunderts Ludwig XIV. nicht mehr genügen kann, die, auf dem Heidenthume basirt, die Tochter des Verstandes und nicht des Gemüthes, der Ausdruck einer mehr heidnisch-demokratisch- als monarchisch-christlichgesinnten Gesellschaft, kurz die Ausgeburt einer Verirrung war. Deshalb gelang es den sogenannten Philosophen, in weniger als einem Jahrhundert aus Frankreich eine Religion zu verbannen, die dort längst nicht mehr in den Herzen, sondern blos in den Köpfen existirte. — O, wäre doch die Sache Gottes nicht blos von der Tugend, sondern auch vom Genie vertheidigt worden, dann hätte die Philosophie Voltaire's und Diderot's ein unbesiegbares Hinderniß in des Volkes gläubigem Festhalten am Heiligen (en las santas creencias del pueblo) gefunden. Aber eben die heidnischen (paganos) Dichter des Jahrhunderts Ludwig XIV. haben die Auflösung der Gesellschaft vorbereitet.

Das Christenthum wird jedoch in der Welt so lange fortleben wie die echte (verdadera) Poesie; denn beide sind untrennbar, wie die Lilie und ihr Duft, wie der Mensch und das Unglück; denn das Christenthum ist ein Bedürfniß des Herzens, und jede Gesellschaft, die nicht auf ihm basirt ist, muß zur eigentlichen Sklaverei führen (tiene que ser esencialmente esclava), wie es selbst bei den alten Republiken Griechenlands der Fall war.

In einem andern, diesen Gegenstand weiter ausführenden Aufsatze, mit besonderer Beziehung auf das Drama („Literatura": „Teatro"), werden, nach vorausgeschickter Übersicht des Entwickelungsganges der spanischen Poesie seit der Einführung des französischen Geschmackes, mit gerechtem Stolze die Verdienste der vaterländischen Meister, eines Lope de Vega, Calderon, Moreto u. s. w. hervorgehoben, die Vorzüge und Mängel des von ihnen gegründeten und cultivirten Nationalgeschmacks, des romantischen Dramas, im Vergleich mit der über den classischen Leisten geschlagenen Tragödie à la française mit billiger Unbefangenheit gewürdigt und dabei der Leistungen deutscher Dichter und Kritiker so ehrenvoll gedacht, daß wir bei unsern Lesern gar keine Nationaleitelkeit (nil humani) voraussetzen müßten, wenn wir nicht hoffen dürften, ihnen durch die Mittheilung folgender Stellen ein Vergnügen zu machen.

Oder wird man vielleicht sagen, daß der ungeheure Ruf unserer Meister ein erschlichener sei (que su reputacion colosal fué usurpada), daß sie ihn mehr dem schlechten Geschmack ihrer Zeit und der Parteilichkeit ihrer Landsleute als ihren eignen wirklichen Verdiensten zu danken hätten? Laharpe und Voltaire haben dies ja behauptet: also muß es auch unbezweifelt wahr sein! Laßt uns jedoch einmal die Augen nach Deutschland hinwenden und sehen, was man dort thut, laßt uns hören, was man dort von unsern Dichtern sagt.

Die deutschen Pressen seufzen nun ohne Unterlaß, um die Werke von Calderon, Moreto (?) und Andern zu vertausendfachen (reproduciendo á millares); besonders die des Erstern, von denen man erst neuerlich zwei große herrliche Ausgaben (dos grandes y magníficas ediciones) in Leipzig gemacht hat, ohne die bedeutende Anzahl minder glänzender und vollständiger in Anschlag zu bringen. Die Brüder Schlegel, der Baron Otto v. der Malsburg, Bärmann und andere nicht minder berühmte Literatoren glaubten ihre Zeit würdig anzuwenden, indem sie in ihre Sprache die Werke übertrugen, von denen wir so wenig Aufhebens (tan poco caso) machen, und die Tage sind zu zählen (y raro es el dia), an denen man auf den Theaterzetteln Dresdens nicht den Namen Calderon's liest(?!). Werden wir deshalb die Deutschen der Parteilichkeit zeihen? Oder werden wir diesen Enthusiasmus vielleicht einer vorübergehenden Laune der Mode zuschreiben? Wäre es auch, jedenfalls muß es uns schmeicheln, daß ein Volk, das einen Lessing, Schiller, Goethe, Herder und Wieland sein nennt, den Schöpfungen unserer Dichter so große Wichtigkeit beilegt. Sie können also doch nicht so schlecht sein, wie Einige behaupten wollen.

Wir haben bereits bemerkt, daß die Nachahmung der Schriftsteller des Hofes von Versailles sich zur selben Zeit, als sie bei uns Eingang fand, über ganz Europa verbreitet hatte.

Denn keine Nation, die unserige und die englische ausgenommen, hatte ein so glänzendes Nationaltheater, um es dem französischen entgegenzusetzen; es ist daher nicht zu verwundern, daß dieses zum Muster genommen wurde. Was uns betrifft, so haben wir ja schon gesehen, mit welcher Leichtigkeit wir auf die eignen Schätze verzichten. Die Engländer besaßen Shakspeare; wenn daher auch Addison, Pope und Andere sich bemühten, den sogenannten classischen Geschmack einzuführen, so konnte dieser doch niemals Wurzel fassen in einem Lande, in dem der Enthusiasmus, um nicht zu sagen der Fanatismus, für Nationalruhm vielleicht allein hingereicht hätte, um eine ununterbrochene Verehrung für Shakspeare und Milton zu unterhalten, selbst wenn die unbefangene Kritik (la razon) dies misbilligt hätte, was gewiß nicht der Fall war.

Da erschien in Deutschland gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Mann, mit dem feinsten Geschmacke begabt, der es unternahm die Literatur seines Vaterlandes zu reformiren, die damals eine halb französische, halb deutsche, mithin keine (nula) war. Dieser Mann war der berühmte Lessing, in seinem Vaterlande als der Wiederhersteller der Nationalliteratur und selbst der deutschen Sprache angesehen. Und als wenn die Natur es sich hätte besonders angelegen sein lassen, die Regeneration in wenigen Jahren zu vollenden, ließ sie fast zu gleicher Zeit Schiller, Goethe und einige andere ausgezeichnete Männer ins Leben treten. Diese setzten sich nicht vor, Jemand nachzuahmen (ne pensaron en imitar á nadie), sondern die Natur zu studiren und sie so zu malen, wie sie ihnen erschien, d. h. auf eine unabhängigere, großartigere, aber zugleich auch schwierigere Weise. Andere hatten den äußern Menschen beschrieben; sie machten es sich zur Aufgabe, das Herz und dessen Falten (el alma y sus debilidades) zu schildern. Die Bahn war neu und dornicht; und da nur besonders begünstigte Geister und wahrhaft philosophische Köpfe sie mit Aussicht auf Erfolg betreten durften, so war zu fürchten, daß alle Jene, die von der Natur weniger grosmüthig bedacht worden wären, diese neuen Schriftsteller als übertreibungssüchtige Sonderlinge (de estravagantes y exagerados) ausschreien würden, da sie selbst nicht fähig sind, die unzähligen Schattirungen der menschlichen Leidenschaften zu unterscheiden, noch die Mysterien zu durchdringen, die nur für das Genie den Schleier lüften, der sie den Augen des gemeinen Haufens der Sterblichen verhüllt. So geschah es mit Goethe, so mit Byron und später mit Lamartine und Victor Hugo, die, obgleich sie noch beiweitem nicht die Stelle der beiden Erstern erreicht haben, uns doch in einigen ihrer Werke bewundernswürdig zu sein scheinen.

Diese literarische Revolution wurde in Deutschland mit reißender Schnelle zu Stande gebracht, und dessen Literatur, vorher unbedeutend und dem übrigen Europa unbekannt, hat unablässig an Schönheit und Umfang zugenommen, bis sie endlich dahin gelangt ist, die erste Stelle einzunehmen (hasta que al fin ha llegado á ponerse en el primer lugar).

Unsere Campeadores der Romantik begnügen sich jedoch nicht, nur im Ernstkampfe mit der gewichtigen Lanze der Kritik und dem Schlachtschwerte der Dialektik die Gegner zu bekämpfen; sie fodern sie auch zum Schimpfspiele heraus, greifen sie mit den leichtern, aber nicht minder treffenden Rohrstäben (cañas) des Witzes und der Satire an und suchen sich gegen die feindlichen Würfe durch die Schilde der Ironie und Persiflage zu schützen. Zur Probe wollen wir eine dieser „Justas de ingenio" mittheilen:

Der Schäfer Classikaster (El pastor Clasiquino). *)

Und es weilte Classikaster, der einfache, arglose Schäfer, voll Liebesgedanken an seine undankbare Chloris in einem friedlichen Thale, am Rande eines Krystallbächleins, ohne sich im mindesten um den Krieg in Navarra zu kümmern (ach, wer es ihm hierin gleichthun könnte!), und versenkte sich ganz in den Anblick seiner sanftmüthigen Heerde, des Sinnbildes seines eignen Seins. „Eklogen", rief er, „strömt mir nun zu, hierher, wo die gewitterschwangere Maschine (er will sagen: Kanone) und das helltönende Rohr (d. h. die Trompete) meine süßen Freuden nicht stören werden:

O du mein Hütchen von Stroh
Machst mich so selig, so froh,
Würd' dich vertauschen nicht für eine Stadt!"

Und das Schönste dabei war, daß der unschuldige Classikaster in einer Straße von Madrid wohnte und sich zur selben Zeit um eine Anstellung beim Finanzministerium bewarb.

Was es doch für eine gute Sache um die Einbildungskraft ist! Seine Chloris war nämlich nichts mehr und nichts weniger als eine starrköpfige und zornmüthige Haushälterin, mit der er lebte und die ihn alle Augenblicke mit Schimpfnamen und Schmähworten überhäufte, sein Mayoral der Minister, wie diese schon seit undenklichen Zeiten von den Classicisten genannt werden, wegen jenes „Mayoral Jovino" *), und sein „friedliches Thal" das Bureau des Ministeriums oder der Prado, was für einen Classicisten dasselbe ist.

„Nichts geht über die Regeln des Aristoteles", pflegte auch Classikaster manchmal zu sagen, der, obgleich ein Schäfer, die Vorschriften des Stagiriten mehr als einmal gelesen hatte. „Was Natur! Die Natur muß man verschönern. Nichts soll Das sein, was es ist, sondern Das, was es sein soll" (Nada

*) Von D. José de Espronceda, einem jungen talentvollen Dichter, bereits bekannt als Verf. des historischen Romans „Sancho Saldaña, ó el Castellano de Cuellar", des Originallustspiels: „Ni el tio, ni el sobrino" ꝛc. Der obige Aufsatz dient als Text zu dem mit vieler Laune, aber ohne fratzenhafte Übertreibung von F. Madrazo gezeichneten und lithographirten Portrait dieses Pastor Clasiquino (ein alter langer hagerer Mann, unter dem schief aufgesetzten Hute eine schwarze Kappe und eine Perücke, in einem altmodischen Überrock, aus dessen Tasche ein mächtiger Band mit der Aufschrift: „Moratin", hervorguckt, in um die Knie schon viel zu weit gewordenen kurzen Beinkleidern, schlotternden Strümpfen und Schnallenschuhen, sitzt unter einem Baume auf einem Rohrstuhle, in tiefes Nachdenken verloren, vorgebeugt auf einen tüchtigen Hirtenstab sich stützend; zu seinen Füßen weiden Schafe, und auf dem gegenüberliegenden Felsen sind die Namen: Melibeo, Menalcas, Clori, Coridon, Anfriso u. s. w. eingegraben), das einen vollkommenen Gegensatz zu dem in einer frühern Lieferung mitgetheilten, ebenfalls durch den Griffel und die Feder dargestellten Bilde eines Romantikers bildet, von dem folgende, die Gegner zu dessen Betrachtung höhnisch auffodernde Worte einen Begriff geben mögen: „Betrachtet diese vom Studium und Nachdenken gefurchte Stirne, diese ernste melancholische Physiognomie, durchglüht von der Flamme des Genies. — Das ist kein Ketzer, kein Antichrist, wie Ihr gern vorgeben möchtet, sondern ein Jüngling, der, noch ganz den glänzenden Täuschungen seiner Phantasie sich überlassend, den frommen Glauben, die Tugenden, die Poesie der chevaleresken Zeiten in unserm Jahrhundert wieder neu aufleben sehen möchte; dessen Einbildungskraft mehr durch die Großthaten der alten Spanier als durch den Heroismus der Griechen begeistert wird; der Jimena der Dido, den Cid dem Äneas, Calderon dem Voltaire und Cervantes dem Boileau vorzieht; für den die christlichen Dome mehr poetisches Interesse haben als die Tempel des Heldenthums; dem endlich die Menschen des 19. Jahrhunderts für die Eindrücke der Leidenschaften nicht minder empfänglich scheinen als jene aus der Zeit des Aristoteles."

*) Dies war der poetische Name des berühmten Dichters und Ministers Jovellanos.

debe ser lo que es, sino lo que debiera ser). Und dabei zog er einen griechischen Text aus der Tasche; denn er war ein gründlicher Hellenist, und da er in Prosa wie in Versen sprechen konnte, fuhr er also fort:

„Ja, beim Pan, dem Lenker meiner Heerde, ich will der Welt zeigen, daß jenes Gesindel von Dichterjungen (esa caterva de poetas noveles), das mit dem miserablen Calderon, Shakspeare und dergleichen Volk Abgötterei treibt, unmoralisch ist und nicht eine Ekloge zu machen versteht; was sage ich, eine Ekloge? nicht einmal die Figur, genannt Onomatopöie, wissen sie anzubringen."

Sagt's und erhebt sich mit triumphirender Miene und stolzer Haltung, zurechtsetzend die Brille, die an den Rand der spitzvorragenden Nase herabgesunkene, und erweckt die Lämmlein, die sanft entschlummerten,

Welche der Weide vergaßen über der mächtigern Herchlust.

Und Classikaster begibt sich langsamen Schrittes zurück in seinen Pferch (majada), mit dem festen Vorsatze, beim Schafthume zu bleiben (do seguir hecho borrego), so lange er lebe.

Wenn nach solchen Angriffen der Classicismus nicht das Bischen Geist, das ihm noch geblieben ist, aushauchen würde, so müßte er unverwundbarer als Achilles und von der Wassergöttin, auch seiner Mutter, bis über die Fersen in den Styx getaucht worden sein, damit ihm selbst Paris' Verrath nicht im Tempel des Apollo hätte tödtlich werden können. Unsere Romantiker haben daher seinen unfehlbaren Untergang zwar noch in keiner Siegeshymne, sondern vor der Hand blos in einem bescheidenen Sonette besungen, daß im Originale also lautet:

La Ruina del Clasicismo.

Por I. M. B.

La madre divina del Verbo eternal
Arroja la turba de dioses vencida
Del templo de Roma, su augusta manida *),
Y el trono alli asiente con pompe triunfal.

De dioses montruosos el bando infernal
Vaga por el mundo, rugiendo en su huida;
Mas el *Clasicismo*, dándole acogida,
Le ampara, le adora con culto brutal.

Empero en las alas del *Romanticismo*
Volando la Virgen ardiente fulmina
Terrificos rayos al vil paganismo:

Le embiste, le acosa, le vence, extermina;
Y á par su castillo, ciego *Clasicismo*,
Hundiéndose al orco, por siempre se arruina.

Nachstehende Übersetzung davon verdanken wir unserm verehrten Freunde, Hrn. Friedrich Halm, dem Dichter der „Griseldis":

Der Sturz des Classicismus.

Maria, die den Heiland trug im Schooße,
Entriß der Götterschar besiegtem Schwalle
Ihr Haus zu Rom, und, weihend seine Halle,
Zum eignen Wohnsitz wählt's die Reine, Große!

Der Lügengötter Schar, die heimatlose,
Streift heulend durch die Welt nach ihrem Falle;
Der Classicismus nur bleibt ihr Vasalle,
Empfängt sie, dient ihr, weiht sich ihrem Loose.

Indessen schwebt auf der Romantik Schwingen
Die Jungfrau hin, und Blitzen gleich durchdringen
Die Heidengötter ihrer Blicke Flammen;

Sie stürzen hin, besiegt, entseelt, vernichtet;
Und Classicismus auch, zugleich gerichtet,
Ihr Bollwerk, stürzt für immerdar zusammen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Das ehemalige Pantheon des Agrippa, jetzt Sta. Maria ad martyres, gewöhnlich nur die Rotonda genannt.

Letzte Schicksale und Entdeckungen des französischen Schiffscapitains Grafen de la Perouse und der Mannschaft der Fregatte La Boussole jenseit des 85. Grade nördlicher Breite. Nach den von Dr. Reidcliff im Jahre 1835 auf der Bricer-Insel aufgefundenen Schiffstagebüchern und Manuscripten. Aus dem Englischen. Mit einer Karte. Hanau, König. 1837. Gr. 8. 1 Thlr.

Wol Mancher hat sich durch die ersten Bogen dieser nicht ungeschickten Mystification täuschen lassen und statt eines Werkes der Phantasie eine Entdeckungsgeschichte zu lesen geglaubt. Die Sache wird erst gegen die Mitte hin klar, aber die Erfindung hört deswegen nicht auf hübsch und anziehend zu sein.

Die Fiction ist die, daß der bekannte Lapeyrouse durch Strömungen des Oceans über Spitzbergen hinaus in das arktische Meer geführt worden sei und nach einem gräßlichen Kampfe mit der Eiszone desselben diesen Gürtel durchdringt, in ein freies offenes Meer gelangt, den Polcontinent und ein in tropischem Frühlingshauch üppig blühendes, von neuen Formen und Naturwundern strotzendes Land entdeckt, dessen mildes Klima den heißen Luftströmungen aus dem geöffneten Pol der Erde zu danken ist, hier eine Zeit lang unter Wundern der Schöpfung verweilt, dann stirbt, und daß seine Gefährten auf den Fittichen kolossaler Kraniche wieder nach Süden zurückkehren, in der Eiszone aber heruntersinken und da erstarren, wo der englische Dr. Reidcliff Lapeyrouse's angebliche Tagebücher und Schiffspapiere gefunden haben will.

Der Gedanke ist für eine Dichtung im Geiste von „Klimm's Reisen" nicht übel. Die Sache ist nicht nur nicht unmöglich, sondern die Wirklichkeit eines Polcontinents mit milderm Klima hat sogar, wie bekannt, mancherlei Wahrscheinliches für sich. Es wäre auch möglich, daß die elektrischen Massen in der Nähe des Pols ein Naturleben zu schaffen im Stande wären, das von dem durch die Sonnenwärme hervorgerufenen durchaus abwiche, und daß wir durch den starren Eisgürtel vom 80. Grade ab auf alle Zeitlichkeit hin verhindert würden, von diesem Naturleben nähere Wissenschaft zu erlangen. Dies hat wol mit der ganzen Erfindung auch nur gesagt werden sollen, und so weit ist die Einkleidung dieses Satzes entsprechend genug und selbst dichterisch von Werth.

Die uns mitgetheilten Entdeckungen wollen wir nicht alle loben, manche darunter sind nicht glücklich oder nachgeahmt, wie die geschwänzten Halbmenschen z. B. nach Klimm und der bekannten Herschel'schen Mondentdeckung gebildet sind. Im Ganzen jedoch ist ein gutes Zwielicht von Wahrscheinlichkeit beobachtet, die Resultate passen zu den Prämissen, und man sieht es dem Ganzen an, daß es von einem unterrichteten und gescheiten Kopf erfunden ist. Wahrscheinlich liegt ein französisches Original zum Grunde, das sich durch Ausdrücke der französischen Chemie ebenso sehr als durch die patriotischen Ausbrüche, auch durch den Namen Neufrankreich, den der Polcontinent empfängt, zu erkennen gibt. Die französische Feder erkennt man überall, und wäre es auch nur an der gloire de la grande nation. Das Buch wird uns jedoch als aus dem Englischen übertragen vorgeführt.

Der Scherz unterhält ganz angenehm, gibt selbst manches Beachtenswerthe und Lehrreiche und würde es nicht verdienen, als ein Betrug gestempelt und verworfen zu werden, wenn nur der Titel den Charakter des Buches weniger verborgen hätte. 21.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 360. —— 26. December 1837.

El Artista.

(Fortsetzung aus Nr. 359.)

Nach denselben Grundsätzen und Ansichten sind auch, wie sich leicht denken läßt, die biographisch-kritischen Artikel über die einzelnen spanischen Dichter der ältern und neuern Zeit und ihre Werke bearbeitet. So behandeln die vorliegenden Lieferungen von den ältern Dichtern: Fernando de Herrera, den Sänger der Schlacht von Lepanto, und Calderon. Da fast von keinem berühmten spanischen Dichter sparsamere Nachrichten auf uns gekommen sind als von dem Erstern, so findet man auch hier zu der aus Quintana („Coleccion de poesías castellanas) wiederabgedruckten Notiz nur den kleinen Zusatz, daß Herrera von Lope de Vega, der damals noch sehr jung war, in Sevilla gekannt und bewundert wurde, und daß die in seinen Gedichten so viel gefeierte Eliodora eine sevillanische Dame, die Gräfin v. Gelves, war. Auch von Calderon werden nur die bekannten Nachrichten seines Biographen Villaroel wiederhohlt; doch verdient aus der kritischen Beurtheilung seiner Werke bemerkt zu werden, daß sie endlich auch bei seinen Landsleuten wieder die gebührende Anerkennung und Bewunderung finden, wozu die Aufnahme, die sie bei uns fanden, nicht wenig beigetragen haben mag. So heißt es z. B. wieder von ihm: „Todos (?) convienen en que este hombre extraordinario es el *primer poeta dramatico* que ha producido nuestra pátria"; ja, grade seine Autos werden wieder als die Meisterstücke seines schöpferischen Genius angepriesen: „Estos son indudablemente el *mas sublime monumento* de la gloria de Calderon; en estos es en los que con *mas prodigalidad* derramó el tesoro de su poesía." Besonders wird die Charakteristik seiner Graciosos hervorgehoben und treffend geschildert *) und mit Recht Voltaire's Machtspruch über diesen, ihn so weit überragenden Giganten lächerlich gemacht. *) Wer hätte noch vor einem Jahrzehnd solche Ansichten in Spanien zu äußern wagen dürfen, ohne sicher zu sein, von der tonangebenden Partei der literarischen Afrancesados und der Moratinescos als Irrlehrer verketzert und dem ignorante vulgo beigezählt zu werden! Ja, selbst noch jetzt scheint das große Publicum für die Meisterwerke der alten Nationalbühne nicht sehr empfänglich zu sein; wenigstens wird in einem andern Artikel des „Artista" über die kalte Aufnahme des neu in die Scene gesetzten Calderon'schen Meisterstückes: „La vida es sueño", geklagt.

Mit den spanischen Dichtern der neuesten Zeit macht uns eine sehr schätzbare „Galerie der ausgezeichneten Zeitgenossen" (Galeria de ingenios contemporáneos) bekannt, und zwar fanden wir bis jetzt die Portraite (auch im wörtlichen Sinne) von Martinez de la Rosa, Angel de Saavedra Duque de Rivas, Juan Nicasio Gallego und Telesforo de Trueba Cosío aufgestellt. Da Ref. von diesen Biographien die der drei Erstern zu seiner kürzlich erschienenen „Floresta de rimas modernas castellanas" bereits benutzt hat, so benügt er sich, hier nur die des Letzten mitzutheilen:

Don Telesforo de Trueba wurde zu Anfange dieses Jahrhunderts zu Santander geboren. Schon mit acht

*) Wir können uns nicht enthalten, die darauf bezügliche Stelle, die durch Übersetzung allzu viel von ihrem Reize verlieren würde, im Original herzusetzen: „Es cosa muy singular en los *graciosos* de Calderon que *todos tienen una idea fija que nunca los abandona*; y son tantas las vueltas que la dan y tanto lo que la esprimen que llegan por fin á dejarla seca como esparto, pues no hay ocurrencia graciosa, relativa á aquella idea, que no les venga como llovida del cielo. Son muy de notar en este punto aquello del treco-mesino en „Dar tiempo al tiempo" y lo del Catecumeno en el „Josef de las mugeres", donde se encuentra por mas señas una Eugenia muy poco parecida en verdad á las otras damas de Calderon. En la primera de estas dos comedias sobre todo, es donde no hay quijadas que basten para tanto reir: porque aquel Chacon tan bachiller y tan bellaco no despliega nunca los labios que no sea para decir un chiste ó para contar un cuento."

*) Wer wird den wackern, endlich entzauberten Spaniern nicht Beifall zurufen, wenn sie die impertinenten Faseleien der „traspirináicos" mit gerechtem Stolz also zurückweisen: „Voltaire ha dicho que Calderon era un *ignorante*, que *no sabia historia!* Pues bien; aun cuando lo dijeran todos los franceses habidos y por haber, no por eso dejará de ser el Coriolano de Calderon hijo mas legitimo de Rómulo que el Británico de Racine, ni dejará tampoco de ser un francés del tiempo de Luis XIV. el *Turco Bayaceto*, asi como es un verdadero árabe ingerto en andaluz, el *Tuzani* de „Amar despues de la muerte".

Jahren verlor er seinen Vater; doch ersetzte diesen Verlust zum Theil die Mutter, Doña Maria Perez Cosio, eine durch Gemüth, Verstand und Bildung ausgezeichnete Frau, die die erste Erziehung des Knaben selbst leitete und überhaupt den entscheidendsten Einfluß auf ihn übte. Bald nach dem Tode seines Vaters wurde er nach England gesandt, und begann in einem der dortigen Collegien sich zur diplomatischen Laufbahn, wozu ihn seine Familie bestimmt hatte, vorzubereiten; in der Sorbonne zu Paris vollendete er seine Studien. In dieser Stadt blieb er als Attaché bei der spanischen Gesandtschaft bis 1822, wo er in sein Vaterland zurückkehrte. Dort stiftete er die Academia llamada del Mirto, in der sich unter dem Vorsitz des Don Alberto Lista fast alle jüngern Dichter Spaniens, die sich seitdem einen Namen erwarben, vereinigten. Trueba folgte der Regierung nach Cadiz und machte sich schon da durch einige mit Beifall aufgenommene dramatische Compositionen bemerklich. Aber europäischen Ruf erwarb er sich in London, wo er als freiwilliger Ausgewanderter auf Antrieb seiner Freunde und Leidensgefährten Arguelles, Gil de la Cuadra und Alcala Galiano folgende historische Romane in englischer Sprache herausgab: „Gomez Arias", „The Castilian", „Romance of history, Spain"; diesen folgten bald seine Biographien von Cortés und Pizarro („Lives of Cortes and Pizarro") und sein Sittenroman: „The Incognito". Diese Werke sind fast in alle gebildeten Sprachen Europas übersetzt worden und haben ihrem Verfasser Ehre und Geld eingebracht. Beides erwarb er sich in noch erhöhtem Maße durch seine Arbeiten für die Bühne, wozu er den meisten Beruf fühlte; so erschienen und wurden auf den Theatern Londons mit anhaltendem Beifall gegeben seine Lustspiele: „The exquisites", „The arrangement or, Come again to-morrow", „Mr. and Mrs. Pringle" (auf dem Theater von Drury Lane 60 Abende hintereinander bei vollem Hause aufgeführt) und „The men of pleasure"; seine letzte dramatische Arbeit war ein historisches Drama: „The royal delinquent".

Unter allen seinen literarischen Arbeiten verschaffte ihm aber den größten Ruf sein beschreibendes Sittengemälde in drei Bänden u. d. T.: „Paris and London". Zuletzt gab er noch in London einen historischen Roman heraus: „Salvador the Guerrilla", eine Episode aus dem Unabhängigkeitskriege, in welchem er sich mehr der Manier Cooper's näherte, während er in seinen frühern W. Scott gefolgt war. Überdies hatte er viele Artikel für das „Metropolitan review" und das „Edinburgh review" und andere englische Zeitschriften geschrieben.

Gehört Trueba durch diese Werke mehr der englischen als der spanischen Literatur an, so hat er doch auch als vaterländischer Dichter sich einen Namen gemacht durch seine beiden Lustspiele: „El veleta" (La girouette) und „Casarse con 60,000 duros" (60,000 Thaler heirathen), die auf allen Bühnen Spaniens mit Beifall gegeben wurden. Auch nahm er sich vor, eine Sammlung seiner sämmtlichen in englischer Sprache geschriebenen und von ihm selbst in seine Muttersprache zu übertragenden Werke und eine Sammlung seiner kleinern Gedichte (poesias sueltas) herauszugeben.

Im Mai 1834 kehrte er in sein Vaterland zurück, wurde von seiner Provinz zum Procurador und bald darauf zum Secretair der zweiten Kammer gewählt. Von da an beschäftigte er sich fast nur mit politischen Arbeiten.

Allein eine so übermäßige Thätigkeit hatte seine Gesundheit untergraben; bald genesen von einer schweren Krankheit verließ er 1835 wieder Madrid, um in Paris durch die Pflege einer zärtlichen Mutter sich ganz herzustellen.*)

Ein vorzugsweise **kritisches** Journal hat aber nicht blos die Kunstprincipien in abstracto zu erforschen und festzustellen, nicht blos durch Würdigung der Bestrebungen und Leistungen bewährter Meister das Musterhafte und Nachahmungswürdige in concreto nachzuweisen, es muß, soll es recht erfolgreich wirken, auch die Erscheinungen des Tages, wenn sie keine bloßen Tageserscheinungen sind, die nacheifernden Versuche der Kunstjünger beachten und im Interesse der Sache besprechen, damit die Kunst sich wahrhaft verjünge. Daher füllt auch der „Artista" mit Recht einen Theil seiner Columnen mit beurtheilenden Anzeigen der neuesten Erzeugnisse der spanischen Poesie, und wir können ihm das Zeugniß geben, daß er hierin Anstand und möglichste Unparteilichkeit beobachte. So, um nur ein Beispiel anzuführen, werden die 1835 erschienenen Gedichte des Don Juan Bautista Alonso mit lobenswerther Unbefangenheit beurtheilt. Denn dieser, auch durch gerichtliche Beredtsamkeit ausgezeichnete junge Advocat gehört noch ganz der Schule des Melendez an, die bekanntlich noch mit der Schüchternheit eines kaum mündig gewordenen Mädchens auftrat, das bei jeder freiern Bewegung, aus Furcht, die so tief eingeprägten und so lange sklavisch verehrten Anstandsregeln ihrer eigensinnigen französischen Gouvernante allzu sehr verletzt zu haben, vor sich selbst erschrickt und erröthet, wenn es sich einmal blos den Impulsen der Natur überlassen und es gewagt hatte, nicht blos der äußern Erscheinung, sondern ihrem innersten Wesen nach eine freie Spaniern zu sein. Wie sein Vorbild Melendez, ist auch Alonso als Dichter vorzüglich durch Das, was man Poesie der Sprache nennt, ausgezeichnet; auch sein eigentliches Element ist zwar die Anakreontische und Schäferpoesie; aber er malt, wenn auch mit glänzenden Farben und allem Schmelz des Colorits, nochmals mit breiter Umständlichkeit die schon bis zum Überdruß vervielfältigten Copien der arroyitos murmuradores und traviesos Cupidillos. Doch, um in nichts seinem Meister nachzustehen, hat er sich auch in der sogenannten philosophischen, oder vielmehr philosophirenden Poesie versucht, und ein guter Theil seiner Gedichtsammlung besteht aus odas dieser Gattung. Darunter sollen viele sehr gelungen sein, so zwar, daß der Rec. im „Artista" (etwas allzu emphatisch, wie uns scheint) davon sagt: „Seria menester

---

*) Wenn wir uns recht entsinnen, so ist er im vorigen Jahre bald nach der abermaligen Rückkehr in sein Vaterland gestorben.

citarlas casi todas, para citar todas sus bellezas". Er begnügt sich daher (und wir müssen seinem Beispiele folgen) nur ein paar Stellen daraus anzuführen; wie aus der Ode: „La instruccion es la mejor y la mas durable de las riquezas", die wirklich wunderschöne Strophe:

En la tumba de Sócrates divino
Oigamosle su acento,
Y entre el clamor de la lisonja humana
Cual pretendemos parecer zcamos:
Que en la abrasada arena del desierto
No reverdecen los ajenos ramos,
Ni exhala aromas el clavel ingerto.

Und aus der Romanze: „A la pátria", folgende Copla, von der der Rec. mit Recht sagt, daß sie ein ganzes Gedicht zum Lobe der Freiheit aufwiege:

La libertad generosa
Consuelo de nobles almas
Que cuando vence perdona,
Que ni oprimida es esclava.

Man sieht, daß der Rec., sonst einer der eifrigsten Vorfechter der romantischen Schule (Hr. Eugenio de Ochoa, der Mitredacteur des „Artista") Unbefangenheit genug bewahrt hat, um auch an den Gegnern das Lobenswerthe anzuerkennen und sogar mit Enthusiasmus zu loben.*) Mit derselben Unparteilichkeit werden selbst die Werke des Hauptes der Gegenpartei, des talentvollen und in Hinsicht auf leichten, fließenden Versbau von Keinem übertroffenen Satirikers und Lustspieldichters Don Manuel Breton de los Herreros, angezeigt.

Minder bedeutend als durch seine kritische Tendenz ist der „Artista" durch die eignen Producte seiner Mitarbeiter, die natürlich hier nur Arbeiten von kleinerm Umfange, wie lyrische Gedichte, Romanzen, Bruchstücke von epischen Gedichten, Erzählungen, Novellen u. s. w., mittheilen konnten. Es wäre daher ungerecht, blos nach diesen Proben ihre productive Kraft bemessen zu wollen.**) Jedenfalls macht man schon dadurch die Bekanntschaft einiger Kunstjünger, denen es Ernst um ihre Kunst ist, welche nicht ohne Glück die Wahrheit und Ausführbarkeit der Ansichten, die sie mit so viel Eifer theoretisch verfechten, auch durch ihr eignes Beispiel praktisch zu beweisen versucht haben und zur zeitgemäßen Verjüngung der spanischen Poesie erfolgreich beizutragen versprechen. Ehrende Erwähnung verdienen in dieser Hinsicht der Mitredacteur Don Eugenio de Ochoa, der sich auch sonst durch seinen historischen Roman: „El auto de fé", und durch sein mit Beifall aufgeführtes Drama: „Incertidumbre y Amor", in zwei Acten und in Versen, bereits einen Namen gemacht hat; der obenerwähnte Don José de Espronceda, von dessen unedirtem romantischen Epos: „El Pelayo" hier mehre Proben mitgetheilt sind; Don Jacinto de Salas y Quiroga, der außerdem einen Band „Poesias" und das Originaldrama: „Alen Ferrando ó el cruzado" herausgegeben hat; Don Patricio de la Escosura, durch seinen historischen Roman: „El conde de Candespina" auch außerhalb Spaniens bekannt*); hier ist von ihm unter Anderm eine längere Erzählung in Versen: „El bulto vestido del negro capuz" („Die Gestalt im schwarzen Mantel", eine Scene aus dem Aufstande der Comuneros unter Padilla zu Simancas 1521) mitgetheilt (er hat seitdem den ebenfalls mit vielem Beifall aufgenommenen historischen Roman: „Ni rey ni roque" herausgegeben); und natürlich Don Juan Maria Mauri, der durch seine „Espagne poétique" europäischen Ruf erlangt hat, und dessen wunderschöne Romanze: „La timidez", die Krone aller hier mitgetheilten Gedichte ist (er hat auch ein größeres episches Gedicht: „Esvero y Almedora", schon längst vollendet, aber bis jetzt nur Proben davon drucken lassen). Unter den Gedichten von ungenannten Verfassern zeichnen wir aus die beiden Romanzencyklen: „El caballero de Olmeda, romances por P. de M." und „El principe de Viana, romances historicos por E. B. D. B.". Man sieht schon hieraus, daß die prosaischen und metrischen Erzählungen meist vaterländische Gegenstände behandeln, was sowie die Wahl nationaler Formen und die patriotische Gesinnung, die sich darin ausspricht, durchaus nur zu loben ist; aber auch unsere Spanier sind, sowie die Franzosen und Italiener der neuesten Zeit, auf den sonderbaren Abweg gerathen, das Romantische nicht blos in dem Außergewöhnlichen und Eigenthümlichen, sondern vorzugsweise im Phantastischen, Melancholischen, Schaudererregenden, Schrecklichen und Gräßlichen zu suchen, während doch das Wesen der eigentlichen Romantik, volksthümliche Originalität, grade im Satirisch-Komischen am eigenthümlichsten hervortritt und am glänzendsten sich zeigt. Betrübniß, Schmerz und Trauer sprechen sich ja viel genereller, allgemeinmenschlicher aus als Witz, Laune und Humor; der Mensch klagt und weint fast nur auf eine Weise; welch ein Unterschied aber zwischen dem sentimentalen Witze eines Jean Paul und dem sarkastischen eines Voltaire; zwischen den derbkräftigen, spießbürgerlichen Lustspielen Holberg's und den keckphantastischen, märchenhaften Possen Gozzi's; zwischen dem Humore Shakspeare's und der Ironie des Cervantes. Eben weil die satirisch-komischen Werke am innigsten mit den zeitlichen, volksthümlichen und örtlichen

*) Man vergl. nur damit die viel schärfere Recension der Gedichte des Alonso von dem leidenschaftlichern Figaro (Don Mariano José de Larra) in der „Revista española" (Jahrgang 1835, Nr. 484). Aber auch daraus geht hervor, daß Alonso jedenfalls unter die bedeutendern neuesten Dichter Spaniens gehöre, und Ref. ergreift um so lieber diese Gelegenheit, auf ihn aufmerksam zu machen, als er die Ungerechtigkeit begehen mußte, nichts von diesem Dichter in seine „Floresta" aufzunehmen, da es ihm nicht gelungen ist, sich dessen Werke zu verschaffen.

**) Ref. wird bei einer andern Gelegenheit über selbständige Werke dieser neuspanischen Schule, wovon ihm einige durch einen günstigen Zufall (denn nur einem solchen hat man die Kenntniß der neuesten spanischen Bücher zu verdanken) zugekommen sind, ausführlicher berichten; hier genüge die Versicherung, daß er darunter zwar keine Meisterwerke ersten Ranges gefunden habe, wol aber Leistungen, die von nicht gemeinen Talenten ihrer, meist noch sehr jungen Verf. zeugen und zu den schönsten Hoffnungen berechtigen.

*) Vergl. „Foreign quarterly review", Januar 1836, Nr. 32, S. 452—456.

Verhältnissen und Zuständen verschmolzen und durch sie bedingt sind, sind sie auch für Späterlebende, Nichtnationale, Nichteingeborne am schwierigsten zu verstehen und am meisten fremdartig; gewähren aber, einmal verstanden und durchdrungen, den tiefsten, dauerndsten Genuß; denn in ihnen prägt sich der Volkscharakter am originellsten aus, sie sind hochromantisch im eigentlichen Sinne des Wortes. Möchten daher die Spanier die originelle Laune und den echt volksthümlichen Charakter des Góngora und Quevedo zum Muster nehmen, sich aber vor ihren phantastischen Übertreibungen und ihrer gesuchten Unnatur hüten; denn sonst werden sie wol den Gongorismus, aber selbst nicht einmal die Zeit des Gongora verjüngen. Möchte vor Allem eine glücklichere Umgestaltung ihres politischen Zustandes eine freie Entwickelung des literarischen möglich machen; denn auch der gegenwärtige Zustand ihrer Literatur ist nur ein Gährungsproceß, eine Übergangsperiode, die man nicht treffender bezeichnen kann als mit den Worten eines der geistreichsten ihrer neuesten Dichter, des leider zu früh vollendeten, unglücklichen Don Mariano José de Larra*):

Si bien luce algun ingenio todavía de cuando en cuando, nuestro literatura sin embargo no es mas que un gran brasero apagado, entre cuyas cenizas brilla aun palidá y oscilante tal cual chispa rezagada. *Nuestro siglo de oro ha pasado ya, y nuestro siglo XIX. no ha llegado todavía.*

(Der Beschluß folgt.)

*) Er hat sich bekanntlich vor einiger Zeit, und wie man sagt, aus Liebe zur Königin Christine erschossen.

Napoleon und Kant.

So verschieden auch diese beiden Männer sind, so haben sie doch das miteinander gemein, daß man von ihnen mit der größten Zuversicht allerlei erzählt hat, woran kein Wort wahr ist. Von jenem sagt z. B. die Herzogin von Abrantes in ihren „Mémoires" (Bd. 6, S. 64): „Tout le monde ne sait pas qu' après la bataille d'Jéna l'empereur Napoléon reçut des ouvertures qui lui furent faites par la fameuse association appelée Union de la vertu", und fügt dann weiter hinzu: „Cette association, déjà formidable à cette époque, demandait à N. d'affranchir l'Allemagne et de lui donner des institutions représentatives et libérales; elle voulait reconnaître un grand chef et se mettait à sa disposition; ceci est positiv". Und doch ist es nicht wahr, kann nicht wahr sein. Denn der sogenannte Tugendbund existirte noch gar nicht „à cette époque", geschweige daß er schon hätte „formidable" sein und dem Kaiser solche „ouvertures" machen können. Er entstand erst weit später in Königsberg, nachdem die Franzosen schon wieder von dort abgezogen waren, und sein ganzes Wesen war so gegen das Napoleonische Franzosenthum gerichtet, daß es keinem Mitgliede einfallen konnte, Eröffnungen dieser Art dem Kaiser der Franzosen zu machen; und hätte ja ein Mitglied einen so tollen Einfall gehabt und demgemäße Anträge gemacht, so wäre es augenblicklich aus dem Bunde gestoßen worden. Siehe die Schrift: „Das Wesen und Wirken des sogenannten Tugendbundes" (Leipzig 1816), auch in meinen „Gesammelten Schriften", Bd. 3, Nr. 3.

Ebenso falsch ist, was Laube in seiner Novelle: „Die Bürger" (S. 127) von Kant erzählt. Dieser soll nämlich, als er die Nachricht von Ludwig XVI. Hinrichtung gehört, ausgerufen haben: „Nun, Herr, laß deinen Diener in Frieden zur Grube fahren, da meine Augen diesen Tag gesehen." Auch das ist nicht möglich, wenn man nicht voraussetzen will, daß Kant, der zu jener Zeit schon in so reifen Jahren stand, wo der Mensch fester als je an seinen Grundsätzen hält, in kurzer Zeit sein ganzes praktisch-philosophisches oder juridisch-politisches System umgewandelt habe. Denn in seinem „Staatsrechte" (Absch. 1) erklärt er sich mit dem höchsten Unwillen und Abscheu über jene That, indem er unter Anderm (S. 177—178) sagt: „Unter allen Greueln einer Staatsumwälzung durch Aufruhr ist selbst die Ermordung des Monarchen noch nicht das Ärgste; denn man kann sich vorstellen, sie geschehe vom Volke aus Furcht. Die formale Hinrichtung ist es, was die mit Ideen des Menschenrechts erfüllte Seele mit einem Schaudern ergreift, das man wiederholentlich fühlt, sobald und so oft man sich diesen Auftritt denkt, wie das Schicksal Karl I. oder Ludwig XVI." Diese Worte ließ Kant im J. 1797, wo seine „Metaphysischen Anfangsgründe der Rechtslehre" herauskamen, also vier Jahre nach jener That drucken. Sollte er innerhalb eines so kurzen Zeitraums (denn geschrieben sind die Worte wol noch früher als gedruckt) so ganz entgegengesetzte Ansichten und Empfindungen ausgesprochen haben? Auch habe ich während meines Aufenthalts in Königsberg zwar viel vom Reden und Thun jenes berühmten Mannes erzählen hören, aber nie etwas der Art, das auch nur im entferntesten einige Ähnlichkeit mit obiger Äußerung gehabt hätte. Ich wollte also wol darauf schwören, daß sie nie aus seinem Munde gekommen. Kurz, diese Erzählung vom königsberger Philosophen ist ebenso falsch als jene, die unlängst ein geistesverirrter Mystiker in einem gedruckten Sendschreiben an mich bekannt machte, daß derselbe Philosoph am Ende seines Lebens sich für eine Gans gehalten, und daß man ihm deshalb Gerste zur Nahrung vorgestreut habe. Auch davon habe ich in Königsberg kein Wort gehört, ungeachtet es auch dort solche Mystiker oder sogenannte Mucker in Menge gab, die sich kein Gewissen daraus machten, durch Erdichtungen einen Mann zu verunglimpfen, dem sie nicht werth waren die Schuhriemen aufzulösen.

Krug.

Notizen.

Wann war Hans Holbein der Jüngere geboren?

Neuere Forschungen stellten es außer Zweifel, daß der berühmte Hans Holbein weder zu Augsburg noch zu Basel, wie man sonst annahm, sondern zu Grünstadt, der ehemaligen Residenz der Grafen von Leiningen-Westerburg, geboren sei. Zweifelhaft dagegen blieb noch immer das Geburtsjahr dieses ausgezeichneten Mannes, und es schwankten die Angaben insbesondere zwischen 1496 und 1498. Endlich ist durch das aufgefundene Portrait Hans Holbein's, von ihm selbst auf Kupfer gemalt, welches gegenwärtig im Besitze des Domdekans v. Jaumann in Rottenburg ist, auch dieser Zweifel gelöst. Dasselbe enthält das Monogramm des Künstlers: HH. und über diesem Æ. 23 auf der linken Seite vom Beschauer aus, gegenüber: A°. 1520 und auf der Rückseite: Holbein Pictor. Demnach ist Hans Holbein der Jüngere 1497 geboren.

Zigeuner in Europa.

Zufolge sehr genauer Angaben in der kleinen unlängst erschienenen Schrift des jungen Moldauers, Michael v. Rogatmitschan: „Esquisse sur l'histoire, les moeurs et la langue de Cigains" (Berlin 1837), leben in Europa überhaupt 600,000 Zigeuner, und zwar in der Moldau und Walachei 200,000, in der Türkei 200,000, in Ungarn 100,000, in Spanien 40,000, in England 10,000, in Rußland 10,000, in Deutschland, Frankreich und Italien 40,000.

Im slawischen Illyrien wurden 1836 in slawischer Mundart 22 Bücher gedruckt, nämlich 6 Andachtsbücher, 3 theologische Schriften, 4 sprachwissenschaftliche, 3 pädagogische, 3 über den Styl, 2 Rechenbücher und eine allgemeine Geographie. 168.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 361. —— 27. December 1837.

El Artista.

(Beschluß aus Nr. 360.)

Wir haben Eingangs erwähnt, daß der „Artista" außer den bildenden und redenden Künsten noch die **Tonkunst** in sein Bereich gezogen habe. Wir waren daher um so begieriger hier neue Aufschlüsse über den Charakter und die Geschichte der spanischen Musik zu finden, als wir bisher noch nirgend etwas Genügenderes darüber gelesen zu haben uns erinnerten. *) Aber leider enthalten die uns zugekommenen Lieferungen außer gewöhnlichen Kritiken über eben damals aufgeführte italienische Opern nur ein paar bemerkenswerthe Artikel über Mozart's „Don Juan" und einen über „Die beiden Figaro" von Mercadante, sämmtlich von Santiago de Masarnau. Dieser echte Musikkenner vertheidigt mit Wärme jene Meisterschöpfung Mozart's, die, wie man glauben sollte, vorzugsweise die Spanier ansprechen müßte, die aber nichtsdestoweniger 1835 eine sehr kalte Aufnahme in Madrid fand, was Hr. M. mit Recht der einseitigen Bildung, oder vielmehr Verbildung des madrider Publicums zuschreibt, welches, wie das so vieler andern Residenzstädte (auch Deutschlands! exempla sunt odiosa) durch den ....ini'schen und ....etti'schen Ohrenkitzel und durch den Zauber italienischer Kehlen so verwöhnt wurde, daß es über dieser blos sinnlichen Nachtigallenmusik die Empfänglichkeit für einfach-große, tief-ergreifende, auf den denkenden und fühlenden Menschen berechnete Musik verloren hat. **) Überhaupt spricht Hr. M. mit Achtung von deutscher Musik, von Beethoven, Spohr und Weber. Zum Theil liegt eben in dieser altgewohnten Vorliebe des spanischen Publicums für italienische Opernmusik schon die Beantwortung der andern, wichtigern Frage, die Hr. M. in seinem Artikel über „Die beiden Figaro" aufwirft: Mercadante hatte sich nämlich offenbar bestrebt, eine spanische Oper zu schreiben, er hatte darin häufig spanische Nationalmelodien angebracht, und trotzdem waren „Die beiden Figaro" so wenig eine spanische Oper, wie Rossini's „Barbier von Sevilla" geworden; ist nun die Ursache davon nur darin zu suchen, weil diese beiden Compositeurs den Italiener nicht verleugnen konnten, oder nicht vielmehr, weil die Spanier überhaupt keine Nationaloper haben? und warum hat sich bei einem Volke, das so eminente musikalische Anlagen hat, das so reich an den ausdrucksvollsten und eigenthümlichsten Nationaltänzen und Volksgesängen ist, das grade im Dramatischen das Originellste und Höchste geleistet hat, nicht auch eine eigenthümliche, charakteristische Gattung der dramatischen Musik (un género español) ausgebildet? Diese auf den ersten Anblick auffallende Erscheinung hört es auf zu sein, wenn man die Geschichte der Musik in Spanien etwas schärfer ins Auge faßt. Aus den Volksliedern und Volkstänzen konnte natürlich kein nationaler, sondern mußte ein blos provinzieller Charakter der Musik hervorgehen, und aus der andalusischen Tirana, der castilischen Guaracha, der galicischen Gaita und der aragonesischen Jota konnte sich ebenso wenig eine spanische Nationaloper bilden, als sich sonst wo blos aus den Volksgesängen eine Nationaloper gebildet hat. In diesem Falle konnte sich höchstens ein volksmäßiges Singspiel entwickeln, worin die heterogenen provinziellen Weisen in ihrem stereotyp gewordenen Charakter nebeneinander auftraten, die sich wol zu einem Quodlibet verbinden, aber zu keinem Ganzen verschmelzen ließen; und so sind z. B. in Wien die volksmäßigen Schwänke mit Gesang der leopoldstädter Bühne, so in Madrid die Tonadillas und Zarzuelas

*) Kaum des Nennens werth und doch noch das Beste enthalten: Laborde's „Itinéraire descriptif de l'Espagne" (zweite Ausgabe, Th. 5, S. 328—334, Paris 1809); (Sebastian Castil-Blaze's) „Mémoires d'un apothicaire sur la guerre d'Espagne, pendant les années 1803 à 1814" (Th. 2, S. 30—45, Paris 1823); Viardot's „Etudes etc." (S. 376—383). Vergl. auch „Encyclopédie méthodique": „Musique", Art. „Espagne" und Rees, „Cyclopaedia" unter „Spain" und „History of the music of Spain" (beide Artikel handeln jedoch mehr von der Geschichte der theoretischen Musik bei den Spaniern).

**) Mit scharfer Geißel und treffendem Witz hat Breton de los Herreros die Italomanie des madrider Publicums gezüchtigt in seiner „Sátira contra el furor filarmónico, ó mas bien contra los que desprecian el teatro español" (Madrid 1828), worin er unter Anderm mit edler Indignation ausruft:

No aplaudamos un duo con delirio;
y Calderon y el célebre Moreto
en vez de almo placer nos den martirio.

No vea yo á Cervantes incompleto
por las cuadras rodar, y entre cristales
de la Schiava el insípido libretto.

entstanden. Denn auch die Provinzen der spanischen Monarchie, wenn auch durch Stamm- und Sprachverwandtschaft enge verbunden, haben doch nach ihrer Vereinigung unter einem Zepter noch so viel eigenthümliche Züge, so charakteristisch verschiedenes Gepräge in dem eigentlich Volksmäßigen bewahrt, daß daraus unmittelbar das allgemein Nationale sich nicht entwickeln konnte. Dies mußte, wie in der Poesie, so noch mehr in der Musik mittels jener selbstbewußten Productivität, die im Gegensatze der unbewußt-instinktartigen des Volkes das Wesen der Kunst constituirt, geschehen; die Aufgabe dieser war es, das Gemeinsame aus dem Verschiedenen, das Wesentlich-Charakteristische aus dem Zufällig-Localen auszuscheiden und zu einem Ganzen, dem Nationalen, zu verschmelzen. Ohnehin wird im Volksgesange nur das eine Element der Musik, die Melodie, auf Kosten des andern, nicht minder wichtigen, der Harmonie, cultivirt; denn die Melodie ist, gleich der Lyrik, der fast unwillkürliche Ausbruch, der Naturlaut der überströmenden Empfindung, des tief ergriffenen Gefühles, des mächtig aufgeregten Gemüthes, während die Harmonie, die wie das Drama durch Trennung verbindet, durch Gegensatz und Widerstreit die höhere Einheit erzeugt, nur das Product der schon durch Reflexion gebildeten, mit Bewußtsein schaffenden Kraft, der Kunst, sein kann.*) So hätten es ohne diese Weiterbildung durch die Kunst z. B. die Franzosen wol bis zum Vaudeville, aber nie bis zu einer französischen Oper gebracht. In Spanien hingegen hat die Kunst nicht gewagt, die Thore der Kathedralen zu überschreiten; denn nur von den Kapellmeistern (maestros de capilla) derselben gelehrt, nur von Solchen erlernt und cultivirt, die sich dem geistlichen Stande weihten und die daher ihren Stand und die Kunst durch Anwendung derselben auf weltliche, oder gar dramatische Gegenstände zu profaniren geglaubt hätten, mußte sich in Spanien wol eine treffliche, echt nationale Kirchenmusik, konnte sich aber keine Nationaloper ausbilden. Die wenigen Spanier, die sich als Operncompositeurs bemerkbar gemacht und dadurch allerdings bewiesen haben, daß es ihnen auch dazu weder an Anlage noch Geschick fehle, haben sich im Auslande und nach ausländischen Mustern gebildet, wie Don Vicente Martin y Soler (bekannter unter dem Namen Martini, und durch seine „Cosa rara" berühmt) und Carnicer nach italienischen, Gomis und Manuel García*) nach französischen. Dazu kam noch, daß, wie gesagt, die italienische Musik auf den spanischen Operntheatern stets die herrschende geblieben ist (wozu wol die Verwandtschaft beider Sprachen nicht wenig beigetragen hat) und einen so präponderirenden Einfluß übte, daß sie nicht nur zur Verhinderung des Aufkommens einer spanischen Nationaloper bedeutend beitrug, sondern selbst schon auf den Kirchen- und Volksgesang verderblich einzuwirken begann.**)

*) So hat erst unlängst ein tüchtiger Kenner der Musik die einseitige Ausbildung der Melodie treffend gewürdigt: „Die bloße Melodie, ohne von der Harmonie geleitet und bestimmt zu sein, gehört auf die erste, niedrigste Stufe der musikalischen Bildung; darin besteht das Wesen des rohen, noch unentwickelten Volksgesanges, des unmittelbaren Ausdrucks momentaner, vorübergehender Gefühle", (hallische „Literaturzeitung", April 1837, Ergänzungsblatt Nr. 40, Sp. 314). Daher hat sich auch die orientalische Musik, der die Harmonie gänzlich fremd geblieben ist, nie über diese niedrigste Stufe erheben können und ist bald in Barbarei versunken; daher ist auch das große Publicum bei uns durch den modern-italienischen Klingklang so heruntergekommen, daß die Schöpfungen eines Gluck und Mozart vor leeren Bänken aufgeführt werden!

*) Von diesem (mehr als Tenorist und am meisten durch seine Tochter, Mad. Malibran, berühmt geworden) hat Don José Joaquin de Mora in seinem zu London herausgegebenen Taschenbuche: „No me olvides" (Jahrg. 1825, S. 149—154), eine biographische Skizze mitgetheilt. Manuel Garcia (geb. zu Sevilla 1782) ist der Einzige, der es versucht hat, eine Art komischer Operette im spanischen Nationalgeschmack zu componiren (wie z. B. „El poeta calculista", „Quien porfias mucho alcanza" ꝛc.)

**) Wir können uns nicht enthalten, folgende etwas derbe aber nicht ungerechte Philippika eines wackern spanischen Patrioten gegen die Italomanie seiner Landsleute und den verderblichen Einfluß derselben, selbst auf Kirchenmusik und Volksgesang hierherzusetzen, da sie überdies für die Geschichte der spanischen Musik nicht unwichtig ist: „.....En este estado se introdujo la opera italiana en Madrid, la cual, así como una horrible tempestad que destruye y marchita el fruto mas sazonado del labrador, acabó en un instante con toda nuestra música, no porque la italiana, aunque manejada por maestros hábiles, tuviese mas mérito para los verdaderos españoles que examinan las cosas con alguna despreocupacion, sino porque nuestros músicos siempre rutineros, y eternamente ignorantes, dieron en ensalzar la música de la ópera, y despreciar la nuestra en tanto grado, que á muy pocos tiempos vimos ya mirar como un anticuario ridículo á todo aquel que se dedicaba á componer seguidillas, tiranas ú otras canciones españolas. Llegó á tal extremo su insensatez que casi estableciéron por principio y ley invariable de sus academias de música que ninguna pieza se cantase en castellano, ni menos se presentase cosa que oliese á composicion de profesor español, so pena de ser tratado el que lo intentase de hombre ordinario y de poco gusto; siendo aun mas extraño, que esto sucedía en el mismo tiempo que estaban viendo, que el español que no bostezaba al oir sus lánguidas y desabridas arias, era porque procuraba dejar el puesto —¡ Miserables! ¿ qué no podrémos decir de vuestra ignorancia y estupidez, cuando vemos que preferis paracantar en nuestras iglesias, ese hediondo surtido de arias italianas, con que estais horas enteras haciendo gorgoritos y enjuagatorios, capaces de dar nauseas al estómago mas robusto? — Esta detestable moda, que aun permanece por nuestra desgracia, hizo tal estrago y revolucion en la música española, que no pudiendo los profesores de nuestros teatros hacer adoptar en el público las arias que arrancaban de las piezas italianas, tomaron el abominable partido de hazer una ridícula mezcla entre su música y nuestra poesía lírica. Así fue que en un instante vimos desaparecer del teatro aquellas hermosas tonadillas, que á pocos dias de oirlas se cantaban en Madrid y en toda España por los aficionados; pero ¿ cuánto tiempo ha que no vemos ni una sola composicion de esta especie? ¿ cuánto tiempo ha que lejos de salir del teatro los espectadores entonando aquellas divinas canciones, que inmediatamente se imprimian

Wir müssen es dahingestellt sein lassen, inwiefern die Zeit die Hoffnungen rechtfertigen wird, die sich Hr. Masarnau von dem Einflusse des durch die Königin Christine 1830 zu Madrid gegründeten Conservatoriums (Real conservatorio de musica Maria Cristina) *) auf die Regeneration, oder vielmehr Genesis der spanischen Nationaloper macht, und sehen leider auch in diesem Zweige der Kunst das unglückliche Spanien auf eine bessere Zukunft angewiesen. Wann diese Zukunft eintreten werde, kann nur Der wissen, der das Schicksal der Völker lenkt; daß sie aber eintreten werde, sind wir fest überzeugt; dafür bürgt Das, was diese edle, reichbegabte Nation unter den ungünstigsten Verhältnissen, in so kurzer Zeit jetzt schon geleistet hat, dafür bürgen selbst die Keime, die eben der „Artista" enthält, und die gewiß duftende Blüten und gesunde Früchte hervorbringen werden, wenn die jetzt mit dem Blute des Bürgerkriegs getränkten Felder Spaniens einst wieder die Sonne des Friedens bescheint. Ja, wir rufen auch jetzt, wie Quintana 1808, dem unglücklichen, aber edelkräftigen Spanien die schönen prophetischen Trostworte zu:

La heróica España
De entre el estrago universal y horrores
Levanta la cabeza ensangrentada,
Y vencedora de su mal destino,
Vuelve á dar á la tierra amedrentada
Su cetro de oro y su blason divino.

Wien, im Mai 1837.

Ferdinand Wolf.

en la imaginacion, no vemos mas que una cantinela agreste y del gusto mas corrompido, y un confuso tropel de instrumentos manejados sin ningun conocimiento? — Despues de esta época desgraciada de nuestra música nacional, en que la moda de imitar á los estrangeros ha ido destruyendo por instantes el genio y carácter español tan respetado en todas las edades, solo se ha conservado alguna aficion á cantar seguidillas y tiranas entre unos pocos jóvenes que estan guiados de los sentimientos de su corazon, y no de los caprichos de la novedad, y particularmente entre la gente del vulgo, no tanto porque no hubiese llegado tambien hasta ellos el estrago de la moda, y la corrupcion de imitar el canto italiano, sino porque no pudiendo prescindir de divertirse en sus funciones, les ha sido forzoso componer seguidillas para aquellas dias clasicos del año, en que con guitarras y panderos celebran los jóvenes los dias de procesion de sus barrios etc." „Coleccion de las mejores coplas de seguidillas, tiranas y polos que se han compuesto para cantar á la guitarra; por Don *Preciso* [ó por su verdadero nombre Don *N. Zamácola*]" (Madrid 1816, Th. 1, S. XXIII—XXXIII; vergl. auch Th. 2, S. XLII—XLIV).

*) Vergl. über die Einrichtung dieses Instituts „Manual de Madrid", S. 212—214.

Andryane.

Mit größerer Gewissenlosigkeit als die großen und kleinen Despotenkönige Frankreichs, welche die Leute ohne Umstände in die Bastille werfen ließen, und Napoleon, der für Vieler Unterkommen in Vincennes sorgte, haben französische Schriftsteller seit undenklichen Zeiten die Leute, sich selbst nicht ausgenommen, in Gefängnisse gesteckt, die mit Höllenfarben ausgemalt sind, sie darin mishandeln, martern, umbringen oder entwischen lassen, daß es bald ein Greuel, bald eine Lust war. Die Producte der Gefangenenliteratur sind Viellesern gewöhnlichen Schlages Stärkungsmittel, die modernen Radicalen haben sie unter die Reiz- oder vielmehr Aufreizungsmittel verzeichnet. Welchen reichen Stoff hat nicht das classische Muster eines Gefangenen, der Mann mit der eisernen Maske, den Franzosen wie den Deutschen zu Abhandlungen, romantischen Schilderungen und Komödien gegeben. Der Stoff wird auch noch so lange hin- und hergezerrt werden, als die Sache das geheimnißvolle Dunkel deckt, welches dieselbe so lange barg und das Delort so wenig als seine zahlreichen Vorgänger zu zerstreuen vermochte; blies doch neuerlich der deutsche Jacob das Licht wieder aus, was der französische eben angesteckt hatte.

Nachdem uns Deutschen vor zehn Jahren ein fader, geckenhafter und windbeutelnder „lucubrirender Staatsgefangener" das Genre etwas verleidet hatte, erhielt vor vier Jahren dasselbe und zugleich das Unglück eine neue Weihe durch „Le mie prigioni" des edeln Silvio Pellico. Die Schilderung des Elends und der Leiden, welche der ausgezeichnete Mann und sein wackerer Freund Maroncelli zehn Jahre lang erduldeten, nahm das allgemeine Interesse in Anspruch; die Art, wie er sein schweres Unglück trug, erfüllte mit hoher Achtung für seinen Charakter und seinen moralischen Werth. Kein Wunder, daß in dem damals gewaltig aufgeregten Frankreich Pellico's Werk großen Anklang fand und Übersetzungen desselben zu Dutzenden zum Vorschein kamen. Die Franzosen faßten im Allgemeinen nur das Politische an der Sache auf und blieben ungerührt von Pellico's edelm, mildem und liebevollem Sinn, von seiner Ergebenheit in den höhern Willen, die ihn in den traurigsten Augenblicken aufrechthielt, und von seinem unerschütterlichen Glauben an die Menschheit. Nur zu schnell ward die Erhabenheit des Dulders durch die gemeinste Speculation parodirt: französische Buchmacher hatten nichts Eiligeres zu thun, als in das Gefängniß zu kriechen, versteht sich blos in ihren Büchern, und dem Lesepöbel als Miniatur-Pellicos etwas vorzulügen. Sie waren meistens wegen politischer Vergehen unschuldig, wie sich von selbst versteht, eingekerkert worden. Welche herrliche Casualreden ließen sich bei solchem Anlaß über Tyrannei, Absolutismus, Freiheit, Republik u. dergl. halten, von denen man in neuern Zeiten, namentlich in Frankreich, so wenig vernommen hat! Die Knute und der Transport nach Sibirien sind größtentheils den Polen abgetreten worden; eine französische Unschuld wird nicht mehr, jämmerlich zerbläut, mit geschlitzter Nase auf den Zobelfang oder in die russischen Bergwerke geschickt, weil sie auf der Landstraße zu laut geniest, man dies für einen Aufruf zur Emeute genommen und bei dem dringend Verdächtigen noch einen französischen Roman oder gar ein republikanisches Büchlein gefunden. Die französischen Schriftsteller haben aus Pellico den carcere duro und durissimo in Östreich und noch obenein den Spielberg kennen gelernt. Auf diesem Terrain werden sie wol noch ein Weilchen spielen. Sie haben einander selbst und Andere dazu so oft angeführt und den Leuten zugemuthet, Spaß zu verstehen, daß es schwer ist, zu bestimmen, wenn sie einmal Ernst meinen. Auf diese Weise ist das Mistrauen vollkommen gerechtfertigt, womit wir Andryane's Erzählung seiner Schicksale aufnehmen, die er in den beiden ersten Bänden seiner „Mémoires d'un prisonnier d'état au Spielberg" (Paris 1837) gibt und die im Wesentlichen auf Folgendes hinausläuft. Andryane hatte als junger und reicher Mann in Paris lustig gelebt. Auf einmal ward ihm das Welttreiben zuwider, er entzog sich demselben, um in Genf ein neues Leben zu beginnen und sich eifrigst den Studien zu weihen. Die literarischen und wissenschaftlichen Hülfsmittel, die diese Stadt darbietet, benutzte er mit allem Eifer. Wie fleißig er war und Tage, Wochen, selbst Jahre nicht vom Pulte wegkam, mögen wir nicht nacherzählen, um nicht auch als Aufschneider zu gelten, oder uns Widersprüche vorwerfen zu lassen. Endlich schwoll Hrn. Andryane der Kamm, und sein jugendlicher Ehrgeiz ließ ihn als das schönste Ziel erscheinen, einst mit Ehre

und Auszeichnung auf den Bänken zu sitzen, auf welchen die Benj. Constant, die Foy und Manuel als Volksvertreter glänzten. Zu seinem Unglück war er mit den vielen, damals in Genf anwesenden politischen Flüchtlingen in Berührung gekommen, schloß sich vornehmlich an sie an und ward bald in alle Plane eingeweiht, welche die geheimen Gesellschaften entworfen hatten, um den „Echec" von 1821 wieder gut zu machen. (Hier haben wir den Mann, der sich zum Fortsetzer Pellico's vorbereitet.) Buonarotti, ein energischer Demokrat, der in Genf als Musiklehrer lebte, nahm Andryane für sich ein und beherrschte ihn bald unumschränkt. Andryane wollte nach Italien zu seinem Vergnügen reisen, Buonarotti beschloß, daß diese Reise nicht ohne Vortheil für ihre politischen Angelegenheiten sei. Er trug deshalb dem jungen Neophyten auf, die italienischen Patrioten zu besuchen, ihren Muth wiederzubeleben und mit ihnen zu berathen, wie am besten neue Intriguen gegen die östreichische Regierung anzuspinnen seien. Er sollte, wie erst bestimmt war, verdächtige Papiere mitnehmen, die ihn höchst gefährlich werden konnten. Man hört schon aus der Ferne die mailänder Gefängnißschlüssel klappern.

Andryane reiste ab, unbekannt mit dem wirklichen Stande der Dinge und mit den in der Lombardei von Seiten der Regierung getroffenen Vorsichtsmaßregeln. Die Papiere sollte er in Mailand erhalten. In den ersten Städten, wo er verweilte, begann er sich seines kitzlichen Auftrags zu entledigen; aber er erkannte sogleich die thörichten Hoffnungen Derer, die ihn gesandt hatten. Entmuthigung und Furcht war in den Gemüthern, der Schreck herrschte, und Jeder dachte nur daran, sich zu verstecken und jede Spur zu vertilgen, die den Argwohn der Policei rege machen konnte. Andryane gab jeden Versuch, der ebenso fruchtlos als gefährlich war, auf, beschloß ganz dem Vergnügen, Italien kennen zu lernen, sich hinzugeben, und schrieb seinen genfer Freunden, daß durchaus nichts zu machen sei. Da erhält er in Mailand die Briefe Buonarotti's; ehe er Zeit hat, sich derselben zu entledigen, geschehen policeiliche Nachsuchungen, man findet das Portefeuille und — Monsieur Andryane steckt im Loche. Salvotti, der Chef der Policei im lombardisch-venetianischen Königreiche, zieht vergebens alle Register, den Gefangenen zum Geständniß zu bringen. Milde und Härte, Versprechungen und Drohungen werden an ihm verschwendet, er bleibt standhaft seiner Würde und den Vorschriften der Ehre treu. (Der Fortsetzer und Nachfolger Pellico's, der die Handlung mit allen Activen und Passiven übernommen, hätte auch einen gewaltigen Bock geschossen, wenn er anders gehandelt.) Da man nach langer Untersuchung nichts auf ihn hatte bringen können, gegen ihn nichts als die in seiner Wohnung gefundenen Papiere zeugten, so ward er endlich, was in Büchern etwas leichter geht als in der Wirklichkeit, zugleich mit dem Grafen Gonfalonieri zum Tode verurtheilt, vom Kaiser aber begnadigt und zu lebenslänglichem carcere duro verurtheilt. Hier fragen wir mit Recht, warum nicht zum durissimo? Wir begleiten den Gefangenen nach dem Spielberg, der Kerker wird aufgeschlossen und, wie wir uns eben darin etwas umsehen wollen, uns vor der Nase zugeschlagen. Wir werden hoffentlich binnen Kurzem vernehmen, ob Hr. Andryane nicht Nachträge zu Pellico's Beschreibung liefert und den Spielberg nicht noch mit Manchem, was weder da war, noch ist, bereichert. 4.

Notizen.

Die Feier der Christnacht in Altengland.

Die Zeit von Christnacht bis zum heiligen Dreikönigsabend war den alten Engländern die Zeit der Freude und der Freiheit, woran sogar die Gespenster und Kobolte ihren Antheil nahmen. Wenn die Christnacht anbrach, wandten sich die Hausbewohner in Stadt und Dorf von der kirchlichen Andacht zur häuslichen Freudenfeier. Große Lichter wurden angezündet und ein ungeheurer Holzkloben (christmas-block) mit dem aufgesparten Reste des vorjährigen unter Musik und Jubel in Brand gesteckt, anzudeuten das Licht der Welt, das an diesem Abend entsprungen sei. Dann wurden Kuchen verabreicht, welche die Form des Christkinds trugen, und mit Bändern gezierte Krüge mit gewürztem Bier. Alle Fenster der Kirchen und Wohnhäuser waren im Innern sowol als äußerlich mit Epheu, Lorber und Immergrün bekleidet, was sich häufig auch auf die Dächer erstreckte. Vom folgenden Morgen an sangen die Chorschüler zwölf Tage hindurch in allen Gassen geistliche Lieder (die sogenannten christmas- oder pious carols, die nicht mit den convivial carols, welche man zu eben dieser Zeit bei den Gastmählern sang, verwechselt werden dürfen), denn diese zwölf Tage waren die Tage höchster Gastlichkeit, worin Ritter und Stadtbewohner, Bürger und Landleute miteinander wetteiferten. Als Hauptgericht auf der Tafel des Landedelmanns erschien am ersten Weihnachtstage der Eberskopf, der in Procession, unter Trompetenklang hereingetragen ward, während dessen Einer aus dem Zug die Worte anstimmte:

Caput apri defero,
reddens laudes domino.
The bores head in hande bring I,
With garlands gay and rosemary,
I pray you all synge merily,
Qui estis in convivio u. s. w.

Auf dieses Hauptgericht folgte dann eine Unzahl anderer Gerichte, die nach strenger Nationalsitte zubereitet waren. Nicht minder reichlich war der Tisch des Pächters besetzt, wie wir aus einer, von Nathanael Drake mitgetheilten Liste ersehen können. Besagte Liste erheischt für das Fest: „Gutes Getränk, ein lustiges Kaminfeuer, Hals und Nacken vom Eber, Pudding und Sauce und Senf dazu, Ochsenbraten, Hammel- und Schweinefleisch, Kalbfleisch, Gänse, Kapaunen, Truthühner, Käse, Äpfel und Nüsse u. s. w., und dies Alles gewürzt mit lustigen Trinkliedern (jolly carols)". Mit einem Worte, wer es vermochte, bot Alles auf, um in der unwirthlichen Jahreszeit sich und seinen guten Freunden ein Gütliches zu thun und auch der Armuth eine Festfreude zu bereiten. Nach dem Essen reihte man sich um das Kamin und erzählte sich alte Sagen und Gespenstergeschichten, oder man tanzte frisch nach den Tönen herumstreifender Musikanten, auch fanden allerlei possierliche Verkleidungen statt, welche mit unverwüstlichem harmlosen Gelächter endigten. Fremde Gaukler und Taschenspieler sprachen ungehindert an dem Orte der lauten Fröhlichkeit ein und ergötzten die Zuschauer durch ihre kühnen Luftsprünge (gambols), wovon der Kesselflicker Schlau (in dem Vorspiel zur „Gezähmten Keiferin") mit so viel Enthusiasmus redet, und Walter Scott singt:

A christmas gambol oft could cheer
The poor man's heart through half the year.

So vergingen, zwischen harmlos-überschwenglicher Lust und Andachtsgefühl getheilt, die zwölf letzten und ersten Tage des Jahres, welche nicht blos in dem Leben des einzelnen Vorvaters vom „heitern Albion", sondern in der Geschichte dieses gemüthlichen Landes selbst die ansprechendste Episode bilden.

Vor einigen Jahren lebte zu Neapel ein Mann, Namens Maresia, dessen Kopf eine merkwürdige Erscheinung darbot, indem ihm an der Seite ein Horn angewachsen war. Dieses Horn war von gelblicher Farbe und sechs Zoll lang; es hatte zwei spiralförmige Krümmungen und die Spitze desselben neigte sich nach dem Nacken hin. Maresia war schon 75 Jahr alt, als er sich entschloß, sein Horn abnehmen zu lassen; es hatte damals grade vollkommen die Beschaffenheit eines Widderhornes erlangt. Die mit großen Schwierigkeiten verbundene Operation führte Dr. Pensa aus; allein sechs Wochen darauf zeigten sich wieder zwei dünne Hörner, jedes einen halben Zoll lang, von völlig gleicher Beschaffenheit mit dem vorigen, in der Nähe der Narbe, die jedoch nach einer kurzen Eiterung von selbst verschwanden. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 362. —— 28. December 1837.

Statistik von Schweden, nach öffentlichen Documenten von Karl af Forsell. Nach der zweiten vermehrten und verbesserten Auflage übersetzt von A. G. Freese. Mit einer Karte. Lübeck, Rohden. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Das vorliegende Werk hat sowol in Schweden als im Auslande verdienten Beifall gefunden. *) Die Stellung des Verf. als Director des Landvermessungsbureaus eröffnete ihm den Zugang zu den besten und zuverlässigsten Quellen für die Statistik Schwedens, und man muß gestehen, daß er sie trefflich zu benutzen verstanden hat. Überall, wo es anging, ist die tabellarische Form angewendet worden, wodurch der Vortheil erreicht wurde, daß die größtmögliche Anzahl Data im engsten Raume ihren Platz finden konnten. Der Verf. ging von der Ansicht aus, daß seine Arbeit um so gemeinnützlicher sein würde, je gedrängter sie wäre. Aus dem Grunde fügte er auch die kleine Karte von Schweden und Norwegen oder Skandinavien bei, wodurch man in einem Blicke eine deutliche Vorstellung von des Landes Grenzen, Größe, Ausdehnung, Höhe über der Meeresfläche und allgemeiner Bildung, sowie von dem Laufe der Wasserzüge, der administrativen Eintheilung u. s. w. erhält, welches sonst eine sehr weitläufige und ermüdende Beschreibung erfodert haben würde, ohne dennoch den Zweck vollkommen zu erfüllen.

Wenn die Statistik eine Beschreibung von dem gegenwärtigen Zustande eines Landes und seiner Einrichtungen sein soll, so hat der Verf. seine Aufgabe auf eine rühmliche Weise gelöst. Ja, er begnügt sich nicht blos damit, diesen Zustand zu schildern, sondern er zeigt auch nicht selten, wie derselbe geworden und durch welche Mittel er, wo es nöthig ist, zu verbessern oder zu vervollkommnen sei. Wir wollen etwas von dem Interessantesten hier mittheilen.

Die nordische oder skandinavische Halbinsel enthält in ihrer ganzen Ausdehnung 6652 schwedische Quadratmeilen, wird von etwas mehr als vier Millionen Menschen bewohnt und bildet zwei Reiche — Schweden und Norwegen — unter einem gemeinschaftlichen König. Dieses Land ist in Hinsicht auf seine natürlichen Grenzen, Ausdehnung, Volksmenge und Lage mehr als hinreichend fähig, seine politische Freiheit viele Jahrhunderte hindurch unverletzt zu erhalten, wenn nicht bürgerliche Zwistigkeiten dem Eroberer den Weg bahnen. Die nordische Halbinsel ist ein gebirgiges, wald- und wasserreiches Land, von welchem wenigstens 629 Quadratmeilen aus Landseen, Sümpfen und Strömen bestehen. Von ihrer Oberfläche liegen 2315 Quadratmeilen mehr als 2000 Fuß über dem Meere, 3814 Quadratmeilen mehr als 800 Fuß, und 4954 Quadratmeilen mehr als 300 Fuß. Schweden ist in Hinsicht der Erhöhung des Landes über das Meer weit glücklicher als Norwegen, denn von den 3868 Quadratmeilen, die Schwedens Oberfläche ausmachen, sind nicht mehr als 329 Quadratmeilen 2000 Fuß über dem Meer, 1488 Quadratmeilen mehr als 800, und 2600 mehr als 300 Fuß. Dies heißt, daß 1268 Quadratmeilen, oder beinahe ein Drittel von der Oberfläche des ganzen Landes, weniger als 300 Fuß erhaben liegen und folglich die mildere Temperatur genießen, welche von dieser geringen Erhöhung eine natürliche Folge ist.

In geologischer Hinsicht ist Schweden von großer Merkwürdigkeit. Es hat unzählige Granitfelsen, deren scharfe und unfruchtbare Bestandtheile aber als Sand, verwittert, oder aufgelöst über die Thäler und Hügel verbreitet worden und hernach an gewissen Stellen mit einer dünnen Lage von fruchtbarer Erde bedeckt sind, die, um eine mittelmäßige Ernte zu erzwingen, eine Arbeitsamkeit und Anstrengung fodern, welche, ohne die Strenge des Klimas in Anschlag zu bringen, Das beiweitem übersteigt, was die Bewohner anderer Länder anzuwenden nöthig haben. Die Erzeugnisse der Flötzgebirge, die man sonst überall findet, und welche die wichtigen, für den Nationalreichthum so höchst vortheilhaften Schätze von Steinkohlen, Salz und mehren andern zum Mineralreiche gehörenden kostbaren Producten enthalten, fehlen gänzlich in den Gebirgen Skandinaviens. Flötzartige Gebirge, zur Classe der Ganggebirgsarten gehörend, sind in Jemtland beim Storsjö (großer See), in Dalekarlien, Nerike, West- und Ostgothland, Schonen, sowie auf Gottland und Öland, welche beide letztern in ihrem ganzen Umfange aus Kalklagern bestehen. Da Kalk ein Hauptbestandtheil in den schwedischen Flötzgebirgen ist, und Kalk bei Mi-

*) In Schweden ist schon im vorigen Jahre eine dritte Auflage des Originals erschienen. D. Red.

schungen mit andern Erdarten das Wachsthum und die Fruchtbarkeit befördert, so haben auch alle obengenannten Gegenden im Verhältniß der größern oder geringern Menge des Kalkes eine daraus entstehende größere Fruchtbarkeit. Der harte, schöne, grüne und weiße Marmor, welcher in dem Marmorbruche auf Kolmorden gebrochen, behauen und polirt wird, und die in neuern Zeiten befolgte Sitte, bei öffentlichen Gebäuden den in den Flötzgebirgen befindlichen, leicht zu erhaltenden und leicht gebrochenen Kalkstein anzuwenden, müßte noch weit allgemeiner werden und dazu beitragen, daß der Kalkstein eine Handelswaare rund um die Ostsee würde. An Eisenerz sind die schwedischen Gebirge außerordentlich reich. Von Lappland bis nach Schonen findet man es, mit wenig Ausnahmen, überall. Ein Gürtel quer über das Land, die Provinzen Wermland, Dalekarlien, Nerike, Westmanland und Upland enthaltend, schließt die besten, reichsten, unerschöpflichsten und am meisten bearbeiteten Eisengruben in sich.

In Hinsicht der äußern Beschaffenheit Schwedens wird man, bei der Betrachtung der beigefügten Karte und der Landseen, Ströme, Wälder, der Lage über der Meeresfläche, nebst der Angabe des in jedem Län angebauten Landes und des Quadratinhalts der Landseen, Moräste, Wälder und Felder, auf der achten Tabelle sich einen Begriff von der allgemeinen Gestalt eines jeden Läns machen können; allein Das, was auf keiner Karte sichtbar wird, ist die unglaubliche Menge von größern und kleinern Steinblöcken, womit das Land gleichsam übersät ist. Dessenungeachtet ist die nordische Halbinsel eines der mannichfaltigsten und schönsten Länder der Erde. Hierzu trägt am wesentlichsten der Reichthum der Wälder und Gewässer, die mit Anhöhen abwechseln, bei, wodurch das Auge mit der Einförmigkeit der in andern Ländern so oft vorkommenden unveränderlichen, ewigen Ebenen verschont wird. Die Bucht eines Landsees, einige waldreiche Anhöhen, zwischen diesen Äcker und Wiesen, und auf einem Hügel, von welchem man die Aussicht über das Ganze hat, die Wohnhäuser — so sieht Schweden im Allgemeinen aus.

Die in den Ganggebirgen Schwedens befindlichen Schnecken von riesenartiger Größe, welche man nun nicht mehr lebendig auf der Erde antrifft, und die in einer so außerordentlichen Menge vorkommen, als wenn der ganze Berg einmal Leben gehabt hätte, zeigen uns, daß andere Kräfte, als wir gewahr werden, ehemals auf der Erde geherrscht haben. Schweden hat keine warme Quellen, keine feuerspeienden Berge. Daß das Land außer den letzten großen Naturveränderungen, von welchen es heimgesucht worden und wovon die Steinauswürfe unleugbare Beweise geben, auch ehemals ganz und gar mit Wasser bedeckt gewesen, ist nach der Meinung des Verf. außer allem Zweifel. Er stützt diese Meinung auf die an mehren Orten im Reiche vorkommenden, auf ungleichen Höhen über dem Meere liegenden Riesentöpfe (lapides ollae giganteae). Der Gedanke, welchen einige Naturforscher hegen, daß diese in allen Provinzen Schwedens und in allen Höhen über dem Meere liegenden Riesentöpfe durch Kunst oder durch Menschenhände entstanden sein sollen, um zu Opferplätzen oder dergleichen zu dienen, scheint dem Verf. nicht annehmlich; denn wenn man noch heutiges Tages an der Küste von Bohuslän die Art der Natur betrachtet, diese Aushöhlungen hervorzubringen, so überzeugt man sich mit vollkommener Gewißheit, daß sie einzig und allein durch das Wasser oder die Wogen entstanden sind, die in einer langen Reihe von Jahren auf einen dazu günstig liegenden Stein fielen und ihn auf diese Weise aushöhlten. Ein anderer Umstand, welcher nicht weniger die Wirkung andeutet, welche ein überströmendes Wasser auf die Bildung Schwedens ausgeübt hat, sind die sehr merkwürdigen Sandrücken, die in einer Strecke von vielen Meilen, und bisweilen 100 Fuß hoch, wol gar darüber, in nördlicher und südlicher Richtung, durch Upland, Westmanland, Nerike und mehre andere Landschaften laufen. Daß das Wasser in jener Zeit, wo die Bergrücken sich bildeten, eine sehr ungleiche Höhe mit der jetzigen hatte, fällt leicht in die Augen. Daß sie dieselbe Richtung haben wie die größten Flüsse in diesen Gegenden noch jetzt, ist ein Grund mehr, sie als durch Einwirkung dieser Flüsse entstanden zu betrachten, obgleich unter ganz andern Umständen als den gegenwärtigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise- und Lebensskizzen nebst dramaturgischen Blättern, von Friedrich Heinse. Erster Theil. Böhmen. Leipzig, Reclam jun. 1837. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ein Buch zu schreiben, war sonst kein kleines Unternehmen; wer dergleichen vorhatte, rüstete sich dazu aufs beste. Eine Menge Vorstudien wurden gemacht, und war man endlich mit allen Anstalten fertig, dann ging es mit großem Ernst an das Werk. Das hat sich bedeutend geändert. Von Vorstudien ist nicht viel mehr die Rede, von gelehrten Zurüstungen ebenso wenig. Weiß man nichts Besseres, so setzt man sich auf die Post, fährt ein paar Stationen, und der Stoff zu „Reise- und Lebensskizzen" ist nun da. Sollte dieser Stoff zufällig aber nicht ausreichen zu einem oder ein paar Bändchen, nun, so ist ein Auskunftsmittel auch bald gefunden. Man druckt alte Sachen wieder ab, schiebt diese, wenn sie Theaterangelegenheiten enthalten, unter dem Namen: „Dramaturgische Blätter", ein, und ein paar Bändchen sind fertig, die dann in die Welt hinausspazieren und von guten Freunden als Lichtfackeln in der Nacht der Gegenwart dem lieben Publicum empfohlen werden.

Die „Reiseskizzen" des Hrn. Heinse beginnen mit Herrnhut, woselbst Hr. H. im April 1836 von Berlin anlangte und sich nicht sonderlich gefiel, was ihm Niemand verdenken wird, der das gezierte, pedantische Wesen in Herrnhut kennt und dessen Blick vom pietistischen Nebel noch nicht so umwölkt ist, um hinter dieser frommen Larve die wahre, richtige und einzige Gottseligkeit zu suchen. Dieser Aufenthalt in Herrnhut gibt dem Hrn. Verf. Gelegenheit, einige Ungenauigkeiten zu rügen, die er in der Lebensbeschreibung des Grafen Zinsendorf von Varnhagen v. Ense will gefunden haben. Weiterhin wird über den 1794 verstorbenen und auf dem Hutberge bei Herrnhut beerdigten Grafen Hohenthal eine Lobrede gehalten und dann nach Zittau gefahren und Einiges aus dessen Geschichte mitgetheilt: wie diese Stadt nämlich schon lange vor den „Wirren von 1830" diejenige in Sachsen gewesen, deren Communvermögen am besten verwaltet wurde; wie es ferner daselbst zwei

gute Gasthöfe gebe; wie Zittau zur Zeit des siebenjährigen Krieges harte Bedrängnisse von Seiten der Östreicher auszustehen hatte, die, merkwürdig genug, durch den im Daun'schen Lager sich aufhaltenden Prinzen Xaver von Sachsen noch vermehrt worden sein sollen; wie es 1813 abermals in Gefahr kam, Schauplatz kriegerischer Ereignisse zu werden, und — wie es das Glück hatte, die Vaterstadt von Heinrich Marschner zu sein, der ein ganz anderer Componist sei als jener Auber und jener Bellini, die mit ihren „ohrzerreißenden Dissonanzen" in der „Stummen von Portici" u. s. w. von dem närrischen deutschen Publicum immer noch lieber gehört würden als die einheimischen Talente eines Marschner, Reißiger, Dreßisch, Lachner u. s. w. Recht hübsch ist es übrigens, daß gleich darauf Hr. Fr. Heinse seinem hochverehrten Freunde, d. h. dem Unbekannten, an welchen er seine Reisebriefe richtet, versichert, wie lächerlich ihm der „gemachte Theater-Bärlappen-Enthusiasmus" stets vorgekommen sei, mit welchem man vor ungefähr zehn Jahren den Maria v. Weber zum göttlichen Lieblinge aller Musen habe weihen wollen, und wie ihm dieser Weber immer als ein höchst verzogener Mensch vorgekommen sei, welcher anfänglich als Wunderkind von seinem halbverrückten Vater verhätschelt, dann durch Verbindung mit Großen (dem Prinzen von Würtemberg) aus der ruhig gleichmäßigen Entwickelung seines Talentes oder seines Charakters verschoben, später aber gar durch die Verbindung mit Meyerbeer in das Wesen eines berliner ästhetischen Juden hineincarikirt worden sei u. s. w.

In dieser Weise geht es nun fort durch mehre Seiten bis zu der Aufwärmung einer einst von dem nun verstorbenen Prof. Wendt in dem gleichfalls längst verstorbenen „Leipziger Kunstblatte" gegebenen Besprechung der Gastrollen, welche Herr und Mad. Wolff im Herbste 1818 auf der leipziger, damals von Küstner dirigirten Bühne gaben. Diese Gastdarstellungen zu jener Zeit anzusehen, war Referent auch so glücklich, und die Trefflichkeit, mit welcher das Wolff'sche Ehepaar die übernommenen Rollen durchführte, ist demselben noch vollkommen erinnerlich; diese Gastdarstellungen und deren damals sehr zeitgemäß erscheinende Besprechungen jetzt nach einer Frist von 20 Jahren von Neuem zu bringen, ist etwas stark und legt Zeugniß davon ab, wie viel sich jetzt manche Schriftsteller gegen das Publicum glauben erlauben zu dürfen, wie weit es mit der Buchmacherei gekommen ist und was Alles dem Publicum aufgeschüsselt wird. Damit indeß noch nicht zufrieden, in einem angeblich *neuen* Werke einige 70 Octavseiten mit einer vor 20 Jahren erschienenen Theaterkritik über einige vor ebenso viel Jahren gegebene Gastrollen von ein paar Schauspielern gefüllt zu haben, werden nun auch gleich hinterher noch 20 Seiten mit Dem gefüllt, was vor beinahe ebenso langer Zeit Hr. Legationsrath Gerhard über ein paar Vorstellungen des Hamlet durch Hrn. Wolff auf der leipziger Bühne 1824 bekannt machte; dann aber werden noch sechs Seiten gefüllt, um einige Zusätze zu der im „Damen-Conversations-Lexikon" befindlichen Lebensskizze der Sängerin Friederike Funk in Dresden zu machen.

Nach allen diesen Abschweifungen gelangt Hr. Heinse endlich nach Böhmen und meldet von da aus dem Leser, daß er zu Reichenberg in einem comfortablen Wirthshause sich wohl befunden habe; daß ihm die runden Hüften der Czechinnen sehr wohlgefielen; daß Caravoglia-Sandrini als professora di bel canto zu Prag an dem, 1810 daselbst durch die Liberalität der böhmischen Stände gegründeten Conservatorium der Musik jetzt wirkt; daß der „liebenswürdige, auch Ihnen", d. h. dem Freunde, an den geschrieben wird, „seit lange befreundete Gerle" ihm viel Interessantes und Anregendes erzählte über L. Tieck's Aufenthalt 1813 in Prag, und wie derselbe damals in der schwarzen Rose am Graben, „wo jetzt die Philomele Lutpec wohnt", sein Quartier gehabt, und Hr. Fr. Heinse, gedenkend der Worte Tasso's:

> Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
> Ist heilig,

dahin pilgerte u. s. w.

Nach Erwähnung eines Ausfluges nach dem fürstlich Lobkowitz'schen Schlosse Eisenberg glaubt nun Hr. Heinse seinen Lesern abermals einige alte Gerichte auftischen zu dürfen, die denn auch in folgender Ordnung von S. 153 an bis zum Schlusse, S. 310, das ganze Buch füllen: 1) ein Aufsatz über Morlacchi's „Tebaldo ed Isolina", den Hr. Heinse schon 1827 an die „Zeitung für die elegante Welt" einsendete; 2) ein Bericht über die Leistungen der im Jahre 1830 in Leipzig stattgefundenen Vorstellungen der dresdener italienischen Operngesellschaft, und endlich 3) und 4) ein paar ältere Aufsätze von A. Wendt über Beethoven's „Fidelio" (geschrieben 1806) und über Mozart's „Entführung" (geschrieben 1813).

Billig entsteht hier die Frage, welchem Menschen, der nicht gradezu seine Zeit wegzuwerfen hat und dessen eigentliches Geschäft das Studium der Theaterkritik nicht ist, kann es noch interessiren, zu erfahren, wie im Jahre 1830 die dresdner italienische Operngesellschaft die Opern „Semiramide", „Cenerentola", „Matilde", „Colombo", „Il matrimonio segreto", „Il crociato in Egitto" und „Don Giovanni" gab, wie viel Beifall sie dabei erntete, ob es sich Signora Schiasetti in der Arie: „Batti, batti", leicht machte oder nicht u. s. w. Fährt Hr. Heinse im zweiten Bande so fort, wie er im ersten begonnen hat, so kann sich der Leser immerhin gefaßt machen, von Böhmen, das ihm geschildert werden soll, sehr wenig und von alten Theatergeschichten recht sehr viel noch zu erhalten, die, sah er die darin beurtheilten Stücke oder Schauspieler, und ist er namentlich der Journalliteratur nicht ganz fremd, ihm längst bekannt sind, oder weiß und sah er von dem Allen früher nichts, ihm vollkommen gleichgültig sein müssen. 15.

Über den Tod des Don Carlos.

Auf die interessante geschichtliche Frage, welche sich an den Namen des Don Carlos knüpft und deren befriedigende Lösung bisher vergebens versucht wurde, dürfte durch ein in dem Archive von Salazar, jetzt Bibliothek der Cortes, befindliches Manuscript, welches im zweiten Stück des vierten Bandes der „Revista Europea" abgedruckt ist, einiges neue Licht geworfen werden. Der Inhalt dieses von einem Kammerdiener des Prinzen geschriebenen Memoire betrifft freilich weniger die eigentliche Katastrophe als die ihr vorhergehenden Ereignisse, allein diese eben sind es, welche jene aufklären können. Ich gebe hier eine Übersetzung jenes Documents, dessen Naivetät mir eine Bürgschaft seiner Authenticität zu sein scheint. Dies ist übrigens ein Punkt, in Bezug auf welchen ich mich lediglich auf das Urtheil der spanischen Herausgeber beziehe.

„S. k. H. der Prinz beichtete in der Fastenzeit 1567 und blieb dann lange ohne zum Abendmahl zu gehen, weil er sich mit einem Mordgedanken trug. Nach einiger Zeit brachte man ihn dazu, daß er that wie ein guter Christ, und es ward an S. M. darüber berichtet. Als indessen die Beichte vorbei war, kam der Prinz auf sein böses Vorhaben zurück und sagte, daß er einen Menschen morden müsse, mit dem er schlecht stehe, und vertraute dies dem Don Juan von Östreich an, ohne den Gegenstand zu nennen. S. M. begab sich in den Escurial und berief Don Juan von dort zu sich. Man weiß nicht, was sie verhandelten, aber man glaubt, daß dies sie beschäftigte, und daß Don Juan Alles entdeckte, was er wußte. Der König ließ sogleich den Doctor Velasco mit Postpferden kommen, ging mit ihm über die Angelegenheit zu Rathe, und gab darauf für Alles Befehle, denn er sagte, er werde nicht sobald zurückkehren. Inzwischen kam das heilige Jubelfest, welches wir Alle begingen, und der Prinz ging am Sonnabend Abend nach St.-Hieronymus, und ich hatte an jenem Abend den Dienst. Nachdem er gebeichtet hatte, wollte ihn sein Beichtvater nicht absolviren und der Prinz sagte ihm: „Vater, entschließt Euch schnell." Der Mönch antwortete: „Berathe E. H. darüber mit gelehrten Männern." Dies geschah um 8 Uhr Abends. Und er schickte sogleich seinen Wagen ab, um die Geistlichen von Atocha holen zu las-

sen, und es kam n 14 Mönche je zwei und zwei. Darauf befahl er, daß wir nach Madrid gingen, um Albarado den Augustiner und den Trinitarier (fehlt wahrscheinlich ein Name) zu holen. Der Prinz verfocht seinen Vorsatz gegen Jeden einzeln und bestand darauf, daß sie ihn absolvirten, denn bis er einen Menschen gemordet habe, werde es schlecht um ihn stehen. Und als Alle sagten, daß sie nicht dürften, schlug er vor, daß man ihm vergleichsweise eine ungeweihte Hostie gebe. Darüber entrüsteten sich die Geistlichen, worauf viele andere schwere Dinge vorfielen, die ich nicht erzähle. Als man so beschäftigt war und die Sache schlecht ging, zog der Prior von Atocha den Prinzen bei Seite und fing an ihn mit List auszufragen, welches Ranges der Mann sei, den er morden wolle. Der Prinz antwortete, es sei ein Mann hohen Ranges, aber weiter solle er nichts erfahren. Der Prior überlistete ihn, indem er sagte: „Herr, nennt den Mann, denn es wäre möglich, daß Ihr eine solche Genugthuung zu fodern habt, daß man Euch dispensiren könnte." Da sagte der Prinz, daß es der König, sein Vater, sei, mit dem er schlecht stehe und den er morden müsse. Der Prior fragte mit vieler Ruhe: „Allein, oder wen gedenkt Ihr zu Hülfe zu nehmen?" Zuletzt blieb er ohne Absolution und ohne das Fest zu begehen, weil er verhärtet war. Dies endigte um 2 Uhr in der Nacht, und alle Mönche entfernten sich sehr traurig, am meisten aber sein Beichtvater. Am andern Tage kamen wir nicht in den Palast, und man berichtete Alles, was vorging, in den Escurial an S. M. Am Sonnabend kam der König nach Madrid, und am folgenden Tage ging er mit dem Prinzen öffentlich in die Messe, war aber sehr traurig. An diesem Tage besuchte Don Juan den Prinzen, und als er eingetreten war, ließ der Prinz die Thüre verschließen und fragte ihn, was zwischen ihm und seinem Vater vorgefallen sei. Don Juan sagte, sie hätten über die Galeeren gesprochen. Der Prinz drängte ihn stärker, und da Don Juan ihm nichts sagte, so ergriff er den Degen. Don Juan zog sich bis an die Thüre zurück, und da er sie verschlossen fand, so nahm er gleichfalls den Degen und sagte: „Nicht weiter, Prinz." Die, welche draußen waren, hörten es und öffneten die Thüre, und Don Juan ging nach Hause. Der Prinz, der sich unwohl fühlte, legte sich bis 6 Uhr Nachmittags nieder, um diese Stunde stand er im Nachtkleide auf, und er hatte den ganzen Tag nichts gegessen. Um 8 Uhr aß er einen gekochten Kapaun und um halb 10 Uhr legte er sich nieder. Ich hatte den Dienst und aß diesen Abend im Schlosse. Um 11 Uhr sah ich S. M. mit dem Herzoge von Feria und dem Prior (der nicht im Schlosse gewesen, sondern auf Befehl des Königs gekommen war), dem Lieutenant der Wache und zwölf Mann von der Wachmannschaft die Treppe herabsteigen. Der König kam bewaffnet und mit seinem Helme; er trat durch meine Thüre ein, und man befahl mir, dieselbe zu schließen und Niemand hereinzulassen. Hierauf näherten sie sich dem Bette des Prinzen, und als dieser rief: „Wer ist da?" waren die Herren schon an sein Kopfkissen getreten und hatten ihm Degen und Dolch, und der Herzog von Feria ein mit zwei Kugeln geladenes Gewehr genommen. Auf seine Fragen erwiderte man: „Der Staatsrath ist hier", und da er sich der Waffen bedienen wollte und aus dem Bette sprang, trat der König herein. Der Prinz fragte ihn: „Was will E. M. von mir?" Der König erwiderte: „Das werdet Ihr gleich sehen", und sofort begann man Thüren und Fenster zu vernageln, und der König befahl ihm, in jenem Zimmer zu bleiben und dasselbe bis auf weitern Befehl nicht zu verlassen. Und er rief den Herzog von Feria und sagte zu ihm und zu Ruy Gomez, dem Prior, Luis Quixada, dem Grafen Lerma und Don Rodrigo de Mendoza: „Ich übergebe Euch den Prinzen, ihn zu beaufsichtigen, zu bewachen und bei ihm zu sein, ihn zu bedienen und zu bewirthen. Nichts, was er Euch aufträgt, werdet Ihr thun, ohne daß ich es zuvor wisse. Bewahrt ihn getreu, wo nicht, so werde ich Euch für Verräther erklären." Hier erhob der Prinz laut seine Stimme und sagte: „E. M. tödte mich lieber, als daß Sie mich gefangen hält, denn es ist ein Skandal für das ganze Reich, oder ich werde mich selbst tödten." Hierauf antwortete der König: das solle er nicht thun, denn das sei die Sache eines Narren. Der Prinz entgegnete: „Ich werde es nicht als ein Narr, sondern als ein Verzweifelter thun, weil E. M. mich so schlecht behandelt." Noch viele Reden fielen vor, aber keine wurde zu einem Schlusse gebracht, weil es weder die Zeit noch der Ort dazu war. S. M. ging fort, und der Herzog nahm die Schlüssel und jagte alle Kammerdiener und andere Bedienten des Prinzen hinaus, sodaß Keiner blieb, und er stellte vor das innere Zimmer vier Jäger und acht Hellebardiere, von denen drei Spanier und Vier mit ihrem Lieutenant Deutsche waren. Dann ging er durch die Thür, wo ich war, und stellte dort auch vier Jäger und ebenso viele andere Wachen auf, und zu mir sagte er, ich solle gehen. Sodann nahm man alle Schlüssel der Schreibtische und Schränke, und der König hieß sie hinausbringen, und man warf die Betten der Bedienten hinaus. Der Herzog, der Graf Lerma und Don Rodrigo wachten diese Nacht beim Prinzen, und die meisten folgenden Nächte wachten von sechs zu sechs Stunden zwei Herren bei ihm, nämlich von Denen, welchen er übergeben war, und dies waren im Ganzen sieben, der Herzog, Ruy Gomez, Luis Quixada, Graf Lerma, Don Rodrigo, Don Fedrique und Don Juan de Velasco. Diese nahmen keine Waffen zum Prinzen mit. Die Wachen lassen weder bei Tage noch bei Nacht Einen von uns durch. Zwei von der Kammer versehen den Dienst bei Tische, und zwei Haushofmeister holen das Essen aus dem Vorsale. Alles wird zerlegt aufgetragen, und man bedient sich keines Messers. Man liest ihm keine Messe, und er hat sie nicht gehört, seit er gefangen ist."

Der weitere Bericht des Schreibers beruht auf Erzählungen Dritter und weicht von der gewöhnlichen Darstellung der Ursache des Todes des Infanten nicht wesentlich ab. Nur folgende Stelle scheint mir merkwürdig, und ich schließe damit meine Übertragung.

„Don Juan ist jeden Abend im Palast (es handelt sich von der Zeit vor dem Tode des Infanten), und einmal ging er sehr einfach gekleidet dorthin, als ob er traure. *Der König schalt* ihn und hieß ihn sich kleiden wie sonst." 163.

Anekdote.

Als d'Aubigné, der Großvater der Frau von Maintenon, plötzlich seines Amtes als Kammerjunker bei Heinrich IV. entsetzt wurde, gerieth der Hofnarr Decou, welcher der Verwendung des Erstern seine Anstellung zu verdanken hatte, in solche Bestürzung über das seinem Gönner widerfahrene Unrecht, daß er sogleich auch seinen eignen Posten aufgab. Einige Zeit darauf begegnete ihm der König auf der Straße nach Nerac und fragte ihn, woher er komme? „Ja!" erwiderte Decou. — „Wo geht's hin?" — „Ja!" ertönt von Neuem als Antwort. — „In wessen Dienste bist du denn getreten?" fuhr Heinrich fort. — „Ja!" wiederholte der Hofnarr. — „Hast du etwa ein Gelübde gethan, nichts als „Ja" zu sagen?" — „Ja!" versetzt wiederum der treue Freund d'Aubigné's, indem er dabei seufzt. — „Aber wenn ich dir's befehle, wirst du mir doch gleich den Grund deiner Betrübniß angeben?" — „Ja!" — „Nun, nur gleich heraus damit, oder es geht dir schlecht. Warum hast du mir da in Einem fort auf meine Frage nichts als „Ja" geantwortet?" — „Darum, Sire, weil ich in Gemeinschaft mit dem Herrn d'Aubigné, leider zu unserm eignen Unglück, die Erfahrung gemacht, daß die wenigen Treuen, die Ew. Majestät etwas Anderes als „Ja" zu antworten wagen, aus Ihren Diensten gehen müssen." Heinrich war betroffen über die freimüthige Rede seines Hofnarren, und bald darauf wurde d'Aubigné wieder an den Hof berufen. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 363. — 29. December 1837.

Statistik von Schweden, nach öffentlichen Documenten von Karl af Forsell. Nach der zweiten vermehrten und verbesserten Auflage übersetzt von A. G. Freese.

(Fortsetzung aus Nr. 362.)

Wenn ein Land unter nicht weniger als 16 Graden der Breite, oder ungefähr 170 Meilen in gerader Linie von seiner südlichsten Spitze bei Falsterbo in Schonen bis zu seiner nördlichsten am Nordcap, sich ausdehnt, und wenn die Lage dieses Landes zugleich von der Art ist, daß es sich weit in den Polarcirkel hineinerstreckt; so muß es in dieser langen Ausdehnung ein sehr veränderliches Klima haben. So verhält es sich auch wirklich. Da nur ein kleiner Theil der nordischen Halbinsel die Höhe erreicht, welche dazu erfodert wird, um in den Bezirk der ewigen Schneeregion zu reichen, so kann man die wirkliche Beschaffenheit des Klimas weniger hieraus, als aus dem beständigen Verhältnisse der Luft- und Landtemperatur bestimmen, welches der Verf. S. 17 für eine Menge Orte des Landes auch thut. Aber außer der Höhe der Schneegrenze über dem Meere und der Land- und Lufttemperatur müssen noch ferner drei Umstände angemerkt werden, welche einen bedeutenden Einfluß auf die Beschaffenheit des Klimas haben: die allgemeine Höhe des Landes, die Nachbarschaft größerer Gewässer und die westliche Lage gegen das Meer. Die Kälte ist z. B. gleich stark in Wexiö als in Stockholm gewesen, obgleich Wexiö beinahe in 2½° südlicherer Breite liegt. Die größte Kälte ist an beiden Orten 32° gewesen. Über 61° hinaus fängt das Quecksilber in strengen Wintern zu gefrieren an, sodaß man das Thermometer nicht länger beobachten kann. Es fällt dann ganz und gar in die Kugel hinein, und dieser Grad der Kälte wird für 40° gerechnet. Stockholm hat im Allgemeinen ein milderes Klima, als seine nördliche Lage zu erlauben scheint, wozu seine beinahe inselartige und wenig erhabene Lage am Ausflusse des Mälarsees in die Ostsee vorzüglich beiträgt. Gothenburg hat ein bedeutend milderes Klima als das südlicher gelegene Wexiö, wovon Gothenburgs Nachbarschaft mit dem großen Weltmeere und Wexiös Lage oben auf einer 500 Fuß hohen, weiten, waldreichen und in Hinsicht des Erdbodens magern Ebene die Ursache zu sein scheint.

Die westliche Küste Schwedens von Strömstad bis Schonen hat ein milderes und unbeständigeres Klima als die ihr gegenüber liegende östliche von Stockholm bis Karlskrona. Ebenso hat die ganze lange westliche Küste von Norwegen ein weniger kaltes, aber feuchteres und veränderlicheres Klima als die ihr gegenüber liegende schwedische Küste von Torneå bis Stockholm. Selbst am Nordcap gefriert das Meer im Winter nicht, was freilich zum Theil seinen Grund in der Salzigkeit des Meeres und den unruhigen Wogen haben mag, aber auch in dem Einflusse der Meereswinde, welche meistens Nebel und Feuchtigkeit mitbringen. Wie sehr eine höhere Lage über dem Meere auf die Temperatur wirkt, zeigt sich am besten daraus, daß bei Enotekis, welches 2⅓° südlicher, aber 1467 Fuß höher als das Nordcap liegt, die Mitteltemperatur 2° niedriger als am letztgenannten Orte ist. Übrigens ist der Winter die Jahreszeit nicht, welche den Schweden beschwerlich fällt. Dagegen gehören der finstere, regnige und schmuzige Herbst und der schneidende Wind, der jetzt mehr als ehemals im Frühling herrscht, zu den Unannehmlichkeiten des schwedischen Klimas. Ein frischer Winter, ebenso wie der sonst so unbeschreiblich schöne Sommer, hat für die Schweden einen großen Reiz. Der Winter in Schweden bringt eine eigne Lebhaftigkeit hervor, wovon der Südländer sich schwerlich einen Begriff machen kann. Die Brücken, welche die Natur alsdann über Seen und Ströme legt, bringen entfernte Gegenden des Landes miteinander in Verbindung: überall wimmelt es von Menschen, besonders in den Bergwerksgegenden, für welche ein guter Winter von der größten Wichtigkeit ist. Er härtet und stärkt überdies den Körper und die Kräfte des Geistes, wovon die frische Farbe des schwedischen Landmanns, seine Raschheit und Fröhlichkeit einen unwiderleglichen Beweis gibt. Die strengere Kälte des Winters ist deshalb weniger unangenehm, weil sie in der Regel reiner und trockener ist als die weniger scharfe, aber feuchte in südlichen Ländern; die Wohnhäuser und Öfen sind überdies weit besser eingerichtet, sodaß, wenn man in die Zimmer tritt, die Beschwerlichkeiten des Winters draußen bleiben.

Der Verf. gibt von S. 19—25 eine Menge höchst interessante Details über das schwedische Klima und schließt mit der richtigen Bemerkung:

Aus Dem, was oben gesagt ist, geht hervor, daß die

Bewohner der nördlichen Halbinsel in der kurzen Zeit des Jahres, da die Erde angebaut werden kann, eine Arbeitsamkeit und Anstrengung anwenden müssen, um sich selbst und ihre Heerden im Laufe des langen Winters zu ernähren, welche beiweitem Das überschreitet, was die Bewohner der meisten andern Länder zu thun nöthig haben. Um ein Volk kennen zu lernen, muß man die Natur, worin es lebt, betrachten. Dies ist um so nothwendiger, je mehr diese Natur etwas Ausgezeichnetes und von der Hand des Menschen Unabhängiges hat und dadurch einen so viel mächtigern Einfluß äußert, womit der Mensch zu kämpfen hat, oder dem er sich unterwerfen muß. In den mildern Himmelstrichen hat die Natur die größte Mannichfaltigkeit und kommt durch ihre Bildungsfähigkeit der Kunst und dem Fleiße des Menschen willig entgegen. In Polar- und Äquinoctialländern behauptet sie dagegen ihre Gewalt und herrscht mit einem strengen, oft furchtbaren Zepter, unter welchen der Mensch sich beugen muß, wobei hier zugleich Alles eine größere Einförmigkeit erhält. Die skandinavische Halbinsel ist schon zum Theil ein Polarland, obgleich freilich das mildeste und bewohnbarste der Erde unter einer so nördlichen Breite.

Nachdem der Verf. die Natur, das Klima und die Fruchtbarkeit des Landes meisterhaft und der Wahrheit gemäß geschildert, gibt er von S. 26 — 43 einen kurzen, sehr lesenswerthen Überblick der schwedischen Geschichte und sagt zuletzt:

Man kommt leicht in Versuchung, zu glauben, daß Schwedens uralte Repräsentation die Stütze des Volks gegen den Misbrauch der Macht sein müßte; allein so verhält es sich nicht. Sie ist durch die Länge der Zeit so sehr ausgeartet, daß sie ebenso wie andere alte Einrichtungen einer Prüfung und Verbesserung bedarf. Die Geschichte hat viele Beispiele aufzuweisen, wo Neid und Bestechung alle Bemühungen der Repräsentation vernichteten, gegen ein einziges, wo sie mit Erfolg gekrönt wurden. Dagegen hat eine aufmerksame Regierung hinlängliche Mittel, zur Beförderung ihrer Absichten auf die Repräsentation zu wirken, sodaß es zuletzt immer auf die Weisheit der Regierung ankommt, ob das Land gut oder schlecht verwaltet wird. Von der Regierung gehen der Geist und die Grundsätze aus, welche erstlich durch den Hofcirkel und hernach durch die Beamten dem Volke bekannt werden. Ist der Grundsatz der Regierung Gerechtigkeit, Ernst, Sparsamkeit und ein wahrhaftes, nicht blos scheinbares Wohlwollen gegen das Volk, so nimmt der Wohlstand desselben außerordentlich schnell zu; hat sich aber ein entgegengesetzter Geist der Leitung der Regierungsgeschäfte bemächtigt, so wird Alles unterdrückt und erschlafft im Verhältnisse der größern oder geringern Kraft der Nation, bei welcher ein so unglückliches Verhältniß stattfindet. Was die Schweden betrifft, so sind sie gewohnt, auf dem Throne Männer von ausgezeichneten Eigenschaften zu sehen, und sie haben seit den ältesten Zeiten Ehrfurcht und Liebe zu ihren Königen gehegt. Dieses Gefühl ist ihnen gleichsam angeboren und hat im Nationalcharakter so tiefe Wurzel geschlagen, daß sie beinahe niemals dem Könige, sondern seinen Rathgebern die begangenen Misgriffe oder die eingetretenen Unglücksfälle zuschreiben.

Nach der Revolution von 1809 wurden in Schweden als Grundgesetze angenommen: 1) die Regierungsform vom 6. Jun. desselben Jahres; 2) die Successionsordnung vom 26. Sept. 1810; 3) die Reichstagsordnung vom 10. Febr. 1810, und 4) die Druckfreiheitsverordnung vom 16. Juli 1812. Zu diesen vier Grundgesetzen kommt noch die Reichsacte vom 31. Juli 1815, wodurch Schweden und Norwegen unter einem König vereinigt ist. Die Reichsstände, bestehend aus vier Ständen, Ritterschaft und Adel, Predigerstand, Bürgerstand und Bauernstand, versammeln sich zum gesetzmäßigen Reichstage jedes fünfte Jahr und können auch während der Zeit zum außerordentlichen Reichstage zusammenberufen werden.

Alle Regierungsgeschäfte, die ministeriellen und Commandosachen ausgenommen, werden dem Könige im Staatsrathe vorgetragen, welcher aus neun Mitgliedern besteht außer dem vortragenden Staatssecretair. Ein Theil dieser Angelegenheiten wird, bevor sie dem Könige vorgetragen werden, in dem allgemeinen Vorbereitungscomité vorbereitet, welches aus acht Mitgliedern besteht, aus vier adeligen und vier bürgerlichen. Die ministeriellen Geschäfte läßt der König, sowie es ihm am zweckmäßigsten scheint, handhaben. Der Staatsminister der auswärtigen Angelegenheiten hat sie dem Könige vorzutragen. Commandosachen entscheidet der König in Gegenwart des Beamten, dem er die Befassung damit aufgetragen hat. Des Königs Gericht in Gesetzsachen ist zwölf gesetzkundigen Männern übertragen, sechs adeligen und sechs bürgerlichen; sie heißen Justizräthe und machen das höchste Gericht des Königs aus. Zu den wichtigen Autoritäten gehören auch die Collegien des Reichs, die Hofgerichte und die Verwaltung der Läne. Als Sicherungsmittel zur Erhaltung des allgemeinen Wohls und der Freiheit Einzelner mag genannt werden, daß die Mitglieder des Staatsraths von dem Constitutionsausschusse zur Verantwortung gezogen werden können, welcher dann bestimmt, ob sie vor das Reichsgericht gestellt werden sollen oder nicht; daß die Staatssecretaire bis zum nächsten Reichstage ihren Gehalt beziehen in den Fällen, wenn sie ihre Ämter niederlegen und ihre Unterschrift solchen Verordnungen des Königs verweigern, welche gegen die Grundgesetze streiten, und die nach ihrer Meinung dem Reiche Schaden zufügen könnten. Eine eigne Autorität, der Bevollmächtigte der Justiz für die Reichsstände, wurde 1809 eingeführt, der über den Rechtsgang und die Art, wie die Beamten Gesetze und Verordnungen befolgen, wachen soll. Bei jedem Reichstage soll eine Jury sich äußern, in wie weit das höchste Gericht des Königs seine Pflichten erfüllt zu haben scheine oder nicht.

Die Staatsräthe, Staatssecretaire, Präsidenten in den Reichscollegien, Generale und Admirale, die Chefs der Artillerie und des Geniecorps, die Landshöfdinge, Regimentschefs, im Auslande befindliche Minister, Commandanten und Andere, welche Ämter begleiten, wozu Vertrauen erfodert wird, können, wenn der König es so für gut findet, jederzeit von diesen Ämtern entfernt werden. Dagegen können alle andern Beamten, sowol Civilbeamte als auch die vom Militair und der Geistlichkeit, nicht ohne gesetzliche Untersuchung und Entscheidung entfernt, auch nur auf eignes Verlangen in andere Stellen versetzt werden.

Der Umstand, daß an der Staatsverwaltung seit mehreren Jahrhunderten beständig geflickt und sie mit immer mehr Beamten, Collegien und Einrichtungen versehen worden ist, ohne daß sie sich jemals einer Verminderung derselben zu erfreuen gehabt hätte, da Schweden während derselben Zeit die Hälfte seiner Länder verloren, hat die

Folge gehabt, daß Formalitäten, Verificationen und eine unerträgliche Schreiberei sich so angehäuft haben, daß ein einfacherer, weniger kostspieliger Gang der Verwaltungsgeschäfte eine der lautesten Foderungen der Nation geworden ist. Wenige Einrichtungen sind z. B. beim Geben der Gesetze so unförmlich als die der Reichsstände. Das uneingeschränkte und bis zur Lächerlichkeit benutzte Motionsrecht, die langwierigen Überlegungen in vier verschiedenen Abtheilungen oder Ständen, die geraume Zwischenzeit von fünf Jahren von einem Reichstage zum andern ist eine große Unbequemlichkeit. Dazu kommt noch die höchst fehlerhafte Zusammensetzung der vier Reichsstände. Beim Reichstage von 1828 waren die Stände auf folgende Weise zusammengesetzt: Das Ritterhaus bestand aus 492 Mitgliedern, von welchen 67 Fähnriche und Lieutenants, 49 Capitains, 38 Kammerherren, 105 Obersten, Oberstlieutenants, Majore und Rittmeister, 12 Präsidenten und Vicepräsidenten, 12 Landshöfdinge, 7 Excellenzen, 18 Räthe, 20 mit Hofämtern u. s. w. waren. Der Predigerstand bestand aus 57 Mitgliedern, alle Beamte. Der Bürgerstand ward repräsentirt von 47 Personen, von denen 15 Bürgermeister, 10 Rathsverwandte, 4 Commerzienräthe, 1 Lagman und 2 Apotheker waren. Den Bauernstand vertraten 122 Mitglieder. Betrachtet man alle Beamte und Personen mit Titeln als nicht unabhängig, so würden von der ganzen Repräsentation nur 17 Edelleute, 25 vom Bürgerstande und 122 vom Bauernstande, oder 164 von 718 selbständig sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Die Gräfin von Kindelsberg. Historischer Roman von Eduard Janinski. Zwei Bände. Leipzig, Taubert jun. 1837. Gr. 12. 3 Thlr.

Kaiser Friedrich Rothbart mit seinem Kreuzzuge und seinem Tod im Flusse des Morgenlandes besorgt den historischen Theil des Buchs. Er ist lehrhaft in seinem Incognito, gleich weiland Zar Peter in den ziemlich verschollenen „Strelitzen" von Babo, duldsam gegen den jungen Demagogen des 12. Jahrhunderts. Genannt wird das verpönte Wort nicht, es könnte aber immerhin sein, denn wo Knechte von der Lebensmaschine, von Philosophie, der herrschenden Materie, wo Knaben von Kritik und Kunstrichtern reden, ist auch das Wort Demagog kein chronologischer Schnitzer. Das alte schöne Volkslied: „Die Gräfin von Kindelsberg", das, wenn wir nicht irren, bereits in Stilling's „Kinderjahren" erwähnt ist, wird zu einem Ritterroman ausgedehnt und verwässert, ein liebesiecher Knabe, ein verkleidetes Mädchen, deren Geschlecht nur der nach altem Brauch blödsichtige Geliebte nicht erräth, helfen den Knoten schürzen, lösen und zerhauen; ein aus Liebe zu einem groben Raubritter wahnsinniges Mädchen greift anfangs, wie die Tollheit noch nicht flügge geworden, handelnd zum Verderben ihrer Gebieterin ein, dann spricht sie allerlei kunterbuntes Zeug, das zu matt ist, die umfangreiche Fläche, welche die Sage einnimmt, zu kräftigen und diese Paraphrase der Ballade als gelungen zu preisen.

2. Kleine Romane von Leopold Schefer. Dritter bis sechster Theil. Bunzlau, Appun. 1837. 16. Jeder Theil 1 Thlr. 6 Gr.

Wunderschöne Stellen, zumal wenn es die Anschauung, das Leben und Weben der Natur betrifft, legen lindernden Balsam auf die Wunden, die der Verf. unserm Gefühle schlug, das er, so hat es den Anschein, recht mit Lust zerriß. Die häufigen Betrachtungen und Philosopheme sind mit richtiger Logik gegliedert, auch der erste Satz, an den sich die Schlüsse reihen, ist kein leerer Scheingrund, obgleich wir zum Glück der Menschheit hoffen, daß nur Wenige ihn als den Führer des Lebens anerkennen und glauben werden, daß keine weise, allliebende Vorsehung, sondern ein schadenfroher Dämon unsere Schicksale lenkt. Schefer möchte uns überreden, daß er an seine verzweiflungsvollen Theorien, seine wunderlichen Ansichten der Liebe, Ehe, Unschuld u. s. w. selbst glaube; aber er macht viel zu viel Aufhebens davon, erregt zu viel Staub und Getöse, um nicht die Meinung über ihn zu fassen, daß er sich und Andere über sein wahres Gefühl täuschen, unter Dunst und Lärm die schönen Huldinnen, Hoffnung und Glauben, verleugnen wolle, trotzdem daß sie in seiner Seele sich einnisteten. Möchte er sie doch aus dem verborgenen Winkel hervorziehen und sich nicht zu der Gemeinschaft mit Leuten bekennen, die seiner unwürdig sind, hinter deren Knallen und Stäuben sich kein wundes Herz, keine kranke Phantasie, nur faselnde Phantasterei und Gemüthsleere verbirgt, die dadurch Effect zu machen, die Meinung zu erregen hofft, sie haben Recht, die Sittenlehre umzukehren, die Vergötterung des Häßlichen und Nichtigen zu predigen. „Das Verbrechen zu irren" führt zu doppeltem Ehebruch, zur Blutschande, zu dreifachem Mord, und nur das letzte mit Bewußtsein. Bei solchen Zuständen ist die Sühnung unmöglich; was zur Milderung der Seelenleiden der Überlebenden geschehen konnte, hat der Verf. gethan. „Das Weihnachtsfest in Rom unter Gregor VII." kann als Polemik für die Priesterehe angesehen werden; es endet mit einer schreienden, fast den Wohllaut höhnenden Dissonanz. Schonender ist „Die Pflegetochter" gehalten, wenn sie auch des Herben mehr als des Lieblichen in sich trägt. „Die Probefahrt nach Amerika" sieht so ziemlich Alles im Lichte in der neuen Welt, nicht blos die Freiheit, auch die Sicherheit des Besitzes, die überschwengliche Fülle der Producte, Jedem zugänglich; er nennt die Gegenden von Luisiana, Neuorleans gesund, die Gerechtigkeitspflege musterhaft, stellt die gewagte Behauptung auf, daß jeder Fleißige in den Vereinigten Staaten gedeihen müsse ꝛc., kurz, er häuft Licht auf Licht über Amerika und schwärzt dagegen unser gutes Deutschland auf das unbarmherzigste an, ohne ein Sternlein in das tiefe Dunkel blicken zu lassen. Die Ehe mit einer Quarterone treibt dem Pfarrer, der im vierzigsten Jahre steht, aber bei alledem einen Sohn hat, der ihm adjungirt war, wieder in die Heimat, die ihm nicht lieb ist, und so endigt auch diese Erzählung unerfreulich.

3. Sagen der nordamerikanischen Indianer. Erstes Heft. Altenburg, Helbig. 1837. 8. 6 Gr.

Nur von der ersten Erzählung könnte man dann und wann meinen, es sei ebenso wol in die Sage hinein als heraus erzählt, doch ohne Blößen zu geben. „Die beiden Chippewees" sind eine humoristisch-phantastische Schöpfungsmythe, offenbar die anziehendste Sage eines Werks, dem man Bestehen und Fortsetzung wünschen kann.

4. Frühlingspark. Von Otto Müller. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1837. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Unser wohlbegabter Dichter hat sich für seine Novellen treffliche Muster gewählt, Goethe und Tieck, denen er auch eine volle Würdigung widerfahren läßt, gleich entfernt von Über- als Unterschätzung. Rosta erinnert sehr, fast zu sehr an Mignon. Auch sie ist das Kind der Schuld; nur sind die Frevler, obgleich sie nicht gegen die Gesetze der Natur sich vergehen, was die That betrifft, viel strafbarer als Mignon's Aeltern. Auch Rosta wird durch einen Jüngling von einem Seiltänzer, der sie mishandelt, losgekauft, und sie stirbt aus Liebe für ihren Retter, der jedoch keine Ähnlichkeit mit Wilhelm hat; er ist schwermüthig, von bestimmtem Willen und beurtheilt das Verhältniß zu dem Mädchen, das die Gefühle der Jungfrau schon im Kindesalter hegt, richtig. Hat die erste Geschichte zu viel Nachahmung, so hat die zweite, „Die Epheubraut", zu we-

nig. Nicht allein die einfache und doch so vollendete Schreibart seiner Vorbilder hätte unser Verf. diesen ablernen sollen, wenn man anders das von einem selbständigen Geist sagen darf, der aus eigner Machtvollkommenheit das Ungemeine zu leisten vermag; er hätte auch die schöne Mäßigung jener sich aneignen müssen, das Erschütternde, Gräßliche gehört nicht in einen Frühlingspark, der höchstens der sanften Trauer, der schmerzlich süßen Wehmuth in seinen grünen Zelten den Eintritt gönnt. In der letzten Erzählung: „Emilie", sterben wie in den Trauerspielen eines Gymnasiasten so ziemlich Alle; das schwächt den Eindruck; qui dit trop, ne dit rien, heißt's auch hier, und das sollte bei Einem nicht so heißen, der recht viel Gutes zu sagen weiß.

5. Schickungen. Novelle von Theobold im Osten. Bunzlau, Appun. 1837. 8. 1 Thlr. 3 Gr.

Schickungen, von der Vorsehung verhängt, können dem blöden menschlichen Auge nicht immer als der Wille, die That eines allliebenden, allweisen Wesens erscheinen, vielmehr dünken sie ihm die schadenfrohe, launenhafte Quälerei eines bösartigen Dämons, bis eine unvermuthete Wendung des Geschicks, eine nicht zu leugnende Anerkennung des Irrthums, in dem man bisher über die wahre Ansicht der Dinge war, beweist, daß es Güte, Gerechtigkeit war, was man für das Gegentheil hielt, wodurch die Ahnung erweckt wird, daß blos für uns kurzsichtige Menschen Glück und Unglück sich widersprechen, daß in einem höhern Dasein sich der Unterschied verwischt und beide gleiche Strahlen einer Kraft sind, die prüft, läutert, vollendet. Diese trostreiche Ansicht des Menschenlebens möchte die Tendenz der Novelle sein, die als Erzählung von Interesse und vortrefflich durch Das ist, was mit Ruhe, Klarheit und philosophischem Geist darin durchgesprochen wird. Ohne leidenschaftlichen Parteihaß, ohne blinde Vorliebe wird über Religion, Selbstmord, Alterthümlerei, neue und neueste Poesie, moderne Sculptur u. a. geredet, das Für und Wider mit warmer, aber unbestechlicher Gesinnung beleuchtet und dabei der Beweis gegeben, daß der Denker, der Philosoph nicht allein über gesellige Verhältnisse, über Kunst dem Ungelehrten verständlich urtheilen könne, daß es auch möglich sei, tiefsinnige Betrachtungen über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit anzustellen, ohne die Terminologie der Schule zu gebrauchen. 29.

Miscellen.

Allbekannt ist die Geschichte von dem Lichtzieher, der, nachdem er zu einem beträchtlichen Vermögen gelangt war, sein Handwerk aufgab und sich auf dem Lande unweit London ein Haus kaufte, um dort sein Leben zu genießen; als er so einige Monate dem Schlaraffenleben gefröhnt, ließ er den Nachfolger in seinem Geschäft um Erlaubniß bitten, zu ihm nach der Stadt kommen zu dürfen, um ihm an den Tagen, wo er Talg schmelze, arbeiten zu helfen. (Ein Stoff, welchen schon unser alter Hagedorn zu seinem vielcitirten „Johann der muntre Seifensieder" benutzte.) Etwas Ähnliches wird von einem Manne erzählt, der lange Zeit einen Branntweinladen hatte; als er dies Geschäft aufgegeben, beschäftigte er sich damit, daß er täglich ein großes Faß mit Wasser quartweise ausschöpfte, um ein anderes damit zu füllen. Eine gleiche Geschichte geht ferner von einem Fleischer, der in einer Provinzialstadt wohnte. Einige Zeit, nachdem er seine Hantirung aufgegeben, ließ er seinen Kunden melden, er habe sich entschlossen, künftighin wöchentlich einmal ein Lamm zu schlachten, und zwar blos zu seinem Vergnügen.

Der englische Maler Hayman war ein leidenschaftlicher und ausgezeichneter Boxer. Auch der heldenmüthige Marquis von Granby liebte diese Unterhaltung sehr, und als deshalb Letzterer eines Tages zu Ersterm kam, um sich von ihm malen zu lassen, so foderte er den Künstler auf, sich, bevor er an das Werk ginge, erst einmal im Kampfe mit ihm zu versuchen. Da der Vorschlag angenommen wurde, so begann der Kampf augenblicklich. Beide waren anfangs in der besten Laune, allein in Kurzem machte ein heftiger Stoß des Einen den Andern wüthend; die Sache wurde nun ernsthaft und Beide stürzten zu Boden, indem sie die Staffelei mit herabrissen. Das Geräusch zog die Gattin des Malers herbei, welche alle Mühe hatte, die wüthenden und bereits blutenden Kämpfer zu trennen. Beide erhoben sich nun vom Boden, brachten ihren Anzug in Ordnung, und der Künstler setzte sich vor die wieder aufgerichtete Staffelei und begann den völlig beruhigten Gegner zu zeichnen. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 364. —— 30. December 1837.

Statistik von Schweden, nach öffentlichen Documenten von Karl af Forsell. Nach der zweiten vermehrten und verbesserten Auflage übersetzt von A. G. Freese.

(Fortsetzung aus Nr. 363.)

Was den Flächeninhalt, die administrative, juridische und kirchliche Eintheilung Schwedens betrifft, so ist es nothwendig, neben den vom Verf. seiner Statistik beigefügten tabellarischen Angaben auch die Karte zu betrachten. Die südlichen Läne mit den nördlichen vergleichen zu wollen, ist ungereimt, denn bei der großen Ausdehnung Schwedens nach Norden hin verändert sich Klima und Fruchtbarkeit gar zu sehr, als daß man aus diesen Vergleichungen einige in ökonomischer Hinsicht wichtige Resultate erwarten könnte. Wenn man vorurtheilsfrei und aufmerksam Schwedens administrative, juridische und kirchliche Eintheilung betrachtet, und diese, jede für sich und miteinander vergleicht, so wird man sich vergebens bemühen, in dem einen oder andern Theile derselben eine Art System, das auf die natürliche Beschaffenheit des Landes gegründet wäre, zu entdecken. Um mit der administrativen Eintheilung anzufangen, so haben zwar manchmal die ehemaligen Landschaften sowie die in spätern Zeiten gebildeten Läne auf der einen oder andern Seite eine von der natürlichen Beschaffenheit gebildete Grenze, wie der Kolmorden zwischen Ostergothland und Südermanland, oder der Tiveden zwischen Nerike und Westgothland; aber sonst ist ein großer Theil der Grenzen in den übrigen Länen auf eine Weise festgesetzt, daß man bei ihnen keinen andern Plan, als den der Zufall an die Hand gab, entdecken kann. Was die Vertheilung in Voigteien betrifft, so zeigt es sich aus der Tabelle (S. 54), daß in Schonen und Blekingen jede Voigtei ungefähr 40,000 Menschen enthält, und nach dieser Vertheilung müßte das Land genug haben an 69 Kronvögten, anstatt 115. Die juridische Verfassung des Landes kämpft mit denselben Mängeln wie die administrative, nämlich daß sie ohne ein eigentliches System ist. Auf einigen Stellen sind die Härade in Ansehung ihres Flächeninhalts so groß als an andern Orten ganze Läne, und die Volksmenge ist natürlicherweise in demselben Verhältnisse ungleich. Die kirchliche Eintheilung aber zeigt die größten Sonderbarkeiten, denn an manchen Orten sind die Kirchspiele so klein, daß Zuhörern und Seelsorgern mit diesen zu zerstückelten Gemeinden gleich schlecht gedient ist. Die Kirchspiele selbst haben eine außerordentlich große Ungleichheit miteinander. Das Volk ist weder unsittlicher, noch besucht es seltener die Kirchen an den Orten, wo der Weg dahin lang ist, als da, wo sie mitten im Dorfe liegen.

Das schwedische Volk hat im Großen sowol durch Lebensart als durch Ausbreitung über ein großes Land, und wahrscheinlich auch vermöge einer dieser Nation geschenkten Kraft und Ernsthaftigkeit, gewisse unterscheidende Charakterzüge behalten, welche namhaft gemacht zu werden verdienen. Diese Züge sind, nach dem Verf., wahre Gottesfurcht, Bravheit, Achtung vor den Gesetzen, Sittlichkeit, Sparsamkeit und eine wohlwollende Gastfreiheit; die Fehler dagegen: Neid und Misgunst untereinander und gegen die Vornehmen, Verkennung eigner Vorzüge und eine übertriebene Achtung vor Allem, was ausländisch ist, und zuletzt eine gewisse Roheit, mit daraus entstehender Heftigkeit. Der gemeine Mann von der arbeitenden Classe ist langsam in seinen Bewegungen, fodert gute Bedenkzeit, ist nicht ohne gesundes Urtheil und mag lieber überzeugt als überredet werden. Seine Thätigkeit ist meistens mit Ruhe berechnet, und er erträgt lieber männliche Gewaltthätigkeit als kindische Tändelei, lieber Mishandlung als Neckerei. Daß man sein Wort hält, ist es vorzüglich, was er verlangt. Dieses schwedische Volk, welches bei unzähligen Gelegenheiten Beweise von Treue, Muth und einem echt vaterländischen Sinn gegeben hat, welches so dankbar für die Erleichterung seiner Lasten sein würde und dessen Lage in so hohem Grade eine Beherzigung verdient, hat beinahe immer, wenn von seinem Wohle die Rede gewesen ist, vor andern Interessen zurückstehen müssen, die sich am Throne oder bei den Machthabern geltend zu machen verstanden. Schwedens Volk macht aber Schwedens Stärke und Mark aus. Die Geschichte lehrt, daß alle Regenten, welche etwas Großes auszuführen vermochten, sei es zum Wohl oder zum Ruhme der Nation, durch ihre tüchtige Persönlichkeit die Liebe und das Zutrauen des Volkes zu gewinnen wußten.

Sehr bemerkenswerth ist Das, was der Verf. S. 66—82 von der Anzahl der Geburten, der Mortali-

tät, den geschlossenen und aufgelösten Ehen in Schweden sagt und durch Tabellen anschaulich macht. S. 67 heißt es:

Geboren sind 1825 100,315 und gestorben 56,465, weshalb die Anzahl der Geborenen die der Verstorbenen um nicht weniger als 43,850 übersteigt, die größte Zahl, welche jemals seit der Errichtung des Tabellenwesens (1748) sich ergeben hat. Die gewöhnliche Vermehrung beträgt ungefähr 0,8 Procent, aber 1825 war sie = 1,6. Nach dieser letztern Progression würde sich die Volksmenge in 68 Jahren verdoppeln. Das Quinquennium zwischen 1820—25 ist das glücklichste und ruhigste, was Schweden jemals gehabt hat, und wird wahrscheinlich in langen Jahren nicht seines Gleichen haben. Der Durchschnitt der Vermehrung für jedes Jahr dieses Quinquenniums beträgt 1,3 Procent. Wir sehen schon aus der angegebenen Volksmenge für 1830, daß das Quinquennium zwischen 1825 und 1830 um 69,932 Personen **weniger** hervorgebracht hat als das nächst vorhergegangene, wovon Miswachs, Krankheiten und Noth die Ursachen gewesen sind.

Schwedens vornehmster Erwerbzweig nächst dem Ackerbau ist der Bergbau. Dieser ist denn auch seit langen Zeiten ein Hauptgegenstand des besondern Schutzes und der größten Aufmerksamkeit der Regierung gewesen und hat auch reichlich seine Schuld abgetragen, indem er den Wohlstand in den Bergbezirken sehr gehoben und der Nation die Mittel in die Hände gegeben hat, sich alle ausländische Bedürfnisse zu verschaffen. Aber Ref. pflichtet dem Verf. vollkommen bei, wenn er S. 123 sagt:

Ich will nicht von dem sonderbaren Verhältnisse reden, daß wir, obgleich Schweden die Heimat des Eisens ist, oft genug unser eignes Eisen, zu tausend verschiedenen Bedürfnissen verändert, dem Ausländer wiederabkaufen. Die großen Flüsse, welche die nordische Halbinsel nach allen Richtungen durchschneiden, bieten doch beinahe überall durch die zahlreichen von ihnen gebildeten Wasserfälle mechanische Hülfsmittel dar, welche in Hinsicht ihrer Kraft allen Dampfmaschinen Englands zusammengenommen entsprechen. Woher kommt es denn, daß Schweden, welches das rohe Material aus der ersten Hand zieht, welches niedrige Tagelohnpreise hat, und welches über eine unendliche Menge mechanischer Kräfte disponirt, die jetzt ohne Nutzen wegfließen, nicht mit andern Nationen an dem Gewinn der feinern Eisenmanufactur theilnehmen kann?

In Hinsicht des Werthes der in der Tabelle von S. 124—127 vom Verf. specificirten Bergwerksproducte sind dieselben Preise von 1827, wo diese Tabelle bekannt gemacht wurde, beibehalten, mit Ausnahme des Stabeisens und des Manufactureisens, wovon das erstere zu 16 Thaler 24 Schillinge und das letztere zu 22 Thaler das Schiffpfund berechnet sind. Gold 6 Thaler der Dukaten, Silber 2 Thaler 24 Schillinge der Reichsthaler, Blei 75, Kupfer 130, Kobalt 3, 16, Alaun 18, Schwefel 50, Vitriol 20, Messing 190, Braunroth 3, 24, Steinkohlen 1 Thaler. Es ist wahrscheinlich, daß eine etwas größere Quantität Eisen, als in der angeführten Tabelle angegeben steht, im Reiche verfertigt wird, die aber nicht gewogen, sondern gleich unmittelbar aus den Eisenhütten verkauft und angewandt und also nicht in die Rechnung aufgenommen wird. Die Fabrikate von Porzellan, Porphyr, Marmor, Schiefer, Tropfstein, Kalk, Glasarbeiten und andern ins Mineralreich gehörenden Producten finden sich in der Tabelle nicht angegeben, sodaß die jährliche Summe von allen Zweigen des Bergbaues wahrscheinlich zu 10 Millionen Thaler Banco angenommen werden kann.

(Der Beschluß folgt.)

Der Abbé Lamennais und seine neueste Schrift.

Paris, 18. Dec. 1837.

Gestern Nachmittag ist die seit einiger Zeit angekündigte neue Flugschrift des Abbé Lamennais erschienen. Sie führt den Titel: „Le livre du peuple", und gleicht an Geist, Inhalt und Form ganz den „Paroles d'un croyant", über die man bei ihrem Erscheinen so viel Geschrei erhob und die jetzt längst vergessen sind. Es ist der schwache Nachhall eines ohnmächtigen Wortes, das nicht Ohren fand, zu hören, und nicht Herzen, die es bewegt hätte; die Stimme des Predigers in der Wüste, die sich nutzlos verliert in der Weite; die Mahnung des falschen Propheten, der die Welt verkennt, aber in der Welt doch noch Sympathien für seinen eignen zerrissenen Geist sucht und, wenn er sie nicht findet, sie sich in den Truggestalten seiner Phantasie schafft, die Andere täuschen, ihn selbst bethören mögen. Lamennais ist ein großes, ein warnendes Beispiel, wie selbst eminente Geister den krankhaften Einflüssen der Zeit und ihrer Umgebungen nicht entgehen können. Er lebt, wie hier fast alle Männer, welche vorzugsweise als Vertreter der Bewegung und des Fortschrittes im geistigen und politischen Leben gelten wollen, in einem Kreise fixer Ideen, aus dem er nicht heraustreten kann, in dem er sich selbst gefesselt fühlt, und in welchen er Alles hineinziehen möchte, was ihn umgibt. Lamennais ist deshalb keineswegs ein Schwächling, noch ist er in Eitelkeiten befangen, welche die Welt liebt und welche an die Welt ketten; aber er folgt den Eingebungen seines Geistes und gibt nach dem Drange seines Herzens, die ihn treiben, sich von Zeit zu Zeit auszusprechen, damit es ihm leichter werde und er seine eigne erschöpfte Kraft wieder durch den Glauben stärke, er habe der Menschheit abermals einen Dienst erzeigt und für ihr Wohl gearbeitet. Nur von diesem Standpunkte aus betrachtet, wird die vorliegende Schrift begreiflich, zulässig und, wenn man will, selbst verzeihlich. Es ist in ihr nichts, was Lamennais nicht schon zu wiederholten Malen, oft selbst mit denselben Worten und in derselben Ordnung, namentlich in den „Paroles d'un croyant", ausgesprochen oder angedeutet hätte. Man findet hier wie dort dieselben Grundideen, dieselbe Art ihrer Entwickelung, dieselbe Verkehrtheit der Logik, dieselbe unpraktische Beschränktheit des Urtheils, aber auch denselben Reichthum der Einbildungskraft und dieselbe wuchernde Üppigkeit der Rede, ich möchte sogar sagen, dieselbe Koketterie in Gefühlen, Gedanken, Worten und Bildern, eine Koketterie, welche im Gebiete des Geistes nicht minder als in materiellern Beziehungen so leicht in Schwelgerei und Weichlichkeit versinkt und in ihren Wirkungen doch so verführerisch, so gefährlich werden kann. Man lasse sich aber nur durch diese glänzende Decke der Außenseite nicht bethören, nicht täuschen. Sie birgt unter der herbern Schale einen ungesunden, krankhaften Kern und mit ihm zugleich den Wurm, welcher ewig an seinem Marke nagt, bis es aufgezehrt sein wird. Aus diesem ungesunden Kerne kann sich aber kein gesunder Keim entwickeln, welcher frisch emportreibe und gute Früchte bringe zur Zeit der Reife. So sind Lamennais' Speculationen und Ideen nicht die Früchte eines frischen, gesunden Geistes, sondern der Ausdruck jener krankhaft angeregten Phantasie, welche sich selbst und Andern eine Pein ist. Denn nicht zufrieden mit der nackten Wahrheit des menschlichen Elends, schafft sie sich eine eigne Welt der Drangsale, unter denen die Menschheit seufze, um in ihr Nahrung zu finden für ihre Zerrbilder und Phantome und in ihr schwelgen zu können bis zur Wollust, bis zur Ohnmacht des Entzückens. Es ist dies wahrhaftig eine teuflische Wollust, ein höllisches Entzücken, welches mit den Leiden der Menschheit ein arges Spiel treibt und den

Geist gewaltsam der Gegenwart entrückt, um ihn in der Ekstase der Schwärmerei trügerisch in unbekannte Sphären zu versetzen. Auf dem Standpunkte, wo Lamennais jetzt steht, ist er nichts weniger als der Ausdruck eines im Volke lebenden Gedankens, der durch ihn im Worte verkörpert werden müßte; er gehört nicht in die Weltordnung seines Jahrhunderts wie andere eminente Geister, welche berufen waren, die Richtungen des moralischen und gesellschaftlichen Lebens ihrer Zeit in sich zu vereinigen und der Mitwelt zum klaren Bewußtsein zu bringen. Man wird Lamennais nie neben Voltaire oder Rousseau nennen und nicht einmal Denen an die Seite setzen, welche zur Zeit der Revolution die Extravaganzen aufgeregter Stimmungen repräsentirten. Er ist und bleibt eine isolirte Erscheinung, isolirt von Mit- und Nachwelt, isolirt durch die Richtungen seines Geistes und durch die Verirrungen seiner Phantasie. Eben deshalb muß auch seine Wirksamkeit auf sich beschränkt bleiben. Sie hat in der Wirklichkeit kein Ziel, keine Folgen, kein Element, in welchem sie zum Leben und zur Kraft gedeihen könnte. Seine Lehren sind todtgeborene Kinder erzwungener Launen, denen Neugierde und Vorwitz höchstens ein kurzes Scheinleben einzuhauchen vermögen. Sie bringen weder Nutzen noch Gefahren und dienen im schlimmsten Falle nur dazu, Schwächlinge zu schrecken. Das vorliegende „Buch des Volkes" macht das Volk selbst zu einer Puppe, welche eine verhängnißvolle Phantasie erst nach Wohlgefallen mit dem Schmucke ihrer Verkehrtheiten belasten muß, um dann mit der erträumten Pein eines Phantoms ein kindisches Spiel treiben und sich an erkünstelten Leiden der Menschheit ergötzen zu können, die sie repräsentiren soll. Armes Volk, muß man dich auch noch dazu misbrauchen! Man spricht dieser Puppe von deinen Rechten, von deinen Pflichten und den Trübsalen deiner schweren Stunden, ohne dich selbst zu kennen; man zieht dein erborgtes Kleid einer Misgeburt an und buhlt dann vor ihr um eine Gunst! An dich, an dich selbst sollen solche Reden gerichtet sein? — „Blicke um dich, o Volk, ob es nicht Zeit ist, den Schöpfer der Creaturen dadurch zu rechtfertigen, daß du dir ein Loos schaffest, welches mit seiner Gerechtigkeit, mit seiner Güte mehr im Einklange sei. Du sagst: Ich friere, und um deine abgemagerten Glieder zu erwärmen, preßt man sie in dreifache eiserne Fesseln. Du sagst: Mich hungert, und man antwortet dir: Nähre dich von den Brosamen, welche man aus unsern Festgemächern hinauskehrt. Du sagst: Mich dürstet, und man antwortet dir: Trinke deine Thränen. Du erliegst unter den Mühen des Tagewerks, und deine Herren freuen sich darüber; sie nennen deine Anstrengungen und Erschöpfung den zur Arbeit nöthigen Zügel. Du beklagst dich, daß du deinen Geist nicht bilden, deinen Verstand nicht entwickeln kannst, und deine Beherrscher sagen: So ist es recht; das Volk muß zum Thier herabgewürdigt werden, damit man es regieren könne. Gott richtete im Anfange an alle Menschen dieses Gebot: Seid fruchtbar und mehret euch und erfüllet die Erde, und macht sie euch unterthan, und dir sagt man jetzt: Entsage der Familie, den keuschen Reizen der Ehe, den reinen Freuden der Vaterschaft; enthalte dich, lebe allein; was könntest du denn vermehren außer deinem Elende? — Es ist also gewiß, daß die Menschheit nicht Das ist, was Gott wollte, daß sie sein sollte; sie ist von ihrem Wesen abgewichen. Wie soll sie darauf zurückkommen?" In der kurzen Antwort, welche auf diese Frage noch in der Einleitung, dem Vorworte, gegeben wird, geräth Lamennais sogleich wieder auf jenes Gemisch von religiös-christlicher Schwärmerei und von sich im Weiten verlierendem Kosmopolitismus, welches eine der bizarren Seiten seines wunderlichen Geistes ist. Er spricht vom Gesetze des Anfanges, von dem Gesetze, wie es nach 40 Jahrhunderten durch Christus vollkommener und heiliger verkündigt worden, jetzt aber wieder verletzt und in Vergessenheit gefallen ist. „Jetzt liegt es zu Boden unter den Ruinen der Pflichten und Rechte, und eben deshalb irrt ihr gebeugt und traurig umher in der Nacht des Zufalls. In diesem göttlichen Gesetze, in ihm allein ist euer Heil, der fruchtbringende Same der Güter, welche euch der Schöpfer beschieden hat. Räumt nur die Trümmer weg, welche über ihm aufgehäuft sind, und jene tröstende Hoffnung, jenes prophetische Wort der alten Tage wird an euch in vollem Maße in Erfüllung gehen: „Das Volk, welches in Finsterniß schmachtete, sah ein großes Licht, und das Licht erhob sich über Denen, welche da saßen im Reiche des Schattens und des Todes." Wären wir nicht überzeugt, daß in dieser fast mystischen Hinweisung auf das göttliche Gesetz neben dem Verkennen dieses Gesetzes selbst eine gewisse Aufrichtigkeit und Redlichkeit läge, welche unter jeder Form Anspruch auf Achtung hat, so könnten wir uns leicht versucht fühlen, sie als Ironie, ja, mehr noch, als Blasphemie zu brandmarken. Wie sie hier gegeben ist, hängt sie gehaltlos in der Luft, und soll doch der Grundstein eines Systems der Wiederherstellung menschlicher Glückseligkeit sein, welches sich gleich bei den ersten Schritten in der Leere kosmopolitischer Allgemeinheiten verliert, die nirgend sichere Stützpunkte, nirgend ein fruchtbares Feld finden, das ihnen Früchte in der Zukunft verspräche. Lamennais geht bei seinem Glauben an die Wiederherstellung des Heils und des Wohlseins des Volkes von der Möglichkeit der Wiedergeburt **einer** großen allgemeinen Urfamilie aus, welche alle Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, alle Nationen mit einem gemeinschaftlichen Bande umschlingen solle, deren einstiges Dasein aber am Ende nur ein Traumgebild erhitzter Phantasie ist. „Vater, Mutter, Kinder, Brüder, Schwestern: was gibt es Heiligeres, was Süßeres als diese Namen? Und warum gibt es andere auf der Erde?" Mein Gott, was soll man denn auf dergleichen unbeantwortet gelassene Fragen sagen? Die Wirklichkeit, die Geschichte, das Leben kennen andere Gesetze als diese gutmüthige Speculation, welche, indem sie immer nach den Höhen ringt und auf den Fittigen der Einbildungskraft emporgetragen sein will, sich nur in Untiefen verliert und kraftlos in sich selbst zusammensinkt. Lebt die Menschheit in Zwiespalt, weil sie, wie Lamennais hier meint, die Gesetze der Natur verkannt habe, so kennt er selbst die Gesetze nicht, welche über der Menschheit gewaltet haben von Anbeginn, und diese Unkenntniß, diese Verleugnung vielleicht treibt ihn fast wider Willen zu thörichten Behauptungen. Er sieht in der Zerrissenheit seines Geistes das Menschengeschlecht nur in dem zerlumpten Gewande des ewigen Haders, der Nationen und Geschlechter von jeher getheilt habe, und erkennt unter dem Fluche, womit er die ganze Vergangenheit belastet glaubt, den Finger Gottes nicht, der Menschen und Völkern ihre Bahn vorgezeichnet hat. Er geht noch weiter. „Nachdem die Nationen so unter sich zerfallen sind, ist auch noch jede Nation mit sich selbst zerfallen. Einige sind gekommen und haben jenes heillose Wort ausgesprochen: Uns kommt es zu, zu befehlen und zu regieren, die Andern sollen nur gehorchen." In diesen Worten liegt der politische Gedanke des „Livre du peuple", den man vielleicht am meisten geneigt sein möchte, für seine gefährlichste Seite zu nehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Romantische Erzählungen und Vorschläge für Juristen, Capitalisten und Buchhändler, von Georg Stückrad dem Jüngern. Darmstadt, Heyer. 1837. 8. 12 Gr.

Es mag kein leichtes Stück Arbeit gewesen sein, für dieses Gemenge von Scherzreden, Vorschlägen und Witzen, welche durch ein laxes historisches Band nachlässig genug zusammengehalten sind, einen einigermaßen passenden Collectivtitel aufzufinden; und wirklich ist von dieser Seite geschehen, was geschehen konnte; nur darf man namentlich das „Romantische" des Titels nicht wörtlich nehmen; denn selbst der Humor, der in der Schrift waltet, hat nichts Romantisches, sondern ganz das Gutmüthige, anspruchlos Heitere und etwas Gewöhnliche eines

Styls, der, ziemlich langathmig und breit, regelmäßiger in juristischen Abhandlungen zu Hause zu sein scheint als in Werken der Phantasie und der Satire; der, wenn er so in seinen Geleisen als Korb- oder Leiterwagen dahinfährt, behaglich Dies und Jenes noch aufnimmt, still hält, dem Fuhrmanne zur Anzündung einer Pfeife Taback Zeit läßt und auch wol auf ebenem Boden umwirft, entweder zur Abwechselung, oder um den angeknüpften Faden zu Ende zu bringen.

Auf den Umschlag ist der Inhalt des Büchleins gesetzt: „I. Geschichte eines Rechtscandidaten; Errichtung einer Actiengesellschaft zur Verminderung der Processe. II. Geschichte von Jakob, und III. Assecuranzgesellschaft für Buchhändler bei Verlagsunternehmungen." Der erste Aufsatz erstreckt sich von S. 1—88, der zweite von S. 91—126, und der dritte ist eine Art Postscript von S. 129—138.

Erster Aufsatz: ein alter Candidat der Rechtswissenschaft kommt um eine, durch den Tod ihres Inhabers erledigte Assessorstelle ein. Die Behörde weiß nichts vom Tode des Assessors und fodert diesen zum Bericht. Der Assessor berichtet, er lebe noch. Das Gesuch des Candidaten wird abgeschlagen. Der Candidat klagt einem alten Manne seine Noth, der ihm räth, ein Buch zu schreiben. Er schreibt: „Die Proceßwuth und die Mittel zu ihrer Bekämpfung", worin er einen auf Actien gegründeten Verein zur Führung von Processen in Vorschlag bringt. Großer Rumor darüber. Der Candidat macht die Bekanntschaft eines ledigen Frauenzimmers, Angelica, entzweit sich und versöhnt sich wieder mit ihr. Angelica's Onkel verschafft dem Candidaten eine Stelle, worauf er jene heirathet. Die Ehepacten des jungen Paares machen den Schluß.

Zweiter Aufsatz: Jakob studirt Philologie, wäre aber besser, gleich Kaspar, Schlosser geworden.

Dritter Aufsatz: Ein Vorschlag, Bücher durch gegenseitige Versicherung oder auf Actien in Verlag zu geben und zu nehmen.

Der (offenbar pseudonyme) Verf. nennt seinen „Jakob" selbst nur eine solche Zugabe wie diejenige, welche der Metzger dem genießbaren Fleische beifügt, und die man ebenso theuer bezahlen muß als das Fleisch selbst, obgleich sie entweder schlechter oder, wenn sie in einem großen Knochen besteht, gar nicht genießbar ist. Er mag also, indem wir den Auszug daraus etwas als Bagatelle behandelten, dieses seinem eignen Urtheilsspruche über den Werth seines „Jakob" zuschreiben.

Es liegt auf flacher Hand, daß Jean Paul, der bekanntlich auch nicht sehr glücklich in Erfindung seiner Fabeln war und trotz großer schriftstellerischer Anlagen und langer Übung immer etwas Dilettirendes darin behielt, sicherlich gewußt hätte, das Schrundige und Ungelenke einer Fabel mit den duftendsten und würzigsten Blumenranken des Humors zu bedecken; daß er aus dem Candidaten der Rechtswissenschaften und aus seiner Angelica, namentlich aber aus Ersterm, greifbare poetische Figuren entwickelt, und daß er keinen Seitenhieb auf die Habsucht des Zeitalters, die Actienmanie, die Unbehülflichkeiten und Lächerlichkeiten unserer Justiz, das Stelzenmäßige unsers sogenannten Geschäftsganges, die Albernheiten unsers Conversationslebens, die Schwächen des Literaturvertriebs u. s. w. geführt hätte, außer mit einem Rosenstabe, der, kräftig und dornig, doch auch nicht einiger Blüten der Anmuth und Lieblichkeit entbehrte. Das finden wir nun freilich hier nicht; aber, wie schon bemerkt, Wohlwollen, Gemüthlichkeit, Gutgemeintsein, wenn auch die Lippe spottet, die doch gleich wieder in schnellem Übergange zum Lächeln der Zufriedenheit und behaglichen Mitthuns sich verzieht, und Kenntniß von Manchem, namentlich von juristischen Dingen. Der ehrenwerthe Verf. ist, wie die neueste kritische Schule modisch sich ausdrücken würde, noch nicht in die Zustände unserer modernen Kritik vorgedrungen, sondern zwischen Rabener und Jassoy, mit Andeutungen, daß er Jean Paul gelesen, nicht in der Luft hängen (nein, dazu wäre sein Humor zu schwer wiegen!), sondern in einer Laube am Mühlbach, über den das Mehl von der Mühle her stäubt, bei einem guten Glase Wein und einem Stück saftigen Kalbbratens sitzen geblieben, und es kann nicht fehlen, daß namentlich Geschäftsleute, Juristen und Liebhaber der gewiß recht lobenswerthen Lang'schen „Hammelburger Reisen" sich gern zu ihm setzen und von seinem Mahle sowie von seinem Buche vergnüglich kosten.

Recht wirksam sind einzelne benutzte Originalien, z. B. von S. 70—74 der treffliche, unübertrefflich-unsinnige Brief eines päpstlichen Lieutenants aus Lissabon an seine Ältern in Deutschland.

Da und dort kommen Provinzialismen oder unrichtig geschriebene Wörter vor. Zu den erstern zählen wir den Ausdruck: „den Lusten verleiden" (S. 31), und zu den letzten: „Dusch" statt „Tusch" (kommt mehrmals vor), „homeopatisch", „Schmiesetten", „Böffsteak" u. dgl., was nicht Alles Druckfehler scheint. Wenn man im Frack oder auch selbst im Überrock eines Schriftstellers auftritt, sollte man vorher alle Fasern abbürsten, die sich vielleicht von Kanzleifedern darauf gesetzt haben.

Karl Buchner.

Literarische Notiz.

Die Herzogin von Abrantes hat eine neue Erzählung: „L'exilé, une rose au désert", herausgegeben. Ein französischer Kritiker, der wol etwas galanter gewesen sein würde, wenn die Herzogin noch jung und schön wäre, äußert sich sehr hart über ihre vor einiger Zeit erschienenen „Souvenirs d'une ambassade" und über ihre Schriftstellerei im Allgemeinen. Er sagt u. A.: „Ein Aufenthalt in Spanien und Portugal hat der Verfasserin Stoff gegeben, die Menge der seit einigen Jahren von ihr gelieferten Bände noch um zwei zu vermehren. Man findet darin, wie in den andern allen, einige interessante Details, einzelne pikante Züge in einem langen Geschwätz, in einer Masse nichtssagender Bemerkungen, nichtsnutziger Kleinigkeiten ertränkt, die den Leser ermüden, aber das Buch füllen. Die Sitten dieser beiden Länder, der eigenthümlichsten vielleicht in ganz Europa, waren unstreitig für einen guten Beobachter ein äußerst fruchtbarer Gegenstand; aber die Frau v. Abrantes scheint nicht sonderlich mit Beobachtungsgabe ausgerüstet zu sein. Sie sieht im Allgemeinen nur die kleinen Erbärmlichkeiten der vornehmen Welt und studirt die Leute kaum anders als in ihren Salons. So findet man auch in ihren „Souvenirs d'une ambassade" Beschreibungen von Bällen, Details über die Toilette, aber von Sitten und Gewohnheiten des Volks ist keine Rede. Sie spricht höchstens von der Unreinlichkeit, die Hohen und Niedern eigenthümlich zu sein scheint; aber auch in diesem Punkte muß man annehmen, daß Vieles übertrieben sei, so z. B. das über die Prinzessin von Brasilien und ihre Hofdamen Gesagte, wie Das, was sie von einer andern Prinzessin erzählt, welche nach Paris kam, und der sie ihren Friseur empfahl, welcher alle Mühe hatte, um die Fremde von gewissen unbequemen Gästen zu befreien. Man muß sagen, Frau von Abrantes schreibt zu viel; sie macht ohne die geringste Mühe Bände und ist bereits dahin gelangt, Alles, was ihr vorkommt, aufzuraffen, um die Seiten damit zu füllen. Um einzelne Thatsachen, von denen sie eine dunkle und verworrene Erinnerung behalten hat, reiht sie eine Menge zufälliger Umstände und Begebenheiten von ihrer Erfindung, und in kaum glaublicher Länge und Breite häuft sie Phrase auf Phrase, eine Abschweifung auf die andere; so ist wie im Nu ein dickes Manuscript fertig, aus dem sich zwei starke Octavbände machen lassen. Das ist eine wirklich schauderhafte Fruchtbarkeit, eine Schreibfertigkeit, die man mit Grund eine unglückselige nennen kann, denn sie macht zuweilen den Inhalt eines Buches dem Gewäsch eines altersschwachen Hauptes ähnlich, oder dem Wortschwall aus dem Munde jener Frauen, die man gewöhnlich alte Weiber zu nennen pflegt."

4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 365. — 31. December 1837.

Statistik von Schweden, nach öffentlichen Documenten von Karl af Forsell. Nach der zweiten vermehrten und verbesserten Auflage übersetzt von A. G. Freese.

(Beschluß aus Nr. 364.)

Das schwedische Bergwerkswesen hat außer mehren andern wichtigen Privilegien eigne Gerichtsstühle und ein eignes administratives und rechtsprechendes Collegium; es hat auch bis jetzt gegen geringe Abgaben große Strecken von den Wäldern der Krone zu benutzen gehabt. Eine nicht unbedeutende Menge von Hufenzins und Steuerbeiträgen des gemeinen Mannes ist unter sehr harten Bedingungen in die Schuldigkeit, für die Fabriken Kohlen zu brennen und Fuhren zu leisten, verwandelt worden. Zum Vortheile des Bergwesens sind die vier Gewichte, Roheisen-, Berg-, Landstadt- und Stapelstadtgewicht eingerichtet worden. Es genießt den Vortheil sehr bedeutender Unterstützung zu Anleihen; und daß es durch Prohibitivverordnungen allen Wetteifer mit dem Auslande abgeschnitten hat, darf wol nicht bezweifelt werden.

Die Summe, welche alle Schmelzöfen, Stabeisen- und Manufacturwerke sowie Kupferhämmer des Reichs als Abgaben an den Staat erlegen, ist = 315,224 Thaler, welche — im Vergleiche mit den 4,586,435 Thaler, welche die 23,172 Steuerhufen des Reichs, im Werthe zu 93 Millionen Thaler, jährlich an den Staat bezahlen — das sonderbare Resultat zeigen, daß obengenannte, zum Bergwesen gehörende Werke und Einrichtungen zu einem Werthe von 26,369,602 Thaler, nach derselben Proportion wie die Steuerhufen 1,300,000 Thaler anstatt 315,224 bezahlen müßten, oder mehr als vier Mal so viel.

Daß Schweden 1824 nicht mehr als 1177 Fabriken und 8156 Fabrikarbeiter hatte, und daß der Werth der gelieferten Producte nicht höher als 7,281,182 Thaler Banco stieg, ist ein deutlicher Beweis, daß sie sich in keiner besonders vortheilhaften Lage befinden, und daß sie eine feste Wurzel in dem Charakter und den Gesinnungen des Volks geschlagen haben. Aufmunterungen, Einfuhrverbote und Unterstützungen aller Art sind freigebig ausgetheilt worden, ohne daß die Fabriken, wenigstens für jetzt, die eignen Bedürfnisse der Schweden zu befriedigen vermögen. Wenn man auch zugeben muß, daß ein rauhes Klima und ein weniger fruchtbarer Boden eine gewisse Roheit in der Lebensart und eine daraus entstehende geringere Fähigkeit zu Handarbeiten zu Folge hat, welche das Entstehen und die Verfertigung der feinern Fabrikate erschwert, so kann doch nicht geleugnet werden, daß auch eine Menge anderer Ursachen zu demselben Resultate beigetragen haben. Hierzu gehören ganz besonders die verwüstenden Kriege mit ihren gewöhnlichen Begleitern, Armuth und Elend, welche den Sinn und die Kräfte der Nation von aller andern Beschäftigung, als Sicherung gegen die Noth, abgeleitet haben. Ferner muß man nicht unbemerkt lassen, daß die höhern Classen in Schweden, welche die Einsichten und Mittel gehabt hätten, den Sinn und die Aufmerksamkeit des Volks auf den Nutzen der Errichtung von Fabriken zu leiten, meistens die Wichtigkeit dieses Gegenstandes übersehen, oder es unter ihrer Würde gehalten haben, sich persönlich mit dem Fabrikwesen zu befassen; und endlich muß man nicht vergessen, daß Diejenigen, die ihren Fleiß und ihr Geld auf Errichtung von Fabriken verwandten, bis auf die spätern Zeiten hinab keine Gelegenheit zur Erlangung der wissenschaftlichen und technischen Einsichten hatten, welche zum glücklichen Erfolge solcher Einrichtungen unentbehrlich sind. Wenn noch hinzukommt, daß ein Theil Derer, welche Fabriken anlegten, nicht die Mühe einer sorgfältigen, unermüdeten, aufmunternden Aufsicht übernehmen wollten, welche diese Art von Arbeiten unbedingt erfodert, wenn sie mit Gewinn getrieben werden sollen, so hat man Gründe genug, welche den Umstand erklären, daß in Schweden ein großes und vortheilhaftes Fabriksystem nicht geglückt ist.

Schweden hat außer Stockholm und Gothenburg nur wenige Städte, in denen Wohlstand und ein lebendiger Verkehr herrscht. Viele derselben sind für nichts Anderes anzusehen als für Landbau treibende Dörfer; denn den Verkehr und die Gewerbe der Städte sucht man daselbst vergebens. Die den Ton angebenden Classen der Nation, Diejenigen ausgenommen, welche Vermögen genug besitzen, den Winter in der Hauptstadt zuzubringen, haben es vorgezogen, auf ihren Gütern zu leben. Beinahe Dasselbe ist der Fall gewesen mit den unadeligen Standespersonen, welche Eisenwerke und dergleichen besitzen, oder die im Allgemeinen in vermögenden Umständen sind. Das

Fabrikwesen, welches der Volksmenge in den Städten Leben und Nahrung gibt, ist, wenn grade nicht mit Verachtung, doch wenigstens mit Gleichgültigkeit angesehen worden. Zu dieser Erniedrigung, die den Städten widerfahren ist, muß man noch ferner rechnen, daß Gewerbe und Handwerke oft von Leuten ohne Kenntnisse, ohne Geschicklichkeit und ohne Verlag getrieben wurden; die verfertigten Waaren sind auch schlecht gewesen, unbillig theuer und wurden fast nie zur bestimmten Zeit abgeliefert. Unter solchen Verhältnissen können die Städte natürlich kein Ansehen und keinen Wohlstand erlangen. Doch ist Vieles jetzt anders; denn in den letzten dreißig Jahren sind viele Personen von Stande in die Städte gezogen, viele neue Fabriken sind angelegt, die schon bestandenen Handwerke werden besser getrieben; allein Alles ist noch in seinem Werden, wenn man Schweden mit Deutschland, England und Frankreich vergleicht.

Daß so viele schwedische Städte nur wie ackerbautreibende Dörfer zu betrachten sind, zeigt sich daraus, daß sie, Stockholm und Gothenburg ausgenommen, nicht weniger als 30,652 Tonnen Land an Äckern, 30,379 Tonnen Land an Wiesen und 79,099 Tonnen Land an Wäldern und Feldern haben (man sehe die Tabelle S. 192 fg.), oder zusammen über 140,130 Tohnen Land, was ungefähr 772½ ganze Hufen beträgt. Im J. 1825 hatte Stockholm 79,173 Einwohner, Gothenburg 26,702, und alle übrigen Städte 173,470; alle schwedischen Städte zusammengenommen 279,445 Einwohner, sodaß nur 1/69 der Volksmenge in den Städten wohnen. Wer wissen will, wie viel Land, wie große Contribution im Allgemeinen auf jeden Platz und auf jede Person in allen Städten des Reichs kommt, wie sich die Anzahl der bedürftigen Familien zu den vermögenden und wohlhabenden verhält u. s. w., darf nur die in den Tabellen (S. 192 — 230) angegebenen Data nachsehen. 137.

Der Abbé Lamennais und seine neueste Schrift.

(Beschluß aus Nr. 364.)

„Sie haben die Gesetze", heißt es dann weiter, „zu ihrem Vortheile gemacht und haben sie aufrecht erhalten durch Gewalt. Auf der einen Seite sind die Macht, die Reichthümer, die Genüsse; auf der andern alle Lasten der Gesellschaft." Und ferner: „Die Proletarier, wie man sie mit stolzer Verachtung nennt, sind, nachdem sie individuell befreit worden waren, in Masse das Eigenthum Derer geworden, welche die Beziehungen unter den Gliedern der Gesellschaft regeln, den Fortgang der Industrie, die Bedingungen der Arbeit, ihren Preis und die Vertheilung ihrer Früchte bestimmen. Das, was sie anzuordnen für gut befunden haben, hat man Gesetz genannt, und die Gesetze sind für die Meisten nur Maßregeln des Privatinteresses, nur Mittel gewesen, die Herrschaft und die Misbräuche der Herrschaft der Minderzahl über die Mehrzahl zu vermehren und fortzupflanzen. Denn dahin ist die Welt gekommen, nachdem das Band der Brüderschaft zerrissen war; die Ruhe, der Reichthum, alle Vortheile sind für die Einen, für die Andern Mühe, Elend und ein Grab am Schlusse. Jene bilden unter verschiedenen Namen die höhern Classen, die gebildeten Classen; aus diesen besteht das Volk." Man sieht leicht voraus, zu welchen Schlüssen dergleichen Vordersätze führen, und auf welchem Wege Lamennais, nachdem er diese Contraste so schroff hingestellt hat, zu jener Einheit gelangen will, welche sich in seinem Ideale der Wiederherstellung und abermaligen Bildung der allgemeinen Menschenfamilie verwirklichen soll. Leider aber sind die Mittel, welche er angibt, dem Zwecke gradezu zuwider. Er will Frieden und Eintracht der Menschheit durch ewigen Krieg des Volkes gegen Die, welche er vom Volke ausgeschlossen wissen will und ihm als seine Unterdrücker entgegenstellt. Die hundertmal schon vorgetragenen Lehren von der Freiheit, der Souverainetät und den politischen Rechten des Volkes, von der Vernichtung jeder über dem Volke stehenden Gewalt, die nicht von ihm selbst ausgehe, von der Unrechtmäßigkeit und Nutzlosigkeit des Königthums, von der Beschränkung der executiven Gewalt jedes Staatsoberhauptes auf ein einfaches Amt, welches von dem Willen des Volkes abhängen solle und nach Wohlgefallen widerrufen werden könne u. s. w., werden hier mit derselben Seichtigkeit und politischen Taktlosigkeit, mit derselben glänzenden Unkenntniß des menschlichen Charakters und seiner Beziehungen im Staatsleben, mit derselben ekelerregenden Anmaßung und demselben Flitterwerke der Rede wieder durchgenommen, welche Lamennais mit weit, weit untergeordneteren Geistern gemein sind, die ähnliche Richtungen zu verfolgen wähnen und sich ihm an die Seite stellen wollen. Es ist ihm nie gelungen, sich hiervon loszumachen; es ist der Fluch des Verhängnisses, welches über der Entwickelung seines Geisteslebens waltet. Wir geben uns im festen Vertrauen auf die Gesundheit des Urtheils, welches doch noch auf allen Stufen der Gesellschaft in den Massen lebt, der Überzeugung und der Hoffnung hin, daß Niemand mehr ernstlich daran denke, dergleichen in den Treibhäusern des Unmuths zur Nothreife getriebene Früchte einer unglückseligen Selbstpeinigung für schädlich oder gefährlich zu halten. Lamennais ist viel zu wenig politischer Charakter, als daß er auf die politische Entwickelung seines Vaterlandes, geschweige denn der großen europäischen Völkerfamilie überhaupt irgend einen fördernden oder hindernden Einfluß gewinnen könnte. Seine Probleme liegen der Wirklichkeit viel zu fern, und die meisten seiner Lehren bleiben dem Volke, an welches sie gerichtet sein sollen, wenn sie ihm überhaupt zu Ohren kommen, unverständlich und durchdringen weder seinen Geist noch sein Herz. Sie sind höchstens dazu gemacht, einige leere und müßige Köpfe auf kurze Zeit mit unverdaulichen Ideen zu erfüllen und zu belästigen, welche sie aus Ekel von selbst wieder von sich geben müssen. Lamennais steht als politischer Schriftsteller nicht einmal auf der Stufe des Pamphletschreibers Cormenin, welcher es doch wenigstens recht gut versteht, seinen Raisonnements einen materiellen Kern zu geben, welchen das Volk vortrefflich herauszuschälen und zu genießen weiß. „Ihr seid Volk", redet Lamennais sein eingebildetes Publicum an; „so wißt denn zuvörderst, was Volk sei", und dann folgt eine mehr als einseitige Auseinandersetzung, welche sich in ihren Schlußfolgen sogleich wieder in jenen Allgemeinheiten verliert, welche eine schärfere Feststellung der Begriffe, sei es theoretisch oder praktisch, gar nicht zuläßt: „Mithin besteht das Volk in jedem Lande aus allen Denen, deren Thätigkeit dem ganzen Gemeinwesen zum Nutzen gereicht, aus den Classen, welche zu seinem Wohlsein die nützlichsten, zu seiner Erhaltung die unentbehrlichsten sind. Man nehme nur eine kleine Anzahl Privilegirter hinweg, welche einzig und allein im Genusse vergraben sind, so ist das Volk das Menschengeschlecht." Was ist nun eigentlich das Volk, und wer gehört vom Throne bis zur niedrigsten Hütte herab nicht zu jenen Classen? Auf solche Fragen bleibt Lamennais natürlich die Antwort schuldig. Er setzt nun dem Volke nach einem ebenso unbestimmten Begriffe die Gesellschaft entgegen und erblickt in ihr seine Pein und Plage. „Sie verdammt es, ohne Unterlaß gegen eine Menge Hindernisse jeder Art zu kämpfen, welche sie der Verbesserung seines Schicksals, der Erleichterung seiner Lasten entgegensetzt. Sie läßt ihm kaum ei-

nen kleinen Theil der Früchte seiner Arbeiten; sie behandelt es, wie der Ackersmann sein Pferd und seinen Ochsen behandelt, und oft noch schlechter; sie schafft ihm unter verschiedenen Namen eine Knechtschaft ohne Ende und ein Elend ohne Hoffnung." Wir geben dies nothgedrungen zu, um die Gedankenfolge, welche hiervon ausgeht, weiter auffassen zu können. Nichts ist leichter, als die Leiden des Volkes, welche in den zuletzt angeführten Worten zusammengedrängt sind, weitläufiger zu schildern, und keine Phantasie ist grade hierzu mehr begabt als die Lamennais'. Er malt um so greller, um für die Mittel der Heilung einen seinen Gemüthsstimmungen desto angemessenern und freiern Spielraum zu gewinnen. „Das Elend, sagt man euch, sei unheilbar; ihr besitzt im Gegentheil die Mittel, es zu heilen; und da die Hindernisse nicht in der Natur, sondern in den Menschen liegen, so könnt ihr es, sobald ihr wollt. Denn Die, deren falsch verstandenes Interesse es sein würde, euch daran zu hindern, was sind sie gegen euch? Ihr seid Hundert gegen Jeden von ihnen." Vereinigung also, Vereinigung der Mehrzahl der Unterdrückten zum Kampfe gegen die Minderzahl der Mächtigen, die Demokratie, wie sie neulich erst Guizot in ihrer verhaßtesten Gestalt bloszustellen versucht hat! Und zu welchem Zwecke? „Euere Aufgabe? Da ist sie; sie ist groß. Ihr habt die allgemeine Familie zu bilden, die Stadt Gottes aufzubauen, nach und nach durch ununterbrochene Anstrengung sein Werk in der Menschheit zu verwirklichen." Diese Aufgabe kann aber nur von Denen gelöst werden, welche zuerst zum Bewußtsein ihrer Rechte und ihrer Pflichten gelangt und entschieden sind, jene zu genießen, diese zu erfüllen. Beides muß zugleich stattfinden, wenn der Zweck erreicht werden soll. „Das Recht und die Pflicht sind wie zwei Palmbäume, welche keine Früchte tragen, wenn sie nicht nebeneinander wachsen." Wir wollen Lamennais in der mystisch-kosmopolitischen Feststellung des Volksrechtes, das er in folgenden und ähnlichen schroffen Sätzen zusammenfaßt: „Euer Recht seid ihr selbst, euer Leben, euere Freiheit", oder: „Die Freiheit ist das Recht, und das Recht ist die Freiheit", nicht weiter ins Einzelne folgen; wir wollen nur noch darauf aufmerksam machen, wie er auf diesem Wege zu gewissen politischen Lehrsätzen kommt, welche er als Grundsäulen seines Systems von dem Volke angenommen wissen will. Auf das Recht des Volkes baut er zuerst die Nichtigkeit des Königthums: „Man hat dir gesagt, die königliche Macht sei die eines Vaters über seine in beständiger Vormündigkeit, in beständiger Vormundschaft lebenden Kinder. Ohne Freiheit und Eigenthum lebt also das Volk, ewig unfähig des Verstandes, unfähig des Urtheils über Das, was ihm gut oder schlecht, nützlich oder schädlich sei, in einer absoluten Abhängigkeit des Fürsten, welcher über dasselbe und alle Dinge nach Wohlgefallen verfügt. Das ist ja nur Knechtschaft und Elend." Dieser Knechtschaft, diesem Elende steht jedoch die Souverainetät des Volkes gegenüber, welche in der Natur des Menschen begründet ist. „Kein Mensch kann seine Souverainetät veräußern, weil er seiner Natur nicht entsagen, nicht aufhören kann, Mensch zu sein; und aus der Souverainetät jedes Individuums entsteht in der Gesellschaft die gemeinsame Souverainetät Aller, oder die Souverainetät des Volkes, welche gleichfalls unveräußerlich ist." Praktisch will Lamennais diese Souverainetät zuerst durch unbeschränkte Theilnahme des Volkes an der Gesetzgebung geltend gemacht wissen und bringt daher den alten Satz wieder vor: „Jedes Gesetz, an welchem das Volk keinen Antheil gehabt hat, welches nicht von ihm ausgeht, ist an sich null und nichtig. Man spricht euch vom Souverain, vom Fürsten, von öffentlichen Gewalten; man hintergeht euch mit Worten. Ich habe es euch schon gesagt, der Souverain seid ihr, das Volk, welches wirklich frei ist." Man gehe nur mit diesen glänzenden Thorheiten an einem kalten Wintertage auf den Grèveplatz oder in die Vorstädte und biete sie dem Volke, das dort nach Brot und Holz schreit, diesem Volke, dem Lamennais den Hof macht, zur Nahrung an: man kann sicher sein, daß es ihnen zuerst Gerechtigkeit widerfahren lassen und sie mit Hohngelächter von sich weisen wird. In dem ganzen Theile, welcher dem Volke seine Pflichten lehren soll, erhebt sich Lamennais kaum über die gewöhnlichen Gemeinplätze, welche eben deshalb den Vorzug der Wahrheit für sich haben. Allgemeine und gegenseitige Menschenliebe, Pflichten der Familie, Pflichten gegen das Vaterland, Pflichten gegen Völker und Staaten, Pflichten der Religion und des sittlichen Wandels, man predige sie immerhin dem Volke; aber soll der Same, den man auf diese Weise ausstreut, Früchte tragen, so verstehe man nur vor Allem, ihn zu wählen für das Land, dem er anvertraut werden soll und auf das man seine Hoffnungen setzt. Lamennais hat auch in dieser Hinsicht das Rechte verfehlt; er hat den Samen schlecht gewählt und das Land verkannt, dem er ihn anvertrauen will. Man thut dem in materiellem Elende und moralischem Grame wirklich versunkenen Volke einen schlechten Dienst, wenn man es auf die Höhen speculativer Ideen führt, um ihm hier die Größe des menschlichen Geistes zu zeigen und die Reiche, die er beherrschen kann; wenn man ihm hier von der Würde der Menschheit und der freien Ausübung seiner unveräußerlichen Souverainetät spricht. Nein, nein! erniedrigt euch nur erst selbst zu ihm, ehe ihr es erheben wollt über sich selbst und über euch; bringt nur erst ganz ein in dieses Volk, mit dessen Leiden ihr ein eitles Spiel treibt; seht erst zu, welche Herzen unter diesen Lumpen schlagen; wie sie nicht von erträumtem, sondern von wahrem Gram und Elend, ja, nicht selten von der Schuld zernagt, wie sie sogar oft schon ganz abgestorben sind: und wenn ihr erst ganz Das mitempfunden habt, was sie empfinden, dann tretet auf als die Erretter der leidenden Menschheit und verkündigt ihr die großen Wahrheiten, welche sie zum Heile und zur Freiheit führen können. Wir können die Gesinnung ehren, welche Schriften eingibt, wie das vorliegende, fälschlich so benannte „Buch des Volkes" des Abbé Lamennais ist; wir müssen aber die Richtungen verdammen, die sie genommen hat. Wir ehren die Gesinnung, weil in ihr das tiefere Gefühl für Menschenwohl hervortritt; wir verdammen ihre Richtungen, weil sie, selbst im Irrthum befangen, auf Irrwegen zu Labyrinthen führen, in denen der gesundere Geist des Volkes nutzlos aufgerieben und verzehrt wird. Für uns liegen die Elemente der Volksglückseligkeit anderwärts; sie liegen in einer allmäligen Heraufbildung des Volkes zum klaren Selbstbewußtsein seines eignen Zustandes und zur Erkenntniß der Zustände, welche seine Beziehungen zur Außenwelt bedingen. Man reißt es dann nicht heraus aus seiner Sphäre und führt es mit Sicherheit zu jener Freiheit des Geistes und des politischen Lebens, die uns die Weltgeschichte als Ziel vorgesteckt hat. Aber die Aufgabe ist schwer und der Weg lang. Tretet hervor, ihr starken Geister, die ihr euch dazu berufen fühlt, und löst sie; ihr werdet die Menschheit zum Heile einführen! 129.

Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Esth- und Kurlands, herausgegeben von der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der russischen Ostseeprovinzen. Ersten Bandes erstes und zweites Heft. Riga, Frantzen. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Im Juli 1833 trat ein Verein achtbarer Männer zusammen, der vorzüglich unter Mitwirkung und Leitung des durch seine Bemühungen um livländische Literatur und Geschichte rühmlich bekannten Dr. Napiersky und der Herren von Löwis und Rennenkampff die im Titel des Buchs benannte gelehrte Gesellschaft begründete, welcher darauf im September 1834 die kaiserliche Bestätigung zu Theil ward. Seit der Zeit begann eine Reihe verdienstlicher Arbeiten, von denen die „Mittheilungen" als erstes gedrucktes Zeugniß vorliegen. Der Zweck der Gesellschaft ist Erhaltung und Gemeinnutzung der historischen

Denkmäler der deutschen Ostseeprovinzen Rußlands, daher Sammlung dahin gehörigen Materials und Beförderung einer Auswahl aus demselben zum Druck den Kreis ihrer Thätigkeit bildet. Ihr Museum, obgleich noch jung, enthält durch Gabe und Ankauf schon einige alte Urkunden, eine reiche Münzsammlung und eine Wappensiegelcollection, auch ist die Bibliothek in ähnlicher Art über 2000 Nummern angewachsen, was insofern bedeutend ist, da sie nur livländische Provinzialgeschichte und die darauf bezüglichen Geschichtswerke umfaßt. Die Zahl der Mitglieder war 120 im J. 1836. Unter den Mittheilungen befinden sich mehre zum ersten Male abgedruckte Urkunden, wovon die älteste von 1254, ein Theilungsbrief des rigaischen Erzbischofs Albert und des Meisters deutschen Ordens in Livland, Everard's, über das Land Opemele in Semgallen, nach dem pergamentenen Original im kurländischen Provinzialmuseum abgedruckt. Eine dankenswerthe Mittheilung ist die Abhandlung des Hrn. v. Löwis: „über die Entstehung, den Zweck und den endlichen Untergang der Ritterschlösser in Livland". Ergreifend ist der Blick in die livländische Geschichte des 16. Jahrhunderts und S. 305 die tabellarische Übersicht der Städte und Flecken im alten Livland, die, wie es in der Überschrift heißt, „nun bis auf alle Spur verschwunden sind". Es sind deren 26 aufgezählt. Von Kokenhusen heißt es: „eine ummauerte Stadt, 1680 dort ein Landgericht und Unterconsistorium, 1700 hieß der Ort eine Stadt, jetzt ist kaum die Stelle, wo sie gestanden, bekannt"; von Ronneburg: „eine ansehnliche Stadt, die ihre Bürgermeister und Rath und manche Privilegien hatte; 1708 brannte sie nieder, und seitdem ist von ihr nicht mehr die Rede"; von Marienburg: „eine kleine Stadt, ward 1702 zerstört und ist seitdem spurlos verschwunden"; von Odenpäh: „ein Städtchen, hatte zu Anfang des 16. Jahrhunderts gepflasterte Gassen und war eine Hauptniederlage des östlichen Handels, 1630 war keine Spur mehr davon übrig"; von Neuhausen: „ein Städtchen mit einem Schlosse, ward 1558 belagert, die Zeit gänzlicher Zerstörung unbekannt, 1690 ist zuletzt von diesem Städtchen die Rede" u. s. w. Eine gleichfalls dankenswerthe Gabe ist die Übersetzung der Denkwürdigkeiten des Fürsten Andreas Kurbsky, eines Heerführers des russischen Zaren, über den livländischen Krieg von 1554, von Hrn. von Brackel, und höchst anziehend die Rede des Dr. Napiersky: „über die Quellen und Hülfsmittel der livländischen Geschichte". Erfreulich ist darin die Übersicht Dessen, was in der letzten Zeit für livländische Geschichte und Literatur geschehen ist, und woran Dr. Napiersky einen so namhaften Antheil hat. Hierher gehört der Druck des livländischen Schriftstellerlexikons, der „Monumenta Livoniae antiquae", des „Index corporis historico-diplomatici Livoniae" u. a. m. Für Forscher grauester Vorzeit gedenken wir noch eines Aufsatzes des Hrn. von Rennenkampff: „über nordische und besonders livländische Alterthümer aus der vorchristlichen Zeit", und schließen damit, an die Grenzen d. Bl. uns erinnernd, den Bericht, nur noch den Wunsch hinzufügend, daß die zu erwartenden Hefte der „Mittheilungen" den beiden ersten bald nachfolgen möchten. 3.

Notizen.

Orientalischer Luxus.

Wie seltsam und abgeschmackt der Aufwand an den Höfen des Großmoguls in Indien vor Zeiten war, läßt sich aus folgendem Berichte des Sir Thomas Roe vom J. 1615 ersehen: „Bei feierlichen Gelegenheiten sah man Se. Majestät mit Diamanten, Perlen und Rubinen nicht nur bedeckt, sondern völlig überladen. Selbst die Elefanten, die mit bei der Procession Parade machten, waren nicht nur mit reichlich vergoldetem Sattelzeuge versehen, sondern noch dazu mit den kostbarsten Juwelen am Vorderkopfe ausgeschmückt. Wenn der Monarch seinen Geburtstag feierte, so bestand seine Hauptergötzlichkeit darin, daß er zwei Schachteln, die eine voll Rubinen und die andere voll Gold- und Silbererbsen, vor seinen Ministern auf den Boden umherstreute, worauf dann die hohen Diener Sr. Maj. wie die Kinder um Zuckerkügelchen sich hinwarfen und auflasen. Zu andern Zeiten ergötzte sich der Fürst damit, daß er sich im größten Staate auf die Wagschale stellte und sich zuerst gegen Rupien, dann gegen Gold und Juwelen, oder gegen reiche Kleider und Gewürze und endlich gegen Korn, Mehl und Butter aufwiegen ließ. Dergleichen Ergötzlichkeiten beschloß man dann gewöhnlich, indem man sich aufs unmäßigste berauschte."

Holländische Sitten.

Die Beerdigung eines Holländers ist in dem Maße kostspieliger, als er später am Tage begraben wird. Erfolgt die Bestattung nach zwei Uhr, so kostet sie 25 Gulden, nach drei Uhr 100 Gulden, und noch später das Doppelte dieser Summe. Woher diese sonderbare Sitte stammt, darüber kann man keine Auskunft erhalten. Wenn der Leichenzug vorbei ist, so machen die Leidtragenden der Witwe oder den nächsten Angehörigen des Verstorbenen ihre Aufwartung und werden mit Liqueur bewirthet. Dann bleiben die Verwandten und intimsten Freunde der Familie zu einem Gastmahle im Sterbehause; man leert volle Becher auf das Andenken des Verblichenen und auf die Gesundheit der Hinterbliebenen, bis aller Schmerz, statt in Weinen, in Wein aufgelöst ist. Dann werden die Stadtmusiker gerufen, die Witwe eröffnet den Tanz, und die Festlichkeit dauert (doch wol nur bei dem gemeinen Manne?) bis zum Morgen. Der Unfug dieser Leichenfeste wurde vormals so weit getrieben, daß man sie in der Provinz Oberyssel ausdrücklich untersagte. Ist Jemand krank, so wird vor der Thüre ein Papier angeklebt, das ein tägliches Bulletin über das Befinden des Patienten enthält; gilt der Anschlagzettel einer Wöchnerin, so versieht man ihn mit zierlichen Rändern. Bei Gelegenheit einer Hochzeitsfeier theilt man keine Brautkuchen aus wie in England, sondern die Neuvermählten schicken an ihre intimen Freunde zwei Flaschen Wein, gewöhnlich alten Rheinwein, mit Zucker und Gewürzen vermengt. An den Flaschen prangen Bänder und Liebesknoten. 11.

Bibliographie.

Bibliothek classischer Schriftsteller Nordamerikas. 3ter, 4ter Band. Des Holländers Heerd. Roman von J. Paulding. Aus dem Englischen. 2 Theile. 16. Frankfurt a. M., Sauerländer. 18 Gr.

Eichenkränze. Novellen. Nach dem Französischen von Fr. v. R. 2 Bände. 8. Stuttgart, Hallberger. 2 Thlr.

Gracian, B., Männerschule. Aus dem Spanischen übersetzt von Fr. Kölle. Gr. 12. Stuttgart, Metzler. 20 Gr.

Hegemann, J. B., Brigitte Chiarini, oder: Schicksale einer 18jährigen Bologneserin. Eine wahre Geschichte des Jahres 1830. 8. Dortmund, Krüger. 20 Gr.

Herbstblätter aus Holland, Belgien und Paris. 8. Stuttgart, Hallberger. 1 Thlr. 6 Gr.

Künzel, H., Drei Bücher deutscher Prosa. 1ste Lief. Gr. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 16 Gr.

Mone, F., Übersicht der niederländischen Volksliteratur älterer Zeit. Gr. 8. Tübingen, Fues. 2 Thlr. 6 Gr.

Rückert. Gesammelte Gedichte. 4ter Band. Gr. 8. Erlangen, Heyder. 2 Thlr.

Sternberg, A. v., Palmyra, oder das Tagebuch eines Papagais. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 20 Gr.

Das Register zum Jahrgang 1837 ist unter der Presse und wird im Laufe des Monats Januar nachgeliefert werden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 6. 11. December 1837.

Militairische Memoiren des britischen Capitains Moyle Sherer, enthaltend die kriegerische Laufbahn des Herzogs von Wellington. Übertragen von Gustav Nagel. Zweiter Theil. Hanover, Hahn. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Wir haben bereits in einem frühern Artikel *) uns ausführlich über den Werth dieser Memoiren sowie über ihr Verhältniß zu andern kriegsgeschichtlichen Denkwürdigkeiten in der deutschen und englischen Literatur ausgesprochen und können daher ohne weitere Vorrede zu diesem zweiten Theile übergehen. Dabei müssen wir jedoch das Eine noch bemerken, daß derselbe in einem noch größern Maße als der erste Theil rein militairisch ist und daher auch eigentlich bei Militairs von Fache mehr Anklang finden wird als bei Denen, welche ihn als Quelle zur Erforschung der Geschichte Spaniens während des Befreiungskrieges benutzen wollen. Bei dieser hauptsächlichen Richtung enthält indeß auch dieser Band viele interessante Einzelnheiten, manches lebensvolle Schlachtgemälde, anschauliche Schilderungen von Örtlichkeiten und, wie es schon der Titel erwarten läßt, viele denkwürdige Züge zur Schilderung des Herzogs von Wellington und der Heerführer und Soldaten der englischen Armee.

Wenn wir zuvörderst bei dem letztgenannten Gegenstande verweilen, so tritt uns vor Allem jene Kunst und Geschicklichkeit des englischen Generals vor Augen, mit welcher er bei einer weit geringern Truppenzahl als seine Gegner und mit Soldaten, die wie die Portugiesen und Spanier seines Heeres nicht immer den gehörigen Muth oder die nöthige Bewegungsfähigkeit zeigten, ferner bei seinem Mangel an Cavalerie doch so oft den Sieg davonzutragen verstanden hat. Als Belege hierzu nennen wir die Verfolgung Masséna's, als dieser im März 1811 seinen Rückzug aus Portugal antrat; Wellington's Vordringen gegen Madrid im August 1812, die Eroberungen von Badajoz und Ciudad Rodrigo, den Sieg bei den Arapilen, die Befreiung von Andalusien und die Besitznahme von Madrid am 12. August des genannten Jahres. Auch würde er sich hier länger behauptet haben, wenn die Opposition im englischen Parlamente nicht die Absendung der nöthigen Verstärkungen gehindert und die Unfähigkeit, Eifersucht und Halsstarrigkeit der Cortes in Cadiz ihn nicht so oft ohne kräftige Unterstützung gelassen hätten. Der hierdurch nöthig gewordene Rückzug macht dem Herzoge mehr Ehre als eine gewonnene Schlacht; die Einsicht in allen seinen Bewegungen, die kurzen Märsche und häufigen Aufstellungen, Alles zeugte von der Sicherheit seines Geistes und bewies, daß er der Nothwendigkeit mit Ruhe, Weisheit und Fassung zu gehorchen verstehe. Um so glänzender waren aber auch die Erfolge, als er nach Überwindung aller Schwierigkeiten, die ihm Eifersucht und Neid entgegengesetzt hatten, im Mai 1813 den neuen Feldzug mit einem Heere von 65,000 Mann Infanterie und 6000 Mann Cavalerie eröffnete. In 45 Tagen führte er das vereinte Heer von Portugal bis an Frankreichs Grenzen, eine Strecke von 400 englischen Meilen, hatte die Franzosen bei Vittoria besiegt, sie ihrer sämmtlichen Geschütze beraubt, sie aus einer, an starken Positionen überreichen Landstrecke vertrieben und den König Joseph gezwungen, den Boden Spaniens in Eile und Bestürzung zu verlassen. Die englischen Vedetten blickten von der gebirgigen Grenze Spaniens in die sonnige Ebene des südlichen Frankreichs hinab (S. 161—175). Mit besonderm Interesse folgen wir nun dem Berichterstatter zu den Kämpfen in den Pyrenäen, wo Marschall Soult, ein „Feldherr von großem militairischen Talente, von strenger Disciplin und anerkannter Kühnheit", wiedererobern sollte, was Marschall Jourdan in Spanien verloren hatte. Schon die Localität dieser Gegend erhöht das Interesse. „Man kann sich", sagt Moyle Sherer, „nichts Kühneres und Großartigeres ausdenken als diese Gebirgsgegenden, in denen die alliirten Truppen aufgestellt waren. Das Thal San-Estevan bietet allerdings bis zu einer gewissen Ausdehnung einen Anblick dar, welcher nicht ohne sanftere Schönheiten ist und selbst von Fruchtbarkeit zeugt; allein auch dieses läuft, sowie es nach Norden aufsteigt, allmälig nahe zusammen und verliert sich endlich ganz in der düstern und felsigen Einöde der Grenze. Berge häufen sich auf Berge in tausend mannichfaltigen Gestalten; hier mit grauen und zackigen Felsengipfeln bekrönt, dort abgerundet und grün bis zu der Krone; alle nur zugänglich auf mühsamen und gewundenen Pfaden. Auf allen Seiten erblickt man Abgründe und Bergströme, wild, reißend und mit Felsblöcken angefüllt. Die Straßen sind eng und steinig, die Felsengruppen, durch welche und nach welchen sie führen, düster, öde und schauerig. Der einsame Wanderer vernimmt hier keinen andern Laut als das Rauschen der Waldbäche und das eintönige Geschrei des Adlers. Dies sind die allgemeinen und hervorstechenden Züge jener stolzen Scheidewände, welche die Natur zwischen Frankreich und Spanien aufgethürmt hat." (S. 187.)

Mit Lebendigkeit und Anschaulichkeit sind hierauf die Schlachten vom 25. Juli bis 1. August in dem Thale von Roncesvalles und in andern Schlachten geschildert; die muthigen Angriffe der Franzosen, die ausharrende Standhaftigkeit der Engländer und die kaltblütige Tapferkeit ihres Feldherrn werden nach Verdienst hervorgehoben. „Der General", heißt es auf S. 193, „wich in diesem Gefechte nicht einen Augenblick von dem Plateau des Berges, der vorzüglich und unausgesetzt das Ziel der feindlichen Angriffe war, indem kein anderer Punkt der Umgegend einen hinreichenden Überblick des Terrains gewährte. Dort saß er auf dem Boden (was ein Lieblingssitz der Feldherrn gewesen zu sein scheint, wie auch bei dem Angriffe auf Burgos, S. 149), mehre Male dem heftigsten Gewehrfeuer ausgesetzt; aber auch hier wie zu Vittoria, wo er unter dem Feuer von 80 Stück Geschütz der Fronte des französischen Centrums entlang ritt, beschützte der Himmel sein Haupt." Die Belagerung und Einnahme von San-Sebastian, die den Engländern 4000 Mann kostete, weil „die Vertheidigung der Festung mit der größten Einsicht und Tapferkeit geführt wurde", der Übergang über die Bidassoa, der Fall von Pampeluna, der Einmarsch in Frankreich und die Gefechte mit Soult bei St.-Jean de Luz, die Einschließung von Bayonne, endlich die beiden Hauptsiege Wellington's bei Orthez am 27. Februar 1814 und bei Toulouse am 10. April, sowie die einsichtsvolle Führung des neben ihm operirenden Corps seines Generals Hill, alle diese Ereignisse führen in einer klaren, übersichtlichen Erzählung den Leser in jene denkwürdigen Zeiten zurück, wo zuerst die englischen und spanischen Truppen, dann die der Russen, Preußen und Östreicher den Boden Frankreichs betraten und den Bewohnern desselben die Schrecken des Krieges zeigten, welche jene so lange Jahre hindurch in andere Länder getragen hatten.

Die Schlacht bei Waterloo bildet den Schlußpunkt dieser militairischen Memoiren (S. 275—293). Die Schilderung ist auch hier lebendig, anschaulich und wahr. Freilich bezieht sie sich vorzugsweise auf die Theilnahme der Engländer an diesem Kampfe, was wir indeß einem englischen Schriftsteller nicht grade zum Vorwurfe machen wollen. Denn wie wenig wir auch geneigt sind, der preußischen Tapferkeit nur im Geringsten

*) Vgl. Nr. 255 u. 256 d. Bl. f. 1836. D. Red.

ihren gerechten Antheil an dem erfochtenen Siege zu verkümmern oder einen Augenblick zu verkennen, daß sie einen großen Theil der Gefahr in der Stunde der Entscheidung auf sich überleitete, so kann doch kein Unbefangener sich verhehlen, daß das englisch-niederländische Heer mit der größten Beharrlichkeit und Umsicht gekämpft und daß sich Wellington an diesem Tage als ein Führer nicht allein von kaltem Blick, sondern auch von einem so reichen Geiste bewährt habe, daß er die fehlende günstige Gelegenheit zu schaffen wußte und dem Zufalle nichts überließ, was er ihm durch Klugheit entreißen konnte. Übrigens erkennt Moyle Sherer auch die Tapferkeit der Preußen mehrmals an und sagt, daß Blücher's Heldenmuth und seine meisterhaften Bewegungen der guten Sache einen großen Dienst (er hätte immerhin sagen können, den „größten") geleistet hätten, wenngleich er nicht, wie Benjamin Constant in der französischen Deputirtenkammer am 1. Juli 1829, sagen wollte und konnte, daß den Preußen allein die Ehre des Tages bei Waterloo gebühre. Ist aber ein so schönes Verhältniß wechselseitiger Achtung unter zwei tapfern Armeen in der jüngsten Zeit gestört worden, so ist dies lediglich die Schuld des Herzogs von Wellington, der mittels seiner unbesonnenen Äußerungen in einer officiellen, dem Parlamentsausschusse gemachten Erklärung die preußische Armee eines gänzlichen Mangels an Disciplin im Feldzuge von 1815 angeklagt hat. Dabei konnten sich freilich die Führer eines Heeres, das sich auf dem Schlachtfelde bei Waterloo die Achtung und das Wohlwollen Wellington's errungen zu haben wähnte, nicht beruhigen, und der edle Herzog hat dafür die Berichtigungen der preußischen Generale Müffling und Grolmann im „Preuß. Militair-Wochenbl.", 1836, Nr. 22 und 23, hinnehmen müssen. Die zornigen, zum Theil sehr unverständigen Antworten mehrer englischen Offiziere im Julistück des „United service journal" waren für einsichtsvolle Beurtheiler ohne irgend einen Werth.

Wenn wir uns nach diesem allgemeinen Überblicke noch zu einigen Einzelnheiten wenden, so möchten wir als solche die Schlacht bei Albuera am 16. Mai 1811, die Beresford gegen Wellington's Willen lieferte, nennen; dann die Beschreibung der Belagerung und Eroberung der Festungen Ciudad Rodrigo und Badajoz (S. 102—120). Belagerer sowol als Belagerte zeigten hier die rühmlichste Tapferkeit. Hören wir unsern Verf. über die Erstürmung der zuerstgenannten Festung in der Nacht auf den 6. April 1811. „Die Hauptbresche war von dem Feinde in einen furchtbaren Vertheidigungszustand gesetzt worden. Beinahe der ganze Abhang derselben war mit Bohlen, in welche eiserne Zacken eggenartig befestigt waren, bedeckt; auf dem Gipfel wurzelte ein Wald von spanischen Reitern, mit Degenklingen gespickt, fest in der Erde. Die kühnsten Herzen, die stärksten Arme vermochten nicht, sich einen Weg durch diese Hindernisse zu bahnen. Die tapfern Truppen sahen sich in ihrem Vordringen aufgehalten; ein mörderischer Eisenregen ergoß sich während dessen von den Wällen auf ihre dicht zusammengedrängten Massen, und der größte Theil dieser Braven stürzte entseelt oder zum Kampfe unfähig gemacht auf den Schutt nieder. Außer Stand, sich gewaltsam Bahn zu brechen und doch den Rückzug verschmähend, blieben sie eine Zeit lang dem vernichtenden Feuer ausgesetzt, bis sie sich endlich entschlossen, hinter dem unvollendeten Ravelin und der Traverse des Grabens einigen Schutz gegen die blutige Zerstörung zu suchen. Nie gab es vielleicht einen Moment in dem Kriegsleben Wellington's, in welchem derselbe inniger für seine braven Truppen fühlte als in dem Augenblicke, wo ihm der Zustand der Dinge an der Bresche berichtet wurde. Gegen Mitternacht empfing er diesen Bericht. Der Nothwendigkeit weichend gab er sogleich den Befehl, die Divisionen zurückzuziehen. Mit Tagesanbruch sollte der Versuch erneuert werden. In demselben Augenblicke aber lief von dem General Picton der Bericht ein, daß das Castell erobert sei." Nach der Einnahme der Festung bestätigten sich Tilly's Worte nach der Einnahme von Magdeburg, daß der Soldat (es waren ihrer 3444 Mann mit 317 Offizieren gefallen) für seine Mühe und Arbeit auch etwas haben wolle. Die Plünderung der Stadt, die wilden Schwelgereien und wahnsinnigen Ausschweifungen der Soldaten hier sowol als nach der Erstürmung von San-Sebastian (die jedoch Moyle ganz mit Stillschweigen übergangen hat) bilden einen dunkeln Fleck in Wellington's Kriegsgeschichte. An gutem Willen, an Eifer und Anstrengung, um die Greuel zu verhindern, hat es der Feldherr ebenso wenig als seine Offiziere fehlen lassen; aber Alles scheiterte an dem Ungestüm einer wilden, von Rache und Wein erhitzten Soldatesca. Um so viel weniger hätte Wellington die preußischen Soldaten nach der Schlacht bei Belle-Alliance der Indisciplin und Plünderungslust beschuldigen sollen. Diese nahmen nur, was sie zur Fristung des Lebens brauchten (zum Schwelgen war für die Verfolgenden damals gar keine Zeit), und noch dazu in einem feindlichen Lande, während Wellington's Soldaten in Badajoz die ihnen verbündeten spanischen Einwohner plünderten und mishandelten.

Gern gedenken wir dagegen auch in diesem Theile mancher liebenswürdigen Züge des Herzogs von Wellington, seiner Ruhe und Unerschrockenheit vor dem Feinde (S. 73, 149), seiner Wohlthätigkeit (S. 159) und seiner bescheidenen Haltung, wenn ihm Ehre und Dank zu Theil wurde. „*Die Ereignisse des Krieges ruhen in des Himmels Hand*", entgegnete er auf die *Glückwünsche des Staatsraths* in Madrid (S. 169), und: „*ich bin in der That ein seltenes Glückskind; ich muß unter einem ganz besondern Glücksstern geboren sein*" (S. 159), als ihm die Ernennung zum Obersten der königlichen Leibgarde zu Pferde bekannt wurde. „Ich danke Gott", sagte er am Abend des 18. Juni 1815 bei der Abendtafel, „daß er mich endlich mit ihm zusammengeführt hat" (S. 295), was in dem Munde des gerührten Siegers einen ganz andern Eindruck macht als Napoleon's Wort am Morgen desselben Tages: „So finde ich sie nun endlich, diese Engländer." Am meisten aber ehrt ihn die rühmende Anerkennung, die er überall, auf dem Schlachtfelde wie im Hause der Lords und im Hause der Gemeinen, der eifrigen Mitwirkung und dem Beistande seiner tapfern Freunde, *der Generale der Armee*, und dem *Kriegsmuthe der Offiziere und Soldaten zu Theil werden* ließ. So begrüßte er den tapfern Rowland Hill, der am 13. December 1813 einen glänzenden Sieg bei St.-Pierre und Ville Franche erfochten hatte, mit herzlichem Händedruck und den lauten Worten: „Hill, dieser Triumph gehört Ihnen allein" (S. 225), und in diesem Sinne sagte er der Armee, als er sie verließ, seinen Dank in einem Tagesbefehle, der einen merkwürdigen Contrast zu den pomphaften Tagesbefehlen Napoleon's und seiner Marschälle bildet (S. 265).

Es ist erfreulich, wahrzunehmen, wie dies erhabene Muster von Bescheidenheit und Anerkennung fremden Verdienstes auch in des Majors Moyle Erzählungen überall hervortritt. Den tapfern Generalen Picton, Stewart, Hill, Pack, Clinton, Kempt, Graham u. A., den ausgezeichneten spanischen Heerführern, wie d'Ercles, Ballesteros und Albuquerque, wird überall das gebührende Lob gespendet; die deutsche Legion wird ein Corps genannt, das an Treue, Ehre und Tapferkeit von keinen Truppen in der Welt übertroffen werden kann (S. 201). Die Heldenthaten einzelner Offiziere und Regimenter werden mit Begeisterung und sichtbarem Stolze auf solche Kameraden vom Verf. erzählt, z. B. auf S. 23, 70, 56. Nicht minder gereicht es ihm zur Ehre, daß er dem militairischen Charakter der Franzosen, der Einsicht und Tapferkeit ihrer Anführer, wie eines Suchet, Soult, Montbrun u. A., sowie der Bravheit der Soldaten die gebührende Anerkennung nicht versagt hat; ebenso aber auch mit gerechtem Unwillen der Verheerungen gedenkt, die sich die Franzosen unter Massena 1811 auf ihrem Rückzuge aus Portugal zu Schulden kommen ließen, und des Blutbades („ivresse de carnage" ist Suchet's Ausdruck) nach der Eroberung von Tarragona, welches der fran-

zösische Marschall mehr zugelassen als gehindert habe (S. 89 fg.), worin Moyle jedoch nicht mit Schepeler in seiner „Geschichte von Spanien", I, 343 fg., übereinstimmt.

Der Übersetzung des zweiten Theiles läßt sich, wie der des ersten nachrühmen, daß sie fließend und meistens gewandt sei. Den Irrthum des englischen Verf. auf S. 274 hätte der deutsche Übersetzer berichtigen sollen. Der Anführer des zweiten preußischen Armeecorps vor und in der Schlacht bei Ligny war nicht Generallieutenant Borstell, sondern der Generallieutenant Pirch. Auch hätten einzelne militairische Ausdrücke wol einer kurzen Erläuterung bedurft, da dies Buch doch nicht allein für militairische Leser oder Männer von Fach bestimmt ist. 7.

Geschichte des deutschen Volkes. Von H. Luden. Elfter Band. Gotha, Perthes. 1836. Gr. 8. Pränumerationspreis 2 Thlr. 8 Gr.

So ein Werk tritt doch mit einer ganz andern Gravität einher als Tausende der kleinen Kläffer und Beller unserer heutigen beutelfegenden und zeitraubenden Tagesliteratur. Darum dürfen wir auch diesen Band in unsern Blättern nicht ganz unbesprochen lassen. *) Allerdings bleibt es sich in seinen Trefflichkeiten wie in Dem völlig gleich, was wir schon früher wenigstens als die minder vorzüglichen Eigenschaften zu bezeichnen wagten; aber es würde anmaßend sein, zu verlangen, daß der in Deutschlands Gauen weit und breit hochgeehrte Verf. von seinem gewohnten Gange abweichen solle. Er hat von seiner Seite ein Recht erworben von seinem Buche zu sagen: Sit ut est aut non sit! Und eine Ägide hat er nöthigenfalls immer in seinem Motto: „Wahrlich, im schwierigen Werk Allen gefallen ist schwer!" seinem Werke dem Kritiker gegenüber vorgehalten.

Das Erste, was unsere Leser fragen könnten, wäre, wie weit die Erzählung in diesem Bande vorgerückt sei. Die beiden Bücher desselben also (23 und 24) setzen fort und beendigen die Geschichte Kaiser Friedrich I. von 1159 — 90, und führen die seines Sohnes Heinrich VI. bis zu 1195, den 6. Aug., den Todestag des alten Heinrich's des Löwen. Das ist nun allerdings nach der Zahl der Jahre und in den Augen Derer, die noch an die Möglichkeit einer gleichmäßigen Vollendung des Ganzen glauben möchten, nicht viel und dennoch für die Reichhaltigkeit der Zeit ein bedeutender Fortschritt.

In der That eine der interessantesten Perioden der deutschen Geschichte! Welche Männer werden hier in Friedrich, in Heinrich dem Löwen und seinem gleichnamigen muthigen Sohne, in Woldemar dem Dänen, im Papst Alexander III., im König Richard Löwenherz u. A. vorübergeführt! welche Verwickelungen zwischen Kirche und weltlicher Macht, zwischen Kaiserthum und Fürstenmacht, welche Reibungen zwischen Männern, die, jeder in seiner Art groß und tüchtig, sich nur nebeneinander nicht treffen sollen, welche Wirkungen der Leidenschaften und Zerhauungen von Knoten, welche keine friedliche Politik auflösen wollte und konnte, welche Scenen von Hoheit und Erniedrigung, Glück und Unglück, welche Länderkatastrophen gehen in diesen 36 Jahren vor den Augen des theilnehmenden, menschlich angesprochenen Lesers vorüber!

Des menschlich angesprochenen Lesers! Denn Niemand möchte leicht unergriffen bleiben bei der Art, wie der Verf., der sich an der Hand der Quellen tief in den Geist und Gesammtzustand jener Zeit hineingedacht hat, in die Seelen jener Menschen hinein zu malen und wieder aus ihnen heraus gleichsam sein Gemälde zu vervollständigen weiß. Man sieht mit Hülfe dieser psychologischen Operation die Ereignisse in ihren ersten Keimen werden und durch die Umstände sich ausbilden. Es ist weniger die Thatsache, um die es dem Verf. zu thun ist, als die Entwickelung ihrer Entstehung und dann die Beurtheilung ihres Werthes. Die nackten Facta allein belehren nicht, veredeln nicht; sie würden sich auf dem dritten oder vierten Theile des Buches ganz bequem haben zusammenstellen lassen. Aber der Verf. ist seelenkundiger Historiker und Philosoph und Politiker; ihm genügt nicht die einzelne trockene Erscheinung, ihn befriedigt nur die umständliche Rechenschaft, die er sich und seinem Leser möglichst gewissenhaft von den Motiven jeder wichtigen Handlung geben möchte.

Wenn ein Mann mit genauer Kenntniß der Quellen und zu ruhiger Würdigung derselben fähig, für alles Edle begeistert, nur dem Halben und Schlechten feindselig, solche Seelengemälde vor uns ausbreitet und so in die innere Werkstätte der Weltgeschichte hineinsehen läßt, so kann der Leser in der That nur gewinnen, denn selbst eine mögliche Unwahrheit, eine Täuschung, ein Irrthum ist lehrreich, oder verschwindet in seinem Schaden gegen die Masse des gewonnenen Wahren und des gestifteten Guten, zumal wenn man sich von der Engherzigkeit losgemacht hat, unerschütterlich an dem bisher oft mehr durch Connivenz und Convention als durch vollendete unwidersprechliche Forschung constatirten in die Geschichte Eingeführten halten zu wollen.

Allein diese historiographische Methode möchte auch ihr Bedenken haben, wenn sie ohne Das, was Hr. L. dazu mitbringt, eingeschlagen wird. Nur zu leicht wird man dann — und Schüler gehen immer weiter als der Meister — in den Abweg eines bloßen oberflächlichen Raisonnirens über Geschichte, eines Construirens und Modelns der Thatsachen nach vorgefaßten Meinungen fallen und bestimmte Zeugnisse verwerfen, wenn sie nicht zu dem Gewünschten passen, oder in den Menschen hineintragen, was nicht in demselben war. Sic vendunt vanos circum palatis fumos!

Bisher haben Friedrich der Rothbart, Heinrich der Löwe, jeder einzeln und für sich würdige Darstellungen genug gefunden; aber zum ersten Male stehen sie hier so nebeneinander, daß Keiner nur auf Kosten des Andern emporgehoben wird. Selbst der mit der Geschichte Vertraute wird manches ganz Eigenthümliche in dem Auftreten Beider nebeneinander entwickelt, aber auch zu seinem Erstaunen Manches verworfen finden, was auf das Zeugniß der Quellen hin bisher fest gestanden zu haben schien, z. B. jene Zusammenkunft zwischen beiden Häuptern, „der blonden Hohenstaufen und der braunen Welfen", wo Friedrich die Hülfe Heinrich's für Italien, vielleicht selbst fußfällig, erfleht (S. 341).

Ebenso wird die persönliche Zusammenkunft Friedrich's und Heinrich's zu Magdeburg während des Ächtungsprocesses, die auf des sonst glaubwürdigen Arnold von Lübeck Zeugniß ruht, aus psychologischen Gründen verworfen. Die Art der Argumentation (Anm. 25, S. 678) wird alles Obengesagte deutlich machen. „Nun (nachdem er die Stelle mitgetheilt) frage ich, ist es nach den edelsten Gefühlen in unserer Brust denkbar, daß dieser Auftritt stattgefunden haben könne? Ist es denkbar, daß Heinrich nach den Vorgängen zu Speier, zu Worms, und vollends wenn man an Chiavenna oder Partenkirch glaubt, ist es denkbar, daß Heinrich den Kaiser noch einmal um eine persönliche Zusammenkunft angesprochen habe? Hätte er es aber gethan: ist es denkbar, daß der Kaiser ihm dieselbe bewilligt haben würde, ohne seiner Unterwerfung zum Voraus gewiß zu sein? Und alsdann das Handeln und Feilschen. Für armselige 5000 Mark soll Friedrich sich erboten haben, das Geschäft der Vermittelung zu übernehmen, um Heinrich mit den Fürsten zu versöhnen; er soll dem Herzoge den freundlichen Rath ertheilt haben, diese Ehre, 5000 Mark, der kaiserlichen Majestät zu erweisen. Wenn er solch ein Anerbieten gemacht hätte, so würde er wol auch für 5500 Mark sich bereit erklärt haben, die Fürsten abzuweisen mit allen ihren Beschwerden und Heinrich zu fördern mit allen seinen Ansprüchen. Nein, Friedrich war ein Mann von heftigen Leidenschaften; er war durch sein früheres Glück und

*) Zuletzt ward des Werks in Beil. Nr. 18 d. Bl. f. 1836 erwähnt. D. Red.

seine spätern Unfälle gleich stark ergriffen, furchtbar in seinem Zorne und furchtbar in seinem Hasse; aber gemein war er nicht, so gemein gewiß nicht, daß er um eine Geldsumme zum Lügner geworden wäre an seinen eignen Gefühlen. Und wenn man ihm diese Gemeinheit zuzutrauen vermöchte: mag man ihn wol für so einfältig halten, daß er sich seinem Feinde blosgestellt haben sollte in dieser häßlichen Weise? Welche Gewähr hatte er denn, daß Heinrich nicht den Fürsten Nachricht geben und den Kaiser, als den bereiten Verräther ihrer Sache für 5000 Mark, verächtlich zu machen suchen würde? Doch genug. Arnold's Worte liegen vor den Augen des Lesers. Ein Jeder mag glauben, was er will und kann. Ich selbst aber denke zu groß von Friedrich dem Rothbart, als daß ich ihn eines solchen Handels für fähig halten möchte."

Zu den Punkten ferner, wo der Hr. Verf. völlig von dem bisher Angenommenen abweicht, gehört auch Das, was er S. 570 über König Richard's von England Rückkehr vom Kreuzzuge durch Deutschland sagt. Denn Hr. L. traut dem König Richard zu, daß er absichtlich den Weg nach Wien genommen, um bei seinem Todfeinde, Herzog Leopold, vorzusprechen, ihm für die Beleidigungen im gelobten Lande Genugthuung durch Überreichung seines Schwertes zu geben und sich auszusöhnen in würdiger Weise, besonders da er sich darin gefallen habe, für einen gemeinen Mann gehalten zu werden, um alsdann den König in überraschender Herrlichkeit zu zeigen. Nun ist nicht zu leugnen, daß Richard solcher abenteuerlichen Plane wol fähig war, und daß ihn selbst Walter Scott im „Ivanhoe" nicht allzu willkürlich behandelt, wenn er ihn mit Robin Hood oder Locksweil, dem König der Räuber und Geächteten, gemeinschaftliche Sache bei Erstürmung eines Schlosses machen läßt; allein hier stand doch bei den Gefahren, die Richard's Krone vom eignen Bruder und Frankreich aus bedroheten und die ihren Antheil an Richard's schneller Rückkehr aus Palästina hatten, zu viel auf dem Spiele.

Zu den wahrsten und ergreifendsten Schilderungen dieses Bandes gehört endlich (S. 375 fg.) die Aussöhnungsscene zwischen Papst Alexander und Kaiser Friedrich in der Marcuskirche zu Venedig. Die protestantischen Freunde der Hierarchie werden ihre Freude an diesem Siege der Kirche haben.

Und nun zum Schlusse noch den Wunsch, daß der treffliche Verf., da eine Fortführung des Werkes bis auf unsere Tage nach diesem Maßstabe wol unter die Unmöglichkeiten gehören möchte, wenigstens auf gleiche Weise noch bis zur Wahl des ersten Habsburgers fortfahren möge, damit wir auch aus seiner Feder der großen hohenstaufischen Zeit uns ganz erfreuen können. 39.

Dichtungen von Byron. Aus dem Englischen von Gustav Pfizer. Zweite Sammlung. Stuttgart, Liesching. 1837. 8. 1 Thlr. 18 Gr. *)

Diese zweite Sammlung der Pfizer'schen Übersetzung der Byron'schen Werke enthält außer mehren Gedichten die drei Gesänge des „Corsaren", die beiden der „Braut von Abydos", den „Giaur", die vier Gesänge des Gedichtes: „Die Insel", und das ganze Drama „Manfred". Nach den gewöhnlichen Anfoderungen, die man an eine Übersetzung macht, muß man auch diese zweite Sammlung loben. Viele, die den Dichter in der Ursprache nicht kennen, werden auch nichts vermissen, sie werden mit Interesse fortlesen, vielleicht sagen, man merkt es den Versen nicht an, daß es eine Übersetzung ist, und höchstens hier und da über eine schwere Construction und Undeutlichkeit klagen. Aber die ihn kennen im Original, diesen Orgelton seiner harmonischen und zugleich so bitter scharfen Sprache, das Gewicht seiner Worte, die schlagende Wirkung seiner epigrammatischen Weise, diese werden mit mir Hrn. Pfizer's verdienstlicher Arbeit alle Ehre einräumen, sich selbst aber aufs Neue gestehen: Byron läßt sich nicht übersetzen. Was muß aber das für ein Dichter sein, der sich nicht übersetzen läßt und doch in unvollkommenen Übertragungen so Viele hinreißen kann? Ist es der Dichter, oder sind es die Elemente, die er anregt und von seiner Höhe aus bewältigt? Der größere Theil der Frauenwelt kennt Byron nur aus Übersetzungen und meist aus viel schwächern als die vorliegende, und doch hat er grade auf sie den wunderbaren Zauber geübt. Dieser große Leserkreis muß Gustav Pfizer vollen Dank wissen, und in Rücksicht dessen hat die Kritik, wo sie scharf sein wollte, wozu überdem hier nicht der Ort ist, ein glimpfliches Schweigen zu beobachten, wiewol die eine Rüge nahe liegt, daß der Übersetzer etwas zu schnell mit seiner selbst gestellten Aufgabe fertig geworden. Spuren davon ließen sich an vielen Stellen auffinden; aber wer dankt mir dies, und wer verlangt, daß ich dieser Anzeige wegen Vers für Vers durchlese und mit dem Original vergleiche. Als Urtheil in Pausch und Bogen würde Ref. unter den hier gelieferten Stücken der Übersetzung der „Insel" den Vorzug geben. 34.

*) Vgl. über die erste Sammlung Nr. 29 f. 1836. D. Red.

Miscellen.

Napoleon's Gedächtniß.

Herr v. Talleyrand erzählt, daß, als er mit Napoleon wenige Tage nach dem Abmarsche der Armee von den Küsten nach den Ufern des Rheins (1805) auf der Rückreise von Boulogne nach Paris begriffen gewesen sei, sie einem Peloton Infanterie begegnet hätten, welches von seinem Regimente getrennt gewesen sei und dasselbe nicht habe wiederfinden können. Der Kaiser erkundigte sich nur nach der Nummer, erinnerte sich dann im Augenblicke der Marschroute, berechnete nach dem Tage des Abmarsches die zurückgelegte Entfernung und sagte dem Peloton sodann, daß es sein Regiment auf der und der Etappe finden werde. Herr v. Talleyrand hatte die Neugier, sich genau zu erkundigen, und es fand sich, daß Napoleon vollkommen recht gehabt hatte. Es scheint dies eine Kleinigkeit; aber eben grade dieser kleine Vorzug solcher Gedächtnißkraft gab dem Kaiser in den Augen seiner Soldaten ein wunderähnliches Ansehen, und sie meinten vielleicht nicht mit Unrecht, daß einem Manne nichts entgehe, der den täglichen Stand jedes seiner im Marsche begriffenen zahllosen Regimenter kenne. Wie Schade, wie unendlich Schade, daß dies Alles nur auf Zerstörung der Welt und am Ende auf die eigne hinauslaufen mußte!

Das Fest der Vernunft.

Man erinnert sich, daß der Nationalconvent alle Gottesverehrung abgeschafft, ja verpönt und dafür ein Fest der Vernunft (fête de la raison) eingeführt hatte. Dieses Fest wurde zu Paris gefeiert und die Einwohner von St.-Denis wünschten es, wenigstens dem Geiste nach, ihren pariser Brüdern nachzuahmen. Zu dem Ende griffen sie unerwartet ihre reiche Kirche an und plünderten die Schätze derselben. Ein Esel wurde mit dem schweren heiligen Geräthe beladen, und demselben zur Seite gingen Leute, welche die goldenen und silbernen Kelche in den Händen trugen, Wein daraus tranken und hernach ihre Nothdurft darein verrichteten. So gelangte die Procession nach Paris, welches die Unglücklichen mit dem Geschrei: „À bas les fanatiques! Vive la montagne! Vive la république!" durchzogen und dabei mit einem unbeschreiblichen Jubel empfangen wurden. Das Kirchengeräth, der Gegenstand der Verehrung so vieler Jahrhunderte, ward hiernächst unter Spott und Verachtung auf dem Altare des Vaterlandes niedergelegt. 62.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. LIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Einem Jeden das Seine!

Mein früherer Elementarschüler hatte mir ein noch rohes Manuscript, die Wissenschaft der Mathematik nach heuristisch-genetischer Methode betreffend, zu einem gewissen Behufe abgeborgt und solches gegen all mein Erwarten als sein geistiges Eigenthum, bis auf die hinten angehängten, vom Doctor Rabell herrührenden, zum Ganzen nicht passenden Beispiele, durch den Druck veröffentlicht. Indem ich nun jenes Manuscript in einem sehr verbesserten Grade herausgeben werde, so halte ich es für rechtlich, ein hochgeehrtes Publicum 1) rücksichtlich meines Herrn Verlegers und 2) weil sich im 88sten Stück des Berliner Conversationsblattes für Poesie, Literatur und Kritik eine vom Doctor Mayen abgefaßte günstige Beurtheilung befindet, die, weil derselbe durchaus Laie in dieser Wissenschaft ist, auf nichts basirt sein kann, vor dem Ankauf jenes ganz unvollständigen Heftes zu warnen.

Berlin, am 16ten November 1837.

Dr. A. Willing.

Leben und Briefwechsel
Georg Washington's.

Nach dem Englischen des

Jared Sparks,

im Auszuge bearbeitet und herausgegeben von

Friedrich von Raumer.

Herr von Raumer hat sich auf den Wunsch des Verfassers dieser deutschen Bearbeitung unterzogen und sich über die Anordnung dieses Auszugs mit demselben verständigt. Es ist daher diese Ausgabe eine vom Verfasser autorisirte, was ich zur Begegnung etwaiger Concurrenz zu bemerken mir erlaube.

Der erste Band erscheint, nachdem das Original jetzt vollendet ist, in Kurzem.

Leipzig, im December 1837.

F. A. Brockhaus.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der alte Commodore.

Roman von E. Howard.

Aus dem Englischen von

E. Richard.

8. 3 Bände. Geheftet. 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Ein trefflich geschriebenes, tiefdurchdachtes Werk, das des Verfassers ausgezeichnetes Talent, den durchdringenden Scharfblick, die er in seinem schönen Roman „Ardent Troughton" bekundete, aufs Neue glänzend bewährt und ihn zu einem der Lieblingsschriftsteller Englands stempeln dürfte.

Ferner erschien soeben:

Paul Clifford
von E. L. Bulwer.

Aus dem Englischen von

E. Richard.

Auch unter dem Titel:

E. L. Bulwer's sämmtliche Werke,
27ster, 28ster und 29ster Band.

Zweite Auflage.

8. 3 Bände. 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Unterrichtbücher für höhere Lehranstalten.

B. H. v. Rouvroy (Hauptmann), Leitfaden zum Unterricht in der Mathematik. Vierter (letzter) Theil: Mechanik. Mit 3 großen Tafeln. 1 Thlr. 8 Gr.

Der 1ste Theil: Zahlenrechnung und Algebra, kostet 21 Gr. Der 2te Theil: Geometrie, Aufnehmen mit dem Meßtische und sphärische Trigonometrie, 1 Thlr. 8 Gr. Der 3te Theil: Infinitesimalrechnung, analytische Geometrie und mathematische Geographie, 1 Thlr. 8 Gr. Alle 4 Theile 4 Thlr. 21 Gr.

P. Ch. F. W. Thamm, Einleitende Ideen für den Religionsunterricht in obern Classen der Gelehrtenschulen. Auch zum Nebengebrauche bei dem Niemeyer'schen Lehrbuche für die obern Classen der Gelehrtenschulen bestimmt. Gr. 8. 9 Bogen. 12 Gr.

Beide sind in allen Buchhandlungen zu bekommen.

Arnold'sche Buchhandlung in Dresden u. Leipzig.

Bei Justus Perthes in Gotha ist erschienen:

H. Luden's Geschichte des deutschen Volkes.

12ter Band. Gr. 8. Subscriptionspreis der Ausgabe auf weißem Druckpapier 2 Thlr. 8 Gr. (4 Fl. 12 Kr.), der Velinausgabe 3 Thlr. 8 Gr. (6 Fl.)

Dieser 12te Band enthält das 25ste und 26ste Buch: die Geschichte Deutschlands unter Heinrich VI. und Friedrich II. bis zur Wahl Konrad IV. Vollständige Exemplare dieses Nationalwerkes sind noch zum Subscriptionspreise zu haben.

H. BERGHAUS, Grosser Atlas von ASIA. In grossem Adlerformat. 5te Lieferung. (Nr. 11: Insel Sumatra; Nr. 17: Das Sunda- oder Borneomeer; Nr. 19: Das Uralgebirge.) Subscriptionspreis 5 Thlr. 8 Gr. (9 Fl. 36 Kr.)

Empfehlenswerthes Weihnachtsgeschenk.

Handbuch des Wissenswürdigsten

aus der

Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner.

Von **Dr. L. G. Blanc,**

Domprediger und Professor zu Halle.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Atlas, à Heft 12 Gr.
Text, à Heft 6 Gr.

Halle, im November 1837.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Collection des grands Écrivains du 19ième Siècle!

Editions uniformes!

Binnen Kurzem erwarten wir aus Brüssel:

Alex. Dumas,

Oeuvres complètes.

2 vol. grand in-8., impr. à 2 colonnes, et ornées de 10 belles gravures.
Prix 10 Thlr.

George Sand,

Oeuvres complètes.

2 vol. grand in-8., impr. à 2 colonnes.
5 Thlr.

Zugleich empfehlen wir folgende bereits erschienene, mit der vollkommensten typographischen Schönheit ausgestatteten Groß-octav-Ausgaben von:

Alph. de Lamartine,

Oeuvres complètes.

1 vol. grand in-8., papier vélin, caractères neufs, orné du portrait de l'auteur, gravée sur acier, d'une gravure, de six belles vignettes sur bois, de deux cartes géographiques etc.
5 Thlr.

Victor Hugo,

Oeuvres complètes,

y compris les „Voix intérieures".

2 vol. grand in-8., ornés du portrait de l'auteur, gravé sur acier, et de onze vignettes, dessinés par Madou. — 10 Thlr.

Alfred de Vigny,

Oeuvres complètes.

1 vol. grand in-8. — 5 Thlr.

H. de Balzac,

Oeuvres complètes.

5 vol. grand in-8. — 25 Thlr.
Édition entièrement complet!

Bignon,

Histoire de France,

depuis le 18 Brumaire jusqu'à la paix de Tilsitt.
1 vol. grand in-8. — 5 Thlr.

Capefigue,

Histoire de la Restauration,

et des Causes, qui ont amené la Chute de la Branche ainée des Bourbons.
2 vol. grand in-8. — 10 Thlr.

Duchesse d'Abrantès,

Mémoires,

ou Souvenirs historiques sur Napoléon, la Révolution, le Directoire, le Consulat, l'Empire et la Restauration.
3 vol. grand in-8. — 15 Thlr.

Obige Werke können durch alle Buchhandlungen bezogen werden.

Leipzig.

C. Hochhausen & Fournes.
(Allgemeine Niederländische Buchh.)

Soeben ist bei Ed. Meyer in Kottbus und Guben erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Geyert, C. J. W. (Gürtlermeister und Metallarbeiter), Geheimnisse oder die gründlichste Belehrung über das **Vergolden** und **Versilbern** im Feuer. Nebst richtiger Unterweisung zur Bereitung der Bronze, der Goldfirnisse und des Bossirwachses, zur Erlernung des Löthens, Verzinnens und der **Lackirkunst;** ferner einer leichten Methode, jedes Metall aufzulösen u. s. w. u. s. w. Ein nützliches und nothwendiges Handbuch für Gürtler, Gelbgießer, Schwertfeger, Schlosser und überhaupt jeden Metallarbeiter, dem hierin manches auf mehrjährige praktische Erfahrung gegründete Verfahren aufrichtig mitgetheilt wird. Zweite Ausgabe. 8. 6 Bogen. Geh. Preis 12 Gr., oder 15 Sgr., oder 54 Kr.

Polichinell.

Allen Kinderfreunden, die aus Erfahrung wissen, daß es nicht leicht einen Magnet gibt, der auf die Kinderwelt mehr Anziehungskraft ausübt, als die heitere Bühne Polichinell's, empfehlen wir die soeben erschienene, zierliche Kinderschrift:

Polichinell, dramatisches Feenmärchen von J. P. Lyser. Elegant gebunden. Preis 18 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr. (Stuttgart, bei Paul Neff.)

Das Büchlein ist mit vielen bunten, auch künstlerisch werthvollen, höchst ergötzlichen englischen Holzschnitten geschmückt.

Digitized by Google

ELEGANTES WEIHNACHTSGESCHENK.

Soeben erschien und ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

XXVII UMRISSE
ZU
HEBEL'S ALLEMANNISCHEN GEDICHTEN
VON
JULIUS NISLE.

Mit einer erklärenden Einleitung von A. L.

STUTTGART: LITERATUR-COMPTOIR.
Preis 3 Thlr., oder 4 Fl. 48 Kr. Rhein.

Hebel's liebliche Idyllen, obgleich in einem Idiom, wie es sich nur in einem kleinen Winkel unsers Vaterlandes findet, sind dennoch in allen Ländern deutscher Zunge heimisch; ihre anspruchlose Einfachheit, ihre ungeschmückte Natürlichkeit, welche bei allen empfänglichen Gemüthern einen so heitern Eindruck ausüben, finden wir in diesen Umrissen wieder. Sie eignen sich deshalb ganz besonders zu **Geschenken für Damen**, sowie sie gleich sehr allen Kunstkennern und Kunstliebhabern, und allen Freunden der Poesie eine willkommene Gabe sein werden.

Im Verlage der
J. G. Calve'sche Buchhandlung in Prag
ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Landwirthschaftliches
Conversations-Lexikon
für
Praktiker und Laien.
Herausgegeben
von
Dr. Alexander von Lengerke,
Mitgliede der patriotischen und ökonomischen Gesellschaften in Kopenhagen, Altona, Rostock, Celle, Potsdam, Kassel, Dresden, Karlsruhe, Wien und Breslau.

In 4 Bänden.

Mit dem soeben ausgegebenen zwölften Hefte ist nunmehr die erste Hälfte dieses großartigen, umfassenden Werkes vollendet. Die Verlagshandlung verfehlt darum nicht, die Aufmerksamkeit des landwirthschaftlichen Publicums auf den reichen und gediegenen Inhalt der bis jetzt erschienenen 2 Bände oder 12 Hefte zu lenken. Sowol dieser, wie dessen umsichtige Bearbeitung, empfehlen dieses Werk gewiß als ein vollständiges Panorama der gesammten Landwirthschaft aller Gegenden und Völker, als ein getreues Abbild ihres Zustandes in der Vergangenheit und Gegenwart, als ein vollständiges biographisch-literarisches Fundbuch für den Praktiker und Laien. Es erfüllt recht eigentlich das augenblickliche Bedürfniß der Nachweise über die heterogensten ökonomischen Gegenstände, und ersetzt daher nicht nur eine kostbare Büchersammlung für diese Wissenschaft, sondern bietet zugleich den Vortheil der erleichterten und richtigen Auffassung und Beurtheilung ihrer Principien und Zustände.

Das ganze Werk erscheint in 20 — 24 Heften oder 4 Bänden, jeder Band 50 — 60 Bogen stark. Es wird auf Velin-Druckpapier im größten Octavformat, compreß, mit ganz neuen Lettern gedruckt. Alle 3 — 4 Wochen erscheint ein Heft von 10 Bogen, welches broschirt 16 Gr., oder 1 Fl. Conv.-M., kostet, wonach das Ganze bis Mitte k. J. vollendet sein wird.

Die seit Anfang d. J. erscheinende und mit allgemeinem Beifall im In- und Auslande aufgenommene neue Modenzeitung

EILPOST.
Neue Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Moden,
wird auch im nächsten Jahre 1838 ungestört fortgesetzt.

Wöchentlich erscheint hiervon regelmäßig eine Nummer, auf feinem Velinpapier in gr. 4., von 1½ — 2 Bogen Text mit 1 — 2 fein gestochenen und sauber colorirten Kupfertafeln, die neuesten Moden und andere besonders interessante Gegenstände darstellend, zu dem äußerst billigen Preise von
6 Thlr. der Jahrgang mit allen Kupfern
3 „ „ „ ohne Kupfer
4 „ „ „ die Kupfer allein (ohne Text).

Probenummern sind in allen Buchhandlungen und Postämtern **gratis** zu haben; sie werden zeigen, daß die **Eilpost** keine Concurrenz zu scheuen hat, ja die **meisten ähnlichen Blätter noch weit übertrifft!**

Wir glauben recht zahlreiche Bestellungen auf den neuen Jahrgang erwarten zu dürfen und bitten, **dieselben so schnell als möglich zu machen.**

Leipzig, im November 1837.

Expedition der Eilpost für Moden.
G. Wuttig. E. Meißner.

Bei J. Hölscher in Koblenz ist erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu beziehen:

Maximilian's, Prinz zu Wied, Reise in das Innere von Nordamerika. 1ste Lieferung. Mit 4 Kupfern. 3 Thlr. 4 Gr.

Bei G. Bethge in Berlin ist erschienen:

Causeries
sur le *Portfolio*, ou lettre à un Membre du Parlement Anglais. Preis 4 Gr.

Goethe's und Herder's Gedichte.

Nachstehende, zu Festgeschenken besonders wohlgeeignete Ausgaben von

Goethe's Gedichten.

Neue Ausgabe.

2 Theile. Gr. 8. Druckpapier 3 Fl., oder 2 Thlr. Velinpapier 5 Fl., oder 3 Thlr.

und

Joh. Gottfr. von Herder's Gedichten.

Neue Ausgabe auf Velinpapier. Preis 4 Fl., oder 2 Thlr. 8 Gr.

empfehlen wir zu diesem Zwecke.

Stuttgart und Tübingen, im October 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Der Psycholog.

Ein Lebensereigniß.

Dargestellt

von

J. Ehrenbaum.

8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Ich glaube diese Schrift als eine vorzüglich interessante Erscheinung bezeichnen und sie allen Freunden der Poesie empfehlen zu dürfen.

Michael Beer's

Briefwechsel.

Herausgegeben

von

Eduard von Schenk.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Jeder Freund der neuern Literatur wird sich durch den freundschaftlichen Briefwechsel Michael Beer's namentlich mit K. Immermann lebhaft angezogen fühlen. Den Besitzern von M. Beer's Sämmtlichen Werken (1835, 4 Thlr.) werden diese Briefe eine angenehme Zugabe sein.

Leipzig, im December 1837.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage der Unterzeichneten sind erschienen und werden zu Geschenken für die Jugend empfohlen:

Reineke Fuchs.

Für die Jugend bearbeitet.

Mit Holzschnitten und einem farbigen, allegorischen Umschlage.

Preis der Ausgabe mit 9 illuminirten Holzschnitten 1 Thlr. 16 Gr., oder 3 Fl. Rhein.; mit 9 schwarzen Holzschnitten 1 Thlr. 6 Gr., oder 2 Fl. 15 Kr. Rhein.

Diese Schrift ist an Papier, Umschlag, Holzschnitten und Illumination prachtvoll ausgestattet. Der weitern Anpreisung nicht bedürfend, möge hier nur noch das Vorwort des Bearbeiters an die jungen Leser einen Platz finden:

„Die Erzählung von Reineke dem Fuchse war seit Jahrhunderten eine Zierde der deutschen Literatur, ursprünglich „aber in einer Sprache geschrieben, die Euch, Ihr jungen „Freunde, unverständlich sein würde. Ich habe sie daher „in eine für Euch verständliche verwandelt und hoffe Euch „damit einen Gefallen gethan zu haben. Was Ihr auch sonst „einzeln von ergötzlichen und lehrreichen Geschichten aus dem „Reiche der Thiere gelesen haben mögt, es ist nicht mit dem „zu vergleichen, was Ihr hier finden werdet. Denn vornehmlich diese Fabel ist darum geschrieben, daß Jeder Weisheit und Verstand daraus lernen, das Böse meiden und „das Gute thun soll; daher ist sie voll lieblicher Worte und „voll köstlicher Rede, voll Weisheit und Mahnung zur Vorsicht in Gleichnissen und in Reden der Thiere."

Willst du ein Märchen hören?

Acht anmuthige Erzählungen der lieben Jugend dargebracht

von J. Satori (Neumann).

Mit 6 lieblichen illuminirten Steindrücken und einem farbigen allegorischen Umschlage.

Preis 1 Thlr. 4 Gr., oder 2 Fl. 6 Kr. Rhein.

Auch wer für dieses Büchlein die kleine Summe anlegt, wird in der Freude und Ergötzung der Kinder daran die reichlichen Zinsen für das kleine Capital finden. Die als Kinderschriftstellerin berühmte Madame Neumann (J. Satori) hat hierin ganz den Ton für das kindliche Alter getroffen.

Berlin, im November 1837.

Enslin'sche Buchhandlung. (F. Müller.)
Breitestraße Nr. 23.

Bei L. Bamberg in Greifswald ist in Commission erschienen:

Erichson, J. (Dr. u. Prof.), Über die neuern Angriffe auf die historische Grundlage der christlichen Religion. Rede, gehalten am 3ten August 1837 in Greifswald. Gr. 4. Geh. 4 Bogen. 8 Gr.

Bei G. Bethge in Berlin erschien soeben:

Mitscherlich, Dr. *C. G.*, Lehrbuch der Arzneimittellehre. 1ster Theil. 1ste Abtheilung: Allgemeine Arzneimittellehre. Preis 16 Gr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. LIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Für Bibliotheken, Lesecirkel und Museen.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen **gratis** zu erhalten:

Verzeichniss

der vorzüglichsten
für 1838
in Frankreich erscheinenden Journale,
welche durch

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur
in Leipzig und Paris,
zu beziehen sind.

In diesem 240 Nummern umfassenden Verzeichnisse dürfte nicht leicht irgend eine Wissenschaft oder Kunst ihr Organ vermissen; nur rein politische Zeitungen blieben davon ausgeschlossen.

Auch im nächsten Jahre wird fortgesetzt das

Bulletin bibliographique

de la
littérature étrangère
publié par
Brockhaus & Avenarius
à Leipzig et Paris.

Dieses Bulletin erscheint monatlich zweimal, und ist von uns, sowie durch alle Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes **gratis** zu beziehen; die darin angezeigten Werke sind theils vorräthig, theils können dieselben aufs schnellste und unter den billigsten Bedingungen besorgt werden.

Im Verlage der Unterzeichneten ist neu erschienen und wird zum Geschenk an Damen empfohlen:

Clothilde von Vallon-Challys,

(Dichterin im funfzehnten Jahrhundert).

Auswahl in freier Bearbeitung
von

Franz Freiherrn Gaudy.

8. 1837. Cartonn. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr. Rhein.
Feine Ausgabe mit Goldtitel und Umschlag 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr. Rhein.

Inhalt: I. Lebensgeschichte der Dichterin und Schicksale ihrer Werke als Einleitung. II. Heriode an meinen Gatten Berengar. (Gedichtet 1422.) — Liebesgesang im Frühling. (Gedichtet 1421.) — Liebesgesang im Sommer. (Ohne Angabe der Jahreszahl.) — Liebesgesang im Herbst. (Gedichtet 1422.) — Liebesgesang im Winter. (Gedichtet 1421.) — An meinen Erstgeborenen. — An Louise d'Effiat. (Gedichtet 1422.) — Meiner süßen Freundin Rocca. (Gedichtet 1423.) — Ballade an meinen Gatten. (Gedichtet 1423.) — Elegie auf Heloisa's Tod. (Ohne Angabe der Jahreszahl.) — Stanzen und Triolette aus dem Schäferroman: „Le Chastel d'amour". — Fragment einer Epistel.

Diese Gedichte zeichnen sich durch Classicität der Sprache und durch Alterthum ebenso wie durch äußerst elegante Ausstattung aus, und eignen sich ganz zu Geschenken an Frauen.

Berlin, im November 1837.

Enslin'sche Buchhandlung. (F. Müller.)

Festgeschenk.

Nelson's Leben. Ein Band.

Der Sieger von Trafalgar und Abukir war für alle Zeiten ein Vorbild von Muth und Thatkraft, von begeistertem Streben nach dem Gipfel des Ruhms und der Ehre. Indem wir die Vollendung seiner Biographie anzeigen, empfehlen wir sie als Lesebuch **Deutschlands Männern und Söhnen.**

Admiral Nelson's Leben. Von **Robert Southey,** dem gekrönten Dichter. 3 Lieferungen in Einem Bande. Aus dem Englischen. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Stuttgart, im Herbst 1837.

Buchhandlung von Paul Neff.

Neue Verlagswerke
von
Johann David Sauerländer
in Frankfurt am Main,
welche durch alle Buchhandlungen um beigesetzte Preise zu beziehen sind:

Aschbach, J. (Dr. und Professor), **Geschichte Spaniens und Portugals** zur Zeit der Herrschaft der Almoraviden und Almohaden. Zweiter Theil. Die Geschichte der Almohaden und der christlichen Pentarchie auf der pyrenäischen Halbinsel. Gr. 8. Ausgabe auf Velinpapier 2 Thlr. 6 Gr., oder 4 Fl.; auf Druckpapier 1 Thlr. 18 Gr., oder 3 Fl. Rhein., oder 2 Fl. 38 Kr. C.-M.

Dieses vorzügliche historische Werk hat auch im Auslande rühmliche Anerkennung gefunden, und vom ersten Theile ist bereits eine Übersetzung in Frankreich erschienen.

Der erste Theil enthält die Geschichte der Almoraviden, des castilischen Kaiserreichs und der Entstehung des Königreichs Portugal. Ausgabe auf Velinpapier 3 Thlr., oder 5 Fl. 12 Kr. Rhein., oder 4 Fl. 30 Kr. C.-M.; auf Druckpapier 2 Thlr. 12 Gr., oder 4 Fl. 30 Kr. Rhein., oder 3 Fl. 45 Kr. C.-M. — Mit obengenanntem zweiten Theile ist das Werk geschlossen.

Bender, Dr. J. H. (Zolldirectionsrath), **Lehrbuch des Privatrechts der freien Stadt Frankfurt.** Zweiter Theil. **Lehrbuch des Civilprocesses.** Gr. 8. 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr. Rhein., oder 3 Fl. C.-M.

Biedenfeld, Frhr. von, **Erzählungen.** 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr. Rhein., oder 2 Fl. 15 Kr. C.-M.

Bornstedt, A. von, **Basreliefs.** Zwei Theile. 2 Thlr. 12 Gr., oder 4 Fl. 24 Kr. Rhein., oder 3 Fl. 45 Kr. C.-M.

Byron's, Lord, **sämmtliche Werke.** Herausgegeben von Professor Dr. **Adrian.** 12 Bände mit 26 Stahlstichen. Auf Velinpapier in engl. Cartonband 12 Thlr., oder 21 Fl. Rhein., oder 18 Fl. C.-M. Auf weißem Druckpapier in Congreveumschlag 9 Thlr., oder 15 Fl. 45 Kr. Rhein., oder 13 Fl. 30 Kr. C.-M.

Ausgabe ohne Stahlstiche, auf Velinpapier 8 Thlr. 18 Gr., oder 14 Fl. Rhein., oder 13 Fl. 8 Kr. C.-M. Auf Druckpapier 6 Thlr. 18 Gr., oder 11 Fl. Rhein., oder 10 Fl. 8 Kr. C.-M.

Eine ausführliche Beurtheilung in der hallischen Lit.-Zeitung (1832, 195) beginnt:

„Wir sehen hier ein Unternehmen vollendet, in welchem die Universalität des Geistes unserer Sprache einen ihrer glänzendsten Triumphe feiert. Wie möchte auch der Franzose oder der Italiener die kühne Kraft des englischen Dichters wiederzugeben vermögen, wie den freien Schwung seines Gesanges, die Tiefe zerreißender und versöhnender Gefühle, die verwegene Bildung der Sätze und einzelner Worte, die tausend bedeutungsvollen Nuancen, welche Byron gleichsam tändelnd, aber nie ohne Absicht und Bewußtsein hinwirft?"

Forst- und Jagdzeitung, Allgemeine. Herausgegeben vom Forstmeister **St. Behlen.** Jahrgang 1837 in 12 Monatsheften 4 Thlr. 16 Gr., oder 8 Fl. 24 Kr. Rhein., oder 7 Fl. C.-M.

Dieselbe ist nun auch durch Ministerialrescript auf Regierungskosten bei sämmtlichen Forstämtern des Königreichs Baiern eingeführt. Bestellung auf den Jahrgang 1838 bittet man zeitig abzugeben.

Galerie zu Lord Byron's Werken. Dritte und letzte Lieferung. Mit 7 Stahlstichen. Gr. 8. Geh. 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr. Rhein., oder 1 Fl. 15 Kr. C.-M.

Lyser, J. P., Neue Kunstnovellen. Zwei Theile, mit 7 Zeichnungen vom Verfasser. 8. 2 Thlr. 18 Gr., oder 4 Fl. 48 Kr. Rhein., oder Fl. 8 Kr. C.-M.

Meyer, G. von, **Reise durch die Schweiz, das südliche Frankreich, Italien, Tirol und Baiern.** Erster Band. 8. 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr. Rhein., oder 2 Fl. 15 Kr. C.-M.

Müller, Otto, Frühlingspark. Zwei Theile. 2 Thlr. 12 Gr., oder 4 Fl. 24 Kr. Rhein., oder 3 Fl. 45 Kr. C.-M.

Museum Senckenbergianum. Abhandlungen aus dem Gebiete der beschreibenden Naturgeschichte. Band II. Heft 2 u. 3. Mit 12 Tafeln. Gr. 4. Geh. Jedes Heft 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr. Rhein., oder 3 Fl. C.-M.

Phönix. Belletristisch-literarisch-artistische Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. **E. Duller.** Dritter Jahrgang 1837. Mit artistischen Beilagen. Kleinfolio. 310 Nummern. Preis per Quartal 2 Thlr. 12 Gr., oder 4 Fl. Rhein., oder 3 Fl. 45 Kr. C.-M.

* Zum nächsten Jahrgang kommt eine Galerie vorzüglich schöner Zeichnungen zu **Friedrich Rückert's** Dichtungen. Bestellungen bittet man förderlichst einzugeben.

Rückert, Friedr., Nal und Damajanti. Eine indische Geschichte. Zweite verbesserte Auflage. 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr. Rhein., oder 2 Fl. C.-M.

Smidt, Heinrich, See-Novellen. Erzählungen Burkhardt's des Steuermanns. 1ster Bd. 1 Thlr. 6 Gr., oder 2 Fl. 15 Kr. Rhein., oder 1 Fl. 53 Kr. C.-M.

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr **1838.** Herausgegeben von Dr. **Adrian.** Mit **7 englischen Stahlstichen.** 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr. Rhein., oder 3 Fl. C.-M. In reich vergoldeten Maroquindecken. 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr. Rhein., oder 4 Fl. 30 Kr. C.-M.

Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Garten- und Feldbaues in Frankfurt am Main. Eine Zeitschrift für praktische Gärtnerei, Landwirthschaft und die verwandten Fächer. Erstes Heft. Mit einer colorirten Abbildung. Gr. 4. 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr. Rhein., oder 1 Fl. C.-M.

☞ Der Preis dieser Zeitschrift wurde in der Absicht so sehr billig gestellt, um der allgemeinen Verbreitung derselben hierdurch förderlich zu sein.

Wolff, O. L. B., Halle der Völker. Sammlung vorzüglicher Volkslieder der bekanntesten Nationen, größtentheils zum ersten Male metrisch in das Deutsche übertragen. Zwei Bände. 8. 2 Thlr. 8 Gr., oder 4 Fl. Rhein., oder 3 Fl. 30 Kr. C.-M.

Xylander, Dr. J. von (königl. bair. Hauptmann, Ritter rc.), **Das Sprachgeschlecht der Titanen.** Darstellung der ursprünglichen Verwand-

schaft der tatarischen Sprachen unter sich und mit der Sprache der Hellenen, und Andeutung der zunächst daraus hervorgehenden Folgen für die Geschichte der Sprachen und Völker. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr., oder 4 Fl. 30 Kr. Rhein., oder 4 Fl. C.=M.

Wohlfeile Taschenausgaben.

Bibliothek classischer Schriftsteller Nordamerikas. Erster und zweiter Band. **James Paulding's amerikanische Romane.** Zwei Theile. 18 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr. Rhein., oder 1 Fl. 8 Kr. C.=M.

Dieselben enthalten: Wohlauf nach Westen.

In dieser neuen Sammlung, welche nur das Gediegenste der nordamerikanischen Literatur aufnimmt, zeichnet obiges Werk durch die Frische romantischer Schilderungen und durch den rein sittlichen Charakter sich vorzüglich aus.

Der Name Paulding gehört in Amerika zu den gefeiertsten, und mit Recht nennt man ihn den Lieblingsschriftsteller der Bewohner der neuen Welt. Seine Schöpfungen sind original und national zugleich. Mit Vorliebe schildert er das Leben der Hinterwäldler, die Gefahren und Schrecken der Wildnisse, der Wälder und Ströme, die Einsamkeit der neuen Ansiedler, ihre Kämpfe mit Rothhäuten, Tigern und Wölfen, die großartige Natur seines Vaterlandes, das Anmuthvolle und Erhabene der Scenerien der neuen Welt u. s. w. Seine Charaktere sind stets anziehend und so mannichfaltig, als das Leben sie beut. Die Darstellung ist rasch bewegt, dramatisch und fesselt stets die Aufmerksamkeit des Lesers. Beachtenswerth ist die moralische Tendenz, welche jedem seiner Romane zum Grunde liegt und um deren Willen man seine Werke der Jugend mit Nutzen in die Hand gibt. Der sittliche Adel der Grundsätze unsers Verfassers hat viel zu dem großen Beifall beigetragen, welchen er selbst bei dem ernst=strengen Anglo-Amerikaner fand.

Wir geben die Romane Paulding's in einer geschmackvollen und treuen Bearbeitung nach der ganz neuen, zu Neuyork erscheinenden Original=Gesammtausgabe. Der 3te und 4te Band: „Des Holländers Herd" enthaltend, wird im November dieses Jahres versandt.

J. F. Cooper's sämmtliche Werke. 94stes — 99stes Bändchen. **Aufenthalt in Frankreich, Ausflug an den Rhein und zweiter Besuch in die Schweiz.** Aus dem Englischen übersetzt von Dr. **C. F. Nietsch.** Zwei Theile. Ausgabe auf Velinpapier 1 Thlr. 4 Gr., oder 1 Fl. 48 Kr. Rhein., oder 1 Fl. 53 Kr. C.=M.; auf Druckpapier 18 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr. Rhein., oder 1 Fl. 8 Kr. C.=M.

— — 100stes — 105tes Bändchen. **England und das sociale Leben der Hauptstadt.** Aus dem Englischen übersetzt von Dr. **C. F. Nietsch.** Zwei Theile. Auf Velinpapier 1 Thlr. 4 Gr., oder 1 Fl. 48 Kr. Rhein., oder 1 Fl. 53 Kr. C.=M.; auf Druckpapier 18 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr. Rhein., oder 1 Fl. 8 Kr. C.=M.

— — 106tes — 111tes Bändchen. **Erinnerungen an Europa.** Aus dem Englischen übersetzt von Dr. **C. F. Nietsch.** Zwei Theile. Auf Velinpapier 1 Thlr. 4 Gr., oder 1 Fl. 48 Kr. Rhein., oder 1 Fl. 53 Kr. C.=M.; auf Druckpapier 18 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr. Rhein., oder 1 Fl. 8 Kr. C.=M.

* Die Bändchen 112—117, „Italien" enthaltend, erscheinen noch diesen Monat.

Die frühern Bändchen, 1—93, enthalten: Der Spion. — Der Letzte der Mohikaner. — Die Ansiedler. — Der Lootse. — Lionel Lincoln. — Die Steppe. — Der rothe Freibeuter. — Die Nordamerikaner. — Die Grenzwohner. — Die Wassernixe. — Der Bravo. — Die Heidenmauer. — Der Scharfrichter von Bern. — Die Monikins. — Ausflüge in die Schweiz. — Preis derselben auf Velinpapier 18 Thlr. 8 Gr., oder 27 Fl. 36 Kr. Rhein., oder 27 Fl. 30 Kr. C.=M.; auf Druckpapier 12 Thlr. 2 Gr., oder 19 Fl. 24 Kr. Rhein., oder 18 Fl. 8 Kr. C.=M.

Von folgenden Schriften Cooper's erschienen in diesem Jahre neue Auflagen, als:

Die **Ansiedler**, oder die Quellen des Susquehanah. Zwei Theile.

Die **Nordamerikaner**, geschildert von einem reisenden Hagestolzen. Drei Theile.

Der **Bravo**. Eine venetianische Begebenheit. Zwei Theile.

Victor Hugo's sämmtliche Werke. Deutsch von Adrian, Beurmann, G. Büchner, E. Duller, H. Fournier, F. Freiligrath, Ph. H. Külb, H. Laube, A. Lewald, W. Wagner, O. L. B. Wolff und Andern. Nebst einleitender Biographie und Charakteristik von Dr. Adrian. Mit dem Bildniß des Verfassers. 16 Bände. 6 Thlr., oder 9 Fl. 36 Kr. Rhein., oder 9 Fl. C.=M.

Schon lange unser Unternehmen im Stillen vorbereitend, treten wir jetzt damit freudig an das Licht; wir geben keine improvisirte Arbeit der Industrie, sondern das Erzeugniß heiliger Weihestunden. Victor Hugo selbst hat unserm Unternehmen seine Theilnahme zugesagt; ein kostbarer Stahlstich bringt den Dichter physiognomisch, Adrian's Einleitung sein Leben und den Geist seiner Schriften biographisch=kritisch zur Anschauung. Nichts ist von uns übergangen worden, um das Ganze in einem geschmackvollen Gewande erscheinen zu lassen.

Die fehlenden Bände, 12 und 16, werden hoffentlich noch in diesem Jahre ausgegeben werden können.

Washington Irving's sämmtliche Werke. 57stes—65stes Bändchen. **Astoria.** Drei Theile. Ausgabe auf Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr. Rhein., oder 2 Fl. 15 Kr. C.=M.; auf Druckpapier 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr. Rhein., oder 1 Fl. 30 Kr. C.=M.

— —, 66stes—74stes Bändchen. **Abenteuer** des Capitains Bonneville, oder Scenen jenseit der Gebirge des fernen Westen. Aus dem Englischen von **F. L. Rhode.** Drei Theile. Auf Velinpapier 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. Rhein., oder 2 Fl. C.=M.; auf Druckpapier 20 Gr., oder 1 Fl. 24 Kr. Rhein., oder 1 Fl. 15 Kr. C.=M.

Inhalt der frühern 56 Bände: Das Skizzenbuch. — Erzählungen eines Reisenden. — Bracebridge=Hall. — Eingemachtes. — Die Geschichte des Lebens und der Reisen Christoph's Columbus. — Die Eroberung von Granada. — Humoristische Geschichte von Neuyork. — Reisen der Gefährten des Columbus. — Die Alhambra, oder das neue Skizzenbuch. — Die Reise auf den Prairien. — Abbotsford und Newstead=Abtei. — Erzählungen von der Eroberung Spaniens.

Preis derselben auf Velinpapier 10 Thlr. 6 Gr., oder 17 Fl. Rhein., oder 15 Fl. 23 Kr. C.=M.; auf Druck=

papier 7 Thlr. 4 Gr., oder 11 Fl. 54 Kr. Rhein., oder 10 Fl. 45 Kr. C.-M.

Es bedarf keines weitern Zusatzes, um diese ausgezeichneten Werke allen Denen zu empfehlen, welche der geistreichen Muse des Verfassers seit einer Reihe von Jahren so große Aufmerksamkeit geschenkt haben.

Für Freunde einer geistreichen Lecture.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung ist soeben erschienen:

Godwie-Castle.

Aus den

Papieren der Herzogin von Nottingham.

Zweite verbesserte Auflage.

3 Theile. 8. 1838. Geheftet. 70½ Bogen. 3 Thlr. 12 Gr.

Indem wir das obige Werk, von dem, wie wir soeben erfahren, eine englische Übersetzung vorbereitet wird, als wiedererschienen zur Anzeige bringen, glauben wir auf eine abermalige günstige Aufnahme desselben um so mehr hoffen zu dürfen, als zur nahen Weihnachtszeit gehaltvolle Werke zu Festgeschenken von jedem Gebildeten gesucht werden. — Godwie-Castle, auch im Druck elegant ausgestattet, wird zu angenehmen und werthvollen Weihnachtsgeschenken jederzeit und besonders zu empfehlen sein.

Breslau, den 20sten November 1837.

Buchhandlung Josef Max u. Comp.

Für Freunde der Dichtkunst.

Neues und empfehlenswerthes

Geburtstags- und Weihnachtsgeschenk

aus dem Verlage von Karl Heymann in Berlin, Poststraße Nr. 26, welches in allen guten Buchhandlungen vorräthig ist.

Das Büchlein junger Lieder (1815—1836)

in acht Sangeskränzen.

Eine Freundschafts- und Liebesgabe.

540 Seiten in 8., sehr elegant gedruckt auf Velinpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr. — 2 Fl. 15 Kr. C.-M. — 2 Fl. 54 Kr. Rhein.

Von Wein, von Lieb' und Lenzeslust
Ertönt manch' junge Sängerbrust.
Wohl stimmten flügge Vögelein
Zu duft'gen Reisemelodein
Die wanderfert'gen Herzen.
Manch' einer singt vom fernen Strand,
Vom harten Kampf, den er bestand
Von Leid und bittern Schmerzen.
Und ruht er nach so manchem Straus
In seines Liebchens Armen aus,
Dann singt er Sag' und Märchen.
Hier Leser hast du Klänge viel
Und Töne aus dem Liederspiel
Recht sangeskund'ger Pärchen.

Bei G. Bethge in Berlin ist erschienen:

Elementa Logices Aristotelicae. In usum scholarum ex Aristotele excerpsit convertit illustravit *F. A. Trendelenburg*. Preis 12 Gr.

Zu Weihnachtsgeschenken passend

erschienen im Literatur-Comptoir in Stuttgart folgende, in allen guten Buchhandlungen vorräthige, sehr empfehlenswerthe und durch die Ausstattung besonders ausgezeichnete Werke:

Atlas. Zur Kunde fremder Welttheile. Herausgegeben von August Lewald. 1836. 1ster — 4ter Band. 1837. 5ter Band. Gr. 8. Mit Stahlstichen, Lithographien und Karten. Geh. Preis jeden Bandes 2 Fl. 42 Kr. Rhein., oder 1 Thlr. 16 Gr.

Stang, Martin Luther. Sein Leben und Wirken. Ein Prachtband von 126 Bogen. Kl. 4. Mit 7 herrlichen Stahlstichen. Geh. 6 Fl. Rhein., oder 3 Thlr. 18 Gr.

Böttiger's Geschichte des deutschen Volkes und des deutschen Landes. Zwei Bände. Mit 8 historischen Scenen in schönstem Stahlstich. Geb. 4 Fl. 48 Kr. Rhein., oder 3 Thlr.

Glatz, Das Buch der Tugenden. Historische Galerie edler Thaten und Handlungen für die deutsche Jugend aller Stände. Zwei Bände. Mit 40 Holzschnitten. Geh. 4 Fl. 30 Kr.

Pfaff's Gesammt-Naturlehre für das Volk und seine Lehrer. Mit 73 Abbildungen. Cartonnirt. 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Münch's Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit. Sieben Bände. Herabgesetzter Preis bis Ende Februar 1838 9 Fl., oder 5 Thlr. 12 Gr. Supplementband dazu von Dr. Franz Kottenkamp. 2 Fl., oder 1 Thlr. 6 Gr.

Nisle's 37 Umrisse zu Hebel's allemannischen Gedichten. Elegant ausgestattet. In Mappe. 4 Fl. 48 Kr., oder 3 Thlr.

An alle Buchhandlungen ist versandt und daselbst zu haben:

Friedr. Ludw. von Kalm,

Gesang-Homilien für Landgemeinen.

8. 1837. Preis 14 Gr.

C. G. Fleckeisen'sche Buchhandlung in Helmstädt.

An alle Buchhandlungen ist versandt:

Urania.

Taschenbuch auf das Jahr 1838.

Mit J. C. von Zedlitz's Bildniß und sechs Stahlstichen.

16. Auf feinem Velinpapier. Mit Goldschnitt geb. 2 Thlr.

Inhalt: I. **Biondetta.** Novelle. — II. **Elvira.** Novelle von Ludwig Rellstab. — III. **Die Bekenntnisse.** Novelle von Friedrich von Heyden.

Zedlitz's Bildniß kostet in schönen Abdrücken in gr. 4. 8 Gr.

Im Preise herabgesetzt

sind die Jahrgänge 1830—34 der Urania, sie kosten zusammengenommen anstatt 10 Thlr. 6 Gr. nur **5 Thlr.**, einzeln jeder 1 Thlr. 8 Gr. Der Preis der Jahrgänge 1835—37 ist wie bisher 2 Thlr. jeder.

Die genannten Jahrgänge sind mit Beiträgen ausgestattet von W. Alexis, G. Döring, F. von Heyden, Jos. von Eichendorff, W. Martell, E. Mörike, A. Oehlenschläger, Posgaru, K. F. von Rumohr, A. von Sartorius, Emerentius Scävola, Leop. Schefer, G. Schwab, Johanna Schopenhauer, A. von Sternberg, F. Voigts, **Ludwig Tieck**, von dem jeder Jahrgang eine Novelle enthält, und dem Verfasser des „Scipio Cicala". Die Bildnisse von Cornelius, Dannecker, Oehlenschläger, Uhland, Zelter, Tegnér, Auber und Humboldt sind als Titelkupfer außer den meistens sehr gelungenen Stahlstichen beigegeben.

Leipzig, im December 1837.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. LV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

An alle Journalfreunde.

An die sämmtlichen Buchhandlungen Deutschlands; an alle Journalcirkel, Lesecabinete; an die Vorsteher literarischer Vereine, Museen &c. &c.

Es dürfte nicht unangenehm sein, zu vernehmen, daß von der beliebten

Wiener allgemeinen Theaterzeitung,

Originalblatt für Kunst, Literatur, Musik, Mode und geselliges Leben,

herausgegeben von Adolf Bäuerle,

im künftigen Jahr 1838

(der einunddreißigsten Jahresfolge dieses Journals)

eine wohlfeilere Ausgabe ohne Kupferbeilagen, der Jahrgang zu 8 Thaler Sächsisch,

erfolgen wird.

Im Verhältniß mit dem Durchschnittspreise der belletristischen Zeitschriften in Deutschland erschien die Wiener allgemeine Theaterzeitung, mit beiläufig achtzig illuminirten, größtentheils nach Originalzeichnungen, von dem berühmten Geiger in Wien in Kupfer und Stahl gestochenen Moden, theatralischen Costumebildern und den neuesten colorirten Tableaux aus den beliebtesten Bühnenstücken, Opern und Ballets des deutschen Repertoirs aller Hof- und Haupttheater, dann mit den illuminirten Scenen und Caricaturen aus dem bunten Leben großer Residenz- und Hauptstädte, namentlich London, Paris, Berlin, Dresden, München, Hamburg, Frankfurt und Wien, ferner den

treffenden Bezeichnungen aus der Schweiz,

dann den ebenfalls colorirten merkwürdigen Erscheinungen aus der ganzen Welt, als da sind: Bilder aus der Zeit, großartige neue Gebäude, Gartenanlagen, Kunstinstitute, Dampfschiffe, Eisenbahnen, pittoreske Gegenden, seltene, aber allgemein nützliche Erfindungen, Maschinen, Modelle, endlich

Portraits aller wichtigen neuern Zeitgenossen &c.

im Preise von 20 Fl. im Zwanzig-Guldenfuße, oder 13 Thlr. 8 Gr. Sächsisch,

nicht für Jedermann annehmbar.

Obgleich nun diese splendide Kupferausgabe, durchaus prachtvoll colorirt, fortbestehen wird, so wird doch, um so vielen Wünschen der Lecturefreunde zu begegnen,

eine zweite wohlfeilere Ausgabe

ohne Kupfer veranstaltet, und diese, wie oben bemerkt,

der Jahrgang zu 8 Thaler Sächsisch

berechnet. Was die Wiener Theaterzeitung leistet, ist ohnehin genügend bekannt. Ein Absatz blos von der Bilder-Ausgabe von mehr denn

Fünftausend Exemplaren

spricht am günstigsten für ihren Werth und große Beliebtheit.

Sie ist zwar unter dem Haupttitel Theaterzeitung angekündigt; aber man würde sehr irren, wenn man glaubte, daß sie nur dem Theater ihre Spalten öffnete. Sie ist gewissermaßen das Centralblatt alles Nützlichen, Wissenswerthen und Schönen, des höhern geistigen Humors und der feinern Satire; sie berichtet über jedes interessante Ergebniß; sie ist das Conversations-Lexikon alles Neuen und Interessanten; sie ist das Journal aller wichtigen Ereignisse und Vorfälle, und die **Schnelligkeit**, mit welcher sie Tagsinteressen und Ansichten über die reichbewegte Zeit berichtet, ist noch von keinem, was immer Namen habenden, Journale überboten worden.

Hinsichtlich der Originalnovellen und -Erzählungen, nur von den ausgezeichnetsten Schriftstellern Deutschlands, hinsichtlich der Schilderungen aus dem Leben höherer Stände, der Mittheilungen aus größern, einflußreichen Städten, besonders aber in Beziehung auf den Umstand, daß diese Zeitung den Norden Deutschlands mit dem Süden, die westlichen Gegenden mit den östlichen in immerwährendem Rapport zu erhalten sucht, daß sie in Wien, einer der interessantesten Städte Deutschlands, erscheint, und ganz gewiß das einzige Journal ist, welches Östreichs anziehendste Erscheinungen in artistischer und wissenschaftlicher Betrachtung, in commercieller und industrieller Hinsicht dann was die Sitten und das Leben seiner Bewohner, ihren Frohsinn, ihren originellen Humor betrifft, ausführlich schildert — in allen diesen Beziehungen sollte dieses Journal keinem Journalfreunde, keinem Lesecirkel, keinem Zeitungsvereine, in keiner nach Bildung strebenden Familie fehlen.

Diese Eigenschaften haben ihm auch seit Jahren den noch bei keinem literarischen Journal vorgekommenen Antheil verschafft. Diese Vorzüge sind es, welche so manches neue, ähn-

liche Unternehmen verhindert haben, der Verbreitung und Beliebtheit der Wiener Theaterzeitung Abbruch zu thun. Rings um sie her sind viele neue Journale entstanden; den Antheil der Wiener Theaterzeitung vermochte keines zu vermindern, im Gegentheile wuchs er mit jedem neuen Quartale, und besonders in letzter Zeit, seit ungefähr neun Monaten, ist er um ein Drittel der ganzen Auflage gestiegen.

Angespornt durch so viele Gunst des großen deutschen Publicums hat sie auch von Jahr zu Jahr an Interesse, Mannichfaltigkeit und Gediegenheit zu gewinnen gestrebt. Von Semester zu Semester hat sie etwas Neues gebracht, ihre Rubriken vermehrt, ihre Mittheilungen an Werth gesteigert, ihre Mannichfaltigkeit erhöht, und das Honorar, das sie Deutschlands fähigsten Köpfen bietet, einen Betrag von sechs bis zwölf Dukaten in Gold für den gedruckten Bogen ihres Formats für Originalbeiträge, das sie auch noch vermehrt, wenn der Schriftsteller ein Mann von ausgezeichnetem literarischen Ruf ist und wenn der für sie bestimmte Beitrag der Tendenz ihrer Blätter nicht zuwider ist, sei es nun für eine Novelle, oder für einen merkwürdigen Reisebericht, sei es für eine Sittenschilderung großer Städte oder irgend ein auffallendes Ereigniß, für interessante, naturhistorische Erscheinungen oder pikante Schilderungen aus dem Menschenleben, für großartige Speculationen, mercantilische Unternehmungen oder industriöse Erfindungen, — über jede wichtige, die allgemeinen Interessen, geistige Fortschritte und höhere Bildung bezweckenden, gewählte Erheiterung und sinnvolle Zerstreuung bezweckende Aufsätze, verdient gewiß allgemeine Beachtung.

Auch eine Rubrik „Militairisches" enthält diese Zeitschrift; sie liefert hier Artikel, welche jedem Krieger angenehm sein werden; auch hierzu wünscht sie Beiträge, aus dem Spiegel der Wirklichkeit genommen; Details über interessante Ergebnisse, über Waffenglück, persönliche Bravour und militairische Talente, neue Erfindungen in der Kriegskunst, Festlichkeiten und große Kriegsübungen. Sie hat bisher schon manche Mittheilungen geboten, welche auch außer den Personen vom Militairstande mit allgemeinem Antheile gelesen wurden.

In literarischer Beziehung dürfte keine Zeitschrift thätiger gewesen sein. Hier kommt jede Novität zur Sprache, jede Wissenschaft, jede Unterhaltungsschrift, jedes technische Werk, mit einem Worte jeder Zweig der Literatur. Die in Deutschland erscheinenden Bücher, Zeitschriften, Broschüren, Almanache ꝛc. ꝛc., haben den nicht unbedeutenden Einfluß dieses Blattes oft zu erproben Gelegenheit gehabt. Die literarische Kritik wird hier mit anständigem Freimuth gehandhabt. Oft werden blos Anzeigen oder kurze Beurtheilungen aufgenommen, oft interessante Auszüge zur Empfehlung eines Werkes eingeschaltet, wie es die Umstände erfodern oder örtliche Rücksichten erheischen; deshalb sie auch die Verlagshandlungen ersucht, ihr von ihren neuesten Schriften ein Exemplar zur Beurtheilung und Anzeige einzuschicken.

Die Wiener Theaterzeitung erscheint wöchentlich fünf Mal im größten Quartformat. Die Ausgabe mit den illuminirten Kupfer- und Stahlstichen, die, ohne hiervon ruhmredig zu werden, höchst preiswürdig und ganz gewiß die ausgezeichnetste und eleganteste in ganz Deutschland ist, ist auf italienischem Velinpapier (das schönste Papier, was je zu einer Zeitschrift verwendet wurde). Die zweite Ausgabe ohne Kupfer geschieht auf nettem, weißen Druckpapier. Die Lettern sind neu, scharf, dem Auge wohlgefällig. Der Druck ist compreß, es wird Text geboten, sehr viel Text, nicht wie bei so vielen Zeitschriften überflüßiger weißer Raum.

Man pränumerirt in ganz Deutschland, in der Schweiz und Italien, in der ganzen östreichischen Monarchie, und außer Deutschland in Rußland, Polen u. s. w. bei allen löblichen Postämtern.

Mit portofreier Zusendung an allen Hauptposttagen kostet die Bilder-Ausgabe der Wiener Theaterzeitung, von Wien bis zur östreichischen Grenze, der Jahrgang 24 Fl. C.-M. (16 Thaler Sächsisch), der halbe Jahrgang 12 Fl. C.-M. (8 Thlr. Sächsisch.)

Der Aufschlag, den die löblichen Postämter in Deutschland, in der Schweiz, für die gänzlich freie Zusendung berechnen, ist unbedeutend, und man thut am besten, die Bestellungen stets durch die Postämter besorgen zu lassen. Die Hauptpostämter sind größtentheils vorzuziehen.

(Exemplare ohne Kupfer kann man nicht durch die Postämter erhalten.)

Die wohlfeile Ausgabe ist blos im Wege des Buchhandels zu haben; doch erhält man auf diesem auch die Bilder-Ausgabe, und man wendet sich zu diesem Ende an die Hauptcommissionnaire (**Friese** und **Weygand** in Leipzig und **Gerold** in Wien), oder an jede gute Buchhandlung in und außer Deutschland und in der Schweiz.

Beiträge, wenn sie mehre Bogen ausmachen, sind an die **Gerold**'sche Buchhandlung in Wien mit der Bemerkung für „Bäuerle's Theaterzeitung" zu adressiren. Kleinere Sachen können auf dem Postwege gesendet werden; Correspondenznachrichten und Tagesinteressen berührende Mittheilungen erbittet man sich jedoch mittels Briefen direct an die Redaction. Gedichte werden nicht aufgenommen.

Bücher, Almanache, Broschüren ꝛc. mit der Aufschrift: Zur Anzeige, zur kurzen Beurtheilung, oder zur ausführlichen kritischen Besprechung, wie der Einsender dieses gehalten haben will, sowie Zeichnungen über die im Eingange dieser Nachricht bemerkten Gegenstände, welche letztere, wenn sie entsprechen, sehr gut honorirt werden, ebenfalls durch Buchhändlergelegenheit und zwar: „An Herrn Gerold in Wien, für die Wiener Theaterzeitung."

Comptoir der Allgemeinen Theaterzeitung und des Originalblattes für Kunst, Literatur ꝛc. in Wien, Rauhensteingasse Nr. 926.

Neuigkeit.

Dr. Ferdinand Hand,

Prof. und Geh. Hofrath.

Aesthetik der Tonkunst.

Erster Theil.

26 Bogen. Gr. 8. *Geheftet. Preis 2 Thlr.*

Eine Ästhetik der Tonkunst wurde seit langer Zeit gewünscht und von vielen Seiten angeregt, denn unsere Wissenschaft besaß noch keine vollständige und wissenschaftlich durchgeführte Untersuchung. Was wir hier darbieten, soll darauf hinwirken, daß in die ästhetischen Grundansichten von der Musik Einheit und Klarheit kommen, sowie es überhaupt bestimmt ist, den Freunden der Tonkunst das Urtheil über musikalische Werke und Meister zu befestigen, und das Schwanken in den Grundbegriffen zu mindern. Fern von aller Polemik will das Buch als ein Product der reinsten Liebe für die Sache der Kunst aufgenommen sein und eine lebendigere Begeisterung für das Schöne vermitteln.

Leipzig.

C. Hochhausen & Fournes.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1837. Monat November, oder Nr. 305 — 334, und 6 literarische Anzeiger: Nr. XXXXVII — LII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf*. 1837. Vierzehnten Bandes zweites Heft. (Nr. XXI.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Leipzig, im December 1837. **F. A. Brockhaus.**

Schwerz Ackerbau,

II. und III. Band,

oder

Unterricht für Anfänger in der Landwirthschaft über Natur, Wahl und Werth aller bekannten Feldsysteme oder Fruchtsorten.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Anleitung

zum

praktischen Ackerbau

von

Joh. Nep. von Schwerz.

Zweiter und dritter Band.

Zweite vermehrte, mit dem Portrait des Verfassers geschmückte Auflage.

Preis 7 Fl. 12 Kr., oder 4 Thlr. 10 Gr.

Der dritte Band führt den besondern Titel:

Unterricht für Anfänger

in der Landwirthschaft

über

Natur, Wahl und Werth aller bekannten Feldsysteme oder Fruchtfolgen.

Wir übergeben hier die letzten Bände der zweiten vermehrten Auflage dieses so bekannten Meisterwerks des berühmten Veteranen der Landwirthschaft, dessen echt classischer Werth längst allgemein anerkannt, und das durch die geachtetsten öffentlichen Blätter als eines der besten Werke über den Ackerbau empfohlen ist.

Um dieses vortreffliche Werk, das bisher 14 Fl. kostete, auch minder bemittelten Landwirthen zugänglich zu machen und den Segen seines Inhalts möglichst zu verbreiten, haben wir den Preis für alle drei Bände nur auf 10 Fl. 48 Kr., oder 6 Thlr. 16 Gr. gestellt. Der Herr Verfasser hat diese **neue Auflage** mit einer Vorrede und einem Lebensabrisse begleitet, und sagt am Schlusse derselben, daß er dem Herrn Ökonomierath Pabst, Director des landwirthschaftlichen Instituts zu Darmstadt, seinem vormaligen Amtsgenossen, seine sämmtlichen Notizen und Erfahrungen über **die Lehre des Anbaues der Gewerbepflanzen** übergeben, und dieser es übernommen habe, dieselben zu ordnen und mit Zuziehung seiner eignen Erfahrungen in ein Ganzes zu bringen. **Diese Arbeit soll dann der gegenwärtigen Ausgabe als vierter Band nachfolgen und mit ihr ein zusammenhängendes vollständiges Werk bilden.**

Stuttgart und Tübingen, im October 1837. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der

Vicar von Wrexhill.

Ein Roman

von

Mistreß Trollope,

Verf. von Belgien und Westdeutschland, Paris und die Pariser, Tremordyn Cliff ꝛc.

Aus dem Englischen

von

O. v. Czarnowski.

8. 3 Bände. Geheftet. Preis 3 Thlr.

Mistreß Trollope bewährt das Talent der scharfen Auffassung und Beleuchtung geselliger Zustände auch in diesem ihrem neuesten Roman, und zwar in einer Richtung, welche ein allgemeineres Interesse hat, da die religiöse Heuchelei — die Pseudo-Religiösität — in specieller Beziehung auf den Sektengeist in England durch mehre gut gehaltene Charaktere, welche durch ihre Gegensätze gehoben werden, in ihren verderblichen Wirkungen und ihrer moralischen Nichtigkeit geschildert wird. Seit Molière's Tartuffe wurde dieser Gegenstand noch nicht mit so vieler Feinheit und Gewandtheit und so scharfer, aber gerechter Satire behandelt.

Bei G. Bethge in Berlin ist erschienen:

Reuterdahl, Ch., Dr., Ansgarius oder der Anfangspunkt des Christenthums in Schweden. A. d. Schwedischen von E. T. Mayerhoff. 20 Gr.

Vatke, W., Prof., Die biblische Theologie wissenschaftlich dargestellt. 1ster Theil. Die Religion des Alten Testamentes nach den kanonischen Büchern entwickelt. 3 Thlr.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung ist soeben erschienen: die 3te Lieferung einer

Eleganten und doch sehr wohlfeilen

Gesammt-Ausgabe

der

Novellen von Henrich Steffens.

7tes bis 12tes Bändchen:

Die vier Norweger.

Ein Cyklus von Novellen

von

Henrich Steffens.

Zweite verbesserte Auflage.

6 Bändchen. 8. 1837. Geheftet. $87\frac{3}{4}$ Bogen. Preis 3 Thlr. 20 Gr., oder 3 Thlr. 25 Sgr.

Das 1ste Bändchen dieser Gesammt-Ausgabe enthält:

Gebirgs-Sagen. Als Anhang: **Die Trauung,** eine Sage des Nordens. 1837. 8. Geheftet. 19 Bogen. 1 Thlr.

Das 2te bis 6te Bändchen:

Die Familien Walseth und Leith. Ein Cyklus von Novellen. 3te verbesserte Auflage. 5 Bändchen. 8. 1837. Geheftet. $71\frac{1}{2}$ Bogen. 3 Thlr.

Von jeher hat die öffentliche Kritik die Steffens'schen Novellen unter die werthvollsten Erzeugnisse deutscher Literatur gerechnet. — Die schlafende Braut, welche in den Gebirgs-Sagen zum ersten Male erscheint, ist eine das Interesse des Lesers in hohem Grade in Anspruch nehmende und an einen reichen historischen Hintergrund sich anlehnende Dichtung, deren Stoff aber auf dem Grund und Boden der alten Sage erwachsen ist.

Unter den zu wählenden und zu empfehlenden literarischen Weihnachtsgeschenken dürfte diese neue Gesammtausgabe Steffens'scher poetischer Werke vorzugsweise mit zu nennen sein.

Buchhandlung Josef Max und Comp. in Breslau.

Die Sternenwelt.

Von **William Whewell's**, des berühmten Mathematikers und Physikers Bridgewater-Preisschrift ist soeben eine nach der fünften Auflage des Originals von Dr. G. Plieninger bearbeitete Übersetzung erschienen, die den Titel trägt:

Die Sternenwelt,

als Zeugniss für die Herrlichkeit des Schöpfers.

Preis 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr.

Das schön ausgestattete Werk ist für jeden Freund der erhabensten der Wissenschaften von großem Interesse und eignet sich, seiner religiösen Unterlage wegen, ganz besonders zu Geschenken an heiligen Festen. Durch Unterzeichnung auf die Reihenfolge der Bridgewater-Bücher (8 Werke, in Lieferungen à $7\frac{1}{2}$ Gr., oder 30 Kr., erscheinend und etwa 30 Lieferungen bildend) gelangt man für $22\frac{1}{2}$ Gr., oder 1 Fl. 30 Kr., in Besitz von Whewell's Sternenwelt.

Stuttgart, im Herbst 1837.

Buchhandlung von Paul Neff.

Im Verlage der Unterzeichneten ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Novelletten

von Franz Freiherrn Gaudy.

Brosch. Preis 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr. Rhein.

Inhalt: Der Katzen-Rafael. — Der Jahrestag. — Schülerliebe.

Berlin, im December 1837.

Enslin'sche Buchhandlung. (F. Müller.)

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung *gemeinnütziger Kenntnisse.*

1837. November. Nr. 240—243.

Nr. 240. *Die Stadt Delhi. Proceß über ein Bild. Die canadischen Wälder und ihre Bewohner. *Wahrsagerin aus dem 16. Jahrhundert. Das Neueste aus der Natur- und Gewerbswissenschaft. — **Nr. 241.** *Galerie der deutschen Bundesfürsten. XXX. Heinrich LXII., Fürst Reuß zu Schleiz. Das Neueste aus der Natur- und Gewerbswissenschaft. (Fortsetzung.) *Der Schachspieler von Moritz Retzsch. Der Wasserfall von Gersoppa. Ein Morgen in Persien. Ursachen der Unmäßigkeit in den untern Volksclassen. Die Provinz Niolo in Corsica. *Bilder aus Rom. I. — **Nr. 242.** *Galerie der deutschen Bundesfürsten. XXXI. Heinrich LXXII., Fürst zu Lobenstein und Ebersdorf. Das Neueste aus der Natur- und Gewerbswissenschaft. (Beschluß.) *Citronen- und Granatbaum. Die deutschen Zollvereine. Rechtsfall in England. *Bilder aus Rom. II. — **Nr. 243.** *Der Belzoni-Sarkophag aus Theben. Die deutschen Zollvereine. (Fortsetzung.) *Fréron in der Theaterloge. Über Spanien. Geistesgegenwart. Fortschritte der Mäßigkeit in England. *Bilder aus Rom. III.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 39 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr., der vierte von 53 Nrn. 2 Thlr.

Leipzig, im December 1837.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. LVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Taschenbuch
dramatischer Originalien.
Herausgegeben
von
Dr. Franck.
Zweiter Jahrgang.
Mit den Bildnissen von Immermann und Grabbe, einem Facsimile und drei scenischen Kupfern.

8. Elegant gebunden mit Goldschnitt. 3 Thlr.

Inhalt: Grabbe. Erzählung, Charakteristik, Briefe. November 1834 bis Mai 1836. Bruchstücke eines noch ungedruckten Werks: „Dramaturgische Erinnerungen" von Karl Immermann. — Die gefährliche Tante. Lustspiel in einem Acte und einem Vorspiele von Albini. — Die Leibrente. Schwank in zwei Acten von G. A. von Maltitz. — Der Telegraph. Lustspiel in einem Aufzuge von Dr. Franck. — Fragment aus dem Trauerspiele „Der Adept" von Friedrich Halm. — Der literarische Salon. Lustspiel in drei Aufzügen von Bauernfeld.

Der erste Jahrgang enthält Beiträge von Bauernfeld, Dr. Franck, G. H. Liebenau und Pannasch, mit dem Bildnisse Bauernfeld's und vier scenischen Kupfern, und kostet 2 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im December 1837.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten sind soeben erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

L. T. Freiherrn v. Spittler's
sämmtliche Werke.
Herausgegeben
von
Karl Wächter.
12ter, 13ter und 14ter Band.
Preis 8 Fl. 15 Kr., oder 4 Thlr. 18 Gr.

Mit dieser fünften Lieferung haben wir dem Publicum die Beendigung dieses Unternehmens anzuzeigen. Wir halten es daher für angemessen, eine Übersicht des Inhalts der bisher erschienenen Bände zu wiederholen.

Der **erste** Band enthält: Geschichte des kanonischen Rechts, mit einer frühern ungedruckten Fortsetzung, welche dieselbe bis auf Gratian herabführt. Der **zweite** Band: Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche. **Dritter** und **vierter** Band: Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten, mit einigen handschriftlich hinterlassenen Zusätzen des Verfassers. **Fünfter** Band: Geschichte der dänischen Revolution von 1660 und Geschichte Würtembergs. **Sechster** und **siebenter** Band: Geschichte Hanovers, mit vielen Zusätzen des Verfassers vermehrte und verbesserte Ausgabe. **Achter, neunter** und **zehnter** Band: Vermischte Schriften über Theologie, Kirchengeschichte und Kirchenrecht, von deren reichem Inhalt wir außer den Vorlesungen über Papstthum und über die Mönchsorden hier nur die bisher ungedruckten Vorlesungen über die Geschichte des Kirchenrechts hervorheben. **Eilfter** Band: Der vermischten Schriften über deutsche Geschichte, Statistik und öffentliches Recht 1ster Theil, welcher u. A. den Grundriß der Geschichte des Privatlebens der deutschen Fürsten, mit aus den Papieren des Verf. gezogenen Zusätzen und eine Anzahl von Aufsätzen zur Geschichte der Misheirathen deutscher Fürsten enthält, darunter ein bisher noch nicht gedruckter, die übrigen vom Verf. selbst umgearbeitet.

Hieran reiht sich nun die vorliegende letzte Lieferung, deren **zwölfter** und **dreizehnter** Band den 2ten und 3ten Theil der Deutschland betreffenden Schriften, zugleich aber auch eine selbständige Abtheilung bildet, unter dem Titel: Vermischte Schriften über würtembergische Geschichte, Statistik und öffentliches Recht. Außer den bisher bekannten, jedoch zerstreuten Abhandlungen, z. B. dem historischen Commentar über den tübinger Vertrag, den Untersuchungen über das Untheilbarkeitsgesetz, der Nebeninstruction für einen Landtagsdeputirten, der Geschichte des engern landschaftlichen Ausschusses, auch einer Anzahl Recensionen, enthalten diese Bände folgende im Nachlasse des Verf. vorgefundenen Aufsätze, die hier zum ersten Mal erscheinen: I. Historische Beiträge zur rechtlichen Untersuchung über das würtemb. Privilegium de non appellando. II. Geschichte des Verhältnisses Eberhard Ludwig's und Wilhelminens v. Grävenitz (bis zur Erhebung der letztern zur Gräfin von Würben). III. Zur Geschichte der Misheirathen im würtemb. Fürstenhause, 1) Prinz Friedrich Ludwig und Ursula Katharina v. Buckow, 2) Herzog Ludwig Eugen und Sophie Albertine Gräfin v. Beichlingen. IV. Zur Geschichte des Erbvergleiches. V. Geschichte des würtemb. Geheimenraths-Collegiums. VI. Zwei schriftliche Abstimmungen Spittler's im Geheimenrathe. Insbesondere die Geheimeraths-Geschichte (elf gedruckte Bogen), eine Frucht vieljähriger archivalischer Forschungen und die letzte Arbeit Spittler's, dürfte das Interesse nicht nur der Kenner der vaterländischen Geschichte, sondern auch der Lesewelt überhaupt lebhaft anregen, namentlich durch geistvolle Charakterschilderungen der Regenten und ihrer nächsten Umgebungen, der Chefs der Verwaltung, sowie der Führer der Parteien am Hofe und im Land, z. B. eines Rühle, Bilfinger, Rieger, Montmartin, J. J. Moser u. s. w., welche in die Geschichte jenes höchsten Landes-Collegiums (die bis gegen den Schluß der Regierungsperiode H. Karl's fortgeführt ist) verflochten sind, und wodurch dieser, dem Anschein nach, trockene Stoff eine sehr anziehende Seite gewonnen hat; wie denn überhaupt für die Geschichte der öffentlichen Verhältnisse Würtembergs, insbesondere seiner Verwaltung, nicht leicht ein interessanterer und belehrenderer Beitrag in neuerer Zeit erschienen sein möchte.

Der **vierzehnte** Band enthält die vermischten Schriften über europäische Staatengeschichte, worunter eine

Auswahl von Recensionen, z. B. über Schiller's Abfall der Niederlande, Joh. v. Müller's Schweizergeschichte, über Brandes' und Rehberg's Untersuchungen über die französische Revolution u. s. w. Den **funfzehnten** Band bilden die (früher ausgegebenen) gleichfalls **bisher ungedruckten Vorlesungen über Politik.**

Jede, zugleich mit selbständigem Titel versehene Abtheilung, namentlich die vermischten Schriften 1) über Theologie, Kirchenrecht und Kirchengeschichte, 3 Bände, 2) über deutsche Geschichte, Statistik und öffentliches Recht, 3 Bände, 3) über würtembergische Geschichte, Statistik und öffentliches Recht, 2 Bände, 4) über europäische Staatengeschichte, 1 Band, 5) die Vorlesungen über Politik, 1 Band, werden von den Sortimentsbuchhandlungen auch **abgesondert** abgegeben werden.

Stuttgart und Tübingen, im October 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Außerordentliche Preisermäßigung belletristischer Werke!

Nachstehende vorzügliche belletristische Werke, welche alle in den Jahren 1835 und 1836 erschienen sind, habe ich auf unbestimmte Zeit auf beigefügte Preise herabgesetzt, werden jedoch sämmtliche Artikel (die in den herabgesetzten Preisen zusammen **Dreizehn Thaler** betragen) auf einmal genommen, so erlasse ich solche für **Sieben Thaler.**

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen hierauf an.

Leipzig, im November 1837.

Julius Klinkhardt.

St.-Alban, Bern wie es ist. 2 Thle. 8. Brosch. 1 Thlr. 12 Gr., jetzt 20 Gr.

Blum, Die Befreiung von Kandia. Schauspiel in 5 Aufzügen. 15 Gr., jetzt 8 Gr.

Byron, Harold der Verwiesene. Aus dem Englischen von K. Baldamus. 3 Thle. 3 Thlr., jetzt 1 Thlr. 16 Gr.

Christen, Erich. Ein historischer Roman aus der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts. 3 Thle. Brosch. 3 Thlr. 12 Gr., jetzt 1 Thlr. 20 Gr.

— —, Olaf. Historisch-romantisches Gemälde aus der letzten Hälfte des 13ten Jahrhunderts. 2 Thle. 1 Thlr. 12 Gr., jetzt 20 Gr.

General Hoche, Scenen aus seinem Leben und seiner Zeit. Ein Revolutionsgemälde. 8. Brosch. 18 Gr., jetzt 10 Gr.

Marina, Almarosa. Ein Roman aus der Fürstenwelt des vorigen Jahrhunderts. 2 Thle. 8. 2 Thlr. 12 Gr., jetzt 1 Thlr. 8 Gr.

Nindorf, E. v., Maria von Brabant. Historisch-romantische Erzählung aus den Zeiten der Wittelsbacher. 8. 21 Gr., jetzt 12 Gr.

Schefer, Leop., Neue Novellen. 4ter Band. Der Nabob. Galate. 8. 2 Thlr., jetzt 1 Thlr. 6 Gr.

Schlesinger, Mährische Wanderbriefe. 8. Brosch. 15 Gr., jetzt 8 Gr.

Stengel, Fr. v., Maximilian Emanuel und seine Baiern. 3 Thle. 8. 1 Thlr. 12 Gr., jetzt 20 Gr.

Winter-Unterhaltungsmagazin für die elegante Welt. Ein Toilettengeschenk für Damen. Gr. 8. Elegant cartonn. 5 Thlr. 8 Gr., jetzt 2 Thlr. 20 Gr.

Bei G. Bethge in Berlin ist erschienen:

Baxter, R., Zuruf an Unbekehrte. A. d. Engl. übers. von Kuntze. 12 Gr.

— —, Unterweisung für schwache Christen. 12 Gr.

— —, Darstellung des wahren vollendeten Christen im Vergleich mit dem schwachen und Schein-Christen. 12 Gr.

— —, Sterbegedanken. 8 Gr.

— —, Jetzt oder Nie. Mit Baxter's Bildniß. 10 Gr.

Bei J. G. Heubner,

Buchhändler in Wien, ist ganz neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Diamanten und Perlen.

Novellen und Erzählungen des Auslandes in freien Übersetzungen,

von

Adolf Strahl.

Mit 1 Titelkupfer. 12. In Congreve-Umschlag geheftet. 1 Thlr., oder 1 Fl. 30 Kr. C.-M.

Wiewol die deutsche Literatur an guten Novellen und Erzählungen eben keinen Mangel leidet, so bieten die gefeierten Schriftsteller Englands, besonders in den bekannten, jedoch wegen ihrer hohen Preise wenig zugänglichen *Almanachen*, so manches Interessante dar, dessen Übertragung auf den deutschen Boden theils wegen der Originalität der meistens den höhern Ständen angehörenden Schriftsteller, theils wegen des eben diesen höhern Lebensverhältnissen entlehnten Stoffes, als wünschenswerth erscheint. Man glaubt demnach das vorliegende Bändchen heiterer und ernster Erzählungen, das wegen seiner eleganten Ausstattung sich ganz besonders zu einem Toiletten-, Weihnachts- oder Neujahrsgeschenke für Damen eignen dürfte, der höhern Lesewelt um so mehr empfehlen zu können, als man bei der Wahl der Novellen von dem Grundsatze ausgegangen ist, von dem Neuen das Bessere, und von dem Guten das Neueste zusammenzustellen.

E. L. Bulwer's

neuester Roman.

Soeben ist bei Metzler in Stuttgart erschienen:

Ernst Maltravers, Roman von E. L. Bulwer, übersetzt von Dr. Gustav Pfizer. 1stes Bändchen. 16. Geh. Preis 3 Gr., oder 12 Kr.

Maltravers wird in 6 Bändchen noch im Laufe dieses Jahres vollständig *ausgegeben, und der Preis desselben ist also,* ebenso wie Bulwer's übrige Romane *in unserer Taschenausgabe,* weit billiger als in jeder andern deutschen Übersetzung. Die früher ausgegebenen 61 Bändchen unserer Taschenausgabe, die sämmtlichen Romane und Novellen E. L. Bulwer's vollständig enthaltend, sind für 6 Thlr. 9 Gr., oder 10 Fl. 12 Kr. zu beziehen durch jede gute Buchhandlung Deutschlands, der Schweiz und der östreichischen Monarchie.

Von der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig sind eben versandt:

Neue Jahrbücher der Geschichte, der Staats- und Kameralwissenschaften.

Herausgegeben von **K. H. L. Pölitz.**

Jahrgang 1838. 1stes Heft. (12 Monatshefte **6 Thlr.**)

☞ Dieses Journal erscheint, nach 10 Jahren seines ehrenvollen Bestehens, nach erweitertem Plane und als neues Werk. Wenn wir es daher allen Diplomaten, Beamten, Gelehrten, Gutsbesitzern, Kaufleuten und überhaupt gebildeten Staatsbürgern und Journalcirkeln empfehlen, so sind wir überzeugt, daß keine andere Monatsschrift von so allgemeinem Interesse und so pünktlich erscheint. — Das erste Heft, durch einen meisterhaften Aufsatz des Herausgebers: „Die Herrschaft der materiellen Interessen", eröffnet, ist durch alle Buchhandlungen zur Ansicht zu erlangen.

Subscriptions-Anzeige.

Im Laufe des Jahres 1838 erscheint vollständig in meinem Verlag:

Handbuch
der
christlichen Sittenlehre
von
Dr. Christoph Friedrich von Ammon.

Zweite verbesserte Auflage. Drei Bände. Gr. 8. Circa 100 Bogen.

Subscriptionspreis für jeden Band 1 Thlr. 16 Gr. — $2\frac{1}{4}$ Fl. Conv.-M. — 3 Fl. Rhein.

Eine ausführlichere Anzeige über dieses ausgezeichnete Werk ist in jeder Buchhandlung des In- und Auslandes gratis zu erhalten.

Leipzig, im November 1837.

Georg Joachim Göschen.

Prachtausgabe von Dante's göttlicher Komödie.

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die göttliche Komödie
des
Dante Alighieri.

Metrisch übersetzt nebst beigedrucktem Originaltexte mit Erläuterungen und Abhandlungen herausgegeben von

August Kopisch.

In einem Bande. Mit Dante's Bildniß und einer Karte seines Weltsystems. 4. 1ste Lieferung (Bogen 1—6).

Preis incl. Pränumeration auf die letzte Lieferung 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr. Rhein.

Das erhabene Gedicht des großen Florentiners bedarf keiner Anpreisung. — Wie reichlich der Herausgeber für alles zum Verständniß Nothwendige gesorgt hat, wolle man aus folgenden Andeutungen über Form und Inhalt dieser Ausgabe entnehmen.

Ein mäßig starker Quartband von 60, höchstens 63 Bogen wird neben dem Original Vers für Vers die Übersetzung, vor jedem Gesange den Inhalt und darunter die nöthigen Erläuterungen enthalten. Voran gehen mehre einleitende Abhandlungen, die sich folgendermaßen aneinander reihen:

1. Dante's Zeitalter. — 2. Dante's Leben. — 3. Was wollte Dante in seiner Zeit und mit seinem großen Gedichte, und was sagt er selbst darüber? Dante ein Nachfolger der Propheten im poetischen Sinne. Schlagende Beweise dafür. Der Beruf Dante's mit dem der Propheten verglichen. Religiöse und poetische Mittelspersonen. Der Grund zu seiner Dreitheiligkeit. — 4. Religiöse, wissenschaftliche und poetische Materialien und Volksdarstellungen, welche Dante zum Bau seines großen Gedichtes vorfand und anwandte. — 5. Nachweisung der consequenten Art und Weise, wie Dante das Vorgefundene poetisch bildete, Umgestaltung der meisten vorgefundenen Allegorien, erhöhte und vermehrte Bedeutung derselben. Sein Vermischen des Heidnischen mit dem Christlichen. — 6. Dante's Weltsystem, Gestalt der Erde, der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses. (Mit einer Kupfertafel.) — 7. Poetische Übersicht des Ganzen. — Zum Schlusse folgt ein vollständiges Register der Personen und Sachen.

Um die Anschaffung zu erleichtern, wird das Werk in 10—12 monatlichen Lieferungen, jede von 5 oder 6 Bogen, zu dem Preise von 10 Sgr. ausgegeben werden. Die Abhandlungen und Kunstbeigaben (Dante's Portrait und die Abbildung seines Weltsystems, welche der übrigen Ausstattung würdig sind) werden im letzten Hefte nachgeliefert. Man verpflichtet sich zur Annahme des Ganzen und zahlt bei Empfang der ersten Lieferung den Betrag für die letzte voraus, wogegen diese nach Erscheinen gratis abgegeben wird. Für regelmäßiges Erscheinen bürgt die Verlagshandlung.

Die Ausstattung ist prachtvoll, wovon man sich durch Einsicht der 1sten Lieferung überzeugen kann.

Berlin, im November 1837.

Enslin'sche Buchhandlung. (F. Müller.)

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die
Begebenheiten Telemach's,
Sohn des Ulysses.
Verfaßt
von
Fr. von Salignac de la Motte Fénélon,
Erzbischof und Herzog von Cambrai, Fürst des heiligen römischen Reiches.

Ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen von

Johann Wilhelm Meigen,
Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften.

Zweite Auflage.

Velinpapier. 8. Geh. Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Telemach ist das Eigenthum aller Nationen geworden, dem die Zeit nichts von seinem Werthe zu nehmen vermochte. Die deutsche Form, in welcher wir dieses Werk dem Publicum übergeben, hat sich bereits durch die Verbreitung einer starken Auflage bewährt. Die zahlreichen Anmerkungen, welche beigefügt sind, machen diese Übersetzung gleich nützlich für den Deutschen, der französisch, wie für den Franzosen, der deutsch lernen will.

Bei E. Kummer in Leipzig ist erschienen:

Schmidt, J. A. E., Neues vollständiges französisch-neugriechisch-deutsches Handwörterbuch. Gr. 12. 3 Thlr. 12 Gr.

(Der neugriechische und deutsche Theil folgen in kurzer Zeit nach.)

Nork, F., Etymologisches Handwörterbuch der lateinischen Sprache, mit steter Bezugnahme auf die naturphilosophischen Ideen des Orients, als Grundstoffe auch abendländischer Wortbildungen; nebst einer, nach Kanne's Principien beigegebenen Erklärung der Buchstaben. 1ster Theil. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

(Der 2te Theil erscheint zu Ostern 1838. Ein ausführlicher Prospectus nebst Probeblatt ist in allen Buchhandlungen zu haben.)

Siebelis, C. G., Disputationes V, quibus periculum factum est ostendendi, in vet. Graecorum Romanorumque doctr. relig. ac morum plurima esse, quae cum Christiani consentiant amicissime, neque humanit. studia per suam naturam vero relig. cultui quidquam detrahere, sed ad eum alendum conservandumque plurimam conferre, iterum ed. multisque locis auxit. Append. loco add. est libellus: Stimmen aus den Zeiten der alten griechischen und römischen Classiker. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Bei N. G. Elwert in Marburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Meyerfeld, Dr. Fr. v., Die Lehre von den Schenkungen nach römischem Recht. Zweiten Bandes erste Abtheilung. Brosch. Gr. 8. 10 Bogen. 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Des zweiten Bandes zweite und letzte Abtheilung wird im Anfange des nächsten Jahres erscheinen.

Neue Jugendschrift von Gustav Nieritz.

Sie ist eben bei uns erschienen (Preis 8 Gr.), in allen Buchhandlungen zu bekommen und hat den Titel:

Wahrheit und Lüge.

Unnöthig ist eine Empfehlung, da die frühern Jugendschriften von Gustav Nieritz (sämmtlich unser Verlag) allen Ältern, die ihren Kindern eine rechte Freude machen wollen, diesen Zweck erfüllt haben.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

Soeben ist bei Ed. Meyer in Kottbus und Guben erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Zschiesche, H. A. (Lehrer der Musik am königl. Schullehrerseminar in Neuzelle), **Choralbuch mit Zwischenspielen.** Mit besonderer Rücksicht auf das Niederlausitzische und neue Berliner Gesangbuch bearbeitet. Querfolio. 26 Bogen, 198 Seiten, welche 206 Choräle enthalten. Geb. Subscriptionspreis 2 Thlr. 8 Gr., oder 2 Thlr. 10 Sgr., oder 4 Fl. 12 Kr.

Um die Verbreitung dieses anerkannt guten Werkes zu befördern, wird der Subscriptionspreis noch längere Zeit fortbestehen und bei Bestellungen auf zehn Exemplare auf einmal ein elftes gratis gegeben. Besonders günstig sprechen sich die Recensionen in Rellstab's Iris, Jahrgang 1835, Nr. 19, Hientzsch's Eutonia, Jahrgang 1836, und die Ergänzungsblätter zur halleschen Literaturzeitung vom November 1836 in Nr. 105 über dasselbe aus. Der Beurtheiler in letzterm Blatte findet die Harmonisirung der vierstimmigen Choräle rein, fließend, deshalb sehr singbar und angemessen, die Zwischenspiele gut, und rühmt die treue Sorgfalt, die der Herausgeber endlich noch in guter Correctur (es sind nur äußerst wenige Druckfehler darin und diese sind angezeigt) bewiesen hat, sowie in Angabe der Choralcomponisten, die nur dann genannt sind, wo es mit Gewißheit oder doch ohne große Wagniß geschehen darf. — Das Werk ist gut ausgestattet, Alles ist sehr deutlich und reinlich gedruckt, sodaß das Choralbuch auch von dieser Seite zu empfehlen ist.

Zschiesche, H. A. (Lehrer der Musik am königl. Schullehrerseminar in Neuzelle), **Choralmelodien.** 3te Aufl. 8. 6 Bogen. Geh. Preis 4 Gr., oder 5 Sgr., oder 18 Kr.

Eine nöthig gewordene 3te Auflage binnen wenigen Jahren bürgt für die Brauchbarkeit des Werkes.

Brillante Variationen für die Violine, über ein Favoritthema aus Bellini's Montecchi und Capuleti, mit Begleitung des Orchesters oder des Pianoforte. Componirt und Herrn J. Mayseder hochachtungsvoll gewidmet von L. Friedrich Witt, Kapellmeister des k. k. ständ. Nationaltheaters zu Brünn. Op. 27. Mit Orchester 1 Thlr. 12 Gr., oder 1 Thlr. 15 Sgr., oder 2 Fl. 42 Kr. Mit Quartett 16 Gr., oder 20 Sgr., oder 1 Fl. 12 Kr. Mit Pianoforte 12 Gr., oder 15 Sgr., oder 54 Kr.

Variationen über das Thema: An Alexis send' ich dich etc. etc., für das Pianoforte componirt und allen liebenswürdigen Pianofortespielerinnen hochachtungsvoll gewidmet von L. Friedrich Witt, Kapellmeister. Op. 25. Preis 10 Gr., oder 12½ Sgr., oder 45 Kr.

Soeben sind erschienen:

Paralipomena Grammaticae graecae.

Scripsit

Chr. Aug. Lobeck.

Pars posterior.

Diesem Bande sind vollständige und sorgfältig ausgearbeitete Indices über beide Bände beigegeben. Ein Anhang widerlegt kurz, aber genügend, Herrn Prof. Wunder's Schrift über des Verfassers Ausgabe von Sophoclis Ajax.

Der Preis beider Bände ist 3 Thlr. 12 Gr.

Lexicon Platonicum

sive

vocum Platonicarum index

condidit

Dr. Fridericus Astius.

Vol. III. Fasciculus 2: *προσγράφω-τιθημι.*

Geheftet. 1 Thlr.

Der Schluß des 3ten und letzten Bandes wird Anfang des nächsten Jahres erscheinen.

Vor einigen Monaten haben wir versandt:

Euripidis Tragoediae.

Recensuit

Godofr. Hermannus.

Vol. II. Pars I: *Helena.*

Preis 1 Thlr. 6 Gr.

Vol. I enthält: Hecuba, Iphigenia in Aulide, Iphigenia Taurica, und kostet 4 Thlr.

Leipzig, im November 1837.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1837. November. Nr. 44—47.

Nr. 44. *Der Löwe und der Bär. Der Monat November. *Der Münster zu Ulm. Pilzhannes. *Die Seeanemonen. Auflösung der Räthsel im vorigen Monat. — Nr. 45. *Der Zwergfalke. Zwei merkwürdige Hunde. *Die Kalmücken. Die Sage vom Ebelacker. *Der großfleckige Tiger. Räthsel. — Nr. 46. *Die Grenadiere. Barmherzigkeit. *Der gemeine Wunderbaum. Das arme Häschen. *Der gemeine Lachs oder Salm. Räthsel. — Nr. 47. *Ein Belognaserhund. Einige Abenteuer mit Schlangen. *Von Jesu Walten. Wie Theodor sich selbst elend machte. Der Geizige und der Geldkasten. *Von den Schnecken. Räthsel.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste bis dritte Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.

Leipzig, im December 1837. F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. LVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Die seit dem 1sten October in meinem Verlage erscheinende

Leipziger Allgemeine Zeitung

Motto: Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz!

wird auch im künftigen Jahre regelmäßig fortgesetzt und davon täglich, auch an Sonn- und Feiertagen, Abends ein ganzer Bogen Hochquart mit gespaltenen Columnen auf feinem weißen Maschinenpapier ausgegeben, in der Regel von ½ Bogen Beilage begleitet mit den neuesten am Nachmittag ankommenden Nachrichten und Cursen.

Das Blatt hat gleich nach seinem Erscheinen die allgemeinste Theilnahme gefunden und seinen Platz unter den besten deutschen politischen Zeitungen eingenommen, den es zu behaupten wissen wird. Nach Besiegung der ersten Schwierigkeiten wird es der Redaction und der Verlagshandlung von jetzt an möglich sein, immer mehr selbst hochgespannten Erwartungen zu genügen. Wir sind im Besitze des reichsten Materials an Zeitungen aller Länder und zählen bereits gegen 150 Mitarbeiter und Correspondenten in allen Theilen Europas und besonders Deutschlands für politische Neuigkeiten und für Berichte über bedeutende literarische, artistische und commercielle Erscheinungen, von denen hier nur die Correspondenten in Madrid, Paris, Brüssel, London, Kopenhagen, Christiania, Stockholm, Haag, Rom, Neapel, Wien, Berlin, Königsberg, München, Hamburg, Dresden u. s. w. angeführt werden mögen.

Das **Abonnement** auf die „Leipziger Allgemeine Zeitung" findet ganzjährig und auf sechs Monate statt, braucht aber auch nur für drei Monate genommen zu werden, da die Verlagshandlung sich überzeugt hält, daß Jeder, nachdem er einige Monate hindurch das Blatt gelesen, die Fortsetzung ohnehin bestellen wird. Der Preis ist für Sachsen ganzjährig 10 Thlr., halbjährig 5 Thlr., vierteljährig 2½ Thlr., und wird im Auslande je nach der Entfernung von Leipzig nach Billigkeit erhöht.

Inserate aller Art, für deren schnelle und allgemeine Verbreitung die örtlichen Verhältnisse Leipzigs besondere Vortheile darbieten, werden wir in die Zeitung selbst aufnehmen und den Raum einer Zeile mit 1½ Gr. berechnen.

Den ausschließenden **Debit** für das In- und Ausland hat die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig übernommen, an welche sich alle Postämter mit ihren Bestellungen wenden wollen, die man zeitig zu machen bittet, da nur eine geringe Anzahl über die bestellten Exemplare gedruckt wird, zu spät sich Meldende daher nur unvollständige Exemplare erhalten würden.

Leipzig, im December 1837. **F. A. Brockhaus.**

☞ Für ganz Frankreich abonnirt man bei Herrn Alexander in Strasburg, Brandgasse Nr. 28.

Bei W. Küchler in Frankfurt a. M. ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Mittheilungen aus dem Leben eines Advocaten.

Herausgegeben von **Dr. Ed. Beurmann.**

8. Geh. 2 Bände. Preis 3 Fl. 36 Kr., oder 2 Thlr.

Das Tagebuch eines deutschen Rechtsgelehrten wird hier von einem rühmlichst bekannten Schriftsteller dem Publicum vorgelegt. Schon die beiden ersten Bände, denen binnen Kurzem andere folgen werden, bieten einen reichen Schatz psychologischer Erfahrungen und setzen den Standpunkt des verstorbenen Verfassers der Mittheilungen hinlänglich auseinander. Die Beziehungen der Jurisprudenz zum Staate und zu der Menschheit werden hier überall von der Humanität und dem Fortschritte aus betrachtet und die Resultate, die sich an diese Betrachtungen knüpfen, werden auch nichtjuristische Leser interessiren, um so mehr, da sie von einer gewandten Hand die letzte Feile erhielten. Wenn sich der Herausgeber in seinem Vorworte auch ausdrücklich gegen jeden etwaigen Einwurf eigenmächtiger Zusätze und Veränderungen der ihm von den Hinterbliebenen jenes Advocaten überwiesenen Mittheilungen verwahrt, so wird man doch bald erkennen, daß dieselben in jener anziehenden und lebendigen Weise gehalten sind, die die moderne Litteratur vorzüglich auszeichnet.

:en erschienen in Ernst Klein's literarischem Comp: eipzig:

Die Kunst der Frauen,

Liebe und Treue ihrer Gatten zu sichern. Fest: für bräutliche Jungfrauen und junge Frauen. Dr. Aug. Heinrich. Cartonn. 15 Gr.

Jean Paul.

Schönste und Gediegenste aus seinen ver: enen Schriften und Aufsätzen, nebst dessen Leben, akteristik und Bildniß. Ausgewählt, gesammelt geordnet. Mit einem Vorbericht von Conz. 3 und letztes Bändchen. Herausgegeben von Dr. B. Rumsen.

riptionspreise für iden Band:	Pränumerationspreise für das Ganze von 12 Bänden:
1) Velinp. 1 Thlr.	10 Thlr.
2) Schreibp. 18 Gr.	7 Thlr. 12 Gr.
3) Franz. P. 16 Gr.	6 Thlr. 16 Gr.
4) Druckp. 12 Gr.	5 Thlr.

an kann nach und nach je zwei Bände zusammen ent: , zahlt aber dann den 12ten voraus.

Das Magazin der Liebe

:rren und Damen, oder nützlicher Unterricht für , welche sich der Liebe weihen, um in der Liebe klich und in der Ehe zufrieden leben zu können, die Kunst zu fesseln und stets neue Reize zu ent: lein. Mit einem Anhange: Mittel zur Pflege ei: :r Körpertheile, schöne und verständige Kinder zu zen und das Geschlecht der Kinder vor der Geburt immen zu können. Frei aus dem Französischen rsetzt. Dritte Auflage. (In Commission.) 12 Gr.

Unterricht für junge Frauen,

:ohe Mütter gesunder Kinder zu werden und selbst :ei gesund und schön zu bleiben. Mit einem An: nge, enthaltend Gebete für Schwangere und Ge: rende. Zweite Auflage. (In Commission.) 9 Gr.

Baltische Blätter

Redigirt von Dr. J. L. Klein.

Unter diesem Titel wird die in der unterzeichneten Ver: jandlung bisher erschienene Zeitschrift: „Baltische Blü: , mit dem 1sten Januar 1838 ihren dritten Jahr: g antreten und mit der veränderten Redaction zugleich neue Gestalt gewinnen, die diesem, der Unterhaltung, Literatur und Geselligkeit gewidmeten Journal eine :rbare Stellung in der gegenwärtigen Tagesliteratur sichern Ausgezeichnete und bewährte Schriftsteller haben der Re: ion bereits ihre Theilnahme zugesagt, und die „Balti: :n Blätter" werden fortan Beiträge von Eduard ns, Varnhagen von Ense, Theodor Mundt, . Mügge, F. G. Kühne, Meyen, H. Marggraff, ilipp von Leitner, Truhn, J. Löwenberg und :ren Andern erhalten. Die Redaction hat zugleich vielfäl: : Beziehungen mit den wichtigsten Hauptstädten Deutsch: ds und des Auslandes angeknüpft, um durch Correspon: zdarstellungen fortwährende Übersichten des gesellschaftlichen d literarischen Treibens der Gegenwart liefern zu können. e Baltischen Blätter werden in einer ruhigen und bestimmt :schlossenen Haltung die Physiognomie der heutigen Literatur: oche abzuzeichnen suchen und nichts unbeachtet und ungewür: digt lassen, was durch Tendenz oder Darstellung eine Beach: tung anspricht; zugleich aber auch nichts unbekämpft, was durch dünkelvolle Halbheit und Tenführung die wahren Stand: punkte des Lebens und der Literatur verrücken und in die So: phistik subjectiver Richtungen und Absichtlichkeiten hinüberspie: len möchte. Ein ausführlicher Prospectus nebst Probenum: mern wird im December in allen Buchhandlungen einzusehen sein.

Wöchentlich erscheinen vier Nummern in Hochquart, und der Preis des Jahrgangs ist auf 8 Thaler festgesetzt.

Wismar, im November 1837.

H. Schmidt u. v. Cossel's Rathsbuchhandlung.

In unserm Verlage erschien soeben:

Der
Christ an den Gräbern
seiner Vollendeten.

Eine Sammlung von Leichengesängen, zum Gebrauche für Chöre jeder Art.

Gedichtet von **Ludwig Neuffer.**

In Musik gesetzt von **Konrad Kocher.**

4. Brosch. 21 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Religiöse Gesinnung, Gottvertrauen und freudige Zuversicht auf ein Wiedersehen in jener bessern Welt sprechen hier beruhi: gend und tröstend zu der schmerzerfüllten Seele und der Com: ponist, mit dem Dichter fühlend, verherrlichte diese Lieder durch seine erhebenden Melodien; und so mögen diese Gesänge Allen, die an den Gräbern ihrer Vollendeten weinen, den schönsten, reichsten Trost gewähren, indem sie das Gemüth zu Dem em: porrichten, bei dem allein Trost und Heilung zu suchen ist.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Gediegene schönwissenschaftliche Werke.

Wir haben an alle Buchhandlungen versandt:

Nachlaß von Daniel Leßmann. Drei Theile. 5 Thlr. (Der dritte Theil schließt das Werk. Wer unter Anderm die herrlichen Biographien: „Georg von Podiebrad", und „Hieronymus Savonarola", fer: ner die durch zwei Theile gehende meisterhafte Erzäh: lung: „Die Quartierfreiheit", liest, wird das frühe Hinscheiden des Verfassers der „Heidenmühle" — nach allen urtheilsfähigen Stimmen einer der vorzüg: lichsten deutschen Romane — von Neuem beklagen.)

Geschichte vom braven Kasperl und dem schö: nen Annerl. Von Clemens Brentano. Mit Darstellung der Schlußscene. 8 Gr. (Aparter Ab: druck dieser zur classischen Literatur der Deutschen ge: hörenden Erzählung.)

Politische Novellen von Franz von Elsholtz. I. 1 Thlr. (Es sind hier drei derselben mitgetheilt und jede hat ihren Anknüpfungspunkt in einem be: deutsamen Ereigniß unserer Zeit.)

Berlin. Vereins:Buchhandlung.

Bei G. Bethge in Berlin erschien soeben:

Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande

von **Friedrich Rückert.**

2 Bände. Preis sauber gebunden à 16 Gr.

Neuester Roman von Capt. Marryat.

In unserm Verlage ist erschienen:

Das Geisterschiff,

oder der fliegende Holländer.

Roman von Capt. Marryat.

3 Theile. 8. Fein Velinpapier. Geheftet. 1 Thlr.

Captain Marryat beschenkt seine zahlreichen Freunde und Verehrer mit einem neuen Romane, welcher an geistreicher Auffassung und hohem spannenden Interesse keinem seiner Vorgänger nachsteht. Wie die frühern Romane, reiht sich auch dieser der in unserm Verlage erschienenen Sammlung von Marryat's Werken an, und haben wir dafür den bisherigen ungemein wohlfeilen Preis von

Einem Thaler

für drei Bände auf feinem Velinpapier und sauber geheftet bestehen lassen.

Dieselbe ungewöhnliche und glänzende Aufnahme, welche Capt. Marryat's Romane in England, Frankreich und Amerika gefunden, ist ihnen auch in Deutschland zu Theil geworden, und wir haben das Vergnügen, die Vollendung einer

Zweiten Auflage von Marryat's Werken

anzukündigen. Der bisherige unglaublich wohlfeile Preis von Einem Thaler für jeden Roman von drei Bänden bleibt vorläufig bestehen.

Erschienen sind bis jetzt: Willy Königs-Eigen. — Der Pascha. — Frank Mildmay. — Peter Simpel. — Japhet, der einen Vater sucht. — Jakob Ehrlich. — Newton Forster. — Ralph Rattlin. — Der Pirat und die drei Kutter. — Mr. Midshipman Easy. — Snarleyyow, oder der Höllenhund.

Braunschweig, im November 1837.

Friedr. Vieweg und Sohn.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der fliegende Holländer.

Roman vom Captain Marryat,

Verf. des Peter Simpel, Jakob Ehrlich, Japhet der den Vater sucht ꝛc. ꝛc.

Aus dem Englischen
von
C. Richard.

8. Drei Bände. Geh. 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Mit ebenso viel Geschick als Geist hat sich Captain Marryat jene hochpoetische Sage vom „fliegenden Holländer", dem ewigen Juden der Meere, anzueignen, und seine urkräftigen, farbenreichen Seebilder von den britischen Gewässern und dem stolzen England auf Holland und die Zeit seines Ruhms zu übertragen gewußt. Eigne poetische Gebilde vereinigen sich mit jener weltbekannten, fabelhaften Sage, das ganze Werk zu einem der interessantesten des berühmten Verfassers zu machen.

Bei J. Hölscher in Koblenz ist erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt worden:

Dronke, Prof. Dr. E., Beiträge zur Bibliographie, Literatur- und Kunstgeschichte. 1stes Heft. Gr. 8. 20 Gr.

Die Matthias-Kapelle auf der obern Burg bei Kobern, beschrieben von **Ernst Dronke** und **Joh. v. Lassaulx.** Mit 3 Tafeln Abbildungen. 8. Geh. 14 Gr.

Stegl, Joseph, Herr führe uns nicht in Versuchung! Ein Gebetbuch für katholische Christen, mit besonderer Berücksichtigung der gebildeten christkatholischen Jugend. 2te vermehrte Ausgabe. 12. Geh. 1 Thlr.

Müller, Dr. Joh., Handbuch der Physiologie des Menschen. 1ster Theil. 3te Auflage. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Gr.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Briefe über Malerei

in Bezug auf die königl. Gemäldesammlungen zu Berlin, Dresden und München,

von

Dr. Ernst Förster.

Velinpapier. In Umschlag broschirt. Preis 1 Fl. 12 Kr., oder 18 Gr.

Die geistreichen Mittheilungen, welche diese Schrift enthält, werden den Freunden der ältern Kunst gewiß sehr willkommen sein, besonders aber allen Denjenigen, welche die königl. Gemäldesammlungen zu Berlin, Dresden und München kennen, oder kennen lernen wollen.

Inhalt:

I. Museum in Berlin. Äußeres, Allgemeines. II. Ältere Florentiner und Sieneser. III. Werth der Sammlung. IV. Florentinische Meister des 15ten Jahrhunderts. V. Pinturicchio. Ingegno. Rafael. VI. Schinkel's Entwürfe und Malereien fürs Museum. VII. Venetianer. VIII. Mailänder. Ferrareser. Francia. Andrea del Sarto. IX. Dresdener Galerie. Ausstellung ꝛc. X. Tizian's Venus. Rafael's Madonna. Der Zinsgroschen? Errata. XI. und XII. Correggio. XIII. Paul Veronese. XIV. Über die Pinakothek in München. XV. Cornelius' Zeichnungen zu dem Bilderschmuck des Corridors der Pinakothek.

Stuttgart und Tübingen, im November 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Théomèle.

Collection

de

poésies religieuses et morales.

Livre de dévotion à l'usage de tous les cultes.

8. Brosch. 1 Thlr. 8 Gr.

Wir bieten hiermit dem Publicum eine Sammlung religiöser Gedichte aus der neuern und neuesten französischen Literatur, die sich durch eine zweckmäßige Auswahl besonders empfehlen, die Namen: Alph. de Lamartine, V. Hugo, J. B. Rousseau, Ste.-Beuve, Mad. Desbordes-Valmore etc. bürgen für ihren innern Gehalt. Wir haben durch gefällige äußere Ausstattung den innern Werth zu erhöhen gesucht, und können es den Freunden französischer Poesie als eine angenehme Erholungslectüre in ernsten Stunden empfehlen.

Bei Siegmund Schmerber in Frankfurt a. M. ist erschienen:

Gokkel, Hinkel, Gakkeleja.

Märchen

von **Clemens Brentano.**

Mit 15 Bildern. 3 Thlr.

Bessere Ausgabe, fein gebunden, 4 Thlr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. LVIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bücherschau.*)

Novellen von Henrich Steffens. Gesammtausgabe. Erstes Bändchen. Breslau bei Josef Max und Comp. 1837.

Eine Gesammtausgabe von Steffens' Novellen, wie sie uns hier geboten wird, muß jeder wahrhaft Gebildete mit hoher Freude begrüßen. Steffens gehört zu den seltenen Geistern, die mit Tiefe des Geistes Adel der Gesinnung und eine Macht der Rede, wie sie nur Wenigen gegeben ist, verbinden. Wer ist berufen, die Nation zu bilden, zu erziehen, wenn nicht solche Männer? Vor zehn Jahren trat Steffens mit seiner ersten größern Dichtung, Walseth und Leith, einem Cyklus von Novellen, wie er sie nannte, hervor; es folgten die Norweger, dann Malkolm, zuletzt die Revolution. Diese Schriften waren es, durch die der große Philosoph und Naturforscher, der, anfangs in ganz einsame, dem Leben scheinbar abgewendete, geologische Forschungen versunken, schon in seiner Schrift über die Idee der Universitäten, in der Gegenwärtigen Zeit und den Caricaturen, zum Theil auch in der Anthropologie durch Lösung der großen Fragen, die die Gegenwart lebhaft beschäftigten, eine bedeutende Einwirkung auf einen großen Theil der Zeitgenossen geübt hatte, nun allen Denen, die höherer geistiger Genüsse fähig waren, die reichen Schätze seines Geistes eröffnete und, mit der Größe und Erhabenheit seiner Ideen und Anschauungen ein mächtiges Gegengewicht gegen die Gemeinheit der gewöhnlichen Romanenliteratur bildend, den geistigen Einfluß in der That gewann, zu dem er ursprünglich berufen war.

Der vorliegende erste Theil der Gesammtausgabe der Steffens'schen Novellen, auf den ich zunächst die Aufmerksamkeit der Leser dieser Blätter hinlenken will, enthält theils früher schon Bekanntes — die Sagen und Erzählungen, die schon vor den erwähnten größern Dichtungen im J. 1823 vereint mit Hagen'schen und Hoffmann'schen erschienen waren —, theils ganz Neues, eine Novelle, die schlafende Braut genannt, die mehr als zwei Drittheile dieses Bandes einnimmt.

Wie alle Steffens'schen Dichtungen zeichnet sich auch diese Novelle durch die Fülle von Gestalten und den Reichthum interessanter Situationen, die sie uns vorführt, aus. Und bei aller Mannichfaltigkeit fehlt doch auch die künstlerische Einheit nicht, die in keiner echten Dichtung vermißt werden darf. In einem stillen, im versteckten Thale der Pyrenäen unweit Perpignan gelegenen Dorfe hat eine friedlichgesinnte Gemeinde mitten unter den Greueln, die der Religionshaß in ganz Frankreich hervorruft, den Geist liebevoller Verträglichkeit bewahrt, Hugenotten und Katholiken leben hier in freundlichem Verkehr nebeneinander. Die allgemeinste Verehrung genießt die Hugenottische Familie des Gutsherrn, ja eine übernatürliche Macht, die Ihrigen zu schirmen, traut ihr der fromme Glaube der Untergebenen zu, ein geheimer Bund mit dem Geiste des Gebirges verleihe ihr diesen segensreichen Einfluß. Worauf gründet sich dieser seltsame Glaube? Diese Frage löst der erste Theil der Novelle, der die frühern Schicksale des alten Hauptes der Familie, des alten Herrn von Brisson, seine Theilnahme an dem Kampfe zwischen Heinrich von Navarra und seinen Gegnern, die Verbindung, in die er, ursprünglich Katholik, mit einem Anführer Hugenottischer Scharen, Espinac, mit dem die gleiche Milde des Gemüths ihn geistig verbindet, und mit dessen Braut, der schlafenden und in wunderbarem Schlafe die nahe und ferne Zukunft Frankreichs weissagenden Braut, tritt, und wie er, mit in den Kreis des Zaubers, der sie umgibt, gezogen, seinen Kriegern und Unterthanen selbst ein Wunder, eine überirdische Erscheinung wird, in lebendigen, in reicher Farbenpracht glühenden Gemälden darstellt. Wie lange aber währt dieses schöne friedliche Verhältniß, wann unterliegt es der von außen eindringenden Gewalt und wie? Davon handelt der weitere Verfolg der Erzählung, der den Auszug der letzten Hugenottischen Einwohner aus ihren heimischen Thälern, zu dem die Aufhebung des Edicts von Nantes sie zwingt, uns zur Anschauung bringt. Hier ist es, wo die Novelle in eine Gebirgssage sich auflöst; neben den mildgesinnten Brisson's nämlich erhebt sich eine dämonische Gestalt in dem jüngern Espinac, dem Sohne jener wunderbaren, schlafenden Braut, auf den sich das geheimnißvolle, verschlossene, von der sinnlichen Gegenwart abgewendete Geistesleben der Mutter vererbt hat, nur daß es in ihm eine andere grauenhafte Richtung nimmt; wie nämlich jene das der Außenwelt sich verschließende Auge auf die Zukunft wendet, die Zukunft der Ihrigen, ihres Vaterlandes, so richtet es dieser hinab in die Abgründe einer schauerlichen Vergangenheit, das wilde Gebirge betrachtet er als seine wahre Heimat, hier vertieft er sich in die Spuren jener grausenhaften Kämpfe noch fesselloser Naturgewalten, die eine Geschichte ihn ahnen lassen, uralt, unermeßlich, gegen die die der Menschenwelt wie eine Chronik des gestrigen Tages erscheint; dieser Espinac, der zuletzt zerschellt, zerschmettert in dem Gebirge, das er in furchtbarem Wetter aufsucht, gefunden wird, rettet, mit Geistergewalt nach seinem Tode begabt, die verfolgten letzten Sprossen des verwandten Geschlechts, er breitet um sie seinen Mantel und trägt sie nach dem fernen Gebirge zu, von wo aus sie ungefährdet weiter entfliehen.

Auch diese flüchtigen Andeutungen werden genügen, um zum Genusse der trefflichen Dichtung einzuladen. Am ergreifendsten ist der wunderbare Schluß der Erzählung, wir fühlen hier wirklich alle Schauer, mit denen die Geisterwelt auf den Menschen wirkt. Unter den Charakteren ist einer der eigenthümlichsten und interessantesten Jeanette, auch ein fast dämonisches Wesen, dessen naturkräftiges Denken und Sein vielleicht mancher Leser sich noch näher gerückt gewünscht hätte. — Ein bemerkenswerther Druckfehler ist S. 255: siebzehn Jahre für elf Jahre. Daß auch die äußere Ausstattung diese Gesammtausgabe Steffens'scher Novellen vortheilhaft empfiehlt, verbürgt schon der Name des Verlegers.

E. M.

*) Artikel der Breslauer Zeitung. Redacteur Baron von Baerst.

Die Arnold'sche Buchhandlung in Dresden und Leipzig erlaubt es sich, das Publicum auf zwei wichtige Werke aufmerksam zu machen:

H. G. L. Reichenbach, Hofrath,

Handbuch des natürlichen Pflanzensystems

nach allen seinen Classen, Ordnungen und Familien, nebst naturgemäßer Gruppirung der Gattungen; oder: Stamm und Verzweigung des Gewächsreichs, enthaltend eine vollständige Charakteristik und Ausführung der natürlichen Verwandtschaften der Pflanzen in ihrer Richtung aus der Metamorphose und geographischen Verbreitung, wie die fortgebildete Zeit deren Anschauung fodert. Gr. 4. Brosch. 3 Thlr. 12 Gr.

Dr. J. G. Th. Grässe,

Lehrbuch einer allgemeinen Literärgeschichte

aller bekannten Völker der Welt,

von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Auch unter dem besondern Titel: Lehrbuch der Literärgeschichte der berühmtesten Völker der alten Welt, oder Geschichte der Literatur der Ägypter, Assyrer, Juden, Armenier, Chinesen, Perser, Inder, Griechen und Römer; von den Anfängen einer literarischen Cultur unter ihnen, bis zum Untergange des weströmischen Reiches. Erster Band. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

welche soeben erschienen und in allen namhaften Buchhandlungen zu haben sind.

---

v. Hailbronner's Reise-Cartons.

In der Unterzeichneten sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Cartons

aus der

Reisemappe eines deutschen Touristen.

Gesammelt und herausgegeben von

Karl v. Hailbronner.

Erster Band.

Gr. 8. In Umschlag brosch. Preis 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr.

Auf wenigen Blättern findet sich hier Vieles zusammengedrängt, was man in voluminösen Reisebeschreibungen vergeblich suchen würde. Der Verfasser, ein passionirter Reisefreund, führt im ersten Bande den Leser in die Schweiz, nach Seraing, Paris, Portsmouth, London, England, Irland, Schottland, Holland und nicht auf dem nächsten Wege nach Hamburg. Allerdings Vielen durch persönlichen Besuch und noch Mehren aus einer Menge von Büchern bekannte Gegenden. Allein hier verbreitet eine geistreiche Subjectivität über die aus der Ferne wunderbar vor die Einbildungskraft des Lesers gezauberte Außenwelt eine eigenthümliche Färbung. Der gewandte Reisende erscheint stets und überall als ein feingebildeter, unterhaltender und geistreicher Gesellschafter, während er, beinahe sich selbst unbewußt, zugleich gründlich erfahrener, belehrender Führer ist. Was er mit schneller und scharfer Beobachtungsgabe unbefangen aufgefaßt hat, findet der Leser in ebenso klarer als conciser Darstellung unumwunden wiedergegeben. Zwar sind die Schilderungen schon nach dem Titel des Buches Fragmente, allein der Herausgeber hat sie in so zweckmäßige Ordnung gebracht, daß der Leser mit einiger Phantasie die Übergänge ohne Mühe sich selbst bilden kann. Und wir wissen nicht, ob nicht grade Cartons für den Kenner ein ganz besonderes Interesse haben, das ein vollständig componirtes und im Einzelnen ausgeführtes Tableau niemals gewährt. Überall sind die charakteristischen Merkmale von Land und Volk, von Natur und Menschenschöpfung in kräftigen Zügen und bestimmten Umrissen ausgehoben, und bei jedem Bilde steht die Staffage in ansprechender Harmonie mit dem Hauptwerke. Der einfache, edle, in ungekünstelter Eleganz und angeborener Kraft dahinfließende Styl des Verfassers ist der höhern Lesewelt aus interessanten Beiträgen für die Allgemeine Zeitung schon länger bekannt.

Dies Alles, verbunden mit dem Reize der Neuheit und Überraschung, indem der Verfasser die skizzirten Reisen erst seit Kurzem vollendet und in seiner Darstellung nur das bis jetzt Unbekannte aufgenommen hat, macht das Werk, welches sich beim ersten Anblick durch eine seinem gediegenen Inhalte entsprechende Ausstattung empfiehlt, nicht nur zu einem nützlichen Wegweiser für den Reiseliebhaber, sondern auch in ausgedehnterm Kreise zu einem höchst unterhaltenden Lesebuche für jeden Gebildeten.

Der Inhalt des zur Versendung bereit liegenden zweiten und dritten Bandes ist folgender:

Inhalt des zweiten Bandes: Kopenhagen. — Schweden. — Der Trollhätta- und Göthakanal. — Stockholm. — Dalekarlien. — Die schwedische Armee. — Reise von Stockholm nach Berlin. — Berlin. — Dresden. — Prag. — München. — Rippoldsau. — Nürnberg. — Wien. — Die östreichische Armee.

Inhalt des dritten Bandes: Die Bora. — Venedig. — Mailand. — Florenz. — Genua. — Turin und die Seen. — Rom. — Der Carneval in Rom. — Die römische Charwoche. — Die Römerin. — Neapel. — Sicilien. — Der Vesuv.

Stuttgart und Tübingen, im November 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Das 1ste Heft von

Dr. Große's Geschichte der spanischen Revolution.

Preis brosch. 6 Groschen.

Das 2te Heft mit 1 Karte von Spanien und besonderer Berücksichtigung des jetzigen Kriegsschauplatzes erscheint in 3 Wochen.

Zwickau, im November 1837.

H. Laurentius.

Bei N. G. Elwert in Marburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Platner, Ed., Geheime Hofrath, Die Idee und ihre Caricaturgestalten in der gegenwärtigen Zeit. Gr. 8. Brosch. 1 Bogen. Velinpapier. 2 Gr., oder 9 Kr.

Des **Cajus Plinius Cäcilius Secundus** Lobrede auf den Kaiser Trajan. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen begleitet von Dr. **J. Hoffa.** Gr. 8. Brosch. 12¾ Bogen. 14 Gr., oder 1 Fl.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die ersten Anfangsgründe
der
Arithmetik, Algebra und allgemeinen Grössenlehre.
Gründlich und leichtfaßlich dargestellt
und mit vielen Beispielen und Aufgaben versehen
von
Dr. A. Hohl,
außerordentlichem Professor an der Universität zu Tübingen.
Gr. 8. Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 42 Kr.

Diese Schrift empfiehlt sich Jedem, welcher sich mit oder ohne Hülfe eines Lehrers über den Gegenstand derselben belehren will, durch Gründlichkeit und leichtfaßliche Darstellung, durch die vielen Übungsbeispiele und arithmetischen wie algebraischen Aufgaben, welche sie enthält. Zu ihrer Empfehlung darf überdies angeführt werden, daß sie die den ersten Anfangsgründen entbehrliche Lehre von den positiven und negativen Zahlen und von den entgegengesetzten Größen, womit man den Anfänger zu plagen pflegt, nicht enthält.

Stuttgart und Tübingen, im November 1837.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Th. Fischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Brüssel und Paris
von
Eduard Beurmann.
2 Theile. 3 Thlr.

Der Verfasser, der längere Zeit in Belgien und Frankreich zugebracht hat, hatte Gelegenheit, die politischen und socialen Verhältnisse beider Länder von den verschiedensten Standpunkten zu beobachten. Er hat die Resultate dieser Beobachtungen in dem obigen Werke niedergelegt, dessen erste Bände jetzt dem Publicum übergeben werden. An diese tiefern Beziehungen des Buchs reihen sich interessante Schilderungen von Sitten und Gebräuchen, anziehende Notizen über Kunst und Literatur, Reiseskizzen, Darstellung öffentlicher Charaktere jener Hauptstädte, mit einem Worte, eine Abwechselung von Details, die den Leser inmitten des Lebens versetzen und für deren genaue Auffassung und Beschreibung frühere Schriften des geistreichen Verfassers Bürge sein werden.

Aus dem mannichfachen Inhalte des Werkes heben wir hier nur die Ansichten des Verfassers über den Zustand der französischen periodischen Presse, der Literatur, der Musik, über das Centralisationssystem, seine Schilderungen der Pariser, seine Charakteristiken der Herren Guizot, Thiers, Laffitte, Casimir Périer, Dupin, Mauguin, Odilon-Barrot, heraus.

Abenteuer
auf einer
Reise nach Indien
über
Aegypten, das heilige Land und Syrien.
Von **Major Skinner.**
Aus dem Englischen von Dr. V. Jacobi.
3 Theile. 8. Brosch.
3 Thaler 12 Groschen.

Die Blätter für Literatur und bildende Künste, Beigabe zur Abendzeitung, sagen u. A. in der Recension: „Wir entsinnen uns nicht, seit langer Zeit eine so interessante Reisebeschreibung, wie die vorliegende, gelesen zu haben; die Unterhaltungskraft, die seiner Erzählungsweise beiwohnt, der unerschöpfliche Humor u. s. w. hat uns nur selten dazu kommen lassen, das Buch aus der Hand zu legen."

Streifereien in Ostindien
nebst
einer Wanderung
über die
Himalaya-Gebirge
zu den Quellen des Ganges und der Jumna
von Thomas Major Skinner
vom 31sten Regiment.
Aus dem Englischen von Dr. Fr. Steger.
2 Theile. 8. Brosch. 3 Thlr.

Russische
Novellen und Skizzen
von A. v. Seebach.
8. Brosch. 1 Thlr. 12 Gr.

Bereits im Repertorium für deutsche Literatur sind vorstehende Skizzen und Novellen als das Anziehendste und Gehaltvollste bezeichnet, womit uns der Übersetzer aus der schönwissenschaftlichen russischen Literatur beschenkt hat; sie sind durchgehends anziehend und spannen die Aufmerksamkeit des Lesers so lange, bis er sich am Ende derselben weiß.

Kaiser Otto in Florenz.
Schauspiel nach **Lope de Vega.**

Das
Wetter hol' die Liebe.
Lustspiel nach **Calderon.**
Frei bearbeitet von P. v. C.
8. Brosch. 1 Thlr.

Bilder aus England.
Von
Graf Eduard v. Melfort.
Aus dem Englischen
von Dr. E. Brinkmeier.
2 Theile. 3 Thlr.

Bei G. Bethge in Berlin ist erschienen:

Spener, Ph. Jak., Sprüche heiliger Schrift, welche von Weltleuten zur Hegung der Sicherheit misbraucht zu werden pflegen, kürzlich aber gründlich gerettet. Herausgegeben von Lisco. Mit Spener's Bildniß, von Fleischmann gestochen. 16 Gr.

Spener, Ph. Jak., Die Seligkeit der Kinder Gottes in dem Reiche der Gnade und der Herrlichkeit, in 6 Predigten betrachtet. Sammt einer Vorrede von dem Misbrauche der Freiheit des Evangelii und dessen Unterschied von dem Gesetz, auch beider Gebrauch. Herausgegeben von Lisco. Preis 14 Gr.

Der Name Spener's, dieses frommen Theologen und ausgezeichneten Predigers, der einst so kräftig und segensreich wirkte, bürgt für die innere Vortrefflichkeit dieser beiden Werke. Gründliche Erklärung der heiligen Schrift, edle Sprache, Klarheit der Darstellung sind Eigenschaften derselben, die sie jeden Erbauung Suchenden bestens empfehlen werden.

In meinem Verlage ist erschienen:

Bibliothek deutscher Dichter

des 17. Jahrhunderts. Begonnen von Wilhelm Müller. Fortgesetzt von Karl Förster. Dreizehntes Bändchen: David Schirmer. Zacharias Lundt. Philipp Zesen. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

Bisher waren erschienen:

I. Martin Opitz v. Boberfeld (1 Thlr. 12 Gr.); II. Andreas Gryphius (1 Thlr. 12 Gr.); III. Paul Flemming (1 Thlr. 12 Gr.); IV. Rodolf Weckherlin (1 Thlr. 12 Gr.); V. Simon Dach, Robert Roberthin und Heinrich Albert (1 Thlr. 12 Gr.); VI. Friedrich v. Logau und Hans Aßmann v. Abschatz (1 Thlr. 4 Gr.); VII. Julius Wilhelm Zinckgref, Andreas Tscherning, Ernst Christoph Homburg und Paul Gerhard (1 Thlr. 8 Gr.); VIII. Johann Rist und Daniel Georg Morhof (1 Thlr. 4 Gr.); IX. Georg Philipp Harsdörffer, Johann Klaj, Sigmund v. Birken, Andreas Scultetus, Justus Georg Schottel, Adam Olearius und Johann Scheffler (1 Thlr. 4 Gr.); X. Johann Christian Günther (1 Thlr. 4 Gr.); XI. Jakob Schwieger, Georg Neumark und Joachim Neander (1 Thlr. 12 Gr.); XII. Friedrich Spee (1 Thlr. 8 Gr.)

Jedes Bändchen, mit Biographien und Charakteristiken der Dichter versehen, ist zu dem bemerkten Preise unter besonderm Titel einzeln zu erhalten. Das nächste Bändchen wird Hoffmannswaldau, Lohenstein, Wernicke, Canitz und eine Nachlese enthalten, und diese Sammlung beschließen.

Leipzig, im December 1837.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Resultate der Sittengeschichte.

IV.

Politie oder der Staaten Verfassungen.

Zweite Auflage.

Mon métier et mon art c'est vivre.
Montaigne.

Preis 2 Thlr. 6 Gr., oder 3 Fl. 30 Kr.

Die politische Abtheilung der Resultate der Sittengeschichte des Freiherrn von Gagern ist nun in der zweiten, sehr vermehrten und unserer Zeit angepaßten, sie berücksichtigenden Auflage vollendet. Der vierte Theil nämlich: Politie, oder der Staaten Verfassungen, ist erschienen, der die drei Elemente der Gewalt und der parlamentarischen Einrichtungen combinirt und ihre Vortheile und Nachtheile auseinandersetzt. Keine andere Nation hat ein Werk von solchem Umfang und Zusammenhang. Uns ist neuerlich bereits ein Urtheil, eine Kritik zu Gesicht gekommen, von der Hand eines ungemein geistreichen Mannes, der sich so ausdrückt: „Wenn dies Werk in öffentlichen Blättern nicht mehr besprochen wird, so ist deutsche Pedanterie und die aufgeregte Zeit daran Schuld; denn die Schule findet hier kein neues System und der Parteigeist keinen Tummelplatz." Aber das sollte vielmehr zur Empfehlung gereichen. Und Pedanterie verschwindet in Deutschland, man weiß ohne sie zu denken und Faden und System zu finden. Und wie viele wissenschaftliche Männer haben aus diesen Resultaten schon entnommen? Deutschland, England, Frankreich, Nordamerika werden in diesem Theile besonders geschildert, hervorgehoben und erwogen. Alsdann macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß das Bundessystem, dem er ohnehin sehr die Stange hält, auf der Erde im Zunehmen begriffen sei. „Ich habe nicht verhehlt", sagt er in Beziehung auf sein Vaterland, „daß ich der Festigkeit des Bundes traue, wenn er die Ehre bewahrt, deren so großer, so erster Bestandtheil Treue und Glauben ist."

Stuttgart und Tübingen, im November 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage des Unterzeichneten ist soeben erschienen:

Baumgarten, J. C. F., Orthographische Vorlegblätter und Uebungsstücke. Ein Hülfsmittel zur Erleichterung und Beförderung des Unterrichts in der Rechtschreibung und des Gebrauchs des Genitivs, Dativs und Accusativs, nicht blos für Volksschulen in Städten und Dörfern, sondern auch für die untern Classen höherer Schulen brauchbar. Neunte, zum Theil umgearbeitete, richtiger geordnete und vermehrte Ausgabe. Querоctav. 38 Bogen. 1 Thlr.

Die wiederum nöthig gewordene neue (neunte) Auflage dieses ungemein praktischen Werkes, was in keiner Schule fehlen sollte, ist der beste Beweis seines Werthes und überhebt mich jeder weitern Empfehlung. Den Preis der frühern Auflagen, ungeachtet der Vermehrung der Bogenzahl, unverändert zu lassen, habe ich der Förderung der guten Sache wegen für meine Pflicht erachtet, und hoffe so die günstigste Aufnahme, sowie immer weitere Verbreitung.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1837.

Zehntes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Inhalt: I. Feldzug in Neapel und Sicilien in den Jahren 1734 und 1735. (Fortsetzung.) Die Schlacht bei Bitonto. II. Die Operationen der verbündeten Heere gegen Paris im März 1814. (Fortsetzung.) 25) Gefechte bei Sezanne, Villenoxe und Provins. III. Literatur. IV. Literarische Anzeige. V. Neueste Militairveränderungen. VI. Miscellen und Notizen.

Der Preis des Jahrgangs 1837 von 12 Heften ist wie auch der aller frühern Jahrgänge von 1818—36 jeder 8 Thlr. Sächs.

Die Jahrgänge 1811—18 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen ebenfalls 8 Thlr. Sächs. Wer die ganze Sammlung von 1811—36 auf einmal abnimmt, erhält dieselbe um ¼ wohlfeiler.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 30sten November 1837.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

In einigen Tagen erscheint und wird in allen Buchhandlungen zu haben sein:

Der Erzbischof von Köln Clemens August von Droste zu Vischering,

seine Principien und Opposition.

Nach und mit authentischen Actenstücken und schriftlichen Belegen dargestellt.

8. Geh. 5 — 6 Bogen.

Leipzig, am 14ten December 1837.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. LIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Magnetismus. Anwendung der Heidelbeerpflanze zur Gerbung des Leders. Über das sogenannte Auszeitigen der Runkelrüben.

* * *

Von diesem sehr gemeinnützigen und wohlfeilsten Journal erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 24—36 Kupferplatten bestehend und welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Thlr. 8 Gr., oder 16 Fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Ein dieses Journal begleitender Anzeiger nimmt einschlägige Dienstgesuche, Waaren- und Maschinen-Anbietungen, Bücheranzeigen u. s. w. gegen sehr billige Insertionsgebühren auf, und die Verlags-Expedition besorgt die einschlägige Correspondenz.

Stuttgart und Augsburg, im November 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Nicht zu übersehen!

Soeben erschien bei uns und ist in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Die Erd- und Mondsbahn

durch eine einfache, noch nirgend von dieser Construction existirende Maschine ganz anschaulich dargestellt, vermittels welcher sämmtliche an diesen Himmelskörpern vorkommenden Erscheinungen auf das deutlichste erklärt werden können. Zweite, mit 11 Bogen vermehrte und durch an der Maschine weiter angebrachte Vorrichtungen verbesserte Auflage. 8. Elegant broschirt. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Die Maschine, welche der bedeutenden Fabrikationskosten wegen in keiner Buchhandlung zur Einsicht vorliegt, kostet 4 Thlr., oder 7 Fl. 12 Kr.

Das Ganze kostet 5 Thlr., oder 9 Fl.

Es war vorauszusehen, daß diesem Werke der Beifall, den es verdient, zu Theil werde. Die erste bedeutende Auflage wurde allein in Würtemberg vergriffen, und erst jetzt können wir den Wünschen vieler Besteller in andern Ländern genügen.

Zur Würdigung dieses astronomischen Products führen wir von vielen Attestaten, die sich am Ende der Beschreibung gedruckt vorfinden, nur eine an:

„Der k. Studienrath hat die von der Haspel'schen Buch- und Kunsthandlung eingesandte Darstellung der Erd- und Mondsbahn einer Prüfung unterworfen, selbe für den angegebenen Zweck brauchbar und wegen ihres billigen Preises besonders auch für die minder bemittelten Schulen empfehlenswerth erfunden.

Stuttgart, den 17ten August 1835.

Flatt."

Fr. Fr. Haspel'sche Buch- und Kunsthandlung.

In der Buchhandlung von Georg Franz in München sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Maltitz, A. von, Bethwell an Maria und Maria an Bothwell. Zwei Heroiden. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Martin, Dr. A., Topographie und Statistik des königl. bair. Landgerichtes Au bei München, mit Berücksichtigung der medicinischen Verhältnisse desselben. Mit einer Ansicht und Übersichtskarte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Maßmann, Prof. Dr., Zur Mitfeier des göttinger Jubelfestes am 17ten September 1837. In gothischer Sprache. (Mit nebenstehendem deutschen Texte.) Gr. 4. Geh. 12 Gr.

Meyr, M., Wilhelm und Rosina. Ein ländliches Gedicht. 8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

Moritz, Dr., Novellen zur bairischen Gerichtsordnung vom Jahre 1754—1837. Herausgegeben mit königlichem Allerhöchsten Privilegium. 8 Lieferungen. Gr. 8. 3 Thlr. 4 Gr.

Omma, L'art de la correspondance française et italienne ou le nouveau sécretaire offrant les règles et les observations les plus justes, confirmées par des modèles de lettres tirés de plus célèbres écrivains des deux nations. Nouvelle edition corrigée, refondue, quant aux titres et augmentée par Joseph de Valeriani. 8. Geh. 1 Thlr.

Quitzmann, Dr. E., Von den medicinischen Systemen und ihrer geschichtlichen Entwickelung. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Söltl, München mit seinen Umgebungen historisch-topographisch-statistisch dargestellt. Erste Lieferung. Gr. 8. Geh. Bogen 1—6, nebst einer Ansicht, Plan und vergleichenden Grundrissen. — Das Ganze erscheint in 5—6 Lieferungen mit Stahlstichen, Planen und Vignetten und wird bis Ostern vollständig. Subscriptionspreis pro Lieferung 16 Gr.

Späth, J. L., Über die Lichtstärke der Fixsterne und Sonnen nach ihrem veränderlichen Glanze. Nach eignen Ansichten bearbeitet. Gr. 8. Geh. 9 Gr.

Bei F. H. Köhler in Stuttgart ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Tausend und Eine Nacht in scherzhaften Anekdoten.

4 Theile in Einem Band.

Großes Taschenformat. Eleg. brosch. 1 Thlr., oder 1 Fl. 36 Kr.

Dies angenehme, witzige und unerschöpfliche Unterhaltungsbuch sollte in keiner Bibliothek fehlen, da es vermöge seines Reichthums von Eintausendbreihundert Anekdoten und scherzhaften Erzählungen, sowol zur Selbstunterhaltung als zum Erzählen in fröhlichen Cirkeln einen wahren Nothhelfer bildet. Man findet darin Anekdoten von allen Ständen und Nationen, z. B. Schauspieler-, Jagd-, militairische, jüdische, böhmische, wiener und berliner Anekdoten, Schwänke aus Klaus's, Taubmann's und Rau's Leben u. s. w. *Dabei ist der Preis ungemein billig und war nur durch den Absatz von mehren tausend* Exemplaren und durch die große Ökonomie des Druckes möglich, indem mit dem Inhalte dieses Werkes sechs bis acht Bände im gewöhnlichen Romandruck angefüllt werden können.

In der J. E. v. Seidel'schen Buchhandlung zu Sulzbach ist ganz neu erschienen:

Krug und Bolzano, oder Schreiben an den Herrn Professor Krug in Leipzig, und Prüfung seines gegen Professor Bolzano's Lehrbuch der Religionswissenschaft gerichteten Antidoton. Herausgegeben von den Aufgefoderten. 1837. Gr. 8.

Die Verlagshandlung hat im alleinigen Interesse der deutschen Gelehrsamkeit, auf das Zeugniß würdiger Männer und mit dem Vertrauen der Freunde des Dr. Bolzano beehrt, einige seiner Hauptwerke: die Athanasia (1827), das Lehrbuch der Religionswissenschaft (1834), und erst vor Kurzem die Wissenschaftslehre (Logik) in ihren Verlag genommen. Das Lehrbuch hat die Theilnahme des Publicums vielfach und das Urtheil der Zeitschriften in verschiedenem Sinne in Anspruch genommen. Hr. Professor Krug hat demselben ein eignes Werkchen (Anbidoton) gewidmet, und es steht zu erwarten, auch ohne öffentliche Auffoderung, daß er damit nicht das letzte Wort behalten werde. Obiges Buch enthält die Erwiderung der Herausgeber. Es verdient die Berücksichtigung der Protestanten wie der Katholiken. Beide Parteien werden in dem allseitigen Versehen, das

Professor Krug sich bei seiner Kritik zu Schulden kom- ließ und das hier mit Gründlichkeit beleuchtet, mit dem ienten Ernste gerügt wird, manches Beherzigungswerthe essen. Das Lehrbuch muß nun viel allgemeiner als ein liger Fortschritt in der Wissenschaft anerkannt werden. bisher laut gewordenen Gegner desselben werden in den gegebenen Erläuterungen auch über ihre Misverständ- e Aufschluß finden. Man wird künftig an die Beurthei- gediegener Werke nicht mehr so unvorsichtig gehen und tiefgedachten Erscheinungen der Literatur sich nicht mehr) solche Oberflächlichkeit versündigen. Die speculative osophie und Theologie erhält hier manchen wichtigen Bei- zu ihrer Verständigung. Wenn endlich die Logik des Bolzano eine originelle Theorie über den richtigen au der Wissenschaften darbietet, so zeigt sich nun in sei- Lehrbuche ein praktisches Beispiel von einer nach den aufgestellten Grundsätzen bearbeiteten Wissenschaft, und : derjenigen, welche die wichtigste und schwierigste ist. Mö- nun, nach obiger neuesten Schrift, würdigere Beurtheiler auch Gegner, solche, die gewissenhafter und treffender bei n so wichtigen Unternehmen walten, zum Vorschein kom- . Diese Schrift aber werden auch Diejenigen mit steigen- Interesse und reicher Belehrung lesen, die alle soeben ge- ten Werke noch gar nicht zu Gesicht bekommen haben. wird dem gesammten Publicum der Gebildeten Ver- zen schaffen.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart rschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat October 1837.

Größere Aufsätze.

Reminiscenzen aus St.-Petersburg. — Die Tubas. — nderungen durch Posegas Ruinen und Bäder. — Das rinehospital in London. — Konstantinopolitanische Remi- enzen. — Marschall Marmont's Ansicht von den russischen itaircolonien. — Die Doppelhöhle bei Thuin in dem gro- Kapella. — Puschkin. (Mit einer Abbildung.) — Achmed von Konstantine. — Der Scheikh von Akaba. — Fer- do Po. — Aphorismen aus dem Völkerleben: der Haß der :damerikaner gegen den Katholicismus; die Reformen unter mohammedanischen Völkern; die alten und die neuen Mis- naire; die Reitervölker Amerikas; die Nilquellen. — Chine- e Zustände. — Das Gebiet von Ragusa. — Die cyklopi- n Bauten. — Die Ruinen der Stadt Bulghar. — Die vohner von Tanger. — Vergleichung der spanischen und kanischen Küste. — Der Bergbau im Altai. — Die Mönche Berges Sinai. — Ärzte und Krankheiten in Palästina. — theilung der Vögel in Südamerika. — Expedition nach ßbayak. — Lage und Hülfsmittel von Malta. — Noch : Vermuthung über die Ureinwohner Amerikas. — Die In- Tereeira. — Skizzen aus der Umgebung Algiers. — Der rkt an der Hamiß. — Historische Erzählungen der dschputen. 1. Geschichte Sudschuh Tschohan's. — Die Kir- :Kaissaken. — Die Provinz Assam. — Die Stadt Elvas.

Chronik der Reisen.

Nigerfahrten von Macgregor Laird und R. K. Oldfield. Auszug aus M. Laird's Tagebuch. Erste Nigerfahrt. Aus H. Oldfield's Tagebuch. Zweite Nigerfahrt. 3) Aus D. Oldfield's Tagebuch. Dritte Nigerfahrt. — Capitain ck's letzte Reise.

Kleinere Mittheilungen.

Plan zur Verbindung der Garonne mit dem Adour. — ffoderung des Bischofs von Nevers an seine Geistlichkeit zur eförderung der Alterthumskunde. — Der Graf Borolowski. Schwimmende Inseln. — Literarische Notizen: Manuscript über die Ruinen von Guatemala; die Sprachen in Hindostan; indochinesische Sprachen; Sprache der Tubas oder Todavers. — Merkwürdiges Phänomen. — Verkauf von Katzen- und Hundefleisch in London. — Theebau in Frankreich. — Auffin- dung eines Odinbildes in Irland. — Seltsamer Aberglaube des Sultans. — Sonderbarer Kampf mit einem Alligator. — Statistische Notizen aus Ungarn. — Entdeckungen im alten Theater von Catania. — Die englische Naturforschergesellschaft setzt bestimmte Summen zu wissenschaftlichen Untersuchungen aus. — Gesellige Spinnen. — Erblicher Instinct der Thiere. — Theridomys. — Über die Igel auf Madagaskar. — Über die Pflanze Victoria Regina. — Münzenfund zu St.-Maixent. — Der bartlose Reis. — Geologische Notizen: über die Koh- lenniederlagen in England; allgemeine Ansicht von den Fels- arten; über die Abkühlung der Erdoberfläche; Einbrüche des baltischen Meeres; merkwürdige Granitlagerung in Norwegen. — Sammlung indischer Götzenbilder. — Neue wissenschaftliche Reise nach Skandinavien. — Der Fuchs auf dem Himalaya- gebirge. — Brand in Kalkutta. — Insektenwolke. — Golia- thus magnus. — Großes eisernes Dampfboot.

Inhalt des Literaturblattes.

Ein Baron. Aus den historischen Bildern des Mittelal- ters. — Die innern Stimmen. Von Victor Hugo. — Bruch- stücke aus dem Trauerspiel Aspasia. Von Jakowakis Rhisos Nerulos. — Jean Jacques. Von G. Sand. — Über Shak- speare's Sonette. Von L. W. Richardson. — Sage vom Schlosse Glammis. Nach dem Englischen.

Stuttgart und Tübingen, im November 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei W. Langewiesche in Iserlohn erscheint gegen- wärtig (als zweiter Band einer „Galerie der Helden", aber auch als für sich bestehendes Werk):

Washington's Leben

von

Eduard Gehe.

Das Leben Washington's — des von Ruhmsucht nie getriebenen, dennoch berühmtesten Heerführers der neuen Welt — des Hauptbegründers der gepriesenen Freiheit Nord- amerikas — des weisen, uneigennützigen, nur des Vaterlandes Wohl bezweckenden Präsidenten der Vereinigten Staaten — des Mannes, der, wie der Congreß sich ausdrückte: „der erste im Kriege, der erste im Frieden und der erste im Herzen seiner Mitbürger" war — das an glor- würdigen, unsterblichen Thaten und Ereignissen reiche Leben dieses Helden — beschrieben von einem Autor wie Eduard Gehe, der durch lebendige Darstellung, gesundes Urtheil, scharfe Charakteristik, blühende, körnige Sprache u. s. w., von welchen Dingen namentlich auch seine vielgelesenen historischen Novellen erfüllt sind, sich zu ei- nem Lieblinge des gebildeten Publicums machte, und der, als tüchtiger Jurist, begreiflicherweise auch die Kenntniß des Staa- tenrechts mit den eben angedeuteten Vorzügen zu verbinden wissen wird — ein solches Buch bedarf keiner weitern Anpreisung.

Es wird (wie früher der „Marschall Vorwärts", welcher jetzt den ersten Band der „Galerie der Helden" bildet) in 4 Lieferungen ausgegeben, jede à 6 Gr., einschließlich ei- nes neuen, von H. Pinhas angefertigten prachtvollen Stahlstichs, den Helden Washington zu Pferde darstel- lend. — Alle Buchhandlungen nehmen Subscription an.

Schrift im Interesse unserer Zeit.

Bei uns erschien: Votum über Bildung eines soge- nannten Mäßigkeitsvereins. Von Dr. Julius Eduard Hitzig. 4 Gr. (Obwol von Berlin ausgehend, ist hier doch zugleich das Rechte und Tüchtige zu finden für jede deutsche Stadt, wo man Ähnliches bezweckt.)

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung

der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von

Dr. E. Widenmann und **Dr. H. Hauff.**

Vierzehnte Lieferung.

Auch unter dem besondern Titel:

Astoria,

oder

Geschichte einer Handels-Expedition

jenseit

der Rocky Mountains.

Aus dem Englischen des

Washington Irving.

Preis 1 Thlr. 16 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Gewiß bieten wenige der Länder- und Völkerkunde gewidmeten Werke eine so lehrreiche und unterhaltende Lectüre dar, wie diese Schrift Washington Irving's. Sie schildert die Schicksale einer der großartigsten Handelsunternehmungen, welche Johann Jakob Astor, ein geborener Deutscher, in Neuyork entwarf, und deren Nichtgelingen nicht ihm, sondern einem Zusammenstoß ungünstiger Verhältnisse und namentlich dem im Jahre 1812 zwischen England und Amerika ausgebrochenen Kriege zuzuschreiben ist. Erwägt man, wie wenig damals noch die Länder westlich von den Rocky Mountains, ja die mannichfaltigen Ketten dieses Gebirges selbst bekannt waren, so muß man in der That erstaunen, daß es dem Unternehmungsgeist eines Kaufmanns und der Ausdauer und dem Muthe seiner Handelsgenossen und Untergebenen gelang, eine Seeexpedition, welche ums Cap Horn herum nach der Mündung des Columbiastroms ging, mit einer Landexpedition über die Rocky Mountains nach demselben Punkte hin zu vereinigen. Namentlich sind es die Abenteuer und Mühseligkeiten der Landexpedition, welche das Material zur Ausfüllung des Gemäldes liefern, dessen Rahmen die großartige Handelsunternehmung bildet, die wir eben genannt haben. Dies Werk, nebst den Abenteuern Bonneville's, von dem in den Blättern des Auslandes (Monat Julius) ein weitläufiger Auszug mitgetheilt wurde, ist wol das vollständigste, was wir bis jetzt über die Länder und Völker ost- und westwärts der Rocky Mountains besitzen.

Stuttgart und Tübingen, im November 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, ist so eben neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die zweite Lieferung des

CLEF

de la

CONVERSATION FRANÇAISE,

oder

Anleitung

das Französische richtig zu sprechen,

von

J. B. Hoffstetter,

Professor der französischen und polnischen Sprache und ihrer Literatur an der k. k. Theresianischen Ritterakademie in Wien.

Taschenformat. Broschirt. 10 Gr.

Die gütige Aufnahme, welche die erste Lieferung dieses Werkes fand, verdoppelte die Bemühungen des Herrn Verfassers, um dem Mangel an einem guten französischen Gesprächsbuche einigermaßen abzuhelfen. Derselbe hat daher den acht in diesem Bändchen enthaltenen Gesprächen zwei Scenen vorangehen lassen, welche das treue Bild einer fehlerhaften Conversation française geben und deutlich zeigen, wie sehr die Conversationssprache der jetzigen Franzosen von jener verschieden ist, die in Deutschland nur zu häufig noch als Muster des guten Tons aus den Grammatiken und französischen Gesprächbüchern erlernt und gebraucht wird. Ferner enthält diese Lieferung noch Manières de parler proverbiales et métaphoriques; Règles de la Politesse à observer dans le Monde, Fortsetzung; Coqs à l'âne, erzeugt durch die fehlerhafte Aussprache einiger Buchstaben; zweite Serie der Gallicismen in B—E nach der neuesten Ausgabe des Dictionnaire de l'Académie française.

Die erste Lieferung kostet ebenfalls 10 Gr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

HUETER, Prof. Dr. C. C., Disputatio de singulari exemplo pelvis forma infantili in adultis reperto. Accedunt tabulae duae aeri incisae. Gr. 4. Brosch. 4 Bogen. 10 Gr., oder 45 Kr.

N. G. Elwert in Marburg.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. LX.

[De]r Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

alle Berichtigungen und Zusätze zu einzelnen Stellen des Caesar in Klammern nachgetragen, sodass durch beides die neue Ausgabe vor der frühern einen wesentlichen Vorzug hat. Oudendorp's Caesar, in welchem zugleich die sämmtlichen Anmerkungen der besten frühern Erklärer vollständig gesammelt sind, stand immer in hoher Achtung, und das Studium derselben wurde von jeher als eines der geeignetsten Mittel zur Beförderung einer gründlichen Kenntniss der römischen Sprache angesehen.

III. Cornelii Nepotis,

quae exstant, cum selectis superiorum interpretum suisque animadversionibus edidit

Augustinus van Staveren.

Editio nova auctior curante Guilielmo Henrico Bardili.

2 Bände.

Herabgesetzter Preis: Druckpapier 1 *Thlr.* 20 *Gr.*, *oder* 3 *Fl.*; *Schreibpapier* 2 *Thlr.* 8 *Gr.*, *oder* 4 *Fl.*

Diese Ausgabe gibt nicht nur den Inhalt der zweiten, zu Leyden 1774 erschienenen Staveren'schen Edition in seiner ganzen Vollständigkeit wieder, sondern bietet auch in den hinzugekommenen Anmerkungen des neuen Herausgebers theils die Resultate seiner eignen kritischen und exegetischen Forschungen, theils eine genaue Übersicht alles Dessen, was bis dahin für den Schriftsteller sowol in eignen Ausgaben als in zerstreuten Beiträgen geleistet worden war. Zudem stellt sie eine auf neu verglichene Handschriften und die besten Ausgaben gegründete, durchaus neue Textesrecension auf, welche den allgemeinsten Beifall gefunden hat und die Basis aller seitdem erschienenen Ausgaben geworden ist. Der Berichtigung und Vervollständigung der Fragmente und des Index wurde eine besondere Sorgfalt zugewendet, und somit ist diese Ausgabe, nach dem Urtheil der competentesten Richter, als eine wahre Bibliotheca Corneliana zu betrachten, die Alles in sich vereinigt, was für das Verständniss des Historikers erfoderlich ist und vorher in vielen, zum Theil schwer zugänglichen Schriften vertheilt war.

Vorstehende drei Ausgaben haben sich seit ihrem ersten Erscheinen der Anerkennung aller Freunde und Kenner der römischen Literatur, sowie eines bedeutenden Absatzes erfreut; um so mehr wird dieses jetzt der Fall sein, wo ausserordentliche Preisherabsetzung solche auch dem Unbemittelten leicht zugänglich macht.

Die ursprünglichen und jetzigen Preise sind nämlich folgende:

Bei Livius:

Druckpapier von 84 *Fl. auf* 22 *Fl.* 30 *Kr.*
Schreibpapier von 120 „ *auf* 30 „

Bei Julius Caesar:

Druckpapier von 12 *Fl. auf* 3 *Fl.* 45 *Kr.*
Schreibpapier von 16 „ *auf* 4 „ 30 „

Bei Cornelius Nepos:

Druckpapier von 8 *Fl.* 6 *Kr. auf* 3 *Fl.*
Schreibpapier von 12 „ 12 „ *auf* 4 „

Da der Vorrath nur sehr gering und Wiederherstellung gleich schöner, spatios gedruckter und mit Sorgfalt behandelter Ausgaben um die jetzigen niedrigen Preise durchaus unmöglich ist — zu den herabgesetzten Preisen würden nicht einmal die Kosten des Papiers gedeckt werden — so machen wir das gebildete und gelehrte Publicum wiederholt auf die jetzige Gelegenheit aufmerksam, Schriften anzuschaffen, deren Studium für Jeden, welcher sich mit römischer Literatur beschäftigt, unentbehrlich ist, und die ihre Geltung und ihren eigenthümlichen Werth auch künftig neben allen neuen Bearbeitungen behalten werden.

Zugleich mit vorstehenden Classikern und in der Absicht, um als Erklärung der in den Schriften des classischen Alterthums so häufig vorkommenden Münz-, Mass- und Gewichtsbenennungen zu dienen, wurde zu seiner Zeit durch den würtembergischen Verlagsverein ausgegeben:

J. L. Wurm,

de ponderum, nummorum, mensurarum ac de anni ordinandi rationibus apud Romanos et Graecos; cum tab. Gr. 8. 1820.

Herabgesetzter Preis 1 *Thlr.*, *oder* 1 *Fl.* 30 *Kr.*

Wir haben auch dieses anerkannt vorzügliche Werkchen in unsern Verlag aufgenommen und den Preis desselben, gegen den frühern von 2 Fl. 24 Kr., wie vorsteht, bedeutend heruntergesetzt.

Stuttgart und Tübingen, im November 1857. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Den Herren **Aerzten** empfehle ich die nachfolgenden, wohlerhaltenen und **billigen deutschen Prachtwerke:**

Weber's anatomischer Atlas. 7 Lieferungen complet. Der jetzige Ladenpreis ist 52 Thlr. 12 Gr. — Bei meinem Exemplar sind außerdem noch 2 Rollen und 2 eiserne Stäbe befindlich, um die 11 Körper, die auf Leinwand gezogen sind, daran aufhängen und aufrollen zu können. — Das Exemplar ist ganz neu aus dem Laden. Für 30 Thlr. netto.

Kilian's geburtshülflicher Atlas. 1ste und 2te Lieferung und Text. Statt 8 Thlr. Subscriptionspreis für 4 Thlr. netto.

Fr. Tiedemann's Abbildungen der Pulsadern des menschlichen Körpers. 76 colorirte und schwarze Tafeln in Imperialfolio. Sehr schönes Exemplar in Halbleder

ind, ganz neu. Statt 58 Thlr. Ladenpreis für 82 Thlr. etto.

lantae medicinales, oder Sammlung officieller Pflanzen. 4 Theile. A—Z. Complet. Folio. Abbildungen von Henry; Text von Weyhe, Walter, Funke und ees von Esenbeck.) 4 schöne englische Lederbände, ganz eu, mit sehr sauber colorirten Abbildungen. Statt 76 Thlr. ir 38 Thlr. netto.

: Salzburger medicinisch-chirurgische Zeitung. ahrgang 1790—1833. (Die fehlenden 14 einzelnen Bände nd leicht anzuschaffen.) 132 Pappbände mit Titel, ganz eu. Statt 220 Thlr. für 38 Thlr.

feland's Journal der praktischen Arzneikunde. Jahrgang 1795—1824 und 1827—1830. (5 Hefte fehlen.) für 25 Thlr.

Nächstdem mache ich auf den in kurzer Zeit bei mir erinenden neuen Antiquarkatalog, Nr. 16, aufmerksam, worin ire medicinische Werke vorkommen.

Halberstadt, im December 1837.

F. A. Helm.

Neue empfehlenswerthe Unterhaltungsschriften.

Bei F. E. C. Leuckart, Buchhandlung in Breslau, ist ben erschienen:

Der verlorengegangene Ehemann.

Novellenskizze aus der pariser Welt
von
Ch. Paul de Kock.

Die Männerjagd.

Erzählung von
Emanuel Gonzalez.
Preis 1 Thlr. 7½ Sgr.

Die alte Jungfer.

Scenen aus der Provinz nach der Restauration
von **H. de Balzac.**
Aus dem Französischen. Preis 1 Thlr. 7½ Sgr.

Zizine.

Nach dem Französischen des **Ch. Paul de Kock.**
2 Theile. Preis 1 Thlr. 22 Sgr.

Früher erschien in demselben Verlage:

Liebe und Berufstreue.

Doppelnovelle aus den Papieren eines jungen Arztes
von **H. E. R. Belani.**
2 Theile. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Wohlfeile Taschenausgabe.

Soeben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt der dritte und vierte Theil der

Bibliothek classischer Schriftsteller Nordamerikas,

enthaltend:

Des Holländers Herd.

Roman von James Paulding. 2 Theile. 18 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

☞ Echte, gediegene Poesie, hohe Sittlichkeit, warme Religiosität und originelle stets spannende Darstellung charakterisiren die Romane des berühmten Amerikaners James Paulding in so hohem Grade, daß wir zum Lobe einer ebenso geschmackvollen als treuen Übertragung derselben nichts hinzuzufügen brauchen, als daß dieselben in Amerika und England bereits die achte Auflage erlebten.

Die beiden ersten Theile erschienen im Anfang dieses Jahres; sie enthalten den Roman: **Wohlauf, nach Westen!** und kosten gleichfalls nur 18 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

J. D. Sauerländer.

Soeben sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sophokles' Tragödien. Griechisch mit deutschen Anmerkungen von *G. C. W. Schneider*, Dr. d. Phil. u. Prof. am Gymn. zu Weimar. 1ster Band: **Elektra.** 2te umgearbeitete, verbesserte und vielfach vermehrte Auflage. 8. 18 Gr.

Durch Hinzufügung eines Sach- und Wortregisters ist diese neue Auflage für Schulen noch brauchbarer geworden.

Aeschylos' Tragödien. Griechisch mit Anmerkungen von *G. C. W. Schneider*. 3ter Band: **Die Perser.** 8. 1 Thlr. 3 Gr.

Auch diese Ausgabe ist, als vorzüglich zur Einführung auf Schulen geeignet, den Herren Directoren von Gymnasien zu empfehlen.

Hoffmann, Dr. *S. F. W.*, **Bibliographisches Lexikon** der gesammten Literatur der Griechen. 2te umgearbeitete, durchaus vermehrte, verbesserte und fortgesetzte Ausgabe. 1ster Theil: *A—D*. Gr. 8. 3 Thlr.

Der Werth dieses mit größtem Fleiße gearbeiteten Buches ist schon von vielen Seiten anerkannt worden.

Leipzig, im November 1837.

A. F. Böhme.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Lehrbuch der Mechanik.

Von
J. P. Brewer,
Professor der Mathematik und Physik in Düsseldorf.

Erster Theil. Statik fester Körper. 215 Seiten in gr. 8. Mit 8 Steindrucktafeln. 1 Thlr. 12 Gr.

Zweiter Theil: Lehre von der Bewegung fester Körper. 268 Seiten in gr. 8. Mit 5 Steindrucktafeln. 1 Thlr. 14 Gr.

Dritter Theil: Hydrostatik, Aerostatik und Hydraulik. 437 Seiten in gr. 8. Mit 6 Steindrucktafeln. 2 Thlr. 22 Gr.

Düsseldorf, bei J. E. Schaub.

(Die vollständige Mechanik, 3 Bände, kostet 6 Thlr.)

Die überaus günstigen Recensionen über dieses Werk sagen im Wesentlichen:

„Dieses Buch unterscheidet sich von den gewöhnlichen Lehrbüchern über diese Wissenschaft durch eine ihm zur Empfehlung gereichende Vollständigkeit, Gründlichkeit, Deutlichkeit, selbständiges Urtheil und Streben nach gründlicher Einsicht."

Im dritten Theile ist eine sehr wohlgeordnete, lehrreiche und verständige Beschreibung der Dampfmaschinen enthalten.

Einladung zur Pränumeration
auf die mit Januar 1838 in Wien beginnende Zeitschrift für und über Oestreichs Industrie und Handel,

in Verbindung mit einigen technischen Gelehrten

redigirt von Heinrich Wiese,

wirklichem Mitgliede der Industrievereine von Chemnitz, Saalfeld u. s. w.

Da diese Unternehmung, ein Bedürfniß der Zeit, auf die kräftigste Unterstützung von Männern, die mit seltener Uneigennützigkeit sich für das industrielle und commercielle Interesse ihres Vaterlandes verwenden, rechnen darf, und derselben die Mitwirkung gediegener Fachmänner, die das Blatt vor Einseitigkeit bewahren helfen, gesichert ist, so dürfte sie eines bleibenden Erfolgs gewiß sein.

Diese Zeitschrift beabsichtigt nun, nach folgendem Entwurf:

I. In Hauptartikeln:

Mittheilungen über die Fortschritte der neuesten Zeit und Dessen, was noch zu wenig bekannt geworden, im Gebiete der aus- und inländischen Industrie im weitesten Sinne, also der Urproduction des Fabrik- und Manufacturwesens, der Chemie und Mechanik, Waarenkunde, und was immer für Berg- und Land-, Schiff- und Straßenbau, Gewerbe und Künste wichtig ist, sowol Originalabhandlungen, und, um möglichst alle fremden Blätter entbehrlich zu machen, auch Übersetzungen, Auszüge rc. (Hierzu die nöthigen Zeichnungen, Farb- und andere Muster, Modelle der Redaction u. s. w.)

II. In Notizen:

Die Beschreibung vorzüglicher Industrieanstalten, soweit es nicht wider das Interesse des Einzelnen ist, anmerkungsweise die Biographie um die Industrie verdienter und sonst ausgezeichneter Menschen, Schilderungen von Anstalten, die eine allgemeine Theilnahme in Anspruch nehmen oder unterrichtend sind, ferner die Erklärung zu neuen Stoffen, unter Anschluß lithographirter Muster für die gesammte Seiden- und Wollenmanufactur, sowie zu allen der Mode unterworfenen Gewerbsarbeiten aus dem Aus- und Inland, endlich Nachrichten von gewerblichen Bedienstungen im Einverständnisse mit den Herren Gewerbsvorstehern.

III. In Beilagen:

Ein recensirendes technisches Literaturblatt und Repertorium der technischen Journalistik, sowie artistische Erscheinungen, soweit letztere auf den Geschmack in der Form der Industrieerzeugnisse Einfluß nehmen; ferner werden sie auch Nachrichten über die Waarenvorräthe an Handelsplätzen, Veränderungen in der Zollgesetzgebung und den Zollsätzen des Aus- und Inlandes, Preiscourants aller Art, insbesondere über die Erzeugnisse von Wohlthätigkeitsanstalten u. A., was die Zeit wünschen läßt, enthalten.

Die Zeitschrift kostet für jährlich etwa 100 Bogen obigen Inhalts mit allen Beilagen, im Bureau des Östreichischen Beobachters, Dorotheergasse Nr. 1108, oder bei der Redaction und im Buchhandlungswege, halbjährig 2 Fl. C.-M., ganzjährig 4 Fl. C.-M.; durch sämmtliche Postämter des Aus- und Inlandes jährlich 5 Fl. 24 Kr., halbjährig 2 Fl. 42 Kr. C.-M., und erscheint wöchentlich 2 Mal.

Abonnentensammler erhalten für 10 Exemplare Eines gratis; doch wird Jedermann wol außerdem möglichst zur Verbreitung der Unternehmung beitragen.

Mittheilungen werden nach Verhältniß von 5—100 Fl. C.-M. pro Druckbogen honorirt.

Wien, den 7ten December 1837.

In Commission bei **K. Gerold** in Wien.

Bei DüMont-Schauberg in Köln ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

TOXIKOLOGISCHE TABELLEN,

oder tabellarische Uebersicht der Gifte, der Symptome, die sie hervorbringen u. s. w. Nach den neuesten Entdeckungen und Berichtigungen entworfen von Dr. STUCKE. Zweite verm. und verb. Auflage. Brosch. **14** *Gr., oder 1 Fl.*

Daß ein solches Werk in so kurzer Zeit eine neue Auflage erlebt, spricht schon von selbst für die Brauchbarkeit und Vorzüge desselben. Diese neue Auflage unterscheidet sich wesentlich von der ersten; der Herr Verfasser hat sie mit großer Vorliebe für seinen Gegenstand durchaus überarbeitet und keine Mühe gescheut, um ihr die möglichste Vollständigkeit und Genauigkeit zu geben. Nicht nur sind die neuern Beobachtungen und Erfahrungen zur Berichtigung des Aufgestellten benutzt, sondern auch bei mehren Rubriken viele Zusätze eingeschaltet worden.

Bei J. Hölscher in Koblenz ist erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu beziehen:

***Maximilian's*, Prinz zu Wied, Reise in das Innere von Nordamerika. 2te Lieferung. Mit 4 Kupfern. 3 Thlr. 4 Gr.**

Preisherabsetzung.

Ich habe den dritten Jahrgang vom

Sonntags-Magazin,

der 48 Nummern mit vielen Abbildungen enthält, von 1 Thlr. 8 Gr. auf **16 Gr. ermäßigt,** sodaß nun die erschienenen drei Jahrgänge von 1834, 1835 und 1836 zusammen nur **2 Thlr.** kosten. Den zahlreichen Käufern des ersten und zweiten Jahrgangs ist damit Gelegenheit gegeben, sich durch den Ankauf des dritten Jahrgangs das Sonntags-Magazin auf das billigste zu vervollständigen.

Durch alle Buchhandlungen sind vollständige Exemplare sowol als einzelne Jahrgänge zu beziehen. Ebenso sind noch fortwährend zu dem **herabgesetzten Preise von 16 Gr.** Exemplare des allgemein beliebten

National-Magazins,

52 Nummern mit vielen Abbildungen, zu erhalten.

Leipzig, im December 1837.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. LXI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Durch alle Buchhandlungen ist **gratis** zu erhalten:

Verzeichniss

einer Sammlung von Romanen und Erzählungen, Schauspielen, Gedichten, Briefen, Biographien, Denkwürdigkeiten, Reisen, historischen und andern werthvollen Schriften aus dem Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig,

welche sich zur Errichtung und Ergänzung von Privat- und Leihbibliotheken eignen und zu sehr vortheilhaften Bedingungen erlassen werden.

Freunden gediegener Unterhaltung, Lesegesellschaften und *Leihbibliotheken* wird dieses Verzeichniss, welches die *neuern* und *vorzüglichsten* Werke nicht ausschliesst, zur Durchsicht und zur Benutzung der aussergewöhnlichen Vortheile empfohlen.

Einladung zur Subscription auf eine neue Ausgabe von

Goethe's Gedichten

in Octav,

mit dem Bildniss des Verfassers in Stahl,

und eine neue Ausgabe von

Goethe's Faust

in Einem Band.

Der Wunsch, die Gedichte eines Schiller und Goethe in ganz gleichmäßiger schöner Ausgabe besitzen zu können, ist uns schon so oft geäußert worden, daß wir uns entschlossen haben, denselben zu befriedigen.

Wir werden daher

Goethe's Gedichte

in demselben Format, auf dem nämlichen Papier und mit denselben Lettern drucken lassen, wie die mit so allgemeinem Beifall aufgenommene Octavausgabe von Schiller's Werken.

Der erste Band wird im Januar 1838 ausgegeben und das Ganze zur Ostermesse 1838 vollendet.

Den Preis, der bisher 3 Thlr., oder 5 Fl. 12 Kr., gewesen, stellen wir so niedrig als möglich, und zwar in Subscription auf 2 Thlr. 8 Gr., oder 4 Fl. Der nachherige Ladenpreis wird bedeutend erhöht werden. Bis Ostern 1838, bis wohin das Werk im Druck beendet sein wird, bleibt der Subscriptionspreis offen; nach Erscheinen desselben werden die Exemplare nur im Ladenpreise abgegeben.

Ferner wird demnächst fertig und ist alsdann durch alle soliden Sortimentshandlungen Deutschlands und der Schweiz zu beziehen:

Faust.

Eine Tragödie.

Beide Theile in Einem Band.

Mit Goethe's Bildniss in Stahl.

Diese neue Ausgabe von Goethe's Meisterwerk übertrifft die bisher erschienenen Ausgaben; demungeachtet haben wir uns entschlossen, einen äußerst niedrigen Subscriptionspreis davon bis Ostern 1838 gelten zu lassen und zwar 2 Thlr., oder 3 Fl. 12 Kr. Nach Ostern 1838 wird ein erhöhter Ladenpreis eintreten.

Wir sind überzeugt, daß unser Bestreben, den Ankauf dieses Werkes, welches in den frühern Ausgaben 2 Thlr. 16 Gr., oder 4 Fl. 48 Kr., kostete, möglichst zu erleichtern, allgemeine Anerkennung finden werde.

Bei dieser Gelegenheit machen wir auch auf die von Prof. Mor. Retzsch gezeichneten und gestochenen Umrisse zu Goethe's Faust aufmerksam; diese Umrisse sind allbekannt und unterlassen wir daher alle Anrühmung. Der Preis für beide Theile — 40 Blatt in Querfolio cartonnirt — ist 3 Thlr. 12 Gr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Stuttgart und Tübingen, im November 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In unterzeichneter Buchhandlung ist soeben erschienen:

***Grundriss der speciellen Semiotik*, von Dr. *H. E. Suckow*, Kreisphysikus in Jauer.** Lexikonquart. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Der Herr Verfasser dieses Werkes hat der systematischen Bearbeitung den Vorzug vor der lexikographischen gegeben, da erstere die verwandten Gegenstände von einem Punkte aus betrachtend, das leichtere Auffinden in einem bequemen Systeme (beim Verf. dem anatomischen) weit mehr begünstigt, als in einem alphabetischen, wo häufige Verweisungen gar nicht zu vermeiden sind.

Früher ist daselbst erschienen:

Lehrbuch der Geburtshülfe, zum Unterrichte für Hebammen. Von Dr. J. C. Stark, Geheimen Hofrathe ꝛc. zu Jena. (Mit einer Steindrucktafel.) Gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Jena, im November 1837.

Bran'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Technologische Encyklopädie,

oder

alphabetisches Handbuch der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens.

Zum Gebrauche für

Kameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art.

Herausgegeben von

Joh. Jos. Prechtl,

k. k. n.-ö. wirklichem Regierungsrathe und Director des k. k. polytechnischen Instituts in Wien 2c. 2c.

Achter Band.

Hygrometer — Küferarbeiten.

Mit den Kupfertafeln 151 — 177.

Ladenpreis 3 Thlr. 12 Gr., oder 6 Fl. Subscriptionspreis 2 Thlr. 16 Gr., oder 4 Fl. 48 Kr.

Inhalt:

Hygrometer. Indig. Kalander. Kali. Kalk. Kämme. Kattundruckerei. Kattundruckmaschine. Keil. Kerzen. Ketten. Kienruß. Kitte. Knopffabrikation. Kobalt. Kohlen. Kohlensäure. Korbmacherarbeiten. Korkarbeiten. Krahn. Kratzbürste. Krempeln, Krempelmaschinen. Küferarbeiten.

Stuttgart und Tübingen, im November 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Th. Körner's sämmtliche Werke.

Im Auftrage der Mutter des Dichters herausgegeben und mit einem Vorworte begleitet

von **Karl Streckfuß.**

Dritte rechtmäßige Gesammtausgabe in Einem Bande.

Auf Maschinen-Velinpapier mit dem sauber in Stahl gestochenen Bildnisse des Dichters und einem Facsimile seiner Handschrift.

Erste Lieferung (30 Bogen), in elegantem Umschlag geheftet.

Subscriptionspreis 1 Thlr. 15 Sgr.

Um den Verehrern Körner's die Anschaffung seiner Schriften auch fernerhin möglichst zu erleichtern, haben wir uns entschlossen, auf die gegenwärtige dritte Auflage wieder eine Subscription zu eröffnen, und dieselbe, zu noch größerer Bequemlichkeit der Käufer, in zwei Lieferungen auszugeben, deren Betrag erst beim Empfange zu bezahlen ist.

Auf die äußere Ausstattung ist dieselbe Sorgfalt verwendet worden, durch welche sich die frühern Auflagen so vortheilhaft auszeichneten. Außerdem erhält diese neue Auflage durch das derselben beigefügte Facsimile der Handschrift Th. Körner's (die wir der gütigen Mittheilung der würdigen Mutter des Dichters verdanken) eine gewiß allgemein willkommene Zugabe.

Die zweite Lieferung erscheint ganz bestimmt Anfangs Februar 1838, und wird im Subscriptionspreise 1 Thlr. 10 Sgr. kosten. Der demnächst eintretende Ladenpreis für beide Lieferungen wird auf 3 Thlr. 15 Sgr. erhöht werden.

Hiermit verbinden wir die ergebenste Anzeige, daß wir, häufig an uns ergangenen Auffoderungen zu genügen, von den

sämmtlichen Werken Th. Körner's,

zugleich eine vollständige

Ausgabe in gefälligem Taschenformat auf Maschinen-Velinpapier in 4 Bänden

veranstaltet haben, von welcher die ersten beiden Bände soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind.

Auch diese Ausgabe wird sich, wie wir hoffen, durch ihr geschmackvolles Äußere bald recht viele Freunde erwerben, namentlich unter den zahlreichen Besitzern der Taschenausgaben von Goethe's und Schiller's Werken, welche oft schon eine ähnliche Ausgabe von Körner's Schriften verlangt haben.

Als äußere Zierde ist dem ersten Bande das in passendem Format trefflich in Stahl gestochene Bildniß des Dichters, so wie ein Facsimile seiner Handschrift, beigegeben worden.

Wir erlassen diese Ausgabe bis zu ihrer im Februar 1838 erfolgenden Vollendung zu nachstehenden Subscriptionspreisen, nämlich:

den 1sten und 2ten Band zusammen für 1½ Thlr.,
den im Januar 1838 erscheinenden 3ten Band für ⅔ Thlr.,
den im Februar 1838 erscheinenden 4ten Band ebenfalls für ⅔ Thlr.

Der alsdann eintretende Ladenpreis des Ganzen wird 3½ Thlr. betragen.

Die Käufer der ersten beiden Bände machen sich zur Abnahme des ganzen Werkes verbindlich, indem die Bände nur zur Erleichterung der Anschaffung einzeln ausgegeben und berechnet werden.

Nicolai'sche Buchhandlung in Berlin.

Vierte Auflage eines höchst interessanten Buches!

Vorräthig in allen guten Buchhandlungen:

Neuer

ORBIS PICTUS

für die Jugend,

oder Schauplatz der Natur, der Kunst und des Menschenlebens in 322 lithographirten Abbildungen mit genauer Erklärung in deutscher, lateinischer, französischer und englischer Sprache nach der frühern Anlage des **COMENIUS** bearbeitet und dem jetzigen Zeitbedürfnisse gemäß eingerichtet von **J. G. Gailer,** Lehrer an dem Lyceum in Tübingen.

Vierte, mit der dritten wörtlich gleichlautende Auflage.

Preis ungebunden 3 Thlr., oder 5 Fl., gebunden 3 Thlr. 8 Gr., oder 5 Fl. 36 Kr.

Bei DuMont-Schauberg in Köln ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

MAGENDIE

Vorlesungen

über die physikalischen

Erscheinungen des Lebens.

Mit Magendie's Hinzuziehung und Unterstützung aus dem Französischen übersetzt

von **Dr. Baswitz.**

Zweiter Band. Gr. 8. Brosch. 20 Gr., oder 1½ Fl. Rhein.

Indem wir dem medicinischen Publicum die Übersetzung des zweiten Bandes von „Magendie's Vorlesungen" übergeben, hegen wir die feste Überzeugung, daß er dieselbe beifällige Aufnahme finden werde, welche dem ersten Bande in so hohem Grade zu Theil wurde. Es ist wahr, auch in diesem Bande kommt Manches vor, was nicht blos von Magendie, sondern noch vielen andern Physiologen schon anderswo gesagt ist; allein das Verdienstliche dieser Vorlesungen liegt auch weit weniger in neuen Ergebnissen und großen Entdeckungen, als vielmehr in einer strengen Sichtung der physikalischen Erscheinungen des Lebens von den rein vitalen Vorgängen desselben, in der steten Nutzanwendung physiologischer Thatsachen auf praktische Medicin, und endlich in jener so höchst aufmunternden, allein reelle For-

Schritte für die Medicin versprechenden Richtung, welche das Ganze überall durchdringt und gewiß keinen sachkundigen Leser unberührt lassen wird. Es ist daher höchst sonderbar, ja sogar ganz irrthümlich, wenn mehre kritische Blätter beim Erscheinen des 1sten Bandes dieses Werk für eine bloße Überarbeitung eines bereits früher erschienenen hielten. Es wäre auch zu verwundern, wie eine Akademie der Wissenschaften zu Paris, deren Berichterstattung über obiges Werk so sehr günstig lautet, jenes hätte übersehen können. Möge das Urtheil der Akademie, sowie die dankbare Aufnahme bei einem ebenfalls urtheilsfähigen Publicum zur Empfehlung dieses Werkes und zum Beweise seiner Nützlichkeit dienen!

Neue Erfindung.

Wichtig und überaus nützlich für Staatsbeamte, Landstände und Militairs, Publicisten, Gelehrte, Studirende, Lehrer und Lehrerinnen höherer Bildungsanstalten und viele Andere.

Schnell-Schreiblehre oder Stenographie nach neuer, zweckdienlichster, bisher ganz unbekannter Methode.

Oder Anleitung, alles in deutscher Sprache Gedachtes oder Ausgesprochenes, nach kurzer Übung, mit den einfachsten Zeichen und dem größtmöglichen Zeitgewinn deutlich und vollständig darzustellen und somit die Stenographie durch Befreiung von ihren bisherigen abschreckenden Eigenschaften und Unvollkommenheiten allen Ständen nützlich und angenehm zu machen. Von X. Billharz.

Der Herr Verfasser beabsichtigt diese für unsere Zeit so wichtige Erfindung, die Frucht langen und beharrlichen Nachdenkens und vielfacher Versuche, auf dem Wege der Subscription zu veröffentlichen und gemeinnützig zu machen. Unterzeichner zahlen dafür 16 Gr. Zu Ostern 1838 wird das Werkchen an die geehrten Subscribenten abgeliefert, zu welcher Zeit der Subscriptionstermin geschlossen ist. — Über die Anzahl der wirklichen Besteller werden keine Exemplare abgegeben; jedenfalls wird der Preis nach Ostern 1838 der dreifache sein. Die Unterzeichneten versenden dieses Werkchen, und bei ihnen und jeder namhaften Buchhandlung Deutschlands sind ausführliche Ankündigungen davon zu erhalten und kann Subscription eingezeichnet werden.

Huber u. Comp. in Bern u. St.-Gallen.

Bei J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, ist soeben neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das technische Verfahren bei Bohrung artesischer Brunnen

mit besonderer Rücksicht auf den dermaligen Stand der Brunnenbohrkunst in Frankreich.

Nach eignen Erhebungen bearbeitet von

Hamilkar Paulucci,

Hauptmann im k. k. östr. Ingenieurcorps.

Gr. 8. Mit 4 großen Steindrucktafeln, welche die vorzüglichsten und neuesten Brunnenbohrmaschinen und Instrumente, nebst allen zu ihrer Erzeugung erfoderlichen Details ersichtlich machen.

In farbigem Umschlag broschirt. Preis 1 Thlr. 3 Gr.

Dieses Sr. kais. Hoheit, dem Herrn Erzherzog Johann gewidmete Werkchen enthält eine vollständige Anleitung zur Anlage artesischer Brunnen, sowol nach der ältern als der neuern französischen Seilbohrmethode, nebst Beispielen der merkwürdigsten Bohrbrunnen in Frankreich und Bemerkungen über den Stand der Brunnenbohrkunst in England. Bei der allgemeinen Aufmerksamkeit, welche die artesischen Brunnen jetzt mit Recht in Anspruch nehmen, dürfte diese auch in typographischer Hinsicht schön ausgestattete Schrift für Herrschafts-, Grund-, Haus- und Fabrikbesitzer, besonders aber für alle mit dem Brunnenbohrverfahren etwas bekannten Ingenieure, Bergbauverständigen, Architekten und Techniker von hohem Interesse sein, da der Herr Verfasser alles hier Vorgestellte selbst gesehen und an Ort und Stelle beobachtet hat.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Beschreibung des Königreichs Würtemberg.

Dreizehntes Heft:

Oberamt Biberach.

Herausgegeben aus Auftrag der Regierung von Oberfinanzrath von Memminger.

Mit einer Karte des Oberamts, einer Ansicht von Biberach und vier Tabellen.

Preis 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Die Freunde der Topographie und Geschichte werden auch in diesem Hefte manche Befriedigung finden. Die Geschichte der vormaligen Reichsstadt Biberach, des ehemaligen Reichsstifts und Fürstenthums Ochsenhausen, der vormaligen Abteien und jetzigen Standesherrschaften Gutenzell und Heggbach, der alten Herrschaften Sulmetingen, Warthausen, Kellmünz ɩc. wird sie ohne Zweifel nicht weniger interessiren als die Darstellung der natürlichen Verhältnisse des Oberamtsbezirks und seines jetzigen und ehemaligen statistischen Zustandes.

Stuttgart und Tübingen, im November 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Belletristische Neuigkeiten.

Soeben erschienen bei K. F. Köhler in Leipzig und sind in allen Buchhandlungen zu haben:

Rellstab, L., Neue empfindsame Reisen. (Post-See-Stücke und Erzstufen.) 2 Theile. Brosch. 3 Thlr. 8 Gr.

Der durch seine historischen Romane und Erzählungen rühmlichst bekannte Verfasser bietet dem Publicum in diesen empfindsamen Reisen reichen Stoff zur Erholung durch den frischen Humor, Witz und Satire, mit welchen sie geschrieben sind. Dasselbe gilt von dem nachstehenden Werkchen:

— —, Scherz und Ernst. Zusammengenähete Schriften. Brosch. 1 Thlr. 8 Gr.

Sedgwick, Miß, Redwood. Aus dem Englischen. 2 Theile. Brosch. 2 Thlr. 12 Gr.

In demselben Verlage erschien:

Rellstab, L., Algier und Paris. Zwei Novellen. 3 Theile. 4 Thlr. 12 Gr.

— —, Sagen und Erzählungen. 3 Theile. 3 Thlr. 12 Gr.

— —, Gedichte. 1 Thlr. 4 Gr.

Sedgwick, Miß, Erzählungen und Novellen. Aus dem Englischen. 1ster, 2ter Band. Hope Leslie. 2 Theile. 2 Thlr. 12 Gr. 3ter, 4ter Band. Die Familie Linwood. 2 Theile. 3 Thlr.

Verlag des Literatur-Comptoirs in Stuttgart.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

In Verbindung mit Mehren herausgegeben
von
August Lewald.

Prospectus des Jahrgangs 1838.

Diese nun seit drei Jahren bestehende Zeitschrift, die sich weit über Deutschlands Grenzen hinaus einen großen Leserkreis und die ausgezeichnetste Anerkennung erworben, wird auch im nächsten Jahre ganz in der bisherigen Art erscheinen. Einige wesentliche Veränderungen im Innern, die wir ohne Unbescheidenheit wol als Verbesserungen bezeichnen können, wollen wir hier mit zur Kenntniß des Publicums bringen. Das wegen seiner ungemeinen Mannichfaltigkeit so beliebte **Feuilleton** wird von nun an in vier größere Tableaux getheilt und somit einen leichtern Überblick gewähren.

I. Literatur.

Statt der bisher erschienenen, nur von **einem** Schriftsteller besorgten **Literarischen Uebersichten** wird diese Abtheilung nunmehr eine Reihe von Besprechungen des Neuesten und Hervorragendsten in der deutschen und fremden Literatur von **mehren** Verfassern bringen, die sich mit dem Herausgeber zu diesem Zwecke **vollkommen einverständlich** verbunden haben. Man wird bestrebt sein, diese Rubrik stets so umfassend als möglich zu halten. Selbst solche Bücher, die sich zu einer ausführlichen Besprechung nicht eignen, sollen wenigstens in kürzern Anzeigen genannt werden, um auf ihren Werth oder Unwerth aufmerksam zu machen.

II. Bildende Kunst.

Correspondenznachrichten aus den Hauptstapelplätzen der modernen Kunst: München, Berlin, Düsseldorf, Dresden, Paris, von bewährter Hand; Referate der Kunstvereine; Anzeigen von neuen Werken der Malerei und Sculptur und dahin einschlagenden Arbeiten.

III. Theater.

Fortlaufende Nachrichten von den ersten Bühnen Europas; Kritiken; dramaturgische Abhandlungen; interessante Erscheinungen in diesem Gebiete: Gastspiele, Debuts, Engagementsveränderungen bedeutender Schauspieler u. s. w.

IV. Gesellschaft.

Alles was unsere gebildete Gesellschaft, wie sie nun einmal ist, in engerer Beziehung berührt. Die frühern Bände der Europa geben in dieser Hinsicht am besten Zeugniß von Dem, was wir hierunter verstehen. Die Gestaltungen der Herrscherin Mode sollen sich hier in jedem Betracht, in buntester Mannichfaltigkeit und schönstem Feuer widerspiegeln. Inhalt und Behandlung der Form sollen vereint dazu beitragen, diese Rubrik zur erheiterndsten und unterhaltendsten Lecture zu machen.

Das bis jetzt der Europa beigegebene

Album der Boudoirs

wird zwar fortwährend eine Beilage bilden, doch von nun an einzig und allein werthvolle

lyrische Gedichte

enthalten, wozu die Redaction durch schätzbare Zusendungen in den Stand gesetzt worden ist. Von dieser poetischen Spende wird, statt des bisherigen wöchentlichen Viertelbogens, mit dem ersten Hefte eines jeden Monats

ein ganzer Bogen

im elegantesten Druck, jedesmal von **drei Illustrationen** begleitet, ausgegeben. Diese veränderte Art der Erscheinung macht es möglich, auch **größere** Dichtungen auf einmal geben zu können. Die Illustrationen zum Jahrgange 1838 bestehen in 36 Blättern zu **Uhland,** von Herrn **Julius Nisle** gezeichnet und von Herrn **Gnauth** gestochen. Da das Album von jetzt an in derselben Größe wie die Zeichnungen erscheinen wird, so bildet es am Schlusse des Jahres gebunden für sich einen der elegantesten und werthvollsten

Musenalmanache

von 12 Bogen Text mit 36 Kunstblättern: **ein Vortheil, den noch keine Zeitschrift ihren Abonnenten gewährt hat, noch gewähren konnte.** Den ersten Bogen des neuen Jahres werden drei Blätter zu **„Des Sängers Fluch"** begleiten.

Die übrigen artistischen Beilagen der Europa: **Original-Modebilder aus Paris, Blätter zur Geschichte der Mode, Schauspielerstudien, Chargen, Bildnisse lebender Dichter und Schriftsteller ꝛc.,** werden wie bisher allwöchentlich gegeben; ebenso besitzen wir einen reichen Vorrath von Originalcompositionen, womit unsere ausgezeichnetsten Tonsetzer uns zu beehren so geneigt waren.

Das **zweite** oder **dritte** Heft der Europa 1838 wird einen herrlichen Stahlstich bringen:

Goethe im 29sten Jahre

nach dem Original-Ölgemälde von May.

Abonnements-Bedingungen.

Die „**Europa**" erscheint wöchentlich in einer Lieferung von 3 Bogen Text, mit mindestens **einer** artistischen Beilage in Lithographie oder Stahlstich und einer Musikbeilage, letztere abwechselnd mit den Original-Modekupfern des pariser Petit Courrier des Dames. Außerdem wird monatlich das **Album der Boudoirs** mit **drei Illustrationen zu Uhland** beigegeben.

Der Abonnementspreis für den **Viertel-Jahrgang** (13 Wochenlieferungen, oder ein Band) ist 3 Thlr. 6 Gr., oder 5 Fl. 12 Kr. Das Album der Boudoirs wird von der Europa nicht getrennt, sowie einzelne Lieferungen und artistische Beilagen nicht abgegeben werden.

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern Deutschlands und des Auslandes.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. LXII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Der Erzbischof von Köln

Clemens August von Droste Freiherr zu Vischering, seine Principien und Opposition.

Nach und mit authentischen Actenstücken und schriftlichen Belegen dargestellt.

Motto:

In meinen Staaten kann Jeder ungestört nach seiner Façon selig werden.
Friedrich der Große.

8. Geheftet. 8 Gr.

Diese Schrift behandelt in allgemein faßlicher Darstellungsweise den neuesten, die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmenden Vorgang im deutschen Staats- und Kirchenleben geschichtlich, indem sie nicht allein die demselben vorhergehenden Umstände, sondern auch die der Opposition des Erzbischofs zum Grunde liegenden Principien darstellt, und die Motive des von der preußischen Staatsgewalt gethanen Schrittes erläutert — **Alles mit und nach authentischen Actenstücken und schriftlichen Belegen.**

Leipzig, den 25sten December 1837.

F. A. Brockhaus.

Bei Johann Spurny, Buchdrucker und Schriftgießer in Prag, ist vom Jahre 1838 an im Verlage:

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Redacteur: Rudolf Glaser.
Herausgeber: Jakob Sambs.

Jährlich 52 Bogen in Hochquart, Velinpapier, mit 12 Musikbeilagen (Liedercompositionen). Pränumerationspreis vierteljährig 1 Thlr. 4 Gr. Sächs. (1 Fl. 45 Kr.), halbjährig 2 Thlr. 8 Gr. (3 Fl. 30 Kr.), ganzjährig 4 Thlr. 16 Gr. (7 Fl. C.-M.) — Den Debit für das Ausland besorgt Friedrich Fleischer in Leipzig.

Diese seit dem 1sten Juli 1837 erscheinenden Blätter sind dazu bestimmt, nebst vorzüglichen Originalproductionen belletristischen und populair wissenschaftlichen Inhalts Berichte über Literatur und Leben der slawischen Völker und Übersetzungen aus allen slawischen Literaturen zu bringen und so den Anfang zu einer literarischen Vermittelung zwischen dem slawischen Osten und Deutschland zu machen.

Die von der Redaction an die ausgezeichnetsten Schriftsteller des In- und Auslandes erlassene Auffoderung hat den glänzendsten Erfolg gehabt, wie der Inhalt der bis jetzt erschienenen Nummern beweist, und die bedeutendsten Zeitschriften haben sich mit großer Anerkennung über die Idee des ganzen Unternehmens und ihre Durchführung ausgesprochen.

„Ost und West" hat folgende außeröstreichische Mitarbeiter: W. Alexis, Anielmoski, K. Beck, F. Bellegno, Ad. v. Bornstedt, Ed. v. Bülow, Burmeister-Lyser sammt Gemahlin, F. W. Carové, W. v. Chezy, Correck, Eckermann, K. Falkenstein, E. Ferrand, G. Flügel, F. Förster, F. Freiligrath, H. Hagendorff, M. Heine, Th. Hell, A. Heller, K. Immermann, A. Kahlert, Th. Kind, H. Klencke, H. Kletke, H. Koenig, F. G. Kühne, H. Künzel, H. Kurtz, H. Laube, Ferd. Löwe, A. v. Maltitz, Th. Mügge, W. Müller, J. Purkinje, K. Reck, F. v. Sallet, L. Schefer, G. Schlesier, R. Schumann, H. Smidt, Varnhagen v. Ense, K. Weichselbaumer, E. Willkomm, W. Zimmermann.

Die Redaction fodert die deutschen und slawischen Schriftsteller auf, die Blätter „Ost und West" auch fernerhin mit ihren Beiträgen zu beehren. Correspondenznachrichten werden durch die Post (an Rudolf Glaser, Kleinseite, Pfarrgasse, Nr. 181), andere Aufsätze auf dem Wege des Buchhandels — durch Herrn Friedrich Fleischer in Leipzig — erbeten.

Prag, im December 1837.

Für Festgeschenke.

Nachstehendes, zu Festgeschenken vorzüglich geeignetes Werk erlauben wir uns zu diesem Zwecke hiermit wiederholt zu empfehlen:

Petite Bibliothèque française

à l'usage des instituts des deux sexes

ou

lectures choisies,

tirées des auteurs des deux nations qui se sont occupés de la jeunesse, pour servir de suite aux ouvrages de

l'Abbé Mozin.

12 Bände.

Herabgesetzter Preis 2 Thlr. 8 Gr., oder 4 Fl.

Inhalt: I. Les bons enfans par Glatz. — Petites histoires à la portée des enfans. — Histoires instructives et morales par Aegidius. Extrait de la petite bibliothèque des enfans par Campé. La petite curieuse, tiré d'un ouvrage français. II. Belles histoires de M. Stille. Les voyages et aventures de maître Hauser. Fables de Lafontaine. III. Suite des belles histoires de Stille par Glatz. Contes moraux à la portée des enfans. Petite histoires pour former l'esprit et le coeur de la jeunesse par Meynier. IV. Les oeufs de Pâques. Le jeune Henri d'Eichenfels. Le fermier Martin et sa famille. V. Iduna, lecture morale et amu-

sante par Glatz. Le monde des enfans par Glatz. VI. Minona, par Glatz. Théoné par le même. VII. Théoné suite. Collection amusante et instructive par Pöhlmann. Alvin et Théodore par Fr. Jacobs. VIII. Bibliothèque des contes par Grimm: 1) Le jardin merveilleux; 2) Histoire d'Hassan Alhabal; 3) Histoire d'Ali Baba et des 40 voleurs; 4) Histoire du jeune roi Zein Alasman et du roi des Génies; 5) Histoire l'oiseau parlant; 6) Les septs voyages du marin Sinbad. IX. Beaux traits d'humanité, de justice, d'amour filiale etc. Contes de fées. X. Contes à ma fille par M. Bouilly. Nouvelles nouvelles, par M. Delafaye. Correspondance de Julie avec son frère Hyacinthe. XI. Suite des lettres de Julie. Correspondance de jeunes émigrés. Correspondance de Mylady Chesterfield et de ses enfans. Conte à l'usage de la jeunesse par Mad. Guizot. Simons de Nantua ou le marchand forain. Les veillées au village. XII. Les journées au village. Contes moraux nouveaux et anciens. Le polonais également brave et généreux.

Es bestehen diese für die stufenweise Übung in der französischen Sprache auserwählten Lesestücke theils aus Übersetzungen, theils aus Nachbildungen unserer besten Schriftsteller für die Jugend, theils auch aus den französischen Schriftstellern, die in diesem Fache als classisch zu betrachten sind. Wer sich je mit dem Unterrichte der Jugend in der französischen Sprache beschäftigt hat, kennt aus Erfahrung die Verlegenheit, worin sich nur zu oft der Lehrer in Ansehung des Stoffes zur Lese- und Übersetzungsübung befindet, zumal wenn es ihm am Herzen liegt, den nächsten Zweck, den des Sprachlehrens, mit dem höhern pädagogischen zu verbinden, nämlich mittels dieses Stoffes zugleich auf Geist und Gemüth der Zöglinge zu wirken. Diese Sammlung wird in der hier angedeuteten doppelten Beziehung wenig zu wünschen übrig lassen.

Wie alle Schriften des nach Gemeinnützigkeit strebenden und besonders auch die Kinder unbemittelter Ältern berücksichtigenden Abbé Mozin, zeichnet sich auch dieses Werk durch Wohlfeilheit des Preises aus, wodurch die Verlagshandlung sein edles Streben zu befördern sucht.

Stuttgart und Tübingen, im December 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Vollständiger

Sprachschatz der deutschen Prosa.

In dem Verlage von **J. D. Sauerländer** in **Frankfurt a. M.** ist soeben von folgendem, für Gelehrte und Schulen, wie für jeden Gebildeten, höchst interessanten und wichtigen Werke die erste Lieferung erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands, Östreichs und der Schweiz zu haben:

Drei Bücher der deutschen Prosa von Ulphilas bis auf die Gegenwart (360—1837). Herausgegeben von Dr. Heinrich Künzel.

Der Mangel und das Bedürfniß einer Sammlung, welche durch charakteristische Auswahl einen schnellen Überblick über die Masse der Prosaschriftsteller deutscher Nation gewährt, bewog den Herrn Herausgeber zur Ausarbeitung dieses Werkes. Wackernagel's ausgezeichnetes deutsches Lesebuch umfaßt nämlich nur den Ulphilas und die althochdeutsche Prosa, nicht aber die mittelhochdeutsche, und berücksichtigt vom 16ten Jahrhundert an nur die Dichter, und die treffliche Sammlung Pischon's nur die historische Prosa, während andere Sammlungen entweder nach keinem wissenschaftlichen Plane, oder lückenhaft, oder blos für engere Schulzwecke angelegt sind. Wir entlehnen den eignen Worten des Herrn Herausgebers folgende Stelle über die Aufgabe, welche er sich bei seiner Sammlung stellte:

„Diese mußte, um den Stoff einmal vollständig zu erschöpfen und die Aufgabe wissenschaftlich zu lösen, der Entwickelung der deutschen Prosa von den ersten Übersetzungsversuchen des Ulphilas und der St.-Galler Mönche bis zur Prosareife unsers Jahrhunderts an dem Faden der Literaturgeschichte Schritt vor Schritt folgen, bei den Denkmälern der gothischen und althochdeutschen Sprache auf Sprachproben sich beschränken, dagegen von der mittelhochdeutschen Sprachperiode an, in der allmälig bei den einzelnen Schriftstellern sich ein Styl entwickelte, je nach ihrer Classicität und ihrer Bedeutung für ihre Periode (daher die Bruchstücke von Leibnitz und Friedrich II.), zu vollständigen Stylportraits der Prosaiker, wodurch ihr Charakter hinlänglich repräsentirt wird, fortschreiten. So nur konnte diese Sammlung versuchen, jeder Literaturgeschichte eine nothwendige Ergänzung, dem Freunde und Kenner der Literatur, wie der studirenden Jugend eine werthvolle Blumenlese zu werden, dem Fremden, der unsere Prosaliteratur genauer zu studiren wünscht, ein großartiges Stylpanorama darzubieten, auf dem er nicht allein die höchsten Punkte, sondern auch die Übergänge, selbst die Ebenen auf den ersten Blick unterscheiden kann."

Der **erste Theil** enthält die zwei ersten Bücher deutscher Prosa von 360—1740. Das **erste Buch** umfaßt die gothische, althochdeutsche und mittelhochdeutsche Prosa von Ulphilas bis Luther (360—1523). Das **zweite Buch** reicht von Luther bis Lessing (1523—1740). Der **zweite Theil** enthält die **erste** Abtheilung des dritten Buches, welche von Bodmer bis Seume reicht. Der **dritte Theil** enthält die **zweite** Abtheilung des dritten Buches, welche die deutschen Prosaisten von Jean Paul Friedrich Richter bis auf die Gegenwart (1837) umfaßt.

Dies echte **deutsche Nationalwerk**, das in keiner Hausbibliothek, so wenig wie in den Büchersammlungen von Lehrern, fehlen darf, und welches der Jugend und Fremden als **vollständigster Sprachschatz der deutschen Prosa** mit bestem Gewissen empfohlen werden kann, erscheint beiläufig in 5 Lieferungen, jede zu 12 Bogen, gr. 8. Die erste Lieferung umfaßt die vier ersten Bogen vom 1sten, sowie vom 2ten und vom 3ten Theile, sodaß die geehrten Abnehmer sich gleich selbst überzeugen können, auf welche Weise der Herr Herausgeber seine Absicht vom Anfang bis zum Schlusse durchgeführt hat. *Bei den folgenden Lieferungen wird darauf Rücksicht genommen, daß die einzelnen Theile bald vollständig werden, deshalb umfaßt die demnächst erscheinende zweite Lieferung gleich den 5ten bis 16ten Bogen des ersten Theils.*

Der Subscriptionspreis jeder Lieferung beträgt 16 Gr. — 1 Fl. 12 Kr. Rhein. — 1 Fl. C.-M.

Der Druck wird ununterbrochen fortgesetzt, sodaß man die Beendigung mit Zuversicht bis Juli 1838 erwarten darf.

Bei **Karl Wigand** in **Wetzlar** ist eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Über den Zustand

der heutigen Gymnasien.

Pädagogische Beiträge

von Dr. **C. A. Moritz Axt,**

königl. Professor und erstem Oberlehrer am Gymnasium zu Wetzlar.

Inhalt: I. Gedanken über den Religionsunterricht auf den Gymnasien.

II. Bemerkungen über das heutige Gymnasialwesen überhaupt, mit Rücksicht auf die Lorinser'sche Motion.

Motto: Nehmt doch die Wahrheit nicht so übel!

Gr. 8. Geh. Preis 18 Gr.

Hesse, W., Der Weihnachtsabend beim Pfarrer zu Grünau. Eine Fortsetzung der Luise von Voß. Winteridylle. Gr. 12. Eleg. geh. Preis 4 Gr.

In Unterzeichneter erschien soeben:

Spinoza.

Ein historischer Roman

von

Berthold Auerbach.

Zwei Bände. Brosch. 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Wir übergeben hiermit dem Publicum ein Werk, das die Entwickelungsgeschichte des heldenmüthigsten Denkers aller Jahrhunderte auf überraschende Weise entfaltet; die Collisionen, in welche der strebende Geist durch die historisch begründete Jugendliebe zu einer Christin gerathen ist, bilden den Grund zu einer Dichtung, reich an ergreifenden Schilderungen und spannenden Situationen. Der Verfasser nannte sein Werk einen **historischen Roman**, da es durchweg auf geschichtlichen Boden gehalten ist; die tiefe und sichere Darstellung jüdischen Denkens und Treibens stempeln es aber auch zu einem **jüdischen Sittenroman**, wie er vielleicht bis jetzt einzig in der deutschen Literatur dasteht. Wir glauben daher das gebildete Publicum aus voller Überzeugung auf ein Werk aufmerksam machen zu dürfen, dem die öffentliche Stimme bald die gebührende Stellung unter den Erzeugnissen der neuesten Literatur anweisen wird.

Stuttgart, im November 1837.

J. Scheible's Buchhandlung.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Taschenbuch der neuesten Geschichte.

Herausgegeben von

Dr. E. Münch und Dr. G. Bacherer.

Geschichte des Jahres 1835.

Zweiter Theil.

Mit 8 Portraits.

Preis 1 Thlr. 16 Gr., oder 3 Fl.

Dieser zweite Theil enthält die Geschichte des Orients, Griechenlands, Rußlands und Polens, Skandinaviens, der Schweiz, Italiens, Deutschlands und der außereuropäischen Welttheile. Beigegeben ist eine kleine Chronik der merkwürdigsten Naturerscheinungen und Reisen; Nekrolog und chronologische Tabelle über die wichtigsten Ereignisse des Jahres 1835.

Erinnerungen, Lebensbilder und Studien

aus

den ersten siebenunddreissig Jahren eines deutschen Gelehrten,

mit

Rückblicken auf das öffentliche, politische, intellectuelle und sittliche Leben von 1815—35

in

der Schweiz, in Deutschland und den Niederlanden.

Von

E. Münch.

Zweiter Band.

Preis 1 Thlr. 16 Gr., oder 3 Fl.

Der ausgezeichnete Beifall, mit welchem der erste Band dieses Werkes vom Publicum aufgenommen wurde, hat die unterzeichnete Verlagshandlung veranlaßt, den zweiten in möglichster Kürze folgen zu lassen; auch diesen wird der Leser nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

Geschichte der Römischen Literatur

von

Dr. *J. C. F. Bähr.*

Supplementband.

Die

christlich-römische Literatur.

II. Abtheilung.

Auch unter dem besondern Titel:

Die

christlich-römische Theologie

nebst einem

Anhang über die Rechtsquellen etc.

Preis 2 Thlr. 12 Gr., oder 4 Fl. 30 Kr.

Der Preis des ganzen completen Werkes ist 6 Thlr. 9 Gr., oder 11 Fl. 24 Kr.

Karlsruhe, im November 1837.

Chr. Fr. Müller'sche Hofbuchhandlung.

Bei Wilh. Engelmann in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen, in Pesth bei Hartleben, Heckenast und Kilian u. s. w. zu haben:

Nächte.

Gepanzerte Lieder

von

Karl Beck.

Gr. 12. Brosch. 1 Thlr. 6 Gr.

Mit dieser Sammlung von Gedichten tritt ein junger östreichischer Dichter auf, der sich an seine Geistesverwandten, Anastasius Grün und Lenau, würdig anreiht. Hatten bereits die früher in die Elegante Zeitung abgedruckten einzelnen Gedichte das allgemeinste Aufsehen erregt, so wird man bei dem Erscheinen dieser „Nächte" dem Dichter gern eine ebenso große Bewunderung zuerkennen müssen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1837. Monat December, oder Nr. 335—365, 1 Beilage: Nr. 6, und 10 literarische Anzeiger: Nr. LIII—LXII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1837. Vierzehnten Bandes drittes und viertes Heft. (Nr. XXII, XXIII.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1837. Monat December, oder Nr. 48—52, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 48—52. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im December 1837.

F. A. Brockhaus.

Verlag des Literatur-Comptoirs in Stuttgart.

Atlas.

Zur

Kunde fremder Welttheile.

In Verbindung mit Mehren herausgegeben
von
August Lewald.

Jahrgang 1838
oder
Neue Folge, in veränderter und verbesserter Gestalt erscheinend.

Prospectus.

Die glänzende Aufnahme, welche der seit 1835 in unserm Verlage erscheinenden und jetzt bereits überall rühmlichst bekannten Zeitschrift: „**Europa. Chronik der gebildeten Welt**" gleich von Anfang zu Theil geworden ist, und die Masse des anziehendsten und pikantesten Stoffes über fremde Welttheile, welche sich bei der Redaction dieser Zeitschrift darbot, aber in derselben vermöge ihrer begränzten Bestimmung nicht Platz finden konnte, erzeugte bei der Redaction und Verlagshandlung die Idee, ein Werk zu begründen, welches diesen Stoff in sich vereinigt, und sowie die Zeitschrift „**Europa**" eine Schilderung **unsers** Welttheils in seinen scharf ausgebildeten socialen Beziehungen nach allen Richtungen hin darbietet, eine eben solche der fremden Welttheile zu liefern versucht. Wir haben uns nicht darin getäuscht, daß diese Idee eine glückliche zu nennen war; je größer die Fortschritte europäischer Civilisation in den fremden Welttheilen werden, je größern Einfluß dieselbe auf die Gestaltung des Lebens und der Sitten ihrer Bewohner, ihre religiösen und geselligen Gebräuche und Zustände ausübt, und je verschiedenartiger dennoch von den unserigen, je häufiger und näher endlich die Verbindungen und Berührungen der alten Welt mit der neuen werden, so hat das Publicum in gleich hohem Grade sein Interesse an diesem Werke zu erkennen gegeben, welches wir unter dem Titel: „**Atlas. Zur Kunde fremder Welttheile**" erscheinen ließen.

Die Redaction und Verlagshandlung sehen sich durch den gewonnenen Beifall des Publicums, hinter welchem sie in ihren Bestrebungen nicht zurück zu bleiben beabsichtigen, die angenehme Verpflichtung auferlegt, das gehaltreiche und unterhaltende Werk vom nächsten Jahre an mit wesentlichen Veränderungen in der Form fortzusetzen, sowie im Ganzen bedeutende Verbesserungen eintreten zu lassen.

Mit dem vor Kurzem erschienenen fünften Bande ist der „**Atlas**" in seiner bisherigen Gestalt als geschlossen zu betrachten, und es beginnt mit dem nächsten Jahrgange die **neue Folge in halbmonatlichen Lieferungen**, welche **zu drei Bogen** (Format, Druck und Papier ganz gleich der Zeitschrift: **Europa. Chronik der gebildeten Welt**) stets zu Anfang und Mitte eines jeden Monats ausgegeben werden sollen.

Jedem Hefte wird eine sorgfältig ausgeführte, auf den Text bezügliche **artistische Beilage** (in Abbildungen von Städten und Gegenden, Genrebildern, Volksscenen und Volkstrachten oder dergleichen, oder in einer Karte bestehend) beigegeben.

Der Inhalt begreift:

1) **Neueste Reisewerke** über außereuropäische Länder aus allen Sprachen in größern und kleinern Auszügen und in buntester Mannichfaltigkeit, sowol wissenschaftlich, als blos unterhaltend.

2) **Genrebilder, Anekdoten, charakteristische Züge** aus dem Leben und Treiben der Bewohner fremder Welttheile.

3) Ein **Feuilleton**, welches, wie das beliebte der Zeitschrift: **Europa**, alle kleinern Mittheilungen umfaßt, um die Gesellschaft der außereuropäischen Länder lebendig zu schildern und deren Gesammtbild, welches sich die Redaction des Atlas zu liefern vorgesetzt hat, zu vervollständigen. Sie wird bemüht sein, hier stets das Frischeste zu bringen. Eine kurze Anzeige aller in Deutschland und dem Auslande erscheinenden, hierher gehörigen Werke wird zugleich damit bekannt gemacht werden.

Wir glauben uns der Hoffnung überlassen zu dürfen, daß diese so einleuchtende Verbesserung, wodurch namentlich die Mannichfaltigkeit gemehrt und die größte Frischheit der Mittheilungen bezweckt wird, dem Werke nicht nur seine alten Freunde erhalten, sondern ihm auch noch eine bedeutende Anzahl neuer erwerben werde, und fügen in dieser Erwartung die Versicherung hinzu, daß nichts unterlassen werden wird, das Institut immer mehr zu heben, und daß neue Verbindungen mit Künstlern und Gelehrten zu diesem Zwecke bereits eingeleitet sind und fortgesetzt eingeleitet werden sollen.

Abonnements-Bedingungen.

Vom „**Atlas**" erscheint Anfangs und Mitte jedes Monats eine Lieferung von drei Bogen Text und einer artistischen Beilage; Form und Ausstattung gleich herrlich, wie die neuesten Bände von Lewald's Europa.

Der Abonnements-Preis für **den halben Jahrgang** (in 12 halbmonatlichen Lieferungen bestehend) ist 3 Thlr. 12 Gr., oder 6 Fl. Rhein. Einzelne Lieferungen werden nicht abgegeben.

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern Deutschlands und des Auslandes.

Die erste und zweite Lieferung (vereinigt als Doppelheft) sind ausnahmsweise schon jetzt erschienen und von jeder Buchhandlung zur Einsicht zu erhalten.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nr. 355. Die Abenteuer des Simplicissimus. Ein Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Herausgegeben von Eduard von Bülow. (Fortsetzung.) — Aus dem Tagebuche eines in Großbritannien reisenden Ungarn. — Notizen.

356. Die Abenteuer des Simplicissimus. Ein Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Herausgegeben von Eduard von Bülow. (Fortsetzung.) — Mémoires de Richard Lenoir, ancien négociant, manufacturier et chef de la 8me légion de la garde nationale de Paris. — Mancherlei.

357. Die Abenteuer des Simplicissimus. Ein Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Herausgegeben von Eduard von Bülow. (Beschluß.) — Notizen aus Griechenland. — Bibliographie.

358. El Artista. Primer año 1835. Tomo I. Entregas 1—24. Von Ferdinand Wolf. — Maximilian Joseph, König von Baiern. Sein Leben und Wirken geschildert von J. M. Söltl. — Literarische Notizen. — Literarische Anzeige.

359. El Artista. Von Ferdinand Wolf. (Fortsetzung.) — Letzte Schicksale und Entdeckungen des französischen Schiffscapitains Grafen de la Perouse und der Mannschaft der Fregatte La Boussole jenseit des 85. Grades nördlicher Breite. Nach den von Dr. Reidcliff im Jahre 1835 auf der Bricer-Insel aufgefundenen Schiffstagebüchern und Manuscripten. Aus dem Englischen.

360. El Artista. Von Ferdinand Wolf. (Fortsetzung.) — Napoleon und Kant. Von Krug. — Notizen.

361. El Artista. Von Ferdinand Wolf. (Beschluß.) — Andkyane. — Notizen.

362. Statistik von Schweden, nach öffentlichen Documenten von Karl af Forsell. Nach der zweiten vermehrten und verbesserten Auflage übersetzt von A. G. Freese. — Reise- und Lebensskizzen nebst dramaturgischen Blättern, von Friedrich Heinse. Erster Theil. — Über den Tod des Don Carlos. — Anekdote.

Nr. 363. Statistik von Schweden, nach öffentlichen Documenten von Karl af Forsell. Nach der zweiten vermehrten und verbesserten Auflage übersetzt von A. G. Freese. (Fortsetzung.) — Romanenliteratur. (1. Die Gräfin von Kindelsberg. Historischer Roman von Eduard Janinski. Zwei Bände. 2. Kleine Romane von Leopold Schefer. Dritter bis sechster Theil. 3. Sagen der nordamerikanischen Indianer. Erstes Heft. 4. Frühlingspark. Von Otto Müller. Zwei Theile. 5. Schickungen. Novelle von Theobald im Osten.) — Miscellen. — Literärische Anzeige.

364. Statistik von Schweden, nach öffentlichen Documenten von Karl af Forsell. Nach der zweiten vermehrten und verbesserten Auflage übersetzt von A. G. Freese. (Fortsetzung.) — Der Abbé Lamennais und seine neueste Schrift. — Romantische Erzählungen und Vorschläge für Juristen, Capitalisten und Buchhändler, von Georg Stückrad dem Jüngern. Von Karl Buchner. — Literarische Notiz.

365. Statistik von Schweden, nach öffentlichen Documenten von Karl af Forsell. Nach der zweiten vermehrten und verbesserten Auflage übersetzt von A. G. Freese. (Beschluß.) — Der Abbé Lamennais und seine neueste Schrift. (Beschluß.) — Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Esth- und Kurlands, herausgegeben von der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der russischen Ostseeprovinzen. Ersten Bandes erstes und zweites Heft. — Notizen. — Bibliographie.

Leben und Briefwechsel
Georg Washington's.

Nach dem Englischen des

Jared Sparks,

im Auszuge bearbeitet und herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Herr von Raumer hat sich auf den Wunsch des Verfassers dieser deutschen Bearbeitung unterzogen und sich über die Anordnung dieses Auszugs mit demselben verständigt. Es ist daher diese Ausgabe eine vom Verfasser autorisirte, was ich zur Begegnung etwaiger Concurrenz zu bemerken mir erlaube.

Der erste Band erscheint, nachdem das Original jetzt vollendet ist, in Kurzem.

Leipzig, im December 1837.

F. A. Brockhaus.

Durch alle Buchhandlungen ist jetzt von mir zu beziehen:

Noback (Christian), Vollständiges Handbuch der Münz-, Bank- und Wechselverhältnisse aller Länder und Handelsplätze der Erde. In drei Abtheilungen. Mit 380 Münzbildern auf 119 Tafeln. Gr. 8. Rudolstadt. 1833. Geh. 6 Thlr. 18 Gr.

Leipzig, im December 1837.

F. A. Brockhaus.

In meinem Verlage sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Bibliothek classischer Romane
und
Novellen des Auslandes.

Dreiundzwanzigster und vierundzwanzigster Band:

Die Leiden des Persiles und der Sigismunda. Von **Miguel Cervantes Saavedra.** Aus dem Spanischen übersetzt. Mit einer Einleitung von Ludwig Tieck. Zwei Theile. Gr. 12. 1837. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Fünfundzwanzigster und sechsundzwanzigster Band:

Die Verlobten. Eine mailänder Geschichte aus dem 17. Jahrhundert. Aufgefunden und erneuert von **Alessandro Manzoni.** Aus dem Italienischen übersetzt von Eduard von Bülow. Zwei Theile. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Gr. 12. 1837. Geh. 2 Thlr.

Die ersten 22 Bände dieser interessanten Sammlung, die jetzt wieder fortgesetzt wird, enthalten:

I—IV. Don Quixote, von Cervantes, übers. durch D. W. Soltau. 2te Aufl. (2 Thlr. 12 Gr.) — V. Der Landprediger von Wakefield, von Goldsmith, übers. durch K. E. v. d. Oelsnitz. 2te Aufl. (15 Gr.) — VI—IX. Gil Blas, von Le Sage. (2 Thlr.) — X. Geschichte und Leben des Erzschelms, von Quevedo, übers. durch J. G. Keil. (12 Gr.) — XI—XIV. Tom Jones, von H. Fielding, übers. durch W. v. Lüdemann. (2 Thlr. 12 Gr.) — XV. Niels Klim, von L. Holberg, übers. durch E. G. Wolf. (15 Gr.) — XVI. Briefe des Jacopo Ortis, von Foscolo, übers. durch F. Lautsch. (15 Gr.) — XVII—XIX. Delphine, von Frau von Staël, übers. durch F. Gleich. (1 Thlr. 20 Gr.) — XX—XXII. Decameron, von Boccaccio. (2 Thlr.)

und sind zusammengenommen zu dem **ermäßigten Preise von 8 Thlr.**, die einzelnen Werke aber zu den beigefügten Ladenpreisen zu erhalten.

Bibliothek deutscher Dichter

des 17. Jahrhunderts. Begonnen von **Wilhelm Müller.** Fortgesetzt von **Karl Förster.** Dreizehntes Bändchen: David Schirmer. Zacharias Lund. Philipp Zesen. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

Bisher waren erschienen:

I. Martin Opitz v. Boberfeld (1 Thlr. 12 Gr.); II. Andreas Gryphius (1 Thlr. 12 Gr.); III. Paul Flemming (1 Thlr. 12 Gr.); IV. Rodolf Weckherlin (1 Thlr. 12 Gr.); V. Simon Dach, Robert Roberthin und Heinrich Albert (1 Thlr. 12 Gr.); VI. Friedrich v. Logau und Hans Aßmann v. Abschatz (1 Thlr. 4 Gr.); VII. Julius Wilhelm Zinckgref, Andreas Tscherning, Ernst Christoph Homburg und Paul Gerhard (1 Thlr. 8 Gr.); VIII. Johann Rist und Daniel Georg Morhof (1 Thlr. 4 Gr.); IX. Georg Philipp Harsdörffer, Johann Klaj, Sigmund v. Birken, Andreas Scultetus, Justus Georg Schottel, Adam Olearius und Johann Scheffler (1 Thlr. 4 Gr.); X. Johann Christian Günther (1 Thlr. 4 Gr.); XI. Jakob Schwieger, Georg Neumark und Joachim Neander (1 Thlr. 12 Gr.); XII. Friedrich Spee (1 Thlr. 8 Gr.)

Jedes Bändchen, mit Biographien und Charakteristiken der Dichter versehen, ist zu dem bemerkten Preise mit besonderm Titel einzeln zu erhalten. Das nächste Bändchen wird Hoffmannswaldau, Lohenstein, Wernicke, Canitz und eine Nachlese enthalten, und diese Sammlung beschließen.

Leipzig, im December 1837.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Digitized by Google